Thüringen und der Harz.

Alphabetisches Verzeichniß
der
zur Zeit thätig theilnehmenden Herren Mitarbeiter.

Bechstein (Ludwig), Cabinets- und Oberbibliothekar in Meiningen.
Belani (h. C. A. pseud.), in Helmstädt.
Bleichrodt, Bau-Inspector in Frankenhausen.
Bube (Adolph), Oberconsistorial-Secretair in Gotha.
Buddeus (Theobald), stud. theol. in Gotha.
Döring (Heinrich), Doctor in Jena.
Duval (C.), Litter. in Großbodungen.
Gärtner, Justizamtmann in Hasselfelde.
Gerber, Director des Lyceums in Sondershausen.
Gottschalck (Friedrich), Hofrath in Dresden.
Grüning, Oberpfarrer in Cölleda.
Hahnemann (Robert), Gerichtsactuar in Triptis.
Heringen (Gustav von), Kammerherr und Consistorialrath in Coburg.
Hesse, Doctor, Hofrath und Geh. Archivar in Rudolstadt.
Hoffmann (Fr.), Hofprediger in Ballenstädt.
Hohohn, Pastor in Biesenrode.
Kegel, Candidat in Teistungen.
Lüncher, Consistorial-Assessor und Pfarrer in Neustadt unterm Hohnstein.
Lessing, Mag. und Adjunct im Kloster Donndorf.
Nebe, Pastor in Roßleben.
Pfister, Superintendent in Weißensee.
Reinecke, Candidat in Jena.
Schönemann, Doctor, Oberbibliothekar in Wolfenbüttel.
Schönichen, Pastor in Bernburg.
Schöpfer, Doctor, in Magdeburg.
Stamm, Professor, in Oberstadt.
Storch (Ludwig), Doctor in Gotha.
Sydow (Friedrich von), Major in Sondershausen, Redacteur des Werkes.
Trautmann, Candidat in Querfurth.
Wachter, Professor in Jena.
Weiske, Pfarrer in Sachsenburg.
Ziegler, Candidat in Hasselfelde.

Thüringen und der Harz,

mit ihren

Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden.

Historisch-romantische Beschreibung

aller

in Thüringen und auf dem Harz

vorhanden gewesenen und noch vorhandenen

Schlösser, Burgen, Klöster, merkwürdigen Kirchen und anderer Gebäude; Fabrikörter, Bergwerke, Ruinen, Höhlen, Denkmäler, malerischen Gegenden und sonst beachtenswerther Gegenstände aus dem Reiche der Geschichte und Natur.

Erster Band,

mit 12 Abbildungen.

Sondershausen 1839.

Druck und Verlag von Friedrich August Eupel.

Germ. q. 480 m/1

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

in 18 ec

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Einleitung.

Thüringen und der Harz nehmen mit ihren natürlichen und geschichtlichen Eigenthümlichkeiten, mit ihren romantischen und volksthümlichen Beziehungen, mit ihren reichen Quellen für Natur- und Alterthumsforscher und mit ihren zahlreichen, verschiedenartigen Merkwürdigkeiten die allgemeine Theilnahme des wissenschaftlich gebildeten großen Publikums, vorzüglich aber das patriotische Interesse aller Eingebornen, auf eine Weise in Anspruch, wie es nur bei einzelnen Punkten auf unserer Erde der Fall ist. Während die Natur in den verschiedenartigsten Gestaltungen von frühen wunderbaren Revolutionen und Umwandelungen Zeugniß giebt und dem Forscher ein unendlich weites Feld zu Untersuchungen, Wahrnehmungen und Entdeckungen von Wichtigkeit eröffnet; bietet sie dem sinnigen gefühlvollen Freund des Romantischen und Schönen die reichsten Genüsse. — Während verwitterte Merkmale und Ruinen uns in die graueste Urzeit, in die Zeit der Mythen und Sagen dergestalt zurückführen, daß Dichtung und Wahrheit uns kaum zu sondern möglich; während theils verfallene, theils noch fest erhaltene Burg- und Kloster-Ruinen, Schlösser und Thürme, Kapellen und Kirchen, von waldbekränzten Anhöhen und steilen Felsen herab, oder auch in einsamen, kaum betretenen Thälern den Wanderer überraschend, die Geschichte einer in die wichtigsten Weltereignisse eingreifenden Vergangenheit predigen und uns in ihren Begründern, Bewohnern und Zerstörern Namen entgegen rufen, welche in den Annalen der Weltgeschichte die glänzendsten und bedeutendsten Stellen einnehmen, Ueberbleibsel alterthümlicher Kunst, volksthümlicher Sitten und Gebräuche unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, gewährt die Betrachtung der Uebergänge in den geschichtlichen und politischen Verhältnissen, der vorgeschrittenen Cultur des Bodens und der Menschen bis zur hochgestiegenen gegenwärtigen Industrie der letzteren und dabei die Wahrnehmung der trotz jener Umwandlung übriggebliebenen characteristischen Eigenthümlichkeiten in Sitten, Gebräuchen und Sprache, jedem geistig Gebildeten, jedem denkenden und vergleichenden Beobachter des Vergangenen und Gegenwärtigen, eine Fülle von lehrreicher und angenehm befriedigender Unterhaltung. —

Daß Thüringen und der Harz es in vielfacher Beziehung verdienen, beachtet zu werden, beweisen die zahlreichen fremden Reisenden, welche sie in jedem Jahre nach allen Richtungen durchstreifen, das beweisen die verschiedenen schriftstellerischen Werke, welche Beschreibungen von den hervortretendsten, merkwürdigsten Punkten in mehrfachen Beziehungen enthalten, davon zeugen die poetischen Erzeugnisse, welche ihre Stoffe von der Romantik Thüringens und des Harzes entlehnten. Dem ohngeachtet ist es gerade Thüringen und der Harz, wo noch so Vieles alterthümlich und geschichtlich Merkwürdige im Dunkel verborgen liegt, wo der wißbegierige Wanderer noch so häufig bei dem Eingebornen über diesen oder jenen, seine Aufmerksamkeit fesselnden Gegenstand vergebens nach Auskunft forscht, wo man oft eine genauere Kenntniß von ausgezeichneten Punkten ferner Himmelsstriche antrifft, als von der nächsten vaterländischen Umgebung, und wo man auf die Fragen nach geschichtlichen Notizen, entweder mit fabelhaften, unbefriedigenden, oft schon von andern Orten gehörten Mährchen, oder mit der Entschuldigung abgespeist wird, daß im Laufe einer vielfach bewegten Vergangenheit die geschichtlichen Nachweisungen und Urkunden verloren gegangen. — Mag dies allerdings zum Theil wohl der Fall sein, so ist er es doch keinesweges durchgängig; es ist vielmehr eine entschiedene Gewißheit, daß theils in älteren geschichtlichen Werken, in Orts-Chroniken, in Archiven und Privat-Bibliotheken, bei einzelnen Familien und Personen, von welchen man es nicht vermuthen und wissen konnte, dergleichen Nachrichten vorhanden sind und seit Menschenaltern unbeachtet und unbenutzt gelegen haben; gewiß ist es, daß sich unter den Bewohnern Thüringens und des Harzes eine bedeutende Anzahl von Männern befindet, die als Verehrer und Freunde der Natur, der alterthümlichen Kunst und Geschichte, (vorzüglich der vaterländischen) ihre geschäftsfreien Stunden seit Jahren den fleißigsten Nachforschungen auf diesen reichen Feldern widmeten, deren werthvolle Resultate sie entweder aus Bescheidenheit oder aus Mangel an Gelegenheit bis jetzt zu veröffentlichen Anstand nahmen. — So kam es denn, daß, außer den bereits erwähnten werthvollen Beschreibungen der ausgezeichnetsten und in die Augen fallendsten Punkte, noch eine überaus große Anzahl der bemerkenswerthesten, schön-

sten und wichtigsten Gegenstände der allgemeinen Publicität, ja sogar zum großen Theil der Kenntniß der Bewohner Thüringens und des Harzes selbst vorenthalten blieb; ja daß nicht selten reisende Ausländer mit ihrer Aufmerksamkeit bei manchen dieser Punkte weilten, ohne von den in der Umgebung wohnenden Eingebornen eine befriedigende Auskunft darüber erhalten zu können. —

Es würde jedoch ein scheinbarer Mangel an vaterländischem Interesse, eine nur nach Außen strebende, an dem nahe liegenden Werthvollen vorübergehende Oberflächlichkeit den Bewohnern Thüringens und des Harzes nicht ohne Grund zur Last fallen, wenn dies noch länger so bleiben könnte, wenn nicht auch in Gegenden, die in so vielen Beziehungen andern keineswegs nachstehen, von welchen der unbedeutendste Punkt nicht unbeschrieben ist, ein Schritt gethan würde, diese so fühlbaren Lücken auszufüllen. — Diese Ueberzeugung erfüllte schon seit Jahren den Verleger dieser Blätter, und die durch seine Hände gehenden, sich immer mehr anhäufenden Beschreibungen mancher minder merkwürdigen Gegenden, gaben der Idee, von dem Mittelpunkte Thüringens und des Harzes aus eine Ergänzung dieses Mangels zu versuchen, immer mehr Nahrung und brachten den Entschluß zu gegenwärtigem Unternehmen zur Reife. —

Die Voraussetzung, daß es nur einer Anregung bedürfe, um einem so fühlbaren Bedürfniß abzuhelfen, hat sich bereits auf die erfreulichste Weise bestätigt; — Männer von anerkanntem literarischen Ruf und gefeiertem Namen haben das Unternehmen ihrer thätigen Theilnahme als Mitarbeiter würdig gefunden; Männer und Jünglinge, wie ich sie vorher schilderte, die bis jetzt ihre gesammelten Schätze nur für sich und ihre vertrautesten Bekannten behielten, haben in der erlassenen Aufforderung einen Fingerzeig gefunden, mit ihren erzielten Resultaten aus ihrem zeitherigen Dunkel an das Licht gemeinnütziger Oeffentlichkeit zu treten; und so hat sich zur Ausführung eines rein patriotischen Unternehmens ein Verein gebildet, dessen Mitglieder es sich, gleich der Verlagshandlung und Redaction, zur Freude und zur Ehrensache machen, dem großen Publikum eine treue Schilderung der vaterländischen reichhaltigen Natur und eine Mittheilung der vielumfassenden historischen und andern Merkwürdigkeiten, wie auch der originellen

Eigenthümlichkeiten Thüringens und des Harzes und seiner Bewohner vorzulegen. — Dieser Verein hat es sich zur Aufgabe gemacht, der Meinung öffentlich entgegen zu treten, als mangele dem Thüringer und Harzbewohner das lebhafte Interesse für seine heimathlichen Merkwürdigkeiten und der Sinn zur Würdigung seiner bedeutungsvollen vaterländisch geschichtlichen Beziehungen.

Die Mitglieder dieses achtungswerthen Vereins, deren Zahl sich hoffentlich noch immer vermehren wird, werden die Verlagshandlung und Redaction in dem rastlosen Bestreben unterstützen, daß die hier und da vielleicht aufgetauchten voreiligen Befürchtungen, als werde das Werk seinem Titel nicht entsprechen, ihre Widerlegung finden; denn das in der Ankündigung des Werkes angegebene Inhaltsverzeichniß gilt, wie auch schon in dem Prospectus erwähnt, keineswegs für geschlossen, es wird sich vielmehr durch die Einwirkung der Herren Mitarbeiter und anderer sich freundlich für die Sache interessirenden Theilnehmer die Zahl der bemerkenswerthen und wichtigen Punkte noch bedeutend vermehren und überhaupt keine Mühe gespart werden, dem Werke die seinem Zweck entsprechende Vollständigkeit zu geben, durch welche es sich als ein noch nicht vorhandenes Originalwerk auszeichnen soll.

Die Zusammenstellung Thüringens und des Harzes in einem Werke, kann in mehr als einer Hinsicht wohl nicht gemißdeutet werden. — Theils hängen Thüringen und der Harz in ihren natürlichen Grenzen genau zusammen, theils stehen beide Landstriche von frühester Zeit her, in geschichtlicher und politischer Beziehung, in einer steten gegenseitigen Wechselwirkung zu einander, so wie sie mit dem Austausch ihrer Produkte und Gewerbs-Erzeugnisse und mit ihrem Handelsverkehr in mehrfacher Hinsicht als nachbarlich aneinander gewiesen erscheinen; — alles Veranlassungen, daß Thüringen und der Harz als eng mit einander verbunden angesehen und mit einander genannt werden, wozu noch kommt, daß sie mit ihren an sich großentheils sehr verschiedenartigen Natur-Schönheiten und Merkwürdigkeiten, gewissermaßen rivalisiren und zu den interessantesten Vergleichungen den reichsten Stoff bieten; so mögen sie denn auch in diesem Werke gemeinschaftlich vor das

Publikum treten und in ihren Schilderungen hoffentlich einen ansprechenden Wechsel darbieten.

Eine systematische Reihenfolge der vorkommenden Beschreibungen; etwa nach alphabetischer, geographischer, ethnographischer, oder irgend einer andern Ordnung, wird vielleicht von den geehrten Lesern erwartet werden; doch abgesehen davon, daß den Mitarbeitern bei einer jeden solchen Ordnung ein höchst lästiger Zwang auferlegt werden müßte, so würden vielleicht mehrere auf einander folgende Hefte daß Interesse für die Bewohner eines Striches in Anspruch nehmen, während alle übrige lange vergebens warten müßten, ehe sie etwas aus dem Bereich ihrer nächsten Umgebung darin fänden, wodurch sich doch das Interesse an einem Werke dieser Art bedeutend erhöht, wenn man ihm auch in Bezug auf ferner liegende Gegenstände Aufmerksamkeit schenkt. — Diesem Uebelstand zu begegnen, theilen wir das ganze Bereich, welches unser Werk umfassen wird, auf der Karte in vier ziemlich gleiche Distrikte, und werden in jedem Heft, so weit es nur irgend möglich, aus jedem dieser Distrikte etwas liefern; auf solche Weise hoffen wir auch in dieser Beziehung, für die Befriedigung aller Theilnehmer nach Kräften zu sorgen.

Obgleich eine bloße Beschreibung von Natur-Merkwürdigkeiten und Schönheiten, durchwebt mit topographischen und rein historischen Beziehungen, den geistig- und wissenschaftlich gebildeten Leser gewiß nicht unbefriedigt lassen wird, so vermißt er doch wohl bisweilen etwas poetisch Anziehendes, Belebendes, zum Behuf einer wirklich angenehmen Unterhaltung. Aus diesem Grunde greifen wir in den überaus reichen Schatz der in Thüringen und auf dem Harz vorhandenen Volks-Sagen, Legenden und Mährchen und freuen uns unter unsern geehrten Mitarbeitern mehrere zu zählen, die uns eine reiche Ausbeute davon zu liefern befähigt sind. Auch stimmen wir ganz der Ansicht eines unserer geschätztesten Mitarbeiter bei: „daß die Natur erst durch das Hinzutreten des Menschenlebens lebendig und bedeutungsvoll wird, und daß nicht ohne guten Grund der Maler keine Landschaft ohne menschliche Figuren malt.“ Deshalb sollen nicht allein in den gedrängten Ueberblicken der Geschichte Thüringens und des Harzes, die historisch merkwürdigen Personen hervortreten, sondern es soll auch

das characteristische Leben und Treiben der Bewohner in ihren Sitten und Gebräuchen, besonders wo diese am meisten hervortreten, bei ihren Volksfesten, geschildert werden, deren Ursprung und sinnreiche Beziehungen zum Theil nichts weniger als unbedeutend sind; — es sollen aber auch Biographieen berühmt gewordener oder sonst ausgezeichneter Eingebornen Thüringens und des Harzes ihren Platz in unserem Werke finden, worauf die geehrten Mitarbeiter bei Anfertigung ihrer Beiträge bedacht sein werden.

Während wir es zum Gegenstand unserer besondern Aufmerksamkeit machen werden, daß kein nur irgend bemerkenswerther Punkt in dem Bereich, welches unser Werk umfaßt, unerwähnt bleibe, so möge es nicht als Unwissenheit, oder als unstatthafte Ueberschreitung unseres Planes erscheinen, wenn wir die Beschreibung einiger Punkte mit aufnehmen, welche streng genommen nicht in die jetzigen Grenzen Thüringens oder des Harzes gehören. Es werden dies nur solche Punkte sein, welche entweder in früherer Zeit Thüringen oder dem Harze angehörten, welche in geschichtlicher und politischer Beziehung in genauer Verbindung mit ihnen standen oder noch stehen, deren Bewohner mit denen von Thüringen und dem Harz in wechselseitigem Verkehr nachbarlich befreundet sind und mit ihren Merkwürdigkeiten die Aufmerksamkeit vorzüglich in Anspruch nehmen. Warum sollte man nicht, wenn man die heimathliche Umgebung gebührend beachtet und auszeichnet, auch einen freundlich würdigenden Blick auf den befreundeten Grenznachbar richten und ihm ein gleiches Recht wiederfahren lassen?

So möge denn mit diesen wenigen Worten begleitet unser Werk beginnen; möge es als ein patriotisches Unternehmen bei der bekannten Heimathliebe der Bewohner Thüringens und des Harzes den gewünschten Anklang und die gehoffte freundliche Unterstützung finden, aber auch von allen Denen der Beachtung und Theilnahme gewürdigt werden, welche sich außerhalb unserer Grenzen, nahe und fern, in so reicher Zahl für Thüringen und den Harz interessiren.

Sondershausen, im Juni 1839.

Friedrich von Sydow,
Redacteur des Werkes.

Ueberblick der Geschichte Thüringens.

Die bunten Schleier der Sage, womit die Wiege aller Völker behängt ist, gestatten dem Forscher selten einen freien Blick auf die erste Kindheit derselben. Aber es gibt junge Völker, die bestimmt sind, einst eine große und wichtige Rolle auf der Weltbühne zu spielen, und diese kommen durch günstige Verhältnisse früh zum Selbstbewußtsein ihrer Kraft, sie schütteln in den ersten Morgenstunden schon die goldnen Wunderträume der Kindheit ab, entwinden sich bald den phantastischen Dämmerschleiern, und treten jugendlich keck und kühn in das volle Licht der Geschichte. In der Wiege verrichten sie schon Thaten, an denen die Sage kein schöpferisches Recht mehr hat, und die sie in der Folge nur, wie grünes Moos den Felsen, poetisch schmückt und überkleidet. Herkules erdrückte schon Schlangen in der Wiege. Die Sage ist blos schönes Spielwerk ihrer Jugend, mit dem sich die frische ungezügelte Kraft auf Augenblicke beschäftigt, wenn sie das Schwert niedergelegt und von Kämpfen ausruht, die einst die feste Unterlage ihrer Geschichte bilden. Dies ist das Verhältniß der Sage zur Jugendgeschichte aller großen und gebietenden Völker. Aber es gibt auch viele Völker, denen ein tragisches Schicksal frühen Untergang bereitete. Auch am Baume der Nationen sind nicht alle Blüthen zu Früchten bestimmt, und an diesen, vom Sturm der Zeiten herabgeschüttelten Blüthen hat die Sage ihr volles, nicht blos ausschmückendes, sondern auch genetisches Recht. Die siegende Kraft eines Volks gehört der Geschichte, die besiegte, untergegangene der Poesie. Die große That hängt wie ein blanker Schild in der Geschichte, das große Leiden steht wie eine zerfallene Burg, die die Sage, eine unermüdliche Arachne mit ihren bunten, schimmernden Geweben überspinnt. Sie verhängt die schmerzlichen Risse und Spalten und wandelt die Verzweiflung über untergegangene Nationalität in poetische Wehmuth um. Die Sage, die am Sarge früh verblühter Völker urschöpferisch schafft, ist stets elegische Poesie, und die Todtenkränze, die sie windet, schlagen Wurzel in der Erde des Grabhügels, werden eins mit dem Staube der Völker, und blühen fort und fort in aller Zeit. Solch ein Volk waren in der Griechenwelt die Pelasger, ein solches waren in der Römerwelt die Etrusker, und ein solches waren in der Deutschenwelt die Thüringer, ja die letztern in noch weit höherem Grade, als

die beiden ersten. Die Thüringer sind daher nur sagen-geschichtlich merkwürdig; nie stand die Sonne der Geschichte in ihrem Zenith, sie wurden nur von den schrägen Strahlen derselben auf kurze Zeit beleuchtet. In dem Augenblicke, wo die thüring'sche Geschichte sich von der poetischen Gewalt der Sage emancipirt, hört sie auf thüringer Geschichte zu sein; sie wird dann obersächsische Geschichte. Dieser Gesichtspunkt ist bei Beurtheilung der Geschichte Thüringens stets zu behaupten, denn nur von ihm aus ist ein richtiges Verständniß derselben möglich. Für den gelehrten Geschichtsforscher mag der Versuch immerhin ersprießlich sein, mit kritischer Schärfe die an den Urstoff der thüring'schen Geschichte rings angesetzten bunten, strahlenbrechenden Krystalle der Sage abzulösen, wir halten dafür, daß diese mit jenem so verwachsen und eins geworden sind, daß sich beide nicht wohl trennen und scheiden lassen. Und was gewinnen wir, wenn wir das Gebild der Sage entkleiden, das doch nur eben durch die Sage schön und bedeutend ist? Was bleibt dann unsern alten gefeierten Landgrafen weiter übrig, als unbedeutende Namen, wenn wir ihnen den Schmuck der Sage rauben, durch den allein sie verherrlicht wurden? Entreißen wir also nicht mit barbarischer Hand der Poesie, was sie sich als Eigenthum erobert und Jahrhunderte lang als solches behauptet hat! Hat aber irgendwo die Poesie festen Fuß gefaßt und zeigt sich als unbeschränkte, mild waltende Herrin, so ist es in der thüring'schen Geschichte. Wie dieses schöne Land, wie dieses romantische Gebirge einen rein poetischen Character tragen, so auch ihre Geschichte, so lang diese eigentlich thüring'sche ist, ja selbst der Name, der sich Jahrhunderte lang nach dem Untergange der Nationalität im Munde des Volks erhalten hat, und uns als elegischer Klang stets aus demselben entgegen tönt, dieser schöne Name „Thüringen", ist im Laufe der verwitterten Zeit, ein poetischer geworden. Denn Alles was nicht wirklich ist, ist poetisch.

Nach diesen kurzen Andeutungen über den poetischen Geist der Geschichte unserer Vorfahren, geben wir diese selbst in noch kürzern leichtskizzirten Umrissen, wie es die Tendenz dieses Werkes gebietet.

Aus jener wunderbaren Knotenverschlingung und Verwirrung der Geschichte, in welcher die Anfänge so vieler, theils in der Folgezeit bedeutend gewordener, theils früh wieder untergegangener und vom Schauplatz verschwundener Völker geheimnißvoll verlaufen, aus jener in ihrer Art einzigen Durcheinanderrüttelung der Völkerloose in der Urne Europa's, die wir die große Völkerwandrung nennen und die bedeutungsvoll und mit neuen Lebensprincipien schwanger, am Eingange des Mittelalters steht, springen die Thüringer als fertiges Volk heraus und treten plötzlich in den Gesichtskreis der Geschichte. Von welchem großen Volksstamme sie ein Zweig waren, ob von den Hermunduren, ob von den Cheruskern, wird ewig unbestimmt bleiben. Die alten Chroniſten und Geschichtsschreiber unſers Vaterlandes haben ihren Scharfſinn in etymologiſchen Conjecturen erſchöpft, die wir mit Lächeln betrachten. Vielleicht kommen die der Wahrheit am nächsten, welche in neuerer Zeit vermuthet haben, ein Theil der Cherusker, der schon zu Tacitus Zeiten Thoren hieß, sei der Urstamm der nachherigen Thoringer gewesen. Das Land, welchem sie später ihren Namen gaben, und das denselben getreu aufbewahrt hat, war erst von den großen Völkerschaften der Katten und Hermunduren bewohnt, die oft mit einander in Krieg lagen.

Die Grenzen der Thüringer, so bald sie einmal in der Geschichte eingebürgert sind, beschreiben einen großen und mächtigen Länderstrich. In Norden berühren sie die Sachsen, aber diese waren damals noch nicht so weit nach Süden vorgedrungen, wie einige Jahrhunderte später und Nordthüringen reichte bis in die Umgegend Magdeburgs; im Westen sind die Rheinfranken, im Süden die Alemannen ihre Nachbarn. Ob sie im Osten schon damals mit slawischen Wenden zusammen stießen, ist nicht klar; später war es der Fall.

Zuerst werden die Thüringer wegen ihrer schönen Pferde erwähnt; sie fechten unter Attila, der Gottesgeißel der Völker, und fallen, nach dessen Tode, die Römer an der obern Donau auf eigene Hand feindlich an; sie sind also ein kriegerisches, kampfgeübtes, tapferes Volk. Ihre Wälder machten sie zu Jägern, ihre Flüsse zu Fischern, beginnender Ackerbau veredelte die Sitten, der stete Krieg mit Nachbarstämmen erhält die junge Kraft in straffer Bewegung; von geistiger Bildung nur insofern schwache Spuren, als Erinnerungen an frühere Züge, die sie mit cultivirten Völkern in Berührung gebracht, auf spätere Geschlechter übertragen wurden, oder als einige Volkshäupter, die früher in römischen Heeren gefochten hatten, das wenige Erworbene in lichthaften Abstufungen einem kleinen Kreise um sich mittheilten. Dies ist im Allgemeinen der Kulturzustand aller deutschen Völker jener Zeit, so weit sich aus der Natur der Sache und den römischen Nachrichten schließen läßt.

Vom Religionskultus der alten Thüringer wußte man sonst viel Fabelhaftes vorzubringen, neuere Kritik hat gezeigt, daß wir hier auf ganz unsichern Felde wandeln. Schwerlich haben sie einen von dem der übrigen deutschen Stämme weit verschiedenen Kult gehabt. Aus Verwandtem läßt sich immer wieder auf Verwandtes schließen. Selbst die Sage, die sonst so gefällig Plaudernde, schweigt hier meist und läßt uns im Stich, und nur bedeutungsvolle Namen, die an Localitäten haften geblieben sind, werfen dünne Streiflichter über dies dunkle Nebelfeld, ohne jedoch etwas klar zu machen. So liegen z. B. in der Nähe des Hörselberges, dieses greisen Sagenträgers, die Dörfer Teutleben und Asbach, die auf altdeutsche Gottheiten deuten, und merkwürdiger Weise hat die Sage allein das Angedenken an die weibliche Gottheit Hulda (Frau Holle) aufbewahrt, die doch nur die im Hörselberge hofhaltende Frau Venus ist, jedenfalls von Priestern und Mönchen beim Eindringen des Christenthums, wo sie die mächtige Göttin vorfanden, nach leichtgefundenen Analogien, in die griechisch-römische Liebesgöttin umgewandelt und mit deren Namen belegt. Vielleicht war sie die Freia des höhern Nordens, oder doch wenigstens derselben ähnlich. Was man sonst vom Krodo, Biel und der Hastard am Harze, vom Püstrich auf dem Rothenberge in der güldnen Aue, von der Jecha bei Sondershausen, vom Stuffo auf dem Stuffenberge bei Wanfried, von der Fortan, der Lara und andern Götzen zu erzählen wußte, beruht meist auf Vermuthungen, hervorgerufen durch alle Ortsnamen und aufgefundene Gegenstände.

Aus dem Nebel der Geschichte Thüringens, der ihren Ursprung verdeckt, tauchen zuerst einige mythische Königsnamen empor. Die Sage stellt sie hin, wie verwitterte Steinbilder, deren Züge und Kriegsschmuck nicht mehr zu erkennen sind; sie wagt es kaum, die scheue Jungfrau, sie mit Moos und

Epheu zu schmücken. — Da wird ein König Erpes genannt, der Erfurt (Erpesford) erbaut haben soll, ein König Hoyer, der sich mit den Franken gegen die Alemanen verbündete, ein König Otterich, der den Römern unter Valentinian I. beigestanden und Cöln erobern helfen, ein König Walderich, ein anderer Withulf. Und wieder einem, Günther geheißen, der an der Stätte des alten Eisenach glänzenden Hof hielt, gibt die Sage eine wunderschöne Tochter Chrinhild, die Attila, auf seinem Verheerungszug, als Weib gewann, und stattet das wochenlang in der alten Thüringerstadt gefeierte Hochzeitfest, in ihrer naiven Kürze, mit unglaublicher Pracht aus. Aber auch von jenem ersten Frankenkönige, dem Stammvater der ersten salisch-fränkischen Königsdynastie, Clodio wird berichtet, daß er Thüringens weites Reich beherrscht, und jenes an Thüringens Grenzen gelegene Schloß Dispargum erbaut oder erobert habe, über dessen Lage man sich vergebens gestritten hat, seit Thüringsche Geschichte geschrieben worden ist. Clodio's reizende Gattin, einst im Bade von einem Meergotte überrascht, gebar als Frucht dieser mythischen Umarmung, den Merwig, (Merowäus) von welchem die ebengenannte Dynastie den Namen der Merowinger erhielt, und diesen König bildet die Sage, selbst seine Mutter, mit Vorliebe plastischer aus und erhebt ihn bis zur geschichtlichen Gewißheit. Er erweiterte oder gründete des Landes Hauptstadt Erfurt und erbaute sich in deren Nähe seinen Herrschersitz Merwigsburg (Möbisburg), er kämpfte gegen die Hunnen, schlug mit den Römern und Westgothen vereint bei Chalons sur Marne den wilden gewaltigen Etzel (Attila), ihren gefürchteten König, und befreiete die Thüringer vom drückenden Joche dieses barbarischen Volkes. Nach Merwigs Tode beherrschte die Franken sein Sohn Childerich, bald wegen Zügellosigkeit verhaßt und vertrieben. In Thüringen tritt plötzlich ein andrer König auf, Basinus, vielleicht durch Wahl zum Herrscher erkoren, bei dem der flüchtige Childerich Schutz sucht. Freundlich aufgenommen und Jahre lang gastlich gehalten in Basinus königlicher Burg, verführt der fränkische Lüstling, ein zweiter Paris, zum Dank, des Gastfreundes Weib Basina, die, als ihm, durch vermittelnde Freunde bewirkt, Rückkehr auf seinen Thron erlaubt war, ihm nachfolgte, und, jener griechischen Helena nicht unähnlich, ferner Thron und Bett mit ihm theilend, Mutter des großen Frankenkönigs Chlodwig wurde. Diese treulose Entweihung des Gastrechts legte den ersten Grund des später so blutigen Hasses zwischen Thüringern und Franken, der in immer neuen Kämpfen aufflammte, bis die unglücklichen Thüringer unterlagen.

Bei der Theilung des großen Reichs, die des Basinus hinterlassene Söhne Boderich, Bertharich und Irmenfried vornahmen, fiel dem Letztern das heutige Thüringen zu. Zu jener Zeit erfüllte der Ruhm des siegreichen Ostgothen-Königs Theodorich des Großen in Verona (Dietrich von Bern) die Welt, und mit ihm verbündet zu sein, war in vielfacher Beziehung der Gegenstand fürstlicher Wünsche. Irmenfried sandte Boten nach Verona mit reichen Geschenken, vorzüglich thüringschen Pferden, und ward um irgend eine Fürstin aus Dietrich's Geschlecht. Dieser sandte ihm seine Nichte, eine vandalische Königstochter aus Afrika und Christin, Namens Amalberg zur Gemahlin. Mit diesem schönen und stolzen Weibe tritt das Verderben in das thüringische Königshaus. Ihrem Neid, ihrer Herrschsucht genügte nicht des Reiches Drittheil; und den erst mit Wünschen um Vergrößerung ver-

gebens bestürmten Gatten stachelte endlich ihr Hohn als sie ihm einst nur den halben Tisch zum Mahl deckte und den Verwunderten verächtlich zurief: dem halben König der halbe Tisch! dem Ganzen der Ganze! zum Brudermord. Zuerst fiel Berthachi, und sein Ländertheil ward Irmenfried's Eigenthum. Boderich, bei Zeiten gewarnt, erwartete den treulosen Irmenfried gerüstet, und dieser gewann den König der Ostfranken Dietrich, mit dem Versprechen der Hälfte des zu erobernden Länderstrichs zum Bündniß, zur Besiegung des Bruders. Nach Boderich's Untergang ward Irmenfried dem Genossen wortbrüchig und mit einem Frankenheer der verbündeten Brüder Dietrich und Chlotar überzogen. Bei Runiberg gänzlich geschlagen, flüchtete der treulose Thüringerkönig in seine Burg Scheidungen. Die Frankenkönige aber riefen, vielfach geschwächt, die nahen, den Thüringern feindlichen Sachsen zu Hülfe mit dem Versprechen, ihnen die Hälfte des zu erobernden Landes abzutreten, und beide Heere belagerten und berennten gemeinschaftlich die königliche Feste. Irmenfried that in der höchsten Noth einen Ausfall, erschlug viele der vereinten Franken-Sachsen, begriff aber, daß er werde unterliegen müssen und sandte deshalb heimlich in der Nacht seinen Marschalk Iring, den vertrauten Rathgeber der Almalberg, an Dietrich den Frankenkönig, mit reichen Geschenken und der Bitte um Leben und Begnadigung, die ein geneigtes Ohr fand. Die Franken, eben so treulos wie die Thüringer, verabredeten nun zusammen, sich der erst herbeigerufenen nun lästig gewordenen Sachsen durch Ueberfall zu entledigen. Aber am Abend lockte einer der wilden furchtbar kriegerischen Sachsen am Ufer der Unstrut den Falken eines Thüringers an sich, den dieser vom jenseitigen Ufer auf die Entenbeize in den Fluß geschickt hatte und erfuhr für die Zurückgabe des Vogels das geheime Bündniß der Franken und Thüringer, und das beschlossene Verderben der Sachsen. Still traten diese auf den Rath ihres greisen Führers des Helden Hattagast zusammen, und eh' noch die Mitternacht über die unbewachte ahnungslose Burg zieht, haben die furchtbaren Krieger sie schon erstürmt und alles Lebende niedergemacht. Irmenfried, noch glücklich mit Weib und Kindern durch die Flucht entkommen, und später vom Könige Dietrich freundlich nach Zülpig geladen, wurde dort während eines Zwiegesprächs mit dem Gastfreund, von diesem heimtückisch von der Stadtmauer gestoßen, seine Kinder erdrosselt, sein ehrsüchtiges Weib mit Hohn ihrer Familie wieder zurückgeschickt und also dem Thüringischen Königreich im Jahre 528 ein Ende gemacht. Das tragische Geschick des Hauses des Basinus bietet den zur poetischen Verherrlichung unseres Vaterlandes sehr geeigneten und in sich ästhetisch abgerundeten Stoff zu einem großen dramatischen Gedichte, vielleicht zu einer Trilogie. Der Frankenkönig Childerich streut durch seine am Gastfreund begangene Treulosigkeit den Samen des Unheils im Königshause der Thüringer aus, und sein und Basina's Enkel Dietrich, hält durch gleiche Treulosigkeit die blutige Ernte. Und doch geht der letzte Thüringerkönig mit schwerer Schuld beladen unter. Basina und Amalberg, die Gattinnen des Vaters und des Sohnes, sind die beiden Trägerinnen des Schicksals, jene die Pflegerin diese die Zeitigerin des bösen Keims; und auf welches Hauses Giebel Untreue, Verrath und Mord ihr dunkles Panier aufgesteckt haben, da stürzen bald alle Pfosten und Säulen zusammen und begraben die schuldbeladenen Bewohner, weil es „der Fluch der bösen That ist, daß sie fort zeugend böses muß gebären."

Die Sachsen erhielten in der Theilung den nordöstlichen Theil des Thüringerreichs, die Franken den südwestlichen, die Unstrut bildete den Grenzfluß, und vielleicht erhielt die eroberte Konigsburg erst jetzt als Grenzfeste den Namen Scheidungen. Die Sachsen räumten um sich nicht zu weit von der Meerküste zu entfernen, einige Jahre darauf einen großen Theil des gewonnenen nordthüring'schen Gebiets dem vor kurzem aus dem Osten herbeigewanderten slavischen Stamme der Serben ein, die sich nun an der Elbe und Saale niederließen. Die Franken ließen ihr neues Land durch Gaugrafen verwalten, die von den Einfällen der benachbarten Slaven und Avaren viel zu leiden hatten. Eben so bietet das sechste Jahrhundert noch eine Menge Einfälle hunnischer Horden in das thüringer Land, gleich krampfhaften Zuckungen, bis diese wilden Krieger vom Schauplatz der Geschichte verschwinden.

Die Frankenkönige setzten endlich Herzöge in Thüringen ein, um mit mehr Nachdruck den andringenden Slaven zu widerstehen, und unter dem Austrasier Dagobert I. finden wir einen Herzog Radulf, der, durch Kraft und Waffenglück ausgezeichnet, den kühnen Gedanken, sich von den Franken unabhängig zu machen, mit dem Schwerte ausführte. Die von dem unmündigen Könige Sigbert III. gegen den Empörer geführten mächtigen Heeresmassen mußten geschlagen mit Schmach wieder abziehen und Radulf schloß, als unumschränkter Herr von Thüringen, unangefochten von der Schwäche des untergehenden merowingischen Frankenkönigsstammes, Bündnisse mit den benachbarten Völkern. Die Nachkommen und Nachfolger Radulfs, die in Würzburg residirten, sind in kirchlicher Hinsicht merkwürdig. Hedene der Aeltere wegen seiner Ehe mit einer schönen christlichen Jungfrau aus der Umgegend Würzburgs, der in der katholischen Kirche bekannten heiligen Wilhild. Goßbert, des vorigen Sohn, als erster Christ getauft vom heiligen Kilian, und Hedene der Jüngere wegen seiner Schenkungen an den Bischof Willibrod von Friesland, wozu Güter in Arnstadt, Mühlberg und München, drei bekannten Orten im heutigen Südthüringen gehörten.

Gegen Hedenens des jüngern Grausamkeit empört, vertreiben die Thüringer ihn und seinen Sohn Döring (um 720) und das Land wird wieder von Grafen beherrscht, die von den Franken bestellt und abhängig sind.

Merkwürdiger als durch den Untergang der unabhängigen Herzöge wird diese Zeit durch den Aufgang der Sonne des Christenglaubens, der zwar schon mancher Morgenstern vorangewandelt war, unvermögend jedoch, die Heidennacht zu besiegen. Winfried der junge gottbegeisterte Angelsachse, kam, durch das Beispiel des Bischofs Willibrod angefeuert, zuerst nach Thüringen, um das Christenthum allem Volke zu predigen. Und dreißig Jahre hindurch wirkte er unverdrossen, der starke Glaubensheld, auf unsern Bergen, in unsern Thälern, gottfreudig und gewaltig, zur Förderung des Heils, erbaute Altäre, Kapellen, Kirchen und Klöster, unterstützt von den neuen Frankenbeherrschern, und erwarb sich als heiliger Bonifacius mit vollem Rechte den Namen des thüring'schen Apostels. Aber mehr noch als die päpstliche Canonisation hat ihn die vaterländische Sage verherrlicht. Sie hat seinen gefeierten Namen an Felsen und Berge geheftet, sie hat ihn Hainen und Quellen zur ewigen Aufbewahrung anvertraut, sie hat ihn in alte Kirchenmauern und Altäre eingegraben, und schmückt ihn im Munde der jungen Geschlechter mit immer neuem Glanz. Das ist eine Heiligsprechung, wie sie kein römischer

Bischof verleihen konnte, und mit ihr wird der Lohn fort und fort abgetragen für die empfangenen Segnungen des Christenheils.

Unterdessen hatte sich ein neues Geschlecht des Frankenthrons bemächtigt. Aus den ehemaligen Hausmeiern der schwächlichen Nachkommen Clodwigs des Großen waren endlich Könige geworden. Pipin, der schlaue Sohn des tapfern Karl Martell, war, nach Unterdrückung seiner beiden Brüder Karlmann und Gripho, der erste König dieser Dynastie, die jedoch erst nach seinem größern Sohne, die der Karolinger genannt wird. Pipin war des Bonifacius Freund, und dieser trug zum Dank für erhaltenen Schutz und Unterstützung, viel dazu bei, daß jener auf der Reichsversammlung zu Soissons zum König gekrönt wurde. Bonifacius salbte den neuen König. —

Jetzt flammt am fränkischen Horizonte ein mächtiges, prächtiges Gestirn auf, alle frühern verdunkelnd, und wandelt im vollen Glanze über den Himmel Mitteleuropa's, Karl der Große, Pipins Sohn. In die langjährigen blutigen Kämpfe, die er gegen die Sachsen und später gegen die Serben, die er zur Unterdrückung der Ersten benutzt hatte, siegreich bestand, wurden die Thüringer vielfach verwickelt. Sie ließen sich sogar in eine Verschwörung gegen ihn ein, die, weil im Süden Thüringens schon viel Franken lebten, auch die Ostfränkische Verschwörung genannt wird (786). Karl ahnete sie streng, führete die Südthüringer aus ihren Wohnsitzen und gab das Land Franken. Dies ist das heute noch so genannte Frankenland, und Thüringen erhielt damals seine jetzigen Grenzen, südwestlich den Thüringerwald, östlich die Saale, nördlich den Harz. Drauf hat der mächtige Kaiser Richter in Thüringen bestellt und einen Dienststuhl gesetzt.

In der bekannten Ländertheilung der Enkel Karl's des Großen zu Verdun (843) kam Deutschland an Ludwig den Deutschen, und Thüringen machte einen Theil des Reichs aus. Ein von dem Könige ernannter neuer Herzog von Thüringen Tachulf kämpft gegen die wiederholt einfallenden Slaven. Dieser Herzöge und Markgrafen, bestimmt das Land gegen die Serben und ein neues kriegerisch eindringendes Volk, die Ungern, zu schützen, finden wir bis zum Untergange der karolingischen Dynastie in Deutschland (911), und auch noch später. Ein Herzog Burkhard von Thüringen tritt schärfer aus der undestimmten Masse hervor, und fällt 909 im Kampfe gegen die räuberischen Ungern. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der kräftige und berühmte Sachsenherzog Otto der Erlauchte, auch Herzog von Thüringen war; sein berühmterer Sohn Heinrich bekleidete diese Würde. Auf diesen ausgezeichneten Fürsten wirft die Geschichte mit Recht ihr hellstes Licht. Aus seinen thüring'schen Wäldern an der Unstrut, von seinem Vogelheerde zum deutschen Throne berufen, sorgte er mit Güte und Kraft für das Wohl seines Vaterlandes; und neben „den Vogelsteller" hat ihn die Geschichte mit größerem Ernste „den Städtebegründer" genannt. Denn um den räuberischen Einfällen der Ungern, unter deren blutiger Geißel Deutschland vorzüglich litt, ein Ende zu machen, legte er Festungen an, die nachher zu Städten emporblüheten. So verdankt ihm manche schöne thüringische Stadt ihre Entstehung. Nach dem neunjährigen Waffenstillstand, welchen Heinrich mit den Ungern geschlossen, brachen sie, wüthend über seine Verweigerung des gelobten Tributs, in getheilten Horden und wilden Verheerungszügen in Thüringen ein, und wurden von des wackern Königs wohlgeordne-

ten Heeren in der Gegend von Sondershausen geschlagen (932). Im folgenden Jahre auf einen Rachezug rückgekehrt, mußten sie in der großen Schlacht am Keuschberg bei Merseburg Heinrichs vernichtende Schwertschärfe so empfinden, daß sie Thüringen für immer verschonten. Unter seinem Sohne Otto dem Großen war Thüringen der Schauplatz der Empörung Herzog Heinrichs, seines Bruders, die, unterdrückt Gelegenheit zu manchen Besserungen gab. Otto I. war als Kaiser der letzte Herzog von Thüringen. Otto III. belehnte den Markgrafen von Meißen Eckard I., seinen getreuen Anhänger, auch als Markgrafen von Thüringen, und nun sehen wir wieder über hundert Jahre lang unser Vaterland von Markgrafen regiert. In den Unruhen, welche Herzog Heinrich der Zänker von Baiern, ein Sohn des ebengenannten Heinrich, Heinrichs des Vogelstellers Sohn, gegen Otto III. erregte, um die deutsche Krone an sich zu bringen, tritt der erste geschichtlich bekannte Stammvater der Grafen von Orlamünde, Graf Wilhelm als Anhänger des aufrührerigen Baiernherzogs auf, und wird vom Markgrafen Eckard I. in Weimar (984) belagert. Nach Kaiser Otto's III. Tode war dieser Eckard, der eine glänzende Rolle in der thüring'schen Geschichte spielt, und von der Sage, wie wir später ausführlicher darthun werden, auf eine höchst wunderbare Art verherrlicht worden ist, so mächtig, daß er selbst daran dachte, sich die deutsche Königskrone zu gewinnen; und schon hatte er die Hand darnach ausgestreckt, als er den Meuchelmördern des Grafen Wilhelm von Weimar in Pöhlde erlag. Die Markgrafen von Meißen blieben auch Herrn von Thüringen, welches von den salischen Kaisern, die mit König Konrad II. (1024) den deutschen Thron bestiegen, mit Franken vereinigt wurde. Diese Würde kam in der Folge an die mächtig gewordenen Grafen von Orlamünde, und einer derselben Otto veranlaßte den bösen thüring'schen Zehntenstreit, indem er den Erzbischof von Mainz den Zehnten bewilligte. Der Kaiser Heinrich IV. stand dem Erzbischof mit bewaffneter Macht bei, und errichtete Zwingburgen im Lande der widerspenstigen Thüringer, die sich bald darauf (1073) mit den empörten Sachsen verbanden. Der Schauplatz dieses wilden und verderblichen Krieges war meist Thüringen, und sein Boden abwechselnd mit dem Blute der geschlagenen Sachsen und Thüringer in den Schlachten bei Homburg an der Unstrut, bei Spira, und dem der wiederum besiegten Franken bei Fladenheim und Gleichen getränkt.

Unterdessen war in Thüringen ein Grafengeschlecht eingewandert, auf welches sich das Auge des Patrioten mit besondrer Vorliebe richtet, und das die zärtliche Freundin unsrer Berge und Thäler die Sage mit mütterlicher Freundlichkeit bedacht und in die farbigsten Lichter ihrer pittoresken Phantasmagorien gestellt hat.

Ein Verwandter des schon genannten Kaisers Conrad II., Großvaters des eben erwähnten Heinrichs IV. Graf Ludwig mit dem Barte, wurde (1039) mit einer Strecke Landes am Thüringer Walde beleht, und erbauete die Bergfeste Schauenburg bei Friedrichrode zu seinem Rittersitz. Sein Sohn Ludwig der Springer, Vergrößerer dieser Besitzung, Erbauer der Wartburg und des Klosters Reinhardsbrunn, Gemahl der schönen durch Sünde gewonnenen Adelheid, ein Lieblingsheld der Sage, focht gegen Kaiser Heinrich IV. im Sachsenkrieg, gerieth zweimal in dessen Gefangenschaft und starb als Mönch seines neuen Klosters (1128). Sein gleichnamiger Sohn, vom

Kaiser Lothar auf dem Reichstage zu Quedlinburg 1130 zum selbstständigen Landgrafen von Thüringen erhoben, tritt als Landgraf Ludwig I. in die Reihe der deutschen Reichsfürsten, und Thüringen in seinen engern Grenzen wieder als eigner Staat auf. Der Sturz der Landgrafen von Winzenburg in der Person Hermann's III., der sich gegen den Kaiser aufgelehnt, wurde die Veranlassung zu diesem bedeutenden Ereigniß. Diesem ersten Landgrafen folgte (1140) Ludwig II. der Eiserne, sein Sohn, wiederum ein Günstling der verschwenderischen Sage, und geschichtlich nur merkwürdig als Anhänger Friedrich des Rothbarts, den er oft auf Kriegszügen begleitete. Nach seinem Tode (1172) erbte sein Sohn Ludwig III. der Milde seine Fürstenwürde, und starb, nach vielfachen Kämpfen mit den Nachkommen Albrechts des Bären, auf der Heimkehr von einem Kreuzzuge in Cypern (1190). Sein Nachfolger und Bruder Hermann I. leuchtet vor allen als gefeierter Sängerfreund. Obgleich vielfach und zu Thüringens großem Nachtheile in die Kriege der Gegenkönige Otto's IV. von Baiern und Philipp's von Schwaben, mit welchen er es abwechselnd hielt, so wie des Erstern und Friedrich II., nach Philipp's Ermordung, verwickelt, wurde die Wartburg durch ihn doch ein Asyl der Dichtkunst, und die glänzendsten Namen im Reiche der Poesie jener Zeit stehen um ihn wie Sterne um den Mond. Die Sage hat ihm dafür reichlich vergolten, und seinen Namen, durch den berühmten Sängerkrieg auf Wartburg verherrlicht, gleich einem durch alle Zeiten leuchtenden Schild an der Säule des Ruhms aufgehängt. Noch freundlicher überkleidet sie seinen Sohn und Nachfolger Ludwig den Heiligen (1217) und dessen Gemahlin Elisabeth die Heilige. Diese Gestalten überweht sie mit ihren farbenglühendsten Gespinnsten, diese Tage übergoldet sie am reichsten mit ihren zauberischen Abendröthen; dies ist die schönste Partie der thüring'schen Geschichte. Eben so hat sie aber auch Ludwig's des Heiligen Bruder und Nachfolger Heinrich Raspe als Verfolger der heiligen Elisabeth gebrandmarkt. Nachdem nämlich jener auf einer begonnenen Kreuzfahrt in Otranto (1227) gestorben war, verdrängte der tückische Heinrich seines Bruders Sohn Hermann II. und ließ ihn wahrscheinlich sogar vergiften (1242). Von geistlichen Fürsten gegen Friedrich II. zum deutschen König gewählt, und deshalb der Pfaffenkönig genannt, gelangte er aber nicht in ungestörten Besitz des Throns, sondern starb 1248. Mit ihm erlosch die ältere Landgrafenlinie.

Um den Besitz Thüringens wurde nun ein neunjähriger blutiger Kampf, der thüring'sche Erbfolgekrieg, zwischen dem Markgrafen von Meißen Heinrich dem Erlauchten, aus dem Hause Wettin, der vom Kaiser Friedrich II. schon 1242 die anwartschaftliche Belehnung erhalten hatte, und ein Neffe Heinrich Raspe's war, und Sophie, verwittwete Herzogin von Brabant, Tochter Ludwig's des Heiligen, die für ihren unmündigen Sohn Heinrich Ansprüche an das Erbe machte, geführt. Der Meißner Markgraf trug durch Waffenglück den Preis davon, und der brabanter Prinz mußte sich mit Hessen begnügen, wovon er den Namen „das Kind von Hessen" erhalten hat. Heinrich übertrug ums Jahr 1262 die Landgrafschaft Thüringen seinem Sohne Albrecht, den die Geschichte mit dem schlimmen Namen des Unartigen gestempelt hat, und er ist sonach der erste thüring'sche Landgraf aus dem wettin-meißner Hause. Mit Margaretha, einer Tochter des Kaisers Friedrich II.

verehelicht, und durch sie Vater dreier Söhne Heinrich, Friedrich und Dietrich (Tiezmann) wurde der junge Landgraf so arg in das Netz eines reizenden Hoffräuleins seiner Gattin, Kunigunde von Eisenberg verstrickt, daß er Margarethen ermorden lassen wollte. Gewarnt entfloh diese in der Nacht, und die theilnehmende Sage erzählt, daß sie beim Abschied ihren Sohn Friedrich vor Herzeleid in die Wange gebissen habe, wovon dieser später so männliche Thüringerheld den Beinamen des **Gebissenen** erhielt. Die unglückliche Margaretha starb nach einigen Monaten in Frankfurt am Main, wohin sie geflüchtet war, vor Kummer (1270) und Albrecht vermählte sich mit Kunigunden, die bereits von ihm Mutter eines Sohnes Apitz geworden war. Albrecht gerieth mit seinem Bruder **Dietrich**, Herrn des Osterlandes, und sogar mit seinem Vater in Streit und Händel, endlich als er versuchte, seinen Söhnen erster Ehe, die sein Bruder Dietrich im Fall dessen schwächlicher Sohn, **Friedrich der Teut** ohne Nachkommenschaft absterben sollte, zu Erben eingesetzt hatte, die Nachfolge und den Besitz Thüringens zu entziehen und seinem Sohne Apitz zuzuwenden, kam es zu Thüringens größtem Nachtheil zu einem Kriege zwischen ihm und seinen Söhnen. Diese Zwistigkeiten brachen immer von neuem wieder aus, obgleich Kaiser Rudolf von Habsburg, der sich im Jahre 1290 in Erfurt aufhielt, um alle thüring'schen Raubschlösser zu zerstören, Vater und Söhne versöhnte, und führten endlich zu Albrechts berüchtigtem Länderverkauf, in welchem er Thüringen mit Ausnahme von Wartburg, Tenneberg und einem Theil von Gotha und Eisenach dem deutschen Könige Adolf von Nassau für die geringe Summe von zwölf tausend Mark Silber überließ (1294). Das Heer des Nassauer's richtete in Thüringen die abscheulichsten Verwüstungen und rohesten Gräuel an. Die thüring'schen Edeln blieben aber den Söhnen ihres entarteten Landgrafen treu. Der Tod Adolf's von Nassau (1298) brachte dem schwer heimgesuchten Thüringerlande wieder einige Ruhe, aber die Folgen des Länderverkaufs wirkten, selbst als Albrecht sich mit seinen Söhnen ausgesöhnt und Kunigunde, die Anstifterin all' dieses Unglücks (1286) so wie ihr Sohn Apitz (1300) mit Tode abgegangen waren, immer noch verderblich fort; denn König Albrecht I. Adolf's Nachfolger, machte Ansprüche auf Thüringen, wurde aber, obgleich von mehren namhaften thüring'schen Städten sehr unterstützt, als er mit großer Heeresmacht, die meist aus Schwaben bestand, gegen die Brüder Friedrich und Dietrich heranzog, bei Lucka (1307) so gänzlich geschlagen, daß Friedrich, nach der Ermordung seines Bruders Dietrich durch einen fanatischen Mönch in Leipzig, ferner nicht mehr im Besitz seiner thüring'schen Lande gestört und vom Könige Heinrich VII. 1310 als Landgraf von Thüringen anerkannt und bestätigt wurde. Später führte er einen unglücklichen Krieg mit dem Markgrafen Waldemar I. von Brandenburg, in dessen Gefangenschaft er sogar gerieth. Daraus befreit, suchte er die Wunden, die so langjährige Kämpfe seinen Erblanden geschlagen, zu heilen. Er starb 1324, zehn Jahre nach seinem Vater, der in Erfurt ohne Ansehen und in dürftigen Umständen sein Leben beschlossen hatte.

Friedrich den Gebissenen oder den Freudigen, wie er auch zubenannt wird, diesen edeln und wackern Thüringerhelden haben Geschichte und Sage wetteifernd verherrlicht. Unter der Regierung seines Sohnes **Friedrich des Schönen oder Ernsthaften**, der während seiner Minderjährigkeit unter

der Vormundschaft seiner Mutter Elisabeth, gebornen Gräfin von Arnshaugh und des Grafen Heinrich XVI. von Schwarzburg und nach dessen Tode unter der des wackern Grafen Heinrich Reuß, den er mit Undank belohnte, stand, entbrannte der sogenannte thüring'sche Grafenkrieg 1342, welchen der Landgraf siegreich gegen die Grafen von Schwarzburg und Orlamünde bestand, wodurch er sich sehr vergrößerte und namentlich Weimar in Folge eines Vertrags 1371 an das landgräfliche Haus kam. Als Schwiegersohn des Kaisers Ludwig des Baier, und von diesen vielfach begünstigt, wurde er aber auch in fast alle Händel mit verwickelt, welche das Leben jenes großen Monarchen trüb[illegible], und starb in der Blüthe seiner Jahre, nachdem er kurz vorher die ihm angetragene deutsche Krone ausgeschlagen hatte, auf Wartburg 1349. Er war vielleicht der Tapferste, gewiß der Mächtigste aller thüring'schen Landgrafen. Das Jahr seines Todes steht mit unheimlichen schwarzen Zügen in der Geschichte Deutschlands verzeichnet. Eine furchtbare Pest, mit dem grausigen Namen „der schwarze Tod" bezeichnet, raffte überall Tausende auf Tausende hinweg und viele thüring'sche Städte, am meisten die volkreiche Hauptstadt Erfurt, verödeten unter den Schlägen dieser lebenzerstörenden Geißel. Man hatte nicht Arme, nicht Gräber genug, die Todten zu bestatten. Dadurch aufs Aeußerste getrieben, trat der Mensch aus den freundlichen gewohnten Schranken seiner Gefühle und Handlungen, alle gesellschaftlichen Bande lösten sich, Mitleid und Erbarmen wurden zur Seltenheit. Die Juden, abergläubisch beschuldigt, Brunnen und Lebensmittel vergiftet und dadurch das allgemeine Sterben veranlaßt zu haben, wurden haufenweise erschlagen und in ihren Häusern verbrannt; ja viele der Unglücklichen verbrannten sich selbst in denselben. Die thüring'schen Chroniken sind voll dieser Gräuel. Ein Erzeugniß dieses krankhaften Zustandes des menschlichen Geistes war die Sekte der Flagellanten oder Geißler, die mit schwärmerischer grausamen Ascetik heerweise die Länder durchzogen und, überall die Fackel des Fanatismus in die geängsteten Gemüther werfend, unsägliches Unheil anrichteten. Um Gottes vermeintlichen Zorn zu versöhnen, griff der entsetzte Mensch zu schauderhaften Mitteln, und lange Zeit ging hin, eh' die empörten Fluthen der menschlichen Gedanken und Gefühle sich wieder ebneten und in die gewohnten friedlichen Ufer zurückkehrten. In demselben Jahre war es auch, daß der tapfere Graf Günther von Schwarzburg gegen Karl IV. von Böhmen zum deutschen König gewählt, in Frankfurt, wahrscheinlich vergiftet, verschied.

Die drei Söhne Friedrichs des Ernsthaften Friedrich III. der Strenge, Balthasar und Wilhelm regierten ihre bedeutenden Erbländer gemeinschaftlich. Durch Friedrichs Vermählung mit der Gräfin Elisabeth von Henneberg kam ein großer Theil der Grafschaft Henneberg an Thüringen 1353, durch Balthasar's Heirath mit Margarethe, Burggräfin von Nürnberg, erwarb er einen beträchtlichen Theil des thüring'schen Frankens; durch Kauf, Sieg und Erbschaft gewannen sie noch andere Landesgebiete. Mit Hessen schlossen sie einen Erbvertrag. Als Friedrich III. 1381 zu Altenburg gestorben war, theilten seine drei Söhne Friedrich, Wilhelm und Georg, sich mit ihren beiden Oheimen in das Ländergebiet. Landgraf Balthasar wurde dadurch alleiniger Herr von Thüringen, das er noch vierundzwanzig Jahre mit Kraft regierte und beglückte. Sein einziger an Leib und Geist

schwächlicher Sohn **Friedrich (IV.) der Einfältige**, während seiner Regierung (1406—1440) die Gliederpuppe seiner herrschsüchtigen Gemahlin Anna von Schwarzburg und seines Schwiegervaters des Grafen Günther XXIX. von Schwarzburg, Herrns von Arnstadt und Sondershausen, wodurch er mit seinen Vettern, den Markgrafen von Meißen, in mancherlei unangenehme Händel gerieth, starb unbeklagt 1440 zu Weißensee und wurde zu Reinhardsbrunnen begraben. Es ist bedeutungsvoll, daß mit seiner Leiche sich die Landgrafengräber dieses berühmten Klosters schlossen, denn in der That war er der letzte thüring'sche Landgraf, und die eigentliche Geschichte Thüringens hat mit ihm ihr Ende erreicht. Die folgenden Begebenheiten dieses Landes und seiner Herrscher gehören der sächsischen und der Geschichte der einzelnen Regentenhäuser an, die später hier von einander unabhängig bestanden. Der thüring'sche Löwe, das alte Landgrafenwappen wird fernet nicht mehr an die Schlösser und Säulen geheftet; denn dort prangt von nun an der sächsische Rautenkranz. —

Thüringen fiel als Erbe an die Enkel Friedrich **III. Friedrich den Sanftmüthigen und Wilhelm**, deren Vater Friedrich der Streitbare die sächsische Kurwürde erlangt hatte, in welcher ihm der erstere der beiden Genannten gefolgt war. In der 1445 errichteten Ländervertheilung erhielt **Wilhelm** Thüringen, das er, in Weimar residirend, zu einem eignen Herzogthum erhob. Doch dauerte dasselbe nicht länger als des Herzogs Leben (1482). In Folge der Theilung, bei welcher jeder zu kurz gekommen zu sein wähnte, entspann sich zwischen Wilhelm und Friedrich dem Sanftmüthigen ein mehrjähriger Bruderkrieg, der, vorzüglich durch die Vitzthume und einen Hausstreit, den Grafen von Schwarzburg genähret, und neu angefacht, manchen Gegenden Thüringens Verwüstung und großes Weh verursachte. Die unglückselige Ehegeschichte Albrechts des Unartigen wiederholte sich im Hause Herzog Wilhelm's von Thüringen, der seine sanfte Gemahlin Anna von Oesterreich, wie Margarethe eine Kaisertochter, die Albrecht's **II.**, verstieß und eine junge Wittwe, bekannt unter dem Namen Katharina von Brandenstein, heirathete, in deren verführerischen Reizen der sinnliche, leichtgläubige, betrogene Herzog gefangen lag. Anna starb in unverschuldeten Gefängniß zu Eckardtsberge. Wilhelms Erben waren die Söhne seines Bruders Ernst und Albrecht, die das sächsische Haus in zwei nach ihnen benannte Linien theilten. Der Erstere, Kurfürst und in der Landestheilung 1485 Herr des größten Theils von Thüringen, liegt der spätern thüring'schen Geschichte näher. Der andere kleine Theil welcher an Albrecht fiel, erhielt in der Folge den Namen des thüring'schen Kreises, unter welchem er dem Kurfürstenthum Sachsen, welches bekanntlich durch Herzog Moritz an die albertinische Linie kam, und 1806 zum Königreich erhoben wurde, einverleibt war. Seit jener Theilung sehn wir Thüringen nicht mehr unter einem Herrn vereinigt; der Name verliert sich aus dem Bereich der Wirklichkeit und tritt zurück in das poetische Helldunkel der Vergangenheit. Der Name Sachsen kommt allmälig auf, der den Herren des Landes ein angenehmerer war.

Der thüring'sche Kreis des Königreich Sachsens kam durch den Frieden zu Wien 1815 mit andern großen Bezirken an Preußen, dessen König jetzt Oberherr dieses Theils von Thüringen ist.

Die ernestinischen Besitzungen erlitten weit bewegtere Schicksale, und ihre schönsten Städte waren bestimmt, in der Folge den verschiedenen Regentenhäusern dieser Linie zu Residenzen zu dienen. Dies ist der Grund, warum man in der fernern Geschichte dieses Landes fast nur von den Fürsten der ernestinischen Linie zu reden hat. Damit parallel läuft die Geschichte der schwarzburgischen Fürstenhäuser und einzelner Städte, vorzüglich Erfurts, als kurmainzischer Domaine, preußischer und französischer Besitzung, so wie zuletzt als Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks der preußischen Provinz Sachsen.

In Thüringen und zwar nur einige Stunden Wegs südwestlich von der Stelle, wo einst der thüring'sche Apostel die erste christliche Kirche gebaut, und von wannen das Licht des Heils in die Thäler und Gauen und weiter und weiter über Deutschlands Gefilde ausgestrahlt war, liegt zwischen den Städten Eisenach und Salzungen ein kleines Dorf, in welchem der Funke einer neuen Himmelsfackel, die dunkel gewordene Geisteswelt abermals zu erleuchten, entzündet wurde. Es ist Möhra, wo Luthers Eltern wohnten; er selbst wurde in Eisleben, im nördlichen Thüringen geboren. Ja, Luther war ein Thüringer! Laßt uns stolz darauf sein! Unser kleines Thüringen hat die Vergünstigung genossen, daß das Licht des Himmels von ihm zweimal über Deutschland ausgehen durfte, das erstemal durch einen ein- derten, das zweitemal durch einen eingebornen Sohn. Und die Er- Beherrscher des Thüringerlandes waren es, die das Licht und seinen L- schützten, daß jenes nicht verlöscht, und dieser nicht zertrümmert w- on den grimmen Faustschlägen römischer Finsterlinge. Die beiden So- und Nachfolger des Kurfürsten Ernst, Friedrich der Weise (gest. 1525) und Johann der Beständige (gest. 1532) waren Luthers Freunde. Die Wartburg, das ehrwürdige Palatium Thüringens, wurde durch Luther noch einmal von einem vollen Sonnenblicke der Geschichte vergoldet. Zu dieser Zeit erlangte Thüringen aber auch eine traurige Berühmtheit. Die vom eigensüchtigen Adel fort und fort erfahrene hartnäckige Verweigerung der Menschenrechte entriß den zur Verzweiflung gebrachten Bauern endlich einen blutigen Nothschrei. Daß die Idee der Freiheit in der Zeit begründet war beweist, daß sie sich zugleich in Schwaben und Thüringen heftig aussprach, ohne daß beide Parteien miteinander in Verbindung gestanden hätten. In Thüringen lieh ein wild fanatischer Kopf, Thomas Münzer, Pfarrer zu Allstedt, der Idee Worte. Aber man sprang zum entgegengesetzten Extrem, eine Erscheinung, die sich jedesmal zeigt, wenn große reif gewordene Lebensfragen, bestimmt der Gesellschaft neue Formen zu geben, zum erstenmale ausgesprochen werden. Münzer regte erst in Allstedt, später in Mühlhausen in Verbindung mit einem andern Fanatiker Nam-ns Pfeiffer, das Volk auf, und der unterdessen in Schwaben ausgebrochene Bauernkrieg kam ihm zu Hülfe. Die Bauern rotteten sich zusammen und zerstörten 1525 Burgen und Klöster. Die Todesstunde der schönsten Klöster Thüringens schlug. In ihrem Innern schon längst der Flamme der Begeisterung entbehrend, mußten sie nun der Flamme des Fanatismus als Nahrungsstoff dienen. Die Saat war lange reif, aber nicht für die Sichel; denn das Korn war ausgefallen und krimte

frisch im Boden; die Aehren aber waren leer und taub und darum mußte sie das Feuer verzehren. Reinhardtsbrunn, Georgenthal, Volkenrode, Ilefeld, Walkenried, die Klöster in Erfurt, Nordhausen, Eisenach, mit einem Worte alle Klöster Thüringens erlagen der wilden entfesselten Volksmacht und die junge Sonne des neuen Welttags, deren Strahlen sie den Eintritt gewehrt, leuchtete nun auf ihren Trümmern. Die rasenden Executoren dieses Strafgerichts erlagen bald darauf der gewaffneten Hand der Fürsten, denn also liegt es im Rathe Gottes, daß die Extreme untergehen müssen. Die versammelten aufrührerischen Bauern wurden bei Frankenhausen am 15. Mai gänzlich geschlagen, ja größtentheils aufgerieben, und Münzer starb mit Pfeiffer und vielen seiner Anhänger auf dem Blutgerüst, die ihm ergebenen Städte vorzüglich Mühlhausen wurden von den Fürsten hart angesehen. — Dann ist es eine thüring'sche Stadt Schmalkalden, in welcher die protestantischen Fürsten, sich zu Schutz und Trutz gegen den Kaiser Karl V., den Feind des neuen Glaubens, vereinigen, wovon sie die schmalkaldischen Bundesgenossen heißen (1531). Nach mehrmaligen Fürstenversammlungen in dieser alten Stadt kamen die sogenannten schmalkaldischen Artikel zu Stande, die, von Luther und seinen theologischen Freunden entworfen, obgleich zu anderm Zweck bestimmt, einen Theil unsrer symbolischen Bücher ausmachen. Die Häupter des Fürstenbundes der Kurfürst von Sachsen Johann Friedrich der Hochherzige und der Landgraf von Hessen Philipp geriethen durch eignes Verschulden in der Schlacht bei Mühlberg in die Gewalt des Kaisers 1547. Johann Friedrich, der Kurwürde, und seinen meißnischen Besitzungen entsetzt, die beide seinem Vetter, dem schlauen Moritz zuertheilt wurden, und nach fünf Jahren der kaiserlichen Haft entlassen, schlug nun seine Residenz in Weimar auf, und er, wie seine Nachkommen waren von diesem Tage an ausschließlich thüring'sche Fürsten, die Herzöge von Altenburg ausgenommen. Die während seiner Gefangenschaft 1548 von seinen Söhnen gestiftete Universität Jena wurde 1558 feierlichst eingeweiht. Diese beiden Söhne Johann Friedrich der Mittlere und Johann Wilhelm (der dritte Johann Friedrich der Jüngere starb jung und unvermählt) regierten gemeinschaftlich, bis der erstere in die Händel des geächteten fränkischen Ritters Grumbach verwickelt in lebenslängliche kaiserliche Haft gerieth, das Schloß Grimmenstein in Gotha, wohin er von Weimar gezogen war, zerstört und seinem Bruder die Regierung allein übertragen wurde (1567). Johann Friedrich war der Gründer der sogenannten ältern gothaischen Linie, welche jedoch mit seinen beiden Söhnen Herzog Johann Casemir von Coburg (1633) und Herzog Johann Ernst von Eisenach (1638) wieder abstarb. Johann Wilhelm (gest. 1572) war im Gegensatz der Stifter der ältern weimar'schen Linie und als solcher Stammvater aller jetzt lebenden ernestinischen Fürsten. Seine Söhne Herzog Friedrich Wilhelm und Johann standen bis zum Jahre 1586 unter der despotischen Vormundschaft des Kurfürsten August von Sachsen, von welcher Zeit der erstere allein regierte. Er starb 1594 im 41. Jahre (sein Vater war nur zwei Jahre älter geworden), ein kluger und wackrer Regent, der vor seiner Zeit nur allzusehr in unnütze theologische Streitigkeiten verwickelt, vorzüglich den Kryptocalvinismus scharf bekämpfte. Wie Kurfürst August sein Vormund gewesen war, so regierte er als Vormund der Kinder desselben von 1591 bis 1599 Kursachsen. Nach

seinem Tode theilten seine Söhne mit seinem Bruder Johann und erhielten in der Theilung Altenburg. Sie starben ohne männliche Nachkommen und Herzog Johann pflanzte das Haus fort, starb aber selbst schon im 36sten Lebensjahre 1605, als Vater von 11 Söhnen. Aus ihnen gingen einige Fürstensterne erster Größe hervor. Am hellsten strahlt Bernhard der Große, der Held des dreißigjährigen Kriegs, der kühne und gewaltige Schwedenführer nach Gustav Adolfs Tode, bis er als Opfer französischer Intriguen 35 Jahre alt an Gift in dem von ihm eroberten Breisach fiel 1639. Ausgezeichnet als Generale im dreißigjährigen Krieg in den Heeren der Protestanten waren auch Johann Ernst, Friedrich, (beide wie Bernhard in der Blüthe der Jugend vom Kriege dahin gerafft, jener 1626, im 33sten dieser 1622 im 27sten Lebensjahre). Wilhelm, der Begründer der jüngern weimar'schen Linie, und Ernst der Stifter der jüngern gothaischen Linie. Der Lehrer, dieser ausgezeichneten Fürsten war der berühmte Hartleder. Thüringen litt schwer unter der glühenden Sohle des genannten unglückseligen Kriegs. Nach der schauderhaften Zerstörung Magdeburgs fielen Tilly's barbarische Horden hier ein, und hauſten vorzüglich im schwarzburgischen und weimar'schen Gebiet, wie vormals Attila's Hunnen, 1631, ja ein Jahr später war es sogar Kriegsschauplatz, endlich mußte es sich 1640 nach dem Prager Frieden, dem die thüring'schen Fürsten beigetreten waren, von den Schweden, seinen ehemaligen Freunden und Bundesgenossen, sogar feindlich behandeln lassen. Die beiden schon genannten Brüder Wilhelm und Ernst theilten 1645 ihre Länder, Wilhelm blieb in Weimar, Ernst wählte seine Residenz zu Gotha. Beider Bemühungen gingen dahin, mit väterlich milder Hand die Wunden zu heilen, die der Krieg ihrem Lande geschlagen hatte. Jener bauete in Weimar das Residenzschloß Wilhelmsburg dieser in Gotha das Residenzschloß Friedenstein. Die ihnen und Kursachsen anheimgefallene Grafschaft Henneberg theilten sie 1660.

Herzog Wilhelm von Weimar starb 1662, und seine Söhne theilten das Land, so daß Johann Ernst zu Weimar, Adolf Wilhelm zu Eisenach, Johann Georg zu Marktsuhl, und Bernhard zu Jena residirte. Die Geschichte der durch diese Herzöge gestifteten Häuser besteht fast aus nichts als Aussterben der einzelnen und Erbstreitigkeiten der übrigen um das heimgefallene Land. Zuerst stritten diese weimar'schen Prinzen mit Gotha um das durch Absterben seines Herzeghauses erledigte Altenburg (1672), bis sie sich verglichen. Von den weimar'schen Nebenlinien starb Eisenach zuerst ab (1671) und Herzog Johann Georg I. zog von Marktsuhl nach Eisenach, so daß seine Nachkommenschaft sich nun nach dieser Stadt nannte. Sie starb aber 1729 ebenfalls aus. Jena hatte schon 1690 dasselbe Schicksal gehabt, so daß Weimar diese Landestheile durch Erbschaft wieder alle an sich brachte. Nach Johann Ernst (gestorben 1683) regierte sein Sohn Wilhelm Ernst (gestorben 1728) ein tüchtiger, Kunst und Wissenschaft aber auch Pracht liebender Fürst, der zu fast allen wissenschaftlichen und Kunst-Instituten Weimars den Grund legte, und seine lange Regierung zur materiellen und ideellen Verschönerung seines Landes anwandte. Ihm, der keine männliche Nachkommenschaft hinterließ, folgte der Sohn seines Bruders Johann Ernst, Ernst

August in der Regierung. Er führte das Recht der Erstgeburt ein, baute viele Schlösser, vorzüglich das Lustschloß Belvedere bei Weimar und das Fürstenhaus zu Eisenach, wo er sich oft aufhielt, und war überhaupt ein Herr, der gern viel Geld ausgab. Nach seinem Tode 1748 führte der Herzog Friedrich III. von Gotha die Vormundschaft über den elfjährigen Herzog Ernst August Constantin, worüber Meiningen und Coburg Streit erhoben. Kaum hatte der junge Herzog die Regierung selbst angetreten, als ihn schon der Tod hinwegraffte 1738. In seiner jungen Wittwe Anna Amalia, einer gebornen Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, erstand dem Lande ein Genius, wie die gütige Gottheit sie selten auf Throne sendet, die aber an solcher Stelle Heil und Segen für Jahrhunderte ausstreuen. Durch diese hohe Frau, die erst 19 Jahre alt, beim Tode ihres Gemahls mit starker Hand die Zügel der Regierung für ihren einjährigen Sohn Karl August ergriff, ist auf Thüringen ein Glanz gefallen, dessen sich kein deutsches Land in solcher Herrlichkeit rühmen kann und welcher nur im Hofe des Herzogs Alfons von Este zu Ferara im 16. Jahrhundert ein Gegenbild findet, aber es an fürstlichem Edelsinn übertragt. Zum zweiten Male sehen wir an einem thüringschen Fürstenhofe die gefeiertesten Dichter Deutschlands vereint, geehrt, geliebt. Wie Landgraf Hermann, der Ahn des weimarschen Hauses, so schmückt sich Amalia mit den glänzendsten Namen, und wie Wartburg von der aufgehenden Sonne der deutschen Dichtkunst morgentlich angestrahlt wurde, so liegt Weimar unter Amalia und ihrem Sohne im vollem Mittagsglanze derselben. Aber nicht nur den Künsten, die das Leben verschönern, auch dem Wohle des Landes widmete diese einzige Fürstin ihre thätige Liebe, und hier wie dort hat sie herrliche Früchte getragen. Dafür war sie bis an ihr Lebensende (1807) mit allem, was Kunst und Poesie als schaffendes Lebenselement in sich trug, in Verbindung, ja die Hohenpriester dieser ewig jungen Heiligthümer waren in ihrer friedlichen Einsamkeit meist um sie versammelt. Die Geschichte hat kein gleiches herrliches Verhältniß aufzuweisen. Ihrem Sohne, dem Herzog Karl August hatte sie 1775 die Regierung übergeben, der in ihrem Geiste auf ihre Grundlagen fortbaute. Mit sicherer Hand hat dieser ausgezeichnete Fürst das Staatsschiff durch die wildempörten Wogen der Zeit geleitet, und wenn es auch außer den Grenzen seiner Macht lag, alle Stürme von demselben abzuwenden, so hat er doch redlich das Seinige gethan, und alle Kräfte angespannt, seinem Lande wieder aufzuhelfen, als der große verheerende Sturm vorüber war. Mit der Bildung des deutschen Bundes 1815 wurde Weimar zum Großherzogthum erhoben, und im folgenden Jahre gab Karl August — der erste der 34 deutschen Fürsten! — seinem Lande die allen deutschen Bundesstaaten versprochene constitutionelle Verfassung. Die Blüthen der geistigen Bildung, von ihm so sorgsam gepflegt, gediehen zu schönen Früchten; das materielle Wohl seiner Unterthanen war nicht minder Gegenstand seiner Fürstensorge. Als ihn am 14. Juli 1828 auf einer Reise der Tod zu Graditz bei Torgau ereilte, folgte ihm sein Sohn der Großherzog Karl Friedrich (geb. 1783) dessen löblicher Eifer darauf gerichtet ist, die Institute seines großen Vaters zu erhalten und zeitgemäß zu verbessern.

Herzog Ernſt der Erſte von Gotha, dem die Geſchichte den ſchönen Beinamen des Frommen ertheilt hat, war in jeder Beziehung ein treuer Vater ſeines Volks, wie er als muſterhafter Familienvater gerühmt ward. Sein vorzügliches Streben ging dahin, die Wunden, die der dreißigjährige Krieg dem Lande geſchlagen, zu heilen. Merkwürdig, ja einzig in ihrer Art iſt ſeine Verbindung mit dem damaligen Zar von Rußland Alexei Michailowitſch, ſo wie ſeine Bemühungen, die chriſtliche Religion in Abyſſinien auszubreiten. Nach ſeinem Tode 1675, theilten ſeine ſieben Söhne, obgleich er eine Verordnung hinterlaſſen hatte, daß ſie das Land gemeinſchaftlich verwalten ſollten, es dennoch. Herzog Friedrich I., der Aelteſte, erhielt Gotha und Altenburg und führte das Gothaiſche Fürſtenhaus fort bis zum Ausſterben deſſelben (1825). Daſſelbe beſtand aus den Herzögen Friedrich I. der das Recht der Erſtgeburt einführte und 1691 ſtarb; Friedrich II. des vorigen Sohn, ein ſehr prachtliebender Fürſt, geſtorben 1732; dann ſein Sohn Friedrich III., ein Regent von großer Gutmüthigkeit, der mit Hülfe ſeiner geiſtreichen Gemahlin Dorothea Luiſe, der Freundin Friedrichs des Großen und Voltaires, die Drangſale des ſiebenjährigen Kriegs ſeinem Lande meiſt unſchädlich zu machen wußte. Ihm folgte 1772 ſein größerer Sohn Ernſt II. ein geiſtreicher und characterfeſter Fürſt, der ſeine ungewöhnlichen Kräfte beſonders den wiſſenſchaftlichen Inſtituten ſeines Landes widmete, in deſſen ohnedies ernſte Seele aber die franzöſiſche Revolution und ihre Folgen einen finſtern, nicht mehr zu bannenden Schatten warf. Sein Sohn Emil Leopold Auguſt 1804—1822 war einer der eigenthümlichſten Characters, die je einen Thron eingenommen haben und iſt bis jetzt noch von keiner Feder richtig dargeſtellt worden, wozu auch die Hoffnung allmälig ſchwindet. Von Napoleon geſchätzt und begünſtigt, hat er doch niemals perſönliche Vortheile von demſelben erſtrebt. Ihm ſtand, wie ſeinen Vorgängern, das Glück des Landes ſtets als ein unveränderliches Ziel vor Augen. Ihm folgte ſein früher in Rom zur katholiſchen Kirche übergetretener Bruder Friedrich IV., der, mit einer geiſtverdüſternden Krankheit behaftet, am 11. Febr. 1825 unvermählt ſtarb. Die ſieben Fürſten dieſes Hauſes haben ſich alle durch Liebe zu den Künſten und Wiſſenſchaften, durch Sammlerfleiß, Humanität und Gerechtigkeitsliebe mehr oder minder ausgezeichnet. Die unvergleichlichen Kunſtſammlungen und wiſſenſchaftlichen Schätze des Schloſſes Friedenſtein werden ewig von ihnen zeugen.

Die übrigen Söhne Ernſt des Frommen bildeten folgende Fürſtenhäuſer: Albrecht, Herzog von Coburg, Bernhard Herzog von Meiningen, Heinrich, Herzog von Römhild, Chriſtian, Herzog von Eiſenberg, Ernſt, Herzog von Hildburghauſen, Johann Ernſt, Herzog von Saalfeld, von denen aber Coburg, Römhild und Eiſenberg in ihren erſten Beſitzern wieder abſtarben. Die Linie Saalfeld nahm ihre Reſidenz (1735) in Coburg und wurde ſeitdem nach der letztern Stadt benannt. Auf Johann Ernſt folgten nach einander deſſen beide Söhne Chriſtian Ernſt (ſtarb 1745) und Franz Joſias, der das Recht der Erſtgeburt einführte. Das Land litt viel vom ſiebenjährigen Kriege, und bald nach dem Ende deſſelben ſtarb der Herzog 1764. Sein Sohn Herzog Ernſt Friedrich ſah ſich durch mehre un-

glückliche Ursachen in so mißliche Umstände versetzt, daß eine kaiserliche Commission nach Coburg kam, um das große Schuldenwesen zu ordnen und das Land zu administriren. Der Herzog starb in diesen Verhältnissen 1799; und erst unter seinem Sohne Franz wurde 1802 die erwähnte Commission aufgehoben. Doch war das Land dadurch nicht gebessert; denn der neue Minister von Kretschmann, den der Herzog als Retter herbeigerufen hatte, versetzte Land und Fürsten in eine noch schlimmere Lage. Daß die höheren Interessen des Landes dabei nicht mit Kraft befördert werden konnten, versteht sich von selbst. Bis zum Tode des Herzogs 1806 am 9. Dezember steigerten sich die durch den genannten Minister herbeigeführten Verlegenheiten und selbst die Eintracht des herzoglichen Hauses wurde dadurch gestört. Um das Unglück des Landes auf den höchsten Gipfel zu führen, nahm der französische Kaiser dasselbe für Frankreich in Besitz, weil der Herzog Ernst (geb. 1784) als General beim preuß. Heere stand. Erst nach dem Tilsiter Frieden gelangte er zum Antritt der Regierung. Ihm erst war es aufbehalten die Wirrnisse zu lösen, und er hat es mit einsichtsvollem Geiste und sicherer Hand vollbracht. In der Landestheilung 1826 erhielt der Herzog das Herzogthum Gotha, wofür er Saalfeld an Meiningen abtrat. Coburg und Gotha erfreuen sich unter seiner milden Regierung eines blühenden Zustandes. —

Unter den Söhnen des Stifters der Speciallinie Meiningen Bernhard dritten Sohns Ernst des Frommen, die nach einander zur Regierung kamen, zeichnete sich Anton Ulrich 1746 als ein origineller, für Kunst und Wissenschaften eingenommener aber auch verschwenderischer Fürst aus. Durch seine Verehelichung mit einer Bürgerlichen gerieth er mit seinen Vettern in arge Händel und sein heftiger Sinn führte oft unangenehme Entwickelungen herbei. Nach seinem Tode 1763 folgte ihm sein ältester Sohn zweiter Ehe unter Vormundschaft der Mutter, und nach dessen Tode 1782 der zweite, Herzog Georg, ein durch Förderung materieller Interessen höchst ausgezeichneter Fürst, der dem Lande 1803 zu früh durch den Tod entrissen wurde. Ihm folgte unter der Vormundschaft der Mutter sein minderjähriger Sohn Bernhard Erich Freund, (geb. 1800), dem das Land vorzüglich nach der gothaischen Erbtheilung (1826) sehr vortheilhafte Einrichtungen theils durch Umgestaltung aller Verhältnisse theils durch Begründung neuer zu verdanken hat.

Das Fürstenthum Hildburghausen bietet wenig historisches Interesse und ist 1826, wo der Herzog Friedrich Altenburg erhielt und Hildburghausen an Meiningen abtrat, aus dem Gesichtskreis der thüring'schen Geschichte getreten. —

Nicht wie das Haus Wettin durch Erbschaft in Thüringen ansässig geworden, sondern hier ursprünglich heimisch und seit den frühesten Zeiten der Geschichte dieses Landes ausgezeichnet ist das fürstliche Haus Schwarzburg. Die Sage erzählt, der Ahn dieses berühmten Geschlechts sei ein Sohn des fränkisch-merowingischen Königs Lothar Namens Günther gewesen, der um die Mitte des achten Jahrhunderts die Käfernburg bei Arnstadt erbaut habe. Der erste seiner Nachkommen, der sich den Namen eines Grafen von Schwarzburg beilegte, war Sizzo der Dritte, der das Schloß Schwarzburg und das Kloster Georgenthal um 1142 erbaute. Die Grafschaft Käfernburg

starb 1385 aus und kam 1467 an das Haus Schwarzburg, welches um diese Zeit schon mächtig war. Günther XXI. Graf von Schwarzburg und Herr von Arnstadt, ein edler und tapfrer Held, wurde 1349 gegen Karl VI. zum deutschen König erwählt, starb aber zu Frankfurt in demselben Jahre an Gift. Graf Günther XLI. führte 1541 die Reformation ein und seine Söhne Johann Günther I. und Albrecht VII. theilten das Geschlecht in die Sondershäuser und Rudolstädter Linie, von welchem jene 1697 und diese 1710 die fürstliche Würde erhielt. Dieser Standeserhöhung widersprach das Haus Sachsen, vorzüglich die Herzöge, dem die Lehnsoberhoheit über die Schwarzburgischen Besitzungen zustand, mit großer Heftigkeit, so daß der Herzog Wilhelm Ernst von Weimar, seine Landeshoheit über die Herrschaft Arnstadt mit bewaffneter Hand behauptete. Die hier nicht genannten Nebenlinien dieses Hauses schlugen endlich in den beiden Hauptlinien zusammen und diese blühen jetzt in den Fürsten Günther Friedrich Carl von Schwarzburg-Sondershausen, geb. 1801, regiert seit dem 19. August 1835 und Friedrich Günther von Schwarzburg Rudolstadt, geb. 1793 regiert seit 1807 unter mütterlicher Vormundschaft, übernahm die Regierung am 6. November 1814. Die Lehnshoheit der sächsischen Häuser ist 1814 und 1818 abgelöst worden.

Fürst Günther Friedrich Carl hat sich bereits als ein hohes Muster eines Regenten gezeigt; jede Fürstentugend schmückt ihn zum Wohl seines Landes, auf das er unablässig bedacht ist.

Gott gebe und erhalte unserm Thüringen so einsichtsvolle und milde Fürsten.

Ludwig Storch.

Allgemeiner Ueberblick vom Harze.

Motto: Die Berge sind die Säulen des Himmels;
und der Mensch wähnt der Gottheit da näher zu sein,
und die Menschen erscheinen dort tüchtiger, freier und frömmer.

Wer auf den Bergen geboren ward und seine Jugend da glücklich verlebte, wer von ihren heitern Höhen herabsah und zwischen ihren traulichen Thälern wandelte, wer ihre hüpfenden Quellen belauschte und im kühlen Schatten ihrer frischen Wälder ruhete: wem wird es nicht so weich und so wehe im Herzen, wenn er seine Berge vielleicht auf immer verlassen soll, wem schwillt nicht die Brust voll Freude und Wonne, wenn er nach Jahren sie wiedersieht, sie wieder betritt, die wohlbekannten lieblichen Firnen! Ach jedlichen Menschen treibt es ja hin nach den Bergen. Nicht bloß daß sie die reichen Schatzkammern, die geheimen Werkstätten der ewig schaffenden unermüdlichen Natur sind; nicht bloß daß der Mensch aus ihrem Reichthum nehmen und sich sättigen mag: nein sie sind mit ihren Sturzbächen auch die Lehrer des menschlichen Gewerbfleißes und zeigen die Benutzung der Naturkräfte; sie sind auch die Hebel seiner physischen und seiner moralischen Kraft. Sie müssen erstiegen und überwunden sein. Auf ihnen fühlt er der Gottheit sich näher, fühlt seine Gottesverwandtschaft, fühlt als Meisterwerk der Schöpfung seinen hohen Menschenwerth, fühlt seinen Herrscherberuf, fühlt seine Himmelsbestimmung. Empfindest du, lieber Leser, der du auf des Harzes Bergen standest, lebtest, diese Berge dein nanntest, nicht auch mit uns, und spannt sich, rüstiger Umwohner derselben noch unkundig da droben nicht deine Muskel, verspürst du nicht eine geheime Lust, die nördlichste Felsenburg deines deutschen Vaterlandes, den Trutz deiner Ahnen, auch zu erklimmen, wenn du ihre Zinnen vom Morgen- und Abendstrahl vergoldet siehst, ihre Wundermähren hörst, von ihrem wundersamen, unvergänglichen Zauber dir erzählen lässest? O so lausche uns doch ein weniges, wenn wir von jenen greisen und doch immer jugendlich frischen Bergen dir was erzählen. Wir möchten gar gern den Mund dir wässrig machen nach jener Herz und Gemüth stärkenden Speise, die der Herr auf jenen großen Tafeln der Erde aufgetischt hat, daß du mit uns zögest, wenn wir jährlich jene

Höhen übersteigen und die Thäler durchwandern, wenn wir der Gnomen erzschimmernde Palläste und der Cyclopen gluthsprühende Werkstätten durchstreifen, wenn wir am Epheu des halb verfallenen Burgthores ausruhen und die dunkele ernste Klosterhalle betreten, wenn wir die Nymphe des heilsamen Bades befragen und im grünen Tempel der Gesundheit lustwandelnd uns laben. Wohlan so schenke uns gütigst deine Aufmerksamkeit bei diesen einzelnen Umrissen zu einem treuen Bilde des Harzes.

Wenn von dem Harze, seiner Ausdehnung und seinen Grenzen die Rede ist, so muß zunächst gefragt werden, in welcher Beziehung davon gehandelt werden soll: Denn andere Grenzen zieht der Statistiker, andere der Historiker, andere der Naturforscher, andere der Naturfreund. Da wir alle diese Gesichtspunkte unter dem einen, angenehmer Unterhaltung, zusammenfassen wollen, so müssen wir hier dem Harze nicht blos die Ausdehnung geben, die er an Bergen und Thälern hat, sondern müssen die an seinem Fuße vor tausend Jahren und darüber bewaldeten Flächen noch hinzuzählen, die in der Endsylbe der Städte und Dörfer mit „rode" noch erkennbar sind, ja seine Seitenzweige dürfen theilweise bei unserm Vorhaben nicht ganz unbeachtet bleiben. Geben Harzreisende daher dieser von Osten nach Westen sich hinziehenden Bergkette die Ausdehnung von 12 geographischen Meilen Länge, 4 geographischen Meilen Breite und 36 geographischen Quadratmeilen Flächeninhalt und bezeichnen ihre Grenzlinie mit den Städten Seesen, Goslar, Wernigerode, Blankenburg, Gernrode, Wallenstedt, Mannsfeld, Wallhausen, Neustadt, Ilefeld, Scharzfeld und Osterode, so müssen wir auf allen Seiten mit einer bald mehr bald weniger parallel nach außen hin laufenden Linie uns unsere Grenzen bezeichnen, wodurch Länge, Breite und Flächeninhalt um Einiges vermehrt wird. Die Längen- und Breitengrade, wonach es bei den gewöhnlichen Annahmen vom 27. Grade 50 Minuten bis zum 29. Grade 10 Minuten östlicher Länge (vom ersten Meridian der Insel Ferro an gerechnet) und vom 51. Grade 25 Minuten bis zum 51. Grade 57 Minuten nördlicher Breite sich erstreckt und mithin 32 Minuten eines größesten Kreises unseres sphäroidischen Erdkörpers einnimmt, diese Grade würden sich nach obigen ausgedehnten Grenzangaben jedoch nur wenig verändern. Der Harz, das nördlichste deutsche Gebirge, zu einem Drittheil bewaldet,*) liegt auf einer großen, bis zur Nord- und Ostsee fortlaufenden Ebene, die nur von einzelnen Hügelreihen unterbrochen wird, und steigt von dieser isolirt, auf drei Seiten, besonders nordwärts, sehr steil empor. Woher es seinen Namen bekommen hat, ist bis dahin noch unerforscht geblieben und alle gewagten Erklärungen tragen das Gepräge gänzlicher Unwahrscheinlichkeit an sich.**) Obgleich aus einigen tausend höheren und

*) Allein in dem Hannöverschen Antheile sind 286,363 Morgen, im Anhalt-Bernburgischen incl. des Privat-Eigenthums 50,878 Magdeb. Morgen und im Fürstenthum Blankenburg und Stiftsamt Walkenried incl. des Privat-Eigenthums 89,549 Morgen Waldung à M. 160 Quadrat-Ruthen.

**) Aristoteles, der des Harzes unter allen Schriftstellern zuerst gedenkt: Meteorolog. lib. 1. c. 13. und Eratosthenes, Vorsteher der Alexandrinischen

niederen zusammengedrängten Bergen und Thälern bestehend und dadurch von andern schmalen mehr lang gedehnten einförmigen Gebirgszügen sich unterscheidend, ist er doch nach den innern Bestandtheilen sowohl wie nach der äußern sichtbaren Gestaltung in seiner eigenen Gebirgsformation sehr verschieden. Als Kern stellt sich dem prüfenden Auge des Geognosten im Brocken (mons bructerus)*) und den ihn umgebenden Bergen (dem sogenannten Brockengebirge) wie in dem Rammberge und seinem Fuße der Urgranit dar, der theils in zusammenhängenden Massen theils in zahllosen, die Oberfläche der Berge bedeckenden Trümmern hervorbricht.**) An diesen Kern, der selbst kein Erz enthält, schließt sich zum Theil selbst als Unterlage in südlicher, östlicher und westlicher Richtung eine zweite Bergmasse wie eine Abstufung an, die aus mancherlei Gebirgsarten besteht aber größtentheils doch zu einer und derselben Formation im weitesten Sinne dieses Wortes nämlich zur Grauwacke gehört. Diese Bergmasse (ob früher oder später als der Granit entstanden, ist nach neuern Forschungen noch unentschieden) enthält die erzführenden Gänge, weshalb man sie das Harzische Ganggebirge zu nennen pflegt. Auf die Basis dieser Grauwackenformation sind nun nach allen Richtungen größtentheils horizontal wellenförmig übereinandergesetzt und in bestimmter Ordnung verschiedenartige Lager, welche ein sich weit ausdehnendes viel jüngeres Flötzgebirge bilden, das unter den Namen das Thüringische- oder Kupferschiefer-Flötzgebirge oder der Vorharz sich in einzelnen Gebirgszügen nach Thüringen, Hessen, Niedersachsen bis Westphalen ausdehnt. Diese entfernteren Gebirgszüge, die besondere Namen führen, pflegt man jedoch, wenn auch Tacitus und Cäsar sie hinzugerechnet haben, jetzt nicht mehr als Theile des Harzes anzusehen, weshalb sie auch von uns, als unserm Zwecke zu entfernt liegend, nicht in Betracht gezogen werden sollen. Den Ring der Hügelkette, der vom Flötzgebirge das Hauptgebirge umschließt und auf der mittäglichen Seite vorzugsweise in mancherlei Nüancirungen als Kalk-, auf der mitternächtlichen als Sandstein hervortritt, müssen wir aber als integrirenden Theil betrachten. So ähnlich einander die innere Beschaffenheit der östlichen und westlichen Hälfte des Harzes nun auch sein mag, obwohl die

---

Bibliothek nannten dieß Gebirge vor mehr als 2000 Jahren ὀρκυνιος δρυμος. Cäsar nennt es de bell Gall. lib. 6. c. 24 – 28. Hercyniam sylvam, Ptolomaeus und Strabo lib. 7. Geogr. ἑρκυνιον δρυμον, Tacitus de morib. Germ. c. 30. Hercynium saltum u. Plinius Hercynium jugum. Wie es nun klar ist, daß aus diesem Ausdruck „hercynischer Wald" das Wort Harz gebildet ist, so ist hier wohl nicht uninteressant zu bemerken, wie ein kleiner Holzdistrikt zwischen Breitenstein und Güntersberge noch jetzt die Hercyne heißt.

*) Ob der Name mit dem alten Volksstamm der Bructerer in Beziehung stehe, lassen wir dahingestellt sein.

**) Auffallend ist auf einigen Felsenspitzen dieses Urgebirges die Abweichung der Magnetnadel wie z. B. auf dem Ilsenstein, den Schnarcher-Klippen, der Achtermannshöhe ꝛc., was vielleicht von verborgen eingesprengtem Magnet-Eisenstein herrühren mag. In einigen Bergen aber wie in letztgenannten und im Ziegenkopfe bei Blankenburg ausgebrannte Vulkane erkennen zu wollen, möchte eine sehr unhaltbare Annahme sein.

westliche metallreicher ist, so unähnlich ist sich doch die äußere Formation der Berge und vieles andere was davon abhängt. Man belegt daher diese beiden Hälften mit den Namen Ober- und Unterharz, deren Mittelpunkt der dem Oberharze zugerechnete Brocken ist, und als einen dritten Theil fügt man den schon oben erwähnten Vorharz noch hinzu, der mit dem Unterharze zusammengenommen vorzüglich an Naturschönheiten reich und durch seine Versteinerungen und mineralischen Quellen merkwürdig ist. Der Oberharz, etwa 5 geographische Meilen lang 3 geographische Meilen breit und 13 geographische Quadratmeilen in sich schließend (von den Unterhärzern schlechthin der Harz genannt) besteht aus einer Menge durch tiefe Thäler getrennter hoher Berge mit 7 Bergstädten,*) 2 Flecken und 11 Dörfern und ist, wenn gleich der kleinere, doch durch eine Bevölkerung von etwa 30,000 Menschen der volkreichste Theil. Auch trägt er die meisten, von Brüchen und Morästen durchzogenen Waldungen auf seinem Rücken. Der Unterharz, 9 geographische Meilen lang, 4 geographische Meilen breit und 23 geographische Quadratmeilen haltend, gleichfalls mit 7 Städten, 2 Flecken und 60 Dorfschaften und Hüttenörtern, die etwa 34,000 Einwohner haben, bildet aber mehr eine von sanften Thälern durchschnittene, vom Brocken an schon stark abfallende, also tiefer liegende und immer mehr bis in das Mannsfeldische sich absenkende und verlierende Hochebene, an deren östlichen und südlichen Grenzen sich der Rammberg und der Auerberg mit ihren schönen Thürmen wie Vorburgen und Warthen der Hauptfeste, des Brockens erheben.**) Der Vorharz mit etwa 50,000 Seelen ist schon oben bezeichnet***) und muß zur Verhütung von Mißverständnissen hier nur noch hinzugefügt werden, daß der bei Goslar im Vorharze sich erhebende Rammelsberg nebst den dabei befindlichen Hütten und das Salzwerk zu Harzburg im Gegensatze zum Oberharze (worunter der Bergmann die 7 Bergstädte, das Amt Elbingerode, Lauterberg, die Königshütte und die Hütte bei Gittelde versteht), in der Bergmannssprache dort der Unterharz und alle östlich vom Brocken liegenden Berge der Vorharz genannt werden. Obige Eintheilung in Ober- und Unterharz ist nun auch nach Scheidung der Flüsse festgestellt, für deren viele Quellen die Berge die kühlen Wasserbehälter umschließen. Jedes Thal hat einem durchfurchenden Bache seine Entstehung zu verdanken, und je nachdem diese zu stärkern Flüssen sich vereinigen, bilden die dahinter liegenden hohen Bergrücken als Wasser-, auch sogenannte Wetterscheiden. So sendet der Harz, von der Saale, Weser und Elbe eingeschlossen, vom Oberharze in westlicher Richtung die Oder, Sieber, Söse, Nette, Innerste, Ocker, Radau, Ecker und Ilse der Weser, vom Unter-

*) Clausthal, Andreasberg, Altenau, Zellerfeld, Wildemann, Grund und Lautenthal; die drei erstern gehören Hannover, die vier letztern Hannover und Braunschweig gemeinschaftlich.

**) Während auf dem Oberharze 1950 Menschen auf die geographische Quadratmeile kommen, leben im Unterharze nur 1406 Menschen auf demselben Raume. Der Harz ist demnach noch nicht übervölkert.

***) Man rechnet dazu Goslar, Gittelde, Seesen, Staufenburg, Osterode, Herzberg, Westerhofen ꝛc. Die geographische Quadratmeilenzahl ist uns unbekannt.

harze in östlicher Richtung die Zorge, Wipper, Eine, Selke, Bode und Holzemme der Saale als Zuflüsse. Seen hat der Harz nicht, statt deren aber viele sehr fischreiche und zum Betriebe der Hütten und Mühlen erforderliche Teiche, unter welchen durch seine Größe und kunstvolle Anlage sich vorzüglich der 5200 Fuß lange Ordteich auszeichnet. *) Wenn der Harz gleich viele warme Quellen hat, die nie im Winter zufrieren, so mangeln ihm doch gänzlich die heißen; dafür hat er aber mehrere mineralische, die im Alexisbade, Beringerbade, Hubertusbade zu Seesen und auf der Julius- und Ludwigshütte als bewährte Heilquellen benutzt werden. Das klare Gebirgswasser ist aber vielleicht mit wenigen Ausnahmen wegen mineralischen Gehaltes überhaupt sehr gut und gesund, doch muß man sich, weil es zugleich oft etwas hart ist, hüten, daß man es nicht zu kalt genießt. Auch Höhlen, theils trocken theils mit Wasser gefüllt, umschließt besonders das Gang- und Flötzgebirge des Harzes, worunter außer manchen andern die Baumanns- und Bielshöhle versteinerte Ueberreste des Höhlenbären enthaltend und durch ihre hohen Gewölbe mit schönen Tropfsteingebilden berühmt nebst der Einhornshöhle die bekanntesten und besuchtesten sind. Auch fehlt es nicht an kleinen Wasserfällen und vielfachen schönen Echos, wie dieß die Natur der Sache lehrt.

Daß, je nachdem die Jahreszeit ist, die Luft auf diesen Bergen durch die Höhe oft sehr dünn und durch die vielen Wälder auch leicht feucht und Tage lang neblicht sei, leuchtet von selbst ein; dessenungeachtet ist sie aber aus denselben Gründen bei angewendeter Vorsicht sehr gesund, und von manchen durch Miasmen entstehenden epidemischen Krankheiten namentlich vom kalten Fieber weiß man, durch die stets von Winden gereinigte Atmosphäre, fast gar nichts. Höchst vortheilhaft wirken auf schwache Lungen im Frühjahre und Sommer besonders die Ausdünstungen der Wälder und vielen Wiesenblumen, im Herbste der Geruch der verkohlenden Meiler. Desto öfter hört man dagegen Klagen über rheumatisch-gichtische Uebel, dort Flüsse genannt, und von Lungenentzündungen, zu denen sowohl der schnelle Wechsel der Temperatur hauptsächlich in Sommertagen und die tiefen feuchten Thäler als auch die heißen Stuben leicht Veranlassung geben. Von einer Kühlung bis zum Reife des Nachts im Sommer steigt die Hitze an den Bergwänden gegen Mittag eben so hoch, und oft höher als im flachen Lande, weshalb des Tages über einen öftern Wechsel mit der Kleidung die Vorsicht gebietet. Da man nun aber wegen jener Morgen- und Abendkühle drei Viertheile vom Jahre hindurch einheizen muß und der Härzer bei seinem Holzvorrathe heiße Stuben mit dabei geöffneten Fenstern als seinen Harzstaat liebt, so sind jene Uebel in ihren Ursachen leicht erklärlich. Treten entzündliche Krankheiten sporadisch auf, so nehmen sie mehrentheils einen sehr bösartigen Character an. Auch bewirken das rauhe Klima bisweilen das Wasser und schlechte Nahrungsmittel bei Kindern leicht Hautausschläge. Ob das Wasser nun aber zu Kröpfen und Würmern, von welchen letzteren besonders die Kinder heim gesucht werden, Veranlassung gebe, wie vielfach behauptet wird, möchten wir bezweifeln, sondern zu ersteren mehr den Grund in vielem Tragen

*) Auf dem Oberharze allein befinden sich 32 Bergwerksteiche.

schwere Lasten, weil die Weibsleute in tiefen engen Thälern nur daran leiden, zu letzteren auch in den schlechten, schwer verdaulichen Lebensmitteln suchen. Diese und schwere Arbeiten mögen auch wohl Bruchschäden und Magenkrämpfe verursachen, worüber von Vielen sehr geklagt wird. Jeder Landbewohner, wenn er nicht einen sehr abgehärteten Körper hat, muß sich überhaupt, wenn er den Harz zu seinem Wohnsitz erhält und seine Geschäfte ihn viel ins Freie rufen, anfänglich sehr hüten, daß er nicht durch eine plötzliche Erkältung und veränderte atmosphärische Einwirkungen eine Krisis zu bestehen habe. Hat er diese aber glücklich überwunden oder sich allmählig an die Eigenthümlichkeiten des Harzes gewöhnt, dann kann er bei einem außerdem regelmäßigen Leben auf eine um so festere Gesundheit rechnen. Auf dem Harze geborene Kinder werden daher in einem milderen Klima um so gesünder sein. Es ist selten eine ganz ruhige Atmosphäre anzutreffen, wenigstens wird man in vielen Thälern stets von Luftzügen überrascht. Wehet aber heftiger Wind, so äußert sich auch dieser weniger gleichmäßig als in heftigen Windstößen, die auf die Forsten und Hausdächer oft sehr zerstörend wirken. Eine auffallende Durchdringlichkeit, von welcher der Landbewohner keinen Begriff hat, äußert hauptsächlich auf dem Oberharze der Morgenwind, und für die unter dem sogenannten Brockenstriche liegenden Aecker hat auch der am Brocken sehr abgekühlte Abendwind einen auffallend nachtheiligen Einfluß. Schon auf dem Unterharze halten die Fröste bis zum Mai an und zeigt sich in Allem ein großer Unterschied gegen das flache Land und den Vorharz; auf dem Oberharze ist aber ein noch viel rauheres Klima und der Winter tritt bei weitem noch strenger auf. Im Juni schmilzt auf den höchsten Punkten erst der Schnee und im September hüllt er oft mit seinem Leichentuche die Berge schon wieder ein, so daß der Sommer kaum 6 Wochen gedauert hat und man immerfort wenigstens des Morgens und Abends einheizt. Es schneiet hier oft mehrere Tage hintereinander, so daß Häuser und Wälder förmlich in Schnee begraben liegen und selbst Beispiele von Schneelawinen (1837) vorgekommen sind, weshalb man in manchen Harzörtern Abends bei heftigem Schneegestöber mit allen Glocken läutet, um die heimkehrenden Arbeiter und Harzträgerinnen durch Bezeichnung der Ortsrichtungen vor Verirrungen und Unglück zu bewahren. Doch auch im Winter behält der Harz noch seine Schönheiten, denn abgesehen von der oft lange anhaltenden Schlittenbahn bieten im Sonnenglanze die beschneiten Berge und bereiften Wälder sowohl aus der Entfernung wie in der Nähe die herrlichsten Winterlandschaften dar, und die Roßtrappe wird wegen ihrer schönen Stalaktiten jetzt auch im Winter oft besucht, wo man mit Schlitten bisweilen bis zum Kessel der Bode fahren kann. Als etwas Merkwürdiges wohl aber Erklärliches muß auch noch erwähnt werden, daß die Berge, der Brocken, Ramberg, Auerberg und Andere für die im Osten davon wohnenden Harzer stets richtige Wetterpropheten für die nächstfolgenden Tage sind, je nachdem deren Haupt klar oder in Nebel eingehüllt ist. Den Brocken aber im Winter besteigen zu wollen, ist, wenn auch nicht unmöglich, doch mit großer Lebensgefahr verknüpft. Bilden sich aber im Sommer Gewitter, so senken sich diese leicht in die Thäler und bleiben, furchtbar in ihren Aeußerungen, oft mehrere Tage stehen.

Die im Lande entſtehenden Gewitter erheben ſich ſelten auf den Harz. Ziehen ſie aber über die höchſten Berge hinweg, dann ſind ſie am allergefährlichſten und furchtbar iſt durch das Echo der Berge das Rollen des Donners.

Wie der Harz in Vielem ſeine Eigenthümlichkeiten hat, ſo auch in ſeinen Producten. An Wildpret liefert er der hohen Jagd den Edelhirſch, höchſt ſelten den Dammhirſch, das Reh und Schwarzwild. Für niedere Jagd ſind Haſen, Rebhühner, wilde Enten, Schnepfen, Peccaſinen ꝛc. vorhanden, doch hat ſich die Jagd wegen Verminderung aller jagdbaren Thiere durch Holzſchläge, harte Winter und viele Nachſtellung zum Wohle der Landwirthe gegen frühere Zeiten ſehr vermindert, und ſo wie die Parforcejagden und großen Jagden mit Tüchern zur Ehre der Menſchheit ſchon längſt aufgehört haben, ſo werden auch große Saubetzen bald den Erzählungen aus der Vorzeit anheim fallen. Auch ſelbſt der Fang der Krammetsvögel in Geſchneiden vermindert ſich von Jahr zu Jahr. Daß es auf dem Harze auch wilde Raubthiere einmal gegeben habe, daran erinnern nur noch die Bärdrüche auf dem Ramberge, wo der letzte Bär (wann? —) erlegt ſein ſoll und der Wolfspfahl bei Dietersdorf, wo der letzte Wolf gefallen iſt, nebſt den Namen vieler Feldmarken und Forſtörter wie Wolfsgrund, Wolfsthal und dergl. Es haben ſich zwar bisweilen ſpäterhin wieder einige Wölfe und Füchſe namentlich am Brocken gezeigt, doch ſind dies nur verſprengte Gäſte geweſen, denen man bald das Handwerk gelegt hat. Auch wilde Katzen, Dachſe und Füchſe gibt es nicht mehr in der Menge wie ehedem, den Martern, Iltiſſen, Wieſeln und Fiſchottern wird nach Möglichkeit nachgeſtellt, und von größeren Raubvögeln laſſen ſich nur im Winter bisweilen einige Adler und Geierarten noch erblicken. Außerdem gibt es an Säugethieren noch viele Maulwürfe, Eichhörnchen und Igel, nicht aber Hamſter, an Vögeln die gewöhnlichen, doch beſonders viele Finken und Goldammern. Die Nachtigall bleibt aber bloß im Vorharze und iſt weder im Unter- noch im Oberharze anzutreffen. Auch Wachteln und zahme Tauben gibt es wenig, deſto mehr Holztauben. Die Fiſcherei, über Teiche und kleine Flüſſe ſich bloß ausbreitend, liefert Karpfen, Schleien, Hechte, Karauſchen, Forellen, Schmerlen, Neunaugen, Gründlinge, Elritzen und ſchöne Krebſe. Von den Amphibien ſind beſonders die Blindſchleichen, die Ringelnattern und die giftigen Kreuzottern hervorzuheben. Viele ſchöne im Lande nicht anzutreffende Schmetterlinge und Käfer durchflattern Wälder und Wieſen. Maikäfer fehlen jedoch faſt gänzlich; ſchlimmere Verheerungen richtet aber der Borkenkäfer an den Nadelhölzern an. Auch gibt es viel Regenwürmer und Schnecken.

Da der Harz nicht ſo ſehr durch ſeine Höhe ſich auszeichnet, weil der Brocken (oder Blocksberg) nur 3489 nach Andern 3455 Pariſer Fuß zählt,*) und das Rieſengebirge und der Schwarzwald ihn daher überragen, ſo dürfte man bei der gleichen innern Beſchaffenheit der Berge nicht bloß auf eine reiche ſondern auch auf eine einander ſehr ähnliche Pflan-

*) cf. hierüber in Gottſchalks Taſchenbuche für Harzreiſende die Ueberſicht der Höhenmeſſungen aus dem Harze.

zenwelt wohl rechnen. Allein dem ist nicht so. Da das Klima nach dem Urtheil von Sachkundigen im Allgemeinen dem von Schweden und Norwegen gleich kommt, so ist höher hinauf und namentlich am Brocken in derjenigen atmosphärischen Region, wo in den Schweizeralpen noch die üppigste Pflanzenwelt angetroffen wird, hier schon ein fast gänzliches Absterben der Natur sichtbar. Aber auch in den darunter liegenden Regionen treten manche durch klimatische Einwirkungen entstandene Unterschiede ein. Der Oberharz ist nämlich durch seine höhere Lage nur mit Nadelholz, der Fichte oder Rothtanne (pinus abies) einzeln mit der Kiefer (p. silvestris), Lerche (p. larix) und Edel- oder Weißtanne, und nur an seinem Abhange mit wenigem Laubholz bedeckt. Dieses ist auch des Brockens (nach der Meinung von Forstmännern einst auch mit Laubholz bedeckt) dunkeles Kleid bis fast zu seinem kahlen Felsenscheitel, wo außer der Heide und dem Moose auch die Zwergtanne, sein letzter grüner Baumkranz, nicht mehr gedeihen will und alles Leben unter starren Felsenblöcken begraben liegt. Der Unterharz enthielt nur in seinen westlichsten Theilen sonst Nadelholz, in den übrigen Laubholz. Da man jedoch seit mehreren Jahren dem überdieß von selbst schon immer östlicher vordringenden Nadelholz zur Verbesserung des von Dammerde entblößten Bodens und zu größerem Ertrage als Nutzholz durch Fichtenculturen (wenn die Fichte ihren Boden findet?) Vorschub gethan hat, so ist das Laubholz (ob zum Vortheil des Ackerbaues und der Viehzucht? —) aus dem Unterharze dadurch immer mehr verdrängt und auf die Vorberge beschränkt, dem Harze aber eine seiner schönsten Zierden zum Theil geraubt worden.*) Von Laubholz trifft man also an, entweder reine Bestände von Rothbuchen oder gemischte Bestände von Eichen, Birken, Hainbuchen, Ahorn, Ellern, Espen, Eschen und Linden, welche als Unterholz noch Haseln und mehrere Arten Strauchhölzer haben. Vom Safte der Birke wird auf dem Unterharze das den Harzreisenden sehr beliebte Birkenwasser gemacht. Die Buch- und Haselnüsse liefern, wenn sie nicht in der Blüthe erfrieren, dem Härzer einen nicht unbedeutenden Ertrag. Allein da durch die Lichtung der Wälder es der alten Buchbestände immer weniger gibt und auch der Wald jetzt weniger als ehedem geschlossen und gegen Spätfröste geschützt ist, so vermindert sich dieser Erwerb von Jahr zu Jahr, und auch von Eichelmast weiß man deshalb kaum noch etwas auf dem Harze. Daß unter solchen atmosphärischen Verhältnissen auf einen gedeihlichen Obstbau nicht gerechnet werden kann, liegt klar vor. Zwar wachsen auf dem Unterharze spät blühende und früh reifende Sorten von Aepfeln und Birnen, deren Schößlinge selbst dort gewachsen sind, allein deren Geschmack bleibt immer herbe. Wohlschmeckender sind Kirschen und Zwetschen, doch werden letztere nur selten reif. Reichlichen Ersatz für

*) An Nadelholz (Fichten, Kiefern, Lerchen) hatten die Anhalt-Bernburgischen Forsten des Harzes 1824 einen Flächeninhalt von 2497 Morgen, werden aber nach der neuen Forsteinrichtung künftig aus etwa 10,000 Morgen bestehen und somit ein Fünftheil dieser Forsten einnehmen. Aehnliche Verhältnisse durch Veränderungen finden in den Braunschweigischen und Stolbergischen Forsten statt.

solche Früchte liefern aber die Waldbeeren, Erdbeeren, (die auch in den Gärten gut gedeihen) Heidelbeeren, Himbeeren und Preußelbeeren (dort Kronsbeeren genannt), die mit seltenen Ausnahmen immer gerathen und von den sogenannten Harzträgerinnen namentlich vom Oberharze aus, weit in das flache Land hinein zum Verkauf ausgebeten werden. Auch von den eßbaren Schwämmen gibt es mehrere Sorten: Champignon, Morcheln, Ziegenbärte ꝛc. so wie von den officinellen Kräutern besonders auf dem Unterharze und in den Vorbergen eine unendliche Menge angetroffen werden, denen die Sagen manche bis jetzt vergeblich gesuchte Wunderblumen noch beigemischt haben. Als Zierblume zeichnet sich darunter der zwischen den Klippen hervorragende giftige rothe Fingerhut aus.

Die reichsten und dem Harze eigenthümlichsten Producte sind aber seine Metalle, weshalb Bergbau und Hüttenwesen namentlich für den Oberharzer von jeher der Hauptnahrungszweig gewesen sind und bleiben werden. Hierin steht der Harz, indem er gegen 4000 Menschen dadurch beschäftigt, auch fast unübertroffen da. Die aufgefundenen Mineralien sind Gold, Silber, Kupfer, Blei, Eisen, Spiesglas, Braunstein und Flußspath, Kobald, Zink, Galmey, Nickel, Arsenik, Schwefel, Vitriol und Farbenerden, und zu den mineralogischen Seltenheiten gehören mehrere Arten Zeolith so wie die berühmten Kreuz- und Kalkspathkrystalle von Andreasberg. Die Silber- und Eisenproduction ist aber überwiegend. Silberhütten trifft man daher bei Andreasberg, Clausthal, Lautenthal, Altenau, Langersheim und Harzgerode, und so viele Eisenhütten auf einen so kleinen Raum wie hier zusammengedrängt, findet man sonst nirgends in Deutschland wieder; denn auf einem Flächenraume von 14 geographischen Quadratmeilen werden jetzt 20 Hochöfen, 36 Frischfeuer, 12 Zaynhämmer, 5 Schwarz- und 2 Weißblechhämmer, 46 Drathzangen und 2 Stahlhämmer fast beständig betrieben. *)

Summarisch den jährlichen Ertrag an Silber zu 50 tausend Mark, an Blei und Glätte zu 100 tausend Centner und an Eisen zu 220 tausend Centner von allen Hütten anzunehmen, möchte man sich wohl keiner Uebertreibung schuldig machen, da der Ertrag der hannöverschen Bergwerke allein schon auf eine Million Thaler veranschlagt wird, wovon jedoch nach Bestreitung aller Kosten und Gehalte wenig reiner Ueberschuß bleibt. Mit Ausnahme weniger Hütten sind sämmtliche Eigenthum der Grundbesitzer. Den Bedarf der Kohlen, der daher auch nicht gering ist, überschätzt man in 130,000 Karren (die Karre zu 10 Maaß und das Maaß zu 9½ C. Fuß) oder in 325,000 Malter Holz (á Malter zu 80 C. Fuß) deshalb gewiß auch nicht. Außerdem gehören aber noch zu den mineralischen Producten des Harzes Porphyr, Schiefer, Steinkohlen, Marmor, Alabaster, Sandstein, Kalk, Gyps ꝛc., worüber jedoch ein Mehreres in andern Werken nachzulesen ist. Außer den Schmelzhütten weist der Harz aber auch noch andere industriöse Unternehmungen auf, als die Bleiweisfabrik Scheerenberg, ein Blaufarbenwerk bei Wernigerode, ein Salzwerk bei der Harz-

*) Keine Betriebsanlage des Harzes darf ohne besondere Erlaubniß von Fremden besucht werden.

burg, die Glashütten am Brocken, bei Braunlage und Breitenstein, und von Mühlen gibt es außer vielen Wassermahlmühlen, Papier-, Pulver- Säge- und anderen Mühlen auch eine Marmormühle. Windmühlen gibt es aber trotz des öftern Wassermangels wegen unregelmäßigen Windes fast gar nicht und Dampfmühlen sind noch nicht angelegt, möchten aber bei den durch Lichtung der Wälder sich immer mehr vermindernden Quellen vielleicht noch erforderlich werden.

Außer dem Bergbau und Hüttenwesen und den damit zusammenhängenden Holzschlägen, Verkohlungen und Fuhren sind nun aber namentlich für den Unterharzer noch Hauptnahrungszweige der Ackerbau und bei den vielen schönen Wiesen auch die Viehzucht. Da in Urkunden aus dem eilften Jahrhundert schon des Zehnten von Hasselfelde gedacht wird, so muß der Ackerbau auf dem Harze sehr alt sein. Der Ackerbau, noch im Steigen begriffen, hat besonders seit Einführung der Kalkdüngung vor etwa 30 Jahren, wo der Amtsrath Eisfeld zu Stiege die ersten Proben machte und worüber später der Oberamtmann Siems in Hann eine bestimmte Theorie nebst praktischer Anwendung aufstellte, der in größerer Anwendung auch der Oberamtmann Kleemann in Güntersberge folgte, einen bedeutenden Aufschwung gewonnen. Denn wenn der Harzer sich früherhin auf seinem bindigen Lehm- und Thonboden bloß auf Sommerfrüchte beschränkte, so machen jetzt Winterfrüchte fast den Haupttheil seiner Erndte aus, und reichere Erndten belohnen sein Nachdenken und seinen Fleiß. Weizen und manche andere Früchte des flachen Landes, z. B. Flachs werden zwar immer noch wenig und ohne recht glücklichen Erfolg gebauet, desto schwerer an Gewicht ist aber der Hafer und der rothe spanische Kopfklee, der von den Futterkräutern allein nur hier anwendbar ist, wächst in nassen Jahren, den besten für den Harz, hier fast üppiger als im Lande. Auch Erbsen, Linsen und Wicken gedeihen. Zur Beackerung bedient man sich besonders der Kühe, weil diese nutzbarer und in der Erhaltung wohlfeiler sind als die Pferde. Die Erndte, die im Vorharze schon 14 Tage später als im Lande einfällt, verzögert sich aber auf dem Harze um 4 Wochen und ist zumal bei nassen Herbsten und früh eindrechenden Wintern (denn Frühling und Herbst dauert durch den schnellen Uebergang zum Winter und Sommer nur wenige Wochen) oft mit vielen Kosten und Schwierigkeiten verknüpft. Auch kann es säumigen Landwirthen leicht wiederfahren, daß sie Spathafer, Kartoffeln und Grummet im October unter dem Schnee hervorholen oder der winterlichen Erde zur Fäulniß überlassen müssen. Eine Frucht, die überall auf dem Harze eben so gut als im Lande gedeiht, ist aber die Kartoffel und wird deshalb vorzüglich auf dem Oberharze selbst im Großen angebauet. Zur größten Verwunderung findet man an den steilsten Abhängen oft Kartoffelfelder, und die besten Sorten antreffend, sollen die Kartoffeln auf dem Harze vorzüglich wohlschmeckend sein. Ehedem wurden die Korn- und Kartoffelfelder sehr vom Wildpret heimgesucht, und es mußten diese Felder daher durch Hunde und angezündete Feuer des Nachts, zur Plage der Bewohner, sehr behütet werden. Seitdem sich jedoch das Wildpret vermindert hat und schützende Gatter angelegt sind, haben diese Verluste auch nachgelassen. Da nun der Harzer bei weitem nicht das zu seinem Bedarfe erforderliche Getreide

erndtet und er aus dem Lande noch hinzukaufen muß, wobei ihm aber das Geld oft mangelt, so litt er ehedem oft an Hungersnoth. Davor schützt ihn jetzt die Kartoffel, die nebst dem Branntwein, den der Harzer sehr liebt, sein Hauptnahrungsmittel ist. Das Getreide wird aber vornehmlich dem Oberharze durch die Korntreiber aus seinen Marktstädten Nordhausen und Goslar zugeführt.

So wie die Feldwirthschaft so hat sich auch die Viehzucht verbessert und nicht blos außerordentlich große, mit harmonisch abgestimmtem Geläute geschmückte Kuhherden trifft man in den Gemeinden an, sondern auch die Schäfereien haben durch Veredelung an Güte gewonnen. In den höhern Theilen des Harzes hat man daher den Schweizer-Sennhütten sehr ähnliche Viehhöfe. Bei dem Mangel an Stroh bedient man sich zur Streu aber des Laubes, des Grases, der Tannennadeln und der Sägespäne, die selbst in Stallen statt Sand, in dessen Ermangelung, gestreuet werden. Auch gibt es in den Forsten für Geld käufliche Fohlen- und Rinderweide, allein Gestüte gibt es, obwohl der Oberharz wegen seiner Holz-, Kohlen- und Erzfuhren viele Pferde bedarf, bis jetzt nur ein Paar herrschaftliche. Auch ist die Schweinezucht unbedeutend. An manchen Orten gibt es aber viele Ziegen. Die Pferde betreffend ist es noch bemerkenswerth, daß, so wie Landpferde vom kalten Harzwasser leicht Kolikzufälle bekommen, Harzpferde ungern im flachen Lande zu anderem Wasser sich verstehen. Eigentliches Viehsterben ist aber auf dem Harze ein seltenes Unglück. Den Absatz mit ihren Erzeugnissen machen die Härzer in ihren Marktstädten am Fuße des Gebirges, wohin wöchentlich viele große Züge von Frauensleuten viele Stunden weit vom Unterharze ihre Wanderungen antreten, und die durch die Kräuter vorzügliche Güte der Harzbutter und Harzkäse ist ja längst anerkannt. Für das gelöste Geld, das hier überhaupt sehr rar ist, werden für Haus und Familie aber die nöthigen Bedürfnisse gleich wieder mitgenommen. Etwas Ackerbau und einige Stück Vieh (der Härzer nennt es Kroop) hat daher auch fast jeder Hausbesitzer, weil durch Forsthutung und andere Vergünstigungen d Rechte ihm die Erhaltung sehr erleichtert wird. Auch Bienenzucht wird ziemlich stark betrieben. Was von der Feldwirthschaft hier gesagt ward, bezieht sich aber nur auf den Unterharz, weil auf dem Oberharze wegen der Höhe und Rauheit des Klima kein Getreide gedeiht. Auch die Schafzucht unterbleibt dort, desto stärker ist dafür die Rindviehzucht. Was dort nicht Wald ist, das sind Wiesen, die gedüngt werden, Aenger, Felder mit Kartoffeln und Futterkräutern und Halden. Da die Landwirthschaft auf dem Harze aber ihre vielen Eigenthümlichkeiten hat, die erst durch Beobachtung und Erfahrung erlernt sein wollen, da sie ferner wegen der Witterung und geringern Bodens mehr Kostenaufwand erfordert und endlich bei noch größerer Mühe und Sorgfältigkeit als im flachen Lande doch einen geringern Ertrag als dieses liefert, so sind alle Landöconomen von den Harzgütern abzurathen; allein der Härzer wird als Landwirth im flachen Lande mehrentheils sein Glück machen. Die übrigen Nahrungszweige des Härzers, der keineswegs aber weniger wohl aus Trägheit als aus Geldmangel industriös und speculativ ist, sind Arbeiten im Forste, an Bergschmiedewaaren und in Nutzhölzern, worin jeder Ort vorzüglich

des Unterharzes seine besondere Beschäftigung sich erwählt hat. Der Oberhärzer fertigt aber künstliche Spielsachen und richtet Vögel ab, die er nachher verkauft. Wirkliche Professionisten machen, wenn sie nicht nebenbei Ackerbau treiben, nur ein höchst mittelmäßiges Glück, was die vielen armen Leinweber des Unterharzes beweisen, und selbst von den Tagelöhnern wandern zur Erndtezeit, und späterhin viele als Erndteleute und Dreschen ins flache Land ihrem Brodte nach. Die Wollspinnerei, früher ein Hauptnahrungszweig für Jung und Alt unter den Armen hat seit Einführung der Maschinen gänzlich aufgehört, zu Bleichen eignet sich das Wasser nicht überall und da Luxus, Mode und Vergnügungssucht auch in diese Berge einzudringen gesucht haben, so ist bei Versiegung mancher frühern Erwerbsquellen und bei Vertheilung der gebliebenen Nahrungszweige unter eine vergrößerte Volksmasse seit jener Zeit die Armuth größer geworden. Dafür wandert aber jährlich immer mehr Geld von den Harzreisenden besonders in den Oberharz, dessen herrliche Naturschönheiten immer mehr besucht werden. Daß, wie von dem Obstbau so auch vom Gartenbau bei den angegebenen klimatischen Einwirkungen hier nicht viel erwartet werden kann, liegt nahe. Es gedeihen zwar manche etwas härtere Gemüsesorten, wie alle Kohlarten, besonders Blumenkohl und Erbsen, wenn gleich später, doch recht gut und werden durch die schnelle Vegetation im Sommer selbst noch zarter als im Lande; auch wächst wohl der Spargel; allein die feinern Sorten wie Bohnen, Gurken ꝛc. zu ziehen, gelingt wegen der kalten Nächte und mehrentheils im September schon eintretenden Fröste nur selten. Die Harzträgerinnen bringen daher nicht blos Obst, sondern auch das Gemüse aus dem Vorharze und Lande, und beides kann man hier so frühzeitig als dort, nur mit geringerer Auswahl, nicht so frisch und theurer erhalten. Der Vorharz theilt nämlich in der Obstzucht und im Gartenbau alle Vorzüge des flachen Landes, und das Obst besonders auf der mitternächtlichen Seite des Harzes bei Suderode, Gernrode, Rieder, Ballenstedt ꝛc. ist ja durch seine Schönheit berühmt. Beim Mangel feinerer Gartenblumen liebt der Härzer sehr die Topfgewächse, die man viel und in manchen Sorten besonders in schönen Exemplaren antrifft. Auch kommt ihm hierbei nicht bloß die schöne Meiler- und Kuhlager-Erde, sondern zur Ueberwinterung auch sein Holzvorrath zu statten.

Jedoch es sei uns verstattet, jetzt ganz insbesondere einen Blick auf die Bewohner des Harzes und auf dessen Geschichte, die mit Deutschlands Geschichte so innig verwebt ist, zu werfen. Hätte man eine Kulturgeschichte des Harzes, so würde man mehr und Gründlicheres zu geben im Stande sein; allein da selbst die ältesten deutschen Chronikenschreiber, der Mönch von Corvey und der Bischof Ditmar von Merseburg (Zeitgenosse und Biograph Kaiser Heinrichs II.), trotz der Nähe den Harz nur wenig erwähnen, auch Merian, von Rohr, Honemann, Leukfeld und Andere nichts Gründliches Zusammenhängendes und immer Glaubwürdiges liefern, so sei es uns vergönnt, eine kleine Skizze als besonders zu unserm Zwecke gehörig, hier nieder zu legen. Daß die Römer, wenn sie auch des Harzes gedenken und an seinen Fuß gekommen sind, in unsern jetzigen Harz eingedrungen sein sollten, ist nicht wahrscheinlich. Zwar wollte ein ehemaliger, selbst berühmter Forstmann in den Wäldern des Unterharzes hier

und da Pflanzungen aus uralter Zeit und darin die Spuren einer frühern Cultur etwa aus den Römerzeiten aufgefunden haben; allein solche Behauptungen erhalten auch selbst durch tief in der Erde aufgefundene Römermünzen,*) die eben so gut von alten Deutschen verloren sein können, nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit. Was sollte die Römer wohl angelockt haben, den Harz zu überschreiten, wo sie Gefahr liefen, durch ihre Feinde von der Elbe und Weser abgeschnitten und aufgerieben zu werden? Wahrscheinlich war damals und auch noch späterhin das Harzgebirge nur schwach bevölkert; denn alle Germanischen Völkerstämme, die um ihn herum gewohnt haben sollen, wie die Chaucen, Bructern, Cherusker (Nachkommen der Hermanduren) Sueven, Fusen, Katten, wohnten wohl nur an seinem Fuße, indem sie das Gebirge als Rücklehne und bei unglücklichen Kämpfen als Zufluchtsort benutzten. Die Cherusker wurden nun zwar zu Trajans Zeit von den Katten (Hessen) besiegt und im dritten Jahrhundert von den Thüringern und Sachsen gänzlich aufgerieben, in ihren vielen Kämpfen mit den Römern sind sie aber so wenig wie die Katten von **Drusus Germanicus** völlig überwunden worden. Als im dritten und vierten Jahrhundert die Thüringer sich zwischen der Elbe, Saale und Weser festsetzten, wurden die Katten von ihnen besiegt, und ein großer Theil des Harzes gehörte nun zu Nordthüringen; allein vor den von Holstein her andringenden Sachsen in Verbindung mit den Franken, mußten auch diese wieder weichen, und nun mit dem Auftreten der Sachsen und Franken in diesen Gegenden wird die vorher sehr dunkle Geschichte etwas lichter. Von dem Harze selbst aber erfährt man immer noch sehr wenig und nur so viel etwa, daß im sechsten Jahrhundert im Stolbergischen schon die Berg- und Stahlhüttenwerke in Gang gekommen seien und die Stolberger (Stahlberger) sich deshalb im Jahre 530 daselbst angebauet hätten. Da die Sachsen sich wieder in viele Völkerschaften theilten, so mögen es wohl die Ostphalen unter ihrem Anführer Hessus**) gewesen sein, die in den Braunschweigischen Ländern und am Fuße des Harzes sich niederließen. Den Unterharz machten sie wenigstens zu einem besondern Gau, Hartingow, Harzgau genannt,***) der von einem Gau-

*) Eine solche kleine silberne von Germanicus mit der Umschrift ....us German. imp. tri und einem Römerkopfe und auf der Kehrseite mit den Buchstaben S P Q R wurde 1833 auf dem Unterharze mitten im Walde ½ Elle ob C. S. tief in der Erde gefunden.

**) Auch Hasso Asig Asio war unus ex primoribus Saxonum, hatte um Braunschweig und Wolfenbüttel auch auf dem Harze viel Eigenes und unterwarf sich 775 dem Könige Carl dem Großen.

***) Dieser Gau, einer der stärksten, zog sich vom Harze über Halberstadt, Gröningen bis Aschersleben und begriff den Derlingau am Bruche im Braunschweigischen und Halberstädtischen also auch Schöningen, Schöppenstedt ꝛc. noch unter sich. Auf dem Schlosse Hartingow vor Halberstadt bei Klein-Blankenburg hielt der Gaugraf Gericht, und er gehörte mit zu den Gaugrafen, aus denen die Herzöge der Sachsen gewählt wurden. Auch ist dieser Gau zum größeren Theile immer Eigenthum der Herzöge von Sachsen und Braunschweig geblieben.

grafen zu Blankenburg regiert ward. Bei der steigenden Macht des christlichen Frankenkönigs Carls des Großen wollte dieser die Sachsen nun auch zum Christenthume bekehren, was ihm, nach einem 33jährigen Kampfe, mit der Taufe Wittekinds des Sachsenherzogs (785) auch zum Theil gelang. Außer einem Blankenburgischen Gaugrafen wird hierbei auch ein Beringer als Herr zu Ballenstedt angeführt, der mit andern sächsischen Heiden von Carl dem Großen überwunden und getödtet sei. Da ihre Bekehrung aber immer nur eine durch Waffengewalt erzwungene war, so sammelten sich nun um so größere Sachsenhaufen, um den alten heidnischen Altären auf dem Harze, dem Ramberge, Brocken und andern Bergen, und sie mit ihren geheimen heidnischen Götzenfesten waren es, die den Grund zu den Teufelssagen und dem Teufelsspuk und zur Sage von der Teufelsmauer als Grenzmauer zwischen Gottes- und des Teufels Reich legten. Der Harz wurde dadurch aber zugleich auch bevölkerter. Welche Götzen nun von den Sachsen verehrt sind, ob der Erodo, Biel, die Ostera (Hertha am 1. Mai) ꝛc., und ob die Namen der vielen Loh- (Feuer) Berge rund um den Harz herum und die Hayneberge, Altäre, Walhallas von den Sachsen blos herrühren, oder ob viele dieser Götzen und Ortsbezeichnungen dem abweichenden Heidenthume früherer germanischer oder späterer slavischer Völkerstämme zuzuschreiben sind, wer vermag es mit Bestimmtheit noch anzugeben, nachdem durch die Züge und Kämpfe der Völkerwanderung so viele Völkerstämme mit einander vermischt worden sind. Daß die auf dem Harze schon frühethin angelegten Bergwerke nicht wieder eingegangen sondern von Carl dem Großen, dessen Eroberungen sich bis an und auf den Harz ausdehnten, vielleicht noch stärker in Betrieb gesetzt sind, erhellt aber nicht blos daraus, weil Carl der Große die Harzbergwerke sich als ein Eigenthum angemaßt, auch das Eigenthumsrecht über dieselben behauptet habe, sondern auch weil Carls Sohn, Ludwig der Fromme, bei einer im Jahe 817 vorgenommenen Erbtheilung der Länder unter seine Söhne über die gewonnenen Erze des Harzes disponirt hat. Ja über den Flor des Harzes im neunten Jahrhundert rücksichts der Bergwerke spricht sich der Mönch Ottfried der Art aus, daß daraus, wenn auch mit einzelnen Unterbrechungen, die Fortdauer des Berg- und Hüttenwesens durch das siebente, achte und neunte Jahrhundert zu vermuthen steht. Daß der alte Betrieb selbst noch im zehnten Jahrhundert statt gehabt habe, beweist die Schenkung eines Harzgrafen Siegfried, der laut eines Stiftungsbriefes sein Vermögen sammt den Bergwerken 936 dem Kloster Gröningen an der Bode vermachte. Es mögen aber die Franken den Bergbau besser als die Sachsen verstanden haben, wenigstens werden erstere in den alten Urkunden immer Montani und die Sachsen stets Sylvani genannt. Ob die Frankenscharren bei Klausthal von den Franken dieses Zeitalters oder von später eingewanderten erbaut sind, läßt sich nicht genau nachweisen. Eine auffallende Erscheinung bleibt bei dem Allen, daß so viele der heidnischen Grabmäler man durch aufgefundene Todtenurnen am Fuße des Harzes z. B. bei Goslar, Blankenburg, Thale ꝛc. entdeckt hat, so wenig ist die leiseste Spur davon bis jetzt auf dem Harze selbst angetroffen. Kannten die Cherusker, Katten, Thüringer, Sachsen ꝛc. die Sitte, die Asche der Todten in Urnen aufzubewahren noch nicht, und

begruben ſie wie die Chriſten ihre Todten nur ohne Sarg in die Erde, oder wurde die Aſche von ihren Häuptlingen nur in Krügen geſammelt und beigeſetzt, oder ſind jene Gräber blos ſlaviſchen und hunniſchen Urſprungs wie die Volksſprache ſie bezeichnet? Carl der Große hatte bei Einführung des Chriſtenthums die Verbrennung der Todten zwar bei Lebensſtrafe verboten. Es mag aber dennoch das Heidenthum verſteckt ſich noch lange auf dem Harze erhalten haben, weil z. B. der Ort Stiege ſelbſt noch im vierzehnten Jahrhundert das heidniſche Stiege genannt wird. Wie mag es alſo kommen, daß aus dem vorchriſtlichen Zeitalter noch gar keine Ueberreſte von Heidengräbern aufgefunden ſind? Da nun auch Bonifacius, der Apoſtel der Deutſchen wohl blos bis an, aber nicht auf den Harz ſelbſt, gekommen iſt, durch wen und wann mag alſo das Chriſtenthum auf dieſen Bergen eigentlich feſten Fuß gefaßt haben? Ob allmählig durch den Einfluß der getauften Sachſenherzöge ſelbſt? Dies iſt das Wahrſcheinlichſte. Was von Alterthümern gefunden wird, beſteht beſonders in alten eiſernen Waffen und Geräthen, Waffenzierrathen, auch wohl Knochen und altem Gelde (Bracteaten), keineswegs aber in Sachen, die auf heidniſche Begräbnißſtellen vermuthen ließen.

Wollten wir nun dieſe erſten Anfänge des Bergbaues zu und vor Carls des Großen Zeiten und die ſtärkere Bevölkerung durch die flüchtenden Sachſen etwa als die erſte Kulturperiode des Harzes bezeichnen, ſo könnten wir eine zweite den Regierungsantritt des erſten Kaiſers aus dem ſächſiſchen Hauſe Heinrich I. von 919 — 936 nennen.*) Denn nicht blos daß Heinrich Quedlinburg und Nordhauſen zu Städten erſten Ranges und erſteres ſelbſt zu einem Stifte erhob, auch den Grund zu den meiſten Städten am Fuße des Harzes wohl legte, nein er war es, der zur beſſern Communication derſelben gewiß auch die erſtern bequemern Uebergänge über das Gebirge und zu deren Sicherheit viele Burgen anlegen ließ; denn die vielen über den Harz laufenden tiefen Hohlwege, die im Munde des Volkes noch immer als uralte Straßen bezeichnet werden, ohne ſeit Jahrhunderten befahren zu ſein, und die Lage und Richtung vieler Burgruinen ſprechen zu deutlich dafür. So mag in dieſe Zeit z. B. die Erbauung der Heinrichsburg, Ehrichsburg, Günterburg und Burg Beula fallen, die alle an der alten Nordhäuſer Straße wahrſcheinlich zu deren Schutze aufgebauet waren, aber ſpäterhin zu oft nur in Raubburgen ausarteten.**) Doch Heinrich, der Jagd und Vogelfang leidenſchaftlich liebte, hielt ſich ja ſelbſt viel auf dem Harze auf, wie ja auch die Geſandten bei Ueberbringung der Nachricht von ſeiner Erwählung zum Kaiſer ihn beim Vogelfang auf ſeinen Gütern am Harz antrafen.***)

*) Die vorzüglichſten Herzöge der Sachſen, die früherhin gewählt wurden, aber durch Carls des Großen Einrichtung nachher in ihren Würden erblich wurden, waren Wittekind, Wipprecht, Bruno, Ludolf, Bruno, Otto, Heinrich (Kaiſer)

**) Landſtraßen zu beſchützen oder zu berauben und andringende Feinde (Magyaren, Hunnen, Slaven, Wenden) zurückzuweiſen war bei Erbauung von Burgen faſt immer die Veranlaſſung.

***) Noch jetzt zeigt man eine Ackerbreite bei Elbingerode, der Vogelheerd genannt, ferner den Heinrichswinkel in der Braunlagerforſt und eine Stelle im Forſtort Hohenfelde in der Hüttenröder Forſt als Vogelheerde Heinrichs an.

und so entstanden immer neue Oerter wie Bodfeld (Bodfelden), Harzgerode (Harrikerode), Siptenfelde (Sippanfeldon), Selkenfelde (Silicenvelth), welche letztere er seiner Gemahlin Mathilde zum Brautschatz verehrte. So wie Heinrich, so lebte auch Otto I. († 974) viel auf dem Harze und in den genannten Oertern, und neue Städte und Dörfer wurden durch ihn und seine Grafen gegründet, wie z. B. das Stift Gernrode 960 und Andere. Unter seiner Regierung wurde 968 nun auch das reiche Silberlager des Rammelsberges entdeckt und mit der Aufnahme dieser Gruben begann eine neue Harzbergwerksepoche und zugleich neue Kulturperiode. Ueberall Silbererz ahnend wurde mit Keilhaue und Schlägel überall im Schooße der Erde gewühlt. Aufgefordert und unaufgefordert kamen die kundigen Bergleute aus dem Frankenlande nach Goslar, aus dem Erzgebirge nach dem Oberharze, wo man gleichfalls die reichsten Erzgänge antraf, und dem Kaiser Otto brachten diese Entdeckungen eine goldene Zeit, ohne welche er die Erzbisthümer Magdeburg und die Bisthümer Meißen, Naumburg, Merseburg und Brandenburg nicht hätte stiften und kaiserlich beschenken auch seine Residenz zu Goslar nicht so erweitern können. Dieß bestätigt auch Dittmar von Merseburg, denn er sagt: „Zu Ottos Zeit trat das goldene Zeitalter wieder ein, denn man erfand in Deutschland das erste Silberbergwerk. Obwohl nun auch die folgenden Kaiser Otto II., Otto III. und Heinrich III. viel auf dem Harze sich aufhielten, indem Heinrich III. selbst in Bodfeld in den Armen seines Gastes des Papstes Victor II. starb, so hemmten Hungersnoth und Pest im Anfange des elften Jahrhunderts den raschen Betrieb der Bergwerke bald wieder. Auch mögen die verderblichen Kriege Heinrichs IV. († 1106) gegen die von ihm bedrückten Sachsen und Thüringer (1074) sehr störend eingewirkt haben, desgleichen die Zeiten der Kreuzzüge von 1096 — 1291, wo unter den Schwäbischen Kaisern große Verwirrung in Deutschland eintrat, und die Schutz und gastlichen Heerd verleihenden Burgen sich in Raubschlösser verwandelten. Jeder wollte damals herrschen und keiner gehorchen, und je größer die Zahl der Vasallen und Reisigen, desto kampf- und raublustiger schaute der Ritter durch das Fenster zur friedlichen Nachbarburg hinüber. Als unruhig und fehdesüchtig werden aus jener Zeit besonders die Harzgrafen, die Reinsteiner, Mannsfelder, Stolberger ꝛc. geschildert, und einen langen und schweren Kampf kämpften in der Mitte des zwölften Jahrhunderts der Herzog Heinrich der Löwe von Braunschweig († 1195) und Graf Albrecht der Bär nebst Bernhard von Anhalt. Mit verwüstender Hand in ihre Länder einstürmend hallten gewiß von des Kampfes Getöse auch des Harzes Berge wieder; denn Heinrich der Löwe hielt sich in Bodfeld auch bisweilen auf, stürzte selbst lebensgefährlich 1191 auf der Jagd, und darnach verschwindet Bodfeld aus der Geschichte. Dessenungeachtet müssen aber doch vielleicht mit längeren und kürzeren Unterbrechungen die Harzbergwerke im elften, zwölften und dreizehnten Jahrhundert im Gange geblieben sein, was aus der Berufung von Bergleuten 1016 aus Franken und vom Erzgebirge, ferner durch die Anlage von Wildemann 1045, von Zellerfeld 1070 und von Grubenhagen ꝛc. nicht bloß erhellt, sondern was sich aus Urkunden vom Jahre 1157 und 1209 auch bestimmt nachweisen läßt, in denen vom Ertrage der Harzbergwerke die Rede ist. Zur Hand-

habung von Recht und Ordnung erhob sich nach Heinrich des Löwen Falle nun in Westphalen und Niedersachsen die heilige Vehme. Weil jedoch auch diese nur zu bald ihre Macht zu Haß und Rachsucht mißbrauchend, als eine Ausgeburt der deutschen Rechtsverfassung zur furchtbarsten Geißel ward, da waren es Rudolph von Habsburg (von 1273—91) und die wachsende Macht der durch Handel bereicherten Städte endlich, von denen die Raubschlösser auf dem Harze und in Thüringen abgebrochen und von Grund aus vernichtet wurden, und in diese Zeit fällt gerade die Zerstörung so vieler Burgen, die nicht wieder aufgebaut sind, und deren Geschichte in das tiefste Dunkel gehüllt ist. Allmählig brach nun zwar das milde Licht des Landfriedens auch durch des Harzes finstre Wälder und in seinen Thälern hätten friedliche Gewerbe und die Betriebsamkeit wieder ihre Werkstätten aufschlagen können, wenn nicht zu oft Hungersnoth am Heerde des häuslichen Glückes genagt und die Pest reges Leben in öde Stille verwandelt hätten. Im 14. Jahrhundert wüthete nämlich und zwar in Goslar zuerst die Pest in einer Weise, daß drei Viertheile der Menschen daran starben und die Bergleute in den Gruben liegen blieben. Hundert Jahre ruheten daher die Bergwerke; 1419 wurden wieder aus dem Erzgebirge und aus Franken Bergleute berufen, doch im 15. Jahrhundert (1473) entstanden durch brennende Hitze und Trocknis große Waldbrände, so daß es an Holz zum Betriebe mangelte, und das Erz nach dem Unterharze gefahren sein soll. Im 16. Jahrhundert hob sich der Bergbau aber wieder, und Andreasberg wurde 1521, Zellerfeld, Lautenthal zu gleicher Zeit angelegt. Auch die Eisenhüttenwerke zu Grunde und Gittelde entstanden, und nun blühete das Berg- und Hüttenwesen auf dem Oberharze in der Weise, daß es nur mit der Unterbrechung durch den 30jährigen Krieg von da ab allmählig die Ausdehnung bekommen hat, die man jetzt noch bewundern muß. Mit dem Unterharze war es aber etwas anders. Dieser mußte nämlich, als die Strahlen einer reinern Gotteserkenntniß in Deutschlands Gaue hereinbrachen, früher denn andere Länder blinden Fanatikern zum Tummelplatze dienen. Nachdem der Stolberger Thomas Münzer die Fahne des Aufruhrs unter den Bauern aufgesteckt und eine falsche Freiheit gepredigt hatte, war es der Harz mit seinen Kirchen und Klöstern, der von dieser raubgierigen Rotte zuerst stark leiden mußte. Als diese Wunden noch nicht vernarbt waren, da trug der Länder und Völker vernichtende 30jährige Krieg schon wieder seine Verwüstungen auch über die Berge des Harzes. Besonders war es Tilly nach Magdeburgs Einnahme, Wallenstein und Hatzfeld, die den Harz mehrmals durchziehend seine Städte und Dörfer unter allen Gräueln in Asche legten. Ganze Gemeinden lagerten flüchtig Wochen und Monate lang im tiefsten Dunkel der Wälder und hielten wie Nomaden hier Hochzeiten und Kindtaufen. Es bildeten sich zwar unter den Hirten selbst Guerillas, die sogenannten Harzschützen, die dem Tilly viel Schaden zufügten, doch dadurch verwildert sanken diese Harzschützen, zuletzt aus verlaufenem Gesindel bestehend, am Ende zu Räubern herab und wurden für den Harz selbst eine Plage. Durch diese Kriegsgräuel entstand unter den Bewohnern des Harzes aber solche Verwirrung, daß, als der ersehnte Friede endlich wieder eintrat, manche Familiennamen gänzlich verschwunden und

große Veränderungen in der Bevölkerung eingetreten waren. In einen Irrthum wird man jedoch verfallen, wenn man der gewöhnlichen Angabe der großen Menge beipflichtet, alle Klöster- und Dörferzerstörungen, deren Spuren man in den übrig gebliebenen Namen und Wüstungen noch wahrnimmt, aus dem 30jährigen Kriege herleiten zu wollen, weil bei mehreren derselben sich die frühere Verwüstungsperiode nachweisen läßt. In den späteren Kriegszeiten im 7jährigen Kriege hat der Harz außer einigen Durchmärschen nicht viel gelitten, und vom Drucke des französischen Invasions- und des spätern Freiheitskrieges ist der Harz mit Ausnahme des Durchzuges von 1806 nach der Schlacht bei Jena und die Lieferungen abgerechnet, auch ziemlich frei geblieben, ja einige Dorfschaften haben nie Franzosen in ihrer Mitte gesehen. Den Bergbau betreffend hat der Unterharz auch schon in früherer Zeit viele Anlagen der Art gehabt, weshalb jetzt noch die Sage Güntersberge, Stolberg, Hasselfelde als frühere volkreiche Bergstädte rühmt. Auch weisen viele alte verfallene Schächte, Halden und Schlacken darauf hin. Ob aber die Zeichen der Roßtrappe und des Mägdesprunges von Italienern hier Gold und edle Metalle suchend den Felsen eingegraben sind, um den Gang der Erze ihren volksverwandten Nachfolgern anzudeuten, und ob die Sagen nur zur Täuschung für Andere von ihnen erfunden sind, lassen wir dahin gestellt sein. Alte Stollen befinden sich darunter und Italiener soll'n auch, der Sage nach, auf dem Harze gewesen sein, um ihre geheimen Schmelz- und Scheidekünste an den Erzen dieses Gebirges in kleinen tragbaren Oefen zu versuchen. Den Umfang, den die Werke des Oberharzes aber besessen haben und noch besitzen, haben die Hütten des Unterharzes nie erlangt und können ihn auch nie erlangen. Deshalb sind im Berg- und Hüttenbau hier noch viel größere Unterbrechungen als im Oberharze gewesen. Jetzt ist es Braunschweig und Anhalt-Bernburg, die nach Möglichkeit solches in Aufnahme wieder gebracht haben.

Nach dieser historischen Skizze sei es uns vergönnt, die jetzigen Härzer in ihrem Charakter, in ihrer Lebensweise und in ihren Sitten noch etwas zu betrachten. Sie als ein besonderes, abgeschlossenes Völkchen anzusehen, kann man schon deshalb nicht, weil der Harz den Fürstenthümern Grubenhagen, Blankenburg, Halberstadt, Quedlinburg, dem Oberherzogthum Anhalt-Bernburg, dem Preußischen Herzogthum Sachsen; dem Herzogthum Braunschweig, den Grafschaften Mannsfeld, Stolberg, Wernigerode, Hohenstein angehörig, von den vier Regentenhäusern Preußen, Anhalt-Bernburg, Braunschweig und Hannover unmittelbar beherrscht wird oder ihrer Hoheit untergeordnet ist. Durch die Verbindung mit diesen Stammländern finden nicht blos immerwährende Familienversetzungen sondern überhaupt die verschiedenartigsten Einflüsse statt. Dessen ungeachtet haben sich ihnen aber, als Bergbewohnern, doch viele durch Natur, Klima, Erwerbsart und Schicksale angerbte und gebotene Eigenthümlichkeiten in Charakter, Wohnort, Lebensweise und Sitten als gemeinsames Gepräge aufgedrückt. Der Härzer und besonders der Oberhärzer liebt wie alle Bergbewohner seine Berge, bekommt leicht das Heimweh und entfernt sich zum Dienst ungern sehr weit. Nach Amerika haben deshalb vom Harze noch keine Auswanderungen statt gefunden. Diejenigen aber, die

durch ihre Professionen und durch anders Gründe ihren Fuß ins flache Land gesetzt und bleibend sich angesiedelt haben, sind besonders in nördlicher und östlicher Richtung gezogen, wie bei genauer Sachkenntniß sich dies darthun läßt. Wie alle Bergbewohner, so sind auch diese fröhlich und lieben Tanz und Musik, und neuerdings hat sich dieser Sinn für Musik besonders in den Vereinen der Hüttenleute zu Hornmusik geäußert, wie man solche Vereine auf jeder Hütte fast antrifft. In diesem Fröhlichkeitssinne, verbunden mit der Armuth, wodurch des Härzers Kost so schlecht und kümmerlich ist, mag der Grund aber auch wohl liegen, weshalb er dem Branntewein so zugethan ist, daß selbst manche Krankheiten ihren Ursprung darin finden. Ferner gehört auch Ehrlichkeit durch Ehrliebe und einen gewissen Stolz hervorgerufen, zum Charakter dieser Bergbewohner. Höchst selten wird man von Einbrüchen und Anfällen der Fremden, obwohl die Gelegenheit günstig wäre, hören, und selbst zwischen den Gehöften vermißt man recht häufig in den Harzdörfern jede Verwahrung oder auch nur einen Zaun. Auch gutmüthig und zutraulich dabei aber neugierig und geschwätzig ist der Härzer und eine Anhänglichkeit am Alten hält ihn oft noch in seiner Aufklärung und Fortbildung zurück, weshalb auch der Aberglaube und die Gespensterfurcht hier und da noch stark auftauchen. Wollte man jedoch noch kleine Unterschiede der Bewohner in den vier Hauptdistricten aufsuchen, so wie diese Theile früherhin auch den drei verschiedenen deutschen Kreisen Ober-, Niedersachsen und Thüringen angehörten, denen die Oberhärzer als Repräsentanten von Franken noch zugezählt werden könnten, so dürfte man die Braunschweiger etwa als die kräftigsten und hübschesten, auch die ihrer Tracht, Mundart und ihren Sitten am treuesten gebliebenen, an Bildung aber noch zurückstehenden, die Anhaltiner als die cultivirtesten, die ihr Nationelles aber ganz verloren haben, die Stolberger als die treuherzigsten und in Allem den Thüringern ähnlichsten, die Hannoveraner und Oberhärzer aber als die heitersten, kühnsten und muthwilligsten, dabei aber gutmüthigsten Härzer bezeichnen, welche letztere am meisten einen gewissen, aus Gemeingeist hervorgehenden Nationalstolz besitzen. Ihre Berge und ihr Bergwerk gilt ihnen mehr als Alles, und ihren Berghauptmann, auf den sie stolz sind, wie auf ihre Freiheiten, Privilegien und eigenen Gesetze, wornach er sie regiert, nennen sie daher auch wohl ihren Harzkönig. Alles lebt hier vom Bergbau, Alles dreht sich um den Bergbau, und ihre ganze Persönlichkeit, diese blassen magern Gesichter mit scharfen, sprechenden Zügen und tief liegenden funkelnden Augen, einem magern und doch muskulösen Körper angehörig, erinnern an das gefahrvolle Bergmannsleben, erinnern an das rauhe nordische Klima. Nach dieser Stammverwandschaft mit den genannten frühern deutschen Kreisen ist aber auch eine verschiedene Mundart bemerklich; denn wenn man bei dem Oberhärzer den süddeutschen, volltönigen, gedehnten Dialect deutlich herauserkennt, so tönt bei den Umwohnern des Brockens der etwas ziehende, niedersächsische oder plattdeutsche, bei den Anhaltinern und Preußen der hochdeutsche, doch singende, bei den Stolbergern aber der scharfe thüringische Dialect immer durch. Genau darauf achtend wird man jedoch bemerken, daß durch die Nähe so verschiedener Dialecte fast jeder Ort seine kleinen Eigenthümlichkeiten im Ton der

Sprache angenommen hat. Besondere volksthümliche Feste und Spiele hat der Härzer nicht, es wäre denn, daß man die fast in jedem Harzorte zu haltenden Frei- und Vogelschießen mit Gewehren und Armbrüsten dahin rechnen wollte. In den ehemals lutherischen Gegenden, welcher Confession der ganze Harz mit Ausnahme Anhalts sonst zugethan war, und vorzüglich an der Grenze von Thüringen, behalten durch Tanz und Schmausereien aber immer noch einen hohen Werth die Kirmessen. Als Eigenthümlichkeiten verzehren die Nordhäuser und Stolberger am Martinsabend in den heitersten Gesellschaften ihre Martinsgänse, und am Fastnachtstage wird von allen Härzern groß und klein geschmauset, so lange Küche, Keller und Geldbeutel nur hergeben wollen und als wäre es mit den nachfolgenden Festen noch ernstlich gemeint. Die Anhaltiner entschädigen sich aber für die Kirmessen durch ihre Pfingst-, Erndte- und Holzhauertänze und durch ihre kleinen Berg- und Hüttenfeste. Ein den Härzern eigenthümliches Spiel in ihren Schenkstuben ist das Pilken. Da bei ihnen nun nicht blos die altgermanische Gastlichkeit noch heimisch ist, sondern sie überhaupt die Geselligkeit lieben, so kommen sie des Winters in sogenannten Spellstuben zusammen, was sie „spellen gehen" nennen, und die Wohlhabenden besuchen einander aus den Nachbarorten viel zu Schlitten, wobei sie vorzüglich auf schöne Schellengeläute halten. Da der Härzer und besonders der Oberhärzer sich durch eine muntere Laune, der gemeine Bergmann sich durch derben naiven Volkswitz auszeichnet, so ist er im Allgemeinen ein guter Gesellschafter, und des Harzes Sagen und Mährchen, deren es eine Unzahl gibt, und die zu erzählen er nicht ermüdet, machen nicht selten den Gegenstand seiner Unterhaltung aus. Der Härzer unterscheidet sich von dem Landbewohner nun auch noch durch die Beschaffenheit seiner Häuser, seiner Gehöfte und seiner Wohnorte überhaupt. Aus Mangel eines guten Bausteins und andern Baumateriales und bei der Nähe des Waldes trifft man höchst selten (auch nicht einmal in den Kirchen immer) massive Gebäude,*) sondern fast alle sind von Holz gezimmerte und mit Lehm, Zaungerten oder Barnsteinen ausgefachte leichte Häuser, deren Wetterseite entweder bloß oder die ganz mit Brettern beschlagen sind. Auch die Hof- und Gartengrenzen bestehen nicht in Mauern, sondern in hölzernen Stacketen oder in grünen lebendigen Zäunen. Ehedem waren auch die Schornsteine fast überall von Holz, doch sind diese namentlich in Anhalt neuerdings in feuerfeste umgewandelt worden. Die Bedachungen sind von Schiefern, Ziegeln, Schindeln und am häufigsten (selbst auf Wohnungen der Geistlichen) von Stroh, doch bei Neubauten sind sie, so zweckdienlich solche auch sein mögen, neuerlich so wie das Einlegen der Ziegeln mit Strohdecken und der Gebrauch der Zaungerten untersagt worden. Zu Ziegeln bedient man sich der Witterung wegen auch als ein Unterschied vom flachen Lande der Kramm- und Breitziegel und wegen der vielen und heftigen Windstöße liebt man an den Wohnhäusern

*) Durch das schlechte Baumaterial mag es auch wohl gekommen sein, daß die Ruinen der Burgen ꝛc. auf dem Harze selbst sich weniger erhalten haben, als die auf den Vorbergen, wo Porphyr und Sandstein sich besser dazu eigneten, als der zerbröckelnde Thonschiefer.

sowohl die Schieberladen als auch die Schiebersenster, oder wo diese nicht sind, gebraucht man zur auswendigen Befestigung der Fensterflügel eiserne Haken. Wegen der leichten feuergefährlichen Bauart der Häuser hat der Harz von jeher bis auf die neuesten Zeiten sehr von Feuersbrünsten zu leiden gehabt, die wegen des steten Luftzuges, öftern Wassermangels und wegen der durch örtliche Lage verzögerten Hülfe der Nachbaröerter mehrentheils auch von großer Ausdehnung sind. Um den heftigen Windstößen also in Betreff der Dächer zu trotzen, und um bei etwaniger Gefahr den Schornsteinen nahe zu sein, auch die Stroh- und Schindeldächer mit Wasser begießen zu können, stehen Jahr aus Jahr ein besonders am Oberharze lange Leitern an vielen Dächern, und gefüllte Wassereimer müssen im Sommer bei großer Trockniß auf polizeiliche Anordnung vor allen Häusern sich befinden. Da die meisten Harzörter in Thälern erbauet sind, so sind sie oft ermüdend lang, und Morgens und Abends besonders im Herbste und im Frühjahre in Nebel gehüllt, weil im Herbste die feuchte schwere Luft den Rauch der Schornsteine nicht aufsteigen läßt, und im Frühjahre die Sonnenstrahlen die Feuchtigkeit und den Reif jeder Nacht in Rauch auflösend nach sich ziehen. Auch die Städte, von denen die Mehrzahl ihre Entstehung dem Bergbau verdanken, haben vor den Landstädten den Unterschied, daß sie sämmtlich ohne Mauern und offen sind und namentlich im Oberharze durch ihre Schindel- und Schieferdächer ein einförmiges frostiges Ansehen haben. Da aus Mangel des Pflasters viele früherhin nur mit Lebensgefahr zu Wagen zu passiren waren, so ist durch Pflasterung den meisten neuerlich eine wesentliche Verbesserung gegeben, und auch die hauptsächlich auf dem Unterharze ehedem vermißte Reinlichkeit scheint durch größern Schönheitssinn jetzt immer mehr einkehren zu wollen. Als ihren Schmuck bei festlichen Gelegenheiten lieben die Harzer besonders Laub- und Blumengewinde, in deren Anfertigung selbst auch die kleinsten Kinder schon eine große Geläufigkeit besitzen.

Gelüstet es Dich, lieber Leser, nachdem wir den Harz von allen Seiten Dir nun gezeigt haben, nicht auch nach einem Brockensträußchen oder nach einem Eichenlaubkranz für Deinen leichten Reisehut? Herrliche Chausseen selbst bis unter den Gipfel des Brockens durchkreuzen auch dies Gebirge jetzt nach allen Richtungen, und der Postenlauf bringt Dich wohin Du Dich sehnst. Doch nicht um in der Sonnenhitze des Sommers in das lederne Gefängniß einer Postkutsche hinter beängstigende Glasgitter Dich zu stecken, preisen wir Dir solches an, wir würden damit durch Beraubung des frischen, kühlenden Laubgewölbes der Eiche und Buche uns an Dir als rüstigem Fußgänger versündigen; nein um durch Vergleichung des Alten mit dem Neuen Dir auch diese neuere Annehmlichkeit des Harzes nur zu zeigen, gedenken wir dessen. Wolltest Du oder müßtest Du Dich aber doch der vierfüßigen Hülfe bedienen, so merke Dir wenigstens, daß Du mit dem eigenen Gespann der Holz-, Kohlen- und Erzfuhren ausweichen mußt, und beachte die Inschriften der Handweiser. Ein fernerer Rath ist: Begrüße den Bergmann mit einem Glückauf! pfeife nicht, wenn Du in den dunkeln Schooß der Erde hinabsteigst, du möchtest damit die Erzanbrüche verschwinden und des abergläubischen Bergmanns Unwillen rege machen, beachte des Winkes, wenn er Dir zuruft: Auf-

fahn's, befahre Höhlen, besonders Kalkschlotten nicht beim Gewitter, Du könntest von sich lösenden Klippen leicht erschlagen werden, und — laß Deine mit Dreiern und Sechsern gewaffnete Hand im Wohlthun nicht müde werden, wenn muthwillige Pochjungen und Kinder mit frischen Erdbeeren, Eichenlaubgewinden und ihren Sprüchlein hemmend Dir entgegentreten.

Es ist hier Mode und Manier,
Die Brockengänger zu schnüren allhier ꝛc.

Wir hören Dich klagen über Mangel des zum Reisen benöthigten Geldes und der Zeit. — Ueber Mangel der Zeit? — So viel muß Dir in jedem Geschäfte übrig bleiben, vierzehn Tage des Jahres ein Mal nicht der Sclave Deines Brodtgeschäftes zu sein, sondern Dir selbst zu leben. Das bist Du Dir, das ist der Dienst Dir schuldig. — Und Geld? Nun wenn Du auch um einige Thaler, die sich ja, wenn man will, wohl leicht wieder ersparen lassen, ärmer wirst, um wie Vieles reicher wirst Du auf jenen frischen anmuthigen Höhen an neuen, nie gekannten Gefühlen werden, die, wenn sie in derselben Lebendigkeit auch nicht fortdauern, Dir doch immer eine schöne Erinnerung zurücklassen! Und wer Du auch bist, welchem Alter, welchem Geschlechte, welchem Stande, welchem Fache, welchem Studium und Geschäfte, welchem Glaubensbekenntniß, welcher Bildungsstufe Du auch angehörst, wie Du Dich gewöhnt hast zu denken und zu empfinden, schon als bloßer Mensch und Theil der geistigen Schöpfung wirst Du hier, wo die Natur in solcher lebendigen unverdorbenen und gleichsam heiligen Sprache zu Dir redet und den großen Schöpfer in jedem Baumblatte, jedem Quell, jedem Felsin, jedem schönen Bergkrystall Dich erkennen läßt, etwas finden, was sich an Deinen Verstand und Dein Gemüth anschmiegt und nicht von Dir kalt übersehen und verstoßen sein will, wobei Du also länger verweilen möchtest. Komm denn, Freund, mit frischem Muth gegürtet wenn Du willst, ein biederes Glückauf! soll zu jeder Jahreszeit Dir entgegen tönen; komm im Winter und schaue die riesigen Gräber mit ihrem Leichengewande, an ihrem Fuße aber glänzende Eisgrotten wie Eingänge zur dunkeln Unterwelt; komm im schönen Juni, erquicke Dich an frischer Wälder würzigem Dufte und genese hier am Altar der Natur vom Stockschnupfen städtischer Verschrobenheiten; komm in dem heitern Sommer und ruhe von der Hitze der Wanderung am schattigen Quell kühlende Beeren Dir suchend; komm in dem ernst stimmenden Herbste und auch selbst dann, wenn der bräunlich gefärbte Wald und die fallenden Blätter Dich an die höhere Bergfahrt an der Grenze des Lebens erinnern und gleichsam auch ein wehmüthiges Glückauf! Dir noch nachrufen, auch dann wird die Erinnerung an dieses Bild dir später immer noch theuer bleiben, und ein Ja und Amen aus der Tiefe Deines Herzens wird wie ein sanfter Nachhall über Deine Lippen dahin gleitend unwillkührlich als Erwiederung zurücktönen.

Dürften wir Dir aber Dein Reisebündel noch mit etwas beschweren, oder wolltest Du in des Winters langen Abenden Dich im Voraus einmal für eine Bergfahrt nach diesem Waldgebirge rüsten, so erlaube, Dir noch eine kleine Uebersicht der vorzüglichsten Werke über den Harz einhändigen zu dürfen.

Abgesehen davon, daß in so vielen historisch-antiquitätischen älteren Werken von Spangenberg, Eckstorm, Leukfeldt, Beckmann, Abel, Zeitfuchs, Merian, Melissantes ꝛc. des Harzes gedacht wird, und daß man auch ältere, bloß den Harz betreffende historisch-statistische Schilderungen z. B. von Berend, Honemann, von Rohr, Stübner und Andern besitzt, sind in neuern Zeiten außer den geschichtlichen Werken von Gottschalk, Hoffmann und Havemann ꝛc. auch besondere gedruckte Führer durch den Harz erschienen. Die Bahn hat darin Gottschalk mit seinem sehr empfehlenswerthen Taschenbuche für Harzreisende gebrochen, und in seine Fußtapfen sind, wenn gleich in veränderter Manier, Niemann, Schumann und Blumenhagen und zwar letzterer im modernen, verschleierten Novellengewande getreten. Das Werk von Dr. Zimmermann, das sich durch Originalität und gediegene Wissenschaftlichkeit auszeichnet, umfaßt mehr den Oberharz, und ist mehr für den reisenden Naturforscher und Mineralogen geschrieben.

Außerdem gibt es auch noch eine Menge theils abgesondert herausgegebene theils Zeitschriften, einverleibte Monographien über besondere Theile oder Gegenstände des Harzes, unter denen ich nur Gottschalks und Schusters Harzsagen und Delius Bruchstücke der Geschichte des Amtes Elbingerode hervorheben will.

Ein besonderes, auf dem Harze selbst erzeugtes Journal, wie es im Harzfreunde bezweckt wurde, hat bis dahin nicht gedeihen wollen. Einer schönern Fortdauer erfreut sich dagegen der schon vor mehreren Jahren gestiftete „naturforschende Verein des Harzes."

Unter den Harzkarten sind immer noch die besten die von Fritsche, welche das Gottschalksche Taschenbuch begleitet und neuerdings in berichtigter Gestalt bald wieder hervortreten wird, und die von Berghaus, die für den Mineralogen und Bergmann besondere Wichtigkeit hat. Außerdem gibt es auch noch eine höchst interessante Durchschnittskarte vom Harzgebirge, wo das Innere mit seinen Erzgängen und Lagern im Profile dargestellt wird; diese ist jedoch bloß für den Berg- und Hüttenmann redirt worden.

Sollte jemand diesen Ueberblick des Harzes zu gedehnt finden, so bemerken wir nur, daß wir ein ganz getreues Bild des von allen Seiten beleuchteten Harzes, wie es noch nicht vorhanden ist, liefern wollten, und dazu gehört, daß wir auch die kleinsten Züge, wenn sie sonst ihm vorzugsweise vor dem flachen Lande angehören und darum characterisirend sind, aus diesem Bilde nicht weglassen durften. Daß es aber auch wirklich nicht zu gedehnt sei, in dieser Ueberzeugung bestärkt uns zu unserer Beruhigung der Hinblick auf den Umfang unseres Vorhabens, bei welchem dieser Ueberblick, wenn er als Theil zum ganzen in einem richtigen Verhältniß stehen soll, allerdings nicht kürzer sein und nichts von dem Aufgenommenen hinweggelassen werden durfte.

Schönichen.

Hohenstein.

Hohenstein.

Nun steh'n die Thürme leer, durch ihre Fenster
Glüht Abendroth und wandelt Zugluft frei,
Wenn nicht ein wucherndes Gesträuch
Die üpp'gen Gitter drüber hin verzweigt.
Hoch rauscht das Gras im Schloßhof;
Die Mauern nick'n ein und Steine
Sah'n gräbergleich aus dem Gebüsch hervor.
Im Thal derweile murmelt fort und fort
Der Bach dahin, mit unverstandnen Lauten
Erzählend noch von mancher alten That,
Und hohe Buchen flüstern mit darein.
Wir Deutsche rasten gern auf solchen Trümmern.

Friedrich de la Motte Fouqué.

Auf grünen Wiesengrund hingebreitet liegt, zwei Stunden von Nordhausen und eine Stunde von Ilefeld, der Hauptort der Grafschaft Hohenstein, der Flecken Neustadt. Nach kurzem Verweilen vor der am Rathskeller stehenden, stattlich aufgeputzten Rolandssäule, hatte ich mich in die ziemlich gentile Amtsschenke begeben und verließ jetzt dieselbe, um die malerischen Trümmer der alten Burg Hohenstein zu besuchen, die von einem hohen waldigen Porphyrberge ernst und still und ehrwürdig herabschaut auf den Ort, der

An den grünen Fuß des Berges
Stille sich und furchtsam schmieget,
Wie zu des Gebieters Füßen
Weinend eine Sclavinn lieget.

Der Abend hatte bereits seine verklärenden Lichter über die Berge ausgegossen, immer höher erglühte in der purpurnen Beleuchtung das frische Colorit der Höhen und Tiefen, sanft murmelnd zog der Bach durch das duftende Wiesenthal und die Glocken der zerstreuten Heerden tönten, wie ein friedliches Abendgeläut, durch die feiernde Stille, als ich auf einem geebneten, vom schönsten Laubgehölze beschatteten Wege, wie unter einem grünen Dome, zu den Ruinen hinanstieg. — Früher als ich gedacht, erreichte ich das offene Thor der Burg.

Kein Lanzknecht mit vorgehalt'nem Speer
Verwehrt den Eingang dem Wandrer mehr.
Kein Wächter fragt: Wohin? Woher?
Kein Ritter preßt Zoll. — Ein freies Geleite
Gibt hüpfend und flatternd der Raben Schaar.
Sonst schallte das Hifthorn in die Weite,
Nun tönet, wie Glocklein, der Unken Geflute;
Das Heimchen ist jetzt, was der Hausner war,
Die Eul' ist Thürmer, und Burgvogt der Aar.

Diesem Thorgewölbe folgt in geringer Entfernung ein zweites und beide bildeten den Haupteingang der Burg, die in den Zeiten ihres Glanzes gar stattlich in die Thäler hinabgeschaut haben mag.

Rechts und links liegen halbverfunkene und von Gebüsch umsponnene Mauern und zwischen ihnen hin gelangt man auf den Burghof, dessen sammetweicher, schwellender Rasen in sonniger Helle lacht und den Wanderer einladet, einen Augenblick zu rasten; denn noch hat man den Gipfel des Berges, auf welchem der Haupttheil der Burg liegt, nicht erreicht, sondern wenigstens noch ein Viertheil des Berges ist von hier aus zu ersteigen.

Vom Burghofe führt links, an der Ringmauer hin, ein Pfad über loses Steingerölle nach dem nördlichen Theile der Burg, der noch am Besten erhalten ist. Zuerst gelangt man an ein niederes Thorgewölbe. Auf der linken Seite desselben gähnt den Wanderer eine finstere Gruft an, welche das ehemalige Burgverließ in sich verbirgt. Es hatte eine bedeutende Tiefe, da aber seit undenklichen Jahren jeder Beschauer der Burg einige Steine hat hinabrollen lassen, so ist es jetzt so ziemlich ausgefüllt. —

Von hier, weiter östlich, geräth man unter eine Masse von Trümmern, die so bedeutend und weitläufig sind, daß man sich darunter verirren könnte. Zwischen gewaltigen Steinmassen, die sehr glücklich beim Bau der Burg benutzt sind, zwischen düstern Kellergrüften, hohen Wölbungen von Thoren, gigantischen Felszacken, halbeingebrochenen Thürmen, hohen, Einsturz drohenden Wänden mit unzähligen Fensteröffnungen, die wie lauernde Augen auf den Nahenden herabstarren, windet man sich hindurch und wird durch die Kolossalität der Ruine mit Staunen und Bewunderung erfüllt. Besonders häufig trifft man eine große Menge viereckiger, dunkler Räume an, von denen einige so gut erhalten sind, daß man darin zur Noth übernachten könnte, während andere nur mit der größten Vorsicht betreten werden dürfen, theils weil der dröhnende Boden in denselben unterirdische Gewölbe verräth, theils weil man oft beim Durchkriechen derselben, ehe man es ahnt, an einem jähen Abgrunde steht, in dessen funfzig und mehr Fuß betragende Tiefe der Unvorsichtige sehr leicht hinabstürzen kann. — Schön ist übrigens der Anblick, wenn man in einem dieser dunkeln Räume steht und durch eine Maueröffnung in die reizende Landschaft hineinschaut.

Durch ein noch ziemlich erhaltenes Thorgewölbe gelangt man endlich, nachdem man den Kern der Ruine fast ganz umgangen hat, zu dem höchsten Theile der Burg. Aufathmend steht der Wanderer auf der Zinne der mürben Mauern und blickt mit freudigem Entzücken hinab auf die lachenden Fluren. Oft schon stand ich hier oben, wenn aus Baum und Strauch, aus Gemäuer und Wolke, aus Himmel und Erde, durch Vögel, Glocke, Luft und Sonne der große, herrliche Morgensegen klang und begrüßte von den wankenden Zinnen herab das erwachende Leben eines schönen Sommermorgens, badete mich im Strome der frischen Waldluft und blickte auf die hohen Berggipfel, die

düstern Waldungen, die lichtgrünen Waldwiesen, die dunkeln Schluchten, die blauen Fernen; oft schon lag ich hier oben träumend auf duftendem Moose und schaute, unter dem Flüstern und Säuseln des Laubes, den fliehenden Dohlen und den ziehenden Wolken nach, — und dennoch entdeckte ich immer neue Schönheiten an Burg und Gegend. — Auch heute war ich von Hohenstein's Herrlichkeit tief ergriffen! — Die röthlichen Steinmassen der Burg waren von der sinkenden Sonne noch höher geröthet und der Abend ließ die Bäume und Gesträuche, welche in den verfallenen Mauern wachsen, im dunkelsten, wundervollsten Grün erscheinen. Durch die hohen, offenen Fensterbogen blickte der schwärzliche Wald hervor, den Gipfel des Berges umzog jener duftige Schleier, welcher allen Gegenständen einen so eigenen, geheimnißvollen Reiz verleiht, und einzelne, flockige Wölkchen ruderten langsam über das dunkle Blau des Himmels hin. Mein Auge weilte mit ernstem Sinnen auf den düstern Waldungen, die, gegen Norden, die Burg hoch überragen, und ruhte dann wieder mit Entzücken auf der köstlichen Landschaft, die mit ihren Städten, Dörfern, Bächen, Wäldern und Fruchtauen zu meinen Füßen lag. Ueber die tiefen Gründe, über frischgrüne Wiesen hinweg, flog mein Blick zu dem hohen Berggipfel, auf welchem der alte, ehrwürdige Thurm der vielbeuern Burg Kyffhausen verwittert, und verfolgte die ganze Bergkette, welche sich von dieser sagenreichen Ruine nach dem fernen Westen, bis zu den Burgruinen der beiden Gleichen bei Göttingen, erstreckt. Auch die Rothenburg, den Possenthurm, den Strausberg, Lohra, die Hasenburg, den Ohmberg u. s. w. kann man deutlich erkennen. Näher liegt die Stadt Nordhausen, mit welcher Hohenstein oft in blutiger Fehde lag, mit ihrem hohen Petrithurme, und da und dort, in Gebüsch idyllisch versteckt, ein friedliches Dorf, Osterode, wo jetzt die Glocken des alten Hohensteins erklingen, dort Werna, hier Salza und viele andere Orte und dicht unter dem Berge der Flecken Neustadt mit seinen freundlichen Häusern.

Die Grafen von Hohenstein stammen, wie fast alle alten Chronisten behaupten, von Karl dem Großen ab. Ludwig IV., König von Frankreich, ein Sohn Karls des Einfältigen, hatte nämlich zwei Söhne, von denen der eine, Karl, Herzog von Lothringen wurde, und zu Verona im Gefängnisse sein Leben auf eine traurige Weise endigte. Der Sohn dieses Karl, Ludwig der Bärtige, (cf. Tenzel: Ludovicum barbatum Carolingico editum sanguine vetus fama fert) kam nach Thüringen, wo ihm Kaiser Conrad ein Stück Land schenkte und ihn mit Cäcilien, einer Enkelin seiner Frau, vermählte, die ihm Sangerhausen zum Brautschatz mitbrachte. Er starb und hinterließ drei Kinder: Ludwig den Springer, Beringer und Jutta. (cf. Hoche: Gesch. d. Grfschft. Hohenstein p. 40). Mit großer Wahrscheinlichkeit läßt sich nun annehmen, daß Beringer's Sohn, Conrad, im J. 1110 die Burg Hohenstein, wenn auch nicht neu erbaute, doch wenigstens wieder herstellte. (cf. Ecast. Chr. W. p. 17). Er starb ohne Erben und seine Besitzungen kamen an die Schwester seines Vaters, Jutta, die an einen Grafen von Linderbeil und Bielstein, der in der Gegend,

wo jetzt Ilefeld liegt, wohnte, vermählt war. (Eine Burg, Namens Bielstein, hat es übrigens bei Ilefeld nie gegeben.)

Ein Nachkomme Jutta's, Eilger II., bat Herzog Heinrich den Löwen, welcher sein Lehnsherr war, an einer Stelle, wo sein Vater, Eilger I., eine ewige Lampe gestiftet hatte, ein Kloster erbauen zu dürfen. Heinrich hatte nichts darwider, doch verlangte er: daß Eilger II. auf Burg und Gebiet von Ilburg Verzicht leisten, Beides den neuen Klosterbrüdern zu Ilefeld einräumen, der Jungfrau Maria eine Kirche bauen, den Titel „von Ilburg" ablegen, dafür aber den eines Grafen von Hohenstein sammt der Belehnung dieses Besitzthumes annehmen solle.

Eilger nahm diesen Vorschlag an, erlebte aber die Vollendung des Klosters Ilefeld nicht, sondern starb schon im J. 1189.

Eilger II. ist also der erste sicher bekannte Graf von Hohenstein. Kaiser Heinrich VI. ernannte ihn zum Reichsgrafen von Hohenstein. Er übertrug ihm nämlich die Verwaltung der Justiz in den Ländern, die er von Heinrich dem Löwen zu Lehn hatte, und worunter auch Manches sein Eigenthum war. Als die Hohenstaufischen Kaiser mit Friedrich II. und seinem unglücklichen Enkel, Conradin, abstarben und in Deutschland die große Revolution vorging, in welcher aus den Vasallen Landesherrn wurden, so gingen auch die Grafen von Hohenstein ihrem Ansehen entgegen, und machten das zu ihrem Erb- und Eigenthume, was sie von dem Reiche eigentlich nur zum Lehen hatten. (cf. Hoche: l. l. p. 52. 53.)

Graf Eilger III. starb im J. 1219. Er ist insofern merkwürdig, weil er der Stammvater der Grafen von Stolberg wurde. Von seinen beiden Söhnen pflanzte nämlich der ältere, Dietrich, den Hohensteinschen Stamm fort, während die Nachkommen Heinrich's, des jüngern, die Reichsgrafen zu Stolberg sind, deren ausgebreitete Familie noch jetzt in mehreren Zweigen blüht, während jener längst vertrocknet ist. Die Hohensteiner hatten sich indessen nicht minder ausgebreitet, und ihr Stammbaum war stark beastet. Die Grafen und Herrn von Heldrungen, Clettenberg, Heringen, Ellrich, Kelbra, Lohra, Scharzfeld, Lauterberg u. s. w. waren alle Zweige desselben, von denen aber jetzt nicht ein einziger mehr grünt. Aus den Namen dieser Linien, die sich nach den Oertern nannten, welche sie besaßen, ergibt sich zugleich der Umfang ihres Eigenthums, zu dem aber auch noch Ilefeld, Spatenberg, Sondershausen, Greußen, Rockstedt, Andreasberg, Walkenried, die Gerichte Bodenstein und Allerberg, das Amt Großbodungen, Morungen, Wippra, Artern u. s w. gehörten und die jetzt noch so genannte Grafschaft Hohenstein ist daher nur ein ganz kleiner Theil desselben. In vielen dieser noch jetzt vorhandenen Oerter sehen wir auch noch theils bewohnbare, theils zerstörte Reste ihrer Wohnungen.

Obwohl von Eilger II. an gar viele Grafen auf dem Hohensteine herrschten, so ist doch keiner von ihnen durch merkwürdige Schicksale oder glänzende Thaten bemerkenswerth. Ihr Geschlecht stand aber in großem Ansehen, denn sie waren reich, wurden unter die edlen Geschlechter der alten sächsischen Vierfürsten, denen die Wahl der obersten

Richter und Heerführer oblag, gezählt (cf. Spangenbergs sächs. Chron. p. 55. Lucae Grafensaal p. 276), waren kaiserliche Vögte in Nordhausen, Schutzvögte des Stiftes Walkenried und hatten, als Reichsgrafen, auch das Münzregal. Der letzte Graf von Hohenstein, der freilich nur als Schlußstein seines Geschlechts betrachtet, ein besonderes Interesse hat, hieß Ernst VII., war am 24. Februar 1562 geboren und wurde in seinem zweiten Jahre schon Coadjutor und später Administrator von Walkenried. Er war zweimal verheirathet. Das erste Mal mit einer Gräfin von Barbi, die ihm vier Kinder, einen Sohn und drei Töchter gebar. Der Sohn starb aber schon im dritten Jahre. Das zweite Mal hatte er eine Gräfin von Eberstein zur Frau, die ihm keine Kinder gab. Als er daher sah, daß seine Güter an lachende Erben kommen würden, lebte er herrlich und in Freuden und lud noch eine beträchtliche Schuldenlast auf sein Land. Er starb am 8. Juli 1593, aber nicht, wie Hoche (Hohnst. Gesch.) und Gottschalk (Ritterburgen u. s. w.) annehmen, auf dem Schlosse Lohra, sondern im Kloster Walkenried (cf. Leuckf. A. W. P. II. p. 112). Allerdings war er in der letzten Zeit zu Lohra, ließ sich aber schon am 17. Mai, weil er fühlte, daß sein Tod herannahe, nach Walkenried bringen. Er hatte Fieber und da es der Arzt zu früh verrieb, bekam er Gliederreißen. Es besserte sich jedoch und man dankte schon in den Kirchen zu Ellrich, Bleicherode und Lohra, als er unvermuthet an einem Sonntage sanft und selig verschied. „Kurz vorher frug er nach der Stunde. Man sagte ihm solche. Es war kurz vor zwei Uhr; und er sprach: So pflege ich ein wenig zu ruhen! — Er schlief aber auf immer ein, in eben der Stunde, worin er war geboren worden." — (cf. Eckst. Leichenpredigt auf Ernst VII.). Da das Geschlecht der Hohensteiner mit ihm erlosch, so wurde auch das Wappen, der Siegelring und das Schwert mit ihm in's Grab gelegt. Nur eine seiner Töchter, Juliane, an den letzten Grafen von Gleichen-Spiegelberg vermählt, überlebte ihn. Sie starb als der letzte Sproß des Hohenstein'schen Geschlechts im J. 1633.

So viel Schulden auch auf Hohenstein lasten mochten, so viel auch von dem Lande zersplittert worden war; so erhob sich doch sogleich ein heftiger Successionsstreit über den Besitz der Grafschaft, der vierzig Jahre dauerte und die wichtigste Periode der Hohenstein'schen Geschichte ist.

Die Prätendenten waren:

1) Heinrich Julius, Herzog von Braunschweig. Er stützte sich auf die Lehnsverbindung, in welcher die Hohensteiner mit ihm gestanden.
2) Graf Christoph zu Stolberg und
3) Graf Karl Günther zu Schwarzburg.

Beide beriefen sich auf eine, schon im J. 1433 errichtete und von den Kaisern mehr als einmal als gültig anerkannte und bestätigte Erbverbrüderung. — Da Braunschweig seine Ansprüche mit Gewalt geltend machte und sich mit gewaffneter Hand in den Besitz der Grafschaft setzte, so sahen sich die Grafen, welche nicht die Macht hatten,

Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, genöthigt, Braunschweig beim Reichskammergerichte zu verklagen. Allein so günstig auch dies Gericht für die Grafen sprach, so fehlte es doch ganz und gar an der Macht, diesen schönen Sentenzen den gehörigen Nachdruck zu geben. Bald darauf brach der 30jährige Krieg aus und in der Verwirrung, welche ganz Deutschland ergriff, schwand den Grafen alle Hoffnung, jemals wieder zu ihrem Eigenthume zu gelangen. Und in der That war das Oberhaupt des deutschen Reiches, Kaiser Ferdinand II., selbst so ungerecht, die Grafschaft in Besitz zu nehmen und sie, ohne auf die Einwendungen der Grafen zu hören, dem Grafen von Thun, seinem Kammerherrn, für 60,000 rheinische Gulden wiederkäuflich einräumen zu lassen. Als die Schweden nach der Schlacht bei Lützen die Kaiserlichen überall verjagten, mußte auch Thun die Grafschaft Hohenstein aufgeben und nun bot Braunschweig dem Grafen einen Vergleich an, der auch zu Stande kam und nach welchem die Grafen die Hälfte der Grafschaft Hohenstein in den Aemtern Lohra und Dietenborn nebst der Stadt Bleicherode und allen dazu gehörigen Dörfern als im Afterlehn von Braunschweig-Wolfenbuttel erhielten mit dem Versprechen, daß ihnen auch die andere Hälfte zufallen solle, sobald die wolfenbüttelsche Linie ausstürbe.

Die wolfenbüttelsche Linie erlosch schon nach zwei Jahren und die Grafen, welche jetzt auch das Amt Clettenberg erhielten, waren sehr zufrieden, da zog im J. 1636 das Bisthum Halberstadt Lohra und Clettenberg als eröffnetes Lehn gewaltsam ein und verjagte die gräflichen Diener. Die Grafen klagten zwar wieder beim Kaiser, allein der Bischof Leopold von Halberstadt war ein österreichischer Prinz und die Grafen wurden abgewiesen, mit leeren Vertröstungen beschwichtigt und mit der Erlaubniß entlassen, den Titel: „Grafen von Hohenstein, Herren zu Lohra und Clettenberg," führen zu dürfen. — Durch den westphälischen Frieden kam die Grafschaft an Brandenburg und Churfürst Friedrich Wilhelm wurde der neue Herr über Lohra und Clettenberg nebst Ellrich, Bleicherode, Sachsa und Benneckenstein. Im J. 1650 ließ er sich huldigen, gab aber schon im folgenden Jahre Alles an den Grafen von Sayn und Witgenstein, Johann, „aus Erkenntlichkeit für die ihm geleisteten Dienste, (der Graf war sein Bevollmächtigter beim westphälischen Friedenscongresse gewesen), so wie für gethane Vorschüsse," behielt sich jedoch die Landeshoheit und die Zurücknahme gegen die Erlegung der dargeliehenen Summen vor. Die Einlösung erfolgte auch unter Churfürst Friedrich III., dem nachherigen ersten preußischen Könige, im Dec. 1699, und seitdem hat es, bis auf die westphälische Zeit, ununterbrochen zu Preußen gehört.

Die Schicksale der Burg Hohenstein selbst sind höchst unbedeutend. Im Jahr 1350 wurden von ihr aus so arge Räubereien getrieben, daß das ganze umliegende Land laut um Hülfe schrie und kein Reisender es mehr wagte, in der Nähe der Burg vorüberzuwandern. Der damalige, landgräfliche Oberhauptmann in Thüringen, Heinrich V., Graf von Hohenstein, that Alles, diesem Unwesen

ein Ende zu machen und forderte auch die Städte Nordhausen, Mühlhausen und Erfurt auf, ihm beizustehen. Die Bürger waren gern bereit und bald stand ein wohlgerüstetes Heer vor der Burg. Nicht weit von ihnen lagerte sich aber nun auch Herzog Otto von Braunschweig mit einem bedeutenden Haufen. Da die Städter nicht wußten, was sie von ihm zu erwarten hatten, so schickten sie Abgeordnete mit der Bitte zu ihm, sie in der Berennung der Burg nicht zu stören. Das wurde von Otto zwar versprochen, aber schlecht gehalten; denn als sie eben mit Berennung der Burg beschäftigt waren, überfiel er sie tückischer Weise, jagte die Erschrockenen, die sich eines solchen Angriffs nicht versehen hatten, auseinander, nahm ihrer viele gefangen, schleppte sie in die Gefängnisse des Hohensteins und ließ sie nicht eher wieder frei, bis für sie ein stattliches Lösegeld bezahlt worden war.

Im J. 1412 wurde die Burg in aller Stille überfallen und eingenommen. Die Grafen hatten nämlich ihre Besitzungen unter einander getheilt und Alle waren mit der Theilung zufrieden bis auf Graf Dietrich IX., welcher in Heringen wohnte. Dieser behauptete: die andern Grafen hätten mehr bekommen, als er und es müsse deshalb noch einmal getheilt werden. Dazu kam noch, daß er erfuhr, daß seine Vettern in einer Fehde, die er mit Walkenried gehabt hatte, das Kloster heimlich begünstigt hätten. Dies vergrößerte seinen Zorn um ein Bedeutendes und er war von der Rechtmäßigkeit seiner Forderung so fest überzeugt, daß er, als die Vettern eine nochmalige Theilung verweigerten, beschloß, sein gutes Recht zu erzwingen. Er sah sich nach Bundesgenossen um und fand bald in Friedrich von Heldrungen den rechten Mann.

In Thüringen hauste nämlich damals die Flegelgesellschaft, die sehr viel Unheil anstiftete. Der Ursprung dieser gefährlichen Verbindung war folgender. Günther XXIX., Graf von Schwarzburg, hatte die Hand seiner Tochter Anna dem Grafen Philipp von Nassau versprochen. Bald darauf gereuete es ihn. Er gab dem Nassauer dafür, daß er zurücktreten mußte, eine bedeutende Summe Geldes und verlobte seine Tochter mit dem Landgrafen Friedrich dem Friedfertigen. Friedrich hing nun ganz von seinem Schwiegervater ab. Er bestimmte seiner Gemahlin Tenneberg, Waltershausen und Käfernburg, nebst einem Theile der jährlichen Einkünfte von Sangerhausen, zum Wittwenthum. Diese Güter aber sollten, im Fall, daß sie sich wieder verheirathete, von seinen Vettern, Friedrich dem Streitbaren und Wilhelm II., wieder eingelöst werden können. Diese Letzteren waren aber mit diesem Vermächtnisse gar nicht zufrieden. Günther regierte indeß in seines Schwiegersohnes Namen und verhinderte sorgfältig, daß die Vettern einander nicht besuchen durften; ließ auch keine Bittschrift der Unterthanen an Friedrich selbst gelangen. Diese Härte machte, daß die Unterthanen bei dem Churfürsten Friedrich, dem damaligen Markgrafen von Meißen, klagten und demselben den Verdacht einflößten, als wolle Günther, weil seine Tochter keine Kinder hatte, das Landgrafthum an sich, oder doch wenig-

stens einzelne Stücke davon an Böhmen, Hessen und Mainz bringen. Der Markgraf drohte mit den Waffen, wenn Günther seine angemaßte Vormundschaft nicht niederlegen würde. Da Günther diese Drohung verachtete, so begann die Fehde. Die Meißnischen Truppen setzten sich in Bewegung und Wilhelm zog über Erfurt nach Gotha und setzte sich mit Gewalt in Besitz dieser Stadt. Als Günther sah, daß man Ernst machte, verband er sich mit Friedrich von Heldrungen, der auch ein Feind des Meißnischen Hauses war. Sie warben Bauern, Tagelöhner, Dreſcher, nebst vielen verdorbenen Edelleuten an. Die Begierde nach Beute machte diese Gesellschaft, die man die Flegeler und ihren Krieg den Flegelkrieg nannte, zahlreich. Der Flegelkrieg fiel aber für den Landgrafen unglücklich aus. Er sowohl als Günther mußten um Gnade bitten und Friedrich von Heldrungen suchte nun Gelegenheit, sich und seine Anhänger auf Unkosten eines Andern zu erhalten.

Zu dieser Zeit that Dietrich IX. von Hohenstein dem Friedrich von Heldrungen den Antrag, mit ihm gegen seine Vettern zu ziehen. Friedrich war sogleich bereit. Beide wurden miteinander einig, in der Nacht, wenn Alles schliefe, das Schloß Hohenstein zu überfallen. Die Nacht vom 15. Sept. (Hoffmann in seinen Ritterburgen gibt den 18. Sept. an) begünstigte auch den Plan der unedlen Helden und sie erstiegen die Burg mit Hülfe eines Spions, der Hinz Herzog hieß, so ganz ins Geheim und ohne daß es ein Mensch darin gewahrte, daß sie sogar den alten Grafen Ulrich von Hohenstein im Bette gefangen nahmen. Sein Sohn, Graf Heinrich von Kelbra, wurde durch den Lärm geweckt und entkam, obwohl unbekleidet, mit Hülfe seiner Gemahlin Margarethe von Weinsberg, die ihn an einem Seile aus dem Fenster hinabließ. Er floh nach Ilefeld und wandte sich von hier aus an Landgraf Friedrich den Streitbaren. Dieser nahm sich seiner an und schickte eine Anzahl Truppen in das Gebiet von Heldrungen, um den Friedrich für seine Unruhen zu bestrafen. Weil er nun Anführer der Flegeler gewesen war und jetzt auf's Neue Unruhen erregt hatte, so wurden ihm seine Besitzungen Heldrungen und Liebe genommen und Heinrich IX., Ulrich's III. Sohn damit beliehen. Friedrich irrte, nach dem Verluste seiner Güter, wie vogelfrei umher, bekam zwar von Dietrich als Entschädigung Elbingerode abgetreten, das er aber nie ruhig besessen hat, und wurde endlich beim Dorfe Mackenrode, wohin er sich verirrt hatte, als er unter Leitung Hinz Herzogs nach Scharzfels wollte, mit einem Schweinsspieße erstochen. Eine Grabschrift auf ihn steht in Pfefferkorns Th. Merkw. K. 29. und lautet:

Wer in dem Leben hat nur Flegelswerk gemacht,
Der wird auch wie ein Schwein und Flegel umgebracht.

Dietrich IX. fürchtete, daß die Reihe auch an ihn kommen möchte, unterwarf sich daher und söhnte sich mit dem Landgrafen aus. Noch in demselben Jahre verkaufte er seinen Antheil an Hohenstein, nebst Heringen und Kelbra, die ihm gehörten, an den Grafen Botho von Stolberg, ging fort und soll im J. 1417 zu Drin-

genberg im Paderbornschen im Gefängnisse gestorben sein. Nun war die Burg Hohenstein ein mit lehnsherrlicher Bewilligung erhandeltes Eigenthum des stolberger Hauses.

Die ersten Jahre des 30jährigen Krieges enthalten für Hohenstein nichts Merkwürdiges, denn in dieser Zeit war der Schauplatz vorzüglich in Böhmen und Oberdeutschland. Später aber war die Gegend am Harz auf der Nord- und Westseite der Tummelplatz mit. Sie wurde schrecklich verwüstet und mußte Alles dulden, was eroberte Länder kleiner Herrn von Barbaren gewöhnlich erduldeten. Bald kamen Wallenstein'sche Truppen hierher und besetzten das Schloß Hohenstein. Als sich Sachsen durch den Prager Frieden mit dem Kaiser verbunden hatte, nahm der sächsische Oberst Graf Vitzthum von Eckstädt es ein, verlangte eine unerschwingliche Brandschatzung und da diese nicht gezahlt werden konnte, so ließ er es 1622 in der Christnacht in Brand stecken. Damit auch Niemand löschen oder etwas daraus retten konnte, so wurde das Feuer an mehreren Orten zugleich angelegt, rings um die Burg Wellen aufgethürmt, angezündet und nun ein Kreis von Soldaten darum gezogen, der alle Hülfe zurückhalten mußte. Bei diesem Brande gingen auch die wichtigsten Documente des Hochstifts zu Halberstadt, welche der Kammerschreiber Herrmann Widdecke, über Blankenburg hierhergeflüchtet hatte, verloren. (cf. Abel's Halberstädt'sche Chronik p. 526.)

Als man später den Brandschutt durchsuchte, zog man ein großes, hölzernes Crucifix hervor, welches in den Flammen nicht den mindesten Schaden gelitten hatte. (cf. Zeitfuchs: Stolbergsche Chronik).

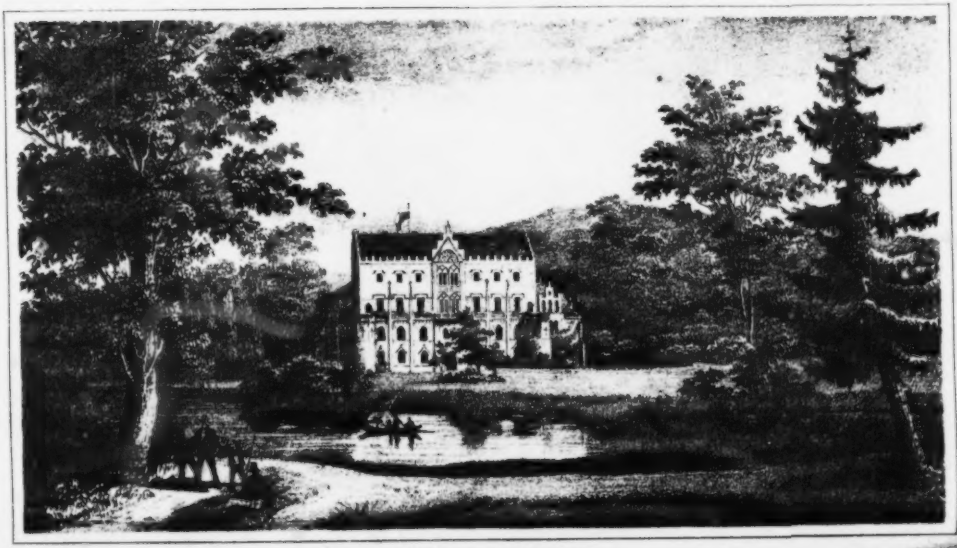
Der Graf Christoph von Stolberg beschwerte sich über diese schändliche That sowohl in Wien als in Dresden und der Kaiser befahl dem Vitzthum auch, das Schloß Hohenstein zur Strafe auf seine Kosten wieder aufbauen zu lassen; es unterblieb aber, da Vitzthum bald darauf in einem Duell mit dem Commandanten von Magdeburg erschossen wurde. Seit dieser Zeit liegt Hohenstein in Ruinen und gehört dem Grafen von Stolberg-Stolberg unter hannöverischer Oberhoheit.

Das Wappen der Hohensteiner hatte 4 Quartiere und ein Mittelschildchen. Auf dem letzteren war, wegen der Grafschaft Clettenberg, ein schwarzer zum Lauf gestellter Hirsch in silbernem Felde. Zwei Quartiere sind wegen der Grafschaft Hohenstein zwölffeldig roth und silbern gewürfelt. Die beiden andern Quartiere sind getheilt; oben ist ein goldener Löwe im rothen Felde, unten ist es achtmal von Roth und Gold balkenweise gestreift, wegen der Grafschaft Lauterberg und besonders wegen Scharzfels. (cf. Lancher's Grafenwappen pag. 25 — 34.). Wegen der Erbverbrüderung, 1433 zwischen Stolberg, Hohenstein und Schwarzburg errichtet, führt auch Schwarzburg dieses Wappen.

Vor länger als 200 Jahren also schufen die gierigen Flammen die stolze Burg Hohenstein zur Ruine um. Wohl kam seitdem mancher Frühling mit seinen Rosen und Nachtigallen, wohl kam mancher

schattenvolle Herbst; das Kind ward zum Greise; ihm folgten andere und gingen; gewaltig fuhr der Sturm der Vernichtung über Länder und Völker, manch festes Gebäu, für die Ewigkeit errichtet, stürzte zusammen, Paradiese blühten hervor aus den Ruinen, manche Menschenbrust verblutete im unermeßlichen Schmerze; — aber noch immer schauen die gewaltigen Mauern Hohensteins herab in die Ebene, noch immer küßt das aufgehende Tagesgestirn seine hohen Zinnen, noch immer röthet die sinkende Sonne die alten Thürme mit ihren letzten Strahlen, als sei diese Ruine ihr Liebling, von welchem sie ungern scheide, noch immer ist sie eine köstliche Zierde der Landschaft und wird es noch Jahrhunderte hindurch bleiben, wenn nicht unvorhergesehene Ursachen ihren Fall beschleunigen.

C. Duval.



2. Reinhardsbrunn.

Reinhardsbrunn.

Zu tauſendmal mir gegrüßt mit meines Herzens innigſtem Liebesgruße, Perle Thüringens, reizgeſchmücktes koſtbares Kleinod! Wie du lieblich daliegſt, ſanft geſchmiegt an den Buſen des ſchönen Thüringerwaldes, du Zierde ſeiner Thäler, prächtige Ruhezelle! Gleich einer Fürſtin in neuem alterthümlichen Prunkgewande, beſchauſt du dich glänzend und mildfreundlich in den klaren Spiegeln deiner Gewäſſer, die du in deinem hellgrünen Gemache um dich aufgeſtellt haſt. Ja verjüngt haſt du dich, wie ein Phönix! Auf den Grund deiner alten Mauern biſt du weiß und ſchlank, reizend und zierlich emporgeſtiegen, ein ſilbernes Feenſchloß; ein Fürſtenwort hat dein altes zerbrechliches Haus in einen neuen Prachtbau verwandelt. Nun kommen Berg und Thal, Wald und Quelle, dir ſchmeichelnd zu dienen. Der Friede des Thals hat ſich weich und duftig um deine weißen Mauern gelegt, die Teiche halten dir ihren blanken Schild entgegen, die friſche Quelle des Reinhardsbrunnen küßt dir huldigend den Fuß, alte Sagen und Geſchichten flattern flüſternd um deine Thürme, und künden ihnen die Wundergeſchichten des Kloſters, auf deſſen Bett du dich gelagert; in deine Blumen hat die Sage ihr Epheu wieder angepflanzt, damit es ſich auch an den Neubau emporranke. Die Berge umher blicken erſtaunt auf dich herab und können ſich nicht ſatt ſehen an deiner Schöne, neu erſtanden im Geiſte eines ſchlafen gegangenen Jahrhunderts. So oft ich dein vom poetiſchen Hauche der Vergangenheit durchfluthetes Thal betrete, glänzendes Waldſchloß, auf deinen herrlichen Matten wandle, in deinen Baumſchatten ruhe, von deinen kryſtallreinen Quellen trinke, überkommen mich ernſte, heilige Gefühle und eine ſtille mich hochbeglükkende Begeiſterung. Die gemeine Wirklichkeit der Dinge tritt nicht mit mir über deine uralte Schwelle; wundervolle Geſtalten der Vorzeit, bunt gefärbt und geſchmückt von der ſich ewig verjüngenden Sage, ſchweben mir nahe; die ſteinernen Grabbilder an deinem Kirchlein werden lebendig und bieten mir die Hände; aus ihrem Bette ſteigen die alten Fürſten und Fürſtinnen des Landes, die du ſo treu in deinen Schoos eingeſargt und bewahrt haſt. Und ſeh' ich erſt deine Thürme und Bauten im Mondlicht glänzen, erblick ich das Wappenſchild an der innern Seite deines Thores, den Krummſtab und das Schwert, ſo erfaßt mich ein ſeltſamer Wahn; mir iſt, als müßte der Abt des Kloſters aus dieſer immer offenen Pforte heraus-

treten, den greisen Ludwig, deinen Erbauer, zu empfangen, der da kommt, hier Panzer und Helmsturz abzulegen, und die müden Glieder in das Kleid des Friedens, die Kutte, zu hüllen. Aber deine Klosterzellen sind prangende Fürstengemächer geworden, deine Grabgesänge Töne der Freude. Nur der Dichter weiht deiner vergangenen Herrlichkeit eine Thräne süßer Schwermuth; dann gibt er sich gleich den Andern dem Genusse deiner gegenwärtigen hin.

Einst Escurial der alten thüringischen Landgrafen, aber nicht wie jene überladene ungeheure Begräbnißhalle der Könige Spaniens in eine düstre rauhe Felsengegend gebaut, nein im grünen, freundlichen Thalgehege erstanden, schliefen hier die Fürsten unter dem Plaudern der Quellen und dem Gesange der Waldvögel und der Mönch betete von Walddüften angehaucht, gern an ihrer Gruft. Eine wehmüthig heitre heimische Ruhestatt, würdig der edeln Fürstenherzen, die hier schlafen! Und wenn auch nun ein reizendes Lustschloß, scheint doch der Geist der Ruhe und des Friedens, der sonst hier waltete, noch immer an dieses Haus gebannt zu sein, in diesem Thale fort und fort zu wohnen. Selige Gefühle erfüllen hier jedes Herz, und der Geist der Poesie flieht fort und fort um die Zinnen dieses Tempels süßer heiliger Schwermuth.

Man muß Reinhardsbrunn im Mondschein umwandeln, um all' die romantischen Zauber, die daran haften, plastisch hervortreten und gleichsam lebendig werden zu sehen. Wenn dann die blaugrünen Lichter über die kunstvollen Sculpturen hinzittern, wenn die Wappenschilder über den Thüren und Giebeln durch die Dämmrung glänzen, wenn die gothischen Thürmchen und zackigen Steinrosen weithin abentheuerliche Schatten werfen, wenn sich's in den vom fahlen Licht durchstreiften Fenstern zu regen scheint, wenn das Rauschen der in den Teich stürzenden Kaskade geheimnißvoll herüberflüstert und der Spiegel desselben das zitternde Bild des Monds mit dem des Schlosses wiedergibt, wenn die Bäume und Blumen am Ufer duftend und träumerisch hineinnicken, dann schwebt über dem Haupte des sinnenden Wandrers der poetische Geist des Mittelalters, gleich einer weißen Taube, und berührt wohl gar seine Schläfe mit ihrem sagenträufenden Fittich.

Wartburg, Reinhardsbrunn und Hörselberg sind die drei Hauptträger der mittelalterigen Romantik Thüringens, die durch sie nach allen äußern und innern Seiten hin zur Anschauung gebracht wird. Nach allen drei hervorspringenden Lebensrichtungen ist in der Geschichte und Sage dieser drei Punkte der Gesamtgeist des Mittelalters ausgebaut und organisch gegliedert. Wartburg repräsentirt das Ritter- und Minnethum; hier wurde ein weitberühmter Hof gehalten; die Paladine des Landes feierten hier ihre geräuschvollen Feste, und der Glanz altfürstlicher Herrlichkeit, gefeiert von hochbegabten Minnesängern durfte sich hier ungestört entfalten. Reinhardsbrunn stellt das religiöse Princip dar. In der Stille des rings von Bergen eingeschlossenen Thalkessels erhoben sich die Thürme der stattlichen Abtei, beschenkt und besucht von den Landgrafen, wenn ihr

Herz nach stillem Umgang mit Gott und heiliger Ruhe verlangte, und die Liebe fast aller Fürsten der beiden Landgrafengeschlechter machte dieses Kloster zu einem der reichsten und mächtigsten im Lande. Auf Wartburg ging ihr Stern auf, in Reinhardsbrunn unter, über den Zinnen jener Hofburg hing ihnen des Lebens lachendes Morgenroth; die Thürme der einsamen Abtei schatteten ernst in ihre verglimmende Abendröthe; dort erschallte der Wettstreit des Minnesangs begeisternd zu Kampf und That, hier tönten die einförmigen Trauergesänge des Kapitels und die Glocken, die den Landesherrn zu Grabe läuteten; die dort geschafft und gewacht, ruhten und schliefen hier, nachfolgend dem Erbauer beider.

Der Hörselberg endlich ist der Repräsentant der geistlich gemüthlichen Richtung des mittelaltrigen Thüringens. Wie Wartburg und Reinhardsbrunn die Lichtseite, so bringt uns der Hörselberg die Nachtseite des Lebens jener Zeit vor die Seele. Dort ist der Boden realistischen Schaffens, hier die Räume für die Gebilde einer weitausschweifenden Phantasie.

Und diese drei für die Geschichte und Sage unseres Vaterlandes hochwichtigen Punkte liegen nur wenige Stunden von einander, und die letztere, die wunderbare Zauberin, hat von einem zum andern und zum dritten ein mystisches Dreieck gezogen, in dessen Raume sie ihren reichsten Feenschatz niedergelegt. Noch ist kein vaterländischer Dichter erstanden, denselben zu heben; das im Lichte moderner Poesie verklärte Erscheinen desselben ist künftigen Zeiten aufgespart. Wenden wir uns zu Reinhardsbrunn allein zurück, als dem Gegenstande, welchem diese Darstellung vorzüglich gilt.

Von Gotha führt eine schöne Kunststraße, die ihr Entstehen dem regierenden Herrn Herzog verdankt, südwestlich über die Dörfer Sundhausen, Wahlwinkel und Rödichen in das Reinhardsbrunner Thal. Man hat auf diesem herrlichen Wege stets die wellenförmige Bergreihe des Thüringerwaldes vor sich, aus welchem der Inselsberg zur rechten Hand, sich wie ein thronender Herr und Gebieter erhebt. Das tiefblaue Gebirge tritt näher und überzieht sich allmählig mit Grün, die Vorberge lösen sich ab, die Massen gewinnen bestimmte Gestalt, die frische Bergluft strömt uns entgegen, das Herz schlägt freier und höher, die Seele zittert in frohgespannter Erwartung. Auf diesem Wege sind Punkte, die eine entzückende Aussicht bieten. Wendet man sich auf der Höhe zwischen der Stadt und Sundhausen, wenn man den Rothensandsteinbruch passirt ist, links zurück, so gewahrt man in leicht überschleierter Ferne die Ruinen der drei Gleichen, die Kette des Thüringerwaldes verliert sich südöstlich tiefer und tiefer blauend, am Fuße des langen Kiebedergs sind die Thürme des alten an den Segenbringer Bonifacius erinnernden Ohrdruff zu erkennen, freundliche buschumkränzte Dörfer lauschen aus Thalungen und Ebenen empor; gelangt man weiter über den Kamm des Bocksbergs auf die leinaische Höhe, so thut sich ein entzückendes Panorama auf. Im nahen Hintergrunde baut sich das Gebirge amphitheatralisch auf, man unterscheidet deutlich die einzelnen Bergstufen,

die höchsten sind noch blaugrün, aber abwärts werden sie immer grüner, zuletzt hellgrün — denn hier ist Buchenwald. Von der letzten Höhe, an der rechts (am Geisenberge) die hellen städtischen Häuser der Erziehungsanstalt Schnepfenthal auf einer Bergterasse halb in freundliche Fruchtbäume und üppiges Buschwerk versteckt, links, am Fuße des Hermannstein, auf dessen Gipfel einst eine Burg stand, das Dörfchen Rödichen anlehnen bis zum Dorf Wahlwinkel und dann noch eine Stunde weiter nach Norden und Westen dehnt sich eine grüne hie und da leicht gehügelte Ebene, die dort nur aus prächtigen fruchtbaren Wiesen von einem krystallreinen Bächlein, dem von Reinhardsbrunn kommenden Badewasser, in mäandrischen Windungen durchzogen, hier aus reichen Saatfeldern besteht. Zwischen Schnepfenthal und Rödichen thut sich das idyllisch schöne Reinhardsbrunner Thal auf, ein smaragdener Wiesenteppich. Die beiden stattlichen Orte mit ihren glänzend weißen Häusern, stehen am Eingange desselben, wie zwei jugendliche Wächter. Weiter westlich in geringer Entfernung leuchtet das weiße Schloß Tenneberg von seinem waldigen Berge herab, hoch emporragend über der schmucken Waldstadt Waltershausen, die laubig umzäunt, sich an den Fuß des Burgberges anschmiegt. Dem Tenneberg nordwestlich gegenüber in der Entfernung von einer und einer halben Stunde, dehnt sich der kahle sargähnliche Hörselberg am Horizonte hin und bildet das nördliche Ende des Bergamphitheaters. Zwischen beiden sieht man einen Theil des Hörselthales mit seinen freundlichen Dörfern und über demselben erhebt sich in den Westhimmel die stattliche Wartburg. Wie du dich wendest, harmloser Wandrer, empfängst du Küsse von der Schönheit der Natur und Grüße der sagenreichen Vorzeit. Ich sah einst einsam wandernd die Sonne in ungewöhnlicher Pracht hinter den Bergen über dem Tenneberg versinken. Ihre Strahlen erreichten den Hörselberg nicht mehr, der nun dunkel und unheimlich dalag wie ein drohender Schemen, aber der Himmel hinter ihm wurde vom scheidenden Tagsgestirn mit violetten, gelben und rothen Tinten übermalt; von diesem unbeschreiblich prächtigen Hintergrunde hob sich der düstre Sagenberg wunderbar ab; die Felsenstirn, von einer Glorie umschmückt, in der glänzendere Punkte, wie Sterne aufschossen. Er gemahnte mich, wie der dunkle Geist der Vergangenheit, der im Goldglanz der Sage steht. Die Sonne war hinter dem Gebirge hinab, und nun erglühte der Westhimmel im flammendsten Abendroth, aus welchem ihrerseits die Wartburg deutlich hervortrat, wie die alten byzantinischen Heiligenbilder mit Goldgrund. Dem Hörselberg wurde der Lichtkranz leise zerpflückt; mir wars, als fielen die Rosen desselben in den Berg hinein, um dort das Krystallschloß der Frau Venus zu schmücken. Die Thäler versanken in duftiges, durchsichtiges Dunkel, die Wartburg aber strahlte, wie Luthers Wort, durch die Nacht; der Inselsberg sah ernst und schweigend auf das schöne Schauspiel zu seinen Füßen. Ich aber rief Thränen des Entzückens im Auge und unnennbare Sehnsucht in der Brust: „Du bist schön mein Vaterland, und voll tiefer hei-

tiger Poesie! Gib mir Kraft, daß auch ich einst einen Kranz schlinge um deine geweihten Schläfe, gewunden aus den Wunderblumen, die auf deinen Höhen und in deinen Thälern geheimnißvoll blühen, und die nur der Dichter findet." — Ach ich ahnete in jener süßen Stunde jugendlicher Begeisterung nicht, daß das Leben mir dies bescheidene Glück versagen werde! Ich bin ein Mann geworden und die Locken fliegen schon dürftiger um meine Schläfe: ich habe den Kranz noch nicht gewunden. Wohl fand ich die blaue Blume, aber sie wächst auf dürrem Gestein; der nährende Halm sproßt nicht neben ihr. Ich mußte schaffen, was mir Brod gewährte, mein heißgeliebtes Vaterland gab mir es nicht. Still weinend bin ich später oft dort vorübergegangen und habe mich an den Schmerzen meiner Sehnsucht gelabt. —

An jenem Abend trat ich still durchbebt von Wonne in das von den Schauern süßer Melancholie durchhauchte Reinhardsbrunner Thal; alle Sagen, und Mährchen und Geschichten dieses himmlischen Stück Landes des mystischen Dreieckes, in dessen Raume ich geboren wurde, begleiteten mich, den selig Taumelnden. Der Vollmond hing mir seine Leuchte aus dem tiefblauen Himmel heraus, die Berge drängten ihre waldigen Stirnen so sinnend thalwärts, und als ich an den alten Mönchstisch, ohnfern dem Kirchlein mit den Grabsteinen der Landgrafen an der äußern Seite, trat, entglommen alle Sterne am Himmel, alle Wunder im Thale und alle Schmerzen und Entzückungen in meiner Seele. Was ich in jener weichen reichen Sommernacht erlebte und empfand — o warum durfte es nicht zum feiernden Gedicht werden? —

Auch wir wollen jetzt das friedliche Thal betreten. Ueber dem Fuße der südöstlichen Berge des Hermannsteins und des Schwarzbachs durch hohe Tannen und Fichten, die einem zuweilen ehrfurchtgebietend sogar in den Weg treten, zieht sich die Kunststraße. Das Rauschen der Bäume, das Murmeln des Bachs im Thale, der aus einem Teiche in den andern fällt, bereiten die Seele immer würdiger vor; noch sehen wir vor uns nur düstern Wald, unten im Thal die drei blitzenden Teiche, die sich wie silberne Knäufe auf dem grünen Sammtgürtel des Thalstreifens an einander reihen; drüber wieder die waldige Höhe, wir wandeln in uns vertieft, gemüthlich erregt, der Geist des Thals küßt uns im kühlen Lufthauch auf die Stirn, da plötzlich öffnet sich die Aussicht! Ein schmaler Streifen Himmel vor uns der Hintergrund, rechts und links hohe Fichtenmassen als Rahmen; und darin auf grünem Boden das weiße Schloß, eng beisammen mit seinen gothischen Thürmen und Giebeln, seinen Spitzbogen und gewölbten Fenstern stattlich aufragend, ein wunderschönes Bild! Wir stehen freudig überrascht, ein unwillkührliches Ach! entspringt der gepreßten Brust und gibt Kunde von unserm Gefühl. So schön hatte sich das kein Herz gedacht. Glänzt doch das neue im alterthümlichen Geiste gebaute Haus, wie wenn es von weißem Marmor aufgeführt wäre! Der weit Gereiste glaubt sich plötzlich nach Hochschottland versetzt; er wähnt vor Abbatsford, dem wunder-

baren Dichterhause, zu stehen. Aber in Deutschland können Dichter sich nicht solche Häuser bauen, wo ihnen die Erde kaum das dürftige Brod gibt. Der Wahn verschwindet, und jeder weiß, daß es ein Fürstenschloß ist, das er begrüßt. Schneller eilt nun der Fuß, das Thal wird weiter, wiederum blitzt uns ein Teich, wie ein sinniges Auge, Willkommen! entgegen. Blumengeschmückte baumumragte Ufer! Breite reinliche Sandwege legen sich wie weiße Bänder schlängelnd darum, rechts ladet ein schönes gastliches Haus ein, Tische und Bänke unter Bäumen und mit gepuzter Menge besetzt, geben das Versprechen wohlthätiger Erfrischung. Wir rasten ein paar Augenblicke und stärken uns; dann weiter! denn Sehnsucht und Erwartung treiben mächtig. Am Teichufer hin, durch grüne blühende Bosketts edler Hölzer, auf breiten, blanken, mit Blumenrabatten eingefaßten Wegen treten wir näher. Die Nordseite des Schlosses tritt uns majestätisch entgegen, die durch Säulen geschmückte, durch kein Thor verschlossene Eingangshalle winkt uns hereinzutreten, davor wölbt eine herrliche Baumgruppe ein majestätisches Blätterdach; wir wandeln dicht an dem rechts liegenden großen Teich vorüber, auf dessen Spiegel ein grün und weiß bewimpelter Kahn mit frohem Rudern und ein Paar herrliche Schwäne dahin gleiten, in den sich ein krystallner Wasserfall stürzt, Baumgruppen laden hie und da zu ihren weißleuchtenden Sitzen, gerundete Buschpartien wechseln mit Blumenbeeten ab, und dazwischen breitet sich ein prachtvoller Rasenteppich aus. Links lassen wir nahe am Wege in der Tiefe die romantische Mühle liegen; es ist die alte Klostermühle und ihr rothes Dach, ihr rauschendes Rad trägt nicht wenig zum Reize des Ganzen bei. Wer denkt sich nicht die schöne Müllerin am Fenster, nach der der Jäger drüben vom Waldsaume verlangend blickt? Eine Thalmühle hat stets romantische Reize, aber keine mehr als die Reinhardsbrunner. Westlich schaut der steile Abtsberg herein, der wirklich als Abt über die niedrigern Höhen, die geringern Mönche, emporragt. Wir treten durch die hohen reichen Linden an das Schloß heran, das schön gearbeitete steinerne Wappenschild mit dem gekrönten thüringischen Löwen ruft uns die Zeit der Landgrafen zurück, deren Staub hier die Zeit verweht hat. Durch die Säulenhalle gelangen wir in den Hofraum, wir umwandeln das Schloß und erfreuen uns seiner neuen alterthümlichen Schöne. Da der Neubau auf den alten Grund und theilweise mit Benutzung der alten Gebäude aufgeführt worden ist, so hat das Ganze die unregelmäßige Gestalt behalten, die ihm sonst eigen war. Die einzelnen Flügel und Bauten stehen nicht in rechten, sondern spitzen und stumpfen Winkeln aneinander. Inzwischen wird das ästhetische Gefühl dadurch nicht beleidigt und die Romantik des Hauses selbst gewissermaßen erhöht. Das ganze, zusammenhängende Schloß besteht aus fünf Gebäuden. An das nach Westen gelegene Hauptgebäude, sonst das hohe Haus genannt, stößt nordöstlich das Einfahrts- oder Saalgebäude; an dieses schließt sich das mit dem Hauptgebäude fast parallel laufende Gebäude der Hirschgallerie, sonst Amthaus, und von

diesem läuft nach Osten die Kirchgallerie und die Kirche, deren Fenster nach Süden gehen. Der Hof ist nach Süden offen, und nur gewissermaßen von dem auf einer aufgemauerten Höhe befindlichen Blumengärtchen geschlossen. Das ganze Schloß ist im altdeutschen Styl, den man gewöhnlich, doch fälschlich, den gothischen nennt, erbaut, aber er ist den Sitten und Bedürfnissen unserer Zeit mit freier Entwicklung und bewundernswürdig seinem Geschmack accomodirt. Der Geist des vierzehnten Jahrhunderts hat sich mit dem des neunzehnten vermählt, um dieses reizende Haus zu zeugen, in welchem eine zeitgemäße und idealisirte Ausbildung des genannten Baustyls bethätigt ist. Am glänzendsten zeigt sich dieses am Hauptgebäude, dessen ausnehmend schöne, nach Westen zugekehrte Façade im angedeuteten Geschmack reich und prächtig durch die Kunst des Meisels dekorirt ist. Das Haus hat ein Rez-de chaussée und drei Stockwerke. Die Façade zeigt in der Mitte einen Vorsprung von einigen Schuhen (Risalit), welcher oben mit einem prächtigen mannigfach verzierten Spitzgiebel gekrönt ist. Im Rez-de-chaussée des Risalit befindet sich das mit ausgezeichneter Bildhauerarbeit geschmückte Portal, ein Meisterwerk neuerer Kunst. Jedes einzelne der reichen Ornamente verdient besondere Bewunderung bis in die kleinsten Details hinein, und liefert den Beweis, daß die Kunst unserer Steinmetzen nicht hinter der des Mittelalters zurückbleibt. Die Zartheit und die ästhetische Form dieser Kunstwerke lassen in der That nichts zu wünschen übrig. Zu beiden Seiten des Spitzbogens, in welchen das Portal ausläuft, erblickt man den sächsischen Rautenkranz und den thüringischen Löwen von Helm und Helmdeckel überragt. Zu beiden Seiten des Risalit hat das Rez-de chaussée drei in Spitzbogen auslaufende Fenster, die durch eine oben gespaltene Rippe getheilt sind. Die drei Stockwerke haben dagegen viereckige, jedoch ebenfalls altdeutsche, nur einer spätern Zeit entlehnte, nicht minder reich decorirte Fenster, die allerdings dem heutigen Bedürfnisse angemessener sind, als der Spitzbogen. Das Risalit öffnet in jedem Stockwerk zwei Fenster, vor denen des mittlern befindet sich der mit herrlicher durchbrochener Arbeit versehene, äußerst geschmackvolle Balkon, an welchem man die Wiederholung der am Portal glänzenden Wappen erblickt. An den Ecken des Hauses erscheinen die vom alten Bau beibehaltenen vollen Thürme, deren obere bis zum zweiten Stock reichende Theile, die eine in ähnlichem Styl wie der Balkon gehaltene Gallerie umkreist, zu Söllern umgeschaffen sind, auf welche aus den Ecken kleine Thüren führen. Das Dach ist zu beiden Seiten des schon erwähnten Spitzgiebels von schönen Zinnen geschützt. Die beiden Giebelseiten dieses Hauptgebäudes sind in demselben Styl nur weniger reich dekorirt, als die Fronte. Sie sind zwei Fenster tief. Die im Rez-de chaussée auf der nordwestlichen Seite weichen hinsichtlich des Baustyls vom Ganzen ab, indem sie rein byzantisch gehalten sind. Wenn auch die strenge Harmonie dadurch etwas beeinträchtigt wird, so kann man es doch keinen Fehler nennen, da sich solche Mischung selbst in mittelaltrigen Gebäuden

vorfindet und das Auge auch keineswegs dadurch beleidigt wird. In den beiden Hauptgiebeln gewahrt man reiche Fenster mit den Wappen der Pfalz, Sachsen und des Fürstenthums Coburg. Die östliche oder Hofseite des Hauptgebäudes gibt denselben, jedoch weniger verzierten Styl bis auf das Treppenhaus, welches in Form eines achteckigen Thurmes an das nördliche Ende angebaut ist, wo das Einfahrtsgebäude an das Hauptgebäude im Winkel anstößt. Das Portal des Thurms schmückt das sächsische Wappen mit einem offenen, federngekrönten, herrlich ausgearbeiteten Turnierhelm. Rechts und links von diesem Helm auf die beiden jetzt noch leeren Stellen werden bronzene Tafeln mit Inschriften, bezüglich auf die neueste Restauration des Schlosses, Platz erhalten. Der Treppenthurm steigt beinahe bis zur Höhe des Dachforstes, ist ebenfalls mit Zinnen gekrönt und auf den beiden schmalsten Seiten mit zwei vorspringenden Spitzthürmchen besetzt. Bei Anwesenheit des Herzogs flattert hoch oben über diesem Thurme, die mit den thüringischen Farben, weiß und roth, gestreifte und in der Ecke mit dem thüringischen Löwen gestickte prächtige Fahne, allen Besuchern zur Kunde, daß der Landgraf von Thüringen — denn so nennt sich der Herzog noch immer — in seinem Jagdschlosse weile. Diese Sitte hat etwas höchst Freundliches, ja Poetisches.

Gehen wir zum Innern des Hauptgebäudes über! Das Rez de chaussée besteht aus einem großen Speisesaal und zwei durch offene Arkaden rechts und links mit ihm verbundenen Seitensalons. Dieser kühle Saal wird ganz mit Eichenholz getäfelt und reich mit Schnitzwerk und Vergoldung versehen und für heiße Sommertage bestimmt werden. Der Fußboden wird mit Marmor belegt werden, und die südliche Eckpiece einen in Marmor ausgeführten Brunnen, zur Erhöhung der Kühle, erhalten. Außer diesen drei Hauptgemächern enthält das Rez-de chaussée noch einen zur Communication bestimmten Corridor, eine Piece zum Serviren und ein Badezimmer. Das ganze erste Stock ist zu Gesellschafts-Appartements bestimmt und hat außer Corridor und Vorzimmer einen kleinen Speisesaal, Spielzimmer, Salon und Musiksaal. Die Parkets und Plafonds bieten eine große stets geschmackvolle Abwechselung, sind reich und prächtig, und nach dem schon genannten Maßstabe altdeutsch gehalten. Die Heizung geben Marmorkamine. Diese Räumlichkeiten stehen in unmittelbarer Verbindung mit dem großen Festsaale im Einfahrtsgebäude. Im zweiten Stock sind die Gemächer des Herzogs und der Herzogin, bestehend aus Vorzimmern, gemeinschaftlichem Audienzsaal, zwei Wohnzimmern, zwei Schlafzimmern, einem Boudoir und einer Garderobe. Das Audienzzimmer liegt in der Mitte, hat den Austritt auf den Balkon und ist reich mit Holz getäfelt und mit Schnitzwerk versehen. Auch diese Räumlichkeiten sind im altdeutschen Styl gehalten, doch ist zu bedauern, daß die Idee nicht rein durchgeführt ist, und namentlich in den Möbeln sich ganz moderne Elemente einmischen, die die Harmonie stören, und den ästhetischen Sinn nicht befriedigend berühren. Das dritte Stockwerk ist weit

einfacher dekorirt, obgleich auch hier der Grundgedanke immer durchgeht, und wird zu Wohnungen der beiden Prinzen benutzt. Die Räumlichkeiten wie unten. Im Dachgeschoß zwei Zimmer für Gefolge. Die trefflichen Dekorationsmalereien sind meist durch den ausgezeichneten Künstler Hofrath Ludwig Pose aus Düsseldorf ausgeführt. — Das Einfahrtsgebäude besteht nur aus zwei Stocken. Alle seine Oeffnungen sind durch Spitzbogen geschlossen. Die Haupteinfahrt hat zwei Seiten-Portale für Fußgänger. Die äußere Seite ist mit dem Landgrafenwappen, dem Löwen, geziert, die innere mit dem der Abtei, Krummstab und Schwert. Der ganze untere Raum dieses Gebäudes bildet eine offene, mit Kreuzgewölben bedeckte Halle, die links (östlich) eine Portierstube hat und rechts (westlich) durch einen mit einem eisernen Thore geschlossenen Gang in Verbindung mit dem Treppenhause des Hauptgebäudes steht, so daß die Herrschaften im Trockenen absteigen und in ihre Appartements gelangen können. Das ganze obere Stock wird von dem reich dekorirten Festsaale eingenommen, dessen Hauptgesims ringsum mit den Portraits der Ahnen des Herzoglichen Hauses, thüringischen, wie meißnischen Stammes, Grau in Grau gemalt, umstellt ist, was einen äußerst vortheilhaften Eindruck macht. Ueber den vier Thüren befinden sich Hirschköpfe, deren Geweihe durch ihre außerordentliche Größe und Schönheit ausgezeichnet sind. Das Dachgeschoß ist zu Wohnungen für die Dienerschaft eingerichtet, und steht deshalb mit den Hauptgebäuden in Verbindung. Das Einfahrtgebäude ist auf gleiche Weise durch Thüren mit der Hirschgallerie verbunden; jedoch liegen die Stockhöhen dieses letztern Hauses nicht in gleichem Niveau mit den beiden schon beschriebenen Gebäuden, sondern um einige Stufen höher. Das Aeußere in demselben Styl nur weniger reich gehalten. Vom Hofe aus führt eine freistehende Treppe durch einen besondern Eingang zu dem im untern Stock befindlichen Speisesalon, der bei Jagden benutzt wird. Daneben Kaffeeküche und Vorrathskammern, so wie die Wohnung des Kastellans. Darunter die Keller. Auf der nordöstlichen Ecke erhebt sich ein reich dekorirter runder Thurm mit den Abtritten; im obern Stock desselben ein durch seine herrliche Aussicht nach Norden und Nordosten sich auszeichnendes Boudoir oder Lesezimmer. Das obere Stockwerk des Hauses ist besonders durch die Dekoration seines Corridor merkwürdig. Diese besteht nämlich aus den Geweihen alles nur möglichen gehörnten Wildes; als große Seltenheit ist die Sammlung monströser Rehbockgeweihe zu betrachten. Die übrigen Räumlichkeiten bieten 6 Zimmer für Besuche fürstlicher Personen. Dies Gebäude ist das ehemalige Amthaus, über dessen nach dem Hofe führenden Thüre die Worte zu lesen waren: Omnibus pateo. Die Hirschgallerie befand sich schon damals hier und stammt aus den Zeiten Ernst des Frommen. Doch war sie früher bei weitem nicht so reich wie jetzt. Zwischen der Hirschgallerie und der daran stoßenden Kirchgallerie ist der eigentliche Schloßthurm angebaut. Sein Portal ist ebenfalls prächtig ornirt. Die Treppe desselben bildet zu beiden Häusern den Haupteingang. Auch

dieser Thurm zeigt sich ähnlich wie der Thurm der Haupttreppe dekorirt, nur daß er statt einer flachen Decke mit einer pyramidenförmigen Spitze, nebst reichem Hauptgesims und Zinnenaufsatz gekrönt ist. Die äußerste Spitze trägt Knopf und Wetterfahne. Auf der vordern Seite der Zinnen stellt sich das Zifferblatt der im Thurme befindlichen Uhr dar, die Glocken derselben hängen rechts und links im Freien. — Die Kirchgallerie hat im Aeußeren ganz wie die Hirschgallerie einfache Dekoration, und enthält im Souterrain die große Küche, die nöthigen Speisegewölbe, Arbeitsstuben für die Köche, und alte zu Kellern und Fischbehältern benutzte Kreuzgewölbe; im ersten Stock Wohnungen für Dienerschaft und Gademeubles; im obern Stock Wohnungen für Cavaliere; im Dache Dienerwohnungen, wie in der Hirschgallerie. Die Kirche trägt allein noch ihre alte Gestalt. Sie ist einfach im Innern, im Renaissance-Styl, der Fußboden mit Alabaster belegt, der wahrscheinlich im nahen Büchig gebrochen wurde und den man sonst thüringischen Marmor nannte. Von demselben Stein sind Kanzel und Altar verfertigt. Der letztere hat ein schönes und historisch merkwürdiges ziemlich großes Gemälde, den Traum Jakobs mit der Familie des Herzogs Johann von Weimar. Hier sehen wir den früh verstorbenen Fürsten nebst seiner Gemahlin, die dieses Monument errichtete, und ihren zwölf Kindern, zehn Söhnen und zwei Töchtern; darunter Bernhard den Großen, als ohngefähr zehnjährigen, Ernst den Frommen als dreizehnjährigen Knaben. Man erkennt sie leicht. Das Altarbild ist von Paul Richter gemalt. Das merkwürdigste in der Kirche aber dürfte ein uraltes hölzernes Krucifix sein, welches im vorigen Jahrhundert aus der verfallenden St. Johanniskapelle auf dem Altenberge, der ersten vom heiligen Bonifacius in Thüringen gegründeten Kirche, hieher gebracht wurde Das Portal der Kirche ist im Roccocostyl von Herzog Friedrich II. gebaut, wie die lateinische Ueberschrift verkündet. An der äußern Mittagsseite der Kirche sind unter einem Schieferdache zehn Grabsteine eingemauert. Sie sind Ludwig dem Springer, seiner Gemahlin Adelheit, Ludwig dem Ersten, Ludwig dem Eisernen, Jutta seiner Gemahlin, Ludwig dem Frommen, Ludwig dem Heiligen, Hermann dem Zweiten, Friedrich dem Gebissenen und Elisabeth seiner Gemahlin, geweiht. Jeder der ersten acht trägt Beweise seiner Unächtheit, und alle zusammen den, daß sie von einer Hand gefertigt sind; auch hat die Kritik schon längst darüber entschieden, daß ihr Entstehen mit dem Wiederaufbau des Klosters (1301) zusammenfällt. Nur die zwei letzten sind ächt und von schöner Arbeit. Diese Monumente mit ihren Umschriften sind öfter abgebildet worden.

Noch hat sich der Durchl. Herzog nicht fest bestimmt, ob die Kirche im altdeutschen oder byzantinischen Styl restaurirt werden soll, gewiß aber ist, daß sie gleich dem Hauptgebäude mit großem Reichthum der Dekorationen versehen werden wird. Eben so ungewiß ist, ob sie mit einem oder zwei Thürmen geschmückt werden wird. Das Innere wird streng in dem zu erwählenden Style durch-

geführt, das Altarblatt entfernt und die Grabsteine restaurirt und innen passend aufgestellt werden.

Die nächsten Umgebungen des Schlosses werden zunächst noch manche geschmackvolle Veränderung erleiden. So wird sich vor der Fronte des Hauptgebäudes ein schöner Brunnen mit der Statue eines altdeutschen Jägers erheben, um die Bestimmung des Hauses als Jagdschloß anzudeuten. Das Gärtchen wird anders verziert werden. Die früher zum Meierhofe gehörenden Oeconomiegebäude, die südwestlich vom Schlosse liegen, sind zu Stallungen für ohngefähr 50 Pferde, Wagenremisen u. s. w. eingerichtet worden. Das Wohnhaus, welches ganz umgestaltet werden soll, haben jetzt der Fouragemeister und der Hofgärtner inne. Die Gärtnerei ist unter Leitung des letztern, eines sehr geschickten und kenntnißreichen Mannes Namens Eulefeld wahrhaft ausgezeichnet zu nennen. Die dazu gehörigen Baulichkeiten bestehen in einem größern Winterhause, einem Treibhause und mehreren Kästen. Auch die oben schon erwähnte Mühle soll eine Umgestaltung und Vergrößerung im altdeutschen Styl erleiden, um fernerhin zugleich als Thorhaus zu dienen. Es ist also Vieles noch im Werden begriffen und nur die vorzüglichsten Gebäude vollendet. Der Baumeister des Schlosses ist Herr Hofbaumeister Gustav Eberhard, ein mit den solidesten Kenntnissen seines Fachs ausgerüsteter, phantasiereicher, vielseitig gebildeter junger Künstler, dessen hoher Werth von seinem Fürsten erkannt und geschätzt, und dessen Ruhm durch gemüthliche Anspruchslosigkeit erhöht wird. Der Bau des Schlosses würde seinen Namen allein der Nachwelt überliefern, wenn wir auch nicht Gelegenheit hätten, ihn fernerhin noch rühmend zu erwähnen. *)

Nach der Südseite steht noch die alte Klostermauer; an der westlichen Pforte, wo sie jetzt ein Ende hat, sieht man ein altes Relief, die Kreuzigung Christi mit den (lateinischen) Worten: „die Pforte der Mönche. 1301." Südöstlich nicht weit von der Kirche steht in der Mitte einer sich herrlich wölbenden Baumgruppe, der runde, sehr große uralte Mönchstisch. Ein köstlicher Platz, wenn Sonnenglut im Thale brütet! Dem Gasthof gegenüber am Vorderberge des Schwarzbachs findet man dicht umragt von düstern Tannen ein gar stilles Plätzchen mit einem einfachen Leichenstein. Hier in tiefer Waldeinsamkeit ruht ein braver Mann, den der neidische Tod aus den Armen der Freude riß, die sich liebend eben um ihn geschlungen. Er starb auf der Hochzeit seines Sohnes, die im Gasthaus ausgerichtet wurde, als er mit der Braut den ersten Tanz begann, vom Schlagfluß getroffen. Er hat ein schönes Grab. Folgt man dem Bache, der das Reinhardsbrunnerthal durchtanzt und rauschend aus dem ungeheuern Grunde hervorbricht, d. h. Badewasser genannt, auf-

*) Herr Gustav Eberhard studirte drei Jahre auf der ecole des beaux arts in Paris, im Atelier des Achille le Clerc, der aus der Schule des Percier und Fontain stammt.

wärts, unter Pappeln, Erlen und Linden, die ihn begränzen, so gelangt man ins Büchig, einer gar schönen Waldhöhe. Man versäume nicht, dort den Alabastersteinbruch mit Lichtern zu befahren. Das Marienglas in dem ausgehöhlten Raume wirft den Lichtstrahl tausendfach zurück, so daß man in einem Feenpallast zu sein wähnt. Die Sandwege des Parks führen weiter und weiter in die nahen Berge. Vom Gipfel des hohen über dem Büchig aufragenden Abtsberges hat man eine entzückende Aussicht auf das Schloß und den Park im Thale und weiter in das Land und die Ferne. Die Mühe des Steigens wird reich belohnt. Auch den Schorn, den Oelbelberg, den Ungeheuerngrund, den nördlich gelegenen Querberg zu besuchen, wird hohen Genuß gewähren. Fast an alle schöne Punkte führen gebahnte Wege.

Auf dem Gipfel des Körnbergs jenseits Friedrichrode findet der Wandrer einen Hügel mit einem alten Stein belegt. Daran knüpft sich eine fromme Klostersage:

> Sie bezeichnet den Hügel als das Grab eines jungen Mönchs, der, von Sinnenlust bestrickt, in der Einsamkeit der Berge eine schöne Wälderin verfolgte, sie an dieser Stelle gewann, und das Gelübde der Keuschheit brach. Ein jähtlicher Tod war die Folge und Strafe seiner Sünde. Ob dieser Tod durch seine Mitbrüder, ob durch ein Wunder herbeigeführt wurde, wird nicht angegeben. Genug ihm höhlte sich auf dem Platze, wo er gestrauchelt, das Grab. Man könnte ihn um dasselbe beneiden, so reizend ist es.

Der Besuch von Reinhardsbrunn hat seit Erbauung des neuen Schlosses sehr zugenommen, und steigert sich von Jahr zu Jahr. Die Haupttage sind Himmelfahrt und die Pfingsttage, obgleich es am erstern Feste in der Regel noch etwas rauh hier ist. Die Einwohner der benachbarten Städte strömen an diesen Tagen in großer Menge herbei, so daß oft weder ein Platz, noch ein Trunk zu bekommen ist. Im geraumigen Saale des Gasthofs wird getanzt und man hat Gelegenheit, die Schönheiten Gothas, Ohrdrufs, Waltershausens ꝛc. zu bewundern. Aber auch von den fernern Städten Erfurt, Langensalza, Eisenach, Schmalkalden und den kleinern Orten finden sich Gäste genug ein. Alle Sandwege des Parks bis zu den Bergen hinauf wimmeln von geputzten Spaziergängern; der Herzog öffnet mit fürstlicher Humanität die Zimmer des Schlosses, die zahlreich besucht werden; der Mensch läßt die alltägliche Sorge daheim und tritt mit offener, freudempfänglicher Seele in dies reizende Thal. Man trifft Fremde aus den fernsten Gegenden Deutschlands. Aber auch an den Sonntagen im Sommer und Herbst findet man stets angenehme Gesellschaft, selbst an schönen Wochentagen ist es nie leer. Das im Gasthof, der der Herzogl. Kammer gehört und verpachtet wird, gebraute Bier ist meist sehr schmackhaft, die Steinforelle, die in den Bächen der umliegenden Thäler gefangen wird, ein köstlicher Leckerbissen. Reinhardsbrunn ist ein Wallfahrtsort des Frohsinns, der Liebe, der Einsamkeit und der Geselligkeit. Es bie-

tet jedem etwas und keiner wird es unbefriedigt verlassen. Die Meisten aber werden sein Andenken segnen.

Das Kloster Reinhardsbrunn verdankt seine Entstehung einer schönen Sünde. So wahr ist es, daß nicht die große kalte Tugend, an der der schwache Mensch nur hinaufstaunt, sondern die menschliche Schwäche, der Fehltritt der Leidenschaft, die Geburt der unvollkommenen Natur, der wir uns verwandt fühlen, unsere Theilnahme erregt und unsere Liebe gefangen nimmt. Aus menschlichen Thaten mit ihren Mängeln und Fehlern webt die Geschichte wie aus zerreißbaren Fäden, ihre festen Blätter und bringt sie unsern Augen nahe, und siehe nun erkennen wir ehrfurchtsvoll das Bild der Gottheit auf jedem Blatte. An die süße Schuld des Herzens hängt die Sage am liebsten ihren verschönernden Kranz, das Gedicht schmückt das Vergehen der Liebe mit seinen prächtigsten Farben. Nur was im menschlichen Gesichtskreis liegt, verklären wir mit der Poesie unserer Gefühle. Diese poetische Eigenthümlichkeit der Seele ist es, die den thüringischen Grafen Ludwig den Springer der in der reinen Geschichte von wenig Bedeutung ist, zu einem der glänzendsten Sagenhelden erhoben hat.

Zur Zeit des deutschen Kaisers Konrad II. des Saliers kam ein junger ausländischer Graf in die öden waldigen Berge des nordwestlichen Thüringerwaldes, und erkaufte sich von den einheimischen Dynasten einige Berge und Thäler im einsamsten Winkel dieses rauhen Gebirges. Das Jahr seiner Ankunft wird 1036 genannt. Er hatte keinen Namen, er war schwarz gekleidet, und seine zwölf ritterlichen Begleiter beobachteten über ihn und seine Herkunft ein geheimnißvolles Schweigen. Ein schweres Unglück mußte ihn aus seinem Vaterlande vertrieben haben. Dieser seltsame schier unheimliche Ankömmling wurde der Stammvater der thüringischen Landgrafen. Die Geschichte kennt ihn nur unter dem Namen Ludwigs mit dem Barte, und die Chronisten behaupten, er sei ein Nachkomme Karls des Großen gewesen. Möglich daß die Zerwürfnisse in der burgundisch-arelatischen Descendenz der Karolinger, welchen auch Gisela die Gemahlin Konrads II. entsprungen war, ihn aus Frankreich vertrieben hatten. Genug, daß diese Gisela seine Fürsprecherin beim Kaiser wurde, wodurch Graf Ludwig bald an Ländergebiet und Ansehen in Thüringen gewann. Er heirathete auch eine Enkelin der Kaiserin Gisela, eine junge Wittwe Namens Cäcilie aus dem Geschlechte der alten Herzöge von Braunschweig, welche Heinrichen, einen Sohn Heinrichs des Finklers zum Stammvater hatten. Cäcilie brachte ihm die Herrschaft Sangerhausen als Mitgift zu. Ihr beiderseitiger ältester Sohn war Graf Ludwig der Zweite, von spätern Chronisten erst „der Springer" genannt, beim Tode seines Vaters erst vierzehn Jahre alt, dehnt dieser junge Herr seine Besitzungen weiter aus und wird der Erbauer der Schlösser Wartburg bei Eisenach und Schönburg und Neuenburg bei Naumburg. In den aus dem kurmainzischen Decemstreit entsprungenen Kriegen der Thüringer gegen Kaiser Heinrich den Vierten tritt Graf Ludwig II.

nicht in den Vordergrund der Scene; vielleicht begünstigte er sogar heimlich die Sache des Kaisers, seines Verwandten. Es wird in Chroniken erzählt, der junge Ludwig sei mit einer Tochter des Herzogs Ulrich zu Sachsen vermält gewesen, aber die übermüthige Hoffarth dieses Weibes, mit der sie einst ihren Gatten verspottete: sie sei der Sproß eines uralten Herzogstammes, er aber nur der Sohn eines neu errichteten Grafenhauses, habe ihn veranlaßt, sie mit der Weisung wieder heimzuschicken: er wolle sie wieder annehmen, sobald er ihr gut genug sei. Von ihren Eltern darob gescholten, brach ihr stolzes Herz bald darauf, und Ludwigs Hand war wieder frei. Dieser stattliche und wohlgebildete Herr hielt sich oft auf seinen neuerbauten Schlössern Neuenburg an der Unstrut und Schönburg an der Saale auf. In der Nachbarschaft aber auf der Weißenburg beim Dorfe Scheiplitz hielt Graf Friedrich von Brene, Pfalzgraf von Sachsen, Hof, und Ludwig befand sich oft unter den ihn aufwartenden Rittern. Nun geschah es, daß des mannlichen Thüringers unbehütetes Herz in Liebe und Leidenschaft zu Friedrichs ausnehmend schönem Weibe, Adelheit, einer gebornen Markgräfin von Stade, entbrannte. Sein zärtliches Minnewerben blieb ihr nicht gleichgültig; ihr Auge hing mit süßem Verlangen an dem schönen Grafen. Die glühenden Herzen vergaßen der kalten Pflicht. Wo die Welle des Bluts in Mann und Weib gleich heiß und stark gegeneinander gestürmt, da hat sie zu allen Zeiten den Damm zerbrochen, den das menschliche Gesetz mit weiser Vorsicht ihr als Schranke gebaut. Sinnenglut und Verlangen trieben in jener kräftigen Zeit zu rascher That; die Liebenden wünschten vereint zu sein und das Hinderniß mußte fallen. Ludwig suchte Streit mit dem Pfalzgrafen und jagte in dessen Forsten. Dieser wollte sich den übermüthigen Eingriff in seine Rechte verbitten, und ritt den fremden Waidgesellen entgegen. Von Worten kam es zum Handgemenge und Friedrich wurde unter einer Linde im Wald „die Reuß" erschlagen. Die Thäter werden Dietrich und Ulrich von Teutleben und Reinhard von Reinstedt genannt. Spätere Chronisten wollen, in verderbterem Geschmacke ihrer Zeit, Ludwigs und Adelheits Schuld noch vergrößert wissen, und erzählen, Pfalzgraf Friedrichs Mord sei zwischen den Liebenden eine verabredete Sache gewesen. Zur bestimmten Stunde habe die Gräfin ihrem Gatten ein Bad bereitet. Da schlägt Hörnerschall und Jagdlärm an sein Ohr; entrüstet fragt er, wer es wagen darf, in seinem Wildbann des Waidwerks abzuliegen, und Adelheit stachelt ihn mit verstellt zorniger Rede. Also gereizt, wirft er sich im Bademantel auf sein Roß und verfolgt die kühnen Jäger. Ludwig wendet das seinige, schießt die Armbrust nach des Pfalzgrafen unbewehrter Brust, fehlt und greift zum Jagdspieß, mit welchem er den Verhaßten durchbohrt. Es gibt ein altes thüringisches Volkslied „von der ungetreuen Frau von Weissenburg" mit eigenthümlicher Sangesweise, dessen Entstehung jedoch nicht über das vierzehnte Jahrhundert hinaufreichen dürfte. In diesem Liede wird das Ereigniß, wie eben angegeben, erzählt. So allgemein die naive Dichtung

ſonſt verbreitet war, ſo iſt ſie jetzt doch verklungen und verdrängt vom Geiſte der neuen Zeit. — Aber ſind wir nicht der Ehre der Weiblichkeit ſchuldig, dieſe ganze Erzählung in das Gebiet der Sage zu verweiſen? Genug der Pfalzgraf wurde auf ſeinem Waidgehege von fremden Wildſchützen erſchlagen, wie ein gleichzeitiger Chroniſt, ein Mönch des vom Friedrich geſtifteten Kloſters Goßegk einfach erzählt, und dieſer Mord mochte dem leidenſchaftlichen Ludwig nicht fremd ſein. Was braucht's der Zuſtimmung und nun gar der heimtückiſchen Mitwirkung der ſchönen Gräfin? War doch Ludwig ihrer Liebe gewiß. Laſſen wir drum Adelheits Schuld in einem mildern Lichte erſcheinen!

Nach Jahr und Tag führte der thüringiſche Graf das geliebte Weib als Gattin an ſeinen Hofhalt, und bald wurde ſie die Zierde der neuen Wartburg. Nun pflanzt ſich die Sage genetiſch fort; ihr romantiſcher Geiſt treibt aus dem Lebensbaume unſeres Helden das zweite phantaſtiſche Reiß, ihn ganz zu überſchmücken.

Das Geſchlecht der Grafen von Brene, und vor allen der Erzbiſchof Adelbert von Bremen, des erſchlagenen Pfalzgrafen Bruder, erhoben wegen dieſer Uebelthat Klage gegen Graf Ludwig von Thüringen beim Kaiſer Heinrich dem Vierten. Dieſer erlaubt den Klägern, ſich ihres Feindes zu bemächtigen. Ein Ritt Ludwigs in das Magdeburgiſche Gebiet gibt ihnen dazu erwünſchte Gelegenheit; ſie nehmen ihn gefangen und bringen ihn auf das hohe feſte Felſenſchloß Giebichenſtein an der Saale ohnweit Halle. Dort ſitzt er einſam und ſchaut ſinnend hinab in den tief rauſchenden Strom und denkt mit Liebesbrunſt der inniglichen Gattin daheim. Zwei Jahre ziehen mit bleiernen Füßen über dem gramvollen Haupte des Gefangenen dahin; die Sehnſucht nach Adelheit frißt ihm am Herzen. Liebe war oft die Mutter der Liſt. Ludwig ſtellt ſich krank, und gibt zu erkennen, daß er ſein letztes Stündlein herannahen fühle: Ein heimlich unterrichteter Diener ſoll ihm das Sterbekleid von der Wartburg holen. Aber dieſer bringt einen luftdichten wohlbereiteten Mantel. Von Weißenfels ſind gewonnene Schiffer auf die Stromſkelle unterhalb der Felſenburg gerudert, am jenſeitigen Ufer harrt ein treuer Knappe mit Ludwigs ſchnellem Leibroß „der Schwan.“ Die im Bretſpiel vertieften Wächter haben des ſcheinbar todt kranken Grafens nicht Acht, er legt den Mantel an, der ſich wie Flügel um ſeine Schultern ſchlägt, und wagt aus dem Fenſter den ungeheuern Sprung in das Strombett der Saale hinab. Dem Kühnen hilft das Glück. Der Mantel hat den Springer wohlbehalten hinabgetragen, die Schiffer ſetzten ihn ans Ufer, und auf den Flügeln des „Schwan“ und der Sehnſucht eilt er in die Arme der heißgeliebten Adelheit, die ihn in Sangerhauſen erwartet. Noch zeigt man auf dem verfallenen Giebichenſtein die erhaltene Fenſterbrüſtung, von wo er den kühnen Sprung gewagt. Man ſieht auf den erſten Blick, daß er unmöglich war. Aber die ſchöpferiſche Sage hat bei ihrem Liebling, dem Grafen Ludwig den Zweiten Prieſteramt verrichtet; ſie hat ihn mit dem Waſſer der Saale, in das ſie ihn ſo herzhaft

eingetaucht, getauft und ihm dabei den Namen des „Springers" gegeben. Und die Geschichte hat diesen Namen adoptirt. Kein gleichzeitiger Chronist weiß etwas von dem tollkühnen Sprung; es ist sogar zweifelhaft ob Ludwig jemals gefangen auf Giebichenstein saß, wenigstens nicht auf die erzählte Veranlassung; vielleicht daß er in dem schon erwähnten Zehntenkrieg in die Haft Heinrichs des Vierten gerieth, der ihn als seinen Vetter heimlich freigab. Vielleicht auch bemächtigte sich die Sage der zweimaligen Gefangenschaft Ludwigs in der Gewalt des Kaisers Heinrichs des Fünften, die geschichtlich feststeht, und bildete sie auf ihre Weise romantisch um. Denn sie ist ein ewig bewegtes, ewig bewegendes Element, wie die Geschichte ein ewig starres ist.*)

Der Rausch der Leidenschaft verflog nach Jahren und die Reue nahm ihre Stelle im Herzen der beiden Gatten ein; die Erinnerung an den Untergang des Pfalzgrafen trat wie ein drohendes Gespenst vor ihre geängstigten Seelen, die, für ihr ewiges Heil fürchtend, Mittel suchten, sich das schwere Bewußtsein abzuwälzen. In treuherziger Weise erzählen die Chroniken: an einem Charfreitag habe Ludwig unwillig erstaunt seinen Tisch mit Fleischspeisen besetzt gefunden; die ob solcher Sünde ernstlich zu Rede gestellte Adelheit habe seufzend erwiedert: Wir haben noch größere Sünde begangen und nicht bereut, die schreit gen Himmel und wir wollen sie nicht hören. So lange diese nicht gesühnt und gebessert ist, mögen wir auch Fleisch am guten Freitag essen; wir werden's dadurch nicht schlimmer machen. Auf solche Rede sei der Graf heftig erschrocken, und die bewegten reumüthigen Herzen der beiden Gatten hätten einen Thränenstrom vergossen. Darauf wäre der Bischof Stephan von Halberstadt, des Grafen Freund und Berather, ein weiser und frommer Mann gen Wartburg berufen und mit dem sündhaften Geheimniß des gräflichen Ehepaars vertraut, auch mit Thränen ersucht worden, Rath zu ertheilen, wie die Buße und Sühnung recht gottgefällig anzustellen sei. Dieser geistliche Herr aber habe zu einer Fahrt nach Rom gerathen, und zu einer bußfertigen Beichte vor dem Ohre des Statthalters Christi. Der Graf habe sofort die Reise angetreten und der Bischof ihn begleitet. Die vom Papste Stephan dem Grafen auferlegte Sühne bestand darin, daß nicht nur er ein Kloster erbaue, sondern auch seine Gemahlin ein gleiches Werk stifte. Für das hei-

*) Es ist kaum zweifelhaft, daß der berühmte Taucherſprung durch die Unwissenheit chronikenschreibender Mönche entstanden ist. Ludwig wie sein Vater werden salische Grafen genannt, weil ihr Geschlecht den salischen Franken entstammte. Ein späterer Chronist, dem diese specielle Bedeutung des Wortes Salius unbekannt war, griff nach der generellen desselben und machte daraus „den Springer." Und war einmal das Wort in dieser Bedeutung erfaßt, so fand sich die Sage von selbst dazu. Dann nannte man ihn weiter fortgehend „Saltator" was eigentlich Tänzer bedeutet. Der erste Chronist, welcher Ludwigs Salto-mortale erzählt, ist der sogenannte „Erfurtische Mönch," der 350 Jahre später lebte als Ludwig. Eine so wunderbare Begebenheit wäre den gleichzeitigen Geschichtschreibern, die noch dazu in Ludwigs Nähe lebten und persönlich mit ihm in Berührung kamen, gewiß sehr erwünscht gewesen und ihnen auf keinen Fall entgangen. Aber lassen wir der Sage, was ihr Eigenthum ist, und reißen wir nicht mit unfrommer Hand ihren grünen Blätterschmuck von der Statue des „Springers!"

lige Versprechen, dieser Bedingung sofort nachzukommen, erhielt Ludwig die päpstliche Absolution.

Und zum dritten und letztenmal tritt die Sage schmückend an Ludwigs Leben heran.

Ohnfern der Schauenburg, dichtet sie, wohnte in einem schönen Thale an einem klar und stark strömenden Brunnen ein Töpfer Namens Reinhard. Dieser nahm nicht ohne stillen Graus allnächtlich ohnfern seiner Hütte zwei flackernde Lichter von wunderbarer Farbe, inmitten des Thalfriedens wahr. Der heimgekehrte Graf sah in dieser ihm mitgetheilten übernatürlichen Erscheinung ein Zeichen des Himmels, daß der von ihm gelobte Klosterbau an dieser Stelle stehen solle, und rasch gipfelte seine traumüthige Begeisterung die Thürme der Abtei empor, die den Namen des Töpfers und des Brunnens erhielt.

Urkundlich gründete aber schon Ludwigs Vater, „der Bärtige," ein Dörfchen Namens Reinhardsbrunn an der Stelle, wo später das Kloster gebaut wurde. Die Schönheit des einsamen Thals und die Nähe der Schauenburg waren die beiden leitenden Lichter. Die Erbauung des Klosters fällt in die Jahre 1087 bis 1097. Im letzteren Jahre weihete Bischof Harrand von Halberstadt die Klosterkirche ein. Der büßende Graf stattete seine Schöpfung nach Kräften aus, indem er ihr hundert und funfzig Hufen des in der nächsten Umgegend gelegenen Landes, nebst vielen dazu gehörigen Leibeigenen abtrat, und für sich und seine Nachkommen auf alle Eigenthumsrechte an dem Kloster Verzicht leistete. Die Schutzgerechtigkeit über dasselbe behielt er sich für seine Person vor; ob seine Nachkommen diese ebenfalls besitzen sollten, machte er von der freien Wahl der Conventualen abhängig. Die Bestätigung des Kaisers (1086) und des Papstes (1092) erfolgte bald, und der letztere stellte die neue Abtei in seinen besondern Schutz, indem er sie von jedem andern weltlichen oder geistlichen Obergericht freisprach. Dafür stiftete Graf Ludwig jährlich zehn Schillinge für Lichter in den lateranischen Pallast. Der neue Sühnebau wurde mit Brüdern des St. Benedictiner-Ordens besetzt, und zu Schutzheiligen desselben die Mutter Gottes Maria und der Evangelist Johannes gewählt, dem letztern sogar eine besondere Kapelle in der Nähe des Klosters errichtet. Der Convent bestand der Regel nach aus dem Abte, dem Prior und zwölf Mönchen.

Schon 1089 erhielt das Kloster ein Gut und 20 Hufen Land zu Topstädt; Ludwig fügte 1103 noch das Gut Bivang bei Mechterstädt und Meginboldesfelden hinzu. Erzbischof Ruthard von Mainz schenkte der neuen Benedictinerabtei 1105 den Zehnten aller seiner in der Umgegend gelegenen Güter und vertauschte ihr auch einen Hof zu Erfurt, der nachher und bis jetzt der Reinhardsbrunner Hof hieß; und 1107 schenkte ihr Graf Ludwig die Kirche zu Sangerhausen.

Nach vielen schlimmen Kämpfen mit Kaiser Heinrich dem Fünften, in dessen Gefangenschaft er, wie schon oben erwähnt, zweimal gerathen war, trennte sich der greise Ludwig von der geliebten Adelheit, und trat als Mönch in das Kloster Reinhardsbrunn; sie aber als Nonne

in das von ihr erbaute Kloster Scheiplitz. Dieses stand an der Stelle der Weissenburg, dem Orte ihrer Sünde, und hier beschloß sie ihr Leben in strenger Clausur. Einer unverbürgten Angabe nach soll sie auch Stifterin des Klosters zu Oldisleben (Adelheitsleben) gewesen sein. Fünfzehn Jahre vor seinem Hingange wurde ihre sterbliche Hülle in der Klostergruft zu Reinhardsbrunn beigesetzt, und der greise Mönch, dessen Herz einst so glühend für sie geschlagen, betete nun täglich an ihrem Sarge. Diese reuige Buße hat das moralische Richteramt des Volks bestochen oder mit der sündhaften Liebe des fürstlichen Paars ausgesöhnt. Ja, gewonnen von der Romantik dieser Liebe und dieser Reue sind Ludwig und Adelheit von den nachfolgenden Geschlechtern zu glänzenden Liebessternen erhoben worden. Sie sind Thüringens Abälard und Heloise. Noch kein Dichter hat sie würdig besungen aber das Volk selbst, ein unsterblicher Dichter, erfüllte diese schöne Pflicht. Es hat die Liebenden und Büßenden reich geschmückt und die Sagenharfe rauschte dazu ihr Lob und flüsterte die Namen Ludwig und Adelheit den jungen Geschlechtern zu, deren Herzen auch in Liebe und Leidenschaft schlagen. Reinhardsbrunn ist aber dadurch für immer zu einem Tempel schwermüthiger Liebesschuld geweiht worden, und in den laubigen Hallen seines stillen Thalgrundes pflegen Liebende einsam selbander zu wandeln und über die Sühne manches süßen Vergehens nachzudenken.

Das Kloster gewann unter des Springers Nachfolgern im gleichen Verhältniß an Ansehen und Reichthümern, wie sie selbst an Macht und Länderbesitz. Schloß Schauenburg nebst den dazu gehörigen Dörfern und Waldungen an der Loibe, war noch zu Ludwigs des Zweiten Lebzeiten 1114 Eigenthum der Abtei geworden, um den Grafen aus der kaiserlichen Haft zu lösen, die Kirchen zu Scheiplitz und die kurze Zeit darauf entstandene St. Blasiuszelle im Thüringerwalde ohnweit Suhl wurden ihr einverleibt. Graf Ludwig der Dritte, als Landgraf Thüringens Ludwig der Erste genannt, des Springers ältester Sohn, bedachte das Kloster mit gleicher Liebe. Als Schutzvogt desselben nahm er nur sehr wenig für seine Bemühungen, fiel den Mönchen selten beschwerlich, und ging Vergleiche mit ihnen ein, in denen er sich stets als einen uneigennützigen und frommen Mann bezeigte. Im höhern Mannesalter 1140 auf Wartburg verstorben, wurde er an der Seite seiner Eltern in Reinhardsbrunn begraben. Als dessen Sohn Landgraf Ludwig der Zweite, mit dem schweren Namen: „Der Eiserne" zubenannt, fühlte, daß auch er der Natur seinen letzten Tribut entrichten mußte, ließ er seine Vasallen, deren schlimmer Dränger er im Leben gewesen war, und die er durch verstellten Tod, der Sage nach, früher in großen Schrecken gesetzt hatte, zusammenrufen und schwören, daß sie seine Leiche von der Neuenburg, wo er darniederlag, auf ihren Schultern nach Reinhardsbrunn tragen wollten. Und sie thaten nach seinem Tode also, immer in Furcht, er möchte noch lebendig sein und sie nur versuchen wollen, wie er schon einmal gethan. Mit großer Pracht wurde die

Hülle des gestrengen Herrn im Jahre 1172 in der Kirche der alten Abtei beigesetzt, neben dem Altar des heiligen Kreuzes und auf sein Grab sein steinernes Bild in der vollen Rüstung gestellt, wie er im Leben stets einhergegangen war. Zugegen waren bei der Leichenfeier alle dem Landgrafen unterthänige Grafen und Herrn aus Thüringen und Hessen, der Erzbischof Wichmann von Magdeburg, der auf herrliche Weise das Hochamt beging, die Bischöfe von Würzburg, Merseburg, Zeiz, die Aebte von Fulda und Hersfeld, und eine große Menge andern Volks, weltlichen und geistlichen Standes. Achtzehn Jahre später langten schon wieder die Ueberreste eines Landgrafen in Reinhardsbrunn an. Es waren die Ludwigs des Milden, ältesten Sohnes und Nachfolgers des Eisernen. Er war heimkehrend von einem Kreuzzuge am 26. Oct. 1190 auf der Insel Cypern in der Blüthe seiner Jahre und ohne Nachkommen gestorben. Seine Diener lösten das Fleisch von seinen Gebeinen, begruben das erstere auf jener Insel und trugen die letzteren in die Gruft seiner Väter. Er hatte sich so wie andern Klöstern Thüringens, doch vorzüglich dem Kloster Reinhardsbrunn gnädig und freigebig gezeigt. Den damaligen Abt, Namens Hermann, fünften Oberherrn des Klosters, beehrte er sogar mit dem Titel eines Vertrauten. Unter diesem Abte wuchs der Reichthum und das Territorium Reinhardsbrunns vorzüglich, so daß ihm der Papst erlaubte, die bischöflichen Insignien, Mitra und Inful, zu tragen.

Ludwigs des Milden Bruder und Nachfolger, der Landgraf Hermann, der Sängerfreund, machte eine Ausnahme, indem er befahl, ihn in dem von ihm gestifteten Katharinenkloster in Eisenach zu begraben, und seine Wittwe ließ seine Hülle, als er im Jahr 1216 in Gotha gestorben war, mit großem Gepränge dorthin bringen. In seinem Sohne, Ludwig dem Heiligen oder Keuschen, lernen wir einen großen Freund und Beschützer unseres Klosters kennen. Während er 1226 mit seinem Vetter, dem Kaiser Friedrich II. in Italien weilte, hatte ein Herr von Salza auf dem im Gebiete des Klosters gelegenen Altenberge einen Burgfrieden (ein hölzernes, befestigtes Haus) zu errichten sich untersangen, von wo er dem Kloster vielen Schaden zufügte. Vergebens waren des Abts Bitten, die Unbill einzustellen; der habsüchtige Ritter befestigte seinen Bau nur noch mehr, und ging damit um, ihn in eine steinerne Burg umzuwandeln. Da gelangten des Abts Klagen vor die Ohren des heimgekehrten Landgrafen, der dem Klosterherrn einen Besuch machte. Ludwig schwieg darauf, sandte aber heimliche Boten an seinen Vogt zu Eisenach und entbot seine streitbaren Mannen auf den folgenden Morgen in die Nähe des Klosters, wo er selbst übernachtete. Mit Tagesanbruch — es war Sonntag — bestieg der junge Landgraf sein Roß und befahl dem Abt, der nichts ahnete, nicht eher die Messe zu lesen, bis er zurück sein werde. Bei seinen Gewappneten und deren reisigem Zeug angelangt, erstürmte er den Altenberg, berannte und gewann den Burgfrieden und nahm dem unvorbereiteten Herrn von Salza mit seinen Knechten und Helfern gefangen. Die sieg-

reiche Schaar zog nach der Abtei, der gefesselte Räuber voran. Ebenso bei der Procession, die der freudig überraschte Abt hielt; ja der gefangene Ritter wurde zu noch größerer Demüthigung auf einem hohen Orte der Kirche zur Schau gestellt, und der Cantor sang: Herr du hast gedemüthigt und erniedrigt den Herrn von Salza. Die Helfer desselben büßten durchs Schwert; er selbst mußte die Urphede schwören, sich niemals wegen der erlittenen Züchtigung rächen noch je das Klostergebiet wieder betreten zu wollen, und dem Kloster einen Hof zu Salza einräumen, der hernach der Reinhardsbrunner Hof hieß. Holz und Steine des zerstörten Burgfriedens verwendete der Abt. Damit nicht genug befahl der Landgraf seinem Seckelmeister, dem Abt die Zehrung für sich und seine Dienstmannen zu bezahlen; denn es bestand eine alte Observanz, daß die Landgrafen, zwar Schutzherrn und Schirmvögte des Klosters, dieses doch so wenig als möglich beschwerten und deshalb stets ihre eigene Küche dorthin mitbrachten. Dieses war jetzt nicht geschehen, aber die von ihrem Dränger erlösten Mönche wollten von dem großmüthigen Befreier nichts annehmen. Der Seckelmeister, der sich diese Weigerung gefallen ließ, wurde nachher von dem erzürnten Fürsten verurtheilt, die Zeche aus seinem eigenen Beutel zu bezahlen. Bald darauf trug sichs zu, daß einige fränkische Edelleute, ein für das Kloster bestimmtes Fuder Wein nebst sechs Pferden wegnahmen. Das war nun freilich für die guten durstigen Klosterherrn noch weit ärgerlicher als die Plackereien des Herrn von Salza. Einstimmig schrieen sie mit trockenen Kehlen den Landgrafen an, und der „Heilige" war eben so schnell bereit, ihrer großen Noth abzuhelfen. Nach vergeblicher Aufforderung an die weinräuberischen Edelherrn, das stattliche Stückfaß nebst Schiff und Geschirr wieder herauszugeben, überzog er sie mit seinen Gewappneten und Reisigen, fing sie und zwang sie zur schimpflichsten Unterwerfung. Im bloßen Hemde mit einem Strick um den Hals, und einem gegen denselben gekehrten bloßen Schwerte, flehten die von ihrer Zunge verführten Herren um Gnade. Den geraubten Wein hatten sie freilich getrunken; sie mußten dem Kloster die Tonnen mit anderm edlen Gewächs füllen und die Mönche verkündeten nun mit beflügelten Zungen das Lob ihres Schutzherrn. Darf man sich noch wundern, wenn er der Heilige heißt? Mönche waren die Geschichtsschreiber jener Zeit.

Dieser vielgelobte Fürst hatte sich, wie sein Vater und Ohm zu einem Kreuzzuge anwerben lassen. Er war damals erst 26 Jahre alt. In Reinhardsbrunn nahm er mit Thränen Abschied. Es war ein ahnungsvolles rührendes Scheiden; kein Herz blieb davon unergriffen; denn der junge Fürst sprach es mit prophetischem Geiste aus, daß er sein liebes Thüringen wohl nicht wieder sehen werde. Jedem Mönche gab er die Hand, selbst die Schulkinder der benachbarten Orte, welche herbeigekommen waren, den theuern Herrn noch einmal zu sehen, nahm er auf die Arme und wünschte ihnen Glück und Frieden. In Schmalkalden, wo sich die ganze landgräfliche Familie versammelt hatte, trennte er sich endlich von seiner „lieben Else,"

die erst zwei und zwanzig Jahre alt war, von Mutter, Kindern und Geschwistern. Seinem Bruder Heinrich, dem er hier die Landesregierung übertrug, entdeckte er noch, daß schon sein Vater ihm befohlen habe, das dem Kloster Reinhardsbrunn nahe gelegene und stets Schaden zufügende Schloß Eitersburg zu zerstören. Er selbst sei diesem Befehl nicht nachgekommen; jetzt bat er Heinrich inständigst, denselben zu erfüllen. Und seine trübe Ahnung hatte ihn nicht betrogen. Er sah nicht einmal das heilige Land, sondern starb schon zu Otranto in Sicilien, wie man vermuthete, in Folge einer Vergiftung. Nur sein Gebein, wie das seines Ohms Ludwigs III. wanderte in einem kostbaren Schreine, worauf ein silbernes mit Edelsteinen reich verziertes Crucifix lag, von einem Maulthiere getragen, nach Reinhardsbrunn. In Bamberg empfing die tiefbetrübte Elisabeth die armen Ueberreste des geliebten Gatten. Der Bischof dieser Stadt, Namens Egbert, der Mutterbruder Elisabeths, hatte die von Heinrich Raspe grausam Verstoßene bei sich aufgenommen. Nun holte er die weitgewanderten Exuvien des Landgrafen in feierlicher Procession ein und hielt ihnen ein prächtiges Todtenamt. Tausende von Rittern, Bürgern und Bauern des Thüringerlandes harrten der Gebeine ihres Herrn an der Grenze und begleiteten sie mit Singen, Beten und Weinen nach der Ruhestatt in der einsamen waldumhegten Abtei. So wurden die todten Fürsten Thüringens weit und breit her, einer nach dem andern, in der stillen Klostergruft versammelt.

Die fromme, von ihren Schwägern Heinrich Raspe und Konrad gar hart bedrängte Elisabeth hatte schon in Bamberg den thüringischen Herren, die im Leichenconduct ihres Gatten aus Welschland gekommen waren, ihre große Noth geklagt, und diese hatten den Schenken Rudolf von Vargula zum Sprecher erwählt, damit er mit dem jungen Landgrafen ob solcher Unbill rechte. Als nun die Exequien gehalten waren, trat der Schenk freimüthig vor den Fürsten und redete ihm so kräftig und unerschrocken ins Gewissen, daß dieser, ergriffen von der eindringlichen Wahrheit solcher ernsten und gewichtigen Worte, zu weinen begann und hoch betheuerte, wie leid es ihm thue, seiner frommen Schwägerin jemals ein Leid zugefügt zu haben. Auch versprach er ihr Mitgift und Leibgeding, das sie forderte, auszuantworten, und so fand denn über Ludwigs Grabe die Versöhnung Heinrichs und Elisabeths statt. Elisabeth, mit Heinrich Raspe nach Eisenach zurückgekehrt, begehrte einen Wittwensitz, wo sie ungestört mit ihrem geistlichen Rath Konrad, der Ausübung guter Werke leben könne, und der Landgraf wies ihr Marpurg an. Dort machte sie mehrere fromme Stiftungen und starb zwei Jahre darauf, vier und zwanzig Jahre alt, in Folge der harten Entbehrungen und Kasteiungen, die ihr ihr fanatischer Beichtiger und ihr eigener frommer Eifer auferlegt. *) An ihren Tod knüpft sich noch eine schöne Klostersage Reinhardsbrunns.

*) Ich werde später in diesen Blättern das Leben der heiligen Elisabeth ausführlich mittheilen.

Dort lebte ein frommer Mönch, Bruder Volkmar, der zur Büßung seiner Sünden stets einen Panzer auf dem bloßen Leibe trug. Die Landgräfin Elisabeth, bestimmt vom allgemeinen Rufe seiner großen Frömmigkeit, zog ihn allen andern vor, pflegte sich oft mit ihm zu unterhalten und befahl sich in sein Gebet. Dieser Volkmar war Mühlenmeister des Klosters und hatte einst das Unglück, daß ihm der rechte Arm vom Gewerke der Mühle zerbrochen wurde, und er an großen Schmerzen in der Nacht schlaflos darnieder lag. Da mitten in seinem Gebet, stand plötzlich Elisabeths leuchtende Gestalt in kostbaren königlichen Gewändern vor ihm und fragte mit milder Stimme: „Wie geht es Dir, Bruder Volkmar?“ — Der vom himmlischen Glanze der Erscheinung erschrockene Mönch rief verwundert: „O Herrin, welch köstlich Gewand tragt ihr jetzt, so ihr doch sonst gar geringe Kleider anzulegen pflegtet!“ Sie erwiederte: „Bruder Volkmar, ich habe meinen Stand verändert.“ Und damit rührte sie den zerbrochenen Arm an und verschwand. Der preßhafte Mönch fühlte keine Schmerzen mehr und war von Stund an gesund. Bald darauf aber kam die Trauerbotschaft in das Kloster, daß Elisabeth in selbiger Nacht zu Marpurg verstorben war.

Unter Landgraf Heinrich ereignete sich wiederum eine wichtige, auf unser Kloster bezügliche Begebenheit. Des Landgrafen jüngerer Bruder Konrad, der auf Schloß Tenneberg wohnte und die Regierung von Hessen verwaltete, lebte mit dem damaligen Abte von Reinhardsbrunn, Eckard, auf freundschaftlichem Fuß. Von diesem, wie von allen andern geistlichen Gütern seines Sprengels verlangte der Erzbischof von Mainz Sigfried III., der damals zu Erfurt residirte, den zwanzigsten Theil ihrer Einkünfte als außerordentliche Abgabe, um damit die Schulden zu decken, die sein Vorfahr Sigfried II. in Rom gemacht, und das durch den Saracenenkrieg erschöpfte kurmainzische Aerar wieder einigermaßen zu füllen. Auf Landgraf Konrads Betrieb weigerte sich der Reinhardsbrunner Abt die auferlegte Steuer zu entrichten, indem er sich auf die alten Rechte seines Klosters berief, und wurde sofort vom Erzbischof excommunicirt. Jetzt verlor der Abt den Muth, reisete auf den Rath seines Convents nach Erfurt und kroch zu Kreuz. Der übermüthige Kirchenfürst nahm ihn zwar wieder zu Gnaden an, belegte ihn aber wegen des gezeigten Ungehorsams mit einer eben so grausamen als schimpflichen Strafe. Er sollte sich nämlich drei Tage hinter einander in der Marienstiftskirche im Beisein des ganzen Domkapitels und der übrigen Geistlichen knieend und zwei Besen in den Händen vom Erzbischof auf den entblößten Oberleib geißeln lassen. Der kleinmüthige Abt war gewillt, die entehrende Buße zu leiden. Einige über diesen pfäffischen Uebermuth empörte erfurtische Bürger benachrichtigten den Landgraf Konrad heimlich von der bevorstehenden Züchtigung seines Freundes, und dieser brach in der Frühe des andern Morgens von seinem Schlosse auf und war bei guter Zeit in der Stiftskirche, anscheinend, auf einer Durchreise nach der Neuenburg, hier die Messe zu hören. Kaum aber hat der mannliche Herr vernommen, daß die entehrende

Execution in der Kapitelstube des Stifts so eben vor sich gehen soll, als er, außer sich vor Zorn dorthin rennt, rasch und keck in die Mitte der erschrockenen Pfaffen tritt, sich auf den Erzbischof stürzt, ihn bei den Haaren ergreift, zu Boden wirft und nach dem Dolche greift, ihn zu durchbohren. Jetzt erst fielen die Umstehenden dem wüthenden Fürsten in den Arm und verhinderten ihn am Morde. Unmittelbar nach diesem Auftritte verließ der junge Landgraf Erfurt und begab sich zu seinem Bruder auf Wartburg, mit welchem er, um den vom Erzbischof erfahrenen Schimpf zu rächen, eine Fehde gegen denselben verabredete. Mit dem von ihm zusammengebrachten Heere überzog er dann das erzbischöfliche Gebiet, brennte Dörfer nieder und zerstörte das Schloß Treßberg und die Vorstädte der Stadt Fritzlar. Damit zufrieden, war er im Begriff wieder abzuziehen, als die höchst unanständigen Geberden, womit einige gemeine Weiber auf dem Stadtwall ihm den Abschied zuwinkten, die Flammen seines Zorns dermaßen entzündeten, daß er sogleich umkehrte, die Stadt erstürmte, und grausam verwüstete und zerstörte. Als Gefangene führte er den Bischof von Worms, eine Menge Domherrn und hundert Gewappnete mit. Ein gleiches Schicksal hatte die Stadt Witzenhausen. Der hartgedrängte Erzbischof verklagte den Landgrafen beim Papst, und sofort zuckte der Bannstrahl nach Konrads Haupte. Der trotzige Jüngling mußte sich beugen, und ging sogar nach Rom, des Bannes ledig zu werden. Die ihm vom Papst Gregor IX. auferlegte Buße war bitter genug; er mußte vor einer Kirchthüre stehen und jedem Eintretenden eine Ruthe und den Rücken darreichen, und um einige Streiche bitten. Nur ein altes Weib nahm die Ruthe an, und so kam der wilde junge Fürst nicht ohne Schläge davon. Uebrigens wußte er sich so schlau zu benehmen, daß er sich sogar die Gunst des Papstes erwarb, der zum Theil auf Konrads Betrieb im folgenden Jahre 1235 die verstorbene Landgräfin Elisabeth kanonisirte. Für seinen Freund, den Abt Eckard zu Reinhardsbrunn wirkte Konrad von Gregor den bischöflichen Ring aus. — Den Bürgern von Fritzlar ersetzte der junge Landgraf den ihnen zugefügten Schaden; ja die Reue über seine leidenschaftliche That soll hauptsächlich zu seinem Entschluß beigetragen haben, in den deutschen Orden zu treten, als dessen Hochmeister er nicht lange darauf, wahrscheinlich 1240, starb.

Auch Landgraf Heinrich zeigte sich dem Kloster als Gönner. Wir finden, daß er demselben zehn Hufen Land zu Lutbersborn schenkte, als er seine erste Gemahlin dort begraben ließ; und wirklich erfreute sich die reiche Abtei zu dieser Zeit ihrer höchsten Blüthe. Das Aussterben des salischen Geschlechts, das ihr so viele Wohlthäter auf den landgräflichen Richterstuhl gebracht hatte, wurde ihr aber verderblich. Das Schloß Schauenburg, auf welchem ein Dienstmann des Abts, Graf Hermann von Henneberg saß, wurde im neunjährigen thüringischen Erbfolgestreit zwischen Markgraf Heinrich dem Stolzen von Meißen und der Sophia von Brabant von Ersterem eingenommen und nebst mehreren andern festen Schlössern zerstört,

das Eigenthum des Klosters auch anderweitig geschädigt. Das größte Unglück betraf es aber dreißig Jahre später unter dem Landgrafen Albrecht im Jahre 1291. Die reisigen Insassen und Laienbrüder desselben fingen einen berüchtigten Räuber, der dem Gebiet der Abtei schon vielen Schaden zugefügt hatte, Namens Hesseburg, und welchem sie ohne langen Proceß in Friedrichroda den Kopf abschlugen. Der Bruder des Gerichteten, Ludwig von Hesseburg, sammelte um Rache zu nehmen, ein Heer loser Raubgesindels, überfiel das Kloster in der Nacht und stieß es an allen vier Ecken mit Feuer an, so daß die schöne Kirche ganz und die übrigen Gebäude der Abtei zum großen Theil ein Raub der Flammen wurden. Damals wurden, nebst vielen andern Alterthümern auch die Grabmonumente der alten Landgrafen zerstört und dem Kloster überhaupt ein so großer Schade zugefügt, daß es sich nicht wieder davon erholen konnte. Der Convent sah sich genöthigt, viele Güter zu veräußern, als 20 Hufen Land zu Uelleben und 14 Hufen zu Alschleben an das Kloster zu Georgenthal, und eine Strecke Land und Holz am Eitersberge an das Kloster zu Döllstedt, und das Schloß Tenneberg, das es pfandweise inne hatte, dem Landgrafen wieder einzuräumen. Zwar that der Letztere und seine Söhne Tiezmann und Apiz viel, um den Verlust zu ersetzen; 1295 wurden ihm von Albrecht der Besitz der Dörfer Friedrichrode, Altenbergen, Cumbach, Ernstrode, Finsterbergen, Leina, Röbichen, Steinfürst und Wipperode bestätigt und 1306 von Tiezmann diese Bestätigungen wiederholt und die über die Güter Espenfeld, Aue, Engelsbach, Bußenrode und Schnepfenthal hinzugefügt; aber die folgenden Zeiten, welche durch Albrechts Schuld so unsägliches Unglück über Thüringen brachten, waren zum neuen Emporblühen des alten Stifts nicht geeignet. Die Kämpfe des Landgrafen Friedrichs des Gebissenen ließen ihn nicht an das stille Kloster denken, das außer seinem Wege lag. Wir finden ihn nur in Berührung mit dem Abte desselben, als dieser sein Töchterlein nach dem gefährlichen und muthigen Ritte von der Wartburg nach dem Tenneberg, an letzterem Orte taufte, eine geschichtliche Sage, die besser in der Beschreibung und Geschichte der Wartburg ihren Platz findet. Er starb 1324 zu Eisenach und ward dort in der Elisabethenkirche begraben. Erst drei Jahrhunderte später gelangten seine und seiner Gemahlin Ueberreste nebst ihren Grabmonumenten nach Reinhardsbrunn. Wie sie dahin gekommen, wird unten klar werden. Friedrich der Ernsthafte, des vorigen Sohn und Nachfolger, fiel sogar unserm Kloster, als ein junger, der Geistlichkeit nicht gewogener Fürst schwer zur Last. Er veranstaltete 1330 eine Zusammenkunft einer großen Menge der benachbarten Fürsten, so wie seiner Vasallen und Dienstmannen daselbst. Dabei waren der Herzog Heinrich von Sachsen, der Landgraf Heinrich von Hessen, die Grafen Berthold von Henneberg, von Schwarzburg, von Beichlingen, von Hohenstein, Stolberg, Käfernburg, von Gleichen und Brandenburg mit ihren Gewappneten, Rittern und Edelknechten, Reisigen und Knappen, über achthundert Mann, die sich vier Nächte im

Kloster lagerten und auf Kosten desselben gütlich thaten. Alle Vorräthe für Menschen und Vieh wurden aufgezehrt, ja die ob solcher Beschwerden betrübten Klosterherrn mußten sogar Schulden machen und gedachten mit Wehmuth des alten Landgrafengeschlechts und vor allem des trefflichen heiligen Ludwigs. Aber diese Zeiten waren vorüber und kamen nicht wieder. Unmöglich war es, unter solchen Umständen die Abtei in ihrer alten Pracht wieder aufzubauen. Die nachherigen Gebäude gaben kein Bild ihrer frühern Größe und Schönheit. Auch fand weder Friedrichs II. noch seiner Gemahlin Leiche ihre Ruhestatt in Reinhardsbrunn; vielmehr wurde er, als er 1349, 38 Jahre alt auf der Wartburg gestorben war, in der von ihm selbst erbauten Kapelle des Klosters Altenzelle begraben. Ebendaselbst ward auch seinem Sohne Friedrich dem Strengen 1381 gebettet, als er gleich seinem Vater in der Blüthe des Mannesalters von der Gicht hingerafft worden war. Während der Regierung dieses Landgrafen wurde Reinhardsbrunn von Berthold Hennig von Meißen mit harter Fehde überzogen 1356; doch wurde der Streit durch einen Vergleich beigelegt. Erst im Landgrafen Balthasar ging Thüringen und insbesondere der Abtei Reinhardsbrunn wieder ein Stern auf. Aber noch größere Vortheile als von ihm, genoß das Kloster von seinem Sohne Friedrich dem Einfältigen, der es oft besuchte und ihm nicht unbedeutende Jahreszinsen zu Gotha und Langensalza anwies. Den Ankauf der Dörfer Kabarz und Tabarz von ihren zeitherigen Besitzern den Herren von Laucha 1400 bestätigte der Landgraf dem Kloster. Dieser stille und fromme Herr befand sich am liebsten unter Mönchen und Pfaffen. Und so wurde auch seine Leiche auf sein Begehr, als er 1440 zu Weißensee erbenlos verstorben war, nach Reinhardsbrunn gebracht und mit ihm dort das thüringische Landgrafenthum begraben. Allmälig war es verlöscht wie ein des Oels ermangelndes Licht; Thüringen hörte auf ein eigenes Land zu sein, eine eigene Geschichte zu haben, und auch Reinhardsbrunn verlor allmälig seine eigentliche Bedeutung. Diese Schöpfung und werthgehaltene Kleinod der thüringischen Landgrafen überdauerte sie nicht lange. Es ist ein wehmüthiger Zug der Geschichte, daß das Kloster nicht einmal noch hundert Jahre langsam und ziemlich bedeutungslos hinsiecht, bis der sturmvolle Zittich einer neuen Zeit, die eben so lange schon still gewachsen und kräftiger geworden war, an seine Pforte schlug und seine Mönche zerstreuete.

Zu Anfang des Jahres 1525 zogen sich die schweren Wetterwolken des Bauernaufstandes, die schon einige Jahre vorher in Franken und Thüringen verderbliche Blitze entsendet, schwerer und drohender zusammen, und erfüllten die Herzen mit Beängstigung. Ein dem Kloster entsprungener fanatischer Mönch, Namens Pfeiffer, gab die Veranlassung des schrecklichen Ausbruchs. Er hatte das Eichsfeld geplündert, Kirchen und Klöster zerstört, die Adligen erschlagen und war mit großer Beute nach Mühlhausen, von wo er ausgezogen,

zurückgekehrt. Dieser Erfolg fanatisirte alle thüringischen Bauern; das ganze Land wurde aufrührerisch und wetzte die Waffe des Friedens, das Werkzeug der Ernte, zu blutigem Mord. In Waltershausen rottete sich ein Haufe des erbitterten Volks zusammen, in lustberauschter Kühnheit gewillt, all' seine Fesseln zu zerbrechen. Der Abt des Klosters, Heinrich — er war der Letzte! — floh muthlos und unrühmlich vor dem nahenden Wetter nach Weimar. Es war am Montage nach dem Osterfeste. Der Kellermeister entwich denselben Tag noch nach Eisenach. In banger Bestürzung erwarteten die Brüder das heranbrausende Unheil. Und sie warteten nicht vergebens. Die letzte Stunde der einsamen Waldabtei sollte noch an diesem Tage schlagen. Der stille Ruhehafen sollte vom stürmischen Meere der Zeit verschlungen werden. Nachmittags rückte der wilde Haufe, aus Bauern und Bürgern des benachbarten Waltershausen bestehend, von dort herbei, bis auf achthundert Mann durch das zugelaufene Volk der nahen Walddörfer verstärkt. Da war's, wo der Frieden des Thals zuerst schauerlich von wüstem, tollen Kriegsgeschrei zerstört und die klare Quelle des Reinhardsbrunnen durch die Zügellosigkeit roher Horden getrübt wurde. Die Thüren der Kirche und Gefängnisse wurden eingeschlagen, die Gefangenen befreit, Keller und Vorrathshäuser geöffnet, die ganze Nacht geschmaust und gezecht und die armen Mönche aufs gröblichste verspottet. Am andern Morgen vergrößerte sich die Zahl der Frevler von Stunde zu Stunde. Immer neue Haufen von Gotha, von Broterode, von diesseits und jenseits des Waldes, die gleich hungrigen Wölfen über das Kloster herfielen. Einige der Conventualen schickten hülfeflehend Eilboten an den Herzog Johann nach Weimar, aber er ließ ihnen die trostlose Antwort sagen: sie möchten wo möglich das Kloster zu retten suchen. So war es denn unwiederruflich dem Untergange geweiht. Ein Banner von neunzig Gewappneten, das aus Waltershausen herbeirückte, konnte gegen die rasende Volksmenge nichts ausrichten. Am andern Tage kamen Abgeordnete von Weimar und steckten die kurfürstliche Fahne auf den Thurm und über die Hauptpforte, die Bauern aber rissen sie wieder spottend herab und zerfetzten sie. Die vier und zwanzig Altäre der Kirche mit ihren schönen Gemälden und sonstigen kostbaren Ornamenten, drei Orgeln und zwölf Glocken wurden nach und nach von ihren kirchenräuberischen Händen zertrümmert. Ein gleich trauriges Schicksal hatte die nicht werthlose Bibliothek, deren Bücher zerrissen und auf dem Hofe verbrannt wurden. Andere raubten von Hausrath und Kostbarkeiten, was sie finden konnten, und räumten Kemter, Schlafsaal und Zellen aus. Die Vorsicht des besonnenen Priors rettete das Beste von den Kleinodien und kostbaren Kirchengeräthen und flüchtete es heimlich nach Weimar; vieles entwendete Gut wurde auch später auf einen strengen Befehl des Herzogs wieder zurückgegeben. Der Unfug dauerte ganzer vierzehn Tage, während welcher die Brüder auf alle erdenkliche Weise gedrangsalt wurden. Sie flohen alle bis auf den treuen Prior und einige Kranke; die letzteren, auf Karren nach Waltershau-

sen gebracht, starben bald darauf. Zuletzt wurden alle Fenster, Thüren, alles Geräthe in sämmtlichen Gebäuden zerschlagen, die Kirche mit Feuer angestoßen und verwüstet, was nur zu verwüsten war. Als alle Vorräthe aufgezehrt, alle Teiche gefischt, alle Geräthe geraubt oder verdorben waren, zog die Rotte wieder ab, und still und öde, im starren Todesschlaf, lag die einst stattliche Benediktinerabtei. Die zerstreuten Mönche versammelten sich zwar nach einiger Zeit in Gotha und bestürmten Herzog Johann mit Bitten, ihnen ihr Kloster wieder zurichten zu lassen, aber dieser eifrige Freund Luthers und unermüdliche Beförderer der Reformation wies ihr Gesuch kalt und streng zurück. Die Jüngern der Klosterbrüder wurden nach Weimar berufen und vom Kanzler bedeutet, der Herzog sei nicht gesonnen, das faule, gotteslästerische Leben der Mönche ferner zu dulden; er werde ihnen aus fürstlicher Gnade einen kleinen Jahrgehalt auszahlen lassen, davon möchten sie Handwerke erlernen und sich ehrlich ernähren. Die Aeltern zogen in den Reinhardsbrunner Hof und in das Augustinerkloster zu Gotha, wo sie ihr Leben beschlossen. Im Jahre 1561 lebten noch drei derselben, deren Unterhalt nur acht Schock Groschen erforderte. Die Klostergüter wurden vom Herzog eingezogen, und von Vögten, Verwaltern, später Vorstehern, Schössern, Amtschössern, Amtleuten verwaltet; das Vorwerk zu einem Kammergute gemacht. Es gab kein Kloster Reinhardsbrunn mehr, wie es kein Thüringen mehr gab. Vier Jahrhunderte und einige Jahrzehnte hatte es geblüht und acht und zwanzig Aebte gehabt, die zuletzt mit Mitra und Inful geschmückt in stolzer Demuth sich „von Gottes," wohl auch „von des heiligen Stuhls Gnaden" schrieben. Diese Frucht am Baume der Zeit war also überreif und ihr Fall ein nothwendiger geworden. In der Folge wurde Reinhardsbrunn zu einem fürstlichen Amte gemacht, unter welchem Titel es in den Landestheilungen zwischen den Herzögen Johann Friedrich dem Mittlern und seinem Bruder Johann Wilhelm 1566, so wie zwischen letzterem und den Söhnen des erstern, der in kaiserlicher Haft war, Johann Casimir und Johann Ernst, 1572 vorkommt. Wie in diesen Theilungen, so blieb es in der Theilung von 1603 zwischen Herzog Johann und den Söhnen seines Bruders Friedrich Wilhelm, bei Weimar, obgleich Gotha und selbst Tenneberg an Coburg fielen.

Um diese Zeit erfreute sich das öde, verwüstete und in Trümmern zerfallene Reinhardsbrunn wieder einiger fürstlichen Gnadenblicke, die es von Neuem emporhoben. Herzog Friedrich Wilhelm von Weimar erbaute 1601 das Amthaus, und hielt sich im Sommer des folgenden Jahres einige Zeit daselbst auf, um seine wankende Gesundheit zu stärken, aber seine Kränklichkeit vermehrte sich, und er war kaum nach Weimar zurückgekehrt, als er am 7. Juli im 41. Lebensjahre starb. In der Ländertheilung mit seinen Söhnen kam der weimarische Theil und mit diesem Reinhardsbrunn, wie eben gemeldet, an seinen Bruder Herzog Johann, der damit umging, Rein-

hardsbrunn im Geiste seines verstorbenen Bruders auszubauen, aber zwei Jahre darauf im 36sten Lebensjahre ebenfalls des Todes verblich. Seiner Wittwe **Dorothea Maria**, einer geborenen Prinzessin von Anhalt, war es vorbehalten, zu vollenden, was ihr Schwager und ihr Gatte begonnen hatten. Kurz nach des Letztern Tode, erhob sich durch ihre Fürsorge das sogenannte hohe Haus und die Kirche, welche, wie oben beschrieben, so schöne Zeichen ihrer Wirksamkeit trägt. Ihrem stillen Schmerz mochte die melancholische Abgeschiedenheit dieses Thales vorzüglich zusagen. Sie pflegte sich mit ihrem kleinen Hofstaate oft hier aufzuhalten, ja als 1607 die Pest in Weimar eingewandert war, flüchtete sich die verwittwete Herzogin mit ihren neun unerzogenen Kindern nach Reinhardsbrunn und wohnte eine Zeit lang in ihrem neuerbauten Hause. Ihre Liebe für diesen romantischen Ruhesitz brachte auch die zehn Grabsteine der Landgrafengeschlechter zusammen, welche sie ausbessern und außen an der Südseite der Kirche unter einem Schieferdache aufstellen ließ. Die acht ältern unächten dieser Monumente waren nach der Aufhebung des Klosters auf Kurfürst Johann's Befehl nach Gotha auf das Schloß Grimmenstein gebracht worden. Ebendahin waren die beiden ächten, die Monumente Landgraf Friedrichs des Gebissenen und seiner Gemahlin Elisabeth, nebst den Ueberresten dieser beiden, und noch andere fürstliche Leichen von Eisenach aus dem St. Katharinenkloster, wo sie begraben worden, als dieses Kloster ganz in Verfall gerathen war, auf des Kurfürsten Anordnung gekommen. Nach der Zerstörung des Grimmenstein (1567) wurden diese alten Denkmäler nebst den Leichen in das sogenannte alte Gießhaus in Gotha niedergelegt, wo sie schwerlich dem Untergange entronnen sein würden, wenn nicht Dorothea Maria sie an sich gebracht hätte. Sie schickte den bekannten gelehrten Geschichtschreiber Hofrath Hortleder, den Hofmeister ihrer Söhne, nach Gotha, um die Monumente ausfindig zu machen, und wandte sich dann mit der Bitte an Herzog Casimir von Coburg, Herrn von Gotha, ihr sowohl die Steine als die Leichen abzulassen. Das Gesuch wurde sogleich gewährt, und die Grabsteine nach Reinhardsbrunn abgeführt. So gelangten auch Landgraf Friedrichs I. und seiner Gemahlin Gebeine nach Reinhardsbrunn und wurden in der Kirche daselbst beigesetzt. (1614).

In der Ländervertheilung, welche die Söhne des Herzogs Johann 1640 vornahmen, kam Reinhardsbrunn mit Gotha an Herzog Ernst den Frommen, der zuerst auf Tenneberg residirte, und von hier aus, so wie später von Gotha die Stätte oft besuchte, wo er als Knabe mit seiner Mutter und Brüdern gewohnt. Sein Sohn, und Nachfolger Friedrich I. zog es vor, ein Schloß im französischen Geschmack in einen Sumpf zu bauen und es nach seinem Namen Friedrichswerth zu benennen. Die einfache großartige Natur eines Waldthals war nicht nach dem überbildeten Geschmacke des beginnenden achtzehnten Jahrhunderts. Seine Nachfolger Friedrich II. und III. liebten Friedrichswerth, Ichtershausen, Tonna ꝛc. und vernachlässigten

Reinhardsbrunn mehr oder minder, (Friedrich II. reſtaurirte die Kirche und baute das Portal derſelben,) welches erſt von Ernſt II. wieder häufiger beſucht wurde. Unter ſeiner Regierung wurde das oben berührte „Büchig" allmälig ein ſtark beſuchter Vergnügungsort der Umgegend. In den Jahren 1780 und 81 fand man bei Ebnung des Gartens die Grundmauern des alten Kloſters und mehre Grabſteine von Aebten deſſelben. Wohin die letztern gekommen, habe ich nicht ermitteln können. Es ergab ſich, daß die alte Kirche nördlich von der jetzigen gelegen, der Kreuzgang öſtlich und ſüdlich. Die Fundamente gaben einen Begriff von weit ausgedehnten, großen Gebäuden. Auch Herzog Auguſt war oft in Reinhardsbrunn, that aber nichts dafür. Der Beſuch des Büchigs mehrte ſich, es fehlte aber an einem bequemen Unterkommen; da baute 1813 der damalige Reiſeſtallmeiſter von Wangenheim, welcher das Gut von Herzog Auguſt erhalten hatte, ein ſchönes freundliches Gaſthaus, öſtlich vom Amthauſe und ſeit dieſer Zeit iſt das Büchig verlaſſen.

Das Amt Reinhardsbrunn war 1748 zum Amte Tenneberg geſchlagen, aber 1789 auch wieder davon getrennt worden. Nach Heimfall Gotha's an das Coburger Fürſtenhaus (1826) wurde das Amt 1830 aufgehoben und ſein Bezirk an die Aemter Tenneberg und Georgenthal vertheilt.

Der Durchlauchtigſte Herr Herzog Ernſt von Coburg-Gotha, dem ein hochempfänglicher Sinn für Naturſchönheit, nebſt einem richtigen Geſchmack, ſie durch Kunſt idealiſch auszubilden, inne wohnt, faßte, angezogen von Reinhardsbrunns natürlichen Reizen, bald den fürſtlich ſchönen Gedanken, das unſcheinbare Schloß in alterthümlichem Bauſtyl, den er vorzüglich liebt, zu verjüngen. Sofort berief er den obengenannten Herrn Eberhard, der ſich eben in Rom aufhielt, und ließ (1827) die alten Gebäude aufnehmen, Projecte anfertigen und Material herbeiſchaffen. Dieſes beſteht aus Seeberger, Friedrichröder und Tabarzer Sandſtein und Porphyr und aus dem Tambacher Roth-Todtliegenden. Im Winter 1827—28 wurde die Mauer abgebrochen, zwei Teiche am Schloſſe zu einem großen vereint und der dritte zugefüllt. Bis 1832 wurde das Hauptgebäude im Aeußern und Innern vollendet, bis 1833 das Einfahrtsgebäude, bis 1834 die Hirſchgallerie, bis 1835 der Thurm und ein Theil der Kirchgallerie. Im folgenden Jahre wurden die Arbeiten wegen des Theaterbau's in Gotha eingeſtellt. Nachdem drei Seiten des Hauptgebäudes fertig waren, wurde der bekannte Zeichner und Architect Karl Alexander Heideloff in Nürnberg aufgefordert, eine Zeichnung zur Decoration der Hauptfaçade einzuliefern, von welcher jedoch nur der Balkon und einige Details zu Tragſteinen ausgeführt worden ſind. Als vorzüglich geſchickter Steinmetz, deſſen Hand die reizendſten und feinſten der Ornamente hervorrief, verdient der Hofſteinhauer Betzedt noch genannt zu werden.

So harrt denn das reizende Jagdſchloß ſeiner Vollendung entgegen, die hoffentlich nicht lange hinausgeſchoben werden wird. Dann wird es mit vollſtem Rechte den Namen der Perle des Thüringerwal-

des verblenen, und Tausende werden alljährlich herbeiströmen, sich seiner zu erfreuen.

Du aber, Genius des Thals, freundlicher Friedensgeist, wache fort und fort schützend über diesem dir anvertrauten Hause! Halte die Stürme des Himmels von seinen Zinnen, halte die Stürme der Erde von seinen Pforten fern! Laß nie Tage über ihm leuchten, wie jener des Jahres 1291, der die stattliche Abtei durch Feuersglut, und jener des Jahres 1525, der ihre Nachfolgerin durch Menschenwuth zertrümmerte! Den Fürsten dieses Landes, die da kommen in ihm zu wohnen, gib Friede, Freude, Liebe!

Ludwig Storch.

3. Giebichenstein. Lith. v. Arnz & Cº in Düsseldorf

Giebichenstein.

Auf Felsen, hoch im Thurme,
Umbraust von wildem Sturme,
Sitzt ein gefangner Mann;
Er sieht den Himmel an:
Vorüberziehn die Sterne,
Stillwandelnd, ewig ferne
Glänzt ihm die Welt heran.

Die Städt', in weiter Fläche,
Die Dörfer, Ström' und Bäche
Sie winken weit hinaus;
Er sieht das Thal nicht aus,
Durchschweifet Wies' und Felder,
Schwebt hin am Grün der Wälder,
Und — bleibt im Kerkerhaus.

Et. Schütze.

Dicht an der Saale, und eine halbe Stunde von der berühmten Universitätsstadt Halle, blicken von einem nackten, fast von allen Seiten schroff emporsteigenden Felsen die Reste der alten Burg Giebichenstein herab. Außer einem viereckigen, noch ziemlich wohlerhaltenen Thurme, in welchem sich noch heute die Uhr des Dorfes Giebichenstein befindet, sind nur noch wenige morsche Mauern, von Epheu umrankt, übrig. Eine sanfte Stille herrscht nun in der zerfallenden Burg, die sonst nur vom wilden Getümmel der Waffen wiederhallte; Blumen bewegen im lauen Abendwinde traumhaft ihre Häupter und nicken duftend in die Tiefe hinab und treue Schwalben zwitschern jetzt in dem Thurme, aus dessen Innern sonst nur bange Seufzer und wilde Flüche emporstiegen! —

Die Geschichte der Erbauung dieser Burg ist in tiefes Dunkel gehüllt, aber schon im 10. Jahrhundert kömmt sie als Hauptort der Burggrafschaft Giebichenstein vor, die ein Besitzthum der Grafen von Wettin und Merseburg war. Ridday von Merseburg gab sie, sammt den Salzquellen in Halle, unter der Bedingung an den sächsischen Kaiser Otto I., den lebenslänglichen Nießbrauch davon zu haben. — Kaiser Heinrich II. schenkte sie 965 an das Erzstift Mag-

deburg und seit der Zeit war derjenige Theil der Burg, welcher dicht unter dem Felsen lag, aber ebenfalls mit Mauern und Gräben wohlversehen war, der gewöhnliche Wohnsitz der Erzbischöfe, wenn sie sich in dieser Gegend aufhielten, (denn diese Unterburg enthielt, außer den Wirthschaftsgebäuden, auch noch hinlänglichen Raum zur Aufnahme des ganzen Hofstaates, der Canzlei und des Archives) und es starben hier auch mehrere derselben, z. B. Walther 1012, Adelgot 1118, Albert IV. 1403, Günther II. 1445, Friedrich III. 1464 und Johann 1475. Den andern auf dem Felsen liegenden Theil aber, oder die eigentliche Burg, hatten sich die Kaiser zum Mitgebrauche ausbedungen und benutzten auch dieselbe noch lange Zeit als Gefängniß für wichtige oder gefährliche Personen, da sie so fest war, daß der Volksreim entstand:

Wer kommt nach Giebichenstein,
Kommt selten wieder heim.

Es haben im Laufe der Zeit gar viele Gefangene hier gesessen z. B.

a) Der Markgraf Heinrich von Oesterreich. Ihn ließ Kaiser Heinrich II. im J. 1003 hier einsperren, weil er (zu Heinrichs Schaden) die Böhmen nach Baiern geführt hatte.

b) Herzog Gottfried von Lothringen, den Heinrich III. hier im Jahr 1071 gefangen setzte und zwar zwei Jahre lang.

c) Herzog Ernst II. von Schwaben. Dieser saß lange hier oben in enger Haft, denn er war mit seinem Stiefvater, Kaiser Conrad II., in Unfrieden gerathen.

d) Ludwig der Springer, Landgraf von Thüringen.

e) Dr. Lorenz Pascha, der in der Mitte des 16. Jahrhunderts hier saß. Der Domprediger Saccus in Magdeburg erzählt, daß derselbe, als er seines Predigtamtes in Kieritz entsetzt gewesen, eine andere Lehre ergriffen und Advokat worden, und legte sich daselbst vor den Thurm am neuen Markte auf die Erde mit ausgestreckten Armen und resignirte Gott dem Herrn die Theologiam und seinen Dienst mit sehr schrecklichen Worten, und sagte zu Gotte: schicke Dich auf einen andern Diener, so will ich mich auf einen andern Herrn schicken, d. i., er wolle forthin nicht mehr Gott predigen, sondern dem Teufel mit allerlei Sünden dienen. Er zog auf in einem grünen Kleide wie ein Dieb-Henker, hielt sich zu den Straßenräubern, verdingte seinen Sohn zu einem widrigen Schnaphanen in die Lehre, haben aber das Handwerk nicht lange getrieben. Endlich aber wird er als ein Gesell der Straßenräuber eingezogen, und nach dem Giebichenstein geführt, da er in Verzweiflung gerathen, und selbst sein Henker geworden ist." Die Pfaffen versagten ihm hierauf eine Ruhestelle auf dem Kirchhofe, und begruben ihn auf das „Schindleich."

Die Burg hatte mancherlei Schicksale. Im J. 1278 wurde sie in einer Fehde vom Markgrafen Dietrich von Landsberg eingenommen und der Erzbischof Bernhard erhielt sie erst vier Jahre nachher (1282) unter der Bedingung zurück, daß er für die Rückgabe derse-

den 500 Mark Silbers bezahlen wolle. Auch ein Graf von Mannsfeld, Bernhard IV., eroberte sie in einer Fehde, welche die Stadt Halle mit dem Erzbischofe Burchard III. hatte und in welcher er Bundesgenosse der Stadt Halle war. Die gemachte Beute gefiel ihm aber so gut, daß er sie für sich behielt und sie nur dann erst an Halle gab, als er Geld brauchte und die Hallenser sich erboten, ihm 1100 Mark Silbers darauf zu leihen. Die Erzbischöfe wußten es aber doch wieder in ihre Hände zu bekommen, denn als im J. 1328 über Halle Bann und Acht ausgesprochen wurde, erbot sich der Erzbischof, eine Aussöhnung zwischen der Kirche und Halle zu bewirken, wenn ihm dasselbe Giebichenstein ohne Lösegeld zurückgeben wolle. Anfangs waren die Bürger durchaus nicht gesonnen, auf diesen Vorschlag einzugehen; aber sie mußten doch zuletzt der Nothwendigkeit weichen und nur froh sein, daß der Erzbischof für den bedungenen Preis den Frieden vermittelte.

Im J. 1336 brannte Giebichenstein durch Zufall ab, ward aber 1361 vom Erzbischof Dietrich wieder aufgebaut, im J. 1363 stark befestigt, und auch am Fuße des Felsens nach dem gegenüberliegenden Dorfe Cröllwitz eine hölzerne Brücke über die Saale geschlagen, die aber das Wasser bald mit sich fortführte.

Günther III. lag in beständigem Kampfe mit Magdeburg und Halle und das Kriegsglück war ihm so ungünstig, daß er alle seine Burgen verlor. Nur Giebichenstein blieb ihm und von hier aus führte er auch die Fehde mit seinen Gegnern fort. Zwar mußte er später auch diese seine letzte Zuflucht an Kurfürst Friedrich von Sachsen verpfänden, aber er löste sie bald wieder ein, ließ sie 1442 auf's Neue befestigen und auch die um die Unterburg zum Theil noch heute vorhandenen Gräben, Mauern und Thürme, wo nicht ganz neu aufführen, doch wenigstens wieder herstellen.

Eben so machten es seine Nachfolger. Friedrich II. ließ viele neue Gebäude errichten und Johann, Pfalzgraf am Rhein, ließ im J. 1474 die Burg auf das Herrlichste ausschmücken, weil er hier den König Christian von Dänemark, welcher nach Rom zog, bewirthen wollte. Der Nachfolger Johann's, Ernst, Prinz von Sachsen, war der Letzte, welcher Giebichenstein bewohnte.

Im J. 1478 befand sich nämlich der Magistrat zu Halle in einer sehr bedenklichen Lage. Feindseligkeiten zwischen ihm und der Pfännerschaft hatten schon lange in der Asche geglimmt, loderten aber jetzt zur verzehrenden Flamme empor und ein hochedler Rath befand sich in solcher Verlegenheit, daß er eine Gesandtschaft nach Giebichenstein schickte, die dem Erzbischofe Ernst, der, wie seine Vorgänger, schon lange mit lüsternen Augen nach der schönen Stadt geblickt hatte, die Schlüssel derselben mit der Bitte überreichen mußten, dem Magistrate so schleunig als möglich zu Hülfe zu kommen. Ernst hatte Mühe, seine Freude zu verbergen, säumte keinen Augenblick, der Einladung Folge zu leisten, zog mit seiner Mannschaft in die Stadt ein, nahm die Häupter der Rebellen gefangen und erklärte sich zum Herrn von Halle.

So kam Halle in die Hände der Erzbischöfe und Ernst, der nicht gesonnen war, seine, ohne Schwertstreich, ohne Blutverlust gemachte Eroberung wieder zu verlassen und dem es auch in Halle besser gefiel, als in Giebichenstein, ließ daselbst die jetzt auch in Ruine liegende Moritzburg erbauen. Seit dieser Zeit stand Giebichenstein öde und verlassen und da am 1. September 1572 auch noch der Blitz in eine Scheuer schlug und außer derselben noch mehrere Gebäude verzehrte, so glich es schon damals so ziemlich einer Ruine.

Im J. 1636 erschien Banner mit seinen wilden Reitern in Giebichenstein und nahm von der Burg Besitz. Aus Nachlässigkeit oder Bosheit entstand durch sie im Malzhause Feuer, welches sowohl die Kapelle, die unten am Fuße des Felsens lag, als auch sämmtliche noch einigermaßen im Stande befindlichen Burggebäude vollends zerstörte. Auch der Thurm war stark beschädigt, wurde aber später wieder hergestellt und ist noch jetzt ziemlich gut erhalten. Außer ihm ragten aber schon damals nur wenige Ruinen mehr in die Höhe, als jetzt. — Die Mauern der Capelle sind gegenwärtig zu einem Brauhause eingerichtet, so wie auch die der ehemaligen erzbischöflichen Wohn- und Wirthschaftsgebäude zu den Gebäuden des jetzigen Gutes verwandt sind.

Diese wenig unterhaltenden Nachrichten sind Alles, was sich (cf. Dreyhaupts Beschreibung des Saalkreises, 2. Thl. Galetti's thüringische Geschichte, 2. Thl. Müllers Streifereien in den Harz, 1. Thl., und Gottschalk's Ritterburgen 1. Thl.) über Giebichenstein findet und es würde hier nur noch jene romantische Sage von Ludwig dem Springer an ihrem eigentlichen Platze sein, wenn nicht Ludwig Storch in der vorhergehenden Beschreibung von Reinhardsbrunn dieselbe ganz eben so mitgetheilt hätte, als ich es auch nur gekonnt hätte; indem sie der in jener Beschreibung vorkommenden Charakteristik Ludwig des Springers wohl ziemlich mit demselben Rechte angehört, als der Schilderung von Giebichenstein, weshalb ich, zu Vermeidung einer beinahe wörtlichen Wiederholung, die geehrten Leser auf diese Mittheilung (pag. 24) verweisen zu dürfen glaube, und füge nur in Bezug auf die wohl keineswegs aus der Luft gegriffenen Zweifel an der Wahrheit dieser Begebenheit, noch Folgendes hinzu:

Wer schon einmal einem Fischerstechen auf der Saale, wie es z. B. im J. 1831 statt fand, beiwohnte, wird sich erinnern, daß die Halloren von den Felsen bei Cröllwitz, die dem Giebichensteine gegenüber liegen und von beträchtlicher Höhe sind, in die Saale herabsprangen, lange Zeit unter dem Wasser blieben und dann wieder hervortauchten. Er wird also den Sprung selbst nicht für unmöglich halten, wenn nur beim Giebichensteine das Local anders wäre, als es wirklich ist. Daß die Saale nicht mehr dicht am Felsen wegläuft, wäre übrigens noch kein Grund, die Geschichte für unwahr auszugeben, denn der Lauf eines Flusses ist immerwährenden Veränderungen unterworfen; aber die hervorragenden Felsen machen einen Sprung aus dem Fenster, durch das Ludwig gesprungen sein soll, und welches

noch zur Hälfte steht, zu einer Unmöglichkeit. Ludwig müßte übermenschliche Schnellkraft besessen haben, wenn er sich über die Felszacken hätte hinausschwingen können. Die ganze Erzählung aber für ein Mährchen zu halten, ist doch auch wieder zu weit gegangen. Wäre es nicht möglich, daß Ludwig sich mit Hülfe eines Seiles bis zu der Stelle hinabgelassen hätte, von der aus er den Sprung wagen konnte? Etwas Wahres muß der Geschichte zum Grunde liegen. Gewöhnlich nimmt man an, daß die Freunde des Gefangenen es waren, die ihn retteten, und daß die Wächter, welche, bestochen, zu seiner Befreiung ihre Hand geboten hatten, seine Flucht auf eine wundervolle Art erzählten, um ihre Nachlässigkeit zu bemänteln oder der Verantwortung zu entgehen.

Den Namen „Giebichenstein" leitet Lăncher (Grafenwappen pag. 26.) von „con, chan, chuoni, givickan, kühn, hervorstehend, hoch" her.

Die Umgebungen von Giebichenstein sind sehr angenehm. Mit Vergnügen ruht der Blick auf der umliegenden Gegend, die ein sehr sanftes Colorit, einen sehr heitern Charakter hat. Ueberall ist munteres Regen und fröhliches Getümmel. Unten auf den Wellen der Saale schaukeln leichte Kähne, aus denen Guitarre und Flöte ertönen, mit lebenslustigen Musensöhnen, dort rudert ein alter Fischer mit bewunderungswürdiger Gewandtheit um das Gebüsch,

Um Reusen in das Schilf zu legen,

an den Ufern der Saale wandeln Freunde der Natur und aus weiter Ferne zieht ein großer Saalkahn mit flatterndem Wimpel und weißem Segel stolz daher. Dort unter Felsen und Erlen versteckt, spiegelt sich das Dörfchen Cröllwitz mit seiner hochgelegenen Bergschenke im Flusse ab, weiter hin schweift der Blick nach der Höltybank, wo, der Sage nach, der Sänger des Frühlings so gern verweilte, auf der andern Seite sieht man Halle mit seinen hohen, schönen Thürmen und ringsum ein buntes Gemisch von Dörfern, Landhäusern, Gebüschen, Wiesen und Saatfeldern, von der Saale in mehreren Armen durchflossen. Nach Lauchstädt hin schweift der Blick in blaue, duftige Weite, und verweilt zuletzt mit Vergnügen auf dem dicht am Felsen liegenden Dorfe Giebichenstein.

O Lust, vom Berg zu schauen,
Weiter über Thal und Strom,
Hoch über sich den blauen
Tiefklaren Himmelsdom.

E. Duval.

Kloster Rosleben.

Dem Städtchen Wiehe gegenüber, an einer der anmuthigsten Stellen der goldenen Aue, erhebt sich auf einer mäßigen Anhöhe ein großes, stattliches Gebäude, das einem Schlosse nicht nachsteht; fragt der fremde Wandrer, der diese Gegend zum erstenmale betritt, nach dem Zwecke dieses weithin sichtbaren Gebäudes, so erfährt er bald, daß dieß die Klosterschule Rosleben ist — eine Stiftung, deren Namen und Sagen drei Jahrhunderte weit verbreitet haben. Er findet leicht, daß diese Stelle mit vielem Vorbedacht gewählt ist, und daß auch hier die oft ausgesprochene Bemerkung bestätigt wird, daß die Punkte, wo Klöster erbaut wurden, mit vieler Vorsicht und Klugheit ausgewählt worden sind. Durch reiche Triften und Wiesen schlängelt sich die Unstrut im Vordergrunde dahin; gegen Mittag, in der Entfernung von einer kleinen Stunde, zeigt sich das Städtchen Wiehe, umgeben von Gärten und fruchtbaren Feldern und im Hintergrunde von angebauten oder mit hohen waldgeschmückten Bergen begränzt. Gegen Morgen erhebt sich Wendelstein mit seinen Ruinen und Domanial-Gebäuden; dicht dabei erscheint Memleben, durch große Erinnerungen ausgezeichnet, und mehrere freundliche Dörfer in anziehenden Umgebungen. Von der Abendseite blickt Kloster Dondorf von heiterer Höhe herüber, in dem Thale oder an die Berge angelehnt treten überall blühende Dörfer hervor, und in der Ferne ragt der Kyffhäuser empor, der durch viele reiche Sagen an längst verschwundene Zeiten erinnert und den unvermeidlichen Wechsel alles Irdischen andeutet. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir diese Stelle zu den reichsten und anmuthigsten des Thüringer Landes zählen; im Frühjahre vorzüglich, wenn ein neuer Lebenshauch Fluren, Wälder und Berge durchzieht, bietet das blühende, bergumschlossene Thal einen Anblick dar, wie es nur wenige in den deutschen Gauen gibt und jedes für die Größe der Natur empfängliche Herz wird mit Entzücken diese Wunder betrachten und den mit Dank und Ehrfurcht preisen, der diese Fülle der Herrlichkeit ausgegossen hat. Es mögen nur wenige Erziehungsanstalten gefunden werden, die sich einer so ausgezeichneten Lage rühmen dürfen; hier wird das Gemüth bei jedem Blick in diese reiche, schöne Natur unwillkührlich bewegt und emporgehoben und edlere Empfindungen durchdringen hier die Brust,

Klosterschule Rossleben.

wo die deutlichen Spuren der höchsten Allmacht und Güte so sichtbar hervortreten.

Doch würde diese schöne Stelle nicht so früh bekannt und so oft genannt worden sein, wenn hier nicht in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts ein Kloster gestiftet worden wäre, welches die Aufmerksamkeit und Theilnahme Vieler hieher lenkte. Das Stiftungsjahr des Klosters Rosleben läßt sich nicht mehr mit Bestimmtheit angeben, da die Stiftungsurkunde, wahrscheinlich bei den Verwüstungen des Bauernkrieges oder bei den Zerstörungen und Verlusten, welche durch die verzehrenden Flammen bewirkt wurden, vernichtet worden ist. Der fleißige Sammler Schamelius, der sich um so viele thüringische Klöster große Verdienste erworben hat, fand bei seiner Anwesenheit in Rosleben noch einen Stein vor, der, in einer Mauer des Klosters eingefügt, in undeutlichen Zügen die Jahreszahl der Stiftung und Vollendung des Klosters zu enthalten schien; aber auch dieser Stein ist nicht mehr vorhanden, und vergebens sucht der theilnehmende Freund der Vorzeit nach anderen Ueberresten, denn bis auf einige unterirdische Gewölbe und Canäle ist von den früheren Klostergebäuden jede Spur längst verschwunden.

Um so wichtiger ist es, daß sich die Bestätigungsurkunde des Papstes Innozens des zweiten vom 25. Februar des Jahres 1142 noch erhalten hat, woraus mit großer Wahrscheinlichkeit geschlossen werden kann, daß die Stiftung selbst um das Jahr 1140 statt gefunden haben muß. In dieser Urkunde, welche zunächst an die geliebten Söhne, den Probst Peter und die Brüder der Kirche des heiligen Petrus in „Rostenleve" gerichtet ist, ertheilt der Papst dem Kloster seinen Schutz, bestätigt die gegenwärtigen und zukünftigen Güter desselben, bewilligt dem Convente die freie Wahl eines Probstes, verordnet, daß die canonische Ordnung des heiligen Augustin zu ewigen Zeiten beobachtet werden soll, und spricht den Kirchenbann und Fluch über alle diejenigen aus, welche die Rechte und Güter des Klosters verletzen würden. Auffallend ist es, daß dieser Brief an „geliebte Söhne und Brüder" gerichtet ist, da gar keine Spuren vorhanden sind, daß hier zuerst Mönche gewesen wären; wir müssen schließen, daß, wenn das Kloster anfänglich für Mönche bestimmt war, diese bald aus uns unbekannten Ursachen, das Kloster verlassen haben, oder, daß bei der Ausfertigung dieser Urkunde in Rom ein Versehen vorgefallen ist.

Als Kaiser Friedrich der erste im Winter des Jahres 1174 sich in Merseburg befand, ertheilte er dem Kloster einen Schutzbrief, wahrscheinlich auf Betrieb des Bischofs von Halberstadt, unter dessen Sprengel das Kloster gehörte, indem die Unstrut die Diöcesen Mainz und Halberstadt von einander trennte; der Kaiser nimmt in dieser Urkunde, welche am 21. Februar des genannten Jahres ertheilt wurde, die Güter des Klosters, welche namentlich aufgeführt werden, unter den besondern kaiserlichen Schutz. Eine dritte Urkunde, am 30. Juni 1177 von dem Bischof Ullrich (Odalrich) von Halberstadt unterzeichnet, nennt und bestätigt ebenfalls die sämmtlichen Besitzun-

gen des Klosters und unter Androhung der zeitlichen und ewigen Strafen wird der Besitz derselben sicher gestellt.

Aus diesen Urkunden, deren Aechtheit nicht zu bezweifeln ist, geht nun mit völliger Gewißheit hervor, daß Graf Ludwig von Wippra und dessen Gattin Mathilde, die Stifter dieses Klosters sind und dasselbe mit reichen Schenkungen bedacht haben. Diese Grafen von Wippra, nach ihrem Stammschlosse Wippra zwischen Sangerhausen und Harzgerode also genannt, oft erwähnt in den Urkunden des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, mächtig und reich, aber früh schon ausgestorben, hatten auch in der goldenen Aue bedeutende Besitzungen, deren Erwerbung und Umfang sich jetzt nicht mehr bestimmen läßt; von dem Glauben der damaligen Zeit geleitet, nach welchem die Begründung und reiche Begabung geistlicher Stiftungen das größte Verdienst war, wandte Graf Ludwig, welcher in mehreren Urkunden seit dem Jahre 1130 erscheint, und nach der Angabe des Pegauischen Chronikons 1152 gestorben ist, besorgt um das Heil seiner Seele und den ewigen Lohn des Himmels erwartend, einen Theil seiner Güter dieser neuen Stiftung zu und er sowohl, wie seine nächsten Erben suchten als Schirmvögte des Klosters das glückliche Aufblühn desselben zu befördern.

In diesen drei ältesten Urkunden wird der Ort und das Kloster Rostenleve, Rusteleve genannt, und da auch späterhin die erste Sylbe immer Rost oder Rust geschrieben wird, so deutet diese früheste, urkundliche Schreibart darauf hin, daß hier nicht an Rosse oder Rosen zu denken sei, sondern vielmehr an das altdeutsche Wort Rust, Ruste, woraus das heutige Rast, vielleicht auch Ruhe, gebildet ist. Die Endsylben leuben, leubi, leve, lewen, bezeichnen nach dem Sprachgebrauch des Mittelalters, vorzüglich in den Gegenden, wo die slavischen Sprachen Eingang gefunden hatten, einen Wohnort in der Nähe des Waldes. Roßleben bedeutet also so viel, als Ruheort oder Ruhestätte, eine für ein Kloster sehr geeignete Benennung. Jedoch war dieser Name früher da, als das Kloster; denn es wird nicht nur in den ältesten Urkunden das Dorf Rusteleben wiederholt genannt, woraus deutlich hervorgeht, daß ein Ort dieses Namens hier schon früh gestanden habe, sondern auch mehrere, zu verschiedenen Zeiten hier aufgefundene Alterthümer beweisen es, daß schon in den heidnischen Zeiten, also vor dem achten Jahrhundert, diese Stelle bewohnt gewesen sei. Das Kloster gab also nicht dem Orte, sondern der Ort dem Kloster den Namen. In den späteren Urkunden werden auch Ritter von Rosteleben erwähnt, über die sich wenig mit Gewißheit sagen läßt; wahrscheinlich waren sie Lehnsleute des Grafen von Wippra, standen aber mit dem Kloster in keiner nähern Verbindung.

Das Bestehen und der Reichthum des Klosters wurde in den folgenden Jahrhunderten durch manche mehr oder minder wichtige Schenkung gesichert und vermehrt, welche dasselbe von verschiedenen Wohlthätern erhielt. Nach der Angabe eines alten noch vorhandenen Inventariums besaß das Kloster über 60 Hufen Landes, fünf Dörfer,

viele Wiesen, Weinberge, Gärten, Mühlen, Höfe, Frucht- und Geldzinsen, besonders aber beträchtliche Waldungen. Unter den Freunden und Wohlthätern des Klosters verdienen eine nähere Erwähnung: Der Landgraf Friedrich der Ernsthafte von Thüringen, die Grafen von Hackeborn, Stollberg und Querfurt, die edlen Schenke von Teutenberg und in den spätern Zeiten die von Witzleben, welche in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts Besitzer des benachbarten Schlosses Wendelstein wurden und sich um das Kloster auf vielfache Weise verdient gemacht haben.

So bestand seit 1140 dieses Augustiner-Nonnenkloster und vier Jahrhunderte hindurch erhielt es sich, ohne daß ein bedeutender Einfluß desselben zu bemerken wäre, oder daß wichtige, in die Geschichte der damaligen Zeit eingreifende Ereignisse sich hier zugetragen hätten.

Die Namen einiger Aebtissinen haben sich zwar erhalten, so wie auch mehrere Pröbste des Klosters bei verschiedenen Gelegenheiten genannt werden; allein an diese Namen knüpft sich keine wichtige Erinnerung und spurlos ist das Leben und Wirken dieser frommen Schwestern verschwunden. In der Ausübung der klösterlichen Pflichten, in dem fortwährenden Kampfe und unter dem schweren Drucke eines traurigen, jedes edle, menschliche Gefühl zerstörenden Berufes, lebten hier dreißig Nonnen unter der Leitung eines Probstes in anspruchsloser Stille und Verborgenheit, wenig beachtet von der Welt, der sie nicht mehr angehörten. Die großen Mängel und Gebrechen dieser Stiftungen, welche durch die geringen Wohlthaten und Vortheile, die sie gewährten, nicht aufgewogen werden konnten, mögen auch hier in manchen traurigen Erscheinungen, von denen jedoch die Geschichte schweigt, hervorgetreten sein, und manches von unnatürlichen Pflichten und Gelübden gequälte Herz mag nach vielfachen Kämpfen und Schmerzen nur da erst Ruhe und Frieden gefunden haben, wo die Räthsel dieses Lebens gelöst und die Prüfungen überwunden sind.

Aber der Zeitpunkt nahete sich, wo diese Stiftung eine andere und bessere Bestimmung erhalten sollte; diese schwachen Nonnen, welche wohl schon oft mit Verlangen einer Aenderung ihrer Lage entgegen gesehen hatten, konnten dem Einfluß der Reformation nicht widerstehen, welche die menschlichen Fesseln zerbrechen, und die beklagenswerthen Opfer, eines verderblichen Wahnes wieder an die Stelle zurückführen sollte, welche die Weisheit der Vorsehung ihnen angewiesen hatte. Ehe jedoch diese eben so nöthige und erfreuliche Ordnung eintrat, brach im Jahr 1525 eine schwere Prüfung für das Kloster herein; die aufrührerischen Bauern, irre geleitet von falschen Lehren und Versprechungen, brachen in die Klöster ein, erstürmten die Schlösser und Burgen und bezeichneten ihre schrecklichen Züge mit Verwüstungen und Blutvergießen. Eine Rotte dieser Verblendeten zog von Allstedt herbei, plünderte und brandschatzte auch dieses Kloster, mißhandelte die Nonnen und, was am meisten zu beklagen ist, vernichtete in blinder Wuth eine Menge unschätzbarer Urkunden und Schriften, deren Erhaltung dem Freunde der vaterländischen Ge-

schichte so wünschenswerth erscheint, die nun aber für immer verloren sind.

Die Stimmen, welche sich bei dem Fortgange der Reformation für die Aufhebung der Klöster erklärten, aber auch zugleich auf eine dem Zwecke ihrer Stiftung und dem wahren Geiste des Evangeliums gemäße Umgestaltung derselben mit allem Nachdruck drangen, und die Fürsten und Obrigkeiten auf diese ernsten, heiligen Pflichten aufmerksam machten, konnten nicht ohne Einfluß bleiben; sie fanden zum großen Gewinn und Segen der nachfolgenden Geschlechter bei Vielen Unterstützung und so manche, noch jetzt blühende, segensreiche Anstalt verdankt diesem frommen und gerechten Sinn, der wohlthätige Einrichtungen erhalten und nach den Bedürfnissen und Forderungen der Zeit benutzt wissen will, ihr Entstehen und ihre Fortdauer. Es ist ein großes und bleibendes Verdienst, welches sich mehrere Fürsten, die sich für die Reformation erklärten, erworben haben, daß sie bei der Aufhebung der Klöster die Verbindlichkeit nicht aus den Augen ließen, die sie als von Gott verordnete Schirmer und Erhalter wohlthätiger, frommer Stiftungen zu erfüllen hatten; ihren eigenen Vortheil vergessend und den Einflüsterungen eines unedlen Verlangens widerstehend, wollten sie ihren Namen und das Gedächtniß ihrer Regierung nicht beflecken, sondern mit Ernst und Eifer dafür sorgen, daß das Wohlthätige und Nützliche erhalten, und das, was mit frommen Sinn und Absichten von den Vorfahren gestiftet war, auch für die Nachwelt dauernd gesichert werde. Und was können die Großen der Erde Besseres und Edleres thun, als das Gedächtniß ihres Namens und Wirkens durch Einrichtungen erhalten, welche auf die geistige Bildung und auf die Vorbereitung zu einem nützlichen Leben Bezug haben! In dem Strome der Zeiten geht so viel Edles und Gutes unter; desto nothwendiger ist es, daß das erhalten und gesichert werde, was nur gute Früchte bringen kann!

So lange Herzog Georg, der eifrige Freund der katholischen Kirche, lebte, konnte in den Thüringischen Aemtern, welche zu seinem Landestheil gehörten, für die Verbesserung und Umgestaltung der Klöster nichts gethan werden, da er jeder Steurung feindselig entgegen trat und in blindem Eifer das Alte, es mochte nützlich oder schädlich sein, beibehalten wissen wollte. Nach seinem Tode, welcher im April 1539 erfolgte, trat für seine Länder ein ganz neuer Zustand ein, Herzog Heinrich, der Bruder und Erbe Herzog Georgs, hatte sich schon längst für die Reformation erklärt und er hielt es bei der Uebernahme dieses Erbes für eine seiner ersten Pflichten, dem Wunsch der Mehrzahl seiner neuen Unterthanen zu folgen und ihnen die Wohlthaten der Kirchenverbesserung nicht länger zu entziehen. Es wurden sogleich Visitationen angeordnet, um den Zustand und die Bedürfnisse der Gemeinden, der Kirchen, Klöster und Schulen kennen zu lernen. Die Protocolle dieser Visitationen sind noch vorhanden; auch Rosleben wurde besucht und untersucht. Es fanden sich im Jahr 1540 noch zwölf Nonnen unter der Aebtissin Barbara von

Witzleben vor, welche die naive Erklärung abgab: sie sei ihr Leben lang nit gern im Kloster gewesen.

Die eben so weise, als nöthige Verordnung des frommen Herzogs Heinrich, „daß keine Person geistliche Güter zu ihrem eigenen Nutzen wende" veranlaßte mehrere edle, hochherzige Männer auf eine zweckmäßige Umgestaltung der Klöster zu denken und die Güter derselben für Institute anzuwenden, deren Nutzen allen einleuchten mußte. Zu diesen edlen, wahrhaft ehrwürdigen Männern muß auch Heinrich von Witzleben gerechnet werden. Entsprossen aus einer alten, ausgezeichneten Familie, welche einen ehrenvollen Platz in der Geschichte Thüringens frühzeitig einnimmt, Herr und Erbsasse zu Wendelstein und Schirmvogt des Klosters Roßleben, ausgezeichnet durch seltene Vorzüge des Geistes und Herzens und geleitet von dem lebendigsten Eifer für das Gute und Wahre, erfüllte ihn das Verlangen, eine Anstalt in das Leben zu rufen, welche eine Pflegerin heilsamer Wahrheiten und frommer Gesinnungen werden sollte.

Mit Unterstützung und Einwilligung des Landesherrn gelang es seinem uneigennützigen Eifer im Jahre 1554 das von den Nonnen verlassene und verödete Kloster in eine höhere Schule umzuwandeln, wo anfänglich 18 Jünglinge, deren Zahl aber bald auf 40 — 60 anwuchs, zur geistigen und sittlichen Ausbildung vereinigt wurden.

Das schöne Werk, mit frommen Sinn angefangen, gedieh unter göttlichem Segen auf eine sichtbare und erfreuliche Weise und aus einem kleinen Anfange, denn zuerst war nur ein Lehrer angestellt, entwickelte sich nach und nach eine vielumfassende Anstalt, welcher jetzt sechs ordentliche und drei außerordentliche Lehrer ihre Kräfte widmen. Die Einrichtung und Verfassung der Schule ward mit vieler Vorsicht und Klugheit festgesetzt, wobei vorzüglich der gelehrte Rector von St. Afra in Meißen, Fabricius, ersprießliche Dienste leistete. Der eigenthümliche Geist der damaligen Zeit gibt sich freilich in diesen ersten Einrichtungen und Gesetzen vielfach zu erkennen, doch finden sich auch überall deutliche Spuren eines ernsten Strebens, gründliches Wissen mit wahrer sittlicher Bildung zu vereinigen.

Manche ungünstige, unheilvolle Ereignisse brachen über die Klosterschule in dem Laufe der Zeiten herein, doch wurden diese oft sehr schweren Prüfungen glücklich überwunden. Schon das war ein harter Schlag, daß der große Freund und Wohlthäter der Schule, Heinrich von Witzleben, schon 1561 starb; neue Prüfungen brachte die Pest, welche 1597 Deutschland so allgemein verwüstete, daß auch die Schule eine Zeit lang geschlossen werden mußte. Die schrecklichen Drangsale und Gräuel des dreißigjährigen Krieges lasteten ebenfalls schwer auf der Schule; von vielfacher Noth bedrängt, mußten die Lehrer und Schüler mehrere Jahre die Anstalt verlassen, und wie

das ganze Vaterland verödet da stand, so trauerte auch unter diesen anhaltenden Leiden die verwaiste Schule. Der endlich errungene Frieden und die weise Fürsorge des Churfürsten Johann Georg von Sachsen brachte zwar wieder Ordnung und neues Leben in die hart geprüfte Anstalt, allein am 2. April des Jahres 1686 brach ein neues fast noch schwereres Unglück herein. Durch Verwahrlosung entstand an diesem Tage ein so verheerendes Feuer, daß das ganze Kloster mit allen Nebengebäuden, so wie die schöne Klosterkirche, welche ein ehrwürdiges Denkmal byzantinischer Bauart gewesen sein soll, mit der bedeutenden Bibliothek und die noch vorhandenen Urkunden, auch das ganze Dorf, in wenig Stunden durch die wüthenden Flammen vernichtet wurden. Dieser unerwartete, schwere Schlag hemmte die Thätigkeit der Schule über funfzig Jahre, und fast schien es, als würde sie nie wieder aus ihrer Asche emporsteigen. Die Theilnahme treuer, für das Wohl ihres Landes besorgter Fürsten, namentlich des Herzogs von Sachsen-Weißenfels, entfernte diese traurige Besorgniß. Die Einkünfte des Klosters wurden mehrere Jahrzehnte hindurch gesammelt, um ein neues, schönes, seinem Zwecke völlig entsprechendes Gebäude emporsteigen zu lassen. Die durch die Gewalt der Elemente zerstörten Ueberreste des Klostergebäudes und der Kirche wurden niedergerissen, und nach und nach erhob sich, seit dem Jahre 1730 das neue, eben so dauerhaft als zweckmäßig eingerichtete Schulgebäude, welches am 2. Januar 1742 so weit vollendet da stand, daß Lehrer und Schüler aufgenommen, und die Anstalt wieder in Thätigkeit treten konnte. Seit diesem Zeitpunkte hat die gütige Hand der Vorsehung bedeutende Unglücksfälle abgewandt; obwohl die Kriegsjahre 1806 und 1813 manche Uebel und Verluste brachten, auch 1770 und 1831 neue Brandverwüstungen befürchtet werden mußten, so sind doch diese drohenden und nahen Uebel ohne großen Nachtheil für das Kloster geblieben. Das durch seinen Umfang wie durch seine innere Einrichtung ausgezeichnete Schulgebäude hat in seinem unteren Stocke hinlänglichen Raum für die Lehrzimmer, so wie für die Wohnung des Oekonomen; in dem mittlern Stock befindet sich der Betsaal, die Bibliothek und die Wohnung für vier Lehrer; in dem oberen Stocke wohnen die Schüler in den sogenannten Zellen. Ein geräumiger Spielplatz bietet den Zöglingen Gelegenheit zu Spielen und körperlichen Bewegungen dar, wenn die Witterung weitere Spaziergänge in der schönen Gegend verbietet.

Durch die aufmerksame und kräftige Leitung des Königlichen Consistoriums in Magdeburg, unter welcher Behörde gegenwärtig die Anstalt steht, hat sich der Zustand derselben immer mehr gebessert, so daß die frühern, hie und da auf ein klösterliches Wesen hindeutenden Einrichtungen und Gebräuche nach und nach gänzlich verschwunden sind, und die Schule sich jetzo auf einen Standpunkt erhoben hat, der den Forderungen unserer Zeit entsprechend ist. Die Verwaltung und nächste Aufsicht der Schule liegt in den Händen

des Erb-Administrators, welcher aus der Wiglebenschen Familie nach einer bestimmten Ordnung erwählt wird; ihm liegt das Geschäft auf: die Einkünfte des Klosters zu berechnen, für die erledigten Schulstellen tüchtige Männer vorzuschlagen, die Aufnahme der Schüler, deren Zahl auf 60 bestimmt ist, so wie die Besetzung der Freistellen, welche sich auf 30 belaufen, zu besorgen, die Patronatsrechte über das Kloster Rosleben, so wie über die Pfarrämter in Ziegelroda, Holleben und Nirmsdorf wahrzunehmen, und für alles zu sorgen, und bei den vorgesetzten Königlichen Behörden anzutragen, was dem Wohle der Anstalt förderlich ist. Durch eine aufmerksame und kluge Sparsamkeit haben sich die Einkünfte des Klosters in neuern Zeiten immer mehr gehoben und die Einnahmen sind, wo nicht reich und überflüssig, doch hinlänglich und gesichert. Das Wirken eben so thätiger als uneigennütziger Administratoren hat die früherhin oftmals entstandenen Besorgnisse, daß die Schule durch die Nachlässigkeit und den Eigennutz pflichtvergessener Vorsteher immer mehr in ihren Einkünften geschmälert werden möchte, völlig entfernt; die großen Verdienste, welche sich der verstorbene Kreisamtmann Just, so wie der jetzige wahrhaft ehrwürdige Erbadministrator, der Königl. Geheime Regierungsrath von Witzleben, in dieser Hinsicht um die Anstalt erworben haben, sind allgemein anerkannt, und wie der Name dieser edlen Männer mit Ehrfurcht und Dankbarkeit genannt werden wird, so lange die Schule besteht, so ist es auch für die Zukunft zu wünschen, daß es ihr nie an solchen Freunden und Vorstehern fehlen mag. Auch hat die Anstalt das Glück gehabt, viele verdiente, ausgezeichnete Lehrer seit ihrer neuen Einrichtung zu besitzen; die Rectoren Schmutzer, Strack und Wilhelm, dessen Jubiläum am 17. Mai 1836 mit allgemeiner Theilnahme und Anerkennung gefeiert wurde, haben mit großem Erfolg ihr Amt verwaltet und mit treuen und tüchtigen Collegen verbunden, sahen sie ihre rastlosen Bemühungen vielfach belohnt. Eine große Reihe ausgezeichneter Männer, deren Verdienste um die Kirche für den Staat und die Wissenschaften anerkannt und bedeutend sind, die hier in einem Verein gleichgesinnter Jünglinge, umgeben von den Reizen einer schönen Natur, entfernt von den Störungen des städtischen Lebens, beschäftigt mit den Wissenschaften und den Vorbereitungen für ein nützliches Leben, die schönen Jahre der Jugendzeit zugebracht haben, beweisen den großen Werth und den wohlthätigen Einfluß dieser Anstalt, welche manche Vorzüge in sich vereinigt, die sich in sehr erfreulichen Resultaten bewährten. Die seltene Anhänglichkeit und Pietät, welche die Zöglinge dieser Pflegerin der Wissenschaften stets bewiesen haben, und wodurch sie sich, so wie der Anstalt selbst, ein sehr rühmliches Zeugniß gegeben haben, lassen auf den bleibenden und wohlthätigen Eindruck schließen, welchen der Aufenthalt in diesem Institute auch in den Jahren noch äußert, wo das Gefühl der Dankbarkeit und der Anhänglichkeit oft allzu sehr zurücktritt.

Es ist eine weise und gütige Veranstaltung der Vorsehung, daß an einer Stelle, wo sonst nur der einförmige Gesang armer, bekla-

genswerther Opfer eines religiösen Wahnes erschallte, wo das zermalmende Gewicht eines unnützen, verfehlten Lebens auf so vielen lastete und jedes bessere Gefühl so leicht zerstörte, daß da nun lernbegierige Jünglinge um treue und geliebte Lehrer sich sammeln, um einen reichen Schatz heilsamer Erkenntnisse für das Leben einzusammeln. Hätte die Reformation auch nur diese eine Umänderung bewirkt, so verdiente sie schon in dieser Hinsicht den Dank und die Anerkennung aller derer, welchen das Gedeihen des Guten und Wahren am Herzen liegt.

Rede.

Die Staufenburg bei Gittelde.

Mit der Geschichte der Eva von Trotta.

1. Lage und Ansicht.

Auf einem der Vorberge am westlichen Abhange des Harzes, erhebt sich in trauernder Verödung ein graues Gemäuer, dessen Geschichte höchst romantische Ueberlieferungen gewährt. Das sind die Ruinen der alten Staufenburg über Gittelde, so bekannt durch die Liebesgeschichte des Herzogs Heinrich I. und der schönen Eva von Trott.

Heimlicher und erhabener zugleich, stiller und romantischer wie dieser seit lange schon zerstörte Sitz einer fürstlichen freien Liebe, konnte in jenen grauen halb verschleierten Zeiten des Mittelalters keine feste Burg gelegen haben, als diese hohe Staufenburg. Auf drei Seiten von höhern bewaldeten Bergen umgeben, gewährt sie nur auf der vierten Seite, nach Süden eine jetzt freie, damals vielleicht auch durch Waldungen versperrte Fernsicht. In der Tiefe erblicken wir in abendlicher Stille das Dorf Lichtenhagen, dessen beträchtliche Amtsgebäude, aus den Steinen der abgebrochenen alten Staufenburg erbauet, den in der Nähe ihrer denkwürdigen Ruinen, fast verletzenden Namen, der neuen Staufenburg tragen. Nach dem Bergstädtchen Gittelde und weiter hin auf die malerischen Gebirgslandschaften von Osterode, ist die Aussicht offen bis nach dem hochgelegenen Schlosse Herzberg und auf das hohe und flache Eichsfeld hinaus, welches alles noch heute im Duft der Ferne die weichgetuschten Hintergründe einer Landschaft bildet, deren magischer Zauber, besonders in dämmernder Abendröthe, das Gemüth mit geheimnißvollen Ahnungen einer romantischen Vorzeit erfüllt.

Der Berg, auf welchem man jetzt nur noch verfallene Umfangsmauern und einen viereckten, wohl an achtzig Fuß hohen, sehr fest gebauten Thurm mit einigen Oeffnungen in der Höhe erblickt, steht von seinen bewaldeten Brüdern, die ihn weit überragen, abgeschnitten, durch tiefe, schauerige Thalschluchten. Die Ost-, West- und Südseite dieses einsamen Burgberges sind steil abschüssig, nur die Nordseite führt auf weniger gesenktem Niveau dem Walde zu, wo man allmählig aufsteigend das geschichtlich merkwürdige Plätzchen erreicht, auf welchem Heinrich der Finkler seinen lieben, trauten Vogelheerd gehabt haben soll, wie der Name dieser Stelle, der Hein-

richswinkel, verräth, auch die geschützte, nach dem Westen hin dem Vogelfluge geöffnete Lage wohl glauben läßt.

An einigen Stellen, besonders an der Südseite, erhebt sich die Umfangsmauer noch sehr hoch über die steile Bergwand und erscheint dadurch um so höher. Auf der Nordseite findet man noch Spuren des einzigen Eingangsthores; im Innern waren noch vor einiger Zeit, jetzt auch verschwundene Ueberbleibsel einiger Gemächer der erwähnten vandalischen Zerstörung entgangen.

Jetzt aber schwirren Eulen und Fledermäuse um dieses alte Gemäuer, in welchem einst heimliche Liebe kosete, und Eidexen schlüpfen zwischen den Steinritzen des verwitterten Bodens, auf welchem über ein halbes Jahrtausend früher der Fuß eines Kaisers wandelte.

2. Aelteste Geschichte.

Die meisten Burgruinen auf den Vorbergen des Harzes erinnern an einen alten ruhmgekrönten deutschen König und römischen Kaiser, der von seinen trefflichen Eigenschaften wohl einen besseren Beinamen verdient hätte, als von seiner unschuldigen Liebhaberei zum Vogelfang, den des Finklers. Man wird leicht errathen, daß hier von Heinrich dem Finkler oder dem Vogelsteller die Rede ist, der im Anfange des zehnten Jahrhunderts durch Erbauung vieler festen Burgen und Warten gegen die Einfälle der Hunnen aus Ungarn, die deutschen Gauen geschützt und dem viele blühende Städte und Dörfer ihre erste Begründung verdanken.

Zu den vielen Jagdschlössern desselben soll auch diese Staufenburg gehört haben. Daß er hier gern geweilt und sich seiner bekannten Lust am Vogelstellen hingegeben, beweisen so manche Ortsnamen in der Gegend der Staufenburg. So z. B. der schon genannte Heinrichswinkel, eine halbe Stunde nördlich von der Staufenburg, dort sagt man, haben die Vogelhütten gestanden, in welchen Heinrich der Vogelsteller, damals noch Herzog von Sachsen an der Seite seiner Gemahlin gesessen habe, als die Abgesändten des Reichs ihm die Nachricht von seiner Wahl zum deutschen König überbracht hätten. Statt der Antwort habe er sie bedeutet, zurückzutreten, damit sie ihm den guten Fang nicht verderben möchten. Nun habe er sein Netz zugezogen und denn erst die Königswürde angenommen. Andere wollen die classische Stelle dieses merkwürdigen Charakterzuges eines in späterer Zeit so thätigen Regenten an andre Orte verlangen, wo er ebenfalls Vogelheerde gehabt, z. B. bei der Harzburg, oder auch nahe bei Gittelde in dem sogenannten Kaisergarten, einer Wiese, worauf ein runder, mit einem verfallenen Graben umgebener Thurm steht; nicht weit davon muß eine kleine Burg gestanden haben, wovon jetzt noch die Grundmauern zu sehen sind, auf der Stelle, welche den Namen: „die Burg" führte. — Nicht weit von der Staufenburg erhebt sich die „Heinrichshöhe." Nach einer alten Bemerkung in dem Kirchenbuche von Alshausen hat König Heinrich auch einen Vogelheerd, auf der hohen Vogelsburg genannt, gehabt, daher der Name des Dorfs „Vogelbeck" eine Meile von Nordheim nach Einbeck zu.

In jener Gegend, wo jetzt die Kirche von Alshausen steht, erzählt jene Nachricht weiter, kam einst Herzog Heinrich, nachmals Kaiser Heinrich der Finkler, in seiner Jugend, im Kampf mit einer Bärin, in große Gefahr. Einer seiner Dienstmannen, Junker Heinemann von Gittelde, sprang dazwischen, tödtete die Bärin und rettete seinem hohen Herrn das Leben. Dieser wurde seinem Retter von da an sehr in Gnaden gewogen, hat ihm sein Gütlein zu Gittelde ziemlich verbessert und das Bärenfell geschenkt, auch ihn in vielen Sachen, „Scheidezügen und Schlachten" gebraucht. — „Damit er sich auch Gott, seinem allmächtigen Beschützer dankbarlich bezeigte, hat er an dem Orte, da er mit dem Bären in Gefahr gewesen und ihn überwältigt, eine Kapelle bauen lassen, in welcher er allemal, wenn er daselbst gejaget, ehe die Jagd anging, sein Gebet verrichtet hat und ist solches anno Christi, 940, geschehen.

Nachdem der Herzog anno 920 zu einem römischen Kaiser erwählt und mit vielen Reichs- und Landesgeschäften beladen wurde, ist daselbst eine solche Wildbahne, wie zuvor, nicht mehr gewesen, daher ein Siegfried Ahlshausen, welcher Herzog Heinrichen, ehe er Kaiser ward, lange Zeit gedienet, von Gandersheim gebürtig, von dem Kaiser einen Platz des Waldes zum Eigenthum bekommen hat und urbar machen lassen, wo er dann einen Wohnhof Siegfriedshausen (jetzt im Dorfe Sievertshausen) und eine Pfarrkirche hat erbauen lassen, in welcher jenes Bärenfell noch lange Zeit zum Dienst des Pfarrers vor dem Altar gelegen. Der drei Morgen große Pfarrgarten heißt noch heute der Burggarten. So drängen sich uns überall die Spuren auf, von der öftern Anwesenheit jenes Kaisers in der Staufenburg und deren Umgegend und rührend dringen die Erinnerungen an die Einfalt der Sitten jener bewegten Zeiten in die Gegenwart, deren so vielseitig erkünsteltes Gesellschaftsleben damit die stärksten Contraste bildet.

Später kam die Staufenburg mit ihren Zubehörungen an die Grafen von Katlenburg, die in der Nähe hausten und erst nach dem Erlöschen dieses Hauses fiel die ganze Herrschaft als eröffnetes Lehn, im Jahre 1112, an Heinrich den Löwen, den mächtigen Herzog von Braunschweig und Sachsen, dessen Besitzungen sich auf der Höhe seines Glücks von der Ostsee bis zum mittelländischen Meere erstreckten, vor dessen wuchtigem Schwert Kaiser Friedrich der Rothbart zitterte, der aber doch am Ende dem gewaltigen Geschick sich beugen mußte. In die Reichsacht erklärt, wurde ihm auch die Staufenburg abgesprochen; aber der alte Leu hielt sie umkrallt mit seinen Pracken und vertheidigte sie muthvoll gegen den Erzbischof von Magdeburg, dem der Kaiser diese Burg mit ihrem Zubehör an Ländereien und Dienstmannen in Lehn gegeben hatte. So blieb sie im Besitz der Nachkommen Heinrichs, von denen Einige selbst die römische Kaiserkrone trugen.

Nie scheint die Staufenburg, wie die meisten andern adligen Ritterburgen des Harzes, zu einem Raubneste entweihet zu sein, obgleich ihre Lage dazu keine ungünstige war. Spätere Bestimmungen derselben scheinen immer nur friedliche gewesen zu sein. — Der Harz-

wald mit seinem reichen Wildbestande zog nicht selten die Fürsten Braunschweigs hierher, um Monden lang der in jenen Zeiten so muth- und mühevollen Jagdlust zu leben. Hörnerklang und Rüdengebell und das wilde Ho ho, hio hi! der braunen Jäger erfüllte dann die dunkeln Thäler und hallte zurück von den ungeheuern Stämmen des Urwaldes. — Dann wieder war die Staufenburg, im starken Contrast mit diesem wilden Jägerleben, fürstlichen Wittwen zum einsamen Leibgedinge angewiesen; so wohnte unter Andern im vierzehnten Jahrhundert die Herzogin Elisabeth, Wilhelms des Jüngern Gattin dort. — Später scheint ihre einsame und versteckte Lage sie Jahrhunderte hindurch der Vergessenheit übergeben zu haben, bis gerade ihre romantische Einsamkeit Veranlassung geworden war, sie zum stillen Asyl eines geheimen Liebesverhältnisses zu machen, das mit allem Zauber einer romantischen Sage in unsere kalte herzlose Gegenwart herüber klingt. Es ist die Folgende.

3. Geschichte der schönen Eva von Trotta.

Zu Wolfenbüttel im alten herzogl. Schlosse führte die junge fromme Herzogin Marie mit ihren Frauen ein stilles, einförmiges Leben. Ihr hoher Herr und Gemahl Herzog Heinrich der Jüngere war ein schöner Mann von feuriger Gemüthsart, braun und kraftvoll. Er liebte die Jagd und die Fehde, ohne darum seine Regierungsgeschäfte, die damals sehr einfach durch einen Kanzler verwaltet wurden, allzu sehr zu vernachlässigen; nur das stille fromme Wesen seiner bleichen Gemahlin, ihr Beten und Walten in den grauen düstern Gemächern der Hofburg hatte für ihn so etwas spukhaftes, unheimliches, daß er nicht leicht anders als bei Gelegenheit eines Etikettebesuchs den linken Flügel des alten Schlosses besuchte, in dem die Herzogin residirte. Desto lieber tummelte er sich mit seinen Jagdjunkern, Falkenmeistern und Hunden im nahen Lechlinholze oder sprengte auf seinem schwarzen schwerfälligen Streithengst, von seinen gepanzerten Mannen gefolgt, gen Braunschweig, um dort mit den trotzigen Bürgern wegen irgend einer Streitigkeit anzubinden.

Auf einmal hieß es am Hofe und im ganzen Lande, der Herr hat den Spahn mit seiner hehen Gemahlin vertragen. Man hat ihn allabendlich an ihrer Seite in der steinernen Laube sitzen gesehen, von wo ab sie in den düstern Schloßhof schauen und dem Rossetummeln und eitlen Schimpfspiel der Junker und Knappen zuschauen.

Daß es aber nicht die bleiche Marie war, sondern das hehe und schlanke Fräulein im schwarzen genuesischen Sammetkleide mit silbernen Kettlein und Spangen, deren Lilienantlitz mit Rosenwangen und dem Himmelblau der Augen von dunkelbraunem Lockenhaar umrinnelt, gar sinnend und in Gedanken verloren, auf die hohen Herrschaften niederschaute, wenn sie, die schönste und lieblichste, im Kreise ihrer Hoffräuleins hinter ihren Steinsitzen stand, welches die lebhaften braunen Augen des hohen Herrn mehr als billig auf sich zog, das war keinem eher klar geworden, als der Frau Herzogin, die in allen

übrigen Dingen wohl eine ſtille Duldерin zu ſein ſchien, aber einen deſto größern Hang zur Eiferſucht hatte und dann, man könnte ſagen, zur Löwin wurde, der man ihr Junges raubt.

Es war ein Herr Adam von Trotta, der als Churbrandenburgſcher Marſchall einſt Geſchäfte gehabt hatte am Hofe des Wolfenbüttelſchen Herzogs und dort den ſtillen Hof der frommen Herzogin als das ſicherſte Aſyl für ſeine einzige mutterloſe Tochter erkannt zu haben glaubte. Dieſe war nun jenes ſchöne fremde Fräulein, das der Marſchall, um durch die Sorgen, ein mannbares junges Mädchen hüten zu müſſen, nicht auf ſeinen vielen Kreuz- und Querzügen durch das heilige römiſche Reich in Staats- und Kriegsaffairen, geſtört zu werden, an den Hof der ſtillen Herzogin von Wolfenbüttel gebracht hatte, indem er die Unſchuld und Reinheit des liebenswürdigen und gebildeten jungen Fräuleins ihr auf die Seele band.

So ging denn der Herr Marſchall wieder ab vom Wolfenbüttelſchen Hoflager, von den Thränen und Angelöbniſſen ſeiner jungfräulichen Tochter bis zu dem ſcharrenden Rappen begleitet und dann zerdrückte der alte Graubart eine Thräne zwiſchen den Wimpern und ſprengte donnernd über die Zugbrücke des Schloßgrabens hinaus in die weite Welt, ſeinem Herr Gott dankend, daß er das liebe Kind ſo treuen frommen Händen anvertrauet hatte.

Aber das ſchöne ſechzehnjährige Fräulein hieß nicht blos Eva, ſie war auch nicht beſſer, wie manches andere Evatöchterchen, dem es oft nur an Verſuchung und Gelegenheit fehlt, dem heißen Herzensdrange nachzugeben ohne viel auf die Stimme des Engels zu hören, welcher warnend jede unſchuldige Mädchenſeele umſchwebt und weinend von der Gefallenen weicht.

Anfangs waren es Blicke hin und her, die immer tiefer eindrangen und ſtrahlender wurden, welche beiden Liebenden wohl noch unbewußt, den ſtillen, damals noch unſchuldigen Verkehr zwiſchen ihnen einleiteten; dann wurde die arme Eva ſinnend und zerſtreut, ſo daß ſie ſich öfter ſtarke Reprimanden von der ſtrengen Oberhofmeiſterin zuzog und ſich manches ſpitzige Wort von der Herzogin ſagen laſſen mußte. Und der Herzog hatte alle Luſt am Waffenſpiel und Rüdengebell verloren; ſein kluger und leiſe auftretender Kanzler mit den zierlich beſchriebenen Pergamentrollen und andern Verbriefungen kam ihm immer zur ungelegenen Zeit und nirgends ſah man ihn mehr, als wo er ſich am meiſten zu langweilen ſchien, der Frau Herzogin gegenüber. Später wußte er immer ganz genau, wenn Eva von Trott im Vorgemach den Dienſt hatte; dann ſtand er Stunden lang bei ihr in der Vertiefung eines Fenſters von den Vorhängen halb verdeckt und keine vertraute Zofe wagte es der Frau Herzogin zuzuraunen, wer draußen mit dem ſchönen Fräulein koſete, während ſie fromm und ſtill in ihrem mit feinen Miniaturen ausgemalten Brevier las.

Die arme Eva war ganz wie ſinnverwirrt. So fein und züchtig ſie auch aufgezogen war, ſo konnte doch ſelbſt ihre alte traute Amme, die ſonſt eine gar geſtrenge Aufſeherin war, es nicht anders ſagen, als daß der Herr es dem armen Kinde angethan haben müſſe.

In ihrem ganzen jungen Leben hatte noch kein Mannsbild sich ihr mit kosenden Liebesworten genahet; keiner hatte ihre kleine weiße Hand geküßt und keiner die verschämte Holde an seine breite Brust gedrückt, wie dieser hohe Herr, dem sie ja schon aus Respect nichts hätte abschlagen dürfen. So war es denn gekommen, daß, als er sie flüsternd um ein geheimes Stelldichein im Schloßgarten bat — wenn die Sternlein blinkten und die Nachtigall flötete — sie nicht Nein sagen konnte. — Sie sagte wohl auch nicht ja und nickte nur tief erröthend mit dem Kopfe; aber sie kam zu rechter Stunde, noch eine Stunde vor Mitternacht, da Alles schlief.

Und was dort weiter geschah, davon schreibt die Chronik nichts. Doch der Verräther schläft nicht, die Eifersucht noch weniger. Die Frau Herzogin, in eine Kapuze gehüllt, hatte einst beide belauscht beim Zwitterlicht des Mondes in stiller Lindenlaube. Aber nun sollte es wahr werden, wie es heißt: die stillen Wasser sind die tiefsten — die hohe Dame, sonst so sanft und fromm, schrie Zeter, und statt mit Sanftmuth und Liebe den Herrn wieder auf den rechten Weg zu bringen, gab es offenes Aergerniß und viel Gezänk in den innersten Gemächern der Hofburg.

Die Herzogin Marie war eine Tochter des Herzogs Heinrich von Würtemberg. Diesen ihren Vater hatte sie durch vertraute Boten von dem Liebeshandel ihres Herrn und Gemahls in Kenntniß gesetzt und dieser stand gut beim Kaiser angeschrieben, den er vermochte, den Herzog Heinrich von Wolfenbüttel wegen dieses Liebeshandels tüchtig ins Gewissen zu nehmen, und ihm bei des Reichs Ober- und Unteracht zu gebieten, ein Verhältniß abzubrechen, das gegen Gottes Gebote so arg verstoße und absonderlich einem Herrn von Land und Leuten, der andern mit gutem Beispiel vorangehen solle, nicht so leicht nachgesehen werden dürfe. Auch andre Fürsten des Reichs erließen auf Betrieb des Vaters der stillen Marie Warnungsbriefe an den übrigens so braven Herzog Heinrich und ermahnten ihn, daß nach den Strafgesetzen seines eignen Landes Todesstrafe stehe, auf einer so gröblichen, alte deutsche Zucht und Treue verletzenden Unsittlichkeit; und so häuften sich denn schwere Wetterwolken über den Häuptern der beiden Liebenden und in einer noch viel geheimer gehaltenen nächtlichen Zusammenkunft machte der Herzog dem geliebten Fräulein den Vorschlag, durch reiche Geschenke den heiligen Vater dahin zu bringen, daß er seine Ehe mit der Frau Herzogin Marie für null und nichtig erkläre, und die aus derselben erzeugten Prinzen und Prinzessinnen für Bastarde; dann wolle er schon durch Geld des Kaisers Kanzlei dahin bringen, sie, das Fräulein, in den reichsfreien Fürstenstand zu erheben, und nichts würde dann ihrer Vermählung miteinander mehr im Wege stehen.

Aber Eva hatte bei allen Schwächen eines liebenden Herzens noch immer zu viel Rechtlichkeit, um die Rechte der Frau Herzogin und ihrer Prinzen noch tiefer zu kränken, als ohnehin schon im Stillen durch die Schwachheit ihres liebenden Herzens geschah. Und nun machte sie, mit der Schlauheit der Schlange im Paradiese, dem Herzog

einen Vorschlag, wie ihr geheimer Liebesbund den Blicken der Welt entzogen und ihre jungfräuliche Ehre gerettet werden könne, ohne darum doch einem Verhältnisse entsagen zu müssen, das ihr theurer geworden sei als das Leben.

Mit Freuden ging der Herzog in ihre Idee ein und gewann mit schwerem Gelde Vertraute, die, ohne völlig in das Geheimniß eingeweiht zu sein, doch an dessen Ausführung mit Hand anlegten.

Am Hoflager der Frau Herzogin herrschte eine stille schadenfrohe Freude. Man hatte dort — so hieß es — dem Fräulein von Trotta durch allerhand scharfe Stachelreden und verblümte Anspielungen das Leben so sauer gemacht, daß sie um ihren Abschied gebeten hatte, und mit Vergnügen war dieses Gesuch von der Herzogin angenommen. Andre, die mehr auf die Seite des Herzogs sich neigten, erhoben das schöne Fräulein in den Himmel, weil es aus reinem Edelmuth eine einflußreiche Stellung aufgegeben habe, um den ehelichen Frieden des hohen Paars nicht weiter zu stören. Noch Andre nannten sie deshalb eine Thörin, und bedauerten den Herrn, der dadurch einer Freundin beraubt sei, welche ihm wohl zu gönnen gewesen zur Erholung von so schweren Regierungssorgen. Kurz das Geschwätz und Getratsch des Hofgesindes über die Abreise des von so mancher Schönen beneideten Fräuleins von Trotta, nahm erst ein Ende mit Schrecken, als verlautbarte, daß sie in Gandersheim, neun Meilen von Wolfenbüttel, von einem schweren Siechthum befallen, in ein nahes Kapuzinerkloster eingekehrt und dort verstorben sei.

Der Tod hat immer etwas Erschütterndes für Freund und Feind; so erging es am Hofe zu Wolfenbüttel bei dieser Kunde. Der Herzog zog sich in die innersten Gemächer zurück und wollte Niemand vor sich lassen, um nur seinem Schmerz zu leben; die Herzogin war versöhnt und sandte mehrere ihrer Hofjunker und adligen Frauen und Fräulein nach Kloster Heiningen, um den feierlichen Exequien beizuwohnen, welche der Herzog, um der Todten noch die letzte Ehre zu erweisen, hatte anordnen lassen. Vielleicht war es auch ein geheimes Mißtrauen, das sie selbst sich kaum gestehen mochte, wenn sie es fast für unmöglich hielt, daß die so blühend schöne adlige Jungfrau so schnell Todes verblichen sei; indem sie allen Abreisenden einschärfte, sich ja recht zu überzeugen, ob sie auch wirklich todt sei, damit nicht das schreckliche Schicksal, lebendig beigesetzt zu werden, die Unglückliche treffe.

Nach einigen Tagen kehrten die Abgesendeten zurück und erzählten, wie schauerlich schön die bleiche Abgeschiedene dagelegen habe, auf dem hohen, schwarz beschlagenen Katafalk, in der düstern Klosterkirche, ringsumher brennende Wachskerzen auf metallenen Kandelabern und betende Mönche und Messe lesende Priester hätten abgewechselt mit den monotonen Grabgesängen, von Glockengeläut und Orgeltönen begleitet. Andre hatten es selbst gesehen wie der zinnerne Sarg in einen größeren Sarcophag eingeschlossen, hinabgesenkt war

in das Grabgewölbe, das man wieder zugemauert und mit einer schweren Steinplatte bedeckt hatte, worauf Name und Rang des Fräuleins, mit einem erbaulichen Denkspröchlein eingegraben gewesen.

Nun gedachte die Frau Herzogin, da der schöne Stöhrenfried ihres Eheglückes todt sei, so werde ihr Herr und Gemahl sich ihr wieder reumüthig nahen; sie war zu stolz und fühlte sich zu tief gekränkt, um den ersten Schritt zu der Annäherung zu thun, indem sie nicht mit Unrecht meinte, dem schuldigen Theile stehe es an, die Hand zur Sühne zu bieten; allein der Herzog fühlte sich nicht frei von Groll gegen seine hohe Gemahlin darüber daß sie ihn gezwungen hatte, durch Einmischung von Kaiser und Fürsten, seine geliebte Eva zu entlassen; er war daher auch von seiner Seite trotzig und erklärte schon nach einigen Tagen, daß er sich auf eine alte Jagdburg am Harz zurückziehen werde, um dort seinen Verdruß an wilden Ebern auszulassen, und Wölfe und Bären zu jagen, dergleichen es damals noch viele gab in den dunkeln ungeheuern Urwaldungen des Harzes. — So ritt er ab, nur von einem alten treuen Knappen und einem verschwiegenen Jagdjunker begleitet. Alles übrige Gefolge hatte er schon in der Gegend von Seesen nach Wolfenbüttel zurück entlassen. — Von dort wendete er sich den Harzgebirgen zu, die sich in graue Nebel gehüllt am Horizont auftürmten. Sein Herz klopfte ihm höher als er über die Hammerwerke von Gittelda hinaus war und endlich im stillen Mondlicht auf der steilen Höhe des Burgberges die alte Staufenburg liegen sah, geheimnißvoll eingehüllt in den dunklen Mantel der noch höher emporragenden Bergwaldungen, die zugleich die westliche steile Abdachung der grauen Harzgebirge bilden. Oben im Söller schimmerte noch ein Lichtlein. Das bekannte silberne Hüfthorn des Herzogs ertönte weithin durch die Stille der Nacht, und es klirrte oben das Fensterlein; eine weiße Gestalt wurde sichtbar beim schwachen Lampenschimmer; im Dämmerlicht des Mondes flatterte ein weißes Tuch von den Zinnen hinab. — Lustig jubelte das Silberhorn des Herrn und seine Seele jubelte noch höher; die Kettenbrücke über den tiefen Burggraben rasselte herab, unsichtbare Hände wanden unterm dunkeln Thore das starke Fallgitter empor, knarrend öffneten sich die schweren Thorflügel und der greise Burgwart empfing den geliebten Herrn mit abgezogenem Baret in der einen und einem flackernden Windlicht in der andern Hand. Das Letztere nahm ihm der Herzog ab, wies streng jede Begleitung zurück und stieg eilends durch das runde steinerne Pförtchen, die enge Windeltreppe hinauf in das dunkle Innere des alten unbewohnten Gebäudes. Die unten harrenden Begleiter des Herzogs hörten nur von oben herab aus dem Innern des nördlichen Thurmes den Aufschrei einer weiblichen Stimme, von dem es sich schwer unterscheiden ließ, ob es ein Freudengeschrei oder ein Angstruf war. — Der alte Burgwart indeß nickte mit dem weißen Kopfe, lächelte dabei listig vor sich hin und stieg hinab in den Felsenkeller um einen Humpen Wein, für seine Gäste unten, zu holen, damit sie auf das Wohlergehen des Herrn Herzogs trinken möchten. Für den Herrn aber war schon gesorgt — und noch viel besser.

Die schöne Eva von Trotta war nicht todt, nicht beigesetzt in der Todtengruft, sondern lag liebend warm und blühender als jemals in den Armen ihres Heinrich.

„Nur todt für alle Welt — rief sie aus, wie berauscht vom Entzücken — von nun an nur für Euch noch allein werde ich leben, mein hoher Herr und Geliebter!“ —

Und so war es auch, — abgeschieden von der ganzen Welt lebte Eva nur allein noch für ihren fürstlichen Geliebten, der ihr Alles reichlich ersetzte durch seine Liebe, — eine Welt voll Freuden und Leiden, voll Freunde, Feinde und Neider.

Einer eben so schlau ausgesonnenen als fein ausgeführten List, war es gelungen unter dem Einverständniß des Guardians jenes Mönchs-Klosters die Kranke und Todte zu spielen; ein hölzernes Bild mit einer nach ihrem Gesicht geformten Wachsmaske wurde an ihrer Stelle mit Schaugepränge vor allem dem Volke ausgestellt und dann zur Gruft bestattet. Während die Abgeordneten der Herzogin den Exequien beiwohnten und die Mönche Tag und Nacht für ihr Seelenheil Messe lasen, hielt sie sich noch verborgen im Kloster auf und erst als jene Beauftragten wieder fern waren, begab sie sich, als Mönch verkleidet, auf einem frommen Zelter reitend, unter sicherem Geleit in nächtlicher Stille, über Seesen und Gittelde, auf die Staufenburg, wo sie mit dem Anbruch des Tages eintraf. Dort galt sie für die Gattin des vor Kurzem erst dahin versetzten alten Burgwart. Von dem Gesinde der Burg kannte sie keiner, und selbst die Begleiter des Herzogs hatten sie früher am Hofe zu Wolfenbüttel wenigstens nicht in der Nähe gesehen. — In der Umgegend der Staufenburg wurde ausgebreitet, daß eine gespenstische weiße Ahnfrau auf der Staufenburg umgehe, die Jedem die Augen ausblase der aus Neugier sich in der Nähe der Burg sehen lasse. — Und als nun einige kecke Burschen des nahen Dorfes Lichtenhagen wirklich im Mondlicht eine weiße Dame auf den gezackten Mauerzinnen hatten wandeln gesehen, war jene Sage bei dem abergläubischen Landvolke so sehr zur Gewißheit geworden, daß die ganze waldige Umgegend der alten Staufenburg bis zu Kaiser Heinrichs Vogelheerd hin, so einsam geworden war, daß der Herzog mit seiner Geliebten dort ungestört lustwandelnd alle Reize einer schönen Natur im vollen wahren Liebesglück genießen konnten.

Sieben Jahr lang dauerte dieses süße traute Verhältniß ungetrübt durch irgend eine andere Stöhrung als wenn etwa Regierungssorgen den Herzog Heinrich den Armen seiner Geliebten entrissen und ihn nöthigten, auf einige Zeit in seine Residenz nach Wolfenbüttel zurückzukehren. Allein seine monatelange Abwesenheit auf jenem einsamen Waldschloß, wo weder Hörnerklang noch Rüdengebell große Jagdlust des Herrn verriethen, war allerdings auffallend genug, um die stets zur Eifersucht geneigte Herzogin Marie zu vermögen, ihrem Herrn und Gemahl einen schlauen und vertrauten Kundschafter nachzusenden. Dieser hörte von der weißen Frau auf der Staufenburg reden, und scheute

sich nicht im dichten Gebüsch die Burg zu umschleichen; allein lange wollte es ihm nicht gelingen, mehr als ein weißes gespenstisches Wesen im nächtlichen Dunkel auf der Höhe der Mauer zu erblicken. Dann hörte er wieder von dem jungen Weibe des greisen Burgvoigt, das ihm alljährlich ein Kindlein gebäre, und nach dem Kirchenbuche von Lichtenhagen hatte der Pfarrer dort sieben Herrlein und Fräulein getauft, die alle unter dem Namen von Kirchberg eingeschrieben standen. — Endlich am dritten Tage sah der lauernde Schäfer oben am Heinrichswinkel einen Herrn mit einer Dame sich mit Vogelstellen beschäftigen, und als er nun vorsichtig im Gebüsch näher heranschlich, erkannte er zu seiner nicht geringen Ueberraschung Eva von Trotta, wie sie leibt und lebt, an der Seite des Herzogs, und beide im zärtlichen Kosen ließen wieder alle Vögelein flattern, die sie erst mit Mühe im Garne gefangen hatten.

Nun gab es nichts Eiligeres für den Verräther zu thun, als nach Wolfenbüttel zurück zu reiten und diese neue Mähr der Herzogin zu hinterbringen. Die hohe Frau wüthete. Sie sandte den Vertrauten mit Vollmachten nach Gandersheim; dieser ließ durch verwegene Diebeshelfer die Gruft unter der Kirche bei nächtlicher Stille erbrechen und fand beim flackernden Kerzenschein im tiefen Gewölbe, in dem Sarge des Fräuleins ihr Bild von Holz mit dem Antlitz von Wachs.

Nun aber war Holland in Noth. Es wurde aufs Neue von der Herzogin Lärm geschlagen; die lamentabelsten Klagebriefe über die unerhörte Untreu des Herzogs gingen an den Herzog von Würtemberg, den Vater der beleidigten Gattin ab, und die Fürsten des schmalkaldischen Bundes ergriffen mit Begierde diesen Vorwand, um sich an den Herzog Heinrich zu rächen, der durch seine Abneigung gegen die Protestanten einen Krieg gegen die Fürsten jenes Bundes veranlaßt hatte, in welchem er durch seinen Uebertritt zu der katholischen Ligue, die Fürsten desselben so sehr gegen sich aufgebracht hatte, daß sie sogar seine Privathandlungen als Mittel benutzten, um ihm zu schaden. — Besonders thätig waren bei dieser Intrigue die nächsten Verwandten der Herzogin Marie. Sie klagten vor Kaiser und Reich den Herzog — ob mit oder ohne Grund, wollen wir dahin gestellt sein lassen — einer heimlichen doppelten Ehe an. Und so bedrohte ein neuer schrecklicher Sturm das glückliche Stillleben dieser einsamen Rose von der Staufenburg; da entschied endlich der Tod diesen verworrenen Handel. Eva von Trott starb im Laufe des Jahrs 1541. — Sie hatte wie die Sage geht aus Liebe zu ihrem hohen Geliebten sich selbst geopfert indem sie Gift genommen — um ihn vor der Schmach der Reichsacht zu bewahren, womit ihn der Kaiser bedroht hatte. — Die Herzogin frohlockte; doch sollte sie nicht lange die schreckliche Freude genießen, über ihre Nebenbuhlerin gesiegt zu haben. Sie starb kurze Zeit nach ihr.

Herzog Heinrich war untröstlich — nicht über den Verlust seiner Gattin, wohl aber über den der Geliebten. — Seine Abneigung gegen seine rechtmäßige Gemahlin, die ihm so viele Drangsale zugezo-

gen hatte, war auf seine legitimen Kinder übergegangen. Desto mehr liebte er die Kinder, die er mit seiner unvergeßlichen Geliebten gezeugt hatte. Der älteste „Eitel" (Edel) Heinrich, ein schöner blonder Jüngling von schlankem Wuchs und zarter Gesichtsfarbe, war vor allen sein Liebling. Er gab ihm das unfern von der Staufenburg belegene Gut Kirchberg zum Lehn, wonach er und seine Schwester von da an den Namen führten. Doch seiner Liebe zu diesem einzigen Sohne seiner theuren Eva genügte es nicht, ihn zum wohlhabenden Edelmann gemacht zu haben; er wendete sich auch an den Papst, mit der Bitte, zu gestatten, daß er diesen seinen Sohn für legitim und successionsfähig erkläre, damit er seinen ältesten legitimen Prinzen, der zu seinem Aergerniß Protestant geworden sei, von der Erbfolge ausschließen könne. — Der Papst bewilligte gern eine Zusage, die einen Ketzer von der Regierung eines Reichslandes ausschloß, also nur dem katholischen Glauben förderlich sein konnte; doch Eitel Heinrich hieß nicht bloß: Edel — er war es auch; die ihm zugedachte Legitimation lehnte er ab und wies jeden Anspruch auf die Succession in der Regierung des Landes zurück. Dieser in seinen Rechten bedrohte junge Fürst war aber der gelehrte Herzog Julius, der Stifter der Universität Helmstädt, der es dem edlen Bastard nie vergaß, daß er durch seine Weigerung ein ungerechtes Geschenk anzunehmen, ihm Land und Leute gerettet hatte.

Eitel Heinrich von Kirchberg lebte glücklicher als sein Vater, mit einer Jugendgeliebten, die seine Gattin wurde. Obgleich seine Ehe nicht kinderlos war, so erlosch doch sein Stamm bald wieder und Kirchberg wurde später ein Lehn der Herren von Campen, in deren Händen es sich noch befindet.

4. Neuere Geschichte der Staufenburg.

Lange war die Staufenburg das Asyl stiller unerlaubter Liebe gewesen; vierzig Jahre später wurde sie Kerker und Grab für eine auf ähnliche Art Verirrte.

Es war Margarethe von Warberg, Aebtissin der Abtei Gandersheim, welche das Unglück hatte, sich in den Verwalter ihrer Stiftsgüter, Heinrich Schramm, zu verlieben. Dieses Verhältniß hatte Folgen, die sich nicht wohl verbergen ließen und wurde kundbar. Schutzherr des Stifts war damals der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel, ein gelehrter, aber sittenstrenger Herr. Dieser ließ sie als Gefangene auf die Staufenburg bringen, wo sie in Folge eines Spruchs vom geistlichen Gericht lebendig eingemauert wurde. Indeß in diesem zugemauerten Kerkergewölbe befand sich eine kleine Oeffnung, durch welche ihr von Zeit zu Zeit etwas Wasser und Brod gereicht wurde. Am Ende mochte man das auch vergessen haben; Kummer und Entbehrungen aller Art zehrten an ihren Lebenskeimen. Nach acht Monaten hörten sie ihre Wächter nicht mehr. Nach Jahrhunderten erst wurde beim Abbruch der Burg auch dieses Gewölbe wieder geöffnet, und man fand noch

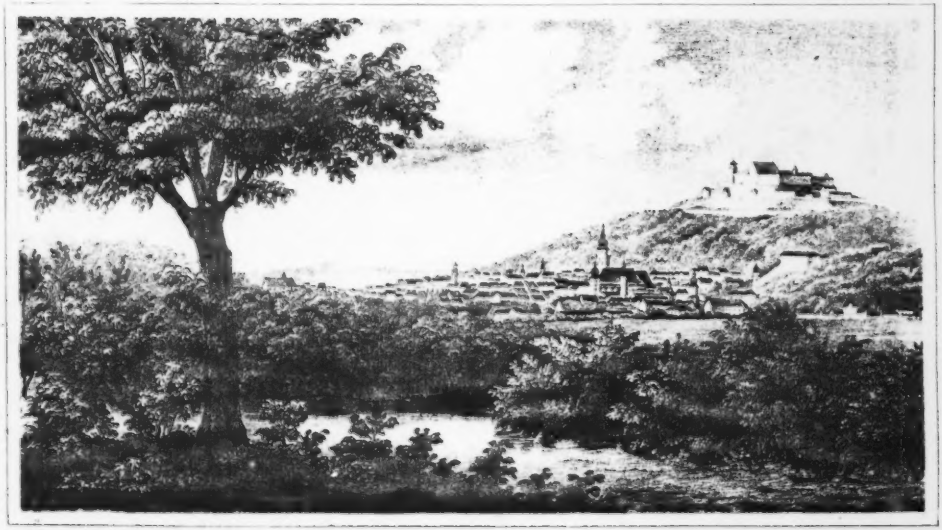
halb vermoderte Ueberreſte ihrer Gebeine — Zeugniß einer barbariſchen Juſtiz alter Zeit.

Später wurde die Staufenburg Wohnung des Pächters der nahen Feldmark, ſo weit ſie Kammergut war. Da der Berg nach der Burg hinauf zu ſteil war, um beladene Getreidewagen ohne große Beſchwerden und Koſten hinaufbringen zu können, ſo hatte die Kammer ſüdlich unter der Burg das Vorwerk Lichtenhagen erbauen laſſen, wohin ſchon damals das eingeſcheuerte Getreide eingefahren wurde. — Doch auch dieſe Art der Bewirthſchaftung der Domaine wurde dem Pachtbeamten bald zu läſtig. Er zog hinab nach dem Vorwerk Lichtenhagen, das deshalb erweitert werden mußte. Und ſo war es denn gekommen, daß im Anfange des vorigen Jahrhunderts die alte ehrwürdige Staufenburg theilweiſe abgebrochen wurde, um von ihren Materialien unten in Lichtenhagen ein neues Amthaus zu errichten, welches mit ungeheurer Ironie die neue Staufenburg genannt wurde.

Was von der Burg noch ſtehen blieb, wurde ſpäter zu Gefängniſſen benutzt und ein Gerichtsdiener beſchloß die Reihe von Bewohnern, welche ein deutſcher Kaiſer eröffnet hatte. Seltſamer Wechſel im Geſchick! —

Eine alte Abbildung in der Topographie des Herzogthums Braunſchweig von Zeiler, zeigt die Staufenburg, wie ſie vor ungefähr 200 Jahren noch ausſah. Den Thurm mit vier Spitzen auf den Ecken ſah man noch vor hundert Jahren; ſeitdem haben Menſchen und Wetterſtürme zerſtörend auf ihre Ruinen gewirkt, ſo daß ihre Ueberbleibſel kaum noch genügen, einen maleriſchen Anblick zu gewähren.

H. C. A. Velani.



Coburg.

Die Veste Coburg.

Ziemlich im Mittelpunkt des Fürstenthumes Coburg welches die alten sächsischen Churfürsten „Unsere Pflege in Franken" benannten, indem dieser Landestheil zwar zum obersächsischen Kreise gehörte, aber seiner geographischen Lage nach, der Sprache, der Sitten seiner Bewohner zu Folge, nur zu Franken gerechnet werden kann, erhebt sich die Veste Coburg mit ihren weitläufigen Wällen, Gebäuden und Zinnen. Sie gewährt, von allen Seiten in weiter Ferne gesehen, einen sehr schönen Anblick. Die Höhe ihrer Lage, das Gezackte ihrer Giebel und Thürme, die terrassenförmige Absenkung ihrer Massen verleihen ihr aus der Ferne den Character des Imposanten und Prächtigen, sie scheint, wie eine Krone über der Gegend zu schweben. Auch bei größerer Annäherung sieht die alte Veste noch immer sehr stattlich und ehrwürdig aus und versinnlicht gewissermaßen das Ideal einer Ritterburg, wie solches nur irgend, von romantischem Zauber umflossen, in einer jugendlichen Phantasie leben mag. — Denn es ist nicht nöthig, daß hohe, alte, sagenreiche Schlösser über öde und wilde Waldgebirge emporragen, sie müssen nicht immer auf unersteiglichen Klippen hangen, um ein Bild darzubieten, das der Poesie des Mittelalters entspricht, auch über schönen und gesegneten Thälern dürfen sie sich erheben, selbst über dem Treiben der Städte die sich unter ihrem Hort und zu ihren Füßen ansiedelten. Zu der letzteren Gattung gehört die Veste Coburg, denn die Stadt gleichen Namens, gegenwärtig Haupt- und Residenzstadt des regierenden Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha, liegt unterhalb ihres Berges südwestlich im Thal, welches von dem kleinen Itzfluß bewässert wird und sich nach ihm benennt.

Eine vortrefflich gebahnte Straße leitet von der Stadt zwischen Gärten nach der Burg hinauf, deren äußere Vorwerke zu erreichen ein rüstiger Fußgänger, vom sogenannten Bürglaßthor aus, wohl eine halbe Stunde gebrauchen mag. Immer schöner gestaltet sich während des Steigens die Aussicht auf die blühende Umgegend. Unmittelbar unter dem ersten Wall verlassen wir die Hauptfahrstraße, welche sich um die Nordseite des Berges schlängelt und schlagen seitwärts einen sehr schönen Gartenweg für Fußgänger ein, der auf der Südseite zu gleichem Ziele führt. Bald befinden wir uns vor stei-

nernen Stufen und eine Treppe ersetzt den gebahnten Weg, zwischen der Mauer des Walles auf der einen, und den lieblichen Terrassen eines Weinberges auf der andern Seite ziemlich steil emporsteigend. Sie zählt wohl an achtzig Stufen und endet mit einer kleinen eisernen Mauerpforte, durch die wir in den ersten Bereich und Umkreis der weitläuftigen Veste treten. Vor uns sehen wir die verlassene Fahrstraße von der andern Richtung in schöner Windung zu uns emporsteigen, sie zeigt, wohin auch wir uns zu wenden haben, nach der Zugbrücke nemlich, die über den breiten und tiefen Wallgraben führt und nach dem majestätischen Burgthor, das mit architectonischer Pracht erbaut, jenseit dieser Brücke, seine dunklen Zugänge öffnet. Eine Wache von Invaliden hält dieses Thor besetzt und auf der Brücke steht in seinem grauen Mantel, grau wie das Gestein, das ihn umgibt, einer ihrer Posten. Die Aussicht von dieser Brücke, zum Theil in den tiefen und breiten Wallgraben mit seinen Laubkronen auf die nächsten Vorsprünge und Massen der Mauern, auf die malerischen Windungen des Weges, den wir zurückgelegt haben, dann aber auf die liebliche, gegen Mittag sich ausbreitende Landschaft, welche mit den Bergen des Mainthales schließt, auf den Iggrund, die Stadt, nahe und ferne Schlösser — ist eben so mannichfach als schön. Wir schreiten nun durch die lange und gewundene Wölbung des Burgthores, welches einen aufwärts führenden Gang bildet, in dessen Mitte etwa, die eisernen Spitzen eines Fallgitters aus dem Gestein der Decke ragen und herabzustürzen drohen. Zu beiden Seiten sieht man die Stützen, die sie darin verhindern und deren Umhauung durch Aexte, die letzte Nothwehr der alten Vesten, das Fallen dieses Gitters mitten in die Bahn oder auf die Häupter des heranstürmenden Feindes, bewirkte. — Endlich treten wir aus dem finstern Mauergang in den ersten Burghof ein und befinden uns in einem Umkreis mehr oder minder ansehnlicher Gebäude, unter denen besonders die Kirche und der sogenannte Fürstenbau hervortreten. Linker Hand erblicken wir ein zweites verschlossenes Thor mit einem Posten. Dieses führt eigentlich zu dem schönsten Theil der weitläuftigen Fürstenburg, der aber seiner gegenwärtigen Bestimmung zu Folge der traurigste genannt werden muß, es führt in das Revier des Straf- und Besserungsbaues, zu welchem das größte der, im Umfang der Veste befindlichen Gebäude benutzt worden ist. Das freundliche Haus rechter Hand ist die Wohnung eines Oberfeuerwerkers, dessen Führung durch die innern Räume des Fürstenbaues wir bedürfen, weil derselbe unter seinem Verschluß steht. Wir ersteigen in seinem Hause Treppen, und nachdem wir in einer der obern Stuben, durch ein thürartiges Fenster, welches in einen Garten zu führen scheint, wieder in das Freie gelangt sind, befinden wir uns auf der sogenannten hohen Bastei, der höchsten des Schlosses, von wo ein wahrhaft prächtiges Panorama sich ausbreitet. Eine sehr alte Linde steht im Mittelpunkt der Bastei; ihr Dasein wird bereits in den Chroniken des dreißigjährigen Krieges erwähnt. Jetzt beschattet ihr Laub fast täglich die muntersten Gruppen. Denn das Haus des

Oberfeuerwerkers ist zugleich ein Gasthaus und vortreffliches fränkisches Bier erfreut hier die Besucher. — Der Kranz einer ungemein starken Mauer umfängt die hohe Bastei von drei Seiten und diese Mauer würde jede Aussicht benehmen, wenn nicht Fensteröffnungen, Schießscharten und die Luken für Geschütze vorhanden wären. Bei hellem Wetter und guter Abendbeleuchtung ist der Anblick von diesen verschiedenen Luken wirklich entzückend. Ein reiches, wohlangebautes Land, besäet mit zahllosen Dörfern und Wohnstätten, Städten, Schlossern, Landhäusern, umkränzt von dem Gürtel der schönsten Wiesen und überragt von dem Kamm bedeutender Gebirge, liegt vor uns ausgebreitet. Im Osten zeigen sich bairische, sogar österreichische Höhen, die böhmische Grenze, das Fichtelgebirge mit seinen beiden Gipfeln, dem Ochsenkopf und Schneekopf, die Höhen von Culm und Eger; ihnen schließt sich in der Richtung von Kronach der Frankenwald an, der nordwärts in das Thüringer Waldgebirge übergeht, welches unserm Standpunkt mit seinen schönen und ernsten Massen am nächsten tritt; zu seinen Füßen, aus den Schluchten seiner wasserreichen und lieblichen Thäler hervor, winken verschiedene Ortschaften, unter denen die Meiningensche Stadt Sonnenberg der bedeutendste ist. Näher in der Ebene, erheben sich die Zinnen des schönen Sommerschlosses Rosenau mit seinen Parkanlagen, welche dem ganzen Thal den Anstrich eines heiteren Gartens verleihen. Alleen schlängeln sich von allen Seiten nach der lieblichen Burg; zierliche Brücken hüpfen über den Fluß und Wald und Wiese, Flur und Dorf scheinen unter der Leitung einer höhern Cultur zu stehen und leihen ohne Mühe ihre Formen dem Gesetz der Anmuth dar, welches hier waltet. — Die Ruinen der Lauterburg trauern von einem nahen Berge herab. War der Blick nach Ost und Nord reich, so ist er es nicht minder, wenn wir uns, in der mit einer leichten Ballustrade von Holz versehenen Geschützluke stehend, allmählig dem Westen zu wenden. Da tauchen nah und fern schöne Gebirge auf, Ritterburgen, Villen. Was uns zunächst ins Auge fällt, ist die herrliche ganz neue Ville des Herrn Herzogs Ernst von Würtemberg (Bruders der regierenden Frau Herzogin), ein Pallast mit seinen Hintergebäuden, im neuesten Geschmack, auf einer erhabenen Terrasse nahe bei der Stadt erbaut, der alten Veste gerade gegenüber, mit welcher zusammen er die Pforte des, sich hier gegen Süden öffnenden Itzgrundes, gewissermaßen eine seiner Dardanellen bildet. Hinter diesem Pallast in italischer Form steigt die wohlerhaltene, neuerdings durch einen prächtigen Bau verschönerte Ritterburg Kallenberg empor und über dieser wieder die sehr hoch gelegene Veste Heldburg, ihrer weißen Mauern wegen, mit denen sie weit in das Land hineinleuchtet, „die fränkische Leuchte" genannt. Die Ruine des Schlosses Straufhan, die beiden Gleichberge und andere Höhen schließen auf dieser Seite den nähern Prospect, über ihnen hin aber zieht sich eine fernere duftige Linie, die nur bei sehr hellem Wetter deutlich hervortritt und sich gewöhnlich in den Wolken verliert, diese Linie bildet das hohe Rhöngebirge mit seinem Gipfel dem Kreuzberge, auf wel-

chem ein Kloster gelegen ist; nicht die Zinnen dieses Klosters, aber das 80 Fuß hohe Kreuz, wonach der Berg genannt wird, können wir mit Hülfe des sehr guten Fernrohrs bemerken, das in die Festung gehört und welches unser Führer für uns aufgestellt hat.

Wir folgen ihm jetzt durch eine unscheinbare Seitenthür in das Innere des sogenannten Fürstenbaues und betreten zuerst die Kirche oder Kapelle der Burg. Sie bietet nichts Ausgezeichnetes in ihrer Architectur dar und ihre gegenwärtige Bekleidung und Verzierung stammt noch aus dem siebzehnten Jahrhundert. Verwitterte Fahnen die einst im dreißigjährigen Krieg, auch solche, die im Bauernkrieg wehten, schmücken Decke und Wände und sind vom Staube der Jahrhunderte und von der Vergessenheit bedeckt. Niemand fragt mehr nach den Speeren, die sie einst zum Kampf und zum Sieg oder zur Niederlage führten. Denksprüche, welche an den Religionskrieg des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts mahnen, auch an Luthers Anwesenheit erinnern, der häufig von der Kanzel dieser Kirche sein welterschütterndes Wort ertönen ließ, — lassen sich noch an den Wänden finden und lesen. Jetzt ist es sehr still in dieser Kirche, denn auch das lauteste Wort verhallt und selbst der glühendste Eifer neigt sein Feuerhaupt, erkaltet an dem Busen der Zeit, die Alles beruhigt. Nur vierwöchentlich findet hier Gottesdienst statt, den der Geistliche eines benachbarten Dorfes versieht, und dessen Theilnehmer, außer den Bewohnern der Festung, die in 21 Familien bestehet, und der Besetzung, noch die traurige Schaar aus dem Revier des verschlossenen Zuchthofes bildet. Hier sollen sie die Tröstungen der Religion empfangen und lernen, sich mit einem Verhängniß zu versöhnen, das sie von Geburt an zu seinen Stiefkindern zählte.

Korridor und Vorsaal, welche nach den Gemächern führen, sind mit solchen Gemälden geschmückt, wie man sie meist in den alten, noch erhaltenen Schlössern vorfindet; Bildnisse von Rittern, Knappen, Zwergen, Jagdabentheuern und Aehnliches, Producte, ohne Kunstwerth, deren Wegräumung oder Vernichtung aber doch gern vermieden wird. Sie sind die Geister dieser alten Räume, die Vertrauten dieser Hallen, mit denen sie in tausend und abertausend Mitternächten, wenn alles Lebende schlief, geheime Zwiesprache gepflogen und sich flüsternd unterhalten haben von der Zeit, wo auch sie einst Wirklichkeiten waren. Wer möchte sie verbannen oder ihre alte geheiligte Ordnung stören? Zwei Sprachrohre, die mit im Vorgemach stehen, ein sehr großes und ein kleineres, scheinen Zeitgenossen der Originale dieser Bilder zu sein. Aber sie sind verstummt wie Jene, und wenn nicht, wie es zuweilen geschieht, ein Besucher der Veste das gewaltige Rohr mühsam emporhebt und scherzend seine Stimme damit zum Donner verstärkt, würde es wohl nie mehr ertönen. Die Zeit ist vorüber, wo mittelst dieses Rohrs, vom höchsten Thurme herab auf die entfernteren Basteien, in die Wallgräben oder selbst in das Thal nieder, Befehle entsendet wurden.

Die Gemächer welche wir nun betreten und deren Fenster auf die Nordseite hinausgehen, sind mit Gemälden, größtentheils Ahnen-

bildern der fürstlichen Familie, besonders aus dem letzten und vorletzten Jahrhundert angefüllt, auch einige andere Bildnisse sind unter diesen; so das der Kaiserin Maria Theresia, ihres Gemahls, Friedrichs des Zweiten, der Königin Christine von Schweden und Anderer. Zwei andere Gemächer enthalten Harnische von zum Theil sehr prächtiger Arbeit und eine Menge schöner Waffen des Mittelalters. Es findet sich hier eine solche Menge von Brustharnischen, Pickelhauben und Handschuhen, daß eine große Reisigenschaar augenblicklich vollständig ausgerüstet werden könnte. — Der Landesherr, dessen geschmackvoller Sinn für alles Schöne und namentlich für die Formen des Mittelalters, in Rosenau, Kallenberg, Rheinhardsbrunn und anderen Schlössern sich schon so oft glänzend gezeigt hat, läßt diese Rüstungen gegenwärtig in ihrem alten Glanze wieder herstellen. Ihr völliges Abputzen ist nicht eben eine leichte Arbeit und ein gewöhnliches Unternehmen; der Rost der Zeiten und der Staub der Jahrhunderte wischen sich nicht mit leichtem Finger hinweg und es ist hier nicht die Aufgabe die Rüstungen nur zu reinigen, nein, sie müssen in den Zustand hergestellt werden, wie sie waren, als sie glänzend von Stahl und Gold und gefüttert mit purpurnem Sammt, zuerst aus der Werkstätte der Künstler kamen, deren Stolz und die Freude des tapfern und fürstlichen Herrn, der sie bestellt hatte. Welche Geschicklichkeit dem Mittelalter in Bearbeitung des Stahls der mit Gold ausgelegt ist, eigen war, zeigen diese herrlichen Panzer, diese Schwertgriffe, diese Sporen und Dolche, zur schön geordneten chronologischen Aufstellung der hier erwähnten Rüstungen, wird gegenwärtig, unter Anleitung eines deshalb berufenen Architecten ein passender Raum im Fürstenbau hergerichtet. —

Eine Treppe aufwärts und über einen großen Saal gelangen wir nach dem sogenannten Hornzimmer, einem sehr großen Eckgemach, welches ganz mit künstlichen Holzschnitzereien getäfelt ist. Diese Holzschnitzereien stammen aus den Zeiten des Herzogs Casimir, mithin aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, und sind meistentheils Darstellungen aus dem Jagdleben dieses Fürsten. Früher befanden sie sich unten in der Ehrenburg, dem neuen Residenzschloß; erst auf Befehl des jetzigen Herzogs, sind sie der alten Veste zurückgegeben worden, wohin sie sich auch besser eignen. Diese kostbaren Arbeiten bestehen zum Theil aus Tafelwerk, welches die Wände bedeckt und allein vermittelst eingelegten Holzes von verschiedenen Farben, die schwierigsten bunten Jagdstücke bildet, mit Wild, Jägern, Hunden und Roßen. Fast auf jedem ist der Herzog Casimir, sein Zwerg und sein Leibhund zu finden. Andern Theils bestehen sie aus gerundetem, plastischem Bildwerk, welches frei, aus der Wand heraustretend, den Sockel des Zimmers nach allen Richtungen umkleidet. Diese wahrhaft vortrefflichen Bildschnitzereien haben den nemlichen Gegenstand, vorzüglich aber die Saubetzen des unermüdlichen Jägers zum Stoff und das Auge begegnet, daran hingleitend, unendlichen Ebergestalten, und Fangzähnen und Bachen und Rüden und triumphirenden Jägern mit der Hornfessel und dem Waidmesser.

Die Decke des Gemachs ist gleichfalls sehr kunstvoll von braunem Holze gebildet und blickt mit jenen schön gestalteten gothischen Schirmdächern auf uns nieder, wie wir sie zuweilen in Stein gebauen, über Heiligenbildern sehen. Aus den westlichen Fenstern haben wir die Aussicht in einen engen, tiefen, dunklen und kalten Raum, dessen umgebende Mauern fast bis zu unserm Standpunkt hinauf reichen; unten bewegen sich zwei fremdartige plumpe Thiergestalten, und das dumpfe Schnauben wilder Athemzüge wird hörbar; es sind zwei unglückliche Gefangene, die seit mehr als zwölf Jahren diesen feuchten traurigen Raum bewohnen, in welchen die Sonne niemals hinabscheint, zwei Bären aus den ungarischen Gebirgen, wo sie jung eingefangen und dem Landesherrn von dessen fürstlichem Bruder, der in jenem Lande große Herrschaften besitzt, zum Geschenk gemacht wurden. — Man will sie aus diesem Grunde nicht tödten, aber ihr Dasein erscheint so freudenleer und so nutzlos zugleich, daß ihr Tod nicht zu bedauern sein dürfte. — Bevor wir das Hornzimmer verlassen, werden wir von unserm Führer erinnert, daß dies einst Luthers Wohngemach war. Hier wohnte der denkwürdige Mann während des Reichstages zu Augsburg (1530) auf Veranlassung seines fürstlichen Herrn und Freundes des Churfürsten Johann Friedrich, der während einer so kritischen Periode seines Rathes öfters bedürfen zu können glaubte und ihn deshalb in der Nähe haben wollte. Die Sache des Evangeliums stand in großer Gefahr und der Reformator litt hier große Besorgniß ihretwegen. Doch ließ er den Muth nicht sinken und schrieb einst diese Worte an die Wand: „non moriar sed vivam et narrabo opera Domini. Psalm I. Iter imperium peribit.“ Es wehret aber lange. Harre jedoch! „Hier war es auch, wo er das unsterbliche Lied dichtete: Eine feste Burg ist unser Gott.“ Er war nebenher äußerst fleißig in Führung seines weitläuftigen Briefwechsels nach allen Richtungen und in Vollendung seiner Uebersetzung der Bibel. Ziemlich während der Dauer eines halben Jahres verweilte der Gottesmann hier.

Der Platz vor dem Hornzimmer war zu der Zeit, da noch Herzöge den Fürstenbau bewohnten, der kleine Speisesaal, von ihm gelangt man zu den fürstlichen Wohngemächern, deren Thüren, Decken und Pfostenbekleidungen noch alle den Stempel des sechzehnten Jahrhunderts tragen. In einem dieser Gemächer befindet sich ein zweischläfriges Bett, welches das Ehebett des Herzogs Casimir gewesen sein soll. Dieser Fürst lebte in einem sehr unglücklichen Ehebündniß und seine Gemahlin Anna, Tochter des sächsischen Churfürsten, die er, mit Recht oder Unrecht ist schwer zu entscheiden, im Verdacht der Untreue hatte, erlitt das schwerste Loos. Er stieß sie aus seinem Ehebett in den Kerker und nicht die Zeit, nicht die Leiden der unglücklichen Fürstin vermochten etwas über sein unversöhnliches Herz. Hier oben auf der Veste saß sie zehn Jahre lang gefangen, dann wurde sie nach Sonnenfeld in das ehemalige Kloster gebracht, endlich aber hierher zurückgeführt, wo sie starb. Ihr Kerker befindet sich im obersten Stockwerk.

Wir verlaſſen jetzt den Fürſtenbau und treten an der Seite unſers Führers durch das, mit einem Wachtpoſten beſetzte Thor in den geſchloſſenen Theil der Veſte ein, wo ſich das Zucht- und Correctionshaus, nebſt einigen Wohnungen für Geiſteskranke, auch die der Invaliden befinden. Ein ſchöner, ganz maſſiver Bau mit hohem und ſpizem Schieferdach, welches mit kleinen Thürmen geziert iſt, erhebt ſich ſtattlich rechter Hand, es iſt das ſüdlichſte Gebäude der hohen Burg, hat die weiteſte und ſchönſte Ausſicht, leider aber nur für Solche, die ſich ihrer nicht erfreuen können. Das Auge des Züchtlings ſchweift hier hinter vergitterten Fenſtern über die anmuthsvolle Landſchaft hinweg, in welcher er vielleicht den Kirchthurm ſeines heimathlichen Dorfes erblickt, und er fühlt den Verluſt der Freiheit noch ſchwerer. Uebrigens iſt zum Ruhm der Verwaltung hier anzuführen, daß die Sträflinge ſo mild behandelt werden, als nur immer möglich, und die Gemächer in denen ſie arbeiten, wie auch ihre Schlafſtätten durchaus luftig und reinlich erhalten werden. In dem untern Raume dieſes Hauſes befindet ſich eine große Halle, die ihrer urſprünglichen Beſtimmung nicht entfremdet wurde und noch iſt, was ſie von jeher war, ein Zeughaus. Hier droht es mit hundert alten Mörſern, Donnerbüchſen und Geſchützen, alle Werkzeuge der Zerſtörungskunſt mittelſt Pulver, von ihrer erſten Erfindung an, bis zu ihren vollkommneren Formen finden ſich, alte Fahnen hängen an Decke und Wänden, dort thürmen ſich Pyramiden von Hakenbüchſen und Musketen, Kettenkugeln, Kartätſchen, Bomben, Pechkränze werden uns gezeigt, auf dem Allen aber liegt der Moder der Vergangenheit und wir athmen mit gedrückter Bruſt die Atmoſphäre früherer Jahrhunderte. Ein paar ſeltſame buntgemalte Wagen, Kutſchen von Holz, mit Wappen und vergoldetem Schnitzwerk geziert, welche in der Mitte der Halle ſtehen, ziehen unſere Aufmerkſamkeit vor Allen an ſich; es ſind, wie der Führer uns belehrt, die Staatswagen des Herzogs Caſimir, deren er ſich bei feſtlichen Gelegenheiten, namentlich bei dem Einzug ſeiner Gemahlinnen in die Hauptſtadt, bediente. Vergleicht man unſere jetzigen Kutſchen mit dieſen ſchwerfälligen und doch ſo unbequemen Wagen und alle Formen und Geſtaltungen unſerer Zeit und dieſe Zeit ſelbſt mit der, die dieſe fürſtlichen Prunkwagen erzeugte, ſo kann man zuletzt doch nicht umhin, ſich zu freuen, daß man kein Bürger jener romantiſchen Jahrhunderte war. Uebrigens hat jede Zeit ihre Vorzüge und die Summe des Glücks iſt in keiner größer als in der andern. Wir, die wir in ſchönen, federgewiegten Eilwagen durch Städte und Länder rollen, ſind darum doch nicht eigentlich glücklicher als unſere Vorfahren, die nichts von Kunſtſtraßen ahnten und ſo viel Tage zu einer Reiſe gebrauchten, als wir jetzt Stunden. Sie reiſten wenig aber ſie liebten ihre Heimath und bewahrten im Schoos ihrer ummauerten Städte die alten trauten Sitten, die Blume der Nationalität. Aber wo eine Blume aufblüht, verwelkt die andere; genug, daß jeder Monat des großen Sommers, in welchem die Menſchheit geblüht hat und reift, die ſeinigen treibt.

Folgen wir jetzt unserm Führer auf die sogenannte Bärenbastei, welche ihren Namen von dem Aufenthalte der Bären zu Herzog Casimirs Zeiten empfing. Sie liegt außerhalb des gewölbten Thores, auf der Südseite der Veste und gewährt den Blick auf die, im Thal ausgebreitete Stadt mit ihren Zinnen und Thürmen. Darüber hinaus folgt das Auge den Windungen des lieblichen Itzgrundes, der sich dem Main entgegenbreitet. Die weißen Wände des Schlosses Hohenstein, ein der Familie von Imhoff zugehöriges Majorat, leuchten von den jenseitigen Höhen, aus Südwesten herüber. Ganz südlich zeigen sich, über den Forst ragend, die Thurmspitzen der ehemaligen prachtvollen Benedictinerabtei Banz, welche gegenwärtig Eigenthum und Sommerresidenz eines bairischen Prinzen ist. — Weiter rechts im Mainthal erhebt sich die Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen und die Berge, welche jenes Thal bilden, und unter denen der Staffelberg durch seine seltsame Gestalt besonders hervortritt, schließen die Aussicht von unserer Bärenbastei. Dieselbe ist mit sieben Kanonen besetzt unter denen als die wichtigste die sogenannte Papstkanone angeführt werden kann. Sie stammt aus dem schmalkaldischen Kriege und wurde 1546 zu Freiburg gegossen, das auf ihr befindliche Bild stellt den Papst dar, als Satan mit der Bischofsmütze, in der einen Hand den Hirtenstab, in der andern die Schlüssel Petri tragend. Die Ueber- und Umschriften dieses Bildes sind seinem Sinn und der Religionserbitterung jener Zeit entsprechend, die leider — nicht zur Ehre der Jetztwelt — abermals erwacht ist und Stimmen hören läßt, über welche der Genius der Zeit weinen sollte. Vier französische, im Jahr 1814 aus der Rheinschanze bei Mannheim erbeutete Kanonen sind der bessere Schmuck dieser Bastei. Sie heißen le farouche, le sauvage, le sanspareil und la usistance, Namen, welche an ganz andere und herrliche Dinge erinnern, als an den dumpfen, ewigen Haß der Kirchen, dessen Merkmale von Neuem auf der Oberfläche unserer Zeit erscheinen, wie die giftgeschwollenen Blasen der Tiefe, auf einem stehenden Wasser.

Die benachbarte neue Bastei ist mit vier Stück Geschützen besetzt, unter denen sich eine ähnliche, wie die Papstkanone findet, die Flacianer- oder Lutherkanone genannt, wie jene in Freiburg, doch etwas später, (1570) unter Churfürst August von Sachsen gegossen. Eine allegorische Figur, der Ehrgeiz, trompetend und mit der einen Hand die Bischofsmütze in die Höhe haltend, geht einem flacianischen Theologen voran, welchem der, darauf folgende Satan als Wirbelgeist mit einem Blasebalg in die Ohren bläßt. Die Ueberschrift des Bildes lautet:

Die Flacianer und Zwinglianer
Sind des Teufels Verbotten.

(In dieser Behauptung dürfte der naive Gießer Recht haben.)

An der Stelle der Delphine, wie sie gewöhnlich gefunden werden, sind auf diesen Kanonen auch zwei Figuren streitend dargestellt, mit den Händen gegenseitig in den Haaren. Die Eine ist bekleidet

mit einem geistlichen Chorrock, die Andere mit einer Art von Bischofsgewand; man halt sie gewöhnlich für Doctor Luther und den Papst und sie sind es auch; es sind die beiden Kirchen, die sich in den Haaren legen, liegen und liegen werden. Bei dem kurzen, dicken und struppigen Kopf hat der Katholicismus seinen Gegner gepackt, der die trotzigen Fäuste in seine zürnenden, fliegenden Locken gräbt. So halten sie sich seit drei Jahrhunderten und werden es noch lange.

Nächst den drei genannten Basteien hat die Veste deren noch zwei, minder merkwürdige, die Stern- und Schindelbastei. Der erste Wall unterhalb dieser Basteien, der in weiterem Kreise die ganze umgibt, ist in neuester Zeit fast bis zur Hälfte seiner früheren Höhe aplanirt, auf seinem Plateau mit Gartenanlagen versehen, und bietet in diesem Augenblick das Bild einer der schönsten und erhabensten Terrassen. Man kann auf dieser Terrasse sehr bequem und angenehm die ganze Burg umwandern und die reizende Aussicht, welche die Höhe ihrer Lage gewährt, nach allen Seiten genießen.

Außer dem hier Angeführten verdient noch ein Brunnen Erwähnung, der, mit einem besonderen Haus bedeckt, in der Mitte des ersten Hofes befindlich ist. Aus diesem Brunnen wird vermittelst eines großen Tretrades das Wasser heraufgewunden, und noch in neueren Zeiten war dazu ein eigener Brunnentreter angestellt. Pulverthürme, Mühlen, Vorraths- und Munitionshäuser fehlen ebenfalls nicht im Bereich der Veste, die außer den Mauern, Pallisaden, Graben und Schlagbäumen durch vier Thore und die, im Anfang dieser Beschreibung erwähnte Zugbrücke geschützt ist.

Haben wir uns solchergestalt von der innern und äußern Beschaffenheit der Veste Coburg unterrichtet, so ziemt es sich auch wohl, daß wir einen flüchtigen Rückblick auf ihre früheren Schicksale, auf ihre Geschichte werfen. Wer ihr Erbauer war und woher sie ihren Namen erhielt, ist mit Bestimmtheit nicht anzugeben; die Geschichtsforscher sind verschiedener Meinung darüber: Einige leiten den Namen Coburg von Kuh, (Kuhberg) ab, Andere von Coha, Chova, welches Wort Richter bedeute und folglich die Burg des Landesrichters, sein Sitz, Cohaburg genannt worden sei; wieder Andere sagen: das Wort Kopa, Kuppa, Gipfel eines Berges, sei der Ursprung des mehrgedachten Namens, die Meisten aber vereinen sich in der Annahme, daß auf Veranlassung und Befehl Kaiser Heinrichs I., ein gewisser Graf Cobbo unsere Veste erbaut und dieselbe nach seinem Namen benannt habe. Bereits im Jahr 1057 erscheint der Name Coburg in Urkunden. Das Bergschloß, welches damit bezeichnet ward, diente Jahrhunderte hindurch den im Mittelalter so mächtigen Grafen von Henneberg zur Residenz; durch die Heirath einer Gräfin von Henneberg mit einem Landgrafen von Thüringen kam es im vierzehnten Jahrhundert an Sachsen und war von nun an Residenz sächsischer Landesherren, bis Herzog Johann Ernst die Ehrenburg in der Stadt erbaute und dieselbe mit seinem Hoflager bezog. Nach den Zeiten des Herzogs Johann Casimir war die Veste nur noch der Aufenthaltsort von Commandanten, deren Andenken

mehrere von den in der Kirche aufgehängten Fahnen bewahren. Während des Reichstages zu Augsburg gewährte sie, wie schon erwähnt, dem Reformator Luther sechs Monate lang einen sichern Aufenthalt. Der dreißigjährige Krieg ließ auch dieses alte, feste Schloß nicht ohne Thätigkeit. Namentlich hielt es im Jahr 1632, von den Schweden besetzt, eine harte Belagerung unter Wallensteins Commando selbst aus, der unverrichteter Dinge wieder abziehen mußte, und wenige Jahre später eine ähnliche gegen den kaiserlichen General Lamboy, dem es sich aber nach vier Monaten, in Folge einer Capitulation, übergab. Die neuere Kriegskunst wollte die alte, hohe, schicksalskundige Burg nicht mehr als ein hinreichendes Bollwerk anerkennen und ihre Besetzung diente seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts mehr zur Bewachung der hier befindlichen Sammlungen, Vorräthe und Anstalten, als zur Vertheidigung des Platzes nach außen.

Auf dem Archiv der Veste befinden sich handschriftliche Nachrichten von den, während ihrer Belagerung durch die Kaiserlichen erlittenen Drangsalen, aufgezeichnet von einem Constabler Namens Conrad Rüger, der ein offener Kopf gewesen sein muß und dessen natürliche Schilderung das Gepräge der Wahrheit trägt. Seinen Bericht im Auszug möge hier der geneigte Leser nicht ungern finden.

„Anno 1632, läßt der ehrenwerthe Constabler sich vernehmen, drei Monate nach der Belagerung von Kronach, den 22. September kam der Obrist Taubadel mit 9 Compagnieen Dragoner, jede 50 Mann, zu Scheuerfeld an,*) von Ihro Königl. Majestät zu Schweden anhero commandiret, die Festung Coburg nebst 200 inhabenden Landvölkern und Officieren, worunter Herr Hauptmann von Birkig, zu defendiren. Montags den 25. September nahm er sein Quartier in der Stadt und Mittags brachen Ihro Hochfürstl. Durchlaucht sammt dem ganzen Hofstaat nach Römhild und Tenneberg auf. Eben an demselben Tage commandirte Herr Obrist Taubadel eine Parthie im Itzgrund, den anmarschirenden Feind zu recognosciren. Gemeldete Parthei traf zwei Meilen von Coburg, bei Schottenstein, auf eine Kaiserliche, ging auf sie los, scharmuzirten mit einander und zogen die Kaiserlichen den Kürzeren; die Schweden victorisirten und brachten acht Gefangene mit nach Coburg, welche berichteten: die ganze kaiserliche und baierische Armee sei in vollem Anmarsch. Die Coburger wollten ihnen nicht glauben, bis ihnen der Glaube in die Hände kam. Donnerstags den 28. September, früh 2 Uhr, kam das Geschrei, daß sich der Feind in vollem Marsch der Stadt nähere, worauf mit 2 Stücken auf der neuen Bastion Salve gegeben wurde, welches die schwedische Losung war. Davon wurde Jedermann munter und parat, zum Gewehr zu greifen. Die Dragoner, Bürger, Studenten, auch Handwerksbursche, wurden nach eines Jeden Belieben im Zeughaus mit Gewehr wohl versehen und

*) Ein Dorf in der Nähe der Stadt Coburg.

ausgerüstet. Als es um 6 oder 7 Uhr war, erhob sich ein Scharmützel bei dem Glockenhaus und hohen Gericht gegen den Feind, mit Dragonern, Bürgern, Studenten und Handwerksburschen. — Weil ihnen aber der Feind zu mächtig auf den Hals kam, wären sie fast Alle umringt und niedergemacht worden, wenn nicht auf der Vestung, von der neuen- und Sternbastei auf die feindlichen Truppen wäre Feuer gegeben worden, wodurch sie sich salvirt und ihnen der Paß in die Vorstadt Stelzenbach geöffnet wurde, doch wurden 3 Coburger erschossen. Desgleichen chargirten die Dragoner u. s. w. vor dem heil. Kreuz- und Ketschenthor, bis um 1 Uhr Nachmittags, wo ein Waffenstillstand angedeutet wurde. Nach erhaltenem Stillstand um 2 Uhr zog der Obrist Becker in die Stadt, desgleichen der Baier Fürst, welcher sein Quartier auf dem Steinweg in dem Bachstedtischen Hause nahm; der Herzog von Friedland aber nahm sein Quartier zu Ketschendorf, *) in des Herrn Landrentmeister Joh. Lattermanns Haus. Weil sie nun eine große Menge Volks bei sich hatten, so schlugen sie auf der Wiese bei dem Armenhause Zelter auf, die sie aus der Ehrenburg genommen hatten und lagerten sich da, Zelter von verschiedenen Farben und Zierrathen, auch einige von Seide darunter, was gar anmuthig und bunt von Ferne aussah, wie denn bekanntlich der Friedländer immer einen großen Hofstaat von Leibwachen, Junkern und Edelknaben mit sich führt. Von der Vestung aber ward immerfort scharmuzirt und ließen es die Dragoner nicht an sich fehlen, sondern hielten sich tapfer gegen den Feind. Es kam auch ein feindlicher Trupp von 50 Pferden bei der Schleifmühle an, den Einer auf einem weißen Pferde anführte und mit einem Hut voll weißer Federn. Auf diesen, der seinem raschen Reiten und Bewegungen nach ein feuriger junger Herr sein mußte, richtete ich mein Geschüz von der Bärenbastei aus und gab mit einer ¼ Karthaune Feuer und traf den mit dem weißen Pferde und den weißen Federn so, daß Mann und Roß zu Boden fielen und das Aufstehen vergaßen. Worauf sich der Trupp stracks hinter die neue Ziegelhütte retirirte, wo wieder Feuer auf sie gegeben wurde und zwar mit solchem Effect, daß viele Reiter und Pferde fielen und nicht wieder aufstanden. Ich bediente meine Karthaunen mit allem Fleiß."

Nach mannichfachen gegenseitigen Neckereien zwischen Belagerten und Belagerern, die oft sehr blutig ausfielen und der ehrliche Constabler des Breiteren berichtet, fährt er fort:

„Den 30. September ritt der Herzog von Friedland mit zwei Laquaien bei sich laufend, aus der Stadt, die Festung zu recognosciren, auf welchen, als er von den Dragonern erkannt wurde, alsbald eine Feldschlange von mir gerichtet und Feuer gegeben wurde und traf dasselbe Stück gerade vor ihm in die Erde, daß diese um ihn herum und auf den Leib sprang, worauf er seinem Pferd, welches davon stuzig worden und still gestanden, die Sporen gegeben

*) Ein sehr nahgelegenes Dorf an der bairischen Straße.

und durchgegangen. Er hat aber, wie man nachher erfahren, saftige Drohworte ausgestoßen, nemlich selbige Bestie, die ihm dies gethan, gleich aufhängen zu lassen, wenn er solche in seine Hände bekäme. Das war aber das beste, daß er sie nicht hatte. (Diese Meinung theilen wir mit dir, ehrlicher Rüger!)

Um 2 Uhr Nachmittags schickte der Herzog von Friedland einen Trompeter an die Festungscommandanten, worauf eine kleine Zeit Stillstand *) gehalten wurde. Zu diesem Trompeter stieg der Herr Obrist mittelst einer Leiter auf den Wall, sein Begehren anzuhören, welcher berichtete, daß er auf Befehl seines Herrn, des Herzogs von Friedland geschickt worden, dem Herrn Obristen anzudeuten, er solle seinem Herrn die Vestung liefern, wo nicht, so wolle er ihn verfolgen mit Feuer und Schwert. Worauf der Herr Obrist Taubadel dem Trompeter die Antwort gab, er solle dem Herzog von Friedland, seinem Herrn, vermelden, was er nicht lassen könne, das sollt' er nur thun; er hätte für den Herzog von Friedland nichts als Kraut und Loth und die Spitze vom Degen, wenn er die haben wollte, so sollte er nur kommen. Mit diesem Bescheide mußte sich der Trompeter begnügen lassen, welcher sich wieder zu seinem Herrn begab und ihm dies berichtete. Der Herr Obrist aber stieg wieder vom Wall in die Vestung, worauf es wieder stracks an ein Attaquiren ging. In selbiger Nacht um 12 Uhr kamen sie an die Futtermauer, gegen der neuen Bastei über, in der Meinung solche zu ruiniren, wurden aber von einem Constabler — es ist ja keine Schande zu sagen, daß ich, Conrad Rüger, dieser Constabler war — mit zwanzig Handgranaten also bewillkommnet, daß es ihnen nicht gefallen, mußten Reißaus geben und begehrten Keiner mehr Mauern zu visitiren. Sonntags darauf schickte der Herzog von Friedland den Herrn Landrentmeister Joh. Lattermann, wie auch den damaligen Herrn Landcapitain Marschall, welcher ein aufrichtiger redlicher Mann, auch guter Soldat war, item Herrn Magister Philipp Seidenbecher, Diakonus in Coburg, wie auch den Herrn Stadtsyndicus Abten nebst seinem Schreiber Caspar Martin. Als diese der Vestung nahe kamen, wurde ein Stillstand gemacht und der Herr Obrist in Begleitung mehrerer Officiere stieg wieder auf den Wall, fragend, was ihr Begehr wäre? Dem sie zur Antwort gaben: Der Herzog von Friedland schicke sie und lasse ihm ernstlich sagen, er solle ihm die Vestung einraumen, wo nicht, so wolle er das Kind im Mutterleibe nicht verschonen und die Stadt ganz und gar in Asche legen. Denen aber der Herr Obrist zur Antwort gab: Daß nicht die Vestung zu übergeben, sondern zu defendiren und sich, weil ein redlicher Blutstropfe in seinem Leibe wäre, zu wehren, ja bis auf den letzten Mann zu stehen, seine ihm ertheilte Ordre wäre und dies sollten sie dem Herzoge nur kühnlich sagen. Sie aber wollten nicht wieder zu dem Friedländer zurück, sondern begehrten in die Vestung. Der Herr Obrist aber trug Bedenken, sie in dieselbe einzulassen und sagte: sie

*) Waffenstillstand.

sollten sich wieder fortmachen und hingehen, wo sie hergekommen wären. Alsbald fing das Scharmuziren wieder an, und kamen etliche Musketier ganz nah hinauf an sie, gaben eine Salve, daß eine Kugel dem Herrn Magister durch seinen Priesterrock ging, welcher aus Schrecken bewegt auf seine Knie fiel und um das Blut Christi wüten bat, man solle sie doch in die Vestung lassen, da endlich der Herr Obrist auf vielfältiges Bitten' sie einnahm. Sie wollten aber doch deswegen nicht wieder zurück, weil sich der Feind hatte verlauten lassen, wenn sie unverrichteter Sache wieder zurückkommen würden, so wolle er sie niederhauen lassen. Wie sie in der Vestung waren, mußten der Herr Rentmeister sammt dem Herrn Magister grausam verhalten und von den Officieren viele unnütze Worte hören und einfressen wegen des vorhandenen Mangels an Bier, Wasser, Brod und anderen Victualien, da sie in der Belagerung nur aus dem einzigen großen Brunnen, in welchen ein großer Schafhund gefallen war, trinken mußten, bis die Belagerung ein Ende hatte, mußten also ihre Kräfte in der Belagerung von einem todten Schafhund schöpfen, denn kein Bier war mehr da, so waren auch kaum 12 Eimer vorhanden, welche für den Herrn Obristen und sonst bedürftige Personen und Patienten behalten wurden." Daß der Krieg auch hier mit wenig Menschlichkeit geführt ward, geht daraus hervor: Rüger erzählt bei Gelegenheit eines hergerichten Ausfalls, den die Dragoner machten: „Auch brachten sie zwei Gefangene mit, von denen Einer, wie sie auf den Wall kamen, ausriß, der andere aber, welcher auch Willens war auszureißen, wurde ohne Leiter in den Graben geschickt, jedoch ohne großen Schaden, nur daß er zwei Rippen im Leibe zerbrach."

Beim endlichen Abmarsch der Feinde (die Baiern machten den Anfang, die Kaiserlichen folgten zwei Tage spater, mit Wegschleppung vieler namhaft gemachten Personen aus der Stadt) heißt es weiter: „Hierauf commandirte der Herr Obrist bald vier Trupp Reiter, dem Feind nachzuhauen und der Stadt Beschaffenheit zu erkundigen. Sie zogen nun zur Stadt ein, in welcher sie viel der Feinde antrafen und schossen Alles nieder. Unter andern bekamen sie des Herzogs von Friedland Beichwater gefangen, welchen der sogenannte Blondkopf, ein junger, feiner Cornett bei den Dragonern, von Geburt ein Schwede, der wegen seiner hellen Locken der Blondkopf geheißen ward, in des Herrn Tobias Garten vor dem Bürglasthor, ohne Gnade niederschoß. Sie brachten auch drei Croaten gefangen auf die Veste, welche der Herr Obrist stracks vor der neuen Brücke todtschießen ließ. Hiermit war die Belagerung aufgehoben."

Conrad Rüger, der Constabler, dessen Bericht das Erzählte entlehnt war, hat einen ähnlichen von der Lemberg'schen Belagerung unserer Veste und dann einen wahrhaft vortrefflichen von der Belagerung der Stadt und Veste Kronach durch Sachsen-Coburgische und markgräflich Brandenburgisch-Bayreutische Truppen, bei welcher er gleichfalls als Constabler diente, geliefert. Sein Styl ist, wie die mitgetheilte kleine Probe schon beweist, voll kräftiger treuer Darstellung

und durchdrungen von faſt geiſtreichem, martialiſchem Humor. — Es muß ein tüchtiger Burſche geweſen ſein, dieſer Conrad Rüger.

Neben der hellen und deutlichen Stimme der Geſchichte, flüſtern auch Sagen um unſere Burg. Wenn der Tag zu Ende ging und das wirkliche Leben erbleicht, erheben ſie im Schein des Mondlichts ihre geheimnißvollen klugen Antlitze, welche von Nebelſchleier umwallt und von Schönheit umfloſſen ſind. Jedem, der ſie hören will, flüſtern ſie ihre lieblichen und unvergeßlichen Geſchichten in das Ohr. — Von der ſchönen Erbgräfin aus dem Henneberger Geſchlecht, die aller Welt Herrlichkeit den Rücken wandte und nach Sonnenfeld in das Kloſter zog, ihrer Schweſter aber alle ihre unermeßlichen Schätze und auch den Liebling ihrer Seele, den ſchönen Grafen Albert von Hohenzollern übergab, weil ſie entdeckt hatte, daß dieſer heimlich die Schweſter liebte, nicht ſie. — Dann von den zwölf gefangenen Bambergiſchen Edelknaben, welche zum Tode verurtheilt waren von dem wilden Grafen Herrmann von Henneberg und um deren Leben die mildherzige Gräfin fußfällig flehte; von dem boshaften Mönch, der noch Schuld an dem Tod der Jünglinge wurde, und Aehnliches mehr, denn was iſt geſchwätziger als die Sage? — Wir aber ſchließen, um nicht in gleichen Ruf zu gerathen, hiermit unſeren Bericht von der Veſte Coburg.

Guſtav von Herringen.

Die Ehrenburg,

Reſidenzſchloß zu Coburg.

Das jetzige herzogliche Reſidenzſchloß innerhalb der Stadt Coburg, heißt die Ehrenburg, ein Name, welchen es von Kaiſer Carl V., der nach der Schlacht von Mühlberg am erſten Juli (1547) hier eintraf, erhalten haben ſoll. Der eigentliche Urſprung dieſes Schloſſes läßt ſich bis in das dreizehnte Jahrhundert zurückführen. Auf dem Platze den es einnimmt, ſtand nemlich früher ein Barfüßerkloſter mit einer Kirche, deſſen Bau im Jahr 1250 begonnen und ſpäter der heiligen Mutter Gottes geweiht wurde. Luthers Lehre, der Bauernkrieg, die Reformation, machten dieſem Kloſter, wie ſo vielen andern, ein Ende; ſeine Mönche wurden nach dem nahen Benedictinerkloſter Mönchreden verwieſen, und ohne Beſitzer, wie es nun war, nahm es Herzog Johann Ernſt an ſich und verwandelte es durch Erweiterung und Ausbauung in einen fürſtlichen Anſitz. Bereits im Jahr 1549 war dieſes Schloß, und zwar, wie Höne in ſeiner Chronik ſagt: zu ſeiner herrlichen Vollkommenheit gediehen. Baumeiſter aus Nürnberg und Bayreuth hatten ihre Kunſt bei ſeiner Aufführung erſchöpft. Allein Herzog Johann Caſimir fand daſſelbe dennoch unzureichend für die Bedürfniß ſeines Hofhaltes. Er ließ deshalb im Jahr 1626 durch den italieniſchen Baumeiſter Bonallino die ganze nördliche Seite an dem vorderſten Hofe, wo früher ein Altan ſtand, neu aufführen. Auch der anſtoßende Bau mit der ſogenannten Herrenſtube und die in einem Brande zerſtörte Schloßkapelle wurden bei dieſer Gelegenheit aufgerichtet. Im Jahr 1690 hatte jedoch die Ehrenburg das Unglück, durch einen Brand größtentheils in Aſche gelegt zu werden. Herzog Albrecht erbaute ſie wieder und ſchon im Jahr 1693 war dieſer Bau vollendet. Ueber die damalige Einrichtung des Schloſſes gibt die Höniſche Chronik eine weitläuftige Schilderung, die wir hier nicht näher erörtern können. Seine Erneuerung jedoch, ſeine geſchmackvolle, dem fortgeſchrittenen Zeitgeſchmack angemeſſene Umgeſtaltung, welche unter dem jetzigen Landesherrn im Jahre 1816 begonnen wurde und an welcher noch bis zum heutigen Tage der letzte Stein nicht gelegt iſt, finde hier Erläuterung.

Das Ganze des ziemlich weitläuftigen Reſidenzſchloſſes, deſſen Lage leider durchaus ohne Erhöhung, ja vielleicht noch etwas tiefer iſt, als das Niveau der Stadt, beſteht aus ſehr verſchiedenartigen Theilen und ſchließt zwei Höfe in ſich. Die ſüdliche Fronte iſt diejenige, welche ihre alte Geſtalt faſt unverändert erhalten hat, ſie iſt mit einem Thor geſchmückt, über welchem die Inſchrift zu leſen iſt:

Fried' ernährt, Unfried' verzehrt. Die westliche Flanke dieses Baues wird durch einen runden Thurm gedeckt, an die östliche schließt sich der sogenannte Silberbau ein, ein modernerer Flügel im Geschmack eines ansehnlichen Privathauses, ohne irgend eine architectonische Verzierung. Dieser Silberbau enthält Gastzimmer für fürstliche Besuche und einen Speisesaal, welcher der Marmorsaal genannt wird. Eine ganz andere Ansicht aber gewinnt das Schloß, wenn wir den ersten Hof durchschreiten und in die unteren Hallen seines neueren Hauptflügels eintreten, an welchen sich zwei Seitenflügel anschließen, die einen, gegen Norden zu, offenen Hof bilden. Hier ist alles fürstlich grandios, und in einem Styl gehalten, der die angenehmsten und stattlichsten Formen bietet. Es ist nemlich der gothische Styl vermählt mit dem italienischen Geschmack des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Ein französischer Baumeister Regnier aus Paris gab dem Herzog die erste Idee zu dieser Art von architectonischer Verzierung und entwarf dazu die Risse. Die schon vorhandenen alten massiven Gebäude konnten ohne wesentliche Veränderung in ihrer Urform zu leiden, bei Ausführung dieser Pläne beibehalten werden, ein Umstand, der den Landesherrn, in angeborener Liebe für sein fürstliches Vaterhaus, wohl mit bewogen haben mag, dasselbe nicht gänzlich umzugestalten. Ein schöner durchbrochener Thurm erhebt sich über dem Hauptflügel, prächtige Pavillone, mit kunstreich in Stein gearbeiteten Altanen und Wappen, schließen die Seitenflügel. Créneaux, in Gestalt französischer Lilien laufen auf dem obersten Sockel des Pallastes in seinem ganzen Umfange hin und verbergen zum Theil dessen Schieferdächer. Der Anblick dieser Residenz, von welcher unzählige Abbildungen existiren, ist in der That äußerst stattlich und gefällig und die reiche Bauart entschädigt das Auge vollkommen für den Mangel sehr weiter, oder grandioser Dimensionen. Im östlichen Pavillon residirt die herzogliche Familie und wir beginnen hier unsere Wanderung durch die heitern, lieblichen, mit allem Zauber einer geschmackvollen Pracht, ausgestatteten Räume, die sich uns öffnen. Die Treppe, welche in den ersten Stock emporführt, ist nicht breit aber leicht und elegant, zwischen Wänden von nachgeahmtem Marmor mit Spiegeln, aufwärts steigend; wir betreten zuerst die Vorzimmer und endlich die Audienz- und Wohnzimmer der regierenden Frau Herzogin, in denen Alles von Pracht und Lieblichkeit duftet. Zwischen seidenen Tapeten, Marmorsäulen mit vergoldeten Capitälern lauschen Gemälde, Vasen, Büsten. — Erinnerungen an die große nordische Kaiserstadt, *) wo die Fürstin vor ihrer Vermählung lebte, begegnen hier dem Auge, sinnig und gemüthvoll aufgestellt. — Musikalische Instrumente, Bücher, Kupferstiche sind außerdem noch der Schmuck dieser herrlichen Gemächer, deren Gemüthlichkeit und Adel Jeden ansprechen muß. Ein Stockwerk höher sind die Zimmer des regierenden Herrn Herzogs. — Sie stehen in Pracht den so eben erwähnten nicht nach; einer be-

*) Petersburg.

sondern Anführung aber verdient das Vorzimmer unmittelbar vor dem Wohngemach des Herzogs, oder das gewöhnliche Audienzzimmer, worin sich zwei Kunstwerke von nicht gewöhnlichem Werthe befinden. Das Eine ist die kolossale Büste eines jugendlichen Bachus, aus dem feinsten cararischen Marmor, in Rom gearbeitet, das andere eine echte Pariser Gobelin-Tapete von bedeutender Größe, ein tropisches Naturbild darstellend. Wer echte Gobelins (nicht ihre Nachahmung, die Tapeten von Hautelisse, die man so oft in alten Residenzschlössern findet) gesehen hat, wird sogleich den Werth dieses prachtvollen Stückes erkennen, welches an Naturtreue wie an Lebhaftigkeit der Farben, z. B. an den Federn der Vögel, den Bekleidungen der Menschen u. s. w. gleich bewundernswerth ist.

An die Zimmer des Herzogs schließt sich der Festsaal mit dem Thronstuhl, der nur bei außerordentlichen Gelegenheiten (Eröffnung von Landtagen oder Empfang von Gesandten und dergl.) gebraucht wird. Dieser Saal ist ganz mit Lyoner Sammet bekleidet, der reich mit Gold durchwirkt ist; seine ebenfalls mit Gold verzierte Stuccodecke, die in Marmor aufgeführte Pilasterstellung und der meisterhaft gelegte Parketboden machen ihn in der That zu einem der glänzendsten Räume. Außer den beiden genannten Sälen gibt es deren noch vier größere im Schloß: der Malersaal, der Concertsaal, der mittlere Thurmsaal und der Riesensaal. Der Letztere hat seinen Namen von den Riesenpaaren oder Caryathiden, deren so viele seine Decke tragen, als Fenster im Saale sind und er ist der größte von aller, indem er die ganze Breite und Länge der unter ihm befindlichen Hofkirche einnimmt. Stuckaturarbeiten, Wappen und heraldische Embleme schmücken den Saal, der sich, mit seinen Nebenhallen, bei festlichen Gelegenheiten in vollem Kerzenglanz in der That äußerst fürstlich und großartig ausnimmt. Die Gallerie der Gemälde befindet sich ein Stockwerk tiefer als der genannte Saal und läuft durch den mittleren Thurmsaal. Sie enthält, außer den fürstlichen Familienbildern, viele werthvolle Gemälde aus der deutschen und niederländischen Schule und ist neuerdings durch Erzeugnisse jetzt lebender französischer und brabanter Maler, theils durch den Herzog im Jahr 1836 in Paris, theils durch den Herrn Erbprinzen und seinen Bruder, in Brüssel selbst, angekauft, bedeutend vermehrt worden. Auch Producte einheimischer Maler, welche auf Kosten des Landesherrn, der die Kunst liebt und unterstützt, auf ausländischen Akademien studiren, findet man als werthvolle Zugaben in der Gemäldegallerie. Die Kirche, deren Verzierungen sich aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts herschreiben, ist geräumig und ganz im Geschmack von Hofkirchen jener Zeit, voller Schnörkelwerk und mißglückten Malereien; indessen wird sie als ein ehrwürdiges Denkmal der Vergangenheit hochgeschätzt und man weiß es dem Landesherrn Dank, daß er die beim neuen Schloßbau in Vorschlag gebrachte Einlegung der Kirche nicht genehmigte.

Gustav von Heeringen.

Strausberg.

Es verschall in den Hallen verklangt der Waffen Klang,
Und des Fräuleins Saitenspiel, und des Sängers Lied;
Es versiegte des Pokals goldner Born; ach, des Muth's
Und der Freude Sitz altert unbeachtet hin! —

Fr. Leop. Grf. v. Stolberg.

Es war früher, goldener Morgen, als ich, von Rüxleben aus, nach den Ruinen der Burg Strausberg wanderte. Zwischen hohen Bergen führte mich der thaubeperlte, blumige Waldpfad, an einem murmelnden Bächlein hin, bis zu dem Burgberge. Bald war auch dieser erstiegen und ich stand dicht unter den Mauern der Veste.

Es war Sonntag. Ein tiefes Schweigen herrschte rings um mich her. Die Burg lag in jener heiligen Stille da, welche einen so sanften und doch so mächtigen Eindruck auf das Herz ausübt. Für den unbefleckten Sinn liegt eine außerordentliche Lieblichkeit in dieser Ruhe. Diese allgemeine Stille vergönnt dem Ohre, die sanftesten Laute der Natur zu vernehmen, und das Summen der Biene oder der schwere Flügel der Hummel dringt zu ihm hin, gleich den Tönen eines allgemeinen Lobgesanges. Nur das Geläut der näher oder entfernter liegenden Dörfer tönte zu mir empor. In sanften Bebungen zitterte der Glockenschall durch die Gegend hin und harmonisch tönte es aus der Ferne zurück. Mein Blick weilte bewegt auf den Dörfern, deren Bewohner jetzt im Tempel ihres Wohlthäters dem Höchsten aller Wesen dankten. Mein Herz ging weit auf. Ich überließ mich ganz meinen Empfindungen und ging innerlich in die Kirche.

Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch Eine Morgenglocke nur!
Nun Stille nah und fern.

Anbetend knie ich hier.
O süßes Graun! geheimes Wehn!
Als knieten Viele ungesehn
Und beteten mit mir.

Strausberg.

Der Himmel nah und fern,
Er iſt ſo klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen ſich.
Das iſt der Tag des Herrn!

Die Lage der Burg Strausberg iſt ſehr romantiſch. Zwei Stunden von Sondershauſen und drei Stunden von Nordhauſen, liegt ſie einſam und abgeſchieden und deshalb von Reiſenden wenig beſucht. Der Berg, der ſie trägt, iſt zwar hoch, aber faſt ringsum von noch höhern, waldigen Bergen umkränzt, welche die Burg ſchützten und verſteckten. Nur auf einer Seite bietet ein enges Thal der in der Ferne kaum bemerkbaren Burg eine freie Ausſicht dar. Aber eben dieſe Verborgenheit im Gebirge, dieſe romantiſche Lage, die ſo etwas ſüß Melancholiſches hat, würde Reiſende anlocken, wenn Strausberg bekannter wäre.

Noch ſteht die Burg, obgleich unbewohnt, ziemlich wohlerhalten da, aber ſie eilt mit ſchnellen Schritten ihrem Einſturze entgegen, obwohl ſie mit geringen Koſten vor gänzlichem Verfalle geſchützt werden könnte, denn faſt alle Gebäude ſind noch mit Dächern verſehen, und den meiſten Gemächern mangeln nur die Fenſter, durch die jetzt Wind und Wetter wild hineinſtürmen und ſich der Zerſtörung freuen,

Denn die Elemente haſſen
Das Gebild der Menſchenhand.

Rings um die Burg läuft auch noch ein tiefer, in Felſen gehauener Graben, über welchen ſonſt eine Zugbrücke führte, an deren Stelle in neueren Zeiten eine feſtliegende gekommen iſt. Wenn man über die Brücke und durch das Thor, den einzigen Eingang, auf den Burghof gelangt iſt, ſieht man rechts einen hohen, recht wohl erhaltenen runden Thurm, auf deſſen Spitze ſich ſogar noch eine Fahne dreht. Von den übrigen Gebäuden ſind einige noch ziemlich wohl erhalten, andere ſchon ziemlich ſcharf vom Zahne der Alles zerſtörenden Zeit benagt. Unter den vielen Gemächern des Schloſſes ſind die am Beſten erhaltenſten: ein großer Saal mit halb verwiſchten Malereien und eine kleine Capelle, in welcher noch jetzt der Prediger des Dorfes Immenroda alle vierzehn Tage mit den Bewohnern des nahe gelegenen Gutes Strausberg Gottesdienſt hält. Sie wurde von den Grafen von Hohenſtein geſtiftet, war reich dotirt und hatte einen beſondern Prediger, der mehrere Hufen Länderei beſaß, Zinsfrüchte erhielt und auch die Nutznießung von dem noch vorhandenen Vorwerke beim Schloſſe Kirchberg hatte. Der Erzbiſchof von Mainz und ſein Archidiakonus, der Propſt zu Jechaburg, welches Kloſter in der Nähe lag, führten bis zur Reformation die Aufſicht darüber. Wahrſcheinlich würde dieſe Capelle auch ſchon Ruine ſein, wenn nicht die Gemahlin Graf Wilhelms von Schwarzburg, eine ungemein fromme Frau, ihren Gatten veranlaßt hätte, dieſe Capelle ganz neu einzurichten, einen Altar und einen Taufſtein verfertigen und auch eine neue Kanzel bauen zu laſſen. In einem Fenſter ſieht

man noch jetzt die gemalten Wappen Wilhelms und seiner Gemahlin Elisabeth, einer gebornen Gräfin von Schlicken nebst ihren Namen. Hinter dem Altare findet man auch noch folgende Verse, die aber bereits anfangen, unleserlich zu werden:

hIC DIVInae aeDeM trIaDI pIetate saCraVIt
sLICorVM VIVVM sIIrpIs eLyssa DeCVs.

Ferner:

qVIsqVIs es aVDItor VerbI, sI ConCIo sana,
perCIpIas Vera CoeLICa Verba FIDe.

Der erste Vers enthält die damalige Jahreszahl der Welt, der zweite aber die Jahrzahl der christlichen Zeitrechnung, 1590, in welchem Jahr Graf Wilhelm die Capelle wieder herstellen ließ.

Wenn man zu den obern Gemächern des Schlosses hinansteigt, so eröffnet sich eine überaus liebliche und reizende Aussicht. Das Harzgebirge, vom Brocken majestätisch überragt, die Stadt Nordhausen, mehrere Dörfer, frische Wiesen, üppige Fruchtfelder, schattige Baumpartheien, — eine reizende Landschaft erblickt man da vor sich, die, vorzüglich in der Morgenbeleuchtung, sehr schön und um so lachender erscheint, je dunkler der waldige Vordergrund und die buschigen Bergwände um die Burg her sind. Die lieblichste Aussicht bietet sich dar, wenn man eine Bank,

Dem Wanderer zu kurzen Ruh' bereitet,

an der zerfallenen Ringmauer, auf der nördlichen Seite der Burg, aufsucht, auf welcher es sich gewiß jeder Beschauer Strausbergs mit Vergnügen ein halbes Stündchen gefallen läßt. Die sonnigen Fluren in der Ferne, die duftenden Waldbäume rings umher, der azurblaue Himmel und die würzige Luft, die tiefe Sabbathsstille rings umher, Alles ladet zu süßen Träumereien ein und theilt dem Geiste eine sanfte Heiterkeit mit. So wie die Blätter der Bäume alle schädlichen Dünste einsaugen und eine reinere Luft aushauchen sollen, so scheint es mir auch, als ob sie alle zornigen und unreinen Leidenschaften von uns einzögen und dagegen Frieden und Menschenliebe ausathmeten. Waldgegenden besitzen immer eine heitere, ruhige Majestät, welche in die Seele dringt, sie erweitert und erhebt, und sie mit edlen Regungen erfüllt. Wer da wünscht, seine Tage in Ruhe und Zurückgezogenheit — sub tegmine fagi — zuzubringen, wer eine Zuflucht wünscht, wohin er sich vor der Welt und ihren Zerstreuungen zurückziehen könnte, um sein Leben in einem dolce far niente zu verträumen, der muß sie im Strausberg suchen, denn weit umher ist es einsam und still, nach allen Seiten hin blickt man nur auf grüne Bäume und es ist so ruhig und abgelegen, daß die kleinen Vögel ohne Scheu in die Fenster fliegen und neugierig in die alten Gemächer schauen.

O ſelig, wer, nach freier Herzenswahl,
In dieſe Burg ſich heimlich ſiedeln könnte!
Wie dort Petrark im felsumragten Thal,
Wie Xenophon im ländlichen Scillente.

Hier muht die Kuh auf gelbbeblümter Au',
Dort klingeln hell der Ziegenherde Schellen;
Das Käutlein ſchnaubt im alten Ritterbau,
Und Bienen ſumſen an des Baches Fällen.

Im Dickicht ſchallt der Droſſel Waldgeſang,
Das Heupferd zirpt auf friſch gemähter Weide;
Am Hügel klirrt gewetzter Senſen Klang
Und fern verhallt das dumpfe Dorfgeläute.

Wer lang bereut, daß er es einſt verfucht,
Sich in das Gleis des Weltlings zu gewöhnen,
Der eil', entfliehn dem Sturm, in dieſer Bucht,
Der Meinung nicht, nur der Natur zu fröhnen.

Hier darf ein Herz, das man ſchon oft verrieth,
Noch eine Welt ſich träumen, frei vom Böſen
Die Liebe, die des Schickſals Härte ſchied,
Sucht hier den Gram in Thränen aufzulöſen.

O dürft' ich hier, am häuslich ſtillen Ziel,
Ganz ſtill, in Liebe, Hoffnung und Vertrauen,
Entfernt von all dem faden Weltgewühl,
Für immer doch mein Hüttchen bauen.

„Ein glückliches Leben", ſagt Waſhington Irving, „bietet wenig Stoff zur Unterhaltung dar; nur arme Teufel oder Unglückliche ſind die wahren Helden der Geſchichte." Eben ſo verhält es ſich mit Städten, Dörfern und Schlöſſern. Eine Burg, die oft belagert, erſtürmt, niedergebrannt und wieder aufgebaut iſt, deren ehemalige Bewohner gräßliche Thaten verübten und zur Strafe dafür um Mitternacht ruhelos durch die düſtern Gänge und Hallen wandern müſſen, eine ſolche Burg bietet reichlichen Stoff zur Unterhaltung dar; während eine andere, deren Beſitzer friedlich und bieder lebten, für den Leſer wenig Intereſſantes liefert. So iſt es mit Strausberg. Seine Geſchichte iſt ſehr einfach. — Kein Raubritter, wie man aus der verſteckten Lage der Burg wohl vermuthen könnte, lauerte hier im Dickicht auf den ſorglos vorüberziehenden Wanderer, kein blutdürſtiger Knappentroß lagerte hier hinter dem Gebüſch, und ſchreckte den Reiſenden, weshalb ſie auch nie belagert, nie erſtürmt wurde. Ruhig zog der Strom der Zeit über ihr hin und darum ſteht ſie auch noch ſo wohl erhalten da.

Wie bei den meisten alten Burgen, so ist auch hier der Erbauer derselben unbekannt. Die frühesten Besitzer, welche genannt werden, sind die Grafen von Kirchberg, deren Schloß eine halbe Stunde von hier lag. Sie verpfändeten es im 13. Jahrhundert an eine Familie Kämmerer, die sehr reich gewesen sein muß, da sie eine große Menge Güter besaß, nach denen sich die verschiedenen Zweige der Familie nannten. So schrieben sich Einige: „Kämmerer von Mühlhausen", wieder Andere: „Kämmerer von Almenhausen", noch Andere: „Kämmerer von Strausberg" u. s. w. Diese Familie verkaufte Strausberg an die Grafen von Hohenstein, und zwar muß es gleich im Anfange des 14. Jahrhunderts gewesen sein, da sich Graf Dietrich III. von Hohenstein schon im J. 1324 „Herr von Sondershausen und Strausberg" schreibt. — Sein Sohn, Heinrich III., hielt sich oft auf dem Schlosse Strausberg auf und durch ihn kam es an das Haus Schwarzburg. Er errichtete nämlich mit seinen Schwiegersöhnen, den Grafen Günther XXV. und Heinrich XVI. von Schwarzburg ein Successionspactum, welches der Kaiser bestätigte, und da er im Frühjahr 1356 ohne männliche Erben starb, so fiel die Herrschaft Sondershausen und Strausberg an seine Schwiegersöhne.

Graf Heinrich XVI. fand ein ganz besonderes Wohlgefallen an Strausberg und wandte Alles an, es zu verschönern und zu vergrößern. Ein nahe gelegenes Dorf Strausberg, welches aber spurlos verschwunden ist, begünstigte er auf alle Weise und suchte es mit großen Aufopferungen, in Wohlstand zu versetzen. Er wandte sich auch an Kaiser Karl IV. und bat ihn, dies Dorf in einen Marktflecken verwandeln zu dürfen. Seine Bitte wurde gewährt und er erhielt über den nunmehrigen Marktflecken und sein Gebiet die Gerichtsbarkeit über Hals und Hand und ohne weitere Einmischung der kaiserlichen Vögte.

Nach siebenzehnjährigem Besitze mußte sich Heinrich von seinem geliebten Strausberg trennen. Er starb im J. 1373 und seine Länder kamen in den Besitz seiner Vettern. Im J. 1419 errichteten diese mit den Grafen zu Stolberg und Wernigerode einen Erbvertrag, in welchem sie versprachen, ein wechselseitige Succession in ihren Besitzungen einzugehen. Der Erzbischof von Mainz, welcher Lehnsherr von mehreren, in diesen Erbvertrag mit eingeschlossenen Oertern und Städten war und dessen Einwilligung man daher nachsuchen mußte, hatte nichts dagegen, gab sogar gewisse Ansprüche auf Heringen u. s. w. auf und belieh alle diese Grafen mit seinem Lehn, doch nur unter der Bedingung, daß dafür auch Strausberg und Keula bei dem Stifte Mainz zu Lehn gehen sollten. Da die hierbei Betheiligten diese Forderung zugestanden; so wurde Strausberg ein mainzisches Lehn.

Seit Heinrich XVI. Tode hielten sich weder die Grafen von Hohenstein, noch von Schwarzburg längere Zeit hier auf, und sie hielten daher stets Vögte auf der Burg, die für dieselbe Sorge tragen und sie vertheidigen mußten. Es werden unter diesen Burgmännern besonders die von Werther, von Germar, von Wittern,

von Wurmb, von Gleichen, von Tütcherode u. a. genannt. Ein Bethmann von Tütcherode, der gerade Burgvogt auf Strausberg war, gab im J. 1465 dem Grafen Heinrich XXXI., welcher eben Geld brauchte, was man in damaligen Zeiten nur gegen Versetzung von Land und Leuten bekommen konnte, 500 Mark Silber, wofür er Strausberg, mit Allem was dazu gehörte, die Dörfer Immenrode, Kirchberg, Wangen, Strausberg und Wolkramshausen wiederkäuflich erhielt. Uebrigens wurde noch festgesetzt, daß, wenn Bethmann von Tütcherode ohne Leibeserben stürbe, Lutz von Wurmb zu Großenfurra ganz in seine Stelle treten, jedoch verbunden sein sollte, sämmtliche Besitzungen wieder herauszugeben, wenn ihm die Hälfte der von Bethmann von Tütcherode dargeliehenen Summe zurückerstattet würde. Man konnte aber lange Zeit die Summe nicht aufbringen und erst 83 Jahre später, im J. 1548, löste Graf Günther von Schwarzburg Strausberg wieder ein, mußte aber dazu auch erst 1800 Gulden borgen, da er selbst nicht so viel baares Geld hatte und seit dieser Zeit ist es ununterbrochen bei Schwarzburg geblieben.

In einer mit sehr viel Schwierigkeiten verbundenen Theilung, welche im J. 1552 vorgenommen wurde, erhielt Graf Wilhelm V. die Burg Strausberg nebst Frankenhausen und Heringen. Seine Residenz war eigentlich zu Frankenhausen, allein (wie sich der ehrliche Lesser in seinen physikotheologischen Schriften, Leipzig und Nordhausen 1754. pag. 46 ausdrückt) „die Anmuth der Strausbergischen „Gegend reizete Ihn so sehr, daß Er oft im Sommer daselbst seinen „Aufenthalt nahm, inmassen dieses Schloß in einer angenehmen „Stille lieget, woselbst eine gesunde Luft herrschet und ein runder „Schauplatz grüner Bäume denen Augen eine angenehme Weide öff„net, auch durch das Lispeln derer vom Winde bewegten Blätter „dem Gehör erquickend schmeichelt!“ — Ihm verdankte Strausberg viel. Die Jahrzahl 1584, welche man noch über dem Eingange des mittelsten Gebäudes findet, bezeichnet das Jahr, in welchem er das ganze Schloß repariren, auch, wie schon oben erzählt ist, auf Bitten seiner Gemahlin, die Capelle wieder herstellen ließ. Er starb auch auf seinem Lieblingsplätzchen, im J. 1598, und seit der Zeit hat keiner von denen, die den Strausberg besaßen, wieder hier gewohnt, oder sich auch nur längere Zeit hier aufgehalten, woher es denn gekommen ist, daß es schon lange wüst steht und verfällt. Es gehört jetzt zum Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt. (cf. Mülener: Beschreibung der Bergschlösser in Thüringen. Leipzig 1752. pag. 71. Lesser l. l.)

Friedrich Gottschalk, der Verfasser des mit vielem Beifall aufgenommenen Werkes: „Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands“, von welchem bis jetzt 9 Bände erschienen sind, verlebte manchen schönen Tag seiner Jugend auf dem der Ruine nahe gelegenen Gute Strausberg und hat wahrscheinlich diesem romantischen Aufenthalte seinen schönen Enthusiasmus für Ruinen zu danken.

Lesser (in seinem oben angeführten Buche pag. 49.) rühmt einen schönen Muschelmarmor, der in der Nähe der Burg, gegen

Mittag, bricht, und freut sich recht aus Herzensgrunde, im J. 1751 der Entdecker dieser Steine, „welche so lange als verachtete Klumpen und verlassene Waiselein einsam da gelegen", gewesen zu sein. Allein er irrt sich. Schon Graf Wilhelm von Schwarzburg, der die Kapelle wieder herstellte, ließ aus diesem Muschelmarmor einen Altar und einen Taufstein verfertigen. — Es werden von dieser niedlichen Steinart gar vielerlei Sachen: Mörser, Salzfässer, Tabaksdosen, Schreibzeuge u. s. w. gemacht, die recht nett aussehen.

Ammonshörner werden in der Umgegend Strausbergs sehr häufig gefunden.

E. Duval.

Nachträgliche Bemerkungen des Redacteurs.

Nachdem ich vorstehende Beschreibung mit wahrem Vergnügen gelesen und die Empfindungen des gefühlvollen Herrn Verfassers im Geiste getheilt hatte, machte ich mir mit Recht Vorwürfe darüber, einen so nahe gelegenen, reizenden Punkt noch nicht selbst besucht zu haben, zumal da mir die persönliche Bekanntschaft mit der daselbst heimischen sehr achtbaren Familie des Fürstl. Schwarzb.-Rudolstädtischen Herrn Amtsrath Krieger wohl längst hätte Veranlassung zu einem solchen Besuch geben sollen. Ich mußte mich ob dieser Versäumniß selbst des Fehlers zeihen, welchen ich in meiner Einleitung erwähnte, daß man leider nur zu oft den Blick an dem nahe liegenden Guten und Schönen vorüberschweifen läßt, während man das in der Ferne aufsucht, was oft nicht besser ist. — Aber: aufgeschoben ist nicht aufgehoben! rief ich mir zu, und der Entschluß war gefaßt, am nächsten heiteren Tage den begangenen Fehler gut zu machen.

Ein munterer Gaul trug mich in der ersten Nachmittagsstunde eines schönen Junitages durch das freundliche Wipperthal über Stockhausen und Großenfurra, dann die anfänglich sanft, später aber steiler links hinan steigende mit dichtem Buchen- und Eichenholz bewachsene

Anhöhe hinauf, bis ich durch eine Luke in der grünen Laubwand ganz rechts seitwärts von dem bis jetzt verfolgten Wege, den ehrwürdigen Thurm des Strausbergs schimmern sah. Wäre ich nicht gewarnt gewesen, so stehe ich nicht dafür, daß ich nicht, gleich Mehreren, den rechts nach jener Richtung abwärts führenden Hohlweg eingeschlagen, welcher mich gleich Jenen an meinem Ziele vorbei, die Waldhöhe hinab und wieder in das freie Thal geführt hätte, zur rechten Zeit fiel mir diese oft gehörte Neckerei ein und so gelangte ich auf dem scheinbar abwärts führenden Wege, bald an den ganz überraschend hervortretenden weitläuftigen Wirthschaftsgebäuden an. — Ein weiter, von malerischen Gruppen wohlgehaltener Zucht- und Hausthiere belebter Hofraum nahm mich auf, aus dessen Hintergrund zur Linken mir der alte Strausberg mit seinem hohen, der Zeit unversehrt trotzenden Thurme, den ernst-freundlichen Rittergruß zuwinkte, während ich in dem nach neueren Geschmack erbauten, mit allen Bedürfnissen wohnlicher Behaglichkeit eingerichteten Wohngebäude die schönste Reliquie längst verschwundener Vergangenheit, eine ungekünstelte, biedere Gastfreundschaft, wenn auch in anderem Gewande, doch in unverfälschter Herzlichkeit aufbewahrt fand. —

Bald überzeugte ich mich, daß der geehrte Verfasser vorstehender Beschreibung zwar in Bezug auf die alte Burg der Wahrheit treu geschildert hatte, nahm jedoch zu meiner Freude wahr, daß dem von ihm bemerkten Zahn der Zeit mit thätiger Hand seine Schärfe genommen und dem bei Abfassung seiner Schilderung drohenden Einsturz, nicht allein kräftig vorgebeugt, sondern auch der verödeten Burg eine neue, in das thätige Leben greifende Bestimmung gegeben worden ist; indem sowohl die Bedachung völlig hergestellt und den zerstörenden Elementen das Eindringen verwehrt ist; als auch die Kapelle zum fortwährenden gottesdienstlichen Gebrauch sich einer erneuerten, zwar einfachen, aber freundlichen Einrichtung erfreuet, die oberen Gemächer zu wohlverwahrten und geräumigen Fruchtböden umgewandelt sind, und in den unteren Räumen sogar eine Schmiede und mehrere andere dem Bedürfniß einer wohleingerichteten Wirthschaft entsprechende Anordnungen Platz gefunden haben. — Die von dem Herrn Verfasser so treu geschilderte romantische Umgebung des Strausbergs, welche zwar durch Menschenhand keine Verschönerung erhalten kann, ist in der neueren Zeit mit geschmackvoller Hand dem sinnigen Beschauer der Naturschönheiten zugänglicher gemacht und auf den belohnendsten Punkten auf einfache aber dem Gegenstand entsprechende Weise gewürdiget worden. — So gewährt z. B., wenn man aus dem zwischen der Burg und den Oekonomiegebäuden angelegten freundlichen Garten, durch eine Thür in der Mauer auf das sogenannte Rosenplätzchen tritt, in dessen Mitte sich ein massiver runder Steintisch befindet, der Blick über und zwischen durch die frischgrünen Laubgewölbe nach dem Brocken mit seinen kolossalen Nachbarbergen, einen so überraschenden als großartig schönen Genuß. — Geht man von hier links an dem ehemaligen Wallgraben der Burg hin und einige Stufen abwärts, so steht man

auf einem, an die Ruine eines Wartthurmes stoßenden freien Platze, welchem ein gewiß ganz in den Reiz der bezaubernden Natur versunkener Beschauer mit vollem Recht den Namen Sanssouci gegeben hat. — Ja schwinden müssen alle Sorgen des Alltagslebens, bei diesem Blick in das sich tief zwischen grün belaubten, wellenförmig sanft abgerundeten Waldhöhen hinabschlängelnde Thal, was sich nach unten bedeutend erweitert und auf einem mit dem lebendigsten Farbenschmelz geschmückten Teppich mündet, auf welchem die Dörfer Kürleben, Wolkramshausen, die Stadt Nordhausen und Salza, das Auge fesseln, während sich hinter diesem reizenden Vor-, Mittel- und Hintergrund das dunkle Harzgebirge erhebt und sich mit seinen Bergmassen wie am Horizont aufthürmende Gewitterwolken im nördlichen Dunstkreis verliert. — Während die früheren Bewohner dieser Burg diesem Wartthurm schon mit vollem Recht den Namen Sanssouci hätten geben können, da sich ihnen von dieser Seite nichts unbeobachtet nähern und sie deshalb ohne Sorgen sein konnten, so muß ihnen dieser Blick in die malerische, lachende Landschaft, stets die schönste Veranlassung zu einem heitern, lebenslustigen Sinn gegeben haben. — An der ganzen nördlichen und östlichen Seite der Wirthschaftsgebäude zieht sich ein ganz schattiger, gewölbter, grüner Laubengang hin, welcher in den schwülen Stunden der Sommertage nicht nur ein erquickendes Asyl beut, sondern auch mit seinem Schatten, mit seiner Stille und melancholischem Dunkel, in Augenblicken, wo der Mensch gern mit sich allein ist, wo ihn Alles, nur nicht die friedlichen, gefiederten Bewohner des Haines, störend erscheint, den erwünschtesten Aufenthalt gewährt. In diesem Philosophengang, (wie er sinnig genannt ist) muß sich der Geist und das Gemüth zu den ernstesten und wichtigsten Gedanken sammeln können und über Manches, dem das Weltgeräusch störend entgegen tritt, ein befriedigendes Resultat zu erlangen sein. — Den schönsten und imponirendsten Punkt der Umgebung des Strausbergs versparte ich bis zuletzt. — Es ist dies die sogenannte Feuerkuppe, der äußerste nordöstliche Vorsprung des belaubten Bergrückens, welcher das von Sanssouci übersehene Thal begrenzt; man gelangt in einer Viertelstunde auf sanftem Rasenwege in mäandrischen Verschlingungen dahin; überraschender, freudig überraschender aber kann es keinen Blick geben, als den, wenn man aus dem Laubholz heraustritt, auf den kleinen freien Raum der äußersten Spitze, welcher sich zwar nur allmählig, aber nicht unbeträchtlich gegen der alten Burg erhebt. — Geblendet schaut das Auge in einen weit gespannten Halbkreis und bedarf der Erholung, um die Fülle des Schönen, Reizenden und Großartigen zu erfassen, die Gegenstände, welche ihm überall begegnen, einzeln zur Anschauung zu sondern. — Zur Rechten ist das zauberische Gemälde von dem Kyffhäuser und der Rothenburg begrenzt, von ihnen zieht sich ein reich mit Ortschaften besäeter Streif der goldenen Aue links nach dem Mannsfeldischen und den Vorbergen des Harzes, über welchen sich in blauer Ferne die greisen Häupter der Berge des Ober- und Unterharzes in ihren bekannten

Formen mit dem Horizont verſchmelzen und ſich nach Göttingen und dem Eichsfelde hin abdachen, während von dem Mittelvordgrund, welchen die Stadt Nordhauſen bildet, ſich der Blick links in die Grafſchaft Hohenſtein verſenkt und über zahlreiche Städte und Dörfer hinweg, ſich wieder über das Eichsfeld hinaus, in die von dem wellenförmigen Gebirgszuge links begrenzte Ferne verliert. — Senkt ſich das Auge auf den nächſten Vorgrund, ſo beleben ihn Groß- und Kleinfurra, Rürleben, Wolkramshauſen und Wernrode dergeſtalt, daß mit unbewaffnetem Blick das innere Leben dieſer Ortſchaften deutlich zu beobachten iſt. — Unvollkommen nur läßt ſich beſchreiben, was geſehen werden muß, um es würdigen zu können; feſt aber ſteht es, daß die Ausſicht von der Feuerkuppe werth iſt, meilenweit darnach zu reiſen. — Wovon dieſer Punkt wohl ſeinen Namen haben mag? — Vielleicht von dem heiligen Feuer der Begeiſterung, welches jedes nicht ganz fühlloſe Gemüth bei dem Anblick dieſer Schönheit durchſtrömen muß? — Oder pflegte man vielleicht in älterer Zeit, auf dieſem höchſten Vorſprunge, bei Nothfällen zur Nachtzeit, durch hochauflodernde Feuerflammen die Bewohner der Umgegend zur Unterſtützung zu rufen, oder ihnen verabredete Zeichen in Gefahren zu geben? — Das Eine iſt ſo möglich wie das Andere, indeſſen ſchweigt die Geſchichte darüber, wie über ſo Manches, wovon wir ſo gerne Kunde haben möchten und womit ſie uns auf die Vermuthung der Wahrſcheinlichkeit verweiſt.

Sowohl die Reſtauration der Burg Strausberg, als auch die theilweiſe Umgeſtaltung und neue Anlegung der weitläuftigen und auf jeden ökonomiſchen Gebrauch höchſt zweckmäßig berechneten Wirthſchaftsgebäude des damit verbundenen Domainen-Gutes ſchreibt ſich ..eiſt von der Zeit des Jahres 1810 her, und es zeichnet ſich unter dieſen Gebäuden, außer dem bereits erwähnten ſehr wohl eingerichteten Wohngebäude des Domainenpächters beſonders die ſehr bedeutende, einen Haupttragszweig der Domaine enthaltende Schäferei aus. —

Strausberg (d. h. die Burg) iſt zwar bereits als alterthümliche Merkwürdigkeit, als Gemälde durch Künſtlerhand ſo dargeſtellt, wie es von Alters her war und wie man es von der nördlichen Seite ſieht. Allein iſt es irgend ein Punkt werth, auch ſo dem Auge dargeſtellt zu werden, wie er jetzt iſt, ſo iſt es der Straußberg; deswegen konnte es ſich der Unterzeichnete nicht verſagen, eine Zeichnung von der ſüdöſtlichen Anſicht zu verſuchen, auf welcher nicht allein der der Vergangenheit, ſondern auch der der Gegenwart angehörende Theil, nämlich: ſowohl die alte Burg, als auch ſämmtliche Oeconomiegebäude ſichtbar ſind. — Möge der Strausberg, wie in ſeiner früheren, ſo in ſeiner jetzigen Geſtalt, eine Wohnung des Friedens ſein, und ſeine freundlichen Bewohner ſich ſtets jener gemüthlichen, patriarchaliſchen Ruhe und Zufriedenheit erfreuen, welche mit der hier waltenden reizenden Natur in ſo ſchönem Einklang ſteht.

Friedrich von Sydow.

setzung, die aber einem Grabhügel eher, denn einem Gebäude für Lebende, anzugehören schien, da sich nicht die mindeste Spur von einer Grund- oder andern Mauer fand.

Aus diesen Funden folgt, daß der Berggipfel den heidnischen Bewohnern der Gegend nicht unbekannt, von ihnen nicht unbesucht war, es folgt aber nicht daraus die Folgerung des Fundgräbers, daß der Codex mit seiner Variante: in finibus Tungrorum Recht habe, und daß die Disburg eine Teutburg gewesen sei. Gern jedoch stimmen wir der Ansicht bei, daß dieser und ähnliche Punkte nicht Wohnplatz, sondern götterheilige Naturtempelstätte gewesen. Im darauf folgenden Sommer wurde die Arbeit fortgesetzt, man zog übers Kreuz nach den vier Himmelsgegenden einen gegen 3 Schuh breiten und gegen 2 Schuh tiefen Graben, (die beste Weise, auf umgrenzten Ebenen zu positiven oder negativen Resultaten zu gelangen) fand aber nichts, das zu weitern Folgerungen hätte Anlaß geben können. Dagegen ergaben einige Angesichts der Disburg tiefer gelegene Hügel regelrecht gelegte Steine, bronzene Schwerter, eine goldene Armspange, ein Gerippe und eine schöne Libula, welche Alterthumsgegenstände nach Weimar abgeliefert wurden. Die ganze Gegend um die Disburg ist nicht arm an Grabstätten der Ureinwohner, mögen diese, was sich bis jetzt aus allen Funden so wenig nachweisen läßt, wie aus Ortsnamen, Katten oder Hermunduren gewesen sein.

Wir sind der Meinung, daß unsere Disburg wohl eine Zeit lang Hochsitz der urzeitlichen Frankenkönige gewesen sein kann, deren Wohnungen man sich nicht wie die festgemauerten Ritterburgen des Mittelalters zu denken hat; daß sie eine Naturtempelstätte war, auf der zu Kultübung und Berathung das umwohnende Volk sich versammelte, und daß die Stelle Gregors ihr nicht gilt. Die meisten Schriftsteller haben das apud jener Stelle wohl mit Absicht übersehen, oder willkührlich mit auf übersetzt. So lassen wir die Sage unangetastet in ihrer Würde, vertiefen uns nicht in geographische und etymologische Grübelei, und zwingen der sich deutlich genug aussprechenden Oertlichkeit kein fremdartiges Gewand auf. Was die Benennung betrifft, so glauben wir, daß sie mit andern von den Franken bei deren siegreichem Vor- und Weiterschreiten in Deutschland herüber gekommen sei, die in die neugewonnene Heimath gern die liebgewonnenen Namen der alten übertrugen, wie die Geschichte aller Colonisation tausendfach lehrt. Pflichten wir den auf gediegene Forschungen begründeten Ansichten Mannert's und von Ledeburs bei, daß die salischen Franken aus dem Saalgaue an der Yssala stammten, und von da aus nach Belgien wandernd, sich weiter ausbreiteten, so gelangen wir dem Ursprung der Disburgen auf die Spur, *) finden in unserm Thüringen und Ostfranken westfränkische Benennungen bei Flüssen, Bergen und Wohnsitzen wieder, und können beruhigt die Acten des Disburgstreites schließen.

*) Dorsburg im Saalland, Duisburg in Ripuarien, Duysburg in Brabant, Disburg in Ostfranken.

termino Thoringorum. Dieß wurde allgemein nachgeschrieben, bis aus einer einzigen Handschrift eine Variante dargethan wurde, die statt Thoringorum: Tongrorum lautete, wodurch freilich das fragliche Dispargum in eine ganz andere Region entrückt wurde, wenn diese einzige Variante Geltung behielt. Es würde dem Zweck dieser Mittheilung entgegen sein, abermals in weitläuftige Erörterungen für und wider die Meinung Derer, die das thüringische Dispargum (die fast fabelhafte Residenz eines fast mythischen Königs) in der ehemaligen Grafschaft Henneberg zu finden glauben, einzugehen; doch müssen wir noch dabei verweilen, um eine entschiedene Ansicht darüber festzustellen. Auch möchte nicht ohne Interesse sein, zu erblicken, wie vielen und ganz verschiedenen Localitäten man die Ehre zueignete, Dispargum zu sein.

Schon der thüringische Geschichtschreiber Sagittar tischt uns in seiner Abhandlung über das Thüringische Königreich 1685 die ziemlich weitläuftige, ausgesponnene Ansicht des Gottfried Wendelin auf, der Diestheim in Brabant dafür gehalten wissen will; ein andrer Autor, Jacob Chiflet, beliebt, schon mit mehr Wahrscheinlichkeit, Duisburg ebenfalls in Brabant; ein Dritter, Christoph Brower, nennt Dietesburg in Buchonien; ein Vierter hat Desenberg in Westphalen für Dispargum genommen, ein Fünfter Dusburg oder Doesburg an der Yssel. Die Oberhand in diesem Kampfe der Meinungen gewann die Annahme, daß Duisburg am Rhein der fragliche Königssitz gewesen.

Im Jahr 1709 nahm ein Rechtsgelehrter, Joh. Wilh. Ditmar, in einem lateinischen Programm die alte Frage wieder auf, citirte alle Schriftsteller, die über dieselbe gehandelt, und entschied sich für unsere hennebergische Disburg, oder Dißburg. Er that dar, daß die Bezeichnung Burg stets bestimmt eine Veste andeute, nie einen bloßen Berg; zeigte daß die örtliche Lage mit Gregors Behauptung übereinstimmte, und gewann der neuen Ansicht Beifall und Anhang. Der berühmte Geschichtschreiber Ostfrankens, von Eccard, pflichtete ihm bei; der thüringische Historiker von Falkenstein in seiner 1738 erschienenen thüringischen Chronika desgleichen, und 1761 widmete, in Ditmars Fußtapfen tretend, der verdienstvolle hennebergische Geschichtschreiber M. J. L. Heim, der Dißburg und einer andern nachbarlichen Bergveste eine besondere, doch weitausholende Beschreibung. Er ist es, von dem wir zuerst die wichtige Kunde vernehmen, daß die Sage des Volkes die Disburg als ehemaligen Sitz eines Frankenkönigs bezeichne. Hören wir ihn selbst:

„Als ich Anno 1735 als Pfarr-Substitut zu Bettenhausen in dem Frühjahr in den Wald, unter dem alten Hutsberger Schlosse gelegen, ginge, um etwas erkauftes Holz zu besehen, traffe ich etliche sehr alte Holzmacher an. Dieselben erzählten mir verschiedenes von dem oben auf dem Berge liegenden Schlosse; unter andern wiese mir einer die dem Hutsberg gleich gegenüber liegende Dißburg und sagte: Oben auf derselben habe in den alten Zeiten ein Schloß ge-

Walkenried.

Es lacht der Thalgrund heiter im blühenden Gewand,
Es rieseln klare Bäche durch grünes Ufergland;
Es säuselt, blühet, rauschet, es wallt wie Ambraduft: —
Der Vogel singt im Dickicht und in der blauen Luft.

Und aus des Thales Tiefe erhebt sich trüb' und grau,
Die Mauern hoch und riesig, ein öder Klosterbau,
Und Staunen fasset Jeden, der die Ruinen sieht,
Die hehren Wegentrümmer vom Kloster Walkenried! —

J. Altmann.

Zu denjenigen Punkten des Harzes, welche es ganz besonders werth sind, von Reisenden besucht zu werden, gehört auch die Gegend, in welcher Walkenried liegt. An der südlichen Seite des Harzes und eine Stunde von Ellrich, liegt dies schöne, friedliche Thal, dessen Schönheit immer neu, immer ergreifend ist, und das eines Jeden Erwartung befriedigen, wo nicht übertreffen wird. Wenn das Reisen, wie schon der merkwürdige Theophrastus Paracelsus sagt, das Lesen eines herrlichen Buches ist, in welchem man die Blätter mit den Füßen umschlägt, so ist hier eine der köstlichsten Seiten dieses Buches aufgeschlagen. — Auf freundlichem Grün hingebreitet, rings von hohen Bergen umschlossen, aus deren Gebüsch da und dort graue Kalkfelsen hervorragen, liegt Walkenried da und seine herrlichen Ruinen verbreiten einen großartigen, ganz ungewöhnlichen Reiz über die Gegend. Hoch, wie ein ehrwürdiges Greisenbild die Enkel, überragt das altergraue Gemäuer die funfzig Häuser des Marktfleckens gleichen Namens, die sich, wie muntre Küchlein um die Mutter, um die gewaltige Ruine schaaren. Nur mit Ehrfurcht naht man sich ihr. Diese Zeugen von der Herrlichkeit deutscher Baukunst, diese gigantischen Mauern, diese Spitzbogen, Pilaren und Kreuzgewölbe von bewunderungswürdiger Erhabenheit machen auf Jeden einen unauslöschlichen Eindruck und ringen ihm da-

ein Heer von Sammlern und Leuten, die sich ohne tiefeindringende Forschung mit der ersten besten Quelle begnügen, blind nachschrieben, so ist es auch mit Schultes Diesberg ergangen, denn in Schumanns Lexicon von Sachsen, 1814 tritt nun schon neben der ächten die unächte Schreibart auf. Indeß hat dieser leicht zu ändernde Error wenig zu sagen, ergötzlich aber, wenn nicht bedauerlich, ist es, in des Pastor Carl Cimmer Entwurf einer urkundlich pragmatischen Geschichte von Thüringen bei Gelegenheit der Erwähnung Dispargums folgende weise Note zu lesen:

„**) Wenk will dieses Dispargum, über welches man verschiedene Meinungen hat, in dem, im Hennebergischen, zwischen Meiningen und Kaltennordheim gelegene, Diesburg wieder gefunden haben. Wenigstens ist diese Meinung wahrscheinlicher, als wenn man solches auf dem Diesberg bei dem Dorfe Wolmuthhausen in dem Eisenachischen Amte Kaltennordheim setzen will."

Da jenes Diesburg und dieser Diesberg ein und derselbe Berg sind, so ist die Meinung am wahrscheinlichsten, daß der Verfasser sich um das Eine so wenig näher bekümmert hat, als um das Andere. —

Sich gern ergehend im Phantasieland kühner und von tiefer Gelehrsamkeit zeugender Hypothese und Combination, aber immer geistreich und grandios in Anschauung wie Darstellung, zieht von Donop auch die Disburg in den Kreis seiner weltumfassenden Völkermythographieen; dieß geschieht einestheils im „Magusäischen Europa," anderntheils in Vulpius „Curiositäten," in deren neuntem Band eine von dem kenntnißreichen Forscher veranstaltete Fundgräberei, beantwortet von einer Darlegung des Hauptinhaltes des erwähnten Werkes enthalten ist. Diese Nachgrabungen fanden 1821 statt, und hatten den Zweck, zu erforschen, ob nicht überzeugende Spuren des frühern Heidenkults auf dem Berggipfel sich finden würden; für einen zu solchem Naturdienst geweihten Hochpunkt hielt v. Donop die Disburg, und sprach damit eine Ansicht aus, die wir vollkommen theilen, ohne aber nur im Entferntesten von örtlichen Benennungen in der Jetztzeit auf Götternamen der zweitausendjährigen Frühzeit folgern zu wollen. Wir läugnen die Donopschen Götter.

Roh aufgethürmte Ringwälle scheinen überall nicht auf Gebäude, sondern auf geheiligte Stätten hinzudeuten. So sind die einfachen, wie auf dem kleinen Gleichberge die dreifachen, und solche Ringwälle gaben wohl erst später die Idee, auch die Hütte, das Haus, die Burg zu schirmen, an die Hand. Man grub auf der höchsten Stelle des etwas westlich gesenkten Plateaus 2 bis 2½ Schuh tief vorsichtig und sorgsam und fand in erstangegebener Tiefe eine mit edlem Rost stark überzogene bronzene Nadel. Bei fortgesetzter Bemühung wobei mehrere der erhabensten Punkte gen Osten und Nordosten entblößt wurden, fand sich überraschend — im Mittelpunkte des Plateaus — Wasser, und es wurde nun an verschiedenen andern Stellen eingeschlagen. Man grub Trümmer germanischer Urnen untermischt mit verhärteter Asche aus und entdeckte eine Stein-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

Walkenried.

Es lacht der Thalgrund heiter im blühenden Gewand,
Es rieseln klare Bäche durch grünes Ufergland;
Es säuselt, blühet, rauschet, es wallt wie Ambraduft: —
Der Vogel singt im Dickicht und in der blauen Luft.

Und aus des Thales Tiefe erhebt sich trüb' und grau,
Die Mauern hoch und riesig, ein öder Klosterbau,
Und Staunen fasset Jeden, der die Ruinen sieht,
Die hehren Bogentrümmer vom Kloster Walkenried! —

J. Altmann.

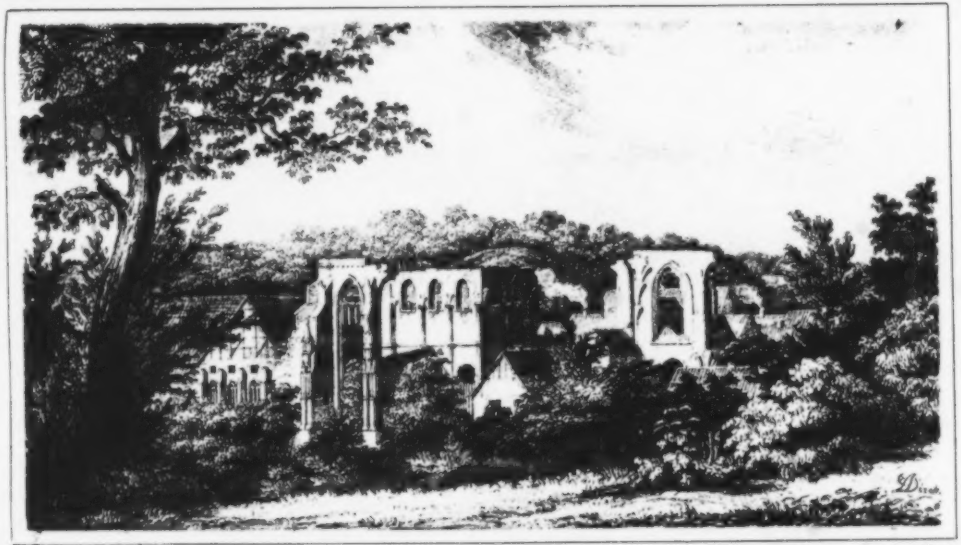
Zu denjenigen Punkten des Harzes, welche es ganz besonders werth sind, von Reisenden besucht zu werden, gehört auch die Gegend, in welcher Walkenried liegt. An der südlichen Seite des Harzes und eine Stunde von Ellrich, liegt dies schöne, friedliche Thal, dessen Schönheit immer neu, immer ergreifend ist, und das eines Jeden Erwartung befriedigen, wo nicht übertreffen wird. Wenn das Reisen, wie schon der merkwürdige Theophrastus Paracelsus sagt, das Lesen eines herrlichen Buches ist, in welchem man die Blätter mit den Füßen umschlägt, so ist hier eine der köstlichsten Seiten dieses Buches aufgeschlagen. — Auf freundlichem Grün hingebreitet, rings von hohen Bergen umschlossen, aus deren Gebüsch da und dort graue Kalkfelsen hervorragen, liegt Walkenried da und seine herrlichen Ruinen verbreiten einen großartigen, ganz ungewöhnlichen Reiz über die Gegend. Hoch, wie ein ehrwürdiges Greisenbild die Enkel, überragt das altergraue Gemäuer die funfzig Häuser des Marktfleckens gleichen Namens, die sich, wie muntre Küchlein um die Mutter, um die gewaltige Ruine schaaren. Nur mit Ehrfurcht naht man sich ihr. Diese Zeugen von der Herrlichkeit deutscher Baukunst, diese gigantischen Mauern, diese Spitzbogen, Pilaren und Kreuzgewölbe von bewunderungswürdiger Erhabenheit machen auf Jeden einen unauslöschlichen Eindruck und ringen ihm das

Vom Gipfel der Disburg gewährt sich dem Auge eine herrliche Aussicht. Das nahe Rhöngebirge mit seinen Basaltkegeln, seiner schroffen Milzeburg, seinem gigantischen Kreuzberg gen Süden und Westen hingebreitet, der entferntere Thüringerwald, von Osten nach Norden seine blaue Bergkette weit hinstreckend, bieten malerische Berggruppen in mannichfacher Abwechselung dar. Die Aussicht in das obere Thal der Werra hemmt die Geba, die, ein gewaltiger Koloß nahe hingelagert, wieder durch die grünen Triften ihrer Hochmatten und das an diese freundlich hingebaute Dörfchen gleichen Namens anzieht, wie durch das weit sichtbare Häuschen ihres Gipfels. Kleine Städte, Dörfer, Burgen und Warten sind auf Höhen und in den Thalgründen verstreut, und ausgedehnte Forste geben durch ihr dunkeles Kolorit dem ganzen Panorama den Reiz einer schönen Mannichfaltigkeit.

Merkwürdig ist noch auf der Disburg ein alter Grenzstein von ungewöhnlicher Größe, in welchem eine schüsselähnliche Vertiefung eingebauen ist, nebst dem Bilde dreier Löffel. Er bezeichnet die Grenzen der S. Weimarischen Aemter Lichtenberg und Kaltennordheim und des S. Meiningenschen früher so genannten Amtes Sand.

Die der Disburg am nächsten liegenden Dörfer sind Aschenhausen, Wolmuthhausen und Oberkatza. Von Wolmuthhausen aus ist sie nicht schwer zu ersteigen, doch führen auch von den andern Orten gebahnte Wege dem Gipfel zu, der die Mühe des Steigens nicht unbelohnt läßt. Es gewährt immer ein hohes Interesse, Hochpunkte zu betreten, die seit vielen Jahrhunderten wichtig und ausgezeichnet waren, und an welche sich Erinnerungen knüpfen lassen an die germanische Völkerfrühe, an der Urzeit Kult und Sitte, wie Betrachtungen über der Zeiten Flug und Wandlung.

Ludwig Bechstein.



Kloster Walkenried.

Geſtändniß ab, daß diejenigen nicht zu viel ſagen, welche dieſe Ruinen „unvergleichlich“ nennen. Schade iſt es aber, daß das jetzige Geſchlecht ſeine armſeligen Wohnungen zu nahe an die majeſtätiſche Ruine geſtellt hat und dadurch der Ueberblick verkümmert und jene ſchmerzlich melancholiſche Stimmung geſchwächt wird, welche jede empfängliche Seele beſcheicht, wenn ihr Mahnungen an die Vergänglichkeit irdiſcher Dinge in irgend einem beſonders in die Sinne fallenden Beiſpiel dargeboten werden.

Seine Entſtehung verdankt das Kloſter einer Gräfin von Clettenberg. Auf der Burg Clettenberg lebte nämlich im Anfange des 12. Jahrhunderts Graf Volkmar mit ſeiner Gemahlin Adelheid, einer Tochter Ludwigs von Lohra. Beide liebten das ſtille, beſchauliche Leben und da ſie, nach dem Begriffe der damaligen Zeit, glaubten: man könne Gott keinen größern Dienſt erweiſen, als wenn man in ein Kloſter ginge oder ein Kloſter baue, ſo begab ſich Volkmar, nachdem ihm Adelheid einen Sohn geboren, in das Benedictinerkloſter Huisburg bei Halberſtadt, und vermachte an daſſelbe 32 Hufen Landes. Zu dieſer Schenkung fügte er noch das Vorwerk Walkenried und deſſen Umgebungen, jedoch unter der Bedingung, daß daſſelbe erſt nach Adelheids Tode, die daſſelbe zum Leibgedinge bekommen hatte, an Huisburg fallen ſolle. Kaum aber hatte Alfried, der damalige Abt zu Huisburg, die Schenkungsacte in Händen, ſo quälte er die Adelheid unaufhörlich, ihm Walkenried abzutreten. Adelheid wollte aber ſelbſt gern ein Kloſter gründen und erſuchte den Alfried: er möchte ihr doch erlauben, zu Walkenried eine Kirche und einige Gebäude aufzuführen. Anfangs hatte der Abt nichts dagegen, nach reiflicherer Ueberlegung aber fand er für gut, ſein Wort wieder zurückzunehmen. Da begab ſich Adelheid nach Goslar zum Kaiſer Lothar III., mit deſſen Gemahlin ſie weitläufig verwandt war, trug ihre Bitte vor und erreichte ihren Zweck unter der Bedingung, den Abt Alfried anderweitig zu entſchädigen. Nun reiſte ſie nach dem Ciſtercienſerkloſter Altenfeld bei Cöln, und brachte von dort Mönche mit, welche ein Kloſter zu bauen anfingen, (jedoch nicht auf der Stelle, wo jetzt Walkenried liegt, ſondern eine Viertelſtunde weiter gegen Mitternacht), und zwar im J. 1127 (cf. Eckstormii Chron. Walk. pag. 10.) nach dem in vielen Meßbüchern gefundenen Verſe:

Anno milleno centum septemque vigeno
Walkrieth exstructur, Christus ubi colitur.

Adelheid gab nicht nur Grund und Boden, der, friedlich und einſam gelegen, ganz für einen Kloſterbau geeignet war, her, ſondern auch ihren Schmuck, ſchaffte mit großen Koſten Reliquien an und that überhaupt Alles, den Bau zu beſchleunigen, um das Kloſter noch vor ihrem Tode einweihen zu ſehen. Sie begehrte für alle ihre Aufopferungen nichts, als daß ſie der guten Werke ihrer Mönche theilhaftig und nach ihrem Tode in die Kloſterkirche begraben werden möchte. Die Grafen von Clettenberg waren deshalb auch meiſtens Schirmvögte des Kloſters, bis ungefähr auf das Jahr 1260, wo der

letzte Graf von Clettenberg ſtarb und die Grafſchaft, ſammt dem Schirmrechte, an Hohenſtein kam. (cf. Eckst. pag. 36.)

Da die Mönche, unter ihrem erſten Abte Heinrich, ſelbſt mit Hand anlegten, ſo ſtand gar bald die Kirche mit den nöthigen Wohngebäuden da und die Stifterin berief nun den Erzbiſchof von Mainz, Adelbert, in deſſen Diöceſe Walkenried lag, das neue Kloſter einzuweihen. Er kam und viele Vornehme, ſowohl weltlichen als geiſtlichen Standes, ſtrömten von allen Seiten herbei, der Feier beizuwohnen. Zehn Jahre nach der Gründung, am 2. Mai 1137, ward die Kirche feierlich eingeweiht, Gott, der Jungfrau Maria und dem heiligen Martin gewidmet und folgende Verwünſchung gegen denjenigen ausgeſprochen, der es wagen würde, dem neuen Kloſter Böſes zuzufügen:

„Wenn Jemand, er ſei wes Standes und Würden er will, meiner Stiftung und dem, was ich von meinem Vermögen aus Andacht Gott, unſerm Herrn Jeſu Chriſto und allen Heiligen gewidmet habe, zu ſchaden ſucht, deſſen Name ſei aus dem Buche des Lebens vertilgt, er ſei allen Plagen unterworfen, mit welchen Gott den Pharao belegte. Verflucht ſei er in ſeiner Wohnung und nie wohne ein Gerechter bei ihm. Gott werfe ihn aus ſeinem Eigenthume und gebe es ſeinen Feinden, ſein Loos ſei das des Judas und ſein Aufenthalt bei Dathan und Abiram; ſeine Aecker werden wie die zu Sodom, und ſein Haus verderbe, wie Gomorra, in Feuer und Schwefel! Verflucht ſei über ihm der Himmel und die Erde unter ihm unfruchtbar. Gott ſende ſeinen Blitz auf ihn und zerſchmettere ihn, Feuer und Schwefel verzehre den Räuber und die Luft ſchicke Legionen Teufel auf ihn herab, ihn zu verderben; er ſei verflucht vom Fuße bis zum Haupte, daß ihn die Würmer mit Geſtank verzehren, und er verſchütte ſeine Eingeweide, wie Judas. Er irre umher wie Kain, ſein Leichnam werde von Vögeln und wilden Thieren verzehrt und Niemand ſei, der ihn begrabe. Verflucht ſeien alle ſeine Werke, verflucht ſei ſein Aus- und Eingang. Sein Tod ſei der Tod eines Hundes und wer ihn begräbt, ſei von der Erde vertilgt. Verflucht ſei die Erde, die ſeinen Leichnam aufnimmt. Er bleibe bei dem Teufel und ſeinen Engeln und wenn er nicht Buße thut, komme er ins ewige Feuer.“ (cf. Joh. Sunder in Hofm. Antiquit. 10. l. 1. c. 12.)

Eben ſo kräftige Segensſprüche wurden über diejenigen ausgeſprochen, welche dem Kloſter freundlich geſinnt waren und ihm Gutes thaten.

Da Walkenried ſehr bald ungemein reich wurde, beſchloſſen die Mönche, ein neues, ſchöneres Kloſter zu bauen. Päpſte und Biſchöfe verhießen denen, die den neuen Bau würden befördern helfen, reichen Ablaß und Befreiung vom Fegefeuer und bald wimmelte es in Walkenried von Menſchen aus der Nähe und Ferne, welche ihre Hände anboten oder Geld brachten.

Der Ruf der Frommen
Weckt Helfer auf;
Man zieht zu Hauf,
Zehntausend kommen.

Zehntausend dann zehn Jahre lang,
Um nur, zur Sühnung ihrer Sünden,
Den Mauerfuß zu Kirch und Gang
In frommer Büßung zu begründen.

Der Jahre rinnen
Noch siebzig fort,
Nun stehn am Ort
Die neuen Zinnen.

Nun näherte sich dieser kostbare Bau, der unter dem 7. Abte, Heinrich II., im J. 1207, weiter südlich, begonnen worden war, seiner Vollendung, die aber doch noch bedeutende Summen forderte. Die Mönche befanden sich in Verlegenheit.

Da kam ein Wagen, schwer von Gold,
Einst plötzlich in den Abendstunden
Mit sieben Rossen angerollt;
Der Fuhrmann aber war verschwunden.

Ueber das Wesen dieses Fuhrmannes herrschen verschiedene Ansichten. Einige meinen: der Himmel habe einen Engel in irdischer Hülle herabgesandt, dem Kloster diese Hülfe zu bringen; Andere aber sagen: es sei ein reicher Bürger von Goslar mit einem von vier Pferden gezogenen Wagen voll Gold vor das Kloster gekommen, habe, um gar nichts wieder mit nach Hause zu nehmen, die Peitsche an den Sattel gesteckt und sei zu Fuße wieder heimgegangen. — Wie dem auch sei. Durch die reichen Geschenke und vielen freiwilligen Arbeiter war ein Kloster emporgestiegen, das zu den schönsten Deutschlands gerechnet werden konnte. Zwei Klosterbrüder, Jordan und Barthold, überaus erfahren in der Baukunst, hatten das Ganze geleitet. Aus schönen, großen Quadern, welche sie mit Erlaubniß der Grafen von Scharzfels und Lauterberg unentgeldlich bei der Rixei holen durften, war zuerst die Kirche beendet worden. Sie war 274 Fuß lang, 117 Fuß breit, und, ohne das Dach, 74 Fuß hoch. Das Ganze ruhte inwendig auf 36 wunderschönen Pfeilern. Ohne das geringste Stück Holz war das ganze Gebäude so herrlich gelungen, daß es in einiger Entfernung aussah, als wäre es aus einem einzigen Steine gebauen. Endlich, nachdem 80 Jahre Tag und Nacht gebaut worden war, stand der herrliche Dom fertig da, nach 80 Jahren endlich strahlten die goldenen Thurmspitzen den Strahl der aufgehenden Sonne zurück, nach 80 Jahren erhoben sich

die Kuppeln des neuen Klosters aus violettem Morgenduft. Froh, diesen Tag erlebt zu haben, schrieb der 14. Abt des Klosters, Hermann, an den Erzbischof von Mainz, die Einweihung zu verrichten. Da dieser aber gerade in Erfurt mit wichtigen Angelegenheiten beschäftigt war, erlaubte er ihm, sich an einen andern zu wenden und die Wahl fiel nun auf den Bischof Siegfried von Hildesheim. Dieser kam im Juli des Jahres 1290 (oder wie Eckstorm annimmt 1294), und weihete es in Gegenwart vieler Bischöfe und Aebte, Grafen und Herren und einer unendlichen Menge Volks zur Ehre des Allerhöchsten, des Herrn Jesu, der Jungfrau Maria und des Bischofs Martin ein. Außerdem wurden viele Capellen gebaut, in deren einer, der Nicolauscapelle, später ein sehr berühmtes, ganz silbernes Marienbild mit dem Kinde stand, welches letztere in seinen vordersten Fingern die zwei Dornen hielt, welche aus der Dornenkrone Christi waren und die Herzog Heinrich der Löwe aus dem gelobten Lande mitgebracht hatte. Dies Bild ließ der 33. Abt Johannes VI., der im J. 1465 zwei Ketzer, einen aus Sachsa und den andern aus Branderode, vor dem Kloster verbrennen ließ, machen und es hatte die Unterschrift:

IN FESTIS MEIS ACCEDENTIBUS ALTARE MEUM
ET ME DEVOTE HONORANTIBUS XII. CARENAE LAXANTUR.

(Nach der Reformation soll Abt Georg I. dies herrliche Bild, welches göttliche Verehrung genoß, haben umschmelzen lassen; was sehr glaublich ist, da dieser „liederliche Geselle," wie er genannt wird, auch aus dem vortrefflich gearbeiteten, silbernen Rauchfasse, das im hohen Chore an einer 37 Ellen langen silbernen Kette hing, einige hundert Speciesthaler schlagen ließ.) — Auch ein Hospital wurde errichtet. Man findet gerühmt, daß Walkenried reichlich Almosen an die Armen gegeben, die Reisenden willig aufgenommen und das Hospital reichlich mit Speise und Trank versehen habe. Mit einer Ringmauer und einem Wassergraben wurde das Kloster erst später (im J. 1323) umgeben.

Zwischen Abt Johann VII. und einem von Mitschefal entstand im J. 1481 eine große Streitigkeit wegen der Jagd. Der von Mitschefal beschloß, sich an den Mönchen zu rächen, und ließ deshalb ein eisernes Halsband mit einem verborgenen Schlosse verfertigen, in dessen innerer Seite Stacheln waren. Der Künstler, welcher es gefertigt, hieß Heinrich Wintzigerod und hatte schon eines dergleichen zum Verderben eines Grafen von Mannsfeld bereitet. Mitschefal lauerte nun im Klosterwalde und es währte auch nicht lange, so kam der Förster, ein Conversus, der nun von Mitschefal ergriffen und mit dem Halsbande geschmückt wurde. Unter schrecklichen Qualen eilte der Unglückliche nach Walkenried. Die Mönche eilten auf sein Geschrei herzu und gaben sich alle Mühe, das Schloß zu lösen, aber vergeblich. Der Hals schwoll und da der Arme weder essen noch trinken konnte, blieb seinen Brüdern nichts weiter übrig, als ihn, nach langem Gebet in der Kirche, in die Klosterschmiede zu führen,

ihn dort nieder knieen und den Kopf auf den Ambos legen zu lassen. Der Schmied schlug nun mit seinem großen Hammer auf das Halsband, wovon es aufsprang. Der Mönch aber war an der Operation gestorben. Seine Brüder trauerten sehr und hingen das Halsband in der Kirche auf. Die Frau des Mitschesal aber gebahr kurze Zeit darauf ein Kind mit einem ganz monströsen Halse, welches am dritten Tage nach der Geburt auch schon wieder, und zwar ungetauft, starb. (cf. Leuckfeld Antiquit. W. P. II. p. 166.)

Walkenried wurde im Laufe der Zeit sehr reich und hatte allenthalben Besitzungen, so wie es auch viele Capellen hatte, z. B. die Margarethencapelle am Dom zu Nordhausen und eine andere auf dem Walkenrieder Hofe daselbst; die Cäciliencapelle in Goslar, die St. Georgencapelle zu Göttingen, die St. Wiprechtskirche zu Allstedt, die St. Andreaskirche zu Günzerode, die Kirchen zu Branderode, Mackenrode, Bodenrode, Nohra, Urbach, Badra, Pfiffel, Straußfurt, Mönchschauen, Brockschauen, Kemnade (später der Mönchhof im Amte Staufenburg), Mechstädt, Othstädt und Herrungen, (diese beiden Orte müssen in der Gegend von Heringen gelegen haben), Numburg, Berbisleben, Neuhof, Hohegeiß, Zorge, Wiede, u. s. w. Ferner Güter zu Immenrode, Lappe, Sengeland, Horne, (diese drei Orte müssen ebenfalls bei Heringen gelegen haben), Windehausen, Niklasrode, Numburg, Pfiffel, Rathsfeld, Thalheim, (Wasserthalleben), Badra, Bodenrode, Fladendorf, Kaldenhusen, (lag bei der Numburg), Rode, Othstädt, Grimderode, Kalenberg, Liebenrode, Hillingsborn (bei Immenrode), Hilligshof, (jetzt: Wiedigshof), Neuhof, Kemnade, Ratherode (bei Herreden), Kinderode, Günzerode, Nohra, Kleinwechsungen, Niedersachswerfen, Urbach, Straußfurt, Roßdorf (bei Göttingen), Schauen, Brockschauen und Westerschauen, Salzgüter in der Stadt Lüneburg, die Mühlen zu Günzerode, beim Riedhofe bei Berrungen, zu Salza, in Himmelreichrode (bei Wechsungen), in Windehausen, bei Neuhof, in Nohra, Fischerei in 365 Teichen und in dem Weißensee bei Weißensee, in der Helme und dem kalten Graben, in der an Forellen reichen Wiede, die sie so leiteten, daß sie diese herrlichen Fische in der Küche fangen konnten, Weinberge zu Thalheim, Greußen, die Mittelhalde und mehrere andere Weinberge in der Umgegend von Würzburg, wo sie einen besondern Weinkeller hielten, viele Holzungen und die ihnen vom Kaiser Heinrich VI. verliehene Freiheit, im Harze nach Belieben Holz fällen und Kohlen brennen lassen zu können, die Holzung am Südnerberge, Mühlenberge und das Heinholz bei Goslar, die vier Berge von der hohen Warte an bis an das heilige-Kreuzholz in dem Goslerwinkel von dem heiligen Born bis an den Kukuksberg, Ulrichsberg, Dornberg u. s. w., Curien und Stiftshöfe zu Nordhausen, Goslar, Göttingen und Osterwiek. Ja, die Mönche von Walkenried konnten nach Rom reisen, ohne daß es ihnen auch nur das Geringste gekostet hätte, indem sie immer, entweder auf ihrem Eigenthume, oder in einem Kloster der Brüderschaft, übernachten konnten. Auch erhielt der Reichthum des Klosters dadurch einen bedeu-

tenden Zuwachs, daß sich viele vornehme und reiche Leute für bedeutende Summen in dasselbe begraben ließen, z. B. außer der Stifterin Adelheid von Clettenberg, deren Leichnam mit großem Gepränge aus dem alten Kloster in das neue gebracht worden war: die Grafen von Clettenberg, von Hohenstein, die Herren von Werthern, von Tettenborn, von Wurmb, von Salza u. s. w.

Und als es nun in seiner schönsten Blüthe stand, als die Mönche Alles besaßen, was ihr Herz begehrte, — da brach der Bauernkrieg aus. — Die armen, gedrückten Landleute sahen wohl, daß die Klöster Alles an sich rissen und sprachen zu einander:

Was ist das vor ein Wesen?
Wir mögen vor den Pfaffen nicht genesen! —

(cf. Luckf. A. W. p. 456.)

Es sammelten sich in der Gegend von Herzberg und Lauterberg, unter zwölf Hauptleuten, ungefähr 800 Mann und zogen auf Walkenried zu. Die Mönche mochten aus dem, was an andern Orten geschehen war, wohl ahnen, was ihnen bevorstand, rafften daher die besten Kleinodien und wichtigsten Papiere zusammen und flohen theils nach Goslar, theils nach Nordhausen. Alle Thüren aber, die so herrlich verziert waren, ließen sie offen und ließen auch die Schlüssel daran stecken, damit die Bauern nicht die Thüren erbrechen und zerstören sollten. — Die Bauern kamen, tranken die vorgefundenen Weine und guten Biere, kochten ihre Mahlzeiten in der großen Braupfanne, warfen die Fenster mit den trefflichsten bunten Glasmalereien ein, zerstörten Oefen und Bilder, warfen die Bücher in den Koth, die Manuscripte ihren Pferden unter und verübten allen Gräuel und Muthwillen.

An der mittägigen Seite des Kreuzganges stand ein großes, metallenes Handbecken, welches ein Klosterbruder, Almante, der früher Hüttenmeister gewesen war, für das Kloster verfertigt hatte. Dies suchten die Bauern mit Hämmern und andern Instrumenten zu zerschlagen; allein alle ihre Mühe war vergebens. Wüthend schleppten sie dasselbe auf den großen Platz zwischen der Kirche und dem Keller, machten ein großes Feuer an und suchten es zu schmelzen; aber auch jetzt trotzte es allen ihren Anstrengungen. Zornig ließen sie nun von ihm ab und wandten sich nach dem Thurme. Die große Glocke auf demselben suchten sie durch unablässiges und heftiges Läuten zu zersprengen; aber auch sie verspottete alle ihre Bemühungen. Ein Zimmermann gab daher den Rath: man solle das Säulenwerk auf dem Thurme rund um abhauen und dann mit großen Ketten und Seilen den Thurm sammt der Glocke herabreißen. Der Zimmermann stieg selbst auf den Thurm, befestigte die Ketten und Seile an der Spitze desselben und hieb das Holzwerk durch; die Bauern aber banden eine von den am Thurmknopfe festgemachten Ketten an eine nicht weit von der Kirche stehende alte Linde, hieben dieselbe an der Wurzel ab, damit sie bei ihrem Falle den Thurm

mit herabzlehen ſolle, ergriffen dann die andern oben am Thurme befeſtigten Seile und Ketten, und riſſen den ganzen Thurm mit ſammt den Glocken, aber auch den Zimmermann mit herab, der, bis zur Unkenntlichkeit zerquetſcht, unter den Trümmern hervorgezogen wurde. Leider hatte der Thurm in ſeinem Falle auch das Dach und die Decke der Kirche ſo beſchädigt, daß gar bald der Regen durchdrang und da keine Reparatur vorgenommen wurde, ſo ſtürzte ſchon wenige Jahre nachher das hohe Chor ein. In dem Vordertheile der Kirche wurde aber dennoch bis 1570 Kirche gehalten, von welcher Zeit an der Gottesdienſt in die Capitelſtube verlegt und die herrliche Kirche ihrem Schickſale überlaſſen wurde.

Die Grafen Heinrich und Ernſt von Hohenſtein eilten ſogleich nach Walkenried und ermahnten die Bauern freundlich, von ihrem Wüthen und Toben abzuſtehen und nach Hauſe zu gehen; aber alle ihre Vorſtellungen waren umſonſt und ſie mußten, um nur ihr Leben zu retten, zum Schein mit den Bauern Gemeinſchaft machen. Bei einer der kriegeriſchen Uebungen, welche dieſe anſtellten, ſagte Hanns Arnold, ein Schäfer aus Bartholfelde, zu dem einen Grafen: „Siehe, Bruder Ernſt, den Krieg kann ich führen, was kannſt Du?“ und als der Graf antwortete: „Ei, Hanns, ſei zufrieden, das Bier iſt noch nicht in dem Faſſe, worin es gähren ſoll!“ wurden die Bauern ſo böſe, daß ſie den Grafen faſt getödtet hätten.

Als es nichts mehr zu verzehren und zu verwüſten gab, zogen ſie am Sonntage Cantate 1525 ab und ſchlugen den Weg nach Frankenhauſen ein, als ſie aber in die Gegend von Heringen kamen und das Schickſal ihrer Brüder in Frankenhauſen vernahmen, verloren ſie plötzlich allen Muth und liefen nach Hauſe. Die Grafen von Hohenſtein ließen die Rädelsführer ſogleich ergreifen und hinrichten bis auf einen Töpfer in Ellrich, der gleich bei ſeiner Zurückkunft den einen Grafen zu Gevatter gebeten. Er wurde zwar begnadigt, jedoch mit der Bedingung, daß er, ſo lange er lebe, die Oefen in Lohra und Clettenberg unentgeldlich im Stande halten ſolle. (cf. Leuckf. A. W. p. 463). Die übrigen Bauern wurden aufgefordert, auf einen beſtimmten Tag, mit einem weißen Stabe in der Hand, auf dem Teichdamme bei Schiedungen zu erſcheinen. Der Graf von Hohenſtein und eine große Menge von Adel waren zugegen und der Graf frug: was er den Bauern für eine Strafe auflegen ſolle? — Sogleich nahm ſein Rath Berend von Tettenborn deſſen Sohn, Dietrich, von den Bauern erſchlagen worden war, das Wort und ſagte: es ſei billig und recht, daß ein Jeder neun Bauern aufſpieße. — Die Uebrigen meinten einſtimmig: man ſolle alle anweſenden Bauern in den großen Schiedunger Teich ſtürzen und erſäufen! — Nur ein Rittmeiſter von Nordhauſen, Balthaſar von Sundhauſen, ſtand auf und ſprach: „Es iſt wahr, daß dieſer elende Haufe den Tod verdient hat; allein wenn ſie um's Leben gebracht werden, wer will dem Herrn Grafen die Dienſte thun und die Länderei beſtellen? Die armen Witwen können ſolches nicht

thun, ich halte davor, man solle ihnen aus Gnade das Leben schenken und sie mit einer Geldstrafe belegen!"

Dieser Rath gefiel dem Grafen sehr wohl und er rief aus: „Sundhausen, Du hast heute geredet, wie ein ehrlicher Mann, Dein Wort soll Ehre haben!" — Die übrigen Adeligen waren aber mit diesem Ausgange des Gerichts so unzufrieden, daß der Graf den von Sundhausen von seinen Dienern nach Nordhausen begleiten lassen mußte. Die Bauern aber gingen froh nach Hause, denn jeder brauchte nur vier Gulden Strafe zu erlegen. (cf. Leuckfeld. A. W. 463. sqq.)

Von den Mönchen, welche geflohen waren, kehrten nur wenige nach Walkenried zurück. Viele nahmen die evangelische Lehre an und wurden Prediger z. B. Joh. Crusius in Ellrich, Fr. Lohle in Sachsa, Nik. Franke in Mackenrode, Joh. Malhaussen in Appenrode, Heinrich Thalheim in Großwechsungen, Martin Duderstadt zu Hergenrode. Nikolaus und Wolfgang Kemnitius ließen sich zu Vicarien in Stolberg bestellen. Diejenigen aber, welche in das Kloster zurückkehrten, lebten in steter Furcht, von Neuem überfallen zu werden, und wagten es kaum, sich in Feld und Wald sehen zu lassen.

Joh. Holtegel, der 1536 Abt wurde, war ein wollüstiger und verschwenderischer Mann, der die ganze Woche in Nordhausen in der Gesellschaft des damaligen Bürgermeisters Michael Meyenberg war, „der ihm im Spiel die Klosterpfennige herrlich abzunehmen wußte und auf seine Kosten mit ihm schmauste und zechte." Nur höchstens des Sonnabends besuchte Holtegel Walkenried, kehrte aber dann schon des Sonntags nach Nordhausen zurück. Er verkaufte ein Klostergut nach dem andern und brachte es mit dem Bürgermeister durch, während seine Mönche oft hungerten, worüber Luther sehr böse wurde und einen derben Brief an Justus Jonas nach Nordhausen ergehen ließ. (cf. Leuckf. A. W. P. II. p. 93 u. 94). Er wollte noch in seinem 70. Jahre heirathen und schickte einen Gesandten an den Kaiser nach Augsburg, um ihm die Erlaubniß dazu auszuwirken. Der Kaiser frug: wie alt der Abt wäre? und als er hörte, daß er schon gegen siebenzig Jahre alt sei, sprach er: „Ei, so behilft er sich auch wohl unbefreiet!" Holtegel starb auch noch in demselben Jahre, nachdem er manche Unannehmlichkeiten ausgestanden. Er neigte sich nemlich zu der neuen Lehre hin und fing 1543 an, mehrere Ceremonieen und abergläubische Gebräuche abzuschaffen. Einige eifrige Mönche aber beschwerten sich darüber beim Kaiser Ferdinand, der dem Grafen Ernst von Hohenstein befahl, keine Religionsveränderung in Walkenried vornehmen zu lassen. Holtegel kehrte sich aber nicht daran, worüber Graf Ernst sehr zornig wurde und über Holtegels Ungehorsam eine Klage an den Kaiser einsandte.

Als Herzog Moritz von Sachsen von diesen Zwistigkeiten hörte, glaubte er Walkenried in seine Hände bekommen zu können und forderte Holtegeln auf, das Stift in seine Hände zu geben. Holtegel verweigerte das. Moritz, böse darüber, citirte den Abt, bei seiner Ungnade, nach Dresden. Dieser war in der größten Verlegenheit.

Da thaten ſich die Grafen von Hohenſtein, Schwarzburg und Stolberg zuſammen und kamen mit Holtegel überein, das Kloſter zu reformiren. Sie beriefen den Prediger an der Blaſiuskirche zu Nordhauſen, Joh. Spangenberg, ſchickten ihn mit ihren Kanzlern und Räthen ins Kloſter und die Woche nach dem Sonntag Oculi wurde, mit Genehmigung des Convents, die evangeliſche Religion eingeführt. Der alte Graf Ernſt von Hohenſtein war allein dagegen, allein er ſtarb bald (1552). Eine große Menge katholiſcher Geiſtlicher holte ihn vom Schloſſe Scharzfels, wo er geſtorben war, ab, um ihn in Walkenried beizuſetzen. Mit Wachslichtern und Kreuzen zogen ſie durch den Wald, verirrten ſich aber, weshalb ſein Sohn, Graf Volkmar Wolfgang, ſagte: „Die Buben haben den Herrn Vater im Leben verführt, nun wollen ſie ihn auch noch im Tode verführen!“ (cf. Eckst. p. 228.)

Da ihm ſeine Söhne Volkmar Wolfgang, Wilhelm, Eberwein und Ernſt im Schirmrechte folgten, ſo ſtand der weitern Ausbreitung der neuen Lehre nichts mehr im Wege. Sie beriefen daher 1556, kurz vor Oſtern, eine Synode nach Walkenried, auf welcher beſchloſſen wurde, die katholiſche Religion in der Grafſchaft ganz abzuſchaffen. Am Palmſonntag wurde in allen Orten der Anfang damit gemacht und das Te deum laudamus unter Glockengeläut geſungen. Noch Jahre lang wurde dieſer Tag in der ganzen Gegend durch Läuten der Glocken gefeiert. Im J. 1557 wurde mit zwölf Knaben eine Schule in W. eröffnet, wozu Joh. Mylius, der bereits unter Neander in Ilefeld Luthers Katechismus in die griechiſche Sprache überſetzt hatte, zum Rector berufen, und im J. 1559, wo ſchon 36 Schüler im Kloſter waren, wurde auch noch ein Conrector angeſtellt, Heinrich Reinicke aus Uthleben, der durch ſeine beſondere Kenntniß der lateiniſchen, griechiſchen und hebräiſchen Sprache die Schule in großes Anſehen brachte. Es wurden nach einander über 1200 Schüler darin unterrichtet, die faſt alle ſpäter anſehnliche Dienſte erhielten. (cf. Eckst. p. 235).

Im J. 1564 entſtanden Streitigkeiten im Kloſter und ein Theil der Mönche rief den Churfürſten Auguſt von Sachſen zu Hülfe. Er kam auch, vertrieb 1565 den Abt mit ſeinen Anhängern aus dem Kloſter, ſetzte einen andern, den Wolfgang Lange, ein und erklärte ſich zum Schirmvogte des Kloſters. Die Grafen von Hohenſtein, zu ſchwach, einem ſolchen Gegner Widerſtand zu leiſten, mußten endlich einen Vergleich eingehen: daß das Kloſter hinfort zwei Schutzherrn, den Churfürſten zu Sachſen als Oberſchutzherrn und dann den Grafen von Hohenſtein haben ſollte. Als ſpäter der Churfürſt von Sachſen mit dem Biſchof von Halberſtadt, Heinrich Julius, Herzog zu Braunſchweig und Lüneburg, einen Ländertauſch machte, kam die Oberſchutzherrſchaft an das Halberſtädtiſche Bisthum. — So blieb es und nach dem Tode des letzten Hohenſtein'ſchen Grafen Ernſt, der am 8. Jul. 1593 in Walkenried ſtarb und begraben ward, wurde deshalb die Grafſchaft Hohenſtein als Halberſtädt'ſches Lehnſtück in Beſitz genommen.

Der letzte Abt von Walkenried hieß Georg Krekte, der nur als Schlußstein der Aebte genannt zu werden verdient. Sein Vater war ebenfalls Mönch in Walkenried gewesen, er hatte aber nach dem Bauernkriege seine Mönchskappe weggeworfen und ein Weib genommen. Er that seinen Sohn wieder in Walkenried auf die Schule, und dieser war so glücklich, obgleich er noch sehr jung war, zum Abte erwählt zu werden. Er trank und spielte nur und der Ilfeldische Abt Mich. Neander (s. dessen Ilfeld. Chron.) schreibt von ihm: „Der lahme, hinkende Schüler war ein alber socius, trug an jeglichen seiner Fingern güldene Ringe, schöne, fuchsene Schauben und Pelze, und schenket einem hier, dem andern dar, war auch auf der Karten also geübet, daß er auf einem Abend ein 40 oder 50 Thaler verspielen kunnte und hatten die Rentmeister, die Hohensteinischen Diener und Räthe eine melkende Kuh täglich an ihm und war von Jedermann gnädiger Herr genennet .... Derselbe hatte kein besser Lob, weil er lebte, denn daß in Küchen und Keller wohlstunde. — Er soff sich zu Tode!" — Dies geschah wirklich und liegt er auf der linken Seite bei dem Altar, wo jetzt das Hohenstein'sche Begräbniß ist, begraben. —

Nun wurde kein Abt wieder gewählt, sondern Graf Ernst von Hohenstein erklärte: er wolle zur Ersparung großer Kosten, die auf die residirenden Aebte verwandt werden müßten, die Administration des Klosters selbst übernehmen, sich außerhalb des Klosters aufhalten und an seiner Statt einen Procurator bestellen, der ihm genaue Rechnung ablegen sollte.

Im J. 1583 hielt er einen Convent im Kloster, worin er die Geistlichen ermahnte, ihren Aemtern gewissenhaft vorzustehen und ihren Gemeinden ein gutes Beispiel zu geben. Auch verordnete er, daß in Zukunft alle Prediger seiner Grafschaft in diesem Kloster ordinirt werden sollten.

Den 8. Jul. 1593 starb er im Kloster und sein Leichnam wurde erst in einen hölzernen und dieser in einen zinnernen Sarg gelegt und den 18. Jul. in der Klosterkirche beigesetzt. Sein Begräbniß ist noch zu sehen und weil er ohne männliche Erben verstarb, so wurde sein gräfliches Wappen, Zügel und Schwert mit ihm begraben. Die Leichenpredigt hielt ihm der damalige Rector und Pastor des Klosters, Magister Heinrich Eckstorm, Verfasser der oft citirten Chronik von Walkenried.

Bereits den 11. Jul. ließ Herzog Heinrich Julius von Braunschweig und Lüneburg, Bischof von Halberstadt, durch seinen Kanzler Dr. Jagemann, von der Herrschaft Lohra und Clettenberg Besitz nehmen und den Convent von Walkenried auffordern, einen Administrator zu wählen. Der Convent bat, der Herzog möge die Administration selbst übernehmen und diese Bitte wurde sehr gnädig aufgenommen. Nach seinem Tode wählten sie seinen Nachfolger, den Herzog Friedrich Ulrich. Kaiser Ferdinand war aber damit sehr unzufrieden, gab die Grafschaft dem Grafen von Thun für 60,000 rhein. Gulden wiederkäuflich und trug Wallenstein auf, denselben mit

Güte oder Gewalt in sein Besitzthum einzuführen. Der Herzog von Braunschweig widersetzte sich zwar, allein umsonst. Auf Wallensteins Befehl mußte der Halberstädt'sche Commandant und Freiherr von der Ehre, Obrist David Becker, in Bleicherode die Stände von ihrem Eide gegen den Herzog von Braunschweig und Lüneburg entbinden und sie für den Grafen von Thun in Eid und Pflicht nehmen. Der damalige Prior von Walkenried, Hildebrand, wollte anfänglich auf diesem Landtage nicht erscheinen und begab sich auf den Klosterhof nach Nordhausen; allein Becker schrieb an den dortigen Rath und befahl ihm im Namen des Kaisers den Prior von Walkenried nach Bleicherode zu schaffen. Nun mußte Hildebrand erscheinen und, ungeachtet seiner Protestation, den Handschlag geben, hinfort den Grafen von Thun als seinen Herrn anzuerkennen.

Im J. 1629 kamen mehrere Commissarien: Caspar von Questenberg, Prämonstratenserabt des bei Prag liegenden Klosters Strohhof und Silo, Barthold Nihusius, Probst zu Althaldensleben (später zu Ilefeld) und Andere, mit Mönchen und Meßpriestern nach Nordhausen in der Absicht, nicht nur in dieser Stadt, sondern auch in der ganzen Grafschaft den Katholicismus wieder einzuführen. Der Prior von Walkenried, Hildebrand, wurde aufgefordert, nach Nordhausen zu kommen. Er erschien mit schwerem Herzen und wurde behandelt wie ein Gefangener, ihm auch angekündigt, daß sein Kloster auf Befehl des Kaisers und auf Begehren des Grafen von Thun den Cistercienermönchen wieder übergeben werden sollte. Der Generalcommissar des Cistercienserordens, Johann Martin Mayer, begab sich mit einer Compagnie Croaten, die Hildebrand gefangen mit sich führten, nach Walkenried und nahm den 20. Jan. 1629 das Kloster in Besitz. Zugleich wurde an den Abt des reichen Cistercienserklosters Kaisersheim in Schwaben geschrieben, Mönche nach Walkenried zu schicken. Hildebrand aber blieb mit Mayers Erlaubniß noch ein halbes Jahr im Kloster, zog dann nach Goslar, später nach Nordhausen und endlich nach Sachsa. Schon nach einigen Wochen kam der Abt von Kaisersheim mit mehreren Mönchen in Walkenried an, ließ die Bilder Luthers und Melanchthons aus der Capitelstube werfen, weihete den Ort auf's Neue und hielt wieder Messe. Den 26. April ernannte er auch in der Kirche einen seiner Mönche, Christoph Kolichen, zum Abte.

Als aber Gustav Adolf nach Deutschland kam, die Kaiserlichen schlug und die von den Katholiken gedrückten Länder und Städte in Schutz nahm, so geriethen die Katholiken in große Furcht, besonders aber diejenigen, welche mit Gewalt die schon reformirt gewesenen Klöster nebst ihren Einkünften in Besitz genommen hatten und Viele verließen ihre Besitzungen wieder, ehe nur Gustav Adolf herankam. Zu diesen gehörte Christoph Kolichen. Als dieser nämlich erfuhr, daß Tilly den 7. Sept. 1631 bei Leipzig von den Schweden geschlagen sei und durch Thüringen und das Halberstädtsche verfolgt werde, ergriff er mit seinen Mönchen die Flucht, nahm aber den kostbaren und überaus schönen Altar aus der Kirche mit sich und

brachte ihn nach Prag, wo er noch heute als etwas ganz Vorzügliches gezeigt wird. Es finden sich folgende Worte daran:

Praeclarissimum hoc opus perfectum est procurante Johanne Piper, Priore officiosissimo, lectore insuper promptissimo et Hansone Paphon quasi Apelle altero pingente. M.CCCC.XCIX.

Nun erschien Hildebrand wieder von der Sachse mit den noch übrigen alten evangelischen Klosterbedienten; die völlige Einnahme geschah jedoch erst am Weihnachtsfeste 1631. Lange blieb es aber unruhig und noch im Jahr 1637 plünderten es die Kaiserlichen, so daß der Abt sammt den Klosterbedienten nach dem Klosterhofe zu Nordhausen flüchten und daselbst bis auf ruhigere Zeiten bleiben mußte.

Nach dem im Osnabrücker Reichsfrieden befindlichen Artikel: es solle Alles, sowohl in geistlichen als in weltlichen Dingen, so werden, wie es am 1. Januar 1624 gewesen sei, wurde Walkenried evangelisch und kam auch wieder in die Hände der Herzöge von Braunschweig. Der Herzog Christian Ludwig ließ gelehrte Männer berufen und Schüler aufnehmen. Er hat den Ruhm, alle Einkünfte nur zu des Stiftes Bestem verwandt zu haben.

Der letzte Rector von Walkenried war M. Joh. Moring (von 1659 — 68.) Dieser begab sich, da die Schule ganz einging, mit den übrigen Lehrern nach Braunschweig und es wurde ein Prediger statt seiner verordnet. Jetzt ist eine Superintendentur in Walkenried.

Seit jener Zeit steht das Kloster öde und verlassen da und wurde zu der herrlichen Ruine, die wir noch mit Staunen und Bewunderung betrachten. Die drei schönsten Fragmente, welche man noch sieht, sind die Reste der Kirche, welche, wie schon gesagt ist, 274 Fuß lang, 117 F. breit und 74 F. hoch war. Da die beiden Enden derselben noch stehen, so kann man sich von der Richtigkeit dieser Angaben überzeugen. Vieles mußte, weil es den Einsturz drohte, abgebrochen werden und die schönen Quadern sind weithin, selbst bis nach Cassel verführt, das Schloß und das Hospital in Walkenried, die Jacobikirche in Nordhausen, die Garnisonkirche in Blankenburg, die Kirchen in den Dörfern Wosleben, Steine, Gudersleben, Mackenrode u. s. w. sind von ihnen erbaut worden, und dennoch sind so bedeutende Reste übrig geblieben. — Will man den düstern Kreuzgang mit seinen zahllosen Monumenten, die Kirche und andere Merkwürdigkeiten beschauen, so wende man sich an den Herrn Cantor Quarisch, der mit der Geschichte Walkenrieds wohlvertraut ist und sich ein Vergnügen daraus macht, Reisende umherzuführen. Zuerst wird man in den vollständig erhaltenen Kreuzgang geführt, der gewiß einen jeden Freund altdeutscher Baukunst entzücken wird. Einen besondern Eindruck macht es, wenn man ihn des Abends besucht, wenn „Luna, die Königin der Nacht, die Führerin der Sterne," über dem Walde emporsteigt und durch ihr magisches Licht den ohnehin schon gewaltigen Effect um ein Bedeutendes vermehrt. Die

tiefste Stille herrscht dann rings umher, das blasse Licht des Mondes glänzt geisterhaft durch die Bogenfenster und wandelt in kühlen Schauern, im Geleit von Schatten, mit dem Schimmer der Verklärung leise an den grauen Mauern hin.

Die Mauern der verödeten Abtei
Entragen schauerlich im Mondenlicht
Dem wildernden Gesträuch, das ohne Scheu
Sich um die öden Fensterhöhlen flicht.

Und längs dem finstern Kreuzgang hingereiht,
Stehn Grabesmähler, von Gesträuch umbebt,
In deren Nähe der Vergangenheit
Gebild' erstehn und Geisterhäuseln schwebt.

Aus dem Kreuzgange tritt man in die jetzige Kirche Walkenrieds, welche sonst die Capitelstube war. Sie ist nicht sehr groß, enthält aber manches Merkwürdige. Zuerst fällt eine Rittergestalt in die Augen, welche unsern des Altars mit gefaltenen Händen kniet. Sie stellt den Herzog Ernst den Jüngern von Braunschweig vor, der hier begraben liegt. Ein anderes Monument ist das des letzten Hohensteiner's, auf dem man Folgendes liest:

D. O. M. S.

Generoso Domino, Domino Ernesto ex illustri et perantiqua Comitum Honsteinensium prosapia oriundo, Domino in Lora & Clettenberg, Phrontisterii hujus administratori fidelissimo, majorum famam pietatis & omnium heroicarum Virtutum studio exornanti, de subditis, cum in vivis esset, optime merenti, vitae vero cursum vera fide in Christum Jesum finienti, inclyta Domina, Domina Agne ex illustri Comitum Ebersteinensium familia prognata, Domina in Neugarten & Massau, marito desideratissimo, cum quo in hoc mundo conjunctissime vixit annum unum dies viginti, eheu quam breve tempus! in altero autem coram Christo in contubernio Sanctorum cum ipso victura innumeras annorum myriades, hoc monumentum pii amoris & gratae memoriae testimonium hic prope quietis locum suo aere posuit anno salutis humanae cIↃ. IↃ. cII.

Viator, quisquis es, parumper siste gradum, et quam nihil uspiam in rebus humanis stabile sit, ipse tecum perpende; inclytus hic Comes Ernestus, qui inter majores quam plurimos generosissimos Heroas, inter avias autem non paucas principum, Ducum & Electorum gnatas numerare potuit, omne id, quod ex illustri Familia & accepit, & ipse generavit, Spiritum Deo creatori & Redemptori, corpus autem terrae matri commendando, vix 31 annorum spacio in mortali hac vita decurso, postremus laudatissimae suae Familiae, huc deposuit, unicam Filiolam virginem Erdmutam Julianam (Dorothea enim Elisabetha mox parentis obitum secuta est)

solius honoratissimi paterni nominis, & avitae pietatis haeredem post se relinquens. Usque adeo verum est, quod sapientissimus Regum scripsit: Generatio una praeterit, generatio alia emergit. Sed immortalis gratia sit Christo Jesu Servatori, qui solius sanguinis sui merito sempiternam perennitatem nobis acquisivit, in qua infinitis seculorum seculis Ipsum celebraturi sumus, Amen, sit memoria justi in benedictione.*)

Auf seinem Grabsteine befinden sich folgende Worte:

Der Wohlgebohrne und Edle Herr, Herr Ernst, Graffe von Hohnstein, des Nahmens und Stammes der Letzte, Herr zu Lara und Clettenberg, Administrator des Stiffts Walckenreden, ist Anno Domini M.D.LXII. den XXIV. Febr. frühe zwischen 1 und 2 Uhr zu Clettenberg gebohren, und Anno Domini M.D.XCIII. den VIII. Julii frühe um II Uhr seines Alters also XXXI Jahr IV Monath, XXII Tage, zu Walckenreden in Gott seelig entschlaffen, dessen Seele Gott gnade, Liegt allhier begraben. Sap. 3. Der gerechten Seelen sind in Gottes Hand.

Ein an der Wand hängendes, in Holz geschnittenes Bild, die Auferstehung Jesu, ist meisterhaft. Besonders ist der eine Krieger recht brav gearbeitet. Die künstlich geschnitzte Kanzel soll ein gefangener Schäfer verfertigt haben, der dadurch seine Freiheit wieder erhielt. An den Wänden sind noch dieselben Sitze, deren sich die Mönche bedienten, und auf denen sie halb saßen, halb standen, was, besonders nach dem Essen, der Verdauung sehr zuträglich war.

Gleich neben dieser Kirche führt eine Treppe empor. Gleich unten an den ersten Stufen stehen mehrere in Stein gehauene Figuren, von denen die eine die Stifterin des Klosters, Adelheid von Clettenberg, vorstellt. — Man erzählt von ihr dieselbe Sage, welche Körner in dem Gedichte „Der Kynast" besungen hat.

Adelheid habe nämlich einen ganz absonderlichen Widerwillen gegen das Heirathen gehabt und von jedem, der um sie angehalten, verlangt, daß er dreimal die Ringmauer der Burg Lohra umreiten solle. Viele hätten einen Versuch gemacht, das Wagstück zu vollbringen, wären aber zerschmettert in die Tiefe gestürzt. Später habe sie darüber, daß sie die Ursach von dem Tode so vieler, wackerer Männer geworden, die heftigsten Gewissensbisse empfunden und das Kloster Walkenried gestiftet, um Vergebung ihrer Sünden zu erhalten. —

Es fehlt aber dieser Geschichte an jedem gültigen Zeugnisse.

Einige Stufen höher auf dieser Treppe wurde einst ein Graf Otto von Hohenstein ermordet. — Als nämlich im J. 1323 der 18. Abt Johannes starb, wünschten die Grafen von Hohenstein, daß ihr Bruder Otto, der schon lange Mönch in Walkenried war, zum Abte gewählt würde, allein der Convent wählte einen andern, den

*) Als Inschrift eines Monumentes glaubten wir die Ursprache unverändert stehen lassen zu müssen, obgleich wir außerdem Einschaltungen in fremden Sprachen zu vermeiden suchen. Anm. d. Redaction.

Conrad II. von Duderſtadt. Die Grafen hielten ſich für beſchimpft und ſuchten die Güter, welche ihre Vorfahren dem Stifte geſchenkt hatten, einzuziehen. Conrad aber reiſte ſogleich nach Rom und bewirkte, daß alle Grafen von Hohenſtein mit ihren Freunden und Dienern bis ins vierte Glied verflucht und in den Bann gethan wurden. (cf. Eckst. Chr. W. pag. 130). Die Grafen erſchraken nicht wenig, während die Mönche frohlockten und in ihrem Uebermuthe ſo weit gingen, den zum Abte vorgeſchlagenen Grafen Otto auf dieſer Treppe zu überfallen und mörderiſcher Weiſe zu erwürgen.

Noch einige Stufen höher wird die Lutherfalle gezeigt, wo, wie allgemein erzählt wird, der große Reformator von den tückiſchen Mönchen in die Tiefe geſtürzt werden ſollte, welcher ſcheusliche Plan jedoch durch ein voranlaufendes Hündchen, welches in den Abgrund ſank, verrathen wurde. Auf jeden Fall iſt dieſe Erzählung bloß Legende, denn es iſt wahrſcheinlich, daß Luther nie nach Walkenried gekommen. Der Name rührt, wie ſchon Länchen (Wappen des Grafenhauſes zu Stolberg p. 41) vermuthet, wahrſcheinlich vom Abte Luderus (1309 — 17) her.

Die Torturkammer und der Landchartenſaal, die noch gezeigt werden, ſind der Beſichtigung nicht werth, eben ſo wenig wie der Zauberſaal, auf dem ſich eine courieuse Geſchichte zugetragen haben ſoll, welche Henning Behrens in ſeiner Hercynia curiosa p. 193. erzählt.

Es iſt einſtmals an gedachten Orte von den Knaben zur Luſt ein Leichen geleget worden, um zu verſuchen, wer unter ihnen darüber und am weiteſten ſpringen könne, indem nun ſolches geſchieht, trägt es ſich zu, daß ein Knabe, ſo, dem Bericht nach, von Ellrich ſoll bürtig geweſen und mit Namen Damius geheißen, darüber auf einen gewiſſen Platz ſpringet, und nicht wieder davon kommen kann, es mögen denſelben auch die mitſpielenden Knaben reißen und zerren, wie ſie wollen, dieſerwegen zeigen etliche derſelben ſolches dem Rector an, welcher denn kömmt und den Knaben noch unbeweglich antrifft, kann ihm aber ſo wenig als die Knaben helfen, es fällt ihm aber bei, daß ſolches von einer zauberiſchen Beſchwörung herrühren müſſe, und ſagt dem Knaben: er ſolle fleißig um ſich ſchauen, ob er etwa eine Schrift oder ein Zeichen erblicken könne, welches der Knabe thut, und wird über ſich einen Cirkel gewahr, ſiehet auch an der ſteinernen Wand nach Oſten eine griechiſche Schrift, gegen Süden aber etliche Charaktere ſtehen, welches er theils herleſen, theils beſchreiben muß, woraus der Rector verſteht, daß in der Mauer ein Schatz verborgen ſei, und derjenige, welcher zu der Zeit, da ſolches geſchehen, mit ſeinen Füßen den auf die Erden gemachten Punkt berühren würde, die Schrift ſehen, und das Verborgene offenbaren ſolle. Sobald der Rector dieſes verſtehet, wird der Knabe wieder los, und gehet aus dem beſchwornen Cirkel heraus, wohin er will. Hierauf zeiget der Rector ſolches an, da denn nach deſſen Anweiſung geſuchet, und ein ſteinern Geſchirr mit Gelde eingemauert gefunden wird. Solches Geld ſoll ſehr dünnes Schlages, auch ſo groß als ein Ortsthaler geweſen ſein, und hat man daſſelbe hernach mit dem Geſchirre Herzog Chriſtian Ludewigen, chriſt-

mildester Gedächtniß nach Zelle übersendet. Der Ort, wo solcher Schatz gestanden, wird noch diese Stunde denen Curiosis gezeiget, und ist ein viereckigtes auf gedachtem Saale in die Mauer gemachtes Loch, welches mit Steinen so wohl gefüget ist, daß man solches mit andern Steinen künstlich hat zuschieben, und mit Kalk überstreichen können. Ob aber das in diesem Loche gefundene und mit Geld angefüllete Geschirr ein Topf oder, wie einige wollen, ein Kästlein gewesen, muß man dahin gestellet sein lassen, zumalen da solches nichts zur Sache thut. Auf diesem Zaubersaale ist Anno 1687 Herr D. Weitz, Hochfürstl. Sächs. Rath, Leib-Medicus und Bürgemeister in Gotha mit einigen andern gegangen, um daselbst aus Curiosität die Metallruthe zu gebrauchen, da sie denn nicht weit von gedachtem Loche starke Züge der Ruthe angemerket, haben aber wegen großen Schreckens, so ihnen allen ankommen, ablassen müssen, denn es am hellen Tage etwas dunkel um sie geworden, und obgleich keiner den andern feig gemachet, sind sie doch alle erblasset gewesen, derowegen sie sich bald wieder in Sicherheit gerettet, allwo sie einander fast gleichförmig erzählet, daß jedem gewesen, als wäre ein Wind durch ihn hingegangen, und sie mit den Haaren bis an die Decke gezogen worden, wie solches Herr Samuel Reiherus I. C. und Mathematum Professor zu Kiel in Holstein in seiner Dissertatione Juridico-Philosophica de nummis quibusdam ex Chymico metallo factis Cap. 36. §. 20. p. 135. seq. aus Herrn D. Weitzens Epistel angeführet.

Man glaubt allgemein, daß außer diesem Schatze hier von den Mönchen unter gewissen Beschwörungen noch mehrere eingemauert seien. Selbst von Seiten der Regierung wurden vor ungefähr 15 Jahren Nachgrabungen veranstaltet, die aber nicht den mindesten Erfolg hatten. Auch erzählt man sich, daß die Figuren oben an den Pfeilern und der Decke des Kreuzganges eine gewisse, geheime Bedeutung hätten. Oft sind Mönche erschienen, die sie lange und aufmerksam betrachteten und noch jetzt erscheint zuweilen

Ein alter Mönch in den Trümmern
Und schreitet durch's hohe Portal,
Im Frühling, im wärmenden Sommer,
Und werden die Blätter fahl.

Er nickt mit den hohlen Augen,
Und zählt mit ragendem Stab
Dreimal, bedächtigen Ganges,
Die Pfeiler, hinauf und hinab.

Nie hat er Antwort gegeben,
Nie eine Frage gethan,
Und nimmer sieht man ihn gehen,
Und nimmer sieht man ihn nahn!

E. Duval.

8

Der Großvater.

Lith. v. Arnz & Co. in Düsseldorf

Die Teufelsmauer

mit der sie betreffenden Sage,

und

Die Gegensteine

mit dem dazu gehörenden Mährchen.

Die Teufelsmauer.

In der Nähe von Blankenburg erhebt sich ein schmaler Bergzug, Heidelberg genannt, welcher sich bis nach dem Dörfchen Timmenrode südostwärts, dann in die südliche Gegend von Quedlinburg zieht und ohnweit Ballenstädt im Anhaltischen nach und nach verliert. — Auf diesem schmalen Rücken steigen in vielen Unterbrechungen wunderbar und grotesk gestaltete Quadersandsteinmassen, mit vielen sandigen Eisenadern und mit Klüften voll Thon und Farbenerde durchzogen, theils kahl und nackt, theis mit Moos und Strauchwerk bedeckt, empor. Wie absichtlich von Menschenhänden zusammengefügt, erheben sich diese Gestaltungen hier als schroffe Klippen hoch auf, senken sich dort durchklüftet und zertheilt nieder, verkriechen sich dann unter dem mit zersplitterten unordentlich umhergeworfenen Steinbrocken bedeckten Boden, tauchen diesseit Nienstädt in der Nähe der Bode wieder auf, weisen den Lauf des Flusses in einem Bogen und bleiben mit Unterbrechungen in einer Ausdehnung von mehr als zwei deutschen Meilen sichtbar. — Zwar finden sich in andern Gegenden ähnliche Naturerscheinungen, aber kaum irgendwo in einer so beträchtlichen Ausdehnung und in solchen merkwürdigen Formationen; und es ist daher nicht zu verwundern, wenn sich dem Beschauer und Forscher Vermuthungen und Folgerungen der verschiedensten Art über die Entstehung dieser seltenen Erscheinung aufdrängen; wenn sie bald den entgegenstrebenden Elementen zugeschrieben, nämlich entweder für Ueberbleibsel überflutender Wasserströmungen, oder für Spuren vulkanischer Revolutionen gehalten wird; wenn selbst kundige Gelehrte früherer Zeit, sie für einen Bau riesenhafter Urvölker erklärten, und wenn der sich so gern zum Wunderbaren neigende Volksglaube das, was er sich nicht natürlich erklären konnte und was ihm grauenhaft vorkam, für ein Werk des Teufels hielt, ihm einen der Phantasie dunkler Vorzeit entsprechenden Zweck unterlegte und sich so folgende Fabel bildete:

Der Teufel, — so lautet die Sage — faßte den Entschluß, seine Herrschaft über die Erde mit Gott zu theilen; — um nun die Grenze dieser beiden Gebiete genügend zu bezeichnen, zugleich aber auch um den Verkündern und Verbreitern der Lehre Jesu, den Zugang in seinen Theil durch ein unübersteigliches Bollwerk zu verwehren, begann er mit über- oder vielmehr unterirdischer Zauberkraft, den Bau einer kolossalen Mauer; die überwiegende Allmacht des Weltenschöpfers aber, von welchem Satan abgefallen war, zertrümmerte mit ihren Wetterstralen stets das in finstern Nächten aufgeführte Werk des Höllenfürsten, so daß er endlich von seinem Vorhaben abging und die Trümmern seines verunglückten Beginnens theils stehen ließ, theils in Wuth über seine Ohnmacht, umher schleuderte. —

Dies ist die Sage, wie sie noch heute im Munde des Volkes lebt, und wie sie uns, wenn wir uns in den Geist jener Zeit, in welcher sie entstanden sein mag, versetzen können, als ziemlich folgerecht erscheinen muß; die Sage, von welcher dieser Bergzug den noch heute stattfindenden Namen der Teufelsmauer erhalten hat. Was die ausschweifende neuere Phantasie noch für gut finden mag dieser Sage als Zusatz beizufügen, als z. B. eine mit Haaren herbeigezogene Zusammenstellung mit der großen chinesischen Mauer; — lassen wir dahin gestellt sein; es entbehrt jene Weihe, welche die seit Jahrhunderten auf Generationen fortgeerbte Sage besitzt, sie mag dem aufgeklärten Kritiker so ungereimt erscheinen als sie will; und neue Erfindungen dieser Art, dürften schwerlich Glück machen. Eben so wenig können wir die hier und da aufgestellte Angabe verbürgen, daß in den Höhlen unter der Teufelsmauer das Vehmgericht sein heimliches Wesen getrieben habe, was man durch einige aufgefundene Gegenstände belegen will, die man für Werkzeuge hält, deren sich bei jenen Schreckensgerichten Freigrafen und Schöppen bedient haben sollen. Dieser Gegenstand dürfte übrigens mit den sich ohnweit Blankenburg an die Teufelsmauer anlehnenden Ruinen der Kucksburg in Verbindung stehen, und was darüber zu ermitteln ist, in diesen für sich bestehenden Artikel gehören.

Nicht allein das Anschauen der Teufelsmauer von unten, ist in den vorerwähnten Beziehungen als höchst interessant zu empfehlen, auch das Besteigen derselben auf mehreren zugänglichen Punkten ist als reich lohnend anzurathen. — Der Blick wird hier vom Erstaunen gefesselt über die aufeinander gethürmten Felsenblöcke, welche den herrlichsten Vorgrund zu den reizenden, weit ausgebreiteten Landschaften bilden, die man von diesen Punkten aus übersieht. — Der höchste dieser Punkte, der sogenannte Großvater ohnweit Blankenburg kann ebenfalls bestiegen werden und ist mit einem eisernen Geländer umgeben. (Siehe die Abbildung). Hier feiern die Bewohner Blankenburgs und der Umgegend seit Jahrhunderten alljährlich am ersten Pfingsttage ein Volksfest, das, wenn wir auch seine Entstehung nicht nachweisen können, doch der Bemerkung werth ist. — Es versammeln sich nämlich in der Frühe des genannten Tages Hunderte von allen Ständen und von jedem Alter hier um die

Sonne des heiligen Pfingstfestes feierlich zu begrüßen, welche schöne Feier das Blankenburger Schülerchor mit seinem wohltönenden Gesang in der Regel erhöht. — Zwar mag wohl im Laufe der Zeit, auch dieses erhebende Fest viel an seinem ursprünglichen gewiß frommen Charakter verloren haben und durch Beimischung mancher profanen Beziehungen, gleich mancher andern guten alten Gewohnheit, eine andere minder geistigerhebende Gestalt angenommen haben; es bleibt jedoch eine lobenswerthe und erfreuliche Volksthümlichkeit, deren Wiedererhebung auf den frühern würdigen Standpunkt, ja nur von einer der Sache entsprechenden Leitung abhängen kann. — Reicher geschmückt, als von dem Großvater aus, zeigt sich die Gegend auf einem andern Punkte, dem Ziegenkopf, nicht weit von dem Ersteren, und nur wenige hundert Schritte von dem Fahrweg nach Elbingerode entfernt. Auf dem Ziegenkopf will man Spuren eines erloschenen Vulkans gefunden haben; der Berg ist Grünstein, der allerdings zu den Gebirgsarten gehört, welche ihre Entstehung feurigen Einwirkungen verdanken.

Die Natur hat unsere Harzfelsen und auch unsere Teufelsmauer nicht von ihren wunderbaren Spielen ausgeschlossen, welche zum großen Theil allerdings auf eine ziemlich lebhafte Phantasie des Beschauers berechnet sind. — So macht man z. B. auf einen Felsenvorsprung an der Festung Königstein in Sachsen aufmerksam, welcher das Profil des Königs von Polen, August des Starken darstellen soll und deshalb die Königsnase heißt; — und so hat man in den schottischen Bergen die natürlichen Büsten von Pitt und Wellington entdeckt. — An der Teufelsmauer unweit Timmenrode wird dem Reisenden der Ludwigsfelsen gezeigt, der seinen Namen von der frappanten Aehnlichkeit mit dem Profil des Königs von Frankreich Ludwig XVIII.*) hat, welche man an ihm wahrnehmen will und welche von dem berühmten Zeichner Roßmäsler zuerst entdeckt worden sein soll. — Besonders interessant wird dieser Umstand dadurch, weil Ludwig XVIII. von den Unruhen in Frankreich vertrieben, sich längere Zeit, unter dem Schutze des Herzogs von Braunschweig, in einem unscheinbaren Bürgerhause in Blankenburg aufhielt.

Die Sage des Harzes beschäftiget sich ausgezeichnet viel mit dem Teufel, indem sie ihm, außer der Teufelsmauer, eine Brücke, einen Kessel, ein Bad, ja sogar eine Kanzel zueignet, wovon am passenden Orte die Rede sein soll, und man möchte beinahe in die Versuchung kommen, der Abendzeitung beizustimmen, welche (vom 13. November 1838) auf die Frage: „welche Gegend wahrscheinlich sogar der Teufel für die schönste gehalten habe," antwortet: „Die zwischen Blankenburg am Harze und dem Brocken, denn keine zeigt so viele Spuren von seiner früheren Absicht seine Residenz darin aufzuschlagen, als sie. Auf der einen Seite Blankenburgs stehen ja

*) Nach andern Angaben, als der hier zum Grunde liegenden, soll es das Conterfei Ludwig XVI. darstellen. Der Verfasser hat beide Monarchen nicht lebend gesehen, kann also über die Richtigkeit nicht entscheiden.

ihre Grundmauern noch, auf der andern hatte er sich einen Kessel und ein Bad eingerichtet und auf dem Blocksberg selbst sich gar eine Kanzel erhöht."

Mag nun aber dem Allen sein wie ihm will, die Teufelsmauer würde, selbst wenn sie einen andern Namen und ihr die Sage nicht eine so grauenhafte Charakteristik gegeben hätte, eine der merkwürdigsten Eigenthümlichkeiten des Harzes bleiben und die aufmerksame Beachtung jedes Harzbesuchers verdienen.

Nirgends anders, als bei der Beschreibung der Teufelsmauer, dürfte die Erwähnung einer Naturmerkwürdigkeit so passend sein, welche streng genommen noch zu der Teufelsmauer gehört und so zu sagen ihren Schlußstein bildet; es sind dies die sogenannten

Gegensteine,

nördlich von Ballenstädt nicht weit von dem Wege nach Quedlinburg, nahe bei der Fasanerie Zehling, deren Name von einem hier noch im 14. Jahrhundert vorhanden gewesenen Dorfe herrührt. — In der Ferne schon erblickt man zwei riesig und ungeheuer aus der schönen Ebene empor steigende dunkle Massen und weiß sich nicht zu deuten, was man sieht; ob die Natur diese Kolosse, Producte ihrer Allgewalt, als Zeichen ihrer Größe dahinstellte, oder ob es die Trümmern eines Titanenbaues sind, mit welchen die Wogen der Sündfluth ihr zerstörendes Spiel trieben. — Je näher man aber kommt, desto mehr wird man überrascht, denn man erkennt, daß es zwei einzeln stehende Felsen oder Bruchstücke einer Felsenwand sind, welche sich von einer mäßigen Anhöhe mehr als achtzig Fuß hoch erheben, deren einer jedoch beträchtlich höher liegt als der andere. — Der am niedrigsten liegende dieser Felsen gibt, wenn man nach seiner Mittagsseite spricht, in starkem Echo Alles zurück und heißt daher „der laute." Der höher liegende besaß diese Eigenschaft früher gar nicht, und heißt von daher noch jetzt „der stumme", obgleich er, wahrscheinlich seit Wegräumung von Gesträuch und Abtragung einer Erhöhung, auch eine wiederholende Stimme, jedoch nicht in dem hohen Grade wie sein Bruder, von sich gibt. Bis auf die Spitze des Letzteren führt seit 1817 eine Treppe und es bietet sich auf derselben dem Auge ein Panorama dar, welches besonders in der Morgenbeleuchtung überaus reizend ist. —

Ueber nichts sind die chronistischen Notizen mangelhafter, als über die Entstehung der Naturmerkwürdigkeiten, denn der große Weltenbaumeister bedarf keines Buches, in welchem er seine Wunderwerke verzeichnet; und wenn er ein solches bedürfte, so hält er es in seinem Heiligthum verschlossen, bis in welches das sterbliche Auge nicht zu dringen vermag, und daher bleibt der Erdensohn über den Inhalt desselben nur an die Vermuthung, an die Vorstellung von der Wahrscheinlichkeit verwiesen. Daher sei es auch ferne, der Entstehung und Umwandelung der Gegensteine bis zu ihrer jetzigen Gestalt nachspüren zu wollen. Aber der Hang zum Wunderbaren

und Mährchenhaften iſt zu mächtig und war es beſonders in früheren Zeiten, die dem Geiſte keine befriedigenden Reſultate ſeiner Forſchungen boten, als daß ſich nicht auch an den Gegenſteinen die geſchäftige Sage hätte verſuchen ſollen und ich will dem geehrten Leſer daher nicht vorenthalten, was noch heutiges Tages, als Uebertragung von Urvätern und Müttern, die Bewohner der Umgegend ſich von den Gegenſteinen erzählen und den Reiſenden, welche nur irgend einige Wißbegier zeigen, mit wichtiger Miene, als ob ſie es ſelbſt erlebt hätten, mittheilen:

Zu jener Zeit, als noch dichter undurchdringlicher Wald die Gegend bedeckte, welche man jetzt als lachende, mit Erndtefegen geſchmückte Ebene ſieht, wo in den Thälern Sümpfe und Moräſte lagen und die Höhen von wilden Thieren wimmelten, noch kein Weg und Steg war, auf welchem ein menſchlicher Fuß wandeln konnte, da trieben auf der Stelle, wo jetzt die beiden Felſen herausragen, die man die Gegenſteine nennt, böſe Geiſter ihr Weſen. Aus der Ferne ſahe man es, wie ſie zur Nachtzeit, beſonders in der Mitternachtſtunde, bald wie feurige Kugeln, bald wie hüpfende Flämmchen erſchienen, mit Zeterſtimmen ſchrieen und tobten, oder reizende Töne hören ließen, damit die Menſchen anzulocken und zu verderben. Viele, die ihrer ſpotteten, auf keine Warnung hörten und das Treiben der Unholde in der Nähe ſehen wollten, ſich auch wohl gar bis zu der Erſcheinung durch das Dickicht drängten, kamen nicht zurück. Sie wurden von den böſen Geiſtern durch die Lüfte geführt, man hörte ihr Wimmern und fand ſie Meilenweit von der Höhe herabgeſchleudert, t[illegible] zur Erde liegen. — Nur wer ein Gott geheiligtes Leben führte, reines Herzens, fromm und gläubig unſrem Herrn und Heiland eigen war, dem konnten die Böſen nichts anhaben.

Da ritt ein Ackersmann aus dem damals kleinen Dörfchen Ballenſtedt, früh vor Sonnenaufgang aus, um in der Stiftskirche zu Quedlinburg, welche die Kaiſerin Mathilde kaum erſt geſtiftet hatte, ſein Gebet zu verrichten und Abſolution zu holen, denn in Ballenſtedt war damals noch weder Kirche noch Pater. In frommen Gedanken und daher ohne Furcht, ritt er langſam vor ſich hin; es überfiel ihn aber eine unwiderſtehliche Müdigkeit, und er ſchlief ein. — Der Gaul, der keine lenkende Hand mehr am Zügel fühlte, ging vom Wege ab, ſich Gräſes zu ſuchen, blieb ſtehen und fraß. Da erwachte der Bauersmann. Er rieb ſich verwundert die Augen, denn er ſahe ſich in einer ganz unbekannten Gegend, im dunklen Dickicht, ohne Weg und Steg; rings um ihn her thürmten ſich hohe Felſen auf, die ihn beinahe einſchloſſen; — er hörte Waſſer brauſen und unter ſich ein tobendes Geräuſch, im Vordergrund aber gähnte ihn eine tiefe Höhle an.

Der Ackersmann hatte von alle dem nie etwas gehört und kannte eine ſolche wilde Gegend in der Nähe ſeines Wohnortes nicht; er meinte durch Zauberei in ein fernes Land verſetzt zu ſein. Beſorgt ſchauete er vom Gaule herab Alles an und überzeugte ſich endlich, daß er nicht träume, denn die Sonne glänzte über der ſchauerlichen Ge-

gend und der Gaul graſete munter fort. — Wohl kam ihm der Gedanke bei, daß er ſich in dem Bereich böſer Geiſter befinde, und eiskalt lief es ihm über den Rücken hinab; doch hatte er auch nicht den Muth umzukehren, denn er fürchtete die Unholde möchten ihn verfolgen; — er befand ſich daher in einer peinlichen Lage, denn hier verweilen durfte er ja auch nicht. — Indeſſen verlor ſich alles unheimliche Geräuſch und Toben, es ward ruhig um ihn her, munter flatterten die Vöglein der Sonne entgegen und kein Zeichen von Unſicherheit und Gefahr war bald mehr vorhanden. — Da faßte der Ackersmann Zuverſicht und Vertrauen, blickte ohne Scheu umher und beſah Alles genau, wobei er ſich vornahm, am andern Tage mit Weib und Kindern an dieſelbe Stelle zu gehen und ſie zu überzeugen, daß es Lügen wären, wenn die Leute ſprächen, es ſei hier nicht geheuer.

Aber, was dort in der finſtern Höhle wohl ſein möge? — das mochte er doch auch gern noch wiſſen, und es entſtand ein Kampf zwiſchen der Neugierde und Furcht in ihm; doch die erſtere trug den Sieg davon. — Ach! ich wage es! — rief er aus, ſprang vom Gaul, band ihn an einen Baum und ſchlich leiſen Trittes, als ob es niemand hören ſollte, über die umherliegenden Felsbrocken nach der Höhle. Endlich ſtand er am Ziele, bog ſich vorwärts und blickte mit langem Halſe in den Schlund. — Jeſus, Marie und Joſeph! ſchrie er auf, indem er die Hände über dem Kopf zuſammenſchlug — was ſehen meine Augen! — und was ſahen ſie! — Mitten in der Höhle eine große Braupfanne voll lauter Goldſtücke, wie eine inwendige Hand, ſo groß. Darauf lag eine ſilberne, glänzende, viereckige Tafel mit rothfeurigen karfunkelnden Steinen eingefaßt und Buchſtaben und Zahlen in der Mitte von großen Granaten; daneben lehnte eine nagelneue Fuhrmannspeitſche und auf der andern Seite lag — ein grimmig großer ſchwarzer Bullenbeiſer mit glühend feurigen Augen, die hin und her rollten. — Mit verſchränkten Armen ſtand der Ackersmann wohl zehn Minuten vor dem überſchwenglich großen Schatze, ſinnend, was zu thun ſei; denn der grimmige Wächter ſtöße ihm zu viel Reſpect ein und er hatte auch nicht einmal etwas in ſeinen Taſchen, womit er ihn vielleicht hätte beſchwichtigen können. — Endlich rief er, ſich ein Herz faſſend, aus: ich verſuche es, ich wage es; ich will mir ja nicht viel nehmen; aber die ſchöne Peitſche, die muß ich auch mit haben. Beherzt ſchritt er nun vorwärts in die Höhle, jedoch unverwandten Auges nach dem ſchwarzen Wächter blickend, ob er ſich nicht rühre. — Er ſchritt immer weiter vor, — der Schwarze rührte ſich nicht; — er kam bis an den Rand der Braupfanne, — er rührte ſich nicht; — er bog ſich über den Rand, hob die Hand zum Zugreifen — und immer blieb er ruhig. Nun griff er mit beiden Händen in die goldenen Thaler, füllte die Taſchen und ſprang mit zwei Sätzen wieder herauf an den Rand der Höhle.

Hier ſank er ermattet von Angſt und Freude nieder. Aber kaum hatte er ſich erholt, da leerte er die Taſchen und überzählte die Thaler und im Entzücken über den unerwarteten Reichthum überließ er ſich den ausſchweifendſten Träumen einer beglückenden Zukunft. —

Da wieherte ſein Roß und ſcharrte mit dem Fuße. — Geduld alter Gaul! rief der Ackersmann, ich komme gleich; erſt muß ich mir nur noch die neue Peitſche holen, die ich vorhin vergeſſen. — Und wieder ſtieg er ohne alle Beſorgniß vor dem ſchwarzen Wächter, der ganz ruhig blieb, hinab in die Höhle, ergriff die Peitſche und wollte ſchon umkehren, — da fiel ſein Blick noch einmal auf die goldenen Thaler; und er konnte nicht widerſtehen, griff ein- und zweimal hinein mit voller Fauſt und barg die Beute in der Taſche. Da erhob ſich langſam der ſchwarze Wächter und fletſchte knurrend die ſcharfen Zähne; aber Jakob fürchtete ihn nicht mehr, ſondern dachte: „knurre du nur, aller guten Dinge müſſen drei ſein, ich nehme noch eine Hand voll. — Aber wie er den dritten Griff thun wollte, da ſprühten die Augen des Thieres ſengende Feuerſtrahlen, ein fürchterliches Geheul und Getöſe, ein Brauſen und Stürmen, Blitzen, Donnern und Krachen entſtand. Die Erde erbebte, die Felſen umher ſtürzten zuſammen, die Bäume brachen nieder, Sturzbäche rauſchten hervor, der Himmel umhüllte ſich mit Nacht und Flammen ſtiegen hoch empor aus der Tiefe.

Zwar wußte der Landmann nicht, wie er aus der Höhle gekommen war, aber ſo viel Beſinnung behielt er doch, um zu ſehen, wie der Gott ſei bei uns unter gräßlichem Getümmel und Feuerregen, in rieſiger Geſtalt, in der einen Kralle die Braupfanne mit den Goldſtücken, in der andern die glänzende Tafel haltend, aus der Höhle heraufſtieg, umgeben von tauſend kleinen Teufelsgeſtalten, und wie Alles umher verſchwand und verſank, und nur zwei Felsſtücke einzeln ſtehen blieben; wie ſich das Teufelscorps hohnlachend in die Luft ſchwang nach dem am tiefſten liegenden, von den beiden Felſen, (dem lauten) ihn mit einem Fußtritt ſpaltete, in die Oeffnung hinabfuhr, aus welcher ſtinkender Schwefeldampf heraufſtieg, ſie ſich dann wieder ſchloß, und nur im Innern des Felſen, die Goldthaler klingend, wie von Stufe zu Stufe immer tiefer hinabſtürzten, dann Alles wieder ruhig ward, ſich der Himmel klärte, die Sonne leuchtete und der Gaul immer ungeduldiger ſcharrte.

Der Bauersmann zitterte und bebte, würde jedoch gern Alles für einen Traum gehalten haben, wenn ihn nicht die Peitſche in ſeiner Hand vom Gegentheil überzeugt hätte; und in den Taſchen fühlte er ja auch das Gewicht der Goldſtücke. Er wollte aufſtehen, aber die Laſt in den Taſchen zog ihn wieder nieder. Hoch erfreut über die Größe des eroberten Schatzes, griff er in die Taſche; — doch was brachte er hervor? — für jedes Goldſtück einen doppelt ſo großen Kieſelſtein, und nichts als lauter Kieſelſteine, nicht einen einzigen Thaler. — Da ſtarrte er mit gefalteten Händen auf den Kieſelſteinhaufen, wimmerte und zitterte vor Schmerz und Jammer über das ſelbſt bereitete Geſchick. Weinend ſetzte er ſich auf den Gaul, von dem er zu Hauſe ermattet ſank, ſich niederlegte und nicht wieder aufſtand, denn nach zwei Wochen deckte die Erde ſeinen Sarg.

Seitdem dieſes paſſirt iſt, ſoll nun der Gott ſei bei uns im lauten Gegenſteine ſitzen, bei ſeinem Golde, der Vorübergehenden durch Nachäffen ihrer Töne und Nachſprechen ihrer Worte ſpotten,

damit die ruhigen Wanderer schrecken, und wer ihn koppt, zu viel auf den Felsen einspricht und lacht, den soll er mit Steinen werfen.

Doch würde diese Sage höchst unvollkommen sein, wenn nicht auch der Möglichkeit darin gedacht wäre, den bösen Geist zu bannen und den Schatz zu heben; diese nun ist in folgender Erzählung enthalten:

Einst zog ein ehrwürdiger Pater des Weges ohnweit der Gegensteine, der hörte von dem Geisterspuk, an welchen er anfänglich nicht glauben wollte; — er ließ sich vor dem Felsen auf die Kniee nieder, schlug drei Kreuze und betete laut zu Gott, daß er diesem Spuk des Höllenfürsten ein Ende machen möge. — Da rief der Böse keines der Worte des frommen Mannes zurück, aber ein leises Geflüster wie von Engelsstimmen erhob sich und gestaltete sich zu folgenden Worten: „Wenn eine Jungfrau, auf den Wogen des Weltmeeres geboren, keusch und rein wie die Morgenröthe, in der Mitternachtsstunde am Tage aller Heiligen vor dem Felsen erscheint, knieend, mit aufgehobener Rechten, dreimal ihren ganzen Namen mit lauter Stimme gegen den Felsen ausruft und dann den Höchsten bittet, den Zauber zu lösen und das Ungethüm im Felsen zu vernichten, so wird der Felsen niedersinken, der Goldschatz heraufsteigen, der Jungfrau Eigenthum sein und der Geisterspuk auf ewig weichen."

Der Mittheiler dieser Erzählung, fügte die Bemerkung hinzu: „Es werde sich wohl schwerlich ein Mägdlein zu diesem Lösungswerk finden; denn gesetzt auch es gäbe eines, geboren auf dem Wasser und so keusch und rein wie die Morgenröthe, was Beides unter die Seltenheiten zu rechnen sein dürfte, so würde es ihm doch ohne Zweifel an Muth fehlen, sich in stürmischer, düstrer Novembernacht allein an diesen schaurigen Ort zu begeben. — Es wird daher mit der Sache wohl beim Alten bleiben, bis es dem, der sie so gestaltete wie sie ist, gefällt, darüber anderweitig zu bestimmen."

Und so wird ohne Zweifel der geehrte Leser mit mir auch denken, den Sinn, der in dem Mährchen von den Gegensteinen, so wie in den meisten der alten Sagen und Legenden, verborgen liegt, aber gewiß ohne weitere Erklärung herausfinden und nach Gebühr würdigen.

Friedrich von Sydow.

Kloſter Worbis.

Der Stifter des Kloſter Worbis, welches in der kleinen, auf dem preußiſchen Untereichsfelde liegenden Land- und Kreisſtadt Worbis, auch Stadtworbis genannt, 3 Meilen von Mühlhauſen und 2 Meilen öſtlich von Heiligenſtadt entfernt, in einer kahlen, ringsum von Bergen eingeſchloſſenen Gegend gelegen iſt, war Friedrich Graf von Beichlingen. Auf welche Weiſe die Grafſchaft Lohra, welcher auch Worbis einverleibt war, nach dem Abſterben dieſes gräflichen Hauſes an das Geſchlecht der Grafen von Beichlingen kam, läßt ſich aus Mangel an Urkunden gegenwärtig nicht mehr ermitteln. Gewiß aber bleibt es, daß in den erſten dreißiger Jahren des dreizehnten Jahrhunderts die Herrſchaft Lohra, mit dem Marktflecken Worbis ein Beſitzthum der Grafen von Beichlingen wurde. Als nun die in der Nähe liegenden Ciſtercienſerklöſter Büren und Annrode ein neues Kloſter ihres Ordens zu gründen beſchloſſen, war es Friedrich, der ſich in einer Urkunde, vom Jahre 1311 als den älteren Grafen von Beichlingen und Herrn von Rotenburg bezeichnet, welcher dem Vorhaben jener Kloſtervereine willigen Vorſchub leiſtete. Er betrachtete es als eine fromme Pflicht, die Errichtung dieſes Kloſters zu übernehmen, und der ewigen Belohnung für dieſes gottſelige Vorhaben gewiß, zu ſeinem eigenen, wie zu ſeiner Vorfahren und Nachkommen Segen — wie es in der Urkunde ausdrücklich heißt — geſtattete er zunächſt die Anlegung des Kloſters in ſeiner Stadt Marktworbis. Doch den Ehrennamen Stifter und Gönner des neuerrichteten Kloſters, welchen er ſelbſt ſeinen Söhnen Friedrich und Gerhard ſpäter beilegt, hätte er ohne Anmaßung von ſich nicht geltend machen können, hätte er nicht den Aufbau des Kloſters anderweitig kräftig unterſtützt. So verlieh er vor Allem einen Bauplatz in der Nähe der St. Peterskirche, und ſchenkte, das Kloſter herzuſtellen und zu erhalten, eine in der Nähe der Peterskirche gelegene Mühle mit einer Hufe Landes, die Waldung Lyndelo und das Gut Rittisbach. Zugleich gab er der neuen Stiftung die Peterskirche ſelbſt nebſt den dazu gehörigen Kapellen des heiligen Nicolaus und der heiligen Brigida zum Eigenthume, mit der Befugniß, Patronatsrechte über jene Kirche auszuüben; ſo wie denn Friedrichs Willen gemäß das Kloſter

aller vor den übrigen Klöstern des Cistercienserordens genossenen Vorrechte und Privilegien ungetheilt genießen, den zeitlichen Vorstehern desselben auch das Recht zustehen sollte, alle im Gebiete des Klosters ergriffene Verbrecher zum Tode zu verurtheilen und dergl. Nehmen wir zu dem Allen hinzu, wie auch das Kloster Amrode, von welchem der erste Impuls zur Gründung eines neuen Klosters zu Worbis ausgegangen war, sein Vorhaben nach Kräften auszuführen strebte, wie unter Andern der damalige Probst desselben, Johann, von den drei Gebrüdern von Sibeleben, die ihnen zugehörige, in der Nähe der Peterskirche unbebaute Stätte Behufs des neuen Baues für 1½ Mark feines Silber käuflich an sich brachte, so darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn das Werk selbst in der Kürze der Ausführung nahe kam und vollendet wurde. Zwar wird auch hier der Mangel an Nachrichten fühlbar, indem von den nähern Umständen des Baues gegenwartig nichts Näheres zu ermitteln ist; jedoch bleibt so viel ausgemacht, daß er in den Jahren 1311 — 1320 wirklich zu Stande gekommen war, da in dem zuletzt erwähnten Jahre ein Vergleich zwischen den Konventen des Klosters zu Worbis und zu Amrode abgeschlossen wurde. Jene Anzahl Jungfrauen nämlich, welche von letztgenanntem Kloster unter der Aebtissin Bertradis, Priorin Helmburgis und unter dem Propste Thymo nach Worbis gegangen waren, um eine neue geistliche Colonie daselbst zu gründen, mochten erst nach mannichfachen Versprechungen sich entschlossen haben, ihren zeitherigen Wohnsitz zu vertauschen. Mit den gemachten Versprechungen hatte es aber bisher sein Bewenden gehabt; während die Lage der Nonnen in einem kaum gegründeten, nicht eben reichlich ausgestatteten Kloster, keineswegs von der Art war, auf die ihnen früher gemachten Versprechungen Verzicht zu leisten, auf deren Erfüllung sie dagegen jetzt nachdrücklich drangen. So kam denn der bereits erwähnte Vergleich zwischen beiden Klöstern zu Stande, in welchem das Kloster Worbis gegen eine jährlich überwiesene Rente von 6 Pfund Mühlhäusischen Pfennigen und gegen das Versprechen einer Lieferung von 25 Schafen und 2 Pferden feierlich und mit Zustimmung der Grafen von Beichlingen aller übrigen Ansprüche auf Amrode sich begab, zugleich mit der Erklärung, sich von jetzt an als eigenes, selbstständig bestehendes Kloster betrachten zu wollen, dem mit jenem fernerhin nichts gemeinschaftlich sein sollte, als das Gebet und die geistlichen Fürbitten. Der damals herrschende Sinn und Eifer für eine vermeintliche Religiosität kam jedoch auch der neuen Klosterwelt in Worbis trefflich zu Statten, und wir sehen, wie in der Kürze von verschiedenen Seiten für das Fortbestehen des Klosters gesorgt wurde. Zu den Besitzungen desselben kam auch ein in Thüringen gelegenes Gut Kleinmehler, und ein anderes Sachsenthal genannt, welche insgesammt aber im Vergleich mit mehreren in der Nähe sich befindenden, reichlich ausgestatteten Klöstern nur gering waren. Die innere Entwickelung des Klosters dagegen war die gewöhnliche, und was an die Spitze aller klösterlichen Einrichtungen als eine durch die Geschichte leider nur allzu bekräftigte Wahrheit ge-

ſtellt werden könnte, daß auf die Zeit des Lebens und Eifers, zu welchem der erkünſtelte Reiz der Neuheit antrieb, nur zu ſchnell Erſchlaffung, Lauigkeit und andere damit in Verbindung ſtehende Verirrungen folgten, ereignete ſich auch hier. Wie gut demnach auch die Bemühungen des Erzbiſchof Dietrich von Mainz waren, in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts dem herrſchenden Verderben durch eine Art Reformation Einhalt zu thun, ſo konnten ſie doch, wofern ſie nicht den eigentlichen Kern des Uebels kräftig trafen, den drohenden Untergang nicht abwenden, da dieſer wie ein verhaltenes Gift auch von andern Seiten an dem Kloſterkörper mächtig zehrte. Die ökonomiſchen Verhältniſſe des Kloſters hatten ſich nämlich von Jahr zu Jahr immer mehr verſchlechtert und im Jahre 1521 war es bereits dahin gekommen, daß der Kloſterverein von dem Erzbiſchof von Mainz, Albert, in einem demüthigen Schreiben die Erlaubniß erbat, welche ihm auch bewilligt wurde — Allmoſen zu ſammeln. Wie viel nun auch von dieſer traurigen Verfaſſung auf andere, außer der Gewalt des Ordens liegende Umſtände fallen mochte, jedenfalls trug er durch unzweckmäßige Benutzung vorhandener Hülfsquellen und durch ſeine ſchlechte Verwaltung einen großen, wenn nicht den größten Theil der Schuld. Da trat die verhängnißvolle Cataſtrophe durch den Bauernkrieg ein, in welchem auch Worbis nicht verſchont blieb. Das wüthende Heer der Bauern, nachdem es geplündert hatte, wie es Zeit und Gelegenheit geſtattete, verwüſtete die Wohngebäude und die Kirche des Kloſters, ſteckte die Trümmern in Brand und verwandelte das Ganze in Schutt und Aſche. Es blieb bei dem Wunſche, das Kloſter von Neuem herzuſtellen, da einmal dem Kloſter ſelbſt alle Mittel dazu fehlten, und da fürs Andere der herrſchende Geiſt jener gährungsvollen Zeit eine Richtung genommen hatte, welche ſolche und ähnliche Unternehmungen mehr hindern als fördern konnte. So mußte ſich denn der Erzbiſchof von Mainz entſchließen, das Ciſtercienſerkloſter für aufgehoben zu erklären, und es geſchah dieſes im Jahre 1540 unter der Priorin Margaretha Thukkers. Von den Kloſtergütern wurde ein verſchiedener Gebrauch gemacht, theils und vor Allem zu Bezahlung der gemachten Schulden, theils zur Dotirung eines Geiſtlichen an der früheren Nicolauscapelle des Kloſters, welche nun zur Pfarrkirche wurde. Einen nicht unbedeutenden Theil derſelben beſtimmte Churfürſt Daniel im Jahre 1580 zur Gründung eines Jeſuitencollegiums in Heiligenſtadt und der Reſt derſelben wurde den anliegenden Bewohnern in Erbzins gegeben. — Das Kloſter ſollte aber in Worbis, wenn gleich unter veränderter Geſtalt, noch einmal aufleben, und es trug dazu vor Allem der fühlbare Mangel an Prieſtern in dem mühſamen Geſchäfte der Seelſorge bei, welchem der Erzbiſchof Johann Philipp abhelfen zu müſſen glaubte. Der heilige Franz von Padua hatte nun vor Allem der von ihm geſtifteten kloſterlichen Geſellſchaft die Beſtimmung gegeben, durch religiöſe Belehrung auf das Volk zu wirken, und ſo war denn der Orden der Franziskaner gerade derjenige, welcher hier in ſeiner urſprünglichen Wirkſamkeit thätig ſein konnte. Das frühere Ciſtercien-

ser-Nonnenkloſter wurde ſonach zum Franziskanerkloſter. Zwar hatte der eben erwähnte Erzbiſchof Johann Philipp anfangs nicht die Abſicht, das Franziskanerkloſter nach Worbis zu verlegen, indem die von ihm herbeigerufenen Franziskaner im Jahre 1666 ihren Wohnſitz zunächſt in Dingelſtädt nahmen, doch traten manche jetzt unbekannte Umſtände ein, welche ſeinen Entſchluß änderten, und es räthlich machten, denſelben Worbis zum Aufenthalte anzuweiſen. Hier wohnten ſie zunächſt zerſtreut in der Stadt, errichteten eine Kapelle zum heiligen Antonius, woher der Name ihres Kloſters: Antoniusreſidenz, bis ein im Jahre 1669 am 19. März in Limburg gehaltenes Generalcapitel die neue Verbindung unter Matthias Rütten zum Guardianat erhob. Nach nicht zehn Jahren war ſchon der Kirchenbau vollendet, ſo daß am 4. Auguſt 1678 durch den Weihbiſchof Voluſius die Kirche mit dem hohen Altare zu Ehren des heiligen Antonius von Padua eingeweiht werden konnte. Die jetzige Geſtalt derſelben, ein ſteinernes Gewölbe ohne Pfeiler, rührt jedoch erſt aus ſpätern Zeiten her und ſie iſt mit den 5 Altären und der Kanzel das Werk eines gewiſſen Hyacinth Wiegand aus den Jahren 1765 — 1779. Kehren wir nun ſchließlich noch einmal zu unſern Franziskanern zurück, ſo bietet deren fernere Geſchichte wenig Merkwürdiges dar. Sie ſollen thätig in ihrem Berufe geweſen ſein, weshalb auch die von ihnen geleiſtete Unterſtützung oftmals nachgeſucht und das Verlangen rege wurde, ihre Zahl, die ſich bisher auf 18 beſchränkt hatte, nach Verlauf der erſten zehn Jahre zu vermehren. Unter ihren Gönnern verdient der vormalige Statthalter im Eichsfelde Domprobſt zu Mainz Graf von Elz einer dankbaren Erwähnung. Die neueſten Ereigniſſe im Gefolge der franzöſiſchen Revolution bewirkten zunächſt das Verbot der Aufnahme von Novizen; die ältern Franziskaner ſtarben allmählig weg, und mit dem Jahre 1824 hörte das kloſterliche Beiſammenleben gänzlich auf. Das Kloſtergebäude, welches in dem verhängnißvollen letzten Kriege oftmals zum Lazarethe gebraucht wurde, ſtand ſeit jener Zeit unbenutzt da. Erſt in neueſter Zeit wurde ihm eine andere zweckmäßige Beſtimmung gegeben, indem die auf dem Eichsfelde nur zu häufig vorkommende Erſcheinung junger rüſtiger Bettler beſondere Maßregeln nothwendig zu machen ſchien. So wurde es denn im Jahre 1838 zu einem Zwangs-Arbeitshauſe eingerichtet und beſteht die Anſtalt gegenwärtig unter der thätigen Leitung des Rittmeiſters Herrn von Rothmaler. Zwar ſcheiterte der Wunſch für den evangeliſchen Theil der in dieſer Anſtalt zu beſſernden Individuen die frühere Kloſterkirche zu einem Gottesdienſte eingeräumt zu ſehen, da zeither in Worbis nur ein katholiſcher Gottesdienſt beſtand; — doch wurde, um dem Mangel abzuhelfen, ein geräumiges Local der Anſtalt für dieſen Zweck zum Betſale eingerichtet, zu deſſen einfacher, einer chriſtlichen Gottesverehrung angemeſſener Ausſchmückung, ſowohl der evangeliſche Theil der Stadt, als auch Preußens frommer König willfährig die Hand bot.

A. Kegel.

Die Cattenburg.

Versetzen wir uns in jene graue Vorzeit, wo Thüringen ein Feld voller Sümpfe war und kein Sonnenstrahl den dicht verwachsenen Hain erhellte und durchwärmte, so finden wir in einem versteckten Winkel und in undurchdringlicher Waldung eine Burg der alten Catten, die sich mit den Hermunduren um den Salzquell von Frankenhausen stritten. Da, wo das gypsige, reichliches Salz mit sich führende Gebirge etwa eine halbe Stunde abendwärts von Frankenhausen, eine Einbiegung macht, gleichsam eine Bucht bildet, da liegt, fast getrennt vom Gebirg und nur morgenwärts durch eine Erdzunge mit ihm zusammenhängend, der Hügel, welcher eine Burg der alten Catten trug. Nichts ist aber davon noch übrig, als blos dieser Hügel, dessen Gipfel geebnet und zu einem Garten vorgerichtet worden.

Man hat nur eine beschränkte Aussicht von der Höhe der Cattenburg; etwa nur eine halbe Stunde weit nach Süden, wo die dort vorbeiziehende Hainlede den Gesichtskreis schließt und die Oeffnung der Bucht, worin die Cattenburg liegt, gleichsam sperrt. Aber doch war diese Burg an einer frequenten Straße gelegen — an der Straße vom Thüringer Walde nach dem Harze; welche späterhin als Poststraße von Weißensee nach Stolberg gebraucht wurde, jetzt aber nicht mehr gangbar ist. Und wer wollte wohl daran zweifeln, daß die Catten, auf ihren Nomadenzügen, sich solcher Straßen nicht auch bedient haben sollten? — Fand auch kein Verkehr, kein Handel und Wandel statt, so mußte doch leichte Verbindung unter den verschiedenen Gauen, in welche das Land getheilt war, statt finden. — Die Catten übten so gut den Ackerbau wie den Krieg; freilich mag das Feld wohl nicht so begattet worden sein, wie wir jetzt unsere Fluren erblicken; aber der Krieg war ihr Element. Sie werden uns als ein kluges und tapferes Volk geschildert, das den römischen Waffen immer furchtbar war. Ihre Kleidung war ein Thierfell — Milch, Käse und Wildpret waren ihre Nahrung. Niemand hatte Eigenthum — sie lebten, Einer für Alle, und Alle für Einen. Das Land war in Gaue abgetheilt, von welchen ein jeder 1000 Mann jährlich ins Feld stellen mußte, während die Anderen den Acker zu

bearbeiten hatten; der Jagd und Fischerei oblagen. Ein jeder Gau hatte seinen Heerführer, Herzog, der auch das Eigenthum unter die verschiedenen Familien vertheilte.

Die alten Deutschen überhaupt waren entweder Küstenbewohner oder Bewohner des Binnenlandes (Hermionen). Die Catten gehörten zu den Hermionen, und bewohnten das Land zwischen dem Main und der Lahn, dehnten sich aber bis an die Saale und Unstruth aus. Hessen ist das eigentliche Land der Catten, welches durch die Hassi bevölkert worden ist, die aber mit den Catten (Catti) ein und dasselbe Volk ausmachen sollen. Von den Hermunduren wurden sie dorthin verdrängt, die sich darauf in Thüringen behaupteten.

Uebrigens ermangeln über die Cattenburg alle geschichtliche Nachrichten; denn vielleicht schon vor der christlichen Zeitrechnung, in den Kämpfen der Deutschen mit den Römern — in den darauffolgenden Kämpfen der germanischen Völker unter sich selbst, erstand die Burg, um eben so schnell wieder zu verschwinden. Drusus, welcher in Germanien bis an die Elbe vordrang, verband sich mit den Catten gegen die Cherusker, und legte mehrere Festungen in ihrem Lande an. Es wahr ungefähr im Jahr 9 vor Christus. Durch diese Verbindung wurden die Catten groß und mächtig; zumal die vorher mit den Cheruskern im Bunde gestandenen Völker sich mit ihnen vereinigten. Sie führten daher mit den Cheruskern und Hermunduren viele und blutige Kriege, mußten aber zuletzt doch unterliegen.

Ob Drusus nicht auch die Cattenburg gegründet? Nero Claudius Drusus, Sohn des Tiberius Nero und der Livia, römischer Prätor und Heerführer, zuletzt Consul, unternahm drei Züge um die Germanen zu bekämpfen und unter das römische Joch zu beugen, legte mehrere Festen im Lande der Germanen an; unter andern an der Weser und im Lande der Catten. Warum könnte man ihm nicht auch die Erbauung der Cattenburg zuschreiben?

W. G. Bleichrodt.

Die Kunitzburg.

In dem romantiſchen Saalthal, ungefähr eine Stunde von Jena entfernt, erheben ſich auf der hohen Stirn des Gleisberges, der ſeinen Fuß in die Saale ſtreckt, die Ruinen der Kunitzburg, ſo genannt von dem unten liegenden Dorfe Kunitz, im Mittelalter jedoch Gleisburg oder Glitzburg geheißen. Die noch erhaltenen Ueberreſte laſſen auf den Umfang ſchließen, den ſie ehemals hatte. An dem ſchroffen Felſenabhang erhebt ſich noch eine hohe Mauer mit zwei Fenſteröffnungen, die eine durch mannigfache Abwechſelung reizende Ausſicht auf einen großen Theil des Saalthales gewähren, auf den Strom, der daſſelbe in vielfachen Krümmungen durchſchlängelt, und auf die rings umher liegenden fruchtbaren Aecker, Obſtgärten und Rebenhügel. Ueber die der Kunitzburg gegenüber liegende Bergkette, die ſich am Landgrafenberge thalabwärts zieht, und auf deren Höhen den 14. October 1806 die für Preußen und ganz Deutſchland unglückliche Schlacht bei Jena geliefert ward, blickt man von der Kunitzburg an einigen Stellen mehrere Stunden weit hinaus. Etwa hundert Schritte hinter den Trümmern jener alten Bergfeſte findet man noch in dichtem Gebüſch Spuren des halb verſchütteten Schloßbrunnens. Nicht weit davon ſtand noch vor einigen Jahren ein kleines ländliches Haus, aus neuerer Zeit herrührend und im Jahre 1811 von einer ſchwediſchen Gräfin erbaut, die aus unbekannten Urſachen ſich jenen einſamen Zufluchtsort gewählt, doch ſeit längerer Zeit ihn bereits wieder verlaſſen.

Die Erbauung der Kunitzburg fällt wahrſcheinlich ins zehnte, wo nicht ins neunte Jahrhundert. Wahrſcheinlich war ſie anfangs das Eigenthum irgend eines deutſchen Kaiſers oder Königs, und einzelnen Commandanten oder Vögten übergeben, die ſie nachher für ſich ſelbſt in Beſitz nahmen, und alsdann den Geſchlechtsnamen davon entlehnten. Alte Urkunden erwähnen die Beſitzer der Burg bald als Grafen, bald als Herren von Glitzberg (Comites oder Domini de Glitzberg). Es läßt ſich daher nicht genau beſtimmen, ob ſie zum höhern oder niedern Adel gehörten. Von den älteſten Burgbeſitzern möchte man faſt Letzteres annehmen.

Nach der gewöhnlichen Meinung soll die Kunitzburg zu den Bergfesten gehört haben, welche Kaiser Rudolph, weil sie in Raubschlösser ausgeartet, im Jahr 1290 zerstören ließ. Die Burg scheint jedoch nur als ein kaiserliches Reichslehn eingezogen worden zu sein, und vielleicht wurden nur die äußern Befestigungswerke, nicht das Schloß selbst, niedergerissen. Wenigstens erscheint es, nach zuverlässigen Angaben, unter Rudolphs nächsten Nachfolgern als stark befestigt. So empfing es im Jahr 1327 der Vogt Reuß von Plauen von dem deutschen Kaiser Ludwig dem Vierten als erbliches Besitzthum, laut einer Urkunde und einem Lehnsbriefe, die noch beide in den Archiven des fürstlichen Hauses Reuß zu Greiz aufbewahrt worden. So viel ist gewiß, daß Reuß von Plauen damals nicht nur die Burg selbst, sondern auch den dazu gehörenden Bezirk, und folglich die meisten in der Nähe liegenden Orte zum Geschenk erhalten. Auch die mit diesem Besitze verbundene Gerichtsbarkeit scheint ihm eingeräumt worden zu sein. Wenigstens findet sich in einer noch vorhandenen Urkunde die Angabe, daß Reuß von Plauen, als es 1343 der Michaeliskirche in Jena gewisse Jahreszinsen in Klein-Kunitz abtrat, die in jenen Zinsgütern ihm zustehende Gerechtsame sich ausdrücklich vorbehalten.

Seit jener Zeit finden sich keine Spuren mehr von kaiserlicher Belehnung, und überhaupt nur höchst dunkle und unzuverlässige Nachrichten über die Schicksale der Burg und des dazu gehörigen Bezirks in der Periode von 1270 — 1329. Gewiß ist, daß die Kunitzburg noch in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts sich im Besitz der Reußischen Nachkommen befand, und daß sie dieselbe auch nicht einbüßten in dem damaligen Kriege, den der Markgraf Friedrich der Strenge mit Heinrich Reuß führte, und in welchem Letzterer die Ortschaften Auma, Triptis und Ziegenrück verlor. Denn zwei jüngere Brüder aus dem Hause Reuß erhielten 1359, folglich bald nach Beendigung jener Fehde, bei einer damaligen Herrschaftstheilung, die Kunitzburg oder die Gleisbergische Herrschaft, wie es in den Urkunden heißt, die dann späterhin der Markgrafschaft Meißen zufiel. Wenn dies geschehen, ist nicht auszumitteln. Vielleicht fanden jene beiden Brüder sich durch irgend eine Ursache bewogen, die Burg noch bei Lebzeiten dem Markgrafen von Meißen abzutreten. Mehr Wahrscheinlichkeit hat die Meinung für sich, daß die Kunitzburg erst nach dem Tode der Brüder, zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts, an Meißen gefallen, nachdem dies Fürstenhaus auf eine oder die andere Weise bereits die Lehnsherrlichkeit über die Burg erhalten hatte.

Schon zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts muß sie unter markgräflicher Botmäßigkeit gestanden haben, weil der Markgraf Wilhelm von Meißen 1405 die Gleisbergischen Schloßgüter an die Familie von Buttelstädt verpfändete. Nach Wilhelms Tode fiel dieser Bezirk (1410) bei der damaligen Ländertheilung, an Thüringen, und zwar an den Landgrafen Friedrich den Jüngern, gewöhnlich der Friedfertige geheißen. Er verkaufte 1429 jenes Besitzthum wieder

an seinen Vetter, den Churfürsten von Sachsen, Friedrich den Gütigen. Im Jahr 1450 belehnte Herzog Johann Wilhelm III. die Familie von Vitzthum und einen Herrn von Witzleben mit der Burg, die bis dahin wüst gelegen, unter der Bedingung ihres Wiederaufbaues, um sie zu benutzen in seinem damaligen Kriege mit seinem Bruder dem Churfürsten Friedrich II. von Sachsen. Nach dem Frieden, den die Brüder drei Jahre später schlossen, ward die Familie Vitzthum aus allen ihren Besitzungen in Thüringen und Meißen vertrieben. Auch die Kunitzburg ward ihnen wieder genommen und zerstört. Seit jener Zeit liegt sie in Ruinen. Im Jahr 1485 kam sie als ein Theil der Herrschaft Gleisberg an das Amt zu Jena, und ward, was sie noch jetzt ist, ein Eigenthum des Großherzogs von Sachsen-Weimar.

Die malerischen Ansichten aus der Gegend der Universitätsstadt Jena (Jena 1806.) liefern eine treue Abbildung der Ruinen, gezeichnet und gestochen von J. Rour.

Heinrich Doering.

Nebra — Stadt und Schloß.

Auf einem Felsenabhange, welcher gegen Norden sanft, gegen Westen steiler abfällt — am rechten Ufer der Unstrut liegt die kleine Stadt Nebra. — Fast auf dem höchsten Punkte des Abhanges, wo er gegen Westen ganz steil abfällt, befinden sich die Ruinen des alten Schlosses, welche auf der Westseite mit einem viereckigen, von Mauern begrenzten Platze umgeben sind, von wo aus man eine herrliche Aussicht in das Unstrutthal, welches sich zwischen den beiden Dörfern Wangen und dem Schlosse Bitzenburg hinzieht, genießt. —

Wie alt Schloß und Stadt sind, ist mit Sicherheit nicht zu bestimmen. Geräthschaften und Waffen, welche man in der Nähe, besonders in den gegenüber liegenden Besitzungen des Freiherrn von Seckendorf auf Zingst, ausgegraben hat, scheinen zu beweisen, daß es schon zur Zeit der Könige von Thüringen hier Niederlassungen gegeben haben müsse. Es ist nicht undenkbar, daß sich Nebra an das zwei Stunden entfernte Burgscheidungen, den Sitz der Könige von Thüringen, angeschlossen hat. — In älteren Zeiten lag die Stadt nördlicher im Thale, auch das Schloß befand sich auf einem einzeln liegenden Felsenhügel, von welchem das Thal beherrscht wird. Noch jetzt wird diese Anhöhe die alte Burg und die Flur in diesem Thale die alte Stadt, der alte Markt, der alte Gottesacker genannt. Die Lage des letzteren erkennt man an einem kleinen Hügel, welcher aus Menschengebeinen besteht und der Grabenmühle gegenüber liegt. Trümmer von altem Mauerwerk bezeichnen die alte Stadt. Da die Unstrut an dieser Stelle sich oft über ihre Ufer zu ergießen pflegt, so mag dies wohl die Bewohner bewogen haben, sich auf der Höhe eine sicherere Wohnstätte zu suchen. — Geschichtliche Thatsachen sind folgende:

Im Jahre 1060 wird als Burgherr von Nebra ein Graf Mezelin genannt, welcher auf seiner Burg seinen ebenbürtigen Nachbarn ein Bankett gab, auf welchem der Landgraf Ludwig, mit dem Beinamen der Springer, die schöne Adelheid, Tochter des Markgrafen Udo zu Stade und Gemahlin des Pfalzgrafen Friedrich kennen lernte. Im J. 1341 werden als Burgherrn die Gebrüder Kunemund genannt. Da diese den vom Kaiser Ludwig den Lagerern gebotenen

Landfrieden nicht achteten, so belagerte der Landgraf von Thüringen Friedrich der Erste Stadt und Burg — vom Kaiser dazu beauftragt — erstürmte sie, ließ die Burgherrn hängen und behielt Stadt und Burg nach dem Eroberungsrechte. Herzog Wilhelm, ein Enkel dieses Eroberers, verkaufte Nebra gegen die den Brüdern Berthold und Friedrich von Nyßmyetz (Nißmitz) gehörige Hälfte von Freiburg. Dieser Familie, welche außerdem die Güter Birkigt, welches noch jetzt zu Nebra gehört, Weischütz und Markrölitz besaßen, verblieb Nebra von 1458 bis 1712, in welchem Jahre die Nebraische Linie ausstarb, und ein Erbe Wolf Heinrich von Nißmitz es an den königl. polnischen und churfürstl. sächsischen General-Feldmarschall Grafen von Flemming und dieser 1724 wieder an Ludwig Gebhard Grafen von Hoym auf Droysig verkaufte. Eine Enkelin des Letzteren, Louise Henriette Fürstin Reuß zu Ebersdorf, verkaufte es vor einigen Jahren an den jetzigen Besitzer, den Freiherrn von Helldorf auf Gleina. —

Früher war das Städtchen arm; seit 50 Jahren jedoch hat sich die Gewerbthätigkeit in demselben gehoben. Besonders zog die Schiffbarmachung der Unstrut im J. 1791 aus der Ferne viele Menschen — Maurer, Steinhauer, Schiffer ꝛc. — nach Nebra. Einen großen Aufschwung erhielten diese Gewerbe, als die preußische Regierung nach Uebernahme der ehemaligen sächsischen Landestheile für die Fortsetzung der Schifffahrt durch Schiffbarmachung der Saale bis Halle Sorge trug. Sowohl der Steinbedarf zu den nöthigen Schleusen und Brücken, als auch die dadurch bewerkstelligte Communication zu Wasser mit einem großen Theile des preußischen Staates hatte einen großen Absatz von Steinen zur Folge, welche letzteren in den Steinbrüchen gebrochen werden, welche sich an dem rechten Ufer der Unstrut drei Stunden weit ausdehnen. —

Ist auch die Stadt selbst nicht sehr freundlich, so fesseln dagegen die Umgebungen derselben das Auge des Beschauers, welcher der Stadt gegenüber, das Schloß Bitzenburg mit schönen Gartenanlagen und Weinbergen — dem Grafen von Schulenburg gehörig — erblickt. Unter demselben liegt das schöne Rittergut Zingst, in der Nähe befinden sich Memleben und Wendelstein, über die letzteren wird das Werk nächstens sprechen. —

Thg.

Quedlinburg.

Die Stadt Quedlinburg, in alten Zeiten der Lieblingsaufenthalt der deutschen Kaiser sächsischen Stammes und der Hauptort des geistlichen Stiftes gleiches Namens, jetzt zum Königreich Preußen gehörig, liegt an der nördlichen Seite des Unterharzes, 1¾ Stunde von demselben entfernt*), in einer reizenden, fruchtbaren und von mehreren Hügelreihen durchschnittenen Ebene.

Die oft angeführte Ableitung des Namens dieser Stadt von dem Hunde Quedle muß in das Reich der Fabeln verwiesen werden. Dahingegen kann als ziemlich gewiß angenommen werden, daß schon zu Zeiten der alten Sachsen und zwar noch vor der Einführung des Christenthums, da, wo sich jetzt die große und die kleine Hohe-Straße hinziehen, ein nicht unbedeutendes Dorf, Namens Quitlingen, stand. Die Begräbnißplätze desselben waren auf dem Weingarten, theils wo jetzt die Druckereigebäude des Herrn Buchhändler Basse stehen, theils hinter dem Hospitale „der Todtenkopf;" es sind dort oft, namentlich im Garten des Herrn Basse, Urnen ausgegraben worden. Damals scheint auch eine Burg auf dem Berge, westlich der Stadt, der noch jetzt die Altenburg heißt, sich erhoben zu haben; sie soll nach Winningstedt um das Jahr 800 zerstört worden sein. Der Wartthurm, welcher noch jetzt dort steht, ist jedoch erst um das Jahr 1100 erbauet worden. Schon im neunten Jahrhundert war eine Burg auf dem jetzigen Schloßberge aufgeführt, doch ist die Zeit der Erbauung derselben nicht genau zu ermitteln. Sie wird auf der Ostseite des Felsens gestanden haben, denn die Gebäude des Stiftes wurden im Jahre 936 jener Burg im Westen errichtet. Einige neuere Schriftsteller versetzen freilich die Lage der Burg nach dem Strohberge, westlich vom Münzenberge, allein eine Prüfung der Gründe scheint nicht dafür zu sprechen. Gewöhnlich wird Heinrich I. als Erbauer dieser Burg genannt; aber es ist nur so viel gewiß, daß er sich oft auf derselben aufhielt. Man findet hin und wieder angeführt, daß sie von dem Grafen Hoyer von Falkenstein zerstört worden sei, als er 1224, während seiner Streitigkeiten mit

*) Vom Dorfe Suderode.

der Aebtissin Sophie, Gräfin von Breno, wegen der Schutzgerechtigkeit, Quedlinburg eroberte; allein wir müssen der Behauptung anderer beipflichten, nach welcher sie im dreizehnten Jahrhundert in Folge des Testamentes Otto IV. abgebrochen und der Platz der Aebtissin überlassen worden ist.

Bekanntlich maßen sich mehrere Oerter auf dem Harze die Ehre an, daß auf einem nahen Platze, welcher in der Regel „der Finkenheerd" heißt, Heinrich I. seine Wahl zum deutschen Kaiser zuerst erfahren habe. Ein Platz solches Namens ist auch unterhalb des Schlosses, und die Sage will, daß hier der wahre Ort sei, wo der nachherige Kaiser, mit dem Vogelfange beschäftigt, jene Nachricht empfangen habe. Dem sei jedoch wie ihm wolle, der Kaiser hielt sich gern und oft, wie wir schon oben gesagt haben, auf seinem Schlosse zu Quedlinburg auf und er muß als der Gründer der Stadt betrachtet werden. Denn in Urkunden von 922 und 929 ist noch von einem Dorfe die Rede, und erst in einer solchen vom Jahre 937 und zwar vom Kaiser Otto I. wird Quedlinburg eine Stadt genannt. Das Dorf Quitlingen muß daher zwischen 930 und 936, also in den letzten Jahren der Regierung Heinrich I. († 936) zur Stadt umgestaltet sein. Dieses soll auch nach dem Anführen mehrerer alten Schriftsteller im Jahre 933 dadurch geschehen sein, daß eine mit Thürmen versehene Stadtmauer erbauet wurde.

Der Bau der Stiftsgebäude fand, wie schon erwähnt, unter Heinrich I. statt, doch starb er bald nach dessen Beendigung zu Memleben an der Unstrut. Er ward in der Stiftskirche, nahe vor dem Hauptaltare, der St. Petrus geweihet war, beigesetzt, und auch seine Gemahlin Mathilde fand im Jahre 968 ihre Ruhestätte neben ihm.

Ueber die erste Aebtissin des Stiftes ist man nicht einig. Von mehreren alten Schriftstellern wird als solche die damalige Aebtissin des Klosters Wenthusen (im Dorfe Thale) Namens Diemot oder Demot, aufgeführt. Es ist jedoch nur so viel gewiß, daß sie nach Quedlinburg versetzt worden ist; aber es bleibt sehr zweifelhaft, ob sie wirklich dem Stifte als Aebtissin vorgestanden hat, welches von vielen nicht eingeräumt wird, die der Ansicht sind, daß sie mit ihrem Convente nur mit der ersten Einrichtung beauftragt gewesen sei. Einige wollen wissen, daß eine Tochter Heinrich I., Namens Mathilde, zuerst dem Stifte als Aebtissin vorgestanden habe; wogegen aber von Anderen eingewandt wird, daß der Kaiser gar keine Tochter dieses Namens gehabt habe. Hin und wieder wird auch eine Adelheid, welche Heinrichs Schwester gewesen sein soll, genannt; aber ohne geschichtlichen Beweis. — Mit geschichtlicher Zuverlässigkeit kann daher nun die Reihe der Aebtissinnen mit Mathilde, Kaiser Otto II. Schwester, welche von 966 bis 999 regierte, eröffnet werden. Ihr folgten 35 Aebtissinnen bis zur Aufhebung des Stiftes, so daß seit 966 im Ganzen 36 derselben regiert haben.

Ohne uns auf eine Geschichtserzählung einzulassen, halten wir es doch für nothwendig, einige der wichtigsten Vorfälle zu erwähnen.

Noch in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts waren die Grafen von Falkenſtein mit der Schutzgerechtigkeit des Stiftes beliehen. Unter der Aebtiſſin Bertrade II., welche von 1270 bis 1308 regierte, traten jedoch die Grafen Ulrich und Albert von Reinſtein als ſolche auf, und es entſpannen ſich Streitigkeiten, die unter ihrer Nachfolgerin Jutta oder Brigitta, Gräfin von Kranichfeld (reg. von 1308 bis 1347) ſehr ernſtlich wurden. Der Biſchof von Halberſtadt bekämpfte im Verein mit der Bürgerſchaft die Grafen und endlich ſchlug im Jahre 1336 die Letztere den Grafen Albert aufs Haupt und nahm ihn gefangen. Wir werden ſpäter darauf zurückkommen.

Unter der Aebtiſſin Ludgard, Gräfin von Stolberg, (1347—54) wüthete in Quedlinburg die Peſt auf eine ſchreckliche Weiſe.

Während der Regierung der Aebtiſſin Eliſabeth von Hakeborn (1362 bis 1375) ward die Schutzgerechtigkeit den Herzögen von Sachſen erblich übertragen. Daraus entwickelten ſich ſpäter mehrere Nachtheile für die Stadt. Unter der Aebtiſſin Hedwig, Herzogin von Sachſen, Tochter des Churfürſten Friedrich II., welche ſchon in ihrem dreizehnten Jahre Aebtiſſin ward, und die von 1458 bis 1511 regierte, entſtand nämlich ein Streit zwiſchen ihr und der Bürgerſchaft wegen Ausübung der Voigtei, welche die Letztere unter dem Schutze des Biſchofs von Halberſtadt in Anſpruch nahm. Dieſer Streit gedieh ſo weit, daß die Brüder der Aebtiſſin, die Herzöge Ernſt und Albrecht, mit Heeresmacht heranzogen, und die Stadt 1477 erſtürmten. Wie dieſelbe viele ihrer Privilegien bei dieſem Vorfalle verlor, werden wir ſpäter noch erwähnen.

Magdalene, Fürſtin von Anhalt, war die letzte katholiſche Aebtiſſin. Ihr folgte 1514 Anna II., Tochter des Grafen Botho von Stolberg, welche 1539, den Wünſchen der Bürgerſchaft genügend, die Reformation einführte. Die Klöſter wurden eingezogen und in dem Franziskanerkloſter das noch jetzt beſtehende Gymnaſium errichtet.

Während der Regierung der Aebtiſſin Dorothea Sophia, Tochter des Adminiſtrators von Churſachſen, Herzogs Friedrich Wilhelm, die von 1617 bis 1645 regierte, litt die Stadt ſehr viel durch den dreißigjährigen Krieg. Unter andern wurde ſie im Jahre 1642 von den Schweden unter General Königsmark 6 Stunden lang geplündert. Den Bürgermeiſter Lödel und den Kämmerer Heidfeld nahm er als Geißeln mit nach Braunſchweig, auch eignete er ſich das Schwerdt des Grafen Albert von Reinſtein zu, welches bei den anderen noch vorhandenen Gegenſtänden*) ſeit ſeiner Gefangennehmung auf dem hieſigen Rathhauſe aufbewahrt ward. Für die Freilaſſung der Geißeln mußten 2000 Thlr. gezahlt werden.

Die Aebtiſſin Anna Dorothea, Herzogin zu Sachſen-Weimar, (reg. von 1684 bis 1704) gründete die Schloßbibliothek. Eine

*) Davon wird weiter unten die Rede ſein.

ſehr wichtige und folgenreiche Begebenheit war die, daß die Schutzgerechtigkeit des Stiftes während ihrer Regierung von Sachſen an Brandenburg überging. Als nämlich das Bisthum Halberſtadt im weſtphäliſchen Frieden ſäculariſirt und an Churbrandenburg gekommen war, machte ſchon damals das Letztere Anſprüche auf die Schutzgerechtigkeit, weil die ausgeſtorbenen Grafen von Reinſtein, deren Beſitzthümer größtentheils mit jenem Bisthume vereinigt worden waren, einſt Schutzherrn des Stifts geweſen. Die daraus entſtandenen Streitigkeiten dauerten fort, bis Friedrich August von Sachſen Churfürſt und 1696 auch König von Polen ward. Nun brauchte er Geld, und verkaufte daher die ſtreitige Schutzgerechtigkeit an Brandenburg für 340,000 Thlr. im Jahre 1697. Die Aebtiſſin proteſtirte freilich dagegen, aber vergeblich. Brandenburg nahm auf folgende Weiſe Beſitz von der Stadt. Am 30. Januar 1698, Morgens ſehr früh, blies ein Poſtillon, Einlaß begehrend, vor dem Oehringer Thore. Als die Thorwache daſſelbe öffnete, drangen etliche Soldaten herein, denen ſogleich zwei Compagnien folgten, welche die Huldigung erzwangen. Von da an folgten Streitigkeiten auf Streitigkeiten. Unter anderen gab die Acciſe, welche übrigens ſchutzherrlicher Seits ſchon 1688 eingeführt war, die aber nun erhöhet werden ſollte, manche Veranlaſſung dazu. Die Aebtiſſin ſtarb aus Gram zu Anfange des Jahres 1704.

Nun folgte eine 14jährige Vacanz, während welcher das Capitel unter Vorſitz der 1700 zur Pröbſtin erwählten Gräfin Aurora von Königsmark die Regierung übernahm. Eine Reihe von Streitigkeiten bezeichnen dieſen Zeitraum. Aurora ſtarb in der Nacht vom 15. zum 16. Februar 1728.

Unter der Regierung Anna Amaliens, Friedrich des Großen Schweſter (reg. von 1755 bis 1787) fällt der ſiebenjährige Krieg. Die Stadt mußte während deſſelben unter andern am 18. October 1760 an 800 franzöſiſche Dragoner von der Armee des Marſchalls Broglio 30,000 Thlr. Contribution und 12,000 Thlr. Douceur bezahlen.

Die Reihe der Aebtiſſinnen beſchließt Sophie Alberting, Tochter Königs Adolph Friedrich von Schweden. In Folge des Luneviller Friedens verſammelte ſich zu Regensburg eine Reichsdeputation — vom 24. Auguſt 1802 bis den 10. Mai 1803 — durch welche das Stift aufgehoben und, als Entſchädigung für das durch jenen Frieden an Frankreich Verlorne, Preußen zugetheilt ward. Die Aebtiſſin behielt freilich noch die Einnahmen und auch einige Rechte, aber dennoch reiſete ſie im September 1803 nach Schweden. Nachher ward das Stift ein Theil des Königreichs Weſtphalen, und ſpäter, nachdem dieſes Königreich zertrümmert war, kam es im Jahre 1815 völlig an Preußen.

Die Aebtiſſinnen hatten das Münzrecht; es war ihnen von den Ottonen verliehen und vom Pabſte Innocenz im Jahre 1206 beſtätigt worden. Gewöhnlich wurden Soliden, 40 auf eine Mark, und Denarien, 12 auf einen Soliden, geprägt.

Die Schloßgebäude, welche auf der Südwestseite der Stadt, auf einem Felsen gelegen, hoch über dieselbe hervorragen, sind jetzt in einem ziemlich verfallenen Zustande. In einigen Zimmern ist die Bibliothek aufgestellt. Um sie zu benutzen oder zu besichtigen, muß man sich an den Director des Gymnasiums wenden. In dem ehemaligen Probsteigebäude ist seit 1825 eine Anstalt für verwahrlosete Kinder.

Was nun die Stadt anbetrifft, so hob sich dieselbe bald. Die Kaiser, namentlich die Ottonen, begünstigten sie außerordentlich. Der dritte derselben gab ihr gleiche Freiheiten mit den Städten Cöln, Mainz und Magdeburg. Conrad dehnte diese Freiheiten noch mehr aus. Lothar bewilligte ihr im Jahre 1038 eine völlige Zollfreiheit diesseits der Alpen, blos mit Ausschluß einiger Städte, worunter Cöln und Bardowick. Anfangs waren der Handel und der Gewerbebetrieb die einzigen Hauptquellen von Quedlinburgs Wohlstand. Als jedoch die Bewohner mehrerer nahegelegenen Dörfer dieselben verließen und sich mit dem Beginne des zwölften Jahrhunderts nach und nach in Quedlinburg, vorzüglich in der Neustadt, anbaueten, hob sich der Ackerbau mehr.

Das erste Rathhaus scheint gleich Anfangs am Markte, wo das jetzige steht, erbauet worden zu sein. Als die Stadt im dreizehnten Jahrhundert dem hanseatischen Bunde beitrat, wurde vor demselben ein Roland aufgestellt. Dieser ward jedoch 1477 bei der Erstürmung der Stadt durch die oben genannten Herzöge von Sachsen umgestürzt und zertrümmert. Vor einiger Zeit lagen die Trümmer noch auf dem Hofe des ehemaligen Rathskellers.

Die Stadtmauern waren im vierzehnten Jahrhundert sehr verfallen; daher machte man dem gefangenen Grafen Albert von Reinstein, von welchem später noch die Rede sein wird, zu einer Bedingung seiner Freilassung, sie wieder herzustellen und an der westlichen Seite 7 Thürme in derselben zu erbauen. Jetzt sind davon nur noch 4 vorhanden.

Die Neustadt, welche früher von der Altstadt durch eine Mauer geschieden war, ist erst im zwölften Jahrhundert angebauet. Die Aebtissin Adelheid III., welche von 1161 bis 1184 regierte, ließ sie mit einer Mauer umgeben. Die Aebtissin Bertrade verkaufte sie im Jahre 1300 an den Grafen Ulrich von Reinstein, der 1327 den Magistrat der Altstadt mit derselben belieh.

Die Vorstadt, das Westendorf, wird schon 964 erwähnt.

Die Gröper-Vorstadt hieß im dreizehnten Jahrhundert: „bei den Töpfern;" es ist jedoch nicht bekannt, wann sie zuerst angebauet worden.

Der Neueweg war früher ein freier Platz, auf welchem das Gericht „unter dem hohen Baume" gehalten wurde — ein Fürstengericht, wo die Streitigkeiten zwischen Fürsten oder zwischen diesen und den Städten, Stiften u. s. w. entschieden wurden. Erst in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts scheint der Platz mit Gebäuden umgeben worden zu sein.

Ein anderes öffentliches Gericht ward auf dem Hosikenberge, wahrscheinlich die Höhe, welche nahe vor Dittfurt am Fußwege von Quedlinburg nach dort rechts liegt, gehegt; hier ließen die Aebtissin, der Bischof von Halberstadt und der Graf von Anhalt Recht sprechen. Ein drittes öffentliches Gericht ward noch am Fuße des Felsens, worauf das Schloß liegt, abgehalten. Alle diese Gerichte sind jedoch bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts eingegangen, und durch die nachherigen Voigteigerichte ersetzt worden.

Ein eigentliches Magistrats-Collegium kommt erst im Jahre 1284 vor; früher ist in den Scripturen immer nur von einer Stadtverwaltung die Rede. Jenes Collegium bestand damals aus zwei Bürgermeistern und mehreren Rathmännern. Dies gilt von der Altstadt. Die Neustadt hatte erst im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts einen Magistrat, welcher im Jahre 1317 aus zwei Bürgermeistern und zehn Rathmännern bestand. Als jedoch, wie bereits erwähnt, im Jahre 1327 der Graf von Reinstein den Magistrat der Altstadt mit der Neustadt belieh, vereinigten sich die beiden Rathscollegien, und es ist von da an nur von einem Magistrate beider Städte die Rede. Derselbe wurde, wie schon früher, jährlich neu erwählt. Im Jahre 1332 bestand er aus zwei Bürgermeistern und zwölf Rathmännern. Nach der Erstürmung der Stadt durch die Brüder der Aebtissin Hedwig, die Herzöge Ernst und Albrecht von Sachsen (s. o.) änderte sich jedoch diese Verfassung wesentlich. Nachdem nämlich die Stadt geplündert worden war, ward am 9. August 1477 folgender Vergleich erzwungen:

1) Es mußte von der Bürgerschaft ein neuer Magistrat auf ein Jahr gewählt werden, aus zwölf Personen bestehend; dann aber fiel die fernere Wahl weg. Der so zum letzten Male erwählte Magistrat ernannte bei seinem Abgange einen neuen zweiten, dieser bei seinem Abgange einen neuen dritten, und unter jedem zwei Bürgermeister, einen für die Altstadt und einen für die Neustadt. Dadurch entstanden drei Rathsglieder oder Rathsmittel, die auf Lebenszeit ihre Würde behielten, aber in der Regierung wechselten, so daß ein Mittel regierte, zwei aber ruheten. Beiläufig erwähnen wir, daß diese Verfassung 250 Jahre bestand.

2) Die Aebtissin behielt sich die Bestätigung der Wahlen vor, hatte auch zugleich das Recht, die Erwählten zu verwerfen, wenn sie ihr nicht gefielen.

3) Die Rathsherren mußten von nun an der Aebtissin den Eid leisten.

4) Der Magistrat mußte der Aebtissin jährlich Rechnung über Einnahme und Ausgabe ablegen.

Außerdem verlor der Magistrat die Gerichtsbarkeit in Civilsachen, die er bisher gehabt hatte, indem ein Richter unter seinen Mitgliedern saß, dem die Rathmänner als Schöffen beigeordnet waren. Die Aebtissin setzte ein besonderes Stadtgericht ein.

Das Ansehen der Stadt, als Mitglied des hanseatischen Bundes ward auf diese Weise gebrochen.

Von nun an hatte Quedlinburg sechs Bürgermeister (in jedem Mittel zwei), 3 aus der Altstadt und 3 aus der Neustadt, und 30 Rathmänner, welche nachher Kämmerer genannt wurden, davon 18 aus der Altstadt und 12 aus der Neustadt. Im Jahre 1661 änderte sich dieses insofern ab, daß die drei Mittel von da an nur aus 18 Kämmerern bestanden. Im Jahre 1738 ward das dritte Mittel ganz aufgehoben und nur die beiden übrigen wechselten. Diese Einrichtung ward im Jahre 1793 nochmals abgeändert; statt zwei Bürgermeistern blieb nur einer. Daß im Jahre 1808 eine Zeit lang die westphälische Verfassung eintrat und im Jahre 1832 die revidirte Städteordnung eingeführt worden ist, ist bekannt.

Mehrere Klöster waren nahe bei der Stadt und in derselben.

1) Das Wipertikloster im Südwesten nahe bei der Stadt, am Brühl; es wurde von dem Bischof Haimo zu Halberstadt gegründet. Schon 964 war der Bau desselben vollendet. Anfangs waren Benedictiner- nachher Praemontratensermönche, letztere seit 1184, darin. Nachdem es im Bauernkriege zerstört worden war, nahm es später bei der Reformation die Aebtissin in Besitz. Jetzt ist es eine Privatbesitzung. Die noch vorhandene Kirche wird als Scheuer benutzt.

2) Das Marienkloster, ein Nonnenkloster, auf dem Münzenberge, ward von der Aebtissin Mathilde 986 gestiftet. Die Nonnen waren von der Regel des heiligen Benedict. Im Bauernkriege ward es von ihnen verlassen. Einige kehrten freilich später zurück, gingen aber in weltlicher Kleidung. Bei Einführung der Reformation im Jahre 1539 zog es die Aebtissin Anna ein. Jetzt ist der Münzenberg mit 65 kleinen Häusern bebauet, und bildet dem Schlosse im Westen eine Art Vorstadt. Als nämlich das Kloster aufgehoben war, verfielen die Gebäude, und unter der Regierung der Aebtissin Elisabeth, Gräfin von Blankenburg-Reinstein (reg. von 1574 bis 1584) begannen mehrere Personen sich zwischen den Trümmern anzusiedeln, denen sich im Laufe der Zeit mehrere zugesellten. — Eine Nonne aus diesem Kloster veranlaßte übrigens die Gründung des Klosters Huysburg; sie hieß Bia. Es entstand nämlich in ihr der Wunsch, ein Einsiedlerleben zu führen, und sie vertraute dieses einem Domcanonicus zu Halberstadt, Namens Eggehardus. Der Bischof von Halberstadt, durch diesen von dem Wunsche der 40jährigen Nonne unterrichtet, überließ ihr ein einsames Haus nebst einer Kapelle in dem Huywalde, und da sie natürlich einen Geistlichen haben mußte, der in der Kapelle u. s. w. den Gottesdienst besorgen könne, so wußte es Eggehardus, der sich ebenfalls nach der Einsamkeit sehnte, so einzuleiten, daß er ihr 1070 zu dem obigen Zwecke beigegeben wurde. Bald gesellte sich noch eine Adelheid von Gandersheim zu ihnen, später aber erst im Anfange des zwölften Jahrhunderts noch mehrere Mönche, unter anderen Graf Volkmar von Clettenberg, der dem neu entstandenen Kloster sein Gut Walkenried nebst 30 Hufen Acker unter der Bedingung verschrieb, daß es seine Gemahlin während ihrer Lebenszeit behalte. Da diese aber im

Jahre 1127 auch den Entschluß faßte, das Kloster Walkenried zu stiften, so tauschte sie jenes Gut für verschiedene andere zu Werther, Witzleben und Benneckenstein ein.

3) Das Franziscanerkloster in der Altstadt wurde nach Einigen im Jahre 1257 von Aleke (Adelheid) von Gernrode, vermuthlich eine Stiftsdame, nach Anderen aber von dem Halberstädter Bischofe, Herrmann von Reinstein, gestiftet. Wahrscheinlich ist es von der Erstgenannten gegründet, von Letzterem aber erweitert worden. Die Güter des Klosters wurden bei Einführung der Reformation eingezogen; die Gebäude aber, wie wir schon oben erwähnt haben, dem damals neu errichteten, jetzt noch bestehenden Gymnasium eingeräumt.

4) Das Augustinerkloster in der Neustadt war schon im Jahre 1317 eingerichtet, ward aber erst unterm 9. Juni 1318 von dem Bischofe Albert von Halberstadt bestätigt. Ebenfalls bei der Reformation aufgehoben, sind die Besitzungen damals eingezogen worden. Eine Straße, woran die Gebäude, die jetzt Privateigenthum sind, hinterwärts grenzen, heißt noch jetzt „das Augustinern."

An Kirchen hat Quedlinburg folgende:

1) Die St. Servatius- oder Stiftskirche wurde schon im Jahre 930 zu bauen angefangen, und deren Hauptaltar, vor welchem, wie schon erwähnt, Heinrich I. und seine Gemahlin Mathilde begraben liegen, dem heiligen Petrus geweihet. Im Jahre 997 fing man an, sie zu erweitern, war aber erst 1021 damit fertig. Im Jahre 1070 ward sie durch eine Feuersbrunst verwüstet; erst im Jahre 1128 war sie, noch mehr vergrößert, wieder hergestellt. Kaiser Lothar war selbst bei der Einweihung zugegen, die am zweiten Pfingsttage 1129 von den Bischöfen zu Minden und Hildesheim geschah. Im Jahre 1501 ward sie noch einmal durch eine Feuersbrunst beschädigt, aber bald wieder hergestellt. Seit 1813 ist sie der ehemaligen Wiperti-Gemeinde überwiesen.

Neben der Sakristei befindet sich ein uraltes Gewölbe, die Zither oder Zyther genannt, worin verschiedene Alterthümer aufbewahrt werden. Ursprünglich ist dieses Gewölbe wahrscheinlich zur Aufbewahrung der Reliquien bestimmt gewesen, deren das Stift eine Menge besaß, wovon noch jetzt einige da sind, z. B. Knochen von der heiligen Corona u. s. w. Sehenswürdig sind folgende Gegenstände:

a) Der sogenannte Wasserkrug von der Hochzeit zu Cana. Er ist 16½ Zoll hoch, seine größte Weite 12 Zoll und er faßt 23 preuß Maaß. Die Masse, woraus er gearbeitet ist, hält man für Tramertin. Wenn nun auch dieser Krug nicht zu jenem Zwecke gedient hat, so ist er doch als ein sehr altes und schön gearbeitetes Kunstwerk merkwürdig. Man ist übrigens der Meinung, daß er durch Kaiser Otto II. Gemahlin, Theophania, aus Griechenland hierhe gebracht sei. Es ist zu bedauern, daß der Deckel, der eine Handgriff und ein Stück vom Fuße fehlt.

b) Ein alter Bischofsstab.

c) Ein alter Kamm von Elfenbein, der Bartkamm Heinrich I. genannt. Da man ihn seit vielen Jahrhunderten in diesem Gewölbe bei den Reliquien aufbewahrt hat, so ist dieses sehr wahrscheinlich.

d) Mehrere schön gearbeitete und mit Steinen verzierte Reliquienkasten, wovon einer das Eigenthum Heinrich I. gewesen sein soll.

e) Verschiedene Gegenstände von Silber, Aebtissin-Kreuze, ein St. Laurentius auf dem Roste liegend u. s. w.

f) Alte sehr kunstvoll gearbeitete Teppiche mit eingewirkten Figuren. Sie sind wahrscheinlich von der Aebtissin Agnes, Markgraf Conrad von Meißen Tochter, gewebt.

g) Mehrere alte Manuscripte u. s. w.

Noch ist das im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts erbaute Todtengewölbe merkwürdig, denn mehrere Leichname sind unverfehrt darin erhalten. Darunter auch die einst so schöne Gräfin Aurora von Königsmark, ausgetrocknet und wurmdurchlöchert; dennoch wollen Einige noch Spuren der ehemaligen Schönheit an diesen Ueberresten erkennen. Wer sich davon überzeugen will, mag sich den Sarg öffnen lassen.

Um die Kirche mit ihren Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen, muß man sich an den zeitigen Prediger wenden.

2) Die St. Benedictikirche, deren Bau schon im Jahre 1110 begonnen haben soll, wird erst 1252 in Urkunden erwähnt. Da sie am Markte liegt, wird sie auch wohl Marktkirche genannt. Der Altar ist sehenswerth; er wurde 1700 von dem Bildhauer Querfurth zu Wolfenbüttel gefertigt und kostete 2000 Thlr.; die Gemälde daran sind von Luhn aus Hamburg.

3) Die St. Nicolaikirche in der Neustadt, auch wohl die Schäferkirche genannt, von welcher erzählt wird, daß sie auf Kosten der Neustädter Bürgerschaft im Jahre 1201 zu bauen angefangen sei, die beiden sie schmückenden Thürme aber aus den Mitteln eines reichen Schäfers und seiner beiden Söhne, die einen Schatz in irgend einer wüsten Kirche gefunden, aufgeführt wären. Unter andern sagt dies auch Winningstädt, welcher von 1540 bis 1569 Prediger an der St. Blasiikirche war; auch erwähnt er, daß das Fundament der Kirche auf Ellernblöcke gelegt sei, welches von mehreren Andern bestätigt wird. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts waren übrigens die Pelze jener Schäfer und mehrere andere Kleidungsstücke in der Kirche noch vorhanden. Auch scheinen die in Stein ausgehauenen und an den Ecken der beiden Thürme, wo deren Mauerwerk sich endet, aufgestellten beiden Schäfer jener Erzählung Gewicht zu geben. Der Bau der Kirche muß nicht gar lange gedauert haben, denn im Jahre 1222 hatte sie schon ihren Prediger. Die Kirche erhielt bald darauf mehrere Schenkungen, wodurch sie ziemlich wohlhabend wurde. Die große Glocke ward 1294 gegossen; im Jahre 1817 zersprang sie und 1833 ward sie umgegossen.

4) Die St. Blasiikirche wird für die Kirche des ehemaligen Dorfes Quitlingen gehalten. Die erste Erbauung derselben ist unbekannt; sie geschah höchst wahrscheinlich als das Christenthum sich verbreitete. Doch stand die alte Kirche nur bis zum Jahre 1268. Um diese Zeit wurde durch milde Beiträge, für welche der Erzbischof von Mainz einen 40tägigen Ablaß bewilligte, eine neue Kirche auf der Stelle der alten erbauet. Aber auch diese blieb nur bis zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Man begann damals den Bau einer neuen Kirche mit Ausschluß der Thürme, welche stehen blieben, und im Jahre 1714 war derselbe vollendet.

5) Die St. Aegidiikirche. Die Erbauung derselben ist völlig unbekannt. Sie kommt zuerst 1179 in Urkunden vor.

6) Die Kirche des Hospitals St. Spiritus. Der Ursprung dieses Hospitals ist unbekannt, so wie die Erbauung der Kirche. In Urkunden wird zuerst 1301 davon gesprochen.

7) Die Kirche des Hospitals St. Johannis vor der Stadt am Wege nach Ballenstedt. Dieses Hospital lag in älteren Zeiten nicht da, wo es jetzt ist, sondern unterhalb des Schlosses, wahrscheinlich auf dem Finkenheerde. Man glaubt, daß es von der Aebtissin Adelheid II., Kaiser Heinrich IV. Schwester, gestiftet worden ist; allein gewiß ist nur so viel, daß es schon zu Anfange des zwölften Jahrhunderts bestand. Im zwölften Jahrhundert scheint da, wo jetzt das Hospital steht, eine Siechenanstalt gewesen zu sein, und man vermuthet, daß im vierzehnten oder funfzehnten Jahrhundert beide Anstalten vereinigt worden sind, und auf diese Weise das Hospital, wie es jetzt besteht, entstanden ist. Die Entstehung der Siechenanstalt wird in alten Chroniken folgendermaßen erzählt:

Das Geschlecht der Edlen von Donfuß besaß im Anfange des zwölften Jahrhunderts einen Hof in der Gegend des jetzigen Johannishospitals. In der Nähe desselben sprudelte damals eine Quelle, deren Wasser sich in manchen Fällen heilsam erwiesen hatte. Ein Graf von Askanien und Ballenstedt, mit dem Aussatze behaftet, ward von der heilenden Kraft dieser Quelle in Kenntniß gesetzt und nahm versuchsweise ein Bad darin. Da er sich besser danach befand, so kaufte er denen von Donfuß die Quelle nebst einem hinreichenden Raum um derselben ab, und ließ dort eine Wohnung erbauen, worin er oft badete. Einst besuchten den Grafen seine 6 Geschwister, und fanden ihn frei von seinem Uebel. Da pflanzten sie zum Andenken 6 Linden in einem Kreise nahe bei der Quelle. Der genesene Graf aber stiftete gegen Ende seines Lebens an dem Orte, wo er seine Heilung von dem schrecklichen Uebel gefunden hatte, ein Hospital für 150 arme Leute, und dotirte dasselbe mit 29 Hufen Acker. Auch ließ er ein Bad für Ausschlagskranke daselbst anlegen. — Einige von den Linden sollen vor mehreren Jahren noch gestanden haben, und auch jetzt findet sich noch eine solche, die ein hohes Alter verräth.

In den Kirchen der beiden eben genannten Hospitäler wird Gottesdienst gehalten; bei jeder ist ein Prediger angestellt.

Auf dem am Markte belegenen **Rathhause** werden verschiedene Alterthümer und Sehenswürdigkeiten aufbewahrt. Dahin gehören:

1) Ein **Menschenhaupt** und zwei **rechte Hände**, denen der Daumen fehlt; alles gedörret. An und für sich ohne Interesse, gibt die sich daran knüpfende Erzählung diesen Gegenständen eine geschichtliche Bedeutung. Man ist nämlich der Meinung, daß es Ueberreste von den Leichnamen der gegen das Leben Kaiser Otto I. verschworen gewesenen Großen sind, welche, entdeckt, im Jahre 942 in Quedlinburg hingerichtet wurden. Der Kaiser wollte im genannten Jahre zu Quedlinburg das Osterfest feiern. Vorher war ihm verrathen worden, daß mehrere Große, an deren Spitze ein Graf Erich stand, beschlossen hätten, ihn bei dieser Gelegenheit zu ermorden, und seinen Bruder Heinrich auf den Thron zu setzen. Er umgab sich daher bei der Feier mit seinen treuesten Anhängern, und ließ nach Beendigung der Festlichkeiten die Verschwörer festnehmen, wobei einer derselben, ein Graf Eserich, sich vertheidigend, sein Leben verlor. **Fünf** der Verschwörer, nämlich die Grafen Reinward, Buco, Varinus, Hermann und noch ein zweiter Eserich, wurden hingerichtet, ein siebenter aber, der greise Graf Lothar oder Luchard, Großvater des Bischofs Ditmar von Merseburg, ward begnadigt.

2) Ein **großer Kasten** von sehr starken Bohlen, worin der bereits erwähnte Graf Albert von Reinstein 20 Monate eingesperrt war.

3) Eine dem Grafen abgenommene **Armbrust**.

4) Dessen **Streitart**.

5) Die **Sporen** desselben.

6) Seine **Feldflasche**.

7) Ein **Gefäß von Metall**, welches bei Zerstörung der Gersdorfer Burg, die dem Grafen gehörte, erbeutet wurde; wahrscheinlich ein Trinkgefäß.

Um die Bedeutung der vorstehend aufgeführten Gegenstände zu erklären, müssen wir hier folgende geschichtliche Begebenheit einschalten.

Wir haben schon oben erwähnt, daß unter der Aebtissin Bertrade Streitigkeiten wegen der Schutzgerechtigkeit des Stiftes mit dem Grafen von Reinstein, welchem die Aebtissin die Neustadt verkauft hatte, entstanden, und da diese unter ihrer Nachfolgerin, Jutta von Kranichfeld, so ernstlich wurden, daß die genannten Grafen mit dem Bischof von Halberstadt, welcher Anspruch auf die Schutzgerechtigkeit machte und der die Bürgerschaft auf seiner Seite hatte, in offenen Kampf geriethen. Jutta von Kranichfeld übertrug nämlich im Jahre 1320 dem Herzoge Rudolph von Sachsen die Schutzgerechtigkeit und die Voigtei zu Quedlinburg, jedoch mit einigen Ausnahmen, namentlich des Wipertikosters, des Münzenberges u. s. w. und mit der Bedingung, daß der Graf Ullrich von Reinstein mit der Voigtei wieder belehnt werden sollte, welches auch geschah. Dieses nahm jedoch der Bischof von Halberstadt übel auf, und derselbe wußte die Bürgerschaft so für sich zu gewinnen, daß diese ihm die Stadt, welche

damals zum hanseatischen Bunde gehörte, zu Schutz und Schirm übertrug. Zugleich verband sich Quedlinburg mit Halberstadt und Aschersleben zu gemeinsamer Vertheidigung. Darüber erbittert, besetzten die Grafen die Höhen um Quedlinburg, so wie das Kloster Wiperti und die Warte auf der Altenburg. Von da aus nahmen sie mehrere Bürger gefangen, störten den Handel der Stadt und thaten ihr überhaupt vielen Abbruch. Im Jahre 1327 beliehen freilich die Grafen von Reinstein den Magistrat der Altstadt mit der Neustadt, allein sie hatten durch ihr gewaltsames Verfahren die Bürgerschaft zu sehr erbittert, als daß sie dadurch hätten beruhigt werden können. Der Kampf währte daher fort. Die Bürger stürmten bald darauf, unterstützt von den Mannen des Bischofs zu Halberstadt, die nahe bei der Stadt gelegene Güntekenburg, zerstörten diese, schlugen einen Theil der Mannschaften der Grafen bei dem Münzenberge und dann diese selbst bei dem Dorfe Gersdorf. Dabei wurden die Bürger, welche die Grafen auf der Altenburg und zu Gersdorf gefangen hielten, befreiet. Die Grafen rüsteten sich jedoch stärker wie vorher, verbanden sich mit den Grafen von Anhalt, Mansfeld und Hohenstein, und erlangten so wieder einige Ueberlegenheit über die Stadt. Diese ward immer heftiger bedrängt. Vorzüglich ängstigte sie Graf Albert von Reinstein von der Neustadt aus, die er besetzt hielt, so wie von der Altenburg und dem Kloster Wiperti. Nun errichteten die Bürger zwei Thürme gegen die Neustadt, da wo sie durch die Bode von derselben getrennt wird. Von hier aus brachen sie eines Tages, unterstützt von den Mannen des Bischofs, so wüthend hervor, daß der Graf Albert aus der Neustadt verjagt, und zugleich von seiner Gersdorfer Burg, wohin er sich zurückziehen wollte, abgeschnitten wurde. Am 7. Juli 1336 kam es unweit derselben zu einem verzweifelten Kampfe, in welchem die Bürger Sieger blieben. Der Graf suchte sich, nachdem er den größten Theil seiner Leute verloren hatte, zu retten; er wollte nach dem befestigten Wiperti-kloster entfliehen. Allein durch den sumpfigen Boden des Hakelteiches (südöstlich von Quedlinburg; er ist jetzt ganz trocken) aufgehalten, bemerkte ihn ein Theil der Bürgerschaft, welcher hier aufgestellt war, und nahm ihn gefangen. Während seiner Gefangenschaft in dem oben erwähnten Kasten, ward ihm von den Hanseestädten der Proceß gemacht; er ward als Störer des Landfriedens zum Tode verurtheilt. Der Kaiser bestätigte dieses Urtheil, welches jedoch nicht zur Ausführung kam. Der Graf erlangte nämlich dadurch seine Begnadigung, daß er der Schutzgerechtigkeit entsagte, die Stadtmauer ausbessern und an der Westseite 7 Thürme in derselben erbauen ließ. Das darüber von ihm ausgestellte Document enthält die Schlußworte: „gegeben to Quedelingborch vor der Stadt." Es ist danach wahrscheinlich, daß er schon auf den Richtplatz geführt war, als er sich dazu verstand, diese Bedingungen zu unterschreiben, und sich dadurch zu retten. In Folge dieser Vorfälle ist demnächst auch der Ramberg, ein etwa 5000 Morgen haltendes Waldrevier auf dem Unterharze, worin die Trümmer der Lauenburgen liegen, an die Stadt gekommen.

Bei der Gefangennehmung des Grafen sind die oben verzeichneten Gegenstände erbeutet worden; sein Schwert ist, wie erwähnt, von dem schwedischen General Königsmark im dreißigjährigen Kriege weggenommen.

Nach dieser Abschweifung fahren wir in Aufzählung der merkwürdigen Gegenstände auf dem Rathhause fort.

8) Ein großer gläserner Trinkbecher, welcher von Luther dem damaligen Rector Abdorf geschenkt worden, und von diesem der Stadt bei seinem Abgange gelassen ist.

9) Eine Sammlung alter Waffen, welche mehreres Merkwürdige enthält, darunter eine Kanone von besonderer Construction, die früher auf dem Thurme des Oehringer Thores aufgepflanzt war.

10) Eine kleine Gemäldesammlung. Sie enthält: Alle protestantische Aebtissinnen von Anna II. bis auf Sophie Albertine, die Könige von Preußen seit Friedrich dem Großen, die Gemahlin Friedrich Wilhelm II. und die Königin Luise, die Kaiser Mathias und Ferdinand II., König Gustav Adolph und Tilly, König Karl XII. von Schweden, Friedrich August I. König von Polen und Churfürst von Sachsen, Aurora von Königsmark, deren Sohn Moritz, Graf von Sachsen und mehrere andere.

11) Ein Manuscript des Sachsenspiegels. — Ein zweites Exemplar befindet sich auf der Schloßbibliothek.

12) Eine Karte vom alten Thüringen, Holzschnitt mit dazwischen befindlichen geschichtlichen Bemerkungen von Typendruck. Sie ist im Jahre 1510 von einem Prediger in Thüringen entworfen.

13) Einige alte Münzen.

14) Mehrere Urnen, welche aus den alten Begräbnißplätzen der Sachsen, den sogenannten Hühnengräbern, ausgegraben worden sind.

Wer die aufgeführten Gegenstände sehen will, wendet sich an den Castellan des Rathhauses und zwar in den Nachmittagsstunden.

Die Stadt besitzt mehrere ausgezeichnete Fabriken in Wolle, die größtentheils Coatins verfertigen. Dahin gehören: die Fabrik des Herrn Krage, die Kranz'sche, jetzt Eigenthum des Herrn Grünhagen und die des Herrn Berdens. Die erste beschäftigt 220 Arbeiter und die beiden letztern jede 100. Rechnet man die Tiebe'sche Fabrik und mehrere kleinere dazu, so werden dadurch bei 126 Stühlen 160 Stuhl- und 400 Handarbeiter beschäftigt.

Die Runkelrübenzuckerfabrik nebst Raffinerie, dem Herrn Pape und den Gebrüdern Hanewald gehörig und vor dem Oehringer Thore gelegen, beschäftigt in den Monaten September bis Februar täglich gegen 120 Arbeiter; im Frühjahr noch mehrere.

Die Basse'sche Buchdruckerei hat 8 Druck- und 2 lithographische Pressen; 50 Personen sind dabei angestellt.

Die eine halbe Stunde von der Stadt entfernte Bleiweißfabrik am Wege nach Dittfurt beschäftigt 70 Arbeiter.

Die Kornbranntweinbrennerei, welche früher in Quedlinburg in bedeutendem Maßstabe betrieben wurde, hat in neuerer Zeit, vorzüglich seit Einführung des neuen Besteurungsgesetzes, sehr abgenom-

men; mehrere Brennereien sind ganz eingezogen, indem dieselben nicht mit den Kartoffelbranntweinbrennereien der Umgegend Concurrenz halten konnten.

Quedlinburg hat übrigens nach der statistischen Tabelle, welche im Jahr 1838 aufgenommen worden ist, 1690 Gebäude, worunter 58 öffentliche incl. des Schlosses; die Einwohnerzahl beträgt 12,954.

Wir werfen jetzt einen Blick auf die Umgegend.

Im Südwesten nahe an der Stadt liegt der Brühl, ein Lustholz, welches, in frühesten Zeiten dem Wipertikloster gehörig, bei der Aufhebung desselben an die Abtei kam, und in neuerer Zeit vom Könige der Stadt geschenkt worden ist. Acht Hauptalleen laufen von einem in der Mitte befindlichen Rondeel, welches von der Aebtissin Anna Dorothea, Herzogin von Sachsen-Weimar (reg. von 1684 bis 1704) angelegt worden ist, strahlenförmig aus, und am Ende einer derselben, die nach Südost läuft, erblickt man Klopstocks Denkmahl, des großen vaterländischen Dichters. Das Haus, worin er geboren worden ist, steht unterhalb des Schlosses am Schloßplatze; es ist an zwei Säulen, welche das Portal der Eingangsthür tragen, leicht zu erkennen. Beiläufig sei hier bemerkt, daß das Wort „Brühl" von dem altdeutschen Worte „Bruoch" verkleinernd „Bruochil" (kleiner Bruch) abstammt.

Das Steinholz, der botanische Garten Norddeutschlands, liegt im Norden der Stadt, drei Viertelstunden entfernt. Es besteht aus einem waldbewachsenen Höhenzuge, parallel mit dem Harze, welcher sehr interessante Aussichten auf denselben darbietet. Der Botaniker findet hier die reichste Flora. In einem Kaffeehause, mitten im blüthenreichen Walde, erhält man alle Arten von Erfrischungen.

Der Kleers, nahe vor dem Gröperthore im Nordosten der Stadt, ist ein großer mit Alleeen umgebener Rasenplatz, wo jährlich das Schützenfest gefeiert wird.

Auf mehreren Höhen der Umgegend hat man höchst anziehende Aussichten, vorzüglich nach der Gegend des Harzes. Dahin gehören: Die Siewekenberge, ein Kalk- und Gipsgebirge drei Viertelstunden im Osten von der Stadt, worin ein ausgezeichnetes Marienglas vorkommt und viele Versteinerungen urweltlicher Thierarten gefunden werden, — der Strohberg nahe am Münzenberge, — die Langenberge, die sich jenem anschließen, — die Weinberge, — die Altenburgsberge, auf deren höchstem Punkte der Eingangs erwähnte Wartthurm steht; wollte man auf dem südwestlichen Abhange dieses Höhenzuges, nach dem Dorfe Wedderstleben zu unweit der Neuenmühle, Bohrversuche machen, so würde man höchst wahrscheinlich Braunkohlen oder die sogenannte Pechkohle finden. In Hinsicht der Versteinerungen von urweltlichen Seethieren ist noch der Salzberg, zwischen der Altenburg und der Stadt am Wege nach Wedderstleben, merkwürdig; sie finden sich in Masse darin aufgehäuft.

Zu der Zeit, als sich das Dorf Quitlingen zur Stadt gestaltete, lagen viele Dörfer in der Umgegend, die nach und nach wüste ge-

worden sind, deren ehemalige Lage aber noch jetzt nachgewiesen werden kann.

1) Marsleben am Berge unter dem Steinholze; es bestand bis gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Durch Krieg, Pest und Raub verheert, verließen es zu jener Zeit die übrig gebliebenen Bewohner, und siedelten sich nach einer Ueberlieferung größtentheils in der Gegend der Altstadt Quedlinburgs an, die noch jetzt „Marslingerhof" heißt. Zwei alte Begräbnißplätze der Einwohner dieses Ortes sind bekannt. Einer war am Steinholzberge in einem Thonboden, der andere auf einem Ackerstücke zwischen der Steinholz- und der Bruchmühle. Die Urnen, welche hin und wieder auf dem letzteren ausgegraben werden, sind ohne irgend eine Verzierung und von sehr lockerer Masse, so daß sie leicht zerbröckeln.

2) Camperode, auch Camp, ein einzeln gelegenes Gut, unter dem Heidberge im Süden, wo man noch die Verwaltungen sieht. Schon in früher Zeit war es eine Besitzung des Klosters Michelstein. Im Jahre 1422 war es so verwüstet, daß es der damalige Abt Nicolaus, die Kosten der Wiederherstellung scheuend, verkaufte, doch so, daß ein Erbenzins darauf ruhen blieb. Muthmaßlich ist der nahe gelegene Münchenhof statt Camperode erbauet worden. Zu altsächsischen Zeiten scheint dieses Gut die Besitzung eines Edelings gewesen zu sein, dem das Thal zwischen dem Heidberge und Liebfrauenberge gehörte, denn es befinden sich hier mehrere sogenannte Hühnengräber. Der Magistrat ließ im vergangenen Jahre eines derselben öffnen. Man fand Urnen von verschiedener Form und Größe, alle weit zierlicher gearbeitet, als die auf den Marsleber Begräbnißplätzen. Das Merkwürdigste aber war, daß man in der Regel bei jeder Urne einen Todtenschädel fand, je nach der Größe der Urne den Schädel eines Erwachsenen oder eines Kindes. Alle Schädel hatten vorne keine Schneidezähne, sondern durchweg runde, woraus man schließen möchte, daß es die Ueberreste von Sclaven sind, die bei dem Tode eines Mitgliedes der Familie des Edelings geschlachtet wurden, damit dasselbe in jener Welt nicht ohne Bedienung sei. Bei den Begräbnißplätzen der Dörfer findet sich diese Erscheinung nicht.

3) Groß-Sallersleben auf einer Höhe im Westen des Lehofsberges.

4) Klein-Sallersleben näher nach Ditfurt.

5) Klein-Ditfurt, eine kleine halbe Stunde nordwestlich von Ditfurt, welches früher Groß-Ditfurt hieß.

6) Ballersleben, ebenfalls nicht weit von Ditfurt.

7) Ihlenstedt nicht weit von jenem.

8) Großorden in der Gegend der eben Genannten, doch näher nach Quedlinburg an der Bode. Nahe dabei lag

9) Kleinorden.

10) Sülten, ebenfalls an der Bode, nicht weit von Großorden. Dieser Ort war sehr groß; er hatte im Jahre 1312 einen Magistrat, an dessen Spitze zwei Bürgermeister standen.

11) Gersdorf im Süden des Sievekenberges öſtlich von Quedlinburg. Dieſes Dorf war wahrſcheinlich bei der Erſtürmung der Burg im Jahre 1336 (ſ. o.) zerſtört. Auf der Stelle des Dorfes ſtehen jetzt die Oeconomiegebäude eines Gutes, welches die Gersdorfer Burg heißt. Der achteckige Thurm der zerſtörten Burg ſteht noch, ſehr gut erhalten und von hohen Verwaltungen umgeben.

12) Bicklingen am Häkelteiche, der jetzt trocken iſt.

13) Quarmbeck im Süden der Stadt; eine Stelle heißt noch jetzt: „der Kirchhof von Quarmbeck."

14) Krüppelrode zwiſchen dem Brühl und Dippenworth, wo der von Suderode herunter kommende Bach in die Bode fällt; es war ſehr klein.

Alle dieſe Dörfer ſind im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert wüſte geworden. Die Einwohner bevölkerten die Neuſtadt Quedlinburg. Bicklingen und Quarmbeck wurden im Jahre 961 von Otto I. und Groß- und Klein-Ditfurt 974 von Otto II. dem Stifte geſchenkt.

Folgende Wartthürme in der Umgegend ſind bemerkenswerth: Der Bicklinger Thurm (am Wege nach Ballenſtedt), der Lehthurm (am Wege nach Gernrode), die Steinholzwarte (auf dem Steinholze), die Heidbergswarte (auf dem Heidberge am Wege nach Wegeleben).

H. A. Braungard.

Die Rosenkirche zu Elende.

Wo sind sie, deren Lied aus Deinem Schoß,
O Kirchlein, einst zu Gott emporgeflogen,
Vergessend all' ihr trübes Erdenloos? —
Wo sind sie? — Ihrem Liede nachgezogen! —

Nikolaus Lenau.

An der Straße, welche von Nordhausen nach Heiligenstadt führt, drei Stunden von Sondershausen und eine Stunde von dem freundlichen Städtchen Bleicherode entfernt, liegt auf einem hohen Berge das alte Schloß Lohra. Hinter dem halbverfallenen Thurme, der noch jetzt, wie ein grauer Zeuge aus längstverklungener Zeit, zwischen neueren Gebäuden emporragt, stand, der Sage nach, unter einer tempelartigen Bedachung, das Bild der Göttin Lohra oder Lara. (cf. v. Rohr's Merkw. des Oberharzes pag. 139). Am Fuße des Berges aber, da, wo jetzt das unbedeutende Dorf Elende liegt, war in einem düstern Haine zu Ehren dieser Göttin ein Altar aufgerichtet und liebende Jünglinge und sehnende Jungfrauen nahten sich oft dem heiligen Opfersteine, weiheten ihr Blumen und Lieder und reichten sich vor ihrem Angesichte unter furchtbaren Schwüren die Hände zum unauflöslichen Bunde. Freundlich blickte Lohra die treuen Liebenden an, segnete den geschlossenen Bund und ließ den neuen Hausstand fröhlich gedeihen, aber ihren ganzen Zorn wandte sie gegen diejenigen, welche sich ihr mit falschen Herzen nahten oder den Schwur brachen, den sie an ihrem Altare gesprochen. Lohra verfolgte sie und ließ nicht nach, bis sie die begangene Untreue bestraft und den gebrochenen Schwur gräßlich gerächt hatte. — Groß war daher das Ansehen der Göttin im Volk und ihr Dienst wurde feierlich begangen von Jung und Alt. —

Da durchzog Germaniens Wälder ein Mann, Bonifacius, später „der Apostel der Deutschen" geheißen. Wo er erschien, begannen die alten Landesgötter zu wanken, ihre Tempel wurden von seiner

Hand gebrochen, ihre Bildsäulen von ihm in den Staub gestürzt, selbst die heilige Eiche des Donnergottes bei Geismar fiel unter den Streichen seiner Art und heulend über den Fall ihrer Götter flohen die Deutschen in das Dunkel ihrer unzugänglichen Wälder. — Von Hessen her drang er im J. 723 auch in den heiligen Wald ein, in welchem der Göttin Lobra Bildsäulen und Altäre errichtet waren. Er zertrümmerte das Bildniß, warf ihre Altäre um und da er gewohnt war, an der Stelle eines heidnischen Baumes oder Tempels Heiligenbilder aufzustellen oder Kapellen und Klöster zu bauen, — denn auf solche Weise schonte er der Angewöhnungen des Volks und machte ihm glaublich, daß die alte Heiligkeit der Stätte nicht gewichen sei, sondern fortan von der Gegenwart des wahren Gottes abhänge, (cf. Grimm's treffliches Werk über deutsche Mythologie pag. 56 sq.) — so errichtete er auch auf der Stelle, wo jetzt Elende liegt, ein Oratorium oder eine Kapelle (Beatae Virginis in Miseriis Larae vicinis) zur Ehre der heiligen Jungfrau, die in ihrem Leiden und Elende beim Leiden Christi vorgestellt ward (cf. Letzner in vit. Bonif. c. 12) und gab dadurch zu der Entstehung wie zu dem Namen des jetzigen Dorfes Elende Veranlassung.

Lange Zeit hatte diese, von Bonifacius gestiftete, Kapelle gestanden, ohne, wie es scheint, einer besondern Achtung genossen zu haben, als plötzlich das darin befindliche Muttergottesbild ein Wunder that und dadurch die Aufmerksamkeit aller Gläubigen auf das unscheinbare und fast ganz vergessene Kirchlein wandte. —

Es war nemlich eine stürmische, unheimliche Winternacht, als ein Fuhrmann mit einer schweren Ladung Wein auf der damals noch fast unwegsamen Straße daherzog. Die Sichel des abnehmenden Mondes blickte nur selten durch die dunklen Wolken, welche rastlos und stets von neuen gefolgt, über den Himmel jagten. Ein scharfer Nordwind schüttelte die kahlen Aeste der Bäume, die dicht auf beiden Seiten des Weges standen, trieb den Schnee in die Tiefen und ballte ihn dort zu Schneewehen zusammen, in denen dem unkundigen Wanderer unvermeidliche Gefahr drohete. Immer schneidender wurde die Luft, immer höher häufte sich der Schnee auf und immer unmöglicher wurde es den müden Rossen, den schweren Wagen von der Stelle zu bringen. — Oft stand der Fuhrmann lauschend still und schaute aufmerksam umher, ob sich noch immer keine gastliche Herberge zeige, oft rufte er laut in den Wald hinein und horchte auf den Ton einer antwortenden menschlichen Stimme,

Doch so weit er auch spähte und blickte
Und die Stimme, die rufende, schickte, —

Alles blieb öde, stumm und schauerlich. Kein Hundegebell, das den nächtlichen Wanderer so sehr erfreut, kein Gebrüll aus gastlichen Ställen, nichts ließ sich hören. Todesstille weit um ihn her; nur dann und wann strich eines Vogels Fittich über seinem Haupte weg; nur hier und da raschelte es unheimlich in den dürren Zweigen und

Gesträuchen, die Sterne, die dann und wann durch die zerrissene Wolkendecke hervorblickten, hingen wie neugierige Augen über seinem Scheitel, die Wolken glitten still darüber hin, zuweilen schneiete es wieder, aber auch der Schnee war so stumm! — Dem einsamen Fuhrmanne wurde immer ängstlicher zu Muthe, zu immer größerer Eile trieb er seine Rosse an, und desto größer war sein Schrecken, als der Wagen plötzlich in eine Vertiefung sank und, aller Anstrengungen ungeachtet, nicht wieder aus derselben herauszubringen war. — Laut rief der verlassene Mann um Hülfe! — Niemand hörte. — Er hieb auf die Pferde. — Sie zogen mit dem letzten Aufwande der Kraft an, — aber der Wagen bewegte sich nicht. — Verzweiflungsvoll rang er die Hände und flehte zur Himmelskönigin! — Da rauschte es in den dürren Zweigen und hinter den Büschen hervor trat, gleich dem silbernen Monde, wenn er über dunkeln Gebirgskuppen erscheint, eine weibliche Gestalt von überirdischer Schönheit; schlank wie die Tanne des Harzes, rosig wie das Frühlicht, frisch wie der Wiesenthau und schön wie die ewige Jugend. Ein Schein wie Frühlingsabendröthe umschwamm die himmlische Gestalt und hauchte auf die starren Schneemassen rings umher einen zarten Schimmer wie sanftes Alpenglühen. Erschrocken starrte der Fuhrmann nach der schönen Jungfrau, die mit holdseligem Lächeln auf das versunkene Gespann zuschritt und mit einem einzigen Griffe Wagen und Pferde aus der Tiefe zog. Ueberrascht von der geheimnißvollen Erscheinung und erfreut über die unerwartete Hülfe, wollte der Fuhrmann der schönen Helferin gern seine Dankbarkeit zu erkennen geben und bedauerte laut, daß er kein Gefäß habe, um ihr für ihre Mühe von dem besten Weine seiner Ladung mittheilen zu können. — Da berührte die Fremde einen Strauch, der neben ihr seine dürren, stachlichten Zacken emporstreckte und plötzlich trieb derselbe Blätter und Knospen und bald war das ganze Gebüsch mit den herrlichsten Rosen bedeckt, die einen wunderlieblichen Duft aushauchten. — Die Jungfrau Maria, denn sie war es selbst, brach die herrlichen Blumen ab und formte daraus ein Gefäß, das den Wein hielt, war aber verschwunden, als der Fuhrmann ihr dasselbe gefüllt wieder überreichen wollte.

Die Pferde hatten unterdessen den Wagen mit Leichtigkeit fortgezogen, standen aber plötzlich vor dem Kirchlein zum Elende still und waren nicht von der Stelle zu bringen. Der Fuhrmann betrat ehrfurchtsvoll das Innere der Kapelle, um dem Höchsten für seine Rettung zu danken, erkannte in dem dort aufgestellten Bilde der hohen Himmelskönigin seine Helferin und setzte das Blumengefäß, als ein kostbares Heiligthum, auf dem Altare daselbst nieder. — Mit ungeheurer Schnelligkeit breitete sich nun der Ruhm der Kirche zu Elende aus und Gläubige aus allen Gegenden Deutschlands eilten herbei, das Wunder zu sehen. Das Original dieses Trinfgefäßes wurde als eine große Seltenheit nach Rom gebracht, vorher aber ganz genau in Thon nachgebildet, von welcher Copie noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Stücke in Elende vorgezeigt wurden. (cf. von Rohr's Merkw. des Oberharzes pag. 141).

Das Marienbild fuhr nun fort, so viele und unzweifelhafte Wunder zu thun, daß man, wegen der ungeheuern Menge Andächtiger, welche die Kirche beständig umwimmelten, genöthigt war, fünf große Thüren in die Kirchenmauer zu brechen, und da es auch Gebrechen aller Art heilte,

So hatte es viel zu schaffen,
Es kamen viel kranke Leut',

Die kranken Leute brachten
Ihm dar, als Opferspend',
Aus Wachs gebildete Glieder,
Viel wächserne Füß' und Händ'.

Und wer eine Wachshand opfert',
Dem heilt' an der Hand die Wund';
Und wer einen Wachsfuß opfert',
Dem ward der Fuß gesund.

Daß die Besuche und Geschenke, welche die Kranken und Gebrechlichen der Maria zum Elende machten, nicht vergeblich waren, verkündete die ungeheure Menge von Krücken, Wanderstäben und dergl., welche die Gesundeten zum Zeichen ihrer Heilung in der Kirche aufhingen und die bald alle Wände derselben bedeckten. Von diesen Krücken war noch in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts eine große Anzahl zu sehen, so wie auch 1790 noch ein alter Ablaßkasten in der Kirche gezeigt wurde. — Viele Kranke, um längere Zeit in der Nähe des gnadenreichen Bildes verweilen zu können, bauten sich bei der Kirche Lauben und Hütten und da andere Wallfahrer diesen Armen und Siechen reichlich Almosen spendeten, so entstand später das nicht unbeträchtliche Hospital zum Elende, über welches der jedesmalige Lohraische Hofprediger und ein Rechtsgelehrter die Aufsicht führten, weshalb auch der Lohraische Hofprediger in Elende wohnen und der elendische Prediger sich in einem andern Hause aufhalten mußte, bis im J. 1585 die Hofpfarre, um dem Schlosse näher zu sein, nach Großwenden verlegt ward und der elendische Prediger die bessere Hofpredigerwohnung beziehen konnte.

Durch die reichlichen Gaben der von allen Seiten, und sogar aus fernen Landen herbeiströmenden Menge, hatte die Kirche bald so viel Schätze aufgehäuft, daß zu dem bereits vorhandenen Nonnenkloster (cf. Hoche's Gesch. der Grfschft. Hohenstein pag. 104) noch ein Wohngebäude für sechs Canonici errichtet und eine neue, große, prachtvoll decorirte Kirche erbauet werden konnte, die im J. 1400 vollendet und die Rosenkirche genannt wurde, weil sie unter dem Dache mit hundert und zwei und siebenzig großen und zwei kleinen, in Stein gehauenen Rosen geziert war. Außerdem erbaute man noch eine, mit einem Thurme und dem Hohenstein'schen Wappen gezierte

Kapelle, welche ausschließlich dem Dienste der Jungfrau Maria gewidmet wurde.

Das für unzählige Schlösser und Klöster so verhängnißvolle Jahr 1525 brachte auch über Elende großes Unheil. Die Bauern im Lohraischen griffen nämlich, gleich ihren Brüdern in andern Gegenden, zu den Waffen, zerstörten die Klöster Dietenborn und Münchenlohra und zogen dann nach Elende. Sie plünderten die schöne Kirche, zerstörten sie aber nicht, wahrscheinlich aus der ihnen von Jugend auf eingeflößten Ehrfurcht gegen dieselbe, beschlossen jedoch, um ihrer Zerstörungswuth wenigstens ein Opfer zu bringen, die Pfarrwohnung zu plündern und dann der Erde gleich zu machen. Mit pochendem Herzen sah der am Fenster lauschende Pfarrer den tobenden Haufen gegen seine friedliche Wohnung heranziehen, er sah die wilden Gestalten, die mordgierigen Blicke und drohend geschwungenen Waffen,

Und machte sich schon ganz bereit,
Der Welt Valet zu singen.

Da fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf. Im Hause standen nämlich sehr viel Bienenstöcke und schnell wie der Blitzstrahl eilte er aus dem Gemache, stellte die Bienenkörbe, mit der Vorderseite gegen die Hausthür gewendet, wie eine Batterie vor sich hin und schlug in dem Augenblicke, in welchem die Bauern herein stürmten, verzweiflungsvoll an die Stöcke. Die Bienen fuhren wild aus ihren Wohnungen heraus und auf die andringenden Bauern ein, die so jämmerlich von ihnen zerstochen wurden, daß sie wie Spreu auseinander stoben und sich nach allen Seiten hin zerstreuten. (cf. Eckstorm. Chron. Walck. pag. 201).

Als sich die evangelische Religion in der Grafschaft Hohenstein immer weiter ausbreitete, sah sich die Jungfrau Maria sehr vernachlässigt. Sie war darüber theils betrübt, theils zornig, und that viele Zeichen und Wunder, die Wankenden und Kaltsinnigen wieder zu ihrem Dienste zurückzuführen. So fingen im J. 1619 plötzlich alle Glocken an, von selbst zu läuten, und als man nach den Thürmen eilte, so schwieg das Geläut und es war Niemand zu sehen. — Als im J. 1620 die Gläubigen zur Kirche kamen, fanden sie die Mutter Maria mitten in der Kirche auf dem Angesichte liegend, wie im tiefsten Schmerze und da auch dieses und andere Zeichen keinen Erfolg hatten, so verwandelte sie 1632 das Wasser im Teich zu Elende viermal in Blut; aber alle ihre Bemühungen waren vergeblich. Im J. 1656 ward die evangelische Religion in der ganzen Grafschaft förmlich und feierlich eingeführt, die sechs Canonici, welche in Elende residirt hatten, wurden abgeschafft, die Einkünfte des Stifts, welche, außer den reichen Geschenken, nur in Zinsfrüchten bestanden, an die Räthe Böttcher, von Zengen und von Bila gegeben oder verkauft und nur einen geringen Theil davon behielten die beiden Pfarrherren zu Lohra und Elende zu ihrem Unterhalte. Das gnadenreiche Bild der Maria aber ward von der Stelle, auf der es Jahrhunderte

hindurch von unzähligen Tausenden hochverehrt und gefeiert, gestanden, herabgenommen und in die Sacristei gebracht; worüber sie aber so böse wurde, daß sie an einem schönen, thauigen Morgen Elende verließ und nach Heiligenstadt auf dem Eichsfelde wanderte, wo sie mit lautem Jubel empfangen wurde. Noch heute hält man sie dort in großen Ehren und zeigt ihr Kleid, dessen Saum noch immer naß vom Thaue ist. — Der damalige Küster zu Elende, Conradi, ein geheimer, aber eifriger Katholik und ein überaus schlauer Mann, steht in dem Verdachte, die vermeintlichen Wunder gethan und auch das Marienbild heimlich nach Heiligenstadt geschafft zu haben. Daß man wenigstens damals allgemein davon überzeugt war, geht aus der Gleichgültigkeit hervor, mit welcher das Volk alle diese Wunder und selbst die Entfernung des Muttergottesbildes, aufnahm.

Seit dieser Zeit wurde gar nichts mehr auf die Erhaltung der herrlichen Rosenkirche verwandt und sie zerfiel nach und nach gleich der Marienkapelle, deren Thurm abgebrochen wurde, um seine Steine beim Bau der Pfarrwohnung zu benutzen. In einem Theile der Rosenkirche wurde aber noch lange, selbst noch in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, Gottesdienst gehalten, und ihr Ruhm war immer noch so groß, daß viele Reisende dieselbe besuchten und Franzosen, welche im siebenjährigen Kriege unter Broglio in die Gegend von Elende und nach Elende selbst kamen, sogleich nach der Rosenkirche frugen, von der sie schon in Paris gehört haben wollten. (cf. Hohenst. Mag. pag. 306). Bald aber schwand auch das Letzte, was Fremde hätte herbeiziehen können; denn was sich noch an Heiligenbildern und Reliquien vorfand, wurde in den siebenziger Jahren auf Befehl der Regierung in die katholische Kirche gebracht, welche in dem nahen Friedrichslohra erbaut worden war; so, außer einer kleinen Glocke, der große Christoph in Lebensgröße, welcher inwendig hohl und so geräumig war, daß sich Jemand in ihm verbergen und aus ihm heraus sprechen konnte, ein Altarstück mit zwölf schön vergoldeten Aposteln, viele Heiligenbilder, ein Ecce homo und eine mater dolorosa. Unter den Bildern der Heiligen werden die Maria im Chor, die mit einer unverweslichen Schürze bekleidet war, und der mit Dornen gekrönte Heiland als Meisterstücke gerühmt, weil sie, je mehr man sie ansieht, desto mehr anziehen und das Auge des Beschauers an sich fesseln. —

So, alles ihres frühern Schmuckes und Glanzes beraubt, stand die Rosenkirche noch einige zwanzig Jahre trauernd da, bis sie endlich, weil sie den Einsturz drohte, bis auf einen unbedeutenden Rest, in welchem noch jetzt Gottesdienst gehalten wird und der früher wahrscheinlich eine Seitenkapelle war, abgebrochen wurde. Das Hospital aber hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten und zählte noch vor Kurzem zwei und dreißig Individuen. Vor einigen Wochen wurde ein Hospitalit, als er eben im Innern des Gebäudes beschäftigt war, von einem Unbekannten, durch einen Flintenschuß, meuchlerisch ermordet.

Es wird viel von Schätzen gesprochen, die in Elende vergraben sein sollen, und zwar, wie Herr von Rohr (l. l. pag. 139) meint, von Templern, welche auf Lohra eine Kapelle gehabt, von welcher ein unterirdischer Gang bis nach Elende geführt habe. Andere (z. B. Schmaling im Hohenst. Mag. pag. 307) dagegen sagen: Die vertriebenen Canonici, welche lange vorher ihr Schicksal geahnet, hätten einen ungeheuern Schatz von vielen Hunderttausenden hinter dem Altare vergraben und den Platz durch ein in einen Pfeiler eingehauenes Grabescheid und ein aus der Mauer hervorragendes Stück Metall bezeichnet, und wirklich erinnern sich noch einige Leute, diese Zeichen gesehen zu haben. Nach einer Sage wurde in jedem Kloster, für den Fall, daß es etwa zerstört würde, so viel Geld vergraben, als zu einem neuen Bau nöthig war. Um diesen Platz wußten nur wenige, zuverlässige Ordensleute; aber in Rom befand sich eine genaue Anweisung, wo die Schätze standen und daher kommt es, daß man zuweilen in verwüsteten Klöstern, z. B. in Walkenried, Mönche gewahrt, welche nachsehen müssen, ob die Stellen, wo die Schätze liegen, auch noch unversehrt sind. (ib.)

Die Benennung des Ortes rührt, wie gleich Anfangs gesagt ist, von Bonifacius selbst her, doch leugnen es einige alte Schriftsteller und meinen: der Ort sei Elende genannt worden, entweder weil die Jungfrau Maria dem Fuhrmanne in seiner Noth und seinem Elende beigestanden, oder: weil viele Kranke hier von ihrem Elende befreit worden wären, oder auch: weil viele Elende hier ein Unterkommen gefunden hätten. Ja Schraube, der im J. 1747 Prediger in Elende wurde, leitet den Namen gar von der elenden Beschaffenheit des Ortes her, weil die Einwohner desselben immer großen Wassermangel und einst eine wirkliche Wassernoth erlitten hätten, als ein naher Teich, Elende's einziger Trost, ausgetrocknet sei. — Schraube hatte Mitleid mit seiner dürftigen Gemeinde, ließ auf eigene Kosten einen Brunnen in den felsigen Boden schlagen und war auch so glücklich, in einer Tiefe von 32 Ellen eine reiche, überaus reine und gesunde Quelle zu finden. In einer Tiefe von 15 Ellen fanden die Arbeiter eine Ader reiner Masse, die fett und klebrig war, und wie Silber glänzte; doch wird nirgends gesagt, daß dies Metall von einem Sachverständigen untersucht worden sei.

Aus der Umgegend von Elende ist noch zu bemerken:

a) Die Knochenquelle oder der Knöchelbrunnen, eine Viertelstunde von Elende und nicht sehr weit von Bleicherode entfernt. Dieser Brunnen machte in frühern Zeiten viel Aufsehen und der durch mehrere naturhistorische Werke bekannte Prorector Ritter in Ilefeld, so wie später Göze, Prediger zu Quedlinburg (cf. dessen 4. Harzreise pag. 136) haben dieselbe genau untersucht und beschrieben. In einem Umfange von 6 Fuß entspringen 7 Quellen, die alle ein klares, überaus kaltes, untrinkbares und im Winter nie zufrierendes Wasser hatten. In der Nähe ist gypsartiges Alabastergebirge. Sie sprudelten alle einen weißen, theils runden, theils eckigen und durchsichtigen Sand aus, zwischen welchem auch Flinkern, gelbe, rothe,

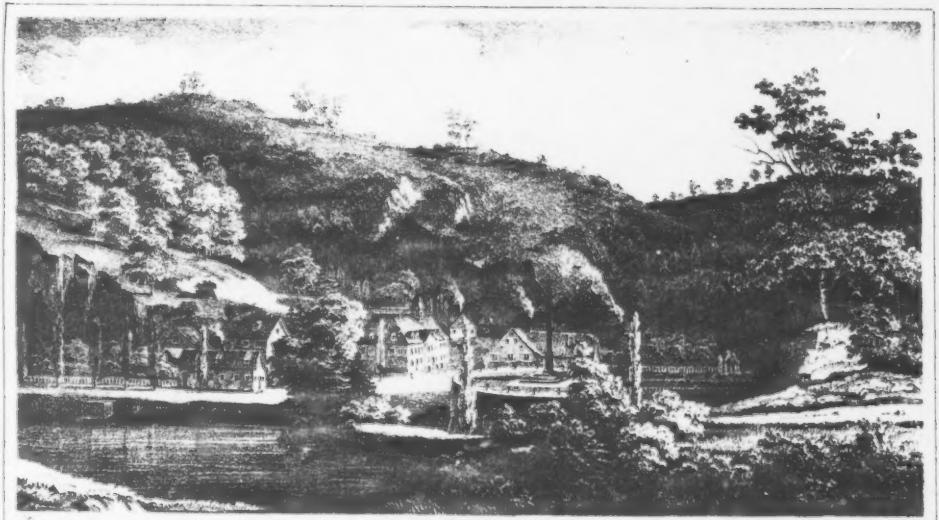
grüne Steinchen und schneeweiße, undurchsichtige Kügelchen zum Vorschein kamen. In diesem Sande wurden kleine Gartenschnecken, zarte Muscheln, Turbiniten, längliche, gelbe Schnecken, Füße, Krallen von Käfern, kleine, schwarze Flügeldecken, Stückchen Kohlen u. s. w. entdeckt. Das Wunderbarste aber waren die feinen Knochen, welche dieser Brunnen auswarf und woher er eben den Namen „Knöchelbrunnen" erhalten hat. Die Knochen sind meistens weiß, doch finden sich auch hellbranne und schwarze dazwischen. Sie sind sehr verschiedener Art. Man findet Röhrchen, Knöchelchen mit der Pfanne, Kugeln, Wirbel, Schulterblätter, Gelenke, kleine Kinnbakken mit Zähnchen, Rippen, Fischgräten u. s. w. Der Prorector Ritter zog ganze Frosch- und Vogelskelete heraus, so wie einige lange Zähne und den Kinnbacken eines Eichhörnchens. Alle diese Sachen fanden sich häufig in diesen Quellen und man konnte, als sie noch offen flossen, ganze Hände voll davon herausnehmen. Zu Ritters Zeit wurden dieselben auch häufig für Naturaliencabinete gesammelt. — Jetzt sind die Quellen meist verschüttet, aber es wäre wohl der Mühe werth, sie einer genauen Untersuchung zu unterwerfen. Hoche meint zwar (Gesch. der Grfschft. Hohenstein pag. 328): die Thiere seien ganz natürlich in die Quelle gerathen und von dem ätzenden Wasser skeletirt; allein woher gerade hier die große Masse von Knochen? —

b) Eine andere Merkwürdigkeit sind die vielen Todtengebeine, ja die Hügel von Menschen- und Pferdeknochen, die man in frühern Zeiten, nur mit einer dünnen Erddecke überworfen, in der Gegend von Elende fand. Es ist sehr wahrscheinlich, daß ein Hause der im J. 933 bei Jechaburg geschlagenen Hunnen, sich nach dieser Gegend wandte und von den nachfolgenden Sachsen und Thüringern theils zwischen Nohra und Wolkramshausen, wo noch heute der große, und mit einem Kreuz bezeichnete Stein steht, welcher nicht umsonst „der Hunnenstein" heißt, geschlagen, theils auf der Stelle, wo jetzt Nieder-Gebra liegt, in letzter, verzweiflungsvoller Gegenwehr aufgerieben wurden, denn als man im J. 1735 in diesem, eine Viertelstunde von Elende entfernten Dorfe, das Fundament zu der Kirche legen wollte, stieß man auf eine ungeheure Menge aufgehäufter Todtengebeine. —

E. Duval.

Hagenrode und Mägdesprung.

Von der Sonne hellem Morgengruß schon auf der Ackershöhe bewillkommnet, stieg ich von des Rambergs breitem Rücken zum schönen Selkenthale hernieder. Ich wählte die Richtung nach dem freundlichen Alexisbade, um jedoch nach Erreichung des Thales in entgegengesetzter Richtung darin fortzuwandern. Der Wald war vom Chore der gefiederten Sänger schon völlig belebt. Der funkelnde Thautropfen wiegte sich im feinen Gewebe der Grasspinne und buntfarbige Schmetterlinge suchten wie im muntern Erhaschen jeder die schönste Waldblume für sich zu gewinnen. Im Vollgenusse aller der Wonne eines schönen Sommermorgens auf dem Harze betrat ich unter dem schattigen Laubgewölbe hoher Buchen und Eichen hinwandelnd und am Bischofsröder Felde den Kirchsteig durchschneidend, bald das freundliche sanfte Friedensthal. Emsige Schnitter schärften am Saume duftender Wiesen schon ihre Sensen, und nachdem ich noch einige Minuten am murmelnden Bache, welcher der Selke zueilt, entlang geschritten war, nahete ich dem von schlanken Erlen versteckten Ausgange des Thales, das zuletzt von schroffen verengenden Bergwänden fast ganz verschlossen zu sein scheint. Um so schöner ist stets die Ueberraschung mit einem Male gleichsam hinter einem grünen Vorhange hervortretend eine ganz neue Landschaftsscene zu erblicken. Ein alter, verwitterter, viereckiger Kirchthurm mit seinen Schallöchern, der letzte Ueberrest eines Klosters, ein niedriges Mühlgehöft neben dem frei auf grünem Wiesenteppich stehenden Thurme und ein kleiner Teich ist der Mittelgrund dieses Gemäldes, das rings vom frischen Grün belaubter Bergwände umschlossen ist. Schon manchmal hatte ich durch diese Schluft das auf diesem Punkte besonders liebliche Selkethal betreten und mich am Anblick des alten gemüthvoll gewählten Sitzes für ein stilles beschauliches Leben ergötzt. Auch diesmal suchte ich den wohlbekannten Thurm, — doch vergebens. Als letzter Zeuge dieses Klosters hatte sein morscher Fuß, der Stützen beraubt, ihn nicht mehr tragen wollen, und zur Hälfte längst schon eingesunken, war die verbrüderte Hälfte 1834 und 1838 im Winter auch nachgefolgt. So erscheint auch wie dies Thal anjetzt oft ein Haus so leer und der ehrwürdigen Zierde entbehrend, wenn das



Mägdesprung im Selkethale.

greise Haupt einer Familie ins dunkele Grab gesunken ist, und nur zu oft ist Ehre und Glück auch mit begraben, aber das jüngere Geschlecht arbeitet dennoch fast immer am Falle des ältern. Ich kann es nicht leugnen, diese Spur der Vergänglichkeit stimmte mich recht zur Wehmuth, und mit diesen Gefühlen näherte ich mich einer, wohl noch den Badegästen des Alexisbades gewidmeten Laube. Ein freundlicher Alter, der was ich vermißte und mein Bedauern zu errathen schien, redete mich mit den Worten an: „Wissen Sie noch ein Mehreres darüber, als bloß, daß hier ein Kloster einst gestanden haben soll? Ich verneinte es. Da ich aber ihn zugleich bat, wenn ihm Nachrichten bekannt wären, mir solche gefälligst mittheilen zu wollen, so führte er mich zu einer Bank und erzählte:

Da wo die Fahrstraße von Ballenstedt her, noch ehe sie zum Selkethale herabfällt, zwischen jungem Nadelgebüsch sich etwas senkend durchläuft, legten gegen Mittag hin im Jahre 970 der Erzbischof Gero II. von Göln und dessen Bruder Ditmar I., Markgraf von der Lausitz, Markgraf Christians Söhne, die durch Erbschaft vom Bruder ihrer Mutter Hidda (Hedwig) vom Markgraf Gero I. (Erbauer von Gernrode) in Besitz dieser Länder gekommen waren, ein Kloster an, und nannten es (nach wem ist unbekannt) Thankmarsfelth, Dagmarisfelth, Tammersfelde. Es wurde zur Ehre der Jungfrau Maria nach den Regeln des Benedictinerordens geweiht und dem Sprengel des Erzstiftes Halberstadt untergeordnet, unter welchem die ganze Gegend damals stand. Auch bestätigte Papst Johann XIII. 971 dieses Kloster und ertheilte ihm das Vorrecht, keiner weltlichen Gerichtsbarkeit unterworfen zu sein. Der erste Abt hieß Hagano und war ein Blutsverwandter von Kaiser Otto II., weshalb dieser das Kloster auch in seinen besondern Schutz nahm. Wundern muß man sich freilich, daß die Mönche sich in einer solchen unwirthlichen Gegend ansiedelten, wo weder ein Fluß, noch reiche fruchtbringende Felder, noch eine schöne Lage sie fesseln konnte, weil sie sonst wohl ihre Wohnsitze recht gut da zu wählen verstanden, wo Lebensgenüsse so mancherlei Art in reicher Fülle sich darboten. Das Kloster muß aber durch reiche Schenkungen für seine öde Lage Ersatz bekommen haben, weil nur zu bald ein in Sinnlichkeit versunkenes Leben auch in diese Klostermauern sich einschlich und den Mönchen den Wunsch entlockte, ihren jetzigen Wohnsitz mit einer freundlichern Gegend zu vertauschen. Unter dem Vorgeben, als wolle die Mutter Gottes ihnen hier nicht mehr gnädig sein, trugen sie ihr Begehr dem Kaiser Otto II. vor, und da solcher ihnen willfahrte, so verlegten die Stifter, wie es deren Mutter, der Markgräfin Hidda von der Mutter Gottes selbst eingegeben sein sollte, schon nach fünfjährigem Aufenthalte 975 den Klosterconvent in das verfallene Schloß Nienburg im Nordthüringen, am Einfluß der Bode in die Saale, wo es gute Fische gebe. Mit dieser Versetzung war aber keineswegs ihr Abt Hagano zufrieden, der diese Einsamkeit wahrscheinlich zu einem Gott geweihten Leben viel passender fand. Da er sie jedoch nicht hindern konnte, so blieb er wenigstens selbst in Tagmarsfelde, und als einst

Kaiser Otto III. auf diesen Bergen jagte, erhielt Hagano auf seine Bitte die Erlaubniß, ein neues Kloster in dieser Gegend zu gründen. Da bauete er denn dies Minoritenkloster in diesem stillen einsamen Thale schlicht und ohne Prunk, wie er selbst sein mochte, dessen Dasein im Jahre 993 schon beurkundet ist, weihete es dem heiligen Johannes dem Täufer und nannte es nach seinem Namen Haganrodt. Es erhielt die Eigenschaft einer Probstei oder Präpositur, welche dem Kloster Nienburg untergeordnet ward. An Gütern war es besonders durch den Zuwachs von Tagmarsfelde sehr reich begabt; denn nicht blos eine päpstliche Bestätigungsurkunde vom Jahre 1178 führt deren schon sehr viele auf, sondern auch noch ein späteres Güterverzeichniß vom Jahre 1200 durch einen Abt Heinrich von Nienburg entworfen, gibt jedoch in abweichenden Bezeichnungen deren in solcher Menge an, daß man darnach auf großen Reichthum schließen darf.*) Dessenungeachtet kann es nicht durch Schönheit im Baustyl sich ausgezeichnet haben; wenigstens trug der an 60 Fuß hohe Kirchthurm in seiner lange noch da stehenden Hälfte keineswegs die Merkmale einer mit Aufwand verbundenen Bauart an sich. Das Kloster Tagmarsfelde stand aber verlassen und verfiel. Ja es mag in der Folge vielleicht in ein Dorf verwandelt sein, weil es sowohl in jenem ersten Güterverzeichniß des Klosters Hagenrode vom Jahre 1178, das Papst Alexander III. anfertigen ließ, als auch in dem andern vom Jahre 1200 als Kirchdorf Dagmarisfeld nur aufgeführt steht. Wann und wodurch es seinen Untergang mag gefunden haben, ist gänzlich unbekannt. Hagenrode ist aber nicht weniger in seinen Schicksalen in Dunkel gehüllt; nur weiß man, daß Kaiser Otto III. vermöge eines Documents von Dornburg in Thüringen datirt, 993 den Aebten zu Nienburg das Privilegium schenkte, zu Hagenrode Markt halten, einen Zoll aufsetzen, auch daselbst eine Münze einrichten und münzen zu dürfen, welcher Vorrechte das Kloster Nienburg so wie aller Nutzungen jener Probstei sich auch bedient haben mag,

---

*) Die Besitzungen des Klosters werden in der Urkunde vom Jahre 1200 folgendermaßen aufgeführt:

Güter zu Groß- und Klein-Willisleve, (Willsleben) Winningen, Dagmarisfelth (Dorf und Kirche) Risigersberch (das ganze Dorf) Errichesleve, (Errleben?) Welpesleve, (Welbsleben) Asmarsleve, (Osmarsleben) Rodesleve, (Radisleben) Amalesdorp, (Amesdorf) Berzinereth, (Bernrode) Banenleve, Badeburnen, (Badeborn) Westerhusen, (Westerhausen) Aldentorp, (bei Quedlinburg) Harzekenrode, (Harzgerode) Konenrode, (jetzt Wüstung Conrad mit 5 Hufen 20 Morgen Ackers, war das Vorwerk des Klosters, weshalb die Klostermühle auch wohl die Conradsmühle genannt wird und lag 1608 schon wüste) Belikendorp, (Wüstung zwischen Neudorf und Harzgerode 1608 schon wüste) Swerswende (Schwidderschwende?) Michilee, Winnelevesbroke, Stasfurde, (Salzquellen) 2 Mühlen bei Hagenrode, 3 Mühlen an der Selke, (Salica) Güter in Heientorp (Hohendorf?) Die päpstliche Bestätigungsurkunde von 1178 führt die Güter anders auf. Merkwürdig sind dabei die Oerter Zrubuech, Wiserebbe und Lusize, welche wohl zwischen der Saale und Mulde lagen. Der Ort Wibike deutet auf ein Dorf an der Wibeck im Anhaltischen. Das Kloster erhielt auch noch später Güter in Groß-Hoym ꝛc.

zumal da in jenem Privilegio die Grafen von Ballenſtedt, Anhaltiſchen Geſchlechts, auch zugleich zu Erbſchutzvögten genannter Kloſter beſtellt waren. Die Münzſtätte wurde 1035 nach Nienburg verlegt. Bis 1570 müſſen aber wenigſtens die Wirthſchaftsgebäude dieſes Kloſters noch geſtanden haben; denn bis dahin iſt noch darin gebrauet und Bier geſchenkt worden, weshalb in einer alten Schrift erzählt wird, wie 1538 Montags in Oſtern einige Leinweber und Schuhknechte darunten gezecht, im Heraufgehen nach Harzgerode aber ihre Waffen gezogen und ſich einander verderbt hätten, was im Amte Harzgerode darnach geſchlichtet ſei. Auch war der Fahrzins in der Stadt Harzgerode, der bei Verluſt Hauſes und Hofes bei Sonnenſchein auf den Tag Katharina gegeben werden muß, jenem Kloſter zugeſtanden worden. Der letzte Hofemeiſter oder Verwalter, der bis 1570 in dieſem Kloſter geweſen iſt, hat Ciliar Droſendorf geheißen. Da man aber nach der Kirchenverbeſſerung wegen Einziehung der Güter nichts zur Erhaltung der Gebäude gethan haben mochte, ſo waren dieſe wahrſcheinlich ſo baufällig geworden, daß man, um Schaden zu verhüten, auf ihren Abbruch denken mußte. Aus einer alten Rechnung des Rathes zu Harzgerode erſieht man wenigſtens, daß 1575 zwei Bergleute den Knauf vom Hagenröder Thurme herunter geholt und dafür 12 Silbergroſchen erhalten haben. So wird dies Kloſter ſchon 1608 als wüſte und zerfallen geſchildert. Der Anhaltiſche Geſchichtſchreiber Beckmann, der 1710 ſchrieb, ſah noch den einen Gibel der wüſten Kirche nebſt dem Thurme, von welchem noch zwei Seiten und die Hälfte der dritten etwas im Stande waren. Abweichend und darum merkwürdig war es, daß der Thurm nicht am Ende der Kirche, ſondern ihr zur Seite ſtand. Von dem Kloſter ſelbſt war aber damals ſchon keine Spur mehr zu ſehen, und dieſes mochte wohl im Bauernkriege ſchon ſeine Zerſtörung erlitten haben. Man hat bisweilen Menſchenknochen, ja in einem Grabe ſchon 16 Schädel beiſammen gefunden. Jetzt aber, ſo ſchloß mein Erzähler, iſt nun vom Kloſter nichts mehr übrig geblieben, als der Name und eine ſchwache Spur im Namen der Kloſtermühle, und ſo kann Alles vergehen, was Menſchenhand jemals geſchaffen hat. Obwohl ich der Erzählung des Alten ein aufmerkſamer Zuhörer geweſen war und ihm warm die Hand drückte, ſo fühlte ich doch, daß ich ſchon zu lange hier verweilt hatte, und ſchnell ſchickte ich mich daher zur Fortſetzung meiner Wanderung an. Da ich das Thal abwärts durchſchritt, ſo feſſelte zunächſt auf der rechten Thalwand der Alexisbrunnen meinen Blick. Es hat die Nymphe des Alexisbades ſich hier noch einen Tempel gegründet, und indem Herzog Alexius durch ſtärkenden Trank mithelfend den Kranken volle Geneſung zu geben wünſchte, hat er es nicht fehlen laſſen, auch dieſen Eiſenquell 1830 ſeiner würdig einfaſſen und mit Geſchmack überbauen zu laſſen. Dieſer Quell, der 1829 entdeckt wurde, gehört zu den ſtärkend-auflöſenden Waſſern, und kein anderer hat einen ſo bedeutenden Mangangehalt. Die von Trommsdorff gelieferte Analyſe lautet Alexisbrunnen in 16 Unzen:

Salzsaure Talkerde	0,128	Gran.
Schwefelsaure Talkerde ...	1,066	"
Schwefelsaure Kalkerde ...	1,363	"
Schwefelsaures Natron ...	1,525	"
Kohlensaure Kalkerde	0,557	"
Kohlensaures Eisenoxydul ..	0,403	"
Kohlensaures Manganoxydul	0,224	"
Kieselsäure	0,178	"
Extraktivstoff	0,218	"
	5,662	Gran.
Kohlensaures Gas	8,000	Kubikzoll.

Sowohl durch die vielfachen Krümmungen wie durch die vielen Anlagen der Industrie und des Schönheitssinnes von dem verstorbenen Herzog Alexius, der in diesem Thale sich einen ewigen Denkstein gesetzt hat, bietet das Selkethal in diesem seinem pitoresken Theile mit jedem Schritte fast eine neue überraschende Ansicht dar; denn bald zwischen freundlichem niedern Gebüsch hinwandelnd scheint vielleicht plötzlich eine schroffe das Thal durchschneidende Felswand den Pfad zu verschließen. Wolkenanstrebende Felszacken drohen dem Wanderer an ihrem Fuße Vernichtung. Schöne und feste Brücken in stets wechselnder Form und Masse führen zur Linken und Rechten der im sanften Laufe hier viel gehinderten auch eng und zierlich wohl eingedämmten und viel gemüheten Selke. Bald sind es Teiche, die zum Betriebe von Hütten ihre Wasser sammeln, bald muß sie dem Zwange enthoben über zahllose Klippen dahinstürzen, um ihr altes heimisches Bette wieder zu suchen, und um vielleicht zu schnell schon wieder im freien Laufe gehindert sich nochmals und immer noch einmal über steile Wehre hinabzustürzen und dem sinnigen Wanderer auf versteckten Plätzchen reichen Stoff zu gemüthvoller Betrachtung darzubieten. Dann sind es sanftere Berglehnen, die auf waldigem Gipfel, die Schalckenburg nennt sich von Alters her diese Stelle, ohne jedoch die Spuren einer Burg aufweisen zu können, mit täuschender Aehnlichkeit das Bild einer Einsiedler-Kapelle hinter Bäumen hervor erkennen lassen, und manchmal wurde der Reisende von diesem Bretter-Tableau nach mühsamen Erklimmen schon schalkhaft geneckt. Auch gepflanzte Allee'n, der Wechsel der Bäume und Holzarten, das eingestreuete Nadelgehölz, so viele versteckte Lauben und Laubgänge mit Ruheplätzen, im sanfteren Thale wieder grünende Matten, Menschenwohnungen mit zierlichen Gärten und das fleißige, rührige Leben in den Stätten der Betriebsamkeit wie auf den Wegen, dies Alles zusammengenommen gibt diesem Thale eine Mannichfaltigkeit und Abwechselung, wie sie nirgends im Harze wieder angetroffen wird. Wenn ehedem vor 250 Jahren und darüber gleich unter Hagenrode eine Schmelzhütte nebst Pochwerk und Teich dem Stollen der heiligen Dreifaltigkeits-Fundgruben gegenüber gewesen ist, auch damals von den Ueberresten einer noch ältern Schmelzhütte

weiter unten im Thale und von einer unter der Schalckenburg liegenden Mahlmühle geredet wird, so ſtoßt man doch jetzt zuerſt auf ein ſolches Werk bei dem Drahtzuge und nähert ſich alſo dem Mägdeſprunge, deſſen ausgedehnten Hüttenanlagen er angehört. Vor zwei hundert Jahren wurde auf der Stelle des jetzigen Mägdeſprunges noch keine Spur menſchlicher Wohnungen bemerkt; allein 1686 und 1688 wird ſchon einer „Eiſenhütte unter dem Mägdeſprunge“ in welcher Stab- und Gußeiſen beſonders eiſerne Oefen gefertigt wären, auch eines Factors daſelbſt in alten Schriften gedacht.*) Die jetzigen Anlagen zuſammen genommen führen den Namen: „Eiſenhütte unter dem Mägdeſprunge,“ werden auf Rechnung des Landesherrn betrieben und ſtehen unter einer beſondern Herzogl. Bergwerkscommiſſion. In der Ausdehnung einer Stunde liegen ſie ſämmtlich im Selkethale und zählen in 30 Häuſern gegen 200 Einwohner. Das zu den Arbeiten benöthigte Material liefert größtentheils der Bergbau der Umgegend, die wie der ganze Unterharz ſehr reich daran iſt. Obiger Drahtzug macht den Anfang der Hüttenwerke, ihm folgt in einiger Entfernung ein Stahl- oder Friſchhammer, dann kommt der Mägdeſprung ſelbſt.

Der Hüttenort Mägdeſprung liegt da, wo die Selke zwiſchen Harzgerode, Ballenſtedt und Gernrode eine ſtarke Biegung in die Gebirgsmaſſe eingeſchnitten und darum auch einen ziemlich breiten und freiern Thalgrund hier gewonnen hat. Die Hauptgebäude, die dieſen Ort bilden, ſind ein hoher Ofen mit einem Cylindergebläſe und zwei Kupoleöfen, ein Fabrikgebäude, das die Blank-, Grob- und Zeugſchmiede, das Walzenwerk zu Blech- und Stabeiſen, ein Dreh- und Bohrwerk, die Werkſtatt der Modelliret, Schloſſer u. ſ. w. enthält, das Laboratorium, das Waarenmagazin, die Kirche, deren Grundſtein den 14. Juni 1829 gelegt ward, iſt den 22. Aug. 1830 eingeweihet worden, weil bis dahin nur im erſten Friedrichshammer ein Bethaus und eine Schule ſich befanden, die Wohnungen der Diener, worunter ſich das Haus des Directors der Hüttenwerke beſonders vortheilhaft auszeichnet, der Gaſthof und mehrere andere Gebäude. Unterwärts im Thale liegen endlich noch ein Schneidewerk, Friſchhammer und Drahtwalzwerk nach engliſcher Art, von ſeinem Erbauer, dem Oberbergrath Herrn Carl Zinken, 1828 das Carlswerk genannt, 3 Hammerhütten gewöhnlich als der erſte, zweite und dritte Friedrichshammer bezeichnet und eine Schwarzblechhütte mit einem Ringgebläſe, welche der vierte Friedrichshammer heißt. Vor dem letztern, etwas über der jetzigen Schirnſteiger Mühle wurde 1590 auf Koſten der Ballenſtedter Amtsunterthanen ein Wolfsgarten von Neuem erbauet. Er beſtand in einem ganz ſteinernen Hauſe und in einem geraumen, mit anſehnlichen Planken verſehenen Platze, der

*) 1688 wurde hier für die neu gebaute Kirche in Siptenfelde von einem Daniel Henneke unter Fürſt Wilhelm von Harzgerode (der mit erwähnte Friedrich Chriſtian Arns war wahrſcheinlich Factor) ſchon eine große eiſerne Glocke gegoſſen.

3 Thore hatte nnd in welchem mit 2 Schock Ellen Leinwand und 200 Lachter Stückleinen die Fallen für die Wölfe gestellt wurden. Schon 1608 wurde er aber nicht mehr gebraucht. Wir kehren jedoch zum Hüttenorte zurück. Mägdesprung ist einer der lieblichsten Puncte auf dem Unterharze und selten läßt ihn ein Harzreisender unberührt. Wie traulich sitzt es sich nicht unter den Linden vor dem ziemlich gentilen Gasthause! Welches Leben, welcher Verkehr durch die sich hier kreuzenden Straßen und durch den starken Hüttenbetrieb! Wie malerisch liegt es im grünen Thalgrunde, magst Du es von einem Berge betrachten, von welchem Du willst! Wie fein zierlich schauet seine kleine bescheidene Kirche mit goldenem Kreuze aus einiger Entfernung von mäßiger Höhe herab, und wie so recht heimisch an Vaterliebe und kindliche Dankbarkeit erinnernd erhebt sich zwischen den Hüttengebäuden der eben so schöne als hohe eiserne Obelisk! Du fragst, lieber Leser, wem er gewidmet sei. Die einfach schöne Inschrift: „Dem Vater des Vaterlandes Friedrich Albrecht, Fürsten von Anhalt errichtet 1812" gibt die Antwort. Dieser 1796 verstorbene Fürst wurde nämlich der Gründer der jetzigen Hüttenwerke, die, wenn sie auch keinen Ueberschuß in die Landescassen liefern, doch viele hundert Familien ernahren, und sein dankbarer Sohn, der Herzog Alexius, errichtete ihm deshalb den 3. August genannten Jahres diese 58 Fuß 6 Zoll hohe eiserne Denksäule, die erste und einzige der Art in Deutschland, bis 1822 bei Braunschweig eine ähnliche emporstieg. Die vier Seiten des Schaftes, von welchen jede aus einer Platte besteht, sind 40 Fuß hoch und die Schönheit dieser Spitzsäule besteht besonders noch in den herrlichen Maßverhältnissen der einzelnen Theile zu einander. Der erhöhete sehr gut gewählte und geschmackvoll angelegte Platz, der mit eisernen Pfählen und Ketten sie umschließt und an der von Gernrode und Ballenstedt nach Harzgerode laufenden Straße liegt, trägt namentlich auch noch sehr zu ihrer imponirenden Schönheit bei. Angefertigt und errichtet wurde sie unter Leitung des Oberbergrath Schlüter, des damaligen Directors der Hüttenwerke. Wie hoch die Kunstfertigkeit in der dasigen Eisenhütte gestiegen sei, davon gibt aber nicht bloß dieser Obelisk einen Beweis, sondern auch die feineren Gußwaaren, die an Schönheit der Ausführung und des Geschmackes nichts zu wünschen übrig lassen. Beabsichtigt man die Betriebsstätten selbst zu besuchen, wozu ich für den hohen Ofen Morgens und Abends einladen möchte, um den Feuerguß der geschmolzenen Massen in die Formen zu sehen, so hat man sich an den Director zu wenden, und die gefälligste Artigkeit tritt jedem honneten Fremdling aus jeder Werkstätte und jedem Magazine entgegen. Darf es wundern, wenn daher bei so vielen Annehmlichkeiten und Reizen dieses Thales und Fabrikortes Harzreisende lieber hier als im stillen gekünstelten Alexisbade verweilten, und selbst Badegäste schon wünschten, die Saison hier verleben zu können? Hinter dem Hochofengebäude am linken Selkeufer unter dem Zettelberge bricht auch wahrscheinlich aus einem alten Stollen zwischen Schwefel- und Kupferkies eine Heilquelle aus dem Thon-

ſchiefer hervor. Als gutes, aber doch wenig benutztes Trinkwaſſer war ſie den Hüttenbewohnern ſchon längſt bekannt. Ihr guter Ruf veranlaßte alſo den Herzog Alexius, auch dieſe Quelle im Jahre 1828 aufräumen, faſſen und überbauen zu laſſen, und da eine Unterſuchung ihre Nutzbarkeit und auch einen ziemlichen Wärmegrad ſelbſt bei ſtarker Kälte nachwies, (7° Reaumur, ſo daß ſie nie zufror) ſo trat ſie mit in die Reihe der daſigen Heilquellen, und das Brunnenhäuschen zeigte die Inſchrift: „Erna's Brunnen.“

Der Mägdeſprung bietet aber auch der Phantaſie einen reichen Stoff dar. Du wirſt nämlich, lieber Leſer, wenn Du von ſelbiger Seite herkommſt, von wo ich dem regen Oertchen mich näherte, auf ſteilem Felſenhorſte ein hoch thronendes Kreuz wohl erblickt haben. Da hinauf zu klimmen ſcheue nicht die Mühe und fürchte keine Täuſchung; denn da findeſt du in zwei dem Felſen eingedrückten rieſigen Fußtapfen des Namens Urſprung, und indem kindliche Liebe und Dankbarkeit an dieſem umgitterten Kreuze Dir wieder begegnen, ſcheinen ſie gleichſam dieſes Thal mit ſeinen umſchließenden Bergen zu einem Tempel kindlicher Pietät erwählt zu haben. Prinz Friedrich von Preußen und ſeine Gemahlin, Alexius Tochter, ſtellten dies Kreuz nämlich im Herbſte 1819 auf, dem gemeinſamen Vater es weihend. Brennt nicht auch in Deinem Herzen, lieber Fremdling, auf dem Altare der Verwandtſchaft die heilige Flamme der Liebe, der Dankbarkeit und des freundlichen Zutrauens, und lodert ſie nicht mächtiger empor, wenn ſolche Zeichen eines reinen kindlichen Gemüthes in der ſchönen heiligen Natur Dir entgegentreten? Woher aber jene Fußtapfen, die ſchon mehrere Jahrhunderte ſichtbar ſind?

Ein Mädchen war es, ſo betheuert es die Sage, eine Hünentochter, die einſt hier ſtand, als die Selke wild ſchäumend zwiſchen den Bergen dahinrauſchte und das Thal ausfüllend noch tiefer furchte. Da gewahrte ſie drüben des Liebhabers, eines jungen Hirten, der bis zum Tode betrübt in ſchmelzenden Tönen ſeiner Waldflöte die lange Trennung beklagte. Hatte der Eltern Verbot, hatten wild tobende Elemente zwiſchen beiden Liebenden eine unüberſteigliche Kluft ſchon lange gebildet, daß ſie an des Rammbergs Gipfel ſo dicht unter den Wolken nicht in gewohnter Weiſe vielleicht ſich ihren Himmel und ihre goldene Zukunft hatten träumen können? Die Sage verſchweigt's. Und wie ſteil auch die Felſen, wie tief auch die Waſſer, wie breit auch die Kluft, noch größer und tiefer und mächtiger war die Sehnſucht in der Jungfrau Bruſt. Das Mägdlein ſetzt an, verſucht's, ſpringt, der Sprung gelingt, zwei rieſige Arme umſchließen ſie freudig ſie emporhaltend; aber mit dem gewaltigen Sprunge hatte ſie das Bild ihrer Ferſen dem Felſen auch eingedrückt diesſeits und jenſeits.

Das ſind die Fußſtapfen, die man noch jetzt ſieht, neben deren Linken das 10 Fuß hohe gegoſſene eiſerne Kreuz ſteht, und die zu ſehen man nur wenige Schritte vom Harzgeröder Fußſteige abzulenken braucht. Die auf dem jenſeitigen Berge ſollen aber von Erde

und Moos überdeckt sein.*) Wie sich die Sage jeder erklären will, überlasse ich der eigenen Willkühr; nur so viel erlaube ich mir noch hinzuzufügen, daß schon vor 100 Jahren Bergkundige diese Fußspuren für künstliche Zeichen der früheren Chemiker hielten, womit sie hier auf Silber hätten deuten wollen. Ja sie unterstützen ihre Meinung selbst noch damit, daß Silber und Kupfer mit den weiblichen Namen der Luna und Venus belegt würden, und viele Stollen in der Nähe die weiblichen Namen Tabea, Anna, Dorothea, Albertina ꝛc. geführt hätten. Ich meine, die Erklärung wäre aber so unglaublich wie die Sage selbst, und das weitere Nachsinnen daher den Grüblern überlassend wenden wir lieber den Blick in das liebliche Thal hinab, und — siehe es ist über unserm Plaudern Abend worden. Die Sonne geht hinter dem Rammberge unter, und die vom letzten Abendstrahl beleuchtete Victorshöhe wünscht dem nachbarlichen schon in Dunkel gehüllten Mägdesprunge eine gute Nacht. Heerden mit harmonischem Geläu kehren heim. Der Bergmann hat seine Schicht vollendet. Vom Wiederhall der Berge bis hierher getragen ertönt aus weiter Ferne vom pürschenden Jäger noch ein Schuß. Feuchte Nebel lagern sich im Thale. Zu einer heiligen Ruhe in der ganzen Natur haben die Schatten der Nacht 'gerufen. Nur die wilde Holztaube und das Käuzchen sind bisweilen noch laut. Siehe! — was glänzt da durch das Gebüsch, und speiet gleich einem gewaltigen Krater das Feuer in Strömen aus? Das sind die Hütten die mit wild lodernder Gluth Funken nach allen Richtungen aussprühen. Je mehr ich mich näherte, desto deutlicher hörte ich bei der Stille der Nacht nun auch die tobenden Hämmer, um welche cyclopische Gestalten in geschäftiger Eile bemühet waren, glühende Massen zu formen und zu kühlen. So schön diese Landschaft sich also am Tage dem Auge schon darstellte, so herrlich und so erhaben war das Gemälde der Nacht, das der aufsteigende Mond bald noch großartiger machte, indem er besonders auch erinnerte, dem zu danken, der die Welt so schön gemacht und den Menschen darin so hoch gestellt hat, daß er es fühlen, ja daß er es dankbar froh fühlen und empfinden kann.

*) Anders erzählen Gottschalk und Blumenhagen die Sage. Ich entlehnte sie dem Andreasbergischen Chronikenschreiber Beckmann (schrieb 1710) dem wohl am meisten Glauben beizumessen ist.

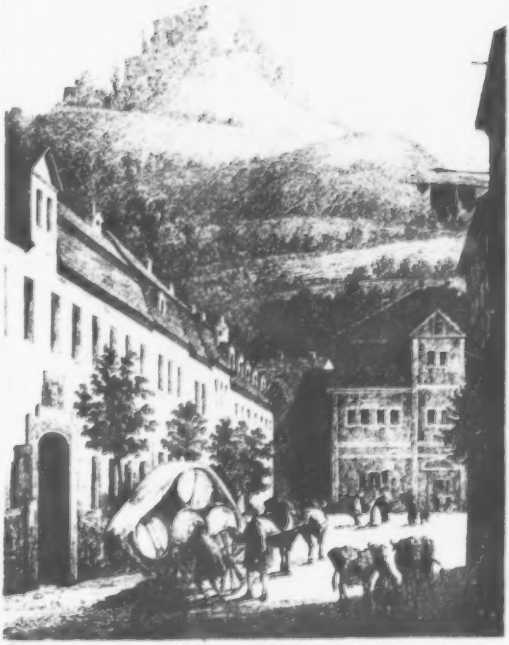
W. Schönichen.

Buchfart.

Ungefähr fünf Viertelſtunden von Weimar erheben ſich die durch ihren wunderſamen Bau merkwürdigen Ruinen der Burg Buchfart, auch Buffart geheißen. Sie gleichen, aus der Ferne geſehen, einem großen Gebäude mit einer Reihe von Fenſtern, denn die ſämmtlichen Burggemächer ſind in einen Felſen eingehauen, der hoch über dieſelben emporragt. Zu den Oeffnungen, die in einer Höhe von 90 bis 100 Fuß in gleicher Richtung fortlaufen, kann man nur mit Mühe und nicht ohne die Hülfe einer Leiter gelangen. Eine gegen 30 Fuß hohe Mauer von glatt gehauenen Steinen, deren weſtlicher Theil jedoch von oben eingeſtürzt iſt, erhebt ſich vor den zwei größern jener Oeffnungen, die in einen 36 Fuß langen Gang, und aus dieſem in zwei Höhlen führen, von denen die eine 8 Fuß breit und 12 Fuß lang, die andere noch etwas größer iſt. Am weſtlichen Eingange der Vormauer zeigt ein großer hervorragender Stein einen ſchön ausgehauenen Löwenkopf, der auf den Vorderklauen ruht. Ein ziemlich ſtarker Pfeiler ſtützt eine dritte Höhle, die einige Fuß tiefer liegt, und die größte unter allen iſt, die ſämmtlich kleiner und faſt gänzlich verfallen ſind. Am Fuß des Berges zeigen ſich noch Spuren von einem verſchütteten Gange, der vielleicht zur Burg geführt haben mag. Der Aberglaube hält dieſen Gang für den Sammelplatz von verborgenen Schätzen, und im Munde des Volks lebt noch die Sage von einem Müllerburſchen, der das kecke Wagſtück, jene Schätze zu heben, mit einer Ohrfeige habe büßen müſſen, die er von dem Burggeiſte bekommen. Auf das hohe Alter jener Bergveſte ſcheint ſchon ihr regelloſer Bau, das Kleinliche und Unbequeme der in den Felſen eingehauenen Wohnungen zu deuten. Wahrſcheinlich fällt ihr Urſprung in das zehnte Jahrhundert, in jene Periode, wo Herzöge von Sachſen und Thüringen gegen die wiederholten Einfälle der Ungarn vielleicht Schutz ſuchen mochten in natürlichen oder künſtlich geſchaffenen Höhlen. Von ihren früheſten Beſitzern, den Herzögen von Thüringen, ward die Burg auf den Markgrafen Albrecht den Bären und auf deſſen Nachkommen, die Grafen von Orlamünde vererbt. Nach dem Tode Otto's des Neunten, der aus jenem reichen und mächtigen Geſchlecht entſproſſen, theilten ſich ſeine drei Söhne

im Jahr 1414 in die väterlichen Besitzungen, zu denen Schauenforst, Möllingen, Köttendorf und Magdala gehörten. Von ihnen erhielten die Herren von Hitschburg und Hutingsburg bei Berka an der Ilm die Veste Buchfart als Lehn. Dies beweist eine Urkunde, in welcher die Grafen Friedrich und Hermann von Orlamünde auf einige Lehen verzichteten, die Ludwig von Hitschburg, ihr Vasall, dem Kloster zu Berka abgetreten. Otto's des Neunten Söhne begaben sich im Jahre 1428 ihrer Rechte auf Magdala, Köttendorf, Möllingen und Buchfart gegen die Summe von 400 rheinischen Gulden, die sie von dem Grafen Heinrich von Schwarzburg empfingen. Doch stellten sie dabei die Bedingung, daß die Einlösung jener Güter den Landgrafen um die gleiche Summe jederzeit frei stehen solle. Nach einer noch erhaltenen Urkunde empfing der Ritter Hermann von Harraß im Jahr 1440 das Dorf Buchfart und wahrscheinlich auch die gleichnamige Burg von Heinrich von Schwarzburg als Lehn, dem sie fünf Jahre später von den Herzögen Friedrich und Wilhelm zu Sachsen für die Summe von 400 rheinischen Gulden abgekauft ward. Herzog Wilhelm von Sachsen gab im Jahr 1478 der Ehefrau des Ritters Ulrich von Harraß, Katharina geheißen, einen sogenannten Leibgedingebrief über Osmanstädt, Ulrichshalben und Buchfart. Die Brüder und Vettern Ulrichs erhielten hierauf jene Besitzungen im Jahre 1499 als Gesammtlehn. Im Jahr 1508 ward der Ritter Hans von Meusebach in Schwerstädt von den Herzögen Friedrich und Johann von Sachsen, mit dem Dorfe Buchfart belehnt. Der Weimarische Kanzler Dr. Marcus Gerstenberg erhielt den 1. Februar 1594 Buchfart als Lehn, verkaufte es jedoch drei Jahre später an die fürstliche Kammer zu Weimar, und seitdem gehört es dem Amte der genannten Residenz. Ueber die weitern Schicksale der Burg und die Zeit ihrer Zerstörung fehlen bestimmte Nachrichten. Eine Abbildung des Felsens mit seinen merkwürdigen Ruinen jener Bergveste befindet sich vor einer kleinen, aus urkundlichen Nachrichten geschöpften Schrift von Karl Gräbner, das alte Bergschloß Buchfart betitelt. (Weimar 1822).

Heinrich Doering.



Blankenburg mit Greifenstein.

Geſchichte
des
Schloſſes Blankenburg
in der obern Herrſchaft des Fürſtenthums Schwarzburg-Rudolſtadt.

Die Trümmern des Schloſſes Blankenburg breiten ſich, mitternächtlich von der Stadt gleiches Namens, über den ganzen Rükken eines (nach der neueſten Meſſung von A. Fils über Rudolſtadt 622,8 und über der Meeresfläche 1247,5 Fuß hohen) Flözkalkberges aus. Die ſüdliche und weſtliche Hälfte deſſelben ſchmückte noch im vorigen Jahrhundert die Rebe, von deren reichem Ertrag in dieſem Bezirke die Schwarzburgiſchen Geſchichtſchreiber ſtaunenerregende Zeugniſſe aufbehalten haben. Ihre Stelle nehmen jetzt Feldfrüchte verſchiedener Gattung und der lieblich duftende Lavendel ein, mit deſſen Blüthen ſonſt vortheilhafter Handel getrieben wurde. Der Kräuterkundige, welcher die näheren und entfernteren Umgebungen Blankenburgs durchforſcht, wird ſeine Mühe durch die unerwartet ergiebige Ausbeute an merkwürdigen, zum Theil auch ſeltenen Pflanzen hinlänglich belohnt ſehen.

In dem ſogenannten Steingraben, durch den ein kleiner Bach fließt, welcher nicht fern von dem Schloſſe, unter dem rothen Hauſe, einer herrſchaftlichen Schäferei, ſeinen Urſprung nimmt und dann in die Rinne fällt, verdienen mehrere Verſteinerungen und Inkruſtate, als Blätter, Holz und Moos, die Aufmerkſamkeit des Liebhabers ſolcher Naturerzeugniſſe.

Zwei Pfade führen zu den Ruinen, der eigentliche, ziemlich ſchmale Burgweg, der vielleicht ſonſt mit einer Mauer eingefaßt war und ſich im Halbkreiſe an der Süd- und Weſtſeite des Berges hinauf zu dem Eingange der Veſte windet, und der zwar nähere, aber auch unbequemere Fußſteig, auf dem man, von der Stadt in gerader Richtung, die ſteile Anhöhe erklimmt.

Die Burg umgibt von drei Seiten ein Buchenhain, in deſſen einſamen Schatten, hinter den verfallenen Mauern, Ruheſitze angelegt ſind. Das Hauptthor öffnet ſich an der Abendſeite des Berges. Es ſcheint ehemals mit Außenwerken und einem Fallgitter (oder

einem sogenannten Siegethore) verwahrt gewesen zu sein.*) Durch dasselbe gelangt man zunächst auf einen großen, mit Mauern rings umgebenen Rasenplatz, in dessen Mitte ein Schutthaufen sich erhebt. Hier befanden sich wahrscheinlich die Wohnungen für den Burgvoigt und die Burgmänner. Diesen Hof trennt ein Graben von einem andern, etwas höher liegenden Theile der Ruinen, welcher die Reste des Hauptgebäudes in sich begreift. Eine Zugbrücke verband dieselben, und noch steht das kleine dazu gehörige Thor ziemlich unversehrt und schaut hinab in die jähe Schlucht. In dem düstern, mit Buchen und Gesträuch dicht verwachsenen Graben bemerkt man die Oeffnungen zweier Brunnen, einst von bewunderungswürdiger Tiefe und wohl dem Bette der Schwarza gleich, jetzt fast bis an den obersten Rand mit Schutt und Steinen erfüllt. Das zur Rechten, nach der Stadt zu stehende Hauptgebäude (der Palas) verräth durch seine größere Regelmäßigkeit, Festigkeit und Höhe einen neuern Ursprung, wenigstens hat es den Beschädigungen durch Zeit und Witterung glücklicher widerstanden, als die übrigen Theile des Schlosses, da in ihm auch die Fensterbogen noch sichtbar sind. Zwei kleine Thüren bahnen vom Hofe den Weg zu dem verödeten Innern, das obere Stockwerk scheint durch eine von außen in die Höhe führende Treppe zugänglich gewesen zu sein.**) Seit ohngefähr zwanzig Jahren ist in diesem Theile der Ruine ein Zimmer wieder in wohnlichen Stand gesetzt worden, aus dessen Fenstern man eine herrliche Aussicht genießt.

An der äußersten Spitze erhob sich ein runder Thurm, welcher sechzehn Fuß im Durchmesser gehalten haben soll. Frecher Muthwille, oder wohl gar der thörichte Wahn, hier verborgene Schätze zu finden, hatten schon gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts seinen Einsturz, wie man erzählt, durch Sprengung mit Pulver, vorbereitet. Doch erst am 9. November 1800 erlag er der Gewalt des damals fast durch ganz Europa tobenden Sturmes, der ihn, nebst einem kleinen, wie ein Küchenschlot gestalteten Gemäuer, mit furchtbarem Getöse in den Burggraben hinabstürzte. Wir tragen kein Bedenken, ein Gedicht, in welchem dieses Ereigniß, das die Ruine ihrer größten Zierde beraubte, auf eine, wie uns dünkt, sehr ansprechende Weise besungen wird, hier zu wiederholen:

---

*) Nach einer Bemerkung des Herrn Professor Hehr. Leo in der Abhandlung über Burgenbau und Burgeneinrichtung in Teutschland vom 11. — 14. Jahrhundert in Fr. v. Raumers hist. Taschenb. 8. Jahrg. (Leipz. 1837. 8.) S. 170. f. hatten die Zingeln oder die äußerste Umfassung dieser Burg, blos Mauervorsprünge am Thor: etwa so . . . . ⌐ ¬ ⌐ ¬ . . .

**) Eine Eigenthümlichkeit des Palas ist, daß man zu ihm, der allein von allen Gebäuden der Burg, außer den Thürmen, mehr als ein Stockwerk hatte, durch eine leichte Treppe gelangte. S. Leo a. a. O. S. 179. f.

Herabgestürzt in seines Walles Schooß
Liegt hier des grauen Ritterthumes Sehn,
Der Thurm der wüsten Veste Blankenburg,
Und schläft entgegen der Vergessenheit.

Ein fernes Jahr der dunkeln Ritterwelt,
Das thatenvoll und leer an Schreibern war,
Gebar ihn einst in heil'ger Eichen Kreis.
Fest war sein Gliederbau. Er hob sein Haupt
Stolz über sie und seine Burg empor,
An der sich oft im Streit der Sorben Heer
Und wilder Hungarn Schwarm die Stirn zerstieß.
Mit scharfen Blick spähte' er der Feinde Zug
Auf fernen Höh'n und warnte Thal und Hain
Durch Kriegesschall. Die Leuchte seines Haupts
Gab Kunde seiner Freunde Warten oft
In Fehden und im Streit für's Vaterland,
Als Günther, den der Teutschen freie Wahl
Zum Kaiserthrone rief, von seiner Burg
Mit seinen Edeln hin ins Schlachtfeld zog.

Oft stimmt' er in des Sieges Hochgesang
Und oft ins Lied des frohen Winzers ein,
Wenn rings um ihn der süßen Traube Gold
Auf Rebenhügeln Pracht und Freude schuf.

Noch stand er fest und frei, den Welken nah,
Als seine Burg verwaist, des Schmucks beraubt,
Zermalmt vom Zahn der Zeit, in Schutt zerfiel,
Und Epheu sich um morsche Mauern schlang.
An ihm verzagte der Zerstörung Macht,
Wenn ihn ein Blitzstrahl traf, wenn das Gebirg
Umher von Donner bebte, stand er fest.
Noch stand er fest, sah zweifmal um sich her
Sich das Geschlecht der Menschen noch verneun,
Bald Krieg mit neuem tödtenden Geschoß
Und im Gefolge Hungersnoth und Pest,
Bald Friede festlich froh, mit Ueberfluß
Und Völkerglück bekränzt, vorüberziehn.
Er sah der Sitte wechselnde Gestalt,
Bald schwer und steif, bald leicht und flatterhaft
Im bunten Schmetterlingsgemisch. — Er sah
Des festen teutschen Sinnes letzten Rest —
Und starb im Sturme seinen Heldentod.

Zur linken Hand trotzt noch ein schöner gewölbter Bogen der Vernichtung. Er ist ein Ueberrest der ehemaligen Burgkapelle,

welche bereits zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts vorhanden gewesen sein muß und an deren Wänden man bis vor ohngefähr sechzig Jahren Bruchstücke von verblichenen Gemälden wahrnehmen konnte.

An dieselbe grenzte die Kellerei, wovon aber nur ein einziges Gewölbe sich größtentheils unbeschädigt erhalten hat. Aus einem hochliegenden Fenster*) bei der Kapelle blickt man hinab auf das rothe Haus, in dessen Hintergrunde das Kalkflözgebirge von Zeigerheim bis fast nach Quittelsdorf erscheint, wo es sich an die sogenannten Kalbentränken anschließt.

Ueberhaupt besteht ein wesentlicher Vorzug dieses Theils der Ruinen in der schönen und weitumfassenden Aussicht von demselben auf die umliegende Gegend.

Die Sale, welche in immer anmuthigern Krümmungen an lachenden Auen vorbeiströmt, Salfelds Thürme und die obere Hälfte des Schlosses, das glänzend den schwarzen Wald überragt, in der Ferne die Burgen Köniz und Ranis, mehrere Dörfer mit schimmernd weißen Häusern am Fuße und auf dem Rücken des rothen Berges zerstreut, romantische Thäler und himmelanstrebende Höhen fesseln den staunenden, nach Süden gerichteten Blick.

Wendet sich das Auge gegen Morgen, so wird es durch ein neues, entzückendes Schauspiel überrascht. Die Stadt Blankenburg von üppigen Saaten und fruchtbaren Obstbäumen umkränzt, die silberhelle Schwarza, welche, sobald sie aus dem Schooße des Gebirges hervortritt, den eilenden Lauf hemmt und in ihren, von malerischen Baumgruppen beschatteten Ufern sanfter einherfließt, die ehemalige Pulvermühle, die Papier- und neue Mühle, welche durch Erlen, Pappeln und Linden freundlich hervorblicken, die Rinne, welche die Stadtmühle treibt und bald hiernach ihre Fluthen mit jenem Strome vermischt, diese und noch unzählige Reize der Natur lassen eine Zeit lang vergessen, daß der Fuß auf Trümmern weilt, bis ein Blick nach Norden die verwaiste Burg wieder darstellt und das Herz zu Gefühlen der Wehmuth über den Untergang ihrer ehemaligen Herrlichkeit umstimmt.

An den großen, vorhin beschriebenen Hof stößt ein kleinerer, der jetzt ebenfalls mit Gras bewachsen ist. Zu ihm, welcher die

*) Ob dasselbe schon ursprünglich zu einer Fensternische oder Fensterlaube (Koube, Liene), dergleichen in den Mauern der Burgen, mit Sitzen und von Stein schön verziert, nicht durch Glas verschlossenen Fenstern, an denen man die schönsten Aussichten in die Gegend genießen konnte, häufig angetroffen wurden, bestimmt gewesen sei, möchten wir nicht mit Herrn Professor Leo (a. a. O. S. 202) behaupten. Vielmehr soll man, wie uns aus glaubwürdigem Munde versichert wird, dieses Fenster erst durch Anlegung der zu demselben führenden Stufen am Ende des vorigen Jahrhunderts zugänglich gemacht haben. Eher dürfte auf einen, in dem wiederhergestellten Raume des Hauptgebäudes der Burg befindlichen Erker das angewendet werden können, was jener Gelehrte (S. 182. f. vergl. S. 203 f.) von solchen in dem Mauerwerke des Palas angebrachten Fensternischen sagt, die er für Sitze der Frauen und derjenigen, welche sie hoch ehren wollten, erklärt.

äußerſte Grenze der Ruinen ausmacht, führt aus dem erſten eine Thür in den Graben hinab. Sonſt ſtanden beide Plätze, wahrſcheinlich vermittelſt einer Zugbrücke, in Verbindung, jetzt hat man den Zugang zu dem letzten durch Anlegung ſteinerner Stufen wieder hergeſtellt. Aus ihm gelangt man durch ein Pförtchen in den erwähnten Buchenhain.

Eine doppelte Mauer und ein tiefer Graben umſchloſſen die ganze Burg, welche drei beſondere Theile bildete, ſo daß nach Eroberung des einen die Beſatzung ſich in die andern zurückziehen und den Widerſtand fortſetzen konnte. Am meiſten hatte man die Wohnung der Burgherrſchaft gegen Angriffe und Ueberfälle zu ſichern geſucht. Unmittelbar vor derſelben war eine Mauer aufgeführt und dazwiſchen ein ſchmaler Zwinger gelaſſen. Hinter dem Burggraben erhob ſich noch eine ſtarke Mauer mit ſechs Baſteien, von denen neuerlich eine bis auf den Grund abgetragen, eine andere zur Aufnahme derjenigen, welche hieher wallfahrten, eingerichtet worden iſt.

Ein gefälliges Anſehen verleiht den todten Steinmaſſen das friſche Grün der auf dem Gemäuer gegen Abend hier und da emporgeſproßten Kiefern, die aber auch zugleich den früheren Einſturz deſſelben befördern, da ihre Wurzeln die durch den feſtbindenden Kalk zuſammengehaltenen Steine auseinander ſprengen und ſo ſich Raum machen zu neuem Wachsthum. Wohlmeinender iſt der Epheu. Denn er zerſtört nicht, ſondern will mit der nie welkenden Hülle ſeiner Blätter und Zweige die Spuren der Vernichtung bedecken, indem er ſich traulich an die Reſte der gebrochenen Burg anſchmiegt, und ſie den Blicken zu entziehen ſtrebt.

Auf der Zeit der Entſtehung der meiſten deutſchen Burgen und den Namen ihrer Erbauer ruht bis jetzt ein undurchdringliches Dunkel, das wohl niemals völlig aufgehellt werden wird. — Wir wollen verſuchen, die über die Schickſale der unſrigen aufbehaltenen Nachrichten in gedrängter Kürze zuſammenzuſtellen. — Ein nur ſpärlich angebautes Feld eröffnet ſich hier dem Forſcher, welcher daſſelbe überdies mit behutſamer Vorſicht und der Fackel der Kritik in der Hand betreten muß, um ſich nicht durch ſeine, öfters allzu leichtgläubigen Vorgänger auf Abwege bringen zu laſſen.

Wenn man bisher annahm, daß dieſes Schloß, weil es in einer Urkunde des zwölften Jahrhunderts (von der bald ausführlicher die Rede ſein wird) Greifenſtein heißt, von Gripho (Griffo oder Greif), einem Sohne Karl des Hammers und Bruder Pipins, welcher ſich im Jahre 748 empörte und zu den Sachſen flüchtete, nebſt Greifberg bei Jena, zu ſeiner Vertheidigung angelegt worden ſei, ſo bedachte man nicht, daß der Herzog bei dem kurzen Aufenthalte in Thüringen, deſſen Geiſtliche und Mönche Bonifacius in einem noch vorhandenen Schreiben ſeiner Obhut empfahl, wohl ſchwerlich an die Erbauung von Burgen habe denken können. Doch würde man zu weit gehen, wenn man aus dieſem Grunde die Ableitung des Namens Greifenſtein von einem Gripho ganz verwerfen wollte. Weit unſtatthafter iſt die Vermuthung, daß ein thüringiſcher Mark-

graf, Günther, der in einigen Schwarzburgiſchen Geſchlechtstafeln, mit nicht genug zu rügender Willkühr, unter die Ahnherren dieſes Hauſes gezählt wird, ums Jahr 925 — 932, auf Befehl Kaiſer Heinrichs I., die Veſte Blankenburg zur Sicherung dieſes Landſtriches gegen die Raubzüge der Hunnen oder Ungarn habe errichten laſſen. Man ſcheute ſich nicht, eine angeblich bei den Bewohnern der Stadt aus jenen grauen Zeiten bis zu den unſrigen fortgepflanzte Sage zu Beſtätigung dieſer Meinung zu Hülfe zu rufen. Allein die lauteren Quellen der Geſchichte erwähnen erſt in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts einen thüringiſchen Markgrafen dieſes Namens.

Aus mancherlei Umſtänden läßt ſich ſchließen, daß die Gegend um Blankenburg frühzeitig bevölkert und angebaut geweſen ſei. Wenigſtens kommen einige Orte in der Nähe deſſelben ſchon vom neunten bis zum elften Jahrhundert in Urkunden vor. So werden z. B. Rudolſtadt und Remda ums Jahr 800, Salfeld 876, Schwarzburg und Gößelborn 1071, und bald hierauf Schwarza nebſt einigen benachbarten Dörfern in dem Stiftungsbriefe der Benedictinerabtei zu Salfeld vom Jahr 1074 ausdrücklich erwähnt. Für eine zahlreiche Menſchenmenge in dieſer Gegend ſprechen auch die bis zu Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts hier befindlichen Dörfer Nauendorf und Oberſchwarza, die aber jetzt, ſelbſt bis auf die leiſeſten Merkmale, verſchwunden ſind.

Die Unterſuchung, zu welchem Gau Blankenburg im Mittelalter gehörte, würde vielleicht gar nicht zu dem gewünſchten Ziele führen, wenn nicht ein, erſt vor Kurzem entdecktes, urkundliches Zeugniß dabei hülfreich die Hand böte. Aus einem, ums Jahr 1071, ausgeſtellten Documente, welches ſich auf die Stiftung des Kloſters zu Salfeld bezieht, lernen wir die Grenzen des Orlagaues genauer kennen, und überzeugen uns vermittelſt deſſelben, daß dieſer Bezirk, neben den Bergſchloſſern Orlamünde und Schwarzburg, welche namentlich für ſeine Beſtandtheile erklärt werden, die Städte und Schloſſer Rudolſtadt, Blankenburg, Salfeld, Gräfenthal, Lauenſtein, Pösneck, Ranis, Arnshaug, Triptis und Neuſtadt an der Orla mit allen Dörfern, welche davon abhängig waren, enthielt.

Das Daſein unſeres Schloſſes erfahren wir zuerſt mit unbezweifelter Gewißheit aus einem Schenkungsbriefe, welchen Graf Sizzo III., der ſich bald einen Grafen von Kevernburg, bald von Schwarzburg ſchrieb, und nicht blos im Gau Langewiz, ſondern auch in einem Theile des Orlagaues begütert war, im Jahr 1137 ausſtellte, worin er, als Landesherr, dem Ritter und Voigt auf dem Greifenſtein, Konrad von Wazdorf, die Triſt nach Blankenburg und Quittelsdorf zu ſeinem Vorwerke bei erſterem Orte förmlich verleiht: eine Gerechtſame, welche das nunmehr fürſtliche Kammergut Wazdorf (die Wiege jenes adligen Geſchlechts) bis zu dieſer Stunde ausübt.

Späterhin verliert ſich der Name Greifenſtein völlig aus den Urkunden und Blankenburg tritt an ſeine Stelle. Zu dieſer letz-

tern Benennung mag wohl das weiße, in die Ferne schimmernde Gestein des Schloßberges, Veranlassung gegeben haben. Blankenburg bedeutet daher (so wie Leuchtenburg, Luxemburg (Lucemberg) und Gleisberg) ein weiße, glänzende Burg. Ob in älteren Zeiten wirklich zwei Schlösser, Greifenstein und Blankenburg, an dieser Stätte zugleich vorhanden waren, getrauen wir uns, bei dem gänzlichen Stillschweigen, welches die Geschichte darüber beobachtet, nicht mit Zuverlässigkeit zu entscheiden. So viel aber ist gewiß, daß um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts sich hier zwei Häuser oder Schlösser befanden, welche beide unter dem gemeinschaftlichen Namen Blankenburg begriffen wurden.

Daß Blankenburg von Sizzo auf die folgenden Grafen von Schwarzburg als Eigenthum übergegangen sei, erhellt aus verschiedenen Urkunden, wovon wir hier die vornehmsten anführen wollen.

Im Jahr 1229 bestätigte auf diesem Schlosse Graf Heinrich der Jüngere (II. nach Ronick) die Schenkung eines Waldes, welcher ehemals von seines Vaters Bruder, Heinrich, (I.), der den 26. Jul. 1185 zu Erfurt auf eine höchst traurige Weise das Leben einbüßte, dem Kloster Volkerode gewidmet worden war. Die Söhne desselben, Heinrich III. (VIII. nach Jovius) und Günther der Aeltere (VII. Jov.) theilten sich in die väterlichen Lande. Ersterer erhielt, unter anderen, Schwarzburg und Kranichfeld, welches er auch eine Zeit lang zum Aufenthalt wählte, letzterer Haus und Stadt Blankenburg. Von ihm sind die Stifter der Schwarzburgischen und Blankenburgischen besonderen Linien dieses gräflichen Geschlechts, Günther IX. und Heinrich X., entsprossen.

Heinrich, der in den Jahren 1267 bis 1285 bei öffentlichen Verhandlungen vorkommt, lebte zu Blankenburg, das ihm nebst der Herrschaft Salfeld und Burg Ranis zugehörte. Zum Unterschiede von den Grafen, welche zu Schwarzburg ihren Sitz hatten, schrieben sich seine Nachkommen gewöhnlich Grafen von (oder zu) Schwarzburg und Herren zu Blankenburg, bisweilen aber auch, mit Uebergehung des Geschlechtsnamens, blos Grafen von (oder zu) Blankenburg; eine Sitte, die, wegen der leicht möglichen Verwechselung mit den Grafen zu Blankenburg am Harz, schon manche Verwirrung erzeugt, und den bekannten, zu Anfange des vorigen Jahrhunderts zwischen dem Abt Johann Andreas Schmidt zu Helmstädt und dem Rath Christian Schlegel zu Gotha, mit rühmlicher Mäßigung geführten Streit veranlaßt hat: ob eine Blechmünze, welche einen Ritter, der in der Rechten die Fahne, in der Linken das Schild trägt, nebst drei Sternen über, vor und unter dem Pferde und der Umschrift:

HENRICUS COMES DE BLANCKENBE — —

darstellt, einem Grafen dieses Namens in Thüringen, oder auf dem Harze beigelegt werden müsse? Wenn auch die darüber gewechselten Schriften, weder die eine noch die andere Behauptung mit völlig siegenden Gründen vertheidigen, so liefern sie doch manchen dankens-

werthen Beitrag zu der Geschichte jener Familien und unseres Schlosses. Nach dem Urtheile neuerer, in der Münzkunde des Mittelalters gründlich erfahrener Gelehrten ist dieser Brakteat seiner Fabrik nach Thüringischen Ursprungs.

Seit jener Erbsonderung war Blankenburg während eines langen Zeitraums beständiger Sitz des davon benannten Zweiges des Schwarzburgischen Stammes. Mehrere gegen die Mitte und das Ende des dreizehnten Jahrhunderts hier ausgefertigte Urkunden beweisen dies unwidersprechlich. Heinrich XII. und Günther XV., Söhne Heinrichs X., lebten Anfangs beide zusammen auf diesem Schlosse und es ist glaublich, daß es damals zuerst in zwei Theile getrennt worden sei, welches in der Folge vielleicht zu Unterscheidung von zwei Schlössern daselbst Gelegenheit gegeben hat.

Heinrich XII. erkaufte im Jahr 1306 von dem Grafen Otto V. zu Orlamünde und Heinrich IV. von Hohenstein die Hälfte von Arnstadt, welche sie von ihrem Schwiegervater, Günther VIII. von Kevernburg geerbt hatten, und verlegte seine Hofhaltung an diesen schon damals in schöner Blüthe stehenden Ort. Günther XV. scheint erst später die Wohnung auf unserer Burg mit der zu Salfeld und Pösneck vertauscht zu haben. Heinrich genoß, nach einstimmiger Aussage der Zeitbücher, des Kaisers Ludwig hohe Gunst. Von diesem wurde er nebst seinem Bruder am 22. Januar 1323 zu Regensburg mit dem Schlosse und der Stadt Blankenburg, den dasigen Waldungen, Jagden, der Münze, dem Zoll, den Gerichten und Bergwerken, so wie mit Salfeld und dem Schlosse zu dem Steine beliehen. Er fand gegen das Ende des folgenden Jahres den Tod vor einer belagerten Veste in der Mark, zu deren Eroberung er dem Kaiserhause seinen tapfern Arm geliehen hatte. Ihm waren von seiner ersten Gemahlin, Christina (aus dem Geschlechte der edlen Herren von Querfurt?) zwei Söhne, Heinrich XV. u. Günther XXI. geboren worden. Der letzte erblickte zu Blankenburg, ohne Zweifel im Jahr 1304, das Licht der Welt. Sein, in dem Getümmel unzähliger Schlachten bewahrter Heldenmuth und die Klugheit, von der er im Rathe der Fürsten und bei den verwickeltsten Unterhandlungen so ausgezeichnete Proben ablegte, öffneten ihm den Weg zu Deutschlands Königsthrone, den er wahrscheinlich wider den mächtigen Karl von Böhmen und die Anmaßungen des päpstlichen Stuhls glücklich behauptet und mit unwandelbaren Stützen befestigt haben würde, wäre er nicht mitten in der ruhmvollen Laufbahn zu diesem herrlichen Ziele allzu schnell vom Tode überrascht worden. — Welchen neuen Reiz gewinnt dadurch die Geschichte unseres Schlosses, daß wir in ihm die Wiege eines mit unverwelklichem Lorbeer bekränzten Oberhauptes des deutschen Vaterlandes erblicken!

Günther XV., der in unfruchtbarer Ehe lebte, hatte schon 1326, zum Besten seiner Neffen, seinen letzten Willen niederschreiben lassen. Der erste derselben, Heinrich, büßte (1337) auf einer Reise nach Jerusalem mit Vielen, die ihm dahin gefolgt waren, das Leben ein. Er hinterließ zwei Söhne, Günther XXV. und Heinrich XVII.

Dieſen und Günther dem XXI. trat nun der Oheim im Jahr 1346 ſeine Gerechtſame an den Städten Salfeld und Blankenburg förmlich ab und behielt ſich blos eine jährliche Rente von 140 Mark Silbers und das Dorf Schwarza vor.

Eine ganz im Geiſte der damaligen fehdeluſtigen Zeit, wo jeder das Recht des Stärkeren geltend zu machen ſuchte, von Günther dem XXI. vollführte That iſt für uns aus dem Grunde merkwürdig, weil die Erzählungen von derſelben auch unſeres Schloſſes namentlich gedenken.

Im Jahr 1341, oder wahrſcheinlicher 1342, ſandte der König von Schweden, Magnus Schmeech, ſeinen Schwager Albrecht, Herrn von Meklenburg, zu dem Kaiſer Ludwig. Günther mochte lange auf Gelegenheit gewartet haben, um die Erfüllung einer von Albrechts Vater gegen den ſeinigen in der Mark übernommenen Verbindlichkeit, vielleicht die Wiedererſtattung eines Darlehns, zu welcher auch der Sohn ſich nicht verſtehen wollte, ernſtlich fordern zu können. Jetzt ſäumte er nicht, Albrechts Reiſe zu Ausführung dieſes Vorhabens zu benutzen. So etwa läßt es ſich erklären, daß dieſer, während er nirgends Gefahr ahnend ruhig ſeines Weges zog, von Günthern bei dem Schloſſe Blankenburg überfallen und auf Ranis in ſtrenge Haft gebracht wurde. Der Kaiſer, von Albrechts Schickſale bald benachrichtigt, konnte dieſes unrechtliche Verfahren gegen den königlichen Abgeordneten ſelbſt an dem Freunde nicht billigen. Günther weigerte ſich lange, den Vorſtellungen Ludwigs, den Herrn von Meklenburg ſeines Gefängniſſes zu entlaſſen, Gehör zu geben. Ob ihn nur offenbare Gewalt endlich dazu vermochte, bleibt unentſchieden. Denn wenn die Chroniſten erzählen, daß der Kaiſer dem Markgrafen von Brandenburg die Beſtrafung Günthers anbefohlen und der Landgraf, in Verbindung mit den Erfurtern, das Gebiet deſſelben verwüſtet und Arnſtadt belagert habe, ſo ziehen ſie wahrſcheinlich, durch eine bei ihnen häufig vorkommende Verwechſelung, ſpätere Ereigniſſe des bekannten thüringiſchen Grafenkrieges hieher.

Dieſer für das Haus Schwarzburg und andere thüringiſche Edele ſo verderbliche Zwiſt mit dem Landgrafen, durch deſſen günſtigen Ausgang das Anſehen des Letzteren, welches ohngefähr ſeit einem Jahrhunderte trotz alles Widerſtrebens, ſo ſehr geſtiegen war, den höchſten Gipfel erreichte, wird mit großer Umſtändlichkeit, jedoch nicht ohne auffallende Abweichungen in der Zeitrechnung von den Verfaſſern der Chroniken dargeſtellt.

Da ſich der nachtheilige Einfluß dieſes hartnäckigen Kampfes nicht auf Blankenburg erſtreckte, ſo begnügen wir uns, blos einer Veränderung zu gedenken, die unmittelbar nach Beilegung deſſelben durch den Dornburger Vertrag vom 26. Julius 1345 in Hinſicht auf den Beſitz dieſes Schloſſes Statt fand und die vielleicht damit genau zuſammenhing.

Heinrich XVII. und Günther XXV. theilten nun (den 26. Junius 1346) ihre Lande, die ſie bisher mit einander und mit ihrem Oheim, Günther XXI. gemeinſchaftlich beſeſſen hatten.

Zu dem ersten Theile der Herrschaft kamen außer Frankenhausen, Blankenburg, beide Häuser und die Stadt, nebst allen dazu gehörigen Rechten und Gefällen, den Weinbergen, mit Ausnahme des sogenannten rothen Weingartens, welcher zu Rudolstadt geschlagen werden sollte, den Wassern, Holzungen und allen Dörfern, namentlich Schwarza und dem dasigen Vorwerke, so wie Teichröde, dessen Zinsen jedoch nach Ehrenstein gewiesen wurden.

Die folgenden Jahre verflossen, bis zu Günthers Königswahl, meist in ungetrübter Ruhe. Diese an sich so ruhmvolle Begebenheit führte aber manches neue Verhältniß für seine Erblande herbei. Günthers Scharfblicke konnte es nicht entgehen, daß die Hartnäckigkeit seiner Feinde seine Rückkehr in die Heimath noch lange verzögern würde. Da er auf den Beistand seiner Vettern, Heinrichs und Günthers, welche die Gegenpartei ergriffen hatten, nicht rechnen durfte, so gebot er, um allen Nachtheil, der von dieser Entfernung zu befürchten war, möglichst vorzubeugen, seinen Unterthanen, seinen Schwägern Heinrich VII., Dietrich VI., Bernhard III. und Ulrich III., Grafen von Hohenstein, zu huldigen, und überantwortete diesen seine Besitzungen zu getreuer Hand. Zugleich setzte er ihnen Blankenburg zum Unterpfande für geliehenes Geld.

König Günthers unerwartetes Ableben (den 14. Junius 1349) verdunkelte die frohen Aussichten seiner Familie in eine glänzende Zukunft und war von manchen für sie schmerzhaften Anordnungen wegen seiner Verlassenschaft begleitet. Am 13. Mai des folgenden Jahres nämlich kamen die Grafen Heinrich V. von Hohenstein, Herr zu Sondershausen, Heinrich XVII. und Günther XXV., Herren zu Arnstadt, mit ihren Vettern und Schwägern, den ebengenannten Grafen von Hohenstein, und Heinrich VII., Propst zu Nordhausen, aus eben diesem Geschlechte, in Erfurt zusammen, um wegen der Vormundschaft über den unmündigen Sohn des Verstorbenen, Heinrich XVIII. und der Theilung aller Güter, welche jener besessen hatte, unter einander die nöthigen Verabredungen zu nehmen, im Fall daß Heinrich, dessen schwächlicher Körper keine lange Lebensdauer versprach, das zwölfte Jahr, welches für das der Mündigkeit galt,*) nicht erreichen sollte. Zugleich wurden die Städte Blankenburg, Arnstadt und Frankenhausen an Günthers Witwe und Töchter überwiesen und etlichen ihrer Lehensleute eingethan, um von den Einkünften derselben Unterhalt und Aussteuer für sie bestreiten zu können. Durch einen spätern Vergleich vom Jahr 1354 suchte man einige drückende Bedingungen des vorigen zu mildern. Dazu gehört vorzüglich der Beschluß, daß die Grafen von Hohenstein der Witwe und ihren Kindern Arnstadt und Blankenburg von Stunde an zu eigener Verwaltung übergeben sollten.

Mit Heinrich, welchen schon 1357 in der Blüthe seiner Jahre der Tod hinwegraffte, erlosch der männliche Stamm des heldenmüthigen Günthers, und die Herrschaft fiel seinen Vettern anheim.

*) S. Jak. Grimms deutsche Rechtsalterthümer. S. 414. f.

In dem Mittelalter waren Landestheilungen und der Wechsel der Oberherren eines Gebietes so häufig, daß es nicht befremden darf, wenn wir sogleich noch mehrere solche Ereignisse in Beziehung auf Blankenburg anführen werden.

Im Jahr 1374 erhielten Heinrich XXIII. und Günther XXVIII. bei der Auseinandersetzung mit den drei Söhnen Günthers XXV., Arnstadt und das Städtchen Plaue, wie auch Blankenburg, nebst Rudolstadt, Ebrenstein, Ranis, Salfeld und Pösneck. Sie verpflichteten sich dabei zur Uebernahme der Hälfte aller von ihren Eltern auf ihr Land versicherten Schulden, und setzten die Schlösser Blankenburg und Rudolstadt zur Bürgschaft der binnen Jahresfrist zu leistenden Zahlung.

Um diese Zeit soll auch die Witwe Heinrichs XVII., eine geborne Gräfin von Hohenstein, ihr Leibgedinge zu Blankenburg gehabt haben.

Die beiden Brüder schrieben sich, seitdem sie ihre Lande nicht mehr gemeinschaftlich regierten, meist nach ihren Hoflagern, wozu sie Anfangs Arnstadt, dann aber Blankenburg und Ranis wählten. Im Jahr 1381 verkauften sie die erste Stadt an Heinrich XXV. und Günther XXIX., Herren zu Sondershausen. Es wurde daher eine neue Theilung der übrig gebliebenen Besitzungen nothwendig, in welcher dem Grafen Heinrich XXII. die Herrschaft Blankenburg, das Haus Ebrenstein und die Hälfte von Salfeld, Günther XXVIII. aber die andere Hälfte dieser Stadt nebst Rudolstadt, Ranis und Pösneck zufiel, Heinrich, Herr zu Blankenburg (wie er sich in dem Kaufbriefe über Arnstadt ausdrücklich nennt) starb 1385. Seine Vettern, Heinrich XXV. und Günther XXIX. von der Sondershäusischen Linie, machten, gestützt auf ehemalige Verträge, Ansprüche an Blankenburg. Günther XXVIII., der als leiblicher Bruder des Verstorbenen ein näheres Recht darauf zu haben vermeinte, wollte dieselben nicht für gültig erkennen. Die Uneinigkeit, in welche sie deswegen geriethen, dauerte bis zum Jahre 1388, wo sie sich auf folgende Weise mit einander aussöhnten: Die Herren von Sondershausen sollten in dem ungestörten Besitze jener Herrschaft bleiben, sich aber anheischig machen, Günther XXVIII. das Schloß Ebrenstein und zu diesem etliche nach Blankenburg gehörige Dörfer abzutreten. Zu Befestigung der wenigstens scheinbar erneuerten Freundschaft wurde in einer zu Arnstadt in dem nämlichen Jahre errichteten Erbverbrüderung bestimmt, daß, im Fall Günther ohne Leibeserben abgehen würde, die Herren von Sondershausen, Salfeld und Ebrenstein, jener aber bei dem Ableben der letzten Blankenburg eigenthümlich erhalten sollte. Wie wenig jedoch Günther geneigt war, die gegebenen Versicherungen zu erfüllen, zeigte er bald nachher bei dem Verkaufe Salfelds an die Markgrafen zu Meißen, wodurch diese Stadt, welche die Grafen von Schwarzburg, als Lohn ihrer treuen Anhänglichkeit an Kaiser Otto IV. fast zweihundert Jahre ununterbrochen besessen hatten, auf ewig für sie verloren ging.

Daß die gräfliche Familie sich noch zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts auf dieser Burg aufgehalten habe, sehen wir unter andern aus einem 1407 daselbst ausgefertigten Documente.

Bei der Erbsonderung zwischen den Grafen Heinrich XXV. und Günther XXIX. im Jahr 1411 wird Blankenburg nebst Arnstadt, Plaue, Köniz, Klingen, Marktgreußen, Großensömmerda, den Dörfern Schalkeburg und Aroldishausen, der Arnsburg, dem See und Teiche Göllingen, den Schlössern im Voigtlande und der Stadt Ilmenau, welche an Schwarzburg verpfändet war, unter dem Landesantheile des ersten mit aufgeführt.

Am 6. August 1421 hatte Heinrich XXIX., Herr zu Sondershausen, dem Grafen Günther XXXII. von der Schwarzburgischen Linie, in einer Erbverbrüderung den Besitz von Blankenburg, Köniz und Plaue, gegen Schwarzburg, Königsee und Stadtilm zugesichert, und deswegen den Kaiser Sigismund um Günthers Beleihung mit der Herrschaft Blankenburg gebeten, welcher dieses Gesuch auch in dem nächstfolgenden Jahre zu Nürnberg bewilligte.

Das tiefe Stillschweigen, welches von nun an eine geraume Zeit über Blankenburg herrscht, wird gegen die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts durch die Erzählung einiger Vorfälle, die sich während des Schwarzburgischen Haus- und Sächsischen Bruderkrieges in der Nachbarschaft desselben zutrugen, auf wenig erfreuliche Weise unterbrochen.

Im Jahr 1448 rückte Heinrich XXXII., Herr zu Sondershausen, weil Günther XXXII., Herr zu Schwarzburg, Friedrich dem Sanftmüthigen, Kurfürsten zu Sachsen, das Schloß Schwarzburg nebst der Stadt Königsee, mit Uebergehung seiner nächsten Verwandten, verkauft hatte, in diese Pflege ein. Hier stießen seine Reuter auf Mülich von Karlowiz, kürfürstlichen Voigt zu Burgau, und Enzian von Würzburg, welche der Veste Schwarzburg Verstärkung zuführten. Sie wurden umringt und gezwungen, sich zu ergeben. Nun wendete sich Heinrich nach Königsee, besetzte die umliegenden Dörfer mit Mannschaft, und kehrte, nachdem er alles Nöthige angeordnet, wieder auf seine Häuser Blankenburg und Rudolstadt zurück.

Während dieser Fehde wurde auf dem ersten Schlosse ein gewisser Zapfe von dem Ritter Hans von Schlotheim in Gewahrsam gehalten. Graf Ludwig von Gleichen, ebenfalls ein Gegner Heinrichs, begehrte seine Loslassung und erbot sich nebst dem Hauptmann Otto Koller Bürgschaft zu leisten, daß sich jener wieder einstellen sollte.

Unsere Veste war durch ihre Lage ganz geeignet, den Sachsen zu Schwarzburg die Zufuhr von Lebensmitteln zu erschweren. Kersten von Schlotheim, welcher die Stelle eines Voigts und Amtmannes daselbst bekleidete, ließ keine Gelegenheit vorbeigehen, wo er sich der mit Getreide beladenen Wagen, welche der Kurfürst den Seinigen zuschickte, bemächtigen konnte.

Während des Waffenstillstands zwischen unserm Grafen und Ludwig von Gleichen ritt Daniel von Heyden, der in des Letzten Solde stand, vor die Stadt Blankenburg, ohne daß ihn sein Weg dahin geführt hätte, und erkundigte sich nach etlichen Reutern, von denen er aber wußte, daß sie sich nicht hier sondern zu Königsee aufhielten. Als dieses die Schwarzburgischen Hauptleute auf dem Schlosse inne wurden, ließen sie ihn über seinen Namen und seine Absichten befragen. Aber sowohl er, als seine Begleiter, wollten keine befriedigende Antwort geben. Augenblicklich eilte einer von den Schwarzburgischen nach dem Schlage der Burg, um ihn zu sperren. Allein jene kamen ihm zuvor und suchten sich durch die Flucht zu retten. Doch wurden Heyden's zwei Knechte eingeholt und auf das Schloß gebracht. Der Graf von Gleichen schlug das Anerbieten, sie auf Gelübde loszugeben, aus, woher Jovius nicht ohne Grund vermuthet, daß er selbst diesen Schritt eingeleitet, um einen Vorwand zu Wiedereröffnung der Feindseligkeiten zu finden.

Vorzüglich gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts scheinen die Grafen von Schwarzburg den Aufenthalt auf unserm Schlosse wieder lieb gewonnen zu haben. Zwei noch vorhandene, hier ausgestellte Urkunden, geben davon das unverwerflichste Zeugniß. Die erste bezieht sich auf eine Streitigkeit zwischen dem Abte Caspar von Paulinzelle und Georg und Anton Stange zu Dörnfeld, welche von Günther dem älteren (XXXVI.) daselbst geschlichtet wurde. Die andere ist ein Schenkungsbrief, worin Günther XXXIX. erklärt, daß er, in Gegenwart seines ebengedachten Bruders, in der großen Hofdornze (oder Hofstube) *) auf dem Schlosse Blankenburg, dem Grafen Balthasar II. von der Leutenbergischen Linie, einen Weinberg über dem sogenannten Schwarzburg (bei dem jetzigen rothen Hause) auf Lebenszeit abgetreten habe.

Auch späterhin, bis an das Ende der Regierung Heinrichs XXXVII., welcher die Lehre Luthers auf alle mögliche Art begünstigte, wurde Blankenburg in baulichem Wesen erhalten und öfters von seinen Eigenthümern besucht. Wenigstens brauchte man die dasigen Gefängnisse in den Jahren 1512 und 1538 zu Verwahrung von Verbrechern und Unruhestiftern.

Die Muthmaßung, daß auch um jene Zeit noch Amtleute hier wohnten, hat Vieles für sich und kann vielleicht durch den Umstand,

---

*) Das Wort Dornze (Dürnitz, Dornitz, Dornsche) stammt von einem slavischen Worte (poln. drwa, drewno, böhm. drwo), welches Holz, Brennholz, bedeutet, und bezeichnet ein Pfeifelgadem, ein heizbares Gemach, bisweilen vielleicht auch den Palas. Die Ditmarsischen Bauern unterschieden neben ihrer Diele zwei heizbare Kemnaten, indem sie die eine Pisel d. i. Pfeifelgadem, die andere Dornsche nannten. S. Leo a. a. O. S. 196 f. Anm. vergl. C. F. Walchs vermischte Beiträge zu dem deutschen Recht. 8 Th. (Jena 1793. 8.) S. 336. f.

daß die Gemeinde Schwarza in den Jahren 1532 und 1541, in welchen sie von dem Landesherrn mit einer Schenkstatt beliehen wurde, eine Abgabe für die Ertheilung dieser Gerechtsame auf das Schloß Blankenburg entrichten mußte, zur Gewißheit erhoben werden.

Schon 1525 hatte Günther XXXIX. der nachherigen Gemahlin seines Sohnes, Heinrich, Katharina, einer gebornen Gräfin von Henneberg, deren unerschütterliche Standhaftigkeit gegen den grausamen Herzog von Alba, noch von der, mit Bewunderung ihrer Seelengröße erfüllten Nachwelt gefeiert wird, das Amt Blankenburg als Witthum verschrieben. Aber weder ihr noch Günther XX. war es vergönnt, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, um das Schloß vor seinem Verfalle zu schützen. Die Gräfin brachte, nach dem unerwarteten Verluste ihres Gemahls (am 12. Julius 1538) die ganze übrige Lebenszeit in Rudolstadt zu, welches dem ihr in dem Ehevertrage ausgesetzten Leibgedinge in der Folge noch beigefügt worden war. Es ist daher wohl ein Irrthum, wenn Philipp Cäsar (Reyser) für den Hofprediger derselben, während ihres vermeinten Aufenthalts in Blankenburg, ausgegeben wird. Die Unruhen jener Zeit und die Theilnahme an dem Schmalkaldischen Religionskriege, wodurch sich Günther, der seinen Sitz in dem entfernten Sondershausen hatte, genöthigt sah, sein Land auf mehrere Jahre zu verlassen, hinderten ihn, sich der Angelegenheiten der Regierung mit gehöriger Sorgfalt anzunehmen. Er starb schon 1552.

Seine Söhne, welche in ihrer Jugend meistens in auswärtigen Kriegsdiensten gestanden hatten, theilten endlich 1571 die väterlichen Besitzungen, und Blankenburg fiel dem Grafen Albert, dem Stifter der Rudolstädtischen Linie, anheim. Kaum hatte dieser treffliche Regent, welcher die Aufklärung seiner Unterthanen durch Anlegung von Kirchen und Schulen eifrig beförderte, im Jahr 1573 die Heidecksburg zu Rudolstadt zum Hoflager erkohren, als ein schrecklicher Brand mehr als die Hälfte derselben verwüstete. Albert sparte keine Kosten, um ihre Ueberreste zu einem prächtigen Wohnsitze umzuschaffen, den er nun freilich nicht mit einem, sich zum Untergange neigenden Schlosse auf der unwirthbaren Höhe eines Berges, wo man auf so viele der nöthigsten Bequemlichkeiten verzichten mußte, zu vertauschen geneigt war.

Ueberdies hatte die veränderte Beschaffenheit des Kriegswesens unsere Veste in Rücksicht ihrer ursprünglichen Bestimmung, alles Werthes beraubt. Denn nach Erfindung des Schießpulvers und des Geschützes konnte sie von dem nach Norden zu liegenden Kesselberge, der den Schloßberg weit überragt, bestrichen und so ohne Mühe vom Feinde erobert werden.

Die Verlegung des Amtes nach Rudolstadt mag wohl auch das Ihrige dazu beigetragen haben, daß man die Wiederherstellung des den Einsturz drohenden Schlosses immer mehr aus den Augen setzte. Zwar hielt die Gräfin Katharina noch einen Amtmann daselbst, mit Namen Konrad Schüge, aus Orlamünde, welcher aber seine Stelle

1560 niederlegte. Ob er auf dem Schlosse, oder in der Stadt sich aufgehalten habe, ist ungewiß, doch das Erste wahrscheinlicher, als das Letzte, da auch, einer mündlich fortgepflanzten Erzählung zufolge, noch zur Zeit des dreißigjährigen Krieges ein Förster auf demselben seine Wohnung hatte, welche aber wegen der damaligen Unsicherheit bald nach Quittelsdorf verlegt wurde.

Gegen das Ende dieses, für unsere Gegenden so verderblichen Kampfes, der auch die Vernichtung manches anderen Bergschlosses beschleunigte, stürzte, wie ein erst vor Kurzem zufällig wieder aufgefundenes Schreiben des Rudolstädtischen Oberamtmannes von Krakau an den Bürgermeister zu Blankenburg zu erkennen gibt, das alte Schloßgebäude, welches vermuthlich bei den Kriegsunruhen eine Reihe von Jahren seinem Schicksale überlassen worden war, ganz zusammen.

So hat also die Zeit und nicht eine Feuersbrunst, wie man bisher wähnte, den Verfall dieser einst so stolz prangenden Veste verursacht, und die Zerstörungslust der Menschen hat dazu willig die Hand geboten.

Hesse.

Allstedt,

Stadt und Schloß.

Heimisch lieblich nahn sich Deine Bilder,
Vaterstadt, dem sinnenden Gemüth!
Deine Felder, Wiesen, Triften, Haine,
All' vom Frühlingsglanze überblüht,
Deine Gärten, Deine Obstbaumhügel,
Und Dein kleiner, schattigkühler Bach,
Zaubern selige Erinnerungen
In der ernsten Seele wieder wach.

Doch vor allen sei mir Du gegrüßet,
Stolze Kaiserburg aus alter Zeit,
Prunksitz jener kräftigen Ottonen,
Mahnerin an die Vergangenheit!
Wie im Abendrothe Deine Zinnen
Weithin glänzen durch die „goldne Au',"
Mein' ich Dich zur Herrscherin erkoren
Für den schönen, heimathlichen Gau.

Ja! Du warst es, Pfalzburg edler Sassen!
Kaiser thronten hier und sprachen Recht,
Zu des Reichstags heiligen Gerichten
Kamen Fürsten, Edle, Herr und Knecht:
Blut'ge Fehden wurden hier geschlichtet,
Streng gestraft Vasallenübermuth,
Jubelnd zog der Jägertroß zum Walde',
Rüden lechzten nach des Keilers Blut.

Hochgeehrt von Nahen und von Fernen,
Stand'st Du, Denkmal einer alten Zeit!
Tausend Burgen hat der Sturm der Jahre
Gänzlicher Vernichtung längst geweiht,

Du nur bist der Wandelung entronnen;
Hat des Alters Zahn Dich auch benagt,
Hat sich doch an Deine grauen Zinnen
Frevle Menschenhand noch nicht gewagt!

Mitten in den jetzigen drängenden Bewegungen der europäischen Völker nach neuen Staatseinrichtungen und Instituten, mitten unter den gewaltigen Fortschritten des socialen Lebens, der Wissenschaften und Künste, offenbart sich, besonders in unserm deutschen Vaterlande, ein Hang, die Ueberreste der Vergangenheit dem Schicksale der Vergessenheit zu entreißen; und wer möchte dies tadeln? Es ist dies unstreitig ein Zeichen von Hochachtung, welche das gegenwärtige Geschlecht dem frühern zollt, und zugleich wohl ein Zeichen von dem Verlangen der denkenden Zeitgenossen, in den Wirren und oft maß- und planlosen Bestrebungen der Gegenwart sich an etwas Reales, Solides anzuhalten. Es ist hierbei zugleich bemerkenswerth, wie sich das Interesse für solche Ueberreste aus alter Zeit steigert, je tiefer im Schooße der Vergangenheit der Ursprung derselben zu suchen ist. Ueberlassen wir jedoch die weitere Betrachtung und Erklärung dieser Lust am Alten mitten im Streben nach Neuem mehr Befähigten und wenden uns zu den uns möglichen, gegebenen Nachrichten über die Stadt und das Schloß Allstedt nebst ihrer Umgebung.

Ueberall, wo bei den alten Chronisten Allstedts Erwähnung gethan wird, ist fast immer Stadt und Schloß zusammen gemeint, wie dann schon der Name des Letztern sich nicht, wie bei andern Bergschlössern dies so häufig der Fall ist, von dem der Stadt durch eine besondere Benennung unterscheidet. Aus diesem letzterwähnten Umstande aber ließe sich einmal wohl nicht mit Unrecht schließen, daß Stadt und Schloß zu gleicher Zeit entstanden seien; sodann läßt sich auch, besonders bei historisch-antiquarischen Untersuchungen, die Bezugnahme auf die Stadt nicht umgehen. Denn wenn auch die Stadt Allstedt gegenwärtig wenig Bemerkenswerthes darbietet, so war sie doch in früheren Jahrhunderten von Wichtigkeit als die hauptsächlichste sächsische Pfalzstadt, und auch jetzt dürfte doch mindestens die Erwähnung ihrer örtlichen romantischen Lage dem Zwecke dieser Blätter entsprechend sein. Wir gehen darum, zur genaueren Orientirung, von ihr und dem Schlosse aus, wie sich beide in der Gegenwart darstellen, und knüpfen hieran die historisch-antiquarischen Notizen über dieselben.

A. Die Stadt Allstedt.

Allstedt, Stadt im Sachsen-Weimarischen Amte gleiches Namens, welches, ganz von Preußen eingeschlossen, die nördlichste Besitzung des sächsischen Großherzogthumes ist, hat 300 Häuser und

an 3000 Einwohner und liegt an der nordöſtlichen Grenze der bekannten, vielgerühmten und wirklich äußerſt geſegneten „goldenen Aue“ — bei alten Schriftſtellern Guldenavia, Arvum aureum, aurea Tempe genannt. — Dies iſt nämlich der Landſtrich, welcher ſich, bewäſſert von der Unſtrut, der Helme und vielen Bächen, nach gewöhnlicher Beſtimmung von Nordhauſen herab über Kelbra, zwiſchen dem nördlichen Vorſprunge der Hainleite, dem Kyffhäuſerberge und den gegenüberliegenden Städten Wallhauſen und Sangerhauſen am Fuße der Vorberge des Harzes, alsdann weiter nach Oſten hin an den Ufern der Helme und Unſtrut zwiſchen der waldigen Hügelkette der Finne und den jenſeits liegenden Höhen hinzieht bis nach dem Flecken Memleben, wo er von dem quervorliegenden Orlasberge begrenzt wird, und wo ſich die Unſtrut, in enge, felſige Ufer eingeſchloſſen, zwiſchen dieſem Berge und den erwähnten andern Höhen hindurchdrängt, um bald darauf, unweit der Stadt Freiburg ſich in die Saale zu ergießen.

Die freundliche, äußerſt fruchtbare Ebene, in welcher Allſtedt liegt, wird gleich hinter der Stadt, im Norden und Oſten von Hügeln begrenzt, die theils angebaut, theils mit Wald bedeckt ſind, und unter denen im Nordoſten der ziemlich hohe „Schloßberg“ vor allen zu bemerken iſt, weil auf ihm das alte, berühmte Schloß liegt. Der kleine Rhonebach, ehedem Ronne, Rane oder Rinne genannt, der eine Meile nordwärts bei dem Kloſter Sittichenbach ſeinen Urſprung hat, fließt hart am Fuße des Schloßberges, treibt ſodann eine Oelmühle, geht durch den vor der Stadt liegenden Teich, nahe an Allſtedt vorüber, wo er noch eine andere Mühle mit Waſſer verſorgt, und fällt ½ Stunden unterhalb der Stadt bei dem Dorfe Nicolausrieth in die Helme. — Allſtedt liegt gewiß vor vielen andern Städten, beſonders von dem Schloßberge aus geſehen, maleriſch. Man hat von dieſem Punkte aus, als Staffage im Vordergrunde des anziehenden Panorama's den jetzt der Säuberung wegen trocken gelegten, ſonſt aber fiſchreichen und mit wilden wie mit zahmen Waſſervögeln bedeckten Teich; dicht an demſelben auf der linken Seite das Kammerguth Neuvorwerk nebſt jener Oelmühle und daneben am Walde, der Hagen genannt, das Bürger- oder Schießhaus, auf der rechten Seite mehrere Garten- oder Bergbäuschen nebſt einer Ziegelhütte, und unten vom Teiche aus eine kleine Pappelallee, die nach der Stadt führt. In der Mitte des Gemäldes ſteht nun die reinliche, gut gepflaſterte, ganz eben liegende Stadt, mit ihren Ziegelhäuſern und zwei Thürmen, deren einer der von der alten St. Wipertuskirche nach der Zerſtörung dieſer übrig gebliebene, der andere von der neueren, oder doch neu hergeſtellten, in den Chroniken zu St. Sixtus genannten, jetzt einzigen Kirche, iſt. Im Hintergrunde dehnt ſich nach Abend und Mittag die goldene Aue, in der weiteſten Linie bis zum Kyffhäuſer an drei Meilen breit, aus. Als fernere Einfaſſung des anmuthigen Naturbildes dient im Nordoſten und Oſten auf der Höhe nach Querfurt, der ſogenannten

„Wüſte," ein ſchöner Laubwald, theils der Stadt, theils dem herrſchaftlichen Schloſſe zugehörig. —

Die Stadt Allſtedt, deren Einwohner ſich meiſt vom Ackerbau ernähren (weshalb ſie nicht mit Unrecht wohl oft eine Kornkammer Weimars genannt wird), hat keine bedeutende Gebäude. Denn das Rathhaus, mit einem kleinen Thurme und der Hauptuhr der Stadt, wo auch der Sitz des Juſtizamtes iſt, mit dem über dem einen Eingange in Stein gehauenen Wappen- oder Weichbilde der Stadt, einer halbbekleideten, mit einer Keule bewaffneten, bärtigen männlichen Figur, unterhalb deren noch zwei übereinander gekreuzte Schwerter und ein Adler ſich befinden, iſt nicht dahin zu rechnen. Die einzige Kirche iſt höchſt einfach, ſehr hoch, geräumig und hell. In die Fahne ihres Thurmes iſt jenes Weichbild ebenfalls eingezeichnet. Das Schulgebäude würde, wenn nicht ſeine Façade von der vorſtehenden Kirche verdeckt und verdunkelt wäre, viel freundlicher ſein. Erwähnenswerth wäre vielleicht noch eine Potaſchenſiederei, ſo wie die Stutereigebäude, wo ſich ein Theil der herrſchaftlichen Stuterei befindet, dann etwa noch die vielen Brunnen der Stadt und eine kleine unterirdiſche Waſſerleitung, vom Rhonebache, ehemals von dem über eine Stunde entfernten im oben erwähnten öſtlichen Walde gelegenen Brunnenthale, nach dem Markte geführt. Der Gottesacker, welcher auf der Nordſeite außerhalb der Stadt liegt, iſt in neuerer Zeit freundlicher, gartenähnlich eingerichtet worden. — Von der ehemaligen zweiten, in katholiſcher Zeit zum Patronat des Kloſters Walkenried gehörigen St. Bipertuskirche ſteht eben nur noch der altergraue Thurm mit einer Uhr. An demſelben, auf der Stelle des früheren Gotteshauſes, das ſowohl im Bauernkriege als auch ſpäter in dem verderblichen dreißigjährigen Kriege verwüſtet wurde, iſt eine Art von Hospital erbaut. Eine unerfreuliche hiſtoriſche Merkwürdigkeit hat aber dieſe Kirche dadurch erlangt, daß zur Zeit der Reformation der ſo übel berüchtigte Thomas Münzer einige Zeit hier als Prediger angeſtellt war. Er war 1524 von Zwickau hierher verſetzt worden, erregte aber und leitete gar bald jene bekannten aufrühreriſchen Bewegungen der Bauern in Thüringen, wozu den erſten Anſtoß wohl der bilderſtürmeriſche Unfug eines Karlſtadt und Storch in und um Wittenberg ſchon im Jahre 1521 und 1522 gegeben hatte. — Hier in Allſtedt hatte Münzer ſeine eigene Buchdruckerei in der ſogenannten „Herrenſchäferei," um ſeine anarchiſchen Pamphlets ſchnell und ohne Schwierigkeit in die Welt ſchicken zu können. Als der Stadtrath zu Allſtedt auf Befehl des Churfürſten Johann von Sachſen ſeinen Drucker, Matthias Dachs verjagt hatte, ſcheute ſich Münzer nicht, öffentlich in jener Kirche Widerſtand und Empörung gegen alle Obrigkeit, ganz im Sinne der fanatiſchen Bauern, zu predigen. Man verbot ihm nunmehr die Kanzel. Da aber, ſo wird erzählt, trat er in die Schallöcher des Thurmes und ſprach von da herab zu ſeinen Anhängern. Seinem Unweſen, ſo wie überhaupt dem Bauernkriege in Thüringen wurde dann bekanntlich im Jahre 1525 durch die Schlacht bei Frankenhauſen ein Ende gemacht

und Münzer nebſt andern ſeiner Spießgeſellen in der Stadt Schloß-Heldrungen enthauptet. — In geographiſcher Hinſicht müſſen wir von Allſtedt noch erwähnen, daß es ehemals, zur Zeit der ſächſiſchen Kaiſer und ſpäter, zu dem ſogenannten Haſſagau, Haſigau oder Haſſegum (pagus Hassorum) gehörte, der ſich vom Unterharze, dem Mannsfeldiſchen bis an die Helme herab und öſtlich bis Merſeburg erſtreckte. Nach Andern rechnete man es zum Helmgau. Beide Gauen lagen in Nordthüringen. (cf. Juncker: Geographie aevi medii; Sagittarius: Antiqq. Regni Thuring.; Hochenberg: Germania media.

Nicht genau zu erweiſen, jedoch noch ziemlich wahrſcheinlich iſt ferner die Exiſtenz von 4 — 5, wie es ſcheint meiſt Nonnenorden zugehöriger Klöſter in der Stadt. Die Spuren davon ſind jetzt faſt ganz verwiſcht, ſeitdem man ſie in gewöhnliche Wohn- und Wirthſchaftsgebäude umgewandelt hat. Zwei derſelben waren weil durch einen unterirdiſchen Gang mit einander verbunden, wie man neulich in den Kellern der an ihrer Stelle ſtehenden Bürgerhäuſer wahrnehmen konnte.

Zu den bloßen Sagen iſt zu zählen, daß von einem dieſer Klöſter aus ein ſolcher unterirdiſcher Gang unter der Stadtmauer hinweg in das Feld hinaus zu den ſogenannten „Kreuzen“ geführt haben ſoll. Dieſe Kreuze, (ſonſt angeblich 9, jetzt nur 6 an der Zahl) ſtehen nahe bei der Stadt auf der Nordſeite, am Rande des „Hornfeldes“ und ſind aus gewöhnlichem Sandſtein roh gearbeitet. Man erzählt ſich davon, es ſeien dies warnende Denkſteine auf den Grabſtätten von 9 auf dieſem Platze wegen Meuterei, wie Manche wollen wegen Theilnahme am Bauernaufruhr, hingerichteter Männer. Ein hiſtoriſches Factum als Grundlage zu dieſer Sage läßt ſich, unſers Wiſſens nicht ausmitteln, da überhaupt eine Chronik der Stadt, von einem Einheimiſchen verfaßt, außer den in ſchlechten alexandriniſchen Verſen von einem daſigen Superintendenten Ernſt Stockmann verfertigten und im Jahre 1712 gedruckten, nicht exiſtirt, und anderweitige etwaige örtliche Notizenſammlungen für öffentliche Benutzung nicht zugänglich ſind. Die meiſten antiquariſchen Nachrichten verdanken wir vielmehr nur den in den Anmerkungen ſpäter noch anzuführenden Quellen.

Was die Sage von dem ehemals weit größern Umfange der Stadt betrifft, der zufolge dieſelbe durch die ſogenannte Peſt (wohl den in den Jahren 1348 — 54 in vielen Ländern Europa's und auch in Deutſchland graſſirenden „ſchwarzen Tod“) verödet und ſodann verfallen ſein ſoll, ſo iſt dieſe Größe weder durch geſchichtliche Ueberlieferungen noch durch örtliche Merkmale verbürgt. —

B. Das Schloß Allſtedt.

Eine Viertelſtunde nordöſtlich von der Stadt liegt das Schloß Allſtedt, auf dem erwähnten ziemlich hohen „Schloßberge.“ Der Weg dahin führt von der Stadt aus zuerſt durch jene kleine Pappel-

allee, an dem Teiche, über deſſen Wehrabfluß eine ſteinerne Brücke liegt, ſodann an dem Kammergute „Neuvorwerk“ vorbei, und geht von da den eigentlichen Berg hinan. Zur Linken hat man nun zuerſt die Oelmühle an dem Rhonebache, weiter hinauf Kirſchberge, ehemals Weinberge, mit etlichen Gartenhäuſern, zur Rechten aber den Hagen, einen ſchönen Eichen- und Buchenwald, vor deſſen Eingange am Fuße des Berges unter einer vierfachen Lindenallee jährlich im Sommer der bedeutendſte Jahrmarkt Auſtedts gehalten wird. An dieſem Walde aufwärts, von dem nicht ſehr lange erſt erbauten „Bürger- oder Schießhauſe,“ einem recht angenehmen Vergnügungsorte aus, führt unter Kirſchbäumen ein Fußweg nach der Höhe des Berges, ſo wie ein anderer auf der linken Seite neben dem Fahrwege. Dieſe beiden letztern ſind in neuerer Zeit auf Befel der Großherzogl. Weimariſchen Regierung mehr geebnet. Oben auf der Spitze des Berges, auf der Oſtſeite des Schloſſes, iſt die höchſte Höhe, der ſogenannte „Hutberg,“ (welcher Name entweder davon herrührt, weil dieſe Spitze das Anſehen eines ſpitzen Hutes hat, oder beſſer wohl davon, weil er ein Hut-, Weideplatz iſt, oder endlich, weil er das Haupt des ganzen Schloßberges genannt werden kann, indem er noch höher iſt als die Bodenfläche des Schloſſes,) durch Anlegung von Lauben und Sitzen für die Spaziergänger, ſo wie durch Bepflanzung mit blühendem Geſträuch zu einem angenehmen Vergnügungsorte umgeſchaffen. Hier wurden, früher beſonders, abwechſelnd mit dem weiter unten gelegenen Bürgerhauſe, wöchentliche Concerte gehalten. Zugleich führt auf dieſer Höhe vom Walde aus eine Lindenallee nach dem Schloſſe, und überall genießt man hier, wie wir ſchon bei der Stadt Auſtedt erwähnten, jene entzückende Ausſicht in das Thal, auf den Teich, die Stadt, und in die weitere Ferne, die dem Wanderer gleichſam ein „Sta, viator et circumspice!“ zuruft.

Iſt man nun bis zur Höhe des Berges, dem Fahrwege folgend, gelangt, ſo theilt ſich dieſer und führt links nach dem Schloſſe, in der Mitte nach dem Kloſter, jetzt Kammergute Naundorf, rechts hinter dem Hagen hinweg nach den Dörfern Wolferſtedt und Winkel. — Das Schloß, zu dem man ſo von der Morgenſeite gelangt, iſt noch in ziemlich gutem Zuſtande und wird eingetheilt in die Vorgebäude, das Vorder- und das Hinterſchloß. Zuvorderſt ſteht ein Gaſthaus, von dem aus im Sommer auſſonntäglich die Tanzmuſik ins Thal herunterklingt. An Ställen der Stuterei, deren einer Theil ſich hier befindet und in welcher überhaupt die bekannte Race der „Iſabellenpferde“ (weiß mit rothlichen Augen) gezogen wird, an der Wohnung des Großherzogl. Roßarztes und rechts an einer Scheuer vorbei, gelangt man zum Eingange in das eigentliche Schloß, verſehen mit einem Thore und einer Pforte. Hier ſtürzt ſich auch der erſte Ausfluß einer intereſſanten unterirdiſchen Waſſerleitung, deren Waſſer aus dem ſchon bei der Stadt Auſtedt erwähnten Brunnen- oder Bornthale aus einer der dortigen, gut eingefaßten Quellen durch jenen öſtlichen Wald, einen Theil der „Wüſte“ (ſiehe bei der Stadt

Allstedt) und endlich durch den Hagen in hölzernen Röhren heraufgeleitet wird. Von diesem ersten Ausflusse geht eine andere Röhrenfahrt ins Innere des Schlosses und eine dritte nach dem eine Viertelstunde entlegenen Kloster Naundorf. Am eigentlichen Eingange ins Schloß steht ein Wachthaus, wo einige invalide Soldaten, „Schloßsoldaten" genannt, täglich Wache halten, was noch vor nicht langer Zeit die Bürger der Stadt sowohl als auch die Landleute aus den Amtsdörfern thun mußten. Ein kleiner, gepflasterter Vorhof nimmt uns nun auf, über dessen Mauerbrüstung hinab man wieder in das freundliche Thal hinunterschaut, und von hier aus zieht sich um das Vorder- und Hinterschloß ein Wallgraben, am Eingange dahier in ein Gärtchen verwandelt. Ueber ihn hinweg kommen wir vermittelst einer steinernen Brücke in das Vorderschloß durch den 115 Fuß hohen Schloßthurm mit einer Uhr, dessen neulich zur Reparatur herabgenommenen Knopf man durch jämmerlichen Muthwillen zerschossen und die darin aufbewahrten alten Urkunden deshalb verwittert fand. In dem Durchgange durch den Thurm sieht man rechts im Souterrain Behältnisse, welche zu Pferdeställen benutzt werden können. An dem Thurme ist rechts die Wohnung des Großherzogl. Schloßinspectors, links aber über demselben befinden sich die sogenannten „neuen Zimmer" aus, die von den fürstlichen Gästen, welche Allstedt etwa besuchen, bewohnt werden. In diesem Hofraume befinden sich die übrigen Ställe für die Stuterei, und weiter im Hintergrunde die Wohnung des Großherzogl. Oberförsters, so wie der zweite Ausfluß jener Wasserleitung. Endlich führt uns eine steinerne Brücke von hier aus über den Wallgraben, der diesen Theil des Schlosses noch besonders umgibt, in das Hinterschloß, den ältesten, ursprünglichen Theil des Ganzen, der jedoch noch bewohnt wird; denn es ist hier der Sitz des Großherzoglichen Rentamtes und die Wohnung des Zimmer- und Röhrenmeisters. In diesem Hinterschlosse sind die freilich zum größten Theile verfallenen, oft den Einsturz drohenden „alten Zimmer" zu bemerken, von denen nur eins, mit ehemals gewiß sehr kostbaren Wollentapeten ausgeschlagen, bewohnbar ist. Dem Vernehmen nach sollen aber diese Zimmer auf Befehl Sr. Königl. Hoheit des jetzt regierenden Großherzogs von Weimar möglichst restaurirt werden. Es finden sich in ihnen viele Gemälde alter fürstlicher Personen und fürstlicher Diener, wovon die meisten, trotz des Mangels an Pflege, doch noch gut erhalten sind; ferner sieht man in denselben große, mit allerhand Schildereien und Wappen versehene, wie viereckige Kasten aussehende gußeiserne Oefen und auch einen Kamin mit kleinen Porzellanstücken, diese mit Kobaltmalereien versehen, ausgelegt. Ja! man findet hier ein Zimmer, welches mit lauter geschnittenen einzelnen Papierbildern decorirt gewesen zu sein scheint, welche mühselige Arbeit der Sage nach eine sich hier freiwillig oder gezwungen aufhaltende Prinzessin in alter Zeit zu Stande gebracht haben soll. Auch eine Kapelle mit einem kleinen Thürmchen trifft man noch hier an, die, ehemals eine Filialkirche des Oberpriedigers von Allstedt, seit langer Zeit nicht mehr benutzt wird und

durch mancherlei Muthwillen, Mißbrauch und Vernachläſſigung unter andern ihrer Orgel beraubt iſt. Unterhalb jener alten Zimmer befindet ſich eine ſehr geräumige herrſchaftliche Küche, auch war in dieſem Theile des Schloſſes ein Brauhaus, endlich war auf dem hintern Schloßhofe auch ein tiefer Brunnen, der aber — angeblich wegen ſeines ſchlechten Waſſers — verſchüttet worden. Ob ein Burgverließ hier war, iſt nicht ausgemacht; doch hat man in neuerer Zeit den Eingang in ein tiefes unterirdiſches Gewölbe oder Loch, welches man wohl für ein ſolches Gefängniß anſah, das aber nach Anderer Meinung ein Eiskeller geweſen ſein ſoll, im Wallgraben vermauert. In frühern Zeiten befand ſich — als ein Ueberbleibſel des alten Pfalzgerichts — das Juſtizamt auf dem Schloſſe, das aber ſeit etwa 150 Jahren in die Stadt verlegt worden iſt. Die Stuterei, auch die Abtheilung mitgerechnet, welche ſich in der Stadt befindet, iſt nicht bedeutend, nur ungefähr 130 — 140 Stück ſtark. Zum Schloſſe gehören endlich gegen 500 Morgen Ackerland und Wieſen, und anſehnliche Revenuen an Naturalzinſen, Erbzins und Waldnutzung.

Das ganze Schloß nun, oder den Wallgraben deſſelben, umgibt eine Mauer von unbeträchtlicher Höhe, außerhalb der man das Schloß auf dem Rande des Berges in ungefähr einer Viertelſtunde umgehen kann. Auf der Südſeite des Schloßberges ſind Kirſchanpflanzungen, weſtwärts aber die ſogenannten „Wüſten Berge," ehedem mit Weinſtöcken, jetzt mit Obſtbäumen und Waldgeſträuch bedeckt. Zwiſchen dieſem Schloßberge und den ihm gegenüber liegenden viel niedrigern Hügeln ſind jetzt Wieſen, die in frühern Jahrhunderten Teiche waren, wie denn nach dem Zeugniß alter Chroniken noch vor 150 Jahren 5 ſolcher fiſchreicher Weiher ſich hier befanden, von denen nur der zunächſt an der Stadt liegende geblieben iſt.

C. Antiquariſch-hiſtoriſche Bemerkungen über Allſtedt.

Das Alter Allſtedts. Was Viele in Folge der Vorliebe für das Alte und Aelteſte gern annähmen, daß nämlich beſonders das Schloß Allſtedt, wie man dies wohl hier und da auch von der alten Kyffhäuſerburg und dem Schloſſe Beichlingen an der Südſeite der Finne behaupten möchte, von einem der alten römiſchen Feldherrn Tiberius, Germanicus oder Drufus, welche Deutſchland bis an die Weſer und Elbe durchzogen, erbauet worden ſei, das wird natürlich durch nichts erwieſen werden können. Und wenn gleich möglich, ja vielleicht wahrſcheinlich, ſo iſt doch nicht ausgemacht, daß Allſtedt zur Zeit des thüringiſchen Königreichs, alſo zu Ende des fünften oder im Anfange des ſechſten Jahrhunderts ſchon ein namhafter Ort und das Schloß eine Burg geweſen ſei, wie etwa die thüringiſche Königsburg Scheidingen an der Unſtrut und manche andere, etwas ſpäter von den Sachſen in dieſen Gegenden angelegte waren, ſeitdem dieſe Sachſen von 528 an Nordthüringen beſaßen,

das ihnen von dem auſtraſiſch-fränkiſchen Könige Dietrich als Lohn für die Hülfe zugeſtanden wurde, welche ſie ihm bei ſeiner Eroberung Thüringens gegen den Beherrſcher dieſes Landes Hermanfried geleiſtet hatten. Daß die Sachſen in dieſer Zeit z. B. die Sachſenburg an der Unſtrut, wohl als ſüdliche Grenzveſte gegen das Reich der Franken anlegten, iſt ziemlich beglaubiget durch die Geſchichte Karls des Großen,*) woraus ſich — freilich immer nur muthmaßlicher Weiſe — ſchließen läßt, daß ſie ebenfalls die Stadt und das Schloß Allſtedt jenſeits der Unſtrut, vielleicht als eine öſtliche Grenzveſtung erbaut haben. Zu der Annahme von der Erbauung und dem Alter Allſtedts vor der Zeit der karolingiſchen Könige dürfte vielleicht auch noch die Erwähnung des Umſtandes berechtigen, daß bei dem alten Chroniſten Anſegiſus**) (dem auch ſpäter Eccard in ſeinen Bemerkungen zu einer Ausgabe dieſes alten Schriftſtellers beiſtimmt), der Name Halarſtad oder Alagaſtadt, wofür Manche auch leſen Halazſtat, Halazſtad und Aletat, als einer neben Erfurt (Erpesfurt), Magdeburg, Bardewiek u. a. erwähnten Lage- oder Stapelſtadt***), vorkommt. Es kann dieſe Beſtimmung Karls des Großen natürlich nur aus ſeinen letzten Lebensjahren ſtammen, nachdem er ſich die Sachſen ſchon gänzlich unterworfen hatte; und er mußte entweder ſelbſt erſt dieſen Ort erbauen und ihn ſogleich als Lageſtadt bezeichnen, oder er müßte wahrſcheinlicher ſchon etwas von Stadt und Schloß vorgefunden haben, worüber er nur ſeine Beſtimmungen machte. Doch für beide Fälle haben wir keine urkundliche Bürgſchaft und vielleicht war unter jenem Namen eine ganz andere Stadt, wie Einige wollen, Halberſtadt, gemeint. Wir ſehen aus dem Angeführten, daß man nicht wohl im Stande iſt, die Zeit der Erbauung der Stadt und des Schloſſes Allſtedt genau anzugeben.

Die erſte ſichere Bürgſchaft für das Daſein und die damalige Wichtigkeit des Ortes, als einer kaiſerlichen Pfalz und Gerichtsſtätte, findet ſich in den Chroniken über die Zeit der deutſchen Kaiſer aus dem ſächſiſchen Hauſe, und in den von ihnen hierſelbſt ausgefertigten Diplomen, welche den Namen Allſtedts tragen.****) — Immer aber bleibt auch hierdurch die Zeit der Erbauung ungewiß und es läßt ſich nur ſo viel nachweiſen, daß Allſtedt bei dem Regierungs-

---

*) Witichindus: Annales ap. Meibomium: Rer. german. Tom. I.

**) Collectio Capitularium et Edictorum Caroli Mag.

***) Von dieſem Titel ſiehe weiter unten.

****) Wie finden ſolche Diplome hauptſächlich geſammelt in: Schatenius: Annales Paderborn.; Sachſenſpiegel von Eko von Repgow; Goldast: Constitutiones Freher: Origines Palat.; Juncker: Geographia aevi medii; Kruckfeld: Beſchreibung dreier Orte in der alten Aue; Sagittarius: Antiquitates Altestetenses und Andern, welche weiter hin noch einzeln bemerkt werden ſollen.

antritte Heinrichs I., des ersten sächsischen Kaisers, im Jahre 919, schon vorhanden war, wie wir näher weiter unten sehen werden, woraus erhellt, daß dasselbe unter der Regierung seiner karolingischen Vorgänger erbaut worden war. Und es kann ja unserer Vorliebe für das Alterthum unseres Allstedt schon schmeicheln, ihre Entstehung ungefähr 1000 Jahre in die Vorzeit zurücksetzen zu dürfen.

Der „Name Allstedt." Was nun den Namen dieser Stadt und des Schlosses betrifft, so ist das Wichtigste hierüber dies. In Bezug auf die Erklärung und Ableitung desselben ist zuerst die obige Bemerkung zu beachten, daß er nämlich entstanden sein soll aus Halazstad oder Alagastadt, was gerade nicht unerhört wäre, wenn man bedenkt, daß sich unsere Sprache in jener Zeit noch in ihrer ersten Kindheit befand. — Die erwähnten Diplome geben die verschiedene Orthographie von: Alstedi, Alstidi, Alsteti und Alstiti oder auch Altsteti und Altstedi, einmal im „Sachsenspiegel" Alstete (nach dem Quedlinburgischen Codex dieses Buches Olzstede). Bemerkenswerth ist der Versuch einiger Chronisten, den Namen Allstedt zu erklären, wie z. B. des Sagittarius und Brotuffius in ihren Chroniken. Der Erstere ist nämlich der Meinung, der Name „Allstedt" sei entstanden aus Alemannesstadt, d. h. ein „Asyl, Zufluchtsort für alle Männer." — So annehmlich aber dies scheint, so läßt sich doch Manches dagegen sagen. Erstens müßte nämlich alsdann, wenn Allstedt ein Asyl gewesen wäre, wie es bei den Griechen und Römern in alter Zeit solche Freistätten gab, dasselbe alsbald von seiner Entstehung an zugleich eine Gerichtsstätte gewesen sein, wo alle sich dahin flüchtende Verfolgte Recht und Gerechtigkeit ohne Gefährdung ihrer persönlichen Sicherheit während ihres Aufenthaltes daselbst hätten finden können, oder es müßte vielleicht anfangs einen andern Namen geführt haben, da es erst in späterer Zeit eine Gerichtsstätte wurde, als die Kaiser aus dem sächsischen Hause dasselbe zu einer Pfalz und somit zur Gerichtsstatt erklärten. Und wäre Allstedt vor dieser historisch hellern Zeit, vielleicht schon unter den alten Sachsen oder dann unter den karolingischen Kaisern einer solchen Ehre theilhaftig gewesen, so würde doch vielleicht eine Andeutung davon in jenen Capitularien anzutreffen sein. Ferner finden sich unter den Franken, die doch eine genauere Bekanntschaft mit den alten römischen Instituten besitzen konnten und besaßen, keine zuverlässigen Spuren von solchen Freistätten. Daß aber Allstedt ein Asyl in dem Sinne gewesen sein sollte, wie Rom es war zur Zeit seiner Entstehung, das ist ebenfalls nicht wahrscheinlich, einmal, da sich kein Grund finden läßt, warum man gerade in dieser Gegend auf eine solche außergewöhnliche Weise die Bevölkerung eines Ortes hätte betreiben sollen; dann aber gab es ja in Germaniens freien Wäldern nicht so viel solches Gesindel wie in Italien zu Romulus Zeiten. Besser scheint daher schon die Ableitung des Namens von „Alte Stadt," welche Benennung sie wegen ihres Alterthums allerdings verdiente. Dieser Ansicht ist der sehr alte und gute Chronist Dit-

marus Merseburgensis*); ein anderer, Brotuffius nimmt dieſe und die obenerwähnte Anſicht zuſammen.**) Es iſt hierbei nur der Uebelſtand nicht zu beſeitigen, daß eine Stadt doch unmöglich gleich von ihrem Urſprunge an „alte Stadt" geheißen haben kann, ſondern erſt, nachdem ſie in der That dieſen Ehrentitel nach langem Beſtehen verdiente, erhielt ſie ſelbigen auch wohl erſt. Endlich iſt die von Leuckfeld angeführte Meinung Mancher wohl zu geſucht, als daß ſie Gewicht haben könnte, der zu Folge nämlich Allſtedt ſo viel ſein ſolle wie „Aalſtadt," ſo genannt wegen der daſelbſt in Teichen und Sümpfen ſich findenden Aalfiſche. Bei weitem intereſſanter und wohl am richtigſten iſt die Bemerkung von Jac. Grimm***), der da ſagt: Das altgothiſche Wort Alhs, im Althochdeutſchen alah, habe ſich erhalten in Eigen- und Ortsnamen, ſo z. B. Alahoff, Alahtac, Alahtilt und Alahstat in pago Hassorum.****) — Dies Wort Alhs bedeutete nun, wie Grimm weiter berichtet, bei den Gothen und andern Deutſchen ſo viel als „heiliger Ort" Tempel, (fanum, νεως, ἱερον). Den Namen Alahstat und Alahdorf mögen mehrere Oerter geführt haben, an denen ein heidniſcher Tempel, eine heilige Gerichtsſtätte, oder ein Haus des Königs (Fürſten) ſich befand; denn nicht blos das fanum, der Tempel, ſondern auch die Volksverſammlung, wo Gericht gepflogen ward, und die Wohnung des Fürſten galten für geweiht. Es hätte Allſtedt demnach ſeinen Namen entweder von einem an dieſer Stätte ſich befindenden heiligen Haine, einem fanum der Thüringer oder Sachſen, oder davon, daß hier frühzeitig eine Fürſten-, Königswohnung oder auch ein Ort zu Volksverſammlungen und Gerichtstagen war. — Nach der neuern, gerichtlich urkundlichen Orthographie hat ſich die Form „Allſtedt" conſtatirt. Will man es von Alemannesſtadt ableiten, ſo wäre die Silbe „All" erklärt, ſucht man aber beſſer ſeinen Namensurſprung in dem alten „Alhs oder Alah", ſo ſchriebe man wohl richtiger Alſtedt.

Allſtedt eine Stapelſtadt. Wenn die oben angezogene Bemerkung des Ansegisus Glauben verdient, ſo hatte Allſtedt ſchon zur Zeit Karls des Großen und ſeiner karolingiſchen Nachfolger eine commercielle Bedeutung als Lage- oder Stapelſtadt, ſie übte alſo das Stapel- oder Staffelrecht aus. Stapel, Stapeln, aufſtapeln, bedeutet aber: Aufhäufung, aufſchichten. Stapula nannte man auch den Ort, wo eine ſolche Aufſchichtung, von Kaufmannswaaren nämlich, ſtattfand. Dies Stapel- oder Staffelrecht war eine Ge-

---

*) Chronicon L. I.

**) In ſeiner Chronik von Merſeburg.

***) Deutſche Mythologie S. 40.

****) Daß dieſes Alahstat wohl unſer Allſtedt geweſen, erhellt daraus, daß daſſelbe nach damaliger geographiſcher Eintheilung im ſogenannten Haſſagau lag; ſ. oben S. 3.

rechtsame mancher Städte, kraft deren sie von bestimmten in sie eingeführten Waaren eine Accise, einen Zoll erheben durften. Sodann gehörte zu diesem Rechte auch, daß solche eingebrachte Waaren ausgeladen und eine Zeit lang in der Stadt feil stehen mußten. Was nach solchen öffentlichen Ausstellungen übrig blieb, das durften dann die Kaufleute weiter schaffen. Noch gab es in solchen Stapelstädten einen sogenannten Kohn (öfter Kaufhaus, wohl auch Packhof genannt) wo eben die Waaren ausgeladen wurden, und Stapelrichter, welche die Güte der Stapelwaaren, die Zeitdauer der Feilstellung derselben und die Abgaben davon bestimmten. Man hatte solche Stapel-, Lage- oder Niederlagestädte am Meere, an Flüssen und im Binnenlande, hier besonders an der Grenze der Länder und Gauen. So waren am Rheine Köln, Mainz und Speier; Breslau an der Grenze zwischen Polen und Deutschland, solche Stapelstädte. Die Stapelgerechtigkeit wurde besonders den freien Reichsstädten oder Reichsständen von den Kaisern verliehen. So ertheilten Karl der Große und sein Sohn Ludwig ihren sogenannten Missis oder Statthaltern der verschiedenen Provinzen diese Gerechtsame. Es entstanden somit die Jahrmärkte und Messen, welche letztere Benennung bei großen und hier und da selbst bei kleinen Märkten sich wohl von jenen Missis herschreibt. Müssen wir es auch unentschieden lassen, ob Allstedt wirklich schon zu Karls des Großen Zeit dieses Recht besaß, so ist doch in der Annahme kein Widerspruch, daß es diese Gerechtsame zur Zeit der sächsischen Kaiser genoß. Führte doch von Wallhausen her und wie Einige wollen, auch vom Kyffhäuser und von Tilleda, wo ebenfalls eine kaiserliche Burg war, eine gut eingerichtete Straße Via regia oder Kaiserstraße von den Chronisten genannt, schon zur Zeit Heinrichs I. über Allstedt nach Merseburg, so daß Allstedt wohl auch Marktgerechtigkeit besitzen konnte.

Allstedt eine Pfalz. Wichtiger aber war Allstedt als kaiserliche Pfalz, wo besonders das Schloß als der Sitz des Pfalzgrafen und zur Zeit ihrer Anwesenheit als Residenz der Kaiser in Betracht kommt. Nach der Weise früherer Zeiten nämlich, in denen Deutschland noch ein vollkommenes Wahlreich war, hatten die Könige oder Kaiser desselben noch keinen bestimmten Wohnsitz, keine Haupt- und Residenzstadt wie jetzt, sondern sie zogen mit ihrem Hoflager aus einer Provinz des Reichs in die andere, theils um an Ort und Stelle die Verwaltung des Landes zu untersuchen, und etwaige Streitigkeiten zu schlichten, theils aber auch, weil noch keine bestimmten Abgaben an sie entrichtet wurden, wovon sie ihre Bedürfnisse hätten bestreiten können. So mußten denn die einzelnen Provinzen die Kosten der Hofhaltung ihres Kaisers tragen, oder es wurden dieselben zum Theil wenigstens bestritten von den Einkünften der eigenen Güter dieser Fürsten in den verschiedenen Provinzen. — Leicht erklärlich ists nun, daß die Kaiser häufig ihre Erb- und Stammländer besonders liebten, gern dort sich aufhielten und diese Länder mannichfach bevorzugten. So lebte Karl der Große am liebsten am Rheine, in Achen und Niederingelheim, so auch die sächsischen Kaiser in ih-

rem Mutterlande Sachsen, wo darum auch schon die ersten Herrscher aus diesem Hause 5 Pfalzgrafschaften (palatinatus) mit kaiserlichen Burgen (palatia) für sich, nebst andern Burgen und Palästen, die neben den eigentlichen Pfalzen den Rang heutiger Lustschlösser oder Landsitze einnahmen, wie z. B. Kyffhausen und Tilleda. Diese 5 sächsischen Pfalzen waren nach der Angabe des Sachsenspiegels: Gruma, Werla (später dafür Goslar), Wallhausen, Allstedt und Merseburg. *) Anfangs hatte jede dieser Pfalzen ihren Grafen (comes palatinus), welcher anstatt des Kaisers das ihm zugetheilte Land regierte und richtete. Später kommt nur in Allstedt der schlechthin so genannte sächsische Pfalzgraf vor, woraus erhellt, daß dieses wohl die vorzüglichere Pfalz war.

Der erste Kaiser aus dem sächsischen Hause, Heinrich I., der Finkler genannt, überkam mit seiner Gemahlin Hatheburch das Schloß, die Stadt und das Gebiet von Allstedt von seinem Schwiegervater, dem sächsischen Grafen Erwin dem Aeltern als Morgengabe. Daß sich Heinrich bisweilen in Allstedt befand, bezeugt unter andern auch ein noch erhaltenes, von ihm zu Allstedt ausgefertigtes Diplom vom Jahre 935, worin er dem Fürstenstifte zu Herfurth die Gerechtsame ertheilt, sich eine eigne Aebtissin wählen zu dürfen. **) Auch ernannte er höchst wahrscheinlich Allstedt schon zur Pfalzstadt. — Von dem öftern Aufenthalte seines großen Sohnes Otto I. geben mehre Diplome Zeugniß. Er befand sich hier 937, wo er eine adelige Dame, Namens Bia, mit einigen Gütern zu Gerersleben im Schwabgau, dann im Jahre 945 einen gewissen Geron mit dem Dorfe Tribunize beschenkte. ***) Sein Sohn und Nachfolger Otto II. stellte 973 zu Allstedt dem Bisthum Freysingen eine Urkunde aus, worin er eine demselben früher gemachte Schenkung bestätigte. ****) — Hierauf im Jahre 974 bestätigte er hier einen Gütertausch zwischen dem Erzbischof Adelbert von Magdeburg und dem Abte Werinharius von Fulda, welche Bestätigung er im folgenden Jahre erneuerte und zugleich den Dom zu Magdeburg beschenkte. — Derselbe Kaiser hielt darauf im Jahre 976 in Allstedt einen allgemeinen Reichs- oder Fürstentag, wo Gericht gehalten ward über den Herzog Heinrich von Baiern, seines Vaters Bruder, der in Verbindung mit dem Bischof Abraham von Freysingen und dem Herzog Boleslav von Böhmen sich gegen den Kaiser verschworen hatte. *****) — Noch einmal war

---

*) Sachsenspiegel 3. Bch. 62. Art. Es heißt hier: Vunf stete sin die Phalnze heizen, die da ligen in me lande zcu Sachsen, da der kung echte hofe haben sal. Die erste ist Gruna (lenft Grumar). Die andre Werle, die ist nu zcu Gosler geleget. Wallhusen die drite. Alstete die virde. Merseburg die vunfte.

**) Schatenius: Annal. Paderborn.

***) Beckmann: Chron. Anhaltin.

****) Gewoldus u. Hundius: Metropolis Salisburgensis.

*****) Hundius l. l. u. Aventinus: Annales Bojor.

Otto II. laut eines Diploms vom Jahre 978 in Alſtedt, wo er dem Kloſter Nienburg an der Bode einige Hufen Landes ſchenkte. Ebenſo hielt ſich ſein Sohn Otto III. einige Male hier auf, beſtätigte jene Schenkungen an Magdeburg und ertheilte ſeiner Freundin, der Aebtiſſin Mathilde von Quedlinburg einige Güter zu Barby, 987 *). — Beſonders gewogen war Alſtedt der Kaiſer Heinrich II., weil ſie gleich ſeiner etwas ſtreitigen Wahl auf ſeiner Seite gegen den Nebenbuhler Markgrafen Eckhart von Meißen gehalten hatte **). — Im Jahre 1003 beſchenkte Kaiſer Heinrich hier den Biſchof Arnolph von Halberſtadt mit einem Theile der Stadt Ilſenburg am Harze ***). — Ebenſo war er im folgenden Jahre daſelbſt, nahm das Kloſter Nieder-Altaich in Baiern durch ein Diplom in ſeinen Schutz, und befand ſich wiederum im Jahre 1010 hier mit vielen Reichsſtänden, bei welcher Gelegenheit unter andern der Chroniſt Ditmarus von Merſeburg zum Presbyter geweiht ward. Ferner im folgenden Jahre feierte Heinrich in Alſtedt das Epiphaniasfeſt, und empfing Geſandte eines Herzogs Boleslav von Böhmen ****). Abermals im Jahre 1014 war hier unter demſelben Kaiſer ein öffentlicher Reichstag, auf welchem dem Erzbiſchof Urwanus von Hamburg ein eigenes Schutz-, Münz-, Mark- und Zollrecht ertheilt und dem Grafen Werner von Waldeck, der eine vornehme Dame aus der Stadt Beichlingen entführt hatte, der Prozeß gemacht wurde *****). — Noch öfter war dieſer Kaiſer in Alſtedt, ſo z. B. im Jahre 1017 zweimal; 1021 und wieder 1024 hatte er abermals die Reichsſtände hier verſammelt, und ſtarb in demſelben Jahre, kurz nach dieſem Reichstage zu Gronau †). —

Auf dieſes ruhmwürdige Kaiſergeſchlecht aus dem Hauſe Sachſen folgte nunmehr Conrad II. aus dem ſaliſchen oder fränkiſchen Stamme. Und obſchon er und ſeine Nachfolger ſich mehr im ſüdlichen Deutſchland, wo ihre Stammgüter lagen, aufhielten, ſo finden wir doch auch Conrad 1031 einmal in Alſtedt in Begleitung des Biſchofs Meinwercus von Paderborn, um das Feſt Maria Reinigung daſelbſt zu feiern ††). Nicht ſo beſtimmt, jedoch wahrſcheinlich iſt's, daß ſich ſein Nachfolger Heinrich III.; erwieſen aber, daß ſich deſſen Sohn, der durch ſeine vielen Unglücksfälle merkwürdige Kaiſer Heinrich IV., oft hier befand. Denn ſo übergab derſelbe 1062 hier dem Erzbiſchof Adelbert von Hamburg den Ort und die Gegend Lieſtmona und 1064 dem Stifte Gernrode einige Güter †††). —

---

*) Meibomius: Scripta rer. german., Kettner: Diplomata Quedlinburg. u. Lünig: Specileg. eccles.

**) Ditmarus: Chronicon.

***) Maderus: Antiqq. Brunsvinca.

****) Ditmarus l. l.

*****) Ditmarus l. c.

†) Chronikon Quedlinburgense.

††) Otto v. Freysingen in ſeiner Geſchichte; Lambertus Schaffnaburg u. A.

†††) Lindenbrog: Scriptoris Septentrion, od. Syntagmata rer. septentrion.

Nach ihm und seinem Sohne Heinrich V. kam noch einmal ein Kaiser aus sächsischem Stamme, Lothar, gemeiniglich „der Sachse" genannt, auf den deutschen Thron, und von ihm ist auch noch ein Diplom, ausgefertiget in Allstedt, erhalten, worin er dem berühmten Kloster Walkenried einige Güter zuspricht *). — Zuletzt ist noch von dem großen hohenstaufischen Kaiser Friedrich I., Barbarossa bekannt, daß er unser Allstedt besucht hat im Jahre 1188 **). —

Die Aufmerksamkeit und Sehnsucht der hohenstaufischen Kaiser richtete sich mehr auf jene unheilvollen Züge nach Italien und von dieser Zeit an erlischt allmählig der Glanz Allstedts und überhaupt der sächs. Pfalzen. Diese zusammen wurden als ein kaiserliches Lehen an einen Pfalzgrafen gegeben, nachdem Friedrich I. sie dem gegen ihn treulosen Heinrich dem Löwen, Herzog von Baiern und Sachsen, abgenommen hatte. Es kam diese sächsische Pfalz nun als Reichslehen an den Landgrafen Hermann von Thüringen und Markgraf von Meißen, der sich auch mit Sophie v. Gosek, der Tochter des letzten kaiserlichen Statthalters v. Gosek vermählte und sich gern Pfalzgraf von Sachsen schrieb ***). Nach seinem 1215 erfolgten Tode ward sein Sohn Ludwig VI., bis 1227, wo er auch schon starb, Pfalzgraf von Sachsen ****). Jetzt überkam der Bruder dieses Ludwig, der berüchtigte Landgraf Heinrich Raspo, Thüringen und die Pfalzgrafschaft Sachsen *****), der aber auch schon 1247 starb. Und weil er keine Erben hatte, so erlangte sein Verwandter, Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen diese Länder durch ausdrückliche Belehnung des Kaisers Friedrichs II. †). — Er richtete in Allstedt einen obersten sächsischen Gerichtshof ein unter dem Präsidium eines sogenannten Advocati de (oder in) Alstede, welcher Titel in mehren Urkunden sich vorfindet. Nach Heinrichs Tode wurde sein Sohn Albert Landgraf von Thüringen und Pfalzgraf ††). —

Kaiser Rudolph I. von Habsburg belehnte gegen Ende des 13. Jahrhunderts seinen Schwiegersohn Albert II. Churfürsten von Sachsen aus askanischem Geschlechte mit der sächsischen Pfalz; diese Belehnung erneuerte auch Ludwig der Baier 1320 zu Gunsten Bernhards von Anhalt und seiner Nachkommen †††), aber die Landgrafen von Thüringen begaben sich durchaus nicht ihres Titels

---

*) Eckstorm: Antiqq. Walckenried.

**) Eckstorm. l. l.

***) Engelhusius: Chron. ap. Leibnitz.

****) Struve: Historisches Archiv.

*****) Struve l. l.

†) Schubert: De comitibus Palatin.

††) Struve l. c.

†††) Beckmann: Historia Anhaltina.

als sächsische Pfalzgrafen; und wie es scheint waren sie auch in der That mehr als die Churfürsten in Besitz dieses Landes. Ohne Angabe der Oberlandesherrn kommen in dieser Zeit die Pfalzgrafen Hintze von Warmsdorf (oder Wormsdorf), Albrecht von Hackeborn, Gebhard von Querfurt und Burkhard von Mannsfeld in Allstedt vor *), von welchem letztern die ganze sächsische Pfalz aber wieder an Rudolph II. Churfürsten von Sachsen fiel. Unter der Regierung dieses Rudolph wurde auf dem Schlosse zu Allstedt unter freiem Himmel im Jahre 1364 ein öffentliches Gericht abgehalten, besonders wegen des streitigen Besitzes des Cistercienserklosters Sittichenbach, das vordem immer zur Pfalzgrafschaft und unmittelbaren Gerichtsbarkeit von Allstedt gehört hatte. Nach dem Zeugniß der meisten Ritter und Gerichtsschöppen von Allstedt und der weitern Umgegend, ward jener Besitz von Sittichenbach auch dem „Hause Allstedt" wieder zuerkannt **). — Bald hernach belehnte dieser Churfürst Rudolph den Grafen Gebhard XVII. von Querfurt (1369) mit Allstedt, behielt sich jedoch die oberste Gerichtsbarkeit vor ***). — So blieb Allstedt bei dem Churhause Sachsen, bis, nach dem Aussterben der askanischen Linie desselben im Jahre 1423, der Kaiser Sigismund den Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen Friedrich den Streitbaren wieder in das Recht seines Hauses einsetzte, in dem dieser Friedrich zugleich auch Churfürst von Sachsen und Erzmarschall des deutschen Reichs wurde ****). — Immer aber blieb auch jetzt unter dieser churfürstl. sächs. Oberlandesherrlichkeit Allstedt bei dem gräflich querfurtischen Hause bis 1496. — Mit Bruno XI. starb in diesem Jahre das querfurtische Grafengeschlecht aus und so kam Allstedt wieder unmittelbar an das churfächsische Haus ernestinischer Linie unter Friedrich III., dem Weisen, zurück. Erst der Nachfolger dieses Churfürsten, Johann der Beständige, übergab als Lehnsherr Schloß, Stadt und Amt Allstedt an seinen Rath, den Grafen Albrecht v. Mannsfeld *****). — In diese Zeit fallen die Bauernunruhen in Thüringen, wo der oben erwähnte Thomas Münzer in Allstedt sein Wesen trieb, von dem auch noch mehre Briefe an den Grafen v. Mannsfeld vorhanden sind. Nicht lange aber blieb Allstedt bei Mannsfeld. Denn schon derselbe Albrecht verpfändete es an die Grafen v. Stolberg für 75,000 Gülden. Sein Sohn Karl wollte dasselbe 1574 wieder einlösen, um es für 92,000 Gülden an einen gewissen Dr. jur. Heinrich v. Bila zu übergeben. Er mußte deshalb den oberlandesherrlichen Consens

*) Spangenberg: Sächs. Chronik.

**) Leuckfeld: Histor. Beschreibung von drei in der güldenen Aue gelegenen Oertern ꝛc.

***) Struve: Programma de Com. Palatin. Sax.

****) Leuckfeld. l. l.

*****) Leuckfeld. l. l.

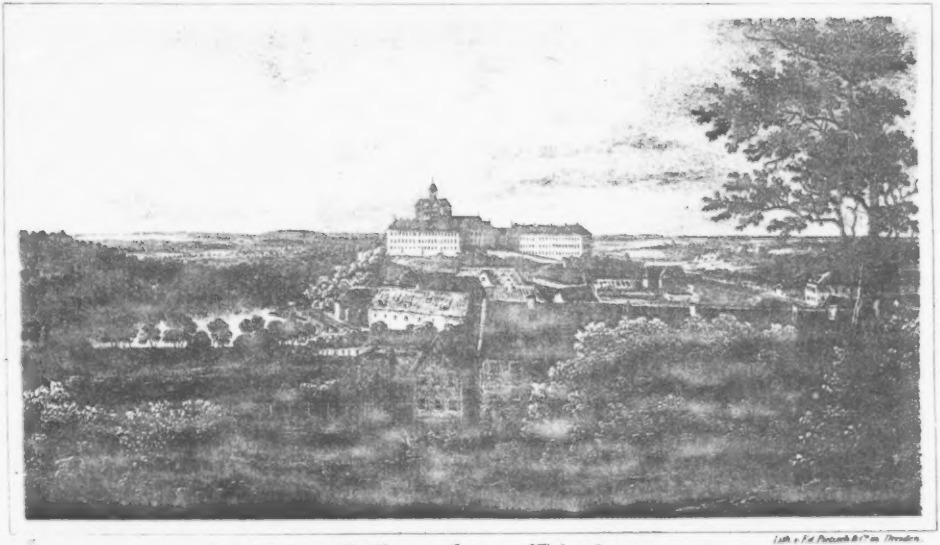
haben von den Vormündern der jungen Herzöge von Sachsen-Coburg und Weimar, an welche Linie seit Gelangung des bekannten Moritz v. Sachsen aus der albertinischen Linie zur Churwürde auch die Oberlandesherrlichkeit über Allstedt, verbunden mit dem Theile Sachsens, der dem unglücklichen Churfürsten Friedrich dem Großmüthigen nach seiner Gefangenschaft ertheilt worden, gekommen war. Diese Vormünder aber, nämlich Friedrich Pfalzgraf bei Rhein, August Herzog zu Sachsen und Georg Markgraf von Brandenburg, verhinderten diese Verpfändung an den v. Bila dadurch, daß sie im Namen ihrer Mündel in den Rückkauf des Amtes Allstedt für 130,000 Gülden eintraten, im Jahre 1575. —

Nunmehr blieb Allstedt beständig bei der sächs. ernestinischen Fürstenlinie, und zwar fiel es zuerst nach der Volljährigkeit jener Prinzen an die neugestiftete Linie Altenburg bis 1670, wo diese Linie ausstarb. Durch die vier Söhne Wilhelms IV. von Weimar, an welches Haus seit jenem Jahre Allstedt gekommen war, zerfiel diese Fürstenfamilie wieder in die 4 Linien: Weimar, Eisenach, Jena und Markt-Suhl, und Allstedt gehörte von jetzt an bis 1741 zu Eisenach, von dieser Zeit kam es durch neue Theilung und das Aussterben des eisenachischen Zweiges an Weimar zurück, zu dem es gegenwärtig noch gehört *)

Reinecke.

---

*) Leuckfeld l. c. u. Limmer: Gesch. Thüringens.



Lith. v. Ed. Pertsch & C.ie in Dresden.

Schloss Ballenstedt vom Thiergarten aus.

Ballenstedt.

Es giebt gewisse Städte und Städtchen im lieben deutschen Lande, von denen man nicht sagen kann, daß ihre Lage zu der schönsten gehöre; so viel aber ist gewiß, daß es eben Allen, die sie besuchen, ungemein wohl wird in ihren Mauern, und daß sie sehr gern in ihren Umgebungen verweilen. Sie haben etwas Anziehendes und Freundliches, diese Städte, sie blenden nicht durch die Pracht ihrer Lage, oder Bauart, aber sie fesseln allmählig das Auge und das Herz durch das Liebliche ihrer Umgebungen. Wer erinnerte sich hiebei nicht, um bei dem Harze stehn zu bleiben, Wernigerode's, Blankenburgs, Ilseburgs, — und unseres Ballenstedt? —

Dem Letzteren fehlt es, wie den Ersteren, an einem lebendigen Strome, wie er z. B. an den Mauern des schönen Coblenz, des romantischen Heidelberg u. A. dahin rollt; es fehlen ihm Berge von bedeutender Höhe, die ihre riesigen Schatten in die vorbeieilenden Fluthen werfen; es fehlt ihm eine Ruine, hoch auf dem Felsen, um welche der Adler kreis't und um deren zerfallendes Gemäuer der Epheu sinniger Sagen sich zieht, — manches Andre fehlt ihm noch, was den Fuß des Wanderers stillstehn heißt, was sein Auge entzückt und sein Herz bezaubert: aber bei alle dem, was ihm fehlt, bleibt das freundliche Ballenstedt doch immer noch reich genug und gewinnt sich mit jedem Jahre neue Freunde und Bewunderer.

Von Abend nach Morgen herab, — ein klein Weniges nach Mittag hin geneigt, — zieht sich die Bergkette des Unterharzes, erst in hohen, dann in minder hohen Bergen, bis sie zuletzt im Mannsfeldischen zu niedrigen Hügelreihen wird. An diese Bergkette lehnen sich die oben genannten Orte, zu denen wir noch das freundliche Gernrode hinzufügen; Ballenstedt nicht so dicht als Blankenburg, ja das äußerste Ende der Stadt liegt fast ein Viertelstündchen von den Bergen entfernt.

Auf einem Vorberge, der auf der mittäglichen und Morgen-Seite nur allmählig aufsteigt, auf der Mitternacht- und Abend-Seite etwas steiler sich erhebt, steht das Schloß Ballenstedt, das den aus der Ebene Kommenden schon Meilen weit entgegenschimmert; vom Fuße des Schloßberges zieht sich eine prächtige Allee von Kastanienbäumen,

auf beiden Seiten mit freundlichen Häusern besetzt, zur Stadt hinab, — welche allen ältern Städten ähnlichen Umfanges gleicht. Parallel mit der Allee zieht sich eine andere Straße (die Neue) hin, durch Gärten mit der südlich liegenden Häuserreihe der Allee verbunden. Bald wird sich noch eine dritte Häuserreihe nach Mittag hin gebildet haben, mit der zweiten durch Wiesen und Gärten zusammenhängend; die Hälfte derselben ist schon gebauet.

Gerade das, daß sämmtliche Häuser des obern Theils der Stadt mit Gärten eingefaßt sind, macht diesen so freundlich und ansprechend.

Das Schloß ist auf zwei Seiten, der mitternächtlichen und abendlichen, von einem Park umgeben, dessen Anlagen sich bis zu seiner Höhe hinauf erstrecken. Er hat einzelne, sehr schöne Parthieen; besonders gefällig sind die neuen Anlagen auf dem Berge, auf dessen Spitze der Röhrkopf, — eine sehr geschmackvoll erbaute Jägerwohnung, — steht und die, den sogenannten Schloßteich umgebenden. — Der schönsten Aussicht genießt man auf der, von Linden umgebenen Terrasse dicht an der mitternächtlichen Seite des Schlosses. Man übersieht von da den größesten Theil des Schloßgartens, die ganze Stadt Ballenstedt, die herrliche, — von Hügelreihen, einzelnen, malerisch gelegenen Bergen und Felsgruppen durchzogene, — Ebene nach Nordwesten, Norden und Osten hin, aus welcher die Thürme Quedlinburgs, Halberstadts, Aschersiebens, Ermsiebens, Bernburgs und über vierzig kleinerer Städte und Dörfer hervorragen; dazu überblickt man einen Theil der Teufelsmauer, die Gegensteine, den Hakelwald, den Huy mit der Hufeburg und eine prächtige Strecke des nördlichen Harzes, aus welcher das Haupt des Brockens, einem Wächter gleich, in das Land hinausschaut. Damit dem großen Prachtzimmer der Spiegel nicht fehle, blitzen uns an manchen Stellen die Silberfluthen der Bode und Selke entgegen. — Eine Morgenstunde bei heiterm Himmel und Sommerwärme auf dieser Stelle zu verleben, bereitet dem Herzen Freude und ruft große Gedanken in den Geist.

Das Innere des Schlosses, welches einen Theil des Jahres hindurch der Herzog und die Herzogin zu Anhalt-Bernburg bewohnen, ist ohne Prunk, aber freundlich und wohnlich eingerichtet, wie es einem edeln Sinne gefällt. In mehreren Zimmern des Schlosses befinden sich ausgezeichnete Gemälde älterer Meister. Eines der vorzüglichsten ist von Steenwyck; es stellt das Innere einer Kirche dar, den Hauptgang, mehrere Nebengänge und Kapellen. Alles ist vortrefflich und mit überraschender Wahrheit gearbeitet; die einzelnen Schnitzwerke an den Emporkirchen und Bogen, die Wölbungen, die langen Stühle und Schiffe der Kirche, die Bilderwerke, die Votiv-Tafeln hie und da, sind mit äußerster und doch nicht ängstlicher Treue und Bestimmtheit gemalt. Die Perspective ist von unübertrefflicher Schönheit und Genauigkeit. — Auch ein Bild von van Lys zieht die Aufmerksamkeit auf sich; es stellt einen Trinker dar, der eben das Glas, durch welches der rothe Wein mit seinem perlenden Schaume durchschimmert, an die Lippen setzt; aus seinen Zügen

spricht das höchste, sinnliche Behagen. Sein Gesicht trägt die Farbe, welche bei eifrigen Trinkern gewöhnlich ist; auf seinem Haupte ruht eine halb verschobene Mütze. — Neben diesen sind höchst beachtenswerth zwei Bilder Rembrandts, von denen das Eine das Innere einer Weberstube, das Andere einen jungen kräftigen Mann darstellt, dessen Antlitz zur Hälfte von einer breiten Hutkrempe beschattet wird. — Was man an manchen Bildern neuerer Zeit sehr vermißt, welche uns Seestücke lieferten, Durchsichtigkeit und richtigen Wellenbau des Wassers, Wahrheit und Natur in der Farbe, findet sich in einem Seesturme von Bakhuysen. — Auch mehrere Wouvermann's, Fyt's u. A. verdienen Beachtung.

Ein Besuch des Röhrkopfs, so wie des Ziegenberges wird von Niemandem unterlassen werden, der lieblicher Aussichten sich gern erfreut. — Von der Höhe des Einen der Gegensteine genießt man ebenfalls einer prachtvollen Aussicht.

Ballenstedt hat keine bedeutenderen Fabriken oder Anderes der Art aufzuweisen. — Das Schulwesen ist wohl eingerichtet; durch die Milde der Herzogin besitzt die Stadt schon seit mehreren Jahren eine Verwahr-Anstalt für die Kinder ärmerer Eltern. — Die Bewohner Ballenstedts sind thätig, bieder, wohlwollend; grobe Verbrechen fallen höchst selten vor. — Für die Verschönerung der Umgebungen ist viel gethan; — die Landstraßen sind vortrefflich. —

Für den, welcher die schönsten Punkte des Unterharzes, das Selkethal, die Victors-Josephs-Georgshöhe, den Stubenberg, die Roßtrappe, Blankenburg, den Reinstein u. s. w. bereisen will, giebt es keinen angenehmeren Ruheplatz, von dem er täglich ausgehn und zu dem er täglich zurückkehren kann, als das freundliche Ballenstedt. —

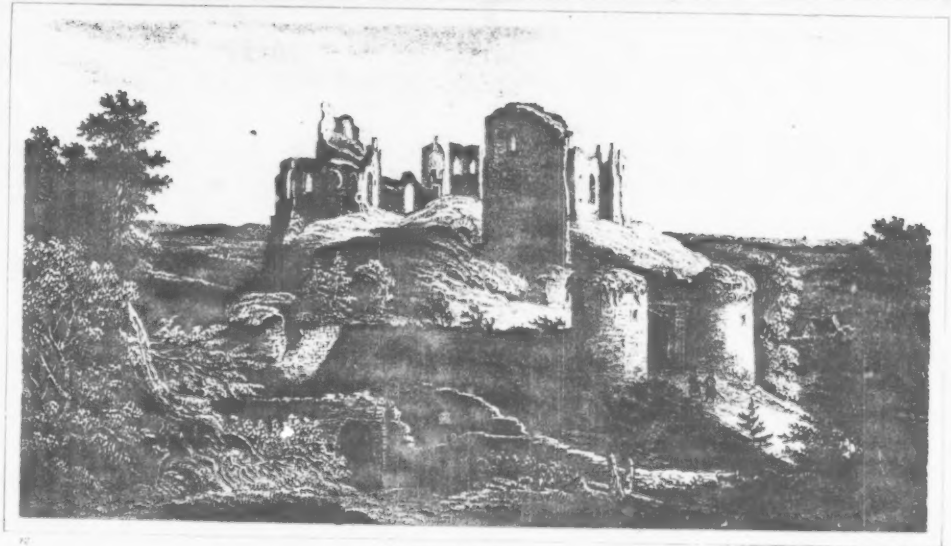
Friedrich Hoffmann.

Altenstein.

Hörst du nicht die Bäume rauschen
Draußen durch die stille Rund'?
Lockt's dich nicht hinabzulauschen
Von dem Söller in den Grund,
Wo die vielen Bäche gehen
Wunderbar im Mondenschein,
Und die stillen Schlösser stehen
Zu den Fluß vom hohen Stein?

Joseph von Eichendorff.

Wem sind nicht schon bisweilen süße Stunden am Lebenshorizont aufgedämmert, wo die mächtigste aller Feen, die Phantasie, mit ihrem Zauberstabe in die dürre Wüste der alltäglichen Wirklichkeit eine hochprächtige, farbenglühende Fata Morgana hereingaukelte? Da dehnten sich arkadische Wundergärten vor deinem entzückten Blicke aus, Berge mit stolz gewölbter Waldung, Hügel mit sanften Hainen, Thäler und Plätze mit lieblichen Büschen und einzelnen schlanken Bäumen, Alles dicht belaubt und glänzend in der frischen Farbenschönheit aller Abstufungen schwellenden Grüns und nebeneinander gestellt in wohlthuend anregenden Contrasten; hier pittoreske Felsen mit Moos überkleidet, und darein purpurrothe Blüthen gestickt, dort kahle Kolosse mit scharfen Kanten, Hörnern und Spitzen, abenteuerliche Gestalten; plaudernde Quellen, die über glatte Kiesel, zwischen Felsblöcken hindurch klare hüpfende Wellen zu Thale schicken, von deren Ufersande Blumen sehnsüchtig die liebetrunkenen Häupter hinab zu ihnen beugen, um sich von ihrem kühlen Munde feucht küssen zu lassen, rauschende Kaskaden, die von Stufe zu Stufe des zackigen Gesteins stürzen, um als Silberschaum im bewegten Spiegel des Weihers unterzugehen; Springbrunnen, die ihren glitzernden Wasserstrahl hoch in die reine Bergluft werfen, und ihren niederfallenden Perlenregen den buhlenden Winden zum Spiel überlassen, die ihn schelmisch bald dahin, bald dorthin drehen; Bäche, die sich mäandrisch durch saftig grüne, blumte Wiesen winden; auf den Berg-



Burg Altenstein.

gipfeln und Felsenhäuptern schöne Schlösser und helle Bauten, die, von Säulen getragen, mit ihren blitzenden Fenstern und rothen Dächern aus grüner Umlaubung herablauschen in die Thäler, und sich in Quelle und Bach, in Weiher und Teich widerspiegeln, ja einen Hauch ihres Bildes noch in den Fluß werfen, der still und langsam im tiefsten Thale dahinzieht, und von dessen Rücken, aus bewimpelten Schifflein, Vorüberfahrende sehnsüchtige Blicke emporwerfen. Leuchtende, mit Blumenrabatten eingefaßte Pfade schlingen sich, wie helle, buntgeränderte Bänder, um Berg und Thal, laufen durch die Wiese, streifen an freundliche Obstgärten, steigen zu den Felsen empor und halten das süße Geheimniß zusammen, wie einen Blumenstrauß. In der Ferne aber, jenseits des Flusses, zieht eine blaue Bergkette hin, aus der sich groteske Häupter träumerisch erheben, als schauten sie verlangend zu dem Paradiese herüber, während sie selbst mächtige Sehnsucht erregen; am Bergeshang drüben läuft die Landstraße nach den ferneren Städten der Menschen, im breiten Thale am Flusse in die Schatten grüner Umzäunung reizend gelagert, ruhen, wie in süße Beschauung versunken, friedliche Dörfer, spitze Kirchthürme ragen hier und da wie Himmelssäulen in den blauen Aether, aus den Biegungen eines fernen Thales lachen Häuser hervor, theilweise an die Berge lehnend, und auf dem höchsten Hügel über waldigen Rücken gipfelt eine Burgruine ihren einsamen Thurm empor. In der Nähe und Ferne hüben und drüben in der Thalebene wogen goldene Saatfelder, die der Sichel entgegengilben, die schwellenden Quellen des täglichen Brotes, ein tröstlicher Anblick! Immer weiter verschwebt und verduftet die Ferne, bis zuletzt nur noch kleine Hügel, kaum bemerkbar, wie flüchtige Gefühle, die nicht zu Gedanken werden, auftauchen. Und über die ganze Landschaft die violetten Tinten des Abends ausgegossen, jene zauberische Färbung, mit der der Genius des heiligsten Friedens die nach Ruhe schmachtende Welt übermalt, und von der aus Funken wie Sterne auffliegen und in das offene Menschenherz fallen und dort die Flammen des schmerzlichen Sehnsuchtsentzückens entzünden. In der stillen, hehren Feier des Abends ziehen im nahen Thale Hirt und Heerde durch üppiges Gras; das Schellengemurmel der blanken Kühe, das Lied der Hirtenschalmei tönt zu Berge; an einer schroffen Bergwand klettern gemsartige Ziegen durch Felszacken und niedriges Gestrüpp, auf der Landstraße fahren schwerbelastete Frachtwagen, auf den Wiesenwegen kehren singende Schnitter heim, aus einem den Fluß abwärts gleitenden Kahne erschallt ein Gutenachtgruß; durch die reine Luft säuseln Windharfenklänge, wie Engelsgesang, aus den Bergen und Thälern, von duftiger Nacht überdunkelt, ruft ein Waldhorn in langagezogenen Tönen; ist es doch, als locke es dich, sinnender Beschauer, mit seinen melancholischen Klängen zur Waldesnacht, während dich die Harfen zum Himmelslicht emporziehen möchten. Wohin sollst du? Das Herz will dir aus der Brust springen und beflügelt wie ein Adler in die Ferne eilen. Thränen des süßesten Schmerzes rollen über deine Wangen, daß du an die Erde gebannt bist. Da steigt der Vollmond hinter dem dunkeln Fichtenwalde langsam feierlich empor und wirft seine blaßgrünen magischen Glanznetze über Baum und Fels, Berg und Wiese, Busch und Dach, und webt Silberfäden in den fallenden, stäubenden Perlenreichthum der Fontaine, so daß Wasserstrahl und —

lichtstrahl sich miteinander vermählten. Aus ihrem Kusse springt ein wunderbar schwermüthiges Licht hervor, in das man unverwandten Blicks starren könnte, bis einem das Herz vor ungeheurer Schmerzensinnenne zerspränge. Von Blatt zu Blatt hüpfen dort neckische Mondstrahlen, werfen Streiflichter auf den Bach und entlocken dem Weiher das zitternde Bild der silberglänzenden Scheibe. Es klingt um dich wie fremde, seltsame aber herrliche Töne, und doch vernimmt dein Ohr nichts deutlich. Sind es die Aeolsharfen wieder, durch die die Geister der Nacht ziehen, mit Nebelfinger an die Saiten streifend? Es regt und bewegt sich um dich, und doch scheint Alles fest und ruhig. Ist es der Mondstrahl wieder, der durch die Büsche schlüpft, aus der Quelle trinkt und den Felsen küßt? Es ist als ob Elfen und Gnomen dich umkreisten. — Die Ferne ist deinem Blick nun verschleiert und dein Herz schlägt nicht mehr so stürmisch, dein Blick kehrt sich beschauend nach innen. Du sitzest unbeweglich, und weißt nicht, wie dir geschehen ist. Die Fenster der Schlösser glänzen so ungewöhnlich, die Wasser rauschen so seltsam, die Bäume flüstern so fremd — du möchtest dich auflösen in Gefühl und schließest die Augen. Da plötzlich wirst du von Lichtschimmer geblendet. Himmel! der Berg hat sich geöffnet und aus der Felsenpforte desselben strömt blitzender Glanz. Schatten strömen hinein. Sind es Menschen? Sind es Geister? Ihnen nach! Zwischen hohen Felsenwänden geht der unterirdische Weg, von tausend bunten magisch schimmernden Ampeln erhellt, das natürliche Gewölbe springt hoch empor, wundervolle Massen und Zacken greifen head, die Wände weichen weit zurück und ein herrlicher Saal dehnt sich vor deinen Blicken; Lichtstrahlen brechen sich am hervorragenden Gestein, ferner rauscht von Felsenterassen zauberische Musik und ein liebliches Echo antwortet, wie von Oreadenchören gesungen. Dein beflügelter Fuß trägt dich vom ungemessnen Erstaunen zum selbstvergeßnen Entzücken überspringende Auge weich weiter an wogendem Lichtglanz vorüber, durch Menschengedränge immer in weiten hohen Felsenhallen und plötzlich stehst du vor einem dunkel rauschenden Streme, auf dessen unheimlichem Spiegel der flackernde Schein der Lichter tausendfältig hüpft; aus der Felswand schlagen rothe Flammen heraus, bluten über das Wasser hin und gluthen die Wölbungen, wie Abendrothschein; am jenseitigen Ufer winkt ein von Säulen gestütztes Tempeldach, ein Fährmann wartet im Kahn auf dich. Stehst du am Acheron oder am Styx? Ist jener Tempel Eirsums Pforte und diese kühle Fluth die Lethe? Brauchst du dich nur hinabzubeugen, eine Hand voll zu schöpfen und zu schlürfen, um auf ewig alles Erdenglück zu vergessen! Oder bist du in das Zauberschloß der Fee Phantasie selbst gerathen, der all das wunderreiche Gebiet gehört, das du geschaut und durchwandert? Ja, üppiges Gebilde der Phantasie war die ganze Pracht der Landschaft, aufgemacht aus einer poetisch trunkenen Entzückung. Solche Haine, solche Thäler, solche Felsen mit Schlössern und Wasserfällen, mit Springbrunnen und Rasenteppichen, solche unterirdische Paläste voll Lichtglanz und Herrlichkeit gibt es auf unsrer armen Erde nicht; sie leben nur schattenhaft in den heißen Träumen eines Dichters. —

Du irrst, du irrst, glücklicher Günstling einer reichen Phantasie! Dies Eden ist wirklich! Es ist in unserm gesegneten Deutschland ein Ort, wo

du alles findest, wie es die deine königliche Gönnerin mit rosenfarbenem Finger vorgemalt. Dies Feenreich liegt in meinem lieben Thüringen, an meinem heimischen herrlichen Thüringer Walde; es heißt Altenstein. Wie ich es dir beschrieben als reizenden Phantasiegemälde, so wirst du es dort in der That und Wahrheit sehen; die schwelgerischste Poesie ist hier zur wirklichen Erscheinung geworden. Doch betrachten wir die Reize dieses schier unvergleichlichen Naturparks und seine enzianidische Höhle nun einzeln und näher!

Nicht viel weiter als eine Meile vom nordwestlichen Beginn des Gebirgszugs des Thüringerwaldes, und noch ehe derselbe den weitschauenden Höhenpunkt des Inselberges erreicht, wirft er von Südosten hinab zwischen die Thäler der Schweina und des Steinbach und Kolmbach einen seiner Granitberge, auf welchem der überaus reizende Naturpark des herzogl. meiningischen Sommerschlosses Altenstein mit seinen pittoresken Abwechselungen sich fast eine Stunde weit ausdehnt. Wie Reinhardsbrunn auf der Nordseite, so bildet Altenstein auf der Südseite des Gebirges den schönsten Punkt; und beide liegen einander fast gegenüber. Man braucht von Reinhardsbrunn aus sich nur eine Stunde Wegs am Gebirgsfuß westwärts zu halten und dann über den Gebirgskamm zu steigen, so ist man nach einigen Stunden des köstlichsten Wegs voll bunter Abwechslung durch die tiefen Thäler bei Winterstein, über grüne, duftende Waldwiesen und durch äußerst freundliche Buchenwaldung, ehe man sich's versieht, im Altensteiner Park. Auf diesem unvergleichlichen Bergpfade läßt man das ragende Haupt des Inselberges zur Linken, und von einer Waldwiese — die sogenannte große Hirschdalz (Hirzbalz, auch unrichtiger Hirschpalz) welche gerade die Höhe des Gebirgszugs an dieser Stelle einnimmt und einen Sattel bildet, über welche der Rennsteig läuft, den man auf ihr durchschneidet, und von wo man eine entzückende Aussicht sowohl nördlich nach Thüringen bis zum Harz, als auch südlich nach Franken und auf die Kette der hohen Rhön und ihre Vorberge genießt, steigt man lehn und sanft nach Altenstein hinab. Ein andrer Weg von Reinhardsbrunn ist die Fahrstraße, die sich rechts von Winterstein und links von Schmeerbach den Bergrücken sanft hinauf zieht, neben der hohen imposanten Porphyrwand des Meisenstein vorbei und so allmälig auf den höchsten Gebirgszug hinaufsteigt, von wo sie ebenso wieder nach Altenstein hinabfällt. Eine Strecke lang geht sie mit dem Rennsteige zusammen. Wir wollen auf dieser Straße vor der Hand einige sehenswerthe Partien liegen lassen, um sie später aufzusuchen, ich meine den Gerberstein und die Luthersbuche mit dem Luthersbrunnen, und eilen jetzt nach dem Mittelpunkte des Ganzen, nach den Altensteiner Schloßgebäuden. Noch wandeln wir im Walde, da zeigen sich plötzlich nahe Dächer; wir werden bald inne, daß wir an der hintern Seite ansehnlicher Häuser stehen. Ein Portal in denselben ist der Straße geöffnet; wir schreiten durch dasselbe und stehen überrascht von dem freundlich schönen, gemüthlich heitern Anblick, der sich uns unerwartet darbietet. Wir nehmen wahr, daß die Durchfahrt, durch welche wir gekommen, den Mittelpunkt ei-

ner in großen Halbkreis ausschweifenden, schönen, im modernen Styl aufgeführten und zusammenhängenden Häuserreihe bildet. Vor uns breitet sich ein großer mit Kies belegter Platz und in der Mitte desselben ein üppig grünendes Rasenrondeel aus. Der Schmelz des letztern wird durch den Perlenschaum eines Springbrunnens gehoben, dessen Strahl aus dem im Mittelpunkte des Rasenplatzes gelegenen Bassin majestätisch zu einer nicht unbeträchtlichen Höhe emporsteigt, und diesem anmuthigen Landschaftsbilde Leben und Bewegung gibt. Dem Häuserbogen gegenüber an der entgegengesetzten Grenze des grossen Kreisplatzes stellt sich unserm Auge das im einfachen Style erbaute Schloß dar. Es ist nicht groß und hat nur zwei Etagen; kaum möchte man es ein Schloß nennen. Wir verbinden mit diesem Worte stets einen stolzen, viel umfassenden Begriff; wir denken an hohe, prächtige Baulichkeiten, die uns imponiren, an denen wir mit einer kalten Scheu emporblicken. Hier aber lacht aus Bosketts und Baumgruppen ein äußerst heiteres Haus hervor, das einen rein ländlichen, dem Gemüth wohlthuenden Charakter trägt. Diese grünen Jalousien heimeln uns an, diese üppige Blumenflur, welche die Auffahrt schmückt, erwärmt mit Farben und Duft unser Herz; aus diesem netten Gebäude blickt uns kein stolzer, uns überwältigender Geist an, vielmehr ein stiller, bescheidener Geist der Liebe, der Milde, der Ordnung, des Vertrauens, eine süße Seele ungezwungener ländlicher Freude und harmlosen Glücks. Und wie das Aeußere, so ist das Innere des Schlosses beschaffen, einfach, gewinnend, wohlthuend, heiter und schön, ohne allen Prunk. Hohe, helle Räumlichkeiten, anmuthig und geschmackvoll verziert; überall ein farbiges Hereindrängen der kindlichen Blumenwelt! Es ist ein gar liebes Haus dieses Altensteiner Schlößchen!

Ehe wir in die durch sinnige Kunst verschönte Natur hinauswandeln, wollen wir uns die Wohnungen der Menschen, die, außer dem Schlosse, noch auf dieser sonnigen Höhe einladend glänzen, vollends näher betrachten. Sie befinden sich in dem hellen Gebäudehalbrund, durch dessen Portal wir vorhin in die schöne Scene getreten sind. Der rechte oder westliche Flügel desselben enthält den Gasthof mit seinen räumlichen, luftigen Lokalitäten, wo man eine gute, anständige und billige Bewirthung, und in der Regel ein sehr schmackhaftes Bier findet. Das mittlere Gebäude, unter welchem sich die Einfahrt öffnet, enthält die Wohnung eines Beamten und der linke Flügel besteht aus Zimmern für die Hofdienerschaft, und aus Stallungen für Wagen und Pferde, besonders für die Zucht des hiesigen blühenden Gestütes. Dieser Kreisplatz, eingerahmt von schimmernden Schlössern, von Bäumen und Sträuchen, Felsen und Hügeln, belegt mit weißem Kies und grünem Rasen, geschmückt mit der plätschernden Fontaine und dem zitternden Wasserspiegel ihres Bassin, gemahnt mich wie das glänzende, mit getriebenen Figuren und Arabesken versehene Silberschloß eines kostbar eingebundenen Buchs. Wie herrlich muß der Inhalt desselben sein, wenn sein Besitzer so viel Zier und Schmuck an Einband und Schloß anbringen ließ! Auf diese Blät-

ter muß ein geist- und herzerhebendes Gedicht aufgezeichnet worden sein, ein Meisterwerk eines Genius, dem die gütig gewährende Gottheit die Seele mild erleuchtete. Und so ist es auch. Altenstein ist ein schönes romantisches Gedicht, wie Reinhardsbrunn eine schöne Idylle ist. Freundlicher Leser, der du mich durch das Reinhardsbrunner Thal begleitet hast, gehe mit mir nun über die Altensteiner Höhen. Dort fanden wir einfache, hier werden wir mannigfache, reiche Schönheit der Natur finden, aber diese, wie jene füllen die Seele mit großen Gefühlen.

Wenden wir auf breiten anmuthigen von Blumenrabatten begleiteten Sandwegen den überall durch das genießende und staunende Auge zurückgehaltenen Fuß zuerst nach der rechten oder westlichen und südwestlichen Seite des Parks, so gelangen wir bald, in duftigem Waldschatten und in dessen kühlen Schleiern bergab wandelnd, zu zwei mächtigen schroffen Felsen, die durch eine Hängebrücke an ihren Gipfeln mit einander verbunden sind. Unser Weg leitet uns über den Gipfel des erstern Seinkoloß und die schwanke Brücke; wir stehen auf dem geebneten Haupte des untersten Felsen, und eine entzückende Aussicht thut sich vor uns auf. Diese etwas düster gehaltene Felsenpartie hat auch den schauerlichen Namen die Teufelsbrücke, aber es ist nicht die unheimliche böse Macht nach dem altheologischen Begriff, vielmehr das neckende, scherzende Prinzip, der bockfüßige Hanswurst und Lustigmacher der deutschen Sage, wie er in dieser Gegend so oft auftritt, an den jener Name erinnert. Es ist gar ein gemüthlicher heitrer Teufel, der in diesen Bergen haust, und er verträgt einen derben hausbacknen Spas, läßt sich auch gar oft hinters Licht führen und zum Besten haben, ohne sich sonderlich darüber zu erzürnen und Rache an denen zu nehmen, welche sich solche Vertraulichkeiten mit ihm erlaubten. Ueberhaupt lebt er mit den Waldbewohnern auf einem guten geselligen Fuß und trägt zu ihrer Unterhaltung viel bei. Wir werden bei einzelnen Sagen auf diesen Punkt zurückkommen. Von unserm hohen und steilen Standpunkte gleitet das schwindelnde Auge zuerst in die graustae Tiefe des düster gähnenden Abgrunds zu unsern Füßen, aus welchem die stärksten und höchsten Bäume die Wipfel zu uns heraufzustrecken vermögen; von da steigt es auf die nahen romantischen Umgebungen, vom Bonifaziusfelsen weiter zum Schloß und der Felsenpyramide des Hohlestein mit ihrem von einem chinesischen Häuschen gekrönten Gipfel, dann zum Felsenkegel, auf dessen Haupt der riesige Blumenkorb ruht, mehr einem Obelisk vergleichbar, und in dieser Richtung hinüber in das schöne sanfte Werrathal, das wir fast von der Umgegend Meiningens bis zu Salzungen herab überschauen. Der Breitunger See, der Kreimer Teich, der Fluß und an seinen Ufern Dörfer und Städte gesäet, in seinen Niederungen hellgrüne Wiesen, höher hinauf nach den Bergen reiche Saatfelder und oben dunkele Waldungen, hinter die grotesken Berge der Rhön und zwischen ihr und der Werra im Mittelgrunde jenen Gebirgszug, der keinen besondern Namen führend, von den fränkischen Vorbergen aus nördlich streicht, und dessen höchste Punkte die

Geba, Stopfelskuppe und der Bleß bei Salzungen sind, die sich hier besonders schön darstellen. In der weitesten Ferne immer noch auftauchende von blauen Schleiern leicht überwebte Höhen, dies Alles vereinigt sich zu einem der lieblichsten Landschaftsbilder, voll Seele und Harmonie, voll lustathmender Schönheit, und schwerlich werden wir uns zu bald von der Bank wieder erheben, auf der wir Platz genommen, um unsrer Seele all die hohen Genüsse mit Muße durch das Auge zuzuführen *). — — Doch nun fort zu einem befriedigenden Kontraste! Vom hohen Felsenscheitel, der uns das Herz in die Ferne führte zu dem tiefen kleinen Thale **), rings beschränkt von mäßigen waldbewachsenen Höhen, zum Wasserfall und der Sennhütte, um die flüchtige Seele wieder zu sammeln und zur elegischen Einkehr in sich selbst zu vermögen! Durch einen engen Grund führt uns ein schattiger Waldpfad rasch bergab; wir biegen um eine Felsenecke, schweigender Frieden umfängt uns kühl, wie der Kuß eines ernsten Genius; ein klarer Bach schlängelt sich zu unsern Füßen, ein blumenumblühter klarer Weiher blitzt uns wie ein vom ersten Liebesschmerz überthränter Mädchenauge entgegen, und rauschend und plätschernd stürzt sich das Wiesen-Bächlein aus einem dunkeln Fichtenwäldchen hervorkommend, von der mäßig hohen Wand eines röthlichen Granitfelsen in mehrfache Strahlen getheilt und gebrochen, von silbernem Funkenregen umsprüht, von Klippe zu Klippe in den Weiher herab. Das Flüstern harmloser Wassergeister gleitet durch die Waldschatten und Baumhallen des Thalgrundes, wie das Gebet frommer Kinder durch eine stille Kirche säuselt, und der Gruß der ländlichen Najade dringt mit sanftem Geräusch, wie das Schmeichelwort eines blöden Landmädchens, an unser lauschendes gewonnenes Ohr. Ohnfern dem Wasserfalle und von ihm nur durch eine kleine Thalung getrennt steht auf der Spitze einer Höhe, Herenberg genannt, eine freundliche Sennhütte im Geschmack und Baustyl des Berner Oberlandes. An der Seite gehen zackige Felshörner zu Tage, der Gipfel ist mit dunkeln Fichtengruppen und Büschen besetzt, und um den Weiher blühen die zarten Spiräen mit ihren zahllosen weißen und röthlichen Blumen, schaukelt der schwankende Bohnenbaum seine hangenden goldnen Blüthentrauben, duftet der Himbeerstrauch, rauschen Schilf und Kalmus, aus welchem die Iris ihre goldnen Lilienglocken erhebt. Gegenüber der Sennhütte und dem Wasserfall, unten im Thalgrund, steht ein großer steinerner Tisch mit Ruhebänken, von denen aus wir die Schweizerlandschaft in Miniatur am schönsten überblicken. Hier läßt sich wundersüß träumen; die Najade kos't so melodisch vertraulich, die Baumgipfel neigen sich so leise, aus dem Fenster der Hütte blickt ein frisches Mädchengesicht, Alles umher ist abgeschlossene Ruhe, gesättigtes Glück. Da steigen freundliche Bilder der Vergangenheit, bunte Liebesträume in unsrer Seele auf, ein ro-

*) Der Wald, in welchem sich die Teufelsbrücke befindet, bis zum Wasserfall hinab, heißt das Pulverholz.

**) Der Eckzeller Grund.

ſenrother Engel ſchreitet lächelnd hindurch und flüſtert uns theure Namen zu. O ich habe auf dieſer Stelle paradieſiſch geträumt! In die gebrochenen blinkenden Silberadern des Bachs, die als Fälle ſchäumend in die Felsſpalten niederquollen, wob ſich mir glutſtrahlend das himmliſche Bild eines Weibes, das ich unſäglich geliebt. — — Vorüber! Vorüber! — — — .

Auf dieſer anmuthigen Höhe hat die durch die Schauer der Nachtſeite unſres Geiſteslebens, wie ein kindliches Engelsbild, mild hindurch lächelnde Sage einen unheimlich klingenden Namen zugeworfen; dort fanden wir die Teufelsbrücke, hier den Herenberg. Aber es iſt das Alles, wie wir ſahen, gar nicht ſo ſchlimm gemeint. Die weitſchauende Romantik jenes Teufelfelſen, und die abgeſchloſſene eng begrenzte Idyllennatur dieſes Herenthals bilden einen herrlichen Gegenſatz. Dort iſt das weite Reich des Herrſchers, hier die enge Hauswirthſchaft ſeiner ſchönen Unterthanin. Wir ſind hier, wie ich unten weiter zeigen werde, mitten im Gebiet der furchtbaren Herenſage, aber es läßt ſich in unſern Tagen gut und ſchön mit den hieſigen blauäugigen Herchen verkehren.

Nun wieder aufwärts auf ſteigendem Pfade! Du kannſt dich dann und wann vom angreifenden Gange auf einer Bank ausruhen, die ſich dir anbietet; denn der Park iſt reich an hölzernen und ſteinernen Ruheſitzen, und die entlegenſten Partien haben deren aufzuweiſen. Eine ſolche Bank mitten im dichteſten Walde iſt von einem überragenden Felſenhaupte freundlich geſchützt. Ein liebliches Ruheplätzchen, wie zur Zwieſprache eines herzigen Liebespaares gemacht! Schnell vorüberwandelnde Durchſichten bieten ſich unſerm Wege für kurze Augenblicke in das Schweinathal, auf das Glücksbrunner Schloß und auf das chineſiſche Häuschen. Sie fliegen wie neckiſche Mädchengrüße an uns vorbei und uns umfängt wieder der hehre ſchweigende Ernſt des Waldes. Endlich treten wir heraus und ſtehen bald unter der großen Linde in der Nähe des Schloſſes. Ein uralter, Ehrfurcht gebietender Baum! Weit und dichtlaubig breitet er ſeine Aeſte ſchützend über ein kleines Amphitheater aus, das nach hinten ſteil aufſteigend an ſchön umgrünte Felſen lehnt. Dort ſind ein Paar alte Steinſitze eingemauert, auf denen, der Sage nach, ſchon die Herren von Hund, die ehemaligen Beſitzer Altenſteins, ſich ſüßer Muße erfreut haben.* Einem Jahrhundert nach dem andern hat dieſer königliche Baum grünen Schatten gegeben und wenn man den kräftigen Greis in ſeiner lebenvollen üppigen Blüthe prangen ſieht, ahnt man, daß er das Jahrtauſend voll machen wird. Unter ſolchem Baume überkommt einem ein mildes, mit dem Streit des Lebens verſöhnendes Gefühl. Einer eiſernen Zeit entſproſſen, wuchs er kräftig durch blutige, dumpfe Tage; doch auch viel helles Morgenroth, viel junger Sonnenſchein hing ſich in ſeine Zweige, die er nun hoffnungsgrün der Zukunft entgegenſtreckt. Geſchlechter um Geſchlechter legten ſich zu ſeinen Füßen ſchlafen, er erwachte mit jedem Frühling wieder, und die Welt wurde immer ſchöner um ihn, bis ihn ein reizendes Paradies umgab, deſſen Zierde er ſelber iſt. Welch ein bedeutſames

Bild! Laßt uns vertrauend harren! Dieser Baum giebt uns die Gewißheit, daß die Zukunft der Erde eine gute, segenbringende sein wird.

Der schattige Raum unter dem duftenden Blattgewölbe der Linde dient den hohen Bewohnern des Schlosses an heißen Sommertagen zum freien luftigen Speisesaal und kühlen Parlor. Man hat da Gelegenheit, einen sehr liebenswürdigen Fürsten in seinem ungezwungenen häuslichen Kreise zu sehen und nach Belieben zu sprechen; denn es hält nicht schwer, dem liberalen Herzog vorgestellt zu werden, wenn man auch keinen hohen Rang aufzuweisen hat.

Der Linde schirmendes Obdach verlassend, ersteigen wir auf bequemen Steinstufen den Fels hinter derselben, der auf jedem seiner mehrfachen Gipfel einen angenehmen Standpunkt bietet. Einer davon und der schönste ist mit einem kleinen im sogenannten gothischen Styl erbauten Häuschen, die Ritterkapelle, geschmückt. Auch die Mobilien sind in demselben Geschmacke gehalten, und die hohen umgitterten Fenster enthalten ächte Glasmalereien von verschiedenem Werth. Geräthschaften und Embleme des Ritterthums entstammen der Blüthenzeit desselben. So herrscht in dem kleinen Bau eine Harmonie, die uns in jene elegische Stimmung versetzt, mit der wir meist dem entflohenen Geiste des Mittelalters nachzublicken pflegen. Wer Lust hat, kann seinen Namen auch in ein hier aufliegendes Fremdenbuch schreiben. Wer aber erfüllt ist von den Wonneschauern, die ihm die überschwengliche Natur in die Seele geworfen, der lese die Verse nicht, die sich dürftige Phantasie in dies Buch abgezwungen. Nur wer diese Reize schweigend genießt, empfindet sie am wahrsten. Betrachten wir dafür lieber die besten der gemalten Fensterscheiben: den Einzug in die Arche Noahs, die Salbung Sauls, Jesus und die Samariterin, den Apostel Philipp u. a. oder ruhen wir auf den Bänken, welche die Kapelle außerhalb umgeben, und blicken durch die Oeffnungen, welche Bäume und Zweige bilden, in das Werrathal hinab, oder auf die Abstufungen des Baumgrüns nach dem Schlosse hin, wohin die weitere Aussicht von einer höhern Epheu überrankten Felswand verhindert wird. Unser nächstes Ziel sei der geebnete Gipfel dieses prächtigen Steins; er heißt die Terasse. An der Vorderseite bauscht ein großer äußerst pittoresker Felsblock mit den Ruinen eines alten runden Thurms hervor. Wie die leere Puppenhülle noch am grünen Blatt hängt, nachdem der Schmetterling ihr entflohen, so schmiegt sich dieser Thurmrest, dem der Geist schon längst entwichen, an das Grün der Gegenwart. Die Terasse ragt beträchtlich über die Ritterkapelle empor und gewährt fast dieselbe Aussicht, wie die Teufelsbrücke, manche Punkte sind hier dem Auge näher, manche dagegen ganz entrückt. Am reizendsten stellt sich Glücksbrunn in der Tiefe des Vordergrundes dar. Die hohe Rhön mit ihren Vorbergen liegt wieder vom violetten zarten Aetherhauch der Ferne umflossen, wie ein Madonnenbild von der Glorie, und der blaue Sehnsuchtskuß ihrer Bergschönheit berührt lind und weich unser Auge.

Nachdem wir also mit immer neuer Lust die westlichen Parkanlagen und Naturherrlichkeiten durchwandert und betrachtet, wenden

wir uns, auf den Schloßplatz zurückgekehrt, nach Osten, und hier stoßen wir denn zunächst auf den Bonifaciusfels, dessen Gipfel man auf einer mit Eisengeländern befriedigten Steintreppe ersteigt. Auf seiner vorspringenden Stirn ragt ein hohes starkes eisernes Kreuz majestätisch in die Luft, und an seinem Fuße erhebt sich eine kleine einfache Kapelle. Beide gelten der Verherrlichung des großen thüringischen Apostels, dessen von der Sage hochgefeierten Namen sie auch diesem Felsen auf ewige Zeiten eingedrückt hat, indem sie berichtet, der edle Heilverkünder habe auch hier, von diesem Felsen herabpredigend, allem Volke das Himmelslicht gespendet, in einer in den Fels hineingebauten Einsiedlerklause gelebt und ein Kirchlein erbaut. Die Geschichte weiß nichts davon. Aber auch die Sage verdient durch Denkmale geehrt und hochgehalten zu werden, damit die von Geschlecht zu Geschlecht fluthende Volkspoesie einen Hafen habe, einen Fels, um daran das Schifflein lustiger Stromfahrer zu befestigen. Noch im vorigen Jahrhundert stand an diesem Felsen eine hohe runde Mauer ohne Dach, die Ruine einer Kapelle, die man den Bonifaciusthurm nannte. An seiner Stelle steht jetzt ein kleines Häuschen, in Form einer Kapelle.

An der glatten Vorderwand des Felsen lies't man die Worte:

Gott.
Vaterland. Freiheit.
Friede.
MDCCCXIV.

Sie sollen, so gestellt, das mystische Lebenskreuz bedeuten, das immerdar Segen auf die Menschheit niederquillt, und sind der jugendlichen Begeisterung des regierenden Herzogs zur Zeit der Freiheitskriege und des kühnen Aufflammens hochherrlicher deutscher Kraft entsprungen. Man geht jetzt mit kummervollem oder satyrischem Lächeln an ihnen vorüber. In der Nähe des Bonifaciusfelsen soll noch eine zweite Burg gestanden haben, die Neuenburg oder Nauenburg, doch ist ihre Existenz in das Gebiet der Sage zu verweisen, und deshalb sei später von ihr die Rede. Ein anderer nicht minder hoher Fels, mit einem riesigen Blumenkorbe gekrönt, der aus der Ferne schon oft unsre Aufmerksamkeit auf sich zog, giebt unsern Schritten nun die nächste Richtung. Wir langen bald vor einem imposanten natürlichen Obelisken an, auf dessen über 70 Fuß hohem Gipfel der schön gearbeitete steinerne Blumenkorb steht, (von ovaler Form und etwa 20 Fuß im Umfange), welcher der ganzen Partie den Namen gegeben und aus welchem vom Frühling bis zum Herbst stets die zeitigen Blumen emporsprossen. Man kann über die Bergwand, an welche sich der Fels hinten anlehnt, auf schmalen in den Stein hinein gehauenen Stufen bis zu der in ihrer Art einzigen Antophora hinaufsteigen, und wird sich eben von herzerquickender Fernsicht belohnt finden. Dieser Felsenkegel mit seiner blühenden und duftenden Krone bildet ein Denkmal der Mutter des Herzogs Georg von Meiningen, Vaters des jetzigen Herzogs Bernhard, und am Fuße des Felsen in einer natürlichen Nische desselben steht auf einer schön ge-

arbeiteten steinernen Ruhebank die Büste dieser Fürstin. Charlotte Amalia, Tochter des Landgrafen Karl von Hessen-Philippsthal, geboren 1730, zweite Gemahlin des durch Geist und barocke Eigenthümlichkeit bekannten Herzog Anton Ulrich, regierte, kraft der Verordnung ihres 1763 gestorbenen Gemahls, als Obervormünderin ihrer beiden unmündigen Prinzen, mit Weisheit und Milde, bis der ältere, Herzog Karl 1776 die Regierung antrat, die er 1782 mit seinem Bruder theilte, aber auch noch in demselben Jahre durch den Tod hinweggerafft, demselben allein überlassen mußte. Die Herzogin starb 1801 von ihrem Volke, dessen Liebe sie durch jede Regententugend sich erworben hatte, aufrichtig betrauert, und ihr Sohn ehrte ihr Andenken durch diesen Stein, der es auf die späteste Nachwelt verpflanzen wird. So ist dieser Blumenkorb ein sinniges Symbol des fort und fort blühenden Segens, den Fürstentugend in die Herzen des Volks säet. Möchten doch in Deutschland viele solcher Blumenkörbe stehen und solcher gesegneten Herzen schlagen! Möchten überall solche Glücksblumen blühen!

Und nun den Hügel hinab auf einsamen Waldpfaden, durch üppige Anpflanzungen von Weimuthskiefern und andern seltnen Holzarten, nach dem reizendsten aller Punkte, zum Hohlenstein! Wir haben eine Viertelstunde zu wandern und rasten deshalb gern einige Augenblicke auf einer romantisch gelegenen, von Linden umpflanzten Felsbank. Auch können wir erst die Drachenhöhle, einen unterirdischen Felsengang besuchen, der zu einer etwa 20 Fuß ins Gevierte haltenden Höhle mit einem Seitenkämmerchen, worin sonst ein Drache aufgestellt war, führt. Wir treten dann hinaus in eine wilde Felsengegend. Ungeheure Blöcke haben sich an den Berghang gelagert, kolossale Steinmassen wunderbar phantastisch übereinander gethürmt. Aus der saftigen Vegetation des Waldes, aus dem grünen Leben der blühenden Landschaft treten wir plötzlich in die kahle drohende Felswüste. Der schnelle Contrast ist unvergleichlich. Der Steinriese, der unsere Aufmerksamkeit vorzüglich in Anspruch nimmt, steht isolirt und sein graues Haupt trägt wieder eine prächtige Krone. In der That nimmt sich das chinesische Häuschen auf der Kuppe des Hohlensteins aus der Ferne wie eine deutsche Königskrone aus. Eine hohe Grotte wölbt sich unten in den Felsen hinein, die sich hinten zu einer Spalte verengt. In diese ist eine doppelte Aeolsharfe aufgestellt, die bei sanftem Westwind, wenn ihre Thüren geöffnet werden, wehmüthige Klänge in das Thal hinabhäufelt. Dann in der Halle sitzen, den Blick hinab in die mit ätherischem Duft röthlich-blau überhauchte Thalferne gerichtet, und die Seele den fliehenden Geistern dieser Naturlaute mitgeben, ist ein Genuß, dessen Darstellung kein Wort, keine Feder vermag. Steigen wir mit mächtig bewegtem klangerfülltem Herzen auf Stufen, die in den Stein gearbeitet und mit Eisengeländern versehen sind, zu dem herrlichen Felsenschlößchen hinauf! Treten wir mit tiefaufathmender Brust in das nette freundliche Häuschen, dessen Baustyl uns an das Volk der gemüthlichen Beschränktheit erinnert! Es macht einen schönen Gegensatz zum über-

schwenglichen Reichthum der erhabenen Aussicht. Jedes Fenster und die Thüre ist der Rahmen zu einem herrlichen Bilde. Von der Abendröthe geküßt, von Westwinden umschmeichelt, von Aeolsharfenklängen umhaucht, von der verduftenden Ferne liebend angeblickt, wirst du auf dieser Höhe gotttrunken, naturselig verstummen; dein Herz wird ein großes tiefes Gefühl sein, das nichts von Worten weiß. Fühle dich aus, fühle dich aus, wonneüberschüttetes Herz! Laß sie alle verklingen, verschweben die süßen Schauer, die über deine zartesten Nerven laufen! Solche Stunden kommen nicht oft im Leben; man muß mit ihren Gaben geizen. Die Prosa wartet schon wieder auf dich, wenn du von diesen Bergen hinabsteigst. Sammle dir hier einen Schatz, den du ihr als schirmende Aegide entgegen hältst, damit sie dich nicht bewältige.

An die Felsen des Hohlenstein kettet sich eine uralte düster-prophetische Volkssage:

Unter ihnen im Schooß des Berges ist ein unergründlicher See voll fluthenden, losen Wasserschwalls. Man hört es an den Löchern im Gestein dumpf heraufbrausen. Einst nun wird ein Tag kommen, an welchem der Felsenriese mit seinen Brüdern mit Donnerkrachen in den Berg stürzen und im See versinken wird. Die trüben Wasser des Sees werden herausstürzen und die ganze Gegend ersäufen, so daß sie einem Meere gleichen wird, aus welchem die Spitzen der höchsten Berge als Inseln hervorragen. Mit den Wogen werden furchtbare Ungeheuer aus dem Berge stürzen, und die Menschen, welche von jenen verschont bleiben, werden von diesen verschlungen werden. Dies ist eine Weissagung der Sibylle. — Eine andere Sage erzählt, die ganze Gegend sei früher schon ein großer See gewesen; der Berageist habe aber die Höhlung in den Hohlenstein geschlagen, und da hinab sei alles Wasser in den Berg hinein gelaufen. — Als die große Höhle in diesem Berge entdeckt wurde, fürchteten viele alte Leute, die prophezeite Sündfluth werde nun hervorbrechen. —

Nun, mein Freund, komm nur noch einige Schritte mit mir ostwärts in die malerische Felsengruppe hinein; sieh die nächstvorliegenden Steinwände öffnen sich zu einer natürlichen Pforte; du stehst am Morgenthor. Blicke hindurch, aber halte dein Herz fest, daß es dir nicht überselig aus der Brust springe! Hier ist der Triumph aller Altensteiner Fernsichten. Durch die Felsen hindurch und über ihre Häupter hinweg blickst du hinab in die grüne Thalung, die sich nordwestlich nach Steinbach hinaufzieht; an sie reihen sich die Alleen und Häuserreihen der vereinigten Dörfer Grumbach und Liebenstein, höher springt die Ruine des alten Liebenstein von ihrer malerischen Waldhöhe dir ins Auge, darüber hinaus baut sich im Hintergrunde die Terassenkette des Thüringerwaldes grün und blau empor; der hohe Dollmar bildet nach Meiningen zu den Uebergang zu andern Bergreihen, in denen man die Geba, den Hohnenberg u. A. an ihrer Abzeichnung am Horizont erkennt. Weiter nach Süden begrüßen wir den Zug der Vorderrhön wieder. Vor diesen stellt sich uns der hohe Bleßberg in seiner thronähnlichen Erhebung äußerst imposant dar,

und von ihm laufen nach Osten und Westen die kleinern Berge in allmähliger Abstufung aus. Südwestlich im Rhönezug können wir den abenteuerlich gestalteten Ochsenkopf und den Beier sogar erkennen. In dieser Richtung, nur zwei Stunden entfernt, liegt auch das Dorf Möhra, wo Luther gezeugt wurde, und dort sieht man noch das Haus, wo seine Eltern und sein Bruder Jakob wohnten. Noch leben hier Nachkommen des Bruders seines Vaters, und merkwürdiger Weise hat sich in den Physiognomien der kräftigen Männergestalten die Aehnlichkeit mit den Zügen des großen Reformators, wie ein wunderbarer Segen erhalten. Ich kannte als Knabe den Hirten von Möhra, Namens Luther, der als Taglöhner das Gras auf den Wiesen meiner Eltern mähete, und den ein Unwissender unbedenklich für das Original der getroffensten Lutherbilder genommen haben würde. Noch erinnere ich mich deutlich, daß der Anblick dieses Mannes — und ich konnte ihn stundenlang ansehen — mich mit den wohlthuenden Schauern scheuer Ehrfurcht erfüllte; mir war's, als müsse auch der Geist seines großen Ahn, dessen Gestalt er trug, in ihm wohnen, nur in Schlummer gehalten und gefeit. Ich war als Knabe ein wunderlicher Träumer. Als sich 1817, geweckt von der durch das Reformationsjubiläum erzeugten höhern Theilnahme an allem, was Luthers Person betraf, ein Verein bildete, seine Nachkommen aufzusuchen und zu unterstützen, wurden die beiden Söhne des erwähnten Hirten Luther in die Erziehungsanstalt zu Keilhau untergebracht. Der ältere, der sich später in Berlin und Wittenberg der Theologie widmete, ist jetzt in derselben Stadt Superintendent, von wo sein Ahn das Licht der Reformation ausgehen ließ; der jüngere wurde Maurermeister. Die Badegäste von Liebenstein pflegen dies kleine unscheinbare Dorf zu besuchen und mit frommen Gefühlen an der Stelle zu verweilen, wo der Himmel den ersten Keim zu einem Baume legte, in dessen Schatten die Wahrheit aufblühen konnte. Als ich als Kind zum ersten male vor diesem Hause stand, weinte ich laut vor unbeschreiblich mächtiger Bewegung: ich zitterte an allen Gliedern und wäre fast zu Boden gestürzt; alle Gegenstände umwoben sich mir mit einem Heiligenschein. Seit jenem Tage war ich stolz darauf, daß Luther mein Landsmann, ein Thüringer gewesen war, und daß meine Heimath von der seinigen nur zwei Stunden entfernt lag. Gott weiß es, welche heilige Vorsätze meine kindliche Begeistrung damals faßte, und wenn ich kein großer Mann geworden bin, so lag es wahrlich nicht an der tiefen Erschütterung jener Stunde. Man sollte empfängliche Kinder öfter an solche durch große Erinnerungen geheiligte Orte führen; die Wirkungen würden ihrem spätern Leben zu gut kommen; denn ethische, begeisterte Aufregung hat immer heilsame Folgen. Wahrlich eine Stunde an solcher Stelle, einen Tag in solchem Naturtempel, wie Altenstein, thut mehr als ein Jahr schläfrige Religionslehre. Ich war freilich als Knabe besonders glücklich. Mit Lernen nicht viel geplagt, wuchs ich mitten in einer an Reizen und Erinnerungen überaus reichen Natur auf. Volkspoesie und Sage hatten mich aus der Taufe gehoben. Nach Altenstein hatte ich nur

eine Stunde Wegs, und welchen Weg! Durch ein anmuthiges bachdurchhüpftes Thal über den Gebirgskamm, den Rennſtieg durchſchneidend über duftende Waldwieſen durch den prächtigſten Buchenhain, und dann auf einer durch eine große hiſtoriſche Erinnerung klaſſiſch gewordenen Straße; nicht viel weiter war mein Weg nach Wilhelmsthal, nach der Wartburg nicht volle drei Stunden, denn ich kannte die Nebenpfade durch das einſamſte Holz. Welche heiligen Entzückungen haben nur die Aeolsharfen des Hohlenſteines mir in die Kindesſeele gegoſſen! Sie haben mich frömmer gemacht als alle auswendig gelernten nüchternen Gebete. Der Zauber, der von jenen Bergen und Felſen, Hainen und Grotten ausging, wie ein Lichtſchein, lebt ewig jung und glänzend fort in meiner Seele, und ſie ſelbſt liegen mir ſtets im Morgenrothe der Kindheit. Das iſt der freundliche Bergſegen meiner Jugend, er hat mich geſtärkt für meinen ſauern Weg durch die Schneefelder, Steppen und Wüſten meines ſpätern Lebens.

Doch es iſt Nacht geworden; kehren wir zum gaſtlichen Hauſe Altenſteins zurück. Morgen iſt Sonntag und die Höhle erleuchtet. Den übrigen Tag wollen wir dazu anwenden, uns in der Umgegend umzuſehen.

Die terraſſenförmigen Mauern und der Thurmreſt hinter dem Schloſſe gehörten einſt einer ſtattlichen Burg an, die mehr noch den Namen Markgrafenſtein als Altenſtein führte. Gewiß hieß ſie in alten Zeiten nur Stein, und erhielt wohl zur Zeit der thüringiſchen Markgrafen, wo ſie der Sitz eines ſolchen geweſen ſein mag, den erſteren Namen, ſpäter, als Liebenſtein gebaut war zum Unterſchied von demſelben als ältere Burg den letzteren. Ihre Entſtehung ſo wie ihre früheren Schickſale ruhen in geſchichtlicher Nacht. Urkunden des zwölften Jahrhunderts nennen zuerſt den Ritter Ludwig von Frankenſtein als Beſitzer des Markgrafenſteins. Die Stammburg dieſes reichen und mächtigen Geſchlechts lag nur zwei Stunden von hier bei dem Kloſter Allendorf, am rechten Ufer der Werra, der Stadt Salzungen ſchräg gegenüber, und faſt die ganze Umgegend gehörte ihm an. Auch daß Ludwigs Enkel Altenſtein beſaßen, iſt aus einer Theilung derſelben von 1186 bekannt. Wahrſcheinlich nannten ſich dieſe Frankenſteine nun „von Stein", denn es traten als Herren der Burg auf Otto de Lapide, Poppo (1248), Heinrich (1270), Götz (1280) deſſelben Namens. Heinrich verkaufte es an ſeinen Schwiegerſohn Günther von Salza, und von einem Nachkommen deſſelben, Friedrich von Salza brachte es der Landgraf von Thüringen Friedrich der Schöne oder Ernſthafte im ſogenannten thüringiſchen Grafenkrieg 1346 durch Kauf an ſich, und legte eine Beſatzung hinein, um den Streifereien des Kriegsvolks, welches ſein Feind, der Graf Heinrich von Henneberg auf dem Scharfenberg unterhielt, Einhalt zu thun.*) Später finden wir die

*) Eine ausführliche Erzählung dieſer bedeutenden Fehde wird in den Beſchreibungen von Scharfenberg und Wartburg gegeben werden.

Burg wieder im Besitz Wetzilos von Stein, an den sie wahrscheinlich nur pfandweise gekommen war; denn im Jahre 1492 gaben der Kurfürst Friedrich der Weise und sein Bruder der Herzog (später auch Kurfürst) Johann der Beständige, die Burg und das Amt Altenstein als ihr freies Eigenthum als Belohnung treuer Dienste ihrem Thürhüter Hans Hund von Wenkheim zu Lehen. Dieser Ritter Hans Hund hatte mit dem Kurfürsten Friedrich die Meerfahrt nach Palästina 1493 gemacht. Schon 1505 starb er und bald nach ihm sein einziger unvermählter Sohn. Die Fürsten gaben das abermals eröffnete Lehn ihrem Amtmanne zu Gotha Burkhard von Hund, Bruder des verstorbenen Hans. Dieser Burkhard war es, der mit Kaspar von Berlepsch, Schloßhauptmann auf Wartburg, auf Befehl des Kurfürsten den von Worms kommenden Luther, welcher seine Verwandten in Möhra besucht hatte, nördlich von Altenstein im Walde auf der Straße nach Waltershausen zu am 4. Mai 1521 aufhob und nach Wartburg in Sicherheit brachte.

Christoph von Hund, Burkhards Sohn, gerieth in der Schlacht bei Mühlberg 1547 mit seinem unglücklichen Herrn, dem Kurfürsten Johann Friedrich dem Hochherzigen, den er tapfer vertheidigte, in kaiserliche Gefangenschaft. Seine fünf Söhne, von denen einer Ernst Friedrich, die Burg 1580 neu erbauete, führten das Geschlecht der Hunde noch fast zweihundert Jahre fort und Altenstein blieb der Wohnsitz desselben. Am 10. Juli 1722 starb der letzte Edle Hund von Wenkheim und wurde im Erbbegräbniß seiner Väter zu Schweina begraben. Diese Beerdigung des letzten Ritters eines so berühmten Stammes war mit besonderen Feierlichkeiten verbunden. Die drei fürstlichen Brüder, die gemeinschaftlich regierenden Herzöge von Meiningen Ernst, Friedrich und Anton Ulrich, denen Altenstein als eröffnetes Lehn zufiel, waren zugegen, die Leiche wurde mit einer Trauermusik in die Gruft gesenkt, und Adam von Buttler, der nächste Verwandte, trat an das Grab und sprach:

„Da durch den tödtlichen Hintritt des weiland hochwohlgebornen Herrn, Herrn Eberhard Friedrich Hund von Wenkheim zum Altenstein, dem letzten dieses Namens und Stammes, das von vielen Jahrhunderten her sehr berühmt gewesene Geschlecht derer Hund von Wenkheim gänzlich erloschen ist, also werden, eingeführter und löblicher Ordnung und Gewohnheit nach, die Insignien dieses erloschenen Geschlechts nunmehr zerbrochen, nämlich Wappen, Schild und Helm, nebst dem Insiegel, und sodann in die Gruft beigelegt und begraben. Es nimmt also dieses preiswürdige Geschlecht, wie alles Andre in der Welt, nach dem Ausspruche des weisen Seneka: quidquid ad summum venit, incremento non relinquit locum*), hiermit ein Ende.“ Hierauf wurden vom Trauerherold Schwert und Schild zerbrochen und mit den übrigen Insignien in das Grab geworfen.

Es ist passend hier, wo der Untergang dieses Rittergeschlechts

*) Was bis zum höchsten Gipfel kommt, hat keinen Platz mehr zum wachsen.

erzählt worden iſt, auch ſeines ſagenhaften Urſprungs zu gedenken. Zwar gehört dieſe Sage durchaus nicht dem Altenſteine, ſondern nur dem großen Geſchlechte der Hunde an, aber der Volksmund, der nun einmal eine Localität haben will, on welche er ſeine Kränze aufhänge, hat ſie dennoch an die alte Burg angeheftet und ſie wird gleichſam als zu derſelben gehörig, die Ruinen lange überleben.

Zur ſittenſtrengen Frau eines Ritters, der ein Graf von Henneberg geweſen ſein ſoll, und die man für jene Margarethe hält, welche 1276 in Holland ſtarb, kam ein armes Weib und bat um eine Gabe für die von ihr gebornen Drillinge (oder Zwillinge). Die Edelfrau aber ſchmälte ſtatt zu geben mit der alſo reich geſegneten Mutter und ſchalt ſie eine Ehebrecherin, denn unmöglich könne ſie von eines Mannes Umarmung drei Kinder empfangen haben. Da rief die bitter gekränkte Arme: Möge mich Gott an euch rächen und euch ſieben Kinder aus eures Eheherrn Umarmung gebären laſſen, und ging weinend davon.*) Gleich darauf fühlte die Rittersfrau Mutterhoffnungen und brachte, in Abweſenheit ihres Eheherrn, ſieben (oder dreizehn) Knäblein zur Welt, alle friſch und munter. Jetzt überkam ſie große Furcht, daß ihr die Unbill vergolten werden und ihr Gemahl wie die Welt ſie für eine Ehebrecherin halten würde, deshalb befahl ſie einer vertrauten Dienerin, das ſtärkſte der Knäblein auszuſuchen, die übrigen ſechs aber ins Waſſer zu tragen. Die Magd that, nach dem blutigen Gebot, die Knäblein in einen Korb, warf einen Mantel darüber und machte ſich auf den Weg. Hier aber begegnete ihr unverſehens der Edelherr und fragte ſie, was ſie in dem Korbe trüge. Junge Hunde, entgegnete das Weib bebend vor Angſt. Der Ritter aber ſchlug den Mantel zurück, um zuzuſehen, ob nicht einer oder der andre der Hündlein des Aufziehens werth ſei. Die Dienerin bekannte dem erſtaunten und zornigen Herrn Alles, er legte ihr Verſchwiegenheit auf, nahm die Kinder und brachte ſie einem Köhler, der ſie im tiefen Walde erzog, bis ſie zwölf Jahre alt geworden waren. Eines Tags, als die Edelfrau das Geburtsfeſt ihres ſiebenten Sohnes, den ſie zurückbehalten, zu feiern ſich anſchickte, brachte ihr Gemahl die ſechs gleich gekleideten Brüder heimlich auf die Burg, und fragte nun ſein Weib von ohngefähr: welche Strafe wohl eine Mutter verdiene, welche ihr neugebornes Kind wie einen jungen Hund ins Waſſer tragen und erſäufen laſſe. Nicht ahnend, daß ihre Unthat entdeckt ſei, antwortete ſie: den Feuertod. — So müßteſt du ſechsfachen Tod durch die Flammen leiden! rief der Ritter und führte die Knaben vor die Augen der entſetzten Mutter mit den Worten: Sieh deine Hunde! Der Ritter ließ das Urtheil, das ſich

*) Eine andre Verſion der Sage ſtattet die Edelfrau mit verabſcheuungswürdiger Grauſamkeit aus, indem ſie die Bettlerin wegen vermeintlichen Ehebruchs hinrichten ließ. Auf der Richtſtätte verfluchte die Unglückliche die Herrin dreizehn Kinder auf einmal von ihrem Gemahl gebären zu müſſen, damit dadurch ihre, der zum Tode Geführten, Unſchuld an den Tag komme.

die überstrenge Sittenrichterin selbst gesprochen nicht an ihr vollziehen, sondern gab ihr Zeit, ihren Fehl in einem Kloster zu sühnen; die sechs Knaben erhielten aber nach seinem Willen den Namen Hund und wurden Stifter von sechs Linien, die man also bezeichnet: Hund von Altengroßkau, von Rückenstein, von Lauterbach, von Kirchheim, von Wenkheim, von Gronsfeld und von Saulheim. Der siebente Knabe aber, welcher den Namen Hund nicht führte, starb erbenlos. Dies ist der Ursprung der Edlen von Hund.

Das ausgestorbene Schloß überlebte seinen letzten Besitzer nur zehn Jahre — ein schauerliches Verhängniß. Als im Jahre 1733 das Dorf Schweina ein Raub der Flammen wurde, gerieth plötzlich die alte Bergveste, wahrscheinlich durch brennenden Speck, der von dort heraufgeflogen war, ebenfalls in Brand, und ging mit seinem Archive und Alterthümern zu Grunde. Die Herzoge erbauten bald darauf in die Nähe der letzten Mauerveste der alten Burg ein Amthaus, welches jetzt das Schloß heißt, und von 1798 an vom Herzoge Georg zum Sommeraufenthalte gewählt wurde. Von hier aus leitete er mit Umsicht und Geschmack die Anlegung des Parks. Man muß seinen schöpferischen Scharfsinn bewundern, mit dem er stets der Natur nur zu Hülfe gekommen ist, an ihre Gebilde nur die letzte vollendende Hand gelegt hat. So kam es, daß er Altenstein von Jahr zu Jahr lieber gewann, wozu freilich das Emporblühen des nahen Liebenstein, die Entdeckung der Höhle, der zunehmende Besuch der Fremden vieles beitrugen. Oft kam der unvergeßliche Karl August von Weimar von seinem nahen Sommerschlosse Wilhelmsthal herauf auf Altenstein, und beide geniale Fürsten verlebten hier manchen frohen Tag zusammen, wobei es freilich nicht ohne Excentricitäten abging. Bejahrte Leute aus der Umgegend wissen manches davon zu erzählen. Bis zu seinem frühen Tode 1803 arbeitete der Herzog unermüdlich an der Vollendung Altensteins, und sein Sohn und Nachfolger, der jetzt regierende Herzog Bernhard hat in seinem Geiste, für die Schönheit dieses Lustortes weiter gesorgt. Die Erbauung des oben beschriebenen Häuserhalbrunds mit dem Gasthofe ꝛc. ist seine Schöpfung. Möchte die Liebe für den reizenden Naturpark Altensteins nie in den Herzen dieses Fürstenhauses erkalten.

Die Sonntagsfrühe hat ihren hehren Glanz über die ruhige, engelmild lachende Gegend ausgegossen; wir halten einen stillen feierlichen Gottesdienst, indem wir langsamen Schritts durch Altensteins wechselvollen Naturtempel wandeln südlich hinab nach Glücksbrunn zu. Gegen Mittag am Fuße des felsenreichen Berges angelangt, erblicken wir hart an der Chaussee, auf einem mit Linden überschatteten Platze, einen gewölbten, mit einer Kreuzthüre versehenen (die nur jedesmal einen Menschen einzutreten gestattet) Eingang in den Berg. Hier steht und sitzt eine beträchtliche Anzahl Bemantelter,

und auch wir thun wohl daran, uns warm zu bekleiden; denn obgleich das Kreuz der Thüre den Eingang stets verschlossen hält, so viel sie auch in der Angel gedreht wird, um den Luftzug zu verhindern, so ist dieser doch noch immer stark und eiskalt im Stollen, was zur Sommerwärme außen einen starken Gegensatz bildet. Die Temperatur in der Höhle selbst ist dagegen gemäßigt. Sobald wir durch den steingewölbten geraden ohngefähr 25 Schritt langen Stollen geschritten sind, befinden wir uns in einer der größten und merkwürdigsten Höhlen Deutschlands, die Aitensteiner oder Liebensteiner, auch wohl Glücksbrunner Höhle genannt. Magischer Lichtglanz strömt uns entgegen; denn die ganze Höhle ist mit unzähligen bunten Glaslampen und Lämpchen erleuchtet. Gleich, sobald man die eigentliche Höhle betreten hat, gewahrt man zur Linken eine kleine Nebenhöhle oder Seitenkammer, die den etwas seltsam klingenden Namen „Knochenversammlung" führt. Bald darauf tritt man durch eine Wetterthüre in die Haupthöhle und hat nun zur Rechten eine zweite Seitenkammer; nach 20 bis 25 Schritten erweitert sich der Gang beträchtlich und streicht in nordwestlicher Richtung bis zum „großen Saal", einer geräumigen hoch emporspringenden felsgewölbten Halle, aus deren Höhe, die über 40 Fuß beträgt, wundervoll mächtige, grottesk gestaltete Felsmassen herabhängen. Der Raum dieses Saals kann immerhin gegen hundert Menschen fassen. Zur Linken sieht man auf der Plattform einer 30 Fuß hohen Felsenwand einen mit einem Eisengeländer gesicherten Altan, zu welchem man weiter hinten in einem Seitengange auf 40 Steinstufen emporsteigt. Er ist der Standpunkt des Musikchors. Dem Altan gegenüber an der rechten Seite des Saals läuft eine Strecke in den Berg ein andrer Nebenarm ab, in dessen Tiefe ein zweites Musikchor aufgestellt ist, welches das Echo des erstern bildet. Diese Musik mit ihrem verschwebenden Echo ist bei der wundervollen Beleuchtung im tiefen Schooße des Berges von unbeschreiblich ergreifender Wirkung. Man wähnt sich in eine glanz- und harmonieflutende Feenwelt versetzt. Dazu kommt, daß die Leistungen der herzoglichen Kapelle das Gepräge der höchsten Virtuosität tragen, und selbst ungewöhnliche künstlerische Ansprüche befriedigen. Vom großen Saal läuft der sich verengernde Hauptgang, zur Rechten eine stützende Mauer im Bogen bestreichend, und wendet sich dann rechts zum „kleinen Saal." Von dieser nicht minder weiten und hohen Halle sehen wir rechts wieder einen 36 Schritte langen Seitengang abstreichen, der wahrscheinlich mit dem frühern in Verbindung steht und sich wohl noch weit in den Berg senkt, nur noch nicht ausgegraben und erweitert ist. An der Decke am Ende des Gangs sieht man die Höhle einige Fuß hoch fortlaufen. Gerade vor sich erblickt man im kleinen Saal erst einige halbrunde, dann ohngefähr 12 gerade Stufen, auf welchen man zu einer zweiten Plattform emporsteigt. Hier befinden wir uns in einer artigen Grotte, befremdendes Geräusch stürzender Gewässer schlägt an unser Ohr, neuer Lichtglanz steigt im Hintergrunde blendend aus der Tiefe herauf; wir treten an eine

Oeffnung im Boden, die mit Steinen eingefaßt ist, und blicken überrascht auf einen in der Tiefe wogenden hell erleuchteten Wasserspiegel. Ein aus dem Innern des Bergs mit Getöse hervorbrechender Bach stürzt da vorüber und verschwindet wieder; Entzückungsschauer vor der unterirdischen feenhaften Pracht dieses Anblicks beben durch unsre Seele. Nie hat dein Auge etwas Aehnliches erblickt. Die bunten Mährchen deiner Kindheit sind zur Wirklichkeit geworden; der Berg hat seine fabelhaften Wunder vor dir aufgeschlossen, das Zaubergespinnst der Poesie greift hier in die materielle Welt über und umgarnt dich mit goldenen Lichtfäden; Steinwölbung, Felszacken und Wasserfluth sind so magisch überflammt und wunderbar roth angestrahlt, schattenhafte Gestalten drängen da unten, das melodische Rauschen des Wassers vermählt sich mit den leisen Harmonien der fernen Musik, die an den Felswänden hinflüstert, es ist Alles so ungewöhnlich prächtig, so seltsam herrlich, so zauberisch schön, daß du Augenblicke lang dich von Traumbildern umgaukelt wähnst. Vom kleinen Saal links schlingt sich noch ein enger Höhlengang im Bogen bis zur andern Seite des Wassers. Von hier überblickt man den kleinen Teich und besteigt den acherontischen Kahn, der uns zu einem in den Felsen hineingebauten antiken Tempel, der „papierne Tempel" genannt, und zu einem kleinen Wasserfall führt. Der Eindruck, unter der roth angestrahlten mächtigen Felsenwölbung auf der dunkeln Fluth hinzuschiffen, ist so ungemein schauerlich und ergreifend, daß Worte ihn nicht wieder zu geben vermögen; aber alle in unsrer Jugend empfangenen ungewissen Bilder der griechischen Unterwelt erhalten hier plötzlich Leben, und Farbe und bestimmte Gestalt. —

Am Ende der Höhle sieht man in einer Vertiefung deutlich, daß sie, wer weiß wie weit fortgesetzt werden könnte. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man tiefer im Berge noch weit geräumigere Hallen entdecken würde. Der bis jetzt zugänglich gemachte Theil der Höhle beträgt an 500 Fuß. Der Boden ist durchgängig gut gebahnt, und an keiner Stelle das Fortkommen mit einer Unbequemlichkeit verknüpft. — Einen andern, geheimnißvollen und schauerlichen Eindruck macht die Höhle, wenn man sie an andern Tagen allein mit einem Führer besucht und ihre Partien einzeln mit einer Fackel beleuchtet. Das an den Steinzacken und vorspringenden Blöcken der Wölbung gebrochene Licht und die tiefen Schlagschatten haben eine überwältigende Wirkung auf das ernst gestimmte Gemüth. —

Diese reizende unterirdische Naturmerkwürdigkeit wurde im Jahre 1799 (am 28. Juni) beim Bau der Chaussee von Liebenstein nach Altenstein durch Zufall entdeckt, indem die Arbeiter seitwärts auf eine in die Tiefe gehende Oeffnung von 1 Fuß Breite und gegen 3 Fuß Länge trafen, aus welcher ein starker kalter Luftzug drang. Diese Kluft wurde sogleich zugestürzt, aber nach einigen Tagen war sie wieder geöffnet, und das Thermometer stand in ihr auf 6° † nach Reaumur, was bei der heißen Witterung sehr auffallen mußte. Der Herzog ließ daher die Oeffnung erweitern und schickte Bergleute

hinab und die Wichtigkeit der Entdeckung feuerte seinen Eifer noch mehr an. Man kam nach einiger Arbeit durch einen anfangs tonnlögigen, durch das nachherige Aufräumen aber vertikalen, 20 Fuß tiefen Eingang in eine Höhle, die abwechselnd 6 bis 12 Fuß hoch, 3 bis 12 Fuß breit und an 35 Fuß lang war. Ein vor einer Oeffnung liegender großer Stein verhinderte das weitere Vordringen; allein die noch immer heftig herausströmende Luft, die ein davor gehaltenes Licht sogleich auslöschte, verbürgte eine weitere Fortsetzung der Höhle. Fortgesetzte Arbeit, obgleich mehremale auf ähnliche Weise unterbrochen, wurde doch durch immer schönere Erfolge gekrönt, bis man an ihr scheinbares Ende gelangte. Sie wurde daher aus einer Reihe an einander gereihter Höhlen gebildet, die bald enge, bald weit, bald niedrig, bald hoch waren. Die Sohle hob und senkte sich und oft mußte man über große und eingebrochene Felsstücke hinwegsteigen oder darunter durchkriechen. Durch zweijährige rastlose Arbeit ward sie so weit aufgeräumt, daß man mit der größten Bequemlichkeit ihre ganze Länge hindurchgehen konnte. Die ganze Höhle war trocken; man fand nur einen feinen Schlamm von 1 bis 2 Zoll Dicke auf der Sohle wie an den Felsstücken der Wände, der aus zarten Kalktheilchen und feinen Glimmerblättchen bestand. Beim Aufräumen und Ebnen des Bodens fand man gleich anfangs einen für den Naturforscher hochwichtigen Schatz, eine große Anzahl in Schlamm und Schmutz gehüllter schwarzbräunlicher Knochen. Ueberbleibsel einer untergegangenen Schöpfung, Zeugen einer verschwundenen Weltordnung, von der wir nichts wissen, kaum etwas ahnen. Naturforscher entdeckten bald, daß sie von einem antidiluvianischen Bärengeschlecht stammten, welchem Blumenbach den Namen „Höhlenbär" beilegte. Ein großer Theil dieser riesigen Knochen ist auf dem herzoglichen Naturalienkabinet zu Meiningen aufbewahrt, und man betrachtet sie dort mit staunender Ehrfurcht. Meist lagen sie in der von ihnen benannten ersten Seitenkammer übereinander geschichtet, und bestanden aus Ober- und Unterkiefer-, Schenkel-Beinen, Zähnen u. s. w. Einige Zeit darauf fand man auch zwei Oberköpfe dieser Thiere, die den Bau des Kopfes, wenn auch nicht vollständig, errathen ließen. Aus der Menge und verschiedenen Größe dieser Knochen und Zähne ließ sich schließen, daß eine große Anzahl solcher Thiere, sowohl alte als junge, darin ihr Grab gefunden; und da wohl selten oder nie Raubthiere — und dies waren sie doch allen Anzeigen nach — in Gesellschaft von 30 bis 40 Stück und mehren Stücken zusammen wohnen, so wurde wahrscheinlich, daß sie bei einer großen Ueberschwemmung, auf welche auch die angeführte Sage hindeutet, in dieser Höhle Schutz gesucht und darin durch das steigende Wasser den Tod gefunden haben. — Der Ausbau der Höhle ging mit der Anlage des Naturparks rasch Hand in Hand. In den ersten Jahren war das Zuströmen der Menge über alle Begriffe groß, und jetzt noch geht kein Reisender an der Höhle vorüber. Im April 1827 wurde ein neuer, ohngefähr 100 Fuß langer Gang entdeckt, in welchem man auch einige Thierknochen fand.

L. Storch.

Glücksbrunn und Schweina.

Aus der Höhlenmündung wieder auf den mit Sitzen eingefaßten Lindenplatz getreten, wandern wir nur wenige Schritte zu dem ganz nahen Glücksbrunn hinab. Gleich am Fuße des Bergs begrüßen wir zuerst am hellen Tageslichte den starken Bach, den wir in der Höhle beschifften, und der hier unter hohen dicht belaubten Bäumen mit wahrer Jugendkraft aus einer Felsengrotte hervorbricht und schon nach wenigen Schritten eine Mühle treibt, deren romantische Lage und klappernde Thätigkeit einen sogleich wieder rasch in das bewegte frische Tagesleben hineinwirft. Von diesem schattigen Plätzchen kommen wir zum heitern hellen Schlößchen aus Stein gebaut, mit Schiefer gedeckt und zu seinem im altfranzösischen Geschmack angelegten Garten mit den kugelförmig geschnittenen Linden. Schöne geräumige Fabrikgebäude treten uns nah vor das Auge, ein hoher Schlot, aus dem eine Rauchsäule steigt, verkündet uns das Wirken jener modernen ungeheuern Naturkraft, die für die Industrie und Weltverkehr von unberechenbaren Folgen ist. Kleine, aber nette Häuser, Wohnungen der Fabrikarbeiter, umgeben das Ganze und runden es zu einem vollständigen Bilde ab, das wir von den interessantesten Punkten des Berges schon mit Wohlgefallen betrachteten. Diese Gebäude sind jetzt eine dem Geheimen Finanzrath von Weiß gehörige Maschinen-Kamm-Wollenspinnerei, die theils durch das aus der Höhle kommende Wasser, theils durch eine Dampfmaschine in Umtrieb gesetzt wird. — Glücksbrunn, sonst der Hüttenhof, ja bis heute vom gemeinen Manne der Umgegend die Hütte genannt, war bis vor ohngefähr funfzehn Jahren ein Blaufarbenwerk, worin die Ausbeute des benachbarten Kupfer- und Kobaltbergwerks zu Schmalte bearbeitet wurde. Das Schloß war temporäre Wohnung des Bergwerksbesitzers, in den kleinern Häusern wohnten Bergleute. Dieses Bergbaus wird schon im 15. Jahrhundert erwähnt, doch mag er damals weder mit großem Eifer, noch mit besonderem Glück betrieben worden sein, obgleich es mehr als wahrscheinlich ist, daß auch auf Silber gebaut wurde. Namen, die an nahen Localitäten haften geblieben sind, wie Silberthal, Silbergraben, Silberra-

sen beweisen dies zur Genüge. Alles kam aber aus unbekannten Gründen in Verfall, und die wenigen Hütten wurden im dreißigjährigen Kriege samt dem Bergwerke zerstört. Es ist eine Bemerkung, die sich einem überall in der Geschichte des Thüringerwaldgebirges aufdringt, daß dieser unseligste aller Kriege, welche Deutschland verwüstet haben, vorzüglich vernichtend auf den Bergbau einwirkte. Fast alle Zechen wurden verlassen und die Bauten stürzten zusammen. Dieser böse Einfluß ist bis jetzt noch überall sichtbar. In der Ländertheilung der Ernestinischen Linie 1645 fiel der Hüttenhof an Herzog Ernst den Frommen von Gotha, der den Bau auf Kobalt wieder angreifen ließ. In der Theilung seiner Söhne kam die Besitzung an Herzog Bernhard von Meiningen, der sie seinem ältesten Prinzen Ernst Ludwig schenkte, und dieser verkaufte sie, da der Bau die Unkosten nicht abwarf, mit Einwilligung seines Vaters um einen sehr billigen Preis an den churſächsischen Hofrath Johann Friedrich Trier erb- und eigenthümlich (13. April 1702), und bestätigte diesen Kauf den 29. Mai 1706 als regierender Herzog, wobei er in einer feierlichen Handlung dem Bergwerke und dem Hüttenhofe den Namen Glücksbrunn ertheilte. Die Familie Trier blieb fast achtzig Jahre im Besitz, und bald kam es in einen nie geahnten Schwung. Das Kupferschmelzwerk wurde nämlich aufgegeben und dagegen ein Blaufarbenwerk errichtet und nur auf Kobalt gebaut. Es klingt fast fabelhaft, wenn man liest, daß in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Glücksbrunn seinem Besitzer alljährlich einen reinen Gewinn von 40,000 Thlr. abwarf und über 300 Menschen hier beschäftigt wurden. Die überall in der Nähe liegenden großen Halden sind aber stumme Zeugen dieses starken Betriebs. Aber schon 25 Jahre später kam es in Verfall, weil die Kobaltansprüche sich verminderten, die Zuthaten theurer wurden und andre Blaufarbenwerke entstanden, die dem Glücksbrunner den Preis abliefen. Zuletzt mußten fort und fort Zuschüsse gemacht werden, und aus diesem Grunde verkaufte es Dr. Karl Friedrich Trier 1784 an den Kaufmann Hermann Krauß in Eisenach für eine geringe Summe, der es aber 1790 wegen Schulden schon wieder veräußern mußte. Jetzt erstand es der Herzog Ernst II. von Gotha und betrieb es, aber auch nicht mit großem Vortheil auf eigne Rechnung. Sein Sohn und Nachfolger Herzog August übergab es 1809 seiner Kammer, und diese verkaufte es 1818 wiederum an Meiningen. Der regierende Herzog Bernhard überließ es im Jahre 1824 unter äußerst billigen Bedingungen an den Herrn Christian Weiß aus Langensalza, jetzigen Geheimen Finanzrath von Weiß *), der die Wollenspinnerei dort anlegte, deren Garne einen starken Absatz nach Preußen, Sachsen, Oesterreich, England und Rußland haben. Der Bergbau auf Kobalt wird seit 1826 wieder auf einigen Gruben durch den Kaufmann Müller in Schweina betrieben, aber nur mit schwachem Umsatz.

*) Eine Biographie dieses durch seine industriöse Thätigkeit sehr ausgezeichneten Mannes gebe ich später in diesem Werke.

Glücksbrunn hängt fast mit dem meiningischen schönen Marktflecken Schweina zusammen, und vom Altensteiner Berge aus haben wir uns an der freundlichen Lage des Orts ergötzt. Wohl selten heimelt einen ein Ort so gewinnend an. Mit Glücksbrunn zusammen zählt Schweina 205 Häuser und fast 1300 Einwohner, die sich von Feldbau, Viehzucht, Waldarbeiten, Handwerken und Krämerei nähren; früher wohnten hier meist wohlhabende Bergleute; denn der Bergsegen wurde zum Goldregen. Die vier Jahrmärkte, welche der Ort hält, tragen zu seiner Lebendigkeit viel bei. Auf dem großen herzoglichen Kammergute so wie auf dem benachbarten Kammergute Prosisch sind Musterwirthschaften eingerichtet. Die Schweina, in welche das Glücksbrunner Wasser mündet, fließt mit starkem Gefälle durch den Ort und treibt in demselben drei Mahlmühlen und zwei Papiermühlen, und unterhalb demselben noch eine Mahlmühle. —

Schweina ist alt und wurde im sechszehnten Jahrhundert Besitzthum der Herren Hund von Wenkheim zu Altenstein, welche den Ort, auf den sie stets mit Liebe herabsahen, durch viele Gunstbezeugungen erfreuten. Die schönste und dauerndste, das bleibende Denkmal dieses edlen Geschlechts, war die Errichtung eines Waisenhauses und eines Hospitals für alte arme Leute. Anfänglich wurden in jeder dieser Wohlthätigkeitsanstalten zwölf Individuen unterhalten, durch der Zeiten Druck und wohl auch schlechte Verwaltung kamen beide Institute aber so zurück, daß sie jetzt nur noch höchstens die Hälfte ernähren können.

Für uns insbesondere ist Schweina durch zwei eigenthümliche und sonst nirgend weiter gefundene, bis auf diesen Tag fortlebende historische Merkwürdigkeiten interessant, durch ein Volksfest, das St. Antoniusfest, und eine Gerechtsame, die Stabsgerechtigkeit. Beide sind noch grüne Zweige des abgestorbenen Stammes Mittelalter, die frisch und keck in unser modernes Leben hereinragen.

Am ersten Adventsonntage versammeln sich die Schulknaben und auch erwachsene Jünglinge auf dem Antoniusberge (Tungelsberg, nach der Volksaussprache) einem theils kahlen, theils angebauten Berge, dem Felsen des Hohlensteins gegenüber gelegen. Hier bauen sie von Feldsteinen eine rohe Pyramide, so hoch sie eben können, in welche oben eine weit emporragende Stange befestigt wird. An den nächsten Adventsonntagen wird daran fortgebaut und gebessert, bis zum Eintritt des Festes, den Weihnachtsheiligenabend. Diese Arbeit verkürzen sie sich mit Absingung geistlicher Lieder, und wenn der Bau fertig ist, treten sie im Kreis darum her und singen andächtig das Lied: „Nun danket alle Gott ꝛc.“ Am Abend des genannten Tages zieht die Schuljugend des Ortes, ihren Lehrer an der Spitze, mit Fackeln versehen, die sie schon Wochen lang vorher aus Fichten- und Birkenschleußen, Hobelspänen, Werg und Pech zusammen gemacht und fleißig gedörrt haben, auf den Tungelsberg und mit ihnen alles Volk. An der Pyramide angelangt, stellen sie sich wieder im Kreise um dieselbe, zünden die langen Fackeln an und

ſingen beim Scheine derſelben fromme Weihnachtslieder aus ihren Geſangbüchern. Zuletzt werden die Fackeln auf einen lodernden Hauſen geworfen, und wenn dieſer verkohlt iſt, kehren Alle zum Orte zurück, und ſetzen auf dem Marktplatz mit der ganzen Einwohnerſchaft bei Laternen und Grubenlichtern das Abſingen geiſtlicher vorzüglich Chriſtlieder, mit Begleitung der Muſik, bis zu Mitternacht fort. Mit dem zwölften Schlag der Thurmuhr fangen alle Glocken ein feierliches Geläute an, und dann ſingt der Cantor mit ſeinem Chore eine ſchöne Cantate. Nach dieſer verläuft ſich das Volk, um ſich nach fünf Uhr ſchon wieder zur Chriſtmette zu verſammeln. Dieſe Chriſtnachtfeier wird nie wegen böſer Witterung ausgeſetzt; das Volk hängt feſt an ſeinem uralten, von den Vätern ererbten Gebrauch. — Der Bau der Pyramide und die Fackelfeier um ihn ſcheinen auf einen vorchriſtlichen Urſprung hinzudeuten, und man hat darüber zum Theil ſehr ſcharfſinnige Vermuthungen aufgeſtellt, die ich hier kurz anführen will. Die Einführung des Chriſtenthums war mit wilden Kämpfen verbunden und die Zuckungen des in Furcht gehaltenen Volksgeiſtes dauerten Jahrhunderte fort. Es war daher eine ſehr lobenswerthe Klugheit der chriſtlichen Gewalthaber, die heidniſchen Volksfeſte beizubehalten und ihnen nur chriſtliche Namen zu geben und allmälig chriſtliche Deutung unterzuſchieben. Auf dieſe Art ſind faſt alle unſre kirchlichen Feſte aus dem Heidenthume unſrer Vorfahren hervorgegangen. Auch das St. Antoniusfeſt ſcheint auf ähnliche Weiſe entſtanden zu ſein, und zwar ſtellt ſich in ihm eine dreifache Verſchmelzung dar. Zuerſt war es wohl heidniſch, dann feierte man es dem heiligen Antonius zu Ehren, deſſen Gedächtnißtag aber auf den 17. Januar fällt, und endlich verlegte man es auf den Weihnachtsheiligenabend und verband damit eine Vorfeier des Chriſtfeſts. Und nur dieſe letzte Bedeutung hat ſich im Volke erhalten.

Als heidniſches Feſt konnte es die Feier der Sonnenwende ſein, welche im deutſchen Norden auf den 21. December fiel. Es hieß das Juelfeſt (und offenbar ſtammt unſer jolen, jubeln von Juel ab) und wurde mit dem ausgelaſſenſten Jubel, Geſang und Opferfeuern, die man von Bergen emporflammen ließ, begangen. Man erbaute Altäre von rohen Steinen auf die Gipfel der Berge, ſchlachtete ein Schwein als Opfer dem Gotte Freier oder der Göttin Freia oder der Hertha, man that Gelübde für die Fruchtbarkeit der Erde, man beſchenkte ſich gegenſeitig und buk Kuchen in Geſtalt von Schweinen. Das gegenſeitige Darbringen von Geſchenken hat ſich in unſern Chriſtgeſchenken erhalten, die eigenthümliche Form des Backwerks ſcheint auf unſere Chriſtſtollen übergegangen zu ſein, unſer Landvolk ſchlachtet noch vor Weihnachten ſeine Schweine ins Haus und Weihnachten iſt uns ein Feſt der Freude geblieben. Ja das Wort Weihnacht ſelbſt ſchließt den Begriff einer feierlich durchlebten Nacht in ſich. Und ſollte der Ortsname Schweina nicht an das Schwein erinnern, das an dieſem Feſte eine ſo wichtige Rolle ſpielte? Hierher gehört auch die ſcherzhafte altdeutſche Sage, daß

der, welcher am Christheiligenabend bis zum Nachtessen faste, ein goldnes junges Schwein zu sehen bekomme. Das wilde Heer hieß im Norden das Julafolk und auch dieses bricht in den mit der Christnacht beginnenden bedeutungsvollen zwölf Nächten aus unserm Hörselberg hervor und hält seine schauerlichen Züge durchs Gebirge. Die Feuersäulen stiegen in den Aequinoctial- und Solstitialnächten von den Bergkronen empor und leuchteten in das Land, als hochherrliche Symbole; und fürwahr die Seele jubelt in so feierlicher Nacht mit den Flammen den Sternen zu. In diesen nächtlichen Bergfeuern glühte und sprühte eine tiefsinnige religiöse Volkspoesie. Nichts ist mehr geeignet, das Herz zu läutern, große, heilige Entschlüsse hervorzurufen, unangestammter geistiger Kraft sich bewußt zu werden und den Zauber der Begeisterung flammenroth auf die Seele auszugießen, als solcher nächtliche Feuergottesdienst. Das haben die wohl geahnet, die es nicht gern sahen und verboten, daß auch in unserer Zeit solche Dank- und Freudenfeuer auf den deutschen Bergen loderten. —

Die Pyramide auf dem Tungelsberge deutet auf den Altar, die Fackelfeier auf das Feuer, die Gesänge auf den Jubel, und dies ist die heidnische Grundlage des Festes. Der heilige Antonius galt im Mittelalter für den Heiler einer fürchterlichen Krankheit und den Beschützer vor derselben, die man nach ihn das Antonius-Feuer nannte. Sie grassirte im 11. und 12. Jahrhundert auf eine Grausen erregende Weise in Europa, und dörrte und schwärzte jedes davon befallene Glied, als sei es verbrannt, ja den ganzen Körper. St. Antonius wurde dadurch der Fürbitter für viele andre ähnliche Krankheiten. Zum Dank, daß er einen vom Feuer befreit oder davor behütet hatte, zündete man ihm an seinem Namensfeste Feuer auf Bergen an. Ja man trug seine Schutzkraft vom bildlichen Feuer auf das wirkliche über, betete zu ihm in Feuersgefahr und hielt die St. Antoniusbilder für bewährte Schutzmittel gegen Feuersbrünste. Vielleicht war nun Schweina und die Umgegend einmal vom Antoniusfeuer oder einer ähnlichen Seuche heimgesucht worden, und die feurige Dankfeier seines Festes fiel nun mit der alten Juelfeier zusammen. Das zwischen beiden Festtagen liegende Christfest mochte aber Veranlassung geben, die vereinten Feste auf den Weihnachtsheiligenabend zu verlegen. Und auch dazu war manche Ursache vorhanden. Auch diese Nacht war eine feierliche, eine Lichtnacht, in welcher das Licht entglommen war, das als Riesenflamme die Welt durchleuchtete, der Gottgesandte, der die Menschheit mit Feuer taufte.*)

Die zweite Eigenthümlichkeit, welche ebenfalls aus dem grauen Alterthume stammt, ist die sogenannte Stabsgerechtigkeit, die die vier

*) Ueber das Antoniusfest stehen ein Paar gute Aufsätze in „Beiträge zur Geschichte deutschen Alterthums. Herausgegeben von dem Hennebergischen alterthumsforschenden Verein. Erste Lieferung. Meiningen 1834." Vgl. Bechstein auch über das Wort „Tungelsberg" eine scharfsinnige Hypothese aufstellt.

Dörfer des ehemaligen Amtes Altenstein: Schweina, Steinbach, Gumpelstadt und Waldfisch als ein heiliges unveräußerliches Palladium bewahren. Sie besteht in einer rein republikanischen Einrichtung, einer Volksherrschaft, deren Symbol und Repräsentant ein weißer Stab ist, und hängt noch mit alten freien Verfassungen und Dorfstatuten des Mittelalters zusammen. Solche Statuten, nach denen sie sich selbst regierten, konnten nur freie Leute besitzen; hörige Leute mußten ihrem Herrn gehorchen. Wir haben also hier ein übrig gebliebenes rein mittelaltriges Institut vor uns. Es ist eine eigne Art Zwangsrecht, das diese vier Orte unter sich zur Erhaltung der Gemeindeordnung ausüben, und dem sich kein Ortsnachbar, bei Verlust seines Nachbarrechts, widersetzen darf. Jedes neuaufzunehmende Gemeindeglied muß den Stab in die Hand nehmen und demselben Gehorsam schwören. Der Schultheiß, der mit dem Stabe erscheint, ist Dictator, und hat das Recht zu strafen, welches doch sonst nur der Behörde zusteht. Beim Antritt seines Amtes muß er angeloben, „daß er den Stab, welcher ihm von der Gemeinde anvertraut wurde, wollte und sollte gebrauchen, wozu die Gemeinde berechtigt sei." Nun führt er zwar den Stab, aber die Gemeindevorsteher sind berechtigt, ihm zu befehlen, das mit dem Stabe auszurichten, wozu sie berechtigt sind. Die Statuten der Stabsgerechtigkeit sind im Jahre 1652 im Druck erschienen, aber ein historischer Nachweis über die Erlangung dieses merkwürdigen Rechts findet sich nicht darin, ein Beweis, daß es sehr alt ist. Es heißt blos darin, daß diese Gerechtigkeit weit über Mannesgedenken ohne alle Hindernisse der Obrigkeit und Gerichtsjunker in den vier Gemeinden des Altensteiner Gerichtes ausgeübt worden sei."

Der weiße Stab war in den alten Rechtsverfassungen und Gedingen das Sinnbild des Schutzes, des schirmenden Gesetzes. Sobald über einen Delinquenten der weiße Stab gebrochen war, war er außer den Rechtsverband gesetzt, und hatte keinen Anspruch mehr auf den Schutz des Gesetzes: er war dem Henker verfallen. Bei jeder feierlichen Gerichtssitzung hatte der Richter einen weißen Stab in der Hand, zum Zeichen, daß das Gesetz alle, die ihm gehorchen, schütze und vor Schaden bewahre. Die Gerichtshandlung selbst hieß staben. Ja das Königszepter ist gewissermaßen nur der verzierte weiße Stab. Seine erste Bedeutung ist die des Schutzes, die zweite erst die der Gewalt, die aus jener resultirt. Dieses heilige Symbol ist auch in die Sage übergegangen. Wenn das wüthende Heer aus dem Hörselberge hervorstürmt, geht der getreue Eckard voran, einen weißen Stab in der Hand, und warnet jedermann vor Schaden. Der Stab schützt die verspäteten Wanderer und Neugierigen vor den Unbilden der Gespenster.

Auch hier, wie überall, wo die Geschichte schweigt, tritt die Sage vermittelnd und erzählend ein. Sie gibt den Ursprung der Stabsgerechtigkeit, über den alle Urkunden fehlen, folgender Weise an.

Ein wilder, unbändiger Ritter von Ringelstein, der Herr der vier Orte war, gerieth mit einem mächtigen Nachbar in Fehde. Er rief seine Bauern zu Hülfe, aber eingedenk der unmenschlichen Drangsale, die sie durch ihn erduldet, traten sie auf Seite seines Feindes und droheten ihm Untergang. Da versprach er, wenn sie zu ihm zurückkehren würden, ihnen ferner ein milder und gerechter Herr zu sein und ihnen große Vergünstigungen zu gewähren, nach denen sie sich selbst regieren sollten. Seinem Worte vertrauend, fielen sie von seinem Gegner ab, traten zu ihm über, und verschafften ihm durch List und Tapferkeit einen glänzenden Sieg. Und der Herr von Ringelstein hielt sein Wort, ward ein milder Herr und gab den vier Dörfern die Stabsgerechtigkeit.

Daher kam es auch, daß das Gericht mit dem Stabe in den ältesten Zeiten auf der nahen Burg Ringelstein *) gehegt wurde, wo sich auch die Gerichtslade mit den Documenten befand. Selbst in spätern Zeiten, als die Burg zerstört war und in Ruinen lag, wurde das Stabsgericht immer noch an Ort und Stelle, und zwar in einer daselbst befindlichen Höhle oder Kellergewölbe gehalten, und erst zu der Zeit der Herren von Hund auf Altenstein wurde es nach Schweina verlegt, und die Lade dorthin gebracht, wo sie im Gewölbe der Kirche bis jetzt, wie ein Heiligthum aufbewahrt wird. **)

*) Ueber die beiden Burgen Ringelstein, eine Stunde südwestlich von Altenstein im Walde gelegen, gebe ich einen besondern Artikel.

**) Man sehe über die Stabsgerechtigkeit der vier Altensteiner Amtsorte die vorhin angezogenen „Beiträge", wo auch die Statuten derselben wieder abgedruckt sind.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

L. Storch.

Anmerkung. Die zu der Umgebung von Altenstein noch gehörenden Punkte von demselben Herrn Verfasser: Steinbach, Luthersbuche und Luthersbrunn, nebst den Sagen von Altenstein und der nächsten Umgebung, erscheinen im ersten Heft des zweiten Bandes. Die Redaction.

Inhaltsverzeichniß des erſten Bandes.

Pagina.

Einleitung von Friedrich von Sydow . . . . . —
Ueberblick der Geſchichte Thüringens von Ludwig Storch . . . . . XI.
Allgemeiner Ueberblick vom Harz von W. Schönichen . . . . . XXXI.
Hohenſtein von C. Duval (mit Abbildung) . . . . . 1.
Reinhardsbrunn von Ludwig Storch (mit Abbildung) . . . . . 11.
Giebichenſtein von C. Duval (mit Abbildung) . . . . . 41.
Kloſter Roßleben von Rebe (mit Abbildung) . . . . . 46.
Die Staufenburg bei Gittelde, mit der Geſchichte der Eva von Tretta von Belani . . . . . 55.
Die Veſte Coburg von Guſtav von Heringen (mit Abbildung) . . . 67.
Die Ehrenburg, Reſidenz zu Coburg von demſelben . . . . . 81.
Strausberg von C. Duval (mit Abbildung) . . . . . 84.
Die Disburg von Ludwig Bechſtein . . . . . 94.
Walkenried von C. Duval (mit Abbildung) . . . . . 100.
Die Teufelsmauer mit der ſie betreffenden Sage und die Gegenſteine mit dem dazu gehörenden Mährchen v. Friedrich v. Sydow (m. Abbild.) 117.
Kloſter Werdis von Kegel . . . . . 125.
Die Cattenburg von Bleichrodt . . . . . 129.
Die Kunitzburg von Heinrich Döring . . . . . 131.
Nebra, Stadt und Schloß von Trautmann (pſd. Thg.) . . . . . 134.
Quedlinburg von H. A. Braungard . . . . . 136.
Die Roſenkirche zu Elende mit Sage von C. Duval . . . . . 152.
Hagenrede und Mägdeſprung von W. Schönichen (mit Abbildung) . . 160.
Buchfart von Heinrich Döring . . . . . 169.
Schloß Blankenburg bei Rudelſtadt von Heſſe (mit Abbildung) . . . . 171.
Allſtedt, Stadt und Schloß von Reinecke . . . . . 186.
Ballenſtedt von Hoffmann (mit Abbildung) . . . . . 203.
Altenſtein von Ludwig Storch (mit Abbildung) . . . . . 206.
Glücksbrunn und Schwerina von demſelben . . . . . 226.

Thüringen und der Harz.

Berichtigtes alphabetisches Verzeichniß
der
jetzt thätig theilnehmenden Herren Mitarbeiter.

Bechstein (Ludwig), Cabinets- und Oberbibliothekar in Meiningen.
Belani (H. C. A. pseud.), in Potsdam.
Bleichrodt, Bauinspector in Frankenhausen.
Braungard, Bürgermeister und Lieutenant a. D. in Quedlinburg.
Bube (Adolf), Oberconsistorial-Secretair in Gotha.
Buddeus (Adelbald), stud. theol. in Gotha.
Bürk (August), Schriftsteller in Weimar.
Döring (Heinrich), Doctor in Jena.
Duval (C.), Lector. in Großbodungen.
Gärtner, Justizamtmann in Hasselfelde.
Herbst, Director des Lyceums in Sondershausen.
Gottschalk, Hofrath in Dresden.
Grüning, Oberpfarrer in Cölleda.
Hahnemann (Robert), Gerichtsactuar in Triptis.
Heringen (Gustav von), Kammerherr und Consistorialrath in Coburg.
Hesse, Doctor, Hofrath und grd. Archivar in Rudelstadt.
Hoffmann, (Fr.), Hofprediger in Ballenstädt.
Hohbohn, Pastor in Bielenrode.
Kegel, Candidat in Teißungen.
Lessing, Mag. und Adjunct in Kloster Donndorf.
Nebe, Pastor in Roßleben.
Nehle, Gastgeber auf dem Brocken.
Pfister, Superintendent in Weißensee.
Reinecke, Candidat in Jena.
Schönemann, Doctor, Oberbibliothekar in Wolfenbüttel.
Schönichen, Pastor in Bernburg.
Schöpfer, Doctor in Magdeburg.
Schwerdt, Pfarrer in Neukirchen bei Eisenach.
Stamm, Professor in Braunschweig.
Storch (Ludwig), Doctor in Gotha.
Sydow (Friedrich von), Major in Sondershausen, Redacteur des Werkes.
Trautmann, Candidat in Querfurth.
Wachter, Professor in Jena.
Ziegler, Candidat in Hasselfelde.

Thüringen und der Harz,

mit ihren

Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden.

Historisch-romantische Beschreibung

aller

in Thüringen und auf dem Harz

vorhanden gewesenen und noch vorhandenen

Schlösser, Burgen, Klöster, merkwürdigen Kirchen und anderer Gebäude; Fabrikörter, Bergwerke, Ruinen, Höhlen, Denkmäler, malerischen Gegenden und sonst beachtenswerther Gegenstände aus dem Reiche der Geschichte und Natur.

Zweiter Band,

mit 12 Abbildungen.

Sondershausen 1840.

Druck und Verlag von Friedrich August Eupel.

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS

Stadt und Schloss Sondershausen gegen Morgen.

Lith. v. Ed. Pönisch & Cº in Dresden

Der Marktplatz zu Sondershausen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Stadt und Schloß Sondershausen.

Mag auf den Bergeshöh'n die Freiheit thronen,
Auch Thäler gibt es, wo bei heitrem Muth
Es freundlich und gemüthlich sich läßt wohnen,
Wo gern der Erdenwaller weilt und ruht.

Drei Stunden südöstlich von Nordhausen und eben so viel westlich von Frankenhausen öffnet sich dem Wanderer ein Thal, welches von Westen her als eine Fortsetzung des Eichsfeldes und der ehemaligen Grafschaft Hohenstein erscheint und sich nach Osten hin, wo der Kyffhäuser seinen Schlußstein zu bilden scheint, in der goldenen Aue mündet. In diesem Thale, dessen südliche Begrenzung die Hainleite mit ihren vielfach verschlungenen, malerisch gestalteten und gruppirten Höhenvorsprüngen bildet, an die vom Eichsfelde aus der Gegend von Worbis in unzähligen Krümmungen herunter strömende Wipper nach Norden zu angelehnt, tritt dem Wanderer der Anblick der Stadt und des Schlosses Sondershausen, angenehm überraschend entgegen. — Wild und unfreundlich mag es vordem in diesem Thale wohl ausgesehen haben, als, wie zu vermuthen steht, dichte Waldung sich bis an die beiden Wipperufer zog, als noch keine gebahnte Straße zur Verbindung Handel und Gewerbe mancher Art treibender Städte hindurch führte und nur wenige gangbare in den Schluchten beider Thalabhänge verborgene Felsenwege zu finden waren, auf welchen die Inhaber kaum noch in Ruinen und Trümmern bemerkbarer Burgen und Schlösser, zu Turnier und Kampf, zu Jagd- und Zechgelagen, mitunter wohl auch zu manchem zweideutigen Zweck hin und her zogen. — Wild und rauh mag es in diesem Thale zugegangen sein und ausgesehen haben in jener Zeit, wo der Hunnen rohe Heeresshaufen in dasselbe hereingeströmt sein sollen mit Blutvergießen, Gräuel und Verwüstung, wovon die Namen mehrerer Punkte der Umgebung hergeleitet werden; als z. B. die Todtenberge, ein Vorsprung der Hainleite, — das Hunnenthal bei dem Dorfe Stockhausen, (wohl richtiger Ham-

menthal, nach dem Dörfchen Hamme, zu welchem es führt, benannt) — der Sülzeborn ohnweit der Furtmühle u. s. w.*) und Schrecken erregende Disharmonieen mögen sich im schaurigen Echo vervielfältiget haben damals, als die umliegenden Burgen unter der Hand zügelloser Rebellenrotten in Trümmern und Asche versanken. — Doch ein freundliches, friedlich lächelndes Bild ist jetzt das Thal von Sondershausen. Frischgrüne, von malerisch gruppirtem Gebüsch umgrenzte Wiesen zieren jetzt die Ufer der sich mäandrisch hindurchschlängelnden Wipper, verbergen sie bisweilen ganz dem Auge und lassen sie dann wieder in glänzenden Silberstreifen hervortreten. — Von Westen herein erhebt sich hinter dem freundlichen Dorfe Stockhausen der bis über die Mitte seiner südlichen und östlichen steilen Abdachung mit Obstbäumen und Laubholz bewachsene Frauenberg mit seinem kahlen Scheitel, wie ein ergrauter Wächter des friedlichen Thales und gleichsam als ein von der sich in südlicher Richtung nach Osten hinziehenden Hainleite vorgeschobener Beobachtungs- und Sicherheitsposten. Vom rechten Wipperufer hinauf ziehen sich fruchtbare und wohlbebaute Saat- und Gemüsefelder sanft aufsteigend bis an die nördliche Abdachung der Hainleite, den von fleißigen Händen zu Gartenanlagen und Obstpflanzungen cultivirten Göllner; aus dessen schattigen Baumgruppen zierliche Lusthäuschen zur Geselligkeit und zum Genuß der Naturschönheiten einladen; bis sich hinter dem malerisch gelegenen Dorfe Jecha von niederem Standpunkt aus das Thal zu schließen scheint, obgleich es sich im Gegentheil von dort aus wieder erweitert. Südwestlich vom Frauenberge, aus einem Nebenthale, das Geschlinge genannt, quillt ein anderes kleines Flüßchen die Beber hervor, bewässert die dort gelegenen schönen Wiesenfluren, treibt mit kaum glaublicher Kraft eine bedeutende Anzahl Mühlen, wird zur Reinigung der Straßen in der Stadt Sondershausen benutzt und mündet unterhalb derselben in die Wipper. — Allmähliger emporsteigend und weiter ausgedehnt, ist von der an der Nordhäuser Straße vor dem Dorfe Stockhausen befindlichen Anhöhe, der König genannt, an, die Thalgrenze des linken Wipperufers, weiter gespannt und flacher ist hier der Halbkreis der reichen Frucht tragenden Getraidefluren, welche, von einzelnen schmalen wohlangebaueten Thalzügen durchschnitten und nach Norden zu von bewaldeten Höhen **) begrenzt sind, die sich jenseits nach den Städten Heringen und Kelbra zu in das Helmethal und den Anfang der goldenen Aue abdachen; außer ganz nach Nordosten zu, wo von dem roman-

*) Die ausführlichere Erwähnung dieser Ereignisse, insofern sie mit einiger Wahrscheinlichkeit geschichtlich nachgewiesen werden können, gehört der Beschreibung von Jechaburg an, worauf wir hiermit verweisen.

**) Diese Höhen werden gewöhnlich mit dem Gemeinnamen: die Harth benannt; eine Definition dieser Benennung kann jedoch der Verfasser nicht geben.

lischen Scherfenthal an, sich der Boden steiler nach dem Bürgerholze, Zimmerberge und der Bendeleber Höhe erhebt und wo sich auch hier in grotesken tiefen Waldschluchten das Thal nach dem Wipperufer zu wieder zu verengen scheint. In diesem Thale liegt, von baumreichen Obst- und blüthenvollen Blumen- und Gemüsegärten, von anmuthigen, freundlichen Anlagen dicht umgeben, die Stadt Sondershausen, von Osten nach Westen zu sanft bis zu einer felsigen Höhe emporsteigend, von welcher aus das hoch in die Luft ragende Schloß, die Residenz des regierenden Fürsten von Schwarzburg Sondershausen ankündiget. — Die angedeutete freundliche Umgebung, die friedliche Lage der Stadt, so wie ihre und des Schlosses einer frühen Vergangenheit angehörende Bauart, laden den Wanderer ein, darin zu verweilen und erregen seine Wißbegier zu dem Wunsche einer näheren Bekanntschaft mit den früheren geschichtlichen Beziehungen, mit den vorübergegangenen Schicksalen und den jetzigen Verhältnissen Sondershausens und seiner Bewohner und mit den Merkwürdigkeiten, die ihm der zum Theil noch unverkennbar alterthümliche Anstrich, beim ersten Blicke ahnen läßt; zumal da er weiß, daß er sich auf einem in der deutschen, und besonders in der thüringischen Geschichte classisch merkwürdigen Boden befindet. — In so weit es der Mangel an hinlänglichen, ausführlichen und autentischen historischen Nachrichten möglich macht, aus dunkler, mit Sagen und unverbürgten Erzählungen reich durchwebter Vergangenheit und aus den sich leider häufig widersprechenden oberflächlichen chronistischen Quellen, die wahren und richtigen Angaben herauszufinden und in ein übersichtliches Ganzes zu ordnen, sei es versucht der Erfüllung dieses Wunsches in folgenden Blättern zu genügen.

Nach Olearius chronistischen Nachrichten, welche, wenigstens in Bezug auf den vorliegenden Gegenstand, nicht mit tristigen Beweisen widerlegt sind und mit den Angaben anderer Historiker übereinstimmen, sind die Städte Sondershausen, Frankenhausen und das Schloß Sachsenburg zu einer Zeit entstanden, und zwar in dem ersten Viertheil des sechsten Jahrhunderts nach Christi Geburt. — Es hatte nämlich nicht lange nach dem Tode des Gothenkönigs Dietrich von Bern (gest. im Jahr 523) der Frankenkönig Dietrich nebst seinem Bruder König Luther, den letzten König von Thüringen Hermanfried bekriegt und mit Hülfe der Sachsen überwältigt und getödtet, auch am ersten October des Jahres 524 die königliche Residenz Scheidingen*) erobert. — Als Belohnung für die in diesen Fehden geleisteten erfolgreichen Dienste und die bewiesene Tapferkeit, überließ König Dietrich den Sachsen einen bedeutenden zwischen dem Harz und der Unstrut gelegenen Strich Landes, um sich in demselben niederzulassen und ihn als Eigenthum anzubauen. Aus diesem Stück Land behielten sich jedoch die Frankenkönige die darin befindlichen ergiebigen Salzquellen vor und begrün-

*) Das Nähere hierron in der Beschreibung von Burgscheidungen.

beten dabei eine Stadt unter dem Namen Frankenhausen; die Sachsen aber, um ihr Besitzthumsrecht zu befestigen und zu bekräftigen, erbaueten an dem östlichen Ende des ihnen zugefallenen Landstrichs auf dem Finnischen Gebirge, wo sich die Unstrut durch dasselbe zieht, das Schloß Sachsenburg*) an der westlichen Grenze hingegen das Schloß und die Stadt Sondershausen; und nannten das Erstere zu Andeutung ihres Eigenthumsrechtes Sachsenburg, das Zweite aber zum Zeichen daß das ihnen übergebene Gebiet von andern thüringischen und der fränkischen Gewalt unterworfenen Landen abgesondert und geschieden sei: Sondershausen.**)

Von Anfang der Begründung stand Sondershausen mit der dazu gehörigen Pflege unter der Oberherrschaft von Freiherren, die den Namen Herren zu Sondershausen führten, welche Benennung noch heute dem Fürstlich Schwarzburgischen Titel einverleibt ist.

Diese Freiherren sind endlich, gleich anderen Herrschaften in Thüringen, ohne Leibeserben ausgestorben; so daß unter Kaiser Friedrich II. und nach seinem Tode einerseits die Grafen von Schwarzburg und andererseits die Grafen zu Hohnstein nach dem Besitz der damals schon in großem Ansehen gestandenen und wohlhabenden Herrschaft Sondershausen gestrebt und um denselben gestritten. — Graf Albrecht von Schwarzburg bemächtigte sich jedoch im Jahr 1248 der Stadt Sondershausen. — Graf Heinrich II. von Hohnstein brachte ao. 1260 von dem zu Sondershausen gehörenden Gebiet, Spatenberg, Kirchberg und Greußen unter seine Bothmäßigkeit und sein Sohn Graf Dietrich II. (nach Einigen der III.) verleibte auch die Stadt Sondershausen und die Burg Straußberg der Grafschaft Hohnstein ein. Im Jahr 1347 jedoch schloß Graf Heinrich zu Hohnstein mit seinen beiden Schwiegersöhnen, den Grafen Heinrich und Günther zu Schwarzburg einen Erbvertrag ab, nach welchem sie bei seinem Absterben Anwartschaft auf den Besitz der Herrschaft Sondershausen haben sollten, fertigte ihnen auch am 13. April genannten Jahres ein schriftliches Document (Brief und Siegel) darüber aus, welches von dem Landgrafen Friedrich am 31. December desselben Jahres zu Eisenach bestätiget und nachher von Kaiser Karl IV. anno 1349 Mittwoch nach Quasimodogeniti gleichfalls anerkannt und bekräftiget wurde. — Dieser Graf Heinrich von Hohnstein starb anno 1356 in seiner Stadt Sondershausen, worauf denn, vermöge des angeführten Vertrags der Besitz der Herrschaft Sondershausen an die beiden genannten Grafen von Schwarzburg überging. Zwar machten ihnen die andern Grafen von Hohnstein (Graf Heinrichs

*) Hiervon das Nähere unter diesem Artikel.

**) Olearius sowohl, als auch Adelarius Ehrich anno 1607, Spangenberg in seiner Sächsischen und Querfurter Chronik und alle Thüringische Chronikenschreiber geben das Jahr 525 nach Christi als das Jahr der Begründung von Sachsenburg und Sondershausen an.

Vettern) diesen Besitz mit gewaffneter Hand streitig; allein die Landgrafen Friedrich und Balthasar glichen diese Streitigkeit in einem zu Weißensee abgeschlossenen Vertrage aus und Sondershausen blieb Eigenthum der Grafen von Schwarzburg.

Es dürfte hier an seinem Platze sein, eine gedrängte, geschichtlich-genealogische Nachweisung des Fürstenhauses Schwarzburg Sondershausen einzuschalten:

Das Haus Schwarzburg gehört seiner Abstammung nach unter die ältesten und edelsten deutschen Geschlechter. Die Geschichte dieser Abstammung erhält jedoch erst gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts Zusammenhang und Zuverlässigkeit. — Um diese Zeit lebte Sitzo III. Graf von Schwarzburg und Kefernburg.*) Sein ältester Sohn Heinrich I. (welchem der Reichstag zu Erfurt 1184 das Leben kostete) folgte ihm als Graf von Schwarzburg; der jüngere Sohn Günther IV. aber, als Graf von Kefernburg, erbte nach seines Bruders Tode 1184 auch Schwarzburg. — Zwei Söhne des Letztern, Heinrich und Günther V. setzten den Stamm fort, und zwar wurde Günther der Stammvater des 1305 erloschenen Hauses der Grafen von Kefernburg, Heinrich hingegen setzte die Stammlinie des gräflichen Hauses Schwarzburg fort. In der Reihe seiner Nachkommen treffen wir zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts auf Heinrich XII., dessen jüngerer Sohn Günther Graf zu Schwarzburg 1349 zum römischen Kaiser erwählt wurde, jedoch in demselben Jahre noch starb. Des Letzteren Bruder Heinrich (gest. 1335) pflanzte den Stamm des Hauses fort. Sein Nachkomme in der siebenten Generation, Graf Günther von Schwarzburg und Arnstadt (gest. 1552) der wegen seines Reichthums den Beinamen: „mit dem fetten Maule" hatte, wurde der nächste gemeinschaftliche Stammvater der beiden noch blühenden Linien des Hauses Schwarzburg; denn seine vier Söhne, Günther XLI., Johann Günther, Albrecht und Wilhelm errichteten im Jahr 1571, einen Theilungs-Receß. Nach dem Tode des Grafen Günther XLI. kam im Jahr 1584 zwischen dessen Brüdern ein anderweiter Theilungs-Receß zu Stande, und nachdem auch Graf Wilhelm verstorben war, wurde über dessen Verlassenschaft anno 1599 der Ilmsche Hauptreceß abgeschlossen; und so wurde Johann Günther der Stifter der Linie zu Sondershausen, welche Anfangs die Linie zu Arnstadt hieß; und Albrecht gründete die Linie zu Rudolstadt.

Die Linie zu Sondershausen erlangte anno 1697 die reichsfürstliche Würde; die Hoheitsansprüche Kursachsens auf die Ämter Ebeleben, Kelbra und Heringen verzögerten aber die Aufnahme in den Reichsfürstenrath bis zum Jahre 1754, auch das Haus Sachsen-Weimar machte dergleichen Ansprüche auf Arnstadt, welche, so wie die ersteren, zu Streitigkeiten Anlaß gaben, die jedoch mit Kursachsen durch Recesse in den Jahren 1699, 1702 und 1719 geschlich-

*) Siehe den Artikel Kefernburg.

tet wurden; auch mit Weimar ward im Jahr 1776 ein Receß abgeschlossen und dessen Ansprüche sind durch einen im Jahre 1811 abgeschlossenen Vertrag völlig beseitigt. Durch den Vertrag vom 15. Juni 1816 mit Preußen, ist das gegenseitige Rechtsverhältniß zwischen Schwarzburg-Sondershausen und dieser Krone, hauptsächlich mittelst wechselseitigen Abtretungen und Verzichtleistungen, festgesetzt worden. — Im Jahr 1691 ward dem Grafen Christian Wilhelm das große Comitiv verliehen, vermöge dessen er das Recht erhielt, zu nobilitiren, Notarien und Doctoren zu creiren, uneheliche Kinder zu legitimiren u. dergl., auch wurde unter diesem Christian Wilhelm mittelst Familienvertrag die Erbfolge nach dem Erstgeburtsrechte (der Primogenitur) eingeführt. Am 18. April 1807 traten die Fürsten beider Linien dem Rheinbunde bei; seit 1815 gehören sie zum deutschen Bunde, haben im engeren Rath der Bundesversammlung gemeinschaftlich mit Oldenburg und Anhalt die fünfzehnte Stelle, im Plenum aber hat jede Linie eine besondere Stimme. —

Nach dem Begründer der Linie Sondershausen, Johann Günther, folgten in der Regierung: Christian Günther I. anno 1586, und mit ihm gemeinschaftlich, Günther XLII., Anton Heinrich und Johann Günther II. Diese drei letzten starben ohne männliche Erben und kamen daher Christian Günther I., drei Söhne, Christian Günther II., Anton Günther und Ludwig Günther II. anno 1642 zur Regierung. — Der Erste und Dritte starben ohne Nachkommenschaft und die Grafschaft kam an Anton Günthers zwei Söhne, Christian Wilhelm und Anton Günther II. anno 1666. Letzterer starb ohne Descendenz in Arnstadt und von da an ist keine Theilung weiter erfolgt. — Christian Wilhelm erhielt anno 1697 die reichsfürstliche Würde und starb 1721. Ihm folgte sein Sohn Günther, und nach dessen 1740 erfolgtem Ableben Heinrich, welcher 1758 starb. Beide starben jedoch ohne männliche Nachkommen, weshalb des jüngeren Bruders Sohn Christian Günther zur Regierung gelangte. Derselbe war vermählt mit einer Prinzessin von Anhalt-Bernburg und starb am 14. October 1794, worauf der am 22. April 1837 verstorbene Fürst Günther Friedrich Carl I. bis zum 19. August 1835 regierte, als an welchem Tage derselbe zu Gunsten des jetzt regierenden Fürsten Günther Friedrich Carl II. (seines einzigen Sohnes) resignirte.

Wir kehren nach dieser hoffentlich nicht unwillkommenen Einschaltung zu näherer Beschreibung der Stadt Sondershausen zurück.

Kaum zu verlangen kann es sein, daß nach Verlauf einer Frist von 1314 Jahren, als welche nach den erwähnten Angaben seit Begründung der Stadt Sondershausen und jetzt verflossen ist, noch genaue Nachrichten und Darstellungen von der frühesten Gestalt und Zustand der Stadt vorhanden sein sollten; zumal wenn wir annehmen, daß nicht allein schon bei den dem dreizehnten Jahrhundert zugeschriebenen Einfällen der Hunnen, sondern auch bei manchen andern Kriegsereignissen und Unordnungen, bei mehrmaligen über Sondershausen hereingebrochenen Feuers- und Wasserungluck und andern

ſtörenden Ereigniſſen, die zur genauen hiſtoriſchen Aufzeichnung erforderliche Ruhe vielſeitig unterbrochen worden und manches für die Nachwelt aufbewahrt geweſene wichtige Document verloren gegangen und der Vernichtung anheim gefallen ſein mag. — Je mannichfaltiger und bewegter die Zeitereigniſſe einer Gegend oder eines Ortes waren, je mangelhafter ſind in der Regel auch die örtlichen Nachweiſungen; und ſo mag es auch mit Sondershauſen der Fall ſein, weshalb wir uns nur auf wenige geſchichtliche Local-Notizen beſchränken und es dahin geſtellt ſein laſſen müſſen, nach welchem Maßſtab Sondershauſen begründet worden und auf welcher auf- und abwärts gehenden Stufenleiter es im Laufe von dreizehn Jahrhunderten bis zu ſeinem jetzigen äußern und innern Standpunkte gelangte; das Wenige, was wir von dieſen bemerkenswerthen Veränderungen mit glaubwürdiger Wahrſcheinlichkeit nachweiſen können, möge hier ſeinen Platz finden:

Im Jahre 1482 ward beinahe die ganze Mittel- und Neuſtadt nebſt der St. Andreaskirche, deren Thurm und allen Glocken ein Raub der Flammen. — Anno 1525, am zweiten Sonntage nach Oſtern, in dem berüchtigten Bauernkriege, drangen die Bauern, nachdem ſie das Stift Jechaburg geplündert hatten, in die Stadt, verlangten die Auslieferung des Canzlers Herrmann Rietmann und drohten das Schloß zu ſtürmen; da ſich aber derſelbe heimlich entfernt hatte, zerſtörten und plünderten ſie nicht nur deſſen Haus, ſondern verübten auch, unter Mitwirkung des müßigen und aufrühreriſchen Pöbels Unfug und Gräuel aller Art. — Graf Heinrich zu Schwarzburg hatte ſich nach Nordhauſen geflüchtet, die Stadt aber mußte ihrer Thomas Münzer und ſeinen Bauern bewieſenen Anhänglichkeit wegen eine bedeutende Summe Geldes als Strafe erlegen. — In den Jahren 1596 und 1610 wurde Sondershauſen durch neues Brandunglück heimgeſucht. — Am 29. Mai 1613 war die ganze Stadt in Folge ſchwerer Gewitter überſchwemmt, ſo daß im unteren Theile der Stadt das Waſſer Mannes hoch ſtand, wie ein an dem äußeren Wipperthore in Stein gehauenes Kreuz jetzt noch anzeigt. — Den 3. Juni des Jahres 1621 (am erſten Sonntage nach Trinitatis) ward beinahe die ganze Stadt von den Flammen verzehrt, denn es blieb nichts verſchont, als das Schloß und wenige unbedeutende Häuſer. Anno 1639 am 7. Februar wurde die Neuſtadt von den Streifrotten des ſchwediſchen Feldmarſchalls Banner niedergebrannt. Eben ſo fielen am 30. April 1640, 1500 ſchwediſche Reiter in Sondershauſen ein, plünderten und wurden hinausgejagt, brachen aber durch das unbeſetzte Thor des Gottesackers wieder herein und begannen das Schloß zu erſtürmen; ſie wurden jedoch von demſelben mit Doppelhaken und Musketen zurückgewieſen, worauf ſie an mehreren Stellen die Stadt anzündeten und zum größten Theil niederbrannten. Am 5. Februar 1655 drang eine von außerordentlichem Regen entſtandene Waſſerfluth von mehreren Seiten in die Stadt und richtete an Gebäuden und Straßen einen höchſt beträchtlichen Schaden an. — Den 29. April 1657 wurden

abermals 143 Häuser inclusive der Pfarr- und Schulgebäude und eines Theils vom Rathhause ein Raub der Flammen, doch blieben die Kirchen diesmal verschont. — Seit jener Zeit scheinen sich die beiden furchtbaren Elemente, unberufen, (mit dem großen Haufen zu reden) mit ihrer Wuth von Sondershausen gewendet zu haben, denn wenn sie es auch nicht ganz verschonten, so griffen sie doch, zur dankbaren Anerkennung der Einwohner, nicht mit ihrer ganzen fürchterlichen Kraft um sich und ließen sich von rüstigen Retterhänden in Schranken weisen. Daß auch das achtzehnte Jahrhundert mit seinem siebenjährigen Krieg, mit seinen theuren Zeiten, und wie auch früher mit Krankheiten, Seuchen und daraus entspringender unverhältnißmäßiger Sterblichkeit, Sondershausen nicht frei von Drangsalen und Leiden mancher Art ließ, bedarf eben so wenig der Versicherung, als daß die französische Invasion anno 1806 und die darauf folgenden Kriegsjahre, Stürme mancher Art, schwere Contributionen und Leistungen von verschiedener Beschaffenheit, Durchmärsche, Einquartierungen, (ja selbst Theilnahme an den kriegerischen Ereignissen in entfernten Gegenden) Ruhe und Wohlstand empfindlich störend in dem friedlichen Thale weilten und folgenreich durch dasselbe zogen. Die hier angeführten häufigen Brandunglücksfälle mögen wohl dazu beigetragen haben, daß in der Bauart der Stadt im Allgemeinen weder besonderer Geschmack noch Gleichförmigkeit, weder Simetrie noch Eleganz zu finden ist, diesem Uebelstande geschieht jedoch in neuerer Zeit, wo es sich nur thun läßt, Abhülfe, wenigstens gewinnt Sondershausen durch die innere und äußere geschmackvollere Gestaltung des fürstlichen Palais und des Marktplatzes, wovon später Erwähnung gethan werden soll, ein freundlicheres Ansehen, so wie es sich auch von Jahr zu Jahr vergrößert, indem nur seit dem Jahre 1838 auf der südwestlichen Seite ein ganz neuer Stadttheil unter dem Namen Karlstadt in neuerem freundlichen Geschmack angebaut wurde, und die Folgezeit ohne Zweifel noch manche Vergrößerung und Verschönerung bringen wird. — Die Stadt Sondershausen zählt im Augenblick circa 500 Feuerstädte und gegen 5000 Einwohner, welche theils in dem Handel für die Stadt und Umgegend, theils in bürgerlichem Gewerbe mancher Art ihre Nahrung finden, obgleich Fabriken, Manufacturen und andere großartige Erwerbszweige vermißt werden. —

Unter den der Stadt angehörenden bemerkenswerthen Gebäuden verdienen die beiden Kirchen in mehrfacher Beziehung erwähnt zu werden. Die mitten in der Stadt gelegene Hauptkirche zur H. Dreifaltigkeit war in frühester Zeit dem H. Andreas geweihet und mangelt die Nachweisung über die Zeit ihrer ersten Begründung; wohl aber spricht Olearius in seinen Nachrichten von Sondershausen, von der Herstellung des Thurmes im Jahr 1490. Da aber diese alte Kirche zu eng und zu finster war, so wurde sie im Jahr 1608 niedergerissen und eine neue auf derselben Stelle zu bauen angefangen, welche am 11. Juni 1620 im Beisein vieler fürstlichen und gräflichen Personen und einer großen Volksmenge eingeweihet,

aber nicht wie die vorherige dem H. Andreas, ſondern der Heiligen Dreifaltigkeit geweihet wurde. Bei dem vorbemerkten großen Brande aber (am 5. Juni 1621) wurde ſie, nebſt der zweiten Kirche zum Heiligen Kreuz, ſchon wieder ein Raub der Flammen und konnte ihr Wiederaufbau nicht eher vollendet werden, als im Jahre 1691, wo ſie mit großer Feierlichkeit aufs neue der Heiligen Dreifaltigkeit geweihet wurde. — Nach damaligem Geſchmack war an der innern Ausſchmückung dieſer Kirche nichts geſpart, aber der Zahn der Zeit, welcher auch das Heilige nicht verſchont, hatte im Verlauf von beinahe ein und einem halben Jahrhundert nicht allein das Innere unſcheinbar, ſondern auch den Bau ſelbſt ſchadhaft gemacht, ja ſelbſt die größte Glocke hatte durch Sprünge ihren harmoniſchen Klang völlig verloren. — Allen dieſen Uebelſtänden wurde jedoch ſeit den letzten Jahren abgeholfen, ſo daß nur noch das zum Theil recht kunſtreiche antike Schnitzwerk im Innern und die noch nicht bis zur Renovation gelangte Außenſeite das ehrwürdige Alter andeuten. — Unter den Feierlichkeiten bei der 1691 ſtattgehabten Einweihung dieſer Kirche verdient die Taufe von vier Türken beſonders erwähnt zu werden. Die zweite am öſtlichen Ende der Stadt gelegene Kirche zum heiligen Kreuz, iſt außer ihrem Alter noch in mehrfacher Beziehung merkwürdig.

Auf einem Steine, welcher an der nördlichen Seite der Kirche eingemauert iſt, befindet ſich eine lateiniſche Inſchrift, nach welcher dieſelbe am 7. September 1392 zu erbauen angefangen worden, und wie aus jener Zeit ſo manche wunderbare Sage und Legende zu uns herüber klingt, ſo iſt es auch der Fall in Bezug auf die Veranlaſſung zu Erbauung dieſer Kirche. Die Legende davon erzählt nämlich:

Ein Schäfer, Namens Kirchberg, hüthete die Schafe am Frauenberge, er wollte ſich von einem Hankelbuſch (wie es in der Chronik ſteht) einen Stock abhauen, da erblickte er ein grünes Kreuzchen. Anfänglich entſetzte er ſich darüber, endlich aber hieb er den Stock doch ab; da fing das Holz an zu bluten; er zeigte dies der Obrigkeit an, welche die Geiſtlichkeit zu Rathe zog und von dieſer den Aufſchluß erhielt: Man ſolle das Kreuz in Gold faſſen und demſelben zu Ehren eine Kirche erbauen. Dieſer Rath wurde befolgt und zum Andenken ward nicht nur das in Gold gefaßte Kreuz aufbewahrt, ſondern auch ein Stück von der Barte, mit der es abgehauen worden, als Reliquien in der Kirche aufbewahrt. — Das Kreuz, der Schäfer und die Barte wurden über der Thür, die Schafe aber an den auswendigen Pfeilern der Kirche in Stein ausgehauen. Das in Gold gefaßte Kreuz wurde bei der Plünderung im Bauernkriege entwendet; den Schäfer hat der Sturmwind herunter geriſſen, das Ueberbleibſel von der Barte iſt bei dem großen Brande 1463 verloren gegangen, und die Steine, an welchen die Schafe ausgehauen waren, ſind abgenommen worden; als nachdem die Kirche 1621 mit abgebrannt war, die von derſelben ſtehen gebliebenen Pfeiler anno

1623 mit Dächern versehen und zum Gottesdienst brauchbar gemacht wurden.

In der katholischen Zeit war diese Kirche wegen des Ablasses berühmt, welcher sich auf eine Bulle des Papst Pius II. vom 12. November 1463 gründete. In derselben wird Allen, die diese Kirche Sonntags nach Kreuzes-Erhöhung — dem Tage ihrer Einweihung, und am Feste von Mariä Geburt besuchen und ihr Etwas zu ihrer Reparatur und Erhaltung verehren, auf zehn Jahre Ablaß ertheilt.

Bei dem bereits erwähnten großen Brande anno 1621, ging auch diese Kirche mit in Flammen auf, wurde aber baldigst wieder hergestellt und bis zum Jahre 1691, wo die Trinitatis-Kirche eingeweihet wurde, war ganz Sondershausen zur Uebung des Gottesdienstes in dieselbe gewiesen.

Noch dürfte wohl das Rathhaus unter die alterthümlichen Gebäude der Stadt zu rechnen sein, indem es 1568 zu bauen angefangen und 1570 vollendet wurde.

Im Jahre 1541 auf dem Reichstage zu Regensburg bekannten sich die Grafen Günther und Heinrich zu Schwarzburg zu der Augsburgischen Confession, und ward daher auch zu jener Zeit die evangelische Lehre in Sondershausen eingeführt.

Es ist nicht der Zweck dieses Werkes, auch würde es dessen Umfang nicht gestatten, eine ausgeführte topographische, geographische und historische Beschreibung der Städte zu liefern, deshalb übergehen wir auch hier die genauen Angaben dieser Art, wie die in solcher Beziehung die Stadt Sondershausen betroffenen Veränderungen und erwähnen nur: daß dieselbe unter dem Schutze tüchtiger und väterlich gesinnter Regenten und patriotischer Behörden nicht allein die mannichfachen Anfechtungen einer zum Theil vielbewegten Vergangenheit glücklich überstanden hat, sondern auch mit der allgemeinen Zeitaufklärung angemessen vorgeschritten ist, sich zweckmäßiger gemeinnütziger Einrichtungen, wohin besonders die in der neuesten Zeit sehr vervollkommneten Schulanstalten zu rechnen sind, eines treuen, kräftigen Bürgersinnes und einer thätigen Betriebsamkeit erfreuet, wenn letztere auch, vermöge der bedeutenden Concurrenz nahe liegender größerer Orte, der topographischen Lage und mancher andern Verhältnisse, sich nicht bis zu einer bedeutenden Höhe erheben zu können scheint. — Auch in Bezug auf literarische Geschäfte ist Sondershausen nicht ganz unbekannt geblieben, denn es sind bereits mehrere gemeinnützige und nicht ganz unbedeutende Unternehmungen dieser Art aus seiner Mitte hervorgegangen und es verdient in dieser Hinsicht wohl die hier befindliche Eupel'sche Hofbuchhandlung mit ihrem Sortimenthandel, ihren sich immer mehr hebenden Verlagsgeschäften, ihrer wohl eingerichteten Buchdruckerei, ihrer Zeitungs-Expedition und ihrer sich auf einen weiten Umkreis erstreckenden Boteneinrichtung, die rühmlichste Erwähnung. —

Die Bewohner von Sondershausen sind an Sitten, Gebräuchen und Eigenthümlichkeiten ächte Thüringer; kräftig, unternehmend,

bieder und offen in Wort und That, anhänglich an hergebrachte Einrichtungen und Gewohnheiten, mit beinahe schweizerischer Heimathliebe für ihre Berge, Thäler und Wälder eingenommen, aber lebenslustig, froh und heiter wo es nur irgend möglich ist und die Gelegenheit gibt; eine beinahe leidenschaftliche Vorliebe für Musik und der Geschmack am Tanz, selbst bei Personen in vorgerückten Jahren von beiden Geschlechtern, sind Eigenthümlichkeiten, die ihren Ursprung in früher stattgehabten Verhältnissen haben mögen, deren Berührung vorbehalten bleibt.

Näher, als die Beschreibung der Stadt, muß uns, dem Zweck dieser Blätter gemäß, wohl eigentlich die des Schlosses von Sondershausen liegen, indem es der Tendenz des Werkes mehr entspricht, das, was im alterthümlichen Gewande, oder nur noch mit Spuren früherer Bedeutenheit aus dem Dunkel längst entschwundener Vergangenheit vor unsrem Blick auftaucht und mit immer schwächer werdenden Erinnerungs-Anklängen zu uns herüber redet, noch einmal würdigend zu beleuchten und dem großentheils darüber hingezogenen Schatten der Vergessenheit noch so lange als möglich zu entreißen. — Mit Bedauern muß es uns jedoch erfüllen, wenn wir uns, so wie hier, durch den Mangel an weit genug zurückreichenden glaubwürdigen Nachrichten, außer Stand gesetzt sehen, die zahlreichen Fragen alle genügend zu beantworten, welche dem wißbegierigen Beschauer bei dem Anblick einer so bedeutungsvoll erscheinenden Reliquie, wie das Schloß zu Sondershausen ist, entströmen. Ein solcher Mangel an befriedigenden Nachrichten wird uns fühlbar, wenn wir über die Lage, Bauart und sonstige Einrichtung des Wohnsitzes jener Freiherren von Sondershausen, unter deren Herrschaft die Stadt im sechsten Jahrhundert n. Chr. schon begründet ward, gar keine Nachweisung auffinden und nur an die Wahrscheinlichkeit verwiesen sind, daß diese Wohnung ohne Zweifel auf derselben das Thal beherrschenden Felshöhe sich befand, auf welcher das jetzige Schloß steht, und daß es eine in demselben Styl erbauete Burg war, welchen die übrigen aus jener Zeit herstammenden Burgen und Schlösser an sich tragen, deren jedoch, außer in Ruinen wie die Sachsenburg, wenig oder keine mehr vorhanden sein mögen. Von dem an der westlichen Seite der Stadt auf bedeutender felsigen Anhöhe imponirend hervorragenden jetzigen fürstlichen Schlosse aber, ist uns nur folgendes bekannt:

Auf demselben Platze, wo nach Sagen und unsichern gedruckten Nachrichten das eigentliche alte Schloß der Freiherren von Sondershausen gestanden haben soll, welches leicht an 1000 Jahre und darüber gestanden haben und daher wohl dem zerstörenden Zahn der Zeit erlegen sein mochte, legte Graf Günther von Schwarzburg, welchen wir in der genealogischen Nachweisung unter dem Beinamen: „mit dem fetten Maule" kennen lernten, im Jahr 1538 den Grundstein zu dem neuen Schlosse, welches sich von dem auf dem nach der Stadt zu gelegenen Flügel befindlichen großen Saale an, bis an die auf der nördlichen Seite angebaueten Kutschremisen

erſtreckt. Seitdem aber nach Weſten zu in einem neuen Flügel der Schloßbau erweitert worden, iſt jener erſterwähnte Theil des Schloſſes unter dem Namen des alten Schloſſes bekannt, und unterſcheiden ſich dieſe beiden Theile ſowohl in ihrer Höhe als auch überhaupt in ihrer Bauart weſentlich von einander; Heydenreich in ſeiner Hiſtorie des fürſtlichen Hauſes Schwarzburg ſagt:

„Das Reſidenzſchloß, ſo anno 1540 Graf Günther zu „Schwarzburg zu bauen angefangen, liegt auf dem Berge vor „der Stadt, und iſt ſolches gleichſam doppelt. Das vordere „iſt das neue, in welchem ſehens- und merkwürdig iſt, der „große ſchöne Rieſenſaal und andere ſchöne und prächtig aus„gezierte Zimmer. Graf Anton Günther ließ daſelbſt 1645 „über die Küche eine Hofkapelle anrichten, welche anno 1647 „zu Stande kam, nachdem man von langen Jahren her auf „dem Saal über der Hofſtube geprediget."

Es ſcheint zwar in Angabe des Anfanges zum Schloßbau von 1540 ein Irrthum obzuwalten, da wir früher das Jahr 1538 als das der Begründung angaben, welches wohl auch das richtige ſein dürfte; denn 1540 war der Bau ſchon ſo weit gediehen, daß eine Steinplatte über dem Schloßthor im Waſchhofe eingeſetzt werden konnte, welche in zwei Abtheilungen folgende Worte enthielt, in der einen:

„Günther Graf zu Schwarzburg, Herr zu Arnſtadt und „Sondershauſen. 1540."

und in der andern Abtheilung:

„Eliſabeth, geb. von Eiſenberg (Yſenburg) Gräfin und „Frau zu Schwarzburg."

Ueber den erſten Worten das ſchwarzburgiſche, über den letzteren das yſenburgiſche Wappen eingehauen und in der Mitte über der Platte ſelbſt, Graf Günthers Kopf in Medaillon. — Auf dieſe Inſchrift hat ſich Heydenreich wahrſcheinlich bezogen. *)

Bei dem bereits erwähnten Sturm der Bauern auf das alte Schloß im Jahr 1525, wurde das nach der Hofſchmiede gegen Weſten befindliche Schloßthor demolirt, Graf Heinrich ließ daſſelbe im folgenden Jahre wieder aufbauen und über demſelben nach Außen die Auferſtehung Chriſti, nach Innen aber das ſchwarzburgiſche Wappen in Stein aushauen, auch wurde über dem Wappen mit ſchlechter Schrift bemerkt: Erbauet 1526. **)

Die innere Einrichtung des jetzigen alten Schloßtheiles, mag dem beſten Geſchmack der Zeit ſeiner Erbauung und dem damaligen Bedürfniß einer ſplendiden Hofhaltung wohl entſprochen haben, auch ſind in dieſem Bau noch mannichfache Spuren von Pracht und

*) Dieſe Steinplatte mit gut erhaltenen Wappen und Inſchriften, befindet ſich noch jetzt an der öſtlichen, der Stadt zugekehrten Seite des Schloſſes.

**) Dies Thor, mit oben bemerkter ſehr gut gearbeiteter Verzierung iſt noch vorhanden.

künstlicher Verzierung zu finden, wie auch eine ziemliche Anzahl zum Theil noch wohl erhaltener alterthümlicher Familiengemälde. — In dem später angebauten, nach Westen zu liegenden Flügel, befand sich seit langer Zeit bis zu dem Tode des letztverstorbenen Fürsten der seiner musterhaften und schönen Einrichtung wegen weit und breit berühmte Marstall, auch ist das obere und Mansard-Geschoß dieses Flügels schon nach neuerem Geschmack wohnlich eingetheilt und ausgebauet, jedoch in weit einfacherem Styl als der des alten Baues gewesen sein mag. — In dem Felsen unter dem Schlosse befinden sich überaus große, auf einen vielseitigen Gebrauch berechnet gewesene Keller, in welchen sich zu früherer Zeit unter einem Hause von 18 Gesparren ein seines bedeutenden Umfanges wegen bemerkenswerthes Weinfaß befunden haben soll.

Wenn der Anblick alterthümlicher Gebäude unsere Aufmerksamkeit fesselt, so ist nichts natürlicher, als daß wir den Blick auch auf Diejenigen, welche sie bewohnten und auf da- in denselben stattgehabte Walten richten. — Was uns nun hierüber von dem Erbauer des Schlosses, Graf Günther mit dem fetten Maule an bekannt ist, deutet darauf hin, daß die früheren Grafen, späteren Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen, nicht nur fortwährend (wenige Ausnahmen abgerechnet) in demselben residirten, sondern daß sie, nach Maßgabe ihrer persönlichen Eigenthümlichkeiten und der obwaltenden Zeitverhältnisse, im Allgemeinen hier ein, den Anforderungen ihrer Würde entsprechendes, meist friedfertiges, gemüthliches, heiteres und behagliches Leben führten, den Genüssen desselben gern die besten Seiten abgewannen, aber auch eben so gern Heiterkeit, Frohsinn und Lebenslust um sich verbreiteten. So kann bei dem äußeren Anblick des Schlosses von Sondershausen sowohl, als bei dem Eintritt in dessen durchgängig noch in bewohnbarem Stande erhaltenes Innere, keine grauenhafte Rückerinnerung, kein abschreckendes Phantasiegebilde, den Beschauer stören; nur in die Zeiten einer wohlhabenden, dem Verhältniß angemessenen Hofhaltung; in die von Lust, Freude und mannichfachen Genüssen belebten Festlichkeiten bei fröhlichen und merkwürdigen Zeit- und Familienereignissen, in den heitern Kreis rüstiger Waidmannsgenossen und in die Schranken ritterlicher Spiele und Leibesübungen, fröhlicher Tänze und musikalischer Kunstgenüsse im Wechsel mit ernsten Staats-, Regierungs- und Familiengeschäften, kann man sich versetzt fühlen, wenn man mit den Gedanken in diesen Räumen weilt, was sie uns wohl Alles erzählen würden, wenn sie lautes Zeugniß ablegen könnten von dem, was in so langer, zum Theil vielbewegter Zeit in ihnen vorging; obgleich sich wohl auch von diesen Mauern die Bosheit und der Verrath, die Rachsucht und anderer Frevel nicht immer ganz entfernt gehalten haben mag, wie z. B. bei folgendem Ereigniß, durch welches das Schloß zu Sondershausen eine Celebrität erhielt, ganz ähnlich derjenigen, die der bekannte, von Kunz von Kaufungen verübte sächsische Prinzenraub dem Schlosse zu Altenburg gab.

Es wurde nämlich an dem Hofe des Grafen Günther mit

dem fetten Maule ein junger Graf von Mansfeld Namens Hugo, Sohn des Grafen Philipp von Mansfeld, erzogen. — Ein damals berüchtigter, mit dem Grafen von Mansfeld in langer Fehde um mancherlei Ansprüche begriffener Raubritter mit Namen Jobst Hacke, erstieg, entweder von Rachsucht geleitet, oder um ein Pfand für seine Forderungen haben zu wollen, in der Nacht des 20. August 1549, verrätherischer Weise das Schloß zu Sondershausen, und es gelang ihm, den damals 12jährigen Grafen Hugo von Mansfeld zu entführen. Die ernstesten kaiserlichen Befehle konnten den Räuber nicht zur Herausgabe des jungen Grafen bewegen, den er bald an diesem, bald an jenem Orte verborgen hielt. Erst am 24. August 1552, nach Erlegung eines Lösegeldes von mehreren tausend Gulden ward Graf Hugo freigelassen und traf in dem elterlichen Hoflager zu Eisleben ein. Jobst Hacke aber verlor sein Leben beim ersten Angriff in der Schlacht von Sieversdhausen am 9. Juli 1553." —

In dem alten Theile des Schlosses befindet sich noch eine in 9 Zimmern aufgestellte nicht ganz unbeträchtliche Sammlung von alterthümlichen Merkwürdigkeiten, ausgezeichneten Naturalien und Kunstgegenständen, wovon wir nur folgende, als der nähern Beachtung besonders werth, anführen wollen:

Als beachtenswertheste und zugleich alterthümlichste Merkwürdigkeit können wir wohl ohne Bedenken den sogenannten

Pústrich

eine unförmlich gestaltete Statue (oder Bildsäule) annehmen, die wir nicht allein in gegenwärtiger Abbildung unsern Lesern vorführen, sondern euch nachstehend seiner Beschaffenheit und muthmaßlichen geschichtlichen Beziehung nach, näher zu beschreiben versuchen wollen.

Der Pústrich hat die Gestalt eines dicken, bausbackigten Jungen mit kurzen verschnittenen Haaren oder Perücke, welcher sehr unregelmäßig gebildet ist, indem besonders seine Arme gegen die übrige Gestalt zu dünn und unverhältnißmäßig sind. — Die Höhe der Figur vom Scheitel bis an das rechte Knie, auf welchem er kniet, ist 24 Zoll Leipziger Maß; — der äußere Umfang des hohlen Bauches, in welchen circa 17 Pfund Wasser gefüllt werden können, beträgt 30 Zoll. Das ganze Gewicht der Figur beträgt 75½ Pfund. Auf dem Kopfe, etwas schief nach dem linken Arme zu, befindet sich ein rundes Loch ½ Zoll im Durchmesser; ein gleich großes Loch befindet sich im Munde. An der rechten auf dem Kopfe liegenden Hand sind nur zwei Finger befindlich, die drei andern scheinen im Gusse nicht gerathen zu sein. — Der linke Arm ist von der Gegend des Ellenbogens bis zur Hand, welche auf dem linken Schenkel liegt, abgebrochen, auch fehlen beide Füße. Um die Lenden scheint er mit einer Art von gefaltetem Bund bekleidet zu sein. — Die Masse, woraus diese Figur verfertiget ist, wurde lange für ein unbekanntes, mit Stein vermischtes Metall gehalten; neuere Untersuchungen, hauptsächlich die des Chemiker Klapproth in Berlin, haben jedoch dargethan, daß die Masse aus 916 Theilen Kupfer, 75 Theilen Zinn

2°

und 9 Theilen Blei bestehe und nichts steinartiges beigemischt sei; die Farbe des Metalls ist äußerlich beinahe schwarz. — Der linke Arm soll Behufs einer Untersuchung der Masse in Cassel abgeschlagen worden sein, wohin der Püstrich zu diesem Zweck gesendet wurde. — Wird der hohle Leib des Püstrich mit Wasser gefüllt, die beiden Oeffnungen auf dem Kopf und am Munde aber mit Pflöcken verschlossen und derselbe auf Kohlenfeuer erhitzt, so soll das bis zum Sieden erhitzte Wasser die Pflöcke mit einer heftigen Explosion heraus treiben und aus diesen Oeffnungen das Wasser in sich weit verbreitenden Strahlen, (wie Viele behaupten wollen sogar in Flammen) herausströmen, auch ein brausendes Getös und einen schwefelartigen Gestank verursachen. — Man erzählt, daß mehrere Proben mit dergleichen Explosionen angestellt worden sein sollen, welche einen überraschenden Effect gemacht, einmal sogar beinahe ein Brandunglück in der Schloßküche veranlaßt hätten. — Wir wollen es dahin gestellt sein lassen, was von diesen Erzählungen gegründet ist, können aber den Wunsch nicht bergen, daß sowohl über die Beschaffenheit dieser merkwürdigen Antiquität, als über ihre geschichtlichen Beziehungen und frühere Bestimmung Nachforschungen angestellt werden möchten, welche zu einem Resultat führten, das wir der aus dunkler Zeit zu uns gekommenen nicht zu verbürgenden Sage entgegen stellen könnten, die wir unsern Lesern jedoch nicht vorenthalten zu dürfen glauben, indem wir damit doch wenigstens eine Lücke ausfüllen, die uns zum Vorwurf gereichen könnte:

„Der Püstrich (oder auch Büstrich, von pusten, büsten, „so viel als blasen, oder auch von Büster, in der wendischen „Sprache ein zorniger Gott), wird insgemein für eine Gott„heit der ehemaligen heidnischen Bewohner Thüringens gehalten, „zum Theil aber auch nur für ein physikalisches Kunstwerk „angesehen. — Die Gründe, welche dafür sprechen, daß dieses „kleine Monstrum ein Götzenbild gewesen, beruhen freilich auf so „dunklen, unverbürgten und zum Theil der Wahrscheinlichkeit kaum „nahe kommenden Traditionen, daß es Denen, welche diese Anga„ben in Zweifel ziehen, nicht schwer wird, sie zu widerlegen und „andere Ansichten dafür zu substituiren; es bleibt indessen die Rich„tigkeit aller dieser Nachrichten ein streitiger Punkt, dessen Erledi„gung, wie schon gesagt, sehr erwünscht sein würde. —

„Der noch in Sondershausen befindliche Püstrich soll ohngefähr gegen das Jahr 1546 unter den Trümmern einer zerstörten „Kapelle auf dem jetzt nur noch als Ruine existirenden Schlosse „Rothenburg bei Kelbra von einem Herrn von Tütcherode aufgefunden und später durch die dritte Hand an den Grafen Gün„ther XL. zu Schwarzburg-Sondershausen gekommen sein. — „Die geschäftige Sage würde ihre Neigung an jede alterthümliche „Erscheinung etwas Wunderbares und Außerordentliches zu knüpfen, zu sehr verläugnet haben, wenn sie sich nicht auch auf die „mannichfachste Weise an dem Püstrich hätte versuchen sollen; hier „her müssen, außer den Erzählungen von seiner früheren Bestim-

„mung die fabelhaft eingekleideten, gewiß recht natürlich zu lösen„den Behauptungen gerechnet werden, daß der Püstrich, während „er sich in Sondershausen befinde, mehrere male auf unerklärbare „Weise verschwunden, immer aber wieder ausgekundschaftet und „zurückgebracht worden sei, bis man ihn endlich an eine eiserne „Kette gelegt und zwischen vier Mauern eingemauert habe.

Da der Püstrich auf der Rothenburg aufgefunden worden ist, und sonach der Rothenburg eigentlich näher angehört, als Sondershausen, so steht zu erwarten, daß unser sehr geehrter und als Geschichtsforscher hoch ausgezeichneter Mitarbeiter, Herr Hofrath Dr. Hesse, welcher sich die Beschreibung der Rothenburg vorbehalten, in diesem später erscheinenden Artikel auch des Püstrich Erwähnung thun und der vielleicht durch diese gedrängte Mittheilung erregten Mißbegier des geehrten Lesers eine vollständigere Befriedigung gewähren wird, als hier aus Mangel an Kenntniß des Gegenstandes und des Raumes geschehen konnte. —

Außer dieser Merkwürdigkeit enthält das Kabinet: aus dem Mineralreiche z. B. ausgezeichnet schöne Exemplare von Bergkrystallen, Mangan- und Silberstufen, seltene Marmorarten, zahlreiche und mannichfaltige Petersacten (Versteinerungen) so wie auch eine noch im Zunehmen begriffene Sammlung Thüringischer Gebirgsarten.

Ferner, eine Sammlung der merkwürdigsten chemischen Präparate, von den einfachen bis zu den zwei- und mehrfach zusammengesetzten Stoffen, nach dem gegenwärtigen Stande der wissenschaftlichen Chemie geordnet und für die Folge gewiß ungemein belehrend.

In der Zoologischen Abtheilung des Cabinets verdienen, außer einer ziemlich vollständigen Sammlung von Corallen und Conchylien, besonders Erwähnung: ein bis jetzt noch in wenigen Zoologischen Sammlungen vorkommendes Exemplar der Antilope Strepsiceros und der berühmte Rattenkönig, davon, als dem ältesten bekannten Exemplare, fast jede größere Naturgeschichte Erwähnung thut.

Unter den Antiquitäten zeichnen sich, außer dem erwähnten Püstrich, mehrere alte Waffen aus, von welchen einige der Hunnenzeit angehören sollen, weil sie auf den Punkten der hiesigen Gegend gefunden worden sind, wo die im Eingange dieses Artikels angeführte Hunnen-Niederlage stattgefunden haben soll. Auch ein kugelfester Mantel von fast fingerdickem Leder, welchen der berüchtigte Rebellenanführer Thomas Münzer getragen haben soll, dürfte der Bemerkung nicht unwerth sein, obgleich über die Art und Weise, wie er in dies Kabinet gekommen, die Nachweisung fehlt.

Nach der Nord- und Westseite zu soll das Schloß vordem mit breiten und tiefen Wallgräben umgeben gewesen sein, in welchen mehrere Gattungen von Wild gehegt wurden, von welchen die dem Jagdvergnügen besonders ergebenen regierenden Herren öfter aus den Fenstern des Schlosses einen Braten für die Küche erlegt haben sollen.

Ob nun gleich, wie aus dem Gesagten erhellet, das Schloß keineswegs unter die verfallenen Ueberreste der Vorzeit gezählt wer-

den kann, vielmehr noch immer sich auf seinem Felsengrunde, stolz und fest über der Stadt erhebt und dem Thale von Sondershausen zur herrlichen Zierde dient, auch noch von dem letztverstorbenen Fürsten und seinem Hofstaate bewohnt wurde und jetzt noch nicht verödet steht, sondern einem Theil der fürstlichen Beamten und andern Personen zur Wohnung dient, selbst das Local der fürstlichen Regierung, der Cammer und anderer Verwaltungsabtheilungen enthält; so hat doch die daran vorübergegangene lange Vergangenheit ihre sichtbaren und mitunter drohenden Spuren zurückgelassen, und so entspricht dessen innere bauliche Einrichtung doch den zeitgemäßen Anforderungen und Bedürfnissen einer fürstlichen Hofhaltung und Familienwohnung zu wenig, als daß nicht eine innere und äußere Restauration und bauliche Veränderung für nothwendig erachtet werden sollte, bis zu deren Vollendung der jetzt regierende Fürst seine Residenz in dem am östlichen Fuße des alten Schlosses und zugleich am Marktplatz der Stadt gelegenen kleineren Palais aufgeschlagen hat, von welchem später ausführlicher die Rede sein soll. — Als Anfang zu dieser vorhabenden Restauration des Schlosses kann man die an der Seite nach der Stadt zu erfolgte Wegräumung alter baufälliger Gebäude, die den Felsenvorsprung, auf welchem das Schloß sich erhebt, im Halbkreis umfassende hohe Quadersteinmauer mit ihrem das obere Plateau umkränzenden steinernen Geländer und die nach dem Marktplatz herunter führende breite und bequeme steinerne Treppe rechnen, welche zweckmäßigen Verschönerungen nicht allein dem ehrwürdigen Schlosse, sondern auch dem an seinem Fuße befindlichen Marktplatz zur Zierde gereichen.

Als gewissermaßen zu dem Schlosse gehörig, sind nachstehende, gegen Abend zu auf dem Kamme des Lohberges gelegenen Gebäude zu bemerken:

1) Das Fürstliche Schauspielhaus, welches mit dem Schlosse durch einen verdeckten Gang verbunden ist; dasselbe ließ der letztverstorbene Fürst im Jahr 1826 erbauen, nachdem von der schon früher bestandenen stehenden Schauspielergesellschaft bis dahin die Vorstellungen in dem großen Saale auf dem Schlosse waren gegeben worden. — Das Haus ist geschmackvoll und zweckmäßig, auch für den gewöhnlichen Bedarf geräumig genug eingerichtet.

2) Die Fürstliche Reitbahn, ihrem Zweck entsprechend.

3) Das achteckige Haus, von Fürst Christian Wilhelm (also zu Ende des siebzehnten oder Anfang des achtzehnten Jahrhunderts) unter der Benennung eines Turnier-Hauses erbauet. Es befand sich in demselben auf einer den Fußboden bildenden, durch Maschinen von unten in Bewegung zu setzenden Scheibe, ein Carousel mit Pferden und Wagen, auf welchen gymnastische Uebungen und andere Belustigungen stattfanden, wobei sich die Zuschauer auf einer in der Höhe angebrachten Gallerie befanden. — Es fällt dieses Gebäude bei dem Anblick von Sondershausen von allen Seiten ausgezeichnet, in die Augen, denn es hat eine beträchtliche Höhe, und

auf seiner mittelst einer Treppe zugänglichen, einem Observatorio gleichenden äußersten Spitze genießt man eine reizende Aussicht.

4) Das Jägerhaus, zur Wohnung eines Theils des fürstlichen Jagdpersonals bestimmt, mit den nöthigen Behältnissen für die Jagdhunde.

5) Zwischen dem Schauspielhause und dem achteckigen Hause, *am südlichen Abhange* des Lohberges befinden sich die fürstlichen Küchengärten nebst den geräumigen, mit nicht unbedeutender Orangerie und anderen Gewächsen angefüllten Gewächs- und Treibhäuser, als deren Erzeugniß in Bezug auf Menge, Größe und Vollkommenheit sich die Ananas besonders auszeichnet. — Der an den neuen Schloßflügel gegen Abend anstoßende schöne, große und ebene viereckigte freie Platz ist in früherer Zeit als Orangen-Garten benutzt worden.

Etwas westlich von dem Jägerhause befindet sich das Reservoir des reinen, wohlschmeckenden und stets ergiebigen Schloßbrunnens.

Ehe wir uns zu den Umgebungen von Sondershausen wenden, richten wir noch unsere Aufmerksamkeit auf die Wohnung des jetzt regierenden Fürsten und der fürstlichen Familie, unter dem Namen, das Palais, bekannt.

Dieses nach Osten zu am Fuße des Felsen, welcher das alte Schloß trägt, mit seiner Front nach Süden gerichtete, den Marktplatz von Sondershausen nördlich begrenzende Gebäude, wurde von dem Fürsten Christian Wilhelm kurz vor seinem Tode (also vielleicht im Jahre 1720 oder 21 begründet und von dessen Nachfolger dem Fürsten Günther ausgebauet und zur Wohnung apanagirter Prinzen und Prinzessinnen des Fürstenhauses bestimmt, wozu es auch lange benutzt wurde, und deshalb bis in die letzte Zeit den Namen Prinzenhaus führte. — Es ist in einfachem Geschmack erbauet, bildet mit seinen Flügeln ein geschlossenes Viereck und faßt, obgleich seine Räume für eine vollständige bedeutende Hofhaltung nicht durchgängig ausreichen mögen und manche Beschränkung erfordern, doch alles für gewöhnlich Nöthige in sich. Gebet auch der innern Einrichtung vielleicht manches Großartige eines fürstlichen Residenzschlosses ab, so entspricht sie doch in jeder Beziehung der Anforderung der Eleganz und des edelsten neuen Geschmacks und macht auf jeden Eintretenden einen angenehmen Eindruck. — Die vordere sehr freundliche Front gewährt von dem seit Kurzem geräumiger und regelmäßiger gestalteten Marktplatz einen angenehmen Anblick, so wie auch die an der den Felsen des Schloßberges einschließenden hohen Mauer angelehnte neuerbauete, mit einem Säulenvorsprung versehene, geschmackvolle Hauptwache, einen recht angenehmen Effect hervorbringt. So wird denn aus diesem freundlich wohnlichen Fürstensitz, das jetzt regierende Fürstenpaar es in der Mitte seiner treuergebenen Bürger gemüthlich mit ansehen, wie sich nach und nach das eigentliche Residenzschloß, von außen und innen, dem Bedürfniß und dem Geschmack der Zeit angemessen, wieder zu einem sichern, dem Glanz und der Würde des Hauses Schwarzburg in jeder Beziehung ent-

sprechenden Fürstensitz gestaltet haben wird, von dessen beherrschender Zinne sich dann das wohlwollende Fürstenauge sowohl an der umgebenden vortrefflichen Natur, wie an den denkwürdigen Erinnerungszeichen vergangener Jahrhunderte und an der schön aufblühenden und gedeihenden eigenen Schöpfung, mit hochverdienter Befriedigung wird weiden können.

Beabsichtigen wir, wie es sich wohl ziemt, die Umgebungen von Sondershausen näher kennen zu lernen, so führen uns zu diesem Zweck auf beiden Seiten des beschriebenen Palais in nördlicher Richtung, zwei Wege in die, von dem jetzt regierenden Fürsten seit dem Jahre 1836 angelegten, geschmackvollen neuen Parkanlagen, welche sich längs der Stadt und dann zwischen einem Arm (einem Mühlgraben) der Wipper und dem eigentlichen Flüßchen dieses Namens unter dem Schlosse hin, nach dem an der Straße nach Nordhausen gelegenen Dorfe Stockhausen zu hinziehen. — Wer früher auf dieser Seite an Sondershausen vorüber kam und sich der mit alten Weiden bewachsenen sumpfigen Wiesen, der ungleichen morastigen Wege und der vom Wasser ausgeworfenen Sand- und Schlammhaufen erinnern kann, der wird es kaum glauben, daß er sich an derselben Stelle befindet, wenn er auf schön geebneten stets trockenen Pfaden, zwischen üppig grünenden Rasen- und Blumen-Parthieen, zwischen geschmackvoll angelegten Pflanzungen der verschiedensten einheimischen und fremden Holz- und Straucharten, an dem glänzenden, stolze Schwäne und anderes Wassergeflügel tragenden Spiegel zweier großen und fischreichen Teiche vorüber wandelt, und wenn er aus den bereits vollendeten als auch aus den noch im Entstehen begriffenen romantisch freundlichen und geschmackvollen Anlagen schließen kann, welche reizende Umgebung dieser Park in wenig Jahren bilden wird. —

Westlich von dem Schlosse, von dem Ausgang aus selbigem nach dem Schauspielhause an, senkt sich der Boden und ist von dem nördlichen Rande des Bergkammes bis herunter an den Wipperarm und bis das Thal in ebener Richtung die nach Nordhausen führende Kunststraße aufnimmt, mit dichtem Eichen- und Buchenholz bewachsen, welches das Lohholz heißt und durch welches herunter zwei breite Alleen auf den in der ganzen Umgegend bekannten Vergnügungsplatz das Loh, führen. Dieser Platz ist für alle, dem Lebensgenuß und Vergnügen nicht ganz abgestorbenen Bewohner Sondershausens beider Geschlechter und aller Stände und Klassen, wie auch für die Bewohner der Umgegend in beträchtlicher Ausdehnung, ein classischer Boden, ein Schauplatz der mannichfachsten frohen Erinnerungen. — Der letztverstorbene Fürst hatte ihn zu seinem Lieblingsaufenthalt erwählt, einen geräumigen Schießstand und mehrere dem Vergnügen gewidmete Gebäude auf dem Platze selbst anlegen, wie auch an dem westlichen Ende desselben einen geräumigen Ball- und Concertsaal erbauen lassen; eben so ließ derselbe die von seinem vierten Vorganger in der Regierung Christian Wilhelm angelegten, dem geselligen Vergnügen gewidmeten Gebäude, nachdem sie baufällig geworden,

abtragen und längs dem mehrerwähnten Wipperarm einen neuen Bau unter dem Namen: „der Erbprinz" Behufs öffentlicher Vergnügungen und einer Gastwirthschaft errichten, welches Gebäude noch jetzt theils zu letztgenanntem Zweck, theils als Wohnung von Privatpersonen benutzt wird.

Auf diesem Platz im Loh war es, wo Günther Friedrich Carl I. umgeben von seinem Hofstaat und in der Mitte seiner Angestellten und Bürger manche vergnügte Stunde verlebte, wo er im Jahr 1799 (oder 1800) die Einrichtung traf, daß seine ausgezeichnete Capelle in den Sommermonaten an jedem Sonntage des Nachmittags und Abends ganz unentgeldlich musicirte. Ueber die Leistungen dieser Capelle, welche, wenn auch nicht geradezu ihre Errichtung, doch aber ihre Vervollkommnung und ihre Fortschritte auf der Bahn der Kunst diesem mit vorzüglichem Sinn und Geschmack, mit großer Liebe für Musik und mit vielumfassenden theoretischen Kenntnissen davon, wie mit praktisch ausübender Kunstfertigkeit begabten Fürsten verdankt, hat seit langen Jahren nur eine rühmlich anerkennende Stimme sich ausgesprochen und es steht zu erwarten, daß dieselbe auch in der neueren Zeit, bei dem allerdings mitunter etwas von dem früheren abweichenden Geist und Geschmack in der Musik, nicht nur ihren schönen Ruf behaupten, sondern auch auf dem nach immer glänzenderem Ziele gerichteten Wege, mit gleicher Auszeichnung kräftig fortschreiten wird. — An den Genuß der Musik reiheten sich, von der humanen Sinnesart des Fürsten begünstiget und belebt, noch manche andere Vergnügungen, an welchen nicht nur die Einwohner von Sondershausen, sondern auch stets eine große Anzahl Fremde Theil nahmen. Außer den Sonntagen benutzte der Fürst den Lohplatz in der guten Jahreszeit beinahe täglich zur Uebung im Schießen mit Büchsen, an welchem Vergnügen er noch in hoch vorgerückten Jahren (bis zum Jahr 1834) Geschmack fand.

Das Loh, welches jetzt mit dem neu angelegten Park in Verbindung gesetzt ist, hat sich zwar bedeutend, aber nur zu seinem Vortheil und nach dem besten Geschmack, verändert; der Schießstand ist zu einer geschmackvollen, mit Restaurations-Localen zu beiden Seiten eingefaßten Musikhalle geworden, aus welcher noch wie vorher das einheimische und auswärtige Publikum im Sommer an günstigen Sonntags-Nachmittagen und Abenden, von den vorzüglichen Leistungen der an Zahl bedeutend herangewachsenen fürstlichen Capelle gratis erfreuet wird; die meist baufällig gewordenen übrigen Gebäude sind entfernt und mit anderen freundlichen Anlagen vertauscht; in der Mitte des Platzes steigt der Strahl eines steinernen Bassins, theils in beträchtlicher Höhe, theils in künstlichen Figuren empor und die nördliche Oeffnung des Platzes, da wo sonst der Kugelfang war, ist mit einer halbrunden Terrasse geschlossen, auf welcher im Sommer ein stattliches Zelt zum Aufenthalt der fürstlichen Familie errichtet ist, an dessen Stelle sich, wie man glaubt, in der Folge ein Pavillon erheben wird.

Haben daher auch Zeit und Verhältnisse dem Loh-Vergnügen

eine andere Gestalt, einen veränderten Geist gegeben, so bleibt es doch eine höchst schätzenswerthe Eigenthümlichkeit von Sondershausen, so flüstern doch noch wie früher die nun schon zum Theil betagten oder noch in herrlicher Frische prangenden Eichen und Buchen des Lohholzes ihren Beifall in das belebte Treiben, läßt doch noch immer in milden Frühlingsnächten die Nachtigall ihre schmachtenden Seufzer daraus erklingen und Sondershausens lebenslustige Bevölkerung zollt ihrem Fürsten die dankbarste Anerkennung dafür, daß er diese so allgemein liebgewordene Volksbelustigung so freundlich und mit so erfreulicher Theilnahme fortbestehen läßt.

Machen wir von dem Loh aus einen etwas weiteren Spaziergang durch das Dorf Stockhausen, so finden wir auf dem rechten Ufer der Wipper, eine kleine halbe Stunde von Sondershausen entfernt, neben einer freundlich gelegenen Mühle und am Anfang einer das schöne Thal nach Groß-Furra zu eröffnenden Wiese, ein ziemlich ansehnliches Gebäude, das Günthersbad. — Auch diese Anlage dankte dem letztverstorbenen Fürsten vor mehreren zwanzig Jahren ihre Entstehung. — In der ersten Zeit ihrer Entstehung wurde diese Badeanstalt, wie verlautet, für mancherlei Uebel mit Erfolg als Heilquelle angewendet und daher nicht nur von Einheimischen, sondern auch von Fremden besucht. Letzteres findet jedoch jetzt nicht mehr statt und es wird das Günthersbad großentheils nur als Vergnügungsort für die Bewohner von Sondershausen angesehen, wozu es sich seiner freundlichen Lage und Umgebung, wie auch der für mäßige Bewegung angemessenen Entfernung von der Stadt wegen, vorzüglich eignet.

Wir kehren von hier wieder zurück und nehmen unsern Weg entweder wieder durch das Loh und den Park, oder auch von der bei Stockhausen über die Wipper führenden steinernen Brücke an, auf dem linken Wipperufer, längs einer im Entstehen begriffenen neuen Chaussee, von welcher aus sich besonders das Schloß mit seiner Umgebung malerisch präsentirt, bei dem Hospital zum heiligen Geist und dessen alterthümlicher kleiner Kirche und dem bedeutenden fürstlichen Domainengute vorbei, nach dem uns in nordöstlicher Richtung aufnehmenden Scherfenthale, an dessen beiden Abdachungen uns bald freundliche Gartenanlagen und sogenannte Berghäuschen begrüßen, bis wir uns da, wo sich das Thal zu verengen beginnt, von dem Rieseln eines silberhellen Wasserstrahles in ein kleines steinernes Bassin aufgehalten sehen und schwerlich der Einladung widerstehen können, uns mit einem frischen Trunk zu erquicken. — Dies ist der bei den Bewohnern von Sondershausen in hohem Ansehen stehende Scherfenbrunnen. — Alt und Jung wallfahrtet zu allen Jahreszeiten, wenn es nur irgend die Witterung gestattet, hier her mit Trinkgeschirren versehen, ja einzelne Wasserfreunde scheuen weder Wind noch Wetter und steigern mit jedem Tage den Genuß aus der nimmer versiegenden Quelle; Familien lassen sich ihren ganzen Trinkbedarf hier holen und selten geht ein Feldarbeiter oder Landmann an dem Brünnlein vorüber, ohne den daselbst be-

ſindlichen blechernen Becher ein- oder mehrere male zu leeren; denn man gibt dieſem Waſſer nicht allein ſeiner Reinheit und Friſche wegen vor allen andern hieſigen Quellen den Vorzug, ſondern man ſchreibt ihm auch bedeutende Heilkräfte zu, und mancher hochbejahrte Mann, der uns auf dem Wege nach oder von dem Scherſenbrunnen begegnet, erzählt uns mit Begeiſterung, wie er ſeine ſo lange rüſtig erhaltene Lebenskraft allein den täglichen Wanderungen hier her und dem Genuß des Waſſers verdanke. — Wir wollen die vielgerühmte Wirkſamkeit dieſer Quelle keineswegs in Zweifel ziehen, ob wir gleich der Meinung ſind, daß die mit dem Gange nach dem Brunnen verbundene Leibesbewegung und der Genuß der freien Luft einen großen Theil an den ihm zugeſchriebenen Wunderkuren haben dürften, und würden es daher als ſehr zweckmäßig und erwünſcht finden, wenn die Promenade nach dem Scherſenbrunnen nach Möglichkeit verſchönert und der Quell ſelbſt durch freundliche und einladende Umgebung gewürdiget würde. —

Auf dem Rückwege nach der Stadt ſchlagen wir einen links abführenden Fußpfad ein, welcher uns nach dem ganz öſtlich von der Stadt auf einer durch zwei Wipperarme gebildeten Landſpitze liegenden und mit ſehr freundlichen Gartenanlagen umgebenen Schützenhauſe führt. — Daſſelbe wurde unter der Regierung des letztverſtorbenen Fürſten anno 1797 — 1798 erbauet und gilt außer ſeiner eigentlichen Beſtimmung für einen der beſuchteſten Vergnügungsorte aller Stände und Volksklaſſen der Bevölkerung von Sondershauſen.

Von hier wandern wir an der Südſeite der Stadt hinauf, an der Mauer des mit vielen Monumenten verſehenen geräumigen Gottesackers vorüber und zwiſchen wohlangelegten freundlichen, zum Nutzen und Vergnügen cultivirten Gärten hindurch bis an das nächſte, dem Göllner gegenüber liegende Stadtthor; dann aber, wenn wir das Erſteigen einer nicht unbedeutenden Anhöhe nicht fürchten, wenden wir uns links, mit dem Geſicht nach dem mehrerwähnten Göllner und verfolgen den durch wohlbebaute Getraide- und Gemüſefelder führenden Weg, bis uns an dem untern Rande des mit Laubholz bewachſenen Bergabhanges eine Allee von Kirſchbäumen einladet, links einzubiegen, die uns bald in eine parkähnliche Anlage leitet, an deren ſüdlicher Seite einige ziemlich alterthümliche ländliche Gebäude liegen, die uns mit dem Namen: „Der Fürſtenberg“ genannt werden. — Hier hatte ſich der Vater des letztverſtorbenen Fürſten Chriſtian Günther einen angenehmen und ruhigen Landſitz, einen herrlichen Beobachtungspunkt der reizenden Natur erbauet, wo er ſich oft und gern aufhielt; ſpäter fiel dieſe Beſitzung dem Bruder des letztverſtorbenen Fürſten, dem Prinzen Albrecht anheim, welcher mit den vorgefundenen Gebäuden mancherlei Veränderungen vornahm und endlich ſein Leben in der noch jetzt vorhandenen ziemlich einfachen Wohnung beſchloß; vielleicht findet im Laufe der Zeit auch dieſer wirklich ſchöne Punkt ſeine verdiente Würdigung wieder.

Aber, wer der Natur ihre Reize in vollem Maaße ablauſchen

will, der darf nicht immer in Thälern weilen, sich nicht damit begnügen, nur sanft emporführende Anhöhen zu ersteigen, der muß sich auch auf ihre steilen und bewaldeten Felsenhöhen wagen, muß in ihrem schattigen Dunkel hinan klimmen bis zur Höhe, und bisweilen dort aus den Coulissen des Naturtheaters heraus treten in den freien Vorgrund, wo sich dem überraschten Blick des Großartigen und Schönen oft so viel erschließt. — Deshalb wenden wir uns von dem Fürstenberg in südlicher Richtung aufwärts, verlassen bei dem hier befindlichen Kirchhof der Israeliten, deren sich, beiläufig gesagt, eine nicht unbedeutende Anzahl in Sondershausen befinden, den eben nicht sehr gebahnten Fahrweg, um auf einem, freilich auch nichts weniger als bequemen Fußpfad die immer steiler werdende Höhe zu gewinnen. — Ist der steilste Abhang erklommen, so fesselt da, wo sich der Fußweg wieder in die links um die Anhöhe herumkommende Fahrstraße mündet, die Erinnerung unsern Fuß, denn wir stehen auf dem Spatenberg, und mancher Stein, der uns im Wege liegt, gehörte vielleicht zu den festen Mauern der hier gestandenen Burg gleiches Namens, welche drei Jahrhunderte hindurch in der thüringischen Geschichte eine bedeutende Rolle spielte, deren Trümmern aber bereits dergestalt wieder in Trümmern versunken sind, daß wir sie nur noch unter den mit Moos und Bäumen bewachsenen Unebenheiten des Punktes vermuthen können, welcher noch den Namen Spatenberg trägt.*) Sic transit gloria mundus! rufen wir aus, wenden uns wieder nach Westen und verfolgen den leider auch hier noch nicht sehr gebahnten Fahrweg bergaufsteigend, bis sich derselbe auf der erstiegenen Höhe in eine links abführende gerade und breite Wald-Allee mündet. Indem wir jedoch im Begriff sind, diesen allerdings einladenden Weg einzuschlagen, vernehmen wir in einer kleinen Entfernung zu unserer Rechten fröhlichen Gesang und geselligen Jubel; wir folgen diesem uns stets willkommenen Ruf und befinden uns bald auf einem jener gelichteten Punkte des Göllner-Rückens, wo sich mit dem Blick in eine malerische Umgebung und großartige Fernsicht das Herz aufthut, und wo, in schweigsames Anschauen versunken, der Mensch von jedem Grad geistiger Bildung, unwillkührlich dem Gefühl seinen glänzenden Triumph über Alles, was der Sinnenwelt angehört, einräumen muß. — Wir stehen auf dem sogenannten Rondel, und begrüßen nahe unter uns die Stadt Sondershausen in ihrer ganzen Ausdehnung, das fürstliche Schloß, in dessen Hof wir Alles, was sich regt und bewegt, genau unterscheiden können; wir heißen die im Thale zur Linken sich wie ein Silberband herabwindende Wipper willkommen und begleiten sie unterhalb der Stadt nach Jecha und Berka hinunter, bis sie sich im weiteren Fortgange des Thalgrundes dem Blick entzieht. — Das ganze im Eingange dieser Schilderung bezeichnete

*) Mehr von der Burg Spatenberg wird Herr Hofrath Hesse in einem besonderen Artikel liefern.

Thal, von dem fernen Eichsfelde und der Grafschaft Hohnstein zur Linken bis an den Kyffhäuser und der goldenen Aue zur Rechten, der Frauenberg in der Gestalt eines ungeheuren Hühnengrabes, gleichsam als Wahrzeichen des Thales ganz in unsrer Nähe; der weiter im Halbkreis ausgespannte Mittelgrund mit seinem malerischen Wechsel von Fluren und Wäldern, Städten und Dörfern, und endlich der von dem Vor-, Ober- und Unterharz gezogene, sich in blauer Nebelferne mit dem Horizont verschmelzende Kranz; dies Alles und noch viel mehr, was sich nur fühlen, nicht beschreiben läßt, gibt ein Bild, an dessen Darstellung sich die Kunst wohl vergebens versuchen dürfte, was besonders in der Morgen- und Abendbeleuchtung in jeder Art reizend erscheint. Die Bewohner von Sondershausen sind aber auch stolz auf ihr Rondel; sie nennen es dem Fremden gewöhnlich zuerst, wenn er nach den schönsten Punkten der Gegend fragt und ziehen selbst in fröhlichen Caravanen, mit Speise und Trank beladen, oft die Anhöhe zum Rondel hinauf, um dort sich frei und ungestört zu fühlen und beim geistigen und physischen Genuß die Empfindungen des Gemüths über des Alltagslebens Treiben hinwegströmen zu lassen und der schönen, vaterländischen Natur ihr gebührendes Loblied zu singen. —

Doch, bei einem zufälligen Blick rückwärts von dem eben beschriebenen herrlichen Naturgemälde, mahnt uns die vorhin bemerkte regelmäßig in den Wald gehauene Allee an die Frage: wohin sie wohl führe? und wir erhalten zur Antwort, daß es der Weg zu jenem von dem Rücken der Hainleite hoch in die Luft hinaus ragenden isolirten Thurm sei, welcher der weiten Umgegend, den Bewohnern des Thüringer Waldes wie des Harzes gleichsam zum Signal dient und ihnen andeutet, wo sie Sondershausen zu suchen haben, der Weg zu dem Possen-Thurm und dem dazu gehörenden fürstlichen Jagdschloß gleiches Namens; — und wir würden höchst unrecht thun, wenn wir nicht Gebrauch von dem vor uns liegenden einladenden Wege machen und auch noch diese Merkwürdigkeit der Umgebung von Sondershausen in Augenschein nehmen wollten. —

Der Erbauer des Jagdschlosses zum Possen war Fürst Günther, welcher vom Jahr 1720 bis 1740 regierte, und die Zeit der Erbauung fällt ohngefähr in das Jahr 1736. Es liegt in einer schön bewaldeten Fläche auf dem Rücken des Bergzuges der Hainleite, etwa eine halbe Stunde von dem nach der Stadt gerichteten Kamme oder oberen Rande desselben. Der Ursprung des Namens zum Possen, wird folgendermaßen angegeben: Nachdem der Bau des erwähnten Jagdschlosses vollendet war, veranstaltete Fürst Günther daselbst ein Fest zur Einweihung, lud jedoch seine sich damals in Ebeleben aufhaltenden Stiefgeschwister, mit welchen er nicht in ganz gutem Vernehmen stand, nicht dazu ein. Demohngeachtet fand sich die fürstliche Stiefschwester Christiane Wilhelmine, welche sich fröhlichen Muthes über die obwaltenden Mißverständnisse hinwegsetzte, zu der Lustpartie ein und überreichte ein gleichsam zur Entschuldigung von ihr verfertigtes Gedicht, welches sich mit den scherzhaften Wor-

ten anfing: „Ich komme Euch zum Possen!“ — Fürst Günther nahm diesen Scherz wohl auf und suchte ihn dadurch zu verewigen, daß er das neue Jagdschloß, um dessen Benennung er eben verlegen war, zum Possen nannte. —

Der Platz, worauf das Schloß steht, beträgt an Größe gegen zwei Acker; das Hauptgebäude bildet mit den Neben- und Wirthschaftsgebäuden fast ein reguläres Viereck und das ganze enthält 1 Speisesaal, 16 Stuben, 22 Kammern, 2 Küchen, 1 Schlachthaus, 3 Keller, 4 Remisen, 2 Scheuern und 2 Ställe zu 57 Pferden.

Was aber den in einer kleinen Entfernung vom Schlosse ganz frei stehenden Thurm betrifft, so wurde derselbe erst im Jahr 1780 vom Fürsten Christian Günther erbauet, und zwar auf folgende Veranlassung: Während des Aufenthalts der Herrschaft auf dem Possen, soll in der Stadt Sondershausen mehrere male Feuerlärm entstanden sein, wovon man auf dem Possen gar nichts gewahr geworden. Um nun diesem Uebelstand abzuhelfen, wurde der Plan zu einem Thurme gemacht und ausgeführt, indem Sachverständige versicherten, daß man bei einiger Höhe dieses Thurmes die im Thale liegende Stadt völlig müsse übersehen können. Es sollte dann ein Feuerwächter auf den Thurm gesetzt werden, welcher die nöthigen Feuer-Signale geben könnte. Bald jedoch überzeugte man sich von gänzlicher Verfehlung dieses Zweckes, denn da der Thurm, wie schon erwähnt, nahe am Schlosse, von dem Kamme des Berges aber beträchtlich entfernt, die Stadt hingegen am Fuße des Berges liegt, so ist es natürlich, daß man vom Thurme aus wohl Alles was in einer Entfernung von 10 Meilen und darüber, aber nicht das, was in der nur eine Stunde entfernten Stadt vorgeht, wahrnehmen kann.

Die Höhe des Thurmes, welcher meist von Holz erbauet ist, beträgt 145 Fuß rhein. und von seinem platten, mit Blei belegten Dache, zu welchem man auf 213 Stufen gelangt, genießt man über die, einem grünen Wellenmeer gleichenden Baumwipfel des umgebenden Waldes hinaus, eine herrliche und ausgebreitete Fernsicht, und zwar hier in einem förmlichen Rundgemälde. Es würde überflüßig sein, die Punkte alle namhaft zu machen, welche sich hier dem überraschten Auge in einer so bedeutenden Fülle darbieten, und wir müßten fürchten, eine Wiederholung anderer Schilderungen aus der an schönen Aussichten so reichen Umgegend zu liefern.

An die Beschreibung dieses Jagdschlosses reihet sich von selbst die Erinnerung an die bei mehreren Fürsten Schwarzburgs vorherrschend gewesene Neigung zur Jagd. — Bald nach Erbauung des Possen-Schlosses wurde ein Wildgarten angelegt, dessen Umfang 3 Stunden betrug. Fürst Christian Günther ließ im letzten Viertheil des vorigen Jahrhunderts die ganze Hainleite umgattern; — der letztverstorbene Fürst aber, ließ das kleine Gatter um den Possen abnehmen und, da das große wandelbar wurde, dasselbe ganz neu herstellen, welches im Umfang 166,510 Fuß betrug; auch ließ derselbe im Jahr 1820 aus den auf dem linken Wipperufer gelegenen Wal-

dungen, mittelst sehr sinnreicher und großartiger Anstalten, unterhalb dem Dorfe Jcha, (wohl auch Berka) sämmtliches Hochwild durch die Wipper in dies eben bezeichnete Wildgatter treiben, welches seltenen, merkwürdigen Ereignisses, und der dabei stattgehabten Festlichkeiten sich noch mancher Einwohner von Sondershausen mit Vergnügen erinnert. Auch wurde in dem letzten Jahrzehend, der heruntergekommene Stand des Schwarzwildes wieder aufs neue begründet und dasselbe besonders in der Gegend des Possen sorgfältig gehegt. — Unter dem jetzt regierenden Fürsten wird zwar die Jagd noch zum Nutzen und Vergnügen gebührend gewürdiget und exercirt, allein keineswegs mit der früher darauf gerichteten Liebhaberei und unter den nöthigen, dem Zeitverhältniß angemessenen Einschränkungen.

Unter dem letztregierenden Fürsten diente das Possenschloß zugleich zur Wohnung eines Forstbeamtch, dem Fürsten selbst aber blieb es bis an sein Lebensende ein besonders angenehmer Aufenthalt, als wozu er es auch, nachdem er sich von den Regierungsgeschäften zurückgezogen hatte, bis zum 22. April 1837 benutzte, an welchem Tage er daselbst verschied und von da aus, seiner eigenen Verfügung gemäß, dann nach dem Schlosse Ebeleben gebracht und in dasigem fürstlichen Erbbegräbniß beerdiget wurde.

Jetzt steht der Possen unbewohnt und verödet, und es ist unentschieden, ob er später wieder zu seiner früheren oder irgend einer anderen Bestimmung wieder benutzt werden wird. —

Hast Du, freundlicher Leser, vorstehende Schilderung Deiner Aufmerksamkeit gewürdiget, so wird es Dir hoffentlich begreiflich geworden sein, daß es sich freundlich und gemüthlich in Sondershausen wohnen läßt, daß man gern, so wie ich, von den stürmischen Anklängen vielbewegter Vergangenheit hier ausruhet, und einen friedlichen Lebensabend hier zubringt. — Die Umgebung wird es Dir erklärbar machen, wo die Bewohner Sondershausens ihren heitern, lebenslustigen Sinn, ihre Heimathliebe hernehmen, und es wird Dich nicht befremden, wenn Dir mehr als an andern Orten aus dem kleinen Thale Musik und Gesang entgegen tönen, wenn wir in letzter Beziehung noch berücksichtigen, daß eine lange Reihe von Jahren der letztverstorbene Fürst den Genuß des wohlbesetzten Theaters allen schwarzburgischen Einwohnern frei gewährte und dadurch, wie durch die damit verbundenen Leistungen der Capelle, den Sinn und Geschmack an Kunst, Musik und Gesang, für Generationen begründete. — Nicht befremden kann Dich dies Alles, wenn Du erfährst, daß sich Sondershausen in der neuesten Zeit auf alle diese Beziehungen der erfreulichsten Einwirkungen von Oben erfreuet, daß von seinem geistig und körperlich in schöner und kräftiger Blüthe stehenden Fürstenpaare viel des Guten und Schönen ausgehet, mit dem sinnigsten und besten Geschmack der hier und da noch uncultivirten Natur zu Hülfe gekommen wird, und nichts unbedacht bleibt, was Sondershausen andern vielgerühmten Orten gleich stellen und ihm in der Geschichte der Gegenwart und künftigen Zeit einen wohlklingenden und ausgezeichneten Ruf begründen und verbürgen kann.

Im Irrthum würde man sich jedoch befinden, wenn man sich auf jede Weise in Sondershausen in die schöne Zeit des goldenen Zeitalters versetzt wähnen wollte; wenn man besonders glauben könnte, es herrsche ohne Ausnahme Glück und Freude, Ueberfluß und Wohlstand in seinen Räumen. — Nein, auch in unser lachendes Thal finden Sorgen und Trübsal den Weg, auch hier schreitet Mangel und Armuth kalt neben der Wohlhabenheit und dem Frohsinn einher, schlagen die Unvollkommenheiten des Irdischen, neben duftenden Lebensrosen Wurzel, wuchert Unkraut zwischen der reichen guten Saat; — aber es wird auch hier gemildert, was gemildert werden kann; Menschenliebe und Wohlthätigkeit wandeln mit dem angeborenen heitern Sinn und der Lebenslust Hand in Hand, vom regierenden Fürstenhause aus belebt, begünstiget und unterstützt, und außer den im Stillen wirkenden Beispielen dieser Art wird in kurzer Zeit am westlichen Eingange der Stadt ein erfreulicher Beweis dem Wanderer entgegen leuchten, wenn er an einem stattlichen Gebäude vorüberschreitet, zu welchem im Laufe vorigen Jahres die regierende Fürstin den Grundstein legte, und welches unter dem Namen „Mathildenpflege" außer einer Unterrichts- und Bildungsanstalt für eine große Anzahl unbemittelter Mädchen, auch eine schon längst sehr vermißte Verwahrungsanstalt für kleine Kinder armer Aeltern enthalten wird.

Möge diese aus möglichst verbürgten Quellen und aus dem Leben der Gegenwart gegriffene Schilderung dem Zweck dieser Blätter entsprechen, und dem Leser ein freundliches Bild von dem Orte geben, welcher die Wiege eines Unternehmens ist, das wir mit dem Beginnen des zweiten Bandes aufs neue der aufmerksamen Beachtung und Theilnahme aller Freunde von Thüringen und dem Harz empfehlen.

Friedrich von Sydow.

Steinbach.

Von Schweina nach Altenstein zurückgekehrt, wenden wir uns nördlich und besuchen zuerst das im orientalisch-arabischen Geschmack auf den Gipfel eines kräuterreichen Weideplatzes erbaute Fohlenhaus, und ergötzen uns noch einmal an dem herrlichen Halbpanorama der uns bekannten Landschaft und an den muntern graziösen Sprüngen und Bewegungen, so wie an der edlen Gestalt der grasenden Fohlen. Das fremdartige und doch freundliche Häuschen ladet zur Ruhe ein, und wenn wir auf diesem hohen, anmuthigen Punkte gerastet, steigen wir nach dem in zwei entgegengesetzten Thälern sich lang hinstreckenden Dorfe Steinbach hinab, das uns, romantisch zwischen Bergwald und grünen Abhängen gelagert, mit seinen weißen Häusern und dampfenden Essen freundlich begrüßt. Die Thäler des Kolmbaches (Kalmich, nach der Volksaussprache) und der Steinbach, die im Dorfe zusammenlaufen, sind ziemlich eng, und die Häuser meist an den beiden oft steilen Bergwänden einander gegenüber gebaut, was dem Orte ein sehr malerisches Ansehen gibt. Auf der letzten Höhe des zwischen den beiden engen Gründen hinlaufenden Bergrückens thront sonnig und die Thäler beherrschend die große schöne Kirche. Der den Berg sich hinaufziehende Gottesacker mit seinen zahlreichen hölzernen Denkmalen gibt diesem anziehenden Gebirgslandschaftsbilde noch einen besonders schwermüthigen Reiz. Die weißen Kreuze glänzen wie lauter aufgegangene Hoffnungssterne Friedensverheißungen in die Thäler herab, während sie mit ihren Spitzen bedeutungsvoll gen Himmel zeigen. Die Ruhestätten der Menschen sollten immer auf sonnigen Bergen sein, auf Bergen zu schlafen hat so viel Reizendes, Beruhigendes.

Steinbach hat als Fabrikort und wegen der durch Mundart, Sitten und Volksglauben ausgezeichneten Eigenthümlichkeit seiner Bewohner vorzügliches Interesse für uns. Der Ort hat nur wenig Ackerbau, und die Felder liegen auf steilen Berghöhen, wohin der Dünger von Frauen in Körben auf dem Rücken getragen wird. Meist gewinnt man auf höchst mühselige Art nur den nöthigen Kar-

tofselbedarf, und der Bewohner dieser Thäler ist auf das in seinen Bergen gewonnene Eisen gewiesen. Aber dieses Metall beschenkt seinen Bearbeiter mit keinen Schätzen. Diese fleißigen Leute sind zu den größten Entbehrungen, zum Loose der bittersten Armuth verdammt. Dafür hat ihnen ein gütiger vergeltender Himmel einen stets heitern Sinn gegeben. Der Eisenstein, der harte Ernährer der Steinbacher, bricht in den benachbarten Gruben im Attenrod, an der Waidleite, in der Klinge ꝛc. und wurde früher in zwei Rennfeuern geschmolzen; diese sind in neuerer Zeit in zwei Eisenhämmer umgeschaffen, auf welchen Roheisen und altes Eisen eingeschmolzen und zu Stabeisen gemacht wird. Das hier verfertigte Schmiedeeisen wird von den zahlreichen Messerschmieden und Lothschlossern verarbeitet. — Der Ort hat 269 Feuerstätten und gegen 1400 Einwohner, davon sind gegen 200 Messerschmiede, gegen 100 Schlosser, dann Bergleute, Feilenhauer ꝛc. Wenn man durch den Ort wandert, klappert einem aus den schwarzen Schmiedessen der Häuser der Fleiß rührig geschwungener Hämmer unausgesetzt entgegen, ein heimisches Getöse, das uns das süße Gefühl in die Seele ruft, daß wir unter thätigen, genügsamen, frohen Menschen sind. Denn der Frohsinn ist des Fleißes Zwillingsbruder und karger Lohn kann ihn nicht verscheuchen. Und wenn auch der reiche äußere Segen mangelt, es wohnt im Fleiße ein wunderbarer innerer Segen, eine wahre Zauberkraft, die das Herz frisch erhält und die Pulse beflügelt. Die Messer, deren jährlich für ohngefähr 60,000 Thlr. ausgeführt werden, sind von geringster Qualität und erhalten sich nur durch ihre beispiellose Wohlfeilheit auf dem Markte. Von gleicher Beschaffenheit sind die gefertigten Schlösser. Die Arbeiter theilen sich in Klingenschmiede, Beschaler, Schleifer und Zusammensetzer der Klappmesser. Das beschwerlichste und ungesundeste Geschäft ist das Schleifen in den Schleifkothen, deren hier sechs sind, und selten bringt ein Schleifer sein Leben höher als 40 Jahre. Die Schalen werden von Hirschhorn, Knochen und Holz gemacht. Das Unwesen aller Fabrikorte hatte sich auch hier eingenistet. Die Handelsleute, welche das Fabrikat ins Ausland vertrieben, bereicherten sich auf Unkosten des Fabrikanten, und bielten diesen, der aus Noth um jeden Preis verkaufen mußte, in eisernem Druck nieder. Deshalb bildete sich vor zehn Jahren zur Abhülfe dieses Uebelstandes und zum Besten der ärmsten Arbeiter ein Hülfsverein, aus ihrer Mitte, ein Commissionscomptoir, wohin die Messerschmiede einen Theil ihrer Fabrikate liefern und von wo sie das Material beziehen. Der besoldete Faktor kauft und verkauft und legt dem Verein Rechnung ab. Weil aber keine Fonds da sind, die dagegen den Handelsherrn zu Gebote stehen, so hat die Sache nicht recht in Schwung kommen wollen.

In Bezug auf Volkseigenthümlichkeit als Idiom, Sitten und Kostüm zeigt Steinbach eine unverkennbare Verwandtschaft mit Brotterode und Ruhla, und diese drei großen Ortschaften, die nur durch Nuancen verschieden sind, tragen einen so scharf ausgeprägten

Typus, daß ihnen in der ganzen Gegend nichts gleicht. Man sieht sogleich, daß sie zu einem Stamme gehören und zwar zu einem im grauen Alterthum in diese Berge eingewanderten; denn wären sie Ureinwohner, so würde ihre Eigenthümlichkeit über mehre Orte verbreitet und mit der der übrigen Walddewohner der Gegend homogen sein. Auch deuten alte Sagen deutlich genug auf eine frühe Einwanderung hin, die bald Tyrol, bald den Harz das Stammland der drei verwandten Orte nennen. Das Idiom deutet mehr auf den letzteren*).

*) Ueber dieses Idiom, so wie über Kostüm und alte Gebräuche dieser drei Orte werde ich mich im Artikel Ruhla weitre auslassen.

L. Storch.

Die Luthersbuche und der Luthersbrunnen.

Von Steinbach steigen wir nordwestlich zu einem alten merkwürdigen Baume und einer klaren Bergquelle in seiner Nähe, die die Sage zu Zeugen der scheinbaren Gefangennehmung und Entführung Luthers auf die Wartburg macht. Luther, vom Reichstage zu Worms kommend, wo er so kühn für seine Ueberzeugung gesprochen, und wo das Gewitter zu seinem Verderben sich zusammenzog, besuchte auf der Rückreise seine Verwandten in Möhra. Nach mehrtägigem Aufenthalte wollte er über Altenstein und Waltershausen, Gotha ꝛc. weiter. Er brach Mittags den 4. Mai (1521) von Möhra auf, von seinen Verwandten bis über Altenstein begleitet. Diese hatten kaum von ihm Abschied genommen, als — eine halbe Stunde über Altenstein — zwei Ritter (Burkhard von Hund und Hans von Berlepsch) mit geschlossenem Visir nebst drei Knechten aus dem Walde hervorbrachen, Luthern vom Wagen nöthigten und auf ein Pferd hoben. Luther war jedenfalls von diesem vom Kurfürsten Friedrich dem Weisen angeordneten scheinbaren Ueberfall vorher unterrichtet. Seinen Bruder Jakob, der mit ihm, Nicolaus von Amsdorff (damaligem Professor in Wittenberg, später protestantischer Bischof zu Naumburg und zuletzt Superintendent zu Eisenach) und Friedrich Mecum, Pfarrer zu Gotha auf dem Wagen saß, überkam so große Furcht, daß er herabsprang und in den Wald lief; erst am Abend langte er in Waltershausen an. Die beiden andern kehrten mit dem Möhra'schen Geschirr voller Schrecken zurück. — Der Ueberfall geschah wahrscheinlich zu Ende der sogenannten Sandhohle, über den kleinen Bach (Kolmbach) hinüber, zu Anfang der Waldhöhe, der Eselskopf genannt. Dieser einfachen historischen Thatsache hat sich die Sage bemächtigt, und sie auf ihre Weise mythisch umgebildet und ausgeschmückt.

Luther, erzählt sie, hielt die Ritter für Räuber oder Katholische, die ihn entweder plündern oder gar ans Leben wollten. Die verkleideten Ritter rissen den Doctor aus dem Wagen und schlugen auf seine Begleiter, daß diese davon liefen. Doctor Luther war über

diesen Ueberfall so sehr erschrocken, daß er nicht fortkonnte. Er mußte sich niedersetzen, um eine Zeit lang auszuruhen, und wählte dazu ein weiches schönes Plätzchen unter einer hohen schattigen Buche, die am Wege stand. Zu gleicher Zeit empfand er einen heftigen Durst und sah sich nach einer Quelle um. Da er aber in der Nähe keine entdecken konnte, so stieß der Gottesmann mit seinem Stabe in den Boden, und siehe eine helle Quelle sprudelte hervor, wie einst aus dem Felsen, an welchen Moses mit seinem Stabe geschlagen hatte, ein ähnlicher Born hervorgesprungen war. Luther trank und setzte dann seinen Weg mit den Reitern weiter fort nach dem Gebirgskamme zu. So kamen sie hoch oben bis nach Glasbach (eine Wüstung und Waldwiese) wo ebenfalls ein trefflicher Born quillt. Hier konnte Luther nicht weiter. Ermüdet und unwillig setzte er sich auf einen Granitblock am Wege. Und als die Ritter ihn zum Weitergehen antrieben, sprang er von edelm Zorn erfüllt, auf den Stein, stampfte mit dem Fuße heftig darauf, und rief: Ich gehe nicht weiter! Sagt, was ihr mit mir vorhabt. Wollt ihr mich berauben oder gar tödten, so thut hier, was ihr nicht lassen könnt. Aber ihr bringt mich keinen Schritt weiter. — Und siehe, ein neues Wunder hatte sich begeben, sein Fuß war in den harten Granit gedrungen und hatte sich abgedrückt. Da hoben ihn die Reiter auf ein Pferd und zogen mit ihm die Kreuz und Quer im Walde herum bis es Nacht wurde. Ja sie rissen ihren Pferden die Hufeisen ab und schlugen sie verkehrt wieder auf, um jeden, der sie etwa verfolgen sollte, irre zu leiten. Endlich, als es schon dunkel war, und sie auf dem Rennstieg der Wartburg zu ritten, gaben sich die Reiter dem Doctor Luther zu erkennen; da warens die Ritter vom Altenstein und der Wartburg, und sagten ihm, daß sie ihn auf Befehl des Kurfürsten so heimlich hätten aufheben müssen, weil ihm die Katholischen nach dem Leben strebten, und sollten ihn auf die Wartburg in Sicherheit bringen.

Die Buche, unter der Luther damals geruht, wurde die Luthersbuche genannt, die Quelle, die er dem Boden entlockt, der Luthersbrunnen, die Fußstapfe, die er in den Stein gedrückt, der Luthersfuß; und so heißen sie noch heute, wo noch alle drei zu sehen sind.

So hat die gütige Sage, die sanfte, phantastische Verherrlicherin auf diesem einen Berge die beiden Lichtträger Deutschlands wunderbar verherrlicht. Bonifacius Namen hat sie einem Felsen, Luthers Namen einem Baume, einer Quelle und einem Steine aufgeprägt, und sie werden ihn auf die Nachwelt dieser Thäler mit mehr Sicherheit übertragen, als Bücher und Geschrift. Die Luthersbuche steht auf einem kleinen grünen Bergplan in der Kolmbach (Kalmich, Thalgrund), zwischen dem Eselskopf und Mühlberg, über dem Katzenstein, ohngefähr 600 Schritt vom wahrscheinlichen Orte des Ueberfalls, eine gute halbe Stunde von Altenstein. Sie ist jetzt alt und morsch und durch und durch hohl. Der Untergang hat ihr schon oft gedroht, aber eine unsichtbare Hand hat sie jedesmal gerettet und

geschützt. Man erzählt, daß die katholischen Wallfahrter, die hinauf nach der sogenannten Wallfahrt (wovon nachher die Rede sein wird) zogen, oft schon Feuer an die Buche gelegt hätten, um sie zu verbrennen. Dies soll noch vor ohngefähr zehn Jahren geschehen sein. Aber jedesmal hat der Himmel Leute dazu geführt, die das Feuer wieder löschten. Vor ohngefähr nicht ganz hundert Jahren, als gerade der Schlag im Mühlberg war (d. h. als die dortige Waldung gefällt wurde), hatte der Förster bereits auch die Luthersbuche angewiesen, und sie sollte eben niedergehauen werden, als ein Mann aus Steinbach, Andreas Malsch, dazu kam, und die Buche für die Waldtaxe kaufte, um sie vom Untergange zu retten. Diesem einfachen Manne hat man also die Erhaltung dieses alten ehrwürdigen Sagenträgers zu verdanken. Seine Nachkommen leben noch in Steinbach und ihnen gehört eigentlich die Luthersbuche, die ihr Großvater für sein Geld gekauft hat. —

Zur dreihundertjährigen Feier der Uebergabe der Augsburgischen Confession ließ der für alles Gute und Schöne wahrhaft erglühende Herzog von Meiningen die Quelle des Luthersbrunnen durch geschmackvolles Mauerwerk schmücken, und veranstaltete am Festtage bei der Buche eine angemessene religiöse Feierlichkeit, an welcher sowohl der Hof, als auch die Badegäste Liebensteins und die Bewohner der Umgegend Theil nahmen. Da hallte durch den klassischen Wald der fromme Gesang einer Menge die, gleich ergriffen von der kirchlichen Bedeutung des Tags, wie von den historischen Erinnerungen des Orts, das Andenken an diese Feier heilig halten wird.

In einem alten Kirchenbuche zu Schweina liegt ein einzelnes ausgerissenes Blatt, auf welchem ein dasiger Geistlicher Namens Hattenbach folgende denkwürdige Worte aufgezeichnet hat: „Ao. 1521 Sonnabend nach Cantate den 4. May, Nachmittag zwischen 4 und 5 Uhr, ist der Hr. D. M. L. allhier zu Schweina durchgefahren, da er von Worms kommen, und ¼ Meil überm Altenstein bei dem Luthersbrunn uf Landstraße nach Waltershausen gefangen und auf Wartburg geliefert worden." — Nach der Luthersbuche erwähnen wir billig eines zweiten uralten Baumes dieser Gegend, den die Sage ebenfalls mit dem Namen des unsterblichen Geisteskämpfers in Verbindung setzt; es ist die vom Alter schwer gedrückte große Linde zu Möhra. Unter ihrem weiten Blätterdache predigte Luther, der Sage nach, im Jahre 1521, als er, von Worms kommend, seine Verwandten hier besuchte, und die kleine Kapelle die Menge der hinzuströmenden Zuhörer nicht fassen konnte. Dieser heilige Lindenbaum hat nur noch die Hälfte seines Stammes aufzuzeigen und ist fast von der Schale entblößt; dennoch treiben ihre starken Aeste immer noch junge Zweige und jeder Frühling umhüllt sie mit neuem kräftigen Blätterschmuck. Und so gleicht sie Luthers Lehr und Wort, das einst unter ihr getönt. Segne der Himmel Buche und Linde noch lange und lasse ihres Grüns und ihrer Erinnerungen auch unsere Enkel sich erfreuen! — Es ist überhaupt rührend, wie die Sage, die ewig junge Volkslehrerin, dankbar bemüht gewesen ist,

Luthers unsterblichen Namen in diesem — dem schönsten Theile des Thüringerwaldes zu verherrlichen. Die Wartburg mit ihrer nächsten Umgegend, Schmalkalden, Tambach (auch hier ist ein Luthersbrunnen, dessen Wasser die Steinschmerzen des Reformators geheilt haben soll), Möhra und Altenstein geben davon Zeugniß. Möchten wir und unsere Nachkommen treu bewahren, was sie uns freundlich überliefert hat!

Von hier haben wir noch eine kleine Stunde bis zum letzten romantischen und zugleich höchsten Punkte des Altensteiner Bezirks zu wandern, zum Gerberstein, und wir müssen ziemlich steil empor bis zum Gebirgsrücken. Der Berg, den wir zu ersteigen haben, ist der Eselskopf. Unser Weg ist die alte Waltershäuser-Altensteiner Landstraße, mit welcher oben der Rennstieg eine Strecke lang zusammenläuft. Rechts etwa 100 Schritte von der Straße erhebt sich mitten in dichter Laubwaldung die chaotisch zerklüftete, wild romantische Felsenmasse, deren Name Gerberstein eine Corruption von Gebirgsstein ist. Diese imposanten Felsentrümmer bestehen aus Granit und sind nach allen Seiten hin in schauerlicher Unordnung über einander geschleudert und besonders in senkrechter Richtung von tiefen Klüften durchsetzt. Diese Felsenruine war gewiß in der Vorzeit eine vereinte hochaufragende Masse, ein weitschauender Obelisk; man sieht es den ungeheuern Granitblöcken an, daß sie von einander gesprengt worden sind. Aber welche Kraft konnte diesen Riesen in solche Trümmer zerbrechen? Gewiß nur die einer Alles bezwingenden Erdrevolution, eines furchtbaren Erdbebens. Wenn man in die zerstörte Felsencolonnade tritt, durchdüstert einen der Gedanke, daß die Grundvesten der Erde einst so übereinander stürzen werden, wie diese Granitveste. Zwischen den einzelnen Felssäulen und Blöcken, von denen manche 30 bis 40 Fuß hoch empor starren, andre abgebrochen oder so geneigt sind, daß sie den Umsturz drohen, ist nicht bequem zu wandeln, denn mächtige Farrenkräuter wuchern zwischen ihnen empor; dagegen kann man die Spitzen mehrer der höchsten Kegel ohne besondere Schwierigkeit erklimmen und genießt von ihnen aus eine wundervolle Aussicht auf langgestreckte tiefe Bergwaldungen, in kleine grüne Thäler dazwischen, vorzüglich nach der nahen Ruhla zu; östlich der majestätische Inselberg, nördlich und westlich nichts als aneinander gereihete waldige Berghäupter, kein Haus, keinen Kirchthurm; nach Südwesten ein Paar Blicke ins Werrathal und darüber wieder ferne Bergketten der Rhön des Meißner und anderer hessischen Berge. Ein eigenthümlicher Genuß tiefster Waldeinsamkeit und Ruhe; selten dringt ein Ton auf diesem Felsenhut in unser Ohr, es müßte denn der Schrei eines Raubvogels sein; wir wähnen uns plötzlich in eine wilde waldige Einöde versetzt und die Menschenwelt fern mit ihrem kleinlichen Treiben. Von meinem Vaterhause (in Ruhla) hatte ich kaum mehr als eine halbe Stunde bis zum Gipfel des Gerberstein und mein Weg führte durch das schönste,

von einem murmelnden Quellgerinne durchhüpfte Wiesenthal am Waldesſaum unter dem ſchattigen Obdach ſchöner Buchen hin, und ich wandelte ihn oft nach jener Felſentrümmerwelt, in der ich mich glücklich fühlte. O wie hob ſich mein junges Herz auf dieſen Steinklippen, wie weckte dieſe wild romantiſche Felſenpracht die ſchlummernden Liederkeime in meiner Bruſt und trieb die erſten kindlichen Blüthen! Wenn ich mein Auge über die mir bekannten und verwandten Berge, über die Wälder, mein ſtilles Paradies, hinſchweifen ließ, kam mir immer Göthe's zartes Gedicht, das ich damals ſchon kannte, in den Sinn:

„Ueber allen Gipfeln iſt Ruh',
In den Wipfeln ſpürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vöglein ſchweigen im Walde;
Warte nur, balde
Ruhest du auch."

und ich weinte Thränen des mächtigſten und tiefſten Gefühls, das eine Knabenbruſt durchglühen kann. — Die häuslichen Verhältniſſe meiner Jugend waren rauh und trübe; mein Vater ſtarb, als ich ſieben Jahr alt war, mit ihm — ach, ſchon ſo früh! — mein harmloſes Kindesglück; ich mußte von nun an viel bittres Leid erfahren, ich mußte manchen herben Kelch mit dem Bodenſatz leeren und der Mangel grinſ'te mich ſogar mit ſeiner höhniſchen Grimaſſe an. Aber ein gütiger Himmel hatte mir früh eine wunderbar herrliche Fee zur Begleiterin gegeben, die Phantaſie. Sie führte mich an ihrer weichen Hand in die Wälder, auf die Berge und die Felſen meiner Heimath; ſie entſchädigte mich für die gemeine Noth mit dem Himmelsglanz der Poeſie, den ſie mir freigebig in die Seele warf, mit purpurnen Abendröthen, aus denen Liedergedanken als leuchtende Sterne aufſtiegen. In der hehren, ſchweigenden Einſamkeit des Gerberſtein hat ſie mich mit Seligkeiten überſchüttet, während mir im Vaterhauſe ein beſcheidenes Jugendglück verſagt war. Aber das iſt des Himmels bitter-ſüße Fügung. Die an den Brüſten der Poeſie, gleich dem jungen Herkules, junoniſche Milch trinken, denen wirft meiſt das Leben Mühen und Drangſal in den Weg, in weſſen Seele früh der zündende Funke der Poeſie fällt und zu Flammen auflodert, für den nährt der häusliche Heerd gar oft nur dürftiges Feuer.

„Zwei Blumen blühen für den weiſen Finder.
— — — — — — — — — —
Wer eine dieſer Blumen brach, begehrt
Die andre Schweſter nicht."

L. Storch.

Sagen von Altenstein und der Umgegend.

Das romantische Altenstein mit seiner nächsten Umgegend, ist, seiner Natur nach, ein sehr fruchtbares Sagengebiet. Je steiler die Bergwände, je einsamer die Waldungen, je tiefer die Thäler, desto üppiger die duftende Sagenblüthe, desto farbenprächtiger ihr glänzender Stern. Dazu kommt die bereits erwähnte, aus grauer Vorzeit stammende, scharf ausgeprägte Volksindividualität der Bewohner dieser Gebirgsgegend, die an Wunder- und Aberglauben eben so fest hängt, wie an Idiom und Sitte; ja diese beiden sind eben so gut Sagenträger, wie Fels, Berg und Wald. Aber die letzten Zeiten dieses interessanten Typus sind gekommen, moderne Bildung, die in die Thäler dringt, greift das Gepräge ab, die Poesie der Sage flieht trauernd aus dem Dunkel der Wälder, aus der Einsamkeit der Thalgründe, verdrängt vom Lichte der gespreizten Aufklärung, und wenn wir nicht in Schrift und Buch bannen, was sonst als freier poetischer Geist diese Thäler wie Bäche durchfluthete, diese Höhen wie Vögel umkreiste, so würden die Nachkommen bald nichts mehr wissen von dem wunderbaren Glauben und den Sagendichtungen der Altvordern. Es ist das untrügliche Zeichen des Abwelkens der Sagenblüthe, daß man im Volke anfängt sich ihrer zu schämen und philosophische Betrachtungen darüber anzustellen, daß ja das Alles nicht wahr sein könne und daß die Vorfahren doch recht kindisch albern gewesen wären, an dergleichen Abgeschmacktheiten zu glauben. Gewöhnlich hört man, wenn man einer Sage nachforscht, jetzt schon die Versicherung von allen Seiten, daß man an „das alte dumme Zeug nicht glaube," und die Furcht vom Sagenforscher für abergläubisch gehalten zu werden, verschließt den Leuten den Mund. Die Verblendeten wissen nicht, welch einen Schatz sie wegwerfen und wie viel unächtes Gut sie dafür eintauschen. Ich weile jetzt immer mit wehmüthigen Gefühlen unter den Bewohnern dieser Gegenden, die ihr Ohr der flüsternden Sagenpoesie zu verschließen anfangen, um es dem trübseligen Geschwätze der Politik zu öffnen.

Daher verdient unser thüringischer Sagenwart Ludwig Bechstein, der gemüthliche, gefeierte Dichter, den größten Dank dafür

daß er wie eine fleißige Biene unser schönes Thüringen durchschwärmt und aus den Blüthenkelchen der Sage das Honig in seinen Sagenschatz sammelt. —

Jäger-, Hirten- und Bergmannssagen sprossen hier so reich und zahlreich, wie die Waldblumen, hervor; es ist kaum möglich, sie alle zu sammeln, und da die meisten sich ziemlich gleich sehen, so ist wenigstens hier der Ort nicht, sie alle niederzulegen. Einige ausgezeichnete mögen genügen. Vorzüglich fruchtbar ist die Teufels- und Hexensage. Wie ein schauerlicher Ton klingt sie durch die Thäler, haftet an Fels und Berg, Wiese und Quell, und spielt doch auch, wie bereits erinnert, ins Naive und Komische hinüber. Der Hexenglaube war hier so stark, daß der Volksmund das Dorf Steinbach mit dem Namen Hexensteinbach (Hexensteimich) belegt hat zum Unterschied von dem Marktflecken Steinbach-Hallenberg. Einige historische Daten werden ein erklärendes Licht auf diese düstern Partien der lokalen Sagenschöpfung werfen. Vom Jahre 1628 bis 1699 sind in Schweina achtzehn Personen theils aus dem Orte selbst, theils aus Steinbach und Gumpelstadt hingerichtet worden. Mit Hinweglassung der Namen lauten die einzelnen Fälle im Sterberegister des Kirchenbuchs wie folgt. 1628 den 18. Juni Nachmittag ist eine Frau aus Steinbach nach der Tortur gestorben, weil sie beschuldigt wurde der Hexerei, und daß sie ein kleines Mädchen gelehrt habe, Flöhe zu machen, und es haben Schöpfen und Scharfrichter ausgesagt, ihr sei das Genick gebrochen worden*) „Ist den 12. mit Feuer verbrannt worden." — 1629 den 7. Aug. eine Frau aus Gumpelstadt wegen Hexerei verbrannt. — eo. ann. den 23. Octob. sind 5 Weiber wegen Hexerei auf einmal verbrannt worden. — eo. ann. den 23. Decbr. Ein Mann aus Gumpelstadt desgleichen, welcher aber verstockter und unbußfertiger Weise, ohne Erkenntniß seiner Sünden und ohne Empfang des heiligen Abendmahls dahin gefahren. Denselben Tag wurde auch eine Frau verbrannt, die sich aber bekehrte. — 1659 den 16. Sept. eine Frau von Steinbach verbrannt. — 1664 den 17. März eine Frau, nachdem sie fast ein halbes Jahr wegen Hexerei in Verhaft gewesen, erst im peinlichen Verhör bekannt, dann widerrufen, bis sie endlich durch lose Praktiken des Nachts aus dem Gefängniß gebrochen, des Morgens gesucht und unter dem Hohlenstein todt gefunden worden, wurde vom Henker hinausgeschleppt und auf dem Galgenberge begraben. — eo. ann. den 9. Dec. ist einer alten Frau von Gumpelstadt, nachdem sie der Zauberei peinlich ist verhöret worden, aber nichts gestanden, bald nach vollbrachter und ausgestandener Tortur von dem leidigen Satan das Genick zerbrochen worden. Wurde vom Henker den 17. auf einem Mistkarren hinausgeschleppt und auf dem Galgenberg begraben. — 1671 den 14. Febr. eine Frau von Steinbach wegen bekannter Hexerei nach Urthel und Recht verbrannt. — 1673 Eine Frau, genannt **Teufels-Barb**, ist wegen Zauberei eingezogen

*) Versteht sich: Vom Teufel.

worden, und da sie auf der Tortur hartnäckig geläugnet, hat ihr der Teufel 2 Stunden nach der Tortur den Hals gebrochen. Hat bekommen sepulturam asiniam und ist vom Scharfrichter auf den Galgenberg geschleppt worden. — 1697 den 29. April, eine Frau, Brannt-Ann genannt, durchs Schwert gerichtet und verbrannt. — 1698 den 21. Mai ein Mann aus Steinbach, weil er Spiritus familiaris gehabt, auch ein Ehebrecher und Zauberer gewesen, verbrannt. Stellte sich sehr bußfertig an. — eo. ann. den 6. Sept. eine Frau, von einigen Schickenkäth genannt, wegen gestandener Hexerei durchs Schwert gerichtet. Der Scharfrichter that an ihr die erste Probe, und brachte auf einen Hieb den Kopf vom Rumpf, aber das Schwert, mit welchem schon mehr als 100 hingerichtet worden waren, bekam zum erstenmal drei große Lücken, woraus man schloß, sie habe einen härteren Tod verdient. — 1699 wurde wieder eine arme Hexe geköpft und verbrannt.

So zieht sich der in seinen Folgen so gräßliche Glaube an Hexen wie ein blutiger Faden durch das ganze siebenzehnte Jahrhundert und wirft seinen rothen Schein auch in das achtzehnte herüber. Die Sage hat diese traurigen Thatsachen hernach nur, nach ihrer Art, phantastisch überkleidet und ausgeschmückt; denn alles, was erschütternd in das menschliche Gemüth tritt, ergreift sie und schafft es zu ihrem Eigenthum um. Sie macht die Stoffe flüssig und gießt sie in die ihr eigenthümlichen Arabeskenformen. So behauptet sie denn, daß der Lobberg bei Steinbach seinen Namen von dem Umstande habe, weil auf ihm die Hexen zum Lobe Gottes verbrannt worden seien, und auf dem Platze, der der Hexenplatz heiße, wachse kein Gras. Dort, wo weißschimmernder Schwerspath bricht, halten die Steinbacher Hexen ihre Festtänze; die Schweinaer dagegen tanzen im sogenannten Hopfgarten, deshalb auch Teufelsgarten genannt. Allgemeine Hexen-Tänze und Sabbathe von Hexen aus der ganzen Umgegend werden auf dem Katzenrasen unter einer großen Buche gehalten, die davon den Namen Tanzbuche hat.

Als Beispiel naiver Teufelssagen diene diese:

> Der alte Schmidte-Sömme (Schmieds Simon) in Steinbach, eine dort fast mythisch gewordene Person, von welcher eine Menge Sagen im Schwunge sind, war ein braver, furchtloser Wilddieb und das Haupt vieler gleichen Gesellen. Eines Nachts sitzt er am Frauenberg und lauert auf ein Wild. Da sieht er plötzlich den Teufel auf einem Fasse durch die Luft reiten nach Steinbach zu. Hurtig schießt der Alte nach dem Reiter und trifft ihn ins Bein, daß er das Faß fallen lassen muß, welches entzwei brach. Es war Branntwein darin.

Jenes naive, zuweilen komische Element haben auch die vielfachen Sagen vom Biereſel, die sowohl in Steinbach, als Brotterode und Ruhla vorkommen, und bei bunten Variationen doch alle darauf hinauslaufen, daß lüderlichen Männern, die zu lange im Bierhause zechen, auf dem Heimwege ein Gespenst in Gestalt eines Esels aufhockt, das sie tragen müssen, und welches bei jedem Schritt schwerer

wird, bis ſie unter ſeiner Laſt zuſammenbrechen, und ſchwere Krankheit oder gar den Tod davon haben. Ganz gleicher Natur iſt die Sage vom Freiersmännchen in Steinbach. Wenn die Steinbacher Burſche ſonſt in die benachbarten Dörfer auf die Freit (Heirath) gingen und dadurch die eingebornen Jungfrauen gewiſſermaßen verachteten, ſo erlebten ſie auf dem Heimwege ſeltſame Abenteuer. Nach dem erſten Beſuche bei einer fremden Schönen ſah ſich der Schuldige plötzlich von einem graugekleideten Männchen mit einem großen Stock und dreieckigen Hute begleitet, das ihm in einer Entfernung von ohngefähr zwanzig Schritten nicht von der Seite wich, er mochte laufen oder ſtill ſtehen, und beim Dorfe verſchwand. Ließ ſich der heirathsluſtige Burſche einfallen, einen zweiten Werbegang nach dem andern Dorfe zu machen, ſo blieb's nicht bei der bloßen Begleitung des grauen Männchens; er erhielt auch rechts und links derbe Backenſchläge bis ans Dorf und ſah Niemanden, der ſie ihm reichte, ſo daß er meiſt halb todt heimkam. Wagte nun gar der Frevler den dritten Gang, ſo waren mit der Begleitung des kleinen grauen Ungethüms Stockſchläge und Steinwürfe verbunden, daß er mit Löchern im Kopfe heimkam. Fruchtete aber auch dieſe Lection nicht, ſo fand man am Morgen nach dem vierten Freiersgang den Schuldigen todt am Wege. Das Freiersmännchen hatte ihm den Hals umgedreht.

Proben dortiger Bergmannsſagen ſind folgende:

Ein Häuer, der im Reginaſchacht bei Glücksbrunn ſchürfte, glaubte an einer in ſeiner Nähe ſtattfindenden Bewegung, ein Steiger käme zu ihm gefahren. Da aber Niemand kam, drehete er ſich auf dem Sitzſtock und erblickte einen Berggeiſt in Menſchengeſtalt, der das Geſicht ſtarr nach ihm gewandt hielt. Die Geſtalt hatte das Aeußere eines Bergobern und war mit einem ſchwarzen Hute, grünem Oberkleid mit Manſchetten, ſchwarzen Beinkleidern, Schuhen und weißen Strümpfen bekleidet; übrigens hatte ſie ein ſchönes Antlitz, helle Augen und ſtieß in der Firſt an, wo das Ort fünf Schuh hoch war. Der Häuer wagte aus Furcht nicht den Geiſt anzureden und arbeitete emſig weiter; als die Erſcheinung alſo einige Zeit ſtill geſtanden hatte, fuhr ſie mit ihrem hell flammenden Grubenlicht wieder von dannen. Hätte der Bergmann ſie mit „Glück auf!“ begrüßt, ſo wäre er gewiß ſehr glücklich geweſen.

Einige Burſche, die auf dem Schacht am Acker neben dem „Segen Gottes“ einfuhren, gewahrten plötzlich einen ungewöhnlich hellen Schimmer und gleich darauf eine Geſtalt, die die Strecke daher gefahren kam, ſo groß, daß ſie gebückt, wie ſie ging, mit dem Rücken in der Firſt anſtrich. Sie hielten dieſelbe für einen Bergofficianten. Aber als die Erſcheinung näher kam, ſahen die Burſche mit Entſetzen, daß es die fürchterliche Geſtalt eines Berggeiſtes in Grubenkittel, Kniebügel an den Beinen, ſchwarzen Schieshut auf dem Kopfe, große glänzende Augen und ein Grubenlicht in der Hand

war, und Hals über Kopf eilten ſie wieder aus dem Schacht, der vom Licht des Geiſtes faſt zur Hälfte aufwärts erhellt war. —

Ein junger Bergknapp aus Steinbach wollte einſt Morgens ſeinen Schacht auf der Windleite befahren. Als er in die Nähe kam, ſah er eine Menge winziger Bergmännchen an der Winde Geſtein aufziehen, das andre geſchäftig zerklopften. Er trat hinzu und die Geiſtchen ſtürzten ſich vor ſeinen Augen in den Schacht, der krachend hinter ihnen zuſammenbrach. Voll Grauſen über das Geſehene ging der Burſche in die Ruhl und that ſich dort zu einem Meſſerſchmidt in die Lehre, denn er wollte nimmermehr ein Bergmann bleiben. Durch ihn wurde das Handwerk der Meſſermacher nach Steinbach verpflanzt und der Bergbau nahm allmälig ab.

Am Löge oberhalb Steinbach ging ein goldner Hirſch, der plötzlich erſchien und eben ſo verſchwand. Viele Leute haben ihn geſehen. Der Hirſch zeigt eine ſtarke Goldader an. Die Herren Trier ließen dort einſchlagen, aber die aufgethane Grube bald wieder zum Erliegen kommen, weil die Ausbeute ſich nicht bald zeigte. Damals ließ ſich der Hirſch alle Abende ſehen und lief ängſtlich hin und her. Hätten die Herren Trier nur noch eine kleine Strecke gegraben, ſo würden ſie die Goldader gefunden und unermeßliche Schätze ausgebeutet haben.

Hirten- und Jägerſagen haben meiſt auf Wüſtungen und Waldwieſen verſetzte Schätze zum Gegenſtand; die rohe Begierde des gemeinen Mannes nach Gold wird in der Sage poetiſch verklärt, und die Fülle des glänzenden Sagengoldes entſchädigt den Armen für die Entbehrung des wirklichen. Ueberall treten in dieſen Bergen die geheimnißvollen, unerklärlichen Venetianer auf, die ungeheure Reichthümer von hier forttragen und zuweilen zum Dank einem Eingebornen den Schlüſſel der unterirdiſchen Schätze ſchenken, der von dieſem aber ungeſchickt gebraucht wird, ſo daß ſelten etwas davon in dieſen Thälern bleibt. Dergleichen Sagen ſind:

Schmidte-Sömme, der Steinbacher, war den Venetianern befreundet, die ihm zuletzt ihr Vertrauen ſchenkten und ihn mit auf ihre geheime Gänge nahmen. Einſt führten ſie ihn in eine Höhle am Inſelberg, welche nur mit der Wünſchelruthe erſchloſſen werden kann. Anfangs iſt ſie ſo enge, daß man kaum auf dem Bauche hineinkriechen kann, dann erweitert ſie ſich und man kommt an ein düſtres breites Waſſer, über welches eine große Schlange quer über liegt. Sie ſpeit dem Nahenden aus emporgeſtrecktem Kopfe Feuer und Dampf entgegen; denn ſie iſt die Hüterin des drüben verſetzten Schatzes. Will man hinüber, ſo muß man der Schlange auf den Kopf treten, die ſich augenblicklich in eine bequeme Brücke verwandelt. Nun kann man hinüber und ſich drüben Golderde nehmen, ſo viel man will.

Es iſt alte Sitte, daß die Dorfbewohner am goldnen Sonntag ins Gebirge luſtwandeln. Auf ſolchem Gange kamen einige Stein-

bacher plötzlich an eine ihnen unbekannte Höhle, vor welcher Ranzen, Hüte und Stöcke lagen, und sie vermutheten, diese Sachen möchten Venetianern angehören, welche drinnen Gold hielten. Aus Lust zum Schabernack, die den Steinbachern, Ruhlern und Brotterödern eigen ist, nahmen sie die Sachen an sich und versteckten sich im nahen Wald, um sich an der Verlegenheit der Eigenthümer zu weiden. Diese kamen aber nicht aus der Höhle und die Steinbacher schliefen aus Langeweile ein. Als sie erwachen, sehen sie sich in einer ganz fremden Gegend; die Menschen, die ihnen begegnen, verstehen sie nicht und reden eine ihnen unverständliche Sprache, sind auch gekleidet, wie sie noch niemals gesehen. Endlich kommt ein alter Mann, der in ihrer Sprache mit ihnen redet; diesem klagen sie ihre Noth und er verspricht ihnen zu helfen, wenn sie ihm schwören wollten, dergleichen Schabernack ferner zu unterlassen. Dies geschieht, und er führt sie nun in einen nahen Wald, heißt sie da seiner warten und geht. Sie warten und warten und schlafen endlich wieder aus Langeweile ein, wie bei Steinbach. Und siehe beim Erwachen finden sie sich an der Stelle in ihrer Heimath, wo sie sich versteckt, aber Höhle, Ranzen ꝛc. sind verschwunden. Sie würden das Ganze für einen wunderbaren Traum gehalten haben, wenn man sie im Dorfe nicht verwunderungsvoll gefragt, wo sie denn so lange geblieben? Wie sich bald ergab, waren sie mehrere Wochen abwesend gewesen. —

Ueber Steinbach am Birkig liegt ein Platz „das Rittergut" genannt; dort soll vor Alters ein Edelhof gestanden haben, und ein Schatz ist da vergraben. Ein Paar Steinbacher wollten ihn heben und fanden mit der Wünschelruthe richtig den Platz. Sie gruben um Mitternacht und kamen auf den Deckel einer eisernen Kiste; da lauteten alle Glocken in Steinbach. Sie stutzten über das zu solcher Zeit seltsame Geläute, doch ließen sie sich dadurch nicht irre machen und hoben die Kiste empor. Eben als sie den Deckel öffnen wollten, erschallte hinter ihnen eine Stimme: Hier sind die Schatzgräber! fangt sie! Erschrocken schauten sie auf, und sahen den Stadtschulzen mit dem furchtbaren weißen Stabe, und die Gemeindevorsteher auf sich zukommen. Sie ließen die Kiste fallen und schrien: Lauft, was ihr könnt! Ein kanonenartiger Knall — ein lautes Hohngelächter und Schulze und Vorsteher und Kiste und Schatz sind verschwunden, und über der Stelle grüner Rasen. —

Eine Frau von Steinbach fand an derselben Stelle eine hölzerne Kanne und nahm sie an sich, in der Meinung sie sei von den Mähern vergessen worden, denen sie sie wieder zustellen wollte. Da gewahrte sie, daß die Kanne voll dürres Laub gestopft war, und sie schüttete dasselbe als eine unnöthige Last aus. Die Mäher wollten aber nichts von einer vergessenen Kanne wissen, und als das Weib heim kam, machte sie ein seltsames Klappern in der Kanne aufmerksam. Sie sah hinein; ein Paar darin hängen gebliebene Blätter waren in Goldstücke verwandelt. Nun eilte sie hastig nach der Stelle

zurück, wo sie das Laub ausgeschüttet, aber da war weder Laub noch Gold. —

Eine reine Jägersage:

Ein fremder Mann kam krank nach Steinbach, und wurde dort während seines langen Gebrestes gut gepflegt. Zum Dank versprach er seinen Wirthsleuten, ihnen einen großen fetten Hirsch zu schießen, und bat sie, mit ihm zu gehen. Drauf führte er sie ins Dickicht und hieß sie stille stehen, wenn er seinen Hut zu Boden fallen lasse. Dies geschah, der Fremde legte an und schoß, von den Steinbachern sah keins ein Wild. Deshalb fragten sie verwundert, wonach er geschossen habe? — Da führete er sie weit ins Dickicht und zeigte ihnen einen frisch geschossenen tüchtigen Hirsch, der mitten aufs Blatt getroffen war. — Drauf wurde der Fremde Jägerbursche und schoß alles Wild, wenn es noch kein anderer sah, den Hirsch im Sprung, den Vogel im Flug. Das machte: er hatte eine Freibüchse.

Zwei Sagen von hochpoetischer Natur, durch die ein Ton der tiefsten Wehmuth hindurch zittert, ein heißer Schmerzensstrahl unbefriedigter Sehnsucht, im Prisma der Volksdichtung in prächtige Farben gespalten, hindurchglänzt, sind die folgenden an einem und demselben stillen Waldplatz haftenden:

Ohngefähr eine Viertelsstunde westlich vom Gerberstein liegt eine Berghöhe, die Wallfahrt genannt, über die der Fußweg von Altenstein nach Ruhla läuft. Dort hat, wie die Sage behauptet, vor alten Zeiten ein Nonnenkloster gestanden, welches als ein stark besuchter Wallfahrtsort zu großem Reichthum gelangt war, aber im dreißigjährigen Kriege von Soldaten zerstört wurde. Damals haben die Nonnen ihre Reichthümer vergraben, und eine weiße Jungfrau bewacht den Schatz. Viele Leute, die aus der Ruhl noch spät kamen oder dorthin gingen, haben sie mit einem Schlüsselbunde am Gürtel gesehen oder auch wie sie aus der Quelle des nahen Glaebachs (Glasbich) getrunken. Einst gingen im Vorfrühling, als kaum der Schnee von diesen Bergen gewichen und noch kein Baum grün war, arme Leute von Steinbach auf die Wallfahrt ins Reisig (dürres Lesefholz), und nahmen ihr einziges Kind, ein Mädchen von vier bis fünf Jahren mit. An Ort und Stelle legten sie ihre Tragkörbe (Kötzen) ab und befahlen dem Kinde dabei zu bleiben und nicht in den Wald zu laufen. Sie selbst entfernten sich um Reisig zu sammeln tief in den Wald. Als sie aber wiederkehrten, war das Kind verschwunden. Die Mutter rief ängstlich nach ihm in den Wald, und siehe, es kam plötzlich herbeigesprungen und hatte beide Hände voll herrlicher Blumen und Früchte, reife Johannisbeeren, Kirschen u. a. Auf die verwunderten Fragen der Eltern erzählte das Kind, als sie zu lange ausgeblieben wären, hätte es sich so allein sehr gefürchtet und laut zu weinen begonnen. Und da wäre plötzlich eine weiße ausnehmend schöne Jungfrau gekommen und hätte gesagt: es solle doch aufhören zu weinen, die Eltern kämen bald wieder, und hätte ihm Blumen, Kirschen

und Beeren gegeben. Dann habe sie hinzugefügt, es solle mit ihr in ihren Garten gehen, dort wolle sie ihm noch mehr geben. Da sei es denn mitgegangen und in einen prächtigen Garten gekommen voll der köstlichsten Blumen, vielerlei rothen reifen Beeren und Kirschen. Die Jungfrau habe ihm erlaubt, so viel davon zu nehmen, als es gewollt, und habe gesagt, es solle nur täglich heraufkommen zu ihr und sich davon holen. Nach einiger Zeit habe die Jungfrau erinnert, nun solle es wieder zu den Tragkörben hingehen, denn die Mutter rufe es. Da wäre es denn wieder hierher gelaufen und habe den Ruf der Mutter vernommen. Das Kind bat die Eltern sehr, mit ihm zu gehen in den nahen Garten der weißen Jungfrau, um selbst zu sehen, wie schön derselbe sei; diese gingen aus Neugierde mit und gelangten wirklich nach kurzem Weg an einen Garten voll Blumen und grüner Bäume mit allerlei reifen Früchten. Die Jungfrau stand in der Mitte desselben und winkte ihnen hereinzutreten. Die Leute aber überkam eine große Furcht, sie liefen eilig von dannen, nahmen ihre Körbe und ihr Kind und eilten, was sie vermochten, nach Hause. Das Kind verlangte von nun an alle Tage wieder zur weißen Jungfrau und härmte sich und schrie, als es die Eltern nicht fortließen, bis es vor Sehnsucht todtkrank wurde. Die Mutter saß weinend und betend an seinem Bettchen. Plötzlich erhob sich das Kind mit verklärtem Gesicht, streckte die Händchen aus und rief: Sieh, Mutter, die weiße Jungfrau, wie sie mir Johannisbeeren und rothe Kirschen bringt! Und sank zurück und war todt. —

Alle sieben Jahre in der Mitternacht des Tags, an welchem einst das Kloster zerstört worden, erheben sich die Schatten der todten Nonnen aus ihren Gräbern, das Kloster ersteht als gespenstiges nebelhaftes Gebild mitten zwischen den hohen Bäumen des einsamen Waldes, die Glocke ertönt und Paarweise ziehen die Nonnen in großer Procession in die erleuchtete Kirche. Viele, die in jener Nacht den Ruhler Weg daher kamen, haben das Glöckchen gehört, Andere sogar die durchsichtigen Nebelbilder der Nonnen und des Klosters gesehen, aber der Schrecken hat ihnen fast immer das Leben gekostet. —

An den auf der Wallfahrt stehenden Klosterschatz knüpfen sich wieder eine Menge Sagen von der oben schon mit Beispielen belegten Art, die immer poetisch variiren. Eben so reich ist diese Gegend an Sagen, in welchen sich des Volkes Gerechtigkeitsliebe ausspricht, und in welchen es ein poetisches Gericht über Uebelthäter, die der irdischen Strafe entgingen, hält. Auch hiervon einige Proben.

Im Floßloch am Floßberge, einer schauerlichen Kluft von unergründeter Tiefe über Steinbach nach Liebenstein zu, (auf dem Floßberge ist eine malerische Felsenpartie) sitzen drei gebannte Geister und spielen zusammen Karte. Der Eine ist ein Gastwirth aus Steinbach, der bei seinen Lebzeiten die Leute mit falschem Gewicht und Gemäß betrog, der Andre ein Müller aus Grumbach, der zu viel mezte, der Dritte ein Ackersmann aus Schweina, der die Grenzsteine ver-

rückte. Der Erstere spukte nach seinem Tode in der Fleischkammer und dem Keller seines Hauses und stöhnte: Drei Kartel (Mösel) für eine Kanne, drei Viertel für ein Pfund! Der Andre polterte als Geist bei Nacht in der Mühle umher und erschreckte die Kunden; der Dritte wanderte als feuriger Mann an der Grenze seiner Aecker und tückte die Vorübergehenden, so daß sich Niemand, sobald es dämmrig wurde, zwischen den Orten Steinbach und Schweina hin und her zu gehen getraute. Alle drei wurden von Jesuiten ins Floßloch gebannt, und weil sie in ihrem Leben gern Karte gespielt hatten, so gab ihnen einer der Geisterbanner eine Karte mit. Da sitzen sie nun und spielen Solo und betrügen sich, werden darüber uneins und zanken sich, daß der Lärm weit hin durch den Wald schallt und verspätete Wandrer davor entsetzt fliehen. Manche haben die unheimlichen Spieler zusammen sitzen gesehn und wohl auch „Trumpfaus!" heischen gehört. Der betrügerische Gastwirth hat aber immer dazwischen gerufen: Drei Kartel für eine Kanne, drei Viertel für ein Pfund! —

Im sogenannten Seeställchen zwischen Steinbach und Grumbach ging lange Zeit ein feuriger Mann um zur Strafe weil er die Grenzsteine verrückt hatte. Dort wandelte er auf und ab, einen Grenzstein tragend, und die Vorübergehenden hörten ihn immer vor sich hin wimmern: Wo setze ich ihn hin? Wo setze ich ihn hin? Die Leute fürchteten sich endlich gar nicht mehr vor ihm, gingen still vorüber und ließen ihn mit seinem Grenzstein wandern. Einst kam ein Steinbacher spät in der Nacht von Grumbach heraufgestolpert, der hatte bedeutend über den Durst getrunken. Als er nun den feurigen Mann sah und wimmern hörte: Wo setze ich ihn hin? Da stellte er sich fest auf beide Beine, glotzte das Gespenst mit großen Augen an, und rief in seiner Betrunkenheit ärgerlich: Dummer Kerl! Wenn du doch nicht weißt, wohin du ihn setzen sollst, so setze ihn doch wieder dahin, wo du ihn genommen hast. Auf diese Anrede entgegnete der feurige Mann: solches Wort habe er schon über hundert Jahre aus eines Vorübergehenden Munde erwartet; denn es sei sein Erlösungswort. Gott möge ihm eine frohe Stunde dafür schenken; und verschwand. Seitdem hat Niemand mehr den feurigen Mann im Seeställchen gesehen. —

Ein eigenthümliches Beispiel der unzähligen Gespenstersagen:

Hinter dem Altenstein nach Waldfisch zu heißt eine Gegend die „Kroatengräber." Dort sind im dreißigjährigen Kriege eine starke Abtheilung Kroaten in einem verschanzten Lager von Schweden angegriffen und zusammen gehauen worden. Aber auch viele Schweden blieben und wurden mit den Kroaten dort begraben. Nun ereignet sichs alle sieben Jahre am Tage des Treffens in der Mitternachtsstunde, daß die Schatten der Soldaten aus ihren Gräbern erstehen, sich in Reih und Glied schaaren, einander gegenüberstellen, zu den Waffen greifen und die Schlacht schlagen. Da ertönen die Trom-

mein der Tambours, da schmettern die Trompeten der Trompeter, da krachen Schüsse, und Reiter und Fußvolk machen sich gegenseitig nieder. Es ist eine schauerliche Geisterschlacht. Aber so wie es Eins in Waldfisch schlägt, ist Alles verschwunden, und Freund und Feind ruhen wieder friedlich bei einander im Grabe. —

Von historischen Sagen, d. h. solchen, welche sich an eine historische Person oder an ein historisches Faktum anspinnen, habe ich schon die auf Bonifacius und Luther bezüglichen angeführt. Merkwürdiger Weise klingen hier auch ein Paar Sagen aus dem Sagenkreise des Landgrafs Ludwigs des Eisernen an. Wir finden hier bei Steinbach einen Landgrafenacker, wie bei Freiburg an der Unstrut einen Acker der Edlen; wir erfahren, daß beim Altenstein, wie schon oben erwähnt, eine Neuenburg stand, wie dort an der Unstrut. Und an beiden Orten, hier wie dort, haften dieselben Sagen. Nur sind die Altensteiner nicht so scharf ausgeprägt, wie die Freiburger, sie sind unsicherer, verschwommener und nennen nicht einmal den Namen des Landgrafen. Jene werde ich bei der geschichtlichen Darstellung Ludwigs des Eisernen ausführlich mittheilen; die hiesigen mögen zum Beschluß noch Platz finden.

Vor alter Zeit war ein Landgraf, ein milder, guter Herr, der die Unterthanen liebte und nicht wollte, daß sie bedrückt wurden. Nun war er aber nur selten auf der Neuenburg und wohnte sonst weit im Lande. Da glaubten die Edelleute, sie wären sicher vor ihm, und bedrückten die Unterthanen und peinigten und plagten sie bis aufs Blut; ja sie trieben es so weit, die armen Leute an den Pflug zu spannen, wie Ochs und Pferd, und mit ihnen zu ackern. So haben sie's viele Jahre angetrieben. Endlich ist aber der Landgraf einmal wieder nach der Neuenburg gekommen und hat durch Zufall erfahren, wie die Edelleute mit den Unterthanen umgehen. Da ergrimmte er, und rief sie alle in seinem Zorn zusammen, und spannte sie in einen Pflug, einen nach dem andern, wie Ochs und Pferd, und schlug mit einer Peitsche auf sie los, wenn sie ermatteten, bis sie den ganzen Acker gepflügt hatten. Und als es geschehen war, drohte ihnen der zornige Herr, wenn sie sich nicht besserten und ferner den Unterthan hart anfähren, würde er wieder kommen und das ganze Feld mit ihnen pflügen bis daß der Letzte todt umfiele. Da bekehrten sie sich und schonten der armen Leute. Der Acker aber, den sie also gepflügt, wurde der Landgrafenacker genannt und liegt über der Bauernwiese im Steinbacher Felde. —

Der Landgraf war einmal auf der Neuenburg und hatte den Kaiser zum Besuch. Dem zeigte er die Burg. Der Kaiser lobte sie zwar, sagte aber, es fehle ihr um fest genug zu sein, eine tüchtige Mauer. Der Landgraf versetzte, die könne er in einer Nacht erbauen. Der Kaiser hielt die Rede für Scherz; der Landgraf aber schwur hoch und theuer, die Mauer bis Morgen fertig zu bauen. Als der Kaiser am andern Morgen ausgeschlafen hatte, trat der Landgraf zu ihm mit der Rede: Die Mauer sei fertig. Der Kaiser erschrak, meinend

die Mauer könne nur mit des Teufels Hülfe erbaut worden sein, und trat ans Fenster. Da standen rings um die ganze Burg Mann an Mann die geharnischten Edelleute des Landgrafen mit ihren Wappnern und Knechten. Und der Kaiser sagte, er habe niemals eine bessere und köstlichere Mauer gesehen und danke dem Landgrafen, daß er sie ihm gezeigt habe. —

Diese Beispiele aus allen Gattungen der hiesigen Sagendichtung mögen genügen. Jede einzelne Sage, welche in Steinbach und Schweina gehört wird, speciell anzuführen, ist kaum möglich und würde einen Raum einnehmen, der die Grenzen dieses Werkes bei weitem überschritte. Auch der fleißige Sagensammler Ludwig Bechstein hat sie nicht alle in seinen Sagenschatz niedergelegt. Wozu auch? Es ist meist genügend, die Gattung zu kennen, da die einzelnen sich oft so ähnlich sehen. Einer ihrer eigenthümlichen Reize geht freilich durch den Vortrag in hochdeutscher Mundart verloren. Man muß sie aus dem Munde der Eingebornen in ihrem Idiom hören. Dann erst haben sie den wahren Zauber, jenes neckische, naive Element, das über jeder Sage wie ein bunter Farbenschmelz liegen muß. Fremde werden freilich nicht viel davon verstehen. Im vierten Bande des Bechstein'schen Sagenschatzes stehen viele, welche ich hier mitgetheilt habe, von Herrn Referendar Voigt aus Steinbach im Steinbacher Idiom abgefaßt. Man muß diesen Dialekt so sprechen können, wie ich, um zu verstehen, daß sie so erst ihren schönsten Schmuck tragen, ja dadurch unvergleichlich reizend geworden sind. Ich halte diese Gaben des Herrn Voigt für das Schönste, was mir in der Sagenpoesie noch vorgekommen ist. Aber den Steinbacher kann eben nur der Kuhler vollkommen verstehen.

Es bleibt mir nur noch übrig, das Wichtigste von den geognostischen Verhältnissen dieser Gegend hinzuzufügen, vorzüglich der Altensteiner Höhle und des ehemals hier so schwunghaften Bergbaues wegen. Der Kern des Altensteiner Berges besteht in einem grobkörnigen Granit, in dessen Gemenge viel röthlicher und gelblich weißer Feldspath und grauer Quarz vorkommt. Er hängt mit dem höchsten Gebirgszuge zusammen, wo er am Gerberstein zu Tage steht. Nach Altenstein zu wird der Granit vom Todtliegenden bedeckt und über dieses hat sich zu beiden Seiten des Berges Höhlenkalk (Dolomit) gelagert, welcher die meisten Felsen des Parks bildet. Nach dem Fuße des Bergs steht dieser ältere Kalkstein unmittelbar auf dem Granit und hat einige seiner Bänke zwischen große Granitblöcke geworfen, andere stehen senkrecht, wie die Felsen des Hohlenstein. Aus demselben Höhlenkalk besteht die ganze Höhle, und es ist bekannt, daß alle zum älteren Flözkalk gehörenden Gebirge theilweise von Höhlen durchzogen sind. Die Glücksbrunner Kobaltberge stehen in diesem Flözkalke und zwar in Gängen von bituminösen Mergelschiefer. Es brechen hier alle Arten von Erd- und Speiskobalte, die schönsten Glanzkobalte mit Arsenik, Wismuth,

Nickel, Schwefelkies und Kupfererz, Fahlerz und Bleiglanz. Dazwischen Gänge von Schwerspath, Braunspath und Kalkspath, auch kommt der spargelgrüne stängelichte Bitterspath (Miemit) vor. Im Mergelschiefer findet man häufig Abdrücke von Fischen, die, wie ihre gekrümmte Haltung zeigt, eines gewaltsamen Todes gestorben sein müssen, von größern und kleinern Würmern und anderer Körper, die Seepflanzen ähnlich sind.

Die Gegend um Steinbach ist um deshalb mineralogisch interessant, weil hier der Feldspath den vom Gebirg herabkommenden Granit übermächtigt und das Hauptlager ausmacht. Am Floßberge und in dem schon erwähnten unheimlichen Floßloche steht ein Flußspathgang. In diesen und den benachbarten Bergen bricht Eisenstein. —

Der Botaniker wird hier ebenfalls eine gute Ernte halten; die Gegend ist vorzüglich an Kryptogamen reich. Doch hieße es die Grenzen dieses Werkes überschreiten, wollte ich die vorzüglichsten Pflanzen und ihren Standort namhaft machen. Es bleibt dies einer andern Arbeit vorbehalten.

Ludwig Storch.

Blankenburg am Harze.

Schloß und Stadt Blankenburg am Harze.

Hell strahlst du freundliches Fürstenschloß
Von fern dem Wandrer entgegen,
Nicht todt noch jetzt der Knappen Troß
Begierig nach Kampf und verwegen;
Zwar haben nicht Kaiser dein Lob vermehrt,
Ein schlichter Fürst ist's gewesen,
Deß' Namen Blankenburg ewig verehrt,
Fürst Rudolph wird er gelesen.

Mögen viele Burgen und Schlösser kühner und trotziger von höhern Bergen ins Thal herabschauen, stattlicher und mehr fürstliche Milde verheißend blickt keine auf ihre friedlichen Umwohner hernieder als unsere freundliche Blankenburg. Ueber viele Meilen streift ihr hell leuchtender Schimmer hin, und je näher man ihr von jeder Seite kommt, desto länger möchte das Auge an dem schönen Landschaftsgemälde haften, desto länger möchte man an ihrem Fuße im reinlichen Städtchen unter freundlichem Obdache verweilen. An ihrer Stirn trägt sie, wie eine hehre Fürstentochter aus altem edeln Stamme, gleichsam schon die Bestimmung zum Herrschen, aber nicht mit despotischer Strenge, sondern als sollte sie mit fürstlicher Huld viel glückliche Unterthanen schaffen. Von diesem milden fürstlichen Geiste scheinen auch alle hohen Bewohner dieses Schlosses bei dem Eintritt in dasselbe durchwehet zu sein; denn obwohl die Blankenburg zu den ältesten deutschen Bergfesten gehört, so wird sie doch nirgends als ein Raubschloß geschildert. Ein altes Grafengeschlecht, Vasallen der Sachsenherzöge, regierten als Gaugrafen vielmehr von hier aus den Harzgau (Hartingow) und übten das Recht, und wie ihre Burg weithin strahlte, so konnte ihr Anblick dem frechen Räuber nur Furcht, dem geängstigten Schuldlosen aber nur Muth und

Hoffnung einflößen.*) An einer scharfen Ecke des mitternächtlichen Harzes, da wo mit dem Heidelberge die Teufelsmauer an den Harzwald sich anschließt, steht sie auf einem blanken Kalkfelsen erhöht, der aus bläulichem Schiefer mit seinem schimmernden Schlosse wie eine Blüthenkrone aus dunkelm Blätterkranze hervortritt. Dieser Kalkfelsen heißt noch jetzt der Blankenstein, und da er ehedem nackt und verwittert wie ein Lichtpunkt wohl in die Ferne geleuchtet haben mag, so gab er dem Schlosse den Namen die Blankenburg.**) Wann sie erbauet ist, und wer zuerst hier einen Sitz sich wählte, liegt von ihr wie von den meisten Burgen im Dunkel der Vorzeit vergraben. Daß dieß aber schon sehr frühe vielleicht im sechsten oder siebenten Jahrhundert geschehen sein muß, kann nicht bloß historisch nachgewiesen werden, sondern das läßt auch schon ihre dazu höchst auffordernde günstige Lage vermuthen. So wird z. B. ein Graf von Blankenburg mit Beringern von Ballenstedt und anderen Harzgrafen unter den gegen Carl d. Gr. gefallenen Sachsenhäuptlingen erwähnt. Carl setzte darnach einen Edlen der Franken nach Blankenburg über den Harzgau, dessen Namen die Geschichte aber verschweigt, und einen Grafen von Blankenburg, Namens Hero, vielleicht den nämlichen, schickte Carl später gegen die Sorben-Wenden, die er an der Saale und Elbe sehr tapfer bekämpfte. Trotz ihres freundlichen Anblicks und ihrer friedlichen Bewohner hat diese Burg aber doch nicht des Krieges und der Elemente wilden Stürmen entgehen können, sondern mehrfach zerstört, ist sie erst in einem späteren Jahrhundert in ihrer jetzigen freundlichen Gestalt wie ein Phönix aus ihrer Asche emporgestiegen. Die älteste Burg stand da, wo jetzt der Schloßhof sich ausdehnt, und weil sie dem darunter liegenden Städtchen erst den Namen gab, dieß aber auch seine Entstehung bis in die heidnischen Zeiten zurückleiten kann, so muß sie schon sehr früh erbauet sein. Die Keller dieser Burg lagen auf der Morgenseite. Bei einer Uebertünchung des Schlosses im J. 1785 entdeckte man wenigstens unter dem jetzigen östlichen Flügel zwei alte Keller neben einander im Felsen, denen man ein tausendjähriges Alter immerhin zuschreiben konnte, wenn man die vom Zahne der Zeit zernagten Thürgewiete betrachtete, die der Witterung doch nicht ausgesetzt gewesen waren. Allein späterhin wurde diese Burg aus unbekannten Gründen abgebrochen und eine im Geschmack damaliger Zeit wohl stattlichere als die erste aufgeführt, von der die Hintergebäude noch dastehen. Der südliche Theil soll zuerst und darnach der

*) Der Harzgau erstreckte sich bis Nienburg am Einfluß der Bode in die Saale. S. pag. XLIII. im Ueberblick ꝛc. Ein Schloß Hartingow soll aber auch vor Halberstadt bei Klein-Blankenburg gelegen haben, wo die Gaugrafen Gericht hielten, während sie auf unserm Blankenburg nur residirten.

**) Das Schloß kann noch jetzt bei Kloster Beiz kau hinter Magdeburg, also 11 Meilen weit, gesehen werden.

äftliche erbauet sein; wann? ist bis dahin noch unermittelt, weil die an Schlosse auf der Seite nach dem Thiergarten zu unter dem gräflichen Wappen befindliche Inschrift wohl nicht 1071 sondern vielrichtiger 1471 heißen soll. *) Zu den ältesten Besitzungen der Sachsen-Herzöge gehörig haben die Bewohner dieses Schlosses auch immer unter den treuesten Anhängern des mächtigen Guelfen- (Welfen) Geschlechtes gestanden. Darum vertheidigte z. B. Graf Burchard, derselbe, der späterhin als Converſus das Kloster Michelstein gründete, des Sachsenherzogs (nachherigen Kaisers) Lothars Sache etwa 1189 gegen den Grafen Herrmann von Winzenburg, der seine Grausamkeit in den Gefängnissen der Blankenburg büßen mußte. **) Aber eben deshalb wurden sie unter dem großen Herzog Heinrich auch in dessen Löwenkampf mit Kaiser und Reich verwickelt. Dieß Grafengeschlecht theilte sich damals in drei Linien, in die Linien Blankenburg, Reinstein und Heimburg, und weil die ältere Linie der Grafen von Blankenburg mit jenem Burchard ausgestorben war, auch nach Abschaffung der Gauen etwa ums Jahr 1050 die Würde der Gaugrafen aufgehört hatte, so war die jüngere Reinsteinische Linie nun mit der Blankenburg belieben. ***) Ein Graf Siegfried II. von Reinstein begleitete daher den Löwenherzigen Heinrich nach Jerusalem, und als Kaiser Friedrich I. der gegen den Herzog ausgesprochenen Achtserklärung mit der Schärfe des Schwertes Nachdruck gab, die Grafen Siegfried und Poppo ihren Herrn aber nicht verlassen wollten, so wurden von dem mit den Halberstädter Truppen vereinigten kaiserlichen Heere Schloß und Stadt Blankenburg im J. 1182 stark verwüstet und die Grafen selbst gefangen mit fortgeführt. Siegfrieds Sohn, Graf Siegfried III. wurde darnach vom Herzoge mit der Grafschaft wieder belieben, und dieser setzte das zerstörte Schloß auch wieder in solchen guten Stand, daß es von seinen Nachfolgern bis ins vierzehnte Jahrhundert ungestört besessen wurde. In dem räuberischen Zeitalter dieses Jahrhunderts wurde es aber 1386 in Abwesenheit des Grafen Busso von einem Wernigerödischen Grafen überfallen, geplündert und wiederum verwüstet. Weil er das Mitglied eines von vielen Fürsten und Grafen geschlossenen Friedensbündnisses war, mußte er sich jedoch deren Strafe unterwerfen, die auch an ihm durch einen seiner eigenen Leute vollzogen ward. Nach Aussterben der Reinsteinschen Linie war Blankenburg 1370 nebst Reinstein an die Heimburger Grafen übergegangen, denen jener

*) Um jene Zeit 1071 bediente man sich der arabischen Ziffern noch nicht, und zu der letztgenannten 1471 mangelte das Zahlzeichen der 4 noch, weshalb man sich einer halben 8 bediente, die oft mit einer 0 verwechselt wird.

**) S. Winzenburg.

***) Um das Jahr 1139 und viel später noch treten auch zuerst Herren von Blankenburg in Urkunden auf, wie sie aber mit unsrer Blankenburg in Beziehung stehen, ist unbekannt.

Busso auch angehörte. Dieser stellte die Burg ganz wieder her. Da aber einer seiner Nachfolger Graf Bernhard in einer Fehde mit dem Bischoff von Merseburg in dessen Gefangenschaft gerieth, und sich mit 6000 fl. lösen mußte, so wurde Schloß Blankenburg nebst Anderen von 1417 — 20 an Graf Bodo von Stolberg verpfändet. Im funfzehnten Jahrhundert erfuhr darauf das Schloß wieder manche Verbesserungen, wie dieß auch die vorerwähnte Inschrift von 1471 darthut. Nach alten Nachrichten, die von Reparaturen aus den Jahren 1490 und 91 reden, soll unter Anderen Graf Ulrich IV. († 1530) bald nach angetretener Regierung 1490 bei Reparatur des Schlosses Blankenburg eine Summe Geldes in einer alten Mauer gefunden haben, was nach so manchen späteren Verfügungen dieses Grafen nicht ganz unwahrscheinlich ist. Die Hauptverbesserung ließ aber Graf Ulrich V. im sechzehnten Jahrhundert vornehmen. Dieser ließ den östlichen sehr baufälligen Flügel bis auf das Gemäuer abbrechen, zwei neue Stockwerk von Holz darauf setzen, nach außen welsche Giebel anbringen, schöne Zimmer mit einem großen Saale anlegen und neben den beiden alten Kellern noch zwei neue über einander tief in den Felsen hauen. Alle diese verschönernden Arbeiten wurden 1545 so weit vollendet, daß in dem folgenden Jahre das neue Schloß wieder bezogen werden konnte. Da röthete in nächtlicher Stille am 19. Novbr. 1546 durch schändliche Tücke eine schreckliche Feuersbrunst den Himmel. Der dazu erkaufte Einheizer hatte des Nachts Reisholz unter der Treppe angezündet, und das Feuer verbreitete sich so schnell, daß das ganze Schloß sehr bald in vollen Flammen stand. Doch wir wollen über diesen so großen Jammer erweckenden Brand den Pastor Stübner, aus dessen Werke über das Fürstenthum Blankenburg wir viele dieser Nachrichten entlehnt haben, selbst reden lassen. „Nach dem Erwachen, erzählt er, konnte wegen der Flammen schon Niemand mehr auf und nieder kommen. Die gräflichen Kinder wurden in Tüchern aus den Fenstern herabgelassen; andere Personen ließen sich vom Dache herunter. Nur für die hochschwangere Gemahlin des Grafen, Magdalene aus dem Hause Stolberg wurde kein Rettungsmittel gefunden. Ihr Gemahl wollte sie nicht verlassen. Beide eilten, von einem andern beängstigten Ehepaar, dem Hofmeister und der Hofmeisterin begleitet, welche ihrer Herrschaft bis in den Tod treu bleiben wollten, aus einem Zimmer ins andere — suchten Rettung — nirgends war sie — Hitze der Flammen durchdrang die Glieder — stickender Dampf beängstigte die Brust — der Tod schwebte vor Augen.

Die Gräfin bat ihren Gemahl inständigst sie zu verlassen und sein eigenes Leben zu retten, da das ihrige nicht zu retten sei. Die lieben Kinder! — Die treuen Unterthanen! — Erhalten Sie denen ihr theures Leben — das Leben eines liebreichen Vaters — eines gnädigen Landesherrn — das Leben eines zärtlichen Gemahls — ach! — Das können sie nicht mehr — für mich ist keine Rettung — bald — bald werd' ich von allem Uebel erlöst. — Der Graf wollte sie dennoch nicht verlassen, tröstete sie mit dem Worte des Trostes,

beſchloß mit ihr zu ſterben. Mein lieber Gemahl! — Es gehe Ihnen wohl! — Ihren Kindern! — Ihren Unterthanen! — Freuden des Himmels werden uns — — Gluth und Dampf erſtickten in ihr die letzten Worte, ſie ſank nieder, ihre Hofmeiſterin Margaruthe erſtickte neben ihr. Thränen des Mitleids, der Liebe weinte der Graf. Er dachte an ihr Flehen — er ſuchte Rettung — Alles um ihn knatterte — ſtürzte ein. — Der Saal, den er betreten — knackt — bricht — fängt an zu ſinken — nur ein Augenblick, ſo öffnete er dem Grafen das Grab in der Gluth — er entſprang in ein heimliches Gemach — hier hing der Graf an ſeinen Armen — hülflos, halb verbrannt — Hülfe, Hülfe! — Niemand hört das ängſtliche Rufen. Das Knattern der Flammen, das Krachen des Einſturzes, das Schreien der Löſchenden, Alles übertäubte ſeinen Hülferuf. — Der Allmächtige gebot dem Feuer. Ein Paar Augenblicke unterließ es ſein Krachen; man hörte das Klagegeſchrei. Ein Zimmermann eilte zur Hülfe, ſetzte eine Leiter an, ſchlug Mauerwerk mit Lebensgefahr ein, riß die Bretter los, woran der Graf hing, trug ihn auf der Leiter herunter; Flammen ſchlugen um ihn; Wolken von Dampf ſtiegen ihm entgegen; er kam der letzten Stufe näher; das theure Leben des Grafen wurde gerettet. Dankbar verehrte er die göttliche Vorſehung. Der Hofmeiſter Martin Otto wurde auch gerettet, war aber von den wüthenden Flammen ſo ſtark beſchädigt worden, daß er am achten Tage ſtarb. Das gräfliche Archiv wurde gleichfalls ein Raub der Flammen, ein unerſetzlicher Verluſt für die Geſchichte der älteren Grafen zu Blankenburg und Reinſtein.

Den unglücklichen Grafen brachte man herunter in die Stadt in des Rentmeiſters Lucas Buchauers Haus. Da ſaß er. Geſicht und Hände waren ſtark verbunden; keinen von Denen, die ihn im Elende beſuchten, konnte er anſehen, niemandem die Hand reichen. Einen jeden aber empfing er mit freundlichen Worten. „Hier findet ihr", ſprach er, „einen Hiob, den der Schmerz ganz umfaßt hat. Ich armer Mann kann nicht ſehen, nicht greifen, nicht ſtehen, nicht gehen. Gott erbarme ſich meiner!" Thränen floſſen über die Wangen. Auch die um ihn Stehenden konnten ſich der Thränen nicht enthalten. Denen, die ihn zu tröſten ſuchten, erwiederte er: „Ich achte allen meinen Schaden nicht, ob ich gleich am Leibe ſo verbrannt bin, ob ich gleich mein Haus, meine Kleider und Kleinodien, ja ſchier Alles, was ich auf der Welt hatte, verloren habe. Hätte ich nur meine liebe Gemahlin behalten! Jedoch ich hoffe bald bei ihr zu ſein." Grafen und andere Herren aus Halberſtadt, Wernigerode, Quedlinburg und mehreren Orten kamen den unglücklichen Grafen zu tröſten und die Brandſtätte zu beſchauen. Gott! wie gings ihnen durchs Herz, als ſie den Grafen im Elende, als ſie das ſchöne Schloß in Trümmer in Aſchenhaufen verwandelt erblickten! Wie zerfloſſen ſie mit allen gräflichen Bedienten und treuen Unterthanen in Thränen, als die Ueberreſte der verbrannten Gräfin, als ihre erſtickte Leibesfrucht, als die Gebeine der getreuen Hofmeiſterin, eins

nach dem andern aus den Ruinen, aus der Asche, aus noch glimmenden Bränden herausgesucht herausgebracht wurde! — Hier hatte die Gräfin im 34. Jahre ihres Alters, im 17. ihres Ehestandes, in der zehnten Schwangerschaft ihren Geist aufgegeben. Nach Beisetzung der Ueberreste ließ der Graf diese traurige, diese schreckliche Begebenheit für die Nachwelt in Reime bringen, und stiftete dadurch seiner geliebten Gemahlin ein unvergeßliches Denkmahl.*) Der neuerbauete Flügel auf der Morgenseite des Schlosses brannte zwar ganz nieder, so weit er von Holz war; die guten Löschanstalten aber brachten es dahin, daß die übrigen Flügel nur stark beschädigt und die Hintergebäude gar nicht von den Flammen ergriffen wurden. Der Graf ließ etliche Zimmer, sobald es die Witterung erlaubte, wieder in wohnbaren Stand setzen und bezog sie. Er lebte nach diesem Unglücke noch bis ins fünfte Jahr, wurde aber niemals wieder recht vergnügt. Wenn jemand Geschäfte halber zu ihm kam, sprach er: „Lieber, bleibt doch bei mir und haltet Mahlzeit mit mir, damit ich Gesellschaft habe und meine Traurigkeit zum Theil vergesse. Hier sitze ich allein und sehe die vier Winkel an und in keinem sehe ich Freude." Die gräflichen Kinder wohnten mit den Hofleuten noch in der Stadt, weil auf dem Schlosse die erforderlichen Zimmer noch nicht fertig waren. Der Graf hat sich am Markte im Eckhause an der Tränkestraße eine Zeit lang aufgehalten; die gräflichen Kinder und Hofleute aber haben den Gasthof am Markte und das Haus darneben, dem Rathhause gegenüber bewohnt. Nach mündlicher Ueberlieferung hat der Graf gedachte drei Häuser mit Schiefer decken lassen. Dieses Denkmahl einer auf eine Zeit lang gewesenen gräflichen Residenz dauert noch und dem Anscheine nach noch lange, ein Beweis der Vortrefflichkeit und Dauer des Blankenburgschen Schiefers. Beim Löschen des Feuers hatten die Westerhäuser und Harsleber besonders gute Dienste geleistet, welchen zur Erkenntlichkeit Gemeindeholzungen in der Wienröder Forst geschenkt wurden, letztern jedoch mit der Bedingung, die Holzfuhren frei zu thun, wenn am Schlosse gebauet würde."

Nach und nach wurde nun zwar das Schloß ganz wieder in Stand gesetzt und vergrößert; allein die Bauten hatten bis 1590 gedauert, und 1595 wurde erst der mitternächtliche Flügel mit fürstlichem Glanze verschönert, in welcher Gestalt dann das Schloß bis auf die Herzöge Anton Ulrich und Ludwig Rudolph von Braunschweig, von denen der letztere im Anfange des 18. Jahrhunderts

*) Ihre Eltern waren Graf Botho von Stolberg und dessen Gemahlin Anna. Die von ihr geborenen Kinder waren 6 Söhne und 4 Töchter, von denen bei ihrem Tode aber 5 nur noch am Leben waren. Das erwähnte Gedicht steht auf einer hölzernen Tafel, welche in der alten Schloßkirche hernach in der neuen bei der Orgel aufgehängt wurde. Eine andere daneben enthält dasselbe in lateinischen Versen, welche den Sangerhäuser Superintendenten Singelius zum Urheber haben und mit der Jahrzahl des Brandes schließen.

hier residirte, unverändert geblieben ist. Als nämlich im Jahre 1599 auch die jüngere Reinstein-Heimburgische Grafenlinie ausstarb, zogen die Herzöge von Braunschweig dieses Lehen wieder ein. Daß das Schloß den Stürmen des dreißigjährigen Krieges auch nicht ganz entgangen ist, beweisen die auf der Mittagsseite desselben eingemauerten zwei Kanonenkugeln, die 1625 Wallenstein vom Catrinusberge gegen dasselbe abschießen ließ, doch wurden keine großen Zerstörungen angerichtet. Schon der Herzog Rudolph August residirte am Ende des 17. Jahrhunderts oft in Blankenburg, der schon erwähnte Herzog Anton Ulrich legte aber von 1705 bis 1714 erst wieder seine verschönernde Hand an das Schloß, so wie durch ihn 1707 die Grafschaft vom Kaiser Joseph I. auch zum Fürstenthum erhoben ward. Der Flügel auf der Abendseite wurde abgenommen und den übrigen gleich gemacht. Der Felsen hinter demselben wurde weiter abgebrochen und auch hier wurden Gebäude aufgeführt, zu deren Aufbau man gleich die zersprengten Kalksteine benutzte. Herzog Ludwig Rudolph war es endlich, der diese Verschönerungen auf der Mitternachtsseite noch durch eine neue Kirche krönte und die regelmäßige Schönheit vollendete, die noch jetzt am Schlosse bewundert wird. Eine Kapelle soll nämlich gleich mit Einführung des Christenthums zu Carls des Großen Zeiten schon auf dem Schlosse erbauet sein, und ein Kapellan soll unter der Aufsicht des Archidiakonus bei der Katharinenkirche den Gottesdienst verwaltet haben. Nach Stiftung des Bartholomäiklosters in der Mitte des 13. Jahrhunderts wurde der Dienst aber von einem Priester dieses Klosters versehen, ja selbst noch späterhin, als das Kloster in ein Nonnenkloster verwandelt worden war, mußte einer von den sieben Priestern, die der Probst zu halten die Pflicht hatte, den Gottesdienst in der Schloßkapelle versehen. Sie wurde jedoch laut einer Urkunde damals von der Jurisdiction des Archidiakonus befreiet, und nach einer andern Urkunde dergestalt vom Kloster abgesondert, daß sie zwar ihren eigenen Kapellan bekam, die Verwaltung der Sacramente aber bei der Klosterkirche blieb. Mit der Reformation des Landes wurde die Schloßkapelle in eine Schloßkirche verwandelt. Durch den schrecklichen Brand 1546 litt sie sehr, wurde aber bald wieder hergestellt, und blieb in solchem Stande, bis Herzog Ludwig Rudolph an ihrer Statt jene neue erbauen ließ. Da sie über den alten Pferdeställen aufgeführt war, so wurde sie 1715 bei ihrer Einweihung „zum Krippelein Christi" genannt. Aus der alten Kirche wurde aber in die neue weiter nichts gebracht als die schon bemerkten Tafeln mit der Brandgeschichte und der alabasterne Taufstein. Das dazu gehörige Becken ist von unbekanntem Metall, eben so zwei Altarleuchter, die nicht mehr gebraucht werden. Zur Zeit der Reformation, die hier 1523 begann, ernannten die Grafen einen Hofprediger. Nach Absterben der Grafen wurde nun zwar die Schloßgemeinde an die Bartholomäikirche gewiesen, und mußte der Prediger dieser Kirche bisweilen auch in der Schloßkirche Gottesdienst halten. Als der Herzog Ludwig Rudolph aber auf dem Schlosse residirte, wurde au-

ßer dem Hofprediger auch ein Hofdiaconus angeſtellt, und dieſe Einrichtung iſt auch bis zum Tode der Herzogin 1747 geblieben, wo der letzte Hofdiaconus Valentin Söllig nach Haſſelfelde verſetzt ward. Obwohl Ludwig Rudolph nun erſt 1714 nach dem Tode ſeines Vaters zur Regierung kam, ſo war ihm doch 1690 ſchon die Grafſchaft zur Appanage gegeben und von da an bewohnte er das Schloß Blankenburg. Er bauete auch ein Schauſpielhaus; dieß wurde jedoch 1740 wieder eingenommen und der kleine Schloßgarten auf dieſer Stelle angelegt. So wie die genannten beiden Fürſten ihr Schloß mit fürſtlicher Pracht ſchmückten, ſo floß durch ihre edele Herablaſſung und Leutſeligkeit aber auch fürſtlicher Segen aus ſeinen Thoren in die Wohnungen ihrer gewerbſteißigen Unterthanen, und eben ſo zeichneten ſich deren Familien durch herrliche Fürſtentugenden aus, die ihnen das ſegnende Andenken erwarben, in welchem ſie noch jetzt im Herzen aller biedern Blankenburger fortleben und immer fortleben werden. So ſehr das Haus des Herzogs Ludwig Rudolph aber durch die Verbindung zweier ſeiner liebenswürdigen Töchter mit den größten Regentenhäuſern Europas an Ruhm und Glanz gewann, inſofern die ältere hier geborene Chriſtine Eliſabeth als Gemahlin Kaiſer Karl VI. die Mutter der Maria Thereſia ward, die jüngere Charlotte Sophie aber an den unglücklichen Aleris, Sohn Peter des Großen vermählt wurde, ſo ſehr iſt doch in dem ſchönen Idyllenleben dieſes Fürſtenhauſes dadurch, daß die Ehre über die Neigung entſcheiden mußte, mancher Tag mit einem Trauerflor umhüllt. So wie die Zeit, wo das Schloß von dieſem Zweige des Braunſchweigiſchen Fürſtenhauſes bewohnt wurde, der Glanzpunkt deſſelben geweſen iſt, ſo iſt jener Zeitabſchnitt auch für die Bewohner des Fürſtenthums gleichſam das goldene Zeitalter geworden. Als nach dem Tode ſeines Bruders der Herzog Ludwig Rudolph 1731 auch die Braunſchweig-Wolfenbüttelſchen Lande erbte, verließ er zwar im April dieſes Jahres mit ſeinem Hofe Schloß Blankenburg. Jedoch 1735 ſtarb auch dieſer Herzog zu Braunſchweig, und nun kehrte die verwittwete Herzogin Chriſtine Luiſe als Wohlthäterin nach ihrem geliebten Blankenburg wieder zurück, wo ſie 1747 ihr den Blankenburgern ſo theures Leben endigte. Von jetzt an ſchloß der freundliche Fürſtenſitz außer ſeinen ſchönen Erinnerungen nur noch manche Kunſtſchätze aus jener Zeit in ſeinen leeren Räumen ein; doch auch von dieſen wurden im ſiebenjährigen Kriege die koſtbaren und ſeltenen Gewehre nach Braunſchweig, die beſten Gemälde aber nach Saxthalen gebracht, während dem flüchtigen Fürſtenſtamme ſelbſt dieſes Schloß in jener verhängnißvollen Zeit, wo die Franzoſen das Fürſtenthum Wolfenbüttel beſetzt hielten, einen ſichern Schutzort gewährte, weil ihm völlige Neutralität ertheilt war. Zu den vorzüglichſten zurückgebliebenen Kunſtſachen gehörte darnach außer einigen Gemälden von Lucas Cranach, einer Magdalene von unbekanntem Meiſter und einem Rehkopf von Röſel ein herrliches elfenbeinernes Crucifix von Michel Angelo und goldene und ſilberne Schachfiguren, die ihrem Künſtler eben ſo ſehr zur Ehre

gereichten. Weil das Schloß immer leer und unbewohnt gestanden, man deshalb auch nicht viel auf seine Erhaltung gewendet hatte, so ging es in den letzteren Decennien trotz seines dauerhaften Baues doch sehr schadhaft zu werden an. Da lenkte es durch seine schöne für die Jagd so günstige Lage die Aufmerksamkeit von Sr. Durchlaucht dem jetzt regierenden Herzoge Wilhelm von Braunschweig auf sich, und dieser entriß es 1831 durch einen großen weitläufigen Bau seinem Verfalle wieder. Die Hauptgebäude in einem schlichten doch edeln Style aufgeführt, befanden sich schon seit dem letzten Aufbau auf der Morgen- und Mittagsseite des Schlosses, wo sich das schönste Landschaftsgemälde aufrollt und die Städte Quedlinburg, Aschersleben, Halberstadt, Gernrode, Ballenstedt mit den vielen dazwischen liegenden Dörfern, Fluren, Felsen und Gebüschen im lebhaftesten Farbenglanze dem entzückten Auge vorhält. Die alten gräflichen Zimmer im mittäglichen Flügel, dem ältesten, hatte man schon längst in Küche, Wasch- und Scheuerhaus und Boden verwandelt, worüber der Thurm mit einer Schlaguhr aufgeführt ist. Der darunter befindliche große gewölbte Keller war aber in Gebrauch genommen. In dem östlichen Flügel war der Kaisersaal, darunter waren außer den beiden sehr alten Kellern noch zwei neuere übereinander befindliche in Felsen gehauen, die im 16. Jahrhundert angelegt sind. Unter dem nördlichen Flügel war ehedem der Eingang auf den Schloßhof, neben welchem man vermittelst einer Oeffnung in der Mauer sehr alte gewölbte Pferdeställe antrifft, gerade unter der Kirche; über dieser war die Bibliothek. Auch befindet sich hier unter der Wachtstube ein später erst wieder aufgefundenes altes Gefängniß. Der neue Flügel auf der Abendseite hat zwei Speisesäle über einander und dahinter einen Redoutensaal und einen Altan, unter welchem auch ein Gefängniß ist. Dann folgt noch das Traiteurhaus und nach Mitternacht hin das Althaus, worin der Schloßverwalter und die Altfrau wohnten. In allen diesen Theilen mogte das Schloß zusammen wohl über 200 Zimmer zählen, von denen die Säle besonders recht feierlich alterthümlich verziert waren. Durch Hinwegnahme vieler Zwischenwände wurde 1831 aber die Zahl dieser Gemächer wohl bis auf 150 vermindert, und es wurden größere Räume dadurch geschaffen. Von den Sälen sind drei, der Kaiser-, der Audienz- und der Redoutensaal geblieben, die mit Reichthum und Geschmack wie fast alle Zimmer erneuert sind. Die schönsten und lieblichsten davon sind jetzt diejenigen, welche der Herzog und seine Cavaliere bei ihrer Anwesenheit im Gebrauch haben. Sie liegen im südöstlichen Flügel, und das Auge über die vorgenannten Städte und einen Theil des Harzes hinschweifend berührt hier am fernsten Horizonte Magdeburgs Domthürme. Hier liegen auch das Audienzzimmer, das Billardzimmer und an einem besonders reizend liegenden Eckthurme der Speisesaal und das Wohn- und Schlafzimmer des Herzogs.*) Im Flügel gegenüber befinden sich eine Suite

*) Es drängt sich hier wieder die Bemerkung auf, daß auch kluge Hausväter

schöner geschmackvoll ausmeublirter Zimmer für Gesellschaften und höhern Besuch. Hinter diesem Theile des Schlosses ist der ehemalige Redoutensaal, der bei jener Veränderung im Jahre 1831 zu einem Schauspielsaale umgeschaffen ist, dessen Einrichtung sich aber erst 1839 als sehr zweckmäßig herausgestellt hat, wo bei einem mehrtägigen Besuche des Königs von Hannover im Monate October der Herzog Wilhelm durch Braunschweiger Schauspieler hier zum ersten Male kleine Lustspiele aufführen ließ. Was das Schloß durch diesen Bau nun an moderner Schönheit und wohnlicher Zweckmäßigkeit gewonnen hat, das hat es durch Wegführung seiner sämmtlichen Kunstschätze aber verloren, weil auch die wenigen guten Original-Gemälde so wie das schöne Crucifix aus der Schloßkirche seit einiger Zeit nach Braunschweig gebracht sind. Es ist zwar noch eine silberne stark vergoldete Uhr wegen ihrer außerordentlich schönen und feinen Arbeit sehenswerth, von Gemälden ist aber etwas Ausgezeichnetes gar nicht mehr da. Eins davon ist der damit verknüpften Sage wegen nur noch merkwürdig. Es stellt nämlich die weiße Frau dar, die in einigen Schlössern, namentlich in dem Berliner, sich bisweilen ahnend zeigen soll. Vielleicht soll es die Gräfin von Orlamünde sein, die oftmals die Rolle der weißen Frau gespielt hat. Die eigentliche weiße Frau war aber die gute Gräfin Perchta von Rosenberg, des Böhmischen Burggrafen Ulrich von Rosenberg Tochter, welche gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts lebte. Jene soll Unglück, diese aber Glück andeuten. Auch sind noch zwei Gemälde vorhanden, welche König Friedrich Wilhelm I. von Preußen mit dem Finger gemalt habe. Es sind nun zwar einige hübsche Ritterrüstungen in dem antik decorirten Speisesaale aufgestellt, doch sind sie nicht mit historischem Interesse verknüpft.

Von seiner ursprünglichen Gestalt einer Ritterburg hat das Schloß nach so vielen Veränderungen jetzt fast gar nichts mehr aufzuweisen. Am meisten wird man noch durch dessen älteren westlichen Theil und durch den in der westlichen Mauer eingemauerten behelmten Kopf daran erinnert. Dieser soll der Sage nach sich auf einen Grafen von Reinstein beziehen, dem hier der Kopf abgeschlagen sei; wahrscheinlicher deutet es aber auf den schon erwähnten Grafen Dietrich von Wernigerode, der als Friedensstörer der Grafen von Reinstein Schloß Blankenburg 1386 überfiel und allerlei Grausamkeiten daselbst verübte. Auch ist in der Kirche die Tafel noch zu sehen, auf die mit goldener Schrift die Geschichte des oben erwähnten Schloßbrandes verzeichnet ist. Der sehr alte 34 Lachter tief in Felsen gehauene Schloßbrunnen ist hinter dem ehemaligen

---

wohlthun, die freundlichsten Zimmer in ihren Häusern nicht den Gästen aufzubehalten sondern selbst zu bewohnen; denn da diese viel zu einer glücklichen Gemüthsstimmung beitragen, so würde den Hausbewohnern viel Lebensgenuß entgehen, wenn sie solche nur für Gäste benutzen wollten, die entweder selten sich einfinden oder deren Aufmerksamkeit in den wenigen Tagen des Besuchs auch mehr nach innen als nach außen gelenkt wird.

Redoutensaale. Der Umfang desselben ist von unten bis oben hin mit einer Mauer wie mit einem runden Thurme eingefaßt. Außerhalb dieser Mauer ist der Felsen 2 Fuß breit abgenommen, so daß man auf 145 in den Felsen gehauenen theils 1 theils 2 Fuß hohen Stufen zum Wasser des Brunnens, der 3½ Elle Durchmesser hat, kommen konnte. Das Wasser steht 26 Fuß hoch. Als er gebauet wurde, kostete dieser alte Brunnen 23,000 Speciesthaler. Im Jahr 1708 wurde die Treppe und Ringmauer gebessert; 1709 soll derselbe nach dem letzten Ostertage mit 6 Zoll dickem Eise bedeckt gewesen sein, was aber wegen seiner Tiefe bezweifelt wird. 1713 brannte das Brunnenhaus nieder, doch wurde das ungemein starke Seil am Rade gerettet und darnach noch lange gezeigt. Hierauf wurden über dem Brunnen Cavalierzimmer neben der Bildergallerie angelegt, und der Gebrauch dieses Brunnens hörte auf. Ein gutes Wasser wurde dafür aus dem braunen Sumpfe durch Röhren auf den Schloßhof geleitet, wo es in zwei eiserne Wassertröge läuft, aus welchen der Abfluß sich in den Felsen senkt und einem Brunnen am Schloßberge sein Wasser gibt. Nicht weit von jenen Wassertrögen an dem Schloßthore sieht man mit Verwunderung eine alte sehr starke dabei aber noch sehr gesunde Ulme, deren Höhe über achtzig Fuß und deren Stamm einen dieser Höhe auch angemessenen Umfang hat. Auffallend ist es, wie die Wurzel dieses wegen seines Standortes höchst seltsamen Baumes sich in Gestalt eines Kniees in einen engen Felsenspalt eingedrängt hat, wo er seine Nahrungssäfte von dem aus den Trögen abfließenden Wasser bekommt und den Felsen immer weiter durchbohrt. Durch Herzog Ludwig Rudolph befand sich ehedem eine aus 15,000 Bänden bestehende Bibliothek auch auf dem Schlosse, welche zum Theil ausgezeichnete Werke enthielt. Gleich nach dem Tode der Herzogin wurde sie aber mit der Wolfenbüttelschen vereinigt, so wie das Collegium Carolinum zu Braunschweig auch Vieles davon erhielt. Außerhalb des Schlosses darf wegen der vortrefflichen Aussicht noch das Rundeel nicht übersehen werden, wo statt des Schilderhauses ehedem auf der Mauer nahe am Schlosse für die Feuerwache ein Wachthaus stand, das als baufällig 1739 aber abgenommen wurde, und wo jetzt nun ein kleiner Garten angelegt ist.

Mit der Stadt steht das Schloß in mehrfacher Verbindung. Der kürzeste aber bloß für Fußgänger eröffnete Weg führt unmittelbar vom Schloßthore im Zickzack den Schloßberg hinab und bringt zuletzt auf einer langen Treppe an der Bartholomäikirche vorüber auf den Marktplatz. Früher begann diese Treppe schon oben am Schloßhofe, zählte 248 Stufen, war mit einzelnen Ruheplätzen versehen, und war an ihrem untern Ende zu beiden Seiten mit Gottesäckern für verstorbene Hofleute umgeben. Ein Fahrweg führte im Zickzack von der neuen Mühle hinauf. Der Herzog Ludwig Rudolph ließ jedoch nicht bloß jenen bequemern Fußweg sondern zum gewöhnlichen Fahrweg auch einen bequemern durch den fürstlichen Thiergarten anlegen; oben bringt dann ein schmaler gepflasterter

Weg dicht am Schlosse entlang laufend durch zwei Thore ins Innere des Schlosses. Da man aber auch diese Auffahrt zu schmal fand, so wurde 1831 auch eine viel bequemere nach äußern Ausgängen auf der mittäglichen Seite des Schlosses noch angebracht. Bei dem Schlosse ist terrassenförmig auch ein Schloßgarten, der sich aber nicht weiter auszeichnet, sondern nur zu Küchengewächsen benutzt wird. In dessen Nähe treibt das vom Schlosse herabkommende Röhrenwasser (hier der Beck genannt) eine Wassermühle, die vielleicht die höchste in der Welt ist, und deshalb immer der Stadt als Wahrzeichen für reisende Zunftgesellen diente. Merkwürdiger ist der Thiergarten, der, weil er bis zur Sägemühle des Schieferberges geht, nicht blos eine ziemliche Ausdehnung hat, sondern seit 1831 auch wieder mit vielem schönen Wildpret besetzt ist.

Von den Umgebungen des Schlosses müssen jetzt noch als merkwürdig der Luther- und der Catrinusberg, die beide im Thiergarten liegen und an Höhe den Blankenstein weit übertreffen, genannt werden. War die Aussicht vom Schlosse schon sehr schön, so ist sie auf dem Catrinusberge durch freiern Umblick noch viel reizender. Die Herzogin Christine Luise erbauete deshalb 1728 hier auch ein kleines achteckiges Lusthaus und nannte es Luisenburg, und wirklich vermag irgend die Natur mit ihren Reizen und malerischen Landschaften ein von schwerem Kummer niedergebeugtes Gemüth wieder aufzurichten, so ist es dieses einsame trauliche Waldplätzchen, auf das Schillers Wort eine so schöne Anwendnng findet:

„Dich, dich grüß ich belebte Flur, euch säuselnde Linden,
Und den fröhlichen Chor, der auf den Aesten sich wiegt;
Ruhige Bläue dich auch, die unermeßlich sich ausgießt
Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald."

Gedenken wir aber der Schönsichten um Blankenburg herum, so dürfen wir auch den Ziegenkopf nicht übersehen. Steigt man nämlich von Hüttenrode her das Harzgebirge herab, wo der überraschende Anblick des tiefer liegenden Schlosses den Wanderer schon ergötzt, so braucht man nur einen geringen Umweg von wenigen hundert Schritten zu machen, um vom kahlen Gipfel dieses Berges nach Abend, Mitternacht und Morgen die reichste Aussicht auf die schönste Landschaft zu erhalten, reicher als sie noch die vorerwähnten Punkte zu geben vermochten. Der von der mitternächtlichen Seite ganz kahle Berg ist aber auch deshalb noch merkwürdig, weil sein Stock aus Grünstein besteht, und da nun Grünstein durch feurige Agentien gebildet wird, so wollte de Luc die Spuren eines erloschenen Vulkanes an ihm entdecken.

Es sei uns aber vergönnt, jetzt noch einen Blick zu thun auf die Merkwürdigkeiten der Stadt Blankenburg.

Noch ehe man die Stadt selbst betritt, kommt man, wenn man

ſich vom Schloſſe aus auf dem Fahrwege durch den Thiergarten dem Lühner-Thore (richtiger Linkerthore) nähert*), an ein ſehr großes Gebäude, welches das fürſtliche Gartenhaus genannt wird. Es wurde 1725 auf der Nordoſtſeite des Schloßberges an deſſen Fuße zu einem Sommeraufenthalte erbauet, und daneben ein fürſtlicher Luſtgarten mit Statüen und einem Springbrunnen angelegt. Von dieſem wurde durch Röhren im fürſtlichen Saale noch eine Fontaine der Art getrieben, daß ſie, wenn die Herrſchaften bei Tafel ſaßen, in der Mitte derſelben einige Ellen hoch ſpringen konnte. Es war zu dem Zweck mitten im Saale ein Baſſin angebracht, das mit Dielen überdeckt wurde. Im Garten waren mehrere Terraſſen auch mit Baſſins und außerdem Treib- und Gewächshäuſer. Da dieß Schloß anfangs von Holz erbauet war, ſo wurden 1777 die Seitenwände mit Quadern aufgeführt. Nachdem es neuerdings repariert iſt, hat es Se. Durchlaucht der Herzog Wilhelm ſich wieder reſervirt, doch ſind die frühern Gartenanlagen faſt alle verſchwunden.

Die Stadt Blankenburg iſt ein ſehr alter Ort aber deſſen ungeachtet von keinem großen Umfange. Bis zur halben Höhe faſt den Schloßberg hinanſteigend laufen ihre Straßen terraſſenförmig daran entlang, und werden von anderen bergabgehenden wieder durchſchnitten. Da ſie von der früher ſchon vorhandenen Burg ihren Namen empfangen hat, ſo mögen die ehedem mit Schloßdienſten verknüpften Häuſer auf der Südſeite der Bergſtraße wohl die älteſten Burghäuſer geweſen ſein, die zur Burg der alten Gaugrafen gehörten, wenigſtens wird die früherhin von Hofbedienten bewohnte alte Superintendur in älteren Zeiten das freie Burghaus genannt. Daß ihr Alter in das Heidenthum noch hinaufreicht, iſt vorzüglich aus vielen aufgefundenen Todtenurnen und Opfergeräthen erſichtlich. Auch ſind ſteinerne Streitärte und im J. 1728 ein im Braunſchweiger Muſeum noch vorhandenes Schwert mit ſilbernem Griffe im Stadtgraben gefunden, auf welchem Buchſtaben ſtanden, die „Karl 800“ bedeuteten. Ferner iſt es eben ſo aus Klein-Blankenburg bei Halberſtadt erweislich, welches im achten Jahrhundert einem Blankenburger Gaugrafen Newan ſchon zuſtändig war. Schon zu Anfang des neunten Jahrhunderts gehörte der Blankenburgiſche Diſtrict zu den Archidiakonaten des Bisthums Halberſtadt, und der Archidiakonus wohnte nahe bei der neu erbaueten, vom erſten Biſchof Hildegrin eingeweiheten Katharinenkirche zu Blankenburg und führte im Namen des Biſchofs das Kirchenregiment. Es iſt ſomit die Erbauung dieſer Kirche auch ein klarer Beweis für das hohe Alter der Stadt. Merian ſtellt ſie im zehnten Jahrhundert bereits als eine Stadt mit Ringmauern dar, welche 42 Thürme und Warten zählte, und die wahrſcheinlich auch unter dem vorſichtigen Kaiſer Heinrich I.

*) Es hat ſeinen Namen von dem ehemaligen nahe dabei gelegenen Dorfe „Linzke“ erhalten.

wie so viele Burgstädte dieser Gegend zum Schutze gegen die immer plötzlich heranstürmenden Magyaren dienen sollte. Ihre Schicksale sind größtentheils dieselben des Schlosses gewesen. So hat sie 1182 durch die Belagerung Kaiser Friedrich I., dessen Lager auf dem darnach benannten Kaiserplane aufgeschlagen war, sehr leiden müssen, und ward nach tapferer Gegenwehr durch Verrätherei nur genommen und fast ganz zerstört. Nicht besser erging es ihr im räuberischen dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, wo sie mehrmals durch Raub und Brand leiden mußte. Vorzüglich hatte sie im 30jährigen Kriege durch oftmalige Plünderungen mit vieler Noth zu kämpfen. So wurde sie 1625 von Wallenstein selbst beschossen, weshalb zum Denkzeichen an diese Beschießung noch jetzt 5 auf der Nordseite des Rathhauses eingemauerte steinerne Kugeln sichtbar sind. Frauen und Kinder hielten sich mit Vieh und Betten in den damals noch dunkeln Schlupfwinkeln des Harzwaldes auf. 1628 wurde die Stadt mit der ganzen Grafschaft vom Kaiser dem Grafen Mar von Wallenstein angewiesen, der sie dem Grafen von Merode abtrat. Dieser soll sie aber, als er nach der Schlacht bei Leipzig die Flucht ergriff, angezündet haben, so daß das Feuer 24 Stunden wüthete. Durch einen Streit zwischen einem kaiserlichen Quartiermeister und einem Bürgervorsteher, der erstern erschlug, soll ihr späterhin der gänzliche Untergang angedrohet sein. Weil aber der Superintendent Herweg und Hofrath Fink vom Stadtministerium und der ganzen Schule begleitet dem erzürnten feindlichen General von Bode unter Anstimmung des Gesanges: „Eine feste Burg ist unser Gott ꝛc." entgegen zogen und mit einem Fußfall um Gnade baten, wurde der Held so gerührt, daß er sprach: Alter Greis, falle nicht vor mir nieder! Stehe auf! Wie heißt du? — Herweg, — und siehe, es war des Generals Jugendlehrer gewesen, und die Stadt wurde begnadigt. Da aber der General einen Soldaten wegen eines Diebstahls wollte aufhängen lassen, so erhielt der bestohlene Bürger durch seine Fürbitte dem Soldaten auch das Leben. Was der Stadt angedrohet war, widerfuhr in diesem Kriege den Dörfern Linzke, Kallendorf, Moerdorf, Helfungen, Sadenbeck und andern um Blankenburg herum, die in Feuer aufgingen und nicht wieder aufgebauet sind. Die bäuerische Straße in Blankenburg hat jedoch schon in frühern Kriegen von flüchtigen Landleuten ihre Bewohner erhalten. Erst unter den Herzögen Rudolph August und Anton Ulrich erholte sich die Stadt wieder von ihren erlittenen Drangsalen, und besonders die Hofhaltung des Herzogs Ludwig Rudolph und der Herzogin Christine Louise auf dem Schloß daselbst sind es gewesen, die für die Stadt wieder ein glückliches Zeitalter hervorrief. Im siebenjährigen Kriege und namentlich 1759 hat sie durch Einquartirung und Plünderung von kaiserlichen und Reichstruppen zwar auch gelitten, doch sind diese Wunden bald wieder vernarbt. Die späteren Kriege haben ihr an Gebäuden keinen Schaden zugefügt. Die merkwürdigsten darunter sind das Rathhaus, die alte und neue Faktorei, die Kirchen und einige Privathäuser.

Das Rathhaus mit welchem der Burgfriede verbunden ist, ist ein großes massives Gebäude am Markte. Früherhin hat man in dessen Thurmknopfe schriftliche Nachrichten gefunden, daß es im J. 1233 von Grund aus neu erbauet ist. 1497 bekam der Thurm eine Schlaguhr, und 1584 wurde das ganze Gebäude erhöht. Eine über der Thüre des obern Saales hierauf bezügliche launige Inschrift ist lesenswerth. Sie lautet;

Die Bauherrn haben davon
bekommen geringen Lohn
denn wer dient jungen Kindern
und einer ganzen Gemein,
desselben wird sein Dank und
Lohn viel zu klein.

Nach einer starken Reparatur 1735 wurde es 1738 aber mit einem neuen mit Schiefer gedeckten Thurme und mit einer neuen Schlaguhr versehen. Ehedem stand vor dem Rathhause auf dem Markte ein hölzernes Pferd und ein Strafpfahl. Das Rathssiegel besteht in einem Thurme, neben welchem zur Rechten ein Schild mit einem Hirschhorne zur Linken ein Helm mit zwei Hirschhörnern steht.

Die alte Faktorei war vormals ein Kloster des heil. Vincentius, wovon die Vincenz- (späterhin Faktorei-Straße genannt) ihren Namen führt. Die neue Faktorei war in alter Zeit ein gräflicher Jagdhof, wurde zum adeligen Gute gemacht und ein Herr von Henning damit beliehen. Dann kam dieser Hof in die Hände eines Juden, wurde aber späterhin wieder herrschaftliches Eigenthum, was es noch jetzt ist. Die drei am Markte stehenden von Graf Ulrich V. einst bewohnten Häuser sind schon früher erwähnt. In einem daneben stehenden Hause am Markte ist ein unterirdischer Gang, der unter dem Markte weg bis an die Kirchtreppe läuft, dessen Bestimmung man aber nicht kennt. Unter den Kirchen war vormals die alte Katharinenkirche die älteste, wie oben gezeigt ist. Der den ganzen Harzgau verwaltende Archidiakonus wohnte noch 1305 hier. Nach der Kirchenverbesserung bestimmte man diese Kirche zum Wochengottesdienste. Als Herzog Ludwig Rudolph *) 1714 aber die Regierung angetreten und eine Leibgarde angeworben hatte, ward sie zur Garnisonkirche gemacht und wegen Baufälligkeit 1728 neu und sehr schön doch mit edeler Einfachheit aus lauter Quadern aufgebauet; doch fand ihre Einweihung erst 1735 statt. Als darin befindliches Grabmahl zeichnet sich das des Hofjägermeisters von Langen aus.

*) Dieser Fürst hat in seinem Fürstenthume sieben neue Kirchen gebauet: zu Striege, Braunlage, die Schlosskirche, zu Hasselfelde, auf dem St. Georgshofe, zu Michelstein und die Katharinenkirche.

Seit 1785 wurde auch jährlich viermal für die Reformirten darin Gottesdienst gehalten. Durch den Brand von 1836 ist sie leider zur düstern Ruine geworden und wird es auch wohl bleiben. Nächst dieser zeichnet sich die St. Bartholomäikirche aus. Die Grafen Heinrich I. und Siegfried stifteten nämlich gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ein Mönch- und Nonnenkloster Cistercienserordens fast auf der halben Höhe des Schloßberges und baueten nahe dabei die Bartholomäikirche. Die Aufsicht über dieses Kloster führte der Archidiakonus der Katharinenkirche. Obgleich der Klostergüter anfangs nur wenige waren, so wurden sie doch besonders durch die Magdeburger Erzbischöfe Conrad und Burchhard später sehr verbessert. Die erste Einrichtung dauerte aber nicht viel über 50 Jahre; denn die Mönche entsagten 1305 im Monat März allen Klostergütern, und diese wurden nun vom Grafen Heinrich II. zum Nonnenkloster gelegt. Bei dieser neuen Einrichtung soll Heinrichs Tochter, die Gräfin Mathilde, die 1276 den Schleier annahm und dann mit 12 Nonnen das von ihrer Schwester Jutta 1259 bei Egeln gestiftete Cistercienserkloster Marienstuhl bezog, die erste Aebtissin gewesen sein. Auch bestätigte der Halberstädtische Bischof Albert in einer Urkunde von 1305 diese Veränderung. Jedoch mußte ein von der Wahl der Aebtissin und ihrem Convente abhängiger Probst mit sieben Priestern zur Verwaltung des Gottesdienstes in der Klosterkirche fortgehalten werden, der auch dem Archidiakonus in der Katharinenkirche bei Synoden assistiren aber mit allen Kirchen und Kapellen zu Blankenburg und mit der Kirche zu Linkte beim Stadtgraben unter der Mauer von der Jurisdiction des Archidiakons frei sein sollte. In demselben Jahre wurde auch die Schloßkapelle vom Kloster in der Weise getrennt, daß der regierende Graf von der Zeit ab entweder dem Probste oder der Aebtissin einen eigenen Kapellan präsentirte, welcher vom Archidiakonus bestätigt wurde. Die Verwaltung der heil. Sacramente aber blieb bei der Mutterkirche. Schon 1335 hatten aus Noth mehrere Klostergüter wieder veräußert werden müssen. Als aber die Kirchenverbesserung auch hier Eingang erhielt, gab die damalige Aebtissin mit Beistimmung des ganzen Convents die Klostergüter dem Grafen Ulrich V. und Bernhard zurück, welche den Nonnen auf zwölf Jahre eine Pension aussetzten. Im Jahr 1548 soll das Kloster ausgestorben und die Gebäude gänzlich in Verfall gewesen sein. Späterhin hat man nur noch weniges Mauerwerk davon gesehen. Da zur Erbauung der Klosterkirche die Bürgerschaft sehr mitwirkte, so wurde sie zugleich die Parochialkirche. Jetzt wird sie wegen ihrer hohen Lage die Oberkirche genannt. 1582 bedurfte sie einer großen Reparatur. Da nun die Schneidergilde viel dazu beitrug, so ließ sie auf der Nordseite der Kirche eine Scheere mit der Jahrzahl in einen Stein zum Denkmahl eingraben. In dieser Kirche ist unter der Herrenkapelle ein geräumiges Todtengewölbe mit sieben Särgen voll gräflicher Leichname. Der merkwürdigste ist der vom frommen aber unglücklichen Grafen Ulrich V., der die Kirchenverbesserung einführte. Von den Inschriften sind nur noch wenige

lesbar. Auf dem hohen Chore erblickt man die Epitaphien mehrerer hoher Staatsbeamten. Auch bemerkt man außerhalb der Kirche ein alabasternes Epitaphium, das über der Ruhestätte des 1719 verstorbenen berühmten Mathematikers Leonh. Chr. Sturm errichtet ist. An dieser Kirche war ein zu seiner Zeit berühmter Prediger der erste Superintendent Leonh. Schweizer, welcher 1561 vom Grafen Ernst nach Braunschweig gesandt wurde, um den Bremischen Religionsstreit schlichten zu helfen. Sein Name steht auch an der 1594 neu gegossenen großen Glocke. An dieser Kirche stand gleichfalls der schon erwähnte verdienstvolle Herweg, der 1653 Abt zu Michelstein wurde.

Außer den Kirchen gab es nun noch mehrere Kapellen nämlich die Schloßkapelle, die Herrenkapelle in der Klosterkirche, die St. Hermannskapelle bei der Wasserpforte im kleinen Garten des Obermüllers, deren Ueberreste von Steinen im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts zur Ausbesserung der Bartholomäikirche gebraucht wurden, die Vinzentkapelle in der alten Faktorei, wovon in den Wänden von Gips gemalte Bilder der Heiligen noch lange übrig gewesen sind. Nach Merian hat auch noch eine Kapelle in der Gegend des Tränkethores gestanden, und wirklich hat man in einem kleinen Garten am Stockhause Schiefer und den Grund eines Thurmes gefunden. Von Graf Heinrich III. ist ferner 1318 ein noch vorhandenes Hospital zu St. Georg gegründet, das 1717 vom Herzog Rudolph erneuert und mit einer Kirche „zum heiligen Geist benannt" beschenkt wurde. Ueber der Thüre ist der Ritter St. Georg abgebildet.*) Auch möchte die im Jahr 1537 von Graf Ulrich V. und Bernhard angelegte große Stadtschule, das Rudolph-Augusteum genannt, noch zu erwähnen sein, zumal da die eingezogenen Klostergüter auf sie verwendet sein sollen. Es haben mehrere merkwürdige selbst berühmte Rectoren ihr vorgestanden. Besonders hat Blankenburg immer und auch noch jetzt als guter Erziehungsort für Töchter gegolten, und einen Ruf hat sich besonders der frühere Superintendent Ziegenbein darin erworben. Wie sehr die Stadt bis dahin als außerordentlich nahrhaft gegolten hat, so hat sie doch seit dem letzten großen Brande von 1836, wo an 60 Wohnhäuser abbrannten, viel von ihrer Wohlhabenheit verloren. Durch die neu aufgeführten Häuser hat sie aber jetzt an Schönheit gewonnen, zumal da ihre frühere Reinlichkeit dadurch noch vermehrt ist, daß nach Verbesserung des Straßenpflasters auch der die Straßen durchfließende Beck (Bach) jetzt überdeckt ist. Ihr sämmtliches Wasser erhält nämlich die Stadt wie das Schloß aus dem braunen Sumpfe, und da nun besonders ein Stollen, durch welchen das Wasser in den Mühlenteich fällt, für Blankenburg eine wahre Wohlthat, mit diesem Stollen über seine Entstehung aber eine Sage verknüpft ist, so möge diese hier einen Platz finden.

*) Durch Erlegung einer großen Schlange soll er einer Jungfrau das Leben gerettet haben.

Vormals waren in dieser Gegend zwei gräfliche Mühlen, eine im Bläſſengehege, die Untermühle, und die andere da, wo der kleine Schöt an den großen ſtoßt, die Obermühle genannt. Zwei Brüder hatten diese Mühlen in Pacht. Der jüngere, weil seine Mühle der Stadt näher lag, hatte oft Mahlgäſte, wenn sein Bruder in der Obermühle keine hatte. Da wurde der Brodneid rege, und das Waſſer im Teiche bei der Obermühle wurde der Untermühle vorenthalten. Darum ging einſt der Untermüller mit einer Hacke hinauf, den Waſſerlauf ſtärker zu machen, und da ſich sein Bruder dem widerſetzte, ſo kam es von Worten zu Thätlichkeiten. Der jüngere Bruder ſchlug mit der Hacke den älteren an den Kopf, daß er todt zur Erde fiel. Der Mörder wurde ins Gefängniß geführt, wo er einen Bergmann antraf, welcher gleichfalls das Leben verwirkt hatte. Beide ſannen auf Rettungsmittel. Endlich machten ſie den Vorſchlag, daß ſie die Stadt Blankenburg vom Waſſermangel, welchen dieſelbe bei einem ſchlecht angelegten Stollen im Thiergarten noch immer empfand, befreien wollten, wenn ihnen das Leben geſchenkt würde. Sie trieben hierauf einen Stollen im Thiergarten am rechten Orte, die Stadt bekam Waſſer und die Uebelthäter Gnade.

Von den in Blankenburg befindlichen Mühlen verdient einer beſonderen Erwähnung hier die am Markte liegende Malzmühle, weil hierin die Folterkammer war, deren man ſich ehedem bediente. Auch führt eine Mühle zwiſchen der Markt- und Langenſtraße den Namen der Münzmühle, weil in dieſem Hauſe früher ſich die Münze befand. Die Blankenburgiſche Münze iſt nämlich ſehr alt, und ſicher iſt es, daß ſchon im vierzehnten Jahrhundert unter Graf Heinrich III. hier Geld geprägt wurde. Das Gepräge der alten Münzen beſteht theils in einem einfachen Hirſchgeweihe, theils in einer bloßen Spitze, theils in einem Balken, worüber zwei Fahnen, theils in zwei einfachen Balken. Es gibt auch Blankenburger Blech- und Hohlmünzen ſo wie Thaler und Groſchen von den letzten Blankenburg-Reinſteinſchen Grafen.

Zu den geſchichtlichen Merkwürdigkeiten ſind in neuern Zeiten noch 2 Häuſer gekommen, die, weil ſie einem landesflüchtigen Fürſten faſt 2 Jahre hindurch zum Aſyle nach manchem Sturme gedient haben, mit ſeltſamen Erinnerungen erfüllen. Ludwig XVIII. von Frankreich bewohnte ſie nämlich unter dem Namen eines Grafen von Lille vom 24. Auguſt 1796 bis 10. Februar 1798, und ſuchte in wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen vielleicht die gemachten Erfahrungen ſich theoretiſch zu enträthſeln. Doch auch litterariſche Merkwürdigkeiten ſind noch hervorzuheben; denn nicht bloß, daß das Schloß der Geburtsort des Hugo, eines geborenen Grafen von Blankenburg iſt, der im elften Jahrhundert lebte und anfangs Archidiaconus in Halberſtadt dann aber Stifter des Auguſtinerkloſters St. Victor in Paris war, auch der noch berühmtere Hugo a sancto Victore, ein zweiter Auguſtinus und Vater der Myſtiker, der im zwölften Jahrhundert lebte, iſt hier geboren ſo wie auch den jetzigen

Bischof der Provinz Sachsen, Herrn Dr. Dräsecke Blankenburg zu seinen Kindern zählt, die als Weltbürger hier ins Leben eintraten. Auch mancher Geschäfts- und Weltmann, der ein stilles Plätzchen suchte, so wie mancher reich begüterte Fremdling wählte Blankenburg zu seinem Eldorado, und was er suchte, fand er hier, wo die Natur es sich gleichsam zur Aufgabe gestellt hat, ihren Freunden bei deren Lustwandeln die größte Mannichfaltigkeit in ihren Bildern darzubieten. Als einer der schönsten Spaziergänge muß aber besonders wohl hervorgehoben werden die Richtung nach der Grotte des Heidelberges und an der Klus vorüber. Hier soll die Klause eines Einsiedlers gewesen sein, die er zu Unf. Lieben Frauen nannte. Ein steinernes Kreuz in der Mauer ist ein Ueberrest davon. Vielleicht stand in dieser Gegend auch ein Kloster, weil Jost Vierfus vermöge einer Urkunde vom Grafen Ulrich V. im Jahr 1535 beliehen wurde: „mit einem Hofe unter dem Heidelberge, welcher dem Kloster Gustendick und noch einem Hopfenhofe gegen dem Heidelberge gelegen, welcher auch dem Kloster Gustendick zugehört hat.“ Der Thie bei Blankenburg, gleichfalls eine schöne Promenade, leitet seinen Namen her von Stie, Tie (neue Zeit), und war also ein Gemeindeplatz, bei den Heiden oft zur Verehrung ihrer Provinzialgottheiten, späterhin zur Veröffentlichung von Befehlen bestimmt. In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ist hier wenigstens noch öffentlich unter 3 Linden Gericht gehalten worden. Beachtungswerth sind nicht sehr weit davon auch zwei sehr große Linden, die ein Haus geziert haben, dessen Stelle noch zu erkennen ist. Sollte nun auch nicht jeder der vielen Harzreisenden, die Blankenburg jährlich besuchen, solch schöne Erinnerungen mit daraus hinwegnehmen als 1839 die vergnügten und vollkommen befriedigten Mitglieder des Naturforschenden Vereines und die Augen- und Ohrenzeugen des lieblichen Gesangfestes, so wird doch gewiß selten ein Fremdling die Stadt verlassen, dem es nicht lieb gewesen wäre, von ihren Höhen einmal die über Berg und Thal hier ausgegossenen Reize geschauet zu haben.

Um zugleich ein skizzirtes Bild vom schönen Idyllenleben am Hofe des Herzogs Ludwig Rudolph zu liefern, so möge noch Einiges aus dem Jugendleben des letzten Hofdiaconus Valentin Söllig hier einen Platz finden. Die glanzvollste Zeit im Jahre am Hofe dieses Fürsten war die Karnevals-Zeit, zu welcher sich auch immer viel Fremde besonders Officiere aus Braunschweig, Wolfenbüttel, Hannover, Halberstadt, Quedlinburg, Magdeburg und Anhalt hier aufhielten. Die Vergnügungen bestanden in Vogelschießen, Scheibenschießen, Assembleen, Komödien, Jagden mit Fuchs- und Hasenprellen, selbst Wasserjagden, an den Ruhetagen wurden Feuerwerke auf dem Thie und Schnappelnberge abgebrannt, und den Beschluß machte mehrentheils eine sogenannte adelige Bauernhochzeit.

Ein Cavalier oder Officier und ein Fräulein stellten das Brautpaar vor. Der Herzog und seine Gemahlin waren Hochzeitsvater und Mutter, und so wie sämmtliche Hochzeitsgäste in Bauernklei-

dung waren, so wurde Alles nach Bauernmanier auch eingerichtet. Man fuhr mit Musik auf Bauernwagen in der Stadt umher, wobei auch geschossen wurde. Man aß von hölzernen Schüsseln und Tellern, wie es damals auf Dörfern noch üblich war nur mit dem Unterschiede, daß diese Geräthschaften höchst sauber gefertigt waren. Bei Tische wurde gescherzt, gesungen, gelärmt, Alles plattdeutsch gesprochen, aus großen Paßgläsern getrunken, in welche aus verpichten hölzernen Kannen der Wein eingeschenkt wurde Hierauf wurde getanzt und so der Tag unter der herzlichsten Freude beschlossen.

Außer dieser fingirten Hochzeit wurden aber an dem nämlichen Tage einige Trauungen von Bauern wirklich vollzogen. Sechs bis sieben Hochzeitpaare aus den benachbarten Dörfern kamen nämlich nach einander auf ihren Erndtewagen mit voller Musik auf den Schloßplatz gefahren. Jedes Paar wurde von seinen eigenen Dorfmusikanten mit Blaseinstrumenten nach der Schloßkirche begleitet. Daselbst wurde wirklicher Gottesdienst gehalten, die fürstliche Kapelle erhöhete die Feier, und nach gehaltener Traurede wurden von dem Hofprediger sämmtliche Brautpaare nun copulirt. Diese fuhren dann mit allen ihren Gästen nach dem sogenannten Judenhofe (der neuen Faktorei) wo Redoute gehalten wurde, und der Herzog ließ sie daselbst aufs herrlichste bewirthen und beschenken.

Die Schilderung dieser Hochzeiten gelangt auch nach Ströbeck, dem durch sein Schachspiel berühmten Flecken unsern Halberstadt. Hier ist nun die alte Sitte, wenn eine Hochzeit statt findet, so begeben sich sämmtliche Hochzeitsgäste auf die Rathsstube, woselbst ein Schachspiel nebst den Gerechtsamen und Documenten der Ströbeckschen Bauern (eigentlich Männer*) genannt) befindlich ist, und der Bräutigam ist dem Herkommen gemäß genöthigt, um die Braut zu spielen. Die Gäste suchen den geschicktesten Spieler unter sich aus, und machen alle Parthie gegen den Bräutigam. Sie dürfen indessen zum Spiele nichts sagen, außer wenn sie vermuthen, daß auf ihrer Seite ein mißlicher Zug geschehen könnte, so warnen sie nur ganz unbestimmt ihren Spieler: Vadder mit Rahd ... Gevatter mit Rath! (oder Bedacht!) Gewinnt der Bräutigam das Spiel, so ist die Braut ohne weitere Umstände sein, wo nicht, so muß er sie von den Hochzeitsgästen durch ein gewisses Aequivalent erst lösen. So war es ehedem.

Da nun die Ströbeckschen Bauern hören, daß in Blankenburg ähnliche Hochzeiten nachgeahmt würden, so halten sie es für keinen unzeitigen Einfall, wenn sie eine Deputation abschickten, um dem Hofe vorzustellen, daß das Ströbecksche Hochzeitsrecht wegen des Schachspiels nicht aus der Acht gelassen werden möchte. Zwei Bauern,

*) Vielen Flecken auf und am Harze wie z. B. Stiege ist es eigenthümlich, daß in officiellen Sachen deren Bewohner weder Bürger noch Bauern sondern Männer genannt werden.

unter welchen des genannten Sölligs Vater, der damals für den besten Schachspieler und den beredtesten unter ihnen gehalten wurde, machen sich also auf den Weg, nehmen von der Herrenstube auf dem Rathhause daß große schön gearbeitete Schachspiel nebst den dabei befindlichen Documenten oder vielmehr des Herzogs August unter dem Namen „Gustavi Seleni“ herausgegebene Anweisung zum Schachspiel mit sich, und lassen ihre Ankunft dem Herzoge unter folgendem Vortrage melden: „Sie hätten gehört, wie der Herzog in Blankenburg adelige Bauernhochzeiten anstellte, man möge also auch die bei ihnen übliche Bauernmode mitmachen. Bei ihnen sei es Brauch, daß der Bräutigam die Braut sich erst im Schach erspielen müsse, sonst dürfe er nicht ein Lager mit ihr theilen.“ Der Antrag wird sehr gnädig aufgenommen. Der Herzog nebst Gemahlin lassen sie vor sich kommen, reden mit ihnen höchst herablassend, erkundigen sich nach ihren häuslichen Umständen, es wird ihnen alles Sehenswerthe gezeigt, sie müssen bei allen Feierlichkeiten zugegen sein und lassen es sich so sehr bei Hofe gefallen, daß ihre Anwesenheit wohl vierzehn Tage gedauert hat. Der Herzog fragt Söllligen, ob er Söhne habe? — Ja! Ob sie auch Schach spielten? — Ja! — Ob er ihm wohl einen davon überlassen wollte? Er erwiedert, wenn derselbe dem Herzoge nicht mißfiele, so wäre er dazu bereit. Söllig nimmt also nach einigen Tagen seinen muntern achtjährigen Knaben Johann Valentin, den dritten von vier Söhnen und den Gegenstand unserer Erzählung, mit sich auf das Pferd und reitet nach Blankenburg. Weil aber der Herzog von einer kleinen Unpäßlichkeit befallen gewesen, so kann er nicht zur Audienz gelangen, und reitet also unverrichteter Sache wieder zurück. Einige Tage darnach, als der Herzog genesen, bekömmt Söllig einen expressen Boten mit der Nachricht, er solle sogleich seinen Sohn überbringen. Er macht sich daher ungesäumt zum zweiten Male auf den Weg und überbringt ihn. Die unbefangene Munterkeit des Knaben gefällt beiden fürstlichen Personen so sehr, daß sie dem Vater das Anerbieten thun, wenn er ihnen seinen Sohn überlassen wolle, so würde der Herzog für sein Glück sorgen und ihn entweder studiren oder Alles, wozu er sonst Lust bezeugen würde, erlernen lassen. Söllig bedenkt sich ein wenig, ob es wohl nicht gegen die väterliche Liebe sei, ein Kind von sich wegzugeben, entschließt sich doch aber endlich mit den Worten dazu: Der Herzog möchte den Sohn nur hinnehmen, wenn er ihm nicht mehr gefiele, so möge er ihn wieder heimschicken, er habe selbst Brod für ihn. Der Glanz des Hofes und die Liebkosungen der Herrschaft und aller Hofbedienten, welche ihn nur den kleinen Schachspieler nennen, machen den Knaben so freudetrunken, daß er an nichts weniger denkt, als je wieder nach Ströbeck zurückzukehren. Er wird übrigens sogleich städtisch gekleidet, frisirt; jedermann reißt sich um ihn wegen des Schachspiels; es wird ihm ein Informator gehalten, und der damalige Bibliothekar und nachherige Reichshofrath Knörr bekommt die Oberaufsicht über ihn, welcher bei Gelegenheit ihn auch selbst unterrichtet hat. Sein Beruf ist, jeden Abend

um 6 Uhr in der Assemblee zu sein, wenn etwa der Herzog oder dessen Gemahlin Schach zu spielen beliebten. Wenn nun jemand von ihnen mit dem kleinen Schachspieler gespielt hatte, so wird er gewöhnlich nach beendigtem Spiele mit einigen Thalern beschenkt. Auf Befragen des Herzogs, was er werden wollte, erwiederte er: ein Prediger. Der Herzog versichert, daß er gern die Kosten dazu hergeben wolle, er solle nur fleißig lernen, so könne er dereinst Superintendent werden. Da er nun den Wünschen des Herzogs entsprach und sich dessen Liebe bewahrte, so begleitete er ihn auch auf seinen Reisen von Blankenburg nach Braunschweig ꝛc. Seine Schuljahre legte er in Blankenburg zurück, und studirte nachher in Helmstedt vier Jahre Theologie unter dem Abt Mosheim, dem er besonders anbefohlen wurde, und welcher die genauere Aufsicht über ihn hatte. Als er im Begriff stand, die Universität zu verlassen, starb Ludwig Rudolph, aber die verwittwete Herzogin nahm ihn darauf wieder nach Blankenburg zu ihrem Pagenhofmeister, und im Jahr 1739 zum Hofdiaconus, bis er nach dem Tode derselben, 1749 Prediger in Hasselfelde wurde.

Er hat sich zweimal verheirathet. Seine erste Frau, vorher Kammerfrau der Herzogin, war eine geborene Moll und Predigerstochter aus Münchsrode in Schwaben, deren Familie späterhin geadelt und jetzt in Oestreich sehr hoch gestellt ist; die zweite eine geborene Koch, eine Predigerstochter aus Thale und verwandt mit dem berühmten Leukfeld und Ernesti. Aus beiden Ehen zeugte er 13 Kinder von denen jetzt noch zwei, Enkel, Urenkel und Ururenkel aber sehr viele am Leben sind.

Er hat zwar unter den Gelehrten keinen Namen erhalten, erwarb sich sich jedoch außer seinen Amtswissenschaften sehr gründliche Kenntnisse in der lateinischen und, was damals selten war, in der griechischen Sprache. Letztere gab, als er noch Pagenhofmeister war, zu folgendem Vorfalle Gelegenheit:

Es kamen nämlich einst zwei angesehene Griechen, ein Abt und ein Pater von der Insel Kios, welche schon an mehreren Höfen zur Erbauung eines Klosters Geld eingesammelt hatten, auf Empfehlung des verwandten kaiserlichen Hofes in Wien, nach Blankenburg. Einer von diesen Griechen konnte außer seiner Muttersprache nur etwas Französisch reden. Die Herzogin vielleicht in der Meinung, daß ein Studirter jede Sprache bis zur Fertigkeit im Reden lerne, fordert die Griechen auf, ihren Pagenhofmeister anzureden, welcher allezeit bei der Tafel anwesend und die Pagen beobachten mußte. Dies geschieht. Söllig hilft sich so gut als er kann, und bittet nur die Griechen im attischen Dialecte mit ihm zu reden. Das Erste ist, daß sie ihm seinen Aetacismus abzugewöhnen suchen, und machen sich so einander nothdürftig verständlich. Die Griechen halten sich 14 Tage in Blankenburg auf, werden täglich nach Hofe geholt, des Abends bleiben sie aber in ihrer Wohnung, bitten Söllig zu sich, der sich auf diese Besuche mit größter Sorgfalt vorbereitet, und nun ihr täglicher Gesellschafter, bester Freund und Dollmetscher wird.

Sie haben eine so herzliche Freude über den Vorfall, daß sie die Herzogin versichern, auf ihren Reisen durch mehrere Länder außer dem Erzbischof von Canterbourg niemand gefunden zu haben, mit dem sie in ihrer Muttersprache hätten reden können. Sie machen ihm verschiedene Male den Antrag, ihn mit Bewilligung der Herzogin auf sieben Jahre als Dollmetscher an deutschen Höfen und dann weiter auch nach Frankreich, Spanien, Portugal ꝛc. mitzunehmen. Allein mancherlei Bedenklichkeiten bewogen ihn, diesen Antrag auszuschlagen, zumal da die Herzogin nicht dazu hat rathen wollen. Als Hofdiaconus hat er auch das eben so seltene als merkwürdige Geschäft gehabt, eine gefangene Türkin Abbas Kaechianen Kaefe Rhebisch später die Gattin des Pastors L. M. Grimm zu Heimburg, welche die Herzogin als Kammerfrau zu sich genommen hatte, im Christenthume zu unterrichten und nach öffentlicher Confirmation zum heil. Abendmahle der lutherischen Kirche hinzuzulassen.

Solche Aufmunterungen, als damals die Ströbeckschen Bauern hatten, mußten ihnen freilich wohl den Werth ihres Schachspieles sehr schätzbar machen. Sölligs Vater wurde schon oft zu dem damaligen alten Grafen von Wernigerode geholt, um mit ihm Schach zu spielen, auch in gleicher Absicht zu verschiedenen Edelleuten und anderen vornehmen Personen in der Nachbarschaft. Auch wenn Fremde kamen, um das Schachspiel zu sehen oder zu spielen, wurde Söllig gerufen, und sein kleiner Sohn begleitete ihn allezeit und spielte auch oft statt seiner.

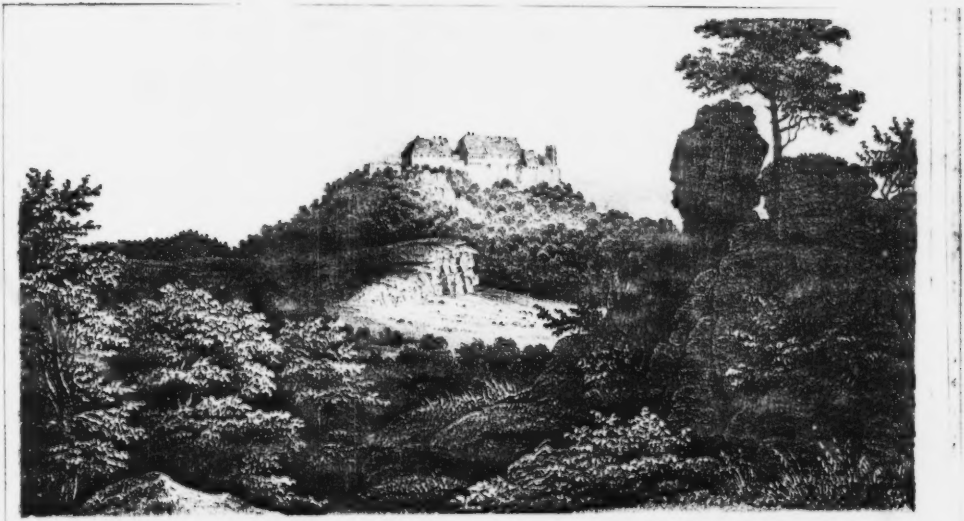
Daher kann man sich erklären, wie er es wagen konnte, sich dem Blankenburgischen Hofe mit jener Dreistigkeit vorzustellen. Damals wurde das Schachspiel von allen Bauern jungen und alten auch sogar in den Wirthshäusern gespielt, die auch das Schachbrett im Schilde führen. Es ist darnach einmal etwas ins Abnehmen gekommen; allein neuerdings ist der Sinn und die Liebe dazu auf den Wunsch Sr. Majestät des edeln Königs Friedrich Wilhelm und durch Aufmunterung des dasigen Herrn Landraths wieder sehr geweckt worden, besonders dadurch, daß man am Tage des jährlichen Schuleramens Schachspiele als Prämien für die bestspielenden Schulkinder ausgesetzt hat. Es wird daher jetzt wieder in jedem Hause ein Schachspiel angetroffen, und der dasige Prediger führt eine Chronik über das Schachspiel und seine besten Spieler in Ströbeck.

Der Sage nach soll das Spiel unter dem Bischof Burkhard oder Bucko I. von Halberstadt 1040 — 45, der an den Feldzügen Kaiser Heinrichs III. gegen die Wenden Theil nahm, durch einen gefangenen Wendenfürsten, der in Ströbeck in einem Thurme festgehalten wurde, dorthingekommen sein. Der Thurm wird noch gezeigt, und um die Einsamkeit seiner Haft sich zu mildern, habe er seinen Wächtern das Schachspiel gelehrt.

Die Ströbeckschen Bauern spielen das Schachspiel deshalb nach ihren eigenen Regeln und mit einer Einfachheit und Würde, die über alle Neckereien, deren sich so viele Spieler schuldig machen, weit erhaben ist. Sie setzen die Ehre des Spieles nicht darin, ihren

Gegner schachmatt zu schlagen sondern ihn schachmatt zu ziehen. Denn das Schachspiel hört auf ein Verstandesspiel zu sein und wird bloßes Glücksspiel, sobald man es nur darauf absieht, sich einander die Steine vom Brette zu schlagen. Das sogenannte Kapern, wo man, um dem Gegner drei Steine zu nehmen, zwei von seinen eigenen aufopfert, ist in Ströbeck daher ganz außer allen Gebrauch. Kenner wissen, wie unangenehm es ist, wenn man nicht mehr mit der vollen Kraft aller Steine spielen kann. Hat man aber einen muthwilligen Gegner, der selbst keinen gehörigen Plan entwirft und es auf alle Weise zu verhindern sucht, daß auch der Gegner keinen entwerfen soll, sondern bei der geringsten Ahndung, daß man ihm, ich will nicht sagen, nach dem dritten oder vierten Zuge, sondern nach zwanzig Zügen gefährlich werden könne, Stein um Stein schlägt, der raubt dem Spiele seine Seele. So spielt man in Ströbeck nicht, sondern schont die Steine so viel als möglich auf beiden Seiten, und verliert lieber für diesmal ein Spiel, als es auf eine weniger großmüthige Art zu gewinnen, oder wie das gewöhnlich der Fall ist, wenn man das Brett zu sehr von Steinen entblößt, den Sieg von beiden Theilen uneutschieden zu lassen. Es mag daher wohl eben nicht so schwer sein, durch manche der Natur des Spieles zuwider laufende Ränke einem Ströbeckschen Bauer, der bei der Regel bleibt, ein Spiel abzugewinnen, aber schwerlich wird man ihn dahin bringen, in seinem Ueberwinder auch zugleich seinen Meister zu erkennen.

W. Schönichen.



Die Wartburg.

Wartburg.*)

Vom Abendpurpurglanz umflammt
Sah' ich die hehre Wartburg ragen,
Als sei das Licht von ihr entstammt,
Und über alle Welt getragen.

O sei gesegnet heil'ges Haus,
Zu dem die Pilger freudig wallen!
Zog's auch zur Ferne mich hinaus:
Froh grüß' ich wieder deine Hallen.

Ludwig Bechstein.

In Zeiten der Uebergänge, wie die unsrige, von einer Weltordnung zur andern, wo noch die Schemen alter abgestorbener Lebenseinrichtungen und die matten, kraftlosen oder in ihrer Ohnmacht zu unmäßiger Kraftanstrengung sich aufblähenden Körper bereits im Absterben begriffener Institute mit den kecken, jugendlichen, zum Theil schon gewaltigen Geistern neuer Ordnungen und Lebensverhältnisse chaotisch durcheinander wogen und treiben, wo Winterschnee des alten Jahres und Frühlingsblumen des neuen im grotteskken Streit mit einander liegen, wo das alte Leben wankend und unsicher,

*) Der Herr Verfasser dieses Artikels hat es für gut befunden, denselben in mehrere Abtheilungen zu theilen, nämlich: außer gegenwärtiger Beschreibung der Wartburg, folgen noch in künftigen Heften: a) die Geschichte, b) die Sagen der Wartburg, c) die heilige Elisabeth, und d) der Sängerkrieg auf der Wartburg; und wir dürfen hoffen, daß es den geehrten Lesern erfreulich sein wird, auf diese Weise nach und nach eine gewiß befriedigende vollständige Schilderung dieses so höchst wichtigen und interessanten Punktes des Thüringer Landes zu erhalten.

Die Redaction.

das neue aber noch nicht befestigt und stark geworden ist; in solchen stürmisch wogenden, Alles durcheinander werfenden Zeiten sucht das Gemüth gern nach festen Punkten in der Vergangenheit, um sich an ihnen anzuklammern im drohenden Sturme und an ihrem Frieden sich zu beruhigen und zu stärken. Wenn neue organische Lebensentwickelungen vor der Thüre sind, reichen die sibyllinischen Bücher der Geschichte nicht mehr aus, uns über die Zukunft zu belehren; die Analogien, die wir aus ihnen nehmen, können nur sehr allgemein sein, aber das natürliche Bedürfniß, wenigstens geistig auf einem festen Boden zu stehen, wenn uns Erdbeben beängstigen, befriedigen sie, und daran müssen wir uns genügen lassen. Vermögen wir diese scheinbare Befriedigung auch noch an uns theure Oertlichkeiten anzuknüpfen, so wird sie zwiefach groß und gibt uns den Trost, daß der menschliche Geist, mögen sich seine Lebensverhältnisse auch ferner gestalten, wie sie wollen, doch an gewissen unwandelbaren Principien festhalten wird, die wie diamantene Burgen jedem Angriff irdischer Weisheit und Macht trotzen werden. Solche historisch bedeutsame Oertlichkeiten sind vom heiligen Geist der Geschichte zu Tröstern der zagenden Menschheit in den gewaltigsten Zeitstürmen für immer geweiht worden; sie sind Leuchtthürme für die auf dem empörten Meere des Lebens Schiffenden, und wenn ihr Licht auch hinter uns aus der Vergangenheit strahlt und nicht den Hafen bezeichnet, in welchen wir einzulaufen hoffen, so senden sie uns doch einige Strahlen nach und überhauchen die Straße unserer Hoffnung mit einem rothen Schein.

Ein solcher Leuchtthurm der Geschichte ist die **Wartburg**; dies uralte Pallatium Thüringens ist von der Geschichte selbst zum bedeutungsvollen Palladium in den Stürmen einer jeden neu aufgehenden Zeit geweiht worden. Denn ist es nicht von hoher und geheimnißvoller Bedeutung, daß diese alte Burg am Eingange zweier großen Zeitabschnitte, in denen sich das Menschenleben in andere Formen goß und die veralteten abstieß, eine wichtige Rolle spielt und gleichsam als tröstender, heilversprechender Morgenstern voranleuchtet? Ja auch am Eingange der neuesten Weltordnung, die wir selbst schaffend bilden, steht sie wieder wie ein geschmücktes Eingangsthor, durch das die junge Zeit einzog, an ihren Mauern ein prophetisches Mene tekel lesend, von einer unsichtbaren Hand dort, wo sie schon zweimal sibyllinisch gewaltet, in schnell verschwundenen Flammenzügen angeschrieben? Ich will mich über diesen merkwürdigen Umstand, eine wahrhaft mystische Erscheinung, deutlicher erklären. Beim Beginne jener hochherzigen mittelalterigen Zeit, die im schönen Dreiklang Kampf, Minne und Lied die Aufgabe des Lebens suchte und fand, wo der Ritter für seinen Fürsten hoch begeistert das Schwert zog und für seine Dame liebeglühend in die Saiten der Harfe griff, wo das Lied Liebe und Streit, Sieg auf dem Felde der Minne und der Schlacht, süßen Tod am Herzen der Geliebten und kühnen Tod auf dem Felde der Ehre mit den verherrlichenden Farben der Poesie übergoß, wo die unbändige Kraft, im blutigen

Strauß bewährt, ſich liebewerbend zu den Füßen holder Weiblichkeit ſchmiegte und hier wie dort von bunten ſüßen Liederwogen getragen und verklärt wurde, beim Erwachen dieſer jugendlichen Zeit ſehen wir die Wartburg als Sitz eines der edelſten und tapferſten Fürſtengeſchlechter, als wahren Minnehof, zu welchem die geſeiertſten ritterlichen Sänger wallen, um hier ihren Liederſtreit zu ſingen; ſie iſt das fürſtlich gaſtliche Dichterhaus, die ſtolz ragende Liederburg, aus welcher der Geſang der Meiſter über die ganze nachfolgende Zeit hintönt; ſie iſt der prophetiſche Repräſentant dieſer Jünglingszeit Deutſchlands, das Thor der Morgenröthe für den Tag der folgenden Jahrhunderte. — Und drei Jahrhunderte ſpäter, als dieſe Zeit mit ihren Neigungen und Intereſſen zu Grabe gegangen war und eine andere mit höhern und heiligern am Welthorizonte heraufſtieg, mit dem gewaltigen Verlangen nach Geiſtesfreiheit, nach Abwerfung des Gewiſſenszwanges, nach Unabhängigkeit von despotiſcher Hierarchie und nach geiſtigem Entfalten neuer kirchlicher Formen, mit einem Worte nach Wahrheit in den höchſten Dingen, gekleidet in ein ihr würdiges Gewand: da war es wieder die Wartburg, die dem Manne Gottes, dem Helden der Wahrheit, dem Streiter für die arme, unterdrückte, nach Licht dürſtende Menſchheit gegen den Trug der Nacht, gegen den römiſchen Egoismus, ein ruhiges Aſyl bot, als er im Begriff ſtand, der Macht ſeiner Feinde, oder vielmehr ihrer gegen ihn geſponnenen Liſt zu erliegen. Die Wartburg wurde Luthers Pathmos, auf ihr ſtärkte ſich ſein bewegter Geiſt, hier fand er Muße zu neuen großartigen Plänen, deren Ausführung ihm dem „armen Mönchlein" den Sieg über den reichen mächtigen Fürſten der Kirche verſchaffte. Und ſiehe das Thor der Wartburg war abermals die Pforte der Morgenröthe der neuen Zeit, die nun über die Welt hereinbrach, in ihr wurde der Stern des Heils gehegt, der hernach als prächtige Sonne der Wahrheit über der lichtbedürftigen Welt aufging. — Und abermals drei Jahrhunderte ſpäter, als die Geiſtesfreiheit erkämpft und befeſtigt war, daß kein neugeſponnener Pfaffentrug ſie mehr erſchüttern oder zu verdunkeln vermag, als nun ein neues Bedürfniß in der mündig gewordenen Menſchheit erwacht war, das Bedürfniß nach edlern, der erlangten Geiſtesbildung würdigern Staatsformen, nach höherer Entwickelung des Lebens der Geſchellſchaft, ſehen wir eine Schaar hochherziger, für die neuen Ideen begeiſterter, den Wiſſenſchaften ergebener Jünglinge nach der Wartburg ziehen und dort ein Feſt feiern, deſſen wahrſte Bedeutung erſt in der Zukunft ganz klar werden wird. Auch jetzt wieder leuchteten die Flammen des Morgenroths einer neuen Zeit über ihren Zinnen. Wir, die Lebenden haben es ahnungsvoll geſchaut, den nach uns Kommenden werden die Sonne und der Tag glänzen. So iſt denn dieſe Wartburg ein heiliges Prophetenhaus, und mit frommer Scheu ziehen wir ein in ihr Thor; denn hier tritt uns der Geiſt der Vergangenheit mit prometheiſcher Fackel auf die Zukunft deutend, entgegen. Wir ſteigen auf hunderk andre theils zerfallene, theils noch erhaltene Burgen, wo alles todt, alles dem unerbittlichen Gericht des Spruches,

der zum Grabe verdammt, verfallen ist: hier lebt Alles, hier redet jeder Stein, hier flüstern geheimnißvolle, vielkündende Stimmen durch die Säle und Gemächer, hier liegen die Geister verschwundener Jahrhunderte denen der kommenden in den Armen, hier sitzt die Zukunft sinnend am Sarkophage der Vergangenheit. Und diese merkwürdigste aller Burgen Deutschlands, ja Europa's, ist in unserm lieben Lande Thüringen gelegen, sie ist Thüringens Stolz, Thüringens Zierde, die Wiege der ersten seiner fürstlichen Geschlechter. Und wie herrlich prangt noch ihr altes, ehrwürdiges Haus, offenbar erhalten für künftige große Zwecke, damit die Nachkommen sich immer wieder neue Begeisterung in ihren Räumen trinken sollen! Mögen die Schwaben von ihrem schönen Hohenstaufen reden, von welchem ein mächtiges, die Welt bewegendes Herrschergeschlecht ausging, die Burg ist verschwunden, wie das Geschlecht, mag man im Kanton Aargau auf die letzten Reste der Habsburg deuten, aus welcher einst der Stamm des österreichischen Kaiserhauses entsproß, sie beut kein wirthliches Dach mehr; mag man uns sogar das noch erhaltene Stammschloß des Preußischen Königshauses, die Burg Hohenzollern in Schwaben zeigen, sie kann sich nicht mit unserer Wartburg vergleichen, denn von dieser ging noch mehr aus, als ein Königsgeschlecht. Sie steht noch fest und stolz auf ihrem Berge und durch ihr Thor ziehen noch Jahr für Jahr Tausende von Wallern; um ihren greisen Fuß blühen die Blumen der Gegenwart, um ihr graues Haupt fliegen die prophetischen Träume der Zukunft.

Drum mit begeistertem Gruß tret' ich an dich heran, thüringische Sängerburg, Luthers Asyl, heiliges Berghaus, in welchem die ernste Geschichte sich einen steinernen Thron erbaut, in welchem die freundliche Sage sich ein duftendes Blumenbett bereitet hat! Du hast mich als Knaben in deinen Hallen wandeln gesehen, als die erste Ahnung deiner Bedeutung wie ein Blitzstrahl mein junges Haupt traf und mir seltsame Bilder und Gedanken weckte, ich habe von den Bergen meiner Heimath dir fast täglich sehnsüchtige Blicke und stumme Grüße, heilig wie Gebete einer unentweihten Unschuld, zugesendet, nimm mich auch jetzt auf, den Mann, der dir seine Ehrfurcht im vollen Bewußtsein deines hohen Werthes bringt, und dessen Herz noch jugendlich poetisch, wie das des Knaben für dich erglüht. Ich küsse die Schwelle deiner Pforte und der Geist der Vergangenheit weht mir kühl aus der geöffneten entgegen, aber die Sage, die auf der Schwelle, mich erwartend, sitzt, küßt mich warm auf die Stirn und faßt mich mit zärtlich gelispeltem Willkommen! bei der Hand, um mich durch deine Räume zu leiten. Ich schreite hinein! Gesegnet seien die Penaten dieses Hauses!

Das Thüringerwaldgebirge hat die Gestalt eines Keils, dessen Spitze in der Gegend von Eisenach auf einem Bogen der Werra aufsteht. Hier an diesem nordwestlichen Ausgang auf einem der Berge, die der nur allmählig sich erhebende Hauptgebirgszug nord-

wärts als Arme auswirft, ruht als Krone die **Wartburg**. Sie ist demnach der Anfang des Thüringerwaldes von Nordwesten her, der schönste Eintrittspunkt in das schöne Gebirg, das würdige Vorzimmer seiner prächtigen Hallen, die alte herrliche Pforte in den ewig jungen Pallast, in die grüne Stadt der Berge. Von Eisenach liegt die Wartburg südwestlich in der geringen Entfernung einer halben Stunde Wegs, und der Felsenberg, auf welchem sie sich gelagert und mit dem ihr Fuß im Lauf der Jahrhunderte verwachsen zu sein scheint, gehört seinen Bestandtheilen nach dem Urgebirge des Thüringerwaldes an, von dessen höhern Hauptzuge er gegen Süden nur durch einen etwas tiefer liegenden Rücken getrennt ist. Alle diese Berge südlich von Eisenach sind aus dem Conglomerat des Todtliegenden, einem Gemenge der verschiedensten Gebirgsarten,*) gebildet, das als consistente Steinmasse an vielen Stellen zu Tage steht und als romantisches Felsengebilde erscheint. Auf einer solchen hohen, länglichen Felskuppe erhebt sich das ehrwürdige Bergschloß, welches der Gegenstand dieser Beschreibung ist. Südlich und nördlich fallen die Wände dieser Felsenstirn so jäh und schroff ab, daß sie zum Theil gar nicht zu ersteigen sind; vorzüglich an der Südseite des Bergs hat das jäh abstürzende Gestein einen wildromantischen Charakter. Stolz und gebieterisch, weitschauend, herrschend und doch mildfreundlich ragt die Burg, an der der Zahn der Zeit fast vergebens nagte, auf der zackigen Felsenstirn empor, ein herrlicher, erhebender Anblick! Von welcher Seite man auch komme, vom waldigen Gebirge oder vom Hügellande der Auen und Felder, immer grüßt uns die graue Tochter des elften Jahrhunderts von fern und begeistert das Herz des Wanderers. In den stundenweit umherliegenden Gebirgsarmen und Zügen tritt sie oft plötzlich hinter einem Berge hervor in das überraschte Auge, immer gern gesehen, immer froh begrüßt. Es ist einer der beseligendsten Eindrücke, die man auf Fußwanderungen durch den nordwestlichsten Theil des Thüringerwaldes und dessen Umgegend empfängt, wenn man in einem grünen Thale oder über ein Kornfeld hinziehend bei einer Wendung des Wegs ungeahnt die ehrwürdige Burg erblickt, die jeder Thüringer wie einen heiligen Tempel wie ein gemeinsames Vaterhaus betrachtet, oder auch, wenn man über die höhern Berge steigend, sie, vom Sonnenschein vergoldet, unter sich liegen sieht, die eine wahre Sonnenwohnung ist und den hohen, goldenen Gast von früh bis Abend in ihren blitzenden Fenstern beherbergt. Wie oft habe ich die Berge erklimmt, nur um sie zu sehen und zu begrüßen, und meine Arme

*) Granit, Porphyr, Quarz, Jaspis, Hornstein, Hornblende, Gneis, Glimmerschiefer, Feldspat, (Sinnit, Diorit) und andern primitiven Gebirgsarten, durch einen festen, rothen, sandigen Thon innig mit einander verbunden.

Eisenach liegt auf der Grenze des Todtliegenden und der bunten Sandsteinformation, alle Berge nördlich von der Stadt jenseit der Hörsel gehören der letztern an.

verlangend nach ihr auszustrecken! wie vielmal habe ich auf den grünen duftenden Waldwiesen gelegen, über mir das grüne stolze Dachgewölbe einer Buche, neben mir die rieselnde Quelle, und habe sehnsüchtig nach dem alten herrlichen Bergschlosse hinabgeschaut, das aus der Mitte dunkelgrüner Wälder wie ein heller Stern auftauchte und um dessen Zinnen, in dessen Gemächern die heißesten meiner romantischen Jugendträume ihr buntes Spiel trieben, da rief ich wohl in jugendlicher Begeisterung mit Uhlands Hirtenknaben:

„Ich bin der Knab' vom Berge!"

Von drei Seiten ist die Wartburg mit Waldung umgeben und südöstlich erhebt das nach dem Inselsberge aufsteigende Gebirge seine zahlreichen waldbekränzten Häupter immer eins über dem andern, nach Norden allein liegt sie frei, und hier schmiegt sich die freundliche Stadt an die äußerste Spitze ihres Fußes. Wenn wir von hier aus zu ihr hinaufsteigen, so betreten wir, aus dem Predigerthore schreitend, sogleich den steilen Pfad, der uns am Friedhofe der Stadt mit der Kreuzkirche vorüber den Schloßberg hinaufführt. Rechts in der nächsten Nähe der Stadt lassen wir den ersten bewaldeten Berg liegen, der jetzt „Rösens-Hölzchen" heißt, und sonst die Burg Mädelstein, auch Metil- und Mittelstein genannt, auf seinem Scheitel trug. Dieser Berg hängt durch einen Sattel mit dem Berge der Wartburg zusammen, an dessen letzte grüne Höhe wir nun gelangen. Von dieser Seite zeigt der Berg einige Wiesenhänge mit Blumen bedeckt, übrigens ist er mit Eichen, Buchen und Kiefern bewachsen.

Ein in den Felsen tief eingehauener Fahrweg, der jedoch wenig befahren wird, steigt südöstlich ausschweifend auf die Höhe, während ein Fußsteig gerade aus südlich steil aufläuft und durch Stufen erleichtert wird. Es wird uns warm bis zur gastlichen Pforte; denn die Burg liegt 600 Fuß über der Stadt und wir haben in dieser geraden Richtung 1400 Schritte zu steigen gehabt.*) Noch nie ist die Mühe des Steigens reicher belohnt worden; eine lachende, köstliche Aussicht, die frischeste reinste Gottesluft von den Bergen wehend, das Grün der nahen Wälder, das unserm Auge so wohl thut, der blaue Himmel weit über uns gewölbt, der klassische Boden mit den ehrwürdigen Erinnerungen von acht Jahrhunderten, reiche alterthümliche Sammlungen, überall Gegenstände, die poetische Gefühle in uns erwecken, und endlich alles was man zur Stärkung des Leibes bedarf in guter Qualität. — Diese Genüsse dürften in solcher ausgezeichneten Vereinigung auf wenig Bergen zu finden sein.

Aus dem Steinweg heraustretend, gelangen wir durch das erste Thor auf den geebneten mit einer Mauer umgebenen Vorplatz. Diese

*) Die Höhe der Wartburg über der Meeresfläche beträgt 1251 Fuß.

Mauer läuft nördlich in einen spitzen Winkel zu. Südöstlich führt eine mit hölzernem Thore versehene Oeffnung derselben auf eine hohe, mit vier Kanonen besetzte Schanze, die bei feierlichen Gelegenheiten so wie bei Brandunglück der Umgegend in Thätigkeit gesetzt werden. Wir aber gehen in südlicher Richtung über eine steinerne Brücke, die den vordern Berg mit dem eigentlichen Burgberge verbindet (zwischen beiden zieht sich eine vorzüglich südöstlich tiefe Schlucht, der Nesselgraben, dessen höchster Theil sehr wahrscheinlich durch Kunst entstanden ist), bis zum eigentlichen Eingang in die Burg, welche durch drei starke Thore unter dem vordern viereckigen Thurm und dem Ritterhause in den ersten Hof führt. Dieses ist der einzige Eingang in die Burg. Sobald man in dem düstern Thorwege das erste Thor passirt ist, erblickt man rechts eine Thüre, die in zwei zum Theil in den Felsen gehauene Gemächer, Wohnung zweier Feuerwächter, führt; das mittlere Thor lehnt ausgehoben an der Felswand, das dritte ist aber wieder zum Verschließen, wie das erste. Wir befinden uns im schmalen vordern Hof, durch welchen gerade aus südlich ein noch merklich aufsteigender 150 Fuß langer und 6 Fuß breit im Felsen ausgehauener Fahrweg auf den innern Hof oder eigentlichen Burgplatz leitet. Wir verlassen aber diesen Weg, eh' er noch zur Hälfte zurückgelegt ist, und wenden uns rechts, um auf vier eingelegten Sandsteinstufen nach dem Ritterhause, dem nördlichsten Gebäude der Burg, welches unmittelbar mit dem Eingangsthurme verbunden ist, hinaufzusteigen. Ueber der Eingangsthüre desselben erblicken wir ein altes kunstloses Steinbild, einen Lindwurm vorstellend, der einen Mann, an seiner Brieftasche als Bote erkenntlich, schon halb verschlungen hat. Die rohen Formen dieser Sculptur deuten auf ein hohes Alter; ihre Bedeutung ist verloren gegangen. Dieses Gebäude stammt ohne allen Zweifel aus der Zeit der ersten Landgrafenreihe, vielleicht von der Erbauung der Burg selbst und durch seine Pforte sind alle die Helden mit ihren Damen geschritten und die Minnesänger und der kühne Mönch, der gegen die stolze und mächtige Babel in die Schranken trat. Acht Jahrhunderte zogen mit eisernem Fußtritt über diese Schwelle, und jedes hat Spuren hineingedrückt, die den eintretenden Gast mit stummer Ehrfurcht erfüllen. In der innern Einrichtung wie an der äußern Gestalt hat die Zeit natürlich viel verändert. Die jetzigen Räumlichkeiten bestehen in vier weiten Wohn- und Gaststuben, zwei großen Küchen, zwei Kammern, einer Speisekammer, einem Wirthschaftsgewölbe und einem Souterrain. Auf dem westlich daranstoßenden Seitenflügel sitzt ein Stockwerk von Holz, worin ein Tanzsaal, zwei Gefängnisse und die merkwürdige Stube sich vorfinden, welche Doctor Luther während seines Aufenthaltes auf der Wartburg bewohnte. Es ist ein ziemlich schlechtes Gemach, worin der große Reformator zehn Monate lang in stiller Einsamkeit literarischen Arbeiten oblag. Ueber der Thüre sind auf ein schwarzes Bret folgende Verse gemalt:

Hier ist's, wo Luther einst, der große deutsche Mann,
Als er zu Worms entging den drohenden Gefahren,
Den Schutzort fand, entführt, um vor des Pabstes Bann
Und vor des Kaisers Zorn ihn sicher zu bewahren,
Bis ihn d.nn Karlstadts Wuth, die durch die Schranken brach,
Zurück nach Sachsen rief, die Heerde selbst zu weid.n;
Die Wohnung ist zwar schlicht, betrachte das Gemach,
Doch hat es Werth durch ihn, betracht' es Freund mit Freuden.

Wer möchte nicht wünschen, daß, da die Stube nun einmal so bleiben muß, wenigstens bessere Verse hier aufgehängt würden, wenn es nicht überhaupt gerathener wäre, jede den gewaltigen Eindruck störende gereimte Demonstration hier wegzulassen und die an sich hochwichtige Sache selbst zum Gemüthe des Besuchers reden zu lassen? Im Gemach selbst sieht man ein altes Oelbild Luthers ohne sonderlichen Werth, zwei broncirte Gypsbüsten und ein Relief von getriebenem Messingblech, alle drei ebenfalls den Reformator vorstellend, ferner einen alten hölzernen Tisch, an welchem Luther als Knabe gegessen und gespielt haben soll, endlich die Ueberbleibsel seines Schreibtisches, ein Stück Wallfischrückgrad, das man für seinen Fußschemel ausgibt, und sein angebliches Dintenfaß. An der Wand ist immer noch der Dintenfleck zu sehen, der aus seinem Wurf mit jenem Dintenfasse nach dem ihn beunruhigenden Teufel entstand. Es ist ein in die Wand gemauerter schwarzer Stein, dem die Gutmüthigkeit der Kastellane je zuweilen mit frischer Dinte zu neuem Ansehen verhilft. Auf phantasiereiche Kinder macht dieser sogenannte Dintenfleck stets eine erschütternde Wirkung. Noch erinnere ich mich des süßen Schauers, der mir durch Mark und Bein ging, als ich ihn zum erstenmal erblickte. Es war die erste Spur des sichtbaren Hereinragens der poetischen Sagenwelt in die Wirklichkeit, die ich hier erblickte. —

Im Souterrain dieses Seitenflügels findet sich ein in Felsen gehauener Stall, und zwischen ihm und der schon angeführten Feuerwächterwohnung ein überbautes Stück Felsenwand, welche im Hauserden des Ritterhauses zu Tage ausgeht.

Auf der Ostseite füllt den Raum zwischen dem Ritterhause und dem neuen Hause ein auf der Mauer hinlaufender, 90 Schritt langer überbauter Beobachtungsgang aus, auf welchen man vom Boden des Ritterhauses mit einiger Mühe gelangt, der mit dem neuen Hause aber in keiner Verbindung steht. Dieser Gang vorzüglich gibt der Wartburg von Süden und Osten her ein sehr malerisches Ansehen.

Wir gelangen im innern Hof zuerst an das eben genannte neue Haus, welches aus dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts stammt, massiv gebaut ist, und in zwei Stockwerken zwei Säle, mehre Zimmer und einen Stall enthält. Zu bedauern ist, daß dieses Gebäude im modernen, und nicht im mittelaltrigen Baustyl aufgeführt worden ist. Die Räumlichkeiten sind zum Aufenthalt der

höchsten Herrschaften eingerichtet, und es findet sich außer dem gewöhnlichen Ameublement ein Bild des Großherzogs Carl August von Weimar, ein solches des Geheimenraths Thon zu Eisenach, ehemaligen Oberaufsehers der Wartburg *); ferner die heilige Elisabeth, Brod unter die Armen vertheilend, Oelgemälde von der bekannten Malerin Louise Seidler in Weimar, endlich ein Stammbaum des Weimarischen Hauses, bildlich in Form eines fünfflochigen Gebäudes Pentazoniunt genannt dargestellt und gezeichnet vom Oberbaudirector Coudrey. Auch ist dort das Modell eines Schlosses im ältesten Renaissancestyl mit Befestigungswerken, von ohngefähr vier Fuß im Gevierte aufgestellt, welches der Angabe nach das Schloß Grimmenstein zu Gotha vorstellen und vom Herzog Johann Ernst dem Aeltern von Eisenach, dem Sohne des unglücklichen Johann Friedrich des Mittlern, aus dem Gedächtniß angefertigt worden sein soll. **) An diesem

---

*) Von diesem Thon gibt es ein Büchlein: „Schloß Wartburg, ein Beitrag zur Kunde der Vorzeit", welches, obgleich es eine armselige, geschmacklose Compilation ist, dennoch vier Auflagen erlebt hat, zum Beweis, welch großes Interesse das ganze deutsche Publikum an der ehrwürdigen Wartburg nimmt. Das Thonsche Werkchen ist gleich weit entfernt von historischer Kritik und Kunst, als vom poetischen Verständniß der Sage, und während man den Verfasser auf der einen Seite sich mit beschränkter Naivität abmühen sieht, die sogenannten Mährchen in der Geschichte der Wartburg lächerlich zu machen, vertheidigt er auf der andern mit Ungeschick eine reine Sage als historische Thatsache. Es zwingt zum Lächeln, den Mann, der gegen alle Fälschung der Geschichte eifert und oft von der Nothwendigkeit spricht, sich der historischen Wahrheit zu befleißigen, so oft und viel — freilich unbewußt — gegen diese Wahrheit sündigen zu sehen. Der Styl ist unerträglich geistlos, des Gegenstandes gänzlich unwürdig und erinnert an Galletti. Und doch war Thon Großherzogl. Geheimerath und Oberconsistorial-Director, Comthur des weißen Falkenordens und Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften. — Ueberhaupt ist die Wartburg in Betreff derer, die sie beschrieben, ihre Geschichte erzählt und sie angesungen haben, sehr unglücklich gewesen. Es gibt sogar ein großes, ein ganzes Bändchen füllendes äußerst langweiliges Gedicht „Wartburg"; wer könnte sich entschließen, es durchzulesen? Der Sagenmund des Volks hat die Landgrafenburg bei weitem poetischer verherrlicht, als alle nüchternen Dichter und Beschreiber derselben in der neuern Zeit.

**) Dieses abgeschmackte Mährchen wird noch jetzt jedem Besucher der Wartburg von der Führerin durch die Gebäude aufgetischt und steht auch in der neuesten Beschreibung der Wartburg in „J. W. Sterche typographisch-historische Beschreibung der Stadt Eisenach ꝛc. Eisenach 1837" einem fleißig zusammengetragenen, gutes Material enthaltenden Buche, das sich aber in Bezug auf historische Kunst und Styl nicht sonderlich über Thons „Schloß Wartburg" erhebt. Das Modell steht freilich in den Inventarien als Schloß Grimmenstein verzeichnet und daraus hat man auf gut Treu und Glauben abgeschrieben und nachgebetet, und doch reicht ein Blick darauf hin, den Ungrund dieser Behauptung klar zu machen. Denn der steife, gekünstelte Baustyl dieses Modells kam in solcher Ausbildung erst gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts in Frankreich auf, und von da während des dreißigjährigen Kriegs nach Deutschland. Der Herzog Johann Ernst der Aeltere, der 1638 starb, kann also wohl das Modell gefertigt haben, aber

neuen Hauſe unmittelbar gegen Süden ſteht das ſogenannte hohe Haus, das uralte, aus der Landgrafenzeit ſtammende, maſſive Hauptgebäude der Wartburg, worin die Fürſten Hof hielten und höchſt wahrſcheinlich die Minneſänger unter Landgraf Hermann ihre Wettkämpfe hielten. Die Mauern dieſes Gebäudes ſtehen auf dem Felſen des Berges und ſcheinen mit ihm verwachſen, die öſtliche Fronte bildet mit der ſenkrechten Klippe von ſchwindelnder Höhe eine Wand. Das untere Stockwerk beſteht aus mehren geräumigen Gemächern, die früher zu Stuben, Küche, Kammern, Vorrathsbehältern, Kloſet u. dergl. gedient haben, und von denen zwei jetzt als Archiv benutzt ſind. Im Souterrain iſt ein großer Raum theilweiſe im Felſen, der ſonſt als Pferdeſtall benutzt wurde, und einige Behälter; endlich iſt auch noch ein kleiner Keller vorhanden, in welchem es noch dazu friert. Wo mag der Wein der Landgrafen gelegen haben? Das iſt wirklich für einen Weinliebhaber ein unauflösliches Räthſel. Am ſüdlichen Ende des mittlern Stockwerks betreten wir eine kleine Kapelle im älteſten Rococoſtyl, mit Kanzel und Altar, fürſtlichem Stand und mehren Bänken, worin bis zur Reformation Gottesdienſt gehalten wurde, und wo auch Luther gepredigt haben ſoll. Sie hatte ſonſt vier Altäre und Vicarien. Hernach verfiel ſie und wurde von Herzog Johann Ernſt dem Aeltern 1628 wieder reſtaurirt. Der darin angeordnete Gottesdienſt am dritten Pfingſttage wurde aber wegen des dabei getriebenen Unfuges wieder abgeſchafft. Es gibt eine ſeltene Münze, welche der Herzog auf die Renovation dieſer Kapelle hat prägen laſſen. Hier hängt ein großes Oelgemälde, die Sage von den Roſen der heiligen Eliſabeth vorſtellend. Es ſcheint mir aus dem ſechszehnten Jahrhundert zu ſtammen, verſinnlicht die herrliche Sage ziemlich geſchmacklos und hat überhaupt wenig artiſtiſchen Werth. Im Jahr 1826 iſt es gut reſtaurirt worden. Darunter hängt ſeit 1790 eine verſchloſſene Büchſe mit den gutgemeinten Verſen:

O Ihr Edlen! denket bei dem Bilde
Jener Menſchenfreundin, die voll Milde

---

es kann nimmermehr das Schloß Grimmenſtein vorſtellen, welches 1567 zerſtört wurde. Die noch vorhandenen Bilder des Grimmenſtein in Sagittars und Tenzels Werken in Rudolphi's Gotha diplomatica und auf dem alten Oelgemälde der Belagerung Gotha's, welches auf dem Saale des Rathauſes zu Gotha hängt, ſtellen ganz andre, von jenem Modell himmelweit verſchiedene Baulichkeiten dar, und die ſchriftliche Beſchreibung des alten Schloſſes, welche in die Erzählung der Belagerung und Zerſtörung verwebt iſt, ſtimmt mit jenen Bildern überein. — Vielleicht wollte Herzog Johann Ernſt nach dieſem Modelle im neuen Bauſtyl ſich ein Schloß bauen, und fertigte es zu dieſem Zwecke mit höchſteigenen kunſtgeſchickten Händen, und ſpäterer Unverſtand, der aber jetzt nicht mehr nachgebetet werden ſollte, machte es zu einem Zeichen kindlicher Pietät und ſchmerzveller Jugenderinnerung. Uebrigens war Johann Ernſt der Aeltere 1566 geboren und kann alſo als einjähriges Kind bei der Zerſtörung des Grimmenſtein dieſes Schloß aus eigner Anſchauung nicht gekannt haben.

An den Armen, dessen Dank Euch lohnt,
Und es blüh' auf Euren Wegen
Euch die süße Freud' entgegen,
Die allein in guten Herzen wohnt.

Der Historiograph der Wartburg Thon berichtet, daß seine 1807 verstorbene Gattin die Dichterin dieser Verse sei, die schon manchen schönen Beitrag von wohlthätigen Personen zur Verminderung des menschlichen Elends bewirkt hätten. So wäre ja wohl der Gegenstand werth, nun mit bessern Versen geschmückt zu werden. Ueberhaupt sollte diese unvergleichlich schöne Legende einen Maler zu einer würdigern poetischen Darstellung begeistern. Die in dieser und einigen andern in den Zimmern der Wartburg aufgehängten Büchsen gesammelten Gaben der Mildthätigkeit der Besucher werden an die Almosenkasse in Eisenach abgegeben. Ein schöner, lobenswerther Zweck, den zu befördern das Andenken an die sagenumschmückte Freundin der Armuth sehr geeignet ist!

Unter dem fürstlichen Kirchstande erblickt man sechs Wappen, worunter auch das königl. ungarische, auf Elisabeths Abstammung hindeutend. Im zweiten Stockwerk befinden sich noch das sogenannte Landgrafenzimmer, und der Waffensaal, früher Speisesaal. In diesen beiden geräumigen Gemächern ließ der Großherzog Carl August eine früher im Zeughause zu Weimar befindliche Sammlung alter Rüstungen und Waffen sehr zweckmäßig aufstellen. Dazu kamen noch andere werthvolle Waffenstücke aus dem Wartburger Zeughause, die nun zusammen renovirt und wohlgeordnet einen imposanten Anblick gewähren und für den Freund mittelalteriger Alterthümer von unschätzbarem Werthe sind. Im Landgrafenzimmer sehen wir achtzehn vollständige Ritterrüstungen, zum Theil sehr kunstvoll gearbeitet und herrlich verziert. Nach den Angaben, die auf Pappblättchen geschrieben daran hängen, sind darunter die Rüstungen von Ludwig dem Salier, zweiten Grafen von Thüringen, vom Landgrafen Ludwig dem Eisernen, vom Markgrafen Heinrich dem Erlauchten von Meißen, vom Landgrafen Albrecht dem Unartigen, von dessen zweiter Gemahlin, der Kunigunde von Eisenberg, vom Landgrafen Friedrich dem Freudigen, von dessen erster Gemahlin Agnes von Tyrol, vom Landgrafen Dietzmann, vom Landgrafen Friedrich dem Ernsthaften, vom Ritter Kunz von Kauffungen und von den beiden von ihm geraubten Prinzen Ernst und Albrecht von Sachsen, von Wilhelm von Schönfels, seinem Raubgenossen, vom Grafen Barby, Pagen der beiden Prinzen, und von König Heinrich II. von Frankreich. Diese Angaben können bei den meisten nicht historisch erwiesen werden. Doch wenn auch nicht, der Besucher schenkt ihnen so gern Glauben und überläßt sich willig dem ehrfurchtsvollen Gefühl, mitten unter den Stahlkleidern zu stehen, welche die Helden der Wartburg einst trugen. Der Geist der Vorzeit rauscht hier mit stärkerem Flügelschlag um unsere Häupter und weckt den Flügelschlag der ihm verschwisterten Poesie in unsrer Brust, und mit ihm werden

all die Geschichten und Sagen, die unsere Kindheit entzückten, wieder lebendig, welche jene Helden so bunt zauberisch umsponnen haben, die gleichsam leibhaftig vor uns zu sehen, wir uns der süßen Täuschung überlassen. An den Wänden dieses Zimmers hängen Ritterschwerter von verschiedener Form und aus verschiedenen Zeiten, einige Schilde und vier Oelbilder. Das erste stellt Ludwig den Eisernen im Waffenrock und Federhut in Lebensgröße dar, eine sehr kräftige, gebieterische Gestalt. Der Ursprung dieses Bildes reicht gewiß nicht weiter, als zum Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts hinauf, und rührt wahrscheinlich aus der Zeit her, wo die Landgrafen von Thüringen den sächsischen Kurhut erhielten. Man kann also nicht wissen, in wie weit dieses Bild die Züge des ritterlichen, sagenverherrlichten Landgrafen getreu wieder gibt. Für sein Entstehen in dieser Zeit zeugen auch die beiden kleinen Genrebilder im Hintergrunde und zu den Seiten des Hauptbildes, welche die Sagen vom Rübler Schmied und vom Edelacker darstellen; denn um diese Zeit scheinen diese Sagen erst vollkommen im Volksmunde ausgebildet zu sein, wenigstens treten sie in den Schriftstellern des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts zuerst auf, während frühere nichts von ihnen wissen. Sie konnten also auch nicht früher gemalt werden.

Ein andres Bild, Christus am Kreuze mit den beiden Schächern, ist nicht ohne Werth, aber sehr gedunkelt. Die beiden übrigen sind Portraits des Herzogs Johann Ernst des Aeltern und seiner Gemahlin Christine in Lebensgröße.

Im Waffensaale imponirt uns der Anblick von fünf vollständigen geharnischten, auf Pferdeharnischen sitzenden Rittern in ganzer Rüstung und glänzendem Waffenschmuck, sie sind der Angabe nach vom Landgrafen Hermann, vom Landgrafen Ludwig den Heiligen, vom Herzog Johann von Weimar, vom kriegerischen Papste Julius II. und von dem bekannten Ritter Feige von Bomsen. Außerdem sind hier noch 28 unvollständige Rüstungen, Kürasse, Helme, Pickelhauben, Streithämmer, viele Fahnen und Standarten, einige Feldschlangen, ein Paar Wolfsgabeln, eine Menge alter deutscher Gewehre mit Luntenschlössern und mehren andern alten Waffen.

Eine Treppe höher nimmt uns der 120 Fuß lange und 33 Fuß breite Rittersaal auf, der leider durch eine jedenfalls in späterer Zeit eingebaute Decke in einer Höhe von 11 Fuß sehr verunstaltet ist. Es leidet keinen Zweifel, daß die frühere Decke bis unter das Dach gewölbt war. Ein nothwendig gewordener Dachbau, wie die sehr merkbare Veränderung der massiven Giebelmauer zeigt, führte in Zeiten, wo die sächsischen Kurfürsten wenig mehr an die Wartburg wenden mochten, jene Verunstaltung herbei. Inwendig über dem Eingange erblickt man ein lateinisches Chronodistichon als Transparent, welches zum Empfang der nun verstorbenen Kaiserin von Rußland Maria Feodorovna, der Mutter der Großherzogin von Weimar, 1818 angefertigt wurde. Ihr Besuch auf der Wartburg unterblieb und das Transparent erfüllte seinen Zweck nicht. Nach dem Hofe zu, an der Westseite des Saals läuft ein Corridor mit verzierten

Steinsäulen von guter Arbeit. Sie stammen zweifelsohne aus den ältesten Zeiten und sind für das Studium der mittelaltrigen Kunst nicht ohne Wichtigkeit. Dieser Banketsaal ist ringsum mit alten Oelbildern, meist Portraits fürstlicher Personen behängt. Die größere Zahl derselben gehört dem sächsischen Hause an. Schöpfungen wahrer Kunst darf man nicht darunter suchen; sie haben nur als historische Monumente Werth und verdienen als solche Pflege. Der Volksglaube findet im Corridor auch die Ueberbleibsel eines Bettes der heiligen Elisabeth, von welchem ein Splitter für Zahnschmerzen und andre Uebel gut ist. Gott weiß, wie viel Exemplare des Bettes im Laufe der Jahrhunderte an gläubige Seelen verschnitten worden sind!

Aus dem hohen Hause kommend, gelangen wir über einen freien Platz zu dem am südlichen Ende der Burg auf der Westseite stehenden sehr starken und alten Thurm, jetzt der Pulverthurm genannt, weil eine Zeit lang das Pulver für die auf der Schanze der Wartburg aufgestellten vier Kanonen und für das großherzogliche Militär darin aufbewahrt wurde, was jetzt nicht mehr der Fall ist. Er scheint mir noch von den frühesten Zeiten der Wartburg übrig zu sein; vielleicht stand er sogar eher, als alle andern Gebäude.

In den untern Theil des Thurms, das Burgverließ, steigt man durch eine Fallthüre auf einer Leiter. Daß dieses dunkle unterirdische Gemach ein schauerliches Gefängniß war, beweist ein im Boden befindlicher viereckiger Stein mit einem eisernen Ringe, woran zweifelsohne Gefangene gefesselt wurden. Im obern Theil des Thurms sind noch zwei Gefängnisse. Die hölzerne Treppe, welche theils außer- theils innerhalb des Thurms bis zum Gipfel desselben emporsteigt, wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts erbaut. Die Plattform des Thurms ist mit einer Ballustrade umgeben. Die Aussicht von dieser schwindelnden Höhe ist entzückend. Oestlich das tiefe Hellthal mit seinem Quellenbach und der Reihe kleiner Teiche, die durch die Baumgipfel wie frische helle Augen heraufblitzen, weiter der kahle romantische Hörselberg, der als greiser Sagenträger mit der Wartburg in einem geheimnißvollen poetischen Rapport steht, noch weiter die Höhen und Gegenden von Langensalza und Gotha. Südlich ist die Aussicht grottesker. Hier liegen Berg und Berg in grüner Umarmung, eine stille Gemeinde ehrwürdiger Häupter, deren eins immer über das andere emporragt in den mannichfachen Abstufungen des Grün, bis oben der Inselsberg, wie der Priester am Hochaltar, über der Gemeinde steht. Hie und da in der Nähe strecken sich Felsen empor wie zum Gebet erhobene Hände, die grünen herrlichen Thäler dehnen sich dazwischen wie Teppiche, mit welchen der große Dom belegt ist; aus den Bergkesseln silbert das Weihwasser in unser Auge, von den Spitzen der Altäre dampft es wie Weihrauchwolken, Heerdengeläute bringt an unser andächtig lauschendes Ohr, wie die Glocke des Meßners. Sinken wir nieder, um mit anzubeten in diesem hochfeierlichen Gottesdienste! Nach Norden und Westen zu lachen uns blühende Dörfer mit rothen Dächern und schwar-

gen Kirchthürmen in der Mitte prangender Fluren, belebte Heerstraßen, die sich durch ein gesegnetes Hügelland ziehen, entgegen, und vom Bilde hoher Andacht kehren wir in die bunte, bewegte, von Gesetz und Ordnung beglückte Menschenwelt zurück. Ein weites Panorama ist vor uns ausgebreitet in wechselvoller Schönheit; das Herz überflittigt auf den Schwingen des Blicks das geliebte Land, und von diesen Fittichen fällt der Thau der Rührung, die Nordentropfen der Begeistrung, die Thräne des lustberauschten glücklichen Dichters. An mein Herz, ruft er aus, an mein großes Herz, geliebtes Vaterland, theures Land meiner Väter! Wachse, blühe, gedeihe fort und fort! Gib all deinen Kindern Brod und Freude, grüne Felder, grüne Wiesen, grüne Berge und grüne von Thränen der Liebe, wie vom Thau des Himmels benetzte Gräber! Deinem Dichter gib Träume und Bilder deiner Vorzeit, ein Auge für deine ewig junge Schönheit, ein Ohr für das süße Geflüster deiner Sagen, für den Gesang deiner Quellen, für das Rauschen deiner Bäume, ein Herz voll Liebe für dich und all deine Kinder; gib auch ihm Brod von deinen schwellenden Aehren, gib auch ihm Freunde und auch ihm ein Grab, das die Liebe gehügelt und mit Blumen bepflanzt hat! — —

Auf der Westseite der Burg zurück nach Norden kehrend, von wo wir ausgegangen, treten wir nun in ein freundliches Blumen- und Gemüsegärtchen, in welchem uns eine Laube aufnimmt. Auf dem Hofe gehen wir an einer Cisterne vorüber, aus welcher das von den Dächern gesammelte Regenwasser mit Eimern gezogen wird. Der breite Platz ist großentheils mit Gras bewachsen. Es ist der ehemalige Turnierplatz. An das Gärtchen stößt das Brauhaus, ein neues Gebäude, und dann folgt wieder ein hübscher Garten mit einer äußerst angenehmen Laube an der Mauer, die den Anblick der westlichen Thäler und Berge gewährt. In dieser Mauer erblicken wir ein sehr altes Steinbild, welches früher einen andern Platz hatte und einen auf dem Rücken eines Löwen sitzenden Mann vorstellt, der den Kopf des Thiers auf die Seite ziehend ihm mit beiden Händen den Rachen aufreißt. Man bezieht dieses Bild fälschlich auf eine Wartburgsage, die unten mitgetheilt werden wird. Von da besteigen wir eine kleine Terrasse nach dem Hofe zu mit einer Befriedigung umgeben, und an der Mauer mit einer Kegelbahn versehen, ein angenehmes Plätzchen für die, welche die Wartburg im Sommer des geselligen Vergnügens wegen besuchen. Zwischen dieser Terrasse und dem Seitenflügel des Ritterhauses, worin Luthers Stube, ist nur noch ein kleiner tiefer gelegener Wirthschaftshof und auf der Mauer der sogenannte Margarethengang, ein 42 Fuß langes vom ehemaligen Communicationsgange übrig gebliebenes Stück, worin man das Stübchen des Eselstreibers sieht, der die Landgräfin Margaretha, Albrechts des Unartigen Gemahlin rettete, und das Fenster, aus welchem sie flüchtend hinabgelassen worden sein soll. Die Sage selbst wird in einem spätern Artikel mitgetheilt werden.

So haben wir die Baulichkeiten der jetzigen Wartburg mit ihren Sehenswürdigkeiten in Augenschein genommen. Noch ist am Wartburgsberge ohngefähr hundert Schritte östlich von der vorhin beschriebenen Schanze ein in den Felsen gehauenes Viereck zu erwähnen, hinter welchem man in westlicher Richtung eine ebenfalls ausgehauene Felsenkluft gewahrt. Hier stand sonst ein Wartthurm, gewiß dem noch vorhandenen ähnlich. Endlich werfen wir noch am Fuße des Berges einen theilnehmenden Blick auf den klaren ausgemauerten Brunnen, an welchem der Name jener heilig gesprochenen, sagenumglänzten Wohlthäterin der Armuth haften geblieben ist. Der Elisabethenbrunnen ist allein noch von dem Hospital der heiligen Elisabeth unter der Wartburg übrig. Mehr davon werde ich in dem in einem besondern Artikel zu gebenden Leben der heiligen Elisabeth beibringen. —

Wir können geschichtlich nachweisen, daß die Wartburg im Laufe der Zeiten, vorzüglich im letzten Jahrhundert an ihren Baulichkeiten vielfache Veränderungen erfahren hat, wenn ihre Gestalt auch im Ganzen ziemlich dieselbe geblieben ist. Beginnen wir noch einmal die Wanderung von vorn, so war gleich am Eingange des Vorplatzes, eh' man die Burg selbst betritt, sonst ein steinernes überbautes Thor und ein bedeckter Gang oder Bastion aufgeführt, welche beide 1782 baufälligkeitshalber weggeräumt wurden, wodurch aus den nördlichen Zimmern des Ritterhauses die schöne Aussicht gewonnen wurde, deren wir uns jetzt erfreuen. Unmittelbar hinter diesem ersten oder Vorthore verband eine schmale Felsenzunge den vordern Berg mit dem eigentlichen Wartburgsberge. Schon in früher Zeit ist diese Felsenzunge 30 Fuß breit und 20 Fuß tief ausgehauen und so die von Süden sich herziehende Schlucht, der Nesselgraben, der beide Berge trennt, verlängert worden, um die Burg von dieser Seite gegen einen Ueberfall mehr zu sichern. Die Verbindung war durch eine Zugbrücke hergestellt, welche 1798 durch die jetzt da befindliche steinerne ersetzt wurde. Auf die Schanze führte abermals ein überbautes Thor. Gleich hinter der Zugbrücke erhob sich der erste viereckige Thurm, in welchem sich unten der Eingang öffnet, sein oberer Theil wurde im Jahre 1477 von einem heftigen Sturme eingeworfen, und 1558 bis zur Höhe des Ritterhauses abgetragen und mit diesem unter ein Dach gebracht, so wie wir ihn jetzt sehen. Auf dem Ritterhause stand höchst wahrscheinlich noch ein zweites Stockwerk, welches ebenfalls in einer unbekannten Zeit abgetragen wurde, oder es hatte Dachstuben, die entfernt worden sind. Auf das Eine oder das Andere deuten nämlich die auf dem Boden des Hauses noch sehr deutlich bemerkbaren Eingänge in Zimmer hin. Auch die Unbequemlichkeit, mit der man nur vom Boden dieses Gebäudes auf den östlichen Beobachtungsgang gelangen kann, rechtfertigen diese Annahme, da sehr wahrscheinlich ist, daß dieser Gang, der jedenfalls mit dem Mußhause, jetzigem neuen Hause, in Verbindung stand, und zwischen ihm und dem Ritterhause bei stürmi-

schem Wetter oder in der Nacht einen Communicationsweg bildete, stark frequentirt wurde, folglich leicht und bequem zugänglich sein mußte. Endlich bestätigt der Umstand, daß die Aussicht aus den Fenstern des Ritterhauses, wie es jetzt ist, wie schon erwähnt, durch das vordere erste Thor und die Bastion verbaut war; aus den Fenstern des obern abgetragenen Stocks konnte man aber sicherlich über beide hinwegsehen.

In der Mitte des Hofes, da wo man aus dem in Felsen gehauenen Weg des tiefern und emporsteigenden Hofes, auf den innern oder großen Hof tritt, bemerkt man im Felsen eine jetzt nur noch leichte Vertiefung. Hier stand ein steinernes Thor, welches bis auf die letzte Spur verschwunden ist. War dieses Thor geschlossen, so konnte man aus dem Ritterhause nicht anders zum Landgrafenhause gelangen, als über den östlichen Beobachtungsgang. Ueber diesem Thore stand der in Stein gehauene Löwe mit seinem Bezwinger, der, wie oben beschrieben, jetzt in der Mauer des zwischen dem Brauhause und dem Altan auf der Westseite gelegenen Gartens eingefügt zu sehen ist. —

An der Stelle des neuen Hauses standen früher schon zwei Gebäude von gleichem Umfange. Das erstere, das Mußhaus genannt, massiv und mit Blei gedeckt, wurde im Jahre 1317 durch einen Blitzstrahl größtentheils in Ruine gelegt. Unmittelbar westlich daran stand der mittlere Thurm, dessen Dach, ebenfalls von Blei, bei jenem Brande schmolz, der Dachstuhl abbrannte und die Schlaguhr, welche am Thurm angebracht war, zu Grunde ging. Durch diesen Brand sollen kostbare Geräthschaften, Wappen, Waffen, Gemälde und Documente vernichtet worden sein. Der damalige Landgraf Friedrich der Freudige ließ zwar das Haus wieder aufführen, aber von Holz und bei weitem nicht so prachtvoll, als wie es gewesen war. Es wurde mit Ziegeln und der beschädigte Thurm mit Schiefer gedeckt. Die Baufälligkeit beider gebot zu Ende des vorigen Jahrhunderts ihre Abtragung, worauf sich das jetzige neue Haus erhob. Die Stelle, wo der Thurm gestanden, ist durch nichts bezeichnet. Am hohen oder dem Landgrafenhause erbaute Friedrich der Freudige schwebende Semiramisgärten, wahrscheinlich nach dem Hofe zu; man weiß nicht recht, was man sich bei der Beschränktheit des Raumes darunter denken soll. Wahrscheinlich waren es Blumenbreter vor den Fenstern, wie wir sie auch haben. An der Südseite des hohen Hauses soll ein niedriges Gebäude mit einem kleinen Thurme gestanden haben, von dessen übriger Gestalt man nichts mehr weiß, dessen Grundsteine man aber vor einigen Jahren bei einer nöthig gewordenen Reparatur der hohen Ringmauer auffand. Die früher oft aufgestellte Behauptung, daß sich hier die Mündung eines geheimen unterirdischen Ganges nach der Stadt hinab befunden habe, hat sich durch keine noch so genaue Nachsuchung bewährt, und der romantische unterirdische Gang, der fort und fort im Volks-

munde besteht, ist in das Gebiet der Sage zu verweisen. Ein aufgefundenes Document beweist sogar, daß man erst im Jahre 1550 einen solchen heimlichen Gang beabsichtigte, „daß man zu Roß konnten aufen Schloß kommen." Es war also früher keiner da und wurde nachher auch keiner angelegt.

Der hintere Thurm war sonst ebenfalls mit einem hohen Dache versehen, das zu Anfang dieses Jahrhunderts abgetragen worden ist. Auf dem Raume des Blumengärtchens nördlich vom Thurme stand das 1519 neu erbaute Brauhaus, welches 1825 allzu großer Baufälligkeit halber gänzlich abgetragen wurde. An der Stelle des jetzigen Brauhauses stand der alte Marstall der Landgrafen, der in drei abgetheilten Reihen eine große Menge Pferde aufnehmen konnte. Im Jahre 1552, wo die Wartburg schon längst, von ihren Herren mit Rossen und Reitern verlassen, einsam trauerte, wurde das Gebäude zu einem Zeughause eingerichtet, und die Pferde die je zuweilen noch den Berg erstiegen, erhielten im Stalle im Souterrain des hohen Hauses ihren Platz. Im Jahr 1813 wurde dieses alte Gebäude abgebrochen und von Grund aus neu aufgeführt, auch ein geräumiger Keller darunter hergestellt, aber schon 1825 wurde das Zeughaus in ein Brauhaus verwandelt, und das ist es noch. Die darin befindlichen Gegenstände wurden im hohen Hause aufgestellt, wo sie beschrieben worden sind.

Der nördlich daran grenzende zweite Garten hat schon längst bestanden, und man vermuthet nur, daß auch hier früher ein Gebäude den Platz ausgefüllt. Doch kein Document bestätigt diese Annahme. An dem Garten war aber nördlich ein Gebäude, worin drei Handmühlen aufgestellt waren. Höchst baufällig ist es 1778 ebenfalls abgetragen worden. In der frühern Zeit war es die Vogtei und der den Boten verschlingende Lindwurm, der jetzt über der Thüre des Ritterhauses eingemauert ist, war an diesem Gebäude angebracht. Hinter demselben und hier mündend war auf der Mauer ein überbauter Communicationsgang, welcher in das Ritterhaus führte, der Margarethengang genannt. Im Februar 1806 stürzte hier ein Stück der alten verwitterten Ringmauer ein, wodurch der südliche Theil des Margarethenganges zerstört wurde.

So war die Wartburg sonst mit Gebäuden besetzt. — Vor kurzem war die Rede davon, und öffentliche Blätter theilten diese Nachricht mit, der junge Erbgroßherzog von Weimar hege den schönen Plan, die romantische Wiege seiner Ahnen ganz im mittelalterigen Geschmack restauriren und die im Laufe der Zeiten verschwundenen Gebäude in schönen Verhältnissen wieder aufbauen zu lassen. Fürwahr ein würdiges Unternehmen des Enkel Carl Augusts, der zuerst die Blicke wieder auf die vernachlässigte, ehrwürdige Burg warf und zu dem erwachten allgemeinen Interesse den ersten Impuls gab. Möge die Begeisterung des jungen Fürsten für das hei-

lige Palladium Thüringens nicht erlöschen, und der alte Landgrafensitz jung und neu schlanke Zinnen und Giebel in die Lüfte heben! Möge sich der Rittersaal des hohen Hauses wieder prächtig wölben und das Ritterhaus sich geschmackvoll erhöhen! Möge die Wartburg ein wirklicher Tempel des mittelalterigen Geistes, seiner Kunst und Poesie werden, und ihre Sammlungen sich vermehren! Mögen Malerei und Sculptur wetteifern, das theure Haus herrlich auszuschmücken und es stets ein Wallfahrtsort deutschen Sinnes und Gemüthes bleiben!

Ludwig Storch.

Das Dorf und Kloster Mallerbach.

In dem sogenannten Holzfelde bei Allstedt, das sich von der Stadt an, zwischen dem nach Süden sich hinschlängelnden Rhonebache und dem auf der Höhe als östliche Grenze der Allstedter Flur fortlaufenden Walde, bis an die eine halbe Stunde entfernte Feldmark von Mönchpfiffel erstreckt, findet sich, nahe an dieser letzteren und jenem Walde ein geringer Ueberrest von Mauerwerk, das jedoch mit der Zeit mehr und mehr mit Ackerland bedeckt und somit fast ganz unsichtbar geworden ist. Dieses Mauerstück wird in Allstedt meistens „der Backofen" genannt, weil früher eine unsern Backöfen ähnliche ausgemauerte Höhlung daran sichtbar gewesen sein soll. Als bestimmtes Merkzeichen zur Auffindung dieser geringen Rudera kann eine am Vorsprunge jenes Waldes stehende Parthie Nadelholz „die Tannen" genannt, dienen. Dort am Walde lag früher das Dorf (nach Einigen nur Kloster) Mallerbach, bei Spangenberg in seiner sächsischen Chronik, Willerbach, außerdem wohl auch Weller- und Wallerbach. In diesem Dorfe oder Kloster, das zu Allstedt gehörte war eine Kirche mit einem in dem Geruche besonderer Heiligkeit und Wunderthätigkeit stehenden Marien- oder anderm Heiligenbilde, nach welchem von nah und fern schon seit langer Zeit viele Menschen wallfahrteten. Wie groß das Dorf gewesen oder was sonst für Localmerkwürdigkeiten sich dort befunden haben, davon verlautet in den Chroniken nirgends etwas, ja man kann selbst nicht genau angeben, ob das daselbst gewesene Kloster ein Mönchs- oder Nonnenkloster war. Historische Thatsache ist nur noch, daß der berüchtigte Schwärmer Thomas Münzer im Jahre 1525 von Allstedt aus mit einer großen Schaar seiner Anhänger von Allstedt hinauszog, nach Mallerbach, und in seinem bilderstürmerischen Eifer unter Verübung vielfacher Greuel die dasige Kirche sammt dem Heiligenbilde zerstörte, indem er sich, als von Gott „mit dem Schwerte des Gideon angethan", berufen glaubte, solche „Abgötterei des Bilderdienstes" zu vertilgen.*) Es scheint seit dieser Zerstörung der ganze

*) Spangenberg: Sächsische Chronik.

Ort verödet geblieben und allmählig ganz verfallen zu sein, so daß als Zeugniß seiner Existenz keine weitere Spur als jenes alte Gemäuer übrig geblieben ist. Daß sich der Volksaberglaube mit allerlei Erzählungen von Spukgeschichten an jenem Platze trägt ist natürlich, und erwähnenswerth möchte noch sein, daß man in Allstedt, wie Schreiber dieses sich aus seiner eigenen Kindheit erinnert, erzählt: es sei noch vor nicht langer Zeit alljährlich ein Mönch, wie es scheint, von einem der terminirenden Orden, an diesen Ort gekommen. Woher er aber kam wußte man nicht zu sagen. Dieser Mönch habe allemal zuerst jene öde Stelle besucht, habe dort, auf den Knieen liegend, gebetet und alsdann Allstedt und die Umgegend besucht, um Almosen zu sammeln und aus Papier geschnittene Heiligenbilder zu verkaufen.

Auf der Feldhöh' da eben, am Föhrenhain,
Steht noch ein altes Gemäuer,
Da wandeln oft Geister im Dämmerschein,
Drum ist es dort nicht geheuer.
Der Geister banges Gewimmer,
Es tönt dann immer
Wie schaurig klagender Grabgesang
Das Feld entlang.

Verschüttet und aus dem Gedächtniß verdrängt,
— Kaum nennt noch den Namen die Sage, —
Liegt hier ein Dorf in die Erde versenkt,
Mahnt düster an blutige Tage,
An Greuel fanatischer Horden,
Die, rasend geworden,
Durchzogen das deutsche Vaterland
Mit Mord und Brand. *)

Das Dorf und das Kloster Mallerbach
Lag dort sonst ausgebreitet,
Nun klagen die Geister dem Falle nach,
Wenn drüben die Sonne scheidet,
Und es schleicht das Geistergewimmer
Dort eben immer
Wie schaurig klagender Grabgesang
Das Feld entlang.

*) Es soll im Bauernkriege zerstört worden sein.

Reinecke.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Dornburg.

Dornburg — Stadt und Schloß.

Wenn man auf der von Jena nach Naumburg und Leipzig führenden Landstraße ohngefähr zwei kleine Stunden Wegs über die alte, berühmte Universitätsstadt Jena hinaus ist, erblickt man zur Linken auf der vordersten Kante eines 250 Fuß hohen, steilen Felsens drei Schlösser, die von schwindelnder Höhe in das Thal hinabblicken. — Es sind dies die Schlösser von Dornburg.

Das erste dieser drei Schlösser, vormals das sogenannte Strohmannsche Ritterguth, wurde 1824 von der Großherzogl. Cammer zu Weimar gekauft und dient jetzt zur Wohnung eines Garteninspectors. Früher bewohnte dasselbe mehrere Sommer hindurch Göthe in stiller Abgeschiedenheit und manches seiner unsterblichen Lieder wurde hier gedichtet. Auch nach dem Tode seines fürstlichen Freundes Carl August zog er sich trauernd hierher zurück — es war das letzte Mal, daß er längere Zeit hier weilte, wenige Jahre darnach folgte auch er dem Freunde, um zu den Unsterblichen versammelt zu werden, an deren Gedächtniß die Alles vertilgende Zeit vergebens ihre Gewalt versucht.

Die Zeit der Erbauung dieses Schlosses ist unbekannt, doch scheint es seiner Bauart nach ein hohes Alter zu haben. — Unter der Eingangsthür in das Haus befindet sich der Oberleib eines Mannes eingehauen, welcher zwei Wappen hält. Das eine von diesen Wappen ist mit zwei über das Kreuz liegenden Schwertern versehen, in dem andern befindet sich eine männliche Figur mit Flügel, Pfeil und Bogen. Unter den Wappen stehen diese Verse:

Gaudeat ingrediens, laetetur et aedo recedens!
His, qui praetereunt, det bona cuncta Deus! —

und hinter diesen Versen befindet sich die Jahreszahl 1608.

Ueber einer Thür zu dem Saale des zweiten Stockwerks, welche reichlich mit altem Schnitzwerk verziert ist, erblickt man ein an-

deres Wappen, in welchem sich eine weibliche Figur, die in jeder Hand eine Blume hält, befindet. An der Seite dieses Wappens stehen die Buchstaben W. Z. und die Jahreszahl 1716. Ueber einer, der oben erwähnten ersten gegenüberstehenden anderen Thür ist ebenfalls ein Wappen befindlich, in welchem eine männliche Person, an der man Flügel, Pfeil und Bogen unterscheidet, abgebildet ist. An der Seite erblickt man die Buchstaben E. Z.

Da bei dem großen Brande, welcher im Jahre 1717 die Stadt Dornburg fast ganz in einen Aschenhaufen verwandelte, auch die Amts- und Stadt-Archive mit untergingen, so sind damals auch alle Nachrichten von der Erbauung, den Besitzern und den Schicksalen dieses Schlosses mit verloren gegangen.

Auf einem Vorsprunge des Felsens und auf starken Uferbauten steht in der Mitte der drei Schlösser das sogenannte neue Schlößchen, von Herzog Ernst August zwischen den Jahren 1728 und 1748 im italienischen Style erbaut. Trotz seines beschränkten Raumes diente es oft zum Sommeraufenthalt der hohen Landesherrschaft und im Jahre 1818 wurde es sogar zum Sitz des Landtags, des ersten seit Einführung des Staatsgrundgesetzes vom 5. Mai 1816 auserkohren. Aus dem Fenster dieses Schlosses bietet sich dem Auge eine entzückende Aussicht dar. Eine unermeßlich große, herrliche, reich colorirte Landkarte ist rings um uns her ausgebreitet. Unter uns lacht und blüht Alles. Frohe Geschlechter bebauen den dankbaren Boden, der im Frühling blüthenreich und im Herbste fruchtbelastet sich darbietet; friedliche Dörfer und Städtchen wachsen zwischen Aehren, Obst und Blumen empor und aus schmaragdnen Wiesen blitzt die Saale klar hervor, wie ein Silberband auf blumiger Tapete, den Horizont aber begrenzen waldumnachtete Pyrenäen en miniature. Aber man kann die Natur nicht abschreiben, sie muß empfunden werden, sagt der geniale Heinse und ich stimme ihm gern bei und unterlasse deshalb jede weitere Beschreibung und Ausmalung dieser Naturscene.

An diesen beiden Schlössern ziehen sich schöne Gartenanlagen hin, die vom Großherzog Carl August herrühren und die neuerlich noch durch Wegräumung von Oeconomiegebäuden an Ausdehnung und Schönheit gewonnen haben. Namentlich duftet und blüht herrlich und berauschend ein wunderschöner Centifolienflor im Sommer in diesem Garten und seit längerer Zeit ist es in den umliegenden Städtchen und Städten „guter Ton" geworden, einmal im Jahre zur Rosenzeit nach Dornburg zu wallfahren. Mit diesen Gartenanlagen steht ein anmuthiges Wäldchen in Verbindung, der sogenannte Hain, der auch vor einiger Zeit in einen Park umgeschaffen worden ist.

Das dritte Schloß endlich, das sogenannte alte Schloß, jetzt das Amtslocal, steht vermuthlich auf der Stelle, wo zur Zeit der deutschen Kaiser aus den Häusern Sachsen und Franken, im zehnten und elften Jahrhundert ein kaiserliches Palatium sich befand. In früheren Zeiten hatten nämlich die deutschen Regenten keine feste Re-

ſidenz, die ihnen zum fortwährenden Aufenthalt diente, ſondern ſie verweilten bald auf längere, bald auf kürzere Zeit hie und da. An ſolchen Orten nun, wo ſie bisweilen ihren Aufenthalt nahmen, wurden Schlöſſer (Palatia) erbaut und über dieſe führte ein ſogenannter Pfalzgraf die Aufſicht. Die Exiſtenz eines derartigen kaiſerl. Palatiums zu Dornburg, welche öfters in früherer Zeit beſtritten worden iſt, hat neuerlich Schwabe in ſeinen „hiſtoriſch-antiquariſchen Nachrichten von Dornburg an der Saale" (Weimar 1825. 8.) außer allen Zweifel geſetzt.

Dieſes alte Palatium brannte im J. 971 mit allen kaiſerl. Schätzen ab und hat auch ſpäterhin noch durch Krieg und Feuer ſo außerordentlich viel gelitten, daß von ſeiner urſprünglichen Geſtalt nur wenig mehr vorhanden iſt. Doch iſt die ſogenannte alte Küche im Erdgeſchoß, nebſt dem überaus hohen, maſſiven Schlot und den Grundmauern wahrſcheinlich noch von den Zeiten der erſten Erbauung her vorhanden. Der Kaiſerſaal, auch Ritterſaal genannt, war von bedeutender Länge und Breite und befand ſich in der zweiten Etage des alten Schloſſes, er hat aber von ſeiner Größe dadurch verloren, daß die jetzige Amtsſtube hineingelegt worden iſt. Endlich gehört auch noch das Burgverließ im Thurme zu den Merkwürdigkeiten dieſes Schloſſes. Auch zeigt man darin noch eine eiſerne, hie und da vergoldete Bettſtelle vor, in welcher die Aebtiſſin von Quedlinburg, Mathilde, Tochter Otto's des Großen und Schweſter Kaiſer Otto's II. geruht haben ſoll, als ſie im J. 999 als Stellvertreterin ihres Neffen Otto's III. die Thüringiſchen Stände hier in Dornburg zu einer Berathſchlagung über Landesangelegenheiten verſammelt hatte.

In dieſem Palatium zu Dornburg hielt Kaiſer Otto I. im J. 965 eine Zeit lang ſeinen Hof (Beier Geog. Jen. p. 156. — Schwabe hiſtoriſch-antiquariſche Nachrichten von Dornburg ꝛc. S. 39.), Kaiſer Otto II. veranſtaltete im J. 980 einen Reichstag hier, (Beier l. l. — Schwabe a. a. O. S. 40.) und Mathilde Aebtiſſin von Quedlinburg, verſammelte, wie oben erwähnt, im J. 999 die Thüringiſchen Stände zu einer Berathſchlagung hierher. (Fabricii Orig. Saxon. L. II. p. 226. sq. — Beier l. l. — Schwabe a. a. O.)

Während dieſes Landtags wurde Dornburg der Schauplatz folgender romantiſchen Begebenheit.

Mathilde hatte die Tochter des Markgrafen Ekkard von Thüringen und Meißen, Luitgarde, welche ſie zu Quedlinburg erzogen hatte, mit ſich hierher nach Dornburg genommen. Dieſe ſchöne Jungfrau war mit Werner, einem Sohne des Nordthüringiſchen Grafen Lothar oder Luther, von dem ſie aufs Zärtlichſte geliebt wurde und den auch ſie innig liebte, verlobt. Werner hatte aber an dem jungen Kaiſer Otto III. einen gefährlichen Nebenbuhler und Ekkard, der ſich bereits auf die Ehre des Kaiſers Schwiegervater zu werden, Rechnung machte, weigerte ſich plötzlich, Wernern ſein gegebenes Wort zu halten. Werner faßte daher den Entſchluß, Luit-

garde zu entführen. Er kam mit einigen seiner Getreuen nach Dornburg, entführte seine Geliebte und brachte sie nach Walbeck. Mathilde forderte, als sie die Entführung inne wurde, sogleich die anwesenden Fürsten auf, die Entführer zu verfolgen und ihnen die Luitgarde wieder abzunehmen. Eilig machten sich die Kriegsleute auf den Weg, aber sie fanden die Thore verschlossen und die Räuber zur äußersten Gegenwehr bereit und mußten deshalb unverrichteter Sache wieder heimkehren. Hierauf begaben sich Graf Lothar, ingleichen Alfried der Aeltere und Dietmar, Markgraf Ekkards Lehnsmann, nach Walbeck, um die Gesinnung der Luitgarde zu erforschen. Diese erklärte, daß sie bei Werner bleiben wolle. Nachdem sie dieses der Mathilde und dem Fürsten meldeten, beschlossen diese, deswegen eine Versammlung zu Magdeburg anzustellen. Hier sollte Werner nebst seiner Braut und seinen Gehülfen erscheinen und wegen seines Verbrechens um Verzeihung bitten. Die Erwartung dieses Auftritts zog eine Menge Leute nach Magdeburg. Werner erschien mit seinen Helfern mit bloßen Füßen, übergab seine Braut und erhielt, auf Fürsprache der Fürsten, Verzeihung. Mathilde aber nahm Luitgarde wieder zu sich und diese wurde nicht eher als nach Ekkards Tode mit Werner vermählt. (Fabricii Origg. Saxon. l. l.)

Auch Kaiser Heinrich II. hielt im J. 1004 in diesem Schlosse einen Reichstag (Schwabe a. a. O. S. 34.) und feierte im J. 1005 und 1012 das Weihnachtsfest hier. (Schwabe a. a. O. S. 44.)

Hinter diesen drei Schlössern, mit deren Beschreibung und Historie wir uns bisher beschäftiget haben, liegt auf einer Hochebene, die sich einige Stunden weit nach Abend hinzieht und sich endlich in das Ilmthal senkt, die alte Stadt Dornburg, so daß man sie vom Thalgrunde aus gar nicht bemerkt.

Die Stadt hatte bereits im J. 937 Stadtrecht, wie aus einer alten Urkunde Kaiser Otto's I. vom J. 937 (bei Schwabe a. a. O. S. 81.) hervorgeht, wo sie civitas (eine Stadt) genannt wird. — Den Namen der Stadt leiten einige von dem Worte Dorna (ein Wiesengrund), andere von dem alten heidnischen Gotte Thor, welcher in dem nahen Haine verehrt worden sein soll, ab.

Höchst wahrscheinlich war Dornburg früher eine Grenzfeste gegen die Sorbenwenden des benachbarten Osterlandes. Sage und Geschichte bezeichnen den ehemaligen Umfang Dornburgs bei weitem größer, als jetzt, wo es nur ohngefähr 120 Häuser mit 500 Einwohnern zählt, und die noch heute üblichen Benennungen einiger Theile der Flur, wie die Apotheke, die alte Stadt ꝛc., so wie die von Zeit zu Zeit aufgefundenen Stücke Füllmund und Mauer deuten auf die frühere Ausdehnung hin.

Auch hatte Dornburg eine der ältesten Kirchen in Thüringen, die der Sage nach Bonifacius gegründet und worin sich ein berühmtes, wundertätiges Marienbild befunden haben soll; im J. 971 wurde sie jedoch mit der kaiserl. Pfalz durch eine Feuersbrunst verheert. (Schwabe a. a. O. S. 17.)

Als die deutschen Kaiser aufgehört hatten Thüringen erblich zu besitzen, erscheinen als Herren von Dornburg im J. 1287 und noch früher die Schenken von Vargula, welche in dem nahen Tautenburg einige Jahre zuvor ein Schloß erbaut hatten. (Schwabe a. a. O. S. 50.) Im folgenden Jahrhundert verkauften die Schenken diese Besitzung an die Grafen von Orlamünde und Schwarzburg einen Theil für 1000 Schock Zahlgroschen, den andern für 600 (Schwabe a. a. O. S. 55.), die von Orlamünde traten jedoch ihren Antheil bald darauf auch an Schwarzburg ab. (Schwabe a. a. O. S. 55).

In dem sogenannten Thüringischen Grafenkriege, welchen der Landgraf Friedrich der Ernsthafte von Thüringen in Verbindung mit den Erfurtern in den Jahren 1342 bis 1345 gegen die Grafen von Orlamünde und Schwarzburg und mehrere mit ihnen verbündete Grafen führte, wurde Dornburg im J. 1342 vom Landgraf erobert, jedoch nach gemachtem Frieden den Grafen von Schwarzburg wieder eingeräumt. (Schwabe a. a. O. S. 57.) Als aber 1345 der Krieg von Neuem ausbrach und Graf Günther 20 landgräfliche Reuter gefangen genommen und solche dem Hauptmann des Schlosses Dornburg übergeben hatte, belagerte der Landgraf, um diese zu befreien, das Schloß Dornburg fünf Wochen lang bis endlich in dem Lager vor Dornburg 1345 den Dienstag nach Jacobi ein Vergleich zu Stande kam, in welchem unter andern festgesetzt wurde, daß die Grafen von Schwarzburg Schloß und Stadt Dornburg als ein landgräfliches Lehn besitzen sollten, (Schwabe a. a. O. S. 58.) Im J. 1358 endlich traten die Grafen von Schwarzburg Stadt und Schloß Dornburg durch Vergleich an die Landgrafen von Thüringen ab (Schwabe a. a. O. S. 59.) und diese, so wie die nachmaligen Herzoge von Sachsen haben es hierauf auch beständig inne gehabt.

Das Schloß wurde nun mit einem Burgvoigte und gewissen Burgmannen besetzt, unter denen Busso oder Boso von Vitzthum einen traurigen Namen erlangt hat.

Dieser Boso und dessen Bruder Apel, welcher zu Roßla wohnte, waren die bösen Rathgeber Herzog Wilhelm III. und trugen die meiste Schuld an dem zwischen ihm und seinem Bruder, Churfürst Friedrich dem Sanftmüthigen ausgebrochenen sogenannten Bruderkriege. Da sich aber Apel in der Folge gegen seinen eignen Landesherrn auflehnte, so zog Herzog Wilhelm III., nachdem er mit seinem Bruder Frieden geschlossen, 1451, in Verbindung mit den Erfurtern gegen das Schloß Dornburg, welches Boso sehr stark besetzt hatte. Gleichwohl ergab sich die Besatzung gutwillig und wurde vom Herzog nach Weimar in Gewahrsam geschickt, Boso aber des Landes verwiesen und seine Ehefrau nebst ihren 6 Kindern und ganzen Habseligkeiten dem Bruder ihres Mannes Wilhelm von Vitzthum zu Apolda, der es mit dem Landesherrn gegen seinen Bruder gehalten hatte, anvertraut, doch mußte sie im Namen ihrer Kinder angeloben, daß diese, wenn sie erwachsen sein würden, dem Landesherrn treu bleiben, sich ruhig verhalten und das, was ihrem Vater widerfahren, nicht rächen wollten. (Fabricii orig. Sax. p. 725. — Beier

l. l. p. 319). — In den Bizthumſchen Unruhen blieben aber die Einwohner von Dornburg ihrem Landesherrn ſtets treu, als ſie ſich deshalb auf ſeinen Befehl eine Gnade ausbitten ſollten, baten ſie, der Herzog wolle ſie nur für ſeine getreuen Unterthanen halten. Dieſer lächelte und befahl, daß ſie künftig die getreuen Dornburger genannt werden ſollten. (Fabricii Or. Sax. p. 227. — Beier l. l. p. 160).

Bei der Landestheilung im J. 1603 fielen Stadt und Amt Dornburg an Altenburg, die verwittwete Herzogin Eliſabeth wählte es im J. 1612 zu ihrem Wittwenſitz und beſchloß hier ihr Leben. Während ihres daſigen Aufenthalts hat Dornburg durch den 30jährigen Krieg viel gelitten, namentlich wurde die Stadt kurz vor der erſten Leipziger Schlacht von einem ſtreifenden Croatenhaufen überfallen und geplündert, wobei die verwittwete Herzogin faſt aller ihrer Koſtbarkeiten beraubt und ſie ſelbſt am Backen ſtark verwundet wurde. Als die Croaten aber die gemachte Beute in Sicherheit bringen wollten, fielen ſie den Schweden und Sachſen in die Hände, welche viele von ihnen theils niedermachten, theils den hohen Berg hinunter jagten, ſo daß mehrere den Hals ſtürzten.

Aus dieſer Zeit hat ſich auch noch eine Sage von einem Trompeter der Croaten erhalten, welcher bei der Plünderung des Schloſſes auch mit zu Pferde von dem hohen Felſen hinuntergejagt wurde. Er ſei des Morgens 8 Uhr glücklich hinuntergekommen, durch die Saale geritten, aber als er das Morgenlied: „ich dank dir, lieber Herre" zu blaſen begonnen, durch einen Kanonenſchuß vom Berge herab getödtet worden. (Heller Merkwürdigkeiten aus der Landgrafſchaft Thüringen S. 471.)*)

Nachdem Dornburg nach dem Erlöſchen der Altenburger Linie ſeit 1672 im Beſitz der Jenaiſchen Linie geweſen war, kam es 1691 durch Erbſchaft an Weimar, wobei es auch bis jetzt verblieben iſt.

Die Stadt Dornburg iſt jetzt der Sitz eines Juſtiz- und eines Rentamts und bietet gar keine weiteren Merkwürdigkeiten dar, man müßte denn eine kleine metallene Statue, welche der Stadtrath daſelbſt aufbewahrt und welche man für ein Bild des deutſchen Götzen Thor ausgiebt, hierherzählen. Eine Abbildung, ſo wie eine ausführliche Beſchreibung davon findet man bei Schwabe in deſſen Diſſertation „de deo Thoro" (Jen. 1767) und in ſeinen „hiſtoriſch-antiquariſchen Nachrichten von Dornburg." —

*) Eine ganz ähnliche Sage erzählt man auch bei Rothenſtein ohnweit Cahla von einem ſchwediſchen Trompeter. Vergl. Bechſtein Wanderungen durch Thüringen.

Robert Hahnemann.

Schwarzfels.

Der Scharzfels und seine Umgebungen.

Was ragen doch da zinnen
Auf grüner Bergeshalb'
Für graue Felsenzinnen
Von seltsamer Gestalt?

L. Uhland.

Wo die Oder aus dem Wiesenthale, die Aue genannt, hervorrauscht, da blicken die rothen Dächer des Amtes Scharzfeld wie eine Moosrose aus dem frischen Grün schattiger Bäume hervor. Dicht dabei erhebt sich ein mit blumigem Rasenteppich bedeckter Berg von beträchtlicher Höhe, auf dessen höchster Spitze eine gewaltige, freistehende und nach allen Seiten hin schroff ablaufende Klippenmasse stolz über die schlanken Birken und säuselnden Buchen emporragt. — Weithin schimmert das graue Gestein in die sonnige Gegend hinaus, gebieterisch blickt es ins grüne Thal hinab und wie lebendiger Epheu klammert sich die Sage rings um die Mauerzacken, Felsen und Geklüfte. Das ist der Scharzfels.

Einst stand hier, fast ganz allein von der Hand der Natur gebildet, eine feste Burg. Nur einige tiefe Felsspalten brauchten durch hohe Bogen überwölbt zu werden, um eine zusammenhängende Felsenmasse zu erhalten, nur unbedeutend brauchte den natürlichen Hallen nachgeholfen zu werden, um schützende Wohnungen hervorzubringen. In jener Zeit, als dieser Fels das der Ewigkeit trotzende Fundament einer unbezwinglichen Burg war, führte eine Zugbrücke durch den Brückenthurm hindurch auf einem in Stein gehauenen Wege in einen Vorhof, der halbmondförmig durch riesige Klippen eingeschlossen war. Eine lange, steinerne Treppe, welche auf hochgeschweiften Spitzbögen ruhte, führte von hier aus den Fels hinan, bis eine zweite über dem Abgrunde schwebende Brücke in eine hohe,

gewölbte Halle geleitete, um durch sie in die anliegenden Steinkeller und nach der Wohnung des Burgherrn zu gelangen.

Wer es war, der diesen Felsen schicklich fand zur Gründung einer Veste, weiß man nicht. Nach mündlicher Ueberlieferung soll der Scharzfels ein Zufluchtsort für die Bedrängten gewesen sein, als Karl der Große den abgöttischen Sachsen das Christenthum auf eine blutige Weise beizubringen strebte. Wirklich erwähnt wird Scharzfels zuerst in einem Briefe Kaiser Otto I., nach welchem er, nebst andern Gütern, auch Scharzfels an das Kloster Pöhlde schenkt. (Placuit scripto nostro confirmare praedia — in his scilicet locis Schartfelde). Kurz darauf gehört es aber schon wieder an Lauterberg, denn als im J. 969 der alte Graf Werner von Lauterberg starb und fünf Söhne: Werner, Dudo, Bodo, Günzelin und Balduin hinterließ; so erhielt in der Theilung des väterlichen Besitzes Bodo „das Haus Scharzfels" nebst Zubehör. Im elften Jahrhundert ist die Burg in den Händen des Ritters Albrecht von der Helden, der als kaiserlicher Diener von hier aus die Bergwerke des Harzes beaufsichtigte. Als dieser sammt den Burgleuten den Harz verließ, so belehnte Heinrich IV. einen Wittekind von Wolfenbüttel mit Scharzfels und als dieser im J. 1130 ohne Erben starb, so fiel es als ein Reichslehn an Kaiser Lothar. Norbert, der damalige Erzbischof von Magdeburg, machte zwar Ansprüche darauf, weil Kaiser Otto I. die Burg an das Kloster Pöhlde geschenkt hatte, allein Lothar befriedigte ihn dadurch, daß er ihm Alsleben an der Saale dafür gab, und Scharzfels wurde eine Reichsburg. (cf. Leuckf. Antiquit. Pöhld. p. II.) Heinrich der Löwe erhielt es 1157 von Kaiser Friedrich I. durch Tausch gegen die Zähringer Erbgüter in Schwaben, die seiner ersten Gemahlin Clementia gehört hatten, verlor es aber wieder, als er in die Acht erklärt wurde. Nun gibt es der Kaiser einem tapfern Ritter Siegbod zu Lehen. Zwei Enkel desselben, Heinrich und Burchard, theilen sich in zwei Linien, in die Lauterberg'sche und Scharzfeldsche. Beide hielten es im J. 1204 mit Otto von Braunschweig gegen Philipp von Schwaben. Burchard war mit in dem Lager vor Weißensee (cf. Leuckf. A. P. 55. Harenberg: Gesch. v. Gandersh. p. 320). Da Heinrich von Lauterberg ohne männliche Erben starb, so erbten Burchard's Söhne, Burchard der Aeltere, Burchard der Weißkopf und Burchard der Krauskopf, seine Länder, welche sie ungetheilt regierten. Beide sind auch Schutzvögte des Klosters Pöhlde. Ihr Todesjahr ist unbekannt. Burchard der Aeltere, welcher auf Scharzfels wohnte, hatte zwei Söhne, Siegbod, der ohne Nachkommen starb, und Burchard. Letzterer hinterließ zwar sechs Söhne, es ist aber nichts über sie zu finden und sie sind entweder jung oder ohne Erben gestorben. Im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts starb die Scharzfeldische Linie aus und ihre Besitzungen kamen an Lauterberg. Als auch dieses Grafengeschlecht im J. 1397 erlosch, (cf. Letzner: Dasselsche Chronik 4. C. 29. L.), wollte Herzog Friedrich von Grubenhagen Scharzfels einziehen, allein der Erzbischof von Mainz, die Aebtissinnen von

Quedlinburg und Gandersheim und der Bischof von Hildesheim lehnten sich dagegen auf und suchten es an sich zu bringen. Da bemächtigten sich zwei Ritter, von Minnigerode und von Birkenfeld, der Burg und gaben sie in Herzog Friedrichs Hände. Als dieser nöthig Geld brauchte, überließ er Scharzfels und Lauterberg im J. 1402 seinem Schwager, dem Grafen von Hohenstein, Heinrich VIII. mit der rothen Platte für 11000 Mark löthigen Silbers wiederkäuflich, woraus jedoch im J. 1456, da man nicht im Stande war, diese Summe wieder zu bezahlen, eine förmliche Belehnung wurde.

Als die Grafen von Hohenstein im J. 1593 mit Ernst VII. ausstarben, hätte Scharzfels an Stolberg und Schwarzburg fallen sollen, da diese mit in die Belehnung aufgenommen waren; allein die Herzöge von Braunschweig und Grubenhagen zogen dasselbe ein und es ist auch, aller Beschwerden der Grafen ungeachtet, bei ihnen geblieben. Als auch dieses Geschlecht im J. 1617 ausstarb, fiel Scharzfels an die Herzöge von Celle und gehört noch jetzt zum königlich hannöverschen Fürstenthume Grubenhagen.

Lange fiel nun nichts Merkwürdiges auf Scharzfels vor und es wurde sogar im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ein Vergnügungsort. Da man nämlich in dieser Zeit anfing, ein treffliches Bier auf der Burg zu brauen, so strömte Sonntags, wenn gutes Wetter war, Jung und Alt dahin, und erfreute sich an der Aussicht und dem guten Getränke.

Die Burg wurde aber immer in gutem Stande erhalten, denn oft besuchten die Herzöge der Jagd wegen diese Gegend und da Scharzfels sehr fest war, indem man neben der Burg noch ein besonderes Werk, den Frauenstein, aufgeführt hatte, so wurde sie auch als Staatsgefängniß benutzt. So wurde sie bis in den siebenjährigen Krieg erhalten. Im J. 1761 aber, am 16. September, zogen die französischen Generäle Victor und Vauvecour mit 11,000 Mann vor Scharzfels und forderten es zur Uebergabe auf. Der damalige Commandant von Scharzfels, der Hauptmann von Issendorf, welcher nur wenige invalide churbraunschweigsche Jäger dem Feinde entgegenstellen konnte, wies jede Aufforderung ab und war fest entschlossen, sich auf das Aeußerste zu vertheidigen. Die Besatzung war von gleichem Muthe und gleicher Gesinnung beseelt, besonders da sie wußte, daß das Schloß noch nie hatte erobert werden können.

Die Burg wurde nun fest eingeschlossen. Aus allen umliegenden Orten mußten Männer und Frauen herbeikommen und mit Hacke und Schaufel bei der Belagerung helfen. Sogar aus Ellrich wurden 150 Personen herbeigeholt, von denen aber auf dem Wege 55 entsprangen. (cf. Schmaling: Hohnst. Mag. p. 415). Es wurde gestürmt, von den gegenüberliegenden Bergen nach dem Felsenschlosse geschossen — aber Alles vergeblich und es wäre nimmer in die Hände der Franzosen gefallen, wenn nicht ein zweiter Epialtos in der Gestalt eines Einwohners von Lauterberg den Franzosen einen Pfad gezeigt hätte, auf dem sie den schon erwähnten Frauen-

stein erstiegen und dadurch den tapfern Issendorf und seine Krieger zwangen, sich den 25. September zu ergeben.

Die französischen Generäle säumten nicht, nach Paris zu berichten, daß sie Scharzfels, eine der wichtigsten Festungen Deutschlands, in wenigen Tagen erobert hätten. Während aber dort glänzende Feste und große Feierlichkeiten dies wichtige Ereigniß feierten, waren auf Scharzfels Victor und Vauvecour sehr niedergeschlagen, als sie außer einigen alten Kanonen und einigen Centnern Munition gar nichts fanden, was des Mitnehmens werth gewesen wäre. Zornig beschlossen sie, die Burg zu zerstören und Bergleute von Lauterberg mußten herbeikommen und die gewaltigen Mauern zerbrechen. Auch die Felsen wollten sie sprengen lassen, was aber unterblieben ist. Sie zogen plötzlich davon, aber noch heute erinnert „der Franzosengrund" an ihr Hiersein und an die Stelle, wo das Hauptheer derselben gelagert war.

Scharzfels wurde nicht wieder hergestellt und da den Bewohnern der umliegenden Gegend nicht gewehrt wurde, die Steine der Ruine wegzuholen, so sind außer den in unvergänglichen Fels gearbeiteten Gängen und Gewölben, nur unbedeutende Reste übrig geblieben. Aber eines Besuches ist der Scharzfels dennoch sehr werth.

Ein schöner Sommermorgen hob heiter lächelnd sein rosiges Antlitz über die grünen Berge und die Natur erwachte unter den Frühhymnen der Lerchen, als ich auf einem alten Waldpfade hinaufwanderte zu den Trümmern der alten Burg. Goldige Wölkchen schwangen sich glänzend der Sonne zu und entschwebten gleich freundlichen Geistern. Ein Heiligenschauer durchbebte das Wäldchen, ein Silberschimmer floß über den Thränenthau des Wiesengrundes, in frommer Wallfahrt zogen die Wellen der Oder dahin und murmelten ihre Morgengebete an den wilden Rosenkränzen des Ufers. Bald hatte ich die Höhe erklimmt, bald waren die wenigen Mauerfragmente, welche hier liegen, beschaut, und ich wandte mich zu dem mächtigen, schroffen Felsen, der den Gipfel des Berges krönt. Kein Pfad führt zu ihm empor, kein Weg leitet zu der thränähnlichen düstern Vertiefung, welche in das Innere der Klippenmasse führt und sich in einer solchen Höhe vom Fußboden befindet, daß man nicht im Stande sein würde, die Felsenruine zu betrachten, wenn nicht eine hölzerne Treppe angebracht wäre, auf der man hinansteigen könnte. Ein dunkler Gang, durch den Kern des Felsens gearbeitet, nimmt den Wanderer auf. Rechts und links gewahrt man im Vorüberschreiten finstere Gewölbe, hütet sich aber wohl, dieselben ohne Licht zu betreten, um nicht in eine dunkle Tiefe hinabzustürzen. Der Pfad windet sich aufwärts und plötzlich steigt man wieder zu Tage und befindet sich schon nach wenigen Schritten auf der höchsten Spitze des Felsens, der mit mehreren Mauerresten geschmückt ist. Auf die höchste nördliche Klippe setzte ich mich und ließ meinen Blick mit Lust in die Gegend hinausschweifen, denn man übersieht hier einen schönen Strich Landes vom Eichsfelde, dem Göttingischen und Hohensteinischen. Dort erheben sich hohe, waldige, in blauen

Duft gehüllte Berge, das liebliche Thal der Aue breitet sich aus, in dessen Biegung Eisenhütten und Hammerwerke liegen, deren dumpfe Schläge die frische Morgenluft herübertreibt; da blickt man auf die Dörfer Barbis und Bartholfelde und, hinter ihnen, auf die Berge im Fürstenthum Schwarzburg. Südlich fließt dicht am Fuße des Berges die Oder vorüber, die reinlichen Häuser Neuhofs lagen auf frischem Wiesengrün, hinter ihnen ragt ein kahler Felsenberg hervor und über ihn hervor schaut der Bergzug bei Bleicherode, die Hasenburg und der Ohmberg. Rechts sieht man in einer Entfernung von fünf Meilen die beiden Bergspitzen, auf denen die Burgruinen der Gleichen bei Göttingen zerfallen, näher ruht der Blick auf dem freundlichen Dorfe Scharzfeld und verweilt zuletzt noch auf dem alten Schlosse Herzberg, dem Hannoveraner in vielfacher Beziehung werth und theuer. Die nächste Umgebung ist sehr romantisch und steht mit der starren Felsenburg im reizendsten Contraste. Schattige Buchen und schlanke Birken fassen einen blumigen schwellenden Rasen ein, eine Schafheerde weidete einzeln im hohen Gras des Abhanges unter duftenden Gesträuchen oder an der heckenartigen Umzäunung in der Tiefe, während die kletternden Ziegen auf Trümmern und Zacken herumsprängen und die Blätter der dornigen Brombeersträucher abrupften. Ein alter Hirt aber im Wamms von Schaffellen schlief im Schatten eines alten Gemäuers, ohne sich von dem Summsen der Bienen und dem Geschmetter der Waldvögel stören zu lassen. Ein anderer, mit weißem Bart und Haupthaar, saß, aus einer kurzen Holzpfeife rauchend, neben ihm und schnitzte hölzernes Geräth.

Ich stieg herab vom Felsen, näherte mich dem Alten und sprach:

Gott grüß Euch, Alter, schmeckt das Pfeifchen?

Der muntere Greis antwortete freundlich und bald war eine lebhafte Unterhaltung im Gange. Er wußte viel von der Burg und ihrer Umgebung zu erzählen und da ich gesonnen war, von hier aus die Steinkirche, das Einhornloch, die Königshütte, den Römerstein und die Weingartenhöhle zu besuchen, so forderte ich ihn auf, meinen Cicerone zu machen. Mit Vergnügen willigte er ein und begann sein Amt mit der Erzählung von der unglücklichen Burgfrau auf Scharzfels, mit wackelndem Kinn und lebhaften Gebehrden wie folgt:

„Vor langen Jahren bewohnte die Burg Scharzfels ein wackerer Ritter Albrecht von der Helden mit seiner schönen Gemahlin, einem wahren Muster der Tugend und Sittsamkeit. Still und geräuschlos flogen dem glücklichen Paare die Tage dahin und es lebte mit aller Welt in Frieden, selbst mit dem Burggeiste, der seit undenklichen Jahren in der Gestalt eines kleinen alten Mannes auf der Burg hauste und, wie die Leute erzählen, selbst mit an den mächtigen Felsenhallen arbeiten half. Sein liebster Aufenthalt war aber in einem Thurme, der kühn in die Wolken stieg und dort oben auf dem

Platze ſtand, von welchem Sie erſt die Gegend überſchauten. In den Zeiten der Ruhe und des Friedens entzog er ſich dem Anblicke der Menſchen und lauſchte am Tage in dem Geklüft des Felſens, oder in dem rieſigen Thurme, auf das Thun und Treiben der Burgbewohner, des Nachts aber ſäuberte er für wackere Knappen die Roſſe, für fleißige Mägde das Geſchirr und die Küche und ſtellte das verfallende Gemäuer des Schloſſes wieder her. Wenn dem Burgherrn ein frohes Ereigniß bevorſtand, verkündete er es mit fröhlichen Mienen, nahte aber Unheil heran, dann ſah man ihn in ſchwarzen Trauerflören und mit trüben Blicken durch die Gänge und Gemächer der Burg ſchleichen.

Der Ritter Albrecht von der Helden und ſeine wunderliebliche Gemahlin kamen einſtmals von einem Feſte heim, welches der Kaiſer (Heinrich IV.) zu Goslar gegeben, als ſie den Burggeiſt in Trauergewänden und thränenden Augen an dem Burgthore ſtehen ſahen. Sie erſchraken und befürchteten ſchon, es ſei ein großes Unheil geſchehen; als ſie aber vernahmen, daß in ihrer Abweſenheit nicht das Geringſte vorgefallen ſei, muthmaßten ſie, daß ihnen und ihrer Veſte ein Unglück drohe und harrten in banger Erwartung auf den Einbruch deſſelben.

Aber Tage und Wochen vergingen, ohne daß ſich das Geringſte ereignete und der Burgherr wurde ruhiger und auch das Auge ſeiner treuen Gattin blickte wieder heiter. — Dennoch hatte der Geiſt nicht ohne Urſache Schreckliches prophezeiht. — Der allen Wollüſten ergebene Kaiſer hatte nämlich auf jenem Feſte zu Goslar Gefallen gefunden an der ſchönen Frau des von der Helden und das Wohlgefallen war bald zu verbrecheriſcher Glut emporgelodert, die er um ſo mehr für jeden Preis zu befriedigen dachte, je mehr ihn das tugendhafte Weib bei jeder Andeutung mit empfindlicher Kälte zurückgewieſen hatte. Da zog er einen Mönch aus dem nahgelegenen Kloſter Pöhlde, der oft auf dem Scharfels war, in ſein Geheimniß und verſprach ihm, wenn er zur Ausführung ſeines ſchändlichen Verhabens behülflich ſei, verſchwenderiſche Belohnung und ein Bisthum für ihn zu erwirken; und der Pfaff weigerte ſich nicht lange, ſondern verſprach ſeine verſchwiegene Handreichung.

Auf Anrathen des Mönchs ſandte der Kaiſer einen Boten an den Ritter von der Helden und ließ ihn zu ſich ins Kloſter Pöhlde beſcheiden. Hier forderte er ihn auf, eine Reiſe für ihn an einen entfernten Ort zu thun und ſo unlieb es dieſem auch war, ſo durfte er doch ſeinem Lehnsherrn den Gehorſam nicht verweigern. Zärtlich nahm er von ſeiner geliebten Gattin Abſchied, ſchwang ſich auf ſein ungeduldig ſcharrendes Roß und war bald aus den Blicken der Betrübten und ihm mit trüben Ahnungen Nachſchauenden verſchwunden.

Kaum erhoben am andern Morgen die Vögel ihre hellen Morgenſtimmen, kaum flatterte das erſte Gold der Sonne zwiſchen den bewegten Baumwipfeln, als auch der Kaiſer ſchon mit einem zahlreichen Gefolge in der Nähe der Burg erſchien. Den ganzen Tag erſcholl in den Wäldern das Halloh der Treiber, das Klaffen der Hun-

de und das Rufen der Jäger, das ſich dumpf an den Klippen brach. Aber der Kaiſer fand heute wenig Gefallen an dem edlen Waidwerke, ſondern er ſchaute oft ſehnend hinauf nach der ſtolzen Burg, die das Ziel aller ſeiner Wünſche in ſich verſchloß und der er ſich doch, von einem unerklärlichen Gefühl in ſeinem Innern zurückgehalten, nicht zu nähern wagte. Als aber gegen Abend ein finſteres Wetter über dem Harze emporſtieg, als langſam und hohl der Sturmwind in langgehaltenen, heiſern Tönen heranzog, ſich in den Bergen verfing und den Staub wirbelnd emporkräuſelte, als der Wald rauſchte, die Wolken ſich immer düſter und düſterer auftürmten und die Ströme des Himmels praſſelnd herabſtürzten, da hatte der Kaiſer einen ſchicklichen Vorwand, an das Thor der Veſte zu reiten und um Einlaß zu bitten. Der Mönch hatte ſchon längſt ſeine Ankunft erwartet und führte ihn bei der Burgfrau ein. Sie erblaßte, als ſie den unerwarteten Gaſt erblickte; eine ganz eigene Scheu, ja, eine Furcht ergriff ſie in ſeiner Nähe; ſie zitterte, wenn er ſie ſo anſtarrte, mit den großen, flammenden Augen; die Taube, wenn ſie das blitzende Auge des Raubvogels auf ſich gerichtet ſieht, kann keine größere Angſt empfinden; aber ſie raffte ihren Muth zuſammen und empfing ihn mit aller der Aufmerkſamkeit, die ſie ihm ſchuldig zu ſein glaubte. Der Abend verging unter allerlei gleichgültigen Geſprächen, als aber die Nacht ſchon angebrochen war und die Burgleute alle ſchon im tiefen Schlafe lagen, da ſprang, auf einen Wink des Mönchs, der Kaiſer plötzlich auf, umfaßte das reizende Weib und ſuchte ihrer mit Güte Herr zu werden. Die Erſchrockene ſetzte ſich zwar verzweiflungsvoll zur Wehre und flehte den Prieſter um Hülfe und Erbarmen an; aber dieſer, ſtatt der Unglücklichen beizuſtehen, eilte hinzu, überwältigte das ſchwache Weib und half die ſcheußlichſte Schandthat vollbringen. Durch die fürchterlichſte Körperanſtrengung erſchlafft, durch die Verzweiflung des Geiſtes aufgerieben, blieb die Unglückliche entſeelt auf dem Lager und ſchaudernd vor der Schuld, die er auf ſich geladen, floh der Kaiſer mit ſeinem Helfer aus den Mauern der Burg.

Und kaum waren ſie aus dem Thore der Veſte, da begann ein dumpfbrauſendes Getöſe in dem Eingeweide der Erde und die Felſen unter und neben ihnen fingen an zu zittern und zu wanken, Eulen mit glühend rollenden Augen umkreiſten ihre Häupter, ſchmuzige Fledermäuſe flatterten pfeifend, wie Geiſter des Abgrunds, um die Zagenden. Und es krachte den Felſen hinan, im himmelhohen Thurme hinauf, wie das von tauſend Echo's zurückgeworfene Rollen des Donners, und das ſchwarze Schieferdach hob ſich über die Wolken und fiel, wie Hagelſchauer, zertrümmert nach allen Seiten herunter und zackige Blitze und Feuerflammen durchzuckten die Finſterniß der Nacht und zwiſchen ihnen ſtieg rieſengroß und ſchwarz vermummt der Burggeiſt aus dem Innern des Thurms empor, ſchwebte über Scharzfels, ſchrie es laut in die Gegend aus, daß der Kaiſer Tugend und Unſchuld, Recht und Sitte mit Füßen getreten habe, daß der Pfaffe

mehr als der Kaiser an dieser Sünde schuldig sei und versank wieder in der Tiefe des Thurms unter Donner und Blitz.

Unterdessen waren die beiden bleichen Sünder an das steinige Ufer der Oder gelangt und der Kaiser haderte mit dem Mönche und schalt ihn, daß er sich zu dieser Höllenthat habe bereitwillig finden lassen, statt ihn davon zurückzuhalten und schlug ihn verzweiflungsvoll mit geballter Faust in das Antlitz und stürzte von dannen. Wild starrte der Mönch dem Enteilenden nach und nicht länger im Stande, die Gewissensqual, welche ihn peinigte, zu ertragen, bemächtigte sich seiner der gräßlichste Wahnsinn und er erhenkte sich über dem schroffen Felsen am Gestade der Oder da, wo noch jetzt der Berg die Schandenburg geheißen wird.

Nach einigen Tagen kehrte der Ritter von der Helden nach Scharfels zurück und die unerwartete Nachricht traf ihn wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel. Sein Herz schwoll in männlicher Wuth, sein Auge flammte gen Himmel. Ohne eine Silbe zu sprechen, ohne seines Zustandes bewußt zu sein, hatte er einen furchtbaren Eid der Rache geschworen und war schon nach wenigen Minuten auf dem Wege nach Goslar, um den Zerstörer seines Lebensglücks für seine Freveltat zu bestrafen. Dieser mochte aber die Ursache des Besuches ahnen und fand daher für gut, ihn nicht vor sich zu lassen. Um aber auch für die Zukunft ein unangenehmes Zusammentreffen mit dem beleidigten Ritter unmöglich zu machen, gab er einigen seiner Diener Befehl, ihn auf eine gute Weise aus dem Wege zu räumen. Hiervon erhielt der von der Helden jedoch Nachricht. Er verließ Goslar sogleich und rächte sich nun dadurch, daß er die Bergleute auf dem Harze zum Aufstande reizte und mit ihnen die Gegend verließ, wodurch auch die Bergwerke ganz in Verfall geriethen.

Der Burggeist aber zog sich seit dieser Zeit ganz von den Menschen zurück, quälte die Bewohner von Scharzfels und duldete nie wieder ein Dach auf dem Thurme, denn wenn man schon am Tage eins darauf baute, warf er es doch des Nachts wieder herunter und der Thurm wurde deshalb auch seit der Zeit ohne Dach gelassen. (cf. Letzner: Dasselsche Chronik, VI. Buch, 1. Kap.)

Auch jetzt, „fügte mein Führer hinzu, indem wir den Berg hinabstiegen", auch jetzt neckt der Geist noch zuweilen Fremde, welche die Burg besuchen und ich glaube, daß nur er allein schuld daran ist, daß an jedem Feste, welches die Sänger des Harzes da oben feiern wollen, dunkle Regenwolken und Hagelschauer den Gipfel des Berges umlagern und die gehoffte Freude stören. Es ist überhaupt in der Gegend nicht geheuer und ich will Ihnen eine ganz sonderbare Geschichte erzählen, die meiner Mutter Großvater selbst widerfahren ist:

Es war derselbe nämlich ein Waidmann und der Aufseher über die Forsten dieser Gegend. Mit dem Gewehr auf dem Rücken schlenderte er einst durch den Wald und als er um eine Waldecke bog, sah er, wie drei Männer in einer jungen Schonung die Erde aufwühlten

und dadurch viel Schaden anrichteten. Schon ſchwebte ihm ein derber Fluch auf den Lippen, als die Geſtalten ſich umwandten und durch ihr ſonderbares, fremdartiges Ausſehen jedes Zornwort zurückſcheuchten. Der Eine war ein hoher und von der Laſt ſeiner Jahre noch nicht allzuſehr gebeugter Greis. Das kahle Haupt, von dem nur rechts und links zwei kleine, ſilberweiße Löckchen ſichtbar waren, der lange, bis zur Bruſt herabreichende Bart, die hagern, ſtrengen Züge und das ſchwarze Gewand gaben dem Alten das Anſehen eines Anachoreten. Der Andere war ein kräftiger, nerviger Burſch mit brennenden Blicken. Ein ſonderbarer ſpitzer Hut ſaß ihm verwegen in den grauſen, ſchwarzen Locken, ein wilder Bart, welcher ſein Kinn umflocht, die behaarte Bruſt und die Muskeln des aufgeſtreiften Arms zeigten von nicht gewöhnlicher Kraft. Der Dritte war eine herrliche, hochgewachſene Geſtalt, das kühne Antlitz von tauſend kaſtanienbraunen Locken umringelt, das Auge voll Muth und die keckaufgeworfene Lippe voll Kraft. Um das Kinn kräuſelte ſich der dichte Bart; ein kurzer, ſtarker Hals, breite Schultern und Bruſt und nervigte, ſtark ausgebildete Glieder vereinigten ſich zu einem ſchönen, tüchtigen und übereinſtimmenden Ganzen. Alle blickten den Herankommenden ſo feſt und ruhig an, daß dieſer nur im Stande war, die Frage an ſie zu richten: „Was macht Ihr hier, Ihr Herren? Ihr zertretet ja den ganzen jungen Anwuchs und verderbt durch Euer Scharren und Graben manches ſchöne und hoffnungsvolle Bäumchen!“ —

Der Eine der Fremden antwortete auf dieſe Anrede begütigend, bedauerte, daß ſie allerdings eine kleine Zerſtörung angerichtet hätten, daß es aber nicht anders gehe, da ſie gerade an dieſer Stelle Steine und Erde fänden, die ſie überaus nothwendig brauchten und wegen welcher ſie aus weiter Ferne herbeigekommen wären. Gern verſtänden ſie ſich aber zu einem Schadenerſatze und wenn der Herr Förſter nur fordern wolle, ſo würde man ſich gewiß in Güte abzufinden wiſſen.

Ein weiteres Geſpräch lehrte nun dem Förſter, daß die Fremden ſogenannte Venetianer ſeien und die Folge dieſer Unterredung war, daß er ſie ungehindert und ohne das Geringſte von ihnen anzunehmen, ziehen ließ.

Manches Jahr war verſtrichen und oft, aber jedesmal an einem Johannistage, hatte der Förſter die Fremden wieder geſehen und geſprochen, als er ſich einſt an einem ſchwülen Sommernachmittage unter einen Baum niederwarf und bald in einen tiefen Schlaf verſank. Wie lange er geſchlummert haben mochte, wußte er nicht; als er aber die Augen öffnete, ſah er ſich in einer ganz fremdartigen Gegend, in der, dicht vor ſeinen Augen, ein ſtolzes, wundervolles Schloß, rings von einer hohen Mauer umgeben, emporſtieg. Erſchrocken ſchaute der Jäger umher. Es war ihm gewiß, daß er niemals vorher dieſe Gegend geſehen und daß er durch Zauberei vom Schauplatz in eine fremde Gegend verſetzt ſein müſſe. Er betete in der Angſt den Glauben, das Vaterunſer, das Ave Maria und die Gebete gegen das böſe Wetter und den hölliſchen Drachen in ſonderbarem Gemiſch durch einander, wie ein Sinnverwirrter. Mochte er

nun aber in der Verwirrung ein oder einige Worte ausgelassen haben, oder waren es recht ausgepichte Teufel, die hier ihr Unwesen trieben und Gott und allen Heiligen ein Schnippchen schlugen — so viel war richtig, daß Schloß und Ringmauer ruhig stehen blieben. Der Geängstigte wußte nun nichts weiter anzufangen, als sich in sein Schicksal zu ergeben und seine Umgebungen näher ins Auge zu fassen. Schwarze Cypressen schauten mit langen Hälsen über die Steinwände, und Feigenbäume streckten ihre Zweige wie verwunderlich gekrümmte Finger aus, just als ob sie nach ihm krallen und ihn zu sich hineinzerren wollten. Glänzende Eidechsen schlüpften steil die Mauer hinan, sahen sich mit funkelnden Augen nach ihm um und schwänzelten dann hurtig in den Garten, in welchen zu blicken dem Förster ein Gitterther verstattete. Ueber das Gebüsch hinweg schauten allerlei Figuren von Marmelstein: bockfüßige Heidengötter, die wunderliche Gesichter schnitten, und kleine bucklige Zwerge mit dreieckigen Hütchen, Jäger, die aus vollen Pausbacken die Waldhörner bliesen, Damen mit Reifröcken und Pferdeköpfen, Urnen, um die sich Molche, Drachen und anderes giftiges Gewürm mit weit aufgesperrten Rachen und rothen, spitzigen Zungen ringelte und was nun dergleichen diabolisches Zeug mehr war. Zwischen den grinsenden Larven aber spazierte ein Pfau mit lang hintennach schleppendem Schweif ernsthaft auf und nieder und ließ, widrig krächzend, seinen blauen Hals in der Sonne schillern.

Da sprang das vergoldete Gitterther auf und ein alter Mohr trat heraus, verneigte sich mit kreuzweis gefaltenen Händen tief vor dem Förster, und lud ihn durch einen Wink ein, ihm zu folgen. — Beide schritten nun durch den Garten.

Betäubende Duftwolken wogten ihm aus allen Hecken und Büschen entgegen. Wunderliche, vordem noch nirgends gesehene Blumen nickten mit ihren schlanken Stengeln und schienen ihn durch Verneigung ihrer funkelnden Kronen begrüßen zu wollen. Buntfarbige Vögel flogen ihm von Ast zu Ast voran und zwitscherten, sangen und schrieen mit fast menschlicher Stimme durcheinander. Dann warf sich einmal wieder eine bösartige Meerkatze, mit dem Wickelschwanz an einen Ast geklammert, vom Baume herab, fletschte grinsend die Zähne gegen ihn und schnellte sich wieder in das Blätterdickicht zurück. Aus einem der Seitengänge kam ein purpurfarbener Storch gravitätisch hervorgeschritten, verdrehte den langen Hals zum manierlichen Compliment hin und her, scharrte mit den dürren Beinen hinten aus und stapfte dann wacker als Führer vor den Beiden her, wobei er sich immerfort nach ihnen umschaute, ob sie auch nachfolgten. In einem der Marmorbecken stürzte ein steinerner Winzer das Faß um und der helle Gischt, der dem Spund entströmte, sprudelte in das breite Gesicht des schlürfenden Buben; in einem andern blies ein Götzenbild, das in gewundenem Fischschwanz endete, aus der Muschel den hellen Strahl in die Luft und die verstäubenden Tropfen strahlten von der Sonne beglänzt, wie funkelnde Demanten und Rubinen. Weiße Tempel mit von Epheu umsponnenen Säulen blitzten aus den

Hecken hervor. Der Förster folgte wie ein Träumender, widerstrebend und dennoch wie von einer unerklärlichen Zaubermacht vorwärts getrieben, bis sie zu dem mächtigen, in einem fremdartigen Style erbauten Schlosse gelangten. Er stieg eine Marmortreppe hinauf und ging auf kostbaren Teppichen, so weich und glatt, daß er seinen eigenen Schritt nicht vernahm. Der Duft balsamischer Specereien zog behaglich aus den überall aufgestellten Räucherpfannen auf. Schöngewirkte Decken bekleideten die Wände vom Simse bis zum Boden. Schwellende Polster luden zur Ruhe ein, wie es auch die durch grüne Fensterscheiben gemilderte Tageshelle that. Von der Höhe des Zimmers schmetterten seltene Singvögel aus gelben Drahtkäfigen ihr munteres Lied herab und ein grauer Sittich an langer Kette saß auf einer Stange und pickte mit dem krummen Schnabel in die goldenen Stäbe seines Gefängnisses. Da stand der Mohr still, öffnete eine Flügelthür und schob den betäubten Jägersmann in einen Saal. Wie angezaubert stand dieser hier in dem weiten Raume und seine Augen liefen wie geschäftige Ameisen in demselben umher, denn die Gegenstände, welche er hier erblickte, waren wohl geeignet, die Aufmerksamkeit zu fesseln und besonders das Herz eines Jägers zu erfreuen. Rings in dem köstlich geschmückten Saale standen nämlich, an den Wänden hingereiht, allerlei Thiere in Lebensgröße und von gediegenem Golde der Natur ganz getreu nachgebildet. Staunend betrachtete der Förster die schönen Gebilde. Er konnte sich nicht satt sehen daran und wer weiß, wie lange er noch gestanden und sie beschaut hätte, wenn nicht endlich durch eine andere Thür die drei Männer eingetreten wären, welche er so oft am Scharzfels gesehen hatte. Sie schritten auf ihn zu, drückten ihm freundlich die Hand, frugen ihn: wie es ihm hier gefalle und welches Stück er wohl zu haben wünsche? — Nachdem der Förster seine Verwunderung darüber ausgedrückt, wie er hierher gekommen, entgegnete er auf die an ihn gerichtete Frage, daß, wenn er wählen dürfe, er ohne Bedenken um den schönen goldenen Hirsch bitten würde, der dort lebensgroß aufgestellt sei! — Nach mancherlei Gesprächen nahm der Aelteste der drei Männer das Wort und sprach: „Ihr kennet uns nun lange Jahre und wißt, daß wir oft nach dem Scharzfels kamen und Erde und Steine von da wegholten, die Ihr dummen Deutschen nicht achtet, die aber von bedeutendem Werthe sind. Jetzt haben wir genug der kostbaren Waare und werden nicht wieder kommen, aber danken wollten wir Euch noch für Eure Nachsicht gegen uns und deshalb wünschten wir, Euch einmal bei uns zu sehen und Euch festlich zu bewirthen. Habt deshalb die Güte und folgt uns, einen kleinen Imbiß mit uns einzunehmen. Meiner Mutter Großvater ließ sich nicht zweimal nöthigen, denn seine Eßlust war wirklich groß und er folgte deshalb seinem Wirthe bereitwillig in ein Zimmer, das von Gold und Silber flunkte und mit den köstlichsten Wohlgerüchen angefüllt war. Die herrlichsten Speisen und ältesten Weine wurden nun aufgetragen und erst spät erhoben sich die Fröhlichen von der Tafel und suchten das Lager und auch mein lieber Waldmann sank auf das für

ihn bereitete schwellende Bett von rauschender Seide und lag bald fest in den Armen des tiefsten Schlafs. —

Als er erwachte, blickte er verwundert um sich, denn er lag wieder unter der schattigen Buche am Scharzfels und dem Sonnenstande nach mochte er nicht allzu lange geschlummert haben. „Das heißt schnurriges Zeug träumen!“ rief er aufspringend und Moos und Halmen von seiner Kleidung streichend; aber wie festgezaubert blieb er stehen, als er neben sich im Grase den goldenen Hirsch erblickte, welchen er sich gewünscht hatte, der ihn mit den großen Augen, die von Diamanten waren, wie lebend anblickte und ihm bewies, daß er das, was er für einen Traum hielt, wirklich erlebt hatte. Mit Hülfe einiger Männer, die, wie gerufen, eben in die Nähe kamen, brachte er ihn glücklich heim und sind viele Leute herbeigekommen, ihn zu sehen. Später hat ihn mein Urgroßvater auf vieles Zureden verkauft, von den drei Männern aber hat er nie wieder etwas gehört oder gesehen!“

Während dieser Erzählung waren wir auf unserm Wege fortgeschritten, hatten die, über mosigen Steinen hinschäumende Oder, so wie das Dorf Scharzfeld zur Linken gelassen und wandten uns jetzt rechts nach den sonderbar gestalteten, kahlen Felsbergen, die hoch über das Dorf emporragen und seit Jahrhunderten als alte liebe Bekannte in die Fenster der reinlichen Häuser Scharzfeld's hineinschauen.

Durch eine bunte Schaar lustig umherkletternder Ziegen schritten wir einen rasigen, kahlen Berg hinan und standen plötzlich vor der

Steinkirche,

einer Höhle, die in einem harten Kalksteinfelsen liegt und zu den seltensten Gebilden gezählt werden darf, welche der Harz aufzuweisen hat. Sie hat eine Höhe von 40 — 50 Fuß, ist ungefähr 20 Fuß breit und 80 Fuß lang und von solch ernster und Ehrfurcht erweckender Form, daß man bei dem Eintritt in dieselbe an ein Gotteshaus erinnert werden muß, wenn man auch den Namen derselben nie zuvor gehört hat. Geregelte Nischen von verschiedener Größe für Heiligenbilder und Lampen sieht man noch in den Wänden, so wie eine Art von Altar, zu dem einige Stufen hinaufführen. Licht erhält sie sowohl durch den Eingang, als auch durch eine ansehnliche Oeffnung in der Decke, wo auch wahrscheinlich ein Betglöckchen hing. Außen vor dem Eingange führen Stufen zu einer Art Kanzel hinauf, von welcher ein Mönch oder Eremit der auf den Anger hingelagerten Volksmenge bequem eine Bergpredigt halten konnte.

Nachdem ich lange die Steinhalle mit großer Aufmerksamkeit betrachtet hatte, nahm mein Führer abermals das Wort und sprach:

„Vor grauen Jahren, als noch das Heidenthum in dieser Gegend herrschte, standen auf diesem und den benachbarten Hügeln die Altäre der Götter. Hell loderte an dieser Stelle das Opferfeuer des

Krodo in die düstere Nacht hinaus, hoch stieg dort auf der östlichen Klippe die Feuersäule zu Ehren der Göttin Ostera empor. Die züngelnden Flammen beleuchteten die Gegend weit umher und luden die Bewohner der benachbarten Thäler und Höhen zu den wilden Gebräuchen, zu den blutigen Opfern und tobenden Tänzen ein.

Da kam aus fernen südlichen Ländern ein Eremit in diese Gegend. Er sah die rauchenden Opfersteine, er hörte die Gesänge der taumelnden Heiden und langsamen Schrittes stieg er den steilen Gipfel des Berges hinan. — Das Sonderbare und Ehrfurcht erweckende in seinem Aeußern brachte Ruhe in den tobenden Haufen und der Eine lagerte sich hier, der Andere dort, der Dritte stützte sich auf seinen Speer und Alle lauschten aufmerksam und schweigend auf das, was ihnen die fremdartige Gestalt sagen würde.

Und wie der Sturm dumpfbrausend und rauschend über die Wipfel des Waldes daherzieht, so erhob sich die Stimme des Alten und predigte den Versammelten die neue Lehre mit immer zunehmender Begeisterung. Noch hörten diese ruhig die ernsten Worte des Greises an, als er aber die Götter schmähte, die ihnen theuer waren, als er sie aufforderte, ihre Götzenbilder zu zertrümmern und sich der Lehre des einzigen, wahren Gottes zuzuwenden, da entbrannte ihr Zorn. Sie sprangen empor, nöthigten ihn zum Schweigen und nach kurzer Berathung wurde einstimmig der Tod über den frechen Lästerer ihrer Götter beschlossen.

Schon nach wenigen Minuten wurde der zitternde Greis von den riesigen Gestalten von der Spitze des Felsens hinabgeführt an einen Platz, der geeignet war, die Hinrichtung vorzunehmen. Der Eremit flehte zu dem Allbarmherzigen um Muth in dieser schweren Stunde, entwand dann, auf wunderbare Art gestärkt, einem der ihm zunächst Stehenden eine hölzerne Streitaxt und sprach dann zu den Blutgierigen:

„„So gewiß, als ich mit diesem schwachen Werkzeuge dieses feste Gestein spalte, so gewiß, als dieses Holz einen Tempel zur Verehrung des alleinigen Gottes aus diesem unerschütterlichen Felsen schafft, so wahr ist das Wort, das Evangelium, welches ich Euch predigte!““

Und als er diese Worte gesprochen, hieb er mit bebenden Armen gegen die rauhen Klippen und siehe, das feste Gestein gab, gleich weichem Thone, den schwachen Streichen des hölzernen Beiles nach. Und die Sonne trat in diesem Augenblicke hinter dunklem Gewölk hervor und überflutete Fels und Wald, Himmel und Erde mit einem rosenfarbenen Schimmer, und die Vögel priesen in tausendstimmigen Weisen die Güte ihres Herrn und Schöpfers.

Da ging den wilden Sassen das Herz weit auf und einmüthig sanken sie auf die Kniee, um sich in frommer Verehrung vor dem Herrn der Schöpfung, der durch einen schwachen Greis ein so großes Wunder gethan, zu demüthigen. Einstimmig gelobten sie, fortan Krodos Dienst zu meiden und dem neuen Glauben treu zu bleiben, und folgten dem frommen Klausner hinab zum Ufer der Oder und

ließen sich weihen zu Gliedern der christlichen Kirche und von allen Seiten strömten Gläubige herbei, die Worte des neuen Apostels zu vernehmen und sich von ihm taufen zu lassen.

So entstand an jenem schroffen Felsenabhange, in jenen unwirthbaren Klippen, das uralte Gewölbe der Steinkirche und noch jetzt werden, zum Andenken an dies Ereigniß, auf den einander gegenüberliegenden Kuppen, die dem Krodo und der Ostera geheiligt waren, am heiligen Osterfeste lodernde Feuer angezündet und durch kirchliche Gesänge zu christlichen Dankopfern verwandelt, noch jetzt wallfahrten an einem bestimmten Tage bei herannahendem Frühlinge die Bewohner des Dorfes zu der grauen Steinkirche, dem ersten Versammlungsplatze der gläubigen Christen dieser Gegend!

Mit neuer Theilnahme betrachtete ich noch einmal den dämmernden Raum der Steinkirche, weidete mich an der lieblichen Aussicht, welche man vor derselben hat und folgte dann meinem schnell voranschreitenden Führer über Berg und Thal und durch üppigen Wald nach dem

Einhornloch,

oder der Scharzfeldischen Höhle, die, von der Burg Scharzfels nördlich, in Busch und Gehölz versteckt liegt und nur durch ein Thal von ihr getrennt ist. Sie ist noch nicht ganz durchforscht, aber was man bereits beschaut hat, ist sehr bedeutend und Blumenbach hält sie für die interessanteste und wichtigste des ganzen Harzes. Ein Gewehr in derselben losgebrannt, hallt unendliche Male wieder und bezeugt durch das donnerähnliche Krachen, wie weit sich ihre Gewölbe in den Berg hineinerstrecken mögen. Es gibt viele Leute in der Gegend, welche gern bereit sind, Reisende hineinzuführen, da kein besonderer Führer für diese Höhle bestellt ist. Der Eingang ist nicht eben einladend. Ist man durch den schmalen Eingang auf dem einer Kellertreppe ähnlichen Pfade hinabgeschlüpft, so befindet man sich in einer Höhle von einer solchen Höhe, „daß," wie sich Henning Behrens in seiner Hercynia curiosa ausdrückt, „auch wohl eine vormals im Kriege sehr gebräuchliche, aber nunmehro aus gewissen Ursachen mehrentheils wieder abgeschaffte lange Soldaten-Pique darinnen aufrecht stehen kann!" — Es ist in diesem Raume, dessen Wände mit Rindenstein bedeckt sind und der eine ziemliche Ausdehnung hat, von dem Lichte, welches durch den Eingang hineinfällt, noch hell genug, um Alles um sich her unterscheiden zu können; will man aber weiter in das Innere der Höhle eindringen, so muß man mit Licht und Feuerzeug wohl versehen sein. Man muß eine ganze Strecke kriechen, ehe man in die zweite Höhle gelangt, welche der ersten an Weite und Höhe nichts nachgibt. Mit einiger Mühe, doch ohne die geringste Gefahr, gelangt man in die dritte, auf gleiche Weise in die vierte und fünfte und so fort, denn es olgen sehr viele auf einander und ist es nicht unwahrscheinlich,

daß man, wie erzählt wird, Stunden lang darin fortkriechen kann, ohne das Ende erreichen zu können. Es ist sehr kalt darin und rechts und links sind Seitenschluchten, durch die man oft wieder zu der Haupthöhle gelangt. Bei diesen labyrinthischen Gängen ist es sehr rathsam, beim Eingange einen Bindfaden zu befestigen, um sich daran zurückzufinden. Selten wird man übrigens eine Höhle besuchen, die so reinlich ist, als diese, denn selbst bei der oft besuchten Baumannshöhle sieht man oft mit Schrecken die Damen schwarz wie die Engel der Finsterniß aus der Tiefe der Erde wieder herauskommen, obgleich sie glänzend weiß wie die Engel des Lichtes einfuhren. Dafür sieht man nun aber auch, wenigstens auf der bedeutenden Strecke, die ich selbst durchkroch, weder wunderbar gestaltete Felsen, noch sonst etwas, das die Aufmerksamkeit des Beschauers besonders auf sich zöge. Einige Höhlen sind von denen ganz durchwühlt, welche nach dem unicornu Fossile oder dem Einhorn suchten, welches früher als absorbirendes, abstringirendes und schweißtreibendes Arzneimittel gebraucht wurde und auch in dem Rufe stand, bei giftigen und ansteckenden Krankheiten von der größten Wirkung zu sein. Daß dieses Thier, welches lange für fabelhaft gehalten wurde, wirklich existirt hat und noch heute existirt, ist schon längst bewiesen und der berühmte Magdeburger Bürgermeister, Otto von Guericke, erzählt (in seinen Experimentis Magdeburgicis lib. 5. cap. 3. fol. 155), daß man im J. 1663 im Zeumiler Berge bei Quedlinburg, wo Kalkstein gebrochen wurde, ein ganzes Einhorn fand, welches vor der Stirn ein lang ausgestrecktes Horn, so dick wie ein menschliches Schienbein hatte und der damaligen Aebtissin von Quedlinburg geschenkt wurde. Da man in dieser Scharzfeldischen Höhle ein ähnliches Gerippe ausgrub, (welches man in Leibnitii Protogaea, Göttingen 1749, 4. abgebildet findet), so wurde sie das Einhornloch genannt. Außerdem fand man noch darin Hirnschädel, Schulterblätter, Rückgrate, Rippen, Zähne, welche letztere den Bärenzähnen glichen, Schien-, Hüftbeine und ganze Knochenklumpen. Jetzt sind sie schon seltener, doch findet man noch viele zertrümmerte Gebeine in einigen Höhlen. — Mein Führer erzählte mir, daß sich einst, auf den Abend Petri und Pauli, fünf und zwanzig Personen eidlich mit einander verbunden hätten, alle Höhlen, welche nur gangbar wären, zu durchkriechen. Sie hätten Lichter, Leitern, Stricke und Lebensmittel auf etliche Tage mitgenommen und die unterirdische Reise gutes Muthes angetreten. Als sie ungefähr neunhundert Klaftern gekrochen, wären sie in Tropfsteinhöhlen gelangt, die Pallästen geglichen hätten und so schön gewesen wären, als hätten Menschenhände sie gebauet. Ferner wären sie zu schönen Brunnen, fließenden Wassern, vielen Knochen und ganz verweseten Körpern von ungeheurer Größe gekommen. Oft seien die Höhlen so groß gewesen, daß darin alle 25 hätten neben einander gehen können. Endlich hätten sie nicht weiter fortgekonnt und wären an den Stricken, die sie am Eingange befestigt, zurückgegangen, seien aber, als sie ans Tageslicht gelangt, vor Furcht

und Kälte ganz bleich gewesen, so daß man sie fast nicht wieder erkannt hätte.

So weit kam ich nun nicht, sondern ging mit meinem Führer, ohne das Ende erreicht zu haben, auf demselben Wege, den wir gekommen, zurück.

Und athmeten lang, und athmeten tief,
Und begrüßten das himmlische Licht,

als wir endlich aus der unterirdischen Welt wieder zu Tage ausstiegen und wandten uns dann hinab in das schöne Thal der Aue, nach der

Königshütte,

der größten Eisenhütte, welche Hannover besitzt, östlich von Scharzfels und eine Viertelstunde von Lauterberg gelegen. Ihre Werke sind auf drei Wasserfälle vertheilt und bestehen aus zwei Hohenöfen mit zwei Gebläsen und zwei gegeneinander überliegenden Formen, zwei Pochwerken, fünf Frischfeuern, einem Stahlfeuer, Zayn- und Platinenhammern, einem Rohr- und Raffinir-Stahlhammer, einem Zorrnfeuer, Draht-, Bohr- und Drehwerken. Die Gießerei hat es zu einer großen Vollkommenheit gebracht und ihre Producte können dreist mit den besten Werken dieser Art wetteifern. Die Königshütte verschmilzt vorzüglich die schwerspathhaltenden Rotheisensteine vom Knollen und den Gruben der Umgegend, auch Brauneisensteine mit dem Zuschlage von mergeligem und dolomitischem Kalke. (cf. das Harzgebirge von Dr. Ch. Zimmermann, 1834). Jährlich werden hier gegen 3000 Fuder Eisensteine verschmolzen, woraus man gegen 16,000 Centner Roheisen erhält. Die Zähigkeit dieses Eisens eignet es besonders zu Gewehrlaufplatinen und die Herzberger Fabrik bezieht solche von da. Das seit einigen Jahren sehr verbesserte Drahtwerk mit einem neuen Walzwerke versehen, liefert wöchentlich 6 bis 12 Centner Draht. — Die Königshütte wurde 1732 angelegt und ist in den neueren Zeiten mit den geschmackvollsten Gebäuden, welche mit den zierlichsten Gußarbeiten geschmückt sind, ausgestattet. Beim ersten Anblick glaubte ich ein altes gothisches Bauwerk vor mir zu sehen. Drinnen aber im rauchschwarzen Innern bewegte sich kühnes, unverdrossenes Leben. Man hört hier die weitschallenden Töne der schweren Arbeit und das Keuchen des Fleißes; aus schwarzen Dächern wälzen sich dichte Dampfsäulen; glühende Funken sprühen durch die grünen Baumkuppeln; geblendet fährt das Auge zurück von der offenen Werkstatt die, gefüllt mit rothglühenden Feuermassen, einem vulkanischen Krater gleich, worin sich cyclopische Gestalten bewegen, die, der winterlichen Kälte und der schmorenden Hitze zum Trotz halb entblößt bis zum Gürtel, rüstig die schweren Eisenkeulen schwingen. Betäubt von dem Pochen der Hämmer, dem Rauschen der Wasser und der Räderwerke, dem Zischen der Flammen und dem Pfeifen

der Blasebälge verließ ich das schütternde Gebäude und wanderte nach dem

Römersteine,

einer schroffen und steilen Klippe von blasigem Flötzkalk, die, stolz wie ihr Name, weit in das Land schaut und einen ganz eigenthümlichen Anblick gewährt.

Aus der Mitte fruchtbarer Aecker und frischer Wiesen, auf einer Seite von einem Halbkreise mit Laubholz gekrönter, blendend weißer Alabaſterfelsen umgürtet, erhebt sich nämlich in finsterer Majestät ein kegelförmiger nackter Hügel, auf dessen Spitze schwarze, zackige Felsen, ähnlich den Trümmern eines alten Raubschlosses, hoch in die Lüfte ragen. Die Aehnlichkeit ist so täuschend, daß man, besonders von Nixei her, schon ziemlich nah sein muß, um seinen Irrthum zu erkennen.

Mit Wohlgefallen betrachtete ich die Gegend, bis mein Führer mich aufforderte, mit ihm weiter zu wandern. „Jetzt," sagte er, „ist es hier ruhig und friedlich, aber vor grauen Jahren war es nicht also. Damals herrschte hier ein mächtiges Riesengeschlecht, das, einen, jene weißen Alabasterfelsen bewohnenden bleichen Berggeist fürchtend, zu seinem Schutze gewaltige Felszacken herbeischleppte und eine Burg aufthürmte, deren Reste diese schwarzen Felsen sind, welche ahnen lassen, welche gewaltige Veste einst von dieser Kuppe in das Thal hinabschaute.

Romar, ein blühender Jüngling dieses Geschlechts, durchzog einst den benachbarten Wald, um einen Hirsch oder einen Eber zu erlegen. Die milde Luft umfächelte lind die glühenden Wangen des kräftigen Jünglings, die Vögel sangen lieblich in dem dichten Gebüsch und von sanften Gefühlen bewegt schritt Romar langsamer unter den säuselnden Bäumen dahin. Da stand er plötzlich vor einer holden Mädchengestalt, welche in den süßen Armen des Schlummers auf dem schwellenden Moose lag. Still bewundernd blickte Romar die schlafende Schöne an, süße Empfindungen bemächtigten sich seiner Brust und er blieb so lange, in tiefes Anschauen verloren, stehen, bis die schönen Glieder der holden Unbekannten sich zu regen anfingen und die reizende Schläferin die Augen öffnete. Als sie die unbekannte, hochgewachsene Männergestalt vor sich erblickte, stieß sie einen Schrei des Entsetzens aus, erhob sich und eilte pfeilgeschwind in das Innere des Waldes hinein. Einen Augenblick war Romar wie festgebannt, doch schnell kehrte ihm die Besinnung zurück und wie ein Sturmwind eilte er der Entfliehenden nach. Bald war es ihm gelungen, das zitternde Mädchen zu erreichen und mit kräftigen Armen zu umfassen. Zwar schluchzte anfangs die Gefangene laut und flehte mit den rührendsten Tönen um ihre Freiheit, aber bald wurde sie durch die treuherzigen Worte des Jünglings beruhigt und die erste Bekanntschaft gab Anlaß zu ferneren Zusammenkünften, bei denen jedes Mißtrauen,

jede Furcht verſchwand und die Liebe ſich endlich einſchlich in das unbewachte Herz der Jungfrau.

Romar forſchte nun nach der Abkunft der Geliebten, erbleichte aber gar ſehr, als er erfuhr, daß ſie eine Nixe und die Tochter des ſeinem Geſchlecht ſo feindlich geſinnten Berggeiſtes und einer Flußgöttin ſei, daß ſie Numa heiße und den nahegelegenen Teich bewohne.

Die Nixe beruhigte ihn darüber und meinte: ſie ſei das Lieblingskind des Vaters, der ihr noch nie einen Wunſch abgeſchlagen und gewiß auch auf ihre Bitten nichts gegen ihre Verbindung einwenden werde und Beide ſchloſſen endlich in einer Zeit, wo der Berggeiſt in andern Gegenden weilte, den ewigen Bund miteinander.

Lange Zeit war vergangen und Romar ſchlummerte eben an der Seite ſeiner Gattin, die bereits einen holden Knaben in den Armen hielt, im Schatten einer breitäſtigen Eiche, als der Vater der Nixe, aus weiter Ferne zurückkehrend, plötzlich aus dem Dickicht trat, und bei dem unerwarteten Anblicke erſchrocken ſtill ſtand. Der erſte Blick auf das ſchlafende Paar verkündete ihm, was geſchehen, und ein dumpfer Zorneslaut drang über die vor Wuth bebenden Lippen.

Erſchrocken ſprang die Nixe empor und als ſie ihr Geheimniß verrathen und den Vater ſo zornig daſtehen ſah, eilte ſie zu ihm hin und ſuchte ihn durch Bitte und friedliche Rede zu beruhigen und auch Romar trat herzu und bot mit redlich gemeinten Worten dem grimmigen Alten Verſöhnung an; aber dieſer war wüthend und wollte von keiner friedlichen Vereinigung wiſſen. Ein Wink von ihm rief ganze Haufen wohlbewaffneter Zwerge herbei, welche die Mutter ſammt dem Kinde ergreifen und fortführen mußten, während andere Schaaren den wüthenden Romar umdrängten und ſo arg zuſetzten, daß er froh ſein mußte, endlich, aus unzähligen Wunden blutend, die Rieſenburg zu erreichen.

Der Berggeiſt quälte ſeine Tochter nun ſtündlich, ſich ganz und gar von der ihm ſo gehäſſigen Verbindung loszuſagen und da ſie ſtandhaft in ihrer Liebe zu Romar verharrte, ergriff er im wahnſinnigen Zorne das ſchuldloſe Kind und zerſchmetterte es an der Felswand, fluchte gräßlich, daß ihm die geiſtige Natur ſeiner Tochter nicht geſtatte, mit ihr auf gleiche Weiſe zu verfahren, ſchuf durch einen Wink eine Höhle, bannte ſeine Tochter hinein und ging hohnlachend von dannen.

In die Erde gebannt, in eine Höhle verſchloſſen, deren Eingang von boshaften Kobolden bewacht wurde, verſuchte die Unglückliche oft, zu ihrem Geliebten zu gelangen, und eine Reihe noch vorhandener tiefer Erdfälle bezeichnet ihre Anſtrengungen, ſich zu befreien, aber ſtets ſchmetterte ſie der wachſame Vater wieder in die Tiefe der Erde zurück. — Endlich, nach langen Jahren, gelang es ihr, auf unterirdiſcher Bahn den Grenzen des väterlichen Gebietes zu entrinnen, und als vollendeter Strom an das Tageslicht zu ſpringen und in Zeiten, wo ihr Vater, durch den Schluß des unerforſchlichen Verhängniſſes, von einer Art Starrſucht befallen wurde, ihren alten

Wohnplatz, den Nixteich, wieder zu füllen und mit dem theuren Geliebten traulich zu kosen.

Die Gegend aber, wo sie früher gewohnt, war über ihre Entfernung in tiefe Trauer versenkt und die in ihrem ehemaligen Garten gelegene Höhle, in welches sie so viel geweint, wurde zu ihrem Andenken das Weingartenloch genannt, deren Inneres noch heute Gefahr droht und in dem eine Reihe gewaltiger Erdfälle und das verborgene Rauschen unterirdischer Gewässer den Lauf der Nixe bezeichnet, bis an der Grenze der Gipsgebirge ein Strom dem Berge entspringt, den man zum Andenken an die treuliebende Nixe „die Ruma" genannt hat. Noch jetzt röthet sich oft ihr Wasser von der mit dem Blute ihres Kindes getränkten Erde. Auch das Andenken des edlen Romar ehrte das Volk durch den, jenem schwarzen Felsen beigelegten Namen des Römersteins und zu seinen Füßen nennt man noch jetzt den ehemaligen See der Nixe „den Nixteich", der sich zuweilen schnell mit Wasser anfüllt, das aber eben so schnell wieder versiegt, so wie ein nahe gelegenes Gehöft „die Nixei" genannt wird.

Hier aber sehen Sie den Eingang zur

Weingartenhöhle,

in welche Ruma gebannt war und deren Inneres gar furchtbar und gräßlich ist.

Ich blickte empor und stand vor einem Gipsfelsen, von unbedeutender Höhe, in welchem sich der Eingang der Höhle, eine schöne, weite und tiefe Grotte, befindet, die aber mit Felsstücken, welche von der Decke herabgestürzt sind, ganz belegt ist. Einer Sage nach soll dies Gewölbe dadurch entstanden sein, daß die zum Bau des Klosters Walkenried benöthigten Steine hier gebrochen wurden und Leuckfeld (Antiqq. 10. p. 82.) und Andere erwähnen ausdrücklich, daß die Walkenrieder Mönche ihre Steine unweit der Nixei holten; allein auf jeden Fall gilt dies blos von der vor dem Eingange befindlichen großen Vertiefung. — Uebrigens ist wohl keine Höhle Deutschlands, von welcher so viel Sagen im Munde des Volks leben, als diese und es herrscht in der ganzen Gegend der Glaube, daß man aus derselben Schätze genug bringen könne, wenn man nur die Kunst verstehe, sich gegen die bösen Geister, welche darin hausen, zu verwahren und ist es deshalb ein Schimpf, wenn man von Jemand sagt: er habe seinen Reichthum aus der Weingartenhöhle geholt, weil man damit sagen will, daß solcher auf rechtem Wege nicht erworben sei. Schon Henning Behrens in seiner Hercynia curiosa macht eine Haar emporsträubende und doch wieder verlockende Schilderung dieser Höhle, wenn er sagt: „Wenn Du hinein wilt, so sei nur getrost, und wende Dich gleich Anfangs auf die linke Hand, so wirst Du eine Fünfe finden, da steig hinunter in die Tiefe, und gehe zwölf Schritte fort, alsdann kriech auf die rechte Hand hinein, so wirst Du hinunter fahren und werden daselbst an

einem Stein zwei Finger auf.wärts stehen. Es ist auch ein Wässerlein da, kriech auf dem Wässerlein fort, kannst Du aber nicht wohl drüber kommen, so steig wieder den Stein hinauf und gehe gleich auf die linke Hand, so wirst Du in einem schmalen Gang kommen, darinnen gehe fort, so wirst Du graue Felsen antreffen und wird oben daran eine Fünfe stehen, daselbst wird gleich vor Dir ein Loch hinunter gehen, steig hinab, und wann Du hinunter bist, so krieche gleich zur linken Hand auf dem Bauche hinein (über ein paar Häuser lang gehet der Gang nicht) und stoß an die Mauern oder lehne Dich dran, so wird die V aufwärts weisen. Gehe gleich fort, so wirst Du doch noch in einen schmalen Gang kommen und wird gleich am Ende daselbst ein Loch hineingehen, so mit Steinen verworfen ist, das mußt Du aufräumen und wenn Du es aufgekratzt, krieche hindurch, so wirst Du in einen Gang von ungefähr 30 Klaftern weit kommen, da werden Dir zwei Bergmänner mit Grubenlichtern begegnen; fahre nur kühnlich vorbei und rede nicht, sie weichen Dir an die Seite. Darauf gehe noch weiter fort, so wirst Du in weiße Felsen kommen, da wird ein rund Loch sein, da mußt Du hindurch kriechen, so kommst Du wieder in die Weite, gehe darinnen fort, so wird dort ein Mönch an der Ecke stehen eine Picke in der Hand habend, und wird nach dem Wasser zu weisen; und wann Du hinein kommst bei das Wasser (ohngefähr einen guten Klafter breit), da werden zwei Hölzer darüber liegen, gehe hinüber, es wird zur Linken ein schwarzer Fels sein, der gemeiniglich gediegen Silber hält. Und wenn Du davon etwas los machest, so wird es hell glänzen, machst Du es aber mit dem Lichte schwarz, so wird es einen Schall von sich geben: Ich fresse Dich! Da kehre Dich aber nicht dran, sondern gehe weiter auf die linke Hand und kratze allda ein wenig mit der Picken, so wird ein Stein losfallen und ein eckigt Loch durchgehen, da mußt Du durch, und wenn Du da hindurch kommst, so wird dort ein Mönch stehen, mit der Picken unter sich weisend auf ein Erz das Pfund vor 30 Reichsthaler. Wann Dir das nicht gut genug ist, so gehe 100 Schritt weiter fort, so wird es hinten an selben Orte anzusehen sein, als wenn Du in einen goldenen Keich kämest und werden die Felsen gediegen Gold halten, schlage nur ab nach Deinem Gefallen, und fürchte Dich nicht, siehe aber, daß Du Dich wieder herausfindest, denn es leichtlich einen darinnen verführen kann, wie ich dann selbsten wohl weiß, indem ich Anno 1680 drei Personen darinnen todt liegend gefunden, und kurz darauf, 1681, wiederum ein Weibsbild, die zum andernmal drinnen gewesen und sich doch nicht wieder herausfinden können, und dieses ist leicht geschehen, wann einem das Licht verlöschet.

Drum muß man vor allen Dingen ein gut Feuerzeug in Vorrath haben, und vorn im Eingang einen Bindfaden binden, und solchen also nach sich ziehen, oder man kann auch Häckerling streuen, so kann's einem nicht leichtlich, nächst Gott fehlen: Bete fleißig, sei getrost, und gib den Armen.

Ich schreibe dieses aus Liebe bewogen meinen Kameraden zur

Nachricht, weil mir's nicht schaden kann, indem des Guten überflüssig am selben Orte also, daß es kein Ende nehmen wird, ich vor meine Person habe gnugsam davon abgeholet, daß ich auch nicht wieder hinzureisen verlange!" —

Schon in früher Jugendzeit war ich auf diese Höhle begierig gewesen und Erzählungen mancherlei Art hatten meine Neugier noch gesteigert, deshalb war ich fest entschlossen, jetzt so weit in dieselbe einzudringen, als nur immer möglich. Mein Führer aber schien keine rechte Lust zu haben, die Reise mitzumachen, denn er sprach viel von großen Gefahren, die man in der Höhle zu bestehen hätte, von gefährlichen Wassern und herabhängenden Felsenstücken, von bösen Geistern und dem Teufel, der in der letzten Höhle seinen Sitz habe; allein er mußte die mitgenommenen Lichter anzünden und vorankriechen.

Die ersten Höhlen, in welche wir kamen, waren von langgehörten Fledermäusen bewohnt und trugen alle eine sehr gefährliche Physiognomie. Wässrige Stellen mußten durchwatet, im Wege liegende Felsen überstiegen, enge, niedrige Felsenspalten durchkrochen werden.

„Lieber Herr!" sagte der Führer, als wir uns wieder durch eine schmale Schlucht gezwängt hatten, „hier an dieser Stelle ist vor 30 Jahren ein Mann eines gar traurigen Todes gestorben und ich selbst war dabei und konnte nicht helfen. — Es kam nämlich damals ein Mann von Eimbeck hierher, der viel von den Schätzen, welche in dieser Höhle liegen sollen, gehört hatte, und, obgleich er wohlhabend war, dennoch auf leichte Weise zu noch größern Reichthümern gelangen wollte, und nahm einige Leute aus meinem Geburtsorte Lauterberg mit sich und kroch hinein. — In der Spalte, durch die wir so eben gekommen sind, blieb er aber, weil er sehr groß und korpulent war, stecken, und da er mit Gewalt hindurch gewollt hatte, war er so fest zwischen die Felsen eingezwängt, daß alle Bemühungen seiner Begleiter, ihn aus seiner unangenehmen Lage zu reißen, vergeblich waren. Es kam daher einer derselben nach Lauterberg, erzählte den Vorfall und mehrere Bergleute, unter denen auch ich mich befand, begaben sich mit Picken, Schaufeln und Seilen hierher. Schon von Weitem vernahmen wir das Stöhnen des Unglücklichen und als wir, unsere Schritte beschleunigend, zu ihm gelangten, bat er mit kläglicher Stimme um Hülfe und versprach Allen denen, welche an seiner Befreiung arbeiten würden, sein Haus in Eimbeck zur Belohnung. — Wir thaten, was wir konnten, allein alle Arbeit war vergeblich. Drei Tage schmachtete der arme Mann in der schrecklichsten Lage und da wir nicht im Stande waren, ihm Lebensmittel beizubringen, so sahen wir uns endlich genöthigt, seinen Bitten nachzugeben und einen entscheidenden Schritt zu seiner Rettung zu thun. Wir machten ihm nämlich Stricke um die Füße, beteten mit ihm ein Vater Unser und zogen ihn dann mit großer Mühe heraus; aber mit Entsetzen sahen wir, daß wir nur einen blutigen Rumpf vor uns liegen hatten. Der Kopf lag abge-

riſſen hier, wo wir ſitzen, und das Geſicht war ganz ſchwarz und gräßlich verzerrt. Ich entſinne mich nicht mehr, wie der Mann hieß; aber in Lauterberg wiſſen es gewiß noch viele Menſchen, denn, wie geſagt, es iſt vor nicht länger als 25 bis 30 Jahren geſchehen! — Doch jetzt laſſen ſie uns weiter wandern!" —

Und es ging fort durch theils niedrige, theils hohe Gewölbe. Unſere flackernden Grubenlichter warfen einen wunderlichen Schein in die dicke Finſterniß. Weißlich graue, ſeltſam geſtaltete Felſen, welche bald menſchlichen Geſtalten, bald unförmlichen Thieren glichen, zeigten ſich bald hier bald da, geſpenſterhaft ſchritten unſere Schatten neben uns her und oft ſchienen ſich die Steingebilde an der Seite zu bewegen und in den dröhnenden Nachhall unſerer Tritte hinein zu flüſtern: Weckt uns nicht, weckt uns nicht, uns tolles Zaubervolk, das hier in den Steinen ſchläft!

Und je tiefer in den Schoß der Erde, je grauſiger wird es und Stille des Grabes liegt über den Gängen, die der Wanderer jetzt betritt. Mit unſicherm Schritt geht man weiter. Die Flamme des Grubenlichtes flackert unſtät und wirft nur zweifelhaften Schein umher, er ſieht ſich um und ſucht nur gewaltſam den Muth zu erhalten, den er erzwang. Sein Haar ſträubt ſich empor, ſein Blut gerinnt, wenn ſcheusliche Molche und Schlangen, durch die ungewohnten Menſchentritte aufgeſchreckt, an ihm vorüberraſcheln. — Kehre um! ruft eine innere Stimme, und zweifelhaft bleibt er ſtehen. Seine Begierde nach Reichthümern iſt dem Entſetzen gewichen, ſein tollkühner Muth iſt dahin. Er will fliehen, ſeine Füße ſind an den Boden gewurzelt und nur mit bleiernem Schritt und hochklopfender Bruſt tritt er den Rückweg durch die entſetzlichen Gänge der Höhle an.

Auch uns wehte das Grauſen der Unterwelt an, auch wir ſtanden in der dumpfen, beklemmenden Luft,

Von der menſchlichen Hülfe ſo weit,

und überlegten: ob wir weiter gehen oder umkehren ſollten. Da drang ein dumpfes Murmeln zu uns heran und wir näherten uns vorſichtig dem immer lauter werdenden Geräuſch und ſtanden bald vor einem breiten, ſchäumenden Waſſer, welches den Weg durchſchnitt und jedes weiter Vorwärtsſchreiten hemmte. Dennoch hatten verwegene Menſchen daſſelbe überſchritten, denn ein langer, ſchwankender Balken war über daſſelbe gelegt, deſſen anderes Ende jedoch ſammt dem jenſeitigen Ufer in tiefe Finſterniß gehüllt war. Tollkühnheit wär es geweſen, dieſe gefährliche Brücke zu betreten, und wir begaben uns daher auf den Rückweg.

Im Freien angelangt, warfen wir uns in das friſche duftende Gras und mein Begleiter ſagte, nachdem er lange und tief Athem geſchöpft: „Wer den Balken überſchreitet, vor welchem wir ſtanden, der iſt dem Böſen verfallen, welcher dort waltet und zwiſchen Gold- und Silberhaufen an einem Tiſche vor einem großen Buche ſitzt, in welches er die Namen aller Derjenigen ſchreibt, welche zu ihm kommen. Wenn aber drei zu ihm hineingehen und mit einander loſen,

so könnten zwei, reich mit Schätzen beladen, ungehindert wieder von dannen ziehen und nur der Dritte, welchen das Loos getroffen hat, muß zurückbleiben und wird vom Teufel in tausend Fetzen zerrissen.

Zwei Männer aus fernen Landen waren schon oft hineingegangen in diese Höhle, und hatten immer einen Dritten mitzulocken gewußt, der dann jedesmal dem Gottseibeiuns in die Hände fiel, weil sie es immer so einzurichten wußten, daß dieser Dritte das Todesloos zog. Es fiel aber den Bewohnern der Umgegend auf, daß die Leute, welche mit den beiden Fremden gegangen waren, nimmer wieder zurückkehrten und es wollte diesen daher nicht mehr gelingen, einen Begleiter aufzutreiben. Da traten sie denn in dem Dorfe Osterhagen dort in die Hütte eines armen Mannes, der ein Weib und acht Kinder zu ernähren hatte und sein Brod im Schweiße seines Angesichts verdienen mußte und forderten ihn unter glänzenden Versprechungen auf, ihnen in die Weingartenhöhle zu folgen. Der Mann, welcher Schlosser hieß, hatte wenig Lust zu dieser Expedition und wies sie geradezu ab, obgleich sie ihm achtzig Thaler boten. Die Frau aber rief ihren Mann in die Kammer und sprach: Du weißt, daß ich Dich herzlich lieb habe und in Kummer und Herzeleid vergehen würde, so Du mir entrissen würdest; allein wir haben acht Kinder und kein Brod im Schrank und mit dem Gelde, welches die Fremden Dir geboten, wäre uns geholfen auf Lebenszeit; darum gehe Du nur mit und sei fest überzeugt, daß Dir nichts Leides geschehen wird.

Und sie öffnete einen Schrank, nahm ein Kraut heraus, nähete es ihrem Gatten an drei verschiedenen Stellen in das Hemd, schlug dann drei Kreuze darüber und sprach: Das, was ich Dir hier eingenäht habe, ist brauner Dost (Origanum vulg. Wohlgemuth), welcher vor aller Zauberei, allen bösen Geistern und selbst vor dem Teufel schützt und darum gehe Du nur getrost hin im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen!

Und Schlosser umarmte sein geliebtes Weib und seine herzlieben Kindlein und ging mit den beiden Männern, welche einander höhnisch lächelnd anblickten, von dannen, nachdem sie die achtzig Thaler baar und blank auf den Tisch gelegt.

Sie wanderten denselben Weg, den wir gegangen und als sie an den Balken gelangten, bei welchem wir umkehrten, standen sie still und ermahnten Schlossern mit ernstlichen Worten, wenn ihm sein Leben lieb sei, ja in den beiden nächsten Gewölben keinen Laut von sich zu geben. Schlosser versprach das und sie schritten behutsam über die gefährliche Brücke und kamen in ein Gewölbe voll des abscheulichsten Ungeziefers. Unken und Salamander schienen Ball zu halten. Fledermäuse schwirrten wie dichte Hagelschauer durch die Luft. Entsetzliche Schlangen und Lindwürme ringelten sich zischend um einander. Die grausesste Brut der giftigen Natur war geschaart beisammen und umwimmelte die Füße der Eintretenden, als wolle sie eine Mauer bauen und den Eintritt verhindern.

Mit Standhaftigkeit schritten die Drei jedoch in gerader Richtung nach einem zweiten Gewölbe, das, hoch und geräumig, von ei-

nem magischen Glanze erhellt war. Rechts an der Felswand, die von Gold und Silber schimmerte, stand ein Ruhebett von rothem Sammt und goldener Stickerei und auf den schwellenden Kissen lag, mit einer goldenen Krone auf dem Haupte, eine schlafende Jungfrau von solch überirdischer Schönheit, daß Schlosser nicht im Stande war, die Augen davon wegzuwenden und von seinen Gefährten mit Gewalt fortgerissen werden mußte. In der nächsten Höhle standen sie still, athmeten tief auf, sahen sich ängstlich einander an und setzten die Grubenlichter an die Seite.

Jetzt, lieber Freund, fing der Eine, zu Schlosser gewendet, an, jetzt gilt es. In einer Viertelstunde können wir reich und glücklich, oder verloren und in der Hölle sein. Unermeßliche Reichthümer sind in der Höhle, die wir jetzt betreten werden, aufgehäuft, aber nur zwei von uns werden, mit ihnen beladen, das Tageslicht wieder sehen; der Dritte, den das Loos trifft, muß als Opfer bei dem finstern Herrscher der Unterwelt zurückbleiben. Sei standhaft und folge uns! —

Schlosser war wie vom Blitze gelähmt bei der schrecklichen Eröffnung und ohne zu wissen, was er that, folgte er den Voranschreitenden nach, die jetzt an eine kleine, eiserne Pforte dreimal anklopften. Krachend sprang dieselbe auf und ein blutrother Schimmer quoll ihnen aus dem großen Raume, in welchen sie jetzt gelangten, entgegen. Gold, Silber und Edelsteine lagen in ganzen Haufen umher und es funkelte und glänzte Alles rings umher, daß selbst dem bekümmerten Schlosser das Herz aufging in rosenrother Freude. Aus einem Winkel aber trat jetzt ein Mann hervor von hoher Gestalt, mit funkelnden, glühenden Augen, schwarzem struppigen Haar, finstern, buschigen Augenbraunen und einer krummen, gebogenen Habichtsnase. Auf gräßliche, seltsame Weise zuckte das gelbe Gesicht hin und her und die Kleidung war fremd und abentheuerlich. Ein feuerrother, mit Gold stark verbrämter, weiter Mantel hing in bauschigten Falten der Gestalt über die Schultern, ein breiter, niedergekrempter, spanischer Hut mit lang herabhängender, rother Feder saß schief auf dem Kopfe und ein langer Stoßdegen hing an der Seite. Mit leichtem Kopfnicken schritt er an den drei Männern vorüber und verschwand durch die Eisenpforte, durch welche sie eben hereingekommen waren. Die beiden Fremden forderten nun Schlossern auf, ihnen bei Füllung ihrer Säcke zu helfen und als das bald geschehen war, gingen sie wieder durch die Thür hinaus, die sich krachend hinter ihnen schloß.

Ich weiß nicht, sagte der eine Fremde zu seinem Freunde, wie mir heute so wunderlich ist. Mir wird so bange und die Zähne klappern mir und es kriecht wie Feuer durch meine Adern, wenn uns nur heute kein Unglück begegnet! — .

Du bist nicht klug! entgegnete der Andere. Ist es nicht schon das achtzehnte Mal, daß wir hier sind und haben wir es nicht jedesmal so zu drehen und zu wenden gewußt, daß den mitgenommenen Dritten das Loos traf? Und wo hätten wir einen bessern Begleiter finden können, als den da, dem die liebe Einfalt und Dummehrlichkeit aus den Augen sieht und den ein Kind überlisten könnte, geschweige wir?

Er wollte noch Mehreres hinzufügen, allein Schlosser, welcher vorging, stieß jetzt einen Schrei des Entsetzens aus und auch den beiden Fremden entsank das Herz, obwohl sie das, was sie erblickten, schon achtzehnmal gesehen hatten. An dem Balken nämlich, der über das schäumende Wasser führte, stand der Teufel in eigener Person und mit all dem Schrecken umgeben, welches der finstern Majestät eigen ist. Große, glühende Augen rollten wie Feuerräder in dem entsetzlichen Antlitze um, auf dem Kopfe ragten zwei gewaltige Hörner empor, eine lange, blutrothe Zunge hing aus dem dampfenden Maule, ein schwarzes, zottiges Fell bedeckte den Geist des Abgrunds, dessen Untertheil sich in Pferdefüße endigte, und die scheußlichen Krallen waren ausgespannt, ihr Opfer zu empfangen. Mit zitternder Hand holte der Aelteste der beiden Fremden die Loose hervor, aber so betrüglich er sie auch mischte, das Todesloos traf ihn selbst und er fing an zu beben und wurde bleich, wie der Kalk der Wand. Unter dem Vorgeben: es sei etwas bei den Loosen versehen, mischte der Fremde die Blätter noch einmal, aber zu seinem Schrecken traf es wiederum Schlossern nicht, sondern seinen eigenen Freund.

Das dritte Mal wird es doch nun gewiß an den Schurken kommen! dachte der Fremde und fing, unter allerlei Verwänden, noch einmal zu mischen an. Da richtete sich die finstere Majestät hoch auf, schnaubte Feuerflammen aus Mund und Nase und rief mit hohlem, dumpfen Tone, der dem fernen Murmeln des Donners glich: Noch einmal dürft Ihr loosen, mehr nicht. Ueber den dort aber, (indem er auf Schlosser zeigte), habe ich keine Gewalt; denn ihn schützt ein Kraut, welches er bei sich trägt, vor jeder Gefahr! —

Die beiden alten Sünder erbleichten und blickten einander verzagend an, aber der Schwarze winkte und sie griffen noch einmal nach den Blättern. Das Loos fiel jetzt wieder auf den, welchen es schon beim ersten Male getroffen hatte. Wie ein Sturmwind stürzte sich Satan auf den verzweifelnden Mann, packte ihn mit seinen scharfen Fängen, fuhr mit ihm empor und zerriß ihn in Stücken.

Mit fliegender Brust und zurückgehaltenem Athem hatte Schlosser bisher Alles mit angesehen, bei diesem letzten Anblicke aber war der letzte Rest seiner Standhaftigkeit verschwunden, seine Augen schlossen sich und besinnungslos stürzte er zu Boden.

Als er erwachte, lag er hier vor dem Eingange der Höhle und neben ihm ein Sack voll gediegenen Goldes und Silbers. Nach dem andern Gefährten sah er sich vergeblich um, er mußte schon hinweggegangen sein oder das Schrecken über das gräßliche Ende seines langjährigen Freundes ihn getödtet haben. — Schlosser war wie gelähmt und hatte große Mühe sich in das nahegelegene Dorf zu schleppen, in das wir uns, wenn es Ihnen gefällig ist, jetzt begeben wollen. Er erholte sich aber bald wieder, zog von Osterhagen weg, und baute sich in Andreasberg ein schönes Haus, das mir oft von den Leuten gezeigt worden ist!“ —

Wir erhuben uns jetzt und gingen nach Osterhagen, wo sich wahrscheinlich früher ein heiliger Hain der Göttin Ostera befand und

der Wirth daſelbſt erzählte mir, daß „der göttliche Saubirt" des Dorfes unzählige Male in der Weingartenhöhle geweſen ſei und Steine von ſo brennender Farbe mit herausgebracht habe, daß ſie ſogar im Dunkeln leuchteten. Da ich dieſelben zu ſehen wünſchte, ſandte der Wirth nach ihm, allein er war zu meinem großen Bedauern nirgends aufzutreiben und nach ſtundenlangem, vergeblichen Warten, ging ich mit meinem Begleiter über Bartholfelde nach Barbis, wo eine Salzquelle iſt, welche mehr Aufmerkſamkeit verdiente und wo ſich außer einem kleinen See von unergründlicher Tiefe, der wahrſcheinlich mit der Rume in Verbindung ſteht, auch noch ein überaus tiefer Erdfall befindet, der ſich erſt im J. 1825 unter donneräbnlichem Krachen bildete und damals viel Menſchen herbeilockte. — Von hier hat man nur wenige Schritte bis zum Scharzfels, den ich heute ganz umkreiſt hatte; ich ruhte nun im behaglichen Wirthshauſe aus von den Mühen des Tages und ſchrieb die Sagen nieder, die ich von Burg und Höhle vernommen hatte, denn

Was nicht auf der Geſchichte Tafeln ſtehet,
Lebt oft, damit's nicht gänzlich untergehet,
Als Sage noch im Mund des Volkes fort.

E. Duval.

Die Tretenburg.

Auf einem Boden, der so reich an merkwürdigen geschichtlichen Ereignissen aus der ältesten Zeit ist, wie der Boden unseres Thüringerlandes, kann es nicht zu verwundern sein, wenn bei Städten und Dörfern, auf Felsen, Bergen und Hügeln, in einsamen Waldschluchten und Thälern und besonders an den fruchtbaren Ufern der das Land durchströmenden Gewässer, sich dem Auge des Forschers eine überaus große Anzahl sichtbare Zeichen darstellen, die, theils noch in ihrer ganzen, dem Zahn der Zeit trotzenden alterthümlichen Gestalt, theils als neue Auflagen mit altem Grund-Text, theils aber auch als nur noch mahnende Trümmern, die Geschichte einer inhaltreichen Vergangenheit predigen und als Punkte zu einem Netz dienen, in welches der fleißige Sammler die Erfolge seiner historischen Nachforschungen eintragen kann. — Aber daß es in unsrem Vaterlande einzelne Stellen gibt, über welche der Fuß des fremden Wandrers hinwegschreitet, ohne daß ihn nur irgend Etwas darauf aufmerksam macht, es habe sich hier ein wichtiges, bemerkenswerthes Leben geregt; Stellen, von denen selbst der heimische Einwohner ihre ehemalige Bedeutenheit nicht kennt, weil ihm kein sichtbarer Beweis davon in's Auge springt, dies ist ein Umstand, der nicht allein die vielseitige, alterthümlich geschichtliche Bedeutenheit Thüringens noch mehr verbürgt als jene sichtbaren Erinnerungszeichen, sondern der uns auch um so mehr zur Aufmerksamkeit anspornen muß auf Alles, was uns nur irgend glaubwürdige Kunde aus der Vorzeit bietet.

Ein solcher Punkt nun, dessen frühere Bedeutenheit gewiß dem größten Theil der in der nächsten Umgebung wohnenden Einwohner unbekannt blieb, ist ein zwischen Gebesee und Herbsleben, (von jedem Orte ohngefähr eine Stunde entfernt) eine und eine halbe Stunde von Tennstedt auf einer Wiese an der Unstrut gelegener Hügel, zu der Flur von Gebesee gehörig.

Auf diesem Hügel hat, wie aus mehreren Geschichtswerken und Chroniken hervorgehet, schon im siebenten oder achten Jahrhundert

nach Christi Geburt, eine feste und stattliche Burg mit dem Namen Tretenburg gestanden. — Dieser Name, welcher von einigen Geschichtsschreibern Tritteburk, Trittenburg, von andern auch Treutenburg und Trettaburg geschrieben wird, soll daher entstanden sein, weil an diesem wohlverwahrten Orte die alten Thüringischen Landstände oftmals zusammen getreten, Versammlungen gehalten und das allgemeine Wohl betreffende Unterhandlungen gepflogen haben. Wer die Tretenburg erbauet und wer sie bewohnt hat, hierüber fehlt jede Nachricht; wahrscheinlich ist es, daß sie von königlichen oder kaiserlichen Vögten abwechselnd besessen oder bewohnt wurde und daher keinem besondern Geschlecht als Eigenthum oder Lehen angehörte. — Ungewiß ist es, ob außer der Burg noch Gebäude oder Unterthanen-Wohnungen um den Hügel gestanden; so viel aber ist gewiß, daß der heilige Bonifacius im Jahr 731, eine Kirche zu Tretenburg erbauet hat, von welcher jedoch ebenfalls keine Spur mehr vorhanden ist. Sie soll dem heiligen Johannes geweiht gewesen, mit dem Aufhören der päpstlichen Herrschaft in Thüringen aber eingegangen sein.

Zwei Fälle verdienen vorzüglich der Erwähnung, wo sich die Bestimmung der Tretenburg, zum Versammlungs- und Berathungsort zu dienen, geschichtlich bemerkbar machte:

„Im Jahr 1073 waren die Sachsen mit Kaiser Heinrich IV. in Krieg verwickelt; sie schickten deßhalb Gesandte nach Thüringen, daselbst Hülfe und Beistand zu Erhaltung ihrer Freiheit zu suchen, und die Thüringer unter Vorstellung der Gewalt und Unbilligkeit, welche auch sie längst schon von dem Kaiser erdulden müssen, zu vermögen, daß sie sich mit gewaffneter Hand ohne Verzug den Sachsen anschlössen. — Die Thüringischen Stände stellten sofort einen allgemeinen Landtag zu Tretenburg an, auf welchem das Anbringen der Sachsen in gemeiner Versammlung vorgetragen und berathen, demselben mit Freuden beigestimmt und eine Vereinigung mit Sachsen errichtet und festgeschlossen wurde. *)

Im Jahr 1123 gerieth der Erzbischof Albrecht zu Mainz auf den Gedanken, von allen Früchten des Thüringerlandes den Zehnten gewaltsam zu erpressen. Deß weigerten sich die Thüringer und zogen es vor, der unrechtmäßigen Anforderung Gewalt entgegen zu setzen. Auch diesmal war die Tretenburg der allgemeine Versammlungspunkt für die wohl etwas hoch angegebene Anzahl von zwanzig Tausend Thüringern, welche vor Erfurt rückten und mittelst einer harten Belagerung den Erzbischof zwangen, von seinen Forderungen abzustehen. **)

---

*) Siehe Lambert Schafnab. Hist. Germ. in ann. 1073. Chronik der Teutschen von Joh. Stumpf, Vol. 116. Geschichte von Kaiser Heinrich IV. L. 1. c. 24. Spangenbergs Sächs. Chronik c. 186.

**) Des Mönchs von Pegau Geschichte des Grafen Wipprecht von Groitsch. — Spangenbergs Sächs. Chronik c. 216. Rivander Thüring. Chronik p. 237. — Burhard l. 1. p. 118.

Es iſt an mehreren Orten ſchon erwähnt, wie im Jahr 1290 auf dem Reichstage zu Erfurt in Folge der Klagen, daß unter Landgraf Albrechts Regierung die von vielen Schlöſſern und Burgen in Thüringen ausgehende Unſicherheit der Straßen begünſtiget würde, Kaiſer Rudolf den Beſchluß faßte, dieſem Unweſen ein Ende zu machen und mit Hülfe eines ausgeſendeten Heeres 66 Schlöſſer und Burgen in Thüringen niederreißen und ſchleifen ließ, welches Schickſal auch die Tretenburg betraf, die, (ohne Zweifel da ſie keine eigentlichen Beſitzer hatte) auch nie wieder aufgebauet wurde und mit ihren Trümmern wahrſcheinlich andern in der Nähe entſtehenden Gebäuden das Material lieferte.

Es würde aber der Tretenburg ein gewiſſes Recht der meiſten aus jener ſagenſchwangern Zeit herrührenden Orte benommen ſein, wenn nicht auch in ihre Geſchichte eine Sage verwebt worden wäre, welche wir, blos um ihre Unrichtigkeit Denen, die ſie vielleicht oberflächlich hören könnten, zu beweiſen, nicht mit Stillſchweigen übergehen dürfen:

„Der Mainziſche Erzbiſchof Bonifacius" — ſo lautet die Sage — „zog mit einer ſtarken Kriegsmacht in Thüringen ein, um die heidniſchen Bewohner mit Waffen und Kriegsgewalt zum chriſtlichen Glauben zu zwingen. — Da nahm eine große Menge des Thüringiſchen Volkes ſeine Zuflucht in der Tretenburg; Bonifacius aber rückte mit ſeinem Heer vor die Burg und forderte die Vornehmſten der Thüringer auf, herauszukommen und friedlich mit ihm zu unterhandeln. Hier nun beredete er ſie, unter Verheißung ſeines Schutzes gegen den König von Ungarn, zur Annahme des Chriſtenthums, lieferte auch bald nachher, in Verbindung mit den Thüringern, bei Regelſtedt den Ungarn eine Schlacht, in welcher er ſie ſchlug und ihrer eine große Anzahl tödtete."

Die Wahrheit dieſer in einer Eiſenacher Chronik mitgetheilten Nachricht, iſt aber mit triftigen Beweisgründen widerlegt. Denn nicht allein, daß keiner der alten glaubwürdigen Geſchichtsſchreiber einer Kriegsrüſtung des Bonifacius, eines Heereszuges deſſelben vor die Tretenburg, einer von ihm den Ungarn bei Regelſtedt gelieferten Schlacht und überhaupt einer Bekehrung der Thüringer mit gewaffneter Hand gedenkt; ſo befinden ſich auch in jener Nachricht mehrere chroniſtiſche Widerſprüche, und es iſt nicht zu bezweifeln, daß in Thüringen das Evangelium Chriſti längſt vor der Ankunft des Bonifacius gepredigt worden, wenn es auch noch nicht allgemein angenommen war. Ferner verlautet gerade in den geſchichtlichen Nachrichten aus jener Zeit von mehr als hundert Jahren, nichts von einem Einfall der Ungarn in Thüringen und von den ihnen in jener Notiz ſchuld gegebenen Grauſamkeiten. — Es mag alſo dieſe Legende, wie manche andere, von irgend einem Mönche, ohne Zweifel in der guten Meinung erſonnen und niedergeſchrieben worden ſein, ein Beiſpiel des außerordentlichen göttlichen Beiſtandes zu dem Bekehrungswerk des Bonifacius aufzuſtellen und beſonders die Thürin-

ger zum Glauben und zur Beſtändigkeit im Chriſtenthum zu ermuntern. Mag aber dem ſein wie ihm wolle, ſo iſt auch dieſe ungegründete Sage ein Beweis für die Exiſtenz der Tretenburg und für ihre Bedeutenheit in der Geſchichte Thüringens, und es muß uns die Wahrnehmung, daß es gewiß noch mehrere Punkte in Thüringen gibt, über welche wir mit eben ſo wenig Ahnung von ihrer früheren Wichtigkeit hinwegſchreiten, wie über den Hügel, der die Tretenburg trug, mit jener heiligen Scheu und Begeiſterung für unſren vaterländiſchen Boden erfüllen, welche uns immer mehr zu der Achtung, Liebe und Anhänglichkeit anregt, worin der treue Heimathſinn und der Patriotismus ſeine Quelle findet, durch welche ſich Thüringens Bevölkerung vor den Bewohnern vieler andern Gegenden ſo vortheilhaft und eigenthümlich characteriſirt.

Friedrich von Sydow.

Die Sage von Luthart und der Almnize.

Das adeliche Gut Krommsdorf, anderthalb Stunden von Weimar gelegen, war ehemals der Sitz eines mächtigen Geschlechts, das seit Jahrhunderten erloschen. In der Burg des Junkers Lippold, der dort hauste, ward tüchtig geschmauſt und gezecht; denn er feierte sein Beilager mit Agnes, einer Schwester des Marschalls Wittig von Trefurt. Die zahlreich versammelten Gäste waren heiter und froh. Nur den jungen Luthart ließ der allgemeine Jubel kalt. Er schlich sich hinaus ins Freie, traurig auf und nieder wandelnd unter den Erlen am Ufer der Ilm. Bitter beklagte er seine Armuth, die ihn, obschon aus edlem Stamm entsprossen, zum Söldnerdienst bei dem Krommsdorfer Junker verdammt, für den er oft kämpfen müssen in mannigfachen unrühmlichen Fehden. Eine tiefe Stille herrschte rings umher. Da erscholl plötzlich ein sanft verhallender Gesang, der aus den Tiefen der Ilm zu kommen schien. Luthart lauschte verwundert den wundersamen Tönen, die einer weiblichen Kehle anzugehören schienen. Der Inhalt des Liedes versprach dem aufmerksam Horchenden die beglückenden Freuden der Minne, und daneben Reichthum und Ueberfluß, der seiner harre tief unter den fluthenden Wogen. Da näherte sich, als die verlockenden Töne schwiegen, der trauernde Luthart unwillkührlich dem Ufer der Ilm, und rief, leise fragend: „Erlinde!“

Hoch brauste die Fluth empor, rings bedeckt mit einem schneeweißen Schaum, und von einem leichten Gewande umflattert, ebenfalls blendend weiß, tauchte eine jungfräuliche Gestalt hervor aus den Wellen. Goldene Locken ringelten sich herab von ihrem Haupt, das ein Rosenkranz schmückte. In ihren himmelblauen Augen strahlte freundliche Theilnahme. „Du hast meinen Namen genannt“, sprach sie; hier bin ich! was willst du? Da entwarf Luthart mit Offenheit ein rührendes Gemälde seiner Armuth, und schilderte unter andern, wie er schnöd' abgewiesen worden von dem Juden Abraham, bei dem er ein Stück Tuch zu Wamms und Mantel habe bergen wollen, da

beides längſt unſcheinbar und zerriſſen. Erlinde aber reichte ihm, als er ſeine Erzählung geendet, einen Beutel mit Geld, mit dem Bemerken, daß er ſich Rüſtung und Roß, Kleider und Waffen kaufen möchte. Als Luthart nun fragte, was er ihr zum Pfande der Wiederbezahlung des Geldes geben ſolle, welches ſie ihm, wie ſie ſagte, leihen wolle, ſchwebte ſie auf ihn zu, drückte ihn an ihre Bruſt, und ſprach, einen glühenden Kuß auf ſeine Lippen drückend: „Gelobe mir, Niemand zu ſagen, wer dir dies Geld gegeben, und nie zu geſtehen, daß ich —

In dieſem Augenblicke ließen ſich mehrere Tritte vernehmen und Erlinde tauchte wieder hinab in die ſchäumende Fluth. Die Herannahenden waren Agnes, die Braut des Junkers Lippold. Sie und der weibliche Theil der Hochzeitgäſte hatten ſich zurückgezogen von dem wilden Zechgelage in der Burg, und Angelruthen ergriffen, um ſich an dem Fiſchfange zu ergötzen. Da ſchlug die Schweſter des Junker Lippold, die holde Adelheid, die unlängſt Wittwe geworden, den in tiefe Gedanken verſunkenen Jüngling neckend auf die Schulter und ſprach: „Einſamer Schwärmer: willſt du auch Fiſche fangen? Du ſollteſt lieber Herzen zu angeln ſuchen. Komm zu mir nach Flurſtädt, fügte ſie leiſe hinzu, während die Andern beſchäftigt waren, die Angeln auszuwerfen; „tritt in meine Dienſte; es ſoll dir wohlgehen.“ Ihr Blick, voll Liebesſehnſucht, traf den ſeinigen. Er wußte nicht was er antworten ſollte, und ſchlich ſich fort ins Schloß auf ſein Kämmerlein, verſunken in mannigfache Gedanken.

Es begab ſich aber, daß er einige Tage ſpäter auf Lippold's Befehl deſſen Schweſter, die holde Adelheid begleiten ſollte nach Flurſtädt. Da wiederholte ſie den ſüßen Antrag, und ſchob ihm zugleich ein Ringlein an den Finger, mit dem Bemerken, es zu ihrem Andenken zu tragen. Dann drückte ſie ihn heftig an ihre Bruſt und küßte ihn. Unter mancherlei Gedanken über dies gehabte Abentheuer war er wieder zurückgekehrt nach Kremmsdorf. Die holde Adelheid ſtand noch immer vor ihm in ihrem ganzen Liebreiz. Aber Erlindens Bild war nicht erloſchen in ſeiner Seele. Er wandelte unter den Erlen an der Ilm umher, ſchaute hinein in die Wellen, und lispelte: Erlinde: Da erbauſte die Fluth; die alten Wogen wirbelten empor, und aus dem weißen Schaum erhob ſich die wohlbekannte Geſtalt der Ilmnixe. Aber ihr Auge war nicht ſo mild und freundlich, wie früher. Ein tiefer Gram umwölkte ihre Züge. „Gehe nicht nach Flurſtädt“, ſprach ſie warnend, bedenke daß du mein Schuldner biſt, und vergiß nie, was du mir gelobt! So ſprechend, verſchwand ſie in den rauſchenden Wogen.

Beſcheiden ritt einſt Luthart neben dem Wagen einher, der ſeinen Herrn, den Junker Lippold und deſſen Gattin Agnes nach Erfurt brachte, wo ſie auf dem Markt, der dort gehalten ward, mancherlei einkaufen wollten. Luthart betrachtete eben in einer damals hochberühmten Waffenſchmiede, eine ſchöne, blanke Rüſtung von wunderſamer Arbeit, als ein allerliebſtes Mädchengeſicht, in ſittſam bürgerlicher Kleidung die Frage an ihn richtete, ob er ſich hier etwas

aussuchen wolle. Er erkannte sie sogleich. Es war Erlinde. „Kaufe dir, flüsterte sie ihm zu, was du gern hättest!“ So sprechend reichte sie ihm abermals einen Beutel mit Geld, wiederum ihn warnend, nie zu gestehen, von wem er ihn empfangen. Er wollte ihr danken, allein sie war verschwunden.

Da kaufte sich Luthart mannigfache Waffen, ein schönes Roß und gar prachtvolle Gewänder in Erfurt. In einem Glanze, der sich nicht geziemte für seinen Stand, erschien er seitdem in Krommsdorf, und veranlaßte dadurch des Junkers Frage, wie er zu den vielen schönen Sachen und zu dem Gelde, das zu dem Ankauf erforderlich, gekommen sei. Luthart antwortete kurz, es geschenkt erhalten zu haben, und äußerte, als der Junker ernstlicher in ihn drang, daß er, wenn auch sein Söldner, und zu seinem Dienste verpflichtet, doch eben nicht nöthig, über erhaltene Geschenke nähere Auskunft zu geben. Entrüstet über diesen Starrsinn ließ der Junker ihn ins Burgverließ werfen, wo der furchtbare Schmerz der Folter ihm endlich das Geständniß erpreßte, daß Erlinde, die Jlmnire ihm das Geld gegeben. „Ich rede die Wahrheit, sprach er, seinen Geist aufgebend, und fordere dich zur Rechenschaft vor Gottes Richterstuhl.“

Kaum waren diese Worte dem Munde des Sterbenden entflohen, da erbebte das Burgverließ. Wie Schloßen rauschten schäumende Wellentropfen herab aus der Höhe. Ein hohes, göttergleiches Wesen stand vor dem erschrockenen Lippold. Es war Erlinde. „Von mir, sprach sie, empfing Luthart die Geschenke. Er erlag dem Schmerz, aber er hätte nicht bekennen sollen, ich würde ihn gerettet haben. Sein Tod belastet deine Seele. Zur Strafe dafür wird dein Geschlecht aussterben und vergehen, und du selbst wirst binnen hier und vierzig Tagen erscheinen vor Gottes Richterstuhl, wohin der sterbende Luthart dich gefordert.“

Sie verschwand. Bleich und verstört wankte der Krommsdörfer zurück in den Burgsaal. Erlinde's Wort ging buchstäblich in Erfüllung. Am vierzigsten Tage rührte den Junker Lippold der Schlag, und ein schneller Tod raffte ihn hinweg aus dem Kreise der Lebenden. Sein Geschlecht starb aus im dritten Gliede. Seine Gattin Agnes nahm den Schleier im Kloster Ettersberg und Adelheid ward eine Nonne im Kloster Döbritzschen.

Heinrich Doering.

Der Fabrikort Scheererberg unweit Osterode.

Dieser in so mannichfacher, besonders fabriklicher Hinsicht gar merkwürdige Ort im östlichen Eingange des Eheruskalandes verdient hier eine um so gründlichere und ausführlichere Beschreibung, je weniger er bis jetzt von allen Harzbeschreibern nach seiner Wichtigkeit ist gewürdigt worden, so daß man bislang in keinem Buche darüber eine irgend genügende Schilderung findet.

I. Zunächst wolle sich der geneigte Leser den Weg dahin vergegenwärtigen und die physische Lage des Ortes veranschaulichen. Dieser Fabrikort, ein Eigenthum des Obersactor Wilhelm Schachtrupp in Osterode, liegt ¾ Stunden von dieser Stadt in östlicher Richtung. Man gelangt dahin durch das Johannis- oder Harzthor auf einer (nicht direct, wo es nach dem Harze geht, sondern) seitwärts ablaufenden, von genanntem Fabrikherrn auf eigene Kosten angelegten, mit Pappelallee geschmückten, trefflichen Chaussee, welche anfangs zwischen Gärten sich hinzieht, von denen eine Obstbaumpflanzung, wo jedes in Osterode confirmirte Kind zum Andenken an seinen Confirmationstag ein Stämmchen einpflanzt, besonders merkenswerth ist. Nahe hinter den Gärten beginnt schon eigentlicher Harz-Grund und Boden oder das eigentliche Harzgebiet, auf dem sich die Chaussee fortsetzt, bis sie links zwischen Schachtruppschen Wiesen und Weiden, oberhalb derer ein bewaldeter Bergrücken sich erhebt, und andrerseits rechts zwischen mehren Mühlen und Tuch- und Coating-Fabriken, hinter denen auch ein prachtvoller, bergigter Tannenwald sich ausdehnt, endlich zu ihrem Ziele gelangt.

Der Ort selbst hat seine Lage auf der linken oder nördlichen Seite von der Chaussee in der Mitte einer von den eben erwähnten, beiden Bergzügen gebildeten, aber hier schon zu einem stumpfen Winkel sich verengenden Thalebene, die gleich darauf in grotesk-wilde Bergschlucht übergeht. — Eben von der Form und Richtung dieser beiden Bergstreifen, die wie die beiden spitzigen Enden oder

Glieder einer geöffneten Scheere, so ähnlich, — sich immer weiter von einander trennend, — aus ihrem Gebirgsstocke in die Thalebene auslaufen, ist wahrscheinlichst der Name der Bergkuppe, an deren Fuße die Fabrik liegt, entstanden, welcher dann auf den Fabrikort selbst überging. — Andere Conjecturen über Entstehung des Namens, die von dem physischen Standpunkte nicht hergenommen sind, lassen sich allerdings aufsuchen, führen aber zu gar keinem befriedigenden Resultat. — Der Name des Berges ist uralt. Ein Zeitpunkt der ersten Namengebung läßt sich nicht nachweisen. Gerade das hohe Alter des Namens möchte also um so gewisser obige Ableitung und Entstehung des Namens rechtfertigen.

II. In den innern Hofraum oder in das innere Bereich des Ortes führt ein hochgewölbtes, auf der Firste mit zwei lagernden Hirschen geziertes Thor. Hier erblickt man sofort neben dem regsamsten Fabrikwesen die kostbarsten Bauten. Zu den merkwerthesten gehören folgende:

Auf des Hofraums Mitte erhebt sich ein umfangreiches Gebäude, enthaltend das Wohnhaus, die Hagelsichterei und die Bleiwalze. Ueber diesem erhebt sich der 100 Fuß hohe Hagelthurm. Hier oben auf der nach allen Seiten mit Fenstern umgebenen Thurmstube wird das zum Hagel bestimmte Blei im mächtigen eisernen Kübel gekocht und präparirt und fällt durch siebförmige Gefäße in noch kochendem Zustande und rundlicher Form 112 Fuß tief als Hagel im Thurm herab, wo ein in der Tiefe der Erde angebrachtes, mit Wasser gefülltes, großes Faß den Hagel aufnimmt und abkühlt. Dieser grandiose Thurm verschönt und beherrscht die ganze Gegend, indem von seiner Höhe eine höchst romantische Fernsicht nach allen Himmelsgegenden vor dem staunenden Blicke sich ausdehnt. Ferner gehören hieher das Hüttengebäude, die Brennerei, das Bleiweißfabrikgebäude, wo das Bleiweiß theils auf holländische, theils auf sogenannte englische Weise bereitet wird, das Mühlengebäude mit 20 Steinen, wo auch Bleizucker und präparirte Glötte verfertigt werden, das Puchwerk und die wahrhaft großartigen Trockenböden für Bleiweiß.

Die Zahl der Gebäude beläuft sich auf 16 — 20 und vermehrt sich von Jahr zu Jahr. Sie sind sämmtlich, in gesetzmäßigen Intervallen von einander getrennt, symmetrisch gebaut, haben gleichmäßigen, nämlich blaßröthlichen Anstrich und sind mit Hirschgeweihen und harzthümlichen, sinnigen Inschriften geziert, die größtentheils aus älterer Zeit herrühren. — In den Gebäuden und in den Hofräumen bemerkt man überall mit Wohlgefallen Accuratesse und Sauberkeit.

III. Scheerenbergs Fabrikate sind folgende: 1) Kremserweiß. 2) Bleiweiß in 7 verschiedenen Sorten. Bis 1829 geschah dessen Fabrikation nur nach holländischer Art; aber seit jenem Jahre nach einer neu erfundenen, bislang noch geheim gehaltenen Methode, kraft deren die Fabrik jetzt Bleiweiß liefert, welches das beste englische an Deckkraft, an Weiße und Haltbarkeit bei weitem übertrifft. Letztere Methode heißt nur deshalb (in der Handelswelt oder) im ge-

wöhnlichen Leben auch die englische, weil sie dieser nur ähnlich ist. Das Bleiweiß wird immer in immensen Massen bereitet, weil es reißenden Abgang findet. 3) Die präparirte Harz- oder Bleiglötte. Diese ist von exquisitester Güte und ein von Apothekern und Malern sehr gesuchter Artikel. 4) Bleizucker. 5) Walzblei. In beliebigen Stärken bis zum feinsten Tabacksblei. 6) Patäster in 2 Nummern. 7) Hagel in 12 Stärken. Dessen Güte ist dem englischen qualitativ ganz gleich. 8) und 9) Kupfervitriol und krystallisirter Grünspan. Wegen Mangels an Zeit und an Raum werden jedoch diese beiden letzteren Artikel nebst manchen anderen Farbeartikeln meistens nur auf besonderes Verlangen, und zwar lediglich bei Bestellungen en gros, fabrizirt. Zu allen jenen Fabricaten werden jährlich ungefähr 10,000 Centner rohes Blei u. Glötte verbraucht.

IV. Den qualitativen Werth der Fabricate, besonders des Bleiweißes verbürgt schon deren quantitative Versendung und commerzielle Wichtigkeit überhaupt. Norddeutschland wird durchaus mit Schachtruppschem Bleiweiß versorgt. Große jährliche Sendungen gehen nach Dänemark, Schweden, Norwegen, ferner nach Holland selbst, wo doch viel Bleiweiß fabricirt wird, ein Beweis von der besondern Güte des Schachtruppschen Bleiweißes. Außerdem werden jährlich reiche Ladungen an Bleiweiß theils weiter westwärts über den atlantischen Ocean nach Amerika theils ostwärts nach Rußland und Constantinopel spedirt. Noch am Ende des Jahres 1839 ward eine Fracht mit 200 Tonnen Bleiweiß nach Sumatra und Java abgesendet. — Nach einer brieflichen Nachricht eines Commissionairs in Konstantinopel soll die türkische Flotte, die 1839 treuloser Weise zu Mehemed Ali überging und gegenwärtig in Alexandria sich befindet, mit Schachtruppschem Bleiweiß angemalt sein.

V. Von der Zahl, Besoldung, Haltung und Versorgung so wie überhaupt von der Lage und den Verhältnissen der Fabrikarbeiter und der sonstigen bei den Fabriken Angestellten, Thatsächliches und zwar das Interessanteste zu erfahren, dürfte den Lesern nicht unangenehm sein.

Obgleich die neuere Maschinerie auch hier in größerm Maaßstabe angewandt wird, so finden doch je nach den verschiedenen Jahreszeiten 100 — 200 Arbeiter und Arbeiterinnen Beschäftigung und täglichen Erwerb. Die tägliche, specielle Oberaufsicht und Oberleitung ist mehren Verwaltern oder Inspectoren anvertraut. Außerdem sind im Comptoir noch 3 Männer in täglicher Activität. Die Einnahme der einzelnen Fabrikarbeiter ist von der Art, daß viele beweibt sind und zahlreiche Familie von diesem ihrem Fabrikdienstverdienste zu ernähren haben. Ein Beweis der Großartigkeit der Fabrikation der einzelnen Artikel ist schon, daß jährlich die für die Fabriken arbeitenden Büttner 2000 Thlr. verdienen, und Papierfabrikanten jährlich für etwa 400 — 600 Thlr. Papier liefern, um die Waare in Papier, Kisten und Tonnen zu verpacken und zu versenden. Töpfer verfertigen jährlich für über 1000 Thlr. Töpfe zum Chaliniren des

Bleies und Gefäße zur Präparation des Bleiweißes. Bringt man dieß alles in Berechnung und namentlich dasjenige, daß mehre hundert Menschen durch dieses großartige Fabrikwesen Lebensunterhalt finden, so ergibt sich augenfällig die bedeutende Wichtigkeit der Fabriken auf dem Scheerenberge und seine ausgezeichnete Wohlthat für die arbeitende Menschenclasse dieser Gegend.

Die Verwalter, Aufseher und einige dienstthuende Individuen wohnen auf dem Scheerenberge selbst. Die Gesammtzahl der eigentlichen Fabrikarbeiter wohnen größtentheils in Osterode, einestheils in dem im tiefen Thale liegenden Dorfe Lerbach.

Trefflichst ist für die Leute auch gesorgt theils in allen Krankheitsfällen theils in ihrem höhern Lebensalter. Da die fortdauernde Beschäftigung in den Fabriken auf den Gesundheitszustand mehr oder weniger nachtheilig einwirkt und insonderheit die sogenannte Bleikolik hervorbringt, so ist vom Fabrikherrn menschenfreundlichst gesorgt, daß die sämmtlichen Fabrikarbeiter und sonstigen in und bei den Fabriken Angestellten in allen Krankheitsfällen nicht nur ihren Lohn unausgesetzt beziehen, sondern auch noch ärztlichen Beistand und Medizin ganz frei und unentgeldlich erhalten. Alle diejenigen ferner, welche wegen Alterschwäche oder Körperkränklichkeit arbeitsunfähig werden, bleiben gleichwohl, so lange sie leben, im Brode des Oberfactors. Keiner, der sich irgend treu im Dienste bewies, wird von ihm hülflos gelassen. Daher findet man in seinem Dienste viele alte Diener. Eben so thatkräftige und umfangreiche als geräuschlose Wohlthätigkeitsliebe ist ein schöner Grundzug im Charakter dieses Biedermannes.

Die Angestellten und Arbeiter in der Bleiweißfabrik bei Quedlinburg, die ebenfalls dem Oberfactor gehört, genießen dieselben Gerechtsamen und Wohlthaten wie die hiesigen auf dem Scheerenberge.

Diesen Fabrikarbeitern fehlt Hercynia's Frohsinn ebenfalls nicht. Gesang ist bei der Arbeit und in Freistunden — und nebst Spiel und Tanz an Feiertagen ihre kurzweilige, ergötzliche Erholung. Der Oberfactor, selbst ein Freund der Frau Musika, fördert ihren Sinn für Musik auf alle Weise. Aus den Männern hat sich daher ein Hornisten-Corps von etwa 20 Mann herausgebildet. Diese sind in solchem ihrem Dienste mit grünen Mützen u. grünen Röcken und blauen Beinkleidern uniformirt. Bei Festlichkeiten und Besuchen so wie an schönen Sommerabenden pflegen sie theils auf dem Scheerenberge theils im Garten neben dem Schachtruppschen Wohnhause vor der Stadt mit Musik aufzuwarten, — wo denn das Osteroder Publikum einer zuhörenden Theilnahme nicht verfehlt. Im Herbste 1839 hatten sie die Ehre, vor Sr. Majestät dem Könige von Hannover bei Allerhöchstdessen Besuche auf dem Scheerenberge sich hören zu lassen und fanden gnädigen Beifall.

VI. Außerdem gibt es folgende interessante und bemerkenswerthe Gegenstände auf und um Scheerenberg:

Die Pferdezüchterei. Diese entoält eine treffliche Auswahl ausgesuchter Reit- und Wagenpferde edelster Rasse. Zu den Rossen

ausgezeichnetſter Herkunft gehören zum Vollblut: 1) Conviction, ein aus England ſtammendes Mutterpferd, die in 7 Rennen in England ſiegte. 2) Emily, eine Tochter des berühmten Antoninus, deſſen Nachkommen in 69 Rennen preiswürdige Siege davon trugen, und aus der auch berühmten Emily. 3) Zoraide von Mambrino aus der Miß Blücher. Unter den Halbblutspferden ſind wegen ihrer Auszeichnetheit rühmlichſt zu nennen: 1) Coronation, eine engliſche Schimmelſtute von Coronation, durch ihr raſches Traben in hieſiger Gegend allgemein bekannt, 2) Iphigenie, Dreiviertelblutſtute von dem in ganz Niederdeutſchland rühmlichſt bekannten Vollblut-Hengſte Robin-Hood, Sohn des Muley und aus einer Young Mannering-Stute. Die Iphigenie iſt die Mutter der in jeder Hinſicht ſehr ausgezeichneten Fortuna vom Fortunatus. 3) und 4) Die eben angeführte Fortuna und Fortunatus, Kinder des erwähnten Fortunatus im Beſitze des Kammerherrn von Veltheim auf Dechſtedt, welcher Hengſt für 800 Louisd'or angekauft ſein ſoll. Merkenswerth iſt ebenfalls Don Kaſak, ein ſehr edles Pferd, das direct jenſeits der Wolga über das ſchwarze Meer hieher gekommen ſein ſoll. Zugeritten werden die Pferde von eigens zu dieſem Behufe angeſtellten Dienern; die geräumige Reitbahn neben dem Wohnhauſe vor der Stadt und eine offene Reitbahn auf dem Scheerenberge dienen zu ihren täglichen Schulübungen.

Das vortreffliche Hornvieh, unmittelbar der Schweiz und Tyrol entſtammend und imponirend durch ſeine mächtigen Wampen, ſeine ſchöne Farbe und ſeine gewaltige körperliche Peripherie, — pflegt im Sommer auf einer 22 Morgen großen, fruchtbaren Weide unmittelbar neben den Fabrikgebäuden längs der Chauſſee zu weiden und trägt abgeſtimmte Glocken, die durch ihre mächtige Vollkraft und ihren harmoniſchen Wohlklang höchlich entzücken, ſo daß man ſich, durch eine kleine Portion Phantaſie unterſtützt, alſobald auf Helvetiens Alpenhochebene verſetzt glauben möchte. Außerdem weiden hier friedlich und maleriſch neben einander mit ihren Müttern die jungen Pferde.

Ein paar Hirſche werden im Luſthain in Verſchlägen gefangen gehalten, von denen ein 13jähriger Hirſchbock, der älteſte Hirſch in Hercyniens Waldung ſich jetzt durch ſein Alter auszeichnet, früher aber durch ſeine Gezähmtheit, daß er vor Wagen und Schlitten geſpannt worden iſt und als Zugthier ohne Gefahr gebraucht ward.

Eine junge Obſtbaumanlage oberhalb der Rinderweide verſpricht in einigen Jahren die köſtlichſten, edelſten Obſtarten.

An Spaziergängen, von der Natur romantiſch geſchaffen und durch die Hand des Gärtners verſchönt, fehlt es durchaus nicht. Lieblich ins Auge fällt ſogleich der kleine Park inmitten des Hofraumes vor dem Wohngebäude. Hier ſchaut man im Sommer ein wonniges Schauſpiel auf kleinem Flächenraume, eine reichhaltige, intereſſante Orangerie, einen Springbrunnen, ein Tempelchen mit Malerei, von 8 Säulen getragen, und ein chineſiſches Vogelhäuschen. Oberhalb der Gebäude liegt ein Luſthain, von der Söſe durchſtrömt,

die etwa 1½ Stunde von hier entſpringt und unter Scheerenbergs Fabrikgebäuden durchfließt. In dieſem Haine findet man zur Erholung und zur Ergötzlichkeit Tempelchen und andere anmuthige, romantiſche Ruhepunkte, eine in kühlender Friſche am Waldbache gelegene Kegelbahn. Beide, ſowohl Park als Luſthain, wo es ſich in ſchönen Sommertagen eben ſo platoniſch-philoſophiſche wie arkadiſch-idylliſche Stunden verleben läßt, ſtehen dem Publikum täglich zum Beſuche offen. Im Sommer werden ſie daher auch namentlich von Oſterodern und Klausthalern lebhafteſt frequentirt. Verfolgt man außerhalb des Thores von hier an die Söſe aufwärts, ſo ſchwindet zwar immer mehr und mehr das lieblich-zarte Panorama, aber deſto großartiger und wilder wird die Bergſchlucht, und immer mächtiger aufſtrebend thürmen ſich bewaldete Gebirge in magiſchem Farbenſpiele über einander.

VII. Einige geſchichtliche Notizen über Scheerenberg bis auf die neueſte Zeit möchten am Schluſſe dieſer Beſchreibnng keineswegs am unrechten Orte ſein. In früheren Jahren war Grund und Boden des gegenwärtigen Scheerenbergiſchen Gebietes kurfürſtlich-hannoverſches Kammergut, wo die Regierung anfangs eine Säge- und dann eine Oelmühle hatte erbauen laſſen, die von der mächtig rauſchenden, nimmer verſiegenden Söſe getrieben wurde. Dieſe Mühlen ſammt den ſämmtlichen, umliegenden Grundſtücken wurden 1812 von dem damaligen Oberfactor Johann Friedrich Schachtrupp (geſtorben 1822) angekauft. Dieſer eben ſo gewerbthätige und ſachkundige wie commerziell-ſpeculative Mann legte nun ſofort hier Fabriken an, welche ſehr bald quantitativ und qualitativ aufblüheten. Nach ſeinem Tode erbte ſein älteſter Sohn Wilhelm, der jetzige königlich hannoverſche Berghandlungs-Oberfactor Schachtrupp nicht nur dieſe reiche Beſitzung, ſondern auch deſſen Speculationsgeiſt in fabrikalicher wie commerzieller Hinſicht. Seit den letzten 18 Jahren (1822 — 1840) verlieh er den Fabriken eine Reichhaltigkeit, Mannichfaltigkeit, Gediegenheit und Großartigkeit, daß ſich nicht nur in ganz Norddeutſchland nichts dergleichen Aehnliches findet, daß ferner die Fabriken nicht nur mit den derartigen, beſten holländiſchen und engliſchen wetteifern, ſondern daß ſie ſogar in einzelnen Leiſtungen dieſelben noch übertreffen.

Der Fürstenbrunnen und der Luthersborn

bei Jena.

Von Oberpöllnitz, einem Dorfe bei Jena, führt gegen Morgen, links der Kernberge und rechts des Johannisbergs, ein enges, wildromantisches, in den dichten Laubwaldungen des Völmisser Forstes endigendes Thal, dem Penickenbache entlang aufwärts, zu dessen Quelle, — dem sogenannten Fürstenbrunnen.

Ihren Namen hat diese Stelle von folgender Begebenheit:

Als Churfürst Johann Friedrich der Großmüthige, der Stifter der Universität Jena, nach fünfjähriger Haft in kaiserlicher Gefangenschaft, in welche er nach der Schlacht bei Mühlberg gerathen, in seine Erblande und zu seiner Familie zurückkehrte, kam er (1552) von Saalfeld nach Wolfersdorf, welches seitdem „die fröhliche Wiederkunft" heißt. Hier hielt er sich mit dem dahin versammelten Hofe der Jagd wegen etliche Tage bis zum 23. September des genannten Jahres auf. Den 24. Sept. reiste er mit seinem Gefolge nach Jena über den Völmisser Forst, wo er noch einer Hirschjagd beiwohnte und dann an der Penickenquelle, — die seitdem der Fürstenbrunnen heißt — ein ländliches Mahl einnahm. In Pöllnitz wurde er von der Bürgerschaft Jena's erwartet und unter dem Geläute aller Glocken in die Stadt begleitet. Als der Churfürst die Studirenden erblickte, soll er zum Herzog Johann Friedrich dem Mittleren und zu Lucas Cranach, die beide mit ihm im Wagen saßen, scherzend gesagt haben: „Sieh'! das ist Bruder Studium!" — (Windeburg Beschreibung der Stadt Jena. S. 511. — Zenker hist. topogr. Taschenbuch von Jena, p. 9.)

Zum Andenken an jenes ländliche Mahl wurde die Penickenquelle zwei Jahre darauf (1554) gefaßt, überwölbt und mit einer, vom Professor Johann Stigel verfaßten Inschrift, welche also lautet, versehen:

„Fontis ad hujus aquam frigus captabat in aestu
Saxoniae Elector Mystaque, Christe, tuus.
Tu fons justitiae, verae fons viva salutis,
Saxoniae salvos, Christe, tuère Duces!“ *)
M. D. LIV.

Nachdem im Verlaufe der Jahrhunderte die Einfassung verwittert und dem Verfalle nahe war, ließ im Jahr 1832 der Ober-Appellations-Gerichts-Präsident von Ziegesar, Curator der Universität Jena, der unterdeß dies, früher einem Völlnitzer Bauer gehörige Grundstück acquiriret, in Erinnerung der historischen Denkwürdigkeit dieses Brunnens denselben wieder neu fassen, überwölben, die alte Inschrift erneuern und fügte eine neue hinzu, lautend:

„Principis hic fons est, fidei tutoris et artis,
Caesaris e vinculis quum rediisset, amor,
Auspicem enim reducem celebrans academia votis
Laeta salutarat fontis ad hujus aquas,
Antiqum vallis nunc instauravit honorem,
Muneris et fundi quem meminisse decet.“ **)
M. D. CCCXXXII.

Noch ist zu bemerken, daß der Penickenbach einige hundert Schritte von diesem Brunnen entfernt, die Eigenschaft annimmt, alle Gegenstände, die in denselben gelegt werden, mit einer Art Steincruste zu überziehen (zu incrustiren).

Ein zweiter Brunnen in der Nähe von Jena, der seinen Namen einem historisch denkwürdigen Manne verdankt, ist der sogenannte Doctor Luthers Brunnen. Dieser befindet sich auf einem Rasenplatze ohnfern des Engel- oder Ziegelgatters; die in eine Tiefe versenkte Quelle ist überwölbt und hat folgende, von dem damaligen Professor der Medicin zu Jena, Andreas Ellinger verfaßte Inschrift:

---

*) „Einst in sonniger Gluth erquickt ein Sächsischer Churfürst,
Christus! Die innig geweiht, sich an dem Bronnen allhier.
Du, der Gerechtigkeit Born, du des Weltheils ewiger Bronnen,
Schirm, o Christus, den Stamm Sächsischer Fürsten hinfort!“ –

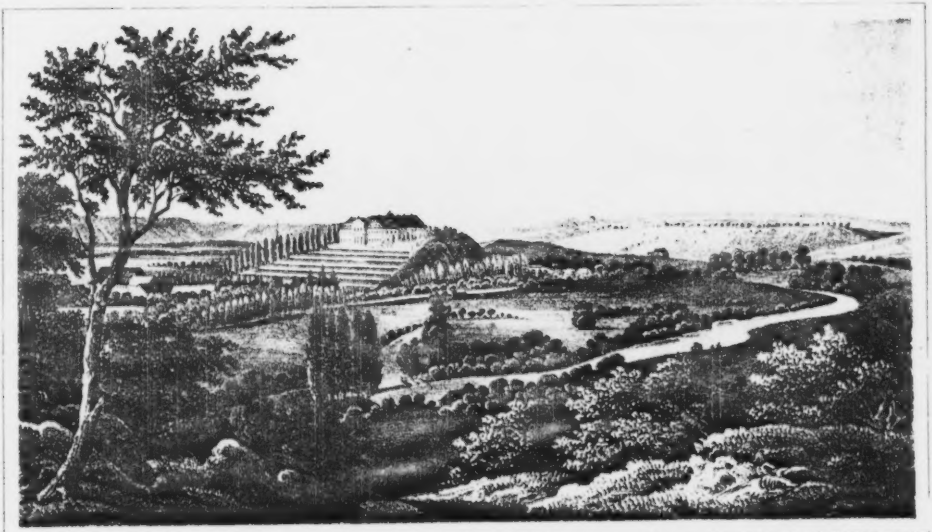
**) „Dies ist der Fürstenbrunnen, dem Beschützer des Glaubens und Wissens,
Einst, als des Kaisers Haft frei ihm entlassen, so werth,
Ihrem Gründer entbot bei der Heimkehr feiernden Willkomm
Hier am rieselnden Quell freudig die Academie,
Jetzt versucht des Thals vorzeitigen Ruhm zu erneuen,
Dem nach Amt und Besitz solch' ein Erneuen geziemt.“ –

In fontem Lutheri.

Limpidus hic scatet, et gelidis pellucidus undis
Fons, sua cui bonitas nomen habere dedit,
Purus enim tenuem, qua nulla salubrior undam
Alnorum viridi tegmine septus agit,
Vinitor hanc civisque frequens bibit urbis Jenae
Confectus morbis hanc sitit aeger aquam.
A. O. B. M. D. LXXVII.

Der Name dieſes Brunnens rührt daher, daß Martin Luther nach einer Sage bei ſeinem mehrmaligen Aufenthalte in Jena, wo er das vordem Heidenreich'ſche, jetzt Döbreinerſche, am äußerſten Ende der Neugaſſe gelegene Haus bewohnt und einen Theil ſeiner Schriften da ausgearbeitet, öfters jenen Raſenplatz, wo ſich die Quelle befindet, beſucht haben ſoll.

Robert Hahnemann.



Burgscheidungen.

Burgscheidungen.

Es ist ein ganz eigenthümliches Gefühl, das die Brust durchdringt, wenn wir uns einer Stelle nähern, welche ein Zeuge großer und entscheidender Ereignisse gewesen ist; mit gespannter Aufmerksamkeit und tiefer Rührung ruhen unsere Blicke auf diesen anziehenden Stellen und begierig forschen wir umher, ob nicht irgend eine Spur noch vorhanden sei, welche, unberührt von der Alles zerstörenden Gewalt der Zeit, in deutlichen Zügen uns an jene denkwürdigen Ereignisse lebendig erinnert. Aber, wohin wir auch unsere forschenden Blicke richten mögen, von allen Seiten kömmt uns nichts anderes entgegen, als die traurige Erfahrung, daß alles Suchen und Forschen vergeblich sei, daß eine neue, ganz andere Zeit die frühere längst verdrängt habe, daß selbst die Natur, obwohl sie unwandelbaren Gesetzen folgt, vielfachen Veränderungen unterworfen sei, und daß nur die heller oder schwächer leuchtende Fackel der Geschichte, das Dunkel jener längst verschwundenen Zeiten erhellen könne, und uns jene hohen Gestalten erkennen läßt, die einst so entschlossen an jenen gewaltigen Schauspielen Antheil nahmen, die unsere Aufmerksamkeit und Theilnahme in so hohem Grade auf sich ziehen.

Von solchen Empfindungen wird der Freund der Geschichte des thüringischen Landes durchdrungen, wenn er sich einem Orte naht, der das Gedächtniß so wichtiger Vorfälle und Entscheidungen erneuert, der aber auch nicht das geringste Denkmahl an jene gewaltigen Ereignisse bewahrt, und es jetzo gar nicht mehr ahnden läßt, was hier einst vor dreizehn Jahrhunderten geschehen ist, — ich meine jenes freundliche, durch seltene Reize ausgezeichnete Burgscheidungen.

Scheint es doch fast, als wollte der erste Fluß des thüringer Landes, die Unstrut, nachdem sie auf ihrem Laufe so viele schöne Gegenden begrüßt hat, sich noch einmal, vor ihrem Verschwinden in der mächtigern Saale, mit aller Schönheit umgeben, die auch den Gleichgültigsten ergreifen muß, als wollte sie das Bild lachender Ufer, fruchtbarer Triften, blumenreicher Wiesen, bewaldeter Anhöhen,

freundlicher Weinberge, in denen helle Winzerwohnungen sich zeigen, in ihren stillen Wellen, durch tausendfache Brechung vervielfältigen. In diesem lachenden Thale, das so anziehende Reize schmückt, steigt auf dem linken Ufer der Unstrut, die sich in vielfachen Krümmungen dahin zieht, auf einem Sandsteinfelsen das schöne und hohe Schloß Burgscheidungen empor; nahe dabei, an den Felsen malerisch angelehnt, zeigt sich das friedliche Dorf gleiches Namens.

Wir sehen uns hier an einem Punkte, welcher, da er für die früheste Geschichte Thüringens von hoher Wichtigkeit ist, schon oft die Aufmerksamkeit des Freundes der Vorzeit auf sich gezogen hat. In dem ganzen Umfange des thüringer Landes verdient diese Gegend, wegen so früher Erinnerungen den ersten Platz, welchen ihr keine andere streitig machen kann; hier stand jene Veste, welche die letzte Zufluchtsstätte des von der Rache des Schicksals erreichten Herrmannfrieds war, hier flossen bei der Eroberung durch die Franken und Sachsen, reiche Ströme von Blut, hier verhallte das herzzerreißende Geschrei jener Unglücklichen, welche das Leben zwar gerettet aber die edelsten Güter desselben — Freiheit und Friede des Lebens — verloren hatten. Durch diese blutigen Entscheidungen ist diese Stelle für alle Zeiten merkwürdig geworden, und wer wollte sich nicht tief ergriffen fühlen von einem so gewaltigen, furchtbaren Schauspiele?

Es fehlt uns zwar nicht an Nachrichten über diese letzte traurige Katastrophe des thüringischen Königreichs, aber es gehört der Scharfsinn eines Oedipus dazu, um aus diesen unvollständigen, sich selbst widersprechenden Berichten ein zusammenhängendes, vollständiges Ganze, das uns einen gewissen Blick in diese Ereignisse richten läßt, zusammenzufügen. Viele, zum Theil sehr erfahrene und gelehrte Geschichtsforscher haben es versucht, aus diesem Labyrinthe einen erwünschten Ausweg zu finden; sie haben allen Fleiß und Scharfsinn aufgeboten, um einige Ordnung und Zusammenhang in diese so schlimm verwickelten Erzählungen zu bringen, allein ungeachtet aller Mühe, ruht fortwährend ein dichter Schleier auf diesen so denkwürdigen Ereignissen. Wir wollen es versuchen, hier alles dasjenige kurz zusammenzustellen, was auf diese Gegend, wo einst eine mächtige, feste Burg der thüringischen Könige sich erhob, einige Beziehung hat.

Mit vieler Wahrscheinlichkeit läßt sich annehmen, daß der alte Stamm der Thüringer, der früher mit den mächtigen Gothen vereinigt war, im vierten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung in der Mitte Deutschlands da, wo zwischen dem Thüringerwalde und dem Harze, zwischen der Werra und der Elbe, fruchtbare Auen und Weidetriften sich ausbreiten, ein selbstständiges Reich begründete, welches unter mächtigen Königen zu einer bedeutenden Macht gelangte, so daß die Grenzen dieses Reiches sich auf eine Zeit lang bis zur Donau und dem Rhein ausdehnten. Als einer der ersten Könige wird Basin genannt, dessen treulose Gattin sich dem Frankenkönig Childerich in die Arme warf und darauf die Mutter des mächtigen Chlodewig wurde. Seit dieser Zeit loderte die Feindschaft, welche

ſchon früher zwiſchen Thüringen und Franken geherrſcht und zu häufigen Kriegen Veranlaſſung gegeben hatte, drohender und verderblicher auf, und es war vorauszuſehen, daß nur mit der gänzlichen Bezwingung und dem Untergange des einen Volkes, die Beendigung dieſer blutigen Kämpfe möglich ſei.

Als König Baſin um das Jahr 500 vom Schauplatz abgetreten war, theilten ſich ſeine drei Söhne in das väterliche Erbe. Herrmannfried, wahrſcheinlich der älteſte der Brüder, erhielt bald durch ſeine Vermählung mit der Schweſtertochter des mächtigen und weiſen Königs Theoderich, der ſtolzen und ränkevollen Amalberge, ein bedeutendes Uebergewicht über ſeine Brüder. Caſſiodor, der Geheimſchreiber Theoderichs, hat in ſeinen noch vorhandenen Staatsbriefen, auch jenen merkwürdigen Brief aufgenommen, mit welchem damals, es mag um das Jahr 520 geweſen ſein, der König Theoderich ſeine nahe Verwandte nach Thüringen ſandte. Als ein merkwürdiges und koſtbares Denkmahl jener Zeiten finde dieſer Brief hier eine Stelle.

An den König der Thüringer Herminafried, Theoderich der König.

Da wir wünſchen dich unter unſere Verwandten aufzunehmen, ſo verbinden wir dich, unter göttlichen Segen, mit unſerer Nichte, als einem theuern Pfande, damit du von königlichem Stamm entſproſſen, nun auch durch den Glanz des kaiſerlichen Geblütes weithin ſtrahlen mögeſt. Wir ſenden ſie dir, als eine Zierde deines Hofes, als eine Vermehrerin deines Geſchlechts, als eine treue Gehülfin deiner Rathſchläge, als eine liebliche Süßigkeit der Ehe, welche nicht nur die Laſt der Herrſchaft mit dir theilen, ſondern auch dein Volk durch beſſern Unterricht bilden wird. Das glückliche Thüringen wird nun beſitzen, was Italien gepflegt hat, denn gebildet in den Wiſſenſchaften, und der feinen Sitten kundig, iſt ſie nicht allein durch ihre Abkunft eine Zierde, ſondern auch durch ihre weibliche Würde, ſo daß dein Vaterland nicht weniger hervorleuchten wird, durch ihre edeln Sitten, als durch ſeine Triumphe. Deswegen grüßen wir dich mit geziemender Ehrerbietung und thun dir kund, daß wir von deinen angelangten Geſandten, die nach der Sitte der Völker uns beſtimmten Geſchenke, als ein an ſich ganz unſchätzbares Gut, angenommen haben, jene ſilberfarbenen Pferde, die ſich für hochzeitliche Geſchenke ganz eignen. Die Bruſt und die Schenkel derſelben werden durch ſchwellendes Fleiſch mäßig gehoben, die Rippen erſtrecken ſich in einiger Länge, der Leib iſt eingezogen, der Kopf wie die ganze Geſtalt gleicht dem Hirſche, dem ſie auch an Schnelligkeit nachahmen. Bei großer Stärke ſind ſie lenkſam, bei bedeutender Größe ſchnell, angenehm beim Anblick, bequem beim Gebrauch, denn ſie ſchreiten ſanft einher und ermüden ihre Reiter nicht durch tobende Eile; man ruht mehr auf ihnen, als daß man angeſtrengt wird, und durch mäßige Lenkung gezügelt, können ſie in anhaltenden Bewegungen ausdauern. Aber dieſen edeln Hauſen wohlgebändigter Thiere, und alles andere ausgezeichnete, was du

uns übersandt hast, wirst du weit übertroffen finden, durch das, welches alles mit Recht übertrifft und selbst den Glanz der königlichen Würde erhöht. Zwar hatten wir dir bestimmt, was der fürstliche Rang erfordert, aber nichts Größeres können wir dir geben, als daß wir dich mit einer so erlauchten Frau verbinden. Gott sei mit dieser Verbindung und wie uns innige Zuneigung vereint, so mag auch unsere Nachkommen diese Freundschaft verbinden.

Die wohlgemeinten Wünsche, womit der König Theoderich seine nahe Verwandte nach Thüringen begleitete, gingen leider nicht in Erfüllung, denn diese Verbindung, welche die Macht des thüringischen Reiches befestigen sollte, beschleunigte den Untergang desselben. Aus dem Dunkel der Zeiten tritt jene blutbefleckte Königin Amalberga, als ein Scheusal hervor, das allen denen die sich ihr nahen, Verderben bereitet und zuletzt sich selbst in ein schreckliches Schicksal stürzt.

So gewiß es nun aber ist, daß in diesem stillen friedlichen Thale die letzten Scenen dieses fürchterlichen Trauerspiels, das unendliches Elend und Schmach über Thüringen verbreitete, vorfielen, so wenig ist es jetzo möglich ein genaues und vollständiges Bild dieser blutigen Vorfälle zu entwerfen. Viele der frühesten fränkischen und sächsischen Geschichtsschreiber erwähnen zwar dieses schmachvolle Ende des thüringischen Reiches, doch geben nur drei dieser Geschichtsschreiber einige genauere Nachrichten, welche in den folgenden Zeiten, von späteren Schriftstellern wiederholt, zu mannichfachen Ausschmükkungen und Verunstaltungen Veranlassung gegeben haben. Es ist kein thüringischer Geschichtsschreiber vorhanden, dessen Berichte ein gewisses Licht auf den Fall des thüringischen Reichs verbreitete.

Der fromme Bischof von Tours, Gregor, der in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts lebte, also wenig Jahrzehnte nach der Ermordung Herrmannfrieds, erzählt in seinen, in vieler Hinsicht sehr schätzbaren Geschichtsbüchern, daß der König der Thoringer, Hermenefrid, auf Anstiften seiner bösen und grausamen Gattin Amalaberg, zuerst seinen Bruder Berthar getödtet habe, dann sei er in ein Bündniß mit dem mächtigen Frankenkönig Theuderich getreten, um auch seinen zweiten Bruder Baderich zu verderben. Nachdem er seine Absicht erreicht hätte, habe er das ganze Reich seines ermordeten Bruders in Besitz genommen, ohne sein Versprechen, die Hälfte des eroberten Landes an den König Theuderich zu geben, zu erfüllen. „Hierauf," so fährt Gregor fort, „ruft Theuderich, eingedenk des Meineids Hermenefrids, seinen Bruder Chlothachar zu seinem Beistand auf und bringt ihn dahin, daß er mit gegen jenen zieht, indem er ihm einen Theil der Beute verspricht, wenn ihm das Geschenk des Sieges von Gott gewährt würde.

„Nachdem er die Franken zusammengerufen hat, spricht er zu ihnen: Ertraget nicht, so bitte ich, sowohl den mir zugefügten Schimpf, als das Verderben eurer Angehörigen und gedenket, wie einstens die Thoringer gewaltsam unsere Voreltern überzogen und ihnen viele Uebel zufügten, welche, nachdem sie Geißeln gestellt hatten,

mit ihnen Frieden machen wollten. Aber jene tödteten selbst die Geißeln durch vielfache Todesarten; und über unsere Voreltern herstürzend, entrissen sie ihnen alle Habe, hingen die Knaben an der Flechse der Hüften an Bäumen auf, und tödteten mehr als 200 Mädchen durch qualvollen Tod, so daß diese, nachdem sie mit gefesselten Armen um den Hals der Pferde gebunden, welche durch heftige Stacheln nach verschiedenen Gegenden getrieben wurden, in verschiedene Theile zerrissen wurden. Andere aber breiteten sie über die Gleisen der Straßen aus, hefteten sie mit Pfählen an die Erde und ließen dann beladene Wagen darüber gehen; nachdem sie so ihre Gebeine zermalmt hatten, gaben sie dieselben den Hunden und Vögeln zur Speise. Jetzt aber betrügt mich Hermenefrid um das, was er mir versprochen hat, doch stellt er sich so, als wolle er es gewähren. Seht wir haben gerechte Sache; lasset uns mit Gottes Hülfe gegen sie ziehen. Als sie dies hörten, geriethen sie über solche Schandthat in Unwillen und zogen in einem Geiste und einem Entschlusse nach Thoringen. Theuderich nahm Chlothacher und seinen Sohn Theudebert zu seiner Hülfe und zog mit dem Heere fort. Die Thoringer aber bereiteten Liſt den heranziehenden Franken. Auf dem Felde wo gekämpft werden sollte, ziehen sie Graben, deren oberer Theil mit dichten Rasen bedeckt, das ebene Feld trüglich darstellte. Als sich nun bei diesen Gruben der Kampf erhebt, so stürzten viele Reiter der Franken hinab, und es war für sie ein großes Hinderniß, aber nachdem sie diese Liſt entdeckt hatten, fingen sie an aufzumerken. Als die Thoringer zuletzt sahen, daß sie eine starke Niederlage erlitten und ihr König Hermenefrid sich auf die Flucht begeben habe, so wenden sie den Rücken und kommen bis zum Fluß Onstrude. Hier ist ein solches Morden unter den Thüringern gemacht worden, daß das Bett des Flusses durch die Menge der Leichname angefüllt wurde, so daß die Franken über sie, gleichsam als über eine Brücke, auf das andere Ufer übergingen. Als sie also den Sieg errungen hatten, nehmen sie jene Gegenden ein und bringen sie in ihre Gewalt."

Also lautet der Bericht des Bischofs Gregor von Tours; er erwähnt nirgends die Veste Scheidingen, so wie er überall nur die Hauptsachen erwähnt und das Einzelne unberührt läßt. Den Tod Herrmannfrieds erzählt er kurz darauf also: „Als nun Theuderich in sein Land zurückgekehrt war, ließ er den Hermenefrid, der durch gegebene Treue sicher gestellt war, zu sich kommen und beschenkte ihn mit ehrenvollen Gaben. Es geschah aber, daß er, als sie sich eines Tages auf der Mauer der Stadt Tulbiacum unterredeten, ich weiß nicht von wem, von der Höhe der Mauer auf die Erde herabgestürzt wurde und hier seinen Geist aushauchte.

Nicht viel mehr erfahren wir durch den Bischof von Poitiers Venantius Fortunatus, der uns wohl genauere Nachrichten hätte mittheilen können, da er nicht allein ein Zeitgenosse, sondern auch ein Freund und Verehrer der heiligen Radigunde war, deren näheren Umgang er viele Jahre genoß. Diese Heilige, die erste die Thürin-

gen aufzuweisen hat, war die Tochter des so schmachvoll ermordeten Königs Berthar; ihr Oheim Herrmannfried nahm sie an seinen Hof, wo sie mit dessen Sohn, Amalfried, an welchem sie mit schwesterlicher Liebe hing, erzogen wurde. Durch eine günstige Fügung des Schicksals wurde sie bei dem Untergange des thüringischen Reiches nicht nur erhalten, sondern Chlothachar, dem sie als Kriegsbeute zufiel, ließ sie zu Atheja in Frankreich sorgfältig erziehen und wählte sie späterhin zu seiner Gattin. Bald aber, zurückgestoßen von dem rauhen, blutbefleckten Mann und beseelt von dem Verlangen sich Gotte ganz zu weihen, gab sie diese Verbindung auf und stiftete ein Kloster zu Poitiers, wo sie mit dem größten Eifer und Selbstverleugnung sich in allen Pflichten des klösterlichen Lebens übte, und gleich der heiligen Elisabeth, mit der sie eine große Aehnlichkeit hat, fand sie in der strengsten Beobachtung der von ihr freiwillig übernommenen Pflichten einen vollen Ersatz für den Glanz und die Macht, die sie als Königin genossen hatte. Der Bischof Venantius Fortunatus dichtete viele Elegien auf sie; wir begnügen uns hier von zweien eine Uebersetzung zu liefern. Die erste ist an Amalafried gerichtet, der damals als Oberster der Reiterei in dem Heere des Kaisers Justianus in dem Morgenlande lebte; wir führen hier nur den ersten Theil dieses Gedichts an, da der andere Theil weniger geschichtlichen Werth hat.

Trauriges Loos des Kriegs! Neidvolles dunkles Verhängniß
Aller Dinge! Wie bald sinken Reiche dahin!
Dort wo der Hof sonst geprange in dem Schmuck der hohen Paläste
Deckt statt des glänzenden Saals trauernde Asche den Raum!
Glückliche Zinnen vor dem in langer Reih' sich erhebend
Liegen in Trümmern nun da, nach dem schmachvollen Sturz!
Dort, wo das Dach sich erhob von rothen Metalle weit strahlend,
Hüllt nun den leuchtenden Bau farblos der modernde Staub.
An unrühmlicher Statt, von feindlichen Herrscher bezwungen
Sank der erhabne Ruhm unter der Feinde Gewalt.
Auch die stattliche Zahl der hohen, gleich alterigen Diener
Modert zum Leichenstaub nun, da die Stunde erschien.
Aber die dichte Schaar der mächtigen, tapfern Genossen
Schließt kein Grabmahl ein, findet im Tode kein Lob.
Sie, die durch glänzendes Haar das leuchtende Gold einst verdunkelt
Decken besiegt um die Flur, gleich dem erblichnen Demant.
Wehe! der modernde Leib liegt dort auf der blutigen Wahlstatt
Und ein ganzes Volk ruht auf einer Stätte vereint.
Troja beweine nicht mehr allein den gewaltigen Umsturz
Gleiche Verwüstungen sah auch das thüringische Land.
Fortgerissen wird hier mit zerraufter Haar die Matrone,
Kein Abschied ist ihr erlaubt bei der Götter Altar
Nicht gestattet ward ihr die theuern Pfosten zu küssen
Noch zurücke zu schaun noch dem geliebten Ort.

Ach! der nackende Fuß wird von Blute des Gatten gerötbet
Ueber des Bruders Leib schreitet die Schwester entsetzt.
Hangend am Muttermund, wird das Kind der Mutter entrissen
Keiner zollet bewegt stiller Thränen Tribut.
Weniger schmerzt es fürwahr den theuern Sohn zu verlieren
Als die Mutter zu schaun, wie sie kraftlos umsinkt.
Nimmer vermag ich durch Winen, dem fremden Manne verbunden,
Auszudrücken den Schmerz, alles ist Thräne und Schmerz!
Jeglichen hab ich bewein't, ich allein, denn es wurde des Ganzen
Allverbreiteter Schmerz nur mit Armen zu Theil.
Hold war den Männern das Glück, dem Feinde ertagen sie alle
Ich die Einzige blieb, sie zu beklagen zurück.
Doch nicht Verwandte allein muß ich im Tode beklagen,
Auch die bewein ich, die jetzt freundlich das Leben noch degt.
Oft, wenn das Auge sich schließt und die nasse Wange sich trocknet
Bleibt die Klage doch wach, schweigt die Sorge doch nicht.
Sehnend blick ich umher ob ein lüftchen Grüße mir bringe
Doch kein Schatten erscheint von den theuern Geschlecht.
Ihn, in dessen Blick voll treuer Liebe, ich Trost fand
Nahm das böse Geschick aus der Umarmung hinweg.
Nagt ein Kummer dich auch, ob wohl du fern von mir weilest?
Nahm das herbe Geschick, dir auch das süße Gefühl?
Oder gedenkst du noch, was in frühen Jahren der Jugend
Damals, Amalafrid ich, Radigunde, dir war?
Wie du mich damals geliebt ein heldaufblühender Knabe
Du des Oheims Sohn, unserer Familie Stolz.
Du ersetztest mir ganz den gemordeten Vater, die Mutter
Schwester und Bruder, du warst, alles du, Einziger, mir.
Hangend in deinem Arm, von süßen Küssen geschmeichelt
Horchte die Kleine so gern deinen freundlichen Wort.
Lange Zeit deucht es mir, wenn eine Stunde uns trennte
Jahre stoben dahin nimmer wird mir ein Wort!
Dir verwundete Brust durchwühlten quälende Sorgen
Ob der Theure einst kommt, wann und wie und woher.
Hielt dich der Vater zurück, die Mutter und die Geschäfte
Eiltest du auch, du schienst immer ein Säumender mir
War es des Schicksals Spruch, dich, Theurer, bald zu verlieren
Keinen Aufschub erträgt, treuer Liebe Gewalt.
Angst erfüllte das Herz, wenn nicht ein Dach und bedeckte
Trateſt du aus dem Haus, Bangen erfüllte das Herz.
Wie der Osten dich hält, so hält der Westen mich Arme
Mir tönt des Oceans Fluth, dir das arabische Meer.

Das andere Gedicht, welches wir auch anführen wollen, ist an Artarchis gerichtet; wer dieser nahe Verwandte der heiligen Radegunde gewesen sei, kann nicht mehr genau bestimmt werden. Entweder war er ein Schwestersohn Radegundens, oder ein Enkel des

unglücklichen Hermannfrieds. Radegunde hat die schreckliche Nachricht erhalten, daß ihr Liebling Amalafried, von dem sie lange keine Nachricht erhalten hatte, plötzlich in dem Morgenlande gestorben sei. Die tiefe Wehmuth, die sie bei diesem unerwarteten Verluste durchdringt, spricht sich auf eine ergreifende Weise in diesem Gedichte aus.

Was nach des Vaterlands Schmach, und der hohen Eltern Verderben
Als durch Feindes Gewalt, blutig Thüringa erlag
Was wenn die Rede sich lenkt auf die schrecklich beendigten Kriege
Was bewein' ich zuerst, ich die gefangene Frau?
Soll ich bejammern das Volk, das schnell zu Leichen gethürmet
Oder das theure Geschlecht, das dem Schicksal erlag!
Erst sank der Vater dahin ihm folgte frühe der Oheim
Beider schwerer Verlust traf verwundend mein Herz!
Nun war ein Bruder noch da, ihn raubte ein furchtbares Schicksal
Und sein Hügel von Sand drückt mich so schwer, als ihn.
Alle fielen so schnell es blieb nur einer mir übrig
Du, Amalafried, auch, liegst nun jetzo entseelt!
Wenn nach langer Zeit Radigundens Schicksal erwähnt wird
Dann bezeuge dies Blatt, mein so trauriges Loos
Lange besorgte ich schon eine solche Gabe des Lieblings
Und das ist nun der Trost deiner Thaten für mich?
So übersendest du mir nun frische Wolle zur Arbeit,
Findet die Schwester wohl Trost, wenn sie die Arbeit vollbringt?
Also warst du bemüht die tiefen Schmerzen zu stillen
Mußte dieß erste Wort, auch das letzte mir sein?
Andere Gaben, fürwahr erflehte ich mit reichlichen Thränen
Frohes wünscht ich so gern, bittres ward mir gereicht.
Ach! die beengte Brust ward schwer von Kummer gereinigt
Und des Herzens Glut ward nun also gestillt?
Würdig war ich es nicht, ihn lebend zu schauen noch im Tode
Und ein neuer Verlust trifft mich jetzt bei der Gruft
Doch warum meld' ich dir dieß, mein theurer Zögling Artarches?
Soll meiner Thränen Fluth auch die Deinige sein?
Trösten sollt ich vielmehr den lieben Verwandten und schweigen
Doch des Theuren Tod zwinget zum bittern Wort,
Denn er war mir ja nicht ein fremder, ferner Verwandte
Sondern des Oheims Sohn, nahe und innig verwandt
Berthar war Vater mir einst, ihn zeugete Ermenefridus
Doch von Brüdern entflammt, trennte ein Erdtheil uns
Mögtest du theurer Sohn den lieben Verbandten ersetzen
Mir durch Liebe vereint, wie es jener mir war.
Wenn du das Kloster verläßt, so eile ich bitte, oft zu mir
Schütze auch ferner den Ort, zu der Ehre des Herrn.
Daß die fromme Mutter mit dir für solches Bestreben
Dort am Sternenthron würdigen Lohn einst empfah'

Reichlicher Segen umſtröm euch Glückliche ſtemer hinieden
Droben werd euch zu Theil himmliſche Ehr und Leb.

Dieſe Elegien, ſo wie andere weniger ausführliche Stellen in den Gedichten des Biſchofs Venantius Fortunatus beſtätigen es, daß der Untergang des thüringiſchen Reiches von den ſchauderhafteſten Ereigniſſen begleitet war, und daß dadurch auf die königliche Familie, ſo wie auf das ganze Volk unſägliches Elend kam. In den Lebensbeſchreibungen der heiligen Radegunde, welche dieſer ehrwürdige Biſchof, ſo wie die Nonne Baudonivia, eine Zeitgenoſſin und Freundin der heiligen Radegunde, verfaßten und hinterlaſſen haben, wird ſehr viel von dem frommen Leben und Werken, ja von den zahlreichen Wundern der heiligen Königin erzählt, aber leider deſto weniger von den traurigen Schickſalen, die ſie ſchon in früher Jugend trafen und die einen unauslöſchlichen Eindruck auf ihr zartfühlendes Herz machten, ſo daß ſie nur in den ſtillen Zellen eines Kloſters Ruhe und Frieden finden konnte.

Einen ausführlichern aber wenig glaubwürdigen Bericht liefert uns ein ſächſiſcher Geſchichtsſchreiber, der gelehrte Mönch zu Corvey Witichind, der in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts ſeine Jahrbücher ſchrieb, alſo vier Jahrhunderte nach dem vorhergenannten Zeitgenoſſen der heiligen Radegunde. Vielfache Sagen hatten ſich ſchon über den Untergang des thüringiſchen Reiches und den Antheil, welchen die Sachſen an dieſem Ereigniſſe genommen, verbreitet, und dem geſchichtlich Wahren hatte ſich viel Erdichtetes und Unwahres beigemiſcht. Schon hierdurch, als Beweis, wie bald wichtige Ereigniſſe in dem Munde des Volkes gewaltig entſtellt und verändert werden, verdient die Erzählung Witichinds die Aufmerkſamkeit des Freundes der Geſchichte, noch mehr aber dadurch, daß wir hier zuerſt die Veſte Schidingi, als den Ort erwähnt finden, durch deſſen Eroberung der ganze Krieg beendigt wurde. Witichind gibt eine ganz unbegründete Urſache des Kriegs zwiſchen den Franken und Thüringern an. Hermannfried habe wegen ſeiner Gemahlin Amalberg, die eine Tochter des Frankenkönigs Clodoweus genannt wird, auf das Reich der Franken Anſpruch gemacht, da Thiaderich, der Sohn des Clodoweus wegen ſeiner Mutter zur Nachfolge nicht berechtigt geweſen ſei. Dadurch wäre der Krieg, durch Aufreizung der ehrgeizigen Königin Amalberg, welche den hinterliſtigen und kühnen Hiring, den Rathgeber des Königs Hermannfried, für ihre Abſicht geſtimmt hatte, entſtanden. Die Erzählung lautet nun alſo:

Als Thiaderich ſich den Grenzen der Thüringer mit einem groſſen Heere näherte, fand er auch ſeinen Eidam, der ihn mit einem ſtarken Haufen an dem Orte erwartete, der Runniberg genannt wird, und nachdem der Kampf begonnen, wurde in unentſchiedener Schlacht am erſten und zweiten Tage geſtritten; am dritten Tage aber wich der beſiegte Ermenefried dem Thiaderich und fliehend zog er ſich zuletzt

mit seinem Gefolge in die Stadt zurück, welche Schidingi genannt wird, und welche an dem Flusse liegt, der Unstrode heißt.

Thiaderich aber, nachdem er die Anführer und Hauptleute seiner Krieger zusammengerufen hatte, fragt sie um ihre Meinung, ob sie dafür hielten, daß Erminfried weiter zu verfolgen sei, oder ob man in das Vaterland zurückkehren müsse. Unter ihnen sprach Walderich, der befragt wurde, also: ich halte dafür, daß wir nun die Todten zu begraben, die Verwundeten zu heilen und ein größeres Heer zusammenzubringen, in das Vaterland zurückkehren müssen, denn ich glaube nicht, daß wir, nachdem du so viele Tausende der Deinen verloren hast, hinlänglich stark sind, um den gegenwärtigen Krieg zu beenden. Denn wenn die zahllosen, barbarischen Nationen sich gegen uns erheben, durch wen willst du siegen, da so viele der Unsern zum Kampfe unfähig sind?

Es hatte aber Thiaderich einen sehr verständigen Diener, dessen Rath er oft als tüchtig erfahren hatte und mit dem er deshalb durch eine gewisse Vertraulichkeit verbunden war. Dieser aufgefordert, seine Meinung zu sagen, sprach: in Sachen, welche die Ehre betreffen, hatte ich Ausdauer für sehr schön, welche unsere Vorfahren so hoch hielten, daß sie, wenn sie eine Sache angefangen hatten, selten oder nie dieselbe aufgaben, und doch glaube ich nicht, daß unsere Kämpfe mit den ihrigen zu vergleichen sind, da sie mit kleinen Heeren ungeheure Haufen der Völker bezwangen. Jetzt ist das Land in unserer Gewalt, werden wir durch unsern Rückmarsch den Besiegten nicht Gelegenheit zum Siegen geben? Ich würde es selbst vorziehen, in das Vaterland zurückzukehren, und die häuslichen Angelegenheiten zu besorgen, wenn ich wüßte, daß unser Feind in dieser Zeit der Ruhe pflegen würde. Aber vielleicht bedürfen dies unsere Verwundeten? ich meine aber, daß dieses Geschäft des Lagers unverdrossenen Gemüthern zum größten Vergnügen gereicht. Also ist unser Heer durch den Verlust einer großen Menge geschwächt? Die Feinde sind auch nicht alle entkommen, sicherlich nur sehr wenige, denn der Heerführer umschließt sich selbst, wie das kleine Thier durch seine Schlumpfwinkel geschützt wird, mit der Schutzwehre der Stadt, und wagt nicht einmal den Himmel ruhig anzuschauen, da ihn die Furcht vor uns quält. Aber es fehlt ihm nicht an Geld, wodurch barbarische Völker erkauft werden; es fehlt ihm nicht an kriegerischer Mannschaft, obwohl sie ermattet ist; doch Alles dies kann durch unsere Entfernung ergänzt werden. Es ist schmachvoll für den Sieger, den Besiegten Gelegenheit zum Siege zu geben. Sind wir auch stark genug, um die einzelnen Städte zu beschützen? Wir verlieren sie alle, wenn wir abziehen und wiederkommen.

Als er dies so ausführte, deuchte es dem Thiaderich und allen, die nach dem Ruhme des Sieges begierig waren, wohlgethan, in dem Lager zu bleiben und an die Sachsen zu senden, welche schon von Alters her die heftigsten Feinde der Thüringer waren, ob sie ihnen Hülfe leisten wollten; wenn sie Ermenefried besiegen und die Stadt einnehmen würden, so wollte er ihnen das Land zum ewigen Besitze

übergeben. Die Sachsen, nicht unentschlüssig, stehen nicht an, zehn Heerführer mit je tausend Kriegern hierzu zu bestimmen. Und als die einzelnen Heerführer je mit hundert Kriegern in das Lager eingetreten waren, indem der übrige Haufen vor dem Lager bleibt, begrüßen sie den Thiaderich mit freundlichen Worten. Als sie Thiaderich hoch erfreut aufgenommen hatte, gewährt er den Männern, nachdem der Handschlag gegeben und empfangen war, die Erlaubniß zu reden. Aber jene sprachen: Das Volk der Sachsen, dir ergeben und zu deinen Befehlen bereit, sendet uns zu dir, und siehe wir sind da, zu allem fertig, was dein Wille dir heißen wird; bereit entweder deine Feinde zu besiegen, oder wenn es das Geschick anders will, für dich zu sterben; denn wisse, daß die Sachsen keinen andern Entschluß haben, als zu siegen, oder sonst gar nicht zu leben; auch können wir unsern Freunden keinen größern Liebesdienst erweisen, als daß wir für sie den Tod verachten. Daß du dies durch Erfahrung lernen mögest, wünschen wir gar sehr.

Als sie dieses sprachen, bewunderten die Franken die durch Körper und Muth ausgezeichneten Männer, und die ungewöhnliche Haltung, und die Waffen, und das über die Schultern herabwallende Haupthaar, und vor allem die große Festigkeit ihrer Seelen; sie waren bekleidet mit Kriegsmänteln, bewaffnet mit langen Lanzen, und standen da gestützt auf kleine Schilde, indem sie an den Lenden große Schlachtschwerter hatten. Es waren auch einige, welche sagten, daß die Franken so viele und so gewaltige Freunde nicht nöthig hätten, daß dieses Geschlecht der Menschen ein unbändiges sei und wenn sie dieses Land bewohnen würden, so sei es ohne Zweifel, daß sie einst das Reich der Franken zerstören würden. Thiaderich aber, seine eigenen Vortheile erwägend, nahm die Männer in das Bündniß auf, indem er ihnen empfahl, sich zur Eroberung der Stadt anzuschicken.

Jene, von dem König zurückkehrend, schlugen das Lager an der Mittagsseite der Stadt, auf den dem Flusse nahen Wiesen auf und am folgenden Tage bei der ersten Helle sich erhebend, ergriffen sie die Waffen, erobern die Stadt und stecken sie an. Nach der Eroberung und Verbrennung der Stadt ordnen sie die Schlachtreihen dem nach Morgen gelegenen Thore gegenüber. Als die in den Mauern Eingeschlossenen die geordnete Schlachtreihe sahen, und sich in die äußerste Noth versetzt fanden, brechen sie kühn aus den Thoren hervor, stürzten in blinder Wuth auf die Gegner, und nachdem die Pfeile verschossen sind, wird die Sache mit dem Schwerte geführet. Da entsteht nun ein harter Kampf; viele fallen hier, viele dort, jene fechten für das Vaterland, für die Weiber und Kinder, ja zuletzt für das Leben selbst; die Sachsen kämpfen für den Ruhm und für den Besitz des Landes. Es erhebt sich das Geschrei der Männer, die sich gegenseitig aufmuntern, das Getöse der Waffen, und das Stöhnen der Sterbenden. Unter solchem Schauspiele vergeht jener ganze Tag; als nun überall Morden und Geheul war, und kein Heer von der Stelle wich, trennte erst die späte Stunde das Treffen. An jenem

Lage wurden viele Thüringer getödtet, viele verwundet; von den Sachsen wurden 6000 Todte gezählt.

Hierauf wurde Hiring von Erminfried mit einer demüthigen Botschaft und mit allen seinen Schätzen an Thiaderich um Frieden und freiwillige Unterwerfung geschickt. Als Hiring eintrat, sprach er: es sendet mich der zu dir, der einst dein Verwandter jetzt bald ein Sclave ist, damit, wenn du dich nicht seiner erbarmest, du doch wenigstens der unglücklichen Schwester, und deiner Enkel dich erbarmen mögest, welche in die äußerste Noth versetzt sind. Als er dies weinend gesprochen hatte verband er damit das Vorwort der durch Geld bestochenen Fürsten, daß es der königlichen Gnade nicht ungeziemend sein würde, daß er ein solches Flehen nicht verachte und des Gemeinsamen des natürlichen Laufes der Dinge nicht vergesse. Es sei vortheilhafter, den in ein Bündniß aufzunehmen, der schon überwunden und so zertreten sei, daß er sich nie gegen ihn würde erheben können, als jenes unbändige und für jede Anstrengung abgehärtete Geschlecht der Menschen, von welchen das Reich der Franken nichts erwarten könne, als allein Gefahr. Auch in dem beendigten Kriege könne man sehen, wie roh und unbezwinglich die Sachsen wären, daher sei es besser, daß sie, nachdem man die Thüringer wieder aufgenommen habe, aus ihren Grenzen getrieben würden.

Durch diese Rede wird Thiaderich, obwohl ungern, umgestimmt, und er verspricht am folgenden Tage seinen Schwager aufzunehmen, und die Sachsen aufzugeben. Als Hiring dies hörte wirft er sich zu den Füßen des Königs und preist die Entscheidung der königlichen Gnade, und nachdem er die erwünschte Nachricht an seinen Gebieter gesandt hatte, macht er diesen froh und die ganze Stadt überläßt sich einer größern Sicherheit; er selbst bleibt im Lager, damit nichts Verderbliches in der Nacht unternommen werde.

Unterdessen, da die Nacht durch den versprochenen Frieden sicher gemacht war, geht jemand mit einem Falken über das Ufer des genannten Flusses, um Nahrung zu suchen. Als aber der Falke losgelassen ist, fängt ihn dort einer der Sachsen auf dem jenseitigen Ufer. Als jener bittet, daß er ihn zurückgebe, verweigert es der Sachse. Jener aber spricht: gib ihn und ich verrathe dir ein Geheimniß, welches dir und deinen Genossen nützlich ist. Der Sachse erwiedert: rede! und nimm dann was du verlangst! Die Könige, sagte jener, haben, nachdem sie Friede gemacht, den Beschluß gefaßt, euch, wenn ihr morgen noch im Lager gefunden werdet, zu fangen, oder doch gewiß zu tödten. Hierauf sagte jener: sprichst du dies im Ernst oder im Scherz? Die zweite Stunde des kommenden Tages antwortet er, wird es beweisen, weil ihr ohne Scherz werdet handeln müssen. Daher rathet euch selbst und sucht euer Heil in der Flucht. Der Sachse ließ sogleich den Falken los und hinterbrachte seinen Genossen, was er gehört hatte. Die Sachsen wurden sehr bestürzt und fanden sogleich nicht, was sie in diesen Umständen thun sollten. Es war aber damals im Lager ein bejahrter, aber im muntern Greisenalter noch kräftiger Mann, welcher wegen seiner rühmlichen Tugenden Vater der

Väter genannt wurde, Hathugast mit Namen. Dieser ergriff die Fahne, welche bei ihnen heilig gehalten wird, erkenntlich an dem Bilde eines Löwen und Drachen und darüber eines fliegenden Adlers wodurch der mächtige Einfluß der Tapferkeit und der Klugheit und anderer Tugenden dargestellt wurde, und durch die Haltung des Körpers die Festigkeit der Seele darthuend, sprach er: Bis dahin habe ich unter den trefflichsten Sachsen gelebt, und bis zu diesem beinahe höchsten Greisenalter hat mich auch die Zeit geführt und niemals sah ich meine Sachsen fliehen; und wie werde ich nun gedrängt zu thun, was ich nie gelernt' habe! Kämpfen verstehe ich, fliehen kann ich nicht, noch vermag ich es! Wenn das Geschick nicht gestattet, länger zu leben, so erlaubt es gewiß was mir das süßeste ist, mit meinen Freunden zu fallen! Zum Vorbild dienen mir die Tugenden der Väter, die um uns hingestreckten Leichname der Freunde, welche lieber sterben wollten als besiegt zu werden, eher die unüberwindlichen Seelen verlieren, als vor ihren Feinden vom Platze weichen. Aber warum habe ich nöthig meine Ermahnung zur Todesverachtung so lange fortzusetzen? Wir gehen ja gegen Sorglose! nur zum Würgen, nicht zum Kämpfen! denn wegen des versprochenen Friedens und unserer schweren Wunden fürchten sie nichts Verderbliches; von dem heutigen Kampfe auch ermattet, sind sie ohne Furcht, so wie ohne Wachen und die gewöhnlichen Vorposten. Auf Unvorbereitete und im Schlaf Begrabene loszugehen ist doch eine geringe Arbeit! Folget meiner Führung, und dieses mein Haupt gebe ich euch, wenn es nicht geschieht, wie ich es sage.

Also durch seine trefflichen Worte ermuntert, wenden sie, was noch vom Tage übrig ist, zur Stärkung ihrer Körper an; dann in der ersten Nachtwache, wo der Schlaf die Sterblichen stärker fesselt, stürzen sie auf das gegebene Zeichen, nachdem sie die Waffen ergriffen, unter Anführung jenes Heerführers, über die Mauern, und da sie sie ohne Wachen und Posten finden, dringen sie in die Stadt mit gewaltigem Geschrei ein. Die hierdurch aufgeschreckten Feinde suchen theils in der Flucht ihr Heil, theils irren sie wie Trunkene auf den Straßen und Mauern der Stadt umher, theils gerathen sie unter die Sachsen, die sie für ihre Mitbürger halten. Diese aber übergeben alle von erwachsenem Alter dem Tode, die Unmündigen bewahren sie zur Beute. Es war jene Nacht erfüllt mit Angstgeschrei, Mord und Raub, kein Ort blieb in der ganzen Stadt ruhig, bis die purpurne Morgenröthe emporstieg und den leichten Sieg erkennen ließ. Da der König Erminfried der höchste Preis des Sieges war, so wurde er aufgesucht, aber es fand sich, daß er mit seiner Gattin, den Kindern und weniger Begleitung entflohen war.

Am Morgen aber, stellen sie an dem gegen Morgen gelegenen Thore den Adler auf, errichten einen Siegesaltar, und verehren nach ihren väterlichen Irrthümern ihre Gottheiten mit eigenthümlichen Gebräuchen, namentlich den Mars und den Herkules. So werden drei Tage hindurch Siegesfeste gefeiert, die feindliche Beute wird getheilt, und die Todtenfeier der Gefallenen wird begangen, indem sie jenen

Anführer bis zum Himmel erheben, und ausrufen: Daß in ihm ein göttlicher Geist sei und eine himmlische Tapferkeit, da er durch seine Beharrlichkeit ihnen einen solchen Sieg gewinnen ließ. Alles dieses geschah, wie es die Erinnerung der Vorfahren bestätigt, am ersten October, welche Tage, irrthümlich durch die Beglaubigung frommer Männer in Festtagen mit Gebet und Almosen aller spätern Christen verwandelt sind. Nachdem dies alles also vollendet, kehren sie zu Thiaderich in das Lager zurück, und gütig empfangen und höchlich gelobt werden sie mit dem ewigen Besitz des eroberten Landes beschenkt; auch werden sie Bundesgenossen und Freunde der Franken genannt, und bewohnen zuerst die Stadt, von welcher sie das Feuer wie von den eigenen Mauern abgehalten hatten.

Welches Ende aber der König fand, will ich nicht unterlassen mitzutheilen, weil die Sage denkwürdig ist. Zuletzt wurde Hiring, an dem Tage, wo die Stadt erobert wurde, an Thiaderich gesandt; in der folgenden Nacht von ihm empfangen, blieb er in dem Lager. Als er aber hörte, daß Erminfried entflohen sei, so betrieb er, daß er mit List zurückgerufen und Hiring ihn tödten sollte, indem er ihn mit ausgezeichneten Gaben beschenken und mit großer Gewalt in seinem Reiche ehren wollte, indeß Thiaderich selbst ganz unkundig des Mordes erscheinen sollte. Als dieses nun Hiring ungern übernahm, so gab er zuletzt, durch trügerische Versprechungen bewogen, nach, und erklärte sich bereit, daß er seinem Willen gehorchen wollte. Also warf sich der zurückberufene Erminfried zu den Füßen Thiaderichs. Aber Hiring, der als königlicher Waffenträger dabei stand, tödtete mit entblößtem Schwerte den auf den Knieen liegenden Herrn. Alsbald sprach zu ihm der König: da du dich durch solche That, indem du deinen Herrn tödtetest, bei allen Menschen verabscheuungswürdig gemacht hast, so laß ich dir freien Abzug von uns, mag aber weder Antheil an deinem Schicksale, noch an deiner Schändlichkeit haben. Mit Recht, antwortete Hiring, bin ich bei allen Menschen verächtlich geworden, weil ich deinen listigen Rathschlägen folgte; ehe ich aber scheide, will ich mich von meinem Verbrechen reinigen, indem ich meinen Herrn räche. Und wie er mit entblößtem Schwerte dastand, so durchbohrte er den Thiaderich, und legte den Körper seines Herrn auf den Leichnam des Thiaderich, daß er wenigstens als ein Todter siege, der lebend besiegt wurde; so mit dem Schwerte sich einen Weg machend entwich er! Ob dieser Sage Glauben beizumessen sei, steht bei dem Leser.

Die Sachsen ruheten nun, nachdem sie das Land in Besitz genommen, aus, indem sie in Bündniß und Freundschaft mit den Franken standen. Einen Theil der Ländereien theilten sie mit ihren Hülfsgenossen oder Freigelassenen, und verurtheilten die Ueberreste des besiegten Volkes zu Tributen.

Es würde uns zu weit führen und dem Zwecke dieser Blätter wenig entsprechen, wenn wir auf eine weitere Untersuchung dieser und der übrigen ältern Berichte über diese verhängnißvollen Ereig-

nisse eingehen wollten; die Hauptsachen, welche aus diesen verworrenen, oft sich widersprechenden Nachrichten hervorgehen, lassen sich leicht zusammenstellen. Herminfried, der letzte König der Thüringer, geräth, nachdem sein Beschützer, der mächtige König der Ostgothen, Theoderich im Jahre 526 in Mailand gestorben war, mit den Franken, welche die wachsende Macht der Thüringer längst mit Neid bemerkten, auf Anregen seiner ehrgeizigen Gemahlin Amalaberga, in einem entscheidenden Kampfe, in zwei Haupttreffen geschlagen, flieht er in seine Veste Scheidingen, aber die schnell nachrückenden Franken belagern ihn hier unter Beistand der herbeigerufenen Sachsen; die Veste wird bald erstürmt und der unglückliche, schuldbeladene König findet kurz darauf, von den Mauern Zülpichs herabgestürzt, ein schmachvolles, nicht unverdientes Ende. So sah Scheidingen den tiefen, schrecklichen Fall des thüringischen Reiches, das nie wieder einen so hohen Rang einnehmen sollte! Die alte ernste Wahrheit: Der Uebel größtes ist die Schuld! bestätigte sich auf eine erschütternde Weise an jener beklagenswerthen Familie, die den Glanz ihres Hauses so bald verblichen sah, und schon 587 bei dem Tode der heiligen Radegunde ausstarb. Ueber das Jahr und den Tag, an welchem die Veste Scheidingen erstürmt wurde, sind die Angaben der älteren Schriftsteller nicht einig; der Verfasser der Chronik, der Herzog von Braunschweig nennt den ersten October des Jahres 534 als den Tag der Eroberung Scheidingens, doch mit eben so wenig Sicherheit, als die Angaben anderer Geschichtsschreiber. Der Fall Scheidingens muß zwischen den Jahren 527 — 530 erfolgt sein.

Die Sachsen waren nun die Herren jenes Theils des thüringischen Reiches, der sich nordwärts von der Unstrut und Helme über die Bode hinaus bis Magdeburg hinunter erstreckt. Da zwischen zwei so mächtigen und kriegslustigen Völkern, als die Franken und Sachsen waren, der Friede nicht lange bestehen konnte, so fanden bis zur gänzlichen Bezwingung der Sachsen durch Karl den Großen, also beinahe drei Jahrhunderte hindurch, anhaltende Kriege mit abwechselndem Glücke zwischen beiden Völkern statt. Scheidingen, obwohl es in den Geschichtsbüchern der fränkischen Schriftsteller, in diesen blutigen Kämpfen nicht namentlich erwähnt wird, mag als bedeutende Veste eine nicht unwichtige Rolle gespielt haben; ja es scheint auch, daß erst durch die Sachsen der jetzt noch übliche Name aufgekommen sei, da diese Burg, an der Grenze oder Schild zwischen Sachsen und Franken gelegen, Schidingi genannt wird. Die Schreibart ist, wie gewöhnlich bei den ältesten Geschichtsschreibern, nicht übereinstimmend. Es wird: Schidingi, Skidingi, Stidingen, Schindingen, auch Chidingi geschrieben. Wenn jene Vermuthung, daß der Name Scheidingen erst seit der Erwerbung dieser Gegenden durch die Sachsen eingeführt worden sei, begründet wäre, so müßte angenommen werden, daß die Burg früher einen andern Namen getragen habe, der aber längst verschwunden ist. Aber unstreitig reicht die erste Begründung derselben in eine frühe Zeit hinaus, wenn auch

nicht der Meinung einiger Geschichtsschreiber beigestimmt werden kann, daß schon ein fabelhafter König von Thüringen, Joyer, um das Jahr 280 nach Christi Geburt, hier seine wohlbefestigte Residenz gehabt habe. Eben so unsicher ist die Behauptung, daß Burgscheidungen unter den thüringischen Königen von so großem Umfang gewesen sei, daß es sich eine Stunde oberhalb und unterhalb auf beiden Seiten der Unstrut bis nach Karsdorf und dem Städtchen Laucha erstreckt habe; allerdings mag sich eine Stadt an die Burg angeschlossen haben, aber ob diese Stadt die wirkliche Residenz der thüringischen Könige gewesen ist, ob Venantius Fortunatus bei seiner dichterischen Beschreibung des königlichen Pallastes, welche mit der Einfachheit und Rohheit des damaligen Deutschlands wenig übereinstimmt, an Scheidingen dachte, ob es jemals eine solche Größe und Bedeutung gehabt hat, das sind Fragen, welche jetzo unmöglich aufgelöst werden können. Auch ist es urkundlich nicht zu beweisen, daß jener von Wittichind erwähnte, tapfere Heerführer der Sachsen, Hadugast, oder ein anderer ausgezeichneter Herzog, den einige Bernowald, Herm von Ballenstädt und Ascanien nennen, bei der Eroberung und Erwerbung durch die Sachsen, Scheidingen mit der Umgegend als Preis der Tapferkeit erhalten habe. Mit völliger Gewißheit läßt sich aber darthun, daß der erlauchte Herzog von Sachsen, der große und verdienstvolle König Heinrich der erste, schon Scheidingen besaß, wahrscheinlich als ein Erbe seines edeln Vaters, des Herzogs Otto von Sachsen.

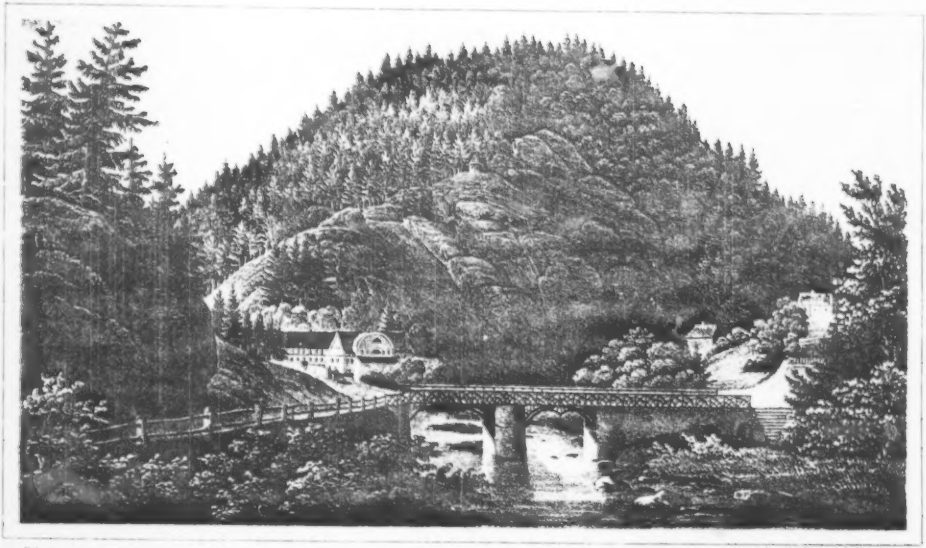
Die erste sichere Erwähnung von Scheidingen, seitdem der Mönch Wittichind es zuerst als die Burg Hermannfrieds bezeichnet hatte, findet sich in einer Urkunde des Königs Ludwig des Deutschen vom Jahre 874; es werden hier alle diejenigen thüringischen Ortschaften namentlich aufgeführt, welche den Zehnt an das Kloster Fulda zu entrichten haben und unter der großen Menge dieser Orte, welche diese in der thüringischen Geschichte so ominöse Abgaben zu leisten hatten, wird auch Skidingi genannt. Eine andere Urkunde vom Jahre 932 verdient noch mehr unsere Aufmerksamkeit; Kaiser Otto der Große übertrug durch Tausch die Mark Scheidinga seinem Vasallen, dem tapfern Herzog Herrmann Billing. Auch bei einem andern Tausche zwischen diesen beiden erlauchten Personen von dem Jahre 954 findet wieder eine Erwähnung von Scheidinga statt. Als Kaiser Otto II. zu Gunsten des Klosters Memleben, welches er zu einer Abtei erhob, mit dem Abte Gotzbert von Hersfeld im Jahre 979 einen Tausch machte, wird in dieser Urkunde auch Seidinburg genannt, worunter wohl nichts anders als unser Scheidingen zu verstehen ist. Nachdem die deutsche Kaiserkrone auf das fränkische Haus übergegangen war, blieb Scheidingen fortwährend ein kaiserliches Besitzthum, denn als Kaiser Heinrich III. sich 1043 mit Agnes von Aquitanien vermählte, übergab er seiner Gemahlin in demselben Jahre, das Gut zu Scheidingen in der Grafschaft des Pfalzgrafen Teti im Hassegau, worin dasselbe lag. Als wohlbefestigte Burg muß es lange Zeit hindurch eine Besatzung gehabt haben und oftmals

wird es in jenen ſtürmiſchen Zeiten erwähnt. In dem Kampfe, welcher 938 zwiſchen Kaiſer Otto dem Großen und ſeinem ehrgeizigen, durch ſeine Mutter die Kaiſerin Mathilde verwöhnten Bruder Heinrich ausbrach, erſcheint Scheidingen als eine der erſten Veſten des thüringiſchen Landes. Kaiſer Otto ſiegte zwar am Rhein über ſeinen Bruder und deſſen Verbündeten, den Herzog Gieſelbert von Lothringen, aber Heinrich floh nach Thüringen und ſetzte hier noch eine Zeit lang den Krieg fort bis die beiden Burgen Merſeburg und Scheidingen, welche Heinrich beſetzt hielt, in die Hände des Kaiſers fielen. Auch in den langwierigen verderblichen Kriegen welche der leichtſinnige und ſtolze Kaiſer Heinrich der vierte mit den Sachſen und Thüringern führte, wird Scheidingen öfters erwähnt. Der Markgraf der Lauſitz, Dedi, durch ſeine ſtolze Gemahlin Adela aufgereizt, ſtellte ſich dem Kaiſer in Thüringen entgegen, allein ohne den gehofften Erfolg, denn der Kaiſer Heinrich IV. drängte den Landgrafen zurück und nahm die beiden von demſelben in Beſitz genommenen Burgen Beichlingen und Scheidingen ein, wobei die letztere bei der Erſtürmung viel leiden mußte. Später im Jahre 1083 erfuhr Scheidingen das nämliche traurige Schickſal, als der Markgraf Dietrich von Landsberg mit dem Kaiſer Heinrich in einen hartnäckigen Kampf gerieth und der Sturm des Krieges auch die Veſte Scheidingen mit neuen Drangſalen überſchüttete.

Bis in die Mitte des eilften Jahrhunderts blieb Scheidingen ein kaiſerliches Beſitzthum; der Zeitpunkt, wo es an das Stift Bamberg überging, läßt ſich nicht genau beſtimmen, und die Behauptung, daß ſchon der fromme Kaiſer Heinrich der zweite, der große Wohlthäter und Stifter des Bisthums Bamberg, dieſes Gut ſeiner geliebten Stiftung übergeben, wird ſo lange unentſchieden bleiben, bis die Archive zu Bamberg genauer unterſucht ſind. Die Rechte dieſes Stiftes an dem Beſitz von Scheidingen haben ſich viele Jahrhunderte hindurch erhalten und erſt nach der Reformation wurden dieſe Verhältniſſe nach und nach aufgelöſt. Das Stift Bamberg vergab Scheidingen wieder an andere angeſehene Häuſer als Afterlehn; zuerſt wurden die Grafen von Anhalt damit belehnt, dann, ſeit 1383, die Grafen von Querfurt, auch hatten es die Herren von Wiehe aus dem Hauſe Orlamünde, ſo wie die Herren von Gleina eine kurze Zeit im Beſitz. In den Urkunden des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts kommen auch öfters Herren von Scheidingen vor, welche einen Theil von Scheidingen mögen beſeſſen haben. Unter dieſen machte ſich am meiſten Beringer von Scheidingen, um das Jahr 1322, bekannt, welcher in blutige Händel mit dem Markgrafen Friedrich gerieth. In dem Jahre 1468 empfing die Familie Hoymb die Belehnung von Scheidingen; dieſe reichbegüterte Familie erwarb ſich durch den Aufbau eines neuen Schloſſes, ſo wie durch manche Verbeſſerungen viel Verdienſte um Burgſcheidungen. Allein erſt durch die jetzigen Beſitzer, die Grafen von der Schulenburg, welche in dem Jahre 1722 von dem königl. ſächſiſchen Feldmarſchall von Flemming Burgſcheidungen erkauften,

hob ſich dieſe reizende und einträgliche Beſitzung immer mehr. Um das ſchöne, große Schloß erſtreckt ſich ein mit vielem Geſchmack angelegter Garten, von deſſen hohen Teraſſen nach allen Seiten reiche Ausſichten ſich eröffnen und überall werden die ſichtbaren Spuren reger Thätigkeit und eines wohlbelohnten Fleißes bemerkbar.

Große und ſegensreiche Veränderungen haben die Zeiten hier bewirkt; verſchwunden ſind die ſtolzen Zinnen, die ſtarken Mauern, die hohen Wälle, welche vor Jahrhunderten hier dem Blick begegneten und ein anderes Geſchlecht wohnt nun hier in Frieden und im Glück, von den Segnungen einer reichen Natur und wohlgeordneten bürgerlichen Einrichtung umgeben. Es iſt anders, es iſt beſſer geworden; das wollen wir mit Dank gegen den anerkennen, der aus Stürmen und Zerſtörungen einen beſſern Zuſtand hervorgehen läßt.



Lith. v. E. J. Pietsch & Cº in Dresden

Die Marmormühle bei Rübeland.

Die Marmormühle bei Rübeland.

Zu den intereſſanteſten Partheien des Bodethales, des längſten und ſchönſten aller Harzthäler, gehört unſtreitig auch der Abſchnitt, wo zwiſchen Rübeland und Neuwerk in einer Einbiegung des Thales die Marmormühle zwiſchen ſchroffen Felswänden verſtohlen hindurchblickt, welche Windung das Kreuzthal heißt. So wie das Bodethal ſo manche Seltenheit in ſich ſchließt, ſo iſt dieſe Mühle auch einzig, weil eine andere der Art nirgends auf dem Harze angetroffen wird. *) Von den ſteilen Berggeländen hinabſchauend glaubt man das ſchimmernde Jagdſchloß eines Fürſten zu ſehen, wie ehedem ein ſolches auch dort geſtanden haben ſoll, und da nun die weißlichen Kalkfelſen von üppigem Laub- und Nadelholz umſäumt, mit den Varietäten ihres Gründers Natur ein vorzüglich lebhaftes Colorit hier geben, ſo erhält im Ueberblicke die ganze Landſchaft dadurch den Charakter einer gewiſſen Wohlhabenheit. Ja was den ſinnigen Beſchauer noch mehr in dem Gedanken beſtärken könnte, ſich in einen großen Park verſetzt zu wiſſen, iſt theils eine ſchöne auf mächtigen Pfeilern ruhende und mit eiſernem Geländer verwahrte Brücke, welche die rauſchende Bode überſpannt, theils ein liebliches Belvedere auf dem trotzig der Bode entgegentretenden Mockſteine, das beſonders aus der Entfernung betrachtet, zu dem Enſemble dieſes ſchönen Naturgemäldes ungemein viel beiträgt. Wie ſchon bemerkt, beſteht die Gebirgsformation aus Kalkfelſen, der als Marmor jedoch kein eigentliches Streichen hat, ſondern maſſig bricht, und als untergeordnetes Lager im Schiefergebirge nur angeſehen werden kann. Da dieſe Formation faſt bis Michelſtein ſich hinziehen mag, ſo haben ſchon im zehnten und elften Jahrhundert die Volkmarsbrüder **)

*) Vor etwa 60 Jahren ſtand auch eine unterhalb Güntersberge im Selkethale, die aber 1782 wieder eingenommen iſt, und am gehörigen Orte noch einmal erwähnt werden wird.

**) S. Leuckfeldt Reih. Antiq. S. 18.

in dortiger Gegend Marmor gebrochen und aus ihren Arbeiten viel Geld gelöst, und in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts soll ein Michelsteinscher Mönch, Antonius Stymphäus vortreffliche Marmorarbeit schon geliefert haben. Doch von da ab schweigen die Nachrichten hierüber, und erst der Subconrector der Blankenburgischen Schule, Johann Otto Linden, war es, der ihn im Mittelberge und Krocksteine unweit der alten Volkmarsanstalten 1715 zuerst wieder entdeckte. Nachdem er hierüber Bericht an den damaligen Herzog Ludwig Rudolph nach Blankenburg erstattet hatte, wurden Vorkehrungen zu einer erneuerten Bearbeitung des aufgefundenen Marmors gemacht, und Linden selbst erhielt die Aufsicht darüber. Man zerschnitt aber damals den Marmor noch, theils in dem Bruche selbst mit der Hand, theils in Hüttenrode durch Treten, vier Jahre hindurch, bis 1719 der Braunschweiger, Delion, ein Schneidewerk mit 9 Sägen anlegte, wozu die frühere in dem Kreuzthale schon befindliche Kreuzmühle vielleicht benutzt sein mag. Hierauf ging der Marmorbruch, der sich im Krocksteine befand, als Lehen in die Hände eines Hofrath Schmidt in Braunschweig über, der ein Schneidewerk in Blankenburg oberhalb der Malzmühle aufführte, das aber auch bald wieder eingenommen ward. Nun wurde die noch stehende Marmormühle im Kreuzthale erbauet oder das Jagdschloß zu solcher Mühle umgewandelt, die nach manchen Verbesserungen ein Schneide- Schleif- und Drechselwerk bekam, das bis jetzt im Gange geblieben ist. Neuerdings ist diese ganze Maschinerie von Gußeisen neu aufgeführt und sehr sehenswerth; doch muß man zu deren Besichtigung die Erlaubniß des Administrators erbitten. Als Material bearbeitete man hier zuerst nur den Marmor des Krocksteines, der ganz und je tiefer aus desto schönern Marmor besteht. Da man späterhin aber auch weiter aufwärts bei Rübeland am rechten Bodeufer vorzüglich guten Marmor antraf, so wurden auch dort Brüche eröffnet. So gab es vor etwa funfzig Jahren, wo der Luxus in seinen Modeartikeln noch mehr nach dem Marmor griff, sechs solcher Brüche, drei im Krocksteine und drei bei Rübeland. Jetzt sind aber nur zwei noch im Gange, einer im Krocksteine dicht über der Fabrik, der rothen, und einer dicht bei Rübeland, der grauen und schwarzen Marmor mit weißen Adern liefert. Der schwarze bricht in ausgezeichnet großen und fest zusammenhängenden Blöcken, so daß die größten Gegenstände als Grabsteine, Taufsteine, Monumente ꝛc. daraus gearbeitet werden können. Der rothe Marmor ist jedoch schon klüftiger, und es finden sich in dem Bruche nicht so große zusammenhängende Stücke. Noch weiter im Thale hinab unter dem Krocksteine verwandelt sich das Roth des Marmors ins Zimmetbraune bis zum Blaßrothen, und die Mannichfaltigkeit durch bunte Mooszeichnung und durchlaufende farbige Bänder ist hier so groß, daß, wollte man darnach Unterschiede machen, man wohl an hundert Arten zählen könnte. Zu diesen herrlichen Varietäten tragen besonders die zahllosen, vom Marmor umschlossenen Petrefacten viel bei, und je tiefer man im Bruche sucht, desto schöner wird di. Verschiedenheit der

Farben und Zeichnungen. Sowohl der rothe als der schwarze Marmor sind beide sehr dicht und hart und werden deshalb mit Pulver gesprengt; desto schöner ist aber auch die Politur; auch lassen sie sich zu allen möglichen Gegenständen verarbeiten. Die Preise für das Fabrikat sind mäßig, indem der Quadratfuß in Tischplatten von 1 — 1¼ Zoll Stärke nur 11 — 14 Gr. kostet. Weil aber Marmorarbeiten jetzt weniger gesucht werden, so beläuft sich der Umsatz dennoch jetzt jährlich nur auf kaum 800 — 1000 Thaler, weshalb die Fabrik Jahr aus Jahr ein nur noch vier Arbeiter beschäftigt. Ehedem war eine Niederlage dieser Fabrikate in Blankenburg. Jetzt kann man schön polirte Bälle, Dosen, Knöpfe und Andres dieser Fabrik auch in einer kleinen Niederlage zu Rübeland im Gasthofe kaufen, so wie hübsche Exemplare des hier streichenden Violensteins gleichfalls dort zu bekommen sind. Der alte Marmorbruch, ehedem der erste und oberste am Rockstein, ist zugleich ein höchst malerischer Felsen, dessen Anblick allein schon die Mühe des Ersteigens lohnt. Ein marmorner Pulverthurm, auch eine Seltenheit, bezeichnet den Weg dahin.*) Eben so schön ist aber auch von dem Dübelssäuschen, das ein vormaliger Agent Dübel ziemlich auf der Spitze des 18 Lachter hohen Rockſteines erbauete, der Blick in das Bodethal, das von keinem andern Standpunkte in seiner doppelten Richtung so als von diesem Belvedere übersehen werden kann. Wollte der Mineraloge und Geognost als emsiger Sammler aber von diesem herrlichen Standorte vielleicht gern auch eine Reminiscenz noch mitnehmen, so dürfte dies ihm sicher nicht schwer fallen. Der Rockstein ist nämlich der Hauptfundort der merkwürdigen und beliebten Schraubensteine, und Korallenstämme, Trochiten, Cellularien, Milleporiten, Orthocerateten, kurz Muscheln aller Arten werden in diesen räthselhaften Gebirgsmassen in solcher Menge gefunden, daß der Petrefactensammler, wie überhaupt auf dem Harze, doch besonders hier eine reiche unerschöpfliche Fundgrube entdecken wird, wobei auch eine kleine Stalaktitengrotte nicht zu übersehen ist, die dieser merkwürdige Felsen gleichfalls umschließt. — Wir scheiden von diesen Gräbern einer erstorbenen Welt, können aber die Frage nicht unterdrücken: Wann wohnte darin noch Leben, und welche Ursach durfte es zerstören, um dereinst einer neuen Welt zum Schmuck zu dienen und Bewunderung zu entlocken? —

*) Ein Seitenstück ist das Pflaster in Harzgerode, das auch aus grauem Marmor besteht.

W. Schönichen.

Das Kloster Naundorf.

Eine Viertelstunde nördlich von dem Schlosse Allstedt, am Rande des von da an sich in Wiesen abdachenden Schloßberges, nahe bei dem Weimarischen Dorfe Wolferstedt, wohin es auch jetzt eingepfarrt ist, liegt dies ehemalige Nonnenkloster *) Naundorf, das schon in sehr frühen Zeiten seine ursprüngliche Bestimmung als Kloster verloren zu haben scheint, indem es schon zur Zeit der Reformation als ein Vorwerk von Allstedt unter dem Namen Neuendorff (vielleicht, wie Einige wollen, verstümmelter Name von Nonnendorf) erwähnt wird. Vom Schlosse Allstedt aus führt der Weg in einer Linden- und Obstbaumallee, zum Theil zwischen zwei kleinen Hainen, dem sogenannten Mittel- und dem Klosterhagen hindurch nach diesem Kloster. Vor dem Eingange von dieser Seite her gelangt man zuerst auf einen freien Platz, der zur Weide und, sonst wenigstens, zu mancherlei Volksbelustigungen diente. Auf der West- und Nordseite ist der Berg, auf dem es liegt, bis zu den Wiesen hinab, mit schönen Kirschanpflanzungen bedeckt; ostwärts aber dehnt sich die Bergebene, sanft ansteigend bis zur Höhe jener im Artikel „Allstedt" erwähnten Querfurter Wüste hinauf, in Felder aus, welche zum großen Theile dem Kloster gehören, und wo sich auch zwei Teiche befinden, ebenfalls Eigenthum des Klosters. Ein dritter Teich, der sogenannte „Küchenteich", wahrscheinlich, weil er die Küche der ehemaligen Klosterjungfrauen mit Fischen versorgte, liegt auf der Nordwestseite am Fuße des Berges, und hart neben ihm fließt der Rhonebach vorbei. Weiter nach Abend hinüber liegt in der Aussicht der Galgenberg, so benannt, weil ehemals daselbst wirklich ein solches Denkmal früherer, mittelalterlicher Sitte, ein Galgen stand, der aber schon unter der vorigen großherzogl. Regierung weggeschafft, und mit Eichen bepflanzt wurde, die aber, gleich als ruhe ein Fluch auf einer solchen Richtstätte, nicht gedeihen wollen.

*) Wie gemeinhin angenommen wird. Zu welchem Orden es aber gehörte, ist nicht bekannt.

Das Kloſter enthält jetzt nur noch äußerſt dürftige Spuren ſeiner früheren Beſtimmung, als z. B. alte feſte Kellergewölbe, in denen, wie unter dem Volke die Sage geht, ein früherer Pachtinhaber dieſes Vorwerks noch alten köſtlichen Wein aus der Zeit der Nonnen her einſtmals gefunden haben ſoll. Ebenſo geht wohl im Volke daſiger Gegend noch die Sage um von einem, freilich noch nicht aufgefundenen unterirdiſchen Gange, welcher von hier nach dem ¾ Stunden ſüdlicher gelegenen ehemaligen Mönchskloſter „Mönchpfiffel" geführt haben ſoll. — Das ganze Gehöfte, wie es ſich jetzt darſtellt, iſt neuerer Bauart und blos für landwirthſchaftliche Zwecke eingerichtet. Ein tiefer Brunnen in der Mitte des Hofes, aus dem das Waſſer von Eſeln, die in einem Tretrade gehen, heraufbefördert wird, ſo wie eine vom Schloſſe Allſtedt hergeleitete Röhrenfahrt verſehen das Kloſter mit dem nöthigen Waſſer. Auf der Oſtſeite des innern Hofes befindet ſich auch noch ein kleiner, mit italieniſchen Pappeln umfriedigter Teich, und an das eigentliche Wohngebäude ſtößt ein angenehmer Küchen- und Blumengarten.

In geſchichtlicher Beziehung möchte noch zu bemerken ſein, daß dies Kloſter ſchon frühzeitig, wenigſtens zur Zeit des thüringiſchen Bauerntumultes zerſtört, ſeit jener Zeit aber, beſonders in Folge der ſächſiſchen Reformation, als ſäculariſirt betrachtet und in ein Landguth umgeſchaffen worden iſt. So wird es unter andern namentlich ſchon 1525 aufgeführt in einer Lehns- oder vielmehr Verpfändungsurkunde, worin es mit dem Amte Allſtedt vom Churfürſten Johann (dem „Beſtändigen") von Sachſen und deſſen Vetter Georg, Herzog zu Sachſen an den Grafen Albrecht von Mannsfeld durch den bevollmächtigten churfürſtlichen Rath Chriſtoph von Taubenheim gegeben wird; und in einer Urkunde von 1575 wird es erwähnt als mit einbegriffen in den Kauf des Amtes Allſtedt, welches der Graf Karl von Mannsfeld von den Vormündern der jungen Herzöge zu Sachſen für 140,000 Gülden an ſich brachte. In dieſer Urkunde wird ihm namentlich 810 Morgen Ackerland; ſodann mit Mönchpfiffel gemeinſchaftlich 966 Acker Wieſen, 2530 Acker Waldung u. ſ. w. zugeſchrieben. — Da es immer mit Allſtedt verbunden blieb, erfuhr es natürlich auch deſſen Wechſel der Beſitzer, und gehört, wie dieſes, jetzt zu dem Großherzogthume Sachſen-Weimar. *)

Hat dieſer Ort alſo auch keine beſondere hiſtoriſche Bedeutung, ſo iſt doch ſeine freundliche Lage in einer geſegneten Gegend unſers Vaterlandes ganz dazu gemacht, für den gebildeten Freund ländlicher Stille und einfacher Naturſchönheiten bei ſonſt gegebenen Bedingungen ein willkommenes Sansſouci zu ſein.

*) Leuckfeld: Antiquit. Alstedenses.

Reinecke.

Hohegeiß.

Nach Rosenthal 1748, nach Villefosse 1914 parif. Fuß über der Meeresfläche, ist der höchst bewohnte Ort des Harzes; der Lichtschein einiger Häuser desselben in dunkler sternenloser Nacht, gleich dem des Brockenhauses, wie Sternlein anzuschauen stundenweit. Doch auch durch seinen Namen, so wie vorzüglich durch manches Schauspiel, das er uns genießen läßt, erheischt er unsere Aufmerksamkeit. Deshalb ließ ich denn auch schon an einem der ersten Tage des Februar durch die erste Lerche, die aus ihren hohen Regionen so freundlich dem Wanderer zusprach auf des Harzes stillem weißen Spaziergang, zu einem Ausflug mich nach Hohegeiß ermuthigen, und mit dem sinkenden Abend noch desselben Tages lag das Buch vor meinen Blicken aufgethan, aus welchem ich am folgenden Morgen für das gegenwärtige zu schöpfen gedachte, das Buch der Natur, schneeweiß seine Blätter, schwarz sein Band und golden sein Schnitt; so erschien sie mir, die schneebedeckte Berglandschaft mit ihren nahen dunkeln Tannengrenzen, all überall vom Abendgold umflossen.

Was zuvörderst den Namen Hohegeiß betrifft, so lesen wir darüber in Stübners Denkwürdigkeiten des Fürstenthums Blankenburg ꝛc. wie folgt: „Die alten heidnischen Sachsen sollen hier eine Ziege verehrt und dadurch Gelegenheit zu dem Namen des Berges: Hohegeißberg, und des Dorfes: Hohegeiß, gegeben haben. Wahrscheinlicher aber kommt der Name von einer auf diesem Berge erbaueten Kapelle her. Dieser Berg hieß deshalb: zur hohen Kapelle.*) Weil nun capella auch eine Ziege oder Geiß bedeutet, so sprach man auch im Scherz oder im Ernst: zur hohen Geiß.“ Doch findet sich weiter keine Spur von jenem Götzendienst und eine solche Uebersetzung ist doch auch schwerlich in die Volkssprache übergegangen. Sollte aber nicht die noch übliche plattdeut-

*) Eckstormii Chron. Walkenred.

ſche Benennung Hohegaez auf eine andere Ableitung führen? Wahrſcheinlich war die von der Nord- nach der Südſeite des Harzes durch Felſen und Waldung über jene Höhe führende Straße nur enge, eine Gaſſe, im jetzigen Plattdeutſch Gaze, und daher Hohegaez, Hohegaſſe. — Bei alle dem fällt es um ſo mehr mir auf, daß man eine andere Lesart, Hohegeiſt *), neuerlich ganz hat fallen laſſen, da ſie noch eben ſo oft als jene zwei, im Munde des Volkes gehört wird. Liegt ſie dem Orte denn ſo fern?

Weit und köſtlich iſt die Ausſicht hier auf dieſer luftigen, zu den höchſten des Unterharzes gehörenden Höhe. Zwar ſetzt ein Kranz von Bergen ihr Schranken; doch wie groß und hehr iſt er; auch hat die Hand der allmächtigen Liebe ihn nicht ſo eng gewunden, daß man nicht ſollte ſüdwärts einen tiefen Blick hindurch thun können in die Herrlichkeit der Welt auch außer ihm, in das nachbarlich grüßende Thüringerland. Von all' den Bergen nenn' ich nur den Plan bei Zorge, der Meißner in verjüngter Geſtalt, eben ſo abgetragen ſcheinend, wie er, den hohen Wurmberg bei Braunlage, dem ungeübten Auge ein Rival des hart daneben ſich als Herrſcher über alle erhebenden Blocksbergs. Das war meine Ausſicht von dem niedrigen und doch über den an ihn geſchloſſenen Ort hinwegſchauenden Thurme jenes erhabenen Kirchleins **), das ſo manchem Sturme Trotz geboten, und wer weiß wie viele Tauſende ihm anvertrauter Herzen in ſeinem wenn auch noch ſo kalten Schooße für das Höchſte zu erwärmen und ihre Todten, ſchon auf Erden dem Himmel ſo viel näher, rings um ſich herum tröſtend zu verſammeln. An hellern Tagen hat man bei Bleicherode bleichen ſehen und den Poſſenthurm bei Sondershauſen, den Kyffhäuſer und bei Gotha den Inſelsberg erſpäht. Doch zu Zeiten erblickt man auch, wenn heit'rer nicht das Sonnenauge hier hoch oben lächeln kann, tief unten das Land in eine unendliche Decke gehüllt, und Berge nur ragen hie und da gleich Inſeln aus dem Nebelmeer hervor. Aber wenn zuweilen Gewitter ſich in die nahen Thäler ſenken und entladen, welcher unbeſchreibliche Hochgenuß erſt für die tiefer fühlenden der kleinen Menſchenwelt, die dort „der Heime" iſt, und nun nicht eine „Nachbarin des Donners" nur, nein, noch „über des Donners Bahn" ihn in der Tiefe rollen hört, und ſeine ſchweren Wolken vom Blitzſtrahl durchzuckt und prachtvoll erleuchtet zu ihren Füßen erblickt! Dies eine erhebende Schauſpiel, wie das andere, theilt Hohegeiß mit ſeinem hohen Nachbar, dem Brocken; folgendes aber gehört nur unſerm Dörfchen an, an manchen Stellen nämlich ein gar ſeltenes Echo, beſonders wenn's an einem ſtillen Abend der Dreiklang des Jubelhorns weckt, 8 bis 10mal repetirend. Erſt irrt, nach der Mythologie ja ſeine einzige Lebensaufgabe, die Stimme deſſelben im ganzen

*) In dieſer lateiniſchen Chronik von Walkenried, wozu Hohegeiß noch immer gehört, Höegeyst geſchrieben.

**) Freilich aber nicht mehr der erſten, nach Leukfeldo Walkenr. Antiqu., im Jahre 1257 erbauten Kapelle.

Gebirge umher; redet es aber unmittelbar nach dem verklungnen Wiederhalle jenes Instrument, das es zu lieben scheint, von Neuem an, so daß seine Gegenrede fortdauernd auf die Anrede folgt, so kann man bald Beides nicht mehr unterscheiden, und die ganze Gebirgskette tönet und bebt, was freilich schwachen Nerven auf die Dauer nicht wohlthut, ja, sie endlich selbst erzittern und erbeben läßt, und bei dem nur langsamen Ausschwingen derselben den Schlaf bis in die späte Nacht zu rauben pflegt.

Mit Uebergehung andrer Eigenthümlichkeiten, die Hohegeiß mit manchen höher gelegenen Harzörtern mehr oder weniger gemein hat, erwähne ich des Schnees, der hier in solchen Massen fällt, daß, wie Mannert in seinem Zeitungslexicon sagt, die Häuser unter ihm begraben liegen. Von den Gartenzäunen ist dann nichts zu sehen, und sie müssen, sprichwörtlich, siebenmal erst zugeschneit werden, eh' es wieder Sommer wird. Doch wohnt es sich schauer hinter der Schneewand. 1049 Seelen theilen sich in 118 Feuerstellen so, daß ich in der einzigen 256 □Fuß haltenden Stube eines Häuschens vier Familien traf und auf die Frage, wie stark die ganze Hausgesellschaft sei, mir erwiedert ward: 19. Aber wo bleibt ihr alle, wenn ihr zusammen seid? Antwort: Die Kinder müssen unter die Tische. Und doch schienen sie alle zufrieden in der armen warmen Harzstube. Daß der Arme oft reicher an Zufriedenheit, wenn auch nur daran ist, als der Reiche, das ist ja eben zwischen beiden das beste Ausgleichungsmittel. Ein Theil der Einwohnerschaft besteht aus Schmiede- und Böttchermeistern, von jenen 70 und von diesen 23; ein andrer großer Theil ernährt sich davon, daß er deren Fabrikate, hauptsächlich Nägel, Eimer und Gilten, auf dem Rücken und auf Schiebekarren zum Verkauf in die Umgegend vertreibt. Ein saures Brot; denn wenn du schon einmal, geneigte Leserin, einer armen Frau begegnetest, auf dem Rücken eine centnerschwere Eimerlast, vor sich ein Kindlein tragend und an der Hand ein Kind, so war das höchstwahrscheinlich eine Hohegeißerin.

F. Ziegeler.

Die Lauenburg.

Der Wanderer, der auf unwegsamen Pfaden zu dieser hoch auf dem Harze liegenden Bergveste hinanklimmt, von der sich, außer einem verfallenen Thurme und einigen mit einander nicht in Verbindung stehenden Mauern nur wenige Ueberreste erhalten haben, wird reichlich belohnt durch die herrliche Aussicht, die sich ihm darbietet auf das romantisch gelegene Dorf Reinstädt, auf Quedlinburg und durch die aus dem Thal der Roßtrappe durch Baumgruppen dahinströmende Bode. In der Ferne zeigen sich Halberstadt, das Kloster Huysburg, der Regenstein, das Blankenburger Schloß, der aus der Ferne hervorragende Brocken, Gernrode mit dem Stubenberge, Hoym, Frose und andere Dörfer, während nach Süden hin der Ramberg die von Bergen begrenzte Landschaft schließt.

Zu welcher Zeit die Burg, von deren Trümmern man diese herrliche Aussicht genießt, erbaut worden, läßt sich nicht ausmitteln. So viel ist gewiß, daß sie im zwölften Jahrhundert sich in dem Besitze Herzog Heinrich des Löwen befand, nachdem der Stamm der Pfalzgrafen von Sommerschenburg, denen sie früher gehört, erloschen. Kaiserliche Truppen besetzten sie späterhin, nachdem Heinrich auf dem Fürstenrathe zu Goslar von seinem frühern Gönner, Kaiser Friedrich I., in die Acht erklärt worden war. Im Jahr 1166 ward die Lauenburg jedoch von Heinrich wieder erobert. Sie soll bald nachher zerstört, andern Nachrichten zufolge jedoch, nach Heinrichs Tode, dem Herzog Otto von Wittelsbach anheim gefallen sein. Das Loos der Zerstörung soll sie im Jahr 1290 mit andern Raubburgen getheilt haben, die Rudolph von Habsburg zertrümmerte. Sie muß jedoch späterhin wieder aufgebaut worden sein, weil das herzogliche Haus Braunschweig im vierzehnten Jahrhundert die Grafen von Heimburg und Reinstein mit der Lauenburg belehnte. Einer derselben, früher Schloßvogt des Stifts Quedlinburg, mußte sie 1338 abtreten, als er mit der genannten Stadt in Fehde gerieth, und dieselbe mit seinem Bruder Bernhard belagerte. Albrecht ward in die

Flucht geschlagen, und als er, bei einem erneuten unglücklichen Treffen sich in das befestigte Wipertinerkloster zurückzuziehen versuchte, bei einem Sumpfe, der Huckelteich genannt, gefangen und nach Quedlinburg gebracht.

Angeklagt, den Landfrieden gebrochen zu haben, ward Albrecht zum Tode verurtheilt. Die Quedlinburger steckten ihn jedoch in einen großen Kasten, verwahrt mit eisernen Banden, Riegeln und Schlössern. Dort schmachtete Albrecht länger als ein Jahr, und erlangte die Freiheit endlich dadurch wieder, daß er nebst seinem Bruder Bernhard allen Ansprüchen auf die Quedlinburger Schutzgerechtigkeit entsagte. Zugleich versprach er die Stadtmauern und die sieben Thürme auf der Westseite in guten Stand zu setzen. Nebst der Gersdorfsburg trat er auch die Lauenburg mit dem ganzen Ramberge an das Stift Quedlinburg ab. Bei der nachmaligen Zerstörung Gersdorfs fand man, außer einem stark vergoldeten Kelch, die Streitart des Grafen Albrecht, seine Sporen und sein schön gearbeitetes Schwert von ungeheurer Größe. Letzteres ward im Jahr 1645 eine Beute des schwedischen General von Königsmark; die übrigen Reliquien, nebst dem Kasten, in dem er geschmachtet, werden noch in dem Rathhause zu Quedlinburg aufbewahrt.

Nicht lange nach Albrechts Befreiung scheint die Lauenburg an das Stift Halberstadt gekommen zu sein, und zwar durch Eroberung. Wenigstens ist noch ein Schreiben des Bischofs Albert von Halberstadt vorhanden, datirt vom 25. Juli 1351, worin derselbe den Quedlinburgern für die bei der Eroberung der Burg geleisteten Dienste dankt. Weitere Nachrichten über die Lauenburg fehlen gänzlich. Im Munde des Volks lebt noch eine Sage, die in einer poetischen Bearbeitung von Tiedge hier eine Stelle finden mag.

Heinrich Doering.

Die Blume der Lauenburg.

Seht ihr die alte Lauenburg
Hoch auf dem Harze schimmern?
Durch Wildniß geht der Weg hindurch
Zu ihren wüsten Trümmern.
Da blühet ein Blümchen um Mitternacht,
Das schimmert in blendender Lilienpracht.

Es leuchtet einen Stundenschlag
In's finstre Thal hinunter;

Dann geht es, wie ein ſtiller Tag
Der Unſchuld, heilig unter;
Dann iſt es, als wandelten Geiſter dort,
Um einen geweiheten Friedensort.

Und eine ſanfte Lichtgeſtalt,
Umweht von Himmelsdüften,
Schwingt ſich empor, und wallt und wallt,
Und ſchwindet in den Lüften.
Es wehet und ſäuſelt wie Ferngetön
Herab aus den Lüften um Thal und Höh'n.

Im Thal ſtand einſt ein Hüttchen klein
Und grün umrankt und moſig;
Da blühte Bertha ſtill und rein,
Ein Mägdlein zart und roſig.
Es mochte gern über den grünen Zaun
Die ſpielenden Lämmer der Weide ſchaun.

„Du ſollſt mein theures Liebchen ſein,
Zu ſchön für eine Hütte!" —
Doch Bertha ſprach: „Das kann nicht ſein,"
Und floh in ihre Hütte.
Da fand ſie die Mutter am ſtillen Herd:
„Ach Mutter! der Junker hat mein begehrt!"

„Ob auch der Junker dein begehrt,
Laß dich ſein Schloß nicht blenden!
Schon manche Jungfrau kam entehrt
Zurück aus ſeinen Händen.
O bringe den Jammer nicht über mich!
Mein Töchterlein, ſäume nicht, rette dich!"

„Wohin, o Mutter, retten mich
Vor ſeinem Dienerſchwarme?"
So weinte ſie, und ſtürzte ſich
Der Mutter in die Arme. —
„Ein Kloſter, mein lieb Töchterlein,
Das hüllt dich in ruhige Schatten ein.

Da ſchmücke dich mit keuſchem Glanz
Die Hochgebenedeite;
Da prangſt du mit dem Myrthenkranz
Im Chor der Himmelsbräute.
Da wirſt du in grauſicher Mitternacht
Von ſchirmenden Engeln getreu bewacht." —

„So führ', o Mutter, führe dann
Dein Kind zur Kloſterſtille,
Daß vor der böſen Welt fortan
Der Schleier mich verhülle."
Da führte die Mutter das Töchterlein
Zur Stille des Kloſters getroſt hinein.

Und als der Junker das vernahm,
Gebot er ſeinen Leuten,
Das Mägdlein, das ihm ſtill entkam,
Gewaltſam zu erbeuten.
Da wurde das Kloſter wohl hart bedrängt,
Und krachend das eiſerne Thor geſprengt.

Die wilden Räuber ſcheuten ſich
Nicht vor der heil'gen Stelle;
Sie riſſen Bertha freventlich
Aus der geweihten Zelle.
Sie ward in der grauſigen Mitternacht
Zur Lauenburg ſtürmiſch hinauf gebracht.

„Willkommen!" rief des Junkers Spott,
Den all' ihr Flehn nicht rührte:
„Ich nehm ja nur vom lieben Gott
Zurück, was mir gebührte.
Drum trockne nur immer dein ſchön Geſicht!
Es koſtet das liebliche Leben nicht!" —

„O Mutter Gottes!" rief ſie laut:
Du Gottesſohn, o ſende
Mir Hülf', und rette deine Braut,
Daß keine Schmach ſie ſchände!
Ihr Lüfte des Himmels, ihr Blumen, ſprecht!
O ſprecht, wenn kein Rächer die Unſchuld rächt!

Doch ſtill! ich hör' ein leiſes Wort,
Ich darf Erlöſung hoffen!
Ein Engel kommt! ich ſehe dort
Den lichten Himmel offen!"
Begeiſtert ſchon blickte ſie himmelwärts,
Und leiſer und leiſer verſtummt' ihr Herz.

Entronnen aller Erdennoth,
Und aller Schmach entronnen,
Führt' ihren Geiſt der Engel, Tod,
In's ſtille Land der Frommen.
Es war eine lichte Geſtalt zu ſehn;
Da wollten die Räuber vor Angſt vergehn.

Und wo ſich Bertha's Auge ſchloß,
Den Raum weiht eine Blume,
Die lichthell aus dem Boden ſproßt,
Zu einem Heiligthume.
Wenn die der verſpätete Wandersmann ſchaut,
Dann ruft es ihm nach, wie ein Seufzerlaut.

Sie blickt alljährlich nur ein Mal
In nächtlich dunkler Feier,
Still, wie ein ſchauerlicher Strahl,
Vom öden Thurmgemäuer.
Ein Lüftchen umweht ſie, das flüſtert ſchwach
Die ſterbenden Laute der Unſchuld nach.

Seht hin, wo einſt die Veſte ſtand
Mit ihren ſtolzen Thürmen,
Troſt öde nur noch eine Wand
Der Zeit und ihren Stürmen:
Da blühet das Blümchen um Mitternacht
Im Schimmer der blendenden Lilienpracht.

Greiffenberg, Kirchberg und Windberg.

Wer von Jena über die schöne, durch neun Bogen gestützte Camsdorfer Brücke wandelt, erblickt nach Osten hin in der Nähe des Dorfes Ziegenhain, auf dem bis auf das linke Saaluser auslaufenden Hausberge einen hohen Thurm, der, ein kraftiger Zeuge der Ritterzeit, einsam herabschaut über seine längst verfallenen Schwesterburgen Greiffenberg, Kirchberg und Windberg.

Der Name Fuchsthurm, den jenes Denkmal führt, ist offenbar neuern Ursprungs, und schreibt sich wahrscheinlich aus den Zeiten des Pennalismus her, wo von den ältern Studenten mit den Neuangekommenen, in der Burschensprache Füchse genannt, in der Nähe jenes Thurms mancher Unfug getrieben worden sein soll. Nach Andrer Meinung sollen dort, als der Hausberg noch mit Waldung bedeckt war, viele Füchse gehaust haben. Die Gestalt jenes, fast zwei und sechzig Fuß hohen Thurmes ist cylinderförmig. Nach dem ersten Drittel seiner Höhe findet sich inwendig ein Absatz und zugleich nach Osten hin eine Oeffnung, die ihrer Breite und Höhe nach eine Pforte gewesen zu sein scheint, durch die man aus einem daranstoßenden Gebäude in den Thurm gelangte. Durch die reizende Aussicht, die jenes Denkmal der Vorzeit auf den Thalgrund und auf die in mannigfachen Krümmungen dahinströmende Saale gewährt, fühlte sich der Professor Wildeburg in Jena bewogen, im Jahr 1784 auf jenem Thurme ein Häuschen erbauen zu lassen, das seit geraumer Zeit verfallen, vor zwei Jahren durch ein andres ersetzt worden ist, zu welchem man durch eine im Thurm angebrachte Treppe gelangt.

Von dem Fuchsthurm erzählt die Sage, daß weiland ein wilder Riese im Saalthal gehaust, die Menschen, die ihm nur als Zwerge galten, hart mißhandelt und selbst seine eigene Mutter geschlagen habe, als sie ihm einst Vorwürfe gemacht über sein wüstes Treiben. Da habe sich plötzlich der helle Tag in dunkle Nacht verwandelt. Unter dem Brausen des Sturms, unter dem Krachen des Donners sei der

Riese zusammengestürzt und von den umliegenden Bergen bedeckt worden. Aber der kleine Finger sei zum Grabe herausgewachsen, der seitdem als Thurm von dem Gipfel des Berges herabdrohe, zur Warnung für alle Zeiten.

Die bereits erwähnten drei Burgen, die einst von der Höhe in das Thal hinabschauten, wären in ihrer Blüthezeit ein Besitzthum des edeln Geschlechts der Burggrafen von Kirchberg. Die Geschichte ihrer Entstehung ist dunkel, und fällt in eine sehr frühe Zeit. Vielleicht wurden sie erbaut zur Sicherung gegen die wiederholten Einfälle der Sorben und Wenden, die seit dem Jahr 670 Thüringens Gefilde verheerten. Nicht historisch verbürgt, und vielleicht nur Sage ist es, daß der fromme Apostel Bonifacius auf seinen Streifzügen durch ganz Deutschland auch bis zu dem am Fuße des Berges gelegenen Dorfe Ziegenhain gekommen sei, und versucht habe, die Heidenvölker zu bekehren. Eine in der Kirche zu Ziegenhain aufbewahrte Fahne zeigt auf der einen Seite den Heiland am Kreuz mit der verblichenen Unterschrift: Anno Domini 1028, und auf der andern Seite den Apostel im erzbischöflichen Gewande, und darunter die jetzt erloschenen Worte: Sancte Bonifacie, ora pro nobis. Vielleicht gründete er auf jenem Bergrücken eine Kapelle, und sie zu schirmen ward dort eine Burg erbaut, die davon den Namen Kirchberg erhielt.

Die erste Spur, daß Kirchberg ein Ort gewesen sein muß, der aus der Umgegend ein gewisses, zu geistlichen Zwecken bestimmtes Einkommen bezogen haben muß, findet sich im Jahr 937. Durch seine Mutter Mathilde bewogen, trat um diese Zeit, urkundlichen Nachrichten zufolge, der deutsche König Otto der Große dem Stift zu Quedlinburg den Zehnten von allen Einkünften ab, die er bisher von Kirchberg und Dornburg bezogen, und im Jahr 966 verwilligte er alle Renten von den beiden genannten Ortschaften, so wie von den Kirchen zu Merseburg und Memleben einem baierischen Geistlichen, Boso geheißen, der sich sehr verdient gemacht um die Bekehrung der Sorben und Wenden. Durch Boso, der einige Jahre später (968) Bischof von Merseburg geworden war, fiel vermuthlich Kirchberg an das Bisthum Zeitz, das im Jahr 1032 nach Naumburg verlegt ward. Wenigstens nennen alle Urkunden Kirchberg nebst Dornburg und Memleben um diese Zeit unter den zu dem Sprengel des Naumburger Bisthums gehörigen Ortschaften.

Als festes Schloß wird Kirchberg zuerst im Jahr 1123 erwähnt. Der Markgraf von Meißen, Heinrich der Jüngere, hielt dort seinen Vetter den Grafen Conrad von Groitzsch gefangen. Dieser würde nämlich, nach dem Tode des Markgrafen Heinrich des Aeltern, Grafen von Eulenburg, der ohne männliche Nachkommen starb, dessen Güter geerbt haben, wenn nicht Heinrichs Gattin, Gertrud geheißen, ihren Vasallen dies geheim vertraut, daß sie guter Hoffnung sei. Ihre Mutterliebe überwand die Scham. Sie öffnete, in Gegenwart einer großen Versammlung auf dem Eulenburger Schlosse ihre Kiel-

der, als man die Wahrheit ihrer Worte bezweifelte. Sie gebahr einen Sohn, Heinrich den Jüngern. Da behauptete das Gerücht, sie sei von einer Tochter entbunden worden, und habe ihr Kind einem ihrem Koch gleichzeitig gebornen Sohne untergeschoben. Heinrich war bereits zwanzig Jahre alt, als jene Verleumdung neuen Glauben fand durch den feierlichen Schwur eines Vasallen des Grafen Conrad von Groitzsch, Rudolf mit Namen, den jedoch bald nachher das Loos traf, auf Heinrichs Befehl an Augen, Nase, Lippen und Ohren grausam verstümmelt zu werden. Entrüstet über Conrads Aeußerung, daß eines Kochs Sohn nicht sein Vetter sei, fand sich Heinrich zu einer Fehde gegen ihn bewogen. Conrad ward gefangen und schmachtete fast ein Jahr hindurch in einem eisernen Käfig hoch an dem Thurm des Schlosses Kirchberg. Er entkam jedoch, nach Heinrichs Tode, seinen Wächtern, und es gelang ihm, durch Vermittlung der nachherigen Königin Richenza, die Güter seines Vetters zu erhalten, die beinahe dem Grafen Wiprecht von Groitzsch anheimgefallen wären.

Daß Kirchberg um diese Zeit dem markgräflichen Hause gehört habe, beweist auch eine Urkunde vom Jahr 1196, in welcher erwähnt wird, daß Luof von Camburg, ein Verwandter des markgräflichen Hauses, und nach einer urkundlichen Nachricht ein Sohn Conrads des Großen, die Weinberge in der Umgegend von Camburg, Jena, Kirchberg und Eisenberg angelegt habe. Von dem markgräflichen Hause scheint Kirchberg an die Burggrafen von Kirchberg gekommen zu sein, die, im Besitz der zwischen Jena und Weimar gelegenen Herrschaft Capellendorf, den Burgfrieden zu wehren hatten und unmittelbar unter dem Kaiser und dem Reich standen, daher sie sich auch seit 1214 Edle (Nobiles) nannten. In einer Urkunde vom Jahr 1133 sind zwei Brüder, beide Burggrafen von Kirchberg genannt, Dietrich I. und Otto II., von denen jener sich oft in des Kaisers nächsten Umgebungen, unter andern im Mai 1168 auf dem churhessischen Schlosse Boineburg sich befunden, der Andere gleichzeitig der glänzenden Versammlung in Würzburg beigewohnt haben soll, als Kaiser Friedrich der Rothbart Frieden stiftete unter den entzweiten sächsischen Fürsten. Auch bei der Einweihung des Marienklosters zu Altenburg, das Friedrich in seiner Reichsstadt gegründet, soll Graf Otto II. von Kirchberg zugegen gewesen sein. Aus seiner Ehe mit der Gräfin Ida von Orlamünde, entsproß ihm ein Sohn, Dietrich II., der sich nicht blos Burggraf von Kirchberg, sondern auch von Orlamünde schrieb, durch Ansprüche berechtigt, die er auf einen Theil der Besitzungen jenes edlen Geschlechts hatte. Er ward Begründer des adeligen Nonnenklosters in Capellendorf. Urkundliche Nachrichten gedenken seiner bis zum Jahr 1235. Unter seinen Söhnen, Otto III., Thegenhard und Wolfgang, verwandte der letztere, nach der Heimkehr aus Palästina, mit Zustimmung seiner frommen Gemahlin Agnata von Camburg, im Jahr 1208 mehrere Aecker hinter dem Hooresken-Born bei Bürgel zum Ausbau einer Capelle für Sieche beiderlei Geschlechts. Sie ward durch den Bischof Engelhard

von Naumburg feierlich eingeweiht, und die Glocke, sagt der Volksglaube, habe jedesmal von selbst geläutet, wenn der Tod einen aus dem Kirchberger Geschlecht zu seinen Vätern abgerufen.

Durch Entschlossenheit und persönlichen Muth soll sich Otto's Sohn, Dietrich III. ausgezeichnet haben. Sein Leben fiel in die Zeit der langwierigen Fehde, die sich, als die Landgrafen von Thüringen (1247) mit Heinrich Raspo ausgestorben waren, zwischen dem Markgrafen Heinrich dem Erlauchten und Heinrich dem Kinde von Brabant entsponnen hatte. Burggraf Dietrich von Kirchberg schlug sich zu der markgräflichen Parthei, und half durch seine Entschlossenheit im entscheidenden Augenblick dem Schenk Rudolf von Varqula, der ebenfalls ein treuer Anhänger des Markgrafen war, im Februar 1248 den schwankenden Sieg erkämpfen in einem Treffen bei Mühlhausen über den Grafen Heinrich von Gleichen und seine zahlreichen Anhänger. Gleichen Muth bewies er im September des genannten Jahres bei der Unterjochung von zwei aufrührerischen Vasallen, Beringer von Meidingen und Gieselher von Tallesten, die mit 70 Reisigen, vor seinen Augen ein Heerde Vieh weggetrieben hatten. Er holte sie bei Magdala mit seinen Mannen ein, und Beringer von Meldingen ward nebst zwanzig Andern gefangen. Dietrichs Tod fällt wahrscheinlich in das Jahr 1266. Unter seinen Söhnen, Dietrich IV. und Otto IV. büßte jener auf der Rückkehr von einem Turnier zu Merseburg in der Saale bei Naumburg mit drei Gefährten sein Leben ein, und die väterlichen Besitzungen fielen nun seinem Bruder Otto IV. anheim, gewöhnlich der Große genannt. Alte Urkunden erwähnen seiner bis zum Jahr 1308. Nach seiner eignen Angabe in drei Urkunden aus den Jahren 1279 und 1294 wohnte er gewöhnlich auf Windberg, der dritten Burg, nach Briesnitz zu. Eine Urkunde vom Jahr 1298 nennt die Ritter Heinrich von Lichtenhain und Dietrich von Liebgastiz als seine Burgvögte.

Völlig unbegründet scheint die Annahme, daß Kirchberg, Greifenberg und Windberg zu den Schlössern gehört haben, die Kaiser Rudolph im Jahr 1290 zerstören ließ. Der Untergang jener drei Bergvesten fällt in das Jahr 1304. Burggraf Otto von Kirchberg, der die Söhne des Landgrafen Albrecht des Unartigen, Friedrich und Diezmann in der unseligen Fehde mit ihrem Vater unterstützt hatte, scheint auch auf irgend eine Weise sich den Haß der Erfurter zugezogen zu haben, die den 1. Mai 1304 über die Saale fuhren und die drei Burgen belagerten. Unter ihrem Banner befand sich des Landgrafen Albrecht Marschall in Thüringen, desgleichen die Grafen Hermann und Albrecht von Lobdaburg, Herren zu Leuchtenberg, und Hermann von Orlamünde. Auch die Mühlhäuser und Nordhäuser nahmen Theil an diesem Kampf, obgleich die letztern, zu schwach an Zahl, wenige Tage nachher wieder heimkehrten. Kirchberg ward zuerst eingenommen. Als Diezmann, des Landgrafen Albrecht zweiter Sohn dies hörte, kam er den Belagerten zu Hülfe, und ward mit Frohlocken auf Windberg empfangen. Er war indeß bald genö-

thigt, um freien Abzug zu bitten, als die Belagerer Windberg eingenommen, und nachdem sie die Wälle von Greiffenberg besetzt, wieder heimzogen. Nach einer von dem Landgrafen Albrecht den 31. Juni 1304 ausgestellten Urkunde dankte er den Erfurtern für den Beistand, den sie ihm geleistet, und versprach ihnen in ihren etwaigen Fehden seinen Schutz und Beistand.

Burggraf Otto von Kirchberg hatte sich nach Naumburg geflüchtet zu seinem Freunde dem Bischof Bruno. Er scheint 1308 gestorben zu sein. Unter seinen fünf Söhnen beschloß Otto V. bereits 1331 seine irdische Laufbahn. Seine Wittwe, Agnes von Schwarzburg, verkaufte Windberg, wozu Kirchberg gehörte, um 630 Schock Groschen an die Grafen von Schwarzburg. Otto des Vierten zweiter Sohn, Albrecht I., erhielt Greiffenberg, die vom äußersten Rande des Hausbergs nach Jena zu gelegene Burg, in deren Besitz er auch nach dem Verkauf der beiden andern Schlösser noch geblieben zu sein scheint. Erst im Jahr 1345 mußte er Greiffenberg in dem bei Dornburg abgeschlossenen Frieden an den Markgrafen Friedrich abtreten, dem er, als Bundesgenosse der Grafen von Schwarzburg mit bedeutender Mannschaft entgegengerückt war. Otto's dritter Sohn, Hartmann, verkaufte die Herrschaft Capellendorf, die ihm zugefallen war, im Jahr 1348 an die Stadt Erfurt. Otto's vierter Sohn, Heinrich, ward Bischof von Wirich; der fünfte Sohn, Hermann, scheint jung gestorben zu sein. Der letzte Besitzer von Greiffenberg war Albrecht I. Sein Sohn Albrecht III. ein gewandter Staatsmann und Geheimerath der damaligen Landgrafen von Thüringen, hatte durch seine Gemahlin Margarethe von Kranichfeld und durch Erbrecht die Herrschaft Altenberga bei Kahla erhalten und mit derselben ein, einer Seitenlinie der Burggrafen von Kirchberg gehöriges Besitzthum. Sein zweiter Sohn Hartmann vermehrte das väterliche Erbtheil durch den Ankauf der Burg und des Dorfs Farnrode bei Eisenach im Jahr 1461. Die Nachkommen seines Sohnes Georg, der Amtmann auf Kreuzburg war, erhielten durch Heirath die Herrschaft Sayn-Hachenburg, und die Mutter des jetzigen Herzogs zu Nassau, Louise Isabelle, eine geborne Burggräfin von Kirchberg, erbte im Jahr 1799 Sayn-Hachenburg von ihrem Großoheim, einem Burggrafen von Kirchberg, und brachte es auf diese Weise an Nassau.

Die Grafen von Schwarzburg hatten im Jahr 1358 Windberg an den Markgrafen Friedrich den Strengen abgetreten, und ihren Ansprüchen auf Frankenhausen und halb Arnstadt entsagt. So fielen die drei Burgen abermals den Markgrafen von Meißen anheim. Als Pfandinhaber nennen alte Urkunden in dieser Zeit Friedrich von Schönburg (1348) Albrecht von Hackeborn (1381) und Heinrich von Vanre (1389). Unter den Herzogen von Sachsen ward Windberg durch Vögte verwaltet, zuerst durch Conrad Grepfer (1428) dann durch Hans von Leyen (1448).

Für die gewöhnliche Annahme, daß die drei Burgen Greiffenberg, Kirchberg und Windberg nach dem Bruderkriege (1451) zerstört worden, findet sich kein völlig verbürgtes Zeugniß. Noch im Jahr 1471 werden Capellen auf Windberg und Kirchberg urkundlich erwähnt.

Wahrscheinlicher ist es, daß jene Schlösser nach und nach verfallen, und daß man endlich ums Jahr 1480 die Steine zum Bau der Saalbrücke bei Camsdorf verwandt. Eine aus Urkunden geschöpfte Geschichte der Kirchbergischen Schlösser auf dem Hausberge lieferte Eduard Schmid. Neustadt a. d. O. 1830.

Heinrich Doering.

Das Dorf Ringleben,

und der in seiner Feldflur vormals befindlich gewesene Königsstuhl.

Ringleben, das vormals Stadt- oder Marktrecht gehabt, wie solches ein gewölbtes Stadtthor mit einem Ueberbau oder Thurm noch jetzt zu erkennen giebt, ist das größte Dorf des Frankenhäuser Amtsbezirks. Es hat 214 Wohnhäuser, mehrere bedeutende Bauerhöfe, vier Rittergüter und eine fruchtbare sehr ausgebreitete Feldflur. In dieser war sonst der Königsstuhl gelegen, auf einem Rasenplatze. - Ringleben, mit seinen fetten Fluren und Triften, war nicht weit entfernt von den königlichen Pfalzen oder Burgen zu Tilleda, Wahlhausen und Allstedt. Die alten deutschen Kaiser oder Könige führten eine Art Nomadenleben, waren nirgends heimisch und hielten sich abwechselnd auf diesen Burgen auf. Mehrere Donationen oder Schenkungen, die dort ausgingen, bestätigen dieses. Vorzüglich scheint Otto II.*) das kaiserliche Palatium zu Tilleda lieb gewonnen zu haben (Tilleda, am Fuße des Kyffhäusers, ist nur 1½ Stunde von Ringleben entfernt), denn er setzte diesen Ort seiner geliebten Braut zum Leibgedinge aus, und gab ihm dabei ein seltenes Lob. Das Document, welches diese Stiftung enthält, ist vom Jahr 972 und zu Rom ausgefertigt. Auch Kaiser Friedrich I., der Rothbart, welcher in den Kyffhäuser verbannt ist,? war 1180 zu

*) Otto II., der Rothe, Sohn und Nachfolger Otto's des Großen, 955 geboren, folgte seinem Vater 973, höchstens 19 Jahre alt, war ein tüchtiger Fürst, der nur zu bald starb. Er war im Stolze und Purpur seines Vaters geboren, daher war ihm das Leben in Deutschland zu roh und gemein, und er hielt sich mehr in Italien auf; seine Mutter war eine Italienerin und seine Gattin eine gebildete Griechin. Unaufhörliche Kämpfe und Unruhen beschäftigten ihn und er konnte nicht zur Ruhe kommen; starb auch während der Zurüstungen zu einem Kriegszuge gegen die Griechen.

Tilleda gegenwärtig, wo er dem Kloster Pforta ein Stück Wald auf der Finne*) übergab. Der Graf Heinrich von Schwarzburg wird bei dieser Schenkung als Zeuge aufgeführt.

Warum sollten diese kaiserlichen Pfalzen, nicht zur Haltung eines öffentlichen oder kaiserlichen Gerichtes, in der Nähe eines bedeutenden Orts, die Veranlassung gewesen sein? — Es ist lange her, und doch hat sich der Name Königsstuhl in den Grund- und Lagerbüchern des Dorfes Ringleben erhalten. Da heißt es z. B.: Anna Elisabetha Schröterin 3 Ar. im Oberfelde, bei dem Königstuhl; 1 und 8tel Ar. Liebner beim Königstuhl ꝛc. Vielleicht schlichtete man dort nur Feldstreitigkeiten — oder die in Feld und Flur vorgefallenen peinlichen Verbrechen; bestrafte sie auch wohl zugleich, unter Gottes freiem Himmel, durch die dazu verordneten Richter, Schöppen und Frohnboten.

Das sogenannte Westphälische Gericht zwischen Blankenburg, Schwarzburg und Saalfeld auf einer Wiese, unweit dem Dorfe Meura, so wie die Königsstühle, so man an verschiedenen Orten in Niedersachsen antrifft, haben vielleicht eine ähnliche Bestimmung gehabt; und wozu mag der bekannte Königsstuhl oder der erhabene Rasenplatz auf freiem Felde, dann aber insbesondre ein altes Gebäude bei Rense, unweit Koblenz, wo sich die Kurfürsten versammelten, wohl gedient haben? Es liegt zwar jetzt in Ruinen, indem es im Revolutionskriege zerstört wurde; aber es ist ein berühmtes Denkmal des hohen Alterthums. Zuerst wird es bei der Wahl Kaisers Heinrich des Siebenten im Jahr 1388 erwähnt, und aus der betreffenden Urkunde geht hervor, daß im vierzehnten Jahrhundert die Versammlung der Rhein-Wahlfürsten, auf dem Königsstuhl, um sich über wichtige Staatsangelegenheiten zu berathen, schon als ein alter Gebrauch betrachtet wird. Hier war daher, nicht sowohl über die Wahl, als auch über die Absetzung der deutschen Kaiser berathen. Das Gebäude hatte die Gestalt eines Achteckes, ruhte auf neun Pfeilern, wovon einer in der Mitte stand, die übrigen acht aber einen Kreis bildeten und sich in Bögen endigten. Es hatte nicht den geringsten architektonischen Schmuck — eine einfache Steintreppe führte auf den Söller, wo sieben steinerne Sitze für die sieben Wahlfürsten angebracht waren, deren Decke der freie Himmel war. Der Ort für diesen Königsstuhl war gut gewählt; er befand sich in geringer Entfernung von den Besitzungen der vier Churfürsten zu Cöln, Trier, Mainz und der Pfalz, die sich daher, bei jedem plötzlichen Staatsereigniß, ohne vielen Zeitverlust hier einfinden und berathen konnten.

Ob nun unser Ringleber Königsstuhl einen ähnlichen hohen Staatszweck gehabt hat, darüber schweigt die Geschichte; aber

*) Finne, heißt der fortgesetzte Gebirgszug der Hainleede, von Sachsenburg über Beichlingen und Wiehe, bis nach Eckartsberga.

dieselben Förmlichkeiten bei der Confirmation eines solchen Platzes, um Gericht zu halten, und Recht zu sprechen im Angesicht Gottes und vor den Augen des Volks, haben gewiß auch hier statt gefunden.

Just Georg Schottelius liefert uns eine Beschreibung von den in den ältesten Zeiten so berühmt gewesenen Corveyschen und Westphälischen freien Feldgerichten, woraus wir das Wesentlichste für unsere Abhandlung über den Königsstuhl in der Ringleber Flur, mit welchem jene Gerichte große Verwandtschaft und einerlei Ursprung haben, entlehnen und hier im Auszuge mittheilen wollen.

Wenn demnach ein solcher Königsstuhl errichtet werden sollte, und der Platz hierzu, welcher frei gelegen sein und sechszehn Schuh im Gevierte halten mußte, ausersehen und bestimmt war, so mußte der Frohnbote, in der Mitte desselben, ein Loch, einer Elle tief, machen, und jeder von den Freirichtern oder Schöppen, eine Kohle, eine Hand voll Asche und ein Stück von einem Ziegelsteine hineinwerfen. Die Grube oder das Loch wurde darauf wieder zugeworfen, und auf diese Stätte sodann, für den Grafen oder ältesten Richter, von dem Frohnboten jedesmal ein Stuhl gesetzt, so oft daselbst ein freies Feldgericht gehalten werden sollte. War man aber in der Folge der Zeit zweifelhaft, ob ein solcher Platz annoch ein rechter beständiger Königsstuhl sei, so mußten die Freirichter, im Beisein und Gegenwart der Freien dasigen Orts, die angeführten Urkunden und Wahrzeichen aufsuchen, und war man darinnen so scharf, eigensinnig und vorsichtig, daß, wenn sich diese Merkmale der vormals geschehenen Bestätigung nicht mehr fanden, alle daselbst vorhin ausgesprochenen Urthel für nichtig und ungültig erklärt wurden. Man kann sich daher leicht die Vorstellung machen, wie sorgsam ein solcher Gerichtsplatz bewahret, und wie höchst strafbar es gewesen sein müsse, denselben auf diese oder jene Weise zweifelhaft zu machen. Die Richter oder Schöppen wurden aus den Freien des Orts und mit vieler Feierlichkeit erwählt. Das Gericht selbst aber mußte, bei noch scheinender Sonne, unter freiem Himmel in und bei dem Königsstuhl gehalten werden; die Richter mußten auch dabei nüchtern erscheinen, damit dem Kläger sowohl als dem Beklagten, bei guter Ueberlegung, unpartheiische Gerechtigkeit widerfahren möchte. War nun jemand an seinem eignen freien Gute, Feld, Wiesen, Garten oder Weide durch einen andern verkürzt worden, so war er, auf den Fall, daß er sich dabei nicht beruhigen wollte, schuldig und gehalten, seine desfallsigen Beschwerden, in Gegenwart zweier Schöppen, dem Grafen oder ältesten Richter vorzutragen. Dieser ließ sodann allen Richtern und Freien *) des Orts die Haltung eines Feldgerichts, auf

*) Diese Freien werden noch bis auf den heutigen Tag durch die Besitzer der vier Ritter- oder Freigüter in Ringleben repräsentirt. Sie genießen manche Vortheile gegen die übrigen Grundbesitzer im Dorfe, entrichten nur 150 Thaler Lehnung in die Communalkasse, sind aber dagegen von andern Grundabgaben befreiet. An den Communal-Revenuen haben sie keinen Theil, dagegen aber die Benutzung der gemeinschaftlichen Huthweide.

nächſtkommenden Sonnabend, durch den Frohnboten, verkündigen, und ſie insgeſammt bei der ſonſt verordneten Pön, hierzu gebührend vorladen. Am Tage des Gerichts verſammelten ſie ſich bei dem Hauſe des oberſten Richters. Dieſer ging ſodann heraus auf das Feld, nach dem daſelbſt befindlichen und gebräuchlichen Königsſtuhl, in Begleitung ſämmtlicher dazu gehöriger Schöppen. Von den beiden jüngſten dieſer Schöppen trug einer den Stuhl und der andere die Stange. Niemand aber durfte ſich unterſtehen, in den Königsſtuhl hereinzutreten, wenn er nicht ſtraffällig geachtet ſein wollte. Selbſt der Graf ſtand anfangs mit ſeinen Freirichtern nur von außen um den Königsſtuhl. Der Frohn gebot ein Stillſchweigen, und fragte den oberſten Richter, in altdeutſchen Knittelverſen: ob es ihm wohl erlaubt ſei, dieſen Stuhl, den er mit herausgetragen, auf den Königsſtuhl zu ſetzen? Und wenn der Graf hierzu die Erlaubniß ertheilte, ſo ſetzte der Frohn den Stuhl ſofort mitten in den Platz des Königsſtuhls, vermahnte den Grafen zu einer gleich durchgehenden Gerechtigkeitspflege, und legte die Stange vor dem Platze des Königsſtuhls nieder, auf welche der Graf mit ſämmtlichen Richtern, jeder mit einem Fuße trat. Nachdem dieſes geſchehen, fragt der Frohn den Richter fernerweit: ob er die Freiheit habe, dieſen Königsſtuhl auszumeſſen? und auf erfolgte Genehmigung wird der Platz nach der Länge und nach der Breite ausgemeſſen, ſo daß er durchgehends ſechszehn Schuhe lang und auch eben ſo breit ſein muß.*) Iſt nun die Größe des Platzes durch die Ausmeſſung erprobt und richtig befunden, ſo begibt ſich der oberſte Richter in den Raum des Königsſtuhls hinein, und es beginnt das Gericht. Der Graf, auf dem Stuhle ſitzend, vernimmt von den beiden jüngſten Schöppen**) Klage und Antwort, worauf er die ſämmtlichen Freirichter zur Sprechung eines Urthels, ſonder Anſehn der Perſon und anderer Nebenabſichten, weil die Sonne noch am Himmel ſtehe, ermahnet.***)

---

*) Alſo eine landübliche Quadratruthe. Sollte dieſe Förmlichkeit nicht die Größe des in den hieſigen Fluren feſtgeſetzten Feldmaßes beſtimmt haben; oder von ihm abgeleitet worden ſein?

**) Bei dem ſo berühmten Schwarzburgſchen Landgericht zu Winkeln, mußte gleichergeſtalt ein Schöppe des Gerichts die Advocatur, bei der angeſetzten Tagefahrt, übernehmen, wofür er aber nicht mehr als einen Groſchen nehmen durfte; wenn er es nicht um Gotteswillen thun wollte.

***) Dieſe Admonition oder Vermahnung lautete, in der Sprache und Poeſie des damaligen Zeitalters, folgendermaßen:

All dewile an düſſen Tage,
Met juwer allem behage
Under dem hellen Himmel klar,
Ein fry Feld-Gericht openbar,
Geheget dom lechten Sonnenſchin,
Mer nychtern Mund kommen herin,
De Stoel ock is geſettet recht,
Dat Maht befunden ungerecht,
So ſprecket Recht ane Wirh und Wenne,
Up Klage unde Antwort, wiel ſchient die Sunne.

Die Mehrzahl der Stimmen entschied und bestimmte das Urtheil; und dieses wurde sodann ohne Widerrede und ohne lange Nachsicht vollstreckt. Es half kein Appelliren. —

Diese Gerichte sollten die damals ganz gesunkene Rechtspflege in Deutschland ersetzen. Sie arteten jedoch aus, und die Sitzungen waren auch heimliche, für gröbere Verbrechen. Der Schuldige ward nämlich durch einen Freischöppen angeklagt, dessen eidliche Aussage hinreichte, um eine Vorladung zu bewirken. Wenn der Angeklagte auf eine viermalige Ladung nicht erschien, so ward er verfehmt, d. h. den Freischöppen preis gegeben. Diese hatten das Recht, ihn an einem Baume aufzuknüpfen, oder falls er sich wehrte, nieder zu stoßen. — Man kann leicht denken, daß eine so furchtbare Gewalt, in der Hand Einzelner, und unter dem Deckmantel des Geheimnisses, sich bald zu den schrecklichsten Mißbräuchen verleiten ließ. Die schrecklichste Periode war im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert, wo aber unser Ringleber Königsstuhl nicht mehr bestand, und nur noch in Westphalen diese heimlichen oder Fehmgerichte ihr Wesen trieben. Die letzte Spur verschwand mit der Einführung des allgemeinen Landfriedens, einer verbesserten Gerichtsbarkeit und der peinlichen Halsgerichtsordnung.

In Ringleben blieb aber doch ein Rest dieser freien Gerichte, obschon in modificirter Form, zurück. Die Dorf-Einigung von 1558 gedenkt wenigstens der dasigen alten quartalischen Gerichte, wohin auch die Dörfer Udersleben, Esperstedt und Seehausen gehörten. Hier wurden, in Gegenwart des Schössers oder Amtsschreibers zu Frankenhausen, durch die Schultheißen der gedachten vier Dörfer, alle im verwichenen Quartal vorgefallenen Händel nach Maßgabe des Frankenhäuser Stadtrechts geschlichtet. Die Versammlung dieses Gerichts war am Mittwoch jedes Quartals, und es hieß, da werde Weyhfasten gehalten. Auch das peinliche Halsgericht wurde executirt. So erzählt uns Pastor Schiek in seiner Ringleber Chronik, daß am Feste Himmelfahrt Christi 1563 Hans Günstedt aus Ichstedt, auf dem Wege von Ringleben nach diesem Dorfe, von Valten Hocheln, mit einer Büchse dergestalt geschossen worden, daß er Dienstag darauf verstorben sei. Der Thäter sei entlaufen, den Entleibten aber habe man in ein Faß gespundet, Halsgericht gehalten, und denselben hernach mit dem Faß auf dem vordern Kirchhof begraben.

Dergleichen Fälle machten wahrscheinlich eine außerordentliche Gerichtssitzung nothwendig.

Die erwähnte Chronik des Pastors Schiek enthält übrigens manche interessante Notizen über Ringleben. Christoph Schiek war von 1560 bis 1579 Pastor daselbst. Er wurde aus Oldisleben vertrieben und kam als Exulant nach Ringleben. Dieser Ort soll schon damals 130 Wohnhäuser gehabt haben und in vier Viertel eingetheilt gewesen sein. Er hat aber auch durch Brand und andere

Drangsale viel gelitten. Der Pleban *) Nicolaus Lower, welcher im vierzehnten Jahrhundert zu Ringleben lebte, hat in ein altes Meßbuch, welches noch zu Pastor Schiels Zeiten, in dasiger Kirche vorhanden gewesen, aufgezeichnet: daß die von Erfurt das Dorf Ringleben im Jahr 1313 am Montage vor Simon Judä, weggebrannt hätten, wodurch er, der Pleban, sein Haus und Hof sammt allen Registern mit verloren habe. Man sagt, daß es um deswillen geschehen sei, weil sich einige Feinde der Stadt Erfurt daselbst aufgehalten und hier Schutz gefunden hätten. —

Im dreizehnten Jahrhundert lebte daselbst ein adeliges Geschlecht, welches seinen Namen von diesem Dorfe führte, doch aber auch im vierzehnten Jahrhundert schon wieder erlosch. Heinrich von Ringleben, Ritter, kommt in Urkunden aus den Jahren 1268, 1273, 1278, 1248 u. öfters vor. Dem Kloster Capelle bei Günserode an der Wipper, schien dieser Heinrich von Ringleben besonders gewogen zu sein. Er schenkte demselben verschiedene Ländereien, auch mußte seine Tochter Johanna in diesem Kloster den Schleier nehmen. Er besaß einen freien Hof zu Frankenhausen, welchen aber Graf Friedrich von Beichlingen, nach des Ritters Ableben, im Jahr 1304 dem dasigen Nonnenkloster schenkte.

Im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts hatten die Grafen von Hohnstein das Dorf Ringleben als ein Allodium und als ein freies, eigenes, und daher mit keinem Lehns-nexu beschwertes Gut im Besitz. Graf Heinrich von Hohnstein und Graf Ulrich, sein Sohn, verkauften dasselbe aber für 500 löthige Mark Silber **) an Graf Heinrich von Schwarzburg, Herrn zu Arnstadt und Sondershausen, im Jahr 1428 am Sonntage Cantate. Aus dem betreffenden Kaufbriefe wird hier ein Auszug gegeben, der hoffentlich nicht uninteressant sein möchte, da er wenig bekannt ist.

Wir Heinrich Grave von Hoinstein, Herr zu Heldrungen vnde Graff Vlrich, vnser Son, bkennen vnd thun kund semptlich mit desen Brive, vor vns vnd alle vnsir Erben, allen den, dv vn sehen ader hören lesen, das wir mit wohl bedachten Muthe, guten Rathe vnser lieben getruwen Manne vnd Hermlichin, recht vnd redlichen erbiglichin vnd ewiglichin verkoifft haben vnser Dorff Rinckleben, das vnser Freye eigen geweſt iſt, mit allen eren, werden, Freyheiten, Herlichkeiten, Gerichten und Rechten, Obersten vnd Nedersten, mit allen gewellen, dinsten, nuzen, renten, Zinsen, Maneschefften vnd Lehnschefften, geistlich vnd weltlich, vnd allen vnd iglichen sinen Zubehörungen, gesucht vnd vngesucht, nichts vsgenommen, als wir das selber vnne gehabt vnd bisher besessen vnd genossen haben, ane gewerde, — — — — — — — — — — — —

*) Pleban, ein Mann, der von seinen Renten lebt; auf dem Lande, ein angesessener ackerbautreibender Bürger oder Einwohner.

**) Mark, war die älteste deutsche Reichsmünze. In frühern Zeiten machte eine Mark Silber 8 Unzen, und eine Unze 1 Thaler. Im vierzehnten Jahrhundert aber änderte sich die Rechnung, und eine Mark löthiges Silber betrug nur 3 Gulden.

dem Edeln Grafen Heinrichen von Swartzpurg, Herrn zu Arnsted vnd Sundershusen, vnsir lieben Ohmen vnd synen Erben, vnd haben ym das gegeben vor funf hundert lötige Margk silbers, dy her vns gereite nützlichen vnd wol bezahlet hat — — vnd reden vnd geleben vor vns vnde alle vnser Erben, ym und synen Erben des genannten Dorfs vnd alle siner Zugehörunge vnd Koiffs, als obgerürt ist, eyn rechte Were zu sven — — vnd haben ym vnd sinen Erben das genannte Dorff mit siner Zugehörunge, vor Gericht vnd gehegeter Banck, georgnet vnd gesirget in aller masse, als man frye eigen pflict zu verlassen — vnd antworten das dem obgenannten vnsin Ohmen vnd sinen Erben Lediglichen, frve vnd eigen allerdinges vnbeschweret mit sazungen, Huldungen, oder ander Beschwerungen, wy dy gesyen mächte, in sine vnd siner Erben rechte Were, mit crafft disses Breves, ane argelist vnd gewerde, vnd geben des zu Orkunde — — dissen vnsern uffen Brieff. — — Nach Christi Gebort vierzenhundert Jahr, darnach in dem Achte vnd zwanczigesten Jare, am Suntage Cantate.

Ringleben war demnach ursprünglich ein Allod,*) und freies eigenes Gut seiner Besitzer; und ohne Zweifel ist es durch die Liberalität der Ottone hierzu gelangt — oder durch die Gewohnheit Otto's des Großen, der im Lande herumzog, um Gericht zu halten und Recht zu sprechen, sich von dem Orte wo er sich befand füttern ließ, dagegen demselben aber auch manche Privilegien verlieh. — Sollte nicht der Königsstuhl in der Ringleber Feldmark vom Kaiser Otto (regierte von 936 bis 973) herrühren, und das Dorf Ringleben dieser kaiserlichen Gewohnheit, selbst Recht zu sprechen in Feld und Flur, seine Freiheiten, welche die vier Freigüter daselbst noch bis diese Stunde genießen, zu verdanken haben? —

*) Allod, Allodium, von All und Od, der Besitz. Allodialgut bedeutet eine Sache, die erb- und eigenthümlich und nicht durch den Erwerb besessen wird.

W. G. Bleichrodt.

Dürrenberg — Saline.

Auf dem Grund und Boden des frühern Ritterguts Dürrenberg und mehrer dazu gekauften steuerbaren Grundstücke, zwischen Merseburg und Weißenfels, am rechten Ufer der Saale, steht das ehemals Königl. Sächsische, seit dem 5. Juni 1815 Königl. Preußische, zum Ressort des Königl. Niedersächsisch-Thüringischen Oberbergamt zu Halle gehörende Salzwerk zu Dürrenberg. Die Soolquelle der dasigen Saline wurde durch den berühmten kurfürstlich sächsischen Bergrath Borlach, welcher den 4. Juli 1768 zu Kösen starb, in einem am 3. Mai 1744 angefangenen und durch das jüngere Sandsteingebirge 712,8 Fuß tief abgesunkenen Soolschachte am 15. Sept. 1763 unter einer 118 Fuß mächtigen Gypslagerung erschroten. Die Explosion, welche der Durchbruch bewirkte, hatte zur Folge, daß alle Grubenlichter, mit welchen der Schacht vollständig erleuchtet worden war, verlöschten. Einer von den vier vor Ort arbeitenden und durch Schreck betäubten Bergleute verfehlte die ihn rettende Fahrt und wurde besinnungslos, doch ohne andere Beschädigung, von der emporsprudelnden Quelle über 266 Fuß hoch mit emporgehoben, von dem Steiger aufgefunden und herausgezogen. Die Quelle selbst stieg mit einer solchen Mächtigkeit herauf, daß sie in 2½ Stunde den ganzen, 54,200 Fuß umfassenden Schacht erfüllt hatte und dann, wie noch jetzt, ausfloß. Aus diesem Schachte können, nach Maßgabe der Vältigungen, von der Tageröschensoole bis gegen 50 Fuß Tiefe in jeder Minute 30 bis 80 Cubikfuß einer 7 bis 9procentigen Soole oder jährlich 1½ bis 2 Millionen Centner Salz bezogen werden; zum Betriebe der Saline reichen jedoch 330,000 Centner hin.

Neben diesem Schachte wurde von 1805 bis 1817 nebst einer erweiterten neuen Maschinenanlage mit zwei Kunsträdern noch eine Beischacht 53 Fuß tief abgesunken, unten durch eine Strecke mit dem Hauptschachte verbunden und darüber ein Pumpenhaus gebaut. Durch beide eben genannten Wasser-Maschinen, von welchen das

unterschächtige Kunstrad der einen 39, das der andern 38 Fuß im Durchmesser hält, wird die zur Gradirung erforderliche Brunnensoole mittelst 18 in 3 Sätzen über einander stehenden 14½ Zoll weiten Pumpen gewöhnlich 26 bis 40 Fuß hoch aus dem Beischachte, dann noch 13½ Fuß bis über dessen Hängebank und darauf durch das 39 Fuß hohe Rad allein mit 18 dergleichen, ebenfalls in 3 Sätzen vertheilten Pumpen noch 81 Fuß im Pumpenhause, also überhaupt 120½ bis 134½ Fuß hoch hinaufgehoben und von da ab in Röhren auf die Gradirhäuser zum ersten Soolfalle gebracht. Die hier gradirte Soole kommt in Röhren wieder zurück ins Pumpenhaus und wird daselbst durch das 38 Fuß hohe Kunstrad mit 10 Stück in zwei Sätzen über einander stehenden 14½zölligen Pumpen 54 Fuß hoch für den zweiten Fall, endlich die zum zweitenmal gradirte Soole durch Röhren in den von Borlach über dem Hauptsoolschachte erbaueten Kunstthurm geführt und daselbst mittelst des hierzu gehörigen 25 Fuß hohen Borlachschen Kunstrades und 9 Stück 12¾zölliger Pumpen 66 Fuß hoch für den dritten Soolfall aufgehoben. Bei gewöhnlich guter Sommerwitterung werden in jeder Minute durchschnittlich für den ersten Soolfall 57,0 Cubikfuß 8procentige Soole, für den zweiten 37,88 Cubikfuß 11,5procentige und für den dritten Soolfall 24,,1 Cubikfuß 16,,procentige Soole gefördert, wobei mit jedem Umgange das 39 Fuß hohe Rad 346, das 38 fuß hohe Rad 117,4 und das 25 Fuß hohe Rad 77,1 Centner Last in der zu hebenden Soole zu überwältigen hat. Die ab- und zuführenden Soolleitungen bestehen mit Einschluß derer, welche die gradirte Soole zum Versieden in die Kothe bringen, überhaupt in 960 Fuß resp. 7½ bis 10 Zoll weiten eisernen Röhren, 49,109 Fuß 4¼ Zoll weit gebohrten hölzernen Röhren und in 5460 Fuß offenen, 12 Zoll weiten und tiefen Bohlengerinne. Werden die Maschinen bei hohen Salzwasserständen am Betriebe gehindert, so fördern zwei Dampfmaschinen, die eine mit einem 40 und die andere mit einem 14,,zölligen Cylinder, und eine kleine Windkunst die Soole zur Gradirung. — Zur Veredelung der Brunnensoole werden 5 in zwei Linien an einander gestellte Gradirhäuser benutzt, welche überhaupt 5832 Fuß lang sind und durchschnittlich 29 Fuß hohe und 12⅝ breite Dornenwände haben. Hier werden in den drei Soolfällen, resp. von 2579, 1876 und 1377 Fuß Länge, jährlich über 4 Millionen Cubikfuß oder 2,400,000 Centner Wasser verdünstet und in 22procentiger Siedesoole 6000 Lasten oder 218,218 Centner weißes Küchensalz gewonnen. — Die gradirte Siedesoole wird zunächst in einem Vorrathskasten, der 319,000 Cubikfuß fassen kann, aufbewahrt und aus diesem sodann durch Röhren in die Siedehäuser oder Kothe geleitet, wo sie theils in 9 Kothen bei Braunkohlenfeuerung, theils in drei andern seit 1808 eingeführten Kothen bei glühender Braunkohlenasche versotten wird. In erstern sind außer 8 kleinern Pfannen von 100 □Fuß Bodenfläche zur Fabrikation des gelben Salzes, 13 Siedepfannen für weißes Salz, und zwar 6 Stück zu 311, 2 Stück zu 545,

2 Stück zu 818 und 3 Stück zu 1084 — überhaupt 13 Pfannen mit 7834 □Fuß Bodenfläche. Die Aschenkothe haben zusammen 3 Pfannen von resp. 318,524 und 1276 □Fuß Bodenfläche für weißes Salz und eine kleine Pfanne von 138 □Fuß Fläche für gelbes Salz. In den Feuerkothen werden jährlich 5513 Lasten weißes Salz durch 100 Klaftern Fichten-Saalfloßholz — jede $92_{,367}$ Cubikfuß groß und 18 Centner schwer — und 6,750,000 Stück Formkohlen gesotten. Tausend Stück der Letztern sind 65 Centner schwer und aus 24 Tonnen klaren Braunkohlen gestrichen und 621 Stück werden in der Wirkung für eine Klafter Holz gerechnet. Die Aschenkothe erfordern zu 487 Lasten Salz 112,350 Cubikfuß oder 36,404 Centner Asche und in sämmtlichen Kothen werden dabei 1,518,843 Cubikfuß oder 911,306 Centner Wasser verdampft, so daß mit Einschluß der Wasserverdunstung bei der Gradirung im Durchschnitt an einem Betriebstage gegen 18,000 Centner und an jedem gewöhnlich guten Sommertage über 34,000 Centner zersetztes Wasser zur Atmosphäre übergehen. Das gesottene Salz wird in den, in den Kothen befindlichen Trockenkammern — den sogenannten Petschen — die ihre bis 50° R. steigende Wärme durch eiserne Röhrenleitungen von dem Pfannenfeuer erhalten, auf Horden getrocknet und darauf zum Verkauf in die über den Petschen befindlichen Salzmagazine gebracht. — Außer dem weißen Salze werden jährlich etwa noch 100 Lasten gelbes, 23 Lasten schwarzes und 14,000 Berliner Scheffel Düngesalz, außerdem über 200 Centner salzsaures Kali fabricirt. — Außer mehreren, bei Dürrenberg gelegenen Braunkohlenwerken, besitzt die Saline noch ein kleines Allodial-Erbzinsgut, der Sattelhof genannt.

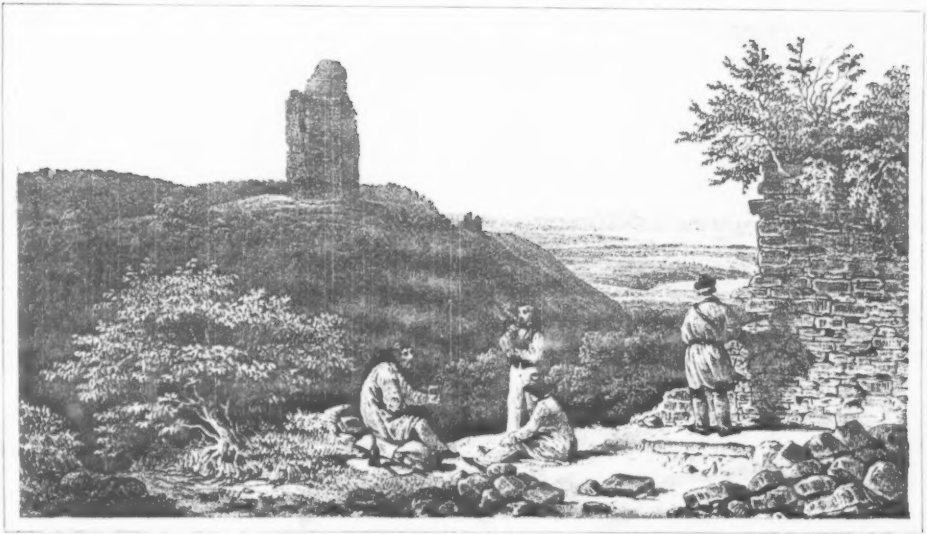
Das Personal der Saline besteht aus 15 Beamten — unter denen sich vier Mitglieder des Salzamts, ein Salinenarzt und ein Schullehrer befinden — und 221 Unterofficianten, Kunstwärtern, Gradirern, Salzsiedern, Bergleuten ꝛc., wozu noch 251 unverpflichtete Arbeiter kommen. Dazu gehören außerdem 249 Eheweiber, 599 Kinder und 45 alte nahe Anverwandte am Brode nebst 57 Wittwen und 28 Waisen, welche Letzteren aus besondern Fonds erhalten werden — Summa Summarum 1474, welche jährlich den 15. September festlich begehen. —

Geschichtliche Bemerkungen.

Das Salzwerk zu Dürrenberg war früher ein Rittergut, welches aus dem Wohn- und Wirthschaftsgebäude, dem Gasthof, einem Brauhause und drei Frohnhäusern, nebst 1½ Hufe Ackerland, Garten- und Wiesennutzung bestand. Lange Zeit — bereits 1488 — besaßen dasselbe die Herren von Wolffersdorf. Von diesen kam es 1671 an die herzogliche Kammer zu Merseburg und, nachdem

es seine Besitzer noch einige Male gewechselt hatte, wurde es in den Jahren 1753 und 1756 zur Anlage der Saline erkauft. Eine weit ausgedehnte Ebene umgibt dieselbe — man erblickt 8 Städte und mehr als hundert Ortschaften von Dürrenberg aus, in dessen Nähe das Dorf Keuschberg liegt, wo Heinrich der Finkler 933 die Ungarn schlug. Für den Alterthumsforscher hat Dürrenberg dadurch ein besonderes Interesse, daß um dasselbe heidnische Gräber, Urnen und Ueberreste von alten Geräthschaften aufgefunden — so wie eine halbe Meile südlich ein heidnischer Opferaltar entdeckt worden ist. — Vergl. Keuschberg.

Thg.



XX.

Der Kiffhäuser.

Beschreibung und Geschichte

des

ehemaligen Bergschlosses Kiffhausen

in

der untern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt.

Der Kiffhäuser Berg mißt nach Rosenthal 1350 Fuß, nach Charpentier 1307 (über Wittenberg) nach Leonhardi 1374, nach Andern 1458,*) und gehört also zu den höchsten Bergen Thüringens. Ein tiefes Thal, die Wollweda, trennt ihn auf der südlichen Seite von dem Brandberge und dem Judenkopfe. Man kann den Kiffhäuser von Tilleda aus besteigen, doch führt auch eine andere gebahnte Fahrstraße, der Rennweg, von der Rothenburg auf dem hohen Bergrücken zu demselben. Sie leitet durch das sogenannte Erfurter Thor, von dem man bei hellem Wetter die Thürme des Doms dieser Hauptstadt Thüringens erblickt, in das Innere der weitläuftigen, mit Gebüsch durchwachsenen Ruine der Veste Kiffhausen. Dem Thore gegenüber befand sich ein Brunnen, jetzt nur von unbeträchtlicher Tiefe. Gewaltige Werke, besonders ein

---

*) In den Höhen-Messungen in und um Thüringen. Gesammelt, verglichen und mit einigen Bemerkungen begleitet von K. C. A. von Hoff. Gotha 1833. 4. S. 47 finden sich folgende Angaben: der Kiffhäuser Berg: a) höher als Wittenberg = 1307 + 245 über der Mfl. . . .; 1458. (Charpentier). b) höher als Wittenberg daher über der Mfl. 1350 (Villefosse). c) angeblich nach Rosenthal 1458. d) die südlichste Höhe über der Rothenburg, höchster Punkt des Kiffhäusergebirgs über Halle 1158,5 = . . 1461. e) die östliche Seite des alten Thurmes, desgl. 1124,3 = 1427.

Mfl. . . 1450

Thurm auf dem höchsten Punkte des Bergs, welcher ohngeachtet seiner Risse und der Trennung der vier Seitenwände noch immer der Witterung trotzt, schützten die Burg vor feindlichen Anfällen. Dieser Thurm ist gegen 80 Fuß hoch und unten, wo Schatzgräber, die sich sonst jährlich in großer Anzahl hier einfanden, eine Oeffnung in denselben gebrochen haben, 13 Fuß dick. Er lag innerhalb der Ringmauern, und war überdies mit einem zum Theil in den Felsen gehauenen Graben und einer starken Mauer umschlossen, wovon man noch Ueberreste wahrnimmt. Er machte mit seinen Umgebungen die Oberburg aus, und schirmte nicht nur die Abendseite, welche eines solchen Schutzes am meisten bedurfte, sondern bestrich auch alle übrigen Gebäude und auf seiner Höhe beherrschte man die ganze Gegend mit einem Blicke. Sonst ein Zeichen der Freiheit, oft auch der Unterdrückung, dient er jetzt den Thalbewohnern zum Wetterpropheten. In der Nähe desselben genießt man die bezauberndste Aussicht. Bald weilt das Auge auf fruchtbaren Feldern, die in bunten Streifen um friedliche Dörfer sich winden, bald in dem tiefen, mit dichten Holzungen bedeckten Thale am Fuße des Berges, bald auf den Höhen des Harzgebirges, welche der Gipfel des Brocken stolz überragt. In Osten liegt Sangerhausen und Artern und die goldene Aue breitet sich hier und nach Süden, wo der hohe Thurm der Sachsenburg herüberblickt und hinter ihm in duftiger Ferne der Ettersberg dämmert, am weitesten aus. Bei völlig wolkenlosem Himmel erscheint, wie ein Nebelflor, ein Theil des Thüringer Waldgebirgs, weiter aufwärts, schon in kräftigerer Gestaltung, der Inselsberg. In Westen dunkelt die Hainleite, aus der sich der Possenthurm bei Sondershausen majestätisch erhebt; ganz deutlich stellt sich der Ohm auf dem Eichsfelde dem spähenden Auge dar, etwas näher die Stadt Nordhausen und in noch kleinerer Entfernung die Rothenburg. Im Norden hemmt der Harz den Gesichtskreis, der Brocken, der wegen seiner falschen Diamanten berühmte Auersberg im Stolbergischen und der Ramberg im Bernburgischen schimmern in der langen Kette dieses Gebirgs hervor.

Wenn von der Rothenburg aus die Landschaft in einer lebhafteren und heiterern Färbung erscheint, so bringt der Kiffhäuser ein Gemälde in großem Stile zur Anschauung, welches die Natur in ruhiger Größe und stiller Erhabenheit zeigt. Wer sich mit riesenhaften Natur- und Kunstgebilden befreunden kann, dem wird das tiefe, von steilen Bergen eingeengte Kiffhäuser Thal hohen Genuß gewähren. Ungeheure Weitungen verschiedener Steinbrüche entblößen die mittägige Wand des Berges. Der Anblick der bald schroffen, bald überhangenden Felsenmassen erfüllt das Herz mit Bangigkeit. Abgerollte Trümmer liegen verstreut in wilder Unordnung umher. Zwischen durch drängt sich hin und wieder das anmuthige Grün der Büsche. Am Fuße des kleinen Kauzberges rieselt der kühle, silberhelle Taterborn. — Alles dieses leiht dem Thale einen eigenen wildromantischen Ton.

Von einem zweiten Thurme sind nur noch wenige Spuren

übrig. Hier befand ſich die Unterburg. Weiter hinab, auf der öſtlichen Spitze des Bergs, über Tilleda, ſtehen die ziemlich gut erhaltenen Mauern der Kapelle zum heiligen Kreuz, zu welcher im funfzehnten Jahrhunderte Tauſende wallfahrteten, um Ablaß und Ruhe für ihre Seelen oder eine Grabſtätte in geweiheter Erde zu finden. Die Kapelle ſammt dem Kirchhofe umgab eine ſehr ſtarke Mauer und den Eingang zu derſelben deckte ein feſter, runder Thurm. —

Die Zeit der Erbauung Kifhauſens läßt ſich eben ſo wenig, wie die der meiſten übrigen Burgen Deutſchlands mit Sicherheit beſtimmen. Wir würden die in mehreren Chroniken vorkommende und auf mancherlei Weiſe ausgeſchmückte Sage von dem römiſchen Urſprunge deſſelben ganz mit Stillſchweigen übergehen, da ihre Unhaltbarkeit ſchon zum Theil von Müldener gezeigt worden iſt, wenn ſie nicht vor kurzem, wenigſtens inſofern wieder einen Schein von Glaubwürdigkeit gewonnen hätte, daß ein um die Aufklärung des älteſten Zuſtandes Germaniens ſehr verdienter Gelehrter (der nun verewigte Dr. A. B. Wilhelm) ſie der Beachtung nicht ganz unwerth gehalten hat. Die Verfaſſer Thüringiſcher und anderer Zeitbücher ſchreiben Kifhauſens Gründung dem Julius Cäſar zu — eine Behauptung, welche die größte Unwiſſenheit in der Geſchichte dieſes berühmten Heerführers verräth, und die ſich vielleicht aus der unter jener Gattung von Schriftſtellern herrſchenden Sucht erklären läßt, die Abſtammung edeler Geſchlechter und den Urſprung ihrer Wohnſitze bis zu dem entfernten römiſchen Alterthume zurückzuführen. Hatte man einmal eine ſo kühne Aeußerung gewagt, ſo war nunmehr auch noch abgeſchmackteren Erdichtungen leicht die Bahn geöffnet. Man fügte nämlich ſogar hinzu, daß Julius Cäſar die Grafen von Beichlingen, welche in ächten Urkunden erſt ſeit dem eilften Jahrhundert erſcheinen, zu Burgvoigten von Kifhauſen ernannt habe. Natürlich mußte nun auch das nahe liegende Beichlingen von jenem Imperator gegründet ſein. Diejenigen, welche ſich von einem ſolchen, allgemein verbreiteten Vorurtheile nicht ganz losreißen konnten, ſetzten, ſich gleichfalls auf leere Vermuthungen ſtützend, an Cäſars Stelle entweder den Germanicus oder den Druſus. Mit größerer Sachkenntniß iſt der bereits erwähnte Dr. Wilhelm in ſeiner Schrift: die Feldzüge des Nero Claudius Druſus in dem nördlichen Deutſchland. (Halle 1826. 8.) dabei zu Werke gegangen, worin er den vom Druſus im neunten Jahre vor Chriſti Geburt in das Innere Deutſchlands unternommenen Kriegszug bis in dieſe Gegenden mit ſcharfſpähendem Blicke verfolgt und aus mehreren, angeblich noch von der Gegenwart eines römiſchen Heeres in denſelben vorhandenen Spuren, den Schluß zieht, daß dasjenige, welches Druſus befehligte, bis hieher vorgedrungen ſei. Daher kommen ihm auch die Sagen von Erbauung Kifhauſens, Beichlingens und Nordhauſens durch jenes Volk weniger auffallend vor und er nimmt zu Beſtätigung ſeiner Angabe den Umſtand zu Hülfe, daß in der Nähe des Kifhäuſers bei Tilleda ꝛc. häufig römiſche Münzen, ſogar gol-

dene, gefunden werden. Doch läßt sich mit Recht einwenden, daß die Deutschen dieselben eben so gut als Beute dahin gebracht haben können.

Hegte man einmal den Glauben, daß unser Schloß seine Entstehung den Römern verdanke, so müßte auch der Name desselben nothwendig aus der lateinischen Sprache abgeleitet werden. Es herrschte nun unter Gelehrten und Ungelehrten nur Eine Stimme, daß Kifhausen aus dem Worte: Confusio entstanden sei; und zu Bestätigung dieser Behauptung wurde ein höchst lächerlicher Grund angeführt. Doch erhellt augenscheinlich, daß das Wort ächt deutscher Herkunft und aus Kiff oder Kipp und Haus gebildet sei. Ueber den Sinn des ersten hat man sich noch nicht verständigt. Müldner, der die Erklärung durch ein Haus auf der Kippe oder Spitze eines Berges mißbilligt, bringt eine andere in Vorschlag, nach welcher es so viel sein soll, als ein zum Streiten oder Kriege aufgeführtes Haus, eine Burg oder Veste, aus der man Krieg führen oder streiten könne, oder die zum Kriege, zum Zank und Streite viele Gelegenheit gegeben habe; welches letzte durch die Schicksale des Schlosses bestätigt werde. Ohngeachtet des großen Aufwandes von Sprachgelehrsamkeit, womit dieser Geschichtschreiber seine auch von Gottschalk angenommene Erklärung zu unterstützen sucht, möchte doch jene ältere sich gleichsam von selbst darbietende, nach welcher Kifhausen (das man in Urkunden auch Ghöffhausen, Ghoffhausen, Ghuffhausen geschrieben findet) aus Koppe (Kopf) und Haus zusammengesetzt ist und eine Burg auf dem Koppen- oder kopfähnlichen Gipfel eines Berges bedeutet, die empfehlenswertheste sein.

Daß die Gegend, worin Kifhausen liegt, in dem zehnten Jahrhunderte den sächsischen Kaisern gehörte, wird auch dadurch wahrscheinlich, daß diese sich häufig in ihren Pfalzen zu Wallhausen, Allstedt und Tilleda aufhielten, wovon eine große Zahl daselbst ausgestellter Urkunden ein unverwerfliches Zeugniß gibt. Der letzte Königshof muß wegen seiner geringen Entfernung von dem Kifhäuser vorzüglich unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Altgermanische Begräbnißplätze sprechen für das hohe Alterthum der drei erwähnten Orte. — Nach dem bekannten Breviarium des Lullus, des Schülers und Nachfolgers des Bonifacius auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Mainz (im Jahr 753 — 786) besaß die von ihm gestiftete Abtei Hersfeld in Dullide, Burgsleba (Burgsleben, Borrleben?) Erizzebruccum (Etzrich und Brücken?) sieben Höfe nebst den dazu gehörigen Feldern, die fünf Mark entrichteten. Tilleda diente ferner im Jahr 974 dem Kaiser Otto II., der dasselbe nebst vielen Gütern und Königshöfen zwei Jahre früher seiner Gemahlin Theophania als Leibgedinge verschrieben hatte, Otto III. 993, Konrad II. 1035 und 1036, Heinrich III. 1041 und 1043 und Friedrich I. 1174 zum Aufenthalte. Im Jahr 1194 endlich erlangte es durch die hier erfolgte Aussöhnung Herzog Heinrichs des Löwen von Braunschweig mit Kaiser Heinrich VI. eine besondere Bedeutsamkeit.

Dieſes ſcheint das letzte denkwürdige Ereigniß geweſen zu ſein, das ſich an dieſem Orte zutrug. Denn die Geſchichte ſchweigt davon, daß die Kaiſer, welche überhaupt bald hernach bleibende Sitze zu wählen anfingen, ferner ihre Wohnung hier genommen haben. Den Königshof zu Tilleda traf alſo das Schickſal der Verödung, ſo daß man jetzt nicht einmal ihre Stätte mehr kennt und es für bloße Erdichtung zu halten hat, wenn der Verfaſſer des Romans: Das Thüringiſche Bergſchloß Kiffhauſen ꝛc. (Leipzig bei Hinrichs 1816. 8.) S. 107 — 109. Spuren deſſelben in der Wohnung des daſigen Schullehrers entdeckt zu haben vorgibt. Der gemeine Glaube verſetzt ihn vielmehr dahin, wo ſich jetzt das von Linſingiſche Rittergut befindet. Wahrſcheinlich ſind die Reſte deſſelben in den vielen Bränden, wovon Tilleda auch in den beiden letzten Jahrhunderten (z. B. den 3. Jan. 1673, den 23. April 1686, 1714, den 11. Dec. 1718, 1721, 1722) verheert worden iſt, gänzlich verſchwunden, es müßte denn ſein, daß man dieſen Pallaſt in dem ehemals ſüdweſtlich nach dem Kiffhäuſer zu gelegenen, jetzt untergegangenen Dorfe Tilleda zu ſuchen hätte.

Mülbener glaubt, daß Tilleda, welches jetzt, jener häufigen Unglücksfälle ohngeachtet, ein anſehnlicher Ort von 160 Häuſern iſt, in denen, nach der Zählung von 1818, 962 Menſchen wohnen, in früheren Zeiten Marktrecht und Rathsherren beſeſſen habe. Das letzte wird auch in der That durch Urkunden von 1530 und 1586 beſtätigt. Daß aber dadurch kein beſonderer Vorzug angezeigt werde, ſcheint aus dem Umſtande hervorzugehen, weil auch die Vorſteher anderer Dörfer z. B. Kammerforſt und Beutnitz, ähnliche Namen erhalten. Doch heißt Tilleda im Jahr 1525 ausdrücklich ein Flecken. Woher von Rohr (in den Merkwürdigkeiten des Vor- und Unterharzes S. 271. f.) die Angabe ſchöpfte, daß es am 9. März 976 von Kaiſer Otto II. durch den Biſchof zu Minden mit dem Münz- und Marktrechte begnadigt worden ſei, iſt ungewiß, und man darf ihr um ſo weniger trauen, da er ſelbſt nur zweifelhaft davon redet. — Auch aus dem Roland, den die daſige Gemeine im Wappen führt, könnte man vielleicht auf frühere glänzende Verhältniſſe ſchließen. Wenigſtens erklärt man die auf den Märkten, beſonders ſächſiſcher Städte aufgerichteten Rolandsſäulen für öffentliche Zeichen ihrer unmittelbaren Abhängigkeit von dem Oberhaupte des deutſchen Reichs.

Wir verweilten bei der Geſchichte Tilleda's aus dem Grunde etwas länger, da Müldener, dem auch alle Späteren unbedingt beitreten, den Urſprung und die Schickſale Kiffhauſens an dieſen Ort geknüpft hat. Er vermuthet, daß jene Burg zur Vertheidigung des letzten erbaut worden ſei. Daß man aber Tilleda ſelbſt für eine zum Schutze dieſer Gegend wider die in der Nähe wohnenden Sorben und Wenden beſtimmte Grenzfeſtung anſehen müſſe, ſcheint wenigſtens nicht aus dem Worte: Curtis zu folgen, womit es von Kaiſer Otto II. in der Leibgedingsverſchreibung der Theophania bezeichnet wird. Unter dieſem Ausdrucke, ſo wie unter Palatium ver-

stand man nämlich im Mittelalter nicht das, was wir jetzt Pallast nennen, sondern ein mit herrschaftlichen Wohngebäuden versehenes Landgut, Domänen- oder Kammergut, zum Unterschiede von einem bloßen Vorwerke, (villa), das nur mit Wohnungen für den Villicus und das nöthige Gesinde versehen war, ob sich gleich nicht leugnen läßt, daß die königlichen Pfalzen sich öfters in festen Orten befanden.

Tilleda nebst Kifhausen wird von einigen Gelehrten zu dem Helmgau gerechnet, in welchem von der Mitte bis gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts Wilhelm I. und II. von Weimar das Grafenamt verwalteten. Andere versetzen diese beiden Orte in den Nabelgau, der nach urkundlichen Zeugnissen die Gegend von Wolkramshausen und Ichstedt, und muthmaßlich auch Frankenhausen in sich begriff.

Mülener und nach ihm Gottschalk erzählen ziemlich ausführlich die zwischen dem Kaiser Heinrich IV. und den Sachsen und Thüringern in der letzten Hälfte des elften Jahrhunderts entstandenen Streitigkeiten. Jener fügt, sich blos auf eine Stelle des mit größter Vorsicht zu gebrauchenden sächsischen Geschichtschreibers Georg Fabricius berufend, hinzu, daß die drei sehr alten und festen Burgen jener Gegend, Kifhausen, Beichlingen und Scheidungen, damals im Besitze Ludwigs des Saliers, von den kaiserlichen Truppen erobert, bald aber, nach Vertreibung derselben, wieder von den sächsischen Fürsten besetzt worden wären. Der gleichzeitige Chronist Lambert von Aschaffenburg hingegen beschränkt sich blos darauf, daß Heinrich, bei seinem feindlichen Einfall in Thüringen, sich zwei dasiger Burgen, Beichlingens und Scheidungens, in welche der mit der Wittwe des Markgrafen Otto von Thüringen vermählte Markgraf von der Lausitz Dedi II. Besatzungen gelegt hatte, der einen durch Uebergabe, der anderen durch Sturm bemächtigt und beide zu zerstören befohlen habe. Er übergeht also Kifhausen und Ludwig den Salier ganz mit Stillschweigen und man würde auch nicht wissen, wie der letzte zum Eigenthum jener beiden Burgen gelangt sei, da sie unstreitig zu den Erbgütern des Markgrafen Otto gehörten, die, weil er keine männlichen Nachkommen hinterließ, dessen Töchtern anheim fielen.

Heinrich IV. legte bei seinem vorzugsweisen Aufenthalte in Sachsen und am Harz, anfangs wohl zur Lust und aus regem Sinne für eigene Schöpfungen, dann bei veränderten Umständen auch für andere Absichten, Pfalzen und Burgen an, bis zuletzt, wie die Sachsen in der Uebertreibung des Hasses und zu Beschönigung ihrer nicht zu rechtfertigenden Schritte, klagten: alle Berge und Hügel solche Gebäude trugen. Doch ist selbst Lambert, der mit Recht als die lauterste Quelle der damaligen Ereignisse gilt, (bei dem Jahr 1073) nicht im Stande, deren mehr als sieben namentlich anzugeben. Kifhausen befindet sich weder unter diesen, noch unter den neuen Burgen, welche Heinrich im Jahr 1076 auf allen für kriegerische Zwecke tauglichen Anhöhen Sachsens erbauen

ließ, wenn es gleich von einem unſerer gründlicheren Geſchichtsforſcher zu jener unruhvollen Zeit ins Daſein hervorgerufen wird. Erſt 1118 empfangen wir die ſichere Kunde, daß Kiſſhauſen vorhanden war, wozu ſich aber zugleich die von deſſen Zerſtörung geſellt. Der Pegauer Mönch theilt nämlich in der Lebensbeſchreibung des Grafen Wipert von Groitzſch Folgendes mit: „Auch die Burg Kuphese fand bei dieſer Fürchterlichkeit der Sachſen, (welche kurz vorher mit den Mainzern Oppenheim erſtürmt, angezündet und bei dieſer Gelegenheit auf 2000 Menſchen getödtet hatten) nicht ohne den Tod ſehr vieler und die Wunden Unzähliger, von Grund aus zerſtört, ihren Untergang.“ Die Nachricht von der Stiftung des Kloſters Goſeck verbreitet ſich über dieſe Begebenheit etwas weitläufiger: „Zu jener Zeit (d. i. zur Zeit der Freilaſſung Ludwig des Saliers und ſeiner Ausſöhnung mit dem Pfalzgrafen Friedrich, alſo ums Jahr 1116) bemächtigte ſich der letzte, auf den königlichen Beiſtand geſtützt, des Berges Kuffeſe, verſah ihn mit Beſatzung und übertrug den tapferſten Männern, darauf zu bauen (d. h. ſich als Burgmänner Wohnungen in den nächſten Umgebungen des Schloſſes anzulegen). Durch das Gerücht von dieſer That aufgeregt, kamen die Sachſen zuſammen, ſchloſſen auf Betrieb des Herzogs Ludger den Berg eng ein, und eroberten ihn, ſteckten die Befeſtigung in Brand und machten den Berg der Erde gleich.“ Die letzten Worte ſind wohl nur fehlerhafte Kürze für: Sie eroberten den Berg durch enge Belagerung, ſteckten die Burg in Brand und machten ihre Mauern und Wälle der Erde gleich. Dem Chroniſten mochte jene Art, ſich auszudrücken, um ſo unbedenklicher vorkommen, da in der Sprache des Mittelalters die Bergfeſtungen bisweilen nur montes genannt werden. Auch ſpätere Chroniſten gedenken dieſer Eroberung und Zerſtörung Kiſſhauſens. Müldener in ſeinen noch ungedruckten Supplementen zur Geſchichte dieſes Schloſſes vermuthet, daß Rudolph von Habsburg die damals hier vorgefallene Schlacht in der Kapelle vor dem Weiſsholze in der Grafſchaft Manſsfeld habe abbilden laſſen und beruft ſich dabei auf Gewährsmänner, welche aber nicht von dieſem beſonderen Falle, ſondern nur im Allgemeinen von der ſchon damals herrſchenden Sitte reden, Kirchen und Palläſte mit dergleichen hiſtoriſchen Gemälden zu ſchmücken. Zweifelhaft iſt die Behauptung eines berühmten Geſchichtsforſchers, daß man unter Kuphese bei dem Pegauer Mönch das durch ſein unglückliches Schickſal im franzöſiſchen Revolutionskriege bekannt gewordene Koſtheim bei Mainz, wo ſich ehedem ein königliches Palatium befand, verſtehen müſſe, wenn gleich dadurch der Schauplatz der von dem Chroniſten erzählten Begebenheit mehr in die Gegend von Oppenheim verſetzt würde.

Daß Kiſſhauſen erſt nach dreijähriger Belagerung eingenommen worden ſei, iſt Erdichtung, die vielleicht von der bloßen Muthmaßung herrührt, daß der Feind einen Theil des kaiſerlichen Heeres, der ſich nach dem Treffen am Weiſsholze, den 11. Febr. 1115, in die Veſte geflüchtet, ſogleich daſelbſt eingeſchloſſen habe.

Die Zeit der Wiederherstellung derselben läßt sich nicht genau bestimmen. So viel aber ist gewiß, daß man bei Erneuerung solcher Burgen oft sehr schnell zu Werke zu gehen pflegte. Dieß beweist, unter andern, das Beispiel der Harzburg, welche nach dem 17. März 1074 der Erde gleich gemacht, im November 1075 wieder herzustellen angefangen, und bis zu Pfingsten des folgenden Jahres so weit vollendet wurde, daß der Statthalter Heinrich IV., Herzog Otto von Baiern, seinen Wohnsiz darauf nehmen konnte. Wenn man bei Kiffhausen eben so großen Eifer bewies, so ist dasselbe unstreitig schon in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts wieder aus seiner Asche erstanden, wofür auch die noch sichtbaren Trümmer sprechen, welche, nach der Meinung Sachverständiger, Merkmale der in diesem und dem nächstfolgenden Zeitraume gewöhnlichen Bauart an sich tragen.

Beinahe erst am Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts zerstreut sich das Dunkel, in welches bisher die Schicksale dieser Veste gehüllt waren.

Friedrich der ältere, Graf von Beichlingen, legt sich nämlich in einer die Lehnsverhältnisse des Rathsfeldes bei Frankenhausen betreffenden Urkunde vom 8. Februar 1291 den Titel eines kaiserlichen Burggrafen von Kiffhausen bei. Er ist wohl nicht der erste seines Geschlechts, dem diese Würde anvertraut war. Sie scheint vielmehr schon seinen Vorfahren eigenthümlich gewesen zu sein, welche ihr auch den Adler, den wir zuerst 1249 in ihren Siegeln wahrnehmen, zu danken hatten: eine Auszeichnung, die ohngefähr seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts mit dem Verluste dieses Schlosses gänzlich verschwindet. Die Rothenburgische Linie des Hauses Beichlingen gelangte späterhin zu vollem Besitze Kiffhausens. Allein die Kaiser gaben ihre Ansprüche auf dasselbe noch nicht förmlich auf, sondern suchten sie von Zeit zu Zeit geltend zu machen. So wird in den beiden Urkunden von 1320 und 1348, worin Ludwig der Baier und Karl der IV. den Fürsten Bernhard III. und IV. von Anhalt, die sächsische Pfalzgrafschaft Landsberg, nach Absterben der verwittweten Markgräfin Agnes von Brandenburg, verleihen, eine Belehnung mit den kaiserlichen Burgen Göffhausen und Altede, so wie sie diese Fürstin vorher besaß, hinzugefügt. Doch stimmen alle Schriftsteller darin überein, daß das Anhaltische Haus die ihm durch diese Documente zuerkannten Länder niemals wirklich inne gehabt habe. Aber auch die Beichlinger erfreuten sich des Erworbenen nicht lange. Denn schon am 2. Februar 1347 räumte Graf Friedrich, sich drückender Schulden zu entledigen, seinem Schwiegervater, Heinrich V. von Hohnstein, Kiffhausen nebst mehreren andern Schlössern auf Lebenszeit ein. Wenn und auf welche Weise die erstere Familie wieder zum Besitze dieser Veste gelangte, bleibt unentschieden. Vermuthlich aber sah sie sich bald genöthigt, dieselbe eben so, wie im Jahr 1373 die Rothenburg, den Landgrafen von Thüringen als ein Lehn zu überlassen, welche 1378 den Grafen Heinrich XXV. und Gün-

ther XXIX. von Schwarzburg, Herren zu Arnstadt und Sondershausen, beide zusammen für 970 Mark Silbers verpfändeten. Sie ertheilten den nunmehrigen Inhabern zugleich die Erlaubniß zu einem Aufwande von 30 Mark, um die verfallenen Gebäude wieder herzustellen. Im Jahr 1407 erfolgte die förmliche Beleihung der gräflichen Brüder Heinrich und Günther „mit dem Schlosse und Berge Kifshausen“ durch den Landgrafen Friedrich den jüngern. Bei der 1411 vorgenommenen und, in Rücksicht auf die sächsischen Lehen, von den Landgrafen Friedrich und Wilhelm bestätigten Theilung des schwarzburgischen Gebiets kam Kifshausen nebst der Rothenburg an Günther XXIX., welcher überdies Sondershausen, Frankenhausen, Ichstedt, Strausberg, Keula, Almenhausen und Schlotheim erhielt. Im Jahr 1433 am Sonntage Cantate weihete der Bischof Nikolaus von Wiltperg, als Vikar des Erzbischofs zu Mainz, in Gegenwart einer zahllosen Menge, die Kapelle auf dieser Burg „in die Ehre des heiligen Kreuzes“ feierlich ein, und widmete die beiden darin befindlichen Altäre der Jungfrau Maria und den Aposteln Petrus und Paulus. Zugleich sicherte er allen denen, welche das neue Gotteshaus und den damit verbundenen Kirchhof andächtig besuchen würden, einen vollkommenen Ablaß auf 40 Tage zu. Aus einigen Worten der darüber ausgefertigten Urkunde schließt man mit ziemlicher Sicherheit, daß früher schon eine Kapelle, dergleichen wir fast in allen Burgen antreffen, zu Kifshausen vorhanden war, welche Graf Heinrich von Schwarzburg nur wieder in gehörigen Stand setzen ließ.

Nach der Meinung einiger Numismatiker sollen ehemals zu Kifshausen Münzen geprägt worden sein. Man rechnet dahin sogar den Brakteaten Kaiser Lothars II., die älteste unter den bekannten Münzen dieser Gattung, aber wohl ohne zureichenden Grund. Etwas wahrscheinlicher dürfte es sein, wenn man einen sehr flachen Brakteaten erster Größe Kaiser Philipps, (welcher von 1198 — 1208 regierte) mit der leserlichen, aber unverständlichen Umschrift: INVII u. s. w. aus der angeblichen Münzstätte zu Kifshausen hervorgehen läßt. Der Kaiser erscheint darauf mit Lanze und Schild von der linken Seite zu Pferd, hinter ihm ein großer Reichsapfel und ein starkes aufgesetztes Kreuz. In dem Reichsapfel selbst ist ein großes Kreuz mit einem Punkte in jedem Winkel, so wie vor und hinter dem Kaiser Punkte angebracht sind.

Von den muthmaßlichen Burgmännern zu Kifshausen sind in Pfortaischen und Ilsleben'schen Klosterbriefen nur folgende aufbehalten worden: Fridericus et Gerwicus de Cufese im Jahr 1175, Henricus de Cufese 1168, und Gero de Kuffese ebenfalls in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts.

Ehe wir zum Schlusse eilen, müssen wir noch mit wenigen Worten der Volkssage von Kaiser Friedrich I. Fortleben in den unterirdischen Gewölben der Kifshäuser Burg gedenken:

Zufolge derselben sitzt Friedrich hier an einem runden Steintisch, den Kopf in der Hand haltend, nickend, mit den Augen zwinkernd, sein Bart wächst um den Tisch und hat schon zweimal dessen Rundung umschlossen, wann er das drittemal herumgewachsen sein wird, erfolgt des Königs Aufwachen. Bei seinem Hervorkommen wird er seinen Schild hängen an einen dürren Baum, davon wird der Baum grünen und eine bessere Zeit werden. Doch einige haben ihn auch wachend gesehen. Einen Schäfer, der ein ihm wohlgefälliges Lied gepfiffen, fragt Friedrich: „Fliegen die Raben noch um den Berg?“ Und als der Schäfer bejahte: „So muß ich hundert Jahre länger schlafen.“ Der Schäfer wurde in des Königs Rüstkammer geführt und bekam den Fuß eines Handfasses geschenkt, den der Goldschmidt für ächtes Gold erkannte. — Nach andern sitzt Friedrich in einer Felsenhöhle bei Kaiserslautern, oder zu Trifels bei Anweiler, oder im Unterberg bei Salzburg, oder geht im Arnothale um. Auch Karl der Große soll entweder in dem bereits genannten Unterberge oder in der Burg Deesenberg im Paderbornischen an einem steinernen Tische sitzen, durch welchen der Bart ihm bis auf die Füße gewachsen sei, um noch vor dem jüngsten Tage wieder zu kommen und die Regierung seines verlassenen Reichs abermals zu übernehmen; und den König Artus läßt die Sage in einem Berge unweit Catania, in der Nähe des Aetna, Monte Gibel, wohnen; alljährlich eröffnen sich die Wunden, an denen er nicht ganz verblutete, bezaubert liegt er auf seinem Ruhebett in seinem Pallaste in den Wäldern am Berge. So birgt ferner eine Felskluft am Vierwaldstätterse, nach andern auf dem Grütli, die schlafenden drei Stifter des Schweizerbundes, sie werden aufwachen, wenn ihrer das Vaterland bedarf; und eine Secte in Portugal und Brasilien meint noch immer, daß der König Sebastian, welcher in der unglücklichen Schlacht bei Alcazar blieb, dennoch irgendwo unerkannt lebe und zur rechten Zeit, wenn auch spät, wieder erscheinen werde.

Hier und in ähnlichen Fällen, (deren Anführung wir um so eher unterlassen können, als ihrer bereits von J. Grimm in der deutschen Mythologie S. 535 ff. gedacht worden) wiederholt sich also der Glaube, daß die großen Männer der Nation nicht wirklich verschwunden sind, und einst zum Heil derselben wiederkehren. Es war natürlich, daß Friedrichs Tod im fernen Auslande einen unauslöschlichen Eindruck bei der Mit- und Nachwelt hinterließ; und daß dieser Regent in dem Herzen seines Volks so lange im frischen und liebevollen Andenken gelebt hat, beweist deutlich, daß er ein volksthümlicher Mann war. — Andere, und unter ihnen einige Chronisten des Mittelalters, denken hier nicht an Kaiser Friedrich den ersten, sondern an den zweiten dieses Namens.

Der letzte, welcher sich für Friedrich ausgab, scheint ein Schneider aus Langensalza gewesen zu sein, der im Monat Februar 1546 seine Wohnung in der Kapelle des Kifthäuser aufschlug, sich ein

Feuer anmachte und hier mehrere Tage lebte. Durch den aufsteigenden Rauch wurde seine Gegenwart kund. Ueber dreihundert Menschen begaben sich auf den Berg und fanden dort einen Mann beim Feuer sitzend, dessen ganzes Aeußere einen sonderbaren Eindruck machte: sein Gesicht bleich, sein Haupthaar grau und weiß, wie das eines Menschen, der lange Zeit in einem Kerker geschmachtet hat; den Kopf mit dem wildverwirrten Haar deckte etwas, was man mit einem Taubennester vergleichen konnte. Am Kinn zog sich ein langer, schwarzer Bart herab. Der Kopf war so hager und dürr, daß Manche meinten, er müsse ganz hohl sein. Bekleidet sah man ihn mit einem seltsamen Mantel und ledernen Hosen; neben ihm fand sich von Geräthen nichts, als zwei Töpfe, dabei einige ungewöhnlich geformte Waffen. Auf die Frage Einiger: Wer er sei und warum er hier herumwandele? gab er die Antwort: Ich bin Kaiser Friedrich und deswegen hier erschienen, um wieder Frieden in die Welt zu bringen, denn die jetzigen Fürsten werden's nicht ausmachen. So sprach der Mann noch mehreres Wunderbare und wiederholte seine Behauptung, er sei Kaiser Friedrich. Als der anwesende Landvoigt von Brüneck erklärte, er müsse mit ihm nach Frankenhausen hinabgehen, zeigte er sich sogleich bereit dazu, da man jedoch seine Hände binden wollte, bat er, ihn damit zu verschonen, man möge ihn anständig, wie einen Kaiser und nicht wie einen Schalk behandeln. Graf Günther von Schwarzburg ließ ihn von Frankenhausen nach Sondershausen bringen, wo eine Untersuchung über ihn angeordnet wurde, aus welcher sich ergeben haben soll: der Gefangene sei ein aus Langensalza gebürtiger, bisweilen mit Wahnsinn behafteter Schneider. Ein davon etwas abweichender Bericht läßt ihn mit verschiedenen andern Wiedertäufern in jene Stadt kommen und sich daselbst dritthalb Jahre von seinem Handwerke nähren. Um ihn den Augen des Volks, welches seinem Vorgeben Glauben schenkte, zu entziehen, wurde er anfangs in engem Gewahrsam gehalten, später aber durfte er zu Sondershausen frei herumgehen. Wenn der berühmte Verfasser der Geschichte Preußens, Johannes Voigt, die Entstehung der Sage von Kaiser Friedrichs fortdauerndem Aufenthalte zu Kiffhausen blos auf diese im sechszehnten Jahrhundert vorgefallene Begebenheit gründet, da es ihm, nach seinem eigenen Geständnisse, nicht gelungen ist, frühere Spuren derselben zu entdecken, so können wir ihm die Zeitbücher Engelhusens, Joh. Rytefels und Wigand Gerstenbergers nachweisen, worin dieselbe bereits erwähnt wird. — Auch der Mönch Johann von Winterthur spricht in seiner Chronik von dem im Jahr 1348 fast allgemein herrschenden Glauben von Kaiser Friedrich II. Wiederkehr.

Friedrich Joseph Mone (in der Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa 2. Th. Leipzig und Darmstadt 1823. 8. S. 213.) gibt dieser Volkssage einen mythischen d. i. heidnisch-religiösen Sinn und erkennt in derselben die verkleinerte Geschichte Balders und Siegfrieds. Daß diese Deutung sehr gesucht und son-

derbar ſei, ſpringt in die Augen, und ſie bedarf deswegen wohl keiner weitläuftigen Widerlegung.

Schon der Pirnaiſche Mönch, Johann Lindner, welcher ſeine Nachrichten in den Jahren 1480 — 1530 ſammelte, beſchreibt den Zuſtand unſerer Veſte als wüſt und verödet: Kipdauſen — — do ſeint noch ougenſichtig ſtecken mawer och von torme, eine capell Doryn ein cleußner vnd viel wunderliche erbildunge ꝛc. — Am 28. Mai 1649 beſuchte der Fürſt Friedrich von Anhalt nebſt ſeinen Vettern Ernſt Gottlieb und Emanuel Kiffhauſen und die Rothenburg. Bei dieſer Gelegenheit theilt Beckmann (in der Anhalt. Geſchichte V. Th. III. Bd. VI. C. S. 387.) Einiges über die damalige Beſchaffenheit des erſten mit.

Heſſe.

Die Gleichen bei Göttingen.

1. Ansicht und Lage.

In der Gegend von Göttingen erblickt man schon aus weiter Ferne zwei einander ähnliche Kuppen eines einzigen Berges, auf welchem das Auge nur noch mit Hülfe einer lebhaften Phantasie die Ueberreste alter Burgruinen zu erkennen glaubt.

Gleichwohl wird vom nahen Musensitze aus viel dorthin gewallfahrtet; denn sie tragen einen berühmten Namen: „die Gleichen", eine herrliche Aussicht von oben lohnt dem Wandrer das mühsame Ersteigen dieser Höhen und die Geister der grauen Vorzeit erwachen in der Seele des träumenden Anschauers dieser Spuren von alten Geschichten längstverstorbener Geschlechter die einst hier walteten und kämpften.

Vor einem halben Jahrhundert gab es hier noch malerische Ruinen, früher bewohnter Gebäude, deren Ansicht alte Schriften uns aufbewahrt haben *); jetzt aber ist alles verschwunden. Die eine dieser Zwillingsburgen: Neugleichen genannt, zeigt nur noch niedrige Mauern, die schon zum größesten Theil zum Schutthaufen zerbröckelt sind; die andre — Altengleichen — war, am Ende des vorigen Jahrhunderts noch mit einem hohen verwitterten und halbverfallenen Thurm geschmückt, der jedoch im Jahre 1800 zusammenstürzte und nun den Berg mit seinen Trümmern bedeckt.

Die Anhöhe von Neugleichen scheint nur ein Anhang der, von

*) In Merians Topographie von Braunschweig und Lüneburg, Frankf. 1690. befindet sich eine Abbildung von den damaligen Ruinen der Gleichen. Neuere haben Hiepenhausen und Besemann in Göttingen in Quartformat geliefert. In Merians Topographie von Hessen findet sich eine Abbildung der Gleichen zur Zeit als sie noch bewohnt waren.

Altgleichen zu sein. Die Oberfläche der letztern ist von einem so geringen Umfange, daß man sich geneigt fühlt, über die Genügsamkeit unserer Vorfahren zu erstaunen, die in einer Burg, welche möglicherweise nur sehr klein gewesen sein konnte, mit ihren Mannen und Rossen, Frauen und Fräulein, ein adlich-ritterliches Leben zu führen wußten, wozu heut' zu Tage räumliche Schlösser und meilengroße Parks, Hotels in den Residenzen und jährliche Bade- oder Vergnügungsreisen, kaum hinreichenden Raum gewähren. — Von einem Graben, oder einer Umfangsmauer ist keine Spur mehr zu sehen und wahrscheinlich muß auch die Gestalt des Berges einige Veränderungen erfahren haben, denn sein Gipfel ist jetzt so steil, daß man nicht begreift, wie es früher möglich war, hinaufzureiten.

Auf der Höhe der Trümmern von Neugleichen aus, werden wir durch die Aussicht auf eine weite, herrliche Landschaft mit duftigen Fernen angenehm überrascht.

Gegen Norden und Osten erheben sich in weichgetuschten Fernen im zartesten Farbenduft die schönen Harzgebirge und das Hochland des Eichsfeldes. — Die Städte Scharzfeld und Heiligenstadt sieht man in der Ferne. Gegen Westen hin erheben sich die Thürme von Göttingen über den Horizont. Ueber Altengleichen hinwegblickend, entdeckt man die Ruinen des alten Hanstein, so wie die der Burg Arnstein, bei Witzenhausen. In den Mittelgründen dieses reichen Panorama schimmern die rothen Dächer vieler Dörfer und Edelsitze von Baumgruppen umgeben auf dem Sammetteppich fruchtbarer Thäler, gelber Aehrenfelder, grüner Wiesen und dunkler Laubwaldungen. — Unten am Fuß der Gleichen liegt das Dorf Gelgehausen, in jener heitern Ruhe, die dem ganzen Bilde in warmen Farbentönen des Abendhimmels mehr den idillischen als den hochromantischen Character — den so manche andre Burgruinen gewähren — giebt.

Die beiden Gleichen liegen einander so nahe, daß man nur weniger Minuten bedarf, um von Neugleichen nach Altengleichen zu gehen. Die Aussicht auf dieser letztern Höhe ist beschränkter durch hohe Ulmen und Buchen, welche jedoch dem Aufenthalt daselbst eine poetische Ruhe gewähren. Ein Durchblick gestattet die Ansicht der Ruinen von Neugleichen, die von der Höhe von Altengleichen angesehen, eine malerischere Ansicht gewährt, als wenn man sich mitten unter den Trümmern derselben befindet.

Auf beiden Gleichen findet sich kein Baum, kein Bruchstück einer Mauer, worauf nicht zahlreiche Besucher, besonders von der studirenden Jugend ihre Namen mit Datum und Jahrszahl verewigt haben. Schon dieses lebende Stammbuch zu betrachten und durchforschen, gewährt Unterhaltung, indem man sich oft angenehm überrascht fühlt, durch die Namen alter Bekannten oder lieber Jugendfreunde die in den Stein geritzt, oder in die Baumrinde geschnitten, sich finden.

So findet ſich überall die lebendige Gegenwart an die todte Vergangenheit angeknüpft und neue Lebensbezeichnungen geweckt, wo die alten erlöſchen.

2. Geſchichte.

In alten Chroniken*) wird über die Entſtehung dieſer nun längſt verfallenen Zwillingsburgen erzählt, daß zwei ſächſiſche Grafen von Gleichen, ſie erbaut, befeſtigt und bewohnt hätten. Aber wegen Wegelagerung und Landfriedensbruch habe Kaiſer Otto IV. ſie in des heiligen römiſchen Reichs Ober- und Unteracht erklärt und die Bewohner der umliegenden Gegend hätten ihre Dränger verjagt. Darauf habe der Kaiſer die Grafſchaft Gleichen ſeinem Burghauptmann Heinrich von Uslar überlaſſen und dieſer habe, um ſeines Beſitzes für ewige Zeiten ſicher zu ſein, mit dem einen der vertriebenen Grafen zu Erfurt im Jahr 1211 einen Vertrag abgeſchloſſen, kraft deſſen die Grafen allen ihren Anſprüchen auf dieſe Gleichen bei Göttingen feierlichſt entſagt hätten. Sie hätten ſodann das Schloß Gleichen in Thüringen erbauet, wo ihre Nachkommen noch Jahrhunderte lang gelebt hätten.

Dieſe ganze Geſchichte hat aber ein neuerer Geſchichtsforſcher — Wolf in Nörter**) — für fabelhaft erklärt und dieſe Meinung beurkundet.

Vielmehr gehörten dieſe beiden Gleichen welche, wegen ihrer Gleichheit in der Niederſächſiſchen Mundart früher die Lychen — ſpäter erſt die Gleichen — genannt wurden, ſammt allen umliegenden Dörfern und Gütern im elften Jahrhunderte zwei mächtigen Dynaſten, den Grafen Ezike und Elle von Reinhauſen an. Jener ſtarb frühzeitig, dieſer aber hinterließ vier Söhne und zwei Töchter. Die Eine derſelben — Richenza — wurde von einem kühnen Liebesritter, Gerald von Immenhauſen, entführt; die andre, Mathilde, vermählte ſich einem Ritter Hermann von Winzenburg aus Baiern. — Von den vier Söhnen des alten mannhaften Elle von Reinhauſen, wurde der Eine Biſchof von Hildesheim, die drei übrigen — Konrad, Herrmann und Heinrich, faßten mit ihrer Schweſter Mathilde, den frommen Entſchluß, ihren Stammſitz Reinhauſen, der nicht weit von den Gleichen lag, nebſt allen dazu gehörigen Gütern und Gefällen zu der Gründung eines Stifts in Reinhauſen zu verwenden, das dem heiligen Chriſtoph geweihet wurde.

Das geſchah im Jahre 1090. Allein ſchon im Jahre 1111 verwandelte Mathildens Sohn, der auch Herrmann hieß, das Stift

---

*) Sagittarius, Geſchichte der Grafſchaft Gleichen und Specht: Geſchlechtsregiſter der Familie von Uslar.

**) In ſeiner Geſchichte des Eichsfelds.

in ein Kloster und setzte den bisherigen Mönch, der Reinhard hieß, als ersten Abt ein. Die Schirmherrschaft darüber — damals ein hohes Ehrenrecht, das oft viel Kampf und Sorge veranlaßte, aber auch bedeutende Vorrechte gewährte — wurde dem jedesmaligen Aeltesten aus der Familie der Grafen von der Winzenburg übertragen. Da aber dieses gräfliche Haus bald ausstarb, so übertrug der, von mehren Seiten bedrohte Abt Reinhard, das Schirmrecht einem Ritter, Degenhard von Bodenhausen. Doch der Schutz desselben mochte nicht kräftig genug gewesen sein, um zu hindern, daß geistliche und weltliche Nachbaren in jenen rechtlosen Zeiten zugriffen und von den schönen Klostergütern an sich rissen, was ihnen beliebte. Andre machten sich die Schwäche des Schirmherrn zu Nutze und entrichteten die Gefälle und Zehnten nicht, womit sie dem Kloster verpflichtet waren, wodurch dann viele einträgliche Gerechtsamen desselben verloren gingen.

Unter denen, die besonders das schutzlose Kloster bedrängten und zugriffen, war einer der Aergsten, ein wilder Abentheurer, der sich Bruno von Geliegehausen nannte. — Er war einer jener fahrenden Ritter, von denen man nicht wußte, woher sie kamen, die überall auf fremde Kosten lebten, bald die Gastlichkeit der Klöster und Burgherrn in Anspruch nahmen, bald von Bauern erstrotzten, von Reisenden erpreßten, was sie für sich und ihr abgetriebenes Roß an Lebensunterhalt bedurften, dann im Walde mit Raubgesellen übernachteten und als Wegelagerer den bepackten Saumrossen wandernder Kaufherrn auflauerten, oder von fetten Prälaten einen Zoll aus dem Klosterschatz erzwangen. — Dieser Abentheurer hatte sich im Dorfe Gelgehausen gefallen, war mit Rossen und Knechten dort eingelagert und spielte bald den Herrn, worauf er sich ohne Weitres von Geliegehausen nannte.

So viel ist gewiß, daß Herzog Heinrich der Löwe sich des Klosters Reinhausen annahm; indeß jener Herr von Geliegehausen mochte sich wohl, als ein tapferer Degen, jenem kriegerischen Herzoge nützlich gemacht haben; wenigstens findet sich keine Spur, daß ihm Heinrichs sonst so strenge Gerechtigkeit den übelerworbenen Raub am Klostergut wieder abgenommen habe.

Nun versank aber die Geschichte der Gleichen bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts in das Dunkel eines klösterlichen Stilllebens. In jener Periode trat nämlich die Familie von Uslar, nach alten Urkunden als Besitzerin der Gleichen aus dem Dunkel hervor. Diese Familie besaß jene Herrschaft als feines Stammgut, ohne daß jedoch jemals die Erwerbsart desselben ermittelt ist. Denn was darüber (1636) der Superintendent Specht in Uslar in seinem Geschlechtsregister der Familie von Uslar fabelte, beruhet offenbar auf keinem geschichtlichen Grunde. Sein Buch war mehr von dem Geiste der Schmeichelei dieser Adelsfamilie, als von dem, historisch-gründlicher Forschung dictirt.

Die Familie von Uslar zerfiel in zwei Linien, wovon die eine das alte Haus Gleichen mit drei Viertel und die Andre das neue

Haus Gleichen mit einem Viertel der bisher gemeinschaftlich beſeſſenen Güter erhielt. Beide lebten aber in gegenſeitiger Feindſchaft und es geht die Sage, daß einſt beide Herrn von Gleichen aus den Fenſtern ihrer Burgen auf einander geſchoſſen hätten und zwar ſo unglücklich, daß durch zwei Schüſſe a tempo beide gegenſeits getödtet worden wären.

Eine der nachtheiligen Folgen dieſes unglücklichen Familienhaders war, daß die Linie von Altgleichen, um mächtigen Schutz und Rückhalt zu gewinnen, ihre ganzen Beſitzungen den Herzögen von Braunſchweig zu Lehn antrug und von dieſen als Lehn wiederempfing. Ihre Abſicht aber — dadurch ein bedeutendes Uebergewicht über ihre Vettern zu gewinnen, vereitelten dieſe dadurch, daß ſie die ganze Herrſchaft Neugleichen (1451) an den Landgrafen Ludwig von Heſſen, dem Friedfertigen, für 4000 Gulden verkauften. Die Verkäufer Heinrich und Ernſt von Uslar aber begaben ſich in das Kloſter Reinhauſen, erbauten von dem empfangenen Gelde vor dem Kloſter ein Hospital und führten fortan als Mönche ein frommes aſcetiſches Leben.

Der neue Beſitzer von Neuengleichen, Landgraf von Heſſen, verſetzte jedoch die Burg und Zubehör pfandweiſe einem Herrn von Bodenhauſen. Indeß wurden zwiſchen den zu nahe wohnenden Familien die alten Grenzſtreitigkeiten mit neuer Erbitterung wieder aufgenommen, bis endlich braunſchweigſche und heſſiſche Commiſſarien, die Grenzen regulirten, wodurch der Hauptgegenſtand des alten Haders endlich beſeitigt wurde.

Die Herrn von Bodenhauſen erhielten ihre Burg Neuengleichen, ſo wie die auch vor derſelben erbaute Kapelle des heiligen Chriſtoph noch einige Zeit im baulichen Stande. Indeß bewohnten ſie die Burg nicht, ſondern ein Amthaus in der Ebene, das Wettmansdorf hieß.

Die Burg Altengleichen wurde noch im Jahre 1555 von den Uslars bewohnt. Dann zog ſich auch dieſe Familie hinab in die Ebene, wo ſie in einigen ihr zugehörigen Ortſchaften Amtshäuſer erbaute und bewohnte.

Jetzt noch ſteht die Ruine von Neugleichen unter heſſiſcher und die von Altgleichen unter braunſchweigſcher Landeshoheit.

H. E. A. Velani.

Lauchstädt.

Zwei Stunden von Merseburg entfernt, liegt in einer flachen, fruchtbaren Gegend und hat als Badestädtchen einen guten Klang. — Die Najade des Bades kann sich freilich nur einer sehr untergeordneten Wirksamkeit rühmen, doch soll sich der mineralische Gehalt des Wassers seit einigen Jahren verstärkt haben. Für Diejenigen, denen es nicht allein genügt, ist durch eine Struve'sche Trinkanstalt gesorgt. — Die nächste Umgebung bietet fast gar keine Spazierörter dar, geschweige denn solche, die mit der Rudelsburg bei Kösen in Vergleich kämen; auf der andern Seite aber hat es vor den kleinern Bädern im Nordosten Deutschlands den Vorzug, daß die Kunst und die Sorge für geselliges Leben der minder freigebigen Natur zu Hülfe kamen. Daher finden sich denn jeden Sommer aus den nahe liegenden Städten Leipzig, Merseburg, Halle, ja selbst aus Berlin Familien daselbst ein und wenn auch die Badeliste nicht leicht über hundert Nummern aufzählt, so finden sich doch auf derselben die Namen der liebenswürdigsten und ausgezeichnetsten adeligen Familien der Umgegend. — Zum Sammelplatz der Badegäste dient vorzüglich der schöne und geräumige Salon mit den unmittelbar in der Nähe gelegenen Anlagen. Er wurde vom Kurfürsten Friedrich August III. von Sachsen erbaut und vor einigen Jahren durch die Milde Sr. Majestät des Königs von Preußen sehr geschmackvoll neu decorirt und meublirt. Den Plafond zieren recht hübsche Malereien, die gleichfalls neu sind. —

Am lebhaftesten ist Lauchstädt an schönen Sommertagen; dann wimmelt Nachmittags der Salonplatz von fröhlichen Menschen und namentlich findet sich Merseburgs schöne Welt und die akademische Jugend von Halle daselbst ein, so daß es gar nichts Seltenes ist, gegen 100 Wagen auf dem Markte anlangen zu sehen. — Zu den besten Vergnügungsörtern gehört das Theater. Dieses für einen so kleinen Badeort recht hübsche Schauspielhaus wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts vom Herzoge Carl August von Weimar gebaut und lange Zeit spielte daselbst die Weimarsche Truppe; dann eine Zeit lang die Kästner'sche Gesellschaft aus Leipzig. —

Thg.

Himmelgarten.

Die Mädchen bleichen Wäsche,
Und ſpringen im Gras' herum;
Das Mühlrad ſtäubt Diamanten,
Ich höre ſein fernes Geſumm.

H. Heine.

Weder durch ſchöne oder alterthümliche Gebäude, noch durch eine reizende Umgebung ausgezeichnet, liegt, eine kleine Stunde von Nordhauſen entfernt, das ehemalige Auguſtinerkloſter und jetzige ſtolbergſche Kammergut Himmelgarten. Obwohl in der Nähe der Stadt, liegt es doch in friedlicher Stille und ländlicher Abgeſchiedenheit da und hat zu ſeiner Nachbarſchaft nichts als eine Mühle, die Kukuksmühle, welche zugleich Wirthshaus iſt.

Nur Weniges iſt uns von ſeiner Geſchichte aufbewahrt. — Aus einer alten Urkunde vom Jahr 1297 geht hervor, daß daſſelbe von den Grafen von Hohenſtein geſtiftet worden iſt, zu welcher Zeit dies aber geſchehen, iſt unbekannt. Erſt gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts wird es hier und da erwähnt. Herr von Rohr vermuthet, daß es ſeine erſten Conventualen aus dem Auguſtinerkloſter zu Erfurt bekommen habe, weil die Mönche zu Himmelgarten nichts unternahmen, was nicht von jenem Kloſter in Erfurt gebilligt wurde. Uebrigens lag ſchon vor Gründung des Kloſters hier ein Vorwerk, welches Ruſtungen oder Roſſingen hieß, weshalb der von hier an der Nordhäuſer Grenze hinfließende Bach noch heute der Roſſingsbach genannt wird. Man bemerkte aber in dem dabei gelegenen Garten ſehr oft einen blendend hellen Glanz, welcher vom Himmel herabkam und immer auf einer und derſelben Stelle verweilte, und da man dadurch aufmerkſam wurde und an der bezeichneten Stelle nachgrub, fand man eine geſegnete Hoſtie in der Erde, welche unter großen Feierlichkeiten von der Geiſtlichkeit

herausgenommen und' hinweggetragen wurde. Das gläubige Volk strömte zahlreich herbei, gab reichliche Geschenke und so wurde an die Stelle des vom Himmel selbst bezeichneten Gartens das Kloster erbaut und Himmelgarten genannt. Der Magistrat zu Nordhausen wollte aber diese Namensveränderung nicht leiden, war den Mönchen auf alle Weise hinderlich und wenn ihnen auch Länderei oder Gebäude geschenkt oder vermacht wurden, so mußten sie es binnen Jahresfrist verkaufen. Geschah dies nicht, so bemächtigte sich Nordhausen des Grundstücks, verkaufte es und gab dann das Geld an die Mönche. Deshalb besaßen dieselben auch in der Stadt nichts und nur zwei, am Töpferthore belegene Plätze hatten sie nach manchen Schwierigkeiten käuflich an sich gebracht. Gegen das Jahr 1339 fingen sie an, wider des Rathes Wissen und Willen auf diesen Plätzen eine Kirche zu bauen, die sie mit großer Eile zu Stande brachten und eben so geschwind einweiheten. Als sie später reich wurden und viele Güter und Einkünfte besaßen, bauten sie die Anfangs unbedeutenden Klostergebäude von Neuem auf und ließen auch im J. 1507 eine herliche Orgel für die Kirche verfertigen.

Die Bauern, welche so manches Kloster auf dem Gewissen haben, zerstörten im J. 1525 auch Himmelgarten. Sie plünderten es und zündeten es dann an. Die Mönche waren mit ihren besten Sachen und der Bibliothek bereits nach Nordhausen geflohen, und wurde dieselbe in der St. Blasiikirche aufgestellt, wo sie sich noch heute befindet. Unter den Büchern sieht man eins mit einem in Holz geschnittenen Christusbilde, neben welches eine Wunde gemalt ist und wobei die Worte stehen: Diese Gestalt ist dem Bilde der Gottseligkeit unsers Herrn Jesu Christi eingedrückt worden, die Figur der Wunde stellt vor die Wunde seiner Seite nach der Breite und Länge. Wer nun aus besonderer Andacht und Zerknirschung seines Herzens dieses Bild anschauen oder küssen wird, der soll von dem heiligen Papste Innocenz VIII. auf 7 Jahre Ablaß haben. — Ferner war ein hölzernes Kreuz vorhanden, auf dem man folgende Worte las: Dieses hier gegenwärtige Zeichen des Kreuzes stellt, wenn es zwanzigmal nach der Länge genommen wird, die Länge des Körpers Christi dar und wenn Jemand aus herzlicher Inbrunst und Andacht dieses Kreuz ehren und küssen wird, der soll den Tag über von der bösen Seuche befreit bleiben. —

Das verwüstete Kloster wurde nicht wieder zu kirchlichem Zwecke eingerichtet. Die Mönche gingen fast alle in das Augustinerkloster zu Erfurt und die Grafen von Stolberg nahmen als Landesherren Himmelgarten in Besitz. Später verpfändeten sie es, nebst Stempeda, an den Rath zu Nordhausen, der es bis zum J. 1721 inne hatte, wo es von den Grafen von Stolberg für 15,000 Gulden wieder eingelöst wurde und seit der Zeit auch bei Stolberg geblieben ist. (cf. v. Rohr: Me kw. des Unterharzes p. 159 — 64). Leuckfeld's Chronik von Marienberg.

C. Duval.

Steigerthal.

Melodisch klingt im Walde
Das läutende Gerda,
Wenn auf der Bergeshalde
Die Heerden weidend gehn.

L. Bechstein.

Die Lerche sang, der rothe Morgen glühte, als ich am Kloster Himmelgarten und der Kukuksmühle vorüber, zu dem Berge emporstieg, welcher „die Haardt" genannt wird. Man hat von dieser Höhe eine gar liebliche Aussicht in die goldene Aue hinein und auf die Berge von Kyffhausen an, bis hinauf zum Ohmberge und noch weiter hin. Die Städte Nordhausen, Heringen, Kelbra und sehr viele Dörfer von üppigen Saatfeldern, frischen Wiesen und schattigen Bäumen umgeben, bieten sich dem Auge des Beschauers dar und lassen ihn mit Entzücken vor diesem Gemälde verweilen.

Seliges Land der goldenen Aue, wie bist Du so reizend!
Nieder in's schwellende Gras regnet im Herbste das Obst.
Fröhlich baden im Bache den Fuß die glühenden Berge,
Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr sonniges Haupt;
Und, wie die Kinder hinauf zur Schulter des herrlichen Ahnherrn,
Steigen am fernen Gebirg' Westen und Hütten hinauf.
Friedsam geht aus dem Walde der Hirsch an's freundliche Tageslicht;
Hoch in heiterer Luft sichet der Falke sich um;
Aber unten im Thal, wo die Blume sich nährt von der Quelle,
Streckt das Dörfchen vergnügt über die Wiese sich aus.
Still ist's hier; kaum rauschet von fern die geschäftige Mühle,
Und vom Berge herab knarrt das gefesselte Rad.

In der entgegengesetzten Richtung aber blickt man auf die hohen, bewaldeten Berge des Harzes, von dessen einer Kuppe die blendend weißen Mauern des stolbergschen Jagdschlosses Eichenforst herableuchten, und weiter links, mehr im Vordergrunde, auf die altersgraue Ruine der Ebersburg mit ihrem gewaltigen Thurmcolosse. Dicht zu den Füßen des Berges liegt in einem tiefen, engen Thale, rings von weißen, theils kahlen, theils bebuschten Kalkfelsen umgeben, das Dorf Steigerthal, welches sowohl seiner romantischen Lage wegen, als auch wegen mancher Naturmerkwürdigkeiten eines Besuches sehr werth ist. Die rothen Dächer leuchteten recht lebendig aus dem frischen Grün der Bäume hervor, die Kalkfelsen, durch das in ihren Schatten keimende Gesträuch noch mehr gehoben, blitzten im Sonnenscheine wie glänzendes Silber, die Waldvöglein sangen fröhlich, ein lauer West flüsterte in den Zweigen der hochwipfeligen Bäume und ich lagerte mich auf schwellendes Moos und betrachtete mit Entzücken die Landschaft, welche sich vor mir ausbreitete. Es war rings umher einsam und still. Weiße Schmetterlinge flatterten über den blumigen Rasen lautlos hin und her, schillernde Käfer krochen zu meinen Füßen, Millionen Insecten schwirrten und kreisten um mich her, ein Holzspecht hämmerte in der Ferne am Stamm, eine wohlgenährte Rinderheerde irrte mit melodischem Geläut durch das hohe Gras und ein alter Hirt blies unfern von mir auf einem Birkenblatt eine melancholische Weise.

Und als ich so umherschaute und endlich auch die nächste Umgebung musterte, wurde ich dicht neben mir einen halbbemoosten Stein gewahr, in welchen Figuren eingegraben waren. Ich betrachtete denselben näher und sah in demselben eine Glocke und eine Keule eingehauen. Umsonst spähte ich nach einer Inschrift und wandte mich endlich an den alten Hirten mit der Frage: ob er mir nicht sagen könne: was dieser Stein mit seinen Zeichen zu bedeuten habe?

O ja wohl! entgegnete der Alte. Es ist eine Geschichte hier vorgefallen, die in der Umgegend jedes Kind weiß.

War einst ein Glockengießer
Zu Stolberg in der Stadt,
Ein ehrenwerther Meister
Gewandt in Rath und That!

Er hatte schon gegossen
Viel Glocken, gelb und weiß,
Für Kirchen und Capellen,
Zu Gottes Lob und Preis.

Und seine Glocken klangen
So voll, so hell und rein;
Er goß auch Lieb' und Glauben
Mit in die Form hinein.

Auch die Stadt Stolberg verlangte ein Werk seiner Hand, und der Meister bot Alles auf, für seinen Wohnort eine ganz vorzügliche Glocke zu liefern. Aber es war, als ob der Böse seine Hand im Spiele hätte, — der Guß wollte durchaus nicht gelingen. Verdrießlich warf er die Arbeit bei Seite, befahl einem sechszehnjährigen Buben, welcher bei ihm die Glockengießerei erlernte, auf einen bestimmten Tag, an dem er zurückkehren werde, Alles zum Beginn der Arbeit bereit zu halten und wanderte hinauf nach dem Eichsfelde, wo sein Vater die gleiche Kunst mit vielem Lobe trieb, um demselben sein Mißgeschick zu klagen, und sich seinen Rath zu erbitten.

Der ernste Bube aber saß unterdessen daheim und sann unaufhörlich über den Grund nach, warum doch wohl seinem sonst so klugen Meister der Guß mißlungen sein möchte. Nach langem Grübeln hatte er die Ursache entdeckt, sprang fröhlich empor, arbeitete Tag und Nacht und bald stand die Glocke ohne Fleck und Tadel vor den entzückten Augen des Jünglings da.

Mit freudigpochendem Herzen ging er nun seinem Meister entgegen und hier an dieser Stelle traf er denselben sitzend und von der Anstrengung der Reise rastend. Nicht lange konnte er sein Geheimniß auf dem Herzen behalten und mit freudestrahlendem Antlitze entdeckte er dem Meister, daß die Glocke, von seiner Hand gegossen, schon fertig und wohlgelungen zu Hause stehe.

Da schwoll aber dem Meister die Stirnader dick auf vor Zorn und Scham, und die Wuth, sich von seinem Lehrlinge übertroffen zu sehen, bemächtigte sich seines sonst so milden Herzens. Er sprang auf, ergriff seinen Reisestab, und versetzte damit dem unglücklichen Knaben einen so gewaltigen Schlag über das Haupt, daß er blutend und mit gebrochenem Blick in das Gras zurücksank. Der Meister aber eilte, wie von Furien gepeitscht, mit schnellen Schritten von dannen. Sein Zorn war bei dem Anblick des Blutes verraucht, eine furchtbare Gewissensangst packte den kräftigen Mann, die rasche That gereute ihn und er kehrte eilig um, ob er vielleicht den hervorquellenden Blutstrom hemmen und den armen Knaben noch retten könne. Bald hatte er auch die Unglücksstelle wieder erreicht, aber es war keine Hülfe mehr möglich.

Der Knabe lag am Boden,
Er hört' und sah nicht mehr;
Ach Meister, wilder Meister
Du schlugst auch gar zu sehr.

Verzagend floh dieser hinweg. Unstät und flüchtig wie Kain irrte er die ganze Nacht im Walde umher und als der Morgen anbrach, war sein Entschluß gefaßt. Er ging nach Stolberg zurück,

Und stellt sich dem Gerichte,
Und klagt sich selber an.

Es thut den Richtern wehe
Um den sonst wackern Mann.

Doch kann ihn keiner retten
Denn Blut will wieder Blut.
Er hört sein Todesurtheil
Mit ungebeugtem Muth.

Hat auch gemißt den Nacken
Zum Streich voll Zuversicht
Und seine Seele schwebte
Empor zum hellern Licht.

Also sprach der Hirt. Und ich dankte demselben für seine Erzählung und stieg hinab in das nomen et omen habende Dorf. Daß früher, wie einige Chronisten glauben, hier eine adelige Familie von Steigerthal gehaust, ist sehr unwahrscheinlich und wird auch nur aus einem Diplôme vom Jahr 1320 vermuthet, welches Christianus, ein Mönch im Kloster Himmelgarten, ausgestellt und in welchem er einen gewissen Conrad erwähnt, der als der Sohn eines Nordhäuser Bürgers Conrad von Steigerthal aufgeführt wird.

Rings um das Dorf her bricht ein sehr schöner Alabaster in einigen zwanzig verschiedenen Sorten.

Unterhalb des Ortes wird ein ziemlich starker Bach von einer Kalkschlotte, deren es in der Gegend eine große Menge giebt, verschlungen und kommt etwa tausend Schritte davon bedeutend stärker wieder hervor, so daß er mehrere Mühlen treibt.

Eine Viertelstunde südlich, nach Urbach zu, liegt an der Nordseite eines ziemlich steilen und beträchtlich hohen Berges eine Höhle, welche „das Försterloch" oder „die Leopoldshöhle" heißt, weil sie ein Förster, Namens Leopold, entdeckte. Sie ist zwar nicht mit der Baumannshöhle zu vergleichen, allein sie ist auch nicht eben ganz unbedeutend zu nennen, denn sie besteht aus 11 Abtheilungen. Der Eingang liegt hoch oben am Berge und, sich bückend wie ein Hofmann, gelangt man in das erste Gewölbe. Es ist ziemlich geräumig, enthält aber sonst nichts Bemerkenswerthes, als Namen derjenigen, welche diese Höhle besuchten. Links führt eine Oeffnung, welche einem Backofenloche gleicht, in die zweite Höhle, welche tiefer liegt und auch weiter und höher ist, als die erste. Man findet in den Felsen die Jahreszahl 1549 eingehauen. Wenn sie ächt ist, so muß die Höhle früher bekannt, später aber wieder in Vergessenheit gerathen sein, und Förster Leopold fand sie im vorigen Jahrhundert nur wieder auf. Aus diesem Raume gelangt man auf ziemlich engem Wege in die dritte und wiederum durch eine lange Schluft in die vierte Abtheilung, in welcher der Name GERHAVEN mit ziemlich alt aussehenden Lettern zu lesen ist. Von hier aus muß man wieder in einem schmalen Gange hingehen bis an einen Felsen, welcher

die Höhle quer durchzieht und jedes weitere Vordringen zu hemmen scheint. Um weiter zu gelangen, muß man entweder unter oder über diesen Fels hinklettern, was gleich gut oder, besser gesagt, gleich schlecht geht. In der Mitte der fünften Höhle, welche die größeste von allen ist, liegt ein großes, von der Decke herabgestürztes Felsenstück. Bis jetzt hat sich der Weg immer gesenkt, jetzt aber geht der Pfad steil hinan in die sechste Höhle, vor deren Eingange wieder ein Felsen liegt, welcher überklettert werden muß. So geht es fort bis ans Ende der letzten Höhle, aus welcher nur ganz niedrige, unzugängliche Felsspalten führen. Der Kalkstein, in welchem diese Höhle liegt, ist sehr fest und der Besuch derselben daher ohne Gefahr.

Außer dieser Höhle gibt es noch eine Menge von Schlotten und Spalten, unter denen „das Fohlenloch" am bemerkenswertheſten ist.

Im siebenjährigen Kriege, erzählte mir ein alter Mann, nahmen die Soldaten den Bauern in der Umgegend alle Pferde hinweg und ein Einwohner von Steigerthal versteckte daher ein schönes junges Fohlen in eine Höhle und brachte ihm täglich ganz ins Geheim das beste Futter, welches er hatte. Endlich waren die Feinde aus der Gegend verschwunden und der Bauer eilte mit schnellen Schritten nach der Höhle, das schöne Thier abzuholen. Allein wie erschrak er, als er die Bemerkung machte, daß dasselbe unter der Zeit so groß geworden, daß keine Möglichkeit vorhanden war, es durch die Oeffnung, durch welche er es in die Höhle gebracht hatte, wieder herauszubringen und er sah sich endlich, nachdem er es noch eine Zeit hindurch erhalten, genöthigt, dasselbe todt zu stechen.

Beim Pflügen und Steinebrechen werden in der Umgegend Steigerthals oft Knochen herausgegraben, welche Thieren angehören, die entweder gar nicht, oder doch wenigstens hier nicht mehr existiren und vor etwa zwanzig Jahren wurde ein ganz verkalktes, vollständiges Elephantengerippe ausgegraben, das in das Försterhaus zu Steigerthal gebracht und dort aufbewahrt wurde. Die Hüftkugeln hatten einen halben Fuß im Durchmesser und das stärkste Ende eines Zahnes war sechs Zoll.

An dem Wege, welcher von Steigerthal nach Neustadt unter dem Hohenstein führt, liegen die Reste einer Kirche, welche einem im Bauernkriege, Andre sagen: im dreißigjährigen Kriege zerstörten Dorfe „Hunoldsdorf" angehörte, und eine ähnliche etwas besser erhaltene Kirchenruine des ehemaligen Dorfes „Liebigerode" schaut an der Straße nach Stempeda aus dem Gesträuch hervor. Als beide Dörfer zu gleicher Zeit verwüstet worden waren, begaben sich die übriggebliebenen Einwohner derselben nach Steigerthal und siedelten sich dort an. Die ganze Feldmark von Liebigerode lehnt noch jetzt an die Kirche in Steigerthal.

Bei dieser kleinen Ruine Liebigerode ist ein gar trauliches Plätzchen. Der üppige Rasen ladet zur Ruhe ein, das Haſelgesträuch rings umher flüstert so heimlich, die gegenüberliegende schroffe Fels-

wand blickt ernſt auf das Thal hernieder und der Vögel tauſendſtimmiges Lied erſchallt aus Buſch und Baum. Ich warf mich in das Gras, träumte mich zurück in die Zeit, wo an dieſer Stelle Hunderte thätiger Menſchen wohnten, wo hier das Geläut des jetzt eingeſunkenen Thurmes die Gemeinde zuſammenrief und aus dieſen öden Mauern der Geſang frommer Chriſten ertönte.

Und lieblich ſank aus unbewölktem Blau,
Des goldnen Abends ſüße Ruh' herab!
Ein ſanftes Roſenlicht umfloß den Hain,
Miſcht' mit des Baches Silberwelle ſich,
Bepurpurt' Berg und Thal und Wieſenflur,
Und immer ſtiller ward es rings umher!
Nur dort, im blühenden Geſträuche ſang
Mit ſanfter Klage noch die Nachtigall,
Dem hingeſchiednen Tag ein Sterbelied.

(cf. Leſſers phyſicotheologiſche Schriften p. 116. von Rehr's Merkwürdigkeiten des Unterharzes pag. 291 und 305.)

E. Duval.

Die Sage
von
dem verwünschten Vogelsteller
in
den Teufelslöchern bei Jena.

Wer über die Camsdörfer Brücke bei Jena an dem linken Saalufer hinwandert, gelangt zu den wundersam gebildeten Felsmassen in denen mehrfache Höhlen und Schluchten zu schauen, bekannt unter dem Namen der Teufelslöcher, und weiland gescheut und gefürchtet von den Bewohnern des Dörfchens Wöllnitz.

Dort wohnte in grauer Vorzeit ein Fischer, Thomas geheißen, der nie vorüberging an den Teufelslöchern, ohne ein Kreuz zu schlagen und auszurufen: Ha! ha! Das merkte sich sein Vetter Curt, ein junger Bursche, brav, aber arm und elternlos, den Thomas aus christlicher Liebe zu sich genommen. Es begab sich aber, daß Curt einstmals nach Jena wanderte mit einem Körbchen Fische, die er dort verkaufen wollte. Als er nun in die Nähe der Teufelslöcher kam, rief er ebenfalls: Ha! ha! vergaß aber das Kreuz zu schlagen. Da stand plötzlich ein Mann vor ihm, mit grauem Bart, ein Jagdgeschoß in der Hand und wie ein Waidmann gekleidet. Mit funkelnden Augen ihn anblickend fragte er mit rauher Stimme, was er hier zu schreien und zu rufen habe, und ob er etwa den Vogelsteller sehen wolle. Welchen Vogelsteller? entgegnete Curt verlegen, ein paar Schritte zurücktretend. „Solltest du," entgegnete der Waidmann, nie etwas gehört haben von einem, der sich Kauz nennt. Er hat hier seinen Vogelheerd, sucht sich im Frühling Kräuter und Wurzeln, fängt im Sommer Fische, und treibt im Herbst das edle Waidmannshandwerk." — Curt betheuerte, von einem solchen Manne nie etwas gehört zu haben. „Willst du ihn kennen lernen, fuhr der Jä-

ger fort, so begieb dich dort in seine Höhle, da wo die beiden Brünnlein rieselnd hervorbrechen durch die Felsenspalten." Curt entschuldigte sich, daß er keine Zeit habe und mit seinen Fischen eilig nach Jena wandern müsse. „So laß das Schreien," sprach der Waidmann, ihn mit finsterm Blick betrachtend, „sonst kommt Kanz von selbst hervor." So sprechend, schritt er den Fußpfad neben dem Felsen hinauf, während Curt in die Stadt eilte, und nachdem seine Fische verkauft, schnell den Heimweg antrat. Er hatte die Erscheinung des Waidmanns nicht vergessen. Sein Haar sträubte sich empor, als er in die Nähe der Teufelslöcher kam, und seine Schritte wurden immer unsicherer. Eh' er sich's versah, lag er im Schlamme der beiden Bächlein. Zugleich hörte er ein furchtbar gellendes Hohngelächter. Erschrecken raffte er sich empor, lief heim, und erzählte seinem Pflegevater, was ihm begegnet. Thomas blickte bei der Erzählung düster vor sich hin, und warnte ihn ernstlich vor dem bösen Vogelsteller, der den sorglosen Wanderer hineinlocke in die Teufelslöcher, aus denen noch nie Jemand wieder herausgekommen. „Hüte dich, Curt, sprach er, und geh' ihm aus dem Wege. Offenbar ist er einer von den Götzen, die die Sorben weiland angebetet bei Ziegenhain, und die der heilige Bonifacius auf seiner Wandrung durch Thüringen in jene Felsen und -Klüfte gebannt. Dort müssen sie kauzen und den jüngsten Tag erwarten. Das hat mir der Pater Liberius in Burgau oft erzählt."

Es begab sich aber, daß Curt einige Tage nachher mit Fischen nach der Lobdaburg gesandt ward. Da betrachtete ihn der Graf von Arnshaugk mit wohlgefälligen Blicken, ihn fragend, ob er wohl Lust habe, ihm als Knappe zu dienen. Dieser Antrag gefiel dem rüstigen Burschen, der zu dem Fischergewerbe eben keine sonderliche Neigung in sich verspürte. Der Graf äußerte, er wolle darüber mit dem alten Thomas sprechen, und als dieser seine Zustimmung gab, ward Curt aufgenommen unter die Lobedaburger Knappen. Der junge Fischer erschien nun in einem stattlichen Wams, mit Blechhaube, Spieß und Schwert. Zugleich hatte er ein Roß erhalten von dem Grafen, den er auf seinen Streifzügen in der Umgegend begleitete. Der Weg führte sie einst bei den verrufenen Teufelslöchern vorüber. Da erzählte Curt seinem Herrn das Abenteuer, das er dort bestanden, und der Graf berief sich auf manche glaubwürdige Erzählung von dem Unwesen, das der verwünschte Vogelsteller Kanz von jeher in den Teufelslöchern getrieben. Während er so sprach, hörten sie deutlich im Innern des Felsens den Klang von Geigen und Flöten, als würde dort zu einem festlichen Tanz geblasen. Laß uns eilen, sprach der Graf, daß wir nicht in die Klauen des Unholds gerathen, der oft näher ist, als man glaubt!" Curt aber konnte die Neugierde nicht unterdrücken, das Treiben in dem Felsen mit anzusehen.

Es begab sich aber, daß er den Grafen einst begleitete zu dem Markt, der jährlich in Lobeda gehalten zu werden pflegte. Er hatte die Herrlichkeiten, die dort zur Schau ausgestellt waren, längst be-

trachtet, und ſich in das Zechhaus begeben, wo gar luſtig getanzt, getrunken und gelärmt ward. Ergriffen von dem allgemeinen Taumel, ergriff Curt eine raſche Dirne, ſich weiblich mit ihr im Kreiſe umherſchwenkend. Da winkte ihm ein alter unbekannter Knappe hinaus unter die Linde vor dem Zechhauſe, wo ſie ſich auf eine Bank niederließen und ſich ergingen in mannigfachem Geſpräch. Der Unbekannte, der ſich für einen Reiſigen des Schenken von Döbritſchen ausgab, wußte gar viel zu erzählen von dem verwünſchten Vogelſteller und behauptete zuverſichtlich, er befinde ſich mitten unter den Tanzenden, weil er ſich in mannigfachen Geſtalten zu zeigen pflege. Bei ſolchen Gelegenheiten habe Kauz ſchon oft manche hübſche Dirne hinweggeführt, und nie wäre ſie wieder geſehen worden. Curt's Neugier ward immer reger, als ihm jener vertraute, daß er ſelbſt in den Teufelslöchern geweſen. „Ich bin, ſprach der Fremdling, bis an den großen Teich gekommen, mitten im Berge. Drüber hab' ich mich jedoch nicht gewagt. Denn da funkelten ſo viele Lichter und ſo viele Mädchen ſah ich dort ſitzen, ſchlank und zierlich, wie Wachspuppen. Zu meiner Sicherheit hatt' ich freilich einen Krötenſtein bei mir, den man in dem Waſſer bei den Teufelslöchern findet, doch nicht zu allen Zeiten." Curt wollte ſich eben genauer erkundigen, was es mit dieſem Stein für eine Bewandniß habe, als der laute Ruf: Zu Roſſe! zu Roſſe! das Geſpräch unterbrach. Es waren die übrigen Knappen, die ihn aufforderten, den Grafen zu begleiten, der ſich eben in den Sattel geſchwungen. „Wir ſehen uns wohl ein andermal wieder!" rief der Unbekannte, dem ſcheidenden Curt die Hand drückend.

Einſt ſtreifte dieſer, mit ſeiner Armbruſt umher im Forſt. Da ſah er unweit von dem Bächlein, die Ziege gebrißen, einen Mann, der beſchäftigt ſchien, Kräuter zu ſammeln. Curt begrüßte ihn freundlich, und erfuhr, daß er in Ziegenhain wohnhaft und allerlei Wurzeln, Schwämme und Kräuter nach dem Kloſter Bürgel zu tragen pflege, aus denen von den dortigen Mönchen mannigfache Arzeneien bereitet würden, vielfach erprobt durch ihre wunderſame Heilkraft. Auch bei den Teufelslöchern, fügte er hinzu, wachſe manches ſchöne Kraut, mitunter freilich auch Unkraut, wie überall. Das könne nur der Ziegenhainer Kräutermann unterſcheiden, für den er ſich ausgab. Eben im Begriff zu gehen, bückte er ſich, und hob einen Stein aus dem vorüberfließenden Bächlein. „Wie froh wäre mancher, wenn er dich fände!" ſprach er, den Stein aufmerkſam betrachtend. Curt äußerte ſeine Verwunderung. „Du magſt wiſſen," ſprach der Fremdling, daß dieſen Steinen manche wunderſame Kräfte verliehen ſind. Dem, der ſie bei ſich führet, zeigen ſie an, was vorgeht in den Tiefen der Erde. Mich aber kümmert das wenig; ich lobe mir, was über der Erde iſt, und mein Wahlſpruch bleibt: Genügſamkeit! So ſprechend warf er den Stein wieder in den Bach, raſch von hinnen eilend. Curt aber griff danach und ſteckte ihn zu ſich. Sein Pfad führte ihn nach Wöllnitz, an den Teufelslöchern

vorüber. Da umtönte ihn plötzlich ein anmuthiger Gesang, und er erblickte, hinter einem Felsenvorsprung vortretend, die holdselige Dirne, mit der er getanzt in dem Zechhause zu Lobeda. Sie sah ihn lächelnd an, strich sich die braunen Haare aus dem Gesicht und schlüpfte, mit dem Ruf: Willkommen, mein Tanzgesell! in eine Schlucht, augenblicklich verschwindend. Curt aber, von unbegreiflicher Neugier gefoltert, kroch durch eine schmale Oeffnung des Felsens einen schroffen Gang hinab, dessen Dunkel sich allmählig erhellte. Da bot sich ihm ein wundersamer Anblick dar. Er stand vor einem großen Teiche, und mehr als zwanzig Jungfrauen, holdselig von Gestalt und stattlich gekleidet sah er dort sitzen hinter goldenen Spindeln. Doch keine spann, alle schienen zu schlafen. Curt stand staunend da, versunken in jenen Anblick. Da scholl plötzlich ein lautes Gelächter. Von unsichtbarer Gewalt fühlte er sich fortgeschleudert und stand plötzlich wieder vor dem Eingange zu den Teufelslöchern.

„Hinweg von hier, Bursche!“ rief eine Stimme. Was hast du hier zu thun? Es war sein Pflegevater, der alte Fischer Thomas. Curt erzählte ihm, was er alles gesehen in der Tiefe der Erde. „Aber den dort oben hast du wohl noch nicht geschaut!“ versetzte Thomas, nach einer schroffen Felsklippe hindeutend. Dort stand eine wundersame Gestalt mit braunrothem, schrecklichem Gesichte, gehüllt in einen Mantel von Vogelfedern, unter denen Teufelskrallen hervorguckten. Leimruthen gingen aus der Brust hervor, und unter ihm, auf dem langen Barte saß eine Eule. „Das ist der verwünschte Vogelsteller!“ sprach Thomas. In diesem Augenblick verschwand die Gestalt mit einem furchtbaren Kreischen. Thomas aber rieth dringend, daß Curt nach Burgau gehen, und um das Heil seiner Seele zu wahren, dort dem Pater Liberius beichten solle. Er fand ihn jedoch nicht daheim, und ungewiß, ob er warten oder nach der Lobdaburg zurückkehren solle, erblickte er, in einer Hausthür stehend, die holdselige Dirne, mit der er getanzt in dem Zechhause zu Lobeda, und die er späterhin bei den Teufelslöchern wieder gesehen. Er fragte einen vorübergehenden Knaben, wer das Mädchen sei, und erhielt zur Antwort: Hufschmidts Kätzchen. Da grüßte er auf sie zu, und begrüßte sie freundlich. Sie aber hieß ihn willkommen, und bat ihn, einzutreten in das Haus und verlieh zu nehmen mit einem Kruge Milch und einem kleinen Imbiß. „Ich bin allein, fügte sie hinzu, mein Eltern sind nicht daheim.“

Als nun Curt, der freundlichen Einladung folgend, in das Zimmer trat, knurrte ihm ein kohlschwarzer Kater gar unfreundlich an, die blitzenden grünen Augen nicht von ihm wegwendend, als das Mädchen hinausgegangen, um das Frühstück zu holen. Curt lehnte sich ins Fenster; der Kater knurrte und murrte fort. Das Mädchen hatte indessen Speise und Trank auf den Tisch gesetzt, bat ihn Platz zu nehmen und setzte sich neben ihn, indem sie vertraulich den Arm um seinen Nacken schlang. Da that der Kater einen so lauten

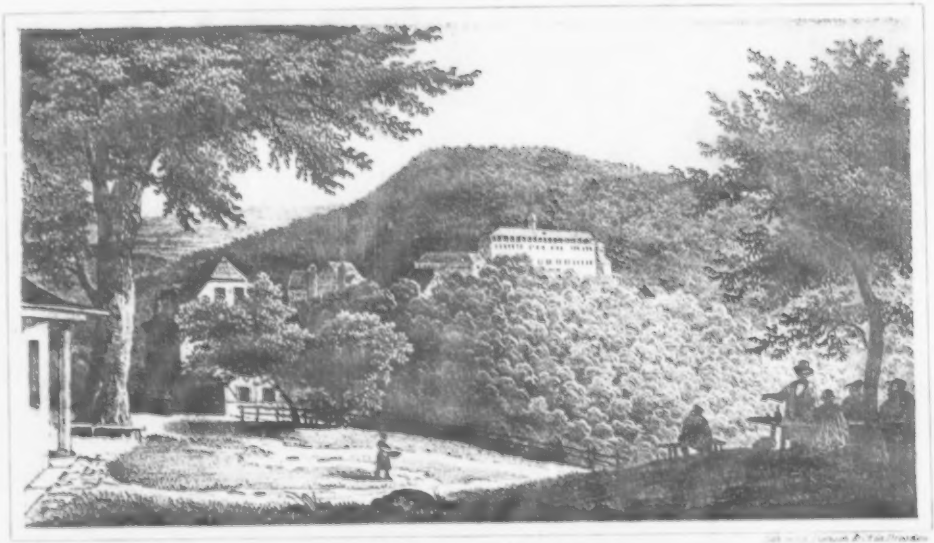
Schrei, daß Curt heftig erſchrak. „Er iſt eiferſüchtig!“ ſprach das Mädchen lächelnd und drückte einen glühenden Kuß auf Curts Lippen. Er ward dadurch noch ſchüchterner und verlegener, als bisher, ſie aber immer zärtlicher und heftiger. Da rief der Kater plötzlich mit einer menſchlichen Stimme: „Fang ihn!“ Klärchen warf entrüſtet ihren Pantoffel nach dem Kater, der mit dem lauten Ruf: „Halt! halt!“ zum Fenſter hinausſprang. „Haſt du einen ſolchen Geſpons,“ rief Curt entrüſtet, ſo bedarfſt du meiner nicht! Leb wohl du liſtige Katzenbraut! So ſprechend, verließ er ſchnell das Zimmer und eilte nach der Lobdaburg, ſich unterwegs heftige Vorwürfe machend, ſich den Lockungen des Mädchens nicht eher entzogen zu haben. „Mit die ſcherze und tanze ich nicht wieder!“ ſprach er zu ſich ſelbſt.

Ein heftiges Fieber überfiel ihn, als er kaum angekommen auf der Veſte. Dem herbeigerufenen Pater Liberius aus Burgau vertraute er, was ihm begegnet. Der aber äußerte, für ſeinen Vorwitz und ſeine unreine Begierde habe er mit Recht ſeine Strafe empfangen. Allgemein bekannt ſei es ja, daß Klara eine Hexe und Zauberin, die ſchon manche Männer in ihr Garn gelockt und längſt ihren Lohn dafür empfangen haben würde, wenn nicht der Graf von Käfernburg, der hier Gaurichter, ſie bisher in ſeinen Schutz genommen. Aber tröſte dich, fügte er hinzu, mein Freund, der Abt Lucas im Kloſter Bürgel wird dich mit geiſtlichem und leiblichem Troſt in deinem gegenwärtigen Trübſal unterſtützen. Dorthin ward Curt geſchafft. Er fand eine freundliche Aufnahme, und der Abt, dem er treulich gebeichtet, entließ den wieder Geneſenen mit den Worten: „Gehe hin, mein Sohn, zu den Teufelslöchern, und wirf den Krötenſtein ins Waſſer, und ſprich: Weiche von mir du Teufelsbrut! Dann ſchlage ein Kreuz, vor dich und zu beiden Seiten, bet' ein Vaterunſer, das Ave Maria, und ziehe fort aus dieſer Gegend!“

Als Curt in die Gegend der Teufelslöcher kam, ſah er am Eingange zu den Höhlen drei wunderſchöne Jungfrauen ſitzen, mit goldnen Spindeln. Aus ihrem Munde ertönten allerlei verlockende und bethörende Liebeslieder. „Singt, wie ihr wollt, ſprach Curt, ihr zierlichen Katzenbräute! Mich bekommt ihr doch nicht in euer Garn! Da ſchlüpften die Jungfrauen, einen Blick voll Sehnſucht und Verlangen auf ihn werfend, in ihre Höhlen zurück. Curt aber wollte eben den Krötenſtein ihnen nachwerfen, als plötzlich der verwünſchte Vogelſteller vor ihm ſtand, in ſeiner wunderſamen Geſtalt, wie er ſich bereits früher gezeigt. „Furchtſamer Geſell!“ ſprach er, den Erſchrockenen freundlich anblickend, vertraue mir! Ich will dich führen in die Tiefe der Erde, dir dort meine Schätze zeigen und alle die ſchönen Dirnen, die mir dienen. Du kannſt wieder heimgehen, wenn du willſt. Doch nicht undeſchenkt werd' ich dich entlaſſen; denn du gefällſt mir wegen deines Muths und deiner Entſchiedenheit. Verachte das Pfaffengeſchwätz.“ —

„Hebe dich hinweg von mir!“ unterbrach ihn Curt, sich bekreuzigend, wie es der fromme Abt Lucas in Bürgel ihn geheißen. Der Vogelsteller zog sich murrend zurück. Noch einmal wollte er sprechen. Da warf Curt den Krötenstein nach dem Höhleneingang von sich, der sich, während er das Vaterunser sprach, sofort verschüttete, bis auf eine Oeffnung, die noch heut zu Tage zu sehen. Im Munde des Volks erhielt sich noch lange die Sage von dem verwünschten Vogelsteller, der sich dem Wandrer in mannigfachen Gestalten zeige, bald als Vogelfänger, bald als Jäger, bald als Fischer, bald als Kräutermann, Schwämme und Beeren sammelnd.

Heinrich Doering.



Schwarzburg.

Schwarzburg.

In dankbarer Brust trag ich noch immer die Höhen,
welche der Tannen Nacht mächtig und finster umkränzt,
und den grünenden Hain, der zum süßen Gemurmel der Schwarza
sanft einladend herabsteigt von der felsigen Höh',
und den waldigen Hügel, den inselartig geformten,
den in verzogener Bucht lieblich die Wiese umschlingt,
aber vor allen Euch, des Schlosses heilige Hallen,
alten Fürstengeschlechts nimmer entweihetes Sitz,
wo die Treuherzigkeit noch weilte, bewahrt in Kraft und in Sitte,
die auf das Eisen nicht stolz, würdig das Fremde verschmäht,
wo zwei edle Geschlechter, die rühmend nennet die Vorzeit,
beider Eintracht Band glücklich und sicher verknüpft.

(Im 10. Sept. 1810.)

Wilhelm von Humboldt.

Es gibt von Rudolstadt über Volkstedt und Schwarza zwei Wege in das eigentliche Schwarzathal. Der eine führt diesem Flusse nahe zur Seite, an der Knochischen Lederfabrik und der Pulvermühle vorbei. Erstere ist 1797, letztere 1739 errichtet, wird aber seit ihrer unheilbringenden Entzündung am 3. Sept. 1817 nicht mehr zu diesem Zwecke benutzt. Beide schauen freundlich aus den sie umgebenden Pappeln und Erlen hervor. Dicht am Einflusse der Rinne in die Schwarza sind zwei fahrbare Brücken über diesen Strom geschlagen. Von hier wendet man sich bei der Stadt Blankenburg links. — Der andere Weg geht unweit Schwarza, in derselben Richtung, über einen Hügel, die Warfe genannt, zwischen Feldern, Gebüsch und schattigen Bäumen hindurch. Wer diesen wählt, muß den Strom, in der Gegend der Papiermühle, auf

einem schmalen Steg überschreiten. Unvermuthet öffnet sich, von ferne kaum merkbar, die von steilen Felsenwänden umragte Schlucht, aus welcher die Schwarza hervorrauscht. Ihren Eingang bezeichnet auf dem rechten Ufer die erwähnte, höchst romantisch liegende Papiermühle, von wo aus Blankenburg nebst den Trümmern seines Bergschlosses sich wieder darstellt, und auf dem linken ein von dem 1813 verstorbenen Königl. Preußischen Bergrath Danz angelegtes, jetzt in das Gasthaus zum Schwarzburger Hofe verwandeltes Gebäude. Die dasselbe bekränzende Anhöhe war von dem ehemaligen Besitzer zu dem schönsten Weinberge der in den Jahrbüchern des Mittelalters wegen des außerordentlichen Ertrags ihrer Reben gepriesenen Gegend von Blankenburg umgeschaffen worden.

Empfindungen verschiedener Art bemächtigen sich der Reisenden, die das dunkele Schwarzathal betreten. Zagend und unempfänglich für das Große und Erhabene, welches die mütterliche Hand der Natur demselben aufgeprägt hat, durchwandelt der, welcher meist in Ebenen lebte, diesen zwei Stunden langen Weg. Wer aber gebirgige Gegenden für seine Heimath erkennt, findet in den sich hier darbietenden Erscheinungen mannigfaltige Nahrung für seinen Geist, der mit jeder zu den Wolken aufstrebenden Höhe sich selbst emporgehoben fühlt. So läßt es sich erklären, warum dieser Gegend von einigen ihrer Besucher die Reize, welche andere mit Staunen und Entzücken erfüllen, zum Theil abgesprochen worden sind. Vielleicht gesellten sich dazu noch vorgefaßte Meinungen, eine dem Genusse der schönen Natur abholde Stimmung, oder die Jahreszeit, in der sie des Schmuckes belaubter Bäume und Sträuche entbehrte, um dieses harte Urtheil zu erzeugen.

Man hat das Schwarzathal öfters die deutsche Schweiz im Kleinen genannt. So wenig nun auch diese Benennung allgemein gebilligt wird, so läßt es sich doch nicht leugnen, daß sorgfältige Beschauer der Alpen hier sprechende Aehnlichkeiten entdeckten, und daß in gebornen Schweizern bei seinem Anblicke lebhafte Erinnerungen an das theure Vaterland aufstiegen.

Die Schwarza breitet sich in diesem Thale bald weit aus und ihre silberhellen Gewässer schleichen am grünen, blumigen Ufer sanft dahin, bald drängt sie sich zwischen Bergen, deren Haupter einander nahe berühren, schäumend und mit lautem Getöse auf Felsenboden hindurch. Das hier und da kessel- und schneckenförmig gehöhlte Gestein beurkundet deutlich die Macht dieses Stromes und das tausendjährige Alter seines Bettes. An den Seiten desselben wechseln düstere, melancholische Wälder mit hellbeleuchteten, schroffen Felsenmassen, deren plötzlichen Einsturz man fürchtet und wo nur selten ein Baum dürftig emporsproßt. Bald gleichen sie aufgerichteten Trophäen, bald dem Kirchhofe voller Grabdenkmale. Hier strebt ein Fels von wunderbarem Bau, dem die Natur die mannichfaltigsten Formen und anmuthigsten Farben lieh, deren sanfte Mischung noch herrlicher hervorstrahlt, wenn ihn die Sonne bescheint, zu den Lüften. Jetzt ruht das von jenem Glanze gesättigte Auge auf dem

Schatten dichter Waldung. Nun krümmt sich der Fluß in mehreren Bogen, um durch die ihm den Lauf vertretenden Berge sich Bahn zu machen. Auch der Wanderer besorgt, einen davon übersteigen zu müssen. Allein vergebens. Unvermuthet sieht er sich hin zu dem staunenswürdigen Kirchenfelsen versetzt, an dessen Fuße die Schwarza brausend das steinerne Wehr durchwühlt, während der nahe Forst in schweigender Ehrfurcht kühlende Schatten umherstreut. An dieser Stätte hat die Natur, diese unerreichbare Bildnerin, Alles vereinigt, um das große Gemälde zu vollenden und dessen unterscheidenden Ton mit kräftigen Zügen aufzutragen. — Von hier aus gewinnt das Thal eine etwas veränderte Form. Der Weg, der bisher mit dem Gebirg einerlei Richtung nahm, lenkt sich nun zum Ufer des Flusses, und führt durch Buschwerk und Hecken, dann an hohen Wänden schwarzer Tannen hin, wie in Alleen eines Parks, in welchen sich das Auge verliert. Ueberraschend ist der Uebergang von Natur und Kunst. Hier, wo sonst kleine Wiesenflecken, von Gebüsch umringt, grünten und labyrinthische Pfade durch das Holz geleiteten, ebnet sich jetzt der Weg durch lange Räume des Waldes. Unvermuthet aber ändert sich die Scene wieder in Natur, da wo ein krystallner Quell vom Felsen herab zur Schwarza stürzt. Zwei hohe Fichten mit hangenden Aesten sind aus einem Felsenstücke gewachsen, welches die Fluten umrauschen. An dasselbe schließt sich der Floßrechen, für die oft nicht unbedeutende Holzflöße bestimmt, welche seit Jahrhunderten auf diesem Strome Statt fand. Einige hundert Schritte über demselben ist 1838 das sogenannte Schweizerhaus, zunächst als Wohnung für den Thiergärtner, erbaut worden. Je mehr man sich dem Schlosse nähert, desto mehr weitet sich das Thal, die Straße geht hoch an der nördlichen Wand desselben hin. Tief unten erblickt man Wiesengrund, vor sich die hellleuchtende, die Nacht des Tännigs beherrschende Burg, welche aber dem Auge bald wieder entzogen wird; rechts über sich in schwindelnder Höhe den Felsen des Tripsteins, den erlesensten Standort, von welchem man die Reize der Umgebungen Schwarzburgs auf einmal zu überschauen vermag. Das auf dieser Klippe von dem Erfinder des Volkstedter Porzellans, G. H. Macheleid, erbaute Haus, worin er, nach der Niederlassung im Thale, oft zu weilen pflegte, ist jetzt abgebrochen. Nachher wurde auf dem jähen Abhange ein Schirm mit einer steinernen Bank errichtet, und an dem Platze jenes Gebäudes sollte dem Gedächtnisse des verdienten Mannes ein anspruchloses Denkmal geweiht werden.

Unten, am Wege, begrüßt den Reisenden eine mit Baumrinde belegte Hütte, welche an die herrliche Aussicht mahnt, die sich von diesem Punkte auf die ganze Gegend eröffnet. Sie tritt mit ihrer auf rohen Säulen ruhenden Halle aus einem Schieferfelsen wirthlich hervor, bei welchem sich von Norden der ein kleines Seitenthal mit dem der Schwarza verbindet. Vom Tripstein im Osten und vom Tännigshaupte im Westen begrenzt, ist es mit einer 66 Fuß hohen Brücke überbaut, worüber die Straße nach dem Schlosse führt.

Diese geht noch kurze Zeit durch Tannenwald, der sich vor dem Gasthofe von Schwarzburg bei einer bejahrten Linde endigt.

Das Schloß Schwarzburg liegt auf einer schmalen Felsenzunge, die ohngefähr 250 Fuß *) über das Thal erhaben, in dasselbe von Südwest, wo sie mit dem Tännigshaupte zusammenhängt, gegen Südost etwas gekrümmt hineinragt, um welche sich die Schwarza so herumwindet, daß sie auf der Morgenseite ihrer Hauptrichtung fast ganz entgegenfließt. —

Es ist für den Geschichtforscher keine ungewöhnliche Wahrnehmung, daß die Namen der Städte und Dörfer den Flussen, welche sie bewässern, ihren Ursprung verdanken. Auch bei Schwarzburg findet sich dieses nach sorgfältiger Prüfung, durch welche andre, ehemals in historischen Schriften vorgetragene Meinungen in ihrer Blöße erscheinen, vollkommen bewährt. So ist auch Salburg von der Sale, die Pleisenburg bei Leipzig von der Pleise benannt worden.

Der Name Schwarza läßt sich, nach einer nicht unwahrscheinlichen Muthmaßung, aus der sorbischen Sprache herleiten. Sorbenwenden wohnten in dieser Gegend vom siebenten bis eilften Jahrhundert, in dessen letzter Hälfte (1077) man die benachbarte Salfeldische Provinz als Land der Slaven bezeichnete; und überall finden sich Spuren ihrer ehemaligen Niederlassungen in den Namen der Dörfer, Flüsse und Bäche, besonders solcher, die auf iz und wiz endigen, z. B. Döschniz, Fröbiz, Garsiz, Göliz, Groschwiz, Milwiz, Pennewiz und der Sorbiz, die bei Sizendorf in die Schwarza fällt. Vielleicht wurde auch das deutsche Thal (oder Tütschthal, im Jahr 1370 Dytstal, 1492 Titzeltall **), welches sich bei Bechstedt anfängt und von da bis an die Rinne nach Norden zu geht, deswegen so benannt, weil es die Deutschen von den in der Nähe wohnenden Sorben schied. — Diese Behauptung erhält auch dadurch mehr Glaubwürdigkeit, daß es in Mähren, welches ehemals von Wenden und Slaven bevölkert war, einen Fluß gibt, der Swarczawa heißt.

Zwar kann die Zeit der Erbauung des alten Schlosses Schwarzburg nicht mit voller Gewißheit bestimmt werden, aber aus der Lage und aus historischen Gründen läßt sich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit darthun, daß sich seine Entstehung in die fernsten

---

*) Schwarzburg, Dorf, unteres Ende, 872,8 über der Fläche des deutschen Meeres, (nach Fils) 877, (Mittel) nach von Hoff.
Schloß und Gasthof, 1070 (v. Hoff) Gasthof, zweite Etage, 1068,4 (Fils) Tripstein, 1509,7 (Fils), die Hütte auf dem Felsen, 1515 (v. Hoff).

**) Die letzte Schreibart könnte auf einen ehemaligen Besitzer mit dem Namen Titel — deuten, und in diesem Falle wäre es möglich, daß Titel von Berlstete oder Titel von Wigleben, welche 1366 einen Vertrag zwischen den Grafen von Schwarzburg wegen des hohen Waldes abschlossen, diese Benennung veranlaßt hätten.

Jahrhunderte des Mittelalters verliere. Es iſt nämlich entweder von den Franken oder den Thüringern ſchon vor der Regierung Karls des Großen wider die Sorben erbaut worden, als die letztern (z. B. ums Jahr 687) immer weiter vordrangen, und die thüringiſchen Herzoge nöthigten, ihren Sitz jenſeits des thüringer Waldes, zu Würzburg zu nehmen. Eine Burg auf dieſer Seite verſchloß den Sorben nicht nur den Eingang in das Schwarzathal, welches ſich weit hin nach Franken zu ausdehnt, ſondern ſie konnte auch, auf der Seite nach der Sale und dem Gau Orla, zu Unternehmungen gegen dieſes räuberiſche Volk die Hand bieten, um daſſelbe weiter zurückzudrängen und im Zaume zu halten. Wenigſtens iſt das Daſein mehrerer vor dem Jahr 1800 an der Sale hinab da erbauter Veſten erwieſen, da dieſer Fluß Sorben und Thüringer von einander trennte. Vermuthlich war die unſrige damals von den Königen der Franken mit Mannſchaft beſetzt, welche den Befehlen eines Grenzgrafen gehorchte, ſo wie ſie hernach im zehnten Jahrhunderte von den Kaiſern aus dem alten ſächſiſchen Hauſe den thüringiſchen Markgrafen nebſt andern dergleichen Burgen an der ſorbiſchen Grenze anvertraut wurde.

Endlich ſcheint einer von ihnen, oder ein anderer thüringiſcher Graf, nach völliger Unterjochung jener Nation (ums Jahr 930) zu ihrem erblichen Beſitze gelangt zu ſein. Merkwürdig iſt es, daß die Geſchichtſchreiber faſt einſtimmig dieſer Burg ein ſehr hohes Alter beilegen, wenn ſie auch in ihre Erzählungen manches Fabelhafte und Ungereimte miſchen. Zugleich geht daraus hervor, daß ſie das Grafengeſchlecht, welches ſich zuerſt von derſelben nannte, für eines der älteſten in Thüringen hielten.

Die Behauptung, daß Schwarzburg, deſſen eine, leider mangelhaft auf uns gekommene, 1072 von dem Erzbiſchof Anno zu Köln ausgeſtellte Urkunde, worin er dem Benedictinerkloſter zu Saifeld die Güter der Königin Richza von Polen im Orlagau übergibt, (unter dem Namen Swartzinburg), zuerſt gedenkt, den Ahnherren dieſes Hauſes bereits eigenthümlich zugehörte, ehe es ſich davon ſchrieb, läßt ſich zu einem hohen Grade von Wahrſcheinlichkeit erheben. Für unſern gegenwärtigen Zweck genügt es, das erſte beglaubigte Zeugniß anzuführen, worin einer derſelben ausdrücklich Graf von Schwarzburg heißt. Es iſt dieſes Sizzo der Dritte, der in einem Documente des Erzbiſchofs Adelbert zu Mainz vom Jahr 1123, als ſolcher den Rang vor vielen andern Edeln erhält. Er regierte ſchon 1109 und nennt ſich außerdem bald einen Grafen von Thüringen, bald von Kevernburg. Von ihm oder einem ſeiner Vorfahren gleiches Namens ſoll, laut der Sage, Sizzendorf in der Nähe von Schwarzburg gegründet ſein. Sizzo's Vater, Günther, der zu Ende des eilften und Anfange des zwölften Jahrhunderts lebte, war einer von den Fürſten Thüringens, ſeine Mutter aber eine ruſſiſche Prinzeſſin, deren Vater (Izaslaw, Igor, Swetoslaw? worüber man noch zweifelt) ſich mit der Tochter des Grafen von Orlamünde und Markgrafen zu Meißen, Otto,

vermählt hatte. Nach dem Tode des Großfürsten (ums Jahr 1079) kehrte diese in das Vaterland zurück und verehelichte sich zum zweiten Male mit dem Grafen Kuno oder Konrad von Nordheim, dem dritten Sohne des Herzogs Otto II. von Baiern, und nach dessen Ableben zum dritten Male mit dem Grafen Wiprecht v. Groitzsch, Markgrafen von der Lausitz. Daher stand Sizzo mit den vornehmsten deutschen Fürstenhäusern in naher Verwandtschaft. Er selbst war mit Gisila, Tochter des Grafen Adolph II. von Berg und Altena, für dessen zweite Gemahlin Margaretha, Gräfin von Kevernburg, gilt, und Schwester des durch die abentheuerlichsten Begegnisse bekannten Grafen Eberhard, Abtes zu Georgenthal, verheirathet. Der erste seiner Söhne Heinrich wählte seit des Vaters Tode (ums Jahr 1160), das Schloß Schwarzburg, der andere Kevernburg zum Wohnsitze. Jener kam den 26. Julius 1185 auf höchst bedauernswerthe Weise zu Erfurt ums Leben. Seine Ehe mit einer Tochter des Grafen Hermann II. von Winzenburg, welche sich wieder an den Grafen Ulrich von Wettin vermählt haben soll, war nicht mit Kindern gesegnet. Daher fielen seine Länder an seines Bruders Sohn, Heinrich II., der also für den eigentlichen Stammvater des Hauses Schwarzburg angesehen werden muß. Dieser hinterließ zwei Söhne, Heinrich und Günther. Seitdem wurde unser Schloß von Gliedern dieser erlauchten Familie, welche sich vor den meisten Fürstenhäusern Deutschlands, selbst den größten, des Vorzugs erfreut, die Wiege ihrer Väter noch jetzt inne zu haben, fast ununterbrochen bewohnt. Wir können dies schon daraus schließen, daß bisweilen hier, (z. B. 1246, 1253, 1265, 1266, 1273, 1294, 1301) Verhandlungen gepflogen und Urkunden über dieselben aufgesetzt wurden. Bald nach Günthers VII. Tode (1274) erhielt Günther IX. in der Erbvertheilung mit seinem Bruder Heinrich VII. (X.) Schwarzburg nebst Königsee und dem niedern Hause Kranichfeld. Er verlegte seinen Sitz auf immer hierher, und wurde Stifter der besonderen Schwarzburgischen Linie, welche 1450 mit Günther XXXII. erlosch.

Während dieses langen Zeitraums lesen wir, außer einer nicht genugsam verbürgten Nachricht, daß Schwarzburg in dem Kriege um die Thüringische Erbfolge 1249 durch Walther von Varila berennt, aber von den zu Hülfe geeilten Salfeldern entsetzt worden sei, welchen Dienst die Grafen mit dem Jagd- und Fischereirechte belohnt hätten, nur wenig Merkwürdiges von seinen Schicksalen. Es ist daher wohl vergönnt, der trockenen Aufzählung aller einzelnen Besitzer zu entsagen. Wir wollen uns vielmehr auf diejenigen beschränken, unter deren Regierung eine wichtige Veränderung damit vorging.

Im Jahr 1370 erhielt der Graf Johann II. ein Sprosse desjenigen Zweiges der Schwarzburgischen Linie, welche sich von der Wachsenburg nannte, bei der Erbsonderung mit seinem Vetter Günther XXII., die Hälfte von Schwarzburg nebst allen dazu gehörigen Besitzungen und Rechten. Ein den 24. April des folgenden

Jahres wegen Theilung dieses Schlosses unter ihnen zu Stande gekommener Vertrag gibt nicht nur Auskunft von der Beschaffenheit der dazu gehörigen Gebäude, sondern scheint überhaupt zu Bildung einer deutlicheren Vorstellung solcher, jetzt meist in Schutt zerfallener Vesten förderlich, daß wir das Hauptsächlichste daraus entlehnen wollen.

Gemeinschaftlich waren beiden Grafen: Alle Thürme, Thore, Brücken, Aus- und Einfahrten, das Thorhaus an dem äußeren Thore, das Haus und Gemach über demselben, der Platz hinter dem vordern Thurme in der Mauer, das Backhaus, das Hundehaus, der ganze Platz auf der rechten Hand von Konrads von Witzleben Burggute zwischen den beiden Stallungen bis an das Thor, das Thordornzchen*) an dem inneren Thore für den Thorwärter, der Raum in der Vorburg zwischen dem wenigen (kleinen) Mushause,**) der Hofdornze und Zugbrücke, der Gang vor den zwei Kellern über die Zugbrücke zwischen den zwei Thoren bis an die hölzerne Säule, die Kapelle zwischen der Schule und den neuen Gemächern, der Platz vor der Kapelle zwischen der neuen Kemnate***) und dem Markstein immer mehr aufwärts bis an die hin-

---

*) S. die Erklärung des Ausdrucks Dornze — in der Gesch. des Schlosses Blankenburg. I. Bd. 5. H. S. 183.

**) Mushaus heißt: 1) ein Speisesaal, Saal überhaupt, 2) ein Zeughaus oder ein durch Besetzung mit Geschütz zur Vertheidigung eingerichtetes, festes Haus. S. Frisch deutsch-lateinisches Wörterbuch. S. 676, wo man die vollständigste Erläuterung dieses Wortes antrifft, Scherz Glossar. T. II. p. 1083. — Vergl. F. A. Eberts Ueberlieferungen zur Geschichte, Literatur und Kunst der Vor- und Mitwelt. 1. Bd. 2. St. (Dresden 1820. 8.) S. 210. ff. Bodmanns rheingauische Alterthümer S. 148. Anm. c.

***) Einige Gelehrte leiten das Wort Kemnata (Caminata) aus dem Griechischen, (s. Bruns Beitr. zu den deutschen Rechten des Mittelalters rc. S. 445. Vergl. H. Leo über Burgenbau rc. in v. Raumers hist. Taschenbuch 8. Jahrg. S. 181. ff.) andere aus dem Slavischen von Kamien, ein Stein, ab. (G. A. J. Penzel vocis Caminatae origo Slavonica. Halae 1771. 4.) — J. C. Conr. Oelrichs specimen reliquiarum linguae slavonicae in nominibus quibusdam regionum et locor. etc. Berol. 1794. 4. p. XV.) Man erklärt es gewöhnlich durch ein Gebäude oder ein Zimmer, das geheizt werden konnte, das einen Kamin oder Ofen hatte. (S. Gruyens Abh. von den Kemmenaden — im hannöv. Magazin 1751. 34. St. S. 433 — 438 — wiederholt in dessen Annerk. aus den deutschen und römischen Rechten und Alterthümern (Halle, 1768. 4.) S. 30. ff. — Mit dem Palas der Burgen, im nämlichen Stockwerk und mit ihm durch Thüren verbunden waren (in der Art wie mit unseren Tanzsälen Abtritts- und Spielzimmer), noch einige Kemnaten oder Kammern. Es sind aber auch 2) unter Kemnaten andere fast bei allen Theilen solcher Gebäude wiederkehrende Räume zu verstehen, z. B. die in den Thürmen angebrachten Kammern und Gemächer. Ganz besonders aber heißt 3) das von der Wohnung der Männer und vom Palas abgesonderte,

terste kleine Kemnate, der Hof und der Weg, der hinter dem Hause auf den Hof geht, und alle Zu- und Abfahrten desselben.

Auch in dem Dorfe Schwarzburg sollte, den Bestimmungen der Urkunde von 1370 gemäß, das Brauhaus mit dem Brauegeschirre und die Badestube beiden Herren zustehen.

Graf Johann erhielt:

Auf der linken Hand das ganze Breterhaus bei dem Backhause und die zum Aufenthalte der Jäger dienende Kemnate, von unten auf über dem steinernen Thore, die daran befindlichen Gemächer, und der von Greußen Buragut, welches von derselben steinernen Kemnate, wo die Schweinkoben stehen, bis an das Thor sich erstreckt, das kleine Mushaus mit allen Gemächern unten und oben und mit dem darunter liegenden Keller, von den steinernen Säulen aufwärts das große Mushaus mit allen Stallungen und den untern und obern Zimmern, bis an die Trägerssäule, die auf dem obersten Boden des großen Mushauses steht, und von derselben hinauf bis an den Giebel, „das Gemach, welches die Schule heißt", die neue Kemnate mit allen darin begriffenen Gemächern, innen und außen und über der Kapelle.

Ob auch dem Grafen Günther besondere Räume der Burg zur rechten Hand ausschließlich vorbehalten waren, lassen wir unentschieden, weil die Urkunde darüber schweigt und in diesem Falle wohl eine zweite, jetzt verloren gegangene, für ihn ausgefertigt wurde.

Wenige Tage hierauf verabredeten Beide nebst Günthers XXII. Bruder Gerhard, Bischof von Naumburg, einen auf diesem Schlosse zu beobachtenden Burgfrieden.

Ebendieselben und Günther XXX., Johanns Sohn, übergaben im Jahr 1382 diese Veste nebst allen Einkünften und Nutzungen den Rittern Dietrich von Wigleben, Lutolf von Wüllersleben, Dietrich von Berlstedt und Otto von Hof zu getreuer Hand, und ließen ihnen von ihren Voigten huldigen. Jene versprachen, der gelobten Pflicht stets gewärtig zu sein.

In einer Urkunde vom Jahr 1394 wird des neuen Hauses des Schlosses Schwarzburg gedacht. Günther XXVII. verpfändete es seiner Gemahlin, Anna, einer gebornen Gräfin von Falkenstein, für 3000 Gulden.

Das Stillschweigen, das von nun an über Schwarzburg herrscht, wird gegen die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts auf die beklagenswertheste Weise unterbrochen. Die besondere Schwarzburgische Linie näherte sich ihrem Ende und die Ansprüche, welche von verschiedenen Seiten auf die Besitzungen derselben gemacht wurden,

---

ein Gebäude für sich (sei es nun ein thurmartiges oder, was gewöhnlicher war, ein gleicher Erde nur sich hinziehendes) einnehmende Weiberhaus eine Kemnate, und eingedenk es aus mehreren (wenigstens drei) Wohnräumen bestehen konnte, geradezu: die Kemnate. S. Leo a. a. O. S. 181. ff.

legten den ersten Grund zu dem Schwarzburgischen Hauskriege. Günther XXXII. hatte nemlich mit den Grafen der Blankenburgischen und Arnstädtischen Linie wegen Schwarzburg, Königsee, Blankenburg ꝛc. eine Erbverbrüderung errichtet, die nicht nur von dem Kaiser Sigismund, sondern auch zuletzt im Jahr 1444 von Friedrich III. bestätigt worden war. Allein nach der Zeit wollte er, unbekümmert um die dadurch übernommenen Verpflichtungen, alles, was er besaß, seinen Schwiegersöhnen, den Grafen Ludwig von Gleichen und Heinrich von Gera zuwenden. Keiner der oft wiederholten Versuche, ihn auf dem Wege der Güte zu Aenderung seiner Gesinnungen zu bewegen, hatte den gewünschten Erfolg. Heinrich XXXI., Herr zu Arnstadt, ließ daher dem Grafen Heinrich zu Leutenberg, der mit jenem in eine Fehde verwickelt war, alle Unterstützung angedeihen. Bald loderte der unter der Asche glimmende Funke der Zwietracht zur hellen Flamme auf. In dem Kampfe, welcher sich seit dem Jahre 1447 erhob, wurde durch die Theilnahme des Kurfürsten Friedrich II. oder des sanftmüthigen und seines Bruders, des Herzogs Wilhelm, deren Herzen durch die Ränke Apels von Vizthum einander, nach kurzer Aussöhnung, wieder fremd geworden waren, das Schwarzburgische nebst den angrenzenden Ländern der Schauplatz der unmenschlichsten Grausamkeiten und furchtbarsten Verheerungen. Auf Günthers Bitte ließ der Kurfürst Schwarzburg mit Besatzung versehen, die der Burggraf Hartmann von Kirchberg und Otto Koller befehligten. Heinrich aber, durch den Beistand des Herzogs, der um jene Zeit das Bündniß mit ihm erneuert hatte, von kühnem Muthe belebt, fällt in das Amt Schwarzburg und nimmt einen Theil der Mannschaft, welche jener Veste als Verstärkung zugesandt werden sollte, nebst ihren Führern, den Hauptleuten von Karlowiz und von Würzburg, gefangen. Nach Eroberung von Königsee (im Jahr 1448), eilt er, den Grafen von Gleichen zu bekämpfen, welchem Günther das Amt Ehrenstein eigenthümlich überlassen hatte. Die Bewohner desselben müssen das ihm von dem neuen Herrn zugefügte Unrecht hart entgelten, ihre Habe wird geplündert und, unter andern, trifft das Dorf Hettstedt dieses traurige Loos. Schnell brach nun die Besatzung Schwarzburgs hervor und raubte in den umliegenden Dörfern, besonders in Quittelsdorf und Leutnitz das Vieh. Heinrich, um diesen Verlust zu rächen, nimmt den Sachsen die im Angesichte des Schlosses weidenden Heerden weg. Der Oberst von Wildenfels, der einen Ausfall that, mußte sich ihm dabei mit 51 Mann ergeben. Im Jahr 1450 starb Günther, der Urheber alles dieses Unheils, vermuthlich auf dem ihm von dem Kurfürsten lebenslänglich abgetretenem Schlosse Tharandt. Friedrich, nicht mehr durch die von seinem Bruder zu Hülfe gerufenen Böhmen bedroht, verläßt das Lager bei Pforte, um seine vermeinten Rechte auf Schwarzburg in des Grafen eigenem Lande geltend zu machen. Brennende Dörfer und den Mißhandlungen der rohen Söldner kaum entronnene Flüchtlinge verkünden Heinrichs Unterthanen des Kurfürsten furchtbare

Nähe. Mittewochs vor dem Feste der Heimsuchung Mariä (den 30. Junius) erscheint er unvermuthet vor Stadtilm, wo sein waffenkundiger Gegner eben anwesend ist, um die Vertheidigung des für jene Zeit ziemlich festen Ortes persönlich zu leiten. Kaum steht Friedrich vor den Thoren, als er aus zahlreichen Geschützen Tod und Verderben hinein sendet, in der Hoffnung, dadurch die Uebergabe zu beschleunigen. Allein er ahnete nicht den Muth der Bürger, der, durch das glänzende Beispiel der Rathsherren Simon Stuff und Heinrich Sindram*) erhöht, auch dem ungestümsten Angriffe trotzt. Nach acht Tagen sieht sich der Kurfürst zum Rückzuge genöthigt. — Eine vormals an jenem Feste zu Stadtilm veranstaltete feierliche Prozession sollte die Nachwelt an die glückliche Rettung aus so harter Bedrängniß erinnern, und gewiß würde sie auch noch jetzt ihre wohlthätige Wirkung nicht verfehlen.

Wir wenden uns sogleich zu dem greuelvollsten Auftritte, der das Trauerspiel dieses verheerenden Krieges beschloß. Die Erstürmung von Gera (im October 1450), bei welcher durch die zügellose Wuth der Truppen Wilhelms und seiner böhmischen Bundesgenossen diese Stadt in einen Aschenhaufen verwandelt und mehre tausend Menschen schonungslos hingeopfert wurden, lenkte wahrscheinlich die Aufmerksamkeit des Kaisers auf diese Fehde, der mit dem Kurfürsten von Mainz die Aussöhnung der Streitenden zu fördern suchte. Diese erfolgte auch wirklich 1451 zu Naumburg. Unser Schloß aber gelangte erst 1453 in den Besitz seiner rechtmäßigen Erben, der Grafen zu Arnstadt und Leutenberg, die am 10. Junius d. J. daselbst die Huldigung einnahmen.

Den 17. d. M. wurde es zwischen ihnen getheilt. An dem Leitfaden der darüber aufgesetzten Urkunde wollen wir den Leser in dasselbe einführen und ihn so von den Veränderungen unterrichten, welche es seit 1371 erfahren hatte.

Der Graf Heinrich XXVIII. von Schwarzburg-Arnstadt erhielt den Theil zur rechten Hand, bei dem Eingange in die Burg, und Heinrich XXVII. zu Schwarzburg-Leutenberg die linke Seite. Zu Jenes Antheil gehörte 1) das leere Gemäuer, 2) das Schützenhaus, 3) die Stallung bis an die Küche, auch die Küchen-Esse-Leube**) auf dem mittlern Thore, 4) die Hofstube sammt

---

*) Jovius und andere nennen ihn irrig Smied oder Schmied. Doch war auch die letztere Familie zu Stadtilm ansässig.

**) Jovius, der diesen Vertrag in seine Schwarzburgische Chronik (in Schoettgen et Kreysig diplomatar. et scriptor. med. aevi T. I. pag. 529. sq.) fast wörtlich aufgenommen hat, setzt die Küchen-Esse-Leube für die Küchstube an. In der Urkunde selbst heißen diese Worte: — „und die stallunge bis an die kuchen. auch die kuchen esse loubin uf dem mitteln thore." Leube (Laubia, Lobia) bedeutete 1) eine Gallerie, 2) einen Erker, 3) ein Obergemach oder einen Saal. S. Gruyens Anmerk. ꝛc. S. 42. Eslaub wird ebendaselbst aus alten Glossarien durch Söller,

dem Uebergebäude, — und 5) fortan bis auf die innerſte Burg das Kornhaus und die Kemnate darüber — 6) die kleine Kammer auf der Treppe, die in das Kornhaus führt, 7) die neue Kemnate mit ihrem ganzen Inbegriff, 8) die Voigtei bis an die Mauer, wo ſie durch einen Bruch ſich auseinander gegeben hat — 9) der oberſte Keller nach der Voigtei zu und 10) der Keller unter dem Kornhauſe.

Heinrich zu Leutenberg bekam auf ſeinen Antheil: 1) die linke Seite des Einganges von dem Mauerſtücke bei dem Backhauſe bis an das Mittelthor — 2) die Stallung bis an das Hospital — 3) das Herrengemach*) — 4) ferner die obern und untern Gemächer in der untern Burg bis an die Voigtei — 5) die Frauenſtube — 6) den tiefen Keller gegen die Kapelle — 7) den Judenkeller und 8) die Harniſchkammer darüber.

Gemeinſchaftlich beſaßen beide Herren: 1) die Kapelle, 2) alle Thore, Thorſtuben und Thürme, 3) die Ciſterne, 4) Thurmgarten,**) 5) das Backhaus, 6) das Malzhaus, 7) die Mühle,***) 8) das Mushaus und den Mittelboden über demſelben.

Zwinger und Wehre****) ſollten, wenn es die Noth erfordere, beide Herren beſorgen, der Graf von Leutenberg aber die große Kemnate allein in Dachung erhalten und einer dem andern

---

Bühne, Umlauf an Thürmen ꝛc. erklärt. Vielleicht iſt ein Erker, Balkon oder Altan bei der Küche auf dem mittlern Thore zu verſtehen. Solche Erker brachte man in den Burgen über der Pforte und in einem noch höhern Stock über dem Eingangsthürchen zum Berakrit an. S. Leo a. a. O. S. 203. ff. und Westenrieder Glossar. Germanico-lat. p. 317.

*) Wir ſind hier dem Jovius gefolgt. In der Urkunde lauten die Worte: „die ſtallung vort an biß an den ſpitel herrengemach," bei welcher Lesart der Gedanke ſich aufdrängt, daß von einem Gemache der Spitalherren oder Hospitaliter die Rede ſei, da mehrere Grafen von Schwarzburg dieſem Ritterorden angehörten und das von einem ſolchen ehemals bewohnte Zimmer vielleicht ſo benannt wurde. Das hier befindliche Hospital mußte wohl für gemeinſchaftliches Eigenthum gelten.

**) In der Urkunde ſteht deutlich: Thormgarten. Vielleicht ſoll dieß ſo viel als Thormwarten (Thurmwarten) heißen. Da der von Jovius an die Stelle dieſes Wortes geſetzte, zwar in früher Zeit angelegte Thiergarten, nicht zu dem Schloſſe ſelbſt gehörte, ſo mag er hier weniger in Betrachtung kommen, als die weſentlichen Beſtandtheile des Gebäudes.

***) Dieſe ſcheint in dem kurz zuvor beendigten Kriege abgebrannt zu ſein, weil 1453 zum Wiederaufbau derſelben und des wüſten Hofes an der Schwarza Anſtalten getroffen wurden.

****) Ueber der Porte war die Mauer mit Zinnen (Minthergen) verſehen, welche ein ſchmales Dach trugen, ſo daß hinter denſelben ein bedeckter, gegen die Burg zu offener Gang war, von wo aus man durch die Lucken an den Zinnen mit Armbrüſten ſchießen, oder mit Steinen werfen konnte. Man nannte dieſen Gang eine Wer oder Lege. S. Leo a. a. O. S. 173 ff.

durch die Thore, Treppen und über die Böden seines Theiles zu gehen nicht verweigern.

Im Jahr 1471 wurde von Balthasar II. zu Leutenberg und Heinrich XXVIII. (XXXI.), Herrn zu Arnstadt und Sondershausen, ein neuer Vertrag wegen des Burgfriedens zu Schwarzburg errichtet. Der erstere verpfändete 1482 seinen Antheil an diesem Schlosse, an dem Schlosse und der Stadt Königsee, dem Flecken Langewiesen und sämmtlichen Dörfern, letzterem auf sieben Jahre. Auch nachher 1500 und 1512 wurde diese wiederkäufliche Verschreibung wiederholt. Günther XXXIX. hielt sich nicht nur in dem erstgenannten Jahre, wo er von fünf Religiosen des Barfüßerordens in einer Angelegenheit des Klosters zu Mellenbach Besuch empfing, sondern auch zur Zeit der Reformation bisweilen hier auf. Durch thätige Beförderung der um jene Zeit zu Schwarzburg entstandenen Brüderschaft des heiligen Humbertus (Humerich) und der heiligen Anna offenbarte er seine unerschütterliche Anhänglichkeit an den römisch-katholischen Glauben. *)

In einem 1519 aufgesetzten Verzeichnisse ihrer Mitglieder behauptete er die erste Stelle. Ueberdieß bezeugt seine aberglaubige Verehrung dieser für die Mutter Maria's geltenden Heiligen, das 1517 an sie gerichtete Gebet von seiner Hand. **)

Erst im Jahr 1536 wurde der Leutenbergische Theil dieses Schlosses nebst allen dazu gehörigen Besitzungen von Balthasars Sohne, Johann Heinrich, wieder eingelöst. Sieghard III. endigte hier ums Jahr 1560 sein Leben. Nach dem 1564 erfolgten Tode Philipps II., des letzten Grafen von Schwarzburg-Leutenberg, gelangte die Blankenburg-Arnstädtische Linie zum alleinigen Besitze dieser Burg und des ganzen Amtes, welches auch noch damals, wie schon in vorigen Zeiten, von weit beträchtlicherm Umfange war, als jetzt, da es verschiedene Dörfer in sich begriff, die nachher zu Arnstadt geschlagen wurden.

Schwarzburg hatte schon in den ältesten Zeiten eigene Burg-

---

*) S. über die heil. Anna und die von ihr benannte, bei dem Schlusse des funfzehnten und dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts in Thüringen und Meißen eingeführte Verbrüderung: (Wellers) Altes aus allen Theilen der Geschichte I. Bd. S. 541 — 548. Christ. Gotth. Wilisch kurze Nachr. von der ehemal. St. Anna Brüderschaft. Annaberg 1723. 4. (1 Bogen). Struvens hist. polit. Archiv 5. Th. S. 134 — 145. vergl. 2. Th. S. 9. ff. Schamelius Beschreibung des Benediktinerklosters zu Salfeld S. 165. ff. — Schultes Henneberg. Gesch. 2. Th. S. 311. ff. — J. Voigts Geschichte Marienburgs (Königsberg 1824. 8.) S. 317 — 320. Ebend. Geschichte der Eidechsengesellschaft ꝛc. S. 189. — Eberts Ueberlieferungen ꝛc. II. Bd. 1. Heft S. 54. ff.

**) Es ist in die Unschuld. Nachr. v. J. 1721. S. 691. ff. aufgenommen. Vergl. Jak. Nic. Rösers Idea Hemmauntica d. i. Vergleichung des Hauses Schwarzburg mit dem Städtlein Hemmaus. Eine Predigt. 1651. 4. S. 37.

männer, Voigte oder Amtleute. Mehrere Glieder einer adlichen Familie, welche den Namen von diesem Schlosse entlehnte, und zu den ältesten Dienstmannen des gräflichen Hauses gehört, kommen unter denselben vor. Der erste, dessen Gedächtniß ein Salfeldischer Klosterbrief aus der andern Hälfte des zwölften Jahrhunderts aufbewahrt hat, ist Volker von Schwarzburg. Bald nach ihm, zu Anfange des dreizehnten, erscheint Otto von Schwarzburg nebst seinen Söhnen Burchard und Gundelous. Des letzteren, welcher Ritter und Truchseß des Grafen Heinrich VII. gewesen sein soll, wird auch 1233 zugleich mit Reinhard von Schwarzburg gedacht, der noch 1247 lebte. Heinrich von Schwarzburg war 1331 Pfarrer zu Gehren und ein anderer gleiches Namens 1450 Amtmann zu Frankenhausen. Außerdem kommt die Familie von Greußen sehr oft in diesem Verhältnisse vor, welcher sich auch die von Witzleben, Werstet, Eichleben, Hain, Stange, Heilingen, Ischerstedt, Kindleben, Wüllersleben, Griesheim, Wolf, Thieme (oder Thüna), Heldendorf (Helldorf?) und Mosen anreihen. Noch im funfzehnten Jahrhundert besaß das adeliche Geschlecht von Hof (Hoff) den Hof hinter dem Schlosse Schwarzburg, als ursprünglichen Wohnsitz, vermuthlich schon seit 1286 und verdankte demselben den Namen. Im Jahr 1436, nach Otto des älteren Tode, ging dieses gräfliche Lehn auf Conrad von Würzburg, Domherrn zu Bamberg, Erhard von Würzburg und Hans von Lengefeld über.

Albert VII. bekam in der Theilung mit seinem Bruder, Johann Günther, das Schloß und Amt Schwarzburg nebst Rudolstadt, Blankenburg, Paulinzelle und Ilm ꝛc. Seitdem behauptete die Albertinische oder Rudolstädtische Linie dasselbe ununterbrochen, und wählte es auch mitunter zum Aufenthalt. So begab sich Wilhelm im Jahr 1597 aus seiner Residenz Frankenhausen wegen der damals in jener Gegend herrschenden Pest einige Zeit hieher. Auch Ludwig Günther I. suchte, während der Stürme des dreißigjährigen Kriegs mehrmals Zuflucht auf diesem Schlosse. Man hat in dem Namen der Lagerstätt, einer waldigen, ohngefähr ½ Stunden von Schwarzburg entfernten Gegend nach Nordost, zwischen der Schwarza, Sonnewalde, Bechstedt und Kordebang, Spuren eines Lagers zu finden vermeint, welches in jenem Kriege daselbst gestanden habe. Diese allerdings ansprechende Vermuthung wird jedoch durch eine Urkunde vom Jahr 1371 zurückgewiesen, in welcher die Legirstad bereits vorkommt. Die Volkssprache bezeichnet sie gewöhnlich durch Läscht. Wäre dieses keine bloße Zusammenziehung, sondern der ursprüngliche Name, so könnte er füglich aus dem Sorbischen von Les (oder Lesyna), ein Wald, abgeleitet werden. Doch mögen sich die Benennungen des von da zu dem Flusse heruntergehenden Sachsensteiges, so wie des Wejmarischen Riethgens, auf hier vorgefallene kriegerische Ereignisse beziehen. Ob aber der dreißigjährige oder der Schwarzburgische Hauskrieg dazu Anlaß gegeben habe, bleibt, bei dem Mangel bewährter Zeugnisse, unentschieden.

Graf Albert Anton und Fürst Ludwig Friedrich I. verwendeten große Sorgfalt auf die Wiederherstellung einzelner dem Einsturz naher oder durch Brand zerstörter Theile des Schlosses, und auf dessen äußere und innere Verschönerung. Von den Jahren 1690 bis 1718 wurden oft neunzig bis hundert Werkleute, unter Aufsicht des Baumeisters Andr. Adolph Meylandt, dazu gebraucht. Einige derselben, die man aus der Fremde zu diesem Geschäfte berufen hatte, siedelten sich hier an. Mitten unter diesen Veranstaltungen legte ein am 10. Januar 1695, Nachts elf Uhr, ausgebrochenes Feuer das sogenannte alte Gebäude, die Junkerstube über dem Reisigenstall zugleich mit diesem in Asche. — Albert Anton weilte hier noch kurz vor seinem Tode, im Sommer und Herbst des Jahres 1710, und auch auf seinen Sohn, Ludwig Friedrich, pflanzte sich die Vorliebe für das Stammhaus seines Geschlechts in so verstärktem Grade fort, daß man ihm die Absicht zuschreibt, den unter demselben liegenden Ort in eine Stadt und den Sitz aller Behörden umzuschaffen. Zu allmähliger Ausführung eines solchen Entschlusses ließ er zwei Reihen Häuser nach dem Wildgarten zu errichten, deren eines zur Wohnung für den Pfarrer, ein andres zur Schule bestimmt war. Außerdem verschönerte er nicht nur die Gegend durch mancherlei Anlagen, vorzüglich durch die Fasanerie, sondern erbaute auch eine neue Schloßkapelle, die am 26. October 1713 in Gegenwart mehrerer fürstlichen und gräflichen Personen feierlich eingeweiht wurde. Die Vollendung seiner Entwürfe hinderte sein baldiger Tod.

Den 22. October 1726 früh um 4 Uhr, nicht lange nach der Abreise des Fürsten Friedrich Anton, welcher sich mit den übrigen Herrschaften etliche Wochen hier aufgehalten hatte, kam ein Feuer in dem Schlosse aus, wodurch dasselbe größtentheils verzehrt wurde. Die Glut war so heftig, daß dadurch die vier Glocken auf dem Thurme schmolzen. Zugleich wurden die Ahnenbilder nebst vielem kostbaren Geräthe ein Raub der Flammen. Obgleich nachher bald das Schloß zu Rudolstadt ein ähnliches Geschick erfuhr, so betrieb man doch die Herstellung der abgebrannten Gebäude mit der größten Thätigkeit. Schon am 26. August 1738 konnte die Weihe der Kirche vor sich gehen und 1744 waren die meisten Zimmer wieder in wohnlichem Stande. Da die erstere der durch das Feuer vernichteten auf keine Weise nachstehen sollte, so wendete man ebenfalls viel Sorgfalt auf ihre Verzierung mit Marmor und Alabaster. — In einem Gewölbe unter dieser Kirche befindet sich das fürstliche Erbbegräbniß, in welchem seit Ludwig Friedrich I. bis auf Friedrich Carl alle Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt nebst ihren Gemahlinnen ꝛc. beigesetzt zu werden pflegten, bis der anspruchlose Sinn Ludwig Friedrichs II. den gemeinsamen Begräbnißplatz zu Rudolstadt zur Ruhestätte für sich auserkohr. Ohngeachtet das Schloß nicht ganz regelmäßig und nicht durchaus von Stein gebaut ist, so erweckt doch die Kolonnade von vier Paar gekoppelten, bei Großgölitz gebrochenen Säulen, welche es nach dem Hofe zu schmücken, so-

gleich ein günstiges Vorurtheil für sein Inneres. Die Treppe, welche zu dem ziemlich geräumigen Speisesaale führt, wo die Bildnisse Schwarzburgischer Grafen und Fürsten aufgestellt sind, ist nebst ihrem Geländer ebenfalls von vaterländischem Marmor. Das Schloß hat drei Galerieen. Auf zwei derselben sind die prächtigen Geweihe vieler hier erlegten Hirsche angereiht. Die Zimmer gehen meist gegen Südwest und man schaut von ihnen auf die senkrecht in den Fluß abfallenden Felsenwände nach einer herrlichen Wiese und einem malerisch sich erhebenden, mit Laubholz bewachsenen Hügel auf seinem rechten Ufer, welche beide ein Stück des Thiergartens sind, wo man oft kleine Rudel Rothwilds ungestört grasen zu sehen Gelegenheit hat.

An die Stelle des ehemals blos mit Bretern beschlagenen Ganges, welcher den neuen Theil des Schlosses mit dem Kaisersaale verband, ist nun eine ordentliche Galerie getreten. Dieser Saal, ohne Zweifel zum Andenken König Günthers erbaut, ist viereckig und die Haltung seiner eben so geformten Kuppel verräth einen geschickten Baumeister. In ihm sind alle römischen und deutschen Kaiser von Julius Cäsar bis Carl VI., theils in Lebensgröße, theils im Brustbilde abgemalt.

Einige hundert Schritte unter dem Schlosse, an der Straße, steht das Zeughaus oder die Rüstkammer nebst zwei Pulverthürmen. Es enthält einen Reichthum von Ritterrüstungen und Waffen. Außer Turniersatteln, Harnischen, (unter denen ein kleiner Kinderharnisch), einem Panzerhemde, Helmen, Streitärten, Streitkolben, Armbrüsten, Pfeilen und Schwertern, wovon dasjenige, welches Günthers XXI. tapfere Rechte geführt haben soll, nebst den ihm gleichfalls zugeschriebenen Steigbügeln und Sporen am bemerkenswerthesten sein möchte, erblickt man auch eine Stufenfolge zum Theil schön und künstlich gearbeiteter Feuergewehre.*) An das Zeughaus grenzt die Burgvoigtei, unter welcher der Weg durch eine Thorhalle, (vermuthlich ein Ueberbleibsel des frühesten Schloßbaues)**) führt. Auf dem Berge stehen noch die Amtsverwalterei und die Fruchtböden, wohin das ganze Amt Schwarzburg Zinsen und Abgaben entrichtet, ferner der Gasthof zum weißen Hirsch und diesem gegenüber der herrschaftliche Küchengarten.

Das ehemalige Zucht- und Arbeitshaus auf der äußersten Spitze des Berges gegen Südost, befand sich bis zum Jahr 1718

---

*) H. Leo's Recension von E. v. Rodt's Geschichte des Bernischen Kriegswesens (Bern 1831) in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftl. Kritik 1832 Nr. 107. S. 851. rühmt die zweckmäßige Aufstellung und Anordnung der in diesem Zeughause befindlichen Waffen.

**) Dergleichen Thorhallen dienten wie H. Leo a. a. O. in Raumers hist. Taschenb. S. 177. bemerkt, zu lustiger Aufspannung von Jagd- und Fischnetzen und zu ähnlichem Gebrauche.

in dem sogenannten Leutenberger Gebäude über dem Breterthore. Die hier aufbewahrten Verbrecher und Züchtlinge wurden, unter andern, mit Bearbeitung des Döschnitzer Marmors und des Alabasters beschäftigt, welcher nordöstlich von Schwarzburg, bei der Fasanerie, bricht und meistens eine weißlich und röthliche gefleckte Farbe hat. Sie fertigten daraus Kamin- und Tischplatten, Mörser, Reibsteine, Gewichte, kleine Büchsen, Schreibzeuge, Tabacksdosen, Würfel ꝛc. Diese Strafanstalt ist seit 1825 in die Residenz verlegt.

Wir begeben uns jetzt von der Höhe, auf der die Burg mit ihren Nebengebäuden thront, in das Thal, welches manches Sehenswerthe bietet, zuerst, an der östlichen Seite, zu dem Orte Schwarzburg, dessen zwei Hälften durch eine Brücke über den Fluß verbunden werden. In der Nähe einer Bergveste siedelten sich gern des Schutzes bedürftige Landleute an. Ein so entstandenes Dorf hieß Thal, bisweilen Garten. Auch die hiesigen Bauern nennen sich Thalbewohner oder Männer von Schwarzburg.*) Schon vor der Reformation hatte dieser Ort eine Kapelle. Die jetzige Kirche wurde am Trinitatisfeste 1572, in Gegenwart der Grafen Johann Günther und Albert, zur heiligen Dreieinigkeit geweiht, 1712 auf Kosten Ludwig Friedrich I. wieder hergestellt, später aber blos bei Leichenbegängnissen gebraucht.

Der Wild- oder Thiergarten ist vor kurzem durch Grundstücke von Sonnewalde und andere dazu erkaufte Felder beträchtlich erweitert worden. Seine natürliche Anmuth erhöhen denselben in verschiedener Richtung durch kreuzende Fußpfade, und vor der Schwüle des Sommers und ungünstigem Wetter schützende Tempel und Lusthäuser. Mit dem muntersten Grün bekleidete Wiesen und Berge von Laub- und Nadelholz umkränzt, wechseln hier, und neben Buchen, Erlen, Eichen, Birken, Fichten und Kiefern ragen, als Reste der Vergangenheit, etliche Tannen, die drei Männer kaum zu umfassen vermögen, zum Himmel. Wer diese reizende Anlage, die als ein von der Natur ohne Zuthun menschlicher Kräfte geschaffener Park gepriesen wird, besucht, vergesse nicht, sein Auge nach dem Schlosse hinzuwenden, das von hier in dem vortheilhaftesten Licht erscheint. Daß der Wildgarten einem früheren Zeitalter angehöre, läßt sich aus den von einigen benachbarten Dörfern hier zu leistenden Frohnen vermuthen. Noch haben sich Erzählungen von der Menge Wildprets, das ihn ehedem bevölkerte, und von den großen, in seinem Umkreise gehaltenen Jagden von Mund zu Mund fortgepflanzt. — Durch Abbrechung der Umzäunung im Jahr 1790 sah sich Schwarzburg einer seiner vornehmsten Zierden beraubt. Seit 1804 ist sie wieder hergestellt. Jetzt mögen sich darin ungefähr 550 Stück Hochwild, 50 Rehe und 40 Stück Schwarzwild befinden.

---

*) Schwarzburg hat 71 Häuser und 504 Einwohner. Die Fasanerie 1 H. 10 E. und das Schweizerhaus an der Schwarza 5 E.

Die Schwarza behauptet unter den sieben goldführenden Bächen im Schwarzburgiſchen den erſten Rang. Die Gebirgsart, welche dieſer Fluß von ſeiner Quelle bis zu der Blankenburger Papiermühle durchſchneidet, iſt Thonſchiefer, deſſen Lager durch unzählige Quarzgänge, bald von mehrerer, bald von minderer Mächtigkeit, getrennt werden. Auf den letztern hatte man in dem Schwarzthal viele bergmänniſche Verſuche auf Gold und andere Metalle in ältern und neuern Zeiten angeſtellt und vorzüglich die Gegend bei Goldsthal, welches dieſem Umſtande ſeine jetzige Aufnahme verdankt, dazu auserſehen.

Ergiebiger als dieſe Arbeiten war das Goldwaſchen aus dem Sande der Schwarza, über deſſen Urſprung die Nachrichten fehlen. Doch iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß man ſich damit frühzeitig beſchäftigt habe. Die Seifenwerke an der Schwarza kommen zuerſt ausdrücklich in einem kaiſerlichen Lehnbriefe von 1491, und zu Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts vor.

In dem Zeitraume von 1530 bis 1570 waren etliche zwanzig Gewerken mit der Goldwäſche an der Schwarza belehnt. Auch in der Folge, 1586, 1594 und 1613 wurde beſondere Erlaubniß dazu ertheilt, und 1596 lieferte ein Bergmann auf einmal 5 Loth Waſchgold, welches mit 31 fl. 2 Gr. 1½ Pf. bezahlt wurde, und ums Jahr 1690 ein anderer innerhalb ſieben Wochen acht Loth des feinſten Goldes, für deren jedes die Kammer zu Rudolſtadt neun Thaler bewilligte.

Im Jahr 1800 fand man bei Erbauung des ſteinernen Wehrs über Schwarzburg eine, etliche Ducaten ſchwere Goldſtufe, wahrſcheinlich an dem Entſtehungsorte, wenigſtens zwei Fuß tief unter dem Bette der Schwarza, wohin ſie das Waſſer unmöglich geführt haben konnte. Sie wird nebſt mehreren aus der Schwarza gewaſchenen Goldblättchen oder Flitterchen in dem fürſtlichen Naturaliencabinete zu Rudolſtadt aufbewahrt. Das Gold derſelben gleicht, wegen ſeiner hohen Farbe, dem arabiſchen und ſitzt in gekrümmten, ziemlich groben Blättern, mit rothem Eiſenocher verbunden, feſt auf reinem, weißen Quarze. Ein nach dem Urtheile Sachkundiger in Deutſchland ſo ſeltener Fund ſchien den bisher erkalteten Eifer der Freunde des Bergbaus wieder zu beleben, allein die erregten Hoffnungen ſind durch ſpätere, von keinem günſtigen Ergebniß begleitete Verſuche wieder vernichtet worden.

Die nächſten Umgebungen Schwarzburgs beſitzen zwei Dachſchieferbrüche. Der eine, welcher herrſchaftlich und wohl zwei Jahrhunderte im Gange iſt, wird wegen der für das auf ſeinem Felſen ruhende Zuchthaus zu beſorgenden Gefahr, jetzt nicht mehr betrieben. Man benutzte ihn vorzüglich nach dem Schloßbrande und richtete in der Folge jährlich in demſelben 2000 — 3000 Centner Schiefer zu. Bei dem andern, am Eichberge, ſteht ein zweiſtockiges Gebäude, das ſchon aus der Ferne die Aufmerkſamkeit auf ſich lenkt.

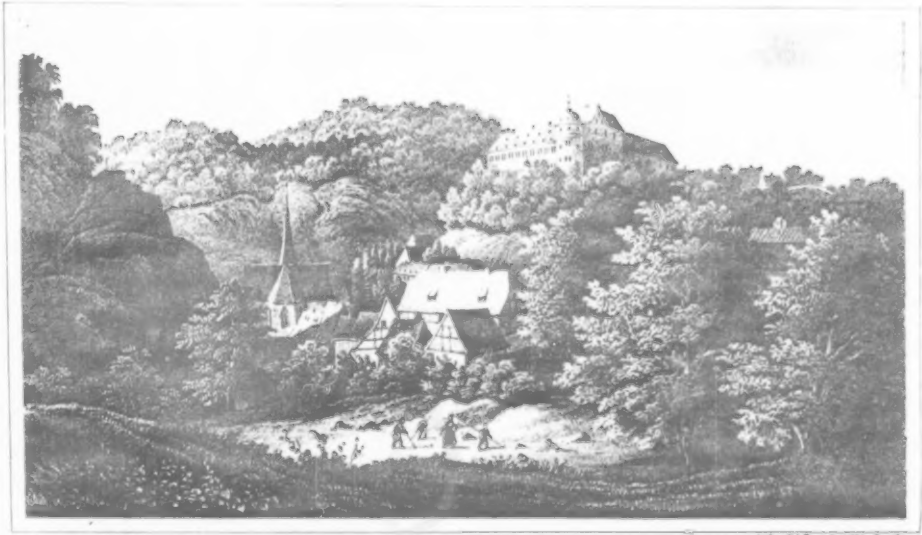
Dicht hinter den das Schloß unmittelbar umgebenden Bergen hebt der Quittelsberg ſein Haupt ſtolz über ſeine Brüder empor.

Oft deckt ihn um Pfingsten, wenn die niedrigen Gegenden längst grünen, noch hier und da etwas Schnee. Die Aussicht von seinem höchsten Gipfel, der Keilsburg, welche die ganze Gegend beherrscht, ist außerordentlich umfassend. Bei völlig heiterem Himmel gewahrt man gegen Osten das Schloß Schwarzburg, in grauer Ferne die Leuchtenburg; gegen Norden den Singerberg und die Waldungen von Erfurt; auf der Südseite die immer höher steigenden Waldgegenden, die am Ende diesen Berg selbst überragen, nebst den Dörfern Oberweißbach, Kursdorf, Lichtenhain, der Meuselbacher Kirche und Neuhaus, endlich einen Theil des Igelshiebes, eines der höchsten Gipfel des Thüringer Waldes. Ohnweit der Keilsburg, nach Süden zu, war ehemals eine Wolfsgrube. Am Fuße des größtentheils von der Sorbitz und Lichte umflossenen und fast ganz von Thälern umgebenen Quittelsbergs entspringt der sogenannte Gräfenborn.

Gegen Nordwest, bei dem vor kurzem vereinzelten herrschaftlichen Gute Sonnewalde, auf einer Höhe von 888 Fuß (über Rudolstadt, also 1513 über der Meeresfläche) liegt die 1715 angelegte Fasanerie. Die in ihrem, ohngefähr eine halbe Stunde betragenden Umfange wechselnden Nadel- und Laubhölzer, worunter einige große und bejahrte Eichen, wirken freundlich auf das Auge. — Oefters wurden hier über dreihundert Fasanen gezogen. In den neuern Zeiten aber verringerten sie sich bis zur Aufhebung dieser Anstalt (1814) immer mehr.

Von den Dörfern um Schwarzburg erwähnen wir noch Dietersdorf, von dessen Höhe man auf das Rudolstädter Thal und Schloß hinabschaut. Auch über Burkersdorf genießt man eine herrliche Fernsicht, wo sich der Singerberg aus dem flachen Lande, und der Burzel, Schneekopf und Finsterberg aus der Gebirgskette malerisch hervorheben.

Hesse.



Stolberg.

Schloß und Stadt Stolberg am Harze.

Herzlich sei mir gegrüßt werthes Cheruskaland!
Land des nervigen Arms und der gefürchteten
Kühnheit, freieres Geistes
Denn das blache Gefild umher.
Dir gab Mutter Natur, aus der vergeudenden
Urne männlichen Schmuck, Einfalt und Würde dir!
Weltenlohnende Gipfel
Donnerhallende Ströme dir!

Friedr. Leop. v. Stolberg.

Wenn so viele zerfallene Harzburgen, die wie eine Heldenschaar den Harz einst umstarrten, gleich morschen Gebeinen längst alles Leben und alle Bedeutung verloren haben, weil ihre Bewohner vielleicht nur zu kühn und trotzig den starken Arm in das Blachfeld hinaus streckten und ein widriges Geschick ihnen deshalb den Lebensnerv durchschnitt, so ist dieß keineswegs mit dem alten Schlosse Stolberg der Fall, obgleich seine Inhaber zu den ältesten und berühmtesten Geschlechtern der alten Harzgrafen gehören. Nicht wie so viele Schlösser lugt es mit habsichtigem raubgierigen Auge von einem hervorspringenden Berge in die nahen Flachländer herab, sondern von dem steilen Vorsprunge eines waldbewachsenen Berges, der aber noch höher hinauf steigt und nebst andern waldigen Bergen das Schloß rings umschließt, blickt es freundlich in kräftiger Jugendfrische noch immer in den darunter liegenden Thalkessel, von vier sich vereinigenden Thälern gebildet, in diesem Kessel siedelten sich, dem Schutze der Burg vertrauend, auch die ersten Bewohner der jetzigen Stadt Stolberg an. Dessen ungeachtet waren doch diese Grafen immer sehr reich und mächtig, und wie durch Tapferkeit und Klugheit in der deutschen

Profangeschichte, so hat in der Kirchenverbesserung und in der deutschen Poesie durch Aufklärung und reiche Phantasie der Name Stolberg immer einen guten Klang gehabt. Daß ihr Geschlecht sehr alt ist, wird niemand ihnen streitig machen wollen*); ob es aber von Otto de Columna abstamme, mögte schwerlich je mit Bestimmtheit erwiesen werden, wenn gleich der Hirsch an der Säule das uralte Wappen der Stolberger immer gewesen ist**) Auch könnte diese Nachweisung den Ruhm dieses Hauses nicht erhöhen, weil es dann seine deutsche Abstammung einbüßte, und ungern, glaube ich, würden viele meiner geehrten Leser dieß ritterlich kraftige Grafengeschlecht aus dem deutschen Heldenkreise scheiden sehn, weil er seine kräftigsten Zierden dadurch verlöre. Ob diese Edeln ihre ersten Wohnsitze auf dem alten Stolberge bei Rottleberode gewählt haben, wollen wir dem Verfasser jenes Artikels überlassen. Wir befassen uns bloß mit dem jetzigen Stolberg, Schloß und Stadt, welches erstere von seiner Erbauung an bis jetzt immer von den Grafen bewohnt worden und daher eine der ältesten deutschen Residenzen ist. Das Alter des Schlosses und der Stadt mit Genauigkeit anzugeben, ist sehr schwer, doch ragen beide in das graue Alterthum hinein***). Eben so schwierig ist es auch, die Namensentstehung genau bestimmen zu wollen, ob er von Eisen- und Stahlerzen oder von alten Stollen oder von alten Stuhl (Stuf) ꝛc. abzuleiten sei****). Weil es jedoch auch ein Stolberg im Erzgebirge giebt, und in unserm Stolberg der Hauptnahrungsquell von den frühesten Zeiten bis noch vor hundert Jahren der Berg- und Hüttenbetrieb gewesen ist, so bleibt die erste Ableitung doch immer die wahrscheinlichste. Das Schloß soll von Kaiser Heinrich I. erbauet sein, hat aber von seiner frühern Gestalt nur wenig noch aufzuweisen. Der älteste Theil ist der östliche Flügel mit einem Thurme, in welchem die Schloßkirche St. Juliana sich befindet. Bis 1316 war sie eine bloße Kapelle dem Evangelisten Johannis geweihet und zu

*) Das Geschlecht der Stolberge gehörte unter die 12 edeln Häuser der Vierfürsten des sächsischen Reichs, aus welchen zu Kriegszeiten Herzöge und Könige erwählt wurden, ehe Karl der Große die Sachsen besiegte. Der Stammvater aller jetzt lebenden Stolberge ist Graf Christoph der jüngere, geb. 1567, gest. 1638. Ueber ihre verschiedenen Linien und Verwandschaften unter einander vergleiche Magd. Zeitung 1840. Nr. 39. Beil. ꝛc.

**) S. das Wappen des reg. Grafenhauses zu Stolberg von Dr. Lüncher 1836, in welchem Werkchen viele mit Fleiß und genauer Sachkenntniß gesammelte histor. Notizen enthalten sind.

***) Rivander giebt das Jahr 520 an, doch ist dieß wohl zu früh. Vielleicht bestanden damals schon die Hüttenwerke der Familie Stolle zu Schmiedehausen und Maßenteich oberhalb Stolberg, deren Bewohner späterhin mehr Thaleinwärts gezogen und die ersten Anbauer der Stadt gewesen sein sollen. Die Grafen wenigstens wohnten damals sicher noch auf dem alten Stolberge.

****) S. Leopolds Stolb. Kirchen-, Pfarr- und Schulchronik pag. 315 u. 316.

der Pfarrkirche St. Martini gehörig. In dem genannten Jahre wurde sie aber durch Graf Heinrich davon abgesondert, 1441 von dem Weihbischof Herrmann nach Genehmigung des Erzbischofs Peter von Maynz, in dessen Sprengel sie gehörte, feierlich geweihet, 1449 bekam sie vermöge einer Bulle von Papst Nicolaus einen eigenen Priester und Beichtvater, worauf sie St. Juliana gewidmet ward, und 1451 erhielt sie einen Ablaß auf 100 Tage zum weitern Ausbau und zu ihren Zierrathen. 1667 empfing sie von Graf Johann Martin einen schönen alabasternen Altar, der 1716 dann noch durch Graf Christoph Friedrich mit drei schönen Statüen und einigen großen silbernen Leuchtern geschmückt wurde. Auch eine Orgel wurde angeschafft. Sehr sinnreich sind die Inschriften jener Statüen gewählt. Die eine, mit aufgeschlagenem Evangelio einen Apostel darstellend, zeigt die Worte: „Glaube das" die andere, ein Moses mit den Gesetzestafeln, enthält: „Thue das" die dritte, Christus mit dem Kreuze, hat die Unterschrift: „Dulde das" und oben darüber ist ein יהוה (Jehovah) mit einer Glorie und den Worten: „Hoffe das" auch jetzt, obwohl sehr elegant und doch würdig verziert, hat sie noch immer mehr das Gepräge einer Burgkapelle. Es wird regelmäßig alle vierzehn Tage Gottesdienst darin gehalten und sie hat mehrentheils ihren besondern Geistlichen. Ein Gemälde von Lucas Kranach „Christus mit der Dornenkrone" macht sie noch besonders schenswerth.

Unter diesem Flügel ist auch das alte Burgverließ, das in mehreren Abstufungen, je nachdem die Marter verstärkt werden sollte, sich, zum Theil in Felsen gehauen, unter dem Schlosse hinzieht und in einem runden tiefen Gewölbe zuletzt vermittelst eines in der Mitte befindlichen viereckigen Loches seine dem Tode geweihete Beute empfing. Während man oben betete, entglitt hier unten also manchem Unglücklichen der letzte Todesseufzer. Die andern Theile des Schlosses sind neuern Ursprungs, wie auch ihr Baustyl beweist. So wie das ganze Schloß mit seinem blendend weißen Colorit namentlich auf dem grünen Hintergrunde des Buchenwaldes aus der Nähe und Ferne auf das Auge den angenehmsten und wohlthätigsten Eindruck macht, so zieren zwei in Stein gehauene riesige Hirsche über dem Portale den Haupteingang zum Schlosse besonders noch recht charakteristisch. Zum Empfange hoher Herrschaften befinden sich mit wahrhaft Königlicher Pracht geschmückte Prunkzimmer auf dem Schlosse, welche Fremden und Einheimischen zur Besichtigung jedoch nur mit ausdrücklicher Erlaubniß der Herrschaft geöffnet werden, die gewöhnlichen Wohnzimmer der gräflichen Familie sind dagegen ganz einfach und anspruchlos decorirt, wie es zu dem edeln humanen Sinne seiner Bewohner paßt. Zu den Merkwürdigkeiten des Schlosses gehören aber noch seine Sammlungen. Dahin ist vor allem die aus etwa 48,000 Bänden bestehende Bibliothek zu rechnen, die als Seltenheit eine etwa aus 20,000 Leichenpredigten bestehende wohl einzige Sammlung der Art in sich schließt. Der Hauptwerth besteht in vielen guten und sehr seltenen juridischen und theologischen Werken besonders guten alten Bibelausgaben. Ferner befinden sich hier eine Gewehr-

kammer mit vielen alten merkwürdigen Waffen, in welcher als Seltenheit auch ein Marterinstrument noch aufbewahrt wird; desgleichen trifft man ein Naturaliencabinet mit schönen Conchilien, Chrystallisationen und Petrefacten. Als seltener Rest des Alterthums wird auch ein kleines dem Crodo ähnliches Bronze-Bild hier aufbewahrt, das unter dem Schlosse einst ausgegraben worden ist. Das zu diesen Sammlungen gewählte Local ist über dem gräflichen Marstalle. Weil man jedoch in letzterer Zeit ihnen wenig Aufmerksamkeit geschenkt und sie auch nicht fortgesetzt hat, so sind sie etwas in Verfall gerathen und bedürften, auch die Aufstellung betreffend, ein Mal wieder einer verbessernden Durchsicht. In den andern Theilen des Schlosses sollen auch noch eine gute Bildergallerie, eine Sammlung seltener Uhren, viele Familienportraits und alte kunstvolle Stickereien anzutreffen sein. Das jetzige Schloß ist sehr regelmäßig und geräumig gebauet. Von der Bauart des ältern so wie überhaupt von den frühern Schicksalen der alten Ritterburg weiß man nur sehr wenig *). Um aus der Stadt hinauf zu gelangen, führt nicht blos eine sehr bequeme in vielen Absätzen durch junges Tannengebüsch sich hinziehende Treppe für Fußgänger den Schloßberg hinan, sondern ein bequem gewundener Fahrweg eröffnet auch den Kutschen einen gefahrlosen Pfad. Ueberhaupt steht mit dem Schlosse

die Stadt

in ganz enger Verbindung; denn nicht bloß daß viele herrschaftliche Gebäude bis hoch an den Schloßberg hinaufgebauet sind, selbst die Pfarr- oder Stadtkirche St. Martini steht noch auf einem Absatze des steilen Berges und zwar in der Weise, daß ein einer Brücke ähnlicher überbaueter Gang die Schloßbewohner von dem Berge herab in das Kirchdach und somit in das Innere der Kirche bringt. Diese Kirche ist, wie ihr erster von 16 Bischöfen unterschriebener Ablaßbrief darthut, schon vor 1355 erbauet worden, und hat auf ihrem Thurme ein aus fünf Glocken bestehendes außerordentlich schönes Geläut, von welchem 4 Glocken 1478, die fünfte und kleinste aber 1639 zu Sondershausen gegossen wurden. Da die größte, die große Martinsglocke 63 Centner wiegt, so behaupten die Stolberger, sie folge in Thüringen im Range unmittelbar auf die große Erfurter Glocke. So wie diese Kirche die Erbbegräbnisse der gräflichen Familie in sich schließt, so zeichnet sie sich auch noch durch eine außerordentlich große und schöne Orgel aus. Ihr Inneres ist zwar sehr geräumig und im gothischen Geschmacke gebauet, doch fehlt durch immer erneuerte Anbaue alle Regelmäßigkeit und Einheit im Bau-

*) Manche Nachricht mag vielleicht noch in seinem Archive versteckt liegen, das wenig durchforscht sein soll.

plane, und sie ist daher in architectonischer Hinsicht ohne hohen Werth So wurde von 1484 – 88 das neue hohe Chor erst erbauet und 1490 eingerichtet, was ein von 1488 ausgestellter und von 13 Bischöfen, Cardinalpriestern und Diaconen unterschriebener Ablaßbrief nachweist. Durch den vor einigen Jahren erneuerten Ausbau hat sie zwei Kanzeln bekommen, doch wird noch immer von der ältern herab gepredigt, auf der auch Luther einmal gestanden haben soll. Diese Kirche einmal zu sehen, lohnt schon die Mühe. Dicht in ihrer Nähe ist auch noch eine alte Kapelle B. M. V., die Graf Heinrich und die Gewerke 1477 aus Dankbarkeit für den gesegneten Bergbau gestiftet und mit Gütern beschenkt haben. Ehe wir jedoch weiter fortfahren, die Einzelnheiten der Stadt zu schildern, müssen wir ihren Totaleindruck, den sie auf den Fremdling macht, zuvor angeben. Die Berge sind hier auseinandergerissen, als ob ein gewaltiger Blitz strahlenförmig die Gebirgsmassen zertheilt hätte, und der Mittelpunkt dieser riesigen Furchen ist als Mittelpunkt der Stadt auch deren Marktplatz. Stolberg zählt etwa 430 Häuser mit 2400 Einwohnern, doch kann man nirgends die Stadt ganz übersehen. Den besten Ueberblick erhält man noch, wenn man den dem Schlosse gegenüber befindlichen Berg ersteigt. Auch Luther soll, als er einmal in Stolberg war, hier gestanden und die Stadt mit einem fliegenden Vogel verglichen haben. Körper und Herz sei der Marktplatz und die Kirche, Haupt und Krone das Schloß, die beiden Fittige und der Schwanz die drei sichtbaren Thäler nach dem Auerberge, Haynfelde und nach Rottleberode hin. Die Stolberger, als große Verehrer ihres Vogelschießens, wissen dieß Gleichniß vom Vogel noch genauer und bis auf das Kleinste durchzuführen. Weil jedoch vier Thäler hier in einander fallen, so könnte man die Stadt vielleicht noch richtiger, wenn auch nicht edeler, mit einer der seltsamen Conchylien, einem Meersterne, vergleichen. Die vier Thäler bestimmten bei der Anlage auch vier Hauptstraßen, die von dem Marktplatze auslaufen, und von denen drei eine bedeutende Länge haben. Auffallend ist die Abtheilung der Namensbezeichnung der einen Straße in die Ritter- und in die Eselsgasse. Als nämlich einst die Herren von Schwichelde verbunden mit den Goßlanern 1427 vom Haynfelde her einen Einfall in die Obergasse der Stadt machten, wichen die an Zahl stärkeren Bürger anfangs feige dem frechen Troß, doch als der plündernde Haufen immer tiefer in die Stadt drang, da ermannten sich die Bewohner der Untergasse und jagten die Räuber zum Thore hinaus, und Stolbergs Bürger nannten den obern Theil nun die Esels-, den untern Theil aber die Rittergasse *). Zu den merkwürdigsten Gebäuden gehören außer der schon erwähnten St. Martini-Kirche die am Marktplatze stehende große Stadtschule, die ihre Zöglinge eigentlich seltener zur Universität sendet, als mehr gute

*) S. Zeitfuchs Chronik p. 226.

Schullehrer daraus bildet. Neuerdings müssen diese jedoch auch noch ein preußisches Seminar beziehen. Wichtig ist ferner das 1717 zum Andenken an das Reformationsjubeljahr von Graf Christoph Friedrich gestiftete Waisenhaus *), in dessen Nähe sich auch noch ein Hospital und die Hospitalkirche befinden. Wann und von wem beide gestiftet und erbauet sind, ist unbekannt. Schutzpatron ist der Ritter St. Georg. Zuerst erwähnt wird sie 1332. Da sie aber im dreißigjährigen Kriege fast ganz zerstört war, so wurde sie durch des Burgemeisters Grüling große Bemühungen 1653 wieder in Stand gesetzt und 1657 den 20. Juni durch den Superintendent M. Günzelius feierlichst wieder eingeweihet. Die Armenverpflegungsanstalten befinden sich überhaupt nach dem Maaßstabe der Hülfsmittel in einem guten geregelten Zustande. Unfern der Thore liegen auch noch einige alte Kapellen oder spätere nun auch verlassene Gottesackerkirchen **). Ein historisch merkwürdiges Haus ist das jetzt dem Fleischer Lehning gehörige, die Garküche genannt, in welchem der berüchtigte Bauern-Anführer Thomas Münzer geboren ist. Es ist eines der ältesten Häuser, wie sein Inneres und Aeußeres verräth, und steht, wenn man vom Marktplatze in die Niedergasse geht, gleich im Anfange zur Rechten dem Kelchhause gegenüber (also an der Poststraße). Namentlich hat die Wohnstube mancherlei alterthümlich Auffallendes in sich. ***) Münzers Vater wurde in Stolberg hingerichtet. Sollte

---

*) S. Zeltfuchs in Suppl. hist. Stolb. p. 14.

**) Zuerst die Kapelle unserer lieben Frauen vor der Stadt (unfern des jetzigen Schützenhauses). Schon 1437 und 39 wird sie in einer Schenkung und zwar als eine neue Kapelle erwähnt, auch mit der Erlaubniß einen Priester darin zu halten, doch ohne Nachtheil der Pfarrkirche. Weil aber nach der großen Sterblichkeit im Jahre 1519 die Leichen auf dem Kirchhofe in der Stadt einen zu verderblichen Geruch verbreiteten, so legte man für beständig den öffentlichen Gottesacker neben die Kapelle und machte sie zur Gottesackerkirche.

Die andere ist die Gottesackerkirche zum heiligen Kreuze. In einer Schenkungsurkunde ihres Altars St. Gangloff und St. Antonii wird sie bereits 1433 genannt. In Einkünften blieb sie die ärmste und war immer mit der Pfarrkirche St. Martini verbunden.

So wie die Häuser in Stolberg gedrängt stehen, so liegen auf dem Friedhofe gedrängt auch ihre Todten, weil es in diesen engen Thälern an einem passenden geräumigen Platze mangelt. Auffallend ist es, keine Spuren eines Klosters in Stolberg anzutreffen, und trotz dem soll das Kirchenwesen auch vor der Reformation immer in einem ziemlich guten Zustande sich befunden haben, was mehrere päpstliche Bullen darthun.

***) In den Winkeln derselben sieht man in Holz geschnitzte Heiligen-Bilder. Ehedem ist in diesem Hause von Katholiken Messe gelesen und von Geistlichen gepredigt worden. Man zeigt jetzt in demselben noch einen sauber in Stein gemeißelten Kopf, welcher für den des berüchtigten Münzer gehalten wird. Von seinen Vorfahren findet sich ein Matthäus Münzer in den Stolberger Rathsrechnungen v. J. 1488 und ein Thomas und ein Hans Münzer in alten Todtenregistern.

dreß, da Thomas doch Prediger in Zwickau war, bei ihm als Wiedertäufer und Bauerngeneral den Haß gegen Fürsten und Klöster etwa hervorgerufen haben? Wie bekannt ließen ihn die Fürsten nach der bei Frankenhausen verlorenen Schlacht 1525 zu Mühlhausen enthaupten. — So wie es überhaupt viel alte mit Schiefer gedeckte Häuser in Stolberg giebt, so zeichnen sich alle durch viele Fenster auf der Straßenseite aus, vielleicht, um zwischen den hohen Bergen doch helle Stuben zu bekommen; denn oft steigen die Bergwände gleich hinter den Häusern schroff empor, und in einem Hause ist es selbst der Fall, daß man durch das Hausdach zum Keller nur gelangen kann. Als eins der schönsten Gebäude darf das vor der Stadt gelegene Schützenhaus nicht unerwähnt bleiben. Das Stolberger Schießen ist nämlich für Stolberg und die Umgegend ein großes und ehedem selbst glänzendes Volksfest, das eine ganze Woche dauert, und durch die Theilnahme der gräflichen Familie immer besonders noch verherrlicht wird. Es zerfällt in das Bogen- und Büchsenschießen, und wird nach einem Hirsche und nach einem Vogel gezielt. Außer einem damit verbundenen Jahrmarkte (dem besten) auf dem wirklich höchst passend und geschmackvoll angelegten großen Schießplatze zeigen oftmals auch Schauspieler und Künstler auf allerlei Art ihre Kunstproductionen in diesen Tagen. Kurz diese Zeit ist der Glanzpunkt im jährlichen Leben der Stolberger und die Wirthe halten dann ihre Erndte. Als die vorzüglichsten Gasthöfe sind das deutsche Haus und das weiße Roß zu empfehlen.

Daß bei einer Stadt, die so zwischen die Berge eingeklemmt ist, vom Ackerbau nicht die Rede sein kann, leuchtet von selbst ein; ja noch vor zwanzig Jahren bauete man nicht einmal Kartoffeln. Weil die Berge trotz ihres steilen Emporsteigens aber schon immer mit einem üppigen Graswuchse überkleidet waren, so hat man viele dieser Abhänge jetzt zu Kartoffelland umgewandelt, wo hinauf den Dünger zu tragen, die armen Stolberger nun nachgerade schon gewohnt geworden sind. Wegen des vielen Lastentragens giebt es hier viele Menschen mit Köpfen. Den nöthigen Kornbedarf bringen die Auenbewohner an den Wochenmarktstagen, wo viel Verkehr in Stolberg statt findet, und weshalb es sehr viele Kornhändler dort giebt. Da die Thäler alle von Bächen durchflossen werden, die sich in der Stadt vereinigen und unterhalb derselben nach Rottleberode hin die Tyra heißen, so giebt es in und bei Stolberg auch viele Oel-, Mahl- und Schneidemühlen. Desgleichen trifft man in genanntem Thale

---

Münzer soll früherhin auch in seiner Geburtsstadt öfter mit allgemeiner Bewunderung gepredigt haben, doch hätte seine letzte Predigt daselbst an einem Palmsonntage verständigen Leuten schon mancherlei Nachdenken erweckt. S. Thür. Bote v. 1836 p. 100 ꝛc. Als nachheriger Bauern-Anführer hat er auch seine Geburtsstadt nicht geschont, sondern erschien daselbst 1525 Dienstags nach Miseric. Dom. wo von den Bauern großer Muthwille in der Stadt getrieben ward, S. Zeitfuchs Chron. p. 257.

eine Papier-, Walk- und Pulvermühle. Eigentliche Fabriken hat es aber gar nicht, auch hat es nie Juden gehabt, dafür wohnen aber wohl an 80 Leinweber und Drellmacher und außerdem fast alle andere Professionisten dort. Auch wird gut gebleicht. Ehedem war hier der Bergbau sehr in Aufnahme*), und noch vor hundert Jahren kam dadurch jährlich eine halbe Tonne Goldes in Umlauf. Damals war auch ein Bergamt und eine Münze in der Stadt, und weil die Knappschaft hier verlohnt wurde, so blieb durch Handel und Wandel das meiste Geld gleich wieder in ihren Mauern. Als Beweis, wie manche Nahrungszweige damals so außerordentlich blüheten, mag nur angeführt werden, daß allein 2500 Faß Bier in einem Jahre von Stolberg nach Straßberg geführt wurden. Die Münze und Münzgerechtigkeit muß uralt sein, weil schon Hohlblechmünzen mit dem Stolbergischen Hirsch an der Säule aufgefunden werden. Jetzt ruht Bergbau und Münze und nur eine Eisengießerei in seinen Galanteriewaaren hat sich seit einigen Jahren in Stolbergs Nähe wieder etablirt**).

Zu den Eigenthümlichkeiten der Stadt gehören auch noch die Stolberger Lerchen. Weil dieser Vogel nämlich hier gar nicht heimisch ist, so hat man scherzweise eine kleine Art guter Bratwürste so genannt und namentlich manchen durchreisenden Leipziger schon damit belustigt. Ein gutes Gebackenes sind die Stolberger Maulschellen und Zwiebäcke, und wer das wohlschmeckende Wasser des Klingelbrunnens, einer Felsenquelle hinter dem Waisenhause, schon getrunken hat, von dem sagt man, er könne Stolberg nicht wieder verlassen. So wie hier noch immer mit Wachskerzen die Christmette gefeiert wird, so ist ein Hauptfest an Speise und Trank auch noch der Martinsabend, zu welchem von den Bäckern besondere Martinshörner gebacken werden. Er wird aber nicht Martin Luthern sondern dem alten katholischen Schutzheiligen Martinus von Tour zu Ehren

---

*) S. Ueberblick vom Harze p. XLIII.

**) Als ein Pröbchen mystificirter Schatzgräberei alter Zeit möge hier zur Belustigung folgende Zurechtweisung noch beigefügt werden:

Wenn du nach Stolberg a. H. kommst, so frage nach einem Berge, der heißt der Schieferberg. Gehe des Berges zur rechten Hand im Grunde hin ans Wasser, so findest du 2 Steinklüfte. In der einen ist ein Münch eingehauen. Allda wirst du ein Loch finden, darinnen ist gediegen Gold-Erz, das Pfund hält 120 fl. das ist mit altem Holz bedeckt. Von dannen suche weiter hinauf zur rechten Hand. Da kommt ein Bächlein herringeflossen. Gehe an demselben ein gut Stück hinauf, so findest du abermals 2 Steinklüfte und 2 eingehauene Münche. Der eine weiset mit dem Finger darauf, da liegen Steine und Steinhaufen. Räume sie hinweg und du findest Gold-Körner das Pfund 112 R. Dann gehe noch besser hinauf, so siehest du zwei große Bäume stehen, es sind Buchen; zwischen demselben ist ein Stein mit einem eisernen Ringe, den hebe auf, so findest du auch gediegene Gold-Körner das Pfund 112 R. — Ich sage dir dies, lieber Leser, damit, wenn du was findest, auch mir Etwas mittheilen magst, weil ich selbst nicht suchen kann.

gefeiert, ohne daß es jedoch die Meisten wissen oder wissen wollen, denn es bedarf ja doch zu diesen Schmausereien einer Veranlassung*).

Die verschiedenen Schicksale der Stadt betreffend ist sie von großen Unglücksfällen immer ziemlich verschont geblieben, denn wenn gleich oft schon die verzehrende Flamme ihre Häuser in Asche zu legen drohete, so sind doch nie sehr bedeutende Verwüstungen dadurch angerichtet worden. Als einer der Hauptpässe über den Harz hat sie aber desto mehr in Kriegen und namentlich im dreißigjährigen Kriege zu erdulden gehabt. Unerschwinglich waren die Contributionen, unerträglich die Einquartirungslasten. Ein damaliger Bürgermeister Grüling hat diese Drangsale der Stadt recht ausführlich aufgezeichnet, und Zeitfuchs hat sie in seiner Stolbergischen Chronik wiedergegeben**). Eben so drückte auch der siebenjährige Krieg seine Spuren Stolbergs Bewohnern tief ein. 1775 wurde dann die Stadt von einer verderblichen Wasserfluth wieder sehr heimgesucht***). 1806 aber, wo von den andrängenden Freundes- und Feindesschaaren abermals der Stadt und namentlich den Forsten durch einen beabsichtigten Verhau große Gefahr drohete, ging der Sturm durch edele Selbstverleugnung der erlauchten Grafenfamilie glücklich vorüber, und 1813 ist Stolberg von den Kriegsunruhen fast ganz verschont geblieben. Daß in alter Zeit auch die Pest und Hungersnoth diese Stadt nicht unberührt gelassen hat, leuchtet wohl von selbst ein, doch auch hierüber können wir nur auf Eckstorms und Zeitfuchs Chronik verweisen. Außer vielen selbst berühmten Gliedern der gräflichen Familie, die auf dem Stolberger Schlosse geboren sind, worunter wir nur Graf Wolfgang, den Beförderer der Reformation, und Graf Christoph Friedrich, den Stifter des Waisenhauses nennen wollen, zählt auch die Stadt Stolberg manchen andern berühmten Mann zu ihren Kindern. Wir rechnen dahin den Pfarrer an St. Martini,

---

*) Dieser Schutzheilige, der zu Ende des vierten Jahrhunderts als Bischof zu Tour in Frankreich starb, war der Patron des Hochstiftes Mainz. Weil nun aber Thüringen zu dem Sprengel dieses Erzbischofs gehörte, so mußte auch in Thüringen das Fest dieses Heiligen sehr hoch und namentlich durch milde Spenden an Geistliche gefeiert werden, wobei man nicht vergaß, sich mit seinen Freunden und Nachbarn auch eine vergnügte Stunde zu machen. Aus dieser Ursache pflegt man noch bis jetzt zu Martini an vielen Orten in Thüringen und auch wohl in Sachsen nicht nur sogenannte Martinsthüner und Martinsgänse zu zinsen, sondern auch Martinsschmäuse zu geben. Besonders rühren von dieser Zeit die an die Kirchen und Geistlichen zu entrichtenden Martinszinsen her. Zu Stolberg wurde ehedem am Martinsabende um 6 Uhr mit allen Glocken geläutet, die Einwohner erleuchteten ihre Fenster und die Martinsgans wurde nun aufgetragen und verzehrt, auch ward dabei das Trinken nicht vergessen.

**) S. Stolb. Kirchen- und Stadthistorie p. 229 — 319.

***) Auch 1834 den 25. Januar war eine solche Wasserfluth, wodurch Häuser und Brücken mit fortgerissen wurden, ohne jedoch Menschenleben zu gefährden. S. Acan. Jahrg. 1834 p. 44.

Dr. Clelemann Platner, der sowohl in Stolberg 1521 schon, als auch später 1539 auf Ansuchen der Aebtissin Anna II. von Quedlinburg *) in dieser Stadt der eifrigste Beförderer der Reformation und des evangelischen Cultus gewesen ist. Eben so berühmt als Reformator in Kirche und Schule und als Geschichtschreiber ist aber auch M. Johann Spangenberg. Wenn dieser auch nicht hier geboren ist, so hat er doch mehrere Jahre als Rector und Archidiaconus von St. Martini hier verlebt. Auch Zeitfuchs, der Chronikenschreiber, und andere gehören dahin. Jetzt müssen wir unsern Blick auch noch auf Stolbergs romantische Umgebungen hinlenken, die namentlich noch durch den letztverstorbenen Graf Joseph so bedeutende Verschönerungen erfahren haben. So anmuthig alle vier Thäler sind, in welche die Stadt ausläuft, so sehnt man sich einer freiern Umsicht wegen doch auch bisweilen auf die waldigen Höhen, und außer dem schon erwähnten Berge, dem Schlosse gegenüber, ladet keiner mehr als der Schloßberg selbst dazu ein. Von dem Schlosse ab zieht sich nämlich ein herrlicher, mit Pappeln bepflanzter Weg. Anfangs in mehreren Seitenwegen an dem Bergrücken nach dem Schützenhause entlang, der von der Herrschaft auch wohl befahren wird. Von da steigt er in einer großen Krümmung durch die herrlichste Buchenwaldung auf das Gebirge hinauf. Der Fußgänger findet Ruheplätze und die überraschendsten Perspectiven nach dem Haynfelde und andern Punkten hin. Auch einen Teich, der das Schloß durch eine Wasserleitung mit Wasser versorgt, trifft man an diesen steilen Anhöhen. Hat man den Berg ziemlich überwunden, und wandelt zwischen dem Saume des Waldes und einer frischen Wiese in einer Allee entlang, so kommt man endlich nach ¾ Stunden Weges von Stolberg bei einigen Häusern an. Dieß ist

der Tannengarten.

Außer der Wohnung eines Wärters nebst Stallung für Pferde erblickt man hier, von dunkeln Tannen umschattet, ein im einfachsten edelsten Style erbautes Jagdschloß. Gewöhnlich denkt man sich diese sonst auf einem Berge liegend mit einem heitern Charakter verbunden. Dieß ist jedoch hier keineswegs der Fall, sondern wollte die Schwermuth irgendwo in ihren Gefühlen schwelgen, nicht leicht dürfte sie ein anlockenderes Plätzchen auffinden. Zwar sind zwischen jungen Tannen die mannichfachsten Gänge, Plätze, Lauben und Pavillons angelegt, zwar variirt in einem daneben befindlichen kleinen Bosquet die sorgsam gepflegte Accazie mit ihrem frischen Grün recht angenehm mit den dunkeln Zweigen der Rothtanne, auch wählen heitere Stolberger an heißen Sommertagen dieß schattige Plätzchen oft zum Zeugen ihrer frohen Laune, doch wenn der Mensch ein-

*) S. vorn p. 138. Sie war eine Gräfin von Stolberg und Tochter Gr. Bodos, Schwester von Graf Wolfgang.

sam sich selbst hier überlassen ist, überzieht die stille, in finstern Tannen nur flüsternde Natur da nicht das heiterste Gemüth mit einem ernsten wohl gar düstern Trauerflor?

Mitten im Walde wurde 1810 dieß Jagdhaus erbauet, und wer von Breitenstein kommt, das eine halbe Stunde davon entfernt liegt, und ohne es zu kennen, dieses Hauses ansichtig wird, der wird meinen, irgend ein fürstlicher Einsiedler wolle hier in geheimnißvoller Abgeschiedenheit seines Lebens Abend in frommer Andacht zubringen. Fürchtend zu stören wird er nur leise auftreten und unbemerkt vorüberschleichen wollen.

Ein anderes Schlößchen auch nicht weiter von Stolberg entfernt, doch mit munterm Charakter wie eine heitere Novelle erhebt sich auf einem runden Berge nach der Aue zu, und führt vom Berge selbst den Namen

Eichenforst.

Steil auf zur Linken,
Wo Aare horsten,
Wo Zephyr schweigt,
Wo Sturm oft heult,
Sieht man sie blinken
Die Eichenforsten
Wo friedlich froh Carl Ludwig weilt!

Dieser Graf († 1815) wählte nämlich der reizenden Aussicht wegen diese Höhe zu seinem Lieblingsaufenthaltsorte, bauete ein Schlößchen, schuf den Wald zu einem Park um und verlebte hier manche Stunde zwischen Ernst und Frohsinn getheilt. Auch von Fremden besonders Nordhäusern wurde dieser Punkt ehedem sehr fleißig besucht, und fröhliche Musik erheiterte dann das von der schönen Natur schon munter gestimmte Gemüth immer noch mehr. Was der Stubenberg auf der Morgen- und Mitternachtsseite des Harzes dem Auge darbietet, das gewährt Eichenforst auf der Mittags- und Abendseite, ja ich möchte behaupten, vermöge der sich einlagernden Waldstreifen sei in diesem Landschaftsgemälde noch größere Abwechselung. Die Gegend von Artern, der Inselsberg mit dem Thüringer Gebirge, des Eichsfeldes hohe Bergrücken bei Duderstadt, die Gleichen bei Göttingen, der Brocken sind die Umrisse dieses großen Gemäldes. Und was Alles aus Vergangenheit und Gegenwart füllt diese große Fläche aus? Des Kyffhäuser, der Rothenburg, der Ebersburg Ruinen, der Possenthurm bei Sondershausen und Nordhausen, viele Dörfer der Grafschaften Stolberg, Hohnstein und des Eichsfeldes, die goldene Aue und das fruchtbare Thüringerland mit seinen wellenförmigen Anhöhen. Ja wahrhaft schwelgen möchte das Auge in diesen so reizend wechselnden Farbentönen, wie keines Malers Hand die Tinten zu mischen versteht und den Pinsel zu führen

vermag. Ja, lieber Leser, nahst du dich Stolberg, so versäume ja nicht, die Eichenforst zu besuchen, aber wirke die wegen freierer Umsicht über den Wald von der Herrschaft gleich die Erlaubniß aus, das Schloß und seinen Altan besteigen zu dürfen, denn oben der Wärter allein kann es dir nicht gestatten. Auch für deine leiblichen Bedürfnisse sorge vorher, da oben bekommst du bloß Wasser und vielleicht etwas Brodt. In geringerer Ausdehnung, aber etwas näher geführt und darum gleichsam mit dem Bilde selbst mehr verwebt, genießt man fast dieselbe schöne Aussicht noch einmal von dem tiefer liegenden Ronneberge. Es ist dieß ein auf der Ronnebergsklippe über Rodishayn in achteckiger Form aus Borke erbauetes gräfliches Jagdhaus, das unbewohnt und eine kleine Stunde von der Eichenforst entfernt ist. Wer Zeit hat, mag auch dieß besuchen, den Weg lohnt es immer. In der Nähe der Eichenforst befand sich ehedem auch noch eine Naturseltenheit, nämlich acht Rothbuchen auf einem Stamme, von welchen die stärksten Bäume 2 — 2½ Malter und die beiden geringeren doch 1 Malter cubischen Inhalt hatten. Ob sie jetzt noch stehen, ist dem Referenten unbewußt. Nicht unerwähnt dürfen wir lassen, daß so wie die von Harzgerode über Stolberg und Rottleberode nach Nordhausen führende Poststraße vom hochseligen Grafen Joseph zur herrlichsten geschmackvollsten Chaussee mit zierlichen Gast- und Chausseehäusern umgewandelt ist, auch nach Eichenforst ein sehr bequemer Fahrweg hinaufführt, zu dessen Befahrung aber auch zuvor die Erlaubniß eingeholt werden muß. Weil wir dem Mineralogen noch wenig, fast gar nichts darboten, so wollen wir dem nur noch sagen, daß das Gebirge in und um Stolberg herum ein einfacher sehr fester Schiefer von dunkelgrauer und braunrother eisenschüssiger Farbe ist. Von merkwürdigen Mineralien kommen aber vor:

Bergkrystalle, Bleiglanz, ausgezeichnet schöne braune Blende auf dem verlassenen silbernen Nagel am Auerberge, schöner krystallisirter Flußspath auf der Luise, Kupferkies, Schwerspath und spathiger Eisenstein. Beim Ausgange des höchst anmuthigen Thales nach Rottleberode hin legen aber schon die Flötzgebirgsanlagen an und nahe dabei setzen Trümmer vom schönsten reichsten Eisenglanze auf.

Auch einiger wüsten Dorfstätten müssen wir noch gedenken. So waren Schmiedehausen und Massenteich ehemals zwei kleine Ortschaften, die zu Stolberg gehörten. Von letzterm kennt man bloß noch den Namen und die Lage, von ersterm steht als letzter Rest noch das Vorwerk Haynfeld da. 1371 hatte dieses noch seine eigene Kirche und seinen Pleban, der Andreas Erwin hieß. Die Kirche, dem heiligen Apostel Paulus geweihet, wurde 1412 durch die Flegeler im Bruderkriege verwüstet *), weshalb Graf Bodo das

*) Dieser Krieg zwischen den Stolberger Grafen fand statt, weil Dietrich VI. von Hohnstein, auch Graf von Kelbra genannt, mit seines Bruders Ulrichs Sohn, Dietrich VII., wegen ungleicher Landestheilung in Streit gerathen war. Mit Dietrich VII. hielt es Friedrich von Heldrungen, und deren Heer hieß die Flegelergesellschaft. Ein Mehreres s. Zeitfuchs Chron. p. 223.

dazu gehörige Kirchenholz 1426 am Himmelfahrtstage der Pfarrkirche St. Martini zu Stolberg übergab mit dem Zusatze, daß sie es zu ewigen Zeiten behalten sollte, wenn die Kirche zum Hayn in Schmiedehausen nicht wieder aufgebauet werden sollte. Wahrscheinlich ist damals auch das Dorf mit zu Grunde gegangen.

Auch stößt man über dem Nußhayne nach Rodishayn hin auf noch eine wüste Dorfstätte, Hunoldsdorf. Lange Zeit hindurch hat hier noch eine Kirche gestanden, die Hundskirche (Hunnenkirche, Hunoldskirche) genannt. Da solche 1731 aber der Graf von Stolberg denen zu Rodishayn, welchen sie gehörte, abkaufte, so ist sie seit der Zeit abgebrochen und zu andern Zwecken verwandt worden.

Doch wir lassen den Vorhang herabrollen vor diesem Gemälde, wo Vergangenheit und Gegenwart, Natur und Kunst, die Spuren roher Kraft und hoher geistiger Ausbildung, beisammen gefunden werden. Da die Natur aber immer um Stolberg herum am dauerndsten, größten und erhabensten bleiben wird, so schließen wir auch mit Friedrich Leopolds von Stolberg Worten:

Er sei mein Freund nicht', welcher die göttliche
Natur nicht liebt! Engelgefühle sind
Ihm nicht bekannt! Er kann mit Inbrunst
Freunde nicht, Kinder nicht, Weib nicht lieben!

Ihm bebte nie von trunkner Begeisterung
Die stumme Lippe! Schauer begegneten
In hoher Wallung seiner Seele
Nie mit der steigenden Morgensonne!

In deinen Wonnebecher, Allgütiger!
Entfielen niemals Thränen des Dankes ihm!
Sein Erb' ist Taumel, oder Schlafsucht!
Wehmuth und Wonne des Weisen Erbe!

Nur reinen Herzen duftet der Abendthau
Der bunten Lenzflur! Heilig nur ihnen sind
Der Eiche Schatten! Deine Segen
Einsamkeit können nur sie ertragen!

Wenn du mich fürder leitest, Natur, so soll
Mein Lied dir jauchzen, weil ich ein Jüngling bin!
Es soll dich feiern, wenn mit Silber
Kürzere Locke die Scheitel schmücket!

Anmerkung. Absichtlich sind einige Verse, weniger zu unserm Zwecke passend, aus diesem schönen Gedichte weggelassen worden.

W. Schönichen.

Paulinzelle,

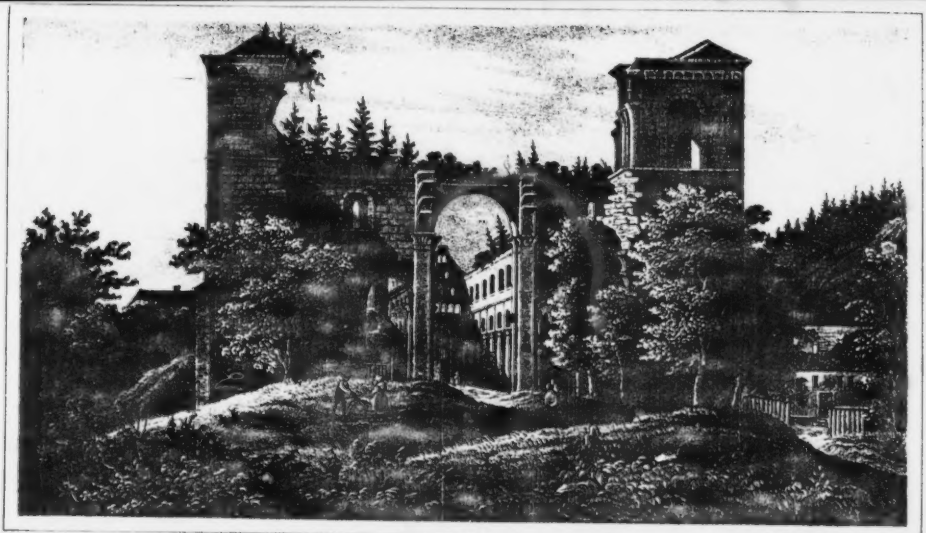
ehemaliges Kloster in der obern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt.

Ueber die wölbt sich der Stein, auf des Steines verwitterten Zinnen
Hebt sich ein grünender Wald stolz in die Wolken empor.
Also nimmt die Natur der Vorwelt verlassene Werke,
Bauet mit göttlicher Hand Tempel dem jungen Geschlecht.

(Dr. Friedr. Aug. Wolf, Prof. und Prediger zu Leipzig.)

Für späte Zeit ein Bild aus frühen Tagen
Ragt stolz Paulinens hehrer Dom empor,
Und ohne Altar, ohne Priesterchor
Fühlt man das Herz im heil'gen Glauben schlagen.
Euch Säulen, die des Tempels Hallen tragen,
Den frommer Sinn zur Freistatt sich erkohr,
Dich alten Thurm und dich erhabnes Thor
Wird selbst die Zeit nicht zu vernichten wagen.
Ihr seid ein Abbild mir der reinsten Wahrheit:
Der Schmuck zerfiel, das Kreuz, die Farbenpracht,
Doch diese Säulen trotzen ird'scher Macht.
So strahlet reiner Glaub' in Sonnenklarheit —
Was menschlich ist, und trügend, das vergeht:
Die Wahrheit nur ist ewig und besteht.

Paulinzelle, Dorf und Amtssitz in dem Fürstenthume Schwarzburg-Rudolstadt mit 17 Häusern und 108 Einwohnern, liegt 2 Stunden von Stadtilm, 2 Stunden von Schwarzburg,



23

Lith. v. Ed. Pietzsch & Co. in Dresden.

Ruinen von Paulinzella.

4 Stunden von Rudolstadt und 1 Stunde von Königsee, in einem kleinen, tiefen, mit dichter Waldung umgebenen Thale, am Zusammenflusse des Bärenbachs und Rottenbachs, welche sich hierauf mit der Rinne vereinigen *). Von Milwitz, das seinen Namen aus der sorbischen Sprache entlehnte **), führt der Weg an einer hinter Bäumen versteckten Schneidemühle und drei schilfbewachsenen Teichen vorüber zu einer mit Tannen und Fichten bekränzten Anhöhe, auf welcher die erhabenen Trümmer der kunstvollen und majestätischen Klosterkirche von Paulinzelle, mitten in grünen Wiesen, von Haseln und Erlen umbuscht, von Tannenwaldungen umragt, zuerst dem staunenden Blicke sich darstellen.

Den wohlthätigen Einfluß der Benedictinerklöster auf den Anbau Thüringens bezeugt die Geschichte und es läßt sich nicht verkennen, daß derselbe auch in dieser Gegend wirksam gewesen sei, aber eben so unleugbar ist es, daß sie schon vorher einige Dörfer besaß, unter welchen des benachbarten Göfselborn im Jahr 1071 Erwähnung geschieht. Die Bestätigungsurkunde von 1114 versetzt das Kloster ausdrücklich in den Wald Louba, dessen Grenzen zwar nicht genau zu bestimmen sind, der aber als unermeßlich groß, beinahe undurchdringlich und im zehnten Jahrhundert als Aufenthalt unzähliger Bären geschildert wird. Wenn der Lebensbeschreiber der Stifterin unseres Klosters meldet, daß sie sich in diese Einöde (eremus) begeben habe, um ungestört geistlichen Betrachtungen obzuliegen, so kann man dabei wohl nur an eine damals nicht völlig menschenleere, waldige Gegend denken, weil sich mit jenem Worte zwar allerdings der Begriff des Wilden, Rauhen und Wüsten, allein nur im Gegensatze zu dem schon urbar gemachten, bearbeiteten Felde verknüpfte.

Die Familienverhältnisse der Stifterin, Paulina, so wie ihre Verwandtschaft mit dem Grafen Sizzo von Schwarzburg, der im Gau Langewitz herrschte, zu welchem Paulinzelle gerechnet wird, sind noch nicht hinlänglich aufgeklärt und selbst die erst neuerlich darüber entdeckten Nachrichten, welche Nikol von Syghen (Siegen) aufbehalten hat, gewähren unserer Wißbegierde ebenfalls keine volle Befriedigung. Wir theilen jetzt das Wichtigste davon mit.

Paulina's Vater war Morich o oder Morichon, welcher bei dem Kaiser Heinrich IV. das Amt eines Truchses bekleidet und die vorzügliche Gunst desselben genossen haben soll. Der erste Umstand wird dadurch einigermaßen glaublich, daß ihn dieser Monarch miles

*) Nach A. Fils beträgt die Höhe von Paulinzelle bei der steinernen Brücke am obern Ende der Häuser 190,8 Par. Fuß über Arnstadt, über der Fläche des deutschen Meeres 1094 Par. Fuß, die des Bodens im Innern der Ruine 205,2 über Arnstadt und 1108 über dem deutschen Meere.

**) Es wird am wahrscheinlichsten durch Mühlendorf erklärt. Die alte thüringische Familie von Milwitz soll aus diesem Orte stammen.

noster nennt, wodurch Ministerialen und Hofbeamte bezeichnet zu werden pflegten. - Weil einige Gelehrte wähnten, daß sonst nirgends ein Moricho vorkomme, so verwandelten sie denselben in Marchio und ertheilten ihm freigebig die markgräfliche Würde. Allein dieser Name findet sich doch in Schriften des Mittelalters als bloßer Vorname, gleichbedeutend mit Moritz. Moricho erscheint zuerst in einer zwischen den Jahren 1066 und 1069 ausgestellten Urkunde jenes Kaisers, worin ihm derselbe vier und zwanzig königliche Hufen zu Gevanstidi (Gebstedt) in der Grafschaft Mecelins und dem Gau Ostergowi, durch Vermittelung des Bischofs Werner von Merseburg, zum Eigenthum verlieh. Moricho trug die ihm gemachte Schenkung noch bei seinem Leben, welches er als Mönch zu Hirschau in Schwaben endigte, auf das von seiner Tochter erbaute Kloster über.

Dieses Wenige ist es, was mit Zuverlässigkeit von Paulina's Vater gesagt werden kann. Unter den Vermuthungen über seine Abkunft dürfte sich diejenige am meisten empfehlen, welche ihn zu dem Geschlechte der Edeln Herren von Querfurt zählt, weil das Kloster einen Theil seiner ersten Besitzungen in dem der Herrschaft dieser Familie unterworfenen Landstriche erhielt.

Nicht so zweifelhaft ist die Abstammung seiner Gemahlin Uta. Sie war die Schwester des aus dem Geschlechte der Grafen von Woldenberg entsprossenen Bischofs Werner zu Merseburg, der diese Würde von 1063 bis zum 12. Januar 1092 bekleidete. Vielleicht gehörte das Gut Baddekenstedt (Batkansteten), welches Paulinens Sohn Werner im Jahr 1109 an die Domkirche zu Goslar gegen Bunisdorp vertauschte, ursprünglich zu den ihm oder seiner Schwester aus der Woldenbergischen Erbschaft zugefallenen Besitzungen. Der Gemahlin Moricho's gebührt also eine Stelle in der Woldenbergischen Stammtafel. Außer der Paulina gebahr sie noch zwei Söhne, Udalrich und Poppo, und eine Tochter, Bertrad (Bertradis). Sie empfing ihre Grabstätte in der Kirche zu Duberetsan, worunter man entweder den Flecken Döbritschen zwei Stunden von Jena, oder, vielleicht richtiger, das Dorf dieses Namens unweit Kamburg verstehen wollte.

Paulinens Gemahl hieß Udalrich oder Ulrich (Udalricus), mit dem sie zwei Söhne zeugte: den schon genannten Werner und Friedrich*), welcher Vater des unten zu erwähnenden Lambert gewesen sein könnte, da er nicht wie sein Bruder, den geistlichen Stand wählte. Ihre Töchter, Engelsina, Giseta (Giesula) und Bertradis wurden dem Kloster Gernrode am Harz, im heutigen Fürstenthum Anhalt-Bernburg, zur Erziehung anvertraut, als beide Eltern nach Rom und Kompestella wallfahrteten. Die erste

*) Den ihm heißt es in einem Merseburgischen Kalendarium (B.) J. XVII. Kal. Octob. Nicomedis M (den 15. September) Fridericus filius beate pauline laicus Obiit.

nahm daselbst den Schleier und kehrte hierauf zu ihrer Mutter zurück, bei welcher sie das Leben beschloß. Gisela's Absicht, dem Beispiele ihrer Schwester zu folgen, hinderte ein frühzeitiger Tod. Bertrad allein verheirathete sich, aber auch sie weihete nach dem Verluste des Gatten, den Rest ihrer Tage frommen Uebungen.

Udalrich starb zu Merseburg und wurde in der Kapelle Johannes des Evangelisten beigesetzt, welche von Paulina nebst der des heiligen Paulus bei dem von ihrem Oheim ums Jahr 1091 gestifteten Peterskloster erbaut worden war. Durch verschiedene Vermächtnisse an die dortigen geistlichen Anstalten hatte sie ausserdem ihren wohlthätigen Sinn beurkundet. Aus allem diesen geht hervor, daß sie sich einige Zeit bei ihrem Oheim zu Merseburg aufhielt. Erst nach dessen Tode scheint sie den Entschluß gefaßt zu haben, diese Stadt mit der oben bezeichneten Gegend des Gaues Langewitz zu vertauschen, um sich fern vom Geräusche der Welt ungestört religiösen Betrachtungen hingeben zu können.

Die besonderen Beweggründe zu diesem Schritte bleiben eben so dunkel, als die Zeit, in der sie ihn that. Schon die Gewohnheit jenes Jahrhunderts, und das Beispiel ihrer eigenen Familie konnte sie dazu vermögen, ohne daß, wie ein neuerer Schriftsteller behauptet, Ueberdruß des Lebensgenusses und der Drang, einige Jugendfehler wieder gut zu machen, sich dazu gesellte.

Gewöhnlich nimmt man das Jahr 1106 als das der Erbauung dieses Klosters an. Allein wir werden uns bald überzeugen, daß es seinen Ursprung einer früheren Zeit und zwar dem Ende des eilften Jahrhunderts verdanke. Thüringen war bis zum Jahre 1090 der Schauplatz kriegerischer Auftritte. Die sächsischen und thüringischen Fürsten, des drückenden Joches der Herrschaft Heinrich IV. müde, hatten lange für ihre Unabhängigkeit gekämpft. Die Zeit der wiederkehrenden Ruhe trifft beinahe mit dem Todesjahre des Oheims der Paulina überein. Wollte man auch zugeben, daß sie die beiden Kapellen zu Merseburg unter der 1092 oder 1093 beginnenden Regierung des Albuinus, noch bei ihrer Anwesenheit daselbst habe erbauen lassen, so müßte dieß unfehlbar in den ersten Jahren dieses Bischofs geschehen sein. Denn die glaubwürdigste Nachricht von ihrem Leben, die uns Johann von Trittenheim aufbehalten hat, läßt sie an jener Stätte des Gaues Langewitz noch viele Jahre verweilen. So wenig sich, wie wir bereits andeuteten, die verwandtschaftlichen Verhältnisse Paulina's zu Sizzo von Schwarzburg erforschen lassen, eben so wenig Sicheres weiß man darüber, warum sie gerade diese Gegend zum Aufenthalte für den Rest ihrer Gott geweihten Tage erkohr. Als sie dieselbe einmal dazu schicklich gefunden hatte, so kaufte sie die in der Nähe liegenden Güter oder Vorwerke Hengelbach, Liebringen und Nawinden. Anfangs erbaute sie nur eine Zelle (cella), worin sie sich zur Erreichung jenes Zweckes einschloß. Wahrscheinlich entstand hieraus bald ein kleines Frauenkloster, welches ihre Begleiterinnen aufnahm. Die Kapelle der Maria Magdalena, welche

Paulina nunmehr errichten ließ, gehörte also unstreitig zu dem Jungfrauenkloster. Die Legende erzählt, daß in der Nacht vor ihrer Einweihung durch den Erzbischof Hezilon (Heinrich) von Magdeburg, der sie zu Verfertigung der Chorröcke für die Geistlichen bestimmte, ein heftiger Sturm das ganze Dach derselben zerstört habe. Um jene Zeit pflegten sich nämlich die Klosterjungfrauen mit Weben, Wirken und Sticken zu beschäftigen, und auch dieser Erzbischof selbst soll es in einer dieser Künste zu nicht gemeiner Geschicklichkeit gebracht haben.

Nun entschloß sich Paulina auch zu Errichtung der zu einem Mönchskloster nöthigen Gebäude. Es hatten sich bereits zwei Mönche aus Schwaben, Ebernus und Sigibert, bei ihr eingefunden, welche sie aufforderte, den Grund zu einer solchen Anstalt zu legen. Nach Entfernung des ersteren, der sich zu diesem Geschäfte weniger tüchtig gezeigt hatte, wurde dasselbe dem letzteren übertragen, welcher auch beständig hier geblieben sein soll. Er ist vielleicht eine Person mit dem Mönch Sigebotho, der als Verfasser einer noch nicht wieder aufgefundenen Lebensbeschreibung Paulinens genannt wird, die vermuthlich Nikol von Syghen und Johann von Trittenheim, als Quelle der über sie gelieferten Nachrichten, benutzten.

Jener Chronist schildert Paulinens Sohn, Werner, als einen muthigen und kühnen, von den Feinden gefürchteten Krieger, von schöner Bildung und schlanker Gestalt und den trefflichsten Gaben des Geistes und Herzens. Den wiederholten Ermahnungen seiner Mutter endlich nachgebend, habe er sich von weltlichen Geschäften und aus dem Getümmel der Schlachten zu dieser zurückgezogen, um nicht wieder von ihrer Seite zu weichen. Als sein früherer Wohnort wird Gaterstedt genannt.

Johann von Trittenheim hingegen läßt ihn sich auf seinen späteren geistlichen Beruf schon im kindlichen Alter zu Hirschau vorbereiten.

Die Vermehrung der Zahl der geistlichen Brüder bewog Paulinen, sich in den inneren und entfernteren Theil ihrer Niederlassung zu begeben. Hier lebte sie mit mehreren Gesellschafterinnen in großer Demuth und Dürftigkeit, aber unablässig für das Beste der im Werden begriffenen Anstalt besorgt.

Zu den allmählig unternommenen Gebäuden kam ums Jahr 1105 auch die Klosterkirche (ecclesia s. basilica). Sie konnte, bei ihrem Umfange und bei der Festigkeit und Dauer, welche man ihr, nach den damals herrschenden Grundsätzen, zu geben suchte, unmöglich in kurzer Zeit vollendet werden. Die Geschichte des Mittelalters erwähnt Kirchen und Klöster, über deren Erbauung man viele Jahre zubrachte. So verwendete man auf das Kloster Reinhardsbrunn, welches etwas eher als das unsrige, sein Dasein erhielt, zehn, auf das zu Gandersheim beinahe funfzig und auf die Kirche zu Walkenried achtzig Jahre.

Nach glücklicher Ueberwindung aller Schwierigkeiten, die sich der Ausführung eines so umfassenden Planes in den Weg gestellt hatten, reiste Paulina nach Rom, wo sie überhaupt dreimal gewesen sein soll, und bewarb sich bei dem Papste Paschalis II. um die Erlaubniß zu Errichtung eines förmlichen Mönchsklosters. Da sie dieselbe noch bei ihrem Leben, im Jahr 1106, erlangte, so befinden sich diejenigen im Irrthume, welche glauben, daß die päpstliche Bestätigung, wie die kaiserliche, aus der man ihren Inhalt kennen lernt, den 26. August 1114 ertheilt worden sei. Die darüber ausgefertigte Bulle scheint schon frühzeitig verloren gegangen zu sein.

Wir kehren nun wieder zu Paulina selbst zurück und fügen noch das hinzu, was sich von ihren letzten Schicksalen aufgezeichnet findet. Aus dem berühmten Benedictinerkloster Hirschau in Schwaben waren in einige neu gestiftete Klöster Thüringens, unter andern zu Erfurt, Reinhardsbrunn und Salfeld, Aebte und Mönche versetzt worden. Auch Paulina stand durch die Ihrigen und jene beiden Mönche bereits mit demselben in Verbindung. Kein Wunder also, daß sie daraus neue Bewohner ihres Klosters zu erhalten sich bemühte. Auf der zum Empfange der von dort bewilligten neuen (nach Nikol von Syghen sechs) Mönche und eines Abtes angetretenen Reise begegnete ihr das Unglück, vom Pferde zu fallen und den Arm zu brechen. Während ihr Sohn nach Hirschau eilte, erwartete sie ihre Genesung in dem Kloster Schwarzach bei Würzburg. Allein ihr Zustand verschlimmerte sich so sehr, daß sie jener bei der Zurückkunft zwar noch lebend, aber so hinfällig antraf, daß sie kaum die letzten Wünsche wegen ihrer Beerdigung ihm zu eröffnen vermochte.

Sie starb den 14. März 1107 und wurde in der Kirche des von ihr gestifteten Klosters vor dem Altare des heiligen Kreuzes beigesetzt.

Die von finsterem Aberglauben befangenen Zeitgenossen Paulinens lassen sie, sowohl bei ihrem Leben als nach ihrem Tode, eine Menge Wunder verrichten. In den Verzeichnissen der Heiligen der römischen Kirche hat sie unter dem Namen: Paulina reclusa einen Platz gefunden, und ihr Gedächtnißtag ist der vierzehnte März.

Da Paulina zuerst ein kleines Jungfrauenkloster für ihre Begleiterinnen hatte einrichten lassen, so ist es nothwendig, einige Worte über dasselbe zu sagen, ehe wir zu ihrer wichtigeren Stiftung, dem Mönchskloster, übergehen. Es war um jene Zeit nichts ungewöhnliches, daß Mönche und Nonnen zusammen, oder neben einander in zwei verschiedenen Klostergebäuden, unter der Aufsicht eines einzigen Vorstehers lebten*). Das letztere scheint hier der Fall

*) Z. B. in dem Mariakloster zu Naumburg und zu Bürgel. S. über die sogenannten Doppelklöster: Lepsius disc. Nachr. vom Augustinerkloster St. Moritz zu Naumburg. 1835. 8. S. 131 — 143. J. G. Reuter Albansgulden ꝛc. S. 90 — 99. und Fr. Hurters Gesch. Papst Innocenz des Dritten. 3. B. (Hamburg 1838. 8.) S. 527. ff.

gewesen zu sein. Das Jungfrauenkloster zu Paulinzelle wird weit seltener in Urkunden erwähnt, als das Mönchskloster. Man gab ihm, wenn sie zugleich namentlich angeführt werden, bisweilen den Vorzug vor diesem. Vor Stiftung des Jungfrauenklosters zu Stadtilm hielten sich in demselben auch Gräfinnen von Schwarzburg auf, und noch später fanden Töchter des benachbarten Adels darin ihr Unterkommen. Seit dem Jahre 1436 mangeln die Nachrichten von demselben; es scheint aber bis zu den Zeiten der Lutherischen Kirchenverbesserung fortgedauert zu haben.

Am häufigsten gedenken die Urkunden des Mönchsklosters, doch oftmals ohne jenes von diesem, als dem vorzüglichern, zu unterscheiden. Es hieß anfangs Marienzelle (Cella beatae Mariae virginis) und war der Jungfrau Maria, Johannes dem Täufer und Johannes dem Evangelisten gewidmet, welche auch sämmtlich auf dem Konventsiegel abgebildet erscheinen. Aber bald verlor sich jener Name, und es wurde nun, um leicht mögliche Verwechselungen mit andern Klöstern zu verhüten, blos nach seiner Stifterin, Paulinzelle genannt

Die Diöces, unter welche es gehörte, war die Mainzische, und der Orden, zu dem es sich bekannte, der des heiligen Benedict.

Paulina und ihr Sohn versäumten nichts, was zu reicher Ausstattung und fernerem Gedeihen des Klosters diente. Sie widmeten demselben, laut der kaiserlichen Urkunde, alle ihre Güter, und ordneten es, mit Ausschluß der weltlichen Obrigkeit, einzig und allein dem Abte unter. Den Konventualen ertheilten sie unbedingte Befugniß, einen neuen Abt zu wählen und ihn wieder zu entsetzen, wenn er die Freiheiten oder das Vermögen des Klosters zu schmälern suchte. Ferner gestanden sie den Brüdern und ihrem Vorsteher die Ernennung eines Schirmvoigts oder Schutzherrn zu, so wie dessen Entlassung bei dem Mißbrauche seiner Gewalt. Alles dieses genehmigten sowohl der Papst als der Kaiser und bedrohten jeden an dem Kloster verübten Frevel mit zeitlichen und ewigen Strafen. Für den päpstlichen Schutz mußte jährlich ein Byzantius (eine Goldmünze, deren Werth etwa vier Thaler Konventionsgeld beträgt) und später ein rheinischer Goldgülden entrichtet werden.

Der erste Abt von Paulinzelle hieß Gerung und stammte von Buchau in Schwaben. Er hatte die von dem Bischof Hermann zu Augspurg angelegte Schule besucht und sich in derselben zu einem guten Schreiber und Sänger gebildet. Als er hierauf in das Kloster Hirschau kam, wurden die jüngern Brüder desselben von ihm im Gesange unterwiesen. Der Abt Wilhelm sandte ihn zweimal nach Clugny, um sich mit den dortigen Gebräuchen vertraut zu machen. Bei dem Einzuge der Hirschauer Konventualen in das neue Kloster des Petrus und Paulus, blieb er als Prior, nebst zwölf Mönchen in dem Kloster des heiligen Aurelius zurück. Er verwaltete dieses Amt einige Zeit, bis ihn die Brüder einstimmig zum Abte von Paulinzelle erkohren. Alle aus Hirschau anderswohin verpflanzten Aebte und Mönche pflegten in gewisser Verbindung mit

dem Mutterkloſter zu bleiben. Auch in den Annalen des unſrigen treffen wir auf Spuren dieſes fortdauernden Verhältniſſes. Gerung, der von dem Erzbiſchof Ruthard von Mainz zu ſeinem Amte geweiht worden war, ſtarb nach dreizehnjähriger Verwaltung deſſelben 1120 am 16. Dec., (welcher auch für ſeinen Gedächtnißtag gilt), mit dem Ruhme unermüdeter Wachſamkeit. Er wurde vor dem Altare des heiligen Nicolaus beerdigt.

Der beſonders in frühern Zeiten ſehr fühlbare Mangel an Nachrichten von den folgenden Aebten, erlaubt uns nicht, ſie in ununterbrochener Reihe fortzuführen. Wir laſſen es daher bei der Angabe der Jahre, in welchen ſie zuerſt und zuletzt namentlich in Urkunden erſcheinen, bewenden, ohne uns weiter um die von Paulini und Andern aufgeſtellten Muthmaßungen über die Dauer ihrer Regierung zu kümmern.

Gerungs Nachfolger 2) Udalrich, von 1120 — 1154, ein Verwandter deſſelben, wurde gleichfalls von Hirſchau hierher verſetzt. Zu ſeiner Zeit erhielt Paulinzelle anſehnliche Schenkungen von Königen und Fürſten. Mehrere Adeliche widmeten ſich und das Ihrige dem Kloſter. Unter denſelben wird ein naher Anverwandter Paulinens, Lambert, erwähnt, der nach dem Tode Werners und Gerungs die Mönche auf mancherlei Weiſe bedrückte, bis er endlich, Reue fühlend, alles ihnen widerrechtlich Entzogene zurückgab, ſich unter ſie aufnehmen ließ und ſein Leben bußfertig in dieſen heiligen Mauern beſchloß.

3) Gebhard (Gebhardus, Cheboardus), von 1163 bis 1195. In dem letzten Jahre ertheilte der Erzbiſchof Konrad zu Mainz, als päpſtlicher Legat, dieſem Abte, aus Erkenntlichkeit für die während ſeiner Verbannung von ihm empfangene Unterſtützung, das Recht, bei feierlichen Begängniſſen und Aufnahme fürſtlicher Perſonen, oder andern öffentlichen Verſammlungen ſich mit einer Inful oder Biſchofsmütze zu ſchmücken, welches der Papſt Gregor IX. im Jahr 1229 ſeinen Nachfolgern beſtätigt haben ſoll. Gebhard bediente ſich zuerſt des Titels: von Gottes Gnaden (Dei gratia) den im zwölften und den nächſten Jahrhunderten auch Grafen, Aebte und Edelleute zu führen pflegten und der bis zur Aufhebung des Kloſters beibehalten wurde. — Er ſcheint den 22. März geſtorben zu ſein, wenigſtens wurde an dieſem Tage ſein Gedächtniß gefeiert.

4) Albert oder Adelbert (Albertus, Alberus, Albero, Adilbero, Adalbero) kommt bereits 1197 in einem Pforta'ſchen Kloſterbriefe vor.

5) Konrad war Zeuge in einer 1227 von dem Erzbiſchof Siegfried II. von Mainz in einer wegen der Kirche zu Apolda ausgeſtellten Urkunde, und wohnte 1228 dem Leichenbegängniſſe des Landgrafen Ludwig von Thüringen bei.

6) Gerhard 1233.

7) Siegfried 1236. Im Jahr 1244 begaben ſich, wegen der zwiſchen dem Erzbiſchofe zu Mainz und der Stadt Erfurt herr-

schenden Uneinigkeit, die Mönche des dasigen Peterskloſters zum Theil nach Paulinzelle.

8) Dietrich I. (Theodericus) 1255 und 1257.

9) Bertram 1274. 1289 war er bereits todt.

10) Berthold I., wahrſcheinlich zu dieſer Würde kurz vor dem Jahre 1289 erhoben, ſtammte aus der Familie von Kerspeleben (Kyrspeleyben, Kirspeleben, Kerſeleben), die ihren urſprünglichen Sitz in dem gleichnamigen Erfurtiſchen Dorfe hatte, und kommt zuletzt als wirklicher Abt vor, muß aber ſeiner Stelle entſagt oder ſie auf andere Weiſe eingebüßt haben, indem er noch 1322 als vormaliger Abt eine das Kloſter betreffende Verhandlung bezeugt.

11) Heinrich I. 1301.

12) Werner 1302. 1312. Seiner gedenken zwei Urkunden von 1313 und 1314 mit dem Zuſatze: quondam Abbas in Cella Paulina.

13) Dietrich II. von 1316 — 1326.

14) Berthold II., geborner Graf von Kevernburg, ſiebenter Sohn Günther VII., ſtarb ums Jahr 1340. Ihm oder ſeinem Vorgänger dieſes Namens wollte man einen Brakteaten beilegen *), der aber bei genauerer Prüfung nicht nach Paulinzelle gehören kann, obgleich dieſes Stift, wie mehrere andere in Thüringen, mit dem Münzrechte begabt geweſen zu ſein ſcheint.

15) Hermann I. von Hettſtedt (de Hettstette, Hetstette) von 1340 — 1354.

16) Günther von 1356 — 1371.

17) Konrad von Iſcherſtedt, von 1371 — 1381. Mehrere Glieder ſeiner Familie, für deren Stammſitz man das Dorf Iſſerſtedt bei Jena hält, ſtanden in Schwarzburgiſchen Dienſten und werden häufig in vaterländiſchen Urkunden als Zeugen angetroffen. — Nach ihm hatten die Mönche Konrad von Pulwitz (von Beulwitz) zum Abte gewählt, deſſen Wahl aber vielleicht aus jetzt unbekannten Urſachen, für ungültig erklärt wurde.

18) Johann I. 1385. 1386.

19) Johann II., Hochherz, 1387 — 1419. Seine Familie war ehemals zu Königſee anſäſſig und ſehr begütert.

20) Johann III. 1420 — 1448 oder 1449.

21) Johann IV. bis 1462.

22) Heinrich II. 1466 — 1471.

23) Hermann II. Bulner (Buler) aus einer Familie in dem benachbarten Dorfe Singen, von 1472 — 1483. Als Papſt Sixtus IV. den 17. Auguſt 1482 dem Grafen Heinrich XXXI. von Schwarzburg das Recht ertheilte, in Jechaburg die Propſtei und eilf

---

* S. Chr. J. Götz Beiträge zum Groſchenkabinet. 3. Th. (Dresden 1811. 8.) S. 921. ff.

Kanonikats zu vergeben, wurde bestimmt, daß der von ihm gewählte Pröpst dem jedesmaligen Abte von Paulinzelle vorgestellt werden sollte.

24) Kaspar Loßhart 1483 — 1506, vorher Prior, wohnte 1497 der Einführung des letzten Abtes zu Salfeld bei.

25) Nikolaus Felder, 1506 bis 1518 oder 1519. Zwar verträgt sich diese Behauptung nicht mit der jetzt ganz unlesbar gewordenen Inschrift seines noch in den Trümmern der Klosterkirche vorhandenen Leichensteins, welche uns die Fürsorge einiger um die Geschichte von Paulinzelle verdienten Gelehrten in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aufbewahrt hat. Sie lautet: Anno domini millesimo quadringentesimo nonagesimo obiit venerabilis in Xsto Pater ac Dominus Nicolaus Abbas in Cell. Paul. Req. i. p. Allein vielleicht ist bei dieser Abschrift in der Jahrzahl ein Verseben vorgegangen, und es muß statt: quadringentesimo nonagesimo entweder quingentesimo nono et decimo oder q. decimo nono gesetzt werden.

26) Georg von Drebis oder Drewes, 1520 — 21. April 1528. Von seiner Grabschrift konnte nur folgendes entziffert werden: no. 1528 obit Venerab. Pat. in Christ. et Dns. JEORIVS Abbas hujus monasterii. Ter. Fe. Pq. oct. Pasce. eq., Aeta, — (d. h. Tertia Feria post octavam Paschae, Dienstags nach dem Osterachttage, cujus Aetas.

27) Johann V. Schidt (Schid), Sprößling einer Familie zu Milwitz, welche sich 1545 daselbst in mehrere Aeste verbreitet hatte, 1528 bis zur völligen Aufhebung des Klosters. Von seinen durch diese Veränderung herbeigeführten Schicksalen wird unten die Rede sein.

Gern würden wir noch einen Blick in die innere Verfassung des Klosters und die Verhältnisse der übrigen Beamten desselben thun, wenn wir die uns vorgezeichneten Grenzen nicht dadurch zu überschreiten fürchteten.

Die Zahl der Klostergeistlichen oder Konventualen belief sich, außer dem Abte und Prior, im Jahr 1357 auf eilf, 1483, wo sie Fratres professi et Capitulares Monasterii beatae Mariae cellae Paulinae heißen, auf zwölf, und 1506 auf sechszehn.

Ohngeachtet die Wahl eines Schirmvoigtes oder Schutzherrn dem Kloster freistand, so hatte man doch nöthig gefunden, einzig und allein die Grafen von Schwarzburg dabei zu berücksichtigen. Denn schon 1133 und 1153 wird Sizzo III. Schirmvoigt (advocatus) des Klosters genannt. Auch späterhin, z. B. 1442 wurde dieses Haus von dem Kaiser mit der Voigtei über Paulinzelle beliehen, und der Schutzbrief Karl V. für den letzten Abt beweist unwidersprechlich, daß es dieses landesherrlichen Vorzugs seit den ältesten Zeiten genoß.

Die ersten Besitzungen des Klosters dürfen wir nicht in der Nähe desselben suchen, sondern theils in der Gegend von Querfurt,

theils in dem S. Weimarischen. Sie gehörten also wohl ursprünglich zu dem väterlichen und mütterlichen Erbe Paulinens. Unter jenen werden Ländereien zu Gaterstedt, Bunsdorf und Schirmbach (Sarimbich), ein Stück Waldung bei Farnstedt und eine Hufe Landes zu Eigelwartesdorf; unter diesen Gebstedt und Schwabsdorf in den ältesten Urkunden namhaft gemacht. Wegen Lästigkeit der Verwaltung der entfernteren Güter suchte das Kloster dieselben allmählig zu veräußern und nähere dafür zu kaufen. Vornehmlich richtete es sein Augenmerk auf solche, die im Schwarzburgischen lagen. Durch die Mildthätigkeit dieser erlauchten Familie, durch Schenkungen des benachbarten Adels, Vermächtnisse der in dem Kloster selbst lebenden Mönche und Nonnen, und anderer für das Heil ihrer Seelen besorgter Wohlthäter wurden die Besitzungen desselben in der Folge ansehnlich vergrößert. Man zählt überhaupt neunzehn Paulinzellische Dörfer, von denen aber einige dem Kloster nur wiederkäuflich überlassen oder nachher vertauscht wurden, so daß zur Zeit der Aufhebung nur sieben, die jetzigen Bestandtheile des Amtes Paulinzelle, übrig waren.

Beträchtlicher ist die Zahl derjenigen Ortschaften, an denen das Kloster Güter, Vorwerke, Mühlen, Aecker, Wiesen, Weingärten, Waldungen, Teiche, Fischwasser erkauft oder zum Geschenke erhalten hatte. Sie beläuft sich auf vier und funfzig. Der Orte, an welchen es Zinsen erhob, waren über hundert, von denen gegenwärtig nur noch vier und dreißig die auf ihnen ruhenden Verbindlichkeiten erfüllen.

Daß Paulinzelle auch in älteren Zeiten Leibeigene (mancipia) hatte, giebt schon die kaiserliche Bestätigungsurkunde zu erkennen und auch in den Jahren 1128, 1180, 1201, 1293 kommen dergleichen wieder vor.

Einige adeliche, in der Nähe des Klosters begüterte Familien, standen mit demselben in Lehnsverhältnissen.

Endlich übten die Aebte zu Paulinzelle auch das Patronatrecht über mehrere Kirchen und Kapellen aus. Die Geschichte erwähnt ihrer, während der ganzen Dauer des Klosters, vier und zwanzig. Doch waren einige bei der Secularisation wieder abgekommen.

Bei so bedeutenden Besitzungen und Einkünften befand sich das Kloster nichtsdestoweniger oft in bedrängten Umständen, in die es sich durch Schulden und Geldmangel versetzt sah. Zu Abhülfe dieser Gebrechen boten seine Vorsteher alles auf. Sie wußten sich päpstliche Befehle zu verschaffen, welche ihnen erlaubten, die veräußerten Güter, Einkünfte, Zinsen, Höfe u. s. w. wieder an sich zu bringen, und worin diejenigen, welche, gestützt auf schriftliche Verträge, eidliche Verpflichtungen, Verpönungen und Konfirmationen, sich der Zurückgabe weigern würden, mit dem Banne bedroht werden. Ein eben so häufiges, als empörendes Beispiel geistlicher Gerichtsbarkeit, wodurch alles, was sonst unter gesitteten Völkern, ja selbst unter Barbaren, heilig und ehrwürdig ist, zernichtet und aufgehoben wird!

Hierher gehört auch eine andere, dem Kloster zum Vortheil gereichende Veranstaltung, nämlich der von den Bischöfen denjenigen zugesicherte Ablaß (Indulgentiae), welche das Kloster an gewissen Festtagen andächtig besuchen und sich gegen dasselbe wohlthätig erweisen würden.

Die von den benachbarten Dörfern Groß- und Kleinliebringen und Rawinden, hierher unternommenen sogenannten Kreuzfahrten hatten ohne Zweifel den nämlichen Zweck. Wenigstens drang der Abt, als sie einige Zeit unterlassen worden waren, im J. 1480, wohl nur deswegen, weil er die Gaben, die man bei dieser Gelegenheit darzubringen pflegte, nicht gern einbüßen wollte, ernstlich auf ihre Wiederherstellung.

Das Kloster hatte unter diesen Umständen über vierhundert Jahre fortgedauert, als es durch eine Begebenheit in seinen Grundvesten erschüttert wurde, welche den baldigen Untergang desselben ahnen ließ. Die reinen Strahlen der Lutherischen Lehre waren durch die Nebel hindurchgedrungen, welche auch in unsern Gegenden die Geister umhüllt hatten. Allein es konnte nicht fehlen, daß der weniger Vorbereitete, von dem Glanze des plötzlich hereinbrechenden Lichtes geblendet, zu falscher Deutung und zum Mißbrauch der von Luther vorgetragenen Wahrheiten verführt wurde. Unrecht verstandene Begriffe von Freiheit im Verein mit dem Drucke, der auf dem Volke lastete, entzündeten den so verderblichen Bauernkrieg. Auch der Schwarzburgische Landmann vertauschte den Pflug mit den Waffen, um seine Selbstständigkeit zu erringen. Ganze Schaaren von Waldbewohnern zogen herab nach Königsee und von hier nach Paulinzelle. Sie plünderten das Kloster, in welchem sie vielleicht unermeßliche Schätze vermutheten, nahmen das Vieh und die Pferde hinweg, bemächtigten sich des Hausrathes und der besten Sachen und fischten aus den Teichen. Günther XXXIX. zu Schwarzburg, von diesem Unfuge benachrichtigt, besorgte bei der feindlichen Stimmung dieser Rotten gegen die Geistlichen, für das Kloster zu Stadtilm ein ähnliches Schicksal. Doch gelang es ihm, ehe der durch die Unterthanen aus den Aemtern Rudolstadt und Blankenburg verstärkte Haufe dort eintreffen konnte, sich der Kleinodien desselben zu versichern. Unsere aus lauteren Quellen geschöpfte Erzählung widerlegt also hinlänglich die Meinung, daß durch diesen Aufruhr die Klostergebäude zu Paulinzelle beschädigt und verwüstet, und deswegen von ihren Bewohnern ganz verlassen worden wären. Diese blieben vielmehr noch einige Jahre im ungestörten Besitze, bis endlich der weltliche Arm sich derselben bemächtigte. Die Grafen von Schwarzburg bekannten sich frühzeitig zu dem neuen Glauben, und zögerten nicht, gleich den übrigen evangelischen Reichsständen, auch die von dieser Aenderung der Religion dargebotenen Vortheile zu benutzen. Graf Heinrich XXXIV. (XXXVII. Jov.) von der Arnstädtischen Linie, suchte die Mönche zu bewegen, ihren bisherigen Aufenthalt zu verlassen und war Willens, sie als Geistliche in den Dörfern seines Landes anzustellen. Aber nur wenige bezeigten Lust

dazu, die meisten widersetzten sich vielmehr hartnäckig den Anordnungen des Grafen, der sich dadurch zu strengeren Maßregeln genöthigt sah. Die deshalb ergangenen Gutachten und Befehle nebst den zwischen dem Grafen und dem Abte gewechselten Schriften sind kein unwichtiger Beitrag zu der Geschichte der Reformation in unserm Vaterlande. Wir lernen daraus zugleich die Vorwürfe kennen, die den Mönchen in Ansehung ihrer unthätigen und ausschweifenden Lebensart gemacht wurden, und daß diese nicht ungegründet waren, dafür sprechen auch andere Beweise. Vergleicht man damit die Schilderung, welche die Acten der ersten Schwarzburgischen Kirchenvisitation vom Jahr 1533 von denselben entwerfen, so wird man die Glaubwürdigkeit jener Beschuldigungen nicht weiter in Zweifel ziehen. Die damaligen 70 Schwarzburgischen Pfarrstellen waren meistens mit unwissenden und sittenlosen Geistlichen besetzt. Diejenigen, welche man von hier dazu befördert hatte, werden für die ungeschicktesten erklärt.

Ueberhaupt ist alles, was wir über dieses Kloster lesen, nicht geeignet, eine hohe Meinung von dem wissenschaftlichen Streben seiner Bewohner zu erwecken. Es stand in dieser Beziehung weit hinter andern Klöstern, den fast einzigen Zufluchtsörtern der Gelehrsamkeit im Mittelalter, zurück. Zwar heißt es von dem Abte Gerung, daß er sich viel mit Bücherabschreiben beschäftigt habe, allein wahrscheinlich widmete er seinen Fleiß nur theologischen Werken, womit man auch nachher die Büchersammlung zu vermehren suchte, wie aus einer Urkunde vom Jahr 1441 geschlossen werden kann, in der Agnes von Heldrungen nebst ihrem Sohne Heinrich, dem Abte Johann eine deutsche Uebersetzung der Offenbarung Johannis und des hohen Liedes für acht Schock alter Meißner Groschen überläßt. Ob neben der inneren Klosterschule, welche 1354 und 1394 vorkommt, auch eine äußere vorhanden war, darüber schweigen die Nachrichten. Unter den Klosterbeamten wird 1449 auch der Schulmeister erwähnt.

Eben so ungünstig muß das Urtheil über die Sitten der Mönche ausfallen. Die Bemühungen der Aebte und Obern des Benedictinerordens zu ihrer Verbesserung scheinen entweder völlig fruchtlos oder doch nicht von der erwarteten Wirkung gewesen zu sein. Dahin gehört unter andern, der Beitritt zu der Bursfeldischen Union im Jahr 1458. Das Kloster Bursfeld am Weserstrome war ohngefähr in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts durch die wiederhergestellte kirchliche Zucht und den strengen Wandel seiner Bewohner zu solchem Ansehen gelangt, daß bald mehrere andere Klöster mit demselben eine genauere Verbrüderung errichteten und die in demselben geltenden Regeln und Statuten annahmen. Ob Paulinzelle den eingegangenen, 1472 wiederholten Verpflichtungen stets treu geblieben sei, möchte man schon deshalb in Abrede stellen, weil 1504 neue Klagen über den Verfall der klösterlichen Zucht laut wurden, so daß der Erzbischof Berthold zu Mainz den Abt von Reinhardsbrunn zu ihrer Wiederherstellung bevollmächtigte.

Nach dieser kurzen Abschweifung nehmen wir den Faden der Geschichte wieder auf. Heinrich ließ es bei jenen Anstalten, wodurch er die völlige Aufhebung des Klosters vorzubereiten suchte, nicht bewenden. Er bemächtigte sich nunmehr auch des Kirchenschatzes und zog alle dem Kloster gehörigen Besitzungen ein. Im Jahr 1534 wurde dem Abte, zwar lebenslängliche Wohnung in dem Kloster und zureichender Unterhalt für sich, seine Gesellschafter und Diener bewilligt, allein dennoch rufte dieser, unzufrieden mit dem Loose das ihn getroffen, zu Wiedererlangung seiner Rechte die Hülfe Kaiser Karl V. an, welcher auch 1541 Heinrichs Nachfolger, Günther XL. von Schwarzburg-Arnstadt, die Voigtei und den Schutz über Paulinzelle entzog, dem Grafen Heinrich zu Leutenberg verlieh, und auf die Beibehaltung des bisherigen Zustandes drang. Endlich wurde 1542 der zwischen den Grafen über ihre beiderseitigen Ansprüche an die Klostergüter noch fortdauernde Streit durch Bevollmächtigte geschlichtet und jenem der Besitz derselben eingeräumt.

Die Versuche der Katholiken, das aufgehobene Kloster im dreißigjährigen Kriege herzustellen, waren vergeblich.

Paulinzelle war jetzt, nach hartnäckigem, aber fruchtlosem Widerstande, in die weltliche Gerichtsbarkeit übergegangen. Die erste bedeutende Veränderung, die es nachdem erfuhr, betraf den Lehnsherrn. Wichtige Gründe, welche in den damaligen Zeitumständen überhaupt, insbesondere aber in dem erwähnten Zwiste mit dem Grafen zu Leutenberg zu suchen sein mögen, bewogen Günther XL., die Lehn über unser Stift; welche seine Voreltern bisher von Kaiser und Reich empfangen hatten, im Jahr 1543 dem Kurfürsten, Johann Friedrich von Sachsen aufzutragen, an dem er einen mächtigen Schutz gegen die Drohungen Karls zu finden hoffte. Die Güter und Einkünfte des Klosters wurden nun verpachtet, oder durch eigens dazu bestellte Amtleute, bisweilen in Verbindung mit andern Aemtern, verwaltet, und die entfernten Besitzungen, um dieses Geschäft zu erleichtern, mit näheren vertauscht oder nach und nach an Fremde käuflich überlassen. Wenigstens sind mehrere in der Folge davon abgekommen. Bei den verschiedenen Theilungen in dem Hause Schwarzburg änderte Paulinzelle einigemal seine Besitzer, bis es zuletzt der Rudolstädtischen Linie auf immer verblieb.

Schon in früheren Zeiten hatten die Grafen von Schwarzburg sich öfters in Paulinzelle aufgehalten, da die Waldung, womit dieser Ort umgeben ist, die günstigste Gelegenheit zu den Vergnügungen der Jagd darbot. Zu diesem Zwecke, zu Wohnung der Rechnungs- und Justizbeamten, des Pachters und zu wirthschaftlichen Anstalten, wurden nunmehr die bereits vorhandenen Gebäude eingerichtet, und, in Ermangelung dazu tauglicher, neue aufgeführt. So hält man mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit das jetzige Amthaus, an welchem, ohngeachtet seiner mannichfaltigen Aenderungen, das Gepräge des grauen Alterthums noch nicht verwischt ist, für das ehemalige Kloster. Die Kirche und andere zum gottesdienstlichen Gebrauche bestimmte Gebäude, die von nicht geringem

Umfange gewesen sein und sich weit, vornehmlich in der Richtung nach Morgen zu, erstreckt haben müssen, wie, unter andern, ein vor etlichen Jahren auf dieser Seite wieder ausgegrabenes Gemäuer zu erkennen gibt, verödeten allmählig, und vieles, was der Vernichtung durch die Zeit und durch Unglücksfälle entgangen war, zerstörten Menschenhände. Schon zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts war die Kirche, unstreitig durch Blitzentzündung, ihres Daches beraubt, und ein Theil des Mauerwerks scheint in der Absicht bis auf den Grund abgebrochen worden zu sein, um die dadurch gewonnenen Steine zu Aufführung neuer Gebäude und Gartenmauern in den nächsten Umgebungen des Ortes zu verwenden, deren einige die unverkennbarsten Spuren von Verzierungen an sich tragen, dergleichen man auch an den noch stehenden Ruinen erblickt.

Als das Bedürfniß, den Einwohnern von Paulinzelle einen eigenen gottesdienstlichen Versammlungsort anzuweisen, dringend wurde, stellten sich der Benutzung der Klosterkirche zu diesem Zwecke unübersteigliche Hindernisse entgegen, welche nicht nur in der Mangelhaftigkeit des Gebäudes, sondern auch in den Vorurtheilen derer, welchen die Entscheidung darüber oblag, zu suchen sind. Man begnügte sich nun, ums Jahr 1682 in der Vorhalle eine kleine Kapelle einzurichten, welche die Ruine aber so sehr verunstaltete, daß 1806 der Gemeine zwei Zimmer in dem fürstlichen Schlosse dafür zum Betsale angewiesen wurden. Dem Loose, völlig abgetragen und zu einer Kirche in Rudolstadt verwendet zu werden, das der Ruine zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts bevorstand, entging sie noch glücklich.

Die löbliche, vor kurzem gesteigerte Sorgfalt, dieses, wenigstens in einzelnen Theilen vollständig erhaltene Gebäude, dessen fest in einander gefügtes Gemäuer dem Einflusse der Witterung bis jetzt getrotzt hat, durch zweckmäßige Anstalten vom Untergange zu retten und durch Säuberung der Umgebungen eine freiere Aussicht auf sein Inneres zu eröffnen, wird noch einer fernen Nachwelt den ungestörten Genuß dieses erhabenen Anblicks gewähren.

Die aufmerksame Betrachtung der sichtbaren Reste der Kirche und die Ergebnisse neuerlicher Nachgrabungen sollen uns dazu dienen, das Bild derselben, wo möglich in ihrer ursprünglichen Gestalt, zu entwerfen, um daran einige Bemerkungen über den Stil zu knüpfen, in welchem sie aufgeführt ist.

Die Kirche zu Paulinzelle hat die Form des Kreuzes, die in der christlichen Baukunst als Symbol gewählt war, aus alten Zeiten sich herschreibt und dann die allgemeine wurde.

Der Haupteingang an der Abendseite ist zerstört, und die wenigen Ueberbleibsel lassen seine Einrichtung nicht errathen. Zwei Thürme zierten ihn, wovon der eine sich erhalten hat, jedoch, seiner Spitze beraubt, nur mit einem niederen Dache bedeckt ist. Durch diesen Eingang trat man in eine geräumliche Halle, von stat'en Pfeilern unterstützt, die auf jeder Seite eine Nebenhalle bilden. Aus derselben führt ein mit Säulen geschmückter Eingang in

das Schiff. In diesem erhebt sich rechts und links eine Reihe von sechs Säulen nebst zwei Pfeilern, welche den mittlern Theil von den Abseiten trennen.

Ueber den letzten Pfeilern steigt ein mächtiger Bogen in die Höhe. Gehen wir durch ihn, so befinden wir uns in dem Chore, wohin auch zwei kleinere, mit Bogen bedeckte Oeffnungen aus den Abseiten bringen, und wo auf jeder Seite die viereckigen Vorbaue des Kreuzes sich ausbreiten. Vor uns zieht sich der Chor weiter hin, der in dem Mittel, wo unstreitig der Altar stand, gegen Morgen zu, mit einem halbzirkelrunden Bau und zu beiden Seiten mit ähnlichen Vorlagen geendigt war, dessen ehemalige Bildung aber jetzt nur in der noch vorhandenen Grundmauer wahrgenommen werden kann. Mit halbzirkelrunden Vorlagen waren ebenfalls die Vorbaue des Kreuzes, gegen Morgen zu, geschlossen. Aus der ganzen Anlage, besonders der hohen Mauer des Schiffes, läßt sich folgern, daß die Kirche nicht gewölbt war, sondern eine gerade hölzerne Decke hatte; auch finden sich in der Mauer der einen Abseite, zunächst an dem Garten des Amthauses, Reste von Balkenköpfen. Daher kann man auch hier hölzerne Decken annehmen. Nur die runden Vorlagen waren mit halben Kuppeln gewölbt, was auch diejenige, welche in dem einen Vorbau des Kreuzes sich erhalten hat, hinlänglich bezeugt. Das Dach der Kirche konnte, nach der Form der Giebel, der Vorbaue des Kreuzes und der Mauer über dem Eingange aus der Halle in das Schiff, nur von geringer Höhe sein.

Der Anblick der Ruine hat sowohl von der Abend- als Morgenseite viel Ueberraschendes und Malerisches, welches durch die auf dem Vorsprunge, den die Säulen des Portals tragen, und auf den Gesimsen der Mauern angeflogenen Bäume und Gesträuche verschiedener Gattung ausnehmend erhöht wird.

Einen vorzüglich schönen Eindruck machen die weitläuftigen Trümmern in der Mondbeleuchtung.

Auf dem begraseten Boden der Kirche liegen vier halbversunkene und mit Moos überzogene Grabsteine, deren Bilder und Schriften größtentheils verwittert und unleserlich geworden sind. *)

Das vor einem Pfeiler der Halle befindliche, aus Stein gehauene große Becken, welches man für einen Weihkessel zu erklären pflegt, aber über dessen eigentliche Bestimmung noch Zweifel obwalten, ist endlich ebenfalls bemerkenswerth.

---

*) Zwei derselben sind schon oben erwähnt worden. Der dritte hat folgende Umschrift: AM TAGE PHILIPPI VND JACOBI IST VORSCHEIDEN: DER: GESTRENGE: VND: VHESTE: GORGE: VON: WICZELEVBEN: DEM: GOT: GENAD: NACH: CHRISTI: GEBVRT: 1:5:2:6. Georg von Witzleben war 1500 Amtmann zu Schwarzburg. Unter dem vierten erhielt vielleicht der Abt Kaspar seine Ruhestätte.

Ließen uns auch schriftliche Denkmäler über den Zeitraum der Gründung der Klosterkirche zu Paulinzelle in Ungewißheit, so würde doch das Eigenthümliche ihrer Bauart bei Festsetzung desselben fast einzig und allein zur Richtschnur dienen können. Aus dieser nämlich läßt sich schließen, daß sie aus dem Zeitalter herrührt, wo das Arabische oder Mourische dem neugriechischen Styl sich beimischte, der in Deutschland wie in Italien, Gallien und Britannien in früheren Jahrhunderten des Mittelalters der herrschende war.

Das Ganze, am Aeußern wie im Innern, trägt den neugriechischen Styl. Alle Bogen sind halbzirkelrund, die Fenster von geringer Höhe, ebenfalls halbzirkelrund bedeckt, die Mauern glatt, ohne Zierrathen; nur hin und wieder wird unter Simswerken die neugriechische Verzierung, die Reihe halbzirkelrunder Bogen, angetroffen.

Das Innere ist gleichfalls neugriechisch. Auf den Säulen des Schiffs wölben sich halbzirkelrunde Bogen, auf welchen die Mauer ruht, die dasselbe von den Abseiten trennte, sich hoch über die letzteren emporhob und die gerade Decke des Schiffes unterstützte. Auch hier ist wenig Schmuck, nur einige Blätterzierrathen; etliche Kämpfer aber und die Streifen, welche lothrecht über jeder Säule sich erheben und oben über dem Bogen mit einem wagerechten Streif zusammentreffen und mit ihm sich vereinigen, haben eine Zierrath, die aus Würfeln besteht, in verschiedenen Reihen über einander, mit gleich großen Vertiefungen wechselnd, angebracht; wie sich auch in der Kirche auf dem Petersberge zu Erfurt findet. Außerdem ist die Hohlkehle des Kämpfers des einen Pfeilers im Chore mit Blättern verziert, die dem Akanthus gleichen, jedoch nur die eine Hälfte derselben einnehmen, an der andern aber weggelassen oder nicht ausgearbeitet sind.

Die Gemälde, von denen sich an einigen Pfeilern noch blasse Ueberreste erhalten haben, sind auf den bloßen Stein aufgetragen.

Den meisten Schmuck hat die Halle. Nicht nur die Pfeiler derselben sind mit eingeblindeten Wandsäulen verziert, und mit denen übereinstimmend, welche in den Kirchen zu Bürgelin und Erfurt angetroffen werden, auch an dem Eingang aus der Halle in das Schiff befinden sich auf jeder Seite vier Wandsäulen, über welchen halbzirkelrunde Bogen das Portal bilden, die, in einander gestellt, immer kleiner werden, je mehr sie der Thüröffnung sich nahen, welche eine gerade Bedeckung hat, über der in einem Felde auch ein Gemälde gewesen zu sein scheint.

Der Einfluß der arabischen Kunst wird vorzüglich an den Säulenknäufen sichtbar. Sowohl die Säulen an dem bemerkten Eingange und an den Pfeilern der Halle, als auch die großen freistehenden Säulen des Schiffs, tragen würfelförmige, arabische Knäufe, oben mit einer aus etlichen Gliedern bestehenden Platte bedeckt, an den untern Enden abgerundet. Die Knäufe der Säulen im Schiffe sind nicht auf gleiche Art, sondern verschieden geziert, bald mit einfachen, unten abgerundeten Tafeln, bald mit Blätterzügen vermischt.

Eben so abweichend erscheinen auch die Säulenknäufe am Eingange aus der Halle in das Schiff, und hier sind einige mit Thieren besetzt, andre mit Blätterzügen, etliche ganz glatt.

Thüringen liefert noch andere Beispiele solcher Bauart. Die Kirchen auf dem Petersberge zu Erfurt, zu Bürgelin bei Jena, zu Merseburg in der Vorstadt Neumarkt, sind eben so eingerichtet, wie die unsrige.

Was die Baumeister der letzteren anlangt, so waren es unstreitig Klosterbrüder. Gewöhnlich beschäftigten sich um jene Zeit die Mönche mit der Kunst und erbauten ihre Klöster und Kirchen. Da sie oft die geistlichen Anstalten des Auslandes besuchten und häufig aus einem Kloster in das andere versetzt wurden, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß einige im Orient mit dem Baustyl der Araber vertraut geworden, ihn in ihrer Heimath anwendeten. Dieses erklärt auch die gleiche Ausführung der Gebäude in den verschiedensten und entlegensten Himmelsstrichen, so wie nach dem Uebergange der Kunst und Wissenschaft aus der klösterlichen Einsamkeit in die Welt, durch die Brüderschaften der Bauleute und freien Maurer überall auf gleiche Weise gebaut wurde.

Aus dem Kloster Hirschau, wo Künste und Wissenschaften vorzüglich blühten, gingen mehrere geschickte Künstler hervor. Da von dort zwei Aebte und die ersten Mönche nach Paulinzelle versetzt worden waren, so ist es glaublich, daß Brüder aus demselben den Bau der Kirchen zu Paulinzelle, Erfurt und Bürgelin unternahmen und leiteten.

Hesse.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Sangerhausen.

Obgleich es nicht der Zweck dieser Blätter ist, eine Beschreibung aller zu Thüringen und dem Harz gehörenden Orte zu liefern, so drängt sich doch bei der Bearbeitung unseres Werkes aus dem überaus reichhaltigen Stoff in dem Bereich der angenommenen Grenzen so viel des Geschichtlich- und Alterthümlich-Merkwürdigen zusammen, daß es nicht umgangen werden kann, mehrere Punkte mit in unser Werk zu ziehen, die wir eigentlich gesonnen waren den Chronikenschreibern zu überlassen, und bei welchen wir uns nicht bloß auf die Erwähnung der Burgen, Schlösser, Klöster ꝛc. beschränken können, sondern auch auf eine wenn auch nur gedrängte Ortsbeschreibung von Städten oder Dörfern eingehen müssen, wenn wir nicht nur Abgerissenes und Unzusammenhängendes liefern wollen, wobei wir jedoch bevorworten, daß wir, unserer Tendenz getreu, uns nur bei wirklich alterthümlichen und in die Geschichte eingreifenden Merkwürdigkeiten zergliedernd verweilen, an den städtischen oder örtlichen Beziehungen und an den dazu gehörenden Ereignissen, aber nur flüchtig vorüber gehen können, auf welche Weise wir den Sammlern specieller Einzelnheiten für Orts-Chroniken, noch genug des Stoffes übrig zu lassen meinen. Ein solcher Punkt nun, auf welchem sich mehrere der erwähnten Beziehungen begegnen, die sich nicht füglich ganz von einander trennen lassen, ist die Stadt Sangerhausen.

Nördlich nur wenig Stunden vom Harz und südlich noch näher an Thüringens Fruchtgarten, der goldenen Aue, an dem kleinen Flüßchen Jonne (oder Gonne), welches zwischen Martinsrieth und Nieder-Reblingen in die Helme fällt; — an der sehr belebten, von Berlin nach Cassel führenden Straße (großen Rheinstraße), umgeben von einer großen Anzahl mehr und minder geschichtlich merkwürdigen Ortschaften und in einer wohl angebauten und gesegneten Flur, bietet die Stadt Sangerhausen dem Wanderer einen freundlichen Ruhepunkt und dem Freund der alterthümlichen vaterländischen Geschichte eine Quelle mehrfacher historischer Ausbeute, denn es tritt ihm so Manches entgegen,

was an eine der Beachtung werthe Vergangenheit mahnt, und was wir in dem Bilde nicht fehlen lassen dürfen, in welchem wir Das, was war, gern so vollständig als möglich copiren, um es mit Dem, was ist und mit Dem, was noch kommen wird, zu vergleichen und in Einklang zu bringen.

Fragen wir, wie es wohl oft geschieht, nach der Definition des Namens Sangerhausen, so verlieren wir uns mit mehreren alten Geschichtsforschern in ein Labyrinth von Vermuthungen, Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten. Diese haben es nämlich versucht mit einer Ableitung von Sengen oder Brennen, weil Sangerhausen oft von Brandschaden heimgesucht worden; (es möchte jedoch dieser Ableitung die Frage entgegen stehen: ob denn die Stadt nicht gleich bei ihrer Entstehung, also ehe sie noch Brandunglück betroffen habe, schon einen Namen gehabt haben müsse?) ferner: von Sangen oder gebratenen Aehren, weil viel und schönes Getreide in der Umgegend wachse; oder von Singen, Gesang, Sang, weil es viel gute Sänger hier gegeben; auch als Verstümmelung von Zangern (geiler, fetter Boden) u. dgl. m. Die in Thüringen vorzüglich übliche Endung: hausen oder wohnen, bedarf indessen um so weniger einer Erläuterung und wir können uns über die dunkle Abkunft des Sanger leicht beruhigen, da wir ja doch bei vielen Ortsnamen, noch mehr wie hier auf ihre Ableitung verzichten müssen. Wenn und von wem Sangerhausen begründet worden, ob es zuerst die Umgebung eines Schlosses oder Klosters, ein Dorf, oder gleich in der ersten Anlage eine Stadt gewesen; dies sind Fragen, die wir sämmtlich unbeantwortet lassen müssen, denn wir kommen auch hier leider in denselben Fall, wie bei den meisten alterthümlich merkwürdigen Punkten, was uns jedoch nicht befremden kann, da es uns nicht allein so geht; denn schon in Samuel Müllers ao. 1731 erschienener bis zum Jahr 1639 reichender Sangerhäuser Chronik, finden wir diesen Mangel mit folgenden Worten entschuldigt: „Die Alten haben uns keine Nachricht gelassen, oder, da was geschehen, ist es verworfen, zerrissen, vertragen worden, auch verbrunnen (verbrannt), oder liegt verborgen aufn Rathhäusern, Schlössern und in Aembtern. So hat der hundertjährige (?) Bauern-Krieg solcher viel weggenommen, da Hanß Flegel und Veit Unvernunft die Bibliotheken verderbet in Klöstern und sonsten, daraus man hätte allerlei nehmen mögen." — Ein bedeutendes Alter der Stadt Sangerhausen ist indessen geschichtlich erwiesen, denn sie wird schon anno 933, unter Kaiser Heinrich dem Vogelsteller erwähnt, und zwar bei Gelegenheit der Beschreibung eines Jagdzuges, welchen derselbe mit Fürsten und Herren von einer Stadt zur andern unternommen, wo denn unter mehreren Orten, als z. B. Eimbeck, Nordhausen, Quedlinburg und Magdeburg, auch Sangerhausen (Spangenbergs Mansfeldische Chronik cap. 126) genannt wird. Auch werden wir im Verlauf dieser Schilderung auf mehrere Beweise einer frühzeitigen Existenz stoßen.

Es ist natürlich, daß Sangerhausen in einem so langen und viel bewegten Zeitraum, in Bezug auf seine Oberherrschaft einem öfteren

Wechsel unterworfen war; und wir können hierüber Folgendes auszugsweise berichten:

Bei dem Untergange des Thüringischen Königreichs unter Herrmannfried, welcher bereits an gehöriger Stelle erwähnt wurde, kam auch Sangerhausen mit unter die Oberherrschaft des Frankenkönig Dietrich. — In dem ersten Viertheil des zehnten Jahrhunderts soll es im Besitz Herzog Burghards von Thüringen, eines Sohnes Ludwigs des Erbauers der Jechaburg gewesen sein, nach dessen Tode, da er ohne Leibeserben starb, das Thüringer- und Hessen-Land Kaiser Conrad I. anheimgefallen, welcher Herzog Otto von Sachsen, den Schwiegersohn des Kaiser Arnolf, damit belehnte, auf welche Weise also Sangerhausen unter Sächsische Herrschaft gekommen. — Heinrich der Vogelsteller belehnte den Pfalzgrafen Hans und Graf Reinherrn mit Thüringen, jedoch nicht erblich, weshalb auch nach der Letzteren Ableben Heinrichs Sohn, Otto der Große, Herzog von Braunschweig, das Land an sich nahm. Dieser trat, nachdem er 955 bei Augsburg die Ungarn geschlagen, ganz Hessen und Thüringen an seinen Bruder Wilhelm, Erzbischof von Mainz, ab, dessen Hoheit sonach auch die Stadt Sangerhausen huldigen mußte. — Von den Bischöfen sollen die Markgrafen von Sachsen, welche auch zugleich Herzöge von Braunschweig gewesen, den Landstrich von Nord-Thüringen in Lehn bekommen haben, welches daraus hervorgehet, daß im Jahr 1039 eine Markgräfin von Braunschweig dem Grafen Ludwig zu Thüringen, in einer Heirath Sangerhausen zubrachte, von welchem Ereigniß uns folgende chronistische Nachrichten aufbewahrt sind:

Die Markgräfin und Herzogin von Braunschweig Cäcilia heirathete einen Grafen Ludwig, welcher, seines langen Bartes wegen, Ludwig mit dem Barte genannt wurde. — Derselbe war früher Hofmeister bei dem Kaiser Conrad, sein Bruder Hugo aber befand sich als Hofmeister bei dem Bischof Aribo zu Mainz. Beide waren aus dem Hennegau aus altem fränkischen Stamme gebürtig und Blutsverwandte der Kaiserin, aber ganz arm, weshalb sie sich dem Dienst am Hofe widmen mußten. Als Ludwigs Bruders Sohn den Mainzischen Hofmeister Wigand erstochen hatte und deshalb hingerichtet worden war, maßte sich Ludwig der Güter desselben an und vermochte mittelst Verwendung des Kaisers den Bischof Aribo zu einem Tausch zwischen diesen und anderen in Thüringen gelegenen besseren Gütern. Aribo's Nachfolger, der gewesene Abt zu Fulda, Bardo, soll Ludwig nachher zum Verwalter der in Thüringen gelegenen Stiftsgüter gemacht haben, worauf sich derselbe am Thüringer Walde häuslich niedergelassen, mehrere Dörfer in der Gegend von Reinhardsbrunn erbauet, auch den Grafen von Gleichen und Kefernburg viele Güter abgekauft und bei Friedrichsrode die anderwärts erwähnte Schönburg oder Schauenburg begründet. — Seines Wohlverhaltens wegen ernannte ihn im Jahr 1039 der Kaiser zum Grafen von Thüringen und verlieh ihm das Wappen des bei Eisenach erschlagenen Herzog Burghardt, worin sich ein bunter Löwe, vier rothe und

vier weiße Theile im blauen Felde, auch silberne Hörner und Kleeblätter auf dem Helme befanden. Diesen Grafen Ludwig nun gab die verwittwete Herzogin von Braunschweig Cäcilia, als er, obgleich sie nicht in dem besten Rufe stand, um sie anhielt, in ihrem 30sten Lebensjahre (aber reich und schön) die Hand zum ehelichen Bunde und brachte ihm Stadt und Schloß Sangerhausen mit dem Gerichte und 700 Hufen Landes, auch andern Gütern, Zinsen, Schäfereien, Vieo, Wildbahnen, Fischereien und baarem Gelde zu, wozu nicht nur der Herzog Ludolf zu Braunschweig, auch Markgraf zu Sachsen und Ost-Thüringen, seine Einwilligung gab und dem Grafen Ludwig mancherlei Beförderung und Unterstützung zusagte, sondern auch der Kaiser und Bischof zu Mainz ihre Genehmigung gaben, und wurde das Beilager anno 1040 zu Sangerhausen gehalten, von wo der Graf seine Gemahlin nach der Schauenburg führte und sich Herr von Sangerhausen schrieb. Aus dieser Ehe giengen drei Söhne und eben so viel Töchter hervor. Die Söhne waren: Ludwig, geboren anno 104?, getauft in der Kirche zu Aetenberga (welche St. Bonifacius zu erbauen angefangen und Graf Ludwig vollendet hatte) in Beisein des Herzogs von Braunschweig, Graf Günthers von Schwarzburg, Heinrichs von Mühlberg, Günthers von Kesenburg, Busso von Gleichen und anderer Herren; der Bischof verrichtete die Taufhandlung selbst und weihete zugleich die Kirche ein. — Der zweite Sohn war Beringer, nach seines Vaters Tode Graf zu Sangerhausen, vermählt mit dem schönen Fräulein Berthrad, des Markgrafen Conrad zu Landsberg und Grafen zu Wettin Tochter. Der dritte Sohn war Heinrich, Herr zu Raspenberg. Die Töchter mit Namen Jutta, Hildegard und Adelheid, waren: Erstere mit dem Grafen von Linderberg, die Andere mit Graf Poppo zu Henneberg und die Dritte mit einem Grafen zu Wipper vermählt, (nach einigen Nachrichten blieb jedoch die Letztere unvermählt). Graf Ludwig starb anno 1057 zu Mainz auf einem Reichstage nach dreißigjähriger Regierung, ward daselbst auf dem St. Albani-Berge begraben und hinterließ den Ruf eines reichen und glücklichen Herrn.

Conrad, Graf Beringers Sohn kam, als er seinen Vater in früher Kindheit verlor, unter die Vormundschaft seines Oheims des Grafen Ludwig und wurde an dem Hofe des Grafen von Linderberg, von seines Vaters Schwester mit ihren Söhnen Ludwig, Lore und Eilger, welcher Ilfeld erbauet haben soll, erzogen. Graf Ludwig hatte von den betreffenden Einkünften seinem Mündel mehrere Güter am Harz erkauft, welche demselben später so wohl gefielen, daß er daselbst zu künftiger Residenz das Schloß Hohenstein zu erbauen anfing. Dieser Bau verursachte jedoch mehr Kosten als vorausgesehen worden; daher verkaufte Graf Conrad das ihm ohnedieß zu weit entlegene Sangerhausen anno 1081, an seinen ehemaligen Vormund Graf Ludwig und schrieb sich von da an Graf zu Hohnstein.

Ludwig der Andere, des Ersten Sohn und Graf Berngers Bruder, welcher als Graf zu Thüringen die Schauenburg und andere dazu gehörige Güter in Besitz hatte, brachte Sangerhausen käuflich an sich. Er hatte sich mit einer Tochter Herzog Ulrichs von Sachsen vermählt, welche jedoch die Geschichte ein stolzes und hoffärtiges Weib nennt, welches den Grafen seines ihr nicht ebenbürtigen Standes wegen verachtete, weshalb er sie den Aeltern wieder zurück schickte, was sie sich aber so zu Herzen genommen, daß sie bald nachher in eine tödtliche Krankheit verfiel und starb. — Der über seinen Wittwerstand eben nicht sehr betrübte Graf Ludwig, sahe sich nach Ersatz um und wendete unglücklicher Weise sein Herz mit verbotener Leidenschaft der Gemahlin Pfalzgraf Friedrich III., Adelheid, geborener Markgräfin von Stade und Soltwedel, einem schönen, jungen, aber unfruchtbaren Weibe zu, welche sich ihm auch mit so glühender Neigung zuwandte, daß sie sich ihm als Preis eines mörderischen Verbrechens überlieferte. Wir übergehen, was in der Geschichte des Grafen Ludwig (der im Verfolg dieser Begebenheit sich den Beinamen der Springer erwarb) nicht hierher gehört und andern Ortes ausführlich erwähnt ist und bemerken nur, daß derselbe in Folge eines während seiner Gefangenschaft auf Giebichenstein abgelegten Gelübdes die St. Ulrichs-Kirche zu Sangerhausen erbauen und folgende Worte über die Thür setzen lassen:

Suscipe sancta Domum, quam vinctus compede vovi:
„Nimb hin, S. Ulrich, nimb diß Hauß, wie ichs versprochen,
Als ich mich meiner Haft und Fesseln hab' entbrochen!"

Im Jahr 1083, als Ludwig seinem Sohn Ludwig III. seine Herrschaft mit Ausnahme der Schauenburg und dem Gericht vor dem Walde übergab, huldigte auch Sangerhausen dem Letzteren. Unter dieses Landgrafen Regierung kam die Verleihung der geistlichen Stellen an der St. Ullrichs-Kirche zu Sangerhausen an den Abt des Klosters Reinhardtsbrunn. —

Es folgten hierauf ferner in der Regierung: Ludwig IV., auch der Eiserne genannt, weil er stets einen eisernen Panzer auf dem Leibe getragen. Ludwig V., (der Milde) anno 1174. — Hierauf Herrmann, Ludwigs Bruder, weil derselbe ohne Erben verstorben. — Ludwig VI., Herrmanns Sohn, Gemahl der Tochter des Königs von Ungarn, nachherigen heiligen Elisabeth. Landgraf Herrmann, welcher jedoch nicht selbst zur Regierung gekommen, indem er bis zu seinem 18ten Jahre, in welchem er durch Gift starb, unter der Vormundschaft seiner Vettern, der Landgrafen Heinrich und Conrad stand. Das Geschlecht der Landgrafen zu Thüringen und Hessen von Ludwig mit dem Barte, starb jedoch anno 1248 mit dem Landgrafen Heinrich aus, welcher nach Herrmanns Tode vom Landvoigt und Vormund Landesherr geworden war. — Es waren indeß noch Landgraf Heinrich, des erwählten Kaisers Schwestersohn, Markgraf Heinrich zu Meißen und Landgraf Ludwig des Heiligen Tochter Sophie, welche mit dem Herzog Hans von Brabant ver-

mählt war und einen Sohn Heinrich hatte, den man das Kind von Brabant nannte, als Verwandte vorhanden, unter welchen sich ein Streit um die eigentlich dem Reich zugefallene Nachfolge erhob, aus dem sich ein neunjähriger Krieg entspann, mit dessen Beendigung das Thüringer Land und mithin auch Sangerhausen unter die Herrschaft der Markgrafen von Meißen gekommen. Markgraf Heinrich vertheilte bei seinen Lebzeiten seine Länder anno 1265, wo sein Sohn Dietrich die Herrschaft über Sangerhausen erhalten; nach ihm kam von 1282 an Friedrich der Teute zur Regierung, welcher 1291 verstorben; auf ihn folgte Friedrich mit der gebissenen Wange, dessen anderwärts gebührend erwähnt ist. — Nach seinem Tode soll nach mehreren glaubwürdigen Nachrichten ein Markgraf Heinrich von Brandenburg im Besitz von Sangerhausen gewesen sein, dessen Tochter Agnes (nach Andern Sophie) nebst der Markgrafschaft Landsberg die Stadt Sangerhausen dem Herzog Magnus von Braunschweig als Heirathsgut zugebracht haben soll, wodurch also Sangerhausen braunschweigisch geworden. Der Herzog Magnus als nunmehriger Herr zu Sangerhausen aber gerieth anno 1367 mit dem Bischof Gerhard von Hildesheim in Fehde, wodurch er sich um die Markgrafschaft und also auch um Sangerhausen brachte. Er wurde nämlich nebst vielen der vornehmsten Ritter gefangen und mußte, um sich loskaufen zu können, Sangerhausen mit der ganzen Markgrafschaft Landsberg an den Landgrafen von Thüringen, Friedrich den Strengen, verkaufen. (1370). Hierauf folgten als Herren der Stadt: Landgraf Balzer (Balthasar), Wilhelm, des strengen Friedrich Sohn (gest. 1425), ferner Friedrich der Streitbare und erste Churfürst von Sachsen aus demselben Geschlechte; wiewohl Müller in seiner Chronik von Sangerhausen einen andern Friedrich um diese Zeit als Herrn der Stadt annimmt, nämlich Friedrich den Friedsamen, Landgraf Balthasars Sohn, — welcher 1440 zu Weißensee verstorben, worauf in der Theilung, Thüringen, und also auch Sangerhausen, an Herzog Wilhelm gefallen, und endlich 1485 in der Theilung der sächsischen Lande zwischen Churfürst Friedrich des Sanftmüthigen Söhnen Albrecht und Ernst, an den Ersteren gekommen. — Von dieser Zeit an ist Sangerhausen bei dem Hause Sachsen geblieben, bis es im Jahre 1815, in Folge der bekannten Zeitereignisse, mit dem gesammten Thüringer Lande von Sachsen getrennt wurde und an die Krone Preußen überging, so daß es jetzt der Preußischen Provinz Sachsen, und in derselben dem Regierungsbezirk Merseburg angehört. Als Hauptleute, welche von dem Churfürsten von Sachsen über Sangerhausen gesetzt gewesen und zum Theil ihre Wohnung auf dem dasigen Schlosse gehabt haben, sind uns nachfolgende namentlich bekannt: Christoph von Werther, geb. 1512; — Nickel von Ebeleben, dessen zwei Söhne in der St. Ullrichs-Kirche begraben liegen; — Hans von Lindenau; — Adrian von Steinbrück; — Benno Pflug anno 1575; — Otto von Dieskau 1586; — Curt Thilo von Berlepsch anno 1587; auf Thomas-

brück und Eichzelle; — Heinrich Philipp von Werther auf Brücken, Wiehe, Beichlingen und Eilstett; — Georg Vitzthum zu Kannawurf; — Ludwig Wurm, Oberaufseher der Grafschaft Mansfeld, auf Wolkramshausen; — Jakob von Grünthal, ein österreichischer Edelmann, auf Voigtstedt, Kremsig, Zöllern, Hohenberg und Burkersdorf, in der Kirche St. Jakob begraben; — Siegmund von Hagen und mehrere andere. —

Müller in seiner Chronik von Sangerhausen gedenkt mehrerer altadeligen Geschlechter, so ihren Sitz daselbst gehabt; als z. B. der Edlen von Sangerhausen (sonst die Kahlen genannt) vom Jahr 1324, wo deren noch zwei Namens Ludwig und Ullrich dort wohnhaft gewesen. Von diesem Geschlecht bekleidete einer die Stelle eines Hochmeisters in Liefland und später in Preußen; derselbe kehrte anno 1255 in sein Vaterland zurück und veranlaßte mehrere junge Thüringische Edle mit ihm hinaus zu ziehen in den Kampf gegen die Ungläubigen in Litthauen und Preußen. Auch im Jahre 1667 ist noch eines Edlen von Sangerhausen mit Namen Ludwig mit dem Beinamen: der gestrenge Ritter, in einem Befreiungs-Brief an das Stift zum heiligen Geist, vom Herzog Magnus von Braunschweig gedacht. — Ferner sind die von Morungen, von Bodenhausen, von Streitwig und von Werthern erwähnt. Indessen haben, nach Müllers Angaben diese sämmtlichen Edlen der Stadt Sangerhausen wenig Vortheil gebracht; denn er äußert sich unter Andrem darüber mit folgenden Worten: „Were gut, die Stadt kaufte alle Freyhäuser in der Stadt an sich, machte die Häuser den andern gleich, so könnten die Bürger die Beschwerung desto baß tragen, so sitzen die Freysassen, und lassen die arme Bürgerschaft sich bewachen und bekassen, geben kein Quartier, Schoß, Schatzung, weder Heller noch Pfennig zu Kirchen und Schulen."

Daß, wie in ganz Thüringen, auch in Sangerhausen, durch Bonifacius des Christenthums heilige Fahne auf den Trümmern des Heidenthums aufgepflanzt ward, erleidet keinen Zweifel und ist auch schon erwiesen, daß unter den neun Kirchen in und außer der Stadt, welche Müller nachweist, eine, und wahrscheinlich die älteste, dem heiligen Bonifacius geweihet war. — Von diesen neun Kirchen sind zur Zeit noch viere vorhanden; St. Ullrich, St. Jacob, Beata Maria Virgo und St. Spiritus. — Daß aber das Papstthum und Mönchswesen hier in bedeutendem Flor gewesen, beweisen die in der Stadt selbst und aus der Umgegend dazu gehört habenden zehn Klöster, als: in der Stadt selbst: St. Ullrich und St. Augustin, außerhalb aber die Klöster zu Holmsthal, Kaltenborn, Rohrbach, Rohda, Sittichenbach, Mönchpfiffel und Neuendorf. — In der Stadt sind nur von dem Augustiner-Kloster noch Ruinen vorhanden, welche zu einem Schulgebäude benutzt sind. — Wenn nun zwar in Sangerhausen der Katholicismus unter dem Schutz seiner Landesherren eifrig und streng gehandhabt wurde; so blieb es doch von dem Unheil bringenden Einfluß menschlicher Geistesverirrungen und Frevel nicht

verſchont, wovon z. B. die Reinhardtsbrunner Kloſternachrichten folgendes wörtlich berichten: „Anno 1453, erhub ſich eine Ketzerei in Düringen, beſonders zu Sangerhauſen, und im Schwarzburger Lande vorm Harz. Es giengen Mann und Frau, Bruder und Schweſter zu Hauff heimlich in ein Hauß, beteten den Teufel in einem Keller an, der kam in einer Hummel Geſtalt, und flohe jedem in Mund. Wer ſich gegen der Hummel neigte, dem ward viel guts. Darnach wurden die Lichte ausgeleſchet, da greifft jedermann um ſich, wen er ergriff, mit dem ſündigte er, es were Schweſter, Mutter oder Tochter, drüm wurden ſie gebrand überall im Lande, und mancher Ketzer gieng gutwillig ins Feuer. Dieſe Ketzerei offenbarte ein Schmid dem von Schwarzburg, daß er es ſelbſt ſahe." — Wer erkennt nicht in dieſem verbrecheriſchen Unweſen die treffendſte Aehnlichkeit, vielleicht den Jahrhunderte lang in geheimſter Verborgenheit gepflegten Stamm der in neueſter Zeit in ſeiner ganzen Schändlichkeit wieder aufgetauchten Mucker-Verbindung? — Auch die durch Thomas Münzer und ſeine Anhänger veranlaßten Gräuel betrübten Sangerhauſen nicht minder verderblich als andere Orte des thüringer Landes, bis in den Jahren 1539 und 1540, unter Herzog Heinrich, Bruder des bis an ſein Ende dem Katholicismus eifrig ergebenen Herzog Georg, auch hier das päpſtliche Regiment ſeinen Einfluß verlor und die Reformation ihren Eingang fand.

Obgleich Sangerhauſen ſeinen Landesherrſchaften nie zur bleibenden Reſidenz gedient haben mag; ſo geht doch aus den älteſten Nachrichten (vorzüglich aus Müllers Chronik) hervor, daß dieſelben behufs feierlicher und wichtiger Angelegenheiten öfter und gern daſelbſt verweilten. So entnehmen wir unter Andrem aus dieſen Nachrichten: Daß anno 1040 Graf Ludwig mit dem Barte, wie bereits erwähnt, ſein Beilager mit der Herzogin Cäcilia von Braunſchweig hier gehalten; — daß ferner 1404 der Landgraf Balthaſar von Thüringen nach Abſterben ſeiner Gemahlin, der geborenen Burggräfin Margarethe von Nürnberg, ſich mit Anna, der Tochter des Churfürſten Wenzel von Sachſen und Wittwe des zum römiſchen Kaiſer erwählten Herzog Friedrich von Braunſchweig, in Beiſein vieler hohen Herrſchaften zu Sangerhauſen vermählt.

Im Jahr 1371 fand ein Fürſtentag hier ſtatt, welcher ohne Zweifel den Verkauf von Sangerhauſen an den Landgrafen Friedrich zum Zweck hatte; wenigſtens war Herzog Magnus dabei zugegen und empfing gerade damals Fehde-Briefe von dem Rath und der Stadt Lüneburg, welche ſein Schloß Kalkberg mit Liſt eingenommen und zerſtört hatten.

Anno 1366 ſchon hatte ſich derſelbe Herzog Magnus in Sangerhauſen verweilt, ſeine Tochter Agnes dem Grafen Buſſo von Mansfeld zu verloben. Dieſe Verlobung ſchlichtete zugleich einen Streit zwiſchen dem Herzog und dem Grafen von Mansfeld wegen dem Kloſter Wimmelburg und der Wülfferiſchen Lehen.

1510 fanden ſich die Grafen von Mansfeld in Sangerhauſen ein, um durch Vorlegung der Lehnbriefe der Herzoge zu Sachſen

eine Uneinigkeit wegen der Jagd am Dippeltsdörffer Holze zu schlichten, welches auch erfolgte.

Im Januar 1522 kam Herzog Georg mit seinen Räthen nach Sangerhausen, um eine Irrung mit dem Grafen von Mansfeld wegen der Berggrenzen im Amte Morungen auszugleichen; auch traf derselbe anno 1525, nach der Bauern-Niederlage daselbst persönlich ein, um ein Strafgericht über die Stadt zu halten.

Herzog Moritz versammelte 1553 in Sangerhausen die Ritterschaft, um sie zur Folge gegen den Markgraf Albrecht von Brandenburg zu bewegen.

1622 verweilte Churfürst Hans-George hier, wie auch 1627 auf dem Rückwege von der Fürstenversammlung in Mühlhausen, welche den Zweck gehabt hatte Ruhe und Frieden im Reiche herzustellen; bei welcher Gelegenheit er sich mehrere Tage mit der Jagd belustigte und 200 Pferde bei sich hatte. Bei dieser Gelegenheit, (bemerkt Müller) sollen die Bürger von Sangerhausen im Defensions-Werk wohl exercirt worden und mit täglichen Wachen und anderem kriegerischen Dienst stark beschäftigt gewesen sein.

Aus allen diesen Notizen geht hervor, daß die Einrichtung des Schlosses zu Sangerhausen, (wenn auch gewiß nicht nach jetzigem Bedürfniß) doch wohnlich und für das Unterkommen und den Aufenthalt hoher Bewohner und Gäste muß berechnet gewesen sein. Dasselbe liegt an der oberen Seite der Stadt gegen Süden; und Müller schon sagt in seiner 1704 erschienenen Chronik davon:

„Das Schloß ist gar alt, und altväterisch, hat kein bequeme Gemach zu wohnen, ja keine rechte Stube nicht. Wol aber hat es gewaltige Schüttböden, darauff allezeit viel hundert Malter allerley Gedreidig lieget, so der Landesfürst aus den Amtsdörfern und Pflege Sangerhausen zu Zinse bekombt. Ist also das Schloß mehr ein Kornhauß als ein Schloß, daraus Landgraf Ludwig die Wartburg bei Eisenach erbauet. Denn weil er schon damahls eine große Summe Gedreidich auf dem Hause gehabt, und gleich Hungersnoth eingefallen, hat er die Wartburg angefangen, und den Leuten, so umbs liebe Brodt, Hungers sich zu erwehren, gearbeitet, Brodt gegeben ꝛc. ꝛc."

Die Zeit der Erbauung des Schlosses finden wir nirgends angegeben, gewiß aber ist es, daß es um das Jahr 1070 von Ludwig dem Springer bewohnt war, also bedeutend früher begründet sein muß; auch lassen sich die im Laufe der Zeit vorgenommenen Veränderungen nicht genau nachweisen. So viel ist jedoch gewiß, daß es mit hohen Mauern und tiefen Graben verwahrt gewesen, was auch Müller anführt, indem er Spangenberg C. M. p. 286 citirt, wo es heißt: „Anno 1202 haben die Thüringischen Grafen und Jungkern, Keyser Philip dem Schwaben zum besten, sich darümb angenommen wieder den Landgrafen, der Keyser Otten von Braunschweig beistunde; haben es auch, wiewohl mehr mit List und guten Worten, als Gewalt, einbekommen, lange innen gehalten, und daraus weit und breit üm sich gestreift. Wer traun das Schloß innen hätte, könnte der Stadt Meister werden, ob sie gleich vom Feinde schon eingenom-

men were. Denn es lieget höher als die ganze Stadt, und ist ihme nichts gleich, als die Schuel gelegen." Jetzt bestehet das Schloß noch aus zwei Hauptflügeln, einem Eckthurm nordöstlich, einem Thurm in der ehemaligen Mauerfronte, sonst Luginsland, auch der Münzerthurm genannt, einem Seitenflügel, an welchem ein Garten, einem Vorgebäude, an welchem ein Garten und einem bedeutend geräumigen Hof. — Die Wohngebäude mögen, wie aus den Fragmenten des alten Thores zu entnehmen, südlich und nördlich gestanden haben, wozu auch der unter dem Namen Herrenthurm bekannte Eckthurm nicht ferne Beweise liefert, indem derselbe in seinem Innern sichtliche Spuren eines ehemaligen Verließes trägt, welches man in der Regel nicht in den Wohngebäuden anzubringen pflegte. Noch vor wenigen Jahren fand man bei einem in der Tiefe der Mauer unternommenen Bau hier einige Menschengerippe. Der Luginsland (Münzerthurm) drohete 1831 dem Einsturz und wurde deshalb abgetragen, dessen unterer Theil auf Mauerhöhe, ruht jedoch noch auf seinem alten Fundamente. — Der am Schlosse befindliche Garten war offenbar früher Wallgraben, und der obenbemerkte Seitenflügel ist jetzt ein Privatwohnhaus, zu welchem der Garten gehört; er war bis zur neuesten Zeit unter dem Namen Schloßschießgraben bekannt. —

Im sechszehnten Jahrhundert, als man wahrscheinlich das Mangelhafte der Bauart des alten Schlosses mehr fühlte, wurde Behufs der Einkehr fürstlicher Personen, von einem gewissen Tryller, Oberaufseher der Thüringischen Bergwerke, hinter dem Rathhause das neue Schloß, oder jetzt noch sogenannte Fürstenhaus erbauet und zu Gewinnung des dazu erforderlichen Raumes fünf Bürgerhäuser angekauft; jedoch nach jetzigen Begriffen von einer Fürstenwohnung, ebenfalls zu eng und keineswegs ausreichend.

Nichts beinahe bezeichnet so treffend die Umwandelung der Zeitverhältnisse, den Contrast zwischen sonst und jetzt, als die Bestimmung, welche nach und nach die alterthümlichen Gebäude erhalten haben, und wenn es anzunehmen wäre, daß es den Geistern unserer Altvordern gestattet sei, bisweilen ihre früheren Wohnstätten zu besuchen und das, was sie hier getrieben, mit dem, was jetzt hier unternommen wird, zu vergleichen; so dürfte es kaum zu verwundern sein, wenn sie unruhig darüber würden und durch Poltern und andere unheimliche Aeußerungen ihr Befremden darüber zu erkennen gäben. — Bei der zweckmäßigen Benutzung der alten, dazu natürlich im baulichen Stande erhaltenen Schloßgebäude in Sangerhausen könnte übrigens, da die Zeitverhältnisse ihre frühere Bestimmung ohnedies aufgehoben haben, wenigstens keine Mißbilligung von Seiten jener längst Geschiedenen zu fürchten sein; denn das östliche Hauptgebäude des alten Schlosses wird als Zeughaus für das in Sangerhausen garnisonirende Landwehr-Bataillon und eine dergl. Escadron, die geschiedenen Parterre-Räume aber zu Wagenschuppen für Feldgeräthe und einer verdeckten Reitbahn benutzt; während sich in dem westlichen Hauptgebäude das königl. Inquisitoriat befindet. — In dem vorbezeichneten Eckthurm werden die Lederwerks-Gegenstände genannter

Armpenntheile aufbewahrt. Der geräumige Schloßhof dient der ebenfalls daselbst garnisonirenden reitenden Artillerie zu Reitübungen und befindet sich in demselben auch eine Barrikadenbahn.

In dem neuen Schloß, oder Fürstenhaus ist jetzt der Sitz des Königl. Land- und Stadtgerichts, des Rentamtes und des Steueramtes. In dem ehemaligen Concertsaale liegt Zinsgetreide aufgeschüttet und die dazu gehörig gewesene zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erbauete Kirche ist zu einer Privatwohnung verkauft worden.

Von den beiden in der Stadt befindlichen Kirchen, ist die zu St. Jacob in dem untern Theile der Stadt neben dem Neuen Markte gelegene, ein ansehnliches Gebäude. Sie soll nach Müllers Angabe Anno 1494 erbauet sein, jedoch auf den Grund einer früher schon an derselben Stelle gestandenen, welches daraus zu schließen, weil Markgraf Dietrich Anno 1271 schon die Pfarrkirche zu St. Jacob dem Jungfrauen-Klosters St. Ullrich übergeben haben soll. Daß diese Kirche übrigens in verschiedenen Zeiträumen, nach und nach ihre jetzige Gestaltung erhalten haben mag, ergiebt sich aus der verschiedenen Bauart in ihren einzelnen Abtheilungen. —

Die Kirche zu St. Ullrich im oberen Theile der Stadt, ist unbedingt älter als die zu St. Jacob, indem sie Anno 1079 von Ludwig dem Springer als Dankopfer für seine glückliche Befreiung aus der Haft auf Giebichenstein erbauet und dem heiligen Ullrich geweihet wurde, wie die bereits angeführte über der Kirchthür befindliche Inschrift beweiset. — Die Kirche ist zwar ganz steinern und gewölbt, aber ziemlich eng. Ein ganz ehrener Taufstein und mehrere nicht üble, leider hinter dem Altar aufgestellte Gemälde, worunter Ludwig der Springer und seine Gemahlin Adelheid, sind außer einer ganz besondern Orgel, wo der Organist innen sitzt und das Gesicht nach dem Altar gerichtet hat, die einzigen noch vorhandenen bedeutenden Merkwürdigkeiten.

Die beiden außerhalb der Stadt gelegenen Kirchen sind ebenfalls beträchtlich alt, jedoch für uns in keiner besondern Beziehung merkwürdig. Auf dem Platze, von welchem im vorigen Jahrhundert die St. Julianen-Kirche abgetragen worden, wachsen um den noch stehen gebliebenen Taufstein gute Pflaumenbäume. —

Außer dem im sechszehnten Jahrhundert nach einem großen Brande steinern aufgebauten Rathhause, mögen sich wohl noch mehrere in früherer Zeit entstandene Gebäude in Sangerhausen befinden, von denen jedoch für unser Werk besondere Merkwürdigkeiten nicht zu berichten sein dürften.

Von den beiden in der Stadt befindlich gewesenen Klöstern, ward das Augustiner-Mönchskloster, dessen Begründung wir unermittelt lassen müssen, bei der Reformation Anno 1539, vermöge eines Recesses vom Landgraf Heinrich aufgehoben und dessen Einkünfte der Kirche und Schule überwiesen und sind die übrig gebliebenen Mauern jenes Klosters, noch jetzt zu Schulgebäuden benutzt. — Das zweite Kloster zu St. Ullrich, ein Nonnenkloster, ward im Jahr 1205 vom Markgraf Heinrich von Meißen erbauet, mit Bewilligung des Bischofs zu Halberstadt und von diesem und nebst der Kirche zu St. Ullrich un-

ter die Jurisdiction des Klosters zu Reinhardsbrunn gestellt. Anno 1389 brannte das Kloster nebst der ganzen Stadt völlig ab, wurde jedoch wieder aufgebauet, im Bauernkriege 1525 aber gleich andern Klöstern völlig ausgeplündert. Seine völlige Auflösung mag sich wohl ebenfalls von der Reformation 1539 herschreiben und ist von demselben nichts als der Platz wo es gestanden, neben der Ullrichs-Kirche vorhanden.

Hierher gehört die Erwähnung zweier Crucifixe, wovon das eine am Kyselschen Thore, das andere beim Hospital St. Julian befindlich. Die Entfernung des einen dieser Crucifixe von dem andern, soll gerade denselben Raum ausmachen, durch welchen Christus das Kreuz trug, welche Erklärung die Aebtissin Jutta von Sangerhausen und Gandersheim gegeben. — Wie gern man die Sage besonders eine heilige, aufbewahrt und beschirmt, ist auch hier bestätiget; indem, als vor einiger Zeit das eine dieser Crucifixe umgefallen war, sich die allgemeine Stimme gegen die Meinung es ganz zu beseitigen, aussprach, weshalb man es wieder aufrichtete, und, um noch eine andere Reminiscenz damit zu verbinden, Steine von den alten Klostermauern zu seinem Fundament verwendete.

Wohl möchte von den Schicksalen Sangerhausens Mancherlei zu erzählen sein, von Krieges-Drangsalen, von Pestilenz und theuerer Zeit, von Feuer- und Wassersnoth, und wie die Geißeln der Menschheit alle heißen mögen, welche wir gewiß in der Geschichte eines jeden (selbst des unbedeutendsten Ortes) aufgezeichnet und mit den schrecklichsten Farben ausgemalt finden; doch, wozu nur immer das Unglück wieder herauf beschwören aus dem Abgrund der Vergessenheit, in welchen es die ja selbst nicht wiederkehrende Zeit mit sich hinab zog? Benutzen wir diese Erinnerungen lieber zu einem andern, erfreulicheren Zweck, wozu uns Sangerhausen so vielseitige Veranlassung bietet; ich meine, zu der Bemerkung: daß dem Bösen ja immer das Gute, dem Uebel ja immer das Heil in stets lebendigem Wechselspiel folgte, Rettung aus der Noth und Gefahr, Ersatz für Verlust und Schaden ja nie ausblieb, und daß aus den sich von Generation zu Generation fortpflanzenden Erfahrungen, eine sich fortwährend steigernde Erkenntniß des Nützlichen und Löblichen, eine sichere Beurtheilung des Werthvollen und Werthlosen und eine unfehlbare Richtschnur für die Auffassung der verschiedenartigsten Zeit- und Lebensverhältnisse hervorgeht. — — Daß Sangerhausen in seiner vielbewegten Vergangenheit aus Drangsalen und Ungemach mancher Art, sich stets kräftig wieder erhoben, trotz der vielfach erfahrenen Regierungsveränderungen, nicht wankend geworden im Festhalten am Guten und im Allgemeinen einen innern treuen, festen Bürgersinn sich aufbewahrt hat, geht aus seinen, im Schutze einer milden, väterlichen Regierung der Gegenwart immer mehr erblühenden innern Einrichtungen, aus seiner wohlgehandhabten bürgerlichen Ordnung und Gewerbsthätigkeit hervor. — Die Stadt zählt dermalen gegen 600 Häuser und wohl an 5900 Einwohner, die ihre Nahrung theils in ökonomischer Betriebsamkeit, theils in mancherlei florirenden Gewerben finden, wozu die Lebhaftigkeit der hindurch führenden großen Straße

bedeutend beiträgt. Müller nennt sie in seiner Chronik eine Berg-Stadt, in wie fern sie dies in früherer Zeit gewesen, ist dem Unterzeichneten nicht bekannt; wohl aber befindet sich nahe bei der Stadt eine Kupferhütte, an welcher sie früher einen Antheil hatte, denselben jedoch 1833 verkaufte; diese Hütte gehörte früher der Familie Bethmann, ist aber jetzt Eigenthum der Gewerkschaft, liefert ein vorzüglich gutes, sehr geschmeidiges Kupfer mit etwas Silbergehalt und beschäftiget 300 Menschen. —

Wer auch nicht Gelegenheit hat, Sangerhausen durch nähere Bekanntschaft lieb gewinnen zu lernen, der muß von der freundlichen Gestaltung ihrer Umgebung den günstigsten Eindruck empfangen, welche den sich eifrig dafür interessirenden städtischen Behörden zum größten Lobe gereicht und ein bleibendes dankbares Andenken sichert. — Verschwunden sind die verdüsternden kahlen Wallmauern, die tiefen, sumpfigen Gräben und die Thürme, jene Ueberreste einer dunklen, unsichren, fehdereichen Vorzeit; der größte Theil der Mauern ist abgebrochen, der Graben ist in Parzellen zu frisch grünenden und blühenden Gärten umgeschaffen; in den auf dem Grund der Desensions-Thürme erbaueten geschmackvollen Lusthäusern, erfreuen sich die heimischen Familien der heitern Umgebung und grüßen freundlich die auf den Alleen der planirten Wälle Lustwandelnden. — Mehr als 160 Häuser fanden bereits seit 1828 auf den durch Abtragung der Mauern, Wälle und Thore gewonnenen Räumen ihre Entstehung; kurz Sangerhausen gewährt in der mannichfachsten Beziehung ein erfreuliches wohlthuendes Zeugniß für die heilbringenden Folgen einer langen, segensreichen Friedensdauer, für das zeitgemäße Fortschreiten in allen Zweigen der Cultur und für den hohen Werth einer mildschirmenden, weisen und alles Gute fördernden Landesregierung. Sollte aber jemand daran zweifeln, daß die Bewohner von Sangerhausen das Heil ihrer Gegenwart zu schätzen wissen, der finde sich am 3. August, am Geburtstag Friedrich Wilhelms III., dort ein; und in dem Jubel, mit welchem Alt und Jung diesen Tag begrüßt, in der sinnigen Feier desselben, in den Segenswünschen für Preußens König und sein ganzes Haus, und in den Ausbrüchen der Freude und Herzlichkeit, wird er die Ueberzeugung erlangen, daß Patriotismus, Treue und fester Bürgersinn daselbst Wurzel geschlagen haben und erfreulich gedeihen; gedenkt er aber der rüstigen, kräftigen Männer, welche sich vor mehr als 200 Jahren mit mannlicher Wehr aus der Bürgermitte um ihren Landesherrn schaarten, so weile er auf der vortrefflich organisirten und wohlgeübten Jäger-Compagnie von Sangerhausen, als auf den Kern seiner Bürgerschaft, und erkennen wird er in ihr die würdigen, vielfach veredelten Sprößlinge jenes alten festen Stammes, wohl vertraut mit Wehr und Waffe zum Ernst für den Fall der Noth, wie zur Verherrlichung festlicher Gelegenheiten, auch in der verfeinerten Hülle zeitgemäßer Civilisation, noch immer erfüllt und beseelt von jenem offenen, zuverlässigen Geist und jenem biederen Vertrauen erweckenden Sinn, welcher von je des Thüringerlandes Bewohner characterisirt.

Friedrich von Sydow.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

Inhaltsverzeichniß des zweiten Bandes.

Pagina.

Stadt und Schloß Sondershausen, von Fr. von Sydow (mit 2 Abbildungen) . . . . . 5.
Steinbach, von Ludwig Storch . . . . . 33.
Die Luthersbuche und der Luthersbrunnen, von demselben . . . . . 36.
Sagen vom Altenstein und der Umgegend, von demselben . . . . . 41.
Schloß und Stadt Blankenburg am Harze, von W. Schönichen (mit Abbildung) . . . . . 53.
Wartburg, von Ludwig Storch (mit Abbildung) . . . . . 77.
Das Dorf und Kloster Mallerbach, von Reinecke . . . . . 95.
Dornburg — Stadt und Schloß, von R. Hahnemann (mit Abbildung) 97.
Der Scharzfels und seine Umgebungen, von C. Duval (mit Abbildung) (Steinkirche — Einhornloch — Königshütte — Römerstein — Weingartenhöhle) . . . . . 103.
Die Tretenburg, von Fr. von Sydow . . . . . 129.
Die Sage von Luthart und der Ilmnixe, von Heinr. Döring . . . . 133.
Der Fabrikort Scherrenberg unweit Osterode . . . . . 136.
Der Fürstenbrunnen und der Luthersborn bei Jena, v. R. Hahnemann 142.
Burgscheidungen, von Nebe (mit Abbild.) . . . . . 145.
Die Marmormühle bei Rübeland, v. W. Schönichen (mit Abbildung) . 163.
Das Kloster Naundorf, von Reinecke . . . . . 166.
Hohegeiß, von F. Ziegeler . . . . . 168.
Die Lauenburg, von Heinr. Döring . . . . . 171.
Greiffenberg, Kirchberg und Windberg, von demselben . . . . . 176.
Das Dorf Ringleben und der in seiner Feldflur vormals befindlich gewesene Königsstuhl, von Bleichrodt . . . . . 182.
Die Saline Dürrenberg, von Trautmann . . . . . 189.
Kiffhausen, von Hesse (mit Abbildung) . . . . . 193.
Die Gleichen bei Göttingen, von H. E. R. Belani . . . . . 205.
Lauchstädt, von Trautmann . . . . . 210.
Himmelgarten, von C. Duval . . . . . 211.
Steigerthal, von demselben . . . . . 213.
Die Sage von dem verwünschten Vogelsteller in den Teufelslöchern bei Jena, von Heinr. Döring . . . . . 219.
Schwarzburg, von Hesse (mit Abbildung) . . . . . 225.
Stadt und Schloß Stolberg, von Schönichen (mit Abbildung) . . . 243.
Paulinzelle, von Hesse (mit Abbildung) . . . . . 256.
Sangerhausen, von Fr. v. Sydow . . . . . 274.

Thüringen und der Harz.

Berichtigtes alphabetisches Verzeichniß
der
jetzt thätig theilnehmenden Herren Mitarbeiter.

Bechstein (Ludwig), Cabinets- und Oberbibliothekar in Meiningen.
Belani (H. C. A. pseud.), in Potsdam.
Bleichrodt, Bauinspector in Frankenhausen.
Braungard, Bürgermeister und Lieutenant a. D. in Quedlinburg.
Bube (Adolf), Oberconsistorial-Secretair in Gotha.
Buddeus (Theobald), stud. theol. in Gotha.
Bürk (August), Schriftsteller in Weimar.
Duval (C.), Litter. in Großbodungen.
Ende, Candidat der Theologie in Kloster Donndorf.
Gärtner, Justizamtmann in Hasselfelde.
Gerber, Director des Lyceums in Sondershausen.
Gottschalk, Hofrath in Dresden.
Grüning, Oberpfarrer in Göllcda.
Hahnemann (Robert), Gerichtssecretair in Triptis.
Heringen (Gustav von), Kammerherr und Consistorialrath in Coburg.
Hesse, Doctor, Hofrath und geh. Archivar in Rudolstadt.
Hofmeister, Pastor in Kleinschmalkalden.
Hoffmann, (Fr.), Hofprediger in Ballenstädt.
Hohbohm, Pastor in Biesenrode.
Kegel, Candidat in Teistungen.
Lessing, Adjunct in Kloster Donndorf.
Nebe, Pastor in Roßleben.
Nehse, Gastgeber auf dem Brocken.
Pfister, Superintendent in Weißensee.
Reinecke, Candidat in Jena.
Rümpler, Canter in Kammerforst.
Schönemann, Doctor, Oberbibliothekar in Wolfenbüttel.
Schönichen, Pastor in Bernburg.
Schöpfer, Doctor in Quedlinburg.
Schwerdt, Pfarrer in Neukirchen bei Eisenach.
Stamm, Professor in Braunschweig.
Storch (Ludwig), Doctor in Gotha.
Sturm (C. A. G.)
Sydow (Friedrich von), Major in Sondershausen, Redacteur des Werks.
Trautmann, Candidat in Querfurth.
Wachter, Professor in Jena.
Ziegler, Candidat in Hasselfelde.

Thüringen und der Harz,

mit ihren

Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden.

Historisch-romantische Beschreibung

aller

in Thüringen und auf dem Harz

vorhanden gewesenen und noch vorhandenen

Schlösser, Burgen, Klöster, merkwürdigen Kirchen und anderer Gebäude; Fabrikörter, Bergwerke, Ruinen, Höhlen, Denkmäler, malerischen Gegenden und sonst beachtenswerther Gegenstände aus dem Reiche der Geschichte und Natur.

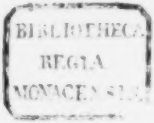
Dritter Band,

mit 12 Abbildungen.

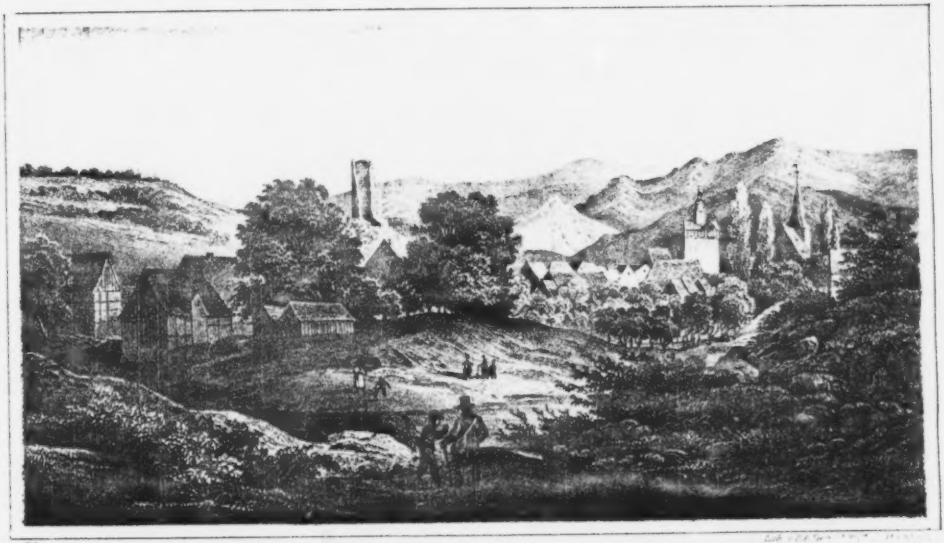
Sondershausen 1840.

Druck und Verlag von Friedrich August Eupel.

Germ 4 480 m
/ 3



m 2e 16



Osterode.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Osterode.

Weh, wenn sich in dem Schoß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhülfe schrecklich greift.
Fr. v. Schiller.

Auf einem Hügel an der westlichen Seite des Harzes stand vor grauen Jahren das Bild einer Göttinn, Ostera geheißen. Sie mag die Gottheit des strahlenden Morgens, des aufsteigenden Lichts (ἠώς, aurora), gewesen sein, eine freudige heilbringende Erscheinung, deren Begriff leicht für das Auferstehungsfest des christlichen Gottes verwandt werden konnte. Die Verehrung dieses höhern Wesens der heidnischen Götterwelt mußte weit verbreitet sein und tiefe Wurzel geschlagen haben, daß die eifrigen Bekehrer den verhaßten Namen dulden und auf eines der höchsten christlichen Jahresfeste anwenden mußten. (cf. Grimm: deutsche Mythologie p. 181. 349.) Die Gründe, welche Johann Wolf und Andere gegen die Göttinn Ostera vorbringen, sind nicht stark genug, deren Existenz zu leugnen und die vielen heidnischen Gebräuche, welche sich unter uns erhalten haben, sprechen nur zu deutlich für ihre einstige Verehrung. In vielen Städten, Flecken und Dörfern des deutschen Landes wird, noch heute, gegen Abend des ersten Ostertages auf Bergen und Hügeln ein großes Feuer aus Stroh, Rasen und Holz, unter Zulauf und Frohlocken des Volks jährlich angezündet. Alle Gebirge, alle Berggipfel im Umkreis leuchten, und es ist gewiß, daß sich diese Feuer auf den Cultus der heidnischen Ostera beziehen. Ihren Namen und ihre Feuer verlegte man, nach Bekehrung der Sachsen, auf das christliche Fest. Nach dem lange fortdauernden Volksglauben thut die Sonne, in des ersten Ostertages Frühe, so wie sie aufgeht, drei Freudensprünge; sie hält einen Freudentanz, wenn sie untergeht. Wasser, das am Ostermorgen vor Sonnenaufgang stromabwärts und stillschweigend geschöpft wird, ist, gleich dem weihnächtlichen, heilig und

heilkräftig. Auch hier scheinen heidnische Vorstellungen auf christliche Hauptfeste übergegangen. Weißgekleidete Jungfrauen, die sich auf Ostern, zur Zeit des einkehrenden Frühlings, in Felsklüften oder auf Bergspitzen sehen lassen, gemahnen an die alte Göttinn, deren Bild, wie schon gesagt, auch auf einem Hügel an der westlichen Seite des Harzes verehrt wurde. Als aber Bonifaz, der Besieger so vieler Heidengötter, auch in diese Gegend kam, floh die rosenfingrige Göttin scheu in das Dunkel der undurchdringlichen Harzwälder. An der Stelle aber, wo Ostera verehrt worden war, stieg später eine Burg empor, deren Ruinen noch heute stark und trotzig in das Thal herabblicken. Sie soll vom Sassenherzoge Bruno um das Jahr 843 erbaut worden sein, der, wie Einige glauben, auch die Stadt Osterode gründete, die anfänglich nach seinem Namen Brunosrode hieß. Später nannte sich nach derselben das längst ausgestorbene Geschlecht der sogenannten alten Herren von Osterode. Als Graf Werner I. von Lauterberg im J. 969 mit Tode abging und seine fünf Söhne sich in seine Besitzungen theilten, erhielt der Aelteste derselben, der ebenfalls Werner hieß, Osterode. Er wurde, vermöge seiner Erstgeburt, zum Schirmvogte über das Kloster Pöhlde ernannt und residirte auf der alten Burg. Hier und da werden die Herren von Osterode nun genannt, besonders in Urkunden des Klosters Pöhlde. Als der Kaiser Lothar im J. 1130 einen Reichstag zu Braunschweig hält, erscheint auch Werner von Osterode. Söhne und Brüder von ihm waren Lüder und Burchard von Osterode, welche in einer Schenkung, die der Bischof Rudolf zu Halberstadt dem Stifte Hamersleben machte, mit angeführt werden. Basilius von Osterode befand sich in Kaiser Otto IV. Umgebung und wird in vielen Urkunden als Zeuge aufgeführt. Er hatte 3 Söhne: Basilius und Günzel von Osterode und Basilius von Windhausen. Letzterer erhielt vom Vater Schloß und Dorf Windhausen und war sehr tapfer und kriegliebend. Die andern beiden Brüder werden als Zeugen aufgeführt, als Graf Burchard von Lauterberg, der Krauskopf genannt, die Advocatur von Pöhlde an dies Kloster verpfändete. Es kommen noch mehrere Herren von Osterode in der Geschichte des Stifts Pöhlde vor, ohne daß sie sich jedoch besonders ausgezeichnet hätten. Der Letzte der alten Herren von Osterode aus der Lauterbergischen Linie war Hermann. Er gerieth im J. 1143 mit dem Abt von Gernrode in einen ernsten Streit und wurde deswegen von dem Bischofe von Mainz in den Bann gethan. Der Bannstrahl erschütterte den Herrn von Osterode so, daß er in ein schweres Siegthum verfiel und noch in demselben Jahre auf dem Schlosse Herzberg starb. Seine entseelte Hülle wurde zu Pöhlde in die gräfliche Capelle gebracht und da er keine Erben hinterließ, so wurde, nach alter Sitte, zugleich mit ihm sein Helm und Schild in die Gruft gelegt. Das Wappen dieses Geschlechts war sehr einfach. Es enthielt drei schwarze Rauten in silbernem Felde. — Die Burg fiel nun an Heinrich den Löwen, der oft auf derselben verweilte; dann wird sie nicht wieder erwähnt bis zum J. 1332, wo dieselbe ein

Balduin de Piscina bewohnte. Wann sie zerstört oder verlassen wurde, weiß man nicht. Ein halbeingefallener, mächtiger Thurm, das bedeutendste Stück der Ruine, und einiges andere Gemäuer, zeugen von dem, was sie gewesen und noch Jahrhunderte wird sie den Stürmen, die sie umbrausen, muthig trotzen. Einsam und von den Menschen verlassen blickt diese „alte Burg", wie sie in der Umgegend heißt, in die Gegend hinaus, nur noch von einer gespenstigen Jungfrau bewohnt, über welche sich eine Sage im Munde des Volkes erhalten hat.

Es war an einem Sonntag in der Frühe, als ein armer Leineweber der Stadt Osterode zuwanderte. Der Morgen hob heiter lächelnd sein rosiges Antlitz über die grünen Berge, balsamische Frische schwebte über den Thälern und Tiefen, die Gipfel der waldigen Höhen schwammen in bläulichem Duft und die bethauten Waldblumen funkelten im goldnen Sonnenglanz. Der Gesang der Vögel schallte aus dem Dickicht, leiser Glockenklang wehte aus den Thälern herauf, — über der ganzen Gegend schwebte ein milder, seliger Friede. Der Wanderer war lange, ohne auf die Schönheit des Morgens zu achten, vorwärts geschritten, denn ein tiefer Kummer belastete sein Herz. Ein geliebtes Weib lag ihm daheim krank, sechs hungrige Kinder harrten, sammt der Mutter, sehnlich seiner Wiederkehr und — mit leeren Händen kehrte er zu den Seinigen zurück. Ein reicher Vetter, von dem er Hilfe erwartete, hatte ihn mit harten Worten abgewiesen und der weite Weg zu dem Fühllosen war umsonst gethan und die Zukunft lag düster und nebelvoll, wie ein Gedicht Ossians, vor ihm. Als aber die Sonne höher emporstieg, als die ganze Natur um ihn her blühte und duftete, der Bach murmelte, die Vögel fröhlich zwitscherten, da wurde auch er ruhiger. Denn wenn das Morgenlicht sich zeigt, ist jedem gedrückten Gemüthe die Last minder fühlbar und diese Erfahrung sollte uns glauben machen, während der Nacht hätten wirklich boshafte, neidische Gnomen Gewalt über den Menschen, über dieses Zwitterwesen, welches mitten inne zwischen Erde und Himmel lebt, und diese hämischen Erdgeister schlüpften scheu in ihre Spelunken, sobald der erste Lichtstrahl, wie ein überirdischer Freund, den schwachen Adamskindern zu Hilfe käme. „Wie schön, wie herrlich," dachte er, umherschauend, „ist doch Deine Schöpfung, o Gott — und welch verhängnißvolles Geheimniß ist es, das nur den Menschen allein so oft ausschließt von jenem allgemeinen Genuß. Warum quält nur Er sich im Staube, und sorgt ängstlich für seinen Unterhalt, während doch alle Vögel so freudig singen und die Blumen so harmlos duften, unbekümmert um den folgenden Tag? Warum bin ich nicht getrost wie sie? Warum vertraue ich nicht meinem Gott? Kleidet er nicht die Lilien des Feldes? Hält er nicht unsere Tage in seiner Hand? Zwar bin ich von der Welt und den Menschen verlassen und weiß nicht, welcher Rabe mir und den Meinigen heute Speise bringen wird, — aber doch werde ich nicht sterben, sondern ferner leben und ferner athmen!

Hoff', o du arme Seele,
Hoff' und sei unverzagt!
Gott wird Dich aus der Höhle,
Da Dich der Kummer plagt,
Mit großen Gnaden rücken,
Erwarte nur die Zeit:
Es wirst Du schon erblicken
Die Sonn' der schönsten Freud'.

Auf, auf! Gib Deinem Schmerze
Und Sorgen gute Nacht.
Laß fahren, was das Herze
Betrübt und traurig macht!

So sang der Ermuthigte und hätte wahrscheinlich noch weiter gesungen, wenn ihm nicht eine fremdartige, glockenhelle Stimme einen guten Morgen zugerufen. Der Sänger blickte nach der Gegend hin, aus welcher der Zuruf erscholl und stand wie festgezaubert bei dem Schauspiele, das sich ihm darbot. An den Wellen des Baches, der am Wege dahinmurmelte, saß nämlich eine weißgekleidete Mädchengestalt und badete die wundernetten, kleinen Füße, die rund und voll und weiß wie Marmor den Leineweber anleuchteten, daß er sich nicht erinnern konnte, je etwas Schöneres gesehen zu haben. Ehe er sich von seinem Staunen erholen konnte, stand die schöne Fremde schon vor ihm und sprach mit der wohllautendsten Stimme, die er jemals gehört hatte: „Du sangst da eben ein schönes Lied, das so recht für Bekümmerte gemacht ist. Möge Jedem, der es in seinem Unglück singt, die Hilfe so nahe sein wie Dir, denn wisse, Du bist zur glücklichen Stunde dieses Weges gekommen. Nur einmal im ganzen Jahre ist es mir erlaubt, hier an dieser Stelle zu weilen und wer mir da begegnet und es verdient wie Du, den mache ich glücklich, wenn ihn Reichthum glücklich machen kann. So höre denn: Wenn die Mitternachtsglocke die zwölfte Stunde verkündigt, so verlaß Deine Hütte und geh schweigend den Berg hinan auf welchem die Trümmer der alten Burg Osterode stehen. Zwischen den eingesunkenen Mauern wirst Du eine Blume erblicken, die pflücke Du ab und sogleich wird Dein Auge alle die Schätze erschauen, welche der Schoß des Burgberges verbirgt und von welchen Du nehmen magst, so viel Dir beliebt. Jetzt gehe Deines Weges und bringe Deinem treuen Weibe Trost und Hoffnung. Meine Zeit ist verronnen!

Der Leineweber hatte kaum Zeit gehabt, die schöne, schlanke Gestalt mit dem blassen, liebäugen Antlitze, der durchsichtigen, feinen, wie aus sanften Mondlicht gewebten Haut, dem großen, blauen, schwermüthigen Augenpaar und den langen, goldnen Locken, recht zu betrachten, als sie schon seinen Augen auf unbegreifliche Weise verschwunden war.

Wunderbar ermuthigt setzte er seinen Weg fort, denn oft schon hatte er von Freunden und Bekannten erzählen hören, wie oben in den wüsten Trümmern der alten Burg eine schöne stille Jungfrau hause, die zuweilen den Menschenkindern erscheine und sie nur selten unbeschenkt entlasse. Mit frohen Hoffnungen näherte er sich der Hütte, in welcher sein bleiches Eheweib mit dem Häuflein der Kinder bereits ungeduldig seiner Rückkunft entgegen gesehen hatte. Er erzählte. Die Kranke staunte und Beide vergaßen ihr Elend und harrten ungeduldig der Stunde, mit welcher eine neue, schönere Epoche ihres Lebens beginnen sollte, ein Leben voller Lust und Sonnenschein. Mit bleiernen Füßen schlich die Mitternacht endlich herbei und der Leineweber erhob sich, um bei dem ersten Schlage der Thurmuhr auf dem Platze zu sein, drückte noch einen Kuß auf die blassen Lippen seines Weibes und wanderte hoffend und bangend hinaus. Es war eine herrliche, stille Nacht. In der Tiefe der Landschaft schlug die Wachtel im Waizenfelde. Man hörte deutlich in der Ferne die Räder der Mühlen rauschen. Der Vollmond schien tageshell am wolkenlosen Himmel. Die malerische Ruine der Burg setzte sich dunkel ab gegen die tiefblaue Luft, nur die Zinnen des hohen, einsam sich erhebenden Thurmes erschienen im Lichte der Sommernacht magisch versilbert. Noch hatte der einsame Wanderer die Hälfte des Burgberges nicht erreicht, als die Uhr der Stadt bereits die zwölfte Stunde verkündete und mit ihrem dumpfen, feierlichen Schalle das Herz des Leinewebers elektrisch durchzuckte. Die Glockenschläge in der Nacht haben etwas eigen Rührendes, Ergreifendes. Ach, wenige schwärmend Fröhliche ausgenommen, dringen sie ja nur in das Ohr des Unglücklichen. Dem leidenden Kranken, der das Licht des Tages ersehnt, dem wachen Herzen des Hoffnungslosen, der sein Kissen mit Thränen netzt, der verzweifelnden Liebe am Sterbelager des Geliebten erschallt ihr Klang. Für sie bezeichnen diese Töne den Gang der Zeit, die der Glückliche schlummernd und träumend nicht mißt. Bewegt und heimlich schauernd schlich er in die Ruine hinein. Ein sonderbarer Glanz strahlte ihm aus einem Gewölbe entgegen und als er dem magischen Lichte folgte, sah er, daß eine glänzende weiße Lilie, die aus dem Steinboden emporgesproßt war, den hellen Schein verbreitete. Im Hintergrunde der Halle aber saß die schöne, bleiche Jungfrau, geschmückt mit einem silbergrauen Gewande und einen Kranz von weißen Rosen in den blonden Locken. Sie schlug die dunkelblauen Augen auf und heftete sie mit Freundlichkeit auf den Eingetretenen, winkte ihm zu, näher zu treten und die strahlende Blume zu pflücken. Der Leineweber that, wie ihm geheißen und brach mit zitternden Händen die Lilie ab. Kaum war sie in seinen Händen, als ein furchtbares Dröhnen im Innern des Berges entstand, der Boden dicht neben seinen Füßen versank krachend in die Tiefe und hervorstieg in rother Gluth ein gewaltiger Kessel, bis an den Rand angefüllt mit funkelnden Goldstücken. Es bedurfte einer nochmaligen Ermahnung von Seiten des blassen Burgfräuleins, ehe sich der staunende Arme von seiner Ueberraschung er-

holen und die Taschen und den Hut mit den glänzenden Münzen füllen konnte. Mit tiefen Bücklingen verließ er die Halle, langte glücklich in seiner Hütte an und als die frühe Morgensonne den Hausaltar des Leinewebers vergoldete, fand sie zwei frohe Menschen, die, eingedenk der frühern drückenden Armuth, mit einander sorgfältig überlegten, was mit dem unerwarteten Segen anzufangen sei, um in Zukunft ein heiteres und sorgenfreies Leben zu führen. Das Ergebniß ihrer langen Berathung war, daß sie ihre bisherige, armselige Wohnung verließen, ein neues, schönes Haus erkauften und in Stille und Fleiß glückliche Tage verlebten. Alljährlich aber an dem Tage, an welchem sie ihr Glück gefunden, wanderten sie hinauf nach der alten Burg und dankten dem, wenn auch nicht sichtbaren, Burgfräulein für die Gründung ihres Glücks.

Daß sich im Innern des Burgberges Schätze befinden, scheint in der That nicht unwahrscheinlich, wenn es wahr ist, was mir ein alter Bürger von Osterode erzählte, daß man nämlich dort sehr häufig Münzen finde, welche die Maulwürfe auswühlten und daß er selbst mehrere dergleichen gehabt, von denen einige rund, andere viereckig gewesen seien.

Die Stadt Osterode wurde nicht lange nach Erbauung der Burg gegründet, erhielt unter Heinrich dem Finkler Mauern, kam, sammt der Burg, an die Grafen von Lauterberg und nach deren Aussterben an Heinrich den Löwen. Als das Haus der Welfen in zwei Hauptlinien zerfiel, in die Braunschweig-Wolfenbüttelsche und die Braunschweig-Lüneburgsche, erhielt Braunschweig-Wolfenbüttel Osterode und oft hielten sich die Herzöge in der Stadt auf. Im J. 1617 erhielt Herzog Christian von Lüneburg-Celle die Stadt und als dieser 1633 starb, folgte ihm August der Aeltere in der Regierung. Dieser erbte im folgenden Jahre das Fürstenthum Kalenberg-Göttingen und gab es seinem Bruder, Georg von Lüneburg, der nun seine Residenz in Hannover aufschlug. Als August mit Tode abging und sein Bruder und Nachfolger Friedrich ebenfalls bald starb (1648), fiel auch Osterode an die in Hannover residirende Linie und ist von der Zeit an auch dabei geblieben. (cf. von Rohr: Merkwürdigkeiten des Oberharzes. Gatterer: Anleitung den Harz zu bereisen. Honemanus: Alterthümer des Harzes und Dr. Renners Nachrichten und Notizen von der Stadt Osterode.) Da die Tendenz unsers Werkes verbietet, den Lesern mit trocknen Zahlen und Nomenclaturen beschwerlich zu fallen und die Geschichte der Stadt nicht viel Interessantes darbietet, so eilen wir gleich bis zum J. 1510, in welche die Ermordung des Bürgermeisters

Heiso Freienhagen

fällt, dessen Geschichte reichlichen Stoff zu einem historischen Romane darbietet. Der Hergang der Sache war folgender:

Ein junger Bürger, Jakob Lurdes mit Namen, saß im Anfange des genannten Jahres in einem Gasthause beim Trunk. Draußen schüttete der Winter seine gefrorenen Schneeflocken recht unge-

berdig an die Fenster, wild rauschte der Sturm, finstere Gewölke wälzten sich von den Höhen des Harzes herab, entrollten ihre undurchsichtigen Schleier und verhingen die Ampel des Himmelsgezeltes. Jedes lebende Wesen suchte bei dem Unwetter ein schützendes Obdach und auch eine Gesellschaft von Männern und Frauen, welche zu Schlitten aus dem Innern des Gebirges kam und gesonnen war, das ebene Land zu besuchen, sah sich genöthigt, in dem Gasthause, wo Jakob Lurdes mit andern jungen Burschen verweilte, einzukehren. Lurdes, vom Weine erhitzt, drängte sich mehr, als es der Anstand erlaubte, an die Schönste der angekommenen Schönen. Der Bräutigam derselben verwies dem jungen Osteröder Brausekopfe seine Zudringlichkeit mit kurzen, derben Ausdrücken, und da Jakob Lurdes seinen Gegner nun mit Schmähungen überhäufte, versetzte ihm derselbe einen gewaltigen Schlag über den Kopf. Dies war das Signal zu einem allgemeinen Kampfe. Die Fremden schaarten sich um ihren Freund und vertheidigten ihn gegen die Zechgesellen des Lurdes, die sich wie hungrige Tiger auf ihn warfen. Die Schenkstube ertönte nun von dem Rufe des Zorns, dem Frohlocken der Sieger, dem Geschrei der Verwundeten, dem Stöhnen der zu Boden Geworfenen. Durch die zerschmetterten Fensterscheiben drang der Lärm hinaus auf die Gassen und rief die Nachbarn und die Wächter der Stadt herbei, bewaffnete Bürger drangen in das Gemach und rissen die blutgierigen Streiter mit Gewalt auseinander, geboten Frieden und stellten endlich mit großer Mühe die vorige Ruhe und Ordnung wieder her.

Die Fremden waren aber nicht zufrieden, den Platz behauptet zu haben und ihre Gegner genöthigt zu sehen, das Gasthaus zu verlassen. Sie drangen bei dem Bürgermeister Heiso Freienhagen auf Bestrafung des Lurdes, der den Streit begonnen, und der Consul, ein ernster, gerechter Mann, untersuchte die Sache streng und ließ den Jakob Lurdes, obgleich er ihn aus der Taufe gehoben, zur Strafe seines rohen Uebermuthes, in das Gefängniß werfen.

Der wilde Lurdes war schon oft seiner unbesonnenen und tollen Streiche halber von Freienhagen hart angelassen worden und daher dem wackern Manne herzlich feind; sein Haß erreichte aber in dem dumpfen Gefängnisse, in welchem er wie ein eingesperrter Löwe tobte, den höchsten Grad und er schwur, fürchterliche Rache zu nehmen. Auch der Vater des Eingesperrten, Christian Lurdes, der ein Mitglied des Stadtraths war, fühlte sich in seinem Sohne beschimpft und war über Freienhagens Strenge ungemein erbittert. Kaum war daher der ungerathene Jakob wieder auf freien Fuß gestellt, als Vater und Sohn gemeinschaftlich versuchten, den Bürgermeister auf alle Weise zu kränken und ihn, wo möglich, zu stürzen. Lange scheiterten alle Versuche an der eisernen Rechtschaffenheit und Geradheit Freienhagens. Es war dem besonnenen, redlichen Manne auf keine Weise beizukommen und alle Pfeile, welche die Rachgierigen gegen ihn schmiedeten, prallten wirkungslos ab und würden auch ferner ohne Erfolg geblieben sein, wenn nicht Freienhagen gezwungen

worden wäre, auf die gegen ihn gerichteten Anfeindungen zu achten.

Eine junge, leichtsinnige Schöne nämlich, welche nach Einigen an einen Kaufmann Thomas, nach Andern an einen Cimermacher Helmbold verheirathet war, pflog, ihren alten Menelaos täuschend, heimlichen Umgang mit Jakob Lurdes. Sie war einst von Freienhagens Gattin beleidigt worden und athmete daher, gleich ihrem Liebhaber, die glühendste Rache gegen das Geschlecht des Bürgermeisters. Beide kamen daher überein, das Gerücht unter die Leute zu bringen, als sei die Frau Bürgermeisterin ihrem Gatten nicht treu, indem sie ganz gewiß hofften, daß dieses Gerücht zu Freienhagens Ohren dringen, sein häusliches Glück untergraben und sein Leben vergiften würde. Heiso wurde auch in der That gar bald von dem Gerede der Leute in Kenntniß gesetzt, denn es liegt in der Natur der gewöhnlichen Menschenart, unter dem Scheine einer falschen Theilnahme das Böse und Verwundende dem Betreffenden nicht vorenthalten zu können; aber er verachtete das elende Geschwätz, da er von der Unschuld seiner Gattinn fest überzeugt war. Einige Mitglieder des Magistrats waren jedoch mit der Gleichgiltigkeit ihres Vorgesetzten keineswegs zufrieden, meinten, es mache einen üblen Eindruck auf die Bürger, wenn das Haupt der Stadt sich ungestraft beschimpfen lasse und drangen darauf, daß die Sache streng untersucht werde. Freienhagen sah sich nun, so unangenehm es ihm war, in die Nothwendigkeit versetzt, einer Sache seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, die er stolz verachtet hatte, um aber nicht Richter in eigner Angelegenheit zu sein, übertrug er die Untersuchung den übrigen Gliedern des Stadtrathes, die denn auch eifrig dem unlautern Quell, aus dem die böswillige Verleumdung entsprungen war, nachforschten und bald den jungen Lurdes und die Ehefrau des Thomas als Urheber derselben vor Gericht forderten. Obgleich Letztere leugnete und Lurdes vorgab, nur in Folge eines Rausches die ungeziemenden Worte gegen Freienhagens Gattinn ausgestoßen zu haben, wurden Beide dennoch des bösen Leumunds schuldig befunden und verurtheilt, auf öffentlichem Markte einige Stunden an das Halseisen gelegt zu werden.

Der edle Freienhagen, der nicht Zeuge der Schande und Beschämung seiner Verfolger sein wollte, eilte ins Freie, während sich die Bevölkerung Osterodes um die beiden an den Pranger Gestellten versammelte. Die schöne Sünderin, die vor Wuth und Scham vergehen wollte, wurde von ihren zahlreichen Freunden und heimlichen Anbetern herzlich bemitleidet, die Zechgesellen des Jakob Lurdes aber brachen in laute Verwünschungen gegen den Bürgermeister aus, nannten ihn ungerecht, mißhandelten die Gerichtsdiener, als die Vollstrecker ungerechter Urtheile und führten den Lurdes, als er endlich freigelassen wurde, in Triumph nach der Schenke. Hier, vom Wein erhitzt, wurde Freienhagens Verderben beschlossen, ein Haufen Gesindel, das mit des Bürgermeisters Strenge unzufrieden war, schloß sich den Verschworenen an und mit lautem Toben und wildem Waf-

fengelärm durchzogen ſie die Gaſſen und der Menſchenknäuel wuchs mit jeder Minute und wälzte ſich, gleich einer Verderben ſchwangern Lawine, dem Marktplatze zu, ſtürmte in Freienhagens Haus und verließ es nur dann erſt wieder, als er ſich überzeugt hatte, daß der Verhaßte nicht anweſend ſei. In der Meinung, daß er ſich geflüchtet habe, zerſtreute ſich der tobende Haufe und begann nun, die benachbarten Häuſer zu durchſuchen.

Freienhagen wandelte während der Zeit ſinnend in der Gegend umher, die in dem ſchönſten Schmucke des Frühlings prangte, und ahnte nichts von dem, was ſich im Innern der Stadt begab. Da ſtürzte der alte Stadtſchreiber Bertram, ein dem Conſul ſehr ergebener Mann, aus dem Thore, meldete ihm keuchend den ganzen Verlauf der Sache und bat ſeinen verehrten Vorgeſetzten dringend, ſo ſchleunig als möglich die Flucht zu ergreifen. Freienhagen wollte aber weder feige entfliehen, noch die Seinigen ohne Schutz der rohen Wuth des empörten Volkes überlaſſen, und wandte ſeine Schritte der Stadt zu, ſo ſehr auch der ehrliche Graukopf bat, ſeinen Bitten Gehör zu geben. Noch wenige Schritte vom Thore entfernt begegnete ihm jedoch ein von ſeiner Gattinn abgeſendeter Bote, der ihm berichten mußte, daß ſie, von einigen wackern Bürgern geſchützt, unangetaſtet geblieben und daß man nur ihn als Opfer der Rache ſchlachten wolle; er ſolle daher unter keiner Bedingung eher in die Stadt zurückkehren, bis ſie ihm die Beruhigung der aufgeregten Gemüther gemeldet habe. Komme er dennoch jetzt in die Stadt, ſo ſei ſein Tod gewiß, ohne daß er dadurch die Lage der Seinigen beſſere. Er möge ſich alſo ſo lange an einen ſichern Ort begeben, bis die ruhigen und beſonnenen Bürger die Oberhand gewonnen hätten. — Dieſe Botſchaft bewegte den Bürgermeiſter, der Stadt, die er ſo lange beherrſcht, den Rücken zu kehren und er that dies um ſo eiliger, als ſein ſcharfes Auge aus dem Thore der Stadt einen ſtarken Haufen Bewaffneter hervorbrechen ſah, der offenbar nichts Anderes beabſichtigte, als den Flüchtigen einzuholen. Schnell eilte er in das Gebüſch und obwohl die Nachſetzenden mehrere Male dicht an ſeinem Verſteck vorüberzogen, blieb er doch unbemerkt, wartete aber mit pochendem Herzen und großer Ungeduld auf das Sinken der Sonne und den Eintritt der Dämmerung. Endlich ſank die Sonne hinter den waldigen Bergen im Weſten hinab, und nun ſchlich Heiſo, in den Mantel der Nacht gehüllt, auf dem Wege nach Herzberg dahin. Er erreichte es glücklich und Herzog Philipp der Aeltere von Grubenhagen, der ſich auf dem Schloſſe aufhielt, ſandte mit dem erſten Grauen des Morgens einen Reiterhaufen nach Oſterode, deſſen Anführer die Bürger bei der ernſtlichſten Ungnade zur Ruhe und zum Gehorſam gegen Freienhagen auffordern ſollte. Obwohl die aufgeregten Bürger die Reiter nicht eingelaſſen, ſondern ihnen nur das herzogliche Schreiben abgenommen hatten; ſo äußerte Freienhagen dennoch Verlangen, zu Weib und Kind zurückzukehren. Der Herzog erwiderte: Es ſind viele böſe Buben in der Stadt, ſie ſollten wohl von Neuem einen Aufruhr erwecken und unbeſcheidentlich mit Dir

umgehen: darum wage es nicht so bald wieder in die Stadt zu gehen! — Und Freienhagen blieb auf dieses weise Wort noch einige Zeit, aber die Unruhe, die Sehnsucht nach Weib und Kind, ließen ihn nicht lange rasten. Er machte sich heimlich auf und ging, fürchtend und hoffend, den Weg dahin. Das Thor war geöffnet, die Wächter starrten ihn zwar verwundert an, ließen ihn jedoch ungehindert passiren und er gelangte unangefochten in ein enges Gäßchen, wo der Stadtschreiber Bertram auf ihn traf. Der alte Mann traute seinen Augen nicht und konnte nicht begreifen, wie sein sonst so umsichtiger Vorgesetzter sich jetzt so unbesonnen mitten unter seine Feinde habe begeben können. Er schilderte ihm mit wenigen Worten den Zustand der Stadt, machte ihm deutlich, daß die Gemüther noch ebenso aufgeregt seien, als vorgestern und bewog endlich den Bürgermeister, daß er sich nicht nach seinem Hause, welches von den wüthendsten Bürgern wohl bewacht war, sondern in Bertrams Wohnung begab, welche nahe am Kesselbrunnen lag. Dort sollte er verborgen bleiben, bis der Herzog Hilfe senden oder die Ruhe wieder eingetreten sein würde. Leider aber war seine Anwesenheit schon kein Geheimniß mehr. Die Wächter hatten seine Ankunft bereits den jetzigen Herren der Stadt gemeldet, die Thore wurden geschlossen und eine genaue Haussuchung angestellt. Auch das Haus am Kesselbrunnen wurde untersucht, der Unglückliche in einem Kasten (nach Andern auf dem Taubenschlage) gefunden und von Jakob Lurdes und seinen Gesellen von der Höhe des Hauses in die Tiefe hinabgestürzt. Nach einer andern Sage wurde er erst auf das Rathhaus geführt, dort in die Spieße der untenstehenden Bürgerschaft geworfen und sein Körper in Stücken gehauen.

Herzog Philipp hatte kaum die Ermordung Freienhagen's, den er sehr achtete, vernommen, als er Kriegsvolk nach Osterode sandte und ein strenges Gericht über die Schuldigen ergehen ließ. Jakob Lurdes und die andern Hauptumultuanten wurden gerädert, viele Andere enthauptet und die minder Schuldigen auf ewige Zeiten aus der Stadt verwiesen. Um den ermordeten Bürgermeister noch im Grabe zu ehren, mußte die Bürgerschaft, die Geistlichkeit an der Spitze, eine feierliche Procession anstellen und Seelenmessen lesen lassen, außerdem auch zur Strafe das schon lange wieder verschwundene Barfüßerkloster an der St. Johanniskirche erbauen und eine Geldbuße von tausend Goldgülden, die jedoch später bis auf zweihundert erlassen wurde, bezahlen. Damit aber die Bürgerschaft nie wieder so eigenmächtig verfahre, wurde auch ein herzoglicher Schultheiß eingesetzt, der in allen Sachen neben dem Rathe handeln und ohne welchen derselbe durchaus nichts unternehmen sollte. Der erste dieser Schultheißen hieß Hanns Ewert und die Stelle ist bis heute beibehalten worden.

Im J. 1576 schien abermals ein Aufstand der Bürgerschaft unvermeidlich, da sie sich weigerte, mehrere neue Steuern zu bezahlen, doch wurde Alles gütlich beigelegt.

Im dreißigjährigen Kriege hatte die Stadt Vieles zu erdulden und zwar nicht allein von den Kriegsvölkern, sondern auch ganz be-

sonders von den sogenannten Harzschützen. Die ganze Bevölkerung des Harzes und der umliegenden Gegenden hatte nämlich schon lange unter dem Drucke der immer mehr steigenden Armuth geseufzt und es war keine Aussicht vorhanden, der Noth abzuhelfen, so lange der Krieg fortdauerte. Dazu gesellte sich eine große Theuerung, die dadurch entstand, daß man die Münzen immer geringhaltiger, anfänglich aus Kupfer und Messing, zuletzt aus Zinn prägte. Ueberall wurde Geld geschlagen und man nannte diese Periode: die Kipper- und Wipperzeit. In derselben entstanden an allen Orten Streitigkeiten, indem Schuldner ihren Gläubigern diese schlechte Münze als gute zuzählen wollten; die Gläubiger aber die Annahme verweigerten, da man für einen alten Thaler zehn neue bekam. Weil das Uebel immer ärger wurde, stieg der Preis der unentbehrlichsten Bedürfnisse zu einer bedeutenden Höhe. Der Nordhäuser Scheffel Weizen galt 6 Thlr., Roggen 5 Thlr. 6 gGr., Gerste 4 Thlr., Hafer 2 Thlr., Erbsen 4 Thlr., Rübsamen 6 Thlr., ein gemästetes Rind 100 Thlr., eine Kuh 50 Thlr., ein Pfd. Rindfleisch 9 gGr., Schweinefleisch 10 gGr., Kalbfleisch 6 gGr., Butter 16 gGr., Speck 16 gGr., 1 Huhn 9 gGr., 1 Schock Eier 2½ Thlr., 1 Hering 3 gGr. u. s. w. Die Gebirgsbewohner befanden sich in der traurigsten Lage und da sowohl feindliche als befreundete Kriegshaufen ihnen das Wenige, was sie besaßen, nahmen; so griffen sie in der Verzweiflung nach den Waffen und schlugen die ungebetenen Gäste, welche sich in die Berge wagten, nieder. Als Tilly von Magdeburg über den Harz nach Erfurt zog, fanden seine Schaaren auf dem Hatze so viel Todte, als wäre daselbst ein Treffen gehalten worden. Das ganze Gebirge war mit bewaffneten Haufen angefüllt, und da sie, von der Noth gedrängt, raubten und mordeten, so nannte man diese sogenannten Harzschützen auch wohl Schnapphähne, Ströder, Buschreiter, Klopper u. s. w. Sie zogen in ansehnlichen Haufen umher, fielen in Dörfer und Städte ein, machten reiche Beute und zogen mit derselben in die Wälder zurück. Auch die Stadt Osterode hatte viel von diesen Harzschützen zu leiden und besonders von der Rotte, deren Führer Hanns Warnecke aus dem benachbarten Eisdorf war. Er wird gewöhnlich

Hanns von Eisdorf

genannt und fügte mit seiner Schaar, die oft einige hundert Mitglieder zählte, der Stadt unsäglichen Schaden zu. Seine Frechheit ging so weit, daß er vor dem Pfingstfeste des Jahrs 1627 der Stadt einen Fehdebrief zuschickte und auch bald darauf einen Bürger, den er auf dem Felde traf, erschlug. Einige Tage später rückte er vor die Stadt, die ihm unentgeldlich Lebensmittel aller Art herausenden und es dennoch mit ansehen mußte, daß er beim Abzuge alle Kühe, Schafe und Pferde, deren er habhaft werden konnte, mit sich fortführte. Vergeblich suchten ihn die Osteröder in ihre Gewalt zu bekommen, es wollte aber lange Zeit nicht gelingen, bis er sich in seiner Kühnheit auf den Jahrmarkt nach Osterode wagte. Er wurde in einem Bierhause (man nennt das Haus, welches jetzt die Nummer 259 führt,)

mit List gefangen genommen. Er verließ sich auf die Jahrmarktsfreiheit, die den Sonntag Nachmittag um 3 Uhr begann und bis den Dienstag Nachmittag um 3 Uhr dauerte. Unbesorgt überließ er sich mit einem einzigen seiner Leute dem Vergnügen, welches das bunte Volksgetümmel darbot und blieb bis Dienstag Nachmittag. Nun ließ er sein Roß satteln und es stand bereits, seines Herrn gewärtig, vor der Thür des Bierhauses, als plötzlich auf geheimen Befehl des Magistrates, die Glocke des Aegidienthurmes den Jahrmarkt schon um ein Uhr ausläutete, da es doch gesetzlich erst um drei Uhr geschehen durfte. Kaum hörte Hanns von Eisdorf die beunruhigenden Töne, so sprang er hinter dem Tische, wo er seinen Platz hatte, empor, um sich auf sein Roß zu schwingen und der drohenden Gefahr zu entfliehen. Die Bürger aber, die in der Wirthsstube befindlich waren und sich zum Theil, mit dem Plane der Obrigkeit bekannt, in der Absicht, ihn zu fangen, eingefunden hatten, ließen ihm nicht Zeit, das Freie zu gewinnen. Sie ergriffen den Tisch, hinter welchen der gefürchtete Hanns, mit dem Rücken an die Wand gelehnt, saß, schoben ihm denselben auf den geharnischten Leib, daß er eingeklemmt war und sich nicht rühren konnte, ergriffen ihn und legten ihn in Bande. Ohne Säumen wurde er nach Celle gebracht, geviertheilt und ein Theil seines Körpers vor Osterode auf der sogenannten Wageloose an einen Pfahl aufgehangen.

Von den Unglücksfällen und Bedrängnissen, von den Feuersbrünsten und Kriegsleiden, welche Osterode von jener Zeit an bis heute erduldet, soll hier nicht weiter geredet werden. Da die Geschichte einer jeden Stadt, eines jeden Dorfes dasselbe enthält oder wenigstens ganz Aehnliches zu berichten hat.

Die Stadt, welche mit Inbegriff zweier Vorstädte und des daranstoßenden Dorfes „die Freiheit", gegen 700 Häuser und 4000 Einwohner zählt, bietet wenig Freundliches. Die Häuser sind größtentheils altmodisch und die Straßen nicht vom Besten gepflastert, nur der mit einem Sprigbrunnen geschmückte Marktplatz ist, wenigstens im Vergleich mit seinen Umgebungen, ziemlich hübsch zu nennen.

Das jetzige Schloß war früher eine Abtei, später die Residenz der Herzöge, jetzt ist es die Wohnung des hiesigen königlichen Justizbeamten. Der neue und der alte Schloßflügel, die Schloßkirche und die Wirthschaftsgebäude schließen einen viereckigen Hofraum ein. In ein entlegenes Kämmerchen dieses sogenannten Schlosses war, wie die Sage ging, der Geist einer Nonne gebannt, die ein schweres Verbrechen begangen und deren Seele im Grabe keine Ruhe hatte. Sie beunruhigte lange Zeit die Bewohner des Schlosses durch ihr nächtliches Toben, ward aber endlich von einem Jesuiten in ein Holzbild gebannt, das nun in ein einsames Gemach eingeschlossen wurde. Jahre vergingen und Niemand wagte dem unheimlichen Orte zu nahen. In neuerer Zeit wagte es ein junger Mann, der von dem Spuke hörte, die Thür zu erbrechen, um das gespenstige Holzbild in Augenschein zu nehmen. Er fand Alles, wie ihm gesagt worden war. Ein unförmliches, mit vielen wunderbaren Schnörkeln versehenes Bild lehnte

in einem Winkel des kleinen Kämmerchens und er bemühete sich, es hinabzutragen in sein Zimmer. Da er nicht vermögend war, es wegen seiner Schwere auch nur von der Stelle zu rücken, eilte er hinweg und kehrte augenblicklich in Begleitung einiger Knechte nach dem Gemache zurück. Vergeblich aber spähte er nach seinem Bilde. Es war auf unerklärliche Weise verschwunden und das Gesinde fürchtete schon, der Spuk werde von Neuem beginnen, allein es hat sich nichts wieder sehen und hören lassen und der Geist der Nonne muß endlich die ersehnte Ruhe gefunden haben.

Neben dem Schlosse steht die Schloß- oder Jacobikirche, früher ein Cistercienfernonnenkloster. Herzog Ernst II. hob es im J. 1558 auf, baute aber den Nonnen ein Haus und gab ihnen, so lange sie lebten, anständigen Unterhalt. Im J. 1751 wurde sie von Neuem aufgebaut, einfach, ohne alle Pfeiler, aber gegen die Länge viel zu schmal. Ein gut gemalter Christuskopf ziert dieselbe und das Altarblatt ist recht wacker in Holz geschnitten. Im J. 1810 fiel in dieser Kirche ein altes Grabgewölbe, der Familie von Minnigerode gehörig, ein und es kamen viele Särge zum Vorschein, in denen goldene Armketten, goldene Ringe und dergleichen gefunden wurden. Die Familie von Minnigerode wurde von diesem Vorfalle in Kenntniß gesetzt, da sie aber schriftlich erklärte, daß sie die gefundenen Gegenstände der Kirche St. Jakobi zu freier Disposition überlasse, dagegen aber auch von den Kosten der Reparatur befreit sein wolle; so verkaufte man die gefundenen Pretiosen, so wie gegen sechzehn Centner Zinn und elf Centner Eisen, wofür man die Summe von 387 Thlr. erhielt. Die Kosten der Reparatur des Gewölbes betrugen 86 Thlr. und einige Groschen und die Kirche hatte also einen unvermutheten Gewinn von 300 Thalern.

Bei dieser Kirche steht das unansehnliche Rathhaus, an dessen einer Ecke eine Kette eingemauert ist, an welcher ein großes Messer hängt. Die Bedeutung desselben ist unbekannt; nach Einigen soll es das Symbol der höchsten Gerichtsbarkeit über Hals und Hand sein. An einer andern Kette hängt ein gewaltiger Knochen, der eine Länge von ungefähr drei Ellen haben mag. Das Volk nennt ihn die Hühnenrippe. Wahrscheinlich ist es die Rippe eines antediluvianischen Riesenthiers, da sonst in den Mergelgruben hiesiger Gegend häufig dergleichen Schätze aufgefunden wurden.

Die Markt- oder Aegidienkirche soll von Bonifaz gegründet worden sein. Sie enthält das in mancher Beziehung merkwürdige Begräbnißmonument der ehemaligen Herzöge von Braunschweig-Grubenhagen, von denen mehrere hier begraben liegen und besteht in einer großen Tafel, die, wie ein Altarblatt, durch zwei Flügel verschlossen werden kann. Auf der Rückseite der Flügel ist Herzog Wolfgang, der es verfertigen ließ, nebst seiner Gemahlinn Dorothea, abgebildet und stehen folgende Worte darunter:

Wolfgang, der hochgeborne Fürst und Herr,
Hat zur Gedächtniß und Ehr

Seinen Eltern und Brüdern fein,
So schon in Gott entschlafen sein;
Dies Epitaphium machen laan,
Damit seine fürstliche Gnade zeigt an,
Gottes Güt' und Allmächtigkeit
Seine Schöpfung, Gewalt, ewige Weisheit
Seine Barmherzigkeit und Mild
Den Gläubigen wird vorgebildt.

Auf der andern Seite sind viele allegorische Gemälde, die Erweckung des Lazarus, die des Jünglings zu Nain, das jüngste Gericht, die Auferstehung der Todten u. s. w. Auf dem Mittelstück der Tafel sind die Epitaphien selbst und zwar für Herzog Philipp I., für seine drei Söhne Ernst, Albrecht und Johann, für einen jungen Herzog Philipp, die Herzoginn Katharine, die Gemahlinn Philipp I., und deren Töchter Elisabeth und Barbara. Herzog Wolfgang ist ebenfalls hier beigesetzt und Rethmeier in seiner braunschweigisch-lüneburgischen Geschichte beschreibt die Feierlichkeiten, welche dabei statt gefunden, mit folgenden Worten:

„Die Leiche des Herzogs Wolfgang wurde am 22. März 1595 von dem Schlosse Herzberg unterm Geläute der Glocken abgeführt, und mit der daselbst gen Schule und etlichen dazu berufenen Predigern und Kirchendienern besungen, auch von Herzog Philipp dem Jüngern und seiner Gemahlinn, seinem Hofgesinde, vielen Personen vom Adel und einer großen Anzahl Unterthanen bis vor die Stadt Osterode begleitet.

Vor der Stadt Osterode aber wurde die fürstliche Leiche unter dem Geläute aller Glocken, von der Geistlichkeit, der Schule, dem Rathe und den Gilden wieder angenommen, und bis in die Schloßkirche begleitet, daselbst auf dem hohen Chore niedergesetzt, und bei Tag und Nacht bis zum 24. März bewacht.

Den 24. März wurde das Volk um elf Uhr mit allen Glocken der beiden Kirchen zusammengefordert, und eine zahlreiche Menge von Unterthanen aus den benachbarten Städten, Flecken und Dörfern hatte sich eingefunden, um den gütigen, väterlich gesinnten Landesvater bis zu seiner stillen Gruft zu begleiten und ihm auf diese Weise die letzte Ehre zu erweisen. Um zwölf Uhr wurde die fürstliche Leiche von der Schloßkirche nach der Aegidienkirche getragen. Die Träger waren vom Adel, zum Theil Obersten und Rittmeister, als Heinrich von Kirchberg, Georg von Harel, Wolf von Gadenstädt, Albrecht von Gadenstädt, Hanns Christoph von Berlepsch, Dietrich von Boineburg.

Vor der Leiche ließ man durch einen Knaben ein Kreuz tragen, welchem eine große Anzahl Osteröder und Herzberger Schüler, etliche Kirchendiener und Lehrer der Schulen mit fast allen Predigern im Fürstenthume Grubenhagen folgten, welchen Allen, einem Jeden nach seinem Stande, ein Geschenk an Gelde, oder eine Verehrung, gegeben wurde.

Nach dieſen ſind des Herzogs Wolfgang geweſene Trompeter, mit niedergeſenkten, von ſchwarzem Tuche überzogenen Trompeten, gegangen; dann die beiden Marſchälle des verſtorbenen Fürſten; dann die Herzbergiſchen und Kalenbergiſchen Hofjunker, dann die Hofjunker des Grafen Franz von Waldeck und mehrere andere, fremde Junker. Zwiſchen dieſen und der fürſtlichen Leiche iſt Einer von des Herzogs Wolfgang Kammerjunkern gegangen und hat des verſtorbenen Fürſten Schwert in einer ſchwarzſammetnen Scheide, die Spitze niedergeſenkt, getragen. Hierauf folgte die fürſtliche Leiche in einem ſchwarzen Sarge, bedeckt mit einer Decke von weißer Leinwand, auf welcher ſich eine ſchwarze Sammetdecke mit einem weißen, ſeidenen Kreuze befand.

Hinter der Leiche wurde das fürſtliche Leibroß, mit einer ſchwarzen Tuchdecke behangen, vom Stallmeiſter des verſtorbenen Fürſten und noch von einem Adeligen, geführt. Darauf folgte der Herzog Philipp der Jüngere und der Graf Franz von Waldeck; dann die Gemahlin des Herzogs Philipp des Jüngern, geführt von einem Herrn vom Adel; dann folgte das Fräulein von Holſtein, geführt von einem vom Adel; darnach folgten die beiden Hofmeiſterinnen, dann das ganze fürſtliche Frauenzimmer und viele Frauen vom Adel.

Hierauf gingen die fürſtlich verordneten Räthe und Kanzleiverwandten; auf dieſe kamen die fremden adeligen Frauenzimmer; darnach beider Fürſten, des Herzogs Wolfgang und des Herzogs Philipp des Jüngern Edelknaben. Hinter dieſen folgten die Herren des Stifts St. Alexandri und die Herren des Stifts Mariä Virginis in und vor der Stadt Einbeck; dann die Deputirten der Stadt Einbeck; dann Schultheiß und Bürgermeiſter der Stadt Oſterode; dann die vornehmſten Bergbedienten der Städte Clausthal und Andreasberg; dann der ganze Rath der Stadt Oſterode; dann das gemeine Hofgeſinde, die Gilden und Bürgerſchaft, und endlich die Frauen der Rathsherren und der angeſehenen Bürger in Oſterode.

Die Schüler, welche vorangingen, hat man durch die Kirche zur Schule gehen laſſen, ſonſt hätte man in der Kirche zu wenig Raum behalten können. Nachdem die Letzten von dem beſchriebenen Zuge in der Kirche angekommen hat man des großen Zudranges wegen die Thüren verſchließen müſſen. Auf dem Wege und in der Kirche wurden gebräuchliche lateiniſche und deutſche Geſänge geſungen. Die Leichenpredigt hat der fürſtliche Hofprediger, M. Leopold, über den Spruch welcher Sirach 44, 1 ſteht, gehalten."

Wolfgangs Bruder, Herzog Philipp II., ruht ebenfalls hier und ſein Leichenbegängniß wurde mit nicht minderem Glanze begangen, als das ſeines Bruders.

Unter den übrigen Monumenten, welche die Kirche aufzuweiſen hat, möchte für den Fremden höchſtens noch das des berühmten Andreas Cludius Intereſſe haben, der Profeſſor zu Helmſtädt und ſo wie der bekannte D. Kleuker, Profeſſor der Theologie zu Kiel, aus Oſterode gebürtig war.

Die Kirche beſitzt koſtbare vasa sacra. Der Thurm der Regi-

dienkirche hat eine Höhe von 180 Fuß und ist die Wohnung des Hausmanns.

Die Marienkirche in der Marienvorstadt ist nur deswegen anzuführen, weil in ihrer Sacristei eine schöne Passion in Oel hängt.

Die Johanniskirche ist aus Flußkieseln erbaut und liegt auf dem großen Stadtkirchhofe. Sie wird auch die Todtenkirche genannt, weil in ihr nur Leichenpredigten gehalten werden. Sie besitzt keine Orgel und der Thurm ist vor einigen Jahren abgetragen. Als sie im J. 1510 baufällig geworden, mußte die Bürgerschaft dieselbe zur Strafe, weil sie den Bürgermeister Freienhagen ermordet, wieder neu erbauen. Das in der Kirche befindliche Altarblatt, die Kreuzabnahme und die Himmelfahrt, ist recht gut gemalt. Auf dem Kirchhofe verdient ein eisernes Monument Beachtung, welches ein Osteröder Patrizier vor ungefähr 200 Jahren gießen ließ und auf welchem man die ganze Familie des Patriziers und auch ein Kind in Windeln erblickt. Als das Modell dazu noch nicht ganz vollendet war, wurde ihm ein Sohn geboren und da dieser jeden Augenblick hinsterben zu wollen schien, ließ der Vater das Kind, in der festen Ueberzeugung, daß es binnen wenigen Tagen sterben werde, in Windeln eingehüllt und mit dem Todtenkreuze geschmückt, mit auf dem Monumente anbringen. Als der Guß vollendet war, lebte der Knabe noch, wurde gesund und starb erst achtzig Jahr alt.

Bei dem Johannisthore liegt das sehenswerthe, große Kornmagazin, ein 240 F. langes, 60 F. breites und 80 F. hohes, massives Gebäude, welches in den Jahren 1718—22 erbaut wurde. Es hat den schönen Zweck, in theuern Jahren die Berg- und Hüttenleute des Harzes, welche oft darben mußten, auf billige Weise mit Korn zu versorgen. Jeder Verheirathete erhält alsdann monatlich 2 hannöv. Scheffel, jeder Unverheirathete, jeder Invalide, oder jede Witwe, einen Scheffel und sie zahlen für denselben, der Preis mag sein, welcher er will, 16 Gr. Cassengeld oder 20 Gr. preuß. Courant. Fällt der Preis bis auf diese Summe, so wird nicht verkauft. Auf den Eintritt theurer und wohlfeiler Jahre und auf die Verwaltung selbst kommt es fast ganz an, ob das Magazin mehr oder weniger Schaden hat, denn obgleich, um den Verlust einigermaßen zu mindern, etwas Gerste unter das Korn gemischt wird, so steht die Anstalt doch fast immer im Nachtheil, da sie ja nicht des Gewinnes wegen errichtet ist. Der Hauptvortheil besteht darin, in wohlfeilen Jahren Vorräthe einzuschaffen. In den wohlfeilen Jahren 1768—70 hatte man versäumt, das Gebäude zu füllen und mußte es nachher sehr bereuen. Den Schaden trägt der König mit ⅓, die Gruben und Hütten mit ⅔. In den ersten 40 Jahren betrug der Schaden 83,000 Thlr., von 1801—28 gegen 65,000 Thlr. Die Idee zu diesem Proviantause faßte der am 4. März 1731 gestorbene Berghauptmann von dem Busche und die innere Einrichtung desselben ist trefflich zu nennen. Ueber dem Eingange stehen die Worte: Utilitati Hercyniae exstructum hoc aedificium A. O. R. CIↃIↃCCXXII. und an der Vorderseite prangt das kolossale, englische Wappen. In dem Ge-

bäude sind sieben Böden über einander, in jedem Boden befinden sich Oeffnungen und das Getreide kann auf diesem Wege leicht von dem obersten Raume in den untersten geschafft werden. Gegen 80,000 Nordhäuser Scheffel können auf den Böden zusammen lagern, doch wird der oberste Boden selten benutzt.

Wir dürfen unmöglich Osterode verlassen, um die interessanten Punkte der nächsten Umgebungen zu betrachten, ohne einen Blick auf seinen Gewerbsfleiß zu wenden. Es ist hier nicht die Rede von den gewöhnlichen städtischen Gewerben, Gerbereien, Brennereien, Böttcher- und Tischlerwerkstätten, Nägelschmieden u. s. w., auch nicht einmal von der Brauerei (im 16. Jahrhundert war das Osteröder Bier sehr berühmt und die Königinn Christine von Schweden trank es so gern, daß sie den damaligen Landdrosten in Osterode, Bodo von Hodenberg, ersuchte, ihr einen Braumeister aus Osterode nach Stockholm zu schicken), die gegen frühere Zeiten sehr herunter gekommen ist; sondern von den sehr bedeutenden Fabriken in Wolle, Baumwolle und Linnen. Da die ärmere Classe der Bewohner von Osterode in denselben ihren Unterhalt zu verdienen im Stande ist, sind diese Fabriken sehr wichtig für die Stadt. Früher wurde bloß Serge, Chalons und Kamelott gefertigt, später auch Tuch, Zephyr, Tamis, Golgas oder gedruckter Flanell, Kottonade, alle Arten von Linnen und Drell. Die Greveſche Wollmanufaktur allein verarbeitet alle Jahr gegen 2000 Ct. Wolle. Mit dieser Fabrik ist auch eine Färberei verbunden und man kann in derselben alle Arbeiten, vom Sortiren der Wolle an, bis zur letzten Appretur der Zeuche sehen. Die berühmtesten Fabrikbesitzer sind die Herren Dameral, Greve, Uhl, Gräfeler, König, Struve, Schöttler und Schröder. — Mühlen aller Art umgeben Osterode und unter ihnen verdienen zwei Gipsmühlen unterhalb der Stadt bemerkt zu werden, sowie die Blankschmiede vor dem Neustädter-Thore und der Kupferhammer am Söfekanale. Kein Reisender wird ferner unterlassen, den eine halbe Stunde von Osterode entfernten Scheerenberg zu besuchen, welchem, wie billig, in diesem Werke ein besonderer Artikel gewidmet ist.

Andere der Besichtigung werthe Punkte in Osterode's Nähe sind: der Uehrder Berg, südwestlich von der Stadt, von welchem man die beste Ansicht der Stadt und einen lieblichen Blick auf die Umgegend hat; das rothe Haus, ein Vergnügungsort der Osteröder mit einer ausgebreiteten Aussicht und der breite Busch, ein Gasthaus, das mit seiner Umgebung eine kleine Schweizerpartie bildet, und das Dörfchen Petershütte mit seinen schroffen, blendendweißen und überaus malerischen Gipsfelsen, deren einen man in dem bekannten Prachtwerke des Herrn von Trebra, trefflich colorirt, abgebildet findet. (cf. von Trebra's Erfahrungen vom Innern der Gebirge. 1785.)

In der Nähe des Dorfes Schwiegershausen, südlich von Osterode, liegt der Klinkerbrunnen, eine Kalksteinhöhle mit einem dunkeln, engen und unbequemen Eingange. Ihren Namen hat sie

von dem Geräusch, welches der selbst beim trockensten Wetter von der Decke herabfallende Sinter verursacht. Das Grundwasser der Höhle ist von bedeutender Tiefe. Eine ähnliche Höhle ist die Jettenhöhle, die in dem Holze vor Düna liegt, mit einem breiten, jedoch niedrigen, Eingange. Sie soll einst einem schönen Edelfräulein, welches von einem Ritter von Uehrde entführt worden war, zum geheimen Aufenthalte gedient haben.

Von zwei wüsten Dorfstätten, **Beierfeld** und **Mettlingerode**, Dörfer, welche im Bauernkriege zerstört wurden und von denen noch einige unbedeutende Mauern stehen, ist besonders Mettlingerode zu erwähnen, weil in der Nähe der alten Kirchenmauer dieses Dorfes ein Brunnen ist, der früher, seines trefflichen Wassers wegen sehr berühmt war. Im J. 1651 quoll er zuerst, verlor aber schon nach 6 Wochen sein Wasser wieder. Zu Pfingsten des J. 1705 kam die Quelle, aber nicht ganz auf dem frühern Punkte, wieder zum Vorschein, wurde bekannt, überbaut, häufig besucht, sein Wasser in ferne Gegenden verschickt und selbst König **Georg II.** ließ sich, so oft er in Hannover anwesend war, täglich ein Fäßchen davon durch Estafette bringen. Das Wasser war krystallhell und gab, heiß gemacht, einen durchdringenden Geruch von sich. Schon lange ist diese Quelle aus der Mode gekommen, doch ist es in dieser wassersüchtigen Zeit leicht möglich, daß sie bald ihren frühern Ruhm wieder erlangt. In ihrer Nähe befindet sich jetzt ein Wirthshaus, „der Brunnen" genannt.

Zwischen Uehrde und Osterode steht auf dem Lausberge ein 2 F. hoher Sandstein, in welchen ein Kreuz und die Jahrzahl 1609 eingehauen ist. Die Sage erzählt, daß ein ruchloser Schäfer an dieser Stelle vom Blitz erschlagen und hier begraben wurde.

Zwischen Osterode und Gittelde liegen die unbedeutenden Trümmer zweier Burgen, **der Pippings- und der Hindenburg.** Die Geschichte weiß Weniges von ihnen zu berichten. Auf der Pippingsburg in der Nähe des Dorfes Windhausen, sollen die Herren von Windhausen, Abkömmlinge der alten Herren von Osterode, gehaust haben. Aus den Händen derer von Berkefeld kam sie endlich an die von Oldershausen. Die Hindenburg wurde, weil sich seine Bewohner allerlei Räubereien erlaubt hatten, im J. 1397 zerstört. Der junge Herzog von Braunschweig, Otto von der Leine, zog, durch Nordhausen, Mühlhausen und Erfurt verstärkt, vor die Burg, stürmte und eroberte sie, nahm 42 Räuber gefangen, ließ sie henken und schleifte das Raubnest.

Oestlich von Osterode liegt eine Reihe großer, schwarzer, von Erlengebüsch beschatteter Teiche, die Teufelsbäder genannt. Vorzugsweise heißt aber

das Teufelsbad

ein tiefer, unheimlicher Erdfall, der von steilen waldigen Bergwänden umgeben ist und dessen trübes, grünliches Wasser unergründlich sein soll. Düstre Sagen, dem schaurigen Orte angemessen, flüstern

aus den beweglichen Blättern der Erlen und den Aesten der dunkeln Tannen und flüchtigen Schrittes eilt der einsame Wandrer vorüber, wenn in der Dämmerung auf der Oberfläche umherschwimmendes Wurzelwerk oder versunkene Tannen aus der Tiefe hervorragen wie Arme eines riesigen Wasserthieres oder des schrecklichen Wesens, welches in früheren Zeiten gar oft in diesem Kessel erblickt wurde. Oft erblickte man nämlich sonst einzelne, scheußliche Glieder, die einem furchtbaren Riesen anzugehören schienen, auf der Wasserfläche, oft grinste plötzlich ein fürchterliches Antlitz mit feurigen, rollenden Augen den Nahenden an und überschüttete den Verwegenen mit Schlamm und Feuerklumpen; oft fuhr eine ungeheure, schwarze Schlange wild in dem Pfuhle umher, daß der schlammige Grund wallte und siedete, brauste und zischte, und das Volk erzählte sich, daß der Teufel von der verzehrenden Hitze der Hölle sich abkühle in dem frischen Bade und nannte das finstere Wasser das Teufelsbad.

In jener Zeit, als der Spuk besonders oft gesehen wurde, wo er bald als wüthender Stier auf zagende Weiber oder hilflose Kinder losrannte und sie in das grundlose Moor trieb, wo er als Wehrwolf Hirt und Heerde schreckte und als trügliches Irrlicht den des Weges unkundigen Fremdling in die verderbliche Tiefe lockte, — in jener Zeit hauste in den düstern Waldungen und Schluchten des Gebirgs ein verwegener Räuber, der sowohl den Thieren des Waldes als auch den friedlichen Menschen der Umgegend den Tod geschworen hatte. Sein Aeußeres war gräßlich und der Wanderer ahnte bei seinem Anblick sein Schicksal, suchte zu fliehen und war es doch nicht vermögend, denn tödtlicher Schreck fesselte ihn an den Boden und er wurde ein Opfer der gierigsten Habsucht und wildesten Blutgier.

Einst lag dieser gefürchtete Räuber, das Schrecken der Gegend, im Dickicht versteckt, am Wege und harrte lange Zeit, aber vergeblich, auf irgend eine Beute. Schon wollte er mit verdüstertem Antlitze in das Gebirge zurückwandern, als aus der Ferne Tritte ertönten und nach wenigen Augenblicken ein alter Mönch, das Bild des Gekreuzigten in der Hand, den Weg herabschritt. Den lauschenden Räuber hielt nicht das ehrwürdige Apostelhaupt des Paters, nicht das schwache Alter von seinem blutigen Handwerke zurück. Mit dem furchterregendem Rufe: „Halt!“ sprang er aus seinem Versteck hervor, forderte Geld und bedrohte den zitternden Greis mit dem Tode, wenn er zögere, seine Habe auszuliefern. Der Arme, der nichts besaß, konnte nichts geben und mit einem gewaltigen Schlage spaltete der Räuber das Haupt des Mönches und ging hohnlachend in die Gebüsche hinein.

Es dämmerte bereits, fern im Westen zuckten, wie Schlangen, im dunkeln Gewölk feurige Blitze, eine Todtenstille herrschte unter den Bäumen und eine drückende Schwüle wälzte sich mit Gebirgslast auf die Brust der Menschen, daß sie in scheuer Beklemmung nach dem langsam herannahenden Unwetter schauten. Nur der freche Mörder, dessen Hand noch vom Blute triefte, wanderte sorglos in

dem einsamen Forste dahin. Noch war er fern von seiner Höhle, in der er gewöhnlich die Nacht zubrachte, der Hunger quälte ihn und deshalb war es ihm sehr erwünscht, daß eine Köhlerfrau, mit einem Korbe auf dem Rücken, über den Weg schritt. „Halt!" rief der Räuber. „Gewiß hast Du Lebensmittel in Deinem Korbe und mich hungert. Gib schnell heraus oder Du gehst nicht lebend von dieser Stelle." Das Weib nahm den Korb vom Rücken, wandte ihn um, zum Zeichen, daß sie nichts habe, den Fordernden zu befriedigen und flehte um Schonung. Der Räuber aber zog wüthend, daß seine Hoffnung abermals vereitelt war, sein Schwert aus der Scheide und hob es fluchend zum verderblichen Streiche, doch plötzlich sank sein bewaffneter Arm schlaff herab, sein Körper fing an zu zittern, seine Augen schauten stier vor sich hin und ein furchtbares Zagen bemächtigte sich seiner denn das vor ihm stehende Köhlerweib wuchs plötzlich zu einer riesigen Höhe empor, furchtbare Krallen streckten sich gegen den bebenden Sünder aus und eine hohle Stimme rief: „Das Maaß Deiner Sünden ist voll, mache Dich bereit, wir sehen uns bald wieder!"

Der Räuber taumelte entsetzt zurück bei dem Anblicke des Furchtbaren, der mit einem schrecklichen Donnerschlage entschwand und den ganzen Wald mit mephitischen Dämpfen erfüllte. Seiner Besinnung beraubt lag der sonst so unerschrockene Mann am Boden und erst beim Anbruche des Morgens öffneten sich seine Augen wiederum und er blickte verwundert umher und es währte lange Zeit, ehe er im Stande war, das Vorgefallene in sein Gedächtniß zurückzurufen. Er hielt Alles für einen wüsten Traum und mit jeder Stunde schwand die Furcht, die sich seiner bemächtigt hatte und die frühere Rohheit und Frechheit kehrte wieder ein in seine Brust und schon am folgenden Tage zog er, von seinen Rüden begleitet, aus der bergenden Höhle hervor, der Fährte des Wildes nach. Da raschelte es im Dickicht und ein schwarzer Eber von ungeheurer Größe, wie ihn das Auge des Jägers selten erblickt, brach aus dem Gesträuch hervor und eilte in großen, schwerfälligen Sätzen den Berg hinab. Der Räuber löste die Hunde vom Riemen und folgte mit ihnen über Felsen und Höhen, durch Thäler und Wildbäche, dem immer in gleicher Entfernung vor ihm herlaufenden Thiere nach. Schon begannen die lechzenden Hunde zu keuchen, schon begann der schweißbedeckte Räuber mit langsameren Schritten nachzufolgen, schon war er entschlossen seine Beute fahren zu lassen; da schien es, als wenn auch dem Eber die Kräfte schwänden. Langsamer und schwerfälliger begann er zu laufen und der Räuber sammelte noch einmal alle Kraft und flog mit Sturmeseile durch den Wald dahin. Noch wenige Schritte war er von dem Thiere entfernt, das jetzt einen jähen Abhang hinablief. Der Räuber folgte mit der klaffenden Meute nach, stürzte aber im unaufhaltsamen Laufe in die unergründliche Tiefe des Teufelsbades, welches der finstere Geist des Abgrundes trügerisch mit dem frischen Grün eines Wiesenteppichs bekleidet hatte. Schäumend schlugen die schlammigen Wellen über dem der Hölle Verfallenen

zuſammen und begruben ihn in ihren geheimnißvollen Schooß; aus den düſtern Erlengebüſchen aber erſchallte ein heiſeres Lachen und eine ſchwarze, rieſige Geſtalt ſtürzte aus dem Geſträuch hervor und mit weit geöffneten Krallen dem Verſunkenen in die ſchaurige Tiefe nach.

Und jede Spinnekube ſpricht
Von dieſem Abenteu'r
Und wünſcht den wilden Böſewicht
In's tiefſte Höllenfeu'r.
Der pflegt noch, bis die Hahnen krähn,
Das Blutſchwert in der Hand,
Mit glüh'nden Augen umzugehn,
Wie männiglich bekannt!

E. Duval.

Geschichte der Stadt Merseburg.

Nicht nur wegen der Annehmlichkeit ihrer Lage in einer sehr fruchtreichen Ebene, die sich hier in einem Abhange an die reizende Saalaue schließt, und wegen ihrer Alterthümlichkeit, sondern auch als ehemaliger Schauplatz Römischen Heldenthums, späterhin als gräfliche, bischöfische und herzogliche Residenz, sowie gegenwärtig als Sitz einer Königl. Preuß. Regierung verdient die Stadt Merseburg unsere Aufmerksamkeit. —

Die geschichtlichen Angaben über den Ursprung des Namens und über das Alter derselben sind höchst verschieden. Einige leiten ihre Gründung, wie ihren Namen von einem alten deutschen König Marso ab, dessen Herrschaft man in die Zeit des Patriarchen Noah versetzt haben will. Andere schreiben die Erbauung dieser Stadt den Römern zu, und meinen, sie habe ihren Namen von dem unter den Römern verehrten Kriegsgotte Mars, dem hier ein Tempel aufgebaut worden sei, erhalten. — Bei dieser Ansicht würde die Entstehungszeit dieser Stadt entweder kurz vor oder kurz nach Christi Geburt zu setzen sein. Am natürlichsten möchte vielleicht ihr Name von dem Marschlande (Sumpfgegend) in dem sie erbaut ward, herzuleiten sein. Nach dem Zeugnisse der frühesten Schriftsteller ist sie die älteste Stadt in Obersachsen. —

Seit ihrer ersten Gründung hat sie in hohem Ansehn gestanden. Oft hielten die deutschen Kaiser hier lange Zeit ihr Hoflager, nicht selten wurden zahlreich besuchte Turniere, glänzende und andere Reichsversammlungen hier veranstaltet. Zur Zeit des noch hier herrschenden Heidenthums war sie der Sammelplatz bei abgöttischen Volksfestlichkeiten; kurze Zeit nachher, als das durch Kaiser Karl dem Großen im Sachsenlande eingeführte Christenthum, in ihr festen Fuß gefaßt hatte, ward sie zu einem Bisthum erhoben und von ihr aus erstreckte sich über einen bedeutenden Landstrich das geistliche Regiment. Sehr häufig ward sie jedoch auch durch Kriege und Feuersbrünste schwer heimgesucht, und bald theilweise, bald sogar wie

Merseburg.

am Vorabend des Johannistages im Jahr 1387, faſt gänzlich durch Brand zerſtört.

Ihre erſte Grundlage war ohne Zweifel die jetzige Vorſtadt Altenburg. Da, wo dort die Kirche St. Viti und das Weinberghaus ſteht, ſind noch die Ruinen einer alten Cidatelle ſichtbar, deren Alter gewiß ſehr weit hinaus ſteht. Nicht an der Stelle, wo jetzt das Schloß ſich befindet, ſondern vielmehr von der Domkirche ſüdlich, da, wo jetzt die Dompropſteigebäude ſtehen, ſoll die alte römiſche Burg, ſowie der Tempel des Mars geſtanden haben, von dem einige den Namen dieſer Stadt ableiten. Frühzeitig ward dieſe Burg zerſtört. Schon der römiſche Feldherr Germanicus (um das Jahr 14 oder 16 nach Chriſti) und der Kaiſer Antonius Pius (um das Jahr Chriſti 160) ſollen bedeutende Verbeſſerungen an dieſer Stadt gemacht haben. Beſonders verdient machte ſich um dieſelbe der König der Franken Meerwig, um das Jahr 483, von dem auch einige den Namen dieſer Stadt ableiten, indem ſie behaupten, ſie habe früher die Meerwigsburg geheißen. Er ließ ſie mit einem weiten Graben und ſtarken Mauern bis an den Geißelfluß und das über demſelben hinausliegende Dorf, Gyſtla hin umgeben. Carl der Große ließ um das Jahr 806 die verfallenen Mauern der Stadt ausbeſſern, und ſie in einen befeſtigtern Zuſtand verſetzen. Er erhob den Ort zu einer Grafſchaft und gründete daſelbſt die erſte chriſtliche Kirche, die er dem St. Johannes weihete. Seit dieſer Zeit faßte auch das Chriſtenthum erſt Fuß daſelbſt. Merkwürdiger noch iſt das, was die Kaiſer Heinrich der Vogelſteller und ſein Sohn Otto I. für dieſe Stadt thaten. Jener umgab ſie mit einer neuen feſteren Mauer, baute die, durch die Hunnen zerſtörte Johanniskirche wieder auf und legte in der Nähe derſelben ein anſehnliches Schloßgebäude an. Sein Sohn Otto der Große gründete hier ein Biſthum und an der Stelle, wo die jetzt noch vorhandene ſchöne Domkirche ſteht, auf Veranlaſſung eines am Laurentiustage des Jahres 966 über die Hunnen erfochtenen Sieges, eine Kirche, die er jenem chriſtlichen Märtyrer, nach welchem der Siegstag benannt war, weihete. Jedoch ward auch dieſe Kirche nachmals wieder zerſtört, und erſt Kaiſer Heinrich der Zweite hat den Ruhm, die noch jetzt vorhandene Domkirche erbaut zu haben. Auch nach ihm ſtürzten jedoch mehrmals Theile jenes Gebäudes wieder zuſammen und die völlige Vollendung deſſelben reicht ziemlich bis zum Reformationszeitalter heran.

Die Stadtkirche St. Marimi iſt ebenfalls in ihrer erſten Geſtalt nicht mehr vorhanden. Im Jahre 1432 ward die alte Kirche theilweiſe abgebrochen und neu aufgebaut. Die Kirche St. Sixti, deren Thurm und Ruinen jetzt noch ſtehen, ſoll unter Kaiſer Heinrich den Dritten, etwa um das Jahr 1045, erbaut worden ſeyn, weil die Kirche St. Marimi für die ganze Stadtgemeine zu beſchränkt war. — Sie ward im Jahre 1327 zu einer Stiftskirche erhoben; verfiel jedoch nach und nach, weil man lange Zeit in Reparirung derſelben zu nachläſſig war. Man hat mehrmals verſucht,

sie wieder aufzubauen, das Unternehmen ward jedoch immer wieder gehindert. —

Die Kirche St. Viti in der Altenburg ist nicht die ehemals zu dem neben anliegenden St. Petrikloster gehörige Kirche, sondern sie soll um das Jahr 1200 aus dem zu jenem Kloster gehörigen Kreuzgange zu einer Kirche umgewandelt und eingerichtet worden sein. —

Die merkwürdigste Kirche der Stadt ist ohne Zweifel die Kirche St. Thomä Cantuariensis in der Vorstadt Neumarkt. Sowohl ihrer seltenen Bauart wegen, als auch darum, weil sie noch größtentheils in ihrer ursprünglichen Gestalt vorhanden ist, verdient sie einer etwas nähern Betrachtung. Der bloße Anblick dieser Kirche führt den mit der Bauart des Alterthums nicht ganz Unbekannten auf ihr hohes Alter. Sie ist in Form eines scharfen Kreuzes erbaut. Gegen Morgen endigt sie sich in einen kleinen, halbrunden Anbau, der einer Capelle ähnlich, und außen mit dem alterthümlichen steinernen Perlenkranze verziert ist. Gegen Abend auf der Nordseite befindet sich ein ziemlich hoher, viereckiger Thurm, dessen oberster Aufsatz jedoch nicht mehr in seiner ursprünglichen Gestalt vorhanden, sondern bei einer spätern Reparatur wahrscheinlich sehr merklich verändert worden ist. Diesem Thurme gerade über, auf der Südseite der Kirche, muß ein gleicher Thurm entweder schon gestanden haben, oder doch bis auf eine gewisse Höhe zu bauen angefangen worden sein. Die Mauern der Kirche zeigen hiervon die deutlichsten Spuren. Um vieles imposanter würde die Ansicht dieser Kirche, besonders von der Abendseite aus sein, wenn jener Thurm noch vorhanden wäre. Auf beiden Seiten der Kirche, gegen Mitternacht und Mittag, waren sonst Seitenhallen angebaut, nach Aussage der Chronikenschreiber der Kreuzgang für die Nonnen, welche im 14. Jahrhundert aus einem Benedictinerkloster zu Zwenkau hierher versetzt worden waren.

Die südliche Halle muß schon sehr frühzeitig abgebrochen worden sein; doch die Spuren ihres ehemaligen Daseyns sind unverkennbar. Die nördliche Halle, welche, wie aus der gothischen Bauart derselben zu schließen war, später errichtet worden, als die Kirche selbst, die im byzantinischen Style erbaut ist, hatte sich noch ziemlich gut, bis auf unsere Zeit, erhalten.

Bei der im August 1825 begonnenen, im November 1826 vollendeten großen Reparatur dieser Kirche ward auch jene nördliche Halle abgebrochen, vorzüglich deshalb, weil sie der Kirche von der einen Seite das Licht benahm. Das in ihrer Vordermauer sich befindende, halb verschüttete, ausgezeichnet schöne Hauptthor ward ausgegraben und in die Mitte des nördlichen Vorstoßes des Kreuzgebäudes zur größten Zierde desselben versetzt, dagegen ward die früher an jener Stelle befindliche kleinere Pforte in der Nähe des Thurmes als zweiter Eingang der Kirche eingebaut. — Zu bedauern ist es, daß der Fuß jener Kirche fast drei Ellen hoch durch die, wegen des oft stattfindenden hohen Wasserstandes nöthig gewordene Ausfüllung verschüttet ist. Hierdurch sind die schönen Säulen, welche sonst die Seitenhallen von der Kirche selbst trennten, fast zur Hälfte dem Auge

entzogen, ein Fehler, der jedoch jetzt weniger bemerkbar ist, weil die Seitenwände durch die Frauenstühle verdeckt werden.

Es läßt sich kaum bezweifeln, daß um die Erbauungszeit der Kirche die Localität hier eine ganz andere gewesen sei, als sie gegenwärtig ist. Der jetzt unweit der Kirche vorbeifließende Arm der Saale ist wahrscheinlich erst später gegraben und der ganze Neumarkt gegen die Ueberschwemmungen der alten Saale vielleicht durch hohe Dämme geschützt gewesen. Gewöhnlich schreibt man die Erbauung dieser Kirche dem Bischof Rudolph von Merseburg zu, der im Jahre 1239 zum Bischofthum gelangte. Doch weder dieser Zeitraum, noch die auf der Abendseite der Kirche am Fuße des Thurmes eingehauene Jahrzahl 1198 scheint die Zeit ihrer Erbauung richtig zu bezeichnen. Nur in der jetzt abgebrochenen Seitenhalle befand sich an den Fenstern der Spitzbogen, an der Kirche selbst herrscht überall der Rundbogen. Bei ihrer frühern innern Beschaffenheit war das Schöne ihrer architektonischen Verhältnisse gar nicht zu erkennen, da sie außerordentlich mit Chören, Capellen und einzelnen Männer- und Frauenstühlen verbaut war. Jetzt da alles Ueberflüssige von ihr entfernt ist, gewährt ihr Inneres, besonders von der Abendseite und namentlich von dem Orgelchore aus, einen sehr schönen Anblick.

Der jetzt wegen der Ausfüllung der Kirche zum Theil abgetragene Altar ward im Jahre 1695 und die jetzt noch vorhandene, wohlklingende Orgel im Jahre 1697 erbaut. Im Jahre 1669 und 1716 wurden schon bedeutende Reparaturen an dieser Kirche vorgenommen, doch noch nie wohl hat sie eine so bedeutende und zweckmäßige erhalten, als die vorerwähnte, gegenwärtige. Das ehrwürdige Gebäude war seinem Untergange nahe, durch die erhaltene Reparatur ist es fähig gemacht, noch Jahrhunderte auszudauern. Als zu dieser Kirche gehörige Merkwürdigkeit verdient noch ein alter Taufstein erwähnt zu werden. Er ist aus einem Rothstein gehauen, 4 Fuß 2½ Zoll hoch und 4 Fuß 1½ Zoll rhein. breit. An seinem Fuße sind ringsum Thiergestalten, als Sinnbilder des Thierdienstes, rund um ihn, über diesen Thiergestalten sind in zwölf Feldern zwölf Propheten, auf deren Schultern die zwölf Apostel ruhen, eingehauen, eine sinnbildliche Andeutung, wie durch das Juden- und Christenthum der Götzendienst verdrängt, und das Christenthum auf dem Judenthum aufgebaut worden ist. Auf der Oberfläche dieses Steins ist ein tiefer Kessel und in alter sehr unleserlicher Schrift um denselben das lateinische Distichon gehauen:

Hos deus emunda, quos istis abluit, unda
Fiat ut, interius, quod fit et exterius.

Zu deutsch:

Reinige du, Gott! die, die hier das Wasserbad reinigt,
Daß das Innere rein, rein wie das Aeußere wird.

Im Jahre 1544 ward die Stadt Merseburg wieder mit einer sehr heilsamen Anstalt bereichert. In demselben nämlich ward das hiesige

Domgymnasium und zwar ursprünglich als eine sogenannte Fürstenschule in der Beschaffenheit, gegründet, daß daselbst 70 Knaben unentgeldlich erhalten und unterrichtet wurden.

Unter Bischof Michael Sidonius wurde jedoch jener Anstalt diese Vergünstigung wieder genommen und auf die zu Grimma neuerrichtete Landesschule übergetragen. Doch unter dem Churfürst August wurden im Jahre 1575 die verfallenen Schulgebäude wieder erneuert und größtentheils mit Emolumenten versorgt, deren sich diese nützliche Anstalt noch jetzt erfreut. Auch der bekannte Herzog Christian, dem Merseburg in baulicher Hinsicht so viel und unter andern auch das schöne, jetzt zu einem Kaffeehause umgewandelte, Teichhaus verdankt, machte sich um diese Anstalt sehr verdient.

Unter den weltlichen Gebäuden dieser Stadt verdient ohne Zweifel das zuerst bischöfliche, nachmals fürstlich sächsische Residenzschloß, jetzt Königl. Regierungsgebäude, unsere besondere Aufmerksamkeit. Schon die Annehmlichkeit seiner Lage auf einer Anhöhe, an deren Fuße sich die Saale hinwindet, und von wo aus der Blick mit Vergnügen über die üppigen Fluren der schönen Saal- und Elsteraue, von der Stadt Halle über Skeuditz, Leipzig bis Lützen in einem großen Halbzirkel hinschweifen kann, giebt ihm einen großen Werth. Es ist in einem Quadrat von bedeutendem Umfange gebaut, dessen Mittagsseite jedoch durch die Domkirche geschlossen ist. Die Alterthümlichkeit, die es an seiner Stirne trägt, die vielen hohen Erker und die 7 Thürme, mit denen es verziert ist, und von denen besonders der sogenannte weiße Thurm, der bis in seine äußerste Spitze aus Mauerwerk besteht, ein wahres Meisterwerk der Baukunst ist, geben ihm ein sehr ehrwürdiges, stolzes Ansehn. Merseburg würde, besonders aus der Ferne, bei weitem den schönen Anblick nicht gewähren, wenn jenes alterthümliche Gebäude es nicht zierte. Es soll von dem Bischof Heinrich von Wahren etwa um das Jahr 1250 zu bauen angefangen worden sein. Doch was dieser aufgebaut hatte, ward durch den Bischof Thilo von Throta um das Jahr 1470 wieder niedergerissen und an derselben Stelle das jetzt noch vorhandene Schloßgebäude aufgeführt. Nach ihm waren es besonders die Bischöfe Vicentius und Michael sowie der mehrerwähnte Herzog Christian, die für die Erweiterung und Verschönerung des Schlosses sehr viel thaten.

Bischof Vicentius erbaute das Küchen-, Back- und Brauhaus, sowie den dabei befindlichen großen Pferdestall. Bischof Michael ließ den großen Weinkeller graben, welcher späterhin zur Aufbewahrung des, in den fürstlichen Weinbergen gewonnenen Weines gebraucht ward. Herzog Christian ließ im Jahre 1665 das äußere Eingangsthor bauen, das ganze Schloß renoviren und mit vielen Zimmern noch verschönern. Bis in das Jahr 1561, wo der letzte Bischof Michael Sidonius starb, war es der Sitz der Bischöfe.

Späterhin war es die Residenz der Herzöge von Merseburg. Von dem Jahre 1738 an, wo der letzte Herzog Heinrich starb, blieb es größtentheils unbewohnt, doch befand sich darin eine Woh-

nung des Stiftsdirectors und die fürstliche Kammer. An den Stiftstagen diente es zur Aufnahme der churfürstlichen Gesandten, sowie zum Versammlungsorte der Stände bei Geschäftszusammenkünften, wie bei Feierlichkeiten und Lustbarkeiten. Seit dem Jahre 1815 ist es der Königl. Regierung als Geschäftsgebäude überwiesen.

Von merkwürdigen Gebäuden verdienen hier noch die beiden Rathhäuser, sowie die Wasserkunst in der Vorstadt Altenburg erwähnt zu werden. Das Rathhaus zum tiefen Keller, dessen erste Erbauung nicht ganz sicher ausgemittelt werden kann, ward in seiner gegenwärtigen Gestalt nach dem im Jahre 1744 entstandenen großen Brande wieder aufgebaut.

Das neue Rathhaus auf dem Markte ward von dem Rathe der Stadt im Jahre 1524 zu bauen angefangen und im Jahre 1628 vollendet. Die Erbauung desselben kostete an 7000 Fr.

Durch die um das Jahr 1629 erbauete und durch den Herzog Heinrich kurz vor seinem Tode bedeutend verbesserte Wasserkunst wird das Saalwasser durch die Vorstadt Altenburg, durch den Schloßgarten, sowie über den ganzen Dom in hölzernen, unterirdischen Röhren geleitet. Leicht könnte jene nützliche Anstalt auch zur Verschönerung der Stadt und des schönen Schloßgartens durch Springbrunnen benutzt werden.

Noch manche andere Merkwürdigkeit aus der Vergangenheit würde hier unsern Blick fesseln, doch enge Grenzen sind uns gesteckt und unser Auge verweile deshalb nur noch auf einigen Merkwürdigkeiten aus der Gegenwart. Vor allem fesselt hier unsere Aufmerksamkeit die neu erbauete Bürgerschule.

Das Bedürfniß eines neuen, erweiterten Schulgebäudes ward bei uns lange und tief gefühlt, und es ward dasselbe immer dringender, je mehr sich die Kinderzahl in der Stadt mehrte. Schon im Jahre 1818 ward zwar jenem Bedürfnisse einigermaßen dadurch abgeholfen, daß man in dem alten auf dem tiefen Keller befindlichen Schulgebäude mehrere neue Einrichtungen machte, und auf dem neuen Rathhause einige Zimmer zum Gebrauch für die Bürgerschule einräumte. Doch dies war ja immer nur ein Nothbehelf. Nach mancherlei, zwischen der Königl. Regierung und dem Stadtrathe gepflogenen Verhandlungen kam es endlich im Jahre 1825 dahin, daß in der Mitte der Stadt auf dem sogenannten Tekinoberge der Grund zu einem neuen Bürgerschulgebäude gelegt ward. Wegen der nah vorüberfließenden Geißel war die Grundsteinlegung mit manchen Schwierigkeiten und größeren Kosten verbunden, doch wurden alle diese Hindernisse glücklich überwunden und das Gebäude im Herbst des Jahres 1826 vollendet, und den 28. September gedachten Jahres feierlich eingeweiht. Die Kosten der Erbauung, die sich über 12,000 Thlr. belaufen, trägt die Stadtcommune Merseburg. Durch ein aus den Fonds des St. Andreas-Hospitals in der Vorstadt Neumarkt durch die Königl. Regierung bewilligtes Darlehn ward es der Commune möglich, den beabsichtigten Zweck schnell und glücklich zu erreichen. Das Gebäude ist von bedeutender Größe (40 Fuß lang

und 20 Fuß tief) äußerlich, ein wirkliches Prachtgebäude, innerlich sehr bequem, nett und zweckmäßig eingerichtet. Das Ganze war auf zwölf Schulzimmer und eine Wohnung für den Castellan berechnet. Da jedoch für den gegenwärtigen Bedarf acht Schulzimmer hinreichten, so ward in dem zweiten, als dem obern Stockwerk, in der Mitte des Gebäudes, ein schöner, geräumiger Saal und auf jeder Seite noch ein Schulzimmer angelegt. In dem Erdgeschoß befinden sich, wie in dem obersten Stockwerk, vier Klassen. Die Zimmer haben die gehörige Größe und das nöthige Licht.

Für Jahrhunderte hinaus kann dieses Gebäude, wenn Gott es behütet, die Stelle einer Bürgerschule vertreten, denn selbst dann, wenn die Bevölkerung von Merseburg noch bedeutend wachsen sollte, wird es groß genug sein, die Schuljugend der Bürgerschaft zu fassen. Haben nun freilich wohl Opfer dargebracht werden müssen, um einen großen Zweck durchzuführen und müssen deren auch noch mehrere gefordert werden: gewiß wird die Nachwelt uns den Dank nicht versagen, die da erntet, wo wir säeten; wie auch wir da ernten wo die Vergangenheit säete.

Im Ganzen hat Merseburg seit einem Jahrzehnt außerordentlich viel an Freundlichkeit des Ansehns nicht nur, sondern auch an zweckmäßigen Einrichtungen gewonnen. Hauptsächlich verdankt sie dies den Anordnungen der Königl. Regierung.

Ein großer Uebelstand und Nachtheil für die Stadt war die sonst alljährlich eintretende Ueberschwemmung eines Theils derselben. Durch die Erhöhung des Straßenpflasters über den höchsten Wasserstand ist jener Nachtheil, freilich nur mit bedeutendem Kostenaufwande entfernt worden. Das sonst vorhandene schlechte Straßenpflaster überhaupt ist durch neues, besseres ersetzt. Die düstern, alterthümlichen Thore sind abgebrochen und an deren Stelle neuere Säulenthore getreten; ein Umstand, mit dem sich freilich der Alterthumsliebhaber nicht recht befreunden will. Auch außerhalb der Stadt sind mehrere sehr zweckmäßige, zur Verschönerung der Stadt dienende Einrichtungen gemacht worden. Eine sonst vor dem Sirtithore befindliche große Sandgrube ist ausgefüllt und zu einem kleinen Park umgewandelt und manche andere wüste Plätze durch Anpflanzungen verschönert und nutzbar gemacht worden.

Da bei der vergrößerten Einwohnerzahl die Wohnungen jetzt mehr gesucht werden, als sonst, so haben sich auch viele Einwohner der Stadt beeifert, wüste Baustellen wieder mit Gebäuden zu besetzen, verfallene Wohnungen zu repariren und verdüsterte zu verschönern, und mit Gewißheit kann man behaupten, daß, wer Merseburg vor zwanzig Jahren und seitdem nicht wieder gesehen hat, es kaum wieder erkennen würde. Freilich hat so manche Anstrengung gemacht werden müssen und muß gemacht werden, doch wo das Gute, das Nützliche, das Schöne gedeihen soll, da kostet es Kraftanstrengung, Fleiß und Aufopferung.

Thg.

Groß-Vargula.

Nicht an den großen und viel belebten Heerstraßen allein, nicht auf den bis in die Wolken emporragenden, Meilen weit ausgedehnte Gauen beherrschenden Bergen und riesenhoch aufgethürmten Felsen nur; nicht da ausschließlich, wo weit in das Land hinein schimmernde Ueberbleibsel großartiger, alterthümlicher Kunstwerke und hochberühmter Stammburgen, die Denkwürdigkeiten der Geschichte dem Wanderer entgegen predigen, dem Forscher in dem Buch der Vergangenheit Halt gebieten und ihn zur Beachtung tausendfach beschriebener und gefeierter Merkwürdigkeiten einladen; nicht da allein, Freund der Geschichte, sinniger Sammler der Erinnerungsmale längst in tiefes Dunkel versunkener Vergangenheit, sei der Ausbeute Deines Forschens gewärtig; — auch da, wo Dich auf wenig befahrenen Feldwegen oder kaum beachtungswerth scheinenden Fußpfaden, die Richtung abwärts führt, von der breiten, ebenen Bahn durch grünende Saatfelder, nährende Triften und buschumzäunte Wiesen, wo Dir von fern herüber, aus laubgrüner Umgebung die Spitze eines einzelnen Kirchthurmes, das Läuten der Abendglocke, das Blöken der heimziehenden Heerde, der Feierabendgesang harmloser Landleute und das Bellen wachsamer Hofhunde, das Dasein eines abgelegenen Dörfchens verkündet, auch da findest Du oft, was Du nicht geahnet, reichen Stoff zu merkwürdigen, alterthümlichen Erinnerungen und vielbedeutende Anklänge geschichtlicher Beziehungen aus uralter, vielbewegter Zeit. — Besonders reich an Erinnerungszeichen dieser Art, sind die Gauen des Thüringer Landes und namentlich das in vielfachen Krümmungen sich hindurch ziehende Unstrut-Thal.

In diesem Thale, wenn man es von Langensalza aus verfolgt und Merxleben und Negelstädt passirt hat, gelangt man zu dem Dorfe Groß-Vargula, dessen Fluren nordöstlich und östlich an Klein-Vargula und Herbsleben, südlich an Döllstedt, westlich an Gräfen-Tonna und nördlich an Clettstedt grenzen, und welches vermöge der Krümmungen des Thales, in der Entfernung von einer Viertelstunde

erst, dem Auge sichtbar wird. — Still und abgeschieden liegt es da in anspruchsloser, ländlicher Ruhe, und seine Bewohner bewegen sich in unbefangener Thätigkeit und Heiterkeit, gewiß größtentheils ohne Ahnung von den geschichtlich merkwürdigen Beziehungen, die sich an seine Räumlichkeit knüpfen. —

Auf dem Wege von Merrleben her bietet Groß-Vargula einen malerischen Anblick dar, besonders wenn die Abendsonne die Unstrut versilbert und die Fenster des Schlosses in Feuer setzt; dann hebt sich aus dem Schatten des Laufgrabens das Dach der Kemnate kühn hervor; die auf dem Berge gegenüberliegende Kirche ergänzt und die an den Wendungen des Flusses angebauten Häuser blicken freundlich aus den sie umgebenden Gärten hervor; vor dem Berge aber, welcher den Hintergrund schließt, erhebt sich, an heilige Erinnerungen mahnend, der Bonifaciusbügel mit seinen vier Linden empor, um dem Bilde gleichsam die Weihe zu geben. Laß uns mit einander, freundlicher Leser, hier einen Ruhesitz aufsuchen und während die Abendsonne vollends hinunter sinkt, Dir mittheilen, was uns Thüringens fleißiger Chronist, Olearius, und andere Historiographen Bemerkenswerthes von Groß-Vargula aufbewahrten und was der würdige, dermalige Prediger des Ortes, Herr Pastor Zacke, freundlich bemüht war, aus den leider auch hier, wie an den meisten Orten, nur höchst mangelhaft vorhandenen geschichtlichen Nachrichten zu erläutern und zu ergänzen.

Dunkel, des entschiedenen, bedeutenden Alters wegen, ist zwar die Erbauung und Entstehung des Namens von Groß-Vargula; doch in Ermangelung anderer fest verbürgter Nachrichten, aber auch vorhandener Gegenbeweise, wollen wir annehmen, was Olearius davon, als aus Petr. Albinus, Toppius, Georg Fabricius, Laur. Peckenstein und andern Chronisten entlehnt, erzählt, woraus doch allerwenigstens, das bedeutend hohe Alter von Groß-Vargula hervorgeht. Er sagt nämlich: Vargula habe erst Varila geheißen, wie es auch in einem Kaufbriefe von 1385 zwischen dem Teutschen Orden und dem Rath zu Erfurt genannt sei; und es habe seinen Ursprung und Namen dem Feldhauptmann des Kaisers Augustus Quintilius Varus zu verdanken, welcher vom zehnten bis zum zwölften Jahre nach Christi Geburt Deutschland durchzogen und sich mit seinem Kriegsheere hier gelagert habe. Zur Bestätigung führt er aus einem älteren Gelehrten, Joh. Hintrem, folgende Stelle eines Buches unter dem Titel: „Spiegel des Geizes, wider die Wiedertäufer 1620," an: „Als Quintilius Varus vom Keyser Augusto mit etlichen Legionen Römisches Volkes in Teutschland gesandt war, die Teutschen unter der Römer Joch zu zwingen, wie denn auch gemeldeter Varus so weit kam, daß er in Thüringen an der Unstrut ein Schloß, nach seinem Namen Varila genanndt, bauete, welches noch den heutigen Tag stehet, rüstet sich der Teutschen Oberster Fürste Arminius genanndt wieder ihn." — Auch wird in jenen Schriften unser Vargula schon Großen-Vargel genannt, zum Unterschiede des benachbarten Klein-Vargel, welches später erbauet

worden und im Jahr 1516 in einer eigenthümlichen Beziehung erwähnt wird, nämlich in einem von Claus und Curt Vitzthum von Ekstett unterschriebenen Gevatterbrief an den Rath zu Tennstedt, in welchem derselbe eingeladen wird, Pathenstelle bei der Taufe einer Glocke in Klein-Vargel zu vertreten.

Olearius muß eine besondere Vorliebe für Vargula gehabt haben, indem er, um ihm eine ausgezeichnete Berühmtheit beizulegen, die wohl in mehr als einer Beziehung gewagte Behauptung aufstellt, daß Kaiser Carl der Große zwar zu Ingelheim in der Pfalz geboren, aber in Vargula empfangen worden sei, und führt hierzu sogar als Beweis eine Stelle an, aus einer Uebergabsacte, nach welcher Kaiser Carl die Vargelsche Pflege dem Stifte Fulda geschenkt, welche wörtlich lautet: „Donamus et contradimus terram conceptionis nostrae, hoc est, totam provinciam circa flumen Unstrut, ipsamque chortem nostram Vargulaba cum omnibus pertinentibus suis, sicut eam nos a parentibus nostris in proprietatem accepimus.“ — Ohne der Berühmtheit von Groß-Vargula zu nahe treten zu wollen, müssen wir den Glauben an die Autentität dieser Behauptung und an den angeführten Beweis, eines Jedem eigener Willkühr überlassen; — und gehen zunächst auf die Herren oder Besitzer von Vargula über, in welchen bedeutende Veränderungen statt fanden: —

Nach dem Untergange des Thüringischen Königreichs anno 524 kam auch Vargula mit ganz Thüringen unter die Oberherrschaft der fränkischen Könige, aus welcher es, nach der vorher citirten Schenkungs-Urkunde Kaiser Carl des Großen, an das Stift Fulda übergegangen wäre. — Vom Jahre 1017 an finden wir es im Besitz der Freiherren, Schenken von Vargula, oder vielmehr zuerst nur, der Freiherren von Vargula, von welchem tapfern und vielberühmten teutschen Rittergeschlecht, der Erste und Aelteste, Namens Albrecht, Friedrichs des Ersten, Burggrafen zu Meißen, Tochter zur Gemahlin gehabt; desgleichen treffen wir einen Wilhelm, Freiherrn von Vargula, anno 1042, auf einem Turnier zu Hall. — Als im Jahre 1130 Kaiser Luther der Sachse seinen Tochtermann, den Landgrafen Ludwig von Thüringen zum Fürsten erhob, unterwarf er ihm nicht allein die Thüringischen Grafen zu Lehnsleuten, sondern ordnete ihm auch mehrere der angesehensten Edelleute zu besondern erblichen Aemtern und Ehrendiensten (Hof-Chargen) zu; nämlich: der von Vargula wurde zum Schenken (Mundschenk), der von Schlotheim zum Truchseß (Oberaufseher über Hof und Küche), der von Eberßberg zum Marschall (Ceremonienmeister), der von Vaner zum Kämmerer, und der von Kirchberg zum Burggrafen ernannt. — Von dieser Zeit an treten unsere Freiherren unter dem Namen Schenken von Vargula auf. Sie waren unternehmende und tapfere Kriegshelden, wovon wir nur folgende Beispiele herausheben: Nachdem Kaiser Otto IV. im Jahre 1212 Weißensee überfallen und verbrannt, Landgraf Herrmann es aber wieder erbauet und befestiget hatte, erschien anno 1213 abermals ein kaiserli-

ches Kriegsheer vor Weißensee und bedrängte die ganze Umgegend; da zogen die Kriegsobersten des Landgrafen, Graf Günther von Schwarzburg und Rudolph Schenk von Vargula, gegen das kaiserliche Heer aus und lieferten demselben am St. Niclastage bei Tennstedt ein Treffen. Rudolph ward mit einem Pfeil in den Schenkel geschossen, wovon er lebenslang lahm blieb; die Kaiserlichen wurden geschlagen und die Grafen Friedrich von Weichlingen und Ludwig von Stolberg gefangen genommen. Die Thüringer machten gute Beute und die gefangenen Grafen und Edelleute mußten sich mit bedeutenden Geldsummen loskaufen. — Kaiser Friedrich II. führte anno 1227 eine bedeutende Kriegsmacht gegen die Saracenen nach Palästina, und Rudolph Schenk von Vargula führte in diesem Zuge des Kaisers Haupt-Fahne. — Als im J. 1248 die Landgräfliche Familie ausstarb, und Hessen und Meißen um deren Besitz in Streit geriethen, standen die Grafen von Schwarzburg und Kefernburg den Hessen bei, Walther Schenk von Vargula aber schlug sich auf die Seite des Marggrafen Heinrich von Meißen, bekriegte die Grafen, und nahm vier Grafen, zweie von Schwarzburg und zweie von Kefernburg, gefangen, welche sich ebenfalls mit großen Summen auslösen mußten und dann einen ewigen Frieden mit den Schenken schlossen. — Derselbe Schenk brannte auch in diesem Kriege Ordruff nieder. — Im J. 1358 erbaute Rudolph Schenk von Vargula das Schloß Rudolphstein, um aus demselben die Eisenacher, welche sich den Hessen ergeben hatten, zu beobachten; nach Beendigung des Krieges (1263) wurde dieses Schloß jedoch wieder geschleift. — In demselben Jahre (1263) leistete Herzog Albrecht der Große von Braunschweig den Hessen gegen Thüringen und Meißen Beistand und richtete auf dem Durchzuge zu Groß-Vargula bedeutenden Schaden an. — Diese Unbill zu rächen, sammelte Rudolph Schenk von Vargula in Abwesenheit Marggraf Heinrichs eilig einen Kriegshaufen, zog damit am Abend des Tages Simon Judä aus Leipzig, überfiel und schlug den Feind in derselben Nacht bei dem Dorfe Wicklin im Stift Merseburg, ohnweit Halle, und nahm den verwundeten Herzog von Braunschweig, die Grafen Heinrich und Otto von Anhalt, Graf Heinrich von Schwerin, Graf Hans von Eberstein, viele andere Ritter, 566 Küraſſiere und über Tausend gemeine Reisige gefangen. Dieser Krieg brachte nicht allein reiche Beute und hohes Lösegeld für die Gefangenen, sondern die Hessen mußten auch von dem Anspruch auf Thüringen abstehen und wurde zu diesem Ende die erste Erb-Einigung zwischen Thüringen und Hessen geschlossen. — Anno 1274 wallfahrtete ein Schenk von Vargula, dessen Name nicht angegeben ist, nach Jerusalem zum heiligen Grabe, wurde von den Saracenen gefangen, trat bei denselben in Kriegsdienste und focht mit ihnen tapfer und ritterlich. Auf einem Zuge gegen die Tartaren gerieth er in der Letzteren Gefangenschaft und verheirathete sich mit einer Tartarin. Als er jedoch mit einer Gesandtschaft zu dem König von Polen geschickt wurde, nahm er die Gelegenheit wahr und flüchtete mit seiner Gemahlin wieder in die

Heimath. Letztere wurde in Reinhardtsbrunn begraben und es stand auf ihrem Leichenstein folgende Inschrift: Anno Domini 1286 obiit Cythavia Russica, generosi Domini Baronis de Vargila gemma honestissima. Orate pro ea.

Mit so viel Ruhm und Ehre die Schenken von Vargula in der Geschichte genannt sind, eben so rühmlich und ehrenvoll war auch der Umstand, welcher nach glaubwürdigen Nachrichten die Veranlassung gab, daß sie den Namen ihres lange behaupteten Besitzthums ablegen mußten. Es war nämlich Albrecht Schenk von Vargula, welcher als Oberhofmeister der unglücklichen Gemahlin Landgraf Albrechts, Margarethe, am 24. Juni 1270 in der Nacht auf der Wartburg, diese hart bedrängte und in Lebensgefahr schwebende Fürstin aus den Händen ihres grausamen Gemahls durch die Flucht befreiete. Des Landgrafen ganze Ungnade fiel deshalb auf den edlen Ritter und beraubte ihn der Herrschaft Vargula und aller seiner Güter. Das dergestalt aus seinem Eigenthum vertriebene Freiherrn-Geschlecht wendete sich nach dem Schlosse Tautenburg und schrieb sich sofort nicht mehr Schenken von Vargula, sondern Schenken von Tautenburg, unter welchem Namen wir ihnen später, bei der Beschreibung der Tautenburg wieder begegnen werden.

Von dem Landgrafen brachte der Teutsche Ritterorden die Herrschaft Vargula an sich und hatte sie bis zum J. 1385 in Besitz, als zu welcher Zeit sie käuflich an den Stadtrath zu Erfurt übergieng; zum Beweis führen wir die darüber aufgenommene, nicht uninteressante Urkunde wörtlich an:

„Wir Sifried von Gemmingen, Meister von Teutschen und Welschen Landen, des Teutschen Ordens, des Spitals unser Frauen Bilder von Jerusalem, Fridrich von Lipsberg, Land-Comther, dazu die Gebieter und Brüder Baley in Thüringen, desselbigen Ordens mit der ganzen Baley, bekennen und thun kund allen denen, die diesen Brief sehen, hören oder lesen. Wenn wir von wegen grosser Orloge und Kriege der Fürsten und Herren von Meißen, Masitha, und andern merklichem Schaden, mit solchen grosen und schedlichen Schulden befallen, und schuldig waren unter Christen und Jüden, die sich allezeit mehrten und auftrugen, daß die Baley, unüberwindlichen Schaden davon empfangen hätte, ob die Schuldicht lenger gewehret solte haben, und doch keine fahrende Güter inne hat, damit man die Schuld erleschen könte, man mußte von Noth erbliche Güter zu verkauffen angreiffen, und darümb etwa dicke nach unsers Ordens Gewohnheit zusammen seynd gewest, und Unterrede gehalten, wie man aller bequemlichest und mit minnerm Schaden von diesen Schulden möchte kommen, und das alle einträchtiglich mit einander, und dazu mit allen Gebietern zu Teutschen Landen erkoren, und für das beste erkannten, daß diese nachgeschriebene Verkäufe, Feste und Güter, bequemlicher, und der Baley unschädlicher wäre, zu verkaufen, denn andere erbliche Güter so viel, damit man die Schuld geleschen könte. Hierümb wir obgenandte, Sifried Meister, Friedrich Compthür, Brüder und Baley zu Thüringen, mit Willen und Geheiß des Hochmeisters zu Preußen,

und mit Rathe aller Gebieter in Teutschen Landen, die Vesten und das Dorff Varila zu Thüringen im Maintzischen Bistumb gelegen, mit allen Lehen, Hufenland, Aeckern, Wiesen, Gewechs, Wasser, Weide, Holtzmark, Weiden, Mülen, Backöfen, feste Weiden, Zinsen, Renten, Gülten, Beten, Diensten, Gerichten, Rechten und Zugehörungen im Dorfe und zu Felde, damit das Kirchen-Lehen auch folgen soll, und mit allen den Ehren, Würden, Freyheiten, Rechten und Besitzungen, als wir oder der Orden das gehabt hat, oder gehaben möchten, in alle Weise, nichts ausgeschlossen, vor frey eigen, und alles frey-eigen unbeschwerte Güter recht und redlich verkaufft, und uns der von uns und des Ordens wegen geussert, und gänzlichen verziegen, und also von rechtem ewigen Kaufe in geantwortet, dem Ersamen, Weisen Leuten, dem Rathe, den Räthen, und der gantzen Gemeine der Stadt Erffurt und ihren Nachkommen, Käuffern, umb drey tausend und funffzig Geschock guter Meißener Groschen, die sie uns gäntzlich und baar bezahlt, bezahlt und geantwortet haben, und wir in der genandten Baley Nutz gewendet, und die obgenandte Schuld damit geleschet haben. Und sagen sie und ihre Nachkommen, und die Stadt Erffurt, von unser und des Ordens wegen, der quit, ledig und laß, mit Kraft und und Uhrkund dieses Briefes die vorbenandte Vesten, Dorff, und die andern Güter, Rechte und Zugehörungen, als die vorbenand seynd, wir ihn auch ufgelassen und geantwortet haben, vor frey eigen, und als frey eigen, am Gerichte und am gehegten Bank, als gewöhnlich ist, und davor auch und vor diesem Kauf, daß er stet und gantz gehalten werde, und vor eine rechte Wehre aller vor und nachgeschriebenen Rede, Stücke und Artickel, haben wir gered, und sollen und wollen das alles, das auch in dem Kaufte begriffen ist, eine rechte Währe sein. Auf daß nun dieser Kauf und alle vorgeschriebene Rede, stet, gantz und unverbrüchlich gehalten, und darwieder nichts gesucht oder gethan werde in zukünfftigen Zeiten, so verziehen wir uns zu dieser Sachen, von unser und des Ordens wegen, aller Freyheit, Handfesten und Gnaden, die wir oder der Orden von Bäpsten, Kayfern oder Königen, Fürsten oder Herren, haben gehabt, han, oder hernach gewinnen möchten, und dazu alles des Rechten, geistlich und weltlich, welcherley die seynd, und ob es Noth were, daß man ste eigentlich benennen solte, damit wir oder der Orden oder unsere Nachkommen, oder jemand anders, wer der auch were, wieder diesen Kauff oder die kegne obgenante Rede oder Stücke kommen oder thun möchten, in die kegne Weise, mit Gericht oder ohne Gericht, und besondern der Rechte und Wiedersprache, daß anderst sey geschehen oder gered, denn geschrieben, oder daß das Geld nicht gezahlt oder bezahlt sey, oder daß wir in dem Kaufe betrogen oder beschwert seyn, oder daß dem Kaufe und der Eufferung nicht nachgefolgt sey, als recht ist, oder daß man uns, den Orden, oder unsere Nachkommen, möge oder solle setzen in das erste Recht, und darzu auch aller Sachen und Ansprache, welcherley die gesetzen möchten, gäntzlich und ohne Gefährde. Und das zu Bekäntnisse, Uhrkund und

einer wahren Sicherheit aller vorgeschriebenen Rede, haben wir den genandten Käuffern diesen Brief gegeben und versigelt, wir Sifrid Meister mit unsern, und wir Fridrich Compthur, Gebieter und Bürder obgenandt, mit unsern Baley zu Thüringen Insiegel, die hieran wissendtlich gehangen seynd, der geben ist als man zehlt nach Christi Geburt, Tausend dreyhundert fünff und achtzig Jahr, an S. Johannis Baptistä Abend, als er geboren ward." —

In einem 1440 zwischen dem Churfürsten Friedrich II. von Sachsen und seinem Bruder Herzog Wilhelm ausgebrochenen Kriege, standen die Grafen von Gleichen dem Herzog Wilhelm, die Stadt Erfurt aber dem Churfürsten bei. Als nun 1450 ein Vertrag zu Stande kam, mußte Erfurt dem Grafen von Gleichen alle Kriegskosten ersetzen, zu diesem Zweck überließ es dem Graf Adolph das Amt Vargula auf zwölf Jahre zum Nießbrauch und zahlte an Graf Sigismund eine Summe Geldes, blieb jedoch immer im Besitz von Vargula, welches anno 1663 mit Erfurt an das Churhaus Mainz und später an die Krone Preußen fiel, unter welcher es noch jetzt dem landräthlichen Kreise von Langensalza zugetheilt ist. —

Im J. 1408, also unter der Erfurter Herrschaft, soll jenes steinerne feste Gebäude (die sogenannte Kemnate) erbauet worden sein, welches, in Ruinen noch stolz wie seine Erbauer, in seinem Dache noch manche Pfeilspitze bewahrend, zur Abwehr der Witterungs-Umbilden an seine eigene Kraft verwiesen, noch manche Jahre der Zerstörung trotzen wird, wenn nicht Menschenhände dieselbe fördern. Das 1373 neben der Kemnat erbauete und mit ihr von einem gemeinschaftlichen Wassergraben umgebene Schloß, ist wahrscheinlich abgetragen, auf seinem Grunde aber das jetzt noch stehende erbauet worden, dessen Baustyl dem Zeitalter Ludwig XIV. anzugehören scheint, in welcher Manier die unter der Mainzischen „Boineburgischen Statthalterschaft" entstandenen Gebäude sämmtlich aufgeführt sind. — Dieses Schloß, welches bis 1816 zum Amthause diente, ist jetzt ein Besitzthum des Banquier Lutheroth in Frankfurt und wird nothdürftig baulich erhalten.

Die erste Kirche, welche am Ende des Dorfes gegen Morgen gestanden, war von Carl dem Großen erbauet und dem heiligen Bonifacius geweihet. — In der 1407 zu Eisenach von einem Mönch verfaßten Chronik heißt es: „Es bauete Kayser Carl 3 Kirchen in dem Lande Thüringen, eine an der Ilm zu Meldingen, und ließ sie weihen in des H. Creuzes Ehre: Die andere an der Unstrut zu Vargila, die ließ er weihen in des H. Bonifacii Ehre: Die Dritte zu Körner, und ließ sie weihen in St. Peters Ehre. — Zu Olearius Zeit stand von dieser Kirche noch ein beträchtliches Stück Mauer, doch auch dieses ist später bis auf den Fußmund abgetragen und ausgegraben worden, nach dessen leerer Stelle ihr ehemaliger Umfang zu beurtheilen ist. Die Seite gegen Morgen zu, wo der Altar gestanden, mag wohl in eine Rundung ausgegangen sein. Uebrigens werden noch auf dem ganzen Hügel Todtengebeine gefunden, auch

zeugen die Ueberbleibsel von einer Mauer, welche den Hügel eingeschlossen, für seine kirchliche Bestimmung.

Die zweite Kirche, nicht fern vom Schlosse, gegen die Mitte des Dorfes gelegen, ist im Jahr 1434 zu bauen angefangen worden, und zwar im reinen teutschen einfachen Styl; sie war dem H. Jacobus geweihet; ist im baulichen Stande erhalten und wird noch jetzt fortwährend zum Gottesdienst benutzt.

Außerdem hatte Vargula drei Capellen, und zwar: 1) Zu unsrer lieben Frauen, der Mutter Gottes; von derselben war zu Olearius Zeit noch ein Stück des Gemäuers, zu beiden Seiten von der Unstrut umflossen, vorhanden; sie wurde insgemein die Clause genannt. Wahrscheinlich war sie, ehe die jetzige Kirche erbauet wurde, zum Gebrauch der Schloßbesitzer bestimmt; — sie existirt jetzt nur noch dem Namen nach in den Zinsen, welche der Diaconus von Gräfen-Tonna seit der Reformation auf sie zu beziehen hat. — An diese Capelle knüpft sich eine Sage, welche sich lange in dem Munde des Volkes erhalten hat, und in früheren lichtlosseren Zeiten vielleicht Manchen nicht wenig geängstiget haben mag; wir dürfen sie nicht vorenthalten:

„Ein Ritter, der im Morgenlande an seinen Wunden gestorben, (oder auch daraus zurückgekehrt sei), habe in Folge eines Gelübdes die Capelle erbauet und seinen Knappen als Sacristan derselben angestellt. Dieser nun, welcher sich ohne Zweifel in seinem geistlichen Amte, des weltlichen Sinnes nur schwer erwehren können, habe neben der Capelle in einer Clause gewohnt, verlasse aber nach seinem Tode öfter seine Ruhestätte des Nachts und lege sich den Leuten, die zu verbotenen Zwecken, auch den Mädchen, welche zu spät aus der Spinnstube kämen, wenn sie die nahe Brücke passirten, als schwarzes zusammengeknäuelltes Thier in den Weg, oder setze sich ihnen gar auf die Schultern, daß sie schier von der Last erdrückt und nicht eher davon befreiet würden, als bis sie ein andächtiges Vaterunser beteten."

Ohne Zweifel eines jener erdichteten Warnungsmährchen, dessen Wirksamkeit vor dem hellen Lichte unserer Zeit, wie so manches andere Warnungsmittel, in sein Nichts zerflossen ist, — Da wir aber einmal das so überaus fruchtbare Gebiet der Sage betraten, so gedenken wir hier sogleich noch einer andern; es heißt:

„Der heilige Bonifatius soll, als er sich in die neue Kirche zu Vargula verfügen wollen, um sie einzuweihen, seinen dürren Stock in die Erde gesteckt haben; während der Messe aber sei der dürre Stab grün geworden und habe einige Sprößlinge getrieben. Als nun Bonifacius wieder aus der Kirche herausgetreten und dies Wunder wahrgenommen, habe er dem versammelten Volk zugerufen: dies sei der offenbare Beweis für die Göttlichkeit und Aechtheit seiner Lehre. — Der Stab aber sei zu einem Baum emporgewachsen und der Stammvater aller in der Hecke des Pfarrgartens nach der Bonifacius-Kirche zu stehenden Ulmen geworden sein." —

Mag es sich mit dieser Sage verhalten wie es will; — wer kann wohl ihre Tendenz verwerfen? Auch ist sie in Vargula noch

heute in frischem Andenken, und nur ungern wird im Pfarrgarten ein Ulmbeum gefällt. — Aber wo sich einmal die treue Gefährtin alles Alterthümlichen, die Volkssage heimisch machte, da bleibt sie nicht leicht in den ihr in der Regel ursprünglich angewiesenen heiligen Schranken; sie artet fast immer aus; drum ist es auch nicht zu verwundern, wenn man noch vor nicht gar langer Zeit zuweilen die Glocken unter dem Bonifacius-Berge läuten hörte und auf demselben öfter des Nachts einen schwarzen Kater mit feurigen Augen sein Unwesen treiben sah. — Auch eine dunkle unzusammenhängende, sich an das Döllstedter Kloster anknüpfende romanhafte Sage und ein Platz an der Grenze der Flur, auf welchem eine Hexe verbrannt worden sein soll, durften da nicht fehlen, wo so Vieles an eine merkwürdige Vergangenheit erinnert.

Noch erwähnt Olearius: Es habe der Schäfer im Augustmonat des Jahres 1595 an der Unstrut, dem Pfarrgarten gegenüber die Schafe gehütet; in dem Augenblicke aber, als er fortgetrieben, sei plötzlich hinter ihm das Erdreich eingesunken, und ein Abgrund, oder grundloses Loch entstanden, von beträchtlicher Breite und Größe, aus welchem sich ein starker Strom in die Unstrut ergieße. — Dieses grundlose Loch nun ist zwar im Laufe der Zeit, von Wassergüssen gänzlich zugeschüttet worden und kaum noch eine Vertiefung davon zu sehen; statt dessen aber hat im Jahre 1829, in derselben Richtung und nicht weit von derselben Stelle, unter Hervorspringen einer starken Wassermasse, ein anderer Erdfall stattgefunden, dessen Rand jedoch bald an einer Stelle eingesunken ist, so daß er jetzt nur einem Kessel gleicht, aus welchem das Wasser der nahen Unstrut zuströmt. Man vermuthete anfangs mineralische Theile in dem Wasser, Tromsdorf fand jedoch bei genauer Untersuchung nur Ockertheile darin. —

Einer Merkwürdigkeit, die wir zwar wohl in mehreren Gegenden Thüringens, doch nicht so hervortretend finden, dürfen wir nicht unerwähnt lassen. — Es ist der Kranz von alten Wartthürmen in der freien Umgegend. — Die Bienstädter-, Döllstedter-, Gr. Vargulaische und Clettstädter-Warthen scheinen miteinander correspondirt zu haben, und man könnte daraus entweder auf eine Vertheidigungslinie, oder auf eine engere Grenze des alten Thüringens schließen. —

Doch der letzte Blick der scheidenden Tageskönigin grüßt eben unser ehrwürdiges Vargula und über der dampfenden Unstrut bildet sich der Schleier, welcher bald das ganze freundliche Thal decken wird. Aber in abwechselnd heiteren und freundlichen Melodieen senden die heiteren Burschen und Mädchen dem schwindenden Tag ihre Abschiedsgrüße nach; denn es sind Thüringer, und die Thüringer lieben Musik und Gesang. — Auf denn; hinab in ihre freundliche Mitte; sie werden uns mit gemüthlichem Gruß und biedrem Handdruck empfangen; wir werden bei ihnen keine Noth leiden, denn sie wissen zu leben und sind gastfrei; und dann werden sie sich um uns sam-

meln; und die Nachkommen der tapfern Dienstmannen der edlen Schenken von Vargula werden sich gern etwas erzählen lasen, was sie von ihrer lieben Heimath wahrscheinlich zum größten Theil selbst noch nicht kannten. — Und so hätten wir denn wieder einen Schritt vorwärts auf der Bahn unseres Zweckes gethan; hätten merkwürdige vaterländische Erinnerungen am Rande des Abgrunds der Vergessenheit ergriffen und sie aufs neue gegen das endliche Schicksal alles Irdischen hoffentlich auf längere Zeit geschirmt.

Friedrich von Sydow.

Die Tautenburg*).

Ob lispelnd sich die Blumen neigen,
Ob flüstern Moos und Immergrün,
Ein ernstes, feyerliches Schweigen
Umhüllt den öden Burgruin.
von Donop.

Es war ein maigrüner, sonniger Pfingstsonntag, als ich nach den Ruinen der Tautenburg wanderte. Durch einen herrlichen Wald, den Tautenburger Forst, führt der Weg zu den Burgtrümmern. Alle Reize des duftigen, frischen, grünen Waldlebens umfangen uns: der frische Waldgeruch weht uns aromatisch an, es zittert Sonnenschein durch dichtbelaubte Bäume, das Wild ruft, an seine fröhliche, gesunde Existenz mahnend, die Waldvögel singen, es klingt der muntre Holzschlag durch den Wald, es knallt die Büchse in dem Holz und die Blätter flüstern all' die ahnungsschwangern Lieder, die unsres Herzens süße Sehnsucht wecken. Da öffnet sich plötzlich die dichte Laubwand, wie eine Moosrose auf frischem Grün lacht uns das Dörfchen Tautenburg entgegen und ganz nahe dabei auf einer mäßigen Anhöhe erhebt sich von Sonnenschein umspielt und gleichsam frühlinglich verjüngt die Burgtrümmer, um die ganze Landschaft aber hängt, wie ein grüner Schleier, das duftige, grüne Waldleben.

Stiller und romantischer, wie die Tautenburg, kann wohl nirgends in Thüringen ein Ritterschloß gelegen haben; drei Stunden von Jena entfernt, ruht sie einsam und abgeschieden und wird deßhalb von Fremden wenig besucht. Wer von der Eitelkeit der Erdenfreuden entfernt seine Tage in stillem Seelenfrieden zubringen will, sollte sich hier ansiedeln: die dichte Waldung verbreitet eine heilige Düsterheit über diesen, von allem Geräusche der Welt geschiedenen Ort und der Wanderer, der ihn besucht, verläßt ihn mit ernster, wehmüthig feierlicher Stimmung. Hierher dringt kein Ton ausgelasse-

*) Diese Beschreibung dürfte wohl, wegen der pag. 37 erwähnten Uebersiedelung der Schenken von Vargula nach Tautenburg, hier am passenden Platze stehen. D. R.

ner Freude, kein wilder Lärm des nichtigen Treibens der Menschen stört hier die stillen Betrachtungen, zu denen die Einsamkeit des Waldes einladet und nichts unterbricht die heilige Stille, als das ewige Rauschen der Wipfel. Unwiderstehlich ist der Zauber, den Waldgegenden auf des Menschen Herz ausüben, es erfüllend mit dem geheiligten Schauer überirdischer Ahnung und schön und wahr singt der Dichter:

Sey willkommen, Wandersmann,
in des Waldes Einsamkeit!
Was ein armes Leben freut,
hier man einzig finden kann.

An der Quelle ruht das Reh,
Drossel übet freien Sang;
Waldesnacht mach' dir nicht bang,
Grün thut keinem Auge weh.

Bach und Thau giebt kühlen Schein,
Blume blühet ungepflückt,
tief in Klüften, nie erblickt,
schlummert Gold und Edelstein.

Eile nicht zu Stadt und Thal:
Eine Mühle treibt der Quell,
Drossel, so gesungen hell,
sitzt im Bauer stumm und kahl.

Aus der Erde stillem Schoos
reichen sie den Edelstein;
wie ein Auge giebt er Schein,
das von Thränen überfloß.

Armer, armer Wandersmann!
Weil', o weil' in Waldesnacht!
Draußen Mond und Sonne wacht,
sieht dich jeder fragend an.

Aber hier im Waldesschoos
gehst du einsam mit dem Quell,
sieht dich kein Auge hell,
als der Thau auf Blum' und Moos.

Ein ungleich vierseitiger, noch ziemlich wohlerhaltener Thurm ist allein noch übrig von der Veste, die einst der Sitz der Schenken von Tautenburg war. Die Geschichte der Burg, um deren Haupt nicht einmal die Sage ihre ewig frischen Wunderblumen-Kränze gewun-

den hat, bietet faſt gar keine intereſſanten Momente dar. Ueber die Zeit ihrer Erbauung und über ihre erſten Schickſale haben ſich, wie bei den meiſten alten Burgen, gar keine Nachrichten erhalten.

Schon ums Jahr 1007 eignet ein Esico Comes de Lubeschitz dem Stifte Merſeburg ein Tutinberg zu (Chron. Ep. Merseb. in Ludewig Rel. T. IV. p. 348) und ſpäter wird (ebendaſ. p. 358) vom Biſchof Dietmar gemeldet, daß er mit mehreren anderen Ortſchaften Tautenburg dem Domcapitul übereignet habe, aber es iſt ſehr zu bezweifeln, ob dieſe Stellen auf unſer Tautenburg zu beziehen ſind.

Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts kommen mehrere eines Geſchlechts vor, die den Namen Tuto von Tutinburg führten und in der Gegend von Tautenberg anſäſſig waren. Ein Tuto de Tutinberg eignete im J. 1223 mit Zuſtimmung ſeines Sohnes und mehrerer Stammvettern, die ebenfalls den Namen Tuto führten, dem Kloſter zu Eiſenberg ſein Guth zu Gunderamiskhagen (Friederici Hist. Pincernar. Varila-Tautenburg p. 100) und 1227 dem Kloſter Pforta die Mühle zu Dornburg zu (Pfort. Cop. Buch) und es liegt daher die Vermuthung ſehr nahe, daß Tautenburg früher ein Eigenthum und das Stammhaus dieſes Geſchlechts geweſen, der Erbauer ebenfalls Tuto geheißen und die Burg nach ihm benannt worden ſey.

Später finden wir Tautenburg in den Händen der von dieſem Schloſſe ſo genannten Schenken.

Von der Abkunft des thüringiſchen Geſchlechts der Schenken iſt nur ſo viel bekannt, daß ſie urſprünglich von dem Kloſter Fulda mit der Herrſchaft Vargula — einer uralten Herrſchaft in Thüringen, ohnweit Erfurt, welche ſchon von Kaiſer Carl dem Großen im J. 785 dem genannten Kloſter zugeeignet worden war — beliehen wurden, wovon ſie ſich früher Herren, ſpäter Schenken (Pincernae) von Vargula nannten. Dieſe letztere Bezeichnung bezieht ſich auf das Erbſchenkenamt, welches ſie an des Landgrafen von Thüringen Hofe verwalteten.

Als nämlich Kaiſer Lothar im J. 1130 den thüringiſchen Grafen Ludwig mit dem Barte zum Landgrafen in Thüringen ernannte und mit dieſem Lande belieh, beſtellte er zugleich, um den Glanz der landgräflichen Würde zu erhöhen, zwölf edle Ritter aus den edelſten Geſchlechtern, welchen die Hofämter bei dem Landgrafen erblich übertragen wurden. Hierbei wurden die von Vargula zu Erbſchenken ernannt, ſo wie damals auch die Truchſeſſe, Marſchälle, Cämmerer und Burggrafen ernannt und zu Erbhofämtern erhoben wurden (Spangenberg Querfurt. Chronik lib. II. c. 38. — Olearii Syntag. rer. et antiq. p. 18. — Friederici l. l. §. II. p. 4. 5)*).

*) Was mehrere alte Geſchlechter, um den Glanz dieſes ſeit dem Anfange des 13ten Jahrhunderts in Thüringen ſo ausgebreiteten Geſchlechts zu erhöhen,

In welchem Jahre die Tautenburg eine Schenkſche Beſitzung geworden, läßt ſich nicht genau angeben. Nach Leuber (de quarta Monarchia — ap. Menke rer. German. T. III. p. 1810 — c. 27. p. 1919) ſoll ein Wihelm, den er Baro in Tautenburg, Saaleck et Vargula tituliret, im J. 1130 und ein Thammo Schenk zu Tautenburg gar ſchon um 1020 gelebt haben. Gleichwohl kann das Erbſchenkenamt am Hofe der thüringiſchen Landgrafen nicht älter ſeyn, als die landgräfliche Würde in Thüringen ſelbſt. Daß übrigens die Tautenburg mindeſtens ſchon zu des Schenken Rudolf von Vargula Zeiten, der mit ſeinem Vater Walther zu Anfang des 13. Jahrhunderts ſich am landgräflichen Hoflager zu Wartburg aufhielt und dort in großem Anſehn ſtand, den Schenken gehörte, geht aus der alten Inſchrift an der Schloßkapelle zu Tautenburg vom J. 1232, welche den Erbauer dieſer Capelle Rudolf den Zweiten dieſes Namens nennt:

ANNO. DNI. M. C. C. XXXII. RUDOLPHUS. SECUNDUS. HUJUS. NOMINIS. OBSIRUXIT. HANC. CAPELLAM.

hervor (Friederici I. l. p. 9). Walther und Rudolf waren es, die den Grund zu dem Glanze und Wohlſtand legten, zu dem ſich ihr Geſchlecht von jener Zeit an ſchnell erhob. Doch übrigens ſcheinen ſich die Beſitzer von Tautenburg wenig hier aufgehalten zu haben, ſie lebten meiſt an auswärtigen Höfen und zeichneten ſich theils als Helden, theils als Staatsmänner aus. So war Albert Schenk von Tautenburg Hofmeiſter der Söhne des Landgrafen Albrecht des Unartigen, Friedrichs mit der gebiſſenen Wange und Diezmanns: er beförderte die Flucht der verſtoßenen Mutter derſelben, Margaretha, von der Wartburg, ſo daß dieſe ihm beim Scheiden noch zu-

---

davon erzählen, daß der Stammvater deſſelben zu des Kaiſer Tiberius Zeiten mit dem Druſus Germanicus nach Deutſchland gekommen ſey und Thüringen mit unter die Botmäßigkeit der Römer gebracht habe, iſt, wie ſich von ſelbſt verſteht, eine leere Fabel. — Am vollſtändigſten hat die Geſchichte der Schenken Friederici Hist. Pincernar. Varila-Tautenburg. Jen. 1722. Zuſätze und Berichtigungen dazu ſiehe in J. G. Horns Handbibl. ꝛc. ꝛc. Th. 1. S. 155 und in Falkenſtein Thüring. Chronik Th. III. S. 1374. — Die am 10. November 1819 auf Anordnung des Großherzogs Carl Auguſt von S.-Weimar erfolgte Eröffnung des Schenkſchen Erbbegräbniſſes in der vormaligen Kloſterkirche zu Frauenprießnitz, welches durch Luftöffnung zum Theil verſchüttet war, gab Veranlaſſung zu der von dem daſigen Pfarrer Schneider herausgegebenen Denkſchrift „Das alte Erbbegräbniß der Schenken von Tautenburg zu Frauenprießnitz" (Naumb. 1820. gr. 8), welche von den in den Särgen aufgefundenen, jetzt in der Kirche zu Frauenprießnitz aufbewahrten Kleinodien und noch vorhandenen Denkmälern Nachricht giebt, und auch Vulpius nahm davon Veranlaſſung eine „Kurze Ueberſicht der Geſchichte der Schenken von Tautenburg" (in der „Vorzeit" Bd. 4. St. 1. und auch beſonders abgedruckt, Erfurt 1820, 8.) zu bearbeiten.

rief: „Euch, Albert, empfehl ich die Sorge für meine armen Kinder!“ —

Im Anfang des 16. Jahrhunderts wurden die zwei Söhne des Statthalters in Friesland, Johannes Schenken von Tautenburg, Johann und Georg, die Stifter zweier Linien, der Niederländischen und Thüringischen. Die letztere verbreitete sich in mehreren Zweigen: es gab Schenken von Apolda, von Debergen (Döbritschen) Trebra, Saaleck, Kevernburg, Nebra, Dornburg, Priesnitz, andrer Zweige nicht zu gedenken. Alle diese stammten von den Schenken von Tautenburg ab und waren sämmtlich mit angesehenen Schlössern und Gütern angesessen.

Der letzte Schenk von Tautenburg war Christian. Zwar hatte er das Glück, die sämmtlichen Schenkschen Besitzungen wieder zu vereinigen, allein im Uebrigen war sein Geschick höchst unglücklich. Nachdem schon seine beiden Söhne in frühester Jugend gestorben waren, verschied auch am 25. November 1631 seine junge, zwei und zwanzigjährige Gattin, Dorothea Sybille, Tochter des Grafen Heinrich II. von Reuß-Plauen, und obgleich Christian das Ende seines Geschlechts vor Augen sah, konnte er sich doch zu keiner zweiten Vermählung entschließen. Am 12. May 1638 brannte sein Schloß zu Priesnitz ab: Christian, der sich dort aufgehalten hatte, ging nach Tautenburg und als ihn die Schrecken des dreißigjährigen Kriegs auch von da vertrieben, floh er nach Jena und kehrte erst im folgenden Jahre (1639) nach Tautenburg zurück, wo er bald darauf, am 3. August 1640, vierzig Jahre alt, verschied.

Mit ihm erlosch das Geschlecht der Schenken von Tautenburg. Sein Leichnam mußte bei den damaligen Kriegsunruhen sieben Jahre in Tautenburg verborgen bleiben, bis er in dem Familienbegräbniß zu Frauenpriesnitz beigesetzt werden konnte. Auch in Jena wurde diese Beisetzung feierlich begangen, denn Christian war daselbst Rector Magnificus gewesen. Herzog Wilhelm hatte die Feierlichkeit selbst angeordnet und Abgeordnete dahin gesandt; statt der Leiche wurde des Verblichenen Helm, Schild, Wappen und Fahne getragen, alle Glocken ertönten, der Superintendent Thielemann von Frauenpriesnitz hielt in der Stadtkirche die Leichenpredigt und rief klagend aus: „das Geschlecht der Schenken von Tautenburg ist nicht mehr!“

Nach Christians Tode fiel Tautenburg dem Churhause anheim, welches die von Werther, von Döring und von Taute damit belehnte, diese wurden anderwärts entschädiget, als man im J. 1657 die Tautenburgische Herrschaft zum Herzogthum Sachsen-Zeitz schlug. August I, welchem sie nach Absterben dieser Linie zufiel, ertheilte sie dem Grafen Moritz von Sachsen, nach dessen Tode sie wieder ans Churhaus kam.

Das Schloß Tautenburg, in welchem ſich ſpäter der Sitz des daſigen Amtes befand, wurde bis auf den noch jetzt vorhandenen Thurm im J. 1780 abgebrochen, das Material nach Frauenprießnitz geſchafft und mit dieſem dort das jetzige Schloß, wohin auch die Amtsexpedition von Tautenburg verlegt wurde, erbaut.

Seit 1815 gehört Tautenburg zum Großherzogthum Sachſen-Weimar.

Robert Hahnemann.

27.

Falkenstein.

Der Falkenstein.

Der Herbstwind wehete über die Stoppeln, rauschte in dem sich färbenden Eichenlaube und warf die fallenden Birkenblätter über die Waldwege, — da verließ ich mit mehreren Freunden Ballenstedt, um dem Falkensteine für dieses Jahr den letzten Besuch abzustatten. Es schien uns passend, dies gerade jetzt zu thun, wo Alles in der Schöpfung zum langen Winterschlafe sich rüstete, wo das Auge fast nichts mehr als verwelkte Blüthen und hinsterbendes Grün gewahrt; zeugt doch die alte Burg hoch auf dem Berge auch von versunkener Größe und hingestorbenen Freuden!

Der nächste Weg von Ballenstedt zu der Stelle des Selkethales, von welcher man den Falkenstein besteigt, ist reich an Abwechselung. Man wandelt anfangs durch das Feld, erreicht dann den Saum des Waldes und geht vor einigen Gebäuden vorüber, welche den Namen: „das Kohlenschacht" tragen. Rings umher liegen Steinkohlengruben, welche vor noch nicht zwanzig Decennien verschüttet wurden, vielleicht aber durch die Betriebsamkeit muthiger Unternehmer wieder aufgenommen werden. Der Weg führt darauf im Walde fort auf das preußische Gebiet, das man sehr bald erreicht und zwar in die Besitzungen des Freiherrn von der Asseburg; man durchschreitet ein enges Thal, ersteigt darauf einen ziemlich hohen Berg und wandert nun auf einer Hochebene fort, welche zur Rechten und Linken prächtige Buchen und Eichen zeigt. Nachdem man über die sogenannte „Trift" gegangen ist und nochmals einen Theil Hochwaldes durchschritten hat, steigt man auf dem sehr steilen und beschwerlichen „Lumpensiege" in das Selkethal hinab.

Wir hatten auf dem ganzen Wege bis ins Thal kein lebendes Wesen gesehen; kein schüchternes Reh war vor oder neben uns in die Gebüsche gesprungen; kein Singvogel erfreute uns durch seinen lieblichen Gesang, nur einige Raubvögel sahen wir hoch in den Lüften sich wiegen. Wir schritten nun eine kurze Zeit lang auf noch saftig

grünem Rasen am linken Ufer der Seike fort; bald führte uns eine Brücke auf das rechte. Auf diesem Punkte sieht man zum ersten Male auf überraschend malerische Weise den Falkenstein südwestlich auf den Bergen liegen und es ist nicht zu leugnen, daß er sich von keiner anderen Stelle, selbst nicht von der Seikensicht aus so großartig und imposant darstellt, als von dieser. Bald ist das Thal der Breite nach durchschritten, man hört, während man es durchwandelt, das Rauschen und Klappern aus der Papiermühle des eifrig betriebsamen Herrn Keferstein herübertönen und betritt den wohlerhaltenen Pfad, welcher nach einem nicht gerade mühevollen Steigen von einer Viertelstunde bis zu der Burg führt. Für leicht ermüdende Wanderer ist unterwegs ein Ruheplatz bereitet, auf dem mehrere Bänke und ein steinernes Gestell mit einer Nische stehen, in welcher einst das Bild eines Heiligen die Gläubigen zur Anbetung aufforderte. Wir, rüstige Bergsteiger, hatten eine kurze Ruhe verschmäht, der bekanntlich oft eine größere Ermüdung folgt, und schritten durch das erste Thor in den äußern Schloßhof. Vorwärts gehend hat man zur Rechten die auf nacktem Fels erbaute, eigentliche Burg; zur Linken führt ein Weg hinab zu einem grünen Rasenplan, der ringsum von Bäumen beschattet ist. Ein zweites Thor führt in den Zwinger; geht man in demselben fort, so behält man zur Linken die hohe, noch ziemlich wohlerhaltene Ringmauer mit ihren Schießscharten, zur Rechten die Burggebäude, kommt dann abermals durch Thore, und schreitet über einen Platz, auf welchem früherhin Gebäude standen, durch einen gewölbten Gang, in dem man den Eingang der Kapelle zur Linken hat, in den innern Burghof. Als die noch immer stattliche Burg in ihrer ganzen Herrlichkeit dastand, mußte man sieben Thore durchschreiten, ehe man in das Innere kam.

Wir zogen es vor, den nähern Weg in die Burg zu wählen, stiegen vom Zwinger aus die steinerne Treppe zur Rechten hinauf und traten durch eine enge Thür in die alte räucherige Küche der Veste und aus dieser in den rings von Gebäuden umschlossenen Burghof. Bleibt man an dieser Stelle stehen, so hat man gegenüber die Kapelle, einige Schritte zur Rechten den halbgewölbten Thurm; von diesem zieht sich ein Gebäude in Bogen und Winkel zur Kapelle hin; zur Linken hat man einen Treppenthurm, von welchem abermals wie auf der gegenüberstehenden Seite die Gebäude sich mit der Kapelle verbinden. Nicht ganz in der Mitte des Schloßhofes etwas zur Rechten dem Thurme zu, steht der wohlerhaltene tiefe Brunnen, welcher ein frisches, kühles Wasser liefert.

Wir gelangten auf der steinernen Treppe, deren Stufen stark ausgehöhlt sind, zu den Zimmern, in welchen der Kastellan des Schlosses wohnt. In dem größesten davon war einst die Gerichtsstube, so wie das Archiv, das mehrere kostbare Reliquien enthält. Nachdem wir das Herz mit Speise und Trank erquickt hatten, führte uns der Kastellan durch die Säle und Kamenaten des „Pallas" oder des Hauptburggebäudes, von denen einige, wie der Rittersaal mit den nordöstlich angrenzenden Gemächern, noch ganz im alterthümli-

chen Zustande sich befinden; andere sehr geschmackvoll und sinnig nach der Weise der Vorzeit eingerichtet sind. In dem einen Zimmer, das durch seine schönen, alten, bemalten Fensterscheiben ein eigenthümliches Licht empfängt, befinden sich mehrere werthvolle Kleinodien, als: ein Crucifix von Elfenbein, das eine Meisterhand verfertigte; verschiedene erzene Standbilder und kunstreiche Arbeiten. In einem angrenzenden Zimmer steht neben anderem Merkwürdigen eine köstliche metallene Vase, welche der Held unseres Jahrhunderts aus dem Lande der Pharaonen in sein schönes Frankreich (nach Saint-Cloud) entführte; deutsche Sieger entrissen ihm auch dies Beutestück und es zieret nun ein Prunkgemach in dieser Ritterveste. Das sehr gelungene Bild eines Ritters aus der alten Zeit erregte auch heute meine Bewunderung; es ist von einem wackern Künstler der Düsseldorfer Schule gearbeitet. — Ein großes Zimmer, in dessen hohe Fenster buntfarbige Glasscheiben und auf Glas gemalte Wappen des Hauses von der Asseburg eingefugt sind, gewährt eine prächtige Aussicht auf das Thal und die umliegenden Berge; auch sind die Wände desselben mit mehrern werthvollen, alten Gemälden geschmückt und eine erzene Reiterstatüe des großen Gustav Adolph nimmt die Aufmerksamkeit in Anspruch. Höchst freundlich ist ein anstoßendes Cabinet, das in einem vorspringenden Thürmchen eingerichtet ist.

Andere Zimmer des Bergschlosses zeigen ebenfalls vieles geschmackvoll Geordnete und Merkwürdige. So enthalten die, welche an den schmalen, mit stattlichen Geweihen verzierten Gang stoßen, durch dessen Fenster man die lieblichsten Aussichten auf den südlichen und westlichen Theil des Selkethales genießt, einzelnes sehr Werthvolle, unter andern eines der vorzüglichsten Bilder von Lucas Cranach, welches den Churfürsten Johann Friedrich von Sachsen nebst seiner Mutter darstellt.

Von der Gallerie des hohen Thurmes, den starke eiserne Reife umgeben, hat man eine der schönsten Gebirgsansichten. Nordöstlich sieht man weit über das Thal und die Berge hinaus und gewahrt bei heiterem Wetter deutlich die Thürme des Domes zu Magdeburg; südlich erheben sich einzelne Berge, mit Wald gekrönt; nordwestlich ruht das Auge auf schroff sich erhebenden Bergen, dann wieder auf Wiesen, durch welche die Selke fließt; der Ramberg mit seiner Victorshöhe zeigt sich und über alle Felsen und Höhen ragt dort der ehrwürdige Brocken empor. Selbst in dieser Jahreszeit, wo schon so vieles Schöne verweht und der Schmelz der Farben erblichen ist, entzückte uns diese Aussicht.

Unten im Thurme war das Burgverließ; bei dem Aufräumen desselben soll man noch Ketten und Ueberreste menschlicher Gebeine gefunden haben. Unter einem großen Theile der Burggebäude erstrecken sich tiefe und feste Kellergewölbe hin, und zwar in zwiefacher Reihe über einander, welche zum Theil zur Bewahrung von Vorräthen, zum Theil zu Gefängnissen gedient haben mögen.

Alles dies betrachteten wir mit wechselnden Empfindungen. Herzlichen Dank sagten wir im Geiste dem Besitzer der Burg, wel-

cher zur Erhaltung und geschmackvollen Auszierung derselben so Vieles gethan hat und fortwährend thut. Wie beklagenswerth wäre es gewesen, wenn dies Bergschloß, das von allen Ueberbleibseln einer großen Vergangenheit eines der stattlichsten im deutschen Lande ist, allmählig in Trümmer zerbröckelt und versunken wäre! Sehr rühmenswerth ist auch die Humanität, mit welcher das Innere desselben jedem Wanderer geöffnet wird; eine Humanität, die sich auch bei der Inhumanität einzelner, die Veste besuchender Fremdlinge, denen die Betrachtung der aufgestellten Kunstwerke oft nicht genügt, immer gleich bleibt.

Wir versäumten nicht, einen Gang um die Burg zu machen, der durch die lieblichsten Aussichten lohnt, und verweilten längere Zeit auf einem gar freundlichen Punkte, nordwestlich von der Burg, von welchem der Blick über einen großen Theil des Thales dahinschweift. Die Freunde forderten mich auf, ihnen Merkwürdiges aus der Geschichte der Burg mitzutheilen und ich befriedigte gern ihren Wunsch.

Der Falkenstein ist wahrscheinlich unter der Regierung Heinrichs IV. (1056 — 1106) erbaut, obwohl nach einigen Nachrichten schon Kaiser Heinrich der Finkler nach seiner Vermählung in Wallhausen auf Burg Falkenstein übernachtet haben soll. Der Kaiser ließ damals viele Vesten zur Zähmung der unruhigen Sachsen an geeigneten Stellen gründen. Im Jahre 1118 wird des Falkensteins als eines den Kaisern gehörigen Schlosses erwähnt. Lothar, Herzog von Sachsen, hat in dem Kriege mit Heinrich V. die kaiserlichen Schlösser Falkenstein und Wallhausen zerstört. Andere behaupten, daß die Ritter der nahe gelegenen Conradsburg, nachdem sie ihre Veste in ein Benedictiner-Kloster verwandelt, den Falkenstein, auf welchem noch heutiges Tages der Falk horstet, erbauet hätten. Wäre es gegründet, daß die Grafen von Falkenstein schon zu den zwölf hohen Familien gehört haben, aus denen Karl der Große die Oberhäupter der Sachsen erwählte, so würde dadurch nur das hohe Alter der Burg noch mehr bezeugt werden. Graf Burghardt I. (1152 — 1172) nahm an vielen Berathungen der sächsischen Fürsten und Herren Theil; wahrscheinlich stand er, so wie seine Nachfolger, in engerem Verbande mit der vom Kaiser Heinrich dem Finkler gegründeten Stadt Quedlinburg, deren Schirmvögte die Grafen längere Zeit waren, bis dies Amt auf die Grafen von Reinstein überging. Hoyer vom Falkenstein erwarb sich ein großes und bleibendes Verdienst; er sammelte mit seinem Freunde, dem sächsischen Edelmanne Ecco oder Epko von Rebkow oder Repko die alten niedersächsischen Gesetze, Rechte und Gewohnheiten, welche Karl der Große den Sachsen gelassen hatte, also das damalige übliche sächsische Landrecht, den sogenannten Sachsenspiegel, anfangs in lateinischer Sprache, dann in deutscher 1230; man findet folgende Verse in alten Ausgaben, welche dies bezeugen:

Nun danket allgemein
Dem Herrn von Falkenstein,
Der Graf Hoyer ist genannt,
Daß in deutscher Sprache ist gewandt
Dieses Buch durch seine Bett (Bitte)
Eeko von Repkau es thät.

Eine auf dem Schlosse zu Quedlinburg befindliche Handschrift dieses Werkes von großer geschichtlicher Wichtigkeit wird für die ächte Urschrift gehalten, und verdient die Aufmerksamkeit aller Derer, denen die Denkmäler der Vorzeit theuer sind. Unstreitig haben die Grafen von Falkenstein, deren Macht nicht gering und deren Besitzungen sehr bedeutend waren, an allen wichtigern Begebenheiten Theil genommen, welche den Harz, Thüringen und Sachsen berührten; leider aber fand sich bis jetzt nur weniges Sichere in Beziehung auf ihr Wirken vor. Vielleicht gelingt es einem würdigen Geschichtsforscher, welcher eben damit beschäftigt ist, die alten Urkunden des Falkensteiner Archivs genau zu prüfen, über wichtige Gegenstände Aufklärung zu geben, die noch im Dunkel sind. Im vierzehnten Jahrhunderte vermachte Graf Burchhardt (unter dem 8. Januar 1332), da er keine Erben in gerader Linie hatte, zu Quedlinburg seine Besitzungen dem Halberstädter Domstifte; nur einige wenige Holzungen wurden zurückbehalten; man räumte ihm auf Lebenszeit einen Freihof in Halberstadt ein. Das Domstift blieb nach seinem 1334 erfolgten Tode längere Zeit im Besitze der Herrschaft. Jedenfalls möchten sich wohl im Archive des Domes Nachweisungen über den damaligen Umfang der Grafschaft, die Größe ihres Ertrages u. s. w. finden, deren Bekanntmachung Vielen wünschenswerth sein dürfte. 1437 besetzte ein Graf von Mannsfeld, vielleicht Albrecht V. den Falkenstein widerrechtlich, und da das Domkapitel ihn zu vertreiben nicht im Stande war, so versetzte es die Grafschaft wiederkäuflich auf 20 Jahre an die Gebrüder Curd, Bernd und Busso von der Asseburg um 6000 Mark löthigen Silbers. Diese Herren vertrieben den Grafen von Mannsfeld, es erfolgte keine Wiedereinlösung der Grafschaft und der Bischof Gewerd belieh urkundlich die Gebrüder und Vettern Bernd, Busso, Jacob, Hans und Curd förmlich mit der Grafschaft Falkenstein; von der Zeit an blieb die Familie von der Asseburg in ununterbrochenem Besitze des Falkensteins.

Ueber die Theilnahme dieser Familie an dem großen Werke der Kirchenverbesserung findet sich bis jetzt leider keine bestimmte Nachricht vor, obwohl es gewiß ist, daß dieselbe in persönlicher Verbindung mit den Reformatoren, namentlich mit Luther gestanden hat, der, wie behauptet wird, selbst in der Kapelle der Burg gepredigt hat. Aus der Zeit bis zum dreißigjährigen Kriege fehlt es ebenfalls an Mittheilungen von bedeutender Wichtigkeit. Während des Krieges wollten die Feldherrn des kaiserlichen und des schwedischen Heeres die sehr feste Burg besetzen und unterhandelten deshalb mit

Busso von der Asseburg. Dieser ließ sich jedoch auf nichts ein und verweigerte auch dem Tilly die Uebergabe, welcher einen Abgesandten, Lucately mit Beglaubigungsschreiben an ihn geschickt hatte; er ließ sich durch einige herübergeschickte Kanonenkugeln nicht schrecken und behauptete mit einer kleinen Schaar von dreißig Bewaffneten muthig und glücklich seine Neutralität. Die Herren von der Asseburg bewohnten die Burg bis 1761; die Falkensteinsche Linie des Hauses erlosch in diesem Jahre und es folgte die Meisdorf'sche in der Person des 1797 zu Braunschweig verstorbenen kaiserlich-russischen Geheimeraths und Ministers Achatz Ferdinand von der Asseburg. Sein Lehnsvetter und Nachfolger, der im Jahre 1816 zu Meisdorf verstorbene Domkapitular August Ludwig Busso v. d. Asseburg wohnte abwechselnd in Neuendorf und Meisdorf; er starb ohne Hinterlassung von Descendenz und bei der Theilung unter die beiden nächsten Lehnsveitern kam die Herrschaft Falkenstein mit Meisdorf an den jetzigen Besitzer, den Herrn Hofjägermeister Freiherrn Ludwig August von der Asseburg, welcher nicht nur zur Verschönerung der Burg sehr viel gethan hat, sondern auch für die Verschönerung aller Umgebungen und für die Hebung und das segensreiche Gedeihen der ganzen ihm zugehörigen Herrschaft. Im Jahre 1839 sah der Falkenstein hohe Gäste und es war sehr belebt in seinen Hallen.

Es versteht sich von selbst, daß zu der Geschichte auch die Sage tritt. So hört denn:

Vor vielen hundert Jahren weidete unten im Thale ein Schäfer seine Heerde auf der blumigen Wiese. Er war ein Sonntagskind und verkehrte in seinen Träumen bei Tag und bei Nacht gar oft mit den Berggeistern und den Harzmännchen, die in den Schachten wohnen, wo die Fülle des edlen Metalles glänzt.

An einem freundlichen Abende, — die weißlichen Nebel zogen schon an den Felsenecken vorüber und aus ihnen heraus vernahm der Hirt fernher die flüsternden Stimmen der Thalelfen, — auch hatte das Glöcklein der Burgkapelle eben zur Mette geläutet und die Glöcklein der Blumen unten am Wiesensaume neigeten ihre Häupter, — an demselbigen Abende sah der Hirt eine Blume, die er noch nimmer gesehen. Wie er die Sterne kannte, ihre Stellung und ihre Bewegung und aus der letzteren sogar in der Nacht die Höhe der Zeit errathen konnte, so kannte er auch alle Blumen, die im Thale an den steileren und den sanfteren Abhängen der Berge, in den Schluchten und oben auf den Höhen wachsen. Am Tage waren die Blumen seine Stundenzeiger, denn er wußte ganz genau die Zeit, zu welcher eine jegliche ihren bunten duftigen Kelch zu öffnen pflegte.

Jene Blume aber war ihm völlig unbekannt. Er näherte sich ihr; krause, dunkelgrüne Blätter schlossen sich dicht an die, in braunem Waldmoor haftende Wurzel; die Blätter sahen fast aus, wie ein

zierliches Körbchen; bei der Berührung erfüllten sie die Luft mit Wohlgerüchen; aus der zarten Blätterwölbung erhob sich über einen Fuß hoch ein röthlicher Stengel, der ringsum auf die anmuthigste Weise mit den schönsten himmelblauen Blüthen besetzt war. Jede Blüthe hatte die Gestalt eines kleinen Bechers, jede trug in ihrem Innern lange rothe Staubfäden, die in der Tiefe des Kelches von einer kleinen Sonne ausliefen, oben ein Kränzchen bildeten und über den Rand der Blüthe gar fröhlich hinüber schauten. Der köstlichste Duft entströmte der Blume, und wunderbar! als eben der Abendwind die Blüthen leise berührte, fingen sie an, sanft zu tönen; es war, als ob die rothen Fädchen im Kelche mit feinen Silberstimmchen concertirten.

Staunend stand der Hirt. Eine solche Blume findest du nie wieder, dachte er, pflückte sie ab, beschaute sie wieder und wieder und befestigte sie endlich sorgsam an seinen Hut. Er trieb seine Heerde weiter; aber es war ihm dabei ganz eigenthümlich zu Sinne; eine ganz neue Welt that sich vor ihm auf; die kleinen Wellen der Seike, welche munter über die Steine dahinhüpften, hörte er sprechen, die Bäume flüsterten zusammen; die Birken darunter sangen ein leises, aber gar schönes Lied; die langen Gräser neigten sich traulich zu einander und wisperten in einer unverständlichen Sprache; die zwei Nachtigallen in den Erlen klagten sich das Leid ihrer Liebe, — Alles lebte und der Hirt meinte, er träume wieder.

Plötzlich sah er am Berge die Grotte, welche er früher in der Schwüle des Mittags, Kühlung suchend, öfter betreten, wie von tausend Lichtern erleuchtet; er trat hinein, da glänzte es bis in die tiefste Tiefe des Berges hinein, das Licht strahlte von der Decke und von den Wänden wieder, die lauter grüne, rothe und gelbe funkelnde Steinchen zeigten; der Boden war mit einem güldenen, schimmernden Sande bedeckt. „Nimm Dir von dem Sande!“ rief eine Stimme dem Hirten zu. Er füllte die lederne Tasche an seiner Seite, dankte und verließ die Höhle. „Komm wieder, so oft es Dir beliebt,“ klang es ihm nach, „denn Du bist uns werth!“

Sinnend trieb der Hirt die Heerde hinab. In der Nacht träumte er nur von den sprechenden Wellen und Blumen und den singenden Birken und der funkelnden Grotte. Als er erwachte, sagte er sich: es ist eben Alles ein Traum gewesen. Da fiel ihm die Tasche in die Augen, siehe, sie war voll güldenen Sandes. Er ging zur Stadt und zeigte einem edeln Meister Goldschmidt seinen Schatz; der gab ihm schön geprägtes Gold für den Sand und bat ihn, wieder zu kommen und zu bringen, was er noch finden möchte.

Der Hirt hatte eine Braut, schön, aber reich, und die Eltern wollten nicht, daß er, der früher so Arme, sie heimführe.

Wenn du noch drei- oder viermal in den Tidian gehen dürftest, (so hieß die Höhle), dann hättest du so viel, daß du mit Ehren werben könntest, sprach der Jüngling zu sich selbst.

Täglich weidete er seine Heerde thalauf, thalab; aber es blieb stumm im Thale und die Höhle war dunkel. Endlich beim Neumond, als eben die silberne Sichel über dem Thurme des Falkensteins stand,

lebte das Thal wieder auf; Gesang, Geflüster und Gewisper tönte hinüber und herüber; die weißlichen Nebel walleten hin und her und die Grotte funkelte. Der Hirt nahm, ging und empfing köstliche Goldstücke. So noch zu dreien Malen am Neumond. Nun hast du genug und gehest nicht wieder zur Höhle, sagte der Jüngling. Aber morgen gehest du zu deiner Braut.

Zu der Zeit hatte der Graf von Falkenstein auch eine hochgeborne Braut und er ritt eiligst zur Stadt, um ihr schöne Spangen und ein funkelndes Ringlein zu kaufen. „Gebt mir vom feinsten Golde, Meister," sprach er zum Goldschmidt.

Das ist Tidians-Gold, Herr Ritter.

Tidians-Gold? wie verhält sich das? Weiß ich doch nicht ein Wörtlein davon, daß mein düsterer Tidian Gold in seinem Busen nähret.

Der Meister berichtete treu und wahr und der Ritter sprengte heim zum Hirten. Der war eben bei seiner Braut gewesen und hatte von ihr, von Vater und Mutter das Jawort erhalten. Glückselig ging er seiner Hütte zu, da begegnete ihm der Graf, fragte und erhielt treuliche Antwort.

So will ich Dich denn nicht strafen, sondern Du sollst mein liebster Knappe sein und die Hochzeit will ich Dir ausrichten in sechs Monden, wenn ich die Braut heimführe in mein Schloß; aber Du mußt zum Neumond mit mir in den Tidian gehen.

Also geschah es. Säcke wurden voll des köstlichen Sandes gefüllt; auch der Hirt sollte nehmen, aber er nahm nichts mehr.

Der Graf war reich gewesen; er ward überreich. Da lag er in einer dunkeln Nacht auf seinem Pfühle und konnte nicht schlafen. Ein böser Geist sprach zu ihm: „Der Schatz gehört nicht Dir allein; der Hirt nimmt, wenn Du hier schläfst; bald wird der Hort erschöpft und zu Ende sein; machst Du den Hirten unschädlich, so wirst Du Alles besitzen."

Am Morgen, — drei Tage vor der Hochzeit, — ritt der Graf mit zwei Knechten hinab, ganz in der Frühe und raubte dem Jünglinge das Licht seiner Augen. Tiefe Nacht umhüllte den Armen; bange Klagen ergossen sich über seine Lippen, sein Herz war schwer und zum Tode betrübt.

Ein Weheruf ging durch das Dorf, als man das Entsetzliche erfuhr; jedoch man fürchtete die Gewalt des Ritters, und bald verstummte das Wort der Klage und der Empörung. Die Braut aber verließ den Geblendeten nicht und pflegete sein bis zum Tode. Als der Hirt starb, war die wohlverwahrte, aber nie wieder benutzte Zauberblume in Staub zerfallen.

Der Graf nun ging des Tages, an welchem er die gräßliche That vollbracht, sobald die Sichel des Neumondes bleich über dem Thurme des Falkensteins stand, hinab in das Thal. Der Tidian war da, aber kein Lichtstrahl flimmerte aus der Höhle ihm entgegen und als er hinein trat, versank fast sein Fuß in Schlamm und Moder. Plötzlich erklang aus der Tiefe eine furchtbare Stimme: „Kehre nicht wieder, du Frevler!"

Als der Ritter verstört zurückkam auf die Burg, fand er ein Brieflein, worin ihm der Tod seiner Braut gemeldet ward. In derselbigen Nacht ist auch der Ritter gestorben.

Nun sagt das Volk: So lange nicht drei Herren, ein Blinder, ein Lahmer und ein Stummer auf Burg Falkenstein gewohnt haben, so lange werden die Schätze des Tidian nicht wieder aufgethan werden.

F. Hoffmann.

Die Sage von den drei Bechern der Familie von der Asseburg.

Es ist schon viele Jahrhunderte her, daß Helene von der Asseburg auf Erden wandelte. Helene, gleich ausgezeichnet als treue Gattin ihres Gemahls, als liebende Mutter ihrer blühenden Kinder, als unermüdliche Wohlthäterin ihrer Unterthanen. Daher lebte lange noch ihr Andenken, als sie längst schon zu den Ahnen versammelt war und in einer bessern Welt die Früchte des Saamens erndtete, den sie hier ausstreute. Ward gleich ihr Name nicht in Chroniken und Stammregistern verzeichnet, so war er doch mit unvergänglichen Buchstaben eingegraben in dem Andenken dankbarer Nachkommen.

Sanft und traulich beleuchtete der Vollmond die schneebedeckten Fluren, die entlaubten ehrwürdigen Eichen des Waldes und die ernsten Zinnen der Asseburg. Es war eine jener schönen Winternächte, in denen die ganze Natur zu ruhen scheint; eine jener Winternächte, eisig und frostig, aber dennoch fähig, wohlthuende Wärme dem fühlenden Beschauer in die Brust zu flößen, daß er anbetend niedersinkt und ausruft: „Herr! Herr! auch in der winterlichen Erstarrung ist sie schön, deine Natur!“ Einen sanften Tag goß der Mond über die weißen Flächen der Erde aus, hier und da mit leichten Schatten vermischt, je nachdem bald Berge sich erhoben, bald Thäler sich senkten. Und immer weiter stieg er durch das reine Blau des Himmels hinauf, und keine Wolke trübte die Heiterkeit des unermeßlich ausgedehnten Gewölbes. Auch durch die gefrornen Scheiben senkte sich sanftes Licht auf die Lagerstätten, wo Helene von der Asseburg und ihre Kinder ruhten, denn der Burgherr war nicht unter ihnen, sondern als treuer Vasall seinem Kaiser folgend nach Wälschland gezogen. Sanfter, erquickender Schlummer umfing die Edlen, als Helene ihre Hand sanft gedrückt fühlte. Sie lächelte freundlich im Schlafe, denn

der Traumgott verschmolz die Wirklichkeit mit seinen geflügelten Gebilden und gaukelte ihr vor, wie der Ritter heimgekehrt sei, und nun zum Willkommen des treuen Weibes Hand ergreife.

Und es erhob ihre Hand und schüttelte sie stärker. Da erhob sich Frau Helene, aber sah nichts, als die Mondesscheibe, welche milde zum Fenster hereinleuchtete. Doch noch immer fühlte sie ihre Hand von einer andern gehalten. Sie blickte niederwärts, und wer vermag ihr Staunen zu schildern, als sie ein kleines Männchen vor ihrem Bette stehen sah, das ihre Rechte zwischen seinen beiden Händen hielt. Jäher Schrecken durchbebte im ersten Augenblicke ihre Glieder, aber kaum hatte sie einen Blick auf das vom Mond erhellte Antlitz des Männchens geworfen, kaum den bittenden flehenden Blick bemerkt, als sie sich auch wieder beruhigte und nun fragte, was von ihr verlangt werde.

„Edle Frau!“ entgegnete der Gneme, verzeihe, wenn ich dich den Armen des Schlafes entreiße. Aber die Noth meines armen Weibes heischt schnelle Hülfe, und deine bekannte Wohlthätigkeit ermuthigte mich. Du standest wohl schon ehe dem Weibe des geringsten deiner Knechte bei, wenn sie in Kindesnöthen lag, versage diese Hülfe auch dem Weibe eines armen Gnemen nicht.“

Frau Helene wußte, auch ohne den Paracelsus studirt zu haben, recht gut, daß es Wesen gäbe, die, von Adam nicht abstammend, die Mitte halten zwischen Menschen und Geistern. Nicht zweifelnd, daß der Bittende diesen Wesen angehöre, beschloß sie sogleich in ihrem mildherzigen Wohlthätigkeitssinn ihm zu folgen, fest vertrauend auf Gott, daß er die beschütze, welche auf guten Wegen wandeln. Sie erhob sich vom Lager und folgte dem Kleinen in die kalte Winternacht hinaus. Unberührt öffneten und schlossen sich Thüren und Thore, bald waren sie fern von der Burg, und zwischen übereinandergethürmten Felsblöcken ward der Eingang zu einer Höhle sichtbar. Dahinein schwand der Gnome, ihm nach ging Helene. Schroff abwärts führte lange Zeit der Pfad, aber es bedurfte keines Lichts, denn hell flimmerte das edle Gestein, welches die Wände des tiefen Schachts überzog. Jetzt gelangten die beiden in ein großes Gewölbe. Es glich einer Kapelle, deren Kuppel auf hohen Säulen ruhete. Und dort im Hintergrunde — täuschte sich Helene? Nein, wirklich! auf hohem Altar stand das Bild des Gekreuzigten, mit seltener Kunst aus dem edelsten Gestein gemeißelt. Leichter athmete nun Helene auf, muthvoller noch folgte sie ihrem Führer durch die unzähligen sich kreuzenden Gänge und Gemächer, bis sie endlich dahin gelangten wo auf schneeweißem Lager das kreisende Gnomenweibchen lag, von den Schaaren der Muhmen und Gevatterinnen umringt. Ehrfurchtvoll verneigten sich die Kleinen alle, da sie Helenens hohe Gestalt erschauten und die Gebärende richtete ihren matten Blick auf sie, Dankbarkeit und Hoffnung zugleich ausdrückend.

Tiefe Stille entstand in den weiten Hallen. Am Eingange kniete der Gnome nieder, welcher Helenen geführt hatte, ängstliche Erwartung prägte sich in seinen Zügen aus, er reckte die gefalteten

Hände bittend zu der Edelfrau empor. Diese trat an das Lager der Kreisenden und die Gnomenweiber wichen voll ehrerbietiger Scheu zu beiden Seiten zurück.

Helene verrichtete ein kurzes, aber tiefgefühltes Gebet, legte dann ihre kunstfertigen Hände an und — siehe! bald überreichte sie der Mutter Gewordenen ein Knäblein, winzig klein, aber schön und hold. Die kleine Mutter drückte inbrünstig das Neugeborne an die Brust und sank dann, gleich sehr angegriffen von den überstandenen Schmerzen, wie von der nun ihr gewordenen Freude auf das Lager zurück, während die Basen und Gevatterinnen in lautem Jubel sich herbeidrängten, die Hände der edlen Retterin zu küssen, und der beglückte Vater von dem Herrn der Welten Segen herabflehte auf die Edelfrau und ihr ganzes Geschlecht, und alle ihre Nachkommen. Helene aber dachte nur daran, sich wieder zu entfernen, denn sie fand in dem Bewußtsein der guten That den größten Lohn derselben, und die lauten Ausbrüche des Dankes der Kleinen begannen ihr lästig zu werden.

Da erhob sich die kleine Mutter von ihrem Lager und rief der Edelfrau zu:

„Noch einen Augenblick nur, hochherzige Frau! Du beglücktest uns durch ein Kind, erlaube, daß auch ich dich wieder in deinen Kindern beglücken darf. Nimm hier diese drei Becher, nimm auch diese drei Kugeln. Nur von Glas sind die Becher, und daher leicht zerbrechlich, von Gold die Kugeln und daher noch unstäter. Aber ein großer Werth liegt in ihnen. Bewahre diese Gaben mir wohl, denn Gedeihen und Bestehen deines Hauses sind an sie geknüpft. So lange auch nur eins dieser Stücke im Besitze deiner Nachkommen ist, so lange wird dein Stamm grünen und blühen, geliebt und geehrt von Gering und Hoch. Wohl werden auf Eurer Menschenwelt die Zeiten kommen, wo die Könige und Kaiser sich stolz zurückziehen von ihren Unterthanen, aber deine Nachkommen werden gern gesehen sein an den Höfen der Fürsten, und Könige und Königssöhne werden kommen, sie zu besuchen und sich freudig der Tage erinnern, die sie bei ihnen verlebten. Drum bewahre wohl die Becher und die Kugeln. Sind erst die Kugeln alle verschwunden und der letzte Becher zerbrochen, dann wird auch der letzte deines Stammes in die Gruft sinken und man wird nur noch in Büchern lesen, daß es einst ein edles Geschlecht von der Asseburg gab."

Das Gnomenweibchen schwieg und sank matt auf ihr Lager zurück. Die Edelfrau nahm sorgsam Becher und Kugeln und folgte ihrem Führer durch die labyrinthischen Gänge zurück, durch welche sie gekommen waren. Bald langte sie wieder in ihrem Gemache an. Und als sie am folgenden Morgen an das Geschehene dachte, wäre ihr bald das Ganze wie ein lebhafter Traum vorgekommen, doch vor ihrem Bette standen die drei Becher, und in jedem lag eine goldene Kugel, so daß einem Zweifel kein Raum gegeben werden konnte. In der Truhe, in welcher sie ihre edelsten Kleinodien verwahrte, barg sie auch die Geschenke des Gnomenweibchens, an welche das Wohl ihres Hauses geknüpft sein sollte. ———

Einige Jahrhunderte waren dahingeschwunden. Helene von der Asseburg ward kaum ihrem Namen nach noch gekannt, die alte Stammfeste selbst lag in Trümmern und die Nachkommen derer von der Asseburg hatten ihre Besitzungen weit ausgebreitet und wohnten auf andern Schlössern. Die Familie hatte sich in verschiedene Zweige getheilt, und die verhängnißvollen drei Becher waren in den Händen einer verwittweten Frau von der Asseburg, welche auf dem Gute Walhausen wohnte, das jetzt ein Besitzthum des Grafen von Bochholtz-Asseburg ist. Die drei goldnen Kugeln waren im Laufe der Zeiten verloren gegangen. Auf welche Art? davon schweigt die Sage.

Das war gegen die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, als jene verwittwete Frau von der Asseburg zu Walhausen wohnte. Sie hatte nur zwei Söhne, welche in dem benachbarten Brücken auf einem Gute lebten.

Als einst der Geburtstag ihrer Mutter gekommen war, fuhren die beiden Junkherren in Begleitung eines Freundes, eines Herrn von Werther, von Brücken nach Walhausen, um den feierlichen Tag heiter und festlich zu begehen. Wohl ging der Humpen, gefüllt mit dem edlen Rebensafte fleißig die Runde, wohl steigerte sich die frohe Lust immer höher. Da rief endlich der ältere der Junkherren seiner Mutter zu, die im angrenzenden Gemache bei den Edeldamen und Edelfräulein saß, welche ebenfalls sich eingefunden hatten, den Ehrentag der Edelfrau feiern zu helfen:

„Mütterchen! siehe, wir wollen auf Dein Wohl trinken, damit Du noch lange Jahre diesen Tag feiern mögest im Kreise der Deinen; darum gib uns heute auch die drei Becher heraus, die unserer Familie heilig sind. Es sind unser drei, das paßt, und Jeder von uns mag einen der Becher auf Dein Wohlsein leeren!"

Vergebens machte die Edelfrau Einwendungen, denn fast schien es, als wollte ihr etwas Schlimmes ahnen. Aber die Bitten des Junkherrn waren zu stürmisch, zu dringend; das Mutterherz gab endlich nach.

Die Edelfrau selbst setzte die Becher auf den Tisch und, einen besorgten Blick auf die bereits berauschten Zecher werfend, bat sie nochmals, vorsichtig mit denselben umzugehen und wohl zu bedenken, daß das Glück, das Bestehen des Hauses an sie geknüpft sei.

„Seid nicht thörigt, Mütterchen!" entgegnete lachend der ältere Junkherr, „und vermeint etwa, daß uns der Rebensaft umnebelt habe."

Damit füllte er die Becher.

„Nun angestoßen und ausgeleert bis auf die Nagelprobe! Mütterchen! Noch hundert Jahre wie heute!"

Jeder der Junkherren ergriff einen Becher, hielt ihn der Edelfrau entgegen, den Glückwunsch wiederholend, und dann stießen sie die Becher klirrend zusammen. Aber ach! ein wimmernder Ton mischte sich unter das Bechergeklirr, es hallte wie schmerzliche Wehklage durch die Hallen des Saales, — in Scherben fiel der Becher nieder, welchen der ältere Junkherr von der Asseburg in seiner Hand gehalten hatte.

Starrer Schreck ergriff Alle. Die Edelfrau ſank auf einen Seſſel und blickte traurig vor ſich hin, ihr Gemüth wurde von ſchwarzen Ahnungen umlagert. Der von Werther erholte ſich zuerſt wieder von dem jähen Schreck und ſuchte die Andern zu tröſten. „Hat nicht die Zwergin geſagt", verſetzte er, „daß, ſo lange auch nur einer der Becher im Beſitz der Familie iſt, der Stamm grünen und blühen wird? Darum verzagt nicht. Seht, da ſtehen der Becher noch zwei und ſind unverſehrt und wohlerhalten."

Doch vergebens war es, die frühere Heiterkeit der Geſellſchaft wieder herzuſtellen. Auch im Frauengemach hatte ſich die Kunde von dem vorgefallenen Unglück verbreitet, und die redſeligſten Zungen waren verſtummt. Es ward Allen unheimlich zu Muthe, und bald hatten ſich die Gäſte unter verſchiedenen Vorwänden entfernt. Da befahl auch der von Werther ſeinem Knechte, daß er die Pferde vorführe und zur Rückfahrt nach Brücken an den Wagen ſpanne.

„Wir fahren mit Dir zurück!" ſagten die Brüder von der Aſſeburg zu ihrem Freunde.

Vergebens bat die Mutter ihre Söhne, daß ſie die Nacht über bei ihr bleiben und erſt am folgenden Tage nach Brücken zurückfahren möchten. „Traut meinen mütterlichen Worten", ſagte ſie bittend; „es ſtehet ein Unglück unſerm Hauſe bevor. Verhütet es, daß dieſes Unglück wenigſtens nicht Euch betreffe."

„Mütterchen! wie vermögt ihr ſo abergläubiſch zu ſein!"

„Nennt es nicht abergläubiſch, meine Kinder! Seht, ſchon iſt es dunkel geworden, und zudem iſt die Helme aus ihren Ufern getreten und rauſcht mit ihren Fluthen über den Weg. Wenn ich Euch verlöre, und ich alte Wittwe dann auch kinderlos in der Welt ſtände — o! das wäre doch zu ſchrecklich."

„Mütterchen! Es iſt ein kurzer Weg von hier nach Brücken, und ſchier unmöglich, daß uns auf dieſem ein Unglück begegne. Zudem, wenn einmal ein Unglück vorfallen ſoll, ſo kann es uns eben ſo gut hier treffen. Die Decke dieſes Zimmers kann einſtürzen und uns erſchlagen."

So ſprach der Jüngere. Dann fügte der Aeltere noch hinzu: „Wer hat je einen Aſſeburger der Feigheit beſchuldigen können? Und ſollten wir die erſten ſein, die den Muth der Ahnen verleugneten? Sollten wir, durch das Zerbrechen eines lumpigen Bechers, an den ſich eine einfältige, vielleicht von irgend einem müßigen Mönche ausgeheckte Sage knüpft, eingeſchüchtert werden, daß wir wie alte Weiber in den Winkel kriechen? Nein, Mütterchen, Du kennſt Deine Söhne ſchlecht. Höre nur, wie Werthers muthige Roſſe ſchon auf dem Hofe ſcharren und mit ungeduldigem Wiehern uns rufen! Ade, Mütterchen!"

Bei dieſen Worten umarmte er ſeine Mutter und drückte den Abſchiedskuß auf ihre Lippen. Der jüngere Bruder folgte ſeinem Beiſpiele, auch der von Werther empfahl ſich, und alle drei ſtürmten die Stiege hinab, ſaßen im nächſten Augenblicke ſchon im Wagen,

der gleich darauf von den schnaubenden Rossen in gestrecktem Galopp über Wallhausens holpriges Pflaster dahingezogen wurde.

Wenige Augenblicke und das Städtchen lag hinter ihnen. Noch immer tobten die muthigen Rosse dahin und die Junkherrn freuten sich deß. Als aber jetzt die raschen Thiere dem Zügel des Lenkers nicht mehr gehorchten, als sie vom Wege ablenkten und auf eine Wiese hinüber eilten, als ihre Wildheit und ihr Ungestüm in jedem Augenblicke wuchs, und jetzt der Wagen dicht an dem hohen, abschüssigen Ufer der Helme dahinrollte — da wurde ihnen doch wunderbar zu Muthe und unwillkührlich erinnerten sie sich des zerbrochenen Bechers. Vergebens suchten sie die Pferde zu halten, endlich rissen selbst die Zügel — die Junkherrn empfahlen ihre Seele dem Höchsten. Näher und näher rollte der Wagen am Ufer dahin, jetzt über eine vom Wasser unterhöhlte Stelle. Der lockere Rasen senkte sich — Rosse und Wagen sanken in die Fluthen hinab, die von geschmolzenem Harzschnee furchtbar angewachsen waren.

Am andern Morgen sandte die Mutter, welche während der Nacht von fürchterlichen Träumen beängstigt war, nach Brücken, um Kunde von ihren Söhnen zu erhalten. Aber ehe noch der Bote zurückkehrte, brachten schon Landleute die von den Fluthen ausgeworfenen Leichen in ihr Haus. Noch ein Jahr lebte die trostlose Wittwe, dann trug man auch sie auf der Bahre an den Ort des ewigen Friedens. —

Die beiden unversehrt gebliebenen Becher von starkem gelblichgrünem Glase sind noch jetzt im Besitze Derer von der Asseburg. Der eine findet sich auf Hinneburg in Westphalen, einer der ältesten Besitzungen des Asseburgschen Geschlechts; der andere wird — wohl verwahrt und dreifach behütet — auf Burg Falkenstein im Unterharze aufbewahrt und hier gern dem wißbegierigen Fremden gezeigt.

L. Schöpfer.

Jena.

Jena.

Wer einen Weinberg am Jenzig und ein Haus am Markte und neun Acker im Felde und dreihundert Gulden im Kasten hat, der kann ein Bürger in Jena wohl bleiben.

Altes Sprichwort.

Geliebtes freundliches Jena! so oft ich auf deinen Bergen liege und hinabsehe in deine schweigenden Thäler, umspinnen mich liebliche Träume. Wenn die reinen Lüfte des Himmels mich umspielen, glaube ich Geistergrüße um mich säuseln zu hören und die dunklen Sagen der Vorzeit taumeln geharnischt aus zerklüfteten Felsen, oder hüpfen als Kinder des Friedens um meine sinnende Seele. Dann gehen alle Schmerzen vorüber und das seelenläuternde Bad der Erquickung überfluthet mich; ich fühle Flügel mich hinüberzuschwingen nach den leuchtenden Fernen, in die smaragdenen Gründe, in die Wellen der feierlich wandelnden Saale; aber nur mein Auge nimmt den gewagten, herrlichen Flug; nur die Phantasie flattert nach den verschleierten Fernen — dem schweren Körper gab Gott keine Schwingen!

O stelle dich herauf, Mensch, stelle dich auf den Gipfel dieser Berge, du wirst gleich mir zum seligen Schwärmer werden. Schauer und Wonne, Wehmuth und Jubel wechseln um dich in farbenbuntem Reihen. Ringsum zäunen sich Berge, die bald wie erstürmte, zerschmetterte Festungswälle emporstarren, bald wie emporgewirbelte Sandberge der Sahara. Aber dein Auge sieht weiter; lustige grüne Berghöhen tauchen empor, wie ferne Oasen; Rebengelände steigen terrassenförmig an ihrer Brust hinan; weiße, rothe und gelbe Häuserchen leuchten dazwischen wie bewimpelte Schiffchen auf sanftwogender Fluth. Unter dir breiten sich grüne Wiesenesplanaden zu fun-

kelnden Teppichen aus und die darauf gestickten dunklen Erlen scheinen vom Winde durchsäuselt darauf zu wandeln. Die Saale schleicht durch die Wiesen, eine blitzende Silberschlange; liebliche Dörfer schlingen sich als brennende Rubine durch das Grün, oder lehnen sich an rebenbepflanzte Berghöhen, wie Kinder an die Brust der liebenden Mutter.

Eine schöngebaute Chaussee führt von Weimar aus in die Stadt. Kötschau ist das letzte Dorf; von hier steigt der Weg höher und höher; ferne am Himmel heraufdunkelnde Berge steigen empor und plötzlich, ehe wir noch an den nähern Fußweg gelangt sind, der uns auf die Landstraße zurückbringt, öffnet sich uns ein Zauberpanorama und freudiges Entzücken durchpulst das ahnungsvolle Herz. Weit im Hintergrunde und doch so nahe vor uns liegt ein kleiner Theil von Jena; der Stadtthurm ragt zwischen den Bergcolossen auf und über ihm, neben ihm zur Rechten und Linken rollen sich bald kahle, farbenbunte, bald bewaldete Bergrücken empor. Wanderer! bleibe einen Augenblick hier stehen! Siehe doch, wie der Duft der Verklärung um die alte Stadt schwimmt, wie die starren Berge im Hintergrunde aufdämmern, vom mystischen Schleier geheimnißvollen Reizes umsponnen. Die Sonne will den Schleier zerreißen; aber es ist der Zauberduft der Ferne, über den sie keine Macht hat. Zur Rechten dämmern Kiefer- und Tannenwälder auf, zur Linken starre Felsenpyramiden; aber friedlich eingesenkt in die schmale Tiefe sehen wir den kleinen Theil von Jena wie einen heimlichen, vom heiligen Zauberworte halb aus der Tiefe beschworenen Schatz. Wandrer! halte noch eine kurze Rast! denn ehe du es denkst, ist der funkelnde Schatz wieder hinabgesunken in die jähe Tiefe und du suchst lange, lange vergebens wieder nach ihm. Ein Berglabyrinth umfängt dich bald mit seinen steinernen Armen, sobald du die berüchtigte Schnecke hinabgestiegen bist; vor dir beginnt es steil sich aufzugipfeln; Schauer des Alleinseins umgrausen dich in der felsenumgürteten Höhle — du stehst im Mühlthal. Nackte Felsenwände zur Linken, vom bleichen Schimmer trocknen Mooses überzittert, von Wasserschluften durchfurcht, gähnen dich an und nur zur Rechten dämmert dunkler Wald mit versöhnenden Schatten in die wasserzerspaltete Tiefe.

Nach und nach erst wird die Gegend freundlicher, je mehr wir uns um die Bergspindel herumwinden. Einiges Leben wird wach vom stürzenden Mühlwasser; aus grüner Baumumzäunung leuchten Mühlen mit ihren rothen Dächern. Wir sehen die Papiermühle, idyllisch hinter Linden und Fruchtbäume gelagert, terrassenförmig vor uns aufsteigen; über der Papiermühle gehen wir an dem ummauerten Fuß der mit Rebengeländen und weißen Häuserchen geschmückten Sonnenberge vorüber; zur Rechten dehnen sich Kornfelder und Wiesen in die Tiefe hinab, wo die Paraschkenmühle aus dem Grün heraufäugelt und versöhnt kommen wir an das Ende der Mauer.

Jetzt! — welche Ueberraschung! Der Zauberschatz, den wir auf der Kötschauer Höhe sahen — da liegt er wieder vor uns, blitzend im Glanze der Sonne und die alten Berge die Riesenwächter halten

schirmend Wache über ihn. Vor uns ſtarrt der Hausberg auf mit der gewaltigen Fuchsthurmſäule; die grauen kahlen Kegelberge wenden ihre ernſten Geſichter zu uns und zur Linken walzt ſich der Jenzig auf, der zerſchmetterte Veſtungswall, ſobald wir an der Oelmühle vorbei ſind. Vor den Kegelbergen ſtolz wie ein König, der ſich beſchirmt ſieht von ſturm- und wettertrotzenden Mauern, hebt der Michaeliskirchthurm ſeine ſmaragdne Krone und unter ihm ſchmiegt ſich ein feiler Sclave, der alte Thurm des Johannisthors und auch die beiden Gottesackerthürme des heiligen Johannes blicken aus freundlichem Grün herauf.

Bald umfängt uns das alte Johannisthor mit ſeinen dumpfen Geiſterſchauern; wir ſehen den Eichplatz mit der heiligen Friedenseiche und am Ende der Straße hinter dem vorſpringenden alten Burgkeller den gerade emporſtrebenden achteckigen Abſatz des berühmten Stadtthurmes. O, wie farbenvoll liegt die ganze Berggegend vor uns, wenn wir ſie von der Höhe dieſes Thurmes betrachten! Entzückentrunken fliegt der Blick von Ort zu Ort und weiß nicht, wohin zuerſt, wohin zuletzt. Wie die Schwalben am Thurmfenſter flattern, auf und ab, ſteigend und niederſchießend — ſo unſre Blicke. Ringsum dehnt ſich die vielgeſtaltete farbenbunte Bergkette und in der Mitte eines herrlichen Thales liegt die Stadt und ihre Arme ſtrecken ſich weit in das leuchtende Grün hinaus. Ueppige Wieſengründe breiten ſich gegen Nord und Süd vor uns aus und das Dunkel der zahlloſen Bäume, die ſie bedecken, ſticht wunderbar ab gegen das helle Smaragdgrün, auf dem ſie ſtehen. Ha! jetzt läuft die Sonne über die Wieſen; da ſcheinen die Bäume zu leben auf dem Grunde und die Schlagſchatten der Berge weben geiſterhaft über der ſonnigen Landſchaft.

Im Oſten maleriſch emporgegipfelt mit ſeiner äußerſten Spitze der Ziegenkoppe, ſteigt der Hausberg auf und der rothe Schimmer ſeines Scheitels miſcht ſich freundlich mit der dunkeln Farbe des Waldes, der ſeine linke Seite umſchmiegt. An ſeinem Fuße zwiſchen Pappeln und Weiden hindurch ſchlängelt ſich die Saale und brauſt grollend durch die neun Bogen der Kamsdorfer Brücke. Wirbelnd drehen ſich ihre Wogen zu Schaum; aber bald wird ſie wieder ruhig; ihre erzürnte Stimme wird zum melancholiſch verhallenden Wiegenliede und nun windet ſie ſich durch den herrlichen Gembdengrund, ringelt ſich blitzend hinter Wieſenbäumen auf und verſchwindet endlich in dem fernen verdämmernden Grün.

Hochthronend ſchwingt ſich die Brücke über den Strom; wir ſehen Kamsdorf, ſchweſterlich durch ſie vereint mit der alten Stadt Jena. *) — Wenigenjena in hellgrünen Bäumen ſchlummernd, erinnert uns an Schiller, der hier nach langem ſchmerzvollen Harren

*) In Kamsdorf lebte eine Zeit lang Albrecht von Haller, der unſterbliche Sänger der Alpen und Herausgeber der Ruppeſchen **Flora** jenenſis.

den 20. Febr. 1790 mit seiner geliebten Charlotte getraut wurde. Hinter Wenigenjena rollt sich der ungeheure Jenzigwall auf mit seinem leise bewaldeten Gipfel; kahl abgeplattet gähnt seine vordere Seite in das Thal hinunter; aber seinen Fuß umgürtet ein Kranz von Bäumen und die Gembdemühle klappert Leben hinauf in die starre Oede. Er streckt seinen ungeheuren rechten Rücken in gleicher Richtung mit dem linken des Hausbergs tief in den Hintergrund, wo dunkle Berghöhen dämmern; aber sein Rücken, der mit einzelnem Buschwerk bepflanzt ist, gleicht so dem Rücken eines stachlichen Meerungeheuers, das auf der Wasserfläche schwimmt. Farbenvoller schließt sich an den Jenzig der steile Gleißberg mit seinem halb kahlen, halb bewaldeten Rücken. Der Jenzig bildet mit ihm das berühmte Hufeisen und auf der vordersten Kuppe des Gleißbergs ragen die Trümmer der alten Kunitzburg geisterhaft in die Lüfte. Das verklärende Gold der Sonne umspinnt gerne die alte zertrümmerte Warte und während im Thale das abendliche Dunkel schweigend herniedergesunken ist, brennt die Warte gleich einem Pharus weit in das Land hinein. Da mag wohl manches Herz schon an eine verblühte Freude gedacht haben — an ein längst versunkenes Glück! Und tiefer im Hintergrunde liegt's im geheimnißvollen Dunkel. Die Dornburger Berge steigen empor, der Tautenburger Forst wirft dunklere Schatten herüber und zu beiden Seiten leuchtet der herrliche Thalgrund mit seinen baumreichen Wiesen, hingebreitet wie ein von der Feenhand der Natur in einer Stunde des Entzückens gewirkter Teppich. Und in dem Grün bettet sich manch freundliches Dörfchen still und heimlich. Da lehnt sich Kunitz malerisch an den Fuß des Gleißbergs; das Porstendorfer Gut von hohen Pappeln umgeben, Löbstedt das vielgelobte und Zwätzen, an dem der weiße Streif der Landstraße hingleitet, dämmern aus dem Grün empor. Nun steigen am linken Saaluser die einförmigen Höhen bei Porstendorf bis zum Jägerhause und Rauthale auf; im Nordwesten der Landgrafenberg mit seinem höchsten Punkte dem Windknollen, wo Napoleon in der Nacht vor'm 14. October 1806 bivouacquirte, mit dem ins Thal hereinspringenden Steiger und den gegen das Mühlthal gewendeten Sonnenbergen, die mit ihren fruchtbaren Weinanpflanzungen gar freundlich in das Thal herniederblicken. Gegen Westen zwischen dem Mühlthale und Ammerbacher Grunde sehen wir den oben bewaldeten Forstberg mit seinem nördlichen kahlen Vorsprunge, dem Tatzend und darunter schmiegt sich der Galgenberg mit seinen Feldern und Bäumen — ein buntgesticktes Polster. Gegen Südosten erheben sich die Höhen zwischen Ammerbach und Winzerle und endigen im Süden mit dem Rothenberge, auf dem das vielgepriesene Triesnitzwäldchen prangt. Lichtenhain, das bierberühmte, gleitet an der Brust des Berges auf und Winzerle, heimlich aus dem Grün hervorblitzend, zeigt sich unsern Blicken. Im Hintergrunde des Thales ragt die ferne Leuchtenburg empor und von ihr ziehen sich wellenförmige, waldbewachsene Höhen bis Schiedelau am Rande des Rodathales; stolz emporgegipfelt auf ihrer Muschelkalkinsel blickt die Burg auf das unter ihr liegende reiz-

geschmückte Kahla. Burgau, halb hinter Bäumen versteckt; der rothensteiner Kirchthurm und einige Gebäude von Maua blicken verstohlen aus dem Grün herauf. Auf dem rechten Saaleufer im Südosten zwischen dem weiten Rodathal und dem schmalen Wöllnitzergrunde steht der Johannisberg mit der zertrümmerten Lobdaburg; aber wir sehen die Burg nicht; wir ahnen sie nur hinter den vorspringenden Wöllnitzerbergen. Vom Unterdorfe Wöllnitz steigt der bunte Thurm aus Baumeswipfeln auf und näher der Stadt starren die Kernberge uns an mit ihren gelben todtenblassen Scheiteln. An ihrem Fuße befinden sich die berüchtigten Teufelslöcher, wo Nachtgespenster dem um Mitternacht vorbeiwandelnden Menschen sich aufbocken und zwischen den Kernbergen und dem Hausberge öffnet sich nun das Ziegenhainer Thal.

Wer vermag aber das Einzelne zu schildern in seiner eigenthümlichen Lieblichkeit und Anmuth! Da liegt der Prinzessingarten mit dem aus Baumgruppen heraufleuchtenden Griesbachschen Gartenhause, der botanische Garten, wo die Gewächse fremder Zonen blühen; der Pulverthurm reckt sich auf mit seiner geistergrauen Mauerkrone; die beiden Johannisthürme mit dem von Mauer und Bäumen umruhten Friedhof schimmern herauf und der alte Johannisthorthurm scheint die Straße heraufwandeln zu wollen mit seinen zwei Riesenbeinen. Das Paradies, durch das die Saale so feierlich wandelt, leuchtet wie eine Insel der Seligen; die Rasenmühle dämmert aus dunklem Grün herauf und die Saale braust dort donnernd über das Wehr. Ein Kahn schwimmt auf dem Strom; singende Flößer treiben ihre Flöße durch die donnernde Wehrbrandung hinunter und Gesang der Studenten jubelt auf den Bergen und im Thale. Die Stadt selbst aber liegt da unten, als ein seine Flügel ausbreitender Adler, wie Adrian Beier verblümter Weise in seiner Chronika sich äußert.

Es ist wahr, die Bergumgebung gestattet keine ausgedehnte Fernsicht; aber desto mehr befriedigt das heimische grüne Thal, das gleichsam abgelöst von andern Ländern seinen heimlichen Sabbath zu feiern scheint. Es ist ein abgeschlossenes, bergumrahmtes Bild; aber ein Bild voll keuschen Reizes, worin Alles zu idyllischer Ruhe und Zufriedenheit sich vereinigt. Keine wandelnden Heerden lauten durch das Wiesenthal, keine Ziegen klingeln an den Bergen herauf und herab, keine Fabriken sprühen braunrothen Qualm in die Luft; keine Hammerwerke pulsen feierlich durch das Thal — nur die Ruhe sitzt hier auf stillem Throne, wie eine Friedenskönigin und die Farben führen um sie den bunten lockenden Reigen. Da kommen die Farben des Morgens still und heimlich hinter dem Berg herauf, blinzeln mit Sehnsuchtsblicken der Liebe nach den alten Berggreisen und schwingen sich dann zauberschnell herüber, ihnen eine Krone zu flechten von magischem Golde. Und der goldene Kronenschimmer geht hernieder in das noch träumende Thal; die Wiesen funkeln von den herabgefallenen Brillanten und aus der Saale schimmern sie herauf als strahlende Perlen. Dann kommen die Farben des Mittags und umspinnen die Höhen mit blaßgelbem Leuchten. Und die

dunklen Schlagschatten streiten mit ihnen in reizendem Kampfe. Die Farben des Abends aber kommen als reiner Purpur; da strahlen die alten Berge wie kerzenumloderte Altare, auf denen der Nachtgott seine geheimnißvollen Opfer feiert und in dem Thale ists stille und nur ein heimliches Rauschen wallt herauf zu den brennenden Altären — das Sehnsuchtslied der träumenden Saale. —

So schön auch die Umgegend vor unsern Blicken sich hinbreitet, so viel tausend Magnete sie bereit hält, uns fester an sich zu locken — wir müssen von unsrer einsamen Warte herabsteigen und die alte Stadt betrachten, ob auch sie uns fester ketten könne an ihre alterthümlichen verblühten Reize. —

Die Stadt selbst ist nicht schön. Hochgiebliche altmodische Häuser stehen vor uns und erinnern uns an die alte Zeit mit ihren bequemeren vielschichtigen Bauten; alte Thürme und Rundele, deren historische Wichtigkeit uns fremd ist, umgeben den Stadtgraben, bald als Ruinen, bald als neue Schöpfungen einer glücklichen Speculation. Vor allen aber repräsentiren das Johannisthor und der Pulverthurm die alterthümliche Würde Jena's. Ersteres, schon 1383 in einem Schenkungsbriefe von Markgraf Friedrich an das Nonnenkloster erwähnt, ist ein massiv viereckiger Thurm mit einer steinernen Haube, an dessen vier Ecken eben so viel abentheuerliche, komische Affengestalten hervorspringen. Außerdem ragt noch auf einer Seite des Thurmes ein erkerartiges Gehäuse heraus, das man den Käfig kord nennt und in früheren Zeiten liederlichen Weibern zum Bet- und Bußkämmerlein gedient haben soll. Der Thurm soll den Namen „Philister" verursacht haben. Bei einem Streite nämlich der Studenten mit den Johannisthoreinwohnern hatten die Ersteren die Thorwächter Affenwächter genannt. Racheschnaubend verschwor sich darauf die Wache, rottete sich eines Abends zusammen und ein Student, der bei der ganzen Sache passiv geblieben war, fiel als Opfer. Der Generalsuperintendent Göze hielt darauf bei einem feierlichen Leichengange die Leichenrede über den Text: „Philister über dir!" (Richter 16, 20) und seit dieser Zeit wurde der Name Philister gehört, der bis in die neueste Zeit noch herüberdauert.

Nicht weit von diesem Thurme, am nordwestlichen Eck des Grabens steigt der Kaulichte- oder Pulverthurm auf. Ein starker mit Schießscharten versehenes Rundel umpanzert ihn, der mit seiner spitzen Haube und der gewaltigen Brustwehr sich gegen die nordwestliche Seite neigt. In seinem Grunde ist eine tiefe mit einer Fallthür versehene, ausgemauerte Höhle, worin nach Beier die Uebelthäter an Seilen und Ketten hinabgelassen wurden. Wahrscheinlicher ist es, daß sie in Kriegszeiten zum Aufspeicherungsort für Pulver und andere Kriegsmunition gedient hat; wenigstens spricht der Name des Thurms dafür.

Gehen wir durch das alte Johannisthor hindurch, so gelangen wir in die schöne Straße gleichen Namens, wo links der Gasthof zur Rose und rechts der Eichplatz mit freundlicher Akazienumgebung vor uns steht. Der Eichplatz war durch Hinwegräumung der Brand-

trümmer vom 13. — 14. October 1806 entstanden. In der Mitte prangt die zur Friedensfeier im Januar 1816 gepflanzte Eiche. Freundlich umgürten die duftigen Akazien drei Seiten des Platzes und das frische Grün ruft uns jene herrliche — leider so bald verrauschte — Begeisterung in das Gedächtniß zurück. Schöne, große, bedeutungsvolle Zeit — du kehrst wohl nimmer wieder?! Vulkanisch brauste damals der mächtig donnernde Freiheitssturm durch alle Herzen. Stille liegt der Platz jetzt da und wo sonst Schlachtgesänge brausten, Vaterlandslieder hallten — schreien die Krämer jetzt, die marktschreierischen Lockvögel, und denken nicht, daß sie auf classischem Boden stehen! —

Doch wir gehen weiter! Ein wunderbar aufgeputztes, hochhinaufgegiebeltes Gebäude mit der Aufschrift: „Gloria in excelsis deo!“ nimmt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Es ist das Weigelsche Haus, das siebente Wunderwerk Jena's. Auf dem schon vier Stockwerke hohen Hause hatte der Mathematiker Weigel noch drei Stockwerke angelegt und darauf noch eine Art von Thurmchen setzen lassen, dessen Dach zurückgeschlagen werden kann. Die über einem Keller aufgebaute Treppe dreht sich um eine offene viereckige Spindel durch alle Stockwerke hindurch bis auf das Thurmdach. Wird dieses nun zurückgeschlagen, die hohle Spindel mit dunklen Tüchern behängt, so giebt die durch sieben Geschosse gehende Höhlung eine Röhre, durch welche man vom Keller aus den Himmel und bei Tage die Sterne zweier und dritter Größe deutlich bemerken kann. In eben dieser Treppenspindel war ferner die Einrichtung gemacht, daß man vermittelst eines Flaschenzugs von einem Stockwerk zum andern ohne eine Treppe zu steigen, aufgehoben werden konnte. Durch eine hydraulische Maschine wurde ferner, sobald ein Hahn in der Wand des Zimmers geöffnet wurde, das Waschwasser hereingeleitet und dies in jedem Zimmer des Hauses. Und endlich brauchte man nur in ein trichterförmiges Gefäß ein Maaß Wasser zu gießen, so kam statt dessen aus einem andern mit einem Hahn versehenen Rohre ein Maaß Wein gesprudelt. Dies war die Weigelsche Kellermagd.

Manche dieser Anstalten sind noch vorhanden und das kupferblecherne Dach des Thürmchens leuchtet noch jetzt mit einem großen Knopfe aus dem Häusermeere herauf, wenn man auf einer Anhöhe stehend über dasselbe hinwegschaut. —

In der Ecke der Johannisstraße vor der Michaeliskirche sehen wir den alterthümlich vorspringenden Burgkeller und das alte wahre Sprichwort: Wo unser Herrgott eine Kirche hinbaut, da bauet der Teufel auch ein Wirthshaus daneben, findet hier seine vollste Bestätigung. Als Kaiser Karl V. den 24. Juni 1547 mit dem gefangenen Churfürsten Johann Friedrich durch Jena zog, logirte Letzterer auf dem Burgkeller, wo ihn auch seine Gemahlin und seine drei Töchter besuchten. Damals mußten gegen 20,000 Mann und gegen 400 Maulthiere in Jena untergebracht werden.

Majeſtätiſch ſteigt hinter dem Burgkeller die alte Stadtkirche auf mit dem ſchönen runden Michaelisthurm.*) Adrian Beier, der die alterthümlichen Denkmale Jena's gerne in die früheſte Urzeit verſetzt, läßt auch dieſe Kirche vom thüringer Apoſtel Bonifacius gegründet ſein; aber nach ihrer ganzen jetzigen Geſtalt gehört ſie ſicher dem 15. Jahrhundert an. Die an der ſüdlichen Seite des Thurmes befindliche Inſchrift mit der Jahrzahl 1486 und die neben der ſogenannten Mehlkammer vom Jahre 1472 geben dieſer Anſicht vollkommen recht. Die Kirche beſteht aus einem hohen, der Lage nach dreifachen, auf zwölf achteckigen Pfeilern ruhenden Gewölbe, deren Mittleres das breiteſte iſt. Sie formirt ein oblonges Viereck. Die Seitenmauern ſind von außen mit achtzehn ſtarken Strebepfeilern verſehen, die bis hinauf reichen und an jeder langen Seite befinden ſich zwei Doppelhauptthüren, die mit paraboliſchen Bogen, Niſchen und andrem, dem altkatholiſchen Geſchmacke angehörigen Schnitz- und Bilderwerk geziert ſind. Die nach dem Kreuzplatze zugehende Thüre iſt zur Linken mit einer tiefgehöhlten, ſchön ausgeſchweiften Niſche verſehen, die in der Mönchszeit wahrſcheinlich zur Schauſtellung von verbrecheriſchen Nonnen beſtimmt war. Die Wölbung der Thüre iſt eben durch ein erkerartig herausſpringendes Quadrat unterbrochen, das wahrſcheinlich erſt ſpäter angebaut wurde. Die hintere lange Seite zeigt dieſelbe Abnormität und hier finden ſich auch Spuren, die einen Verbindungsgang der Kirche mit dem alten Michaeliskloſter verrathen. Gegen Mittag an der Thurmmauer ſteht der in Stein gehauene Erzengel Michael — der Patron der Stadt mit einer darunter befindlichen Denkſchrift. Der erſte Baumeiſter der Kirche ſoll nach mündlich fortgepflanzter Sage Chriſtian Stromer geheißen und von einem der ſüdlichen Pfeiler herab den Hals gebrochen haben, woſelbſt auch noch, ſo wie in der nördlichen, über dem ſogenannten kleinen Chor befindlichen Decke ſein in Stein gehauener Kopf und Arm zu ſehen iſt.

Das Innere der Kirche iſt würdig. Bemerkenswerth iſt beſonders der Altar, der auf einem Kreuzgewölbe ſteht, unter welchem man mit Wagen wegfahren kann. An der rechten Seite des Altars ſteht das berühmte erzgegoſſene Lutherbildniß, welches Herzog Johann Wilhelm (1572) daſelbſt aufſtellen ließ. Die untere Einfaſſung enthält eine Umſchrift von Hieronymus Oſius, des Inhalts, daß dies Bildniß gleich nach Luthers Tode in der Wittenberger Schloßkirche hätte aufgerichtet werden ſollen; Kriegsdrangſale jedoch und die unſelige Mühlberger Schlacht hätten es verhindert. Rund um das Bild ſind viel lateiniſche Sprüchlein und Gedenkſchriften; an der rechten Seite Luthers Wappen, ein Kreuz mit Roſen umgeben. Man erzählt, daß das Bild ſchwarz angeſtrichen worden ſei, um den Werth

*) Er ſoll gerade einen Dreier weniger als die Kamsdorfer Brücke gekoſtet haben. Das iſt Sage des Volks.

der Masse zu verhüllen. Die jetzige Politur hat es erst seit der letzten Renovation der Kirche nach der Schlacht bei Jena erhalten. Gleich neben dem Bildniß befindet sich Bernhards II. schönes Epitaphium vom Jahre 1678 und im Schooße der Kirche selbst ruht Bernhard und seine Gemahlin Maria, Herzogin von Tremuille und der 1690 verstorbene Prinz Johann Wilhelm in zinnernen Särgen.

Merkwürdig ist noch das Nonnen- oder Michaeliskloster, das vorzüglich den Platz der heutigen Schulgebäude, einen Theil des Kreuzplatzes und der Schloßgasse einnahm. Wahrscheinlich ist es zu Anfang des 14. Jahrhunderts von den Gebrüdern Hermann und Albrecht von Lobdaburg zuerst gestiftet worden. Wenigstens finden sich noch von Weißenfels und Gotha aus datirte Bestätigungsbriefe vor; ferner war die erste Aebtissin des Klosters eine Schwester Hermanns und Albrechts von Lobdaburg-Leuchtenburg und in einer Urkunde endlich bezeichnen diese selbst das Kloster mit dem Ausdruck: nostre fundacionis. Bemerkenswerth sind die vielen Klagen über die schlechte und lüderliche Wirthschaft der Nonnen des Klosters. Denn trotzdem, daß es das reichste und am verschwenderischsten dotirte Kloster war, versetzten und verkauften die Nonnen ihre Güter, machten Schulden und trieben es so weit, daß im Jahre 1492 ihrer Viele in den Kirchenbann gethan und 1499 ihrer Mehre relegirt wurden. Wahrscheinlich ist es, daß man die Strafe der Relegation später auf die Studenten ausgedehnt hat, wenn sie gleich den Nonnen wirthschafteten. — Im Bauernkriege 1525 wurde das Kloster auf Befehl Churfürst Johannes und seines Sohnes Johann Friedrich aufgehoben und in eine Schule aufgelöst.

Die Schloßgasse führt uns von der Kirche aus nach dem Wilhelmsschloß, einem stattlichen Gebäude, das den Namen eines Schlosses nicht verdient. Auf dem Grunde des jetzigen stand früher ein Gleiches, in welchem Herzog Wilhelm der Tapfere mit der Kaisertochter Anna sein prächtiges Beilager feierte. Im Jahre 1639 wurde es nach vielen vorhergegangenen Veränderungen von Herzog Wilhelm IV. niedergerissen und auf dem Grunde desselben ein neues massives Gebäude errichtet. Die große von Weigel angegebene eisenblecherne, 63 Fuß hohe Himmelskugel zierte kurz darauf das Dach des Schlosses, wurde aber 1692 wieder abgenommen, unter dem Vorwande, daß die Kugel das Gebäude zu sehr beschwere. Diese berühmte Himmelskugel bestand aus einer hohlen Kugel von Eisenblech, auf welche die Sterne erster und zweiter Größe durch sternförmige Vertiefungen angedeutet waren. Sie hielt im Durchmesser über achtzehn hiesige Schuhe und war um ihre Are beweglich; außerdem war noch eine sphaera armillaris angebracht und an dem Thierkreis konnten die Planeten nach ihrem jedesmaligen Stand gerichtet werden. Herzog Bernhard baute darauf (17. Mai 1662) das übrige aus und ließ das jetzige Altanendach mit 12 Statuen in Riesengröße zieren, die 1718 herabgenommen wurden. Sie waren von festem Holz und stark versilbert; vier derselben stellten die Jahreszeiten, vier andre die Welttheile und noch vier andre die Elemente vor.

1806 wurde das Schloß von den Franzosen zum Lazareth gebraucht und Karl August widmete es nach eingetretener Ruhe der Aufstellung wissenschaftlicher Sammlungen der Universität.

Dem Schlosse schief gegenüber steht der historisch wichtige Gasthof zum schwarzen Bären. Als nemlich (den 3. März 1522) Luther über Jena nach Wittenberg ging, den Bilderstürmereien daselbst Einhalt zu thun, kehrte er im Gasthof zum schwarzen Bären ein. Denselben Tag waren auch zwei Schweizer in die Stadt gekommen, suchten eine Herberge und ward ihnen, da es Fastnacht war und viel Volks in der Stadt übernachtete, der schwarze Bär empfohlen. Daselbst finden sie Luther, ohne ihn zu kennen; denn der saß da im rothen Schäplein, bloßen Wamms und Hosen, ein Schwert an der Seite. Luther fragte sie viel und mancherlei, gab ihnen freie Zehrung und sagte beim Abschied: Wenn Ihr nach Wittenberg kommt, so grüßt mir Dr. Hieronymus Schurpfen! Und als die Schweizer nun nach Wittenberg kamen, sind sie bei dem Dr. Schurpfen eingekehrt und haben daselbst Martinum gefunden, worüber sie höchlichst erstaunt gewesen. (S. helvet. Almanach v. J. 1808; und Curiositäten Bd. I. S. 352). Als Luther einige Jahre später durch Bodensteins abweichende Lehren veranlaßt, in Jena predigte, zuerst in der Michaeliskirche und dann im großen Saale des alten Schlosses, hatte er (23. August 1524) im schwarzen Bären mit ihm eine Unterredung. Als sie aber nicht einig wurden, ergriff Luther ein Glas Wein, trank es ihm zu und gab ihm einen rheinischen Gulden, mit der Zusicherung, daß er ihn öffentlich widerlegen würde. —

Einen reizenden Anblick gewährt der Marktplatz zu Jena mit dem am südwestlichen Eck aufsteigenden Rathhaus. Es ist ein alterthümliches Gebäude von zwei massiven Etagen, auf welchen in der Mitte ein thurmartiger Erker von 1½ Stockwerken sich erhebt. An dem Thurme war sonst das berüchtigte Uhrwerk, das zu einer lächerlichen Ableitung des Namens Jena geführt hat. Ueber dem Zifferblatte nämlich schaute ein metallener Kopf hervor, der, so oft die Uhr schlug, den Mund weit aufsperrte, als ob er gähne. Eine an der rechten Seite des Zifferblatts befindliche Figur hob aber eben so oft einen vergoldeten Apfel und schlug auf den gähnenden Mund, während auf der andern Seite ein singender Engel ein Notenbuch in die Höhe hob. — Der große offene Rathhaussaal war früher der Vereinigungspunkt der berathenden Mitglieder des städtischen Raths und sah viel lustige feierliche Bankette, so das berühmte bei der Einweihung der neuen Akademie. Und der Markt, auf dem jetzt die Studenten Kaffee trinken, war er früher nicht der Tummelplatz reger Begeisterung? Zweikämpfe wurden daselbst ausgefochten und der Vater des Streitenden rief sein: „halt dich wacker, mein Sohn!“ vom Fenster dem Sohne zu. Nächtliche Schlachten und Raufereien mit den Schnurren wurden geschlagen, brausende Vaterlandsgesänge gesungen.

Gehen wir um das alte Rathhaus herum, so gelangen wir in die Collegiengasse, wo das alte Pauliner Mönchskloster, die jetzige

Collegienkirche, steht. Beier setzt die Gründung desselben in das Jahr 1281 und nennt als Stifter einen Herren zu Leuchtenberg. Die Mönche des Klosters sollen viel gequackfalbert und ihren Rechnungen nach viel Trinkgelder für Geschenke an Kuchen und Torten aus dem Nonnenkloster bezogen haben. Die jetzige Collegienkirche ist ein einfaches hoch gewölbtes Schiff. Bis zur Hälfte der Länge ist sie mit einem hallenartigen Anbau versehen, welcher mit der Kirche selbst vermittelst hoher parabolischer Bogen communicirt. Sagittarius († 9. März 1694) hat über sie eine Monographie herausgegeben, unter dem Titel: Momenta historica et Monumenta templi Jenensis academici 1690 und 1720.

Das Karmeliterkloster in dem westlichen Theil der Löbder Vorstadt (wo jetzt der unscheinbare Gasthof zum gelben Engel steht) ist wohl im Anfang des 13. Jahrhunderts gegründet worden. Nach einer Urkunde vom Jahre 1418 fällt die Stiftung desselben in dieses Jahr und nicht, wie Beier aus einer alten Inschrift herausgrübeln will, in das Jahr 1319. Im Bauernkriege 1525 hatte das Kloster ein trauriges Schicksal; die Mönche wurden theils fortgeschleppt, theils verjagt und das aus dem Verkauf der Effecten gelöste Geld wurde dem bei Mühlhausen im Lager stehenden Contingent zugeschickt. — Im Jahre 1553 wurde ein Theil des Klosters dem vertriebenen Bischof von Amsdorf eingeräumt, der mit Hülfe des M. Georg Rorarius die erste hiesige Ausgabe der lutherischen Schriften besorgte. Im 30jährigen Kriege 1612 ließ Moncado das Gebäude demoliren und im Jahre 1666 wurden die Steine des Klosters zur Wiederherstellung der im Jahre 1687 von dem schwedischen Major Stahlhans abgebrochenen Schwibbogen der Kamsdorfer Brücke verwendet. —

Viel älter noch als diese Klöster ist die uralte kleine sogenannte Johanniskirche. Sie steht an einem Bergabhang, auf dem ummauerten Friedhof der Stadt und ist eine der ältesten Kirchen in Thüringen. Außen an der Kirche, über der Nische, in welcher noch das Haupt Johannis in Stein gehauen zu sehen ist, befindet sich ein sehr altes Denkmahl mit der Inschrift:

Hy lit Brow Jutte Selberz der Got gn. 1397.

Sie ist seit zwanzig Jahren wieder hergestellt und der katholischen Gemeinde eingeräumt worden. Dicht über ihr steht die neuere Gottesackerkirche mit einem schönen Thurme, wie ein ungeheurer Leichenstein unter so viel tausend kleineren. Sie wurde erst im Jahre 1693 vollendet.

Zu erwähnen sind noch das Löbderthor, von dem jetzt keine Spur mehr da ist und der merkwürdige alte Thurm am südöstlichen Eck des Stadtgrabens hinter dem Fechtboden, der sogenannte neue Thurm. Von der steinernen Brücke am Löbderthore erzählt man folgende Sage:

Ein reicher und vornehmer Ehebrecher, dem das Todesurtheil von den Richtern gesprochen war, machte sich aus Furcht vor dem

Tode verbindlich, statt der ehemals hölzernen Brücke eine steinerne auf seine Kosten herstellen zu lassen. Die Richter schenkten ihm hierauf das Leben und zum Andenken an diese Begebenheit ließ der Verbrecher seinen Kopf an einem bei der westlichen Seite der Brücke befindlichen Loche einmauern. —

In dem sogenannten neuen Thurme soll Herzog Wilhelm der Tapfere während des Bruderkriegs (1451) eine starke Besatzung gehalten und mit dieser Ausfälle auf die Dörfer Zwerbach, Burgau und Winzerle gemacht haben, wie zu lesen im hallischen Machtspruch wegen der Landestheilung der beiden Brüder.

Wir finden an diesem Thurme noch eine alte sehr verblichene Inschrift, die bisher unentziffert geblieben ist. Der Professor Müller las daran die Jahreszahl MCCCCXXX. und folgende lateinische Schrift:

anno ab incarnacione domini MCCCCXXX di cineris incepte sunt. Structure turris emundacio fossarum ac refirmacio municionum cum ceteris structuris. annexis. per civitatem a tempore predicto usque festum michaelis pro extensione ac municione ac reliquorum adjutorio facte et finite sunt.

Beier erzählt, es habe ein vornehmer Studiosus vom Graben aus diese Inschrift entziffern wollen; da sei ein beladener Esel an ihm vorbeigerannt und habe ihn in den Stadtgraben geworfen, worauf der unvorsichtige Esel im Jahre 1619 auf 99 Jahre relegirt worden sei. —

Außer diesen Thürmen und Klöstern verdienen mehre neuere Anstalten vollgültige Erwähnung; so die Universitätsbibliothek, die ihre erste Gründung durch Johann Friedrich den Großmüthigen erhalten hat. Sie enthält viel werthvolle Handschriften, mehre Antiphonaria auf Pergament, viele französische Manuskripte aus der Bibliothek Karls des Kühnen von Burgund, eine Handschrift der Briefe des Petrus de Vineis, die berühmte Handschrift der Minnesinger mit alter Musik und eine auf Pergament gedruckte mit Cranachschen Holzschnitten und einem eigenhändigen Gemälde L. Cranachs geschmückte Bibel (Wittenberg 1541), die treueste Begleiterin des Churfürsten Johann Friedrich in Freud und Leid, im Frieden und im Feldlager. Jena besitzt ferner ein physikalisches Kabinet, worin manche Reliquien vom Naturforscher Goethe sich befinden, eine Lehranstalt für Chemie unter Döbereiners Leitung, eine Sternwarte, die durch Schillers Aufenthalt historische Bedeutung gewonnen hat, ein pharmaceutisches Institut, ein zoologisches und osteologisches Kabinet, worin sich ein vor mehren Jahren bei Romstedt, einem bei Jena liegenden Dorfe ausgegrabenes, sehr altes menschliches Scelett befindet, das man für das eines Wenden gehalten hat. Außerdem ist der botanische Garten, der seit 1794 besteht und durch seine reizende Lage sich auszeichnet, einer Erwähnung werth und endlich das auf einem alten Stadtrundel aufgebaute anatomische Museum.

Es bleibt uns nun noch übrig, Jena's Geschichte vom frühesten Beginn der Stadt zu schildern; doch sei es mir erlaubt, schnell hinwegeilen zu dürfen über die in Dunkel gehüllten Tage der Kindheit Jena's und auf der großen verworrenen Masse der Ereignisse, deren innerer Zusammenhang uns oft nicht ganz deutlich ist, besonders jene verhängnißvollen Tage der Stiftung der Akademie herauszuheben.

Die Wiegenzeit Jena's ist mit verhüllenden Schleiern umwoben. Die Urkunden der frühesten Periode sind verloren gegangen im Plünderungsbrand des dreißigjährigen Krieges. Ein Lichtstrahl scheint gegen das Jahr 1004 durch das geschichtliche Dunkel zu leuchten. Aeltere Annalisten nämlich erwähnen, daß in diesem Jahre Markgraf Eccardt I. nach seiner Ermordung bei Poleda in der Kirche von Jena beigesetzt worden sei. So schlagend jedoch diese Nachricht auch für die damalige bedeutungsvolle Existenz Jena's sprach, um so sicherer vernichtete ein später aufgefundenes Fragment des Annalisten Saro, worin er nicht unser Jena, sondern das sogenannte Naumburger Teutsch-Jena als den Ort der Beisetzung nennt, die vermeintliche Wahrheit der ersten Ansicht.

Sicherer sind die späteren Facten. Im Jahre 1140 starb Wilhelm IV., Pfalzgraf am Rhein und Graf von Orlamünde und Weimar. Da er keine Nachkommen hinterließ, fiel Orlamünde und Weimar an den Markgrafen von Brandenburg, Albert den Bär, einen Sohn Otto's, Grafen von Ballenstädt, und Jena kam an die edlen Herren von Lobdaburg, denen damals schon ein reiches Ländergebiet gehörte. Diese theilten sich bald in verschiedene Linien, von denen die von Lobdaburg-Arnshaug den Grafentitel führte. Die von Lobdaburg, Lobdaburg-Leuchtenburg, Lobdaburg-Burgau und Lobdaburg-Elsterberg nannten sich Herren. Leuchtenburg war im Besitz der Hälfte von Jena und Arnshaug und Elsterberg jede im Besitz eines Viertheils. — Nach dem Tode Otto's (1288), des letzten Sprossen der Arnshaugischen Familie, machten seine Wittwe Elisabeth und deren Tochter gleichen Namens Ansprüche auf die Arnshaugischen Besitzungen und auf den vierten Theil Jena's. Dem aber widersetzten sich die andern Linien und es wäre zum bitteren Streite gekommen, hätte nicht Albrecht, der Unartige, Landgraf in Thüringen, die Wittwe Otto's zu seinem Ehegemahl genommen und sein Sohn Friedrich mit der gebissenen Wange deren Tochter die reizgeschmückte Elisabeth geheirathet (1301). Durch diese Heirath gewann Friedrich den vierten Theil von Jena und dessen Sohn, Friedrich der Ernste, Markgraf zu Meißen, kaufte später die noch übrigen an Schwarzburg verpfändeten Artikel von Albrecht und Johann von Leuchtenburg hinzu. Friedrich des Strengen drei Söhne, Friedrich, Wilhelm und Georg verwalteten darauf Jena in gemeinschaftlicher Ruhe und Energie. Sigismund, Friedrich des Streitbaren Sohn, empfing in der Theilung vom 4. Januar 1436 Jena und sein tapfrer Bruder Wilhelm Burgau, Lobeda und Lobdaburg. Sigismund aber wurde aus hoffnungsloser Liebe zu einer Nonne des Klosters Milden-

furt Geistlicher, deshalb gefänglich eingezogen und darauf Bischof zu Würzburg.

Bis hierher reicht das goldene Zeitalter Jena's. Edle Fürsten führten Tage der Ruhe und des Glücks über ihre Unterthanen herauf; aber mit Sigismund ging der schöne Stern der Ruhe unter und Zeiten des Elends schauern herein in die reizgeschmückten friedlichen Marken. Bruderzwist steigt auf den Thron, schürt Mordbrände und schleudert brennende Fackeln in Dörfer und Städte.

Die neue Theilung der sächsischen Lande zwischen Kurfürst Friedrich dem Sanftmüthigen und Herzog Wilhelm dem Tapfern — in welcher Jena dem Letzteren zufiel — hatte nicht zu einer friedlichen Vereinigung beider Brüder geholfen, vielmehr die Erbitterung derselben so hoch gesteigert, daß ein offener Kampf auf Leben und Tod zu erwarten stand. Ihre beiderseitigen schurkischen Räthe wußten klüglich diese Entzweiung mehr und mehr zu schüren — und die Schranken des beiderseitigen Mordstreites waren geöffnet! Der Tag eines fröhlichen Festes gab das Signal zum Ausbruch. Es war der 20. Juni 1446, als Wilhelm sein Beilager feierte mit der frommen Tochter Albrechts II., Anna. Eine ungeheure Menschenmenge wogte nach Jena und gegen drei tausend Pferde allein von all den wackern Grafen und edlen Herren suchten in Jena Platz. Und ruhig ging der erste Tag vorüber. Den andern Tag aber, da die Gäste beim Weine saßen, kam urplötzlich die Nachricht, Kurfürst Friedrich sei in die Besitzungen von Wilhelms Rath, Apel von Vitzthum zu Roßla gefallen, und plündre dieselben gleich einem kühnen Räuber. Da sprangen Alle entsetzt auf; das fröhliche Hochzeitsfest ward zum rasselnden Waffengetümmel; schnell wurden die vorräthigen Speisen vertheilt, vieles in die Saale geworfen und nun stellten die wackern Grafen unter ihrem tapfern Führer dem Feinde Widerstand entgegen in der wohlummauerten Veste. Schreckliche Plünderungen begannen; blutige Feuerfahnen leckten über Dörfer und Städte und was der eine Theil dem andern geschadet, suchte dieser wieder mit desto tieferer Scharte auszuwetzen. Vom sogenannten neuen Thurme brach Wilhelm öfters mit starker Besatzung nach Burgau ein, plünderte es und steckte die umliegenden Dörfer in Brand. Ja, der 15. Juli des Jahres 1450 sah in der Umgegend von Eckardsberge gegen sechzig Dörfer in Feuer und Flammen lodern. Aber dies war die Marke des Elends! Die Brüder schlossen (1451) einen Vergleich zu Naumburg, der später die Verjagung der beiden elenden Räthe zur Folge hatte, und Tage der Freude kamen wieder über das schwergeprüfte Land. Wilhelm war ein edler Fürst, obschon die Geschichtschreiber ihm viele Fehler andichten; er war ein Mann von Kraft, sobald es galt, sie zu zeigen, ein Mann voll heiliger Liebe für die Religion, sobald es galt, ihr einen Dienst zu leisten. Aus diesem Grunde unternahm er auch den 7. April 1461 mit einem Gefolge von 98 Personen eine Reise nach Jerusalem, von der er den 7. October desselben Jahres wieder zurückkehrte. Er starb den 18. September 1482. Da er keine erbfähige Descendenz hinterließ, so fiel bei der erblichen

Landestheilung im Jahre 1485 zwiſchen dem Churfürſten Ernſt und dem Herzog Albrecht, Jena an Letzteren, dem Sohne ſeines Bruders. Aber bald darauf wurde bei einer zweiten Theilung das Amt Jena dem älteren Bruder Ernſt zuerkannt, der jedoch ſchon ein Jahr darauf aus Gram über dieſe neue Theilung ſtarb (26. Auguſt 1486). Sein Sohn, Friedrich III. (der Weiſe) übernahm die Regierung. Er ränmte zugleich ſeinem jüngeren Bruder Johann einen gewiſſen Antheil an der Regierung ein, welcher ſich beſonders auf das Churfürſtenthum Coburg und die Beſitzungen in Thüringen erſtreckte. —

Die berüchtigte Bauernrebellion ſprühte auch nach Jena die glühenden Funken des Aufruhrs. Wiedeburg ſagt:

„Dieſer unglückliche Aufruhr, deſſen Scene im vorigen Jahre Horria und Cloßka in Siebenbürgen wiederholten, wüthete auch in hieſigen Gegenden und hatte die traurigſten Folgen. Selbſt einige hieſige Einwohner hatten ſich zu den Aufrührern geſellt und verlangten die Abſtellung des Bier- und Weinzehnden. Luther ſelbſt und Melanchthon und Creuziger welche ſich dazumal einige Zeit hier aufhielten, predigten gegen dieſe Aufrührer, zum Theil mit gutem Erfolg; gleichwohl wurde es nicht eher Ruhe, bis mehrere der Anführer auf hieſigem Markt enthauptet wurden."

Und ihr Blut — ſetzt Adrian Beier hinzu — floß gleich einem Bächlein vom Markte beim Röhrkaſten. —

Churfürſt Johann Friedrich der Großmüthige, der Sohn des den 16. Auguſt 1532 geſtorbenen Johann des Beſtändigen, beſaß nicht die ruhige Weisheit ſeiner Vorgänger. Im ſchmalkaldiſchen Kriege war er Karls V. heftigſter Gegner, wurde aber in der Schlacht bei Mühlberg an der Elbe (21. April 1547) geſchlagen und gefangen. In dieſer Zeit dachte er darauf, eine neue Univerſität zu gründen und Jena, ſein Lieblingsort, ſchien ihm zum Sitz derſelben geeignet. *) Als Kaiſer Karl V. (den 30. Juni 1547) mit ihm durch Jena zog, hatte er eine kurze Unterredung mit ſeinen drei Söhnen über die Einweihung der neuen Akademie. Darauf wurde Melanchthon von Weimar, wo er ſich damals aufhielt, als Profeſſor der Theologie und Philoſophie nach Jena berufen. Er nahm auch den Ruf an; ſpätere Religionsſtreitigkeiten aber verleideten ihm das Leben daſelbſt und er lehnte den Antrag ab. Damals entſtand das bekannte Sprichwort:

„Wo Melanchthon iſt, da iſt Wittenberg."

Nach Melanchthons Entfernung wurden alsbald zwei andere Männer berufen, Johann Stigel aus Friemar bei Gotha und Victorin Strigel aus Kaufbauern in Schwaben. Der 19. März war der Tag der Weihe. Die beiden Lehrer hielten in Gegenwart der

*) Daß bereits im Jahre 1547 die Stiftung der hieſigen Academie im Werke war, geht aus einem Schreiben Melanchthons an Johann Stigel vom 18. Oct. 1547 hervor, worin ſich derſelbe wundert, daß der Churfürſt in ſolcher Unruh und Gefahr noch an die Errichtung einer Academie denken könne.

drei Söhne des Churfürsten und des Bischofs von Amsdorf zwei Reden und das Paulinerkloster wurde zum Pädagogium oder Collegium bestimmt. Die Bibliothek des gefangenen Churfürsten kam am 14. Juni desselben Jahres nach Jena und wurde dem öffentlichen Gebrauche Preis gegeben. —

Nach fünfjähriger Haft kehrte endlich der Churfürst in seine Erblande zurück. Die Reise ging über Nürnberg und Bamberg nach Coburg, wo ihn sein Bruder Herzog Johann Ernst empfing und seine Gemahlin, nebst Herzog Johann Friedrich dem Mittleren; von da über Saalfeld nach Wolfersdorf, das seitdem „die fröhliche Wiederkunft" heißt. Von hier zog er auf die Wölmisse, wo er früh mit seinem Hofe jagte und in dem dabei gelegenen Thale an der Penickenquelle, die seitdem der Fürstenbrunnen heißt, speiste. Nachmittags 4 Uhr trat er unter dem Geläute aller Glocken und von dem tausendfachen Glückwünschungsjubel der Bewohner in die Stadt ein. Vor dem Fürstenkeller versammelte sich die ungeheure Menschenmenge. Daselbst standen die Geistlichen, die Professoren und Studenten, die Lehrer mit den Schülern. Das schöne Lied: „Herr Gott dich loben wir" wurde in Wechselchören gesungen und die Berge um Jena leuchteten von Feuern und strahlten als große Freudensonnen in das Thal. Und bei dieser Gelegenheit soll der Churfürst zu Lukas Kranach, der neben ihm saß, gesagt haben, auf die Studenten hindeutend: „Siehe! das ist Bruder Studium!"

Das Jahr 1557 krönte endlich das herrliche Werk der neuen Stiftung. Ferdinand bestätigte die Universität und 1558 fand die Einweihung statt. Nachdem am 1. Februar die drei Herzöge nebst vielem Gefolge*) einen feierlichen Einzug gehalten hatten, versammelte sich das Corpus academicum, das gegen 600 Personen stark war, in dem Kollegium und holte unter dem Geläute aller Glocken und Trompeten- und Paukenschall die Herzöge und ihren Hof in die herrlich aufgeschmückte Stadtkirche ab. Die drei Herzöge von Sachsen und der Fürst von Henneberg standen am Altar; links der akademische und städtische Senat. Herzog Johann Friedrich der Mittlere eröffnete die Feierlichkeit mit einer lateinischen Rede über die Wichtigkeit und Bedeutung des Tags; darauf las der fürstliche Rath Dr. Petrus Breme das kaiserliche Privilegium vor und der Herzog setzte dann seine Rede besonders an den Rector und die Academie fort. Als sich der Herzog niederließ, trat der Kanzler Brück auf und hielt eine deutsche Rede über dasselbe Thema und überreichte dem Rector Schröter die vorgelesenen Privilegien der Universität. Hierauf

*) Unter den fremden Gästen befanden sich Georg Ernst Graf zu Henneberg, die Grafen Georg von Gleichen auf Tonna, Ludwig und Carl von Gleichen, Herrn zu Blankenhain, Sigismund, Burggraf zu Kirchberg, Friedrich, Graf zu Beichlingen, Paul Martin von Pollheim und viele andere.

erhob sich der Bürgermeister Andreas Burkhardt und überreichte dem Rector einen goldenen Becher. Nachdem zuletzt noch Professor Strigel in einer weitläufigen lateinischen Rede von dem Nutzen und der Würde der Academie gesprochen hatte, wurde das Te deum laudamus unter Instrumental- und Vocalmusik gesungen, worauf der Zug auf das Rathhaus zurückging. Hier speisten die drei Herzöge mit sämmtlichen Professoren und den zwei Burgemeistern und dem studirenden Grafen Philipp von Nassau. Nach aufgehobener Tafel wurden auf dem Markte Turniere eröffnet, bei welchen Herzog Johann Wilhelm mehre Lanzen mit Christoph von Hatzalt brach und ihn jedesmal aus dem Sattel hob. —

Aergerliche Streitigkeiten scheinen bald darauf die academische Ruhe aufzustören. Victorin Strigel und Illyrikus Flacius geriethen nämlich über die Frage in Zwist, ob der Mensch zum Guten mitwirken könne oder nicht. Flacius, durch seine Grobheit und Streitwuth bekannt, vertheidigte seine Ansicht mit hartnäckigem Starrsinn, so daß selbst das Volk in den Streit sich mengte und der Name Flez, der seitdem nicht wieder ex usu gekommen ist, als bezeichnendes Wort für einen groben Menschen aufkam. Alsbald ließ auch Johann Friedrich der Mittlere eine Schrift abfassen gegen die beiden Wortklauber und befahl den Geistlichen des Landes, diese neue Schrift nach der Predigt dem Volke vorzutragen. Der Superintendent Hügel dagegen verfaßte mit Strigel eine neue Schrift gegen die herzogliche Verordnung und zwang den Herzog bald darauf, sie am Osterfeste den 27. März 1559 durch 300 Mann gefänglich einziehen zu lassen. Erst ward ihnen die Leuchtenburg und später der Grimmenstein zur Haft angewiesen. Doch wurden sie bald darauf wieder frei gelassen. Den 2. — 8. August des folgenden Jahres ließ der Herzog ein Colloquium ausschreiben im Schlosse zu Weimar. Einen halben Tag lang wurde gestritten, bis endlich Flacius durch die Meinung, daß die Sünde keine Accidenz, sondern Substanz sei, ohne Weiteres für überwunden erklärt wurde. Aber widerrufen wollte er dennoch nicht und an seiner Hartnäckigkeit scheiterte jede Bitte, jeder Befehl, jeder Zwang. Er wurde am 10. December mit seinem Genossen Paul Wigand seines Amtes entsetzt und sein Haus auf Anhetzen des Dr. Strigel das Jahr darauf von den Studenten demolirt. —

Johann Friedrich des Großmüthigen ältester Sohn, Friedrich II. oder Mittlere hatte nach der Gefangenschaft seines Vaters die gemeinschaftliche Regierung für sich und seine jüngeren Brüder angetreten, bis der Vater aus seiner Haft zurückkehrte. Nach dessen Tode aber regierte er mit seinen Brüdern, Johann Wilhelm und Johann Friedrich III. gemeinschaftlich. Letzterer starb jedoch schon 1665 den 31. October zu Jena; der älteste Bruder aber wurde durch den tückischen Kanzler Brück in die Grumbachschen Händel verwickelt, in die Reichsacht erklärt, am 15. April 1567 von Gotha nach Wien abgeführt und ist am 9. Mai 1595 zu Steier in Oberösterreich gestorben. Darauf erhielt Johann Wilhelm Weimar, Jena, Orlamünde, Altenburg u. s. w. Die Universität Jena blieb gemeinschaftlich. — Sein Enkel

Wilhelm hatte seinen vier Söhnen testamentlich vier Fürstensitze zu Weimar, Eisenach, Markfuhl und Jena zuerkannt. Der jüngste, Bernhard, (geb. 21. Februar 1638) der sich damals in Paris befand, und im Begriff war, mit Maria von Tremuille, Tochter des Herzogs Heinrich zu Thouars in Frankreich (geb. den 16. Jan. 1632) sich zu verleben, vollzog auf die Nachricht vom Tode seines Vaters die Verlobung (10. Juni) und eilte dann allein nach Deutschland, um sein Erbe in Empfang zu nehmen. Bei der darauf erfolgten Theilung der Erblande erhielt Johann Ernst Weimar, Adolf Wilhelm Eisenach, Johann Georg Markfuhl und Bernhard Jena mit Burgau und Lobeda. Als aber bald darauf Adolf Wilhelm (1668) zu Eisenach und (1672) der letzte Prinz Friedrich Wilhelm zu Altenburg an den Blattern verschied, eilte Bernhard unverzüglich nach Altenburg, schnitt vor Notaren und Zeugen aus der inneren Thüre des fürstlichen Mittelgemachs auf dem Schlosse daselbst einen Spahn heraus und erklärte sich so zum Herren des Landes. Da aber auch Gotha Ansprüche machte auf Altenburg, so wurde ein gütlicher Vergleich daselbst errichtet, in welchem die Aemter Dornburg, Allstädt, Roßla, Bürgel u. s. w. dem Gesammthause Weimar zugesprochen wurden. Darauf theilten die drei Brüder ihre Lande.

Im Jahre 1678 erkrankte Bernhard an einem hitzigen Fieber und starb den 3. Mai desselben Jahres. Er liegt in der Michaeliskirche begraben. Seine Wittwe folgte ihm schon den 24. August 1682 und seine Tochter die Prinzessin Charlotte Marie verheirathete sich (1. November 1683) im vierzehnten Jahre ihres Lebens an Herzog Wilhelm Ernst zu Weimar. Sie starb im Jahre 1705 zu Tonna bei Gotha, 34 Jahre alt, nachdem am 23. August 1690 ihre Ehe mit Wilhelm Ernst getrennt worden war. Der Prinz Johann Wilhelm, (geb. den 28. März 1675) bezog im dreizehnten Jahre die Universität Jena, starb aber daselbst, der letzte Sprosse seiner Linie, den 4. November 1690 an den Kinderblattern, im funfzehnten Lebensjahre. Ueber der Gruft im hohen Chore neben Luthers metallenem Bildniß befindet sich Bernhards schönes Epitaphium. —

Mit dem Tode Herzogs Johann Wilhelm war die Linie Sachsen-Jena erloschen und der Jenaische Erbtheil fiel an Weimar und Eisenach. Weimar nahm sogleich die Hälfte in Beschlag; aber ein Vergleich vom Jahre 1683 hatte Eisenach ein Sechstel mehr als die Hälfte zuerkannt und Georg von Eisenach sträubte sich daher mit vollem Recht gegen diese kecke Besitznahme. Doch wurde er in einem Vergleich vom Jahre 1691 zufrieden gestellt. — Herzog Johann Georg von Eisenach hatte einen jüngern Bruder, Johann Wilhelm (geb. 1666) dem Jena's Antheil zufiel. Er machte auch Jena zu seiner Residenz, verlegte sie aber nach des Bruders Tode wieder nach Eisenach. Als am 26. Juli 1741 die Linie Eisenach endlich mit Herzog Wilhelm Heinrich zu Ende ging, fiel Jena an Weimar, mit dem es noch jetzt vereinigt ist.

Und hiermit beschließe ich die Geschichte Jena's.

Du aber, schönes gesegnetes Land, sei mir gegrüßt mit vollem Gruße. Wie du in mein Herz tratst, herrlich schön, wie eine reizgeschmückte Geliebte, so hab' ich dich schildern wollen. Ob mir's gelungen — ich weiß es nicht! Oft erlahmt der Wille an der That und was man so herrlich im Busen fühlt, kann man oft nicht herausgeben — es bleibt darinnen still und heimlich, wie eine Perle im tiefen Meere. Aber das fühle ich, daß du, geliebtes Jena mit deinen Bergen, Hügeln und Gründen mir oft den Kummer aus der Seele riefst, daß in deiner Schöne meine Schmerzen verflogen, wie Thau des Morgens vom wärmenden Kuß der Sonne. Und das danke ich dir! Viel Stürme hast auch du erlitten; Kriege wüsteten in deinem Schooße; aber immer wieder ging der Stern des Friedens über dir auf; edle Fürsten umgürteten dich mit starkem weisem Schutze und was das Schicksal dir zufügte, vergüteten sie dir mit tausend Segnungen. In deinen Mauern ging ein strahlendes Licht auf; das Licht verbreitete sich flammend durch viele Länder, du wardst eine berühmte, eine weitgenannte, hochgepriesene Stadt. Geistgewappnete Männer traten in dir auf, der Jugend Lehrer und Väter; die Begeisterung für Vaterland und Geistesfreiheit sprang hervor aus deinen Mauern, eine mit Helm und Schild gewappnete Minerva.

Sei gesegnet, du mein reizendes Jena! Die Aurora der geistigen Freiheit leuchte heller und heller in deinen Thälern. Brauset, ihr Vaterlandsgesänge noch oft auf Bergen und im Thale, durchflammt gefühlvolle Herzen mit Himmelsfeuern der Begeisterung und rüttelt theilnahmslose Herzen aus begeistrungsleerem Taumel.

Ihr aber, meine theuren Brüder alle, die Ihr mit mir Jena Eure zweite Heimath nennt, seid herzlich gegrüßt! Preist Euch glücklich, daß Ihr auf Jena's Bergen frei sein und jubeln und jauchzen könnt, freut Euch der schönen Jahre Eurer Jugend, reißt Euch los, wenn die Natur Ihre reichen Zauberschätze lockend vor Euch hinbreitet, reißt Euch los vom Staube der Pandecten und der alten trocknen Kirchenväter, von starren Schädeln und Gebeinen, eilt hinaus in die ewigreiche Natur und schlürft an ihrer reinen Ammenbrust den Lebensnectar. Die Natur ist Alles! sie ist Freiheit, Seligkeit — sie ist Gott!

Theobald Buddeus.

Oldisleben.

Wenn man die Straße von Frankenhausen nach Cölleda verfolgt, eine halbe Stunde von dem herrlichen Punkte, wo die Sachsenburg den Engpaß bewacht, durch welchen sich die Unstrut drängt, um ihren Lauf in die gesegnete goldene Aue zu nehmen, sieht sich der Wanderer freundlich und wirthlich von dem Flecken Oldisleben überrascht. — Zwar steht ihm bei dem Eintritt in der Nähe nicht sogleich etwas entgegen, was ihn als Alterthums- und Geschichtsforscher fesselt, aber sein Blick wendet sich rechts aufwärts über die in der Sonne hell schimmernden vielen neuen Ziegeldächer hinan, wo von einem sich ziemlich steil erhebenden Sandsteinberge graue, den Stempel der Vorzeit tragende Baulichkeiten herabgrüßen und ihm zuzuwinken scheinen, daß es ihm nicht gereuen werde, wenn er hier eine kurze Rast halte und sich unter den gemüthlichen Bewohnern bekannt mache. Nicht schwer wird ihm Letzteres werden, denn er trifft hier auf freundliche, gebildete und gesellige Menschen, bei denen sich leicht ein Anknüpfungspunkt zur Unterhaltung finden läßt, und kaum hat er in dem an der Straße gelegenen, wohl zu empfehlenden Gasthof eingesprochen, als ihm der annehmbare Vorschlag gemacht wird, ob er nicht den heitern Nachmittag zu einem Spaziergang nach dem wohl in der ganzen Umgegend bekannten Vergnügungsorte von Oldisleben vor dem Holze benutzen wolle, von welchem er dann, ohne einen großen Umweg zu machen, seine Wanderung nach Sachsenburg fortsetzen könne. Wem nicht alles Gefühl für Naturschönheit mangelt, und wessen Zeit nicht genau auf die Stunde berechnet ist, dem rathe ich, in diesen Vorschlag einzugehen und den kurzen Umweg nicht zu scheuen. Der Weg führt durch den Flecken, oder an dessen westlicher Seite hinauf, sanft ansteigend, nach der Oldisleben südlich beherrschenden, mit frischgrünendem Laubholze bewachsenen Anhöhe, an deren Fuß ein schön gebahnter, sich links durch das junge duftende Gehölz weiter hinauf leitender Fußpfad den Wandernden aufnimmt, bis er sich auf einem freien, zu den freund-

lichsten Anlagen umgeschaffenen Raum des Höhenvorsprungs auf's Angenehmste überrascht und belohnt sieht. Ein geschmackvoller und geräumiger Salon nebst den für gastliche Bewirthung nöthigen Lokalen, eine wohlconditionirte Kegelbahn, einladende Lauben und Ruheplätzchen füllen den geebneten Platz, von welchem aus, in südlicher und östlicher Richtung schattige, von fröhlichen Waldsängern belebte Laubgänge zu weiterem Ergehen einladen. — Diese überaus freundliche Anlage, in welcher sich die beiden holden Schwestern Natur und Kunst so sinnig vereinen, verdankt seit dem Jahre 1798 den Honoratioren von Oldisleben ihre Entstehung, ihre Erhaltung und fortwährende Verschönerung, und ihnen gebührt dafür die dankbarste Anerkennung nicht allein von Oldisleben selbst, für diese ihm vor der ganzen Umgegend zu Theil gewordene Auszeichnung, sondern auch von den Bewohnern der Nähe und Ferne, die sich hier so oft der schönsten Genüsse erfreuen, denn den Sommer hindurch an heiteren Tagen wird dies Plätzchen häufig besucht, vorzüglich aber des Sonntags, wo Alles in bunten Gruppen herbeiströmt und bald das ganze Hölzchen von fröhlichen Menschen belebt ist. Herrlich nehmen sich hier die Harmonieen eines vorzüglich gut besetzten Concerts im Freien aus, die sich mit dem einbrechenden Abend, zur Tanzmusik umgewandelt, in den vorerwähnten Salon ziehen und dort Jung und Alt oft bis tief in die Nacht hinein bei guter und billiger Bewirthung fest halten. — Hier auf diesem wunderlieblichen Plätzchen sieht sich der Fremdling an jedem Nachmittage bei heiterem Sommerwetter, in der Regel von mehreren jener achtungswerthen Begründer und Erhalter desselben, die sich ihres lohnenden Werkes mit vollem Rechte freuen, zuvorkommend und gemüthlich begrüßt und ist, wenn er nicht allen Sinn für gesellige Unterhaltung entbehrt, nach wenigen Augenblicken heimisch in ihrer freundlichen Mitte. — Aber bald gewahren es die aufmerksamen Gesellschafter, wie sich des Fremdlings Blicke immer lebhafter und spannender nach dem vorderen mit einer Barriere versehenen Rande des Vorsprunges lenken, und wie es ihn in sehnsüchtiger Ahnung, daß dort etwas Herrliches seiner warte, dahin zieht, und gewiß ladet ihn sofort einer der neuen Bekannten ein, ihm bis an die Schranken des Vorgrundes zu folgen, um zu sehen und zu fühlen, was ihm vielleicht hier und da großartiger, nicht leicht aber anmuthiger und lieblicher geboten wird. — Und wie eingewurzelt steht er an dem Proscenium, in stummen Entzücken mit den begeisterten Blicken nach den Fingerzeigen des Erklärers im weiten von Westen über Norden nach Osten gezogenen Halbkreis umherschweifend. Zunächst senkt sich das Auge im Mittelpunkt abwärts auf die Klostergebäude von Oldisleben, um deren Höhe sich der Flecken wie ein buntgesticktes Band herumwindet; — dann auf die denselben zunächst umgebenden reich gesegneten Saatfelder und üppig grünenden Wiesen; — links über Frankenhausen an der sich nach und über Sondershausen hinaus ziehenden Wellenbergkette hin nach Wolkramshausen in die Grafschaft Hohnstein und über Bleicherode in das Eichsfeld und in die Gegend von Göttingen hinein; mehr

links vorwärts über Hetingen und Nordhausen nach den westlichen Harzgebirgen. — Gerade vor, ganz nördlich decken die Höhen des Kyffhäuser und der Rothenburg einen Theil der Fernsicht nach der Fortsetzung des Harzes; an diesen Höhen rechts vorbei öffnet sich dem Blick der Anfang der vom Silberstreif der Unstrut durchschlängelten goldenen Aue, über Artern und Allstedt nach Wallhausen und Sangerhausen bis in die Mansfeldischen Gebirge hinein. Oestlich, nachdem das Auge auf dem gerade gegenüber liegenden Heldrungen geruhet, erblickt es das am Abhange eines bewaldeten Berges der Finne gelegene alte Ritter-Stammschloß Beichlingen und schweift durch die Fortsetzung der goldenen Aue bis in das Flußgebiet der Saale bei Freiburg und Naumburg; in dem ganzen bezeichneten Halbrundgemälde aber, sind Städte, Dörfer und einzelne Gebäude in reicher Anzahl als glänzende Licht- und Lebenspunkte ausgestreut. — Doch der erklärende freundliche Führer läßt den begeisterten Beschauer nicht zu der in ihm aufsteigenden Klage darüber kommen, daß die Fortsetzung der herrlichen Fernsicht nach Süden zu geschlossen sei; — er leitet ihn im gemüthlichen Gespräch rechts abwärts auf anmuthigem Pfade aus dem Hölzchen heraus und hinter dem Klostergut auf den sogenannten Weinberg, wo sich einem bunt durchwirkten Teppich gleich, die große weite, von Ortschaften besäete Ebene bis nach Erfurt, und über dessen ehrwürdige Thürme hinaus, bis zu den sie begrenzenden Gebirgen des Thüringerwaldes ausbreitet und nun in dieser Beziehung nichts mehr zu wünschen übrig läßt. — Aber der hier so gastlich aufgenommene Fremdling kann nicht scheiden, ohne Abschied von den vor dem Salon in freundschaftlicher Unterhaltung zurückgebliebenen neuen ihm lieb gewordenen Bekannten und auf dem Rückwege dahin befriediget sein wohlunterrichteter Begleiter seine Wißbegier nach den geschichtlichen Beziehungen Oldisslebens in folgenden Worten:

„Des Benedictiner-Klosters Oldisleben Entstehung, knüpft sich an die Geschichte des in Thüringens Annalen eine so bedeutende Rolle spielenden und darin so oft vorkommenden Grafen Ludwig der Springer, indem derselbe sowohl, als seine Gemahlin Adelheid, um jenes Verbrechen, auf welches sich bekanntermaßen ihr Ehebündniß gründete, zu sühnen, ein Gelübde gethan, in dessen Folge Graf Ludwig um die Zeit vom Jahr 1087 bis 1097 das Kloster Reinhardsbrunn, seine Gemahlin Adelheid aber das Kloster Oldisleben gestiftet und erbauet haben soll, wiewohl letzterer auch, und mit noch mehr Wahrscheinlichkeit die Begründung des Klosters Scheiblitz zugeschrieben wird, in welchem sie als Nonne gestorben. Ohne nun zwar die Beweggründe angeben zu können, welche die sich so ganz zur Frömmigkeit geneigte Büßerin Adelheid zur Stiftung zweier Klöster vermocht haben können, so läßt sich doch den Chronisten kein Beweis entgegen stellen, daß sie nicht die Erbauerin von Oldisleben gewesen sei und wir können auch der wiewohl nicht ganz wahrscheinlichen Behauptung einer Ableitung des Namens Oldisleben von Adelheid eben so wenig widersprechen. Es kann daher wohl angenommen

werden, daß zu der angegebenen Zeit die Benedictiner-Klöster Reinhardsbrunn und Oldisleben (letzteres zu Ehren des Märtyrers St. Vitus eingeweiht) zugleich von jenem fürstlichen Ehepaar erbauet worden sind; wiewohl Pfefferkorn in seinen thüringischen Merkwürdigkeiten anführt, die Grafen von Orlamünde hätten unter anderen Burgen und Schlössern in Thüringen auch eine zu Albrechtsleben oder Oldisleben besessen. Auf der Stelle, wo das Kloster gestanden hat und in deren Umgebung finden sich aber nicht die geringsten Spuren einer Burg, welche doch schwerlich ganz verschwunden sein könnten, wenn ein Kloster auf ihren Ruinen erbauet worden wäre. Eine Burg oder Warte hat dagegen mehr nördlich auf einem Berge gestanden, welcher jetzt noch der Wartenberg heißt, und sind zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Steine davon zu Erhöhung des Kirchthurmes von Oldisleben verwendet worden; dies könnte vielleicht jene Albrechtsburg gewesen sein. — Eben so unverbürgt ist auch die Angabe, daß eine Kunigunde von Orlamünde, Gattin des Grafen Konrad von Beichlingen, die Stifterin des Klosters gewesen, indem zwar eine Kunigunde von Beichlingen vorkommt, aber als Wittwe des Grafen Kuno daselbst, und erst im Jahr 1110.

Die Grafen von Beichlingen haben die Schutzgerechtigkeit über das Kloster ohne Zweifel gleich nach dessen Begründung erhalten, solche aber im Jahr 1520 an die Grafen von Hohnstein für 200 Mark ledigen Silbers verkauft.

Die an das Kloster gekommenen Schenkungen und von denselben ausgegangenen Belehnungen ꝛc. so wie die Namen der verschiedenen Aebte nach ihrer Reihenfolge und andere in mancherlei Urkunden erwähnten Veränderungen sind meistentheils für andere Punkte in Thüringen von mehr geschichtlicher Bedeutung als für Oldisleben selbst und es reicht hin davon zu wissen, daß das Kloster im Jahr 1525 von den leider in allen Gegenden Thüringens gleich einem verheerenden Heuschreckenschwarm auftretenden Bauern zerstört worden und daß der letzte Abt Melchior geheißen, so wie, daß die Existenz der alten Klostergebäude nur noch durch einige vorhandene Kreuzgewölbe und Keller dargethan ist.

Oldisleben gelangte nach der Reformation, in ein Amt verwandelt, unter sächsischer Hoheit an die Grafen von Mansfeld, und 1591 durch Kauf an die sächsische Ernestinische Linie, die es ao. 1641, vertragsmäßig zu einem Seniorat-Amte erhob, wobei jeder Senior, regierend oder apanagirt, die Landeshoheitsrechte auf Lebenszeit erhielt, das Recht der Besteuerung aber dem Hause Sachsen-Weimar vorbehalten blieb. — Bei dem hohen Alter der fürstlichen Senioren ergaben sich früher öfter Regierungswechsel, und weil öfter Mönche die alten Klosterruinen aufgesucht hatten, so hatte der Aberglaube die Sage veranlaßt, daß stets das Erscheinen eines Mönches den Tod des regierenden Herrn bedeute; ja es wurde sogar behauptet, daß vor jeder solcher Veränderung unterirdisches Glockenläuten gehört werde, welche Töne jedoch wahrscheinlich durch nichts anders, als durch die nach dem Guthe führende Röhrenfahrt erzeugt wurden. —

Diese erwähnten Seniorats-verhältnisse wurden durch den Arnstädter Hausvertrag vom 10. October 1821 aufgehoben und Oldisleben mit allen Pertinenzien Weimar zugeeignet.

Der Flecken Oldisleben, auch Oldesleben und in alten Urkunden, selbst auf alten Landkarten Oldersleben genannt, ist weit älter als das Kloster, weshalb er wohl auch den Namen schwerlich von der Gräfin Adelheid erhalten haben kann, denn man hat Urnen mit Knochen ausgegraben, und neben einem vermoderten Schädel eine aus Thon geformte hart gebrannte Streitart gefunden, die auf weit ältere Zeiten verweisen, und das Kloster gelangte erst im Jahr 1499 zum Besitz des Ortes Oldisleben. Auch soll, nach einer aufgefundenen alten Privatnachricht, im Jahr 1715 eine auf dem Markte im unteren Theile des Orts gestandene Kirche (die Nikolaikirche) eingefallen sein, nachdem sie 743 Jahre alt gewesen; diese Kirche wäre demnach schon um das Jahr 972 und ohngefähr 200 bis 220 Jahre nach Bonifacius, auch 117 Jahre vor der Stiftung des Klosters erbauet worden. — Die noch jetzt in Oldisleben befindliche, auf dem Berge nicht weit von dem Kloster — jetzigem Kammergute — gelegene St. Johanniskirche ist altgothischer Bauart. Daß aber im unteren Theile des Ortes eine Kirche gestanden hat, bezeugt der Name eines vormaligen Anspanneguts, das Pfaffengut genannt, welches wahrscheinlich die Wohnung des katholischen Geistlichen gewesen, und läßt sich auch deshalb vermuthen, weil die dortigen Häuser alle der Kirche lehnen und Wachszins entrichten müssen; man will sogar vor Kurzem erst den Taufstein jener verfallenen Kirche in dem Keller eines der dortigen Häuser gefunden haben.

Oldisleben ist übrigens nicht allein seiner schönen Lage wegen, sondern in mehrfacher, besonders in geselliger Beziehung ein recht angenehmer Aufenthalt, indem es, mehr als viele andere Orte gleicher Größe, Honoratioren und sonst Leute von Bildung in sich vereint. Es hat 246 Wohnhäuser, worunter sich mehrere recht stattliche und geschmackvoll gebauete befinden, und über 1300 Einwohner, ist der Sitz eines Justiz-, eines Rentamtes und eines Försters; ferner sind daselbst zwei Geistliche und drei Schullehrer angestellt, es hat ein Kammergut (wo das ehemalige Kloster gestanden) einige andere Güter und viel kleine Feldwirthschaften, sonst geschlossene Anspanngüter, die nun, nach Abschaffung aller Frohnen, vertheilt werden können; daher sind Ackerbau und Viehzucht der Einwohner vorzüglichste Nahrungszweige. Aber auch mehrere Kaufleute, eine Apotheke, eine Zuckerfabrik, eine bedeutende nach Sachsenburg zu liegende mit sehr geschmackvollen und einträglichen Gartenanlagen umgebene Mahl- und Oelmühle, eine Salpetersiederei und viele Handwerker machen den Ort belebt und nähren die Einwohner. Auch gehören hierher vier nahe gelegene Wüstungen, oder zur Zeit des dreißigjährigen Krieges zerstörte Dörfer, und soll aus einer derselben eine noch vorhandene alte und schöne Glocke ausgegraben worden sein. — Auf einer Wiese vor dem Orte werden jährlich zwei für die Umgegend recht bedeutende Jahr-, Roß- und Viehmärkte

gehalten und der 10. November (als der Martinsabend) wird, wie an mehreren Orten in Thüringen herkömmlich, Abends um 6 Uhr von der ganzen Gemeinde unter dem Geläute der Glocken mit Absingung geistlicher Lieder recht anständig gefeiert. —

Noch ist als Merkwürdigkeit zu erwähnen, daß unweit des Ortes in dem sogenannten Hain, vor nicht langer Zeit noch, eine hohl gewordene Linde von seltenem Umfange stand, welche die Zigeunerlinde genannt wurde, weil bei derselben eine hundert Jahre alt gewordene Zigeunerin mit vielen Ceremonien lebendig begraben worden sein soll. Auch soll im Jahr 1680 noch eine Hexe nach Urthel und Recht in Oldisleben verbrannt worden sein. —

Unvermerkt ist unser Wanderer während diesen Mittheilungen wieder bei der Gesellschaft angelangt und will sich, nachdem er dem freundlichen Begleiter seinen Dank zu erkennen gegeben, von ihr beurlauben, um nun seine Reise fortzusetzen; aber, wen der Thüringer einmal gastfrei aufgenommen, den läßt er nicht ohne Imbiß von sich gehen; und siehe da schreitet anmuthig und leicht ein wunderliebliches Mädchen aus dem schattigen Laubgange heraus, grüßt mit feinem jungfräulichen Anstande und eilt in eine der Lauben des Vorgrundes, langt dort aus einem sauberen Körbchen das blendend weiße Tischzeug, deckt es auf, servirt mit wirthlicher Geschäftigkeit ein einladendes Abendbrod und nähert sich dann bescheiden einem würdigen Veteranen in der Gesellschaft, — ihrem Vater — mit der Anzeige, daß Alles bereit sei; — und mit ächt thüringischer Biederkeit ladet der freundliche Mann den Fremdling ein, ihm zum Genuß der einfachen Hausmannskost Gesellschaft zu leisten; eine solche Einladung ablehnen, hieße die Gastfreundschaft beleidigen, und würde daher angenommen, selbst wenn das liebliche Mädchen nicht gleich einer der reizenden Nymphen des Haines, bereits vor dem Geladenen stünde und ihm in der einen Hand den Teller mit sauber geschnittenem Butterbrod und in der anderen den mit hochroth und blendend weiß durchwachsenen Schinkenscheiben darböte und dabei die freundliche Bitte: „zuzulangen" — vernehmen ließe. —

Auch den erquickenden Trank verabsäumt die Holde nicht zu kredenzen und hell klingen eben die Gläser auf freundliche Erinnerung und fröhliches Wiedersehen aneinander, als die Sonne den letzten goldenen Abschiedsblick vom westlichen Horizont herüber sendet, der den Wanderer ernstlich anmahnt, sich gewaltsam loszureißen von den werthvollen, herzlichen und gemüthlichen Menschen, in deren Mitte er gern öfter und länger weilen möchte. Mit kräftigem Händedruck und einfachem aber wohlgemeintem Lebewohl scheiden, wie Freunde von Freunden, die Bekannten von einem Nachmittage von einander und noch manchen Blick wirft der Fortwandelnde zurück, um das im Herzen bereits aufgenommene Bild von Oldisleben auch der äußern Form nach bleibend zu verwahren, bis ihn am Fuße der Sachsenburg ein anderer ernsterer Geist von der steilen Höhe herab anweht und ihn aus der frisch umgrünenden Gegenwart zurückzieht in die Nebelgestalten altergrauer Vorzeit.

Das freundliche Bild von Oldisleben und ſeinen gemüthlichen Bewohnern aber, iſt weder aus der Luft gegriffen, noch mit trügeriſch blendenden Farben ausgemalt; möget Ihr, wackere, achtungswerthe Freunde in ihm den Maler erkennen, der in Euerer lieben Mitte den Stoff dazu ſammelte, und möget Ihr dieſe einfache Darſtellung eben ſo freundlich aufnehmen, als Ihr die ſchlichten Erinnerungsworte würdigtet, die er bereits vor Jahren in das Gedenkbuch ſchrieb, das Ihr den Beſuchern Eurer vortrefflichen Anlagen vor dem Holze vorzulegen pfleget.

Friedrich von Sydow.

Spatenberg.

So heißt die kegelförmige Anhöhe, welche den aus Kalkstein bestehenden Gebirgszug, der Göllner genannt, beschließt, der bei der Stadt Sondershausen im Fürstenthum Schwarzburg südlich hin fortläuft, zum Theil urbar gemacht, und mit Gärten und ländlichen Wohnungen geschmückt, in der Höhe aber bedeckt mit dunkeln Buchen.

Dort erhoben sich einst die stolzen Thürme der Veste Spatenberg, vom Volke die Oblenburg (alte Burg) geheißen. Auch nicht der kleinste Ueberrest ihrer Mauern läßt sich entdecken unter den hohen Buchen und Gesträuchen. Nur die Spuren von zwei Burggräben sind noch sichtbar. Für den Eingang in ein Gewölbe der Burg hat man mitunter einen Felsenspalt gehalten, der dem emporklimmenden Wanderer auf der höchsten Klippe entgegengähnt. Doch scheint jener Felsenspalt ein natürlicher, an dem keine Menschenhand gearbeitet; denn mehrere ähnliche Risse laufen fort durch das ganze Göllnergebirge.

Die Burg Spatenberg scheint zwar von geringem Umfange, doch sehr fest gewesen zu sein, schon nach der ringsum sehr steilen Anhöhe zu schließen, auf der sich jenes Denkmal der Vorzeit erhob. Schwer, ja fast unmöglich mochte es dem andringenden Feinde werden, den Berggipfel zu erklimmen. Steine und Baumstämme durften nur herabgerollt werden, um ihn zu vertilgen. Von der Anhöhe, die nach Westen hin ein tiefer Einschnitt von dem dort fortlaufenden Gebirge trennt, verliert sich der Blick in ein tiefes, von Bergen eingeschlossenes Thal. Eine Stelle darin heißt noch jetzt „das Vorwerk." Sie ist zwar ganz mit Gehölz bedeckt, und keine Spur zu finden, daß dort ehemals Wohnungen gestanden. Doch nicht grundlos scheint die Vermuthung, welche die Wirthschaftsgebäude der Burg, für welche auf der kleinen Bergfläche kaum Raum sein mochte, an die erwähnte Stelle verlegt.

Die Erbauung und Befestigung der Burg Spatenberg fällt höchst wahrscheinlich in die Zeit, wo der schwache und characterlose

deutſche Kaiſer Heinrich IV., ein willenloſes Werkzeug der Geiſtlichkeit, beſonders des Erzbiſchofs Siegfried von Mainz und des Biſchofs Adalbert von Bremen, den kühnen Plan entwarf, Sachſen und Thüringen zu unterjochen. Damals, im Jahr 1072, ließ Heinrich außer mehren Schlöſſern, die er ſtärker befeſtigte, auch mehrere neue erbauen, und zu dieſen gehörte offenbar auch Spatenberg.

Das Glück begünſtigte Heinrichs Unternehmungen nicht. In Gefahr, ſeine Krone zu verlieren durch den zum deutſchen Kaiſer erwählten Herzog Rudolph von Schwaben, ſah er ſich von allen Seiten ſo hart bedrängt, daß er den Plan aufgab, die Thüringer zur Entrichtung des Zehnten zu zwingen. Dadurch aufs neue ermuthigt, belagerten, eroberten und zerſtörten ſie mehrere der kaiſerlichen Burgen. Auch Spatenberg ward zu Ende des Jahres 1073 von den Thüringern erobert, die jedoch die Burg nicht zerſtörten, ſondern, wie es ihr Vortheil heiſchte, ſie nur in einen beſſern Vertheidigungszuſtand verſetzten.

Fruchtlos blieben indeß Heinrichs Verſuche, die deutſchen Reichsfürſten zum Beiſtande gegen die Empörer zu bewegen. Da wagte er mit einigen Biſchöfen, die ihre kleinen Häuflein zu ihm geſellt, im Januar 1074 den Verbündeten, die ſich, 4000 Mann ſtark bei Bach an der Werra gelagert hatten, muthig die Spitze zu bieten. Er bereuete indeß bald den übereilten Schritt, und ſuchte den Feind durch Friedensvorſchläge zu täuſchen. Es ward ein Waffenſtillſtand geſchloſſen. Als Heinrich jedoch die erſte Friedensbedingung, das Niederreißen ſeiner Burgen, nicht erfüllt, rückten die Verbündeten nach Goßlar. Sie drangen dort ſelbſt in den kaiſerlichen Pallaſt ein, und Heinrichs perſönliche Gefahr zwang ihn, in die gänzliche Zerſtörung aller ſeiner Burgen zu willigen. Doch verlangte er ein Gleiches hinſichtlich der feindlichen Veſten. Die Verbündeten erfüllten ihrerſeits den Friedensſchluß. Nebſt andern ihrer Schlöſſer ward auch Spatenberg gänzlich von ihnen geſchleift.

Bald erneuet ſich indeß der Kampf wieder, als Heinrich das gegebene Verſprechen, die ihm zugehörigen Burgen ebenfalls zu zerſtören, immer weiter hinausſchob. Das Kriegsglück begünſtigte ihn. Nach einer bedeutenden Niederlage bei Langenſalza waren die Verbündeten genöthigt, ſich dem ſtolzen Sieger auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen. Dieſer Auftritt, für ſie doppelt erniedrigend durch Heinrichs Spott, ereignete ſich den 9. Juny 1076 bei dem Sondershäuſiſchen Dorfe Spier, kaum eine Stunde weit von der Burg Spatenberg gelegen.

Auch ſie ſtieg wieder empor aus ihren Trümmern, als der Kaiſer, mit beiſpielloſer Härte und Grauſamkeit die unterdrückten Bewohner Thüringens zum Wiederaufbau aller zerſtörten Veſten zwang. Als aber Heinrichs Macht einige Jahre nachher gebrochen ward, und alle deutſchen Fürſten ſich gegen ihn verbanden, blieb keine der kaiſerlichen Burgen verſchont. Auch Spatenberg traf abermals das Loos der Zerſtörung.

Bestimmte Nachrichten fehlen, durch wen diese Burg späterhin wiederum, mithin zum drittenmal, aufgebaut worden. Eben so ungewiß ist, ob eine Familie von Spatenberg, die in mehren Urkunden aus dem zwölften Jahrhundert erwähnt wird, die Burg wirklich besessen, oder sich nur davon geschrieben, weil sie vielleicht mit derselben belehnt war. Späterhin finden wir den Spatenberg im Besitz der Fürsten von Anhalt, denen auch ein Gut in dem bei Sondershausen gelegenen Dorfe Stockhausen gehört zu haben scheint. Beides, nebst mehrern Waldungen und Grundstücken, ward von der Fürstin Mechthilde von Anhalt, im Jahr 1263 dem Grafen Heinrich II. von Hohnstein abgetreten gegen eine Summe von funfzig Mark Silber. Den 9. April des genannten Jahrs ward der genannte Graf zu Weißensee damit belehnt durch den Landgrafen Albrecht von Thüringen. In dem Kriege, den die Söhne dieses Fürsten, Friedrich und Tiezmann, zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts, mit dem deutschen Kaiser Adolph von Nassau führten, ward Spatenberg zum dritten und letzten Mal zerstört, und zwar durch die kaiserlichen Truppen.

Von den vorhin erwähnten Grafen von Hohnstein war die Burg zu der ihnen gehörigen Herrschaft Sondershausen geschlagen worden, und diese blieb im Besitz des Schlosses, auch nachdem sie, zufolge einer getroffenen Erbvereinigung, in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts dem gräflichen (jetzt fürstlichen) Hause Schwarzburg einverleibt worden war. Im Jahr 1637 ließ Graf Anton Heinrich von Schwarzburg den Schutt des Schlosses durchwühlen. Ueber den Erfolg dieser Untersuchung ist nichts bekannt geworden.

Heinrich Doering.

Folgende Sage vom Spatenberge möge hier ihren Platz finden.

Ein junger Bürger der Stadt Sondershausen war, obschon redlich, fleißig und geschickt, einstmals in große Noth gerathen. Harte Gläubiger drobeten mit Auspfändung; gänzliche Zerrüttung seines kaum begründeten Hauswesens stand ihm bevor; er sah sich schon im Geiste mit Frau und Kindern bitterem Mangel Preis gegeben. Ein Gang in das Freie sollte seinem beklemmenen Herzen für kurze Stunden Erleichterung verschaffen. Bald zog es ihn mit seinem Weh in Waldeseinsamkeit. Er stieg den Göldner hinan, bis ihn auf der Höhe des Spatensberges der grüne Rasenteppich im Schatten alter Buchen

zu kurzer Rast einlud. Da mochte er nun in lauten Klagen der Trauer über sein Mißgeschick Worte geben. Doch schickt er sich endlich an zum Weitergehen, als ihm plötzlich eine wunderholde Jungfrau in das Auge fällt, welche in Trauergewändern und weinend auf einem bemoosten Steine am Eingange der Höhle des Spatenberges (des sogen. Jungfernloches) sitzt. Sein Mitgefühl wird bei diesem Anblicke um so reger, je tiefer seine eigene Wehmuth ist: er kann es nicht unterlassen, dem lieblichen Frauenbilde näher zu treten und nach den Ursachen ihres Kummers theilnehmend zu forschen. Sie aber meint, ihr Leid sei viel zu groß, als daß sie andere durch dessen Mittheilung betrüben könne, und nur darin sehe sie Linderung, daß sie fremde Thränen zu trocknen suche. So habe sie nun von ihm unbemerkt vernommen, was ihn bekümmere, und es gewähre ihrer schmerzerfüllten Seele gar süßen Trost, daß sie ihm helfen könne. Als sie dem Erstaunten das gesagt, heißt sie ihm ihr in die gedachte Höhle zu folgen. Nachdem sie mit einander mehrere düstere Gänge durchschritten, traten Beide endlich in ein wundersam erhelltes Gemach, in dessen Mitte eine mit Geld und Schätzen angefüllte Truhe steht, aus welcher der Begleiter der Jungfrau auf ihr Geheiß so viel Geldstücke entnehmen muß, als nach seiner Meinung hinreichen, um seiner Verlegenheit abzuhelfen. Doch muß er der Holden heilig versprechen, daß er nach Jahresfrist zur bestimmten Stunde eines gewissen Tages dieselbe Summe an denselben Ort zurückbringen wolle, weil ihr selbst im Falle seines Ausbleibens großes Unheil widerfahren würde. Nachdem der Erfreute das versprochen, entläßt ihn die Jungfrau freundlich mild. Natürlich war er nun seiner Angst und Noth enthoben, und was er ferner von diesem Tage an beginnen mochte, es gedieh ihm sichtlich. Nicht allein daß er seine Gläubiger befriedigen konnte, er war auch zur bestimmten Frist im Stande, das empfangene Darlehn seinem Versprechen gemäß zurückzugeben. Dankbaren Herzens schickt er sich auch dazu an. Doch im Alltagsgewande kann er nicht zu seiner edlen Wohlthäterin gehen, und der lügnerische Schneider hat den rothen Sonntagsrock nicht zur rechten Zeit gebracht. Endlich, will er mit der festgesetzten Stunde nicht auch den rechten Tag versäumen, geht er ungeputzt. Doch als er den Burgweg hinauf steigt, scheint es, als ob die Wipfel der Buchen klagend seufzen. Mit großem Bangen naht er der Höhle. Keine Jungfrau ist zu sehen. Er geht hinein und findet sich endlich wieder in jenem Gemache. Aber was muß er erblicken? Die holdselige Jungfrau liegt mit gramentstellten, schmerzliche Anklage für ihn verkündenden Zügen eben verscheidend am Boden. Schauerliches Düster hüllt den Erschreckenen ein. Nur der Schatz in der geöffneten Truhe funkelt unheimlich. Ein lange verhaltener Seufzer zittert durch das Gemach. Da wirft der zu spät Gekommene in seiner Seelenangst, sich fromm bekreuzend das Geld in die Truhe, die alsbald zuschlägt und mit der todten Jungfrau verschwindet. Ein fürchterliches Brausen erhebt sich. Der vom Schrecken Betäubte flieht aus dem Gemache, das hinter ihm zusammenstürzt, und aus den Gängen der Höhle, die ihm mit einem

Male verfallen scheinen. Den fast Hinausspringenden trifft ein sich ablösender Stein so heftig an einer Ferse, daß er kaum im Stande ist, bergab nach Hause zu hinken. Athemlos kam er heim. Allein er wurde nicht wieder recht froh, obschon seine Habe sich mehrte und keine Noth ihn ferner bedrückte. Doch mußte er von jenem Tage an stets Pantoffeln tragen, mit welchen er selbst zu Pferde stieg, wenn ihn der Handel oder der Feldbau aus den Thoren der Stadt führte. Auch behielt er bis in sein spätes Alter die Gewohnheit bei, beständig mit dem rothen Bratenrocke und dem dreieckigen Hute angethan zu sein, in welcher Bekleidung er sich sogar zum Mittagsschläfchen niederzulegen pflegte — wohl, um jener vielbeweinten Versäumniß täglich reuig eingedenk zu sein. So wurde es dem Ref. in seinen Knabenjahren erzählt; auch sah er damals den bejahrten Mann, von dem man es erzählte, öfter mit Hut und Bratenrock auf dem Ruhebette liegen, öfter mit Pantoffeln angethan das Feld durchreiten.

W. K.

Das Kloster Mönchpfiffel.

Verfolgt man von Allstedt aus den kleinen Rhonebach, der sich von dieser Stadt aus, beschattet von Weiden und Pappeln, zwischen Feldern und Wiesen südwärts schlängelt, so gelangt man nach einer halben Stunde Wegs zu dem Oertchen „Mönchpfiffel", in der Volkssprache meist „Pföffel" genannt. Pfiffel, oder, wie es in alten Urkunden heißt, „Pföffelda, Pfeffelda und Pföffel" liegt am Anfange des gras- und weidereichen Helmenriedes, welches sich zwischen diesem Orte und dem ganz nahe liegenden Dorfe Nicolausrieth, so wie weiter hinab zwischen Schafsdorf, Heigendorf und Kalbsrieth und den gegenüber liegenden Anhöhen von Artern drei Viertelstunden breit ausdehnt, und, besonders im Frühlinge zur Zeit der Ueberschwemmung durch die schnell über ihre Ufer tretende Helme einem großen See gleicht. Der Ort selbst ist vor der für die benachbarten genannten Dörfer oft nachtheiligen Ueberschwemmung sicher, eignet sich somit sehr gut zu einem Landguthe, gewährt besonders zur Zeit der Ernte und im Herbste, wann die vielen Getreideschober den Ort umstehen, dessen Scheunen den Segen der Felder nicht fassen können, einen freundlich-ländlichen Anblick und giebt dem Beobachter einen erfreulichen Zug zu dem Bilde der „güldenen Aue."

Es gehörte dies Kloster unstreitig dem Orden der Cistercienermönche, da es allen historischen Urkunden zufolge seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts dem berühmten Cistercienserkloster Walkenried gehörte, von da aus stets mit Vorstehern und Kapellanen der hier befindlichen Kapelle versehen und von den walkenriedischen Aebten als Eigenthum betrachtet wurde. Und war diese Kapelle auch zu Zeiten nur die filia der St. Wipertus-Kirche in Allstedt, so gehörte ja doch auch diese zu dem Patronat des Abtes von Wal-

kenried. — Im Jahre 1282 ſchenkte der Graf Burchard von Mannsfeld die „Kapelle zu Pfeffelda nebſt einigen ſchönen liegenden Gründen“ an Walkenried, und die Mönche dieſes Kloſters übten ſeitdem das ihnen vom Biſchof Volrad von Halberſtadt beſtätigte Recht, Meſſe zu leſen und die übrigen Sacra zu verwalten, ſo wie auch die Einkünfte zu beziehen. Ferner ließ im Jahre 1338 der Abt Ekhard von Walkenried einen neuen Altar in der Pfeffeldiſchen Kapelle erbauen und vermehrte ihre Güter. Einmal, im Jahre 1445, machten die Mönche zu Kaltenborn dem Abte Nicolaus von Walkenried dieſe Kapelle ſtreitig, verglichen ſich aber gütlich mit ihm und ſie blieb bei Walkenried.*) Der Umſtand, daß in den Urkunden öfter die Kapelle als das Kloſter ſelbſt oder die Mönche deſſelben erwähnt werden, hat ſeinen Grund wohl darin, weil die Kapelle älter war als das Kloſter, dieſes erſt an und um dieſelbe herum angelegt wurde, wahrſcheinlich um die der Kapelle gemachten Schenkungen beſſer verwalten laſſen zu können und, wie dies aus den häufigen anderen walkenriedſchen Kloſterpflanzſtätten zur Genüge erhellt, den Einfluß des Ordens der Ciſtercienſer mehr und mehr zu erweitern.

Erwähnenswerth dürfte bei Mönchpfiffel noch ſein, daß daſſelbe, gleich wie das Kloſter Naundorf (S. d. Art.), im Jahre 1525 mit dem Amte Allſtedt von dem damaligen Churfürſten Johann dem Beſtändigen von Sachſen, an „ſeinen getreuen Rath“ den Grafen Albrecht von Mannsfeld als Lehen gegeben ward und daß ſpäter (1575) der Graf Karl von Mannsfeld dieſes Amt Allſtedt nebſt „den Höfen Pfiffel und Naundorf“ käuflich erwarb (S. auch den Artikel Kloſter Naundorf). In dieſer letztern Urkunde wird von Mönchpfiffel geſagt, daß es 1230 Morgen Ackerland, und mit Naundorf zuſammen 966 Acker Wieſenwachs (wovon noch jetzt ein großer Theil „das Mönchs- oder Mönchenried“ heißt), ferner 2530 Acker Wald, 86 Acker Teich, 42 Acker Weinwachs, 5 „ganghaftige Schäfereien“ mit 4064 Stück Schafen beſeſſen habe.**) Gleich wie jenes Kloſter Naundorf erlitt auch Mönchpfiffel, ebenfalls zu Allſtedt gerechnet, allen Wechſel der Beſitzer, kam alſo auch endlich an das jetzige Großherzogthum Sachſen-Weimar und iſt eine der bedeutendſten Domainen deſſelben. Gegenwärtig gehören zu dieſer Domaine eine kleine Anzahl Bauern- oder Frohnhäuſer, deren Bewohner häufig von ihren Nachbarn Kloſterbrüder genannt werden, welchen Namen ſie ſich auch wohl unter einander ſelbſt beilegen. Das Oertchen beſitzt jetzt eine kleine neue Kirche, doch ſteht auch noch die alte, ehemalige Kapelle mit ihrem Thurme auf dem Got-

*) Albinus: Meißniſche Chronik I. Bd. pag. 215. u. Müller: Annal. Saxon.

**) Lenckfeld: Antiq. Alstedenses.

tesacker. Ferner findet man an dem vorbeifließenden Rhonebache eine Mühle; auch ein Bachhaus, eine Schmiede und ein Gasthaus ist hier.

Endlich ist es Filialort von Allstedt, dessen zweiter Prediger zugleich Pfarrer von Mönchpfiffel ist.

Die Volkssage erzählt auch mancherlei Anekdoten von alten Mönchen, welche als Gespenster in den Gebäuden der Domaine umgehen sollen, gleich als könnten diese den frühern behaglichen Wohnplatz auch im Grabe noch nicht vergessen; welche Gespenster aber, bis auf wenige Ausnahmen, sich friedsamen Naturells gezeigt haben.

Meinecke.

Sachsenstein.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Der Sachsenstein.

Kleines Völkchen, Wichtelmännchen,
Stehlen unser Brot und Speck,
Abends liegt es noch im Kasten,
Und des Morgens ist es weg.

H. Heine.

Zwischen den beiden braunschweig'schen Dörfern Neuhof und Wiede, welches letztere einst durch seine Bergwerke und Quecksilbergruben berühmt war, eine halbe Stunde von dem preußischen Städtchen Sachsa entfernt, steigt aus der grünen Landschaft eine schroffe Gipsbergwand von bedeutender Höhe empor, deren zerrissenes Geklipp von blendend weißer Farbe eine ganz besondere, malerische und herrliche Wirkung hervorbringt. — Der ungeheure kahle Felsen, welcher jäh abläuft, liegt in todter Majestät schaurig da und blickt öde, wie ein ausgebrannter Vulkan, in das lebensvolle, frische Thal. Der Rücken dieses Felsens ist von sehr weitem Umfange und der Wanderer glaubt sich in eine Wüste versetzt, wenn er auf der öden Bergfläche umherwandelt, wo ihn unzählige Erhöhungen und Vertiefungen starr und unheimlich umgeben, während ein gieriges Geierpaar gespenstisch rauschend mit weit ausgespannten Flügeln über seinem Haupte schwebt und hat Mühe, die auf dem Felsen liegenden Ruinen der uralten Sachsenburg aufzufinden.

Fast ist auch die letzte Spur dieses Schlosses verschwunden. Nur wenig zerbrochenes Gemäuer mit tristen Flechten bewachsen, die geringen Reste eines Thurms, der Schlund eines verschütteten Gewölbes und hier und da sich erhebende Stücken der Ringmauer, von einer grabenähnlichen Vertiefung umgeben, das ist Alles, was von dieser Veste noch übrig ist. —

Erbaut soll diese Burg im Jahr 530 sein und zwar nach dem alten bekannten Verse:

Stolberg, das Schloß, ward fundirt,
A. C. 530.
Wider die Thüringer aufgeführt,
Und Kyffhausen renovirt fein,
Am Harz erbauet der Sachsenstein.

Nach dunkeln Ueberlieferungen sollen schon früher auf diesem Berge die Volksversammlungen der Sachsen gehalten worden sein. Der Platz scheint auch nicht übel dazu geeignet und man sieht im Geiste die langumlockten Gestalten mit ihren hohen Schilden, den gewaltigen Speeren und langen Schlachtmessern umherwandeln und mit Tod und Verderben sprühenden Augen hinabschauen zu den zitternden Thüringern. — Auch stand hier der Richtstuhl der ganzen Gegend und die alten Clettenbergischen Gaugrafen schlichteten hier alle Streitigkeiten, welche im Zorgegau entstehen mochten. (cf. Leuckfeld Antiqq. Walk. pag. 9. 10.)

Bestimmtere Nachrichten über die Burg selbst, welche bald Sachsenburg und Sachsenberg, bald Sachsenstein genannt wird (cf. Eckstormii Chron. Walk. 10. 40.), finden sich erst in den Fragmenten des Athanasius Rhorius, eines Mönchs aus dem Kloster Pöhlde, welcher erzählt, daß die Hunnen, unter der Regierung Heinrich I., den Sachsenstein mit stürmender Hand eingenommen und zerstört hätten, wogegen sich nun freilich einwenden läßt, daß sich die Hunnen, wie allgemein bekannt ist, nie darauf einließen, Burgen oder andere feste Plätze zu belagern oder zu erstürmen. — Ferner erzählt dieser Mönch, daß Kaiser Heinrich IV. die in Ruinen liegende Burg im Jahr 1073 wieder habe aufbauen lassen, um sie, wie Spatenberg und andere Burgen, als Veste gegen die Sachsen zu gebrauchen. Diese, von Papst Gregor VII. wider ihren Kaiser aufgewiegelt, hätten aber schon im Jahr 1077 die Burg wieder zertrümmert und seit jener Zeit sei sie in ihren Ruinen liegen geblieben. (cf. Stübner's Denkwürdigkeiten des Fürstenthums Blankenburg und Harenberg: Gesch. von Gandersh. p. 228.) — Mögen nun auch Einige (z. B. Hoffmann: Ritterburgen und Bergfesten des Harzes p. 91.) dies bezweifeln, „weil die Zerstörung der Burgen durch die Sachsen nach dem Vertrage von Gerstungen schon 1074 vollbracht sei und dieselben auch schwerlich so weit nach dem südwestlichen Harze vorgerückt wären", so geht doch aus einer Urkunde hervor, daß im Jahr 1127 die Burg Sachsenstein nicht mehr stand. — (vid. Eckst. Chron. W. pag. 10., wo es heißt: — Fundata est abbatia Walk. ad raidices Hercyniae silvae in praediis devotae dominae Adelheidis quondam comitissae de Clettenberg, pertinentibus ad imperiale castrum Sachsenberg tunc destructum. —). Daß sie, wie behauptet wird, von Heinrich dem Löwen noch einmal aufgebaut wurden, ist sehr zu bezweifeln. —

Da die Burg so früh zerstört worden ist, so ist es erklärlich, daß die Ruinen nur noch unbedeutend sind und es nicht verdienen, daß man ihretwegen den Berg ersteigt; aber die Aussicht von ihm

herab iſt ſehr angenehm und entſchädigt reichlich für die gehabte Mühe. — Der Harz mit ſeinen dunklen Waldungen breitet ſich dicht vor den Augen des Umſchauenden aus, der hohe Rabensberg, der Brocken des Vorharzes, ſteigt hinter der Stadt Sachſa ernſt und majeſtätiſch empor, weiter links erhebt ſich mälerisch der Kranichſtein, eine dem Sachſenſtein ähnliche und von einem großen Teiche beſpülte Felſenmaſſe, und weiterhin ſchweift der Blick über Dörfer, Felder und Wieſen. Um ſich her aber erblickt man Tauſende von kleinen Höhlen, welche das Volk Zwerglöcher nennt und die in der That einer Beſichtigung ſehr werth ſind. Einige gleichen täuſchend von Menſchenhänden gebauten, überdeckten, viereckigen Räumen, andere haben die Geſtalt eines Backofens, während wieder andere, bei denen die Decke bereits eingeſtürzt iſt, einer Grube oder einem verſchütteten Brunnen gleichen. Gewiß werden an keinem andern Berge Deutſchlands ſo viele der ſogenannten Zwerglöcher angetroffen, als hier. Früher waren am Fuße des Felſens große Teiche, welche aber faſt verſchwunden ſind. —

Dieſe dürftigen Notizen ſind Alles, was ſich von der Burg ſelbſt und ihrer Umgebung ſagen läßt; von dem Felſen aber, worauf ſie ſtand, hat ſich manches Mährchen im Munde des Volkes erhalten, ihn hat der lebendige Hauch der Sage belebt, denn

Dieſe wandelt ſinnend durch's Land von Ort zu Ort
Und pflanzt in ihrem Garten der Dichtung Blumen fort.
Sie weilet in Ruinen, ſie lauſcht am Felſenhang,
In Hainen rauſcht ihr Flüſtern, wie ferner Harfenklang.
Sie ſchwebt um ſteile Burgen, ſie weilt beim Halmendach,
Sie thront auf Felſenzinnen, ſie ſpielt am Waldesbach,
Sie hat ſich mit dem Lande ſo liebend treu vermählt,
Daß ſie faſt aller Orten von alter Zeit erzählt.

O, es war eine gar ſchöne Zeit, dieſe alte Zeit, verführeriſch ſchön war jene entflohene Blüthenzeit der heitern Götterwelt, jene Dichtung, welche die Natur mit lieblichen Erzeugniſſen einer belebten Einbildungskraft bevölkerte; die aus dem ſilbernen Quell uns das himmliſch-ſchöne Antlitz einer Nixe entgegenblicken ließ; das Leben einer Göttin mit dem Baum verwebte, welchen ſie bewohnte (daß die Deutſchen, gleich den Griechen, den Glauben an geiſterbewohnte Bäume hatten, geht hervor aus Sulpicii Severi vita St. Mart. ed. Amstd. 1665. p. 457.), und liebliche Feeen die Gegend belebend machte; wo aus dem einſamen Dunkel der Bäume die theilnehmende Waldfrau zu dem Bekümmerten trat, wo Oſtera, die Göttin in roſig glühendem Gewande, die Nerthus, die unwandelbar ehrwürdige Natur begrüßte und Frau Sonne im Strahlenglanze am Himmel heraufzog; wo Freia's heiterer Dienſt die aufblühende Jugend um ſich verſammelte, Alles Liebe, Heiterkeit und Lebensluſt athmete; kein finſterer Schwärmerglaube die traurige Sühne einer troſtloſen Entſagung forderte, nicht widernatürliche Entbehrungen und Quälereien

des empfindenden Leibes Ruhm erwarben und Nachahmungseifer erweckten; nur der beglückend heitere Genuß der höchsten Lebenswonne der Kranz war, welcher lohnte und zierte und wo Felsen, Höhlen und Berge angefüllt waren mit Zwergen, Elfen und andern Geistern der Erde. Von Wesen dieser letzten Art hauste in jener längst entschwundenen Zeit auch in unserm Sachsensteine ein zahlreiches Geschlecht und eine Sage von ihnen soll hier ihre Stelle finden.

An der Stelle, wo jetzt die wenigen Häuser liegen, welche das Dörfchen Neuhof bilden, lag vor vielen Jahren ein einzelnes Gehöft von Mauersteinen erbaut und mit seltsam gewundenen Schornsteinen verziert. Ein grüner Wiesengrund, auf dem mehrere wohlgenährte Kühe lagerten, breitete sich vor dem wohnlichen Gebäude aus, wohlgescheuerte Milcheimer hingen an dem Gartenzaune, Fruchtbäume waren an dem Hause emporgezogen, ein gewaltiger Hund lag im glühenden Sonnenscheine vor der Thür, von dem wohlbevölkerten Hofe hörte man das mannichfache Geschrei des Federviehs, — kurz, Alles trug das Gepräge der Behaglichkeit und Wohlhabenheit.

Und dennoch ging der Besitzer aller dieser Herrlichkeiten, Herr Adam Neubauer, sehr unzufrieden in seinem Gemache auf und ab. — Schon lange hatte nämlich sein scharfes Auge bemerkt, daß diebische Hände seine Feldfrüchte angriffen, und es hatte ihn geschmerzt, daß man ihn bestahl, ihn, der nie einen Dürftigen mit leeren Händen von sich gehen ließ; in der vergangenen Nacht hatte man aber in seinem Schotenfelde so arg gehaust, daß sich sein bisheriges stilles Mißvergnügen durch laute Zorneswerte äußerte.

„Anna!“ sagte er zu seiner Frau, einer etwa dreißigjährigen Blondine, mit sanften Zügen und frommen Taubenaugen. „Anna! Du weißt, ich bin die Geduld selbst, aber was zu arg ist, das ist zu arg. Die Leute mißbrauchen meine Nachsicht und Güte, und es ist Zeit, ihnen zu zeigen, daß ich auch böse werden kann. Der Erste, den ich beim Diebstahl erwische, und wenn er mir nur eine Aehre gestohlen hat, soll mir also büßen, daß er gewiß das Wiederkommen vergessen soll. Darauf verlaß Dich!“

„Aber, lieber Mann,“ warf Frau Anna, die ihren Gatten lange nicht in solcher Aufregung gesehen hatte, mit freundlicher Stimme ein, „so ereifere Dich doch nicht so. Allerdings ist es ärgerlich, wenn böse Menschen unser Eigenthum antasten, aber da es nun einmal nicht lauter ehrliche Leute auf der Erde gibt, so stelle doch Wachen aus und Du wirst bald das Vergnügen haben, die Thäter von Angesicht kennen zu lernen!“

„Das ist es ja eben, was mich so böse macht,“ entgegnete Neubauer, „daß alle ausgestellten Posten nichts helfen. Seit acht Tagen schon lauern unsere Knechte wohlversteckt in der Nähe des Schotenfeldes, aber Niemand hat sich blicken lassen und dennoch ist dasselbe beraubt na wie vor. Was ist nun zu thun?“

Anna hörte mit Verwunderung diese räthselhafte Mittheilung an, und nach mancherlei Vermuthungen darüber, ging sie kopfschüttelnd

hinaus, ihre häuslichen Angelegenheiten zu besorgen und Neubauer blieb mit seinem Verdrusse allein.

Am Abend desselben Tages hatte sich die Gestalt des Himmels bedeutend verändert. Es war den ganzen Tag schwül gewesen und jetzt zogen dunkle, silberberänderte Wolken über den Bergen des Harzes empor, vereinigten sich und bildeten eine ungeheure schwarze Wand. Es ward dunkler und dünkler. Dumpf grollte in der Ferne der Donner, die blendend hellen Blitze flammten und große Tropfen fielen. Furchtbar wühlte der Sturm in den Häuptern der Tannen und Buchen und jagte Staub und Kiesel in wilden Wirbeln den Bergpfad hinauf, auf dem jetzt ein einsamer Wanderer mit wildzerstreutem Haupthaar und flatterndem Gewande herabstieg. Kein Schimmer theilte mehr die Wolken, als das Feuer des Blitzes, dem jetzt der Donner in betäubenden Schlägen näher und näher folgte; in einem Wolkenguss sandte der Himmel seine Ströme zur Erde, das feste Gestein schien in seinen Fugen und Wurzeln zu erbeben, — es war als wäre der Tag des Gerichts erschienen.

Vor Nässe schauernd eilte der Wanderer dem Hause zu, in welchem Adam Neubauer wohnte und welches er bei den Tageshelle verbreitenden Blitzen schon von Weitem wahrgenommen hatte. Er mußte lange warten, bis sein Klopfen gehört wurde, denn der Sturm brehte kreischend die Fahne auf dem Hause, rasselte mit den Schiefern des Dachs und warf in kurzen Zwischenräumen einen offen stehenden Laden gewaltsam gegen das Fenster. Endlich öffnete sich die gastliche Pforte und der biedere Hausbewohner nahm den Fremdling, einen etwa sechzigjährigen Mann von hohem, kräftigen Körperbau, mit einem kluggeschnittenen Gesicht und schneeweißen Locken, mit der größten Bereitwilligkeit auf und Frau Anna eilte sogleich hinweg, aus dem Vorrathe ihres Mannes trockene Kleider, und aus Küche und Keller einen stärkenden Imbiß herbeizuholen.

Der Fremde fühlte sich bald behaglich und auch Herr Neubauer fand so viel Gefallen an seinem Gaste, daß er beim Frühtrunke schon recht vertraulich mit ihm war und ihm auch seine Verluste im Felde mit allen Einzelnheiten erzählte.

Der Fremde hatte aufmerksam zugehört und ging auf einige Augenblicke hinaus, die Gegend anzuschauen. Schon nach wenigen Minuten kehrte er zurück und, nach seinem Wanderstabe greifend, dankte er für die gastliche Aufnahme und sprach: „Ihr waret gegen mich, einen Unbekannten, so freundlich und habt mich bewirthet wie einen theuren Anverwandten, darum höret zum Lohne meinen Rath. Wenn Ihr der Diebe gern habhaft werden wollt, die Eure Aecker plündern, so geht um Mitternacht mit einem Weidenstäbchen hinaus und schlagt damit in der Luft hin und her, und Ihr werdet gar bald die listigen Diebe erblicken. Jetzt gehabt Euch wohl!“

Er verschwand durch die Thür und ließ seinen Wirth in dem größten Erstaunen über den sonderbaren Rath zurück. Zwar wich es bald einem spöttischen Lächeln und Neubauer nahm sich vor, sich nicht zum Narren machen zu lassen; als er aber einige Stunden spä-

ter eine abermalige Verauhung entdeckte, beſchloß er dennoch, den Rath zu befolgen.

Es war eine herrliche, ſtille Nacht. In der Tiefe der Landſchaft ſchlug die Wachtel im Waizenfelde. Der Vollmond ſchien tageshell am wolkenloſen Himmel. Die ſchroffe Wand des Sachſenſteins ſetzte ſich dunkel ab gegen die tiefblaue Luft und erſchien, im magiſchen Lichte der Sommernacht, wie verſilbert. Herr Adam ſtand ſchon früh an ſeinem Schotenfelde auf der Lauer und als die Glocke in dem nahegelegenen Sachſa die zwölfte Stunde der Mitternacht verkündigte, hieb er, wie ihm der Unbekannte gerathen, mit dem mitgenommenen Weidenſtäbchen bald hoch bald tief in der Luft umher und ſah bald mit dem größten Erſtaunen zwei kleine Weſen, die, mit gefalteten Händen und tödtlich erſchrocknen Mienen zu ihm aufſahen. Hätten ſie die erſte Ueberraſchung Neubauers benutzt, ſo hätten ſie recht gut entſchlüpfen können; aber Angſt und Schrecken hielt ſie auf dem Platze feſt, bis ſich Neubauer ermannt hatte, ſie mit feſter Hand ergriff und mit ernſter Stimme frug: wer ſie wären und woher ſie kämen! —

„Ach," erwiederte das Eine der kleinen Weſen, „wir ſind arme Zwerge, die dort im Sachſenſteine hauſen und Niemandem etwas zu Leide thun. Der Hunger trieb uns aber diesmal, von Eurem Felde einige Schoten zu holen. Wir bitten Euch deshalb recht ſehr um Verzeihung und erbieten uns auch gern, Euch den zugefügten Schaden zu erſetzen!"

„Das ſollt Ihr auch," verſetzte Neubauer, der mit Aufmerkſamkeit die kleinen Männlein betrachtete, von deren Thun und Treiben er ſchon viel gehört hatte, „aber die Rechnung wird groß werden, denn Ihr habt ſchon lange übel gehauſt auf meinem Eigenthume. Sagt mir aber nur vor allen Dingen, wie es zugegangen iſt, daß Euch meine Wächter nicht entdeckt haben, und ich ſelbſt Euch nicht eher erblickte, als bis ich mit den Weidenſtäben nach Euch hieb?"

„Wir beſitzen Nebelkappen," ſagte einer der beiden Zwerge, „die uns jedem menſchlichen Auge unſichtbar machen. Mit Euren Weidenſtäbchen habt Ihr uns dieſelben vom Kopfe geſchlagen und wir ſind ſichtbar geworden. Erlaubt, daß wir ſie wieder ſuchen!"

„Mit nichten!" entgegnete Neubauer. „Haltet Ihr mich für ſo dumm, Euch ſelbſt das Mittel wieder in die Hände zu geben, mir zu entſchlüpfen? — Nein, Ihr folgt mir jetzt in mein Haus, und kommt nicht eher los, bis Ihr mich bezahlt habt!"

Die Zwerge weinten und flehten ſo kläglich: ſie frei zu laſſen, daß das von Natur milde Herz des Herrn Adam ſchon weich zu werden begann; aber ein Blick auf ſein Feld verhärtete es wieder und er führte ſeine zitternden Gefangenen mit ſich nach Hauſe.

Am andern Morgen wurde nun ein ernſtliches Verhör mit den beiden Schuldigen angeſtellt, die jetzt erzählten, daß ſie, von einem Könige beherrſcht, ſeit undenklichen Zeiten die Höhlen des Harzes und beſonders den Sachſenſtein inne gehabt und ſich glücklich gefühlt hätten; jetzt aber hätten unterirdiſche Waſſerfluthen und Erdfälle ihnen

ſolchen bedeutenden Schaden zugefügt, daß ſie genöthigt geweſen wären, das Eigenthum der Menſchen anzutaſten. Sie würden es aber nie wieder wagen und erklärten ſich nochmals gern bereit, den verurſachten Schaden zu bezahlen; weshalb er ihnen ſagen möge, wie viel er von ihnen verlange.

„Wenn ich allen Schaden, den Ihr mir zugefügt, berechnen wollte, ſprach Neubauer mit gerunzelter Stirn, ſo möchte eine gar lange Rechnung herauskommen; ich verlange aber bloß die Schoten vergütigt und wenn Ihr mir drei Gulden bezahlt, ſo will ich zufrieden ſein und Euch ſogleich in Freiheit ſetzen!"

Die Zwerge waren ſehr mit dieſer Forderung zufrieden, betheuerten aber, weder Geld noch Geldeswerth bei ſich zu haben und baten daher um die Erlaubniß, ſich entfernen und das Geld holen zu dürfen. Dazu war aber Herr Neubauer durchaus nicht zu bewegen. Ja ſelbſt das Anerbieten, einen von ihnen zurückzubehalten und den andern nach dem Gelde zu ſchicken, ſchlug er entſchieden aus.

„Nun, ſo gebt uns ein Roſenblatt und eine Stecknadel!" baten die Zwerge. „Wir wollen an unſern König ſchreiben und er wird uns gewiß ſogleich aus unſerer peinlichen Lage befreien!"

Nach einigem Bedenken erlaubte Neubauer ſeiner Frau, die ihn mit bittenden Augen anſah, die verlangten Gegenſtände herbeizuholen. Sobald die Zwerge das Roſenblatt beſchrieben hatten, übergaben ſie es ihm mit der Bemerkung, daſſelbe an einen der Spalten des Sachſenſteins tragen und hineinblaſen zu laſſen, worauf das Weitere ſchon erfolgen werde.

Die Geſichtszüge der kleinen Weſen erheiterten ſich, als ſie vernahmen, daß ihr ſonderbares Schreiben ſo, wie ſie geſagt, beſorgt ſei, und waren fröhlich und guter Dinge, obgleich der Tag verging, ohne daß etwas für ihre Befreiung geſchehen wäre.

Als aber wiederum die Nacht kam, die Sterne ringsum in geheimnißvoller Pracht flammten und aus den Wolken der ſilberne Mond tauchte, da öffnete ſich plötzlich die Thür des Zimmers, in welchem ſich Neubauer bei den Gefangenen befand und eine Schaar ſchöner Zwerge, zierlich geſchmückt, trat herein. An ihrer Spitze aber ſchritt der König ſelbſt, mit Gold und Purpur bekleidet und mit einer funkelnden Krone auf dem Haupte.

Sobald die Gefangenen ihren Herrſcher erblickten, warfen ſie ſich ehrfurchtsvoll auf die Kniee und beharrten in dieſer demüthigen Stellung, bis der König durch einen Wink es ihnen erlaubte, ſich zu erheben. Das Aeußere dieſes pygmäiſchen Regenten war auch in der That ſo achtunggebietend, daß Herr Neubauer ſelbſt unwillkührlich ſein Haupt entblößte und den kleinen Monarchen mit ſtummen Staunen bewunderte.

Der König brach endlich das Schweigen und ſprach, zu Neubauer gewendet, mit Anſtand und Würde: „Ihr habt zwei meiner Unterthanen zu Euern Gefangenen gemacht und ich komme jetzt, mich ihrer anzunehmen, denn es ſind ſonſt brave Männer, die jetzt nur durch den Drang der Umſtände verleitet worden ſind, Euch zu ſcha-

den. Daß ich übrigens Eure Forderung sehr billig finde, mögt Ihr daraus sehen, daß ich Euch das Zehnfache auszahlen lassen werde!"

Er winkte einem seines Gefolges, der sogleich herzutrat und aus einem Säckchen, welches er unter dem Arme trug, dreißig blanke, neue Gulden auf den Tisch zählte.

Herr Neubauer machte große Augen, als er das viele Geld erblickte. Er hatte schon im Innersten seines Herzens beschlossen gehabt, die Delinquenten, wenn er sie ein wenig geängstigt haben würde, ohne Lösegeld ziehen zu lassen. Ueberrascht von der königlichen Freigebigkeit, kündigte er daher den Gefangenen sogleich ihre Befreiung an, die denn auch sogleich mit freudestrahlenden Augen emporsprangen, zu den Füßen des Königs niederfielen und demselben für ihre Befreiung in den rührendsten Ausdrücken dankten.

Nachdem der König dieselben freundlich aufgehoben hatte, wandte er sich nochmals an Neubauer und sprach: „Ich danke Euch, daß Ihr diesen armen Leuten nichts Böses zugefügt habt und zeige Euch an, daß Ihr in Zukunft durchaus nichts weiter von uns zu befürchten habt, denn ich werde in der Johannisnacht mit meinen Unterthanen über die Brücke hier von dannen ziehen. Schon lange suchen uns unterirdische Wasserfluthen aus dem alten Sachsenſteine, den wir so lange bewohnt haben, zu vertreiben und ich werde, um diese alte Besitzung nicht ganz aufzugeben, nur Wenige meines Volks zurücklassen, von denen Ihr jedoch in keiner Hinsicht etwas zu befahren haben sollt.

Er nickte freundlich mit dem Haupte und ging, von seinem Gefolge begleitet, von dannen. Die beiden Erlösten folgten mit fröhlichen Geberden und Hand in Hand, ihren Brüdern nach.

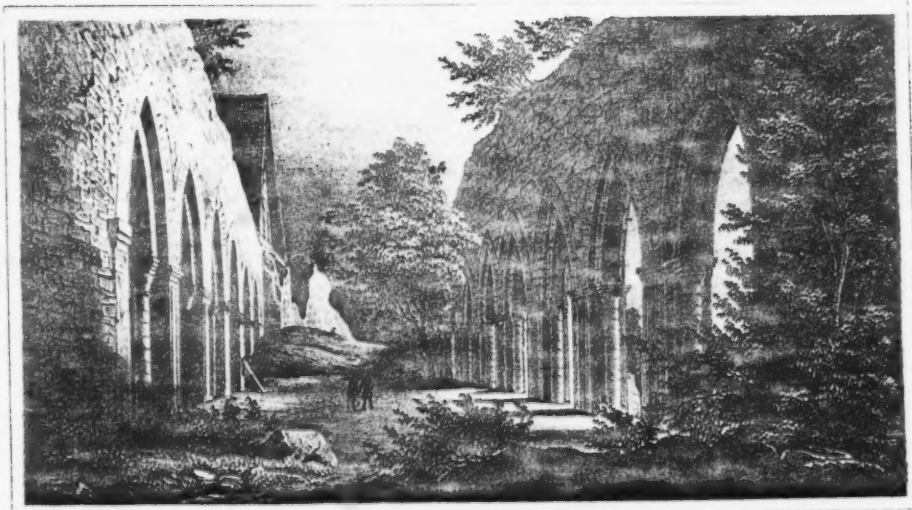
Den Abend vor der Johannisnacht verbarg sich Herr Neubauer mit seiner Frau, welche die Neugier plagte, sammt dem Gesinde, in der Nähe der Brücke, um die Zwerge davon ziehen zu sehen. Sie ließen auch nicht lange auf sich warten. Kaum war die Dunkelheit hereingebrochen, so kamen sie daher, ein wohlgeordneter Haufe, und die Versteckten hörten bis Sonnenaufgang den Zug derselben, der dem leisen Getrappel einer Schaafheerde glich.

Seit jener Zeit hat man nichts wieder von den Zwergen gehört und gesehen, und sie sind nicht nur hier, sondern auch anderwärts, verschwunden; aber ihr Andenken lebt noch im Munde des Volks und wenn der eisige Nordwind weht, der Schnee gegen die Fenster fliegt und junge Burſche und rosige Jungfrauen im traulichen warmen Stübchen beim Geschnurr der Räder zusammensitzen, erzählen sie oft:

Von des Berges tiefen Spalten,
Wo in ew'ger Nacht
In dem kühlen Schacht
Blumen Hochzeit halten.

Von der Erdengeister Treiben,
Fürstlichem Geschlecht,
Und von Gnom und Knecht,
Und von Wasserweiben.

E. Duval.



Lith. v. Ed. Pietzsch & Co. in Dresden.

Ruinen der Klosterkirche zu Mœnleben.

Kloſter Memleben.

Memleben! Kaiſerwonne! das du den großen
Heinrich und Otto freundlich oftmals umarmteſt,
Beide voll Andacht in heiligen Hallen
Knien, und beide
Friedlich hinſchlummern ſahſt! Vom Nordſturm durchbrauſet
Liegſt du, wie Wintergärten, einſam, verödet
Miſchest in ſein Geheul die jammernde Klage
Ueber dein Schickſal!
Nachtvögel hauſen in den Kaiſergemächen,
Krächzen aus hohlen Kehlen, grauenvolles, rauhes
Grabesgeheul, dem mitternächtlichen Wandrer
Tödtlicher Schrecken!
Hin iſt geſchwunden deine Herrlichkeit, die dich
Kaiſerlich ſchmückte, hin zu Staube geſunken,
Wenige Trümmer nur verkünden der Nachwelt
Vorige Größe.
Tiefverſunkene Mauern! über euch weilet,
Ernſter Betrachtung voll die denkende Seele,
Sieht der Vergänglichkeit beneideter Größe
Warnendes Beiſpiel.

M.

Die goldene Aue, jener reich geſegnete Landſtrich Thüringens, welchem ſchon Graf Botho von Stolberg, als er 1493 von einer Wallfahrt nach Jeruſalem glücklich zurückkehrte, vor dem gelobten Lande den Vorzug gab, zeichnet ſich nicht nur durch eine ſeltene Fruchtbarkeit und Anmuth aus, ſondern verdient auch dadurch unſre Aufmerkſamkeit, daß in früher Vorzeit hier viele Klöſter geſtiftet wurden, welche zum Theil das ſeltene Glück gefunden haben, daß ſie

noch jetzt zu wohlthätigen Zwecken dienen. In einer kurzen Entfernung liegen die drei Klöster Donndorf, Roßleben und Memleben, ein jedes ausgezeichnet durch den Reiz einer herrlichen, eigenthümlichen Lage, so wie durch viele geschichtliche Erinnerungen. Memleben lehnt sich an den Fuß des hohen, durch seine weite, entzückende Aussicht bekannten Orlasberges; ergiebige Fruchtfelder, üppige Wiesen, dicht bewaldete Bergrücken umgeben den freundlichen Ort von allen Seiten. Die in vielfachen Windungen vorüberströmende Unstrut, welche oft im Frühjahr das weite, reiche Thal in einen großen See verwandelt, das nahe Bergschloß Wendelstein, die zahlreichen Dörfer, die überall dem Auge begegnen, machen die Landschaft zu einem überaus anziehenden Gemälde Gegen Osten scheint sich das Thal gänzlich zu schließen; die Unstrut verschwindet in jener engen Schlucht, die Steinklebe genannt, wo sie, von hohen, schroffen Felsenklippen eingeschlossen, kaum Raum findet, um ihre beengten Gewässer der Saale zuzuführen. In früher Vorzeit, wo die goldene Aue einen großen Landsee bildete, mag sich der Fluß erst nach und nach durch diesen Engpaß einen Weg erzwungen haben, so daß das trocken gelegte Thal nun zum Anbau fähig wurde. Wenn der Wonnemonat seine Blüthen ausstreut, und das starre Kleid des Winters dem Blumengewande des Frühlings weicht, wenn da der Freund der Natur von dem Badeorte Bibra aus, die Höhe des Orlas auf dem gemach aufsteigenden Pfade erreicht hat, wenn nun das wonnetrunkene Auge bis zum Kyffhäuser und zum fernen Brocken schweift, wenn hundert ausgestreute Ortschaften hervortreten und überall die Herrlichkeit der Natur mit dem Fleiße der Menschen ein schönes Ganzes bildet, so kann er den Ausruf nicht unterdrücken: sie ist doch schön diese Erde und Preis und Dank und Anbetung dem, der sie also geschmückt hat!

Wer aber diesen Einladungen der Natur nicht folgen will, der lasse sich an der Hand der Geschichte zu diesen merkwürdigen Ruinen leiten, welche das Andenken so vieler bedeutender Ereignisse erwecken müssen. Vor länger als tausend Jahren wird Memleben schon genannt und noch fortwährend verdient diese Stelle unsre Aufmerksamkeit, denn diese weiten Bogen und diese schön verzierten Säulen sagen uns, welches herrliche Gebäude der fromme Sinn erlauchter Fürsten hier zum Dienste des Herrn errichtet hatte und diese unförmlichen kaum mehr erkenntlichen Trümmer einer hohen, kaiserlichen Burg erinnern uns an jene um das Vaterland unsterblich verdienten Fürsten, die hier die letzte Stunde ihres thatenreichen Lebens heran nahen sahen. Doch wer wollte nicht gern eine nähere Erzählung dieser Ereignisse, die sich hier zugetragen haben, vernehmen?

In dem Breviarium des heiligen Lullus, des verdienstvollen Schülers des heiligen Bonifacius und des Stifters der Abtei Hersfeld, welcher durch die Gunst Karls des Großen in Thüringen zahlreiche Besitzungen zu Theil wurden, wird zuerst der Ort „Mimelebo" angeführt. Dieser Name wird von den alten Geschichtsschreibern auf die abwechselndste Weise geschrieben, und da sich mehr als funfzig Schreibarten aufzählen lassen, so kann schon hieraus geschlossen wer-

den, wie häufig ſich hierher die Aufmerkſamkeit der ältern Geſchichtsſchreiber richtete. Sehr früh war dieſer Ort mit der umliegenden Gegend in Beſitz der ſächſiſchen Herzöge; die Voreltern Heinrichs I. ſein Vater, Otto der Erlauchte und ſein Großvater Ludolph, Herzöge in Sachſen, beſaßen hier einen Hof, der ſpäter unter König Heinrich und ſeinen Nachfolgern in den Urkunden oft als ein königlicher Hof, curtis regia, auch castellum, weil er durch Mauern und Gräben geſchützt war, erwähnt wird. Die Annehmlichkeit der Gegend, der Reichthum an Wild, die häufigen Ueberſchwemmungen der Unſtrut, welche zahlreiches und ſeltenes Geflügel herbeiführten, die günſtige Lage in der Nähe der oft bedrohten öſtlichen Grenzen, dies alles trug unſtreitig viel dazu bei, daß jene großen Fürſten oft hier Erholung und Unterhaltung ſuchten und fanden. Aus den Stürmen und Sorgen ihres vielbewegten Lebens zogen ſie ſich hierher zurück und fühlten ſich frei von den Laſten, die oft auf ihnen ſo ſchwer ruhten. Unſtreitig ward auch ſchon frühzeitig eine Kirche hier erbaut, um die frommen Uebungen der Religion nicht zu verſäumen.

Der König Heinrich, der dieſe Gegenden ſo ſehr liebte, vollendete hier ſeine irdiſche Laufbahn; um uns dieſes wichtige Ereigniß lebendiger zu vergegenwärtigen, verſetzen wir uns in den Sommer des Jahres 936 und vernehmen die nähern Umſtände dieſes ſo denkwürdigen Todes aus der Lebensbeſchreibung der Königin Mathilde, der Gemahlin Heinrichs, welche um das Jahr 1010 auf Befehl des Kaiſers Heinrich II. verfaßt worden iſt.

Hierauf (im Frühjahr 936) ging der König nach Botfeld (bei Elbingerode), wo er ſehr oft zu jagen pflegte. Nach wenigen Tagen wurde er hier von einer Krankheit befallen und litt von heftigen Fieberanfällen; aber nachdem ſich die Schwäche etwas gegeben hatte, richtete er ſeinen Weg nach Erfurt, wohin er alle Fürſten des Reiches zuſammenberufen hatte, um ſich mit ihnen gemeinſchaftlich darüber zu vereinigen, welchen ſie von ſeinen Söhnen zum Beſitz des königlichen Stuhles erwählen wollten. Nachdem der König Heinrich dies geordnet hatte, begab er ſich nach Memleben, nur von wenigen begleitet. Hier erneuerte ſich ſeine Schwäche und bald darauf folgte der Todeskampf. Als er nun merkte, daß die Auflöſung ſeines Körpers nahe ſei, rief er die Königin zu ſich, und nachdem er Vieles mit ihr im Geheimen geſprochen hatte, ſchloß er zuletzt ſeine Rede mit dieſen Worten: o du, die du uns immer die getreuſte und mit Recht geliebteſte Gattin warſt; wir danken dem Herrn Chriſtus, daß wir dich lebend zurücklaſſen! Denn niemals hat ſich wohl jemand eine in der Treue feſtere und zu allem Guten erprobtere Gattin verbunden. Daher empfange meinen Dank, daß du uns, wenn wir erzürnt waren, angelegentlichſt beſänftigteſt und in allen Dingen uns nützlichen Rath ertheilteſt. Oft haſt du uns von der Ungerechtigkeit zur Gerechtigkeit zurückgerufen und eifrig ermahnet, den von der Gewalt Unterdrückten Erbarmen zu beweiſen. Jetzt empfehlen wir dich und unſre Sache dem allmächtigen Gotte in dem Gebete der Auserwählten Gottes, zugleich aber auch meine Seele, die den Kör-

per zu verlaſſen eilt. Als er dies geſprochen hatte und die Königin ihm nicht weniger Dank geſagt hatte, trat dieſe von Schmerz erfüllt, in die Kirche ein, indem ſie ſich und das Ihrige Gott empfahl, wie ſie es immer zu thun pflegte. Indeſſen entfloh die Seele des Königs aus dem Kerker des Leibes und als die Heilige Gottes aus den Klagen des Volkes merkte, daß der erlauchte Gatte die zeitlichen Dinge verlaſſen habe, warf ſie ſich im Gebet nieder und empfahl ſeine Seele der Gnade Chriſti. Hierauf erhob ſie ſich und fragte, ob jemand noch bis jetzt gefaſtet habe, damit er für die Seele ihres Herren eine Meſſe ſänge. Als dies der Presbyter Adeldac hörte, ſagte er: Herrin, noch habe ich nichts genoſſen! Die ehrwürdige Königin hatte einſt zwei Armſpangen, mit bewunderungswerther Kunſt verfertigt, angelegt, welche mit ſolcher Feſtigkeit an die Arme ſchloſſen, daß ſie ohne die Hülfe des Goldſchmidts nicht abgenommen werden konnten; dieſe berührte ſie jetzt leiſe mit den Fingern und löſte ſie ſchneller, als es geſagt werden kann ab und ſprach ſo zu dem Presbyter: nimm für dich dieſes Gold und ſinge eine Seelenmeſſe. So lange die ehrwürdige Herrin nachher noch lebte, ſo lange bewies ſie dieſem Presbyter große Gunſt und übergab es nie der Vergeſſenheit, daß er die erſte Meſſe für die Seele König Heinrichs geſungen hatte, und wegen dieſer That erlangte ſie für ihn die biſchöfliche Würde bei ihrem Sohne Otto. Als aber die Seelenmeſſe vollendet war, trat die Königin wieder in das Schlafgemach, wo der entſeelte Leichnam lag und fand ihre königlichen Söhne hier, die reichlich Thränen vergoſſen und zugleich mit ihnen die Führer des Heeres. Als dies die Königin ſah ſtürzten Thränen über die edlen Wangen und zu den Füßen des entſeelten Körpers niederſinkend, ſtrömten heiße Thränen hin, wie der ehrwürdige König es um ſie verdient hatte. Aber Gott verlieh ihr eine große Gnade und eine ſo lobenswerthe Faſſung, daß ſie nicht durch Ungehorſam jenen beleidigte und doch den Tod des Königs würdig betrauerte. Hierauf ermahnte ſie die zu ihr gerufenen Söhne mit dieſen Worten: o theure Söhne, prägt es feſt euern Herzen ein, Gott zu fürchten, in Allem ſtets ihn zu ehren, der die Macht hat, ſolches zu thun. Darum wird er mit Recht Herr und König genannt, der eine ſolche Macht ausübt über Arme und Reiche. Darum laßt ab vom Kampfe um vergängliche Hoheit, denn ein ſolches Ende nimmt aller irdiſche Ruhm! Der iſt glückſelig, der ſich das ſtets dauernde Ewige zu erwerben ſucht! Und darüber betrübe ſich eurer Herz nicht, wenn einer von euch über den andern geſtellt wird, und behaltet es im Gedächtniß, was im Evangelio, dem Worte der Wahrheit geſagt wird: wer ſich ſelbſt erhöhet, der wird erniedriget, und wer ſich ſelbſt erniedriget der wird erhöhet werden. Als hierauf Alles, was zum Leichenbegängniß nöthig war, nach dem Gebrauche angeordnet war, wurde der Leichnam mit größter Ehre nach Quedlinburg gebracht, wo er zu ruhen verordnet hatte, und hier wurde er feierlichſt in dem Grabmal beigeſetzt.

Es war der zweite Juli des Jahres 936, am Sonntag, als der gute und große König Heinrich, im ſechzigſten Jahre ſeines Le-

bens und im achtzehnten seiner wohlthätigen Regierung in Memleben starb; was er für die Bildung, die Sicherheit und den Ruhm Deutschlands gethan hatte, war so groß und anerkannt, daß, was nur seiten der Fall ist, alle deutschen Geschichtsschreiber in seinem Lobe übereinstimmen. Sein häusliches und öffentliches Leben bietet reichen Stoff zur Bewunderung und zum Danke dar und der Ausspruch unsers großen Geschichtsschreibers Johannes Müller: Griechenland würde Heinrich unter die Götter gezählt haben, ist frei von Schmeichelei und Uebertreibung. Sein Wahlspruch war:

sit piger ad poenas princeps, ad praemia velox.

Langsam sei zur Strafe der Fürst, doch schnell zur Belohnung.

Auch Heinrichs ruhmvollen Sohn, Otto den Großen, finden wir oft in Memleben, obwohl er häufig Jahre lang in Italien sich aufhielt und seine Regierung ihn fortwährend von einem Ende Deutschlands zum andern führte. Es mag ihm wohl in diesem stillen Thale, das so viele Erinnerungen an die harmlosen Zeiten der Jugend und an die geliebten Voreltern darbot, besser zu Muthe gewesen sein, als wenn ihm die Reize Italiens vier der Glanz der Fürstenversammlungen umgab. Was er wohl in der Stille gewünscht hatte, daß er da, wo der Vater abgerufen wurde, auch seine letzten Tage zubringen möchte, traf auch ein und eben so schnell und unerwartet, als dies bei seinem Vater der Fall gewesen war. Im Herbste des Jahres 972 kehrte der Kaiser aus Italien zurück und eilte bald nach seiner geliebten Stadt Magdeburg, deren Gedeihen er durch reiche Schenkungen sicherte. Hierauf begab er sich nach Quedlinburg, um an der Grabstätte seines Vaters die Opfer des kindlichen Dankes darzubringen und mannichfachen Pflichten seines kaiserlichen Amtes zu genügen. Hatten schon an der Gruft des vollendeten Vaters seine Augen sich mit Thränen gefüllt, so traf ihn hier am 1. April ein neuer Schmerz, als sein treuer Freund, der Herzog Herrmann Billing von Sachsen ganz unerwartet starb; viel verlohr er in ihm, denn er hatte immer sich treu zu ihm gehalten und mit Muth und Klugheit die oft bedrohten sächsischen Grenzen geschützt. Düstere Ahndungen durchzogen die Seele des tieferschütterten Kaisers, er fühlte es, daß er den Pforten der Ewigkeit nahe sei. Gebeugt entließ er die Versammlung der Fürsten und zog gen Merseburg, wohin ihn ein Gelübde rief, welches er am heißen Tage auf dem Lechfelde dem heiligen Lorenz gethan hatte. Von hier begab er sich nach Memleben. Witichind erzählt die letzten Lebensumstände Otto's des Großen also:

Der Kaiser wollte das Osterfest in Quedlinburg feiern. Eine große Menge verschiedener Völker strömten hier zusammen und mit großer Freude wurde die Versöhnung des Vaters mit dem Sohne gefeiert. Er verweilte hier nicht länger als siebenzehn Tage und reiste dann fort, um das Himmelfahrtsfest des Herrn in Merseburg zu begehen. Mit Betrübniß sah er diese Gegenden wieder, wegen des Dahinscheidens des trefflichen Mannes, des Herzogs Herrman,

der sich durch Klugheit und Gerechtigkeit und große Wachsamkeit in Frieden und Krieg bei allen nach ihm lebenden Sterblichen ein ewiges Gedächtniß gestiftet hat. Nachdem er die afrikanischen Gesandten, welche mit königlichen Ehren und Geschenken zu ihm gekommen waren, hier noch bei sich hatte, begab er sich drei Tage vor Pfingsten, an den Ort, welcher Memleben genannt wird. In der nächsten Nacht bei der Morgenröthe, wie er gewohnt war, erhob er sich aus dem Bette und nahm an der Nacht- und Frühmette Antheil. Dann ruhete er ein wenig. Nachdem er hierauf, nach seiner Gewohnheit, den Armen Handreichung gethan, aß er ein wenig, dann ruhete er wiederum im Bette. Als aber die Stunde da war, schritt er munter heraus und begab sich in heiterer Stimmung zum Mittagsmahl. Nach vollbrachtem Dienst wohnte er den abendlichen Lobgesängen bei und als das Absingen des Evangeliums vorbei war, fing er an Hitze zu spüren und schwach zu werden. Als dies die dabei stehenden Fürsten bemerkten, ließen sie ihn auf einen Sitz nieder und obwohl er das Haupt schon sinken ließ, als wäre er bereits gestorben, so brachten sie ihn doch wieder zu sich und nachdem er das Sacrament des göttlichen Leibes und Blutes verlangt und empfangen hatte, übergab er ohne Seufzen mit großer Ruhe mitten in der Erfüllung der göttlichen Pflichten bei dem letzten Athemzuge seine Seele der Liebe des Schöpfers aller Kreaturen. Hierauf wurde er in sein Schlafgemach getragen und dem Volke ward sein Tod, da es schon spät war, angekündigt. Das Volk aber sprach Vieles zu seiner Ehre und aus Dankgefühl rühmte es, daß er seine Unterthanen mit väterlicher Liebe regiert, daß er sie von den Feinden errettet, daß er die stolzen Avaren, Saracenen, Dänen und Slaven durch seine Waffen bezwungen, Italien unterworfen, die Tempel der Götzen der benachbarten Heiden zerstört, Kirchen und Ordnungen der Geistlichen gestiftet habe, — diese und viele andere Wohlthaten gegenseitig erwähnend, stehen sie bei der königlichen Leiche. Als es nun Morgen geworden, geben sie dem Sohne des Kaisers, der schon früher zum König gesalbt und von dem heiligen Nachfolger der Apostel zum Kaiser verordnet war, die einzige Hoffnung der Kirche, wetteifernd die Hände, indem sie ihm Treue versprochen und ihre Hülfe gegen alle seine Feinde durch einen heiligen Eid geloben. So vom ganzen Volke zum Kaiser erwählt, ließ er die Leiche des Vaters nach der Stadt bringen, die er selbst herrlich erbaut hatte, Magdeburg mit Namen. So ist gestorben am 7. Mai, vier Tage vor Pfingsten im Jahre 973 der römische Kaiser, der König der Völker, der so viele und heilige Denkmale in geistlichen und weltlichen Dingen den kommenden Jahrhunderten überließ. Dithmar von Merseburg berichtet noch, daß der entseelte Leichnam in Magdeburg mit Thränen auf das ehrenvollste empfangen und von den Erzbischöfen Gero und Adelbert in der Kirche des heiligen Mauritius, des Schutzpatrons des Erzstiftes, in einem marmorn Sarkophage beigesetzt worden sei, auf welchem diese Inschrift eingegraben wurde:

Tres luctus causae sunt hoc sub marmore clausae
Rex, decus ecclesiae, summus honor patriae.

Dreifachen Grund zur Klage umschließt dies Grabmahl von Marmor,
Einen König, der Kirche Schmuck, des Landes herrlichster Ruhm.

So sah Memleben zum zweitenmal den Engel des Todes einen mächtigen Fürsten nehmen; nach einem langen ruhmvollen Tagewerk starb er, Otto der Erste, im sechs und dreißigsten Jahre seiner Regierung und im zwei und sechzigsten seines Alters. Jener gewaltige, von den Wechseln des Lebens gebeugte Kaiser stieg in die Gruft, der durch glückliche Kämpfe die Macht und das Ansehen Deutschlands erhoben, Italien erworben, die Kaiserkrone auf sein Haupt befestigt, und dem Namen Deutschlands bei allen Völkern Ansehen und Furcht verschafft hatte. Er war aber mehr gefürchtet, als geliebt, und die fortdauernden innern Unruhen und brüderlichen Zwiste, die allzu große Vorliebe für die Geistlichen lassen ein ungewisses Licht auf seine Größe fallen.

Die folgenden Kaiser aus dem sächsischen Hause, Otto der II. und Otto III. waren zwar fast immer in Italien beschäftigt, und fanden auch dort, von so vielen Gefahren umgeben, ein frühes Grab, doch blieb jener stille Ort in ihrem Gedächtniß, der ihren Voreltern so theuer gewesen war. Die Kirche, welche bisher in Memleben bestanden hatte, mag sich wohl nicht viel von den gewöhnlichen unterschieden haben und erst Otto II. führte die Idee aus, welche seinen Vater und Großvater wohl öfters beschäftiget hatte, dieser Kirche nicht allein eine äußere ausgezeichnetere Gestalt zu geben, sondern ihr auch eine höhere Würde zu verleihen. Auf Antrieb seiner frommen Mutter, unter deren Vormundschaft der junge Kaiser sich befand, erwarb Otto II. von der Abtei Hersfeld die Rechte über die Kirche in Memleben, welche dieses Stift bisher genossen hatte, durch einen rechtmäßigen Tausch, und nachdem er Mönche versammelt hatte, stiftete er hier, es mag um das Jahr 975 gewesen sein, eine freie Abtei, welche er mit den nöthigen Einkünften versah. Mehrere noch vorhandene Urkunden dieses Kaisers bestätigen es, daß von ihm und seiner Gemahlin, der griechischen Prinzessin Theophania, die jetzige noch in ihren Trümmern so schöne Kirche erbaut, das Kloster gestiftet, zu einer freien Abtei erhoben, mit vielen Gütern beschenkt und durch Mönche aus dem Orden des heiligen Benedict besetzt worden sei. Kaiser Otto III. bewies durch manche Vergünstigungen und Geschenke, wie vielen Antheil er an dem Gedeihen dieser Stiftung nahm und die von Hersfeld ganz unabhängige Abtei erhält von ihm, auf Veranlassung seiner Großmutter, der verwitweten Kaiserin Adelheid, die Markt-, Münz- und Zollgerechtigkeit, ein bedeutendes Vorrecht in der damaligen Zeit. Der letzte Sprößling des sächsischen Hauses, Heinrich II., der Urenkel des Königs Heinrich, der Nachfolger des ohne Nachkommen im zwei und zwanzigsten Jahre seines Lebens zu Paterno im Jahre 1002 unerwartet verstorbenen Otto des III., begünstigte auch in den ersten Jahren seiner Regierung unser Kloster;

er bestätigte schon in den ersten Jahren seines Reichs alle Gerechtsamen, die das Kloster von seinen Vorfahren erhalten hatte und bestimmte, daß dasselbe die nemlichen Vorzüge genießen sollte, welche die Klöster zu Fulda, Corvey und Augia auszeichneten. Aber nach zwölf Jahren, es ist schon zu errathen aus welchen Gründen, wurden alle diese Vergünstigungen und Vortheile wieder zurückgenommen und die freie Abtei wurde zu einem gewöhnlichen Kloster, das der Leitung von Hersfeld völlig unterworfen war, erniedrigt.

In dieser für Memleben so verhängnißvollen Urkunde vom 5. Februar 1015 verordnet der Kaiser, daß die Mönche, welche von Mangel und Geldnoth bedrängt, sich in einer traurigen Lage befänden, der Abtei Hersfeld und dem Abte Arnold und dessen Nachfolgern auf ewige Zeiten übergeben sein sollten. Kaum ist es aber zu begreifen, wie eine reich fundirte Stiftung wenig Jahre nach ihrer Entstehung in eine so hülflose Lage kommen konnte, und es läßt sich wohl eher vermuthen, daß der Abt von Hersfeld eine günstige Gelegenheit benutzt haben mag, um die frühern Rechte seines Stiftes über das Kloster Memleben wieder zu erlangen. Dithmar von Merseburg erzählt auch dieses Ereigniß und bemerkt mit Schmerz, daß die freie Abtei ihre Freiheit verloren und mit Knechtschaft vertauscht habe, und daß der Abt Reinhold seines Dienstes entsetzt und die Mönche zerstreut worden wären.

Von diesem Zeitpunkte an bis zur gänzlichen Aufhebung des Klosters 1551 wirkte dieser unerwartete und verderbliche Schlag unaufhörlich fort. Die fromme Anstalt, welche nach der Absicht ihrer Begründer eine ganz andere Stelle einnehmen sollte, blieb in einem siechen, hülflosen Zustande und da durch schlechte Wirthschaft, welche durch genaue Aufsicht von Seiten der Abtei Hersfeld nicht gehoben wurde, eine Besitzung nach der andern verloren ging, so sank diese begüterte Stiftung immer mehr und ihr Name verschwindet schon früher aus der Geschichte, als durch die wirkliche Aufhebung derselben. Manche kleine Schenkungen wurden ihr zwar zu Theil, auch erlangte sie mehrere Ablaßbriefe im Jahre 1359, 1500 von dem Weihbischofe Albert von Beichlingen und von Johannes, General-Vicar des Erzbischofs Berthold von Mainz, allein die Wirkungen dieser Vergünstigungen blieben sehr gering. Es verlohnt sich nicht der Mühe, diese traurigen Umstände, durch welche das Kloster fünf Jahrhunderte hindurch bedrängt wurde, nach den Angaben der vorhandenen Urkunden näher zu untersuchen, auch bringt es eben so wenig Vortheil, die Namen der Pröbste aufzuzählen, welche die Urkunden nennen, es genügt zu bemerken, daß das Kloster alle seine Güter und Besitzungen durch eine schlechte Verwaltung nach und nach bis auf jene in der Flur von Memleben gelegene Ländereien verlor, welche in den damaligen Zeiten den Mönchen nur ein geringes, kaum hinreichendes Einkommen gewährten, welche aber in unsern Tagen, wo sich der Ertrag der Ländereien so außerordentlich gehoben hat, völlig hingereicht haben würde, um eine so beschränkte Anstalt zu erhalten.

Das Stift Hersfeld behielt bis zur Auflösung des Klosters in geistlichen Sachen die Oberaufsicht über dasselbe, wovon viele Urkunden Zeugniß geben. Die Schirmvogtei lag zuerst in den Händen der sächsischen Könige und Kaiser; nach ihnen verwalteten dieses Amt die Grafen von Buche, dann die Grafen von Orlamünde und nach dem Aussterben derselben die Landgrafen von Thüringen und zuletzt die Churfürsten und Herzöge von Sachsen.

Die Stürme des Bauernkrieges betrafen auch unser Kloster und es empfand schwer die Wuth der zügellosen Haufen, die so viele schätzbare Ueberreste der Vorzeit vernichteten. Der neue, bessere Geist, den die Reformation verbreitete, fand auch in den finstern Zellen der Klöster Eingang und tausend Unglückliche, die ihr Leben und ihren Beruf oft verwünscht hatten, begrüßten mit Frohlocken diese bessere Zeit. Ehe Herzog Heinrich die Klöster in Thüringen sequestriren und aufheben ließ, war Memleben schon verlassen und verödet. Der Visitationsbericht vom Jahre 1540 meldet von Memleben: Hier war der hochbejahrte Probst Wolfgang Hake bereits von den Mönchen bis auf zwei verlassen, von denen der eine mit dem Probste im Kloster leben zu können bat, der andere aber zum Ausziehen und Heirathen bereit war. Churfürst Moritz führte die Absicht seines Vaters, das Kloster Memleben zu einem wohlthätigen Zwecke zu benutzen, aus, er übergab im Jahre 1551 dasselbe mit allen seinen Gütern und Einkünften der neu gestifteten Fürstenschule Pforte und diese Anstalt, welche so viele ausgezeichnete Schüler zählt, erfreut sich fortwährend dieser Besitzung, welche vor neun Jahrhunderten der fromme Sinn der sächsischen Kaiser zwar zu andern Zwecken der Kirche übergab, jedoch in ihrem Geiste nur eine bessere Bestimmung erhalten haben.

Nach dieser kurzen geschichtlichen Darstellung wenden wir uns zu jenen ehrwürdigen Ruinen, die unsrer ganzen Aufmerksamkeit werth sind. Zuvor müssen wir es sehr beklagen, daß nicht durch die Gewalt der Elemente oder durch den Einfluß unabwendbarer Umstände dieses Gebäude, das einst Kaiser beherbergte, dieses Kloster, das durch seine seltene Bauart eine bedeutende Stelle unter den Ueberresten der Baukunst des Mittelalters einnimmt, in einen beklagenswerthen Zustand gerieth, nein, vorzüglich durch die Gleichgültigkeit und Barbarei gefühlloser Menschen, die wenig darum sich bekümmerten, ob alte merkwürdige Bauten erhalten wurden oder nicht. Wäre jener erfreuliche Eifer, jene lobenswerthe Pietät, die wenigen Ueberreste der Vorzeit zu erhalten und vor ihrem gänzlichen Untergang zu bewahren, schon früher erwacht, wir würden nicht so leichtsinnige Zerstörungen zu beklagen haben. Sind es doch kaum fünf Jahrzehnte her, als die Kirche des Thurmes und Daches beraubt wurde, weil die Unterhaltung desselben dem Finanzkollegio in Dresden zu hoch schien; wissen sich doch noch mehrere Männer zu erinnern, daß die schönsten Steine zum Aufbau eines Stalles oder einer Scheune ausgebrochen wurden! Es ist höchst erfreulich, daß nicht nur bei den obern Behörden eine bessere Ansicht durchgedrungen ist, sondern daß

auch in allen Klassen eine rege Theilnahme und Vorliebe für diese Denkmähler sich verbreitet hat, so daß ihr gänzlicher Untergang nicht besorgt werden darf.

Das Kloster liegt an der Südseite des Dorfes Memleben, am rechten Ufer der Unstrut, welche, da sie nur in geringer Entfernung vorbeifließt, bei ihren Ueberschwemmungen die Mauern desselben oft erreicht. Eine breite, mit Bäumen besetzte Straße führt uns zu diesen herrlichen Ueberresten einer längst vergangenen Zeit, und wo die letzten Häuser des Dorfes sich zeigen, wo wir schon die Wirthschaftsgebäude des Klosters erblicken, da stoßen wir zuerst auf die Trümmer eines hohen Thores. Die Mauer, durch welche dieses Thor und eine niedrige Thür führt, ist von beträchtlicher Höhe und Stärke, und besteht von außen aus größeren Kalksteinen, inwendig aber findet sich nur kleines Gestein, welches durch einen festen Kalkguß zu einem dauerhaften Ganzen verbunden ist. Die Wölbung des Thores bildet einen Halbkreis, nicht einen gothischen Spitzbogen; nach der Thür zu finden sich noch die Spuren einer verzierten Vertiefung in der Wand, wahrscheinlich die Stelle, wo zu den Zeiten des Bestehens des Klosters die Statue der Patronin desselben, der Jungfrau Maria stand. An den Seiten des Thores zeigt sich jetzo das auf Sandsteinplatten eingehauene kursächsische Wappen, unstreitig ein Werk neuerer Zeit. Bedeutende Ueberreste starker Grundmauern erstrecken sich an beiden Seiten des Thores hin, und trugen sonst die Gebäude des königlichen Hofes, jetzt dienen sie geringern Gebäuden zur Grundlage.

Treten wir durch dieses Thor in den ersten geräumigen Hof ein, der von mehreren Oekonomiegebäuden umschlossen ist, so bemerken wir linker Hand einen frei stehenden, unförmlichen Steinkoloß, der die Spuren gewaltsamer Zerstörung sichtbar an sich trägt, und der nur seinem festverbundenen Material seine Erhaltung verdankt. Es ist wohl gar nicht zu bezweifeln, daß jenes Thor, jene starken Grundmauern und diese hohe Steinmasse die letzten Ueberreste der alten sächsischen Königsburg sind, welche zur Aufnahme der erlauchten Fürsten und ihres Gefolges bestimmt war. Nahe bei diesen Trümmern gegen Morgen liegt die Klosterkirche und das Kloster. Wir treten näher hinzu, um diese Ueberreste genauer zu untersuchen, indem wir den Mittheilungen eines Freundes folgen, der sich lange Zeit mit der Geschichte dieses Klosters beschäftigt hat.

Die Zeit der Erbauung der Kirche läßt sich nicht genau bestimmen, da die vorhandenen Urkunden nichts Sicheres angeben, aber nicht nur die Andeutungen, welche sich in den Urkunden vom Kaiser Otto II. befinden, so wie der byzantinische Styl, in welchem die Kirche erbaut ist, lassen uns mit großer Wahrscheinlichkeit schließen, daß dieser Kaiser und seine Gemahlin Theophania, die griechische Künste nach Deutschland brachte, die Erbauer der Klosterkirche sind. Die frommen Voreltern dieses Kaisers hatten hier, wo sie oft Hof hielten, schon eine Kirche, wahrscheinlich aber nur eine hölzerne, wie es in den ersten christlichen Zeiten gewöhnlich war, gestiftet, zu deren Besorgung mehrere Geistliche angestellt waren. Kindliche Liebe und

Frömmigkeit vermochten Otto II. hier die Errichtung eines Klosters anzuordnen und kunstfertigen Meistern den Bau einer Klosterkirche zu übertragen, welche durch Symetrie, Einfachheit und feste Bauart noch in ihren Trümmern so bewunderungswerth erscheint.

Die Kirche hat, wie es in den damaligen Zeiten allgemeine Sitte war, die Form eines lateinischen Kreuzes und die Richtung von Abend nach Morgen. Die ganze Länge beträgt 212 leipziger Fuß, die größte Breite 100 leipziger Fuß. Das Hauptportal, welches jetzo zugemauert ist, zeigt einen einfachen, aber würdigen Styl; durch einen gothischen Bogen gedeckt, der auf jeder Seite von zwei cannelirten Wandsäulen getragen wird, machen dessen mit runden Stäben, geraden Streifen und hohlkehlen verzierte Glieder einen angenehmen Eindruck. Dieses Portal führte zuerst in eine hohe, geräumige Vorhalle, welche durch ein Kreuzgewölbe gedeckt war, wie die noch vorhandenen Spuren an den Seitenwänden beweisen. Wahrscheinlich ruhten zwei Thürme auf diesen starken Mauern, was eine Handzeichnung von Wilhelm Dilich im Jahre 1630 bestätigt. Wir treten nun in das Schiff der Kirche ein. Die Arkaden, welche dasselbe von beiden Abseiten trennen, ruhen auf zehn freistehenden, viereckten Pfeilern, welche mit zwei Wandpfeilern sechs Bogen tragen, welche die Arkaden des Schiffes bilden. Diese Pfeiler sind innerhalb der Bogen mit Säulen reich verziert und zeichnen sich durch sehr gefällige Construction aus. An den innern Ecken der Gewölbe, welche den Querbalken der Kirche bilden, springen viereckte Pfeiler hervor, welche aus festen Quadersteinen aufgeführt, den Thurm trugen, welcher sich auf der Stelle erhob, wo beide Balken des Kreuzes sich durchschnitten. Zwei kleine Kapellen befanden sich an der Ostseite des Querbalkens, und wurden wahrscheinlich zu Privatmessen gebraucht. Der Chor erhebt sich bedeutend über den Fußboden der Kirche; er endet nicht mit einer geraden Mauer, sondern in einer fünfseitigen Vorlage. Hier stand der große Hochaltar, welcher durch seine erhöhte Lage allen, die dem Gottesdienste beiwohnten, in die Augen fiel; wahrscheinlich führten mehrere Stufen aus dem Schiffe zu diesem Chore hinauf. Die Kirche war nicht gewölbt, sondern mit einer hölzernen glatten Decke versehen. Die Vorlage ist von dem Sandsteine, der bei Nebra bricht; die feinern Arbeiten an dem Portale, Fenstern, Pfeilern und Säulen sind von einem festen, feinkörnigen rochlitzer Sandstein. Das innere Mauerwerk besteht aus unbehauenem, grauem Thonschiefer, der in der Nähe gebrochen wird.

Unter der Kirche befindet sich eine noch wohl erhaltene Krypta, wie wir sie bei den meisten alten Kirchen finden. Die Baumeister jener Zeit brachten gewöhnlich unter dem hohen Chore, an den Grundmauern der Kirche noch eine kleine Kirche an, theils um die zur Legung der Grundmauern gewonnene Gruben zu benutzen, theils auch um gewisse, geheimnißvolle Gebräuche der früheren Einsiedler, die oft in Höhlen ihre Gebete verrichteten und von den Mönchen als ihre Stifter betrachtet wurden, hier unbemerkt und in Verborgenheit vollziehen zu können. Diese Krypta oder unterirdische Kirche liegt

ganz unter dem hohen Chore, und hat eine Länge von 52 und eine Breite von 27 leipziger Fuß. Vier freistehende runde zierliche Säulen, und eben so viel starke, viereckige Pfeiler tragen die Wölbungen der Decke. Sieben kleine Oeffnungen lassen das nothdürftige Licht in diese dunklen Hallen dringen, welche Vorplatz, Schiff und Chor enthalten. Die Gewölbe sind so gut gefügt und die ganze Bauart so fest, daß hier die Kraft der zerstörenden Elemente nicht bemerkt wird, und wie vor neun Jahrhunderten dieses Gemäuer fest gefügt wurde, so steht es auch jetzo stark und unerschütterlich. Bis vor wenigen Jahren wurde diese Krypta von dem Oekonomen des Klostergutes zur Aufbewahrung von Rüben und Kartoffeln benutzt, bis endlich auch dieser Mißbrauch abgestellt wurde, so daß der Besuch dieser unterirdischen Kirche zu jeder Zeit möglich ist.

Von dem eigentlichen Kloster ist nur ein kleiner Theil noch übrig, der bei der Wohnung des Oekonomen und der daranschließenden Wirthschaftsgebäude benutzt worden ist. Das alte Kloster lehnte sich mit seinen beiden Flügeln an die Nordseite der Kirche an; was selten bei Klöstern bemerkt wird, und umschloß einen viereckten Hofraum, um welchen die Kreuzgänge liefen. Wo diese Gänge die Kirche berührten, da zeigen sich die gothischen Bogenrundungen der Eingänge in die Kirche; an dem östlichen Eingange wurde das Herz und die Eingeweide Otto's des Großen beigesetzt.

Zu den größten Merkwürdigkeiten der Kirche gehören jene auf bloßen Stein aufgetragenen Gemälde, welche sich auf den dem Schiffe der Kirche zugekehrten Seiten der Pfeiler befinden. Auf der rechten Seite des Schiffes bemerken wir an den vier Pfeilern vier Frauengestalten, mit Kronen geschmückt, und durch lange Gewänder und Schleier, welche bis zu den Füßen reichen, ausgezeichnet. Die Pfeiler der linken Seite zeigen vier hohe Männer in alterthümlicher Tracht, ebenfalls Kronen auf den Häuptern, große Schwerter an den Seiten, und einen Scepter in den Händen haltend. Die Frage, welche Fürsten und Fürstinnen durch diese alten und denkwürdigen Gemälde dargestellt werden sollen, läßt sich nicht leicht beantworten, da alle frühern Nachrichten schweigen. Am wahrscheinlichsten und natürlichsten ist es, daß die großen Wohlthäter des Klosters, die Könige und Kaiser des sächsischen Hauses mit ihren Gemahlinnen bis auf Heinrich II., zum dankbaren Andenken hier eine Stelle fanden. Die Königin Mathilde scheint unter den Frauen die erste Stelle einzunehmen, da diese Figur mit einem Heiligenscheine umgeben ist, was ihr, der Heiliggesprochenen, zukömmt. An der Spitze der männlichen Figuren steht ein Mann, in geistlichem Gewande, auch mit dem Glanze der Heiligen umgeben; ob dies das Bild des Erzbischofs von Cöln, Bruno, des Bruders Otto des Großen sein soll oder ein anderer Heiliger, ist nicht zu entscheiden.

Die erste noch vorhandene Erwähnung dieser Bilder findet sich bei Jacob Thammens, der um das Jahr 1642 die Kirche besuchte. Er sagt: Kaiser Otto der Große ist hier abgemalt mit einer Kaiserkrone auf dem Haupte, geziert mit schönen, langen, krausen und

gelben Haaren, also daß zu muthmaßen, welch ein tapferer, großer und schöner Herr und Kaiser dieser Otto müsse gewesen sein. Schamelius, der 1729 die Kirche, welche damals noch durch das Dach geschützt war, besuchte, bemerkt ebenfalls, daß diese Bildnisse wegen Luft und Feuchtigkeit beinahe verloschen wären, daß der Kaiser Otto mit dem Scepter in der rechten Hand, die Kaiserin mit der Krone und prächtigen Federbüschen auf dem Haupte, gegenüber noch kenntlich sei. Jetzo ist es eine ganz vergebliche Mühe, mit völliger Bestimmtheit ermitteln zu wollen, welche Glieder des sächsischen Kaiserhauses hier abgebildet sind.

Verursacht es schon unauflösliche Schwierigkeiten, die auf diesen Steinen abgebildeten Personen zu enträthseln, so ist die andre Frage, auf welche Weise diese Gemälde unmittelbar auf die Steine aufgetragen worden sind, eben so schwierig. Die Farben sind ohne Grundirung aufgetragen und sind so erloschen, daß die lebensgroßen Figuren nur in einer gewissen Entfernung, gleich wie ein Schatten, hervortreten. Der Fremde, welcher ohne Führer die Kirche besucht, wird diese Bildnisse schwerlich bemerken, so äußerst zart und erloschen sind sie jetzo und nur bei feuchter Witterung verschwindet etwas der Nebel, der sie umschließt. Es verdiente eine nähere Untersuchung, welches Farbenbindemittel bei diesen Gemälden angewendet worden ist, und da sich auch in neuern Zeiten die Aufmerksamkeit auf die Steinmalerei der Alten gerichtet hat, so werden diese Kaiserbilder wohl vor ihrem gänzlichen Verschwinden eine nähere Untersuchung erfahren.

Einige wenige Ueberreste aus den Zeiten des Bestehens des Klosters sind noch vorhanden. In der Wohnung des Oekonomen findet sich ein hölzernes Marienbild mit dem Christuskinde, welches nicht allein sehr alt ist, sondern auch sogar in frühern Zeiten wunderthätig gewesen sein soll. In der Kirche des Dorfes Memleben werden noch zwei hölzerne Bildereien aufbewahrt, welche unstreitig aus dem Kloster herstammen. Das erste stellt eine Grablegung Christi vor; in dem Vordergrunde liegt der Heiland in den Armen seines Lieblingsjüngers Johannes, Maria beugt sich weinend über ihn und zwei Frauen stehen betend mit zwei Männern hinter ihr. Das andere merkwürdige Stück ist ein Altarblatt in der gewöhnlichen alten Form. In der Mitte steht die Jungfrau Maria mit dem Christuskinde auf dem rechten Arme, die Krone, der Heiligenschein und der Mantel ist golden, das Unterkleid blau. Auf ihrer rechten Seite steht ein gekrönter Heiliger und ein Engel, der auf einem Lindwurm steht; auf der linken ebenfalls eine gekrönte Heilige und ein Heiliger, der in der Rechten ein Buch und mit der Linken einen gefesselten Teufel führt.

Es ist schon erwähnt worden, wie unverzeihlich und barbarisch auch noch in neueren Zeiten diese Ueberreste der Klosterkirche und des Kaiserhofs zerstört worden sind. Schamelius fand 1729 die Kirche noch unter Dach und die seiner Beschreibung von Memleben beigefügte Abbildung der Klosterkirche zeigt uns dieselbe noch wohl erhalten. Er berichtet uns, daß sich im hohen Chor ein aus einem einzigen Steine bereiteter großer Altar befinde, über dessen Höhe oben

im Gewölbe eine Frau in Nonnentracht vor dem mit der geöffneten blutigen Seite ſtehenden Heiland auf ihren Knieen liege. Stieglitz, der 1791 die Kirche beſuchte, fand noch einige Ueberreſte von dieſem Gemälde, ſetzt aber leider hinzu, daß 1793 der Beſchluß gefaßt ſei, die Kirche in ein Getraidemagazin zu verwandeln, wozu man auch ſchon den Anfang gemacht und den ſchönſten der noch übrig gebliebenen Theile, den Chor, niedergeriſſen habe.

Es war dem jetzigen Jahrhundert und der erleuchteten preußiſchen Regierung vorbehalten, dieſen Vandalismus zu hemmen, wäre es doch früher geſchehen! Die Verordnung, die alterthümlichen Gebäude zu erhalten und vor ihrem Untergang zu ſchützen, wirkte ſehr günſtig auch für unſer Memleben. Bald ward auch der Chor mit ſteinernen Platten belegt, um das Eindringen der Feuchtigkeit in die Krypta zu hindern, welche geebnet und von allem Unrath befreit wurde. Zuletzt wurde auch aus dem Innern der Kirche der angehäufte Schutt entfernt und freundliche Gänge, die Blumenbeete umſchließen, laſſen den Wanderer ohne Verdruß und Widerwillen dieſe heiligen Räume betreten, und die Geiſter des großen und guten Königs Heinrich und des gewaltigen und tapfern Otto des Großen umſchweben ihn. Und verläßt er dieſe ſtillen und erhabenen Trümmer, bewegt ihn der Gedanke an die Vergänglichkeit aller menſchlichen Größe und Herrlichkeit, dann tritt er hinaus in dieſe anmuthige, große und reiche Landſchaft und er freut ſich der unvergänglichen Herrlichkeit der Natur, die eine höhere Macht ſo weiſe und gütig nach unveränderlichen Geſetzen leitet. An ſie, dieſe laute Verkünderin einer ewigen Ordnung, die das Hingeſunkene wieder aufrichtet und das Todte wieder lebendig macht, wollen auch wir uns halten, damit wir, wenn uns die Trümmer menſchlicher Werke und Anordnungen mit Wehmuth und Schmerz erfüllen, unzerſtörbaren Frieden und wahre Erhebung finden!

Nebe.

Engenstein.

Einer der schönsten Punkte des Thüringerwaldes ist unstreitig das im Herzogthum Sachsen-Meiningen gelegene Dörfchen Engenstein, so genannt von der hart daran stoßenden alten Bergveste. Von dem Dorfe windet sich durch dunkles Gebüsch ein schmaler Pfad hinauf zu den kolossalen Felsmassen, auf denen sich einst kühn eine Burg erhob, von der fast keine Spur mehr vorhanden. Wer erschöpft bis zur Höhe gelangt, blickt schwindelnd hinab in die grause Tiefe. Dem Engenstein gegenüber erhebt ihr graues dunkel umlaubtes Haupt die sogenannte hohe Warth, alle benachbarten Berge mit ihrer zuckerhutförmigen Kuppe überragend. Diesem, wie eine Mauer sich steil emporthürmenden Berge gegenüber, glaubt man sich noch tief unten im Thale zu befinden. Der Name: die hohe Warth schreibt sich noch aus den Zeiten des Mittelalters her. Angezündete Feuer oder andere Signale verkündeten damals von jenen Bergen den benachbarten Burgen die Nähe des anrückenden Feindes. Dem Engenstein mag sie wohl zum Schutz gedient haben, als einer der höchsten Berge in der Umgegend, wenn man den Stetzenberg, den nordwestlichen Schneekopf und den entfernter liegenden Inselsberg ausnimmt. Die Aussicht auf der hohen Warth ist weit und mannichfaltig. Aber auch von dem Engenstein hat man, besonders wenn man einen der höchsten ins Thal herausragenden Felszacken erklimmt, wo ehemals die Burg gestanden haben soll, einen weiten Prospect.

Wer den Engenstein betritt, wandelt auf einem ungeheuren Basaltfelsen und mit kühn hervorragenden Blöcken und fast unzugänglichen Felsenrissen, nur spärlich mit Tannen und Laubholz bewachsen, besonders da, wo er sich mit den benachbarten Bergen anbindet. Von vorn betrachtet, erscheint er in kegelförmiger Gestalt. Die Burg, die sich einst auf ihm anthürmte, stand wahrscheinlich auf der äußersten nordwestlichen Spitze des Berges. Dort bildet ein glatter Felsen gleichsam eine, allen Zeitstürmen trotzende Grundmauer. Hinter derselben zeigt sich ein geebneter Platz, den nicht die Mauer gebildet

zu haben s int. Es ist der einzige auf dem ganzen Berge, und man bemerkt dort noch etwas Schutt und zerbröckeltes Gestein. Dort ist die Stelle, die noch allein zugänglich; denn auf der nördlichen Seite ist der schroffe Felsen von unten auf ohne die äußerste Lebensgefahr kaum zu erklimmen. Zum Verfall der Burg mag, unter andern Umständen, auch besonders der gänzliche Mangel an Wasser beigetragen haben. Nach einer noch im Munde des Volks lebenden Sage soll das unentbehrliche Wasser durch einen Esel heraufgeschafft worden sein, bei der gänzlichen Unmöglichkeit dort einen Brunnen zu graben.

Den Namen Engelstein, den der Berg mitunter führt, leiten Einige von dem am Fuße desselben befindlichen Wirthshause her, dessen Schild in alten Zeiten ein Engel geziert haben soll; Andere sprechen von einer edlen Jungfrau, Anglika geheißen, die dort gewohnt habe. Beide Ableitungen scheinen irrig, wenigstens nach dem lateinischen Namen Savangarta arx, wie die Burg in mehreren Urkunden genannt wird. Erbaut ward sie wahrscheinlich schon zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, gegen das Ende des sechzehnten jedoch wieder abgetragen. Vielleicht benutzte man die Steine zu der Vogtei, dem Wirthshause gegenüber am Fuße der hohen Warth gelegen, an derselben Stelle, wo in alten Zeiten eine Wallfahrtscap.lle gestanden haben soll. Wahrscheinlich ging sie ein, als Luthers Lehre sich immer mehr ausbreitete. An dem Wirthshause finden sich noch deutliche Spuren der Jahrzahl 1587. Das untere Geschoß von alterthümlicher, massiver Bauart, das obere dagegen scheint neuern Ursprungs, und entstand vielleicht aus dem Baumaterial der alten Burg. Die Vogtei liegt schon länger als hundert Jahre im Schutt begraben, und eine halbverfallene Mauer bezeichnet jetzt den Platz, wo sie und früher die Wallfahrtscapelle gestanden, die wahrscheinlich frommen Pilgern aus Franken zum Ruhe- und Betort dienen mochte, wenn sie nach Stelzen oder Heubach wallfahrteten, zwei Orten, weiland berühmt wegen ihrer Heilquellen. Stelzen erhielt seinen Namen von den dort aufgehängten Krücken, und in Heubach befand sich die berühmte St. Wolfgangskapelle, die aber schon 1577 gänzlich verfallen, und eine Glocke mit der Inschrift: Anna Maria 1311. Savangarta arx. In Chroniken wird die Burg nur selten erwähnt. Ein Ritter, Gottfried von Adelshofen geheißen, scheint sie im Jahr 1660 besessen zu haben. Späterhin, gegen das Jahr 1680 kam sie, nebst dem dabei gelegenen Dorfe, an den Amtmann Bakkusius, und hierauf an Kanzler Satorius von Karlstein, der sie an den Hauptmann Franke verkaufte. Im Besitz seiner Tochter, der Justizräthin Kramer in Baireuth, befand sich der Engenstein noch im Jahr 1750. Nach ihrem Tode kam er an die herzogliche Kammer zu Hildburghausen, die ihn noch jetzt besitzt. Zu erwähnen ist noch, daß zwei Stunden von dem Engenstein an der schwarzburgischen Grenze die Werra entspringt, zwischen Felsen sich hinwindend in einem drei Stunden langen romantischen Thal, das sich erst in der Gegend von Eichsfeld öffnet.

Heinrich Doering.

Heldburg.

Düster trauernd, dem völligen Einsturz nahe, schauen aus mehr als hundert kahlen Fensteröffnungen, die Ruinen von Heldburg oder Hildburg dem einsamen Wandrer entgegen. Sie liegen etwa zwei Meilen südlich von Hildburghausen, den Trümmern der weiland berühmten Bergveste Strauf gegenüber, und von diesem Schlosse kaum zwei Stunden entfernt. Es ist ein mäßig hoher Berg, auf dessen Gipfel die Heldburg erbaut worden, ziemlich schroff und steil, und außer an der Mittagsseite rings von dichtem Gebüsch umkränzt. Südwestlich erblickt man die Stadt Heldburg mit ihren mannigfachen Gebäuden, und zunächst am Fuß des Berges zeigen sich dem umherspähenden Blick das Amthaus und die Wirthschaftsgebäude eines herzoglichen Kammergutes, der Neuhof genannt. An diesen vorüber windet sich ein Pfad gar anmuthig zu dem Berge hinauf, zwischen Feldern und Obstgärten. Ehe man an die alte Veste gelangt, erblickt man ein kleines Gebäude aus festen Steinen errichtet und zur Aufbewahrung von Kanonen bestimmt, von denen zwei stets außerhalb des Hauses bereit stehen, um losgebrannt zu werden als ein Signal, daß eine Feuersbrunst in der Umgegend ausgebrochen. In der Nähe jenes Hauses sieht man noch Spuren von dem alten Burggraben, der sehr tief und größtentheils in die Felsmassen gehauen gewesen zu sein scheint.

Die Aussicht von dieser Höhe, besonders von einem noch erhaltenen Thurme der Burg herab, ist von großem Umfange und ungemein mannigfaltig. Ein freundliches, heiteres Rundgemälde, bei dem das Auge gern verweilt, bieten die einzelnen Dörfer, Höfe und Mühlen, Wiesen, Saatfelder, Berge und Gebüsche dar, in ihrem bunten Gemisch eine stete Abwechselung gewährend. Einen wahrhaft idyllischen Charakter hat nach Norden hin der malerische Wiesengrund, der von dem Flüßchen Krik bewässert, zwischen sanft emporsteigenden Hügeln, mit Buschwerk bedeckt, sich eine Stunde weit hindehnt. Hie und da erblickt man zerstreute Häuser auf den grünen Matten. Links,

mehr im Hintergrunde, zeigt sich ein noch imposanterer Anblick. Die beiden Gleichberge, kaum eine Stunde entfernt, heben kühn und trotzig ihre Felsenhäupter empor aus einer ziemlich flachen Gegend. Rechts, in etwas geringerer Entfernung schauen von einem kegelförmig gestalteten Berge, mit Waldung umkränzt, die Ruinen der Burg Strauf herab, in ihrer ernsten Größe an dahingeschwundene Jahrhunderte erinnernd. Den Horizont begrenzt eine Kette des Thüringerwaldes. Westlich verweilt das Auge auf Saatfeldern und Ackerflächen, umgeben von Hügeln mit Waldung, aus welcher bei dem Dorfe Gumpertshausen die freundliche Kapelle der heiligen Ursula hervorschaut. Den Hintergrund des Prospects bildet das Rhöngebirge. Mehr nach Süden hin erblickt man die Stadt Heldburg. Die Aussicht gegen Mittag erstreckt sich tief nach Franken hinein. Bei heiterem Himmel kann man mit bewaffneten Augen selbst die Thürme von Bamberg erblicken, die kühn hervorragen über die fernen blauen Berge. Auch nach Osten hin zeigt sich dem Auge eine weite und anmuthige Aussicht. Etwa fünf bis sechs Stunden entfernt zeigen sich die Ruinen der Burg Callenberg mit der hinter derselben gelegenen Veste Coburg.

Mit Ehrfurcht und Staunen, doch nicht ohne ein Gefühl von Wehmuth, nähert man sich der Heldburg, dem alten Wohnsitz von Grafen und Fürsten, fast dem gänzlichen Verfall preisgegeben, seit der Zahn der Zeit seit Jahrhunderten an jenem würdigen Denkmal des Mittelalters genagt. Die Burg scheint zwei Ringmauern gehabt zu haben. Von der äußern sind nur noch einzelne Bruchstücke vorhanden, von der innern mehrere Rundtheile und Basteien. Rechnet man den tiefen Burggraben hinzu, von dem sich noch unverkennbare Spuren erhalten haben, so mag das Schloß stark befestigt gewesen sein. Zu dem hochgewölbten Burgthor, das nach Süden zu in den innern geräumigen Hof führt, gelangt man erst, wenn man den Eingang der innern Ringmauer verlassen. Jener Hof, ein langes, unregelmäßiges Viereck, führt durch den sogenannten Heidenbau, von dem späterhin ausführlicher die Rede sein muß, in einen eben so großen zweiten Hof, und enthält eine Cisterne, gewöhnlich vom Regen angefüllt.

Die Bauart der Burg, so viel sich daran noch erhalten, ist massiv. Die untern Geschosse steigen, nach dem innern Gehöft zu, meistens tief in die Erde hinab. Außerhalb desselben sind sie jedoch sichtbar und meistens mit Fensteröffnungen versehen. Sturm und Regen, durch Dach und Fenster eindringend, haben längst wilde Verheerungen angerichtet in den Gemächern der Burg. In einigen findet man noch eiserne Oefen, und die Fußböden sind fast durchgängig mit Estrich bedeckt. Einigermaßen erhalten und noch bewohnbar sind nur einige Zimmer, zu denen unter andern das jetzige Archiv und eine alte Rüstkammer mit mannigfachen Waffen gehört.

Auf ein hohes Alter läßt die einfache, geschmackvolle Bauart des bereits erwähnten Heidenbaus schließen. Er unterscheidet sich von den übrigen Gebäuden durch sehr starke Wände mit Basteien,

und einige kleine Fensterhöhlen, und scheint dadurch der Zerstörung bisher getrotzt zu haben. Ein Theil desselben scheint früher zu einem Pferdestall gedient zu haben. Jetzt befindet sich darin eine kleine Schloßkirche. Der andre Theil war vielleicht hauptsächlich zur Aufbewahrung von Heu, Stroh und Getreide bestimmt. Von den zwei an einander stoßenden großen Kellern, zu denen eine breite, sehr beschädigte Treppe hinabführt, scheint der vordere neueren Ursprungs. Die Grundlage zu dem hintern Keller ward höchst wahrscheinlich gleichzeitig mit dem Heidenbau gelegt. Das uralte Kreuzgewölbe, einige Schuh hoch in den Felsen gehauen, ruht auf einem massiven Pfeiler. Steine und Felsmassen sind im Laufe der Zeit gleichsam in einander verschmolzen. Noch sieht man die Spuren eines hohen steinernen Thurms, der am Heidenbau emporstieg, doch vor einigen Jahren niedergerissen worden, weil er einzustürzen drohte.

Aus späterer Zeit, wahrscheinlich aus dem sechzehnten Jahrhundert, scheint der östliche Flügel der Burg herzurühren, der mit dem Erdgeschoß vier Stockwerke bildet. Die Bauart, mehr der neuere Geschmack und anmuthiger, erinnert an die Zeit, wo sich in den alten gothischen Styl die welsche Architectur mischte. Auch unter der Verstümmelung von frevelhaften Händen erkennt man noch die ursprüngliche Schönheit der Heldengestalten wieder, die eines kunstreichen Bildners Meißel geschaffen, um nebst einigen steinernen runden Thürmen die Wandseite nach dem Hofe hin zu zieren. Fast gänzlich verfallen sind die zwei großen Säle, die sich unter den zahlreichen Gemächern dieses Flügels befanden. In dem tiefen Erdgeschoß sieht man Gefängnisse, Gewölbe und Gänge. Noch wohlerhaltene Wendeltreppen, die man nur ganz oben mit einiger Gefahr besteigt, führen zu den vorhin erwähnten runden Thürmen, die aber, weil der Blitz mehrmals in das Schloß eingeschlagen, bis zum Dache abgetragen worden sind. Der eine Thurm, mit seinem hölzernen baufälligen Aufsatze, worin das Kirchenglöckchen hängt, ragt mehr über die Dächer hervor, als der andere, an welchem sich die Uhr befand.

In dem vordern Theil der Heldburg, mehr nach der Stadt hin gelegen, befinden sich außer der ehemaligen Apotheke und Silberkammer, die sogenannten Fürstenzimmer und einige kleinere Gemächer, jetzt einigen Frauen zum Aufenthalt dienend, den einzigen Burgbewohnern. Unbekannt ist der Ursprung des Kirchen- und Waschgebäudes, dicht an dem Thorhause gelegen. Das untere Stockwerk besteht aus den Küchen, das obere aus mehreren Zimmern. Im Erdgeschoß befinden sich Gewölbe, Vorrathskammern und mannigfache wundersam verschlungene Gänge. Durch eine kleine, mit zwei Thüren versehene Oeffnung, acht bis neun Schuh hoch über der Erde, tritt man in eine starke runde Warte, gewöhnlich der Herrenthurm geheißen. In der angegebenen Höhe hat dieser Thurm eine Abtheilung, von der durch eine viereckige Oeffnung der Blick hinunterstarrt in den untern Raum, in das grauenvolle Burgverließ. An der Decke dieser Abtheilung sieht man noch den eisernen Haken, woran das Seil befestigt ward, um die Gefangenen hinabzulassen in die Tiefe und

wieder aus derselben hervorzuziehen. Der obere Theil des Thurms steht in genauer Verbindung mit den Gemächern der Burg.

Wenn und durch wen der hintere und mittlere Bau der Heldburg aufgeführt worden, läßt sich nicht bestimmen. Auch nach des fleißigen Rudolfs Bericht in seinem schätzbaren Werke: Gotha diplomatica, fehlen darüber alle Nachrichten. „Den neuen Stock aber", sagt der genannte Schriftsteller, „vom hintern Thor anfahend, herfür an die Silberkammer stoßend, sammt zwei Wendelstiegen und zwei Ausladungen darinnen, ingleich den großen Schneckenthurm, des Haußmanns (wahrscheinlich des Burgwarts) Thurm, auch den äußern Thurm uff der Ecken, darin das Gefängniß, und die Fürsten- und andere Gemach in den alten Häusern, von der Silberkammer anfahend, bis hin an die große Küche gehend, hat Herr Johann Friedrich der Mittlere, Herzog zu Sachsen Anno 1560 und in nachfolgenden Jahren erbauen lassen.

Um diese Zeit scheint die Heldburg mit neuen Gebäuden versehen und dadurch erweitert worden zu sein. Gewiß ist, daß sie früher eine Capelle gehabt. Doch ist die Stelle nicht mehr auszumitteln, wo dieselbe gestanden. Dunkle Sagen sprechen von einem heidnischen Tempel, der dort emporgestiegen, wo sich jetzt die früher erwähnte Cisterne befindet. In der jetzigen Kirche wird jährlich am zweiten Pfingstfeiertage Gottesdienst gehalten von dem Pfarrer des benachbarten Dorfes Holzhausen. In dem Zwinger befindet sich unter einem Häuschen noch ein in den Felsen gehauener Brunnen. Nach einer Angabe des Amtsverwalters Andreas Volk, der um das Jahr 1642 auf dem Schlosse wohnte, soll jener Brunnen so tief gewesen sein, als der Berg hoch, und eben so viel zu erbauen gekostet haben, als der neuere Theil des Schlosses. Seine Tiefe, früher 211 Schuh über, und noch 222 Schuh unter dem Wasser enthaltend, wie wenigstens H. Schorch in seinem Handlungs-, Post- und Zeitungslexicon versichert, hat sich sehr vermindert durch den allmähligen Verfall und durch das Hineinwerfen von Steinen aus der Hand derer, die die Heldburg besuchen. Die Tiefe des Brunnens soll jetzt nicht über 339 Fuß betragen.

Wahrscheinlich aus späterer Zeit, nachdem die Heldburg erweitert und mit neuen Gebäuden versehen worden, rührt der dem Schlosse beigelegte Name: die fränkische Leuchte her. Da die Straße von Franken nach Thüringen an jener alten Bergveste vorüberführt, soll dort Nachts eine Leuchte ausgesteckt worden sein. Dunkel ist der Ursprung und die Entstehung der Burg. Daß sie der grauen Vorzeit angehöre, dafür scheint der Name des hinteren Theils, des früher erwähnten Heidenbaus zu sprechen. Nicht völlig verbürgt, doch nicht ganz unwahrscheinlich ist die Sage, daß jene Bergveste von heidnischen Volksstämmen erbaut worden. Ein gewisser Hilbert soll dazu den Grund gelegt, dort gewohnt und sich oftmals nach Hilpertshausen (dem jetzigen Hildburghausen) begeben haben, wo er zwar keine Stadt, doch ein Schloß dieses Namens besessen. Mit etwas mehr Gewißheit läßt sich das Dasein dieser Burg bis aufs Jahr 837

hinausführen. Damals war das Dorf Heldburg, die villa Heldberga, wie es in mehreren Urkunden genannt wird, ſchon vorhanden, und erhielt wahrſcheinlich nebſt dem benachbarten Amt und Gericht den Namen von der Burg. Späterhin gelangte es noch zu beſonderem Anſehen, als die Landesherrſchaft öfters auf der Heldburg ſich aufzuhalten pflegte. Dieß villa Heldberga kam 837 nebſt mehreren benachbarten Dörfern an das Stift Fulda nach dem Tode des Grafen Aſſis, der zu Grabfeld in Franken das Amt eines Gaugrafen bekleidet hatte. Späterhin ſcheint die Heldburg ein Beſitzthum der Grafen von Henneberg geworden zu ſein, als dieſe in dem öſtlichen Theil von Franken einen bedeutenden Landſtrich inne hatten, und die Bergveſte Strauf ihr Haupt- und Stammſitz war. Schon Graf Poppo VII. mochte die Heldburg beſeſſen haben; denn im Jahr 1206 gehörte die Bergveſte Strauf mit ihrem Bezirk ſchon zu ſeinen Beſitzungen. Von ſeinen beiden Söhnen, Heinrich III. und Hermann I. erhielt bei der Ländertheilung im Jahr 1245 jener die Hennebergiſchen Stammgüter, Hermann dagegen, der Stifter der Henneberg-Coburgiſchen Linie, die neue Herrſchaft, zu welcher die Heldburg gehörte. Seinen Wohnſitz hatte er größtentheils auf der Burg Strauf. Als nach dem Tode ſeines Sohnes Poppo VIII. die Henneberg-Coburgiſche Linie (1291) erloſch, ging die Herrſchaft Coburg als Erbtheil über auf ſeine Schweſter Jutta, die ſich mit dem Markgrafen Otto von Brandenburg vermählt.

Ein und zwanzig Jahre blieb die Heldburg ſeitdem in ungeſtörtem Beſitz des markgräflichen Hauſes Brandenburg. Doch kam ſie wieder an die Schleuſinger Linie des Henneberger Stammes, als Graf Heinrich VIII. von Henneberg, ein Sohn Berthold VII., ſich 1312 vermählte mit des Markgrafen Hermann von Brandenburg Tochter, Jutta geheißen. Als Mitgift erhielt er durch ſie ihren Antheil an der Coburgiſchen Herrſchaft. Nach einer noch erhaltenen Urkunde, die der Graf Berthold ausfertigen ließ, ſcheint Heldburg im Jahr 1317 der Sitz eines eigenen Amtes geweſen zu ſein, das mehrere Dörfer und Ortſchaften begriff, die zum Theil noch jetzt zu dem Hildburghäuſiſchen Amte Heldburg gehören.

Als die Coburgiſche Herrſchaft im Jahr 1353 getheilt ward unter die drei Töchter des Grafen Heinrich von Henneberg, erhielt Sophie, die Gemahlin des Burggrafen Albrecht zu Nürnberg, als Erbtheil das Schloß und Amt Heldburg, nebſt einem bedeutenden Landſtrich, zu der Herrſchaft Coburg gehörend, den ſie wieder auf ihre beiden Töchter vererbte. Von der einen, Margaretha geheißen, erhielt der Markgraf Balthaſar zu Meißen, mit dem ſie ſich (1374) vermählt, als Morgengabe die Schlöſſer und Aemter Heldburg, Hildburghauſen und Eisfeld. Seitdem führte jener Landestheil den Namen der „Heldburgiſchen Pflege" im Gegenſatz zu der „Coburgiſchen Art," die dem Markgrafen zu Meißen Friedrich dem Strengen zugefallen war durch ſeine Vermählung mit der zweiten Hennebergiſchen Erbtochter, Catharina geheißen. Bis zum Jahr 1440 ſcheinen dieſe getheilten Verhältniſſe beſtanden zu haben. Um dieſe Zeit ſtarb des

Markgrafen Balthasar einziger Sohn, Friedrich der Einfältige, ohne Erben, und die sogenannte Heldburgische Pflege fiel dadurch seinem Vetter zu, dem Markgrafen Friedrich dem Strengen. Auch die Stadt und das Gericht Hildburghausen ward, nachdem das Amt Heldburg an das chur- und herzogliche Haus Sachsen gekommen war, zu demselben geschlagen, und seit 1440 unter die Aufsicht eines Beamten gestellt, der meistens auf dem Schlosse Hildburg wohnte. Es ward 1560 durch einen neuen Anbau beträchtlich erweitert, auf den Befehl des Herzogs von Sachsen, Friedrich des Mittlern, und seine Gemahlin gebahr dort den 13. Februar 1563 ihren zweiten Sohn Friedrich.

Im dreißigjährigen Kriege traf die Heldburg das Schicksal, zweimal erobert und geplündert zu werden von den kaiserlichen Truppen, zuerst im September 1632, das zweite Mal im November 1634. Bei der fürstbrüderlichen Theilung kam Heldburg, als ein der Pflege Coburg einverleibtes Amt, im Jahr 1640 an den Herzog Albrecht zu Eisenach, und nach dessen Tode (1645) an den Herzog zu Gotha, Ernst den Frommen, der 1662, bei dem Ausbruch des Türkenkrieges, das Schloß stark befestigen ließ. Auch die Einrichtung der Kirche, wie sie noch jetzt vorhanden, rührt von diesem Fürsten her. Völlig umgewandelt in eine Festung, die jedoch von keiner Dauer war, ward das Schloß, nach Ernst des Frommen Tode, durch den Herzog Ernst zu Hildburghausen. Es ist seitdem in dem Besitz dieses Fürstenhauses geblieben.

Wer die Heldburg in ihrer frühern Gestalt kennen lernen will, wende sich zu dem bereits erwähnten Werke von Rudolf, Gotha diplomatica betitelt. Er findet dort eine alte, wenn auch nicht ganz richtige Abbildung des Schlosses von der Südseite.

Heinrich Doering.

Die Voigtei Dorla in Thüringen.

Sei mir gegrüßt, du liebliches Thal voll Luft und Klang, in leisen Schwingungen herübertönend aus dem schattigen, träumereichen Grün des Hainichwaldes; sei mir gegrüßt, du theure Heimath voll Juniusglanz und Farbenfülle, die den Sinn erfreut und das Herz erquickt. Zwar nennen dich Manche, die da kommen aus Norden und Süden, nur einen trefflichen, nährenden Kohlgarten; aber dennoch ist auch ein unendlicher Reiz über deine Gefilde ausgegossen, herüberflüsternd aus grauer, bemooster Zeit. Wie bunte, liebliche Mährlein ergeht es sich an deinen silbernen Bächen! Der Geist der alten Thuiskonssöhne wandelt über die schimmernden Fluren; wie wallender Opferrauch webt es auf den Höhen des frühlingsduftigen Hainichs!

Empfangt mich, sangvolle Hallen des weithin reichenden, herrlichen Waldes und entschleiert vor meinen staunenden Blicken das reiche, bräutlich frohe Thal, welches ihr begrenzt!

Wohl lacht das Thalrund heiter im blühenden Gewand,
Es rieseln klare Bäche durch grünes Ufergland;
Es säuselt, blühet, rauschet, es wallt wie Ambraduft!

Die Voigtei Dorla (eigentlich Turnilohum, Dornloch; d. i. Waldgegend, in der viele Dornen wachsen) grenzt westlich an den Hainichwald und gegen Norden an das Gebiet der ehemaligen freien Reichsstadt Mühlhausen.

Die Gegend bildet eine große, durch unbedeutende Erhöhungen unterbrochene Ebene, die durch den rastlosen Fleiß der Bewohner außerordentlich ergiebig gemacht wird. Obgleich der Boden wegen der zu großen Nähe des Hainichwaldes für den Ackerbau keineswegs am günstigsten ist, so steht die Gegend an Fruchtbarkeit und Reichthum dennoch den blühendsten Landstrichen des Herzogthums Sachsen

nicht nach. Lieblich wechseln frische, reichlich mit Wiesenwachs versehene Bachthäler, ergiebige Fruchtfelder, fette Triften, Obst- und Gemüsegärten mit einander ab, und das Auge wird nimmer satt, sich an den köstlichen Flurgebilden zu weiden.

Zwar fehlt der Voigtei sowohl das Imposante, Groteske der Harzthäler, als auch das zauberhaft Reizvolle, Großartige des innern Thüringerwaldes; aber ein frischer, feenhafter Glanz ist über diese Landschaft ausgebreitet, wie die Anmuth auf einem freundlichen Mädchenantlitze, das man lange und gern betrachtet. Der größte Schmuck der Ebene ist der herrliche Hainichwald, von dessen sanftaufsteigender Ostseite aus sich eine weite, entzückende Aussicht darbietet.

Die Voigtei besteht aus den drei Ortschaften Oberdorla, Niederdorla und Langula, die in ihrer Lage ein gleichseitiges Dreieck bilden, in dem jede Seite eine Viertelstunde lang ist. In dem östlichen Winkelpunkte des Dreiecks liegt Niederdorla, in dem nördlichen Oberdorla, in dem südlichen Langula. Jedes dieser drei Dörfer zählt nicht unter 190 Feuerstätten, Oberdorla sogar über 300.

Magst du, mein freundlicher Leser, deine Freude daran finden, Länder und Völker entweder von historischer, oder philosophischer, oder romantischer Seite zu betrachten: immer wird und muß dir die Voigtei höchst interessant erscheinen; da sich das Völkchen, welches wir jetzt näher ins Auge fassen wollen, nach allen drei Richtungen hin ausgebildet hat; da es sich merkwürdig gemacht durch seine ehemalige politische Verfassung, durch eine ausgezeichnete Industrie und durch die Nationalität, die es trotz Sturm und Brandung treulich bewahrt hat und die sich in alten Sitten und Gebräuchen, in Tracht, Sprache und Charakter genugsam zu erkennen gibt.

Marianus Scotus berichtet in seiner alten thüringischen Historie, daß ein Graf Vigerius (Wigger), dessen Besitzungen sich von der Werra bis zum Wald Hecheno (Hainich) ausdehnten, im Jahre 1087 diese Voigtei, Marchiam suam Dorlam cum pertinentys dem Erzbisthume Mainz erb- und eigenthümlich überlassen habe. Am Donnerstage vor Ostern 1360 verpfändete der immer geldbedürftige Gerlach, Churfürst von Mainz, die Voigtei sammt dem Hainichwalde für 6213 Mark Silber à 8 Rthlr. an den Rath zu Mühlhausen, und erst am Ende des sechzehnten Jahrhunderts (1573) löste sie der Churfürst Daniel für den Verpfändungspreis von 4968 Thaler wieder ein.

Schon 27 Jahre vor der Verpfändung (1333) war von Seiten des damaligen Erzbischofs Matthes von Mainz, Friedrichs, Landgrafen zu Thüringen und Heinrichs, Landgrafen von Hessen, welche drei Herren in dem Burgfrieden von Frankeberg des Besitzthum der Raubritter aus dem Geschlechte derer von Northmann (Schloß und Stadt Treffurt nebst den umliegenden Ortschaften) zur Bestrafung des gebrochenen Burgfriedens unter sich theilten, durch gegenseitige Verträge festgestellt worden, daß die Hälfte von Dorla zur Ganerbschaft Treffurt geschlagen, die andere Hälfte aber nebst der Jurisdiction ausschließlich dem Erzstifte Mainz verbleiben solle. So erhielt

die Voigtei drei Herrschaften, und jede derselben setzte einen Beamten mit dem Voigtstitel (daher Voigtei) nach Oberdorla, ihre Gerechtsame wahrzunehmen und in ihrem Namen die Justiz oder Polizei zu verwalten. Zwar protestirte Churmainz heftig gegen diese Maßregel und klagte namentlich nach dem westphälischen Frieden gegen Churſachsen wegen angemaßter Jurisdiction über die Dörfer Oberdorla, Niederdorla und Langula; die Klage kam indeß nicht entschieden werden, indem die Verträge in zu dunklen Ausdrücken, die mancherlei Auslegungen zuließen, abgefaßt waren. Das Erzstift Mainz setzte deshalb, um seinen Gegnern ein Uebergewicht fühlen zu lassen, ein besonderes Obergericht unter der Bezeichnung „Vicedomamt" zu Oberdorla ein.

Durch erneuerte Verträge zwischen Mainz und Sachsen wurde der alte Streit im Jahre 1773 endlich dahin verglichen, daß einige erzbischöfliche Gerechtsame an Churſachsen ganz und gar, die Landeshoheit sammt dem Vicedomamt zur Gemeinschaft an Sachsen abgegeben, von Letzterm hingegen das bisher besessene Geleitsrecht und die Jurisdiction über den Hainichwald, so wie die bisher jährlich bezogenen 684 Thaler Rations- und Portionsgelder, welche von den drei Voigteiortschaften für die Militairfreiheit bezahlt wurden, gleichmäßig zur Gemeinschaft abgetreten werden sollten. Nach eben diesen Verträgen wurde das Vicedomamt nach Treffurt verlegt, in der Voigtei dafür aber ein besonderes Untergericht eingesetzt. Die Stellen beider Gerichte besetzte Churmainz und Sachsen gemeinschaftlich.

Damals waren auch die beiden eben genannten Fürsten übereingekommen, „von der Voigtei fernerhin Steuern einzufordern." Hartnäckig wiesen indeß die Unterthanen alle und jegliche Ansprüche dieser Art zurück, beriefen sich auf ihr uraltes Recht, nach welchem sie außer den 684 Thalern Rations- und Portionsgelder niemals Steuern gezahlt hatten, und trieben die Gerichtsdiener, welche mit der executorischen Eintreibung beauftragt waren, gewaltsam zum Dorfe hinaus. Eben so wenig waren die Voigteier zu bewegen, die seitherige Waldordnung gegen eine angemessenere und zeitgemäßere zu vertauschen. Strenge Maßregeln sollten nun den halsstarrigen Sinn der Voigteier beugen und sie belehren, daß das Recht der Gewalt weichen muß, weshalb am 1. Junius 1785 sächsische und mainzische Executionstruppen in die drei Ortschaften einrückten.

Diese Zeit des Prügelns, Arretirens, Erpressens und Auspfändens bezeichnen die Voigteier mit dem Namen des „kleinen und großen Commando's," indem, da 50 Mann Soldaten kein günstiges Resultat erzwingen konnten, 360 Mann unter zwei Obristlieutenants eingelegt wurden. Jeder Staabsofficier erhielt von den drei Gemeinden täglich 1 thlr. 8 gr., ein Hauptmann 1 thlr., ein Lieutnant 16 gr. und jeder gemeine Soldat 5 gr. nebst Naturalverpflegung.

Patrouillen marschirten mit scharfgeladenen Gewehren zu jeder Stunde durch alle Straßen der drei Dörfer, um mögliche Aufläufe zu verhindern; die Glocken durften nur zum Gottesdienste geläutet werden, und selbst dann war die Genehmigung des kommandirenden

Officiers dazu erforderlich. Da man — vielleicht nicht ohne Grund — befürchtete, die aufgebrachten Voigteier möchten die Sturmglocke ziehen und sich zusammen rottiren, wenn ihnen nicht jede Gelegenheit dazu abgeschnitten würde, so mußten beständig bewaffnete Soldaten, auch während des Gottesdienstes, die Kirche besetzen, und selbst den alten Küster begleiteten zwei Mann mit gezogenen Klingen auf den Thurm, wenn er die Uhr aufziehen und stellen wollte.

Diese schwarzen Stunden bilden eine Hauptepoche in der Geschichte der Voigtei; doch nur ungern verweilt das Auge des Menschenfreundes auf solchen düstern Schattenbildern, und deshalb bemerken wir nur ganz kurz, ohne uns mit Aufzählung der vorgefallenen Frevel und entwürdenden Eigenmächtigkeiten zu befassen, daß durch die energischen Maßregeln des mainzischen und sächsischen Hofes der beabsichtigte Zweck endlich glücklich, wenn auch nicht vollständig, erreicht wurde. Die hart bedrängten Einwohner, unter der unerträglichen Last beinah erliegend, bequemten sich zur Bezahlung der geforderten Steuern, da ihre wiederholten Beschwerden beim kaiserlichen Hofe ohne Erfolg blieben, verpflichteten sich bedingungsweise zur Annahme der neuen Walderdnung, und nun erhielten die Executionstruppen höhern Orts den Befehl, nach einiger Zeit abzuziehen, *im Fall die Voigteier auch fernerhin gehorsam und unterthänig sich beweisen würden.*

Länger als ein Jahr und ein Opfer von 61,187 Thalern (so viel kostete die Verpflegung der Executionstruppen) war erforderlich gewesen, die Voigteier zu einiger Einsicht zu bringen; und dennoch hielt diese nicht Stand und wurde bald wieder von der frühern Halsstarrigkeit verdrängt.

Noch hatte das Commando die Ortschaften *Oberdorla*, *Niederdorla* und *Langula* nicht verlassen, als diese bereits einige Deputirte wählten, um dem kaiserlichen Hofe ihre Beschwerden mündlich vorzutragen. Andreas Büchner, Martin Winterberg und Caspar Wiß hießen die drei Männer, welche sich in ihrer Nationaltracht auf den Weg nach Wien begaben, dort am Throne des deutschen Reichsoberhauptes die Rechte ihrer Gemeinden zu verfechten.

Die weißen Kittel, nach einem nur in der Voigtei heimischen Schnitte, womit die Deputirten bekleidet waren, die dreieckigen Hüte und der eigenthümliche Dialect ihrer Sprache erregten überall Aufsehen, und selbst in Wien staunte man die Männer wie Bewohner einer andern Welt an. Bald gelang es ihnen, dem edlen Kaiser Joseph vorgestellt zu werden. Mit besonderer Freundlichkeit begrüßte sie der Herrscher, und was hundert schriftliche Vorstellungen nicht vermocht hatten, das bewirkte der einfache, ungeschmückte Vortrag dieser drei Bauern; man gab ihnen das Versprechen, ihre Angelegenheiten genau zu untersuchen und entließ sie mit großen Hoffnungen in ihre Heimath. Bald darauf erschien auch wirklich ein kaiserliches Dekret, welches den sofortigen Abzug des Commando's gebot und die beiden Fürsten bestimmte, ihre Ansprüche aufzugeben und die

drei Voigteiortſchaften bei ihren frühern Gerechtſamen und ſonſtigen Freiheiten zu laſſen.

So endigte eine Begebenheit, wodurch die voigtei'ſchen Einwohner beinah um die von jeher behauptete Steuerfreiheit gekommen wären, ſo wie ſie 25 Jahre früher (1760) durch gewaltſames Eingreifen von heſſiſcher Seite und unter Verübung manches Scandals auch die Militairfreiheit verloren hatten, die ſie jedoch ebenfalls glücklich wieder errangen und dieſelbe, ſo wie die Steuerfreiheit, bis zum Jahre 1807 behaupteten.

Von dieſer Zeit der Trübſal, die im Winter den Spinnſtuben der Voigteidörfer noch täglich reichen Stoff zu den verſchiedenartigſten Erzählungen und Raiſonnements bietet, geben wir zu andern Gegenſtänden über, wodurch die Voigtei ſich von andern Ortſchaften ſonſt unterſchied und noch jetzt unterſcheidet.

Die Erb- und Grundgerechtigkeit in den drei Voigteidörfern hatte ſich, wie bereits oben bemerkt, Churmainz vorbehalten und mit dieſer zugleich die beſondere Gerichtsbarkeit, welche unter dem Namen des „Rottingsgerichtes" jährlich dreimal (Dienſtags nach dem Feſte der heiligen drei Könige, Dienſtags nach Walpurgis und Dienſtags nach Jacobi; oder, wie es in den älteſten geſchriebenen Urkunden heißt: zwei Gerichte bei dürrem Futter und ein Gericht bei grünem Futter) ausgeübt wurde, und zwar neben den Trümmern der St. Nicolaikapelle zu Oberdorla auf dem, beiläufig geſagt, größten und ſchönſten Angerplatze Thüringens.

Vor dieſes Gericht gehörten Erbverträge, Vormundſchafts- und Curatelſachen, Alimentationsfeſtſtellungen und dergl. Der Pfarrer zu Oberdorla, ſonſt der Probſt des nach Langenſalza verlegten Domkapitels, war der erſte Beiſitzer dieſes Gerichts, welches vom churmainziſchen Büttel mit folgender Formel eröffnet wurde.

„Ihr Nachbarn ſchweigt und hört! Es hat ſich mein Herr „Vicedom vorgeſetzt, in der Voigtei vor dem Hainich ein „Rotting zu halten. Wer zu klagen hat, trete herbei mit „Beſcheidenheit; er ſoll gehört werden und geſchehen, was „Rechtes iſt."

Geſchloſſen wurde das Gericht durch den Gerichtsdiener folgendermaßen:

„Ich hebe hiermit meines Herrn Gericht auf. Die Zeit „zur Klage iſt vorüber; wer ferner zu klagen hat, komme „zu mir ins Haus."

Außer den drei Rottingsgerichten, die wegen ihrer Oeffentlichkeit wohl ſehr unbequem geweſen ſein mögen, aber aus demſelben Grunde auch jeder Ungerechtigkeit der Richter gewichtige Schranken ſetzten, wurden jährlich und zwar jedesmal acht Tage nach jenen die ſogenannten „Voigtingsgerichte" gehalten, deſſen Gebräuche uns lebhaft an die voralterigen Dingſtühle erinnern. Die Amtleute der Voigtei (der mainziſche Schultheiß, der Geſammtvoigt und der Ge-

richtsschreiber) nebst zwölf vereideten Schöppen bildeten das Personale des Gerichts, zu dessen Anfang die Glocken das Zeichen gaben. Die Richter hielten in ihren Händen, als Signum der Würde, lange rothe Stäbe, die aber nur der mainzische Schultheiß in Verwahrung haben durfte, und jeder Inhaber hob seinen Stab in die Höhe, sobald er einen Vortrag halten wollte.

Zur Eröffnung der Rechtspflege umschritt der Büttel die Schranken, trat dann in die Mitte des Angerplatzes und rief mit lauter Stimme aus:

„Ich hege dieses Gericht im Namen Ihrer Churfürstlichen „und Fürstlichen Gnaden von Mainz, Sachsen und Hessen. „Wer Recht zu klagen hat, der klage! An diesen Gerichten „wird geklagt umb Schuld, da nehmlich auf die Person des „Verklagten und nicht auf die Hypothek die Klage gerichtet „und darauf procedirt wird; desgleichen gehört hierher: Blut„rist, Verwundung, Schelt- und Schmähworte, Zetergeschrei „und was deren mehr anhanget und also der Obrigkeit zu „strafen obliegt."

Die peinliche Gerichtsbarkeit stand zur Hälfte dem Erzstifte Mainz, zur andern Hälfte der Ganerbschaft Treffurt zu und wurde, wie die Rottings- und Voigtingsgerichte, ebenfalls auf dem Anger zu Oberdorla öffentlich gehegt. Bei diesen Gerichten saß der mainzische Schultheiß, als erster Richter, mit einem aufgerichteten weißen Stabe oben an, neben ihm der Gesammtvoigt mit einem ähnlichen weißen Stabe.

Zum Beweis, wie ängstlich die Fürsten über ihre Rechte zu wachen pflegten, möge die Formel, womit das peinliche Gericht von dem mainzischen Gerichtsfrohne eröffnet wurde, hier eine Stelle finden.

„Ich hege — rief er aus — dieses peinliche Halsgericht „im Namen derer dreien Churfürsten von Mainz, Sachsen „und Hessen; doch dürfen der Gesammt-Voigtei Gerichts„knechte keine eigenen Gerichtsstäbe mit ans Gericht nehmen, „sondern solche werden ihnen vom mainzischen Gerichtsfrohne „zugestellt und dann zurückgefordert. Es sitzen auch am pein„lichen Gerichte keine andern Schöpfen, als diejenigen, so zu „dem mainzischen Rottingsgerichte vom mainzischen Vicedom „beeidiget und bestätiget sind; ist auch kein anderer Actuarius „oder Gerichtsschreiber bei diesem Gerichte, als welcher im „Namen Ihro Churfürstl. Gnaden zu Mainz angenommen, „beeidiget und besoldet. Ist unerhört, daß die sächsischen und „hessischen Beamten zu Treffurt, wegen Ihrer gnädigsten „Herrn, am peinlichen oder auch am Voigtingsgerichte einen „eigenen Gerichtsschreiber oder eigenes Gerichtsbuch halten „dürfen."

Hat sich je ein Völkchen in seiner Nationalität erhalten, so sind es gerade die Voigteier, d. h. die Bewohner der drei Ortschaften

Oberdorla, Niederdorla und Langula. Die Kleidung voriger Jahrhunderte ist, der Modesucht unserer Zeit zum Trotze, noch fast dieselbe. Die Männer tragen große, dreieckige, schwarze Filzhüte (scherzhafter Weise „Nagelbohrer“ genannt), mit Knopf und Schnüren reich ausgeschmückt; lange, bis auf die Hälfte der Waden herabreichende Röcke von besonderem Schnitt, die aus grünem Beidergewand (einem festen, fast unverwüstlichen Gewebe von Leinen und Wolle) oder aus weißem, sehr haltbaren Zwillich gefertigt und mit einer Unzahl großer, dicht an einander gereiheter blanker Knöpfe besetzt sind. Wohlhabendere benutzen als Knopfplatten auch wohl Zehnkreuzer und Viergroschenstücken. Zu der Festkleidung der Männer gehören ferner kurze, bis an die Knie reichende und gezwickelte Beinkleider von Bockleder, ein rother oder bunter knopfreicher Brustlatz, blaue mit rothen Zwickeln versehene Strümpfe, und die mit blank geputzten metallenen Schnallen geschmückten Laschenschuhe. Das Haar der Voigteier ist rund verschnitten, glatt auf dem Kopfe anliegend, und auf dem Hinterhaupte mit einem messingenen oder hörnernen Kamme befestiget.

Die Kleidung der Frauenspersonen ist eben so originell, wie die des männlichen Theils. In ihr spielt der grüne frießene, kaum bis an die Waden reichende und mit tausend und aber tausend Falten und Fältchen gezierte Rock nebst grellbunten Zwickelstrümpfen und sehr hohen Absatzpantoffeln, die selbst beim Tanze nicht abgelegt werden, eine Hauptrolle. Gewöhnlich bedecken die Weiber das auf dem Scheitel zu einem Knoten geknüpfte Haar mit der thüringischen Haube, welche dort „Pätze“ (vielleicht abgeleitet von Kapuze?) heißt und mit einer leinenen Kopfbinde versehen ist. Bei freudigen und kirchlichen Gelegenheiten, Hochzeiten, Kindtaufen ꝛc. bedienen sich die unverheiratheten Frauenspersonen als Kopfputz eines Deckels, der mit silbernen und goldenen Sternen, grell gefärbten Blumen, bunten Glasperlen, Flittern, bunt- und schwarzseidenen Bändern bis zum Uebermaß und selbst bis zur Geschmacklosigkeit geschmückt ist und „Schnürhait“ (wahrscheinlich Schnürhaube) genannt wird. Die einfache schwarze Mütze, mit weißem Zeuche besetzt, die man ohne die gewöhnliche Kopfbinde bei Begräbnissen und an Bußtagen trägt, heißt „Schleppchenspätze,“ die mit weißen Spitzen verzierte Haube aber, welche beim heiligen Abendmahle das Haupt ziert, „Schnorrenpätze.“ Ein schwarztuchener, mit rothem Frieß ausgefütterter Mantel ohne Kragen gehört ebenfalls zum Sonntagsstaate der Frauen.

Aber nicht nur die voralterige Kleidung hat der Voigteier aus früheren Jahrhunderten glücklich herübergerettet in die moderne Gegenwart, auch mancher Gebrauch, manche ungewöhnliche Sitte, die bis in das Heidenthum der Thüringer hinauf zu reichen scheint, ist in der durch Verfassung und gemüthliche Richtung ihrer Einwohner abgeschlossenen Voigtei erhalten worden.

So war es sonst und ist es noch jetzt gebräuchlich, in Oberdorla den dritten und in den beiden andern Dörfern den zweiten

Pfingſttag ein mannshohes, zuckerhutförmiges Gebäuſe zu verfertigen, darunter einen Mann auf ein Pferd zu ſetzen, und dieſe Figur unter dem Freudengeſchrei der begleitenden Knaben durch das Dorf zu führen. Dieſe abentheuerliche Figur nennt man den „Schoßmeier.“ Er wurde früher aus Stroh geflochten und nach beendigtem Umzuge außerhalb des Dorfes verbrannt, wovon noch jetzt eine gen Norden von Oberdorla gelegene Anhöhe den Namen des „heißen Steins“ führt. Aber ſeit der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts, da zwei Knaben jenes bedeutungsvolle Feſtſpiel nachahmen wollten und den Schoßmeier in dem Zwinger eines Hauſes anzündeten, wobei faſt ganz Oberdorla ein Raub der Flammen wurde, wird der Schoßmeier aus grünen Zweigen zuſammengeflochten und nach dem Umzug in das Waſſer geſtürzt.

Dieſe Figur ſoll jedenfalls, freilich auf keine ſchmeichelhafte Weiſe, die Göttin des Frühlings bezeichnen und ihr Name iſt von ſchoſſen (dem frequent. von ſchießen = ſprießen) und Maie, der am früheſten grünenden jungen Birke, dem Symbol der wiedererwachenden, lebensſchwangern Natur, herzuleiten. Andere legen indeß dieſem Namen eine davon ganz abweichende Bedeutung bei, indem ſie Schoß von Geſchoß (eine Steuer, Abgabe) ableiten, unter Meier aber einen Mann verſtehen, der Steuern einzutreiben beauftragt iſt. Weil nun die jene Figur begleitenden Knaben bei dem Umzuge von Haus zu Haus eine Gabe erhalten, im Nothfalle auch wohl erzwingen, ſo habe man ihr den Namen eines „Schoßmeiers“, d. i. Steuereintreibers, beigelegt. Die zuerſt angeführte Meinung erhält jedoch über die letztere Anſicht ein bedeutendes Uebergewicht, wenn man die Frühlingsfeierlichkeit der Voigteier mit der Neujahrsfeier der Slaven und Tſchechen in Böhmen und dem Sommergewinnen in Eiſenach vergleicht. Letzteres Feſt wird jährlich im Monate März und zwar am Sonntage Lätare gefeiert. Man wirft nach dem Umzuge den Strohmann ebenfalls in das Waſſer und ſingt dabei:

„Den Tod ha'n (haben) wir aufgetrieben,
Den Sommer bringen wir wieder;
Das Leben iſt zu Haus geblieben,
Drum ſinget fröhliche Lieder.
Hätten den Tod wir nicht angetrieben,
So wär' er dieß Jahr wohl gar hinnen geblieben!“

Der Strohmann ſoll hier nichts anderes als den Tod, das Bild des Winters, vorſtellen, der durch die Wiederkehr des Frühlings verdrängt wird.

Doch kehren wir wieder zur Characteriſtik unſerer Voigtei zurück!

Ein fleißigeres, biedereres Landvolk, als die Voigteier ſind, findet man ſo leicht nicht. Hauptzüge ihres Characters ſind: tiefe,

innige Religiosität ohne hervortretenden Hang zur Schwärmerei, Redlichkeit, Arbeitsamkeit und Sinn für Ordnung und Reinlichkeit; auch sind sie, trotz ihres fröhlichen Gemüthes, einfach und genügsam.

Ob es wahr ist, was man ziemlich allgemein den Voigteiern nachsagt, daß sie nämlich, wenn sie in wirklichen oder eingebildeten Rechten sich verletzt glauben, einen bis zur Unnatur gesteigerten störrigen Sinn behaupten und lieber Alles auf das Spiel setzen sollen, als nur zollbreit nachzugeben, ob dies, sage ich, wahr ist oder ob die Verleumdung ihrem Character dadurch ein Makel anhängen will, muß ich unentschieden lassen; nicht selten indeß erhält man Gelegenheit, die Aeußerung aus ihrem Munde zu hören:

„Möi behaipten onser Raagt on wann daar Kopf föll ronger gieha.“ (Wir behaupten unser Recht und wenn der Kopf sollte heruntergehen.)

Es wird hoffentlich meinen verehrten Lesern nicht unerfreulich sein, wenn ich bei dieser Gelegenheit eines Vorfalls erwähne, der uns den Character der Voigteier, wie er sonst wirklich war und zum Theil noch jetzt sein mag, völlig entschleiert; nur muß ich bitten, mich in das Jahr 1785 zurückzubegleiten, in jene drangsalvolle Zeit, wo den Voigtei-Ortschaften, wider ihren Willen, eine verbesserte Forstordnung durch die Gewalt der Waffen aufgedrungen werden sollte. Es erschien nämlich in dem genannten Jahre auf höhere Veranlassung eine Forstcommission in der Voigtei und begab sich unter dem Schutze des Militairs und der Gerichtsdiener in die Waldung, um dort im Sinne der neu aufgestellten Forstordnung jedem berechtigten Hause seine Parzelle Strauchholz ꝛc. zuzumessen. Hinterher zogen, gleich Heuschreckenschwärmen, die Voigteibewohner, Weib und Mann, Greis und Jüngling, Knabe und Mädchen, mit Aexten, Mistgabeln, Dreschflegeln ꝛc. bewaffnet. Lautlos umsteht die unübersehbare Menge im Walde die Commission und erwartet glühenden Auges der Dinge, die kommen sollen. Endlich wird die Meßruthe angelegt; kaum aber ist damit der erste Schlag geschehen, als aus der zahllosen Menge ein altes Weib, Regina Willig von Langula, wie eine Furie hervorspringt. Mit Tod blitzenden Augen zieht sie ein scharf geschliffenes Beil unter der Schürze hervor, schwingt es hoch empor und schreit dem messenden Forstbeamten zu: „Wenn du die Hand nochmals an die Meßruthe legst, verdammter Hund, so haue ich dir die Knochen vom Leibe.“ Die Commission stutzt und weiß nicht sogleich, wie sie sich in diesem nicht erwarteten Falle benehmen soll. Da aber durchläuft es, wie ferner Gewittersturm, die Reihen der Voigteier; immer drohender werden ihre Blicke, immer lauter drängen sich Flüche und Verwünschungen zwischen den Lippen hervor, und jede Hand faßt kräftiger das gewichtige Mordwerkzeug.

Unter solchen Umständen fanden es die Commissarien angemessen, die Sache vor der Hand ruhen zu lassen und sich von ihrer Behörde zuvörderst genauere Instruction zu erbitten. Sie zogen ab, die Voig-

teier trugen unter lautem Freudengeschrei die Regina Willig in ihre unscheinbare Behausung zurück, und die drei Ortschaften behielten ihre alte Forstordnung oder vielmehr Forstunordnung noch viele Jahre bei, bis sie endlich selbst die Unzweckmäßigkeit der alten Formen erkannten und freiwillig das thaten, was ihnen die Gewalt nicht hatte aufdringen können.

Der Voigteier ist größtentheils großen und muskulösen Körperbaues. Starke Schultern, Lenden und Waden, so wie die eckigen schroffen Gesichtszüge zeichnen ihn vor den übrigen Bewohnern der Ebene vor dem Hainich aus, so daß man ihn unter Tausenden leicht herausfinden kann.

In den Voigteiern scheint die Eigenthümlichkeit des alten deutschen Volkes, wie Tacitus es schildert, sich noch treulich aufbewahrt zu haben. Durchgängig findet sich, außer obigen Kennzeichen, auch das blonde Haar und das blaue, blitzende Auge; selbst der Handschlag gilt bei ihnen weit mehr, als bei den Einwohnern manches andern Dorfes, weshalb die benachbarten Städte Langensalza und Mühlhausen gern mit ihnen verkehren.

Während die Prediger und Schullehrer in vielen andern Ortschaften häufig darüber klagen, daß man von Seiten der Gemeindeglieder ihren Gehalt auf alle nur mögliche Weise, selbst durch Anwendung unredlicher Mittel, zu schmälern suche, betrachten es die Voigteidörfer als Ehrensache, ihrem Seelsorger und den Lehrern ihrer Kinder mehr zu geben, als ihnen gesetzlich zukömmt. Besonders bekundet sich dieser ehrenwerthe Sinn durch Geschenke und freiwillig erhöhte Accidenzien. Auch in der Voigtei herrscht, wie in manchen andern thüringischen Ortschaften, in dem Familienleben die steife Sitte, daß Mann und Frau nicht das vertrauliche „Du" gegen einander gebrauchen, sondern sich mit dem titulirenden „Ihr" (voigteisch „Dói") anreden.

Unter dem weiblichen Geschlechte findet man nur wenig Individuen, die sich durch schönen Wuchs und feine Züge auszeichnen, und selbst die wenigen Mädchen, die den Stempel Südthüringens im Antlitze tragen, verlieren bereits alle körperliche Schönheit schon in den ersten Wochen der Ehe, was sich aus physischen und psychischen Gründen wohl erklären läßt.

Der Dialect der Voigteier ist noch eben so, wie er sich bereits vor mehreren Jahrhunderten in diesem Landstriche ausgebildet haben mag, rauh, breit, oft mißlautend, voll sonderbar klingender Provinzialismen, welche die Sprache dem Fremden oft ganz unverständlich machen. So erzählt man, daß vor einigen Jahren mehrere in das Gerichtsamt zu Mühlhausen citirte Voigteier mit folgenden Worten in das Dikasterium eintraten: „Hói simma, wassumma?" Der Gerichtsdirector sieht verblüfft die Leute an und weiß nichts darauf zu erwiedern, bis sich endlich ergiebt, daß Jene haben sagen wollen: „Hier sind wir, was sollen wir?" Eine besondere Eigenthümlichkeit des voigteischen Dialectes ist die, daß die liquiden Sprachlaute l, n, r meistens in dem Kehlorgane mit Ausstoßung der

Luft aus der Nase gebildet werden, wodurch er einen, dem Reisenden sehr auffallenden, fremdartigen Klang erhält. —

Zu den erfreulichen Erscheinungen gehört, wie schon Eingangs flüchtig bemerkt worden, die seltene Industrie der Voigteier. Außer neun oder zehn Mühlen, die noch jetzt im Gange sind, traf man sonst in den drei Voigteidörfern viele Branntweinbrennereien, Plüsch- und Manschestermanufacturen; Gerbereien, und eine große Anzahl der verschiedenartigsten Handwerker an, deren Arbeiten sich durch Dauerhaftigkeit und Billigkeit auszeichneten. Einen vielgesuchten Handelsartikel machen noch jetzt die trefflichen Ziegeln und Töpferwaaren aus. Es sind 9 Brennöfen vorhanden, welche fortwährend 24 bis 30 Personen beschäftigen; auch findet man in Langula 32 Stühle zur Barchentweberei.

Das Gesammtvermögen der drei voigtei'schen Ortschaften ist sehr beträchtlich. Außer vielen Lehden, Triften, Jagd- und andern Gerechtsamen besitzt die Voigtei 9580½ Acker Länderei, 428 Acker Wiesen und gegen 12,000 Acker des Hainichwaldes, dem viele dürftige Einwohner ihren Unterhalt verdanken, indem sie das zusammengelesene Holz wöchentlich zweimal in die Stadt zum Verkauf tragen.

Nach Maßgabe eines Katasters vom Jahre 1683 haben die drei Ortschaften an Erb- und Grundzinsen an 38 Zinsherrn jährlich zu entrichten:

801	fl. 2 gr.	6¼	Pf. Geld,
		66½	Stück Gänse,
		74¾	" Hühner,
		115	" Hähne,
		4¾	Pfund Wachs,
504	Schffl.	3	Mtzn. Waizen,
1125	"	3	" Roggen,
1031	"	3	" Gerste,
586	"	1	" Hafer,
92	"	—	" Hopfen.

Ich könnte jetzt noch Manches ausführlich erzählen, was sich in einer Reihe von Jahren Merkwürdiges in der Voigtei zugetragen hat; z. B. von dem großen Brande zu Oberdorla am 13. Juli 1731, wo binnen drei Stunden Kirche, Thurm, Pfarre, Schule und 111 Wohngebäude ein Raub des empörten Elements wurden; von dem Brande im Jahr 1811, in welchem Niederdorla gegen 80 Wohnhäuser verlor; ich könnte die im Jahr 1760 von hessischer Seite stattgefundene gewaltsame und unerhörte Rekrutirung mit allen Haupt- und Nebenumständen meinen Lesern vorführen; ich könnte merkwürdige Diebstähle und verwegene Mordanschläge erwähnen: dieß Alles sind jedoch Dinge, die in jeder Stadt, in jedem Dorfe sich ereignen, wodurch also die Voigtei von andern Ortschaften nicht wesentlich unterschieden wird. Doch sei es mir erlaubt, eines Vorfalls zu gedenken, der wichtig genug scheint, um der Vergessenheit entrissen zu werden.

Bis zum Jahr 1763 hatten sich zu Langula sehr viele Wiedertäufer aus aller Herrn Ländern zusammen gefunden und dort angesiedelt. Diese Leute trieben weder Ackerbau noch Handwerke, dennoch bemerkte man nicht, daß sie Mangel litten. Da nun in dieser Zeit häufige Diebstähle, Straßenräubereien und Einbrüche vorfielen und beinahe kein Tag verging, ohne daß man von Greueln dieser Art hörte, da sogar Menschen verschwanden, ohne daß man entdecken konnte, wohin sie gekommen waren: so wurde man auf diese vorgeblichen Wiedertäufer aufmerksam und bald bezeichnete die öffentliche Stimme sie ziemlich laut als die Thäter alles Unwesens, das überall das größte Aufsehen erregte. Jedoch — die juridischen Beweise fehlten und die Obrigkeit weigerte sich, ohne diese einzugreifen. Im Herbste des oben genannten Jahres, als eben wieder einige empörende Beraubungen auf öffentlicher Landstraße vorgefallen waren, nahm der Pfarrer zu Langula Gelegenheit, auf der Kanzel gegen die unzähligen Unthaten, die jetzt zur Tagesordnung gehörten, heftig zu eifern, ja, er ging so weit, die in Langula wohnenden Wiedertäufer als die Verbrecher ungescheut und unumwunden zu nennen. In der darauf folgenden Nacht stand die Pfarrwohnung plötzlich in Flammen und die Spuren einer vorsätzlichen Brandstiftung waren nicht zu verkennen. Gegen hundert Gebäude brannten in dieser Nacht ab. Die Einwohner Langula's beschuldigten die Wiedertäufer der Brandstiftung und drohten, sie mit anbrechendem Morgen in Stücken zu zerreißen. Der Morgen brach an, aber — kein Wiedertäufer war mehr zu sehen noch zu hören, und aller Nachforschungen ungeachtet konnte man nicht entdecken, wohin sie sich gewendet hatten. Im Jahre 1816 zündete der Blitz in Langula und auch das Haus, welches 53 Jahre früher den Wiedertäufern gewöhnlich zum Versammlungsorte gedient hatte, wurde bedeutend beschädigt. Als der Besitzer desselben zur Reparatur schreiten wollte, da fand es sich, daß das ganze Haus mit doppelten Wänden versehen war, und zwischen denselben entdeckte man Blutflecken, Gerippe, halb verfaulte Lumpen und dergleichen Gegenstände mehr, die den unzweideutigsten Beweis lieferten, daß die Räume zwischen den Wänden früher zur Mordgrube gedient hatten.

Ehe wir die Darstellung der Voigtei schließen können, müssen wir noch kürzlich bemerken, daß der mainzische Antheil bereits 1801 an die Krone Preußen fiel, 1807 aber die ganze Voigtei dem neu geschaffenen Königreiche Westphalen einverleibt wurde. Obgleich die Voigtei-Ortschaften sich mit aller Macht dagegen sträubten, so sahen sie sich am Ende doch gezwungen, auf die lange behauptete Steuer- und Militairfreiheit auf immer zu verzichten.

Im Jahr 1814 schlug endlich für die Voigteier eine Stunde von außerordentlich großer Wichtigkeit: sie wurden preußisch und der Provinz Sachsen zugetheilt. In diesem Jahre erreichten auch die öffentlichen Rottingsgerichte ꝛc. ihr Ende, indem die Voigtei in Bezug auf Steuer-, Militair-, Polizei- und Justizverfassung allen andern preußischen Ortschaften gleichgestellt wurde.

Gewiß segnen die Voigteier jenen glücklichen Augenblick, der sie unter den weisen, milden und gerechten Zepter des preußischen Herrschers führte; gewiß vergessen sie bei der geregelten Verfassung, in welcher sie jetzt leben, jene chimärische Freiheit, die sie nicht selten zum Spielball frecher Anmaßung und Willkühr gemacht haben mag, ihr wahres Glück aber nimmer zu fördern vermochte.

„Möget Ihr, voigtei'sche Einwohner, nur den alten wackern Sinn, den regen Fleiß und die deutsche Biederkeit, wodurch Ihr Euch vor vielen Gemeinden ehrenvoll auszeichnet, treu bewahren als einen reichen Schatz, der von Euren Urgroßvätern auf Euch vererbt worden ist! Mag auch die Zeit manche alte Sitte verdrängen und Euren Kleiderschnitt nach und nach modernisiren: immer wird Euer Name mit Achtung genannt werden, wenn Ihr die theuren Güter Eurer Vorfahren treulich hütet und auf Eure Kinder übertragt!

Carl Nümpler.

Kloster Donndorf und seine Umgebungen,

historisch-romantische Beschreibung.

Zwei Stunden südwestlich von Artern liegt an dem überaus freundlichen Unstrutthale auf einem Vorberge der Finne die Erziehungsanstalt Kloster Donndorf, ohne Zweifel auf einem der schönsten Punkte in der ganzen güldnen Aue. Denn wenn sonst die Natur ihre lieblichsten Reize den verschiedenen Gegenden mehr einzeln spendet, so finden wir hier fast Alles vereinigt, was das Auge des Naturfreundes entzücken und das Herz zu freudiger Begeistrung erheben kann. Mag der Wandrer, der die leichte Anhöhe erstiegen hat, nach der Ferne hin sein wonnetrunkenes Auge richten, oder auf der nächsten Umgebung seine Blicke ruhen lassen; überall findet er die Natur in ihrem glänzendsten Festgewande mit tausend und aber tausend Reizen geschmückt. Jede Stunde des Tages, jede Zeit des Jahres breitet vor den Augen des gefühlvollen Beobachters neue Schönheiten aus. Sei darum herzlich willkommen, fröhlicher Wandrer aus der Nähe und Ferne, auf unserm Klosterberge. Ehe du bei dem geöffneten Thore, dem Haupteingange zu den ehrwürdigen Räumen, anlangst, findest du vorn eine schön gewachsene schattige Linde und hat die Anstrengung des Weges dich ermüdet, laß dich auf dem wirthlichen Bänklein unter ihr nieder. Siehe! — da liegt von Abend nach Morgen herum ein kreisförmiges Thal, einem der schönsten Panorama's gleich vor dir hingebreitet. Wenn nun dein Auge über die leichten, mit wogenden Kornfeldern besetzten Anhöhen, welche links sich an den Klosterberg anlehnen, hinweggeglitten ist, schaut von Abend her zu dir herüber der alte Kyffhäuserberg, der Wetterprophet der güldnen Aue, mit seinen Burgüberresten einem Riesen gleich, dessen finstere Stirn mit einer Sturmhaube gedeckt ist, an den Sommerabenden meist noch mit einem Feuermeere umgossen, wenn die Sonne in majestätischer Pracht sich bereits hinter seinen Schultern hinabgesenkt hat, um die Bewohner der andern Hemisphäre aus dem süßen

Schlummer zu wecken. Weiter rechts schließen sich daran die Bergreihen, welche hinter Wallhausen, der Residenz der alten Sachsenherzöge, und hinter Sangerhausen hinlaufend die südliche Grenze des Unterharzes bilden. Gleich einem dunkeln großen Vorhange schließen sie die Fernsicht nach Norden und nur bei heiterm Himmel blickt der greise Brocken mit seinem Silberhaupte von dort herüber. Terrassenförmig, von mehreren fruchtreichen Thälern durchschnitten steigt die Gegend von der Unstrut und Helme bis dahin sanft empor, wo der dunkle Saum bewaldeter Höhenzüge sich dem blauen Himmelsgewölbe anschmiegt. Aus dieser Höhe herab blickt von Norden her das Schloß Beyernaumburg dich freundlich an; jetzt nicht mehr die einst so gefürchtete Raubburg, wie sie unter Begünstigung des Bischofs von Merseburg den nach Böhmen reisenden Kaufleuten gefährlich war, aber eben deshalb auf Antrieb des Kaisers Ludwig von Baiern, von dessen Schwiegersohne, dem Markgrafen Friedrich dem Ernsthaften, 1333 zerstört wurde. (cf. Chron. Sampetrin. ad a. 1333.) Von da zieht sich bogenförmig wiederum eine meist bewaldete Anhöhe südöstlich nach der Unstrut herunter. Auf einem Vorsprunge erblickst du dort das jetzt zum Theil verfallene Schloß Allstedt, während das Städtchen gleiches Namens nordwestwärts am Fuße desselben sich ausdehnt. Ein und zwanzig größere und kleinere Ortschaften überhaupt, mit fruchtreichen Gefilden umgeben, kann dein Blick in diesem freundlichen Thale erreichen. In der Mitte desselben, in der Nähe des Weimarischen Dorfes Kalbsrieth, vereinigen die Helme und Unstrut, einst die vielbestrittenen Grenzflüsse zwischen den alten Sachsen und Thüringern, friedlich ihre Gewässer und nur im Frühling und Herbst, wenn der schmelzende Schnee des Unterharzes die Helme ungewöhnlich anschwellt, treibt diese mit ihren gelblichrothen Wellen die Unstrut über ihre Ufer hinaus und verwandelt auf einige Zeit einen namhaften Theil des Thales in einen See, dessen vielbewegter Spiegel dem Auge eine angenehme Ueberraschung bereitet und Wiesen und Aecker befruchtet. Zur linken Seite der Unstrut hin zieht sich die Straße von Artern nach Querfurt, auf der einst der große Schwedenkönig Gustav Adolph, nur von wenigen Getreuen begleitet, nach den schlachtgewohnten Ebnen Lützens eilte, um dort Sieg und Tod zu finden. Noch bewahrt die Familie Schomburgk, bei der er damals in Querfurt übernachtete, als ein theures Andenken die goldene Denkmünze, die er an seinem Koller trug. Diesseits der Unstrut erstrecken sich grünende Wiesen und üppige Getreidefelder bis zum Kloster heran.

Hast du nun an dieser herrlichen Fernsicht Blick und Herz geweidet, so ergreife deinen Wanderstab und folge mir weiter. Nicht durch den Haupteingang will ich dich in die innern Räume führen, sondern damit du durch den Anblick sogleich daran erinnert werdest, welche Bestimmung dieser Ort in der Vorzeit gehabt, von Morgen her durch das alterthümliche Klosterpförtchen. Der Weg dahin wendet sich hinter der Wohnung des Erbadministrators durch, um eine Reihe von Gebäuden, die zur Oekonomie gehören, sowie um die

Försterwohnung herum, von wo aus sich dann einige Ueberreste der alten Klostermauer nach Mittag hinziehen, welche aber durch neuere Zusätze vielfach ergänzt sind. Nach Osten hin ist hier ein zweites länglich rundes Thal vor deinen Blicken ausgebreitet, das zwar kleiner als das vorige, aber nicht minder reich an überraschenden Ansichten ist. Zur linken Seite hin wird es von eben der bewaldeten Anhöhe eingeschlossen, die wir schon von Allstedt her kennen gelernt haben und an ihrem Fuße spiegeln sich die berühmte Erziehungsanstalt Roßleben und weiter hin die ehemalige Burg Wendelstein in den Wellen der Unstrut, die sich hinter den grauen Felsen der letztern bald aus deinem Gesichtskreise verliert und nach dem für unser thüringisches Vaterland so klassischen Boden hinwendet. Denn dort liegt der Ronneberg, wo in einer mörderischen Schlacht der letzte Thüringerkönig Hermannfried Land und Leute verlor, dort sind noch Spuren des Castells, vor welchem einst der Thüringerherzog Rudolph den unmündigen Frankenkönig mit Erfolg zurückschlug. (cf. Böhm Commentatio de Runiberga etc. Lips. 1774. und Dr. Wilhelms Abhandlung im dritten Hefte der Mittheilungen des thüring.-sächsischen Vereins. Naumburg 1823.) Die östliche Grenze bildet der theils bewaldete, theils kahle Orlasberg, welcher hinter dem alten Kloster Memleben emporsteigt, das einst das Sterbelager zweier deutschen Kaiser geschaut hat. Auf der Südseite zieht sich bis nach dem Kloster herauf die schön bewaldete, von reichen Fruchtfeldern begrenzte Finne, die ihre Vorberge wellenförmig in das Thal hereinstreckt und an deren Abhange du das von Alters her mit unserm Kloster befreundete Städtchen Wiehe mit seinem Schlosse erblickst. Neun Ortschaften überhaupt sind an dem Rande dieses lieblichen Thales angereiht, deren Namen fast alle das achte Jahrhundert schon aufweisen kann. (cf. Brexarium Seti Lulli in Wencks Hess. Landesgeschichte Theil II. Urkundenb. pag. 16.) Wenn auch nicht großartige Ansichten sich deinem Blicke hier darbieten, nicht steile kahle Felsen hier von schwindelnder Höhe herabschauen, eine freundlichere Fernsicht, wo das Auge so Alles in der Nähe sehen und bewundern kann, möchte selten anzutreffen sein.

1349 wüthete in diesem Thale die Pest auf das Fürchterlichste und weil man unverständiger Weise den Juden die Schuld davon beimaß, so wurden in Wiehe und in der Umgegend zu Fastnacht desselben Jahres diese Unglücklichen von dem erhitzten Pöbel allenthalben aufgesucht und ohne Erbarmen erschlagen. Ganze Ortschaften wurden in jener Zeit entvölkert, wo diese schreckliche Krankheit einem Würgengel gleich, in dieser Gegend hausete und durch Unmäßigkeit und Aberglauben noch in ihrer furchtbaren Kraft verstärkt wurde. Auch 1683 wüthete die Pest wiederum in diesem Thale; es starben aber gerade in Donndorf wenig Leute wegen der guten Anstalten, welche der damalige Pastor Liebeskind daselbst getroffen hatte, der selbst auch glücklich erhalten ward. Derselbe ließ nämlich eine Viertelstunde vom Dorfe im freien Felde eine große Hütte erbauen, in welcher die Erkrankten untergebracht und verpflegt wurden.

Die Gestorbenen wurden in der Nähe der Hütte auf einem Raine begraben, der noch heutzutage der Todtenrain heißt.

Ehe wir nun durch das spitzgewölbte Klosterpförtchen eingehen, will ich dir nur noch die Erinnerung mit auf den Weg geben, daß du eben auf geweihetem Boden gestanden hast. Vor einigen Jahren fand man nämlich zufällig, daß zur linken Seite dieses Pförtchens, außerhalb der alten Kirchhofsmauer eine ganze Anzahl von Knochengerippen geborgen lagen, die einem riesigen Gliederbau angehört haben müssen. Verletzungen an der Hirnschale deuteten darauf hin, daß diese Erdensöhne im Kampfe mit der Streitart zu Boden geschlagen sein mögen, was um so mehr Wahrscheinlichkeit gewinnt, da auch eine solche Waffe in der Nähe gefunden worden ist. Ueber Zeit und Veranlassung läßt sich nichts Näheres bestimmen. Gehen wir nun durch das Pfortengäßchen aufwärts, so zieht sich links der Gottesacker hin, an dessen westlicher Seite sich auf der Höhe ein freundliches Kirchlein anschließt, in welcher von dem Prediger des Dorfes aller 14 Tage Gottesdienst gehalten wird. Unter der Sakristei befindet sich im Erbbegräbniß der Freiherrl. von Werthernschen Familie, in welchem auch die Särge zweier frühern Administratoren des Klosters beigesetzt sind. In ihrer jetzigen Gestalt hat diese Kirche erst die Mitte des vorigen Jahrhunderts erstehen sehn; von der alten, welche an Stellung und Umfang ihr gleich gewesen zu sein scheint, sind nur noch die Grundmauern des Thurmes und eines darin befindlichen Gewölbes vorhanden, das jetzt als Keller benutzt wird, in welchem aber ehedem vielleicht die später anzuführende Reliquie aufbewahrt wurde. Außerdem findet sich an der Südseite neben dem Eingang das steinerne Standbild seines frühern Vorstehers (wahrscheinlich Justitiarius) der Anstalt eingemauert, welches beim Aufbau der Kirche 1746 unter dem Schutt gefunden wurde. Umschrift und Name sind zum Theil verwischt und nur noch das Todesjahr 1604 deutlich zu lesen. Von den Denksteinen Dietrichs von Werthern, des ersten Klostervoigts aus dieser Familie, und seiner Gemahlin Elisabeth geb. von Horn, von denen beiden Albin*) p. 41. noch die Inschriften aufbewahrt hat, findet sich, so wie von mehreren andern, keine Spur mehr. Sie mögen bei der weiter unten angeführten Verwüstung durch die Schweden gänzlich vernichtet worden sein.

Rechts liegen nach Norden hin in die Runde die ziemlich weitläufigen Wirthschaftsgebäude mit freundlichen Gärten. In einem Keller, der Pachterwohnung gegenüber findet sich ein jetzt zum Theil verschütteter unterirdischer Gang, der der Sage nach nach dem ehemaligen Mönchskloster Hechendorf geführt haben soll, aber bis jetzt noch nicht näher untersucht worden ist. Auffallend ist indeß, daß auch von dort ein gleicher Gang seine Richtung nach unserm Kloster

*) Geschichte der Grafen und Herrn von Werthern. Leipzig 1705.

zu nimmt. Wendest du dich nun links um die Kirche herum, so trittst du in den eigentlichen Klosterhof, der nach Morgen und Mittag von dem Schulgebäude unter einem rechten Winkel, nach Abend und Mitternacht von der Pachterwohnung und von Gärten eingeschlossen ist. Siehe da erblickst du rechts auf einem geräumigen Platze und unter schattigen Linden eine fröhliche Schaar muntrer Knaben, welche eben aus den Arbeitszimmern gekommen sind, um sich hier unter Scherz und Spiel zu vergnügen. Auf eines Jeden Gesichte kannst du es lesen, daß neben dem Ernste, welchen ihre wissenschaftlichen Beschäftigungen erfordern, auch die jugendlich kindliche Fröhlichkeit in den sonst so stillen Räumen nicht verpönt sei. Der fast nie gestörte Gesundheitszustand, welcher ein wesentlicher Vorzug dieses romantischen Musensitzes ist*), das fast gleiche Alter, welches die Zöglinge der Anstalt hier vereint, die Freundlichkeit, mit welcher sie von ihren Lehrern behandelt werden, also daß sie meist nach kurzer Zeit sich hier heimisch fühlen, obgleich fast alle der erste Ausflug aus dem väterlichen Hause hierher geführt hat; — dieß Alles vereinigt sich, um dir das liebliche Bild einer großen glücklichen Familie vorzuführen, und hast du nur einiges Gefühl für unschuldige Jugendfreuden, gewiß, so kannst du nicht ohne freudige Rührung an diesem fröhlichen Getümmel vorübergehen.

Die Mauern des Schulgebäudes sind meist, wenigstens im untern Stock, noch aus der Klosterzeit, die Vertheilung des innern Raumes aber, die noch vor Kurzem nur zu sehr an jene frühere Zeit erinnerte und zu der jetzigen Bestimmung in vieler Hinsicht unzweckmäßig war, ist in neuester Zeit eine ganz andere und sonder Zweifel viel passendere geworden. Der jetzige Herr Erbadministrator hat nämlich bedeutende Kosten nicht gescheut, um zum Besten der Anstalt theils neue Räume zu gewinnen, theils die alten zweckmäßiger einrichten und vertheilen zu lassen. Dank seiner wohlwollenden Fürsorge für die unter seiner Obhut stehende Anstalt! Freilich werdet ihr nun eure alten Zellen nicht wieder finden, ihr frühern Zöglinge unsrer Klosterschule! Aber ob euch auch damit so manche liebe Erinnerung verwischt ist, so werdet ihr euch doch freuen, daß besonders die Räume, in denen die jetzigen Schüler sich bewegen und ruhen, eine viel freundlichere Gestalt gewonnen haben. Die meisten Zimmer sind gegen Morgen nach dem schönen Unstrutthale gerichtet und werden von den ersten Strahlen der Frühsonne erleuchtet. Fast unmittelbar an die Gärten, welche sich hinter beiden Flügeln des Schulgebäudes ausdehnen, und von denen der eine von einem frühern Administrator den Schülern zur Benutzung überlassen worden ist, schließt sich südwestlich ein Eichen- und Buchenwäldchen,

*) Nach einer ziemlich verbürgten Tradition ist von der bedeutenden Anzahl Schüler, welche die Anstalt seit ihrer Gründung (1561) besucht haben, bis jetzt nur ein einziger hier gestorben, der unglücklicher Weise von einem tollen Hunde gebissen worden war.

welches theils nach dem Rücken der Finne sich hinaufzieht, theils mit seinem westlichen Abhange nach einem stillen romantischen Thale sich hinunterneigt. Die angenehmsten Spaziergänge durchkreuzen sich hier nach allen Richtungen hin. Zu jeder Jahreszeit wandeln fast täglich unter Aufsicht eines Lehrers die Zöglinge in den Erholungsstunden dorthin, und so manches anmuthige Plätzchen ist von ihren Händen gezeichnet. O ihr, die ihr früher unter diesem schützenden Laubdache gewandelt, ihr kennet wohl noch die dreifache Ulme, unter der euer Lehrer Platz nahm, während ihr auf grünenden Rasenbänken im Kreise um ihn euch schaartet, um in der freien Natur unter Gesang und Gebet auf den Flügeln der Andacht eure Herzen zum Herrn eures Lebens zu erheben; ihr wisset noch die alte vielästige Eiche und die üppige Buche zu finden, auf die ihr in den glücklichsten Stunden eures Lebens eure Namen gezeichnet; ihr erinnert euch noch des Kegelschubs, den ihr mit eignen Händen gebauet und des weichen Rasenplatzes, wo ihr so manchmal bei der Hitze des Sommers im Schatten ausgestreckt ruhtet, um traulich zu kosen von der Jugend glücklichen Träumen. Ihr wisset noch wohl, wie ihr so manchen schönen Frühlingsabend am nordwestlichen Abhange dieses Wäldchens hinter den ländlichen Klosterhütten dem Gesange unzähliger Nachtigallen gelauscht, die so gern sich hier versammelten zu musikalischem, bezauberndem Wettstreit.

Wer aber vermag zu ermessen, welch' einen segnenden Einfluß eine solche Umgebung auf das jugendliche Gemüth der Zöglinge dieser Anstalt ausübt.

Daß das unten am Berge liegende Dorf Donndorf dem Kloster seinen Namen gegeben, geht daraus hervor, daß jener Ort sehr alt ist. Schon 780 wird er als ein christlicher Ort unter den Besitzungen des Klosters Hersfeld aufgeführt, (cf. Breviarium Sti Lulli l. l.) und es ist daher kaum zu zweifeln, daß die dortige alte Peter-Paulskirche mindestens in das elfte Jahrhundert hinaufreicht, wie die Jahrzahl 1008 anzudeuten scheint, die sich dort an einem Steine hinter dem Altare eingegraben findet, obgleich dieselbe, weil in arabischen Ziffern abgefaßt, erst später, vielleicht nach einem alten Documente oder nach der Tradition, bei irgend einer feierlichen Gelegenheit aufgezeichnet sein muß. Denn wenn auch in jener ersten christlichen Zeit unserer Gegend bei weitem nicht jeder Ort seine Kirche gehabt hat, sondern wahrscheinlich ganze Districte nach einem gemeinschaftlichen Gotteshause wallfahrteten, wie dieß das Beispiel Cölleda's zu bestätigen scheint, wo sich schon 802 eine reich ausgestattete und ansehnlich begüterte Peter-Paulskirche fand, (cf. Wenck Hess. Landesgeschichte Theil II. Urkundenbuch p. 18.) so mußte sich doch in Donndorf selbst schon frühe auch das Bedürfniß sichtbar machen, ein eignes Gotteshaus zu haben. Den Namen des Orts, der in den ältesten Urkunden Tundorf, Tunndorf und Thundorf geschrieben wird, von Thon abzuleiten, wie Dietmann in seiner sächsi-

schen Priesterschaft thut, scheint mir gar nichts für sich zu haben. Denn einestheils hat der Boden in hiesiger Gegend gar nicht eine nur irgend auffallende ironigte Beschaffenheit, anderntheils fällt die Entstehung des Namens in eine so frühe, wahrscheinlich noch heidnische Zeit, wo die festen Niederlassungen, mochten sie nun eigentlich bewohnte Güter (mansus) oder bloße Vorwerke mit Wirthschaftsgebäuden (-Hube, -Hufe) enthalten, den Namen des Besitzers zu tragen pflegten. Und wirklich findet sich, wenigstens im zehnten und elften Jahrhundert, ein in hiesiger Gegend ansässiges adeliges Geschlecht von Thunna und 1462 wird Hedwig von Thunna als Priorin des Cistercienserklosters zu Cölleda aufgeführt. (cf. Unger Chronik dieser Stadt p. 80.) Es ist mir dennoch viel wahrscheinlicher, obgleich es nie bestimmt wird ausgemacht werden können, daß der Name dieses Ortes, und demnächst auch unseres Klosters, von jenem Geschlechte abzuleiten sei.

Ueber die erste Entstehung und Gründung des Klosters Donndorf läßt sich eben so wenig etwas Bestimmtes angeben, da die Stiftungsurkunde durchaus nicht mehr aufzufinden ist und auch anderwärts bestimmte Angaben oder Hinweisungen nicht vorkommen. Aus spätern Urkunden geht indeß hervor, daß es ein adeliges Nonnenkloster des Cistercienserordens war, welches zur Mainzer Diöces und in derselben zum Archidiaconat B. Mariae Virg. zu Erfurt gehörte. (cf. Wenck l. l. p. 497). Sonst enthält eine Schenkungsurkunde Friedrichs I. (Barbarossa) von 1162, in welcher der Markgraf Otto von Meißen ein Stück Wald bei Hechendorf an das Kloster Pforta abgetreten, wie ich nach wiederholter genauer Prüfung mich überzeugt habe, eine nicht undeutliche Hinweisung auf den fraglichen Ort. Dort wird nämlich die Lage des Waldes nach mehreren uralten Grabhügeln, die sich noch jetzt hinter Donndorf finden und nach einem Landgute (praedium Sisonis Comitis) so bestimmt, daß man annehmen muß, es habe damals auf unserm Klosterberge dieses letztere gestanden und dem Grafen Sizzo von Keseruburg, den Stammvätern der nachmaligen Grafen von Schwarzburg, gehört, welche erweislich zu jener Zeit Besitzungen in diesem Thale hatten. Dieselben mögen auch wohl Stifter dieses Klosters gewesen sein und besagtes Landgut dazu hergegeben haben. Diese Vermuthung würde sich noch mehr bestätigen lassen, wenn es nicht die dieser Beschreibung gesteckten Grenzen überschritte. (cf. Hoffmanns Nachrichten über die Herrschaft Wiehe in der Sammlung einiger ausgesuchten Stücke der Gesellschaft der freien Künste zu Leipzig II. Thl.) Merkwürdig ist dabei noch, daß fast überall in den Klostergärten sich tief in der Erde Grundmauern und selbst solche finden, welche nach ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit auf Befestigungs- und Vertheidigungsthürme hinweisen. Sie nöthigen zu der Annahme, daß diese Besitzung in den Zeiten des Faustrechts, in welchen vorzüglich auch in dieser Gegend viele Greuel verübt wurden, gegen feindliche Angriffe wohl befestigt gewesen und daß in der Lage der dazu gehörigen Gebäude, wahrscheinlich eben bei der Stiftung des

Klosters, eine große Veränderung vorgegangen sei. Nach einer ziemlich verbürgten Nachricht soll das Kloster vom Kaiser Conrad IV. 1250 oder 51 bestätigt und eine Abschrift dieser Urkunde auf dem Rathhause zu Wiehe vorhanden gewesen sein, welche sich aber jetzt nicht mehr vorfindet. Hat es damit und mit der oben dargelegten Meinung über das Praedium Sisonis seine Richtigkeit, so muß die Gründung selbst zu Ende des zwölften oder zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts fallen. 1308 endlich kömmt Henricus, ein Probst des Klosters Donndorf als Zeuge bei Ausstellung einer Urkunde vor. (cf. Schamelius Beschreibung des Klosters Roßleben.) Die übrigen hier und da noch angeführten Pröbste und Aebtissinnen aus dem vierzehnten bis sechzehnten Jahrhundert übergehe ich, um eben nicht bloße Namen zu nennen; nur auf einige muß ich noch aufmerksam machen. 1351 machten sich nämlich der Probst Hermann und die Aebtissin Kunigunde nebst dem ganzen Klosterconvente verbindlich, gegen die Nutzung einer Wiese, alljährlich in der Kirche St. Petri im Dorfe Wein und Oblaten zur Communion zu geben, welcher Gebrauch noch jetzt besteht und in neuerer Zeit auch auf die Kirche zu Langenrode ausgedehnt worden ist. 1403 war Hartwig Probst und Gertrude Aebtissin im Kloster, welche von Johannes, Bischof von Laodicaea einen Brief bekamen, nach welchem allen ein 40tägiger Ablaß zugesichert wurde, welche das heilige Blut in der Klosterkirche St. Laurentii besuchen und verehren würden. Auch 1452 wurde dem Kloster von einigen Cardinälen eine Ablaßschenkung ertheilt.*) 1466 war Albrecht von Werthern hier Probst; derselbe kam von da nach der Probstei Ilmen und lebte endlich als Priester zu Sondershausen. (cf. Albin l. l. p. 37. wo aber unrichtig Ilmenau gesetzt ist und Zeitfuchs Stolberg. Chronik p. 368.)

Was nun die Schutzgerechtigkeit über unser Kloster anbetrifft, so ist dieselbe ohne Zweifel, auch wo sich nicht bestimmte Angaben nachweisen lassen, von den frühesten Zeiten her bei den jedesmaligen Besitzern der Herrschaft Wiehe gewesen und verblieben. So finden wir im dreizehnten Jahrhundert die Herrn von Rabeswalde, nach dem Schlosse gleiches Namens so benannt, von dem südwestlich von Wiehe noch sehenswerthe Ruinen angetroffen werden, als Schirmvoigte angeführt, und als 1312 dieß Geschlecht mit dem Grafen Friedrich von Rabeswalde in männlicher Linie erlosch, ging die Herrschaft Wiehe nebst der Voigtei über die Klöster Memleben und Donndorf an dessen Schwiegersohn, den Grafen Hermann von Orlamünde, Herrn von Weimar über, der mit seinem Bruder Friedrich auch 1332 die Burg Wendelstein erbaut hat. 1343 geriethen indeß die Grafen von Orlamünde mit den Landgrafen von Thüringen, na-

*) Beide genannte Ablaßbriefe, so wie die von dem Klosterconvente ausgestellte Urkunde in Betreff der Oblaten und des Weins werden im Pfarrarchiv zu Donndorf aufbewahrt und wurden mir vom Herrn Pastor Wegel zur Einsicht sehr bereitwillig überlassen.

mentlich Friedrich dem Ernsthaften, in einen für sie sehr unglücklichen Kampf und mußten im Frieden 1346 die Herrschaft Wiehe sammt dem Kloster Donndorf an die gedachten Landgrafen abtreten, die dann beide theils pfand- theils lehnsweise an die vornehmsten Thüringischen Herrn überließen. So kamen dieselben 1347 an den Herzog Magnus von Braunschweig, 1367 an Gebhard, Edlen von Querfurt und schon 1369 wieder an die Herrn von Heldrungen. Als aber 1409 Friedrich von Heldrungen den Landfrieden gebrochen und in des Grafen Ulrich von Hohenstein Landen übel gehauset, auch den alten Grafen selbst, nachdem er dessen Veste mit Verrath in der Nacht erstiegen, aus seinem Bette gerissen und gefangen weggeführt hatte; so überzogen ihn die Landgrafen von Thüringen Wilhelm und Friedrich der Jüngere mit Heeresmacht, nahmen ihm 1412 die Herrschaft Wiehe sammt ihren Pertinenzen als verwirktes Lehnsgut weg und überließen sie 1413 dem Grafen Heinrich von Hohenstein gegen Abtretung seiner Gerechtigkeit auf Kelbra und die Anhaltinischen Pfandschaften. Doch schon 1415 verkaufte derselbe die Herrschaft Wiehe nebst der Voigtei über die Klöster Donndorf und Memleben an Friedrich Grafen und Herrn zu Beichlingen, der auch noch in demselben Jahre von dem Landgrafen Wilhelm den Tapfern damit belehnt wurde. In dem berüchtigten Thüringischen Bruderkriege finden wir indeß die Herrschaft Wiehe mit Donndorf in den Händen des mächtigen Günstlings des Herzogs Wilhelm, Apels von Vitzthum wieder, weshalb Wiehe von den Grafen von Beichlingen und Hermann von Harras überfallen und erobert wird, worauf sie 1448 der Graf Heinrich von Schwarzburg, Herr von Arnstadt und Sondershausen für 8000 rhein. Gülden käuflich an sich bringt. (cf. Hartung Kammermeister bei Menken Tom. III. p. 119 ff. und Paul Jovius Schwarzburg. Chronik L. 5. C. 40.) Bald darauf aber mußte gedachter Graf die so erworbenen Besitzungen, weil der erwähnte Krieg seine Kasse erschöpft hatte, für dieselbe Kaufsumme 12. Jan. 1452 zuerst auf 8 Jahre, 1461 aber, mit Einwilligung des Herzogs, erblich an die Gebrüder Herrn von Werthern, Dietrich Georg und Hans abtreten; jedoch wurde dabei festgestellt, daß die fragliche Herrschaft ein Afterlehn der Grafen von Schwarzburg bleiben, diese aber die Oberlehn von den Herzögen von Sachsen tragen und anerkennen sollten. Der Lehnshof war Frankenhausen und zu den Ritterpferden mit denen die Herrschaft Wiehe der Lehnsherrschaft dienen mußte, hatte das Kloster Donndorf zwei zu stellen. Dieser Lehnsnexus hat denn auch bestanden, bis er in Folge des Staatsvertrags vom 19. Juli 1816 an die Lehnscurie des königl. preuß. Oberlandesgerichts zu Naumburg überging. Der genannte Dietrich von Werthern, welcher schon oben als der erste Schirmvoigt unsers Klosters aus dieser Familie bezeichnet wurde, unternahm 1461 mit dem Herzoge Wilhelm von Sachsen eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande und wurde dort an dem heiligen Grabe von demselben zum Ritter geschlagen. (cf. Albin l. l. p. 40.) 1525 wurde das Kloster von den von Auſstedt heranstürmenden Bauern hart mitgenom-

men und theilweise zerstört (cf. Menken Tom. II. p. 1134.) und vergebens versuchte der damalige Schirmvoigt Hans der Jüngere, in Verein mit dem Grafen Wolfgang von Stolberg, den fanatischen Pöbel bei Frankenhausen zum Frieden zu ermahnen, als beide zu diesem Zwecke von dem Herzoge Georg dahin abgeordnet waren. Derselbe Hans war ein sehr gelehrter Mann und dem berühmten Erasmus von Rotterdam bekannt und befreundet, mit dem er auch in einem lebhaften Briefwechsel stand. (cf. Albin p. 53.)

Nach der Reformation ließen die Herrn von Werthern, welche sich 1540 allesammt zur lutherischen Kirche gewendet hatten, die Nonnen des Klosters aussterben. Die zuletzt übrig gebliebene war die Aebtissin Felicitas Hacke, welche, der Sage nach, vom Blitze getroffen, den 12. Juli 1561 ihr Leben beschloß. Die darauf bezügliche Tradition klingt im Munde des Volkes also:

> Um selbige Zeit hatte ein ungewöhnlich starkes Gewitter sich aufgethürmt und stand fürchterlich drohend über dem Kloster. Trotz alles Betens der erschrockenen Bewohner wollte es doch nicht weichen eine lange Zeit. Da erkannte die fromme Matrone Felicitas darin eine Weisung Gottes, welcher nahe, sie im Wetter von der Erde abzurufen. Darum stieg sie voll Ergebung aus ihrem Gemache herunter, setzte sich vor dem Kloster betend in ihren alten Lehnstuhl und erwartete so getrost ihr Ende. Bald sank sie auch entseelt zu Boden; ein Blitzstrahl hatte sie getroffen und das Gewitter zog ruhig vorüber.

Darauf wurde besagtes Kloster sogleich, in Gemäßheit eines schon 1541 errichteten Vertrags, von den Gebrüdern von Werthern Christoph, Heinrich und Georg in eine Freischule für 12 Knaben umgewandelt, die hier eine angemessene Vorbereitung für höhere Bildungsanstalten bekommen sollten. Die alte Stiftungsurkunde der Schule war schon 1729 nirgends mehr aufzufinden und man muthmaßte damals, daß sie bei den hier stattgefundenen Verwüstungen im 30jährigen Kriege, nebst andern Dokumenten des Klosterarchivs, ein Raub der Flammen geworden sei. Es wurden aber darauf 1746 die Verpflichtungen und Rechte der Freiherrl. von Werthernschen Familie von einer churfürstl. sächsischen Commission auf den Grund vorhandener Urkunden und auf die eidliche Aussage der betheiligten Familienglieder geprüft und regulirt und demnächst eine neue Stiftungsurkunde entworfen und höhern Orts auctorisirt. Anfänglich hatten die einzelnen Glieder der Familie, welche sich seit 1633 in die Brückesche, Wiehesche und Beichlingesche Linie theilte, die Aufsicht über die Schule gemeinschaftlich geführt und dieser Umstand hatte zu mancherlei Differenzen Veranlassung gegeben. Daher wurde 28. März 1660 zu Cölleda zwischen den 5 Söhnen des 1658 verstorbenen Hans Heinrich von Werthern ein Erbtheilungsreceß abgeschlossen und 20. Juli ejd. a. von dem Churfürsten Johann Georg confirmirt, nach welchem die Administration der Schule bei der Wiehe'schen Linie verbleiben und dieselbe jedesmal von dem Aeltesten in

der Familie als ein Majorat verwaltet werden sollte. (cf. M. Gottfr. Löwe Dissertatio de Janitoribus imperii.) Bei dieser Anordnung scheint es indeß nicht immer streng verblieben zu sein; so finden sich z. B. 1701 — 1725 zwei Administratoren, welche gemeinschaftlich das Kloster verwalteten. Leider haben diese Erziehungsanstalt seit ihrem Entstehen mancherlei Unfälle betroffen und ihre Wirksamkeit mannigfach unterbrochen. Schon 1636 wurde sie von den Schweden unter dem Grafen Rickberg feindlich heimgesucht und geplündert, 1641 aber von demselben unter dem Oberst Rosa völlig in Asche gelegt, aus Rache, daß Georg von Werthern, Oberhofrichter zu Leipzig und Oberhauptmann in Thüringen, der auf churfürstlichen Specialbefehl 1635 zur Abschließung des Prager Friedens geschickt wurde, sich weder durch Versprechungen noch durch Drohungen der Schweden abhalten ließ, die Vereinigung zwischen Johann Georg I. von Sachsen und dem Kaiser zu Stande zu bringen. (cf. Albin p. 77.) Die Klosterkirche, in welcher mit Fleiß jede Erinnerung an den von Werthernschen Namen ausgetilgt worden war, blieb über hundert Jahre in Trümmern liegen und wurde erst 1754 21. p. Trinit. von dem damaligen Prediger in Donndorf, Christoph Lebrecht Wetzel, wieder zu gottesdienstlichem Gebrauche eingeweihet; die Schulgebäude aber waren schon 1669 wieder hergestellt und es wurden 3. Januar 1670 von Georg Adam von Werthern wieder 6 Knaben aufgenommen und deren Zahl im folgenden Jahre auf 12 gebracht. Schon 1676 ging indeß — aus welchem Grunde? ist unbekannt — die Anstalt wieder völlig ein. Nach einer über dem Eingange zum Schulhause befindlichen Inschrift mögen die Gebäude wiederum einer namhaften Reparatur bedurft haben und erst 1680 wieder in den Stand gesetzt gewesen sein. 1690 geschieht endlich wieder eines daselbst angestellten Lehrers Erwähnung. Schon 1706 — nicht 1710, wie manche Chroniken wollen — brach indeß, in Folge von Unvorsichtigkeit, in der Wohnung des damaligen Rectors Meybring Feuer aus, wobei das leicht mit Schindeln gedeckte Dach, Sparren und Balken von den Flammen verzehrt wurden. Zwei Jahre wurde noch Schule gehalten. Als aber die Nässe allzusehr auch in die wenig geschützten untern Räume drang, mußten 1708 sämmtliche Schüler entlassen werden. Der Rector Meybring wurde unterdessen in einem Diensthause untergebracht, das ehedem neben dem Klosterthore stand, wo sich jetzt die Wohnung des Erbadministrators findet, bis ihm 1711 das eben zu Langenroda neugegründete Pfarramt übertragen wurde. Langenroda hatte nämlich bis dahin als Filial zu Donndorf gehört und der jedesmalige Prediger ertheilte auch außerdem, gegen nicht unbedeutende Emolumente an Geld und Holz, in einigen Stunden wöchentlich den Alumnen der Klosterschule Religionsunterricht. Auch diese Religionsstunden aber gingen 1711 mit dem betreffenden Einkommen auf den genannten Pastor Meybring über und es hat diese, für die Schule höchst unzweckmäßige und für beide Theile sehr lästige Einrichtung, daß der jedesmalige Pfarrer zu Langenroda den Religionsunterricht hier ertheilte, leider bis auf

die neueste Zeit fortgedauert, wo derselbe dem jetzigen Rector der Anstalt mit übertragen wurde.

Zu den bereits angedeuteten Uebelständen, durch welche das Gedeihen der Anstalt mehrmals gehemmt wurde, kamen indeß noch folgende. Als im Jahre 1706 der König von Schweden Karl XII. in Sachsen eingedrungen war, um dem Könige August II. den Frieden von Altranstedt zu dictiren, war in hiesiger Gegend eine Abtheilung seines Leibregiments stationirt. Bei dieser Gelegenheit quartirte sich im Sinne des alten Hasses der Schweden gegen die Freiherrl. von Werthernsche Familie, wie im Schlosse zu Wiehe ein Lieutenant, so auf unserm Kloster ein Cornet mit seinen Leuten und 7 Pferden eigenmächtig ein, und da er ein ganzes Jahr hierselbst verblieb und, auf Rechnung dieser Stiftung, die andern Officiere fleißig traktirte, so verursachte er während dieser Zeit, außer den häufigen Störungen, der Anstalt über 1000 Thaler Unkosten. Bei seinem endlichen Abzuge soll er auch zwei Alumnen gewaltsam mit fortgenommen und unter sein Regiment gesteckt haben. Auch im letzten Freiheitskriege wurde das Kloster von den Schweden heimgesucht, als ein Heer von 12,000 Mann sich unter Bernadotte in dieses Thal ergoß. Gegen die Angriffe der Russen wurde es durch einen Schutzbrief gesichert.

Da außer den eigentlichen Alumnen, deren Anzahl sich der Stiftung gemäß auf 12 Knaben belaufen sollte, auch andere Schüler in die Klosterschule aufgenommen worden waren, so wurde schon im vorigen Jahrhunderte höhern Orts der Wunsch geäußert, und dessen Erfüllung auch von der Werthernschen Familie nicht abgewiesen, daß außer dem Rector noch ein zweiter Lehrer an dem Erziehungsinstitute angestellt werden möchte. Wir finden darum auch von 1713 an wirklich einen Rector und Conrector; aber der Letztere, Namens Rülke, mußte wegen Unfähigkeit zum Lehramte und wegen tadelnswerther Aufführung schon 1719 wieder entlassen werden. Erst 1803 bekam darauf die Anstalt eine nambafte und bleibende Erweiterung durch das Testament des, nachst den frommen Stiftern, um diese Schule am meisten verdienten Erbadministrators Hans Adolph Erdmanns von Werthern, Königlich Sachsischen Oberhofrichters, welcher ein Legat von mehr denn 30,000 Thalern gestiftet hat, davon die Zinsen theils auf 6 neue Freistellen an der Schule und die Besoldung eines seitdem angestellten zweiten Lehrers, theils auf 8 Stipendien zu 50 Thaler jährlich, an der Leipziger Universität verwendet und nach dem Willen des Stifters vorzugsweise den ehemaligen Zöglingen unsrer Klosterschule von dem jedesmaligen Erbadministrator auf 3 Jahre ihrer academischen Laufbahn ertheilt werden. Außerdem wird der alljährliche bedeutende Ueberschuß in Gratificationen zu 50 Thaler vertheilt, und können solche auch Studirende auf der Universität zu Halle bekommen, seitdem der jetzige Herr Erbadministrator höhern Orts darum nachgesucht hat. Das Legat steht jetzt unter Oberaufsicht der Königlichen Regierung zu Merseburg. Das Andenken des hochherzigen Testators, der über der Klosterschule Dom-

dorf wie über seinen Augapfel wachte, sie häufig zu besuchen, nach ihren Bedürfnissen, sowie nach ihren Leistungen und übrigen Verhältnissen auf das Sorgfältigste sich zu erkundigen für die schönste Sorge seines Lebens achtete und selbst mit eigner Entsagung ihr bedeutende Opfer brachte, wird bei den dankbaren Zöglingen und bei allen Freunden der Anstalt immer ein Seegen bleiben und verdient wohl an dessen Todestage durch eine besondere Feier von der Schule erneuert zu werden. Er starb 18. Januar 1803 auf seinem Schlosse in Wiehe und seine Gebeine wurden in dem Erbbegräbniß unter der Sakristei der hiesigen Klosterkirche beigesetzt.

So bestehen denn jetzt an der Anstalt überhaupt 18 Freistellen; von den 12 Stellen alter Stiftung hat jede der drei oben angeführten Linien 4, und von der Wieheschen insbesondere, welche seit dem 10. Juli 1660 in das Ober- und Unterhaus zerfällt, jedes Haus wieder zwei zu besetzen, die sechs Freistellen neuer Stiftung aber werden von dem jedesmaligen Erbadministrator allein vergeben. An Ländereien gehören zum Klostergute 518 Acker Feld, 75 Acker Wiesen und 1975 Acker Holz, von denen das meiste hinter dem Kloster und nur ein kleinerer Theil in dem Forste zu Bachra liegt.

Die Ausdehnung der Erziehungsanstalt ist nach ihrer neuen Einrichtung auf eine Gesammtzahl von 30 Schülern an Alumnen und Kostgängern berechnet, von denen die erstern auf Kosten der Anstalt von dem Pächter des Klostergutes, die letztern zur Hälfte von eben demselben, zur Hälfte von dem Rector der Schule vollständig beköstigt werden und dafür, mit Ausschluß der Ferien, wöchentlich 1 Thaler 10 bis 15 Sgr. Kostgeld zu entrichten haben. Sonst belaufen sich die currenten Ausgaben für einen Jeden 25 bis 30 Thaler jährlich. Die Neuaufzunehmenden haben sich der Stiftung gemäß vorher einer Prüfung zu unterwerfen, bei welcher ein guter Grund in den Elementar-Unterrichtsgegenständen und die Elemente der lateinischen Grammatik gefordert werden. Die Schüler absolviren hier einen dreijährigen Cursus und besuchen dazu die Schule von ihrem elften Lebensjahre bis zur Confirmation, wo sie dann gewöhnlich auf eine höhere Bildungsanstalt, namentlich nach Pforta oder Roßleben, oder auch zu einem andern Berufe abgehen, welches Letztere jedoch seltner und auch gegen den Zweck der Anstalt ist, welche als ein Progymnasium eine wissenschaftliche Vorbildung begründen soll. Während jener Zeit aber stehen sie unter beständiger Aufsicht der beiden Lehrer, welche mit in der Anstalt selbst wohnen und mit der speciellen Beaufsichtigung wöchentlich wechseln und sind für die Unterrichtsstunden in zwei Klassen getheilt. Daß sie so an streng geregelte Thätigkeit sich gewöhnen und schon frühe den Lebensmuth kennen lernen, der aus dem Bewußtsein treu erfüllter Pflicht entspringt; daß sie ein offenes kindliches Gemüth und einen frommen Sinn bewahren, der für ihr ganzes künftiges Leben ein sicherer Leitstern ist und daß sie für die dritte Klasse eines Gymnasiums eine tüchtige Vorbereitung gewinnen, das ist das Ziel, welches diese Anstalt zu errei-

chen ſtrebt und wobei ſie durch ihre innere Einrichtung, ſowie durch ihre äußere Lage unglaublich unterſtützt wird.

Ehemals ſtand dieſelbe unter Oberaufſicht des Königl. Sächſ. Kirchenrathes zu Dresden, jetzt unter der Königl. Preuß. Regierung in Merſeburg; Schulinſpector aber war ſonſt und iſt noch jetzt der jedesmalige Superintendent zu Sangerhauſen, der aller drei Jahre Schulviſitation hält. Möge denn die in ihrer Art einzige Erziehungsanſtalt, welche ſo lange ſchon eines beſondern Beifalls hoher Gönner ſich zu erfreuen hatte und welcher ſo viele gelehrte Männer ſchon eine gründliche Vorbildung verdanken, für die in frühern Zeiten eingetretenen Störungen und erlittenen Unfälle, in Zukunft zur Ehre ſeiner frommen Stifter und zum Segen des Vaterlandes um ſo herrlicher gedeihen!

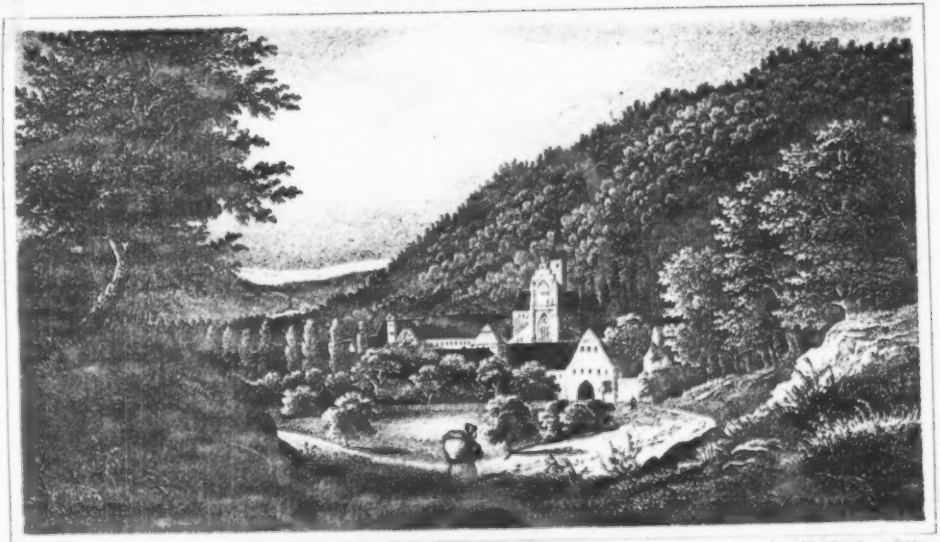
Moritz Leſſing.

Schulpforta.

Diese berühmte Landesschule liegt im königl. preußischen Herzogthum Sachsen, in dem pittoresken Saalthale und an der immer sehr besuchten großen Landstraße von Leipzig nach Frankfurt am Main; eine Stunde von Naumburg und eine halbe von der Saline Kösen entfernt. Nicht leicht wird sich ein Gymnasium einer so herrlichen Lage und Umgebung erfreuen, wie dieses. Südöstlich wird der Ort von dem, mit dem schönsten Laubholz bewachsenen Knabenberge begrenzt, von dessen Höhe man Naumburg, Lützen, Leipzig nebst noch vielen andern Orten sieht und welcher überhaupt ein treffliches Panoroma gewährt. West- und nordwestlich umgeben ihn Felder, Wiesen und Weinberge, an deren Fuße sich die Saale hinschlängelt. Nahe bei dem so romantisch gelegenen Kösen befinden sich noch die ziemlich bedeutenden Ueberreste der Rudelsburg und Saaleck. Zwei Stunden gegen Osten ist die Schönburg und eben so weit nördlich die ehrwürdige Freiburg.

Eine der wohlthätigen Folgen der Reformation war die, von den sächsischen Räthen von Miltitz und Commerstädt veranlaßte, Gründung dieser Schule durch den Churfürsten Moritz, welcher das Kloster Pforta, seit bald 400 Jahren der Sitz fauler Mönche, in einen Tempel der Wissenschaften verwandelte.

Die älteste Geschichte von Entstehung dieses Klosters ist kürzlich folgende: Graf Bruno, Besitzer der Landschaft Pleißen, im jetzigen Herzogthum Altenburg, hatte das Unglück, seinen einzigen Sohn auf der Jagd durch einen wüthenden Eber zu verlieren. Tief erschüttert durch diesen harten Schlag, beschloß er sein ansehnliches Vermögen frommen Stiftungen zu widmen und stiftete im Jahr 1127 zu Schmöllen im Altenburgischen ein Nonnenkloster, dessen erste Aebtissin seine Tochter Garburgis ward, welche jedoch in der Blüthe ihrer Jahre starb. Allein nach ihrem Tode gerieth die Klosterzucht gänzlich in Verfall, und die Nonnlein, wie sich eine alte Chronik aus-



Schulpforte.

drückt, sangen statt te deum laudamus, amamus, amamus, und die singen sollten die Hor, liefen mit Venus aus dem Chor.

Bruno war nun genöthigt, die Nonnen aus dem Kloster zu weisen und besetzte es mit schwarzen Benedictinern. Da diese jedoch bald noch ärgern Unfug trieben, als vorher die Nonnen, gerieth das Kloster in gänzlichen Verfall und der fromme Bruno mußte noch in seinen alten Tagen diese Stiftung fast eingehen sehen. Seinem Verwandten, dem Bischof Udo von Naumburg, welcher ihn in seiner Krankheit besuchte, empfahl er noch auf dem Sterbebette die ihm so theure Anstalt. Dieser entließ die Mönche und brachte an deren Stelle andere, aus dem damals in großem Geruche der Heiligkeit stehenden Kloster Walkenried, dahin. Allein Schmöllen schien nun einmal nicht der Ort zu sein, an welchem Bruno's Stiftung gedeihen sollte. Die armen Mönche mußten unaufhörliche Plackereien von den benachbarten Slaven ausstehen und baten daher den Bischof, ihnen in seinem Gebiete eine Freistatt zu vergönnen. Sie sollen, ohngefähr 10 Jahre nach Gründung des Klosters, nach Kösen an der Saale gewandert sein; jedoch auch hier, bei dem so lebhaften Verkehr auf der, durch diesen Ort führenden Heerstraße, nicht die gewünschte Ruhe gefunden haben, und nochmals zur Auswanderung genöthigt worden sein. Darauf siedelten sie sich im Jahre 1175 eine halbe Stunde von Kösen, am Fuße des Knabenberges, welche Gegend die Heerstraße damals noch nicht berührte, an. (Das Kloster wird in päpstlichen Urkunden Monasterium sancta Mariae de Porta genannt.) Dies scheint gewiß zu sein, aber weniger gewiß ist die Existenz des Klosters in Kösen; wenigstens zeigt der gelehrte und gründliche Alterthumsforscher Herr Landrath Lepsius in Naumburg (s. Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen, 4. Heft S. 95 u. f. w.) daß das Kloster nicht in Kösen befindlich gewesen sein kann. Dasselbe wurde von Zeit zu Zeit durch ansehnliche Schenkungen der regierenden Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen, an Ortschaften und liegenden Gründen immer mehr bereichert, vorzüglich durch Georg, dem Bruder Friedrichs des Streitbaren. Aus Dankbarkeit trugen die Mönche seinen Leichnam im Jahre 1411 auf ihren Schultern von Coburg nach Pforta und begruben ihn in der dasigen Klosterkirche, zu welcher der Grund den 21. April 1251 gelegt und die 1268 vom Bischof Friedrich von Merseburg, der Maria und Johannes dem Täufer geweihet worden war.

Das Monument des Herzogs, auf welchem er mit Schild und Panzer in Stein gehauen zu sehen, steht noch in der Kirche ohnweit des Eingangs am Portal.

Die Zahl der Mönche stieg zuweilen bis auf 50, zur Zeit der Aufhebung aber befanden sich nur 7 daselbst.

Der Herzog Georg von Sachsen, ein höchst bigotter Mann und großer Feind der Reformation, benachrichtigte seinen Bruder, Herzog Heinrich damals zu Freiberg, daß er ihm, falls er die lutherische Ketzerei fahren lassen und wieder in den Schooß der allein se-

ligmachenden Kirche treten würde, nach seinem Tode sein ganzes Land übergeben wolle, wo nicht, so solle er gar nichts bekommen. Darauf antwortete Heinrich: Dies Anmuthen käme ihm eben so vor, als jenes, welches der Teufel Jesum that, daß er ihm alle Reiche der Welt geben wolle, wenn er niederfiele und ihn anbetete. Bald darauf starb Georg und Heinrich, als sein Nachfolger, trug alles dazu bei, um die evangelische Lehre in seinem Lande immer mehr zu verbreiten. Unter mehreren Klöstern wurde nunmehr auch das von Pforta aufgehoben und, wie bereits erwähnt, vom Churfürsten Moritz zu einer Landesschule bestimmt. Nachdem der 24. Abt nebst seinen Mönchen ausgewandert war, erfolgte am 1. November 1543 die Einweihung und Eröffnung dieser Schule, wobei denn auch der erste Alumnus, Lutze aus Kindelbrück, aufgenommen ward. Auch wird dieser Tag immer noch als ein Festtag für die Schule gefeiert.

Die schon beträchtlichen Besitzungen der Schule vermehrte Moritz noch durch Schenkung des Klosters Memleben an der Unstrut.

Die Schule ward, als ein reines Alumneum, anfangs für 100, später, unter Churfürst August, für 150 Zöglinge evangelischer Confession eingerichtet. Keiner durfte bei der Aufnahme unter 11 Jahre sein und für die Dauer der Schulzeit wurden 6 Jahre bestimmt. Auch durften die churſächsischen Städte und eine Anzahl adeliger Familien Freistellen besetzen.

Nächst dem Rector wurden noch vier Lehrer angestellt: ein Pastor, welcher auch den Gottesdienst besorgte, ein Conrector, Tertius und Cantor, nebst einem Schulverwalter oder Schösser, welcher den Lehrern den Gehalt auszahlte, das Tuch zur Kleidung für diese und die Schüler lieferte und auch für die Kranken sorgte. Die Alumnen hießen Fürstenschüler, so wie die Schule selbst Fürstenschule. Die Schüler bekamen eine eigenthümliche Tracht, welche noch bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts beibehalten wurde, den sogenannten Spanier und Schulrock. Ersterer bestand in einer seltsamen Mütze aus schwarzem Zeug, mit bunten Bändern verziert; letzterer war ein kurzer, schwarzer Mantel, welcher blos den Rücken bedeckte. Diese Tracht mußten sie besonders bei feierlichen Gelegenheiten tragen.

Die, auf Churfürst Christian II. Befehl zu Anfang des 17. Jahrhunderts bekannt gemachten, von Dr. Commerstadt verfaßten, Schulgesetze sind merkwürdig, wegen der oft ins Kleinliche gehenden Umständlichkeit. Unter andern wird befohlen, daß man das Kalbfleisch ziemlich würze und die Suppe wohl schäume und dergl.; auch daß die Schüler, nicht allein mit den Lehrern, sondern auch, wenn sie allein beisammen sind, reines (?) Latein reden sollen. Sie waren in Ober-, Mittel- und Untergesellen eingetheilt. Anfangs bewohnten bloß zwei Alumnen eine Zelle, in welcher sie auch schliefen; nachdem aber, durch Erbauung eines Schlafsaals, mehr Raum geworden, enthielt jede Zelle drei zuweilen auch vier Bewohner, einen Oberen, Mittleren und ein auch zwei Untere.

Die damaligen sächsischen Churfürsten richteten auf die Schule ihre besondere Aufmerksamkeit und beehrten dieselbe sehr fleißig mit

ihrer Gegenwart. Der Churfürst August hatte sich sogar eine eigne Wohnung in Pforta einrichten lassen. Als er einst mit seiner Gemahlin Anna dort anwesend war, ließ diese treffliche Fürstin den, im Dienste der Schule grau gewordenen Cantor Dürfeld, einen höchst ehrwürdigen Mann, zu sich kommen und fragte ihn um die Aufführung seiner Untergebenen; ob sie wohl alle so gutartig und fleißig wären, als sie es sein sollten und es die Lehrer wünschten? — Nun, alle wohl nicht, erwiederte der Greis. Nun, so fahren Sie dann nur fort, ehrwürdiger Mann, ihre Pflicht zu thun, damit sie alle recht gut werden.

Auch hielten die Churfürsten öfters Jagden in den Umgebungen der Schule, da sich damals in dasigen Wäldern ein bedeutender Wildstand befand

Bis zum Jahre 1598 betraf Pforte kein Unfall; allein in diesem und dem folgenden Jahre wüthete die Pest und Ruhr in der Umgegend und in der Schule selbst, so daß 11 Schüler starben und die Gesunden zweimal entlassen werden mußten. Weit schlimmer jedoch erging es der Schule in dem dreißigjährigen Kriege. Sie wurde von den feindlichen Truppen fast gänzlich verwüstet und war in der That ihrem Untergang nahe, denn im Jahre 1637 wurde kein einziger aufgenommen, in den Jahren 1638 — 40 zusammen nur 8 und von den 2 darauffolgenden Jahren heißt es: praelusa fuit Porta. Unter den Verwüstern der Gebäude zeichnete sich besonders ein finnisches Regiment aus, welches, in dem Wahne, daß Pforte ein Kloster sei, an den Statuen in- und außerhalb der Kirche großen Unfug trieb und ihnen die Nasen, Finger u. s. w. abschlug.

Bei dem Einfall Carls XII. von Schweden in Sachsen, im Jahre 1706 wurde Pforte sehr beunruhigt und mit starken Lieferungen belegt. Carl selbst hatte einige Zeit sein Hauptquartier in Kösen und es fielen öfters Gefechte in der Umgegend vor. Im siebenjährigen Kriege wurde die Schule ebenfalls durch Lieferungen sehr hart mitgenommen und der Rector Grabener sogar als Geißel von den Preußen weggeführt. Auch ereignete sich im Jahre 1769 ein Brandunglück daselbst, indem der Blitz in eine nicht weit vom Schulhaus entfernte Scheune einschlug, welches um so gefährlicher hätte werden können, da sie bereits ganz mit Getreide angefüllt war. Jedoch wurde das Feuer, besonders durch Hülfe der Alumnen, bald gelöscht.

In dem für Deutschland so unglücklichen Kriege im Jahr 1806 befand sich Pforte in großer Gefahr, wo nicht völlig vernichtet, doch hart bedrückt zu werden. Bereits am Abend des 13. October bivouaquirten eine Menge französischer Soldaten an den Pforte umgebenden Mauern und unzählige Wachtfeuer erhellten dieselben. Es mußte Essen, Bier und Wein in das Lager geschafft werden und hiermit wurden die Truppen, abgemattet von dem Marsche, befriedigt. Blos in der vor dem Thore gelegenen Wohnung des damaligen Hofjägers Fischer wurde geplündert, Pferde, Kühe und sonst noch Vieles weggenommen. Als der Tag zu grauen anfing, brachen

die Regimenter wieder auf und marschirten durch die unbesetzten Defileen von Kösen nach Auerstedt zu. Ihnen folgten neue Regimenter nach. Nun donnerte das Geschütz durch das Thal. Ein dichter Nebel bedeckte anfangs die ganze Gegend, bald näher, bald ferner hörte man die Kanonade. Endlich ward Preußens Schicksal entschieden; die Franzosen hatten, trotz der muthigen Gegenwehr, die Schlachten bei Hassenhausen und Auerstedt gewonnen. Eine große Menge vorbeimarschirender Gefangener bestätigte bald diese traurige Nachricht. Diesen und den folgenden Tag wurden viele Blessirte beider Armee'n nebst gefangenen Preußen, in die Hörsäle einquartirt. Der Schulazt und Chirurgus leisteten möchlichst Hülfe, jedoch wurde noch mancher der Schwerblessirten auf dem Kirchhof in Pforte begraben.

Auf dem Marsche nach Naumburg kamen die beiden französischen Feldherrn Davoust und Augereau selbst nach Pforte und Letzterer nahm bei dem Rentmeister Herbst, welcher sich durch seine klugen Anordnungen während dieser Schreckenszeit um die Schule sehr verdient gemacht hatte, ein Frühstück ein. Beide gaben Pforte sogleich eine Sicherheitswache, um die räuberischen Marodeurs und Nachzügler abzuwehren. Die vorüberziehenden und bivouaquirenden Regimenter hatten die vorräthigen Lebensmittel, auch Wein und Bier, völlig aufgezehrt, jedoch eine eigentliche Contribution wurde nicht verlangt.

Ein vielleicht noch größeres Unglück bedrohte die Schule im Jahr 1813, in den Monaten Mai und October. Denn im Mai wurde, einige Stunden von Pforte, erst bei Weißenfels und dann bei Lützen gekämpft. Wären die Franzosen zurückgeschlagen worden, so würde Pforte gewiß auf das Härteste mitgenommen worden sein. Auf dem Heimmarsche erhielt die Schule mehrmals Einquartirung und selbst die Lehrer mußten ihre Wohnungen dazu hergeben. Es wurden in diesen Tagen gegen 5000 Mann mit 2000 Pferden hier verpflegt, so daß sich die Kosten über 5000 Thaler beliefen. Auch in den folgenden Monaten hatte Pforte an die französischen und verbündeten Truppen, welche in ihre Nähe kamen, bedeutende Lieferungen zu machen.

Am 20. September bemächtigte sich der General Thielemann, zwischen Kösen und Pforte eines großen Wagentransports und machte die mehrere hundert Mann starke französische Bedeckung zu Kriegsgefangenen. Da jedoch der französische General Le febre Desnouettes gegen ihn im Anzug war, konnten die erbeuteten Wagen nicht alle mitgenommen werden und blieben zum Theil bei Pforte stehen. Als die Gefahr vorüber war, fanden sich aus den benachbarten Dörfern viele Menschen ein, welche die Wagen ausleerten, so daß so Mancher gewiß noch für Kinder und Enkel hinlänglich Tuch und Schuhe gefunden hat. Auch die zurückgelassenen Pferde waren willkommen und die besten davon behielt die Oeconomie zu Pforte. In großer Gefahr wäre Pforte nach der Schlacht bei Leipzig gewesen, wenn die geschlagene französische Armee ihren Rückzug auf der Landstraße genommen hätte. Jedoch glücklicher Weise marschirte sie, auf einem

Umwege, von Weißenfels über Freiburg nach Erfurt. Ein neues Ungewitter drohete aber von Kösen her.

Es war den Franzosen gelungen, bis an die Brücke daselbst vorzudringen, sie wurden jedoch vom österreichischen General Giulai zurückgeschlagen, wobei indeß durch die Kanonade mancherlei Schaden an den Salzwerken und anderen Gebäuden entstand, auch mehrere Einwohner verwundet wurden.

Ein großer Theil der verbündeten Truppen zog an Pforte vorüber und viele lagerten des Nachts von dem Dorfe Altenburg bis Kösen, die Schule blieb aber gänzlich von Plünderung verschont. Der Hetmann Platow, welcher in der Nacht des 20. Octobers mit 8000 Kosacken im hiesigen Thale übernachtete, gab sogleich, als er erfahren, daß Pforte eine gelehrte Bildungsanstalt sei, ohne alle Aufforderung eine Schutzwache. Auch der General Thielemann, ein früherer Zögling der Meißner Fürstenschule, hatte beim Abmarsche der Kosacken dieselbe Vorsorge für Pforte. So wurde die Schule auch vom russisch-kaiserlichen General-Gouverneur von Sachsen, Fürsten Repnin, mit ausgezeichneter Schonung behandelt. Bei Anwesenheit des Königs von Preußen und Fürsten Schwarzenberg zu Naumburg erhielt die Anstalt zwei Schutzbriefe. Von Letzterem auf Verwendung des österreichischen Generals von Langenau und des Ingenieur-Hauptmanns Wagner, eines früheren Zöglings von Pforte.

Diese Schutzbriefe enthielten den Befehl an alle Commandanten und Officiere der alliirten Armee'n, die Ruhe und Sicherheit zu Pforte auf alle Art aufrecht zu erhalten, dieser so achtungswerthen Schule allen und jeden Schutz angedeihen zu lassen und sie mit Requisitionen gänzlich zu verschonen.

Die Gebäude in Pforte bestehen aus der Kirche, dem Schulhause, den Wohnungen der Lehrer und Beamten und den Oeconomiegebäuden. Auch befindet sich eine Papierfabrik daselbst, die jedoch Eigenthum ihres Besitzers ist. Die Kirche ist in gothischem Styl erbaut. Den Altar ziert ein treffliches, von dem rühmlichst bekannten Professor Schadow in Düsseldorf verfertigtes Gemälde, den Heiland nebst den Aposteln Johannes und Marcus darstellend. In dem langen Zeitraume hat die Kirche, besonders am Portal, mancherlei Beschädigungen erlitten und deshalb wurde, seit einigen Jahren, der Anfang mit der höchst nothwendigen Reparatur derselben, unter der Direction des königlichen Kreis-Bauinspectors, Herrn Schmidt in Weißenfels gemacht. Gegenwärtig ist die Ausbesserung beinahe vollendet und das Portal völlig wieder hergestellt. Zu den bedeutenden Kosten dieses Baues hat der hochselige König Friedrich Wilhelm III. nach seiner gewohnten Milde den größten Theil beigetragen. Auf dem gleich an der Kirche gelegenen Kirchhofe befindet sich noch ein interessantes steinernes Denkmal, unter dem Namen der ewigen Lampe, gestiftet vom Abt Heinrich VIII. im Jahre 1265, in welcher alle Nächte ein Licht brennen mußte. Ein anderes Denkmal aus der Klosterzeit steht vor dem Thore von Pforte, unter der Wohnung des Oberförsters. Es besteht in einer auf einem Postament stehenden

Säule, auf deren einer Seite ein Cruzifix, auf der zweiten Johannes der Täufer und Maria und auf der dritten das Bildniß des Abts Petrus zu sehen ist, welcher das Denkmal im Jahre 1521 errichten ließ.

Das Schulhaus enthält eine Anzahl Lehrerwohnungen und die der sämmtlichen Alumnen. Im untern Stock sind die Auditorien, der Speisesaal, Betsaal und andere Gemächer; im mittleren wohnen die Alumnen zusammen, in 12 großen Zimmern, die alle auf einen Corridor gehen; im obersten schlafen sie in 6 großen Sälen. Sie sind nach den Classen in drei Altersstufen, Obere, Mittlere und Untere gesondert; auf den Stuben nach Tischen, indem jeder Tisch einen Oberen, einen Mittleren und in der Regel ein Paar Untere hat, welche ihrem Oberen zur sittlichen und wissenschaftlichen Aufsicht übergeben sind und von ihm täglich in der sogenannten Lesestunde von 4 — 5 Uhr zur grammatikalischen Fertigkeit in den alten Sprachen schriftlich und mündlich angeleitet werden.

Solcher Tische sind je 3, 4 oder 5 in den einzelnen Stuben und hiernach die Zahl der Bewohner, wenn alle Plätze besetzt sind, von 12 bis 20. Auf jeder Stube hat einer der ältesten und bewährtesten Primaner als Inspector die disciplinarische Aufsicht; das Ganze hingegen inspicirt, mit Ausnahme des Rectors und geistlichen Inspectors, abwechselnd wöchentlich einer der 10 ordentlichen Lehrer. Dieser wohnt in der Inspectionsstube, welche sich in der Mitte der Schülerstuben befindet, beaufsichtigt die Alumnen beim Aufstehen und Zubettegehen, in der Kirche, bei Tische, wie beim Arbeiten; hält das Früh- und Abendgebet mit ihnen und bestraft leichtere Vergehungen. Wichtigere Fälle aber werden von ihm, dem Rector und dem ganzen Lehrer-Collegium, Sonnabends in der Synode behandelt. Die allgemeine Aufsicht über die Anstalt in allen ihren Theilen führt der Rector. Im Sommer wird früh halb 5 Uhr, im Winter halb 6 aufgestanden. Die Zeit bis zur ersten Lection ist zum Waschen, Anziehen, Frühgebet und Frühstück bestimmt. Im Sommer um 6 und im Winter um 7 Uhr ist die erste Hauptlection, worauf 1 oder 2 sogenannte Repetierstunden folgen; um 9 die zweite Hauptlection, dann wieder Repetierstunde und um 11 die dritte; von 2 — 4 die vierte und fünfte, doch so, daß einzelne Zwischenlectionen auch in die Repetierstunden fallen. Die Lectionen in den Künsten werden Mittwochs und Sonnabends Nachmittags und Abends zwischen 5 — 7 gehalten. Mittags um 12 wird gegessen, nach Tisch bis 2 Uhr Bewegung im Schulgarten mit Kegelschieben, Ballspiel u. s. w., wofür den Primanern und Extranern ein paarmal in der Woche ein Spaziergang im Freien gestattet wird. Die gymnastischen Uebungen, an welchen sämmtliche Schüler Theil nehmen, werden vom März bis Mitte October Mittwochs und Sonnabends eine Stunde und an Studientagen zwei Stunden auf dem geräumigen und mit allen Geräthschaften vollständig versehenen Turnplatz in dem schön gelegenen Schulgarten gehalten. Zum Schwimmen und Baden ist für die Alumnen in der ganz nahen Saale ein

mit aller nöthigen Bequemlichkeiten versehener Badeplatz eingerichtet, wohin sie im Sommer, bei günstiger Witterung täglich klassenweise, von einem der zwei Schulärzte geführt werden, unter deren Aufsicht sie baden und von den Kundigern unter ihnen zum Schwimmen angeleitet werden, während der Schulfischer mit einem Kahne stets zur Hand ist. Zum Behuf des Schlittschuhlaufens wird die große Wiese unmittelbar hinter dem Schulgarten gelegen, unter Wasser gesetzt und von den Alumnen die freie Zeit nach Tische und an freien Nachmittagen zum gefahrlosen Eislaufe benutzt. Abends 7 Uhr wird gegessen und von da bis zum Abendgebet (um 8 oder halb 9 Uhr) im Sommer Bewegung im Schulgarten, im Winter in den Kreuzgängen des Schulhauses. Abends nach dem Gebet Selbstbeschäftigung, Lectüre, Briefschreiben und dergl. bis 9 Uhr, wo die Mittleren und Unteren zu Bett gehen; die Oberen hingegen bleiben bis 10 Uhr auf und haben bis dahin Repetierstunde.

Zu Förderung des Privatfleißes sind in jedem Monat zwei sogenannte Studientage, an welchen aller Unterricht ausfällt und Vormittags 5, Nachmittags 3 Repetierstunden hinter einander sind. An Sonn- und Festtagen ist Vormittags Predigt, Nachmittags Betstunde, in der Regel zwei Repetierstunden, die übrige Zeit frei oder Selbstbeschäftigung.

Die Schule hat nur die drei oberen Gymnasialklassen in 5 Abtheilungen, Prima, Ober- und Unter-Secunda, Ober- und Unter-Tertia. Wer nicht für Tertia reif ist, kann nicht aufgenommen werden, auch kann dies erst nach vollendetem zwölften Lebensjahre, zu Ostern und Michaelis nach hier bestandener schriftlicher und mündlicher Prüfung stattfinden. Der Lehrcursus dauert 6 Jahre.

Für die nöthige Bedienung der Alumnen sind 4 Schulaufwärter angestellt, welche für Erhaltung der Reinlichkeit in den Wohnzimmern, Auditorien, Schlafsälen u. s. w., die Erleuchtung, Heizung, Herbeischaffung des Wassers, Frühstücks, Bettmachen, Reinigung des Schuhwerks, der Kleider und alle sonstigen Hausgeschäfte zu sorgen haben und der Aufsicht des Rectors wie des wochehabenden Lehrers, rücksichtlich ihrer Dienstverrichtungen, aber insbesondere der des Hausinspectors untergeben sind, welcher der Hausöconomie im Ganzen vorsteht. Der auf den Fürstenschulen in früherer Zeit stattgehabte Pennalismus, nach welchem die armen Unteren von den Oberen stets tyrannisirt, von diesen zu den niedrigsten Diensten als Stiefelputzen u. s. w. gebraucht wurden und überhaupt immer thun mußten, was die gestrengen Herrn befahlen, hat in Pforte gänzlich aufgehört und würde im vorkommenden Falle hart bestraft werden. Besonders hat sich die königl. preußische Behörde hierbei sehr verdient gemacht.

Die gesammte Speisung der Alumnen besorgt, auf Grund des contractmäßigen Reglements, der Oeconomiepachter der Anstalt. Die Kost derselben ist gut und reichlich und für alle, ohne Unterschied, gleich. Zum Frühstück erhalten sie warme Milch mit einer Semmel, Mittags Suppe, Gemüse und Fleisch nebst einem Nachessen; außerdem Sonntags und Donnerstags Braten, an Festtagen ein reichliches

Festmahl. Zur Vesper Semmel und Butter, im Herbst Obst. Abends täglich warme Suppe und ein Nachessen; Brod überall reichlich. Zum Getränk bei Tische nach Belieben Bier oder Wasser, Sonn- und Festtags Wein. Sobald ein Alumnus erkrankt, wird er in die vom Schulhause abgesonderte Krankenanstalt gebracht und dem Schularzt und Chirurgus, auch einem besonderen Krankenwärter zur Pflege übergeben, in welcher nichts mangelt, da auch die Kost nach Vorschrift des Arztes eingerichtet ist. In bedenklichen Fällen geschieht den respectiven Eltern oder Vormündern sofort Meldung. Jeder der Schüler ist einem der 12 ordentlichen Lehrer mit Einschluß des Rectors, besonders anvertraut, so daß derselbe bei ihm als Tutor Vaterstelle vertritt, dessen Kassen- und Rechnungswesen führt, für seine Bedürfnisse sorgt und die nöthige Correspondenz über ihn mit den Eltern oder Vormündern unterhält.

Die großen Ferien der Anstalt, in welchen in der Regel alle Schüler zu den Ihrigen reisen, sind vom 23. Juni bis 27. Juli, die kleinen, an welchen nur die näher Wohnenden verreisen, sind von Weihnachten bis Neujahr. An Sonn- und Festtagen wird einzelnen Alumnen, aus allen Klassen, je nach Verdienst, ein Spaziergang ins Freie oder Besuch der Eltern oder Bekannten in der Nähe, mittelst einer beim Hebdomadarius vom Rector unterschriebenen, schriftlichen Erlaubniß, gestattet. Zweimal im Jahre, kurz vor Ostern und Michaelis, sind drei Wochen hindurch die großen Examina, in welchen die Alumnen erst anderthalb Wochen hindurch, unter Aufsicht schriftliche Aufgaben in allen Fächern des gelehrten Unterrichts, sowohl in Prosa, als Versen, ausarbeiten, worauf sie zwei Tage mündlich geprüft und dann im Kreise der Lehrer und Lernenden öffentlich censirt werden. Hieran schließt sich die allgemeine Censur und Versetzung. Fast alle Alumnatstellen sind Freistellen, theils königlichen, theils städtischen, theils sonstigen Patronats.

Nur von 20 Stellen wird ein jährliches Kostgeld von 21 Thaler 26 sgr. entrichtet. Diese Stellen sind zunächst für die Inländer, namentlich für die Bewohner der Provinz Sachsen bestimmt. Doch hat das königl. preußische Ministerium, außer den obigen, noch 20 halbe Koststellen gestiftet, für die ein jährliches Kostgeld von 80 Thaler gezahlt wird; und welche in Ermanglung der Inländer auch an Ausländer ertheilt werden können. Desgleichen können Inländer wie Ausländer als Extraner (deren Zahl nicht über 20 steigen darf) aufgenommen werden, das heißt solche Schüler, welche vermöge eines Privatübereinkommens als Hauszöglinge (jedoch unter gleichen Gesetzen wie die Alumnen) bei einzelnen Lehrern wohnen und von Seiten der Anstalt nur das Beneficium des Unterrichts genießen. Als Maximum ist, incluf. von 20 Extranerstellen, vom königl. Ministerium die Zahl der Schülerstellen auf 200 festgesetzt, von denen 100 vom königl. Provinzial-Schul-Collegium, 80 von Städten der Provinz, vom Domcapitel zu Naumburg, vom Rector und einigen Familien vergeben werden. Die Gesuche um Alumnatstellen werden bei den respectiven Behörden 3 Monate vor Ostern oder Michaelis

eingereicht und müssen von einem Geburts- und Taufscheine, einem Gesundheitsattestat, einem Schein über die in den beiden letzten Jahren vollzogene Vaccination, endlich auch von einem Schul-, oder nach Umständen Privatzeugniß über sittliche Führung, Fleiß und Kenntnisse, begleitet sein. Die nächste Aufsichtsbehörde für die königliche Landesschule ist in allen Beziehungen, sowohl des Schulwesens, als der Administration, das königliche Provinzial-Schul-Collegium zu Magdeburg; nächst diesem das hohe königliche Ministerium der geistlichen Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, welches dieser Anstalt in verschiedenen Beziehungen eine unmittelbare Kenntnißnahme und Aufsicht widmet.

Unter den Schulfesten verdienen die sogenannten Bergtage erwähnt zu werden, deren einer im Mai, der andere im August fällt; an welchen Tagen Nachmittags der Cötus der Alumnen mit Musik und Gesang das Fest eröffnet, sich dann auf die Höhe des Knabenberges begiebt, wo der Nachmittag in Gemeinschaft der Lehrer und ihrer Familien und vieler Besuchenden von auswärts, in heiterer Lustbarkeit hingebracht wird. Ferner das Geburtsfest Sr. Majestät des Königs, welches Vormittags durch eine solenne Versammlung, worin einer der Lehrer die Festrede hält, Mittags durch ein Festmahl der Alumnen, wie auch der sämmtlichen Lehrer und Beamten mit ihren Frauen, Nachmittags und Abends durch gemeinschaftliche Lustbarkeiten im Schulgarten, Vogelschießen, Musik, Feuer u. a. heiter begangen wird. Auch der Weihnachtsheiligenabend, an welchem den nicht zu den Ihrigen verreisten Schülern im Speisesaal eine Festbescheerung angerichtet wird und der Neujahrsabend, an welchem eine frohe Gesellschaft nebst Ball die ganze Pforte, Alumnen, Lehrer und Beamte nebst ihren Familien vereinigt. Ernster Art jedoch ist das sogenannte Exee, welches allen im Laufe des Jahres verstorbenen Schülern und Angehörigen der Pforte, Abends beim allgemeinen Todtenfeste im November und auch einzelnen besonders werthen Pförtnern gleich nach ihrem Ableben dargebracht wird. Auch wurde in diesem Jahre das hundertjährige Receptions-Jubiläum Klopstocks, so wie der Tag, an welchem Friedrich der Große vor hundert Jahren die Regierung antrat, durch einen Schul-Actus, sehr feierlich begangen.

Das Lehrer-Personal besteht gegenwärtig aus dem Rector, dem geistlichen Inspector und noch 8 Professoren, 4 Adjuncten, einem Cantor und Musikdirector, einem Lehrer der Zeichnenkunst, einem Tanzlehrer, einem Schreiblehrer und einem Lehrer der Gymnastik. Der erste im Jahre 1543 angestellte Rector war Mag. Johann Gigas und die Zahl der Rectoren bis 1840 beträgt 26. Unter diesen haben sich in neuerer Zeit die Herrn Geisler, Ilgen, Lange und der gegenwärtige Rector, Herr Dr. Kirchner, große Verdienste erworben.

Von den Pastoren, deren vom Jahre 1545 bis 1840 45 (von M. Gutbier an 1646, hießen sie geistliche Inspectoren) hier gewesen, war der erste evangelische Geistliche: Balthasar Kempf. Schüler sind

seit Gründung der Anstalt in Allem 9640 aufgenommen worden. Die Schule besitzt einen sehr bedeutenden Umfang von Ländereien, Weinbergen, Waldungen, Gütern, Mühlen und Vorwerken, von denen die Waldungen von einem königl. Oberförster und 4 Förstern administrirt werden; alles Uebrige aber, theils in Erbpacht, theils in Zeitpacht gegeben ist.

Zum Schulamte Pforte gehören 21 Ortschaften mit 17 Kirchen, 9 Pfarrstellen und 13 Schullehrerstellen, worüber der Rector nebst dem Hausinspector das Patronat hat, welche auch, in Verbindung mit den resp. königl. Superintendenten die Kircheninspection führen. Für die Kirche zu Pforte selbst besteht Letztere aus dem geistlichen Inspector, dem Rector und Hausinspector. Die jährlichen Einkünfte der Anstalt belaufen sich auf circa 42,000 Thaler, welcher Summe der Ausgaben-Etat in der Regel gleich kommt. Die Anstalten für die Rentverwaltung, das Bauwesen, die Hausöconomie, die ärztliche Aufsicht, Speisung, Verpflegung und Bedienung der Alumnen, erfordern ein ziemlich zahlreiches Personal von Beamten, sowie von Unterbedienten. Dem Rechnungswesen steht ein königl. Commissionsrath und Rendant vor, welchem ein Controleur zur Seite gegeben ist; dem Forstwesen ein königl. Oberförster; dem Bauwesen ein königl. Kreisbauinspector, wohnhaft zu Weißenfels; der Hausöconomie der königl. Hausinspector, welcher auch die Aufsicht über die Rechts- und Eigenthumsverhältnisse der Anstalt und ihrer Güter führt und zugleich mit dem Rector die Ortspolizeibehörde bildet. Für die ärztliche Behandlung und Pflege der Alumnen ist ein königl. Schularzt und ein Chirurgus angestellt. Die Speisung und Verpflegung der Alumnen, welche jährlich zwischen 11 bis 12,000 Thaler kostet, besorgt der Pachter der pförtischen Oeconomie. Von Unterbeamten sind 4 Aufwärter, deren Dienstlocal gleich auf dem Corridor der Alumnen ist, ein Thorwärter, ein Krankenwärter, ein Waschmann, der zugleich Schreiber auf dem Rentamt und Polizeidiener ist und einiges weibliches Dienstpersonal angestellt. Auch sind für die Bedürfnisse der Alumnen eine Anzahl verschiedener Handwerker aus Naumburg in Pforte accreditirt und die nöthigen Bücher werden, nach einer mit einer soliden Handlung getroffenen Uebereinkunft, für einen möglichst billigen Preis angeschafft. Unter der preußischen Regierung hat sich die Anstalt vieler großer Wohlthaten zu erfreuen gehabt. Manches im Inneren und Aeußeren wurde verbessert, die öconomische Verwaltung und Verpflegung vortheilhaft umgestaltet und sonst noch so manche treffliche Einrichtungen getroffen.

Es gereicht dieser Schule gewiß zur Ehre, daß sie, sowohl in älterer als neuerer Zeit, so manchen berühmten Mann unter ihren Zöglingen aufweisen kann. Die vorzüglichsten derselben sind folgende: Dr. David v. Pfeifer rec. 1544, churfürstl. sächs. Kanzler und geheimer Rath. Dr. Philip Camerarius, rec. 1548, Sohn des berühmten Joachim Camerarius. M. Erasmus Schmidt, rec. 1585, Prof.

der griechischen Sprache und Mathematikus zu Wittenberg; vorzüglich, berühmt durch seine große Ausgabe des Pindaros. M. Joh. Rhenius, rec. 1591, Lehrer an der Thomasschule in Leipzig, Herausgeber des sonst allgemein gebrauchten Schulbuches, der Donat. Dr. Paul Röber, rec. 1599, Generalsuperintendent und Professor der Theologie zu Wittenberg. Dr. Christ. Lange, rec. 1600, Superintendent und Professor der Theologie zu Leipzig. Aug. Büchner, rec. 1604, Prof. der Poesie und Beredtsamkeit zu Wittenberg. J. Georg Gravius, rec. 1645, zuletzt Prof. der Beredtsamkeit zu Utrecht und Historiograph des Königs von England. J. Georg v. Eckardt, rec. 1687, Prof. zu He[illegible]städt. M. Christian Spöttchen, rec. 1702, Rector an der Kreuzschule zu Dresden. Dr. Joh. Aug. Ernesti, rec. 1722, Rector der Thomasschule in Leipzig und Dr. der Theologie, Herausgeber des Homer, Kalimach und Cicero. Dr. J. Adolph Schlegel, rec. 1735, Generalsuperintendent zu Hannover. Friedrich Gottlieb Klopstock, rec. 1739, der berühmte Sänger des Messias. M. L. Heinrich Tschucke, rec. 1760, Rector der Fürstenschule zu Meißen. Joh. Gottlieb Fichte, rec. 1774, zuletzt Prof. der Universität zu Berlin. Prof. Dr. Biener, rec. 1782, Krug, rec. 1782, Dissen, rec. 1798, Lange, rec. 1789, Weiske, rec. 1796, Messerschmidt, rec. 1788, Hofrath Böttiger, rec. 1772, Kirchenrath Döring, rec. 1772, Rath Frenzel, rec. 1784, Director des Gymnasiums zu Eisenach. Hofrath Thiersch in München, rec. 1798, Eichstädt, Döderlein, Kind, Mitscherlich, Hugo, beide Ranke, Dr. v. Ammon, Dr. Hedenus, Nobbe, Schilling, Krehl, Spitzner, Braune und Ehrenberg.

G. J Oldendorp.

Gorsleben bei Sachsenburg.

Zwei und eine halbe Stunde südlich von Frankenhausen und eine halbe Stunde von Sachsenburg in derselben Richtung, hart an der Unstrut, liegt das Dorf Gorsleben, an welchem gewiß mancher Wandrer vorübergeht, ohne es zu ahnen, daß er an alterthümlichen Merkwürdigkeiten, an dem Schauplatz beachtungswerther geschichtlicher Begebenheiten und klangreicher Sagen vorbeischreitet.

Ueppige Wiesen und fruchtbare Felder umgeben das friedlich und freundlich hier liegende Dorf, dessen Niederung von der nahen Schmücke (einer durch den Paß von Sachsenburg unterbrochenen Fortsetzung der Hainleite) gleichsam beherrscht wird und deren Gesichtskreis auf der nordwestlichen Seite durch die ehrwürdig herabblickenden Ruinen der Sachsenburg und der Hackischen Kemnate, höchst romantisch geschlossen wird. Schon die eben erwähnte Schmücke weckt, bei näherer Bekanntschaft, beachtenswerthe, schauerliche vorzeitliche Erinnerungen in uns; denn eine Menge auf derselben bemerkliche, zum Theil untersuchte Grabhügel bestätigen die Meinung, daß dieser Berg einst der Begräbnißplatz alter germanischer Völkerstämme gewesen, wie es auch wohl nicht unwahrscheinlich ist, daß der Name Schmücke von den damals auf derselben gefeierten Festen herrühre, wenn derselbe nicht vielleicht von der schönen Aussicht herrührt, die sich von ihrem Rücken nach allen Seiten darbietet. Ferner empfängt uns in der Umgegend die altgermanische Mythe und Fabel; wenn wir nämlich beachten, daß auf dem ohnweit des Harraßer Stiegs gelegenen Stufenberge und dem darunter befindlichen Spendenberge, unsere heidnischen Vorfahren den Götzen Stuffo verehrten und ihre Opfer darbrachten*); und wenn wir demjenigen Theil der Gorsleber Flur, welcher die Esterlänge heißt, das Drachenthal nennen hören und

*) Vollardi de sacris Mühlhus. D. I. et Sched de Diis Germanis Syng. III. C. II. 12, 13.

davon folgende Mähr erfahren: „Es habe in der Schlucht eines sich dort erhebenden Berges ein Drache gehaust, welcher Felder und Fluren, Heerden und Dörfer verwüstete, wenn ihm die benachbarten Orte ihren Tribut zu zahlen verabsäumten. Geschahe aber diese Abtragung pünktlich, so bewies er sich auch dankbar und war oft so mildthätig, silbernes Geräth, Wein und Wildpret für vorhabende Hochzeiten und Kindtaufen zu verleihen, wenn man nur kühn genug war, ihn in seiner Höhle freundlich darum zu begrüßen. — Oft aber soll er auch Menschenopfer gefordert und einen besondern Appetit auf Kinderfleisch gehabt haben.*) Wegen der geschichtlichen Thatsache, auf die sie sich begründet, noch schauerlicher ist die Kunde, welche die Benennung der auf der entgegengesetzten Seite an die Sachsenburger Flur grenzenden Hexenwiese nachweist, nach welcher nämlich im Jahr 1675, Elisabeth Esperstedtin aus Bilzingsleben wegen angeschuldigter Zauberei und Bündniß mit dem Teufel, lebendig verbrannt wurde.

Wollen wir eine Ableitung des Namens versuchen, welchen wir in den ältesten Schriften Georgislauva, Georgislcuva, späterhin Georgisleba, Georgisleuben, noch später Gierschloiben, Gorschlebe, Gorisleben und endlich Gorsleben geschrieben finden, so laßt sich wohl mit Gewißheit annehmen, daß er aus dem Namen Georg und dem Worte louva, leuba, leba ꝛc. (welches eine Hütte, ein Haus bedeutet) zusammengesetzt sein müsse. Welcher Georg aber Veranlassung dazu gab, dürfte schwerlich geschichtlich nachzuweisen sein. Noth in seinem Thüring. Chronicon gedenkt jedoch folgender idillisch-romantischen Begebenheit aus dem neunten Jahrhundert, welche wohl zur Entstehung des Ortes, wie auch zu dessen Namen Veranlassung gegeben haben könnte.

In den dichten Waldungen, die sich von Beichlingen nach Sachsenburg zogen, jagten die mächtigen Grafen von Beichlingen zum öftern, und der Jüngste der damals lebenden Grafensöhne, Namens Georg, liebte vorzüglich die Vogelbeize. Er besaß einen schönen abgerichteten Habicht, zahm und gehorsam, dabei ein trefflicher Fänger. Einst aber hatte sich derselbe doch verflogen und der Graf harrte lange vergebens der Wiederkehr des sonst so zuverlässigen Lieblings. Er wurde immer besorgter und durchsuchte die Gegend nach allen Richtungen. Nach langem vergeblichen Umherstreifen, was er schon aufzugeben im Begriff stand, sahe sich Graf Georg auf die erfreulichste Weise bei dem Austritt aus einem dichten Gehölz überrascht, denn am Rande eines aus dem nahen Bergesabhang silberhell hervorsprudelnden Quells saß eine Dirne, den vermißten Vogel streichelnd auf dem Schooße haltend. Von dem so unerwartet als malerisch-reizenden Anblick wie von Zaubermacht gefesselt, stand der Jüngling lange im entzückenden Anschauen versunken, und als er endlich auf die

*) Chron. Thür. a Sebast. Rothmag.

Dirnschritt, sie bei seinem Anblick war erschrak, doch schnell wieder gefaßt, seinen Gruß mit liebenswürdiger Unbefangenheit erwiederte, da stand er aufs neue lautlos und sich an dem lieblichen Anblick weidend, vor der reizenden Erscheinung. Aus einem frisch blühenden schön geformten mit dunkelblonden Locken malerisch umwallten Gesicht blickten ihm ein Paar sanft strahlende, fromme, himmelblaue Augen zutraulich und gutmüthig an, das schönste Ebenmaaß war über den ganzen Körper verbreitet, dessen Reize der einfache, aber nette ländliche Anzug erhöhete. -- Und wie es das freundliche unbefangene Auge verbürgte, so beantwortete das Mädchen die Frage des Grafen, wie sie zu dem Vogel gekommen?

„Das arme Thierchen" — berichtete sie — „habe schwer verwundet und am Flügel blutend hier im Gebüsch gesessen und gestöhnt und gezittert, so daß sie es, als sie beim Wurzelsuchen in seine Nähe gekommen, gehört und den Vogel aufgefunden habe; — geduldig habe sich derselbe von ihr fangen und die Wunde mit frischem Quellwasser reinigen lassen." — Der Graf dankte der schönen Mitleidenden mit Freundlichkeit, als er aber des Vogels Verwundung prüfte, und wahrnahm, daß ein Pfeil durch das Flügelgelenk gegangen war, erglühete er in Zorn auf den unbekannten frevelhaften Schützen; doch ein Blick auf das holde Mädchen und ihre gutmüthige Beschwichtigung, daß der Frevel doch wohl nicht absichtlich geschehen sein werde, stimmten ihn augenblicklich wieder mild und es war ihm als ob eine innere Stimme ihm zuflüstere: des Habichts Mißgeschick werde ihm zum Heil gereichen. Zutraulich ließ er sich auf dem Rasensitz neben dem Mädchen nieder und bemühte sich durch Fragen ihre Verhältnisse zu erforschen. — Mit kindlicher Offenheit erzählte sie, während sie dem Vogel heilenden Wurzelsaft in die Wunde träufelte: sie heiße Artra, sei die Tochter des Hirten zu Heltron (Heldrungen) und suche auf den benachbarten Höhen und im Thale am Quell Kräuter und Wurzeln, wovon ihr Vater Balsam und andere heilende Mittel bereite. —

Des Grafen Blicke hatten während dieser Erzählung in Artra's seelenvollen Augen mit nie empfundenem Wonnegefühl gelesen, und es wurde ihm schwer sich von ihr zu trennen. — Sie mußte ihm versprechen, den Quell öfters zu besuchen, wenigstens in jeder Woche dreimal, als wie oft auch er sich dort einfinden werde. Zugleich bat er sie, seinen Habicht mitzunehmen und vollends wieder herzustellen, wofür er ihr einstweilen einen silbernen Solid (ohngefähr 1 Thlr. 4 gr. nach jetzigem Gelde) in die Hand drückte, und ohne Artra's Weigerung zu berücksichtigen, sprang er auf und verschwand schnell in dichtem Gebüsch.

Ohne der großen Scheidewand zu gedenken, die zwischen ihm und Artra lag, erwartete der Graf mit sehnender Ungeduld den nächsten bestimmten Tag, an welchem er sie wieder bei der Quelle finden würde, und lange schon harrete er daselbst, als sie mit dem Habicht auf der Hand aus dem Gebüsch trat und ihn lächelnd mit den Worten begrüßte: „Ihr habt mich letzthin mit dem schönen Silberstück gewaltig erschreckt, Herr Ritter, aber Dank sei Eurer Großmuth, ich

konnte meinem kranken Vater Hülfe dadurch verschaffen und noch blieb genug übrig, um für Euern Habicht Fleisch zu kaufen, der, wie Ihr seht, auch schon den Flügel nicht mehr so sehr schleppt."

Georg dankte ihrer Sorgfalt und bald saßen sie wieder im traulichen Gespräch nebeneinander auf dem weichen Rasen am Quell. Er hielt des Mädchens Hand dabei in der seinen und mit jedem Worte, mit jedem Blick wuchs des Jünglings Neigung, welche auch Artra bald mit der lieblichsten Unbefangenheit und Unschuld erwiederte. —

So wurden diese Zusammenkünfte am Artra'sbrunnen (wie ihn Georg nannte) Monate lang fortgesetzt und nur die Gewißheit des Wiedersehens erleichterte jedesmal die Trennung. Sie hatten bald von Moos und Gesträuch eine Laube neben dem Quell erbauet, welche Artra's Hand nun stets zum Empfange des Geliebten mit Bändern und frischen Blumen schmückte. Eines Tages war dies jedoch unterblieben und der Graf fand Artra in Thränen. Klagend verkündete sie ihm, daß man ihren Vater grausam aus Heitron verstoßen wolle, weil er, alt und schwach, seinen Dienst nicht mehr wie früher verwalten könne.

„O meine Artra!" — rief der Graf, das Mädchen zärtlich umschlingend, aus, — „ist es weiter nichts, was Dich beunruhigt, da will ich bald helfen; — schon morgen sende ich Arbeiter hierher, daß sie nicht fern von unserm Quell ein Haus zimmern, worin Dein Vater gerühig seine letzten Tage verleben kann." Und so geschahe es alsobald, denn der Graf spornte die Arbeiter zur Eile an; und ehe noch der Winter über die Gebirge strich, wohnten Vater Tobald und Artra in Georgs nettem Jagdhause, wo letzterer täglich einsprach.

Hier schweigt zwar unser Chronist von Georgs und Artra's fernerem Schicksale, erwähnt jedoch, daß in jener Gegend, welcher die Georgislauwa (Georgs-Haus) den Namen gab, nach und nach mehrere Hütten angebauet worden seien.

Läßt sich dies Alles auch nicht verbürgen und nachweisen, so ist doch gewiß, daß noch jetzt ein Brunnen unter dem Namen der Artersche Brunnen hier vorhanden ist, welcher wohl früher Artra's-Brunnen geheißen haben kann. Ferner zeugt eine Feldmarke, weiter herein das Altendorf genannt, von einem früher dort gelegenen Orte, dessen Bewohner späterhin, wahrscheinlich um dem Wasser näher zu kommen, sich an der Loßa und Unstrut ansiedelten, wo das jetzige Gorsleben liegt, während sie die verlassene Stätte das Altendorf nannten. Daß sie dicht an dem Arme der Unstrut, welcher die Loßa heißt, anbaueten, beweisen übrigens die Ruinen der St. Johannis-Kirche, welche nur wenig Schritte vom Ufer gelegen sind.

Sonst wäre auch die Entstehung des Namens Gorsleben von dem Cistercienser-Nonnenkloster zu Frankenhausen abzuleiten, indem das in Gorsleben gelegene Nonnenkloster ein Collegiatstift des Frankenhäuser Klosters war. *)

*) Vergl. Mülhneri historische Nachrichten von dem Cister.ienser-Nonnenkloster St. Georgii zu Frankenhausen 1744.

Von der oben erwähnten St. Johannis-Kirche, deren Erbauung nicht nachzuweisen ist, sind nur noch wenig Reste zu sehen, denn es wurden leider im Jahr 1802 die damals noch übrigen Umfangsmauern beinahe bis zur Erde abgetragen, und, ob es gleich nicht an Material fehlte, die Steine zur Aufführung der Pfarrgartenmauer verwendet. Diese Kirche konnte, ihres beschränkten Raumes wegen, nur wenig Menschen fassen, als daher in späterer Zeit sich die Ortseinwohner durch Ansiedelungen vermehrten und sogar das vorerwähnte Nonnenkloster gestiftet wurde, bauete man zu diesem Kloster noch eine dem heiligen Bonifacius geweihete Kapelle. Bedeutende Ueberschwemmungen, die mehrere Jahre noch vor 1400 hinter einander statt fanden, nöthigten oft die Kirchgänger zu St. Johannis an dem Gottesdienst in der Capelle zu St. Bonifacii auf längere Zeit Theil zu nehmen. — Die St. Johannis-Kirche hatte durch jene Fluthen zu sehr gelitten, und es wurde deshalb 1400 der Anfang gemacht, die Klosterkirche zu erweitern. Die Inschrift eines Steins am Glockenthurm: Sit Nomen Dei benedictum. An. D. N. MCCCCXV, zeigt das Jahr der Vollendung an. — Die Kirche St. Bonifacii, deren kleinere Hälfte die alte im gothischen Styl erbauete Kapelle ist, versammlet nun seit vier Jahrhunderten die ganze Bevölkerung des Ortes und kann in diesem heiligen Gebrauch noch viele Jahrhunderte stehen, so dauerhaft und fest ist sie gebaut, und so wohl bis jetzt erhalten. Sie enthält schöne Verzierungen im Innern, Schnitzwerke, Bildnisse, Inschriften selbst aus dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts. Außer der ältern an einem Pfeiler befindlichen Kanzel ist noch eine zweite über dem Altar angebracht, welche im Ausgange des siebzehnten Jahrhunderts von den Herren von Germar unter Widerspruch der übrigen Gemeindeglieder erbauet wurde, weil sie aus ihrem Betstuhl den Prediger auf jener dem Bogenpfeiler angefügten Kanzel nicht sehen konnten. Nach Entscheidung eines damals darüber geführten Processes, werden noch jetzt Sonntags- und Festpredigten von der vorderen Kanzel, Leichenpredigten jedoch von der über dem Altar befindlichen gehalten.

Nicht zu bezweifeln kann es sein, daß sich an die Trümmern der gänzlich verfallenen St. Johannis-Kirche schauerliche Spukgeschichten und andere Sagen knüpfen, wovon jedoch nur Nachstehendes der Mittheilung werth sein dürfte. Zuerst die Sage von der wandelnden Nonne, welche sich an die Geschichte des mehrgenannten Cistercienserklosters zu Gorsleben anreiht und deren auch Müldner in seinen historischen Nachrichten gedenkt. Wir theilen sie hier mit, wie sie sich noch zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Aller Munde befand und von der Mehrzahl fest geglaubt wurde.

Nicht lange vor Aufhebung des Nonnenklosters zu Gorsleben starb, von einem Fieber hinweggerafft, Schwester Beatrix, eine noch junge aber sehr fromme Nonne, in Gebet und Buße. — Ohngefähr erst fünf Jahre befand sie sich im Kloster, welches sie gegen den Willen ihres Vaters, eines Herrn von Holckendorf, der auf dem

Sattelhofe Schilva ein wildes und rohes Leben führte, gewählt hatte. Die arme Beatrix hatte nach dem Tode ihrer älteren Schwester, einer sanften und klugen Jungfrau, der sie ihre Bildung verdankte, viel bittere Kränkungen von dem Vater erfahren müssen, welchen die Schwester größtentheils von dem Vermögen ihrer verstorbenen Mutter erhalten hatte, was jedoch schon vor ihrem Tode zugesetzt war, so daß sie Beatricen nichts hinterlassen konnte; der Vater aber brauchte bei seinem wüsten Leben weit mehr, als das, was von dem Sattelhofe, den er mit einigen Vettern gemeinschaftlich besaß, auf seinen Theil kam.

Mit kindlicher Sanftmuth ertrug Beatrix des Vaters böse Launen, aber, selbst Mißhandlungen ausgesetzt, erlag ihr schwacher Körper. Während ihrer Krankheit nahm die Unordnung im Hause immer mehr zu, und Herr von Holckendorf, sich um die leidende Tochter gar nicht bekümmernd, kehrte jetzt oft mehrere Tage lang gar nicht in sein Haus zurück.

Wenn auch Beatrix mit Freuden einem nahen Tode entgegen sahe, so widerstand doch die Jugendkraft demselben; sie genaß und erblühete auf's Neue in frischer jungfräulicher Schönheit. Kaum gewahrte dies der rohe Vater, so entwarf er auch einen Plan, auf Kosten der Tochter seine Geldverhältnisse zu verbessern. Der junge Wolf von Bergk, einer seiner Cumpanen und großer Wüstling, der ansehnliches Vermögen besaß, auch Holckendorf oft Vorschub leistete, sollte eine erwünschte Beute an der schönen Beatrix finden, wobei er nicht leer auszugehen gedachte.

Bergk wurde in Folge dieses Planes oft in das Haus gezogen und gar bald entbrannte der junge Sünder in heißer Begier zu Holckendorfs lieblicher Tochter, welche jedoch mit entschiedenem Abscheu seinen Zudringlichkeiten auswich. Dergleichen Sträuben nicht gewohnt und eifrig bemüht, sein sinnliches Ziel zu erlangen, bemächtigte sich unwillkührlich ein Gefühl des Wüstlings, ganz verschieden von dem, welches er bei seinen bisherigen Buhlerinnen empfunden hatte; er entbrannte in feuriger Liebe und so sehr er auch früher gegen den Ehestand geeifert hatte, warb er bei Holckendorf um der Tochter Hand. Dieser lachte laut auf, da er den Antrag nicht für Ernst hielt, Bergk aber versicherte bei allen Teufeln die Aechtheit seiner Neigung und erhielt sofort das väterliche Jawort.

Beatrix verlor alle Fassung bei der Mittheilung dieses Antrages, der Vater aber hatte kein Ohr für der Unglücklichen Vorstellungen gegen diese schreckliche Anmuthung und für ihr Flehen, sie damit zu verschonen, er zwang der Zitternden und halb Betäubten das Versprechen ab Bergks Gattin zu werden.

Als sie nun allein in ihrem Kämmerlein sich wieder zur Besinnung erholt hatte, trat ihr das schauderhafte Geschick, eines solchen Wüstlings Gattin zu werden, mit allen Schrecknissen vor die Seele; sie zerfloß anfangs in Thränen, bald aber gewann sie die Fassung wieder, und rasch schritt sie zur Ausführung eines Entschlusses, der ihr als das einzige Rettungsmittel erschien. Mit Hülfe eines treuen

Dieners entfloh sie noch in derselben Nacht mit des Vaters Pferden und eilte von Angst getrieben nach dem Kloster Gorsleben, wo sie der Aebtissin, ihrer nahen Verwandtin, ihr Leid klagte. Diese nahm sich der Bedrängten an und bestärkte sie in dem Vorsatz, hier den Schleier zu nehmen.

Als jedoch nach überstandenem Noviziat, mit dem Augenblick der Einkleidung das Thor zwischen Beatrix und der Welt zugefallen war, und ob sich die Himmelsbraut gleich mit voller Seele in den überirdischen Regionen heimisch zu machen bestrebte, ergriff sie doch oft mitten im heißen Gebet ein tiefer Kummer. Sie hatte dem Vater das Versprechen geleistet, Bergks Gattin zu werden, ein Versprechen, das, obwohl es ihr unter jenen Umständen abgezwungen war, doch immer ein Versprechen blieb, das, nicht erfüllt, sich jetzt gespenstig in ihre heiligsten Gefühle mischte und sie an die Sünde des Wortbruchs mahnte. — Hierzu gesellten sich noch Gewissensbisse darüber, daß sie den Vater auf eine Art, die mit den Kindespflichten in so großem Widerspruch stand, verlassen habe. — Die Tröstungen der Aebtissin blieben fruchtlos, Beatrix versank mit jedem Tage in tiefere Schwermuth und es gab Stunden, in welchen sie völlig sinnverwirrt erschien. Kein wohlthätiger Schlummer berührte in den langen martervollen Nächten ihre tief eingesunkenen Augen, die düstern Wände der engen Zelle schienen ihr immer näher zusammen zu rücken; sie floh aus derselben wie ein gejagtes Wild und ihre Fußtritte hallten zum Schrecken der übrigen Nonnen bei nächtlicher Stille auf dem Coridor oder in den dunklen Kreuzgängen des Klosters wieder.

Auf Veranlassung der Aebtissin wurde die arme Geisteskranke unter Aufsicht gestellt. — Schwester Theodosia, eine geprüfte, verständige Dulderin, nahm sich ihrer an, und vermochte sie es auch nicht, sie ganz zu heilen, so gelang es ihr doch, ihr gequältes Herz einigermaßen zu beruhigen. Doch nach zwei Jahren starb Schwester Theodosia und mit ihr auch Beatricens Geisteslicht; sie sank aufs neue und verstärkt in ihren vorigen Wahnsinn zurück, ihr Geschrei tönte nur schauriger in jeder Nacht und störte die Ruhe aller Klosterbewohner. Oft entfloh sie ihren Wächtern und heulte in den Kreuzgängen oder störte die Hora in der Kapelle; so wie sie auch oft in dem nahe gelegenen Garten umher irrte und so schon als Lebende allgemein gefürchtet wurde. Nichts war natürlicher, als daß, nachdem der Tod ihr Leiden geendet hatte, nach dem damaligen Glauben ihr Geist auch jenseits keine Ruhe fand, vielmehr als wortbrüchig gegen den Vater wieder auf die irdischen Stätten zurückkehrte um die Sünde vollends abzubüßen, für welche sie auf Erden keine Absolution hatte erlangen können. Bald verbreitete sich die schauerliche Kunde, daß sie noch als Nonne die Mauern des Klosters durchirre und von Vielen war sie bald gehört und gesehen worden, wie sie im Sterbekleide, die Hand auf das Herz gelegt, den Kopf zur Erde gesenkt, in Coridor und Kreuzgang, im Garten und an der Kapelle gewandelt, und dann mit einem widernatürlichen Geschrei verschwunden war. Selbst lange nach der Aufhebung des Klosters erhielt sich noch der

Glaube an diesen Spuk; man wollte noch immer einstimmig Hora singen hören, noch immer eine weiße Gestalt wandeln sehen, wobei Thüren und Fenster ohne irgend eine natürliche Veranlassung auf und zu flogen; ja man hörte oft einen Wagen auf den Hof rollen, sahe ein Frauenzimmer aussteigen und schnell war Alles dem Auge wieder entschwunden. — Als späterhin ein neues Gebäude auf dem Klosterraum errichtet wurde, fand man den Eckstein siebenmal verrückt und ein spöttelnder Meister stürzte beim Bau des Gerüstes den Hals. Oft störte die wandelnde Nonne um Mitternacht die Schläfer durch Klopfen und Pochen, selbst Pferde sollte sie losgebunden haben, welche man am Morgen so erhitzt fand, als hätten sie die Nacht hindurch schwere Lasten gezogen.

Doch verhallt sind diese schauerlichen Erzählungen beinahe in dem Munde der jetzigen Generation, nur von den Lippen ergraueter Mütterchen tönen sie noch in den Spinnstuben, wie ein schwaches Echo vorzeitiger Anklänge in die Ohren der furchtsam näher zusammen rückenden Jugend und sollten sich bisweilen noch Nachtwandlerinnen in jenen classischen Räumen sehen lassen, so möchten es wohl schwerlich in irgend einer Beziehung Nonnen sein. —

Doch wenn uns die wandelnde Nonne nur als ein Gebild der völlig unverbürgten Sage erscheint, so liefert uns Gorsleben noch eine andere ächt romantische und als Thatsache documentirte Geschichte, welche zugleich die Vermuthung zur größten Wahrscheinlichkeit erhebt, daß in der mehrerwähnten verfallenen St. Johanniskirche Schätze verborgen gelegen und durch geheime Nachgrabungen gehoben worden sein mögen.

Nach einem in dem Pfarrarchiv zu Gorsleben befindlichen Protocoll vom 17. April 1827, besahe sich eine Gesellschaft die Merkwürdigkeiten der Bonifaciuskirche, und bei dieser Gelegenheit wurde zufälligerweise hinter einem ganz in der Ecke der Thurmhalle festgenagelten alten Bilde, eine in Pergament gewickelte und geschnürte Schrift aufgefunden, welche ich nicht anstehen darf, meinen geehrten Lesern wörtlich witzutheilen; sie lautet:

S. B. C.

1) „Wenn Moder mein Gebein frißt, und Du einst diese Schrift auffindest, wer Du dann auch sein mögest, denke mit Leben meiner armen Seele, die hier ein Bekenntniß ausschüttet, was nit seyn sollt, der Gegenwart zu Nutz, die es alsbald verdammen wird, das Best hinwegnehmen und meiner spotten macht nit Schalksminen, vielmehr soll solch mein Bekenntniß und Offenbarthun, so meines Gottes Wille es ist, frommen denen, die weit nach uns sein werden, sich allen Vorthel, Bespiel und Lehre nehmende und daraus schauende; wes Arges der Teufel und seine Cumpanen die Wege schlichen.

2) Es hatten, nehmlich damit ich weit zurückgehe in der Geschichte, und was nachher zu wissen dient, die Herren Grafen von Veichlingen Friedrich und Gerhardt dem Hochwürdigen Abt Sobeid das

Dorf Geriskeim als ein Sitzthum, so weit es ihnen Anno 1338 abgegeben und ein groß Recht übern Ort eingeräumt, was nachher und wie es komme braucht und mißbraucht worden ist, auch deshalb wegen mehreren Besitzern nit selten Haber entstanden ist.

3) Solch Vorfall hat aber mein lieber Confrater und würdiger Pfarrer Ganglof Waldenbeck als freundlich und verständlich niederschrieben, was mit großer Lust ich lese, da er aber als Historicus in seinem Compendio nit gedacht dessen, was ich nun erzähle und nach und nach berühren werd, weil es mehr eigen und geheime Sachen betrifft, auch meist nach seinem Tode sich zugetragen, so hab ich es über mich nemmen, meinen lieben Schwestern und Brüdern, so in später Zeit leben, ein Bild von Engeln und Teufel + + + und meinen harten Kämpfen zu lassen.

4) Ich lebte damalen noch auf der Vikarey als aus Italia zurückkehrte Hr. Georg Sado von Germar, mit seiner lieben Tochter Stella 15 Jahr alt. Dieser gute Herr hatte vor vielen Jahren seine Gattin in Italia gefreiet.

5) und sie sodann auf sein hieriges am Wasserwechsel liegendes kleines Sitzthum bracht.

6) Als aber nach einigen Jahren die Italienerin von argen Heimweh befallen krankte und siechte und nicht Ruhe fand in unserer trüben Luft, gab Herr Sado alsbald ihren Bitten nach und führte sie mit der 9 Jahr alten Tochter hinweg nach ihrer villam, wo sie nach 5 Jahren starb, und suchten nun Vater und Tochter mit großen Schatz an Geld und Edelsteinen beladen ihre Heimath wieder auf.

7) Und war damalen wie sie kommen gerad mein sehr lieber und treuer Confrater der Herr Pfarrer Waldenbeck am Fieber hier lägerich, deswegen ich mit der Bitte angegangen wurde, zu Hr. Sado zu kommen, da ich denn auch nicht weilte, hingieng und mit großer Liebe und Verehrung, als ich nit erwarten mocht, ansehen und empfangen worden und ein schön Zutrauen von Stund an zwischen uns Wurzel faßt.

8) Hr. Sado dem eine gewisse Schwermuth befallen, bedurfte oft geistlichen Trostes um so mehr als damalen große Neuerungen in der Kirche vorgegangen und Lutheri Lehren allwegen sich ausbreiteten, er aber nicht von alter Lehr und Glauben lassen wollt, auch immer viel Gräuel-Scenen wegen derley Umwälzung am Tages-Gespräch waren und ich ihm immer vorsagen mußt, daß Lutheri Lehre das eben nit wollt, sondern blos argen Mißbrauch und Sudel steuern sollt, daß aber von den Anhängern, so müßig, sichtig, und hölzige Töpfe wären, gleich alles auf die Spitz stellt würde, und so Unheil statt Frieden käme, so war die gar lieblich aufblühende Tochter Hr. Sados Stella gar mit meiner Meynung, und tröstete mit fein gläubigen Worten, wie vom heil. Geist angewehet, und ich nit so nachsprechen kann, ihren

lieben Vater, damit er Ruhe möcht in sein Herz gießen, und sich nit allzusehr zerstreuen lassen von der Welt Händeln, sodann der rechte wahre Glauben und die rechte wahre Kirche in den Herzen sich anbauen müßt, über welche nit hat Gewalt ein Mächtiger auf Erden, sondern der allmächtige Gott und seine Heiligen im Himmel.

9) So gieng eine lange Zeit in guten Vertrauen und Verträglichkeit, woran auch mein theurer Herr Pfarrer Theil nahm, dahin, als ein gewisser Christoph von Aldendorf sich viel bei Hr. Sabo der Tochter Willen zu schaffen machte, welche aber vermeint, daß das nit der Mann für sie sei, und sogar wenig Reden an ihn setzte, aber doch Sanftmüthigkeit und um des Anstandes willen selbigen schonte.

10) Als aber gedachter von Aldendorf dringlicher worden, hat sie mir ihr Herz aufschlossen, und mir mit heitern Worten gesagt, wie schon ein Bild darin hänge, dem sie Liebe gelobt, denn als ihr Hr. Vater mit ihr Schäfts halber nach der Mutter Tode sich fast ein Jahr in der Stadt aufgehalten, hätt' ein junger Edelherr aus Thüringen genannt Erwin von Hausen, welcher in des Kaisers Heer bey einem wallonischen Küraßier-Regimente als Lieutenant in den Ort standen, mit ihr Bekanntschaft macht und wär als Landsmann alle Tag in ihre Wohnung kommen, und wär sie oft allein mit ihm im Zimmer und Garten gewesen und hätten Freud an einander funden und große Liebe fast also daß sie sich Treue schworen auf immerdar.

11) Wie der Abschiedstag kommen, wär Hr. Erwin eine große Strecke Wegs mit ritten, am ersten Ruheplatz aber dem Vater sein Begehren offenbaret, welcher auch nichts absonderliches gegen aufbringen können.

12) Hr. Erwin wäre sodann unter Zusage in 5 Jahren ins Vaterland zurückzukommen mit dem Gelübte, Eid und Händedruck, was alles sie ihm erwiedert, von ihr schieden.

13) Nachdem hat sie mich beten, Hr. Aldendorf auf schickliche Weise von seinem Vorhaben abzulenken, daß sie mag Ruhe haben vor ihm.

14) Konnt aber nit sogleich an ihn kommen, sindemal er mich wenig achtet, und oft hämischen Blicks anschauete.

15) Endlich hab aber meiner natürlichen Furchtsamkeit ein End macht, und ihn vorstellt, wie das Fräulein Stella nit konnt eingehen auf seine Anträge, weil sie durch feyerlich Gelübte anders gebunden, was ein Edelherr zu gut schätzen müßet.

16) Wider Vermuthen war Hr. von Aldendorf ganz freundlich, dankt auch vor die Nachricht, verhieß auch abzustehen von seiner Neigung, aber das war eitel Schein, denn ihm wohnte im Herzen der Schalk.

17) In dieser Zeit nun war 1539 noch ein sehr verarmter von Adel, Hr. Friedemann von Harras aus dessen Stamm vor vielen Jahren die Vikarey fundirt worden, hierherkommen, welcher sich bei Hr. Herzog Heinrich bittent erwürket, die Einkünfte und Nutzungen solcher Vikarey auf der ich saß auf seine Lebzeit zu genießen, weshalb ich, als solch Fürstl. Befehl mir bekannt worden, alsbald gern darauf resignirte, inmaßen Hr. Waldenbeck fort und fort siechte und mir Zuspruch geschah, solch Stelle nach seinem Tode zu erhalten.

18) Wie es denn auch gar nicht lange dauerte, daß mein lieber Bruder und Freund aus dieser Welt zu seiner Himmelsfreude geschieden ist, wornach ich Pfarrer werden.

19) Als nun gedachter Hr. Friedemann von Harras schon ziemlich bejahrt mit einer noch jugendlichen Frauen auf der Vikarey Einzug gehalten, hat sich auch alsbald Hr. von Aldendorf bey ihn eingethan, und ist um die Frauen herumgegangen, so daß Fräulein Stella anjetzt Ruhe vor ihn hatte und seiner gänzlich los zu seyn glaubte, zumalen er sich nur ganz fern ihr nahete.

20) Hr. Friedemann von Harras hat aber solch Fürstliche Gnade nit lange genossen, sondern ist darauf plötzlich verschieden, und hat dann die Wittib von neuen beym Hr. Herzog Mauritio Bitte eingelegt solche Vikarey Nutzung auf ihr lebelang gnädig zu überlassen, was ihr auch brieflich zugesichert worden, mit dem Bemerk, daß nach derselben Tode die Vikarey wieder der Kirche anheim fallen sollte.

21) Hr. Aldendorf hatt darauf des Harras Wittib gefreiet und hat eben nit schön Verwaltung auf dem überlassenen Sitzthum trieben, sondern ist gar liederlich umgangen, weshalb auch die Einkünfte nit zureichten und er Pfiff und Schlenker im Kopf trug.

22) Hr. Sado am meist aber das edle Fräulein Stella, welche insgeheim viele Arme unterstützt hat, und Segen spendet, auch Kranke heimsucht und Trost geben wo sie konnt, harrte jetzt sehnlich der Zeit, wo der Freund aus fernen Land kommen sollt, da die Frist ablaufen war.

23) Und als wir einstmals auf den Berg an das Holz gangen, als wo Hr. Sado einen Thurm aufbauen lassen, gewahrt das Fräulein von der Zinne unten am Dorf auf dem Wege von Ettersleben her zween Reiter kommend, und sieht von einem Helm einen hohen Helmbusch wehen, und ihr ahnet, es sey Erwin sein Wort zu lösen.

24) Alsbald bittet sie uns mit heimzukehren, eilt aber immer voraus, daß wir nit folgen konnten, und als wir endlich ins Zimmer treten, ja da hat Hr. Erwin ihre Hand faßt und beide waren stumm vor heller klarer Freude, die wie Abendschimmer wie Regen Tröpflein unter Thränen Perlen aus den blauen Augen leuchtete.

25) Nun war große Luſt alltag auf Hr. Sados Sitzthum.

26) Hr. Erwin daß er ſeinen Abſchied aus des Kayſers Heer genommen und nun im Vaterland bleiben wollt auf ſeines Bruders Ritterſitz zu Ebenheim, oder auch hier, wenn es Hr. Sado erlauben möcht und Stella ſein Ehegemahl werden wollt, worin aller Sinn gern ſtand.

27) Es war aber derweilen Hr. Aldendorfs Frauen verſtorben und ſeine Renten nach Wegfall der Vikarey Nutzungen nit wohl ausſehend, weshalb ihn Hr. Sados Vermögen gar ſehr am Herzen lag, und er ungern vernahm, daß ein Bräutigam ankommen.

28) Wie er nun ein arger Pfaffenfeind war und ein gottloſer Kirchenverächter, alſo geſchah auch, daß durch ſeine Beihülfe wegen unwichtiger Deutung eines alten Vertrags mit dem Kloſter Oldisleben mit der Zuſtimmung der Obern zu Sachſenburg die Vikaren der Kirche abermalen vorenthalten war, wobei Hr. von Aldendorf wohl einen Schwenzelpfennig erhalten haben mag.

29) Wollte aber gerne das alles ihn verzeihen, wär ſein Schalksherz dabei in Ruhe blieben, und hätte nit gar arge Pläne geſchmiedet, wie mit Wehmuth und innerſten Schmerz gleich denken werd.

30) Ach es war ein ſchön Zeit auf welch ein gar fürchterlich Nacht folgen ſollt.

31) Hr. Sado beſaß nehmlich pachtweiß einen Garten, früher ein Kirchhof und der Kirche gehörig, oben an Waſſer gegen das Pferde-Rieth über, in welchen die alte verfallene Kirche in Schatten von Rüſtern und Erlen ſteht, welchen Platz Fräulein Stella allzuſehr liebte, da ſie ihren Vater bittend vermocht, mit dem Beſitzer des Gartens einen freien Vergleich abzuſchließen.

32) Dorthin ging das Fräulein die alte Kirche beſuchend ſehr oft.

33) Allda iſt ein Kreuz untern Hochaltar von wunderſamen Steinen aus dem Jeſuebilde, vor welchen ſie nit ſelten kniete, und neues Heil für ihre Seele erflehete.

34) Eben ſo wandelte ſie bisweilen mit ihrem Herzensfreund Erwin nach jenen Garten, und blieben oftmalen bis zu ſpäter Nachtzeit.

35) Nun war eines Tages Hr. Erwin, da ihn das Fräulein wegen einiger Unpäßlichkeit nit geleiten konnt, allein hingangen.

36) Gegen Abend kam ich zu Hr. Sado, wo mich das Fräulein bittet, ihren Freund da es ſchon ſpät in Herbſt und dunkel, an ihrer Statt abzuholen.

37) Ich gehe dann und nehme Hr. Erwins Knecht mit, konnten Hr. Erwin aber nit ſogleich im Garten finden, auch auf unſern Ruf keine Antwort erhalten, treten dann in die Kirchenbogen, und erblicken bey Mondſchein, der durch die Spalten fällt, Hr. Erwin am Boden liegen ohne Leben.

38) Alskald fällt aber ein Schauder über mich, faß ihn an, und greif überall in Blut, so daß wir bald gewahren, wie Hr. Erwin ohne Leben.

39) Als eil ich in Schreck und Schmerz zurück, stürz zu Hr. Sado, und will ihm heimlich melden, aber das Fräulein war böser Ahnung, fragt, was ist meinem Erwin, meinem trauten Freund begegnet? Und ich konnts weiter nit bergen vor großer Angst das Unglück, da wird sie still und bittet mich, mit ihr zu gehen, und eilet in die Kirche.

40) Alle Müh war ohne Erfolg, die Leich war in den Gartenthurm getragen, Stella will nit von ihm, ließ sein Grab mauern in der Kirch und darinn legen und vorsetzen ihres Freundes irdische Hülle.

41) So war alle Hoffnung zertrümmert, und Niemand weiß von wannen es kommen, und auf was Weise es kommen, das Fräulein wußt sich jedoch in ihr Schicksal mit frommen Herzen zu fassen, klagte auch nit zu sehr, wandelte aber alltäglich zum Grabe, das ihren Freund barg.

42) Hr. Sado starb bald darauf und sein Hr. Bruder nahm Sitz in Gute, wo das Fräulein auch blieb, und war eine große Freundin der Armen.

43) Kaum aber war ein halb Jahr vorüber, da kam Hr. Aldendorf und macht sich allerley Geschäft um das Fräulein, sie aber wollte nit von ihm wissen, und lehnte allemal seine Anträge ab, das mocht Hr. Aldendorf nit recht seyn, doch behielt er immer freundliche Miene, und bat das Fräulein um ein Darlehn was sie nit versagt.

44) Nach dieser Zeit wurde das Fräulein krank, schwach und immer schwächer, so, daß sie vermeint, der gute Gott werde sie hinweg nehmen aus dieser Welt. Sie vertheilte deshalb ihre Schätze und bat mich, ihren Willen zu besorgen.

45) Einen Theil überließ sie ihres Hr. Vaters Bruder, einen Theil den Armen, einen Theil der Kirche, welchen sie mit allzugleich zur Verwahrung übergab, ehe aber alles confirmiret, ist Fräulein Stella aus diesen Erdenthal schieden zur ewigen Freud und nahm Hr. Barthol von Germar alles in Besitz außer 9000 Goldgulden, welche ich schon hatte, und ich nit sagte.

46) Obgleich nun das Kloster Oldisleben Anno 1525 in Bauerntrubel zerstört worden, wobey viele alte schöne Nachrichten über Gorisleben, welche dorthin kommen, verloren gangen, so anmaßten sich doch die Obern jenes Orts auch jetzt noch allerley Rechte, und verlangten einen großen Theil von der sel. Stella Reichthum, schickten auch als Legaten, welcher sie vorher erst aufhetzte und dazu spornirt hatte, Hr. Aldendorf, der aber darüber mit Hr. Barthol von Germar so in Hader gerieth, daß der Letzte ihn den

Degen durch den Leib rannte, worüber groß Unheil entstanden und Hr. Barthol flüchtig wurde auf einige Zeit.

47) Deshalb und weil ich das Geld gar nit sicher glaubt bey solch bedenklicher Zeit, da auch die Amts Obern gegen die Kirche feindlich gesinnt, habe ich mir einen Vertrauten aus der Gemeinde erwählet, einen gar verschwiegenen Mann Namens Chilian Greßen und das Geld mit dessen Beyhülf, zwischen Hr. Erwins und Fräulein Stella's Gräber in der Johanniskirche in die Erde gesenkt, da es jetzt von keinem Nutz seyn konnte.

48) Schon während des Arbeitens, was wir bey Lampenschein in der Nacht vornahmen, ächzet und seufzt Greße gar tief und war nachher von immer mehr Angst befallen. Auf mein Befragen was ihn ankommen, seufzt er abermalen, fragt sodann, ob er gehalten sey, einen gezwungenen Eid zu halten? ohne meine Antwort darauf sagt er weiter, ach ich bin in großen Zwiespalt mit meinen Gewissen, mag auch die Hölle mein Lohn sern, hier auf diesen Platz habe ich die Mörder des Hr. Erwin gesehen. Was! rief ich bestürzt, was! erzähle Unglücklicher! und Jener sagte mit Zittern:

49) Ich gehe einstmalen vor der Kirche hier vorbey, höre Menschenstimmen ganz dumpf, Furcht fällt über mich, als ich Gott im Gebet anrufe, daß er mir Stärke giebt, alle Furcht zu überwinden und trete unter seinen Beystand in die Halle, da scheint der Mond durch die zerbrochenen Bogen, und ich erblicke den schändlichen Aldendorf mit einen Gesellen, wie sie mörderisch über Hr. Erwin herfallen.

50) Alsbald entfährt mir ein Schrey, die Mörder schrecken auf und faßt mich Aldendorf am Schlund und drehet mir den Hals zu drehen, wo ich nit gleich stumm würde wie ein Fisch.

51) Darauf packen mich beyde, lassen Hr. Erwin in Blut liegen, und schleppen mich in ein entlegen Haus, das den Mordgesell Caspar Reße gehörig, halten über mich langen Rath, ich aber zittere in Todes Angst, nachdem spricht Aldendorf zu mir:

52) Schlechter Hund dein Leben sollt du haben, wenn du schwörst nit zu verrathen auf keine Weise was du sehen und was wir gethan, willst du aber nit schwören, so fährst du gleich zum Teufel ✝✝✝.

53) Was sollt ich thun in großer Herzens Angst, sollt ich hinfahren in meiner Sünd, was konnt auch alzumalen mein Todt nutzen und entschloß mich, den Eyd zu thun, wenn ich frey ausgehen dürfte.

54) Alsbald hab ich, wie er mir vorsagt, schwören müssen bey den dreyeinigen Gott auf die Wunde Christi und was ich sonst zu meinen Heil glaubte, nichts zu sagen von irgend einen und sollte des Himmels Seeligkeit nit schmecken und den Teufel ✝✝✝. Die ganze Hölle sollte Macht über mich haben, in meinen Ster-

beſtündlein jeder Troſt verſchwinden und alle erdenkliche Angſt auf mich fallen, wenn ich anders thät, als ſie mir geheißen.

55) So hab ich ſchworen und mein Gott jetzt habe ich den Eyd brechen.

56) Alsbald fieng er ſtärker an zu zittern, ich führte ihn heim, ſaß die ganze Nacht vor ſeinem Bett ließ mir das Geſagte wiederholen, ſchrieb es auf und ſprach ihm Troſt zu, und in der 4ten Morgenſtunde iſt er ruhig auf ſein Bekenntniß verſchieden.

57) Had darauf zu Caspar Roße geſchickt und war derſelbe in ſelber Nacht kurze Zeit nach Greßen auch ſtorben, und hatten ſeine Kinder ſagt: er hat einen Geiſt ſehen.

Dies iſt die unglückliche Geſchichte
Gott gebe Frieden Allen.

A. M. F. N.

gez. Fahrenbruck.
P. L.

Dieſer merkwürdigen Schrift war noch das in ſchlechtem Latein abgefaßte Teſtament deſſelben Geiſtlichen beigefügt, deſſen Ueberſetzung hier auch noch folgen möge.

Teſtament.

Im Namen der h. untheilbaren Dreieinigkeit! Der Friede und die Gnade Gottes ſei mit Euch allen!

S. B. L.

Wenn meine Gebeine ſchon längſt verweſet ſein werden, und Du, wer Du auch ſeiſt, dieſe von der Mauer verborgene Schrift auf dem Boden finden wirſt, dürfteſt Du vielleicht nicht daran denken, für meine Seele, welche die gegenwärtige Bekanntmachung erläßt, zu beten. Und doch könnte dieſe Bekanntmachung den Anweſenden ſehr nützlich ſein, wenn ſie dieſelbe nicht zu verſpotten geneigt wären. Daher möchte mein Geſtändniß und meine Kundmachung vielmehr mit Gottes Hülfe den ſpäten Nachkommen nützlich ſein.

1) Gehe, frommer Chriſt, in die, von Wieſen und Gärten umgebenen Mauern der St. Johanniskirche, welche auf dem rechten Ufer des bei Gerſleben ſtrömenden Fluſſes auf einer Erhöhung liegt, und Du wirſt auf dem Boden neben dem Altar unter dem ſteinernen Kruzifixe zwei Grabmäler erblicken. Zwiſchen ihnen, mit einem magiſchen Deckel verſchloſſen, liegt in einem Dreifuße ein großer Schatz von Edelſteinen vergraben, welchen die edle Tochter Sado's von Germar Nameps Stella ſterbend zurückgelaſſen hatte. Grabe im Namen der Dreieinigkeit das Grabmal auf, doch mit der Vorſicht, die links und rechts liegenden Gebeine zu ſchonen, damit Du nicht die Manen erzürneſt. Von dem Dir mit Gottes Hülfe zu Theil gewordenen Schatze mache drei Theile, den einen behalte ſelbſt, den zweiten gieb den Armen, den dritten

der Kirche. Da Stella so testirt hat, so hüte Dich das Testament zu brechen, damit Dich nicht Strafe treffe.

2) Dann wende Dich, Du Glücklicher, nach dem Thurm der St. Bonifaciuskirche, welche weiter unten etwas links liegt; gehe hinein und Du wirst auf der Mittagsseite einen beschriebenen Stein finden: zähle aus diesem Winkel 9 Schritte gegen Westen und schlage neben der Mauer ein: da wirst Du meine goldene Kette ausgraben, welche Du behalten kannst.

3) Komm nun, geneigter Leser, und folge mir stumm nach dem Orte, den ich Dir bezeichnen will, wo herrliche Kleinodien von großem Werthe verborgen sind. — Steige auf dem Fußwege nach Heldrungen auf den Weinberg dessen Spitze Schmücke genannt wird; linker Hand nach dem Walde zu suche einen Grabhügel von großem Umfange, wo eine große mit dem Zeichen X. E $\frac{\pi}{+}$ S † bezeichnete Eiche steht. Unter diesem Hügel wirst Du erblicken die goldenen mit Edelsteinen besetzten Armbänder der Tochter Sade's von Germar, der edlen Stella, welche wegen der Bosheit der jetzigen Zeit vergraben worden sind.

Ach es war eine mit verdorbenen Sitten und schändlichen Lastern erfüllte Zeit.

Gottes Gnade sei mit Dir.

Amen.

Es wurden nach Auffindung dieser Documente auf eingeholte Befehle polizeiliche Nachgrabungen an den bezeichneten Stellen angestellt. Anstatt der gehofften und beschriebenen Schätze fand man durcheinander liegende Todtengebeine, eine kupferne lange Nadel, einen elfenbeinernen Haarnetzel, eine grüne Perle ꝛc. woraus mit Gewißheit geschlossen werden kann, daß bereits früher mehr als eine nachsuchende Hand hier beschäftigt gewesen. Uns bleibt daher nichts, als die rege Theilnahme an jenen Ereignissen und die Bestätigung der Ueberzeugung, daß in unsrem Thüringerlande an vielen ganz unbedeutend scheinenden Orten, eine Fülle des reichhaltigsten Stoffes zu Romanzen und Novellen verborgen liegt, von welcher in den betreffenden Orten selbst oft Niemand eine Ahnung hat. — Wer übrigens durch Gorsleben nicht ganz mit auf den Weg gehefteten Blicken wandert, den muß die alterthümliche Bauart nicht allein der Bonifaciuskirche, sondern auch mehrerer andern Gebäude aufmerksam darauf machen, daß hier manche vorzeitliche Erinnerung aufbewahrt sein müsse, deren es noch eine weit größere Anzahl geben würde, wenn nicht die Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges und mehrere bedeutende Feuersbrünste so manches Zeichen von Gorslebens Alter und ehemaliger Bedeutenheit vernichtet hätten. So haben es die Flammen nur erst in der neuesten Zeit veranlaßt, daß das Dorf, außer Kirche, Pfarrei, Schule und einigen Rittergütern, beinahe ganz neu aufgebauet ist. — Es befinden sich nemlich sechs Rittergüter hier, unter welchen jedoch eine große Abstufung des Grundbesitzes

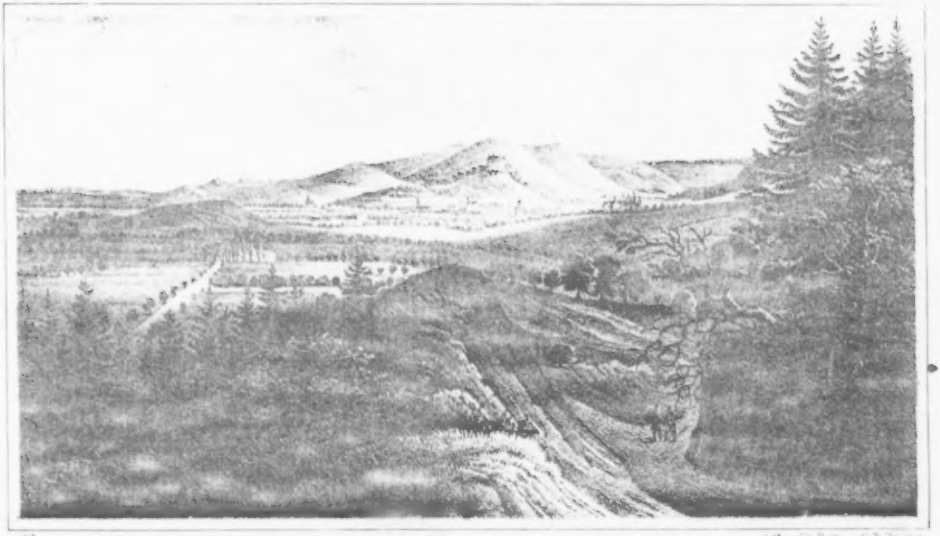
statt findet; übrigens besteht der Ort, mit Ausschluß dieser Rittergüter, der Pfarrwohnung und der Schulen, jetzt aus 121 Feuerstätten, und hat landesherrliches Patronat, wie auch fast durchgängig dergleichen Gerichtsbarkeit, also dermalen Königlich Preußische, indem einigen der Rittergüter die Jurisdiction nur über eine kleine Häuserzahl zusteht.

Endlich ist Gorsleben noch merkwürdig als der Geburtsort eines berühmten Gelehrten; nemlich des berühmten Musikers und großen Chronologen Sethus Calvisius, welcher hier am 21. Februar 1556 geboren ward. Sein Vater war ein armer Tagelöhner und seine Mutter bekleidete nach des Gatten Tode das Amt einer Hebamme. Sein unwiderstehlicher Trieb für Kunst und Wissenschaft fand in der großen Armuth kein Hinderniß; an zwei berühmten Lehranstalten, in Schulpforte von 1592 bis 1594, und dann bis an seinen Tod 1615 an der Thomas-Schule in Leipzig bekleidete er die Stelle eines Classenlehrers und Cantors und hinterließ besonders durch seine chronologischen Schriften einen unvergänglichen Ruhm. Sein Bild in Oel gemalt, ein Geschenk des Leipziger Magistrats, welches lange Zeit in der Kirche aufgehangen gewesen, eilte, vom Moder hier und da verzehrt, der Vernichtung entgegen, ist aber im Jahr 1819 von dem Mahler Herrn Beck in Cölleda in seiner vollen Aehnlichkeit auf frische Leinwand übergetragen worden und befindet sich wieder an seiner vorigen Stelle.

Andere merkwürdige Begebenheiten, deren, gleich anderen Orten auch Gorslebens Geschichte anfüllen, als z. B. Kriegs-, Hungers-, Feuers- und Wassersnoth, ansteckende Seuchen und außergewöhnliche Sterblichkeit unter Menschen und Vieh, sind in den Kirchenbüchern und in einer besondern vom Herrn Bürgermeister Kirchheim in Cölleda angefertigten Chronik von Gorsleben enthalten, welcher wir auch einen großen Theil des Inhalts gegenwärtiger Schilderung verdanken, deren Verfasser sich selbst mehrere male an Ort und Stelle befand und sich jedesmal sowohl von der äußerst angenehmen Lage des Ortes besonders angezogen, wie auch von einem ganz eigenthümlichen romantischen Geist durchschauert fühlte.

Möchten uns auch noch von mehreren geschichtlich merkwürdigen Punkten Thüringens, mit gleich freundlicher Bereitwilligkeit Notizen gegeben werden, als uns hier durch gütige Vermittlung des Herrn Pastor Weiske zu Sachsenburg die Willfährigkeit des Herrn Bürgermeister Kirchheim zu Cölleda gewährte, für welche wir uns dankbar verpflichtet fühlen.

Friedrich von Sydow.



Wernigerode.

Wernigerode.

Fern ragt ein Schloß, bedacht mit dunkeln Schiefern
Auf Bergeshöh', wo Park sich paart Terrassen,
Die Aussicht hemmen weite Wäldermassen,
Des Harzes Eichen, Tannen, Fichten, Kiefern.

Dorthin schweift oft mein Geist mit immer tiefern,
Wehmüthigern Gefühlen, seit verlassen
Vom Jugendhauch, die Wangen mir erblassen,
Mich Furchen bald dem Altar überliefern.

Denn nicht werd' ich hinan nun wieder steigen,
Wo ich der Hirsche Rudel scheucht' als Knabe,
Das Frettchen fing und in die Kammer sperrte.

Ach, als zum letzten Mal mit schwanker Gerte
Und klirr'adem Sporn ich dort gewandelt habe,
Durchschauert Ahnung mich wie Geisterreigen.

Schloß Wernigerode von Fr. Nassmann.

Es war im Juni. Die Erde prangte wie ein üppiges, vollendetes Weib in ihrer schönsten Blüthe, das dunkle Laub der Bäume flüsterte wunderbar, aus dem Dickicht schlugen einzelne Klänge an mein Ohr wie der Sang träumender Nachtigallen, die aufsteigende Sonne warf ihre ersten, rothen Lichter in die frischgrünen Blätter der Büsche und Gesträuche, und die Wipfel der Bäume glühten bereits in goldenem Feuer, als ich in einiger Entfernung Wernigerode vor mir erblickte. Den Vordergrund bildeten lachende Fluren, wogende Saatfelder, duftende Wiesen, einsame, im Gebüsch idyllisch

versteckte Gebäude; — den Hintergrund die prächtigen Wälder, die gewaltigen Bergriesen des Harzes. Auf grünem, thaublitzenden Sammtgrunde ruhten die Häuser der Stadt in stillem Gottesfrieden und schlangen sich eng und traulich um den Schloßberg, hinter welchem sich, obwohl er von bedeutender Höhe ist, noch höhere bewaldete Berghäupter emporgipfelten. Einladend und wirthlich lag die Stadt an dem Busen des Gebirgs und als ich durch die Straßen schritt, regte sich auf denselben schon munteres Leben, denn es herrscht hier viel Verkehr. Wegen der herrlichen Alpenkräuter, welche auf den benachbarten Bergen wachsen, ist die Viehzucht in einem vortrefflichen Zustande, es wird Bier gebraut, Branntwein gebrannt, Tuch und Zeug gewebt, Taback und Cichorie bereitet, mit Korn und Holz gehandelt, während Andere ihren Unterhalt durch Holzhauen, Holzfuhren, Kohlenbrennen und auf den Berg- und Hüttenwerken verdienen. Hengstenberg (in seiner geograph.-poet. Schilderung der deutschen Lande) sagt von dem Gewerbfleiße der Stadt und der Umgegend:

Am Harze liegt ein liebes Land,
Es heißt Wernigerode;
Von Stolberg wird sein Graf genannt,
Ihm fließen Ilse und Bode.
Der Brocken, wo am ersten Mai
Die Hexen tanzen sollen,
Ist fein, so wie der Wiesen Heu,
Des Eisens Schacht und Stollen.

Das edne Land erzeugt viel Korn;
Viel Oel wird hier geschlagen.
Viel Wild trinkt aus des Waldes Born,
Wo hohe Fichten ragen.
Da wird viel Branntewein gebrannt,
Da sind der Bäume viele,
Da webt man wollenes Gewand,
Da klappert manche Mühle.

Viel Regsamkeit erhält die Stadt auch durch die zahlreichen Beamten, da in Wernigerode eine gräfliche Regierung, ein Consistorium, eine Kammer, ein Forst-, Berg- und ein Steueramt ihre Sitze haben.

Die Stadt selbst, welche ungefähr 900 Häuser und 6000 Einwohner zählt und von der Holzemme bewässert wird, hat wenig Merkwürdiges aufzuweisen. Unter den Kirchen verdient die Frauenkirche einen Besuch, da sie ein treffliches Gemälde von Bernhard Rhode, einen Christus am Kreuze, enthält. In der Sylvesterkirche findet man manches alte, denkwürdige Monument des Wernigeröder Grafenhauses; und das Kloster, welches sonst bei dieser Kirche blühte,

muß in großem Ansehen gestanden haben und reich dotirt gewesen sein, denn als der Magistrat zu Nordhausen mit dem unsern von jener Stadt belegenen Kloster Himmelgarten in Streit gerathen war, trug Papst Benedict XII. dem Dechanten dieses St. Sylvesterklosters auf, beide Theile zu verhören und einen Vergleich zwischen ihnen zu stiften, welcher auch im Jahre 1340 wirklich zu Stande kam. (cf. Leuckfeld: Kloster Marienberg p. 127.)

Das Waisenhaus ist sehr wohl eingerichtet und enthält eine nicht unbedeutende Sammlung von Naturalien, besonders Mineralien, welche der Harz selbst geliefert hat, und Konchilien. — Von den Wirthshäusern sind dem Fremden der schwarze Hirsch in der Vorstadt Röschenrode, das deutsche Haus in der eigentlichen Stadt und der weiße Hirsch am Markte zu empfehlen. Der schwarze Hirsch wird auf gräfliche Rechnung verwaltet. — Dicht am Fuße des Schloßberges liegt der Lustgarten, der, durch die Humanität des erlauchten Besitzers, Jedermann offen steht. Ein großes Gebäude, welches sich in demselben befindet, enthält, außer einem reichhaltigen Naturalienkabinete, eine Bibliothek von 40,000 Bänden, in welcher man manches seltene Buch, besonders aber eine ausgezeichnete Sammlung verschiedener Bibeln und eine große Menge Gesangbücher antrifft. Von den Bibeln sollen gegen 2000 besondere Ausgaben vorhanden sein. Der übrige Theil der Bibliothek enthält größtentheils ältere theologische und historische Werke. — Ein anderes bemerkenswerthes Gebaude in diesem Garten ist das Orangeriehaus, mit einem schönen großen Saale, in welchem man ein langausdauerndes Echo erzeugen kann.

Manches rühmlichst bekannten Mannes gedenkend, der hier lebte, an Nassmann, den Freund der Musen, an Schröder, den wackern Geologen, an Seegemund, den Herausgeber der Hirtenstimme, und an Delius, von dem wir eine gründliche Untersuchung über die Harzburg und über den Götzen Krodo besitzen, stieg ich auf dem mit Bäumen besetzten Wege den hohen Schloßberg hinan und stand nach einem halben Stündchen auf dem Gipfel des Berges. —

Wer nach Wernigerode kommt und auch nicht die Absicht hat, das Innere des Schlosses zu besichtigen, welches 900 Fuß über der Meeresfläche und 400 Fuß über der Stadt liegt, verabsäume wenigstens nicht, den Schloßberg zu ersteigen. Er wird sich für seine Mühe reichlich belohnt finden. Wohl blicken in Deutschlands Gauen viel tausend Schlösser und Burgen von Felsen und Bergen in die Thäler herab; aber wenige dürfen, wenn der Streit Lage und Aussicht betrifft, mit dem Schlosse zu Wernigerode in die Schranken treten! — Kommst Du auch noch so ermüdet vor dem Schlosse an und Du wirfst den Blick hinab in die Tiefe, so wirst Du überrascht, entzückt dastehen. Die Aussicht ist unbeschreibbar schön. Zwischen den glänzenden Wiesen wallen, wie Meereswogen, grünliche Saaten, funkeln die silbernen Streifen der Bäche und Teiche, flimmern die Thurmspitzen der friedlichen Dörfer, und weißes Nebelgewölk zieht an den grünen Waldhöhen dahin.

Ragende Bergeszinnen mit wolkenumlagerter Spitze,
Oedes Felsengeklüft, unübersehlicher Wald.
Dort die Hirtenthale mit silbernen Bächlein bewässert,
Und vom Schellengeläut weidender Kühe durchtönt,
Aecker, wo stachligte Gerste mit bebendem Roggen dahinwogt,
Lichter Hafer begrenzt bräunliches Furchengestreif.

Dicht zu den Füßen des Beschauers liegt die Stadt, dahinter breitet sich ein überaus gesegnetes Land aus, und die fleißig angebaute Ebene nach Halberstadt hin macht einen besonders erfreulichen Eindruck. Fruchtfelder, Dörfer und Städte, Wiesen und Gehölze, wechseln ununterbrochen mit einander ab. Wendet man sich aber plötzlich auf die entgegengesetzte Seite, so fällt der Blick auf die ernsten, riesigen Harzberge und auf den mächtigen, frei daliegenden Brocken, der aus dem Hintergrunde stolz herüberblickt. An eine der jenseitigen Höhen lehnt sich die Kolonie Friedrichsthal, deren Dächer zwischen dem dunkeln Grün recht freundlich herüberblicken und sich in einer langen Reihe in das Thal hinaufziehen.

Hat man sich an der köstlichen Aussicht, welche mit der der Schlösser von Ballenstedt und Blankenburg um den Vorzug streitet, erquickt, und man wünscht das Innere des Schlosses zu sehen, so meldet man sich bei der Ausgeberin. Das Schloß nimmt sich mit seinen drei Thürmchen recht stattlich aus, ist aber, da es seine alte Form noch hat, wie alle alten Schlösser, sehr unregelmäßig. Keine Façade, keine Fronte ist zu sehen, — nichts als Winkel, Vorsprünge, kleine und große Fenster. Unter allen Gemächern, welche dem Fremden gezeigt werden, ist keines merkwürdiger, als der Speisesaal, welcher eine vollständige Bildergallerie des gräflich stolberg'schen Geschlechts enthält. Da das Schloß keinen Brunnen besitzt, so wird schönes Quellwasser in einem irdenen Röhrenzuge aus dem Gebirge herbeigeführt. Diese Wasserleitung ist im Jahr 1730 angelegt und obwohl ihr erster Wasserfangkasten, welcher nahe an der Elbingeröder Grenze und unsern der Heerstraße liegt, in gerader Linie kaum ⅔ Meilen entfernt ist, beträgt doch der Lauf, welchen das Wasser wegen der vielen Krümmungen zu nehmen hat, von da bis auf den Schloßhof, 3856 rheinl. Ruthen, oder beinahe zwei Meilen.

Schloß und Stadt verdanken, wenn man den alten Geschichtschreibern trauen darf, ihren Ursprung den Grafen von Reinstein. — Einstmals lebten auf dem Regenstein, wie ein alter Chronikenschreiber erzählt, (cf. Abels Sammlung ungedruckter Chroniken p. 53), neun Brüder, und da es oft Zwiespalt unter ihnen gab, verließen zwei davon, Dietrich und Conrad, das väterliche Schloß, wandten sich in diese Gegend, und Dietrich baute das Schloß und hieß der Obergraf, Conrad aber siedelte sich im Thale an und wurde der Untergraf genannt. Von diesen beiden stammen alle übrigen Grafen von Wernigerode ab. Andere nennen einen Bruno, Sohn Dietmar I. von Blankenburg, als den Stammvater dieses Geschlechts. — Sie standen immer in besonderem Ansehen und Eginhard erwähnt

schon die Grafen von Wernigerode, so wie die von Stolberg, unter den Kampfgenossen des tapfern Sassenfürsten Wittekind. Auch Rethmeier führt sie in seiner Chronik unter den Harzgrafen an, zu denen er, außer Wernigerode, Blankenburg, Arnstein, Mannsfeld, Wipper, Stolberg, Hohenstein und Lutterberg zählt. Die Grafen von Wernigerode waren ferner der Ehre fähig, zu den Vierfürsten oder Vierherren und zu Gaugrafen erwählt zu werden, auf welche Auszeichnung nur noch Anhalt, Ballenstedt, Gibichenstein, Homburg, Kalenburg, Quedlinburg, Ringelheim und Winzenburg Anspruch machen konnten. Später standen sie bei Kaiser Heinrich dem Finkler in besonderem Ansehen und wurden zu allen Reichsversammlungen und Ritterspielen gezogen. Im Jahr 1199 erstürmt ein Hermann von Wernigerode, als Kriegsmann Philipps von Schwaben, die Burg Lichtenberg, und befreit Goslar dadurch von einer Hungersnoth. Auch später wird er oft als ein tapferer Kämpe erwähnt. — Ein Graf Gebhard von Wernigerode kommt mit seinem Sohne Conrad in einer Urkunde vom Jahr 1260 vor, in welcher Friedrich von Donnersleben dem Kloster Marienborn zwei Hufen Landes verehrt. (cf. Lucae Grafensaal p. 125 — 28.) — Graf Conrad trägt im Jahr 1268 dem kräftigen Otto IV. von Brandenburg seine Besitzungen als Lehen an, seit welcher Zeit die Grafen, mit geringer Unterbrechung, brandenburgisch-preußische Lehnsträger bleiben. — Im Jahr 1281 bringt ein Graf Gebhard seine Tochter Hedwig ins Kloster und schenkt demselben 40 Mark Silbers (cf. Meyhom's Chronik von Riddagshausen. P. III. p. 2369.) — Im Jahr 1283 befehdet Heinrich von Wernigerode den Herzog Heinrich den Wunderlichen von Grubenhagen und verbrennt ihm, mit Hülfe des Grafen Heinrich von Reinstein, das Kloster Stederburg. — Im Jahr 1302 fangen Conrads Söhne, Albert, Friedrich und Gebhard, Streitigkeiten mit dem Kloster Walkenried an, nehmen selbigem Vieh und Getreide weg und beunruhigen es, bis sich der Papst ins Mittel schlägt und die Mißhelligkeiten schlichtet. — Später gerathen sie in Streit mit dem Erzbischofe von Magdeburg und im Jahr 1381 verliert, wie der Pirnaische Mönch erzählt, ein Graf Conrad eine Feldschlacht gegen den Erzbischof, wobei er 71 Pferde einbüßt und mit 30 seiner Getreuen gefangen genommen wird. — Auf ähnliche Weise werden die alten Herren von Wernigerode noch mehrere Male erwähnt, was wir aber, um nicht langweilig zu werden, unerwähnt lassen müssen.

Unter der Regierung Kaiser Wenzels, der sich wenig um das, was in seinem Reiche vorging, bekümmerte, und nur seinen Vergnügungen lebte, wurde der Adel übermüthig und jeder Ritter waltete auf seiner festen Burg wie ein König. Kein Wanderer ging ungefährdet seinen Weg, kein Bürger wagte sich ungeneckt aus den sichern Mauern der Stadt, kein Kaufherr zog unberaubt seine Straße, und um die bereits herrschende Verwirrung noch zu vergrößern, lag der Adel unter sich selbst in beständiger Fehde, und ein jeder, der sich beleidigt und gekränkt glaubte, schaffte sich mit eiserner Faust selbst ein Recht. — Um dem beständigen Rauben, Morden und Brennen

ein Ende zu machen, schlossen Adolf, Erzbischof von Mainz, Albert, Bischof von Halberstadt, die Herzöge Otto, Friedrich und Albert von Braunschweig und Lüneburg, Busso, Graf von Reinstein, Günther, Graf von Stolberg, die Grafen von Mannsfeld, Dietrich von Wernigerode und viele andere Ritter und Herren einen Bund und setzten unter einander fest, daß derjenige, welcher sich von ihnen in Zukunft des Raubens schuldig machen würde, ohne Ansehen der Person, die schimpfliche Strafe des Stranges erleiden sollte. Obgleich alle Versammelten diesen allgemeinen Landfrieden beschworen hatten, ritten doch viele mit dem festen Vorsatze heim, das Versprechen nicht zu halten. Besonders hatte Dietrich von Wernigerode wenig Neigung, auf seiner Burg wie ein Einsiedler zu leben und zuzuschauen, wie Andere auf der Landstraße Geld und Gut erwarben und sich wohl dabei befanden. Er hatte immer den Lieblingsspruch damaliger Stegreifritter im Munde geführt:

Ist auch mein Schloß nicht groß und schön
Und leer Gewölb' und Speicher,
Brauch ich vom Thurm nur umzuschn,
Und wer ist dann noch reicher?
Ich denke über Feld und Hain
Der einz'ge Herr und Fürst zu sein,'
Und daß die Unterthanen mir es glauben,
Will ich sie, eh' ein Andrer kommt, berauben.

Und nun sollte er sich ruhig halten? Sollte nicht mehr seine Kurzweil treiben mit Bürgern und Bauern? Das wäre ein Leben gewesen, ärger als der Tod. — Es wurde ihm bald zu eng im Schloß und er versammelte seine Lehensleute und den lärmenden Haufen der wilden Knappen um sich her und überfiel, ohne Absagebrief, Blankenburg, stürmte das dortige Schloß, beraubte es, trieb allen Muthwillen in der Stadt und kehrte, mit reicher Beute beladen und froh des gelungenen Wagstückes, auf seine Burg zu Wernigerode zurück.

Der Bruch des beschwornen Landfriedens brachte aber die übrigen Bundesgenossen in die größte Bewegung; sie kamen erzürnt zusammen, übertrugen dem Erzbischof Albert von Magdeburg, dem Herzoge Otto von Braunschweig und einem Grafen von Hohenstein die Untersuchung der Sache und luden den Grafen Dietrich von Wernigerode vor ein freies Feldgericht, unweit des Schlosses Hedenburg. Keck trat Dietrich, am Tage Mariä Magdalenä des Jahres 1390 vor die Richter und Beisitzer, welche alle seine Freunde und Bekannte waren, hörte die Anklage ruhig an und gestand ohne Weiteres, was er gethan. Doch kaum war das Geständniß über seine Lippen, so spaltete das Schwert des Ritter Hanns von Bleicherode, welcher einer der Beisitzer war, das Haupt des Schuldigen, und die Uebrigen sprangen hinzu und hingen den Gerichteten mit dem Zaume seines eigenen Rosses an einen Baum. (cf. Abels Sammlung un-

gedruckter Chroniken p. 193.) — Eine Vertheidigung des Grafen Dietrich hat ein alter Historiker, Engelhusius übernommen. (S. Heineccii antiquit. Goslar. lib. IV. p. 361.)

Ihm sehr unähnlich war sein Nachkomme, vielleicht gar sein Sohn, Albert IV., ein überaus frommer, gottesfürchtiger und gelehrter Herr, der im nahegelegenen Kloster Himmelpforte von Jugend auf erzogen worden war und im Jahr 1411 zum Bischofe von Halberstadt erwählt wurde, aber schon 1418 daselbst starb, wo er auch hinter dem Chore begraben liegt.

Dieser Albert IV. war nach einigen Chronisten (s. Halberstädter Chronik von Winigstadius) der Letzte von den alten Grafen von Wernigerode aus der Reinstein'schen Linie. Es herrschen aber darüber sehr verschiedene Meinungen, da Einige sagen, daß der letzte Graf „Heinrich" geheißen habe, welcher erst im Jahr 1429 gestorben sei, während Andere behaupten, der Wernigeröder Stamm sei schon im zwölften Jahrhundert erloschen. Den Hauptanlaß zu dieser großen Meinungsverschiedenheit, gab ein Grabstein in der St. Sylvesterkirche, welcher folgende räthselhafte Inschrift enthielt:

Nabort M. Schreven ver C. Troe X. dabey negen
Starf Henrich Greve der van Stalberg leve neue
Van Warnirode starf Henrich leste Erve dode
Do was de Hire sunte Erasmi vire
Up Fridach wende na Vesper was ydt sin Ende
Der Seelen sine si God gnedig ane Piene.

Die größte Wahrscheinlichkeit haben wohl diejenigen für sich, welche das Erlöschen des alten Stammes in den Anfang des funfzehnten Jahrhunderts setzen und zwar in das Jahr 1429. — Die Grafschaft kam nun auf folgende Weise an Stolberg. Graf Botho VI. von Stolberg, welcher zuerst eine Gräfin von Hohenstein, dann eine Gräfin von Wernigerode zur Gemahlin hatte, wurde von seinem Vetter, Heinrich von Wernigerode, dem Letzten seines Stammes, am Martinsabend des Jahres 1417, in Erbhuldigung genommen. Als Heinrich nun im Jahr 1429 starb, folgte ihm Botho oder Bodo VI. von Stolberg. Botho VIII. oder der Glückselige (geb. 1467, gest. 1538), hatte zur ersten Gemahlin die Elisabeth, Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen, und nach ihrem Tode vermählte er sich mit Anna, der Tochter des Grafen Philipp von Königstein und Epstein im Nassauischen, welche ihm, da ihre drei Brüder starben, die große rheinländische Erbschaft zubrachte, nämlich die Schlösser und Herrschaften Königstein, Rochefort, Epstein, Münzenberg, Breuberg, und Aigmont. Der Sohn dieses Bodo, Heinrich der Aeltere, († 1572), wurde Stammvater der stolberg'schen Rheingrafen. Diese Linie theilte sich durch seine zwei Söhne Ludwig Georg und Christoph in zwei Aeste. Ludwig Georg starb aber 1618 und der Zweig hörte mit seinem Sohne Wolrath auf. Christoph starb 1638 und durch seine Söhne kam die Rheinlinie in die

Harzlinie. Von ihr blühen jetzt zwei Hauptlinien, die ältere und die jüngere. Die ältere Linie ist die zu Wernigerode, deren Stifter Heinrich Ernst ist, welcher 1672 stirbt. Seine Söhne, Ernst († 1710) und Ludwig Christian († in demselben Jahre), bildeten die Linien zu Stolberg-Wernigerode und Stolberg-Gedern, im Großherzogthum Hessen. Die letztere Linie, Stolberg-Gedern, wurde im Jahr 1742 gefürstet, erlosch aber im Jahr 1804 im Mannsstamme und von der ältern Hauptlinie besteht also die Wernigerödische allein. Mild herrscht dieses Geschlecht noch heute über das etwa 2 Q. M. lange und 2 Q. M. breite Land, in dem eine Stadt, ein Flecken, zehn Dörfer, fünf Rittergüter, elf herrschaftliche Vorwerke, fünf Forstreviere, über siebzig Mühlen, mehrere Eisenhütten, Kupferhämmer und Papiermühlen liegen, und welches ein Waldrevier von 55,000 und ein Feldrevier von 49,000 Morgen enthält. Außerdem gehören zur Grafschaft: der unter hannover'scher Hoheit stehende Hohensteiner Forst (südlich auf dem Harze, welcher ein Theil der alten Grafschaft Hohenstein ist, von welcher dem Grafen von Stolberg-Stolberg das platte Land oder das Amt Neustadt gehört), und verschiedene Herrschaften in Schlesien, im preußischen Sachsenlande und in der Wetterau. Dem jetzigen Grafen wird seiner Kunstsinn, besondere Liebe zur Musik und eine lobenswerthe Sorgfalt für Prediger und Schullehrer nachgerühmt.

Die Umgebungen von Wernigerode sind überaus schön und romantisch. — Gleich hinter dem Schlosse sind die Höhen mit ihren Waldungen zu einem Thiergarten eingerichtet, in welchem sich einige niedliche Lusthäuser befinden, die eines Besuches werth sind. — Der Denkstein, welchen man in diesem Garten sieht, ist auf folgende Veranlassung errichtet worden. Eine Gräfin von Stolberg-Wernigerode lustwandelte einst unter den schattigen Bäumen des Wildgartens, als ein wüthender Hirsch aus dem Gebüsche stürzte, und auf die nicht wenig erschrockene Dame eindrang. Nur mit Mühe erwehrte sie sich eine kurze Zeit des ungestümen Thieres und ihr Verderben schien unvermeidlich. Im entscheidenden Augenblicke schaute der Graf, der Gatte der bedrängten Frau, aus dem Fenster, sah die Gefahr, in welcher sein geliebtes Weib schwebte, griff nach der Wand, riß ein geladenes Gewehr herab und wagte, mit klopfendem Herzen, aber mit sicherer Hand, einen wahren Tellsschuß. Die Büchse knallte, der Hirsch brach zusammen und nach wenigen Augenblicken lag die Gräfin in den Armen des liebenden und geliebten Gatten. Zum Andenken an diesen Glücksschuß wurde jenes Denkmal gesetzt.

Die Grafen von Wernigerode werden auch anderweitig als wackere Waidmänner gerühmt und haben, wie die Helden des Alterthums, manches Ungethüm, welches die Gegend unsicher machte und Menschenleben gefährdete, mit eigner Hand erlegt. Die Umgegend von Wernigerode birgt nämlich nicht nur das scheue Reh, den flüchtigen Hirsch oder den borstigen Eber; — auch der Luchs und besonders der grimmige Wolf sind oft gesehene Gäste an den Höhen und in den Schluchten des Brockengebirgs. Erst im Jahr 1817 wurde

an den Sonnenklippen ein Luchs, den man schon mehrere Jahre gespürt hatte, erlegt. Er war männlichen Geschlechts, von der Spitze der Schnauze bis an den Schwanz, 3 Fuß 5 Zoll lang und wog 53 Pfund. — Wölfe haben sich sehr oft gezeigt und die glänzendste und feierlichste aller Wolfjagden neuerer Zeit, welche sich mit einem idyllischen Feste endigte und die sogar den Pegasus einiger namhafter Dichter in Bewegung setzte, fand vor 42 Jahren statt.

Die erste Vermuthung, daß ein Wolf am Harze sich wiederum aufhalte, sagt Benzler aus Wernigerode, (der diese Jagd in von Wildungens Jagdtaschenbuche beschreibt), entstand schon im Juli 1797, da nämlich eine Heerde Rindvieh, die in dem hohen Gebirge weidete, einmal Nachts um 12 Uhr in der größten Unruhe und am ganzen Leibe zitternd, nach dem Viehhofe, die Schluf:, gerannt kam. Der dort wohnende Hirte fand am andern Morgen nicht weit von da, wo das Vieh gelegen hatte, ein Stück zerrissen und angefressen, und ein anderes halbtodt zwischen den Felsen. Sowohl der Förster des dortigen Reviers als auch der Hirte behaupteten, daß dies Wölfe gethan hätten, und berichteten es auch so an die gräfliche Kammer. Man stellte Jagden an, spürte aber gar nichts. Indessen war die lügenhafte Fama sehr geschäftig und machte aus dem Wolfe Bären und andere furchtbare Thiere. Der gräfliche Forstmeister widersprach aber dieser Behauptung in öffentlichen Blättern, um die Wälder nicht unsicher zu machen.

Schon waren alle Gerüchte wieder verschwunden, als ein Förster den Wolf wirklich am Brocken spürte. Der Forstmeister von Hagen sah selbst die Spur und da er sie gleich für die eines Wolfes erkannte, so setzte er die ganze Jägerei in der Nähe in Thätigkeit. Man spürte ihn hier und da, fand oft zerrissenes Wild, doch konnte ihn nie ein Jäger zu Gesicht bekommen, ob er sich gleich Weibern, Fuhrleuten und Holzhauern oft zeigte. Vom 22. März an wurde nun die Jagd mit allem Eifer betrieben und auch die beiden ältesten Herren Grafen von Wernigerode zeigten sich dabei sehr thätig. Der häufig gefallene frische Schnee gab fast jeden Morgen neue Hoffnung, den Räuber einkreisen zu können, aber diese Hoffnung erlosch nach dreitägiger fruchtloser Mühe fast ganz. Am 23. März endlich, da Nachts wieder ein schöner Spürschnee gefallen war und die ganze Jägerei aus Ilsenburg, Stapelnburg, Hasserode, Wernigerode und Schierke, nach Tags zuvor gemachtem Plane, das Gebirge durchstreifte, war ein Jägerbursche so glücklich, den Wolf am Pfortenberge, eine Stunde von dem gräflichen Jagdhause Plessenburg, einzukreisen. Der Ort, wo der Wolf, gesättigt von einem in der vorigen Nacht zerrissenen Spießer, steckte, ließ sich gut umlappen; deswegen wurden nun gleich alle Geräthschaften hierzu, auch noch mehrere Schützen und Bauern bestellt, während ein Förster noch einmal den Wolf umkreisete und bestätigte. Um zwölf Uhr waren schon einige Wagen und Schlitten voll Lappen und Netze von dem gräflichen Jagdzeughause dort. Der junge Graf sowohl, als die sämmliche Jagdgesellschaft, welche sich schon sehr verstärkt hatte, nahmen voller

Eifer Lappen und Netze auf die Schultern und umstellten so mit der größten Geschwindigkeit und in tiefster Stille den ganzen Berg. Um zwei Uhr war dies geschehen und nun wurden 32 Schützen und eben so viel Jagdleute so um den Berg herumgestellt, daß in einer Entfernung von 80 Schritten jedesmal ein Schütze, und zwischen diesen immer ein Bauer zu stehen kam. Nun ging ein Förster und ein Jagdmann der in den Wald gehenden Spur nach, um den Wolf loszutreiben, traf ihn aber schon im Jagen herumtrabend an. Unter einem Felsen hatte er vom mächtigen Schmause unbehülflich und träge gerastet. Bald kam er einigen Schützen schußmäßig, wurde aber gefehlt und rannte nun im Jagen wie rasend hin und her. Wenn er vor die Lappen kam, stutzte er und kehrte schnell um. Nach anderthalb Stunden kam er endlich gerade auf den Grafen Ferdinand los. Dieser ließ ihn nah genug herankommen, legte kaltblütig an, schoß und — der Wolf stürzte — raffte sich aber wieder auf und verschwand hinter den Felsen. — Beim Anschusse hatte er wie ein Fuchs genäßt. — Man ging der mit Schweiß bezeichneten Spur nach und fand den Räuber 100 Schritte davon todt in den Schnee hingestreckt. Das Abfeuern der Gewehre verkündigte dem Wild den Tod seines Feindes. Alle Schützen waren bald bei dem Zeugwagen versammelt, empfingen den glücklichen und frohen Jäger mit allgemeinem Halloh und einer dreimaligen Salve, wovon Berge und Felsen prächtig widerhallten, und führten ihn dann im Triumphe nach Ilsenburg, dem Wohnorte des Forstmeisters, wo er auf's Neue mit Freudenschüssen begrüßt wurde.

Der Wolf war von ausgezeichneter Größe und wohl genährt, fast 3 Fuß hoch und von der Spitze des Nachens bis an das Ende der Lunte 5 Fuß 6 Zoll lang. Er wog 79 Pfund und mußte schon sehr alt sein; denn von seinen 2 Zoll hoch hervorstehenden Fangzähnen, die ganz gelb und schwarz waren, fehlte ihm einer der untern. Er hatte sich wahrscheinlich aus den Ardennen hierher verlaufen.

Die Freude, daß der Wolf erlegt und noch dazu von dem geliebten Grafen Ferdinand erlegt worden, war so allgemein, daß sogleich von allen Orten Glückwünsche in Prosa und in Versen einliefen. Besonders zeichneten sich die Halberstädter Dichter Gleim, Fischer und Klamer Schmidt aus.

Um der Jägerei seine Freude und seinen Dank für die bei der Wolfsjagd gehabte viele Mühe und Arbeit zu bezeugen, veranstaltete der Graf Ferdinand am 29. März ein kleines Fest, wozu er die sämmtliche Jagdgesellschaft auf Mittag, Nachmittag und Abend einlud. Die Jäger begaben sich im Zuge nach dem Festhause; ihnen folgten die Schützen, welche bei der Wolfsjagd zugegen waren, und auf diese — sechzehn junge, als Schäferinnen überaus nett gekleidete Mädchen, die von jeder Schäferei dem Sieger ein Lamm zur Dankbarkeit darbrachten. — Ein Jäger überreichte dem Grafen den Wolfsbalg nebst folgenden Versen:

Hier ist der Balg vom Ungeheuer,
Das Ferdinand erlegt;
Der Jäger zollt ihm seinen Dank,
Der Hirsch beim sichern Weidegang,
Und friedlich bringt der Hirten Schaar
Zur Dankbarkeit ein Lämmchen dar.

An der Stelle, wo der Wolf fiel, wurde ein Denkmal gesetzt, und der bisher sogenannte Pfortenberg, erhielt den Namen Wolfsberg.

Besteigt der Wandrer den Pavillon, den Blockshornberg, ja, eine jede andere Höhe um Wernigerode, so sieht er die herrliche Landschaft in stets veränderter Schönheit. Besonders verdient eine südöstlich gelegene Bergkuppe, „die zwölf Morgen" genannt, einen Besuch, von der ein Adlerblick in die Gegend die gehabte Mühe schön belohnt. — Einen sehr angenehmen Spaziergang gewährt auch das Katharinenthal, so wie das Thal von Hasserode. Dieses Dorf, welches mit dem Dorfe Friedrichsthal zusammenhängt, enthält ungefähr 160 Häuser und 700 Einwohner und war um die Burg der alten Herren von Hasserode her gebaut. Diese Herren von Hasserode waren Erbmarschälle des Stiftes Halberstadt. Das Thal, in welchem das Dorf liegt, erfreut eben so sehr durch seine romantische Schönheit, als auch durch die Industrie der Thalbewohner, welche in den zahlreichen Mühlenanlagen an der Holzemme sichtbar ist. Hier liegt auch ein schenswerthes Blaufarbenwerk, eine Privatbesitzung und in der Nähe sind auch noch Ueberbleibsel des Augustinernonnenklosters Himmelspforte, welches 1525 im Bauernkriege zerstört worden ist.

Für den Freund des Bergbaues sind die Eisengruben des Harten- und des Büchenbergs anziehende Punkte, denn der Eisenstein wird hier auf eine ganz eigenthümliche Weise gewonnen. Da das Gestein fast zu Tage steht, so hat man große und weite Gruben, welche vulkanischen Kratern gleichen, und von denen einige hundert Fuß tief und 600 Fuß breit sind, in den Berg hinein gearbeitet. Die Gruben sind übrigens so ergiebig, daß alle Schmelzöfen der Gegend reichlich versorgt werden können. Das ebenfalls am „Büchenberge gewonnene Braunsteinerz wird weit, besonders nach Petersburg, versandt.

Der Freund stiller Waldeinsamkeit und ernster, schauerlicher Gegenden scheue nicht den Gang an der Holzemme hinauf, bis zu dem unheimlichen Orte hin, wo dieses Gewässer entspringt. Du wanderst lange fort und tief in den Wald hinein und kein menschliches Wesen kömmt Dir freundlich grüßend entgegen. Es ist, als ob das Treiben der Menschen hunderte von Meilen hinter Dir läge. Nur die Bewohner des Waldes hausen hier ungestört und zeigen sich, schnell wieder verschwindend, zuweilen Deinen Blicken.

Offen liegt vor Dir der stille
Haushalt der wilden Thiere.

Welcher Friede, welche Fülle,
In dem schattigen Revière.

Mit der Elster tauscht der bunte
Häher Neuigkeiten aus.
Reincke mit dichter Lunte
Liegt am Eingang seines Bau's.

Zierlich flubert mit den Pfoten
Lange sein Gesicht, der treue.
In den Gründen sieh'n des rothen
Wildes Rudel, schnelle, scheue.

Je weiter Du aber wanderst, desto wilder wird die Gegend; schwarzer Tannenwald umgibt Dich, zerrissene Klippen, die Teufelsburg genannt, starren empor, Du schaust nicht ohne Schauder hinab in „die steinerne Renne," in welcher die Holzemme schäumend dahintobt.

Von den Klippen wie verzweifelnd
Stürzt der Wildbach in die Tiefe,
Und er brauset in den Schluchten,
Ob er bang nach Hülfe riefe.

Da läßt es sich gut sitzen. Es murmelt und rauscht so wunderbar, die Vögel singen abgebrochene Sehnsuchtslaute, die himmelhohen Tannen flüstern wie mit tausend Zungen, seltsame Bergblumen schauen Dich mit brennenden Augen an, einzelne Sonnenstrahlen flimmern spielend hin und her und die Wellen rauschen dazu in sonderbaren Tönen. — Höher hinauf, an dem Verstecke, wo die Holzemme ihren Ursprung nimmt, wird es gar unheimlich. Die Gegend verwildert, ungeheure Felsblöcke liegen umhergestreut, feuchter Moosgrund hindert Dein weiteres Vordringen, die Gegend wird ungangbar und verdient den Namen der Hölle, den sie führt, mit vollem Recht. — Du trittst den Rückweg wieder an und wenn Du die wilde Waldgegend hinter Dir hast und die vom milden Abendsonnenschein bestrahlte Ebene vor Dir erblickst, ist Dir zu Muth, als wärest Du aus einer finstern Höhle wieder an das freundliche Tageslicht getreten, und Du blickst in die Gegend mit neuem Wohlgefallen hinaus.

An den schon erwähnten Bergrücken, „die zwölf Morgen", lehnt sich ein kegelförmiger Berg, auf welchem einst die Haarburg stand. Zwei tiefe Graben allein sind es, welche das Vorhandensein einer Burg auf dieser Höhe bezeugen. Die Geschichte ihres Ursprungs und Untergangs liegt in nächtliches Dunkel begraben und nur eine wunderbare Sage klingt noch aus grauer Vorzeit in unsere Tage herüber, die uns Folgendes verkündet:

Der Berg, welcher die Haarburg genannt wird, und dessen Scheitel nur einen geringen Umfang darbietet, trug in längst verklungener Zeit eine Veste, die, nach Art der ältesten Burgen, nur in einem einzigen, mächtigen Thurme bestand. Auf ihr hausten die ältesten Herren von Wernigerode. Der Berg aber, auf welchem jetzt das Schloß Wernigerode liegt, war damals noch unbebaut.

Jahrhunderte lang hatten sich die Bewohner der Haarburg in den grauen, verwitterten Mauern des Thurmriesen glücklich gefühlt, als endlich ein Graf Bodo von Wernigerode in demselben hauste. Ihm wurde eine starke Nachkommenschaft zu Theil, der Thurm ward schier zu enge für all die Kinder und das Gesinde, und oft wurde der Wunsch in ihm rege, eine geräumigere Wohnung zu besitzen. An einen Anbau durfte er, bei dem kleinen Umfange des Bergscheitels, nicht denken, und als er eines Abends mit seiner Gattin vor dem Burgpförtchen saß und in die herrliche Gegend hinausschaute, sprach er zu seinem Weibe, indem er mit der Hand nach dem Berge zeigte, auf welchem jetzt das Schloß steht: „Was meinst Du, wenn wir da drüben wohnten? Der Berg ist geräumig und es wäre Platz auf ihm zu Thürmen und Thoren, zu geräumigen Sälen und Zimmern, ja selbst eine Capelle könnten wir bauen, und um das Alles auch noch einen Graben ziehen, daß wir sammt unsern Kindern Raum genug hätten und der Freunde beherbergen könnten, so viel ihrer ankämen. Was meinst Du? Ich muß ernstlich darauf sinnen, mich anderswo anzubauen, denn hier ist länger nicht mehr unseres Bleibens!“

Die Burgfrau gab ihrem Gatten vollkommen recht, beide sprachen noch mancherlei über diesen Gegenstand und trennten sich erst, als tiefes Dunkel in den Thälern ruhte und Luna leuchtend über die düstern Berge emporstieg.

Die Nacht war schön und die Gräfin mochte noch nicht ruhen. Sie öffnete ein Fenster und schaute hinauf nach der glänzenden Scheibe des Mondes, versank in Gedanken und merkte nicht, daß Minute auf Minute dahinschwand und Mitternacht mit ihren Eulenfittigen bereits über ihrem Haupte schwebte.

Da trat aus einem Winkel des Gemaches, mit leisen, unhörbaren Schritten, ein seltsames Wesen, ein kleines Männlein mit einem alten, faltigen Greisenantlitz, einem langen, grauen Barte, aber freundlichen nicht unangenehmen Zügen. Es war gekleidet in einen grauen Rock, hatte einen kleinen, spitzzulaufenden Hut auf dem Häuptlein und einen Stab in der Hand. Geräuschlos näherte sich die Gestalt der sinnenden Gräfin, blickte eine Zeit lang, wie still erfreut, in das vom sanften Mondlicht umspielte Antlitz der milden Frau und zupfte sie endlich mit den kleinen Händchen leise am Gewande. Erschrecken wandte sich die Gräfin, erblickte aber kaum die Gestalt des grauen Männleins, als sich ihre Bestürzung verlor. Sie erkannte nämlich den zwar selten erscheinenden, aber stets nur Gutes bringenden Burggeist und sprach daher mit sanfter Stimme zu ihm: „Was willst Du von mir, Du guter Geist?“

„Ich sahe Dich zu so später Stunde und so betrübt hier sitzen", entgegnete der Zwerg mit feiner, wohlklingender Stimme, „und kam herbei, nach Deinem Kummer zu fragen. Welch Leid liegt auf Deinem Herzen?"

„Mich quält kein Leid!" sprach die Gräfin lächelnd. „Nur ein Wunsch bewegte meine Seele!"

„Und der wäre?" frug der Zwerg gespannt.

„Mein Gatte", sprach die Gräfin, „wünschte diese Veste auf jenen geräumigen Berg da drüben; er behauptet, wir könnten hier nicht länger wohnen und ich muß ihm, nach reiflichem Ueberlegen, vollkommen recht geben!"

„Gefällt es Euch nicht mehr hier?" sprach der Zwerg mit schnell verdüsterten Mienen." Ihr Menschen seid doch recht ungenügsam! Jahrhunderte lang haben Eure Vorfahren hier froh und glücklich gelebt, nun wollt Ihr den alten Thurm verlassen, der Euch so lange geschützt und geschirmt. Ihr seid recht undankbar. Hätte ich gewußt, daß Euch weiter nichts bekümmert machte, ich wäre nicht aus meinem Verstecke herausgekommen! — Doch, es ist schon spät; sucht Euer Lager und gehabt Euch wohl!

Der Geist verschwand und die Gräfin folgte dem Rathe des Zwerges, aber unruhige Träume umgaukelten das Haupt der Schlummernden und phantastische Bilder zogen vor ihrem innern Gesicht vorüber. Es war ihr, als sehe sie, vom Fenster herab, den Zwerg aus der Pforte des Thurmes schreiten, zum gräulichen Riesen emporwachsen, mit den Händen allerlei seltsame Zeichen und Bewegungen in die Luft machen, und mit gewaltiger Stimme, welche das Rauschen des Waldes und das Brausen der Luft übertäubte, die Worte aussprechen: „Rutsche fort! — Rutsche fort!" — Und kaum waren diese Worte aus seinem Munde, so wurde die Haarburg von unsichtbaren Gewalten aus ihren Grundfesten gehoben und hoch hinein in die Luft geführt, so hoch, daß die Gräfin vom Schwindel ergriffen wurde und — vor Schreck erwachte. —

Als sie die Augen aufschlug, war es bereits hell, aber die Sonne erst kaum über die Berge emporgestiegen. Sie konnte also nur kurze Zeit geschlummert haben, fühlte sich aber überaus wohl und vollkommen gestärkt, verließ deshalb das Lager, kleidete sich an und trat an das Fenster, um die frische Morgenluft einzuathmen; aber wer beschreibt ihr Erstaunen, als sie die Stadt Wernigerode dicht unter sich erblickte, und bei näherer Betrachtung fand, daß der alte Thurm der Haarburg in der verflossenen Nacht auf den Berg gezaubert worden sei, welchen ihr Gemahl zum künftigen Wohnsitze so feurig gewünscht hatte. — Sobald die erste Ueberraschung vorüber und die Burgfrau ruhiger geworden war, eilte sie zu ihrem noch schlummernden Gatten, führte denselben an das Fenster und weidete sich an seiner Bestürzung und grenzenlosen Freude.*) Voll dankbaren Herzens riefen

*) Diese Sage steht wahrscheinlich mit der schon erwähnten ehemaligen Besitzung des Steiberger Hauses, mit der Herrschaft Rutschefort oder Rochefort, wel-

sie nach dem wohlwollenden Geiste, aber er erschien nicht und hat sich nimmer auf dem neuen Schlosse zu Wernigerode sehen lassen. Wohin er sich gewendet, ist nicht bekannt geworden, doch wird in der Gegend viel erzählt von wohlthätigen Geistern, die schon oft den Unglücklichen trösteten, den redlichen Armen reichlich beschenkten und ihm vergrabene Schätze oder reiche Erzadern zeigten.

Nicht weit von der Stadt befindet sich in einem Thale eine Vertiefung in steinigem Erdboden. Dieselbe wird das Weinkellerloch genannt und es geht die Sage von großen Schätzen, welche darin vergraben liegen sollen.

An einem schönen Sommerabende saß ein junger Schäfer einsam im Walde und hütete seine Heerde. Der Jüngling war fromm und bescheiden und spielte auf seiner Schalmei eine schöne, fromme Weise und als er, da die Dämmerung einbrach, sich eben erheben und seine Schafe heimtreiben wollte, bemerkte er nicht ohne einiges Erschrecken, einen alten Mann mit grauem Barte, der in geringer Entfernung von ihm stand und genau zugehört zu haben schien. Eilig wollte der Schäfer davon; aber der Greis trat zu ihm, ergriff ihn bei der Hand und sprach: „Fürchte Dich nicht, sondern folge mir getrost. Du bist arm, ich weiß es wohl, und darum will ich Dir Schätze zeigen, von denen Du nehmen kannst, so viel Dir gefällt."

Der Alte wandte sich zum Fortgehen und der Schäfer ließ den Hund bei der Heerde und folgte ihm erwartungsvoll und zitternd nach. Sie waren nur eine kurze Strecke gegangen, als sich plötzlich vor ihnen der Boden aufthat, in den sie eintraten und in die Tiefe hinabstiegen, bis sie zu einem Gemache gelangten, in welchem die größten Schätze von Gold und Edelsteinen aufgehäuft lagen. Der Schäfer suchte sich unter den vorhandenen Kostbarkeiten einen Goldklumpen aus, so groß er glaubte ihn fortbringen zu können, und indem er ihn mit vieler Mühe emporhob, sprach eine Stimme aus der Tiefe: „Bringe das Gold dem Goldschmied in Wernigerode, der wird Dich reichlich belohnen!" — Der alte Mann aber, der ihn hereingeführt, ergriff ihn bei der Hand, führte ihn auf demselben Wege, den sie gekommen, wieder heraus und der Schäfer ging, tausendmal dankend, von dannen, brachte das Gold, wie ihm geheißen war, zu dem Goldschmied und erhielt eine starke Summe Geldes dafür. Erfreut trug er es zu seinem alten Vater, der sich über das unverhoffte Glück nicht wenig freute, zugleich aber seinen Sohn aufforderte, noch einmal in die Tiefe zu steigen. Der junge Schäfer antwortete: „Ja, das will ich wohl thun, ich habe so in der Eile meine Handschuhe darin liegen lassen, aber mir graut allein; wollt Ihr aber mitgehen, so will ich es nochmals wagen!"

---

che im Ardennerwalde liegt und bis zur französischen Revolution ein Eigenthum der Grafen war, in irgend einer Beziehung.

Der Vater zeigte sich dazu bereitwillig und als die Nacht hereinbrach, machten sich beide auf, fanden die Stelle und den geöffneten Boden und gelangten zu den unterirdischen Schätzen. Alles lag noch wie das erstemal, auch die Handschuhe des Schäfers lagen da. Vater und Sohn luden nun so viel in ihre Taschen, als sie zu tragen vermochten und gingen dann wieder aus der Tiefe heraus. Der Eingang aber schloß sich hinter ihnen mit lautem Krachen zu.

Als sie daheim gesund angekommen und am andern Morgen erwacht waren, ließ der alte Schäfer nicht nach, bis sein Sohn einwilligte, ihn noch einmal an den schätzereichen Ort zu begleiten. Mit Einbruch der Nacht traten sie den Gang an, aber so sehr sie auch spähten, sie fanden keine Spur. Schon schickten sie sich an, den Wald zu verlassen, als ihnen der alte Mann entgegentrat, welcher den jungen Schäfer zum ersten Male geführt, der mit unwilliger Stimme also sprach: „Thor, hättest Du Deine Handschuhe nicht mitgenommen, sondern unten liegen lassen, so würdest Du auch zum dritten Male den Eingang gefunden haben, denn dreimal sollte er Dir zugänglich und geöffnet sein; nun aber ist er Dir auf immer verschlossen."

Er verschwand und der alte Schäfer ging mit seinem Sohne unverrichteter Sache heim. (cf. Grimm's deutsche Sagen Bd. I. p. 405 und 6.)

Einstmals lebte ein anderer Schäfer zu Wernigerode. Derselbe hatte sich durch Fleiß und Sparsamkeit ein kleines Vermögen erworben und hoffte, damit seine alten Tage erheitern zu können. Nun wohnte aber in der Gegend, zwischen Halberstadt und Wernigerode, ein Graf, der war böse und raubgierig, und weil er wußte, daß der Schäfer Geld hatte, trat er unvermuthet in dessen Hütte und lieh es ihm unter Bitten, Versprechungen und Drohungen auf nur ganz kurze Zeit, wie er sagte, ab. Allein so oft der Schäfer nachmals auch zu ihm ging und ihn darum mahnte, erhielt er von dem Grafen jedesmal schnöde und abweisende Antworten. — Auf einmal verschwand der Graf und es hieß, er wäre gestorben in fernen Landen. Der Schäfer schlich betrübt umher und klagte über seinen Verlust, denn die Erben und Hinterlassenen des Grafen wollten von seiner Forderung nichts wissen und jagten ihn, als er sich meldete, die Burg hinab. Da geschah es, daß, als er zu einer Zeit im Walde war, eine Gestalt zu ihm trat und sprach: „Willst Du Deinen alten Schuldner sehen, so folge mir nach!"

Der Schäfer folgte und ward durch den Wald geführt bis zu einem hohen, nackten Berge, der sich alsbald vor beiden mit Getöse öffnete, sie aufnahm und sich wieder schloß. Innen war Alles ein Feuer. Der zitternde Schäfer erblickte den Grafen, sitzend auf einem Stuhle, um welchen sich, wie auch an den glühenden Wänden und auf dem Boden, tausend Flammen wälzten. Der Sünder schrie: „Willst Du Dein Geld haben, Schäfer, so nimm dieses Tuch und bringe es den Meinigen; sage ihnen, wie Du mich im Höllenfeuer

sitzen gesehen, in dem ich bis in Ewigkeit leiden muß!" — Hierauf riß er ein Tuch von seinem Haupt und gab es dem Schäfer und aus seinen Augen und Händen sprühten Funken.

Der Schäfer eilte mit schwankenden Füßen, von seinem Führer geleitet, zurück, der Berg that sich wieder auf und verschloß sich hinter ihm. Mit dem Tuche ging er dann auf des Grafen Burg, zeigte es und erzählte, was er gesehen; worauf sie ihm, ohne weiteres Weigern, sein Geld gaben. (cf. Grimm l. c. p. 371 — 73.)

Der bekannte Dr. Bruckmann (in seiner Beschreibung der Bergwerke p. 479.) erzählt, daß man, wenn man sich nur Mühe geben wolle, in der Gegend um Wernigerode viel Silber und Gold einsammeln könne. Er sagt: „Wenn Du von Wernigerode gen Berenberg gehst und zwei Sägemühlen vorbeipassirt bist, so steht eine Buche, die ist abgestümmelt. Lehne Dich mit dem Rücken daran und siehe nach Abend, so wirst Du vier oder fünf Schritte von dem Baume ein Loch finden, darinnen schwarze Kohlenerze, welche Gold und Silber halten. Es ist auch ein gelber Lehm da, welcher Gold hält. — Gehst Du aber von Wernigerode nach dem Brocksberge, nach dem Klosterberge und nach Drübeck, so halt Dich rechts vom Brocken gegen das Thal zu und Du wirst an einem Baum diese Zeichen B. 7. angeschnitten finden. Drei Schritte davon liegt großes Gut, sieht aus wie Waizenkleie, ist aber Gold und Silber!"

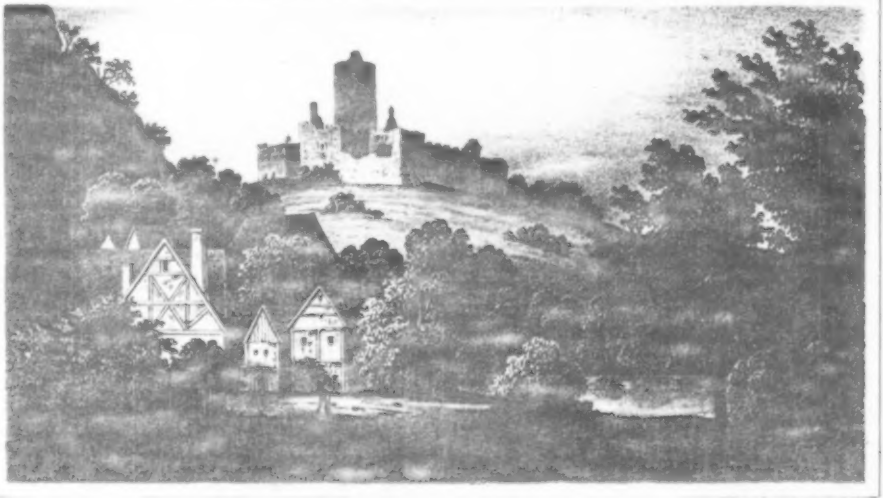
G. Duval.

Schönburg

bei Naumburg an der Saale.

Mag der Zeiten Sturm die Pracht verweh'n,
Menschenfrevel, was da ist, verkümmern,
Eitler Glanz im eig'nen Nichts vergeh'n;
Wahre Schönheit ist noch schön in Trümmern.

Wenig Landstriche bieten dem naturbefreundeten Wanderer einen so mannichfachen Wechsel von Genüssen, als unser Thüringen; und wenn auch in dem Geschmack an den Naturschönheiten, wie bekannt, eine bedeutende Verschiedenheit statt findet, so ist beinahe nirgend in einer solchen Mannichfaltigkeit für dessen Befriedigung gesorgt, tritt beinahe nirgend die Schönheit so vielseitig hervor. — Jeder der zahlreichen Höhenzüge, jedes Thal, jede Aue, jedes Ufergebiet der Thüringen durchströmenden Gewässer zeigt sich in einem anderen Character; in einem Punkte nur ist sich die Natur überall gleich; — sie ist überall schön! — Aber nicht der schaffenden Kraft dieser unübertrefflichen Bildnerin allein verdankt das Thüringerland seine wechselnden Reize; auch der Mensch legte, bald unwillkührlich vom Bedürfniß, bald von sinnigem Verschönerungstriebe angeregt, Hand an dieses großartige Gemälde und wirkte mit seinen mannichfachen Lebenszwecken für dessen Vollendung; — er legte Burgen, Warten und Schlösser auf steilen Felsen, auf gründelaubten Waldhöhen und Uferhügeln an, — gründete Klöster, Kapellen und Kirchen an den schönsten Punkten; erbauete auf den Ebenen, an den Abhängen und in den Thälern Städte, freundliche Dörfer und wirthbare Gehöfte; machte urbar, cultivirte und verschönerte, und trug so mit nimmer rastender Thätigkeit die jeder Anforderung entsprechenden Abwechselungen in das natürliche Leben. — Zur Würdigung aller dieser Bilder aber, zur sinnigen Beglaubigung der Be-



Schloss Schönburg an der Saale.

deutenheit alles Dessen, was der Blick erschaut, und zur Befriedigung des Forschertriebes, der mit seinem *woher?* und *wie?* — mit seinem *wenn?* und *warum?* vor allem Sichtbaren verweilt, schrieb die Geschichte den Text, den belehrenden, wie den unterhaltenden. — Mit ihm im Gedächtniß oder in der Hand, vervielfältiget sich uns der Genuß jener Schönheiten, indem sich ihnen das Merkwürdige beigesellt, Jahrhunderte mit ihren inhaltreichen Ereignissen an unserem Erinnerungsspiegel vorüberziehen und uns bei dem Beschauen der alterthümlichen Denkmale und bei Beachtung der wichtigen Veränderungen, wovon sie Zeugen waren, angenehm und nützlich beschäftigen. — Besonders anziehend sind diejenigen Ueberbleibsel aus der Vorzeit, an welche, während sie mit ihrem Anblick den Reiz der Natur erhöhen, sich heroische und romantische Beziehungen knüpfen; und vorzüglich reich an dergleichen theils noch erhaltenen und bewohnten, theils in Ruinen zerfallenen Erinnerungszeichen ist das herrliche Saalthal, namentlich von Jena herein bis jenseit Naumburg.

Mag Sicherheit, Nothwehr und Raubsucht die Veranlassung zu Erbauung der meisten Ritterburgen und Bergvesten gewesen sein; in genanntem Thale führt uns die Geschichte vor die Ruine einer Burg, welche ihre Entstehung einem Motiv ganz anderer Art verdankt, einem zwar verbotenen, aber um desto feurigeren und interessanteren Liebesverständniß. Es ist dieß die eine Stunde von Naumburg nach Weißenfels zu, dicht an der Saale auf einem Berge gelegene umfangreiche Ruine der *Schönburg*. —

In ihren Trümmern noch imponirend und majestätisch, ragt sie über das friedlich und malerisch um sie her gestreute Dörfchen gleiches Namens heraus; ihre weitläufigen Räume sind noch zu erkennen, aber jene Pracht und jener Glanz, mit welchen sie in das reizende Thal, in die Spiegelfläche der Saale hereinschauete, welchen sie ihren Namen: „*Die schöne Burg*" verdankte, sind längst Opfer der Vergänglichkeit geworden; und wäre nicht die Wohnung eines Försters an die verwitterten Ueberreste angebaut, so würden wenig menschliche Fußtritte darin widerhallen, denn der Wanderer weidet sich von fern an ihrem Anblick und läßt ihnen beim ersten Erschauen mit voller Ueberzeugung ihr *altes* Recht widerfahren, indem er sie eine *schöne* Ruine nennt. — Wir aber wollen, ehe wir der Schönburg Vergangenheit in's Auge fassen, bei dem dort wohnenden Förster einsprechen, sie in ihrem gegenwärtigen Zustand betrachten, und uns über das, worüber uns der Augenschein in Zweifel läßt, seiner Erläuterung bedienen:

Ein noch ziemlich erhaltenes Thor führt in den ersten Burghof, in welchem an der Stelle der jetzigen Försterwohnung sonst Ställe und Wirthschaftsgebäude standen, und wo sich noch der unabsehbar tiefe Brunnen befindet, aus welchem das Wasser mittelst eines Tretrades heraufgebracht wird. — Von hier aus tritt man durch das früher mit einer Zugbrücke versehen gewesene Thor in den zweiten Burghof, in dessen linker Ecke sich der hohe, noch ziemlich erhaltene

Thurm erhebt. — Beide Burghöfe sind mit herrlichen fruchttragenden Obstbäumen bepflanzt, von deren Segen sich jedoch die in dem alten Gemäuer nistenden Raubvögel einen großen Theil zueignen. — Die noch immer haltbare Ringmauer der Burg ist mit wohlgedeihenden Weinstöcken bezogen.

Von einem in der Wand angebrachten steinernen Altan genieße man schon die freundlichste Aussicht. Doch, das Ziel der höchsten Schönheit will erstrebt sein; deshalb lasse man sich von der Riesenhöhe des Wartthurmes nicht abschrecken; man ersteige ihn, und reich belohnt wird man sich beim ersten Blick auf das ringsum ausgebreitete reizende Naturbild sehen. Am Fuße der Höhe, auf welcher man sich befindet, treiben die plätschernden Saalwellen ihr Spiel; — auf der einen Seite das thurmreiche Naumburg, buschbewachsene Felsen, üppig grünende Wiesen, mit kleinen freundlichen Landhäusern besäete Weinberge und Gärten; — zunächst gegenüber die Burg Goseck und nach Weißenfels hin aus laubgrüner Hülle zahlreich hervorschimmernde Dörfer und Mühlen, — bilden ein Rundgemälde, wie man es wohl anderwärts großartiger und ausgebreiteter, aber nirgends freundlicher und reizender sehen kann.

Graf Ludwig von Thüringen, der Springer, dessen, so wie seines unerlaubten Verhältnisses zu Adelheid, der Ehefrau Pfalzgraf Friedrichs von Sachsen, in den Artikeln Giebichenstein, Reinhartsbrunn und an andern Orten mehrfach erwähnt ist, erbaute die Schönburg im Jahr 1062. — Pfalzgraf Friedrich residirte auf der Weißenburg (jetzt Zscheiplitz) oft aber hielt er sich auch in seiner nicht fern davon gelegenen Burg Goseck auf. — Um nun seiner geliebten Adelheid recht nahe zu sein, sich d h Zeichen mit ihr unterhalten, ja sie vielleicht auch im Geheim sprechen zu können, führte Ludwig Goseck gegenüber und nur eine halbe Stunde davon entfernt, seine Schönburg auf; wohl mag er auch die Absicht damit verbunden haben, der Geliebten, deren Besitz ja das Ziel seiner Wünsche und seines Strebens war, einen schönen Aufenthaltsort zu begründen; außerdem mochte wohl auch seine Prachtliebe, welcher er bei seinem Reichthum nach Belieben huldigen konnte, einen Theil an diesem glänzenden Baue haben. Aus den Trümmern ergiebt es sich jedoch auch, daß die Schönburg zugleich nach damaliger Weise, wohl befestigt und geschirmt gegen feindliche Anfälle war, und ihre Geschichte beweiß es, daß sie auch später bei manchen Anfällen tapferen Widerstand leistete. Daß sich indeß Ludwig und Adelheid, nachdem ihre verbrecherischen Wünsche mittelst eben solcher That in Erfüllung gegangen waren, auf der Schönburg ihres frevelhaft errungenen Glücks erfreuet hätten, davon schweigen unsere Nachrichten, und wir finden Adelheid als Ludwigs Gattin erst auf der Wartburg wieder. — Vielleicht waren es schon die Vorboten nachheriger Gewissensbisse, welche die Gefallenen abhielten, die Früchte einer bösen That so nahe von dem Orte zu genießen, an welchem sie verübt worden war. —

Ludwigs mit Adelheid erzeugter Sohn Otto, war nach seinem Tode Herr der Schönburg; er war aber auch zugleich Bischof in

Naumburg und hatte daselbst seine eigentliche Hofhaltung. Allein der Apfel Otto war nicht weit von dem Stamme gefallen, er war ein Weltkind, huldigte dem schönen Geschlecht noch auffallender als sein Vater; um nun dieser Neigung ganz ungestört nachhängen zu können, hielt er sich am liebsten auf der Schönburg auf und brachte so des Vaters schwärmerische Träume, die ihn bei der Erbauung der Burg erfüllten, in vollem Sinne zur Ausführung. — An der Spitze seines zweideutigen Hofstaates zu Schönburg stand Marie Kostebotha, (Kospoth) zwar nur eine Silberdienerin, die jedoch in dem Vertrauen des Erlauchten Herrn so hoch stand, daß er in ihrer Nähe seiner bischöflichen Gelübde gewiß zum öftern vergaß. — Marie, so gefällig sie sich dem Herrn Bischof wohl zeigen mochte, hatte aber einen Geliebten, einen armen aber wackern jungen Ritter, Namens Heinrich von Kroppen, welcher Otto's Gunst und Zutrauen besaß. — Beide Liebende faßten mit dem Versprechen sich zu ehelichen, den Vorsatz, gemeinschaftlich den Bischof für die Erreichung ihrer Zwecke in Anspruch zu nehmen, und Marie wußte mit besonderer Klugheit jede trauliche Stunde dazu zu benutzen, Heinrichs Verdienste ins beste Licht zu stellen. — Als ihr aber Otto entdeckte, daß er eine Reise nach dem gelobten Lande zu machen entschlossen sei, da spannte sie alle Segel der Ueberredungskunst und brachte es auch endlich dahin, daß Heinrich zu Belohnung seiner geleisteten Dienste im Jahr 1140 einen bedeutenden Theil der Schönburgischen Schloßgüter zu Lehen erhielt. — Im Jahr darauf erbauete er sich einen Edelhof, an welchem noch im Jahr 1632 die in Stein gehauene Jahrzahl der Erbauung zu lesen war, und verheirathete sich im Jahr 1145 mit Marie Kostebotha, wogegen Otto um so weniger etwas einzuwenden hatte, da er seine Reise in das gelobte Land im folgenden Jahre wirklich antrat, seine Geliebte aber zuvor gern versorgt wissen wollte. Der Bischof fand auf dieser Reise den Tod.

Am Schönburgischen Schloßberge wurden mehrere Jahre nachher von einem Hirten Silberminen entdeckt. Otto's Nachfolger, der Bischof Wichmann von Naumburg (ein Graf Meran) verschrieb Bergleute und der hier betriebene Bergbau lieferte ansehnliche Ausbeute; mehrere Bergleute fanden sich herzu, bekamen Arbeit und wünschten bei den guten Aussichten zur Fortdauer des Unterhalts, sich am Burgberge von Schönburg anbauen zu dürfen. Aus unbekannten Gründen gab der Bischof dies jedoch nicht zu. Dagegen gestattete Heinrich von Kroppen den Bergleuten, sich bei seinem Edelhofe anzusiedeln, woraus ein Dorf mit Namen Ober-Kroppen entstand, welches erst im 30jährigen Kriege nebst einem andern eben so entstandenen, etwas tiefer an der Werthau gelegenen Dorfe Nieder-Kroppen seinen Untergang fand. Heinrich wurde durch eine Grube, die er auf eigene Kosten betrieb, zum reichen Manne, und starb im Jahre 1189, bald nach ihm auch seine Gattin; beide wurden in der Schloßkapelle auf Schönburg begraben; ihre Nachkommenschaft aber hielt sich bis 1584, in welchem Jahre die Familie ausstarb.

Der Bergbau kam unter der Regierung des Bischof Berthold II. von 1185 bis 1200, immer mehr in Flor. Er ließ auf Schönburg eine Münze anlegen, bei welcher neunzehn Arbeiter und Diener angestellt wurden; und von den daselbst ausgeprägten Solidis und Bracteaten trifft man noch hier und da in Münzkabinetten einzelne Exemplare an. Im Jahr 1727, bei Niederreißung der Kirche des Dorfes Schönburg wurden mehrere dergleichen Münzsorten im Grundsteine und Thurmknopfe gefunden, welche man sämmtlich wieder in den Thurmknopf der neuen Kirche legte. Der Aufwand des Bischof Berthold zeugt für die gute Ausbeute jenes Silberbergwerkes, denn im Jahr 1196 machte derselbe mit einem Gefolge von 44 Personen eine Reise auf eigene Kosten ins gelobte Land; später auch eine ähnliche Reise nach Rom, nach welcher er seine Würde niederlegte und in der Pfalz von seinem Vermögen lebte.

Der anderwärts mehr erwähnte unnatürliche und für Thüringen so höchst nachtheilige Krieg zwischen dem Landgrafen Albrecht dem Unartigen und seinen Söhnen, welcher Theuerung, Hungersnoth und Pest in seinem Gefolge hatte, brachte auch der Schönburg Elend und Noth; die lange betriebenen Silberbergwerke erlagen, der Weinbau wurde gestört und die Zahl der Bewohner verringerte sich bedeutend. Auf der Burg selbst zwar schienen alle diese Uebel keinen Einfluß zu üben, denn der Bischof Johann I. aus der Familie von Miltitz, ein gar lebenslustiger Mann, der die bischöfliche Würde bisweilen gern an den Nagel hing, verweilte oft jubelnd und zechend mit seinen lustigen Kumpanen daselbst, und wie er gelebt, so starb er auch im Jahr 1352, denn bei einem Banquet, was er zur Feier seines Namenstages gab, traf ihn der Schlag, als er eben mit zwei Frauen zugleich tanzte. — Der Passau'sche Mönch Lange sagt in dieser Beziehung von ihm: „Mortuus est non in ecclesia sed in chorea." — Wir werden auf dieses geistliche Weltkind bei der Beschreibung von Saaleck wieder treffen.

Nach dieser Zeit war die Schönburg ein Eigenthum der Familie von Schenk zu Saaleck, Bädra und Tautenburg, welcher wir anderwärts begegnen werden. Auf welche Weise diese Familie zu dem Besitz gelangte, ist nicht zu ermitteln, daß sie sich aber in demselben befand, ist durch den Umstand bewiesen, daß Rudolph Schenk von Tautenburg, Dechant des Stifts Naumburg und Nachfolger des eben erwähnten lustigen Bischofs Johann im Jahr 1355, die Schönburg mit allem Zubehör dem Stifte Naumburg schenkte.

Wo das Unnatürliche und Gräßliche waltet und herrscht, da muß das Schöne vergehen; so erging es auch in dem mehrerwähnten Bruderkriege der Schönburg. Die böhmischen Söldner, welche Herzog Wilhelm durch den bekannten Apel von Vitzthum für schweres Handgeld hatte anwerben lassen, hatten sich diese reizende Gegend besonders zum Schauplatz ihrer schändlichen Grausamkeiten ausersehen. In Folge einer Erklärung des damaligen Bischofs Peter von Schweinitz gegen das Benehmen des Herzogs Wilhelm fielen die wüthenden Rotten feindlich in das friedliche Thal, brannten die

wehrlosen Dörfer nieder, plünderten und verjagten die unglücklichen Bewohner, verheerten und verwüsteten, was ihnen im Wege lag. Auch unsere Schönburg traf im Herbst 1446 dieses Schicksal. Die geringe Anzahl der Bewohner konnte den stürmenden Feinden keine andere Vertheidigung entgegen setzen, als die Thore zu verschließen; daher wurde die Burg bald auf Leitern erstiegen, kein Menschenleben blieb verschont, das Vieh wurde fortgetrieben, und als Alles rein ausgeplündert war, stieg die verheerende Flamme zum Himmel empor. Die ganze Burg brannte aus, und nur die Stärke der Mauern und die beiden hohen Wartthürme, deren einer bis jetzt noch stehen geblieben, widerstanden dem vernichtenden Elemente. Mit Entsetzen erfüllte der Anblick des gräßlich schönen Schauspiels die Bewohner des nahen Naumburgs, aber Schrecken und Furcht, daß der Stadt ein ähnliches Loos fallen möchte, verhinderte den Bischof etwas zur Rettung zu unternehmen; und so mußte denn jener stolze Bau, an dessen Begründung eine verbrecherische Absicht ohne Zweifel den größten Theil gehabt hatte, nach Jahrhunderten von Verbrecherhänden seine Zerstörung finden, die Verhältnisse einer schreckenvollen Zeit der unversöhnlichen Nemesis ihr selten ausbleibendes Vergeltungsrecht ausüben helfen.

Zu groß war die Verwüstung der Schönburg, als daß an die Möglichkeit eines Wiederaufbaues zu denken gewesen wäre; sie mußte daher, nach fast vierhundertjährigem Bestehen in ihren Ruinen liegen gelassen werden. Es wurden nur einige Ställe und Gesindewohnungen auf der Brandstätte erbauet und einem Verwalter die Administration der Burggüter übergeben. — Das Domkapitel zu Naumburg fand es jedoch für vortheilhaft, die Schönburg mit allen dazu gehörigen Grundstücken an das Georgenkloster in Naumburg zu verkaufen. Von diesem wurde der Anbau mehrerer Häuser unter und an dem Burgberge begünstigt und den Anbauern viele zur Burg gehörende Grundstücke abgetreten, als wodurch das, ebenfalls durch den Krieg beinahe ganz zerstörte Dorf Schönburg sich wieder erholte. In der, wie schon erwähnt, an der Burg angebauten Wohnung, fand ein Jäger seinen Aufenthalt, dem die Aufsicht über die Holzungen und die Jagd übertragen wurde, dessen Nachfolger im Dienste noch jetzt daselbst hausen.

Auf die bereits zerstörte Schönburg konnten die späteren Kriege keinen weiteren Einfluß haben. — Nur Zeuge mußte die alte hohe Warte sein, von den Gräueln, welche Tilly's Heere in ihrer Umgebung verübten; geschehen mußte sie, die ehemalige feste Schutzwehr der Umgegend es lassen, wie die wilden Horden im August 1632 alle Einwohner der beiden Dörfer Kroppen aus ihren friedlichen Wohnungen vertrieben, die Ställe und Scheuern mit Pulver füllten, brennende Pechkränze und Lunten in die Gehöfte warfen und so beide Oerter von Grund aus zerstörten. Nur die Stellen, wo sie gestanden, weiß man noch anzugeben. Und auch in neuerer Zeit mußte die verfallende Schönburg das tumultuarische Geschrei aufgeregter Kriegsvölker, die sich, singend und fliehend durch das Thal drängten,

in ihren öden Räumen verhallen, ſich zu wiederholten malen von nahem Geſchützesdonner erſchüttern laſſen.

Nicht günſtig war die Geſchichte der Schönburg den Freunden von Spuk- und Geiſtergeſchichten, von Gnomen-, Zwerg-, und andern Wundermährchen, da ſie nichts dieſer Art berichtet, ſelbſt Erlinde, die Nixe der Saale, hat ſich von dem wilden und leichtſinnigen Treiben auf derſelben fern gehalten. Aber ganz frei von wunderbarer und abenteuerlicher Beziehung konnte eine ſo alterthümliche Ruine nicht gelaſſen werden, und vermochten es romanhafte und abergläubige Schwärmer nicht einen für ihre Zwecke paſſenden Stoff ausfindig zu machen oder eine anſprechende Sage in die Geſchichte zu verweben; ſo konnten es luſtige Vögel nicht unterlaſſen, den Ort, wo früher nach ſicheren Nachrichten ſo manche leichtfertige Kurzweil getrieben worden, in ihrer Weiſe zu benutzen. Es wurde nämlich erdichtet: Oben zwiſchen dem alten Gemäuer auf der Schönburg ſitze Jonas an einem ſteinernen Tiſche, durch welchen ihm, wie dem Kaiſer Friedrich Barbaroſſa auf dem Kyffhäuſer, der Bart gewachſen ſei; — dieſes Mährchen trugen loſe Vögel beſonders gern mit großem Ernſt zur Leipziger Meſſe vorüberziehenden jungen, unerfahrenen Handelsleuten vor und gaben ſich alle Mühe, ihre Neugier rege zu machen; — die Leichtgläubigen, welche ſich hierzu verleiten ließen, wurden nun von den Erzählern auf die Burg geleitet; ſo wie ſie aber in deren Ringmauern eingetreten waren, ſchloß ſich ſchnell hinter ihnen das Thor und ſie wurden nicht allein von den Verführern verſpottet, ſondern mußten ſich auch, ehe ihnen das Thor wieder geöffnet wurde, zur Entrichtung eines Löſegeldes verſtehen, welches dann zu gemeinſchaftlicher Zeche verwendet wurde. Doch dürfen wir dieſen Schwank wohl unbedenklich um wenigſtens hundert Jahre zurück datiren, denn unter den jetzt zur Leipziger Meſſe bei der Ruine von Schönburg vorbeiziehenden Kaufleuten und anderen Reiſenden möchten wohl nur wenige in jene Falle gehen; alſo muß ſich die Schönburg ſchon unter den vorzeitlichen Ueberreſten zu ſeltenen ſagenleeren Ausnahmen zählen laſſen. Wir aber ſcheiden von ihr mit freundlich wehmüthigem Eindruck und mit dem Wunſche, daß ſie der Zeit noch lange trotzen und ſelbſt in ihrem die Vergänglichkeit laut verkündenden Zuſtande, dem lieblichen Saalthale zur Zierde dienen möge.

Friedrich von Sydow.

Steeklenburg und Lauenburg.

Die Burg Stecklenberg.

Wer von Suderode herauf die große Lauenburg am Unterharze besteigt, die wir schon kennen gelernt haben, kann nicht umhin, auch den Stecklenberg zu betreten und den Blick an die dasige Burg zu heften, denn wie ein riesiges greises Brüderpaar, das im wilden räubertschen Kampfe seine Jugendkraft verschwendet hat, nun, zwar im Gemüthe noch immer rauh, am Körper aber altersschwach in einem versteckten Erdewinkel seinem ruhmlosen Ende entgegensieht, so liegen nahe beisammen einsam und verödet auch die morschen Ueberreste dieser beiden Burgen in einer waldigen Gebirgsschlucht und leicht erkennt man, welches Handwerk ihre Bewohner oft getrieben haben mögen. Waren sie einst aber ein Schrecken der Gegend, so sind sie jetzt ein Sammelplatz heiterer Gesellschaften, wie der Leichnam des erschlagenen Feindes auch nicht mehr gefürchtet sondern darnach oft lustig umtanzt wird. Die Stecklenburg liegt tiefer als die Lauenburg, und wenn die Aussicht daher fast dieselbe wie auf jener ist, so wird sie deshalb doch von den amphitheatralisch-umschließenden Bergzügen, als weniger frei, auf eine schmälere Durchsicht nur beschränkt. Der Reinstein, Halberstadts Domthürme und viele in Nebel verschwimmende Dörfer sind die letzten dem Auge erreichbaren Punkte. Davor erheben sich die Teufelsmauer mit einigen Häusern des freundlichen Dorfes Weddersleben, Quedlinburgs Münzenberg, sein Schloß, seine vielen Thürme und eine mit Gebüsch und Feldern anmuthig abwechselnde Landschaft. Dem Vordergrunde sich nähernd an der Mündung des Thales liegt aber das große von Pappeln und Weiden umgürtete Dorf Reinstedt, bis die frischen rothen Ziegeldächer des kleinen Dorfes Stecklenberg aus grünem Gebüsch im engen Thalkessel zu unsern Füßen so freundlich und gleichsam überraschend das Auge fesseln. Das etwa aus 50 Häusern nur bestehende Dorf schmiegt sich so eng an den steilen buschigten Burgberg, daß man aus seinen Gärten schon die Trümmer bald ersteigen kann, und leicht zu erkennen ist es hier, wie die ältere Burg dem

jüngeren Dorfe in den sich unter seinem Schutze ansiedelnden Dienstmannen seine ersten Bewohner gab.

Der Berg, auf welchem die Stecklenburg sich erhebt, gleicht wie alle solche Berge einem Kegel, der nur auf der südwestlichen Seite durch einen schmalen Rücken mit dem dahinter liegenden höhern Berge der Lauenburg verbunden ist. Hier war auch der vermittelst einer Brücke über den Burggraben führende Eingang in das Innere der Veste. Außer dem tiefen und breiten Graben war die Burg noch durch eine hohe und starke Ringmauer befestigt, und den Eingang schützte besonders der nicht weit davon in östlicher Richtung stehende etwa 70 Fuß hohe viereckige Thurm. Uebrigens war sie von keinem großen Umfange und die an der Ringmauer entlang aufgeführten Gebäude hatten nur einen geringen Raum für den Schloßhof übrig gelassen.

Wer zuerst auf diesem Berge eine Burg erbauet hat, ist eben so in Dunkel gehüllt als das Jahr, wann dies geschah, doch aus aufgefundenen Bracteaten eines geistlichen Herrn im Schutte läßt sich ein hohes Alter vermuthen. Wie sie in ihren Schicksalen und überhaupt in allen ihren Verhältnissen der Lauenburg wohl stets sehr verbunden gewesen sein mag, so wird wahrscheinlich auch zwischen ihrer und der Lauenburg ersten Erbauung wenig Zeit dazwischen liegen. Unter den Burgen, die sich dem Kaiser Friedrich I. unterwarfen, wird sie nicht genannt, obgleich der Lauenburg in alten Urkunden um jene Zeit gedacht wird. Doch kann sie damals entweder gerade in Trümmern gelegen oder einen Besitzer mit jener gehabt haben. In der Mitte des zwölften und zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts gehörte sie bereits zu den Besitzungen des Stifts Quedlinburg, die sich ununterbrochen bis über den Ramberg ausdehnten, und ihre Bewohner waren dem Stifte deshalb zinsbar. Einer derselben — er soll ums Jahr 1211 gelebt haben — weigerte sich einst hartnäckig, diesen Zins zu zahlen nnd wollte der Herrschaft des Stiftes sich somit entziehen. Da rief das Stift den Bischof von Halberstadt um Hülfe an, und dieser sprach über den Ungehorsamen den Kirchenbann aus. Aber der trotzige Burgherr achtete wenig auf diesen Fluch, sondern sagte oft spottend bei jeder Gelegenheit: „Ihr mögt lange bannen, ehe ihr mir eine Rippe im Leibe entzwei bannt.“ Die fromme Burgfrau war aber aus Gottesfurcht und Furcht vor den Dienern der Kirche andern Sinnes, und da es ihr durch Bitten nicht gelingen wollte, bei ihrem rauhen Gemahl einen friedlichern Entschluß hervorzurufen, so mußte es auf ihr Geheiß der Burgkaplan versuchen, den Starrsinn des der Hölle Zueilenden zu brechen. Dieser nahm die günstige Gelegenheit wahr, je nachdem er seinen Herrn kannte, ihm die schwache Seite abzugewinnen. Bei einem heitern Mahle, als die Becher lustig klangen, hielt er ihm seine große Schuld vor. Der Ritter ließ sich aber das nichts kümmern, sondern lästerte desto frecher, die Kirche und ihre Diener verhöhnend, und leerte im kecken Uebermuthe seinen Humpen auf des Bischofs Gesundheit. Da strafte der Himmel selbst, denn

kaum, daß er getrunken, so sank er todt zu Boden. Ein Schlagfluß mußte den doppelt Erhitzten gerührt haben. Welchem Geschlechte er angehörte, ist nicht erwähnt, doch werden in diesem dreizehnten Jahrhundert gegen das Ende die reichen und mächtigen Ritter von Hoym als Inhaber von Stecklenberg schon genannt. So schenkten die Brüder Bertram und Siegfried von Hoym noch damaliger Sitte Viel an Stifter und Klöster und gaben 1287 auch dem Marienkloster auf dem Münzenberge bei Quedlinburg 2 Höfe in dem jetzt nicht mehr stehenden Dorfe Biklingen, wofür in der Klosterkirche an ihrem Sterbetage zu ewigen Zeiten Seelenmesse gelesen werden sollte.*) Noch 1306 waren diese Besitzer. Späterhin gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts war sie in den Händen der Fürsten Bernhard V. und Otto III. von Anhalt,**) welche die Herren von Hadmarsleben wahrscheinlich damit beliehen hatten, wenigstens werden diese 1364 als Inhaber der Burg genannt. Die Fürsten von Anhalt, und besonders Fürst Bernhard, waren aber sehr kriegslustig und hatten vorzüglich viel Streit mit den Grafen von Schwarzburg. Es fanden auch viele Räubereien im Harze statt, wobei sie nicht ganz schuldlos gewesen sein mögen. So war auch Stecklenberg zu einer Raubburg herabgesunken, denn die Hadmarsleben befehdeten von hier aus unaufhörlich die Gegend und vor Allem die Bürger von Quedlinburg. Da griff sie der Erzbischof Dietrich von Magdeburg in Verbindung mit den Quedlinburgern und Halberstädtern an, erstürmte die Burg und brach sie ab. Auch Graf Günther von Schwarzburg, Erzbischof von Magdeburg rächte sich an Bernhard und dessen Bruder, dem Bischof Rudolf von Halberstadt, für frühere Unbill, wozu besonders die Räubereien der Burg Stecklenberg die Veranlassung gegeben hatten. Bald darnach kamen die Schutthaufen wieder in die Hände derer von Hoym und diese ließen die Burg wieder aufbauen. So war sie 1608 noch Eigenthum dieser Familie.***) Einer daraus hatte es durch Bitten vom Magistrate in Quedlinburg erlangt, aus dessen Waldungen am Ramberge so viel Holz zu seinem Bedarfe zu holen, als ein Esel tragen konnte. Persönliche Verhältnisse hatten gewiß zu dieser seltenen Bevorrechtung Anlaß gegeben, und sie sollte ohne Vererbung an die Person bloß nur gebunden sein, so daß man spätern Mißbrauch nicht gefürchtet hatte. Allein wie das oft mit solchen unbestimmten Einräumungen geht, es wird ein Recht daraus gemacht. Der Esel ging täglich nach dem Ramberge und kehrte schwer beladen zurück, und um dem ein Ende zu machen, mußte sich der Magistrat

*) Die wüste Dorfmarke liegt im Amte Gernrode, und nur die Biklinger Warthe erinnert mit ihrem Namen jetzt noch an das ehemalige Dorf.

**) S. Spaziergänge durch Anhalt pag. 185.

***) S. das Harzgeröder geschriebene Saal- und Lagerbuch von 1608.

bequemen, das der Familie eingeräumte Recht solcher durch eine jährliche Zahlung von 240 Thlr. wieder abzukaufen. Rechnet man den Werth des Holzes und Geldes in jenen Zeiten, wie groß mag das Bedürfniß da gewesen sein? Da keiner spätern Zerstörung gedacht wird, so mögen die jetzigen Ueberreste der Burg wohl noch von jenem Wiederaufbau herrühren. 1677 wird ein Oberstlieutenant Wolldeck von Arneburg als Pfandinhaber von Stecklenberg erwähnt, der auch die Lehn beim Stifte Quedlinburg muthete. Da sie späterhin aber wieder als Hoymsches Eigenthum aufgeführt wird, so mag sie von der in dieser Gegend reich begüterten Familie bald wieder eingelöst sein, bis dieses Geschlecht ausstarb. Jetzt gehört sie wie das Dorf und die Königl. Domaine zum Preußischen Fürstenthume Halberstadt, und das Gut mag aus den letzten Besitzthümern der Burg zusammengesetzt sein. In Schriften wird sie bisweilen noch erwähnt, aber Wichtiges nicht weiter von ihr erzählt. Als Julius Bernhard von Rohr, der 1736 seine Merkwürdigkeiten des Vor- und Unterharzes schrieb, den Stecklenberg besuchte, stand die Burg schon leer und war ihrem Verfall nahe, doch gab es noch einige bewohnbare Zimmer. „Im Uebrigen, sagte er, ist es ein ganz wohl gebauetes „massiv und steinernes Gebäude und erkennt man wohl, daß ehedem „mehr Gebäude hier gestanden haben müssen, die aber endlich eingegangen und vermuthlich eine Hofhaltung hier müsse gewesen sein, „immaaßen gleich hinter diesem Schlosse, wie man noch ziemlich eigentlich erkennen kann, ein Obstgarten angelegt gewesen, der aber „jetzt sehr wild aussiehet." Weil sie also damals schon unbewohnt war und man zur Führung der Landwirthschaft unten im Dorfe bequemere Gebäude aufgeführt haben mochte, geschah sicher nichts zu ihrer Erhaltung und sie zerfiel bloß vom Zahne der Zeit zernagt; denn sollte man zur Erhaltung weitläuftiger Gebäude, die ursprünglich zum Schutze bestimmt waren, in spätern friedlichern Zeiten aber als überflüssig und in Kriegsnoth nicht mehr als genügend erschienen; auch damals nicht weiter benutzt werden konnten, Ausgaben noch machen? So weit war der Sinn für romantische Schönheit damals noch nicht ausgebildet, daß man dafür keine Kosten gescheuet hätte. Das ist die schöne Frucht der höhern geistigen Ausbildung unserer Tage. Am längsten hat sich die Burgkapelle erhalten, weil in Ermangelung einer Kirche im Dorfe noch bis 1740 Gottesdienst darin gehalten wurde, also Manches zu ihrer Besserung auch wohl geschehen sein mochte. Auch von ihr macht uns von Rohr noch eine kleine Schilderung. „Auf diesem Schlosse, fährt er fort, sieht man „die Kirche, welche noch von den römisch-katholischen Zeiten her ist, „und wird in selbiger des Sonntags Nachmittags Gottesdienst gehalten, sie fängt aber auch allbereits an sich ihrem Untergange zu „nähern. In dieser Kirche habe ich von Antiquitäten nichts wahrnehmen können als ganz saubere Gemälde von allerhand biblischen „Geschichten, welche man hin und wieder antrifft. Weil ihr Raum „ziemlich enge, so scheint sie wohl in den alten Zeiten blos eine „Schloßkapelle gewesen zu sein, in welcher die auf diesem Schloß

„befindliche Gemeinde den Gottesdienst abgewartet.“ Alle diese Notizen von Rohrs werden auch durch die Aussagen alter Leute bestätigt, die dasselbe von ihren Eltern noch wollen gehört haben. 1750 ward die Kapelle aber abgebrochen und von den Steinen die Kirche unten im Dorfe erbauet, und da man einmal mit dem Niederreißen den Anfang gemacht und dieß wegen Kostenersparung sehr ersprießlich auch die Steine sehr gut befunden hatte, so riß man späterhin noch ein, was brauchbare Steine gab und benutzte sie nicht bloß zum Bau einiger Wirthschaftsgebäude des Gutes im Dorfe, sondern umfaßte selbst damit einen großen eine halbe Stunde davon entfernt liegenden Garten bei Reunstedt, dessen Mauer davon erbauet ward. Am längsten hat allen Angriffen der Thurm getrotzt. Schon seit 50 Jahren drohteten viele Risse seinen Einsturz, aber dennoch stand er als Wohnsitz vieler Dohlen und Schwalben bis vor wenig Jahren mit seinem Schieferdache und seiner knarrenden Wetterfahne vollständig da. Da entriß ihm etwa ums Jahr 1834 ein heftiger Sturmwind sein schirmendes Dach, und mit Donnergepolter stürzte zugleich die obere Hälfte der westlichen Mauer ein, so daß nun durch die ungehindert einwirkenden Elemente sein gänzlicher Einsturz um so schneller zu befürchten steht. Aber auch diese über die grünen Baumwipfel herüberragenden Thurmtrümmer geben der Landschaft von fern noch einen reizend schönen romantischen Charakter. Will man die übrigen Bruchstücke der Burg einzeln noch betrachten, so bemerkt man östlich vom Thurme ein an ihn sich anschließendes hohes und langes Stück Mauer mit vielen gewölbten Fensteröffnungen. Dieß ist der letzte Rest der Schloßkirche, an welche sich auch die andern Gebäude noch anreihten; wenigstens läßt ein am Ende hoch hinauf ragender Schornstein dieß vermuthen. Dann sieht man noch eine hohe Giebelwand im Norden, zwei Grundmauern, die parallel nordöstlich laufen und ein fast gänzlich nach Norden sich ziehendes Trümmerstück. Dieß sind die letzten Reste aller frühern Schloßgebäude. Nach Süden und Westen hin sind bis auf ein geringes Mauerstück am Eingange alle genauen Spuren von Gebäuden verwischt und wenige Schutthaufen nur übrig geblieben. Einen lieblichen Contrast von Zerstörung und Leben, von Vergangenheit und Gegenwart bietet vor dem Haupteingange ein kleiner Garten dar, den ein Schullehrer im Dorfe ehedem sich hier anlegte, und den nun alle seine Nachfolger im Dienste stets wiederbekommen haben. Der wirkliche Burggarten scheint jenseits des Wallgrabens südlich gelegen zu haben. Der tiefe Graben ist jetzt großentheils verschüttet, wozu in südlicher Richtung vorzüglich der eingestürzte Thurm noch viel mitgewirkt hat. Von der Ringmauer stehen aber gerade auf dieser Seite noch die dauerhaftesten und festesten Theile. — Wie schon erwähnt, so war noch vor wenig Jahren diese Burgruine im Sommer häufig der Zielpunkt heiterer Geselligkeit, während die in ein undurchdringliches Dornengestrüppe wie gebannte höhere Lauenburg wie ein böser Dämon neidisch aus ihrer Einsamkeit von oben darein sah. Da fiel es einem alten aber noch rüstigen Invaliden Schmidt aus Thale in seiner na-

türlichen romantischen Gefühlsweise ein, da oben zwischen den Trümmern der Lauenburg mit seinem gleichgestimmten Weibe sich anzusiedeln, die letzten Tage ihres Lebens in ihrer kinderlosen Einsamkeit beschaulich zu beschließen, und jedem Gaste, der sie besuchen würde, mit freundlichem biedern Gruße und einfacher kräftiger Kost entgegen zu treten. Nach eingeholter Erlaubniß vom Quedlinburger Magistrat, dem die große Lauenburg jetzt gehört, wurden die Dornen schnell weggeräumt, ein bequemer Pfad gebahnt, und nicht gar lange dauerte es, so stand von wenigem ersparten Gelde ein aus den alten Schutthaufen der Burg erbauetes Haus da, das dem alten Invaliden ein glückliches Obdach und genügsamen heitern Gästen einen herrlichen Aufenthalt darbot. Seit der Zeit wallt Alles hinauf nach jenem erhabenen Hochaltar der Natur, wo die an Gottes Segen und Wohnsitzen der Menschen reiche und kostbare Landschaft wie eine große in Andacht versunkene Gemeinde in dem erhabenen frischen Tempel der Natur vor uns liegt, und kaum, höchstens von oben herab, widmet der Wanderer dem zum zweiten Male nun verlassenen Stecklenberge noch einen betrachtenden Blick. — Doch es sind der Punkte noch mehrere, die, wenn man einmal hier weilt, man nicht unbeachtet und unbesucht lassen darf, und Vieles davon hat man dem nachdenklichen thätigen Schmidt zu verdanken, der mit größter Bereitwilligkeit Nachweisung und zu den entferntern Punkten selbst gern den Führer abgiebt. Vor allem muß ich hier das reizende Wurmthal anführen, das in südwestlicher Richtung von der Lauenburg eine Stunde entlang gegen den Harz sich hinaufzieht, und in den malerischsten Felsengruppen ein würdiges Seitenstück zum Bodethal bei der Roßtrappe und zum Steinbache unsern derselben darbietet. Ersteigt man von dort aus die Lauenburg wieder, so gelangt man schon hoch am Berge in einer Schlucht zu dem reinsten silberklarsten Quell, der auch ehedem den Bewohnern der Lauenburg den kostbarsten Labetrunk wahrscheinlich gegeben hat. Nun kommt man zur Lauenburg selbst und zwar zu dem südwestlichen Theile, der die große Lauenburg genannt wird, und nach seinen riesigen Thurmtrümmern zu urtheilen, die eigentliche Festung gewesen sein muß. Der Thurm ist jetzt, so viel es nach seinen Ueberresten sich thun ließ, mit Balken und Gerüsten wieder ausgebauet, und bietet auf seiner Zinne die kostbarste Aussicht dar. An seinem Fuße aber sind Plätze geebnet, Treppen gebauet, Schutt hinweggeräumt, Lauben und Gartenanlagen gemacht, so daß, wer vorher das Dornendickicht je durchdrang, jetzt diese Räume nicht wieder erkennen würde. Nur zu deutlich hat es sich bei diesen Umschaffungen erwiesen, daß die Lauenburg im heißen wilden Kriegssturme ihren Untergang gefunden hat, denn überall, wo nur die Hacke und die Schaufel im Schutte gewühlt, ist man selbst in bedeutender Tiefe nicht bloß auf Menschen- und Thierknochen gestoßen, sondern hat des verrosteten Eisens und darunter Pfeile, Speere und andere Waffen besonders im Thurme gar viel gefunden. Auch einige seltsame Geldstücke und Zierrathen sollen darunter gewesen sein. Wendet man sich östlich und durch-

schreitet hier den tiefen Burggraben, der den Bergrücken durchschneidet, so gelangt man zur östlichen Kuppe dieses Rückens, auf welcher die kleine Lauenburg gestanden hat. Auch hier sieht man unter hohen Buchen versteckt noch Reste von einem Thurme und Gebäuden. Vielleicht war sie eine minder feste Vorburg und Wohnung der Lauenburger, weil ein Graben sie von dem größern und festern Theile absondert. Obwohl diese königliches Eigenthum ist, so hat man dem unermüdlichen Schmidt doch auch hier aufzuräumen Erlaubniß ertheilt, und sein Werk ist es, daß man ein gut erhaltenes Gewölbe jetzt wieder betreten kann. Wendet man auf dem bequem gebneten Pfade sich dann wieder zum Stecklenberge zurück, so schreitet man an dem Berge unter der kleinen Lauenburg an einer in Felsen gehauenen verschütteten Wölbung vorüber. Allem Anscheine nach war dieß die Oeffnung eines unterirdischen Ganges, der entweder die beiden Lauenburgen oder diese selbst mit dem Stecklenberge verband, weil er dahin sich hinabzusenken scheint. Auch soll unter dem Berge sich irgendwo hier ein Soolquell befinden, ähnlich dem Behringer. Wo so wie hier die Natur selbst das Schöne mit dem Nützlichen verband, sollte da die Gegend nicht werth sein, ihr einige Stunden sinniger Betrachtung und des Nachdenkens zu widmen? — Doch wir scheiden für jetzt aus diesem reizenden Naturpark.

Nachträge,

entlehnt dem Harzgeröder Saal- und Lagerbuche vom Jahre 1608.

Schon vor dem Jahre 1047 besaßen die Hoyms Güter im Dorfe Polckendorff, welche die Grafen von Stolberg ihnen abkauften. Polckendorff jetzt eine in Acker verwandelte wüste Dorfstätte lag zwischen Harzgerode und Neudorf.

1507 belieh Friedrich von Hoym, eines ältern Friedrichs Sohn, den Rath zu Harzgerode mit dem Holz, der Rosenberg genannt, zu Mannlehn auf Baltin Zappraues Leben. Der Zins ist gewesen ein Fuder Kohlen nach Stecklenberg oder Ermsleben zu liefern. (Beide Orte müssen daher sich in ihren Händen befunden haben und von ihnen bewohnt gewesen sein.)

1518 wird ein anderer Friedrich von Hoym als minorenner Sohn eines bereits verstorbenen Magnus von Hoym genannt. Von Magnus wird gesagt, daß ihm die Hälfte des großen Steinberges im Harzgeröder Amte gehört habe. Auch war er mit Gütern der Herzoge von Braunschweig beim Dorfe Allrode beliehen, die später nach seinem Tode an Anhalt abgetreten wurden. Friedrichs Vor-

mund Heinrich von Stammer, Domprobst zu Albus- und Domherr zu Halberstadt, belieh aber 1518 den Rath und die Gemeinde zu Harzgerode mit dem Rösel- oder Rosselberge und mit der Obermühle auf einen Paurgroschen jährlichen Wasserzinses.

1585 tritt der Cämmerer Christoph von Hoym den Stolbergs Pfandschilling Bernrode mit allem Zubehör mit der Grafen Bewilligung an den Fürsten von Anhalt ab.

1608 besitzt Wilhelm von Hoym als Erbenzinsgut einen freien Hof zu Aberode mit 9 Hufen Landes und einer großen Wiese zu Tilckerode

Ferner ist er von den Herrn von Rödern bellehen mit der Wüstung Elbingen, bestehend in zwei Höfen mit zwei Hufen Landes, einem Berge, drei Wiesen, der halben Gemeinde, noch eine Hufe Landes, drei Holzflecken und zwei Grasetheilen. Die wüste Dorfstelle, die er zu Grase benutzt, will er wieder bebauen, doch trägt man wegen der Feuerung für die Leute und wegen der Waide Bedenken es zu gestatten. Er erbenzinst diese Güter den Rödern, die von Anhalt damit beliehen sind.

Außerdem werden 1608 als Hoymsche Güter genannt: „Das Hoymische Küchenholz im Harzgeröder Forst, der Hoymische Schönberg oder das Hoymische Hölzlein, vielleicht auch das Hoimersrad.

W. Schönichen.

Das ehemalige Cistercienserkloster Sittichenbach.

Die oft gemachte Bemerkung, daß die Mönche der alten Zeit, trotz ihres Gelübdes der Enthaltsamkeit und strengen Lebensweise, doch recht gut gewußt, sich für die sonstige Abgeschlossenheit von den Freuden der Welt dadurch zu entschädigen, daß sie ihre Wohnsitze, die Klöster, in meistens romantischen und fruchtbaren Gegenden anlegten, oder, wenn dies nicht der Fall war, doch durch die fromme Freigebigkeit ihrer weltlichen Nachbarn und Beichtkinder sich wenigstens von irdischen Nahrungssorgen frei zu erhalten verstanden, diese Bemerkung findet einen neuen Beleg auch in der Lage, dem Umfange und der reichen Dotation des frühern Klosters Sittichenbach vom Orden der grauen Cistercienser-mönche. In der Mitte nämlich zwischen Eisleben und Allstedt und einige Stunden von Querfurt entfernt, liegt es am Fuße eines mit Eichen- und Buchenwald bedeckten Berges, jedoch immer noch höher als die umliegenden Oerter Groß- und Kleinosterhausen, Rothenschirmbach und Bornstedt, gleich einer reichen, freundlichen Villa, abseits von jeder frequenten Landstraße, ein Tusculum für den des Stadtgewühles Ueberdrüßigen, ein Paraclet für den die Einsamkeit Suchenden, den keine Sehnsucht oder Hoffnung an die Welt noch bindet, oder der mit der letztern grollend, sie zu vergessen strebt, für den thätigen, erwerbslustigen Landwirth aber eine ergiebige Kornkammer, die seine Mühe und seinen Fleiß schon bei leidlich günstiger Witterung wohl belohnet. Umgeben ist dieses ehemalige, jetzt eine der besten königl. preuß. Domainen bildende Kloster zunächst von Gärten und Obstanpflanzungen, welche unter andern recht gute Kirschen liefern. Sodann breiten sich unmittelbar anstoßend nach Osten, Süden und Westen die weitläufigen Ländereien der Domaine bis an die Feldmarken von Rothenschirmbach, Osterhausen und Bornstedt aus. Auf der Nordseite liegt jener Wald, von dem ein nicht unbeträchtlicher Theil zum Kloster

gehört und von dem auf der Höhe des Berges ein großes Stück zur Domaine gehöriges Feld eingeschlossen wird. Von dieser nördlichen und nordöstlichen Waldanhöhe aus hinter dem Kloster genießt man eine weite Aussicht nach Mittag hin bis zum Schlosse Allstedt und sieht dazwischen die Dörfer Groß- und Kleinosterhausen, Einsdorf, Mittelhausen, Wolferstedt und das Kloster Naundorf, die 5 Stunden südlich liegenden Berge der Finne begrenzen den äußersten Horizont. Mehr gegen Abend erblickt man die Ortschaften Holdenstedt, Klosterroda, den Thurm von Bornstedt und weit im Hintergrunde, an der Grenze der schönen „goldenen Aue" den alten, sagenreichen Kyffhäuserberg. Links im Osten liegen die Orte Rothenschirmbach und etwas südöstlich Winkel, und an dieser Grenze der Fernsicht ziehen sich nach Süden hinab die Waldhügel der sogenannten Querfurter Wüste. Im Norden ist natürlich die Aussicht verschlossen durch den mehrerwähnten Wald.

Das innere Gehöfte der Domaine nun wird durch Scheunen und Ställe, welche fast mitten hindurch gehen, in zwei große Theile geschieden. Hart an der Einfahrt von Osterhausen her findet man außerhalb zuerst das zu der Domaine gehörige kleine und in Verfall gerathene Gasthaus, dann innerhalb links das gut aufgeführte Wohngebäude mit einem alten Thürmchen am hintern Flügel, durch welches man auch in die obere Etage gelangen kann. In der Ecke links an der Einfahrt steht man eine kleine Fichtenanpflanzung mit einem Pavillon, der eine Aussicht ins Feld nach Mittag und Abend zu bietet. Rechts sind Ställe und jene Scheunen; gerade aus stößt man auf ein kleines, isolirt neben einer malerischen Gruppe junger Birken stehendes Wirthschaftsgebäude und weiter im Hintergrunde auf das ehemalige Amthaus, nebst der Wohnung des jetzigen Frohndieners; ganz hinten aber steht noch eine Schmiede zwischen zwei diese ganze Seite einschließenden Gärten, wovon der eine ein Obstgarten mit einer Wasserkunst und der jetzt noch gangbaren Kapelle, der andre aber ein weitläufiger Gemüse- und Blumengarten ist, und welche beide durch die aus dem nördlichen Waldberge kommende Quelle bewässert werden. Diese Quelle, die bei ihrem Austritt aus dem Garten durch einen Teich geht, treibt sodann gleich eine Mühle, neben welcher außerdem noch eine Windmühle steht. Hinter dem Wohngebäude sind wiederum Ställe mit einem besondern Hofe und auf der Nordseite daselbst stehen Scheunen, vor ihnen aber liegt sehr angenehm ein mit Pappeln umpflanzter Teich, der in jener Quelle seinen Zu- und Abfluß hat. Durch eine Thorfahrt zwischen diesen Scheunen hindurch gelangt man zu dem am nördlichsten liegenden dritten Gehöfte der Schäferei mit einem Obstgarten und dem anstoßenden alten Brauhause. — Gegenwärtig gehören zu der Domaine Sittichenbach ungefähr 1500 Morgen Ackerland, mehre Wiesen und Teiche in der Nähe der Dörfer Groß- und Kleinosterhausen, dazu im Helmenriede hinter den Dörfern Nicolausrieth und Schaafsdorf über 3 Stunden entfernt, an 100 Morgen Wiesen, endlich noch die schon erwähnte Waldstrecke. Bedeutende Naturalzinsen, welche das

Kloster aus der Umgegend bezog, sind meist abgelöst worden, und nur Ackerfrohndienste der nächsten Ortschaften geblieben.

Antiquarisch-historische Bemerkungen.

Von dem ehemaligen berühmten Cistercienserkloster Sittichenbach, das anfänglich auf der Höhe des Berges am Walde lag, (siehe davon weiter unten), ist jetzt nichts Erhebliches mehr zu sehen, als die Kapelle im hintern Garten nach dem Walde zu, doch auch diese nur in größtentheils renovirter Gestalt. Abwechselnd einen Sonntag um den andern hält in derselben der Pfarrer von Großosterhausen Gottesdienst mit den dermaligen Bewohnern Sittichenbachs, die außerdem noch in erstern Ort eingepfarrt sind. Ferner finden sich noch in dem jetzigen Brauhause alte Kellergewölbe, deren äußere Mauern schon auf ihr hohes Alter schließen lassen, da man an ihnen noch Merkmale mittelalterlicher Bauweise sieht, unter andern z. B. große Mauersteine, in welche menschliche Gesichter oder sonstige Figuren eingehauen sind. Auch erinnern noch unterirdische Höhlungen oder Gänge von jenen Kellern aus an die alte Klosterzeit und Mönchssitte. Wie weit jedoch diese Gänge unter der Erde fortlaufen, hat man noch nicht untersucht. Nicht minder sind noch zu bemerken etliche Grabsteine mit den darauf eingehauenen Ritterbildnissen, wahrscheinlich ehemaliger Aebte aus fürstlichen Häusern, welche sich um die Kapelle herum vorfinden. Man nimmt übrigens an, daß außer dieser noch erhaltenen Kapelle noch etwa 3 andere in dem Umfange des Klosters sich befunden haben, wovon allerdings noch Spuren sichtbar sind, so z. B. an dem oben erwähnten Gasthause vor dem Eingange, an dem Thurme im jetzigen hintern Wohngebäude und an dem Frohndiener- und Amthause im Hintergrunde des ganzen Gehöftes.

Ueber den Namen des Ortes Sittichenbach bemerken wir vornehmlich Folgendes: Der Mönch von Pirna, ein alter Chronist, sagt: Sittenbach ein Cistersiercloster bei osterhawsen 2 Meile von Querffort, aldo ins closter ist ein schöner bron, do sal wunderlich ein Sittich am refir gesessen, danne der tittel georsacht: Sittich in der bach.*) Dieselbe Ableitung des Namens nimmt auch der Chronist Leuckfeld an,**) und sie gewinnt noch größere Wahrscheinlichkeit dadurch, daß sowohl im Wappen des Klosters, als auch auf einer nach Schamelius***) ehedem

*) Siehe bei Menk. T. II. fol. 1602.

**) Dessen Antiqq. Walckenriedenses. p. 60.

***) Schamelius: Historische Beschreibung des ehemaligen Cistercienserklosters Sittichenbach.

aufgefundenen Münze ein Vogel eingeprägt gewesen ist. Und noch jetzt sind über der Hausthüre des Wohngebäudes zwei Vögel abgebildet, welche freilich neuerer Arbeit sind, aber doch auch für die gleiche Ansicht der spätern Erbauer und Besitzer dieses Hauses in Betreff des Namens von Sittichenbach sprechen. Was nun unter Sittich, Sittig oder Pfittig eigentlich für ein Vogel zu verstehen sei, läßt sich bei der selbst in unsern Tagen so großen Verschiedenheit und leider sich so häufig nach persönlichen Ansichten und Gutdünken modificirenden zoologischen Nomenclatur schwerlich mit Sicherheit angeben. Denn Papageien, was doch psittacus zunächst bedeutet, können es füglich nicht gewesen sein, da sie ein ganz anderes Vaterland haben, obschon die Erbauer des jetzigen Wohnhauses nach dem erwähnten Bilde der Vögel über der Thüre, diese Ansicht gehabt zu haben scheinen. Jedenfalls wäre es eine Gattung Vögel gewesen, welche man entweder damals bei der mangelhaften Ausbildung der Naturgeschichte, vielleicht blos des Gefieders wegen zu den Papageien zählte und wir erlauben uns, dabei an den in dieser Gegend oft vorkommenden Pirol oder Pfingstvogel oder vielleicht auch an eine Specht- oder Heherart zu denken. Einige wollen indeß den Namen auch ableiten von der angeblichen Stifterin des Klosters, welche Pfittige geheißen habe.*) Doch ists wohl wahrscheinlicher und zugleich auch historisch verbürgter, daß dies Mönchskloster auch von Mönchen erbaut worden ist. Sodann soll auch die bei dem Orte befindliche Quelle schon vor der Anlegung des Klosters Sittig geheißen und dem letztern den Namen gegeben haben. Am annehmlichsten bleibt uns daher wohl die angeführte Meinung des Mönchs von Pirna, wenn auch so manche Schreibart des Namens in den verschiedenen Urkunden dies nicht völlig zu bestätigen scheint; wissen wir doch, welche Veränderungen und Verunstaltungen der Name vieler andern Oerter im Laufe der Zeit erlitten hat. Die gangbarste Orthographie des Namens ist doch immer: „Sittichenbach und nächstdem Sichem oder Sychem. Außerdem lesen wir: Sedebecke, Sechtienbeche, Settichenbeche, Schezembecke, Sitringebach, Sedefebeck u. s. w.“

Gegründet wurde Sittichenbach von dem schon im zwölften Jahrhundert berühmten und reichen Kloster Walkenried, zugehörig dem in Frankreich im Jahre 1098 vom heiligen Robert gestifteten Cistercienserorden, dessen Mönche graue Röcke trugen (weshalb sie auch öfter die „grauen Mönche, grauen Brüder“, genannt wurden), über welche sie eine schwarze Kutte zogen. Ferner trugen sie auch eine Art rother Schuhe, und das Haupthaar war bei ihnen zu einem Kranze geschoren. Weil das Kloster Walkenried sehr weitläufige Besitzungen hatte, legten die Vorsteher desselben zur bequemern und genauern Verwaltung ihrer Güter hier und da Colonieen, d. h.

*) Siehe Francke: Historie von Mannsfeld.

neue Klöster an, welche natürlich unter der Inspection und Abhängigkeit von Walkenried verblieben. So schickte denn im Jahre 1141 der Abt Heinrich von Walkenried den Prior seines Klosters mit einigen Mönchen hierher, um ein neues Kloster aufzuführen und selbiges mit den Mönchen als deren Abt zu beziehen.*) Die oberste geistliche Jurisdiction hatte über dieses neu gestiftete Kloster, so wie auch über Walkenried selbst, der Bischof von Halberstadt, in dessen Sprengel beide lagen. Dieser erste Abt von Sittichenbach, Volcuinus mit Namen, richtete das Kloster gut ein und unter seiner langjährigen Aufsicht (er starb 1172) erhielt dasselbe schnell einen bedeutenden Ruf, so daß ihm bald auch reiche Schenkungen gemacht wurden, wie z. B. vom Grafen Burchard von Querfurt, der ihm 1268 die „Pfarre zu Pfeffelda (später Mönchpfiffel genannt, siehe diesen Artikel) nebst manchen schön liegenden Gründen" vermachte. Viele vornehme Leute übergaben sehr bald den Mönchen von Sittichenbach ihre Kinder zur Erziehung, was bei dem damaligen Mangel an Schulen, und da die Mönche insgemein die ausschließlichen Inhaber und Pfleger der Wissenschaften waren, leicht begreiflich wird. So wurden z. B. die drei Söhne des Grafen von Querfurt, Gebhard VI. daselbst erzogen. Auch manche vornehme Leute traten nach damaliger Sitte als Mönche in dies Kloster ein, worunter namentlich zu erwähnen der Bischof Conrad von Halberstadt, Edler von Crossig, welcher 1209 nach Niederlegung seines Amtes im „Kloster Sittichenbach Profeß gethan, sich mit Gebet und Bücherschreiben beschäftigte, 1226 starb und daselbst auch begraben liegt."**)

Die unter dem ersten Abte Volcuinus herrschende gute Zucht und Sitte unter den Mönchen ging indeß nach seinem Tode bald verloren, weßhalb der Abt Conrad III. von Walkenried im Jahre 1349 eine Reform des Klosters veranstaltete, in Folge deren dasselbe wiederum zu seinem frühern guten Rufe gelangte, wie dies unter andern daraus hervorgeht, daß kurz darauf ein sehr reicher Presbyter, Johann Witzhahn von Nordhausen, demselben „wegen der neuen guten Ordnung" mehre Güter vermachte.

Das weltliche jus advocatiae über das Kloster Sittichenbach stand von Anfang an den Grafen von Mannsfeld zu. Als aber der Graf Gebhard aus diesem Hause 1362 mit dem Bischof Ludwig von Halberstadt in Streit gerieth, und dieser in Verbindung mit seinem Bruder, dem Markgrafen Friedrich dem Strengen, die mannsfeldische Stadt Eisleben verheerte, und auch mit seinen Kriegsleuten nach Sittichenbach kam, zwangen diese beiden Brüder den Abt Hermann, sie als Schutzherrn seines Klosters anzuerkennen. Graf Gebhard aber zog ganz erzürnt auf Sittichenbach los, und noch

---

*) Siehe Schamelius am angeführten Orte und Leuckfeld: Antiqq. Walkenried.

**) Leuckfeld am andern Orte.

mehr gereizt durch den Widerstand der Klosterbewohner, eroberte, verbrannte und zerstörte er es von Grund aus, ließ den Abt Hermann erst durchprügeln, dann an einen Balken aufhängen, mit Feuer sengen, und jagte die Mönche sämmtlich fort.*) Dieses zerstörte Kloster war höchstwahrscheinlich dasselbe, von dem man auf der Höhe des Berges hinter dem jetzigen Sittichenbach noch sehr unscheinbare Mauerüberreste findet. Wegen dieser Freveltat in den Bann gethan, fühlte sich Graf Gebhard bewogen, im darauffolgenden Jahre 1364 zur Wiederherstellung des Klosters „3000 Schock Groschen" zu geben, und erhielt auch dann das jus advocatiae wieder. Dies neu erbaute Kloster lag nun, wie ziemlich deutlich aus den Urkunden hervorgeht, an der bequemern und freundlichern Stelle am Fuße des Berges, wo jetzt die Domaine noch liegt. Die weltliche Gerichtsbarkeit blieb von da an bei den Grafen von Mannsfeld bis zur Zeit der Reformation in Sachsen. Als im Jahre 1525 nämlich der bekannte Bauerntumult ausgebrochen, und der berüchtigte Thomas Münzer auch die Bauern und Bergleute in der Gegend von Eisleben und Mannsfeld zum Aufstande verleitet und unter andern auch mehre Drohbriefe an die Grafen von Mannsfeld geschrieben hatte, sammelten sich die Aufrührer in hiesiger Gegend, plünderten das Kloster Sittichenbach, und verbrannten das in der Nähe liegende Holzzelle. Da umzingelte der Graf Albrecht II. von Mannsfeld diesen Bauernhaufen bei dem Dorfe Osterhausen mit 60 Reitern, und es wurden über 200 Bauern niedergehauen, die übrigen aber verjagt. Die Leichen der Erschlagenen begrub man an der sogenannten „großen Linde" bei dem nahen Dorfe Rothenschirmbach und bezeichnete dies große Grab mit rohen Steinen, worauf allerhand Ackerwerkzeuge abgebildet waren,**) und wo man in neuester Zeit mancherlei alte Geräthschaften, Waffen und viele Gebeine ausgegraben hat. — Obwohl die Grafen von Mannsfeld gleich anfangs für die sächsische Reformation durch Luther waren und die neue kirchliche Ordnung der Dinge gar bald öffentlich in ihrem Gebiete einführten, so blieben doch die Mönche von Sittichenbach bis zum Jahre 1539 ungestört bei der Ausübung ihres katholischen Gottesdienstes und ihrer Mönchsgebräuche, was seinen Grund darin hatte, daß der Cardinal, Erzbischof Albert von Magdeburg, der zugleich Bischof von Halberstadt und somit oberster geistlicher Vorgesetzter des Klosters war, sich gegen alle Reform in seinem Sprengel sträubte und hierin auch von dem weltlichen Lehnsherrn der Grafen von Mannsfeld, dem Herzoge Georg zu Sachsen eifrig unterstützt ward. Als aber der letztgenannte unversöhnliche Feind unsers Luthers im Jahre 1539 mit Tode abging, führte sein Nachfolger Herzog Heinrich zu Sachsen, in allen seinen Ländern, also auch

*) Leuckfeld a. a. Orte.

**) Leuckfeld a. a. Orte.

in Thüringen, das ihm gehörte, die Reformation ein, und so mußten jetzt auch die Mönche zu Sittichenbach ihr Kloſter mit dem Rücken anſehen. In dem nun ſäculariſirten Kloſter ward ſogleich von Seiten dieſes Herzogs eine Commiſſion zur Viſitation der Kirchen und Schulen im Kreiſe Thüringen eingeſetzt, welche ihre Verſammlungen hierſelbſt faſt ein ganzes Jahr lang hielt, und von der die Oerter Oſterhauſen und Rothenſchirndach nebſt andern der Superintendur Sangerhauſen einverleibt wurden.

Nicht lange nach dieſer Säculariſirung des Kloſters erlitt daſſelbe eine gänzliche Plünderung und Verheerung. Es lag nämlich ein gewiſſer Ernſt von Hacke ſeit längerer Zeit ſchon mit dem Grafen Albrecht VII. von Mannsfeld in Streit, und als im Jahre 1547 nach der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg an der Elbe Kaiſer Karl V. auch dieſen eifrigen Anhänger der Reformation, Albrecht von Mannsfeld, in die Acht und ſeiner Güter und Beſitzungen für verluſtig erklärte, fiel jener Ernſt von Hacke mit 200 Reiſigen, 70 Hakenſchützen und 500 Bauern in das mannsfeldiſche Gebiet ein, eroberte unter andern die Stadt Querfurt, welche Albrecht gehörte, bedrückte die Unterthanen des Grafen auf unmenſchliche Weiſe und ruinirte auch Sittichenbach. Seit dieſer Zeit wurden auf der Stelle des bisherigen Kloſters nur Oeconomiegebäude aufgeführt, und nachdem es etwas ſpäter churſächſiſches Beſitzthum geworden, brachte zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts ein gewiſſer Ludewig von Wurm auf Wolkramshauſen Sittichenbach käuflich und erblich an ſich, gab es jedoch um eines ärgerlichen Prozeſſes willen, den er gegen den Pfarrer von Oſterhauſen verlor, bei ſeinem Tode wieder an Churſachſen zurück, bei dem es fernerhin verblieb. Vom churſächſiſchen Hofe ward daſelbſt eine Gerichtsbarkeit eingeſetzt, und die nunmehrige Domaine oder das „Amt Sittichenbach“ durch einen herrſchaftlichen Amtmann verwaltet. *)

Die Reihenfolge der Aebte von Sittichenbach oder Sichem iſt lückenhaft; diejenigen, von welchen uns Nachrichten zu Gebote ſtehen, ſind aber folgende. Volcuinus, auch Volquinus oder Wilkinus war, wie ſchon geſagt, der erſte Abt und zugleich der Gründer des Kloſters im Jahre 1141. Nach ihm wird bis 1250 kein Abt mit Namen aufgeführt, obſchon im Allgemeinen des „Abtes von Sichem“ in etlichen Urkunden Erwähnung geſchieht. So wird unter andern eines vom Jahre 1209 gedacht, der noch einmal 1238 als fungirender Abt des Kloſters vorkommt. Er war im erſtern Jahre auf einem Convente zu Walkenried mit zugegen, wo der Kaiſer Otto IV. von Braunſchweig dem Kloſter Walkenried mancherlei Privilegien ertheilte. Nach dieſem wird unter 1250 der Abt Hermann I. angeführt, der wegen ſeiner Gelehrſamkeit in großem Rufe ſtand, ſo daß unter andern der Graf von Querfurt ſeine Söhne zu

*) Leuckfeld a. a. Orte.

ihm in Erziehung gab. Ein anderer Abt war Friedrich, welcher 1323 lebte und in einer Urkunde von diesem Jahre „Dominus Friedericus de Stolberg, abbas in Siehem“ genannt wird, also wohl aus dem gräflich stolbergischen Hause abstammte. Nächst ihm kennen wir Hermann II., unter dem jene Verwüstung des Klosters durch Gebhard von Mannsfeld stattfand, wobei er umkam und deshalb von seinem Orden als heiliger Märtyrer verehrt wurde, dessen Tag der 25. October war. Noch heutigen Tages finden sich in Nischen neben dem Haupteingange des neuen Wohngebäudes zwei kleine steinerne Mönchsfiguren, von denen die eine, mit einer Art von Bischofsstabe, wahrscheinlich einen Abt vorstellt, die andre eine schmucklose Mönchstracht hat. Man hat diese beiden Bildnisse aus früherer Zeit aufbewahrt und zum Theil wieder davon abgebrochene Stücke ergänzt, und es wird noch jetzt erzählt, daß vorüberreisende Mönche dem erstern Bildnisse besondere andächtige Aufmerksamkeit ja sogar Verehrung widmeten, was die Annahme rechtfertigt, daß dies Bild den Abt Hermann II. den Heiligen vorstellen soll. Ferner lesen wir in den Chroniken noch von einem Abte Johannes I. im Jahre 1399; sodann von Sylvester I., dessen Name auf einer ehemals im Kloster aufgefundenen Münze vorkommt, jedoch ohne Jahreszahl. Man hat von dieser Münze auf das damalige Münzrecht der Aebte zu Sittichenbach geschlossen, welches Privilegium aber durch kein vorhandenes Diplom verbürgt wird. Außer den schon genannten war noch Georgius Abt zu Sittichenbach um 1480; er hatte unter andern einen Streit mit dem Grafen Bruno von Querfurt wegen einiger Güter, und eben so mit der Gemeinde Rothenschirmbach um einiger Morgen Wiesen willen, worüber die vollständige Vergleichsurkunde noch vorhanden ist.*) Endlich wird unter den Aebten von Sittichenbach und zwar als der letzte von allen Johannes II. erwähnt im Jahre 1515, der zweimal das Kloster Pforta visitirte und auch einen Abt daselbst erwählte und installirte, welches Recht den Aebten von Sittichenbach zustand. Wie das Kloster Sittichenbach eine Colonie von Walkenried, so war es selbst wieder die Mutter von drei namhaften Klöstern, nämlich von Lewin in der Mark Brandenburg, Pucha an der Mulde und von Grünhayn im Erzgebirge in Sachsen.**)

An sich zwar nicht von Bedeutung, doch als historische, an einen großen deutschen Namen erinnernde Notiz ist eine noch vorhandene Urkunde vom Kaiser Rudolph von Habsburg, ausgefertigt zu Erfurt im Jahre 1290, worin dieser wegen seiner vielen Kriege in Geldnoth sich befindende Fürst von den Klöstern zu Erfurt, Walkenried und nebst andern noch auch von Sittichenbach eine Beisteuer forderte oder eine Contribution erhob, wofür er mancherlei Privile-

*) Siehe bei Menk: Script. Tom. I.

**) S. Schamelius a. a. Orte.

gien ertheilte. Sodann ist auch nicht zu übergehen, daß Sittichenbach durch den im Jahre 1364 zu Alstedt auf Veranstaltung des Churfürsten Rudolph II. von Sachsen unter freiem Himmel gehaltenen Gerichtstag als ein bis dahin, wie es scheint, streitiges Besitzthum wieder zur Pfalz Sachsen und in derselben zur Pflege des „Hauses Alstedt" gehörig erkannt wurde, woran dem Churfürsten Rudolph viel gelegen zu haben scheint, da er alles aufbot, um die Rechtsansprüche der Pfalz Alstedt an dies reiche Kloster in bester Form zu begründen. Das hierüber ausgefertigte weitläufige Diplom auf Pergament geschrieben und mit 24 Siegeln beglaubigt soll sich, nach Leuckfeld in seinen Antiqq. Alstedensis noch im Original vorfinden.

In der, wir möchten sagen engern oder innern Chronik des Klosters Sittichenbach ist zu rechnen, daß die Mönche daselbst neben andern nützlichen Beschäftigungen auch die damals so beliebte aber sehr zwecklose angebliche Kunst der Alchymie trieben, wodurch sie den Glauben des Volkes noch ihre Reichthümer sehr vermehrt, so daß sie einst, bei Gelegenheit eines feindlichen Angriffes auf das Kloster, einen großen Schatz an Golde zu vergraben genöthigt gewesen seien. Noch heutigen Tages geht die Sage davon um und bezeichnet namentlich eins jener erwähnten Kellergewölbe im Brauhause als den Ort, wo dieser Schatz verborgen liege, bedeckt mit einem Bilde von Stein, das einen Mönch mit einem Löwen vorstelle. Wer dieses Bild auffindet, soll auch so glücklich sein, den Schatz zu heben. Der Chronist Schamelius erwähnt des Berichtes eines Beamten von Sittichenbach aus dem siebzehnten Jahrhundert, worin dieser umständlich jenes steinerne Bild beschreibt, und welches er sowohl als auch ein in der Alchymie erfahrener Freund für eine solche geheimnißvolle „figura chymica" erklärt. Auch wurde nach demselben Berichte diese Figur von einem damals als Alchymist besonders renommirten Erfurter Mönche für das symbolische Merkzeichen eines großen, im Kloster verborgenen Schatzes angesehen. Als Beleg von der sonderbaren Geheimnißkrämerei dieser Alchymisten erlauben wir uns, kürzlich die Beschreibung und Deutung dieses Bildes zu geben. Das Ganze ist ein Quadrat, in dessen Mitte ein gleichschenkeliger Triangel eingegraben ist, der sich oben in einen Scepter endigt. Unten auf der Basis dieses Triangels liegt ein Löwe ausgestreckt, hinter ihm kniet ein Mönch, mit der einen Hand ein Buch haltend, das zugleich mit auf dem Löwen ruht, drei Finger der rechten Hand aber emporhebend wie zum Schwure. Jener Mönch aus Erfurt deutete dies Bild also: „Der Scepter zeiget an, daß der Schatz so im Kloster versteckt liegt, eines Königreichs werth ist, der Löwe deutet an die Tinctur oder den Stein der Weisen, („lapidem philosophorum"), der Frater hinter dem Löwen ist die Person, welche diesen lapidem phil. verfertiget und dies zugleich durch einen Eid betheuert, der Triangel aber bedeutet, daß der Schatz fest verwahret und so leicht nicht zu heben sei."

Von einem noch jetzt vorhandenen Erdloche an dem Berge nach Rothenschirmbach zu soll nach dem Berichte desselben Mannes noch zu seiner Zeit ein unterirdischer Gang weiter in den Berg hineingeführt und die Mönche von da die gelbe Erde bezogen haben, woraus sie ihr Gold bereiteten. — Schließlich sind auch noch die häufigen Gespensterscheinungen zu erwähnen, welche im Kloster und seiner Umgebung sich gezeigt haben sollen. Bald waren es Processionen von Mönchen, die „am hellen Mittage" mit vorgetragenem Crucifix umgingen, aus einem alten Keller kamen und in demselben wiederum verschwanden, bald einzelne Mönche, die sich in den verschiedenen Gebäuden und im Hofraume sehen ließen, bald auch war es ein lautes Getümmel, wie von unsichtbarem Kriegsvolke und was dergleichen mehr ist.

Meinecke.

Der Klingbrunnen und die Wolfsgruben am Rande des Hainichs.

Eine der bemerkenswertheſten naturhiſtoriſchen Erſcheinungen im herrlichen Hainichwalde iſt der ſogenannte Klingbrunnen. Er liegt unmittelbar neben dem Seebacher Forſthauſe, eine Viertelſtunde über dem Dorfe Cammerforſt, auf der Oſtſeite des Hainichs, nicht weit von der Straße, welche aus der kornreichen, ergiebigen Ebene von Langenſalza und Mühlhauſen über einen unbedeutenden Höhenzug in das eiſenachiſche Bergland führt. Eine Nebenſtraße geleitet den Wanderer ebenfalls durch die kühlen Buchenhallen des Hainichs in das liebliche, reizvolle Werrathal.

Der Klingbrunnen iſt mit einer viereckigen Blochſtürze von 40 Fuß im Umfange umgeben. Tauſendjährige Eichen neigen ihre Laubkränze auf ihn herab, und wie graue Mährlein der Vorzeit flüſterts und webt es über geheimnißvollen, myſtiſchen Tiefen. Der gewaltige Brunnen iſt bis zu einer Tiefe von 24 Fuß gemauert, und die Baſis dieſer Mauer bildet harter Kalkſteinfelſen, der ſich nach der Tiefe zu immer mehr und mehr verengt, weiter unten ſich aber wieder zu erweitern und einen ungeheuren Keſſel zu bilden ſcheint. Dieſes bemerkt der Beſchauer, wenn er ein Bündel Stroh anzündet und in die ſchwarze Nacht des Brunnens hinabſchleudert. Dieſer Verſuch gewährt ein über alle Erwartung furchtbar ſchönes Schauſpiel. Wie ein vom Nachthimmel ſich herabſenkendes feuriges Meteor fährt das brennende Stroh ſauſend und pfeifend hinab, und aus unergründlicher Tiefe blitzt dann das ſilberne Waſſer heraus; zugleich ſchlägt ein dumpfes Murmeln und Grollen, wie fernes Gewitter, an das lauſchende Ohr, oft von einem Schalle unterbrochen, der einem aus der Ferne zu uns herübertönenden Pelotonfeuer nicht unähnlich iſt. Endlich ſchwimmt das Strohbund verglimmend auf dem Waſſer, aber das ſeltſame Brauſen und Knackern dauert wohl noch gegen fünf Minuten lang fort.

Ein hinabgeworfener Stein braucht über eine Minute Zeit, ehe er den Wasserspiegel erreicht; ehe dies geschieht, vernimmt man einen ungeheuren Knall, wie von einer abgeschossenen 24pfündigen Kanone; der Knall wiederholt sich, wenig schwächer, in Zeiträumen von 3 bis 4 Secunden, acht- bis zehnmal, worauf er immer dumpfer und dumpfer wird. Endlich scheint es ruhig in der Tiefe, da kehrt der Knall plötzlich noch einmal mit seiner frühern Stärke zurück und dann hört man ein Geräusch, das dem Rauschen eines fernen Waldbaches gleicht.

Sei es nun, daß die hinabgeworfenen Gegenstände vielleicht an hervorragende Felsenzacken, wovon freilich das Auge nichts wahrzunehmen vermag, anprallen und dadurch, indem sie wie von einer Stufe zur andern springen, diese seltsame Musik hervorgerufen wird; sei es, daß andre bisher unerforschte Ursachen dabei zu Grunde liegen: stets bringt das in so verschiedenen Variationen und Modulationen heraufquellende Geräusch ein sonderbares Gemisch von Grauen und Wohlgefallen in der Seele des Beobachters hervor, daß er sich, wenn die ersten donnernden Schläge erschallen, krampfhaft an dem sichernden Geländer festhält, und dann, wenn es wie ferne vom Winde verwehte Nachtmusik erklingt, ruhiger und lauschend sich in die bodenlose Tiefe hinabbeugt.

Sonderbar ist es, daß man die Tiefe des Brunnens zu verschiedenen Zeiten verschieden gemessen hat; denn bald gab das Senkblei 186, bald 156, bald 210 Fuß an.

Der zeitige Förster, dessen Vater vor ihm das Forsthaus schon dreißig Jahre bewohnt hat, behauptet, daß in einem Zeitraume von circa 40 Jahren wenigstens 25 Fuder Steine, 1000 Eichenblöcke, 50 Schock Strauchholz und gegen 40 bis 50 Klaftern Wurzelstöcke in den Brunnen geworfen worden; dessen ungeachtet hat man noch nie eine stabile Abnahme der Tiefe verspürt. Sollten diese Füllmaterialien vielleicht durch unterirdische Kanäle abgeführt werden? — Schwerlich! In diesem Falle würden sie an irgend einem andern Orte zum Vorschein kommen müssen, Niemand aber weiß sich dessen zu erinnern.

Die unterste Tiefe des Brunnens scheint mit mehreren periodischen Quellen der Umgegend in Communication zu stehen. Einen Beweis davon liefert die in der Nähe des Dorfes Nazza hinter dem Hainich befindliche Quelle. Wenn diese versiegt, dann hält der Besitzer der bei Cammerforst liegenden, oft feiernden Mühle sein Ohr lauschend über den Klingbrunnen. Rauscht es darin und plätschert es, als fielen dicke, schwere Regentropfen auf das grüne Laubdach der Bäume, sieht ferner der Müller das Wasser des Brunnens durch die Nacht blinken: dann eilt er freudig heim, denn in Zeit von einer halben Stunde schon füllt sich dann die zwischen der Gelbriederer Mühle und dem Brunnen liegende Quelle des Mühlbaches, und bald kann der Müller das Rasttag haltende Mühlwerk beschäftigen.

Dem Wanderer eröffnet sich vom Klingbrunnen aus eine reiche, wunderliebliche Aussicht. Man blickt in einen flachen Kessel, dessen

Westrand in sanften Erhebungen das Hainich bildet. Nördlich begrenzt der Horizont das Eichsfeld, an welches sich die kleinen, bewaldeten schwarzburgischen Hügelketten schließen. Im Osten erheben sich in dämmernder Ferne die der Schmücke und Finne anliegenden Hügel, und die Südseite des Kessels schließen die Thüringer Berge ein.

Eine herrliche und mit den mannigfaltigsten Reizen reich ausgestattete Ebene!

Auf den Kesselrändern schwimmt bläulich und abgrenzend der Fernduft; lange schmale Streifen Hochwaldung ziehen sich hier und da durch üppig prangende Fruchtfelder, und gleich silbernen Bändern schlängeln sich große und kleine Bäche, von freundlichen Weiden- und Erlengrün eingefaßt, durch grüne duftende Auen.

Bilder, die den Beschauer mächtig, unwiderstehlich ergreifen und mit dem Psalmisten ausrufen lassen: Herr, wie sind deine Werke so groß und viel? Du hast sie alle weislich geordnet und die Erde ist voll deiner Güte!

Fragt der freundliche Leser nach der Zeit der Anlegung des Klingbrunnens und nach der Veranlassung dazu, so kann ich leider keine Auskunft geben, da nicht eine einzige Urkunde sich darüber ausspricht, ja, nicht einmal eine Sage in dem Munde des Volkes noch davon erklingt.

Daß der Brunnen alt, sehr alt ist, scheint dadurch begründet zu werden, daß auch die bejahrtesten Männer der Umgegend sich nicht erinnern, jemals nur ein Wort über die Anlegung desselben von ihren Großeltern gehört zu haben; was aber die Veranlassung dazu gegeben haben mag, am Saum des Waldes einen Brunnen mit einem unverhältnißmäßigen Aufwande von Zeit, Mühe und Kraft anzulegen, bleibt um so mehr ein Räthsel, wenn man bedenkt, daß der Brunnen wegen seiner gewaltigen Tiefe nicht benutzt werden kann und, seit Menschen denken können, nie benutzt worden ist. Des Forsthauses wegen kann die Anlegung auf keinen Fall geschehen sein, da die Erbauung desselben der neuern Zeit angehört, und es entsteht daher bei mir die Vermuthung, daß der Brunnen zu dem, 1000 Schritte nach der Ebene zu gelegenen Kloster „Gelberied", welches der Sage nach, der jedoch jede historische Unterlage fehlt, im Hussitenkriege 1428 durch Procopius zerstört worden sein soll, gehört, und daß der Wasserstand des Brunnens früher höher gewesen aber durch vulkanische Einflüsse späterhin sich gesenket hat.

Eine Viertelstunde südwärts vom Klingbrunnen entfernt liegen, ebenfalls am Ostrande des Hainichs, acht Gruben.

Wolfsgruben

oder „schwarze Löcher" nennt der Landmann diese, einem umgekehrten Zuckerhute ähnlichen Vertiefungen; doch führt jede Grube auch noch einen speciellen Namen und die größte heißt: „Pappenheims Kutte."

Daß diese Vertiefungen nicht durch Einfluß unterirdischen Wassers oder durch vormalige vulkanische Einwirkungen entstanden sein können, dafür zeugt die Regelmäßigkeit, mit welcher sie alle ohne Ausnahme gestaltet sind. Eben so wenig aber können sie, ihres Namens ungeachtet, zum Fang der vormals hier häufig umherschweifenden Wölfe eingerichtet worden sein, da ihre Form dazu nicht zweckmäßig genug erscheint.

Sie haben meistens eine Tiefe von 60 Fuß und am obern Rande einen Umfang von 70 Schritten. Die Seiten der Gruben sind mit hohen Eichen, Buchen und einigem Strauchholze bewachsen, weshalb ein undurchdringliches Dunkel den untern Theil derselben beherrscht.

Merkwürdig ist es, daß im ganzen Hainichwalde keine Spur weiter von dergleichen Löchern sich findet.

Verschiedenartige Sagen, die mehr oder weniger Glauben verdienen, sind von diesen sogenannten Wolfsgruben im Umlaufe. So erzählt man sich z. B., daß diese Vertiefungen nach der Schlacht bei Leipzig 1631 dem General Pappenheim nebst einem Häuflein versprengter kaiserlicher Truppen zum Haltpunkte und zur Verbergung vor dem nachsetzenden Feinde gedient haben sollen. Eine andere Sage geht tiefer in das graue Alterthum zurück und behauptet, daß diese Gruben heilige Opferplätze der heidnischen Thüringer und vorzugsweise der „Bogks", den schwarzen bösen Geistern der Unterwelt, geheiligt gewesen wären, und daß die Priester derselben in der schauerlichen Waldnacht dieser Opferplätze durch das Blut geschlachteter Feinde und durch Beschwörungen die erzürnten Götter versöhnt und dadurch mancherlei Plagen von dem Lande abgewendet hätten.

Dieser Sage steht indeß der Umstand entgegen, daß in keiner dieser Gruben die entfernteste Spur von Opfersteinen und sonstigen Geräthschaften zu entdecken ist, obschon das Schauerliche dieser Oerter und die Lage derselben uns an die Beschreibung ähnlicher Opferplätze von ältern Schriftstellern lebhaft erinnert.

Wir stehen also hier abermals vor einem geheimnißvollen Gemache, dessen dicht verschleierter Eingang uns keinen Blick in das Innere gestattet; doch wollen wir uns damit trösten, daß der Zufall vielleicht einst noch dieses, so wie manches andere Räthsel lösen wird.

Nachtrag.

Heute, den 14. Mai, machte der Verfasser vorstehenden Aufsatzes in den Nachmittagsstunden eine kleine Excursion. Der Weg, den er, in Gedanken versunken, eingeschlagen hatte, führte ihn bald an den Saum des Waldes und zwar in die Nähe des Klingbrunnens. Unmöglich konnte er vorübergehen, ohne der Brunnen-

nymphe einige Steine zum Opfer dargebracht zu haben. Der erste Stein, den er hinunterwarf, ließ nicht eher einen Ton hören, bis derselbe den Wasserspiegel erreichte, und dann war der Schall accurat so, als wenn man eine Kugel mit voller Kraft auf eine hohl liegende Metallplatte wirft; nach acht Secunden ließ sich ein zweiter ähnlicher aber dumpferer Ton hören, worauf Alles ruhig war. Beim Hinabschleudern des zweiten Steines, der wahrscheinlich vielmals gegen die Seitenwände sprang, ließ sich in ungleichen Intervallen 16mal ein heller nachhallender Klang vernehmen und nach einigen Secunden wurden ebenfalls wieder zwei solcher Töne, wie beim ersten Steine, hörbar. Ein starker Sprühregen veranlaßte den Verfasser, eilig den Rückweg anzutreten und die Beobachtungen für heute einzustellen.

Carl Rümpler.

Der Meiseberg im Selkethal*)

mit seinen Umgebungen, Dammersfelde und Burgsrod.

Wie ein neben dem morschen Stamme der gefällten Eiche saftvoll und kräftig aufschießendes junges Reis, so erhebt sich jugendlich frisch das Jagdschloß Meiseberg, den ehrwürdigen Ruinen der alten Burg Anhalt gegenüber. Weithin glänzt es mit seinen schimmernden weißen Mauern und Giebeln über die grünen Gipfel der Berge, auf deren einem an den nördlichen Lehnen des Selkethales es selber aufgesetzt ist. Seinen heiteren Character gab ihm sein heiterer Erbauer, der Fürst Friedrich Albrecht von Anhalt-Bernburg, der ihm auch keinen andern Namen als den des Berges gab. Er ließ es im Jahre 1770 auf dem hohen steilen Meiseberge aufbauen, und machte es zu einem seiner Lieblingsplätze. Es ist ein massiv aufgeführtes zweistöckiges Gebäude von mäßigem Umfange und deshalb kein eigentliches geräumiges prachtvolles Jagdschloß sondern ein Jagdhaus ganz seiner Bestimmung angemessen. Aeußerlich und innerlich ist es einfach aber freundlich wie die frische Waldgegend, die es beherrscht. Unter seinen verschiedenen Zimmern ist das anmuthigste und interessanteste ein kleines Dachstübchen oben im Giebel, das auch sein Erbauer zu seinem Sanssouci sich erwählt hatte. Hier schweift das Auge über viele Bergkuppen und über den gekrümmten Lauf der Selke hinüber nach dem hoch liegenden Harzgerode, nach des Rambergs Gipfel, der vielbesuchten Victorshöhe und selbst der alte Brocken läßt in einer Einsenkung des Gebirgskammes sein greises Haupt vom Auge entdecken. Um ganz ungestört in diesem Stüb-

*) Von Ballenstädt liegt er 1¼ Stunde, vom Mägdesprunge 1¼ Stunde entfernt.

chen zu verweilen, ward die Treppe so eingerichtet, daß, wer sich oben befindet, solche nach sich ziehen kann und nun von den übrigen Bewohnern des Hauses abgeschieden ist. „Doch es ist gewiß, sagt die Verfasserin der Harzbilder, W. v. S., und zumal bei einem Landesherrn, der in seiner schönen Seele eine thätige und zärtliche Sorgfalt für das Wohl seines Landes nährt, daß man nie weniger allein ist, als gerade wenn man allein ist." Hier verweilte der Fürst oft viele Stunden und noch jetzt wird sein Ruhebette und sein schlichter Sessel dort gezeigt. Die übrigen Gemächer, ein kleiner Saal mit Nebenzimmern im obern Stockwerk, sind einfach und geschmackvoll mit guten Kupferstichen, Jagdstücke von Ridinger darstellend, behängt, so wie noch manche andere Verzierungen an Trinkgefäßen auf waidmännischen Humor und Frohsinn hinweisen. Auch einige große herrlich prangende Hirschgeweihe sieht man wie Raritäten aus dem verschollenen goldenen Zeitalter des edeln Waidwerks hier in unsere jagdstillen Tage hereinragen. Naht man sich diesem Jagdhause, von welcher Seite man will, so verkündigen die anschlagenden Jagdhunde dem Fremdlinge schon von fern den Charakter dieses Waldsitzes, denn es wohnt noch immer ein Jäger dort, obwohl es vom jetzigen Herzoge nicht weiter als Jagdhaus benutzt wird. Es ist daher jetzt mehr ein Gasthaus und angenehmer Sammelplatz für heitere Naturfreunde, weshalb dem Bewohner auch nachgelassen ist, Speise und Trank an jene zu verabreichen. Besonders wird es häufig von zahlreichen Gesellschaften aus Ballenstedt, Quedlinburg und der Umgegend besucht, und noch vor Kurzem diente es zum Festlocale einer seltenen Feier, des hundertjährigen Buchdruckerjubiläums, zu dessen Nachfeier der Buchhändler Basse in Quedlinburg den Meiseberg erwählt hatte. In 16 Wagen kamen am 19. Juli d. J. Mittags um 12 Uhr gegen 100 Personen, alle mit Festschleifen von weißem Atlasbande geschmückt, an. Es war ein imposanter Anblick. Nach vorher schon getroffenen Anstalten wurde gespeist und der Nachmittag mit Gesängen und Spielen ausgefüllt. Als man aber auch das Abendessen und zwar im Freien eingenommen und es mit vielen Toasten gewürzt hatte, begab sich die fröhliche Gesellschaft in derselben Ordnung und in der heitersten Stimmung nach ihrem Wohnorte wieder zurück. Nach dem Selkethale führt ein gut geebneter Fußsteig hinab.

Ehe wir diesen kleinen Tempel der Diana aber ganz verlassen, müssen wir noch einen Blick auf einige mehr oder minder interessante Punkte der Nachbarschaft werfen. Wir gehen das Selkethal hinauf. Unter dem Meiseberge liegt außer der Leimufermühle die 1838 erst vom Müller Bergmann neu angelegte Sägemühle. Bei Ausgrabung der Radestube zeigten sich als seltsame Erscheinungen 13 Fuß tief unter der Oberfläche nicht nur viele Granitgeschiebe aus dem Friedensthale*) und von der Eichsburg, die man auf der Höhe im

*) cf. Tom. I. pag. 160.

ganzen Selkethale bisher noch nicht entdeckt hat, sondern man fand in diese Tiefe auch eine Streitart von Urgrünstein und nicht weit davon ein wenig noch abgenutztes großes Hufeisen eines Ritterpferdes von dünnem Eisen, dessen Form aber ein hohes Alter vermuthen ließ. Ein noch darin befindlicher Nagel lieferte den Beweis, daß auch der Huf, wahrscheinlich also auch das Pferd dort vermodert sein müsse. Es wurden noch mehrere kleinere Hufeisen von den sogenannten Klepperpferden altdeutscher kleiner Race gefunden.

Weiter hinauf folgen dann die zum Mägdesprunge gehörigen Hämmer. So wie der Hütten des Mägdesprunges in alten Schriften schon 1678 gedacht wird, so hat im Jahre 1739 auch eine Papiermühle dort gestanden, die aber wieder eingegangen ist. Als wir das Kloster Hagenrode und den Hüttenort Mägdesprung (Tom I. pag. 160.) beschrieben, erwähnten wir auch das alte Kloster und Dorf Dagmarisselth am Wege nach Wallenstedt.*) Dort den Faden der Erzählung nicht abbrechend verschwiegen wir im Hinblick einer spätern Nachholung die nachfolgenden Schicksale der wüsten Dorfmarke. Jetzt, wo wir vom Meiseberge aus, dem sie sehr nahe liegt, leicht dorthin einen Abstecher machen können, wollen wir das Schuldige nachholen.

In Trümmern liegend mochte Dorf und Kloster Dagmarisselth, viele Jahrhunderte hindurch von Wald und Dickicht überwachsen und die Stätte kaum im Namen noch bekannt gewesen sein, da wählte sie Fürst Victor Friedrich von Anhalt-Bernburg im Jahre 1758 zur Anlegung einer Stuterei. Nach wenigen Jahren verschwand aber diese Anstalt schon wieder, und die Gebäude wurden zur Landwirthschaft eingerichtet, weshalb man den Wald rings umher ausrottete. Fürst Friedrich Albrecht ließ durch Rodungen die Zahl der Aecker ohne die 75 Morgen Wiesen bis auf 180 Morgen vermehren, und erbauete in einiger Entfernung noch Wohnungen für die Arbeiter des Vorwerks. Die letzteren wurden jedoch um das Jahr 1807 etwa wieder abgebrochen. Gegen das Jahr 1787 wurde es zu einer Schweizerei gemacht und einer Schweizerfamilie Namens Sommer in Pacht gegeben. Die Producte, als Butter, Käse ꝛc. auf Schweizerart zubereitet, waren von ausgezeichneter Güte und weit umher berühmt, doch es schien, als sollte der Mutter Gottes alter Ausspruch noch immer in Kraft bleiben und den Menschen hier keine dauernde Stätte errichtet sein. Ueber 50 Jahre hatte das Vorwerk Dammersfelde gestanden, da wurde seine Wiederaufhebung beschlossen, weil man durch Berechnung finden wollte, daß der Boden als Forstgrund einträglicher wie jetzt als cultivirtes Ackerland sein werde. 1816 fing man daher an, die leicht hingestellten Gebäude einzureißen, und schon nach zehn Jahren war keine Spur von Menschenwohnungen mehr anzutreffen. Die ganze Fläche, selbst wo die Gebäude gestan-

*) Es liegt im Amte und Forstrevviere Gernrode 1½ Stunde von der Stadt Gernrode, 1½ Stunde von Wallenstedt und 1 Stunde von Harzgerode entfernt.

den hatten, wurde mit Nadelholz bepflanzt, und nur eine etwa zwanzigjährige Tanne bezeichnete noch die Stelle des Gartens beim Hause. Im Vorsprunge ihres Alters wird sie immer die junge Tannensaat überflügeln und der Tradition, die Alles nun wieder aufbewahren muß, zu Hülfe kommen müssen, bis auch ihr morscher Stamm gesunken, von einem sinnigen Forstmanne durch einen frischen Ersatzbaum vielleicht wieder ergänzt ist. Von der Sommerschen Familie, die hier lange Zeit als treue biedere Schweizer lebten, starben einige Glieder, und haben ihr Ruheplätzchen unfern der Gebäude auf einer Wiese gefunden. Die bemoosten Grabhügel sind ohne weitere Erinnerungszeichen nur von einem leichten Zaun umgrenzt, doch den besten Denkstein haben sie durch ihre Biederkeit sich selbst gesetzt, denn wie die Natur hier schlicht und einfach und ohne drohende Gefahr, so war auch ihr Herz offen, treu und ohne Falsch. Mögen sie da sanft ruhen, wo bald im dunkeln Schatten hoher Tannen außer von den Vögeln in den Baumwipfeln und von dem flüchtigen Wildprett im hohen Grase jetzt selten die Töne eines Geschöpfes noch laut werden. Geheiligt haben sie den Boden selbst, heilig wird er jedem bleiben, der hier die Wahrheit erwägt, um gut und glücklich zu sein, braucht man nicht in Palläſten zu leben, und vielleicht wird die Sage den Segen von dieser Stätte dem betrachtenden Wanderer mitgeben.

Doch wir lenken unsern Schritt zu einer andern wüsten Marke noch. Sie heißt Burchardsrod jetzt kurz nur Burgsrod genannt und liegt tief im Walde nach Ballenstedt hin. Bezeichnete die Volkssage allein im Namen des Forstortes diese frühere Wohnung von Menschen, so könnte man leichter Zweifel erheben; allein in aufgefundenen Spuren menschlicher Anwesenheit sowohl wie in einem alten Flurbuche vom Jahre 1608 wird, doch ohne weitere Angaben, der Platz bestimmt als eine wüste Stätte eines verschwundenen Ortes bezeichnet. War es ein Kloster, war es ein Dorf, wer will es und kann es bestimmen, da keine Ruinen oder Urkunden oder Sagen noch weiter etwas von ihm erzählen? So steht die Erde unter dem Gesetze des Wechsels und nur Glaube, Liebe und Hoffnung heben den Menschen darüber hinaus.

W. Schönichen.

Die Sage von der Teufelsmühle auf dem Ramberge,

nebst noch einer Sage vom Mägdesprunge als Anhang.

An das Ungewöhnliche grenzt vorzüglich für den ungebildeten Verstand so leicht das Wunderbare, und eben daher mag es gekommen sein, daß fast mit jedem in die Augen springenden Felsen, mit jeder Höhle, jedem Abgrunde, jeder sonderbaren Naturbildung unseres lieben Harzes die Vorzeit in ihrer kindischen Denkweise auch eine in das Wunderbare schweifende Sage damit verknüpft hat. So ist es vermuthlich auch mit der Sage von der Teufelsmühle auf dem Ramberge. Ersteigt man diesen langgedehnten 2120 Fuß hohen Bergrücken, so werden dem aufmerksamen Blick des Beobachters die Menge der zerstreuet umherliegenden Granitblöcke*) sicher nicht entgehen, wodurch dieser Berg dem Urvater Brocken nur im verjüngten Maßstabe so sehr ähnelt. Welches Naturereigniß sie umhergestreuet hat, wer will's enträthseln? Unwahrscheinlich ist es aber nicht, daß, wie vielleicht auch auf dem Brocken, auch hier ein riesiger Felsenkegel einst in die Wolken emporstarrte. Allein durch eine unbekannte Gewalt stürzte er herab, und seine Trümmer wurden durch ihr eigenes Gewicht und durch mitwirkende Elemente weit über den Berg verstreuet. Für diese Meinung sprechen wenigstens in Etwas die auf seiner Spitze hier und da wie der Rock dieses Felsenkegels aus der Oberfläche noch hervorragenden größern auf einander ge-

*) In dem Granit, der hier seinen östlichen Endpunkt auf dem Harze hat, befinden sich auch Quarztrümmer mit eingesprengtem Schörl. Ueberhaupt ist der Berg für Geognosten, Mineralogen und Botaniker eine gute Fundgrube.

thürmten Granitmassen, von denen die größte und imposanteste wohl an 30 Fuß hohe, eben die Teufelsmühle genannt wird. Ob nun nach einiger Meinung diese wie von Menschenhand aufgeschichteten Granitquadern vor einem Jahrtausend und darüber den heidnischen Sachsen zum Opferaltar gedient haben, an welchem sie dem Götzen Ramm verehrt hätten, ist ohne weitere hinweisende Spuren wohl eben so schwer mit Bestimmtheit zu ermitteln, wie überhaupt die Verehrung eines solchen Götzen bei ihnen erst sicher nachgewiesen werden muß. Weil mit der Einkehr des Christenthums in diese Gegenden der Teufel so oft aber die Stelle heidnischer Götzen eingenommen und ehedem auch am spätesten eine nicht unbedeutende Rolle auf dem Harze gespielt hat, (vermuthlich weil das Heidenthum am längsten und hartnäckigsten sich dort hielt) so wäre es übrigens jedoch wohl denkbar. Diese substituarische Vermuthung über den Teufel, zugleich den Sieg des Christenthums über das Heidenthum mit andeutend, könnte man aber auch darin noch entdecken, daß der Teufel in allen Sagen, worin er eine Rolle mit bekommen hat, mehrentheils als ein betrogener und überwundener erscheint, woher sprichwörtlich auch wohl noch jetzt unsere armen und dummen Teufel herrühren mögen. Was zur Sage, die wir erzählen wollen, Anlaß gegeben hat, ob ein wirkliches Factum, lassen wir dahingestellt sein. Wir geben sie, unbekümmert der kleinen Abweichungen, die jede wiederholende Darstellung derselben gleichsam characterisiren, wie sie in ihren Hauptzügen am bekanntesten ist.

Ein armer Müller, so heißt es, der in der Nähe eine Mühle besaß, die ihm aber trotz alles Fleißes wenig einbrachte, wollte, wie es noch heut zu Tage vieler Leute blindes Streben ist, und wäre es mit Aufopferung ihres guten Rufes und guten Gewissens, durchaus reich werden. Manches Luftschloß mochte er deshalb schon gebauet haben, und zu diesen gehörte auch der Wunsch, auf des Rammbergs Spitze eine Windmühle zu besitzen; denn hier, meinte er, könne es ihr niemals an Wind mangeln, und goldene Berge müßten deshalb verdient werden; doch wie dies möglich machen, ohne Geld und ohne Credit, der damals nicht so viel als jetzt verlangt und gegeben ward? Ein innerer Kampf war nicht zu vermeiden, zumal der Teufel schon längst einen angehenden tüchtigen Jünger in ihm erkannt und keinen unbedeutenden Einfluß auf ihn schon ausgeübt hatte. Der Teufel fand also, wie so manchmal mit seinen Einflüsterungen, auch hier Eingang, und der Müller richtete mit ihm folgenden Contract auf: Der Teufel soll bis nach Mitternacht zum ersten Hahnenschrei auf des Rambergs Spitze nach einem Risse eine schöne große Windmühle fertig gangbar und tadellos erbauet haben, wobei noch 12 Müllermetzen Geld an den Müller mit einbedungen werden, dafür gehört der Müller nach 30 Jahren dem Teufel mit Leib und Seele als Eigenthum an.

Dem Teufel kam zwar solcher Bund
Entsetzlich theuer vor,

Was half's, er zahlt in selb'ger Stund'
Das Gold in g'wicht'gen D'or.
Denkt Herr, wie viel mag das wohl sein,
Denn Müllermetzen sind nicht klein.

Der Vertrag ward nun mit Blut unterschrieben, mit einem höllischen Siegel bedrückt, und der Teufel machte sich flink an den Bau. Werkstücke wurden schneller noch als mit den jetzigen Eisenbahnen von seinen schwarzen Gesellen ihm vom Brocken gebracht und aufgethürmt. Unter furchtbaren Schlägen sanken mit Krachen die tausendjährigen Eichen, und unter dem rastlosen Hin- und Hereilen einer geschäftigen zahlreichen Höllenbrut stieg zur Verwunderung ja selbst zum Schrecken des Müllers so schnell eine Mühle empor, wie sie niemals besser und schöner erbauet sein mochte. Da wurde dem Müller, der die Unmöglichkeit eines solchen Baues in dieser Kürze geglaubt und den Teufel um das im Voraus gezahlte Geld zu prellen gehofft hatte, doch bange, es möchte um ihn geschehen sein, und er sann in seiner Herzensangst auf eine neue List. Die Mühle, bedung er sich noch aus, müsse ihm aber auch vertragsmäßig übergeben werden, und zu diesem Zwecke holte er flugs zu seinem Beistande noch einen Innungsmeister, was ihm der gutmüthige Teufel auch nachließ.

Dieß war der erste Grübelkopf
Den je die Welt geseh'n,
Nichts war ganz recht nach seinem Kopf,
Und war es noch so schön,
Nun kurz er war ein Recensent
Wie ihn seit diesem keiner kennt.

Fertig stand die Mühle zur ausbedungenen Zeit da, und hohnlachend freuete sich der Teufel seines gelungenen Fanges, dem Müller aber lief es eiskalt über die Haut und das Geld brannte ihn in den Händen. Da vermißte der Innungsmeister sammt dem Müller noch einen Stein, auch diesen brachte Herr Urian noch mühsam angeschleppt; nun war die Mühle in vollem Gange, aber der kritteinde Innungsmeister hatte doch Vieles zu tadeln, während der schlaue Müller unbemerkt den lockern Läufer wieder löste, daß er den Berg hinabrollte. Hurtig wollte der Teufel ihn wieder zurückholen und von Neuem befestigen, da krähete der Hahn im nahen Müllergehöfte. Fröhlich sprang der Müller ob der gelungenen List empor, während der Teufel zähneknirschend und wild tobend sein ganzes Werk wieder zertrümmerte. In seiner Wuth sich betrogen zu sehen, schleuderte er die Werkstücke über den ganzen Berg und begrub auch den höhnenden Müller darunter. Die aufgeschichteten Quadern sind also der letzte Rest jenes Teufelswerkes, und die zerstreuet umherliegenden zeugen von dieser im Zorn vollbrachten Zerstörung. Damit aber der

Mensch auch für die späteren Zeiten noch eine Warnung erhielte, sein Brod sich nicht auf unredliche Weise, wenn es ihm scheinbar auch gelänge, sondern nur auf geradem Wege verdienen zu wollen, so pflanzte der Genius der Menschheit diese Sage auch noch auf die spätern Geschlechter fort, und so lange diese Felsen den Elementen Trotz bieten, so lange wird sie gewiß auch sich unter den Bewohnern jener Gegend erhalten.

Der schönen Aussicht wegen erbauete im vorigen Jahrhundert ein Fürst von Anhalt-Bernburg auf diese Felsen aus Balken einen Altan, der auch die Teufelsmühle hieß; allein baufälligkeitshalber wurde dieser 1805 schon wieder eingenommen, und man sieht jetzt nur als letzte Spuren davon noch die Löcher, in welchen die bindenden und stützenden eisernen Klammern eingefügt waren. Der spätere, jetzt Victorshöhe getaufte größere Balkenthurm ist aber etwas weiter hin auf der höchsten Kuppe des Berges, der Sultanskopf genannt, aufgeführt worden, und die jetzt noch sogenannte Teufelsmühle oder die aufgethürmten Granitmassen, welche die Sage als letzte Trümmer jenes Teufelswerkes bezeichnet, sind der romantische Hintergrund einer schönen Perspective, zugleich aber auch — der Schlupfwinkel von unzähligem Otterngezücht und anderer häßlichen Teufelsbrut dieser Gattung. Schließlich bemerke ich, wollte jemand gern wissen, ob jemals auf diesem Bergrücken eine Windmühle gestanden habe, so kann ich ihm sagen, daß bei dem etwa erst 130 Jahre alten Dorfe Friedrichsbrunnen eine solche einmal gestanden aber von heftigen Windstürmen bald wieder zerstört sein soll, weshalb erneuerte Versuche hierzu späterhin unterblieben sind.

Einer andern Sage, die, wenngleich eigentlich den Mägdesprung, doch den Ramberg auch mit betrifft, gedachten wir schon unter jenem Artikel. Weil sie aber verschieden erzählt wird, und wir gedachten Ortes nur die eine Erzählungsweise wieder gegeben haben, so möge es dem gütigen Leser nicht unwillkommen sein, wenn wir auch die andere Darstellungsart hier noch nachfolgen lassen.

Zwei Hühnentöchter, so lautet sie, die Freundschaft mit einander geknüpft hatten, suchten einander und traten spähend auf die Zinnen der Berge. Da erblickte die eine, die Tochter eines mächtigen Königs, die andere auf des Rambergs breitem Rücken, und zwar in Gefahr, und flink mit jugendlich raschem Blut suchte sie die Thäler überspringend zu dieser Höhe zu gelangen. Ein Bauer, der in der Nähe pflügte, konnte sich des Lächelns nicht erwehren, daß die kühne Jungfrau auch das breite und tiefe Selkethal zu überspringen wähnte. Wie Eva's Töchter überhaupt aber nichts weniger als Spöttelei vertragen können und im leicht gereizten Zorne schnell zu strafen pflegen, so mußte der arme Bauer auch seinen Spott schnell büßen; denn plötzlich nimmt die Riesin den Spötter sammt dem Pfluge und seinen beiden Pferden in die Schürze, und springt mit

einem Sprunge über das Thal und zu der Freundin hin. Der Bauer nebst Zubehör entwand sich nun zwar glücklich den Falten ihrer Schürze wieder, und war froh, wohlbehalten den Erdboden wieder zu berühren; doch mag er sicher nach keiner zweiten Lustreise der Art sich gesehnt haben; auch war der Ansatz der Riesin zu dem Sprunge nach dem Ramberge herüber so gewaltig, daß sie in dem Felsen die Fußspuren zurückließ, wie solche noch heutiges Tages auf der Stelle zu sehen sind.

W. Schönichen.

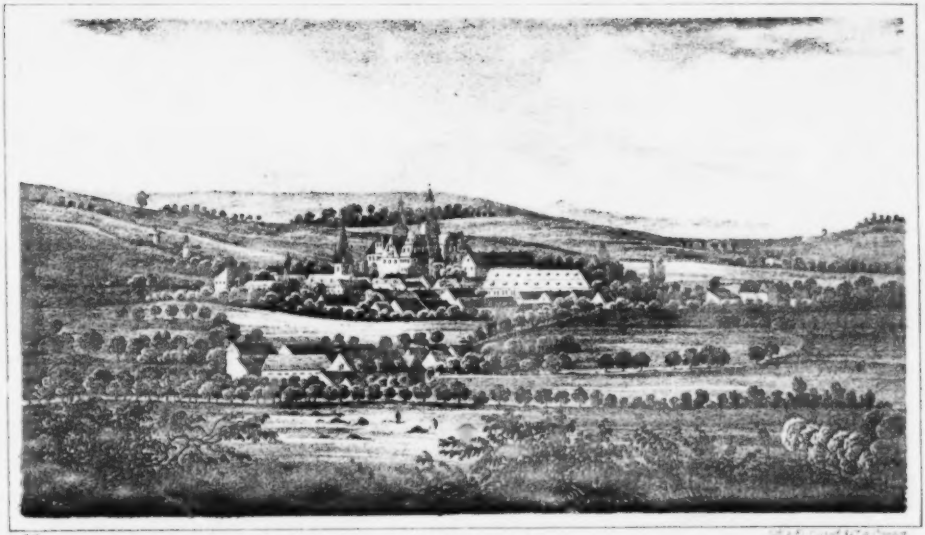
Nachträgliche Bemerkungen
zu
der Beschreibung von Schönburg.

So erwünscht es mir gewesen wäre, und so viel Mühe ich mir deshalb gab, glückte es mir doch nicht, zu recht gründlichen und ausführlichen Nachrichten über die keineswegs unwichtige Geschichte der Schönburg zu gelangen, und erst jetzt, nach erfolgtem Druck, sind mir aus einer höchst achtbaren Quelle mehrere Bemerkungen über diesen Gegenstand zugekommen, welche ich nicht ermangele, theils zur Vervollständigung, theils zur Berichtigung hier mitzutheilen:

Es sollen zu Schönburg 10 — 12 Dörfer gehört haben, welche nicht nur in einer Urkunde vom Jahr 1278, sämmtlich, sondern auch in vielen andern Urkunden einzeln benannt, aber bis auf ein einziges, Possenhain, sämmtlich eingegangen sind. Von den Dörfern Orblitz und Ober- und Unterkroppen, welche letztere in der Beschreibung erwähnt wurden, haben sich die Namen noch in den davon benannten Mühlen erhalten. — Daß die Bischöfe von Naumburg sich öfter, und besonders in der schönen Jahreszeit, in Schönburg aufgehalten, bestätiget sich nach diesen Ergänzungen, aus mehreren von ihnen hier ausgestellten Urkunden. — Der Verfall des Schlosses Schönburg soll bald nach der Säcularisation des Stiftes (Naumburg) schon begonnen haben; und die ehemals zur Domaine gehörigen Grundstücke sind an die Bauern vererbt worden, von der ganzen ehemaligen Schloß-Oeconomie aber sind nur noch die Forstgrundstücke vorhanden, welche durch den in der Beschreibung erwähnten Förster verwaltet wer-

den. — Die in mehreren Quellen sehr detaillirt angegebene Existenz von nicht unbedeutenden Bergwerken bei Schönburg, wird in diesen letzten Nachrichten geradezu für eine Erdichtung erklärt; und es würde mir in Bezug auf diese Unrichtigkeit sowohl, wie auch, wenn noch andere eingeschlichen sein sollten, höchst erwünscht gewesen sein, wenn mir diese autentischen Notizen in Folge meiner früheren angelegentlichen Bitten, zur rechten Zeit zugekommen wären.

Friedrich von Sydow.



Ebeleben.

Ebeleben.

Wenn der der Gegend unkundige Wanderer die Kunststraße von Sondershausen in südwestlicher Richtung verfolgt und auf die Anhöhe kömmt, an deren Fuße das Dorf Gundersleben liegt, so ist er der Meinung, der Berg, auf dem er sich befindet, werde sich in gleicher Höhe und ohne merkliche Unterbrechung wenigstens bis zur Stadt Mühlhausen hinziehen, deren Umgegend sich dem spähenden Auge bereits in dunkler Ferne zeigt. Aber wie sehr fühlt er sich überrascht, wenn er vom Rande jener Anhöhe aus plötzlich unter seinen Füßen eine weit verbreitete Ebene überschaut, die ihm einen um so reizenderen Anblick gewährt, je weniger er sie hier erwartet hat. Die Ebene ist rings von sanft aufsteigenden Bergen umschlossen, belebt durch einen Fluß, die Helbe genannt, der sich durch dieselbe schlängelt und gegen Süden den Fuß eines Orts bespült, der amphitheatralisch aufsteigend auf seiner Spitze ein Schloß zeigt, das freundlich über den Ort hinwegschauet und eine lachende Aussicht über die ganze Gegend darbietet. Das Ganze vereinigt sich zu einem malerisch schönen Bilde, in dessen Hintergrunde der unkundige Beschauer ein freundliches Städtchen zu erblicken glaubt, das sich, umgeben von blühenden Gärten und lachenden Fluren in diesen anmuthigen Winkel verloren habe, um durch eine glückliche Mischung des Städtischen mit dem Ländlichen zu einem heitern, durch angenehme Abwechselung versüßten Lebensgenusse einzuladen. Und dieser freundliche Ort ist Ebeleben, ein drei Stunden von Sondershausen gelegener Marktflecken, der wahrscheinlich von der höchst fruchtbaren Ebene, an welcher er liegt, zum Theil seinen Namen hat. In alten Büchern und Schriften wird derselbe auch Ebeleiben, Ebeleuben, Ebeleybin genannt. Ueber das Alter des Orts schweigt die Geschichte; doch kann man aus triftigen Gründen annehmen, daß der erste Anbau desselben in die grauen Zeiten des Heidenthums fällt. Denn achtet man auf die Sagen, so war nicht bloß Ebele-

ben, sondern auch das kaum 500 Schritte davon liegende kleine Dörfchen Markfußra schon zu der Zeit bewohnt, als Bonifacius (718) nach Deutschland kam, um hier die Heiden zu Christen zu machen. Er zertrümmerte, wie die Sage meldet, unter andern Heiligenbildern auch das Bild der Göttin Jecha. Doch das Volk hierdurch gereizt bedrohte den Frevler mit Tod und Verderben. Nur durch die Flucht entging er der Gefahr. Der wüthende Haufe verfolgte ihn bis auf die Anhöhe über Gundersleben und stieß ihn hier zum Berge hinab, der von jener Begebenheit lange Stußfurth genannt wurde, bis er später den Namen Ganseberg erhielt. Erst auf der an der Nordseite von Markfußra gelegenen Wiese sammelte der Bekehrer seine zerstreuten Anhänger wieder und hielt an das herzuströmende Volk eine so kräftige Rede, daß Viele sich entschlossen, zu der neuen Lehre überzutreten. Zum Andenken an diese frohe Begebenheit legte der fromme Mann auf der Stelle, wo er gepredigt hatte, den Grund zu einer Kirche, die von ihm den Namen Bonifaciuskirche erhielt, so wie die Wiese noch jetzt die Bonifaciuswiese heißt, ob sie gleich schon lange nicht mehr als Wiese, sondern als Ackerland benutzt wurde. Und die Trümmern dieser Kirche waren noch 1272 vorhanden, wo der damalige Herr von Ebeleben Albert das Nonnenkloster zu Markfußra stiftete und zum Bau der Walpurgiskirche und des Klosters die Steine jener alten Kirche benutzte. So berichtet wenigstens M. Misenus, der 1571 Prediger in Ebeleben wurde und eine Kirchenmatrikel hinterließ, zu welcher er alle Nachrichten über die Geschichte Ebelebens sammelte, die ihm Urkunden oder Sagen darboten.

Doch außer diesen Sagen haben wir noch andere Gründe, die es wahrscheinlich machen, daß Ebeleben schon in den frühesten Zeiten ein ansehnlicher Ort war. Die Lage des Orts ist zu günstig und einladend, und die Fruchtbarkeit des umliegenden Bodens zu vorzüglich, als daß sich nicht schon früh Ansiedler hier sollten eingefunden haben. Werden doch schon im elften Jahrhundert Orte der Umgegend genannt, die, obgleich in jeder Hinsicht viel unvortheilhafter gelegen, doch damals schon in ihrer Blüthe bestanden und zum Theil sogar durch historische Merkwürdigkeiten bezeichnet wurden. So nahm z. B. in Niederspier der Kaiser Heinrich IV. 1075, nach der Schlacht bei Langensalza, sein Hauptquartier. Denn hier war es, wo er seinen Thron aufrichten und die gefangenen Fürsten der Sachsen und Thüringer im Angesichte seines siegreichen Heeres vorüberführen ließ. Waren nun solche an sich unbedeutende Orte damals schon so blühend, wie vielmehr muß es da Ebeleben gewesen sein, das durch seine höchst vortheilhafte Lage einen unbestrittenen Vorzug vor allen Dörfern der Umgegend hat. Selbst die großen Reichthümer, durch welche sich die Herrn von Ebeleben schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert auszeichneten, müssen zum Beweise dienen, daß sie schon in den frühsten Zeiten im Besitze dieses schönen Rittergutes waren. Denn ein so anerkannt blühender Wohlstand läßt sich nicht in kurzer Zeit gewinnen.

Wenn übrigens die Geschichte von den Herrn von Ebeleben vor dem dreizehnten Jahrhundert nichts berichtet, so mag dies vielleicht darin seinen Grund haben, daß sie sich überhaupt weniger durch die Künste des Kriegs, als des Friedens bemerkbar zu machen suchten. Sie führten aller Wahrscheinlichkeit nach ein stilles, friedfertiges Leben, erhöheten ihren Wohlstand durch eine kluge Bewirthschaftung ihrer Güter, zu welchen schon frühe nicht bloß Ebeleben gehörte, sondern viele andere Besitzungen in der Nähe und Ferne. Daher kam es auch, daß die Ebeleber wegen ihres Reichthums überall im Rufe standen und bei allgemeiner Achtung einen so großen Credit besaßen, daß sie fast überall als Zeugen und Bürgen genannt werden, wo Geldangelegenheiten verhandelt und Verträge abgeschlossen wurden. Und dieser große Reichthum der Familie machte es auch dem Ritter Albert möglich, schon zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts seinen frommen Eifer durch wahrhaft großartige Schenkungen und Stiftungen zu beurkunden. Schon im Jahr 1265 schenkte er dem Kloster zu Volkenroda seine Ville Billeben mit allen Emolumenten und Einkünften, daß das Kloster dieselben, sowol bei Lebzeiten, als nach dem Tode des Schenkenden zu gewissen, in der Schenkungsurkunde bestimmten wohlthätigen Zwecken verwenden sollte. In dieser Urkunde werden zugleich noch seine Gattin Jutta, seine Söhne Albert, Ludolf, Albert und Heinrich, und seine Tochter Adelheid als Theilnehmer an dieser Schenkung genannt. Hierauf stiftete er 1287 das Kloster zu Markfußra und stattete es gleich anfangs mit so reichen Schenkungen an liegenden Gütern, Zinsen und andern Emolumenten aus, daß man schon davon einen sichern Schluß auf die große Wohlhabenheit der ganzen Familie machen kann, da sie ihrem frommen Eifer so große Opfer zu bringen im Stande war. Doch Alberts Sorge für sein und seiner Angehörigen Seelenheil war so groß, daß er schon 1306 eine neue Stiftung machte. Er schenkte nämlich dem Kloster Volkenroda abermals jährlich 4 Mark, wovon an jedem der 17 Altäre desselben bei der Messe ein Licht von 1½ Pfund unterhalten werden sollte. Für das hohe Ansehen der Familie Ebeleben muß auch der Umstand sprechen, daß Alberts Bruder, Heinrich, sogar auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz erhoben wurde. Alberts Söhne nahmen auch an den Kriegen ihrer Zeit thätigen Antheil. 1305 zogen sie dem Landgraf Friedrich mit dem Biß gegen die Eisenacher zu Hülfe und halfen ihm die Wartburg entsetzen. Auch in Rücksicht der Frömmigkeit standen sie dem Vater nicht nach; denn schon 1311 machten die beiden Ludolfe dem Kloster Markfußra neue Schenkungen. Uebrigens muß Albert kurz vor 1308 gestorben sein; denn von diesem Jahre findet sich eine Urkunde, nach welcher dieselben Ludolfe das vom verstorbenen Vater verschenkte Billeben mit 300 Mark wieder einlösten. Aus diesem Kaufbriefe, der von Friedrich mit dem Biſſe confirmirt wurde, so wie aus einer Urkunde von 1344, nach welcher die Gebrüder Ludolf und Otto von Ebeleben dem Kloster Volkenroda ihre Zinsen von Körner verkauften, geht übrigens her-

vor, daß Albert nach dem Jahr 1268, außer den bereits genannten 4 Söhnen, wenigstens noch 2 erzeugt haben muß, Ludolf und Otto. Dieser letztere wird auch in einer Urkunde von 1369 nebst zwei Vettern, Ludolf und Apel als Gutsbesitzer von Körner angeführt.

Als Zeitgenosse der Vorigen wird auch ein gewisser Dietrich von Ebeleben genannt, der 1305 Zeuge war, als Günther XV. von Schwarzburg seine Güter zu Sebergen an das Kloster Ilmen verkaufte. Wie dieser aber mit Albert verwandt war, das wird nicht gesagt. Ueberhaupt schwebt von dieser Zeit an über der Genealogie der Ebeleber ein Dunkel, das sich erst gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts aufzuhellen beginnt. Zwar sagt Zedler in seinem großen Universallexicon, dieser Dietrich nebst seinem Bruder Georg wären Söhne eines gewissen Hans von Ebeleben gewesen, und mit beiden habe sich die Familie in zwei Linien gespalten, indem sich die von Georg auslaufende Nebenlinie auf den Gütern Domsten (wahrscheinlich Dammstein), Cammerstein und Colnbach bis zu ihrem, im vierten Gliede erfolgten Erlöschen fortgepflanzt habe. Als den letzten dieses Stammes nennt er den Andreas, der sich mit Dorothea von Draschwitz aus Otterwisch vermählte und 1614 Hauptmann der Landmiliz in Freiberg, zuletzt aber Domherr des Stifts Merseburg war. Mit ihm erlosch seine Linie, da er keine männliche Nachkommenschaft hinterließ. Wenn aber Zedler als Sohn jenes Dietrichs einen gewissen Apel nennt, der erst gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts lebte, so scheint der allzu große Zwischenraum zwischen beiden die Richtigkeit dieser Angabe zweifelhaft zu machen. Noch eher könnte dies der Apel sein, der unter 1369 angeführt wird und später mit seinem Bruder Otto Zeuge war, als Günther von Schwarzburg 1396 seiner Gemahlin Anna das Leibgedinge bestimmte. Dieser Apel scheint ein Enkel Alberts gewesen und gegen das Jahr 1416 gestorben zu sein. Er hatte sich nämlich für eine Schuld des Grafen Heinrich von Schwarzburg verbürgt und nach seinem Tode trat 1417 Seyfart von Bendeleben, als Bürge für ihn ein. Ohne mich also hier auf eine genealogische Untersuchung einzulassen, die aus Mangel an sichern Nachrichten doch zu keinem bestimmten Resultate führen könnte, will ich die Ritter von Ebeleben in der Reihe aufführen, wie sie von den Chronisten genannt werden.

Unter den Nachkommen Alberts scheinen sich besonders Ludolf und Otto wichtig gemacht zu haben; wenigstens werden sie häufig als Theilnehmer an wichtigen Verhandlungen angeführt. So war Ludolf Zeuge, als Graf Heinrich von Hohnstein 1330 das Schloß und die Stadt Schlotheim kaufte. Besonders erscheint Otto als ein wahrer Ehrenmann, der sich und seinem Hause durch ritterliche Tugenden ein hohes Ansehn und einen allgemeinen Credit erwarb. Einen Beweis dafür gibt Paul Jovius in seiner Chronik von Käfernburg. Er führt hier bei einen Kaufhandel, den Heinrich von Sbergen 1362 mit dem Kloster zu Ichtershausen abschloß, un-

sern Otto nebst dem Ritter Fritz von Wangenheim als Zeugen an und setzt hinzu: „Hier ist in Acht zu nehmen, daß obgedachte beide von Adel „Edle Herren" (Nobiles) genannt werden, welcher Titul sonst zu der Zeit nur Grafen und Freiherren zugeeignet ward, daher zu vermuthen, wie rittermäßige Leute und in was Dignitäten, Würden und Ansehen sie dieser Landen gewesen." — 1393 borgten die Grafen Heinrich und Günther von Schwarzburg vom Herrn von Hopfgarten 400 Mark löthigen Silbers und stellten Ludolf und Otto von Ebeleben als Bürgen.

Nach diesen nennt Jovius einen jüngern Otto, der ebenfalls in hohem Ansehen stand und besonders von den Grafen von Schwarzburg in den wichtigsten Angelegenheiten gebraucht wurde. Daher nannten sie ihn auch in einem Schuldocumente von 1411, in welchem dieser Otto als Bürge aufgeführt wird, ihren „lieben Getreuen." In gleicher Angelegenheit diente er denselben auch 1412. 1417 trat Graf Heinrich von Schwarzburg die Stadt Stalburg im Voigtlande, welche er pfandweise vom Könige Wenzel erhalten hatte, an verschiedene Herren von Adel für 2000 rheinische Gülden ab, wobei der „Gestrenge und Erbare" Otto von Ebeleben ebenfalls als Bürge genannt wird. Noch mehr sprechen folgende Fälle für den hohen Credit des Mannes. 1417 wurde Graf Heinrich von Schwarzburg von seinem Lehnsherrn beschuldigt, bei der Lehnsmuthung das Dorf und Schloß Almenhausen verschwiegen zu haben. Doch diese Beschuldigung erledigte sich durch die bloße Versicherung Otto's, daß dies Gut immer ein lehnsfreies Eigenthum der Grafen von Schwarzburg gewesen sei. Eben so verschaffte er 1420 dem Grafen Bernhard von Reinstein, der wegen eines feindlichen Einfalls in das Gebiet des Bischofs von Merseburg in Lützen gefangen gehalten wurde und die zu seiner Loskaufung festgesetzte Summe von 800 Mark nicht bezahlen konnte, durch seine Verbürgung die Freiheit wieder.

Hierauf tritt abermals ein Apel auf. Dieser Name scheint ein beliebter Familien-Name bei den Ebelebern gewesen zu sein; auch waren alle, welche denselben führten, ausgezeichnete Männer, die sich theils durch kriegerischen Muth, theils durch Staatsklugheit und diplomatische Gewandtheit hervorthaten. Die Chronisten scheinen sie hin und wieder verwechselt zu haben; daher will ich diesen zum Unterschiede von dem bereits genannten und den noch folgenden Apel II. nennen. Er tritt zuerst in dem traurigen Bruderkriege auf, den von 1446 an der Kurfürst Friedrich gegen seinen Bruder den Herzog Wilhelm von Sachsen führte. Apel vertheidigte 1451 das Schloß Dornburg gegen den Herzog, mußte sich aber ergeben und wurde einige Zeit gefangen gehalten. Wenn Iselin in seinem allgemeinen Lexikon Glauben verdient, so war es wahrscheinlich unser Apel, der diesen Krieg besonders anfachte. Er stand in Diensten des Kurfürsten und bestärkte denselben in seinen feindseligen Gesinnungen gegen den Bruder. Wie sehr er übrigens auch bei den Grafen von Schwarzburg im Ansehen stand, geht daraus hervor, daß Graf

Heinrich XXVI. die Gemahlin desselben, Beata, würdigte, bei seinem sechsten Sohne, Günther, 1455 Pathenstelle zu vertreten. 1460 verkaufte Apel mit Zustimmung seiner Gemahlin Beata und seines Sohnes Christoph 2 Vorwerke mit 12 Hufen Landes in Körner an das Kloster Volkenroda. 1461 ging er mit dem Herzoge Wilhelm von Sachsen ins gelobte Land; doch muß er von da glücklich zurückgekehrt sein; denn er wird später noch mehrmals sehr ehrenvoll erwähnt. Als Graf Heinrich von Schwarzburg 1471 die über seinen Vetter Balthasar II., Leutenberg. Linie, geführte Vormundschaft abgab und von diesem die schriftliche Bestätigung der vorigen, zwischen beiden Linien bestandenen Verträge verlangte, Balthasar aber, weil er als Unmündiger noch kein Petschaft hatte, diesem Verlangen nicht genügen konnte, so wurde dieser Vertrag durch Apels Vermittelung auf Hand und Mund abgeschlossen. Ueberhaupt scheint Apel II. dem Schwarzburgischen Hause in den wichtigsten Angelegenheiten als geheimer Rath gedient zu haben. So wurde 1481 Graf Heinrich wegen einer, den Nordhäusern zugefügten Unbilde nach Weimar geladen, um sich hier persönlich zu rechtfertigen. Doch der Graf schickte Apel II. nach Weimar, und dieser wußte durch seine diplomatische Gewandtheit den Herzog völlig für seinen Herrn zu gewinnen. Zu Apel II. Zeiten ereignete sich auch bei Ebeleben ein kriegerischer Auftritt, der als ein merkwürdiges Beispiel von dem gesetz- und zuchtlosen Geiste jener Zeiten angeführt zu werden verdient. Als 1446 der sächsische Bruderkrieg ausbrach, so benutzte Heinrich XXVI. denselben, um gewisse, durch ältere Verträge begründete Ansprüche auf die Besitzungen Günthers XXXII. geltend zu machen. Er verband sich deshalb mit dem Herzog Wilhelm und kriegte folglich auch mittelbar gegen den Kurfürst selbst. Die Fehde war blutig und wurde endlich 1451 durch Vermittlung des Kaisers Friedrich III. zum Vortheile Heinrichs XXVI. ausgeglichen. Heinrich kehrte nun nach Sondershausen zurück und entließ hier seine Bundesgenossen und Mitstreiter, unter welchen sich auch die Gebrüder Berld und Heinrich von Oldershausen befanden. Nachdem sie den noch rückständigen Sold von 800 Gülden empfangen hatten, zogen sie ab. Des Grafen Kriegsleute, geblendet durch diese große Summe Geldes, faßten den kühnen Entschluß, sich desselben durch List und Gewalt zu bemächtigen. Sie legten sich deshalb bei Ebeleben in einen Hinterhalt, und als die Herrn von Oldershausen ohne alle Besorgniß der Straße daherzogen, wurden sie hier plötzlich überfallen, überwältigt und zur Herausgabe des Geldes genöthigt. Graf Heinrich, zu dem sie zurückkehrten, entschädigte sie zwar für diesen Verlust, der Räuber aber konnte er nicht habhaftig werden, denn diese waren mit ihrer Beute entflohen.

Apel II. hatte, wie bereits gemeldet worden ist, einen Sohn, Christoph, der 1476 mit dem Herzog Albrecht von Sachsen ins gelobte Land ging. Zedler macht denselben fälschlich zu einem Bruder Apels; aber es war ohne Zweifel der bereits oben genannte Sohn desselben. Nach diesem folgen 7 wackere Ritter von Ebeleben,

die Zedler ebenfalls, ganz gegen alle historische Wahrscheinlichkeit, für Söhne Apels II. ausgiebt. Die Geschichte nennt uns nur einen Sohn Apels, der 1460 bereits mündig war. Apel muß sich also schon vor 1440 verheirathet haben und konnte mithin nicht außerdem noch 7 Söhne haben, welche ihn zum Theil weit über 100 Jahre überlebt hätten. Auch hier zeigt sich also eine Lücke in der Geschlechtsfolge der Ebeleber, die vielleicht am besten ausgefüllt wird, wenn man den Sohn Apels, Christoph als den Vater der nachfolgenden 7 Brüder annimmt. Uebrigens durchlebten diese 7 Männer sämmtlich die merkwürdigen Zeiten der Reformation und nahmen an den Ereignissen derselben theils mehr, theils weniger lebhaften Antheil; ja einige hatten sogar auf die Leitung der damaligen Kriegs- und Staatsbegebenheiten einen entscheidenden Einfluß. Ich will sie hier der Reihe nach aufführen mit Beifügung alles Merkwürdigen, was ich über ihre Lebensverhältnisse gefunden habe.

1) Andreas Caspar, Amts-Hauptmann zu Zörbig und Bitterfeld auf Ebeleben.

2) Christoph. Dieser machte dem Hause Ebeleben besonders Ehre, indem er sich sogar einen historischen Namen erwarb. Er stand in Diensten des Herzogs Georg des Bärtigen von Sachsen und wurde von diesem sehr hoch geachtet. Daher wurde er auch schon 1536 als Oberster dem Kaiser Carl V. gegen den König von Frankreich, Franz I. zu Hülfe geschickt. Nach Georgs Tode (1539) blieb er in Diensten des Herzogs Heinrich, so wie später des Kurfürsten Moritz. Dieser schätzte ihn ebenfalls sehr hoch und benutzte ihn als einen eben so tapfern Krieger, als gewandten Geschäftsmann zu allen wichtigen Unternehmungen. So mußte er z. B. nebst Bastian von Wallwitz die Stadt Leipzig gegen den Kurfürsten Johann Friedrich vertheidigen. Auch auf die Lenkung des Schmalkaldischen Kriegs hatte er einen sehr bedeutenden Einfluß. Denn als sich der Kurfürst Joh. Friedrich nach der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg den 24. April 1547 dem Kaiser mit Verlust seiner Kurwürde gefangen gegeben hatte, war dessen Bundesgenosse, der Landgraf Philipp von Hessen entflohen, um sich so der Gewalt des Kaisers zu entziehen. Unterdessen war Carl V. nach Halle gezogen, und hier gab sich Moritz, der Schwiegersohn Philipps, alle Mühe, um für den Entwichenen milde Bedingungen zu erwirken. Der Kaiser, der des Kriegs überdrüssig war, zeigte sich auch nicht abgeneigt zur Verzeihung, und aus seinen gegebenen Versicherungen glaubte man mit Bestimmtheit schließen zu können, daß er es auf Philipps Freiheit nicht abgesehen habe. Doch der Landgraf, der den versteckten Sinn des Kaisers besser durchschaute, war mißtrauisch und hatte auf der Rückkehr nach seinen Landen bereits Weißenfels erreicht. Christoph von Ebeleben, der ihm nachgeschickt wurde, um ihn zu einer Unterredung mit dem Kurfürsten nach Leipzig einzuladen, traf ihn bereits auf dem Wege nach der Heimath. Er ritt neben ihm her und wußte ihm so viele Hoffnungen zu milden Bedingungen zu machen, wenn er sich der Gnade des Kaisers

unterwerfen wollte, daß sich derselbe endlich entschloß, noch einige Zeit in Weißenfels zu bleiben und fernere Nachrichten abzuwarten. Diese versprach ihm auch Christoph entweder mündlich, oder schriftlich. Doch schon nach wenigen Tagen kehrte er wieder zurück und brachte dem Landgrafen nicht bloß einen Brief vom Kurfürsten, sondern fügte auch mündlich noch so viele Vertröstungen hinzu, daß sich Philipp endlich wirklich überreden ließ. Der Erfolg zeigte leider, wie richtig der Landgraf geahnet hatte. Die Gefangennehmung desselben erregte allgemeine Bestürzung und Erbitterung; doch am tiefsten erschütterte sie den edeln Christoph. Als ein ächter deutscher Mann, der keine Falschheit des Herzens kannte, hatte er dem Kaiser eine so unedle Gesinnung nicht zugetraut und deshalb dem Landgraf in der besten Absicht zugeredet, weil er einsahe, daß ihm der Besitz seiner Länder nur auf diese Art könnte erhalten werden. Aber jetzt, wo er sich so grausam getäuscht sahe, machte er sich selbst die bittersten Vorwürfe über seine arglose Leichtgläubigkeit und betrachtete sich als den Urheber dieses traurigen Ereignisses. Sofort verfiel er in Schwermuth, und der Kummer nagte so gewaltig an seinem Leben, daß er schon den 13. Juli 1547, nachdem er noch Mansfeld hatte berennen helfen, starb. *)

3) Nicolaus, wohnte in Wallhausen; vielleicht derselbe, der noch unter Kurfürst Christian II. als Schloßhauptmann zu Sangerhausen lebte.

4) Otto auf Hedersleben, welcher auf dem Beilager des Herzogs Heinrich zu Sachsen mit Chatharina, Prinzessin von Meklenburg, 1512 mit Heinzen von Ende turnirte.

5) Hans auf Ebeleben, hatte, nach dem Ebeleber Kirchenbuche, Magdalena, geborne Pflugin von Lamperswalda zur Gemahlin, mit welcher er zwei Kinder, Catharina und Albert, erzeugt hatte. Beide starben noch vor ihren Eltern, die Tochter 1559, der Sohn 1564. Sie liegen in der Kirche zu Ebeleben begraben, wo 2 Steine vor dem Altare ihre Ruhestätte bezeichnen. Schon 1565 folgte ihnen die Mutter im Tode nach; Hans selbst starb 1569 und wurde in derselben Kirche begraben, wo man noch jetzt sein und seiner Gemahlin Bild in riesenhafter Größe in Stein gehauen sehen kann. Der Pastor M. Justus Winter rühmt ihn in der Leichenrede, die gedruckt wurde und noch vorhanden ist, als einen großen Wohlthäter der Kirchen und Schulen; und in der That verdient er auch dieses schöne Lob; denn er war ein in jeder Hinsicht ehrenwerther und achtbarer Mann. Bei der größten Frömmigkeit war er doch aufgeklärt genug, den Vorzug der Lutherischen Lehre zu erkennen und 1544 die Reformation in Ebeleben einzuführen. Ueberhaupt war er ein Mann von vieler Bildung, ein Freund der Wissenschaften und Beförderer aller nützlichen Anstalten. Als er daher

*) S. Sleidani de statu religionis et reipubl. Carolo V. Caesare commentar. lib. 19.

1551 das Kloster zu Markſußra aufhob, ließ er ſich leicht durch den Pfarrer Winter beſtimmen, nach dem Beiſpiele anderer Fürſten und Herrn, einen Theil von den Einkünften deſſelben zu einer Erziehungsanſtalt für arme Knaben zu verwenden. Dies war die Stiftsſchule, welche bis 1829, alſo 278 Jahre in Ebeleben geblüht hat. Hans wird auch bei verſchiedenen Staats-Ereigniſſen ſeiner Zeit als mitwirkend angeführt. So wurde er 1545 vom Grafen beauftragt, die im Schwarzburgiſchen zum Türkenkriege ausgeſchriebenen Steuern einzunehmen. Ferner als Carl V. im Schmalkalder Kriege den Kurfürſt Johann Friedrich und den Landgraf Philipp in die Acht erklärt und dem Herzoge Moritz die Achtsvollziehung übertragen hatte, forderte er die Harzgrafen auf, dem Herzoge Hülfstruppen zu ſchicken. Auch Graf Günther leiſtete dieſem Befehle Folge und rüſtete ein Fähnlein Fußvolk und 40 Reiter aus. Und dazu mußte Hans aus ſeinem Amte 25 Mann ſtellen und unterhalten. Eben ſo mußten die Ebeleber, als Günther 1552 die hohe Wart bei Keula wieder herſtellen wollte, eine Steuer als Beitrag zu dieſem Baue bezahlen. Hieraus geht deutlich hervor, daß Ebeleben ſchon damals gewiſſermaßen von Schwarzburg abhängig war.

6) Anton auf Ebeleben.

7) Apel III. auf Ebeleben. Auch dieſer Apel war ein ſehr ausgezeichneter Mann und nahm, als ein eben ſo tapferer Krieger, als gewandter Staats- und Geſchäftsmann, an allen Ereigniſſen ſeiner ſo viel bewegten Zeit den lebhafteſten Antheil. Daß er ſelbſt ſehr gebildet und kenntnißreich war, und dieſe Eigenſchaften auch an Andern ſchätzte und zu befördern ſuchte, zeigt ſich ſchon aus der Art, wie er für die Erziehung ſeiner Söhne ſorgte. Er hatte nämlich 3 Töchter und 2 Söhne, Chriſtoph und Apel, welchen er eine höchſt ſplendide und wahrhaft großartige Erziehung gab. Er ſchickte ſie zunächſt nach Meißen auf die Schule, wo damals der ſo gelehrte und berühmte Schulmann Georg Fabricius Rector war. Aber noch berühmter als Schulmann war zu jener Zeit der Rector Sturm in Straßburg, der durch ſeinen weit verbreiteten Ruf alle fürſtlichen und adligen Jünglinge, welchen es um eine gründliche claſſiſche Schulbildung zu thun war, nach dieſer Stadt hinzog. Auch dieſe Schule mußten die jungen Herrn von Ebeleben beſuchen, und nachdem ſie hier ihren Schulcurſus vollendet hatten, gab ihnen der Vater 1554 den Jacob Fabricius, einen Bruder des obengenannten Georg und höchſt talentvollen und kenntnißreichen jungen Mann, zum Hofmeiſter, unter deſſen Leitung ſie eine Reiſe durch Italien, Frankreich, England und Holland machen mußten. Der große Aufwand, den dieſe Erziehungsart der jungen Herrn verurſachen mußte, zeugt zwar von der feinen Bildung und dem hohen, fürſtlichen Tone, der im Hauſe der Ebeleber herrſchte, aber er macht es auch begreiflich, wenn ſich die Familie nach 40 Jahren genöthigt ſahe, Schulden halber das ſchöne Ebeleben zu verkaufen. Denn ſo reiche Quellen des Wohlſtandes die Ebeleber auch in ihren vie-

len Gütern und Besitzungen haben mochten, so mußten doch diese endlich erschöpft werden, wenn alle Glieder der so zahlreichen und weit verbreiteten Familie einen gleichen Aufwand machten.

Daß Apel III. übrigens selbst ein gebildeter und viel gewandter Mann war, zeigt schon sein häufiger Verkehr mit den Fürsten seiner Zeit. Denn als Graf Günther XXXIX. 1494 die Amalia, die Tochter des Grafen Vollrath von Mansfeld heirathete und mit dem Schwiegervater den Ehevertrag abschloß, nahm unser Apel als Zeuge und Bürge an diesen Verhandlungen Antheil. Ueberhaupt war derselbe in alle Angelegenheiten der Grafen von Schwarzburg eingeweiht und diente ihnen als geheimer Rath. Als daher 1510 der Papst einem gewissen Johann von Heylingen die Probstei Jechaburg verliehen hatte, so schrieb dieser von Rom aus an unsern Apel und bat ihn um seine Verwendung in dieser Angelegenheit. Doch später sahe er sich genöthigt, klagbar gegen die Unterthanen des Grafen zu werden. Apel nämlich war Zeuge von den gräuelvollen Verwüstungen, welche 1525 die Münzerschen Räuberhorden in ganz Thüringen an Klöstern und Edelhöfen anrichteten. Von Mühlhausen, wo sie ihren Hauptsitz hatten, zogen sie durchs ganze Land und ließen überall die traurigsten Spuren der Verheerungen zurück. In Markfußra mißhandelten sie die Nonnen, plünderten das Kloster aus und zerstörten es fast ganz. Ein gleiches Schicksal hatte auch das Schloß Ebeleben. Dies plünderten die Barbaren nicht nur reine aus, sondern hatten auch wirklich die Absicht, es gänzlich zu zertrümmern. Paul Jovius erzählt in seiner Chronik von Schwarzburg, daß man die Spuren dieses verwüstenden Geistes noch zu seiner Zeit an dem Schlosse habe sehen können. Das Gewölbe der Hofstube habe auf einer starken hölzernen Säule geruht. Diese hätten die unsinnigen Menschen niederhauen wollen, um so den Einsturz des ganzen Gebäudes zu bewirken. Wirklich legten sie die Art an und hatten der Säule schon viele kräftige Hiebe versetzt, als es ihnen endlich einfiel, daß sie auf diese Art leicht das Schicksal des Simson haben und sich unter den Trümmern des ganzen Gebäudes begraben könnten. Da sie nun zwar den Willen, aber nicht die Beharrlichkeit und Entschlossenheit des Simson hatten, so standen sie von dem Unternehmen ab; doch konnte man noch nach 100 Jahren die Spuren dieser Gewaltthat an der Säule sehen. Da sich die Ausgeplünderten beklagten, daß sich unter dieser Horde auch viele Schwarzburgische Unterthanen aus Greußen, Ehrich und andern Dörfern des Clingischen Amts befunden hätten, so erhob Apel deshalb Klage und verlangte vom Grafen Entschädigung. Aber er erreichte seinen Zweck nicht, weil er die Schwarzburger nicht namhaft machen konnte; auch wurde erwiesen, daß die Frevler meistentheils zur Mühlhäuser Bande gehört hätten; und da er deshalb bereits die Stadt Mühlhausen in Anspruch genommen hatte, so wurde er mit seiner Klage gegen die Schwarzburger abgewiesen.

Uebrigens wurde Apel wahrscheinlich durch die gerechte Erbitterung über diese empörenden Gräuelthaten bestimmt, sich den Truppen anzuschließen, die unter der Anführung des Herzogs Georg von Sachsen gegen Frankenhausen zogen, um den Thomas Münzer zu züchtigen. Dieser hatte sich bekanntlich vorher in Allstedt aufgehalten und durch seine Freiheitspredigten großen Anhang in der ganzen Umgegend gewonnen. Auch aus dem Schwarzburgischen, besonders aus Frankenhausen zogen viele Menschen nach jener Stadt, um den Schwärmer zu hören. Graf Günther hätte diesen Unfug gleich in seinem Entstehen durch kräftiges Einschreiten unterdrücken können. Allein durch eine unbegreifliche Nachsicht gab er dem Uebel nur noch mehr Nahrung, so daß die Bauern zuletzt so dreist wurden, ihren Grafen zu zwingen, sich mit Münzern zu verbinden. Der Schwärmer schrieb deshalb selbst einen unsinnigen Brief an Günthern, den uns Paul Jovius in seiner Chronik von Schwarzburg aufbewahrt hat. Deshalb war auch Georg so aufgebracht über den Grafen, daß er nach der, am 15. Mai 1525 erfolgten Schlacht bei Frankenhausen die Stadt erstürmte und für eine ihm rechtmäßig zukommende Eroberung erklärte. Auf die dagegen gemachten Vorstellungen erklärte er, daß Günther dies Verfahren als eine wohlverdiente Strafe betrachten müsse, da er das Uebel durch seine unverzeihliche Nachsicht erst bis zu der Höhe gesteigert habe. Georg behandelte die Stadt Frankenhausen auch so sehr als sein Eigenthum, daß er Apeln von Ebeleben als Statthalter in derselben zurückließ; auch verschenkte er an seine Getreuen mehrere Güter, Häuser und Männer in derselben. Auch Apel wurde dabei bedacht; und als endlich der Graf auf vieles Bitten und mehrseitiges Verwenden seine Stadt wieder bekam, so geschah es unter der ausdrücklichen Bedingung, daß der Ritter von Ebeleben die ihm gemachten Schenkungen behalten sollte. Georg bezog hierauf ein Lager bei Schlotheim, wo auch der Kurfürst Johann zu ihm stieß. Die Mühlhäuser schickten, nach dem Beispiele der Weinsberger, 1200 Frauen und Jungfrauen ins Lager, um für ihre Stadt Gnade zu erflehen. Allein die Fürsten waren unerbittlich. Sie rückten vor die Stadt und drohten, sie zu beschießen. Erst nach langen Unterhandlungen und vielen Bitten nahmen sie die Unterwerfung derselben auf Gnade und Ungnade an. Doch geschah dies unter sehr harten Bedingungen, unter welchen auch die war, daß die Mühlhäuser dem Adel allen durch den Münzerschen Unfug verursachten Schaden ersetzen sollten.*) Da geschah es denn wahrscheinlich durch den Einfluß, welchen Apel und dessen Bruder Christoph beim Herzog Georg hatten, daß die Mühlhäuser verurtheilt wurden, auch den Ebelebern einen neuen Flügel an ihr verwüstetes Schloß zu bauen. Dies Gebäude führt noch jetzt den Namen „des Mühl-

*) S. Gallettl Geschichte Thüringens Bd. IV. S. 301.

häuser Hauses", und schließt den obern Hof des Schlosses von der Nordseite ein. Es hat 2 überragende Giebel, an deren vorderstem die Zahl 1530 steht, zum Beweise, daß in diesem Jahre der Bau desselben ist vollendet worden.

Apel III. scheint sich hierauf immer in Ebeleben aufgehalten zu haben; aber von seinen fernern Schicksalen und von dem Jahre seines Todes schweigt die Geschichte. Er scheint früher, als sein Bruder Hans gestorben zu sein. Nach dem Ableben dieses Letzteren (1569) übernahmen Apels Söhne, Apel IV. und Christoph, das Rittergut Ebeleben. Beide waren, wie sich schon aus der Art ihrer Erziehung schließen läßt, nicht nur sehr gebildete und kenntnißreiche Männer, sondern auch bieder von Charakter und geneigt, alles Nützliche und Gute nach Kräften zu befördern. Daher vermehrten sie 1578 das Einkommen des Pfarrers von Holzsußra durch eine Zulage von 4 Marktscheffeln Korn von den herrschaftlichen Zinsen, „weil er von seinem Dienste nicht leben könnte"; auch ertheilten sie 1593 in einer noch vorhandenen Urkunde der Gemeinde Ebeleben das Strafrecht in ihrer Flur.

Uebrigens mußten sie das Rittergut gleich anfangs mit vielen Schulden übernehmen. Die Ebeleber besaßen zwar sehr viele Güter, aber ihre Familie war zu zahlreich und weit verbreitet, und durch ihre theils näheren, theils entfernteren Verbindungen mit den Fürstenhäusern ihrer Zeit wurden sie zu einem Aufwande genöthigt, der die Einkünfte ihrer Güter überstieg. Daher mußten sie dieselben mit Schulden belasten. Besonders traf dies Loos das Gut Ebeleben, dessen Ertrag nicht mehr hinreichte, die Zinsen zu decken. Dies veranlaßte auch die Gläubiger, von welchen Melchior von Bodenhausen der wichtigste war, bereits beim Kurfürst August, also noch vor 1586, auf Sequestration des Ritterguts anzutragen. Der Kurfürst willigte auch in dies Gesuch und von der Zeit wurde Bodenhausen als eigentlicher Besitzer und Inhaber von Ebeleben betrachtet, und alle auf dasselbe Bezug habenden kurfürstlichen Mittheilungen und Anforderungen wurden an diesen gerichtet. So wurde er 1586 vom Kurfürst Christian I. durch einen gedruckten Befehl aufgefordert, wegen des Guts Ebeleben die Erbhuldigung zu leisten. Indeß auch die Sequestration entsprach den Erwartungen der Gläubiger nicht; vielmehr verlor dadurch das Gut immer mehr an seinem Werthe. Daher trugen sie 1589 bei demselben Kurfürsten auf den Verkauf desselben an. Dieser willigte nicht nur in dies Gesuch, sondern zeigte es auch den Grafen von Schwarzburg in einem besondern Schreiben an, „wenn sie etwa als Mitlehnsherrn den Vorkauf in Anspruch nehmen wollten." Denn wirklich waren diese schon seit 1372 Lehnsherrn von einem Theile der Ebeleber Güter, und nach einer Uebereinkunft mit Sachsen von 1478 mußten die Herrn von Ebeleben ihre Besitzungen zur Hälfte von Sachsen, und zur Hälfte von Schwarzburg zur Lehne nehmen. Die Gebrüder Apel und Christoph zögerten jedoch mit dem Verkaufe bis 1597, wo sie endlich zu Naumburg den 14. Mai das Rittergut

an Ascha von Marenholz für 100,000 Gülden verkauften. Doch die Grafen von Schwarzburg machten zu Folge ihrer lehnsherrlichen Rechte auf den Vorkauf Anspruch und wandten sich daher nicht nur an den Herzog Friedrich Wilhelm, als damaligen Vormund der churfürstlichen Kinder, mit einer feierlichen Protestation, sondern beriefen auch 1599 die sämmtlichen Gläubiger zu einer Versammlung nach Frankenhausen, in welcher ihnen auch das in Anspruch genommene Vorrecht zuerkannt wurde. Indeß auch Marenholz suchte seine Rechte geltend zu machen. Daher erhöhete er nicht nur jene Summe mit 20,000 Gülden, sondern leitete auch ein rechtliches Verfahren gegen die Grafen ein. Doch im Gange des Prozesses stellten sich die gegründeten Ansprüche der Grafen auf den An- und Vorkauf völlig heraus; und da sich dieselben auch in einer zweiten Versammlung zu Greußen 1601 zu jenem Mehrgebote verstanden, so wurden sie noch in demselben Jahre mit herzoglicher Bewilligung von sämmtlichen Gläubigern und Interessenten förmlich in Besitz des Ritterguts gesetzt. Caspar von Ebeleben ertheilte als mitbelehnter Agnat seine Einwilligung dazu in einer Urkunde vom 24. März 1603. Erst nach Apels Tode willigte auch Christoph ein und vollzog den Kaufbrief zu Sondershausen den 12. März 1616. In diesem verpflichteten sich die Grafen von Schwarzburg nicht nur zu der Kaufsumme von 120,000 Gülden, sondern auch zur Einlösung des Dorfs Bothenheilingen, welches an einen gewissen Friedrich Knorr für 6000 Gülden verpfändet war.

Nach diesen urkundlichen Angaben erhellt übrigens deutlich, wie sehr sich Heidenreich irrt, wenn er in seiner Historia des Hauses Schwarzburg S. 392 sagt: „Ebeleben ist nachhero denen von Schlotheim zuständig gewesen, denen es aber ob rebellionem eingezogen, und denen Grafen zu Schwarzburg verliehen worden." Ebeleben hat nie zu Schlotheim gehört; nach der oben angegebenen Urkunde waren Apel und Christoph noch 1593 im Besitz desselben, und mit dem Inhalte der angeführten Verkaufsurkunden stimmen auch alle alten Nachrichten überein, besonders die alte Kirchen-Matrikel von Ebeleben, welche zuerst M. Misenus verfaßte, der 1571 von Apel und Christoph als Prediger nach Ebeleben berufen wurde und mithin, da er erst 1618 starb, gerade in der Zeit lebte, wo der Verkauf der Herrschaft verhandelt und abgeschlossen wurde. Dieser deutet auf alle oben angegebenen Umstände bestimmt hin und verdient also vollen Glauben.

Noch bemerke ich von den letzten Besitzern und Verkäufern Ebelebens, daß Christoph kursächsischer Hauptmann war und in Weißenfels stand. Einer seiner Söhne, Georg, wird von Zedler als „Hofmeister des Frauenzimmers bei Herzog Johann Casimir zu Sachsen-Coburg" angeführt. Apel IV. war kurfürstl. Sachsischer Landrath und heirathete 1571 Agnes von Werthern aus Wiehe. Aus dieser Ehe entsproß der letzte Stammhalter der Ritter-Familie Ebeleben, Johann Christoph auf Wartenburg, Herr des Amts

Mühlberg unter der Grafschaft Gleichen, auch des Rittersitzes Witzleben, welchen er auf Wiederkauf besaß. Er war geboren 1578, wurde Assessor beim Hofgerichte zu Wittenberg und 1638 Oberhofrichter. Er starb 1651 den 8. Nov. zu Dresden am Schlage. Da ihm seine Gemahlin, Agnes von Thorstadt, keine Kinder geboren hatte, so starb mit ihm das Geschlecht der Ritter von Ebeleben aus.

Das Wappen dieser Familie war ein in die Quere getheilter Schild, oben weiß und unten roth, auf dem Helme ein Fürstenhut, über welchem zwei weiße Streithämmer emporragten; die Helmdecken waren weiß und roth.

Was nun die Geschichte Ebelebens nach seiner Vereinigung mit Schwarzburg betrifft, so waren zunächst die Käufer dieses Rittersitzes die 4 Söhne Johann Günther I., Günther XLII., Anton Heinrich, Johann Günther II. und Christian Günther I. Wie sehr sich die Grafen dieser neuen Erwerbung freuen mochten, geht schon daraus hervor, daß Ebeleben von jener Zeit an immerfort der Wohnsitz einer gräflichen oder fürstlichen Familie war. Und sie konnten sich auch freuen, so wohlfeilen Kaufs zu einer so herrlichen Besitzung gekommen zu sein. Denn schon Ebeleben an sich war ein sehr angesehener Ort, mit einem unter sächsischer Hoheit stehenden Amte, zu welchem 5 Dörfer gehörten, Ebeleben, Markfußra, Holzfußra, Billeben und Bothenheilingen. Seit 1658 bestand hier auch ein eigenes Consistorium. Früher war das Amt der Diöcese Langensalza einverleibt; aber seit jener Zeit wurde das Verhältniß dahin abgeändert, daß die geistliche Inspection über das ganze Amt dem jedesmaligen Pfarrer von Ebeleben übertragen wurde. Dieser erhielt von jener Zeit den Titel eines Inspectors und hatte die volle Würde eines Superintendenten. Fürst Christian Wilhelm erlangte 1700 sogar das volle bischöfliche Recht im Amte, das sich Sachsen früher vorbehalten hatte. Auch der alljährlich in Ebeleben gefeierte Walpurgis-Markt, der lange Zeit gleichsam die Messe der ganzen Umgegend war, gab dem Orte eine besondere Bedeutung.

Die Grafen von Schwarzburg haben übrigens durch ihre Vorliebe für Ebeleben sehr Vieles zur Erweiterung und Verschönerung des Schlosses, besonders des dabei befindlichen Lustgartens gethan. Das Schloß war auch zu beschränkt für eine gräfliche Familie; denn es bestand zu jener Zeit fast nur aus dem alten Rittersitze, der den südöstlichen Winkel des Gebäudes ausmacht, nebst dem Mühlhäuser Hause. Daher suchten es die neuen Besitzer von Zeit zu Zeit durch Anbau zu erweitern. Dies that schon Christian Günther I., der gleich nach Abschluß des Kaufs nach Ebeleben zog und gewöhnlich auch daselbst wohnte. Als er daher 1612 die Rudolstädter Gräfin Anna Sibylla heirathete, führte er sie sogleich in diesem Landsitze ein. Hier wurden ihm auch alle seine Kinder geboren, und als seine Gemahlin 1623 starb, wurde sie in dem Ebeleber Erbbegräbnisse beigesetzt. Christian Günther that

sehr viel für Ebeleben und würde vielleicht noch mehr gethan haben, wenn er nicht durch den unglücklichen 30jährigen Krieg daran wäre gehindert worden. Ebeleben wurde durch diese Geißel besonders hart getroffen. Denn weil der Ort im Rufe der Wohlhabenheit stand, so kamen bald die Kaiserlichen, bald die Schweden, um Beute zu machen. Diese unseligen Plackereien nahmen am meisten den Grafen in Anspruch, so daß er nicht im Stande war, große Verbesserungen mit seiner neuen Besitzung vorzunehmen. Doch eine wohlthätige Einrichtung verdankt der Ort diesem Herrn. Der Weg aus dem Schlosse zur Kirche führte über den kleinen, bei der Kirche befindlichen Gottesacker, so daß die Herrschaften gewöhnlich über frische Gräber, Schädel und Todtenknochen steigen mußten, wenn sie ihre Andacht verrichten wollten. Dies war besonders der jungen Gräfin Anna im höchsten Grade zuwider. Daher bat sie ihren Gemahl, diesem Mißstande abzuhelfen. Der Graf versprach dies zwar, doch die Sache wurde verschoben, bis die Gräfin 1613 eines Töchterchens genas, dessen Kopf völlig einem Todtenschädel glich. Er war glatt und haarlos und blieb auch so bis zum Tode der jungen Gräfin (1652). Dies Mißgeschick beschleunigte die Ausführung des lang gehegten Wunsches. Die Gräfin kaufte aus eignen Mitteln ein Stück Land vor dem Orte, ließ es mit einer Mauer und der nöthigen Bedachung für die Leidtragenden versehen und schenkte es der Gemeinde zum Friedhofe. Zugleich wurde verordnet, daß sich auch die Einwohner von Marksußra dieses Gottesackers mit bedienen sollten. Ueberhaupt wurde dieses kleine Dörfchen nach der Reformation als eine eingepfarrte Ortschaft zu Ebeleben gezogen und verschmolz so mit demselben zu einer Gemeinde. Christian Günther erbaute auch das gräfliche Erbbegräbniß an der Kirche mit der Sacristei; das darüber befindliche herrschaftliche Kirchzimmer ließ Fürst Christian Wilhelm 1700 erbauen.

Da ich oben von den Bedrängnissen des Orts durch den 30jährigen Krieg gesprochen habe, so will ich hier nur 2 Beispiele davon anführen. 1632 hatte der kaiserliche General Pappenheim mit seinen Truppen das Eichsfeld besetzt. Da seine Reiter hier wahrscheinlich nichts mehr zu rauben fanden, vereinigten sie sich mit den ausgeplünderten eichsfeldischen Bauern und durchstreiften die ganze Umgegend, indem ein jeder einen Bauer hinter sich auf dem Pferde hatte. So kamen sie auch nach Ebeleben und verübten hier die empörendsten Gräuelthaten. Sie plünderten den ganzen Ort aus, besonders das Schloß, wo sie Alles zerschlugen und zuletzt noch 60 Eimer Wein auslaufen ließen. Vorzüglich mißhandelten sie die Weiber auf eine unmenschliche Art, so daß alle entfliehen mußten. Große Verdienste um den Ort erwarb sich damals der wackere Pfarrer Müller, der überall den Frevlern mit Entschlossenheit entgegentrat, bis er zuletzt mit seiner Tochter und einigen andern Frauenzimmern selbst mit fortgeschleppt wurde. *) Um so mehr war es zu beklagen,

*) S. Galletti Geschichte Thüringens 5. S. 354.

daß dieser brave Mann 2 Jahre darauf, ebenfalls durch Veranlassung des unseligen Kriegs, ein Opfer seines Berufseifers wurde. 1634 lag ein schwedischer Cornett in Ebeleben mit einer Schutzwehr, die aber, trotz ihrer Bestimmung, nicht die beste Mannszucht hielt. Daher hielt einst der Pfarrer eine scharfe Strafpredigt über die schlechte Aufführung der Soldaten. Der Cornett, welcher in der Kirche war, fühlte sich durch diese Predigt beleidigt und folgte daher nach dem Gottesdienste dem Prediger bis in seinen Hof nach, wo er denselben zur Rede stellte. Müller diente ihm mit nachdrücklichen Worten und reizte dadurch seinen Gegner so, daß sich dieser thätlich an ihm vergriff. Der Pastor, ein eben so beherzter als starker Mann, würde leicht den Sieg davon getragen haben, wenn nicht seine zur Unzeit besorgte Gattin herzugeeilt wäre und ihren Mann von hinten gefaßt hätte, um ihn einem so gefährlichen Kampfe zu entziehen. Dadurch bekam der Cornett Luft, riß schnell einen Spitzhammer unter den Kleidern hervor, und versetzte damit dem Pfarrer einen so heftigen Schlag auf den Kopf, daß dieser sogleich taumelnd zur Erde stürzte und 3 Tage darauf starb. Der Mörder entkam durch die Flucht.

Als 1642 Christian Günther I. starb und seine Söhne das Land unter sich vertheilten, fiel Ebeleben an Ludwig Günther. Dieser war 1621 in Ebeleben geboren und nahm auch hier sogleich seine Residenz, bis er sie 1669 nach Arnstadt verlegte. Der großen Vorliebe dieses Herrn für seinen Geburtsort verdankt das Schloß größtentheils seine gegenwärtige Gestaltung. Denn da er hier eine ordentliche Hofhaltung anlegte und eine besondere Regierung für seinen Landestheil einrichtete, so machte sich die Erweiterung der Schloßgebäude nothwendig. Daher errichtete er nicht bloß den südlichen Flügel des Schlosses mit dem schönen Schloßthurme, sondern verband auch das alte Ebeleber Haus durch ein neues Gebäude mit dem Mühlhäuser Hause, so daß das Schloß nun 2 abgeschlossene Höfe bekam. Das über dem Portale befindliche Gräflich-Schwarzburgische Wappen beweist, daß dieser Bau nicht früher durch die alten Besitzer geschah. Auch die Canzelei, der Marstall und wahrscheinlich auch das neben demselben stehende kleine Thürmchen waren sein Werk. Später wurde das Thürmchen mit den Zimmern des Schlosses durch einen hoch liegenden Bohlengang verbunden, der, durch hohe Lindenbäume dicht beschattet, den Herrschaften einen kühlen und anmuthigen Sommersitz und zugleich eine schöne Aussicht über die ganze Gegend gewährte. Doch nicht bloß für das Angenehme, sondern auch für das Nützliche sorgte der brave Graf. Daher ließ er die großen Teiche bei Ebeleben erneuern und frisch anlegen und wandte seine Sorgfalt auch dem Schloßgarten zu, der, von der Natur so sehr begünstigt, nur einer geringen Nachhülfe durch die Kunst bedurfte, um in eine der anmuthigsten Gartenanlagen umgeschaffen zu werden.

Nach ihm folgte im Besitze von Ebeleben zunächst sein Neffe Christian Wilhelm I., seit 1697 Fürst von Schwarzburg-Son-

dershausen, der es sich ebenfalls sehr angelegen sein ließ, diesen angenehmen Landsitz zu verschönern. Er machte sich besonders um die Kirche des Orts verdient, welcher er 1700 durch eine gänzliche Reparatur eine völlig neue Gestaltung gab. Diese Kirche, früher dem heiligen Bartholomäus geweiht, stammte aus sehr alten Zeiten ab. Wenigstens fanden die Prediger Misenus und Biel noch einige heidnische Denkmale in derselben, z. B. die Isis, den Pythischen Apollo u. s. w. Genau läßt sich übrigens das Alter des Gebäudes nicht angeben. Zwar befindet sich am Thurme ein Stein mit einer Inschrift, die aber durch Verwitterung unleserlich geworden ist. Schon dies zeugt für ein hohes Alter und beweist, daß wohl diejenigen mehr Glauben verdienen, welche in dieser uralten Mönchsschrift das Jahr 1055 erkennen, als die, welche das Jahr 1511 annehmen. Offenbar ist der Stein viel älter als der Thurm, der durch den Styl und die Frische seines Baues auf eine neuere Zeit hindeutet. Man sieht auch deutlich, daß der Stein erst später eingeschoben wurde. Wahrscheinlich fand man ihn unter dem Schutte des alten Gebäudes und wollte ihn auf diese Art der Nachwelt aufbewahren. Zur Zeit Christian Wilhelms war übrigens die Kirche halb verfallen, finster und unfreundlich. Daher erneuerte sie dieser Fürst, versah sie mit einer guten Bedachung, mit größern Fenstern und Thüren, und gab ihr im Innern eine bessere Einrichtung.

Was der Vater angefangen hatte, das vollendete der Sohn, der apanagirte Fürst August, welcher Ebeleben zu seinem lebenslänglichen Wohnsitze hatte und 1750 auch hier starb. Er war ein großer Wohlthäter des Orts; denn er gab demselben viel Nahrung und griff überall ein, wo Nützliches und Gutes zu befördern war. Ihm verdankt auch die Kirche ihre noch jetzt bestehende innere Ausschmückung, die Verbesserung der Orgel und des Geläutes. Eben so war er bemüht, dem Schlosse eine, dem damaligen Geschmacke angemessene und eines Fürsten würdige Ausschmückung zu geben. Durch ihn wurde auch Ebeleben das Stammhaus der jetzt regierenden Sondershäusischen Fürstenlinie; denn sein Sohn Christian Günther gelangte 1756 selbst zur Regierung. Dieser, in Ebeleben geboren und erzogen, bewies auch sein ganzes Leben hindurch eine besondere Vorliebe für seinen Geburtsort. Er verbrachte den größten Theil seines Lebens in Ebeleben und sagte oft selbst, daß er sich nie glücklicher fühle, als wenn er hier die erquickende Landluft athmen könne. Da er viel Sinn für Landwirthschaft hatte und das Bauen sehr liebte, so erhielt er das Schloß nicht nur in gutem Zustande, sondern bemühte sich auch, dasselbe immer mehr zu verbessern und zu verschönern und seinen Umfang durch neue Anbauungen zu erweitern. Besonders sorgte er für den Garten, der durch ihn eine ganz neue Gestaltung erhielt und eine Blüthe erreichte, in welcher ihn selbst Fremde mit Vergnügen sahen. Ihm allein verdankt derselbe seine noch jetzt bestehende Einrichtung und Anlage, die lieblichen Schattengänge, die trotz ihres alten holländischen Geschmacks doch immer höchst anmuthig sind, die Ausschmückung mit steinernen Stand-

bildern, die rauschenden Cascaden, die schönen, zum Theil sinn- und kunstreichen Springbrunnen, das großartige Gartenhaus, welches er 1774 erbaute, so wie die Gewächs-, Ananas- und Treibhäuser, in welchen unter andern 1793 und 94 2 Aloestauden zur Blüthe getrieben wurden. Außerdem bepflanzte er auch den großen Safransgarten, der später zu einer Fasanerie eingerichtet wurde, mit den edelsten Obstsorten.

Günther Friedrich Carl I., der dem Vater 1794 in der Regierung nachfolgte, hielt sich ebenfalls häufig in Ebeleben auf, besonders zur Zeit der Jagden, für welche der Ort, gleichsam der Mittelpunkt der ganzen Unterherrschaft, sehr günstig lag. Auch 1806, nach der Schlacht bei Jena, wurde der Fürst von den heranrückenden Franzosen aus diesem Schlosse verjagt. Wegen der großen Eile mußte das Gepäck zurückgelassen werden, welches den Plünderern in die Hände fiel. Da sein landesherrliches Verhältniß zu diesem Amte wegen der sächsischen Hoheit, unter welcher es stand, mehr ein mediatisirtes war, so wünschte er immer, von dieser Abhängigkeit befreit zu sein, besonders seitdem er in seinen übrigen Landen volle Souveränität erlangt hatte. Und auch dies gelang ihm durch eine mit dem Könige von Preußen getroffene Uebereinkunft, nach welcher ihm 1816 das Amt Ebeleben, mit Ausschluß des Dorfes Bothenheilingen, als ein völlig freies und unabhängiges Besitzthum überlassen wurde. Je älter er wurde, desto mehr gewann er die Ruhe und Stille des Landes lieb. Deshalb verlebte er zuletzt die meiste Zeit auf diesem Jagdschlosse und wurde auch hier von der Krankheit überrascht, an welcher er den 22. April 1837 starb. Auf sein ausdrückliches Verlangen wurde er auch am 25. April des genannten Jahrs in dem fürstlichen Grabgewölbe der Ebeleber Kirche beigesetzt.

Fr. Gerber.

Markfußra und die Stiftsschule zu Ebeleben.

Markfußra ist ein kleines, zum Fürstenthume Schwarzburg-Sondershausen gehöriges Dörfchen, das etwa 500 Schritte östlich unter Ebeleben, nicht weit von dem Flusse Helbe liegt.*) Der Ort selbst hat kaum 31, zum Theil sehr kleine Häuser, erhält aber dadurch Bedeutung, daß er zugleich einen fürstlichen Meierhof in sich schließt, in dessen ansehnlichen Gebäuden die Domäne Ebeleben ihre große Schäferei unterhält. Ueber das Alter des Dorfs läßt sich nichts mit Bestimmtheit sagen; doch hört man auf die Sage, so stand dasselbe schon zur Zeit des Bonifacius. Denn dieser hielt hier auf einer Wiese eine Predigt, die auf die Zuhörer einen so tiefen Eindruck machte, daß er zum Andenken an dies frohe Ereigniß auf der Stelle, wo er gepredigt hatte, eine Kirche baute, die eben so wie die Wiese selbst den Namen von ihm erhielt.**) Die Bewohner von Markfußra benutzten diese Kirche lange, und als dieselbe mit der Zeit in Verfall gerathen war, erbauten sie östlich hinter dem Meierhofe neben einer daselbst befindlichen Mühle eine neue, welche sie der heiligen Walpurgis weihten. Auch durch diese Weihung wollten sie wahrscheinlich noch das Andenken an ihren Bekehrer erhalten. Denn nach Paul Jovius in seiner Chronik von Käfernburg war die Walpurgis eine von den heiligen Jungfrauen, die den frommen Bonifacius aus England nach Deutschland be-

*) Falkenstein führt aus dem autor Thuringiae Sacrae an, Markfußra läge an einem Flüßchen, das in die Helbe fiele. Allein dies Wäßchen, die Clinge genannt, ist so unbedeutend, daß man es fast mit dem Fuße aufhalten kann.

**) Siehe die Geschichte Ebelebens in dieser Schrift.

gleiteten, um ihm bei seinem Bekehrungsgeschäfte beizustehen. Früher war Markfußra ein von Ebeleben ganz unabhängiger, selbst durch die Lehnsverhältnisse getrennter Ort; denn die Herrn von Ebeleben trugen denselben von den Grafen zu Gleichen zu Lehen. Erst nach der Reformation verschmolzen beide Ortschaften zu einer Gemeinde.

Dies an sich unbedeutende Dörfchen hat übrigens dadurch einen Namen in der Geschichte erhalten, daß 1287 der Ritter Albert von Ebeleben daselbst ein Cistercienser-Nonnenkloster stiftete, das sehr berühmt wurde und sich bei immer steigendem Reichthume über 260 Jahre erhielt. Dieser Albert war ein sehr frommer Mann, der aus Sorge für sein und der Seinigen Seelenheil schon früher bedeutende Schenkungen an das Kloster Volkenroda gemacht hatte.*) Indeß sein Eifer trieb ihn noch zu größern Opfern; er entschloß sich auch, seinen eigenen Meierhof zu Markfußra in ein Kloster zu verwandeln. Da dieser Ort ein Lehen der Grafen von Gleichen war, so wandte er sich 1272, noch vor Aufführung des Klosters, an diese, um die Lehnserlassung zu erlangen. Diese Herrn, von gleichem Eifer für Förderung frommer Werke getrieben, willigten gern ein. Die Urkunde über diese Lehnsentlassung findet sich in Falkensteins Thüring. Chronika S. 1267. Sie ist von 2 Grafen unterzeichnet, die beide den Namen Albert führten. Nun ließ unser Albert sogleich 10 gelehrte, adlige Jungfrauen aus dem Kloster Büren**) kommen und bald darauf auch noch 4 bürgerlichen Geschlechts aus Annrode. Da beide Klöster dem Cistercienser-Orden angehörten, so ging diese Ordensverbindlichkeit auch mit auf die neue Stiftung über. Während des Klosterbaues, der 2½ Jahre dauerte, unterhielt Albert jene 14 Nonnen auf seine Kosten. Er wies ihnen einstweilen die Walpurgiskirche an, die er von Grund aus hatte „renoviren" lassen. Unterdessen wurde der Bau des neuen Klosters mit allem Eifer betrieben, und da Alle, welche an diesem Werke arbeiteten, Ablaß erhielten, so fehlte es auch nicht an Händen zur Förderung desselben. Albert schlägt die hierauf verwendeten Kosten auf 25 Mark an. Gleich nach Vollendung des Baues nahmen die Jungfrauen Besitz vom Kloster und begannen ihr andächtiges Wirken.

Indeß noch fehlte der neuen Stiftung die höhere Bestätigung. Doch diese zu erlangen konnte dem frommen Albert nicht schwer fallen, da sein Bruder Heinrich Erzbischof von Mainz war; und

---

*) Man vergleiche hier den Artikel über Ebeleben in dieser Schrift.

**) In der Stiftungsurkunde steht fälschlich Burm. Büren und Annrode, zwei berühmte Klöster auf dem Eichsfelde, mußten einen großen Ueberfluß an frommen Jungfrauen haben, denn sie bepflanzten auch noch andere neue Klosterstiftungen, z. B. das Kloster Worbis.

da sich dieser 1287 zufällig wegen einer Friedenshandlung in Erfurt aufhielt, so begab sich der Stifter ebenfalls nach dieser Stadt und erhielt, gegen Erlegung von 10 Mark, die Confirmation seiner Stiftung. Bald darauf hielt der Kaiser Rudolph in dieser Stadt eine Reichsversammlung, an welcher, außer vielen hohen Geistlichen, auch ein päpstlicher Nuncius Theil nahm. Auch diese Gelegenheit benutzte Albert für seinen Zweck. Er wurde wegen seines frommen Eifers von der ganzen Versammlung mit Wohlwollen aufgenommen und erhielt, außer der kaiserlichen Bestätigung, von den 31 hier und in Mühlhausen anwesenden hohen Geistlichen noch vielen Ablaß für seine Nonnen, nämlich 31 Carenen*) und auf ein Jahr 400 Tage Ablaß. Dieser große geistliche Segen allein mußte den Stifter mit den besten Hoffnungen für sein Kloster erfüllen; denn er war ein unvertilgbarer Schatz, der, wohlbenutzt, zur unversiegbaren Quelle stets zuströmenden Reichthums werden mußte. Aber auch Albert selbst hatte es an einer reichen Ausstattung des frommen Hauses nicht fehlen lassen. Nach der Stiftungsurkunde schenkte er dem Kloster gleich bei der Stiftung viele Ländereien, Waldungen und Zinsfrüchte. Doch bei dieser ersten Schenkung ließ es der fromme Mann nicht bewenden. Denn gleich nach Vollendung des Klosterbaues fügte er „zur Beförderung seiner und seines Weibes Jutta und seiner Kinder Seligkeit" noch 60 Malter Früchte aus eignen Mitteln hinzu, und in seinem Testamente vermehrte er diese Schenkungen abermals mit 70 Malter Roggen, Weizen und Gerste, so Thalebra und Rockstädt liefern sollten, „damit die Nonnen nach seinem Tode den durch ihn verderbten Leuten etwas auszahlen und den Armen für seine Vergehungen Almosen reichen könnten."

Schon diese großen Schenkungen boten überflüssige Mittel, um 14 Nonnen anständig zu ernähren. Denkt man aber dazu den großen geistlichen Schatz, mit dem sie für alle Zeiten frei wuchern konn-

*) In der Urkunde heißt es: omnibus unam et triginta Carenam et annum et quadringentas dies Venalium, quas relaxant omnibus vere contritis et confessis singulis diebus, quibus dictae Ecclesiae Sanctimonialium manum porrexerint adjutricem. Also ein Opfer an die Kirche war die Bedingung, um diesen Ablaß für jeden einzelnen Tag zu erlangen. Carena ist nach Dufresne glossarium ad scriptt. mediae et infimae latinitatis zusammengezogen aus quadragena und bezeichnet 1) ein Fasten von 40 Tagen; 2) das Recht, dieses Fasten zu erlassen. In dem letztern Sinne muß es in unserer Urkunde genommen werden. Die Carena war eine sehr harte Strafe, die nur wegen eines schweren Verbrechens von den höchsten Geistlichen auferlegt werden konnte. Sie war mit allen möglichen Entbehrungen verbunden. Daher war es auch sehr wichtig und eine ergiebige Quelle des Gewinns, wenn einem Kloster die Macht gegeben war, von dieser Strafe zu entbinden. Mithin wurde unser Kloster durch dies Geschenk sehr bevorzugt. Venalia bezieht sich nur auf leichtere Sünden, die durch Lösung eines Ablaßbriefs abgekauft werden konnten.

ten, ohne ihn je zu erschöpfen, so wie den Geist jener Zeiten, dem vorzugsweise der Glaube aufgeprägt war, daß nur Bereicherung der Kirchen und milden Stiftungen den Weg zum Himmel bahne, so darf man sich nicht wundern, wenn unser Kloster im Laufe der Zeit zu einem außerordentlichen Reichthume an Grundbesitz und Capitalvermögen gelangte. Auch fehlte es nicht an Gläubigen, die demselben immerfort neue Schenkungen machten. Dies thaten schon 1311 die beiden Söhne Alberts, Ludolf I. und II. Eben so verpflichtete ein Bürger aus Salza Namens Wigand die Städte Frankenhausen und Arnstadt durch ein überwiesenes Capital, dem Kloster Markfußra jährlich eine Mark löthigen Silbers auszuzahlen. Die Urkunde über diese Schenkung findet man in Heidenreichs Geschichte Schwarzburgs S. 157.

Doch den meisten Gewinn mochten wohl die frommen Jungfrauen von ihrem Ablaßhandel ziehen. Daher wurde auch sehr bald alljährlich zu Walpurgis, den 1. Mai, aus der Nähe und Ferne eine allgemeine Wallfahrt nach dem Kloster Markfußra angestellt, um hier Vergebung der Sünden zu erlangen. Wie groß die Menge des zuströmenden Volks sein mochte, kann man daraus schließen, daß sich den Bußfertigen auch bald Gewinnsüchtige zugesellten, welche diese zahlreiche Versammlung zum Handel benutzen wollten. So entstand der Jahrmarkt, früher Walper-Ablaß genannt, der auch bis in spätere Zeiten, nachdem das Kloster bereits aufgehoben war, alle Jahre auf der großen Wiese bei Markfußra gehalten wurde. Doch bei der oft unzählbaren Menge von Menschen, die sich größtentheils einem unmäßigen Genusse erhitzender Getränke hingaben, konnte es nicht an feindlichen Berührungen fehlen. Nach und nach entwickelte sich hieraus eine so große Unordnung, daß ganze Gemeinheiten gegen einander aufs Feld rückten und förmliche Schlachten lieferten, in welchen nicht selten mehrere Menschen erschlagen wurden. Da es nun schwer hielt, diesem Uebel auf offnem Felde zu steuern, so wurde der Markt nach Ebeleben verlegt, weil man hier die versammelte Menge eher übersehen konnte und auch kräftigere Mittel hatte, mit polizeilichen Maßregeln schnell einzuschreiten. Uebrigens mußte wohl dieser Jahrmarkt ein reicher Erwerbszweig für die Nonnen werden, indem er den Absatz ihrer Ablaßbriefe ungemein beförderte. Daher wurde auch das Kloster nach und nach so reich, daß es den Neid der Zeitgenossen weckte und häufige Raubangriffe auf seine Reichthümer veranlaßte, die sich um so öfterer erneuern mochten, da es dem einsam und abgeschieden gelegenen Hause an den nöthigen Mitteln fehlte, sich gegen solche Angriffe zu schützen. Selbst auf persönliche Mißhandlungen der Nonnen mochte es wohl mitunter bei diesen räuberischen Ueberfällen abgesehen sein. Da nun die frommen Jungfrauen nirgends hinreichenden Schutz fanden, so wandte sich die Aebtissin zuletzt an den Papst Clemens VI., und dieser sagte demselben durch eine eigene Bulle vom 5. März 1347 seinen Schutz zu. Sie ist an den Decan zu

Heiligenstadt gerichtet und macht diesem ausdrücklich zur Pflicht, sich des Klosters anzunehmen und es gegen die Anfälle, welche räuberische und frevelhafte Menschen sowohl auf die Nonnen selbst, als auch auf ihre Güter machen möchten, mit den Waffen der Kirche aufs kräftigste zu schützen. Die Bulle ist noch im Original vorhanden.

Doch gegen die Angriffe der Münzerschen Bande konnte sie weder geistliche noch weltliche Gewalt schützen; denn diese drang 1525 mit fanatischer Wuth herein, mißhandelte die Nonnen auf eine viehische Art, plünderte das Kloster rein aus und zerstörte es fast ganz. Da sich unter den Räubern auch viele Schwarzburgische Unterthanen befunden haben sollen, so nahm deshalb der damalige Herr von Ebeleben, Apel, den Grafen von Schwarzburg in Anspruch und verlangte Schadenersatz; aber er erreichte seinen Zweck nicht. Von diesem harten Schlage konnte sich das Kloster nie wieder erholen. Auch hatten die damals schon allgemein verbreiteten Grundsätze der Lutherischen Lehre den warmen Eifer der Hohen und Niedern für solche fromme Stiftungen abgekühlt. Daher schienen auch die Ritter von Ebeleben von jener Zeit an weniger Sorge für ihr Kloster zu tragen; und vielleicht hatten sie schon damals den Gedanken gefaßt, dasselbe aufzuheben und seine Güter einzuziehen. Wenigstens waren schon 1544, wo die Reformation auch in Ebeleben eingeführt wurde, 3 vacante Stellen nicht wieder besetzt worden, und da um diese Zeit eine pestartige Krankheit noch 3 Nonnen hinwegraffte, so hob Hans von Ebeleben 1551 das Kloster wirklich auf. Die noch übrigen Schwestern wurden bis zu ihrem Tode verpflegt.

Hans war ein sowohl von Seiten des Geistes, als des Herzens ausgezeichneter Mann, der eine für seine Zeiten hohe Bildung besaß und deshalb gern die Hand bot, wenn es sich um Förderung gemeinnütziger Zwecke handelte. Daher ließ er sich auch durch den damaligen Prediger von Ebeleben, Justus Winter, leicht bestimmen, nach dem Beispiele anderer Fürsten und Herrn einen Theil der eingezogenen Klostergüter zur Erziehung und Unterweisung einiger armen Knaben zu verwenden. Und so entstand 1552

Die Stiftsschule zu Ebeleben,

die bis zum Jahre 1829, also in einem Zeitraume von 278 Jahren vielen Jünglingen zur Bildung und Veredlung förderlich war und zur Zeit ihrer vorzüglichsten Blüthe unter den kleinern Erziehungsanstalten Deutschlands Epoche machte.

Hans nahm sofort 9 Knaben auf sein Schloß, welche hier frei unterhalten und von einem eigens dazu angenommenen Lehrer unterrichtet wurden. Um aber dem Institute einen unabhängigen Be-

stand zu sichern, ließ der Ritter sogleich ein altes, neben dem Schlosse gelegenes Gebäude, in welchem vormals ein Prälat gewohnt hatte, zur Schule einrichten, und schon 1553 wurde der erste Rector, damals Schulmeister genannt, mit seinen Schülern durch den M. Winter in dies Gebäude eingeführt. Da aber dies Haus sehr baufällig war, so wurde es 1557 von Grunde aus neu aufgeführt. Noch jetzt liest man an der östlichen Eckſäule desselben die Worte:

Erectae anno 1557 mense Junio die 26.

Da dies Haus in dem untern Geschosse nur 2 große Schulstuben nebst dem nöthigen Raume für Aufbewahrung des Holzes enthielt, im obern aber, außer den Schüler-Zellen, bloß eine kleine Stube mit 2 Kammern für den Rector, so läßt sich nicht denken, daß der Lehrer gleich anfangs für die Beköstigung der Schüler habe sorgen müssen. Denn dies hätte eine weitläufige Wirthschaft nöthig gemacht, zu der es im Hause durchaus am Raume fehlte. Nicht einmal für eine Küche war gesorgt, woraus man schließen kann, daß anfangs selbst der Lehrer seine Beköstigung vom Schlosse, oder vom Gute erhielt. Später mochte dies wohl den Herrn von Ebeleben lästig fallen; daher übertrugen sie dem Rector die Unterhaltung der Schüler gegen bestimmte Deputate, mit welchen er an das Gut gewiesen war. Der beschränkte Raum der Wohnung hätte daher schon früher eine Erweiterung derselben nöthig gemacht; aber erst 1657 wurde diesem Bedürfnisse durch den Anbau eines neuen Hauses, zur Wohnung für den Rector bestimmt, abgeholfen.

Wie sehr übrigens die Ritter ihr neues Institut begünstigten, geht schon daraus hervor, daß sie die Zahl der Schüler von 9 bis 15 erhöheten. Der Zweck desselben war, den Alumnen eine gelehrte Schulbildung zu geben; deshalb wurden sie auch nur dann aufgenommen, wenn sie fertig lesen und schreiben und im Lateinischen declíniren und conjugiren konnten. Den Elementarunterricht der neu aufgenommenen Schüler besorgte der jedesmalige Cantor des Orts, der überhaupt die Stelle eines Unterlehrers bei der Anstalt vertrat, und deshalb studirt haben mußte. Jeder Schüler konnte anfangs 6 Jahre im Stifte bleiben; später nur 5 Jahre. Neben einer gelehrten Schulbildung war besonders Religion und Sittlichkeit die Tendenz dieser Anstalt. Daher konnte man dieselbe mit Recht als die Fortsetzung des Familienlebens betrachten, bei dem der Rector den Vater machte und Alles mit seinen Kindern theilte, selbst die Mahlzeiten, und jeden ihrer Schritte beobachtete und leitete. Mit feierlichem Gesange und Gebete wurde jeder Tag begonnen und beschlossen; besonders war dies der Fall vor und nach Tische, und um auch während der Mahlzeit für Geist und Herz zu sorgen, wechselten hier Vorlesungen aus der Bibel und andern nützlichen Schriften mit dem Hersagen kernhafter Sittensprüche (sententiae aureae), und an be-

stimmten Tagen mußte auch ein Schüler einen historischen Vortrag über einen vom Rector aus der Geschichte gegebenen Zeitabschnitt halten. Kein Wunder also, wenn unter solchen Umständen ein großes Drängen nach der Stiftsschule war; daher fand sie auch 1601 wo Ebeleben an die Grafen von Schwarzburg verkauft wurde, eine vorzügliche Berücksichtigung. Denn damals wurde eine besondere Stiftungsurkunde über diese Anstalt aufgesetzt, und die Grafen mußten sich verpflichten, diese Stiftung für alle Zeiten unverändert zu erhalten. Zugleich behielten sich die Herrn von Ebeleben das Recht vor, 5 Stellen in dieser Anstalt besetzen zu dürfen; die 10 übrigen wurden den Grafen überlassen. Doch die alten Herrn scheinen sich in der Folge wenig um Ebeleben bekümmert zu haben. Daher wurden ihre 5 Stellen nicht weiter besetzt, so daß es bloß bei den 10 Schwarzburgischen Stellen blieb. Der leidige 30jährige Krieg hatte auch auf die Stiftsschule einen sehr nachtheiligen Einfluß, so daß man froh sein mußte, wenn sich der Lehrer nur mit 10 Alumnen erhalten konnte. An sich waren auch die veradreichten Deputate und Geldbeiträge nicht von der Art, daß man deshalb schon zur Zeit jenes Kriegs große Ansprüche an den Rector hätte machen können. Für Brod, Bier und Holz war hinreichend gesorgt, aber nur nicht für das Geldbedürfniß. Denn 148 Thaler 18 Groschen zur Besoldung und Beköstigung eines Lehrers mit 10 Schülern mochten für die Zeiten der ersten Stiftung genügen, wo 5 Thaler schon ein großes Kapital waren; aber den nachmaligen Zeiten entsprachen sie nicht mehr, die bei ihren gesteigerten Anforderungen und Bedürfnissen mit einer an das Gesetz der Stabilität gebundenen Schullehrerbesoldung sehr bald in das grellste Mißverhältniß treten mußten. Uebrigens mußte dieses Mißverhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe im Laufe der Zeit immer stärker werden und, da keine Abhülfe geschah, die endliche Auflösung der Anstalt nothwendig herbeiführen. Diese erfolgte auch 1829, indem der damals regierende Fürst Günther Friedrich Carl I. die Stiftsschule aufhob, ihren Fonds mit dem des in Sondershausen errichteten neuen Gymnasiums verband und den letzten Rector der aufgelösten Anstalt, den Verfasser dieser Nachrichten, als Professor bei jener neuen Schule anstellte.

Noch bleibt mir übrig, die Rectoren der Stiftsschule der Reihe nach anzuführen.

1) Anton Stange, der erste Rector des Stifts, wurde 1553 vom Pastor Winter eingeführt. Zu seiner Zeit veranstaltete der Kurfürst August eine allgemeine Kirchen- und Schulvisitation in allen sächsischen Ländern, die den Zweck hatte, dem geheimen Calvinismus entgegen zu wirken und die Einheit des evangelischen Glaubens wieder herzustellen. Die hiermit beauftragte Commission kam 1575 auch nach Ebeleben, wo ihr Stange seinen Lectionsplan vorlegte. Aus diesem geht hervor, daß die Stiftsschule gleich anfangs den Zweck

hatte, ihre Zöglinge für den Gelehrtenstand zu bilden. Denn das Lateinische und Griechische machten die Hauptgegenstände des Unterrichts aus. Es wurden die Briefe des Cicero, der Terenz und der Virgil gelesen. Stange starb 1578, und ihm folgte

2) Melchior Hammer, von dem wir weiter nichts wissen, als daß er 1616, im 37. Jahre seiner Amtsführung starb.

3) Marcus Paulus Jovius, eigentlich Paul Götze; war geboren zu Themar in Franken, wo sein Vater, Johann Götze, Prediger war. Seine erste Schulbildung erhielt er zu Schleusingen; als aber später sein Vater als Decan nach Sondershausen berufen wurde, vollendete er auf der Schule dieser Stadt seine Schulstudien unter dem Rector Stophius und begab sich dann nach Wittenberg, wo er sich 1598 den Magister-Grad erwarb. Götze war ein sehr gelehrter Mann, besonders ein tiefer Kenner der Geschichte. Daher wurde er bald nach seiner Rückkehr von der Universität als Conrector in Arnstadt angestellt und 1616 von da als Rector nach Ebeleben versetzt, wo er 16 Jahre lang mit rühmlichem Eifer wirkte und den 4. Juli 1633 starb. Er hat sich besonders durch seine historischen Schriften einen berühmten Namen erworben. Er nannte sich vor denselben Paulus Jovius, theils der Sitte der damaligen Zeit gemäß, theils aus Vorliebe für den 1552 verstorbenen berühmten italienischen Geschichtschreiber gleiches Namens. Götze hat von 39 merkwürdigen Orten Chroniken hinterlassen; doch sein vorzüglichstes historisches Werk war sein chronicon Schwarzburgicum, das noch jetzt als die Hauptquelle der Schwarzburgischen Geschichte betrachtet wird. Er selbst ließ keines seiner geschichtlichen Werke drucken; um so verdienstlicher war es daher, daß der Rector Schöttgen in Dresden dies merkwürdige Chronicon 1753 in seinen Diplomatarien abdrucken ließ.

4) Johann Schubarth wurde 1634 als Rector eingeführt. Zu seiner Zeit hatte Ebeleben die größten Drangsale durch den 30jährigen Krieg zu erdulden. Gleich nach dem Antritte seines Amts wurde sogar der würdige Pastor Müller von einem Schweden erschlagen. Schubarth starb 1649.

5) Johann Christoph Kayser geboren zu Greußen. Seine Schulstudien machte er auf dem Gymnasium zu Eisleben und studirte dann in Jena. Wegen seiner Geschicklichkeit wurde er früh als Lehrer in Arnstadt angestellt und von da 1650 als Rector nach Ebeleben versetzt, wo er bis 1691, also 41 Jahre, mit großem Segen wirkte. Denn er war nicht bloß ein geschickter Lehrer, sondern auch ein so guter und frommer Mann, daß ihn seine Schüler als ihren Vater

verehrten. Seine zweite Frau, welche ihn überlebte, hat sich durch ein Legat zum Besten der armen Schulkinder in Ebeleben ein bleibendes Denkmal gestiftet.

6) Johann Melchior Hoffmann, gebürtig aus Breitenbach, auf dem Thüringerwalde, war ebenfalls ein sehr geist- und kenntnißreicher Mann, dessen gemüthliche, lateinische Elegien noch spät mit Wohlgefallen gelesen wurden. Um so mehr war es zu beklagen, daß er durch immerwährende Kränklichkeit gehindert wurde, von seinen Kenntnissen den erwünschten Gebrauch zu machen. Er litt so am Podagra, daß er oft 8 bis 12 Wochen keine Schule halten konnte. Er starb 1720 in großer Armuth.

7) M. Joachim Bein aus Schernberg gebürtig, ebenfalls ein tüchtiger Lehrer, der in kurzer Zeit seine Schule von ihrem tiefen Verfalle zu einem ziemlich hohen Standpunkte zu erheben verstand. Seine Schüler lasen den Cäsar, Cicero, Virgil und Horaz. Um so mehr war es zu bedauern, daß er 1739 als Prediger nach Himmelsberg ging.

8) Johann Gottlob Mechtold gebürtig aus Urbach, wo sein Vater Prediger war. Als Hofmeister der Kinder des in Ebeleben lebenden Fürsten August bildete er sich zum guten Pädagogen aus und erzog auch als Rector viele brave Schüler, die sich später als brauchbare Männer im Staatsdienste auswiesen. Schade, daß er durch sein mechanisches Talent zur Alchymie verleitet wurde, die ihm viele Zeit und viel Geld raubte. Er starb 1766.

9) Ludwig Friedemann Gerber, geboren den 15. März 1739 zu Sondershausen, wo sein Vater Hoforganist und Kellerschreiber war. Er erhielt in seiner Vaterstadt unter dem Rector Reif seine Schulbildung und ging 1758 nach Jena, wo er Theologie studirte. Er besaß gründliche Kenntnisse in der lateinischen Sprache und der Geschichte und nahm 1766 das Rectorat in Ebeleben an, in welchem er auch so glücklich war, mehrere brave Schüler bis zur Universität auszubilden. Später wurde er durch fortwährende Kränklichkeit sehr in seiner Wirksamkeit gehindert. Er starb den 23. Febr. 1803 an der Brustwassersucht.

10) Friedrich Wilhelm Ernst Gerber, Sohn des vorigen Rectors und Verfasser dieser Nachrichten, durch deren Niederlegung er die heilige Pflicht der Pietät gegen ein Institut zu erfüllen glaubte, dem er seit einer Reihe von mehr als 50 Jahren durch die wichtigsten Lebensverhältnisse angehörte. Er ward geboren den 14. November 1776, erhielt seinen ersten Unterricht vom Vater und besuchte seit 1791 das

Waisenhaus zu Halle und das Gymnasium zu Gotha. 1796 ging er nach Jena, wo er Theologie und Philologie studirte. Schon 1798 mußte er seinem kranken Vater in seinem Lehramte beistehen. Hierauf wurde er zum wirklichen Rector ernannt und den 21. Januar 1801 von dem damaligen Inspector Giseke eingeführt. Er suchte nach Kräften das in Verfall gerathene Institut zu heben und war auch so glücklich, mehrere brave Schüler für die Universität vorzubereiten. So wirkte er bis zum Jahre 1828, wo die Stiftsschule aus Mangel an hinreichenden Unterhaltungsmitteln aufgehoben wurde. Gerber selbst wurde zu Ostern 1829 als Professor bei dem neu errichteten Gymnasium zu Sondershausen angestellt.

Fr. Gerber.

Herzberg.

Herzberg.

Das Schloß blickt auf ein Meer
Von hohen Waldeskuppen,
Sieht frischen Wiesengrund
Mit Bach und Felsengruppen,
Sieht schönbebautes Land,
An Stadt und Dörfern reich,
Darin ein biedres Volk,
Dem braysten Volke gleich.

Adolf Bube.

Mit Stolz und fürstlicher Majestät, noch völlig erhalten und mit Mauern und Thürmen wohl bewahrt, blickt Schloß Herzberg von hohem Felsen in das Thal herab und schimmert weit in die Ebene hinaus, der Landschaft eine köstliche Zierde. Ernst und Ehrfurcht erweckend horstet es auf der isolirt daliegenden Höhe, und der Hannoveraner, wenn er auf der Heerstraße, welche unten am Fuße des Berges hinläuft, daher wandert, bleibt sinnend stehen und schaut mit wehmüthigen Gefühlen hinauf zu der alten Burg, welche die Wiege und den Sarg manches Fürsten des Landes gesehen hat, so wie das häusliche Glück, das Leben und Treiben so manches Nachkommen von Heinrich dem Löwen.

Obwohl der zu den Füßen des Schloßberges liegende Flecken Herzberg mehrere Sehenswürdigkeiten aufzuweisen hat, wenden wir uns doch zuerst zum merkwürdigsten Punkte der Gegend, zum Schlosse.

Der Berg, auf welchem es liegt, eine der letzten Höhen des südwestlichen Harzes, steigt, von der Ebene her, allmählig empor, und fällt, gegen das Hochgebirge gewendet, steil in's Thal herab.

Auf dem höchsten, nordöstlichen Punkte dieses Felsens, der von drei Seiten her vom Thale durch steile Bergwände abgeschnitten ist, liegt das ziemlich weitläufige Gebäude stolz und sicher und schaut mit Herrschermiene auf Thäler und Wälder hernieder. Von dem Thale aus betrachtet, macht seine gegen Westen gerichtete, lange Fronte einen ganz besonders günstigen Eindruck und man starrt bewundernd hinauf zu dem gewaltigen Gemäuer, das, wie ein Adlernest auf die Felsenspitze gebaut, der Kühnheit und Kraft des Erbauers eine Lobrede hält.

Drei Wege führen zu der lustigen Höhe hinan. Der erste, bequemste und am meisten benutzte, besteht aus einer Steintreppe von 265 Stufen, welche, vom Flecken Herzberg aus, gemächlich in mehreren Winkeln und Absätzen bis zum Schlosse hinaufleitet und auf der man in den vordern Schloßhof gelangt. Der zweite Weg, oder der eigentliche alte Schloßweg, ist eine steile, hohle und gefährliche Fahrstraße, die zum äußersten Thore führt. Der Weg geht hier durch die beiden gewaltigen Burgthore hindurch, deren eisenbeschlagene Pforten einst dem mächtigsten Feinde Halt gebieten mußten. Zwischen starken Mauern, aus lauter runden Kieseln zusammengekittet, kömmt man alsdann auf den Turnierplan, der mit Schattenbäumen umpflanzt ist. Der dritte Weg, welcher sich von Süden her, wo der Berg am wenigsten steil emporsteigt, hinaufzieht, aber einen bedeutenden Bogen macht, wird der Leichenweg genannt. Er wurde angelegt, als die Mutter eines auf dem Schlosse wohnenden Amtmanns, Gieseke, im starren Winter gestorben war, und der Sarg auf dem eisblitzenden, steilen Schloßwege weder hinuntergefahren, noch hinunter getragen werden konnte. Auf diesem Wege sieht man einen großen, weißen Kalkstein, dem man den Namen „Freudenstein" und „Fräuleinstein" beigelegt hat. Woher diese Benennung entstanden ist, wird weiter unten erinnert werden. — In der Nähe dieses Steines ist ein Lust- und Gemüsegarten eingerichtet. —

Wir wählen den bequemsten Weg und steigen die 265 Stufen der Steintreppe hinan bis zu den Mauern des Schlosses. Mit Bewunderung betrachten wir das Material, welches zu demselben verwendet worden ist, denn sie bestehen ganz und gar aus lauter kleinen runden Bachkieseln, wie sie das Thal in unzählbarer Menge darbietet, welche durch einen festen Kitt mit einander verbunden sind. Wir treten in den Vorhof, wo noch die Stechbahn ist, und von hier gelangen wir durch einen Mauergang zu dem innern überwölbten Schloßthore. In der Eichenpforte befindet sich noch das Noththürchen, welches, enge und schmal, mit dem Uebersteigbrett versehen ist und noch jetzt denjenigen Bewohnern des Schlosses geöffnet wird, welche etwa zur Nachtzeit heimkehren. In diesem Thorgewölbe befinden sich die Amtsgefängnisse. Treten wir nun in den innern Hof, so ist von den Gebäuden, welche denselben einschließen, der östlich gelegene Flügel derjenige, an welchem der Zahn der Zeit am meisten genagt hat. Er wurde schon vor vielen Jahren zum Kornmagazine umgeschaffen. Die drei übrigen Flügel werden von Beamten be-

wohnt, und wenn man durch die langen Corridors und hohen Gemächer, besonders des westlichen Theils, wandelt, kann man sich leicht im Geist in die Zeit zurücksetzen, wo hier eine fürstliche Hofhaltung war. In dem nordöstlichen Winkel des innersten Burghofs, der ein großes, längliches Quadrat bildet, steigt ein in einem besondern Stile erbauter Thurm empor, der fast einem Minaret gleicht. Er verdankt den Herzögen Christian Ludwig und Johann Friedrich seine Erbauung.

Von besondern Merkwürdigkeiten findet sich wenig. Das Auge des Geschichtsfreundes wird durch Inschriften, Namenszüge, Wappen u. s. w., welche sich hier und da an Mauern, Thürmen und Thoren befinden, gefesselt. Das Archiv, in welchem sich sehr viele Actenstücke, besonders aus Herzog Georgs Zeiten, befinden, ist noch wenig benutzt und enthält des Merkwürdigen und Interessanten gewiß mancherlei. Theile einer künstlich gearbeiteten Wiege, welche gezeigt werden, werden für die Wiege König Georg II. ausgegeben. Ob dieser nachherige König von England, wie behauptet wird, hier geboren wurde, ist vielfach bestritten worden; aber doch wohl ohne Grund, da es keinem Zweifel unterworfen ist, daß er hier getauft wurde.

Was die nächsten Umgebungen anbetrifft, so senkt sich der Berg, gegen Abend, gleich von den Mauern des Schlosses steil zum Thale hinab und ist daher nur hier und da mit einzelnen Sträuchen und Gebüschen bewachsen; gegen Mittag aber zieht sich ein Laubhölzchen fast bis an die Burg heran, und die beiden übrigen Seiten, welche die steilsten und nach dem Flecken Herzberg gerichtet sind, umzieht der Schloßgarten, der aus schmalen Graswegen, die hier und da mit alten Bäumen bepflanzt sind, besteht. Der Naturfreund findet hier eine Merkwürdigkeit. Die große Weinbergschnecke, helix pomatia, hält sich nämlich, trotz Kälte und Wind, hier oben in den Kräutern und Moosen auf. — Die Aussicht von hier auf den tief unten liegenden Ort und dann hoch zum Gebirge hinauf, ist sehr schön. Freundlich liegen tief unten die Häuser von Herzberg, in der Tiefe klein und zierlich anzuschauen wie ein Weihnachtsgarten zum Spielzeug der Kinder. Dort liegt das weite Thal und die Sonne strahlt auf Millionen glatter Bachkiesel, welche den unübersehbaren Grund bedecken und zwischen denen der winzig scheinende Hirt seine Schafe weidet, die, von dieser Höhe gesehen, wie umherwimmelnde Ameisen erscheinen. Herrliche Höhen schließen das Thal ein und den Hintergrund bildet der Urwald. Von ihm her drängt sich, wie eine blaue Schlange, das schmale Silberband der Sieber, wälzt zu unsern Füßen in vielfachen Ringen ihre kleinen Wellen über den ebenen Kiesgrund, und läßt nicht ahnen, zu welchem schrecklichen Strome sie anschwellen kann, denn wenn der finstere Geist des Gebirges grollt, den Nebeln winkt, sie zu Wolken zusammenballt und unendlichen Regen herabstürzen läßt; so wird das Bächlein ein Strom, steigt mächtig empor und macht das Thal zum See. Wer die Wasserschlange so zorngeschwellt gesehen, der wird die große Holzbrücke,

welche sich in einem hohen Bogen über das unscheinbare, mattfließende Wässerchen weit hinaus auf das Trockene legt, gewiß nicht unnütz oder gar lächerlich finden. — Treten wir auf eine andere Stelle des Schlosses, blicken wir hin nach Osten, wo aus geringer Entfernung die grauen Felsenzacken der alten Burg Scharzfels herübergrüßen, oder nach Süden und Südwesten, so bieten sich neue und eben so schöne Landschaftsbilder dar.

Behaglich streckt dort das Land sich
In Ebnen aus, weit, endlos weit,
Mit Thürmen, Wald und Flur und windet
Der Bäche Zier in's bunte Kleid.

Hier steigt es plötzlich und entschlossen
Empor, stets kühner himmelan,
Mit grünem Laub das Haupt umgossen,
Vertritt den Wolken ihre Bahn.

Bald hängt mein Auge freudetrunken
Hier an den Felsen schroff und wild,
Bald ist die Seele still versunken
Dort in der Ferne Räthselbild.

Wer der Erbauer des Schlosses gewesen, wer diesen Felsen schicklich fand, eine Veste darauf zu bauen, ist durch authentische Nachrichten nicht zu erweisen, denn das ältere Archiv wurde von einem Feuer verzehrt, welches im Jahr 1510 im Schlosse ausbrach und großen Schaden anrichtete. Wahrscheinlich legte ein Graf von Lauterberg oder Lutterberg, Werner, edler Vogt des nicht fern von Herzberg liegenden Klosters Pölde, im Jahr 1024, den ersten Grund dazu. Er war nämlich ein großer Jagdfreund und da er oft in dieser Gegend jagte, seine Burg aber etwas entfernt lag, so bauete er auf den hochstrebenden Felsen ein Jagdschloß, welches er Hirschberg, Hirzberg, nannte, woraus nachher Herzburg wurde. Sein Sohn Burchard vergrößerte es und machte es zu seinem und seiner Nachkommen beständigem Wohnsitze. Als die alten Lauterberg'schen Grafen in der Mitte des zwölften Jahrhunderts ausstarben, nahmen die Vormünder Heinrich des Löwen ihre Besitzungen, und also auch Herzberg, als eröffnete Lehen zurück. Später saßen Heinrich des Löwen Vögte darauf. Nach des tapfern Löwenherzogs Tode (1195) kam Herzberg, bei der Theilung des Landes unter seinen Kindern im Jahr 1203 an seinen Sohn, den Kaiser Otto IV., dessen Gemahlin nach Otto's Tode einige Zeit auf Herzberg, als ihrem Wittwensitze, wohnte. Im Jahr 1279 fiel Herzberg, nach dem Tode Herzog Albrecht des Großen, bei einer neuen Theilung des Landes, an Herzog Heinrich den Wunderlichen, der seine Hofhaltung oft wechselte und bald zu Grubenhagen, bald zu Osterode, bald zu

Rotenkirchen und Katlenburg, aber auch sehr oft hier zu Herzberg verweilte, und von dessen Nachkommen, besonders Grubenhagenscher Linie, es auch die gewöhnliche Residenz blieb. Der jüngste Sohn Heinrich des Wunderlichen, Wilhelm, stiftete eine eigene Herzberg'sche Linie, starb aber ohne Nachkommen. Der Bruder dieses Wilhelm, Ernst, welcher zu Eimbeck residirte, erbte die Besitzungen des Bruders; seine Witwe, eine geborne Gräfin von Eberstein, wohnte noch lange Zeit einsam in stiller Trauer auf dem alten Schlosse zu Osterode. Von Ernst's Söhnen bekam der vierte, welcher Friedrich hieß, Herzberg und Osterode als Apanage. Friedrich ward Vormund Erichs, des einzigen Sohnes seines ältesten Bruders Albrecht II., der zu Salz der Helden Hof hielt. Dieser Erich führte, als er mündig geworden war, im Jahr 1415 einen förmlichen Krieg um Scharzfels und Lauterberg mit dem Grafen Heinrich von Hohenstein, schlug ihn bei dem Dorfe Osterhagen, und nahm in dem blutigen Treffen drei Hohensteiner gefangen, die sich später mit 8000 Gulden auslösen mußten. Albrecht III., Erichs Sohn, setzte Herzberg seiner Gemahlin, einer gebornen Gräfin von Waldeck, zum Leibgeding aus. Ihm folgte Philipp I., der oft gepriesene Mann, welcher so glücklich war, das Fürstenthum Grubenhagen allein zu besitzen, sich im Jahr 1534 zu Luthers Lehre bekannte, und sich oft zu Herzberg aufhielt. Auch seine jüngern Söhne, Wolfgang und Philipp II., liebten den schönen luftigen Sitz zu Herzberg auf der freien, weitschauenden Felsenhöhe. Von dem Erstern erschien im Jahr 1593 eine neue Bergordnung; mit dem Letztern starb die Grubenhagen'sche Linie aus und zu Osterode ward Philipp im Jahr 1596 neben seiner ihm vorangegangenen Gemahlin Clara von Wolfenbüttel, begraben und Fürstenhut, Helm, Wappen, Siegel und Schwert ihm in das Gruftgewölbe mitgegeben (s. den Art. Osterode). Die Linien von Wolfenbüttel und Celle stritten sich jetzt eine Zeit lang um das erledigte Land, bis der Kaiser der Wolfenbüttler Linie im Jahr 1617 befahl, der Celle'schen das ganze schöne Besitzthum abzutreten.

In diese Zeit fällt der denkwürdige Vertrag zwischen den sieben Söhnen des Celle'schen Herzogs Wilhelm, deren Selbstentäußerung zum Besten der Landeswohlfahrt vielleicht nirgends ihres Gleichen gefunden, noch finden möchte. Herzog Wilhelm hinterließ nämlich sieben Söhne. Der älteste unter ihnen, Ernst, regierte zu Celle, und als er starb, hätte der zweite der sieben Brüder, Christian, sein Nachfolger sein müssen. Dieser aber berief seine Brüder: August, Friedrich, Magnus, Georg und Johannes zu sich und legte ihnen eine, von dem verstorbenen Bruder Ernst verfaßte Acte vor, welche eine Idee enthielt, die schon in Wilhelms, des Vaters Kopfe gekeimt hatte. Um nämlich die ewige Zersplitterung des Landes zu verhüten, hatte der verstorbene Ernst ein Hausgesetz entworfen, in welchem der Vorschlag gemacht wurde, daß nimmer wieder getheilt werden und daß jeder kommende Zuwachs von Land mit Lüneburg vereinigt bleiben sollte bis auf ewige Zeiten. Wer unter den Brüdern der Stammvater des neuen Hauses werden solle, möge durch's

Loos entschieden werden. Dieser Eine müsse sich dann standesgemäß vermählen, doch sollten die Successionsrechte der Erstgeburt dadurch keineswegs beeinträchtigt werden.

Was kaum zu erwarten gewesen war, geschah, — die Brüder waren mit dem Vorschlage zufrieden, den Herzogshut auf das Haupt eines ihrer Brüder zu drücken und unvermählt zu bleiben oder im Privatstande zu leben. Einige wollten sogar freiwillig vom Loosen zurücktreten, denn Herzog August war bereits heimlich mit der schönen Tochter des Amtmanns zu Ebstorf vermählt, und Herzog Georg liebte eine Unbekannte, die er erst kurze Zeit vorher auf dem Schlosse zu Herzberg hatte kennen lernen; Christian beredete aber Alle zum Loosen. Fünf silberne und eine goldene Kugel warf er in einen Helm und die Brüder zogen. Mit Entsetzen sah Georg die goldene Kugel, welche ihn zum Herrn des Landes machte, in seiner Hand, denn er glaubte, er müsse nun jener Unbekannten, die er so unaussprechlich liebte, auf ewig entsagen. Vom Canzler wurde nun, im Beisein der angesehensten Edelleute des Landes, das Document über dies merkwürdige Hausgesetz aufgenommen, welches die Brüder errichtet hatten nnd das einzig war und geblieben ist in der Geschichte deutscher Fürstenhäuser, welches mit Erstaunen das ganze gleichzeitige Europa als ein kaum glaubliches Opfer von fürstlicher Großherzigkeit der Eigenliebe und Selbstsucht gebracht, betrachtete, und welches der türkische Gesandte zu Paris ein Wunder der menschlichen Natur betitelte und zugleich laut den Wunsch aussprach, ein solches Fürstengeschlecht von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen und wenn es am Nordpole wohnte.

Da Georg sein Lebens- und Liebesglück vernichtet glaubte, war er anfangs über alle Maßen traurig: aber das launenhafte Schicksal hatte es gut mit ihm im Sinne, und drückte ihm neben dem Herzogshute auch noch das Rosendiadem der Liebe in das dunkellockige Haar. Jene Unbekannte, welche er liebte, war ihm ebenbürtig, war Eleonore von Darmstadt, die Tochter Landgraf Ludwigs von Hessen, den die Bücher der Geschichte „den Getreuen" nennen. Sobald die ersten Regierungsgeschäfte beseitigt waren, eilte er nach Herzberg, wo die Geliebte noch weilte.*)

Ach! mit banger Sehnsucht blickt die Holde
Oft vom Söller nach des Thales Pfad;
Schild und Panzer glüh'n im Abendgolde,
Rosse fliegen, der Geliebte naht!

---

*) Diesen romantischen Stoff hat Blumenhagen, natürlich mit allerlei poetischen Zuthaten, zu einer historischen Novelle verarbeitet, die sich unter dem Titel: „Fürstenherzen, oder die Prinzen von Lüneburg", im sechsten Bande seiner gesammelten Werke, so wie im Taschenbuche „Rosen, auf 1829", befindet.

Ihm die treue Rechte sprachlos reichend
Steht sie da, erröthend und erbleichend;
Aber was ihr sanftes Auge spricht,
Sängen selbst Petrarch und Sappho nicht.

Bis zu dem großen, weißen Felssteine, der schon oben erwähnt ist und außerhalb des Burgthores liegt, auf dem Leichenwege, an dem Winkel der Straße, von wo man herabsehen kann auf den Flecken Herzberg, — bis zu diesem Felsstücke war sie ihm entgegengeeilt, und von seinen kräftigen Armen umschlungen, erfuhr sie Alles, was sich zugetragen hatte und der Stein wurde der Freudenstein genannt und heißt noch so bis auf den heutigen Tag.

Den Ort aber, wo er seine Anna Eleonore gefunden, liebte Georg von nun an wie seinen köstlichsten Edelstein, und als beide Liebende mit einander vermählt waren, nahmen sie ihre Residenz zu Herzberg und es wurde die Wiege der Kinder Georg's und das reiche Haus seiner Familienfreuden, der Schauplatz seiner stillen Freuden und Leiden. Herzog Georg wurde gar bald von Allen, die ihn kannten, für einen der tapfersten Kriegshelden des deutschen Landes gehalten, dessen Freundschaft Spanien und Dänemark, der Kaiser und der Schwedenkönig Gustav Adolf zu erwerben eifrig bemüht waren und welcher der Stammvater des Hannoverschen Churhauses so wie des englischen Königshauses geworden ist. Seine schöne Gattin gebar ihm hier auf Herzberg vier Söhne, die sämmtlich in der Geschichte Hannovers die bedeutendsten Rollen spielten. Auf Schloß Herzberg sah das Licht der zwar schwache, aber milde und gütige Christian Ludwig; hier standen die Wiegen der Herzöge Georg Wilhelm und Johann Friedrich, welche beide ein Paar ächt deutsche Männer wurden, Georg Wilhelm, der Lebensfrohe, aber Thätige und Gerechte, und Johann Friedrich, der Edle, aber etwas Strenge und Eigenwillige, der denjenigen, die ihm zuweilen Milde und gelinde Maßregeln anzurathen wagten, zu antworten pflegte: „Ich bin Kaiser in meinem Lande!“ — Hier auf Schloß Herzberg wurde Ernst August geboren, der weise Staatsmann, der Freund der Wissenschaften und Künste, der den Churhut auf sein Haupt zu drücken wußte, dessen Sohn den Thron Großbritanniens bestieg, und der von vier Brüdern allein ausersehen war, Vater eines blühenden neuen Herrscherstammes zu werden, der mit seinem Ruhme die Erde anfüllte und mehr als einmal Europa's Schicksal entschieden hat. So sah Herzberg glänzende Tage, aber seine Blüthenzeit ging auch vorüber, denn als Herzog Georg im Jahr 1634 die Regierung des Fürstenthums Kalenberg antrat, welches durch Herzog Friedrich Ulrichs Tod dem Hause Lüneburg zugefallen war; so verlegte er seinen Sitz nach der schon damals ansehnlichen Stadt Hannover und erbaute daselbst das Residenzschloß. Da Herzog Georg und alle vier Söhne desselben nach einander in Hannover regierten, stand Herzberg von da an verlassen und verödet und wird nur noch einmal erwähnt, als Christian Ludwigs Wittwe hier einige Jahre zubrachte,

bis sie mit dem Churfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, ein zweites Eheband knüpfte.

Bis zum Jahr 1788 war das Schloß noch vollständig möblirt und verziert, wurde auch beständig von einem Castellan bewohnt, später ward es jedoch dem jedesmaligen königlichen Oberamtmann des Amtes Herzberg zur Officialwohnung eingeräumt.

Die Größe in ihrer Verfallenheit hat immer etwas, das das Herz beugt, und dies Gefühl bemächtigt sich unser, wenn wir hier das Jetzt mit dem Sonst vergleichen. — Manches Denkmal, welches die Burg noch aus ihrer Glanzzeit und von ihren unvergeßlichen Bewohnern aufzuweisen hat, betrachtend, verlassen wir das in vieler Hinsicht merkwürdige Schloß und steigen auf der schon erwähnten Treppe von 265 Stufen, welche zwischen alten Bäumen und wildem Unterbusch, an Felsenwand und tiefe Schlucht hingelehnt, dennoch mit Sicherheit bis zu dem Fuße des majestätischen Felsens hinunterträgt, zu dem Flecken Herzberg hinab.

Der Flecken Herzberg, welcher gegen 400 Häuser und über 2000 Einwohner zählt, ist nicht besonders ansehnlich. Die Bartholomäikirche des Ortes ist im Jahr 1593 vom Herzoge Wolfgang von Braunschweig-Grubenhagen erbaut, und enthält mehrere historische Merkwürdigkeiten. Unter andern Monumenten der fürstlichen Familie haben hier zwei Töchter Georgs, die Prinzessin Magdalene und die Zwillingsschwester von Ernst August, die Prinzessin Dorothea, reich verzierte Epitaphien von schwarz und weiß geädertem Marmor. Hinter dem Altare bewahrt man einen mit schwarzem Marmor ausgekleideten kleinen Taufstein, aus welchem Georg II., König von England, die christliche Weihe empfangen haben soll, und im Gruftgewölbe derselben Kirche ruhen zwei Särge, die für Kunstwerke der damaligen Zeit gelten können. Beide umschließen den Staub zweier tapferer Söhne des ersten Churfürsten Ernst August. Der eine, Prinz Friedrich August, fiel im Jahr 1691 als kaiserlicher Generalmajor in einer Schlacht mit den Türken, als er in einen Engpaß einzudringen versuchte, den die Feinde besetzt hielten. Sein Leib wurde den tiefer schrockenen Eltern ohne Kopf hingebracht und soll noch unangerührt in dem festverschlossenen und unversehrten Sarge ruhen. Der andere, Prinz Christian, war kaiserlicher Obristwachtmeister, und ertrank im Jahr 1703, während des spanischen Erbfolgekrieges, bei Elchingen, unweit Ulm, in der Donau, nachdem sein Pferd erschossen worden war. Warum diese beiden Leichen hier beigesetzt worden sind, da die Residenz doch schon zu Hannover war, ist nicht bekannt.

Die Orgel der Kirche wurde der Gemeinde Herzbergs im Jahr 1596 geschenkt und zwar vom Herzoge Philipp II., welcher zu Herzberg residirte. Eine alte Inschrift, welche sich an der Orgel befindet, erzählt dies dem Beschauer.

Früher war noch eine zweite Kirche Herzbergs, die Nikolaikirche, im Gange; sie wurde aber schon seit langer Zeit nur zum Lesen der Leichenpredigten gebraucht.

Eine sehr sehenswerthe Anlage in Herzberg ist die Gewehrfabrik und durch sie ist der Ort in neuerer Zeit wieder zu einer Art von Berühmtheit gekommen, denn ihre Arbeiten brauchen eine Vergleichung, selbst mit den berühmtesten Productionen der Art, nicht zu scheuen, und sind deshalb für das Land höchst wichtig. Die Fabrikgebäude liegen am Fuße des Schloßberges und ein Arm der Sieber setzt die Maschinen in Bewegung. Die Wohngebäude mit Feuereſſen für Rohr- und Bajonnetschmiede, die Rohrschmiede, in welcher die Röhre gerundet und geschweißt werden, die Bohr- und Schleifmühle nebst dem Glühofen sind einer Besichtigung sehr werth. Ueber die Menge der vorhandenen fertigen Flinten, Bajonnete, Säbelklingen u. s. w. wird jeder Besucher der Fabrik höchst erstaunt sein. Sie wurde anfänglich auf königliche Kosten eingerichtet, zuerst bei dem damaligen Eisenhüttenwerke Lonau, ungefähr eine Stunde von Herzberg entfernt, dann (im Jahr 1736) wurde sie nach Neuhof bei Scharzfeld, und endlich hierher verlegt, weil das Lonauer Eisen nicht gut genug war. Im Jahr 1740 wurde sie ganz hierhergebracht. — Die Röhre und Bajonnete aus Eisen, welches von der Königshütte (s. den Artikel Scharzfels) hierher geliefert wird, werden zuerst mit doppelter Ladung probirt und unter funfzig Flinten springen gewöhnlich zwölf bis funfzehn. Diejenigen Läufe, welche die Probe ausgehalten haben, werden dann verschraubt, nach dem Kaliber gezogen, vom Rüstmeister visitirt, gezeichnet, mit Schlössern versehen, und völlig fertig gemacht. Springt eine Flinte beim ersten Schusse, so muß der Meister den Schaden tragen, springt sie aber erst beim zweiten, so hat die Fabrik den Verlust auf sich zu nehmen. Bis zur Zeit des ephemeren Königreichs Westphalen wurde sie auf königliche Kosten betrieben, da aber an einen Privatmann verpachtet und endlich an den jetzigen Fabrikherrn, Herrn Crause, verkauft, der immerwährend mehrere hundert Arbeiter beschäftigt. Die Arbeiten der Fabrik werden wegen ihrer Trefflichkeit gar sehr gepriesen und in der Gewerbausstellung zu Hannover wurden mehrere Arbeiten der Fabrik als wahre Kunstwerke angestaunt und gewannen auch die Preismedaille. Eine bestimmte Quantität der Waare nimmt die Herrschaft der Fabrik jährlich ab.

In Herzberg wohnen viele gute Messerschmiede, auch wird hier viel Wolle gesponnen und die Armenanstalten sind gut eingerichtet.

Johann Klai, bekanntlich einer der ersten deutschen Grammatiker, wurde hier geboren.

Unter dem Schlosse liegt ein herrschaftliches Vorwerk und zwei große Teiche, „der Jües oder Ghüs“ und „der Ochsenpfuhl“ genannt, wahrscheinlich Erdfälle, welche in dieser Gegend keine Seltenheiten sind. Der Jües oder Ghüs, an der Ostseite des Fleckens, ist überaus tief und bietet zuweilen die merkwürdige Erscheinung dar, daß aus seiner Tiefe verfaulte Tannenstämme hervortauchen, obgleich in der Nähe keine Tannen wachsen. Seine Mitte gilt im Volk für unergründlich, er ist fischreich und man will bei klarem Wetter alte Gemäuer in seinen Wassern gesehen haben.

Der Sage nach hauste hier vor grauen Jahren ein Graf, der ein wildes und gottloses Leben führte und da er sich, trotz mancher Warnungszeichen, nicht zu Gott bekehrte, sondern nur nach seines Herzens Gelüsten lebte, so versank endlich unter Donner und Blitz sein Schloß in einen Erdschlund und Wasser stiegen empor und bedeckten geheimnißvoll die schaurige Tiefe.

Der andere Erdfall, der **Ochsenpfuhl**, liegt dicht an der Ostseite des Schloßberges und wird durch verborgene Grundquellen genährt, denn sichtbaren Zufluß hat er nur selten; er fließt ab in eine dunkle Schlucht des Felsens, und man weiß nicht, wo seine bedeutende Wassermasse bleibt. Sein Wasserstand ist immer derselbe, was wahrscheinlich durch verborgene Kalkschlotten bewirkt wird. Ueber die Entstehung des Wasserbeckens erzählt die Sage Folgendes:

Vor einigen hundert Jahren hatten sich, einer alten Sitte gemäß, am zweiten Feiertage des heiligen Osterfestes, die jungen Burschen und Mädchen auf der Wiese eingefunden, die sonst da grünte, wo sich jetzt die unheimlichen Wellen des Teiches ausbreiten. Rings umher waren Leinengezelte aufgeschlagen, in denen Alles zu haben war, was die Sinne begehrten, und rosige Jungfrauen lustwandelten oder schauten den kräftigen Jünglingen zu, die sich im Ringen und in andern Spielen übten. Während aber die Jünglinge noch miteinander kämpften,

Da waren lust'ge Musikanten,
Ganz unbemerkt herbeigeschlichen,
Es wurden die beliebt bekannten
Drehwalzer bestens aufgestrichen,

und — wie von Hüon's Zauberhorn bewegt, eilte Alles zum Tanzplatz, bald drehten sich die Paare jauchzend im lustigen Reigen und der Jubel der Fröhlichen wuchs von Minute zu Minute. Leider aber sollte das Vergnügen, für die lebenslustige Jugend nur allzubald, auf eben so unerwartete, als wunderbare Weise gestört werden. Es kam nämlich ein ungeheurer schwarzer Ochse des Weges daher. Das Gewühl und Gejauchz der Menge machte ihn wild, das Geschrei der ihn neckenden und verfolgenden Knaben verkehrte seine Wildheit in Tollheit und so erschien das riesige Geschöpf plötzlich auf dem grünen Platze und setzte die Versammelten in das tödtlichste Schrecken. Weiber, Mädchen und Kinder flüchteten im gefährlichsten Gedränge in die nächsten Höfe, hinter die Zäune oder auf die steilen Höhen; doch die kühneren jungen Burschen hemmten gar bald ihre im ersten Schrecken begonnene Flucht, bewaffneten sich mit jedem waffenähnlichen Werkzeuge, das nahe lag, sammelten sich wieder und schickten sich an, dem schwarzen Ungethüme, durch welches sie von der Wiese vertrieben worden waren, ihren Vergnügungsplatz wiederum abzukämpfen. Ihre Streitlust verwandelte sich aber zu starrblickender Ver-

wunderung, als sie das Treiben des tollen Thieres betrachteten. Dieser kümmerte sich nicht um die kampflustige, gegen ihn anrückende Menge, sondern tobte mit dem Gebrüll der schrecklichsten Wuth auf dem grünen Wiesengrunde umher, wetzte seine langen Hörner an den nächsten Baumstämmen und blies heiße Dampfwolken aus den weit offenen Nüstern. Mitten auf der Wiese hielt er endlich seinen Lauf an, senkte das breite Haupt, riß, mit den gewaltigen Füßen scharrend, den Rasen auf und stieß die Hörner tief in den Boden. Wüthender durch den Widerstand, den da liegendes Gestein seiner Gewalt entgegensetzte, ließ er nicht nach, zu wühlen, und Steine und Erde in die Luft zu schleudern, bis auf einmal vor ihm aus dem aufgebrochenen Boden ein dicker Wasserstrahl emporschoß, mehrere Fuß hoch sich zu einem sprudelnden Springbrunnen hob und in kurzer Zeit das trockene Erdreich um den Stier her mit rauschenden Fluthen bedeckte. Das Thier stand anfangs wie verwundert, dann schlürfte es mit gierigen Lippen aus dem Strudel, zog sich, wie das Wasser umher größer ward, langsam zurück und ließ sich endlich geduldig fangen und fesseln. Das Fest aber war und blieb verdorben und der Vergnügungsplatz der Herzberger Jugend war zerstört für alle Zeit, denn der Wasserquell blieb unerschöpft, der Strudel hörte nicht auf zu fließen, und in wenigen Tagen war der grüne Wiesengrund gänzlich ausgefüllt. Schon glaubten die nächsten Bewohner die Sicherheit ihrer Grundstücke gefährdet, aber die Gefahr wurde glücklicher Weise abgewandt, denn das Wasser hatte sich einen Ausgang geschaffen, so räthselhaft und außerordentlich, wie es sein Hervorquellen gewesen war. Es hatte sich eine Schlucht geöffnet, dicht unter dem Schloßberge, und so wenig man weiß, von wannen es kam, so wenig weiß man, wohin es geht. Das Wasser aber ward der Ochsenpfuhl genannt und heißt so bis auf den heutigen Tag.

Wenn man, am Jües vorüber, die Straße verfolgt, welche links ablenkt, so erblickt man ein nett aussehendes Försterhaus am eigentlichen Eingange des schönen Sieberthals. Etwas mehr zurück liegt am Berge das letzte Haus des Fleckens Herzberg, welches, so lange der Harz steuerfrei war, eine Eigenschaft an sich hatte, die man auch von mehreren andern auf Grenzen gelegenen Häusern rühmt. Dies Haus war nämlich eine Schenke und da es gerade auf der Grenzscheide zwischen dem Vorharze und dem eigentlichen Harze erbaut war, so brauchte man nur im Innern des Gebäudes durch eine, das Haus in zwei Hälften scheidende Wand in ein anderes Gemach zu treten, um auf der Seite nach dem Harze hin, den berühmten und allbeliebten Nordhäuser Kornbranntwein um ein ziemliches billiger zu trinken, als in dem Gemache nach dem Vorharze hin. Daß das Haus aus diesem Grunde gar fleißig besucht wurde, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Die Gegend um Herzberg hat in geognostischer Hinsicht ungemeine Aehnlichkeit mit der Umgegend von Osterode. Hier, wie dort, setzen die Flötzgebirge durch das Hauptthal durch und ziehen sich,

sammt der thonigen Dammerde, ziemlich hoch an den Harzgebirgen hinan, sind aber nicht bauwürdig. Gyps, Alabaster und Marmor findet man an der Sieber entlang, wo ganze Felsen aus diesen Steinarten bestehen. Der Marmor ist von besonderer Güte, überaus hart, und nimmt daher eine herrliche Politur an. Hauptsächlich findet er sich grau und weiß geädert, doch findet man auch einen fast ganz weißen, der nur wenige blasse graue Adern hat; ferner einen weißen, gelb punktirten, einen hellgrauen mit weißen Flecken und dunkelgrauen Adern, und andere Sorten mehr.

In den Mergelgruben, die sich in der Gegend von Herzberg befinden, werden sehr viele Versteinerungen angetroffen. Man fand sonst, und findet noch, große petrificirte Knochen in so großer Anzahl, daß man ganze Körbe davon einsammeln könnte. Die größten und merkwürdigsten darunter wurden von Kennern und Sachverständigen für Reste eines Rhinocerosskelettes gehalten. — Auch eine Viertelstunde unter Herzberg, dem Nylberge gegenüber, sind Knochen einer unbekannten, ausgestorbenen Thierart ausgegraben worden, unter andern ein Schienbein, welches eine Länge von fast zwei Ellen hatte.

Ehe wir die Gegend verlassen, machen wir noch einen Gang in das Gebirge hinein und zwar in das schöne Sieberthal, welches sich mehrere Stunden lang recht freundlich in die Berge hineinzieht und von keinem Freunde der Natur, welcher Herzberg besucht, unbesichtigt gelassen werden muß.*) Man findet sich wie umringt von den Waldgruppen und Felsenkuppen. Zur linken Hand steigt das rothe Gestein gerade auf gleich einer senkrecht gehauenen Wand und wendet sich dann zum Gebirg hinüber. Wie grünes Haargelocke das Haupt des alten Meergottes, so deckt dichter Wald die Scheitel der riesigen Felsen. Zur rechten Hand stürzt sich das Waldwasser vom Berge hernieder, silberfarben und klar bis zum Kieselgrunde, hier sich mit lautem Geräusch durch sein enges Bett zwängend und kleine Wasserfälle bildend, — dort sich ausdehnend, sich verflachend zu breitem Raume, und zum kleinen See austretend auf den Rasenplatz, welcher von niedrigem Tannengebüsch eingeschlossen ist und in warmen Tagen zum heimlichen Bade einladet. Aus den kleinen Silberwellen blicken in unzählbarer Menge wunderschöne, blaue Steinbrocken hervor, die den Neugierigen zu näherer Besichtigung herbeilocken, aber bei näherer Betrachtung sich nur als werthlose Hüttenschlacken darstellen. — Gar lustig ergeht es sich an dem murmelnden Wasser, das alle Mährchen und Heimlichkeiten des eben verlassenen Waldgebirges erzählen zu wollen scheint, und je weiter

*) Das Flüßchen Sieber entspringt am Brockberge, in der Nachbarschaft der Oder. An der Sieber liegt, 1½ Stunden von Herzberg entfernt, das Dörfchen Sieber, welches 50 Häuser enthält und von Fuhrleuten und Holzarbeitern bewohnt wird. In der dortigen Schenke kann man fast immer gute Forellen erhalten.

wir fortschreiten, desto anmuthiger wird es um uns her. Jeden Augenblick ändert sich die Scene, jede Biegung der Steinstraße öffnet eine neue, möglichst schönere Ansicht. Heerden weiden am Ufer, Hirschrudel zeigen sich in der Ferne, — ein heiteres lachendes Idyll liegt vor Dir, dessen Grundton Ruhe und stiller ländlicher Friede ist. Doch bald wird die Scenerie großartiger. Jenseit des Wassers steigen mächtige Felsen hinan, ein zahlloses Heer schlanker Edeltannen tragend, die, den Wolken näher, immer kleiner für das Menschenauge werden, als wenn der Himmel, der ganz oben auf dem abgeschnittenen, geradlinigen Gipfel zu ruhen scheint, sie drücke und niederzwänge. Hoch erhebt sich die steile Wand, wie abgeschnitten, hängend in der Luft mit dem Prunkkranze des herrlichsten Hölzes bedeckt. Kaum scheint es glaublich, daß ein Menschenfuß sich hinaufwagen möchte, und doch steigen an schönen Sommerabenden oftmals auf steilem Schlangenpfade dort fröhliche Gesellschaften hinauf und feiern am Rande der Felswand in reiner Luft gesellige Feste. Der breite rothe Sol und der zugespitzte Langfasz zeigen sich dann als Vorwächter der geheimnißvollen Gebirgswelt und ganz im Hintergrunde legt das Knollenpaar seinen breiten Felsenrücken gerade vor den Pfad, zwei grimmigen Riesen gleich im schillernden Sonnenlichte, welche an der Schwelle des eigentlichen Brockengebirgs mit drohenden Geberden Schildwacht halten und den Eintritt wahren. Freier wird der Geist, leichter die Brust bei jedem Schritte, den man tiefer in die Waldung thut, im feineren duftigern Blau glänzt der Himmel; wie ein kühler Labetrunk am heißen Mittage strömt die frische Zugluft durch die Schluchten zwischen den einzelnen Kuppen und Spitzen herein. Der König der Lüfte, der Bergadler, zieht über den höchsten Steinkuppen stolz dahin und immer häufiger zeigen sich auf besonnten Abhängen Rudel schlanken Hochwildes.

Wo die riesigen Felsenarme des großen Knollens, nach dem Abhange der rauschenden Sieber hin, vielfältige, labyrinthische Gänge umschließen, ist ein schmales Thal,

das Hörterthal.

Hoch bis zu den Wolken steigen die schroffen Seitenwände empor, welche mit dunkeln, thurmhohen Tannen bedeckt sind, welche mit geisterhaftem Rauschen das Thal erfüllen. Ein Bach rieselt über wild hingeworfenes Gestein, selten findet ein Sonnenstrahl Zugang in die Tiefe, selbst in den heißeren Sommertagen weht hier erfrischende Kühlung und tiefe Stille schwebt über dieser abgeschiedenen Gegend.

Nichts unterbricht das Schweigen
Der Wildniß weit und breit,

Als wenn auf dürren Zweigen
Ein Grünspecht hackt und schreit,
Ein Rab' auf hoher Spitze
Vermooster Tannen krächzt,
Und in der Felsenritze
Ein Ringeltäubchen ächzt.

Wie in einem Urwalde sind die Bäume in einander verschlungen, knorrige Wurzeln laufen wie Schlangen über den Weg, und Flechten und Kräuter bedecken in wildem Gewirre den Boden. Durch diese Wildniß wandert nur der kampflustige Keiler einsam seinen Weg und der kräftige Hirsch und das schlanke Reh nur treten zuweilen aus dem Dickicht und trinken von dem Wasser des Bächleins, welches das wilde Thal durchmurmelt.

Vor langen, langen Jahren wohnten in dieser Einöde auch Menschen; eine friedliche Hütte, in welcher glückliche Liebe ihr Nest gebaut hatte, stand unter dem Schatten der alten Bäume und wirthlicher Rauch stieg aus der Tiefe des Thales zum blauen Himmel empor.

In der Hütte wohnte ein junger Rittersmann, den namenloses Unglück aus seiner Heimath vertrieben hatte. Von falschen Freunden betrogen und verleumdet, aller seiner Besitzungen beraubt und selbst aus der Burg seiner Väter geworfen, war er gezwungen worden, dem Schauplatze seiner Jugendfreuden den Rücken zu wenden. Dennoch war er nicht ganz unglücklich, denn — was Feindes Wuth ihm auch geraubt, ein süßer Trost war ihm geblieben — sein holdes, erst kurze Zeit mit ihm vermähltes junges Weib begleitete ihn. Beide liebten einander grenzenlos und jedes Mißgeschick schien ihnen erträglich, wenn sie es nur vereint tragen durften. Doch in des jungen Mannes Herz war tiefer Menschenhaß eingezogen und er beschloß, in wilder Gebirgsgegend seine einsame Hütte zu bauen, wo er mit seinem Weibe leben könne, abgeschieden von dem Treiben der Welt und von den Menschen und ihren Leidenschaften. Der Zufall führte ihn in das Hörterthal und da es seinem menschenfeindlichen, verdüsterten Sinne gefiel, so beschloß er, hier seine Hütte aufzuschlagen.

In der That hätte er auch keinen bessern Wohnplatz wählen können, als diesen, denn mehrere Jahre vergingen und kein menschlicher Fuß betrat das wilde Gebirgsthal. Das Paar fühlte lange Zeit in stiller Selbstgenügsamkeit das größte Glück, welches nur die gegenseitig treu bewahrte Liebe kennt; doch auch hier drohete endlich ein finsteres Gewölk den sonnigen Horizont der Liebenden zu umdüstern.

Nicht weit von der einsamen Waldhütte, am Eingange des Hörterthales, da wo sich das Gebirge an die steile Wand anschließt, hatte ein herrlicher Hirsch, die Lust des Jägers und die Zierde des Waldes, seinen Stand. Der junge Ritter, dessen Namen die Sage nicht aufbewahrt hat, war mit dem Besitzer des Waldes bekannt

geworden, und dieser hatte ihm die Aufsicht über den Forst aufgetragen. Der neue Förster hatte beim Durchstreifen des Waldes den Hirsch schon öfters zu Gesicht bekommen, aber alle seine Bemühungen, ihn zu erlegen, waren vergeblich gewesen. Dennoch ließ er den Muth nicht sinken, erforschte mit vieler Mühe den Wechsel des Wildes und legte sich mit seiner Armbrust in den Hinterhalt. Lange Zeit verging und des Försters Augen blickten forschend umher, aber kein Hirsch erschien und schon begann die Qual der Ungeduld sich des jungen Mannes zu bemächtigen, als ein Geräusch in den Büschen die gesunkene Hoffnung des Jägers von Neuem belebte. Die Büsche rauschten, das trockene Reisig knisterte, die Zweige schwankten, — und schneller rollte das Blut durch des Waldmanns Adern, seine Pulse pochten, — und als sich das Knistern der dürren Ruthen näherte, als es mit leisem Geräusch auf dem trockenen Laube heranschlich, da konnte der feurige, beutelustige Jüngling nicht mehr an sich halten, die Sehne schwirrte, der Pfeil flog, und — die Gattin des unglücklichen Jägers lag bleich und unbeweglich auf dem harten Felsgesteine. In wilder Verzweiflung warf der Erschrockene das Geschoß weit von sich und flog zu der theuren Gattin, die er von seiner eigenen Hand gemordet glaubte. Doch wie groß war seine Freude, wie hallte sein Jubel durch den Wald und weckte die Echo, welche in den Felsen schlief, als das geliebte Weib die Augen öffnete, bald wieder zu sich kam und dem Bangenden versicherte, unversehrt zu sein. Neben ihr aber lag, vom scharfen Pfeile durchbohrt und getödtet, eine große Eule, welche von den Schritten der, ihren Gatten suchenden Frau aus ihrem Verstecke aufgescheucht worden war.

Lange hielten sich die Beiden umfaßt und dankten dem Höchsten auf das Innigste für die gnädige Abwendung der Gefahr. Hand in Hand kehrten sie dann zurück zu ihrer Hütte und das Schicksal schien von dieser Zeit an müde, sie zu verfolgen. Die Verhältnisse in der Heimath hatten sich im Laufe der Zeit geändert, die Vertriebenen kehrten auf die väterliche Burg zurück und von rosigen Kindern umspielt lebten sie noch lange in ungestörtem Glück!

C. Duval.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Sage von der Margarethenhöhle im Rauthal bei Jena.

Wandrer, siehst du wohl im Abendschimmer
Hoch auf jener Berge steilem Rand,
Dort die öden, wild umrankten Trümmer?
Eckartsberga ward das Schloß genannt.
Rühmlich war vor allen
Einst in seinen Hallen
Ritter Chrich rings umher bekannt.

Er, der in der Jugend Kraft und Fülle
Muthig einst befreit das heil'ge Grab,
Lebte nun in abgeschied'ner Stille;
Seine Tochter war sein einz'ger Stab.
Denn vom Himmel flehte
Zärtlich Margarethe
Für den Vater Glück und Heil herab.

Einst sprach er: „Der Graf von Orlamünde
Hat zu seinem Weibe dich begehrt;
Und nach flüchtigem Bedenken finde
Ich durch diese Wahl mich hoch geehrt.
Doch dein dumpfes Schweigen,
Diese Blicke zeigen —
Ist vielleicht der Graf dir minder werth?"

Bleich und bebend sank sie ihm zu Füßen:
„O vergieb der Tochter, die gefehlt!
Nimmer kann ich mich dazu entschließen,
Denn schon lange hat mein Herz gewählt;

Und in sel'gen Stunden
Ward ein Band gewunden,
Das ich, Vater, dir bisher verhehlt.

Er ist nur aus niedrem Stand geboren —
Weh', du zürnest, wenn mein Mund ihn nennt!
Conrad hab' ich Treue zugeschworen;
Gut und bieder, wie mein Herz ihn kennt,
Ist er mir ergeben,
Und für's ganze Leben
Gilt dies Band, das nur der Tod einst trennt."

Ehrich rief erstaunt: „Was muß ich hören?
Für den Knappen hegst du Liebesgluth?
Willst den alten Adel tief entehren,
Der auf unsres Stammes Ahnen ruht?
Ha! eh' ich dies leide,
Eher treff' euch beide
Unversöhnlich meines Zornes Wuth?"

Conrad ward zur Burg hinausgetrieben;
Margarethe, die als eing'ger Stab,
Als der Trost des Alters ihm geblieben,
Stürzt' er tief in einen Thurm hinab.
Ohne sich der armen
Tochter zu erbarmen,
Ließ er sie in diesem offnen Grab. —

Doch es trotzt die Liebe reiner Seelen
Jeder Trennung, jeglicher Gefahr.
Conrad wußte sich hineinzustehlen,
Ließ, sobald es Nacht geworden war,
In den Thurm sich nieder,
Und es ruhte wieder
Herz am Herzen das geliebte Paar.

Täglich kam nun Conrad, wenn die Sonne
Kaum entwich; doch als ein Jahr entschwand,
Nahte, im Blicke sel'ge Liebeswonne,
Einst ihm Margarethe, und gestand:
Unter ihrem Herzen
Rege sich mit Schmerzen
Ihrer süßen Liebe theures Pfand.

Mit Entzücken hört' er diese Kunde;
Doch um seine Vaterfreuden schien

Sich ein düstrer Gram seit jener Stunde,
Wie ein finsteres Gewölk zu ziehn.
„Wehe! neue Leiden,“
Rief er, „drohn uns beiden;
Theures Weib, wir müssen eilig fliehn.

Und dem Paar, das, unter Angst und Sorgen,
Aus dem Thurm bei Nacht geflüchtet war,
Bot, im fernen Rauthal, tief verborgen,
Eine Höhle sich zum Obdach dar;
Oed' und abgelegen,
Auf verwachs'nen Wegen,
Sicher vor Verfolgung und Gefahr.

Als ihm nun ein Knab' entgegenlachte,
Ging früh Morgens einst der Vater fort,
Kam nach Frauenpriesnitz hin, und brachte
Einen Pater aus dem Kloster dort,
Der den Knaben weihte,
Segen ihm verleihte
Durch die Taufe, durch des Heilands Wort.

In des Rauthals Mitte stand, voll Schrecken,
Conrad still: „Von dieses Weges Spur
Hüte dich, je etwas zu entdecken!
Nie, und sei's auch das Geringste nur!
Bei der Ruhe und Ehre
Des Allmächt'gen schwöre
Mir das heilig! — Und der Pater schwur.

Doch, als er die Mutter nun erkannte,
Brach, gelockt durch glänzenden Gewinn,
Der Verräther seinen Eid, und rannte
Mit der Botschaft zu Graf Ehrich hin.
Er und seine Mannen
Sprengten schnell von dannen,
Wuth im Blicke, mit verstörtem Sinn.

Abend war es; Berg' und Thäler schwommen
Schon in blauem Duft und Nebelflor.
Auf dem Gleisberg loderten die Flammen
Der Johannisfeuer hoch empor —
Als, auf seinem Rappen,
Ehrich mit den Knappen
Irrend in dem Rauthal sich verlor.

Spulend traf er Conrad mit dem Kinde:
„So entehrst du, niederer Knecht, mein Blut?“
Weh! der Anblick schürte seine blinde
Zornesflamme, seines Hasses Gluth,
Statt sie abzukühlen. —
Kind und Vater fielen
Rasch als Opfer seiner blinden Wuth.

Auf sein Roß nahm er dann Margarethe,
Die, erstarrt, kein Leben mehr verrieth. —
Es begruben Hirten an der Stätte,
Wo der Vater mit dem Sohn verschied,
Beid', und in der Nähe,
Auf des Felsens Höhe
Pflanzten sie ein Kreuz, das man noch sieht.

Doch für Margarethen war verschwunden
Alle Hoffnung, jedes Lebensglück,
Und verletzt von tausendfachen Wunden,
Floh sie in die Hölle bald zurück.
Dort, mit bleichen Zügen,
Fand man sie einst liegen,
Sanft entschlummert, mit erloschnem Blick.

Am Johannisfest, beim Mondenscheine,
Sitzt sie jährlich noch, unfern der Gruft
Mit dem Kinde, auf dem grauen Steine,
Wo sie, in der stillen Abendluft,
Myrthenkränze windet,
Doch alsbald verschwindet,
Wenn im Dorfe zwölf der Geiger ruft.

Heinrich Doering.

Inhaltsverzeichniß des dritten Bandes.

Seite

Osterode (mit Abbildung), von C. Duval . . . . . 5.
Geschichte der Stadt Merseburg (mit Abbild.), von Thy. . . . . 26.
Groß-Vargula, von Fr. von Sydow . . . . . 33.
Die Tautenburg, von Robert Hahnemann . . . . . 43.
Der Falkenstein (mit Abbild.), von F. Hoffmann . . . . . 49.
Die Sage von den drei Bechern der Familie von der Asseburg, von S. Schöpfer . . . . . 57.
Jena (mit Abbild.), von Theobald Buddeus . . . . . 63.
Oldisleben, von Fr. von Sydow . . . . . 82.
Spatenberg, von Heinr. Doering, nebst einer Sage von W. K. . . . 89.
Kloster Mönchpfiffel, von Reinecke . . . . . 94.
Der Sachsenstein (mit Abbild.), von C. Duval . . . . . 97.
Kloster Memleben (mit Abbild.), von Rede . . . . . 105.
Ingenstein, von Heinr. Doering . . . . . 119.
Heldburg, von Heinr. Doering . . . . . 121.
Die Voigtei Dorla in Thüringen, von Carl Kümpler . . . . . 127.
Kloster Donndorf und seine Umgebungen, von Moriz Lessing . . . . 140.
Schulpforta (mit Abbild.), von C. J. Oldenburg . . . . . 154.
Gorsleben bei Sachsenburg, von Fr. von Sydow . . . . . 166.
Wernigerode (mit Abbild.), von C. Duval . . . . . 168.
Schönburg (mit Abbild.), von Fr. von Sydow . . . . . 200.
Die Burg Stecklenburg (mit Abbild.), von Schönichen . . . . . 207.
Das ehemalige Cisterzienserkloster Sittichenbach, von Reinecke . . . . 215.
Der Klingbrunnen und die Wolfsgruben am Rande des Hainichs, von Carl Kümpler . . . . . 225.
Der Meiseberg im Selkethale nebst Umgebung, von Schönichen . . . 230.
Die Sage von der Teufelsmühle auf dem Ramberge, nebst noch einer Sage vom Mägdesprunge, von Schönichen . . . . . 234.
Nachträgliche Bemerkungen zu der Beschreibung von Schönburg, von Fr. von Sydow . . . . . 239.
Ebeleben (mit Abbild.), von Gerber . . . . . 241.
Marktflüßra und die Stiftsschule zu Ebeleben, von demselben . . . . . 259.
Herzberg (mit Abbild.), von C. Duval . . . . . 269.
Sage von der Margarethenhöhle im Rauthal bei Jena von H. Doering 284.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Thüringen und der Harz.

Berichtigtes alphabetisches Verzeichniß
der
jetzt thätig theilnehmenden Herren Mitarbeiter.

Bechstein (Ludwig), Cabinets- und Oberbibliothekar in Meiningen.
Belani (H. E. R. pseud.), in Potsdam.
Bleichrodt, Bauinspector in Frankenhausen.
Braungard, Bürgermeister und Lieutenant a. D. in Quedlinburg.
Bube (Adolf), Oberconsistorial-Secretair in Gotha.
Buddeus (Theobald), stud. theol. in Gotha.
Bürk (August), Schriftsteller in Weimar.
Duval (C.), litter. in Großbodungen.
Echtermeyer, Doctor in Halle.
Ende, Candidat der Theologie in Kloster Donndorf.
Gärtner, Justizamtmann in Hasselfelde.
Gerber, Director des Lyceums in Sondershausen.
Gottschalk, Hofrath in Dresden.
Grüning, Oberpfarrer in Cölleda.
Hahnemann (Robert), Gerichtsactuar in Triptis.
Heringen (Gustav von), Kammerherr und Consistorialrath in Coburg.
Hesse, Doctor, Hofrath und geh. Archivar in Rudolstadt.
Hofmeister, Pastor in Kleinschmalkalden.
Hoffmann, (Fr.), Hofprediger in Ballenstädt.
Hohbohn, Pastor in Biesenrode.
Kegel, Candidat in Teistungen.
Lessing, Adjunct in Kloster Donndorf.
Nebe, Pastor in Roßleben.
Nehse, Gastgeber auf dem Brocken.
Oldendorp, Professor in Schulpforte.
Pfister, Superintendent in Weißensee.
Reinecke, Candidat in Jena.
Rümpler, Cantor in Kammerforst.
Schönemann, Doctor, Oberbibliothekar in Wolfenbüttel.
Schönichen, Pastor in Bernburg.
Schöpfer, Doctor in Quedlinburg.
Schwerdt, Pfarrer in Neukirchen bei Eisenach.
Stamm, Professor in Braunschweig.
Storch (Ludwig), Doctor in Gotha.
Sturm (C. A. G.)
Sydow (Friedrich von), Major in Sondershausen, Redacteur des Werkes.
Trautmann, Candidat in Querfurth.
Wachter, Professor in Jena.
Ziegler, Candidat in Hasselfelde.

Thüringen und der Harz,

mit ihren

Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden.

Historisch-romantische Beschreibung

aller

in Thüringen und auf dem Harz

vorhanden gewesenen und noch vorhandenen

Schlösser, Burgen, Klöster, merkwürdigen Kirchen und anderer Gebäude; Fabrikörter, Bergwerke, Ruinen, Höhlen, Denkmäler, malerischen Gegenden und sonst beachtenswerther Gegenstände aus dem Reiche der Geschichte und Natur.

Vierter Band,

mit 12 Abbildungen.

Sondershausen 1841.

Druck und Verlag von Friedrich August Eupel.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

37. Gez. v. Nehse. Lith. v. Ed. Pietsch & Co. in Dresden

Das Brockenhaus.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Der Brocken.

Von der wolkennahen Zone,
Von des Brockens hohem Throne
Hinzuschauen auf die Welt,
Welch' Entzücken, welche Wonne!
Groß und herrlich wie die Sonne,
Schön und lieblich, wie das Sternenzelt.

So drückte ein Reisender seine Gefühle bei dem Besuche des Brockens an einem heiteren Tage aus; mögen auch kommende Wallfahrer dieses Berges von gleichem Wetter begünstigt, und von gleichen Gefühlen beseelt werden. Diesen Wunsch vorausſendend, wage ich es, von dem Brocken dasjenige im schlichten Gewande folgend mitzutheilen, was ich nach meiner sechsjährigen Wohnung auf demselben theils aus Erfahrung, theils aus verschiedenen Schriften davon weiß.

Lage und geognostische Beschaffenheit.

Der Brocken, mons bructerus, in der gewöhnlichen Volkssprache der Blocksberg genannt, gehört zu den bedeutendsten der norddeutschen Berge, und ist der höchste Gipfel des Harzes. Sein Name, wenigstens der lateinische soll von den Bructerern entstanden sein, welche vor grauen Jahren in der Nähe des Brockens gewohnt haben sollen. Wahrscheinlicher ist, daß der Brocken durch den Zahn der Zeit und die Stürme, denen er stets ausgesetzt war, vermuthlich auch durch Erdbeben, von seiner unbezweifelt früher bedeutenderen Größe bis auf seine jetzige Höhe immer mehr zusammengestürzt und

zerbröckelt ist, und hiervon den Namen Brocken erhalten hat. Daß aber die am Fuße des Brockens liegenden, zum Theil wunderbar aufgeschichteten verschiedenen Felsmassen, als der Scharfenstein, der Ilsenstein, die Hohenklippen, die Feuersteine, die Schnarcher, die Sösteklippen oder das Sörsthor, die Achtermannshöhe, die Hopfensäcke und dergl. m., die sämmtlich über zwei Stunden von der Spitze des Brockens entfernt sind, früher mit dem Brocken zusammengehangen und ein Ganzes gebildet haben, ist, nach den tiefen Thälern zu urtheilen, welche diese Felsmassen von dem Brocken trennen, nicht wahrscheinlich; die Geschichte weiß auch davon nichts.

Der Brocken, ein Urgebirge von mächtigen Granitlagern, liegt unter 28° 17′ 1″ östlicher Länge und 51° 48′ 11″ nördlicher Breite und ungefähr vom Gothaischen Meridian 5 Minuten westlich, in der Grafschaft Wernigerode, und mit einem kleinen Theile des südwestlichen Abhanges in dem hannöverschen Fürstenthume Grubenhagen, und wird von den Harzstädten Wernigerode, Elbingerode, Hasselfelde, Benekenstein, Andreasberg, Altenau, Clausthal, Zellerfeld, Goslar und Neustadt-Harzburg umgeben.

Der Brocken hat oben eine ovale Fläche und besteht aus rothbraunem, weiß- und blaugrauem Granit, mit mehr oder weniger Glimmer und Drusen von krystallisirtem Feldspath und Quarz, welche im Granit sitzen und in den vermengten Stufen von Quarz und Spath oft Spuren von Kobalt enthalten. Beinahe rund herum um das Brockengebirge lagert auf dem Granit Hornfels, der an vielen Stellen durch Kieselschiefer, Grünstein oder durch Quarzfels ersetzt wird. Auch auf der Achtermannshöhe findet man Hornfels, und am nördlichen Fuße des Brockens, Glimmer und Gneusschiefer.

Dem Fuß des Brockens entspringen auf allen Seiten Flüßchen: im Norden die Peseke und der Kellbach, im Osten die Ilse und der Mönchbach, im Süden das schwarze Schluftwasser und die Bode, und im Westen die Ocker, welche durch tiefe Einschnitte die benachbarten Berge von dem Brocken trennen, jedoch nicht die Heinrichshöhe und den kleinen Brocken, welche mit dem großen Brocken unmittelbar zusammenhangen.

Die Oberfläche des großen und kleinen Brockens und der Heinrichshöhe ist theilweise zwischen den zahllosen über einander gestürzten Felsstücken mit aufgelöstem und zerbröckeltem Granit, gewöhnlich Heidesand genannt, und theilweise mit einer dünnen, schwarzbraunen Erdkrume von guter fruchtbarer Beschaffenheit bedeckt; daneben befinden sich nicht allein auf der Fläche des Brockens bruchige und mit einem aus verfaulten Vegetabilien entstandenen Boden, überdeckte sumpfige Stellen, vielmehr ist der ganze Brocken mit Bruch und Moor umgeben.

Der Brocken scheidet den Ober- von dem Unterharz; was von demselben im Westen liegt, heißt der Oberharz, und ist der höhere, größere und erzreichere Theil, was dagegen im Osten liegt, bildet den, an Fruchtbarkeit und Naturschönheit den Oberharz übertreffenden Unterharz.

Daß von Venetianern und andern aus der Ferne und Nähe kommenden Kurgängern in der Umgegend des Brockens z. B. im Morgenbrodsthale, im Kur- und Ockerloche, am Rauschwasser, Quitschenhäu, im Schuppenthale, an der steilen Wand u. s. w. wo verschiedene Figuren wie Mönche, mit und ohne bergmännischen Instrumenten in den Händen; Ringe, Kreuze, chemische Zeichen, als: ☉ (Gold) ☽ (Silber), Hände die nachweisen, wo Gold und andere seine Erze zu suchen u. dergl. m. eingehauen sind, Gold, Silber oder Edelsteine gefunden worden, ist sehr zu bezweifeln, und eben so auch der in hiesiger Gegend öfters für Wahrheit angenommene Gemeinspruch:

„Man wirft am Brocken oft mit einem Steine nach einer Kuh, der mehr Werth hat, als die Kuh selbst."

Sachverständige Geognosten, Hütten- und Bergbeamte haben diese und andere Stellen sowohl in früherer als neuerer Zeit mehrfach untersucht und nichts Erhebliches von Erzen oder kostbaren Steinen entdeckt. Vermuthlich sind obige Zeichen von arbeitsscheuen Leuten zum Betruge gemacht, und deren Erklärung an abergläubische, Gold suchende Faullenzer, die dadurch ohne viele Mühe bald reich werden wollten, als Geheimniß verkauft. Noch zu jetziger Zeit wird hier häufig nach den in der Nähe befindlichen Goldgruben gefragt, die Frager finden sich aber bei näherer Ueberzeugung stets getauscht.

Höhe und Umfang.

Nach trigonometrischen Messungen beträgt die relative Höhe des Brockens gegen die Lage von Ilsenburg 235 rheinländische Ruthen; nimmt man die absolute Höhe, deren Basis die Nordsee ist, dann würde er eine Höhe von einer halben Stunde erreichen. Der verstorbene, verdienstvolle Kammerrath Kiß hat auf landesherrlichen Befehl im Jahre 1768 ebenfalls den Brocken trigonometrisch gemessen, dazu die Stadt Wernigerode zur Basis genommen, und nach wiederholter revidirter Messung eine relative Höhe von 5280 Wernigeröder Werkfußen und von dem Meeresspiegel eine absolute Höhe von 5018 Pariser Fuß heraus gebracht.

Laut dem Brockenbuche vom Jahre 1820 hat der Herr Major von Steinwehr in herzoglich Braunschweigischen Diensten, in der Nähe des Neustädter Thores vor Wernigerode die Höhe des Brockens gemessen, und nach trigonometrischer Berechnung eine Höhe von 4887 Pariser Fuß ermittelt, wobei derselbe die Höhe von Wernigerode nur auf 319 statt 614 Fuß angenommen hat, welche Messung mit der des Herrn Kammerrath Kiß ziemlich gleich kommt.

Diese beiden Messungen sind aber bis jetzt stets bezweifelt, da keine einzige von den mehrfach hier angestellten Barometermessungen

die ebenfalls unter sich sehr verschieden sind, jenen gleich kommt. Wenn indessen die bewährtesten sorgfältigsten Messungen der Höhe des Brockens, als:

3616 Pariser Fuß von Oesfeld (welcher fast drei Monate auf dem Brocken weilte),
3624 " " von Dr. H. W. L. Lachmann jun. in Braunschweig,
3633 " " von Lindenau, auf dem Seeberg nach Winkel-Messungen. (Allgemeiner Anzeiger der Deutschen 1820. Nr. 355),
3541 " " Professor Gauß,

zusammengerechnet worden, so ist per fractionem 3603 Pariser Fuß die Höhe des Brockens.

Ueber Barometer-, Thermometer-, Wind- und Wetter-Beobachtungen.

Nach den bisherigen Beobachtungen vom 1. Mai 1838 bis ult. December 1839 war der höchste Barometerstand 24"11,40"', der niedrigste 23"6,06"' und der mittlere 24"4,60"'. Die höchste Temperatur war in oben angegebener Zeit +19,8° R., die niedrigste —22,4° R. und die mittlere Temperatur vom Jahre 1839 ist +1,13 R. jedoch in den 6 Sommermonaten vom 1. Mai bis ult. October +6,24 R. über, und in den 6 Wintermonaten vom 1. November bis ult. April —3,99 R. unter Null.

Die stärksten Winde sind Südwest, Westsüdwest, West, Westnordwest und Nordwest, der herrschende und heftigste war bisher der Südwest. Der Wind, oder vielmehr der oft einem Orcan ähnliche Sturm, ist des Brockens und seiner Bewohner größter Feind, besonders im Winter; unglaublich große Schneemassen und Eisstücke holt derselbe aus den Thälern, treibt sie in hohen langen Massen auf der Brockenfläche von einer Stelle zur andern, und zwar so schnell, daß da, wo am Abend eine große Schneebank lag, dieselbe am darauf folgenden Morgen von dieser Stelle ganz verschwunden war, und sich 100 bis 200 Schritt davon entfernt, auf der entgegengesetzten Seite befand. Der Sturm hat hier solche Kraft, daß derselbe schwere Bauholzstücke und Bohlen von der Fläche genommen, sie mehrere hundert Schritte bergab geschleudert und zwei bis dreimal durchbrochen hat. Besonders schadet der Sturm den auf dem Brocken stehenden Bäumen, indem er deren Wachsthum durch das Abbrechen der Wipfel verhindert. Auch die Wohngebäude leiden durch denselben sehr, und es müssen an diese jährlich nicht unbedeutende Reparaturkosten verwendet werden.

Der Wind hat auch großen Einfluß auf das Wetter. Mit Bestimmtheit ist anzunehmen, daß der Südwestwind Regen, Schnee

oder Nebel, und der Nordwest kalten und rauhen Nebel bringt, bei ersterem bleibt das böse Wetter so lange, bis eine Wechselung des Windes statt findet, bei dem letzteren Winde dagegen steigt oder fällt der Nebel, oder zertheilt sich in Wolkengruppen, und es klärt sich gegen 9 bis 10 Uhr Morgens zu einer schönen Fernsicht auf. Nur selten kommen Abweichungen von dieser Regel vor.

Auffallend schnell entstehen bei dem geringsten Wechsel des Windes z. B. von West nach Südwest oder nach Nordwest, die Nebel; selbst wenn kein Wölkchen am ganzen Horizonte zu entdecken ist, beziehet sich die Brockenkuppe, wider Vermuthen, augenblicklich mit Nebel; und gewöhnlich, aber nicht immer, ist dieses der Vorbote von bösem Wetter, weshalb von den Landleuten der Umgegend das Sprichwort gebraucht wird,

„auf dem Brocken wird gebrauet, — oder der Brocken hat „die Mütze auf."

Durch den Ansatz der Eis-, Schnee- und Nebelmassen erhalten die Brockengebäude eine ganz unförmliche Gestalt. Diese starke Eisdecke auf und um den Gebäuden schützt dieselben sehr gegen die starken Winterstürme, denn schwerlich würden die Gebäude, ohne diese mehrere, hundert Centner schwere Eisdecke den unglaublich starken, durch nichts gehinderten Windstößen widerstehen; auch schützt diese Decke vor starkem Frost im Gebäude, ja erwärmt sogar das Innere desselben.

Sehr selten ist Regen oder Schnee ohne Nebel, und der Nebel ist häufig so dick, daß man am Tage kaum drei bis vier Schritte weit um sich sehen kann, darum auch die nach dem Brocken führenden Wege durch in verschiedener Entfernung gesteckte Stangen bezeichnet sind, und es ist den Reisenden sehr zu rathen, bei solchem Nebel sich nicht zu weit von dem Brockenhause oder von den Stangenlinien zu entfernen, da es dann sehr leicht ist, sich zu verirren und es schwer hält, das Haus oder die Stangen wieder zu finden.

Das Klima auf dem Brocken ist rauh und kalt, jedoch sind sowohl im Winter als im Sommer recht angenehme warme Tage und immer reine, gesunde Luft. Der Winter währt freilich lange und kann man seine Dauer hier füglich von Mitte October bis Mitte Mai annehmen, aber auch im Juni, Juli und September ist öfters schon Schnee gefallen, der mehrere Tage liegen blieb, und mag wohl deshalb das Sprichwort entstanden sein, daß es auf dem Brocken im Winter kalt und im Sommer nicht warm sei.

Fürchterlich, nicht arg genug zu schildern, ist öfters das Wetter hier oben in den Wintermonaten, wirbelnde Schneemassen verdicken und verfinstern die Luft, nicht möglich ist es, einen Schritt vor sich zu sehen, und oft wird man bedroht zu ersticken. Bis auf den bloßen Leib dringt der Schnee durch die Kleidung, die oft noch durch den, dieses böse Wetter stets begleitenden Sturm zerrissen, oder dem Leibe entrissen wird. Gräßlich ist das Brausen und Heulen des Sturmes, alle nur mögliche, Schauder erregende Töne bringt der-

selbe hervor, selbst seine eigene Stimme hört man nicht, nur kriechend kann man sich fortschleppen, und wehe dem, den ein solches Wetter hier überfällt, und der nicht bald einen bergenden Ort findet, unerrettbar ist er verloren! Lasse es sich der Wandrer, welcher zur Winterzeit den Brocken besuchen will, zur Warnung dienen, bei einem solchen Wetter, das demselben sehr bald fühlbar wird, sobald er aus dem Gehölz in's Freie tritt, gleich wieder umzukehren.

Pflanzen und Thiere, die auf dem Brocken und in seiner nächsten Umgebung wachsen und leben.

Bis in's siebenzehnte Jahrhundert ist der Brocken oben ganz bewachsen gewesen, und nur durch fehlerhafte Stellung der Holzschläge, durch die dann einwirkenden Stürme ist derselbe von hochstehenden Bäumen so kahl geworden, daß jetzt keine Holzcultur mehr möglich sein würde. Es finden sich auf der Fläche des großen und kleinen Brockens wie auf der Heinrichshöhe, gar keine hoch stehende Bäume, und nur eine Viertelstunde abwärts fangen die Bäume an, sich größer und stärker zu zeigen.

Die Holzarten, als die Rothtanne **Pinus abies**, die Lerchenfichte **Pinus larix**, die Ebereſche **Sorbus aucuparia**, die gemeine Birke **Betula alba**, die Brockweide **Salix riparia**, der Himbeerstrauch **Rubus idaeus**, die Brombeere **Rubus fructicosus**, die Johannis- und Ahlbeere **Ribes rubrum et nigrum**, wachsen zwar in Gruppen und einzeln, jedoch in sehr verkrüppeltem und verkümmertem Zustande auf dem Brocken. Ihre Aeste sind vom starken West- und Südwestwinde alle gegen Osten gekehrt; sie werden nach den Jahrringen zu urtheilen, sehr alt, tragen auch Früchte, welche aber wegen der zu früh eintretenden Kälte nicht reif werden. Die Anpflanzung der Krummholzkiefer oder des Knieholzes **Pinus mugho**, ist ebenfalls mehrmals, jedoch bisher ohne Nutzen versucht. Die junge Pflanze gedieh im ersten Jahre gut, allein im zweiten Jahre starb sie ab, wahrscheinlich vor den starken Stürmen und den rauhen Nebeln zu wenig geschützt.

Dagegen hat der Brocken eine verhältnißmäßig reiche und durch manche Seltenheiten ausgezeichnete Pflanzenwelt. Die Zahl der sichtbar blühenden Gewächse und der Farrenkräuter beläuft sich nach neuern Untersuchungen auf ohngefähr 110 bis 120 Arten.

Als dem Brocken eigenthümlich d. h. als Pflanzen, die weder im übrigen Harz noch in den Ebenen, zum Theil selbst auf keinem deutschen Gebirge, mit Ausnahme der Alpen, gefunden werden, sind **Anemone alpina** Windrose, Brockenblume, Hexenbesen, **Hieracium alpinum (Halleri)** Habichtskraut, **Rumex arifolius** Sauerampfer, **Betula nana** Zwergbirke, **Salix bicolor** zweifarbige Weide, **Carex tetonica**, **Carex saxatilis**, **Carex livida** Rietgräser, **Poa**

cenisia Rispengras, Polypodium alpinum, Polypodium alpestre Farrenkräuter auch Engelsüß, Lycopodium alpinum Büschel- auch Riesen-Bärlapp und außer diesen folgende seltene und interessante Pflanzen. Ranunculus aconitifolius Ranunkel auch Hahnenfuß, Andromeda polifolia Andromeda, Veronica alpina Ehrenpreis, Arnica montana Wohlverleih, Sonchus alpinus Gänsedistel, Empetrum nigrum Rauschbeere, Circaea alpina Hexenkraut, Satyrium albidum Ragwurz, Calamagrostis halleriana Halmrohr, Thesium alpinum Linn: Thesium, Scolopendrium officinarum Hirschzunge, Trientalis europaea Trientale, Ophrys monorchis Knabenkraut, Polygonum bistortae Wiesenknötrich auch Schlangenwurzel, Lycopodium inundatum Sumpfbärlapp, Lycopodium annotinum Moosbärlapp, Lycopodium complanatum glatte Bärlapp. Von den häufigen hier am Brocken wachsenden Moosen führe ich nur die seltensten an, Andraea alpina Andrea, Polytrichum alpinum Widerthon, Splachnum gracile und Splachnum lenne Blasenmoos, und ebenfalls von den vielen Flechten nur Parmelia tristis, Parmelia stygia, Catraria islandica, hier häufig mit den sonst sehr seltenen Früchten, Biatora atrorufa, Lecidea armeniaca, Gyrophora cylindrica, Sphaerophoron fragile und die fast alle Felsstücke überziehende Lecidea geographica. Hier erwähne ich noch Amphiconium jolithus (Byssus jolithus Lin:) welche als orangefarbener oder braunrother Ueberzug den Steinen anhängt, und die Eigenheit hat, gerieben stark nach Veilchen zu duften. Die Steine die damit bewachsen sind, heißen Veilchensteine.

Auch die in Deutschland seltene Linnaea borcalis ist von einem sehr werthen und glaubhaften Botaniker im Jahre 1834 hier auf dem Brocken entdeckt, später in mehreren Jahren nicht wieder aufgefunden, bis im Jahre 1839 eine Gesellschaft Botaniker so glücklich war, den Standort dieser Pflanze wieder ausfindig zu machen.

Von den sonst am Brocken wachsenden Pflanzen mögen folgende als Beispiele dienen, als Vaccinium aliginosum Moorbeere, Vaccinium oxycoccus Moosbeere, Vaccinium vitis idaea Kronsbeere, Vaccinium myrtillus Heidelbeere, Osmunda regalis Traubenfarre, Aspidium cristatum Waldfarre, Aspidium filix mas Bandwurmfarre, Drosera rotundifolia Sonnenthau, Fragaria vesca Walderdbeere, Erica vulgaris Heide, Carex dioeca Segge, Eriophorum raginatum Wollgras, Milium effusum Hirsegras, Agrostis rupestris Windhalm ꝛc. Außer den hier angegebenen Pflanzen wachsen noch eine Menge andere dergleichen auf den Brockenwiesen und Brockenbrüchen, und sollte eine oder die andere Blume der eben genannten Pflanzen verblühet sein, oder von dem Botaniker nicht gefunden werden, so ist das gewünschte Exemplar, so wie die ganze Sammlung der Brockenflora im Brockengasthause zu erhalten.

In den Monaten Mai bis Ende October halten sich gern in der Nähe des Brockens auf: der Edelhirsch, das wilde Schwein, doch seltener das Reh und der Hase, mehr aber der Fuchs, die wilde

Katze, der Baummarder und der Haus- oder Steinmarder, das rothe und schwarze Eichhörnchen, das Wiesel, die Ratte, der Maulwurf, die Spitzmaus, die Hausmaus, die Waldmaus. Ferner, an Federwild: das Auerhuhn, das Haselhuhn, verschiedene Gattungen von Schnepfen und mehrere Sorten kleiner Vögel, welche hier brüten, auch die große Thurm-, Mauer- oder Steinschwalbe umfliegt in Massen den Brocken, besonders wenn Gewitter in den Thälern liegen. Zugvögel als die Schild- oder Seeamsel, die Schnarre, der Krammetsvogel, die Singdrossel und die Weindrossel fallen im Herbste am Brocken an, und werden in Dohnen gefangen. Während des Sommers umkreisen oft verschiedene Raubvögel, besonders der gemeine Bussbard und der Sperber den Brocken. Auch der Storch, der Kranich und die wilde Gans überziehen im Herbste in Schaaren, aber im Frühjahre nur einzeln den Brocken.

Von Amphibien sind bis jetzt nur die Blindschleiche, verschiedene Arten Eideren und große schwarzgraue, widrig aussehende Frösche und Kröten, beide letztere jedoch nur von der Mitte Mai bis zu den ersten Tagen des Juni, zur Laichzeit, in großer Menge hier gesehen. Früher soll auch die Ringelnatter, die Kreuzotter so wie die gemeine Otter in beträchtlicher Länge und Stärke hier gesehen worden sein, seit mehreren Jahren jedoch ist keine von ihnen bemerkt.

Käfer und andere Insekten gibt es hier in großer Menge, auch der Maikäfer fehlt nicht, nur Fliegen sind selten.

Während des Winters meiden aber alle diese Thiere den Brocken.

Merkwürdigkeiten und Sehenswerthes.

Der größeste Genuß, den der alte Vater Brocken seinen Besuchern bietet, ist und bleibt wohl die bei heiterem Himmel weit reichende Aussicht; schwer läßt es sich bestimmen, wie weit das Auge reicht, selbst bei dem heitersten Wetter schwimmt der ferne Horizont in Nebel, und macht die Grenzscheide zwischen Himmel und Erde unkenntlich.

Eine liebliche Landschaft, die dem Beschauer das Gefühl des Heimischen erweckte, ist allerdings von dem Brocken nicht zu erblicken, dazu ist er zu hoch und von den Ebenen zu entfernt; eine großartige weit ausgedehnte Landkarte hat man unter sich. Durch nichts wird man behindert, die große Fläche Landes mit seinen Waldungen, Seen, Teichen, Flüssen, die wie kleine sich schlängelnde Silberstreifen erscheinen, selbst alle nicht zu fernen Gebirge, zu überblicken, was wohl der Brocken vor allen andern besuchten Gebirgen voraus hat. Schweizer und Ungarn, die ihre heimathlichen Gebirge und auch den Brocken besuchten, erkannten dieses an, und haben sich darüber mehrfach geäußert.

Man übersieht einen Umkreis von 17 bis 18 Meilen, oder einen Durchmesser von 35 bis 36 Meilen und einen Flächenraum

auf dem fünf bis sechs Millionen Menschen wohnen. Der weiteste Durchmesser der Fläche, die man überblickt, ist von dem Rhöngebirge bis zu den Höhen bei Brandenburg, und von den Wesergebirgen bis zu den Höhen in der Nähe von Leipzig, welche jedoch nur bei hellem Sonnenaufgange wahrzunehmen sind. Man überblickt einen Theil der Königreiche Preußen, Hannover und Sachsen, des Kurfürstenthums Hessen, der Herzogthümer Weimar, Braunschweig, Gotha, Anhalt-Dessau, Köthen und Bernburg, die Fürstenthümer Schwarzburg-Sondershausen und Rudolstadt, Lippedetmolt, Schaumburg und Waldeck, so wie die ganzen Grafschaften Wernigerode und Stolberg; daß man aber bis in's Mecklenburgsche und Baiersche und selbst bis zur Nord- und Ostsee sehen kann, liegt wohl mehr in der Einbildung.

An ganz hellen Tagen, im December und Januar, aber nur bei dem Aufgange der Sonne, erblickt man allerdings nach Ostsüdost und Südost in sehr weiter Ferne zwei Gebirgszüge, ob solche aber zum Erzgebirge und Frankenwalde gehören, ist nicht genau zu bestimmen.

Die entferntesten sichtbaren Städte sind: Magdeburg, Burg, Brandenburg, Zerbst, Wittenberg, Dessau, Bernburg, Köthen, Aschersleben, Halle, Leipzig, Ballenstädt, Harzgerode, Heringen, die Domthürme und die Cyriaksburg in Erfurt, das Schloß in Gotha, Duderstadt, Göttingen, Hannover, Hildesheim, Braunschweig, Wolfenbüttel, Helmstedt, Schöningen, Gardelegen, Stendal und Tangermünde; und die weitesten Höhen sind: Die Zichtauer und Dolchauer Berge in der Altmark, die Höhen von Brandenburg, der Hagelsberg, der Mildenstein, die Höhen bei Leipzig, der Petersberg bei Halle, der Colm bei Oschatz, die Burg Kyffhausen, der Possenthurm bei Sondershausen, der Ettersberg bei Weimar, die Wachsenburg bei Arnstadt, eines der Bergschlösser die drei Gleichen, der Inselsberg mit dem ganzen Thüringer Gebirgszuge, die Seeberger Sternwarte, der Friedenstein, die Wartburg, das Rhöngebirge, der Beierberg, der Vogelsberg, der Hundsrück, die Boyenburg, der Stolzkopf, der Meißner, der Kaufungerwald, die Gleichen bei Göttingen, die Wilhelmshöhe und der Hercules bei Cassel, die Sabbaburg, die Kattenburg, der Schreckenberg, der Habichtswald, die Sauerländischen Gebirge, der Bramwald, die Bramburg, der Reinhardswald, der Moosberg, die Burg Dassel, der Köterberg bei Holzminden, die Homburg, der Solling, der Vogler, der Hils, die Staufenburg, der Klüt bei Hameln, worauf die Veste Wilhelmsburg stand, der Osterwald, der Süntelwald und noch mehrere jenseits der Weser gelegene Berge, die Porta Westphalika, der Deister.

Alle sichtbaren Städte, Flecken, Dörfer, Vorwerke, Weiler, Wälder, Berge ꝛc. hier aufzuführen, würde zu weitläufig sein, auch können die genannten schon den Leser hinreichend über das Terrain belehren. Nach einem von mir mit den dazu nöthigen Hülfsmitteln aufgenommenen, alphabetisch geordneten Verzeichnisse, welches jedem Gaste auf Verlangen zur Ansicht vorgelegt wird, können bei recht

heitren Tagen 89 Städte und Flecken, 668 Dörfer, Vorwerke, Weiler ꝛc. gesehen werden. Ein genaues Panorama von den bemerkenswerthesten sichtbaren Ortschaften, so wie ein dem Zweck entsprechendes gutes Frauenhoferisches und Utzschneidersches Fernrohr nebst Stativ, wird dem Gaste zur Benutzung gegen eine billige Vergütigung gereicht.

Bei aller Einförmigkeit, die der Anblick einer, von so hohem Standpunkte übersehenen Landschaft zu haben pflegt, wechseln doch auf dem Brocken die herrlichsten Naturscenen oft in kurzem Zeitraume. Schnell kommen Wolken gezogen und verhüllen den Brocken, eben so schnell ziehen sie in die Tiefe hinab, bald sieht man sie sich zu Gewittern sammeln, und die Blitze dieselben durchzucken, man hört die Donner von unten herauf rollen, während man über sich den klaren blauen Himmel und die glänzende Sonne sieht.

Wer nur irgend Sinn für die Größe und Schönheit der Natur hat, wird durch eine Scenerie, wie dieselbe sich hier bietet, auf das lebhafteste angezogen, fühlt Herz und Sinn erfaßt, und sich über die Erdensorgen der unter ihm liegenden Welt erhoben. Wer aber für solche Gefühle, für solche uns erhebende und veredelnde Stimmungen schon abgestorben ist, der hat allerdings keine Freude und keinen Lohn für die anstrengende Mühe bei dem Ersteigen des Brokkens. Leider ist die Zahl Letzterer nicht unbedeutend; aus ihren eigenen Aeußerungen scheint hervorzugehen, daß sie den Brocken nur darum ersteigen, um sagen zu können, auch auf dem Brocken gewesen zu sein.

Hohen Genuß findet der Empfängliche immer hier, sofern er nicht eine freie Aussicht als den alleinigen betrachtet. Mannigfache Unterhaltung, und zum Theil auch Belehrung findet man bei anderen Brockenbesuchern, manche interessante Bekanntschaft wird hier gemacht, und Freundschaft geknüpft, mancher Freund unverhofft hier wieder gefunden. Die gegenseitige Annäherung ist hier weit schneller und zutraulicher als an jedem andern Orte.

Es ist freilich öfters der Fall, daß bei der Unbeständigkeit des Gebirgs-Klima's der Brocken und seine Nähe in Nebel gehüllet ist, man verzage aber darum nicht, denn eben so schnell wie der Nebel, oder vielmehr hier das Gewölk den Brocken umzieht, verschwindet derselbe auch wieder, man hat dann einen herrlichen Anblick durch die anfänglich entstehenden Lücken, wie wenn der Vorhang einer Schaubühne aufgezogen wird, welche sich immer mehr und mehr erweitert, bis die Nebel ganz verschwunden sind, und man die weite Gegend frei vor und um sich hat. Auch die Gestaltungen und Gruppirungen des Gewölkes unter und neben dem Beobachter gewähren Vergnügen.

Nichts ist wohl erhabener als der Aufgang der Sonne auf einem Standpunkte, wie der Brocken ihn gibt; es ist eine Naturscene die Eindrücke macht und zurückläßt, welche innig gefühlt, aber schwer beschrieben werden können. Auf der Alles überragenden, durch das schönste Morgenroth längst schon vergoldeten Höhe, in der frühen

Morgenstunde stehend, umfächelt von der reinsten Bergluft, schaut der Beobachter auf die unter ihm in tiefem Dunkel liegende Welt herab. Auf ihr ruht eine tiefe Stille, die ihn zur Andacht stimmt. Nach Osten wendet er den Blick, von dem alles Licht stammt, von wo er auch jetzt es erwartet. Ein hellerer Punkt am Rande des fernen Horizontes deutet ihm die Stelle an, wo des Tages Königin aus anderen Welten aufzusteigen verspricht, um des Lebens Licht und Wärme den Bewohnern der Erde zu bringen, auf der seit Jahrtausenden schon so oft ihr freundlicher Blick ruhte. Siehe, da taucht ihr oberster Rand auf, und die ersten Strahlen, noch matt, um das Auge allmählig an den Glanz zu gewöhnen, schießen über die Erde hin und treffen zu allererst des Brockens Kuppe. Seltsame Figuren, einzeln und in Gruppen, tanzen vor dem Auge des Beobachters; ein Berg nach dem andern wird vergoldet, eine Thurmspitze nach der andern taucht auf aus den Morgennebeln. Jetzt zeigt die Sonne ihr volles Antlitz und es ward Licht! Heiliger Schauer durchbebt den Wandrer und ladet ihn ein, dem großen Baumeister der Welten zu danken.

In der täuschendsten Nähe und deutlicher als zu jeder anderen Zeit liegt in den heiteren Morgenstunden das ausgedehnte Panorama vor dem Blick des Beobachters und giebt ihm lange angenehme Beschäftigung. Die Elbe, sowohl über als unter Magdeburg, und andere im Osten gelegene Flüsse und Bäche zeigen sich wie ein schlängelndes glänzendes Silberband, und oft hat man schon an einem heiteren Morgen vor den, jenseits der Elbe gelegenen schwarzen Waldungen die weißen Segel der nach und von Magdeburg sich allmählig bewegenden Schiffe gesehen.

Eben so schön wie der Sonnenaufgang ist auch der Sonnenuntergang, wo sich bei dem Neigen der Sonne eine Gegend nach der anderen verdunkelt, und es hier oben noch hell, und die Abendröthe in den helleren Tagen ziemlich bis Mitternacht zu sehen ist.

Gleiche Reize gewährt der Aufgang des Vollmondes und eine sternenhelle Nacht, in welcher man unzählige Sterne über und unter sich erblickt.

Zu den herrlichen Genüssen auf dem Brocken gehört auch ein Gewitter. Interessant ist es, den ganzen Verlauf desselben von hier aus zu beobachten und zu verfolgen, wie dasselbe anfängt, wie mehr und mehr Gewölke sich anschließen und in Gestalt eines schwarzen Knauels unten am Brocken brausend hinziehen, sich dann entweder in mehrere Gewittermassen zertheilen, oder andere von entgegengesetzter Seite kommende aufnehmen. Von einem stark nach oben schallenden, krachenden Donner begleitet, zucken die Blitze nach allen Seiten, jedoch die meisten nach oben, indeß der Beobachter bei beinahe gänzlicher Windstille am klarsten Himmel die Sonne über sich sieht. Neu auch ist der Anblick, den ein ganz unverhofft und schnell über den Brocken ziehendes Gewitter gibt. Auf der Oberfläche hin schlängeln dann sich die zischenden Blitze, die Furcht erregenden hef-

tigen Donnerschläge erfolgen gleich nach denselben, und ehe man sich dessen versieht, ist jede Spur des Gewitters verschwunden.

Eine seltenere Erscheinung ist das Nebelbild oder sogenannte Brockengespenst, zwar nicht so selten, wie es in verschiedenen Harztaschenbüchern angegeben wird, nämlich, daß solches nur im Herbste und nur beim Sonnenuntergange sichtbar sei, vielmehr ist es in allen Jahreszeiten, sowohl bei dem Auf- als Untergange der Sonne zu sehen, wie dies mehrjährige Erfahrung gelehrt hat. Im Jahre 1838 wurde es neunmal und 1839 siebenmal im Februar, März, April, Juli, August, November und December Abends und Morgens gesehen. Verschieden ist jedoch diese von mir näher und genau beobachtete Lufterscheinung. Wenn die Sonne bei ihrem Auf- oder Untergange mit dem Brocken in gleicher Höhe steht, sich dann auf entgegengesetzter Seite unten in den Thälern Nebel bilden, diese am Brocken in die Höhe steigen, der nebelfreie Brocken aber zwischen dem Nebel und der Sonne steht, so wirft die Sonne den Schatten des Brockens und aller auf ihn befindlichen Gegenstände an diese Nebelwand, an der sich nun riesenhafte Gestalten bilden, die bald sich verkleinern, bald vergrößern, jenachdem sich der Nebel nähert, entfernt, oder durch das Aufrollen desselben in ihm Lücken entstehen. Ist der Nebel trocken, so sieht man, außer seinem eigenen Schatten auch den seiner Nachbarn; ist er feucht, so sieht man nur den seinen mit einem regenbogenfarbigen Heiligenschein umgeben. Dieser Heiligenschein verschönert sich und wird strahlender, je nasser und dicker der Nebel ist, und je näher derselbe kommt. Bei rauhem Nebel im Winter bietet diese Erscheinung einen andern Anblick; denn erhält der Schatten nicht den kreisförmigen regenbogenfarbigen Heiligenschein, sondern es gehen vom Haupte des Schattens drei gelbe, hell glänzende, scharf gezeichnete und weit strahlende Scheine rechts und links vom Auge und senkrecht, ohngefähr in folgender Form und in hochgelber Farbe. Dieses Nebelbild oder sogenannte Brockengespenst ist das schönste, hier wahrgenommene Phänomen, besonders wenn es sehr kalt und die im Nebel enthaltene Feuchtigkeit stark gefroren ist, wo dann die gefrornen Theilchen kleine glimmernde Sternchen um die drei Strahlen bilden, welche so glänzend blinkern, daß das Auge nicht lange hineinzusehen vermag.

Ergötzen wird der Naturfreund sich auch, wenn er, was eine eben so seltene Naturerscheinung ist, unterhalb des Brockens alle Berge und Ebenen, so weit das Auge reicht, mit einem wellenförmigen Nebelmeere bedeckt sieht, aus dem der Brocken wie eine kleine Insel hervorragt, überstrahlt von dem klarsten Himmel; das unermeßliche wogende Meer glaubt man zu erblicken, und diese Täuschung ist besonders lebhaft bei Sonnen-Auf- oder Untergang.

Lebendig zu werden scheint die Landschaft, wenn dieser Nebel fällt, oder verschwindet, und die Berge, Städte, und zuletzt die ganze Landschaft, nach und nach, sichtbar wird.

Auf der Fläche des Brockens befinden sich die viel besprochenen zwei nicht fern von einander stehenden Felsstücke, die Teufelskanzel und der Hexenaltar genannt; letzterer soll, laut mehreren Harzbeschreibungen zerstört worden sein, was aber nicht der Fall ist, da derselbe noch gleiche Höhe mit der sogenannten Teufelskanzel hat, und diese Felsmassen auch nach den Zeugnissen der ältesten Hirten welche funfzig Jahre und darüber den Brocken behütet haben, nie höher gewesen sind. Es ist zwar von jugendlichem Leichtsinn eine unbedeutende Nebenplatte herabgeworfen, was aber keinen wirklichen Schaden an diesen Felsen verursacht hat. Zur Widerlegung jenes falschen Gerüchtes wurde in einigen der gelesensten Zeitungen Folgendes mitgetheilt.

Vom Brocken, den 20. October 1834.

„Vor mehr als 20 Jahren las man in öffentlichen Blättern die sonderbare Anzeige, daß eine der Felsengruppen auf der Höhe des Brockens, der Hexenaltar genannt, — von Barbaren zerstört worden sei. Das Wahre an der Sache war, daß eine Steinplatte dieses Felsens aus Muthwillen herabgestürzt, dadurch aber keineswegs die ohne dies wenig merkwürdige Felsengruppe zerstört, sondern bloß etwas verändert worden ist."

Durch folgende Sage haben diese beiden Felsen wahrscheinlich ihren Namen erhalten.

Als nemlich Kaiser Karl der Große in den Jahren 779 und 780 nach Christi Geburt die Sachsen zur Annahme des Christenthums zwang, wurde von diesen der Götzendienst auf dem Brocken gefeiert, und in der Walpurgisnacht der Herta, nach Anderen dem Crodo, auf dem Hexenaltare geopfert, und als Kaiser Karl zur Vertreibung der Heiden Schildwachen aufstellen ließ, suchten die Heiden solche durch abentheuerliche Aufzüge von ihren Posten zu verscheuchen.

Daher mag auch wohl die weit und breit bekannte Sage rühren, daß Hexen und Zauberer sich in der Walpurgisnacht auf dem Brocken (Blocksberg) versammeln, um dem Teufel zu opfern, ihn anzubeten, nach dieser Verehrung eine teufliſche Mahlzeit und dann auf dem daneben befindlichen Hexentanzplatz den Hexentanz zu halten.

Zwischen dem Wohngebäude und diesen eben gedachten Felsen liegt ein vom Regen und Sturm etwas ausgehöhlter Stein, welchem man den Namen Hexenwaschbecken gegeben hat, von dem man den Gästen das Mährchen aufbürdet, daß das Wasser darin nie austrockene, und durch unsichtbare Hand alle Morgen wieder ersetzt werde. Darin sollen denn die Hexen nach ihrer Ankunft sich waschen, und dann ihre, durch den schnellen Ritt in Unordnung gerathene Toilette wiederum ordnen.

Nicht weit von der Teufelskanzel befindet sich der Gerlachsbrünnen welcher von dem am 8. Januar 1834 verstorbenen frühern Brockenwirth Gerlach angelegt und nach ihm benannt wurde. Er liefert ein sehr schönes, reines, nur bei großer anhaltender Kälte und starken Frösten versiegendes Trinkwasser. Das auf der entgegengesetzten Seite fließende, den Kellbach bildende Wasser, welches aus dem nahe bei dem Wolkenhäuschen liegenden Hexenbrunnen und Hexenteich quillt, ist dagegen hart und unschmackhaft. Außer diesen Gewässern entspringen noch mehrere jedoch unbedeutende Wässerchen auf dem Brocken, sowohl im Westen als Osten, welche aber nicht so schmackhaft sind, wie das schöne Wasser aus dem Gerlachsbrunnen. Alle diese Quellen erhalten ihre Nahrung nur von dem Regen, den nassen Wolken, oder dem Nebel, und von andern atmosphärischen Absonderungen.

Bemerkenswerth ist noch das, am nördlichen Abhange des Brockens, rechts am Ilsenburger Fußsteige in einer tiefen Kluft von 15 bis 20 Fuß Breite und 300 bis 400 Fuß Länge befindliche Schneeloch, in welchem der Schnee bis in den Juni liegt. Es sind jedoch auch noch einige andere in nördlicher Richtung liegende Vertiefungen, wo sich der Schnee weit länger, ja öfters bis Ausgangs Juli hält, durch die Länge der Zeit grau wird, und eine graubraune Decke erhält, welche durch Vegetabilien entsteht, die vom Brocken getrieben werden.

Erwähnung verdienen noch unter der großen Menge von Granitblöcken, welche in der Nähe des Brockens liegen, und einer näheren Besichtigung werth sind, folgende: Die Rennekenbergsklippen, Hohenklippen und Feuersteine, die Vaupelsklippen, das Brockenthor auf der Heinrichshöhe, die Schnarcher auf dem Barenberge bei Schiercke, welche die Eigenschaft besitzen, eine Umkehrung der Magnetnadel nach dem entgegengesetzten Pole zu bewirken, das Söse- oder Sörsthor auf dem Winterberge ohnweit des Wurmberges, das 16 Fuß lange Magdbette und der hohle Magdnapf auf dem kleinen, und die Hirschhörner auf dem großen Königsberge, die Achtermannshöhe, die Hopfensäcke, das Tuchlacken, die kahle Klippe, die Brandklippe, der Abbenstein, die kleine Brockenklippe, der Scharfenstein und die Pflasterstöße, und wer auf seiner Brockenreise Schiercke passirt, besuche das hinter der dortigen Predigerwohnung gelegene anmuthige Pfarrthälchen.

Gebäude und Einrichtung.

Das erste Gebäude von 16 Fuß im Quadrat und ohne alle innere Einrichtung wurde 1736 auf Befehl Seiner Erlaucht des Hochseligen Herrn Christian Ernst Grafen zu Stolberg-Wernigerode auf der Kuppe des Brockens erbauet, und diente bei einfallendem Unwetter den Reisenden zum Obdach, ehe das Wirthshaus hier auf

dem Brocken stand. Es brannte dies Gebäude mehrere Male ab, wurde wieder neu erbauet und öfters gebessert. Später wurde dasselbe als Waschhaus benutzt, ist aber durch den Zahn der Zeit und durch die erlittenen vielen Stürme sehr schadhaft geworden.

Auf dem, mit dem Brocken in östlicher Richtung zusammenhängenden Berge, welchem Seine Erlaucht der Graf Christian Ernst zum Andenken der Bemühungen seines Sohnes des Herrn Grafen Heinrich Ernst Erlaucht, bei dem Betriebe der Torfgräberei 1744, den Namen Heinrichshöhe gab, wurde im Jahre 1743 ein Gebäude zum Aufenthalte der bei der Torfstecherei beschäftigten Arbeiter errichtet, dasselbe diente aber zugleich den damals nur wenigen Besuchern des Brockens zum Obdach, und als die Torfgräbereien eingingen, wurde dasselbe als Wirthshaus für Brockenreisende benutzt. In diesem Hause befand sich nur ein Zimmer für die Gäste vom höchsten Stande bis zum armen Tagelöhner, wie für den Wirth und dessen Leute; außer diesem Zimmer hatte es noch Küche, Keller und Stallung für 10 Pferde.

Rechts neben diesem Gebäude war das herrschaftliche Haus von zwei Stübchen, bestimmt zur Aufnahme der gräflichen Familie und deren Begleitung, es durfte jedoch benutzt werden, wenn das Wirthshaus zu überfüllt war, und die Gäste in demselben keinen Platz fanden. Dieses Häuschen, welches zum Schutze gegen die Stürme mit einer bis an's Dach reichenden Erdumwallung versehen war, brannte 1799 ab, wahrscheinlich durch Nachlässigkeit der Arbeiter, welche am Bau des neuen Hauses auf der Brockenspitze arbeiteten. Dadurch wurde es überflüssig und deshalb nicht wieder aufgebaut. Aus eben diesem Grunde wurde auch das alte Wirthshaus später eingenommen.

Nur in den Sommermonaten wurde dieses Wirthshaus von dem Wirthe bewohnt, der aber, bei einfallender Kälte und Schnee, dasselbe während des Winters verließ, und mit seiner Habe nach Ilsenburg ging, bei Annäherung des Sommers es aber wieder bezog.

Zur Gewinnung der Milch für Gäste und für den Haushalt hielt sich der Wirth mehrere Ziegen, welche aber oft unerlaubter Weise sich von ihrem rauhen Aufenthalte entfernten und nach Ilsenburg zurückgingen, wodurch der Wirth nicht selten in große Verlegenheit kam und um dieser Unannehmlichkeit überhoben zu sein, schaffte der Wirth die Ziegen ab, und hielt an deren Stelle einige Kühe.

Auf der Heinrichshöhe standen noch drei Gebäude oder Schuppen und mehrere zwischen dem Brocken und dem Königsberge, worin der zwischen der Heinrichshöhe und dem Brocken und zwischen diesem und dem Königsberge gestochene Torf getrocknet wurde. Eines dieser Gebäude, und zwar das Torfhaus Nr. 1., das ohnweit des herrschaftlichen Hauses stand, hat der Sturm am 9. October 1758 aus dem Grunde gehoben und umgestürzt, so daß keine Säule stehen geblieben ist.

Der Torf, welcher für die Eisenhüttenwerke verkohlt wurde, war nicht ergiebig genug, und bei den häufigen nassen Nebeln schwer

zu trocknen, weshalb diese Torfgräberei 1786 wieder eingestellt und die Torfhäuser abgebrochen wurden.

Durch die Zunahme der Brockenbesuche wurde der Mangel an einem guten Wirthshause immer fühlbarer, und dies bewog Seine Erlaucht den Herrn Grafen Christian Friedrich im Jahre 1800 ein Gasthaus auf der Brockenspitze mit vielen Kosten erbauen zu lassen, und bei Anwesenheit J. J. Majestäten des Königs und der Königin von Preußen im Jahre 1805 wurde auf der linken Seite des Wirthshauses noch ein hölzernes mit Brettern in- und auswendig beschlagenes und im Fachwerk mit Torf ausgefülltes Nebengebäude, welches drei Logierstuben und einen schmalen Gang zu denselben enthielt, und auf des Hauptgebäudes rechter Seite ein hölzerner Stall für 16 Pferde erbauet.

Im Wirthshause befanden sich zwölf heizbare Zimmer, nämlich ein Saal, zwei Gastzimmer, sieben kleinere Logierzimmer, ein dergleichen für den Wirth und eins für die Boten und Dienstleute, und außer diesen die Küche, Speisekammer und ein in den Felsen gehauener geräumiger Keller; auch für bedeutenden Bodenraum war gesorgt. Auf der linken Seite im Wohngebäude befand sich noch ein Pferdestall für sechs Pferde und auf der rechten Seite zwei Kuhställe für acht Kühe und über demselben ein kleiner Hühnerstall. In der Mitte des Hauses war ein massiver Thurm von 30 Fuß Höhe errichtet, damit die Gäste von demselben die Fernsicht besser genießen konnten. Die Einfassungsmauern des Wohnhauses waren fünf Fuß und die des Thurmes vier Fuß stark. Da durch die Anlegung der vorerwähnten Ställe an beiden Giebeln im Wohnhause das erforderliche Tageslicht in den Corridor nicht eindringen konnte, und das Licht durch die enge Hausthür denselben nicht genug erhellte, so wurde eine nothdürftige Helle durch über den Zimmerthüren angebrachte Fenster verschafft. So bestanden diese Gebäude bis zum Jahre 1834, wo der Thurm zwei nicht unbedeutende Risse bekommen hatte, und sich nach Westen und Osten bedeutend neigte. Um den Einsturz desselben zu verhüten, wurde er im Spätherbst 1834, nach Beendigung der Brockenbesuche, abgetragen, nicht aber ist er abgebrannt, wie in einigen Harzbeschreibungen gesagt ist.

Die durch den massiven Thurm eindringende, nicht zu verhütende Nässe war dem Wohngebäude sehr nachtheilig, weshalb Seine Erlaucht der jetzt regierende Graf und Herr Heinrich zu Stolberg-Wernigerode im folgenden Jahre 1835 gerade vor dem Hause einen hölzernen, mit starken Säulen, Riegeln und eisernen Bolzen versehenen, mit Dielen beschlagenen und mit Bleiplatten belegten Thurm von beinahe 50 Fuß Höhe mit sehr bequemen Treppen von 58 Stufen und einer zum Schutze hinreichend genügenden Brüstung, ohne die nicht unbedeutenden Kosten zu scheuen, erbauen, auch unten im Thurme nach der Morgenseite eine Niesche anlegen ließ, damit die Gäste, geschützt vor dem scharfen Winde, von hier aus den herrlichen Sonnenaufgang wahrnehmen könnten.

Die Einfassungswände des Wohngebäudes bestanden aus Doppelwänden, deren 3 Fuß breiter Zwischenraum mit Steinen, Erde und Moos ausgefüllt war, was die Nässe sehr anzog, wodurch die Außen- und Innenwände sich ausdehnten und große Risse bekamen, welche Luft in die Zimmer ließen, und einen Einsturz prophezeihten. Da hierdurch der größte Theil der Einfassungsmauern neu aufgeführt werden mußte, so befahl der erlauchte regierende Graf und Herr, die dicken Mauern ganz wegzunehmen, und dafür nur halb so starke, 2½ Fuß dicke, aber fest und gut mit Gips verbundene Mauern aufzuführen, wodurch das Innere des Hauses an Raum gewann, und die Zimmer mehr Licht und Sonnenwärme erhielten.

Diese bedeutende Reparatur konnte jedoch in einem Sommer nicht geschehen, weil sonst die Gast- und Logierstuben hätten eingerissen werden müssen, was den Gästen ein Obdach geraubt haben würde. Deshalb konnte der Bau auch nur theilweise von Jahr zu Jahr ausgeführt werden. Im Jahre 1837 war er vollendet.

Aber auch an den Scheidewänden war eine Reparatur nöthig, da deren Schwellen, Säulen und Riegel meistentheils verstockt und verfault, und das Fachwerk nur mit Torf ausgefüllt war, weshalb solche sämmtlich weggenommen, wieder neu aufgeführt, und das Fachwerk mit gut gebrannten Mauersteinen verfüllet wurde. Ebenso mußten die verstockten Dielen aus allen Zimmern genommen und durch neue ersetzt werden; auch die alte schadhafte Hausflur und der Corridor wurde um einen Fuß erhöhet und mit neuen Barnsteinen belegt.

Die an diesen Bauten arbeitenden Handwerksleute konnten wegen des Einreißens mehrerer Zimmer, wodurch der Raum beschränkt wurde, im Wohngebäude nicht untergebracht werden, und es wurden denselben zwei Zimmer im Nebengebäude zu ihrem Aufenthalte angewiesen. Dies gab Veranlassung zu einem in der Nacht vom 4. zum 5. Juni 1835 wahrscheinlich durch zu starkes Einheizen entstandenen Brande dieses Nebengebäudes, wobei dasselbe gänzlich ein Raub der Flammen ward. Durch die Einäscherung dieses Nebengebäudes waren drei Logierzimmer weniger geworden, weshalb aus dem im Wohngebäude befindlichen Pferdestalle zwei nette Zimmer gemacht, der Corridor durchbrochen und ein großes Fenster zur Beleuchtung desselben angelegt wurde.

Auf der Stelle des abgebrannten Nebengebäudes ist im Jahre 1838 ein neues massives Wirthschaftsgebäude, bestehend aus Waschhaus, Pferde-, Schaaf- und Schweinestall errichtet, und im Sommer 1840 soll der vom Wohnhause südlich gelegene hölzerne Pferdestall massiv gebauet werden.

Durch alle diese Bauten und Veränderungen haben die Brokkengebäude, vorzüglich das Wohnhaus ungemein gewonnen, es ist fester, geraumiger, heller, trockener und weit freundlicher darin geworden; Alles ist für die Aufnahme eines jeden Gastes der nicht zu große Ansprüche macht, geeignet.

Es sind jetzt in demselben ein Saal, zwei Gaststuben und neun Logierzimmer, eine Stube für den Wirth und eine dergleichen für die Boten und für die zur Wirthschaft gehörenden Leute. Mangel an Platz kann bei nicht zu überfülltem Besuche so leicht nicht entstehen, und wenn es Noth thut, so wird gern des Wirthes Zimmer an die Gäste abgetreten.

Die vorhandenen Gastbetten sind reinlich, trocken und mit reiner Bettwäsche und warmen Steppdecken versehen, und wer dergleichen nicht benutzen will, dem stehen mit Stroh ausgestopfte Matratzen und wollene Decken zu Diensten.

Jeder Gast, der nicht übertriebene Anforderungen macht und keine Leckereien verlangt, findet in dem Brockenwirthshause gut zubereitete und kräftige Speisen, ein gutes Glas Wein, Rum, Cognac, Liqueur, Bier und Breihahn.

Um dem Gaste die Auswahl zu erleichtern und ihn zu überzeugen, daß er nicht übertheuert wird, sind in jedem Zimmer des Brockengasthauses die Preis-Verzeichnisse der Speisen, Getränke ꝛc. angeschlagen. Es wird jeder Gast die Preise gewiß nicht zu hoch finden, sobald derselbe erwäget, wie beschwerlich der Transport der Lebensmittel und aller nöthigen Effecten hierher ist, wie kostspielig die nothwendigen jährlichen Reparaturen an den Gebäuden, wie bedeutend die Unterhaltungskosten der Tisch- und Bettwäsche, Möbels und Küchengeräthe sind. Zudem hat der Brocken kaum fünf Monate Besuch, das Dienstpersonal aber muß zum Theil auch während des langen Winters erhalten werden. Wer dies alles berücksichtigt, wird einerseits gewiß dem edeln Erbauer und Erhalter aller hiesigen Anlagen den gebührenden Dank zollen, andrerseits erkennen, daß die Anlegung der hiesigen Gebäude, die Unterhaltung derselben und der Wirthschaft nur Bequemlichkeit der Brockenbesucher bezwecken, keineswegs aber einen erklecklichen Gewinn abwerfen können.

Dem Wirthe ist die Administration der Brockengastwirthschaft übertragen und demselben ein Hausknecht, ein Maulthiertreiber, welcher während der Dauer des Brockenbesuches die Bedürfnisse nach dem Brocken schafft, und drei Dienstmägde beigegeben, wovon jedoch der Hausknecht, der Maulthiertreiber und eine Magd bei dem Anfange des Winters das Brockenhaus verlassen. Der Wirth mit seiner Frau und zwei Dienstmägden bleiben oben.

Außer 15 bis 18 Hühnern werden auch 6 bis 8 Kühe oben gehalten, welche im Sommer auf dem Brocken eine sehr nahrhafte und gesunde Weide haben, da aber nicht so viel Futter gewonnen werden kann, um alle diese Kühe während des acht Monate langen Winters zu ernähren, so bleiben nur 2 bis 3 Kühe oben, jenachdem von den auf dem Brocken und der Heinrichshöhe mit vieler Mühe angelegten, von Jahr zu Jahr erweiterten Wiesen Heu geerndtet wird. Die anderen Kühe werden auf Kosten der Brockenadministration auf einer gräflichen Domaine während des Winters durchgefüttert, und bleiben so lange unten, bis wieder hinlängliches Gras zur Nahrung für dieselben auf dem Brocken gewachsen ist.

Dem Wirthe liegt sehr daran, den Gästen den kurzen Aufenthalt hier so angenehm wie möglich zu machen, er bemühet sich gewiß, daß dieselben alle hier nur zu beschaffenden Bequemlichkeiten genießen, sorgt für stets erwärmte Zimmer, für Wäsche und trockene Kleidung, falls der Gast solche zur Wechselung nicht bei sich führet, und hält mit Strenge darauf; daß der Gast schnell und höflich bedienet werde. Aber, wie häufig wird dies von einem großen Theile der Besucher verkannt; — welche nicht zu erfüllende Forderungen werden öfters mit stürmender Gewalt, vorzüglich an das weibliche Dienstpersonal gemacht, wo dann zur Erhaltung der Ordnung und Ruhe dem Wirthe wohl nichts anders übrig bleibt, als mit ernster Miene und Entschlossenheit solchem Forderer entgegen zu treten.

Brockenfahrwege und Brockenfußsteige.

Es führen nach dem Brocken vier Fahrwege: der erste über Ilsenburg dicht bei den Wasserfällen vorbei, der zweite über Schierke, Quitschenhäu und Mönchbruch, der dritte über Glashütte Jacobsbruch und der vierte über Oehrenfeld und Plessenburg, welcher auf dem gelben Briefe in die Ilsenburg-Schierker Chaussee fällt. Erstere drei kommen dagegen auf dem Brockenbette zusammen, und bilden einen Weg, der über die Heinrichshöhe nach dem Brocken läuft. Der Ilsenburger und Schierker Weg ist bis zum Brockenbette chaussirt und kann bis dahin mit jedem nicht zu sehr belasteten Fuhrwerke befahren werden, und wenn gleich die andern beiden Fahrwege stets in gutem Stande erhalten werden, und ohne Gefahr zu bereisen sind, so sind die beiden ersteren doch vorzuziehen, da der Ilsenburger Weg gegen den Ilsenstein und die Wasserfälle durchs schöne Ilsenthal und letzterer zwischen den Feuersteinklippen und Schnarchern, dicht neben der Elendsburg vorbei, durch einen Theil des reizenden Bodethals führt.

Außer diesen vier Fahrwegen führen noch sechs Fußwege auf den Brocken, und zwar der erste von Wernigerode über die steinerne Renne und den Rennekenberg, der zweite von Braunlage über den Königsberg, der dritte von Oderbrück über's Brockenfeld an den Hirschhörnern vorbei, der vierte von Altenau über den Borkenkrug und durch die schwarzen Tannen, der fünfte von Neustadt-Harzburg über das braunschweigische Molkenhaus, den Scharfenstein und kleinen Brocken und der sechste von Ilsenburg über den Buchhorst und das Schneeloch. Für Reiter sind diese sechs Pfade nicht, die fünf ersten nämlich der Klippen, Graben und des Bruches wegen nicht; auf dem letzteren zu reiten ist verboten, damit er wohl erhalten und für die Fußreisenden bequem bleibe.

Guter Rath für das Bereisen des Brockens.

Die geeignetste Zeit zum Besuche des Brockens sind nach den bisherigen Erfahrungen die Monate Juni, August, September und October bis zur Mitte, wo die Luft am reinsten, und das Wetter am beständigsten ist, auch sich das Farbenspiel der grünenden Wälder, Felder und Wiesen am schönsten ausnimmt. Eben so gut aber wie in diesen Monaten ist der Brocken an heiteren Tagen, die nach dem Regen folgen, auch im Mai und Juli zu besteigen. Diese zwei Monate sind von demjenigen vorzuziehen, der Vergnügen an der erhabenen Naturschönheit eines Gewitters findet, weil in diesen Monaten gewöhnlich die Gewitter am häufigsten sind.

Die reinste Luft und die schönste und weiteste Fernsicht im ganzen Jahre bieten allerdings die heiteren Tage des Januars und Februars, und will man sich diesen großen Genuß schaffen, so muß man einen hellen Tag, an dem der Wind aus Nord, Ost oder Süd kommt, und wo möglich bei eintretendem Froste nach dem Thauwetter wählen, alsdann ist der Schnee gefroren und ohne Gefahr einzusinken, wie ohne große Beschwerniß, leicht zu übersteigen; nur muß man sich jedenfalls eines zuverlässigen Führers bedienen, der die Richtung der Brockenwege genau weiß, da solche, von hohem Schnee bedeckt, ganz unkenntlich sind.

Im Allgemeinen sind die heiteren Tage gleich nach Gewittern oder Landregen zu benutzen, gleichviel in welchem Sommermonat, da hierdurch der Höhenrauch verschwindet, und die Luft am reinsten ist.

Wer gesund und bei Kräften ist, und wessen Körperconstitution es gestattet, der ziehe es vor, den Brocken zu Fuß zu besteigen, der Reisende erspart dadurch nicht allein mancherlei kostspielige Ausgaben, sondern kann ganz nach seinem Belieben zu seiner Bequemlichkeit und am sichersten die Reise fortsetzen, und hat davon den meisten Nutzen und ungestörtesten Naturgenuß; wer sich indeß der Anstrengung des langen, ungewohnten Bergsteigens überheben will, der findet in Ilsenburg im herrschaftlichen Gasthause zu den rothen Forellen, Maulthiere mit bequemen Damen- und Herren-Sätteln, und falls die von dem dortigen Gastwirthe Herrn Horn für Brockenreisende bestimmten 6 bis 8 Maulthiere schon verliehen sind, so ist Herr Horn gern bereit, solche von dem, eine Stunde von Ilsenburg entfernten Dorfe Beckenstedt, zu verschaffen.

Wer nicht zu sehr überladene Wagen und Pferde bei sich führt, der kann ohne Gefahr und große Beschwerniß auf der im Jahre 1838 vollendeten, durch das romantisch schöne Ilsenthal führenden Chaussee bis zum Brockenbette fahren, von dort den Wagen entweder nach Schierke oder nach Ilsenburg zurückschicken, und dann die nur noch eine kleine Stunde vom Brockenhause entfernte Strecke zu Fuß zurücklegen. Doch ist dabei nöthig, daß die Pferde mit Hakezeug und die Wagen mit Hemmschuhen oder Hemmketten und

mit einem starken, mit einem eisernen Stachel hinten am Wagen angebrachten Stabe zum Aufhalten des Wagens beim Ruhen im Berganfahren, versehen sein. Auf gleiche Weise ist auch die Reise auf der Chaussee von Schierke nach dem Brocken zu machen, und wer seinen Pferden eine Erleichterung gewähren will, der kann sowohl in Ilsenburg als Schierke Pferde zum Vorspannen bis zum Brockenbette erhalten, worüber aber der Lohn mit dem Eigenthümer derselben vorher zu bedingen ist.

Für den, der den Brocken zu Fuß bereiset, ist anzurathen, daß derselbe sich warm kleide, und mit doppelter Fußbekleidung so wie mit einem zweiten Hemde versehe, um einige Zeit nach der Ankunft auf dem Brocken damit zu wechseln.

Man steige langsam und in nicht zu weiten Schritten bergan, vermeid' so viel als möglich das Trinken aus den vom Brocken herabfließenden Quellen, so wie den zu often Genuß von geistigen Getränken, indem ersteres leicht Erkältung, Kolik und andere mitunter gefährlich werdende Krankheiten, und letzterer unausbleibliche Ermüdung nach sich zieht.

So lange der Wanderer auf dem Brockenwege vor Wind und starkem Luftzuge geschützt ist, ruhe derselbe zum öftern und genieße die sich ihm darbietenden mannigfachen Naturschönheiten, sobald er aber aus dem immer niedriger werdenden Gehölz in's Freie tritt, erlaube sich derselbe, zur Vermeidung der Erkältung des erhitzten Körpers, keine Ruhe.

Wessen Zeit es irgend gestattet, der bereise weder zu Fuß noch zu Pferde, Esel oder Wagen niemals bei Nacht den Brocken, und zwar nicht blos weil die durch Nachtreisen etwa bezweckten Ersparnisse durch andere, am Tage nicht nöthige Ausgaben aufgewogen werden, sondern auch, weil der Reisende so manchen schönen Genuß, der sich ihm auf dem Wege am Tage zur Bewunderung und Freude überall darbietet, verliert, zudem auch bei dem oft schnellen Wechsel des Wetters, bei eintretendem Regen und Nebel in der Finsterniß, selbst mit Boten sich leicht vom Wege verirret, in Bruch und Steingerüll geräth, wo keine Hülfe zu erwarten ist, und sich beschädigen und erkälten kann, wie dieses häufige Beispiele erwiesen haben. Der Reisende richte seine Zeit vielmehr so ein, daß er Nachmittags gegen 4 oder 5 Uhr auf dem Brocken eintrifft, damit er sein Nachtquartier bei Zeiten bestellen und nach vorheriger Erholung die Fernsicht genießen kann. Er eile bei etwa eintretender ungünstiger Witterung am andern Morgen nicht zu früh, nicht vor 9 bis 10 Uhr vom Brocken, da in den Sommermonaten die Nebel sich gewöhnlich in diesen Stunden erst zertheilen, und eine schöne Fernsicht, so wie den interessanten Anblick der Gruppirungen des untern Gewölkes gewähren.

Auf dem Brocken angekommen, vermeide der erhitzte Gast alle kalten Getränke, genieße dafür, zur Löschung des Durstes und zur Stärkung Kaffe, Thee oder Warmbier, oder wer an geistige Getränke

gewöhnt ist, Punsch, Grogg oder Glühwein, und wechsele dann die Wäsche.

Nach geschehener Abkühlung und Erholung besteige der Gast den Thurm, bediene sich der darauf ausgestellten Fernröhre und des Brocken-Panorama's und besuche dann die übrigen Merkwürdigkeiten auf der Fläche des Brockens, auch, sofern es die Zeit gestattet, noch vor Sonnenuntergang die in der Nähe liegenden Felsmassen, die kleinen Brockenklippen, die kahlen Klippen, Brandklippen, Hirschhörner, das Magdbett, den Magdnapf oder das Brockenthor auf der Heinrichshöhe, wovon der Gast jedoch bei dem Heraufsteigen schon Manches gesehen haben kann.

Mannigfache und zum Theil belehrende Unterhaltung findet der Gast im gewöhnlichen Gesellschaftssaale, oder in den übrigen Gastzimmern an anderen Brockenbesuchern. Wie manche interessante Bekanntschaft ist nicht hier schon gemacht, und wie nicht selten Freundschaft geknüpft zwischen Personen, die aus weitester Ferne hier zusammentrafen! Oft sah ich den Freund, den lange entbehrten, wohl gar verloren geglaubten Freund freudig in die Arme schließen!

Sollte aber der Gast ein gutes Buch der Gesellschaft vorziehen, so findet er in des Wirthes kleiner Bibliothek wissenschaftliche und belletristische Sachen, die auf kurze Zeit Beschäftigung gewähren. Auch die Brockenstammbücher liefern viel Unterhaltung. Sie werden jedem Gaste vorgelegt, damit er zur Erinnerung seinen Namen einschreibe; gern werden diese Bücher durchblättert, und die Namen eines Verwandten, Freundes oder Bekannten darin gesucht. Man freuet sich, solche gefunden zu haben; man lacht über darin niedergeschriebene Satyren und unschuldige Scherze, liest mit Theilnahme ein gutes Gedicht, oder macht sich lustig über schlechte Verse, bespottet plumpen Witz und lächelt über darin enthaltene orthographische und andere Fehler. Leider sind die Brockenbücher und besonders die früheren Jahrgänge derselben verstümmelt, weil manches Blatt, auf dem hinzugefügte, oft kränkende, mindestens fade, wohl gar schmutzige Bemerkungen niedergeschrieben waren, ausgerissen werden mußte.

Das Beschädigen der Möbels und anderer Geräthschaften so wie das Schreiben und Einkratzen von Namen in Wände, Thüren, Fenster ꝛc. im Brockengebäude und im neuen Thurme ist verboten, und hat sich jeder Gast dergleichen bei Vermeidung des Schadenersatzes zu enthalten.

Außer den von Wernigerode über die steinerne Renne und Rennekenberg, von Harzburg über den Scharfenstein, von Altenau über den Borkenkrug und von Braunlage über den Königsberg nach dem Brocken führenden Fußwegen, sind die übrigen Fahr- und Fußwege ohne Führer zu finden, da, wo Wege abgehen, oder sich durchkreuzen, Wegweiser angebracht sind, um dem Gaste dadurch die ganz unnöthige Ausgabe für einen Führer zu ersparen.

Sollte der Reisende Gepäck bei sich führen, oder aus andern Gründen durchaus einen Boten haben wollen, so ist zu rathen, daß er gleich bei dessen Annahme über den Lohn, der sich nach der zu

tragenden Last, Weite und Beschwerlichkeit des Weges richtet, sich einiget, weil von diesen Leuten später oft unbillige Forderungen gemacht werden.

Auch hinab gehe man vorsichtig und langsam von dem Brocken, damit man durch schnelles Laufen nicht unvorsichtig an Abgründe geräth und hineinstürzt, oder da durch manches auf dem Rückwege sich darbietende Interessante verliert und unbeachtet läßt.

Bei dem Abschiede des Gastes von dem Brockenhause, das ihm Obdach und Bequemlichkeit gewährte, erhält derselbe alter hergebrachter Sitte gemäß, von den Hausmägden zum Andenken an den Brockenbesuch ein Sträuschen von hier gesammelten verschiedenen Blumen und Kräutern, hinter welchem Geschenk freilich die bescheidene Bitte um einen klingenden Beweis der freundlichen Auf- und Annahme stecken mag.

Eine diesem ähnliche Beschreibung nebst Chronik des Brockens seit 1834 und einer Sammlung von Gedichten aus den Brockenstammbüchern, mit einem sauber lithographirten Brocken-Panorama und einer Winteransicht der Brockengebäude wird im April dieses Jahres die Presse verlassen, und ist bei dem Unterzeichneten für 16 ggr. oder 20 sgr. zu haben

Brocken, im Januar 1840.

Nebse.

Die Sage vom Brocken.

Sowohl den gelehrten Naturforschern als auch den Freunden vaterländischer Geschichte hat der Brocken von jeher viel Kopfbrechens verursacht, und dennoch liegt er bis heute nur wie ein halb entblättes Geheimniß vor uns, dennoch sind es bis heute nur Muthmaßungen, wie seine zerbröckelten Felstrümmern auf seinen breiten Rücken gekommen, wie die Teufels- und Hexensagen mit seinen Granitblöcken verbunden sind. Zwar erhebt er sich wie alle Teufels- und Hexenplätze des Harzes auf der mitternächtlichen Seite dieses Gebirges, wo das alte Sachsenvolk mit seiner starren Anhänglichkeit an das Heidenthum an die waldigen Höhen sich anlehnte, und als wollten der Teufel und seine höllische Brut ihr höheres Alter vor dem Christenthume damit darthun, daß sie auf dem Urgestein so gern ihre Sitze wählten, so haben sie auch hier darauf Platz genommen. Aber fester sicherer Beweis für Thatsachen ist das Alles nicht, und Vermuthungen werden nie bewiesene Wahrheiten. Wir bleiben daher bei der Sage stehen, ohne jedoch die Vermuthungen umzustoßen, und hier unerwähnt zu lassen.

Zu den berühmtesten oder berüchtigtsten Punkten auf dem Gipfel des Brockens gehören die Teufelskanzel, der Hexenaltar und Hexentanzplatz und der Teufelsbrunnen. Die Teufelskanzel ist das größte der Felsstücke, womit die Oberfläche des Brockens besäet ist. Vielleicht stand einst darauf ein Wodansbild, die Gottheit der alten Sachsen. Die Franken, des Namens und der Verehrung unkundig, mußten diesen Gott für ihren Teufel halten, weil die Gebräuche der rohen heidnischen Sachsen sehr von den christlichen abwichen. Ihr großer König Carl besiegte die Sachsen und wollte sie zwingen, ihren Wodan zu verlassen und zum Gott der Franken sich hinzuwenden. Allein beständig, wie die Sachsen immer gewesen sind, sammelten sie auch besiegt sich heimlich noch um ihren Götzen, und wollten

nichts vom aufgedrungenen Christenthume wissen. Da zerbrach gewiß der mächtige Carl das Bild und stellte Wächter aus, dem harte Strafe drohend, der ferner zum Wodansaltar noch wandern würde. Aber wenn im Frühjahre (den 1. Mai) dem Wodan und der Ostera (Hertha) ihre Frühlingsopfer gebracht wurden, dann schreckte nicht Wächter noch Drohung, sondern die List feierte ihren Sieg. Vermummet als die seltsamsten Gestalten kamen die Schaaren der treuen Wodansverehrer, so daß die Wächter in Furcht und Zittern entflohen, denn sie meinten, der Beelzebub selbst sei der Hölle entstiegen und wolle seine Herrschaft sich nicht entreißen lassen. Dafür mochten sie das Wodansbild halten, und die vermumten Heren und Zauberer aus Wodans Gefolge waren nach ihrer Meinung nicht minder der Hölle entstiegene Mächte. Es mochten die Sachsen in Bestärkung dieses Wahnes selbst noch behülflich sein. So verbreiteten die flüchtenden Franken das was sie gesehen, und es entstand die Sage, wie sie nach einem Jahrtausend noch jetzt im Munde des Volkes umgeht.

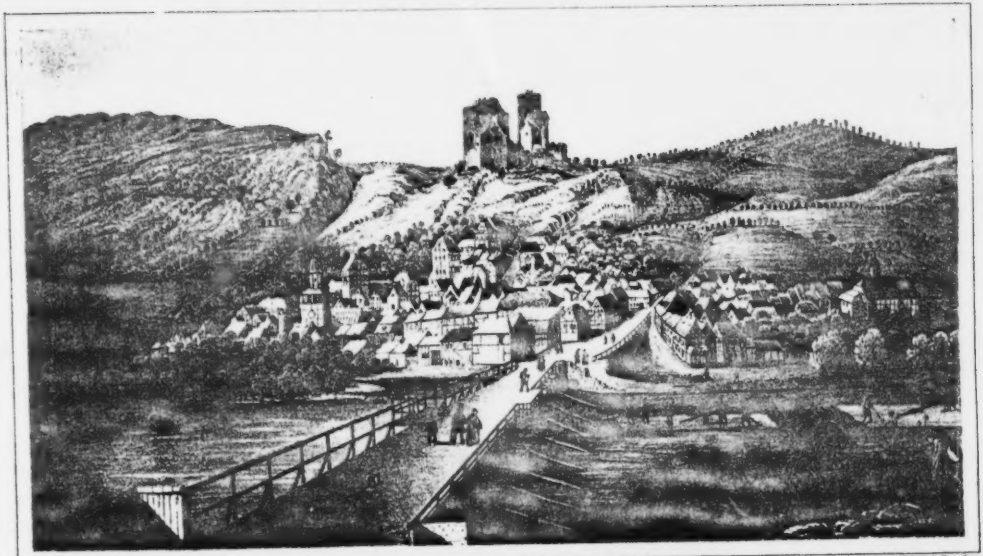
Wenn der Monat April mit seinen Schneeschauern und letzten Resten des Winters vorübergegangen ist, und mit dem schönen Wonnemond der junge Frühling kommt, in dieser Nacht vom letzten April zum ersten Mai eilen, so lautet die Sage, von allen Seiten und Richtungen die Heren zum Blocksberge hinan. Da ist ein wildes Gedränge, und weil es der Eile bedarf, so tragen die Füße nicht schnell genug, es muß also geritten sein. Da kommen die Heren denn durch die Lüfte gezogen den Berg heran, von oben von unten, auf Ofengabeln, Streichbesen*) und Ziegenböcken, aus dem Walde und hinter dem Felsen hervor. Wie schwarze Wolken verdunkelt ihre Schaar noch mehr die dunkele Nacht. Die Luft selbst wird unruhig und jagt im Wirbelwinde das Gewölk von Berg zu Berge. Bald flackert aber ein lustiges Feuer hoch empor. Der Teufel besteigt dann seine Kanzel und predigt vor der glänzenden Versammlung der Heren und Zauberer. Diese führen um ihn im wilden Rausche einen Reihen auf, und schwingen hoch die flammenden Feuerbrände bis zur Ermattung. Weil der Mensch aber nicht blos leben kann von der Speise des lebendigen Wortes, und noch heut zu Tage keine Festlichkeit ohne Schmaus und Saus gefeiert wird, so hat der Gott-sei-bei-uns auch hier seine Gäste nicht leeren Magens entlassen. Das beweisen der Herenaltar und der Herenbrunnen, denn auf jenem hat er die Speisen bereitet, aus diesem die ermatteten Gäste erfrischt. Wann aber die Morgenröthe sich nahet, so verschwindet wieder allmählig der Höllenspuk, und wie die Heren und Zauberer gekommen sind, so reiten sie wieder von dannen, und bald ist ihre Spur verloren, ja einander befreundet haben sie dort sich oft selbst nicht gekannt.

*) Dieser bedürfen sie wahrscheinlich, um den Schnee wegzukehren, der den 1. Mai den Brocken noch bedeckt, und der Ofengabeln um das Feuer anzuschüren oder als Wehr gegen die wilden Thiere etwa.

So die Sage, und obgleich schon tausend Jahre dazwischen liegen, so bekreuzt der Aberglaube in den am Fuße des Brockens nahe liegenden Orten doch jetzt noch häufig Abends zuvor Thüre und Fenster, damit, wenn der Höllenschwarm Nachts vorüberziehe, er dadurch gebannt und verhindert werde, seinen muthwilligen Schabernack nicht auszuüben. Das Kreuz galt den Christen schon damals heiliger denn Alles, und wahrscheinlich mochte jeder, der darauf ertappt wurde, einen mit einem Kreuze bezeichneten Gegenstand beschädigt zu haben, mit schwerer Strafe gezüchtigt werden.

Der Hexenaltar, eine Aufhäufung von Klippen, ist von jugendlichem Muthwillen im Gefühle strotzender Körperkraft seit mehreren Jahren herabgestürzt, der Hexenbrunnen jedoch, der von den Wolken gespeist wird, gibt noch immer reichlich sein Wasser. Es wird aber als weniger schmackhaft wie ein anderer schöner Quell da droben, jetzt weniger getrunken. Wollte man nun die einzelnen Theile der Sage noch erklären, so könnte man den um den aufgerichteten Götzen ausgeführten wilden Tanz als einen Theil der Wodansverehrung und die Speisung als eine Opfermahlzeit bezeichnen. Daß die Theilnehmer einander oft selbst nicht kannten, sich auch nicht zu erkennen gaben und bei anbrechendem Morgen verschwanden, diese Vorsicht gebot die Gefahr der Verrätherei wie überhaupt die Furcht erkannt zu werden. Sollten aber unsere Maskeraden und Vermummungen zur Carnevalszeit nicht auch zum Theil ihre Entstehung aus den heidnischen Zeiten noch herleiten? — Gewiß liegt in mancher Sage wie in mancher unserer Sitten das noch unenthüllte Geheimniß früherer uralter Gebräuche und heiliger Gewohnheiten.

W. Schönichen.



Treffurt und Ruine Normannstein.

Die Stadt Treffurt und die Ruinen des Nordmannstein.

„Ueber dem Thüringerlande schwebt der Geist der Vorzeit annoch mit hörbarem Flügelschlag und mit prophetischen Stimmen; aus den schauervollen Ruinen redet noch Heldenkraft und Ritterliebe in vernehmlichen Tönen. Manche Quadratmeile thüringer Boden ist mehr werth, ist denkwürdiger, als die ganze Mark Brandenburg sammt Pommerland.“

Fr. G. Wetzel.

In einer glücklichen Stunde seiner wechselnden Launen schaute des Wonnemonds heiteres Antlitz mit jugendlich kräftigem Schöpferblick auf das duftige Blüthengewand, das er mit verschwenderischer Fülle über die lachende Erde ausgebreitet. Im bräutlichen Schmuck von dem schmetternden Hochzeitreigen jubelnder Lerchen durchtönt, prangte das liebliche Thal, das an dem Hellerstein*) vorüber, der wie eine kolossale Warte an die Wolken ragt, gen Treffurt führt. Und wie der junge Lenz mit leiser Hand den Vorhang gelüftet, der seit langen Monden das Allerheiligste im Tempel der Natur den sehnenden Blicken geborgen, so klangen nun auch alle Saiten in der tiefsten Brust gleich wunderbaren Äolsharfen, und es war, als ob ein süßer Frühlingsgruß herübersinge:

*) Der Hellerstein unweit Kreuzburg's — siehe die Schilderung desselben! — ist die weithinragende nördliche Grenzscheide zwischen dem Fürstenthume Eisenach und dem Königreiche Preußen.

Sieh', wie es wogt und lebt
In der Maienluft!
Fühle, wie's haucht und schwebt
Durch den Blüthenduft!

Von Bergeshäuptern und aus tiefem Thal,
Wie grüßt es, ach so süß! allüberall:
Denn Lenz und Lieb' mit jungem Herzensſchlag,
Sie feiern ihrem Auferſtehungstag. — —

Aus Kreuzburgs*) Mauern folgte ich der Straße, die den Wanderer gen Caſſel weiſt. Bald aber theilte ſich der Weg und führte rechts nach Wanfried ab. Ihn wählte ich, zunächſt durch einen ſtillen Föhrenwald und bald in einem heitern Thale, wie durch einen Blüthengarten wandelnd. Denn von jedem Raine und aus jeder Furche leuchteten, mit ſüßem Duft die Lüfte ſchwängernd, blüthenüberſä'te Obſtpflanzungen, deren jährlichen Ertrag die nahen Dörfer nicht blos bis gen Eiſenach und Gotha, den ſie, wenn der Himmel günſtig, wohl bis nach Amerika entſenden. So entſchwanden die drei kurzen Stunden bis zum Ziele meiner Wanderung fröhlich und ſchnell.

Da wendet ſich die Straße, die ſich fort und fort thaleinwärts ſenkt, gen Norden, und, eh' noch der Blick es ahnt, da grüßt an einen kahlen Berg gelehnt und von den murmelnden Fluthen der Werra genetzt, das nahe Treffurt ihm entgegen. Und von des Berges Krone ſchaut ein altersgrauer Wächter auf das Städtlein nieder, gleich als rufe er mit warnender Stimme in das lebendige Treiben der Gegenwart: „Die Welt vergeht mit ihrer Luſt, wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit!" Es iſt der Nordmannſtein. Wie lange mich der reizende Blick gefeſſelt, bald in des Thales heiteren Frieden, der zu ſüßer Raſt den müden Wandrer ladet, bald in die raſtloſen Wellen des Stroms, der hier und da des Ufers Wehr durchbrochen, bald in das ſcheinbare Labyrinth der ländlich-ſtädtiſchen Gebäude, die ſich gleich einer weidenden Heerde an die ſchroffe Höhe angeklammert, bald zur ſtattlichen Burg, die auch in ihren Trümmern ſtolz und herriſch in die Ameiſenwelt der Gegenwart herabzublicken ſcheint, — ich weiß es nicht.

Endlich war ich, in tiefem Sinnen über das wundervolle Hereinragen jener mittelalterlichen Rieſenzeit in die ohnmächtige Proſa unſerer Tage, über eine holprige Brücke in das Städtlein getreten. Die ſtille Einſamkeit der ſteilen Straßen, die mehr als ſchlichten,

*) Siehe deſſen Schilderung.

altersgrauen Häuser*) mochten freilich mich nicht lange fesseln. Aber was die Stadt und was der enge Raum der Herberge versagte, ward dem Fremden in dem gastlichen Entgegenkommen guter Menschen. Und doch war mir selbst in ihrer Mitte die Zeit so auch die Freude nur in homöopathischen Dosen zugemessen. Bald trieb mich's in die Kirche, deren originelle Bauart von Außen und Innen ihres greisen Alters stummer Zeuge.**) In der allbeliebten symbolischen Kreuzform errichtet, zeigt der ehrwürdige Bau, obwohl in neueren Zeiten hie und da erweitert, hie und da verfallen, hie und da verunstaltet, neben den verblichenen Monumenten längst verschollener Adelsgeschlechter, so zierliche Gewölbe und so künstliche Steinhauerarbeiten daß es keinen Wandrer reuen mag, ein Stündchen in dem heilig düstern Raume geweilt zu haben.

Unfern der Kirche führte mich der Pfad dem Nordmannsteine zu, der, wohl 600 Fuß den Werraspiegel überragend, von der schroffen Höhe majestätisch niederschaut. Und sieh', ein lebendiges Brünnlein, das in einer wohlumhegten kleinen Grotte dem Fuße des Berges lustig entrauscht und in dem Städtchen selbst sechs Mühlen treibt, bot mir, zur steilen Wanderung mich stärkend, seinen klaren Quell. Es war der Nordmannsbrunnen, der die alten Recken einst an diese Stelle fesselte, daß sie darüber jene Burg erbauten, die in ihren stolzen Trümmern, wenn auch schweigsam, doch noch immer wie ein altes vielberedtes Mährchen in die Gegenwart herniederflüstert. Und wer mag es leugnen, was so manche sagenreiche Chroniken,***) was auch die weithin sich erstreckenden Ruinen deuten, daß die stattliche Burg, ob nur mit ihren Außenwerken, erst an diesem Borne ihre Grenze fand, ja daß sie einst die ganze Stadt mit ihren Zinnen und mit ihren Mauern, wie mit einem großen Ring umschloß? Denn als ich nun den steilen Pfad erklommen, der, wenn auch kurz und sich in stetem Zickzack wendend, dennoch Fuß und Brust ermüdet,****) da zogen sich zu beiden Seiten dieses Pfades die Ueberreste zweier Mauern bis zur Stadt herab, die sich durch die steinernen Stufen, die an dem inneren Gemäuer regelmäßig auf und nieder führen, als die äußerste Schutzwehr bekunden, deren die Bewohner der Burg, als gefürchtete Raubritter nicht selten befehdet, wohl bedurften. Ja, es soll auch noch als letzter Ret-

*) Treffurt, in dem Regierungsbezirke Erfurt gelegen, zählt deren 350 mit etwa 2000 Einwohnern, die sich, großentheils der evangelischen Kirche zugethan, vom Ackerbau nähren.

**) Die Sage flüstert, daß schon das Jahr 1000 nach Christus ihre Mauern gesehen.

***) Siehe „Winkelmann in seiner Geschichte von Hessen", 1. Theil p. 361b.

****) In weiteren Kreisen führt ein sehr bequemer Weg zu den Ruinen, der nicht selten auch befahren wird.

tungsweg — wie sich dieselbe Sage fast bei allen Burgen und in allen Klöstern wiederholt — ein unterirdischer Gang, den aber die Zeiten verschüttet, innerhalb der Stadt gemündet haben.

Endlich! — stand ich an der niedern, schmalen Eingangspforte, welche in den Burghof führt. Staunend überflog mein Blick die herrlichen Trümmer. Aber in das Staunen mischte sich die Wehmuth, und das leise Wort, das sich aus tiefer Seele auf die Lippen drängte: „Es ist Alles eitel unter der Sonne!" hallte dumpf und seufzend in dem einsamen Gemäuer nach.

Ein enges Zimmer, links der Pforte, nahm mich auf. Es mochte einst die Knappenstube sein. Ein Rauchfang, mit klug berechneter Kunst sich oben mehr und mehr verengend,*) war noch wohl erhalten. Aber der fröhlige Gesang, das lustige Humpengeklirr, das laute Waffengeräusch, das diese Räume einst durchhallt, — es war verstummt, und nur die Seufzer schwankender Schatten tönen schauerlich in stiller Mitternacht von Stein zu Stein.

Wie nun an dieses Zimmer sich die schönsten Mauerreste reihten, so begrenzte selbige ein stiller Raum, noch von drei Seiten wohl umschützt: — es war die Burgkapelle. Mit ihrer malerischen Façade auf das Städtlein niederschauend, grüßte sie mit ihren drei schmalen Spitzfenstern, welche einst vielleicht in bunter Zier dem engen Schiff der Kirche Licht gegeben, recht romantisch in das Thal hinab, während die obern Räume, von zwei viereckigen Fensteröffnungen durchbrochen, von dem seltsamen Baugeschmack der alten Ritterzeit, die sich weniger in schönen, als in festen Burgen wohlgefiel und die weichliche Bequemlichkeit und die symmetrischen Formen unserer modernen Wohnungen dem Bewußtsein traulicher Sicherheit zum Opfer brachte, unwidersprechliches Zeugniß gab.

Die nördliche Seite der Burg, die ungeachtet des schützenden Wallgrabens wohl schon darum als die schwächste gelten mußte, weil der Bergesgipfel jenseit derselben wohl an 50 Fuß die Mauern überragt, war durch zwei viereckige Thürme, die noch jetzt in einer Höhe von 70 Fuß gleich trauernden Wächtern auf die zerstreuten Trümmer niederschauen, möglichst bewehrt und gesichert. Zu dem nordwestlichsten derselben lenkte ich den Schritt. Es war ein stattlicher Bau, wenn auch hie und da von dem gewaltigen Arm der Zeit zerrissen. In ihrer Länge 34 und in ihrer Breite 36 Fuß messend, ragten die ellenstarken Mauern noch gar stolz empor. Eine wohl gewaltsame Oeffnung zu ebener Erde ließ bequem die innern Räume überblicken. Die vier Stockwerke, in welche sie einst geschieden, sammt der verfallenden Esse, die sich in den nordöstlichen Winkel angeklammert, — war es doch, als ob sie mir erzählen wollten, daß

*) Wenn unsere Maurer in den alten Burgruinen schauen und lernen wollten, wie viele Thränen, die der Rauch erpreßt, würden sie unsern Hausfrauen ersparen können!

in fernen schöneren Tagen diese Mauern nicht bloß schützende, daß sie auch wohnliche Räume geboten. Aber wie auch aus dem todten Gestein die Wunderblumen alter Heldenkraft und Ritterminne vor dem träumerischen Blick des sinnigen Wallers wieder aufzublühen schienen: ach! sie welkten, wie in Mittagssonnengluth, als der Gedanke an die wilde räuberische Lust, die diese Mauern einst durchtöst, mit leisem Finger sie berührte; und wie die Vergangenheit mit süßem Zauber mich umfangen wollte, ach! das nüchterne Gemüth fand in der schönern Gegenwart sich dankbar wieder. Ein Kellergewölbe innerhalb des Thurmes, das aber schüchtern nur zu Tage trat, als habe es noch manchen räuberischen Schatz zu bergen, weckte, obwohl das Verlangen, die geheimen Räume zu erspähen, doch noch mehr die Freude an der friedlich stillen Wirklichkeit. — Der nördlichere Thurm, bei weitem fester, als der schon geschilderte, und darum auch noch wohl erhalten, ward mit 40 Schritten leicht umgangen. Durch eine Fensteröffnung, dem rüstigen Turner wohl zu erklimmen, freute sich der Blick der dritthalb Ellen starken Mauern, die so manchem Feinde und so manchem Jahre und so manchem Sturme kühn getrotzt.

Aber die Krone der Burg, die inmitten der Ruinen stolz gen Himmel ragte und schon lange das schweifende Auge gefesselt, fesselte nun auch den Fuß und den Gedanken. Es war ein runder Thurm, der gleich dem Meisterwerke einer begrabenen Riesenzeit auf das Pygmäengeschlecht der Gegenwart herniedersah. Jahrhunderte waren an seinem zierlichen Gemäuer vorübergezogen, Jahrhunderte werden an ihm vorüberziehen, und es wird in später Zeit dem staunenden Beschauer sein, als habe eine kunstgeübte Hand erst gestern diese Steine gefügt und geglättet. Wohl zeigen viele Burgen stolze, altersgraue, feste Warten, — eine schönere, als in des Nordmannssteins romantischen Trümmern sah ich nimmer. Gegen 100 Fuß hoch ihre wohl 3 Ellen starken Mauern tragend, konnte ich mit 48 Schritten ihren Umfang kaum ermessen. In das Inn're führet keine Pforte, späht kein Blick. Der Zugang mag in frühern Zeiten durch eine hohe fenstergleiche Oeffnung vermittelst der ihm angefugten Nebengebäude ermöglicht worden sein. Aber ob sein dunkler Schooß, ein schauerliches Burgverließ, die Flüche gefesselter Ritter und Knechte und die Seufzer armer Wanderer gehört, die, von den Wegelagerern in Hoffnung reichen Lösegeldes aufgegriffen, ob er in den Stunden der Gefahr die letzte Schutzwehr, ja vielleicht die einzige Rettungspforte war, durch welche die Bedrängten in die Stadt geflüchtet: wie wir auch forschen und fragen, — die Geschichte, selbst der geschwätzige Mund der Sage schweigt. Nur in leisen Schauern, die da unwillkührlich unsere staunende Bewunderung ob des hehren Bau's beschleichen, flüstert das Wort des Dichters in die Seele:

„Der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und mit Grauen."

So hatte sich auf diesem kleinen Raume — denn ich durchwandelte den innern Hof von Norden nach Süden mit 40, von Osten nach Westen mit 48 Schritten — ein tapferes, gefürchtetes Geschlecht Jahrhunderte lang in Freuden und Leiden bewegt. Selbst der äußere Hof bot ihren Ritterspielen keinen weiten Tummelplatz und überall war zu den festlichsten Turnieren auch die eng begrenzte Stätte wohl genügend. Denn es winkte diesem freien, fröhlichen Bewegen bis zur Ringmauer, welche hie und da in einzelnen Trümmern noch zu Tage stand, kaum eine Fläche, die ein Männerfuß mit 24 Schritten leicht gemessen. Wußten sich die Ritter in den engen Räumen nur geborgen, so fand wohl auch ihre behagliche Lust eine Stätte, sich zu pflegen und zu tummeln. Den weiten Hallen unserer modernen Freuden fremd, vermißten und ersehnten sie dieselben nimmer. Gen Norden durch den tiefen Wall und durch der Thürme Wehr und anderwärts durch steile Gründe und durch starke Mauern wohl geschützt und wohl geborgen, fühlten sich des Nordmannsteins kühne Helden auch in ihren engen, düstern Räumen froh und glücklich. Und wenn das Fräulein auf den Söller trat, und wenn der Ritter auf die Zinnen stieg, lächelte da nicht das freundliche Thal zu ihren Füßen, grüßten nicht die fernen Höhen wie vertraut hinüber, glänzte nicht aus ihren weit hinschweifenden Blicken das erhebende Gefühl: „Auf den Bergen ist Freiheit!"? —

Und wer auf Bergen je gestanden, hat nicht dies Gefühl wie frischer Zephyrhauch ihn angeweht? Und klangen nicht auch in den Tiefen meiner Brust gar traute, wunderbare Stimmen? Und grüßt nicht auch zu mir das holde Thal herauf, gleich einem blumenreichen Teppich, von des Stromes Silberband umkränzt und von den Teichen, die er hie und da gebildet, wie mit blitzenden Diamanten gestickt? Und war denn nicht die ganze Landschaft nur ein weites, weißes Blüthenmeer, das, jeden Maienhauch mit seinem würzigen Aroma schwängernd, bis zum alten Bau die Wogen seiner Düfte trug? Und ruhte nicht das Städtlein wie ein altersmüder Pilger an den Berg gelehnt, vom Lied der Werranire eingelullt und von dem Blüthenkranze der Pomona rings umduftet? Und strahlten nicht die Bergeshaupter, die von allen Seiten auf mich niedergrüßten, nah und fern im Opferglanz der jungen Frühlingssonne? — Da, gen Westen, auf demselben Höhenzuge, der nun seit Jahrhunderten den Nordmannstein getragen, jener breite Gipfel, wo sich Adolf, Graf von Nassau, der im schnöden Handel Albrechts schönen Länderschatz gewonnen und sich selben nun im langen schweren Kampfe sichern wollte, gegen ein getreues Volk, daß nicht von seinem angestammten Herren lassen mochte, einst verschanzt, so daß bis auf den heutigen Tag obwohl die Spuren jener flüchtigen Verschanzung nur in flachen Wällen noch zu Tage liegen, doch der Name: „Adolfsburg" im Munde des Volkes lebend, von den Schreckenszeiten ernste Kunde gibt? *) —

*) Vergleiche die Schilderung Kreuzburg's, wo in gleicher Weise eine „Adelfsburg" uns schon entgegentrat! — Uebrigens besitzt Herr Dr. Geis in

und dort, in duftig blauer Ferne, der lang hingestreckte Meißner, der gleich einem Riesensarge aus dem Hessenland herüberragt? — und, mehr gen Süden, unsern unserm Auge, der schroff aufgezipfelte Hellerstein mit seinem greisen, kahlen Scheitel? — Oestlich aber traten baumdurchblüh'te, saatumgrünte Höhen allzunah' heran, als daß der Blick in weite Fernen reichte, während von den steinbesä'ten Bergesmatten, die gen Mitternacht die Trümmer überragen, das melodische Geläute stiller Heerden traulich süß herübertönte.

Und sieh', es trieb mich zu dem Hirten, der, auf seinen Schäferstab gelehnt, mit stummen Blick herübersah, damit er, ein lebendiges Sagenbuch, mit leichter Zauberkunst die Geister mir heraufbeschwöre, die ja wohl zuweilen in dem öden „Nordmannstein" ihr Wesen treiben.

Es war der Weg nach Weidehausen, den ich, nordwärts von den Trümmern, keck betrat. Und als ich ihnen gegenüber und dem Hirten nicht gar fern, da rief ich laut und wohlgemuth ihm zu: „Gott grüße Euch!" — „Gott grüße Euch!" klang's schauerlich mir nach; doch ach! das war des Hirten Stimme nicht, aus fernen Trümmern war der Gruß gekommen. Ich stand wie angewurzelt, leise Schauer — und warum es leugnen? — rieselten durch mein Gebein. Der Hirt trat lächelnd näher. „O gewiß, ein schöner Widerhall, mein Herr!" so sprach er freundlich. Und ich flüsterte beschämt: Ja wohl, ein schönes Echo! — „Aber Viele kommen, Viele gehen", fuhr der beredte Schäfer fort, „und haben die gar wunderbare Stimme nicht gehört; denn nur der kleine Zauberkreis, in den der Zufall sie geführt, entlockt den Geistern in der Burgkapelle Red' und Antwort." Und mit rauher Stimme rief er laut und schnell: „Heraus, ihr Geister!" und: „Heraus, ihr Geister!" Hallte es aus den Trümmern so vernehmlich nach, als ob ein alter Ritter mit gewaltigem Donnerworte unseres Rufes spotte. Lange stand ich, mich ergötzend an dem wunderbaren Spiel, das, wie ich nie gehört, sechs Sylben laut und deutlich wiedergab.

Als aber drückender und drückender die Sonne niederbrannte und am fernen Horizont zu drohenden Gewittern sich die Wolken schaarten, sieh', da eilte ich den schroffen Pfad hinab, und ließ unter gastlich schirmendem Dache von den alten Zeiten mir erzählen, die in Leid und Freud' über die Mauern der Burg und über die Zinnen der Stadt dahingezogen.

Winkelmann a. a. O. berichtet: „Die von Treffurt kamen vor Alters bei Niedercreutzburg an die Werra und hießen Normannen und bauten in ein Loch eine Wohnung, da der Stein überhänget *)

Treffurt, dessen patriotischem Eifer und gefälligen Mittheilungen der Erzähler manche schätzenswerthe Kunde dankt, so manche alterne Antiquitäten - Streithämmer, Ritterspoorn und dergl. — die im Kreise jener Burg gefunden worden.

*) Wahrscheinlich an dem Nordmannsquell. — Wunderbarer Weise findet sich auch unter Kreuzburg und zwar an dem linken Ufer der Werra ein „Nord-

und machten ferner eine Wehr als ein Thürmlein dafür und nannten es Normannstein. Weiter wurden sie also mächtig, daß sie das Haus und die Stadt Treffurt bauten. Wer aber waren „die von Treffurt?“ — Eine dunkle Sage kündet, daß aus fernem Norden wilde Schaaren unter kühnen Abenteuern sich dereinst nach Thüringen verirrt, und, wenn auch öfters von den deutschen Waffen heimgetrieben,*) habe sich doch eins der tapferen Geschlechter in dem Werrathale angesiedelt und den alten Namen später nach der Stadt gemodelt, die sich bald darauf im Schutze ihrer Burg fast wie von selbst erbaut. — Wann aber das geschah? — Derselbe „Winkelmann“ (p. 400) behauptet: Zu den Zeiten Karls des Großen, der, mit bitt'rer Glaubenswuth die Sachsen auch in Thüringen bekriegend, seine kampfgeübten Scharen durch „drei Furthen“, die er künstlich angelegt, schier trocknen Fußes durch die Werra führte**), sei die Stadt begründet***) und benannt****) worden. Indessen dürfte wohl Joh. Bang in s. Thüring. Chron. (a. 1599) unseres

---

mannsbrunnen,“ der sogar in früheren Zeiten vielgerühmte Heilkräfte geäußert haben soll. Denn in dem Jahr 1338 sah ein gewisser Otto Bernhorer eine kranke Schlange zu der Quelle kriechen, und sich daraus letzen. Da schöpfte denn auch er des Wassers für den fieberkranken Knecht, der mit ihm war, und siehe, er genas. — Ja, es lebt sogar der Name: „Nordmann“ bis auf diese Stunde noch in Kreuzburg fort.

*) Daß die Normannen, Scandinavien's alte Bewohner, von den verbündeten Sachsen unter Siegbert VI., und später (um das Jahr 850) von den vereinigten Sachsen und Baiern tapfer zurückgeschlagen, häufiger aber noch durch schimpflichen Tribut beschwichtigt worden, ist bekannt genug. Siehe Lautenschläger: Die Einfälle der N. in Deutschland; Darmstadt, 1829.

**) Dieß möchte denn nun jene Zeit gewesen sein, von welcher J. Becherer in seiner Thüringischen Chronik (a. 1601) erzählt: (p. 129): Die Sachsen hatten sich mit großer Beute, welche sie allenthalben zusammengetrieben, beladen, kommen an die Werra, da begegnen ihnen die Thüringer und Franken auf einer Seite, Carolus mit den Galliern, Schwaben und Rheinländern auf der andern Seite, und halten eine harte Schlacht mit ihnen, also daß Wedekind, der Sachsen König, kümmerlich mit ihrer wenig ist davon kommen und alle Feld und Wälde voller Todten lagen.“ (Diese Schlacht ward um das Jahr 775 unsern des nach ihr benannten „Gehülfen-Berges“ geschlagen.)

***) Joh. Bernhardt in seiner Thüring. Chronik c. 1. p. 15. behauptet dagegen, daß die Stadt Treffurt schon im Jahr 454 nach Christi Geburt erbaut worden sei.

****) Daher denn auch in früheren Zeiten statt des heutigen „Treffurt“ unbezweifelt richtiger bald „Drufurth“ und bald „Drefurt“ ist geschrieben werden. Nicol. Sorrarius (rer. mogunt: p. 473) nennt die Stadt Trin Verrae vada, d. i. „drei Furthen durch die Werra.“ — Leuchtbern in seiner Geschichte Hessens (Th. 1. p. 88) will den Namen gekünstelter Weise von den Druiden herleiten, und meint, daß der in Treffurts Nähe gelegene Trittenberg oder Druidenberg (jetzt Breitenberg) einen Beleg dafür gebe.

beifälligen Urtheils sich schon darum mehr versichert halten, weil sich einzig und allein aus seiner Schilderung ergiebt, wie auch bei Kreuzburg jene reiche Quelle, deren wir bereits gedacht, allüberall im Mund des Volks der Nordmannsbrunnen heißt. Denn er berichtet: „Anno Christi 455 kamen drey Bürger auß Rom, und nandten sich die Nortmanni, und Baweten ihnen bei Creutzburg an der Werra ein Wonung in ein Loch, da der Stein überhengt, und machten ferne eine Wehre als ein Türmichen, nandten es den Nortmanstein, darunter ist ein großer fließender Brun, der Nortmans Brun genand, da wurden sie also mechtig, daß sie an der Werra hinabzogen, und kamen an den Ort, da itzo Trefurdt liegt, Baweten das Schloß, welches heißt Nortmanni, und die Stadt Trefurdt, und Nandten sie darumb Dreffurdt, weil allda drei Furt durch die Werra gingen."

Wie nun aber auch die Sagen schwanken, daß ein vielgeschäftiges Jahrtausend über Treffurts Mauern hingezogen, hat die Hand der Zeit dem Nordmannsteine mit gewaltigen Zügen eingegraben. Denn die stolze Veste ist geborsten, und das mächtige Geschlecht, das in derselben einst gehaust, es ist begraben und vergessen; aber ein kräftiger Sprößling hat das schlichte Städtlein seines Mutterstammes Blüthe überdauert und das einst berüchtigte latronum furumque diverticalum *) ist zur ehrsamen königl. preußischen Kleinstadt geworden.

Wollen wir jedoch den Schleier lüften, den die Zeit, eine sorgliche Mutter, über des Nordmannsteins Wiege geworfen, ach! da wehren die gespenstischen Gestalten abgeschiedener Jahrhunderte: Bis hieher und nicht weiter! Und nicht einmal die säuselnde Sage bläht die dichte Hülle, daß wir forschenden Blicks in die Geheimnisse der fernen Tage schauen können. Lange, lange hatte schon der kühne Adlerhorst von seiner Felsenstirne in die stille Fluth hinabgeschaut und, die in ihm genistet, hatten sich bereits zu adeligen — und doch adellosen „Herren von Treffurt" umgewandelt und, in jener Schmach des Mittelalters, der so oft mit dichterischen Farben ausgemalten Kunst der Stegreifritter, wohl geübt, mit Falkenlist und Falkenkraft **) so manche Beute in ihr Nest getragen, ehe der Geschichte es gefiel, mit ihrem Namen auch ihr Thun und Treiben ferner Zukunft zu verkünden. Und ob auch der kurhessische Staats-Archivar G. Landau (im 3. Hefte des 3. Bandes der neuen Mittheilungen aus dem Gebiete historischer und antiquarischer Forschungen Halle 1837) nicht ohne Fleiß und Mühe es versucht, ein stammbaumähnliches Geschlechtsregister jener Herren von Treffurt ***) zu ent-

*) Zu deutsch: „Spitzbuben-Herberge" ein in allen Chroniken uns oft begegnender Ehrenname Treffurts, der durch die Lebensweise seiner Herren hervorgerufen und gerechtfertigt war.

**) Und gleich als ob die räuberischen Insassen des Nordmannsteins auch der unschuldigen Nachbarschaft das Siegel ihres vornehmen Gewerbes aufgedrückt, so heißt ein nahes Dorf bis auf die heutige Stunde „Falken."

***) Und zwar in folgender Weise:

werfen: so werden selbige doch erst im J. 1251 durch sichere Urkunden (Sagittar hist. Goth. p. 97.) auf das Feld der Geschichte geführt, obwohl sie damals schon als Herren von Spangenberg (Stadt und Schloß an der Pfife in der Provinz Niederhessen) Beilstein,

Pilgrim von Treffurt, 1104.
1.
Bernhard v. T. 1130.
1.
Reginhard I. v. T. 1155.
Reginhard II. 1155 — 1192. Friedrich I. 1155.
1.
Friedrich II. 1212 — 1243.
Friedrich d. Aeltere (III.) 1236, † vor 1289. Friedrich d. Jüngere (IV.) v. Metenstein, 1254, † vor 1279.
Heinrich II. von Treff. Spangenberg u. Beilstein, 1267, † vor 1323. Hermann I. von Spangenberg 1261—1294. Hermann II. v. Brandenfels † 1306. Hermann v. Hain, Domherr zu Eisenach 1323.
Friedr. V. 1289—1306. Heinr. III. 1289. Berthold, 1289. Hermann IV. v. Spangenberg, 1263—1313. Friedr. VI. v. Spangenberg, 1290—1308.
Hermann V. 1319 — 1349. Friedrich VII. 1329 — 1336. Hermann VI. 1309 — 1374. Friedrich VIII. 135 — 1363, Komthur des deutschen Ordens in Thüringen.

(„Billstein" unsern des Meißner) *) und Frauenberg (bei Marburg) einer eben so umfangreichen als gefürchteten Macht sich erfreuten. Insbesondere hatten sie, wie viele „Edle" jener Zeit, den herrenlosen Zustand Thüringens (1247 — 1264), als Heinrich Raspe kinderlos gestorben war und Markgraf Heinrich der Erlauchte mit dem Kinde von Brabant sich um das reiche Erbe stritt, uneingedenk des friedlichen Sinnbildes, das ihr Wappenschild trug **) nicht nur zu schimpflichen Gewaltthaten und zum schnöden Raubhandwerke, sondern auch zur immer festeren Begründung und zur immer weiteren Ausdehnung ihrer gefährlichen Macht mit schlauer Umsicht zu benutzen gewußt. ***) Und doch vermochten sie nicht den heimathlichen Heerd vor jenem schweren Sturm zu sichern, der mit Adolf's von Nassau frischgeworbenen Schaaren in dem Jahr 1295 über das friedliche Werrathal hereinbrach. Denn als die Beutelustigen auf jener Bergeskrone sich verschanzt, der bis auf diesen Tag die treue Sage Adolf's Namen eingegraben, und als nun Wochen lang so Stadt, als Burg, den angestammten Herren hold, sich männiglich gewehrt, da flogen wilde Feuerbrände in das arme Treffurt, also daß die Flamme seine Häuser fraß, und schwere Blöcke, in den Nordmannstein geschleudert, seine Zinnen brachen und die tapfern Mannen nach und nach erschlafften. Da gaben sich denn endlich Stadt und Veste, die nicht länger sich zu halten und zu retten wußten, in des Kaisers ländergierige Hand und seufzten unter ihrem Drucke, bis im Jahr

---

*) Das Haus und die Grafschaft Beilstein sollen die Landgrafen Heinrich und Hermann zu Hessen von Johann von Treffurt im Jahr 1277 gekauft, aber den Nachkommen desselben wiederum zu Lehn gegeben haben. S. Winkelmann a. a. O. I. 304. Und ob auch diese Thatsache von Rommel in seiner Geschichte Hessens (2. Thl. S. 98.) bestritten wird, so stehet doch urkundlich fest, daß 1350 das Schloß Beilstein an Hermann von Treffurt gegen 200 Mark verpfändet gewesen, während erst im Jahr 1372 der Landgraf von Hessen diese Pfandsumme zurückgezahlt. Winkelmann II. 374, III. Anhang, S. 275.

**) Hermann der Aeltere führte in seinem Schilde ein Pflugrad, auf dem Helme aber zwei Räder in zwei Fahnen. Dieses Wappen war in früheren Zeiten in dem Rittersaale des Schlosses zu Rothenburg abgebildet. Siehe Wessel in seinem hessischen Wappenbuche, Cassel 1631, p. 46.

***) So erzählen uns die alten Chroniken, daß um diese Zeit die Herren von Eschwege und Treffurt nicht nur die Kragenburg bei Eschwege erbaut, sondern auch den Hellerstein (Helderstein) bei Schnellmannshausen zu einer Veste umgeschaffen. Joh. Bang, Thüring. Chron. S. 97. Vergleiche damit K. Herzog, Geschichte des Thüring. Volkes, Hamburg 1827, S. 291. Indessen wird Beides, und — wie es scheint — mit Recht geleugnet in Hochhudt's Erinnerungen an die Vorzeit und Gegenwart der Stadt Eschwege, 1826, S. 20. Denn daß der Hellerstein jemals eine Veste getragen, ist schon durch die wunderbare Sage, die wir später mitzutheilen gedenken, wohl genügend widerlegt.

1298 in der schweren Schlacht bei Speier Adolf's Stern, wie blutig er geleuchtet, so auch blutig unterging. *)

Als nun aber die gefürchteten Herren von Treffurt ihrer beengenden Fesseln ledig geworden, da erwachte nur zu bald in ihrer rauhen Brust die alte Beutegier und trieb sie hinaus bald auf die Straßen, unbewehrten Wandersleuten wegelagernd aufzulauern, bald hinüber in das hessische und bald in's eichsfeld-mainzische Gebiet, allüberall — hier plündernd, dort verwüstend — ihres wilden Treibens fluchbeladene und blutgetränkte Spuren hinterlassend. Und immer dreister wurde ihr Beginnen, immer ruchloser ihr Thun. So war's im Jahre 1327. Zwei des Raubgeschlechtes, — parnobile fratrum! — Hermann und Friedrich von Treffurt, von dem Richteramte der Geschichte an den wohlverdienten Pranger gestellt, lüsterten darnach, das reiche Thüringen befehdend auszubeuten. Aber sie mißtrauten ihrer Einzelmacht und sammelten und warben aus Hessen und Westphalen, wie vom Eichsfeld und aus Sachsen handwerksbefreundete Ritter **) und feile Knechte und streiften, eine wohlgerüstete, Schrecken verbreitende Schaar, bis in die Ebene Gotha's, wo die Landgräfin Elisabeth, des minderjährigen Friedrichs weise Mutter, ihren Wittwensitz erkoren. Es war zur Zeit der Ernte. Sonneborn und Goldbach, zwei stattliche Dörfer, blickten zagend auf den Räuberzug, der ihnen nah und immer näher rückte. Aber — als die Noth am größten, war die Hülfe auch am nächsten. Ihren mannhaften Landvogt, den edlen Ritter Friedrich von Wangenheim hatte Elisabeth schleunigst entboten, daß er die getreuen Vasallen der Nachbarschaft zusammenschaaren und mit Gotha's kampfgerüsteten Bürgern vereint, die kühnen Räuber aus dem Felde schlage. Und wo es einem edlen Kampfe galt, da war der tapfere, fromme Wangenheim nicht müßig. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel, hatte er die Feinde zwischen Sonneborn und Goldbach überrascht und überfallen. Fruchtlos war ihre verzweifelte Gegenwehr. Nach kurzem Strauße war die Räuberschaar zerstreut und bis in's Werrathal zurückgeschlagen, seine Führer aber, Friedrich und Hermann von Treffurt, schmachteten mit vielen ihrer adeligen Spießgesellen in der Haft des tapfern Siegers. ***) Nur ein reiches Lösegeld und willige

*) Siehe alte und neue Thüring. Chronik, zum andernmahl in Druck befördert, Arnstadt 1729, S. 77.

**) Als solche nennt Tenzelius in Supplem. ad histor. Goth. p. 89. Die Herrn von Hundsberg, von Hardenberg, von Sondra und die Brüder Kunemunde.

***) Diese Hülfe in der Noth mochte die landgräfliche Familie dem ritterlichen Wangenheim nimmer vergessen. Und als Friedrich der Ernsthafte volljährig geworden, in einer Heerfahrt wider England sich die ersten Sporen verdient, da sprach er dankbar und stolz: „Kein Anderer, als Er, der nimmer scheu, soll mich zum Ritter schlagen.“ Und auf des Staunens Frage: Wen er meine? war die frohe Antwort: „Meinen alten, treuen Friedrich

Anheimgebung der ſchönen Güter, die ſie früher ſchon erbeutet, öffnete die Pforten ihres Kerkers und gab ſie der heiß erſehnten Freiheit wieder.*) Aber ſieben ihrer Raubgenoſſen — unter ihnen die drei Brüder Kunemunde, als berüchtigte Verletzer des Landfriedens von den Schrecken der Reichsacht bedrängt — vermochten der verdienten Züchtigung nicht zu entrinnen. Vor ein ernſtes Strafgericht geſtellt, erkannten ſie zu ſpät, daß aus der blutigen Saat am Ende blutige Erndte reift. „In Nacht und Grauen“ hatte ſie „des Laſters Pfad“ geführt, und ach! der Galgen, welcher unſern Gotha's wohl ſo oft mit einem ſtummen Mene tekel die verruchten Frevler ſchon gewarnt, war nun des Pfades ſchmachbedecktes Ziel. Und wie auch der Kunemunde tiefbetrübte Mutter — ach, mit welchen Thränen und mit welchem Fleh'n! — das „Schuldig,“ das, der Kinder Haupt bedrohend, wie ein Schwerdt durch ihre Seele ging, mit rührender Verzweiflung zu entkräften ſuchte: ihre Hoffnung ſtarb, als ſich die Landgräfin, wenn auch mit feuchtem Blick, doch ihren Bitten taub von hinnen wandte. Und da hat ſie — flüſtert eine wehmuthvolle Sage, die den Schmerz des Mutterherzens wohl verſtand — als ſie von ihren Kindern ach! den letzten Abſchied nahm, mit blutigen Thränen den Richtplatz getränkt.**)

Indeſſen waren die von Treffurt durch die ernſte Lehre nicht gebeſſert, durch die herbe Strafe nicht geſchreckt. Plündernd und verheerend, wie zuvor, durchzogen ſie die nachbarliche Landſchaft. Angſt und Schrecken war ihr Herold, ſchlaue Vorſicht ihr Begleiter, Schmach und Fluch ihr Gefolge. Waren es die Landgrafen von Thüringen und Heſſen, welche ſie befehdeten, ſiehe, da ſchmeichelten ſie dem Mainzer Stuhle mit Frieden und Freundſchaft, und die Eichsfeld.r, bethört genug, gelobten ihnen Beiſtand. Galten aber ihre Streifereien den Eichsfeldern und Heſſen, alsbald hatten ſie die

---

von Wangenheim!“ — Siehe L. Bechſtein, der Sagenſchatz des Thüring. Landes, 1. Thl. S. 154.

Unbegreiflicher Weiſe berichtet Lanzius in Chron. Hass. Tom. II. fol. 246. daß Fr. von Wangenheim unterlegen und gefangen worden, während alle andern Chroniken und namentlich Tenzel a. a. O. das Ergebniß jenes Kampfes ſo erzählten, wie auch wir daſſelbe mitgetheilt.

*) Bei Vertheilung dieſer Güter ſoll die edle Landgräfin dem treuen Wangenheim, in dankbarer Anerkennung ſeiner Dienſte, die Dörfer Großbehringen, Oeſterbehringen und Wolfsbehringen, welche die Familie von Wangenheim bis auf den heutigen Tag beſitzt, zum bleibenden Eigenthum überlaſſen haben. Wie dieß aber auch die alten Chroniſten, namentlich Urſinus, Tenzel und Pauliini, faſt einhellig berichten, ſo entgegnet doch Galletti in ſeiner Geſchichte Thüringens, 3. Bd., S. 230, daß die Herrn von Wangenheim Großbehringen und Wolfsbehringen bereits im Jahr 1305, Oeſterbehringen aber 1321 ſchon beſeſſen und daß ſich obige Angabe nur erklären laſſe, wenn man glaube, die Herrn von Treffurt hätten kurz zuvor dieſe Beſitzungen räuberiſcher Weiſe an ſich gebracht.

**) Fabricii Origenes Saxon. p. 640, 641.

Thüringer zu treuen Kampfgenossen schlau gewonnen; und wenn endlich Thüringens reiches Gebiet und des Erzbischofs benachbarter Sprengel ihre räuberische Geißel fühlte, war nicht selten Hessens Hülfe ihnen zugewendet. Denn wo in den blutig wilden Zeiten Kampf und Beute winkten, strömten Reisige und Ritter, denen fort und fort der Flammberg in den Eisenfäusten zuckte, wie zu lang ersehntem, frohem Fest herbei: und — „wo ein Aas ist, sammeln sich die Adler.“ *)

Aber Treffurts blutiges Pannier, wie stolz und lustig es auch wehte, ward von inn'rer Zwietracht und von äußern Stürmen bald zerrissen. Wenn der Stern erst im Zenith gestanden, sinkt er früher und später nächt'gen Schatten zu; und wenn der Wurm den Apfel erst zernagt, so schüttelt ihn des Windes leises Weh'n vom Baume.

Die brüderlich zusammengestanden, wenn es fremder Wehr und fremder Beute galt, Hermann und Friedrich von Treffurt, hatten an dem eignen Heerd ein Feuer angeschüret, das mit wilden Flammen an den stolzen Zinnen ihrer Macht und ihres Glückes fraß. Hermann hatte in dem Jahre 1329 sich des Spangenberg, der seinem Bruder eigen war, mit listiger Gewalt bemächtigt. Friedrich aber, ob der schnöden Hinterlist mit Recht entrüstet, überrumpelte den Nordmannstein und überzog das ganze Treffurter Gebiet mit wilder Heeresmacht. Da flüchtete sich Hermann mit den Seinen in des Städtchens Kirche und verschanzte selbige gleich einer Veste. Als jedoch der Hader gütlich war geschlichtet worden, eilte er aus dem Versteck und fand in Frankreichs fernen Landen, wo nicht eine zweite Heimath, doch ein stilles, bald vergessenes Grab. **) Friedrich aber, als er 1334 das Kloster zu Burschla ***) — einem Dorfe unweit Treffurt, das mit vielen andern und sogar der Reichsstadt Mühlhausen die Schutzgerechtigkeit der Nordmannsteiner anerkannte — nicht nur in seinen Gerechtsamen verkürzt, sondern auch mit frevelhafter Hand befehdet hatte, suchte — o wie wunderbar in jener Zeit der fromme Glaube mild versöhnend an das wilde Leben grenzte! — in dem schwarzbekreuzten Ordenskleid der deutschen Ritter seines Herzens reuzernagten Frieden wieder.

Nun aber standen auf dem Schauplatz unserer Geschichte noch zwei Brüder gleiches Namens: Hermann von Treffurt. Mit dem Blute und den Schätzen ihrer Ahnen war auch deren Kampfeslust und Beutedurst auf sie vererbt und unter ihrer blutgetränk-

---

*) Galletti, Geschichte Thüringens, 3. Bd. S. 231.

**) Eine andere Kunde lautet dahin, daß er reumüthigen Sinnes in den Orden der Cisterzienser und später der Bernhardiner getreten.

***) Großburschla (Brusslohum majus), eine Lieblingsstätte des deutschen Apostels, wurde schon im Jahr 969 von dem Abt zu Fulda mit einem Münster geschmückt, das, wenn auch heutiges Tages seiner Urbestimmung entfremdet, doch noch immer in den Namen: „Stift St. Bonifacii“ fortlebt.

ten Geißel seufzten die benachbarten Gefilde. Da verkaufte jener deutsche Ordensritter seine Veste Spangenberg dem Landgrafen von Hessen. Dieß warf abermals den Feuerbrand der Zwietracht in den Schooß des Treffurter Geschlechtes. Und es haderte in offner und in stiller Fehde. Aber mit drohend gezucktem Schwerdte lauerte die Rache hinter seinem Rücken. Denn, die Gunst des Augenblicks erkennend und ergreifend, hatten sich die Landgrafen von Thüringen und Hessen mit dem Mainzer Erzbischof zu Schutz und Trutz verbunden und im Jahre 1337 ihre Schaaren vor die räuberische Stadt gelegt. Funfzehn Tage trugen ihre Bürger alle Gräuel einer wüthenden Belagerung. Aber seinem langverdienten Schicksal mochte Treffurt nicht entrinnen, und die Bürger gaben sich mit einer großen Summe Geldes in die Hände der vereinten Fürsten. Friedrich, der sein Spangenberg an Hessen abgetreten und dafür mit Bielstein war beliehen worden, ward verwundet und aus seinem festen Nordmannstein, der ihn nicht länger schützen und nicht länger bergen konnte, wehrlos und geächtet in die Welt gestoßen, die ihn einst gefürchtet und gehaßt und nun — den Armen — spottete und höhnte. Einsam und verlassen irrte er nach Wanfried, wo der greise Aar, aus seinem Neste aufgescheucht, in bitt'rer Noth sein müdes Haupt zum Schlummer neigte.*) Und in nicht minder leichtem Joche schmachteten und knirschten die Gebrüder Hermann, die ihr herbes Loos in Frankenberg**) gefesselt hielt. Als aber bald darauf der milde Landgraf Heinrich ihre Fesseln löste und die Stadt, die sie bisher geborgen, ihnen einer zweiten Heimath gleich vertraute, ach! da wuchsen allzuschnell die alten Adlerklauen wieder und der kaum verklungene Flügelschlag ruchloser Sitten umbrauste wild und schwer der Bürger Heerd und Ohr. Und als dieselben lang' geduldet, lang' geschwiegen, haben sie in grimmer Wuth das Schloß erstürmt und ihre Peiniger von dannen gejagt.***) Etliche sagen, sie seien in solchem Lärme umgekommen und erschlagen worden.****)

Anders aber flüstert um die letzten Tage eines dieser Ritter eine alte, weitbekannte Sage, die wohl Hermann's Namen bleibender als die Geschichte es gekonnt, mit leisen und doch unlöschbaren Zügen den Gedächtnißtafeln alter Zeiten eingegraben.†) Möge sie

---

*) „Das hat er an dem Kloster des heiligen Bonifacius verdient!" zürnt wohlgefällig der Chronist von Burchta.

**) Frankenberg an der Eder, ein Städtchen in der heutigen Provinz Oberhessen.

***) Christ. Braverus antiq. Fuldens p. 148. — Wilh. Dilichius in Chron. Hassiae II. 185.

****) Gerstenberger in seiner Frankenberger Chronik.

†) Noch jetzt in dem Volksmunde lebendig, klingt die Sage von dem Ritter Treffurt fast in jeder Chronik wieder. Becherer a. a. O. S. 337. Paullini Annal. Isenac. p. 82. (mit der abweichenden Bemerkung, daß nicht Hermann, sondern Friedrich es gewesen, den die Sage meine); Win-

in schlichten Reim gekleidet, in dem sinnigen Gemüthe lieber Sagenfreunde stillen Anklang finden.

Ritter Treffurt.

Es war ein wilder Ritter, gepanzert in manchem Strauß
Der zog, der Wandrer Schrecken, auf reiche Beute aus;
Doch nicht blos todte Schätze, er stahl auch Herzen gern
Und minnte abenteuernd, gefürchtet nah' und fern.

Und wo auf seiner Fährte ein reizend Frauenbild,
Da streift' der kühne Jäger wohl nach dem edlen Wild;
Und wenn die Gunst der Minne sich dauernd ihm versagt,
So hat er gier'gen Freuels Gewalt und List gewagt.

Doch eh aus jedem Blicke ihm glüht der Sünde Lust,
Erhallt der Mesner läutet, da — kreuzt er Stirn und Brust
Und neigt mit frommer Demuth sich vor dem Gnadenhorn
Und fühnt im fremmen Wahne des Himmels Schmerz und Zorn. —

Und einst, vom nächt'gen Schleier gespensterhaft umwallt,
Durchströmt auf flücht'gem Rosse der Ritter Thal und Wald:
Er hat im Arm der Sünde gar minniglich gekos't,
Und achtet nicht des Pfades, nicht, wie die Windsbraut tos't.

Und als im süßen Sinnen er also irrt und träumt,
Was ist es, daß der Renner so trotzig wild sich bäumt?
Ach von des Hellersteines thurmsteiler Wand hinab,
Wie gähnt aus finsterm Schlunde ein tiefes Felsengrab!

Der Ritter, schier geblendet, erglüht im wilden Zorn
Und schlägt des Rosses Seiten mit blutig scharfem Sporn;
Und schäumend stürzt das treue sich in den jähen Tod: —
„O heil'ge Mutter Gottes, erbarm' dich meiner Noth!"

Der Ritter ruft's inmitten der grausen Höllenfahrt, —
Und sieh', die Gnadenreiche hat freundlich ihn bewahrt;
Das Schwert ist wohl gebrochen, gesprengt des Sattels Schooß,
Doch Roß und Reiter ruhen im schwellend weichen Moos.

Und in der Brust des Sünders erglüht's wie Himmelsschein,
Und zum Memento mori! wird ihm der Hellerstein.

---

kelmann a. a. O. II. 326; Spangenberg, Henneberg. Chron. S. 74, Zapp in seiner von Junker herausgegebenen Beschreibung der Stadt Eisenach, S. 22. — u. a. m.

Flugs tauscht er Heim und Schienen mit blo'nem Mönchsgewand
Und nimmt statt Schwert und Becher das Crucifix zur Hand. —

So bäßt in frommer Reue, so bäßt er lang' und tief,
Bis ihn des Himmels Stimme versöhnt von hinnen rief.
Doch ob er auch begraben im still verruf'nen Ort,
Er lebet auf den Lippen des Volkes fort und fort. *)

Wie aber seiner Klosterbrüder ernstes, schauerliches Todtenamt, so wünscht und singt auch unser Herz ihm nach: „Requiescat in pace!"

Ob aber Hermann's jüngerer Bruder diesen Frieden schon auf Erden fand, vermögen wir nicht zu berichten. Nur die eine Kunde leuchtet aus der dämmernden Sagengeschichte jener fernen Zeit, daß Frankenberg, beschwichtigt durch landgräflichen Befehl, ihm wiederum gehuldiget und daß er dort, der letzte Sprosse eines mächtigen Geschlechtes, seine altersmüden Augen schloß.

Treffurt aber ward von nun an, eine Ganerbschaft **), den drei vereinten Siegern zugetheilt, die sie gewonnen, und erblühte unter mildem Schutze jener hehren Fürstenhäuser, in dem Sonnenschein des Friedens sich verjüngend, frisch und froh empor. Die stolze Veste aber, die ihr Felsenhaupt gleich einer Krone einst geziert, sie war gebrochen — ob in jenem harten Nachestreite, also daß fünfhundert Jahre an den kühnen Trümmern schon genagt, ob später, weil verlassen und geächtet, allgemach verfallend und verwaist? — genug, ihr blutiger Stern ist erloschen, die Wucherblüthe ihrer Macht und ihres Glückes ist gewelkt, und in dem einsamen Gemäuer, noch Jahrhunderten mit seiner Felsenstirn trotzend, nistet, statt des früheren Geschlechts, lichtscheue Eulenbrut und krächzt um stille Mitternacht ihr schauerliches Todtenlied.

Das Städtchen aber, von den malerischen Bergruinen — seiner alten Schmach und seines alten Glückes stummen Zeugen — überragt, ist seit der jüngsten Zeit dem Königreiche Preußen einverleibt. Und ob es seine Herren, wie die Frauen ihr Gewand, auch oft gewechselt ***); ob es manchmal wohl ein Erisapfel war, um

*) Er starb, nachdem er seine Lehen den Brüdern anheimgegeben und seine Schätze den Armen gespendet, in dem Barfüßerkloster zu Eisenach im Jahr 1347 und wurde, wie die Ehronikenschreiber einhellig berichten und Paulini a. a. O. sich ausspricht: „Sepultus in loco sordidissimo, intra moenia scilicet et aedem B. Virg., quo satari ire solebant scholastici; hunc vero ipse sibi elegerat."

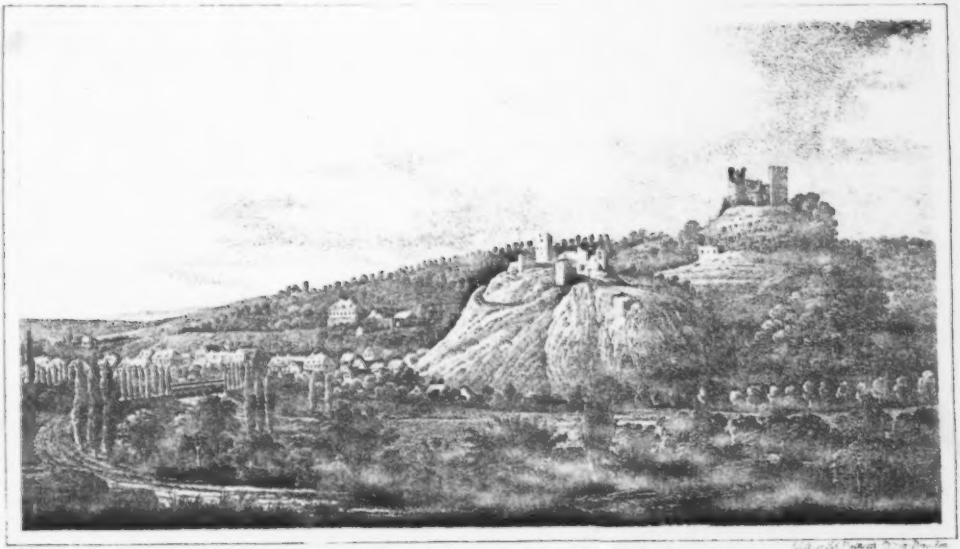
**) Ganerbschaft (condominium), dem alten Worte: „Gan", s. v. a. „Gemeinschaft", entstammend.

***) Treffurt ist nach und nach und nicht selten mehrfach getheilt im Besitze der Landgrafen und Kurfürsten von Hessen, der Kurfürsten und Herzöge von Sachsen, der Bischöfe von Mainz, der Landgrafen von Rothenburg und des ephemeren Königs von Westphalen gewesen.

deſſen Schale, Fleiſch und Kern ſich mächt'ge Hände ſtritten, und ob in dem dreißigjährigen Verheerungskriege auch die kaiſerlichen Generale Götz und Hatzfeld räuberiſch in ihm gehauſt: ſo ſpiegelt ſich die finſtere Vergangenheit in einer deſto lichteren Zukunft und die Schmach, die ſonſt auf Treffurt ruhte, iſt durch ihrer Bürger ſtillen Fleiß ſchon längſt getilgt, und aus den Blüthenbäumen duften leiſe Stimmen, aus dem Werraſtrome flüſtert die Najade, aus des Thales grünen Matten nicken tauſend Halme:

Gottes Aug' und Königshand:
Schirmen gnädig Stadt und Land!

H. Schwerdt.



Die Sachsenburg von der Ost-Seite.

Sachſenburg.

In dem nördlich gelegenen Theile des fruchtbaren ſchönen Thüringens, dort wo die Unſtrut durch einen waldbegrenzten Engpaß zwiſchen den Bergketten der Hainleite, Finne und Schmücke zur guldnen Aue hinab ihren Lauf verfolgt, an der weſtlichen Pforte dieſes Engpaſſes ragen über dem linken Ufer der Unſtrut die Trümmern zweier Burgen empor, welche beide den Namen: Sachſenburg führen. Nach ihrer Lage wird die auf der Bergſpitze weithin ſichtbare — die obere und die tiefer am ſteilen Abhange des Bergfußes gelegene — die untere Sachſenburg genannt.

An der Felſenwand hin lehnt ſich das Dorf gleiches Namens, deſſen Bewohner vordem Paß-Männer hießen, weil ſie den Engpaß zu bewachen hatten. Die Wellen der Unſtrut und Wipper welche ſich hier vereinigen, fließen langſam an dem Dorfe vorüber und ſcheinen in den mannigfachen Windungen ihres Flußbettes gern an dieſer von der Natur reichgeſchmückten Stelle zu verweilen. Durch das Dorf führt die belebte Kunſtſtraße von Magdeburg nach Erfurt, deren Erneuerung und Erweiterung auch den Neubau einiger ſchönen Brücken jüngſt zur Folge gehabt hat, ſo daß uns hier Natur und Kunſt in lieblichem Vereine begegnen. Am weſtlichen Ende des Dorfes liegt die königl. Domaine mit den bedeutenden Ländereien, welche ehedem zur untern Burg gehörten. Von hier aus führt zwiſchen Obſtpflanzungen der bequemere, aber weitere Weg zur Höhe. Folgen wir aber von dem öſtlichen Ende des Dorfes aus — dem kürzern, ſo ſteigen wir auf einem gebahnten Wege, von welchem ein Seitenweg zu dem links auf der Berghöhe über dem Dorfe gelegenen ſtattlichen Pfarrhauſe führt, rechts zu der unteren Burg empor, welche nur noch in einem ſtarken Thurme, einigen den Hofraum umſchließenden Ringmauern und verfallenen Gewölben beſteht. Den Hofraum hat die Induſtrie zu einem Getreideacker gemacht. Eine Oeffnung der ſüdlichen Ringmauer läßt uns aber in ein thurm-

artiges, tief abwärts gehendes Gebäude einen Blick thun, bei welchem unwillkührlich ein Schauer durch die Gebeine rieselt. Wir stehen vor dem noch nicht ganz verschütteten Burgbrunnen, der ehedem bis zum Spiegel der Unstrut hinab sich senkte und aus dessen Tiefe die hineingeworfenen Steine uns einen dumpfen Wiederhall zurückschicken.

Außerhalb der Ringmauern nimmt uns eine schattige Linde unter ihre Zweige auf, wo wir von der steilen Felsenhöhe hinab auf das Dorf mit seinen Gärten und belebten Wiesen blicken. Gegenüber südwärts erhebt sich die vor einiger Zeit noch mit Wald bestandene, jetzt kahle Schmücke, das nördliche Ende des bis nach Eckartsberga fortlaufenden Bergzugs, Finne genannt. Dem Silberstreife der Unstrut mit unserm Auge nach Osten folgend, sehen wir hinter dem schönrothen waldbewachsenen Berge das Kloster Oldisleben mit dem am Fuße desselben gelegenen großen Dorfe gleiches Namens hervorragen, während die weiße Kunststraße um die Schmücke südöstlich sich wendend, nach Schloßheldrungen hinweiset. Weiter hin nach Morgen windet sich die Unstrut durch fruchtbare Wiesen nach der güldenen Aue hin, von welcher wir die Gegenden um Sangerhausen und Allstädt erblicken, bis die blauen Höhen des mansfelder, erzreichen Gebirges den Horizont begrenzen.

Hier unter dieser Linde ist sonder Zweifel die Stelle, von welcher der Beschauer, wenn auch nicht die weiteste, doch die malerischste und romantischste Aussicht genießt. Wendet er sich nach Westen, so breitet sich vor ihm ein Wiesenteppich aus, der meilenlang von stattlichen Dörfern eingefaßt, einen wohlthuenden Anblick gewährt. — Südlich zunächst liegen vor ihm die zum ehemaligen Amte Sachsenburg gehörenden Dörfer Gorsleben, Etzleben, Büchel, Griesstedt, westlich das mit der obern Burg in geschichtlicher Beziehung stehende Dorf Cannewurf und hinter demselben das Städtchen Kindelbrück. Weit hinaus schweift der Blick über die viel bewohnten Hügelreihen bis zu den Thürmen und Wällen der 5 Meilen fernen Stadt Erfurt, hinter welchen sich am Horizonte das Thüringerwaldgebirge mit seinen hervorragenden Koppen erhebt. Der am westlichen Horizonte sichtbare blaue Zuckerhut, der Inselsberg, verkündet dem Reisenden auf die nächsten Tage regenfreie Witterung, und der im Süden näher als jene sich erhebende hohe Ettersberg erinnert uns, daß hinter ihm einst ein Wieland, Schiller und Göthe wohnten.

Wenden wir uns aber nordwärts, so winken uns die Thürme der obern Burg und mahnen zum Aufbruch. Bevor wir die zuletzt etwas steile Bahn zu denselben antreten, treffen wir ein zwischen beiden Burgen gelegenes Kirchlein, das von Linden umschattet, in der Mitte eines Friedhofs — wahrscheinlich in der Vorzeit die Burgkapelle, jetzt die Kirche der Dorfbewohner, auf solcher Höhe uns überrascht. Blicke nicht, lieber Wandrer, durch die ärmlichen Fensterscheiben in das düstre Innere dieses Kirchleins. — Bald wird es ganz verfallen, denn einem neuen, ihr näher Gelegenen sieht die kleine Gemeinde sehnlich entgegen; — aber aus den Umgebungen

des Kirchleins nimm ein Memento mori mit auf den Weg, damit du nicht beim Emporsteigen erhitzt, auf zugiger Höhe das Loos des Jünglings theilst, dessen Leichnam, hier entseelt gefunden, dort unter jenem Grabhügel, fern von der Heimath, seine Ruhestätte fand. —

Die Wälle sind erglimmt und wir stehen vor den beiden Trümmern, welche von ferne zweien Thürmen gleichen, in der Nähe aber nur einen Thurm und ein längliches Gebäude, dessen Westseite abgerundet ist, sehen lassen. Den Einblick in den hohen Thurm gestattet ein Durchbruch seiner starken Mauern, zum ursprünglichen Eingang führte nur aus dem Hause eine Brücke, wie die in einer Höhe von 20 Ellen befindliche Thüröffnung vermuthen läßt.

Die parallel laufenden, regelmäßigen Fensteröffnungen der Ruinen des Hauses verrathen, daß dieses Gebäude *spätern* Ursprungs ist.

Hier wollen wir, nachdem wir an der weiteren Aussicht uns geweidet und nordöstlich den über dem Walde sich emporreckenden Kyffhäuser begrüßt haben, unter den Trümmern dieser Burg die Jahrbücher der Geschichte aufschlagen und, wie mit dem Auge von der Nähe zur Ferne, an Clio's Hand mit unsrer Erinnerung aus der nächsten in die fernste Vergangenheit hinausschweifen, wo die Zeugnisse der Vorzeit in die Nebelferne der Sage sich verlieren. Spärlich sind die Blätter, die uns von den Schicksalen dieser beiden Burgen Kunde geben und nicht dem Leser der Geschichten einzelner Burgen sondern dem Forscher auf dem Gebiete der thüringischen Specialgeschichte gelingt es, einzelne hieher gehörende Körnlein zu finden. Was euer Begleiter einst in mußereichern Stunden der Vergangenheit gesammelt und gespart, will er Euch, liebe Leser, die ihr ihm, sei's im Geiste oder in der Wirklichkeit, hieher gefolgt seid, überantworten.

Bis zu welchem Zeitpunkte die *obere* Burg bewohnt gewesen, ist unbekannt. Die *untere* Burg, im vorigen Jahrhundert Sitz des churfürstlich sächsischen Justizamtes und Wohnung der Beamten, wurde in dem ersten Jahrzehende dieses Säculums wegen Baufälligkeit verlassen und nach und nach abgetragen, das Geschäftslocal und die Wohnung der Beamten aber in ein im Dorfe gelegenes landesherrliches Gebäude verlegt und ein Theil der verlassenen Burg nur noch als Gefangenanstalt benutzt. *)

Die mit diesem landesherrlichen Schlosse verbundenen Grundbesitzungen bildeten das oben schon als Domainenamt erwähnte Kammerguth. Außer diesem gehörten aber auch zur *untern* Burg **)

---

*) Struv politisches Archiv Theil III. p. 2013 u. ff.

**) Sie glich dem Schlosse Wendelstein wie dasselbe jetzt noch von der Mittagseite zu sehen ist.

früher die freien Rittersitze derer von Hoff und Vitzthum von Eckstedt, ehe Churfürst Moritz mit denselben den Obersten Georg von Vitzthum belieh. Das Amt Sachsenburg, unter welcher Benennung nicht nur die untere Burg, sondern auch die zu dem Amtsbezirke gehörenden Dörfer Bilzingsleben, Griesstedt, Büchel, Etzleben, Gorsleben und Sachsenburg zu verstehen sind, gehörte, ehe es im Jahr 1815 an die Krone Preußen mit fiel, bis zum Jahre 1567 zurück dem Hause Sachsen albertinischer, vorher aber den Herzögen ernestinischer Linie. Letztere mußten es dem Churfürsten August von Sachsen nebst anderen Aemtern als Unterpfand für die auf die Schleifung des Schlosses Grimmenstein verwendeten Unkosten überlassen. Es wird dieses Amt als ein landesherrliches schon im Jahre 1445 erwähnt, als der Churfürst Friedrich II. mit dem Herzog Wilhelm III. sich in die ererbten väterlichen Länder theilten. Auf welche Weise es aber an die Herzöge von Sachsen gelangt ist, da bis zum Jahre 1382 die Grafen von Beichlingen die obere und untere Burg besessen, darüber findet sich nirgends eine Spur. Da wir aber nun die gefunden, welche beide Burgen zugleich besessen, so gehen wir auf die Geschichte der obern Burg zurück.

Die obere Sachsenburg gehört nicht zu dem Amte, sondern zu dem im Dorfe Cannewurf gelegenen Rittergute, mit welchem das einst in Thüringen reich begüterte, altadliche, mit Georg Ludwig im Jahr 1828 ausgestorbenen Geschlecht derer von Bendeleben belieben war — oder vielmehr das adelich Bendelebensche Rittergut in C. gehörte als Burglehn zur obern Sachsenburg, so wie auch einige Sattelhöfe zu Gorsleben und Büchel. *)

Aus einem vorliegenden Lehnbriefe vom Jahre 1561, welchen der Herzog Johann Friedrich von Sachsen am Tage Aegidii zu Weimar dem Georg von Bendeleben ausgestellet hat, ergiebt sich, daß der Herzog Georg von Sachsen zuerst dem Hans von Bendeleben das Burglehn zu Sachsenburg mit 6 Hufen artharen Landes, 100 Aeckern Holz, 2 Aeckern Weingarten, 2 Aeckern Hopfengarten mit Weide, Wiesen, Triften und Zinsen, dazu auch das obere Schloß zu Sachsenburg nebst Trift, 4½ Hufe Landes mit 9 Maltern und 8 Scheffeln Roggen- und Gersten-Zinsen in Bilzingsleben in Lehn gegeben, dabei aber das Oeffnungsrecht auf die Burg in Kriegszeiten, nach welchem er in dieselbe Besatzung legen konnte, wenn es nöthig, ausdrücklich sich vorbehalten hat. Von diesem Hans von Bendeleben hat es dessen Sohn Balten und nach dem Letzteren der Enkel Georg geerbt.

Im 16. Jahrhundert war demnach die obere Burg noch im Gebrauche und Vertheidigungszustande.

---

*) Struv politisches Archiv l. c.

Vor obengedachter Belehnung des von Bendeleben hatten im Laufe des 15. Jahrhunderts die Herzöge von Sachsen beide Burgen inne, aber am Ende des 14. Jahrhunderts schrieben sich die Grafen von Beichlingen Herren zu Sachsenburg. Unter den Urkunden des Klosters Oldisleben, welche Schamelius in seiner Beschreibung desselben aufbewahrt hat, finden sich zwei Schenkungsbriefe von Heinrich III. und Hermann I., Grafen zu Beichlingen und Herren zu Sachsenburg. Beide Brüder schenkten dem Kloster im Jahre 1360 eine Hufe Land in Capellendorf und 1363 eine halbe Hufe in der Flur zu Kannewurf. Ihr Vater Friedrich II. verpfändete im Jahre 1339 *) für 2000 Mark Silbers, die er den Erfurtern schuldete, an seine Oheime und Vettern, die Grafen Günther von Schwarzburg, Grafen Heinrich von Hohnstein und Herrn zu Sondershausen, welche in seine Schuld traten, den ihm zugehörigen Theil des Schlosses und der Stadt Frankenhausen, so wie das Oberhaus zu der Sachsenburg.

Dieser Friedrich war aber ein Sohn des Heinrich, Grafen von Beichlingen, welcher mit einer Gräfin Oda von Hohnstein, Tochter des Heinrich von Hohnstein, vermählt war. Durch diese Verbindung ist wahrscheinlich die Sachsenburg als Heirathsgut an die Grafen von Beichlingen gekommen, denn früher im Jahr 1319 besaßen der Vater der Oda und deren Oheim Dietrich, Graf von Hohnstein, die Sachsenburg als Eigenthum. Sie schenkten in demselben Jahre bei einer Sühne dem Landgrafen Friedrich I. (mit der gebissenen Wange) die Häuser zu der Sachsenburg, (seitder ihr Eigenthum) und erhielten dieselben mit allen dazu gehörigen Gütern, wie sie Graf Otto von Anhalt gehabt, von dem Landgrafen wieder zum Lehn. **)

Dieses weiset uns auf die Besitzer der Sachsenburg im 13. Jahrhundert zurück, die Grafen von Anhalt. Mit einer Gräfin von Anhalt, Sophie hatte sich Dietrich II. Graf von Hohnstein vermählt und es ist sehr wahrscheinlich, daß durch diese die Sachsenburg an die Grafen von Hohnstein gelangt ist.

Die Grafen von Anhalt sind aber die frühsten Besitzer dieser Burg, welche geschichtlich nachgewiesen werden können. In dem Jahre 1299 noch verhandelte ein Otto, Graf von Anhalt, mit dem Abte des Klosters Oldisleben, und verkaufte 1293 an denselben einen Morgen Landes in Prisendorf. Sein Vater Johann von Anhalt verkaufte an dasselbe Kloster anno 1285 eine Hufe Landes und einen Hopfengarten am Holze für 25 Mark Silbers um fünf

*) Der Verpfändungsbrief steht in Mülbners Historie des Klosters St. Georgi zu Frankenhausen. S. 24.

**) Tenzel. Vita et fata Friderici admorsi in Menk. Script. rer. germ. Tom. III.

Jahre früher ein Stück Wald um denselben Preis. *) Graf Bernhard von Anhalt und Herr zu Sachsenburg, Vater des Johann, verkaufte nicht, sondern verschenkte im Jahr 1267 an das Kloster einen Bauernhof zu Stusfort mit einem Morgen Landes. Bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts zurück weiset die thüringische Geschichte auf diese Grafen als Besitzer der Burg, obgleich sie nicht namentlich angeführt werden. Sie hatten dort ihre Vögte, welche durch Wegelagerungen und Räubereien in der Umgegend übel hausten, daher damals unsere Burg als Raubschloß ein Schrecken aller Reisenden und Anwohner, aber auch ein Gegenstand der Aufmerksamkeit der Landesherren war. Unter den Grafen von Anhalt ist es mehrmals zerstört worden.

Als Heinrich der Erlauchte, Markgraf von Meißen, nach dem ersten thüringischen Erbfolgekriege am 1. Juli 1249 mit den thüringischen Ständen einen Friedensvertrag zu Weißenfels abschloß, kamen beide Theile dahin überein, daß alle die seit des Landgrafen Raspe Tod wieder aufgebauten Raubschlösser, besonders Sachsenburg und Vitzenburg, wieder zerstört werden sollten. Vom Landgrafen Raspe waren im Jahr 1234 mehrere Raubnester zerstört, aber während des Kriegs wieder hergestellt worden, zu welchen auch Sachsenburg gehörte.

Ob der Beschluß ausgeführt worden, darüber findet sich kein Nachweis, aber 40 Jahre darnach wurde es als eine starke Veste vom Landgrafen Friedrich I. und Dietzmann wider den Kaiser Adolph von Nassau gebraucht.

Als der Kaiser Rudolph im letzten Jahrzehend des 13. Säculums 99 Raubschlösser zerstörte, brach er auch mit Hülfe der Erfurter die Sachsenburg. Eine anderweite Nachricht von späterer Zerstörung findet sich nirgends. Daß aber die gegenwärtige Ruine nicht aus jener Zeit in ihrer Verfallenheit liege, dafür zeugt schon ihre ganze Bauart und die Belehnung des Georg von Bendeleben im 16. Jahrhundert, wo sie noch brauchbar war. Es gewinnt vielmehr die Vermuthung Raum, daß die Gebäude im Laufe der letzten drei Jahrhunderte nach und nach immer mehr in Verfall gerathen seien, nachdem sie nicht mehr bewohnt worden sind und die Besitzer der dazu gehörenden Güter nach Cannewurf ihren Sitz verlegt haben.

Wenn wir aber weiter zurück in die Vorzeit des 13. Jahrhunderts gehen und fragen wollten: Wie gelangten die Askanier zum Besitze dieser Burg? — so läßt uns die Geschichte ohne sichere Aus-

---

*) Die Kaufurkunden s. in Schamelius Beschreibung des Benedictiner-Klosters Oldisleben.

**) Die vollständige Urkunde in lateinischer Sprache findet sich im zweiten Theile der thüringischen Chronik von Falkenstein p. 907. unter Rabenswalde.

kunft, denn darüber, daß ein Graf Otto von Orlamünde im Jahr 1062 — 1067 sie als Allodialgut besessen und seine dritte Tochter Adelheid, welche der Graf Albrecht von Anhalt geheirathet, als väterliches Erbe ihrem Gemahl zugebracht haben soll, hat Schreiber dieses keinen geschichtlichen Nachweis finden können. Wahrscheinlicher ist, daß wie Scheidingen vom Stifte Bamberg, auch Sachsenburg den Grafen von Anhalt in Lehn gegeben worden sei.

Sagitar*) zählt alle die Vermuthungen der thüringischen Geschichtsschreiber seiner Zeit auf, welche die Erbauung der Sachsenburg mit dem Falle und der Theilung des Königreichs Thüringen, worüber im zweiten Bande dieses Werks S. 145 — 162 das Nähere schon gemeldet worden ist, so gern in Verbindung bringen. Es ist der Grund dieser Vermuthungen aber eben so wenig urkundlich zu beweisen, als die Sage, daß die untere Burg ihren Namen Haakenburg von einem Sachsen-Ritter, genannt: Er Hak, (von welchem die Herren von Hagk abstammen sollen) erhalten habe, weil dieser von den Sachsen zuerst in die neuerbaute Burg gesetzt worden sei.

So ungern man sich auch von einer langgehegten Meinung trennen mag, welche eine liebe Stätte mit dem Nimbus hohen Alterthums umgiebt, so muß sie doch der Geschichtsforscher auf das Gebiet der Sage verweisen, so lange nicht genügende Zeugnisse solcher Geschichtsschreiber, welche der Zeit des Erzählten nahe standen, für die Thatsache sprechen. Dahin gehöret aber folgende von Sagitar, Olear, Adelar Erich, Cyriakus Spangenberg und andern ungenannten Verfassern geschriebener Chroniken nacherzählte Sage. Als die Sachsen und Franken in das Königreich Thüringen sich getheilt und Erstere den nördlichen, über dem linken Ufer der Unstrut gelegenen Theil erhalten, die Franken aber sich die über der Unstrut gelegenen Salzquellen vorbehalten hatten, an welchen sie Frankenhausen mit einer Feste aufbauten, waren die Sachsen auch darauf bedacht, ihre Grenzen an der Unstrut zu sichern und erbauten auf der Höhe, der Finne gegenüber, die Grenzfeste Sachsenburg und weiter hinauf an der Wipper die Feste Sondershausen.

Durch diese Sage ist die Meinung weit verbreitet, daß Sachsenburg eine der ältesten Burgen Thüringens sei, doch giebt es Mehrere, deren höheres Alter geschichtlich erwiesen werden kann.

Nicht unerwähnt sollen aber bleiben einige Ueberbleibsel heidnischer Vorzeit, welche im Jahre 1819 hier in der Nähe aufgefunden wurden. In dem von der obern Burg westlich gelegenen königlichen Forste, welcher der Götzenhain genannt wird, erheben sich 7 Hügel, von

---

*) In s. Werke: Antiquitates regni thuringici lib. II. Cap. XII. §. 21. 29.

denen fünf in dem ebengedachten Jahre untersucht worden sind. Der Erste war ringsum von einer niedern Mauer aus unbehauenen zwei bis drei Ellen hohen Steinen in einem Umfang von 123 Fuß umgeben, enthielt viele Kohlen und Thierknochen und wurde als ein altdeutscher Opferheerd erkannt. Der zweite Hügel lieferte keine Ausbeute, aber desto mehr der dritte. Er hat einen Umfang von etwa 100 Schritten und nur 10 Fuß Höhe. Beim Umgraben fand man darin ein ziemlich erhaltenes Skelet, um welches gegen 300 kleine kegelförmige Thonstüken gelegt waren, außerdem zwei Dolche aus gegossenem Kupfer, ein keilförmiges Instrument von schwarzem Kiesel und drei Pfeilspitzen von Feuerstein. In zwei andern Hügeln wurde ein Hammer von Basalt und eine kupferne Nistel-Nadel gefunden. Da man neben den kupfernen und steinernen Waffen nichts von Eisen gefunden, so läßt sich den Gegenständen ein sehr hohes Alter beimessen. Nicht weit von diesen Hügeln findet sich ein 50 Schritte langes, 30 breites und 10 Ellen tiefes Bassin, bei dessen Untersuchung Urnen-Scherben und Knochen von Thieren, die dort geopfert worden sein mochten, in Menge hervorgegraben wurden.

Doch umgeben uns hier Denkmäler nicht blos heidnischer Vorzeit, sondern sogar Spuren vorweltlicher Erzeugnisse. In dem Kalksteine von bräunlichgelber Farbe finden sich Schaalthier-Versteinerungen, unter denen die Encriniten von Seesternen besonders merkwürdig sind. Man nennt sie hier zu Lande Bonifaciuspfennige, von denen die Sage geht, daß der Apostel der Thüringer mit denselben in Ermangelung des Geldes gezahlt habe.

Wie aber kommen auf diese Höhe Versteinerungen von Seethierchen? —

Ehe die Gewässer der Flußgebiete der Unstrut, Gera, Wipper, Lossa und Helbe, welche jetzt in engen Betten durch fruchtbare Thäler fließen, den Ausgang durch diesen Engpaß zu der tiefer gelegenen güldnen Aue gewinnen konnten, standen alle diese Thäler tief unter einer unübersehbaren Wasserfläche, aus welcher nur die Bergspitzen als Inseln emporragten. Wenn nun Wellen gegen die Küste laufen, so werfen sie mit Sand und Geröllen auch Schaalthiere und andere organische Substanzen ans Land und bilden Anhäufungen derselben, welche durch Kalk- und Schlammabsätze verkittet werden — so erklärt ein großer Naturforscher unserer Zeit*) die Versteinerungen der Meer-Schaalthiere. — Und erwägen wir, wie viele Jahrhunderte verfließen mußten, ehe jene Fluthen hier diese Bergkette aus einander sägten, so blieb zur Versteinerung der angeschwemmten Seesterne an dem Ufer, das wir jetzt als einen Berg erglimmen, Zeit genug übrig.

Gern knüpfte Schreiber dieser Mittheilungen an dieselben noch Sagen und Mährchen, die in dem Munde des Volks fortle-

*) Oken, allgemeine Naturgeschichte, I. Band.

den und die Führer den Besuchern denkwürdiger Plätze zur Unterhaltung mittheilen. Aber Sachsenburg bietet in dieser Beziehung nichts dar.

Wir werfen noch einen Blick in die Runde der wunderschönen Natur und scheiden von dem öden Gemäuer mit dem Gedanken:

Nimmer entfliehet dem Sturz, was Menschen, die Stolzen, erbauten.
Ewig blüh'st du und schaffst herrliche Freuden, Natur!

Pfister.

Die drei Bergstädte

Andreasberg, Clausthal und Zellerfeld.

Glück auf! Glück auf! in der ewigen Nacht;
Glück auf! in dem furchtbaren Schlunde.
Wir klettern herab aus dem festigten Schacht
Zum erzgeschwängerten Grunde.
Tief unter der Erde, von Grausen bedeckt,
Da hat uns das Schicksal das Ziel gesteckt.

Th. Körner.

Wenn ich mit meinen beiden Reisegefährten aus dem blumenreichen, lebenvollen Sommer mitten in den öden, einsamen Winter hinein versetzt worden wäre, hätten wir nicht mehr verwundert sein können, als da wir, vom Unterharze kommend, in den Oberharz einwanderten. Dort hatten wir uns in einem herrlichen Park zu befinden geglaubt und fröhlich waren wir über duftende Wiesen, unter schattigem Laubdache, welches ehrwürdige Eichen, schlanke Buchen, silberhäutige Birken, dunkle Rüstern und säuselnde Tannen in buntem Gemisch bilden, dahin gewandert, hatten uns erfreut an der stets wechselnden und reizenden Scenerie, wo bald eine freundliche Mühle und friedlich hinter Obstbäume versteckte Dörfer, bald ein romantisch an bebuschte Felsen hingelehntes Hüttenwerk, bald eine malerische Burgtrümmer das Auge ergötzt, wo jeder Berg eine entzückende Fernsicht gestattet, das schwellende Gras, in dem die aromatische Walderdbeere glüht, zum Niedersitzen einladet und Männer, Frauen und Kinder mit freundlichen, muntern Augen den Wanderer anblicken; — hier trug Alles einen nordischen Character. Durch

40.

Clausthal.

langweilige Tannen- und Fichtenwaldungen führte unser Weg auf erstorbenen Tannennadeln, auf falbem Moos oder Haidekraut, zwischen himmelhohen Bergen dahin, die in einförmiger und darum ermüdender Form zu beiden Seiten des Weges die riesigen Häupter erhoben; kein Ackerfeld, kein Fruchtbaum zeigte sich unsern spähenden Blicken und nur selten belebte sich die Gegend durch das Erscheinen eines rußigen Köhlers, der mit dem gewaltigen Schürbaume aus dem Gebüsch schritt, und dessen Anblick alle Räubergeschichten, die wir jemals gehört oder gelesen, in unserm Gedächtniß rege machte, oder durch einige Holzfäller, die, mit mächtigen Aexten bewaffnet, unsern Weg durchschnitten, und selbst die Gebäude, welche wir in dieser Wildniß antrafen, hatten wenig Einladendes, da die dürren Schindeln oder schwarzblauen Schieferplatten, mit denen sie gedeckt waren, und die verwitterten grauen Holzbekleidungen, allen ein überaus trauriges Ansehen verliehen. Endlich wurde es lebendiger um uns her. Bergleute mit blassen, ernsten Gesichtszügen schritten an uns vorüber, Holz- und Kohlenfuhren begegneten uns, Hirten mit wohlgenährten, spiegelblanken Heerden kamen den Weg daher, denn wir befanden uns in der Nähe von

Andreasberg,

der zweiten hannöverschen Bergstadt, die, ihre besten Gebäude sammt dem Rathhause in eine Schlucht verbergend, mit ihren meist kleinen unansehnlichen Häusern eben nicht verlockend zu uns herüberblickte. — Oede und kahl ist die Bergfläche, auf der sie sich hinerstreckt, und ohne den frischen, grünen Wiesenteppich, welchen die Andreasberger dem rauhen Boden umher abgezwungen haben, würde man die Lage der Stadt traurig nennen müssen, so heiter uns auch fast aus jedem Hause, an welchem wir vorüberschritten, die Gesänge der Vögel und besonders das Schmettern der Canarier entgegentönte. — Es leben hier gegen 4000 Menschen in 400 Häusern, von denen der Bergbau wenigstens tausend beschäftigt. Der Ackerbau, der sich nur auf Kartoffeln, Hafer, Gerste und Sommerroggen beschränkt, ist wegen der Rauhheit des Klima's natürlich sehr dürftig, dagegen macht die Rindviehzucht einen bedeutenden Nahrungszweig aus. Viele beschäftigt hier auch der Handel mit Vögeln, das Stricken und Spitzenklöppeln.

Dem Reisenden, dem es um schöne Gegenden oder Denkmale der Vorzeit zu thun ist, hat übrigens Andreasberg nichts Befriedigendes darzubieten, aber der Bergmann und der Mineralog findet hier seine Rechnung, denn so reiche Silbererze, als hier gefunden werden, hat keine andere Gegend des Harzes aufzuweisen. Als wir uns daher im Rathskeller etwas restaurirt und dann den dicht über der Stadt gelegenen Glockenberg, welcher die beste Ansicht der Stadt und der Umgegend darbietet, bestiegen hatten, beschlossen wir, auf

einige Stunden von dem freundlichen Lichte des Tages zu scheiden, ſuchten und erhielten bei dem zeitigen Bergſecretair die nöthige Erlaubniß, die Gruben befahren zu dürfen, und bald waren wir in Bergleute umgewandelt, bald flammten die Grubenlichter in unſern Händen, und mit fröhlichem „Glück auf!“ fuhren wir ein in den tiefen, dunkeln Schacht, in die Zellen, in denen die Gnomen geheimnißvoll ſchaffen und weben.

Wir ſtiegen mit Grubenlichtern hinab in den ſchwarzen Schlund,
Der Führer ſelbſt ſchwankt ſchüchtern vorbei an manchem Grund,
Und weiſt die ſichern Stege und nennt und erklärt das Geſtein,
Und führt auf verdeckenem Wege uns tief in die ewige Nacht hinein!

Und wo der Weg ſich weitet, und man ſich ſicher denkt,
Und langſam fürbaß ſchreitet, in Anſchaun ſtumm verſenkt,
Da wacht des Führers Spähen und ſchreit ein ſorglich: Halt!
Und tauſend Stimmen erſtehen, und donnern dumpf nachäffend: Halt!

Aufſchauert man und zittert und ſtaunt tief unten an,
Bebend vorangeklettert, den grubenkund'gen Mann.
„Herr! faßt ja feſt die Leiter, am kleinen Finger das Licht,
Und ſchreitet muthig weiter, und ſtürzet in den Abgrund nicht!“ —

Uns grauſt der mächt'gen Schlünde, an denen wir jetzt ſtehn;
Wir prüfen die Leiter bebende, eh' wir hinuntergehn.
„Ach, guter Führer, die Leiter die knattert, wie man ſie betritt;
Da ſteig' ein Andrer weiter; wir wagen fürder keinen Schritt!“ —

„Ihr habt nichts zu befahren; der alte Valentin!
Steigt ſchon ſeit ſechzig Jahren darüber her und hin!“ —
Und wie wir den Alten ſchauen, da ſpornet uns die Schmach,
Da faßt uns ein Vertrauen, und muthig ſteigen wir ihm nach.

Und gehn fürbaß betrachtend im hohlen, hallenden Grab,
Bald hoch hinauf, bald ſchachtend hinunter, bald ſeitab.
Wo hohe Gewölb' uns halten, und keinen Pfad wir ſpäh'n,
Da ſchau'n wir ſchweigend den Alten ſchnell durch die Felſenritzen gehn.

So kommen wir in den Schlünden an eine Halle ſehr.
Die Tiefen kann ergründen kein ſterblich Auge mehr.
Wer mag den Anblick malen, wir unſer ſchwirrend Licht
So wunderbar die Strahlen hier in der ew'gen Urnacht bricht!

Hier ſchreitet ſelber ſachte der bergesalte Mann,
Und ruft: „Nehmt Euch in Achte!„ und ſtreckt den Stab voran,
Und dann weiſt der Begleiter, daß wir es können ſchau'n,
Wie dort die Bergleut' ſitzen und in die harten Felſen hau'n! —

Und es ward uns zu Muth, als senke sich die schwarze Decke auf uns nieder und aufathmend blickten wir empor. Schauriges Geräusch, Hämmern und Pochen schallte rings umher und Finsterniß, wie im Grabe, umfing uns, die wir uns wie wilienlose Kinder führen ließen. — Und hier unten in den dunkeln Eingeweiden der Erde sitzt einsam der Bergmann beim schwachen Schimmer seines Grubenlichts und verrichtet für kärglichen Lohn mit emsigem Fleiße sein gefahrvolles Tagewerk. Doch von der frühesten Jugend auf daran gewöhnt, thut er mit Lust die graufige Arbeit und läßt sich nicht schrecken durch den gewaltsamen Tod der Gefährten, nicht durch den Hinblick auf ein sieches Leben, nicht durch den kurzen Athem und den schwindsüchtigen Husten vieler seiner ältern Genossen.

Der Bergbau theilt sich hier in den inwendigen und auswendigen Zug. Zum inwendigen Zuge gehören alle diejenigen Gruben, welche nordöstlich, zum auswendigen diejenigen, welche südöstlich von Andreasberg liegen. Die Gruben des inwendigen Zuges sind die wichtigsten und unter ihnen sind besonders bemerkenswerth: Catharina-Neufang, Samson, Abendröthe, Bergmannstrost und Gnade Gottes. Zu den Gruben des auswendigen Zuges gehören: Claus-Friedrich, Andreaskreuz und andere.

Wie lange die hiesigen Werke, und die Gruben des Oberharzes überhaupt, schon im Betrieb sind, ist ungewiß und herrschen darüber die verschiedenartigsten Ansichten. So viel ist übrigens ausgemacht, daß im Rammelsberge schon Jahrhunderte hindurch Bergbau betrieben wurde, ehe man in diesen Gegenden daran dachte, denn in keinem der Lehnbriefe und Urkunden über den Oberharz wird vor dem Jahr 1296 der Bergwerke erwähnt. Honemann (Alterth. des Harzes p. 35.) redet zwar ganz dreist von Gruben in früherer Zeit, allein sein Gewährsmann ist einzig und allein der Cantor von Bockenem, von dem Honemann selbst sagt: daß er nicht wisse, woher jener seine Nachrichten genommen habe. Im Jahr 1296 aber erhielten einige Privatpersonen Erlaubniß, hier nach Erz forschen zu dürfen und es ist wahrscheinlich, daß sich der Bergbau vom Rammelsberge aus immer weiter in den Oberharz hineinzog. Schon wurde es lebendig in den Bergen, schon bildete sich hier und da ein Bergörtlein nach dem andern, da brach eine furchtbare Pest herein, die gar gräßlich wüthete und ihre Opfer in solcher Schnelligkeit hinwegraffte, daß die Arbeiter in der Frühe des Morgens frisch und gesund hinabstiegen in die Tiefen der Erde, aber nimmer wieder herauskamen, sondern von der Seuche ergriffen, haufenweise niedersanken. Die Gruben, welche kaum erst recht in Gang gekommen waren, wurden nun liegen gelassen und erst lange nachher wieder aufgenommen, wobei man ganze Haufen von Menschengebeinen auffand. Im Jahr 1500 fing man an, die Eisengruben bei Grund zu betreiben, und einige zwanzig Jahre später wird von Andreasberg gesprochen.

Von Joachimsthal kamen nämlich im Jahr 1520 Bergleute nach dem Oberharz und zwar anfänglich in die Grafschaft Hohnstein, welche die damals regierenden Grafen Heinrich und Hans Ernst,

Gebrüder, Herren zu Lohra und Clettenberg, von den Herzögen zu Grubenhagen als ein Lehn inne hatten. Die beiden Grafen hatten in ihrer, über die Grafschaft Clettenberg herausgegebenen Bergfreiheit oder Bergordnung gestattet, daß ein Jeder Erze suchen und Bergwerke anlegen könne, wo er nur wolle, und dadurch wurde eine ungeheure Menge von Bergleuten herbeigelockt. Sie begannen in der Gegend, wo jetzt die Bergstadt Andreasberg steht, nach Erz zu schürfen. Die erste Zeche, welche sie fündig machten, wurde St. Andreaskreuz genannt, weil die Schürfer daselbst zwei über einander setzende Gänge antrafen, wovon es nach der uralten bergmännischen Redensart heißt: die Gänge machen ein Andreaskreuz, d. h. kreuzen sich, oder schneiden sich, von welchem Umstande noch jetzt geglaubt und oft auch durch die Erfahrung bestätigt wird, daß alsdann in der Gegend des Durchschnitts edle Anbrüche zu gewinnen sind. — Weil nun in der Gegend, wo jetzt der Markt ist, einige Quellen waren, so fing man an, sich dabei anzubauen. Von der zuerst aufgenommenen Zeche Andreaskreuz erhielt die entstehende Bergstadt den Namen Andreasberg. (cf. von Rohrs Denkw. des Oberharzes p. 260. Honemanns Alterthümer.) Besonders nahm die Stadt in den Jahren 1535 — 37 zu, in welcher Zeit zu Andreasberg überall eingeschlagen wurde, so daß einer vor dem andern oft keinen Raum hatte und viele Gewerke mit einander in Streit geriethen. Da die Ausbeute der Bergwerke sehr bedeutend war, so wurde an die Stelle der im Jahre 1537 errichteten hölzernen Kirche bereits im J. 1568 eine ganz neue von Steinen erbaut und mit Schiefern gedeckt und da die Grafen auch Alles thaten, was das Gedeihen der Bergwerke befördern konnte, so standen dieselben in dieser Gegend gar bald in der herrlichsten Blüthe.

Zu gleicher Zeit war man auch auf andern Punkten des Oberharzes ungemein thätig. Der leidenschaftliche Herzog Heinrich von Wolfenbüttel war, sammt seinem Sohne Julius, des Bergbaues selbst sehr kundig, und scheute weder Mühe noch Kosten, den Bergbau auf seinem Gebiete emporzubringen, fuhr, wie Rothmeier in seiner Chronik (P. III. Cap. 62. pag. 1008.) erzählt, selbst in die Bergwerke ein und feuerte mit Wort und That die Bergleute zum Fleiß und Eifer in ihrem beschwerlichen Geschäft an. Aus der Zeit, wo die Pest den Harz entvölkert hatte, sah man noch viele Pingen und Halden und an allen diesen Orten wurde von Neuem eingeschlagen und die alten Zechen wieder aufgenommen. Eben so eifrig betrieben die Magdeburger Gewerke den Bergbau und wirkten im Jahre 1532 beim Herzoge eine Bergfreiheit aus, in welcher den Bergleuten freie Wohnung, Sicherung vor jeder Gewaltthätigkeit, freie Wochenmärkte, freies Backen, Brauen und Schlachten ohne irgend eine Abgabe, zinsfreies Bauholz, so viel zu dem Grubenbau erforderlich sei, versprochen, und die Erlaubniß gegeben wurde, bauen zu dürfen, wo ein Jeder Lust habe. Diese Urkunde, in welcher sich der Herzog nur den Vorkauf der Metalle vorbehielt und die Hoffnung aussprach, daß er in Zeiten der Noth kräftige Unterstützung

von den Härzern erwarte, wurde kaum bekannt, als aus den fernsten Gegenden Deutschlands erfahrene Bergleute herbeikamen, die das gefährliche Handwerk mit Lust trieben und eine Grube nach der andern eröffneten. Zu Andreasberg, welches sich vor allen andern Orten auszeichnete, waren damals über hundert Gruben im Gange. So reiche Schätze aber auch aus dem Schooße der Erde an das Licht gefördert wurden, dennoch wuchs die Begier mit dem Gewinn und die Bergleute wurden streng untersucht, sobald sie die Gruben verließen und hart wurden sie bestraft, wenn das Geringste bei ihnen gefunden wurde.

Ein alter Steiger zu Andreasberg, erzählt die Sage, hatte einst mehrere überaus reiche Erzstufen bei Seite gelegt, denn er fürchtete, der Bau möchte schlechter und ärmer werden, der Landesherr die Lust zum Fortbau verlieren und die vielen Bergleute in Noth und Elend gerathen, und hoffte mit diesem zurückgelegten Silber das Fehlende zu ersetzen und immer gleichen Gewinn hervorzubringen. Allein einige seiner Feinde und besonders ein gewisser Veit Bauer, den die Bergleute, sowohl seiner Strenge als seines häßlichen Aeußern wegen nur den Scheußlichen nannten, hatten es bemerkt, konnten und wollten nicht glauben, daß der Steiger aus der besten Absicht von der Welt das Silber zurückgelegt habe und klagten ihn an. Das Gericht verurtheilte ihn zum Tode. Der Unglückliche betheuerte umsonst seine Unschuld, — er wurde ergriffen und auf den Richtplatz geführt. — Als er nun niederkniete, um den tödtlichen Streich zu empfangen, da erhob er noch einmal das bleiche Antlitz und sprach zu den umherstehenden Bergleuten: so gewiß bin ich unschuldig, als mein Blut sich in Milch verwandeln und der Bau der Gruben aufhören wird. Wann in dem gräflichen Hause, dem diese beiden Bergwerke zugehören, ein Sohn geboren wird, mit Glasaugen und Rehfüßen, und er bleibt am Leben, so wird der Bau wieder beginnen, stirbt er aber nach seiner Geburt, so bleiben sie auf ewig verschüttet. — Als er diese Worte gesprochen, erhob der Scharfrichter das breite Richtschwert und das Haupt des Steigers flog in den Sand. Statt des Blutes aber sprangen zwei Milchströme, weiß wie der Schnee des Gebirges, aus dem Rumpfe in die Höhe und ein Schrei des Entsetzens ertönte unter den Versammelten, denn die Unschuld des Steigers war nun erwiesen und Flüche und Drohungen wurden laut gegen die Richter, deren Ungerechtigkeit den Rechtschaffenen getödtet und ihn zu Verfluchung der Bergwerke gereizt habe. Als nun aber wirklich die beiden reichsten Andreasberger Gruben, der große Johann und der goldene Altar, eingingen, erreichte die Unzufriedenheit den höchsten Grad. Es ward zwar nicht lange nachher ein junger Graf mit Glasaugen und Rehfüßen geboren, aber er starb gleich nach der Geburt und die schönen Silbergruben sind nie wieder aufgethan und verschüttet geblieben bis auf den heutigen Tag.

So wurde jede Veruntreuung, jedes Versehen, hart bestraft und selbst der Herzog hatte keine Nachsicht und züchtigte mit eigener

Hand den Schuldigen, wenn er, wie es oft geschah, die Gruben befuhr. Einst war er in der Grube Neufang und da der Berghauptmann Jakob Reinhard ein Versehen beganger hatte, zog der Herzog das Schwert und hätte ihn erstochen, wenn sich nicht des Herzogs Kammerjunker, Oswald Todtenbach, dazwischen geworfen und dem Berghauptmanne Gelegenheit zur Flucht gegeben hätte.

Des Herzogs Kriegsunglück und seine Flucht nach Baiern wirkten später nachtheilig auf die Bergwerke ein. Die Bürger von Goslar, welche schon lange mit eifersüchtigen, neidischen Blicken zugesehen hatten, wie sich die Bergstädte erhoben, benutzten den Augenblick, wo der Schützer derselben fern war, verbrannten Kirchen und Gebäude, die nicht im Schutze der Ringmauern lagen, ergriffen die herzoglichen Beamten, schleppten sie zu den Schmelzhütten und warfen sie in die glühenden Oefen. Alle Gräuel verübten sie mit thierischer Lust und wütheten so lange, bis Jünglinge, Männer und Greise von Zellerfeld, Grund und Gittelde sich erhoben und die Unmenschen aus den Bergen hinaustrieben. Nicht lange nachher kehrte auch der Herzog in sein Land zurück, eilte, sobald es seine Geschäfte erlaubten, nach dem Harze und brachte schnell Alles wieder in den frühern Stand.

In der Gegend, wo jetzt Clausthal seine zahlreichen Gebäude ausbreitet, da, wo früher die Hütte eines Eremiten, später ein zum benachbarten Kloster Zelle gehöriges Kirchlein stand, trieb zu derselben Zeit Herzog Ernst II. von Grubenhagen den Bergbau, beschenkte Clausthal mit seiner ersten Bergfreiheit und eiferte Herzog Heinrichen in jeder Beziehung nach. Dieser starb im Jahr 1568, doch hatte sein Tod durchaus keinen nachtheiligen Einfluß auf das Bergwesen, da sein Sohn Julius dasselbe mit gleichem Eifer, aber mit noch größerer Besonnenheit als der Vater betrieb, selbst manche bedeutende Verbesserung und Erfindung, — wie z. B. die der nassen Puchwerke, — machte und die Salzquellen bei der alten Harzburg untersuchen und ein Salzwerk erbauen ließ, das noch heute nach ihm „Juliushall" genannt wird und im Stande ist, den ganzen Harz mit Salz zu versorgen. Bis zum Jahr 1577 brachten ihm die Bergleute ungeheure Schätze zu Tage, allein eine Pest, die abermals verheerend das Gebirge durchzog, endete plötzlich diese Glanzperiode, schlachtete eine ungeheure Menschenmenge, daß die Mehrzahl der Häuser leer stand, hemmte den Verkehr und gab zu den größten Unordnungen Veranlassung, indem die Bergknappen unthätig umherschweiften, in die verödeten Wohnungen eindrangen, dieselben beraubten und die Bergbeamten, welche sich solchem Unfug widersetzten, tödteten oder wenigstens verjagten. (cf. Honemanns Alterth. des Harzes II. p. 153.) In dieser bösen Zeit hatte Andreasberg besonders viel zu leiden und Jahre vergingen, ehe es sich wieder erholen und nur einigermaßen den frühern Standpunkt einnehmen konnte.

Als im Jahr 1593 die Grafen von Hohenstein ausstarben, fiel Andreasberg sammt dem Flecken Lauterberg und dem Schloß und

Amt Scharzfels als ein vorälterliches Lehen an Herzog Wolfgang von Grubenhagen. Er that ebenfalls viel für die Bergwerke, so daß, als er am 14. März 1595 zu Herzberg starb, sein Ableben allgemein bedauert wurde und die Bewohner des Harzes folgende Verse auf ihn sangen.

Wie traurig steht der Tannenbaum,
Wie heulen und weinen alle Bäum'.
Wie hängt der Bergmann seinen Kopf,
Geht traurig fort, der arme Tropf!
Den Köhlern ist entfallen der Muth,
Der Holzhauer auch traurig thut.

Der Glaser Gesang hat sich gelegt,
Die Hirten all' sind hochbewegt,
Die Hütten trauern und sind fast stil,
Die Schneidmühl' auch nichts schaffen will.

Von wegen daß ihm dieser Herr
Abgangen ist, und ihn nicht mehr
Zum Schutz und ein Regierer han,
Des trauert jetzt ein Jedermann!

Dem Herzog Wolfgang folgte sein Bruder Philipp, da derselbe aber seinen Bruder nur um ein Jahr überlebte, so bemächtigte sich Herzog Julius des ganzen Harzes und gab erst im Jahr 1616, auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers, die Grubenhagenschen Landestheile an die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, und Christian von Celle wurde nun der Besitzer.

Der dreißigjährige Krieg führte eine traurige Zeit für die Bergleute herbei, da die Gewerke im flachen Lande, in deren Händen sich die meisten Gruben befanden, verarmten und Pest und theure Zeit, die schrecklichen Gefährtinnen des Krieges, die Bewohner des Harzgebirges auf das Aeußerste brachten. Das Elend erreichte aber den höchsten Grad, als Tilly mit seinen wilden Schaaren über das Gebirge zog, allenthalben die größten Gräuel verübte, in Grund, Zellerfeld, Wildemann und Lautenthal plünderte und Clausthal brandschatzte, was sich später mehrere Male wiederholte. — Da das Bergwesen in dieser Schreckenszeit ganz gesunken war, hob man das Bergamt zu Andreasberg auf und die Gruben wurden nur durch den Eifer und die Anstrengung des damaligen Oberbergmeisters Georg Illing vor gänzlichem Verfall gesichert.

Im Jahr 1635 starb Herzog Friedrich Ulrich von Wolfenbüttel und durch den Vergleich zu Meinersen erhielten die Herzöge aus der dannenbergischen Linie, August der Jüngere und Julius Ernst, das Fürstenthum Wolfenbüttel, — die Herzöge aus der celliſchen Linie, August der Aeltere, Friedrich und Georg, Göttingen und Calen-

berg, — und die Herzöge aus der haarburgischen Linie, Wilhelm und Otto, Hoym, Diepholz, Regenstein, Blankenburg und Hohenstein. Zugleich wurde festgesetzt, daß die Städte und Bergwerke Zellerfeld, Wildemann, Lautenthal, Grund, Juliushall, Gittelde u. s. w. allen drei Linien angehören und abwechselnd ein Jahr von der cellischen und ein Jahr von der wolfenbüttelschen Linie regiert werden sollten. Diesen unter der Hoheit der drei Linien stehenden District nannte man die Communion, und daher entstand die Eintheilung in den einseitigen und Communionharz. Als im Jahr 1642 die haarburg'sche Linie ausstarb, erhielt Braunschweig-Lüneburg ¼, Braunschweig Wolfenbüttel ¾ der Einkünfte der Communion. Im Jahr 1788 trat Braunschweig-Wolfenbüttel seine Dreisiebentel an Hannover, welches dadurch den ganzen Oberharz sammt den sieben Bergstädten bekam, ab, erhielt aber dagegen die Saline Juliushall und 7000 Morgen Waldung als wirkliches Eigenthum.

Im siebenjährigen Kriege mußte der Oberharz abermals Vieles erdulden und die Gewerkschaften allein über 30,000 Thlr. Kriegssteuern erlegen; später aber wurden die Wunden geheilt und die trefflichsten Einrichtungen getroffen, das Wohl der Bergleute und des Hüttenwesens zu befördern. Es wurden Cassen und Büchsen angelegt zum Besten verunglückter Berg- und Hüttenleute, Forstschulen blühten empor, Mineraliensammlungen und Modellkammern wurden eingerichtet und keine Kosten gescheut, wenn es galt, nützliche Maschinen einzurichten, vortheilhafte Kunstbaue anzulegen und den Flor des Gebirges immer mehr zu steigern.

Die Bergwerke zu Andreasberg enthalten des Schönen, Kostbaren und Bemerkenswerthen sehr viel und die Reichthümer, die in den beiden Hochöfen der Silberhütte, welche südlich von der Stadt liegt und sich in neueren Zeiten sehr zu ihrem Vortheile umgewandelt hat, bereits verschmolzen sind, lassen sich kaum berechnen. Vom Jahr 1565 bis 1570 wurden allein über 30,039 Mark Silbers daselbst gemacht und nur von den beiden Zechen St. Georg und Hilfe Gottes, die andern ungerechnet, fielen von Trinitatis 1561 bis Luciä 1583, mithin in 22 Jahren, 215,688 Thlr. Ausbeute. Auch wurden damals hier, außer vielen reichen, rothgüldigen und weißgüldigen Erzen, gediegenem und gemischtem Silber, noch verschiedene andere recht bewunderungswürdige Arten von Erzen gewonnen. So traf einst der Steiger auf St. Georgszeche eine Druse an, in der sich ein fließendes Erz befand, welches weiß und wie Buttermilch aussah. Davon schöpfte man etwas heraus und that es in ein Glas. Als es nun in der Luft gestanden hatte, wurde es trocken, ganz einem weißen Thone ähnlich, und es fand sich beim Probiren, daß der Centner über 100 Mark Silber hielt. Aus dieser einzigen sogenannten Buttermilchdruse erhielt man bedeutende Ausbeute.

Auf der Zeche Theuerdank wurde ein Erz gefunden, welches so mild war, daß es mit den Händen zerrieben und zusammengeballt werden konnte. In der Grube war es weiß, an der Luft wurde es blau und weich wie Thon. Die Bergleute, welche auf diesem Erz

arbeiteten, mußten vor dem Ausfahren Schuhe und Strümpfe abwaschen, weil der von den Erzen abgesonderte Schlamm, der daran hängen blieb, einen reichen Silbergehalt hatte. Ebenso wurde man auch gewahr, daß das trübe Wasser, welches von den Stollen ablief, Gras und Laub versilberte, weshalb vor den Stollen einige Vertiefungen gemacht wurden, wo sich das Trübe setzen mußte. Für eine einzige schöne Stufe dieses Erzes bot ein Juwelier aus Leipzig 500 Thlr. und man fand in derselben 62½ Mark Silber. — Eine besonders merkwürdige Stufe fand man in späteren Jahren, an der, auswendig herum, dicke, derbe, rothgüldige Knospen saßen, die aber inwendig aus lauter gediegenem Silber bestanden, welches wie verrostetes Eisen aussah und allein, ohne das rothgüldige und sonstige Erz, 80 Pfund wog. Die ganze Stufe war 99 Pfund schwer und wurde das gediegene Silber daran auf 1635 Thlr., die völlige Stufe hingegen auf 1672 Thlr. an Werth geschätzt. Sie wurde in die Kunstkammer nach Hannover geschickt. — Außerdem fand man, und findet man auch noch heute, Kreuzsteine, Kalkspathe, wegen ihrer schönen und mannichfaltigen Crystallisation sehr geschätzt, Kanonendrusen, Analzime, Ichthyophthalme, Datholithen, Anthrakonit, gediegenen Arsenik, Arsenikſilber, braune und rothe Bergblende, Bleischweif, rothen Erdkobalt, Fahlerz, Flußspath, Haarkies, Kupfernickel, Magnetkies, Rothgüldigerz, gediegenes Silber, theils in Zacken und Blättern, theils als köstliches Rothgülden mit rubinfarbnen Knospen, Spiesglas, strahliges Graupiesglanzerz, Zundererz von schwarzer Farbe u. s. w. Die Gebirgsart, in welcher diese Schätze gefunden werden, ist durchgängig ein bläulich schwarzer, feinkörniger Thonschiefer.

Nachdem wir Alles beschaut und uns Alles hatten erklären lassen, verließen wir befriedigt die unterirdische Welt und wandten uns zum freundlichen Lichte des Tages zurück.

Die Geschichte der Stadt selbst ist sehr dürftig und nur folgende Vorfälle sind vermögend, die Aufmerksamkeit zu fesseln, und den Leser zu unterhalten.

Eine der wichtigsten Rollen in der Geschichte Andreasbergs spielt eine Räuberbande.

Hanns Bartold und Hanns Unterberg, ein Predigerssohn aus Osterwiek, verübten mit ihrer Rotte viel Unfug auf dem Gebirge. Unterberg wurde zwar endlich in Clausthal gefangen genommen, nach Osterode gebracht und enthauptet, aber Hanns Bartold ließ sich durch das schreckliche Ende seines Gefährten nicht schrecken, verband sich mit einigen verwegenen Männern, Hackenberg und Piage, um sich an dem braunschweigschen Erbmarschall von Oldershausen, den er tödtlich haßte, rächen zu können, nahm demselben 400 Schafe weg und setzte durch Brandbriefe die Bergstädte in Angst und Schrecken. Als er endlich im Jahr 1576 von seinen eigenen Spießgesellen erschossen und sein Bruder Andreas gefangen genommen und lebendig gerädert wurde, frohlockten die Bewohner des Harzes; allein die Bande hielt sich unter zwei Andreasbergern, dem Balzer Welcker und

Hermann Scheffer. Diese wurden so frech, daß sie dem gelehrten Edelmanne, Achaz von Veltheim, förmliche Fehde ankündigten und drohten, ihn und seine Unterthanen mit Schwefel, Pech, Feuer und Brand anzugreifen, denen, die sich nicht mit Geld lösen könnten, Hände und Füße abzuhauen, auch keines Menschen oder Viehes zu schonen. Der von Veltheim war in nicht geringe Angst versetzt und klagte deshalb bei dem kaiserlichen Kammergerichte zu Speier, welches auch, durch überall angeheftete Bogen, die Räuber auf einen bestimmten Tag vor sich forderte. Schon nach einigen Tagen aber waren diese Vorladungen abgerissen und Niemand wußte, wohin sie gekommen.

Da sich die Weiber der beiden Anführer, Welcker und Scheffer, zu Andreasberg befanden, so lauerte man ganz ins Geheim im Walde und an allen Wegen, welche nach der Stadt führten, ob nicht die Männer unter dem Schleier der Nacht kämen, ihre Weiber und Kinder zu sehen; doch so sehr man sich auch bemühte, der Feinde habhaft zu werden, — Niemand erschien. Gleichwohl aber waren die Räuber von diesen heimlichen Nachstellungen unterrichtet und darüber ungemein erbittert, denn man fand eines Morgens an dem Rathhause zu Andreasberg einen Zettel angeheftet, der Folgendes enthielt:

> Ihr günstigen, weisen Herren von Andreasberg! Es nimmt mich Wunder, daß Ihr mich bei Nacht und Nebel im Harz sucht. Könnt Ihr die Nacht nicht schlafen? Ich hätte das nicht zu Euch verhofft, daß Ihr mich aus dem Schlaf jagen solltet. Ich bin derer von Veltheim öffentlicher Feind, und Euer Feind nicht. Dasmal soll Euch vergeben sein, aber thut's nicht mehr.
>
> Balzer Welcker.

Man ließ sich aber durch seine Worte nicht einschläfern und Jedermann war auf seiner Hut.

Als der Termin, zu welchem sie vor das kaiserliche Gericht geladen waren, verlaufen war und Niemand sich gestellt hatte, wurden sie abermals, bei Vermeidung unfehlbarer Achtserklärung, vorbeschieden.

Da in dieser letzten Vorladung gesagt war, die Räuber seien, außer den Veltheimen, auch dem Berghauptmann, Asmus Helder, feind, welches jedoch nicht der Fall war, so schrieben die Räuber einen trotzigen Brief an den Berghauptmann, worin sie ihn der Verleumdung anklagten, da sie nie etwas feindseliges gegen ihn unternommen und verlangten: daß er bei dem kaiserlichen Gerichte diese Lüge widerrufen solle.

Asmus Helder, der Berghauptmann, war eben im Begriff, mit den Seinigen nach Sundhausen, einem Dorfe zwischen Sondershausen und Nordhausen, und von letzterm nur eine Stunde entfernt, zu reisen, denn er hatte in demselben ein adeliges Gut gekauft. Er sagte daher zu der Ehefrau des Hermann Scheffer, welche den Drob-

brief überbracht hatte: daß er mit ihrem Manne und den Seinigen nie im Bösen etwas zu schaffen gehabt und daß er an dem Ausdrucke im kaiserlichen Schreiben ganz unschuldig sei, und schickte die Frau, unter weitern gütigen Zureden, wieder nach Hause.

Denselben Nachmittag trat Helder seine Reise nach Sundhausen an und fuhr mit seiner Frau und zwei Söhnen auf einem Wagen den Weg nach Lauterberg hin. Obwohl er gewarnt war, sich vor der Rotte in Acht zu nehmen, hatte er dennoch keine Begleitung bei sich, weil er hoffte, daß die Räuber von seiner Abreise nicht unterrichtet sein möchten. Kaum war er aber bis ins Koboldsthal gekommen, so stürzten Balzer Welcker und Hermann Schesser mit ihren Genossen, die schon lange im Gebüsch auf ihn gelauert hatten, hervor, hielten den Wagen an, schlugen den Berghauptmann, seine Frau und seine Kinder fast todt und raubten alle Sachen, die sich auf dem Wagen vorfanden, als: Gürtel, Schwerter, Büchsen und Taschen, Kleinodien, Geld u. s. w. Der älteste Sohn Helders, Siegmund, wagte es, sich zur Wehr zu stellen und kämpfte, wie ein gereizter Löwe, aber ein Schuß eines der Raubgesellen streckte ihn todt zu Boden, während Andere den über den Fall seines Sohnes jammernden Vater fortschleppten, drohten, ihn, seine Frau und seinen zweiten Sohn auch umzubringen, und ihn nicht eher losließen, bis er versprach, den Feinden binnen zwei Tagen noch hundert Goldgülden zu entrichten.

Betäubt und mit zerrissenem Herzen setzte der Berghauptmann mit den Seinigen seinen Weg nach Lauterberg fort, woselbst er den Leichnam seines Sohnes, welchen er mit sich genommen, unter allgemeiner Theilnahme zur Erde bestattete.

Balzer Welcker aber ließ sich öffentlich verlauten: „Daß er mit dem Berghauptmann nur gekurzweilet, um seiner Sachen einen Anfang zu geben; es wären aber noch Etzliche auf Andreasberg vorhanden, deren er mächtig zu werden hoffte und mit welchen er alsdann einen andern Ernst brauchen wolle;“ wodurch Alles in Furcht gerieth, weil Keiner wissen konnte, ob er nicht unter die „Etzlichen“ gehörte.

Der Berghauptmann Helder sowohl als der Magistrat zu Andreasberg berichteten Alles an den Grafen Volkmar von Hohnstein und baten um schleunige Hülfe und um Ergreifung kräftiger Maßregeln; aber der dringendsten Vorstellungen ungeachtet, geschah dennoch nichts. Helder blieb deshalb in Sundhausen und kehrte nie wieder nach Andreasberg zurück, die Räuber aber unterhandelten förmlich mit der Regierung und es ist höchst wahrscheinlich, daß sie ungestraft geblieben sind, da sich keine weitern Nachrichten über diese Angelegenheiten finden.

Die Justiz auf den Bergstädten scheint überhaupt sehr schwach gehandhabt worden zu sein, denn schon wenige Jahre später entstanden gefährliche Unruhen und Anfeindungen in Andreasberg, welche der Substitut des Predigers Funck erregte und die gleich Anfangs mit etwas mehr Energie leicht hätten unterdrückt werden können.

Schon der Prediger Funck hatte sich durch einige in seiner Predigt vorkommende Worte einen mächtigen Feind zugezogen. Funck war nämlich, trotz seines Alters, immer noch sehr feurig und seine Worte ergriffen die Zuhörer so gewaltig, daß sie auch die verstocktesten Gemüther erschütterten. Am dritten Osterfeiertage des J. 1588 nahm er Gelegenheit, in der Predigt zu erwähnen: „daß der Satan anjetzt die Leute zu allerhand Sünden antreibe und sie durch seine Lügen und Werkzeuge, die Crystallengucker, zu verbittern und einander zu hetzen suchte." Ein damaliger Rathsverwandter, Namens Michael Prössel, deutete solches auf sich und schickte nach geendigter Predigt, als der Pfarrer Funck eben beim Mittagsessen am Tisch saß, durch seine Magd einen polnischen Groschen, welchen diese mit den Worten auf den Tisch warf, daß solcher das Trinkgeld dafür sei, daß der Herr Pfarrer ihn, den Prössel, in der Kirche vor Jedermann so trefflich ausgeschrieen hätte. — Funck lachte, aber der erzürnte Prössel bot Alles auf, den alten Mann zu stürzen, was oft zu den ärgerlichsten Auftritten Veranlassung gab, da die ganze Stadt theils für Funck theils für Prössel Partei nahm. Endlich wurde Funk in seinem sechzigsten Jahre in den Ruhestand versetzt und erhielt einen gewissen Johann Beusterhausen zum Substituten. Bei der Einführung des neuen Predigers wurde festgesetzt, daß der alte Funck wöchentlich drei Gulden, Beusterhausen aber zwei Gulden haben sollte, was Letzterer auch wohl zufrieden war. Kaum aber hatte er seine Stelle einige Zeit verwaltet, so beschwerte er sich über seine geringe Besoldung und verlangte mehr. Man machte ihn darauf aufmerksam, daß er ja nur für die Besoldung, die ihm verabreicht würde, angenommen sei, er müsse daher Geduld haben, bis der alte Funck stürbe, worauf er sogleich den ganzen Gehalt bekommen solle; aber obgleich man ihm freundlich geantwortet, ihm auch noch 25 Malter Brennholz, die Benutzung zweier Wiesen und einen Krautgarten bewilligte, klagte er doch bei dem geistlichen Obergericht zu Osterode und es entspann sich nun ein sehr gehässiger Streit zwischen ihm nnd dem Rathe. Beusterhausen suchte das Volk für sich zu gewinnen und erzählte der Gemeinde von der Kanzel herab die Streitsache nach seiner Weise, wobei er die Worte gebrauchte: „daß einige vom Rath, die so viel nütze wären, als wenn man einen Klotz hinsetzte, ihn gerne vertreiben wollten und zu solchem Ende einen großen Packen Lügen, welche einer, der ihm nicht weit wohnte, zusammengeschrieben, nach Osterode abgeführt hätten." — Da er, seiner Amtspflicht zuwider, auf der Kanzel persönlich geworden war, auch auf öffentlichen Biergelagen zechte und sich oft unanständig und ärgerlich aufführte, zeigte dies der Rath an und Beusterhausen bekam einen derben Verweis. Er kehrte sich aber so wenig daran, daß er nicht lange nachher abermals auf der Kanzel anzügliche Reden wider den Rath vorbrachte und sogar, da er erfahren hatte, daß etliche von den Rathsverwandten zur Beichte gehen wollten, an den Rath schrieb: daß er sie noch nicht zulassen könnte und sie sich überhaupt des Beichtstuhls und des heiligen Abendmahls so lange enthalten möch-

ten, bis sie sich mit ihm berechnet, ihm seinen sauer verdienten Lohn gegeben und alles das, worüber er sich bereits beschwert, abgestellt hätten. — Diese Art einer Selbstrache machte denn doch Aufsehen und da er sich bei der einfallenden Pestzeit ausdrücklich weigerte, zu den Kranken zu gehen, so wurde er endlich, nachdem man sich überzeugt hatte, daß alle Warnungen vergeblich seien, abgesetzt.

Nun ging Beusterhausen von Haus zu Haus und hetzte die Einwohner auf, was ihm auch, mit Hülfe eines Bürgers, Namens Peter Schmidt, so gut gelang, daß der Rath überall die fürchterlichsten Drohungen hörte und der Prediger von Lauterberg, der Beustershausens Dienst versehen mußte, mehrere Male unglimpflich behandelt wurde. An einem Sonntage fand er sogar einen großen Prügel auf dem Altare und als an demselben Tage der Richter Thomas Kirchberger in seinen Kirchenstand trat, erschrak er nicht wenig, darin eine mit Lumpen bedeckte Gestalt anzutreffen, welche ihm Beustershausens Anhänger zum Possen hineingesetzt hatten. Da die Unruhen immer bedenklicher wurden und sich die Bürger an den Herzog Christian von Celle mit der Bitte wandten, doch den Beustershausen wider einzusetzen, so ließ man es, um ein Blutbad zu verhüten, mit dem Vermahnen geschehen: daß die Bürgerschaft der Obrigkeit gehorchen, der Prediger Beustershausen aber sich aller fernern Streitigkeiten enthalten solle.

Weiter ist aus den Annalen der Stadt nichts Merkwürdiges zu berichten, nur dürfte noch der Erwähnung werth sein, daß die Stadt sehr oft das Unglück hatte, von Feuersbrünsten heimgesucht zu werden. Ein Blitzstrahl, der im J. 1796 zündete, zerstörte fast die ganze Stadt und raubte Tausenden Obdach und Vermögen.

Der Morgen leuchtete anmuthsvoll durch die von Nachtthau erfrischte Landschaft, als wir am andern Tage Andreasberg verließen. Um die Bergstirnen schwammen blaßgoldene Schleier halbdurchsichtiger Wölkchen. Jede Blume, jeder Halm trug seinen Thautropfen, wie einen Diamant, und wie die Sonne höher stieg, trat Leben in die todten Nebel, die in den Tiefen der Thäler ruhten. Gleich duftigen, zartgewebten Vorhängen, welche von einer unsichtbaren Hand regiert werden, zogen sich die weißen Nebelmassen an den Thalwänden hinauf und lösten sich, so wie sie am Rande der Felsen angekommen, in den Strahlen der steigenden Sonne unmerklich verdunstend auf. Von den lichtgrünen Wiesen wehte der Waldkräuter würziger Duft und auf den thaublitzenden Matten stand das Wild und äsete friedlich. Der Weg zog sich in ein zusammengedrücktes, von hohen Bergen verdunkeltes Thal, welches sich in zwei andere Thäler spaltete und aus jedem rauschte uns ein Bach entgegen, der eine „die Sieber" der andere „die Steinrenne" geheißen, und beide strömten murmelnd und flüsternd zusammen und flossen vereinigt weiter. Zwischen steilen, düstern Bergen liegt hier

die Steinrenner Hütte,

eine im J. 1788 angelegte hannöversche Eisenhütte, welche nur aus

einem Hohenofen besteht und auf welcher daher auch nur Roheisen producirt wird. In der Gegend umher liegen auch die vorzüglichsten Eisensteinsgruben, welche für die Steinrenn.r- und Königshütte betrieben werden, als: die Michaelszeche, Neues Glück, obere Steinrenne, mittlere Steinrenne u. s. w. Einen possirlichen Anblick gewähren die hiesigen Grubenarbeiter, denn von dem feinen, ockerigen Rotheisenstein sind alle Kleider und Gesichter hochroth gefärbt und man wird durch die grellgeschminkten Wangen unwillkührlich an die Hauptperson der Straßenkomödie erinnert. — Bei dieser Steinrenner Hütte führt der eigentliche Weg nach Clausthal links ab, wir beschlossen aber den Pfad einzuschlagen, der einige Stunden lang an der Wand des Rehberges hinläuft und sich dessen zufälligen Biegungen anschmiegt. Links rauscht der zwischen behauenen Granitblöcken eingeengte

Rehbergergraben.

Gerade über demselben ragen die wilden Gebirgsmassen des Rehberges empor, während sich rechts das Gebirge jäh hinabstürzt und ein Thal bildet, dessen dunkle Waldesnacht der Blick des Wanderers kaum zu ergründen vermag und in dessen Tiefe die wilden Wellen der Oder brausen. Schäumend stürzen sie sich über herabgefallene Felsenstücke, umtosen schauerlich das zackige Geklipp und umranken mit wogenden Armen das höhere Gestein, während weißer Schaum himmelan spritzt. Bei jeder Wendung auf diesem Wege gewahrt der Wandrer immer neue, immer gleich wilde Gebirgsansichten, unter denen

die Rehbergerklippe

ein wahres Schweizerstück genannt zu werden verdient, und die sich durch den gewaltigen Eindruck, den sie auf das Gemüth des Beschauers macht, auszeichnet. Gleich hinter dem rauschenden Graben strecken sich seine starren, gigantischen Zacken in furchtbarer Höhe zu dem Himmel empor und die über einander gestürzten Granittrümmer mit gelben und grauen Flechten, schwarzglänzenden Beeren und purpurnen Blumen des Fingerhuts geschmückt, gewähren ein ergreifendes Bild der furchtbarsten Zerstörung. Im Hintergrunde aber steht trotzig und kühn der mit himmelanstrebender finsterer Tannenwaldung bedeckte Hahnenklee, ein mächtiger Bergriese, dessen vielfach zerklüftete Felsen Verderben drohend auf das darunter liegende Thal herabblicken.

Eine Sage, der düstern, wilden Gegend angemessen, haftet an dieser Felsenwand des Rehberges und berichtet Folgendes:

In den grauen Tagen der Vorzeit hauste in dieser Wildniß ein gewaltiger Nimrod, hart und rauh wie der Felsen, auf welchem seine Wohnung stand. Das blutige Waidwerk war seine Lust und täglich jagte er mit seinem Troß durch den Wald, daß von dem Klaffen der Hunde und dem Schall der Hörner das Gebirge widerhallte und die tausendstimmige Echo wach wurde in den Gekläften der Felsen. Selbst der Gottesfrieden des Sonntags war nicht vermögend, die Mordlust des Jägersmannes zu zügeln und ihn an der Verfolgung der schlanken Thiere des Waldes zu hindern. Ein frommer Einsiedler ermahnte ihn oft, nicht mit seinem Gelärm die friedliche Stille des Sabbaths zu stören, aber die Worte des Greises fanden das Ohr des Waidmanns verschlossen und von Spott und Hohngelächter des Unholdes begleitet, schlich der Eremit betrübt nach seiner Klause zurück.

Der Abend eines schönen, blauen Octobersonntags senkte sich auf das Gebirg hernieder, die Gipfel der dunkeln Tannen auf Felsensteinen und Bergspitzen tauchten sich in den goldenen Glanz des Abendrothes, auf der ganzen Gegend lag ein tiefes Schweigen, nur die Wellen der Oder murmelten in der Ferne ihr ewiges Lied, nur das scheue Wild verließ sein sicheres Versteck, trat vorsichtig, mit leisen, langsamen Schritten aus dem Gebüsch und suchte zwischen den feuchten Kräutern des Bodens die würzige Nahrung. Da ertönte plötzlich das Getöse der Jagd in der Ferne, die friedlich äsenden Thiere flogen scheu in das Dickicht zurück und mit jeder Secunde mehrte sich das Lärmen. Ein schneeweißes Reh flog mit der Schnelligkeit des Windes über die Berge, verfolgt von Jägern zu Fuß und Roß, und umringt von der klaffenden Meute der blutgierigen Hunde. Der Boden erdröhnte unter den Hufen der muthigen Pferde und unter den Tritten der keuchenden Menschen, die Berge hallten wider vom wilden Halloh der Reiter, von dem Knallen der Peitschen und dem Klirren der Waffen. Das gehetzte Reh stöhnte und entrann nur mit Aufbietung der letzten Kräfte den wüthenden Verfolgern.

Keuchend nach den steilsten Zinken
Fliegt es, nach dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken
Und verschwunden ist der Pfad;
Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

Das edle Thier stand athemlos an dem Abgrunde, der noch jetzt nach ihm die Rehbergerklippe genannt wird und schreckte zitternd vor dem unbekannten, schwarzen Schlunde zurück. Und lauter als zuvor donnerte der wilde Jagdruf, in immer gefährlicherer Nähe tönten die Hörner, gieriger fielen die Rüden ihre Beute an und von Todesangst gepeinigt, wagte das Reh den gräßlichen Sprung und stürzte sich in die schaurige Tiefe hinab.

Da entstand plötzlich ein seltsames Licht, ein blendender Glanz umschimmerte das gequälte Thier und unsichtbare Götterhände trugen

es sanft herab in das sichere Thal. Die Jäger aber, sammt Rossen und Hunden, wurden von magischer Gewalt getrieben, dem Thiere nachzufolgen. Von den Felszacken herab stürzte der ganze Troß in die Tiefe und große Granitblöcke und hohe Fichten sanken ihm nach und begruben die zerschmetterten Leichname in ewige Nacht.

Von jener Zeit an aber ist es nicht geheuer in diesen Bergen und der Fuß des einsamen Wanderers eilt scheu vorüber, wenn das Gestirn des Tages in fernem Westen erloschen ist und die Nacht auf ihrem schwarzen Rosse durch das Gebirge jagt. Denn zur Stunde der Mitternacht, wenn der Uhu mit schwerem Fittich über dem Thale schwebt, wenn das Gekreisch der Nachtvögel aus den Spalten der Felsen ertönt, wenn das phantastische Mondlicht die dürren Stämme der Bäume in graue gespenstige Gestalten umwandelt, — da huschen, wie Geister der Nacht, riesige Jägergestalten durch das Gebüsch, es beginnt in der dunkeln Nacht der Tannen zu flüstern und zu brausen und ein dumpfes Getöse rauscht heran wie schwellende Meereswellen.

Und von dem hohen Berge
Da zieht der Jäger aus,
Und mit ihm Riesen, Zwerge,
Viel Spuk und Höllengraus.

Da schwanken Schreckgestalten
Mit Schwertern und Geschoß,
Durch Zweig' und Felsenspalten,
Zu Fuß und hoch zu Roß.

Hier grinsen Wuthgesichter,
Dort droht ein langer Arm,
Hier formenlos Gelichter,
Dort Wolf und Bärenschwarm.

Wir schritten in dem Thale, in welchem ein poetisches Grauen weht, weiter. Rings umher schwarzer Tannenwald und düstere, schaurige Bergwände, amphitheatralisch über einander gegipfelt. Außer einzelnem Vogelgekreisch, außer dem Flüstern der Tannenzweige und dem Hämmern des Spechts an den Baumstämmen, grauenvolles Schweigen rings umher. — Schon begann uns unheimlich zu werden in der menschenleeren Wildniß, als wir endlich den Oderdamm erreichten und bald mit freudiger Ueberraschung vor einem schönen, großen, rings von dunkeln Tannen umgebenen Wasserspiegel standen. Es war

der Oderteich,

nach meinem Gefühl, einer der interessantesten Punkte des Harzes. Kein Werk der Natur, ein Werk der Kunst ist dieser Teich, aber

seine Erbauer haben sich durch dieses Cyclopenwerk unsterblich gemacht. — Es fehlte den Andreasbergschen Hüttenwerken sehr häufig an den nöthigen Wassern, und oft, wenn die Hitze des Sommers die Bäche austrocknete, mußte gänzlich gefeiert werden. Da hielten die Bergmeister Rath mit einander, wandten sich dann nach der Gegend, wo die Oder in vielen kleinen Quellen hervorsprudelt, und begannen ihr Werk. Gleich den Titanen, wälzten sie ungeheure Granitblöcke herbei, thürmten sie aufeinander und zogen quer durch die Enge des Thals einen Riesendamm, 325 Fuß lang, 60 Fuß hoch und unten 70, oben 50 Fuß breit. Starke Eisenklammern verbanden die Felsen mit einander, zerfallener Granitsand und Moos füllten die etwaigen Lücken aus, und hinter diesem mächtigen, unzerstörbaren Damme sammelten sich nun die Wasser und bildeten einen Teich von 5000 Fuß Länge, 500 Fuß Breite und 60 Fuß Tiefe. Dieses ungeheure Wasserbecken, dem kein anderes auf dem Harze gleich kommt, ist, wenn es ganz angefüllt ist, vermögend, ein volles halbes Jahr die nöthigen Wasser zu liefern, selbst wenn es in dieser Zeit keinen einzigen Tropfen Zuwachs erhielte. 40,000 Thlr. hatte das Riesenwerk, welches im Jahre 1714 begonnen und 1722 beendigt wurde, gekostet, aber seit 118 Jahren hat es auch die trefflichsten Dienste geleistet und nur die Hitze des Jahrs 1822 war vermögend, die ungeheure Wassermasse zu verzehren und den Teich auszutrocknen.

Wir standen noch und freuten uns des schönen Anblicks, den die stille Wasserfläche, in welcher sich der blaue Himmel und die dunkeln Tannen abspiegelten, gewährte; als die Gegend lebendiger wurde. Wir hörten Peitschenknall und das Rufen vieler Stimmen. Bald wurden mehrere stark bespannte Lastwagen mit ihren Führern sichtbar und ehe dieselben im Hintergrunde verschwanden, war die Gegend schon wieder durch einige Wanderer belebt; denn über dem Damm läuft die Harzstraße von Andreasberg und Clausthal nach dem Unterharz und Thüringen. — Wir verließen unsern romantischen Standpunkt und verfolgten den Weg, welcher sich am Bruchberge hinzieht, und wendeten uns dann rechts nach dem

Sperberheier Damm,

der für Clausthal dasselbe leistet, was der Rehberger Graben für Andreasberg. Er wurde in den Jahren 1733 und 34 aufgeführt, kostete 30,000 Thlr., ist gegen 50 Fuß hoch, oben eben so breit und 200 Ruthen lang. Das Wasser des Gerlachsbaches wird in ihm auf einem 1¼ Stunde langen Wege in den Hausherzbergteich geleitet und neben demselben läuft auf dem Damme hin ein für Fußgänger sehr bequemer Pfad nach Clausthal. Der Dammkrug, wo der Aufseher dieser Wasserleitung wohnt, war bald erreicht und über Altenau wanderten wir nach der größten Stadt des Harzes, nach

Clausthal,

welches nur durch den Zellbach von

Zellerfeld,

geschieden ist und mit dieser nur Eine Stadt auszumachen scheint. Beide Orte, rings von frischem, duftendem Wiesengrün umgeben, liegen 1955 F. über der Meeresfläche, aber immer noch 1749 F. unter der Brockenspitze und erstrecken sich in einer Ausdehnung von mehr als einer halben Stunde auf einem kahlen Bergzuge hin, während sich die Hauptstraße Clausthals südlich in die Bergabhänge hinabsenkt. Die im benachbarten Bärenbruch entspringende Innerste bewässert Clausthal, fließt dann, mit dem Zellbache vereinigt und durch Stollen- und Teichwasser vergrößert, weiter, treibt die Frankenscharner Hütte und deren Pochwerke, tritt bei Langelsheim aus dem Harze, führt aber eine solche Menge von Pochsand und dergl. bei sich, daß das Wasser ungenießbar, ja dem Viehe tödtlich ist und bei Ueberschwemmungen die Aecker verdirbt.

Namen und Entstehung leitet Clausthal von einer Clause her, aus welcher später eine Kapelle wurde, in der die Bergarbeiter ihren Gottesdienst hielten, weshalb Herzog Ernst II. von Grubenhagen als er der Stadt im Jahr 1556 ein Stadtsiegel ertheilte, diese Clause in dasselbe aufnahm, um an die Entstehung des Ortes zu erinnern. Als nämlich die in den frühesten Zeiten wegen der Pest liegen gebliebenen Bergwerke „zur Claus", oder „in den Clausthälern" wieder aufgesucht wurden, strömten so viele Bergleute hinzu, daß eine Stadt entstand, die, von der alten Clause, „Clausthal" genannt wurde.

Aus der Geschichte der Stadt sind nur einige Scenen aus dem dreißigjährigen Kriege der Erzählung werth.

Gleich im Anfange dieses Krieges wurde Clausthal durch einen eichenen Pflock vor großer Gefahr geschützt. Es näherte sich nämlich der Stadt der nicht im besten Rufe stehende Parteigänger Hillfeld mit seinen Reitern. Da der Eingang oben vor der Osteröder Straße mit einem Schlagbaum verschlossen war, begehrte Hillfeld, mit seinen Reitern eingelassen zu werden. Man schlug es ihm anfänglich mit vieler Höflichkeit ab, als er aber Anstalt machte, Gewalt zu brauchen, fand man nicht für gut, das Aeußerste abzuwarten, und unterhandelte mit ihm. Da er feierlich versicherte, nichts Feindseliges gegen die Stadt unternehmen zu wollen, so öffnete man ihm den Schlagbaum und er ritt mit den Seinigen in die Stadt ein. Die Bürger, welche von seinen friedlichen Gesinnungen nichts wußten, erschraken nicht wenig, als sie ihn heranreiten sahen und ein Bürger, Bastel Löwe, welcher auf der Osteröder Straße wohnte, griff nach seiner Büchse, um den Anführer der feindlichen Schaaren zu tödten.

Da aber das Gerücht allgemein verbreitet war, als sei der Hillfeld kugelfest, so lud er einen eichenen Pflock, dem, der Sage nach, kein Zauber und kein Festmachen widerstehen kann, in seine Büchse und schoß sie auf den Hillfeld ab. Ohne einen Laut von sich zu geben, sank dieser vom Rosse. Die Rathsherren, welche mit Hillfeld unterhandelt hatten, standen erstarrt und fürchteten, seine Reiter würden nun rasend werden und den Tod ihres Anführers in ihrem Blute rächen; allein diese hatten plötzlich allen Muth verloren und mißtrauisch und in der Besorgniß, man wolle sie nur in das Innere der Stadt locken und dort ermorden, wandten sie ihre Rosse, jagten davon und kehrten auch nicht wieder zurück.

Am 19. März 1626 erscholl plötzlich der Schreckensruf, daß die Kaiserlichen die Feldwache beim Heiligenstock, (einem der höchsten Berge der Umgegend), geworfen hätten und sich mit starken Schritten der Stadt näherten. Es war gerade der Sonntag Lätare und die meisten Einwohner der Stadt in der Kirche, als die Sturmglocken vom Rathhause erklangen. Bei diesem Schreckenstone stürzten die Leute haufenweise aus der Kirche und der Prediger Luppius schloß mit den Worten: „Ach, daß es Gott erbarme, daß es so weit soll mit uns kommen sein!" seine kaum angefangene Predigt und entließ seine Zuhörer unter Ermahnung zum Gebet und feierlichen Segenssprüchen. — Graf Solms, die Hauptleute Hollstein und Schulz und der Major von Mitschefal waren angewiesen, die Stadt zu vertheidigen, allein sie ergriffen, so sehr sie auch vorher mit ihrer Tapferkeit geprahlt hatten, feige die Flucht. Kaum waren sie auf einer Seite hinaus, so zogen auf der andern die Kaiserlichen ein. An der Spitze derselben ritt auf einem kleinen, weißen Klepper ein kleines Männchen. Es hatte ein kurzes Wämschen von grünem Atlas mit zerschnittenen Aermeln und eben solche Beinkleider an, trug ein kleines Hütchen mit vier Krempen, auf welchem eine große, blutrothe Feder stak, die sich bis auf die Lenden herunter neigte. An einem kleinen Degen hing ein ungeheures Schlachtschwert und am Sattel eine kleine Pistole. Dieses possirlich aussehende Männchen war — der fürchterliche Tilly. — Er schickte, sobald er zu Clausthal angekommen war, einen Trompeter vor Zellerfeld, dasselbe zur Uebergabe aufzufordern, da aber die Zellerfelder denselben erschossen, ehe er nur seinen Auftrag ausrichten konnte, wurde Tilly wüthend, befahl den Einwohnern von Clausthal, grüne Tannenzweige auf die Hüte zu stecken, um sie, bei der Verwirrung, die sich erheben werde, von den Zellerfeldern unterscheiden zu können, und ließ angreifen. Obgleich, wie schon gesagt, alle Soldaten, welche die Bergstädte hatten vertheidigen sollen, geflohen waren, wagten es die Zellerfelder dennoch, die Waffen zu ergreifen nnd sich den eindringenden Feinden entgegenzuwerfen. Der Geschworne, Thomas Merten, erwies sich, als Stadthauptmann und Fähnrich, ungemein tapfer und die Zellerfelder haben Ursach, auf diesen Mann eben so stolz zu sein, wie die Griechen auf ihren Leonidas. Von vierzehn Kugeln durchbohrt, stand der Held noch immer und zeigte den Feinden das muthige Antlitz,

und als er vom starken Blutverluste so erschöpft war, daß er sich nicht mehr aufrecht erhalten konnte, wickelte er sich fest in die Fahne, und sank todeswund damit zu Boden, wo er von den erbitterten Feinden mit den Kolben vollends erschlagen wurde. Der eisenherzige Tilly aber, der dem Kampfe mit Verwunderung zugeschaut hatte, bedauerte laut, daß sich der tapfere Mann, allen Anerbietungen zum Trotz, nicht ergeben habe, denn es sei sein eifrigster Wunsch gewesen, ihn in seine Dienste zu bekommen, und ritt mißvergnügt in sein Quartier. — Als Merten gefallen war, hatte der Kampf ein Ende, der Sieg war entschieden und die Sieger begingen die gräßlichsten Frevel, was Tilly auch ruhig geschehen ließ.

Zwischen den Clausthalern und Zellerfeldern herrschte seit dieser Zeit Feindschaft, denn die Zellerfelder gaben den Clausthalern Schuld, sie hätten dem Tilly bei der Eroberung Zellerfelds beigestanden und auch an der Plünderung Theil genommen. Jahrhunderte hindurch hat sich dieser Haß erhalten und selbst die Jugend war feindselig gegen einander gesinnt. So wurde es z. B. Sitte, daß allemal im Frühjahre, wenn der Clausthaler Kuhhirte zum ersten Male das Vieh auf die Brennerhöhe trieb, die Berg- und Schuljugend beider Städte eine förmliche Schlacht mit einander lieferte, in welcher von beiden Seiten so lange mit Steinen auf einander geworfen wurde, bis die eine Parthei die andere in die Flucht getrieben hatte, welches harmlose Privatvergnügen natürlich nie ohne Blut oder lebensgefährliche Beschädigungen ablief. Auch durfte sich eben so wenig zu Clausthal ein Zellerfelder, als zu Zellerfeld ein Clausthaler Junge ohne Gefahr, mißhandelt zu werden, sehen lassen und die Obrigkeit hat genug zu thun gehabt, um diese Kämpfe der kräftigen Bergjugend nur einigermaßen zu unterdrücken.

Die Stadt zählt in 1000 Häusern gegen 10,000 Einwohner und hat manches ansehnliche Gebäude aufzuweisen z. B. das Amthaus, die Münze, das Rathhaus, die Berg- und Forstschule und zwei Kirchen. Johann Friedrich Löwen, ein Dichter des vorigen Jahrhunderts und einer der ersten, welche die Romanze bei uns einführten, wurde hier im J. 1729 geboren.

Wo die letzten Häuser von Clausthal aufhören, fangen die ersten von Zellerfeld an. Das Merkwürdigste aus seiner Geschichte läßt sich mit wenigen Worten berichten.

Der Sage nach zerstörte Bonifaz hier ein Götzenbild und stiftete an dessen Stelle eine Capelle oder Zelle, woraus später ein Kloster wurde, welches unter dem Erzbischof von Mainz stand. Es wird in alten Urkunden monasterium in cellis, monasterium cellae und coenobium montis cellae genannt und war Benedictinerordens. Die Aebte wurden von dem Stifte Simonis und Judae zu Goslar gewählt und vom Erzbischofe bestätigt. Durch Abnahme der Bergwerke und überhand nehmende Räubereien kam es im 15. Jahrhundert so herunter, daß Papst Eugenius im Jahr 1431 den Dechanten der Kirche zum heiligen Kreuz zu Nordhausen den Befehl ertheilte, die Abtei Zelle mit der Kirche Simonis und Judae zu

Goslar auf ewig zu vereinigen und seit dieser Zeit wird seiner nicht weiter gedacht.

Im Jahr 1538 wurde auf das verfallene Mauerwerk des alten Klosters Zelle die erste Kirche gebaut und bei dem Aufräumen des Platzes fand man viele Grabsteine, Spangen, Münzen und andere Dinge.

Im Jahr 1563 besuchte Herzog Heinrich der Jüngere, der große Bergwerksfreund mit seiner zweiten Gemahlin Sophie, einer Tochter des Königs Sigismund von Polen, von der Staufenburg aus, die Bergwerke des Oberharzes und kam auch nach Zellerfeld, wohin ihn die Knaben von Wildemann, mit hölzernen Säbeln bewaffnet, begleitet hatten. Die Bergleute von Zellerfeld erhielten vom Herzoge Bier und Wein und waren überaus fröhlich. Die Zellerfelder Knaben aber sahen mit neidischen Blicken, daß der Herzog und seine Gemahlin freundlich zu den Knaben von Wildemann herablächelten, die sich vor dem Hause, in welchem der Herzog abgestiegen war, aufgestellt hatten. Sie bewaffneten sich daher in der Geschwindigkeit auf gleiche Weise, stellten sich jenen gegenüber und machten Miene, einander anzugreifen. Um dem Herzoge ein Vergnügen zu machen, beschloß man, dem Dinge freien Lauf zu lassen. Der Angriff begann. Die Buben wurden aber bald so hitzig und schlugen so wild auf einander ein, daß auf beiden Seiten Blut floß und bald hier, bald dort einer gefährlich verwundet zu Boden sank. Die Väter und Anverwandten der Verwundeten mengten sich nun mit ins Spiel und es entstand eine ernsthafte Rauferei, die gefährliche Folgen hätte herbeiführen können, wenn nicht der Herzog zum Fenster herausgerufen und befohlen hätte, die Streitenden mit Gewalt aus einander zu bringen, was denn nach langer Bemühung auch endlich geschah.

Ein gefährlicher Auftritt fand im Jahr 1607 statt. Zwei Bergleute, Martin Weiß und Pelz, hatten einen Meuchelmord begangen und sollten enthauptet werden. Am 21. Januar war auf dem Markte vieles Volk versammelt, um die Execution mit anzusehen. — Der Scharfrichter Siemon von Denckershausen hieb zuerst dem Weiß glücklich das Haupt ab, aber den Pelz hieb er in die Schulter. Die Zuschauer murrten und der Scharfrichter wurde dadurch so ängstlich, daß er noch fünf Hiebe thun mußte, ehe es ihm gelang, den Kopf herunter zu bringen. Hierüber waren die Berg- und Hüttenleute so erzürnt, daß sie mit dem Geschrei: ‚Schlagt ihn todt! schlagt ihn todt!“ auf den Scharfrichter eindrangen und sich seiner zu bemächtigen suchten. Meister Siemon machte sich aus dem Staube, aber ein Theil des Volkes zerriß den Mantel, den er zurückgelassen und brach das Richtschwert in Stücken, und ein anderer Theil verfolgte den Flüchtling durch das Rathhaus bis auf die Frohnveste, wo er sich auf die Wächterstube verschloß. Der wüthende Haufe nahm, um dem Verhaßten beizukommen, eine Diele in der Wächterstube auf, zog denselben unter einem Bette hervor, unter welches er sich verborgen hatte, und schlug ihn, obgleich er vieles Geld bot,

wenn man ihn leben lassen wollte, auf der Stelle todt. Seinen Leichnam warfen die Rasenden durch das Fenster der Frohnveste auf die Straße, wo er mit wahrer Tigerwuth mit Aexten, Hacken und dergl. in tausend Stücken gehackt wurde. Der Tumult wurde mit jedem Augenblicke größer und man besorgte mit Recht, daß das wüthende Volk die Häuser der wohlhabenden Bürger stürmen und plündern und eine förmliche Revolution entstehen möge. Der Berghauptmann Löhneisen glaubte, die Gemüther würden sich schon von selbst wieder besänftigen, da aber eine bedenkliche Botschaft über die andere kam und das Schreien und Toben der Menge in sein Ohr drang, gerieth er doch in Verlegenheit und sann vergeblich auf ein Mittel, den Zorn der Leute zu beschwichtigen. Zufällig befand sich der Prediger Luppius bei dem Berghauptmanne und dieser gab den Rath, man möchte die Leichname der armen Sünder feierlich, in Begleitung der Schüler, begraben lassen. Löhneisen glaubte nicht, daß dieser geringe Umstand etwas zur Beruhigung des Volks beitragen werde, da er aber kein besseres Mittel wußte, und die Gefahr immer drohender wurde, so ließ er es geschehen. Und das Mittel war von der besten Wirkung. Denn wie der Prediger Luppius sammt seinem Amtsgehilfen Andreä und den sämmtlichen Schülern auf dem Markte erschien, die Leichen aufgehoben und unter Gesang fortgetragen wurden, da wurde es still, und die Bergburschen und alles Volk folgten dem Zuge auf den Kirchhof nach, wo auch der zerfleischte Scharfrichter begraben wurde. — Löhneisen war froh, daß die Sache so gut ablief, berichtete aber augenblicklich alles an den Herzog Heinrich Julius, der sogleich Befehl gab, die Sache streng zu untersuchen und die Rädelsführer gefangen nach Seesen zu bringen. Die Hauptschuldigen waren: ein Zimmergeselle und zwei Bergburschen. Der erstere wurde gerädert und aufs Rad geflochten, die beiden andern enthauptet und viele von den Minderschuldigen auf ewige Zeiten des Landes verwiesen.

Zellerfeld zählt in 400 Häusern ungefähr 4000 Einwohner, ist ziemlich regelmäßig gebaut, und seine Markt- oder Sanct Salvatorkirche ist ein massives, ganz mit Kupfer gedecktes Gebäude, in welcher sich eine nicht unbeträchtliche Bibliothek, welche ihr ein Superintendent Calvör vermachte, befindet und die besonders viel kirchengeschichtliche Werke enthält. Einige berüchtigte Bücher vom Teufelsbannen finden sich ebenfalls, aber an neuern Werken fehlt es fast gänzlich. An dieser Kirche stand gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts als Superintendent der bekannte Schwärmer Ziehen. Er prophezeihte, daß zu Ostern des Jahres 1786 das Ende der Welt kommen werde und brachte nicht nur großes Schrecken unter das Volk, sondern machte selbst die Gelehrten aufmerksam, so daß sich eine Menge Federn über ihn und seine Weissagungen in Bewegung setzten.

Früher hatte Zellerfeld sein besonderes Bergamt, aber im Jahr 1817 wurde es mit Clausthal vereinigt, wo eine Berghauptmannschaft und ein Bergamt ist. Die Berghauptmannschaft, welche die

Aufsicht über den ganzen Harzhaushalt und das sämmtliche Dienstpersonale, so wie über die königlichen Hauptcassen hat, besteht aus dem Berghauptmanne, zwei Oberbergräthen und einem Assessor; — das Bergamt, welchem die Verwaltungsangelegenheiten, die specielle Aufsicht über sämmtliche Werke und Forsten, anvertraut ist, theilt sich in die Herren von der Feder oder die Studirten, und in die Herren vom Leder oder die Praktiker. Zu den Herren von der Feder gehören: der Bergrath, Bergsyndikus, Zehntner, Bergsecretair, Oberhütteninspector, Assessoren, Hüttenraiter, Bergregistrator und einige Auditoren; zu den Herren vom Leder hingegen: der Oberbergmeister und die Bergmeister, der Markscheider, Maschinendirector, Obergeschworner und Geschworne, Puchverwalter, Maschineninspector und Einfahrer. Mehrere dieser Herren besitzen treffliche Mineraliensammlungen und gestatten Fremden recht gern die Besichtigung derselben.

Die sogenannte Bremerhöhe, welche von einem Köhler Bremer, der auf ihr sein Kohlhai gehabt, den Namen erhalten haben soll, ist eines Besuches werth, da sie einen Ueberblick über die beiden Schwesterstädte und die umliegende Gegend gestattet. Tilly ließ auf derselben eine Schanze anlegen, die zum Theil noch zu erkennen ist.

Der bemerkenswertheste Punkt in der Umgegend Clausthals ist

die Frankenscharner Silberhütte,

welche im Jahr 1554 erbaut wurde, von den fränkischen Metzgern, die an diesem Platze ihre Fleischbuden hatten, ihren Namen empfing, und vortrefflich eingerichtet ist. Zu ihrer Besichtigung bedarf man eines vom Hauptmann ausgestellten Erlaubnißscheins. An einer ununterbrochenen Reihe von Pochwerken wandert man vorüber, umwimmelt von rüstigen Knaben, welche jeden Vorübergehenden mit dem Titel: „Herr Vetter!“ beehren und um eine Gabe bitten. Um sie zufrieden zu stellen, versehe man sich mit kleiner Münze oder mache sich darauf gefaßt, aus hundert Kehlen den Spottruf zu hören: „Der Herr Vetter hat Stroh in der Ficke!“ — Die Frankenscharner Hütte ist zwar ½ Stunden von Clausthal entfernt, aber schon in der Ferne kündigt sie sich durch eine erkrankte Vegetation an. Die Blei- und Arsenikdämpfe, welche den Frankenscharner Hütten unaufhörlich entsteigen, wälzen sich wie düstere Wetterwolken umher und vergiften alles Pflanzenleben so, daß in der ganzen Umgegend kein Grashalm grünt und kein Busch zu sehen ist. Die Hüttenwerke sind sehr bedeutend und die Brenn-, Schmelz- und Treibhütten, die Röst-, Salger-, Puch-, Kohlen- und Spritzenhäuser, Schmieden, Magazine, Mühlen und Schoppen, über welche sich das Hüttenhaus erhebt, scheinen ein Städtchen auszumachen. Die gewaltigen Oefen dieser Hütten, in denen die Flamme nie erlischt, verbreiten eine infernalische Hitze, und wenn man die dürren, ausgedörrten Schmelzer betrachtet, welche mit todtblassem Antlitze, das die schreckliche Glut, in der sie leben, nicht mehr zu röthen vermag,

wenn man das unheimliche Pochen, Hämmern und Klopfen hört, so glaubt man sich in den Orkus versetzt.

Vom Rasseln der Räder,
Von dem Pfeifen der Bälge, vom wilden Donner des Hammers,
Schallt ein lautes, vermischtes Gebrüll in die hohlen Gebirge,
Und die Gegend umher erfüllt ein betäubender Nachhall.
Nie ermüdet Vulkan, den Hohenofen zu feuern,
Welcher in unaufhörlichen Strömen von glühenden Erzen
Sich ergießt. Indeß daß bei der versengenden Hitze
Munter der Hüttenmann geht. Ihm fahren die sprühenden Funken
Um das bloße Gesicht, und Flammen folgen dem Fußtritt.

Mit einem geheimen Schauder verließen wir die bleichen Hüttenarbeiter und diese großartigen Werkstätten, in denen immer gegen 200 Menschen beschäftigt sind, und kehrten nach Clausthal zurück.

Von Clausthal sowohl, wie von Zellerfeld, gilt dasselbe, was bereits von Andreasberg gesagt ist. Es giebt nämlich auch hier des Bemerkenswerthen mehr unter, als über der Erde; deshalb beschlossen wir, heute zu rasten und den andern Morgen eine der hiesigen Gruben zu befahren, welche in zwei Reviere oder Züge eingetheilt werden, in den Thurm-Rosenhöfer und den Bergstädter Zug und die Amethyst, geradschaligen Bargt, Bergkrystall, Bittersalz, Grünbleierz, Bleischweif, braune und gelbe Blende, Braunspath, spathigen Eisenstein, Spießglanzblei u. s. w. enthalten. Nach einer Angabe vom Jahr 1776 wurden damals jährlich aus den Clausthaler Gruben 8 — 900,000 Ctr. Erz gefördert, welche sich durch das Scheiden, Pochen und Waschen bis auf 124,000 Ctr. verminderten. Diese erforderten zum Schmelzen 420,000 Ctr. Kohlen, und zum Rösten und Treiben 50,000 Ctr. Holz. Sie lieferten 120 Ctr. Silber, 80 Ctr. Kupfer, 48,000 Ctr. Blei und Glätte und nach Abzug des Gewichts der beigemischten Zuschläge, 31,800 Ctr. Schlacken, so daß 214,000 Ctr. als Dämpfe, und zwar 169,000 Ctr. aus den brennbaren und 45,000 Ctr. aus den mineralischen Stoffen verflogen. Die herrschende Gebirgsart ist auch hier, wie bei Andreasberg, Grauwacke vom gröbsten bis zum feinsten Korne, so wie Thonschiefer.

Wir suchten erst spät unser Lager, aber noch schwebte die Dämmerung über der Stadt, als wir schon wieder durch die Straßen schritten, welche ein scharfer Morgenwind durchstrich. Unser Führer trieb zur Eile und so setzten wir unsern Weg rasch fort, kamen an vielen Schachten mit ihren Gaipeln vorüber und hörten durch die Morgenstille das taktförmige, geheimnißvolle Leben der Wasserkünste. Von allen Seiten strömten die Bergleute nach ihren Gruben und eine Schaar rüstiger Bergknappen, welche an uns vorüberzog, sang mit tönender Stimme einen alten, beliebten Bergreigen:

Wacht auf, wacht auf!
Der Steiger kommt!
Er hat sein Grubenlicht
Schon angezünd't.

Schon angezünd't,
Es gibt ein'n Schein;
Und damit fahren wir
In's Bergwerk hinein.

In's Bergwerk hinein,
Wo die Bergleut' sein;
Und da graben sie das Silber und das Gold
Aus Felsenstein.

Der Eine gräbt das Silber,
Der Andere das Gold;
Und dem schwarzbraun Mädelein,
Dem sein sie hold.

Ade, Ade,
Du süße Braut!
Komm, reiche mir die Hand jetzt auf's Neu',
Und bleib mir treu!

Ade, ade,
Du süße Braut!
Und komme ich nicht wieder aus dem Schacht,
Dann gute Nacht! —

Kaum war der Gesang beendet, so befanden wir uns in der Nähe der reichen Gruben Dorothee und Caroline. Ich bin den Carolinen immer gut gewesen und eine Caroline macht mir noch heute mein Haus zu einem Paradiese; aber ich mußte mit Heine gestehen, daß die Caroline, vor welcher wir jetzt standen, die schmutzigste sei, welche ich je gesehen, und so wandten wir uns zu der Dorothee, die eine sehr bequeme Einfahrt hat und daher von Reisenden besonders häufig besucht wird. — Im Zechenhause waren die Bergleute bereits versammelt und der Obersteiger sprach bei den flimmernden Grubenlichtern das Frühgebet. Während desselben herrschte tiefe Stille und nach Beendigung desselben stimmten Alle dem Einzigen, der sie auf dem gefahrvollen Tagewerke beschützen konnte, einen Lobgesang an, dann knieeten sie nieder und sprachen leise und andächtig ein Vaterunser.

Man kann sich eines geheimen Grauens, einer innern Angst nicht erwehren, wenn man die dunkelgekleideten, ernsten Männergestalten betrachtet, wie sie hinabfahren in den finstern Schlund der

Erde, wie sie bei dem schwachen Scheine ihres Lämpchens auf gebrechlicher, halbverfaulter Leiter in die dunkle Tiefe hinabklimmen. Still und in uns gekehrt standen wir da und blickten nach dem Eingange der Grube, in welchem ein Bergmann nach dem andern verschwand, da trat unser Führer zu uns heran und sprach:

Kommt, Freunde, kommt! Fest tretet in die Fahrten,
Die senkrecht stehn;
Getrost hinab! damit wir die verwahrten
Erdschätze sehn.

Kein Räderrasseln, auch kein Donner eines Schusses
Schreck Euch zurück!
Vertraut dem Grubenlicht, der Leuchte Eures Fußes
Und Bergmannsglück!

Wir schritten auf den Fahrschacht zu, aus welchem die erste Fahrt oder Leiter hervorsah, betraten die zerbrechlichen Sprossen und schritten, uns fest anklammernd, behutsam an der steilen Wand hinunter. „Achtung!“ rief von Zeit zu Zeit der Führer, wenn eine besonders gefährliche Stelle zu passiren war, und noch behutsamer, als vorher, kletterten wir in die immer wachsende Finsterniß hinab und wahrten unsere Hände, welche das Schachtgestänge, ein Pumwerk, welches das Wasser aus den Tiefen hebt, bedrohte, indem es, in gleichförmiger Bewegung, immer dicht neben uns auf und nieder stieg. Endlich verließ der Fuß die letzte Sprosse und mit einem „Gottlob!“ und dem seligen Gefühl einer überstandenen Gefahr fühlten wir wieder festen Boden unter uns und streckten mit Wohlbehagen die erlahmten Kniee. Aber auf dem kalten, nassen Kothe der Schachtsohle war an kein Ausruhen zu denken, der Führer trieb zum Weitergehen und so durchschritten wir die langen Strecken, bald eng, bald weit, bald hoch, bald niedrig, nur erleuchtet durch eine Menge Grubenlichter und nur erfüllt mit schaurigem Geräusch. Das Rasseln der Ketten, das Stöhnen der Pumpen, das Knarren der Kunstgestänge, das Halloh der Bergleute, das Krachen des Gestein's, das Rauschen der Wasser und das unaufhörliche Klopfen und Klingen der Schlägel und Eisen bilden eine schreckliche Musik, welche durch das Rollen des unterirdischen Donners, wenn die Felsen mit Pulver gesprengt werden, von Zeit zu Zeit unterbrochen und übertäubt wird. Bergleute mit ihren erzbeladenen Karren eilten an uns vorüber, dort arbeiteten andere mit Fimmel und Fäustel, hier, „vor Ort“, engeingeschlossen vom unterirdischen Gestein, zusammengekauert oder knieend, in der unbequemsten Stellung, begannen andere an dem Gestein, wo es so fest ist, daß der härteste Stahl nichts über dasselbe vermag, ihre saure und Geduld prüfende Arbeit und bohrten im Schweiße ihres Angesichts ein Loch in den Felsen. — „Es wird angesteckt!“ tönte uns aus einer Halle, in die wir eben eintreten

wollten, entgegen. Der Führer hatte kaum Zeit, uns hinter eine Felsenwand zu schieben, als ein Blitz die dunkle Nacht zerriß, ein entsetzlicher Schlag erfolgte, als sei die Erde geborsten, der Boden unter unsern Füßen zitterte, als rüttelte der Bergesfürst an den Grundvesten der Erde, weißer Dampf uns umwallte und die klopfende Brust beengte. Lange rollte der Donner in den weiten Höhlungen und Gängen dieser unterirdischen Welt, dann wurde es wieder ruhiger, der Dampf verzog sich, wir athmeten freier und lächelnd über unsere Aengstlichkeit geleitete uns der Führer zu den blinkenden Trümmern, welche, durch die Gewalt des Pulvers abgesprengt, den Boden bedeckten.

„Sie sehen, meine Herren, nahm der Führer das Wort, wie mühsam der Bergmann sein Brod verdient und welchen großen Gefahren er ausgesetzt ist. Gewiß möchten Sie nicht hier unten sitzen, einsam, verlassen,

Von der menschlichen Hülfe so weit,

und nur besucht von dem Berggeiste, der sich sonst gar häufig sowohl in diesen, als auch in andern Gruben hat sehen lassen!"

„Der Berggeist?" frugen wir neugierig. „Habt Ihr ihn selbst schon gesehen? wie sieht er aus?"

„Der Berggeist oder Bergmönch", berichtete unser Führer, „wird gar oft in der Tiefe gesehen und meistentheils erscheint er als ein Riese in einer schwarzen Mönchskutte. Einmal ist er eine ganze Zeit lang des Freitags erschienen, hat das ausgegrabene Erz aus einem Eimer in den andern geschüttet und einem Arbeiter, der über diese vergebliche Arbeit zürnte, den Hals umgedreht und ein andermal zwölf Bergleute angehaucht, daß sie sogleich todt liegen geblieben sind. Hier in diesen Gruben, in denen sie sich jetzt befinden, hat er einmal einen bösen Steiger, der die armen Bergleute quälte, bestraft, denn als dieser zu Tage fuhr, stellte er sich, ihm unsichtbar, über die Grube, und als er empor kam, drückte ihm der Geist mit den Knieen den Kopf zusammen."

„Aber", fuhr unser Cicerone nach einer Pause fort, „der Bergmönch erscheint nicht immer als strafender Geist, er hat auch gar oft den Bergleuten Gutes gethan und vor einigen funfzig Jahren ist er hier zwei Bergleuten erschienen. Diese arbeiteten immer gemeinschaftlich und einstmals, als sie anfuhren, und „vor Ort" kamen, sahen sie an ihrem Geleucht, daß sie nicht genug Oel zu einer Schicht auf den Lampen hatten. — Was fangen wir da an? sprachen sie zu einander. Geht uns das Oel aus, so daß wir im Dunkeln sollen zu Tag fahren, sind wir gewiß unglücklich, da der Schacht schon gefährlich ist. Fahren wir aber jetzt gleich aus, um von Haus Oel zu holen, so straft uns der Steiger, und das mit Lust, denn er ist uns nicht gut! — Wie sie also besorgt standen, sahen sie ganz fern in der Strecke ein Licht, das ihnen entgegen kam. Anfangs freuten sie sich, als es aber näher kam, erschraken sie gewal-

ßig, denn ein ungeheurer, riesengroßer Mann ging, ganz geblickt, in der Strecke herauf. Er hatte eine große Kappe auf dem Kopfe und war auch sonst wie ein Mönch angethan, in der Hand aber trug er ein mächtiges Grubenlicht. Als er bis zu den beiden, die in Angst da still standen, geschritten war, richtete er sich auf und sprach: „Fürchtet Euch nicht, ich will Euch kein Leides anthun, vielmehr Gutes", nahm ihr Geleucht und schüttete Oel von seiner Lampe darauf. Dann aber ergriff er ihr Gezäh und arbeitete ihnen in einer Stunde mehr, als sie selbst in der ganzen Woche bei allem Fleiß gearbeitet hätten. „Nun", sprach er, „sagts keinem Menschen je, daß Ihr mich gesehen habt", und schlug zuletzt mit der Faust links an die Seitenwand; sie that sich aus einander und die Bergleute erblickten eine lange Strecke, ganz von Gold und Silber schimmernd. Und weil der unerwartete Glanz ihre Augen blendete, so wendeten sie sich ab, als sie aber wieder hinschauten, war Alles verschwunden. Hätten sie ihre Hacke oder sonst irgend nur einen Theil ihres Gezäh's hineingeworfen, so wäre die Strecke offen geblieben und es wäre ihnen viel Reichthum und Ehre geworden; aber so war es vorbei, wie sie die Augen davon weggewendet. Doch blieb ihnen auf ihrem Geleucht das Oel des Berggeistes, das nicht abnahm und darum noch immer großen Vortheil gewährte. Aber nach Jahren, als sie einmal am Sonnabend mit ihren guten Freunden im Wirthshaus zechten und sich lustig machten, erzählten sie die ganze Geschichte und am Montag Morgen, als sie anfuhren, war kein Oel mehr auf der Lampe und sie mußten nun jedesmal wieder, wie die andern, frisch anschütten!"

Wir folgten dem erzählenden und erklärenden Führer überall nach und gelangten bald an einen der innern Eingänge des tiefen

Georgstollens,

durch welchen die, die Grube befahrenden Reisenden gewöhnlich wieder an das Licht des Tages gefördert werden.

Dieser Stollen ist eines der großartigsten, kühnsten und vortheilhaftesten Werke, die jemals im Innern der Erde unternommen worden sind und tausend Schwierigkeiten setzten sich der Vollendung desselben entgegen. Viele Gruben waren nämlich so tief, daß es in einigen Gruben gar nicht mehr möglich war, ihre Grundwasser herauszuschöpfen, während in andern die Hebung derselben durch Künste immer kostbarere und beschwerlicher wurde. Mit Schrecken blickten die Bergleute in die Zukunft und sahen voraus, daß der Bergbau in dieser Gegend bald ganz erliegen werde. Da kam der damalige Berghauptmann von Reden auf die kühne Idee, einen Stollen zu treiben, der drei Stunden lang und 36,541 Fuß durch das Gebirge hinansteigend, die Gruben von ihren Wassern befreie; allein die Behörden zweifelten an dem glücklichen Erfolge dieser kostspieli-

gen Unternehmung, Jahre vergingen, und immer gefährlicher, immer drohender zeigten sich die Gewässer in der Tiefe der Erde. Reden aber sparte keine Mühe, seine Idee zu realisiren und setzte es endlich beim Könige Georg III. durch, der auch den größten Theil der Kosten, die sich am Ende des Werks auf 412,142 Thlr. beliefen, auf sich nahm. Am 26. Juli des Jahres 1777 schlug Reden unter Musik, Kanonendonner und Freudengeschrei des Volks in den Felsen bei Grund ein, von wo der Stollen durch das Gebirge hinaufgeführt werden sollte. Der Bergmeister Stelzner, dann von Trebra und endlich der Berghauptmann von Meding leiteten den Bau, ließen auch von der entgegengesetzten Seite, von den Gruben her, entgegenarbeiten und Luftlöcher ansetzen, durch welche das losgearbeitete Gestein zu Tage gefördert werden konnte. Trotz des größten Fleißes und der angestrengtesten Arbeit gingen 22 lange Jahre dahin, ehe das Werk vollendet wurde, und erst am 5. September 1799 wurde der Stollen durchschlägig, d. h. man durchbrach das letzte Gestein welches die sich entgegenarbeitenden Bergleute noch von einander trennte. „Glück auf!“ riefen die Bergleute mit freudig glänzenden Augen, „Glück auf!“ rief der Oberbergmeister und Alle umarmten sich, während der Donner der Kanonen durch die Berge hallte, die Bergmusikanten den Choral: Nun danket alle Gott! spielten, sämmtliche Beamte sich anschickten, den Stollen zu befahren, und alle Bergleute, festlich geschmückt, mit brennenden Grubenlichtern, grünen Schachthüten und flatternden Bergfahnen, nach dem Mundloche zogen. Der Oberbergmeister wurde mit einer Ehrenmedaille beschenkt, der Geschworne, welcher sich bei der Arbeit besonders hervorgethan hatte, wurde zum Bergmeister erhoben, der alte Bergmann Schmid, der einzige, welcher von denen, die den Bau mit begonnen, noch am Leben war, wurde Steiger und Stollenaufseher über Tage, und ein großes fröhliches Mahl unter Gezelten krönte das Fest zu Ehren des großen Sieges über das widerspenstige Gestein. — Groß war die Mühe, groß der Aufwand gewesen, welchen der Bau gekostet, aber die Vortheile, die er gewährt, sind auch unverkennbar. Eine große Menge von Wasserkünsten und Kunstschachten haben seitdem eingestellt, viele eingegangene Zechen wieder aufgenommen und mehrere Gruben von Neuem verfolgt werden können, da die Grundwasser aus den tiefen Gesenken nun durch diesen tiefen Stollen abgeleitet werden. Die Fortdauer des Bergbaues, der Wohlstand und Unterhalt der Harzer ist gerettet und so lange man Bergbau auf dem Harze treibt, wird man sich gewiß auch dankbar der Urheber dieses trefflichen Baues erinnern. (cf. Beschreibung von dem merkwürdigen Bau des tiefen Georgstollens am Oberharz, von J. B. Gotthard, dem Jüngern. Wernigerode 1801.)

Während uns der Alte mit den Feierlichkeiten, welche bei der Eröffnung des Stollens statt gefunden, und mit den Vortheilen, welche er gewährte, ausführlich bekannt machte, waren wir unter Clausthal und der Marktkirche der Stadt und unvermerkt einige Stunden lang auf dem feuchten Boden, in dessen Mitte das Wasser

hinabrieselte, hingewandert, als uns plötzlich frische Luft und das helle Licht des Tages entgegenströmte. Immer heller wurde es um uns her und mit dem stolzen Gedanken, wie des Menschen Kraft und Muth im Kampf mit der Natur den Sieg erringt, verließen wir das mit einem stattlichen Portale aus Sandstein geschmückte, mit goldenen Inschriften gezierte und mit Linden umpflanzte Mundloch des Stollens, und begrüßten freudig das sonnige Licht, das uns, nach den Wundern der Tiefe, doppelt reizend erschien. Mit Verwunderung aber erblickten wir dicht vor uns die Häuser des Bergstädtchens.

Grund,

welches wenigstens zwei Stunden von Clausthal entfernt ist und zwischen hohen Bergkuppen eingezwängt liegt. Es zählt ungefähr tausend Einwohner und hängt fast mit dem aus 60 Häusern bestehenden Dörfchen Laubhütte zusammen. Schon früh wurde hier Bergbau betrieben und noch jetzt sind mehrere Gruben im Gange. Der Iberg und der Winterberg, zwei Kalksteinköpfe, enthalten Eisenstein, der mit vielen Corallengewächsen durchwebt ist und nesterweise vorkommt. Das Erz ist hier leicht zu gewinnen, denn weil das Gebirge fest ist, hat man fast gar keine Zimmerung nöthig. Der merkwürdigste Gegenstand, in der Nähe des Städtchens ist jedoch

der Hübichenstein,

eine halbe Stunde südwestlich gelegen. 120 Fuß hoch ragt dieser gewaltige Felsenriese am Fuße des Ibergs empor und schaut stolz über die dunkeln Tannen, welche ihn umgeben, in das Land hinaus. Noch hat kein menschlicher Fuß ihn bestiegen und nur der Bergadler horstet auf seiner stolzen Scheitel. Der neben ihm emporstrebende kleinere Felsengipfel hingegen nimmt Besuche an und gewährt eine liebliche Aussicht nach Osterode hin. Geologen suchen aus den Madreporen, Corallengewächsen, Fungiten und andern Wassergeschöpfen mit welchen beide Felsen durchflochten sind, ihren Ursprung aus einer ehemaligen Seegegend zu erweisen. Jedenfalls sollte kein Harzreisender diese Felsengebilde unbesucht lassen.

Abends trafen wir wieder in Clausthal ein und suchten, ermüdet von den gehabten Anstrengungen, zeitig unser Lager, besonders da wir gesonnen waren, gleich in der Frühe des morgenden Tages die Stadt zu verlassen und unsern Wanderstab in andere Gegenden zu tragen, aber unser freundliche Wirth rieth uns, noch einige Stunden zu warten, da eben Sonnabend sei, wo alle zum Bergwesen gehörigen Arbeiter ihre Löhnung ausgezahlt erhielten. Und in der

That war es ein interessantes Schauspiel, die vielen Hunderte fröhlicher Menschen zu sehen, wie sie nach einer Woche voller Mühe und Arbeit mit heitern Blicken den Lohn ihres Fleißes in Empfang nahmen, wie sie mit Weib und Kind hineilten an die verlockend aufgestellten Buden, für ihre blanken Münzen die Bedürfnisse des Lebens eintauschten und mit den leuchtenden Augen zu sagen schienen:

Was wir der Tiefe geraubt, hier ist es, nehmet den Plunder,
Bald erreicht ihn der Fluch, hat ihn der Wucher gezwickt! —

C. Duval.

Die Altenburg und der Dörrberger Grund,

(obere Theil des Thals der wilden Gera).

Obgleich Karl der Große die Südthüringer aus ihren Wohnsitzen führte und diese mit Franken besetzte, so blieb doch das reiche Land südlich vom Thüringerwald in vielfacher Verbindung mit dem nördlich gelegenen, jetzt nur noch Thüringen geheißen, während jenes den Namen Frankenland erhielt. Diese Verbindung wurde später unter den Hohenstaufen noch lebhafter; es gingen nicht nur Heerstraßen aus dem nördlichen Deutschland durch die Thäler des Thüringerwaldes nach Franken, sondern von dort her, vorzüglich von Augsburg und Nürnberg, diesen Repräsentanten des mittelalterig-deutschen Gewerbs- und Handelsgeistes, diesen gewaltigen Niederlagen der Kunstproducte und Befriedigungsmittel des aus Italien und dem Oriente eingewanderten jungen Luxus, ging der nicht unbedeutende Handelszug durch das genannte Gebirge. Der rohe Geist der Habsucht und Schlemmerei, der nach dem unglücklichen Ende des Hohenstaufengeschlechts in Deutschland unter den ritterlichen Familien einriß, der Neid, mit welchem sie das Emporblühen der Städte und des Handels betrachteten, der Haß gegen den Niedriggebornen, der in bessern Mitteln war, als sie, rief jene Menge von Raubschlössern hervor, deren theilweise noch sichtbare Ruinen uns jetzt meist in eine romantische Stimmung versetzen. Leider zeichnete sich der thüringische Adel durch dieses Unwesen besonders aus, so daß sich der Kaiser Rudolf von Habsburg, der Ordnung und Friedensstifter Deutschlands, als 72jähriger Greis genöthigt sah, auf dem großen Reichstage, den er 1290 in Erfurt hielt, neun und zwanzig Raubritter, die in Ilmenau (und jedenfalls in der Umgegend dieser Stadt) gehaust und ergriffen, hinrichten zu lassen, weil sie den gebotenen Landfrieden gebrochen hatten. In demselben Jahre ließ Rudolph 66 Raubschlösser am Thüringerwalde und dem Harze zerstören. Von

jener Zeit schreiben sich viele Burgruinen oder wenigstens der Name der Burgen, der an dem Berge, der Stätte ihrer ehemaligen Existenz haften geblieben ist. Man sieht es in der Regel den Bergen sogleich an, welch einer abscheulichen Bestimmung ihre Häuser gedient haben. Sie liegen stets am Eingange oder in der Mitte von Thälern, durch welche eine Handelsstraße über das Gebirge zog; der Berg ist steil und möglichst isolirt, der Raum, auf welchem die Baulichkeiten standen, meist sehr beschränkt, so daß man ihnen den Namen Raubnester mit Fug und Recht beilegen konnte. Hier sollen in der Kürze nur drei derselben erwähnt werden, der Reinsburg an der rechten Seite der Gera, südöstlich von Plaue, der Altenburg, an der rechten Seite der kleinen oder wilden Gera im Dörrberger Grund, und der Krachenburg links am Ausgange des Schmalwassergrundes und das ganze Thal beherrschend, in welchem Spitter, Apfelstädt, Mittelwasser und Schmalwasser zusammenströmen. Ich schließe aus dem Umstande, daß die Geschichte von den Besitzern und der Zerstörung dieser Burgen nichts weiß, daß sie zu denen gehörten, welche Rudolf zerstörte; zwar halte ich den Waldenfels im Schmalwassergrund, die Ruinen Schwarzwald im Ohrethal, den Hermannstein, rechts am Ausgange des Badewassergrundes, den Scharfenberg im Thale der Ruhla für nichts weiter als Raubschlösser des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, die nur entweder dem Schicksale der Zerstörung durch kaiserliche Gewalt entgingen, oder später wieder aufgebaut wurden, weshalb wir von ihnen historische Nachrichten, meist aus späterer Zeit aufzuweisen haben. Die Beschreibung der Reinsburg mag einer besondern kleinen Abhandlung aufbewahrt bleiben; die der Krachenburg eröffnet am Schicklichsten die Darstellung des romantischen Dietharzergrundes, und so soll hier nur von der Altenburg die Rede sein. An der Stelle, wo das Thal der kleinen oder wilden Gera aus dem höhern Gebirg oder der ältern Formation, dem Porphyr, in die jüngere, die Muschelkalkberge übertritt, liegt auf dem Mittelgliede beider, dem bunten Sandsteine, der große gothaische Ort Gräfenroda. Das Thal, in den Porphyrbergen oben und in den Muschelkalkbergen unten sehr eng, dehnt sich zwischen den Sandsteinhügeln aus und wird äußerst heiter und freundlich. Alles athmet hier Leben und Thätigkeit. Thalaufwärts liegen die zu Gräfenrode gehörigen Kiehnrußhütten, Potaschen- und Pechsiedereien, Ziegel- und Kalkbrennereien, die zusammen sich aus der Ferne wieder wie ein kleines ärmliches Dorf ausnehmen. Eine gute Viertelstunde weiter im Thale hinauf kommen wir an das Schwarzburger Forsthaus, dort oft das Stutzhaus*) genannt, das mit einem Gasthofe, einer Mahl-, einer Schneidemühle und mehren Wohnhäusern wiederum eine kleine Kolonie auszumachen scheint, und am Fuße des großen Walsberges oder Walds-

*) Doch hat auch Arlesberg im Volksmunde immer den Namen „das Stutzhaus" und im Ohrgrund führt ein Dörfchen denselben Namen.

berges, am Einfluß der Lütsch in die kleine oder wilde Gera, auf einer schmalen Zunge des Schwarzburg-Sondershäusischen Gebiets liegt. Eine kleine Viertelstunde weiter leuchtet uns am rechten Berghange, dicht am Fuße des hohen Gebirges das gothaische Dörfchen Dörrberg entgegen, welches dem nun sich öffnenden engen Thale der wilden Gera im Volksmunde den Namen des Dörrberger Grundes gegeben hat. Dörrberg hat nur 10 Häuser; der Weg in den Grund läßt es links auf der Anhöhe liegen. Ein tiefes, äußerst freundliches Thal, von den hoch und höher aufsteigenden Bergen gebildet, ladet uns ein, die wilde Gera, im hohen Sommer ein unschuldiges klares Wasser scheint sich über ihr Epitheton zu wundern, das sie im Frühling nur allzu sehr rechtfertigt, wovon das breite steinige, zerrissene, jetzt trockene Flußbett zu beiden Seiten des tiefern bewässerten genugsam Zeugniß giebt. Schreitet man von der am Flusse unter Dörrberg gelegenen Schneidemühle weiter Thal aufwärts, so erblickt man vor sich an der rechten Seite des Thals wiederum in der Entfernung einer kleinen Viertelstunde einen Berg, der sich durch seine ungewöhnliche Gestalt von allen übrigen auszeichnet und das Auge auf sich zieht. Näher gekommen sieht man seine abentheuerliche Kegelform noch deutlicher, große Felsenmassen schimmern durch die Fichtenwaldung mit der er bepflanzt ist, man erräth, daß es gewaltige Kolosse sein mögen, die sich an zwei Stellen bis zur Spitze des Berges über einander thürmen. Es ist ein weißer Porphyr, der so malerisch in das Thal herableuchtet. Dies ist der Berg der Altenburg, vom Volke der nächsten Umgegend nur „das Raubschloß" genannt, obgleich man kaum noch auch nur geringfügige Spuren von Mauerwerk findet.*) Der Berg fällt ins Thal sehr steil ab und es bedarf keiner geringen Anstrengung, ihn von dort aus zu erklimmen. Leichter ersteigt man ihn, wenn man den an seiner Südseite nach Gehlberg hinaufführenden Weg bis zur Höhe des Rückens verfolgt, durch den er mit dem Gebirgszuge zusammenhängt, und auf diesem bis an die Kuppe geht, die dann immer noch einen rüstigen Steiger verlangt. Die Mühe wird nicht sonderlich belohnt. Der Blick ins Thal ist durch die hohen Bäume beschränkt, von der Ruine kaum noch die letzte Spur; nur auf dem Scheitel

*) Dr. Herzog, wie Dr. Völker sprechen in ihren Handbüchern über den Thüringerwald von „Ueberresten eines alten Schlosses, von verfallenem Gemäuer, von Mauern, die von ältern Zeiten erbauet seien;" ich muß gestehen, daß ich von dem Allen nie etwas habe entdecken können. Ich sah nur die nackten Felsen und unbedeutende Reste von Mörtel und zerstreuten Mauersteinen der von Völker bezeichneten Art, das frühere Vorhandensein einer Mauer bezeichnend, von der vielleicht seit Jahrhunderten nichts mehr besteht. Wie oft ich überhaupt die Angaben der beiden genannten Herren auf meinen vielfachen Fußwanderungen ins Gebirge (ihre Bücher begleiten mich stets) als falsch erprobte, ist kaum zu glauben. Oft traute ich meinen Augen nicht, wenn ich an Ort und Stelle ihre Beschreibung mit dem Objecte vergich. Unbedingt darf man keinem ein Wort glauben. L. St.

erkennt man an einigen Vertiefungen, daß hier die Burg stand, die sich übrigens auf diesem, für ein Ritterschloß wie geschaffenen Berg herrlich ausgenommen haben muß. Gerade gegenüber zwischen dem Walsberg und dem Tragberge stürzt die Sieglitz herab in die wilde Gera. Durch den Sieglitzgrund führt ein Fahrweg nach Oberhof hinauf, der in frühern Zeiten ein Verbindungsweg zwischen Thüringen und Franken sein mochte. Die edeln Herrn auf der Altenburg überschauten eine große Strecke des Thals und des Sieglitzgrundes, und nichts konnte ihren Blicken entgehen, was des Weges zog. *) Das Thal der wilden Gera wird aufwärts enger, wilder, romantischer; der Fußweg läuft zuweilen an den Thalgehängen hin, unten schlängelt sich der Fluß über Steingeröll, an den Bergwänden steht hie und da der Porphyr in malerischen Felsen zu Tage, eine Lohmühle, weiter hinauf eine Mahlmühle, zu Gehlberg gehörig, und endlich eine Schneidemühle sind die einzelnen und einsamen Gebäude in dem zwei Stunden langen Grunde. An der östlichen Seite fällt eine enge schauerliche Schlucht ein. Verfolgt man sie, so gelangt man an die Kehltholswand, wo der „Gebrannte Stein" steht, ein harter beträchtlicher Porphyrfelsen durch welchen ein merkwürdiger gegen 80 Schritte langer Stollen getrieben ist, ein uraltes Denkmal früherer Thätigkeit im Gebirge, denn durch diesen Stollen ging der alte Flötzgraben, eine ganz seltsame Anlage, wohl 5 bis 600 Jahre alt und der Bewunderung werth. Wenn ich in einem andern Artikel von den Mühlsteinbrüchen reden werde, werde ich Näheres über diese alte merkwürdige Erscheinung beibringen. Dieser Stollen allein ist Belohnung genug, den auch außerdem interessanten Gebrannten Stein aufzusuchen. Nur wage sich kein Fremder in die schauerliche Waldeinsamkeit dieser Gründe, Klüfte und Berge ohne Führer. Jene sind tief und düster, diese steil und rauh und gewähren selten eine weite Aussicht, stundenlang keine menschliche Wohnung, und wie leicht kann man sich verirren. Ueber der Schneidemühle, die nur eine Viertelstunde unter Gehlberg liegt, öffnen sich zwei düstre, waldbewachsene wilde Thalschluchten, die rechts ist der Langengraben, die links der Geragrund. Die Gera entspringt dicht unter dem Schneekopf in einem tiefen, dunkeln Kessel, dem Schneetiegel, hinter welchem noch ein zweiter, weit finsterer Abgrund liegt, die Hölle genannt, in welchen man durch eine tiefe Schlucht gelangt, und der durch die von allen Seiten schauerlich steil abfallenden Bergwänden gebildet wird, der Langenbach entsteht aus der Vereinigung des

*) Wie bereits bemerkt, die Geschichte weiß nichts von dieser Burg, ihr Andenken hat sich nur im Volke erhalten, aber dieses weiß auch nicht einmal eine eigenthümliche Sage davon. Die, welche man hier erzählen hört, daß im Berge große Gewölbe mit vollen Weinfässern und andern Schätzen liegen, nach welchen man früher gegraben, wodurch die Vertiefungen auf dem Berge entstanden, wiederholt sich fast bei allen Burg- und Klosterruinen, als daß man hier besondern Werth darauf legen könnte.

Schmückegrabens und des Sattelbachs, die schäumend aus dem höchsten Gebirge herabstürzen. Im Grunde nimmt sie ein Floßteich wie ein großer Kessel auf. Wer noch nie in solchen Gebirgsgründen war, kann sich kaum eine richtige Vorstellung von ihrem wilden Ansehen machen. Oft nur zehn bis zwölf Schritte breit, von mächtigen Fichten, Buchen, Eichen ꝛc. bestanden, dicht belaubt, von einem Bach durchströmt, der, wie man am steinigen Bette desselben sieht, oft die Fläche des ganzen Grundes ausfüllt und seine tobende Kraft an den Felsenstücken und mächtigen Blöcken versucht, die von den Bergen herabgestürzt sind, die Berghänge zu beiden Seiten beängstigend steil, waldbewachsen, die daran hängenden Felsen drohend, der Himmel über uns zuweilen nur einige Fuß breit, das Plätschern des Bachs, der Schall einer Holzart, der Schrei eines Waldvogels die einzigen Laute, die das Ohr empfängt, so gleichen diese Gründe Gräbern, die uns von der Menschenwelt trennen. Die Meisten, welche auf den schönen Chausseen jetzt den Thüringerwald passiren, oder Schwarzburg, Reinhardsbrunn, Wilhelmsthal besuchen, ahnen nicht, welche schauerliche Wildniß in den tiefen Schlünden an der Nordseite des Schneekopfs wohnt, und wenn sie plötzlich in einen derselben versetzt würden, würden sie in den nordamerikanischen Urwäldern aber nicht in der Mitte des kultivirten geleckten Deutschlands zu sein wähnen. Aber außer dem Jäger, der sein Revier durchstreift, dem Köhler, der seine Nomadenhütte in diesen Gründen aufschlägt, dem Holzhacker, dessen Art hier Licht und Zugang schafft, dem Harzscharrer, der der Kiehnruß- und Pechhütte das Material zuführt, betritt selten eines andern Menschen Fuß die schauerliche Einsamkeit dieser Wildnisse. Nur ein Dichter, dessen Herz von der Gesellschaft mißhandelt worden ist, flüchtet es oft in diese schweigenden Wälder, begräbt es in diese tiefen Schluchten, wo es allein mit Gott, mit der Natur und sich beschäftigt ist, und das Andenken an die Menschenwelt Stunden lang aus dem Gedächtniß verwischt, das wehmüthige Glück, den ewigen Täuschungen, der Schmach einer ins Fratzenhafte verzerrten Kultur auf ein Paar Tage entronnen zu sein, mit vollen Zügen genießend. *) Wer das Schauerlichschöne liebt und den Schneekopf von der thüringischen Seite besteigen will, der wähle keinen der beiden gewöhnlichen Wege durch den Ohregrund über Oberhof, oder durch den Geragrund über Arlesberg, und Gehlberg (einer derselben läßt sich immer als Rückweg betreten) sondern gehe durch den Dörrberger Grund, den Langenbach und Schmückegraben, oder Sattelbach hinauf. Auch durch den Schneetiegel kann man gehen, doch ist jener Weg düster-romantischer. Und welch' ungeheurer Kontrast! Aus der Nacht dieser wil-

*) Vor funfzig Jahren verfaulte in diesen Gründen noch das Holz, weil man es nicht herausschaffen konnte, und vor 150 Jahren hauste der Bär noch hier.

den Thäler zum heitern Licht des Berges, aus dem düstern Grabe zum hellen Himmel, aus der beklemmenden Beschränktheit zur freien weiten, lachenden Aussicht! Ich grüße dich, lieber Wandrer! Wer durch die Thäler zu den Bergen steigt, dem bin ich Freund und gewogen. Laß Dir meine Liebe gefallen; weise sie nicht kalt, stolz und höhnisch zurück, wie Leute, die fort und fort in Städten wohnen, und nur nach den Bergen sehen, wenn sie das Wetter beurtheilen wollen.

Ludwig Storch.

Eingesendete Bemerkungen

zu

dem Artikel Wernigerode in Thüringen und der Harz 16s Heft Seite 183 ff.

S. 185. Die Naturaliensammlung ist nicht mehr im Waisenhause, sondern mit der Bibliothek verbunden und zwar schon seit der Verlegung derselben in den ehemaligen Orangerie-Saal, was schon im J. 1827 geschehen ist. Dieser Saal ist derselbige, in welchem das Echo war, das aber durch die neue Einrichtung verloren gegangen ist.

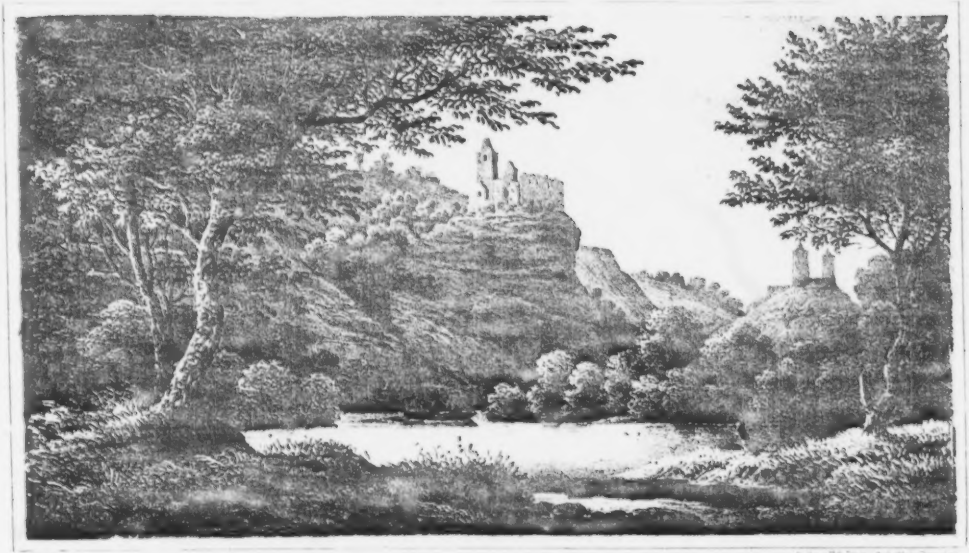
S. 190. Die Geschichte von der Veranlassung des Denksteins erfordert eine ordentliche Berichtigung, denn so erzählt ist sie eine abentheuerliche Unwahrheit in allen ihren Theilen. Ein Schuß ist auf diese Entfernung nicht möglich, und nichts hat sich so zugetragen, wie die Beschreibung erzählt. Dieses Ereigniß kann kürzlich so beschrieben werden:

Im J. 1777 ging der damals regierende Graf Heinrich Ernst mit seiner Gemahlin und einer verwittweten Frau von Horn († 1814) auf einem an der Mitte des Schloßberges hinziehenden Weg spazieren, und schoß einen oberwärts stehenden Hirsch, welcher den Berg herunter stürzte. Der Graf und die Gräfin eilen vorbei, die Frau von Horn aber fällt, und fast in demselben Augenblick der 340 Pfund schwere Hirsch auf dieselbe. Schnaubend fällt er dieselbe mit seinem Gewehe an. Der begleitende Jäger ist nicht stark genug, ihn abzubringen, und erst mit Hülfe eines andern dazuspringenden Mannes gelingt es, die arme Frau unter dem Hirsch herauszubringen, und — das ist die eigentliche Veranlassung zum Denkstein — ohne alle Beschädigung.

S. 190 unten. Der Luchs und der grimmige Wolf sind keineswegs oft gesehene Gäste im Brocken- (besser Harz-) Gebirge. Der vorletzte Wolf wurde im J. 1749 geschossen, der nächste, von dem hier weitläufig berichtet wird, im J. 1798 und außer dem Luchs 1817 noch ein zweiter bei Seesen im Braunschweigschen, außer diesen aber keines dieser Raubthiere.

S. 193. Die Eisensteingruben auf dem Büchenberge liegen theils innerhalb der Grafschaft Wernigerode, theils im Hannoverschen Gebiet. Erstere liefern den Eisenstein ausschließlich an das gräflich Stolberg-Wernigerödische Hüttenwerk zu Ilsenburg.

Das Braunsteinerz wird nicht auf dem Büchenberg gewonnen, sondern im Hohnsteinischen Forst (S. 190 oben) aber der Debit wird meist vom Büchenberge aus besorgt.



Die Rudrisburg und Saaleck.

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Die Rudelsburg und Schloß Saaleck.

Es war ein wunderherrlicher, goldner Morgen, als ich von Jena aus durch das anmuthige Saalthal nach den Ruinen der Rudelsburg wanderte. Der Sommer hatte sich wie ein blühender Jüngling in das Thal gelagert mit seinen Blüthenlocken und Fruchtgehängen und schaute freundlich aus den klaren Wellen der Saale heraus; die ganze Natur war nichts als Klang und Duft, nichts als Blumen- und Farbenpracht und in lieber freundlicher Stimmung führte mich mein Pfad durch lauter gesegnete Fluren, über schmaragdne Wiesen, durch goldne Aehrenfelder und freundliche Obstwäldchen, deren Zweige sich vom Segen des Sommers zu neigen begannen, durch Dörfer mit ihren freundlichen, gastlichen Häusern bis zum Fuße des Berges, auf dem die Ruinen der Rudelsburg thronen.

Die Lage der Burg ist sehr romantisch. Im Saalthal — ohnstreitig einer der schönsten Parthien Thüringens — ohnfern von Kösen, an der südlichen Grenze des königl. Preuß. Herzogthums Sachsen, im Naumburger Kreise, liegt sie auf einem ziemlich hohen Berge, an dessen Fuße die Saale schäumend strömt. Gegen Norden und Osten fällt dieser Berg unersteiglich steil ab, gegen Süden ist er mit Kirschbäumen, zum Theil auch mit Reben bepflanzt und gegen Westen fällt er in mehreren Abstufungen gegen den Saalecker Schloßberg zu — der von jenem durch eine tiefe Schlucht getrennt ist — ab. — Zwei Fußwege führen zu den Ruinen, der eine vom Dorfe Saaleck aus, der andere auf der entgegengesetzten Seite und in der entgegengesetzten Richtung.

Die weit umhergestreuten Felsblöcke und die noch vorhandenen Spuren der großen Umfassungsmauer lassen auf den Umfang schließen, den die Burg ehemals hatte. Zuerst trifft man auf die Ruinen einer Mauer, welche Spuren des Burgthors enthält. Ueber ei-

ne große Menge Hügel und Vertiefungen des alten Burghofs kommt man zur eigentlichen Burg, welche durch Brücke und Graben abgesondert ist. Ueber den Graben führt eine gemauerte Brücke von drei Jochen, welche früher nicht ganz bis zur Mauer angebaut war, sondern wahrscheinlich durch eine Zugbrücke ergänzt wurde; erst in neuerer Zeit hat man, um Gefahr zu verhüten, den Zwischenraum überwölbt. Der innere Burghof bildet ein unregelmäßiges, längliches Viereck, er ist neuerlich geebnet und mit einem steinernen Tisch und steinernen Sitzen versehen worden. Ein einziger viereckiger Thurm hat sich noch ganz unversehrt erhalten, bedeutend und von mächtigem Baue ist sein Styl doch weder correct noch schön, sondern bloß ein cyklopischer Mörtelguß, der seine mächtige Füllung verbindet, auch hat er das mit andern Burgwarten gemein, daß der Eingang nicht unmittelbar am Boden ist, sondern daß sich erst in einer Höhe von 30 bis 40 Fuß eine Oeffnung befindet. Seine kegelförmige Spitze umgiebt eine steinerne Brustwehr. Inwendig sind Gewölbe auf Gewölbe bis in die Tiefe. Der Thurm ist ohngefähr 160 Fuß hoch und hat bei 90 Fuß Umfang eine Mauer von 6—8 Fuß Dicke. — Im hintern Theile des Burghofs befinden sich noch die Eingänge zu den Kellern, von welchen der gegen Mittag sich bis zu den Grundmauern des Thurms erstreckt. — Ueber der Erde hat sich außer dem oberwähnten Thurme nur ein Gewölbe in der Ecke gegen Nordwest erhalten, in welchem sich ein mit steinernen Sitzen versehenes Fenster befindet. Ein wunderliebliches Plätzchen mit der herrlichsten Aussicht. Dort saß ich lange und erfreute mich an dem herrlichen Panorama, was zu meinen Füßen ausgebreitet dalag. Vor mir glänzten die zwei Thürme der Burg Saaleck mit ihren weißen Zinnen und den von der Sonne vergoldeten Fenstern. Am jenseitigen Ufer lag das freundliche Dorf Saaleck, ehemals eine Stadt, in Gebüsch versteckt, links blickte der Edelhof Kreipitzsch von der Höhe des Bergs herab und steil unter mir zog die Silberfläche der Saale mit unzähligen Flößen bedeckt in vielfachen Krümmungen, bald rauschend und tobend, bald plätschernd und kosend dahin. Jenseits liefen Knaben mit Angeln beschäftigt am Ufer hin und wieder. Die Felder belebten ärntende Gruppen. Schon aufgehäuft prangten Demeters Garben, Fruchtwagen schwankten den Landhäusern zu und Streifen üppig blühender Rübsaat zogen Glanzlichter über das Ganze. Eine einsame Lerche sang vielleicht ihr letztes Abendlied und von den entfernten Dörfern herüber zitterte zuweilen ein leiser Glockenton. In der Ferne erblickte ich die Gradirhäuser von Kösen und im Hintergrunde ragten die rothen Dächer von Schulpforte über einem Hügel hervor. Waldige Berge umzogen die ganze Landschaft der der purpurbeschuppte Abendhimmel eine magische Beleuchtung verlieh.

Die Rudelsburg, in Urkunden Rottilsberg, Rothelebesburch, Rutheleibisberg ꝛc., auch wohl „die Veste“ schlechthin genannt, soll

nach der mährchenhaften Angabe in der Chronik des Naumburger Mönchs im St. Georgenkloster, Benedict Taube, von einem gewissen Rudolph von Münchenhausen, der an der Saale in der Gegend, wo jetzt Kösen und Schulpforte liegen, weitläufige Besitzungen gehabt, um 972 zum Schutze gegen die Slaven und Wenden erbaut und von seinem Sohne Dedo erweitert, befestigt und nach seines Vaters Namen „Rudolfsburg" genannt worden sein. Ihr gegenüber am jenseitigen Saalufer soll damals eine andere Burg, die Krainburg, gestanden haben, deren Besitzer mit denen der Rudelsburg in langer Fehde lebten. Erst Dedos Enkel, Otto, welcher keine männlichen Nachkommen, sondern nur eine Tochter Hildegard besessen, habe sich mit seinem Nachbar, Ludwig von Gültenburg, ausgesöhnt, indem er ihn zu einem Fastnachtsschmause auf seiner Burg eingeladen. Später habe sich dieser Ludwig mit der Hildegard vermählt und so sei die Rudelsburg mit ihren Besitzungen an das edle Geschlecht von Gültenburg gekommen. Die späteren Nachkommen Ludwigs hätten vielfach Stegreifritterschaft getrieben, bis endlich Kaiser Rudolf I. von Habsburg im J. 1290 die Rudelsburg belagert und als Raubnest zerstört habe, wobei Ludwigs Enkel, Friedrich Konradin von Gültenburg, als ein Bauer verkleidet zu entfliehen versucht, aber auf der Flucht ergriffen und getödtet worden sei. (F. Gottschalk die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands. Band 5., S. 287 ff.)

Das Unhistorische sothaner Nachrichten ist von C. P. Lepsius in einem Aufsatze: „Etwas über des Herrn Gottschalk Bericht von den Bergschlössern Rudelsburg und Saaleck und die Taubische Chronik" im 1. Heft der „Mittheilungen des Thüring. Sächsischen Vereins für Erforscher vaterländ. Alterthums" S. 72 ff. beleuchtet und nachgewiesen worden, daß eine Krainburg bei Kösen gar nicht existirt hat.

Eine andere Sage nennt Kaiser Rudolf I. von Habsburg als Erbauer der Rudelsburg, indem als Veranlassung dazu angegeben wird, daß seine Gemahlin in dem benachbarten Dorfe Freiroda von einem Prinzen entbunden worden sei.

Eine dritte Legende meldet, daß die Rudelsburg ehedem zu den 8 Burgen in der Runde um Naumburg gehört habe, von welchen diese als die 9. den Namen Neuenburg erhalten habe. Es ist dies die bekannte Sage von der weinenden und lachenden Braut, die ihre und ihres Bräutigams ansehnliche Erbgüter zum Bau und zur Ausstattung des Doms zu Naumburg verwendete. *)

*) Schamel. ad Groltzsch Descrip. Salae fluvii p. 15. — Die Sage von der lachenden und weinenden Braut gehört nicht hierher, sondern in den Sagenkreis von Naumburg. Umständlich erzählt dieselbe Zader in seiner handschriftl. Chronik und in den thüring. „Erholungen" v. J. 1812. Monat April Nr. 31. und 32. findet sich dieselbe von Louise Brachmann recht anziehend bearbeitet.

Eine vierte Volkssage endlich leitet den Namen Rudelsburg von einem Rudolf aus dem Thüring. Geschlechte der Schenken ab. (Friederici hist. Pincernarum c. 4. p. 110).

Die ältesten zuverlässigen Nachrichten über die Rudelsburg schöpfen wir aus der Urkundensammlung des Klosters Pforta.

Das Dasein unsres Schlosses erfahren wir zuerst mit unbezweifelter Gewißheit bei Gelegenheit einer Schenkung von 4 Gütern zu Burgschütz und Gleier durch Bischof Udo II. von Naumburg an das Kloster Bosau bei Zeitz in einer Urkunde ohne Datum, jedoch erweislich aus dem J. 1171 (abgedr. im Thur. saer. p. 668 — in Schamel. Suppl. zu Leuckfelds Historie des Klosters Bosau S. 36. — und in Schöttg. S. Kreyssig Diplom. T. II. p. 430), wo unter den Zeugen ein „Hugo de Ruthelebesburch" genannt wird. Er erscheint unter den Ministerialen (Dienstmannen), woraus zu schließen, daß er nicht selbst Besitzer des Schlosses und mit demselben beliehen gewesen, sondern im Dienst eines Höheren, dem die Burg gehörte, gestanden habe.

Später, im 13. Säculum finden wir die Rudelsburg unter denjenigen Herrschaften, welche die Markgrafen zu Meißen von den Bischöfen zu Naumburg zu Lehen trugen. Die älteste über diesen Lehnsnexus vorhandene Urkunde ist v. J. 1248 (abgedr. in Irsanders (Grubners) Sammlung nützlicher Urkunden zur Geschichte des Stifts Naumburg S. 10.) Die Markgrafen hatten sogen. Burgmannen auf der Burg, deren oft 6, 8, 10 und mehrere in einer Urkunde genannt werden. Diese zahlreiche Burgmannschaft beweist, daß die Rudelsburg für die Land- und Markgrafen von großer Wichtigkeit gewesen sein muß, und rechtfertiget die Vermuthung, daß damals die Landstraße von Naumburg nach Erfurt und Frankfurt durch dieses Thal geführt und durch die Besatzung der Rudelsburg gesichert worden sei. Auch läßt sich — da mehrere eines Geschlechts theils zu gleicher Zeit, theils nach einander unter den „Castellanis de Rudelsburgk" aufgeführt werden — vermuthen, daß die Function der Burgmannen erblich und zweifelsohne mit gewissen Lehen verbunden gewesen (vergl. C. P. Lepsius „die Ruinen der Rudelsburg und des Schlosses Saaleck" in den „Mittheilungen aus dem Gebiete histor. antiquar. Forschungen herausgeg. v. d. Thür. Sächs. Verein für Erforscher vaterl. Alterth." H. 4. S. 25.)

Mit dem J. 1319 verschwinden die Burgmannen zu Rudelsburg in den Urkunden der Naumburger Bischöfe und in den Pfortaer Klosterbriefen, und es muß wohl damals eine Veränderung mit der Rudelsburg vorgegangen sein. Nach einer Sage soll sie um jene Zeit ein Raubschloß gewesen und als solches vom Landgrafen Friedrich mit der gebissenen Wange zerstört worden sein.

Nicht eher als in der Mitte des 14. Jahrhunderts entdecken wir wieder eine Spur von der Existenz der Rudelsburg, indem wir aus der Naumburger Rathscämmerei Rechnung v. J. 1348 (die bezüglichen Stellen sind bei Lepsius a. a. O. S. 27 abgedruckt) ersehen, daß der Bischof und die Stadt Naumburg in dem genannten

Jahre mit mehreren Edelleuten in der Umgegend in Fehde befangen und namentlich auch die Rudelsburg, wo damals Werner Kurtefreut Castellan war, mit in dieselbe verflochten war. Die Rudelsburg wurde in dem genannten Jahre von den Naumburger Bürgern unter dem Stadthauptmann Hans von Drutzen erstürmt und zerstört, genannter Kurtefreut aber gefangen genommen.

Seit jener Zeit mag die Rudelsburg viele Jahre hindurch wüste gelegen haben, wenigstens wird ihrer bis gegen das Ende des 14. Jahrhunderts in keiner Urkunde Erwähnung gethan. Von da an erscheinen die Schenken von Saaleck auf ihr. Wann jedoch die Burg an diese gekommen, mit welchen Zubehörungen und in welcher Eigenschaft sie dieselbe besessen, darüber mangeln alle Nachrichten. Wahrscheinlich war sie den Schenken mit der Verbindlichkeit verliehen, die Burg zum Dienste des Lehnsherrn im Vertheidigungszustand zu erhalten; übrigens aber geht aus den betreffenden Urkunden hervor, daß das frühere Lehnsverhältniß zwischen den Markgrafen und den Bischöfen zu Naumburg als Oberlehnsherren damals noch fortbestand. (Lepsius a. a. O. S. 40.) — Aber schon im 15. Jahrhunder hörte die Rudelsburg wieder auf eine Schenkische Besitzung zu sein, denn in einem Lehnbriefe Churfürst Friedrichs und Herzog Wilhelms d. d. Leipzig am Sonntag Judica 1441 (abgedr. in Schöttg. und Kreyssig diplomat. Nachlese Theil XII. S. 272) werden Rudolf, Günther und Heinrich, Gebrüder von Bünau neben den übrigen, von ihrem Vater Heinrich von Bünau hinterlassenen Gütern Droysig, Schkölen, Elsterberg, Meihen, Pobilis (Pobles) und Gostiz (Gostewitz) zugleich mit Rudelsburg und Großheringen beliehen. Wenn indessen diese Besitzveränderung eingetreten, ist nicht zu bestimmen. Als der Letzte aus dem Schenkischen Geschlechte der auf der Rudelsburg gehaust, wird „Ehrenfried Schenke von der Veste" im J. 1479 in einem Lehnbriefe Bischof Heinrichs zu Naumburg an Heinrich Reuß Herrn zu Plauen über mehrere stiftische Lehnschaften (abgedr. in Avemann Historie der Burggrafen zu Kirchberg S. 167 und in Beckler Stemm. Ruth. p. 321) genannt. Die Benennung „von der Veste" blieb jedoch noch lange eine eigenthümliche Bezeichnung, welche von den Nachkommen der Schenken zu Rudelsburg — die nach der Veräußerung dieses Schlosses noch einige Zeit in der Gegend und ganz in der Nähe ansässig blieben, — fortgeführt wurde.

Bei der Haupttheilung der Brüder Friedrich und Wilhelm in die Lande ihres Vaters, Friedrich des Streitbaren, im J. 1445 kam Thüringen und folglich auch die Lehns- und Landeshoheit über die Rudelsburg an Herzog Wilhelm. (Lepsius a. a. O. S. 43).

In dem Bruderkriege blieb der Besitzer der Rudelsburg auf der Seite seines Lehnsherrn des Herzogs Wilhelm, weshalb die Burg auch von dem Churfürst Friedrich II., dem Sanftmüthigen, im J. 1450 zerstört wurde. (Rudolf. Gotha diplomat. T. 5. l. 3. c. 26. §. 7. p. 116.) Wie lange sie aber seitdem wüste gelegen, ist nicht bestimmt anzugeben. Später finden wir sie wieder bewohnt

und noch im folgenden Jahrhundert wurde Gottesdienst in der dasigen Burgcapelle gehalten.

Bei der Theilung der Sächs. Lande zwischen Ernst und Albert im J. 1485 wurden die von Bünau mit ihren Lehngütern und unter diesen namentlich mit der Rudelsburg dem Meißner Theile zugewiesen. (Glaffey Kern der Sächs. Geschichte S. 793).

Aus dem Hause der von Bünau zu Droysig, Schkölen und Rudelsburg stammt Günther von Bünau, Doctor des geistlichen Rechts, Domdechant zu Naumburg und päpstlicher Protonotar, der seines Namens Gedächtniß durch mehrere geistliche Stiftungen und namentlich zu Rudelsburg dadurch verewigte, daß er nicht nur ein Legat aussetzte, wovon unter andern dem Geistlichen, welcher in der Capelle der heiligen Elisabeth auf der Rudelsburg die Messe zu lesen hatte, jährlich 4 Mfl. angewiesen wurden, sondern auch bei dem Papst Leo einen Ablaß auswirkte für diejenigen, welche diese Capelle an gewissen Tagen andächtig besuchen und daselbst 5 Pater noster, 5 Ave Maria und ein Symbolum beten würden. Jenes Vermächtniß bestätigte Raymundus, päpstlicher Legatus a Latere in Straßburg XVIII. Kal. Maj. 1504. (Braun Nachrichten von den Domdechanten zu Naumburg S. 24.) Diesen Ablaß aber bezeugt der Cardinal Antonius in einer besonderen, zu Rom ausgestellten Urkunde v. J. 1513 (abgedr. b. Lepsius a. a. O. S. 86.)

Ohngefähr 150 Jahre hindurch haben die von Bünau die Rudelsburg besessen, als im J. 1581 Rudolf und Günther von Bünau dieselbe an Hans Georg von Osterhausen verkauften. Daß bis dahin die Rudelsburg noch bewohnt und ein stattlicher Rittersitz gewesen, bezeugt Groitzsch Descrip. Salae slavii (Lip. 1585). Nachdem aber die von Osterhausen ihre Wohnung von der Burg nach dem nahen Kreipitzsch verlegten, ging sie immer mehr und mehr ihrem Verfalle entgegen, denn aus einem alten Buche: „Historische Erquickstunden" 1616 S. 228 geht hervor, daß die Burg damals zwar noch ziemlich erhalten gewesen, aber öde und leer gestanden und nur noch von einem Hausmann bewohnt wurde, der die Fremden darinnen herumführte. Gerichtstage wurden aber immer noch auf der Rudelsburg gehalten, wie die Osterhausischen Gerichtsbücher bezeugen, in welchen sich die letzte Verhandlung unter der Ueberschrift: „Gericht gehalten uff der Rudelsburg den 4. Jun. 1616" findet. (Lepsius a. a. O. S. 46).

Bald darauf erfolgte der Ausbruch des 30jährigen Kriegs, durch welchen der gänzliche Ruin des Schlosses herbeigeführt wurde.

Seitdem liegt nun die Burg in Ruinen, stumm und ernst schaut sie in das grüne Thal herab, Eulen und Fledermäuse schwirren um das alte Gemäuer und rufen uns die treffenden Worte des Dichters in's Gedächtniß:

„Da zog der Uhu als Burgherr ein
und mit ihm als Knappen die Eulen!" —

Aber mit dem Untergange der Burg hörte ihre diplomatische Existenz nicht auf, vielmehr bestand sie bis in die neueste Zeit als ein selbstständiges, schriftsässiges, mit Erb- und Obergerichten ausgestattetes Mannlehnritterguth, dessen Besitzer zur Ritterschaft des Thüring. Kreises gehörten und Sitz und Stimme auf dem Churfächs. Landtage hatten. (Lepsius a. a. O. S. 46).

Von denen von Osterhausen kam die Rudelsburg in abwechselnden Besitz an die von Kreutzen, von Zech, von Brühl und von Schönberg.

Alljährlich zu Pfingsten beleben sich die todten Räume der Rudelsburg und hallen wieder von Becherklang und fröhlichen Gesängen. Ganze Schaaren von Musensöhnen aus Jena, Halle und Leipzig füllen die verödeten Ruinen und feiern in fröhlicher Ungebundenheit dort „das Fest der Maien“ und ihnen nach ziehen ganze Departements aus den Naumburger Collegien, ganze Innungen und Zünfte und ergötzen sich an diesem frohen Treiben der Jugend. Ernst und stumm aber stehen im Gegensatz zu diesem regen und lebendigen Drängen und Treiben, zu diesem Jubeln und Jauchzen der in buntem Schwirren durcheinander kreuzenden Menge die verwitterten Ruinen und es erzeugt sich dann jenes Gemisch von ernster Stille und heiterer Lebendigkeit, welches eben durch die Contraste sich selbst hebt und trägt.

Dicht unter dem Felsen, auf welchem die Rudelsburg liegt, bildet die unten vorbeifließende Saale einen Strudel, von dem man folgende Sage erzählt:

Die Besitzer der Rudelsburg und der ihr am jenseitigen Saalufer gegenüberliegenden Krainburg lebten früher engbefreundet, die schmale Saale trennte ihre Besitzungen und auch sie war unter beide Herrschaften getheilt, indem die Fischerei in derselben beiden gemeinschaftlich gehörte. Der Besitzer der Krainburg erfreute sich eines einzigen Sohnes, als Stammhalter seines Geschlechts, während der Herr der Rudelsburg nur eine Tochter besaß. Beide Väter hegten den Plan, ihre Kinder einst mit einander zu vermählen. Lange Jahre hindurch hatte dies freundliche Verhältniß zwischen den Besitzern der beiden Burgen bestanden, als endlich der der Rudelsburg, angereizt von dem Bischofe von Naumburg, welcher dem Herrn der Krainburg nicht wohlwollte, und uneingedenk des alten Vertrags, sich die Fischerei auf dem Saalstrom allein und ausschließlich anmaßte. Zwietracht trat nun plötzlich an die Stelle der früheren Freundschaft, den liebenden Kindern wurde jede Vereinigung aufs Strengste untersagt, nur heimlich konnten sie sich sehen und sprechen: ein leichter Fischernachen trug oft des Nachts den Jüngling über die Saale

zur Süßen, zur Lieben
dort drüben.

Einst bei einem heftigen Gewitter sollte auch das Schiffchen den Geliebten an das jenseitige Ufer tragen, schon befand er sich in der

Mitte des Saalstroms, als ein starker Wirbelwind sich erhob, fürchterlich schäumte die Saale empor und zog den Nachen in ihren Schlund hinab — der Jüngling landete nimmer. Vergeblich harrte die Geliebte die Nacht hindurch des Ersehnten, ängstlich spähend eilte sie am andern Morgen den Pfad der Burg herab den Strand der Saale entlang, da gewahrte sie nahe am Ufer einen röthlichen Streif, den ein kühler Morgenwind hob und wellenförmig zu ihr hintrieb. Sie beugt sich in die Saale hinab, ihn zu erfassen und hält plötzlich die Feldbinde ihres Geliebten, die sie ihm einst selbst gestickt, in der Hand, und wird durch sie in die Tiefe des Flusses gezogen, aus der sie nicht wieder hervorkam. An der Stelle aber, wo beide Liebende ihr Grab fanden, bemerkt man noch jetzt einen Strudel. *)

Der Rudelsburg gegenüber, nur durch eine tiefe Felsschlucht von ihr getrennt, liegen auf einem ganz abgerundeten, sanft aufsteigenden, auf der Oberfläche sehr beschränkten Berge die Ruinen des Schlosses

Saaleck.

Der alte Burgweg vom Dorfe Saaleck ausgehend umkreist den ganzen Berg so, daß er zuletzt in dem kleinen Raume unter dem westlichen Thurme, der neuerlich in eine freundliche Gartenanlage umgewandelt worden ist, endet.

Nur zwei hohe runde Thürme sind noch von Schloß Saaleck vorhanden, alles Uebrige ist versunken und nur geringe Erhöhungen sind noch die einzigen Spuren des Standorts alter Gebäude. Der gegen Abend gelegene Thurm ist mehr verwittert und dem Einsturz näher, als der gegen Morgen. Auf den letztern führt eine 80 Stufen hohe Treppe zu einem kleinen, in alterthümlichem Style ausgezierten, freundlichen Zimmer mit 3 Fenstern, aus denen man eben so viel reizende Aussichten genießt. Freundlich ist die gegen Abend, ernster die gegen Morgen. Hier gleicht die Natur einer finsteren Corona mit dunklen Locken. Dicht unter uns brechen sich die Wellen der Saale, vor uns erblicken wir die Rudelsburg, links am Horizont wird das Dörfchen Freiroda sichtbar und rauhe, abentheuerliche Felsmassen begrenzen die Landschaft. Tief schweigend ruht der Himmel darüber und seine Wolken ziehen still dahin. Aber wende dich gegen Abend und Alles blüht und lacht. Wir blicken in ein mannichfach belebtes, von waldbewachsenen Bergabhängen umschlossenes Thal. Das freundliche Dorf Saaleck und jenseits der Saale Steinndorf füllen den Vordergrund. Den Mittelgrund bilden wal-

---

*) Eine poetische Behandlung dieser Volkssage von * y — findet sich in der „Zeit. f. d. eleg. Welt" v. J. 1819. Monat Febr. Nr. 40. ff.

lende Kornfelder und grünende Wiesen, durchschnitten von dem Silberbande der in mäandrischen Windungen sich dahin schlängelnden Saale. Weiter hinauf verengt sich das Thal, den Wiesengrund begrenzen ländliche Obstanlagen und Gebüsche, über die am sanften Abhange der Berge, links zwei friedliche Dörfer Groß- und Kleinheringen mit ihren Kirchthürmen, und gegenüber am Fuße des Sonnenbergs, die Salinengebäude von Unter-Neu-Sulze aus verbleichender Ferne hervorblicken. Weit ausgedehnte Anhöhen, die im Hintergrunde sich erheben, begrenzen den fernen Horizont.

Zwischen den beiden Thürmen inne ist der Brunnen der Burg, der bis hinab zum Spiegel der Saale gereicht haben soll.

Der Sage nach wurde Saaleck von Carl dem Großen erbaut. (Schamel. ae Groitzsch descrip. Sal. fluv. p. 14. not. o.)

Aus den ältesten Urkunden, welche des Schlosses Saaleck erwähnen, geht hervor, daß dessen Besitzer mit einer voigteilichen Gewalt bekleidet waren, wovon sie sich Voigte (advocati) nannten. Daß sie zu einem friedlichen Geschlecht (dem Herrenstande der damaligen Zeit) gehörten, geht daraus hervor, daß, wenn sie in den Urkunden unter den Zeugen aufgeführt werden, sie ihren Rang unter den nobilibus, welche über den Ministerialen standen, haben. (Lepsius a. a. O. S. 16.) — Wahrscheinlich gehörte Saaleck, wie die Rudelsburg, zu den unmittelbaren Besitzungen der Meißnischen Markgrafen aus dem Wettinschen Hause und die von Saaleck, deren in den Urkunden eine ganze Reihe vorkommen, hatten wohl die Voigtei im Stifte oder in einem gewissen Bezirke desselben im Auftrag und als Lehn der Markgrafen in der Eigenschaft als Untervoigte zu verwalten. (Lepsius a. a. O. S. 19.)

Der erste „Advocatus de Saaleke", dessen in einer Urkunde Erwähnung geschieht, ist Herrmann, der in einer Urkunde, in welcher Bischof Udo I. zu Naumburg dem Kloster Pforta die bei dessen Verlegung von Schmölle in hiesige Gegend dazu geschlagenen Güter zueignet (im J. 1140), unter den Zeugen steht. (Pertuch Chron. Port. ed. Schamel. p. 17). Der letzte Voigt von Saaleck, ebenfalls Herrmann genannt, erscheint in einer Urkunde Bischof Engelhardts zu Naumburg über einen, mit dem Kloster Pforta abgeschlossenen Vertrag v. J. 1213 als Zeuge. (Pforta Cg. B. Fol. XXIV. a. Col. 2.

Mit dem Verschwinden der Voigte von Saaleck scheint die Lehnsherrlichkeit über Saaleck auf die Bischöfe von Naumburg übergegangen zu sein.

Vom Anfange des 13. Jahrhunderts ab bis in die Mitte des 14. Säculums finden wir Schloß Saaleck im Besitz der Schenken von Varila oder Vargula, welche sich davon zum Unterschied von ihren Stammvettern, den Schenken zu Tautenburg, Apolda, Dornburg ꝛc. Schenken zu Saaleck nannten. Die Burg und was dazu gehörte, bildete eine eigene Herrschaft, welche bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts ihr Eigenthum war. — Rudolf ist der erste sicher bekannte Schenk von Saaleck. Er war zugleich mit seinem Vater

Walther in seiner frühen Jugend bei der Gesandtschaft, welche Landgraf Herrmann von Thüringen an den König Andreas II. von Ungarn sandte um dessen Tochter, die vierjährige Elisabeth, die Verlobte seines Sohnes Ludwig, nach Thüringen zu geleiten. (Auctor d. Landgrav. Thur. c. 48. ap. Pistor. rer. Germ. T. I. p. 1324. — Auct. Chron. Thur. ap. Rehöttg. 8. Kreyss. rer. Germ. T. I. p. 95.) Als im J. 1222 Landgraf Ludwig mit seiner Gemahlin eine Reise zu ihrem Vater, dem Könige von Ungarn unternahm, war Rudolf in ihrem Gefolge. (Joh. Rohte Thüring. Chronik ap. Menke T. II. pag. 1705.) In demselben Jahre entsagte er der Schutzgerechtigkeit über das St. Georgenkloster in Naumburg, welche bis dahin bei seiner Familie gewesen war, und trat solche an den Landgraf Ludwig ab, welcher sie hinwiederum dem Bischof Engelhardt und dem Abt des Klosters Johannes überließ. (Beyer Geog. Jen. c. 15. S. 269). Später zog dieser Rudolf (1227) mit dem Landgrafen Ludwig nach Palästina und geleitete als Letzterer in Otranto starb, dessen Leichnam nach Thüringen zurück. Kräftig nahm er hier sich der unglücklichen Wittwe Elisabeth an, als sie von dem Vormunde ihrer Kinder, Heinrich Raspe, hart behandelt wurde. (Lepsius a. a. O. S. 34 ff.) Später im Thür. Successionskriege soll Rudolf mit auf Heinrich des Erlauchten Seite gekämpft und im J. 1249 die Grafen von Käfernburg, von Schwarzburg und von Gleichen geschlagen haben. Auch als Erbauer des zum Schutze der Wartburg gegründeten Rudolfsteins (um 1259) wird Schenk Rudolf von Vargula genannt. (Thon Schloß Wartburg. Abt. 3. S. 103).

Ueber den folgenden Schenken von Saaleck und namentlich von dem J. 1302 ab kommen viele Veräußerungen und Abspaltungen von den Saaleckschen Besitzungen vor, welche beweisen, wie umfangreich und bedeutend früher diese Herrschaft gewesen sein muß, bis endlich 1344 die Brüder Conrad, Rudolf und Heinrich, Schenken von Saaleck ihren Antheil an dem Schlosse und der Stadt Saaleck — sie waren also nicht alleinige Besitzer — und ihren Theil an dem Hayn und ihren Lehen in den Dörfern und Fluren Puaschrau, Lachstädt, Döben, Rödigen und Wenigenheringen um 700 Schock Zahlgroschen (ohngefähr 5425 Thlr. Conv. nach unserem Gelde) jedoch mit Vorbehalt und Auszug eines Hofs und Vorwerks in der Stadt, des Fischhauses, der Fischerei und des Zolls auf der Saale, ingleichen des freien Mahlrechts in der dasigen Mühle, auch der übrigen Hölzer, Weingärten, Wiesen und Allem, was nicht ausdrücklich in dem Kaufe als verkauft genannt ist, an den Bischof Withigo von Naumburg verkauften. (Die Urkunde ist bei Lepsius a. a. O. S. 84. abgedruckt.) Späterhin scheinen aber auch die von den Verkäufern anfangs vorbehaltenen Grundstücke und Gerechtsamen nach und nach an das Stift übergegangen zu sein, da in der Folge die Herrschaft Saaleck ungetheilt vom Stifte Naumburg besessen und durch bischöfliche Amtleute, welche ihren Sitz auf dem Schlosse hatten, als ein stiftisches Amt verwaltet wurde. (Lepsius a. a. O. S. 40).

Aber auch noch nach dem Verkaufe des Schlosses Saaleck führten Heinrichs Söhne, Conrad, Herrmann und Rudolf und deren Nachkommen bis gegen das 16. Jahrh. den Namen „der Schenke von Saaleck" fort. (Lepsius a. a. O. S. 40.)

Nachdem das Schloß Saaleck eine Domaine der Naumburger Bischöfe geworden, wurde die Burghuth und die Verwaltung der Gerichte und grundherrlichen Gerechtsame einem bischöflichen Voigte übertragen, welcher auch in Kriegszeiten die Verpflichtung auf sich hatte, seine reisige Mannschaft, als deren Hauptmann in's Feld zu führen. Zur Erhebung der Gefälle war ein Rentbeamter unter dem Namen eines bischöflichen Schreibers und zur Verwaltung der Forsten ein Förster bestellt. (Lepsius a. a. O. S. 47). Der erste dieser Voigte, dessen in einer Urkunde Erwähnung geschieht, ist Johann von Drutzen. (Lepsius a. a. O. S. 47.)

Von dem Bischofe Johannes I. von Naumburg, der häufig auf dem Schlosse Saaleck Hof hielt, hat sich folgende Sage erhalten:

Dieser Bischof führte ein sehr ausschweifendes Leben, kümmerte sich wenig um sein Bisthum, schlemmte, schwärmte und buhlte und drängte seine Unterthanen gar hart. Im J. 1350 am Johannis-, seinem Namenstage, veranstaltete er auf dem Schlosse Saaleck ein großes, prächtiges Banquet, wozu er eine Rotte Gaukler aus Nürnberg und allerhand kostbare Leckerbissen aus Leipzig und Braunschweig hatte kommen lassen. Eine Unsumme von Gästen war geladen und erschienen,

„Da riefen Posaunen zum lustigen Mahl,
Es eilten die Ritter zum Feste;
Es schäumte von purpurnem Blut der Pokal,
Der die Zungen der Taumelnden nässte."

Abends nach der Tafel, als der Ball beginnen sollte, ergriff Johannes zwei Damen, die Gattin des Herrn von Berbisdorf und die des Edlen von Madel, um den Ball zu eröffnen, als er aber den rechten Fuß erheben wollte, fiel er zu Boden und war todt. Sein Leichnam wurde in der Schloßkapelle zu Saaleck beerdiget, im Volke aber verbreitete sich der Glaube, der Böse habe ihn zur Strafe seines sündlichen Lebens geholt. (Philipps Gesch. des Stifts Naumburg-Zeitz S. 176. — Gottschalk Ritterb. Bd. 5. S. 287.)

Die Bischöfe verbesserten nach und nach durch einzelne Erwerbungen die Einkünfte von Saaleck immer mehr und mehr und bis zu Ende des 16. Jahrh. kommen noch bischöfl. Voigte auf Saaleck vor. Später verliert sich aber alle Kunde von den weiteren Schicksalen der Burg und man weiß nicht einmal, ob dieselbe durch äußere Gewalt zerstört oder durch den nagenden Zahn der Zeit verfallen ist.

Robert Hahnemann.

Nordhausen.

So viel Sternlein als da stehen
An dem blauen Himmelszelt;
So viel Schäflein als da gehen
Draußen in dem grünen Feld;
So viel Vöglein als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen,
So vielmal sei Du gegrüßt!

Volkslied.

Ja, tausendmal sei gegrüßt, traute Heimath, geliebte Vaterstadt! Sei gegrüßt, Du Ort, wo meine Wiege stand neben den Gräbern meiner Vorfahren; sei gegrüßt Du Paradies meiner Kinderjahre!

Wie lieb' ich Dich, Du theure Stadt,
Wo ich den ersten Athem sog
Und frische Lüfte athmete;
Wie lieb' ich Dich! wie lieb' ich Dich!

Wie friedlich liegst Du vor mir! Wie lacht das Land um Dich her, reich beschenkt von allen Göttern mit ihren freundlichsten Gaben! Ceres wandelt durch Deine Fluren und sie wallen von goldenen Aehren; die milde Pomona schwebt darüber hin und schüttet ihr reiches Füllhorn über Dich aus; auf den Gipfeln Deiner Berge schlingen die Dryaden des Haines ihre geselligen, fröhlichen Reigen und zwischen ihnen hin streift die leichtgeschürzte Diana mit Bogen und Köcher. Die jugendliche Flora durchwandelt Deine Fluren und

Northausen.

Haine, Deine Thäler und Höhen, und alle Wege beſtreut ſie mit Blüthen und ihre vollen Blumenkränze ſchlingt ſie um Stauden und Bäume. Im einſamen Wieſenthale ſitzt der Gott der Hirten und um ihn ſammeln ſich die Hirtenknaben auf den Ton ſeiner Rohrflöte lauſchend und die Nymphe des Baches zieht durch die blumigen Auen weit in die Ebenen hinaus. Ja, noch einmal ſei gegrüßt, Du liebliche Heimath!

Ehe ich, nach langjähriger Trennung, wieder einwandere durch Deine alten Thore und den Freunden Thüringens und des Harzes Deine Merkwürdigkeiten zeige, will ich mich, vom Wandern müde, auf der Stirn des Hohenſpiegels niederſetzen und die alte, liebe, bekannte Gegend anſchauen, wie der Bräutigam die ſchöne Braut betrachtet, die er lange nicht geſehen. An ein bemooſtes Steinkreuz gelehnt, blicke ich hinab auf die lachenden Fluren, die im warmen Strahle der Nachmittagsſonne vor mir liegen. Weithin ſchweifen meine Blicke über wogende Saatfelder, lichtgrüne Wieſen und malériſch verſtreute Gebüſche und Baumgruppen, bis zu den dunkeln Waldbergen des Harzes, die ſich, den Hintergrund ſchließend, amphitheatraliſch emporgipfeln. Da und dort erhebt ſich aus duftenden Blüthenbäumen ein Kirchthurm, luſtig ragen die rothen Dächer der ländlichen Gehöfte aus dem friſchen, ſaftigen Grün des Laubes, und die dunkeln Waldberge, die ſanften Anhöhen und Haine rings umher ſchwimmen in zartem, durchſichtigen Duft, wie ein Zauberbild. Es ſingt im Himmelsblau die entzückte Lerche, am Bache die Amſel, im Gebüſch der Buchfink. Von den blühenden Bäumen weht ſüßer Odem umher, von Zeit zu Zeit ſchauern alle Halmen und Blumen der Wieſen ſanft zuſammen unter dem wollüſtigen Seufzer der lauen Frühlingsluft und es regnet von den Fichtenzweigen ſchimmerndes Silber. Links erblickt das Auge die Dörfer Salza, Sachsenwerfen und Crimderode, die ſchroffe, maleriſche Felswand des Kohnſteins wird ſichtbar, die Ruine des alten Hohnſteins grüßt traulich herüber und dahinter ſteigen die majeſtätiſchen Berge des Harzes in die Höhe, dort gerade im Mittelpunkte der Landſchaft liegt Nordhauſen, maleriſch an den Berg gelehnt; im Hintergrunde, von hohen bewaldeten Berggipfeln, leuchten des Eichenforſtes weiße Mauern, und der mächtige Thurm der altersgrauen Ebersburg ſchaut finſter daher; rechts fliegt das entzückte Auge in die, mit freundlichen Dörfern und Flecken reich überſäete, goldene Aue bis hin zu der hohen Warte des Kyffhäuſers.

Der ſteigt ſo kühn und helle
Hervor aus Nebelgrau,
Wie eine ſel'ge Inſel
Im weiten Himmelsblau.

Der letzte Strahl der Sonne
Ruht ſich auf ihm ſo gern,

Mit seinem ersten Schimmer
Grüßt ihn der Abendstern.

Die Gegend, in welcher Nordhausen liegt, war wahrscheinlich schon in den grauesten Zeiten ein Versammlungsort der Heiden, ja, es ist sehr wahrscheinlich, daß hier einer ihrer Götzen stand. Wenigstens deuten die Benennungen einiger Straßen, z. B. „der Plan" und „der Hagen", darauf hin und das Auffinden mehrerer Urnen in dieser Gegend scheint dergleichen Vermuthungen zu bestätigen. Auch das Altendorf war ohne Zweifel eine heidnische Tempelstelle, eine geheiligte Gerichtsstätte, da alah einen Tempel bezeichnet, in alten Chroniken fast immer „Allendorf" steht und der große Stein, der sonst an der Ecke des Gasthauses „zum Lorbeerbaume" lag, jetzt aber verschüttet ist, entweder ein Opferstein war oder eine Versammlungsstelle andeutete. cf. Grimms Mythologie p. 39. und 40.

Die Stadt bestand wahrscheinlich schon zur Zeit der thüringischen Könige. Slavische Ansiedler scheinen sich sehr früh, und noch zur Zeit der Merovinger, in dieser Gegend niedergelassen zu haben, die außerdem ein Gemisch von Cheruskern, Chatten, Thüringern, Sachsen und Franken enthielt; der Name „Nordhausen" kommt übrigens erst im 9. Jahrhundert vor und zwar in einer Urkunde Ludwig des Deutschen. Vom 10. Jahrhundert an werden die Nachrichten für die Geschichte der Stadt zusammenhängender. Heinrich I. besaß Nordhausen als Familiengut und die damalige Burg lag wahrscheinlich an der Stelle, wo noch jetzt einige Häuser den Namen „Widdigesburg" (Witigo's Burg) führen. Ob Heinrich den Königshof auf der Höhe anlegte nnd etwa blos wie eine Burgwarte durch einen Erdwall und einen Thurm befestigte, oder ob er jenen für eine kleine Festung geeigneten Hof schon vorfand, ist nicht zu bestimmen. Doch scheint nur das Gehöft auf dem Platze gelegen zu haben, welcher noch heute „der Königshof" heißt, die eigentliche Burg, wie die Namen „Finkenburg, Kaiserstuhl, Kaisermühle, Ritterstraße u. s. w. beweisen, stand in der Gegend der Wassertreppe, obgleich es nicht zu bezweifeln ist, daß Burg und Gehöft durch eine Ringmauer eingeschlossen waren. Die Gemahlin Heinrich I. Mathilde, hielt sich oft in Nordhausen auf und fand an Stadt und Gegend so viel Wohlgefallen, daß sie hier zweimal ihre Niederkunft hielt. Sie gebar hier eine Tochter, Gerberg, die nachherige Gemahlin Herzog Giselberts von Lothringen, drauf des französischen Königs Ludwig IV.; hier gebar sie auch um das Jahr 920 den Heinrich, welchen sie mehr liebte, als den Erstgebornen, den rauhen und unschönen Otto, und länger noch weilte sie in Nordhausen nach dem im Jahr 936 erfolgten Tode ihres Gemahls, denn derselbe hatte ihr unter andern auch alles das, was er in Nordhausen erblich besaß, als Wittthum angewiesen und zugeeignet. Einmal wurde Mathilde auf einige Zeit in dem Besitze und Genusse dieses zugesicherten Wittthums gestört, denn ihre grenzenlose Freigebigkeit gegen Arme, gegen Kirchen und Klöster, ließ ihre beiden Söhne eine Zerstreuung ihres

Vermögens befürchten, und sie entfernten dieselbe in ihr Vaterland Westphalen, wo sie den Schleier nehmen mußte, allein bald wurde sie wieder in den vollen Genuß aller ihrer Güter eingesetzt, da ihre Söhne von einer Reihe von Unglücksfällen betroffen wurden, in welchen sie eine Strafe Gottes wegen ihres harten Betragens gegen ihre fromme Mutter erkannten. Sie kehrte nun nach Nordhausen zurück, stiftete hier im Jahr 962 ein Nonnenkloster, stattete es, besonders von ihren Erbgütern in Westphalen, aus, gab den Nonnen ihre vertraute Dienerin, die Richburg, zur Aebtissin und empfahl die Stiftung ihrem Sohne Otto, der selbst nach Nordhausen kam, um die Congregation, welche seiner Mutter so sehr am Herzen lag, in Augenschein zu nehmen. Mathilde berief die frommen Schwestern, und nachdem sie dieselben ihrem Sohne vorgestellt hatte, der sie freundlich aufnahm, sagte sie: „Die heilige Mutter Gottes, die Himmelskönigin Maria, möge sie gnädig annehmen und sie um ihres Sohnes Liebe willen stets behüten, daß sie Gott über Alles lieben und ihm mit ganzer Seele dienen, nicht aus Begierde nach menschlicher Ehre, sondern aus Verlangen nach ewiger Vergeltung. Ueberdieß bitten wir, daß unsere Söhne und unsere Enkel mit solchem Erbarmen gegen diese frommen Schwestern bewegt werden, daß, so lange noch ein Fünklein unserer Nachkommenschaft lebt, ihnen nie eine Stütze des Thrones fehle." — Darauf bestätigte er für sich und seiner Aeltern Heil Alles, was die Dienerin Christi der Stiftung übergeben hatte, und fügte noch Anderes hinzu, was seine Mutter begehrte. — Nun verweilten sie sieben Tage in Nordhausen, und die heilige Königin empfahl ihrem Sohne Vieles, als sollte sie ihn im sterblichen Leibe hinfort nicht mehr sehen. Als aber der Tag anbrach, an welchem der König abreisen wollte, standen sie früh auf, und hatten noch eine lange Unterredung. Dann begaben sie sich in die Kirche, um zusammen die Messe zu hören, und die ehrwürdige Königin zeigte Heiterkeit im Gesicht, obgleich großer Kummer ihr Herz belastete. Nach Beendigung der Messe wandte sie sich wieder an ihren Sohn und sprach: „Theuerster Sohn, erinnere Dich oft an Alles, was ich hier Deiner Treue empfohlen habe. Hier habe ich viel Freude genossen im Leben, und in den Gefahren der Geburt hat mich der Herr erhalten. In dieser Stadt gebar ich Deinen Bruder Heinrich, den ich um seines väterlichen Namens willen so sehr liebte; hier ist auch Deine Schwester Gerberg geboren. Weil ich also an diesem Orte zweimal durch der heiligen Jungfrau Maria Hülfe aus Kindesnöthen errettet wurde, habe ich dieses Klosters Grund gelegt, und insonderheit für das Seelenheil Deines Vaters und Deines Bruders und für Dein Wohl. Deshalb geziemt es sich, daß Du, so oft Du daran gedenkst, um meinetwillen größeres Mitleiden beweisest gegen die, welche hier weilen. Endlich sprechen wir uns, wie ich glaube, hier zum letzten Male. Ja, dieser letzte Anblick erinnere Dich an dieses Kloster." — Da versprach der Kaiser mit gerührtem Herzen, Alles zu erfüllen, was sie begehrt hatte. Darauf gingen sie zusammen aus der Kirche und standen

still vor der Thür, und umarmten sich, und gaben und empfingen unter vielem Weinen und Seufzen den Abschiedskuß. Alle Anwesenden weinten. Die Königin aber stand an der Thür, und erhob die Augen, und sahe dem Sohne nach, wie er zu seinem Pferde hinging; dann eilte sie zurück in die Kirche, an den Ort, wo der Kaiser während der Messe gestanden hatte. Hier knieete sie nieder und küßte unter vielen Thränen die Stelle. Als das der Graf Witigo sah und die andern Mannen, welche noch zurückgeblieben waren, gingen sie, von dem Jammer gerührt, hinaus, und sagten es dem Kaiser. Dieser sprang sogleich vom Pferde, und kehrte seufzend zur Kirche zurück; und er fand sie noch an derselben Stelle betend und weinend. Da fiel er nieder und sprach: „O ehrwürdige Herrin, durch welchen Dienst kann ich Dir diese Thränen vergelten!“ und unter Thränen sprachen sie noch einige Worte. Endlich begann die Königin: „Was hilft ein längeres Weilen! wir müssen uns trennen. Dein Anblick mindert den Schmerz nicht; er wird ihn vergrößern. Gehe nun in Frieden Christi! Mein Gesicht wirst Du nicht wieder sehen im sterblichen Fleische. Es ist vollbracht; und Deiner Treue habe ich Alles vertraut, was ich im Herzen trug. Nur diese Wohlthat erzeige der Seele Deiner Mutter, daß Du fleißig dieses Ortes gedenkst!“ — Der Kaiser zog darauf durch die thüringischen Städte und, in Begleitung seines Sohnes, abermals nach Rom. —

Auch Mathilde unternahm eine Reise, kehrte aber schon im J. 967 wieder nach Nordhausen, welches sie so sehr liebte, zurück, um Richburg zu besuchen. Diese, ihre vertrauteste Dienerin, ließ sie sogleich nach ihrer Ankunft zu sich rufen und fragte sie Vieles wegen der ihr anvertrauten Congregation. Darauf verfügte sie sich selbst in das Kloster und untersuchte sorgfältig, ob in jedem einzelnen Stücke gute Zucht und guter Unterricht geübt werde und was wohl jede Einzelne triebe, weil es ihr größtes Vergnügen war, die Fortschritte einer Person zu sehen oder zu hören. — Damals verweilte sie in dieser Stadt von der Zeit des Herbstes bis zum Weihnachtsfeste. Aber nach dem Feste des Apostels Thomas berief sie wiederum die Aebtissin zu sich und sprach: „Du warst mir immer treu und kennest am Besten, was ich gethan und was ich gelitten habe. Jetzt sehe ich an meiner großen Schwäche, daß sich der Tag meiner Auflösung nähert, desshalb wird es gut sein, daß ich mich schleunig hinweg begebe, damit mich der Tod nicht hier überrasche!“ — Vor Schluchzen und Weinen konnte die Aebtissin lange nicht sprechen; endlich sagte sie: „O liebe Herrin, was verkündigt Ihr? Warum meldet Ihr uns ein solches Unglück? Warum wollt Ihr uns Arme verlassen? Wir hofften, durch Gottes Gnade sollte uns das nicht geschehen. Doch da es ungewiß ist, welchen Ausgang die Krankheit nehmen wird, so bitten wir Euch demüthig, daß Ihr noch einige Zeit hier verweilet, bis wir sehen, ob es sich mit Gottes Hülfe mit Euch bessert, oder wenn uns ja der harte Schlag treffen sollte, daß wir wenigstens den Trost hätten, daß Euer theurer Leib hier bei uns ruhete!“ — Darauf antwortete die gottselige Königin: „Ich habe

das längst überlegt, und wie sehr hätte ich gewünscht, daß mein Leib hier begraben würde (wenn es Gott so verhängte), damit meines Sohnes Otto und meiner Enkel Sorge für Euch desto größer wäre! Aber ich muß Bedenken tragen, es zu bewilligen, weil Heinrich mein Herr in Quedlinburg ruht, neben welchem ich auch beerdigt werden muß, um den jüngsten Tag zu erwarten. Wenn ich aber nun hier stürbe, so würde Euer Herz mehr dabei leiden und Ihr würdet eine große Kränkung erdulden, wenn mein todter Leib gegen Eure Wünsche hinweggeführt würde. Diese Gründe bewegen mich, meine Reise zu beschleunigen. Darum, so liebt immer den Herrn und lasset keine andere Liebe in Euer Herz kommen, sondern seid stets eifrig in seinem Dienste! Seid wachsam im Gebete und fest in Euren heiligen Entschlüssen! Seid eingedenk der Seelen, für welche wir dieses Kloster gestiftet haben, auch meiner Enkel, die noch im sterblichen Leben wandeln, und gedenket auch meiner, denn Ihr werdet Niemand finden, der mehr besorgt wäre für das Heil Eurer Seelen. Ich empfehle Euch Gott, dem Vater der Waisen, und der Fürbitte der heiligen Jungfrau, deren Reliquien ich hierher gebracht habe. Seid nicht bange, sondern gründet Eure Hoffnung auf Gott. Obgleich entfernt nach dem Leibe, werde ich in der Liebe stets bei Euch sein!" — So schied die gottselige Königin aus der Stadt Nordhausen am 22. December 967, und ließ die frommen Schwestern in großer Trauer zurück. Sie eilte nach Quedlinburg, wo Gott ihre Seele von den Banden des Leibes erlösen sollte. Als nun die Krankheit heftiger wurde, und der Tag ihrer Auflösung kam, ließ sie die Aebtissin Richburg, welcher alle ihre Geheimnisse bekannt waren, zu sich rufen, damit dieselbe ihr beim Scheiden beistehe, und verschied endlich am 14. März 968, nachdem sie fast 42 Jahre im Wittwenstande gelebt hatte, als ein Muster ungeheuchelter Gottesfurcht und Demuth und sich aufopfernder Wohlthätigkeit. Die katholische Kirche verehrt sie als eine Heilige. (cf. Förstemann: Geschichte von Nordhausen).

Im 10. Jahrh. befand sich Nordhausen wieder im Besitze einer Frau, denn Kaiser Otto II. überwies seiner Gemahlin Theophania die Stadt nebst vielen andern Gütern zum Leibgedinge und vermehrte im J. 974 die Einkünfte des Nonnenklosters, welches seine Großmutter gestiftet hatte. Auch Heinrich II., der Heilige, überwies dem Kloster, welches bereits Münze, Markt und Zoll inne hatte, im J. 1016 neue Besitzungen.

Im J. 1105 war Nordhausen der Versammlungsort der Gegner Kaiser Heinrich IV. — Vom Papste Paschalis II. und dessen Anhängern in Deutschland aufgereizt und begünstigt, hatte sich auch der zweite Sohn des Kaisers, nachdem der ältere, Conrad, in Italien gestorben war, 1104 gegen seinen Vater empört. Nach einem Reichstage zu Goslar, wurde hier eine Kirchenversammlung gehalten, und es kamen viele Geistliche, Bischöfe, Mönche und Aebte zusammen. Hier wurde Simonie und Priesterehe verdammt, die Zeit, wo die Fasten gehalten werden sollten, wurden genauer bestimmt und der

Gottesfrieden bestätigt. König Heinrich V. erschien erst, als er herbeigerufen wurde, und zwar in ärmlichem Gewande, in der Versammlung. Von einem erhöhten Orte herab verkündete er, nach den Beschlüssen der Fürsten, Allen die Erneuerung ihrer wohlhergebrachten Rechte und Gesetze; unbillige Anforderungen wies er mit Ernst zurück. Er erklärte feierlich und unter Thränen, daß er nicht aus Herrschsucht seinen Herrn und Vater verdrängen, sondern nur dem heiligen Petrus und dessen Nachfolgern sich als ein Christ unterwerfen wolle. Da pries ihn die versammelte Menge und unter Weinen und Gebeten für die Bekehrung des Vaters und das Glück des Sohnes erscholl das Kyrie Eleyson.

Als sich Heinrich der Löwe über die gegen ihn ausgesprochene Reichsacht erhob und sich dadurch rächte, daß er kaiserliche Besitzungen und Städte überfiel und zerstörte, kam er auch im Mai 1181 vor Nordhausen, warf Feuer in die Stadt und verbrannte sie.

Wie ganz Deutschland, so mußte auch Thüringen, und besonders Nordhausen in dem zehnjährigen Kampfe viel erleiden, welchen die Gegenkönige Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig gegen einander führten. Landgraf Hermann von Thüringen stand in diesem Streite Anfangs auf Seiten seines Vetters Philipp und sollte dafür von ihm mit Nordhausen, Mühlhausen und Saalfeld belichen werden; Otto aber zog ihn durch noch größere Versprechungen auf seine Seite und er belagerte deshalb Nordhausen mit 1800 Mann und eroberte es im J. 1199. Die Kronika van Sassen in Reimen, erzählt die Hartnäckigkeit der Belagerung und wie die Belagerer durch das Wurfgeschütz die Mauern einstürzten; wie endlich, nachdem auch König Otto mit einem Heere vor die Stadt gerückt war, die, durch viele Stürme erschöpften Bürger die Hoffnung auf Entsatz verloren und sich unter der Bedingung, an Leib und Gut unverletzt zu bleiben, an Otto ergaben, wie nun der König mit den Besten seines Heeres fröhlich seinen Einzug hielt, sich von den Bürgern huldigen ließ und dann gegen Goslar zog. (cf. Förstemann: Urkundliche Geschichte von Nordhausen).

Zu Nordhausen feierte auch Otto IV. seine Vermählung mit Beatrix, der dritten Tochter des ermordeten Philipp. Beatrix war schon auf einer glänzenden Reichsversammlung zu Frankfurt, im November 1208, als ein achtjähriges Mädchen, an der Hand des Bischofs von Speier, vor Otto erschienen, und hatte weinend und wehklagend die Rache gegen den Mörder ihres Vaters aufgerufen. Durch die Verbindung Otto's mit dieser Tochter Philipps sollte, nach dem Wunsche der Fürsten, die alte verderbliche Spaltung der Welfen und Hohenstaufen geheilt werden. Das Vortheilhafte einer solchen Heirath leuchtete Otto ein, besonders da Beatrix, ungeachtet der Zersplitterung der Hohenstaufischen Güter, noch immer die reichste Erbin in Deutschland war. Auf einem Reichstage zu Würzburg im Juni 1209 legte Otto den anwesenden Fürsten und den beiden Cardinälen die Sache zur Entscheidung vor, indem er Zweifel hegte, ob er ohne Gefahr seiner Seele eine so nahe Verwandte, deren Ael-

termutter seines Großvaters Tochter war, heirathen dürfe, und ob nicht die Stände, darin unreine Absichten erblickend, widersprechen würden. Er bekam die Antwort: Damit Friede und Ruhe im Reiche dauernd gegründet werde, möge er Beatrix heirathen und zur Beruhigung seiner Seele zwei große Mönchsklöster stiften. Das Mägdlein wurde nun von den Bischöfen und Fürsten hereingeführt, Otto erhob sich vom Throne, sie zu empfangen und verneigte sich gegen sie. Sie erwiederte die Verneigung. Darauf gab ihr Otto den Verlobungsring, küßte sie und ließ sie sich zwischen die Cardinäle, dem königlichen Throne gegenüber, niedersetzen, indem er sagte: „Sehet hier Eure Königin, ehret sie, wie es sich gebührt!“ — Da freuten sich Viele über die versöhnende Beendigung des alten, furchtbaren Zwistes; aber als nun Beatrix mit ihrer jüngern Schwester aus dem befreundeten Schwaben abgeführt wurde, damit sie in Braunschweig erzogen werde, sah wohl mancher Getreue darin mit gebrochenem Herzen nur ein Opfer äußerer Noth. — Otto ging nach Italien, kehrte aber bald zurück, als er vernahm, daß mehrere Fürsten von ihm abgefallen und gegen ihn aufgestanden waren und beschleunigte nun seine Vermählung mit seiner Hohenstaufischen Braut Beatrix. Hier zu Nordhausen wurde die Trauung im Sommer 1212 feierlich vollzogen; aber jene Absicht dennoch nicht erreicht. Vier Tage nach der Hochzeit starb die junge, kaum zwölf Jahr alte Kaiserin. Noch in der Nacht war sie gesund, des Morgens todt. Sie wurde nach Braunschweig abgeführt und dort in der Blasiikirche beigesetzt. Auf ihrer Gruft liest man die Worte:

Hujus erat sponsa Philippi stirps generosa,
Filia formosa, nunc cinis, ante rosa.

Die schöne Tochter Asch' muß sein,
Zuvor war sie ein Röslein fein.

Einige sagen, sie sei von Otto selbst vergiftet, allein diese Behauptung ist gewiß falsch, da Keinem dieser Todesfall ungelegener kommen konnte, als eben ihm. Das Volk sah in dem plötzlichen Tode einen strafenden Fingerzeig des Himmels; die Baiern und Schwaben verließen des Nachts heimlich das kaiserliche Heer und als bald darauf der junge Friedrich II. auf den Schauplatz trat, ging Otto's Stern unter und kaum vermögend, sich in seinen Erblanden zu behaupten, starb er auf der Harzburg den 19. Mai 1218.

Im J. 1253 wird die Stadt in einem Decrete Wilhelms von Holland zuerst als reichsfrei genannt.

Im J. 1263 rief Markgraf Heinrich von Thüringen, der Erlauchte genannt, ein Turnier zu Nordhausen aus. Da wurde, wie die Chronik erzählt, vor dem Bielenthore, unten auf dem schönen, ebenen Platze, da jetzt der sogenannte Hammer lieget, ein großer Garten aufs Herrlichste angerichtet und darinnen viel stattliche Zelte

aufgeschlagen, damit die anwesenden, vornehmen Fürsten, Grafen und Herren sich darinnen nach Gefallen divertiren möchten. Mitten im Garten stund ein aufgerichteter Baum mit ausgebreiteten Aesten, dessen Blätter theils von Golde, theils von Silber, sehr köstlich versertiget waren. So oft nun zween der anwesenden Herren mit ihren Pferden zusammenrannten, bekam der, so dem Widerpart die Lanze auf der Brust gebrochen hatte und doch Beide sitzen blieben, zur Verehrung ein silbern Blatt. Welcher aber den andern gar vom Pferde herabstieß, erhielt ein gülden Blatt. Daneben hielten die anwesenden vornehmen Frauen und Jungfrauen im Garten einen züchtigen Tanz und währete die Lustbarkeit und Ehrenfreude fast acht ganzer Tage nach einander. Und ist kein Wunder, daß erwähnter Henrikus dergleichen kostbare, will nicht sagen mehr als königliche Lust angestellet, sintemal Gott durch die Bergwerke zu Freiberg und Scharfenstein ihn dermaßen gesegnet hatte, daß man von ihm sagte: er habe ganze Thürme voll Silber gehabt und so das Königreich Böhmen dazumal feil gewesen wäre, hätte er dasselbe kaufen und baar bezahlen können. — Viele Dichter z. B. Albinus, Beccus, Fabricius und Lotichius haben dies Turnier besungen und Fr. Zollmann (in ducat. Sax. sup. tab. Geogr. II.) hat es sogar in Kupfer abgebildet.

Im J. 1324 war ein Heinrich von Wechsungen Rathsherr in Nordhausen. Er war ein unruhiger Kopf und „wüthete" wider die Stadtobrigkeit. Der leichtsinnige und bewegliche Pöbel schloß sich ihm an, lief lärmend durch die Straßen, stürmte die Häuser der Rathsherren, besonders das des damaligen Bürgermeisters Conrad Thiele, jagten ihn und die Seinigen nebst vielen andern Bürgern zum Thor hinaus und obwohl Kaiser Ludwig V. die Unsinnigen zum Gehorsam gegen ihre Obrigkeit aufforderte, auch die Nordhausen befreundeten Städte Mühlhausen und Goslar zum Frieden riethen und sich alle Mühe gaben, den Handel zu schlichten, so hörte doch der Pöbel nicht auf den wohlgemeinten Rath, sondern legte Hand an die Häuser und Güter der Vertriebenen und weil sich die Geistlichkeit des Stiftes Sr. Crucius mit in den Streit mischte, so jagte das Volk dieselbe ebenfalls zum Thore hinaus. Als dies Matthias, der Erzbischof von Mainz, erfuhr, citirte er die Rädelsführer vor sich und drohte mit dem Banne, aber der Pöbel spottete der Drohung, plünderte sogar in seinem Uebermuthe die Häuser der vertriebenen Geistlichen und zündete das Stift an. Da ihnen nun wegen des Bannes alle Kirchen gesperrt wurden, erbauten sie aus ihren eigenen Mitteln für sich die Kirche St. Georgii am Kornmarkte und brachten einige Geistliche auf ihre Seite. Um dem immer mehr überhand nehmenden Unwesen ein Ende zu machen, verbot der Graf von Hohenstein, Theoderich III., seinen Unterthanen, der Stadt Nordhausen weder Holz noch Korn zuzuführen. Nun litten die Bürger Mangel und sahen sich genöthigt, Häuser abzubrechen, um nur das zum Backen und Brauen nöthige Holz zu schaffen. Aber sie wurden noch immer nicht demüthiger; im Gegentheil fielen sie nun

über die Juden her und nahmen Alles, was dieselben seit langen Jahren mühsam zusammengescharrt hatten. Da nun der Erzbischof sah, daß weder Bann noch Drohung half, griff er zu weltlichen Waffen. Er brannte den Nordhäusern die Mühlen nieder und ließ Niemanden weder aus noch ein. In dieser traurigen Lage blieb die Stadt bis zum J. 1326, wo endlich ein Vergleich zu Stande kam, nach welchem sich die Nordhäuser bequemen mußten, am St. Jakobstage die Geistlichen mit Kreuzen und Fahnen zum Sundhäuser Thore wieder einzuholen und bis vor das Rathhaus und dann bis zum Dome zu begleiten. Der Bann wurde nun zwar aufgehoben, allein die Nordhäuser mußten dem Erzbischofe, pro labore et studio, 600 Mark Silbers geben und die Rädelsführer, Heino von Wechsungen, Fr. von Trebra, Conrad von Halle, Gerlach von Welhausen u. a. mußten bedeutende Geldstrafen erlegen und der von Wechsungen zwei Jahr, die Uebrigen ein Jahr sitzen.

Im J. 1329 vermählte Kaiser Ludwig seine Tochter Mathilde an Friedrich, Markgrafen von Meißen und wies ihr zur Morgengabe 10,000 Gulden an, welche die beiden Städte Mühlhausen und Nordhausen zahlen sollten. Mühlhausen zeigte sich, nach einigen Weigerungen, bereit, Nordhausen wollte sich jedoch zu diesen erniedrigenden und unbilligen Ansinnen durchaus nicht verstehen. Der Markgraf sammelte daher ein Heer, um seine erheirateten 5000 Gulden mit Gewalt einzutreiben, kam vor die Stadt, belagerte dieselbe und zog erst, nachdem er das Altendorf niedergebrannt hatte, wieder ab. Die Braunschweiger und die Hohensteiner aber, welche sich mit Friedrich verbunden gehabt hatten, blieben vor der Stadt liegen, erstiegen den Freitag vor Palmarum das Barfüßerthor und drangen unaufgehalten vorwärts. Als sie aber bei dem Frankenborne anlangten, da, wo die Kranich-, die Gumperts- und die Domgasse zusammenstoßen, stürzten ihnen aus diesen drei Straßen die in der Eile bewaffneten Bürger mit solcher Wuth entgegen, daß sie zurückweichen und mit großem Verluste die Stadt wieder verlassen mußten. Viele wurden zu Boden getreten und Todte und Verwundete ohne Weiteres in den Frankenborn geworfen, der dadurch zum fernern Gebrauche unbrauchbar und deshalb zugeworfen wurde. Die Nordhäuserinnen sollen sich bei dieser Gelegenheit als tapfere Amazonen gezeigt und viel zur Vertreibung der Feinde beigetragen haben. Die Nordhäuser waren so erfreut über diesen Sieg, daß sie reiche Spenden stifteten und einen Stein am Rathhause, der Nikolaikirche gegenüber, mit folgenden Worten einmauern ließen:

Post M. post tria C. post bis X. junge novemque,
Prae palmis feria sexta festo Tibur — et Va —
Intrarunt postes Urbis tunc illius hostes,
Victrix Nordhusa sed coelitus est ope fusa.

Nordhausen sehnte sich zwar 1334 mit dem Markgrafen aus, mußte aber den Brautschatz dennoch bezahlen.

Vieles hatte auch die Stadt von dem umliegenden Adel zu leiden, der sich als großer Liebhaber ihrer Heerden berühmt machte. Die Grafen von Schwarzburg, Stolberg und Hohenstein waren in Wegführung derselben vorzüglich stark. Zuweilen nahmen zwar die Nordhäuser blutige Rache an ihren Feinden, aber mit Hohenstein wollte es ihnen wenig glücken; denn als sie einst dahin zogen, schickten sie zuvor an Herzog Otto von Braunschweig, der gerüstet in der Nähe stand, mit der Frage, was sie sich von ihm während der Belagerung zu versehen hätten. Otto versprach Frieden und ihrem Unternehmen ungestörten Fortgang, als aber die Nordhäuser, auf das herzogliche Wort bauend, zu stürmen anfingen, überfiel Herzog Otto hinterlistiger Weise ihr Lager, plünderte es und machte viele Gefangene, welche die Stadt nachher mit 800 Mark Silber lösen mußte. Um die Stadt recht bequem berauben zu können, hatten die Hohensteiner an der Ecke des Konsteins die Schnabelburg erbaut und von hier entging dem Grafen Ulrich kein reisender Nordhäuser, keine weidende Creatur. Um diese lästige und gefährliche Nachbarschaft los zu werden, kaufte die Stadt im Jahr 1363 dem Grafen die Burg ab und während diesem das Geld in Nordhausen ausgezahlt ward, zogen die Bürger ins Schloß und brachen es bis auf den letzten Stein nieder. Dies vergaben die Hohensteiner der Stadt nie und sie rächten sich an derselben, wo sie nur konnten. Die Heerden wurden hinweggetrieben, die Hirten erschlagen, die Bürger geplündert, fortgeschleppt und hingerichtet. Oft machten die Ritter bei den Executionen, zu denen sich kein Nachrichter hergeben wollte, selber die Frohnknechte. So legte dem, vom Grafen von Hohenstein gefangen genommenen schuldlosen Nordhäuser Bürger, dem Michael Harnischmacher, welcher an dem Thore zu Clettenberg gehangen wurde, der edle Claus Hannadder den Strick selbst um und Ritter Walther von der Werne hitzte ihn den Galgen hinauf. Die Nordhäuser waren aber auch nicht unthätig und ihr Hauptmann, Andreas von Butler, zog oft aus und verbrannte die Dörfer um Hohenstein, Heringen und Kelbra und trieb Vieh weg, wo er welches fand.

Im J. 1375 entstand abermals ein Aufruhr in der Stadt. Die Patricier hatten nämlich derselben eine ungeheure Schuldenlast aufgeladen, und setzten nun große Abgaben aus. Dessen ungeachtet wurden der Schulden immer mehr und die Obrigkeit wollte keine Rechenschaft über Einnahme und Ausgabe ablegen. Da brach der Aufruhr aus. Die Patricier flüchteten ins Riesenhaus, die Bürger belagerten dasselbe, fingen die Patricier, spielten das Vergeltungsrecht, verwiesen sie aus dem Weichbilde der Stadt und setzten fest, daß in Zukunft kein Adeliger wieder zum Rathsherrn gewählt werden sollte.

Auch im J. 1430 erhob sich die Bürgerschaft wider den Rath und gab ihm Schuld: er hätte das Geld, welches wider die Hussiten gesammelt worden, unterschlagen. Einer von den Rathsherren wurde gehangen und der Protonotarius Hermann brachte sich selbst durch Gift um, um nicht dem wüthenden Pöbel in die Hände zu fallen.

Im 17. Jahrhundert fanden auch hier, wie an andern Orten, Hexenprocesse statt und viele schuldlose Wesen wurden zum schrecklichsten Tode verdammt. Eine Hexe bekannte in der Tortur: es hätte ihr vom Herrn Secretair Schmidt nichts so sehr verdrossen, als daß er ihr Bekenntniß so fleißig protocolliret, wäre auch deswegen willens gewesen, ihm die Hände voll Nießeln zu machen, allein weil er so fleißig gebetet, dabei auch in seinem Amte unerschrocken gewesen, hätte sie es nicht gekonnt. —

Im 30jährigen Kriege hatte die Stadt viel auszustehen, denn Freunde und Feinde wütheten unbarmherzig gegen dieselbe und sogen sie rein aus. Der Obristlieutenant Cannenberg quälte mit seinen Leuten die Bürger so, daß gegen 2000 nach Stolberg flohen. Er wollte auch, den Nordhäusern zum Possen, der Rolandssäule die Füße absägen lassen, allein er kam damit nicht zu Stande, weil sie inwendig eiserne Stäbe hatten.

Im 7jährigen Kriege kam Nordhausen ziemlich gut weg, dagegen mußte es in den letzten Kriegen viel leiden, besonders den 17, 18. und 19. October 1806, wo die Franzosen, den Fürsten Hohenlohe verfolgend, die Stadt einnahmen und plünderten.

Aber alles Ungemachs ungeachtet, was Feuer, Pest und Krieg über Nordhausen brachten, erhielt es sich dennoch immer als eine überaus lebendige und dem ganzen Umkreise auf bedeutende Weite viele Nahrung gebende Stadt. Durch Branntwein- und Scheidewasserbrennereien, durch Oelschlagen, Bierbrauerei, Fruchthandel, Viehmast u. s. w. werden hier jährlich ungeheure Summen in Umlauf gesetzt. Früher waren fast immer hundert Blasen im Gange und im Durchschnitte wurden täglich 1400, also jährlich 510,000 Scheffel Getreide verbraucht, auch wurden jährlich gegen 40,000 Schweine gemästet, 17,000 Centner Oel geschlagen und für 150,000 Thlr. davon verkauft.

So lange Nordhausen freie Reichsstadt war, bestand der Stadtmagistrat aus 42 Mitgliedern. Diese bildeten 3 Regimenter. Zu jedem gehörten 14 Senatoren. Die Bürgermeister waren zugleich Senatoren und konnten auch zu gleicher Zeit Quatuorviri sein. Dieser in Regimenter getheilte Rath wechselte jährlich mit einander ab und eins der Regimenter führte das Präsidium, d. h. nur dieses präsidirende Drittheil des Raths saß zu Gericht, sprach in Prozeßsachen und handhabte die Polizei u. s. w. Jedem Rathsregimente saßen, abseiten der Bürgerschaft, 18 Handwerksmeister, unter der Benennung von Rathsgefreunden, bei. In wichtigen, den Staat betreffenden Verhandlungen, Neuerungen, Auflagen u. s. w. traten alle 42 Magistratspersonen und sämmtliche 54 Rathsgefreunde zusammen. Der Rath ward aus den 9 rathsfähigen Gilden, den 4 Stadtvierteln und der Neustadt erwählt. Die Gilden waren: Die Gewandschneider oder Kaufleute, die Schneider, die Wollenweber, die Bäcker, die Schmiede, die Knochenhauer, die Kramer und Sattler, die Kürschner und Weißgerber, die Schuhmacher und Lohgerber. Die Viertel, nämlich das Neuwegs-, das Altendörfer-, das Töpfer-

und das Rautenviertel, bildeten, mit der Neustadt, 14 Wahltheile, aus deren jedem 3 Rathsglieder genommen wurden. Aus den Stadtviertheilen wurden die Gelehrten gewählt, und aus den 9 Gilden saßen von jedem 2 als Rathsgefreunde jedem Regimente bei. Die beiden am Regimente sitzenden Bürgermeister wechselten ab und jeder präsidirte nur die Hälfte des Jahres. Alle Jahre, in der Nacht vor den heiligen drei Königen, wurde Rathswahl gehalten. Der Pastor primarius hielt Nachts um 4 Uhr eine Regentenpredigt. Während der Predigt und der Wahl wurde das Rathhaus durch einen großen Theil der mit Ober- und Untergewehr bewaffneten Bürger bewacht. Die abgehenden Rathsmitglieder gingen nach der Messe, mit großen Laternen umleuchtet, durch die aufgestellte Bürgerschaft nach der Hauptkirche St. Nicolai, opferten auf dem Altare für die glücklich zurückgelegte Regierung und zuletzt wurden dem in der Kirche versammelten Volke die sämmtlichen Herren des neu angehenden Regimentes vom Rathsstuhle herab bekannt gemacht. Im J. 1803 hörte aber die freireichsstädtische Herrlichkeit auf, denn die Stadt fiel durch den Reichsdeputationsreceß als Entschädigungstheil an Preußen und ist auch dabei verblieben.

Nun, da die gütigen Leser geduldig die wichtigsten Begebenheiten aus der Geschichte Nordhausens *) angehört haben, wollen wir in die Stadt einwandern und ihre Merkwürdigkeiten, so wie die reizenden und beachtenswerthen Punkte der Umgegend betrachten.

In ältern Schriften findet man die Sehenswürdigkeiten der Stadt in folgenden beiden Versen aufgezählt:

Curia, Rolandus, Saxum, Pallata, Canalis,
Fons, Ales sunt Nordhusae miracula septem.

Rathhaus, Rolandssäule, der Stein, das Geschütz und die Künste,
Quell und Vogel, das sind Nordhausens sieben Mirakel.

Das Rathhaus ist zwar einfach, aber recht gut gebaut. Im J. 1609 wurde es von Quadersteinen aufgeführt, litt zwar in einer großen Feuersbrunst bedeutend, wurde aber bald wieder hergestellt und den 7. Oct. 1711 von Neuem eingeweiht. An seiner südlichen Seite steht unter einem kupfernen Dache, geheimnißvoll wie ein Geist der Vorzeit, zwar nicht mit der leichten Grazie, womit der frohe Kunstsinn der Griechen einen Apoll von Belvedere hinzau-

*) Historische Nachrichten von Nordhausen gibt es von Kindervater, Lesser, von Rohr u. A. Das neueste Werk: „Urkundliche Geschichte der Stadt Nordhausen. Halle und Nordhausen 1827.", wovon erst eine Lieferung erschienen, ist vom Conrector Dr. Förstemann, einem tiefen Kenner der Geschichte überhaupt und der Nordhausens insbesondere. Möchte derselbe nur recht bald die versprochene Fortsetzung seines Werkes liefern.

berte, vielmehr etwas schwerfällig, aber dennoch nach den nothwendigsten Regeln des Ebenmaßes gearbeitet,

der Roland, als Zeichen uralter Freiheiten und Gerechtsame, auf dem Haupte eine Krone, in der Hand das blanke Schwert. Henning Behrens (in seiner Hercynia curiosa) erzählt, nach seiner scherzhaften Manier, daß man zu seiner Zeit den jungen Bauerburschen, so zur Stadt gekommen, vorgesprochen habe: wenn sie einen Knittel quer in den Mund nähmen, vor den Roland hinträten und ihn frügen: Roland, was machst Du? so antworte er Nichts! was zu manchen komischen Scenen Anlaß gegeben haben soll.

Der Stein. Dieser, noch Spuren ehemaliger Vergoldung tragende, am Töpferthore befindliche Sandstein zeigt das erst im 14. Jahrh. angenommene Stadtwappen mit folgender Umschrift:

Anno domini CCCCX. Theodosius 2° nobilissim° hispan° romanorum imperator Anno imperii sui quarto hanc urbem fundavit libertatibus armisque imperialibus ditavit. hilf got maria berat.

Dieses Wappen, wodurch die Gründung der Stadt unter König Merwig, einen von dem spätern Könige der Franken verschiedenen mythischen König der Thüringer, also in die Mitte der 5. Jahrhunderts hinaufgesetzt wird, war lange Zeit der Nordhäuser Stolz, bis man es endlich einsah, daß dasselbe nicht über die Mitte des 14. Jahrhunderts hinaufreichen könne, ja, daß es, nach ziemlich sichern Zeichen, wahrscheinlich erst im 15. Jahrh. verfertigt sei.

Das Geschütz, oder „die Feldschlange" wie sie allgemein genannt ward, soll „ein groß vortrefflich schönes Stücke von einem Feuermörser" gewesen sein, auf dem folgende Worte standen:

Lindwurm bin ich genannt,
Der Stadt Nordhausen bin ich wohl bekannt.
1519.
Andreas Pegnitzer goß mich.

Die Künste, oder die Wasserkunstanstalten, welche noch heute in Thätigkeit, und für die Zeit, in der sie errichtet wurden, gewiß merkwürdig sind. Die Oberkunst im Altendorfe erbaute Hanns Larner aus Sachswerfen im J. 1546 und trieb das Wasser 85 Ellen hoch, Peter Günther von Halle trieb es im J. 1598 bis auf 164 Ellen. Derselbe legte auch noch eine zweite, die sogenannte Unterkunst, unter den Weiden an, und trieb mittelst derselben das Wasser 122 Ellen hoch. Durch diese Anstalt wird die ganze Oberstadt mit Wasser versorgt, ja, in den neuesten Zeiten ist es noch um ein Beträchtliches höher getrieben worden, so daß nun auch der Petersberg der am Höchsten gelegene Theil der Stadt, Wasser erhielt.

Die Quelle, entspringt bei dem Hospital St. Elisabeth aus einem Berge, und hat ein überaus reines, wohlschmeckendes und

gesundes Wasser, das bei unsern Vorfahren in großem Ansehen stand. (cf. Behrens: curiöser Harzwald).

Der Vogel, oder Adler, stand unten auf dem Platze, wo Neustadt, Rautenstraße und Rumbach zusammenstoßen, auf einer hohen Säule und war aus folgender Veranlassung errichtet: Es waren zwei Räthe in Nordhausen, der eine in der Ober-, der andere in der Unterstadt. Beide bestanden aus nordhäusischen Patriciern. Der Rath der Oberstadt war der mächtigste, der in der Unterstadt sank immer mehr und da er die Mauern der Vorstädte verfallen ließ, die Nordhäuser aber im Jahr 1364 mit dem Grafen von Hohenstein und im J. 1365 mit dem Herzoge von Braunschweig in Fehde standen, so mußten die Neustädter, die fast keine Mauern mehr hatten, jeden Augenblick einen Ueberfall besorgen und sahen sich daher endlich genöthigt, ihre Gerechtsame an den Rath der Oberstadt abzutreten, wogegen sich derselbe verpflichtete, die Neustadt wiederum mit Mauern zu umgeben. Zum Andenken an diese Vereinigung wurde eine Säule mit einem kupfernen, vergoldeten Adler, aufgerichtet, der nach der Oberstadt gekehrt war und einen goldenen Ring im Schnabel hielt.

Zu diesen sieben Merkwürdigkeiten Nordhausens fügen wir noch folgende hinzu:

Die St. Nicolai- oder die Marktkirche. Sie hatte früher zwei schöne Thürme, welche mit Blei gedeckt waren, aber mehrere Male abbrannten. An einem dieser Thürme, auf welchem auch der Thurmwächter oder Hausmann wohnte, befand sich eine schöne, kunstvoll verfertigte Uhr. Unten an derselben sah man eine kupferne Kugel, die das Ab- und Zunehmen des Mondes zeigte und unter derselben war ein Kopf, über welchem ein goldener Apfel hing. So vielmal es schlug, so vielmal schnappte der Kopf nach dem Apfel, der aber jedesmal zurückfuhr. Zur Rechten der Kugel stand ein Engel mit einer Sanduhr, die er alle Stunden umkehrte, und zur Linken stand ein anderer, der alle Stunden so vielmal, als es eben schlug, mit einem Scepter die Seigertafel berührte. Fünf schöne, große Glocken, welche auf diesen Thürmen hingen, schmolzen in einem furchtbaren Brande und da man in dem Schutte nur gegen sechzig Centner Metall wiederfand, so wurden davon nur zwei andere gegossen, die, da nicht sogleich wieder ein Thurm erbaut werden konnte, bis vor wenigen Jahren vor dem Eingange der Kirche hingen, jetzt aber wieder eine würdigere Stelle eingenommen haben. An der großen Glocke liest man folgende Worte:

Als Rathhaus, Kirch' und Schul' dem Feuer ward verzehret,
(Anno 1710 den 23. Augusti.)
Und fast die halbe Stadt verwüstet und zerstöret,
So ging auch ich mit drauf und ward zu Staub gemacht,
Mit Gott und Künstlers Fleiß bin ich nun hergebracht.

Der Herr, der Alles hat in seinen starken Händen,
Der wolle künftighin all Unglück abewenden
Von diesem Gotteshaus und werther Vaterstadt,
Und heilen wiederum, was er geschlagen hat.

Als Organist an dieser Kirche stand von 1732 — 82 Christian Gottlob Schröter, der Erfinder des Fortepiano. Er war nicht nur ein tüchtiger Organist, sondern zeichnete sich auch als Schriftsteller vortheilhaft aus, denn seine Anweisung zum Generalbasse wurde lange Zeit für die beste gehalten, erfand auch eine Orgel, auf der man, ohne Veränderung der Register, stark und schwach spielen konnte. Ein Mechaniker wollte ihm das Geheimniß mit der Bedingung abkaufen, sich selbst für den Erfinder ausgeben zu dürfen; allein dazu konnte sich der Künstler nicht verstehen und er zerstörte sein Werk aus Mißmuth einige Jahre vor seinem Tode.

Die Kirche St. Blasii, mit zwei Thürmen von ungleicher Höhe, auf denen vier Glocken hängen. Die größte ist im J. 1488 gegossen, nach den daran befindlichen Worten: Maria. Blasius. Martinus. bittet für uns. Anno MCCCCLXXXVIII.

Die Vesperglocke hat keine Jahrzahl, aber folgende Inschrift:

Sabbatha pango † funera plango † noxia frango †
Excito lentos † paco cruentos † dissipo ventos †.

Das Innere der Kirche enthält, außer einem guten Altarblatte, auch zwei werthvolle Gemälde von Lucas Cranach, beides Epitaphien der Meienburgschen Familie, die mit Cranach auf sehr vertrautem Fuße stand. Michael Meienburg, Bürgermeister zu Nordhausen, war gelehrt und geehrt, und Kaiser Karl V. ertheilte ihm wegen seiner Verdienste ein eigenes Wappen, nur befleckte er seinen guten Namen damit, daß er den Walkenrieder Abt, Johann Holtegel, (s. Walkenried) um vieles Klostergeld brachte, so daß dieser seine Klosterbrüder fast verschmachten ließ, besonders den alten, blinden Klostercämmerer Johann Crusius, weshalb Luther einen derben Brief an Justus Jonas ergehen ließ. Dieser war nämlich Luthers Liebling und der große Reformator kam oft nach Nordhausen, seinen Freund zu besuchen. Hier befand er sich immer recht wohl, war heiter und lachte und scherzte gern. So brachte er einst dem alten Jonas, ein Trinkgeschirr mit, welches noch auf der Nürnberger Stadtbibliothek vorhanden ist. Beider Bildnisse stehen darauf geschnitten und darüber folgende lateinische und deutsche Inschrift:

Dat vitrum vitro Jonae vitrum ipse Lutherus,
Ut vitro fragili similem se noscat uterque!

Dem alten Doctor Jonas
Bringt Dr. Luther ein schön Glas,

Das lehrt sie alle Beide sein,
Daß sie zerbrechliche Gläser sein.

Eben weil nun Luther den Jonas so sehr liebte, schrieb er folgenden Brief an ihn, in welchem er auf Meienburgs Güter einen Fluch legt und seinen Freund herzlich ermahnt, jede Gemeinschaft mit demselben aufzuheben:

Gottes Gnade und Friede in Christo Jesu Amen!

Lieber Jona. Ich hatte die andern Briefe kaum zugesiegelt, als M. Philippus zu mir kam und mit sich brachte eine gemeine Vorschrift, welche von unsertwegen dem armen Lazaro, Magister Joh. Crausen sollt gegeben werden, als einem Diener Christi, der von Jedermann verlassen, daß er damit hin und wieder bei frommen Leuten ein Stück Brot möcht erbetteln, diweil er mit so viel zuvorgethanen Schreiben, großen, schweren Reisen, Mühe und Arbeit, auch Bitten und Flehen, nicht hat erlangen mögen der Brosamen, fallend von dem Tisch des Schwelgers, des Abtes zu Walkenried. Und fürwahr, ich kann es nicht genugsam aussagen, wie ich in dieser Sache so heftig bewegt bin, daß ich vermaledeit und verflucht habe alle Wohlfarde und Gedeihen, nicht allein des Abtes zu Walkenried, sondern auch Michel Meienburgs, welche beide mit einander herrlich und prächtig zehren und banquetiren von den Klostergütern, damit man doch billig diesem armen, alten, schwachen, kranken und blinden Mann ernähren und heisen; aber was hilft es, daß wir lange vor den Türken bitten, predigen unsern lieben Herrgott, lehren das Volk, wenn unterdeß diejenigen, so die besten Christen und evangelischen Leute sein wollen, unsers lieben Herrgotts Zorn erregen mit Geiz, Beraubung geistlicher Güter und armer Leute und also in Sünden fortfahren, gleich als hätte unser lieber Herrgott ein Wohlgefallen darob; will Dich derhalben, mein lieber Jona, um Christi willen gebeten haben, so Du mit ihm Gemeinschaft hast, Du wollest davon abstehen, damit Du nicht ihrer Sünden und Verfluchung theilhaftig werdest, denn unser lieber Herr Christus achtet diesen Krausen, den armen Lazarum, mehr, als die ganze Welt und will jetzt nichts sagen von den zwei Wasserblasen Michel Meienburg und den Abt. Wie ehrlich hätte es gestanden, da der Abt dem Michel Meienburg so herrliche Geschenke that, daß Michel Meienburg gesagt hätte: Nein, gnädiger Herr, ich will der Gaben lieber entbehren, damit der arme Lazarus keine Noth leide, aber dieweil wir also thun, so vergessen wir unsers lieben Herrgotts, billig werde er unser auch vergessen. — Dies habe ich in einem Zorn geschrieben, daß Du sehen kannst, daß ich aus einem Eifer

Gottes Michel Meienburgen und dem Abt feind und gram bin und will nicht ablassen, sie zu verfluchen, dieweil der arme Lazarus bettelt; verflucht und vermaledeiet seien ihre Güter und komme das Feuer aus Walkenried und verschlinge auch das, was sie mit Ehren und gutem Gewissen hätten haben mögen. Amen! Amen! Lieber Jonas, Du wollest mir zu Gute halten, daß ich so zornig bin und heftig habe geschrieben, denn Deinethalben bin ich sehr bekümmert, daß Du nicht aus ihrer Freundschaft und Gemeinschaft auch beflecket werdest und auf eine Zeit, um ihrer Missethat, auch mit leiden mußt. Vale!

Martinus Luther Docter!

Der Wunsch Luthers soll wirklich in Erfüllung gegangen und Meienburgs Güter zum größten Theil vom Feuer verzehrt worden sein.

Das erste Epitaphium, ein Ecce homo, ist der Gattin Meienburgs, die im Jahr 1529 starb, zu Ehren gesetzt. Das Bild ist recht schön. — Das zweite Epitaph ist für Meienburg selbst errichtet, der im J. 1559 am Schlage starb. Es stellt die Grablegung des Jünglings zu Nain vor, und unter den Leidtragenden befinden sich mehrere berühmte Männer, als: Luther, Melanchthon u. s. w., welche insgesammt sprechend getroffen sind. — Die Bibliothek dieser Kirche, welche aus dem östlich von der Stadt gelegenen und im Bauernkriege zerstörten Kloster hierherkam, ist ziemlich bedeutend, enthält viele alte, merkwürdige Werke und der Magistrat, welcher seit einer Reihe von Jahren so viel für die Stadt gethan hat, könnte dieselbe trefflich zur Grundlage einer öffentlichen Stadtbibliothek benutzen.

Am 18. November 1726 wurde in der Sacristei dieser Kirche ein versiegeltes Päckchen nebst einem Briefe an den Prediger gefunden. In dem Päckchen befand sich ein — Heckemännchen und in dem Briefe wurde gesagt: daß viele Leute zu Nordhausen dergleichen gekauft hätten, und man bitte den Prediger, alle Christen vor solchem teuflischen Wesen zu warnen.

Der bekannte Johann Spangenberg, von welchem, als er als Generalsuperintendent der Grafschaft Mannsfeld starb, Melanchthon schrieb: „Ihr wisset, was ihr an dem ehrwürdigen Greise, Johann Spangenberg, für einen vortrefflichen Vorgesetzten gehabt habt, welchen Dr. Luther, Dr. Lang, Dr. Pomeranus und alle sächsischen Theologen das beste Zeugniß geben. Zeichnet seinen Namen und seine Amtsjahre in Eure Geschichtsbücher ein und verwahrt seine Schriften treulich, damit die Nachwelt sehe, welcher beharrliche Zeuge der Wahrheit er war, dieser Spangenberg stand lange Zeit als Prediger an dieser Kirche; so wie Kindervater, der sich als Schriftsteller rühmlichst bekannt gemacht hat, besonders durch mehrere locale Schriften, als: gloria templi Blasiani, Feuer- und Unglückschronik und

Nordhusa illustris oder historische Beschreibung gelehrter und berühmter Leute aus Nordhausen. Wolfenbüttel 1715. Das letztere Werk ließe sich jetzt bedeutend erweitern und ich brauche nur an Friedrich August Wolff und an Gesenius zu erinnern. Auch verdienten darin wohl Männer einen Platz, die sich durch nützliche Erfindungen bekannt gemacht haben, wie z. B. der Büchsenmacher Mayer, welcher im J. 1778 das Ricochettiren oder Prallschießen entdeckte. Er sah in einem Teiche das Bild eines Baumes, merkte sich einen Zielpunkt im Bilde, schoß darnach und die Kugel schlug, abprallend vom Wasser, auf denselben Punkt des wirklichen Baumes ein. Derselbe verbesserte auch die Windbüchsen und verfertigte welche, die 3 verschiedene Röhre hatten, um daraus mit Hageln, mit Posten und mit Kugeln zu schießen. — Ein gewisser Neuenhahn erfand eine Rauchmalzdarre und bereitete auf einer 45 Fuß langen und 4 Fuß breiten Darre alle 24 Stunden 10 Nordhäuser Scheffel, verbesserte auch die Branntweinsblasen u. s. w. Der kunstsinnige Legationsrath Seidler erfand im J. 1800 die sogenannte Studirlampe, welche sich durch ihr gefälliges Aeußere und durch ihr helles Licht ungemeinen Beifall erwarb und noch jetzt fast in allen Häusern anzutreffen ist.

Die Kirche St. Petri, mit einem hochgelegenen, hohen und weithin sichtbaren Thurme, von dessen Gallerie man eine herrliche Umsicht und ein schönes Panorama der Stadt hat. Laurentius Süße, früher im Augustinerkloster zu Wittenberg, wo er viel mit Luther umging, später Prior am hiesigen Augustinerkloster vor dem Vogel, hielt in dieser Kirche im J. 1522, den Sonntag Septuagesimae die erste lutherische Predigt vom Weinberge des Herrn. — Der Thurm ist im J. 1362 erbaut, wie die an der nördlichen Seite des Thurms befindliche Inschrift bezeugt. Auf demselben hängen 4 Glocken, von denen die größte einen sehr schönen Ton hat und bisweilen 2 Meilen weit gehört wird. Sie wurde den 24. Sept. 1633 auf dem Zimmergraben gegossen und wiegt 72 Centner. Es finden sich folgende Worte daran:

Der vierte Ferdinand empfing des Reiches Kron'
Als ich von Künstlers Hand bekam den Klang und Ton.
Ich bin durch heißes Feuer und volle Glut geflossen
Wie mich mein Künstler Wolf Geyer hat gegossen.

Später bekam diese Glocke einen großen Riß und wurde deshalb im J. 1691 so gewendet, daß der Klöppel den Riß nicht trifft. Seit dem großen Brande im J. 1612 wird Sommer und Winter alle Abend um 8 Uhr geläutet. Auf diesem Thurme befindet sich auch der Hausmann, welcher am Tage alle Stunden und des Nachts alle Viertelstunden an drei Enden des Thurmes herausblasen muß, zum Beweise, daß er beständige Feuerwache hält. Der Stadtmusikus aber ist gehalten, Mittags um 11 Uhr mit gewöhnlichen Blasinstru-

menten, im Sommer Abends 8 Uhr, im Winter um 7 Uhr mit Zinken und Posaunen und an den 3 Hauptfesten Morgens 3 Uhr mit Pauken und Trompeten zu blasen. — Der Thurm hat sehr viele Wetterschäden erlitten, wodurch er seiner Knöpfe, seiner Spitzen, oft mehrerer Stockwerke beraubt, aber immer wieder hergestellt wurde. Im J. 1811 wurde auch ein Elmsfeuer auf seiner Spitze beobachtet. Die Normaluhr des Thurmes, von Hügelet in der Schweiz verfertigt, hat 625 Thlr. gekostet.

Eine Naturmerkwürdigkeit ist noch die, daß, wenn die Helme zwischen Haferungen und Kleinwechsungen übertritt, alsdann in die Keller der Häuser am Petersberge, dem höchsten Theile der Stadt, Wasser kömmt.

Die Kirche St. Jacobi in der Neustadt. Die ältere Kirche, welche hier stand, mußte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts abgetragen werden und die jetzige wurde, aus Steinen der Ruine Walkenried, in neuerem Stile erbaut. Der durch viele physiko-theologische Schriften bekannte Lesser, welcher auch Verfasser einer Nordhäuser Chronik ist, war Prediger an dieser Kirche.

Die Kirche zum Frauenberge, oder beatae Mariae virginis in monte.

Die Kirche im Altendorfe, oder beatae Mariae virginis in valle.

Die katholische Kirche St. Crucis, von deren Gründung durch die Kaiserin Mathilde schon oben gesprochen worden ist. Kaiser Friedrich II. fand sich bewogen, die Nonnen, welche sich hier befanden, zu entlassen, und Canonici an deren Stelle zu setzen. Das Stift erhielt einen Propst, den der Kaiser präsentirte und der Erzbischof zu Mainz einsetzte. Das Capitel wählte einen Dechanten, Canonikos und einen Cellarium, der die Präbenden der Canonicorum administriren und nicht dem Propste, sondern dem Capitel die Rechnungen darüber ablegen mußte. In der westphälischen Zeit wurde das Stift secularisirt. In der Kirche liegt Graf Heinrich von Schwarzburg, der sich im Bauernkriege hierher begeben hatte, begraben. Auf seinem Grabmale ist er in Lebensgröße und geharnischt ausgehauen, in der Rechten ein Paternoster, in der Linken ein Schwert haltend. Die Umschrift lautet also:

> Anno MDXXVI quarta Augusti obiit generosus et nobilis Dominus Henricus comes in Schwarzburg Dominus in Arenstat et Sondershusen, cujus an requiescat in pace.

Das Gymnasium war früher im Dominicanerkloster, welches schon im J. 1286 gestiftet worden ist. Der letzte Prior hieß Johannes Luderus und wurde im Bauernkriege sammt seinen Mönchen vertrieben. Der Rath wünschte das Gebäude zu einer Schule, und die Einkünfte des Klosters zur Besoldung der Lehrer derselben zu verwenden und trat deshalb mit Luderus, welcher nach seiner Verja-

gung zuerst Prediger in Großensurre, dann in Windehausen geworden war, in Unterhandlung. Dieser resignirte und übergab das ganze Kloster dem Rathe, welcher auch noch in demselben Jahre eine Schule darin einrichtete. Anfangs bestand dieselbe nur aus drei Classen, deren erste der Rector, die zweite der Conrector, die dritte der Cantor und ein Adjunctus leitete. In der Folge erhielt sie eine vierte und fünfte, ja gegen das Ende des 16. Jahrhunderts eine sechste und endlich 1612 eine siebente Classe. Das Schulgebäude wurde zwar nebst den Wohnungen der Lehrer in dem großen Brande ein Raub der Flammen, aber sie wurde bald wieder aufgebaut, denn der Rath zu Nordhausen hat sich das Schulwesen immer sehr angelegen sein lassen, so daß schon Laurentius Peccenstein (Olear. Synt. rer. th. p. 291) sagt: Nordhausen hat jederzeit das Lob gehabt, daß darinnen Kirchen und Schulen sowohl, als das Stadtregiment, ordentlich und weislich bestellet gewesen, inmaßen solches auch die Erfahrung gegeben, denn was dieses vor vornehme Leute erzogen, so nicht allein dieser Stadt, sondern auch dem ganzen Lande und sonsten nützlich gedienet, davon wäre wohl ein langer Catalogus zu erzählen. —

Außer dem Gymnasio, das sich immer des besten Rufes und der lebhaftesten Frequenz zu erfreuen gehabt hat, besitzt Nordhausen noch eine, erst in den neuesten Zeiten eingerichtete Realschule, eine Schule für die Töchter der höhern Stände, viele Knaben- und Mädchenschulen, Freischulen u. s. w.

Das Waisenhaus. Nachdem Nordhausen schon unzählige Male von Feuersbrünsten heimgesucht worden war, besonders den 21. August 1612, wo der Brandschaden auf 13 Tonnen Goldes gerechnet wurde, kam den 23. August 1710, Abends nach 10 Uhr, abermals Feuer aus. Der schönste Theil der Stadt sammt Rathhaus, Marktkirche, Schule und andern öffentlichen Gebäuden ging verloren. Die gierigen Flammen drangen auch in das „eigenthümliche Wohnhaus" eines nordhäusischen evangelischen Predigers, des Joh. Richard Otto, und zwar mit solcher Gewalt, daß innerhalb weniger Stunden das ganze Hauptgebäude mit dem Hinter- und Brauhause, auch Scheuern und Ställen, in der Asche lag. Als man aber am folgenden Tage die Brandstätte aufzuräumen begann, fand man in dem glühenden Schutte eine deutsche Bibel, welche Otto, nebst andern Büchern, auf seinem Tische stehen gehabt hatte, ganz unversehrt; nur am Schlosse waren einige unbedeutende Flammenspuren sichtbar. Da den 21. August 1712 wiederum eine Feuersbrunst entstand, welche 281 Häuser verzehrte, so wurde in dem für Nordhausen so verhängnißvollen Augustmonate (merkwürdiger Weise brach 1812 abermals den 21. August Feuer aus), ein Brandbußtag angeordnet, der noch jetzt begangen und an welchem jedesmal in einer Betstunde auf dem Saale des Waisenhauses, jene Bibel vorgezeigt wird. Sie ist in Duodez und 1698 zu Lüneburg durch Johann Stern gedruckt und verlegt, in schwarzen Corduan mit vergoldetem Schnitt gebunden, ist mit zwei Schlössern versehen und

der Paſtor Otto hat ſogleich mit eigner Hand folgende Worte hineingeſchrieben: Als anno 1710, am 23. Auguſti, war den Sonnabend vor Bartholomäi und Sonnabend vor dem zehnten Trinitatisſonntage gegen 11 Uhr am Markte eine erſchreckliche Feuersbrunſt entſtund und Gott dem ſündlichen Nordhauſen die Zerſtörung Jeruſalems in einem Theil der Stadt durchs Feuer predigte und ſolches Feuer auch mein kaum erkauftes und zwiſchen dem Walkenriederhofe und Steinhackhauſe gelegenes Haus ergriffe und verzehrte: So iſt dieſe Bibel, die ich zu meinem Gebrauch in der Erkener-Stube auf einem Tiſche ſtehen hatte, in ſolchen Flammen, die Alles verzehrten, in der Stube wunderbarer Weiſe erhalten und Tags darauf in der Aſche und Schutt gefunden worden, bis an das obere Schlöſſlein unverletzet!" — Otto fühlte ſich durch die wunderbare Erhaltung ſeiner Bibel tief ergriffen, hielt dieſen Ort gleichſam von Gott ſelbſt geheiligt und faßte den Entſchluß, die Brandſtätte zur Ehre des Höchſten einer frommen Anſtalt und namentlich einem Waiſenhauſe zu widmen. Er machte dem Rathe den Vorſchlag, der das Anerbieten nicht nur willig aufnahm, ſondern auch Alles that, eine Anſtalt zu fördern, die noch heute beſteht und in der eine nicht unbedeutende Zahl armer, verwaiſter Kinder, bei der freundlichſten Behandlung unentgeldlich Koſt und Unterricht erhält.

Der Siechenhof, wurde ungefähr im J. 1281 von einem Herrn von Werther geſtiftet. Jetzt befindet ſich darin eine Arbeitsanſtalt, ſo wie in demſelben auch alte, rechtliche Leute Obdach und Verſorgung finden und Kranke darin gepflegt und gewartet werden. An der nun größtentheils niedergeriſſenen Capelle waren ſieben große Kreuze, aus Sandſtein gehauen, eingemauert, vor deren einem ein Prieſter kniete mit dem Kelch in der Hand. Die Sage erzählt, daß einſt ein Wolkenbruch gefallen ſei, deſſen Fluthen die Kirche umgeſtürzt und den Prieſter, nebſt ſieben Perſonen, die eben communicirten, mit fortgeſchwemmt habe. Zum Andenken an dieſe Begebenheit wären die Kreuze geſetzt worden. — Früher wurden bei dieſem Siechenhofe jährlich 3 Predigten im Freien, ſogenannte „Flurpredigten" gehalten, den 3. Oſtertag, den 3. Pfingſttag und nach der Ernte, die überaus beliebt und zahlreich beſucht geweſen ſein ſollen.

Es wäre nun noch vom Spital St. Martini, dem Hospital St. Eliſabeth, den ehemaligen Klöſtern vor dem Vogel, vor den Barfüßern, auf dem Frauenberge und im Altendorfe, vom Walkenrieder und Ilefelder Hofe u. ſ. w. zu reden; allein die trocknen und zum Theil unbedeutenden hiſtoriſchen Nachrichten dürften den Leſern wenig Intereſſe gewähren und wir ſchicken uns daher lieber an, das reizende, blühende Leben der Umgegend zu betrachten.

Wir verlaſſen alſo die Stadt, welche gegen 12,000 Einwohner zählt und, wie alle alten Reichsſtädte, ziemlich winklig und unregelmäßig gebaut iſt und ſprechen die Worte des Dichters über ſie aus:

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röthe
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

Das Töpferthor, durch welches wir jetzt ins Freie treten, verdient es wohl, daß der Wandrer einige Augenblicke vor ihm verweilt, denn an dasselbe lehnt sich ein mächtiger Zwinger, der jedem Freunde des Alterthums gewiß gefallen wird. In diesem Zwinger sieht man einen Eingang in ein unterirdisches Gewölbe, das, der Sage nach, bis zum Kloster Himmelgarten geführt haben soll, aber wahrscheinlich nur zum Ausfall diente. Außerhalb am Zwinger erblickt man ein Bild, dessen Farben ziemlich erloschen sind und die in Holz geschnittenen Gestalten Jesu, wie er sein Kreuz trägt und des Simon von Cyrene in einem Mönchshabit, worunter folgende Worte stehen:

Der Ketten strenges Band, der Kriegesleute Schlagen,
Der Dornen scharfe Kron, die muß ich für Dich tragen,
Die Kreuze gar dazu: Ich leide diese Pein,
Damit Dein Kreuze Dir mag desto leichter sein!

Dieser mächtige Thurm war außerhalb noch vor wenigen Jahren mit einem tiefen Graben umgeben; jetzt, da die Stadtgräben ausgefüllt werden, ist die untere Hälfte dieses Zwingers verschwunden und der obere Theil blickt traurig den Beschauer an und scheint ihm zuzurufen:

Endlich fiel mein bezweifeltes Loos! Nach langem Verschonen
Muß ich weichen der Zeit, die mein Verderben beschloß.
So verschwindet, was groß und geachtet vor Zeiten gewesen,
Und das Platte genügt Eurem verwöhnten Geschmack.
Ruhmvoll stand ich und fest, Jahrhunderte kamen und schieden,
Keinem Sturme besiegt stürz' ich durch Menschengewalt.
Selbst mich überlebend, verbraucht, ein entbehrlicher Alter,
Durft' ich von jüngerer Welt Ruhe nicht hoffen, noch Dank.
Das ist immer der Gang im Leben der Menschen gewesen,
Was die Väter gebaut, werfen die Enkel in Schutt.
Bald wird keines Sterblichen Auge die Thore noch schauen,

Die so manches Geschlecht kommend und scheidend durchzog.
Nenn' ich die stattlichen Ritter, die einst auf muthigen Rossen
Um den lockenden Preis eilten zum frohen Turnier?
Oder die mächtigen Kaiser, die einst zu ernster Berathung
In die Mauern der Stadt luden die Fürsten des Reichs?
Oder die kriegrischen Heere mit Glanz verherrlichten Führern,
Die sich in Schlachten den Ruhm tapferer Helden erkämpft?
Oder nenn' ich das Volk, das geschaart zum Geschäfte des Tages,
Oder zu Spiel und Tanz lustig und froh sich erging?
Bald ist Alles vorbei! Kein Fuß mehr weilt auf der Schwelle,
Selbst die Spuren des Wegs tilgt die verwandelnde Zeit.

Noch einen Blick werfen wir auf das graue Gestein, weil wir es bei einer spätern Wiederkehr vielleicht nicht wieder antreffen möchten, schreiten dann an dem ehemaligen Stadtgraben hin und befinden uns bald auf dem Kirschberge, der seinen Namen (wie lucus a non lucendo), davon bekommen hat, weil es auf demselben keine Kirschen gibt. Aber schön geebnete Wege, über welche schlanke Buchen ihre schattigen Zweige ausbreiten, duftende Blumenbeete, freundliche Pavillons, einladende Ruhesitze, die, sinnig angebracht, zwischen den Bäumen hindurch herrliche Blicke in die lachende Gegend und auf einzelne Theile der Stadt gewähren, begegnen uns überall und des Himmels wolkenloses Blau, der Nachtigallen tief aufathmender Sang, der unzählbaren Blüthen süße Düfte, der Zweige liebesüsternd Rauschen — Alles trifft unser Herz so weich, so voll und wiegt uns in behagliche Träume, zu welchen die Seele am liebsten geneigt ist, wenn sie sich, von keiner Hoffnung und keiner Sorge bewegt, im reinen und harmlosen Leben der Natur auflöst. — Unter dem kühlen Laubgewölbe schreiten wir dem höchsten Gipfel des Lustwaldes zu, auf dem

die Merwigslinde steht, ein sehr alter, am dicksten Ende des Stammes gegen 24 Fuß im Umfange haltender Baum, welcher, so lange man ihn kennt, die Merwigs-, Merchens- oder Mährchenslinde genannt worden ist. Es ist schon oft die Frage aufgeworfen worden, welcher Name wohl der richtige und ob er wohl so alt sei, als die Linde selbst, welche dennoch nicht gegen vierzehnhundert Jahr alt sein kann. Es ist wohl am richtigsten, die Benennung des Baumes wirklich vom König Merwig herzuleiten und anzunehmen, daß derselbe einst an der Stelle, vielleicht unter einer Linde sitzend, eine Versammlung hielt und daß man, als jener Baum, dem man den Namen Merwigslinde gegeben, abstarb, die jetzige Linde pflanzte, auf welche der Name des alten Baums überging. Merkwürdig ist, daß die Mitglieder der Schuhmachergilde, von uralten Zeiten her, bis vor wenigen Jahrzehnten, anfangs alljährlich, später alle sieben Jahre, bei dieser Linde eine fröhliche Versammlung hielten, und die Sage erzählt darüber Folgendes:

Auf unſerm Königsholz ſtand, wie die Sage geht,
Ein Schloß ſonſt auf dem Platze, wo Filter's Haus jetzt ſteht.

Darinnen wohnt ein König, der König Merwig hieß,
Und den die ganze Gegend mit einem Munde pries.

Gerechtigkeit und Güte umgab des Weiſen Thron;
Der Gute, wie der Böſe, bekam verdienten Lohn.

Schwer hielt's, ihn zu berücken, ſelbſt Pfaffen war es Kunſt;
Mit ſcharfen Adlerblicken durchſchaut er Gleiß und Dunſt.

Des Redlichen Begehren kam er mit Huld zuvor;
Der Schalk und ſeine Bitte fand ein verſchloſſnes Ohr.

Wen Tück' und Bosheit drängte, fand bei ihm Hülf' und Schutz;
Der kühne Widerſacher bot ihm nicht lange Trutz.

Von Wahrheit und vom Frieden war er der wärmſte Freund;
Von Schmeichelei und Hader ein abgeſagter Feind.

In ſeinem kleinen Staate litt niemand wirklich Noth;
Zu praſſen hatte Keiner, Jedweder aber Brot.

Und nicht aus Fürſtenblute kam dieſer Biedre her;
Schuhmacher war ſein Vater, Schuhmacher war auch er.

Daß ihn dem ohnerachtet des Volkes Wahl berief,
Bleibt in der Nachwelt Augen ſein ſchönſter Adelsbrief.

Auch ſchämt' er auf dem Throne ſich ſeiner Herkunft nie;
Erinnerte die Gegend vielmehr ſelbſt laut an ſie.

Denn alle ſieben Jahre zog er im Maimonat
Auf einen von den Hügeln dicht hinter unſrer Stadt.

Und mit ihm zog die ganze Schuhmacherzunft hinaus,
Und Merwig gab im Freien ihr einen Ehrenſchmaus.

Froh ſaß er unter ihnen, und ſchmauſt' und zechte mit,
Gern ſehend wenn man ſcherzte, ungern, wenn man ſich ſtritt.

Der Platz war eine Halde, von hohen Bäumen leer;
An heitern Tagen brannte die Sonn' auf ihn ſaft ſehr.

Zu künft'gem Schatten pflanzte drum Seine Majeſtät
Die Lind' auf deſſen Rücken, die jetzt darauf noch ſteht.

Die Ehrfurcht in der Seele deß, der sie sieht, erregt,
Und noch von ihm den Namen der Merwigslinde trägt.

Stolz zogen die Gesellen von den Schuhmachern hier,
Noch alle sieben Jahre deswegen hin zu ihr.

Und brachten unter Jauchzen und fröhlicher Musik,
Von ihren Zweigen einen mit nach der Stadt zurück.

Und rühmten und erzählten des Zunftgenossen Lob,
Den nicht Geburt, den Tugend auf seinen Thron erhob.

Wir verlassen die alte Linde, welche uns viel erzählen könnte von den Tagen, die nicht mehr sind, wenn ihr die Gabe menschlicher Rede verliehen wäre, und steigen hinab zu einem rings von hohen Bäumen umschlossenen Platze, wo Zelt an Zelt sich reiht und in denen Alles zu finden ist, was das Herz begehrt und den Gaumen gelüstet. Hier im friedlichen Walde sammeln sich an schönen Abenden die Bewohner der Stadt und vergessen bei heiterer Musik und traulicher Unterhaltung des Tages Last und Hitze; hier unter den flüsternden Bäumen wird alljährlich, wenn der Frühling in's Land zieht, ein fröhliches Fest, das Maienfest, gefeiert, zu welchem aus der Nähe und Ferne Tausende von Menschen wallfahrten. Und schon seit Hunderten von Jahren ist der Kirschberg der Vergnügungsort der Nordhäuser, denn ein Studiosus Tiemroth läßt sich bereits im J. 1688 über denselben unter andern also vernehmen:

Es sind die Weiberchen und Kinderchen beflissen,
Ja, was sich regen kann, den Kirschberg zu begrüßen
Mit ihrer Gegenwart: Geh', mache Feuer an
Mein Töchter, hole Milch, damit ich backen kann
Ein Mandel oder mehr der guten Eierkuchen,
Wir wollen ausspazirn, den Kirschberg zu besuchen.
Ja, Herzensmutter, ja, das Feuer ist gemacht,
Ach, tummelt, tummelt euch, weil jetzt der Himmel lacht.
Du geh' inzwischen hin und hole diese Flaschen
Voll guten Gerstensaft; damit wir was zu naschen
Und einen frischen Trunk bei unsrer Freude han,
Wie lächzt und lechzt ein Mensch, eh' man gelangt hinan.
Wo jener Hüne hat den großen Schach geschüttet
An dieses Berges Höh', wie wird das Herz zerrüttet,
Eh man den Hügel küßt! — Wenn sie sich nun geschickt
Mit Schnabelweid' und Trank den Handkorb ausgespickt;
So eilen sie hinaus durch's enge Kirschbergspförtchen,
Vergessen traurig sein, versetzen manches Wörtchen
Von guter Fröhlichkeit. Mich deucht ich sehe sie
Schon klettern an der Höh' wie junges Lämmervieh.

— — — — — — — — — — —

Wir steigen höher 'nauf, um etwas mehr zu finden
An dieses Berges Rund; da stellt sich Märchens Linden
Die Schattenbringerin von fern in mein Gesicht,
Drum soll mein Ziel und Ziel dahin sein abgericht.
Bei ihr ist Lieblichkeit, Smaragdenaugenweide,
Von dannen sieht man entlegner Grenzen Scheide,
Manch schönes Feld und Bau, so seinen Anlaß gibt
Zu lieblichem Discurs, wer irgend ist geübt.
Mir dünket ganz und gar, man heißt sie Märchens Linden,
Weil da von Alters her wir manch' Gedicht erfinden.
Nun Kirschberg ruhe wohl und grüne lange Zeiten
Mit Deiner Nordenstadt. Ich will zur Lob ausbreiten
Bis an das Sternenhaus, und ob ihr mein vergeßt, —
Wiewohl ihr leiblich Kind gar selten sonst verläßt
Ein trautes Mutterherz — will ich doch nicht vergessen,
Dein, liebste Nordenstadt, dein Ruhm soll in Cypressen
Durch meinen Griffel stehn; du bleibst mein Vaterland
Nordhausen, bis man mich versenkt in kühlen Sand.
Ihr Norddewohner braucht inzwischen diese Freude
Des Kirschbergs wohl, lebt lustig ohne Leide,
Besteigt ihn oftermals bei güldner Friedenszeit,
Trinkt, ißt, vergeßt auch nicht der langen Ewigkeit.

Es ist noch zu bemerken, daß auf diesem Berge, der schon im Jahr 1310 „mons vulturis“ genannt wird, und also eigentlich „Geiersberg“ heißen sollte, (einige alte Schriftsteller nennen ihn auch Hirschberg), Erz gegraben wurde, wie schon aus den vielen grubenähnlichen Vertiefungen auf seiner Oberfläche zu vermuthen ist. Im J. 1523 wurde Friedrich Teichgräbern erlaubt, hier Eisenstein zu suchen, und nach ihm mehrere andere. Auch anderwärts in der Nordhäuser Flur wurde darnach gesucht und besonders an einem Orte, der „Muphole“ genannt wird, den man aber jetzt nicht mehr anzugeben weiß. Es gab auch sonst hier Alaunwerke, welche von einer Leipziger Gewerkschaft, die in vier Pfannen sieden ließ, betrieben wurden; allein Uneinigkeit unter den Gewerken selbst brachte diese Alaunsiedereien bald zum Stillstand.

Wir verlassen den Kirschberg und wandeln weiter nördlich zu dem alten Wartthurme, der an dem Saume von Wilde's Hölzchen liegt. (Ein Licentiat Wilde war 1598 Besitzer desselben.) So unbedeutend dieser Thurm sowohl hinsichtlich seiner Bauart, als seiner Größe ist, so war es doch ein glücklicher Gedanke, denselben zugänglich zu machen und oben mit einer Galletrie zu umgeben, da man von ihm einen sehr schönen Umblick nach allen Seiten hin genießt. Wir steigen daher die schmale Wendeltreppe hinauf und blicken überrascht in die Gegend hinaus.

Ei, luſtig grüne Berge
Und üpp'ges Saatgefild,
Und friſche grüne Matten.
Fürwahr ein ſchönes Bild!

Hier ſchmucke Häuschen ſchimmernd
Am grünen Bergeshang,
Dort Sicheln und Sensen blitzend
Das reiche Thal entlang.

Und weiter hin die Ebne,
Durch die die Helme zieht;
Und fern die blauen Berge,
Grenzwächter von Granit.

Und Thürme mit blanken Kuppeln
Und friſches Wäldergrün,
Und Wolken, die zur Ferne,
Wie meine Sehnſucht, ziehn!

Die vor uns liegenden Dörfer, die Felſen und Berge rings umher blicken ſo lockend zu uns herüber, daß wir den Entſchluß faſſen, einige Stunden daran zu wenden, um einige derſelben in der Nähe zu betrachten. Wir gehen daher in das Thal hinab und durch eine freundliche Allee nach dem maleriſch gelegenen Dorfe

Grimderode,

welches nur eine halbe Stunde von der Stadt entfernt liegt und ein gutes Gaſthaus aufzuweiſen hat. Die Umgegend iſt reich an ſchönen Alabaſterarten und Erdfälle gibt es hier in Menge. Gleich auf der Wieſe, welche von dem Wege, den wir von Grimderode aus einſchlagen, links liegt, ſehen wir einige dergleichen, welche den 21. April 1710 entſtanden ſind. An dieſem Tage, welches gerade der zweite Oſtertag war, kam ein Fuhrmann des Weges und war eben im Begriff durch das Flüßchen Zorge zu fahren, als er fühlte, daß die Erde unter ihm zitterte und wankte. Erſchrocken hielt er die Pferde an und blickte umher. Da ſahe er, daß ſich die Erde an fünf Orten von einander riß, ver. Erdreich, große Stücken verſchlang, und ſelbſt den Strom verſchluckte, welcher auch gegen eine Stunde ausblieb. Auf der benachbarten Wieſe aber ſtiegen zwei große Waſſerſtrudel, faſt wie ein Haus hoch, in die Höhe, warfen mit großem Brauſen einige mit ſammt den Wurzeln ausgeriſſene Bäume empor, und ſchleuderten dieſelben eine bedeutende Strecke weit fort. Nachdem das Waſſer wieder geſunken war, blieben die zwei mit Waſſer gefüllten Löcher zurück, wie ſie noch heute zu ſehen ſind, und die

damals eine Tiefe von zehn Klaftern hatten. — Dieser Wiese gegenüber befindet sich oben in einem Felsen eine Vertiefung, welche die Goldschmiedshöhle genannt wird und von welcher die Sage geht, daß sich im dreißigjährigen Kriege ein Goldschmidt lange Zeit in derselben verborgen haben soll. — Weiterhin kommen wir zu dem Johannisberge, auf welchem in frühern Zeiten eine Capelle stand. Ob auch ein Dorf hier gelegen, wie Viele behaupten wollen, läßt sich nicht mehr erweisen. Die Kirche, von der man kaum noch die Grundmauern sieht, wurde im Bauernkriege zerstört und die Glocken kamen nach Sachswerfen. Auf der einen stehen die Worte:

Vincit Christus,
Regnat Christus
Imperat Deus in Domo S. Joh.

Die Aussicht von diesem Berge ist sehr angenehm. Unfern von demselben, an dem Wege nach Niedersachswerfen, liegt ein Hügel, der fast allgemein für ein Hühnengrab gehalten wird und Untersuchung verdiente. — Dicht vor uns sehen wir die Häuser des ansehnlichen Dorfes

Nieder-Sachswerfen

an eine schroffe Felswand von blendendem Gyps gelehnt welche der Mühlberg heißt. Das Dorf soll seinen Namen davon erhalten haben, daß sich in demselben die Einwohner von sechs Dörfern, welche in der Gegend lagen, aber zerstört wurden, und die Bischoferode, Wahlrode, Wahlrode, Espe und Johannisberg geheißen haben sollen, angesiedelt hätten und also sechs Dorfschaften wären zusammengeworfen worden, woher der Name Sechswerfen, (woraus später Sachswerfen geworden), entstanden sei. — Allein da es noch ein Obersachswerfen gibt, von welchem sich keine solche Verschmelzung mehrerer Dorfschaften behaupten läßt, so ist anzunehmen, daß es seinen Namen von den Sachsen erhalten hat oder auch von saxum. — Ein großer Theil des Dorfes brannte im J. 1788 ab und da die Gebäude ziemlich hoch in der hannoverischen Brandcasse versichert waren, so konnte es bald so gut wieder aufgebaut werden, daß es eines der schönsten Dörfer in der Gegend ist. Früher befanden sich mehrere Steinmetzen hier, welche Tabacksdosen und andere Gegenstände aus Hohensteinischem Alabaster verfertigten und deren Arbeiten allen Beifall verdienten.

Im J. 1728 fand ein gewisser Otto auf der hiesigen Trift Steine, untersuchte dieselben, fand, daß sie gutes, schwarzes Kupfer enthielten und da er sah, daß von dergleichen Gestein Vorrath genug da war, löste er einen Muthzettel, baute eine Grube, die er „zu den drei Brüdern“ nannte, und belegte sie mit drei Bergleuten und

einem Jungen. In neun Monaten gewann er 403 Ctr. Erz. Da Otto versicherte, daß das Bergwerk in hundert Jahren nicht ausgearbeitet werden könnte, wenn man auch 30 — 40 Leute anlegte, so bildete sich eine Gewerkschaft, aus der aber Otto bald ausschied. Es wurde auch eine Kupferhütte angelegt, aber in den Jahren 1763 bis 67 wurde das Bergwerk immer schlechter und im J. 1796 war nicht einmal eine Kupferhütte mehr vorhanden.

Der sogenannte deutsche Homer, Laurentius Rhodomann, ist hier geboren. Sein Vater war ein schlichter Landmann, da aber sein Sohn viel Lust zum Studiren bezeugte, that er ihn auf die Schule zu Ilefeld. Hier genoß Rhodomann den trefflichen Unterricht des bekannten Neander, studirte dann zu Rostock, wurde Rector zu Lüneburg, dann zu Walkenried, später zu Stralsund und starb endlich als Professor der Geschichte zu Wittenberg im J. 1616. Wir besitzen von ihm viele, besonders griechische Gedichte z. B. Argonautica, Thebaïca, Iliaca, Palaestina, Historia Ecclesiae Vita et doctrina Lutheri u. s. w. Für uns besonders interessant aber ist seine Ilfelda Hercynica, welches, ebenfalls in griechischer Sprache verfaßte Gedicht er zu Ehren Ilefelds verfertigte, wo er seine erste Bildung erhalten hatte.

Auch bei Niedersachswerfen gibt es viele Erdfälle und andere Naturmerkwürdigkeiten, wovon aber nur der Erwähnung werth sein möchten:

Die Ziegenhöhle, welche an der Morgenseite des Mühlbergs befindlich ist und von der sehr viel gefabelt wird. Weil die Ziegenhirten bei Sturm und Ungewitter ihre Heerden hineingetrieben haben sollen, soll sie den Namen „Ziegenhöhle" bekommen haben. Damals muß sie bedeutend anders gewesen sein als jetzt, denn sie ist so niedrig, eng und verfallen, daß man kaum einige Schritte hineindringen kann. Vor einigen hundert Jahren soll man durch sie bis zu der bekannten Höhle „der Kelle" haben gelangen können, welche an der westlichen Seite dieses Gebirgs liegt; im J. 1720 aber war sie schon nicht viel anders mehr beschaffen, als heute, denn in dem genannten Jahre besuchten dieselbe der Prorector Ritter zu Ilefeld, der Dr. Brückmann und viele Andere, mit Fackeln wohl versehen; als sie sich aber durch den engen, unbequemen Zugang hindurchgezwängt hatten und in zwei kleine Höhlen gelangt waren, die durchaus nichts Merkwürdiges darboten, konnten sie nicht weiter. Sie traten also den Rückweg an, mußten aber, da die Höhlen so eng waren, daß man sich nicht darin umwenden konnte, nach Art der Krebse wieder herauskriechen. —

Eine zweite Merkwürdigkeit ist:

Der Tanzteich, nicht sehr weit vom Ziegenloche entfernt und von dem Mühlberge nördlich. Er war früher gegen fünf Acker groß und wurde für grundlos gehalten. Den Namen soll er auf folgende Veranlassung bekommen haben:

An der Stelle, wo sich später die Wasser des Tanzteiches ausbreiteten, beleuchtete in den grauen Tagen der Vorzeit die Sonne ein stattliches Schloß mit schimmernden Mauern und funkelnden Zinnen. Ein reicher Ritter, dessen Name im Strome der Zeit untergegangen ist, hauste hier in Ueppigkeit und Pracht. Jedes neue Morgenroth brachte ein neues Fest, selbst die Nacht ward zum Tage gemacht; aber weder Zucht noch Sitte waltete in der glänzenden Versammlung der zahlreichen Gäste.

Einst hielt der Burgherr ein prunkendes Fest. Weithin tönte der Jubel der Fröhlichen in die finstere Nacht hinaus, im wüsten Tanze drehten sich Männer und Weiber, Jünglinge und Jungfrauen und rauschende Musik übertäubte das Grollen des Donners, welcher sich in der Ferne drohend vernehmen ließ. — Und der Abend wurde dunkler und die Wellen der Zorge murmelten dumpf und das Gras wurde feucht vom Thaue. Es war als webe der Himmel einen Leichenflor, als singe das Wasser ein Todtenlied und als weine das Gras am Ufer. Ein Sturmwind erhob sich, sauste wild durch die Luft und jagte schwarzes Wettergewölk vor sich auf. Es blitzte, daß die Gebirge in Tageshelle standen; es donnerte und hallte und der Regen rauschte und der Sturm rüttelte an den Fenstern, als klammerten sich Eulen daran und ächzten, während die Wetterfahnen sich klirrend drehten und scheue Nachtvögel die Thürme des Schlosses umkreisten.

Da schlich an morschem Stabe ein von der Last der Jahre gebeugter Greis herbei. Seine Kleidung verrieth die größte Dürftigkeit, obgleich sein Angesicht edel war und seine spärlichen grauen Locken trieften vom Regen. Er trat in das Schloß, und da die Diener, ihrer Pflicht vergessend, sorglos beim Becher saßen, stieg der Alte unbemerkt die breite Steintreppe hinauf und gelangte zu dem Saale, in welchem die Ritter und Frauen, nicht achtend auf das Zürnen der Elemente draußen, im wilden Tanze umherwirbelten. Der Alte wagte nicht einzutreten in die blinkende Halle, er blieb furchtsam am Eingange stehen und hoffte, es werde einer der gepuzten Leute seiner ansichtig werden und sich über ihn erbarmen. Er blieb auch nicht lange unbemerkt. Der Burgherr wurde ihn gewahr, aber von Mitleid wurde sein Herz nicht bewegt. Mit zornrothem Antlitze stürzte er auf den bebenden Armen, riß ihn aus seiner demüthigen Stellung empor und donnerte ihm zu: „Unverschämter Bettler! wie kannst Du Dich erdreisten, mein Schloß zu betreten? Du sollst Deine Frechheit theuer büßen und schneller hinabkommen, als Du heraufgestiegen!“ — Und er packte mit starker Hand den schwachen Mann, schleppte ihn zu einem Fenster und stürzte ihn unter dem Gelächter seiner Genossen in die dunkle Tiefe hinab.

Der Bettler aber stand plötzlich von wunderbarem Lichtglanz umflossen, vor der Burg und rief mit furchtbarer Stimme, vor welcher jeder Jubel erstarb, und allen Anwesenden das heiße Blut in den Adern zu Eis gerann: „Verflucht seid Ihr die Ihr den Armen gehöhnt und dem Tode geweiht, verflucht sei diese Stätte mit all ih-

rer Lust und Ueppigkeit und Ihr sollt versinken zur Stunde in Nacht und Finsterniß!" —

Und siehe, kaum waren die Worte gesprochen, so fuhr ein zischender Blitzstrahl, wie eine feurige Schlange herab, ein furchtbarer Donnerschlag folgte, die Erde borst, ein Wasserstrom quoll heraus und das Schloß versank in die Tiefe und wurde nichts wieder von ihm gesehen. Nur der einsame Wanderer, der in nächtlicher Stille an dem Wasserspiegel vorübergeht, vernimmt ein unheimliches Geräusch wie fernes Jubeln und Jauchzen vermischt mit dumpfem Stöhnen und schaurigem Grabgesang. Der Platz aber ward, weil die Bewohner des Schlosses mitten in der Lust des Tanzes versunken waren, der Tanzteich genannt und heißt so bis auf den heutigen Tag.

Zugleich hatte dieser Teich die Eigenschaft, daß wenn ein Kahn auf eine gewisse Stelle kam, derselbe sich zu drehen und gleichsam zu tanzen anfing, woran ein Strudel oder Wasserwirbel schuld gewesen sein mag, der durch ein Loch unter dem hohlen Berge hinabfiel und den Kahn mit sich in die Tiefe zu ziehen drohte. Später muß dieser unterirdische Abfluß durch die oft vom benachbarten Berge herabstürzenden Felsen verstopft worden sein, denn der schon oft citirte Prorector Ritter zu Ilefeld, vor dem weit und breit keine Höhle und kein Erdfall sicher war, hat auch ihn untersucht und nur zwölf Fuß tief befunden. Indessen hat sich im J. 1815 etwas Besonderes mit ihm zugetragen. Gegen das Ende des Frühjahrs wollten nemlich einige verständige Männer, welche in seiner Nähe Geschäfte hatten, etwas Lebendiges darin gesehen haben, von dem sie eine solche Beschreibung machten, daß es wenigstens ein kleiner Wallfisch oder ein anderes Wasserungeheuer sein mußte. Es war etwas Inselartiges, Bewachsenes und dennoch Lebendiges, da es sich deutlich bewegte, sich bei hellem Wetter auf der Oberfläche zeigte, aber nicht nahe an sich herankommen ließ. Tagtäglich zogen ganze Schaaren nach dem Tanzteiche, um das Ungeheuer zu sehen, und nicht etwa bloß müßige, abergläubische Gaffer, sondern auch ruhige Beobachter, Gelehrte, Naturforscher, die alle etwas Außerordentliches, was da lebte und webte, wahrnahmen, aber nicht zu bestimmen wagten, was es wohl sein möchte. Es wurden mehrere Versuche gemacht, auf einer Flöße darauf zuzusteuern, besonders einmal von einem Halloren in Gegenwart von wenigstens zehntausend Menschen; allein es wurde nichts entdeckt und bald darauf war das fabelhafte Geschöpf verschwunden und ließ sich nicht wieder sehen. Nach der Meinung eines Gelehrten soll es eine Parthie um des Laichgeschäftes willen zusammengeschlungener Fische gewesen sein, die auf einem losgerissenen, fischähnlichen und mit Gras bewachsenen Stück Erde umhergeschwommen. Die Sache machte damals ungeheures Aufsehen und um so mehr, da der Tanzteich keinen (wenigstens keinen sichtbaren) Ab- und Zufluß hat.

Wir verlassen den Teich und indem wir wieder auf dem Wege nach Nordhausen zurückwandern, kommen wir an den sogenannten

„Zoll", ein in der Umgegend sehr beliebtes Gasthaus, daß von dem kürzlich verstorbenen Grafen zu Stollberg mit all dem Geschmacke erbaut worden ist, den man an jeder Baute und Anlage dieses kunstsinnigen Mannes, dessen Tod jeder Freund der Natur und des Schönen betrauert, bemerkt. Hier betrachten wir die malerische Felsenwand des Kohnsteins, welcher nicht weit von diesem Gebäude steil emporsteigt und deren blendendes Weiß herrlich mit dem frischen Grün der Bäume contrastirt, die auf seinem Scheitel wachsen. Auf einer Ecke dieses Berges lag

die Schnabelsburg,

welche schwerlich länger als ein Jahr gestanden hat und deren Geschichte schon oben erzählt worden ist. Keine Spur von Mauerwerk ist mehr aufzufinden und die Stelle, wo sie gestanden haben soll, ist so klein, daß auf derselben höchstens ein Thurm Raum gehabt haben kann. Die Aussicht aber entschädigt reichlich für den Mangel an malerischem Gemäuer. Es ist dem Auge hier vergönnt, weit in die goldene Aue hinabzuschauen, in deren Hintergrunde abermals der Kyffhäuser emportaucht, den wir überall erblicken, auf welchen Berg in der Gegend wir auch treten mögen und dem wir von jeder Höhe einen freundlichen Gruß zuwinken, wie einem alten lieben Freunde. Vom Kyffhäuser aufwärts zieht sich ein waldiges Gebirge, das in der Ferne von blauem Duft umflort ist, und näher, bei Bleicherode, in dem dunkelsten Grün erscheint. Der südliche Theil des Harzes mit seinen Thälern und Höhen, Ruinen und Jagdschlössern, die Stadt Nordhausen und viele Dörfer fesseln den Blick und befriedigt verlassen wir die Höhe und schlagen den Weg nach dem Dorfe Salza ein. Ehe wir dasselbe erreichen, kommen wir zu den schönen Quellen der

Salza,

in deren eine man nicht ohne einen kleinen Anflug von Furcht hinabblickt und die „das grundlose Loch" genannt wird. Es ist dasselbe zirkelrund, hat cristallhelles Wasser und wenn die Sonnenstrahlen darauf fallen, blickt man tief hinab in ein trichterförmiges, grausiges, aber wunderschönes Wasserbecken. Man glaubt einen Zaubergarten zu sehen, denn die Seitenwände sind mit Wasserpflanzen bedeckt, die leise hin- und herschwanken und aus funkelnden Edelsteinen verfertigt zu sein scheinen. Blätter, breit und gezackt, wie aus Rubin, Zweige, wie aus Gold- und Rauchtopas, Moos und Flechten von aller Art, — aber Alles, Alles mit einem Anhauch von Smaragdgrün überflossen, wie die Pflaume von blauem Hauch. Der ganze Quell funkelt wie ein smaragdener Kelch. — Außer dieser Hauptquelle sind dicht in der Nähe noch eine Menge kleinerer, welche alle zusam-

men die Salza bilden und so stark fließen, daß sie gleich bei ihrem Ursprunge eine Mühle treiben könnten. Ihr Wasser ist sehr klar und rein, aber ungemein kalkartig und friert nur in den allerhärtesten Wintern zu. Das grundlose Loch ist ein Erdfall, an denen die Grafschaft überaus reich ist und es wäre leicht deren einige hundert herzuzählen. Hier sollen nur noch

die Seelöcher

bei Wechsungen erwähnt werden, da sie nahe bei Nordhausen liegen und sich an ihre Entstehung eine Sage knüpft. (cf. Grimm: deutsche Sagen.)

Zwischen Klein-Wechsungen und Hochstädt nämlich liegen auf einer kahlen Höhe zwei Erdfälle, die ein Lehrer Dunkelberg zu Nordhausen († 1708) in einem Programm beschrieben hat. Sie sind rund, trichterförmig und das Wasser fängt erst in einer bedeutenden Tiefe an. Von dem bedeutenden Umfange des größten dieser Erdfälle kann man sich nach folgenden Angaben einen Begriff machen. Der Umkreis des obern Randes beträgt 160 Ruthen, der des Wasserrandes 112 Ruthen. Der Durchmesser der obern Peripherie 51 Ruthen und der des Spiegels 36. Die Wasserfläche fängt erst in einer Tiefe von 11 Ruthen an und mißt an seinen tiefsten Stellen 36 Ellen. Früher war eine schwimmende Insel darauf, die vom Blitze auseinander geschlagen wurde und endlich fest wurzelte.

In alten Zeiten war an der Stelle des See's eine Grasweide. Da hüteten etliche Pferdejungen ihr Vieh und als die andern sahen, daß einer unter ihnen weißes Brot aß, bekamen sie auch Lust, davon zu genießen und forderten es dem Jungen ab. Dieser wollte ihnen aber nichts davon mittheilen und gab vor, er bedürfe es zur Stillung seines eigenen Hungers. Darüber erzürnten sie, fluchten ihren Herren, daß sie ihnen blos gemeines, schwarzes Hausbackenbrot gäben, warfen ihr Brot frevelhaft zur Erde, traten es mit Füßen und geißelten es mit ihren Peitschen. Alsbald kam Blut aus dem Brote geflossen. Da erschraken die Knechte und wußten nicht, wohin sie sich vor Angst wenden sollten. Der Unschuldige aber, den, wie Einige hinzufügen, ein alter, unbekannter, dazu kommender Mann gewarnt haben soll, schwang sich zu Pferd und entfloh dem Verderben. Zu spät wollten die andern nachfolgen, sie konnten nicht mehr von der Stelle und plötzlich ging der ganze Platz unter. Die bösen Buben sammt ihren Pferden wurden tief in die Erde verschlagen und nichts von ihnen kam je wieder ans Tageslicht.

Aus dem See aber wachsen seitdem Pflanzen mit Blättern wie Hufeisen.

C. Duval.

Das Thal der Lautenbach.

O Thäler weit, o Höhen,
O schöner grüner Wald.
Du meiner Lust und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt!
Da draußen, stets betrogen,
Saust die geschäft'ge Welt,
Schlag' noch einmal den Bogen
Um mich, du grünes Zelt!

Joseph Freiherr von Eichendorff.

Wenn mich zuweilen noch bunte Kindesträume beschleichen, in denen die Thörin Phantasie mir ein kleines schönes Haus in ein Thalparadies baut, bequem und wohnlich, mit den Geisteswerken aller großen Dichter, die je gelebt, bevölkert und mit ihren Bildern und Büsten geziert, dahinter ein prächtiger Buchenwald auf der Berghöhe, der mir über das rothe Dach noch ein zweites grünes wölbt, dessen Bäume mir mit ihren zarten Fingern an die Fenster tupfen, weiße runde Bänke an den glatten Baumstämmen, die zur Ruhe einladen, überragende mächtige Felsen auf der Seite, durch deren Schluchten der Weg zu Berg und heitere Aussicht sich wendet, vor dem Hause ein hüpfender klarer Bach, mit dessen Welle ich mein Blumengärtchen tränke — wenn alle diese Kindereien mir einmal vor dem innern Auge vorüberziehen, eine farbige fata morgana, die beim ersten kühlen Hauch der Wirklichkeit zerfließt und verschwindet, dann stehst auch du mir jedesmal vor der entzückten Seele, reizendes Lautenbacherthal, schönstes aller Thäler meines vater-

ländischen Gebirges, prächtige Felsenpforte des Thüringerwaldes! An deine ragenden Felsen baut meine kindische Herrin mir die Wohnung, dein durch Gestein sich windender, geräuschvoll hüpfender Bach küßt ihr die Thürschwelle, deine herrlichen Bäume werfen ihr grüne Schatten zu. Als ein erfahrener Mann, dessen bescheidenste Wünsche vom Leben unerfüllt zurückgewiesen wurden, sollte ich billig endlich klüger geworden sein und der Gauklerin Phantasie, die das Lautenbacherthal für mich so freigebig ausgeschmückt, erzürnt die Thüre weisen, wenn sie mir an meinem armseligen Schreibtische solche Possen spielt. Aber ein Dichterherz bleibt ewig ein Kindesherz, das sich an Bildern ergötzt, selbst wenn es weiß, daß sie niemals zur Wirklichkeit reifen. Sie meint es gut mit den armen Dichtern, die Zauberin Phantasie und sucht sie für alle Entbehrungen, die ihnen das wirkliche Leben auferlegt, nach Kräften zu entschädigen. Und so will ich mir immerhin mein bescheidenes Dichterdach im Thal der Lautenbach gefallen lassen; denn Niemand beneidet mich um mein schönes Besitzthum. Ich kann es auch nicht in die Beschreibung des genannten Thales aufnehmen; doch ist die Lautenbach schon an sich so schön, daß es Niemand vermissen wird.

Der Grundcharakter des ganzen Thüringerwaldes ist idyllisch, und nur zuweilen, besonders im nordwestlichen Theile desselben erhebt er sich zum Romantischen. Am reinsten und stärksten tritt der romantische Charakter im Thale der Lautenbach hervor.

Hoch oben am südlichen Gehänge des Inselsberg entspringt in vier Quellen der Inselsbergsgraben und läuft hinab bis nach Brotterode, bis wo er noch mit vier andern Quellen verstärkt worden ist. Nachdem er den bedeutenden und betriebsamen Ort durchwandert ist, öffnet sich ihm zwischen anmuthig geformten kaldigen Bergen, an deren Gehängen sich grüne Waldwiesen emporziehen ein liebliches Thal. Eine Viertelstunde unterhalb des Ortes treibt er den großen alterthümlich gebauten Zainhammer und eine kleine Strecke weiter eine Schleifmühle. Hier fällt aus einem Thale zur Rechten der Beerbach hinein, der aus dem untern und mittlern Beerberge kommt, zwei Berge die sich bis zum hohen Gebirgrücken erheben und vom Rennstieg berührt werden. Sobald der Beerbach in den Inselsbergsgraben gemündet ist, beginnt die hohe Schönheit des Thals, die sich abwärts vom Idyllischen zum Romantischen und zuletzt Schauerlichromantischen steigert. Nach einer Stunde fällt wiederum rechts ein ganz kleiner Bach, der Lautenbach (Loudenbach) vom ¼ Stunde entfernten Dörfchen gleiches Namens herabkommend, in den Inselsbergsgraben und giebt nun diesem seinen Namen, der kleinere Bach dem größern. Von dieser Stelle bis nach Herges heißt das Thal die Lautenbach, nach dem Volksidiom die Ludemich und sie ist die hochromantische Parthie. Bis nach den zusammenliegenden Dörfern Herges*) und Auwallenburg hat man zwei Stunden, der Bach schei-

*) Zum Unterschied von dem Dorfe Herges, im Justizamt Steinbach, Herges-Vogtei genannt.

det die beiden Orte, was rechts (westlich) liegt, ist Herges Vogtei, was links (östlich) Au Wallenburg. Eine kleine halbe Stunde darunter liegt das Dorf Drusen*) (Trusen) und von diesem Punkte an nimmt der Lautenbach den Namen die Druse (Truse) oder der Drusenbach an, und behält ihn bis er dicht bei Herrenbreitungen nach 2 Stunden sich in die Werra ergießt, und dieses Thal heißt das Drusenthal. Das vorhin bezeichnete hochromantische Thal, wird von Vielen auch das Drusenthal genannt, wiewohl fälschlich, weil es von jeher unter den Bewohnern der benachbarten Orte nur den Namen die Lautenbach geführt hat. Oestlich von ihm liegen die beiden kleinen Dörfchen Lautenbach und Elmenthal hinter den Berghöhen in der Entfernung einer Viertelstunde. Eine schöne Chaussee von Brotterode nach Schmalkalden führt seit einigen Jahren durch diese Krone der thüringischen Thäler. Die Wiesen desselben sind vom köstlichsten Grün überkleidet, der Waldesrand, der sich meist bis zur Chaussee herabzieht, besteht aus den kräftigsten Buchen, die ihr hellgrünes Dach wie ein Domgewölbe über den Wandrer ausbreiten, die Berge zu beiden Seiten sind nur mäßig hoch und ihre Wände nicht steil und gestatten zuweilen einen Blick auf das höhere Gebirge. Der Bach taucht in lauter kleinen niedlichen krystallklaren Wasserfällen über Blöcke von hellem Quarz, Gneis, Porphyr und dunklem Trapp, einzelne Granitstücke mischen sich dazwischen. Meist trifft man in diesem höhern Thale im Spätsommer eine Heerde, halb auf den Wiesen, halb im Walde, und das Geläute ihrer Glocken tönt einem noch lange thalwärts nach und erfüllt die Seele mit einer süßen Befriedigung. Zuweilen lugt aus den nicht steilen Thalabhängen ein Felsen heraus, doch sind diese Steinhäupter noch nicht imposant, bis wir an der rechten Thalwand, hoch über den Wald emporragend, einen natürlichen Felsenobelisk gewahren. Ein überraschender Anblick! Es ist der „Hauptstein" am Heßlesberge. Sind wir näher hinzugetreten, um seine seltsame Form schärfer ins Auge zu fassen, und wenden uns dann wieder nach der Chaussee zurück, so erblicken wir auf der entgegengesetzten Seite die Mummensteine, eine schon entlegenere Felsenpartie auf der Höhe des Seimberges, die im Gegensatz zu den übrigen Granitfelsen des Thals aus Glimmerschiefer bestehen. Wir gehen weiter abwärts, die Waldwiesen verschwinden, die Felsen werden zahlreicher; schon von weitem erblickt man eine hohe malerische Felswand an der rechten Seite; sie wird kroteskter, imposanter, je näher man kommt. Granitblöcke liegen im engen Thale zerstreut, übercin-

*) Eine unbestimmte Sage behauptet, Dorf und Bach hätten den Namen von dem kühnen Drusus (Nero Claudius), dem römischen Feldherrn, der auf seinem letzten Zuge durch Deutschland bis an die Elbe durch dieses Thal über das Gebirge gestiegen sei, und merkwürdig genug heißt an der nördlichen Abdachung des Hauptgebirgs, dem Drusenthal fast gerade gegenüber, ein Berggehänge und eine Quelle der Leina, nicht weit über dem gothaischen Waldedorfe Finsterbergen, wiederum Drusenbach, gleichsam den Römerzug durchs Gebirge bezeichnend. Doch könnten beide Namen nicht auch von Steintrusen herkommen?

ander, hängend in der verschiedensten Richtung und Neigung. Mit jedem Schritte wachsen sie. Jetzt treten wir staunend in das eigentliche Felsenlabirinth. Zu beiden Seiten Koloß an Koloß hoch und schroff jeder anders gestaltet, jeder majestätisch, jeder malerisch, jeder überwältigend. Bald steil empor sich gipfelnd wie ein Thurm, ungeheure Geschiebe übereinander in reizender Unordnung aufgeschichtet, zuletzt mit einem eckigen Haupt oder einer wild romantischen Krone bedeckt, die jeden Augenblick herabzustürzen droht, bald überhängende Wände, deren Losreißen man jeden Augenblick mit Bangen erwartet, bald senkrechte zerschnittene und zerklüftete Wände mit Bäumen und Gesträuch gekrönt, bald isolirte scharf auslaufende Klippen und Riffe, dann wieder mächtige Zacken und Hörner bis zum Horizont emporstarrend und mit Moos und Gestrüpp bekleidet, dazwischen im Thale die großartigsten Felsentrümmer wild übereinander liegend, Häusergroße Blöcke, scharfkantige Geschiebe in furchtbarer Unordnung, dies sind die pittoresken Steingestaltungen, dazwischen der klare, starke Bach, der sich durch diese Trümmerwelt höchst malerisch hindurch windet und zuweilen die reizendsten Gefälle bildet. Mit jedem Schritte neue überraschende Ansichten immer wilder, immer herrlicher, immer gewaltiger. An der schönsten Stelle hat ein ordnender Wille zur linken Hand ein freundliches Rondel mitten in die wirre Granitwelt geworfen, ein heller kalter Quell rieselt aus dem Gestein und erquickt den Wandrer, dem die Denkmale der Urwelt hier ein Sta viator! gebieterisch zurufen; ein breiter heller Promenadenweg schlängelt sich weiter durch die gehäuften Felsenmassen von einem schönen Punkt zum andern. Von diesem Wege aus hat man die ganze rechte Bergwand mit den Felsenriesen vor Augen, aus den Klüften auf den Häuptern grünes Baumleben, aus den Blöcken zu unsern Füßen grüne Kräuter, überall die starre Felsennatur mit der üppigsten Vegetation bekränzt und umschlungen, unten der plaudernde stürzende Bach, oben die stolzen Bäume, unten die helle freundliche Chaussee, den Verkehr der Menschen in diese Wildniß tragend, oben der blaue Himmel über den Felsen ausgespannt und gleichsam auf ihren Köpfen ruhend, endlich des Thales Ausgänge nach Süden sich aufthuend und durch Bäume und Gebüsch die ersten Dächer des Dorfes Herges! Die nahe Menschenwelt thut einem wohl; denn zuweilen beschleicht die Seele ein leises poetisches Bangen in der felsigen Einöde. Noch einen Blick zurück auf die gewaltigen Granitmassen, und nun in das hübsche Dorf. Links von den Bergen herab grüßt ragend der einsame Thurm der Ruine Wallenburg.

Ludwig Storch.

Die Stadt Frankenhausen

in der untern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt.

Frankenhausen (644 Häuser, im Jahr 1525 betrug die Zahl derselben 310, 4851 Einwohner im Jahr 1838) liegt in einem, mehre Stunden langen, anmuthigen Thale, welches ein Arm der Wipper durchfließt.*) Die Stadt breitet sich an der südlichen Seite einer Gebirgskette aus, die westwärts in der Grafschaft Hohnstein, auf der Grenze des Eichsfeldes, ihren Anfang nimmt, zwischen Nordhausen und Sondershausen, unter dem Namen des Scheerenbergs, sich durchzieht, und immer ostwärts in mehren Krümmungen laufend, nördlich an Frankenhausen, dem Thal entlang, vorbei streicht. Sie besteht meist aus mächtigen Kalklagern, und derjenige Theil, an welchem sich die Stadt ausbreitet, heißt der Schlachtberg, berühmt durch das den 15. Mai 1525 den aufrührerischen Bauern hier gelieferte Treffen.

Die südliche, dieses Thal begrenzende Gebirgskette ist eine Fortsetzung der Hainleite, welche sich bei Sachsenburg an dem Un-

---

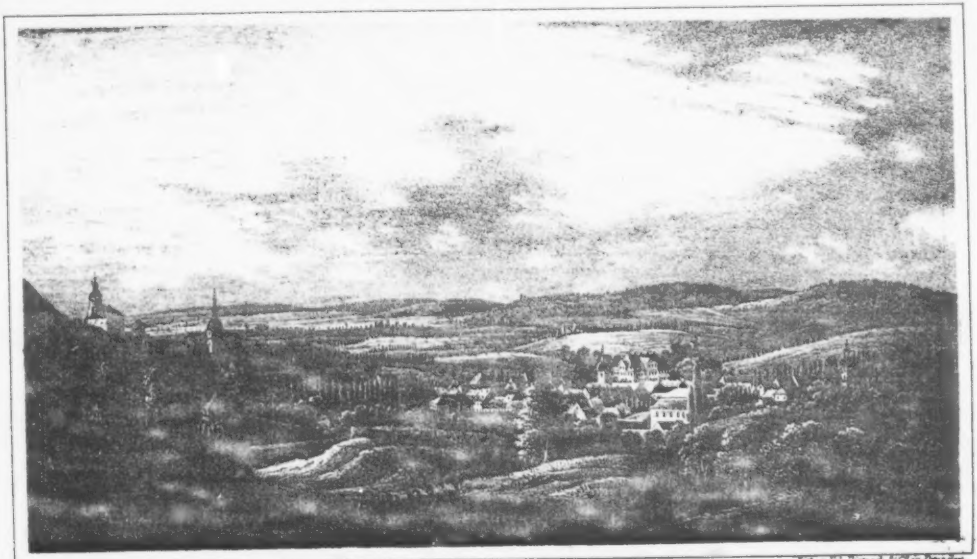
*) Frankenhausen: a) über Wittenberg 301′ + 245, daher über der Meeresfl. 546. (Charpentier).

b) über der Meeresfl. 438. (Mittenberg).

Diese Mittenbergische Angabe beruht ohne Zweifel auf der vorhergehenden Charpentierschen, da Mittenberg die Höhe von Wittenberg 137′ annimmt.

c) im Gasthofe zum Mohr, Erdgeschoß 423 unter Halle, + 120,7, b und c sind unstreitig zu niedrig, daher 546 Höhe über der Fläche des deutschen Meeres.

(Siehe von Hoff: Höhenmessungen in und um Thüringen, Gotha 1833. 4., S. 47. N. 139.)



Lith. v. Ed. Pietzsch, K.C.S. zu Dresden.

43.

Frankenhausen von der West-Seite.

strutthale endigt, wo dann ostwärts die Finne sich majestätisch erhebt. Die größten Nachbarstädte Frankenhausens sind: Nordhausen (in einer Entfernung von 3 Meilen nordwestlich), Sondershausen (2 M. westlich) und Erfurt (5 M. südöstlich).

Frankenhausen hat, wegen des weitläuftigen Salzwerks und der in Gärten still sich ausbreitenden Altstadt, ohngefähr eine Stunde im Umfange. Fünf Thore führen in das Innere der Stadt; von Osten das Frauenthor, von Südost das Erfurterthor, südlicher das Wasser- und Klosterthor; von Westen das Anger- oder Nordhäuserthor. Sie werden außer dem Klosterthore sämmtlich bereits im J. 1417 erwähnt. Im Innern der Stadt finden sich noch: das dunkle Thor, das Gradirwerksthor und das Seigerthor, welches die Stadt in die Ober- und Unterstadt theilt. Eine ziemlich starke Mauer schließt dieselbe ein, an welcher sich, nördlich und westlich, ein tiefer Graben herabsenkt. Ein Arm der Wipper, welcher bei Hachelbich sich absondert und, unter der Erde nach Bendeleben zu geleitet, thalabwärts fließt, theilt sich an der nordwestlichen Seite der Stadt von neuem und durchrauscht dieselbe in mehren Abtheilungen, welche sich am südwestlichen Ende wieder vereinigen. Durch dieses Wasser werden drei Mühlen und die Saline in Thätigkeit gesetzt. Mehre ziemlich breite Straßen durchschneiden die Stadt nach allen Richtungen, vorzüglich aber in der von Norden nach Süden. Die vornehmsten sind: die Klostergasse, die Kräme, (d. i. Straße, wo die Krämer ihre Läden und Buden hatten) und Rathsgasse, die Lange- und Brunnengasse. Für Wasservorrath in der Stadt ist hinlänglich gesorgt, theils durch angelegte Brunnen, theils durch die vervielfältigten Wipperbäche. Die größten Merkwürdigkeiten bietet ohne Zweifel die Oberstadt dar, welche in Urkunden des funfzehnten Jahrhunderts zum Unterschiede von der rechten und alten Stadt (vera et antiqua civitas) die Neustadt genannt wird.*) Tritt man durch das Angerthor in dieselbe, so findet man sich angenehm durch einen geräumigen Platz den Anger, überrascht, welchen von vier Seiten stattliche Häuser umschließen. Eine Abtheilung der Wipper, die von der Rosenmühle unter einer langen Wölbung abströmt, kommt in der Mitte des Angers wieder zu Tage, und windet sich nach der Kräme zu. Hier auf dem Anger ist es auch, wo in einem Hause, dem Thore zu-

*) Die rechte Stadt (vera civitas), war derjenige Bezirk, wo das Rathhaus steht, welcher sich von dem Seigerthore anfing, und durch die enge Gasse mit am Schlosse herum sich bis wieder an den Graben hinauf und an das Seigerthor erstreckte. Nova civitas hieß die Oberstadt, wo das Salzwerk liegt; antiqua die jetzt noch so genannte alte Stadt, die aber niemals Stadtrecht erhielt, deren Name entstanden zu sein scheint, als die Neustadt, angeblich im vierzehnten Jahrhundert, neben der rechten Stadt erbaut wurde.

nächst, der berüchtigte Schwärmer Thomas Münzer in dem Bauernaufruhre verhaftet wurde.

Im Hintergrunde des Angers, ostwärts, gewahrt man einen Theil des Gradirwerkes und der von den Sölden aufwirbelnde Rauch verkündigt die Nähe der Stappe. So nennt man den weiten Platz, auf welchem die Sölden zerstreut umherliegen und wo die Gradirhäuser stehen. Auch führt diesen Namen die kesselförmige Vertiefung, in welcher die reichhaltigen Salzquellen aus der Tiefe der Erde, zum Segen der Stadt, mächtig emporsteigen. Zwei Fahrwege leiten vom Anger ostwärts zur Stappe. Auf der nördlichen Seite der Stadt nahe am Berge, auf dessen hervorragender Spitze die Oberburg, jetzt Hausmannsthurm genannt, als ein Denkmal grauer Vorzeit, düster herabschaut, und an dessen Abflachung man kleine Häuser, in einem Halbzirkel gelagert, erblickt, ist das 50 — 60 Fuß tiefe Thal oder der Soolbrunnen mit den darin befindlichen Schächten und Gebäuden. Der sinnige Beschauer bewundert hier nicht nur die schaffende Hand der Natur, welche in der Erde tiefen Kammern die Fülle des Segens bereitet, sondern er zollt auch dem Künstler, der die rohen Gaben der Natur, durch gut berechnete Zerlegung der Kräfte veredelt, an den Ort der Bestimmung leitete, die ihm gebührende Achtung. Sieben Quellen, die in Schächte eingefaßt sind, findet man hier in einem engen Raume. Von Tage an gerechnet steht der Quell überhaupt 30 Ellen tief in einem Gipsfelsen. So hoch steigt auch die Soole und fließt in den Soolgraben aus, wenn die Kunst nicht anzieht; zieht diese aber scharf an, so strömen ihre Zugänge mannsstark. Die zwei ersten, nach Norden zu 5 Fuß, in der Richtung von Westen nach Osten, von einander entfernten Schächte sind in einem kleinen Gebäude gegen den Einfluß der Witterung gesichert. Sie heißen Fünfseiler und Vierseiler, weil in ältern Zeiten ihre Soole vermittelst Seilen aus den Schächten gezogen wurde, hernach beim Paternosterwerke durch Hülfe der Ketten. Jetzt aber wird dieselbe, wie bei den übrigen, durch Saugpumpen in die Höhe gefördert. Beide Schächte sind 21 Ellen tief und der Soole Gehalt ist 8löthig (d. h. unter 100 Loth Wasser befinden sich 9 Loth Salz.) Von dem Fünfseiler nach Süden zu gegen 18 Ellen entfernt, steht der ebenfalls in einem Gebäude verwahrte Schützschacht. Seine Tiefe beträgt 25 Ellen und der Gehalt seiner Soole ist 11löthig. Den Namen hat er daher, weil er ein Schutz vor den wilden Wassern ist, indem man durch ihn den Ueberfluß ablassen kann. Die Alten pflegten ihn auch wohl den Bratenwender zu nennen, weil sie glaubten, daß sich die gute Soole in dem Maße verbesserte, als dieser in Thätigkeit gesetzt würde. Demselben gegenüber, in schräger Linie nach Osten, erblickt man den guten Schacht oder Soolschacht in einem Häuschen. Er ist 30 Ellen tief und seine Quelle 11löthig. An seiner Seite quillt, was bemerkenswerth ist, ein süßes Wasser. Dieses sind die vier Hauptschächte, welche man, ihrer Wichtigkeit wegen, auch überbaut hat. Da aber die Zugänge außerordentlich stark

sind, so wird in der Regel nur einer benutzt und zwar größtentheils der letztgenannte. Außer diesen verdient noch erwähnt zu werden: der von dem Soolschachte einige Ellen nördlich stehende, gegen 18 Ellen tiefe Tagesschacht mit 4löthiger Soole, welchen man mit einem Mönch (einem viereckigen Pfahle, worauf ein eiserner Ring genagelt ist) versehen hat, um daran zu bemerken, wie tief der Wasserspiegel in den andern mit denen er in Verbindung steht, gesunken sei; ferner der von dem Soolschachte nach Mittag hin drei Ellen entfernte, 15 Ellen tiefe Treppenschacht, mit 4löthigem Soolengehalt. Der siebente und letzte, Bergschacht, auch Hornschacht genannt, steht nach Südost unter dem Berge. Von Tage führt ein mäßiger Stollen zu demselben. Uebrigens hat er mit dem guten Schachte gleiche Tiefe und denselben Gehalt. Ferner gewahrt man noch ein Bergwasser, das aus dem im Brunnen gegen Morgen liegenden Felsen hell und klar hervorsprudelt, bisweilen auch wohl eine Zeit lang ausbleibt, welches vorzüglich dann der Fall war, wenn sämmtliche Schächte angezogen wurden. Der Gehalt dieses Quells ist ¼, und in heißen Sommertagen ½ Loth. Am südlichen Ende des Brunnens steht in dem Hause der Mehl- und Schneidemühle das große Kunstrad, welches von dem aus einer Rinne herabstürzenden Wipperbache in Thätigkeit gesetzt, dem mannichfaltigen Getriebe Leben und Bewegung ertheilt. In diesem Hause hält auch die Pfännerschaft ihre Gerichte und gemeinsamen Berathungen. Ein Gatter, in rechtlicher Hinsicht nicht ohne Bedeutung, umgiebt das ganze Salzbrunnenthal.

Vor Zeiten gewältigte ein Paternosterwerk, vermittelst 5 Wasserrädern, deren Kettengerassel grell in die Ohren tönte, die Soole aus den Brunnenschächten; und so wurde sie ohne Gradirung, mithin sehr geringhaltig, gesotten. Im J. 1792 erhielt der Baumeister Löser zu Frankenhausen, von der Pfännerschaft den Auftrag, den ihr mitgetheilten Plan zu einem Gradirhause zu vollführen. Die Paternosterwerke wurden abgetragen, zum Ersatz der 5 Wasserräder legte der Künstler eins an, das große Kunstrad; 1793 wurde das erste Probehaus von 3 Bund oder 45 Fuß Länge aufgerichtet und in dem folgenden Jahre vollendet. Dieses sogenannte kleine Gradirhaus steht ostwärts von dem Brunnen, auf der Grundfläche über die Schächte erhaben. Es hat 17 Bund oder 155 Fuß Länge und 64 Fuß Höhe. In den Jahren 1795 und 1796 errichtete man das zweite, weiter nach Süden hin stehende große Gradirhaus, das aber erst 1800 in seiner jetzigen Beschaffenheit zur Vollendung gedieh. Ob es sich gleich zu einer Höhe von 74 Fuß erhebt, so trotzte es doch, durch seine mächtigen Streben festgegründet, dem wüthenden Sturme der 9. Novembernacht des erwähnten Jahres. Seine Länge mißt beinahe 600 Fuß. In den J. 1809 und 1810 wurde das dritte, nordostwärts in ziemlicher Entfernung von der Quelle sich hoch erhebende Gradithaus auf dem Berge erbaut. Seine Höhe läßt sich daraus abnehmen, daß es 72 Fuß über der Grundfläche des andern steht, und an sich selbst 54 Fuß hoch ist.

Seine Länge beträgt 17 Bund. Dieses Werk hat 3 Fälle, und wegen des wohlthätigen Einflusses der vom Berge zurückgeworfenen Sonnenstrahlen gradirt es oft besser als die beiden andern, welche zusammen 5 Fälle bewirken. Das große Kunstrad im Soolbrunnen treibt nebst der Mahl- und Schneidemühle die ganze untere Gradirung, zu welcher 36 Pumpen, von 9 bis 11 Zoll im Durchmesser gehören. Es hebt die mächtig zuströmende Soole aus dem Brunnen, steigert sie bis vor die Gradirhäuser und dann durch die auseinandergesetzten Pumpen auf jeden Fall, folglich auf 5 Fälle; ja, zum Ueberfluß bringt es auch die hinreichende Soole bis vor das Berggradirhaus. Um nun dieselbe vollends in die Höhe zu treiben, wurde von dem Bauinspector Löser ein zweites Rad, unfern des ersten, nach Norden zu, erbaut. Das abfließende Trieb- und übrige Soolwasser rauscht durch die Stadt in den sogenannten Gälgen, und fällt vor dem Erfurterthore bei der Insel in den Soolgraben, der es dann durch lachende Gefilde auf Esperstädt, Ringleben ꝛc. in die Unstrut führt. Großen Vortheil hat der Saline die Anlegung der Leckwerke verschafft. Denn durch die Tröpfelgradirung werden die wässrigen Theile der Soole verflüchtiget. Es findet dieß auf folgende Art statt. Die Soole wird aus dem Brunnen in langen Röhren auf die Gradirhäuser gehoben. Dieß sind länglich viereckige oben unbedachte, aber größtentheils an beiden Seiten mit Dachung versehene, von Holz aufgeführte Gebäude, deren Giebel nach Norden und Süden stehen, welche in den obersten Theilen, wo die Fälle sind, Sooltropfkästen haben, und an den Seiten derselben hölzerne Hähne und Rinnen mit Einschnitten. Aus diesen tröpfelt die Soole ab, fällt durch die im mittlern Theile befindlichen Schwarzdornwände und sammelt sich im untern Theile in den großen Soolbehältern. Um stets hinlänglichen Vorrath zu haben, sind noch überdieß mehre Vorrathskästen, den Gradirhäusern zunächst, erbaut worden. Durch diese Anstalt wird die Soole zu einer Grädigkeit von 20 — 30 Loth veredelt. Seit dieser höchst zweckmäßigen Einrichtung haben um die Hälfte mehr Erlauben*) statt gefunden, als vor Zeiten. Denn es wurden seitdem alljährlich gegen 70,000 Stücke Salz gewonnen. Einer in Fr. Brans Minerva (Juni 1833 S. 488) enthaltenen Angabe zufolge soll das Frankenhäuser Salzwerk jährlich im Durchschnitt 55,000 Centner Salz liefern. Nach Trommsdorfs Untersuchung im J. 1829 enthielt das Frankenhäuser Kochsalz 95,1. Pr. an chemisch reinem Kochsalze. Von metallischen oder anderen

*) Dieser Ausdruck hatte sonst folgende Bedeutung: Der Salzschreiber mußte jeden Abend in die Gasthöfe gehen, um dem Zöllner anzuzeigen, wie viel Gespanne vorhanden waren. Hierauf erlaubte dieser, so viel oder auch mehr Salz zu machen, als erfordert wurde, die Geschirre zu beladen. Gegenwärtig besteht ein Erlauben darin, daß der Zollbeamte der Pfännerschaft verschreibt, auf jede Söldengerechtigkeit 36, folglich auf 117½ überhaupt 4230 Butten Salz zu kochen und dieses so oft wiederholt, als die erwähnte Anzahl verkauft ist.

fremdartigen schädlichen Beimischungen fand sich in demselben keine Spur. — Neuerlich haben einige Pfänner ein geräumiges, gemeinschaftliches Siedehaus erbaut, in welchem diejenigen Salz sieden lassen, denen keine besondere Sölde zu Gebote steht.

Zum Sieden der Soole liegen in ziemlichem Umkreise 15 Sölden oder Salzkothen zerstreut, die auch besondere Namen führen, und deren jede in dem Anschlage als eine halbe Hufe Landes geschätzt ist; der Söldengerechtigkeiten aber sind 1174. In großen blechernen Pfannen wird durch Holz-, Rohr- und Kohlenfeuerung das Salz gewirkt. Viele Hände sind beschäftigt, ehe die Soole, die aus den Vorrathskästen in jede beliebige Sölde nach gewisser Ordnung eingelassen wird, die gehörige Vollendung erhält. Diejenigen Arbeiter, welche sich unmittelbar mit dem Sieden des Salzes beschäftigen, führen den Namen Stappenleute. Sie werden eingetheilt in Viermeister oder Obermeister (vor Zeiten auch die Gekrönten genannt) Meister, Pfleger und Unterstecker. Jeder Ordnung liegen besondere Verbindlichkeiten ob, so wie sie auch besondere Rechte und Gewohnheiten und sogar eine eigene Innung haben.

Das Salzwerk selbst gehört erb- und eigenthümlich der dasigen Bürgerschaft, deren sämmtliche Interessenten und Gewerken der Name Pfännerschaft in sich begreift. Pfannherr kann nur der werden, welcher Bürger ist, ein von ihm selbst bewohntes Haus und Hof und wenigstens einen halben Salzantheil besitzt, jedoch darf auch niemand mehr als 3 Sölden an sich kaufen, und Auswärtigen, die in herrschaftlichen Diensten stehen, ward nur dann das Wirken gestattet, wenn ihre Weiber wirklich hier wohnten und Rauch und Feuer unterhielten. Uebrigens ist die Pfännerschaft schriftsässig; ihre das Salzwerk betreffenden Angelegenheiten werden in den alle 14 Tage zu haltenden Salzgerichten entschieden und in wichtigen Fällen von dem Fürsten zu Schwarzburg-Rudolstadt, der allein (vermöge des den 9. Sept. 1650 zwischen Rudolstadt und Sondershausen getroffenen Vergleichs) das Directorium über das Salzwerk hat, oder von der Furstl. Regierung geschlichtet.

Die das Salzgericht bildenden Personen sind vornehmlich folgende: 1) der Salzzollamtmann, welcher zugleich die herrschaftlichen Abgaben von dem gewirkten Salze erhebt, die 2 gr. von jedem Stücke betragen, die Uppenstücke ungerechnet, die der Pfannherr ohne Zoll zu verkaufen befugt ist. Eine Verordnung von 1707 verbietet, Salz in Schüsseln mit nach Hause zu nehmen.

Den Zoll theilen beide Linien des Fürstl. Hauses Schwarzburg. Ehedem erhielt die Herrschaft den sechsten Theil des Werthes von jedem Stücke. Durch einen Vergleich ist aber in der Folge die bereits erwähnte Abgabe festgesetzt worden, und von 36 Stücken (als soviel ein Erlauben auf eine ganze Sölde beträgt) genießen 6 die Zollfreiheit. Die Verrichtungen des Salzzollamtmanns bestehen darin, daß er die Aufsicht über das ganze Salzwerk führt, über die Polizei in der Stappe wacht, bei den Salzgerichten den Vortrag

thut, Akten hält ꝛc. Der Zollamtmann, ehedem Zöllner, nach 1648 gemeiniglich Zollverwalter genannt, wird von beiden Fürstl. Häusern bestätigt und besoldet und zu Frankenhausen verpflichtet. Ferner sind bei dem Salzwerke angestellt: 2) die zwei Salzgräfen, gewöhnlich die zwei ruhenden Bürgermeister, welche im Namen der Pfännerschaft dem Salzgerichte beiwohnen und die ökonomischen Angelegenheiten in Rücksicht auf den Brunnen besorgen. Nach der eingeführten Gewohnheit sollen sie selbst Pfannherren sein. 3) Die beiden Bornherren werden aus der Pfännerschaft gewählt und führen die Aufsicht über den Born und die Kunst und was dazu gehört, nehmen die Geldbeiträge der Pfännerschaft an und berechnen dieselben. Wer sich dieses Amts weigert, mußte ehemals eine Bornkette oder 50 Thaler Strafe erlegen.

Außer diesen zum Salzgericht gehörigen Personen verdienen noch folgende erwähnt zu werden: a) der Salzschreiber, der von Schwarzburg-Rudolstadt allein angenommen wird und unter dem Zollbeamten steht. Er hat die Verpflichtung, mit den Viermeistern, so oft es nöthig ist, die Sölden zu besuchen, nach dem gemachten Salze zu sehen, dasselbe aufzuschreiben, die Pässe abzufordern ꝛc. Mit ihm darf nicht verwechselt werden b) der Bornschreiber, welcher die Rechnungen der Bornherren fertigt, die Pfänner zusammenberuft, die Anlagen aussagt und anschreibt ꝛc. Dieser wird von den Salzgräfen Bornherren und der Pfännerschaft angenommen, von dem Zollbeamten aber verpflichtet.

Seit dem Jahre 1791 hat die Pfännerschaft auch zwei Salzmesser in ihren Diensten, welche die Salzstücke zu ½ Scheffel Nordhäuser Gemäßes in geeichten Butten den Käufern zumessen. Der Born- oder Kunstmeister versertigt die Arbeit an dem Brunnen und der Kunst, und führt überhaupt die Aufsicht über den ganzen Salinenbau, weshalb er auch umweit des Brunnens eine besondere Wohnung erhalten hat. Er wird von den Salzgräfen, Bornherren und der Pfännerschaft angenommen und von dem Zollbeamten verpflichtet. Minder wichtige Personen sind e) die vier dem Kunstmeister zugeordneten Kunstwärter (Bornknechte), f) die Bornrottmeister, an der Zahl drei, welche die Rotte zur Wache und zum Aufzuge gebieten. Vier und funfzig Häuser, die an dem Berge um den Brunnen herum, von der Wasserpforte bis an die Oberkirche und an der Seite zwischen den Sölden, liegen, haben nämlich die Verpflichtung, daß ihre Bewohner an Festtagen, Jahrmärkten, bei heftigen Gewittern, bei Heereszügen ꝛc., überhaupt bei jeder drohenden Gefahr, sich im Soolbrunnen versammeln und im Nothfall Hülfe leisten müssen, wofür sie von der gewöhnlichen Stadtwache befreit sind. g) Der Stappenpfänder, welcher von dem Salzzollbeamten angenommen und beeidigt wird, um auf Diebstahl und andere Veruntreuungen im Salzwerke zu achten und die Schüldigen zu pfänden und anzugeben.

Alle das Salzwerk betreffende Gerechtsame und Dienstleistungen sind durch eine Salzordnung bestimmt, welche den 18. Dez. 1600

von dem Grafen Albert zu Schwarzburg gegeben worden ist. Sie besteht aus drei Theilen und 106 Artikeln.

Späterhin wurde diese Salzordnung, nach welcher auch noch gegenwärtig, in allen Fällen, wo durch die Veränderung der Umstände keine neuen Bestimmungen eingetreten sind, entschieden wird, mit mancherlei Zusätzen und Berichtigungen versehen. Dahin gehören a) die von dem Grafen Karl Günther, in seinem und seiner Brüder, Ludwig Günther und Albert Günther Namen, den 14. Junius 1609 öffentlich bekannt gemachten 17 Artikel. b) Die beiden von der Gräfin Aemilie zu Schwarzburg-Rudolstadt, als Vormünderin ihres Sohnes Albert Anton, den 26. Mai 1647 und den 31. Mai 1648 gegebenen Verordnungen, wovon erstere, (gemeiniglich Memoriale I. genannt) aus zehn, letztere (Memoriale II.) aus zwanzig einzelnen Punkten besteht.

Außerdem finden sich noch vier frühere, jetzt nicht mehr geltende Salzordnungen. Die erste scheint ums Jahr 1500 abgefaßt zu sein, die zweite wurde am 22. Dec. (am Montage nach Thomä des heil. Apostels) 1554 von dem Grafen Günther XL. zu Schwarzburg, Herrn in Arnstadt und Sondershausen, die dritte den 26. Januar (am Donnerstage nach Pauli Bekehrung) 1553 von den beiden gräflichen Brüdern, Günther XLI. (dem Streitbaren) und Joh. Günther zu Schwarzburg, ebenfalls Herren zu Arnstadt und Sondershausen, der Pfännerschaft ertheilt. Die vierte endlich ist vom J. 1560 und hat den Grafen Wilhelm zum Urheber. Der erste Theil derselben besteht aus 20, der zweite aus 14, der dritte aus 18 Artikeln, welchen noch 7, in Bezug auf die Salzarbeiter, beigefügt sind.

Seit dem Jahre 1818 besitzt Frankenhausen auch in dem Soolbrunnen eine eigene Badeanstalt. Der dasige Rath, Dr. Manniske, welchen eine vieljährige Erfahrung von der Heilkraft des sogenannten wilden Wassers überzeugt hatte, that der Pfännerschaft den ersten Antrag dazu. Unter der Leitung des Bauinspectors Löser und seines Sohnes wurden in dem Hause, wo das große Kunstrad steht, bequeme Badezimmer eingerichtet. Dieses Rad hat, außer seinen übrigen mannichfaltigen Verrichtungen, nun auch noch die erhalten, das Wasser vermittelst einer Röhre in jede Stube zu leiten, wo es, aus zwei aufgedrehten Hähnen, warm und kalt, in die Badewanne fließt. Das Wasser, welches zum Baden benutzt wird, rauscht aus einem Felsen des Soolbrunnenthales hell und klar in reichlicher Fülle hervor, und wegen seines schwächern Salzgehaltes soll es dem menschlichen Körper im Allgemeinen weit zuträglicher sein, als das der Schächte. Nach einer vorläufigen chemischen Untersuchung enthielten 6 Pfund (Civilgewicht) des Wassers an festen Bestandtheilen:

Salzsaures Natrum	17	Dr.	30	Gr.
Salzsaure Talkerde	—	"	30	"
Schwefelsaure Kalkerde	—	"	98	"
Kohlensaure Kalkerde	—	"	40	"

Die Temperatur deſſelben war 10° bei 14° R. der äußeren Luft.

Dieſes Waſſer gehört alſo in die Klaſſe der kalten muriatiſchen, deren wohlthätige Wirkungen in verſchiedenen Krankheiten von den Aerzten längſt erprobt iſt. Das Bad kann, nach dem Urtheile ſeines verdienſtvollen Veranſtalters, „als ein Seebad auf dem feſten Lande", betrachtet werden. Seit Eröffnung deſſelben haben nicht blos die Bewohner der Stadt, ſondern auch Fremde davon häufig Gebrauch gemacht. Ein ſo unerwartet zahlreicher Beſuch erforderte daher die Errichtung eines größeren geſchmackvollen Badehauſes, welches in dem folgenden Jahre zu Stande kam. *)

Die den frommen Sinn der Vorzeit deutlich beurkundenden Bornfeſte, welche zu Mariä Verkündigung (den 25. März) und Mariä Himmelfahrt (den 15. Auguſt) begangen zu werden pflegen, verdienen eine ausführliche Erwähnung. An denſelben wird in der Unterkirche, mit beſonderer Beziehung auf den Soolbrunnen, gepredigt, und nach geendigtem Vormittagsgottesdienſte den Geiſtlichen, Schullehrern und Schülern ein beſtimmtes kleines Geſchenk gegeben, auch den Armen im Bornhauſe aus dem Bornbeutel Almoſen gereicht. Früh vor der Kirche, um 8 Uhr, erſcheinen ſämmtliche Meiſter, Pfleger und Unterſtecker in ihrer eigenthümlichen Tracht, weiß geſchürzt, vor der Quelle, wo gewöhnlich der Zollbeamte eine der Feier des Tages entſprechende Rede hält. Hierauf führt er mit dem Salzſchreiber, wenn dieſer das Borngebet und ein dreifaches Vaterunſer verleſen hat, die Stappenleute in die Unterkirche. Die Fahne des Salzwerks wird dem Zuge vorgetragen, dann folgen die Bornherren, von denen einer ebenfalls einige Worte an der Quelle zu ſprechen pflegt, mit den Kunſtaufſehern und Wärtern, nach abermaligem Verleſen des Gebets, in die Kirche nach. Iſt der Gottesdienſt vollbracht, ſo begiebt ſich der Zug nochmals zum Brunnen, wo den verſammelten Kindern und den Armen Geld geſpendet wird.

Vor der Lutheriſchen Kirchenverbeſſerung waren die zu gehöriger Feier dieſer Feſte getroffenen Anſtalten noch weit zahlreicher und mannichfaltiger.

Die ganze Pfännerſchaft wurde zu denſelben förmlich eingeladen, und die Gegend um die Salzkunſt ſorgfältig geſäubert. An dem feſtlichen Tage ſelbſt verſammelte ſich die Pfännerſchaft in U. L. Frauenkirche auf dem Berge, um die hohe Meſſe anzuhören, und begab ſich hierauf zu der Salzkunſt. Den Zug eröffnete die Schule, nach Ordnung der Klaſſen, mit ihren Lehrern; hinter ihr wurden die Fahnen der Jungfrau Maria und des heiligen Wolfgangs getragen, den man als einen vorzüglichen Beſchützer des Salzwerks verehrte. An dieſe ſchloſſen ſich ferner die Geiſtlichen

*) S. Frankenhauſens Heilquelle von Dr. W. A. G. Manniske. Mit zwei Kupfern und einer Karte. Weimar 1820. 8. 190 Seiten.

mit dem Propſte des daſigen Nonnenkloſters, den Kaplänen, Vicarien und Brüderſchaften, beſonders des heiligen Leichnams Chriſti, und zuletzt die Pfänner an, welche brennende, zu dieſem Zweck gegoſſene und geweihte Wachskerzen trugen, und von allen Salzarbeitern und vielen andern Bürgern begleitet wurden. Unter dem Geläute der großen Glocke auf der Frauenkirche und unter andächtigen Geſängen ging der Zug um die Salzkunſt herum, bis wieder zu der Kapelle des heiligen Wolfgang, (einem der älteſten geiſtlichen Gebäude der Neuſtadt), wo Meſſe geleſen und geopfert wurde. Das Geſinde erhielt hierzu von der Pfännerſchaft ein gewiſſes Opfergeld, und daher ſcheint auch die noch heut zu Tage am Bornfeſte gewöhnliche Geldvertheilung an Kinder und Geſinde zu kommen. In allen übrigen Kirchen, in und außer der Stadt, wurde gleichfalls Meſſe gehalten, und dabei pflegte man dem heiligen Wolfgang, Petrus, Nicolaus, Martin, Severus und der Jungfrau Margaretha Gaben darzubringen, in dem Brunnen ſelbſt aber Almoſen auszuſpenden. Aehnliche Aufzüge fanden auch an andern Sonn- und Feſttagen Statt.

Wir ſtehen hier ſo nahe an der Schwelle der Vergangenheit, daß wir einen Rückblick in die graue Vorzeit zu thun, uns von ſelbſt aufgefordert fühlen. Zwar wird uns nie das volle, reine Licht in den bis jetzt nur ſparſam erhellten Irrgängen der Geſchichte des deutſchen Alterthums aufgehen und alles Streben des Forſchers, den Schleier zu lüften, wäre nutz- und werthlos, wenn er nicht ſchon jeden durch das düſtere Dunkel hervorbrechenden Strahl als eine erfreuliche Erſcheinung zu betrachten pflegte.

Die Frankenhäuſer Salzquellen zählt man nicht ohne triftige Gründe zu den älteſten in Deutſchland. Alle Nachrichten, ſo weit ſie in ferne Jahrhunderte zurückweiſen, ſetzen den ergiebigen Quell voraus, der zum Anbau der Stadt Veranlaſſung gab, und deſſen mächtig zuſtrömende Fülle einen unverſiegbaren unterirdiſchen See vermuthen läßt, der vielleicht gleiches Alter mit den Flötzgebirgen dieſer Gegend hat. Um das Daſein unſerer Salzquellen bis auf die Zeiten vor Chriſti Geburt zurückzuführen, haben einige Gelehrte die bekannte Stelle des römiſchen Geſchichtſchreibers Tacitus, in welcher die Rede von einem heftigen (im J. Chr. 57 oder 58) zwiſchen den Katten und Hermunduren wegen eines ſalzreichen Stromes entſtandenen Kriege iſt, von denſelben zu deuten verſucht. Allein neuere, unbefangene Forſchungen laſſen nicht zweifeln, daß die fränkiſche, noch jetzt an Salz ergiebige Saale, die bei Gemünd in den Main fließt, zu verſtehen ſei. Hier wurde das Salz, der deutſchen Einfalt gemäß, auf eine ſehr kunſtloſe Art bereitet: Man ſteckte nämlich einen ungeheuern Holzſtoß an und übergoß ihn mit Salzwaſſer, das dann natürlicherweiſe, ſo wie die wäſſrigen Theile durch die Hitze verdunſteten, etwas Salz zurückließ. Eine ſo unerwartete Wohlthat der Natur, die zwei entgegengeſetzte Elemente zum Nutzen der Menſchen vereinte, verſetzte das rohe Volk in andächtiges Staunen. Das unbegreifliche iſt ihm ohnehin heilig, und ſo waren es

den Deutschen auch die Salzquellen. Oerter dieser Art kamen ihnen als natürliche Tempel der Gottheit vor, hier, wo sie am thätigsten wirkte, glaubten sie, daß dieselbe auch vorzüglich gegenwärtig sei und da am liebsten Gebete erhöre. Kein Wunder also, daß Interesse und Aberglaube zusammen vereinigt, den Streit so sehr entzitzten, daß jedes Heer das feindliche seinen Göttern zum Opfer weihte, ein Gelübde, welches Rosse, Menschen und alles Ueberwundene zum Untergange bestimmte. Um so verderblicher war den Katten der Verlust des Treffens!

Die Vermuthungen, welche von einigen Gelehrten über die ersten Besitzer von Frankenhausen aufgestellt worden sind, erheben sich zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit, so daß zu ihrer völligen Bestätigung blos Zeugnisse gleichzeitiger Geschichtschreiber und unverfälschter Urkunden mangeln, die unseres Ortes namentlich gedenken, welche aber aus jenem frühen, an schriftlichen Denkmälern so armen Zeitalter schwerlich aufzufinden sein dürften. Der ehemalige verdienstvolle Syndikus J. F. Mülbener, dem die Geschichte seiner Vaterstadt so viele wichtige Aufklärungen verdankt, hat mit der ihm eigenen Sorgfalt alles hieher Gehörige gesammelt. Wir werden also auch jetzt größtentheils seinen Angaben folgen. Zu Anfange des sechsten Jahrhunderts nach Chr. Geb. (528) unterlag das Thüringische, von Hermanfried beherrschte Reich dem Frankenkönige Theodorich (Dietrich) und dessen Bundesgenossen, den Sachsen. Beide Völker theilten sich in das eroberte Land. Die Franken erhielten die Gegend diesseit der Unstrut und die Salzquellen, bauten zum Schutze derselben eine Burg, (das Frankenhaus, die Oberburg) gegen ihre Nachbarn, die Sachsen, deren Veste, die Sachsenburg, von Südost von einem hohen Berge herabschaute, aber nun gleichfalls in Trümmern liegt. Die Oberburg, jetzt gewöhnlich der Hausmannsthurm genannt, in deren Nähe unstreitig auch die ersten Wohnungen angelegt wurden*), ruht, unfern der Salzquelle, nordwärts, auf einer hervorspringenden Bergspitze. Ihr Umfang ist unbeträchtlich. Die an allen Seiten sich abflachende Bergspitze bildet einen natürlichen Graben. Denn der sich höher erhebende Hauptberg umlagert in einem Halbzirkel die Grundfläche des Hausmannsthurmes. Ziemliche Mauern, an denen der Zahn der Zeit genagt, schließen sich, als Fortsetzung der Stadtmauer an ihn an und reihen ihn zu der Stadt. Ein Thürmer wohnt in dem alten Gebäude und verkündigt, indem er den Glockenhammer anzieht, die Stunden des Tages. Zu solchem Gebrauche ist die vormalige Bedeutsamkeit des Frankenhauses herabgesunken, das sich vielleicht der Merowinger und Karolinger, als seiner Beherrscher, rühmen kann. Dieses Schloß hatte in älteren

*) Diese Häuser stehen, nach altdeutscher Bauart, ganz einzeln und abgesondert mit ihren Gärten und Feldern (welche aber nun meist davon verkauft worden sind) und zeugen für das hohe Alterthum der alten Stadt.

Zeiten besondere Gerichte, Gerechtsame und Einkünfte. Seine Vertheidigung war nach damaliger Sitte, Burgvoigten und Burgmännern aus adeligen Familien, welche hier oder in der Nachbarschaft ihre Wohnsitze hatten, anvertraut.

Die Traditiones Fuldenses, welche die an das Stift Fulda im achten und neunten Jahrhundert gemachten Schenkungen enthalten, erwähnen Frankenhausen (Franchenhusen, Franckenhusen) namentlich und geben also die erste sichere Kunde von dem Dasein desselben.

Fragt man nach dem Gau, zu welchem dieser Ort ehemals gerechnet wurde, so läßt sich aus unbezweifelten Merkmalen darthun, daß es der Nabelgau (Nabelgewe, Nabelgewe) gewesen sei. Dieser fing sich über Wolkramshausen an, ging neben Sondershausen vorbei und erstreckte sich über Badra, Bendeleben, Thaleben, Rottleben, Frankenhausen, Udersleben bis nach Ichstedt hin, welchen letzteren Ort er auch mit in sich schloß, so daß er einen Strich Landes von vier Meilen in die Länge umfaßte.

Im zehnten Jahrhundert (932) war der Graf Megimward, im zwölften der Graf Rudolph, welcher zugleich den Titel eines Markgrafen führte, über denselben gesetzt.

Als der Mannsstamm der Frankenkönige im zehnten Jahrhundert erlosch, erscheinen die sächsischen Kaiser als Gebieter über die Salzquellen und die sie beschützende Veste. Daß Frankenhausen z. B. unter Otto I. Oberherrschaft stand, erhellt aus einer Urkunde vom J. 952, in welcher dieser Regent alle an das Prämonstratenserkloster Pölde auf dem Harze geschehenen Stiftungen bestätigte, deren Aechtheit aber neuerlich in Zweifel gezogen worden ist. Unter diesen frommen Vermächtnissen treffen wir auch eine Hufe Landes und zwei Sölden oder Salzkothen (duas putchas, zwei Bottiche oder die Einkünfte von zwei Antheilen am Salzwerke) zu Frankenhausen an. Das Document, in welchem Kaiser Otto III am 30. Nov. 998 dem Kloster Memleben die Stadt Wiehe in Thüringen nebst ihrem Zubehör an Dörfern ꝛc übergab, so wie der päpstliche Bestätigungsbrief des Petersklosters zu Salfeld vom J. 1074 und zwei Kaldendornische Urkunden von 1120 und 1144 gedenken ebenfalls des dasigen Salzwerks. Als in der Folge die Vasallen mächtiger wurden, der kaiserlichen Gewalt trotzten und daher Lehnsgüter als Erbe an sich brachten, erfuhr auch Frankenhausen das Schicksal, aus dem unmittelbaren Besitze des Reichsoberhauptes in den eines seiner Dienstmannen überzugehen. Einige Geschichtschreiber rechnen zu den Erbgütern Otto's, Grafen von Orlamünde und Markgrafen zu Meißen, welcher 1067 starb, nebst mehreren andern Besitzungen an der Unstrut, die er seinen Töchtern hinterließ, auch Frankenhausen. Vielleicht im 12. Jahrhundert, in welchem man auch die Quellen in Schächte gefaßt und den Stollen am Haufenberge zum Durchgange der Wipper geöffnet haben soll, wurden die Grafen von Rothenburg damit beliehen. Als diese ums Jahr 1210 ausgestorben waren, fiel unsere Stadt durch die Vermählung der Tochter des

letzten Grafen jenes Namens Hedwig, an Friedrich III., Grafen von Beichlingen, welcher 1275 verschied, und in die daſige Kloſterkirche beſtattet wurde. Doch wußte ſich dieſe Familie nicht länger, als ohngefähr 130 Jahre im Beſitze von Frankenhauſen zu behaupten. Am 23. März (Dienſtags nach Palmarum) 1339 hatte Günther XXI., Graf zu Schwarzburg, welcher in der Folge zum deutſchen Kaiſer erwählt wurde, mit mehreren Grafen ſeines Hauſes und einem Grafen von Hohenſtein für Friedrich und Heinrich, Grafen und Herren von Beichlingen, Vater und Sohn, wegen 2000 Mark für die Grafen von Beichlingen, Herren zu Rothenburg, die Brüder Friedrich, Albrecht, Gerhard, wegen 1000 Mark löthigen Silbers bei der Stadt Erfurt Bürgſchaft geleiſtet. Die Herren von Beichlingen verpfändeten dagegen den Bürgern ihren Theil der Stadt, der Burg und des Salzbrunnens zu Frankenhauſen ſammt Zubehör, auch das Oberhaus oder Schloß zu Sachſenburg; die Herren von Rothenburg neben ihrem Antheile an Frankenhauſen auch das Haus Brücken. Am 29. Dez. (am Freitage nach dem heiligen Chriſttage) des folgenden Jahres verkauften die Grafen von Beichlingen beider Linien Frankenhauſen, Haus und Stadt mit allen Zubehörungen und Gerechtſamen an ihre Vettern, die Grafen Günther XXI. und Heinrich XII. (XV.) zu Schwarzburg, Herren zu Arnſtadt. Laut des zu Erfurt ausgefertigten Kaufbriefs war dafür die Summe von 6500 Mark löthigen Silbers Erfurter Gewichts bezahlt. In einer andern Urkunde von dem nämlichen Tage weiſen die Verkäufer die Burgleute, die Rathsmeiſter, den Rath und die Stadtgemeine an die genannten Grafen von Schwarzburg, als ihre nunmehrigen Gebieter. Dieſe Veränderung hatte auch die des bisherigen Stadtwappens zur Folge, in welches nunmehr ſtatt des Hauknechtes, den es vorher darſtellte, ein hoher, ſtarker, viereckiger Thurm, in deſſen Mitte ein Gatter, unter demſelben aber ein offenes Thor mit dem Schwarzburgiſchen Löwen befindlich iſt, aufgenommen wurde.

Kaum hatten die Grafen von Schwarzburg Frankenhauſen in Beſitz genommen, als ſie deswegen mit dem Landgrafen von Thüringen, deſſen Mißfallen dieſe Vergrößerung ihres Gebietes erregte, in heftige Streitigkeiten verwickelt wurden. Der lange genährte Unwille brach endlich 1342 in offene Fehde aus. Außer dem Erzbiſchof Heinrich von Mainz ſtanden die Grafen Friedrich II. und Hermann VIII. von Orlamünde und Günther XXI. von Schwarzburg an der Spitze des gegen den Landgrafen Friedrich und die Erfurter geſchloſſenen Bundes. Die mancherlei Unbilden und Beeinträchtigungen welche Günther in Rückſicht auf Frankenhauſen und den daſigen Salzbrunnen von den Landgrafen erduldet, ſcheinen eine der vornehmſten Urſachen geweſen zu ſein, warum er ſich gegen Friedrich feindlich erklärte. Wenigſtens wird in den Sühne- und Entſcheidungsvorſchlägen, welche der Kaiſer Ludwig IV. den ſtreitenden Partheien zu Würzburg 1343 am Sonnabend in der Pfingſtwoche machte, den Grafen von Schwarzburg ungehindert Beſitz von Frankenhauſen, ſo wie ſie es von Beichlingen gekauft hatten, feierlich zugeſichert; ein

unverkennbarer Beweis, daß vorher darüber Zwistigkeiten obgewaltet. Die Erzählung einzelner Ereignisse dieses Kriegs, dessen Flamme durch die von dem Kaiser vorgeschlagene Sühne zwar auf einige Zeit gedämpft zu sein schien, die aber bald wieder mit verstärkter Wuth auflooderte, ist unserm gegenwärtigen Zwecke nicht angemessen. Die thüringischen Zeitbücher liefern ein trauriges Gemälde der schrecklichen Verwüstungen, welche er in seinem Gefolge mit sich führte, und deren Spur eine lange Reihe von Jahren nicht auszutilgen vermochte. Nach dem am 26. Julius 1345 im Lager vor Dornburg erfolgten Frieden suchte man die gegenseitigen Verhältnisse zu ordnen und fester als bisher zu bestimmen. Bei einer Zusammenkunft des Landgrafen und Günthers XXI. zu Eisenach am Sonnabend vor Georgii (den 21. April) 1347 wurde die vortheilhaftere Einrichtung des Zolles zu Frankenhausen in Anregung gebracht. In der deswegen getroffenen Verabredung versprach der erstere dafür zu sorgen, daß die Salzkärner künftig ihren Weg nach Weißenfels, Freiburg, Naumburg oder Wanzendorf über die Brücke nach Wiehe nehmen und das Salz, nicht wie bisher, in Halle, sondern in Frankenhausen laden sollten. Von allem Wein und Korne, welches durch des Landgrafen Gebiet und auf der angegebenen Straße nach Frankenhausen gelangte, solle er den dritten Pfennig des Zolles erhalten, die Abgabe der Einfuhr auf anderen Wegen behielt sich Graf Günther ganz allein vor. Den Schutz der Landstraßen wollten beide übernehmen; die Kosten der Wegebesserung und des neuen Brückenbaues über die Unstrut bei dem Dorfe Bretla sollte Graf Günther tragen.

Günther XXI. endigte bekanntlich im J. 1349 sein ruhmvolles Leben. Unter der Regierung seines einzigen Sohnes, Heinrich XVIII. der sich in einer Urkunde von dem eben erwähnten Jahre ausdrücklich Herren zu Arnstadt und Frankenhausen nennt, verkaufte Heinrich Riche dem Kloster Oldisleben im J. 1354 vier Schock jährlicher Einkünfte an 26 Höfen in der Altstadt, und an 4 Salzkothen in der Neustadt Frankenhausen. Den 21. Julius 1356 überließ Graf Heinrich mit Einwilligung seiner Mutter, einer gebornen Gräfin von Hohenstein, und seiner Schwestern, das Oberhaus oder die obere Burg zu Frankenhausen (welche bereits 1354 verpfändet worden war) nebst allem, was dazu gehörte, Dietrichen von Werther, Burgmann auf dem Straußberge, für 1300 Mark löthigen Silbers auf einen Wiederkauf. Heinrich behielt sich jedoch die Burg und den Genuß der Einkünfte derselben bis zu Allerheiligen 1358 vor, machte sich aber verbindlich, während dieser Zeit dem Darleiher jährlich 80 Mark löthigen Silbers und 6 Acker Weinwachs zu seinem Unterhalte zu geben; nach Verlauf dieser zwei Jahre aber sollte derselbe Macht haben, das Schloß zur Wiedererlangung des Hauptgeldes und der Zinsen zu verkaufen, zu versetzen oder für sich zu behalten, und es sollte ihm dann zu einem rechten Lehne gereicht werden. Dergleichen wiederkäufliche Verschreibungen waren damals sehr gewöhnlich. Die Wiedereinlösung der Burg scheint bald darauf erfolgt zu sein, dieß läßt sich unter andern aus dem Umstande folgern, daß

dieselbe wieder 1381 den Edeln Herren von Querfurt auf ähnliche Art überlassen werden konnte.

Heinrich XVIII. entriß 1357 in der Blüthe des Lebens der Tod den Seinigen. Die Landgrafen suchten, weil er keine männlichen Nachkommen hinterließ, sich der Herrschaft Frankenhausen, als eines eröffneten Lehens, zu bemächtigen. Doch das Haus Schwarzburg, gestützt auf die kurz zuvor vom Kaiser Karl IV. bestätigte Erbeinigung und andere Verträge, behauptete standhaft seine wohlbegründeten Rechte auf dieselbe. Endlich verglichen sich beide Partheien im folgenden Jahre (am Tage Mariä Geburt) zu Gotha; den Grafen wurde der ungestörte Besitz von Frankenhausen zugesichert; sie mußten ihn aber mit Abtretung des Schlosses und der Stadt Dornburg, der Häuser Lobdeburg und Windberg sammt der Lehn an Tautenburg erkaufen.

Schon in frühern Zeiten hatte der Herr der Stadt, für den Schutz, welchen er derselben gewährte, eine eigene Sölde, die Voigtei genannt. Graf Heinrich XXXVI. von Schwarzburg verkaufte sie im J. 1511 an den damaligen Zöllner Hartung Schleuser. Daher muß noch jetzt jeder Pfänner für das Salzwirken von einer Sölde einen Gülden Voigtei geben und unter dem Geschoß an den Stadtrath abliefern, der ihn der Herrschaft berechnet.

Die Grafen von Schwarzburg besaßen das Salzwerk gemeinschaftlich, und aus diesem Grunde mußten auch die Zöllner ihnen insgesammt die Pflicht leisten. Allein nach dem Tode des Grafen Wilhelm (1597) fiel die Regierung und die Oberaufsicht über dasselbe der Rudolstädtischen Linie anheim. In der Folge mochten jedoch mancherlei Irrungen, besonders hinsichtlich des Zöllners, entstanden sein. Es wurde daher 1650 zwischen Rudolstadt und Sondershausen ein neuer Vergleich geschlossen, kraft dessen ersteres die Gerichtsbarkeit, wie vorher, ausübt, der Salzamtmann aber von beiden bestätigt und vereidet wird.

Seit jener wichtigen Umgestaltung, welche das Salzwerk ohngefähr im zwölften Jahrhunderte erfuhr, finden wir weiter keiner auffallenden Veränderung gedacht, als daß im Bauernkriege ein reicher Quell sich verstopft und ganz verloren haben soll. Eine noch jetzt gangbare Sage, daß unfern des Soolschachtes ein Schacht verfallen sei, scheint dieselbe zu bestätigen. Doch ist dadurch der Saline, wegen ihrer überschwenglichen Fülle, kein wesentlicher Nachtheil erwachsen.

Aber eine andere Gefahr schien derselben zu drohen, als Kurfürst August von Sachsen die Salzquelle zu Artern mit großem Aufwande fassen und zum Versieden bringen ließ. Die Grafen fanden daher nichts dienlicher, als jene gefürchtete Nebenbuhlerin im J. 1585 für 40,000 Thlr. an sich zu kaufen. Vermöge des von beiden Seiten eingegangenen Vertrags wurde das Salzwerk (jetzt Salzthal genannt) mit einer Mauer umgeben, der Boden, nachdem die Schächte verfallen waren, zu urbarem Lande gemacht und von der Fürstl. Rudolstädtischen Kammer verpachtet, das Pachtgeld aber un-

ter beide Linien vertheilt. Allein im J. 1701, während der durch die Erhebung Schwarzburgs in den Reichsfürstenstand veranlaßten Streitigkeiten, ließ der damalige König von Polen und Kurfürst zu Sachsen die Salzquelle wieder aufräumen. Von Seiten Schwarzburgs wurden dagegen Vorstellungen gethan; nun aber ließ Sachsen außerhalb des Salzthals, bei dem Ausflusse der Soole, einen großen Damm anlegen, man sammelte die Soole und leitete sie in Röhren auf die Kunst und die Gradirhäuser, worauf sie dann gesotten wurde. Dieß geschah unter der Aufsicht des erfinderischen Borlach. Als in den neuesten Zeiten ein großer Theil Sachsens an Preußen abgetreten wurde, leistete Schwarzburg zu Gunsten des letztern 1816 in dem Berliner Vertrage auf die Salzquelle zu Artern Verzicht.

Eine andere Saline, welche im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert die unsrige zu gefährden schien, darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Es ist die zwischen der Numburg und Auleben im J. 1564 von dem Kurfürsten August errichtete. Von Schwarzburg und Stolberg wurden dagegen erhebliche Einwendungen gemacht, worauf das Werk eine Zeit lang liegen blieb, dann aber unter Johann Georg I. ums Jahr 1626 bis 1644 wieder betrieben wurde. Zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts ging es völlig ein, weil man dabei, wegen der geringhaltigen Soole, seine Rechnung nicht fand. Noch jetzt sind einzelne Trümmer der Gebäude und die zu Tag aufsprudelnde Quelle zu sehen.

Der dreißigjährige Krieg hatte, wie auf ganz Deutschland, so auch auf unser Salzwerk einen zerstörenden Einfluß. Einst nahmen sich sogar baierische Soldaten die Freiheit, Salz zu machen und es zu verkaufen. Mehrere Söldengebäude fanden in jener Schreckenszeit ihren Untergang. Daher nannte man die wieder aufgebauten gangbaren Sölden Feuerstätten, zum Unterschiede von den wüsten Stätten.

Uebrigens gedenkt die Salinengeschichte noch einiger neu entstandenen Salzquellen, z. B. daß im J. 1668 unweit eines Gartens auf der Landstraße daselbst eine Quelle zu Tage gekommen, die sich aber in kurzem wieder verloren habe; ferner, daß 1716 unter einer Sölde eine warme 14löthige Quelle hervorgebrochen sei. Sie wurde, um dem Hauptwerke nicht zu schaden, wieder verstopft.

Die neueste Geschichte der Saline, welche die Aufgabe löset, wie sie das geworden, was sie jetzt in hoher Vollendung rücksichtlich der Kunst ist, haben wir bereits oben eingewebt.

Ehe wir die Beschreibung der übrigen Denkwürdigkeiten der Stadt beginnen, können wir nicht unterlassen, den Freund malerischer Aussichten auf einen Ort aufmerksam zu machen, der unter dem Namen Pfännerschaftshöhe bekannt ist. Es ist dieß ein kleines Berghaus, das wenige Schritte von dem Beragradirwerke ostwärts, von besaamter Höhe der von Westen nach Osten streichenden nördlichen Gebirgskette, freundlich herabschaut. Seine Vorderseite blickt nach Süden. Es gewährt eine der lachendsten Aussichten ins Thal. Unter ihm, etwas zur Linken, erhebt sich ernst und still

die Ober- und Bergkirche. Die sie umgebenden grünen Rasenhügel und aufgerichteten Leichensteine mahnen daran, daß Viele hier ausruhen von den Mühen des beschränkten Erdenlebens. Zur Rechten trifft zuerst das Auge auf die hohen Gradirhäuser, deren hin und her sich bewegende Getriebe den sinnigen Beschauer wiederum an das thätige Menschenleben erinnern; der von den Sölden aufdampfende Rauch steigt vor uns in die Lüfte, und verdunkelt bisweilen die freie Aussicht. Etwas südlicher — und der Blick ruht auf den hohen und niedern Häusern der weit verbreiteten Stadt, die fast von allen Seiten mit anmuthigen Gärten umringt ist. Am südlichen Ende reihet sich ihr die Altstadt an, deren Häuser hin und wieder durch das dunkle Grün der Bäume freundlich hervortreten. Unter und über der Stadt breitet sich das weite Thal aus, in dem grüne Wiesen durch fruchtbare Aecker sich hindurchziehen; nah und fern gewahrt man Dörfer, die, friedlich und still in der Aue gelagert, in dem reizenden Gemälde den Hintergrund schmücken. Den Blick nach Süden hemmt die lange, größtentheils bewaldete Gebirgskette, zwischen welcher südöstlich die Unstrut sich ihren Lauf in das Thal bahnt, und dann thalabwärts ihre reißenden Fluthen führt, welche aus dunkelnder Ferne heraufblinken. Schaut man von der Pfännerschaftshöhe in gerader Linie nach Westen, so erhebt sich wenige Schritte vor uns, der Hausmannsthurm, dessen alterthümliches Ansehen an die Tage der heldenmüthigen Vorzeit erinnert, wo das Frankenhaus der schief gegenüber liegenden Nachbarfeste Sachsenburg Ehrfurcht gebot.

Die Ober-, Berg- oder U. L. Frauenkirche ist das letzte bemerkenswerthe, innerhalb der Oberstadt, am nordöstlichen Ende derselben, liegende Gebäude. Sie wurde 1382 erbaut, und gehörte vornehmlich der Brüderschaft des Leichnams Christi an, welche hier ihre Wohnungen hatten, die bisweilen in Urkunden das Kloster unserer lieben Frauen auf dem Berge genannt werden. Diese Kirche besaß vortreffliche Ornate und merkwürdige Reliquien, die aber sämmtlich bei der Pappenheimischen, drei Tage und zwei Nächte dauernden Plünderung (im October 1632) verloren gingen. Im J. 1727 den 14. Septbr. wurde sie, nach erfolgter Hauptreparatur, wieder eingeweiht. Der erste Pastor seit dieser Wiederherstellung war Christoph Anton Hankel, dem 1732 J. Heinr. Oberländer und diesem 1737 M. D. G. Müller folgte. Jetzt verrichten die Lehrer an der Schule wechselsweise den Gottesdienst. Im J. 1759 den 29. Mai wurde der Thurm dieser Kirche ein Raub der Flammen, als in einer Sölde Feuer ausgekommen war, welches 34 Wohnungen an der Frauenstraße verzehrte. Man baute ihn in den folgenden Jahren wieder auf, und versah ihn 1763 mit drei neuen Glocken.

Der diese Kirche von drei Seiten umgebende Gottesacker hatte in älteren Zeiten kein allgemeines Begräbnißrecht, sondern scheint lediglich für die Brüderschaft des heil. Leichnams Christi bestimmt gewesen zu sein. Selbst nach der Reformation begrub man die Todten auf den Gottesacker der St. Jakobskirche auf dem Untermarkte.

Diese Kirche, von deren vormaligem Standorte man jetzt nicht die geringste Spur bemerkt, wurde jedoch 1544 abgebrochen, und seitdem ward der Gottesacker bei der Klosterkirche zum gemeinsamen Begräbnißplatze bestimmt. Dieß dauerte bis in das Jahr 1598 fort. Jetzt hatte man aber hier wegen der großen, durch die Pest verursachten Sterblichkeit *) nicht mehr Raum genug, und sah sich daher genöthigt, einen neuen Gottesacker vor dem Nordhäuser Thore anzuweisen, welcher bis auf den heutigen Tag als der allgemeine zu betrachten ist.

Die Ober- oder Neustadt ist ohne Zweifel (wie auch die zweite Benennung, die schon in Urkunden des Mittelalters vorkommt, zu erkennen gibt) später, als die alte Stadt, vielleicht von Bewohnern der letztern, angelegt worden. Dieser Theil der Stadt war schon in den frühesten Zeiten mit einer Mauer umgeben und erstreckte sich ohngefähr bis an das Seigerthor in der Kräme. Einzelne, noch hier und da sichtbare Mauertrümmer deuten auf den ehemaligen geringen Umfang Frankenhausens hin. Gegen das zwölfte Jahrhundert wurde die jetzige Unterstadt an die Neustadt angebaut und auf solche Art der Raum zwischen dieser und der Altstadt ausgefüllt. Nunmehr gedenken die Urkunden der Eintheilung in die rechte, alte und neue Stadt, da früher Alles, was außer den Mauern der Oberstadt lag, „auf dem Graben" genannt wird.

Jetzt wollen wir die Merkwürdigkeiten der Unterstadt nach der Reihe betrachten.

An der mittägigen Seite derselben erhebt sich das in einfach-edlem Style erbaute Fürstliche Schloß. Seine Vorderseite ist nach Abend gerichtet. Ein mit lebhaftem Grün geschmückter Rasenplatz den Linden- und Kastanienbäume theilweis beschatten, breitet sich vor demselben aus. Gegen Morgen und Mitternacht stößt der geräumige Gemüs- und Baumgarten an das Schloß. **) Ehemals fand an dieser Stelle die Unterburg, welche der Unterstadt zum Schutze und den Grafen von Beichlingen und Schwarzburg lange

*) Frankenhausen war sonst ein sehr ungesunder Ort, mit ungepflasterten Straßen voller Koth und Sümpfe. Es wurde daher oft, vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert (z. B. 1597, 1610, 1611, 1626, 1636 und 1639) von ansteckenden Krankheiten heimgesucht, welche man mit dem allgemeinen Namen der Pest zu bezeichnen pflegte. In dem letzten Jahre befand sich die Stadt durch den noch immer mit erneuerter Wuth fortdauernden Krieg in einem höchst traurigen Zustande. Die meisten Häuser waren vom Feuer verzehrt, viele Kranke endigten ihr Leben auf der Gasse und in wüsten Kellern, es konnten nicht einmal Alle begraben werden. Ueberhaupt betrug die Zahl der seit 1597 bis 1642 an der Pest Verstorbenen 5291.

**) Nach einer handschriftlichen Nachricht befanden sich noch zu Anfange des vorigen Jahrhunderts hinter dem Schloßgarten viele erhöhte Haufen, wie Salpeterhügel, worin die in der Schlacht von 1525 gebliebenen und auf dem Anger hingerichteten Bauern begraben worden waren. Nach der Zeit hatte man diese Hügel geebnet.

Zeit zum Wohnsitze diente. Zwar läßt sich, wegen des für den Geschichtforscher oft so drückenden Mangels an beglaubigten Nachrichten, das Jahr ihrer Erbauung, wie bei den meisten dieser ehrwürdigen Denkmale einer thatenvollen Vorzeit, nicht mit Sicherheit bestimmen ihr Dasein wird jedoch im Anfange des 14. Jahrhunderts durch urkundliche Zeugnisse außer Zweifel gesetzt. Bereits 1339 wurde sie nebst der Oberburg den Grafen von Schwarzburg verpfändet, und ging 1349 zugleich mit der Stadt, als völliges Eigenthum, an dieselben über. Sie hatte ebenfalls, bis zu Anfange des 16. Jahrhunderts, ihre besonderen Burgvoigte und Burgmänner. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts lebte Graf Günther XXV. bald zu Arnstadt und Blankenburg, bald zu Frankenhausen. Seinem Beispiele folgten, in Ansehung des letzteren Ortes, mehrere Herren aus diesem erlauchten Geschlechte. Im 16. Jahrhundert erfuhr die Burg eine wichtige Veränderung. Heinrich der Jüngere (XXXIX.) faßte 1533 den Entschluß, ihr ein freundlicheres Ansehen zu geben. Unter der Leitung des wegen seiner Erfahrenheit im Bauwesen berühmten, damaligen Amtsschössers, Nikol Clausen, wurde das neue Schloß aufgeführt und mit einer Kapelle versehen. Seit dem Jahre 1570 hielt Graf Wilhelm, dem in der Erbvertheilung mit seinen Brüdern Frankenhausen zugefallen war, hier seine Hofstatt. Dieser treffliche Regent, der nebst seinen beiden Gemahlinnen (Elisabeth, einer gebornen Gräfin von Schlick, und Klara, gebornen Herzogin von Braunschweig-Lüneburg) sich um die Verbesserung des Gemeinwesens, vornehmlich der Kirchen und Schulen, die ausgezeichnetsten Verdienste erwarb, ließ 1578 und 1589 unser Schloß durch Anbau beträchtlich erweitern. Er starb im J. 1597 auf dem Straußberge, wohin er wegen der damals in Frankenhausen und der umliegenden Gegend herrschenden Pest seine Zuflucht hatte nehmen müssen. Seine Lande fielen nun an seinen Bruder Albert, den Stifter der Rudolstädtischen Linie, und Frankenhausen hörte seitdem auf, der beständige Wohnsitz eines Gliedes der gräflichen Familie zu sein. Doch wählten nach Alberts Ableben dessen Söhne, Ludwig Günther, und als dieser 1624 nach Stadtilm zog, Albert Günther, das dasige Schloß zum Aufenthalte.

Ein hartes Schicksal traf dasselbe nebst einem großen Theil der Stadt, als den 17. Septbr. 1689, zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags, in einem benachbarten Heustalle Feuer auskam. Ein stürmischer Ostwind wälzte die Flamme von Straße zu Straße, und keine menschliche Hülfe vermochte, ihrer zerstörenden Gewalt Schranken zu setzen. Das Schloß sank in Asche, nur als einzelne Trümmer ragte noch aus dem Schutt die Kapelle hervor. Der Wuth des Feuers entging glücklicherweise auch die Schule, während die nahe liegende, zu Ende des 16. Jahrhunderts prachtvoll erbaute Unterkirche, nebst einem großen Theile der Klostergasse von demselben verzehrt wurde. Doch bald darauf legte man wieder Hand an die Wiederherstellung des Schlosses, das gerade hundert Jahre hernach nämlich im Monat Septbr. 1789, wegen Baufälligkeit, seine nun-

mehrige Gestalt und Vollendung erhielt. Unter der Aufsicht des Bauinspectors Löser wurden damals an und über dem Eingange verschiedene Verzierungen angebracht und die Freitreppe vor dem Schlosse neu aufgeführt. Eine große Gefahr, welche 1797 dem Schlosse den Untergang zu drohen schien, ging ohne bedeutenden Nachtheil glücklich vorüber. Bei einem heftigen Gewitter am 18. Jul. schlug der Blitz in die Schloßkirche und fuhr durch Decken und Wände, einem Drathschellenzuge nachgehend, in das unter derselben befindliche Archiv, fand aber durch ein in den Schloßgarten gehendes Fenster wieder einen Ausweg. Die angezündeten Vorhänge und andere in Brand gerathene Dinge wurden von den Herbeieilenden schnell gelöscht und dadurch das ganze Gebäude gerettet. Um das Schloß in Zukunft vor ähnlichem Unglücke zu sichern, errichtete man im folgenden Jahre auf demselben einen Blitzableiter.

Noch ist zu bemerken, daß in dem Schlosse die Sitzungen der Fürstlichen Landeshauptmannschaft, der Kammer und des Amtes gehalten werden.

Ein anderes, der Beachtung werthes Gebäude in der Unterstadt ist das Rathhaus auf dem Marktplatze. Das ehemalige Rathhaus, welches in der für die Stadt so verhängnißvollen Nacht vom 15—16 Februar 1833 *) nebst mehr als 170 Häusern abbrannte, wurde im funfzehnten Jahrhundert erbaut, wie die über dem Eingange mit Mönchsbuchstaben eingehauene Inschrift:

A DNI. MCCCCXLIIII. HEC DOMUS
EST EDIFICATA.

bezeugte. Beim Aufgraben des Füllmundes zu dem neuen Thurme hinter der sonstigen rothen Thür kam man den 11. Aug. 1834 auf ein vorher unbekanntes steinernes Gewölbe, in welchem eine ziemliche Anzahl kleiner zu Ende des 15. und in dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts geprägte Silbermünzen gefunden wurde. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieselben seit den Unruhen des Bauernkriegs hier verborgen gelegen haben. **)

Des Rathhauses gedenkt bereits 1399 eine Urkunde. Der geräumige Saal in demselben diente in ältern Zeiten zu vielen merkwürdigen Versammlungen. Wenn aber die Stadt ihr Rathskollegium er-

*) Schon einige Jahre früher den 31. Oct. 1823, den 22. Oct. und 2. Nov. 1825, den 5. Mai 1826 und den 29. März 1827 war Frankenhausen von verheerenden Feuersbrünsten heimgesucht worden, so wie in älteren Zeiten in den Jahren 1546, 1554, 1632, 1689, 1692, 1707, 1759 und 1768. daselbst mehr oder minder bedeutende Brände statt fanden.

**) Daß Frankenhausen das Recht zu münzen besaß, beweisen mehrere Urkunden. So werden z. B. im J. 1268 solidi Vrankinhusensis monetae und 1304 solidi Frankenhusensium denariorum erwähnt.

halten habe, läßt sich aus Mangel an Nachrichten nicht mit Gewißheit bestimmen; doch ist es wahrscheinlich, daß dieses nicht vor dem dreizehnten Jahrhundert geschehen sei. Bis zum zehnten Jahrhundert wurden in Thüringen alle Streitigkeiten nach fränkischen Gesetzen entschieden, welche auch zum Theil in die später schriftlich abgefaßten Statuten der Städte dieses Landes übergingen. Grafen, Voigte und Schöppen handhabten die Gerechtigkeit. Nach dem Beispiele anderer Städte bekam auch Frankenhausen im dreizehnten Jahrhundert, unter der Regierung der Grafen von Beichlingen, ein geschriebenes Stadtrecht, welches aber verloren gegangen ist. *)

Die geistliche Gerichtsbarkeit übte der Erzbischof von Mainz aus. Dieser ernannte wieder besondere Archidiaconen, welche in seinem Namen die Rechtshändel schlichten mußten. Frankenhausen stand in dieser Hinsicht unter dem Propst des Stiftes Jechaburg, der zugleich das Amt eines Mainzischen Archidiakonus verwaltete. Von dem lezten hing auch der in Frankenhausen wohnende Archipresbyter ab, welchem es oblag, über alle geistlichen Angelegenheiten nach Jechaburg Bericht zu erstatten. Für weltliche und bürgerliche Händel war das Schwarzburgische Landgericht zu Winkeln der oberste Gerichtshof. Es bestand aus zwölf Schöppen und einem adelichen Landrichter, und wird gewöhnlich der Schwarzburgische Ding- oder Schöppenstuhl genannt. Graf Heinrich XXIX. verbesserte und vermehrte im J. 1418 die Landgerichtsordnung. — Die erste Nachricht von einer geschriebenen Gesetzsammlung unserer Sadt gibt Jovius in seiner Schwarzburgischen Chronik, wenn er erzählt, daß im J. 1454 Heinrich XXXI. derselben ihre Statuten erneuert und bestätigt habe. Diese galten bis zum J. 1534, in welchem Heinrich der jüngere (XXXVI.) einem neuen, von dem Rathe und der Bürgerschaft entworfenen Stadtrechte seine landesherrliche Bewilligung ertheilte. Das erste Buch dieser Statuten enthält 20 Artikel, welche die Vorrechte des Rathes, die Rathspersonen, ihre Wahl und Bestätigung, die Besetzung öffentlicher Aemter ꝛc. betreffen. Das zweite Buch begreift 11 Artikel in sich und handelt von Verlöbnissen, Kontrakten, von der Erbfolge und Theilbietung. Das dritte Buch, welches in mehrere Abschnitte zerfällt, hat Polizeisachen zum Gegenstande; das vierte endlich beschäftigt sich mit peinlichen Verbrechen und ihrer Bestrafung. Auch in dieser Sammlung finden sich unverkennbare Spuren von alten fränkischen Gesetzen und Rechtsgewohnheiten, wie Müldener mit der ihm eigenen Gründlichkeit zu erweisen gesucht hat.

---

*) Bisweilen pflegte man bei wichtigen und zweifelhaften Fällen das Gutachten benachbarter Stadträthe, wie das zu Nordhausen, einzuholen. In den Weisthümern für den Rath der Stadt Nordhausen und von demselben aus dem 14. und 15. Jahrhundert, mitgetheilt von Dr. E. G. Föstemann — (in den neuen Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen ꝛc. 1. B. 3. H. Halle 1834. 8. S. 58 — 74.) kommen Entscheidungen jenes Stadtraths auf Rechtsfragen des Frankenhäusischen vor.

Bald aber fühlte man, wegen der Kürze, Unvollständigkeit und Dunkelheit mancher in denselben vorkommenden Bestimmungen das Bedürfniß eines neuen Stadtrechtes, welches von dem Stadtrathe abgefaßt, von dem damaligen Kanzler Apollo Wygandt, (welcher sich auch als Urheber und Ordner der Statuten anderer Schwarzburgischen Städte große Verdienste erwarb) auf landesherrlichen Befehl durchgesehen, 1558 von den Grafen Günther und Hans Günther bestätigt und zwei Jahre hernach der Bürgerschaft auf dem Rathhause öffentlich bekannt gemacht wurde.

Diese in vier Bücher eingetheilten Statuten gelten noch bis jetzt. Auch in ihnen haben sich, wie in den vorhin gedachten, Spuren vieler alter deutschen Rechtsgewohnheiten erhalten, und da die meisten unterherrschaftlichen Stadtgesetze von dem Kanzler Wygandt abgefaßt worden sind, so stimmen sie mit denselben oft wörtlich überein.

Die obersten Rathspersonen der frühesten Zeit, anfangs Ratsmeister, seit dem 17. Jahrhundert Burgemeister, und in lateinischen Urkunden Magistri oppidi, Proconsules und Consules genannt, waren meist Adelige oder Patricier, die aber, nach dem Herkommen, erst eine niedere Stelle bekleidet haben und Kämmerer oder Rathmänner gewesen sein mußten. In dem unseligen Bauernkriege (1525) verließen die Adeligen größtentheils die Stadt und kehrten auch, wegen der in der Folge noch fortdauernden Unruhen, nicht in dieselbe zurück. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts bedienten sich manche dieser Patricier zu Bezeichnung ihrer Abkunft nicht mehr des Wortes „von" eine Gewohnheit, durch welche oft alte, berühmte Familien dem scharfsichtigsten Blicke des Geschlechtskundigen sich entziehen. Die letzten Adeligen, welche im Rathe saßen, waren die Herren von Stockhausen. In einer alten Rathsmatrikel werden im J. 1413 Nicolaus Bendeleben, und Lucas Threne, 1429 Kaspar von Brückenfeld und Simon Mannich als Bürgermeister aufgeführt.

Einen großen Verlust an urkundlichen Nachrichten erlitt das Rathhaus im Bauernkriege. Der durch Münzer und seine Genossen aufgereizte Haufe durchbrach alle Schranken bürgerlicher Ordnung, er besetzte das Schloß, erstürmte das Rathhaus, zerriß alle Schriften, die ihm in die Hände fielen, und zerschlug das Raths- und Stadtsiegel, anderer greuelvollen Auftritte jetzt nicht zu gedenken.

Von dem Rathhause selbst ist noch nachzuholen, daß man zu Anfange des 18. Jahrhunderts mit demselben eine wichtige Ausbesserung vornahm.

Unter den Kirchen in Frankenhausen (es zählt deren, mit Ausnahme der Schloßcapelle, fünf) behauptet die Unterkirche den ersten Rang. Sie befindet sich am südwestlichen Ende der Stadt. Alte Klostermauern, die sich von drei Seiten in einiger Entfernung um dieses Gotteshaus herumziehen, mahnen an die Vorzeit, wo Cistercienserinnen hier in frommer Andacht wandelten. In Rücksicht ihres innern Baues kann diese Kirche mit den meisten in Thüringen wetteifern. Freundlich und hell, in größter Einfachheit, von keinem vor-

springenden Pfeiler getragen, wölbt sich das Schiff derselben in einem weiten, ehrfurchterweckenden Raume. — Die großen Musikaufführungen in den Jahren 1810, 1811 und 1815, wozu man dieses Gebäude vor vielen andern geeignet fand, vereinigten hier eine bedeutende Zahl der besten Tonkünstler und eine große Menge Kunstfreunde aus der Nähe und Ferne.*) Diese Kirche wurde unter der thätigsten Mitwirkung des Grafen Albert Anton, innerhalb 12 Jahren erbaut und den 10. October 1703, in Gegenwart vieler angesehenen Personen „zur Ehre Gottes" feierlich eingeweiht.

Der vorige auf den Trümmern der alten Klosterkirche errichtete Tempel war den 17. Septbr. 1689 ein Raub der Flammen geworden. Graf Wilhelm und dessen zweite Gemahlin Klara, hatten sich um seine Wiederherstellung große Verdienste erworben. Allein es waltete über diesem Gotteshause ein trauriges Geschick. Denn bei der Einweihung desselben flossen Thränen des gerechten Schmerzes über den frühern Verlust des ebenerwähnten Grafen, welcher 1598 hier seine Ruhestätte fand. Das prächtige Grabmal, welches ihm nebst seinen beiden Gemahlinnen (die letztern, Klara starb erst 1658, in dem hohen Alter von 87 Jahren) auf einer Marmorplatte darstellte, wurde in jenem furchtbaren Brande vernichtet. Die damalige Kirchenbibliothek, welche durch die aus Böhmen hierhergebrachte Büchersammlung der Gräfin Elisabeth mit vielen seltenen Werken ausgestattet worden war, ging dabei ebenfalls verloren.

Als man 1692 den Schutt der eingeäscherten Kirche aufräumte, fand sich unter dem Taufsteine das in Lebensgröße ausgehauene Bildniß des Grafen Friedrich III. von Beichlingen. Folgende Inschrift umgab dasselbe auf vier Seiten:

ANNO DOMNI. M. CC.
LXXV. XI. KL. AVG^{ti}. Ø. FRIDEI-
C^{i} CO
MES DE BEICHEL
INGEN HVI^{s} NOMNIS TERCIVS

Es ist zu bedauern, daß dieser merkwürdige Grabstein, aller Nachforschungen ungeachtet, nicht wieder hat aufgefunden werden können.

Wir gedenken auch endlich noch der Schule, als des einzigen Gebäudes, das sich aus den katholischen Zeiten, obgleich nicht ganz in der nämlichen Gestalt, bis jetzt erhalten hat. Es diente ehemals

*) Nachrichten von diesen und andern durch den jetzigen Musikdirector Bischoff in Hildesheim veranstalteten Musikfesten s. in dem Brockhausischen Conversationslexicon — unter dem Artikel Bischoff und in der Abendzeitung 1829 5. St. S. 20. 6. St. S. 24.

den Klosterjungfrauen zum Refectorium. Als diese aber ihre Zellen zu verlassen genöthigt wurden, so widmete der Stadtrath dasselbe, nebst andern daran stoßenden Gemächern, zu einer Schule, deren eigentliche Gründung, nach Aussage einer Inschrift bei dem Eingange zur rechten Hand, in das Jahr 1552 fällt. Vor der Lutherischen Kirchenverbesserung ertheilte man der Jugend in der alten Probstei Unterricht. Graf Wilhelm zeigte 1595 seine Fürsorge für diese Lehranstalt durch Bekanntmachung neuer Gesetze. In dem eben genannten Jahre wurde erst die fünfte Klasse eröffnet, wozu noch 1652 eine sechste und 1687 eine siebente kam. Die letztere hob man jedoch bald wieder auf. Das Andenken an die zweckmäßige Einrichtung, welche das Schulgebäude 1743 erhielt, bewahrt eine ebenfalls bei dem Eingange, zur Linken, angebrachte Inschrift. Den Grund zu einer Schulbibliothek legte der verdiente Rector Manniske im J. 1758. Sie wuchs durch die Freigebigkeit einiger thätigen Beförderer des Guten schnell zu mehrern hundert Bänden an. Von 1558 bis auf unsere Zeit haben der Schule 29 Rectoren vorgestanden, da hingegen in dem ersten Jahrhundert ihres Daseins bereits 29 Conrectoren an derselben gezählt werden. Jene hießen früher auch Ludimagistri, diese Supremi. Die Lehrer der dritten Classe waren anfangs zugleich Kantoren.

Die Grafen von Beichlingen stifteten nicht lange hernach, als sie zum Besitze Frankenhausens gelangt waren, daselbst ein Jungfrauenkloster. Ueber das Jahr, in welchem dasselbe angelegt wurde, herrschte bisher Ungewißheit, zumal da das sich darauf beziehende Document, ohngeachtet der sorgfältigsten Nachforschungen, nicht hat gefunden werden können. Zwar behauptet der bekannte Geschichtschreiber J. F. Mülbener, welcher die Schicksale dieser geistlichen Anstalt in einer besondern Schrift erzählt, daß sie ihren Ursprung dem Burggrafen zu Naumburg Gotebold (Gotebaldus, Gottwald) verdanke, und um das J. 1190 gegründet worden sei. Er beruft sich dabei auf das Zeugniß der Schwarzb. Chronik des Paul Götze oder Jovius. Gotebolds wird häufig in Urkunden der damaligen Zeit gedacht. Er bediente sich von der von Ludwig dem Salier erbauten Naumburg (Neuenburg) bei Freiburg an der Unstrut, des Titels eines Burggrafen. Vielleicht gehörte er also zu den Grafen von Osterfeld, und war, gleich diesen, aus Mansfeldischem Geschlechte entsprossen. Seine Gemahlin Bertradis erklärte man vorzüglich deswegen für eine geborne Gräfin von Beichlingen, weil später lebende Grafen dieses Stammes sich Stifter und Schutzherren des Klosters zu Frankenhausen zu nennen pflegten. Es mangeln aber genügendere Beweise dieses Vorgebens.

Ueberhaupt glauben wir uns nicht zu irren, wenn wir, dem oft erwähnten Gotebold die Anlegung dieses Klosters abzusprechen, uns berechtigt halten. Denn es erscheint, so viel wir aus den auf uns gekommenen schriftlichen Denkmalen wissen, nie unter dem Namen der Kapelle. Diese war vielmehr ein anderes zwischen Sega und Günserode, bei dem jetzt verödeten Schlosse Arnsburg liegendes

Kloſter, von deſſen Daſein in ſo frühen Zeiten Jovius vielleicht keine Ahnung hatte, und das er mit dem zu Frankenhauſen aus Uebereilung verwechſelte.

Der Chroniſt Engelhuſius, der zu Anfange des 15. Jahrhunderts lebte, ſetzt die Erbauung des Kloſters zu Frankenhauſen in die nämliche Zeit, als Kaiſer Friedrich II. das Nonnenkloſter zu Nordhauſen in ein weltliches Mannsſtift verwandelte. Dieß geſchah nach dem urkundlichen Zeugniſſe im J. 1220. Doch ſcheint mit dieſer Behauptung des Chroniſten eine Urkunde vom J. 1219, deren Inhalt wir ſogleich näher erörtern wollen, nicht in vollen Einklang gebracht werden zu können. Sie enthält einen Vertrag, welcher zwiſchen den Mönchen zu Veßera im Hennebergiſchen, und den Kloſterjungfrauen zu Frankenhauſen über ein Gut zu Etzleben, deſſen Beſitz die erſteren in Anſpruch nahmen, unter Vermittelung des geweſenen Biſchofs zu Halberſtadt Konrad, und des Probſtes Wigmann zu Magdeburg, geſchloſſen wurde. Friedrich und Hermann von Beichlingen, welche in dem Documente als bereits verſtorben angeführt werden, hatten das erſtere Kloſter unter der Bedingung, jährlich ihr Gedächtniß zu feiern, mit dem genannten Gute beſchenkt. Der Umſtand, daß ſie ſich gegen ein Kloſter außerhalb ihres Landes wohlthätig erwieſen, wird durch die Ehe des Grafen Friedrich mit Eliſabeth, einer Tochter Peppo's VI. von Henneberg, erklärbar. Die Mönche zu Veßera zeigten ſich ſogleich bereitwillig, dieſe Beſitzung für 100 Mark, welche zum Ankaufe näher liegender Grundſtücke verwendet werden ſollten, wieder an das neu errichtete Kloſter zu Frankenhauſen abzutreten.

Die aus dieſem Documente geſchöpfte Vermuthung, daß dieſes letztere einige Jahre früher, als 1220 entſtanden ſei, wird zu völliger Gewißheit durch eine Stelle des noch ungedruckten Reinhardsbrunner Zeitbuchs, welches man als Quelle der meiſten übrigen thüringiſchen Chroniken anzuſehen pflegt. Darin heißt es: „Anno domini MCCXV Moniales venerunt in Schypelitz. Eodem anno initiatum est Monasterium sanctimonialium in Frankenhusen a Frederico comite de Bychelingen.“ Mit Weglaſſung des Stifters wiederholt dieſelben Worte der Auctor hist. de Landgrav. Thuring. in Eccard hist. geneal. Duc. Princip. Sax. sup. p. 406. Anno 1213 initiatum est Monasterium in Frankenhusen. — Die Jahreszahl 1215 ſcheint entweder durch einen Druckfehler, oder die Sorgloſigkeit des Verf. in 1213 verändert worden zu ſein.

Zu Bewohnerinnen unſeres Kloſters hatte man Nonnen aus dem Ciſtercienſer-Orden gewählt, welche erſt damals in dieſer Gegend bekannt zu werden anfingen. Sie lebten nach einer ſehr ſtrengen Regel, und der Ruf ihrer Frömmigkeit, der ſich bald unter dem Volke verbreitete, erwarb ihnen eine Menge von Vermächtniſſen.

Das Kloſter zu Frankenhauſen kann als die Mutter anderer Ciſtercienſerklöſter in Thüringen betrachtet werden. So wurden in das 1267 von den Grafen zu Schwarzburg in Saalfeld geſtiftete

Frauenkloſter, Nonnen aus dem unſerigen berufen. Und als verſchiedene Rückſichten im J. 1275 die Verlegung deſſelben nach Stadtilm nothwendig machten, ſo ſetzte der Erzbiſchof Werner von Mainz ausdrücklich feſt, daß ſich das letztere nach der zu Frankenhauſen geltenden Ordensregel in allen Fällen richten ſolle.

Durch das Beiſpiel des Jovius verleitet, glaubt Müldener, daß dieſes Kloſter dem heiligen Georg gewidmet geweſen ſei. Allein es erkannte vielmehr, nach dem einſtimmigen Zeugniſſe der Urkunden, die Jungfrau Maria als Beſchützerin an; das Kloſter zu Kelbra hingegen hatte den eben gedachten Heiligen zum Patron. Vielleicht verwechſelte alſo der erſtere Geſchichtſchreiber durch einen Gedächtnißfehler dieſe Klöſter mit einander.

Schutz- und Schirmvögte (Advocati) des Kloſters waren ſeine Stifter, die Grafen von Beichlingen, und ſeit dem Verkaufe der Stadt im Jahr 1340, die Grafen zu Schwarzburg. Günther XXI. welcher ſpäter zum Oberhaupte des deutſchen Reichs erwählt wurde, war der erſte aus dieſem Hauſe, den wir in einem ſolchen Verhältniſſe zu demſelben antreffen. Vermöge dieſer Gerechtigkeit genoſſen die Grafen gewiſſe Einkünfte, auch durfte ohne ihre Bewilligung weder das Mindeſte von den Kloſtergütern verkauft oder verpfändet, noch die einmal feſtgeſetzte Zahl der Nonnen von der Aebtiſſin eigenmächtig vermehrt werden; eine Vorſchrift, die um ſo nöthiger ſchien, weil man im 15. Jahrhundert viele Beſitzungen veräußert, und mehr Mitglieder in dieſer Anſtalt aufgenommen hatte, als das Vermögen derſelben erlaubte.

Frankenhauſen gehörte nebſt ſeinem Kloſter, wie faſt ganz Thüringen, zu der Diöces des Erzbiſchofs von Mainz, zu welcher es auch in alten Dokumenten ausdrücklich gerechnet wird.

Das Kloſter führte ein dreifaches Siegel, mit welchem es ſeine Urkunden beſtätigte, das des Probſtes, der Aebtiſſin und des Convents.

Das erſte kommt faſt in allen Stücken mit dem Siegel des Probſtes zu Kelbra überein. Es war länglichrund, doch etwas größer, als das Kelbraiſche, ſtellte ebenfalls einen Probſt in knieender und betender Stellung, über demſelben aber die Jungfrau Maria mit dem Jeſuskinde vor, und hatte die Umſchrift:

Sigil. Prepositi in Franckenhusen.

Das Siegel der Aebtiſſin gleicht jenem in Hinſicht auf die Form doch war es etwas kleiner, als das Probſt- und Konventsſiegel. Auf demſelben befindet ſich ein gekröntes Marienbild mit dem Jeſuskinde in den Armen. Die Umſchrift lautet:

S. Abbatisse in Franckenhusen.

Das Siegel des Konvents war in älteren Zeiten oval, in neueren aber rund. Müldener erklärt die Figur, welche auf demſelben,

das Jesuskind tragend und bald stehend, bald sitzend abgebildet ist, für eine Cistercienserinnonne im völligen Ordensgewande. Aber sollte man sie nicht mit größerem Rechte, und nach dem Beispiel der andern Siegel, ebenfalls für die Jungfrau Maria ansehen können? Folgende Umschrift umgibt den Rand desselben:

Sigil. Monialium Eccliae (Ecclesiae) in Frankenhusen.

Das Konvents-Siegel war das vornehmste unter allen. Es wurde daher in unserem Kloster in einem mit vier Schlössern versehenen Kasten aufbewahrt, wozu die Aebtissin, die Priorin, die Kellnerin und eine der älteren Nonnen, welche die Aebtissin hierzu ausersah, verschiedene Schlüssel hatten. — Eine Sitte, die auch in andern Klöstern z. B. in Pforta, herrschend war, und sich nicht blos aus dem Umstande herzuschreiben scheint, daß man im 15. Jahrhundert bei widerrechtlicher Veräußerung der Klostergüter das Konvents-Siegel oft mißbraucht hatte. Die nach Einführung der Lutherischen Kirchenverbesserung in dem Kloster zurückgebliebenen Nonnen fuhren fort, sich des Konvents-Siegels zu bedienen, bis sie endlich allmählig abstarben.

Man findet bei allen Jungfrauenklöstern einen Probst, der in den Urkunden, die er durch sein Siegel bestätigte, stets den Rang vor der Aebtissin erhält. Ihm war vornehmlich die Aufsicht über die Klostergüter anvertraut. Ferner lag ihm ob, zu wachen, daß die Nonnen den Gottesdienst regelmäßig besorgten, daß sie an Nahrung und Kleidung keinen Mangel litten, und endlich, daß die äußere Pforte des Klosters immer gehörig verschlossen wurde. Hieraus erhellt, daß der Probst dicht an dem Kloster gewohnt habe; dennoch durfte er nur bei dringenden Fällen darin erscheinen. Sowohl der Probst, als die Aebtissin wurden von den Konventualen gewählt, und hierauf von dem Erzbischofe zu Mainz oder dessen Bevollmächtigten bestätigt.

Die Reihe der Pröbste, die aber, wegen des Mangels an Nachrichten, erst in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts eröffnet werden kann, und auch da noch, aus demselben Grunde häufig unterbrochen wird, ist folgende:

1) Dietrich (Didericus), 1260. 2) Giseler (Giselherus) 1267. 1276. 1278. 1284. 1286. In dem Todtenbuche des St. Marienstifts zu Erfurt heißt es ohne Angabe des Jahres: XI. Kal. Dec. ob. Gyselerus praepositus in Frankinhusin. (S. Mone's Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. 1835. 2. Quartalhaft. S. 145.) 3) Heinrich Wolff, (1309 oder 1319.) 1320. 1342. 4) Nicolaus, 1349. 5) Syfridus Reschenkel, 1368. 1372. 1375. 1379. 5) Heinrich von Dachröden, 1390. 7) Johann Smerschnider 1389. 8) Ulrich Meynhart, (war zugleich Vicar des Altars Joh. des Täufers in der Klosterkirche) 1412. 9) Heinrich Wißhoupt, 1416. 10) Johann Behem, 1440.

1442. 11) Heinrich Ließnick oder Ließing, 1476. Er lebte noch 1513, wo ihn eine Urkunde den alten Probst nennt. Wahrscheinlich hatte er also damals sein Amt schon längst aus irgend einer jetzt unbekannten Ursache niedergelegt. Auch kann es sein, daß bei der Verwaltung des Priorats hier, wie in andern Klöstern, ein Wechsel zwischen mehreren statt fand. 12) Klaus Berg, 1486. 13) Johann Hille, 1490. 14) Heinrich von Beße, 1495. 15) Henning Boventh, 1496 1498. 16) Hermann Salvelt, 1500. 17) Kerstan Ließenigk, 1505. 18) Johann v. Henneberg, 1515. 19) Hermann Fischer, 1516. 20) Stephan Schieke, 1520. Zu seiner Zeit wurde, 1525 in dem Bauernkriege, das Kloster geplündert, und die Bewohner desselben sahen sich zur Auswanderung genöthigt. 21) Johann Oley, 1530. Nach der öffentlichen Annahme der Lutherischen Lehre zu Frankenhausen (1536) verließ er das Kloster, verheirathete sich, wurde bald hernach Bürgermeister daselbst, und verwaltete dieses Amt bis an seinen 1561 erfolgten Tod.

Auch das von Mülldener gelieferte Verzeichniß der Aebtissinnen ist unvollständig; wir theilen es mit einigen Ergänzungen hier wieder mit.

1) Mechtild, 1260. 1298. 1309. Der eben genannte Gelehrte hält es nicht für unwahrscheinlich, daß sie eine von den beiden Gräfinnen von Beichlingen gewesen sei, welche 1287 in das Kloster aufgenommen worden waren. Doch würde die erste Jahrszahl dieser Behauptung wiedersprechen. Auch ist es möglich, daß zwei Aebtissinnen gleiches Namens unmittelbar auf einander folgten.

2) Sophia, Tochter Conrads, Herrn zu Tannroda und der Gräfin Sophia von Beichlingen, um das Jahr 1411. (. . . Marcii obiit venerabilis domina Sophia, abbatissa in Franckenhusen, dilecta mater nostra. S. Wedekinds Noten zu einigen Geschichtschreibern des deutschen Mittelalters. 3. Heft. S. 337).

3) Anna, Gräfin von Hohenstein, Tochter Dietrichs VIII. und seiner Gemahlin Richza aus dem Hause Schwarzburg, lebte anfangs in dem Kloster zu Stadtilm, und wurde um das Jahr 1435 Aebtissin zu Frankenhausen. Sie kommt 1440, und zuletzt 1446 vor.

4) Margaretha Anthonyßen, 1489. 1498. 1504.

5) Gertrud Hammers, 1505.

6) Elisabeth Bergen, oder Bergis war 1505 Priorin, 1513 bereits Aebtissin, 1522.

7) Hedwig von Jechaburg ging bei dem Anfange der Reformation aus dem Kloster, und verheirathete sich.

8) Anna Meyerin, oder Meigerin, war 1513 Priorin, 1529 Aebtissin. Sie wird zuletzt 1542 erwähnt, und blieb bis an ihr Ende der katholischen Religion getreu.

9) Helena Güntherin, 1551. 1558. 1560. Zu ihrer Zeit waren nur noch wenige Klosterjungfrauen vorhanden.

Die Namen der Priorinnen, Küsterinnen und Kellnerinnen können wir ohne Bedenken mit Stillschweigen übergehen, zumal da ihrer eine weit geringere Anzahl, als der vorigen, aufbehalten worden ist.

Außer den schon angeführten befanden sich auch noch zwei Gräfinnen von Beichlingen und eine von Klettenberg in unserem Kloster.

Der Verlust des Stiftungsbriefes läßt uns über die Güter und andere Besitzungen, mit welchen das Kloster bei seiner Entstehung ausgestattet wurde, in völliger Ungewißheit. Wir müssen uns daher jetzt damit begnügen, blos diejenigen namhaft zu machen, welche sich in späteren Urkunden finden.

1) Das Gut zu Etzleben, wovon bereits gesprochen worden ist. Es wurde von Zeit zu Zeit mit neuen Ländereien vermehrt, und besaß verschiedene Freiheiten und Vorrechte.

2) Das Gut zu Helmbrechtsdorf oder Hermsdorf in der Grafschaft Stolberg. (1242).

3) — — — zu Frankenhausen.

4) Holzungen a) bei Helmbrechtsdorf; b) im großen und kleinen Furthale; c) an der Eichenleite bei Oßterungen.

5) Mühlen: a) die Teichmühle zwischen Frankenhausen und Rottleben, oder, wie sie in Urkunden heißt, die Helmsdorfische Mühle. b) Die Bachmühle, welche kaum 200 Schritte von dem Kloster entfernt war.

6) Höfe: drei in der Stadt Frankenhausen u. s. w.

Außerdem gehörten dem Kloster verschiedene Gärten, Geldzinsen rc. und es übte das Patronatrecht über die Kirchen zu Helmbrechtsdorf, Lützen-Sömmeringen und Rottleben, vielleicht auch zu Frohndorf aus.

Schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts schien das Kloster seinem Untergange nahe zu sein. Alle Bande der gesetzlichen Ordnung waren aufgelöst, und Ueppigkeit und Verschwendung hatten die höchste Stufe erreicht; so wie auch damals und zu den Zeiten der lutherischen Kirchenverbesserung unter den Bewohnern der Stadt die größte Unwissenheit verbunden mit dem finstersten Aberglauben herrschte und von ihnen Ausschweifungen und Laster jeder Art ohne Scheu begangen wurden. Durch den Erzbischof Friederich von Magdeburg, welchen der Graf von Schwarzburg im J. 1456 zur Untersuchung dieser Gebrechen veranlaßte, wurden die heilsamsten Verfügungen getroffen, um denselben abzuhelfen. Luthers Reformation bereitete endlich dieser geistlichen Stiftung das nämliche Schicksal, das so viele ihrer Schwestern damals erfuhren. Doch bewahrte sie sich, wie wir schon oben andeuteten, weit länger, als die meisten von jenen, vor der völligen Auflösung.

Die noch sichtbaren Reste des Klosters sind nur unbeträchtlich. Die Klostermauer umfaßt von drei Seiten die sogenannte Unterkirche, und läuft in ziemlicher Entfernung auch mittagwärts um die Schule, welche sonst ebenfalls zu dem Kloster gehörte. An die letztere stößt gegen Mittag der Vorwerksgarten, den die genannte Mauer begrenzt.

Südöstlich. nur wenige Schritte von der Schule, fangen die Wirthschaftsgebäude des herrschaftlichen Vorwerks an, und erstrecken sich bis in die Nähe des Schlosses. Die Ringmauer des Klosters steht in unmittelbarem Zusammenhange mit der Stadtmauer. Ihre Ausdehnung nach Norden läßt kein untrügliches Kennzeichen errathen. Sie scheint hier blos einen leeren Raum, vermuthlich den Gottesacker, umgeben zu haben. Anfangs lag das Kloster nur durch seine eigenen Mauern geschützt, außerhalb der Stadt, aber bei Vergrößerung derselben wurde es in ihren Umfang gezogen. Der Brand im J. 1689 vernichtete fast gänzlich, was von den alten Klostergebäuden noch übrig war; ein einziges Haus bei der Schule, gegen Morgen, nach dem Vorwerke, hatte sich davon bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts erhalten.

In M. Zeillers Topographie von Obersachsen, Thüringen rc. herausgegeben und verlegt durch Matth. Merian in Frankfurt MDCL. Fol. S. 82., findet sich eine Abbildung der Stadt Frankenhausen, aus welcher man den damaligen Zustand des Klosters und der dazu gehörigen Kirche etwas näher kennen lernt.

Zu den geschichtlich merkwürdigen Häusern in der Stadt muß noch dasjenige gerechnet werden, welches jetzt die Stelle des ehemaligen Oldisledischen Mönchshofes einnimmt. Das Kloster zu Oldisleben hatte diesen Hof 1349 von Siegfried von Bendeleben an sich gebracht und war durch eine am 29. März d. J. zu Friedberg ausgestellte Urkunde König Günthers im Besitze desselben feierlich bestätigt worden. Die dabei erbaute Kapelle diente den Klosterbrüdern während ihrer Anwesenheit in Frankenhausen zum Messelesen. Nach der Lutherischen Kirchenverbesserung wurde die Mädchenschule in dieses Gebäude verlegt, aber 1661 ein eigenes Haus in der Münze von dem Stadtrathe dazu eingerichtet.

Bei Vermehrung der Volkszahl war diese einzige Schule für die weibliche Jugend nicht mehr hinreichend, man fügte deswegen 1700 noch eine zweite in der Oberstadt hinzu, für welche aber erst 1720 ein besonderes Gebäude in der Borngasse erkauft werden konnte.

In diesen Bildungsanstalten, die seit 1816 in dem ehemaligen Waisenhause vereinigt sind, und wozu neuerlich noch eine dritte Klasse, die sogenannte Töchterschule, gekommen ist, unterrichteten anfangs blos Lehrerinnen, bis in der Folge Lehrer an ihre Stelle traten.

Außerhalb der Ringmauern lag vormals eine dem heiligen Nikolaus gewidmete Kirche nebst einem Gottesacker. Sie war noch bei Anfange der Reformation vorhanden, aber ihr eigentlicher Standpunkt läßt sich, da alle Spuren ihres Daseins verschwunden und nur unvollständige schriftliche Zeugnisse davon aufbehalten worden sind, nicht mit Sicherheit angeben.

Wir haben schon an einem andern Orte bemerkt, daß die Todten zu Frankenhausen, nach völliger Abbrechung der Jacobskirche, bis 1598 bei der Unter- oder Klosterkirche beerdigt wurden. Jetzt aber fehlte es auch hier an Raum. Denn ein Jahr vorher hatte die Pest

so verheerend gewüthet, daß vom Johannistage bis zum Advent über 1200 Menschen davon hinweggerafft wurden. Dieses unglückliche Ereigniß machte 1599 die Anlegung eines neuen Begräbnißplatzes vor dem Nordhäuserthore nothwendig, den man von Zeit zu Zeit durch Hinzuziehung benachbarter Gärten erweiterte. Es fehlte nun noch die Kirche zu Verrichtung des bei Leichenbegängnissen gewöhnlichen Gottesdienstes. Aber auch diesem Mangel suchte der Stadtrath durch Ankauf einer in der Nähe stehenden Scheuer abzuhelfen, welche zu diesem Behuf so gut als möglich in Stand gesetzt und zum heiligen Kreuz genannt wurde. Schon den 28. Dec. 1609 konnte in dieser Kapelle die erste Leichenrede gehalten werden. Wegen Baufälligkeit und um mehr Raum auf dem Gottesacker selbst zu gewinnen, wurde sie 1759 völlig abgetragen. Bereits 1750 war, in einiger Entfernung von derselben, der Anfang zu einer neuen, bequemeren Gottesackerkirche gemacht und der Bau 1757 vollendet worden.

Mit dem südöstlich von der Stadt liegenden Hospital des heiligen Severus ist eine dem heiligen Geiste gewidmete Kirche verbunden. Sie wurde in früheren Zeiten nebst dem daran stoßenden Gottesacker besonders zum Begräbniß der im Hospital Verstorbenen und zu Haltung von Vigilien und Seelenmessen für dieselben gebraucht, jedoch bestattete man auf den letzteren bei der 1682 herrschenden Pest auch andere Leichen. Im dreißigjährigen Kriege war dieses Gotteshaus völlig eingegangen und konnte erst 1718 wieder hergestellt und mit einem Prediger versehen werden.

Einsam, und im Schoße stiller Ländlichkeit verborgen, steht die Peterskirche in der Altstadt. Sie stammt aus fernem Alterthume und war vor der Reformation weit größer und geräumiger. Jetzt ist nur noch ein Theil derselben übrig, worin zuweilen von einem Mädchenschullehrer Kinderlehre gehalten wird. Das Sonn- und Festtagsgeläute dieses Gotteshauses ruft die Bewohner der Stadt nicht in ihr Heiligthum, sondern in die Unterkirche. Die mittelste seiner drei Glocken ist im J. 1452 gegossen, die größte gehört ebenfalls den Zeiten des Papstthumes an.

Mülbener äußert die nicht unwahrscheinliche Vermuthung, daß man sich ehedem, zu Anstellung der Rüge- und anderer Gerichte, bei der großen Linde, welche noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nicht fern von dem zur Peterskirche gehörigen Gottesacker zu sehen war, nach alter deutscher Sitte versammelt habe.

Ein dem Vergnügen gewidmetes öffentliches Gebäude an der Ostseite der Stadt ist das in neuern Zeiten angelegte Schützenhaus, von dessen oberen Zimmern man eine schöne Aussicht in die umliegenden Fluren genießt.

Die erste Nachricht, die sich von der Frankenhäuser Schützengesellschaft gefunden hat, ist von dem Jahre 1417. Schon damals scheint sie in Büchsen- und Armbrustschützen gesondert gewesen zu sein. Die letztern erhielten sich bis zu Anfange des dreißigjährigen Kriegs. Noch im Jahr 1611 baten sie den Stadtrath um die Erlaubniß, ihren bisherigen Schießplatz mit einem bessern in dem Stadt-

graben, bei dem Brauhausteiche, welcher eben wüste lag, gegen Entrichtung einer Abgabe, vertauschen zu dürfen. Allein ihr Gesuch ging nicht in Erfüllung. Sie nennen sich bei dieser Gelegenheit noch immer nach ihrem vorigen Beschützer im Mittelalter, die Gesellschaft des heiligen Sebastian. (S. Sebastiani Societas).

In dem oben erwähnten 1417. Jahre gerieth Frankenhausen in eine sehr bedrängte Lage, welche durch die damaligen Zeitumstände herbeigeführt worden war. Alle wehrthafte Bürger sahen sich genöthigt, zu den Waffen zu greifen, als ihr Landesherr, Graf Heinrich XXIX. (Jov.) von Schwarzburg, in eine von den vielen Fehden seines Bruders, des Erzbischofs Günther zu Magdeburg, verwickelt wurde. Es hatten nämlich die drei Brüder, Konrad, Brandan und Heinrich von Schwichelt, Besitzer des Schlosses Harzburg bei Goslar, die schon früher in dem Gebiete des Erzbischofs verübten Gewaltthätigkeiten erneuert, ihm dadurch großen Schaden zugefügt, und, unter andern, auch seinem Verbündeten, dem Grafen Heinrich, einen Brandbrief nach Frankenhausen überschickt. Die zur Heeresfolge entbotenen Schützen rüsteten sich deswegen auf das thätigste, um an dem gegen ihn veranstalteten Zuge Theil zu nehmen. Auch traf der Stadtrath, aus Besorgniß, von dem Gegner in den eigenen Mauern überrascht zu werden, in und um die Stadt die zweckmäßigsten Vertheidigungsanstalten. Die Gräben wurden gereinigt, die schadhaften Mauern wieder hergestellt und, so wie die Thürme und Thore, mit starker Besatzung versehen. Man lies aus Nordhausen, Greußen und Sondershausen, Büchsenmacher und Schwerdfeger kommen, und eine große Menge Gewehre verfertigen, um die Schützen und übrigen Bürger, welche sowohl zu Fuß, als zu Pferde dienten, damit zu bewaffnen. Weil vornehmlich die Schützengesellschaften die Stelle der jetzigen stehenden Truppen vertraten, so scheint man auch späterhin, wegen der fast ununterbrochenen Befehdungen, auf ihre Fortdauer eifrig bedacht gewesen zu sein. Wenigstens finden wir nach Verlauf eines ganzen Jahrhunderts noch unverkennbare Spuren ihrer Mitwirkung bei einer in Thätlichkeiten ausgearteten Zwistigkeit, welche 1521 zwischen den Grafen von Schwarzburg und der Stadt Frankenhausen auf der einen, und Jobst von Gehoven zu Ichstedt auf der andern Seite, entstanden war.

In dem nämlichen Jahre hielten die Armbrustschützen einen Schützenhof im Stadtgraben hinter der Frauenkirche, und erbauten vor dem Nordhäuser Thore, in der Gasse, die zu dem alten Schützengraben führt, ein neues Schieshaus. Mit welchem Eifer überhaupt die Waffenübungen von den beiden hiesigen Gesellschaften betrieben wurden, erhellt auch daraus, daß ihre Mitglieder keine auf benachbarten Orten angestellte Feierlichkeit dieser Art versäumten, um ihre Geschicklichkeit zu erproben. Die darüber auf uns gekommenen Nachrichten bestätigen zugleich die Bemerkung, daß in älteren Zeiten fast auf allen Dörfern solche Vereine Statt fanden.

Selbst in dem für Frankenhausen so verhängnißvollen 1525 Jahre, unterblieb die bisher am Sebastianstage gewöhnliche Festlich-

keit nicht, Müldener vermuthet aus diesem Umstande, daß die Schützen nicht mit in jene Unruhen verflochten gewesen wären. Stets angelegentlich für die Aufnahme dieser Gesellschaften besorgt, verlieh ihnen der Stadtrath 1539 eigene Gesetze, welche zwar jetzt verloren gegangen sind, deren Inhalt sich aber doch aus der 1589, von dem Garsen Wilhelm zu Schwarzburg gegebenen, Schützenordnung mit ziemlicher Zuverlässigkeit wieder herstellen läßt.

Im folgenden Jahre schrieb der Stadtrath einen feierlichen Schützenhof aus und ersuchte alle Grafen und Herren in Thüringen und auf dem Harze, so wie sämmtliche Gesellschaften der Armbrustschützen in einem Umkreise von zehn bis zwölf Meilen, zur Theilnahme an demselben. Man bestimmte, unter andern ansehnlichen Preisen, auch zwanzig silberne Becher zum Gewinn. Zwar erschienen mehrere von der Geladenen, aber das Fest würde noch weit besuchter und fröhlicher gewesen sein, wenn nicht unglückliche Ereignisse störend dazwischen getreten wären. Die langwierige Hitze und Trokkenheit jenes Sommers erzeugte nämlich ansteckende Krankheiten, und eine zahlreiche Bande von Mordbrennern hielt die Bewohner Obersachsens und Thüringens in steter Besorgniß.

Man getraute sich, aus Furcht vor dem Schicksale der Einäscherung, das in diesen Ländern schon verschiedene Ortschaften betroffen hatte, nicht, seine Wohnung zu verlassen. Aus mehreren, an den Stadtrath gerichteten, Entschuldigungsschreiben leuchtet die große Niedergeschlagenheit hervor, welche damals die Gemüther beherrschte.

Doch über solchen Belustigungen vergaß man auch die ernsteren Zwecke dieser Vereine nicht, und bediente sich ihrer noch jetzt, um für die öffentliche Sicherheit zu wachen. So mußten z. B. 1561 hundert Hakenschützen auf das Eichsfeld gegen den Bodenstein ziehen, wahrscheinlich, um den Grumbachischen Anhang, welcher jene Gegend unsicher machte, von dort zu vertreiben.

Der Schützenhof, den man 1513 zu halten Willens war, hatte wegen unvermutheter Theuerung keinen Fortgang. Nach der Zeit scheinen Uneinigkeiten die Gesellschaft zerrüttet zu haben. Wenigstens wird in der Schützenordnung vom Jahr 1589 darauf, als auf die Hauptursache des gesunkenen Zustandes derselben nicht undeutlich hingewiesen.

Die oben beschriebene Pest (im J. 1597) beraubte diese Anstalt ihrer jüngsten und brauchbarsten Mitglieder. Es darf uns also nicht Wunder nehmen, wenn die übriggebliebenen im J. 1607, bei Gelegenheit eines dem Stadtrathe vorgetragenen Gesuchs, von fast gänzlicher Auflösung ihrer Verbindung sprechen, zu deren Wiederherstellung man erst seit kurzem die nöthigen Maßregeln habe ergreifen können.

Endlich brachten die Stürme des dreißigjährigen Kriegs diesen Vereinen auf viele Jahre den Untergang. Das Armbrustschützenhaus vor dem Nordhäuser Thore war während desselben verwüstet worden.

Man mußte nun, nach errungenem Frieden, vor allem für Heilung der unzähligen Wunden sorgen, die jener furchtbare Kampf geschlagen hatte, und konnte erst spät darauf denken, eine Anstalt, welche ohnedieß bei völliger Veränderung des Kriegswesens ihrer ursprünglichen Bestimmung nicht mehr entsprach, ins Leben zurückzurufen. In dem Jahre 1697 hielten die Schützen wieder zum ersten Male ihre Uebungen in dem Stadtgraben, über dem Frauenthore, hinter der Oberkirche, und 1698 machten sie den Anfang mit Erbauung eines neuen Schützenhauses vor dem Erfurter Thore. Obgleich die Landesherrschaft und der Stadtrath bedeutende Beiträge dazu gaben, so konnte es doch, wegen verschiedener Hindernisse, erst 1717 vollendet werden.

Bald hierauf fand die Regierung für gut, die Gesellschaft durch neue Gesetze fester zu begründen. Sie sind vom 1. Jun. 1701 und bestehen aus 15 Artikeln, zu welchen den 20. November 1710 noch 18 hinzugekommen. Auch wurde 1712 dem Stadtrath befohlen, bei Verleihung des Bürgerrechts vornehmlich alle Handwerker und Zunftgenossen zur Theilnahme an dieser Verbindung zu verpflichten.

Ungewöhnliche Feierlichkeiten fanden Statt, als die Schützenkompagnie ihre Freude wegen des 1716 in Ungarn über die Türken erfochtenen Siegs an den Tag legte, ferner 1717 bei dem Jubelfeste der Reformation, 1721 bei der von dem Fürsten Friedrich Anton eingenommenen Landeshuldigung, und 1763 wegen des Friedenschlusses zu Hubertsburg.

Nachdem zu Anfange des Jahrs 1722 die zwischen der Gesellschaft und dem Stadtrathe entstandenen Irrungen vermöge eines Rezesses beigelegt worden waren, wurde auch am 26. August d. J. derselben eine aus 36 Artikeln bestehende, bis zu dem heutigen Tage gültige, Schützenordnung verliehen.

Das erste förmliche Vogelschießen (den 25 August 1730), welches Fürst Friedrich Anton bei seiner Anwesenheit zu Frankenhausen bewilligt hatte, zeichnete sich durch viele Feierlichkeiten, so wie das im J. 1750 durch die persönliche Gegenwart des Fürsten Johann Friedrich und seines ganzen Hofes aus.

Wegen Baufälligkeit und Mangels an Raum brach man 1764 das alte Schiesshaus ab und setzte an dessen Stelle ein anderes, bequemer eingerichtetes.

Hesse.

Kloſter Ilfeld.

Ilfeld, ſei mir gegrüßt im Schimmer der ſteigenden Sonne!
Lieblich und ſchön liegſt Du am Saum der bewaldeten Berge,
Düfte ſchauernd die Haine umher, blaudämmernd die Anhöhn,
Welche die Welle beſpült des leiſe gekräuſelten Baches.
Stilles, friedliches Kloſter, ſchön biſt Du; Deine Gefilde
Schmückt der Natur ſanftlächelnder Reiz. Die üppigen Wieſen,
Duften von Quendel und Klee, im Bach hüpft Schmerl und Forelle.
Gellend ſchmettert im Walde der Nachtigall mächtige Kehle,
Fernher ſchallet Gebrüll der friedlich weidenden Heerden
Und ihr melodiſch Geläut. Anmuthig traun und vertraulich
Liegſt Du, friedliches Kloſter, gelagert an waldige Berghöhn!

Koſegarten.

Ein ſchöner Junitag ſpannte ſein blaues, golddurchfunkeltes Zelt über Stadt und Land, als ich, aus dem Gebirge kommend, das idylliſch einſame Thal betrat, in welchem das Kloſter Ilfeld liegt. Es war ein himmliſcher Morgen. Berge und Bäume und Thäler und Blumen ſtanden friſch erquickt vom Thau der Nacht, den die Sonne ſchon aufgeſaugt. Nur in den Schlüften hingen noch weiße Schleier umher, wie naſſe Kleider der Berggeiſter. Der Himmel, ein Engel im blauen Kleide, geſchmückt mit den Roſen des Morgens, blinkte und glänzte und ſah mit ſeinem ſtrahlenden Sonnenauge herein in das grünende Thal, wie in einen großen Blumenkelch. Und die Vögel ſangen unter den Wolken und in den Gebüſchen und die Bienen flogen ſummend umher und das Ohr hörte das Murmeln des Bachs und das Flüſtern der Zweige. Still entzückt wanderte ich an den mäandriſchen Windungen der Behre dahin und horchte auf das Rauſchen des Waſſers, auf die Nachtigall, die ihre ſüß-

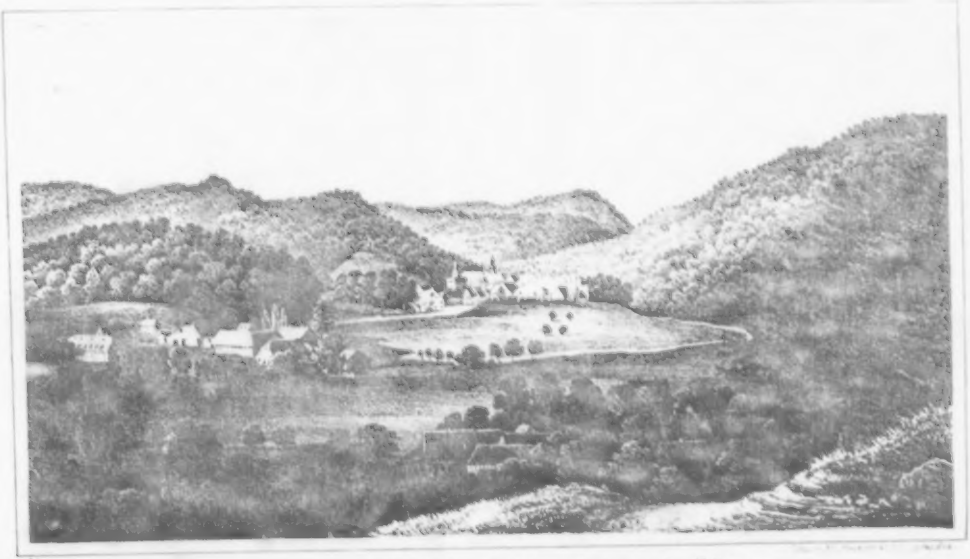
ſchwermüthige Liebesſehnſucht in die ſchweigende Luft aushauchte, und auf das halbverwehte Läuten der Heerdenglocken in weiter Ferne. Rings um mich her hohe, waldige Berge. Einzelne Felszacken ſprangen thurmartig aus dem Grün der Bäume hervor, maleriſches Gebüſch hing weit darüber hinaus, Schlehdorn, Himbeer- und Brombeerſträucher quollen aus den Felsritzen hervor und zogen grüne Gürtel um das Geſtein. Mit Wehmuth begrüßte ich dieſe Gegend und dachte der vergangenen Zeit. Tagelang irrte ich als Knabe in dieſen Thälern, auf dieſen Höhen umher und eine Klippe, die kühn aus dem Waldesdunkel emporſtieg, war mein Lieblingsſitz; — auf ihr ſaß ich manche Stunde im Schatten einer alten Buche, deren Zweige ſich im Winde bewegten, als wär's der ſingende Baum, der melodiſche Klänge verhauchte. Mein Herz war von ſüßer Ruhe erfüllt, meine Blicke irrten auf dieſen Thälern und Bergen umher, welche mich umgaben und die ganze Landſchaft war ein Freund, den ich mit Vergnügen alle Tage ſah; ich gewann ſie lieb dieſe Felſen und Bäume und ſie erſchienen mir wie Weſen, welche theil nahmen an meinen Leiden und Freuden. — Sie ſtanden, von goldenem Frühlicht umfloſſen, alle noch, wie damals!

O Sonn'! o ihr Berge drüben!
O Fels und o grüner Wald!
Wie ſeid ihr ſo jung geblieben,
Und ich bin worden ſo alt! —

Rechts am Wege liegt der Netzberg, ein hoher, gewaltiger Kegel, an deſſen Fuße ſich eine purgirende Quelle befindet und wo früher die Behre einen Teich bildete, den man noch auf alten Karten unter den Namen „Netzbogen" angegeben findet. Rother Jaspis kommt hier ſehr rein und ſchön vor. — Links liegt der Gänſeſchnabel, eine ſchöne Felſengruppe, und auf derſelben Seite, aber näher nach Ilſeld hin, führt ein Waldpfad in wenigen Minuten hinauf auf einen Felſen, die Brockenburg geheißen, der einen überraſchend ſchönen Blick hinunter auf Ilſeld, geſtattet. — Dicht vor Ilſeld ſieht man das Nadelöhr, einen Felſen, der ſeinen Namen von einer Spalte bekommen hat, die ſich in ihm befindet, und welche ſo weit iſt, daſſ ein nicht allzudickes, menſchliches Weſen ſich durchzuzwängen vermag. Was für diejenigen, welche den Aequator zum erſten Male paſſiren, die Neptunstaufe iſt, das iſt für Fuhrleute, welche zum erſten Male dieſes Thal befahren, das Nadelöhr. Henning Behrens, in ſeiner oſtbelobten Hercynia curiosa

Weiß davon zu berichten
Viel ſchnurrige Geſchichten

und erzählt: „daſſ die Knechte, welche zum erſten Male in den Harz führen, um Brennholz zu holen, und an dieſe Stelle gelangten, von



Ansicht von Ilfeld und der Johannis-Hütte.

ihren Kameraden und andern losen Leuten angehalten würden, mit großer Mühe dreimal durch dieses Loch zu kriechen und noch dazu von ihren dabeistehenden Kameraden nicht allein bei dem Ein-, sondern auch bei dem Auskriechen, mit Peitschen- und Geißelstielen tapfer abgeschmissen würden oder dieses Tractement mit Gelde bezahlen müßten." — Der bekannte Dr. Bruckmann hat über dieses Nadelöhr, den Gänseschnabel, den Brotstein und den Mönchstein eine besondere Abhandlung unter dem Titel: de quatuor Figuratis curiosis rupibus ad Fauces sylvae Hercyniae prope Ilfeldam, geschrieben, allein wir halten uns nicht lange hier auf, besuchen auch den Brotstein nicht, der einem großen, hausbackenen Brote ungemein ähnlich sieht, und noch weniger den Mönchstein, von dem sogar der Herr von Rohr gesteht, „daß derjenige, welcher ihm diesen Namen beigelegt, eine eigene, ja wohl gar verdorbene Phantasie müsse gehabt haben, indem man wegen seiner äußerlichen Beschaffenheit, Größe, Proportion und übrigen Stücken gar keine Aehnlichkeit mit einem Mönche finden könnte;" — sondern steigen in das Thal,

Wo dicht an die Berge,
Belaubt und bemoost,
Das Kloster sich bauet,
Vertraulich, getrost.

Ilfeld hat seine Entstehung den Grafen von Ilburg zu danken, deren Geschichte, so wie die des Bielsteins, eine andere Feder liefern wird, weshalb wir hier nur das erwähnen, was unumgänglich zur Geschichte des Klosters gehört.

Ein Graf von Ilburg, Ilger, hatte um das Jahr 1103 seinen Vetter, den Ritter Conrad von Beichlingen, einen Sohn des Baierherzogs Otto von Nordheim, meuchlerisch umgebracht und stiftete zur Sühne eine ewige Lampe (lampadem lapideam cum candela perpetua), zu deren Unterhaltung er 24 Mark Silber widmete. Hirten und Holzfäller beteten vor derselben und Reisende verrichteten hier, wo ein Paß in das Gebirge führt, ihre Andacht. Von dieser ewigen Lampe wurden bald sehr viele Wunder erzählt, wodurch Eilger's Sohn, Eilger II., bewogen wurde, bei derselben ein Kloster zu stiften. Der Kaiser, Heinrich IV., und der Lehnsherr, Herzog Heinrich der Löwe, bewilligten die Stiftung, verlangten aber von ihm, daß er auf Burg und Gebiet von Ilburg verzichte und Beides dem Kloster übergebe, wofür er jedoch mit dem Schlosse Hohenstein, welches eben heimgefallen war, belehnt werden sollte. Ilger II. war damit zufrieden, trat die Ilburg und deren Gebiet an die Prämonstratensermönche von Ilfeld, so hieß das neue Kloster, ab, und ließ die Kirche zu Ehren der heiligen Jungfrau Maria und anderer Heiligen, erbauen. Nach der Sitte der damaligen Zeit nannte er sich nun nach seiner neuen Besitzung „Graf von Hohenstein," und eines Grafen von Ilburg wird nirgends wieder gedacht. Er erlebte indessen die Vollendung des Klosters nicht, denn er starb schon im

December des J. 1189 und erst 1190, unter seinem Nachfolger Eilger III., geschah die Einweihung des Klosters, das folglich sein Dasein den drei Eilgern zusammen zu danken hat, worin der hauptsächlichste Grund zu liegen scheint, dass darüber in den alten Chronisten so viel Verwirrung herrscht. — Eben damals, im J. 1190, verordnete Clemens III., dass aus der Erbauung einer Kirche, wenn sie mit Bewilligung des Diöcesans geschehe, von selbst das Patronatrecht erwachse, weshalb die Grafen von Hohenstein dasselbe immer ausgeübt haben. Auch Vögte von Ilfeld waren einzelne Grafen von Hohenstein. Dass sie das Schirmrecht erblich besessen, ist nicht erwiesen.

Das Kloster hatte gleich nach der Stiftung Pröbste, später Aebte, erhielt von mehreren Kaisern vortheilhafte Privilegien und wurde bald sehr reich und angesehen. Es besaß die Kirchen und Kapellen in Schilfe, Marktgreußen, Berge, Kirchengel, Ufstrungen, Schwende, Ilfeld, Haferungen, Holzengel, Feldengel, Berke, Bellstedt, Hesserode, Sachswerfen, Wockenrode, Sundhausen, Gierbuchsrode, Hasselfelde und Herrmannsacker. Alle diese Kirchen wurden zwar in der Reformation dem Kloster entzogen, allein Zinsen und Zinsgüter hat es bis auf den heutigen Tag nicht nur in diesen, sondern auch in vielen andern Orten, so ansehnliche Forsten, Jagd und Fischereien und besitzt außerdem zwei einträgliche Vorwerke, nämlich Königerode, — eines der im Flegelerkriege verwüsteten kleinen Dörfer, welches Graf Dietrich VII. von Hohenstein dem Abte Friedrich von Gusteberg zu einem Seelengeräthe aus Dankbarkeit schenkte, weil das Kloster seinen, beim Ueberfall des Schlosses Hohenstein nackt und bloß entsprungenen Sohn, den Grafen Heinrich, aufgenommen, bekleidet, und mit Pferd, Waffen und Gelde versehen hatte, dass er zum Markgrafen von Meißen, Friedrich den Streitbaren, eilen und ihn um schleunige Hilfe anflehen konnte, — und Birkenmoor. — Der erste Vorsteher des Klosters soll Uramoldus geheißen haben, die übrigen, obwohl sie fast alle bekannt sind, haben sich durch nichts Besonderes ausgezeichnet. Der drei und zwanzigste und letzte Abt hieß Thomas Stange, war 1495 zu Querfurt von dürftigen Aeltern geboren, verlebte eine trübe Jugend und musste sich als ein armer Schüler zu Halle, Erfurt und Stolberg mit Singen ernähren. Unter Abt Neumarkt kam er, ungefähr 20 Jahr alt, nach Ilfeld, wurde Mönch und lebte so streng, dass er über die Hälfte der Tage fastete, womit er Gott einen besonden Dienst zu leisten glaubte. Von der neuen Lehre Luthers wollte er Anfangs nicht viel wissen und es hielt bei ihm später, als er sich schon zu Luthers Lehre bekannte, ungemein schwer, sich die Klostergebräuche wieder abzugewöhnen, wie er denn an Luther, Melanchthon, Justus Jonas und Johann Spangenberg schrieb: „es sei ihm kaum so schwer geworden, seinen alten Adam unter die Klosterregeln zu bringen und mit den leiblichen Uebungen zu zwingen, als hernach den alten vermeinten, heiligen Mönchs-Adam wiederum auszuziehen, abzulegen und mit den geistlichen Waffen des göttlichen Wortes zu dämpfen, an eigener Heiligkeit zu ver-

zogen und Christo allein die Ehre zu geben." — Ein junger Mönch, Andreas Marold, las Luther's Schriften mit großem Eifer und theilte sie auch dem Abt Stange mit, der dadurch eine andere Ansicht von der neuen Lehre bekam. Er nahm nun arme und fromme Knaben in's Kloster, gab ihnen Kleidung und Nahrung und ließ sie durch den erwähnten Märold unterrichten. Da Marold allein den Unterricht nicht ertheilen konnte, so berief Stange im J. 1550 den Magister Michael Neander, von Nordhausen her, dem er die Jugend mit der Schule ernstlich, mit vielen Thränen, Ermahnen, auch darauf gesetztem Fluch über die, so solche stören würden, anbefahl. Er starb 1559, vier und sechzig Jahr alt, und wurde in der Klosterkirche begraben, wo man sein Epitaphium mit folgender Inschrift noch sieht:

Sub hoc lapide requiescit reverendus
vir Thomas Stango,
Querfurtensis, abbas Ilfeldensis ultimus, clarus
pietate, hospitalitate, munificentia et liberalitate
in scholam, ecclesiam et pauperes.
Obiit autem anno aetatis suae 64. Christi vero
1559. 10 die Aprilis.

Er wurde allgemein und herzlich betrauert und Neander sagt von ihm: „Herr Thomas blieb Abt, weil er lebete, und war ein christlicher, gottseeliger, frommer Abt, wie er denn dies Lob noch bei denen hat, so ihn im Leben gekennet; derselbe Herr Thomas, (so dem von Mitschefal gefolget), weil er gelehrt und zum studiis Lust gehabt, hat er eine Schul angerichtet, welches man bei Abt Mitschefal nicht hat mögen erhalten." — Und Cyriak Spangenberg schreibt von ihm (Querfurt. Chr. IV. B. 85. Kap. p. 493.): „Er war ein recht frommer, aufrichtiger und wahrhaftiger in Christo heiliger Mann, richtig in der Lehre und ganz unsträflich im Leben, ein Liebhaber der Wahrheit, ein Freund aller Gelehrten, ein Vater der Armen, treu und wahrhaftig, ohne allen Falsch, der jedermänniglich mit Rath und Hilfe zu dienen willig, allen Armen, Nothleidenden, Erulen und Schülern, so bei ihm Hilfe suchten, mildiglich etwas mittheilte."

Kaum hatte Stange die Augen geschlossen, so wollten die Grafen von Stolberg die Schule auch schon wieder eingehen lassen und wieder einen Abt einsetzen. Weil aber Neander dem seligen Abte auf dem Todbette versprochen hatte, die Schule zum Besten der Jugend zu erhalten, so beschloss er, die Auflösung der Anstalt zu verhindern, es möge ihm gehen, wie es wolle. Er lehnte daher alle Vocationen an andere Oerter, sogar an Universitäten, ab, wies alle Geschenke, die ihm mehrere vornehme Herren, welche Klostergüter an sich ziehen wollten, anboten, verächtlich zurück und war nur darauf bedacht, seine dem Abt Stange gegebene Zusage zu erfüllen. Zuerst schrieb er an die Grafen von Stolberg: „sie möchten doch das Kloster und die wohlbestellte, nun an vielen Orten schon berühmte, Schule gnä-

digsich schützen und solche nicht wider des Reichs aufgerichtete Ordnung des Passau'schen Vertrag's und das Weinen und Seufzen des seligen Abtes verändern, sondern wie solche Schule schon 14 Jahre gestanden, so möchten sie solche auch bleiben lassen, sintemal sie solche Veränderung nicht würden vor Gott verantworten können, dass die arme Jugend, welche so wohl unterrichtet, und damit viel Kirchen und Schulen gedient worden, so herausgewiesen würde. Es würde alsdann der Fluch des gestorbenen Abtes sie treffen, der das Kloster in eine Schule verändert, hiergegen sehe man bei der Schule großen Segen, dass schon 40 Knaben erhalten werden könnten, dahero möchten sie den Nutz der Schulen bedenken und sie, wie bis anhero, bei ihrem vom Reich empfangenen Privilegio, auch andern Verträgen, so im Beisein dreier Herren Räthe aufgerichtet, verbrieft und besiegelt worden, gnädig schützen und handhaben."

Durch diese und ähnliche Vorstellungen wurden die Grafen endlich bewogen, die Schule fortbestehen zu lassen. Neander wurde zum Rector derselben ernannt und auch zugleich zum ersten Klosteradministrator erwählt; allein er war dadurch noch lange nicht im ruhigen Besitze Ilfeld's und noch manche Unannehmlichkeit, manche Sorge wartete seiner. Die Grafen von Stolberg borgten dem Kloster sein sämmtliches baares Geld, welches in 400 Gulden bestand, ab, was Neander zu ganz andern Dingen zu verwenden gedacht hatte, und die Grafen von Schwarzburg-Sondershausen nahmen die Ilfeld'schen Klostergüter in ihrer Grafschaft, besonders Kirchengel, mit Gewalt weg, legten einige Reiter auf den dortigen Klosterhof und verboten dem Vorsteher desselben, weder Vieh, noch Frucht, noch Geld nach Ilfeld verabfolgen zu lassen. Schwarzburg und Hohenstein hatten nämlich schon vor dem Tode des Abtes mit einander verabredet, dass sobald Stange stürbe, ein jeder von ihnen zugreifen und dasjenige an sich reißen sollte, was in eines jeden Herrschaft belegen wäre. Neander schrieb sogleich gar beweglich an die Grafen Günther und Hanns von Schwarzburg und deren Räthe, worauf in Ilfeld ein schwarzburgscher Rath mit dem Erbieten erschien, dass man ihn, wenn er Kirchengel in der Grafen Hände spiele, in's schwarzburgsche Land berufen und Lebens lang wohl unterhalten wollte; aber Neander wies dergleichen Lockungen mit Verachtung von sich und reiste zu vielen gelehrten Juristen, um sich Raths zu erholen, erhielt aber überall schlechten Trost. Es hieß: er habe mit vornehmen Leuten zu thun, er solle daher suchen, mit ihnen in Güte auseinander zu kommen und froh sein, wenn er für sich einen guten Gewinn davon trüge. Es blieb nun dem wackern Manne nichts weiter übrig, als beim kaiserlichen Kammergerichte zu Speier eine Klage wider den Grafen anhängig zu machen, was denn auch sofort geschah. Zugleich wandte er sich an den Sondershäuser Prediger Martitius, wie auch an den Kanzler daselbst und forderte sie auf, nach ihrem Gewissen seine gerechte Sache bei dem Grafen zu versechten. Martikus schrieb auch ohne Weiteres folgenden Brief an den Grafen:

Gnade und Friede von unserm Herrn und Heiland Jesu Christo, sammt meinem lieben Paternoster und unterthänigen Gehorsam zuvor.

Wohlgeborner, edler Graf, gnädiger Herr!

Nachdem Ew. Gnaden die geistlichen Güter des Klosters Ilfeld, welche Christo Jesu, seiner Kirchen, armen Schülern und vielen armen Leuten gehören; auch zum rechten, wahren Gottesdienst bis anhero gebraucht, eingenommen und innen behaltet, dadurch die nützliche Schule zu Ilfeld endlich zerrissen, zerstöret und verwüstet werden muss, daneben viel fromme christliche Herzen wehklagen und schreien, und mir auch, als Ew. Gnaden Seelsorger und Beichtvater, von vielen treflichen, gelehrten Leuten öffentlich schuld gegeben und auferlegt wird, dass zu solchen Ew. Gnaden Fürnehmen, das wider Gott, Ew. Gnaden Gewissen und allem Recht ist, nicht allein stillschweige, sondern helfe approbiren; derowegen werde ich verursachet, von meines tragenden Amtes wegen und Gewissen, Ew. Gnaden zu schreiben. Bitte dahero um Gottes willen, Ew. Gnaden wollen bedenken und betrachten hierinnen Gottes Ehre; Kirchen und Schulen, Nutz und Förderung, auch Ew. Gnaden Seligkeit und Seelenheil und zeitliche Wohlfahrt dieses Lebens und die geistlichen Güter, die sonsten alle anderen wohlgewonnenen und ererbten Güter, wie die tägliche Erfahrung gibt, fressen und verzehren, wiederum ihrem christlichen Gebrauch folgen lassen. Gott hat Ew. Gnaden sonsten Gottlob genugsam Güter bescheeret und gegeben; so sie Christo Jesu, seiner armen Kirchen und armen Schülern auch das Stücklein Brots, das ihnen Gott gegeben hat, gönnen und folgen lassen werden, wird Gott der Allmächtige Ew. Gnaden an einem andern Orte reichlich segnen und an Leib und Seele helfen; bin derohalben in diesem Vertrauen, Ew. Gnaden werden ohne diese meine Verwarnung, als ein christlicher, gottesfürchtiger Graf und Obrigkeit, dasjenige, was zu Gottes Ehren und Förderung der Schulen gereicht, gerne und willig folgen lassen, auch, da es mangeln sollte, Gott dem Allmächtigen zu Lobe, der armen Jugend zu Gute und der Christenheit zum Besten, von dem Ihrem selbst etwas dazu contribuiren und reichen, und dies mein unterthäniges Schreiben zu gnädigem Gefallen aufnehmen und mein Amt und Gewissen hierinnen bedenken, will mich auch mit diesem Schreiben an Ew. Gnaden, vor Gott in meinem und Amte und vor allen Menschen entschuldigt haben, der tröstlichen Zuversicht, Ew. Gnaden werden in diesem allen Gott den Allmächtigen mehr fürchten, auch seinen gnädigen Segen höher erwägen und angelegen sein lassen, denn ein solcher Partecke und Einkommen, die mit Gottes Maledeiung und unerträglichem Zorn vorenthalten wird, thue hiermit Ew. Gnaden in Schirm und Schutz Gottes des Allmächtigen be-

fehlen, der wolle Ew. Gnaden, meinen gnädigen Herrn regiren, leiten und führen. — Gott zu Lob, Ehr und Preis und zu Ew. Gnaden Seelenheil und Seligkeit, Amen!

Ew. Gnaden

unterthäniger

Johannes Martitius,
Pfarrherr zu Sondershausen.

Dieser eindringliche Brief erregte Graf Günthers höchsten Zorn gegen Neander und er äußerte: es sollte ihn der Schulmeister zu Ilfeld nicht zwingen, die Güter wieder herauszugeben und wenn er 20,000 Gulden daran wenden sollte. Da aber Martitius, der Hofprediger Müller und der Kanzler Apollo Wigant abermals einen beweglichen Brief an ihn schrieben, und weil auch verlautete, daß von Speier her nicht die günstigste Sentenz für ihn erfolgen würde; so beschloß Graf Günther, sich mit Neander zu vergleichen und Graf Ernst von Hohenstein sollte der Unterhändler sein. Dieser kam auch mit Neander zu Nordhausen zusammen und schlug ihm vor: er sollte auf die Güter von Kirchengel und Hohenebra gänzlich verzichten und dafür einen jährlichen Zins von 300 Gulden aus dem Amte Heringen annehmen. Da Neander diesen Vorschlag verwarf, verlangte der Graf von Schwarzburg, man solle ihm den Hof zu Kirchengel auf zehn Jahre verpachten, und als auch dieser Antrag abgelehnt wurde, zerschlugen sich die gütlichen Tractaten. Einige Zeit nachher ließ man Neander noch einmal nach Nordhausen einladen und hier that Schwarzburg folgenden Vorschlag: Der Proceß beim Kammergerichte solle zurückgenommen werden, Neander solle keine Ansprüche auf die in den drei Jahren von Schwarzburg erhobenen Einkünfte machen, beständig vier Knaben aus den schwarzburg'schen Landen in die Schule zu Ilfeld aufnehmen und jährlich 60 Gulden Schutzgeld an Schwarzburg zahlen. Obgleich Neander hiergegen und besonders gegen die 60 Gulden Schutzgeld, Vieles einzuwenden hatte, so sah er doch keinen andern Weg, einem weitläufigen Processe zu entgehen und Frieden zu erhalten, und nahm den Vorschlag an. Kurz vor Weihnachten des J. 1561 kam der Vergleich zu Stande.

Kaum war diese unangenehme Sache beendigt, als Neander schon wieder in eine neue Verlegenheit gerieth. Heinrich von Sundhausen, der in dem Dorfe Sundhausen ein schönes Gut von zwölf Hufen Landes vom Kloster zu Ilfeld zu Lehn gehabt hatte, starb ohne Erben und das Gut fiel an Ilfeld zurück. Es meldeten sich nun Ludolf von Sundhausen und Asche von Halle, welche beide damit belehnt sein wollten und da Neander dasselbe an den von Sundhausen gab, schwur ihm Asche von Halle den Tod und sagte: er wollte dem Magister zu Ilfeld den Kopf einschlagen und wenn noch so viel Lateinisch, Griechisch und Hebräisch darin stäke, kam auch wirklich einmal mit geladenem Gewehr nach Ilfeld unter Neanders

Fenster geritten. Auch mehrere Eichsfelder hatten sich verbunden, ihn zu tödten und lauerten ihm an vielen Orten auf. Dazu kam die Pest viermal in's Kloster, das zu Ilfeld gehörige Gut Königerode wurde zweimal geplündert und im J. 1590 und die folgenden Jahre gingen ihm die Fruchtzinsen, welche die Stadt Heringen an das Kloster zu entrichten hatte, verloren, da jenes Städtchen von Grund aus abbrannte, so dass nur das Schloss, die Ober- und Untermühle nebst dem Hospital stehen blieben, wodurch die Einwohner so verarmten, dass sie, bei dem besten Willen, nichts zu geben vermochten. Durch alles dies ließ sich aber der treffliche Mann nicht niederschlagen, sondern ging, nur immer das Wohl Ilfeld's im Auge, seinen Weg weiter, legte das Vorwerk Birkenmoor, im Walde unweit Ilfeld, an, besetzte es mit dem nöthigen Vieh und gab es 1580 auf neun Jahr an Martin Dietrich, der dem Kloster dafür jährlich sieben Tonnen Butter, jede zu 214 Pfd. gerechnet, und 14 Tonnen Käse geben musste, und brachte auch die übrigen Stiftsgüter in Aufnahme. Zugleich war er ein trefflicher Schulmann und Melanchthon, der den zu Sorau 1525 gebornen armen Knaben in Wittenberg in seinen besondern Schutz genommen und ihn, nach beendigten Studien, an den Dr. Justus Jonas zu Nordhausen empfohlen hatte, welcher ihm auch eine Lehrerstelle an der dortigen Stadtschule verschafte, nannte ihn nur „seinen lieben Sohn," und erklärte öffentlich, dass derselbe besondere Gaben zum Unterrichten und gar geschickte Scholaren habe, die nicht nur einen guten Grund in Philosophicis, sondern auch in Sprachen und Theologia mit auf Wittenberg zu bringen pflegten. Fast alle berühmten Schulmänner damaliger Zeit befolgten beim Unterricht Neanders Methode und gebrauchten seine Lehrbücher, deren er eine große Menge geschrieben. Als er starb, hatte er 35 Bücher drucken lassen und 14 bereits beendigte Manuscripte fanden sich noch vor. Ein Verzeichniss seiner sämmtlichen Schriften findet man bei Buckfeld. (Antiquitates Ilfeldenses p. 199. 599.). Außerdem werden seine Kenntnisse in der Chemie und Medicin gerühmt, welche letztere Wissenschaft ihm bei den Krankheiten der Schüler oft sehr zu Statten kam. Zu der jetzigen schätzbaren Bibliothek des Klosters legte er den Grund und hatte selbst eine ganz vorzügliche Büchersammlung, die nach seinem Tode an den Dr. Budäus kam und, als dieser 1624 starb, von dem Domcapitel zu Halberstadt für die Stiftsbibliothek angekauft wurde. Er starb den 26. April 1595 und wurde den 28. ej. in Gegenwart Heinrich's, Grafen von Hohenstein, aller seiner Räthe, aller Prediger aus Stolberg, Heringen, Elrich, Walkenried und der ganzen Grafschaft begraben. Der Ilfeld'sche Prediger, Valentin Mylius, hielt ihm die Leichenrede. Das Epitaphium dieses Mannes, dessen Name in den Annalen Ilfeld's stets mit dankbarer Erinnerung genannt werden wird, ist noch in der Kirche mit folgender Inschrift vorhanden:

Juxta hunc lapidem in tumulo requiescit reverendus vir M. Michael Neander Soraviensis, rector & an-

listen monasterii & scholae Ilfeldensis ad annos XLV. doctissimus, fidelissimus et, celeberrimus, maxime pius & munificentissimus in scholam, ecclesiam & pauperes. Obiit autem anno aetatis suae 70. Christi vero 95. 20. die Aprilis Ilfeldae.

Diesem trefflichen Manne folgte sowohl im Rectorat, als auch in der Klosteradministration, Johann Cajus, der Schwiegersohn des Verstorbenen. Auch er hatte viele Unannehmlichkeiten zu erdulden. Im J. 1598 zog Graf Heinrich von Hohenstein, weil er sein Schloss wegen Schulden auf einige Zeit an die von Schleinitz geben musste, ohne Weiteres in das Kloster zu Ilfeld, lebte mit seinem Hofstaate von dessen Gütern und Einkünften und machte bedeutende Schulden. Als Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, als Oberschutz- und Lehnsherr solches erfuhr, wollte er es nicht leiden und ließ einen Befehl an Cajus ergehen, die ungebetenen Gäste aus dem Kloster zu schaffen. Obgleich Cajus dem Grafen das erhaltene Schreiben zeigte, wich derselbe doch nicht von der Stelle und nun, da ein noch schärferes Schreiben des Herzogs erfolgte, brauchte Cajus Gewalt, nahm die Gemächer, welche der Graf inne hatte, in Besitz und nöthigte ihn auf diese Weise zum Abzuge. Der Graf, welcher mit den Seinigen in der Zeit seiner Anwesenheit 13,958 Gulden, 14 Groschen verzehrt hatte, begab sich in der größten Wuth nach Dresden und beschwerte sich bei dem Churfürsten zu Sachsen über den Herzog und den Rector. Der Churfürst setzte auch wirklich den Cajus zur Rede, allein sein Brief hatte nicht die geringste Wirkung und der Graf wandte sich nun nach Speier an das kaiserliche Kammergericht. Herzog Heinrich Julius ernannte seiner Seits einen Anwald, der den Process gegen die Grafen führen sollte, welcher aber so lange dauerte, bis der dreißigjährige Krieg dazwischen kam und der ganzen Sache eine andere Wendung gab. Kaiser Ferdinand hatte nämlich dem Freiherrn von Thun die Grafschaft Hohenstein für 60,000 Gulden überlassen und Cajus sollte nach Bleicherode kommen und dem Obersten, David Becker, Freiherrn von der Ehre, den Handschlag geben, dass er hinfort den Grafen von Thun als seinen Herrn anerkennen wollte. Cajus meldete sich krank und schickte an seiner Statt den Küchenschreiber Andreas Birkenstock dahin. Das Kloster musste in dieser Zeit Vieles leiden und es wurde so viel Geld von ihm erpresst, dass es sich genöthigt sah, Schulden zu machen. Im J. 1629 kam gar ein kaiserliches Edict heraus, dass alle evangelischen Klöster in den vorigen Stand gesetzt und den Katholiken zurückgegeben werden sollten. Der kaiserliche Rath und Prämonstratenserabt, Caspar von Questenberg, erschien mit mehreren Ordensherren, kaiserlichen Commissarien und vielen Croaten zu Nordhausen, nahmen den dortigen Ilfelder Hof in Besitz, kamen dann nach Ilfeld selbst, hielten in der Klosterkirche Messe und gaben das Kloster dem Pater Zacharias Brandhauer und den Brüdern Mariconi, Han und Held in Besitz. Der Herzog von Braunschweig schickte zwar eine Protesta-

tion ein, weil aber der gräflich von Thun'sche Statthalter, Paul Pethe, zu Bleicherode, den Ilfelder Canonicis seinen Beistand versprach, im Fall der Herzog Gewalt gebrauchen sollte; so wurde Pater Zacharias Bandhauer übermüthig und verbot dem evangelischen Prediger, Ernst Göttling, zu Ilfeld, ferner in der Kirche den Gesang: „Erhalt' uns Herr bei Deinem Wort ꝛc." zu singen. Da ein neuer Abt in's Kloster kam, musste auch Cajus weichen und sich nach Nordhausen begeben. Der neue Abt hieß Barthold Nihusius, war in der evangelischen Religion geboren und erzogen, hatte aber 1622 in Cöln die katholische Religion angenommen und seit der Zeit, nach Art der Apostaten, mit ungeheurer Bitterkeit wider die lutherische Lehre geschrieben. Dem vorerwähnten Prediger Göttling stellte er es frei, katholisch zu werden oder seinen Dienst aufzugeben. Göttling wählte das Letztere und zog ebenfalls nach Nordhausen Nihusius aber verfolgte ihn auch dort und beschuldigte ihn, er habe vom Tilly übel geredet, weshalb Göttling mit vierwöchentlichem Arreste belegt wurde. Nun fing Nihusius mit dem Magister Reimann, Superintendenten in Bleicherode, einen Streit an, suchte ihn unter dem Vorwande abzusetzen, dass er nicht vom Grafen von Thun berufen worden wäre, und wollte durchaus nicht gestatten, dass derselbe die vacant gewordene Predigerstelle zu Haferungen besetzte, gab sich auch unendliche Mühe, die hohenstein'schen Unterthanen zur katholischen Religion zu bekehren und drückte die Evangelischen wo er nur konnte. So blieb es bis zum Herbste 1631. Am 7. September dieses Jahres wurde Tilly bei Leipzig von Gustav Adolf geschlagen und Nihusius ergriff sogleich, wie die Schweden sich näherten, mit seinen Convente die Flucht und begab sich nach Hildesheim, wo er abzuwarten beschloss, ob er wieder nach Ilfeld zurückkehren könnte. Da jede Aussicht dazu verschwand, begnügte er sich mit einem Kanonikat in Hildesheim, ging dann nach Holland und stritt sich lange Zeit mit dem gelehrten Vossius herum. Was endlich noch aus ihm geworden, ist unbekannt. Jetzt kehrte der vertriebene Cajus wieder nach Ilfeld zurück, hatte aber eine trübe Zeit zu verleben, da Alles rein aufgezehrt war und die Klostereinkünfte von dem Churfürsten zu Sachsen zurückgehalten wurden. Sehr zu beklagen ist, dass sein Ilfeldisches Chronicon abhanden gekommen ist, indem Nihusius dasselbe mit allen Ilfeldischen Originaldocumenten entwendet hat. Was wir an demselben würden gehabt haben, schreibt er an Eckstorm, den Verfasser der Walkenrieder Chronik, in folgenden Versen:

Exemplum aequar ipse tuum, si vixero salvus,
(Vidisti in Chartas acta relata meas)
Atque Ilfeldenses monachos, patresque priores
Producam e tenebris sarcophagisque suis
Ilfeldae fuerit quae norma et forma vetustae,
Describam, quaenam sitque hodierna canam.

Von den folgenden Administratoren verdient hier nur Otto von Mauderode eine Erwähnung, weil er der Gründer des in der

Nähe gelegenen Dorfes Mauderode und der Stammvater der Familie gleiches Namens ist. Er wurde nämlich vom Kaiser wegen seiner trefflichen Kenntnisse und großen Verdienste in den Adelstand erhoben. Von den Rectoren nennen wir nur den Magister Tolle. Er wurde im J. 1701 eingeführt und man liest von ihm, „daß Ilfeld einen gelehrtern Rectorem, als diesen, post Neandrum, nicht gehabt, und wäre er diesem propter cognitionem eximiam variarum linguarum, orientalium noch vorzuziehen." — Er verstand vierzehn Sprachen vollkommen; hatte aber einen unbezwinglichen Widerwillen gegen das Schulfach und verließ heimlich die Schule. Lange wußten seine Anverwandten nicht, wohin er gekommen. Mehrere Jahre darauf kam endlich ein Brief von ihm, worin er meldete, daß ihn der russische Viceadmiral Crays 1704 in Holland kennen gelernt, zum Schiffsprediger angenommen und als solchen nach Petersburg geschickt habe. Er mußte bald in Petersburg, bald in Cronstadt, bald auf der Flotte, und zwar bald hochdeutsch, bald holländisch, bald flämisch predigen, wurde dafür reichlich belohnt, gab aber Alles den Armen und starb endlich in einem Alter von noch nicht 37 Jahren.

Im J. 1747 sollte die Schule zu Ilfeld aufgehoben werden, sie erhielt sich aber, obgleich 16 Freistellen davon an die Universität Göttingen verlegt wurden; ja 1748 erhielt sie, da noch immer 16 Freistellen dabeiblieben, eine noch vortheilhaftere Einrichtung nach dem Plane Mathias Gesner's. Seit jener Zeit bis auf den heutigen Tag ist Ilfeld stets als eine der besten Schulen anerkannt und stark frequentirt worden. Die jungen Leute, welche sie besuchen, werden hier, fern vom Geräusch der Städte, in ländlicher Stille und ohne den ängstlichen und verderblichen Schulpedantismus, dem man in mancher andern ähnlichen Anstalt begegnet, in allen Schulwissenschaften trefflich unterrichtet und viele würdige und ausgezeichnete Männer haben in dieser Schule ihre Vorbildung empfangen oder hier, wie Köppen, Friedrich August Wolf, Mitscherlich u. A. über künftigen Werken gebrütet.

Wir schreiten durch die alten Kreuzgänge, beschauen die Bibliothek, die Wohnstuben der Alumnen, die Lehrzimmer und Säle und betreten dann die Kirche, in der, außer den bereits erwähnten Monumenten, noch besonders das der Stifter des Klosters zu betrachten ist. Graf Ilger und seine Gemahlinn Lutrudis sind, in Stein gehauen, zu sehen, und man liest dabei folgende Worte:

> Lutrudis fundatrix. Elgerus P. M. fundator. Anno domini MCXC Henricus Imperator appropriavit fundum istius ecclesiae obtentu Elgeri comitis de Honstein, cujus pater hoc coenobium initiavit, quod iste et sui haeredes perfecerunt.

Indem wir das Kloster verlassen, sprechen wir zum Lebewohl die Schlußverse aus dem Lobgedichte auf Ilfeld, welches ein Zög-

ling des Klosters, Laurentius Rhodomann, auf dasselbe in griechischen und lateinischen Hexametern verfertigt hat:

Beten wollen wir Alle, dass Ilfeld blühe und wachse
Bis zur spätesten Zeit, dass Gott, die Quelle des Wissens,
Dich, Du reizender Ort, mit seinem Segen begnäde;
Dass noch vielen Du nützest so jetzt, wie in kommenden Jahren.
Lebe wohl und blüh' und erzieh' eine treffliche Jugend,
Liebliches Ilfeld Du, das immer die Musen gepflegt hat.

Durch ein altes Thor schreiten wir nun in den Flecken Ilfeld hinein, welcher ungefähr 100 Häuser und 800 Einwohner zählt, sonst aber nichts Merkwürdiges aufzuweisen hat.

Im J. 1771 starb hier der bekannte Vielesser, Joseph Kohlnicker aus Passau, plötzlich die Nacht vorher, als er eine Hauptmahlzeit zu genießen haben sollte. Er freute sich bei seiner Ankunft in Ilfeld über die schönen, kleinen, runden Kiesel, die er zu seiner Erhaltung gar nicht entbehren konnte. Auch nach der stärksten Mahlzeit, wenn sie auch in einem großen Kalbe bestand, wozu aber ebenfalls Steine gehörten, hungerte ihn nach zwei Stunden wieder; dann aß er Steine, Brot und Salz. Bei Eröffnung seines Leichnam's fand man:

1) im Magen neunzehn Stück Kiesel,

2) in dem Gedärme, welches das Kolon heißt, unterwärts, 49 Stück, außerdem einen messingernen Knopf und ein Stück von einer bleiernen Schnalle.

3) in demselben Gedärme, oberwärts, 34 Stück, einen metallenen Knopf und fünf Stücken von zinnernen Schuhschnallen. Sein Magen hatte keine Falten und konnte fünf Kannen Wasser fassen. Als er noch östreichscher Soldat war, lag er jedesmal für acht Mann im Quartiere, wobei sich aber die Wirthe sehr übel standen.

In der Umgegend Ilfelds bieten sich dem Wanderer überall interessante Parthieen dar. Ein Gang in das Behrthal hinein, in welchem ein dem Basalt völlig ähnlicher Grünstein vorkommt, lohnt ganz besonders die Mühe. Nordwestlich, in der Nähe des Platzes, auf welchem die Harzburg gestanden haben soll, liegen wichtige Braunsteinwerke und von dem Harzberge, einem hohen aus Thonporphyr bestehenden Bergriesen dicht über Ilfeld, hat man eine entzückende Aussicht. In den Forsten umher bricht man Eisenstein und die Flusskiesel enthalten oftmals Steine, welche den böhmischen fast gleich sind. Oberhalb Ilfeld liegt eine bedeutende Papiermühle und unterhalb die Johannishütte, eine Eisenhütte, welche berechtigt ist, Eisenstein zu suchen und zu graben, wo er sich in der Grafschaft Hohenstein nur findet. Früher bestand sie aus einem hohen Ofen, einem Frisch- und einem Zaynhammer.

Der Herzog von Braunschweig kaufte sie, um sie seinen Hüttenwerken zur Zorge und Wiede unschädlich zu machen und ließ den hohen Ofen eingehen. Gleich dabei liegt Wiegersdorf. Es war früher Filial von Ilfeld, vom J. 1622 aber wurde es mit Dorf Osterode verbunden. Südlich vom Orte, im Ochsenloche, bricht ein Alabaster, der wegen seiner Schönheit der schöne Mädchenstein genannt und wegen seiner Härte zu den Marmorarten gerechnet wird. An der über dem Orte liegenden langen Wand, einer merkwürdigen, von der Behre bespielten Anhöhe, an der einmal ein vollständiges Mammuthgerippe aufgefunden wurde, stehen fast sämmtliche Flötzlagen, vom Stinkstein bis zum Kupferschieferflötz, zu Tage aus und zeigen sich bei geringer Abräumung der Erde. Auch ist hier eine sehr schnell versteinernde oder mittelst Gipssinters inkrustirende Quelle. — Zuletzt wandern wir noch nach dem Falkenstein, einem Berge, auf welchem die Göttin Ostera verehrt worden sein soll.

Langsam wandeln vom Dörfchen wir hin zur blumigen Wiese,
Durch ihr freundliches Grün schlingt sich der ländliche Pfad.
Um uns summe die geschäftige Biene, mit zweifelndem Flügel
Wiegt der Schmetterling sich über dem röthlichen Klee.
Bald umfängt uns ambrosische Nacht; in duftende Kühlung
Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen uns ein.
In des Waldes Geheimniß entflieht uns auf einmal die Landschaft,
Und ein schlängelnder Pfad leitet uns steigend empor.
Nur verstohlen durchdringt der Zweige laubiges Gitter
Sparsames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein;
Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der geöffnete Wald giebt
Ueberraschend des Tags blendendem Glanz uns zurück.
Unabsehbar ergießt sich vor unsern Blicken die Ferne,
Und ein blaues Gebirg endet im Dufte die Welt.
Tief an des Berges Fuß, der jählings unter uns abstürzt,
Ziehen im üppigsten Grün duftende Matten hin.
Blühende Saaten bedecken in weiterer Ferne die Aecker,
Und den fröhlichen Fleiß rühmet das prangende Thal.
Vielfach ertönt der Heerde Geläut im belebten Gefilde,
Und den Widerhall weckt einsam des Hirten Gesang.
Dörfer tauchen empor, im Gebüsch verstecken sich andre;
Murmelnde Bächlein ziehn silberne Fäden durch's Land.
Heimathliches Gefilde, wie bist Du so reizend, so herrlich!
Bis mein Auge sich schließt, denk ich mit Liebe an Dich!

Cf. Leuckfeld's Antiqq. Ilfeldenses. — Hannöversches Magazin Jahrg. 1815. — Leopold's Kirchen- und Schulchronik. — von Rohr's Merkwürdigkeiten des Unterharzes. — Lesser's: physikotheologische Schriften. — Schmalings hohenstein'sches Magazin u. a.

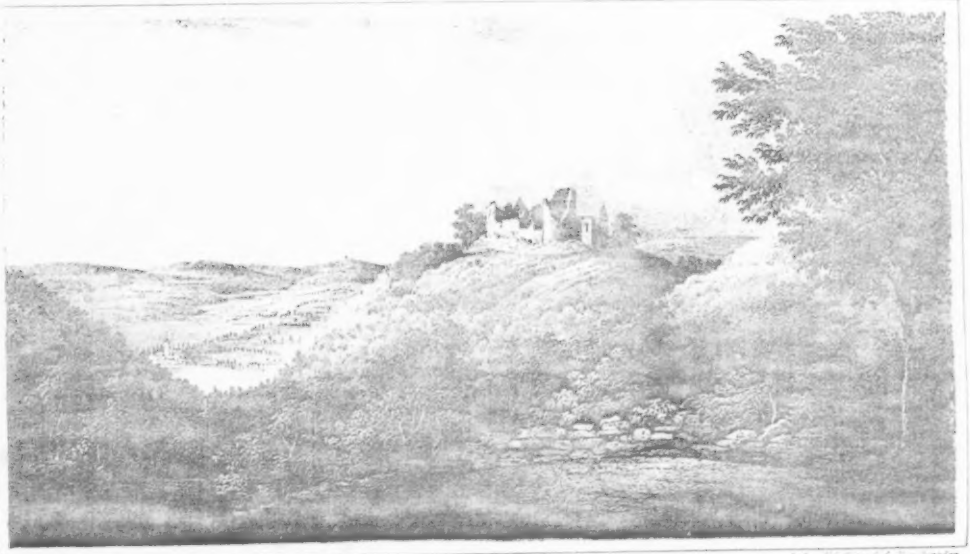
C. Duval.

Bemerkung zur Beschreibung von Ilfeld.

Das Backhaus nebst einem andern Wohnhause allhier wird rundherum von einem Wassergraben eingeschlossen, und bildet gleichsam eine kleine Insel. Unterschriebener der dieses Backhaus schon seit 1805 gepachtet hat, hat seit dieser Zeit schon an 20 Schlangen getödtet. Der Naturgeschichte nach sind es die Hausottern, die nach dem heißen Brode gehen. Sie waren beinahe alle 2¼ Elle lang, und im Durchmesser 2¼ Zoll stark. Die Weibchen hatten 30 bis 32 Eier, welche die Größe eines Kullerschosses hatten, und alle an einander gereihet waren. Eins von meinen Kindern, das im Garten zwischen blühenden Erbsen allein saß, hat mit einer dieser Schlangen gespielt, die 32 Eier hatte aber dem Kinde durchaus keinen Schaden zugefügt hat. Auch ist Niemand durch sie beschädigt worden. Seit einigen Jahren haben wir keine mehr gespürt.

Ilfeld, den 20. December, 1840.

J. A. Weege.



Die Rothenburgé von der Süd West-Seite.

Geschichte
des Schlosses Rothenburg
in der unteren Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt.

Die goldene Aue, dieser fruchtbare Landstrich Thüringens, der sich von Nordhausen bis Sangerhausen verbreitet, wird südlich durch ein meist bewaldetes Gebirge begrenzt, auf dessen östlichem Theile die Schlösser Rothenburg und Kiffhausen in Trümmern liegen. Jene Burg ist von Kelbra eine halbe Stunde nach Südost, von Frankenhausen zwei Stunden nach Norden entfernt. Ein bequemer Weg (der Hainweg oder Hainrain) führt von ersterer Stadt durch eine Pflanzung veredelter Kirschbäume bis zu dem Fuße der schroffen Höhe. Jetzt weicht die Fahrstraße etwas zur Rechten ab, in den Tannenberg, ein enges, düstres Thal, sich ziehend. Von einem schmalen Fußsteige seitwärts zu dem krummen Wege begleitet, windet sie sich allmälig zu der freiern Ebene des Berges hinauf. Der Blick in den bald jäh, bald flach sich senkenden Abgrund versetzt das Gemüth in banges Zagen. Heiterer wird die Aussicht, wenn man eine beträchtliche Höhe erstiegen hat und nach Norden schaut, wo über Kelbra und Berga hin ein freundlicher Thalwinkel die mannichfaltigsten Reize enthüllt. Ein kürzerer, wenn auch beschwerlicherer Fußpfad trennt sich bei einer Gruppe junger Linden von der Straße, und, nachdem er den sogenannten Haingarten die Quere durchschnitten hat, schlängelt er sich an dem Abhange des Berges, von duftenden Waldblumen, Buschwerk und Bäumen umringt, sanft zu den Ruinen hinauf. Dichtbelaubte Ulmen, Buchen, Ahorne und Eichen, in lieblicher Mischung, wehren dem Eindringen der brennenden Sonnenstrahlen. Zur Linken sieht man von schwindelnder Höhe in das Sumpfthal hinab, das, wie ein gähnender Schlund, nach Osten sich öffnet. Ueberraschend ist an

einzelnen Stellen der Rückblick nach Nordost, wo ein kleinerer Streifen der Aue in schimmerndem, durch die Finsterniß der nächsten Umgebungen noch mehr gehobenem Lichte aus der Ferne herüberglänzt.

Jetzt empfangen uns die Schatten, welche die Rothenburg vom Berge herabwirft, ein Theil des alten Gemäuers wird sichtbar. Ein mächtiger Antrieb, die letzte Höhe zu erklimmen! Hier entdeckt das spähende Auge zuerst einen mit lebhaftem Grün bekleideten Rasenplatz, und, nach Norden sich wendend, gewahrt es den steilen Bergkegel mit der darauf gegründeten Veste und ihrem gewaltigen Thurme. Das mit dichtem Gesträuch fast ganz verwachsene Thor und die weite Oeffnung eines Fensterbogens lassen nur einen flüchtigen Blick in das Innere derselben thun.

Betrachten wir die Ruinen in der Nähe, so lehrt schon eine oberflächliche Ansicht, daß die Burg von geringem Umfange gewesen sei. Sie bestand ohne Zweifel in drei Haupttheilen.

Da, wo sich südöstlich der tiefe Burggraben endigt, führt ein schmaler Fußsteig zu ihr hinauf. Rankendes Gebüsch und rollende Steinchen erschweren jeden Schritt. Doch bedarf es deren nicht viele, um das Thor des öden Hauses zu erreichen, zu welchem sonst eine Zugbrücke den Weg über den Graben gebahnt zu haben scheint. Das Thor läuft in einen Spitzbogen zu. Rechts und links erheben sich die Seitenwände des Hauptgebäudes oder der Wohnung der Burgherrschaft. Eine Mittelmauer, auf welcher das Gebälk des obern Geschosses ruhte theilt dasselbe der Länge nach. Es bestand aus zwei Stockwerken. Das obere, welches, wie einige glauben, den Prunk- und Waffensaal in sich begriff, gewährte die herrlichste Aussicht in den nordöstlichen Thalgrund, und, dem bewaldeten Gebirgsrücken entlang, auf den Thurm der Nachbarveste Kipphausen. Die östliche, auswendig von mächtigen Strebepfeilern gestützte Seitenwand wird von drei hohen Fenstern durchbrochen. Ihre äußere Einfassung wölbt sich zwar flach, in Form eines gedrückten Bogens, aber die innern weiten Räume, welche vermuthlich drei Abtheilungen bildeten, laufen spitzig zusammen. Verschiedene Verzierungen, darunter einige Blättern gleichen, geben diesen Fenstern den Ausdruck gefälliger Leichtigkeit.

Die nördliche Giebelwand entbehrte, wegen eines andern daranstoßenden Gebäudes, des Lichtes fast gänzlich. Das untere Geschoß wurde von einer Mittelmauer in zwei Hälften geschieden. Vielleicht war sonst in der ziemlich hohen, spitzbogenförmigen Oeffnung, durch welche man senkrecht an dem Gemäuer hinunterschaut, eine geheime Thür zur Rettung vor Feinden.

Wen etwa der seitwärts aufgeworfene Erdhügel befremdet, dem können wir aus guter Quelle versichern, daß er seinen Ursprung Schatzgräbern verdanke, die einst auf alten Schlössern ihr Wesen trieben, und, in dem fast immer getäuschten Wahne, hier verborgene Kostbarkeiten zu entdecken, den Boden durchwühlten. Drei kleine Fenster in der östlichen Giebelmauer lassen das Licht nur spärlich in das Erdgeschoß fallen. Westwärts, beinahe am nördlichen Ende

führt ein niedriges Thor abermals in einen mit Gesträuch und Bäumen durchwachsenen Raum, welchen ein Stück Seitenmauer und die Trümmer einer Giebelwand umschließen. Hier fängt es, wegen der größern Erhöhung des Bodens und der unbedeutendern Reste der Mauer, schon etwas zu tagen an, und südlich, zu beiden Seiten des Thurmes, eröffnet dieser Platz eine ungestörtere Aussicht.

Der Thurm hat neuerlich von seiner früheren Höhe, welche noch im J. 1823 ohngefähr sechzig Fuß betrug, außerordentlich verloren, und ist auf der südlichen Seite dergestalt zusammengesunken, daß die Trümmer beinahe den Graben füllen und nur einzelne Bruchstücke emporragen. Glatte, meist braunröthliche Quader runden ihn von außen und im Innern, den Zwischenraum füllen Bruchsteine und ein festbindender Kalkguß. Der Umfang desselben dehnt sich in die ungeheuere Weite von 136 Fuß (Leipziger Werkmaas). Die Dicke der Mauer mißt, selbst in ansehnlicher Höhe, gegen zehn Fuß. Ein so riesenhaftes Gebäude entsprach vollkommen seiner Absicht, den südlichen und zugleich schwächsten Theil des Schlosses zu decken. Von einem Eingange in das Innere findet man, außer einer künstlichen Oeffnung, weiter keine Spur. Die hohen und geräumigen Thüren in der westlichen Seite des obern Geschosses der ersten Abtheilung der Burg verbanden dieselbe vermuthlich mit der zweiten.

Die Reste eines dritten, die an nördliche Giebelwand der herrschaftlichen Wohnung stoßenden Gebäudes von geringem Umfange und unbeträchtlicher Höhe, sind, wie die andern, des Daches beraubt; nur ein doppeltes Kreuzgewölbe hat jedem Einflusse der Witterung Trotz geboten. Vermittelst sehr kleiner, viereckiger Oeffnungen wird dasselbe seitwärts nur schwach beleuchtet, und, aus dieser Ferne gesehen, prangt der Thalgrund der Ane mit seinen grünenden Wiesen und goldenen Saaten in wundervoller Schönheit. Vielleicht war dieses Nebengebäude, das, wie seine Trümmer zu erkennen geben, drei niedrige Stockwerke hatte und in Hinsicht der Bauart dem eigentlichen Wohnhause weit nachstand, ursprünglich zum Aufenthalte der Diener oder zu wirthschaftlichen Zwecken bestimmt. Wenigstens versetzt der gemeine Glaube hierher die Küche.

Die äußere Mauer, mit welcher die zerstörende Zeit so unerbittlich geschaltet hat, daß nur wenige Reste davon übrig sind, schloß sich dicht an die Umfassungsmauern der Gebäude an, den größten Theil derselben umgebend. Nur das herrschaftliche Wohnhaus war, wie es scheint, nicht in ihr begriffen, sondern schon genug durch seine günstige Lage geschützt. Ueberhaupt erfreute sich diese Burg der erwünschtesten Sicherheit. Oestlich gebot ein tiefes Thal mit undurchdringlicher Waldung, nördlich die jähe Anhöhe selbst den verwegensten Feinden Ehrfurcht, westlich scheuchte ebenfalls ein solches Thal jeden Angriff zurück. Die mittägliche Seite, wo sich der Berg allmälig in die Ebene verliert, war die schwächste. Diese aber hatte die Kunst in furchtbaren Vertheidigungszustand gesetzt. Ein senkrecht in Felsen gehauener Graben hemmte hier das schnelle Vordringen, und war auch dieses Hinderniß glücklich überwältigt, so mußte sich

der ungestüme Muth an den starken Mauern und dem Thurme brechen, der Tod und Verderben auf die Belagerer herabschleuderte.

Wer sich etwa berufen fühlt, als Kräuterkundiger die nächsten Umgebungen des Schlosses zu durchforschen, der wird zwar seine Wißbegierde mit keiner großen Ausbeute von seltenen Erzeugnissen dieses Naturreichs belohnt sehen; desto mehr aber sich freuen, die meisten Laubholzarten in anmuthigster Mischung hier beisammen zu finden. Abgelegenere Orte der Aue jedoch befriedigen die Wünsche des Pflanzenliebhabers auf eine weit vollkommnere Weise, wie, unter andern, der Kiffhäuser, der Mittelberg bei Auleben und die Numburg, wo auf Wiesen manches sonst nicht häufige Kraut dem salzigen Boden entsproßt.

Eben so reich ist die Aue, und vorzüglich die südliche Bergkette, welche dieselbe umschließt, mit mineralogischen Merkwürdigkeiten ausgestattet.

Der Bergbau, der sonst auf dem ganzen Kiffhäuser emsig betrieben wurde, ist in neueren Zeiten völlig eingegangen.

Wir wenden uns jetzt zu der Darstellung der Schicksale der Rothenburg unter ihren verschiedenen Besitzern.

Die erste aber nicht völlig befriedigend zu lösende Aufgabe betrift den Gau, in welchen unsere Burg gehörte, wenn sie (denn auch dieses ist unentschieden) vor der gänzlichen Abschaffung dieser Eintheilung Teutschlands bereits angelegt war. Zwar spricht die Lage für den Helmgau, welcher alle nördlichen Orte dieses Bezirks in sich begrif und zu dem ums Jahr 779 das Dorf Görsbach gerechnet wurde; aber undezweifelte Gewißheit darüber zu schaffen, ist schon aus dem Grunde unmöglich, weil wir nicht einmal die Kaiserliche Pfalz Tilleda mit Sicherheit dahin versezen können. Von der Mitte bis gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts herrschten die Grafen Wilhlm I. und II. von Weimar in dem Helmgau, dessen Grenzen der Nadelgau berührte, wozu, nach urkundlichen Zeugnissen, die Gegend von Wolkramshausen und Ichstedt und muthmaßlich auch Frankenhausen gerechnet wurde.

In der goldnen Aue (dem ehemaligen Helmgau), so wie an andern Orten Thüringens, wohnten noch im zwölften Jahrhundert viele Slaven und Wenden, die sich, nach Vertreibung der vorigen Besitzer, mehrerer Dörfer bemächtigt hatten. Bei den gewaltsamen Versuchen, sie zum Christenthume zu bekehren, besonders unter der Regierung Heinrichs des Löwen und Alberts des Bären, traf sie wieder ein gleiches Loos. Viele derselben wurden auf die grausamste Weise des Lebens beraubt und ihre Wohnungen verwüstet. Solche greuelvolle Auftritte ereigneten sich auch in den wendischen Niederlassungen bei der Rothenburg. Am Fuße des Berges, auf welchem dieselbe liegt, zwischen Kelbra und Tilleda, finden sich noch Spuren von dem ehemaligen Slavischen Dorfe Lindescum (Lindschau) und einer zerstörten Kapelle, der sogenannten Lindischen Kirche. Ferner hatten sich Slaven zu Sittendorf, Steinbrücken, Görsbach, Berga, Rosperswenden, Ranzenrad und Ascolves-

wenden angebaut. Nach Ausrottung dieser Nation sollen manche ihrer Besitzungen den um jene Zeit eingewanderten Flämingern oder Holländern angewiesen worden sein.

Der gewöhnlichen Meinung zufolge, ist die Rothenburg, deren Namen man entweder von den rothen Steinen, womit sie erbaut ist, oder, wie das benachbarte Rathsfeld, von roten oder raten (roden, raden) ausrotten, urbar machen,*) ableitet, von den Voreltern des edeln Geschlechts, unter dessen Botmäßigkeit wir sie im zwölften Jahrhundert antreffen, bereits im eilften zum Schutze gegen die Slaven und Wenden gegründet worden. Könnten wir freilich bestimmen, daß die Ueberreste dieses Schlosses, so wie wir sie eben beschrieben haben, in allen ihren Theilen, noch von der ursprünglichen Anlage vorhanden wären, so würde seine Entstehung wohl erst dem zwölften Jahrhundert anheim fallen.

In den Thüren und Fenstern zeigt sich nämlich der Spitzbogen, das eigenthümliche der deutschen Bauart, in Verbindung mit Theilen, welche dem ältern, in Deutschland üblichen Baustile angehören, den niedrigen Säulen, und mit andern vom arabischen Stile entlehnten, dem aus mehreren Kreisstücken gebildeten Bogen. Daß die Spitzbogen in diese Thüren und Fenster nicht erst nachher eingesetzt worden sind, ist augenscheinlich und wird durch die Konstruction des Ganzen beurkundet. Diese Bruchstücken müssen also in der Uebergangsperiode von dem ältern zu dem neuern Stil der in Deutschland herrschenden Bauarten entstanden sein, wo der Spitzbogen noch nicht allgemein angenommen auf das Ganze des Gebäudes wirkte, sondern wo er nur selten gebraucht und mit Theilen der alten Kunst vereinigt wurde. Dieses geschah in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. Jedoch läßt sich von dem Einzelnen nicht immer auf das Ganze schließen und der Ursprung desselben in die nämliche Zeit setzen, welche die Theile zu erkennen geben, da diese später hinzugekommen und in das bereits Bestehende eingefügt sein können.

Was unsere Burg anlangt, so erhält die von der Bauart einzelner Theile hergeschlossene Muthmaßung über ihr Alter auch durch geschichtliche Ereignisse eine festere Stütze. Ziehen wir diese zu Rathe, so treffen wir beide in dem erwünschtesten Einklange. Das öffentliche Leben des ersten Grafen von Rothenburg, Christian, beginnt nämlich gleichfalls in der ersten Hälfte jenes Jahrhunderts, und zwar mit unbezweifelter Gewißheit im Jahr 1128 laut

*) Aus dem Worte: Rode, Roth oder Reut, welches in den Namen vieler teutschen Dörfer, Flecken ꝛc. vorkommt, erhellt, daß die Gegenden, wo dieselben liegen, ehemals Wald gewesen sind und erst durch dessen Ausreudung haben urbar gemacht werden müssen. In dieser Beziehung sagt schon Kaiser Otto IV. in einer Walkenriedischen Urkunde vom J. 1215: constare volumus, quod ecclesia de Walkenrith villam quandam, quae vocatur roth id est novale multo tempore junte dinoscitur possedisse, sed eiusdem villae advocatiam habuit holgherus Comes de Hoenstein de Imperio.

zwei Jechaburgischer Urkunden, deren eine in Rotcberche, worunter man wahrscheinlich unser Schloß zu verstehen hat, ausgestellt ist. Denn von der Beschuldigung, daß er 1103 seinen Vetter, den Grafen Kuno von Nordheim, meuchelmörderisch aus dem Wege geräumt habe, glauben wir ihn unbedingt freisprechen zu können.

Schon wegen der Nähe der Stammhäuser und in anderer Hinsicht erscheint die Behauptung, welche den Grafen Christian von Rothenburg für einen Abkömmling der alten Beichlingischen Familie erklärt, nicht ganz verwerflich. Denn in den mittleren Zeiten vertauschten die Söhne eines Vaters bei der Theilung ihrer Lande häufig den Geschlechtsnamen mit dem der Burg, welche sie zum Sitze erkoren, und schrieben sich blos von dieser, ohne jenen weiter hinzuzusetzen.

Der Bischof Thietmar von Merseburg hat uns den Namen einer Besitzerin von Beichlingen aufbehalten, welche zu Anfang des eilften Jahrhunderts lebte. Sie hieß Reinhild und wurde 1014 von dem nördlichen Markgrafen Werner von Walpke (Waldeck) entführt, der über diesem Wagniß sein Leben verlor. Zwei berühmte Geschichtforscher Gebhardi und von Wersebe sind geneigt, sie für eine Enkelin des Grafen Billing auszugeben, und ihre Muthmaßung empfiehlt sich wenigstens dadurch, daß dieser in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts mit Gütern in dem benachbarten Gau Engilin angesessen war. Die Geschichte verschweigt Reinhildens Gemahl, aber die Zeitfolge läßt uns in der Gräfin Oda von Beichlingen ohne Schwierigkeit ihre Tochter erkennen. Oda zeigte in erster Ehe mit dem Grafen Wilhelm III. von Weimar einen Sohn, Otto, der bei Theilung der väterlichen Lande die Grafschaft Orlamünde erhielt, nach seinem Bruder, Wilhelm IV., 1062 Markgraf zu Meißen wurde und 1067 starb. Er besaß viele eigenthümliche Güter an der Unstrut, die wahrscheinlich zum Theil von seiner Mutter herrührten und die er auf seine Töchter vererben konnte, da ihm Adela von Brabant keine Söhne geboren hatte. Zu diesen Besitzungen rechnet man mit ziemlicher Zuversicht Scheidungen, Beichlingen, Frankenhausen, Sachsenburg und die Gegend des nachherigen Klosters Oldisleben. Auch Markgraf Dedo, Odens zweiter Gemahl, hatte Beichlingen einige Zeit inne, bis ihm dasselbe 1069, während des Sächsischen Kriegs, von dem Kaiser Heinrich dem IV. entrissen wurde. Nach Ableben der Markgräfin fiel es an ihre Kinder erster Ehe, und zwar an die zweite Tochter, Kunigunde, welche sich daher auch des Titels einer Gräfin von Beichlingen bediente. Sie verheirathete sich drei Mal, zuerst mit einem Russischen Großfürsten, dann mit dem Grafen Kuno von Nordheim und endlich mit dem Markgrafen Wiprecht dem ältern. Unter ihren fünf Töchtern ist die aus der ersten Ehe für uns am merkwürdigsten. Sie hieß wahrscheinlich Mechtild und wurde ums J. 1092 an Günther II. von Kevernburg vermählt. Bald nach Kunigundens Abschied aus der Welt betritt ein Graf Friedrich von Beichlingen den Schauplatz. Es ist unleugbar, daß diese

Grafschaft und das Recht zu der Schirmvoigtei des Klosters Oldisleben von jener auf diesen übergegangen sein mußte und daß er von ihr abstammte. Die älteste Tochter und ihre Erben hatten die nächsten Ansprüche auf Beichlingen. Daher besorgen wir nicht, uns zu täuschen, wenn wir den Grafen Friedrich für einen Sprößling Günthers von Kevernburg und der Russischen Prinzessin erklären. Sizzo III., ihr Erstgeborner, herrschte bei dem Hinscheiden seiner Großmutter (1140) schon viele Jahre selbstständig in den väterlichen Landen; Friedrich, der jüngere Sohn, erhielt deswegen, entweder durch ein Testament, oder einen mit seinem Bruder errichteten Hausvertrag, die mütterliche Grafschaft Beichlingen und pflanzte sie auf seine Nachkommen fort, die sich in verschiedene Zweige sonderten, deren einer bis ans Ende des sechzehnten Jahrhunderts geblüht hat.

Auf diese Weise hätten wir uns nicht nur von den Ahnen des Beichlingischen Geschlechts, sondern auch von den frühesten muthmaßlichen Eigenthümern in der Nähe unsers Schlosses liegender Orte vorläufig unterrichtet. Wir stehen nun wieder bei dem Zeitpunkte, wo auch Christian von Rothenburg, entweder mit dem Grafentitel, oder ohne denselben, aber doch unter den Edelen und mit dem Familiennamen, oder bisweilen blos mit dem Taufnamen, vorzüglich in Urkunden des Kaisers Lothar, der ihm seine besondere Gunst geschenkt zu haben scheint, da er ihn bei verschiedenen Staatsgeschäften als Unterhändler brauchte, von 1129 bis 1155 angetroffen wird. So bevollmächtigte in dieser Regent im Jahre 1132 zu Bezeichnung der Grenzen des dem neugestifteten Kloster Walkenried verliehenen Wildbannes. Durch die, auch von dem Erzbischof zu Mainz, als Lehnsherrn, 1144 genehmigte Ueberlassung einiger sumpfigen, bisher unbenutzten Grundstücke bei dem Dorfe Görsbach an die Mönche des eben genannten Klosters beförderte er den bessern Anbau dieser Gegend. Man macht sich wohl einer Ungerechtigkeit schuldig, wenn man den frühern Bewohnern jener geistlichen Stiftungen allen Einfluß auf die Urbarmachung der näheren Umgebungen ihrer Wohnsitze absprechen will. In dem gegenwärtigen Falle wenigstens läßt sich diese wohlthätige Wirksamkeit der Klöster von keinem Unbefangenen verkennen. Das zu Walkenried scheint jene Ländereien erworben zu haben, um sie durch zehentpflichtige Pflanzer aus den Niederlanden bearbeiten zu lassen; und vielleicht ist man berechtigt, die Entstehung aller jetzt noch übrigen Flämischen Güter von dem durch diese Fremdlinge besorgten Anbau der erwähnten Sümpfe herzuleiten. Zuletzt wird Christian I. in einer Urkunde vom Jahr 1155, in welcher der Erzbischof Arnold von Mainz die Ansprüche Hattemars von Bendeleben an das Kloster Luppoldesberg wegen der Güter zu Altenwinethen und Niuzasen vermittelt und den feierlichen Verzicht im Placitum zu Selegesbach bewirkt, als comes de Rodenburch erwähnt. Durch dieses erst seit kurzem veröf-

sentlichte Document*) fällt zugleich ein erfreulicher Lichtstrahl auf die bisher in düsteres Dunkel gehüllte Abkunft und die ungewissen verwandtschaftlichen Verhältnisse desselben. Denn unter den Zeugen folgt unmittelbar auf ihn sein Bruder Friedrich von Kevernburg (frater comes Fridericus de Keurenberche), welcher Umstand nicht allein der Vermuthung, daß der letzte, den wir nur als Grafen von Beichlingen kannten, dem Kevernburgischen Geschlechte entsprossen war, eine festere Stütze, sondern auch dem ersten, welchen man bisher gänzlich davon auszuschließen pflegte, einen wohlverdienten Platz in dem Stammbaume desselben verleiht.

Nach langem Zwischenraume kommt, zuerst 1778, Christian der zweite vor. Sowohl er, als Gottschalk von Rothenburg, könnten Söhne Christians I. gewesen sein, wofür sie auch einige Geschichtschreiber wirklich halten. Doch ermangelt ihre Behauptung, daß Gottschalk schon 1130 dem Reichstage zu Braunschweig beigewohnt, eines umumstößlichen Beweises. Beide erscheinen in einer Urkunde vom J. 1178 als Grafen von Rothenburg, und dieser widmete der Domkirche zu Halberstadt wegen des derselben bei Einäscherung der Stadt durch Heinrich den Löwen, den er wahrscheinlich auf seinem Zuge begleitete, am 23. September 1179 zugefügten Schadens, Güter zu Espilstedt (Espersted im Amte Frankenhausen)? welche im J. 1228 dem Stifte Jechaburg, für eine Summe von 33½ Mark Silbers abgetreten wurden. Christian den zweiten finden wir ferner 1193 in dem bekannten Stiftungsbriefe des Klosters Ilfeld, und noch im Jahr 1198 suchte er eine Streitigkeit beizulegen, die zwischen der Probstei Jechaburg und den Erben der Besitzerin von Besa und ihres Ehegatten, des Ritters Helmbert von Rothenburg, obwaltete. Die Neffen des letztern glaubten, ihre Ansprüche auf einige, jener geistlichen Stiftung von ihren eben erwähnten Verwandten geschenkte Hufen mit den Waffen durchsetzen zu können. Doch wurde ihnen endlich, unter Vermittelung Christians und des Landgrafen Herrmann von Thüringen, eine Entschädigung an Gelde ausgewirkt, wofür sie ihren vermeinten Rechten förmlich entsagten. Es könnte scheinen, als ob das Rothenburgische Geschlecht mit Christian dem zweiten erloschen und seine Herrschaft beim Anbeginn des dreizehnten Jahrhunderts auf die Grafen von Beichlingen übergegangen wäre.

Doch wird in einem Documente vom Jahr 1209 Graf Friedrich von Rothenburg ausdrücklich von einem Beichlingischen dieses Namens unterschieden. Damals verkaufte Albert von Klettenberg, eben im Begriff, nach Palästina zu wallfahrten, dem Walkenriedischen Kloster Güter zu Bodenrode und Fladengendorf, und fügte, aus Reue über die Bedrückungen, die er sich ehedem gegen dasselbe erlaubt hatte, das Patronatrecht der Kirche des ersteren Or-

*) S. v. Wigands Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens. 4. B. 2. H. (Lemgo 1829.) S. 222 — 224.

tes noch unentgeltlich hinzu. Das Kloster vertraute die Vertheidigung des neuen Besitzthumes den Grafen, Friedrich von Rothenburg, Dietrich (I.) von Hohenstein und Gosmar von Kirchberg. Ein Jahr nachher verzichtete Friedrich von Rothenburg zu Gunsten des oft erwähnten Klosters, dessen in großer Zahl vorhandene Schenkungsbriefe fast die einzigen Quellen sind, aus denen wir Nachrichten über unser Grafenhaus schöpfen können, auf die Dienste, welche ihm wegen des Vorwerks Kaldenhausen geleistet werden mußten. Dieses Vorwerk lag am untern Riethe, in der Nähe der Numburg, mit welcher es vielleicht späterhin zusammengeschmolzen ist. Der bisherige Besitzer behielt sich vor, diese Gerechtsame für zwanzig Mark, welche ihm das Kloster bei der Abtretung gezahlt hatte, wieder einzulösen.

Jovius, dessen Schwarzburgische Chronik durch Benutzung der reichhaltigen Archive dieses und anderer Thüringischen Häuser unverkennbaren Werth empfängt, behauptet, daß die Rothenburg 1212 in dem Kriege zwischen Kaiser Otto IV. und dem Landgrafen Herrmann von jenem erobert und zerstört worden sei. Aber dieser sonst so behutsame Forscher schwebt im Irrthume, wenn er annimmt, daß Friedrich von Beichlingen, in dessen Besitz er unser Schloß schon damals vermuthet, die Parthei Herrmanns begünstigt habe. Ein anderes, in den meisten Fällen glaubwürdiges Zeitbuch spricht vielmehr für das Gegentheil und lehrt uns den Grafen als Verfechter der Sache Otto's kennen, der in einem Treffen, das der Aufhebung der Belagerung von Weißensee vorherging, von dem Landgrafen gefangen genommen wurde.

Ob der bei den Jahren 1209 und 1210 erwähnte Graf Friedrich dem Beichlingischen oder alten Rothenburgischen Stamme angehört habe, ist zweifelhaft, und möchte es auch wohl so lange bleiben, bis es den Geschichtforschern gelingt, eine größere Anzahl von Urkunden dieser beiden Familien zu entdecken und die daran hängenden Siegel mit einander zu vergleichen. Wenigstens wird der Glaube von dem ununterbrochenen Bestehen des Rothenburgischen Geschlechts bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts wieder etwas wankend, wenn man den Inhalt einer Urkunde von 1231 erwägt, in welcher Graf Friedrich von Beichlingen die Abtei Walkenried gegen Entrichtung einer gewissen Geldsumme von den Diensten und Frohnen befreit, die er auf den Gütern derselben zu Nora, Heienrode, Merbeke und Solstede, nach seinem eigenen Bekenntnisse bis jetzt gewaltsam und widerrechtlich, gefodert hatte. Man würde vielleicht aus dem Umstande, daß Heinrich von Evera (Ebra), Voigt (advocatus) zu Rothenburg, diesen Brief bezeugt hat, auf den mit der Herrschaft unserer Veste vorgegangenen Wechsel schließen können, wenn nicht zwei Jahre hernach (1233) ein Friedrich aufträte, der sich blos Grafen von Rothenburg nennt. Ihn mit jenem Beichlingischen für dieselbe Person zu halten, dürften wir uns nur dann erlauben, wenn es völlig ausgemacht wäre, daß er den Titel von seinem Stammschlosse Beichlingen und der erst später erworbenen Rothenburg abwechselnd geführt habe. In dem letzteren Jahre ver-

pflichtete sich Friedrich von Rothenburg nebst dem Grafen Heimich zu Stolberg und dessen Sohne Friedrich, die dem Erzstifte Maim, zum Ersatz für bisherige dem Kloster Walkenried verkaufte Lehnstücke zu Numburg, in Lehn gegebenen Güter zu Mackenrod und Leivenrod vor allen Beeinträchtigungen zu schützen. Außerdem wird des Grafen von Rothenburg noch in einem Documente Heimichs zu Stolberg ohne Jahrzahl gedacht, das vielleicht in die nämliche Zeit gehört.

Von nun an verschwinden die Grafen von Rothenburg völlig aus der Geschichte und die Beichlinger nehmen als Besitzer unseres Schlosses so lange ihre Stelle ein, bis auch sie dasselbe einem reichern und mächtigern Nachbar abzutreten genöthigt sind.

Ehe wir aber die eben bezeichnete, durch fast zwei Jahrhunderte führende Bahn, nach dem Leitfaden schriftlicher Denkmäler, durchwandeln, wollen wir den Ruhepunkt, der sich uns hier darbietet, zu Würdigung eines Verhältnisses benutzen, in welchem sich diese Veste im Jahr 1203 befunden haben soll.

Unter den bei der Theilung der Söhne Heinrichs des Löwen zu dem Erbe Kaiser Otto's IV. geschlagenen Vesten werden auch Rothenburg und Hohenstein genannt. Die meisten, besonders Braunschweigischen, Historiker behaupten, daß jene die unsrige am Kiffhäuser, und diese das jetzt in malerischen Trümmern liegende Stammhaus des erloschenen Geschlechtes gleiches Namens sei. Die natürliche Folge der Orte in dem Vertrage scheint wirklich diese Meinung zu begünstigen; doch leidet es wohl keinen Widerspruch, daß die Erwähnung dieser und der meisten andern Burgen in demselben nur die Lehnrechte, aber nicht den unumschränkten Besitz zum Gegenstande gehabt haben kann, weil zu jener Zeit schon Grafen von Lüchow, Scharzfeld, Lauterburg, Hohenstein, Rothenburg und Regenstein öffentlich auftreten.

Die erste vom Untergange gerettete Urkunde des Klosters Walkenried, welche die Beichlingischen Grafen als Herren der Rothenburg ahnen läßt, ist 1253 in Kelbra, das man wegen der nahen Lage wohl nicht ohne Grund zu den Bestandtheilen dieser Herrschaft zählt, von Friedrich, der gewöhnlich als der dritte dieses Namens bezeichnet wird, ausgefertigt worden. In einem frühern Diplom von 1249 nennt Graf Heinrich von Hohenstein diesen Grafen von Beichlingen und den Grafen Heinrich zu Schwarzburg, welche dasselbe durch Anhängung ihrer Siegel bestätigten, seine soceros. Ob dieses im Mittelalter, gleich den meisten lateinischen Verwandtschaftsnamen, vieler Auslegungen fähige Wort, hier im ursprünglichen Sinne gebraucht werde, wagen wir, bei dem Mangel anderer Nachrichten, welche dieses Verhältniß aufklären könnten, nicht zu entscheiden, aber darin glauben wir von den übrigen Historikern abgehen zu dürfen, wenn sie jene Urkunde dem Grafen Heinrich II. zu Hohenstein, der von 1249 bis 1289 oder 1298 gelebt haben soll, und dessen Gemahlin Mechtild von Reinstein war, beilegen wollen. Der Aussteller

derselben ist vielmehr Heinrich I., ein Sohn Elgers II., wie sich besonders aus der Verschiedenheit ihrer Siegel darthun läßt.

Daß Friedrich der ältere von Beichlingen, der 1263, in Gesellschaft des Grafen Heinrich II. zu Hohenstein und Friedrich des jüngern von Beichlingen, Herrn zu Lohra, einen zwischen dem Kloster Walkenried und Friedrich von Nora getroffenen Gütertausch bestätigte, Besitzer der Rothenburg gewesen sei, läßt sich aus der Unterschrift der Zeugen, unter denen, als Begleiter des ersteren, auch Burgmänner dieses Schlosses vorkommen, nicht ohne Grund vermuthen.

Am 25. Februar 1268 verkaufte Friedrich mit Bewilligung seiner Gemahlin, Hedwig, Gräfin von Rothenburg, seines Sohnes, Friedrich von Lohra, sowie seiner übrigen Kinder, Friedrich, Herrmann und Ermegard, das Kammerholz nebst dem damals wüsten Dorfe Rathsfeld für 150 Mark Silbers an das oft erwähnte Kloster. Die Veräußerung solcher Besitzungen in den nähern Umgebungen der Burg konnte nur von dem dringendsten Bedürfnisse geboten werden. Der Graf wollte nemlich, wie er selbst erklärt, diese Summe zu seiner Befreiung aus der Gefangenschaft und zu Abtragung des Lösegeldes für die von ihm gestellten Geiseln verwenden. Denn er hatte dem zum Bischofe zu Würzburg gewählten Grafen Berthold IV. (VII.) von Henneberg in der mit dem dasigen Domkapitel entstandenen Fehde Hülfe geleistet, und war 1266 vermuthlich in dem Gefechte bei Kizingen d. 8. August, in die Hände der Feinde gerathen. Den 26. Februar 1268 genehmigte Friedrich von Stolberg, als Richter in diesem Bezirk, alle wegen dieses Kaufs gepflogenen Unterhandlungen. Diese Feierlichkeit fand öffentlich, unter freiem Himmel, außer der Ringmauer und vor dem Thore der Rothenburg Statt. Ein neues merkwürdiges Beispiel von der damals herrschenden Gewohnheit, die Gerichte nicht in den Schlössern und Städten selbst, sondern an mit Bäumen, besonders Linden, bepflanzten Plätzen in ihrer Nähe zu halten. Obgleich die Verkäufer ihre, wegen der eigenthümlichen Verhältnisse eines jeden nothwendigen Erklärungen über die Abtretung der angezeigten Stücke in fünf besondern Urkunden niedergelegt haben, so ist man doch nicht im Stande, die verschlungenen Fäden des dabei beobachteten Geschäftsganges gehörig zu entwickeln, und sich die Lage der Hauptperson, von welcher das Ganze ausging, deutlich vorzustellen.

Gleichfalls am 25. Februar entsagte Hedwig, Witwe (Relicta) Friedrichs von Rothenburg, ihren Ansprüchen auf das Kammerholz, welches ihr verstorbener Gemahl dem Kloster Walkenried überlassen hatte. Daß die Einwilligung der Gräfin in diesen Verkauf unentbehrlich gewesen, wird durch den in ihrem Verzichtbriefe angeführten Umstand daß ihr jenes Holz von dem Grafen bei der Vermählung zum Leibgedinge verschrieben worden war, außer Zweifel gesetzt. Da der Graf von Beichlingen, welcher nebst den Seinigen den öfters gedachten Kauf mit der Abtei Walkenried schloß, in allen denselben betreffenden Documenten als noch lebend bezeich-

net wird, und jener überdies Graf von Rothenburg heißt, so ist es möglich, daß die Ausstellerin der gegenwärtigen Urkunde für eine von der Gemahlin Friedrichs von Beichlingen, Hedwig, ganz verschiedene Person und vielleicht für die Mutter derselben anzusehen sei, welche an den letzten Grafen von Rothenburg verheirathet war, dessen öffentliches Leben sich bis zu dem Jahr 1233 erstreckt und der früher schon einen ähnlichen Vertrag mit dem Kloster eingegangen haben konnte. Die jüngere Hedwig brachte also wohl dem Grafen von Beichlingen die Rothenburg als Mitgift zu, und daher kam es, daß sie sich auch während ihrer Ehe des Titels von ihrer väterlichen Grafschaft bediente und daß ohne ihre Zustimmung nichts davon entfremdet werden durfte.

Friedrich der ältere von Beichlingen starb 1275 und wurde in der ehemaligen Klosterkirche zu Frankenhausen bestattet, wo aber jetzt keine Spur mehr von seinem Grabsteine zu entdecken ist, da er in dem Brande, welcher 1689 einen großen Theil dieser Stadt in Asche legte, verschüttet und nachher nicht wieder aufgestellt wurde. Doch besitzen wir durch Müldeners Sorgfalt eine Abbildung dieses Denkmals, dessen Inschrift von Friedrichs Sterbetage (dem 21. Julius) Kunde giebt und ihn als den dritten Beichlinger dieses Namens bezeichnet. Wahrscheinlich von ihm singt Meister Vriderich von Suonenburk (s. Minnesinger von von der Hagen 2. Th. Lpz. 1838. 4. S. 356.) und ertheilt ihm ein schönes volles, kein spitziges dünnes Lob, weil er durchaus untadlich und vor allen milde ist:

II. 8. Der wohlgelobete Vriderich,

der grave von Bichlingen,
der groze, hohe in wirdikeit, der eren sage warre,
Sin lop daz wil ich wüklich
uz reinem sinne singen:
ein spitzik lop, daz dünne ist, daz sal im sin unmere.
Wer dez lob er verdienen kan
mit wille gebenden henden;
laster masen er nie gewan;
er ist an allen enden
gar ane valsch vnde ane mell
er pflit vil rechter milte:
mit sime lob bin ich gell,
so ich die valschen schilte.

Vergl. 4. Th. S. 951. f. — Wie lange seine Gemahlin Hedwig ihn überlebte, ist nicht genau zu bestimmen; wahrscheinlich aber erfolgte ihr Tod zwischen den Jahren 1280 u. 1294.

Als die Grafen Günther und Heinrich von der Beichlingischen Linie sich zu Abtretung der Hälfte der Burg und Stadt Worbis an den Landgrafen Albert von Thüringen genöthigt sahen, so wurden die Bedingungen des Kaufs in Beisein Friedrichs des

ältern, der schon zwei Jahre früher Herr zu Rothenburg heißt, am 7. September 1289 auf unserm Schlosse festgesetzt. Vermuthlich besaß der letztere die andere Hälfte jener Stadt.

Der Kaiser Rudolph I. richtet, während seiner für Teutschland so wohlthätigen Regierung, sein Augenmerk unablässig darauf, dem Reiche wieder zu den Lehngütern, besonders in Sachsen und Thüringen, zu verhelfen, welche man bei den frühern Unruhen und der Sorglosigkeit seiner Vorgänger demselben ohne Scheu entzogen hatte. Er befahl daher auch Friedrich dem ältern, der zugleich das Amt eines kaiserlichen Burggraven zu Kifshausen verwaltete, zu untersuchen, ob vielleicht in dem seiner Gerichtsbarkeit anvertrauten Bezirk durch Lösung des Lehnsverbandes die Rechte der teutschen Krone geschmälert worden wären. Und wirklich beschuldigte man die Walkenrieder Mönche, in Ansehung des Rathsfeldes und anderer ihrer, von den Voreltern des Grafen erworbenen Besitzungen, eine Vernachlässigung dieser Pflicht gegen Kaiser und Reich. Allein bei der Prüfung dieser Beschwerde zeigte sich, daß Friedrichs Ahnen schon länger als 110 Jahre den Markgrafen zu Meißen als Lehnsherrn über jene Güter erkannt hatten. Ob der Kaiser diesem Vorgeben Glauben beigemessen oder eine neue Untersuchung angeordnet habe, ist nicht entschieden. Für das letztere könnte man die Bemerkung geltend machen, daß auch andere in der Nähe liegende Güter in einem solchen Verhältnisse zu dem Reiche standen und sogar das Rathsfeld später hin nie als landgräfliches, sondern 1341 mit deutlichen Worten als kaiserliches Lehn aufgeführt wird. Vielleicht ließ sich unser Graf aus Furcht, die im Jahr 1268 von dem dringensten Bedürfnisse gebotene Veräußerung jenes Dorfes möchte für ungültig erklärt und ihm die Wiedererstattung der Kaufsumme auferlegt werden, zu einem solchen falschen Richterspruche verleiten.

Friedrich ist wohl nicht der erste aus diesem Geschlechte, dem die Würde eines kaiserlichen Burggrafen zu Kifshausen anvertraut war. Sie scheint vielmehr schon seinen Vorfahren eigenthümlich gewesen zu sein, welche derselben ohne Zweifel auch den Adler in ihren Siegeln, den wir bereits 1249 darin antreffen, zu danken hatten: eine Auszeichnung, die ohngefähr an der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts mit dem Verluste des Schlosses gänzlich verschwindet.

Im Jahre 1294 bestätigte unser Graf einen von Hugo und Friedrich von Berga, und den Klosterbrüdern zu Walkenried über ein Stück Waldung bei dem Steinbruche zu Kelbra, der zu dem Burggute unseres Schlosses gehörte, und drei Hufen an der Landstraße bei der Numburg verabredeten Kauf.

Bei so sichern Zeugnissen von der beständigen Fortdauer der Rothenburg muß es uns billig Wunder nehmen, wenn einige Geschichtschreiber dreist behaupten, daß sie nebst anderen Thüringischen Berg- und Raubschlössern von dem Kaiser Rudolph I., und zwar, wie sie, um ihre Urkunde noch greller an den Tag zu legen, hinzusetzen, im Jahr 1292, (also nach seinem Tode!!) erobert und zerstreut worden und seitdem immer wüste geblieben sei. Zu Widerlegung

dieser Erzählung bedarf es nur eines Rückblicks auf die oben geschilderten freundlichen Verhältnisse jenes Regenten zu dem damaligen Inhaber dieses Schlosses; und durch die Begebenheiten der nächsten Jahre erscheint sie in noch hilfloserer Blöße.

So bekräftigten unter andern, als Friedrich der ältere von Beichlingen 1300 mit Zustimmung seiner fünf Söhne, Friedrich, Gerhard, Herrmann, Heinrich und Friedrich, das Kloster Walkenried mit einigen Ländereien begabte, die Burgmänner (cives) der Rothenburg diese Schenkung als Zeugen.

Wir stehen nun an der Schwelle des vierzehnten Jahrhunderts, das diesem Grafenhause durch die damals gewöhnliche Zerstückelung der Länder, welche in Thüringen die Verarmung und den Untergang noch mehrerer edeln Geschlechter beschleunigte, und durch die fast ununterbrochenen Fehden vorzüglich in der ersten Hälfte dieses Zeitraums, so verderblich geworden ist. Besonders die letztern zerrütteten den Wohlstand unserer Grafen und stürzten sie in Schulden, der die nur durch Veräußerung ältesten und einträglichsten Besitzungen an Hohenstein und Schwarzburg gemindert werden konnten. So war, nur eines Beispiels ihrer Mitwirkung zu den damaligen Unruhen zu gedenken, Friedrich, Herr zu Rothenburg, in den sogenannten Mainzischen Krieg verflochten, wie der 1336 von ihm mit Heinrich V. von Hohenstein errichtete Stillstandsvertrag hinlänglich beurkundet. Auch bei den späteren Vorfällen dieser Art blieben die Beichlinger keine müßigen Zuschauer.

Dem Verkaufe der Stadt Frankenhausen (1340) folgte 1341 die schon oben berührte Veräußerung des Rathsfeldes, ebenfalls an Schwarzburg. Friedrich, Herr zu Beichlingen, und seine Vettern, Friedrich, Albrecht und Gerhard, Herren zu Rothenburg, hielten es nun für zweckmäßig, ihre Lande, die sie bisher ungetrennt regiert hatten, wieder zu theilen. Bald hernach muß auch unser Schloß dem Landgrafen von Thüringen, dessen Einfluß, trotz des hartnäckigen Widerstrebens seiner Gegner, sich unaufhaltsam vergrößerte, käuflich überlassen worden sein. Wenigstens gibt der 1343 von Ludwig IV. oder dem Baier zwischen dem Erzbischofe zu Mainz und dem Landgrafen vermittelte Vergleich einen Wink darüber. In demselben wurde den Grafen zu Schwarzburg der ungestörte Besitz Frankenhausens und alles desjenigen, was unter der vorigen Regierung dazu gehörte, förmlich zugesichert. Jede Zweiung, die wegen der Grenzen und Bestandtheile der Herrschaften Frankenhausen und Rothenburg zwischen Schwarzburg und dem Landgrafen verwachsen könnte, sollte durch dazu bestimmte Schiedsrichter beigelegt werden. Die Vermuthung, daß der Landgraf die Rothenburg auf kurze Zeit besessen habe, wird durch zwei 1344 ausgestellte Urkunden, die den bisherigen Bearbeitern ihrer Geschichte entgangen sind, zu unwidersprechlicher Gewißheit erhoben. Aus der ersteren, vom 17. März, lernen wir, daß dieser Fürst dieselbe sammt Bendleben und allen übrigen Zugehörungen von dem Grafen Friedrich von Beichlingen, dessen Bruder und Herrmann (III.) von

Kranichfeld um 1400 Mark erkauft und bisher inne gehabt hatte. Für Erlegung der nehmlichen Summe wurden diese Stücke dem Grafen aufs neue verliehen; doch behielt sich der Landgraf das Recht des Wiederkaufs um denselben Preis, den andere dafür zahlen würden, ausdrücklich vor. Schon am 30. Januar hatte der Herr von Kranichfeld den Empfang der ihm für seinen Antheil gebührenden Geldsumme bescheinigt.

Bald hernach erfolgte eine abermalige Veräußerung der Rothenburg, aber wir finden nicht, daß der Landgraf die Ansprüche, die er sich auf dieselbe vorbehalten, auch wirklich geltend gemacht habe. Friedrich von Beichlingen räumte den 1. Februar 1347, um sich drückender Schulden zu entledigen, seinem Schwiegervater, Heinrich V. von Hohenstein, dieses Schloß, die Hälfte des dazu gehörigen Holzes und der Wildbahn, den rothen See, die Dörfer Badra, Thalheim, Hermstedt und Rottleben nebst andern seiner Burgen auf Lebenszeit ein, und wählte Bendleben, das er 1339 seiner Gemahlin, Richza, als Leibgedinge verschrieben hatte, zum Wohnsitze.

Nach Friedrichs Tode kam der Rest der Grafschaft an seine beiden Söhne, Heinrich und Gerhard, mit welchen die Rothenburgische Linie noch vor Ablauf des vierzehnten Jahrhunderts erloschen ist.

Weil die Schulden, welche die Familie beschwerten, bis jetzt noch nicht ganz hatten getilgt werden können, so übernahm der ältere Bruder, nach mit dem jüngern getroffener Uebereinkunft, die Regierung des Landes allein. Zugleich sicherte er diesem, im Fall er selbst keine Erben hinterlassen würde, das Recht der Nachfolge. Die Grafen von Schwarzburg, deren Einfluß nicht nur bei der gegenwärtigen Anordnung, sondern auch bei andern Verhältnissen dieser ihrer Nachbarn unverkennbar ist, verbürgten sich, dieselbe treulich zu vollziehen.

Hieraus erhellt augenscheinlich, wie die Grafen von Beichlingen, welche das Erlöschen ihres Stammes als nahe vorhersahen, begierig jedes Mittel ergriffen, um wenigstens so lange als möglich den Uebergang ihrer Besitzungen in die Hände eines Fremden zu verhüten. Schon 1362 legten sie sich bei Uebernahme der Vormundschaft über die noch nicht volljährigen Kinder Albrechts von Beichlingen, Herrn zu Brücken, Friedrich und Luchard, gleiche Verpflichtungen auf. Der junge Graf sollte, nach der in der Urkunde feierlich gegebenen Erklärung, Erbe ihres Landes sein, wenn sie selbst ohne Nachkommen die Welt verlassen würden. Der in Heinrichs und Gerhards Vergleiche vorherbestimmte Fall trug sich 1366 wirklich zu, wo der erstere sein Leben endigte. Er hatte in der Ehe mit Sophia, Tochter Heinrichs des ältern von Gera, welcher das Schloß und Dorf Ichstedt zum Witthume von ihm angewiesen worden war, einen Sohn gleiches Namens erzeugt. Der Großvater übertrug die Vormundschaft des noch minderjährigen Enkels und die Verwaltung seines Landes den Grafen von Schwarzburg.

Im Jahr 1373 sehen wir die Rothenburg zum zweiten Mal in landgräflichem Besitz. Graf Gerhard, der sich Herrn zu Bendleben schrieb, und sein Vetter Heinrich überließen dieselbe da-

mals den Landgrafen Friedrich, Balthasar und Wilhelm. Dabei leisteten sie für sich und ihre etwa noch zu hoffenden Erben auf alle Rechte und Ansprüche auf diese Burg und die damit verbundene Herrschaft förmlich Verzicht, in der Voraussetzung einer, von den Räthen jener Fürsten zu bestimmenden, zureichenden Entschädigung.

Dem Hause Schwarzburg mußte alles daran gelegen sein, diese von seinen Landen rings umschlossene Veste in Besitz zu bekommen. Sein Wunsch ging auch bald in Erfüllung. Denn schon 1378 verpfändeten die Landgrafen dieselbe nebst Kirchhausen an Heinrich XXV. und Günther XXIX., Herren zu Arnstadt und Sondershausen, gegen die sie wahrscheinlich gewisse Verbindlichkeiten hatten, für 970 Mark Silbers und ertheilten den Inhabern der beiden Schlösser die Befugniß, auf Wiederherstellung der Gebäude 30 Mark zu verwenden. Die Grafen, welche dieselben nicht persönlich bewohnen konnten, vertrauten ihre Beschirmung benachbarten adelichen Familien an. Der erste, dessen 1385 und 1400 als eines Burgvogtes der Rothenburg Erwähnung geschieht, war Fritze von Bendleben. Nicht lange hernach wurde, wie das Zeitbuch des Jovius meldet, dieses Schloß an Bethmann von Tütcherode pfandweis überlassen, und kam nebst Kirchhausen bei der 1411 vorgenommenen und, in Rücksicht der Sächsischen Lehen, von den Landgrafen, Friedrich und Wilhelm, bestätigten Landestheilung an Günther XXIX., welcher überdies Sondershausen, Frankenhausen, Ichstedt, Strausberg, Keula, Almenhausen und Schlotheim besaß. Laut eines 1434 über die Rothenburg und das dazu gehörige Holz, dessen Grenze genau bezeichnet wird, ausgefertigten Lehnbriefs, macht sich Friedrich von Tütcherode verbindlich, das Schloß stets in gutem Stande zu erhalten, sogleich 200 Gulden daran zu verbauen, es mit Wächtern, Hausleuten und Thorwärtern zureichend zu besetzen und sein Vorwerk Bendleben dem Grafen Heinrich (XXIX.) dafür zu überlassen. Der Lehnsherr hatte sich die hohe Jagd und das Oeffnungsrecht namentlich ausbedungen. Die Beleihung wurde 1445 und 1450 wiederholt. Der Lehnbrief, welchen Schwarzburg Dietrichen von Tütcherode in letzterm Jahre ertheilte, ist mit dem von 1434 beinahe gleichlautend. Auch andere Glieder dieses angesehenen und wohlhabenden Geschlechts genossen die nehmliche Gunst. Als aber Hans Friedrich von Tütcherode, der letzte Sprößling desselben, am 24. März 1576 zu Kelbra starb, so fielen seine sämmtlichen Mannlehngüter an Schwarzburg und Stolberg zurück, und die Rothenburg gelangte wieder an das erstere Haus, welches sich bis auf den heutigen Tag in ungestörtem Besitze derselben befindet. Da ihr letzter Inhaber sich zu Kelbra aufhielt, wo er bei seinem Gute eine geräumige Wohnung besaß, so wird unsere Burg vermuthlich schon damals verödet sein. Von ihren fernern Schicksalen und den Umständen, welche zu ihrem völligen Verfall beitrugen, schweigen die Nachrichten.

Hesse.

Anmerkungen.

Der Herr Verfasser des Artikels Rothenburg hat zwar auch die gründliche Beschreibung des Püstrich geliefert, welcher, wie in der Beschreibung von Sondershausen (woselbst sich auch die Abbildung dieser fabelhaften Antiquität befindet) bemerkt wurde, auf der Rothenburg gefunden worden sein soll. Mangel an Raum verbietet jedoch hier die Aufnahme dieser etwas lang gewordenen, außerdem aber recht interessanten Mittheilung; und wird dieselbe wohl an einer anderen schicklichen Stelle ihren Platz finden.

Ferner verdient noch bemerkt zu werden, daß sich seit dem Jahre 1839, eine zwar ländlich und einfach, aber gut eingerichtete Wirthschaft auf der Rothenburg befindet, deren Inhaber, — Herr Beyer aus Kelbra — mit ausgezeichneter Bereitwilligkeit und Eifer bemüht ist, die physischen Bedürfnisse der zahlreichen Besucher dieses romantischen Punktes zu befriedigen, wozu freilich kein anderer Raum, als der schöne geebnete und mit herrlichen Baumgruppen eingefaßte Platz am Fuße der Ruine vorhanden ist, welcher jedoch wohl für die Stimmung geeignet ist, der sich in der Regel der bei diesem Denkmal einer so vielumfassenden Vergangenheit einkehrende Wanderer gern überläßt. — Herr Beyer bietet aber auch seinen Gästen nicht blos Erfrischung und Nahrung für den Körper, sondern auch für den Geist, denn er ist Dichter und hat in der Stille seines romantischen Aufenthaltes bereits eine ziemliche Anzahl poetische Erzeugnisse zu Tage gefördert, die er bei näherem Bekanntwerden gern mittheilt, und auf welche er auch Subscription annimmt, da er sie nächstens durch den Druck zu veröffentlichen entschlossen ist.

Der Redakteur **Friedrich v. Sydow.**

Rudolstadt. *)

Schon damals, als der Anbau der Gegend von Rudolstadt noch nicht so bedeutende Fortschritte gemacht und die Kunst zu ihrer Verschönerung durch geschmackvolle Anlagen noch nicht die Hand geboten hatte, wurden ihre Reize tief von einem Manne empfunden, dessen Brust den Regungen sanfterer Gefühle auf immer verschlossen zu sein schien. Als nämlich Kaiser Karl der fünfte im J. 1547, nach dem Treffen bei Mühlberg, siegesfroh an der Spitze seines Heeres das Salthal durchzog, ruhte sein an Schlachtgewühl und Trümmern gewöhnter Blick mit Wohlgefallen auf den mit dichten Forsten beschatteten Berghöhen, dem fischreichen Strome, den unzähligen Bächen und Quellen, die es bewässern, auf den mit Obst prangenden Gärten und üppigen, von muntern Heerden belebten Weideplätzen, den goldnen Rebenhügeln und wogenden Saaten, und mehr als einmal brach der Held in die Worte aus: daß er ein Bild des anmuthigen Galliens vor sich zu sehen glaube.

Das Rudolstädter Thal umfassen Berge von dem mannigfaltigsten, aber für das Auge nichts weniger als widrigen Ansehen. Es ist über eine Meile lang, und nicht ganz eine Viertelmeile breit. Die Sale durchfließt dasselbe in der Richtung von Abend gegen Morgen und trennt es in zwei fast gleiche Hälften.

Die Lage der Stadt, deren Häuser sich an dem Fuße des Berges, von dessen Gipfel das Fürstliche Schloß, die Heidecksburg freundlich herabschaut, in gefälliger Ordnung hinreihen, kann nicht anders als günstig genannt werden. Sie beut ihren Bewohnern die

*) Die Höhe von Rudolstadt beträgt nach Fils 610, 0 die des Fürstlichen Schlosses 783, 5 Par. Fuß über dem Meere. Vergl. von Hoff, Höhenmessungen in und um Thüringen. S. 33. S. 38 40. 473, 474. 515 — 519.

Randolph del.

Vortheile einer reinen, milden Luft, einer fernen, fröhlichen Aussicht und dem Lustwandelnden die angenehmsten Wege. Man kann hier auf Wiesen und Feldern weit umher gehen, ohne einen Berg zu besteigen, aber auch mehr als ein Pfad öffnet sich, auf dem man in kurzem und oft unvermerkt zu beträchtlichen Höhen geführt wird.

Im Ganzen genommen hält die Rudolstädter Flur in Hinsicht auf Fruchtbarkeit den meisten Thüringischen Gegenden das Gleichgewicht. Nur selten täuschen die ihrem Schooße vertrauten Saaten die frohe Hoffnung auf ergiebige Aerndte. Die Vereinzelung herrschaftlicher und adelicher Güter in der Nähe der Stadt brachte der Feldwirthschaft, welche zu den vornehmsten Nahrungszweigen ihrer Bewohner gehört, wahren, dauernden Gewinn. Das, was vorher selbst bei der größten Anstrengung dem Eigenthümer des Ganzen nicht möglich gewesen war, leistete nunmehr der unermüdete Fleis einer Menge von Besitzern der durch die Theilung leichter zu bearbeitenden Grundstücke.

Da es der Rudolstädter Flur, deren Umkreis durch die der benachbarten, zum Theil auswärtigen Orte sehr eingeengt wird, an zureichenden Weideplätzen gebricht, und diese noch dazu in neuern Zeiten durch Anlegung von Gärten sehr vermindert worden sind, so kam die Einführung des Anbaues nahrhafter Futterkräuter auf den Feldern und Bergen der Viehzucht glücklich zu Statten, und brachte dieselbe in größere Aufnahme. Eben so ist die vornämlich für gebirgige und getraidearme Gegenden so unschätzbare Frucht der neuen Welt schon längst auf unsern Aeckern einheimisch. Nicht minder hat die Veredelung des Obstbaues neuerlich bei uns gute Fortschritte gemacht.

Daß die nähern und entferntern Umgebungen Rudolstadts nicht arm an Pflanzen und Kräutern sind, haben von Zeit zu Zeit unternommene Forschungen unwidersprechlich bewiesen. So ergab sich aus einer vor mehrern Jahren angestellten Zählung, daß die Berge und Thäler, welche den Mörlaergraben bilden, allein 187 verschiedene Arten derselben hervorbringen. Zwar bieten unsere Gegenden dem Freunde der Pflanzenkunde keine ungewöhnlich reiche Ausbeute an Seltenheiten dar, aber in ihnen sproßt doch so manches Gewächs, welches man in vielen Theilen Teutschlands vergeblich suchen würde. Wer daher nur einige Frühlings- und Sommertage im Dienste der Flora hier zubringt, der wird sich bald überzeugen, daß das von Phytographen über die Schwarzburgischen Lande im Allgemeinen ausgesprochene Urtheil, als gehörten sie zu den ärmern in botanischer Hinsicht, nur aus dem Dunkel, worin die Kunde ihrer Pflanzen noch gehüllt war, seinen Ursprung haben kann.

Zum **Bergbau** scheint die hiesige Gegend nicht geschickt zu sein; wenigstens sind bisher alle, von Zeit zu Zeit angestellten Versuche, Schätze, welche man hier im Schooße der Erde verborgen wähnte, zu Tage zu fördern, völlig fruchtlos geblieben.

Ohngefähr eine halbe Stunde von der Stadt, nach Hasel zu, dicht an dem linken Ufer der Saale, entspringt auf einer Wiese die

sogenannte Gesundquelle. Sie wurde im Monat Julius des Jahres 1646, als eben durch die anhaltende Trockenheit der Fluß so seicht geworden war, daß man überall hindurchgehen konnte, anfangs blos von den in der Nähe beschäftigten Schnittern als ein kühlender Labetrunk häufig genossen. Da man aber auch den wohlthätigen Einfluß derselben auf die Heilung körperlicher Gebrechen durch einige von Bewohnern der Stadt und der umliegenden Dörfer gemachte Erfahrungen bewährt gefunden zu haben glaubte, so verbreitete sich ihr Ruf in kurzem auch in entferntere Gegenden. Von nun an strömten Sieche und Kranke aller Art bei derselben zusammen, im zuversichtlichen Vertrauen, hier Heilung und Erleichterung der Uebel zu finden, womit sie behaftet waren. Der damalige Superintendent, Rothmaler, liefert am Schlusse seines bald nach Entdeckung dieses Gesundbrunnens verfaßten Andachtsbuches, worin er dieselbe als eine vorzügliche Wohlthat der Vorsehung preist, ein langes Verzeichniß aller derjenigen, die ihre Genesung seiner Wirksamkeit zu verdanken öffentlich gerühmt hatten. Aber bald scheint der Glaube an die wunderthätige Kraft desselben wankend geworden und endlich auf eine lange Reihe von Jahren geschwunden zu sein. Zwar gab er von Zeit zu Zeit den hiesigen Aerzten Anlaß zu Untersuchungen, aber keine führte zu der gewünschten Entdeckung von Bestandtheilen, welchen man einen bedeutenden Einfluß auf die Wiederherstellung der Gesundheit hätte zugestehen können. Erst vor etwa dreißig Jahren wurde der fast verschollene Name dieser Quelle wieder häufiger, als je, genannt, und die Meinung von ihr inwohnenden Heilkräften faßte auf's neue Wurzel. Wenn auch die von einem gründlichen Chemiker damals gelieferte, genaue Bestimmung ihres Gehaltes nicht geeignet war, dieselbe noch mehr zu begründen, so trug doch der Reiz der Neuheit in Verbindung mit einigen Beispielen von Personen, welche dadurch ihre Gesundheit wieder erlangt haben wollten, das Seinige bei, daß das Drängen zu derselben, von welchem das oben bemerkte Jahr Zeuge gewesen war, sich wieder erneuerte. Und obgleich der anfangs so rege Eifer in Benutzung dieses Heilbrunnens gänzlich wieder erkaltet ist, so hat doch die demselben gewidmete Aufmerksamkeit auch für die Gegend, welche ihn zunächst umgibt, und welcher ganz das Gepräge einer niederländischen Landschaft aufgedrückt ist, die glücklichsten Wirkungen geäußert. Die Anlegung wohlgeordneter Baumpflanzungen und des eben so einfachen, als geschmackvollen Badehauses haben derselben eine neue Zierde geliehen.

Die hier und da geäußerte Muthmaßung, daß die Gegend von Rudolstadt ein Salzwerk gehabt habe, beruht auf dem ziemlich schwankenden Zeugnisse einer im Jahr 1417 ausgefertigten Urkunde. Ohngeachtet aller angewandten Mühe hat sich der Ort, wo dasselbe befindlich war, noch nicht mit Sicherheit entdecken lassen. So viel aber scheint wenigstens ausgemacht zu sein, daß es nicht in den nächsten Umgebungen der Stadt gesucht werden darf.

Wollen wir ein sprechendes Gemälde des ursprünglichen Zustandes unsrer Gegend, ehe sich Menschen in derselben ansiedelten, ent-

werfen, so können wir dazu, ohne Besorgniß, der Wahrheit untreu zu werden, die Farben von den Schilderungen des ältesten Germaniens entlehnen.

Wer nur einige Züge dieser letztern aufgefaßt hat, dem wird gewiß, wenn er sie auf Thüringen, und insbesondere auf unsre Gegend überträgt, sogleich das traurige Bild von düsteren Wildnissen vorschweben, welche ehemals unsre jetzt so lachenden Auen entstellten. Die Berge, unter deren Schutze Rudolstadt jetzt sein mildes Klima genießt, waren anfangs mit undurchdringlicher Waldung bedeckt. Noch sind davon der Hain und die Heide übrig; der Name des Pörzthales deutet in der Sorbischen Sprache auf einen Tannenwald hin, der dasselbe begrenzte. *) Die Füße dieser Berge scheinen mit dichtem Laubholz von Eichen, Eschen und Weiden, besonders aber mit Haselgesträuch bewachsen gewesen zu sein, wie uns der Name Haselich, den die südwestliche Wand des Hainberges und der Hügel an der Nordseite führt, sowie die Dörfer Kirchhasel, Oberhasel und Unterhasel, bis zu welchen sich dieses Gesträuch hinabzog, nicht undeutlich zu erkennen geben. Das Unfreundliche und Rauhe unsrer Gegend wurde damals durch verschiedene Seen und Sümpfe vermehrt, welche einen großen Theil derselben einnahmen. Drei der ersten, Schwanen, — Egel — und Katharinauersee werden nicht nur in alten Urkunden erwähnt, sondern ihre Lage und Größe läßt sich auch durch Hülfe der noch von ihnen vorhandenen Ueberreste mit großer Wahrscheinlichkeit bezeichnen. Wir würden unserem Plane zuwider handeln, wenn wir in weitläufige Untersuchungen darüber eingehen wollten, durch welche Naturereignisse die Umgestaltung unsrer Gegend nach und nach bewirkt wurde. Nur soviel sei uns noch zu erwähnen vergönnt, daß verschiedene Wahrnehmungen darauf hindeuten, daß die Saale bei unsrer Stadt in den ältern Zeiten ein anderes Bette gehabt habe. So findet man z. B. in den sogenannten untern Weinbergen und auf den Debrackern ein Lager von gerundeten Steinen, die denen in dem Flusse vollkommen ähnlich sind.

Der Landstrich an der Sale herauf bis zu dem Thüringer Walde enthielt schon vor dem Jahre 1062 viele Dörfer und Meierhöfe, wovon die meisten jetzt noch übrig sind. Der Anbau derselben mußte also vermuthlich im siebenten und achten Jahrhunderte, in welchem letzteren die Sage den Bonifacius in Rudolstadts Nähe zu Heilsberg **) verweilen läßt, und hier und da noch früher begonnen haben, da er bereits im zehnten so bedeutende Fortschritte gemacht hatte.

---

*) Bor oder Bor heißt in der genannten Sprache ein solcher Wald. Doch könnte dieses Wort eben so ungezwungen von der Präposition Po, an und rio (ausgesprochen ritsch) der Bach, abgeleitet werden.

**) S. außer mehreren älteren Schriften (Vulpius) Curiositäten, 6. B. 2. St. S. 166 ff.

Ein anderes, weit rauheres Ansehen aber gewährte damals noch der Thüringer Wald, welchen gleichzeitige Schriftsteller als eine menschenleere, blos von Bären und Wölfen bewohnte Einöde schildern. Allein auch jener Gegend dürfen wir vor dem eilften Jahrhunderte keine große Bevölkerung zuschreiben, vielmehr gab es in derselben noch da, wo jetzt die fruchtbarsten und lachendsten Fluren sind, viele waldige und wüste Plätze. Der Einfluß der Klöster, deren Stiftung in Thüringen beinahe durchgängig diesem und dem folgenden Jahrhundert angehört, auf die Kultur und bessere Bearbeitung des Bodens ist unverkennbar.

Wenn der Geschichtschreiber meist vergeblich nach der Zeit des Ursprunges der Städte und dem Namen ihrer Erbauer zu forschen pflegt, so sind wenigstens bei der unsrigen die angewandten Bemühungen nicht ganz fruchtlos gewesen. Die Geschichte gedenkt zweier Herzoge in Thüringen, welche den Namen Rudolph führten. Dem ersteren soll der Fränkische König, Dagobert, ums J. 634, den Oberbefehl über den südlichen Theil dieses Landes aufgetragen haben. Der andre, welcher von dem Jahre 872 bis 876 in gleichen Verhältnissen vorkommt, hat, wie wir bald sehen werden, weiter keine Wichtigkeit für uns. Jener war so glücklich, die Sorben über die Sale zurückzudrängen. Mehrere Umstände vereinigen sich zu Bestätigung der Behauptung, daß der erste Grund zu unsrer Stadt von ihm gelegt worden sei. Die bei weitem größere Anzahl der ältern Urkunden, insonderheit der lateinischen, weist durch die Schreibart der Namen derselben deutlich auf einen Erbauer hin, welcher Rudolph hies. Ferner ist Alles, was uns die Chroniken von dem öffentlichen Leben des Herzogs und von den Schicksalen seines Geschlechts berichten, dieser Ableitung nicht nur nicht entgegen, sondern es verleiht derselben vielmehr eine festere Stütze. Auch Rudolphs Nachkommen hatten in unserer Gegend Besitzungen. So beschenkte sein Urenkel, der Herzog Heton II., im J. 704 das Bisthum Utrecht mit einigen Gütern zu Arnstadt und andern benachbarten Orten.

Es ist glaublich, daß die Sorbische Grenze an der Sale mit einer Kette nahe an einander liegender Burgen versehen war, um dem Lande mehrere Sicherheit vor den unaufhörlichen Einfällen dieses nach Beute gierigen Volkes zu gewähren. Zu solchem Zwecke waren ohne Zweifel Orlamünda, Dornburg, Kamburg und andere Schlösser in dieser Gegend erbaut, und vielleicht hatte das hier von Rudolph errichtete Bergschloß die nämliche Bestimmung da es nicht nur zu Bewachung der Grenze überhaupt, sondern auch zu Deckung der Straße von Erfurt nach dem Orlagau dienen konnte.

In den nächsten Umgebungen dieses Schlosses müssen wir die ersten Häuser der Stadt oder vielmehr die Meierhöfe suchen, welche die ursprüngliche Anlage derselben ausmachten. Die bis auf unsre Tage fortgepflanzte Benennung: Altstadt, welche ein außerhalb der Ringmauer liegender Theil von Rudolstadt führt, den man jetzt als Dorf betrachtet, spricht für den frühern Anbau in diesem Bezirke. Nach dem Erlöschen des Rudolphischen Stammes, ums J. 177, er-

theilten wahrscheinlich die Fränkischen Könige die Rechtspflege, sowie die Aufsicht über ihre hier befindlichen Domänen, einem besondern Richter, Voigt oder Grafen.

Die erste beurkundete Nachricht, die bisher von dem Dasein unsrer Stadt aufgefunden werden konnte, ist in einem kurz vor dem Jahre 800 aufgesetzten Verzeichnisse der Güter und Rechte enthalten, welche die Abtei Hersfeld zur Zeit ihres Stifters, des Mainzischen Erzbischofs Lullus, und bald nachher erworben hatte. Die oberste Stelle in demselben nehmen diejenigen Güter ein, welche dieser geistlichen Anstalt durch Karls, des großen Königs der Franken, Freigebigkeit zu Theil geworden waren. Unter diesen kommen auch „sieben Hausen in Mulnhusun (Mühlhausen), Renmidi (Remda) und Rudolfestatt mit den dazu gehörigen Leibeigenen" namentlich vor. Wenn die Wahrheit eines solchen Zeugnisses noch der weitern Unterstützung durch Gründe bedürfte, so würden wir diese von den übrigen, in diesem Documente angeführten Thüringischen Orten, welche auch noch in der Folge als Hersfeldische Besitzungen vorkommen, leicht entlehnen können. Rudolstadt stand also damals unter der Botmäßigkeit der Fränkischen Könige, und ging von diesen in die Hände der teutschen Kaiser über.

Der Orlagau, in welchen man nicht ohne triftige Gründe Rudolstadt versetzt, war anfangs von Sorben bewohnt, aber daraus folgt noch nicht, daß alle Ortschaften desselben diesem Slavischen Volke ihr Dasein verdankten. Viele sind von ihren Ueberwindern nach der Zeit angelegt worden. Vornämlich scheint dieß von den Burgen und sogenannten Warten zu gelten, wodurch die Teutschen die so sehr zum Aufruhr geneigten Sorben im Zaum zu halten suchten. Einzelne Landgüter in hiesiger Gegend mögen von den letztern, entweder noch vorher, ehe Rudolph dieselben über die Sale trieb, oder in der Folge enstanden sein, als sie die ihnen angewiesene Grenze überschritten, da sie bekanntlich ihre Einfälle in die benachbarten Länder so lange fortsetzten, bis sie endlich im Jahr 926 völlig unterjocht wurden. Dahin gehört, unter andern, der Ort Redewiz, welcher in einer kleinen Entfernung von Rudolstadt lag und durch die häufigen Überschwemmungen der Sale seinen Untergang fand. Auch der Name der ehemaligen Schäferei Debra *) verräth einen Sorbischen Ursprung.

Wir nähern uns nun dem Zeitpunkte, wo es in der Geschichte unsrer Stadt etwas zu tagen anfängt, und der Forscher nicht mehr

*) Debra ist soviel als ein Landgut oder Vorwerk. Hierher kann auch der Bach Gornitsche gerechnet werden, welcher sich unter Teichreda, mit dem sogenannten wüsten Bache oder der Rinne vereinigt, die bei Rudolstadt in die Sale fällt. Gornitscho von Gor (oder Hor), der Wald, woraus das Adjectiv gorni oder horni gebildet wurde, und der Anhängesilbe ce bedeutet einen Walddach. Auch Rinna heißt im Polnischen ein Kanal.

genöthigt ist, sich dem unsichern Leitfaden der Chroniken zu überlassen und die geringe Ausbeute, die sie ihm gewähren, mühsam von den vielen Schlacken zu sondern. Aber noch empfängt uns bei dem Eintritte in denselben ein räthselhaftes Dunkel, dessen Aufklärung schon von vielen vergeblich versucht worden ist. Die Schicksale unserer Stadt sind nämlich eine ziemlich lange Reihe von Jahren mit denen der Grafen von Orlamünde innig verwebt, aber die Frage, wenn und wie diese zum Besitze desselben gelangten, hat man noch nicht beantworten können. Wir müssen uns also mit Anführung des ersten urkundlichen Zeugnisses begnügen, in welchem dieses edele Geschlecht in dem erwähnten Verhältnisse zu unserer Stadt erscheint. Ein solches wurde von Grafen Albert II. und Herrmann II. d. 28. April 1217 zu Rudolstadt, wahrscheinlich ihrem damaligen Aufenthaltsorte ausgestellt. Nicht lange hernach (1222) bezeichnet die noch ungedruckte Reinhardsbrunner Chronik in der Erzählung, daß der Landgraf Ludwig von Thüringen den Schauenforst erbaut habe, das Schloß Rudolstadt als Eigenthum Herrmanns von Orlamünde. *) Eine erfreuliche Erfahrung, die wir außerdem vermittelst jenes Documents machen ist, daß sich schon damals hier eine Pfarrkirche **) befand, deren Stiftung aber vielleicht einem weit früheren Zeitalter angehört.

Sein ältester Sohn Herrmann V. löst endlich in einem Salfeldischen Klosterbriefe vom Jahr 1279, alle Zweifel, die noch über die Verbindung unsrer Stadt mit diesem gräflichen Hause obwalten könnten, indem er seinem jüngern Bruder, Otto III., ausdrücklich Herrn zu Rudolstadt nennt. Otto V., jüngster Sohn des vorhergehenden, welcher unsre Stadt nebst den Fränkischen Herrschaften in der Abtheilung mit seinem Bruder erhalten hatte, scheint ebenfalls, wenn auch nicht immer, doch abwechselnd, sein Hoflager hier gehabt zu haben. Sein Schwiegervater, Graf Günter VIII. von Kevernburg, starb im J. 1302 und nun erbte Otto's Gemahlin, Adelheid, mit ihrer Schwester, Irmengard, vermählten Gräfin zu Hohenstein, die von ihm hinterlassenen Besitzungen, Arnstadt, Schwarzwald, Wachsenburg, Liebenstein, Ichtershausen und Ilmenau. Aber schon im J. 1306 verkaufte Otto seinen Antheil an der erstern und letztern Stadt wieder an die Grafen Heinrich XII. von Schwarzburg, Herrn zu Blankenburg, und Günther XII., Herrn

---

*) Die Worte sind folgende: Post hoc nono Idus Augusti (MCCXXII) idem Lantgravius (Ludewicus) intrauit cum exercitu terram comitis Herimanni de Orlamunde occupans montem qui dicitur Scowinvorst inter duo castra sua scilicet Orlamunde et Rodolfstad et hoc facto ad terram suam revertitur bene prosperatus. (Andere Zeitbücher haben das Jahr 1223).

**) Unter den Zeugen kommt nämlich: Heinricus parrochianus de rodeluestad (rodoluestadt) vor. Schon 1227 wird, wahrscheinlich als sein Nachfolger, bruno parrochianus de Rudoluistat erwähnt.

zu Schwarzburg, für 1300 Mark Silber, erhielt aber nur 450 Mark baar; für die fehlende Summe wurde ihm das untere Schloß zu Rudolstadt mit seinen jährlichen Einkünften übergeben und eingeräumt. — Aber wie waren die Grafen von Schwarzburg zum Besitze dieses Schlosses gelangt? Die über jenen Kauf ausgefertigte Urkunde entscheidet hier nicht das Mindeste. Unter den mancherlei Muthmaßungen, welche die Schwarzburgischen Geschichtschreiber in dieser Hinsicht vorgetragen haben, empfiehlt sich keine so sehr durch ihre Wahrscheinlichkeit, als diejenige, daß es bei Gelegenheit der Vermählung Heinrichs XV., eines Sohnes Heinrichs XII., Blankenburg. Linie, und Bruders des nachherigen Kaisers, Günthers XXI., mit Elisabeth, der Tochter Otto's, welche Rudolstadt als Mitgift empfangen habe, geschehen sei. Elisabeth wurde nämlich nicht erst im Jahr 1335, sondern vielleicht schon zu Ende des dreizehnten, oder doch zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, wenigstens vor dem Jahre 1306, mit dem genannten Grafen verehlicht. Graf Otto, der auf diese Art aufs Neue Herr beider Schlösser und der ganzen Stadt geworden war, blieb nicht lange im Genusse des Wiedererworbenen. Denn schon im J. 1318 soll ihn der Tod von der Welt abgefordert haben.

Sein Sohn, Otto VII., folgte ihm in der Regierung von Plaßenburg, Kulmbach, Grafendabrach und unsrer Stadt. Die hiesige Andreaskirche erhielt in den Jahren 1326 und 1327 ausgezeichnete Beweise seiner Wohlthätigkeit. Aus der ersten Urkunde erfahren wir das Dasein der Kapelle des heiligen Gregorius bei dem obern Schlosse, welche damals schon längere Zeit gestanden haben muß; aus der zweiten läßt sich schließen, daß Otto seinen Aufenthalt bisweilen in unsrer Stadt zu nehmen pflegte.

Ohne Zweifel war die allzugroße Freigebigkeit dieses Grafen gegen geistliche Stiftungen und seine mit Aufwand und Verlust verknüpfte Theilnahme an den Kriegen Kaiser Ludwigs IV., dem er auch im J. 1328 nach Italien und Rom gefolgt war, Ursache, daß er seinem Schwager Heinrich XV. v. Schw. Rudolstadt mit den beiden Häusern daselbst für 600 Mark Silber verpfänden mußte. Da er aber nachher noch 400 Mark auf dessen Namen erborgt hatte und die Zinsen nicht abtrug, so schloß Heinrich im Jahre 1331 einen Vertrag mit ihm, welcher die nähern Bestimmungen enthielt, die nunmehr in Ansehung dieses Darlehns verabredet worden waren. Wir theilen die vornehmsten Punkte daraus mit. Zuerst erklärte Heinrich, „daß die ganze Stadt nebst den beiden Schlössern nur als Pfand für die 600 Mark angesehen, für die Interessen aber die jährlichen Einkünfte, oder an ihrer Stelle 60 Mark, gegeben werden sollten; er gestand ferner seinem Schwager das Recht zu, diese Vesten zu allen Zeiten wieder einzulösen, doch unter der Bedingung, daß er die Mannschaft derselben ihm vorher möchte huldigen lassen, damit er sie einmal erben könne. Otto hatte sich das Lehn der Pfarrkirche ausbedungen, dagegen behielt sich Heinrich zehn Mark Silber zu Bestreitung der alljährlich auf die beiden Schlösser zu verwendenden

Baukosten vor. Diese sollten zu dem Hauptgelde gerechnet, die andern 400 Mark aber, für welche jener kein Unterpfand gegeben hatte, mit 80 Mark (also jährlich mit 20 vom Hundert) verzinset, und die Interessen immer ein Jahr voraus bezahlt werden."

Die Hoffnung auf einen leiblichen Erben war indessen bei unserm Grafen immer tiefer gesunken. Dieß erregte ohne Zweifel in ihm den Entschluß, einen Theil seiner Besitzungen, auf den Fall, daß er kinderlos sterben würde, dem Grafen Heinrich zuzuwenden, mit dem er so eng durch die Bande der Verwandtschaft verknüpft war. Wenigstens scheint dieß aus einem offenen Briefe Heinrichs vom Jahr 1334 deutlich hervorzugehen, so wie wir auch schon durch das eben erwähnte Document auf diese Absicht aufmerksam gemacht worden sind. In demselben legt dieser seine Wünsche und Gesinnungen, nach altteutscher Sitte, unumwunden an den Tag, wenn er erklärt, „daß er nur das obere Schloß mit der dazu gehörigen halben Stadt für 1300 Mark Silbers, (denn so hoch war das Kapital durch den rückständigen Zins gestiegen) behalten, hingegen das untere Schloß nebst der andern Hälfte der Stadt, jedoch mit Ausnahme des Thurmes, wieder zurückgeben wolle." Durch den letztern Zusatz und das Verlangen, daß ihm von der Mannschaft desselben die Huldigung geleistet werden möchte, glaubte er sich den Besitz auch dieses Theiles zu sichern, wenn Otto dereinst mit Tode abginge. Endlich wünschte er, daß Otto die obere Veste, wenn er sich zum Verkaufe derselben genöthigt sähe, keinem andern, als ihm, anbieten und ihm dieselbe um 200 Mark wohlfeiler, als sie geschätzt werden würde, überlassen möchte. In Ansehung des Patronatrechts über die Andreaskirche und die derselben zugehörigen Kapellen galten die einige Jahre vorher festgesetzten Bestimmungen. Otto trug kein Bedenken, die ihm gethanen Vorschläge anzunehmen und seinem Schwager von der Mannschaft des untern Schlosses, auf dem bemerkten Fall, die Huldigung leisten zu lassen. Hierauf eignete er, diesem Vertrage gemäß, am 14. April 1338 das erwähnte Patronatrecht, welches, wie er sich in der darüber ausgefertigen Urkunde ausdrückt, von seinen Voreltern auf ihn fortgepflanzt worden war, dem von den Herzogen zu Meran gestifteten Kloster Langheim zu.

Mit ihm erlosch im Jahr 1340 die Fränkische Linie dieses berühmten Stammes.

Jetzt sei es uns erlaubt, hier, wo sich uns ein so natürlicher Ruhepunkt darbietet, einige Blicke auf die innere Beschaffenheit und Einrichtung der Stadt zu werfen, und dann erst den Faden der Erzählung wieder anzuknüpfen.

Wann Rudolstadts Bewohner von der Leibeigenschaft befreit und für Bürger erklärt worden sind, darüber herrscht ein tiefes Stillschweigen. Noch zu Anfange des zwölften Jahrhunderts hatte der Zustand der Einwohner mancher bedeutendern Städte Thüringens viele Aehnlichkeit mit dem der Bauern und ließ auf eine ursprüngliche Knechtschaft schließen. Sollte Rudolstadt sich wohl eher aus den Fesseln dieser drückenden Verhältnisse losgewunden haben? — Gewiß ist es hin-

gegen, daß es seine ersten Stadtgesetze den Grafen von Orlamünde verdankt. Sind sie gleich nicht mehr in der Urschrift vorhanden, so wird dieß doch nicht nur in den von dem Grafen Günther XXVIII. zu Schwarzburg, Herrn zu Ranis, im Jahr 1404 erneuerten Statuten mit deutlichen Worten zu erkennen gegeben, sondern es finden sich in diesen auch unverkennbare Spuren von alten Gebräuchen, welche den von ihnen hergeleiteten Anordnungen einen Platz in einem frühern Zeitraume anweisen. So schreibt sich z. B. das Gesetz von Bestrafung des Todschlages durch eine kleine Summe Geldes von den Gewohnheiten der alten Thüringer her und scheint noch damals, als dieses Volk bereits die christliche Religion angenommen hatte, Statt gefunden und sich auch in der Folge erhalten zu haben.

Rudolstadt war nunmehr Eigenthum der Grafen zu Schwarzburg geworden. Aber nicht lange konnte es sich seines ersten Oberherrn aus diesem erlauchten Hause, Heinrichs XV., erfreuen. Denn dieser verlor schon 1337, bei einem Zug nach Jerusalem das Leben.*) Seine Gemahlin, Elisabeth, hingegen hatte noch 1358 ihren Witwensitz zu Salfeld. Heinrich XVII. und Günther XXV., die beiden Söhne des Verstorbenen, erbten unsre Stadt und regierten dieselbe anfangs gemeinschaftlich. Aber nicht lange genossen sie der Ruhe. Eine dem Anscheine nach unbedeutende Veranlassung hatte die schon so vielfältig beschriebene Fehde zwischen den Thüringischen Grafen, an deren Spitze Friedrich II. von Orlamünde und der heldenmüthige Günther XXI. zu Schwarzburg-Blankenburg standen, gegen den Landgrafen Friedrich II oder den Ernsthaften, auf's neue entzündet. Auch unsre Grafen wurden in dieselbe verflochten. Das Ungewitter des Kriegs, welches erst in der Gegend von Arnstadt und Erfurt gewüthet hatte, zog nun gegen Rudolstadt heran, um alle seine Schreckniße über dasselbe zu entladen. Im Jahr 1345 in der Fastenzeit wurde es von Friedrichs Heere überfallen, geplündert und abgebrannt. Wahrscheinlich hatte der Feind bei der Einnahme auch des oberen Schlosses nicht verschont. Das Zeugniß einer Urkunde, daß im Jahr 1409 die Kapelle des heiligen Gregorius bei demselben nicht mehr vorhanden war, steht wenigstens mit der Behauptung, daß es den Kriegern des Landgrafen gelungen sei, sich dieser Veste ebenfalls zu bemächtigen und an derselben feurige Rache zu üben, nicht in offenbarem Widerspruche. Auch das untere Schloß, dessen Standort sich nicht mit völliger Gewißheit ausmitteln läßt, wird seit dieser Zeit nicht wieder ausdrücklich erwähnt, nur eine Urkunde vom 26. Junius des folgenden Jahres gedenkt noch beider Häuser zu Rudolstadt. Da, wie die Sage erzählt, das Stadthaus gleichfalls ein Raub der Flammen wurde, so fehlen die von den Grafen von Orlamünde ertheilten Statuten nebst mehreren andern ehrwürdigen Denkmalen des Alterthums. Endlich boten sich die Käm-

*) Nikol von Syghen erzählt in seiner Thüringer Chronik fol 225a „Hoc anno (1337) obiit generosus Comes h de Schwarczburg cum multis aliis suis sodalibus in peregrinacione Iherosolimitana.

pfenden, während der von dem Landgrafen unternommenen und fünf Wochen vergeblich fortgesetzten Belagerung der damals Schwarzburgischen Bergveste Dornburg, zur Versöhnung die Hand; der Friedensvertrag wurde aber erst späterhin, am 26. December d. J., förmlich abgeschlossen. In demselben hatten sich die Grafen von Schwarzburg unter andern verbindlich gemacht, Rudolstadt, womit sie bisher von dem Reichsoberhaupte beliehen worden waren, von dem Landgrafen zu Lehn zu empfangen, wenn dieser nämlich den Kaiser dahin vermögen könnte, seinen Rechten zu entsagen, was ihm aber nicht gelungen zu sein scheint.

Wann unsre Stadt ein eigenes Stadtgericht erhalten habe, ist ungewiß. Schon im zwölften Jahrhundert finden sich in anderen Thüringischen Städten Spuren von einer besondern, durch Voigte und Schultheissen mit Zuziehung einiger Schöppen geführten städtischen Regierung. So treffen wir auch bei uns einen Voigt, und späterhin drei besondere Behörden, unter dem Namen Rathsmeister, an, die in der Verwaltung ihres Amtes mit einander wechselten. Anfangs, als Rudolstadt noch klein war, hatte sich die ganze Bürgerschaft, wie jede Dorfgemeinde, unter dem Vorsitze ihres Richters versammelt, in der Folge aber, als sich die Zahl der Einwohner mehrte, wurden sieben besondre Räthe zu diesem Zwecke erkoren, welche die gewissenhafte Handhabung des Rechts vorher eidlich versichern mußten.

Dieses Wenige ist es, was über die innere Verfassung der Stadt in fernem Alterthume mit einiger Zuverlässigkeit gesagt werden kann. Je näher wir unsern Zeiten kommen, desto mehr Aufschlüsse erhalten wir über dieselbe. Besonders erzeugte das Jahr 1404 in dieser Hinsicht manche neue Einrichtungen. Der schon oft erwähnte Günther XXVIII. brachte es nämlich damals, durch seine dem Kaiserhause geleisteten treuen Dienste, bei dem Kaiser Ruprecht dahin, daß seiner Tochter, Elisabeth, das Schloß und der Flecken Ehrenstein, ingleichen der Bann an dem Gerichte zu Rudolstadt nebst dem Zoll daselbst, welcher ihm 1397 zugestanden worden war, erblich verschrieben wurden. Zugleich bewilligte der Monarch, daß, wenn Günther keinen Sohn erzeugen würde, Elisabeth diese Stücke auf immer von dem Reiche zu Lehn tragen sollte.

Die von unserem Grafen am 31 März d. J. bestätigten und mit einigen neuen Gesetzen vermehrten Statuten *) geben nicht undeutliche Fingerzeige, daß der Handel bereits hier aufzukeimen angefangen hatte. Rudolstadt besaß damals schon Marktrecht und zwei Jahrmärkte, zu denen erst nach dem Jahre 1488 ein neuer hinzugekommen sein muß. Wie weit der Anbau der hiesigen Gegend gediehen war, läßt sich ebenfalls aus diesem schriftlichen Denkmale

*) Sie sind in dem Waffenträger der Gesetze. B. VIII. Anguſt. (Weimar) 1801. 8. S. 133 — 146, aber so ungenau und voller Lücken abgedruckt, daß ein dem Originale getreuer Abdruck sehnlich zu wünschen ist

beurtheilen. Man zog um jene Zeit schon, außer den gewöhnlichen Feldfrüchten, auch Flachs, Hopfen, Wein und Obst.

Wie viel eine Stadt in Hinsicht auf Nahrung, Verfeinerung der Sitten und Anwachs der Volksmenge gewinnt, wenn sie zum Aufenthalte des Regenten erhoben wird, liegt am Tage. Rudolstadt genoß dieses Vorzugs eine Zeitlang nicht, wenigstens finden wir in den vaterländischen Jahrbüchern keine sichern Merkmale davon. Das Haus Schwarzburg hatte sich damals in mehrere Aeste verbreitet. Ohngeachtet die Länder desselben in frühern Zeiten weit beträchtlicher waren, als jetzt, so wirkten doch die häufigen Zerstückelungen derselben, welche vor Einführung des Rechts des Erstgeburt Statt fanden, auf ihre Aufnahme nichts weniger als günstig, und in ihnen müssen wir die Hauptveranlassungen suchen, daß ihr Umfang so sehr geschmälert wurde. Auch Rudolstadt gerieth dadurch mehr als einmal in Gefahr, der Botmäßgkeit eines Fremden unterworfen zu werden.

Während der gemeinschaftlichen Regierung Heinrich XVII. und Günther XXV. gewannen die bisherigen Lehnsverhältnisse eine veränderte Gestalt. Kaiser Karl IV., der von einem neuern Schriftsteller nicht mit Unrecht der Stiefvater des teutschen Reichs genannt wird, sorgte desto väterlicher für sein angestammtes böhmisches. Er wußte im Jahr 1361 die gesannten Grafen, welche dem Reichstage zu Nürnberg beiwohnten, durch Ueberredung und Zusagen, auf die er sich meisterlich verstand, zu bewegen, daß sie nicht nur Schloß und Stadt Rudolstadt nebst dem dazu gehörigen Gebiete, sondern auch Salfeld und Köniz, der Krone Böhmen zu Lehn auftrugen. Nach dem 1368 erfolgten Tode Günthers führte Graf Heinrich mit dessen Nachkommen, Heinrich XXV., Günther XXIX. und Günther XXXI., die Regierung gemeinschaftlich fort, bis auch er 1373 von der Welt abgerufen wurde. Seine Söhne, Heinrich XXIII. und Günther XXVIII., nahmen noch in demselben Jahre mit ihren bereits erwähnten Vettern eine Theilung der ererbten Besitzungen vor. Rudolstadt war den erstern anheimgefallen und ging bei der abermaligen Abtheilung, welche beide Brüder, im Jahr 1381 mit einander vornahmen, in den Besiz des jüngern über. Dieser, der schon oft besprochene Günther XXVIII., ist, außer dem, was wir bereits von ihm anzuführen Gelegenheit hatten, noch in vieler Hinsicht wichtig für unsre Stadt. Im Jahr 1399 vermählte er sich mit Margaretha, einer Tochter des Grafen Heinrich X. (XIII.) von Henneberg-Schleusingen, und verschrieb ihr Schloß und Stadt Pösneck zu Leibgedinge; in der Folge aber, noch vor seiner Abreise zu der Kostnizer Kirchenversammlung, wies er derselben dafür Rudolstadt und Ehrenstein an.

Wie weit Günthers Denkungsart über den damaligen Zeitgeist erhaben war, darüber gibt uns ein anderer merkwürdiger Vorfall Aufschluß. Es ist sein Versuch, dem Kloster Langheim das von den Grafen zu Orlamünde verliehene Patronatrecht über die Andreaskirche zu Rudolstadt aus den Händen zu winden, der endlich auch, nach langwierigen Streitigkeiten und Besiegung vieler Hindernisse, dem in alle Geheimnisse der Staatsklugheit eingeweihten Grafen vollkom-

men gelang. Durch Vermittelung Friedrichs, Burggrafen zu Nürnberg, war schon den 6. Februar 1403 ein Vergleich zu Stande gekommen, in welchem das Kloster seine Bereitwilligkeit erklärt hatte, das Lehnrecht über jene Kirche mit dem über die Elisabethenkapelle am Markte zu Rudolstadt zu vertauschen. Dagegen verpflichtete sich Günther, dem Kloster 300 rheinische Gülden zu zahlen, damit die Begängnisse der Grafen zu Orlamünde und Schwarzburg, dem Willen der Stifter gemäß, ferner mit Vigilien und Messen gefeiert werden könnten. Allein die Brüderschaft zu Langheim suchte den errichteten Vertrag unter allerlei Vorwänden ungültig zu machen. Günther, erzürnt über diese fromme Untreue, ließ hierauf, ohne Furcht vor dem allgewaltigen Bannstrahle, den Prior, Nikolaus, in gefängliche Haft bringen und den Pfarrer zu Rudolstadt, Nikolaus Vizner, welcher, vermuthlich von dem Abte, seinem bisherigen Lehnsherrn, mit geheimen Verhaltungsbefehlen versehen, ihm den Gehorsam verweigerte, seines Amtes entsetzen. Diese strengen Maßregeln bewogen die Konventualen zur Nachgiebigkeit. Sie boten nun abermals die Hand zum Vergleiche, welcher auch am 1. April des nämlichen Jahres zu Stande kam, und wodurch der Prior seine Freiheit, der Pfarrer aber sein Amt wieder erhielt. Im Jahr 1404 verzichtete endlich das Kloster völlig auf das Patronatrecht der Andreaskirche und wurde durch das der Elisabethenkapelle für diesen Verlust entschädigt. Der Papst, Gregor XII., bestätigte 1410 den darüber abgeschlossenen Vertrag.

Im Jahr 1417 gerieth Günther mit seinem Vetter, Heinrich XXIX., in Streit wegen einiger Urkunden, welche dieser über seine Städte und Güter in Verwahrung hatte, und deren Aushändigung er verweigerte. Die Sache wurde klagbar bei dem kaiserlichen Hofgericht und Graf Konrad von Freiburg ertheilte am 25. April, nach angestellter Untersuchung, dem Grafen Heinrich den Bescheid, alle Briefe und Documente über die jenem eigenthümlich gehörenden Städte verabfolgen, diejenigen aber, welche die gesammte Herrschaft beträfen, in gemeinschaftliche Verwahrung bringen zu lassen. Es ist nicht bekannt, ob Heinrich diesem Befehle Folge leistete; für uns hat wenigstens die Urkunde, in dem er enthalten ist, den Nutzen, daß wir daraus die Orte kennen lernen, welche damals zu Rudolstadt gehörten. Es waren folgende: die Stadt Teuchel, Ezelbach, Unterhasel, Redewiz, Kirchhasel, Oberhasel, Teichweiden, Weitersdorf, Teichröde, Ammelstedt, Hermsdorf, Geitersdorf, Hopfgarten, Eschdorf, das Salzworgel, Eichfeld, Schala, Mörla, Volkstedt, Kumbach und Kolkwiz.

Schon der dreißigste April d. J. 1418 endigte Günthers, mehr dem Dienste des kaiserlichen Hofes und dem Besten fremder Fürstenhäuser, als dem Wohle seiner eignen Familie, welcher er ansehnliche Länder widerrechtlich entzog, gewidmetes Leben.

Heinrich XXIX., sein Vetter, folgte ihm in der Regierung der übrig gebliebenen Herrschaften. Sobald aber der Sohn von Günthers Schwester, Elisabeth, Bruno III. (Proz), Edler Herr von

Querfurt, Nachricht von dessen Hinscheiden bekam, verlangte er, als vermeinter nächster Erbe, die Häuser Rudolstadt und Ehrenstein. Das erstere war damals an die Grafen zu Henneberg, Friedrich I. und Wilhelm II. (III.) verpfändet. Diese suchten nun in Verbindung mit jenem ihre Ansprüche geltend zu machen und bemächtigten sich des Schlosses und der Stadt Rudolstadt nebst der ganzen Pflege. Durch Zurückzahlung des vorgestreckten und auf Rudolstadt versicherten Kapitals wurden Friedrichs und Wilhelms Forderungen völlig begnügt, die Ansprüche Bruno's aber für unstatthaft erklärt und ihm daher weiter keine Entschädigung zuerkannt. Die mit ihm geführten Streitigkeiten waren von ziemlich langer Dauer gewesen und ihre Beilegung mehrmals versucht worden, bis endlich das gute Vernehmen, welches von den ältesten Zeiten zwischen beiden Familien geherrscht hatte, vollkommen wieder hergestellt wurde. Graf Heinrich nahm lebhaften Antheil an Bekämpfung der Hussiten und spielte dabei eine wichtige Rolle. Die Geschichte hat uns mehrere Beweise seiner Tapferkeit aufbehalten, die er in diesem, mit der größten Erbitterung geführten Kriege ablegte. Aber der Aufwand, der dabei erforderlich war, der Verlust, den er in demselben erlitt, und die Hülfe, die er seinem Bruder, Günther, Erzbischof zu Magdeburg, bei den Streitigkeiten mit der Stadt Halle leistete, stürzten ihn oft in Geldverlegenheiten, durch welche er, unter andern, Rudolstadt und Teuchel nebst fünf dazu gehörigen Dörfern viermal zu versetzen sich genöthigt sah. Er beschloß sein thatenvolles, größten Theils in Lagern und Feldschlachten zugebrachtes Leben im Jahr 1444.

Sein Sohn, Heinrich XXXI., erbte Rudolstadt. Dieser hatte sich bereits im J. 1434 mit Elisabeth, der Tochter des Herzogs Adolph zu Kleve, vermählt. In der noch vorhandenen Eheberedung wurde sie für die ihm zugebrachte Mitgabe von 6000 rheinischen Gülden, im Fall des Witwenstandes, an die Stadt Rudolstadt und die dazu gehörigen Ortschaften verwiesen. Die letztern sind aber nicht ganz die nämlichen, welche wir in der oben erwähnten Urkunde gefunden haben, sie erscheinen vielmehr in folgender Ordnung: Teuchel, Volkstedt, Unterhasel, Redewiz, Milbiz, Weitersdorf, Kumbach, Schala, Lichstedt, Oberhasel, Rauendorf, Mörla, Am nelstedt, Wirbach, Eichfeld, Kirchhasel, Teichweiden, Teichröde, Eschdorf, Hopfgarten, und Hermstadt. Graf Heinrich hielt sich ohne Zweifel bisweilen auf dem Schlosse zu Rudolstadt auf, da ihm hier 1450 ein Sohn, Günther XXXVIII. oder der mittlere, geboren wurde.

Daß der sächsische Bruderkrieg Thüringens Wohlstand höchst verderblich war, darüber herrscht in den Geschichtbüchern nur eine Stimme. Da wir von den Verheerungen, welche er in dem Schwarzburgischen Gebiete anrichtete, schon einmal zu sprechen eine weit nähere Veranlassung fanden, *) so heben wir jetzt aus der zusammenhängenden Darstellung seiner Quellen und schädlichen Folgen

*) S. die Geschichte des Schlosses Schwarzburg in 2. B. S. 233 ff. —

nur das heraus, was in unmittelbarer Beziehung mit Rudolstadt steht; und dieses beschränkt sich auf die Nachricht, daß im Jahr 1450 Heinrich der jüngere, Reuß von Gera, als er von Roda aus bis in die Rudolstädtische Pflege vordrang, die zu derselben gehörigen Orte geplündert haben soll.

Der Gemahlin unsres Grafen war, wie wir oben bemerkten, Rudolstadt zum Witwensitze bestimmt worden. Allein der Mangel an Raum, ihre Kränklichkeit und die sich zu Arnstadt häufiger darbietende Gelegenheit zu Abwartung des Gottesdienstes, erregte in ihr den Wunsch, in dieser Stadt ihr Leben zu beschließen. Im Jahr 1473 wurde ihr die Erfüllung desselben feierlich zugesagt.

Auf die, noch vor wenigen Jahren über einer Thüre des hiesigen Schlosses sichtbaren, vereinigten Schwarzburgischen und Klevischen Wappen hat man die Muthmaßung gegründet, daß Graf Heinrich dieses Gebäude von 1434 bis 1448 für seine Gemahlin habe neu aufführen lassen. Man wäre befugt, dieser Behauptung zu trauen, wenn sie noch durch andere zuverlässigere Zeugnisse bestätigt werden könnte. — Heinrich starb im J. 1448 und wurde nebst seiner Gemahlin, die ihn nur kurze Zeit überlebte, zu Arnstadt beigesetzt. Sein Sohn Günther XXXVI. oder der ältere, soll kurz nach seiner Verheirathung mit der Gräfin Margaretha von Henneberg, welche 1458 Statt fand, das hiesige Schloß bezogen haben. Wenigstens besuchte ihn hier d. 26. März 1461 Herzog Wilhelm von Sachsen, der eben eine Reise nach Palästina unternehmen wollte, und an welchen er sich als Begleiter anschloß; und 1464 wurde ihm hier eine Tochter, Margaretha geboren, die sich in der Folge mit dem Fürsten, Woldemar von Anhalt, vermählte.

Noch in dem Todesjahre seines Vaters erneuerte Graf Günther, für sich und als Vormund Heinrichs XXXVI. (XXXIII.), Herrn zu Sondershausen, die Statuten von Rudolstadt, in welchen aber nichts, als die vorangehende Bestätigung und der Schluß geändert wurde. Als Heinrich die Jahre der Mündigkeit erreicht hatte, überließ Günther ihm und seinem jüngern Bruder, Günther XXIX., die Regierung von Arnstadt und Sondershausen; Rudolstadt hingegen behielt er sich vor, wahrscheinlich um hier den Rest seiner Tage in Ruhe zu verleben. Die jetzt kaum mehr kenntliche Inschrift eines in die Mauer bei dem untern Schloßthore eingefügten Steines*) bewahrte sein Gedächtniß. Man kann aber dieselbe, wie einige gethan haben, weder auf die Erbauung des ganzen Schlosses, noch des weitläufigen Gemäuers beziehen, welches den daran stoßenden Garten umschließt. Weit glaublicher ist es, daß dieses Denkmal seines Namens die Errichung des Thorhauses andeuten soll, wo sich nachher

*) 1499.
G. G. Z. S.
DER ELDER
worunter der Schwarzburgische Löwe steht.

die Kanzlei befand, und das ehemals dem Voigt oder Amtmann zur Wohnung gedient zu haben scheint.

Nach Günthers Tode gelangte Rudolstadt im J. 1503 an seinen jüngern Bruder, Günther XXXIX., welcher zu der Zeit, als die durch Luthers und seiner Freunde Bemühungen von unzähligen Irrthümern und Mißbräuchen gereinigte Christuslehre bei dem Volke Eingang zu finden begann, sich abwechselnd hier, zu Blankenburg und Schwarzburg aufhielt. Heinrich XXXVII. (XXXIV.), der einzige Sohn desselben, hatte sich unterdessen im J. 1523 mit der Gräfin, Katharina, von Henneberg vermählt, und Günther ließ sich, nach vielem Widerstreben, bewegen, ihm 1527 das Schloß und Amt Rudolstadt zu Einrichtung einer eigenen Hofhaltung abzutreten, und ihm einen den Grundsätzen Luthers zugethanen Prediger zu gestatten. Aber kaum hatte er seinen Aufenthalt hier genommen, als er durch das am 8. August 1531 erfolgte Ableben seines Vaters veranlaßt wurde, denselben mit dem Wohnsitze zu Arnstadt zu vertauschen. Ihm war die öffentliche Einführung der Lutherischen Kirchenverbesserung in seinem Lande vorbehalten.

Das Volk, das sich sonst gegen alle Neuerungen aufzulehnen pflegt, nahm das lautere Evangelium gern und willig an. Aber in dem Frohlocken über die so lang ersehnte Freiheit von der Gewalt des Papstes und seiner entarteten Diener ließen sich die Kurzsichtigen von einigen mißvergnügten Schwärmern irre leiten und zur Raserei wider obrigkeitliche Einrichtungen und Gesetze verführen. Auch in Rudolstadt machten die von den Geistlichen gedrückten und durch das Beispiel ihrer Nachbarn aufgereizten Landleute den Versuch, nicht nur der Gewalt des Papstes, sondern auch der vaterländischen Ordnung sich zu entziehen. Der wuthentbrannte Haufe drang in die Stadt, besonders in die Wohnung des Plebans, Christoph von Wizleben, ein, forderte ihm die Kirchen- und Zinsbücher ab und zerriß sie vor seinen Augen. Die Mißhandlungen, welche der hochbejahrte Greis bei diesem Vorfalle erdulden mußte, zogen ihm bald hernach den Tod zu. Zu Dämpfung dieses Aufruhrs, welcher die ganze obere Grafschaft Schwarzburg ergriffen hatte, trug Münzers Niederlage bei Frankenhausen das Meiste bei. Strenge Bestrafung wartete nun aller derjenigen, welche ihrer Verblendung aus den gesetzlichen Schranken gewichen waren. Aber doch beförderte auch auf der andern Seite diese Begebenheit die schnellere Ausbreitung der Lutherischen Lehre. Denn Graf Günther XXIX., wegen seines hohen Alters zu keiner Aenderung des Glaubens geneigt, ließ nun Vieles in Hinsicht auf kirchliche Verfassung geschehen, was er ohne jene Unruhen nicht zugelassen haben würde. Er und die Geistlichkeit zeigten sich jetzt so nachgebend, daß auf Verlangen der Landleute, besonders der Bewohner der in die Andreaskirche eingepfarrten auswärtigen Dörfer teutsche Lieder, welche dieselben an den Jahr- und Sonntagsmärkten in den benachbarten sächsischen Städten gehört und gelernt haben sollen, bei dem Gottesdienste gesungen werden durften. Während nun die Dorfbewohner mit brennender Begierde die neue

Lehre auffaßten, war ein Theil der Bürger den durch lange Beobachtung geheiligten Gebräuchen treu geblieben und hatte sich zur Elisabethenkapelle gehalten. Um auch diese hartnäckigen Vertheidiger des alten Glaubens zur Annahme des neuen zu bewegen, wurden Processionen von der Kapelle angestellt, bei welchen man sich ebenfalls Lutherischer Gesänge bediente. Dieß scheint ums Jahr 1531 geschehen zu sein. Bald darauf aber ging der Gottesdienst in dieser Kapelle gänzlich ein und das Gebäude nebst den Einkünften wurde vermöge eines noch von Günther ertheilten Befehls dem Stadtrathe überlassen. Die ersten Keime der Reformation hatten sich in Rudolstadt im Jahr 1522 gezeigt und waren durch Heinrichs Anwesenheit und Beispiel im Stillen sorgsam gepflegt worden; aber das öffentliche Bekenntniß zu derselben konnte erst nach Günthers Tode, 1532 erfolgen. Hierauf wurde im J. 1533 die erste Kirchenvisitation im Schwarzburgischen veranstaltet und Dr. Johann Lange aus Erfurt, ein Jugendfreund Luthers, und Bonifacius Rempe, Pfarrer zu Liebringen, mit diesem Geschäfte beauftragt. Aber welch ein trauriges Bild mußten diese Männer von dem verderbenen Zustande der damaligen Geistlichen entwerfen, die bei grenzenloser Unwissenheit sich überdieß noch ohne Scheu allen Arten von Ausschweifungen zu überlassen pflegten!

Leider war es dem Grafen Heinrich nicht vergönnt, die Früchte seiner menschenfreundlichen Bemühungen um die Aufklärung seines Volkes lange zu genießen. Denn schon am 12. Julius 1538 raffte ihn, in der Blüthe seiner Jahre, der Tod hinweg.

Seine der Entbindung nahe Gemahlin bezog hierauf das Schloß zu Rudolstadt, welches ihr nebst den dazu gehörigen Dörfern und dem ganzen Amte Blankenburg zum Witthum ausgesetzt war. Auch sie führte das von ihrem verewigten Gatten angefangene Werk der Kirchenverbesserung mit unverdrossenem Muthe fort; schaffte das noch hin und wieder sich äußernde Mönchswesen ab und suchte den Schulunterricht zu verbessern. Vielen protestantischen Predigern, die um der Religion willen verfolgt wurden, ließ sie Schutz und Unterstützung angedeihen. Unter diesen befand sich der durch seine wunderbaren Schicksale und seinen glühenden Eifer für die Sache der Reformation bekannte Kaspar Aquila, Pfarrer zu Salfeld. Dieser schwebte, weil der Kaiser, dessen Interim er auf der Kanzel schmählich angegriffen hatte, auf ihn zürnte, in Lebensgefahr, und ein Preis von 5000 Gulden stand auf seinem Kopfe. Demohngeachtet ließ ihn die furchtlose Katharina, auf die Bitte der Salfelder, heimlich zu sich auf das Schloß bringen, wo sie ihn viele Monate verborgen hielt und mit der edelsten Menschenliebe seiner pflegte, bis er wieder öffentlich erscheinen durfte.

Einen noch herrlichern Beweis ihrer Geistesgröße und heldenmüthigen Standhaftigkeit legte sie in ihrem Betragen gegen den durch seine Grausamkeit berüchtigten, spanischen Heerführer, Herzog von Alba an den Tag. Als Karl V. nach der Schlacht bei Mühlberg, durch Thüringen zurückkehrte, traf sie die weisesten Anstalten, um

ihre Unterthanen vor den Verheerungen, womit die Spanier ihren Zug bezeichneten, zu sichern. Sie erbat sich deswegen einen Schutzbrief von dem Feldherrn. Aber viele Landleute, den darin gegebenen Versicherungen wenig vertrauend, flüchteten noch vor der Ankunft des Heeres mit ihrer besten Habe auf das hiesige Schloß, wo sie bereitwillig aufgenommen wurden. Um den nach Beute dürstenden Kriegern die Gelegenheit zur Plünderung zu erschweren, wurde auf ihren Befehl die Brücke über die Sale abgebrochen und weiter hinabwärts, in größerer Entfernung von der Stadt, wieder über den Fluß geschlagen. Sie hatte dahin zu schneller Befriedigung der Bedürfnisse der Ankommenden einen zureichenden Vorrath von Lebensmitteln bringen lassen. Herzog Alba, begleitet von dem Herzog, Heinrich zu Braunschweig und dessen Söhnen, war auf dem Schlosse abgetreten, um das Frühstück bei der Gräfin einzunehmen. Aber wenige Augenblicke nach ihrem Empfange, ruft ein Eilbote die Gräfin aus dem Zimmer, und meldet, daß die Spanier in einigen an der Straße liegenden Dörfern das Vieh weggetrieben hätten. Ohne Verzug klagt Katharina die verübten Gewaltthätigkeiten ihren Gästen, empfängt aber die Antwort, daß dieses Kriegsgebrauch sei, und daß bei solchen Heereszügen dergleichen kleine Unfälle nicht zu verhüten wären. Als sie endlich sieht, daß ihre Bitten fruchtlos sind, ruft sie aus: „Meinen armen Unterthanen muß das Ihrige werden, oder, bei Gott! Fürstenblut für Ochsenblut!" Man glaubt, sie scherze, und lacht, aber sie verlangt mit männlichem Ernst, daß sogleich der schriftliche Befehl zu Wiedererstattung des Geraubten ertheilt werde. Um ihren Reden Nachdruck zu geben, läßt sie ihre Gewappneten hereintreten und das Frühstück bedienen. Schon vorher hatten ihre Leute heimlich Auftrag erhalte, Thor und Pforten wohl in Acht zu nehmen. Abgeschnitten von dem Heere und nur mit einem kleinen Gefolge, das in der Stadt seiner harrte, angelangt, erblaßt, bei Erscheinung dieser Kampflustigen Schaar, der sonst so furchtbare Alba; Heinrich hingegen sucht die Gräfin mit freundlichen Worten zu beruhigen, und bringt den spanischen Feldherrn dahin, daß er den verlangten Befehl ausfertigt. Aber die Gräfin beurlaubt ihre Gäste nicht eher, als bis sie der wirklichen Vollziehung desselben versichert ist. Hierauf dankt sie ihnen gerührt für die Gewährung ihres Wunsches und jene trennen sich zufrieden und vergnügt von ihr. — Herzog Heinrich gedachte noch in der Folge oft rühmlich dieses ernsten Scherzes der hochherzigen Frau, und Alba besaß diesmal Edelmuth genug, ihr denselben nicht entgelten zu lassen.

Als die Gräfin sich beinahe am Ziele ihres Lebens befand, sollte ihre Ruhe noch durch den auch in Rudolstadt von den dasigen Predigern im Jahre 1564 erhobenen, sogenannten Wucherstreit getrübt werden. Dieser Streit, welcher die Rechtmäßigkeit der Zinsen von ausgeliehenen Geldern betraf, wurde noch eine Zeitlang mit so großer Erbitterung fortgeführt, daß einige Geistliche deswegen ihrer Aemter entsetzt werden mußten. Katharina starb, nach einer Regie-

rung von 29 Jahren, allgemein verehrt und betrauert. Die hiesige Stadtkirche bewahrt ihre Gebeine.

Mit Albert VII. trat der glückliche Zeitpunkt ein, wo unsre Stadt der immerwährende Wohnsitz einer Hauptlinie des Schwarzburgischen Geschlechts werden sollte. Schon im Jahr 1573 hatte er sein Hoflager hier genommen. Aber gerade jetzt ereignete sich ein Zufall, der ihr diesen Vortheil auf lange Zeit zu entreißen drohte. Ein schrecklicher Brand, der in Abwesenheit des Grafen am 25. März d. J. durch Verwahrlosung entstanden war, zerstörte einen großen Theil der Heidecksburg. Doch die angenehme Lage, welche dieselbe vor andern Schwarzburgischen Schlössern auszeichnet, veranlaßte den Grafen, lieber die größten Summen zu ihrer Wiederherstellung zu verwenden, als eines der letztern mit geringern Kosten zur Hofhaltung einzurichten. In wenigen Jahren war daher der von ihm unternommene prächtige Bau, welcher die Bewunderung der Zeitgenossen im hohen Grade erregte, so weit vollendet, daß die neue Schloßkirche am 29. Februar 1576 eingeweiht werden konnte. Als hierauf Günther der Streitbare 1583 sein Heldenleben geendet hatte, nahmen die drei Brüder, Johann Günther, Wilhelm und unser Albert, eine abermalige Theilung ihrer Lande vor, vermöge welcher Arnstadt, der bisherige Sitz der Regierung für die Oberherrschaft, an Sondershausen fiel. Es mußte daher jetzt eine Kanzlei und ein Konsistorium zu Rudolstadt angeordnet werden. Dadurch gewann die Stadt nicht nur eine Anzahl gelehrter Männer, die auf die Bildung der Einwohner den entscheidendsten Einfluß äußerten, sondern auch größeren Wohlstand. Ein deutlicher Beweis davon ist, daß bereits im J. 1584 zu den Wohnhäusern, welche sich 1577, ohne die herrschaftlichen und geistlichen Gebäude, auf 200 belaufen hatten, noch vierzehn neue hinzugefügt worden waren.

Von dem Grafen Albert erhielt Rudolstadt im J. 1594 neue Statuten, die mit einigen Abänderungen noch jetzt gelten. Er starb den 10. April 1605, als Stammvater der Rudolstädtischen Linie.

Hier bietet sich uns, ehe wir die Geschichte unsrer Stadt zu Ende bringen können, abermals ein natürlicher Ruhepunkt dar, den wir zu Erzählung einiger Unglücksfälle, welche dieselbe seit ihrer Zerstörung trafen, zu benutzen gedenken.

Von Bränden scheint sie von jener Zeit an ziemlich verschont geblieben zu sein, wenigstens melden die Jahrbücher davon weiter nichts, als daß 1454 hier von Mordbrennern Feuer angelegt worden sei. In den ältern Zeiten, wo man die Gesundheit fast einzig und allein durch abergläubische Mittel und Wunderkuren zu erhalten und wieder herzustellen hoffte, und deswegen die nöthige Vorsicht bei entstehenden Seuchen vernachlässigte, konnte es nicht fehlen, daß nicht ansteckende Krankheiten große Verheerungen hätten anrichten sollen. So nahm z. B. im J. 1564 die Sterblichkeit in Rudolstadt sehr überhand. Doch es gibt kein Uebel, daß nicht auch etwas Gutes mit sich führte. So viele Einwohner auch damals ihres Lebens beraubt wor-

den sein mögen, so trug diese Seuche doch zu Beförderung des Wohls der Nachkommen das Ihrige bei, indem sie Anlaß gab, einen neuen Begräbnißplatz außerhalb der Ringmauer zu wählen, weil der bisherige bei der Andreaskirche weder alle Leichen aufnehmen konnte, noch eine Erweiterung gestattete. Ferner zeichnete das Jahr 1582 eine allgemeine Seuche aus, der nicht nur hier, sondern auch in andern Orten viele Menschen unterlagen. Im Jahr 1597 wurden in Rudolstadt 265 Personen von einer Krankheit weggerafft, welcher man, wie gewöhnlich, den Namen der Pest beilegte.

Karl Günther, Alberts erstgeborner Sohn, bewohnte seit 1606 das Schloß zu Rudolstadt. Er hatte die vornehmsten Universitäten Teutschlands besucht und war ein Kenner und Beförderer der Wissenschaften. Der schon von seinem Vetter beschlossene Bau der hiesigen Schule wurde, bald nach dem Antritte seiner Regierung, unternommen und von ihm so kräftig unterstützt, daß er bereits 1611 vollendet war. Ueberhaupt scheint er sich zum unverbrüchlichen Gesetze gemacht zu haben, für das Beste der Kirchen und Schulen zu wachen. Seine Ahnen hatten ihm in diesem lobenswürdigen Eifer durch ihr Muster vorgeleuchtet und auch seine Nachfolger suchten ihn, wie wir bald sehen werden, wo möglich, noch darin zu übertreffen. Auch Karl Günthers Gemahlin, Anna Sophia, eine geborne Prinzessin von Anhalt, war eine Freundin der Wissenschaften und ihrer Verehrer. Sie hatte sich von dem durch seine neue Lehrart damals so berühmten, Wolfgang Ratich, zugleich mit ihrer Schwester, der Herzogin zu Weimar, in der lateinischen Sprache unterrichten lassen, und als die bisherigen Gönner dieses Reformators des Schulwesens ihm für die Zukunft den Schutz versagten, bewog sie ihren Gemahl, ihn nach Rudolstadt kommen zu lassen, wo sie sich seiner Unterweisung ferner bediente und sogar Hebräisch von ihm gelernt haben soll. *)

Unter Karl Günthers Regierung begannen schon die Folgen des dreißigjährigen Kriegs dem Schwarzburgischen Gebiete fühlbar zu werden.

Auch unsere Stadt war, seitdem der Krieg begonnen hatte, nicht ganz frei gewesen von dem Ungemache, das er in seinem Gefolge mit sich führte. Aber im J. 1640 schien es, als sollten alle Ungewitter, die ihr bisher nur aus der Ferne gedroht hatten, mit einem Male sich über dieselbe zusammenziehen. Sie hatte schon viel erduldet, während die Heere sich bei Salfeld gegenüber standen, allein sie sollte noch Schrecklicheres erfahren. Kaum sind die Schweden aus ihrem Lager auf dem rothen Berge wieder nach Erfurt aufgebrochen, als eine kaiserliche streifende Parthei in die Stadt eingelassen zu wer-

*) Die neuesten Abhandlungen über diesen Pädagogen sind von Prof. Dr. Ernst Weber in Weimars Album zur 4. Säkularfeier der Buchdruckerkunst. Weimar 1840. S. 29 — 51. u. von Dr. Herrmann Agathon Niemeyer in dem Bericht über das K. Pädagogium zu Halle. (Halle 1840. 4. S. 3 — 28.

den verlangt. Da man sich dessen anfangs weigert, so ersteigen etliche die Mauer und öffneten die Thore, worauf eine große Anzahl Reuter in die Stadt dringen, plündern, Menschen und Vieh mit hinwegnehmen, Feuer anlegen, welches aber bald wieder gelöscht wurde, und sodann den Rückweg wieder nach Salfeld antreten. Bald folgt eine andre Parthei. Einige Reuter von derselben nähern sich sogar dem Schlosse und bedrohen es, werden aber von den dahin geflüchteten Bürgern zurückgetrieben. Schon sind die meisten Wohnungen von ihren gierigen Händen geleert, schon fangen sie an, in die Kirche einzubrechen, in welche die Einwohner einen Theil ihres Eigenthums zu bergen gesucht hatten, als noch zu rechter Zeit, um dieses Unglück abzuwenden, die aus dem Hauptquartire zu Salfeld erbetene Schutzwache anlangt, die Plünderer zerstreut und einige derselben in Verhaft nimmt; wobei auch die Bürger thätige Hülfe leisteten. — Noch an dem nämlichen Tage zogen diese letztern wieder von dem Schlosse und dem Schloßgarten in ihre Häuser, die als Geiseln weggeführten Einwohner wurden nebst dem geraubten Vieh, auf eine von dem Grafen Ludwig Günther an den Erzherzog gerichtete Vorstellung, für ein leidliches Entgeld zurückgegeben. — Unter solchen, sich in unserer Stadt immer erneuernden, Auftritten verflossen noch acht leidensvolle Jahre.

Graf Ludwig Günther stand seinem biedern, treuen Volke bei drohender Gefahr stets rettend und hülfreich zur Seite. Unzählig waren die Wohlthaten, die sich von seiner segnenden Hand über seine bedrängten Unterthanen ergossen. Selbst bei den ungewissesten Aussichten in die Zukunft errichtete er der Religion neue Tempel, und suchte der fortschreitenden Aufklärung, den Künsten und Wissenschaften, in seinem Lande durch eine erweiterte Lehranstalt den Weg zu bahnen, und legte den Grund dazu durch eine für jene Zeiten höchst bedeutende milde Stiftung, mit welcher das Steigen und Fallen der hiesigen Schule unzertrennlich verbunden ist.

Ludwig Günther starb im J. 1646. Seine Gemahlin, **Emilie**, geborne Gräfin von Oldenburg und Delmenhorst, fuhr, als Vormünderin ihres Sohnes, **Albert Anton**, fort, ganz in seinem Geiste zu handeln und die Wunden zu heilen, welche der Krieg dem Lande geschlagen hatte.

Albert Anton übernahm 1662 selbst die Regierung und führte sie bis 1710, also beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch. Mit Hülfe des auch als juristischer Schriftsteller geschätzten Kanzlars, Ahasverus **Fritsch**, seines ehemaligen Lehrers, und des eben so verdienstvollen, als von dem In- und Auslande hochgeachteten Superintendenten, Justus **Söffing** traf er die vortrefflichsten, auf das Beste der Unterthanen abzweckenden Anordnungen, welche eben so viele der Unsterblichkeit gewidmete Denkmäler seines Geistes und Herzens sind. Dieser weise Regent war auch ein Freund und Beförderer der Wissenschaften. Aus Neigung zu denselben stiftete er für die Zöglinge des hiesigen Gymnasiums einen Freitisch und vermehrte das akademische Stipendium. Noch jetzt öffnet er dadurch

mit milder Hand dürftigen Jünglingen das Heiligthum der Musen. Aehnliche Tugenden bezeichnen den Character seiner Gemahlin, Emilie Juliane, einer gebornen Gräfin von Barby, die sich durch eine große Anzahl wohlthätiger Vermächtnisse verewigte.

Nach dem dreißigjährigen Kriege hob sich der Wohlstand der Stadt durch die ihr, reichlicher als den umliegenden Orten, zuströmenden Hülfsquellen bald wieder auf die vorige Stufe empor. Zwar wurde ein Theil der Einwohner in ihrem Bestreben, dieselbe zu erreichen, durch zwei im Jahr 1653 entstandene Feuersbrünste, welche am 15. Januar die Kanzlei nebst einem andern herrschaftlichen Gebäude und 12 Bürgerhäusern, und am 15. Februar das herrschaftliche Vorwerk nebst 55 Scheunen verzehrten, wieder etwas gehemmt, aber doch trug dieses Unglück wenigstens zu Einführung einer gefälligern Bauart und zu Vergrößerung der Stadt das Seinige bei. Nicht lange hernach wurde nämlich die Neustadt oder neue Gasse zu errichten angefangen, zu welcher in den Jahren 1711 und 1712 noch zwanzig Häuser hinzukamen, die nach einem regelmäßigen, besonders auf Verhütung der Feuersgefahr berechneten Plane angelegt sind. In den Jahren 1724 und 1725 wurden noch verschiedene Häuser vor dem alten Thore, in der Gegend der jetzigen Buchdruckerei, erbaut, wo vorher ein herrschaftlicher Küchengarten war. Weder das Innere, noch das Aeußere der meisten Wohnungen hatte etwas Empfehlendes. Zum Theil waren es noch kleine, niedrige Hütten, deren Fenster dicht an der Erde standen. Schattenreiche Alleen und blühende Gärten, die Orte so mancher Vergnügungen, erhöhten noch nicht die von der Natur so sehr begünstigte Lage unsrer Stadt, die nur von einer sehr geringen Menschenmenge bewohnt wurde. Wie unbedeutend war nicht die Anzahl der jährlich Gebornen! Sie belief sich im J. 1700 nur auf 57 und die der Verstorbenen auf 38. Hieraus und durch Vergleichung anderer Angaben läßt sich mit Wahrscheinlichkeit schließen, daß man die ganze Summe der damaligen Einwohner nicht höher, als ohngefähr auf 1800 oder höchstens 2000 anschlagen darf, so daß sie sich seit hundert Jahren zuverlässig verdoppelt hat. Der Character dieser unsrer Vorfahren wird uns als lobenswerth beschrieben. Biedersinn und Arbeitsamkeit machten sie ehrwürdig. Sie gewöhnten ihre Kinder zu nützlicher Geschäftigkeit und Ordnungsliebe. In jenen Zeiten, in denen der Luxus noch nicht so herrschend war, und man nicht mit Aufklärung blos zu prahlen pflegte, ahmten viele Bürger das von ihren preiswürdigen Regenten gegebene Beispiel nach und beförderten, nicht durch leere Worte, sondern durch Thaten, die Unterweisung der Jugend, indem sie durch milde Stiftungen und Unterstützungen für die Schulen sorgten.

Die Sondershäusische Linie des Hauses Schwarzburg war schon 1697 von dem Kaiser in den Fürstenstand erhoben worden, der Rudolstädtischen widerfuhr diese, ihr ebenfalls schon längst zugedachte, Auszeichnung erst im Jahr 1710. Ludwig Friedrich I. machte dieses erfreuliche Ereigniß, nach dem Tode seines Vaters, im Jahr 1711 öffentlich bekannt. Es konnte nicht fehlen, daß es nicht auch

günstige Wirkungen für unsre Stadt hätte hervorbringen sollen. Denn, um der erlangten Würde auch den gebührenden Glanz zu leihen, war man unverzüglich darauf bedacht, den Hofstaat zu vergrößern und mehrere öffentliche Stellen zu erschaffen, wodurch denjenigen, welche sie bekleideten, der beständige Aufenthalt in der Stadt angewiesen wurde. Ferner ließ sich ein großer Theil der Edelleute, die bisher auf ihren Landgütern gelebt hatten, in derselben nieder, um dem Regenten näher zu sein. Dadurch und durch die vermehrten Besoldungen kam eine größere Menge Geld in Umlauf und Künstler und Handwerker gewannen nunmehr ein bequemeres und sorgenloseres Dasein. Allein nicht blos auf äußeren, vergänglichen Schimmer war das Augenmerk dieses Fürsten gerichtet, er erwarb sich vielmehr durch manche treffliche Einrichtung die Achtung der Nachwelt, und insbesondere durch eine im J. 1713 gestiftete neue Armenkasse, durch Anordnung eines Almosen- und Waisenkollegiums und die Erbauung eines Waisenhauses den immerwährenden Dank aller Dürftigen und Nothleidenden.

Fürst Friedrich Anton hatte seit dem Antritte seiner Regierung 1718 mit dem hiesigen Schlosse, welches hin und wieder baufällig geworden war und durch die überall angebrachten Erker verunstaltet wurde, viele Verbesserungen vorgenommen und dasselbe, unter andern, im J. 1724 mit einem neuen Thurme geschmückt. Aber alle diese Verschönerungen wurden bald hernach der Raub eines verheerenden Feuers, welches in der Nacht des 26. Julius 1735 in demselben ausbrach und so gewaltsam um sich griff, daß in kurzer Zeit der ganze Flügel gegen Mitternacht und Abend und ein Theil des mittägigen, insonderheit das Wasch- und Schlachthaus; der neue Stall, die Schloßkirche, die Küche, der Thurm nebst den Glocken, die Gemälde- und Gewehrkammer, die Fruchtböden und vieles Hausgeräthe von diesem furchtbaren Elemente vernichtet und zwei Menschen unter den Trümmern begraben wurden. In der folgenden Nacht erhob sich ein so heftiger Sturmwind, der die gedämpfte Gluth allenthalben wieder anfachte, daß beinahe das übrige Stück dieses Gebäudes nebst den darunter liegenden Häusern der Stadt ein gleiches Loos getroffen hätte. Der ganze durch diesen Brand verursachte Schade belief sich, nach einer damals angestellten Berechnung, weit über hunderttausend Thaler. Ohngeachtet die Wiederherstellung der von den Flammen zerstörten Gebäude, unter der einsichtsvollen Leitung der dazu von Dresden berufenen Baumeister, auf das eifrigste betrieben wurde; so konnte doch erst am 4. Mai 1737 der Grundstein zu dem Flügel gegen den Hain gelegt, zu Ende des Jahres 1739 das Dach desselben gerichtet und mit Schiefer gedeckt, 1741 das Brustbild des Fürsten über dem Thore angebracht und endlich am 16. November 1744 der Knopf auf dem neuen, das Jahr vorher errichteten Thurme aufgesetzt werden. Auch in Ansehung der geschmackvollen innern Verzierung wurde nichts gespart und dazu vornähmlich die Malerei in Anspruch genommen. Drei berühmte Künstler der damaligen Zeit, Daysinger, Dietrich und Heinsius, wetteiferten mit einander in Ausschmückung des sogenannten großen Sales und der daranstо-

genden Zimmer durch Meisterstücke ihres Pinsels. Noch kurz vor Friedrich Antons Tode brannten am 31. März 1744 zu Rudolstadt durch ein in der Rathsgasse ausgekommenes Feuer in Zeit von zwei Stunden 9 Häuser ohne die Hintergebäude ab.

Der Fürst, Johann Friedrich, vollzog die von seinem Vater gemachte Stiftung eines theologischen Seminariums, welches zu weiterer Ausbildung künftiger Geistlichen und Schullehrer und zu Vorbereitung derselben auf ihren künftigen Beruf sehr zweckmäßig eingerichtet war. Die feierliche Einweihung desselben geschah am 5. März 1746. — Dieser in verschiednen Zweigen der Künste und Wissenschaften, besonders in der Physik, erfahrne Regent würde gewiß noch mehr zu ihrer Beförderung gethan haben, wenn nicht die Drangsale des siebenjährigen Krieges, welche schwer auf dem Lande lasteten, und sein, bald nach Beendigung desselben, in der Fülle seiner dem Besten der Unterthanen gewidmeten Kraft unvermuthet erfolgter Tod der Ausführung seiner heilsamen Entwürfe ein Ziel gesetzt hätten. War auch das Schwarzburgische Gebiet nicht selbst ein Schauplatz jenes verderblichen Kriegs, so litt es doch während desselben auf mannigfaltige Art von beiden Partheien. Kaiserliche und Reichstruppen hielten oft darin die Winterquartiere, oder verursachten bei ihren Durchmärschen Unkosten und Aufwand, welches Letzteres besonders am 8. bis 11. November 1757, wenige Tage nach der Schlacht bei Rosbach, der Fall war, wo die ganze Reichsarmee, unter Anführung des Herzogs von Hildburghausen, von Teuchel kommend, hier vorbei nach Salfeld zog. In der Nähe der Stadt fielen kleine Scharmützel vor, welche den, am 26. März 1759 und am 2. April 1761 bei Salfeld gelieferten Gefechten vorausgingen, deren Gefahr aber durch die von den Preußen erfochtenen Siege glücklich von derselben abegewendet wurde.

Die feierliche Einweihung des von seiner Gemahlin errichteten adlichen Bernhardinerstiftes erfolgte erst nach ihrem Tode, den 20. August 1759. Schon zwei Jahre vorher war das von ihr zu demselben erkaufte Haus nach ihrer eignen Angabe gehörig eingerichtet worden.

Ludwig Günther, ein Sohn Ludwig Friedrichs I., erbaute seit 1735 an die Stelle des abgetragenen Schönfeldischen Hofs die nach seinem Namen benannte Ludwigsburg und bezog dieselbe den 17. April 1742. Hier hatte er fünf und zwanzig Jahre in täglicher Beschäftigung mit den schönen Künsten, vorzüglich mit der Malerei, in Ruhe und Stille und ohne Aussicht auf die Regierung verlebt, als er durch das unverhoffte Absterben Johann Friedrichs, am 10. Julius 1767 auf Schwarzburgs Fürstenstuhl und in einen Wirkungskreis versetzt wurde, dessen seine vortreflichen Eigenschaften, ausgebreiteten Kenntnisse und durch lange Erfahrung gesammelten und bewährten Einsichten vollkommen würdig waren. Er verbesserte die Armenanstalten der Residenz, legte daselbst einen Spinnsal an, in welchem dürftige Personen bei freier Heizung und Erleuchtung arbeiten konnten, traf in Ansehung des Brauwesens, das von jeher eine

vorzügliche Quelle des Erwerbs für die Bürger gewesen war, verschiedene wohlthätige Verfügungen, ließ auf dem Platze, wo sich das herrschaftliche Vorwerk befand, dessen Felder im J. 1786 vereinzelt wurden, etliche ansehnliche Gebäude aufführen, veranstaltete zum Theil die nächtliche Beleuchtung der Straßen durch Laternen und ein dauerhafteres Pflaster derselben, und verschönerte die Umgebungen der Stadt durch die 1776 hinter der neuen Gasse angepflanzte Allee. Den Schloßthurm versah er in dem Jahre 1770 mit drei neuen Glocken. Die Außenseite des Schlosses erhielt 1786, auf sein Geheiß, ein freundlicheres Ansehen, auch wurde mit Ausbauung des Innern des mitternächtlichen Flügels desselben von ihm der Anfang gemacht. Der religiöse Sinn, welcher den Handlungen dieses Regenten zur Richtschnur diente, äußerte sich auch durch die Unterstützung, die er den Kirchen und Schulen der Stadt und mehrerer anderen Orte des Landes angedeihen ließ.

Sein Nachfolger, Friedrich Karl, hatte schon in den letzten Lebensjahren seines Vaters an der Leitung des Landesangelegenheiten lebhaften Antheil genommen und in diesem Verhältnisse vieles Gute gewirkt, als dieselbe am 29. August 1790 auf ihn allein überging. Der Neigung dieses Fürsten zu den Naturwissenschaften verdankt unsere Stadt das reichhaltige Naturalienkabinet, welches er mit so einsichtsvollen, eine lange Reihe von Jahren unermüdet fortgesetztem Sammlerfleiße anlegte, und von dem weiter unten noch einmal die Rede sein wird. — Seine Regierung war nur von kurzer Dauer, (bis zum 13. April 1793) aber dennoch erzeugte sie auch für unsre Stadt manche nützliche Anstalt und geschmackvolle Verschönerung.

Durch Ludwig Friedrich II. Fürsorge erhielten die hiesigen Almosen-, Waisenhaus- und Krankenanstalten eine verbesserte und erweitere Gestalt. Ein Arbeits- und Irrenhaus wurden denselben beigefügt. Es entstand ein besonders Polizeikollegium, in welchem der Bruder des Fürsten, der von dem größten Eifer für Ordnung und Regelmäßigkeit beseelte Prinz, Karl Günther, zugleich mit der Oberaufsicht des Armen- und Waisenhauses, den Vorsitz übernahm. Beide Fürstliche Brüder wetteiferten nun mit einander, diese so wohlthätigen Einrichtungen zu der höchsten Stufe der Vollkommenheit zu erheben. Besonders durch die reichlichen Beiträge des Fürsten wurde es möglich, eine große Anzahl Nothleidender und Hülfsbedürftiger entweder in jenen Gebäuden zu unterhalten, oder sie doch auf irgend eine andre Art zu versorgen.

Die Residenz gewann durch neue treffliche Vorkehrungen: durch die im J. 1801 entworfene Feuerordnung, durch die zu Abwendung des Brandunglücks und andrer Gefahren bekannt gemachten Vorsichtigkeitsregeln, durch Ermunterung zum Kunstfleiße, durch Aufführung ansehnlicher Gebäude, durch genaue Aufsicht auf die Reinlichkeit der Straßen, durch eine vollständigere nächtliche Beleuchtung derselben, und durch geschmackvolle Anlagen an Sicherheit, Nahrung und Schönheit. Die Stadtmauern, welche zu unsern Zeiten ihrer ursprünglichen Bestimmung nicht mehr entsprechen können, und die an denselben befindlichen

Thore wurden abgetragen, ein Teich an dem Saldamme, dessen Ausdünstungen, weil ihm bisweilen hinlänglicher Zufluß an Wasser mangelte, die Luft verunreinigten, vollends ausgefüllt und Gärten an seiner Stelle angelegt. Auf dem Platze hinter dem Schlosse hatte sich seit dem letzten Brande eine Menge Schutt gehäuft; auch standen hier etliche zum Behuf des Bauwesens errichtete Hütten. Aber bald war er von allen diesen, dem Auge widrig fallenden Gegenständen gesäubert und jetzt erblickt man dort wohlgeordnete Baumpflanzungen und ein niedliches, für den Aufenthalt im Sommer passend eingerichtetes Lusthaus. Unter den schöpferischen Händen des Fürsten erfuhr der in französischem Geschmacke angelegte Schloßgarten, nebst dem sich an der mitternächtlichen Seite desselben nach dem Haine hinziehenden Baumgarten eine völlige Umwandlung. Die in dem Jahre 1798 angefangene Kunststraße, welche nach Schwarza führt, und ähnliche in der Folge unternommene Ausbesserungen der Wege, die in andern Richtungen von der Stadt ausgehen, und welche zum Theil mit schattigen Bäumen eingefaßt wurden, dienen zu Förderung des Handels und Verkehrs und zu Bequemlichkeit der Reisenden und Einwohner.

Der Fürst vereinigte mit den erhabenen Eigenschaften des Regenten die Tugenden eines Privatmannes. Er schätzte Geselligkeit und suchte die Freuden des Umganges durch seine Theilnahme zu erhöhen. Ihm verdankt vornämlich unsre Stadt den guten Ruf, den sie in Rücksicht auf das zuvorkommende Betragen gegen Fremde genießt. Unter den Festen, die er an seinem Hofe veranstaltete, und bei deren Erfindung sich sein geläuterter Geschmack in vollstem Glanze offenbarte, verdient das am 26. August 1793 von ihm gehaltene Turnier auch aus dem Grunde vorzügliche Erwähnung; weil es die Blicke teutscher Alterthumsforscher auf sich zog und sie mit frohen Ahnungen von dem Wiedererwachen des erstorbenen teutschen Nationalsinnes erfüllte. Zu der Aufnahme der Volkslustbarkeiten des Vogelschießens, zu welchen unter seiner Regierung Fremde aus der Nähe und Ferne herbeiströmten, trug er vorzüglich durch Erweiterung des auf Befehl seines Vaters erbauten Schauspielhauses und andrer Lusthäuser auf dem Anger, des geräumigen und bei dem Eintritte in die Stadt gut in die Augen fallenden Gasthofs zum Ritter, wo sich sonst die Mitglieder des Kasino versammelten und die Winterconzerte gehalten werden, das meiste bei. Die Erbauung des letztern gab Gelegenheit zu Aufführung einer ganzen Reihe, demselben gegenüberstehender, Häuser.

Aber mitten in dem Genusse der reinsten Freuden war sein Frohsinn durch die ungünstigen Zeitverhältnisse oft getrübt worden, und am Ende seiner Tage hüllte sich der Himmel in noch finsterere Wolken. Zwar hatten die gegen einander streitenden Heere sich schon öfters unsern Grenzen genähert, waren aber immer, wenn die Gefahr am nächsten zu sein schien, wieder von denselben entfernt worden. Allein im Jahr 1806 ertönte der Donner des Geschützes auch in unsern stillen Thälern, wo er so lange geschwiegen hatte. Am 9.

October sammelte sich hier eine Abtheilung des vereinigten Preußischen und Sächsischen Heeres, unter Anführung des heldenmüthigen Prinzen, der am folgenden Tage als eines der ersten Opfer dieses ungleichen Kampfes fallen sollte, und rückte hierauf am Morgen des 10., den gegen Salfeld heranbringenden Franzosen entgegen. Bald gab uns der schnelle Rückzug eines Theils der Verbündeten durch unsre Stadt vollkommne Gewißheit über den unglücklichen Ausgang des Gefechts. Den Geschlagenen folgten einzelne französische Krieger auf dem Fuße, aber sowohl von diesen, als auch von der am 12. October hier durchziehenden Schaar von 12 — 14000 Mann, welche zu dem entscheidenden Treffen, das ihr Feldherr bei Jena vorbereitet hatte, mit unaufhaltsamen Schritten heraneilte, erfuhr die Stadt eine gelinde und schonende Behandlung und entging dem Schicksale der Plünderung, welche am 10. Oct. einige benachbarte Orte, z. B. Blankenburg und Schwarza, in deren Straßen noch gekämpft wurde, ausgesetzt gewesen waren. Diese schreckensvollen Auftritte, die bald hernach eingetroffenen, weit beunruhigendern Nachrichten und die steigenden Besorgnisse für sein Haus und sein Land wirkten so nachtheilig auf die ohnehin schwache Gesundheit des Fürsten, daß er in eine lebensgefährliche Krankheit verfiel. Die Hoffnung zu seiner völligen Genesung, die bisweilen aufzudämmern schien, schwand am Ende völlig, und der 28. April 1807 war der Tag seines Hinscheidens in eine bessre Welt. Der Fürst hatte noch über das Ziel seiner Tage hinaus an die Beglückung seines Volkes gedacht, indem er in seinem letzten Willen, welcher der reinste Spiegel seines edeln Charakters ist, seiner ihm gleichgesinnten mit den trefflichsten Eigenschaften des Geistes und Herzens begabten Gemahlin, Karoline Louise, geborne Landgräfin von Hessen-Homburg, in Vereinigung mit seinem Bruder, dem Prinzen Karl Günther, während der Minderjährigkeit seines erstgebornen Sohnes, die oberste Leitung der Landesangelegenheiten übertrug.

Während der vormundschaftlichen Regierung dauerten die kriegerischen Unruhen fast ununterbrochen fort und kleine Abtheilungen französischer Truppen lagen bald auf längere, bald kürzere Zeit in dem Lande, bald zogen sie in bedeutender Anzahl durch dasselbe. Besonders drückend waren die Durchmärsche im J. 1809 vor dem Anfange des Krieges gegen Oestreich. Die größten Massen der Streiter aber sah die Stadt auf einmal in ihren Mauern, als das in Italien von Napoleon gesammelte Heer, mit welchem sich die Würtemberger und Baiern vereinigten, angeblich 6000 Mann stark, unter Anführung des Grafen Bertrand und des Herzogs von Reggio, vom 26. April bis 2. Mai 1813 seinen Weg durch dieselbe nach Sachsen nahm, um den bis dahin vorgedrungenen Russen und Preußen zu begegnen. Hierauf folgte kurz vor der Schlacht bei Leipzig, am 3. und 4. October, eine bedeutende Truppenabtheilung unter dem Marschall, Herzog von Castiglione, und nach derselben von Zeit zu Zeit einzelne Schaaren der Verbündeten, bald von dieser, bald von jener Nation. — Gegen das Ende des Jahres zeigte sich das ansteckende

Nervenfieber, welches in manchen Orten des Landes, wegen der in denselben angelegten Lazarethe, z. B. in Königsee und Stadtilm, wo auch während des dreißigjährigen Kriegs die Seuche furchtbar gewüthet hatte, schnell um sich griff, und sich selbst in unsrer Stadt zu verbreiten anfing. Allein hier wurden ihm durch die zweckmäßigsten Veranstaltungen und die Gunst der Umstände, die uns vor dem Aufenthalte erkrankter fremder Krieger bewahrten, bald völlig Grenzen gesetzt. — Die Fürstin, welche den Unterthanen ihre Lasten, soviel als möglich, zu erleichtern suchte, gab auch, während dieser verhängnißvollen Zeit, eine Menge der trefflichsten Verordnungen, welche vornämlich die Beförderung und Aufrechthaltung der Religion und Sittlichkeit und die Einführung eines verbesserten Jugendunterrichts zur Absicht hatten. Das hiesige Gymnasium erhielt durch ihre weise Fürsorge eine dem Zeitgeiste angemessnere Einrichtung. — Die Anlagen in dem Hain und andern Umgebungen der Stadt sind eben so viele redende Beweise ihres geläutertern und durch das Studium der Werke der alten und neuen Kunst gebildeten Geschmacks. Der Flügel des Residenzschlosses nach Mitternacht, welchen der Fürst, Ludwig Friedrich, mit einem neuen Theater geschmückt hatte, wurde unter ihrer Regierung vollends ausgebaut.

Am 6. November 1814 endigte sich die Minderjährigkeit des Fürsten Friedrich Günther, der nun die Zügel der Regierung ergriff, welche seine Mutter bisher in den unruhevollsten Zeiten mit sicherer Hand geführt hatte. Auch ihm verdankt Rudolstadt manche Verschönerung, wohin besoders die im Jahr 1822 beschlossene und allmählig zu Stande kommende Anlage einer neuen Straße auf der sogenannten Gebind gerechnet werden muß, und mehrere vortreffliche und wohlthätige Anstalten. Ueberhaupt trägt alles, was bisher von ihm zum Besten des Landes geschehen ist, das unverkennbare Gepräge seines unwandelbaren Strebens, dem edelen Vorbilde seiner Ahnen und der Neigung des eigenen Herzens, welches auf die Beglückung der Unterthanen durch Beförderung ihres Wohlstandes und Verbreitung wahrer Aufklärung gerichtet ist, stets zu folgen. Er weile bis zu der fernsten Zukunft glücklich und froh unter seinem treuen Volke! *)

So wären wir dann zu dem Ziele gelangt, das wir uns vorgesteckt hatten, die mannigfaltigen Schicksale, welche Rudolstadt bis zu den gegenwärtigen Zeiten erfuhr, an die seiner Beherrscher anzureihen. Jetzt sind nur noch einige wenige Bemerkungen über den jetzigen Zustand desselben übrig, welche wir hier zusammenzustellen für gut finden.

---

*) Ausführlichere Nachrichten über die segensreiche Regierung des Fürsten enthält die Lebensbeschreibung desselben (von Hermann Schwarz), in B. F. Voigts teutsch. Regentenalmanach auf d. J. 1839. 4. Jahrg. Ilmenau. S. 71 — 112; vergl. Conversationslexikon der Gegenwart. 12. Heft. (Leipzig bei Brockhaus, 1839.) S. 390. f.

Die Stadt besitzt meistens gerade und breite Straßen und wird durch eine ziemliche Anzahl Brunnen und durch die Nähe der Sale mit hinlänglichem Wasser versehen.

Wie sehr die Zahl der Häuser seit dem Jahre 1584 gestiegen sei, läßt sich schon aus demjenigen schließen, was über die allmählige Vergrößerung der Stadt bisher gesagt worden ist. Im Jahr 1767 bestand die eigentliche Stadt aus 388, die Altstadt aus 81, also überhaupt aus 469 Häusern, 1788 waren deren schon 528, 1802 537, und jetzt beträgt ihre Summe 599, worin 5453 Menschen wohnen. Unter denselben zeichnet sich manches durch eine gefällige und regelmäßige Bauart und ansehnliche Größe aus.

Die vornehmsten öffentlichen Gebäude sind: Die F. Regierung, wo auch das Geheimerathscollegium, das Konsistorium, die Kammer und das Justizamt ihre Sitzungen halten und die öffentliche Bibliothek aufgestellt ist. Dies Haus war bis 1731 Amtshof, kam dann in Privatbesitz, wurde 1740 wider dem Amte und der Steuerexpedition eingeräumt, hierauf zum Wittwensitze der Fürstin Christine, zweiten Gemahlin Friedrich Antons, bestimmt, und seit 1745 bis zu ihrem Tode von ihr bewohnt, weswegen es auch den Namen Christinenruh erhielt. Zuletzt besaß dasselbe der Geheimerath Karl Gerd von Ketelhodt bis zum J. 1804, in welchem sämmtliche Landescollegien hierher verlegt wurden. Jene drei Behörden hielten bis dahin ihre Sitzungen in dem Gebäude am Markte an der Ecke der Rathsgasse, wo sich jetzt die Hofbuchhandlung befindet, welches an den Platz der ehemaligen Elisabethenkapelle seit 1656 erbaut und d. 28. November 1659 mit großen Feierlichkeiten zur Kanzlei eingeweiht worden war; der Rentkammer und dem Justizamt wurde 1725 ebenfalls am Markte ein geräumiges Haus angewiesen.

Bald nach dem Jahre 1524 erhielt der Stadtrath das gegenwärtige Rathhaus von der schon seit ältern Zeiten hier ansässigen Familie von Schönfeld durch Tausch, wie, unter andern, das bei einem Fenster desselben gegen Mittag befindliche Wappen dieses Geschlechts, ein langer abgestutzter Ast, zu erkennen gibt. Im Jahr 1603 wurde es mit einem Thurme versehen, welcher 1705 und 1780 ausgebessert werden mußte.

Die ursprünglich dem heiligen Andreas gewidmete Stadtkirche war in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts so baufällig geworden, daß man ernstlich darauf denken mußte, sie wieder herzustellen. Mitten unter den Stürmen des dreißigjährigen Kriegs entschloß sich Graf Ludwig Günther, bald nach dem Antritte seiner Regierung, zu diesem, mit großem Aufwande verknüpften Unternehmen und führte dasselbe ganz auf eigne Kosten aus, ohne den Bürgern und eingepfarkten Dorfbewohnern dabei irgend eine Last aufzulegen. Die alte Kirche wurde im J. 1634 niedergerissen und der Bau der neuen dem Baumeister, Johann Huber, aus Gera übertragen, unter dessen Leitung derselbe im J. 1630 völlig zu Stande kam. Bei der feierlichen Einweihung, welche am 15. März dieses Jahres, in Gegenwart vieler fürstlichen und gräflichen Personen, geschah, wurde ihr der

Name: zur Ehre Gottes beigelegt. — Das Innere dieses Gebäudes ist mit Gemälden aus der biblischen Geschichte verziert. An dem herrschaftlichen Stande befindet sich der Stammbaum des Grafen Ludwig Günther nebst den Wappen seiner Ahnen. Auch enthält diese Kirche das Erbbegräbniß der vormaligen Grafen zu Schwarzburg Rudolstädter Linie und in der sogenannten zweifachen Höhle unter dem Thurme das von Makmor und Alabaster verfertigte Denkmal des Grafen Albert Anton und seiner Gemahlin. *)

Seit dem letzten Brande wird der Hofgottesdienst in einem gewölbten, halb nach der Stadt und halb gegen Abend zustehenden Gemache des Schlosses gehalten.

Die Kapelle des heil. Lazarus und seiner Schwestern stiftete 1485 Johann Jahn, Vikarius bei den Altare des h. Nikolaus in der Andreaskirche, für Pilger im Hospital und für Kranke im Siechhofe. Der letztere war schon vorhanden, aber das Hospital ließ er an dem Ufer der Rinne in der Altstadt erbauen. In dasselbe sollte, nach seiner Anordnung, jeder Fremdling aufgenommen und eine Nacht beherbergt werden. Die Wohnung des Vikars, die von dem Hospital ausdrücklich unterschieden wird, stand auf und neben einem Garten bei der untern Mühle. Im J. 1527 nahm der Stadtrath diese Kapelle nebst ihren Einkünften in Besitz und verwandelte sie späterhin in ein wirkliches Lazareth, als das schon bei derselben befindliche baufällig geworden war. Das sogenannte obere oder reine Hospital gebrauchte man zu Beherbergung von Reisenden und Bettlern, bis endlich 1713 an dieser Stätte ein Waisenhaus errichtet und damit gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die Irrenanstalt vereinigt wurde. Nachdem man die Waisenkinder größtentheils bei Familien auf dem Lande untergebracht hatte, dient dieses Gebäude (seit 1825 zu Aufbewahrung von Züchtlingen und Verbrechern.

Daß Rudolstadt ehedem ein Kloster gehabt habe, läßt sich auf keine Weise aus sichern Zeugnissen darthun.

Die jetzige Gottesackerkirche ist von dem Jahre 1681 bis 1683 an dem Platze erbaut worden, wo bereits 1586 ein Gebäude in Form einer Emporkirche gestanden hatte. Im Jahr 1716 wurde sie auch zur Militzkirche geweihet. Den Gottesacker selbst hat man allmählig, besonders während des dreißigjährigen Kriegs, durch einige dazu angekaufte oder geschenkte Gärten vergrößert.

Die älteste bis jetzt bekannt gewordene Nachricht, von einer Schule zu Rudolstadt ist vom J. 1717, und gedenkt ausdrücklich eines Schulmeisters. Zu den Amtsverrichtungen desselben gehörte nicht allein die Unterweisung der Kinder in der Stadt und einigen benachbarten

*) S. Nachrichten von der sonstigen Andreaskirche und jetzigen Stadtkirche zu Rudolstadt, auf Veranlassung der 200jährigen Jubelfeier der letztern, gesammelt und herausgegeben von Dr. Chr. Zeh. Rudolstadt, 1836. 4. (33 Seiten).

Dörfern, sondern auch das Singen bei den jährlichen Begängnissen, bei den Messen und andern religiösen Handlungen in der Andreaskirche. Bald aber häuften sich diese Geschäfte zu sehr für eine einzige Person. Es wurde also noch ein Unterschulmeister (Succentor) angestellt. Der Schulmeister (Scholasticus) wohnte mit diesem seinen Gehülfen in dem Schulgebäude auf dem Kirchhofe, welches in der Folge von einem Diakonus bezogen wurde. Beide unterrichteten die Jugend welchselsweise in einer Lehrstube. Ums J. 1538 bildete man daraus zwei Klassen. In der ersteren lehrte der Scholastikus, der nun auch Rektor hies, in der zweiten der Kantor. Bei der feierlichen Einweihung des neuen Schulgebäudes auf dem Graben erhielt die Schule, zu Ehren des damals regierenden Grafen, Karl Günther, den Namen Karolinum. Graf Albert Anton gab dieser allmählig mit einigen Klassen vermehrten und von ihm auf das zweckmäßigste eingerichteten Anstalt, bei der feierlichen Einweihung, am 20. Jan. 1664 zum Andenken seines verewigten Vaters, welchem sie die Stiftung des Schulfiskus verdankt, den Namen Ludovicianum. Sie wurde nun so zahlreich von In- und Ausländern besucht, daß die erste Klasse oft 50, 60, 70, die zweite 30 bis 40 Schüler enthielt.

Das Jubelfest ihrer Stiftung (d. 20. Jan. 1764) gab Gelegenheit, sie zu einem Gymnasium zu erheben, und eine besondere Lehrstelle der Mathematik und Physik zu gründen. Nach manchen seit 1791 getroffenen Verbesserungen empfing das Gymnasium 1810 eine den benachbarten Bildungsanstalten in Hinsicht auf die von allen Lehrern in allen Klassen zu ertheilende Unterweisung und die vermehrte Gelegenheit zu Erlernung der griechischen Sprache, und die Trennung von der Bürgerschule, nachgebildete Einrichtung. Vor kurzem ist noch eine Realklasse hinzugekommen.

Die ältere hiesige Mädchenschule nahm wahrscheinlich ihren Anfang zwischen den Jahren 1540 und 1550 auf Veranlassung einiger Privatleute, die sich vereinigten, einen Lehrer oder eine Lehrerin für ihre Töchter zu halten. Erst im Jahr 1569 gab man ihr eine bestimmte Einrichtung. Zu der zweiten Mädchenschule lies der Stadtrath 1671 den sogenannten Pförtischen Keller einräumen und 1799 ein Haus vor dem Salthore erbauen, nach dessen Verkaufe beide in das ansehnliche v. Wurmbsche Haus in der Mangelgasse verlegt wurden, wo sich zugleich ein dem höheren Unterrichte der weiblichen Jugend gewidmetes Institut befindet.

Rudolstadt besitzt einige öffentliche Bibliotheken. Der Grund zu denselben wurde, nicht lange nach der Reformation, durch einige in der Sakristei der Hofkirche aufgestellte Werke theologischen Inhalts gelegt. Zu denselben kam von Zeit zu Zeit durch die Fürsorge der Regenten Schwarzburgs und durch Ankauf oder Vermächtnisse der Sammlungen einiger hiesigen Gottesgelehrten ein nicht unbeträchtlicher Zuwachs. Der im J. 1735 einen großen Theil des hiesigen Schlosses verheerende Brand drohte ihr völlige Vernichtung. Die aus den rings umher wüthenden Flammen geretteten Bücher wurden nun in

ein zwar feuerfestes, aber nicht ganz helles und trockenes Gewölbe unter dem Schlosse gebracht, zum Gebrauche des theologischen Seminarium bestimmt und mit vielen wichtigen und schätzbaren Werken vermehrt. Diese Bibliothek enthielt, außer mehrern alten Drucken, und andern typographischen Seltenheiten und verschiedenen brauchbaren Ausgaben der Bibel und Kirchenväter, auch einige orientalische Handschriften. Zu Ende des verflossenen Jahrhunderts gingen die in der untern Hof- oder Seminarienbibliothek aufbewahrten Bücher, zum Theil auf das Gymnasium, zum Theil auf die obere Hofbibliothek über, welche letztere spätern Ursprungs und von den Fürsten Johann Friedrich und Ludwig Günther zu sammeln angefangen worden ist. Im J. 1804 erkaufte der Fürst Ludwig Friedrich die aus ohngefähr 17000 Bände bestehende Bibliothek des Geheimeraths Karl Gerh. v. Ketelhodt und entriß dadurch diesen mit unermüdeter Sorgfalt, genauer Sachkenntniß und bedeutendem Aufwande zusammengebrachten Bücherschatz dem Loose der Zerstückelung. Aus der obern Hofbibliothek wurde nun zu Errichtung einer Fürstlichen Handbibliothek, welche unter der verhältnißmäßig geringen Zahl ihrer Bände doch manches kostbare und theuere Prachtwerk enthält, eine Auswahl getroffen und der Ueberrest mit der von Ketelhodtischen vereinigt. So besteht diese in einem geräumigen Sale und den daran stoßenden Zimmern des jetzigen Regierungsgebäudes aufgestellte Sammlung, nachdem sie noch einen ansehnlichen Zuwachs durch die nun völlig aufgehobene Seminarienbibliothek erhalten hat, jetzt aus mehr als 40000 Bänden. Vorzüglich reich ist sie im Fache der teutschen Geschichte, besonders des Mittelalters. Die von dem jetzigen Bibliothekar veranstalteten Abschriften von Urkunden und Manuscripten, welche die Geschichte Thüringens und seiner theils erloschenen, theils noch blühenden edelen Geschlechter und der merkwürdigsten Ortschaften und ehemaligen Klöster desselben erläutern, in mehr als hundert Bänden bieten dem Forscher nicht leicht zu erschöpfenden Stoff. Zwar erlauben die Umstände nicht für Ergänzung aller Zweige der Wissenschaften in dem nämlichen Grade zu sorgen, doch wird sich der Kundige überzeugen, daß in vielen derselben die Hauptschriften und seltene Werke angetroffen werden, die man in größeren Bibliotheken vergebens sucht.

Zu der Bibliothek der Baustube in einem Gebäude hinter dem Schlosse wurde erst unter Ludwig Friedrichs Regierung der Grund gelegt. Sie ist blos dem Fache der Baukunst gewidmet.

Die Bibliothek bei dem Naturaliencabinete in der Ludwigsburg ist von dem Erbprinzen und nachherigen Fürsten, Friedrich Karl, gesammelt und vornämlich mit wichtigen und seltenen Werken über die Konchyliologie ausgestattet, auch neuerlich durch Abgabe von naturhistorischen Schriften aus der öffentlichen Büchersammlung und durch Ankauf vermehrt worden.

Die Bibliotheken bei der F. Regierung und geheimen Kanzlei sind nicht zahlreich, doch besaß die letztere noch vor kurzem einige jetzt an das geheime Archiv abgegebene schätzbare historische

und diplomatische Werke und verschiedene Handschriften über Schwarzburgische Geschichte.

Bald nach Einweihung der hiesigen Landschule im J. 1664 war man auf eine Büchersammlung zum Gebrauche der Lehrer und Schüler bedacht. Die durch Beiträge der abgehenden Schüler und die Freigebigkeit einiger Gönner und Beförderer der Wissenschaften entstandene Sammlung wurde zu Ende des vorigen Jahrhunderts durch Geschenke des Fürsten, Ludwig Friedrich, und einiger Schulfreunde bedeutend bereichert. Sie enthält manche brauchbare historische und philologische Schrift und unter den letztern seltene und vorzügliche Ausgaben griechischer und römischer Autoren. Die seit dem Jahre 1785 errichtete Lesebibliothek, die aus neuern belehrenden und unterhaltenden Büchern besteht, ist zu Beförderung einer nützlichen Lektüre für die Gymnasiasten bestimmt und wird von den Beiträgen derselben von Zeit zu Zeit vermehrt.

Außerdem gibt es in Rudolstadt auch einige Privatbibliotheken, die in manchen Fächern viele schätzbare Werke aufzuweisen haben.

Die allmählige Entstehung des hiesigen Naturaliencabinets ist von dem Sammler desselben, dem Fürsten Friedrich Karl, in einem eignen interessanten Aufsatze beschrieben worden. *) Ein Verzeichniß der darin aufbewahrten Konchylien, welche den größten Reichthum desselben ausmachen, lieferte der ehemalige Aufseher des Cabinets, der Sekretär Chr. L. Kämmerer 1786, wozu 1791 ein Nachtrag kam. Erst seit kurzem hat man angefangen, die hier und da noch vorhandenen Lücken zweckmäßig und glücklich zu ergänzen.

Ohngeachtet die Zahl der Bilder, womit die Zimmer des hiesigen Schlosses geschmückt sind, nicht sehr beträchtlich ist, so gibt es doch darunter einige von der Hand berühmter Meister. Diese Sammlung, welche der Fürst Ludwig Günther veranstaltete, wurde von Ludwig Friedrich, dessen Geschmack auf dem klassischen Boden Italiens die Letzte Weihe empfangen hatte, mit verschiedenen trefflichen Stükken vermehrt. Jetzt enthält sie Gemälde von folgenden Künstlern: von den Carraccio's (z. B. von Ludwig), L. Cranach, A. Dürer, J. Chr. Fiedler, J. G. Hamilton, J. E. Heinsius, Huysum, Jordaens, J. Lingelbach, Carlo Lotti, Manfredi, Molenaer, A. von Nieuland, Ostade, Pellegrini, J. G. Pforr, Querfurt, Rembrand, Ph. Roos (oder Rosa da Tivoli), Rubens, Rugendas, W. Schellinks, Seele, Aler.

---

*) Dieser Aufsatz ist abgedruckt in der Allgem. Thürin. Vaterlandskunde 1823. 1. St. S. 1 — 5. 2. St. S. 12 — 15. 4. St. S. 29 31. 8. St. S. 58 — 62. und in (S. Fröbels) Rudolst. Nachrichtsblatt 1834. 8. St. S. 112 - 114. 9. St. S. 127 — 130. 10. St. S. 143. f. 11. St. S. 159. 12. St. S. 176. f. 13. St. S. 191 — 193. 14. St. S. 207. f. 17. St. S. 255 f. 18. St. S. 271. f. 20. St. S. 307. f.

Thiele, (meistens malerische Ansichten von Gegenden bei Rudolstadt, Schwarzburg, Frankenhausen, u. s. w.), Tintoretto, Wouvermans ꝛc., wozu auch noch verschiedene von unbekannten Meistern, besonders der italienischen und niederländischen Schule, und die von dem hiesigen Maler, E. Kämmerer, herrührenden Kopien aus der Manheimer und Düsseldorfer Galerie kommen. Mit dieser Sammlung steht eine andere jetzt in dem Sale der Ludwigsburg befindliche von Gypsabgüssen antiker Statüen und Büsten in Verbindung, welche ihren Ursprung dem Fürsten, Ludwig Friedrich, verdankt, der einige davon in Italien nach den Originalen abformen ließ. Die der beiden Diskuswerfer, der Kolossalköpfe der Dioskuren, *) des Brutus, des vatikanischen Apoll, der mediceischen Venus sind die merkwürdigsten darunter.

Rudolstadt besitzt seit dem J. 1807 eine privilegirte Hof-Buch- und Kunsthandlung, und die später errichtete Müllersche Musikalienhandlung, womit eine musikalische Leihanstalt verknüpft ist, so wie zwei Leihbibliotheken.

Die hiesige Buchdruckerei ist im J. 1663 von Kaspar Freischmidt aus Arnstadt angelegt. Der glücklichste Zeitpunkt für dieselbe begann gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts, als man ihr die wichtigsten Verlagswerke teutscher und selbst auswärtiger Buchhandlungen zum Druck anvertraute, und dauerte bis in das gegenwärtige fort, doch litt sie bedeutend während des Kriegs von 1805—1815. Nach hergestelltem Frieden zeigten sich wieder günstigere Aussichten, so daß sie sich wieder zu der vorigen Blüthe erheben und mit ihren Nebenbuhlerinnen wetteifern konnte. **)

Dieses waren also die vornehmsten Veranstaltungen in unserer Stadt, welche auf wissenschaftliche Bildung abzwecken. Daß sie nicht ganz unwirksam waren, läßt sich aus mancher erfreulichen Erscheinung, z. B. aus der nicht ganz unbeträchtlichen Anzahl von Gelehrten und Schriftstellern schließen, welche entweder hier geboren oder gebildet wurden, und von denen einige auch dem Auslande nicht unbekannt geblieben sind. Eben so unzweifelhaft beurkunden die von Zeit zu Zeit hier errichteten Vereine zu Unterhaltung über literarische Gegenstände, daß die Liebe zu den Wissenschaften unter uns nie ganz erloschen, sondern stets rege erhalten worden ist.

Zu Ausbildung musikalischer Fähigkeiten reichet die F. Kapelle, welche von jeher in ihrer Mitte talentvolle Künstler besaß, völlig die Hand.

---

*) S. über diese Abgüsse Göthe in den Tag- und Jahresheften als Ergänzung meiner sonstigen Bekanntnisse von 1740—1806 im 31. B. seiner Werke (Stuttgart u. Tübingen 1830. 12. S. 200.

**) Eine kurze (mancher Berichtung bedürfende) Geschichte der hiesigen Hofbuchdruckerei ist enthalten in G. Fröbel's Album zur vierten Säkularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst (Rudolstadt 1840. gr. 8.) S. 42—48.

Auch die übrigen schönen Künste werden hier sorgsam gepflegt und zu Erlernung derselben bieten sich verschiedene günstige Gelegenheiten dar.

Obgleich Rudolstadt eigentlicher Fabriken entbehrt, so fließt doch aus der zu Volkstedt befindlichen Porcelanfabrik manchem seiner Bewohner eine Quelle des Erwerbs zu. Die Arbeiten der hier lebenden geschickten Künstler und Handwerker werden häufig von Fremden gesucht und mit Gewinn an dieselben verkauft. Handel, Ackerbau und Viehzucht machen ebenfalls, wie wir bereits gesehen haben, einen vorzüglichen Nahrungszweig der Stadt aus. Großen Vortheil gewährt derselben der Aufenthalt des Hofs und der Mitglieder der Landesbehörden. Endlich kommt durch die auf dem hiesigen Gymnasium studirenden Jünglinge Geld aus dem ganzen Lande in Umlauf.

Wenige Städte von gleicher Größe besitzen so viele und angenehme Vergnügungsorte, als Rudolstadt. Die erste Stelle behauptet darunter der Anger. Auf diesem befindet sich das 1792 erbaute Theater, in welchem gewöhnlich zur Zeit des Vogelschießens während des August und der folgenden Monate von einer fremden Schauspielergesellschaft gespielt wird; ferner die Halle mit einem Tanzsale, das Schießhaus, das herrschaftliche Haus ꝛc. Der Anger grenzt an den Wasser — oder Saldamm; dieser, seit 1733 zum Schutze gegen die verheerenden Ueberschwemmungen der Sale angelegt und zu beiden Seiten mit wilden Kastanien und Linden bepflanzt, bietet jetzt mit seinem herrlichen Laubdach einen angenehmen kühlen Spaziergang. An seinem unteren Ende führt eine Brücke über die Sale nach dem benachbarten Dorfe Kumbach, mit einem fürstlichen Garten und großen Orangeriehause, welches das Ansehen eines Schlosses hat und weithin sichtbar ist. Der Hain, der Baumgarten, der Mörlaergraben, ꝛc. werden häufig von Spaziergängern besucht und bilden angenehme Partien. Auf allen Seiten der Stadt sind Gärten mit niedlichen Häusern und Lauben. Einen neuen Reiz empfing die Umgegend durch Aufstellung der Büste Schillers und durch zweckmäßige Anlagen auf der Höhe über Volkstedt am rechten Ufer der Sale, wo der Dichter oft auf der Stelle, die jetzt seine eherne, nach dem Danneckerschen Modell gefertigte Büste ziert, geweilt haben soll.

Hesse.

Meiningen.

Meiningen.

In dem Theile des freundlichen und selbst an pittoresken Partien reichen Werrathales, in welchem der Fluß schon hinlängliche Breite hat, um als solcher der Landschaft Reiz verleihen und ihn erhöhen zu helfen, liegt, zwar von ziemlich nahen Bergen eingeschlossen, doch in heiterer Umgebung, die herzogliche Residenzstadt Meiningen. Dem das Thal abwärts Reisenden erfreut von da, wo in der Nähe die alten, malerisch zur Rechten aufragenden Thürme des Prämonstratenserklosters Veßra sich zeigen, ein mannichfacher, oft anmuthiger, Wechsel der Landschaftbilder. Das Städtchen Themar, noch ganz ummauert, mit einer schönen Kirche und reinlichen Straßen liegt mitten im hier ziemlich breiten Thalgrunde; noch bevor es erreicht wird, zieht eine mächtige senkrechte Felswand zur Linken die Blicke auf sich. Weiter abwärts grüßt zur Rechten der Ruinenthurm der Osterburg von seiner bewaldeten Höhe dicht über der Straße; ein freundliches Dorf, Henfstedt, mit mehrern großen gutsherrlichen Gebäuden ruht unter den Höhen des Kalkgebirges zur Linken, und die Straße biegt in einen eigenthümlichen, von steilen und kahlen Höhen umgürteten Thalkessel ein, den der Strom wühlte, und der ganz deutlich zeigt, daß hier wohl einst ein See fluthete. Mitten durch diese Niederung zieht sich ein nicht hoher gerader natürlicher Felsendamm, den die Werra durchbrach, und an dessen diesseitigem Ende das sogenannte Nadelöhr bildete, eine enge Felsenpforte, durch welche hindurch sich der den Bogen der Straße abschneidende Fußpfad zieht. Gegenüber werden hübsche Anlagen erblickt, und es setzt sich zur Linken ein malerisch umbuschtes Felsenufer eine gute Strecke fort, während zwischen Fels und Fluß hinziehend, die Straße den Ausgang aus dem Thalkessel des Nadelöhrs gewinnt. Bald erscheinen die Bergwände zur Rechten hoch aufgegipfelt, sehr steil, kaum in gerader Linie erklimmbar, und Leutersdorf gewährt mit seiner hochgelegenen Kirche und dem neuen netten Schulhaus abermals ein schönes Bild. Hier war

in frühen Zeiten ein Templersitz. Die Straße zieht bergan und auf ihrem Gipfelpunkt wird die Aussicht weit hinab in das wiesenreiche Thal frei, das von gleich hohen Bergen zu beiden Seiten gebildet ist, deren Formen sich sanft und gefällig darstellen. Diese Höhen sind fast gleichförmig bis zur Hälfte bebaut, und dann bis zu den Gipfeln mit Laubwald bestanden. Oben breiten sie sich zu weitausgedehnten Flächen eines sehr umfangreichen Kalkplateau's aus. Am Fuße der Anhöhe, über welche die Straße leitet, liegt Bachdorf, und in geringer Entfernung wird Belrieth erblickt, wo in alter Zeit eine Burg stand, auf welcher Kaiser Heinrich der Städtegründer mehrere Urkunden ausstellte. Leutersdorf, Bachdorf und Belrieth (Belliriod) waren kaiserliche Domänen. Von der Belriether Brücke gewährt sich ein reizvolles malerisches Bild des Ortes mit dem Fluß und seiner Umgebung.

Hinter Belrieth steigt die Straße wieder und es wird eine der schönsten Aussichten in das Werrathal frei. Ein Seitenthal von der Hasel durchflossen, öffnet zur Rechten dem Fernblick idyllische Schönheit, und ist von einem Stück der blauen Kette des Thüringerwaldgebirges geschlossen. Man gewahrt den gigantischen Hundsstein, die Felswand in der Nähe des Klosters Lohr, weiter herab liegt Ellingshausen mitten im grünen Thale; heiter wie ein Schlößchen, winkt das Hospital Grimmenthal, zu Füßen liegt Einhausen mit einem Thurm von eigenthümlicher Steinbedachung. Weiter hin das Thal entlang liegt Obermaßfeld dicht am Fuß mit freundlichen Häusern und einem alten Kapellchen, dann folgt Untermaßfeld mit seinem starrummauerten alten Grafenschloß. Ein anderes Thal mündet von rechts in das Werrathal ein, von der Römhilder Straße durchzogen und ebenfalls mit hübschen Dörfern geschmückt, von denen Ritschenhausen im Vorgrund erblickt wird; die Geba, zwei Stunden von Meiningen schließt, hoch das Plateau überragend, gerade über der Wendung des Thalgrundes, die Fernsicht.

Von den genannten Dörfern berührt und durchzieht nach Belrieth, die Straße nur Untermaßfeld, wo eine Pappelallee beginnt, die in einigen Windungen durch den anmuthigen Wiesengrund führt, in welchem noch ein Thal, durch das die Straße nach Franken leitet, ausmündet. Zur Rechten Feld und Berggärten mit einigen Villulen, zur Linken einige kleine Felspartien und Gärten unter Nadelholzwäldchen, wird unversehens die Stadt erreicht, die sich von dieser Seite kaum als solche eher ankündigt, als bis das Thor nahe vor Augen liegt, wo sich dann der Fremde in einer zwar nicht großen, doch im Ganzen regelmäßig gebauten, und reinlichen Stadt mit einem schönen und geräumigen Marktplatz anlangen sieht.

Kommt aber ein Solcher von der entgegengesetzten Seite, aus dem deutschen Süden über Salzungen, aus Norddeutschland über Eisenach, oder über Gotha und Schmalkalden, so erfreut theils auf der Anhöhe des alten Rittersitzes Todtenwarth eine mannichfachanziehende Aussicht thalabwärts auf einen Theil der Thüringerwaldkette, die Gegend von Liebenstein und Altenstein, die drei Breitun-

gen, Wernshausen ꝛc. oder es erscheinen die Fabrikgebäude des Herrn Geh. Finanzrath von Weiß auf der sogenannten Zwick, wo die Straße von Schmalkalden sich mit der nach Meiningen führenden Chaussee vereinigt. Das Dorf Schwallungen stellt sich von weitem wie ein kleines Städtchen dar, und bald wird die namentlich von dieser Seite her malerisch situirt erscheinende, von der Burgruine Maienluft überragte alte Stadt Wasungen erblickt. Weiter aufwärts liegt Walldorf mit ummauerter Kirche, und das neue, im mittelalterlichen Styl erbaute Herzogl. Schloß Landsberg erscheint mannichfach anziehend, indem es allmählig von drei Seiten sich der Betrachtung darbietend, jedesmal ein andres stattliches Bild gewährt. Dabei wird abermals ein Dorf am Fuß eines ehemaligen Burgberges, Welkershausen, durchfahren. Eine heitre Villa mit Parkanlagen, Jerusalem, grüßt auf der Höhe, wo sich der Blick auf die Stadt gewährt, die aber vom Laubgrün mannichfacher Baumumgebung zum großen Theil überhüllt erscheint. Von der linken Seite kommt durch das Helbaer Thal, die Straße über Oberhof und Benshausen her; bald künden Gärten die Stadtnähe, zur Linken zeigt sich das neue Herzogl. Orangeriehaus am Park, zur Rechten jenseits des Flusses und seiner Brücke das freundliche Schießhaus. Stattliche öffentliche und Privatgebäude empfangen den Reisenden in der Bernhardtstraße. Das Theater, der Bazar, zwei Herzogl. Palais; man glaubt eine Großstadt zu betreten. Am Ende der Bernhardtsstraße, wo das Gasthaus zum sächs. Hof in der heitern Nähe des Parks (englischen Gartens) gelegen ist, öffnet sich gerade aus der Blick in die Stadt hinein, durch die stets lebhafte untere Marktstraße, und zur Linken zieht in einer langen Häuserzeile lauter neuer, isolirter, doch regelmäßig von einander abstehender Gebäude die Marienstraße ostwärts sanft empor, deren Gegenüber der englische Garten mit schönen Baumgruppen, Bowling-Greens und mit geschmackvoller Einfassung eines hohen Eisengitters nebst dem eisernen Schwanenbrunnen bildet. —

Die historische Anfänge der Stadt Meiningen verlieren sich in der Zeiten Frühe; die Nachrichten über ihren Ursprung sind dürftig, schwankend und ungewiß. Der Chronist dieser Stadt M. Joh. Sebast. Güthe führt an, daß die Völkerschaft der Fosen am Werraufer einen Viehhof, Einingen, erbaut, deß Name unterm Frankenherzog Dagobert, Devert, an den noch der Name einer umfangreichen Wüstung in der Stadtnähe, Desertshausen, erinnern soll, in Meiningen sich umgewandelt habe. Unter Herzog Genebald III. 618 soll die Stadt schon mit Mauern umfangen worden sein. Nachrichten, deren Glaubwürdigkeit wissenschaftlich zu prüfen, in der vorliegenden Abhandlung nicht unsre Aufgabe ist. Mit Wahrscheinlichkeit darf jedoch angenommen werden, daß in der Gegend, wo Meiningen allmählig sich anbaute, Katten seßhaft waren, die mit Sueven und Thüringern häufige Kämpfe bestanden. Im Jahr 410 führte der Frankenkönig Chlodomir seinen Bruder Genebald I. eine große Schaar Einwanderer zu, und die Franken bemächtigten sich des Werragebietes wie des Maingaus. Genebald ward Herzog Ostfrankens.

Dunkel schattet fortwährend über der Geschichte der Stadt, selbst noch im 9. Jahrhundert, wo wir uns dieselbe unter der Herrschaft fränkischer Gaugrafen zu denken haben. Zeiten- und Elementenstürme zogen oft verheerend über ihre Gefilde. Nach der bekannten unglücklichen Babenberger Fehde, die durch Hatto's Verrath eine so traurige Berühmtheit erlangt hat, kam Meiningen unter das Scepter der deutschen Könige; es erlitt die blutigen Heimsuchungen der Hunneneinfälle, und nun erst, unter Heinrich dem Städtegründer, lichtet sich die Geschichte der Stadt, und tritt in ihre vollen Rechte, die ihr bis zu diesem Zeitpunkt die Sage streitig machte. Im Jahre 924 erhoben sich Steinhäuser, Kimmeten, Kemnaten, und es zogen schon ritterliche Insassen in den sichernden Mauerring. Mit kaiserlichen Freiheiten begabt, hob sich die Stadt, sie bekam Märkte, Zölle, Landwehren, und würde wohl rasch empergeblüht sein, wenn nicht von Zeit zu Zeit durch verderbliche Seuchen und Brände ihr Flor immer wieder gehemmt worden wäre. Zum öftern sah sie die deutschen Könige in ihren Mauern; so 1003 Heinrich II. zu welcher Zeit ein Ritter, Rosenkranz, Erlaubniß zum Bau der Stadtkirche einholte. Im Jahre 1008 wurde Meiningen vom Kaiser an das Stift Würzburg verliehen, und an die Stelle des Kaiserscepters trat der Krummstab 536 Jahre lang. Die Stadt blieb ein unglücklicher Ort; bald versetzt und verpfändet, bald von Brünsten verheert, bald von Wasser überfluthet, von Seuchen heimgesucht, nicht minder von Krieg und Theuerung, vermochte sie sich in bessern Zeiten kaum zu erholen, viel weniger zu rechter Blüthe zu gelangen, wenn sie auch allgemach einigermaßen wuchs. Selbst Erdbeben blieben nicht aus. Im Jahr 1153 ward ein bischöfliches Landgericht daselbst errichtet, das vom Stadtgericht verschieden war. Zwiste der Grafen von Henneberg, deren Stammschloß Meiningen so nahe lag, mit den Bischöfen zu Würzburg fielen oft verderblich für die Stadt aus, da an ihr leicht Rache zu nehmen war. Es kam dahin, daß in einer Reihe von 16 Jahren kein Tanz in Meiningen gehalten wurde.

In der Mitte des 15. Jahrhunderts bethätigte auch Meiningen blutigen Antheil an den schaudervollen Judenverfolgungen, die durch ganz Deutschland wie eine schreckliche Volkskrankheit herrschend waren. Viele der allenthalben Geächteten hatten in Meiningen und mehrern thüringischen Städten Asyle gefunden, die es aber nicht lange blieben. Die Bürger murrten über die drängend wachsende Anzahl der Flüchtlinge, und die Juden faßten, nach der Chronikfage, den Entschluß gewaltsamer Offensive, die zeitig verrathen, Allen den Untergang brachte, und den die blutige Katastrophe Ueberlebenden nur die Wahl zwischen Taufe und Feuertod ließ. Letzteren sollen zwei schöne Jüdinnen, denen zwei Bürgersöhne Herz und Hand anboten, wenn sie sich taufen ließen, standhaft bei ihrem Glauben beharrend, vorgezogen haben.

Als Pfand kam die Stadt unter Andern auch an die Grafen von Henneberg, denen ihr Besitz wünschenswerth erscheinen mußte, doch verliert sich die Spur dieser Pfandschaft ohne sichern Nachweiß,

und die Stadt erscheint wieder als würzburgische, fortwährend blosgestellt und leidend durch Fehden, Raubgesindel, Pesten, Hungersnöthe, Brände und Ueberschwemmungen, wie durch anderweite Verpfändungen.

Das fünfzehnte Jahrhundert brachte neue Bedrückungen und Lasten, ja der Bischof Johann verkaufte 1406 an einen Ritter von Buchenau Meiningen auf Wiedereinlösung für 18330 rheinische Gulden. Bischof Johann II. riß sie wieder an sich, und Bedrückungen, Fehden, neue Verpfändungen udgl. dauerten fort. Unter den Fehden ist bemerkenswerth eine der Stadt mit dem Dorfe Obermaßfeld, dessen ehemaliges Marktrecht noch heute ein alter Kornmeßstein neben der Dorflinde beglaubigt. Im Jahre 1469 wurde die Stadt vor das heimliche Gericht zu Volkmersheim geladen; bald darauf äscherten zwei schnell hintereinander folgende unglückliche Brände fast die ganze Stadt ein, während vielfache Wehen der Zeit durch das ganze Jahrhundert fortdauerten, und im darauffolgenden durch den Bauernkrieg Meiningens Bürger abermals in mißliche Lagen brachte.

Das für die Stadt denkwürdigste Ereigniß in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts war ein Kauf- und Tauschvertrag Würzburgs mit Henneberg, der gegen das Hennebergische Schloß und Amt Mainberg bei Schweinfurt und eine beträchtliche Kaufsumme Stadt und Amt Meiningen ganz an Henneberg brachte. Aber das Haus der Fürstgrafen von Henneberg eilte schon mit mächtigen Schritten seinem Verfall, seinem Erlöschen zu. Die neuen Herren konnten wenig oder nichts thun für die neuerworbene Stadt, ihre Residenz blieb Schleusingen. Im Jahr 1543 und 1544 wurde in der Stadt und im Lande Henneberg die Lehre Luthers sanctionirt und allgemein angenommen, und von da an scheint die Stadt zu einigem Flor gekommen zu sein. 1547 wurden 143 neue Bürger auf einmal angenommen. Eine Erbverbrüderung zwischen Henneberg und Sachsen sicherte letzterem den Anfall von Stadt und Land, wenn ersteres, wie zu fürchten war, aussterben würde. Dieses Aussterben erfolgte mit dem Fürstgrafen Georg Ernst am 27. Dec. 1583 in der That, und es begann für die Stadt eine neue Aera. 1592 fand die Barchentmanufactur Eingang, ein Erwerbszweig, der sehr bald dazu beitrug, die Wohlhabenheit vieler Einwohner zu mehren, und die herrschaftl. Gefälle nicht minder. Es wurden in einem Jahre gegen 40,000 Stück Barchent gefertigt. Aber als wenn ein Fluch über dem Aufblühen der Stadt ruhe, so zerstörte von 1630 an der dreißigjährige Krieg alle Errungenschaften des Gewerbfleißes, und die Heeresmassen Altringer's, Horn's, Banner's, Isolani's ꝛc. brannten, plünderten und brandschatzten abwechselnd so furchtbar im Lande Henneberg, und es lastete überhaupt der Krieg mit immerwährenden Durchzügen und Erpressungen so sehr und so schwer auf dem unglücklichen Lande, daß ganze Dörfer geradezu verschwanden, andere einwohnerlos wurden, und die Bevölkerung der Stadt von 6000 Einwohnern auf 1300 herabsank.

Die Herrschaft Henneberg wurde bis 1661 für Sachsen gemeinschaftlich regiert, bei der Theilung 1661 fiel Meiningen an S. Altenburg, und als diese Linie 1672 ausstarb, an S. Gotha unter Herzog Ernst dem Frommen. Als dieser weise Regent aus der Zeitlichkeit geschieden war, theilten seine hinterlassenen Söhne nicht gleich, sondern Herzog Friedrich regierte für sich und seine Brüder zu Gotha. Erst 1680 fand die Theilung statt, und Meiningen kam auf den Antheil Herzog Bernhards I. der nun die bisherige Residenz zu Ichtershausen aufhob und sie nach Meiningen verlegte. Er erbaute mit Beibehaltung des alten bischöflichen Schlosses das neue, die Elisabethenburg, in Form eines E. Nach ihm regierten die Herzoge Ernst Ludwig, I. 1724, Friedrich Wilhelm, I. 1746, Anton Ulrich I. 1763, August Friedrich Carl, I. 1782 Georg Friedrich Carl I. 1803 und es succedirte den letztern der jetzt regierende Herzog Bernhard Erichs Freund.

Erst unter den Herzogen Georg und Bernhard gewann die Stadt Meiningen an Verschönerung, an Einwohner- und Häuserzahl, und seine Gegenwart ist es, mit der wir uns in Nachfolgendem zu beschäftigen haben.

Während Meiningen im Jahre 1803 nur 4125 Einwohner zählte, war diese Zahl 1833 auf 5659 gestiegen, und beträgt jetzt nahe an 6000 in circa 600 Häusern. Die vornehmsten derselben sind das herzogl. Schloß, mit einem anstoßenden Rundbau, welcher die Lokalitäten der herzogl. Landesregierung, verschiedener Archive, und die dem Oekonomischen der Schloßverwaltung dienenden Räumlichkeiten umfaßt. Im Residenzschloß selbst befinden sich außer den Wohnzimmern der höchsten Herrschaften, den Fremdenzimmern und mehren Sälen, die schöne, helle und geräumige Schloßkirche zur heil. Dreifaltigkeit, an welcher für die Schloßgemeinde, die gesammte Hof- und Staatsdienerschaft, des Militairs ein Hofprediger ein Hofkaplan und ein Hofkirchner für den regelmäßigen Gottesdienst angestellt sind. Ferner die Gemäldegallerie, das Kupferstichkabinet, das Münzkabinet, die herzogl. Privatbibliothek, die Ministerialkanzlei, interimistisch das Militärdepot der Armaturen, die Wohnungen des Prinzenerziehers, der Hofdamen ꝛc. Der nördliche Flügel, der das alte Schloß bildet, umfaßt die herzogl. öffentliche Bibliothek, das Hofamt, die Bettmeisterei, die Wohnung des Haushofmeisters ꝛc. Viele Zimmer des Schlosses sind äußerst geschmackvoll, ja glanzvoll ausgestattet, und enthalten zum Theil sehr werthvolle Gemälde.

In dem einfachen, nur schöne Promenadenwege und auf einer schattigen Halbinsel den Turnplatz enthaltenden, Schloßgarten steht ein isolirtes nicht großes Haus, welches das herzogl. Naturalien- und Kunstkabinet enthält. Dasselbe entspricht im Bezug auf seine räumliche Ausdehnung ebensowenig dem Bedarf und der Forderung nach scientivisch-systematischer Darlegung und Aneinanderreihung der in ihm aufbewahrten Schätze, wie die übrigen den herzogl. Sammlungen vergönnten Räumlichkeiten, welchem Mangel unter dem Walten günstiger Sterne durch den Bau eines Museums in Folge höchster

Entschließung abgeholfen werden soll. In diesem wird die herzogl. öffentliche Bibliothek mit ihrem Bücherschatz von circa 28,000 Bänden, darunter gar manches hochseltene und hochschätzbare Werk, mit einer Anzahl Handschriften und Incunabeldrucken die erste Stelle einnehmen. Das Naturalienkabinet, reich an Conchilien, Seeproducten, Mineralien, (besonders an schönen Krystallen,) Urweltresten, darunter ausgezeichnete Platten mit Reliefs der Heßberger Thierfährten, Versteinerungen ꝛc. würde sich passend anreihen, und mit seinen äußerst zahlreichen geschliffenen Steinen einen Uebergang zum Kunstkabinet bilden, das an Elfenbeinarbeiten, Mosaiken udgl. manches Sehenswerthe darbietet. Das Münz- und Medaillenkabinet enthält eine ziemliche Anzahl werthvoller griechischer und römischer Münzen, eine nicht große Sammlung moderner Silbermünzen, eine Separatsammlung sächsischer Silbermünzen, und neben manchen schätzbaren Kupfer- und Broncemedaillen eine große Zahl Abgüsse mittelalterlicher und späterer Münzen und Medaillen in Zinn und Blei. Dieses Kabinet ermangelt noch zweckgemäßer Aufstellung in einem geeigneten Zimmer, und ist ohne besondere höchste Genehmigung nicht zugänglich. Die herzogl. Gemäldegallerie ist zwar nicht groß, enthält aber fast ausschließlich werthvolle Stücke aller Schulen, und das Kupferstichkabinet birgt in seinen vielen Mappen viel des Geschätzten und Vorzüglichen. Kommt der Bau eines Museums, wie wir wünschen und hoffen, zu Stande, so wird sich demselben leicht ein Antiquarium anreihen lassen, zu welchem die Sammlungen des, vom Staat unterstützten Hennebergischen alterthumsforschenden Vereins, die sich jetzt noch, ebenfalls höchstraumbedürftig, im gemiethetten Local eines Privathauses befinden, schon ein nicht unansehnliches Fundament bilden können. Tritt eine solche, die mancherlei in Meiningen vorhandenen Schätze der Natur, Literatur und Kunst vereinigende Anstalt in das Leben, so wird sie ferner nicht nur eine große Zierde der Residenz mehr sein, sondern auch mannichfach anregend auf Belebung wissenschaftlichen Sinnes hin, und demgemäß fördernd und bildend wirken.

Nächst dem Schloß sind von den schönern Gebäuden zu nennen das herzogl. Palais vor dem untern Thore mit einem sehr freundlich angelegten Garten, Sommerwohnung Ihrer Hoheit der regierenden Frau Herzogin Maria, das herzogl. Palais am englischen Garten, vormals die Wohnung der verwittweten Frau Herzogin Mutter, Louise Eleonore, jetzt Sommerwohnung des regierenden Herzog's. Diesem zunächst steht der Bazar oder das Kaufhaus mit einer Längenausdehnung von 236 Fuß. Dieses Gebäude enthält im ersten Stock 27 Bogen mit 12 größern und kleinern Läden; im obern, kürzern Stock befinden sich die Hörsäle und Zimmer der Realschule.

Abwärts folgt nun, ebenfalls gänzlich frei zwischen der Chaussee und dem englischen Garten aus malerischer Baumgruppirung hervortretend das herzogl. Hoftheater. Dieses besteht aus einem Hauptgebäude von 71' Breite, 160' Länge, und zwei rechts und links angebrachten Flügelgebäuden von 21' Breite und 121' Länge an den Sei-

tenfaçaden. Es enthält außer dem Bühnenraum von 45′ Tiefe und 63′ Breite und dem sehr freundlichen Auditorium mit 2 Bogenreihen und 1 Gallerie, und außer den Garderoben, Requisitenkammern, den Localen der Theaterökonomie, dem geräumigen Büfet, dem Musikprobezimmer und dem imponirenden, von dorischen Säulen getragenem Vestibüle noch ein den Reunionen dienendes im edelsten Geschmack dekorirtes Local, bestehend aus einem Saal mit vier anstoßenden Zimmern, Büfet, Orchester und zwei Gallerien. Der Bau des Theaters wurde 1829 begonnen, und am 17 Dec. 1831 wurde dasselbe eröffnet.

Nahe dem Theater leitet ein Ruinenthor in den englischen Garten und zu einer künstlichen Trümmer von deren Brücke der Spiegel des Teiches ein freundliches Landschaftbild darbietet. Es ist diese Ruine noch ein Andenken an den Vater des jetzt regierenden Herzogs, welcher der Schöpfer des englischen Gartens mit mancher geschmackvollen Anlage wurde, doch empfing dieser Park allmählig die Umwandlungen, welche die schöne Gartenkunst unserer Tage nothwendig erscheinen ließ. Einen Hügel emporsteigend gelangt der Fremde zu dem herrschaftl. Blumengarten, der das große Orangeriehaus und die warmen Treibhäuser enthält. Hier erfreuen hohe und stattliche Orangenbäume und ein auserlesener Flor exotischer Gewächse, während der wohlgepflegte Garten mit einer Fülle mannichfaltiger Blumen prangt. Ein nach Norden gelegener Ruheplatz gewährt auf die Gegend nach Burg Landsberg hin, die sich hier äußerst anziehend darstellt, eine reizende Aussicht. Nahe der herrschaftlichen Meierei zeigen sich wieder im Hinabblick auf den Teich, die Ruine, die Baumgruppen wie auf die beiden herzogl. Palais malerische Ansichten. Den an den Park anstoßenden alten Kirchhof, welcher, sowie der neue geweiht ist, auf eine, die Pietät und ihre Denkmäler schonende Weise ganz zu den Rayons des Parks gezogen werden wird, schmückt die neue Fürstengruft-Kapelle im einfachgothischen Styl mit schöner Fensterrosette und trefflichen Glasmalereien, Leistungen der neuen Kunstblüthe. In ihr ruhen die irdischen Reste Herzog Georgs und seiner Gemahlin Louise Eleonore.

Ein Ausgang aus dem englischen Garten führt zu dem schon erwähnten Schwanenbrunnen, dem gegenüber das Wohnhaus des Herrn Landgrafen von Hessen-Philippsthal in der Marienstraße steht. Wo diese endet zieht eine neu angelegte breite Doppelallee junger Linden nordwärts in der Richtung nach dem Orangeriegarten. Diese Partie erwartet noch manchen stattlichen Bau, und es dürfte wohl dort das in Aussicht gestellte Museum seine geeignetste Stelle finden, um so mehr, als auch ein neues herzogl. Palais in die Nähe des erwähnten Gartens dem Vernehmen nach, zu stehen kommen soll.

Aus der Marienstraße führt ein nach Süden ziehender Fahr- und Promenadenweg außerhalb der Stadt zwischen Gärten in einem großen Bogen um die Hälfte der Stadt herum, weshalb derselbe auch „hinter der halben Stadt" genannt wird. Zur Rechten etwas tiefer wird zwischen ehemaligen Wällen ein Doppelcanal erblickt, der

sogenannte Bleichgraben, der als dichtbelaubte Kastanienallee im Sommer einer der anmuthigsten Spaziergänge ist, und von einem Thore zum andern zieht.

Zur Linken führt von der halben Stadt aus ein Fahrweg empor, und es tritt das Leichenhaus in einfach ernster Architectur am Eingang des neuen Gottesackers vor Augen. Weiter hin, wo sich ein Eingang in die Stadt über zwei Brücken öffnet, steht auf der Anhöhe, freundlich zwischen Gärten, Baum- und Rasengrün das Georgen-Krankenhaus. Dasselbe ist im florentinischen Styl, von Backsteinen massiv erbaut, ist 122′ lang 53′ breit, und hat nach Osten zwei Flügel von 33′ Länge, 26′ Breite. Es enthält im ersten Stock des Hauptgebäudes die Wohnung des Krankenwärters, Zimmer des Arztes, die Oeconomieräume und das Sectionszimmer; im zweiten Stock sind zehn Zimmer zur Aufnahme der Kranken disponibel.

Verfolgt der Promenirende den Weg nach Süden, so tritt zur Linken der hochgelegene Bau des englischen Instituts, einer Erziehungsanstalt des Herrn Professor Bernhard, meist für junge Engländer, die sich der erwünschtesten Frequenz erfreut, stattlich entgegen, dann wendet der Weg plötzlich westwärts und geleitet zum obern Thore, wo die Kaserne nicht mehr dem Bedarf entspricht, dagegen das Gebäude des herzogl. Kreis- und Stadtgerichts sich ansehnlich und durch seine Umgebung sogar malerisch präsentirt. Von öffentlichen Gebäuden innerhalb der Stadt ist vor allem der Stadtkirche U. L. F. Erwähnung zu thun. Noch künden die nebeneinander über dem Portal aufgeführten Thürme in ihrem byzantinischen Styl das hohe Alter der Kirche, allein nur bis auf vier Etagen, dann setzen sich beide in Octogonform eine Etage hoch fort, worauf bei dem Glockenthurme die wälsche Haube seiner Dachung beginnt, bei dem zweiten höhern aber der Umgang um die Thürmerwohnung, welche die sechste Etage bildet, dann folgt das Dach und über diesem noch ein kleiner überdachter Glockenstuhl.

Wenn die Stadt die Mittel hätte, beide Thürme wieder zu gleicher Höhe und dem angemessenen Styl consequent ausbauen zu lassen, würde diese Kirche im Aeußern sehr gewinnen. Das Innere ist nach manchen Reparaturen und Erneuerungen licht und raumvoll, das Chor ist gewölbt, und hat gothische Fenster. Dasselbe ist späterer Anbau. Das Rathhaus ebenfalls ein geräumiges großes Gebäude zeigt über seinem Eingang das Stadtwappen, fünf Thürme von einer Ringmauer umschlossen, unter deren Pforte die schwarze Henne auf grünem Berge im goldnen Feld. Früher führte die Stadt als Porta Franconiae dieser Thürme nur drei. Kaiser Ludwig änderte 1344 das Wappen dahin ab, daß der Thürme fünf sein sollten. Unter würzburgischer Hoheit enthielt die Pforte ein mit der Mitra bedecktes Bischofshaupt, dieß mußte später der Henne den Platz räumen. Da Sachsen das Hennenschild in sein Wappen nach dem Anfall der gefürsteten Grafschaft aufnahm, so war es nicht nöthig, an die Stelle des alten Wappens das Rautenschild treten zu lassen. Das Rathhaus besitzt eine Bibliothek, die jedoch zum Theil der Gym-

nasialbibliothek aggregirt wurde. An das Rathhaus stößt das stattliche Gebäude der Landschaft. Sein Bau datirt von 1782. Es enthält die Bureaus der Hauptkasse und die Wohnung des Landmarschalls. Noch ziert den regelmäßigen Markt eine von Akazien umpflanzte hübsche Fontaine.

Alterthümliche Gebäude hat Meiningen in Folge der vielen stattgehabten Brände fast keine. Als ältestes Bürgerhaus wird das des Töpfers Hammer auf dem Schwanenberg bezeichnet. Die Superintendur, jetzt der Waisenschule und Erziehungsanstalt, deren Garten zugleich der Kleinkinderbewahranstalt dient, und zugleich einer Suppenanstalt für bedürftige eingeräumt, war ein Beguinenhaus.(z) Das steinere Haus am obern Thor, mit Karyatiden geschmückt, verräth den Geschmack am italienischen Baustyl aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, ebenso das ehemalige Hennebergische Haus in der untern Marktgasse, das eine eigenthümliche künstlerische Holzarchitectur zeigt. Am untern Thor steht noch ein Theil des ehemaligen Minoritenklosters, düster und unschön, mit einem schmucklosen Kreuzgang, ohne alterthümliche Zier darzubieten, die seine dauernde Erhaltung wünschenswerth erscheinen ließe. Zwischen diesem Kloster und dem Schloß steht die Reitbahn, als einziger ausgeführter Theil eines schon vom Herzog Georg projectirten großartigen Marstallgebäudes. An die Stelle der Klosterkirche trat das heitere Gymnasium Bernhardinum mit einem Thurme, das neben einigen Lehrerwohnungen auch noch die Klassen der Bürgerschule enthält.

An öffentlichen Bildungsanstalten und Schulen hat Meiningen neben der nahen Forstakademie zu Dreißigacker, (eine halbe Stunde von der Stadt), ein Gymnasium, eine Bürgerschule, eine Realschule, eine Mädchenschule ꝛc., außerdem mehrere blühende Privatinstitute für Erziehung und Unterricht beider Geschlechter. Außer der herzogl. öffentlichen Bibliothek dienen dem wissenschaftlichen und literarischen Bedürfniß noch die herzogl. Geschäftsbibliothek, die Bibliothek der Forstakademie, die des Gymnasiums; auch versehen neben mehrern Privatlesezirkeln die Lesekreise des Hennebergischen und des Predigervereins ihre Theilnehmer mit entsprechender Lektüre. Nicht minder sind zwei Buchhandlungen, eine Antiquarbuchhandlung und zwei Leihbibliotheken vorhanden. Eine Druckerei hat Meiningen bereits seit 1675.

Der Hennebergische alterthumsforschende Verein, begründet 183?, vergönnt gern auch Fremden die Besichtigung der von ihm angesammelten alterthümlichen Seltenheiten. Diese bestehen in einigen Stücken des griechischen und römischen Alterthums nebst der Mumie eines Kindes. Zahlreicher sind die deutschmittelalterlichen Gegenstände. Steinkeile und Hämmer, einige Feuersteinpfeile und Messer der alten Germanen, dann metallene Hämmer, Frameen, Nadeln, Spiralen, Hals- und Armringe aus Hünengräbern, nebst Urnen aus der deutschen Frühzeit. Aus dem spätern ritterlichen Zeitalter sind Rüstungen, Schwerter Gewehre mit Rad- und Luntenschlössern, Pulverhörner udgl. vorhanden, nicht minder Geräthe, darunter eine ziem-

liche Anzahl alter messingener Taufbecken, zum Theil mit räthselhaften Schriftzügen, Trinkkrüge, Pokale und plastischen Kunstwerke. Einen Anzahl alter, außer Gebrauch gesetzter Musikinstrumente ist eine jetzt seltene Trompetengeige, Marien- oder Marinetrompete zugesellt, und eine noch ungleich seltenere, in manchem großem Museum mangelnde lapponische Zaubertrommel. Auch eine kleine Bücher-Münz-Urkunden- und Siegelsammlung ist begonnen, von denen sich namentlich die erste stets erfreulich mehrt, da der Verein mit vielen der übrigen Vereine gleicher Tendenz Verbindung unterhält, und die Zahl seiner Mitglieder stets wachsen sieht. Da hinfort nicht mehr wie früher, von den auswärtigen Mitgliedern Geldbeiträge erhoben werden sollen, sondern ein mäßiges Eintrittsgeld ein für allemal, den Zutritt erleichtert, und den Mitgliedern nur die eine Verbindlichkeit des Ankaufs der vom Verein veröffentlicht werdenden Schriften obliegt, so ist zu hoffen, daß derselbe für die Folge immer mehr sich des Zutritts solcher Männer erfreuen werde, die ein Interesse an seinen Strebungen nehmen, und geneigt sind, die gute Sache, der diese gelten, durch die That zu unterstützen. Der Verein ernennt auch zu correspondirenden und Ehren-Mitgliedern solche Personen, die sich durch Bereicherung seiner Sammlungen oder sonstige wirksamerfolgreiche Antheilnahme um ihn verdient machen. —

In der Pflege der *schönen Künste* steht Meiningen nicht zurück. Die Herzogl. Hofkapelle ist als vortrefflich anerkannt, mehrere ihrer Mitglieder gründeten sich auch als Componisten ehrenvollen Ruf. Die Bühne, *keine stehende*, läßt freilich oft zu wünschen übrig, aber hier kann trösten, daß selbstständige Bühnen großer Städte, mit größter fürstlicher Munificenz dotirt, auch oft zu wünschen übrig lassen. Der Pflege des Gesanges widmen sich ein Singverein und eine Liedertafel. Die Malerkunst ist durch sehr wackere ältere und jüngere Kräfte vertreten, die der Plastik nicht minder. Die vielen neuen Gebäude zeigen durch wohlgefällige Schönheit im Aeußern, wie durch Zweckmäßigkeit und Comfort im Innern, daß auch die Architectur als schöne Kunst hier das Nützliche mit dem Angenehmen auf eine würdige Weise zu vereinigen weiß.

Industrie und *Gewerbe* Meiningens dürften zum Wohl der Stadt auf höhern Stufen stehen, als sie gegenwärtig einnehmen. In diesem Gebiete begegnet man neben dem leidigen Mangel an Mitteln auch oft dem Mangel an Sinn für ein Hinstreben zur Vervollkommnung. Mehrere Kunstausstellungen im Laufe der letztvergangenen Jahre haben indeß dokumentirt, daß die Genossen einzelner Handwerke Vorzügliches zu leisten im Stande sind, namentlich die Tischler. Vielleicht, dieß wollten wir hoffen und wünschen, erhöht in Zukunft eine die Stadt berührende Eisenbahn den Pulsschlag industrieller Thätigkeit, und hebt Handel und Gewerbsbetriebsamkeit auf eine höhere Blüthestaffel.

Um auch der socialen Verhältnisse zu gedenken, so gestalten dieselben sich in Meiningen im Allgemeinen recht angenehm, und minder steif, formell oder kliquenhaft, als in mancher andern kleinen

deutschen Residenz. Ein gutes Zeichen des unbefangenen Sinnes für wahre Geselligkeit ist, daß solche geschlossene Gesellschaften, die bloß zur Unterhaltung zusammentreten, zu keiner rechten Höhe gelangen, und daß die Absonderungssüchtigen, deren es nicht allzuviele giebt, meist unbefriedigt bleiben. Im Winter einigen die durch die Huld des Herzogs hervorgerufenen Reunionen in dem glänzenden Theaterlokal die schöne Welt, wie die der höhern Staatsdiener und eingeführte Fremde zu den Genüssen des Tanzes und der Conversation, an denen die höchsten Herrschaften freundlichen Antheil nehmen, wodurch nicht wenig zur Förderung der edlern Freuden harmonischer Geselligkeit beigetragen wird.

Setzen wir nun, um auch die übrige Umgebung der Stadt in Betrachtung zu ziehen, den Spaziergang fort, so leitet am Schloß vorbei ein Promenadenweg zu einem Brückensteg und zu zahlreichen Berggärten, von denen einige, anmuthig und aussichtreich, wie alle gelegen, dem öffentlichen Vergnügen während der schönen Jahreszeit dienen. Die Bergwände senken sich an dieser Seite vom hohen Plateau ziemlich steil ja theilweise hoch herab, und sind bis zum Gipfel bebaut; auch ist fast jeder Berggarten mit einem kleinen oder größern Häuschen versehen, deren Menge ein originelles Bild gewährt. An dieser Seite beginnt nun über dem sanft und spiegelnd hinziehenden Fluß und den im Schmuck mannichfachen Grüns prangenden Laubkronen der Schloßgartenbaumgruppen, und unter der Felsenwand des Bil- oder Bildsteins eine umfangreiche herrschaftliche Anlage, der Herrnberg, welcher zu jeder Zeit dem Gebrauch des Publikums offen steht, und von dem aus man Schloß und Stadt unter sich hat, während über den Höhen gegenüber blaue Berge der Thüringerwaldkette emporragend erblickt werden. Weiter wird der Blick in den Thalgrund frei, und nachdem der Weg von der Höhe dieser Anlagen über Terrassentreppen abwärts führte, betreten wir einen ausgedehnten Rasenplatz, den an einer Seite der Fluß und die Insel des Schloßgartens, an der andern öffentliche und Privatgärten begrenzen, und auf dem das Schießhaus mit seinen Zugehörungen einladend steht. Die Schützengesellschaft gewährt jedem anständigen Gast Zutritt ohne Förmlichkeit, und die Räume des Hauses sind im Sommer oft froh belebt, doch auch im Winter von täglichen Gästen besucht.

Schöne Aussichten in das Thal und die Ferne gewähren sich außer den schon genannten Höhen vom Donopsberg, wo ein Ruinenthurm der Landschaft Reiz verleiht, vom Bibraischen Berg, der mit seinen hübschen Anlagen dem Publikum unverschlossen ist, vom Dreißigacker Hölzchen, von der Anhöhe über der untern Kuhtrift, vom Drachenberg, dem höchsten Gipfel in der Stadtnähe. Aber auch zu weitern Ausflügen bietet die Umgegend mannichfach anziehende Punkte. Sollten wir einem Fremden, der Naturfreund und wanderlustig wäre, uns als Führer zugesellen, so würden wir ihm zunächst vom Gipfel des Drachenberges über die vorzunehmende Wanderung und die Situation der Umgegend Meiningens orientiren.

Von diesem Gipfel erblicken wir einen Theil des Rhöngebirges, übersehen das fast bis zu dem Fuße der Geba sich hinstreckende westliche Plateau, und das Werrathal liegt mit der Stadt und mehrern Ortschaften malerisch unter uns. Vom Drachenberg aus uns rechts wendend, leiten uns abwärts führende Pfade in eine bewaldete Thalrinne, darin ganz idyllisch unter schroffen Felsabhängen, das Dorf Helba gelegen ist, dessen gute Schenkwirthschaft von der nur eine kleine halbe Stunde entfernten Stadt aus oft besucht wird, und durch welches die Chaussee nach Kühndorf, am Fuß des Dolmar mit einem noch bewohnten, alten, Hennebergischen Grafenschloß, nach Schwarza, Benshausen ꝛc. leitet. Wir aber folgen, Helba verlassend, der Chaussee bis zu ihrer Ausmündung in die Hauptstraße und gelangen bald zum Gipfel einer kleinen Anhöhe, auf der die freundliche Villa Jerusalem, eine Privatbesitzung mit heitern Parkanlagen und trefflicher Obstgärtnerei recht einladend winkt. Auch hier ist Eintritt in den Garten vergönnt, in welchem die Aussicht auf die dem Blick nun schon ferner getretene Stadt wieder ein neues Landschaftsbild zur Anschauung bringt. Von Jerusalem führt die Straße nach dem Dorfe Welkershausen hinab, in dessen nächster Nähe der Mühlbach besonders im Frühjahr einen pittoresken Wasserfall bildet und dann sanft durch die Thalwiesen eine kurze Strecke sich schlängelnd, in die Werra fällt Man muß, um ihn zu sehen, am untern Ende des Dorfes durch die ersten Gärten abwärts gehen. Auf fortgesetzter Wanderung zieht nun vor allen der Landsberg an, dessen stattliche Schönheit auf dem waldigen Hintergrund der Nachbarhöhen malerisch hervortritt, und uns allmählig von drei Seiten immer ein andres Bild einer ritterlichen Burg mit Zinnen und Thürmen und gothischer Zier zeigt. Bei Waldorf wird die Werra überschritten, und die Lage der Kirche in Betracht gezogen, die umwallt und ummauert, sich castellartig geschirmt darstellt, was bei vielen Kirchen im ehemaligen Hennebergischen Lande der Fall ist. Die ummauerten Kirchhöfe dienten den Einwohnern in gefahrdrohender Zeit als Zufluchtsstätten und Schutzwehren. Ja, es giebt in der Nähe sogar Dörfer, die mit Thoren und Ringmauern geschirmt waren.

Ueber ein freundlich im Thale gelegenes Mühlhaus, die Brückenmühle, die mit einer vielbesuchten Schenkwirthschaft verbunden ist, Angesichts der pittoresken Partie des Melkersschen Felsen, nahen wir dem Landsberg nun von der Seite, die jener von der Chaussee erblickten entgegengesetzt ist, und gestehen uns, daß gerade diese die schönste ist. Der Bergkegel, welcher die Burg trägt, ist bis zum Gipfel fahrbar gemacht, und droben umfängt uns der schöne Bau mit seinen Sälen, Zimmern und Gängen, wie der geschmackvollen Decoration seines Innern, die noch im Werden ist, daher ihre Schilderung vorläufig noch nicht gegeben werden kann. Ein alter halb eingestürzter Rest eines Thurmes steht noch als einziger Zeuge des Vorhandengewesenseins einer Burg, die im Bauernkriege ihre Zerstörung fand. Nach drei Seiten hin ist die Aussicht in das freundliche,

von der malerisch gekrümmten Werra durchschlängelte Wiesenthal und auf die nahen Berge recht lohnend; nach der vierten Seite entdeckt der Blick ein einsames Waldthal, durch das ein Fußpfad sich windet. Folgen wir ihm, so bringt er uns an den Fuß eines Burgbergs, dessen Scheitel noch die merklichen Spuren der Habesburg (heute Habichtsburg) und deren sehr tiefen Felsenbrunnen aufweist, die einst ein Besitzthum des Minnesängers Otto von Botenlauben, eines gebornen Grafen von Henneberg war. Von ihrer einsamen Trümmerstätte ist ein anziehender Hinabblick auf laubreiche Bergwälder gewährt, und tief unten im Thalesgrunde zieht eine unheimliche Schlucht als Weg sich durch das geheimnißvolle Waldesdunkel, die einst die Straße aus Thüringen nach Franken gewesen sein soll. Der ganze Bergwald heißt die Haßfurt, und so wird auch eine ziemlich weiter aufwärts liegende Anlage genannt, die früher mehr als jetzt mit ihren Schießständen, Moos- und Bretterhäuschen dem städtisch-ländlichen Vergnügen diente. Ein einfaches Denkmal, das in dieses schöne Waldasyl die Dankbarkeit treuer Bürger dem biedern Herzog Georg geweiht hatte, sammelte während der Minderjährigkeit des jetzt regierenden Herzogs alljährlich einmal zu einem schönen Erinnerungsfeste eine große Menge Feiernder, und nach den ernsten Momenten entfaltete der Genius heitrer Geselligkeit seine buntesten harmlosen Schwingen. Diese Haßfurtfeste unterblieben selbst nicht in drangvoller Zeit kriegerischer Ueberzüge, und es nahm im Jahre 1814 auch der russische Commandant der Stadt, Major von Jüngling, vom Kurländischen Dragonerregimente, Theil, dem die mit Fahnen und Piken aufmarschirende Schuljugend der untern Klassen dort im Walde ein Vivat brachte, an das Schreiber dieses sich mit Vergnügen erinnert, da er die Ehre hatte, mit hölzernem Säbel Führer der wackern Tertianerschaar zu sein.

Ein hübscher Weg leitet von diesen Anlagen aus dem Walde und über das mehrerwähnte Plateau durch eine Allee, von der aus die Bergkette des Thüringerwaldes mit dem majestätischen Dolmar als Vorhut voran, vom Inselsberg an bis zu den Höhen des Meininger Oberlandes hochmalerisch vor Augen liegend erblickt wird, während die Geba hoch und breitgedehnt in entgegengesetzter Richtung emporragt — nach dem Dorfe Dreißigacker, dessen Häuser das ehemalige fürstliche Jagdschloß, jetzt noch das Hauptgebäude der einst so rühmlich bekannten Forstacademie, überragt. Dieses Schloß umfaßt neben einigen Wohnungen sämmtliche Hörsäle, und das Naturalien- und physikalische Kabinet. Ersteres ist besonders an deutschen Vögeln reich ausgestattet, bietet aber auch fast manche Sehenswürdigkeit. Hier, wo Verfasser dieses seine Knabenjahre verlebte, könnte derselbe sich leicht versucht fühlen, redseliger zu werden, als dieser Schilderung zuträglich, daher wird alles über Dreißigacker zu Sagende wohl besser einem besonderen Artikel aufgespart.

Ein noch ausgedehnterer Ausflug würde von Dreißigacker über das umfangreiche Kalkplateau in den Waldungen des ehemaligen fünf Stunden im Umfang haltenden Thiergartens, und zu einem ein-

samfriedlichen Jagdschlößchen, die Schmale führen, das einem Förster zur Wohnung dient, und früher auch häufiger als jetzt von der Stadt aus besucht wurde. Das gesellige Vergnügen, sonst allgemeiner gesucht und getheilt, liebt nicht mehr so weite Ausflüge, oder wählt zu Zielen derselben belebtere Orte; einst aber wurden diese rings verstreuten Waldasyle, die jetzt nur bisweilen von kleinern Gesellschaften aufgesucht werden, gar lebhaft frequentirt, und man war mit dem, was sie bieten und gewähren konnten, höchst zufrieden. Von der Schmale aus gelangt man über das Dorf Sülzfeld mit einer schönen Kirche und neuen Schule leicht zur Stelle des ehemaligen umfangreichen Hermannsfelder See's, in dem eine Inselkapelle St. Wolfgang stand. Kapelle und See sind verschwunden. Ohnfern davon winkt einladend ein mäßig großes, heitres Haus, die Fasanerie, aus einem sehr schönen Walde mit Parkwegen und Anlagen hervortretend, die noch oft das Ziel von Landpartien ist. Nachbarlich grüßt in diesen heitern Naturgarten die Ruine von Schloß Henneberg herüber, Stammburg des alten erloschenen Grafen- und Fürstengeschlechtes, die über dem langgestreckten Dorfe gleiches Namens sich erhebt, nicht eben imposant oder malerisch in die Ferne wirkt, aber doch den Besuch sehr verdient, da das Innere der Trümmer mehr Sehenswerthes bietet, als das Aeußere verheißt, namentlich einen höchst merkwürdigen Rundthurm, dessen Inneres noch ganz wohl erhalten ist. Von dieser Ruine abwärts wandelnd, und eine gegenüberliegende bewaldete Höhe gewinnend, öffnet sich den Blicken das Thal, darin Bauerbach, einst Schillers Asyl, friedlich liegt, gar nicht in so rauher und unerquicklicher Naturumgebung, als man hie und da geschildert findet. Freilich mußte es für Schiller, und müßte es für jeden andern jugendlich feurigen, strebenden Geist lästig sein, zur Winterszeit in einem einsamen, isolirt in bergiger Gegend liegendem Dorfe die träg und einförmig vorüberschleichenden Tage zuzubringen.

Ein Pfad durch herrlichen Buchenwald leitet nun abwärts zum Schlößchen Amalienruh, früher Sophienlust, einst ein fürstlicher Wittwensitz, noch heute mit manch alterthümlichen Geräthe der Rococozeit ausgestattet. Von da ist das schon erwähnte Dorf Maßfeld zu erreichen, wenn nicht der nähere schöne Waldpfad nach der Stadt durch den Still vorgezogen wird. Das Maßfelder Schloß, jetzt in eine Straf- und Correctionsanstalt umgewandelt, ist durch seine Alterthümlichkeit (seiner geschieht schon in dem alten Gedicht: der Wartburgkrieg Erwähnung), wie durch seine Schicksale merkwürdig, und verdient einen eignen Artikel nicht minder, wie das benachbarte Hospital Grimmenthal, ein ehemaliger frequenter Wallfahrtsort, ebenfalls ein von den Meiningern oft und gern besuchter Platz, dessen uralte herrliche, immer noch jugendlich grünende Linde einen Umfang von 36 Fuß hat, und somit der stärkste Baum ist, der weit und breit gefunden wird. Von da aus führen verschiedene Wege nach der Stadt zurück, von denen der über den Herenberg, auf dem ebenfalls einige Anlagen und ein Häuschen zu finden sind,

zwar der beschwerlichste, aber doch lohnendste ist, denn von seiner Höhe stellt sich die Kette des Rhöngebirges mit ihrem majestätischen Kreuzberg, dessen Kreuz und Thurm mit bewaffnetem Auge zu erblicken sind, prachtvoll dar. Der Weg über die Höhen gewährt den Anblick beider Gebirgsketten des Rhön- und des Thüringerwaldes, und ist deshalb sehr schön, wenn ihm auch in Bezug auf die nächste Nähe einige Einförmigkeit nicht abzusprechen ist. Das Auge muß eben zur Ferne streifen, und diese endet an hellen Tagen hochbefriedigend.

Somit grüßt der Wanderer wieder die friedlich im Thalgrund ruhende Stadt, in der ein heitrer, unbefangener, gastlicher Sinn heimisch ist, der sich eben so fern von zudringlicher Ländlichkeit, wie von Beachtung fremder Prätension hält. Wie wenig Orte, ist Meiningen und seine nahe Umgebung besonders zur Frühlingszeit, wegen der vielen blühenden Obstgärten und Nachtigallen, unvergleichlich schön, und ein Besuch zu dieser Jahreszeit, denen besonders anzurathen, in deren Willen die Zeitbestimmung solchen Besuches gegeben ist. Möge dann Niemand unbefriedigt sich abwenden.

Ludwig Bechstein.

Bemerkung.

Da der Herr Mitarbeiter leider die zu der Abbildung von Goslar gehörende Beschreibung nicht eingesendet hat, so kann dieselbe erst in einem der nächstfolgenden Hefte gegeben werden.

Die Redaction.

Brotterode.

Dieser schöngebaute, ansehnliche Marktflecken von ungefähr 2200 Einwohnern ist vielleicht der älteste im Thüringerwalde, denn urkundlich wird seiner schon in dem Bestätigungs- und Schenkungsbriefe Konrads II. an Ludwig den Bärtigen im Jahr 1039 als Brunwardesroth gedacht und es ergiebt sich aus alten Nachrichten, daß der Bergbau zuerst hier betrieben worden sei, und zwar von Auswandrern aus dem Harze, die sich mit besonderer Vorliebe am Inselsberge angesiedelt hätten, weil dieser von Nordwesten aus gesehen eine auffallende Aehnlichkeit mit dem ihnen so werthen Brocken der Heimath gezeigt habe. Aus dieser Aehnlichkeit hätten sie auf gleiche Bildung und gleiche Ergiebigkeit geschlossen und von einem Grafen Bruno, der auf dem Burgberge ein Schloß besessen, von dessen Dasein aber jetzt nichts weiter als der Name übrig ist, sich die Erlaubniß ausgewirkt gegen die Abgabe eines Zehnten den Eisenstein zu graben und zu verarbeiten.

Manche alte Sage lebt im Munde des Volkes, welche uns in das graue Alterthum zurückführt und von Bechstein in Meiningen, Welker in Gotha u. a. bearbeitet wurde. So gilt der dritte Pfingsttag in der ganzen Umgegend für ein Fest, das mit dem Walpurgistage wahrscheinlich gleichen Ursprung und gleiche Bedeutung hat, und bei gutem Wetter eine Menge Menschen auf dem Inselsberge vereint, aber nicht selten mit mancherlei Händeln und Raufereien endet. Auf dem Burgberge soll alle neun Jahre eine Jungfrau umgehen, welche nur von einem neunjährigen Knaben mit ganz blondem Haar erlöst werden kann. Und der Burgherr selbst reitet zuweilen auf einem kopflosen Pferde und des eignen Kopfes beraubt umher und ist von mehrern alten Leuten gesehen worden, welchen Geist sie den Morschel (Marschall) nennen.

Gewiß befanden sich um Brotterode früher auch mehrere Kapellen. So heißt eine Stelle am Seumberg der Avemarkt, das eine

Verstümmelung von Ave Maria sein soll, hier steht man einen ausgehöhlten Stein und darauf läßt sich zu gewissen Zeiten noch frommer Chorgesang vernehmen und man erblickt die Gestalt des letzten Küsters, den sogenannten tollen Schulmeister, wie er singend und das Kreuz schlagend seinen geisterhaften Umgang hält, während sein Gesicht das Ansehen eines Spinnengewebes hat. Ein gewisser Dres-Paps (Andreas Papst), der auf den goldnen Sonntag geboren war nun aber schon lange todt ist, stand in besonderem Rufe des Geistersehens und anderer Zauberkünste. So soll er unter andern sich seine Pfeife durch bloßes dreimaliges Ausdrücken mit dem Daumen der rechten Hand angezündet haben und in jeder Gesellschaft waren für ihn die Gespenster der Verstorbenen, die ruhelos umherwanderten, um entweder Gutes oder Böses den Menschen zu bringen, sichtbar. Ihm war es bekannt, wenn einer Familie ein Todesfall bevorstand, oder sonst ein Unheil; er sah unter der Erde verborgene Schätze, wußte wie es den in der Ferne Weilenden erging ꝛc. und war eine Art Förberts Hens, wie ihn L. Storch so trefflich geschildert und wie fast jeder Ort des Thüringerwaldes einen aufzuweisen hat. — Auf dem Wege nach Cabarz heißt ein Felsen der Predigtstuhl und die kleine Höhle daneben der Keller; zwei Dinge, welche bei der früheren Einrichtung der reichen, genußsüchtigen Mönche unzertrennlich waren. Und im Laudenbacher Thale, einem romantischen Grunde, von dem ich weiter unten reden werde, ist einst durch ein Schwein eine Glocke aus der Erde gewühlt worden, die sich jetzt noch im Schloß zu Herrenbreitungen befinden soll und neuerdings von der Gemeinde Herges als ein auf ihrem Grunde gefundenes Eigenthum für die neuerbaute Schule zurück verlangt wurde.

Der Aberglaube treibt in diesen Gegenden noch häufig sein Spiel. Die Jäger erzählen sich manche abentheuerliche Geschichte von Menschen, die kugelfest sind und die nur vermittelst einer silbernen, aus gewissen Geldstücken und unter bestimmten Ceremonien gegossenen Kugel verwundet werden können. Kinder, welche einen Bruch haben, werden auf folgende Art nach der Meinung des Volkes davon geheilt: man spaltet eine junge Eiche, aber stillschweigend und unter Berücksichtigung des Mondes und läßt den Kranken dann durch die gemachte Oeffnung kriechen. Fuhrleute von Brotterode sind zur Adventszeit früher oft mit den bloßen Pferden nach Hause gekommen, weil ihnen durch Geisterspuk der Wagen so schwer geworden, daß sie ihn haben stehen lassen und die Pferde ausspannen müssen. Andern, die um Mitternacht den Gensberg heraufgekommen, hat sich der Alp mit solcher Macht auf die Schultern gehockt, daß sie nur mit der größten Anstrengung und mit Schweiß bedeckt, die Höhe erreicht haben, wo das Gespenst sie dann unter Hohnlachen wieder freigelassen hat. An mehreren Orten des Gebirgs finden sich wie in der Schweiz und Savoyen, Kretinen; der gemeine Mann behauptet von diesen, daß sie von sogenannten Wassermenschen oder Wassergeistern umgetauscht seien. Der Wassermensch, sagt man, hat

ganz die Gestalt anderer Sterblicher und ist nur daran kenntlich, daß er an seinen Kleidern einen nassen Fleck besitzt, welcher nie trocknet; er geht umher, nimmt den Eltern ihr schönes, wohlgebildetes Kind und legt dafür seinen eignen Sprößling, einen mißgestalteten Wechselbalg hin und das ist nun ein Kretine.

Aus den Zeiten der Reformation hat sich noch folgender Vers erhalten:

Es schwebt ein Augustiner Mönch umher,
Bewahr' uns, Herr, vor dessen Lehr'!

Ueberhaupt findet sich in den Sitten und Trachten manches Eigenthümliche in Brotterode, was um so mehr einer kurzen Erwähnung verdient, als es in der neuern Zeit doch von den Gewohnheiten und dem Eindringen der Mode anderer Gegenden nach und nach verschlungen zu werden scheint.

Die Bewohner von Brotterode sind ein kräftiger Menschenschlag, besonders findet man unter dem weiblichen Geschlecht hoch und schlank gewachsene Gestalten, die nach den überfeinerten Schönheitsbegriffen vielleicht etwas zu kolossal und männlich sind. Die Tracht der Frauen und Mädchen trägt auch noch dazu bei, ihre Erscheinung grandiöser zu machen, ohne die Grazie zu unterstützen: ein langer grüner Tuchrock, in unzählige Falten gekniffen, geht von der Brust bis auf die Verse und ist mit hellgrünem oder hellblauem zwei Finger breitem Seidenbande ohne Zacken, den sogenannten Galinschnüren, besetzt, oder wird bei noch größerer Galla darüber mit einem zweiten aber zackigen Bande gziert und heißt dann Zackenrock. Da dieser Rock fast bis unter die Arme reicht, so wird die Taille durch ein vielfach um den Leib geschlungenes breites, schwarzes, wollenes Band oder Salbende angedeutet und dieses heißt schürzen. Die eigentliche Schürze ist sehr lang und weit und gewöhnlich von schwarzer oder blauer geglätteter Leinwand. Das Mieder wird vom feinsten, weißesten Leinen gemacht und die Aermel über dem Ellenbogen umgelegt, da merkwürdiger Weise die Hemden keine Aermel, sondern nur Tragbänder haben und außerdem einem Unterrocke gleichen. Ueber das vorn mit der Miederschnalle von Silber befestigte Mieder wird ein Leibchen von farbigem geblümtem Seidenzeug, auf den Näthen mit breiten Silbertressen besetzt, getragen und darüber kommt ein schwarzer langer Tuchmantel mit stehendem Kragen. Um den Kopf wird ein farbiges Tuch geschlungen, das die Haare fast ganz verbirgt und oben in eine Spitze, einer Dute nicht unähnlich, endigt, während die Enden vorn in einen malerischen Knoten geschürzt sind. In dem schönen Verschlingen dieses Tuches, das Schnitzheit, Heitlappen (Hauptlappen, Kopftuch) genannt wird sind besonders die Mädchen von Ruhla und Brotterode berühmt und es ist für Jemanden, der nicht von Kindheit an darin geübt ist, eine schwere Aufgabe, es auf die rechte Art zu knüpfen. Auch hat jeder Ort seine be-

sondere Weise dieses Kopftuch zu binden, so daß es zum ordentlichen Schiboleth wird, woran man sehen kann, aus welchem Orte eine Frau oder ein Mädchen her ist, und es dürfte kein uninteressantes Unternehmen sein, die verschiedenen Kopftücher Thüringens auf einer Tafel abzubilden und zusammenzustellen. Die Menge und Mannichfaltigkeit dieser Tücher ist in Brotterode für jedes Mädchen, das nicht ganz mittellos ist, unerläßlich und sie geben einen sichern Maaßstab des Reichthums, da bei jeder Gelegenheit andere getragen werden müssen und z. B. die verschiedenen Grade der Verwandtschaft, die größere oder geringere Trauer bei Todesfällen in einer Familie durch die Farbe derselben genau angedeutet werden. Mir scheint es überhaupt, als ob die geschilderte Kopfbedeckung nur einigen Orten des höhern Waldes ursprünglich eigen gewesen sei — vielleicht aus klimatischen Gründen; — denn je mehr man in die Thäler herabkommt, um so mehr schrumpft das Kopftuch, in Brotterode oft einen Fuß hoch, zusammen und wird zum fingerbreiten Streif z. B. in Barchfeld, welcher um die Mütze gelegt wird. Auf der andern Seite des Thüringerwaldes geht es in andere Formen über, verliert die malerische, oft mit so vieler Grazie gebundene Schleife und erscheint als kahle Binde, deren lange Enden geschmacklos hinten herabhangen. — Oft hat sich mir die Bemerkung aufgedrungen, es müsse ein tieferer Sinn darin liegen, daß bei allen Völkern der Kopf ein Gegenstand der launenhaftesten Verzierungssucht von jeher gewesen ist und wahrscheinlich auch bleiben wird. Keinem Theil des Körpers ist so viel Aufmerksamkeit gewidmet worden, wie gerade diesem; keiner hat so viel Formen und Dimensionen annehmen müssen und ist von einem Extrem zum andern geschleudert worden; aber auf keinen äußert die Ausschmückung einen solchen Einfluß und bringt so ganz andere Wirkungen hervor, als auf das Gesicht. —

Mit besondern Trachten und Ceremonien werden die großen Hochzeiten in Brotterode gefeiert. Bei dem dritten Aufgebote muß die Brut (Braut) in eigenthümlicher Kleidung in der Kirche erscheinen und dem Gottesdienst meist stehend beiwohnen, das nennt man sich kreuzen und das ist der Familie und allen Freunden und Bekannten ein Zeichen, daß in der Woche die Trauung statt findet. Sie trägt den Zackenrock, hohe Schuhe mit Klötzen, weiße Schürze mit breitem rothen Band, weiße Handschuhe, das sogenannte Sürkesmieder mit Spitzen besetzt; der Hals ist bloß, mit einer Korallenschnur, an welcher vorn mehrere große Geldstücke hängen und die hinten mit einer handbreiten feuerrothen Quaste befestigt ist, umgeben. Das Haar, der Kopf und die ganzen Zöpfe sind mit rothen Bändern umwunden und darüber ist eine breite Spitze, die sogenannte weiße Haube gelegt, so daß auf der Stirn und an den Seiten nur hier und da das rothe Band und oben die aufwärts gerichteten und gegen einander gekrümmten Zöpfe sichtbar sind. Hat die Braut durch dieses Kreuzen angezeigt, daß die Hochzeit nahe bevorsteht, dann sorgen die Verwandten und alle Nachbarn für eine gehörige Menge Rahm oder Sahne, damit dieser in das Hochzeitshaus

am Mittwochen getragen und davon die beliebten Rahmkuchen in großer Anzahl für die ganze Dauer des Festes gebacken werden können. Die Pathe der Braut und ihre Gespielinnen sind verpflichtet bei diesem Kuchenbacken hülfreiche Hand zu leisten; sie selbst, im besten Staat, empfängt den Rahm, der in Fässer geschüttet wird, und bewirthet jeden mit einem Glase Wein und die sogenannte Brodträgerin reicht Brod und Wurst herum. Diese Brodträgerinnen, von denen auf jeder ordentlichen Hochzeit viere sein müssen, haben einen der Braut ähnlichen Anzug, jedoch ohne den Kopfputz und außerdem noch an der linken Schulter ein neues Tuch befestigt, welches von der Braut geschenkt ist; sie müssen für Brod sorgen und tragen dieses in schönen Körben während jeder Mahlzeit den Gästen hin.

Der Bräutigam oder Knecht, wie er in der Volkssprache heißt, ladet nun an diesem Tage unter dem Beistand einiger Freunde mit einigen selbst fabricirten Knittelversen die Gäste zur Hochzeit ein. Die Braut aber bestellt bei dem Pfarrer die Trauung, indem sie diesen zugleich mit einem Kuchen und einer Flasche Wein beschenkt. Auf den Donnerstag zwischen 11 und 12 Uhr — einem weit verbreiteten Volksglauben nach ist nur die Ehe eine glückliche, welche vor der zwölften Stunde eingesegnet ist — geht es in feierlichem Zuge nach der Kirche; voran ein Musikchor mit geschmückten Instrumenten, dann kommt die Braut, zur Rechten der Brautführer, zur Linken der Brautdiener, darauf der Bräutigam geführt von seinem Pathen, welcher, beiläufig gesagt, in Brotterode in so genauer Beziehung zu ihm steht, daß er den Vorzug vor dem nächsten Verwandten und selbst einem Bruder hat, zuletzt folgen die Gäste und jeder Mann oder Bursche trägt ein schönes Tuch und ein Sträuschen marum verum in der Hand, das zu diesem Zwecke in großer Menge von den Berghewohnern gezogen und bei jeder feierlichen Gelegenheit ausgetheilt wird.

Der Anzug der Braut ist jetzt ganz schwarz, sie ist mit dem sogenannten Flitterheit geziert, d. h. ihr Kopf ist ganz mit gelben Blechstücken bedeckt, die an einem rothen Bande befestigt sind und um das Haar gewunden werden. Das schwarze Leibstück ist roth oder gelb zusammengeschnürt, und um die Hüfte trägt sie einen silbernen Gürtel mit silberner Kette, in diese ist ein weißes mit Spitzen besetztes Taschentuch geschlungen und mit einem breiten rothen Bande befestigt. Der Brautführer hat sie zum Altar und wieder zurück zu geleiten. Der Brautdiener muß ihr alle kleinen Dienstleistungen besorgen, den Mantel umhängen ꝛc.

Bei der nun folgenden Mahlzeit erhält die Braut immer zuerst und darf sich die besten und größten Portionen auswählen, welche überhaupt schon so eingerichtet sind, daß der stärkste Esser nicht im Stande wäre, eine solche aufzuzehren. Was übrig bleibt wird nebst Geld und Bier von der Braut einem Armen zugeschickt. Befindet sich unter den Gästen ein kürzlich verheirathetes Paar, so versuchen einige der jungen Frau einen Schuh wegzunehmen, und ihr Gatte ist

gehalten, diesen mit einigen Geldstücken, die an ein Band befestigt und der Frau umgehangen werden, auszulösen, worauf die junge Frau ihren Gatten und die andern, welche bei diesem Scherze thätig gewesen sind, mit Confect bewirthen muß. Es heißt dies in die Frauenschaft einkaufen und gehört mit unter die uralte Sitte des Hänselns.

Nach geendigter Mahlzeit zieht die Braut mit vielen Mädchen im Orte umher und besucht fast jedes Haus, um ihren Putz sehen zu lassen; dann beginnt der Tanz, wobei der sogenannte Brautreihen vorkommt, den Braut und Bräutigam allein tanzen und wobei die Braut auf jede Weise dem Bräutigam zu entschlüpfen sucht, bis er sie endlich mit vieler Mühe fängt. Haben sich die Gäste endlich um Mitternacht zur Ruhe begeben, so wird noch jeder Begünstigten oder durch Reize Ausgezeichneten Schönen eine Nachtmusik gebracht.

Der Freitag ist der Schenktag, da bekommen die Vermählten von allen Freunden und Verwandten sowohl Geld als nützliches Hausgeräthe. Vor allen muß sich der Pathe auszeichnen. Der Bräutigam erhält von dem seinigen gewöhnlich einen großen kupfernen Kessel; die Braut ein mit schönem Zeug oder gar mit Seide überzogenes Kissen, das mit Bändern geziert und mit Federn so gut ausgefüllt ist, daß sich hernach ein ganzes Kinderbettchen davon machen läßt. Als Rückgabe oder Gegengeschenk giebt die Braut ein Paar Schuhe und überhaupt werden diese Gaben genau aufgeschrieben und berechnet, damit sie in vorkommenden Fällen und oft nach zwanzig Jahren noch, durch ähnliche Geschenke wieder ausgeglichen werden können. Wer außerdem etwas geschenkt hat, was 1 Thlr. werth war, der erhält einen Kuchen und eine Kanne Bier, kostet es 2 Thlr., so muß er zwei Kuchen und eine Bout. Wein erhalten ꝛc. Jenes Federkissen hat viel Aehnlichkeit mit der sehr alten deutschen Gewohnheit jungen Eheleuten am dritten Ostertage einen geschmückten Ball zu schenken, wogegen diese dann den unverheiratheten Mädchen und Burschen einen Tanz veranstalten mußten und weshalb man noch jetzt jede Tanzbelustigung einen Ball zu nennen pflegt.

Auf den Sonnabend wird sich nun die Zeit mit allerhand Kurzweil vertrieben. Wer z. B. zu spät kommt, muß eine Geldstrafe zahlen; oder hat er zu lange geschlafen, so wird er auf eine Leiter gesetzt, und nach dem Hochzeithause getragen ꝛc. Den Sonntag ist wieder volle Hochzeit und so schließt endlich ein Fest, das fast eine ganze Woche hindurch gedauert hat.

Auch die Kirmes, welche um Jacobi gehalten wird, wird mit vielem Glanze gefeiert. Sie steht im Zusammenhange mit einer Fahne, die an diesen Tagen vom Kirchthurme herabflattert und nach der Sage das Geschenk eines Kaisers sein soll, der sich einst in den Bergen verirrt oder dessen Gemahlin zu Brotterode niedergekommen wäre. Dieser Kaiser soll Carolus Quintus, oder Rudolph von Habsburg oder gar Carl der Große gewesen sein und sich von dieser Zeit der Besitz der Gemeindewaldung und noch andere Gerechtsame herschreiben. So lange die Fahne sichtbar war konnte kein Verbre-

cher verurtheilt oder gefänglich eingezogen werden, die Fischerei und jede Art von Handel war jedem erlaubt. Bei einem Versuche diese Reliquie den Brotteröbern zu rauben, haben sich besonders die Weiber so tapfer zur Wehre gesetzt und so muthigen Widerstand geleistet, daß die Angreifer ihr Heil in einer schimpflichen Flucht haben suchen müssen.

Auch im Jahr 1806, sagt Herzog in seinem Taschenbuche für Reisende durch den Thüringerwald, als die Franzosen ihre alte Herrscherfamilie vertrieben hatten, wagten die Brotteröder mit den Bewohnern von Kleinschmalkalden, Floh, Herges ꝛc. im Decemb. d. J. einen tollkühnen Angriff auf Schmalkalden, nahmen den Franzosen 18 Kanonen ab und bemächtigten sich der Waffen. Doch dieser Aufstand war zu vereinzelt und zu schwach, um von andern, als traurigen Folgen für die Urheber zu sein, von denen mehrere durch Deportation büßten. Als die Herrschaft der Franzosen, nach der Schlacht bei Leipzig, ihrem Ende nahte, konnten die ungeduldigen Brotteröder die Ankunft ihrer Befreier kaum erwarten, sie stürmten das Haus des verhaßten Maire's Eichhorn, der sie im Geiste des westphälischen Königreichs, dem sie angehörten, tyrannisirte; er rettete sich durch die Flucht, aber das Haus entging der Verwüstung nicht.

Brotterode hat seiner Lage nach, kaum ½ Stunden von der Höhe des Inselsberges entfernt, ein ziemlich rauhes Klima, die Winter sind anhaltend und strenge, darum liebt der Brotteröder, obgleich er sonst gegen die Kälte abgehärtet ist, eine warme Stube, die dann auch das ganze Jahr geheizt ist, weil er in seinem Ofen zugleich auch seine Speisen kocht. Die Einrichtung des Wohnzimmers hat etwas besonderes und erinnert an die Stuben unserer Vorfahren. Sie gehen gewöhnlich durch die ganze Tiefe des Hauses und haben auf drei Seiten Fenster; dabei sind sie durch einen Vorhang, welcher vom Ofen in der Mitte des Gemachs herübergeht, in zwei Theile getheilt. In der vorderen Hälfte steht die Werkstätte des Ringenschmiedes oder des sonstigen Professionisten; in der hinteren ist das Schlafgemach und der Aufenthalt für die kleinen Kinder. Einige Blumen müssen das Fenster zieren und einige gefiederte Waldsänger seine Stube beleben, die außerdem sehr reinlich gehalten und wöchentlich einmal, wie fast in der ganzen Herrschaft Schmalkalden, mit Sand gescheuert wird. Kuchen dürfen bei keinem Feste fehlen und finden sich auch auf des Aermsten Tische, der dann gern seine Freunde bewirthet und mit ihnen bei derbem Witze und lebhafter Unterhaltung fröhlich ist. Rühmlich ist die Bereitwilligkeit der Brotteröder, womit sie untereinander sich mit Rath und That beistehen, so daß eigentlich wenig ganz Arme im Orte gefunden werden und es einem jeden leicht gemacht wird, wenn er nur guten Willen, Fleiß und Geschicklichkeit besitzt, sich weiter fortzuhelfen. Viele leben im Wohlstande und treiben einen beträchtlichen Handel, so daß die Männer und Söhne im Sommer wenig nach Hause kommen. Ein schön gebautes Gesellschaftslocal auf der Höhe vereint sie jeden Abend und bietet auch den Weibern und Mädchen, die sonst sehr häuslich sind zuweilen eine Abwechselung.

Die Umgebungen von Brotterode sind für den Naturfreund und Forscher von mannichfaltigem Interesse. Der Mineralog kann sich die verschiedensten Arten Granit, Glimmerschiefer, Grünstein, Hornblende, Trapp und Syenit verschaffen; auch Turmalie und Amethyste in schönen Drusen wird bisweilen gefunden. Der Botaniker wird auf dem Inselsberge, im Gehege und im Laudenbacher Thale manche seltene Pflanze finden und der berühmte Dr. Ernst Ludwig Heim, dessen Wiege nicht weit von Brotterode stand, besuchte noch als königl. preuß. geh. Rath und im hohen Alter den Inselsberg, um sich an dessen Reichthum von verschiedenen Moosen zu erfreuen. Auch dem Entomologen wird hier manches geboten, besonders an Microlapidopteren, Caraten und Brachelytren, was er an andern Orten vergebens suchen dürfte.

Die herrliche Aussicht des Inselsberges ist mit Recht berühmt und Tausende genießen dort oben, wo der Blick rund herum in die weiteste Ferne schweift, das Erhabene eines Sonnenaufgangs oder Untergangs. Letzterer ist in der Regel ungetrübter und leichter zu treffen für den Reisenden, da nur an ganz heitern Frühlingstagen, wo der Aufenthalt auf solcher Höhe der Kälte und des Schnees wegen, welcher den Gipfel meist dann noch bedeckt, nicht immer angenehm zu nennen ist, die Sonne sich ganz rein über den Horizont erhebt. Es dürfte zu wünschen sein, daß für die Bequemlichkeit des Wanderers auf dem Inselsberge mehr gethan würde, und daß man wenigstens das von Ernst dem Frommen erbaute Häuschen wieder in wohnlichen Zustand setzte. Von den dem Auge hier sich bietenden Gegenständen mögen nur einige genannt werden: Der Schneekopf, Beerberg und Höhberg im Südosten, der Dolmar, die Gleichberge bei Römhild und die Rhöngebirge im Süden. Westlich und südwestlich die Wartburg, den Meisner, den Blaßberg und den Hercules auf Wilhelmshöhe; nördlich und östlich öffnet sich die fruchtbare mit Dörfern besäete Ebene des Gothaischen Landes, der Friedenstein und Tenneberg in der Nähe und Erfurt mit seinem majestätischen Dome in der Ferne, zwischen dessen beiden Thürmen die Sonne heraufblitzt. Die untergehende Sonne erwartet man oft auch bei dem sogenannten Dreiherrnsteine, einem Felsen an dem westlichen Ende des Inselsberges.

Von Brotterode nach Herges geht der Weg durch das Laudenbacher Thal, wo zu beiden Seiten eine Menge Felsen in den verschiedensten Formen sich aufthürmen; bald inmitten von grünenden Wiesen, bald zwischen hohen Buchen sich erheben, bald auch auf der höchsten Spitze thronen und sogar, wie am Halbsteine, über die darunterliegenden Felsen hinwegragen und den Wandrer zu zerschmettern drohen. So daß dieses Thal zu den schönsten und interessantesten Punkten des Thüringerwaldes gezählt werden kann.

Hoffmeister.

Schloß und Flecken Stiege mit ihren Umgebungen.

Was zichet dort oben am Holze entlang?
Sind's Krämer mit Gütern belastet?
Schnell Knappen herbei, es gilt einen Fang,
Nicht säumig und feige gerastet.

So tobte der Ritter vom Styge gar rauh,
Ein Räuber wie keiner im Lande,
Wie Sturmwind brauste er fort durch den Gau
Und warf die Krämer in Bande.

Am Schlosse theilt' er die Beute dann aus,
Gab Jedem nach Gunst und Gefallen,
Nun lebte er tüchtig in Saus und in Braus
Bis wieder er wetzte die Krallen.

Das Schloß noch thront, der Fels nicht wankt,
Der einst den Jammer geborgen,
Auch ist das Thal noch vom Walde umrankt,
Drin lebt noch Mancher mit Sorgen.

Doch droben im Schlosse jetzt Biederkeit weilt
Im freundlichen Jägersgewande,
Und wo einst die Räuber die Beute getheilt
Ruhn Freunde am felsigen Rande.

Wenn im räuberischen Mittelalter irgend eine Burg im geheimen Versteck und zur Wegelagerung günstig erbauet war, so ist

es Schloß Stiege gewesen. Noch jetzt liegt es von Wäldern und Bergen so umkränzt, daß man von wenigen Seiten nur seine Dächer bemerkt bis man nahe davorsteht, und obwohl in geringer Entfernung davon eine uralte Gebirgs- und frühere Kohlenstraße, die hohe Straße genannt, den Harz der Länge nach durchschneidet, so könnte man dreist darauf hinwandern, und nicht aufmerksam gemacht, würde Stiege vielleicht unbemerkt bleiben.*) Es ist hier auf der Hochebene des Unterharzes eine Wasserscheide, wo die Quellen der Selke, der Lupbode, der Rapbode (Hassel) und der Bäre in geringer Entfernnng von einander entspringen, und an dem südöstlichen Abhange eines langgedehnten Bergrückens ragt das altersgraue Schloß auf einem hervorspringenden nicht sehr hohen Felsen in einen freundlichen waldumgrünten Thalkessel hinein. Die vielen Quellen dieser Gegend sind am Fuße des Felsens zu drei großen Teichen gesammelt, an welchen der Flecken Stiege entlang gebauet ist, und ihr Abfluß heißt die Hassel. Diese großen Teiche, deren ruhige Wasserspiegel des Schlosses Conterfei geben, eingerahmt vom Grün frischer Wiesen und dunkeler Buchenwälder und von bescheidenen ländlichen Wohnungen verleihen dem Landschaftsbilde viel Anmuth, und wollte jemand in stiller Abgeschiedenheit seinen eigenen Betrachtungen und Phantasiegemälden leben, so würde die hier nicht reizlose Natur ihm gewiß mannichfachen Stoff dazu liefern. — Wann der erste Baustein auf diesen Felsen gelegt ward, ist eben so ins Dunkel gehüllt als der Name dessen, der es that. Stübner nimmt als den spätesten Zeitpunkt das achte Jahrhundert an, weil der Flecken Stiege schon in heidnischer Zeit ein bewohnter Ort war, und das Schloß muthmaßlich doch früher erbauet worden sei. Daß Schloß und Flecken sehr alt sind und in das graue Alterthum hinaufragen, bezeugen übrigens alle alte Chronikenschreiber. Weil es im vierzehnten Jahrhundert noch „das heidnische Stiege" heißt**), so muß es länger als die Nachbarörter der Sitz des Heidenthums geblieben sein, was auch alte Urkunden bestätigen, und gewiß trug seine versteckte Lage hierzu nicht wenig bei. Unfern des Schlosses bei der ehemaligen Schäferei, jetzt Domaine Stiege, hieß lange ein Platz noch die Osterkirche. Das einwandernde Christenthum liebte aber, die umgestürzten heidnischen Opferaltäre durch christliche Kirchen zu

---

*) Die hohe Straße heißt noch jetzt der von Güntersberge nach Stiege und Hasselfelde über ein hochgelegenes Feld hin laufende Fahrweg. Schon in einem Lehnbriefe Herzog Wilhelms von Braunschweig, als er 1203 Graf Siegfried III. von Blankenburg mit dem Forste zwischen der Bäre und genannter Straße belieh, wird sie die hohe Straße genannt. So führt sie diesen Namen auch in einer Urkunde Graf Heinrichs von Blankenburg vom 14. Septbr. 1319. Desgleichen wird sie in der Reinsteinschen Grenzbeschreibung von 1625 so aufgeführt. cf. Stübners Denkwürdigkeiten von Blankenburg. Thl. 1. p. 62. in Delius Geschichte des Amtes Elbingerode p. 32.

**) cf. Leuckf. antiq. Blankenb. p. 73. Harenb. hist. Gandersh. p. 800 u. 944.

ersetzen, und weil man im Jahre 1781 beim Umroden hier wirklich auf vieles Mauerwerk wie Reste eines Kreuzganges und tiefer auf drei Menschengerippe in sitzender Stellung gestoßen ist, also ein Kloster oder eine Kirche hier gestanden haben mag, so war vielleicht ein Altar oder Tempel der am Harze viel verehrten Göttin Ostera hier errichtet, womit auch die Sage übereinstimmt. Dem Schlosse und Flecken Stiege hiernach ein Alter von tausend Jahren beizulegen, ist keine Uebertreibung. Der Name wird bald von Steigen bald von einem im Felsen gehauenen jetzt noch hinter der Schenke sichtbaren Stiege abgeleitet.*) In alten Lehnbriefen des funfzehnten Jahrhunderts heißt es der Stich, und am wahrscheinlichsten bleibt es immer, die Benennung von jenem Stiege, der auch der Heidenstieg, Jägerstieg oder kurz weg Stieg hieß und nach noch sichtbaren engen Fahrgleisen auch fahrbar war, abzuleiten. Der Sage nach soll das Schloß ein Raubschloß gewesen sein. Ob und wie lange es aber vor dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert dieß saubere Handwerk getrieben hat, läßt sich jetzt nicht mehr angeben. Manche günstige Gelegenheit bot die benachbarte alte Straße von Nordhausen nach Quedlinburg**) und die schon erwähnte hohe Straße dazu dar, und mancher des Weges sorglos daherziehende Kaufmann mag im Dickicht des Waldes wohl Güter und Leben an einem auflauernden tückischen Hinterhalt eingebüßt haben. Vielleicht bekamen die nahen Mordthäler davon ihren Namen. Die Beute wurde aber vor der Burg auf dem darüber liegenden Berge getheilt, der davon bis jetzt noch das Raube- oder Rübeland heißt.***)

Betrachtet man das Schloß in seiner derzeitigen äußern Gestalt, so verleugnet es zwar sein Alter nicht, hat aber fast nichts einer Burg Aehnliches mehr aufzuweisen. In dem Style anderer alten Burgen kann es wegen Mangel des Raumes auch nie aufgeführt gewesen sein. Wie schon bemerkt, steht es auf einem Felsen, dessen obere Fläche nur ein einziges großes Gebäude vollkommen einnimmt. Als ein längliches Viereck war es ehedem mit vier starken Eckthürmen versehen. Nach der Thalseite schirmte der nackte schroffe Felsen, und nach der Bergseite wurde die Veste von einem tiefen Graben geschützt, über welchen eine 40 Fuß hohe Zugbrücke vom höhern Berge herab durch einen Thurm den einzigen Eingang zum Schlosse bildete. Als man diesen Thurm abtrug, wurde 1704 die Zugbrücke niedriger angelegt. Man hatte dem Schlosse aber damals schon eine

---

*) Merian, der auch eine Abbildung des alten Schlosses liefert, leitet den Namen von Steigen ab. p. 192.

**) Jetzt führt sie über Breitenstein und Güntersberge.

***) Auf diesem Rübelande, das nicht mit dem Hüttenorte des Namens zu verwechseln ist, standen späterhin vier zum Schlosse gehörige Diensthäuser, die 1818 aber mit abgebrannt sind.

rein ökonomische Bestimmung gegeben und es dem Pächter zur Wohnung überlassen. Weil die Brücke also wegen des 20 Fuß tiefen Schloßgrabens im Felsen immer noch hoch und für den Pächter vielfach unbequem war, so wurde 1780 bei einem abermaligen Bau auch der tiefe Schloßgraben am Eingange verschüttet und ausgefüllt. Durch diese und andere Bauten hat das Schloß sein früheres Ansehen ganz verändert, und von den ehemaligen Eckthürmen ist bloß noch der südwestliche stehen geblieben. Ein Graf von Blankenburg-Reinstein bouete auf der Südostseite noch einen Flügel an, so daß das jetzige Schloß aus dem ältern und neuern Theile besteht. Der ältere ist aber noch immer der bessere und bewohnte, während der neuere nur zu Speichern und Wirthschaftskammern benutzt wird. Wann eher der ältere, der in seinen dicken Mauern und in seiner ganzen Bauart für ein hohes Alterthum spricht, erbauet sein mag, läßt sich nicht angeben. Sollte die auf der Westseite des Schlosses in einen Stein gehauene Ziffer 170 das Erbauungsjahr 1170 andeuten? Dieß ist eine auf sehr unsicherm Grunde ruhende Annahme, weil dann nicht blos eine 1 noch ergänzt werden müßte, sondern weil auch die arabischen Ziffern erst im dreizehnten Jahrhundert durch die Kreuzzüge nach Europa und Deutschland gekommen sind, und man sich bis dahin der römischen Zahlzeichen noch bedient hat. Vielleicht hat man bei einer spätern Reparatur die verwitterte römische Jahrzahl durch eine arabische ersetzt und die Tausend wie bisweilen weggelassen. Diese Erklärung ist jedoch eine bloße Vermuthung ohne alle historische Gewähr. Daß das Schloß den Feuerverwüstungen nicht entgangen ist, haben ausgebrannte Mauern so wie im Brandschutte aufgefundene durch das Feuer verglaste Steine und der kupferne Fuß von einem Kessel bewiesen, welche Gegenstände man bei Anlegung eines Gärtchens vor dem Schlosse gefunden hat. Am merkwürdigsten sind aber die Keller und Gefängnisse im ältern Schlosse und erinnern lebhaft an das frühere Räuberhandwerk. Sie sind theils in Felsen gehauen, theils bestehen sie aus starkem mit Trägern versehenem Mauerwerk. In das eine dieser Gefängnisse, das eigentliche Burgverließ, gelangt man erst, nachdem man einen hohen geräumigen Keller durchwandert hat. Dann führt ein sehr enger in Felsen gehauener Eingang in einen schmalen Raum, der wegen seiner Nässe und Moderluft das treueste Bild einer Mörderhöhle ist. Ewige Nacht, die wegen feuchter Luft nur von schwachem Lampenschimmer erhellt werden kann, herrscht darin, und blickt man genauer nach den eng umschließenden Wänden, so bemerkt man nicht blos in der obern Wölbung eine kleine viereckige Oeffnung, um den Schlachtopfern einige Nahrung zu reichen, sondern an den Wänden zum Anschließen der Unglücklichen auch große eingemauerte eiserne Krampen. Wie mancher Elende und Schuldlose mag hier Gott vergebens als seinen Erretter und Rächer angerufen und in dumpfer Verzweiflung den letzten Todesseufzer ausgestoßen haben? Könnten diese Felsen reden, welche Schauder würden sie uns aus dem so oft gepriesenen Ritterthume enthüllen? Ehedem will man beim Aufräu-

men auch einige Knochen und vom Roste zerfressene Waffen darin gefunden haben. Ein anderes Gefängniß ist in dem schon erwähnten alten Eckthurme, worin eine Wendeltreppe nach oben führt, und dieß heißt der Pfaffenwinkel, weil der Sage nach ein Pfaffe darin hat verhungern müssen. Ein drittes soll ehedem noch in einer Vertiefung im abgebrochenen Thurme am Eingange gewesen sein, in welches diejenigen versenkt sein sollen, die sich nicht haben loskaufen können.*)

Daß ein Brunnen inmitten der geräumigen Hausflur gewesen ist, berichtet zwar die Sage, weil er aber verschüttet ist, so sieht man jetzt keine Spur mehr davon, denn die Senkung im Hauspflaster soll von dem verschütteten dritten Gefängnisse herrühren. Daß das Schloß auch aus seinen obern Zimmern keine ausgedehnte Aussicht eröffnet, ist aus seiner im Eingange geschilderten Lage schon abzunehmen. Dessenungeachtet bietet es durch die umschließenden Berge hindurch vorzüglich des Abends, wenn die Sonne hinter die Berge untertaucht, ein schönes Diorama nach dem Brocken und seinen Nachbarbergen dar, der bei fünf Stunden Entfernung überraschend und majestätisch groß vor dem Blicke sich erhebt.

Weil die Kirche des Fleckens Stiege am Schloßberge dicht unter das Schloß gebauet ist, so steht zu vermuthen, daß sie den Burgherren ehedem auch zu ihrer Kapelle gedient hat, wenigstens liegen mehrere Blankenburg-Reinsteinsche Grafen darin begraben. Die ehemalige ältere, die auf derselben Stelle stand, war dem Apostel Jacobus dem jüngern gewidmet, und war aller Vermuthung nach mit der Einführung der christlichen Lehre etwa im Anfange des neunten Jahrhunderts schon erbauet worden; denn der Götzendienst mochte wohl nur im Verborgenen vielleicht außerhalb des Ortes lange noch getrieben werden. Diese enthielt die gräflichen und adeligen Begräbnisse mit alabasternen Monumenten. Weil sie aber trotz einer schon 1590 unter einem Hauptmann von Oppershausen vorgenommenen Reparatur immer zu klein blieb und den Einsturz drohete, so wurde sie 1708 niedergerissen, wobei die erwähnten Begräbnisse sammt ihren Monumenten verschüttet sind und eine neue gebauet. In der Zwischenzeit wurde der Gottesdienst auf dem Schlosse im Brauhause gehalten. Die neue wurde 1711 den 13. Septbr. unter großen Festlichkeiten eingeweihet und „zur Hülfe Gottes" genannt.**) Wegen der tiefen Lage hat auch die neue Kirche, so wenig als die

*) v. Rohr in seinem Unterharze berichtet von Gespenstern in diesen Gefängnissen, welche die Gefangenen und Andere oft sehr beängstigt hätten. Jetzt weiß man hiervon nichts mehr.

**) Der erste evangelische Prediger war Gerlach Nolte aus Franken, der etwa ums Jahr 1535 unter Graf Ulrich V. die Religion und den Gottesdienst hier reformirt hat. Vorher gehörte die Kirche zum Erzbischöfl. Sprengel Halberstadt.

alte damit geziert war, einen starken Thurm für ihre Glocken bekommen, sondern ein niedriger hübscher Glockenstuhl trägt sie auch jetzt noch. Weil aber ein herrliches Echo vom gegenüberliegenden Berge das an sich schöne Geläut noch verstärkt, so ist es ein wirklicher Hochgenuß, das Feiergeläut der Glocken oder den melodischen Klang heimziehender Kuhheerden, oder den muntern Gesang fröhlicher Menschen, oder die heitern Weisen anderer Musik durch dieses klare Echo verstärkt und vermehrt zu vernehmen. Welchen und wie viel Familien dieses Schloß im Laufe der Zeiten angehört hat, läßt sich nicht mehr ermitteln. Frühzeitig im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert findet man es aber schon in den Händen der Grafen von Blankenburg-Reinstein, von denen einige auch hier residirt haben. So bauete einer derselben, wie schon gesagt, den Flügel als Jagdschloß noch an. Graf Ulrich IV. wählte etwa 1528, nachdem er die Regierung seinen Söhnen übergeben hatte, dieß zu seinem Ruhesitze und starb hier 1530.*) Seiner Gemahlin Anna aus dem Gräfl. Hohensteinschen Hause war Stiege schon 1509 zum Leibgedinge von Herzog Heinrich dem ältern bestätigt worden, und sie wurde nach ihrem Tode auch hier beigesetzt.**) Vorzüglich liebgewonnen hatte aber Ulrichs Enkel, des unglücklichen Grafen Ulrich V. Sohn, Graf Bodo II. dieß Schloß, der [illegible] er pflegte oft zu sagen:

Eh' ick wollt verlaten mynen leven Stieg
Wollt ick verlaten mynen edeln Lief.

Er überließ deshalb das Schloß Blankenburg der Wittwe seines verstorbenen Bruders Ernst und dessen Sohne, und schlug seine Residenz zu Stiege auf. Da er zur Vollendung des Reformationswerkes in seiner Grafschaft viel beitrug und überhaupt sehr religiös war, so versäumte er in gesunden Tagen den öffentlichen Gottesdienst niemals und wohnte auch demselben stets vom Anfange bis Ende bei. Er ernannte daher auch zwei der Stiegischen Pastoren, Peter Stephani und Johann Querfurt, zu Hofpredigern. Nachdem er 1594 den 4. October zu Stiege ohne Kinder gestorben war, brachte man aber seinen Leichnam nach Blankenburg, wo er in der Barthol. Kirche beigesetzt wurde.***) Seine zweite Gemahlin Anna von Schönburg, die ihn zwar überlebte, aber nur die ersten acht Tage ihres Ehestandes gesund übrigens mehrentheils bettlägerig gewesen ist, bewohnte auch weiterhin als Wittwe noch das Schloß. Ob sie je-

---

*) S. Liebhaber über das Fürstenthum Blankenburg und Eckstorm p. 24.

**) S. die folgende Note, die auch hierher zu ziehen ist.

***) Diese Nachrichten sind aus des Hofpredigers Querfurt zu Stiege auf Graf Bodo 1594 gehaltenen und 1595 gedruckten Leichenpredigt entlehnt, s. Stübners Denkwürdigkeiten Th. 1. p. 113.

doch nach ihrem schmerzhaften Tode auch hier beigesetzt ist, steht mehr zu vermuthen, als daß es fest behauptet werden kann. Manche Namen z. B. der Thiergarten und der Thiergartenteich nahe bei dem Flecken erinnern noch immer an diesen gräflichen Aufenthalt. Weil aus einer Urkunde erhellt, daß die Grafen Ulrich III. und Bernhard schon 1442 einen Voigt oder Amtmann hier gehalten haben, welcher jährlich hat Rechnung ablegen müssen,*) so ist Stiege demnach schon im funfzehnten Jahrhundert zu einer Voigtei oder Justizamt eingerichtet gewesen. Ja aus den Inquisitionsacten vom Jahre 1600 ist ersichtlich, daß mit diesem Amte selbst die Obergerichte verbunden gewesen sind, was der Galgenberg am Hasselfelder Wege nnd die Stüpegasse im Flecken selbst noch bestätigen.**) Durch letztere wurden nämlich die Missethäter, welche den Staupenschlag bekamen, aus Stiege hinaus bis an die Anhaltische Grenze geführt, wo sie die Urfehde abschwören mußten. Das Amthaus stand unter dem Schlosse neben dem Rathhause. Weil aber beide 1605 abbrannten, so wurde späterhin in das obere Stockwerk der Schenke die Rathsstube verlegt und darin auch Amtstag gehalten. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert ist Amt und Schloß Stiege mehrmals versetzt gewesen. So bekam es zufolge einer Urkunde von 1538 von Graf Ulrich V. und Grafen Bernhard Schulden halber 1539 ein Fürst zu Anhalt für 5000 Goldgulden zum Unterpfande, und 1554 verschrieb es Graf Ernst auf 6 Jahre wiederkäuflich einem Thamm von Schaafstädt für 6147 Goldgulden. Im Jahre 1590 und 1600 befand es sich nach dem alten Kirchenbuche pachtweise in den Händen eines Obristen Johann von Oppershausen, Erbsaß auf Eldingen, der es als Hauptmann verwaltete, und 1606 allda starb, worauf dessen Wittwe Elisabeth geb. von Schulenburg mit ihrem Amtmann Caspar Beyer das Amt verwaltet hat. Wegen einer Predigt fand 1603 von dem Hauptmann von Oppershausen eine heftige Verfolgung des Predigers Andreas Beyer statt, die aber bald wieder unterdrückt wurde. Nachmalige Pfandinhaber sind gewesen Adrian Arnd von Stammer, Erbsaß auf Ballenstedt ums Jahr 1621 auch 1624, um welche Zeit er auf seine Kosten eine Schule bauen ließ, Eberhard von Berlepsch, etwa 1631, von Keydel 1652 und Bodenhausen, welchen die fürstl. Beamten gefolgt sind. Von letzteren ist nur noch zu bemerken, daß der Amtmann Anton Kisling den 11. März 1642 von Straßenräubern auf der Lange erschossen wurde. Als das Blankenburg-Reinsteinsche Grafenhaus 1599 ausgestorben war und die Herzöge von Braunschweig dieses Lehen wieder eingezogen hatten, sind einzelne Glieder dieses Fürstenhauses bisweilen nur

*) Obwohl sich diese beide in die Grafschaft theilten, behielten sie Stiege doch gemeinschaftlich, s. Stübner Th. 1. p. 95. und Erbregister des Amtes und Hauses Stiege.

**) 1694 wurde eine Kindesmörderin von Hasselfelde auf dem Galgenberge decollirt, (s. d. Stieg. Kirchbuch) u. in Stiege auf dem Gottesacker beerdigt.

nach Stiege zu einem kurzen Besuche gekommen. So war dieses der Fall bei der Einweihung der neuen Kirche den 13. Sept. 1711, zu welcher Feier der derzeitige ganze Blankenburgische Hofstaat sich hierher verfügte, und wo auch der damalige russische Kronprinz Alexius Petrowitz, als Verlobter der Prinzeß Charlotte Sophie von Braunschweig-Wolfenbüttel, mit Gefolge das Schloß Stiege besuchte. Außerdem ist es bis 1818 die Wohnung der Stiegischen Oeconomie-Beamten gewesen. Da aber in dem genannten Jahre die sämmtlichen bei dem Schlosse befindlichen Wirthschaftsgebäude abbrannten und man bei dem Wiederaufbau deren Verlegung nach der Stiegischen Schäferei für zweckmäßiger erkannte, so erhielt auch der Pächter dort eine Wohnung, und das Schloß wurde dem das Amt Stiege als Oberforst inspicirenden herzogl. Oberförster als Dienstwohnung übergeben, welche es noch jetzt ist.

Weil seit dem Aussterben der Blankenburgischen Grafen die Geschichte des Schlosses mit der des Fleckens zu sehr verwebt ist, so dürften wir aus dieser wohl hier noch Einiges einschalten.

Die Männer von Stiege (nicht Bauern oder Bürger)*) bekannt als Schippen-, Leitern- und Muldenführer, als welche sie die den Harz umgrenzenden Flachländer weithin durchziehen, sind betriebsam und geschickt in Holzarbeiten wie alle Härzer. Dessen ungeachtet haben sie aber noch immer nicht mehr erworben, als um nothdürftig die täglichen Lebensbedürfnisse zu befriedigen. Der Ort zählt in 180 Häusern jetzt etwa gegen 1100 Einwohner. Ehedem war sein Breihahn berühmt, und die Brauerei brachte der Gemeinde einen reichen Ertrag. Dieser Erwerb hat sich aber vermindert. Viele Kupferschlacken unter dem Dorfteiche bezeugen, daß in alten Zeiten schon hier viel Bergbau betrieben sein muß. Ein Eisenhüttenwerk war späterhin am Hüttenberge bei der Amtsschäferei, und ein beträchtliches Kupferwerk wurde am Kupfer- und Naterberge an der Bäre noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts betrieben. Das Zechhaus und die Kunst standen noch im Jahre 1747. Die deutschen Kriege und viele Feuersbrünste haben aber vorzüglich dem Wohlstande der Gemeinde sehr geschadet. Im dreißigjährigen Kriege haben die Jahre von 1625 bis 1646 unsägliches Unheil gebracht. 1625 zog Wallenstein mit einem Heere von 20,000 Mann über Göttingen, Eimbeck in das Grubenhagensche und Halberstädtische Land, und so wie er alle Städte und Schlösser auf und an dem Harze einnahm und besetzte so auch Stiege.**) Als 1628 Kaiser Ferdinand II. sich Blankenburgs bemächtigte, besetzte der Obrist Becker von der Ehre außer Blankenburg auch das Amt Stiege.***) Wallenstein, der die Grafschaft vom Kaiser bekommen hatte, tritt

*) cf. Th. 2. p. 72. Anmerkung.

**) Schönemanns Alterth. Th. 3. p. 103.

***) S. Liebhaber über das Fürstenthum Blankenburg.

sie an Graf Merode ab, der sie bis 1631 behauptet, worauf sie der Herzog Friedrich Ulrich gegen 50,000 Fl. zurückerhält.

1644 Ende Aprils trieb der General Hatzfeld mit seiner etwa 12,000 Mann starken Armee meistens Cuirassier hier und in der Umgegend sein Wesen.*) 1646 wurde der Ort wieder ausgeplündert, wo auch der Kirche alle ihre heiligen Geräthe geraubt wurden. Aus dieser Zeit rührt auch die große Schanze auf der Grenze gegen Anhalt her, welche gegen die Schweden angelegt wurde, und wo ein Treffen geliefert sein soll. Viele Bewohner von Stiege wurden in diesen bösen Zeiten auch von Straßenräubern erschossen. Nach den in den Kirchenbüchern angezeigten geringen Geburts- und Sterbefällen zu urtheilen, muß der Druck bis 1647 noch fortgedauert und der Ort zwei Drittheile seiner Bevölkerung verloren haben, welche Verminderung sich bis 1690 wahrnehmen läßt. Im siebenjährigen Kriege sind es vorzüglich die Jahre 1759 und 1762 gewesen, die durch Gelderpressungen der Franzosen den Kriegsdruck fühlen ließen, und 1760 wurde die große Schanze wieder erneuert und von den hannöverschen Jägern besetzt.**) Größeres Unheil brachte aber das Jahr 1806, wo nach der Schlacht von Jena von Nordhausen her***) vom 16. bis 18. Oct. zuerst die flüchtenden Preußen und Sachsen, dann aber vom 18. bis 25. ejusd. die in großen Massen verfolgenden Franzosen dem Orte viel Schaden zufügten Es waren die Corps der Marschälle Mürat und Ney, die durch Plünderung vorzüglich die größten Gewaltthätigkeiten übten, so daß an 200 Einwohner mit ihrem Prediger Söllig wie im 30jährigen Kriege tief in den Wald in die Wolfsthäler flüchteten, und drei Tage bis zum 22. Oct. dort verweilten. Nach amtlichen Verzeichnissen haben diese Tage vom 18. bis 25. Oct. den Einwohnern im Bezirk Stiege durch Mundportionen und Fourage, Verlust an baarem Gelde (exclusive aller öffentlichen und Communalcassen) und durch Verlust an Effecten und Vieh an 21,170 Thlr. 4 Gr. 10 Pf. gekostet, wovon der größte Theil dieser Summe auf den Ort Stiege zu rechnen ist.****)

Von Feuerverwüstungen hat der Ort außer mehreren kleinern Bränden besonders 1564, 1711 und 1745 stark gelitten. Da nun auch die Nachbarstadt Hasselfelde oft von sehr großen Feuersbrünsten heimgesucht ist, so hat Stiege mit seinem geräumigen Schlosse und andern Wohnungen den unglücklichen Abgebrannten von dort namentlich 1794 und 1834 zum gastfreundlichen Asyle gedient. Von 1834 an ist mehrere Jahre hindurch auf dem Schlosse auch Gerichtstag

---

*) S. Zeitfuchs Stolb. Chronik d. J. 1644.

**) Ausführlicheres hierüber ist in der Zeitschrift: „Asträa der Wanderer Jahrg. 1833. p. 115 zu finden.

***) Im Winter geht die Poststraße von Nordhausen nach Hasselfelde durch den Ort, weshalb sich auch ein Zoll dort befindet.

****) Ein Mehreres hierüber steht in derf. Zeitschrift Jahrg. 1834 p. 18. u. 19.

gehalten bis zur Wiedererbauung von Hasselfelde, wohin längst schon die Stiegischen Gerichte verlegt sind. Von der Pest hat Stiege vorzüglich im Jahre 1625 zu leiden gehabt, wo in den Monaten August, September und October 290 Menschen starben. Späterhin ist es von solchen Seuchen nie wieder in dem Grade heimgesucht worden. Als ein auffallendes Beispiel von hohem Alter dürfte dagegen wohl angeführt werden, daß im Jahre 1741 eine Frau Anna Clara Blume gestorben ist, die mit ihrem Manne Nicolaus Rienäcker 53 Jahre in der Ehe gelebt hatte. Aber das nicht allein, ihre Eltern, der Kirchvater Anton Blume und Ilse Mohr hatten auch 50 Jahre und ihre Großeltern Hans Mohr und Magdalene Kupfer hatten selbst 62 Jahre und zwar alle drei Paare hintereinander in ein und demselben Ackerhofe im Ehestande gelebt.

Ehe wir aber ganz Abschied nehmen von diesem alten Harzorte mit seinem Schlosse, müssen wir seiner Volksfeste und seiner Umgebungen noch Erwähnung thun.

Außer einem kurz nach Jacobi fallendem Jahrmarkte und einer Kirmeß hält der Flecken jährlich auch sein Freischießen, das mehrere Tage dauert, und das gilt bei den Stiegern für das größte Fest im Jahre, das ihnen in seinen Freuden über Ostern und Pfingsten geht.

Die Umgebungen betreffend müssen wir zunächst eines mineralischen Brunnens bei der jetzigen Domaine Stiege gedenken, der vor etwa 80 Jahren wieder entdeckt wurde und dessen Einfassung für einen schon frühern Gebrauch redete. Der Geschmack des Wassers ist schwefelicht und die Tradition spricht noch von guten Wirkungen desselben. Ferner eine Viertelstunde von Stiege nach Altenbrak hin liegen die Zellwiesen, wo man durch aufgefundenen Kalk, durch Ziegeln und durch entdeckte Grundmauern den Platz als die Zelle eines Einsiedlers erkannt hat.

Auf der Abendseite von Stiege sind ferner die Wolfsgruben, worin Wölfe bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts gefangen wurden, wo man sie auf dem Harze ausrottete.*) In dem Forstorte Wildgarten oder Wildhagen nach Allrode hin wurde aber Wildprett in Schlingen gefangen.

Nun muß ich noch einer Ruine, der Selkirche, gedenken, die 500 Schritte südwestlich von der Schanze auf einem moorigen Wiesengrunde liegt. Sie besteht aus wenigen alten kaum noch bemerkbaren Mauerüberresten. Auch sollen vor nicht langer Zeit noch Spuren eines Kellers da gewesen sein. Die Erklärung darüber lautet sehr verschieden. Einige vermuthen hier die Lage des eingegangenen alten Dorfes Silkenfelde. Der verstorbene Superintendent Fritzsch in Quedlinburg verlegt dieses jedoch nicht ohne Wahrscheinlichkeit in die Gegend der anhalt. Silberhütte und des jetzigen Vorwerks Hähnichen, welches auch Reinsteinsches Lehen gewesen ist, was jene

*) Im Jahre 1669 im Mai starb der Amtsknappe, weil er von einem tollen Wolfe sehr verwundet war.

nicht scheinen gewußt zu haben.*) Auch ist der moorige Wiesengrund der Annahme eines Dorfes nicht günstig. Andere halten es für die Reste einer Kapelle, die für Aller (Reisender) Seelen Heil an der alten Nordhäuser Straße, die vormals hier bei einem Teiche dessen Damm noch kenntlich, vorüberlief, erbauet war. Eine Kirche, Kapelle oder Kloster muß es wegen des Namens wohl gewesen sein. Den Namen Sel möchte ich aber lieber von Sohl oder Söhle herleiten. Sohl, Söhle, ein niedersächsisches Wort, bedeutet nämlich so viel als ein quellenreicher Boden. So giebt es bei Günthersberge ein Kattensohl, gewöhnlich Katzsohl gesprochen, ein quellenreiches Thal, von dem die dasige Selke ihren reichsten Zufluß erhält und jetzt von da an erst den Namen Selke annimmt. Auch bei dem Dorfe Lelm giebt es ein Kattensohl, und in Salzsohle, Heringssöhle gebrauchen wir ja das Wort noch immer. Nun liegen in dem moorigen Wiesengrunde der Selkirche sowohl die ersten Quellen der Güntersberger Selke, (richtiger vielleicht Söhlke) als auch einer Selke bei Stiege, die sich mit der Hassel vereinigt.**) Sollte von diesem quellenreichen Boden diese Kirche oder Kapelle ihren Namen vielleicht bekommen haben und eigentlich Söhlkirche heißen? — Doch ich will schließen, weil ich den Unterhaltung suchenden Lesern schon zu viel hierüber geplaudert habe und dem tiefern Geschichtsforscher zu wenig Genügendes geben kann.

---

*) S. Anhalt. Magazin Jahrg. 1827 p. 7.

**) Nicht zu verwechseln mit der Selke bei Hasselfelde, die im Brümmeken auf der Rodeackergemeinde entspringt, durch Hasselfelde durchfließt und sich auch mit der Hassel vereinigt. S. Stübner Th. 1. p. 353.

W. Schönichen.

Die Pflanzungen am Walsberge.

Zwischen den gothaischen Dörfern Gräfemode und Dörrberg im Thale der kleinen oder wilden Gera bricht links aus einem engen Seitenthale zwischen dem hohen und langen Walsberge oder Waldsberge zur Linken und dem Burzel oder Borzel (Berg) zur Rechten die Lütsch, ein unter Oberhof aus zwei Quellen entspringender Bach hervor und vereinigt sich dicht am Fuße des Walsberges mit der Gera. Hierher zieht sich von Geschwende herauf ein schmaler Streifen des Schwarzburg-Sondershäusischen Gebiets bis an den Walsberg hinauf. Am Fuße desselben dicht bei der Vereinigung der beiden Bäche liegt in einem friedlichen Gehege von Bäumen, Büschen und Gärten das sogenannte Schwarzburger Forsthaus, die geräumige und sehr freundliche Wohnung des Forstbedienten, der das Revier am Walsberge zu warten hat. Ein Gasthof gleich daneben, eine Mahl- und eine Schneidemühle und einige andre Wohnhäuser in geringer Entfernung bilden die kleine schöne Colonie, die am Abhang der laubigen Berge, am Rande der reizenden Thalweitung und am Eingange in das smaragdgrüne Wiesenthal der Lütsch still und freundlich gelagert, sich wie eine verkörperte Einladung zu gastlicher Ruhe ausnimmt. Wenn ich an dem schmucken Forsthause vorbeigehe, ist es mir stets, als müßte ich den reinlichen Hofraum durchwandeln, die Thürklinke erfassen und in das Haus eintreten, das mich so heimisch anspricht, und es mir wohl darin sein lassen. Gut ist es, daß wenigstens ein Gasthof daneben ist, denn ganz vorübergehn zu müssen, würde mir allzu weh thun. Und wirklich war das Schwarzburger Forsthaus eine Reihe von Jahren der Sitz der edelsten und liebenswürdigsten Gastlichkeit, und Viele segnen das Andenken an hier verlebte schöne Stunden. Es war dies die Zeit, wo der biedre Forstmeister Winter der schöpferische Geist dieses Forstes war, eine treffliche Hausfrau um ihn waltete und reizende Töchter, tüchtige Söhne in diesem Hause aufblühten. In manches Mannes bunter

Erinnerung steht dies Haus mit seinen damaligen gar lieben Bewohnern wie ein leuchtendes Paradies der Jugend. Vom Forsthause führt ein gemüthlich grüner Weg in das Thal der Lütsch nach dem kleinen Dörfchen Lütsche mit zehn zerstreuten Häusern oder richtiger Hütten, von neunzig und einigen blutarmen Leuten bewohnt. Ein weit schönerer Weg zieht sich aber über die letzte nicht steile Anhöhe des Walsbergs, ein so dämmeriger herrlicher Waldpfad, von so seltenen, unbekannten, wunderbar schönen Bäumen überschattet, daß das Bild des Paradieses in der Seele des Wandrers nur noch schärfer hervortritt. Wie durch einen Zauberschlag dünkt man sich plötzlich aus den heimischen thüringischen Wäldern in die Mitte eines heiligen Haines versetzt, in welchem der wothe Mann den großen Vater anbetet; aber wir stehen nicht am Ufer des Lorenzstromes, sondern am Bergbach der wilden Gera, kein Indianer tritt uns entgegen, den wir unter diesen Bäumen erwartet, sondern ein armer Lütscher Holzhauer, der sich allerdings in dieser Umgebung etwas seltsam ausnimmt. Wir wandern nämlich unter amerikanischen Bäumen, und es ist kein Traum der uns äfft, nur eine unerwartete seltsame Wirklichkeit eröffnet sich uns. Da reicht uns die carolinische Pappel (populus heterophylla) ihre weißen Aeste zu, die Balsampappel (populus balsamifera) schickt ihre Düfte, die kastanienblättrige Eiche (Quercus prinus) sieht uns fremd an, die nordamerikanische rothe Eiche (Quercus rubor) läßt ihre hohe Schönheit bewundern; der virginische Tulpenbaum (Liriodendron tulipifera) dieser schlanke hohe König der Wälder, schwenkt seine Blätter wie Fahnen, der carolingische Gewürzstrauch (Calycanthus floridus) bietet uns seine braune Rinde an, um unsere Geruchsnerven stark zu reizen. Dann streifen wir wieder durch Anlagen der zierlichen, mädchenhaften Weymouthskiefer (Pinus Strobus), die Blutbuche tritt wie der blutige Ernst des Lebens in das heitre grüne Hoffnungsspiel der andern Bäume, uns aus süßen Träumen aufschreckend, der Lerchenbaum kommt in Menge vor, aber auch Buchen und Eichen zieren in deutscher Häbigkeit den Rücken des Berges, meist herrliche Exemplare, Repräsentanten ihrer Geschlechter, hier stehend, um sich ihr altes gutes Recht an den thüringischen Berg zu wahren und vorzubehalten. Es ist eine trauliche herzerhebende Gesellschaft zusammen, diese heimischen und fremden Waldkinder, deren aller Pflegevater und Erzieher der treffliche Winter war. Sein lebelang hat er am Walsberge gesät und gepflanzt, geschafft und geordnet, und ihn in einen Park umgewandelt; er kannte dort jeden Baum und liebte ihn zärtlich. Es war ein heitres, schönes, waldliches Stillleben. Und so war er ein hochbetagter freundlicher Greis geworden, der so spät noch durch einen unglücklichen Fall von einem seiner Bäume das Leben verlor. Da haben ihn denn die Seinigen auch mitten unter seine Freunde und Pfleglinge begraben. Am Pfade vom Forsthause nach Lütsche auf der Berghöhe im schattigen Haine der Waymouthskiefern findet ihr einen einfachen Stein, der euch sagt, daß der Schoos des Berges hier

den treuen Pflanzer und Pfleger aufgenommen hat. Welch ein stilles, süßes Ruheplätzchen, vom Wald umrauscht, von Walddust umhaucht, von allen Waldgeheimnissen umflüstert, die dem Traume des Schläfers sich nun offenbart haben! Mit frommen Gefühlen tritt der Wandrer an den Stein, ernst überrascht hier ein Grab zu finden, und segnet die Asche und das Andenken des Biedermannes, der sein irdisch Theil hier der Erde zurückgegeben. Dann mit Ahnungen und Gedanken beschäftigt, steigt man in das hellgrüne Wiesenthal hinab und wirft den sich erheiternden Blick auf die zerstreuten Hütten des romantisch gelegenen Dörfchens Lütsche.

Ludwig Storch.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Neuses und der Callenberg bei Coburg.

Lassen Sie uns von Coburg aus zu dem Denkmale Moritz von Thümmels bei Neuses wandern. Wir schreiten über die Brücke am Judenthore, am Adamiberge, den einst Jean Paul besungen hat, so wie an dem ehemaligen Mensdorfischen, jetzt dem Herzog Ernst von Würtemberg gehörigen Garten und einigen andern Anhöhen vorüber und erreichen in einer halben Stunde das im Schatten eines lieblichen Hains auf einer Terrasse nahe bei dem Dorfe Neuses stehende Denkmal des geistreichen Verfassers der Reisen in das mittägliche Frankreich und der Wilhelmine. Thümmel ward im Jahre 1817 hier beerdigt und einer seiner Freunde und Verehrer, der verewigte Obermarschall von Wangenheim, ließ ihm dieses Denkmal errichten. Es besteht aus einer, mit den Emblemen der Dichtkunst geschmückten Pyramide, welche auf der vorderen Seite die Inschrift trägt:

> Hier ruht Moritz August von Thümmel, geboren zu Schönfeld bei Leipzig den 27. Mai 1738, gestorben zu Coburg den 26. Oct. 1817.

Auf den drei anderen Seiten aber stehen nachfolgende Lebenssprüche aus Thümmels Schriften:

> Dem Menschen fiel das Loos, mit ungewissem Schritt
> Durch eine Nacht zu gehen, wo wenig Sterne glänzen;
> Vielleicht daß einst der Tag auch ihr entgegentritt.
> Er nehme dies „Vielleicht" bis an die äußern Grenzen
> Des Lebens zum Gefährten mit.

> Entschluß gerecht zu sein, Muth zu der Freundschaft Thaten,
> Verredtes Gefühl der Lieb' entsteigen nur
> Der Dunkelheit des Walds, dem Wellenschlag der Saaten,
> Und deinem Säuseln, o Natur!

Wir könnte dem des Schlafs Erquickung mangeln,
Den der Gedanke wiegt, Er, ohne den kein Haar
Von deinem Scheitel fällt, dreht noch unwandelbar
An Kräften und Gewicht, die Welt in ihren Angeln.

Hinter dem Thümmelschen Denkmal, tiefer in der Schlucht des Haines steht ein zweites Monument, zum Andenken an eine Gräfin von Corneillan errichtet, die den 15. Dec. 1755 zu Paramaribo in Südamerika geboren wurde und am 17. April 1822 zu Coburg gestorben ist. Dieses Monument trägt die Grabschrift:

Passant qui regrette ou cherit ta mère, donne
une larme à la notre, qui en fut le modèle.

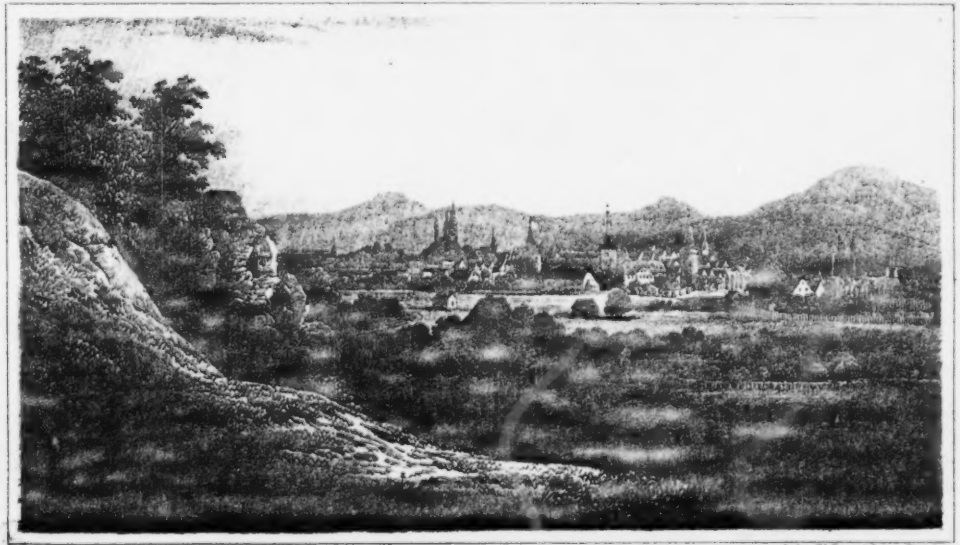
Ein dritter Denkstein steht am Ende der Schlucht. Er erinnert an den Prinzen Christian Franz von Sachsen-Coburg-Saalfeld, welcher den 18. September 1797 starb. Ein Engel mit umgekehrter Fackel lehnt sich wehmuthsvoll an den Stein. Zu seinen Füßen liest man folgende Worte:

Kein fürchterlich' Gerippe,
Als freundlicher Jüngling
Tritt der Tod
An's Lager des Redlichen.
Still und schweigend senkt
Der Genius die Fackel nieder,
Reicht ihm sanft die Hand, und
Führt den Frommen in's bessere Leben.

Wir treten aus der Schlucht wieder heraus ins Freie und erblicken einen hochgestalteten Mann, der einsam dahinwandelt. Sein edles, wenn gleich etwas finsteres Antlitz, seine vom gescheitelten Haar beschattete Stirn, hinter welcher „eine Welt von Gedanken" liegt, fesseln den Blick. Er schreitet vorüber, ohne uns zu bemerken. Das ist Friedrich Rückert, der unendlich Begabte, der Vielgefeierte und Vielgeschmähte, der ein kleines Gut in Neuses besitzt und dasselbe von Erlangen aus, wo er bekanntlich als Professor der orientalischen Literatur lebt, bisweilen besucht. Wir blicken dem Sinnenden nach, bis er in der Ferne verschwindet. Sodann schlagen wir den Weg nach dem Schlosse

Callenberg

ein, das sich auf einer freien, kegelförmigen Bergkuppe erhebt. In einer Viertelstunde haben wir das Schloß erreicht, auf welchem im zwölften und dreizehnten Jahrhundert das gräfliche Geschlecht Cal-



47.

Lith. v. Ed. Pietzsch & Co. in Dresden

Goslar.

lenberg seinen Sitz hatte. Nach dem Erlöschen dieses Geschlechts besaßen die Grafen von Henneberg und nach diesen die Familie von Sternberg die Burg. Als Hanns von Sternberg im Jahre 1592 ohne männliche Nachkommen gestorben war, fiel sie an den Herzog Johann Casimir von Coburg. Später war der vierte Sohn Ernst des Frommen Eigenthümer derselben. Dieser überließ sie im Jahre 1677 seinem Bruder, dem Herzog Friedrich I. von Gotha, welcher sie an den Geheimenrath von Born verkauft. Von diesem gewann sie ebenfalls durch Kauf der Herzog Albrecht, der bis zu seinem Tode in ihrem Besitze blieb. Sodann wurde sie an das Herzogl. Haus Sachsen-Meiningen abgetreten und kam erst durch den Theilungsreceß vom 12. November 1826 an Coburg-Gotha zurück. Seitdem hat die Burg durch Se. Durchl. den regierenden Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha die großartigsten Verschönerungen erhalten. Wir treten durch eine alterthümliche Thorfahrt in den ersten niederen Hof der Burg ein und steigen auf einer freien, mit einem Steingeländer verzierten Treppe zum zweiten Hof empor. Ueberall haben sich Terrassen gebildet, von denen man die schönste Aussicht genießt. Im Westen schweift der Blick bis zum Rhöngebirge. Auf der Südseite ergötzen ihn die schlanken Gestalten des Wildes, welches hier aus der zum Park und Thiergarten umgewandelten Waldung zahlreich auf die grünen Wiesen herausschreitet. Wenden wir uns um zu der neuen Schöpfung des Herzogs, dem sogenannten Neubau, so tritt uns ein im englisch-gothischen Style aufgeführtes Gebäude mit Zinnen und Eckthürmchen entgegen. Die innere Einrichtung dieses Gebäudes ist fürstlich und zeugt von dem feinsten Geschmacke. In dem alten Theile der Burg nimmt die Kirche unser Interesse besonders in Anspruch. Sie ist vom Herzog Johann Casimir erbauet und seit dem Jahre 1628 ein Filial von Neuses. Der Taufstein und die Kanzel sind ausgezeichnet schön gearbeitet. An letzterer zeigen sich die vier Evangelisten mit ihren Emblemen, dem Engel, Ochsen, Löwen und Adler. Nachdem wir uns hinlänglich an den Genüssen, welche hier Kunst und Natur bieten, gelabt haben, verlassen wir die Burg und steigen am Abhange ihres Berges, nach Beiersdorf zu, bis zu der Stelle hinab, wo ein geräumiges, gut eingerichtetes Wirthschaftsgebäude zur Erquickung und Ruhe einladet.

Adolf Bube.

Inhaltsverzeichniß des vierten Bandes.

	Seite
Der Brocken (mit Abbildung) von Nehse	5.
Die Sage vom Brocken von W. Schönichen	28.
Die Stadt Treffurt und die Ruinen des Nordmannstein (mit Abbild.) von H. Schwerdt	31.
Sachsenburg (mit Abbildung) von Pfister	49.
Die drei Bergstädte Andreasberg, Clausthal und Zellerfeld (mit Abbild.) mit der Steinrenner Hütte, Rehbergergraben und Klippe, Oderteich, Sperberheier Damm, Frankenscharner Silberhütte, dem Georgstollen, Grund und dem Hübichenstein von C. Duval	58.
Die Rudelsburg und Schloß Saaleck (mit Abbild.) von R. Hahnemann	97.
Nordhausen mit Grimderode, Niedersachswerfen, Schnabelsburg und Salza (mit Abbildung) von C. Duval	108.
Das Thal der Lautenbach von Ludw. Storch	142.
Die Stadt Frankenhausen (mit Abbild.) von Hesse	146.
Kloster Ilfeld (mit Abbildung) von C. Duval	180.
Schloß Rothenburg (mit Abbildung) von Hesse	195.
Rudelstadt (mit Abbildung) von Hesse	212.
Meiningen (mit Abbildung) von L. Bechstein	247.
Brotterode von Hoffmeister	263.
Schloß und Flecken Stiege mit ihren Umgebungen von W. Schönichen	271.
Die Pflanzungen am Waldberge von L. Storch	282.
Reufes und der Callenberg bei Coburg von Adolf Bube	285.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Thüringen und der Harz.

Thüringen und der Harz,

mit ihren

Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden.

Historisch-romantische Beschreibung

aller

in Thüringen und auf dem Harz

vorhanden gewesenen und noch vorhandenen

Schlösser, Burgen, Klöster, merkwürdigen Kirchen und anderer Gebäude; Fabrikörter, Bergwerke, Ruinen, Höhlen, Denkmäler, malerischen Gegenden und sonst beachtenswerther Gegenstände aus dem Reiche der Geschichte und Natur.

Fünfter Band,

mit 12 Abbildungen.

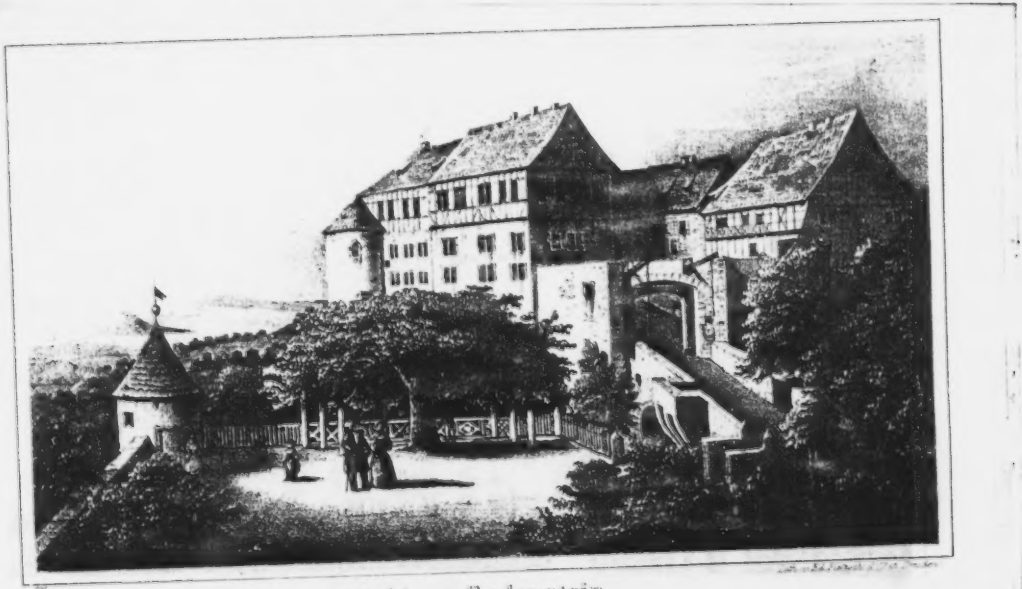
Sondershausen 1841.

Druck und Verlag von Friedrich August Eupel.

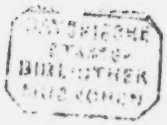
Berichtigtes alphabetisches Verzeichniß
der
jetzt thätig theilnehmenden Herren Mitarbeiter.

Bechstein (Ludwig), Cabinets- und Oberbibliothekar in Meiningen.
Belani (H. E. R. pseud.), in Potsdam.
Bleichrodt, Bauinspector in Frankenhausen.
Braungard, Bürgermeister und Lieutenant a. D. in Quedlinburg.
Bube (Adolf), Oberconsistorial-Secretair in Go[illegible]a.
Buddeus (Theobald), stud. theol. in Gotha.
Bürk (August), Schriftsteller in Weimar.
Duval (G.), Litter. in Großhodungen.
Eckstein, Doctor in Halle.
Ende, Candidat der Theologie in Kloster Donndorf.
Gärtner, Justizamtmann in Hasselfelde.
Gerber, Director des Lyceums in Sondershausen.
Gottschalk, Hofrath in Dresden.
Grüning, Oberpfarrer in Cölleda.
Hahnemann (Robert), Gerichtsactuar in Triptis.
Herringen (Gustav von), Kammerherr und Consistorialrath in Coburg.
Hesse, Doctor, Hofrath und geh. Archivar in Rudolstadt.
Hofmeister, Pastor in Kleinschmalkalden.
Hoffmann, (Fr.), Hofprediger in Ballenstädt.
Hohbohn, Pastor in Biesenrode.
Hübner, Pfarrer in Sundhausen bei Langensalza.
Kegel, Candidat in Teistungen.
Lehmann in Eckartsberge.
Lessing, Adjunct in Kloster Donndorf.
Nebe, Pastor in Roßleben.
Nebse, Gastgeber auf dem Brocken.
Oldenberg, Professor in Schulpforte.
Pfister, Superintendent in Weißensee.
Reinecke, Candidat in Jena.
Rümpler, Cantor in Kammerforst.
Schmincke, Pfarrer in Jeßdt.
Schönemann, Doctor, Oberbibliothekar in Wolfenbüttel.
Schönichen, Pastor in Bernburg.
Schöpfer, Doctor in Quedlinburg.
Schwerdt, Pfarrer in Neukirchen bei Eisenach.
Stamm, Professor in Braunschweig.
Storch (Ludwig), Doctor in Gotha.
Sturm (C. A. G.)
Sydow (Friedrich von), Major in Sondershausen, Redacteur des Werkes.
Trautmann, Candidat in Querfurth.
Wachter, Professor in Jena.
Ziegler, Candidat in Hasselfelde.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS



Schloss Bodenstein.



Schloß Bodenstein.

Was glänzt auf steilen Felsenhöh'n,
Umwebt von grünem Laubenhain,
So traut, so freundlich anzusehn,
Im hellen, goldnen Sonnenschein?
Entzückt sagt's Euch der Widerhall
Am waldumwachs'nen Felsenwall:
„Das ist der Bodenstein!"

Wo wohnt der Friede, wo das Glück?
Wo fließt der Freude Quelle rein?
Wo schlingt ein freundliches Geschick
Das Band zum wenigstrn Verein?
Entzücke sagt's Euch der Widerhall
Am waldumwachs'nen Felsenwall:
„Nur auf dem Bodenstein!"

Wer zieht mit trübgesenktem Blick,
Mit schwerem Herzen dort bergein?
Er kann nicht fort, er schaut zurück,
Und möchte wieder droben sein.
Euch sagt's der laute Widerhall
Am waldumwachs'nen Felsenwall:
„Der schied vom Bodenstein!" —

Dr. Adrian.

Wandrer! Siehst Du das Bergschloß dort oben auf der Waldkuppe, das, von der Abendsonne zauberisch beleuchtet, hoch

über der Gegend erglänzt? Siehst Du die Mauern und Zinnen, die, vom Abendstrahl geküßt, wie in Blut getaucht erglühen? Das ist das alte Ritterschloß Bodenstein und der Schmuck der Gegend, in welcher ich wohne. Der Abend zieht bereits in die Thäler, ein herrlicher Juniabend von Sonnengold und Aetherduft durchwoben und mit tausend funkelnden Brillanten durchstickt, schon dehnen sich die Schatten der Berge riesenhaft hinaus in die Ferne; aber das Gemäuer der Burg funkelt noch in der untergehenden Sonne und der sie umgebende Wald scheint vom Blute des Abendroths zu triefen. Stolz erhebt sich die ehrwürdige, alte Burg in die Bläue der Luft, wie ein Adlernest horstet sie hoch oben auf dem Gipfel des Berges, wie ein funkelnder Stern blickt sie aus ihrem grünen Laubkranze in das offene Land hinaus und das Auge der Thalbewohner blickt sehnsüchtig zu ihr empor und freut sich des reizenden Anblicks. Die Huld der Götter schwebt über ihr, ihre Schönheit ist immer neu, sie wird immer jünger, immer ergreifender. Wie Sonne und Mond werden die Wanderer nicht müde, sie zu besuchen und Jedem wird sie eigen lieb durch Einen ihrer Reize. Von nahe und fern kommen Gäste, ihre Gemächer zu durchwandern, ihre Merkwürdigkeiten zu beschauen und von ihren Zinnen in das blühende Thal hinabzublicken, das zu ihren Füßen sich ausbreitet wie ein schöner, buntgewirkter Teppich!

Burg Bodenstein auf den luft'gen Höhn,
Wie liegst Du so kühn, wie liegst Du so schön!
Ich ruf' es vom Berge hernieder,
Ich ruf' es vom Thale wieder!

Burg Bodenstein aus uralter Zeit,
Wie bist Du so wohnlich auch noch heut,
Wie schmücken Blumen und Bäume
Die Dich umgebenden Räume!

Burg Bodenstein, Du schöner Stern,
Zu Deinen Mauern eil' ich gern,
Von ihnen hinunterzublicken
Mit Verwunderung und mit Entzücken.

Das alte Schloß Bodenstein ist der Edelstein des Ohmgebirges, eines Miniaturgebirges, welches sich im preußischen Untereichsfelde, nicht weit von seiner an die Grafschaft Hohenstein stoßenden, östlichen Grenze, erhebt und von dem in alten Zeiten auch ein Gau, der Gau Oneveld, seinen Namen führte, der den Ohmberg mit den darauf liegenden Orten, das Gericht Gerode, die Aemter Worbis und Harburg, die Stadt Bleicherode, das Amt Lohra, ja selbst noch die Burg Strausberg umfaßte. (cf. Eberh. in Summa Tradit. Fuld. Cap. II. n. 60.) Es bildet ein unregelmäßiges Viereck und

oben ein Plateau von ungefähr einer halben Quadratmeile. Letzteres ist urbar und enthält die, zu den beiden von Wintzingerodischen Stammgütern, Bodenstein und Adelsborn, gehörenden Ländereien, so wie die Markungen der beiden Dörfer Kirch- und Kaltohmfeld. Die Abdachungen des Gebirgs sind dagegen, mit Ausnahme einiger Schluchten und Thäler, mit schönen Buchenwaldungen, — dem sogenannten Bodenwalde, — bestanden. Die Südseite ist meist fast abgeflacht; nach den drei andern Seiten schießen diese Abdachungen steil, an vielen Stellen senkrecht in das Thal hinab. Dicht am Fuße seiner südwestlichen Ecke, welche das Dorf Kirchohmfeld trägt, liegt das preußische Städtchen StadtWorbis; am Fuße der nordwestlichen, eine Viertelmeile entfernt, das hannoversche Städtchen Duderstadt. Die Chaussee, welche jetzt beide verbindet, läuft durch das Dorf Wintzingerode, unter der Westseite des Gebirges her.

Der höchste Punkt des Ohmgebirges ist der Kälberberg, unfern des östlichen Abhanges, neben dem Dorfe Kaltohmfeld. Er gehört zu dessen Markung, und galt ehedem, einer alten Geographie zufolge, für den höchsten Punkt in Deutschland, auf welchem Waizen gebaut wird. Seine Höhe wird über tausend Fuß über der Meeresfläche angegeben. Da er nur eine runde Kuppe bildet, so wird er aus der Ferne wenig bemerkt. Desto sichtbarer ist dagegen von der Südseite des Harzes aus die nordöstliche Ecke des Ohmgebirgs, die Sonder, so wie von allen Höhen im Südhannöverschen und im Hessischen, die nordwestliche Ecke, der eigentliche Ohmberg, und noch über demselben

der Bornberg.

Dieser letztere, von Wald entblößt, schon zu dem cultivirten Plateau gehörend, bildet nach Norden und Westen eine Stufe des Gebirgs und bietet auf seiner weithin sichtbaren, nordwestlichen Ecke eine der weitesten Aussichten des nördlichen Deutschlands. Man erblickt von da bei heiterer Luft gegen Süden das Obereichsfeld und darüber hinaus den Inselsberg mit allen Spitzen des Thüringerwaldes, zuweilen sogar die beiden Kulmen der Rhön, den Sargberg oder Heuwagen, und den Kreuzberg; gegen Westen den Meißner mit allen hessischen Gebirgen, den alten Hanstein, den Rustberg, die Göttinger Gleichen und den ganzen Solling; — gegen Norden und Nordosten endlich den Harz von der Hufe bei Eimbeck bis gegen Blankenburg. Alle interessanten Punkte der Südseite des letztern: Herzberg, Scharzfels, das Brockenhaus, die Hohegais, die Josephs- und Victorshöhe, sind ohne Glas zu erkennen und es bietet diese Stelle einen so ausgedehnten und reichgeschmückten Gesichtskreis, daß man kaum das fehlende „Auge der Landschaft", das Wasser, vermißt und ihrer nie müde wird.

Nach Südosten läuft, von dem Ohmgebirge aus, eine vielfach unterbrochene Gebirgskette am linken Ufer des Wipperbaches hin,

und bildet an ihrem Ende, bei Elende, den einen Pfeiler der sogenannten Porta Eichsfeldica.

Eine ähnliche Bergkette zieht sich von der nordöstlichen Ecke nach dem Harze zu. Ihr kulminantester Punkt, der Sonnenstein*), auch weithin bemerkbar, ist wegen seiner Aussicht nach Osten, über das Hohenstein'sche, in die goldene Aue, und nach Westen ins Hannöversche, sehr besuchenswerth.

Dem Geologen und Mineralogen bietet das, nur aus schieferigem Kalkstein bestehende Ohmgebirge, einige Versteinerungen abgerechnet, wohl nur wenig Interesse; **) desto mehr dem Botaniker, der hier eine reiche Flora und selbst manche Alpenpflanze findet; am meisten dem Forstmanne, der in den schönen Buchenwaldungen auch durch seltene Exemplare von Eschen, Ahornen, Ulmen und selbst von Taxus überrascht wird. — Für den Topographen ist die Wasserscheide bei Worbis bemerkenswerth, wo zwei Bäche in geringer Entfernung von einander entspringen, deren einer, die Hahle, sich mit der Ruhme und Leine in die Weser, der andere, die Wipper, mit der Unstrut und Saale in die Elbe ergießt.

Nach der Westseite streckt das Ohmgebirge mehrere Vorgebirge, — Zungen, Köpfe, — ins Hahlethal hinaus, die eine Menge lieblicher Thäler, und hinter dem Dorfe Wintzingerode einen tiefen, halbzirkelförmigen Waldkessel von so ernstem Character bilden, daß der Blick in denselben von dem steilsten dieser Vorgebirge, dem großen Kranzberge herab, ziemlich lebhaft an den vom Mägdesprung in's Selkethal erinnert.

Auf einem andern dieser Vorgebirge schaut das Schloß

Bodenstein

über den Hochwald, der sich von drei Seiten bis dicht unter ihre Mauern drängt, in das Thal herab und weit in die südliche und westliche Landschaft hinaus.

---

*) Vom Sonnenstein, der wilden Kirche, der Hasenburg, Harburg u. s. w. wird besonders die Rede sein.

**) Unter dem Erzbischof Johann II. von Mainz ist auch Bergbau auf dem Ohmgebirge betrieben worden; die Arbeiten wurden aber schon nach wenigen Jahren eingestellt, da die Erze nicht dawürdig waren. Die Gruben befanden sich zwischen Worbis und Bodenstein. Bei der Ungewißheit, ob die gehofften Erzbrüche sich innerhalb der Grenzen des Amtes Worbis oder des Bodensteins befinden würden, kam der Churfürst mit denen von Wintzingerode, Wolf, Worbis und Bültzingslöwen so überein: daß, wenn die Metalle auf ihrem Grund und Boden gewonnen würden, dem Churfürsten davon der zehnte Theil, und ihnen wiederum der vierte Theil von dem Zehnten zufallen sollte; würde aber der Bergbau auf Mainzischem Grund und Boden getrieben, dann gehöre die Ausbeute allein dem Landesherren. Diese und einige andere Punkte sind 1398 zu Heiligenstadt abgeschlossen worden. Aus einem spätern Vertrage ergibt sich, daß der Bergbau bei Worbis fortgesetzt worden ist und wenigstens einige Erzarten geliefert hat.

Von dem dicht unter dem Schloßberge liegenden Dorfe Wintzingerode aus ersteigen wir auf gut geebnetem Wege, unter einem grünen Laubdache die luftige Höhe, auf der sich die alte Burg stolz über alle Wipfel erhebt. Bald sehen wir das Thor der Veste vor uns, die besonders von dieser Seite ein ächt alterthümliches Ansehen hat; denn keine italische Meisterkunst wurde hier verschwendet, nur die Festigkeit der mannlichen Altvordern, ihr unerschütterlicher Sinn spricht sich aus in diesem, nur vom Bedürfniß in sehr verschiedenen Zeiten zusammengethürmten Gemäuer; — aber die reizende Lage der Burg entschädigt reichlich für das, was ihr an architectonischer Schönheit abgeht, und die graue Veste ist uns ehrwürdig durch das hohe Alter, welches ihr Aeußeres verräth. Denn uralt ist der Bodenstein und gewiß um Vieles älter, als die Urkunden, die seiner schon im elften Jahrhundert erwähnen, ja Einige (z. B. Hüne in s. hannov. Gesch.) nennen ihn schon neben Herzberg, Scharzfels und den übrigen Burgen, welche die Herzöge von Braunschweig schon im neunten Jahrhundert besessen haben sollen. Ritter von Bodenstein werden vom elften Jahrhundert an gar oft erwähnt. Ein Conrad von Bodenstein stiftete im J. 1217 das Kloster Beuren und im Stiftungsbriefe wird gesagt, der Großvater dieses Conrad, Rudolf, habe den Grund zur Beuren'schen Kirche gelegt. (cf. Guden. codicill. dipl. Beur. N. I.). Diese Herren von Bodenstein waren jedenfalls nur ein burgmännisches Geschlecht, d. h. sie hatten nur als Burgmänner oder Burgvögte den Namen „von Bodenstein" angenommen; — es ist aber nicht mit Gewißheit anzugeben, wer die eigentlichen Besitzer des Bodensteins waren, bei denen jene in Diensten standen. Aller Wahrscheinlichkeit nach gehörte die Burg den Grafen von Lohra, von diesen kam sie an die Grafen von Beichlingen und endlich an die Grafen von Hohenstein. Heinrich von Beichlingen mußte nämlich die Herrschaft Lohra an seinen Schwager, den Grafen Heinrich von Hohenstein verkaufen, um seine Schulden zu tilgen. Er hatte sich in frühern Jahren (1304) von Heinrich III. Grafen von Hohenstein, dessen Tochter Oda er zur Gemahlin hatte, verleiten lassen, an einer Fehde wider den Abt von Fulda, Heinrich von Wildenau, Theil zu nehmen, die aber sehr übel auslief, denn nicht nur er und sein Schwiegervater, sondern auch sehr viele Ritter wurden gefangen genommen. Der Graf von Hohenstein löste sich aus, that aber nicht das Geringste, seinen Schwiegersohn und die Ritter aus der Gefangenschaft zu befreien; sie mußten sich selbst loskaufen, waren aber darüber so aufgebracht, daß sie, Heinrich von Beichlingen an der Spitze, gegen ihn in's Feld rückten, um an ihm wegen seines schändlichen Betragens Rache zu nehmen. — Durch Einmischnng anderer Edelleute, besonders durch den Grafen Friedrich von Rabenswald und durch Bertuch von Schlotheim ward der Streit so beigelegt, daß der Graf den Rittern den Schaden ersetzen sollte; Heinrich von Beichlingen aber ist, wie es scheint, nie entschädigt worden, denn wir sehen, daß er zwischen 1320 — 37 gezwungen ist, seinen Antheil an der Herrschaft Lohra, wozu auf jeden Fall

der Bodenstein gehörte, zu veräußern. Was Eckstorm (Chron. Walk. p. 177.) sagt, nämlich: „daß die Grafen und Brüder Heinrich und Dietrich von Hohenstein im J. 1322 das Schloß Bodenstein dem Herzoge Heinrich von Braunschweig und den Bürgern in Duderstadt für 700 Mark fein Silber nordhäusischen Gewichts verpfändet hätten und daß es erst im J. 1466 von Ernst und Johann, Grafen von Hohenstein, wieder eingelöst worden sei," ist unrichtig; denn es ist gewiß, daß im J. 1337 Graf Heinrich von Hohenstein nebst seinen Söhnen Heinrich und Bernhard „das Haus Bodenstein" mit Gerichten, Gülten u. s. w. für 600 Mark löthigen Silbers an eine „rechte Cumpenige" von vier Edelleuten, an Barthold von Worbis, Hanns von Wintzingerode, Heinrich von Wolf und Otto von Rusteberg verkauft und zu Erblehen gegeben hat. Die Urkunde darüber s. in Wolfs polit. Gesch. des Eichsfeldes, B. II. p. 30, wo der Anfang also lautet: „Wir Heinrich von Gottes Gnaden der Aeltere, Graf von Hohenstein, thun kund allen denen, die diesen Brief sehen oder hören lesen, daß wir mit gutem Willen und mit Bewilligung Heinrichs und Bernhards, unserer Söhne und aller unser rechten Erben, den gestrengen Leuten, Ritter Bartholden von Worbis, Hannsen von Wintzingerode, Otten von Rusteberg und Heinrich Wolfen und ihren rechten Erben, unser Haus zu Bodenstein mit all den Gerichten, Gülten und Gefällen, an Dörfern, Wäldern, Holz, Wasser, Weiden und alle dem Rechte, das dazu gehört, verkauft haben für 600 Mark löthigen Silbers Mühlhäuser Gewichts!" . . . . .

Obwohl außer den eben genannten Edelleuten bald auch noch die von Proyse und von Bodenstein als Theilhaber des Schlosses genannt werden, so wurden doch Alle bald von denen von Wintzingerode abgefunden und sind dieselben seit dem J. 1448 die alleinigen Besitzer des Schlosses geblieben.

Das Geschlecht der Herren von Wintzingerode ist uralt. Nach Einigen stammt es aus Böhmen, nach Andern aus der Gegend von Mainz. In Mainzischen Urkunden wird desselben schon im elften Jahrhundert gedacht. Am wahrscheinlichsten ist es, daß die von Wintzingerode als Anführer der Wenden in diese Gegend gekommen sind, denn das Dorf Wintzingerode, so wie das längst verschwundene Dorf Witzung, das nahe gelegene Wehnda u. s. w. haben offenbar ihren Namen von den Wenden erhalten. *) Wenigstens ist ausge-

*) Auf diese Vermuthung leitet der bekannte Geschichtschreiber des Eichsfeldes, Johann Wolf, an verschiedenen Stellen seiner zwar meist sehr trockenen, aber fast immer zuverlässigen Nachrichten. Es ist zu bedauern, daß er seine „Geschichte des Eichsfeldischen Adels" nicht, wie er versprochen, herausgegeben hat. Zwar hat Theodor von Steinmetz, Canzleirath zu Heiligenstadt, im Jahr 1701 ein Buch von dem Eichsf. Adel unter dem Titel: „Ankunft und Fortsetzung der wohlgebornen Häuser der löblichen Ritterschaft im Lande des Eichsfeldes," herausgegeben; allein diesem Mönchhausen unter den Historienschreibern ist wenig zu trauen, und er hat ohne alle Kritik Alles abdrucken lassen, was eine jede Familie über ihre Geschichte eingesandt hat.

macht, daß die Herren von Wintzingerode schon sehr lange vorher, ehe sie mit den übrigen Ganerben den Bodenstein erkauften, in der Gegend Besitzungen hatten. Ein Ritter Bartold von Wintzingerode kommt bereits im J. 1209 vor. (cf. Guden. T. I. p. 413.) Ihre Burg lag wahrscheinlich auf einem der Berge in der Nähe des Dorfes Wintzingerode. Ihr Name wird in alten Urkunden so häufig genannt, daß man einige Seiten mit Citaten anfüllen könnte, wir begnügen uns zu sagen: daß die von Wintzingerode als tapfere, tüchtige Männer geschildert werden und daß sie sehr oft bei wichtigen Angelegenheiten und zu ehrenvollen Aemtern gebraucht wurden. So finden wir sie häufig als Vicedome auf dem Rusteberge und als Abgeordnete des Kaisers, um sich den Huldigungseid in den nahen Reichsstädten leisten zu lassen. In der alten Nordhäuser Chronik werden z: B. als solche Abgeordnete Adolf, Jost und Ernst von Wintzingerode auf Bodenstein angeführt. Der Bodenstein, obwohl seine Besitzer in häufigen Fehden mit den benachbarten Rittern lagen, ist, so weit die Sage reicht, nie eingenommen worden, so nahe auch oft sein Untergang schien. So zogen im J. 1525 von Mühlhausen her die aufrührerischen Bauern heran, machten fast alle Ritterburgen der Umgegend dem Boden gleich, verwüsteten dann die Dörfer Wintzingerode und Kaltohmfeld, und zogen endlich vor den Bodenstein. Es saß aber damals ein Ritter auf der Burg, Barthold von Wintzingerode, der fest entschlossen war, lieber das Leben mit dem Schwerte in der Hand zu verlieren, als dem elenden Haufen in die Hände zu fallen. Alle Versuche, welche Thomas Münzers Banden machten, die Veste zu erobern, blieben erfolglos und der wilde Haufe faßte daher den Entschluß, den kühnen Ritter durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Die tobenden Feinde lagerten sich nun auf das nächste südliche Vorgebirge, welches noch bis heute von ihnen die „Mühlhäuser Burg" genannt wird; aber die Jungfräulichkeit der Veste wurde gerettet und die Belagerer mußten unverrichteter Sache wieder abziehen. — Auch im dreißigjährigen Kriege, wo die hiesige Gegend fast unaufhörlich der Tummelplatz wilder Horden war, büßte das Schloß nur einen tiefer gelegenen Flügel ein, dessen Fundamente noch unter dem Garten zu erkennen sind.

Im sechzehnten Jahrhundert theilte sich die Familie in zwei Linien, i dem Hanns Friedrich von Wintzingerode der Stammvater der Li en Bodenstein und Adelsborn wurde.

Rücksichtlich der Oberlehnsherrlichkeit ging im J. 1573 eine bedeutende Veränderung mit dem Bodenstein vor. Am 24. November des genannten Jahres übergab nämlich Graf Volkmar von Hohenstein das Schloß sammt allen Zubehörungen dem Erzstifte Mainz zum ewigen Obereigenthume, versprach, den damaligen Churfürsten Daniel und dessen Nachkommen für seinen rechten Lehnsherren und Landesfürsten hinsichtlich des Bodensteins zu erkennen und das Schloß für sich und seine Erben zu Lehen zu nehmen, was auch im folgenden Jahre geschah. Als aber im J. 1593 der letzte Graf von Ho-

henstein starb, nahm Herzog Julius von Braunschweig Hohenstein, Clettenberg und Lohra in Besitz und machte auch Anspruch auf Bodenstein und einige andere Eichsfeldische Besitzungen, als Pertinenzstücke von Lohra, (cf. Heydenreichs schwarzb. Gesch. p. 298.) und bestritt die Mainzische Hoheit über das Schloß. Mainz beharrte dagegen hartnäckig auf seinem Rechte. — Sowohl von Braunschweigischer als Mainzischer Seite kamen nun Aufforderungen an die von Wintzingerode, die Lehen von ihnen in Empfang zu nehmen; die von Wintzingerode wußten sich aber sehr klug aus der Schlinge zu ziehen, stellten vor, in welche Unannehmlichkeiten und Gefahren sie geriethen, wenn sie sich offen für Einen der Beiden, die auf die Lehnsherrlichkeit Anspruch machten, erklärten und baten sowohl Braunschweig als Mainz, die Belehnung bis nach ausgemachter Sache auszusetzen; wobei es denn auch viele Jahre verblieb. — Als im J. 1634 Friedrich Ulrich, der Letzte aus der Wolfenbütteler Linie, starb, ließ die Regierung zu Osterode die Braunschweigschen Wappen an das Schloß Bodenstein anschlagen und lutherische Prediger im Gericht einführen. Der Eichsfeldische Oberamtmann Christoph von Griesheim protestirte feierlich dagegen, reiste auch selbst zum Herzog August nach Lüneburg, aber Alles war umsonst. Im J. 1638 rückten unvermuthet zwei starke Compagnien zu Fuß und Roß mit dem Grubenhagenschen Generalsuperintendenten in's Bodensteinsche Gericht ein, die lutherischen Prediger wurden in den Kirchen eingeführt und predigten daselbst, auch wurden zwei Braunschweigsche Wappen angeschlagen, eines an den Adelsborn, das andere an den Bodenstein. In Religionssachen hielten sich die von Wintzingerode ganz allein an das Grubenhagensche Consistorium, ungeachtet vieler Ermahnungen von Seiten des Churfürsten. Bei den westphälischen Friedenstractaten erklärten endlich die braunschweigschen Gesandten, daß die Herzöge von Braunschweig fernerhin weder Hoheit noch Lehnsherrlichkeit über die Herrschaft Lohra und Clettenberg, und folglich auch über den Bodenstein, verlangten.

Als Dörfer des Gerichts Bodenstein werden genannt: Kirchohmfeld und Kaltohmfeld*), Wintzingerode**), Rappolderode***), Segel****),

---

*) Beide Dörfer kommen in einem Lehnbriefe der Grafen von Hohnstein vom Jahre 1418 vor. — „Contuli etiam mansum et dimidium in Oavelde", sagt der Ritter des Klosters Beuren 1217. cf. Guden. cod. Beur. N. 1.

**) In alten Urkunden Wineigeroth, Wenzingerod und Wissingerod.

***) Lag nach Wintzingerode zu. Steht in einem Lehnbriefe von 1448.

****) War der Sitz eines adeligen Geschlechts „vom Segel", zwischen Bodenstein und Kaltohmfeld. Die Aebtissin Margarethe zu Worbis kauft 1347 drei Hufen Landes, bei Worbis gelegen, von Conrad und Heinrich von Segel.

Hüchelheim *), Lampe **) und Wildungen ***). Das jetzige Gerich Bodenstein besteht, außer den beiden Stammgütern Bodenstein und Adelsborn aus den Dörfern Kirch- und Kaltohmfeld, Wehnde, Tastungen und Wintzingerode. Kirch- und Kaltohmfeld liegen auf dem Ohmgebirge selbst, Wehnde am nördlichen, Tastungen und Wintzingerode am westlichen Fuße desselben. Das Ganze bildet eine zusammenhängende, recht artige Herrschaft und gewährt, mit Einschluß einiger kleinen Güter und Meiereien, die der Familie noch von dem ansehnlichen Grundbesitze, den sie früher in der goldenen Aue und im Hannöverschen hatten, noch übrig blieben; so wie der bedeutenden Zins- und Lehngefälle, die sie im Obereichsfeld erkaufte, einen Ertrag, der früher zu 24,000 Thlr. angeschlagen ward, der aber in viele, meist sehr kleine Theile geht und überdies bedeutend geschmälert ist, seitdem die preußischen Gesetze, denen das früher Mainzische Eichsfeld 1803, und die Westphälischen, leider beibehaltenen, denen es 1807 unterworfen ward, den adeligen Gütern alle nutzbaren Rechte theils unbedingt, theils auf andere Weise entzogen, und ihren Werth durch erzwungene Ablösung der, in diesem rauhen Klima dem größern Grundbesitz unentbehrlichen Dienste und Hutgerechtigkeiten, wohl unter die Hälfte reducirten. Noch trauriger, als dieser Einnahmeverlust, ist für die Familie, daß fast der vierte Theil ihres schönen, geschlossenen Gütercompleres, ihrem agnatischen Verbande entrissen ist und jeden Tag in ganz fremde Hände übergehen kann, nachdem das zweite Stammgut, — Adelsborn, ganz nahe beim Bodenstein, mit welchem es in alten Zeiten nur ein Gut bildete, unterhalb des Bornberges belegen, ohne Burg, aber mit einem geräumigen Wohnhause versehen, — durch seinen jetzigen Besitzer, der nur in die Fremde vermählte Töchter hat, in Kraft der französischen Gesetze allodificirt worden ist. Die Frage: ob dieses Gesetz, wenn das Königreich Westphalen Bestand gehabt hätte, in demselben anwendbar gewesen wäre? ist von gelehrten Juristen verneint worden, weil ihm die verfassungsmäßige Sanction der Stände abging und weil die Allodification, rechtlich betrachtet, nur dann eintreten kann, wenn, außer dem Vasallen, Mangel an berechtigten Personen, oder wenn deren Einwilligung erfolgt ist.

Doch, — wenden wir uns jetzt zur Betrachtung des Schlosses selbst.

Von dem Bornberge wird der Bodenstein durch die schon erwähnte, hier ungefähr 600 Schritt breite Stufe des Gebirges, und

---

*) Wird schon 1448 als Wüstung aufgeführt.

**) Hat zwischen Wehnde und Eilgerode gelegen.

***) Siehe unten. Es werden Adelige von Wildungen erwähnt. Wird erwähnt bei Erath. N. XCIV. Im Jahr 1572 ernannte Ludolf von Uslar den Priester Anton von Wehren zum Pfarrer in Wildungen. Ist jedenfalls im 30jährigen Kriege zerstört.

von dieser wiederum durch einen natürlichen Felsengraben getrennt, über welchen eine, in eine Zugbrücke auslaufende Brücke von vier Schwibbogen, in den wenig geräumigen Schloßhof führt.

Hier steht dem Eintretenden ein schmales, nur sieben kleine Fenster breites Mittelgebäude ohne Eingang gegenüber, an das sich zwei, wohl doppelt so lange Flügel anschließen, alle dreistockig. Der Flügel, den man zur Linken hat, wenn man durch das Thor tritt, ist das Hauptgebäude. Es blickt nach Süden. Man betritt diesen Flügel durch einen starken, den Hof noch mehr beengenden Wendeltreppenthurm mit alter, abentheuerlich verzierter Thür. Er enthält im Erdgeschoß Speise- und Billardsaal und ein freundliches Gastzimmer; im ersten Stock die Empfangs- und die Wohnzimmer der Burgfrau und des Burgherrn, und im zweiten Stock die Bibliothek von 10—12,000 Bänden und vier wohleingerichtete Gastgemächer. Die beiden untern Stockwerke dieses Flügels sind massiv mit vier bis fünf Fuß dicken Mauern, während der zweite Stock von Holz aufgesetzt ist.

Im Mittelgebäude, dessen ganze innere Wand von Holz, die äußere aber massiv ist, finden sich Bedienten- und ordinaire Gastzimmer, ein Geschäftsbureau, Kinderstuben, und im zweiten Stock die bequem und nicht ohne einigen Luxus eingerichteten Gemächer des letztverstorbenen Besitzers, noch so erhalten, wie er sie verließ.

Der rechte Flügel endlich enthält Stallungen, Küche, Räume für häusliche Zwecke, Wohnungen für den Castellan und die Bedienten, drei Gastzimmer, und am äußersten Ende eine ganz allerliebste Schloßcapelle. Ein Christuskopf von Hautelisse über dem Altare ist wunderschön und wird gewiß den Beifall eines jeden Beschauers erhalten. Die Fenster bestehen aus ältern und neuern Glasgemälden. Im herrschaftlichen Stande verdient ein sterbender Voltaire, in Wachs bossirt, alle Beachtung.

Als anderweite Gegenstände, welche die Aufmerksamkeit der ziemlich zahlreichen Fremden, die im Sommer den Bodenstein besuchen, auf sich ziehen, können besonders folgende genannt werden:

a) Eine bedeutende, wohl gegen 200 Nummern enthaltende Sammlung von Portraits, nicht bloß von Ahnen und Familiengliedern, sondern auch von historischen und fürstlichen Personen, besonders aus dem preußischen, russischen, würtembergischen und kurhessischen Hause. Sie sind mit Nummern versehen und ein Verzeichniß derselben liegt zum Gebrauch der Gäste im Salon. Mehrere sind von Meisterhand, unter andern die Marquise de Pompadour, die Dichterin Déshouillère, die schöne Landgräfin Philippine von Hessen, der Minister Colbert und eines der vielen vorhandenen Bilder Friedrich des Großen, gleich nach dem siebenjährigen Kriege gemalt. Ein zweites, mit diesem ganz, selbst im Rahmen, übereinstimmendes Exemplar dieses, angeblich aus der Verlassenschaft der Prinzessin Amalie, Schwester Friedrich des Großen, stammenden, seltenen Bildes, ist im Schlosse zu Berlin, in den Kammern Friedrich Wilhelm II. zu sehen. — Die meisten der hier abgebildeten historischen Per-

sonen sind in Lebensgröße, und nicht nur für das Studium des Costums, sondern auch darum merkwürdig, weil es uns scheint, als habe der Pinsel des Malers den Charakter, den seine Helden im öffentlichen Leben trugen, recht glücklich getroffen. Mit besonderem Interesse betrachten wir auch das Bild der Gräfin Anna Susanna (s. u.) und das sehr passend placirte des Ritter Barthold.

b) Einige Mobilien Friedrich des Großen, aus derselben Verlassenschaft, nämlich: ein Spiegelsecretair und eine Wanduhr.

c) Friedrich des Großen letztes Geschenk, in einem Tafelservice von Berliner Porcellan, mit seiner Chiffre, bestehend, welches er, noch kurz vor seinem Tode, seiner Nichte, der Landgräfin Philippine, zu senden befahl.

Es ist, um zu erklären, wie diese und mehrere der folgenden Gegenstände sich hierher verirren konnten, nöthig zu bemerken, daß der im J. 1834 als Würtembergischer Staatsminister verstorbene Vorbesitzer des Bodenstein, früher in Hessen-Casselschen Militair- und Hofdiensten gestanden hatte, Oberhofmeister der Wittwe Landgraf Friedrich II., Nichte Friedrich des Großen gewesen, und von derselben zum Erben eingesetzt worden war. Die ganze gegenwärtige Einrichtung des Schlosses rührt von ihm her. Jene Verlassenschaft und seine spätere ehrenvolle Laufbahn als Staatsmann, setzten ihn in den Stand, dieses alte, sonst unwohnliche Haus, mit vieler Vorliebe, mit mancher Bequemlichkeit und selbst mit einer Art von Luxus auszustatten, die manchen Fremden hier in einer Provinz überraschen müssen, deren Adel durch die unbeschränkten Theilungen so sehr herabgekommen ist, in einer Provinz, welche, was das Obereichsfeld betrifft, mit Recht für eine der ärmsten in der preußischen Monarchie gilt und die der geistreiche Weber in seinen „Briefen eines Deutschen über Deutschland", das Hungerland nennt.

d) Mehrere Gegenstände aus dem Ameublement der Königin Maria Antoinette in kleinen Trianon; ihr Bett, mehrere Tische und etwas Porzellan, worunter eine Tasse mit incrustirten, wunderlich assortirten Bildern, von ihr, Ludwig XVI., Lafayette und Franklin. Diese Gegenstände hatte ein Pole, Graf Walizky, Spieler und Brocanteur, in der Revolutionszeit, nebst vielen andern, zu Paris an sich gebracht, und zu Berlin wieder verkauft.

e) Die beiden Mundtassen, deren sich Napoleon in dem Feldzuge von 1812 bediente. Sie wurden von dem russischen General Ferdinand von Wintzingerode erbeutet und hierher gestiftet.

f) Eine Büste Napoleons von Biscuit oder unglasirtem Porzellan die Napoleon, nebst zwei Vasen und zwölf Tellern von Sevre-Porzellan, dem verstorbenen Grafen, bei Gelegenheit der Vermählung der Königin von Westphalen, zum Geschenk machte, wie die daran befindliche Inschrift erzählt. Auf der einen Seite stehen die Worte:

A Mr. le Comte de Wintzingerode ministre d'Etat de S. M. le roi de Wurtemberg.

auf der andern:

Donné par S. M. l'empereur et roi à l'occasion du mariage de S. M. le prince Jerome avec la princesse Catherine de Wurtemberg.

g) Eine Standuhr von Seidenholz und ein offener Mahagonischreibtisch, beide mit or moulú sehr reich verziert, nebst noch einigen andern Meisterwerken aus der Fabrik des berühmten Ebenisten Röntchen zu Neuwied, wovon der erstere mit 600 Karolinen bezahlt ward.

h) Eine Tischplatte, aus einem Florentiner Medaillon und allen italienischen Marmorarten zusammengesetzt.

i) Ein großer Reichthum von Rococo aller Art, besonders an chinesischen Vasen und Schalen, worunter mehrere von ungewöhnlicher Größe; zum Theil in den Gemächern vertheilt, zum Theil in einem, zu den Gemächern der Burgfrau gehörenden chinesischen Cabinet vereinigt. In diesem sind auch, neben terra-sigillata-Gefäßen, Majolika und vielen Spielereien, die schönen Napoleonsteller aufbewahrt.

k) Eine in Rom verfertigte, massive Bettstelle von antiker Form. Sie steht in dem, mit reichen ostindischen Stoffen drappirten Alkoven des Vorbesitzers, diente den beiden letzten Herzogen des Sachsen-Gothaischen Hauses zum Sterbelager, und ward in der Auction ihrer Privatverlassenschaft erstanden.

l) Zwei Pokale von Bergkrystall, mit eingeschnittenen Amorettengruppen von vorzüglicher Schönheit.

m) Eine der Besichtigung werthe Sammlung von Steintabatieren, Stephrit, Malachit, Bergkrystall, Achat, Jaspis, Lapis lazuli u. a.

n) Eine kleine goldene Grafenkrone zum Gebrauch bei Trauungen und Begräbnissen.

o) Eine überaus bedeutende Anzahl von Oelgemälden, welche fast alle Wände bedecken. Manches treffliche Bild begegnet hier dem Auge des Kenners, besonders manches gute Original aus der niederländischen Schule und es möchte sich wohl der Mühe verlohnen, diese Sammlung nach verschiedenen Kunstperioden zu ordnen. Von Jakob Liepmann in Berlin, der bekanntlich die wichtige Erfindung gemacht hat, Oelbilder durch den Druck nachzuahmen und beliebig zu vervielfältigen, ist ein Rembrandt hier.

p) Die Aussicht aus dem Schreibcabinet des jetzigen Besitzers, in einem halbrunden Thurme angebracht, der die südwestliche Ecke der Burg stützt und in seinem Fundament ehedem zum Burgverließ diente. Ein zweites Burgverließ befand sich unter einem, jetzt zum Milchgewölbe dienenden Ausbaue an der nördlichen Außenseite des Gebäudes.

q) Die Bibliothek. Sie ist an historischen, publicistischen und politischen Werken, so wie an Erzeugnissen der französischen Literatur ziemlich reich und wird fortwährend vermehrt. Man findet auch

einige Inkunabeln und Elzevirs *); eine kleine Familienchronik von der Hand einer Ahnfrau, einer gebornen von Weltheim, das Stammbuch eines Vorfahren aus dem sechzehnten Jahrhundert; — eine Maske Karl XII. von Schweden, nach dem Tode genommen; — einen vortrefflichen Dollond, viele interessante Bilderwerke, und das Stammbuch des Bodenstein. — Beim Blättern in diesem Album finden wir nicht nur Namen von Freunden und Bekannten, sondern auch Namen, welche ganz Deutschland mit Achtung nennt. Mit Vergnügen lesen wir die werthvollen poetischen Ergüsse, mit denen Männer wie Niemeyer, Adrian **), Raupach und Se. Excellenz der Herr Graf von Wintzingerode selbst, das Buch geschmückt haben. Die Gedichte und Gedanken dieser und vieler anderer namhafter Männer, welche sich im Album finden, lassen voraussetzen, daß Geist und Gemüth nicht unbefriedigt aus den Kreisen scheiden, die sich seit einer Reihe von Jahren im Sommer hier zu vereinigen pflegen.

Statt mancher sonst werthvollen, übrigens jedoch überflüssigen Geräthe, besonders statt der großen Menge von Pendeluhren, welche man fast in allen Zimmern antrifft, möchte man dem Bodensteine lieber eine Sammlung alter Waffen wünschen, die hier ganz und wenigstens besser an ihrer Stelle wäre, als wenn man dergleichen in modernen Häusern findet, wo dieselben mit den heterogenen Umgebungen einen wunderlichen Anachronism bilden. Eine früher hier vorhanden gewesene, nicht unbedeutende Sammlung ward von der Wittwe eines früheren Besitzers, während der Minderjährigkeit ihres Sohnes, auf das Unverantwortlichste verschleudert. Sie zu ersetzen lag nicht im Geschmack des im J. 1794 in den Reichsgrafenstand erhobenen, letzten Besitzers, dessen Neigung zur ausgedehntesten Gastfreiheit, von welcher die fast unverhältnißmäßige Zahl von Gastzimmern zeugt, all seine Mittel in Anspruch nahm, während die Mittel des jetzigen Besitzers, der — nachdem er auch im Würtembergischen Civildienst die höchsten Stufen erreicht hatte — schon seit einer Reihe von Jahren jeden Sommer hier zubringt, theils dieselbe Verwendung zu erhalten, theils der Erhaltung des Vorhandenen, theils der Zukunft seiner Söhne gewidmet zu werden scheinen.

---

*) Die Elzevirs haben immer im besten Ansehen gestanden, Gleim sagt:

Ich habe den Horaz von Elzevir, der keinen
Druckfehler hat; den Wolf für göttlichen Homer,
Die Bibel von Hans Luft, und den Virgil von Heinen,
Und wünsche mir nichts mehr.

**) Adrian, Professor der neuern Sprachen und Literatur zu Gießen, seit 1825 Redacteur des rheinischen Taschenbuchs und Verfasser der leicht hingeworfenen, anmuthig stilisirten „Bilder aus England" befand sich längere Zeit als Lehrer des jungen Grafen von Wintzingerode auf dem Bodenstein.

Die zum Bodenstein gehörigen Wirthschaftsgebäude, — der sogenannte Oberbodenstein, — liegen etwa einen Flintenschuß von der Burg entfernt. Nur ein Kornspeicher liegt dicht unter ihrem nördlichen Fuße, im Walde versteckt. Dieses unscheinbare Gebäude ist für den Geschichtsfreund und besonders für den Protestanten, nicht ohne Interesse, denn ihm sollen es der Eichsfeldische Adel und die Einwohner der Herrschaft Wintzingerode zu danken haben, daß sie, trotz der harten Religionsverfolgungen, durch welche die Churfürsten von Mainz den, im Eichsfelde schon allgemein verbreiteten Protestantismus wieder ausrotteten, (cf. Ranke: Gesch. der Ref.), bei der lutherischen Lehre erhalten wurden. Als nämlich nach dem westphälischen Frieden der Cultus überall nach dem status quo von 1624 wieder hergestellt ward, führten die von Wintzingerode, unterstützt von den Herzogen von Braunschweig, (welche, wie oben erzählt ist, fortwährend Anspruch auf die, angeblich nicht an Mainz mit verkaufte Lehnsherrlichkeit über den Bodenstein, und diesen Anspruch bei jedem Lehensfall factisch geltend machten), den Beweis, daß sie im gedachten Normaljahre, so wie früher und später, den Gottesdienst immer, und zwar heimlich in jenem, damals zu einer Kirche eingerichtet gewesenen Kornhause, nach protestantischem Cultus gehalten, und daß ihre sämmtlichen Unterthanen und der ganze eichsfeldische Adel, nur mit Ausnahme der Knorr und der Hagen von Deuna, stets daran Theil genommen hätten. Luther soll selbst einmal hier gepredigt haben.

Hieraus erklärt sich denn nicht blos die Erscheinung dieser isolirten Akatholiken in der katholischen Provinz, unter dem katholischen Regenten, sondern auch die, beim landsässigen Adel sonst ganz ungewöhnlichen jura circa sacra, welche die Familie Wintzingerode, neben peinlicher und bürgerlicher Gerichtsbarkeit, hoher und niederer Jagd, bis zum J. 1803 auszuüben berechtigt war; Vorrechte, deren auch Pütter in seinem deutschen Staatsrecht als merkwürdiger Anomalieen zu gedenken pflegte; Vorrechte, die jetzt zu den Ruinen einer mittelalterlichen Zeit gehören; welche aber die von Wintzingerode — wie ihnen einstimmig nachgerühmt wird, — nie gemißbraucht, sondern nur zum Wohle ihrer Unterthanen angewendet haben, die immer zu den wohlhabendsten und gesittetsten der ganzen Provinz gehörten.

Betrachten wir das alte Schloß durch das Zauberglas der Sage, so

Hallen aus der Vorzeit Tagen
Als das Recht der Stärke wich,
Noch manch dunkle Geistersagen,
Grauenvoll und schauerlich.

Ritter Barthold, den wir schon oben als tapfern Vertheidiger des Bodensteins gegen die Münzerschen Horden kennen gelernt haben, ist es, der zur Nachtzeit durch die Gemächer und Hallen der ihm theuern Veste schreitet. Er war ein tapferer, aber überaus wil-

der Mann, der mit vielen umliegenden Klöstern und Städten im beständigen Streite lag. (Ein Verzeichniß der Beschwerden, welche z. B Stadt Worbis gegen ihn bei den Mainzischen Räthen einreichte, findet sich in Wolfs Geschichte von Worbis p. 15. Urk. XXII.). Wild war sein Gemüth und sein Herz hart wie der Fels, auf welchem er nistete. Auf seine Gegner zu lauern, mit seinen wilden Knappen den Burgberg hinabzueilen, die Feinde niederzuwerfen und ihnen Leben oder Freiheit zu nehmen; in dunkler Nacht, wenn der Wind durch die hohen Bäume rauschte und das Gekrächz der Raubvögel erscholl, auf den Fang auszureiten, — das war Barthold's Leben, aber Ruhe sein Tod. Wild wie sein Inneres, war auch sein Aeußeres. Eine starkknochige Gestalt mit blitzendem Falkenauge, das benarbte Gesicht vom schwarzen Bart beschattet, buschige Brauen und eine Adlernase, — Alles verrieth den unverzagten, tollkühnen Ritter, der aus Lust die Mönche ängstigte und die Bürger der nahe gelegenen Städtchen schreckte.

Aber auch seine Stunde schlug. Der wilde Ritter wurde, weil er zu oft den Landfrieden gebrochen, in Mainz enthauptet.

In geweihter, kühler Erde
Wird der kühne Leib begraben;
Nur der Geist, der wilde Geist
Soll noch keine Ruhe haben.

Und schwankt wie ein bleicher Schatten
Nachts bei Sturm und Mondenschein,
Durch die Säle, durch die Gänge,
In dem hohen Bodenstein.

Nachts, wenn der Mond über die dunkeln Bäume emporsteigt und einen silbernen Elfenschleier über die Burg und die Gegend zieht; wenn er mit blassem, geisterhaften Scheine in die Gemächer blickt und phantastisch Licht und Schatten an die Wände gaukelt; da wird es lebendig in den Gemächern, es schallen Tritte aus der Ferne, Sporenklang wird laut und es erscheint die hohe, ernste Gestalt Ritter Barthold's von Wintzingerode. Aus einem unterirdischen Gange steigt er eine Treppe hinan, schaut wild rollenden Auges umher, und wenn er in einem gewissen Zimmer Gäste findet, bemächtigt sich seiner eine grenzenlose Wuth. Mit riesenstarkem Arme ergreift er den Kühnen, der es gewagt hat, in den Kreis zu kommen, in welchem er allnächtlich waltet, wirft ihn mit wildem Hohngelächter die steile Treppe hinab und der Verwegene kann sich glücklich schätzen, wenn er das Leben rettet aus den Händen des gespenstigen Ritters. *)

*) Die Treppe, welche mit einem unterirdischen Gange in Verbindung stand, dessen Eingang noch vorhanden ist, wurde, um den Spuk zu enden, hin-

Ein Burggeist anderer und viel sanfterer Art ist die Ahnfrau des ganzen, jetzt lebenden, — aus siebenzehn, in die beiden Linien Bodenstein und Adelsborn getheilten, mitbesitzenden Gliedern bestehenden — Geschlechts, Anna Susanna, eine geborne von Barby-Coburg. Sie wandelt in stiller Trauer umher und sucht nach einer goldenen Brautkrone die abhanden gekommen ist; schaut aber auch nebenbei um, wie es in dem Schlosse steht, in welchem sie so lange als Burgfrau gewaltet. Mägden, welche still und fleißig ihre Arbeit thun, spinnt sie bei nächtlicher Weile den Wocken ab, und treuen Knechten klopft sie lobend auf die Backen. Einem dieser Knechte schien sie besonders gewogen, denn sie erschien ihm oft und sah ihn mit freundlichen Blicken an. Besonders häufig gewahrte er sie an einem Fenster der Burgmauer neben der Zugbrücke und es mußte auch selbst den Freidenkenden überraschen, wenn er von der Kleidung der spukenden Burgfrau eine, zwar nicht mit ihrem noch vorhandenen Bilde, wohl aber mit dem häuslichen Costume ihrer Zeit übereinstimmende Beschreibung machte, in welcher auch nicht das Geringste vergessen war. *)

Wir verlassen das Schloß mit den Empfindungen des Dankes für die uns gewordenen Kunstgenüsse, deren man sich an keinem Orte der Umgegend in gleichem Maße zu erfreuen haben wird und die uns den Bodenstein stets im freundlichsten Andenken erhalten werden.

Der Schloßgarten ist auf Terrassen nach Mittag und Abend, zwischen die Burg und den steil abschießenden Wald hingelegt. Er zeichnet sich durch nichts Besonderes aus; nur

Dort unterm Schatten, den die Linde breitet,
Spricht uns ein einfach Denkmal an;

ein Monument, welches der Herr Graf ganz kürzlich seiner 1835 verlorenen, aber im Herzen aller derer, die sie kannten, als eines der verehrtesten und liebenswürdigsten Vorbilder ihres Geschlechts fortlebenden, zweiten Gemahlin errichtet hat. Sie ruht in der Familiengruft, welche unterhalb des Schloßberges in stiller Waldeinsamkeit liegt, neben ihrem Schwiegervater und dem ältesten, den schönsten Hoffnungen auch so früh entrissenen Sohne erster Ehe ihres Gemahls.

---

weggenommen. Zornig darüber warf Ritter Barthold nun, sobald Jemand in dem unheimlichen Gemache schlief, sein eigenes Bild mit lautem Gepolter von der Wand; entsagt aber diesem Zeitvertreibe, seit sein jetzt hier hausender Urenkel ihm die Aufführung dieser Scene aus dem Freischütz durch einen soliden Nagel verleidete.

*) Seitdem eine neue, goldene Brautkrone angeschafft wurde, ist auch Frau Anna Susanne nicht wieder sichtbar geworden.

Aus der Sonne ew'ger Liebe
War der schönste Strahl in ihr
Engelrein herabgesandt.

Das Denkmal ist dicht beim Schlosse unter einem, aus einer Terrasse herausgebauten, von einer alten Linde beschatteten Altane angebracht, dessen Säulen, Spitzbogen und Rosetten von zierlicher Arbeit, die Gestalt einer gothischen Capelle gegeben ist. — Der Altan dient der Familie zum gewöhnlichen Aufenthalte im Freien, gewährt eine reizende Aussicht und ladet uns ein, einen Blick in das Thal und in die Ferne zu werfen. Wir blicken in die im Zitterglanze der Sonne schimmernde, reich geschmückte Gegend hinaus. Unter uns liegen in buntem Wechsel Gärten und Wiesen, Felder, Berge und Walder, und viele Dörfer malerisch in Gebüsch versteckt.

Wie so lieblich hebt zur Seite
Sich das Waldgebirg' empor,
Während rings in bunten Farben
Prangt die Flur im vollsten Flor.

Saatengrün und Schmelz der Wiesen
Trifft vor mir der trunk'ne Blick,
Und den Bergwald sieh' ich dampfen,
Wende ich das Aug' zurück.

Der äußerste Horizont wird durch die Berge bei Göttingen und Bornhagen begrenzt. Die Gipfel der Berge sind schon in die letzten Strahlen der Sonne getaucht, jene leichten, ziehenden Wolken im Hintergrunde umsäumt der Abend mit glühendem Golde, die Wipfel der Bäume stehen in feuriger Lohe, das Geräusch des Tages legt sich, nur der Klang der Abendglocken in den schon in Duft gehüllten Dörfern, die den müden Landmann zum Gebet und zur Nachtruhe rufen, und das abendliche Zwitschern der Vögel vernehmen wir noch in unserer stillen Feier der Natur.

An heißen Tagen finden die Bewohner des Schlosses Schatten und Kühle auf einer tiefer gelegenen, mit Blumen und einer kleinen Fontaine geschmückten, auch erst seit Kurzem entstandenen Terrasse unter der Brücke, die einen ihrer Schwibbogen zu einer bequem eingerichteten Moosgrotte hergeben mußte.

Zunächst dem Schlosse ist der Wald wie ein Park mit Wegen durchschnitten und der Spaziergänger findet da manches trauliche Ruheplätzchen und manchen Punkt, der ihn durch seine Aussicht fesselt. Auf einsamen Wanderungen durch diese stillen Waldgänge trinkt das Gemüth stille, aber tiefe Züge der Begeisterung und wird für die Schönheit und Majestät der Natur wahrhaft empfänglich. Die Einbildungskraft verliert sich in Träumereien und Entzückungen; unbestimmte, aber schöne Bilder und Gedanken drängen sich herzu

und wir schwelgen in einer stummen und fast unmittheilbaren Ueppigkeit der Gedanken. — Wenn wir diese schöne, ungekünstelte und darum so anziehende und nie langweilende Natur und das altersgraue Schloß, das mitten in diesem üppigen Waldleben als ein Zeuge vergangener Jahrhunderte dasteht, betrachten; so wird der verzeihliche Wunsch in uns rege, hier die Tage unseres Lebens in heiterer Feier der Natur, unter Schätzen der Literatur und Kunst zubringen zu dürfen. Wir würden dann auch gern eben so gefällig gegen Fremde sein, als der Herr Graf es ist, der den Besuch des Schlosses und seiner Umgebungen zu jeder Zeit mit der größten Bereitwilligkeit gestattet. Ich freue mich immer dieser Gastfreundlichkeit und der gastfreien Grundstücke und Sachen, welche Jedermann besuchen oder betrachten kann, als wenn sie sein eigen wären. Es versöhnt gewissermaßen einen armen Mann mit seinem Schicksale, und, was mehr ist, mit dem bessern Loose seines Nächsten, daß er so Parks, Gärten und Kunstsammlungen zu seiner Erholung offen sieht. Er betrachtet die theuern Gemälde und Bilderwerke, er athmet die reinen Düfte der Blumen eben so frei ein und ruht eben so wohlgemuth im Schatten, als der Herr des Bodens, und wenn er auch nicht das Vorrecht hat, Alles, was er sieht, sein eigen zu nennen, so braucht er auch nicht dafür zu bezahlen und es in Ordnung zu halten.

Seit einer Reihe von Jahren war die nächste Umgebung des Schlosses der Schauplatz eines sehr beliebten Volksfestes, zu dem der würdige Herr Pastor Schmidt zu Kirchohmfeld die erste nur auf seine beiden Gemeinden beschränkte Idee angab, die aber von dem Herrn Grafen und seiner Frau Gemahlin Aeone, lebhaft aufgefaßt und auf alle fünf Dörfer der Herrschaft ausgedehnt wurde, da sie in diesem Feste ein Mittel sahen, der Jugend eine gesittete Freude zu gewähren und sie, so wie durch sie alle Unterthanen der Herrschaft, durch ein neues, freundliches Band mit sich in Berührung zu bringen, nachdem durch Zeitgeist und Gesetzgebung fast alle jene patriarchalischen Verhältnisse zerstört sind, durch welche sie seit Jahrhunderten mit dem Gutsherrn verbunden waren. Allen Schulkindern der fünf Dörfer, wohl über fünfhundert, ward den 3. August ein Fest gegeben, einfach ohne großen Aufwand, aber den Theilnehmern große Freude gewährend durch Sinnigkeit und manche gute Folgen.

Das Fest begann mit der Vereinigung der Kinder auf einem freien Platze unfern des Schlosses. Von hier zogen sie, jede Schule mit einer Fahne versehen, von ihrem Lehrer geleitet, die Mädchen mit Blumen bekränzt, die größern Knaben mit Armbrüsten bewaffnet, Musik voran, die alte Lindenallee der Mühlhäuser Burg hinab, wo die Gutsherrschaft mit ihren Gästen sich unter der offenen Halle versammelt hatte. Hier wurden die Kinder im Halbkreise geordnet und, nach Absingung eines geistlichen Liedes, von dem anordnenden Prediger eine kurze die Feier des königlichen Geburtstages als Zweck des Festes bezeichnende Rede gehalten, und auch wohl von dem Gutsherrn einige bekräftigende Worte hinzugefügt. Dann wallte der

Zug auf die schattige Trift vor dem kleinen Kranzberge, wo die Kinder mit Bier und Kuchen bewirthet wurden, sich mit Tanz, Scheibenschießen und kleinen Glücksspielen vergnügten und wo benachbarte Wirthe unter Laubhütten auch für Erquickung der oft sehr zahlreichen erwachsenen Gäste aller Stände sorgten, die sich aus der Umgegend zu versammeln, sich an der idyllischen Scene zu erfreuen und auch wohl am Tanze Theil zu nehmen pflegten. Gegen Abend erschien dann auch die Gesellschaft des Schlosses wieder, trank unter einem Zelt ihren Thee, mischte sich unter die Menge, ermunterte sie zur Fröhlichkeit, wachte aber mit Ernst darüber, daß die Kinder die Hauptpersonen blieben und kein übles Beispiel erhielten. Ein kleines Feuerwerk mit passenden Transparents, patriotische Lieder und ein weit in die Thäler des Ohmgebirges hallendes „Vivat!" vom Herrn Grafen dem Könige ausgebracht, beschloß die ländlich patriotische Feier.

Der siebente Juni 1840 machte den 3. August seit 1833 zum ersten Male verstummen.

Je gewisser die reichen Gemüths- und noch reicheren Geistesgaben des vierten Friedrich Wilhelm reichen Ersatz für die des Dritten gewähren, je vollgiltiger seine Ansprüche auf gleiche Liebe und Verehrung sind, um desto mehr ist es zu bedauern, daß sich diese Gefühle in dieser rauhen Gebirgsgegend am 15. October nicht auf gleiche Weise mehr ausdrücken lassen. Es wäre daher wohl zu wünschen, daß der Herr Graf einen andern Tag dazu bestimmte, denn das Fest, welches sich der innigsten Theilnahme der ganzen Umgegend zu erfreuen hatte und zum wirklichen Volksfeste geworden war, ganz eingehen zu lassen, möchte für alle Umwohner des Bodenstein gleich betrübend sein. Von vielen Seiten ist bereits der Wunsch laut ausgesprochen worden, daß der 12. Julius jener Tag sein möchte, da er für den Herrn Grafen und für alle Freunde des Wintzingerode'schen Geschlechts von so hoher Bedeutung ist und sich die Feier desselben sehr passend mit einer patriotischen Feier verbinden ließe.

Der merkwürdigen und interessanten Punkte giebt es in der Umgegend des Schlosses mehrere. Wir nennen davon, außer dem Bornberge, von dem schon oben die Rede gewesen, die Katharinenquelle, die ziemlich stark an einem der Berge über dem Dorfe Wintzingerode entspringt, zu den periodischen Quellen gehört und ihren Namen davon erhalten haben soll, daß sie fast immer um die Zeit des Katharinentages zurückkehrt, den Canstein*) ein Felsen mit einer schönen, sehr ausgebreiteten Aussicht, den Kuhstall, eine Höhle am Abhange des Gebirgs, die im dreißigjährigen Kriege

*) Canstein, Chanstein, Hanstein, Honstein, Gonstein, kommen alle her von chan, althochdeutsch chuoni, hervorstehn, daher kühn, stolz.

den Heerden der Nachbarſchaft, das Juttenloch, eine Höhle, die einſt einer frommen Nonne zum Zufluchtsort gedient haben ſoll, vor Allen aber Ober- und Unterwildungen, zwei kleine Meiereien, die am nördlichen Fuße des Gebirgs auf einem theilweiſe cultivirten Abſatze deſſelben, recht romantiſch liegen und wo Geſellſchaften aus der Umgegend ſich häufig zu Landpartien verſammeln. — Wahrlich, manche Gegenden gelten als irdiſche Paradieſe gewiſſermaßen durchs Privilegium, während andere unverdienter Weiſe im üblen Rufe ſtehen. Wer dieſe ganze Gegend, den Bodenſtein und ſeine Umgebungen, Wildungen u. ſ. w. in einſamen Stunden durchwandert, bald ruhend in ſeinen ſtillen Wäldern, bald von Felſen zu Felſen kletternd, oder von Thal zu Thal irrend, begleitet vom Geſange der Vögel, der wird ſich in einer der romantiſchſten Gegenden Deutſchlands glauben. In ſtiller, nur durch den Geſang der Vögel unterbrochener Einſamkeit liegt die Ruine Wildungen, die letzte Trümmer des ſchon lange verſchwundenen Dorfes Wiltungen. Ein maleriſcher Thurmreſt mit einigen Fenſteröffnungen ſtarrt noch hoch in die Luft, die eine Seitenmauer iſt zerfallen, die übrigen drei Wände ſind geborſten und wildes Gebüſch ſproßt maleriſch in den Ritzen und Spalten. Wehmüthige Gefühle beſchleichen unſer Herz, wenn wir, auf den ſchwellenden Raſen gelagert, vom linden Wehen des Weſtes umfächelt, von duftenden Waldbäumen umrauſcht, von Schmetterlingen umgaukelt und Bienen und Käfern umſurrt, uns in die Zeit zurückträumen, wo hier rüſtige Menſchen ſich rührten, wo ſie ſich hier liebten und haßten, wo ſie ſchafften, ſtrebten und für die Zukunft arbeiteten; — wo auf der Stelle, auf welcher wir uns niedergeworfen haben, ein Tempel des Herren ſich erhob, zu dem Tauſende in frommer Andacht wallten, wo hier Orgelton, Prieſterwort und Feſtgeſang erſcholl, wo die Schuldbeladenen eintraten mit demüthigem und hoffendem Herzen, wo ernſte Leichenzüge zum ſtillen Friedhofe ſchwankten, das Kreuz voran und der Prieſter mit der glänzenden Monſtranz, dann die verhüllten Särge und der Leidtragenden lange, ſchwankende Reihe begleitet von dumpfen Tönen der Glocken, — und wenn wir nun plötzlich aus dem Traume der Vergangenheit erwachen, Alles öde und einſam finden und nur ſtille Waldeinſamkeit um uns her erblicken. Aber wo der Anblick der Vergänglichkeit alles Irdiſchen das Herz zur Wehmuth ſtimmt, da verſöhnt uns wieder die Natur mit ihrem ewig jungen Leben. Nur eines Blickes bedarf es auf das blühende Leben der Natur um Dich her, Du darfſt nur das Auge richten auf Deine Umgebungen, und Du wirſt getröſtet zu der ewigen Bläue emporſchauen und die Ruhe, welche über dem letzten Gemäuer von Wildungen ſchwebt, wird ſich wohlthuend um Dein bewegtes Herz legen.

Du hörſt allein die linden Weſte
Melodiſch ſäuſeln durch die ſtillen Aeſte,
Du biſt umwürzt von ſüßem Waldesduft,
Du hörſt die Nachtigall, die ferne ruft.

Tief ſchweigend ruhn die grünen Wieſenhänge
Die Blume ſchließt den Thau in ihren Schoß,
Und freut ſich ſtill an ihrem Frühlingsloos;
Die Vögel ſinnen ſchweigend auf Geſänge.
Fern unten tönt im Thal ein leiſer Brennen,
Als träumte dem Gebirg von einem Quell;
Es glüht im Abendſcheine purpurhell
Der Wald, verloren in ſprachloſe Wonnen.
Wie freudeſinnend ſteht die Lämmerheerde,
Vergeſſend faſt das friſche Wieſenkraut;
Still hält der friſche Weidenzug und ſchaut
Herunter nach der ſchönen Frühlingserde.
Wir aber wandeln unter dunkeln Bäumen
Der Heimath zu, umſpielt von ſüßen Träumen.

C. Duval.

Goseck.

In einer der anmuthigsten Gegenden Thüringens, in der fruchtbaren Saalaue, die sich von der alten Bischofstadt Naumburg bis Weißenfels, in einer Länge von 3 — 4 Stunden erstreckt und theils mit lachenden Wiesen und Feldern, theils mit herrlichen Obstanlagen und romantischen Wäldchen bedeckt ist, erhebt sich in geringer Entfernung von dem linken Saalufer, in gleichweiter Entfernung von den genannten beiden Städten, auf einer nicht unbedeutenden Höhe das alterthümliche Schloß Goseck. Die Höhe, auf welcher es sich befindet, bildet keinen isolirten freistehenden Berg, sondern es ist vielmehr ein größtentheils bewaldeter Höhenzug, der in der Nähe von Großjena, der ehemaligen Residenz des Markgrafen Eckard I. in südwestlicher Richtung, die Saale und Unstrut zugleich berührt und hier an mehrern Punkten ziemlich steil abfällt, in nordwestlicher und nördlicher Richtung flacht sich derselbe sehr ab, ist hier zum Theil mit Fruchtfeldern bedeckt und endigt sich dicht bei Goseck mit einem ziemlich freistehenden, größtentheils mit Weinbergen und Obstbaumanpflanzungen bedeckten Berge, dem sogenannten Igelsberge. Von dem genannten Berge bietet sich dem Auge des Beschauers eine der herrlichsten Ansichten dar. Man überblickt hier den größten Theil der zwischen Naumburg und Weißenfels befindlichen Saalaue, durch welche der Fluß in vielfältigen Bogenkrümmungen sich windet, bald dicht an dem sowohl auf dem linken als auf dem rechten Ufer befindlichen Gebirgszuge hinfließend, bald plötzlich nach der Mitte sich wendend. Die Ufer der Saale sind hier stundenlang mit Obstbäumen bepflanzt, unterbrochen von kleinen Wäldern von Forst- und andern Bäumen. Ungefähr ½ Stunden nordöstlich von Goseck macht der Fluß eine ostnordöstliche Wendung nach Weißenfels zu, indem er sich um den gegenüberliegenden Gebirgszug wendet. Letzterer verhindert auch die freie Aussicht nach Weißenfels, so daß man davon nichts als die über das Gebirge hervorragende Augustusburg, wel-

Coseck.

che schon seit mehreren Jahren in die sogenannte Friedrich-Wilhelms-Kaserne umgewandelt ist, erblickt. Im Süden blickt der stattliche und alterthümliche Dom von Naumburg, etwas näher, dicht am Ufer der Saale auf einem Felsen sich erhebend, ernst und stumm der alte Thurm der Schönburg in das Thal hinein. Weniger umfassend, aber im Ganzen noch herrlicher ist die Aussicht von dem Schlosse Goseck selbst. Rechts zur Seite überblickt man fast den ganzen über eine Stunde langen Gebirgshang auf dem das Schloß selbst sich befindet, mit den schönsten Weinanpflanzungen fast ganz bedeckt, auf der Höhe überragt von dunkler Laubwaldung hier und da von Fichtenanpflanzungen unterbrochen, an dem Fuße ziehen sich herrliche Obstanpflanzungen hin, begrenzt von grasreichen Wiesen. Aus dem dunkeln Laubgebüsch des Thales schimmern mehrere stattliche Dörfer hervor, und gegenüber streift der Blick auf die Ruinen der alten Schönburg. Allein die Gegend um Goseck bietet nicht allein des Romantischen viel dar, auch der Alterthumsforscher findet hier mannichfachen Genuß. Der schon genannte, vielfach von Gründen und Klüften durchzogene waldige Gebirgszug, der sich von Goseck nach Großjena hinzieht, scheint mannichfacher Ereignisse der frühern Zeit unserer deutschen Vorfahren Zeuge gewesen zu sein, die wir nicht wissen, die wir nur ahnen können, dies beweist die zahllose Menge von Gegenständen des Alterthums, als steinerne Aexte, Hämmer, meiselartige Instrumente, Messer, Wurfsteine, alterthümliche Sporen, Lanzenspitzen und Aexten von Eisen, die man hier, größtentheils beim Roden fand, so wie ganze Haufen Urnenscherben, die an verschiedenen Orten der Regen auswäscht, auch fand man auf der Höhe von Goseck vor mehr als 200 Jahren schon mit Steinen ausgesetzte Gräber, wie man sie noch in andern Gegenden sehr häufig findet; — dies Alles deutet darauf hin, daß hier entweder in früher Zeit zwischen verschiedenen deutschen Volksstämmen Kämpfe statt gefunden haben, oder es befand sich hier ein sogenannter heiliger Hain, indem mehrere Alterthumsforscher der Meinung sind, daß jene steinernen Waffen und Geräthe wohl hauptsächlich zum Gebrauche beim Opfer ꝛc. gedient haben könnten; Letzteres gewinnt auch dadurch noch vieles für sich, daß von dem zu Goseck gehörigen Walde zwei Districte der große und kleine Hayn oder Hagen, welches die Sprache des gemeinen Mannes in Hahn umwandelte, genannt werden.

Was nun das Schloß Goseck selbst betrifft, so erzählt die Sage — urkundlich erweisen läßt sich dieses nicht — daß einst in den ältesten Zeiten, als noch die Sorben den Saalfluß hier beherrschten, eine sorbische Burg, Namens Ponzigk hier gestanden. Hat nun wirklich eine Burg schon in der vorurkundlichen Zeit hier existirt, so geräth der aufmerksame Betrachter auf den Gedanken, daß diese Burg wohl eher zum Schutze der deutschen Bewohner des linken Saalufers wider die Sorben in jener Zeit erbauet sein könnte, als die fränkischen Könige dieser slavischen Nation die sogenannte Ostmark oder denjenigen Theil von Thüringen, den die Sorben diesseits der Saale in Besitz genommen hatten, abgerungen. Goseck liegt

nämlich unter der Höhe des Berges, am Hange desselben, und gewährte von der deutschen Seite her wenig oder gar keinen Schut, wohl aber war es ein sicherer Beobachtungspunkt für die Deutschen selbst als die Sorben auf dem rechten Ufer der Saale noch nicht geschwächt waren und häufige Einfälle in Thüringen wagten. Hier hatte beim Beginn des elften Jahrhunderts, also kurz nach der gänzlichen Unterjochung der Sorben ein edles thüringisches Geschlecht seinen Wohnsitz genommen. Der erste, der von diesem Geschlechte urkundlich erwähnt wird, hieß Friedrich. Sein Vater wird Dietrich genannt, welcher ums Jahr 993 die Würde eines Pfalzgrafen zu Sachsen bekleidete; dieses Schwiegervater war Athalbert, Graf von Sommerscheburg und Pfalzgraf von Sachsen, welches mehrere Chronisten veranlaßt hat, den obgedachten Friedrich aus dem Geschlechte der Grafen von Sommerscheburg abstammen zu lassen. Dietrich starb nach den sächs. Annalisten im Jahr 995. Er hinterließ seinem Sohne Friedrich seine in Thüringen und im Osterlande liegenden Besitzungen*) so wie die pfalzgräfliche Würde und dieser wurde der Stammvater des Geschlechts der Pfalzgrafen von Sachsen auf Goseck. Friedrich I. von Goseck war vermählt mit Agnes, einer gebornen Gräfin von Orlamünda und Weimar, welche im Stifte zu Quedlinburg erzogen worden war. Mit dieser Gemahlin zeugte Friedrich 3 Söhne, Athalbert, Dedo und Friedrich II. und eine Tochter Namens Hilaria oder Uda. Friedrich I. legte hinter dem Schlosse Goseck eine kleine Kapelle an, von der man die Grundmauern noch bemerkt, die er dem heiligen Simeon weihete und in welcher er mit seiner Gemahlin auch begraben worden sein soll. Die Tochter Friedrichs vermählte sich mit Albrecht oder Athalbert, Graf von Sommerscheburg. Sein ältester Sohn Athalbert widmete sich dem geistlichen Stande, stand bei dem Kaiser Heinrich III. in hohem Ansehen, wurde von demselben zu den höchsten geistlichen Würden erhoben und sogar selbst zum Papste vorgeschlagen. Er wurde endlich Erzbischof zu Bremen und theilte nach Heinrich III. Tode mit dem Erzbischof Hanno zu Köln das Amt eines Erziehers des kaiserlichen Prinzen Heinrich IV., der später als deutscher Kaiser sowohl mit dem Papste als mit den erbitterten Sachsen und Thüringern, so vielfältige und schwere Kämpfe zu bestehen hatte. Athalbert wurde von seinem königlichen Zögling vorzüglich geliebt und dem strengen und unfreundlichen Hanno vorgezogen; er schadete jedoch demselben durch allzugroße Nachsicht und soll ihm nicht die besten Grundsätze eingeflößt haben.

Schon unter Heinrich III. Regierung übte Athalbert einen bedeutenden Einfluß auf die Reichsangelegenheiten aus, noch mehr aber unter dem Nachfolger desselben, dem genannten Kaiser Heinrich IV.

---

*) Friedrichs Bruder, Dedo, wurde Markgraf zu Landsberg und wird in den Hildesh. Ann. rr. Comes orientalium genannt.

Friedrichs zweiter Sohn, Dedo, war ein entschlossener und unerschrockener Mann von seltener Einsicht und Kriegserfahrung, und ihm hatte es der Kaiser Heinrich III. vorzüglich mit zu danken, daß der im Jahre 1040 unternommene Feldzug gegen den Usurpator Peter, der sich mit dem Böhmenherzog Brzetislav verbündet hatte, nicht ganz unglücklich ausfiel, sondern am Ende noch Raab genommen und dem Feinde durch Zerstörung mehrerer Städte ein bedeutender Verlust zugefügt wurde. Nach seines Vaters Tode bekleidete er die pfalzgräfliche Würde, zeichnete sich durch Biedersinn und Frömmigkeit aus und war ein Vater der Wittwen und Waisen, welches Lob ihm das Chronic. Gozec. ertheilt. Er scheint mit seinem Bruder Friedrich II. zugleich in den Stammbesitz der Burg Goseck gekommen zu sein, welche schon, ehe das Benedictinerkloster hier fundirt wurde, diesen Namen führte, nicht erst als Kloster denselben erhielt und deshalb ursprünglich wohl eine andere Bedeutung als Gotteseck oder Gottesort, wie die gewöhnliche Meinung ist, gehabt haben mag, welche wohl schwerlich in dem Namen Gosigk, Gusigk, Gozeka ꝛc. wie er früher urkundlich aufgeführt wird, zu finden sein möchte. Der jüngste Sohn Friedrichs, Friedrich II., der nachher den Stamm der sächs. Pfalzgrafen auf Goseck fortführte, wurde im Kloster Fulda erzogen, verheirathete sich mit Hedwig von Baiern und succedirte in der Pfalzgrafschaft nach der Ermordung seines Bruders Dedo im J. 1056. Als er sich im Jahre 1075 nebst mehreren der verbündeten thüringischen und sächsischen Edeln dem Kaiser Heinrich IV. bei Spira selbst überlieferte, erfuhr er das traurige Schicksal, wegen seiner Theilnahme an dem Bunde der thüringischen und sächsischen Fürsten und Herren gegen den genannten Kaiser nach Pavia verbannt zu werden, woselbst er auch über ein Jahr in harter Gefangenschaft gehalten wurde. Diese drei Brüder waren es, welche sich entschlossen, die alte Burg Goseck abzubrechen und ein Kloster an derselben Stelle sowohl zum Heile ihrer Seelen, als ihrer Vorfahren und Nachkommen zu erbauen. Die dankbarste Ehrerbietung gegen die Aeltern, welche schon mit demselben Gedanken umgegangen waren, so wie der fromme Glaube ein gottgefälliges Werk zu verrichten und das Heil ihrer eigenen Seele zu befördern, der ermunternde Rath des Bischof Burchard zu Halberstadt, so wie die zu einem Kloster trefflich geeignete Lage des Ortes, waren die Beweggründe zu diesem Entschlusse. Im Jahre 1041 wurde der Anfang mit dem Niederreißen des alten Schlosses gemacht und der Grund zu der Kirche und den noch übrigen Gebäuden gelegt. Die förmliche Einweihung dieses Klosters fand aber erst im Jahre 1053 den 29. Sept. in Gegenwart sämmtlicher Stifter und anderer hohen Personen statt. Der Hauptinhalt der bei dieser Gelegenheit ausgestellten Fundationsurkunde wie wir sie in Schultes Dir. Diplom. Th. I. p. 165 finden, ist:

> Der Erzbischof Athalbert zu Bremen und seine zwei Brüder, die Pfalzgrafen Dedo und Friedrich stiften das von ihnen aus eigenen Mitteln erbaute, der heiligen Maria und

dem heiligen Michael geweihete Kloster Goseck, Benedictinerordens, und unterwerfen solches dem Erzbisthum Bremen dergestalt, daß zwar der Convent zur eingeschränkten Wahl eines Abtes berechtigt, selbiger jedoch zuvor dem Erzbischof zu Bremen präsentirt und von solchem bestätigt werden solle; sie bestimmen auch, daß der jedesmalige Senior weltlichen Standes aus ihrer Familie die Voigtei hierüber verwalten, im Fall ein solcher nicht vorhanden, der Convent sich einen Schutzvoigt wählen, jedoch von dem Erzbischof bestätigen lassen sollte, wobei übrigens Athalbert zum Andenken an die Einweihung des Klosters 40 Pfund Silber seiner Münze und eine gleiche Anzahl Stücke wollene Tücher aus seiner Kammer jährlich an das Kloster verabreichen zu lassen sich verpflichtet und diesem überdies, mit Genehmigung seiner Verwandten, seine Besitzungen in Nothe, Achistide (Ober- und Niederelchstädt bei Querfurt), Stirnene (unbek.) einen Strich Landes in Gernstedt, 7 Güter in Lochistede (Lauchstedt), 4 Güter in Zeortrege (Schotterei bei Lauchstedt), 15 Morgen Landes in Plaine (Peuna bei Merseburg), 12 Güter in Alfgestide (Alberstedt im Mansf.) und einen Strich Landes in Belteggelethe übergiebt. Zeugen bei dieser Handlung waren: Die Bischöfe Bucco oder Burchard von Halberstadt, Eppo von Zeiz, Winter von Merseburg und einige Domherren aus Bremen; der Markgraf Dedo und dessen Brüder Gero und Thimo von Brene, ingleichen folgende freie Männer: Rudolph von Gostilitz, Friedrich von Lisnec (Leisling)*), He-

*) Unter Lisnec ist mit der größten Wahrscheinlichkeit das Goseck gegenüber am rechten Ufer der Saale liegende Leisling, unter Gostilitz ein Dorf zu verstehen, das ganz in der Nähe von Goseck gelegen hat und dessen Feldmark noch unter dem Namen Gestewitz bekannt ist. Die wahrscheinliche Lage dieses verschwundenen Dorfes war an dem Wege von Goseck nach Naumburg, zwischen den beiden Holzungen der große und kleine Hahn oder Hagen genannt. In früherer Zeit erblickte man daselbst an vielen Stellen noch die Hausfluren und noch jetzt wird man hier und da die Spuren von Gemäuer gewahr; noch jetzt glaubt man die Stätte zu erkennen, wo die Kirche, deren wüstes Gemäuer vor ungefähr 80 — 90 Jahren noch gestanden, sammt dem Gottesacker sich befand, dessen Oberfläche schon seit langen Jahren in Weinberg umgewandelt worden ist, bei dessen Bearbeitung oft Menschengebeine jeder Art zum Vorschein kommen. Wahrscheinlich wurde dieses Dorf Gostilitz oder Gestewitz im Hussitenkriege oder in dem so verderblichen Bruderkriege verbrannt und verwüstet, oder wohl gar noch früher, und die Einwohner wendeten sich sodann in die nahe liegenden Ortschaften. Doch schweigen darüber alle Nachrichten. Noch ist eine Stelle im Walde, ungefähr eine halbe Viertelstunde von der gedachten wüsten Kirche entfernt, welche den Namen des Schlößchens führt, wo man noch Spuren von Gebäuden und ehemaligen Gewölben entdeckt, auch nicht weit davon, ebenfalls mitten im Holze, ein guter ausgemauerter Brunnen, dessen Mauerwerk vor mehr als 100 Jahren erneuert worden ist. Es ist zu vermuthen, daß hier das Stammschloß der Edeln von Gostilitz stand. Dieser ganze Bezirk ist übrigens reich an Sachen aller Art von spukenden Karossen,

linpertus von Widessendorp (vielleicht Wetzendorf an der Unstrut), Sigebot von Stüver. Act. Gozeca. 29. Sept. 1053.

Das Kloster wurde kurz nach seiner Erbauung und noch vor seiner förmlichen Einweihung mit Mönchen und einem Abte versehen. Athalbert verrichtete die Einweihung selbst, hielt eine feierliche, dem Zwecke der Handlung angemessene Rede und las mit lauter Stimme die Stiftungsurkunde. Nach geschehener Einweihung schenkte Athalbert in seinem und seiner Brüder Namen sowohl Kirche als Kloster zu Goseck der Kirche zu Bremen mit der schon bemerkten Verfügung der Wahl eines Abtes für den Convent und der Bestätigung für den Erzbischof zu Bremen, weshalb dieses Kloster auch stets unter der Oberinspection des Erzbisthums Bremen blieb. Außer den schon genannten Gütern, mit welchen das Kloster dotirt wurde, bekam es bei dem Leichenbegängnisse Friedrich III., des Sohnes Friedrich II., von letzterm das Dorf Niendorp (Naundorf bei Merseburg), auch wird demselben nachgerühmt, daß er auch noch andere zu dergleichen Spenden an das Kloster aufgemuntert habe. So gab z. B. ein gewisser Rether aus Thüringen demselben sein väterliches Erbe Holzegglide. Als Amelung, ein Dienstmann des Pfalzgrafen, durch Albert von Studerheim seine Augen verlor, mußte sich Letzterer dadurch versöhnen, daß er dem Kloster 9 Hufen Feld schenkte. Siegfried, ein tapferer Mann, besiegte einen heidnischen Sorben und dafür bekam er von dem Pfalzgrafen zum Lohne 3½ Hufe zu Gernstedt, welche er aber wieder an das Kloster schenkte. Rudolf und Hermann zu Gostilitz hatten ungefähr im Jahre 1057 einen Mönch aus dem Kloster Goseck, Namens Eberhard ermordet, und opferten zur Sühne dieser That einen guten Theil ihrer liegenden Gründe dem Kloster. Der Pfalzgraf Friedrich selbst gab diesem Kloster 7 Hufen in Grotleste (Grochlitz?), 3 Hufen in Gidetze, 4 Hufen in Gevendorpe, 2 Hufen in Groß-Locstede (Lauchstedt) und 1 Hufe in Thüringen, als er noch jung war, auch gab ein Pfalzgraf den Weinberg her, welcher unfern der Kirche liegt. Als im Jahre 1088 die Gemahlin des Grafen Wilhelm von Kamburg *) Namens Gepa oder Geva nach der Erzählung des Gosecker Mönchs

---

Mönchen und dergleichen. Ein Wolfin von Gestilitz kommt noch als Zeuge vor in einer Urkunde des Landgrafen Hermann zu Thüringen und Pfalzgrafen zu Sachsen, worin der Letztere zwei verschiedene Käufe bestätigt, nach welchen das Kloster Pforta sowohl von dem Vogt Hermann zu Saaleck und denen Erben 5 Hufen zu Gernstedt für 80 Mark als auch von Mangold von Rede ein dergl. für 12 Mark erworben. Ob nun dieser Wolfin in naher Beziehung mit unserm Gostilitz steht, ist schwer zu bestimmen, doch eben so wenig das Gegentheil zu behaupten.

*) Graf Wilhelm von Kamburg, einer der Fundatoren des Naumburger Doms, lebte ums Jahr 1078. Derselbe war ein Enkel Dietrichs II., Sohn des Grafen Gero, und Brudersohn der Grafen Konrad und Thime, mithin ein Verwandter der Pfalzgrafen zu Goseck.

vom Teufel besessen war, wurde sie von den Mönchen zu Goseck in dem schauerlichen Raume der Gruft oder unterirdischen Kirche, oder der sogenannten Krypta, von ihrer Krankheit geheilt; aus Dankbarkeit schenkte sie dafür der Kirche zu Goseck 6 (Güter zu) Korbetha, einem Dorfe an der Saale einige Stunden von Goseck, mit der Bedingung, in der Krypta des Klosters ein ewiges Licht zu unterhalten. So schenkte auch des Pfalzgrafen Schwester, Uda, dem Kloster 4 Hufen bei Grodesse (Gröst).

Nur wenige Jahre nach der Einweihung des Klosters, im Jahre 1056, wurde Pfalzgraf Dedo von einem Mönche ermordet, den ihm sein Bruder Athalbert wegen eines Vergehens zur Bestrafung überliefert und der von ihm, der Meinung des Verbrechers nach, zu hart gezüchtigt worden war. Dieses Verbrechen wurde in dem Augenblicke verübt, als Dedo in der Abtei Palithe oder Poelden, zwischen Nordheim und Nordhausen, vom Pferde stieg. Vermittelst eines verborgen gehaltenen Messers wurde der Pfalzgraf von dem gedachten Mönche tödtlich verwundet. Schnell eilten die Begleiter des Verwundeten herzu und ergriffen den Thäter noch auf der Flucht, führten ihn gefesselt vor den Pfalzgrafen, damit dieser selbst bestimmen möge, welche Strafe dieser Verruchte für seine schandliche That erhalten solle. Allein der Sterbende, anstatt den Mörder einem vielleicht grausamen Tode zu überliefern, betete noch für denselben: **Domine Jesu Christe, accipe spiritum meum et ne statuas illi hoc peccatum.** Die Umstehenden erklärten sich diese Aeußerung auf eine für den rachsüchtigen Mönch günstige Weise und ließen ihn ungestraft von dannen. Dedo wurde zu Goslar begraben. — Es war gewöhnlich, daß die Gründer eines Klosters oder Stiftes auch daselbst begraben wurden und an so heiliger Stelle ein Begräbniß zu erhalten, mochte wohl häufig zu dergleichen Stiftungen mit die Veranlassung geben. Allein zwei Stifter unseres Klosters sind hier nicht beigesetzt worden, und von Friedrich II. kann es nicht mit völliger Gewißheit behauptet werden. Athalbert, nachdem er sein Bisthum 28 Jahre lang verwaltet, starb 1072 zu Goslar und wurde in Bremen in dem von ihm errichteten Chore seiner Kirche an demjenigen Orte beigesetzt, den er längst vorher schon dazu bestimmt hatte. Dedo wurde auf Befehl des Kaisers Heinrich IV. zu Goslar mit großen Ehren beerdigt. Friedrich II. starb zu Barby 1088; von diesem Letztern ist es nicht ganz gewiß, ob er zu Goseck beerdigt worden ist. Er war unter seinen Brüdern derjenige, welcher Goseck vorzüglich lieb hatte und sich am meisten hier aufhielt; deshalb läßt es sich wohl vermuthen, daß er zu Goseck beigesetzt sein möchte, da es selbst sein Wunsch gewesen ist, womit auch der Auctor. Fund. übereinstimmt, welcher sagt: sein Leichnam sei von dem Abt Friedrich zu Goseck, dem unehelichen Sohne seines Bruders Dedo, weggeführt und beerdigt worden. Neben ihm soll sein im Jahre 1083 entleibter Sohn Friedrich III., seine Ruhestätte gefunden haben. Es ist indeß unmöglich, die Grabstätte beider noch zu

bestimmen *), da seit einer so langen Reihe von Jahren manche Veränderung mit den Gebäuden dieses Klosters vorgegangen ist und nur das vornstehende Hauptgebäude aus jener fernen Zeit herzustammen scheint, welches, da es an vielen Stellen mit Einsturz in seinen innern Theilen droht, vielleicht bald einem neuen Schloßgebäude Platz machen muß. Was die Sage von Friedrich III. gewaltsamen Tode und den übrigen dabei obwaltenden Umständen betrifft, so halte ich es nicht für nöthig, dieses zu wiederholen, da bereits im ersten Bande dieses Werks bei der Beschreibung von Reinhardsbrunnen umständlich davon erzählt worden ist und bemerke hierbei nur kurz, wie das Chronic. Gozec. diesen Vorfall erzählt:

> Friedrich III. vergnügte sich einst, ein kaum vierjähriger frecher Ehemann, mit der Jagd in der Nähe seines Wohnsitzes Applice **). Sein Gefolge hatte sich zerstreut und ihn im Walde allein gelassen; da erheben sich die beiden Brüder Ulrich und Theodor von Odenleibe (Todleben, Tottleben, Teutleben) und Reinhard von Rineside aus ihren Schlupfwinkeln, ermordeten ihn und eilten nach vollbrachter Blutthat davon. Warum und auf wessen Anstiften jene solches begingen, darüber kann ich nicht vollkommen urtheilen. Er selbst hatte sich nicht an ihnen verschuldet. Seine Bekennung gewahrte endlich das ledige Pferd, welches hin und her im Walde herum weidete und auf den Feldern, flog mit verhängtem Zügel umher, um ihren Herrn zu suchen und fand ihn endlich in seinem Blute liegend. Es läßt sich leicht vorstellen, was sie bei diesem Anblick empfunden haben. Man brachte den Leichnam hierher (nach Goseck), welchen der Bischof Werner von Merseburg und der Abt des Klosters, Friedrich, mit allautiefer Trauer — (als ob Friedrich III. eine solche nicht verdient hätte) — dem Schooße der Erde übergaben.

Friedrichs Gemahlin war Adelheid, eine Tochter des nördlichen Markgrafen Udo I. von Stade, nach dem Annal. Saxo p. 562 und 626; das Chronic. Gosec. nennt sie eine Tochter Udo von Alesleybe (Alsleben). Beide Meinungen vereinigen sich dahin, daß sowohl nach Diethmar p. 343, als nach dem Annal. Saxo p. 330 der Kaiser Otto II. im Jahr 979 den letzten Grafen von Alsleben, Gero, enthaupten ließ, und dessen Tochter Athela den Grafen Siegfried von Stade, Heinrichs, Grafen von Stade Sohn, heirathete,

---

*) Nach einer vom Vater auf den Sohn zu Goseck sich fortgepflanzten Sage sollen sie in der Krypta, dem jetzigen herrschaftlichen Weinkeller, begraben liegen.

**) Applice, Aplice oder Schippliz, früher Weißenburg genannt, eine halbe Stunde westsüdwestlich von Freiburg, wurde nach Errichtung des Klosters zu Goseck zum Aufenthaltsorte des Pfalzgrafen Friedrich II. und besonders seines Sohnes Friedrich III. Später wurde dieses Schippliz oder Scheiplitz in ein Nonnenkloster umgewandelt.

wodurch die Alslebischen Güter an die Grafen von Stade kamen,*) von deren Nachkommenschaft die Adelheid erzeugt worden ist. Daß der Graf Ludwig von Thüringen von der Mitwirkung bei diesem Morde nicht ganz frei zu sprechen sein möchte, bezeugen fast gleichzeitige Historiker, als Chronic. Gozec. p. 114. und Annalist. Saxo p. 487. Der Pfalzgraf Friedrich II. war, als diese Ermordung geschahe, abwesend, feierte aber nach seiner Zurückkehr das Andenken desselben 6 Tage lang und verehrte bei dieser Gelegenheit als Seelengeräthe sein schon früher genanntes väterliches Erbgut Niendorp dem Kloster zu Goseck im Jahr 1085. Adelheid war übrigens, obgleich seit ihrer Verheirathung 1079 kinderlos, bei der Ermordung ihres Gemahls schwanger und gebar einen Sohn, den nachher oft genannten Friedrich IV. Diesem entzog sein Vetter Friedrich I. aus dem Hause Sommerscheburg, während seiner Minderjährigkeit die Pfalzgrafschaft Sachsen, welche zwar der Erstere späterhin wieder an sich bringen wollte, hiervon aber durch seine Freunde abgehalten wurde. Späterhin nannte er sich Pfalzgraf von Putelendorf (Bottendorf). Auch mit seinem Stiefvater, dem Landgrafen Ludwig, gerieth Friedrich IV. in Streitigkeit und öffentliche Feindschaft; Letzterer forderte sogar den Ersteren wegen des ihm angethanen Unrechts, als auch wegen des auf ihm lastenden Verdachts der Ermordung seines Vaters, nach Merseburg zum Zweikampfe im Jahr 1107, welches aber Kaiser Heinrich V., der es damals mit den sächsischen Fürsten hielt, verhinderte. Beide söhnten sich jedoch bald darauf wieder aus und Friedrich IV. überließ seinem Stiefvater gegen eine bedeutende Summe Goldes verschiedene Güter und die Advocatie (Schutzgerechtigkeit) über das Kloster Goseck. Doch bald geriethen beide, da Ludwig wohl nicht allzu redlich an seinem Stiefsohne handeln mochte, aufs Neue in schlimme Händel, wobei es nicht ohne Mord, Brand und Verheerung abging und die armen Unterthanen auf beiden Seiten manche Unbilden zu erdulden hatten. Ludwig, im Bunde mit mehrern sächsischen Fürsten, war seinem Stiefsohne natürlich an Macht überlegen. Da begab sich Letzterer zu Kaiser Heinrich V. und suchte dessen Schutz und Beistand. Dieser leistete ihm die erbetene Hülfe und fügte sowohl dem Landgrafen Ludwig als auch den übrigen mit diesem verbündeten sächsischen Fürsten nicht geringen Schaden zu. Ludwig bekam noch überdies Händel mit dem Abte zu Goseck und hier, sagt die Chron. Gozec. ausdrücklich, war der Zeitpunkt, wo er von dem Kaiser Heinrich V. gefangen genommen und in Arrest behalten wurde. Unter den Gütern, die Ludwig II. von Thüringen von Friedeich IV. erkaufte, war wahrscheinlich auch die Weißenburg (Scheiplitz), welches von der Gräfin Adelheid ungefähr im Jahr 1089 in ein Benedictiner-Nonnenkloster

*) Siehe Schultes Direct. Dipl. Th. 1. p. 201. — Dreyh. Chron. des Saalkreises. Th. 2. p 831.

verwandelt und dem heiligen Martin gewidmet sein soll. Bei dieser Umwandlung soll es den Namen Supplicium bekommen haben, ein Wort, welches Strafe, oder eigentlich das Niederknien, die Demüthigung vor Gott, auch ein Sühnopfer bedeutet, wornach es Schipplitz (Sciplice), später Zscheiplitz, genannt worden sein soll.

Die Mönche, mit welchen das Kloster Goseck besetzt wurde, ließ Pfalzgraf Friedrich II aus der weltberühmten Abtei Corvey in Westphalen, welche ungefähr ums Jahr 822, im 18. Jahr der Regierung Ludwig des Frommen, gestiftet worden war, kommen. Die Aebte, deren seit der Gründung des Klosters 15 hier gewesen sind, waren folgende: 1) Benno, muthmaßlich ein Graf von Waldenburg, war Abt zu Goseck ums Jahr 1042. 2) Thiemo, aus Baiern, kam im Jahr 1043 als Abt hier an, zu seiner Zeit wurde die Krypta vor dem Erzbischof Athalbert eingeweihet und zur Unterhaltung derselben die Dörfer Petolitz (Pödelist), Pozieste (Petzde oder Petstedt) und Lauta geschenkt. 3) Hiltinus, ebenfalls ein Baier, kam 1048 hierher und wird wegen seines frommen Wandels gerühmt. Im 5. Jahre seiner Regierung geschahe die förmliche Einweihung des Klosters. Bald darauf legte H. sein Amt als Abt nieder und ging als Bischof nach Dänemark; da er sich aber hier in seinen Erwartungen getäuscht fand, so kehrte er bald wieder nach Goseck zurück; ob er hier und wann er gestorben, ist nicht bekannt. 4) Sindramus oder Sinzo, ein Thüringer, welcher die Güter des Klosters so wie die Klosterbibliothek sehr zu vermehren suchte, aber schon nach kurzer Regierung im J. 1062 starb. Sein Nachfolger war 5) der schon genannte Friedrich, ein natürlicher Sohn des Pfalzgrafen Dedo. Er wird als ein sorgsamer Hauswirth und gefühlvoller, theilnehmender Mann geschildert, der sich besonders um die Verschönerung und Vergrößerung seines Klosters verdient machte und nach langer Regierung 1090 starb. Der 6. Abt war Konrad aus Regensburg, welcher nicht nur die hiesigen Klostergüter auf die unverantwortlichste Weise verschwendete, sondern auch mit denen des Klosters S. Michael zu Hildesheim, über welches ihm die Abtei ebenfalls anvertraut war, gewissenlos umging; er lebte auch mehr in letztgenannter Abtei und so gab er den Mönchen zu Goseck Veranlassung, seine Abwesenheit zu den gröbsten Ausschweifungen zu benutzen. Er mußte auf die Beschwerde des Abtes Friedrich zu Herschfeld seine Stelle niederlegen und blieb zu Hildesheim. Der alte Abt Friedrich zu Herschfeld nahm sich indeß der Verwaltung des Klosters Goseck treulich an. Als dieser 1098 starb, wählten mehrere Conventualen den entsetzten Konrad weil sie sich unter seiner Regierung nach ihrer Weise wohl befunden hatten, wieder. Da er sich aber nicht gebessert hatte und seiner abermaligen Absetzung entgegensehen mußte, so kam er derselben durch freiwillige Entsagung zuvor. Er nahm heimlich die Flucht und mit ihm verschwanden zugleich mehrere kostbare Reliquien, Bücher und

Kleinodien. 7) Sein Nachfolger Anno gelangte durch die Vermittelung des Pfalzgrafen zum Amte. Da diese Wahl ohne Vorwissen des Convents geschehen war, so bezeigte dieser hierüber großes Mißfallen und da dem Abte Anno hiervon nichts Gutes ahnete, so entfernte er sich in aller Stille. Nach ihm gelangte 8) Konrad II. mit List zur Abtei, welcher, um die Gunst der Mönche sich zu erwerben, die Ausschweifungen derselben begünstigte, und in den meisten Stücken nicht besser als sein Vorgänger Konrad I. war. Er verlor endlich, da keine Besserung zu hoffen war, seine Abtei, welche im Jahre 1126, dem ersten Jahre der Regierung Kaiser Lothar II. 9) Berthold, ein Schwabe, welcher schon vorher Abt im Kloster S. Georg zu Naumburg war, erhielt. Die Abtei S. Georg verlor er aber im vierten Jahre der Regierung Kaiser Lothars und zuletzt entwich er ebenfalls aus Goseck, um dem Hasse zu entgehen, den er vielfältig auf sich geladen, und wendete sich nach dem Kloster Lorsch bei Heidelberg im Jahr 1033. Ihm folgte in der Regierung 10) Nevter der Nenther, ein Mönch aus dem pegauer Kloster, nach so vielen schlechten Vorgängern wieder der erste würdige Abt, der viel Gutes für das Kloster wirkte und die aus Mangel größtentheils aus demselben entwichenen Mönche bis auf einen wieder zurückbrachte. Er stand dem Kloster noch im Jahre 1153 vor, wo er als Zeuge in einer Urkunde des Bischof Wichmann zu Naumburg vorkommt. Von diesem Zeitpunkte an bis 1183 findet sich nur 11) Ermenold als Abt zu Goseck aufgeführt in einer Urkunde des Erzbischof Siegfried zu Bremen vom 5. Sept. 1183. 12) Ein Abt Widerold zu Goseck findet sich unter den Zeugen in einer Urkunde des Bischof Konrad zu Halberstadt vom Jahr 1202. 13) Von einem Abt Heinrich findet sich ein Kaufbrief über 7 Höfe nebst Zubehör an den Propst zu S. Mar. Virg. zu Altenburg vom Jahre 1262. 14) Otto lebte 1334, welcher in dem gedachten Jahre als Commissär zu einem Vergleiche zwischen der Aebtin Mathilde III. im Kloster S. Mich. zu Jena und der Priorin im Kloster Laußnitz bei Eisenberg verordnet wurde. 15) Heinrich findet sich im Jahr 1486, indem bis dahin alle Nachrichten von den Aebten zu Goseck mangeln, in welchem Jahre derselbe Hansen von Landwüst mit der Mühle zu Oeblitz und andern Pertinenzien beliehen. Der letzte Abt Hilarius lebte zur Zeit der Reformation 1519. Während seiner Regierung hatte sich die Reformation mit unwiderstehlicher Schnelle in den sächsischen Ländern verbreitet und nur der Herzog Georg von Sachsen konnte den Nachfolger des Hilarius Jacob Teubner durch gewaltsame Mittel in seiner Würde schützen. Kaum hatte indeß Herzog Georg die Augen geschlossen, und sein Bruder Heinrich der Fromme die Regierung von dessen Landen übernommen, als auch das Kloster Goseck im J. 1540 secularisirt wurde. Der Abt Jacob und einige Mönche, welche von dem katholischen Glauben nicht lassen wollten, wurden zeitlebens versorgt und auf dem 1544 gehaltenen Landtage bestimmt, daß alljährlich aus der fürstlichen Kammer der Abt 100 Gulden, Konrad der Küchenmeister 30 Gulden, Heinrich Mieder 6 Gulden, Frater

Matthias 6 Gulden, Fr. Gregorius 6 Gulden und Fr. Kilianus ebenfalls 6 Gulden erhalten sollten. —

Von den weltlichen Besitzern, welche Goseck nach der Secularisation besaßen, wird zuerst genannt der Wachtmeister Georg von Altensee, von welchem es sein Bruder Lamprecht von Altensee erbte.*) Nach des Letztern Tode kaufte es der gewesene Kanzler am kursächsischen Hofe Dr. David Peifer, der 1602 zu Leipzig starb. Der folgende Besitzer war Herr Franz von Königsmark und darauf des vorigen Vettern, die Herren Adam und Franz von Königsmark. Nach diesen kam es in Besitz des kurfürstlich sächs. Geheimeraths, Kanzlers und Oberhofrichters Bernhard von Pöllnitz. Dieser war 1569 zu Leipzig geboren und besaß außer dem Gute Goseck, zu welchem er durch seine zweite Gemahlin Frau Katharina, verwittweten von Königsmark, gelangt war, noch die Rittergüter Gröbitz, Lindenkreuz, Münchenbernsdorf, Niederpöllnitz, Neusorga, Nöda, Oberpöllnitz, Rentdendorf, Schwarzbach, Uichritz (bei Goseck) und Wittgenstein. Er wurde nach seinem Tode im Erbbegräbniß daselbst beigesetzt. Nach ihm erbte es im Jahr 1628 sein jüngster Sohn Hans Christoph. Er besaß anfangs dieses Gut gemeinschaftlich mit seinem ältern Bruder Christian, welcher Viceoberhofrichter war. Im 30jährigen Kriege erlebte er auch die Schrecknisse desselben, indem das Schloß von den Schweden geplündert und fast das ganze Dorf niedergebrannt wurde; dies geschahe am 9. Februar 1636. In gedachtem Jahre starben, laut der Nachricht des Kirchenbuches zu Goseck 47 Personen, über der fünfte Theil der Bewohner, woraus man auf das große Elend schließen kann, das hier herrschte. Hans Christoph von Pöllnitz starb 1656 zu Oberpöllnitz. Christian Julius und Hans Christoph von Pöllnitz, seine Söhne, erbten hierauf das Gut Goseck. Der Erstere verunglückte 1662 in der alten Elbe dadurch, daß er beim Durchreiten in der Nähe von Pretzsch mit dem Pferde stürzte und ertrank. Sein jüngerer Bruder bekam nunmehr das Gut allein. Dieser war ein Wohlthäter der Armen und überhaupt ein sehr edeldenkender Mann. Er starb 1680 und liegt zu Goseck begraben. Ein noch schlimmeres Schicksal als das des Christian Julius von Pöllnitz hatten die Söhne des Hans Christoph von Pöllnitz, Christoph Bernhard und Christian Julius Heinrich, welche miteinander auf der See verunglückten. Das Schiff nämlich, in welchem sie, auf einer

*) Ersterer liegt in der Dorfkirche zu Goseck begraben, wo sich in der Höhe des Altans noch sein Grab-Monument befindet. Er starb im Jahre 1565 zu Naumburg in dem Gasthause zu den drei Schwänen plötzlich. Lamprecht von Altensee starb 1581. An der Decke der Dorfkirche befindet sich ein schönes Gemälde, das jüngste Gericht vorstellend, wo man den Herrn Lamprecht und seine Ehefrau Frau Margaretha im Vordergrunde im Trauergewande mit gefalteten Händen knieend erblickt. — Außer diesem Gemälde befindet sich an der Decke dieser Kirche ein noch vorzüglicheres und wahrscheinlich weit älteres Gemälde, die schön gemalten Figuren fast in Lebensgröße, das Opfer des Jephtah vorstellend.

Reise begriffen, von Holland nach England überschiffen wollten, wurde, da England und Holland gerade zu der Zeit mit Frankreich Krieg führten, am 3. Juli 1693 von einem französischen Kaper angegriffen und nach hartnäckiger Gegenwehr so zerschossen, das es mit allem, was sich darauf befand, versank. Ihr Begleiter soll jedoch gerettet worden sein um später der Mutter, die als Wittwe auf Goseck lebte, diese trostlose Kunde zu überbringen. Die Mutter dieser Verunglückten, Amalie von Pöllnitz, geborne von Hünicke, vererbte, nachdem sie bald nach dieser Schreckensnachricht auch zweier Töchter beraubt worden war, nach vielfach betrübenden Leiden und Unglücksfällen, als sie 1721 starb, an ihre Enkelin Christiane Henriette Juliane, geborne von Wolframsdorf, deren Gatte Johann Friedrich von Beust, Hausmarschall am koburgschen Hofe war. Dieser ließ es erst durch einen Sequester verwalten, mußte es aber sodann fremden Händen überlassen, und zwar dem kurfürstl. sächsischen Obersteuerrath Gottfried Pfitzner, welches der Sohn eines unbemittelten Landmannes aus dem nahen Dorfe Markwerben war. Unter ihm wurde das Gut, das bisher Mannslehn gewesen war, 1748 ins Erbe gesetzt. Sein Sohn, Hofrath Jacob Heinrich Pfitzner und dessen Sohn, Gottfried Heinrich Pfitzner, waren ebenfalls Besitzer von Goseck und starben, beide sehr jung, ersterer 1737 und letzterer 1758, und liegen beide in der Dorfkirche begraben; worauf die Mutter Gottfried Heinrichs, Charlotte Sophie, geb. Lampe aus Leipzig, wiederverehelichte von Eckhart, erhielt nach einem langwierigen Proceß das Gut und ließ ihren Schwiegerältern, so wie ihrem Gatten und Sohne in der Gosecker Dorfkirche ein schönes Denkmal setzen. Nach ihrem 1776 erfolgten Tode kam Goseck an ihren Sohn Ludwig Wilhelm von Eckhart, der 1806 den 14. Sept. starb. Nach ihm ward seine einzige Tochter Mariane Karoline Sophie, welche dem königl. sächs. Oberlieut. Christoph Ferdinand von Brandenstein vermählt, Besitzerin von Goseck. Nachdem auch diese am 14. Oct. 1814 verstorben, erbten Beider 4 Kinder, Karoline Christiane, vermählt mit Friedrich August von Schönberg in Hayn; Adelheid Amalie Sophie, vermählt mit Gustav Adolph von Schönberg auf Tanneberg; Antoinette Ernestine Mariane, vermählt mit dem königl. sächs. Kammerherrn von Heinitz, und Christoph Ludwig Eduard von Brandenstein, verm. mit Therese Henriette Friederike, geb. von Bärenstein aus dem Hause Zweischen, das Gut, welches durch Kauf seit dem Jahre 1840 an Se. Hochgeboren den Herrn Grafen von Zech auf Benndorf, kommen wird.

Von den Gebäuden des Schlosses selbst sind außer dem alterthümlichen Hauptgebäude, das einen engen Hof oder sogenannten Zwinger umschließt, keines merkwürdig als die schöne freundliche Kirche. Sie war seit der Secularisation sehr in Verfall gerathen, weshalb sie der obengenannte Herr Kanzler Bernhard von Pöllnitz im Jahr 1620 wieder herstellen ließ, wobei sie jedoch Vieles an ih-

rer ursprünglichen Größe verlor; sie ist nämlich in Form eines lateinischen Kreuzes gebaut. Bei obgedachter Wiederherstellung wurde der nach dem Schloßhofe gerichtete Vorsprung des Kreuzes ganz weggerissen und die beiden Seitenflügel zum Theil verbauet, so daß von der ganzen ehemaligen Kirche fast nur noch 2 zum Gottesdienste eingerichtet sind. Diese Kirche zeichnet sich aus vor vielen andern durch ihre freundliche Lage, die zweckmäßig darin angebrachte Vergoldung und Malerei und durch das kunstreiche, 14 Statuen in Lebensgröße in sich fassende Grabmal der Familie Pöllnitz, so wie durch zwei Hautreliefs in weißen Marmor, die Auferstehung und Kreuzigung Christi vorstellend, aus.

C. A. G. Sturm.

Georgenthal.

Wer von Gotha aus den nordwestlichen Thüringerwald — den schönsten und romantischsten Theil des Gebirges — besuchen will, wählt entweder das Thor von Reinhardsbrunn oder das von Georgenthal zum Eintritt in die grüne herrliche Stadt der Berge. Georgenthal verdient wegen seiner Lage ganz vorzüglich den Namen eines Waldthores, denn es ruht so recht am Eingange in das Gebirge im Thale der Apfelstedt, da wo sich dieses dem Hügellande zu öffnet, auf der Scheide des Todtliegenden und der Bunten-Sandsteinformation. Man muß Nachmittags in Gotha weggehen — ich meine der Fußwandrer, und wer ins Gebirge will, kann nicht anders als zu Fuß reisen — um in Georgenthal oder Tambach zu übernachten, damit man am folgenden Morgen mit frischen Kräften in erster Frühe in die Berge aufbreche. Man geht von der Stadt über Uelleben und Emleben, dann durch den Herzberg (auch Hirzberg), einen waldbewachsenen Vorberg, und dann den Hammerhök, Gehänge des Ziegelbergs, hinab in das Thal der Apfelstedt. Am Hammerhök, der steil abfällt, erblickt man plötzlich das reizende Georgenthal tief unter sich. Die Sonne muß eben im Scheiden begriffen sein, und die beiden großen Teiche, jenseits deren der Ort liegt mit goldnen Flämmchen übersäen, das übrige Thal aber und die Ebene nach der Ohra zu mit den süßen, weichen, blauen Tintenfarben, die das romantische Duftkleid einer schönen Gegend sind, in welchen sie am liebsten den Besuch eines gefühlvollen Bewunderers ihrer Reize empfängt. Diese blaue Abendfärbung ist die Vermittlerin zwischen der tiefen, wehmüthigen Sehnsucht der Menschenbrust und der schönen Natur; sie ist der poetische, verklärende Anhauch der Wirklichkeit.

Georgenthal stellt sich unsern Augen als ein äußerst liebliches Bild landschaftlichen Friedens dar. Es liegt durchaus nichts Großartiges, Ueberwältigendes in diesem Bilde, aber auch nichts Kleinli-

ches, Störendes; es ist ein kleines mild beschränktes harmonisches Ganzes. Die Natur gefällt sich oft darin, solche ganze Bilder auf einen kleinen Raum zu beschränken und sie nun mit all den stillen heimlichen Reizen auszustatten, die die Sehnsucht, das Verlangen nach häuslicher Ruhe und Abgrenzung in der edlen Menschenseele zu befriedigen versprechen, so daß man bei ihrem Anblick unwillkührlich von dem Wunsche überrascht wird: Hier möchtest du wohnen! Es sind dies immer nur idyllische Landschaften, und ihre hohen Vorzüge weiß nur ein Herz zu würdigen, das das Glück wahrhaft empfunden und erlebt hat, welches in einer weisen Beschränkung liegt. Solch ein idyllisches Plätzchen ist Georgenthal. Auf drei Seiten ist es von mehr oder minder hohen Bergen umgeben, die meist steil ins Thal abfallen und mit dunkelm Nadelholz bestanden, auch hie und da mit Felsen besetzt sind, deren Umfang mit dem Ganzen im richtigen Verhältniß steht und von deren Gipfel man einen freundlichen Blick auf den Ort genießt, wie der Sonnenstein an der Nordwestseite. Im Hintergrunde ein enges Bergthal, dessen Character sich etwas dem Romantischen nähert, durch welches die Apfelstedt aus dem hohen Gebirge herabkommt und in welches wieder andere kleinere Thäler mit ihren Bächen münden; auf der Nordseite drei Teiche, wovon die zwei westlich gelegenen von beträchtlichem Umfange sind, und in denen sich die Berge, wie in blanken Spiegeln beschauen. Teiche sind die Augen einer schönen Landschaft. Die beiden georgenthäler Teiche sind die holden zärtlich blickenden blauen Augen einer bescheidenen Gebirgerin. Wirklich gleicht Georgenthal einem reizenden Waldmädchen, das sich seiner Schönheit etwas bewußt ist, und sich deshalb im Schnitte des Kleids ein wenig nach der Stadt gerichtet hat, und dem ein verlangendes starkes Herz in der Brust schlägt. Ja ein Herz! Hör' ich es nicht laut genug klopfen, während ich, noch immer auf dem Hammerhöh stehend, der lieben Landschaft da unten allzu tief in die Augen gesehen habe? Lächelt nicht über den Dichter! Es ist freilich nur der Eisenhammer unter mir, der vom Ausfluß des großen Hammerteiches getrieben, so rastlos arbeitet. Im Thale hin schlängelt sich die Apfelstedt, nachdem sie den Ort in zwei ungleiche Theile gespalten, weiter fort durch die Ebene nach Herrenhof und Hohkirchen zu, um die Ohra in sich aufzunehmen; unten am Berge läuft ein zweiter Fluß hin, ein durch Kunst gebildeter, der aus der Apfelstedt in die Leina geleitete Kanal, der Floßgraben genannt. Die hellen Häuser mit rothen Ziegeldächern ziehen sich in beträchtlicher Ausdehnung am Flusse hinauf der Verengerung seines Thales zu. Viele dieser Häuser haben ein sehr freundliches, einladendes, fast alle ein städtisches Ansehen. Es ist ein gar sonniger, lieber Ort, der das Herz fast Aller gefangen nimmt, die ihn besuchen.

Hinab denn! — Unterhalb des Teiches dicht am Berge der altertümliche Eisenhammer, der Luisenthaler Eisen verschmiedet; nicht weit davon auf dem Uferrande zwischen dem Ziegelberge und dem Hammerteiche der Schützenhof mit dem freundlichen geräumigen

erst vor zwei Jahren erbauten Schießhause. Schade für den lieblichen Platz mit seinen Linden- und Kastanienpflanzungen, mit seinen Spaziergängen am Abhange des Berges, daß der alte Tanzsaal stehen geblieben ist, der die Aussicht aus dem neuen Hause auf den Teich versperrt! Unter dem hohen dunkeln Dach der herrlichen Bäume ist im heißen Sommer ein kostbarer Aufenthalt; die leise Welle des Teichs küßt singend das Ufer, der Blick fliegt über den Teich nach dem Orte hinüber oder springt auf den Spitzen der Berge umher. Gerade gegenüber ragt der Todtenkopf, als höchster Berg des vom hohen Gebirge sich zwischen der Ohra und der Apfelstedt herabsenkenden Zugs, über seine Brüder empor. Den Hintergrund des Apfelstedter Thals füllt am Horizont der lange Sperrhügel, ein beträchtlicher Berg des Hauptgebirges, über welchen der Rennsteig geht. Hinter uns steigt der Ziegelberg empor, weiches saftiges Grün schmückt die Wiesen des Thalgrundes. Auf dem Schießhause trifft man Abends fast immer eine sehr gebildete Gesellschaft hiesiger Beamter und andrer Einwohner, und schwerlich wird der Fremde eine Seite der Unterhaltung anschlagen, die hier nicht ihre Resonnanz fände. Ueber den Damm des Hammerteiches geht man in den Ort und betritt an seinem nordöstlichen Ende die von Gotha über Schwabhausen, Hohenkirchen und Herrenhof nach Tambach und Schmalkalden führende schöne Chaussee, welche Georgenthal seiner Länge nach durchschneidet. Es ist dies eine breite schöne Gasse, mit stattlichen Häusern bepflanzt. Links jenseit der Apfelstedt bleibt das altergraue weitläufige Schloßgebäude liegen, worin sich das Local des hiesigen Justizamtes und die Wohnung des Oberbeamten befindet. Es hat viele leere unbenutzte Räume und sonst nichts ausgezeichnetes. Bemerkenswerth ist noch der große und schöne Gasthof, der das älteste Haus im Dorfe, das ehemalige Hospital des hiesigen Klosters, ist. Jetzt wird man auch gut darin gepflegt vorzüglich mit ausgezeichnetem Bier, das darin gebraut wird und nah und fern sehr berühmt ist. Südöstlich hinter dem Schlosse kommt man zur Kirche und zu zwei andern merkwürdigen Gebäuden, die wie jene zum Kloster gehört haben und endlich noch weiter südlich nach der Höhe, die Pfarrleite*) zu, auf die sehr bemerkbare Stätte der ehemaligen Cisterzienserabtei, welcher der jetzige Ort seine Entstehung verdankt. Ueber die letzten Trümmer dieses sehr umfangreichen und — wie sich aus den ausgegrabenen Bausteinen und Ornamenten schließen läßt — herrlichen, heiligen Hauses ist jetzt Moos und Gesträuch gewachsen, Erlen, Eichen, Ahorn und andere Bäume haben die Stätte in einen Hain umgewandelt, durch welchen der Wandrer sinnend schreitet; denn hier wird er mit großem Nachdruck an das Ende selbst der menschlichen Werke erinnert, die sich keck für göttliche ausgeben. Die Kirche, die all' diese Klosterbauten hervorrief, wird einst unter

*) Im Volksmund „das Patschbläuel" genannt.

den Füßen nachkommender Geschlechter in Staub und Schutt liegen, wie die Abtei Georgenthal unter den unsrigen. Es ist alles Form, was Menschen bauten, um dem Geiste der Liebe eine Hülle zu leihen, der da Abend läßt werden und wieder Morgen, Frühling und Herbst, die Geschlechter erweckt und wieder bettet. Die Formen veralten und sinken in Staub, der Geist der Liebe bleibt ewig jung und groß und überschwenglich herrlich. Eifre ihm nach, liebe menschlich, wie er göttlich liebt, und deine Brust wird sein würdigstes Tempelhaus sein.

Der rohen Barbarenhand der Bauern, welche diese Abtei zu gleicher Zeit mit dem Kloster Reinhardsbrunn zerstörten, entgingen blos vier Nebengebäude, die jetzige Kirche, welcher einer Sage nach der Schafstall des Klosters gewesen sein soll, wahrscheinlicher aber eine Kapelle desselben war, dann der von seiner jetzigen Bestimmung sogenannte Kornboden, ein ebenfalls ganz massives Haus, das den vermauerten Thüren nach mit einem andern Gebäude verbunden gewesen sein muß. Im nördlichen Giebel sieht man eine große runde Fensteröffnung mit einer Steinrose von bewundernswerther feiner und durchbrochener Arabeskenarbeit. Leider ist dieses Meisterstück alter Bildhauerkunst theilweise beschädigt. Der Sage nach soll die Oeffnung, worin sich die Rose befindet, ganz dieselbe Größe haben, wie der Mund der großen Glocke Maria Gloriosa im Dom zu Erfurt. Einige Schritte nordwestlich vom Kornboden steht das dritte alte Gebäude, das sogenannte Hexenthürmchen, ein kleiner steinerner Thurm, der seinen Namen von den zu Anfang des vorigen Jahrhunderts darin gefangen gehaltenen, als Hexen angeklagten Weiber erhalten hat, deren Prozesse im Amte, mit welchem der Hexenthurm zusammenhängt, geführt wurden. Es sollen nicht wenige dieser traurigen Prozesse hier anhängig gewesen sein. Jetzt ist das Hexenthürmchen eine ärmliche Wohnung, dessen Bestimmung zur Zeit des Klosters sich nicht mehr errathen läßt. Vielleicht war es die Wohnung des Pförtners. Oestlich nach dem ehemaligen herrschaftlichen Vorwerke, welches wohl die Oekonomiegebäude des Klosters gewesen sein mochten, nun aber schon seit fast 20 Jahren Privateigenthum sind (sonst befand sich eine herrschaftliche Stuterei hier) steht das vierte steinerne Haus des alten Klosters, die Burg genannt, diesem Namen aber keineswegs entsprechend. Außerdem steht die Ringmauer des Klosters noch großentheils, und beschreibt, den Berg eine nicht unbeträchtliche Strecke hinauflaufend, ein großes Stück Land mit Gärten, Teichen und Brunnen. Die von lebendigem Grün überwucherten Schutthaufen, in welchen man noch die Abtheilungen der untern Räumlichkeiten und Gemächer entdecken kann, haben eine bedeutende Ausdehnung. Noch entdeckt man die Stelle, wo die Küche war mit dem Küchenbrunnen. Mehrmalige Nachgrabungen nach den trefflichen Bausteinen haben das Grundgemäuer stellenweise bloß gelegt. Im vorigen Jahre kam man bei einer solchen Grabung in den ehemaligen Kreuzgang. Hier zogen große Steinplatten die Aufmerksamkeit des Beamten auf sich, welcher die Arbeit leitete; sie wurden gehoben,

und man fand ausgemauerte Gräber, worin die vollständigen, wohlerhaltenen Gerippe (wahrscheinlich der Aebte) lagen. Am merkwürdigsten zeigten sich an denselben das vollständig erhaltene Gebiß mit den herrlichsten Zähnen. Fürwahr, man sieht es an ihren Kauwerkzeugen, daß diese Männer von der Natur dazu bestimmt waren, mehr zu speisen, als wir. Einer von den Herren war mit dem Kopfe in einen tief eingehauenen Sandstein gebettet. Von Kleidern oder Moder war keine Spur. Auf diese Weise wurden drei Gräber geöffnet. Man fand auch eine zusammengeschmolzene Metallmasse, die Ribben eines gothischen Spitzbogens und ein großes steinernes Becken mit einem Loche, das vielleicht ein Weihkessel gewesen sein mag. Bei fortgesetzter Grabung würde man gewiß noch auf manche interessante Gegenstände stoßen. Die Abtei konnte fürwahr keine schönere Lage haben, am letzten Absatze des schönen Teichberges unter der waldigen felsigen Pfarrleite, sich lang und prächtig am Berge hin ausdehnend, reich mit Thürmen und Zinnen gekrönt, die Aussicht auf die schön gerundeten Berge, das grüne anmuthige Wiesenthal, den Fluß und die nach Osten sich ausdehnende weite Thalebene, ein paradiesischer Platz! Diese Klosterherren verstanden sich nicht nur auf Speis und Trank, sie wußten auch die schöne Natur zu schätzen.

Südöstlich über dem Orte findet man den sogenannten Theiler, eine hydraulische Merkwürdigkeit. Es ist dies ein eigenthümlich gebautes Wehr in der Apfelstedt, mittels dessen das Wasser getheilt, und die größere Hälfte in den nahen ersten kleinen Teich geleitet wird. Aus diesem ergießt es sich in einem artigen kleinen Wasserfall in den zweiten großen Teich. Dieser schüttet den Abfluß auf die Räder einer dicht an sein östliches Ufer gebauten Mahl- und Schneidemühle, unter welcher er sich in zwei Arme theilt; der linke speist den größten oder Hammerteich, und treibt, aus diesem fallend, den Eisenhammer, und fließt dann am Harzberge hin nach Emleben, wo er in den Leinakanal fällt und in diesem nach Gotha geht. Dieser Kanal der Apfelstedt heißt der Floßgraben. Der rechts unter der Mühle abgehende Arm läuft am Orte hin, wird dann zur Bewässerung der großen östlich gelegenen Wiesen benutzt, und vereinigt sein Wasser wieder mit der Apfelstedt, die vom Theiler bis hierher der wilde Graben heißt. Den mit großer Kunst angelegten Floßgraben ließ Herzog Ernst I. der Fromme von Gotha im Jahre 1653 auf den Rath seines Forstmeisters David Schmidt graben, um die Stadt vor Wassermangel zu schützen, und das Holz aus dem Thale der Apfelstedt nach Gotha flößen zu können. Dadurch hat dieser unvergeßliche Fürst der Stadt unberechenbaren Vortheil zu Wege gebracht.

An der Wiege aller Institute des Mittelalters steht die Sage als erste Wärterin und Pflegerin, oft sogar als Mutter, mögen es Völker sein, Corporationen, Städte, Burgen, Klöster; überall schimmert sie als verklärendes Morgenroth, als Vorwandlerin zur Geschichtssonne. Wie wir sie bei der Entstehung des Klosters

Reinhardsbrunn so freundlich schaffen und wirken gesehen haben, so legt sie auch den Grundstein des Klosters Georgenthal. Nur ist sie hier nicht so hochpoetisch, wie dort. Die Sage von der Gründung der Cisterzienserabtei Georgenthal ist folgende:

Zwei Brüder, Eberhard und Adolf, Grafen von Altena und Mark, junge kriegerisch gesinnte Herren, kamen aus unerheblichen Ursachen in Feindseligkeit mit dem Herzog von Brabant und den Grafen von Löwen und Brabant. Gegen die Genannten gingen sie ein Bündniß ein mit dem Herzog von Limburg. Doch war nicht das Recht auf ihrer Seite. Es kam zum Kampfe und es wurde viel Blut vergossen. Dies geschah ums Jahr 1126. Graf Eberhard empfand darüber bald die heftigsten Gewissensbisse; er ging aus der Schlacht als ein reuiger, verwandelter Mann, kehrte nicht wieder nach Hause zurück, sondern irrte als ein Büßender, sein Land und seine Leute meidend, und seinen Stand verläugnend, in der fernen Fremde umher. Um sich aber vor dem Herrn ganz zu erniedrigen, damit ihm Vergebung seiner schweren Sünde werde, ließ er sich sogar herbei, Schweinehirt zu werden. Dies geschah in Champagne in Frankreich. Ein Zufall aber führte zur Entdeckung von Stand und Namen des Schweinehüters, und der Abt der dortigen großen und angesehenen Cisterzienserabtei Morimend (Morimunt) veranlaßte den büßenden Grafen, als Religios in sein Kloster zu treten. Als solcher kam Eberhard in den Cisterzienserorden, und wurde ein äußerst gottesfürchtiger und glaubenseifriger Herr. Bald fand er so viel Geschmack am Klosterleben, daß er aufbrach, um in seinem Vaterlande und in den Besitzungen seiner Verwandten und Freunde Klöster seines Ordens zu stiften. Auf diese Weise entstanden durch ihn mehre Klöster, namentlich Altenberg am Rhein und Aselvered (Aselvereth) am Thüringerwalde. Aselvered war früher ein Dörfchen, das von einem thüringschen Edeln Asolv den Namen erhielt, der hier den Wald gerodet und eine Ansiedlung angelegt hatte, zwischen der Leina und Apfelstedt lag und dem Grafen Sizzo von Käfernburg gehörte. Dieser Sizzo aber war ein Verwandter des Grafen Eberhard von Altena, des eifrigen Cisterziensermönchs, und wurde von demselben auf dessen Fahrt überredet, in der Nähe von Aselvered auf einem waldbewachsenen schauerlichen Berge ein Cisterzienserkloster zu gründen. Die neue Stiftung wurde von Sizzo und dessen Gemahlin Gisela dem heiligen Georg gewidmet, und hieß ebenfalls Aselvered oder auch St. Georgsberg. Graf Eberhard wurde der erste Abt desselben. Noch weiß man den Berg, auf welchem dieser erste jedenfalls kleine Bau gestanden hat; er liegt westlich von Georgenthal, und man gelangt durch den Erfurter Grund dahin; nördlich davon in nächster Nähe steht der Kandelaber an der Stelle der ersten von Bonifacius erbauten christlichen Kirche. Die Waldblöße führt noch immer den corrumpirten Namen Singörgen (St. Görg) und die Stelle, wo Aselvered gestanden, heißt noch das Apfelsreth.

Das Gründungsjahr läßt sich aus Mangel an urkundlichen Nachrichten nicht angeben; doch stand das Kloster bereits 1142, wie aus zwei Bestätigungsbriefen des Kaisers Conrad III. und des Erzbischofs

Heinrich zu Mainz vom Jahre 1144 erhellt. Die ersten Mönche waren aus Morimond, die der erste Abt von dort berufen. Graf Sizzo bedachte das neue Kloster gut mit dem Dorfe Asolverod, einem Stück des Waldes Loibe, Wiesen und Gütern, und behielt sich die Schirmvogtei über dasselbe vor, welche auch bei seinem Hause verblieb, bis sie in der Folge, nach dem Aussterben des Geschlechtes der Grafen von Käfernburg, an das Landgrafengeschlecht überging. Die schauerliche Einöde des St. Georgenbergs (der Confirmationsbrief des Kaisers Konrad nennt ihn „locum horroris et vaste solitudinis") mochte aber den Mönchen nicht behagen, und sie verlegten das Kloster bald an eine höchst anmuthige Stelle des Thals der Apfelstedt, nicht weit von ihrem Dörfchen Asolverod. Die dort emporgestiegene stattliche Abtei nannten sie nun St. Georgenthal. Auf dem St. Georgenberge blieb das kleine Gebäude, wenigstens ein Theil desselben, eine Klause, stehen, deren 1272 gedacht wird. Nun stieg des Klosters Reichthum und Ansehen von Jahrhundert zu Jahrhundert, wurde die Mutter der Klöster St. Georgenzell an der Werra im Hennebergschen und St. Johannisthal bei Eisenach, und zählte sich zu einem der ersten in Thüringen. Es besaß die beiden nah aneinander gelegenen Schlösser Falkenstein und Waldenfels bei Diethariz, dieses Dorf und Tambach, die zu Waldenfels gehörten, ferner die Dörfer Gräfenhain, Herrenhof, Naundorf, Hohenkirchen, Schönau, Katterfeld, Rackersdorf (nahe bei Georgenthal gelegen und frühzeitig untergegangen), Kobstedt. Außerdem besaß es eine Menge Rittergüter, Höfe, Mühlen, Häuser, Ländereien, Weinberge, Gehölze ꝛc. in der Nähe und Ferne. In Gotha gehörten ihm allein 18 Häuser, in Eisenach 7, in Erfurt 6, in Arnstadt 2; es hatte 16 Gärten an verschiedenen Orten, Freiheiten, Trift, Huth, Weide und Wassergerechtigkeiten, viele Rechte, Lehne, Erb- und andre Zinsen. Genug, die Aebte von St. Georgenthal waren keine Fürsten. Es hat deren 27 gehabt, und nicht ganz vierhundert Jahre bestanden. In dieser Zeit hat es wenig erlebt, was die Geschichte des Aufzeichnens werth gefunden hätte. Mit den Grafen von Gleichen, damaligen Schultheißen von Ohrdruf, gerieth das Kloster wegen eines zu Hohenkirchen 1327 errichteten Marktes in Streitigkeiten, aus welchen ihm viel Ungemach erwuchs. Der letzte Graf von Käfernburg, Günther, starb 1385 im gelobten Lande auf dem Berge Sinai auf einer Bußfahrt, seine Leiche wurde aber nach Thüringen gebracht und in Georgenthal begraben. Ein andres das Kloster berührendes Ereigniß fällt in das Jahr 1509. Die Stadt Erfurt war wegen schlechter Verwaltung in Parteiungen zerfallen, die sich gegenseitig bekämpften. Die Erfurtsche Geschichte bezeichnet diesen stürmischen Zeitraum mit dem Namen des „tollen Jahrs." Der Stadtrath wandte sich mit der Bitte um Hülfe an die sächsischen Fürsten, und diese, Kurfürst Friedrich der Weise und sein Bruder, Herzog Johann der Beständige, versuchten Alles, um den Streit in Güte beizulegen, indem sie sich sogar zu ansehnlichen Geldvorschüssen erboten. Doch die Gemeine wurde darüber nur noch erbitterter, und erzwang, aller Abmahnungen des Stadtraths ungeachtet, daß man sich an Kurmainz wandte. Sechs Bürger wurden dahin geschickt, gnädig aufgenommen und mit einer Mainzischen Gesandtschaft nach Erfurt wieder entlassen. Kaum vernahmen die sächsischen Fürsten diesen ihre Rechte

beeinträchtigenden Schritt, als sie sogleich kräftig einschritten. Die erfurtmainzische Gesandtschaft übernachtete auf der Herreise zum letztenmale im Kloster St. Georgenthal. Herzog Johann gab dem Marschalk Friedrich von Thüna Befehl, einige Mannschaft von Gotha zu nehmen, das Kloster einzuschließen und die Erfurter gefangen zu nehmen. Dies erfuhr man wiederum in Erfurt, und die Gemeine führte einen Söldnerhaufen nach Gamstedt. Als die Nachricht davon in der Nacht (15. Juli) in Gotha ankam, wurde dort die Sturmglocke geläutet, und es kamen in derselben Nacht noch auf tausend Mann Fußvolk und dreihundert Reiter unter Anführung des Grafen Siegmund von Gleichen und Caspars von Beumelburg, Ammanns zu Wartburg und Tanneberg, zusammen. Am Morgen (Sonntags) rückte der Marschalk von Thüna nach Georgenthal, nahm die Erfurter in Haft, und untersagte den Mainzern, die dennoch nach Erfurt aufbrechen wollten, die Weiterreise. Sie mußten eidlich angeloben, sogleich nach Mainz zurückzukehren, ohne Vorwissen der sächsischen Fürsten deren Grenzen nicht betreten und mit den Erfurtern nichts ausmachen zu wollen. Während dessen lagen alle zu Gotha und Arnstadt zusammengezogenen Truppen im Kloster mehre Tage lang, damit Niemand entfliehen könne. Die gefangenen Erfurter wurden nach Weimar gebracht, ihre Papiere untersucht, und sie dann auf die Verwendung des Grafen von Schwarzburg wieder in Freiheit gesetzt.

Sechszehn Jahre später schlug des Klosters Georgenthal letzte Stunde. Es fiel, wie das nur zwei Stunden entfernte Reinhardsbrunn, durch die Hand der rebellischen Bauern, mit der berühmten Benedictineratei in denselben Tagen des Jahrs 1525. Der letzte Abt Johannes III. flüchtete mit seinen Mönchen nach Gotha, wo sie, wie die Reinhardsbrunner, im Augustinerkloster aufgenommen und zeitlebens verpflegt werden mußten. Die zum Theil arg zerstörten Gebäude verfielen bald, die Steine wurden zu andern Bauten, vorzüglich zu dem des Schlosses und des damit verbundenen Amtshauses benutzt, welche bald nach der Secularisation des Klosters aufgebaut wurden. So befindet sich auf dem Schloßhofe ein großer Brunnentrog, der ein Weihkessel oder Taufstein des Klosters gewesen ist. Herzog Johann, nach seines Bruders Tode 1525 Kurfürst, verschenkte die Klostergüter, mit Ausnahme des Klosters Johannisthal bei Eisenach und einigen Gehölzes, an seinen ehemaligen Minister Nikol von Ende auf Lebenszeit; dafür sollte ihm dieser jährlich 700 Mfl. zahlen und noch einige andre Obliegenheiten zu erfüllen haben. Aber die Landstände widersetzten sich dieser Verschleuderung der Domainen allen Ernstes; der Kurfürst sah sich genöthigt eine Commission in dieser Angelegenheit zu ernennen, die den Nikol von Ende 1532 zur Zurückgabe der Klostergüter nöthigte. Nun verwaltete sie wieder ein Vorsteher, wie vorher, aus denen bald darauf Amtsschösser und im Anfange des 18. Jahrhunderts Amtmänner wurden.

Zur Zeit der Zerstörung des Klosters war das Hospital das einzige Haus im Orte, welches 1528 des Kurfürsten Hofspeiser Wolf Löwen zu einem Gasthofe einrichtete. Die Verwaltung der Klostergüter machte allmählig die Anwesenheit mehrer Menschen nöthig, und so stieg außer dem Schlosse und Amthause ein Haus ums andre empor; 1574 standen mit Ausnahme des Eisenhammers und Gasthofs schon 4 Häuser, die 1606

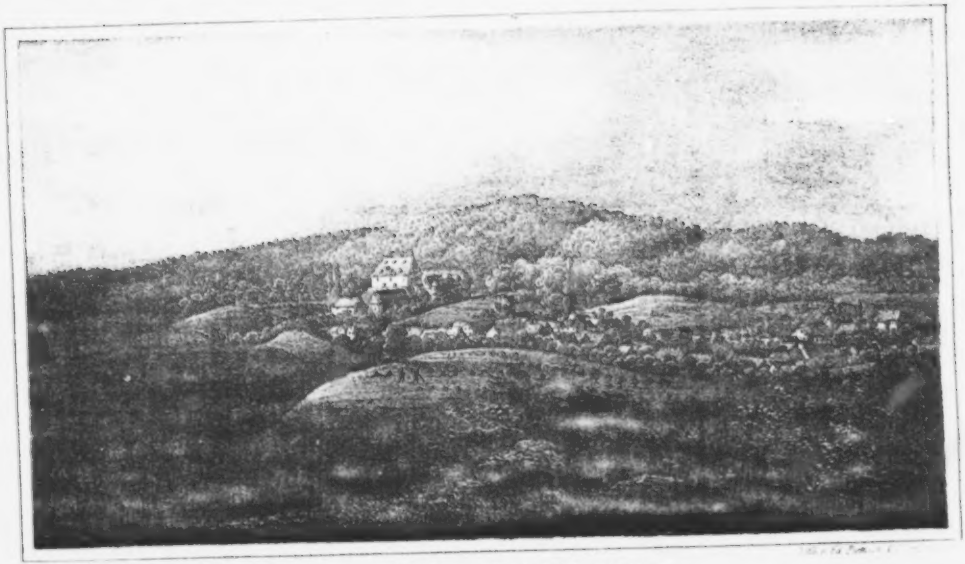
auf 14 und 1620 auf 20 gestiegen waren. Aber erst durch Herzog Ernst I. den Frommen, der sich oft hier aufhielt, wurde Georgenthal der bedeutende Ort. Jetzt hat es über 80 Häuser und an 550 Einwohner. — Bis 1558 waren die Bewohner des kleinen Orts nirgends zum Besuch des Gottesdienstes gewiesen, in welchem Jahre sie nach Gräfenhain, das eben einen eigenen Pfarrer erhalten hatte, eingepfarrt wurden. Nun wurde die Klosterkirche, die nicht ganz zerstört war, und links vom Gottesacker, wo die Scheuern des ehemaligen Vorwerks sind, ihren Stand hatte, nothdürftig hergestellt und zum Gottesdienst gebraucht. Herzog Johann von Weimar ließ 1602 oder 1603, als die alte Klosterkirche ganz baufällig geworden war, und abgetragen werden mußte, die jetzige Kirche herrichten, die ihrer alten Mauerconstruction nach eher eine alte Kapelle, als ein Schafstall gewesen sein dürfte. Unter Herzog Friedrich II. erhielt 1720 Georgenthal auch seinen eigenen Pfarrer.

Es wäre sehr zu wünschen, daß der jetzige Herzog von Coburg-Gotha, der schon manches alte schön gelegene Schloß wie ein Zaubrer in einen reizenden Fürstenbau verwandelte, seine verschönernde Hand auch an das Georgenthäler Schloß legen und es zu einer des anmuthigen Thals würdigen Zierde umschaffen möchte.

Ein herrlicher schattiger Waldweg ist der sogenannte Zigeunerweg am rechten Thalgehänge der Apfelstedt, der seinen Namen von den sich sonst hier viel aufhaltenden Zigeunern hat, die jetzt wie von der Erde verschwunden sind. Auf diesem Wege kamen und gingen sie, ein seltsames Räthsel, das wohl nie befriedigend gelöst werden wird. Sie waren die romantische Poesie der zwei letzten Jahrhunderte, die orientalische bunte Bilderwelt in der nüchternen Langweiligkeit Europas, und gewissermaßen eine concrete Fortsetzung des durch die Kreuzzüge uns zugekommenen abstracten Orients. Aber die farbigen Wunder des Morgenlandes sind verblichen und auch die Zigeuner nicht mehr. Auch der Zigeunerweg in Georgenthal war sonst schöner und schattiger als jetzt!

An einem auf den Teich herausgehenden Fenster der Mühle, eines mir befreundeten Hauses, stand ich zuweilen Abends allein und ließ die Blicke über den vom Mond überhauchten Wasserspiegel nach dem geheimnißdunkeln Walde der jenseitigen Berghöhe hinübergleiten, während mein Ohr dem Rauschen des kleinen Wasserfalls lauschte. Gedanken und Bilder gingen durch meine Seele, Vergangenheit und Zukunft knüpften sich dort zusammen; ich empfing Grüße meiner Gestorbenen, und die ich liebe, traten mir im Geiste nah, und Alles wurde zuletzt zur schmerzlich süßen Empfindung, zur weihevollen Empfängniß des Liedes. — Ach, Georgenthal ist lieblich schön und mein Herz hängt mit Liebe daran.

Ludwig Storch.



Gez. v. J. G. Rosmann
51.

Schloss Beichlingen.

Schloß Weichlingen.

Freundlich strahlest du auf Bergeshöhen,
Schauest weit auf Gottes Schöpfung hin;
Und entzückt durchdringt uns Himmelswehen,
Nah'n wir dir mit dankbar frommen Sinn.

Wie es die Mönche trefflich verstanden, ihre Niederlassungen da zu begründen, wo viele günstige, örtliche Verhältnisse ihren Unternehmungen einen schnellen Fortgang versprachen, so zeigten auch die Ritter des Mittelalters einen sehr richtigen Takt bei der Wahl derjenigen Stellen, welche sie zur Erbauung ihrer stolzen Burgen bestimmten. Ihnen war es nicht um reiche Unterstützung mächtiger und frommer Wohlthäter zu thun, sie suchten sichre Zufluchtsörter, die ihnen Schutz und Schirm in jenen Zeiten gewährten, wo die Gesetze oft gänzlich ohne Kraft waren, der kühne Ritter sich wenig um das Oberhaupt des Reichs bekümmerte, und in seinem Uebermuthe alle Pflichten und Rechte verachtete. Wo ein Berg sich erhob, dessen freie, steile Lage Sicherheit gewährte und eine weite Aussicht eröffnete, wo schiffbare Flüsse, vielbesuchte Landstraßen und blühende Städte ihm schnellen Angriffen reiche Beute versprachen, für welche sie oft Ehre und Leben einsetzten, da stiegen bald feste Mauern und hohe Thürme empor, deren starker, unerschütterlicher Bau noch jetzo ein Gegenstand der Bewunderung ist, so daß wir es kaum begreifen können, wie diese Ueberreste Jahrhunderte hindurch der Gewalt der Elemente trotzen konnten. Mit Falkenaugen spähte der Thurmwart nach allen Seiten umher, und wehe dem Kaufmann, der mit kostbaren Gütern vorüber zog, oder dem wehrlosen Wanderer, ja selbst dem sorglosen Ritter; unerwartet und schnell sahen sie sich angegriffen, niedergeworfen, beraubt und in die nahe Burg geführt, wo lange

Gefangenschaft, nicht selten ein grausamer Tod ihr gewisses Los war, wenn nicht ein reiches Lösegeld ihre Freiheit bewirken konnte. Das waren die gepriesenen Zeiten des Mittelalters, die allerdings der Poesie mehr Stoff darbieten, als unsere oft nur zu prosaischen Zeiten. Können wir aber jene Herren vom Steigbügel rühmen, die in unserm Thüringen oft so schlimm hausten, daß Kaiser Rudolph von Habsburg 1289 mehr als 66 Burgen zerstören mußte, um ihr freches, den Gesetzen und der Religion Hohn sprechendes Treiben zu zügeln? Wohl uns, daß jene schlimmen Zeiten vorüber sind, und die Urenkel jener Ritter von ihren Höhen herabstiegen und nun nicht mehr Feinde jeder Ordnung und des Rechtes sind, sondern die wohlthätigen Freunde des Guten und des Schönen!

Die edleren Herren und Dynasten folgten bei der Erbauung ihrer Burgen andern und bessern Zwecken; sie verabscheuten Raub und Mord, wollten den Frieden und die Gesetze des Landes bewahren und sichern, nicht bekämpfen und zerstören. Auch sie wählten gern Anhöhen und Berge für ihre Burgen, aber nur um für sich einen sichern Wohnplatz zu gewinnen, und von der Höhe herab auf ihr Besitzthum zu schauen, damit sie jedem kühnen, unerwarteten Angriff sogleich widerstehen und zum Schutz der wehrlosen Unterthanen herbeifliegen konnten. Da hatte der Thurmwart ein besseres Geschäft; denn nicht zum Ueberfall der Schutzlosen sollten sie rufen, wohl aber zur Hülfe und Rettung derselben den edlen Dynasten mit seinen Mannen auffordern.

Die Erreichung dieser Zwecke veranlaßte wahrscheinlich den ersten Erbauer des Schlosses Beichlingen, auf dieser wohlgelegenen Stelle eine Veste zu errichten. Auf einem der südlichen Vorberge der Finne gegründet, in geringer Entfernung von der Stadt Cölleda und drei Stunden von der Stadt Weißensee, schließt sie sich gegen Mitternacht an einen hohen, weit ausgedehnten Wald, von dem sie Gräben, Wälle und Mauern scheiden. Nach den übrigen Himmelsgegenden fällt der Berg steil ab, und eine freie, steile Aussicht eröffnet sich. Gegen Süden zeigt sich in dämmernder Ferne der Höhenzug des Thüringer Waldes, dessen Spitzen bei heiterer Witterung von dem Inselberg bis über die Gebirge an der Saale sichtbar sind. Von Morgen nach Abend zu erkennen wir zahllose Dörfer und Ortschaften in anmuthiger Abwechselung reicher, fruchtbarer Gefilde und kleiner Waldungen, so daß wir unwillkührlich in den bekannten Vers ausbrechen:

Ja! wunderschön ist Gottes Erde
Und werth, darauf vergnügt zu sein:
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Schöpfung freun!

Wer kann aber den Namen jenes Mannes nennen, welcher hier zuerst vor längst als einem Jahrtausend den dichten Wald ausrotten und eine starke Veste erbauen ließ? Niemand wird auf diese Frage eine sichre Antwort geben können, denn aus jenen frühen Zeiten fehlt

uns ja jede sichere Kunde, und Muthmaßungen treten an die Stelle begründeter Nachrichten. Es gehört zu den sonderbaren, fast thörichten Unternehmen mancher Geschichtschreiber, den Ursprung eines Geschlechtes oder die Erbauung einer Burg bis in die frühesten Zeiten hinaufzuführen, wo völlig unsichere Sagen nicht die geringste Gewißheit gewähren. Dieses Schicksal haben viele edle Geschlechter und viele alte Burgen Thüringens erfahren, und auch Beichlingen schließt sich an diese zahlreiche Menge. Nicht genug, daß die Erbauung dieser Burg in der That in eine sehr frühe Zeit hinaufreicht, es wird auch noch die fabelhafte Behauptung hinzugefügt, daß der erste Erbauer Beichlingens ein Römer gewesen sei, welcher zu den Zeiten Julius Cäsars diese Gegenden besuchte und hier eine Burg erbaut habe. Kaum ist es zu glauben, daß tüchtige Geschichtsforscher diese, soll ich nicht sagen thörichte Behauptung aufgestellt haben, da bekanntlich die deutschen Völker damals in beständigem Kriege mit den Römern begriffen waren, und die einzelnen Kriegszüge der Römer allerdings bis zur Elbe ausgedehnt wurden, aber nur in großer Eile und ohne Aufenthalt, da sie in einem unwegsamen und unwirthbaren Lande, von allen Seiten von kühnen und tapfern Feinden umringt, völlig zufrieden waren, wenn sie nur ohne große Verluste ihre wohlbefestigte Stellung am Rhein wieder erreichen konnten. Sie unternahmen diese Züge nach Deutschland nur aus Ehrgeiz; denn es schmeichelte dem Feldherrn weit vorzudringen und den Namen „der Deutsche" zu verdienen; an bleibende Eroberungen in unsern Gegenden dachten sie nicht, dazu waren diese viel zu arm, unfruchtbar und unsicher. Wie wäre es auch möglich gewesen, in so kurzer Zeit Burgen zu bauen, welche doch ohne Steine, Kalk und mannichfache Vorrichtungen nicht vollendet werden können, und wozu würden sie auch genutzt haben, da sie von den freien Deutschen noch schneller würden zerstört worden sein, als sie erbaut wurden. Es gehört ein großer Glaube dazu, diese kühnen Behauptungen für historische Wahrheiten zu halten, und doch ist es oft geschehen, und wir lesen noch gegenwärtig über dem Hauptthore des Schlosses folgende Inschrift: Beichlingium a Romanis conditum, arcem antiquissimam, et unius ex regiis Saxoniae duodecim viris, sedem Henrici imperatoris etc. (Beichlingen von den Römern gegründet, eine sehr alte Burg und Eigenthum eines von den königlichen Zwölfmännern, der Sitz Kaiser Heinrichs ꝛc.) Aber die Angaben dieser Inschrift sind durch keine urkundlichen Beweise begründet, und als im Jahre 1553 Wolfgang von Werthern diese Inschrift verfertigen ließ, folgte man nur fabelhaften Sagen.

Eben so unwahrscheinlich ist die Behauptung, daß ein gewisser Erf oder Erp, Herr von Beichlingen, den andre Schriftsteller zu einem Müller an der Gera machen, Erfurt um das Jahr 307 gegründet habe, denn die ältesten Geschichtschreiber wissen nichts von diesem Ereignisse. Auch die Anführung in Rixners Turnierbuche, daß Graf Dietrich von Beichlingen an dem Turniere zu Merseburg, welches der Markgraf von Meißen, Ridag, 968 abgehalten hat,

Antheil genommen habe, und daß eine geborne Gräfin von Beichlingen, Agnes, auf dem Turniere zu Braunschweig 996 den ersten Dank an den Grafen v. Scheyren ausgetheilt habe, sind ohne sichern Grund, da die Unzuverlässigkeit des Turnierbuches von Rixner hinlänglich erwiesen ist.

Wollen wir uns nun zu den wahren und urkundlichen Nachrichten wenden, so können wir mit völliger Sicherheit anführen, daß die Herren von Beichlingen zu den ältesten und edelsten Dynasten in Thüringen gehören, welche schon in früher Zeit angesehn und mächtig waren; jedoch muß hier bemerkt werden, daß erst nach dem Jahre 1000 die geschichtlichen und genealogischen Nachrichten aller gräflichen und fürstlichen Häuser in Deutschland und Thüringen eine größere Sicherheit und Deutlichkeit gewinnen. Wahrscheinlich waren die Herren von Beichlingen unter den fränkischen und carolingischen Königen und Kaisern Gaugrafen des Gaues Engilin, in dessen Umfange Beichlingen lag. Die Burg aber wurde wahrscheinlich als eine Schutzwehr gegen die benachbarte Burg Sachsenburg betrachtet, welche von den Sachsen nach dem Untergange des thüringischen Königreichs an jener merkwürdigen Stelle erbaut wurde, wo die Unstrut, das Gebirge durchbrechend, den natürlichen Paß bildet, welcher Süd- und Nord-Thüringen mit einander verbindet. Da nun der Name Sachsenburg schon 750 erwähnt wird, indem wir der Meinung der neuern bewährtesten Geschichtschreiber folgen, welche darin übereinstimmen, daß die bei den alten Annalisten genannte Saochseburg oder Hochseburg, welche Pipin auf dem Zuge gegen die Sachsen um 750 eroberte, und welche bisher vergeblich in den Ländern zwischen der Weser und dem Rhein aufgesucht wurde, nichts anders als unsre Sachsenburg sei, so reicht das Alter der Burg Beichlingen vielleicht bis in diese frühe Zeit hinauf. Die erste urkundliche Erwähnung von Beichlingen findet sich in einem Verzeichnisse der Güter, welche der Abtei Fulda in Thüringen zugehörten. Der Mönch Eberhard nennt in diesem auch ein Gut in dem Orte Bichelingen in der Provinz Thüringen im Gau Engilehne, worunter nur unser Beichlingen zu verstehen ist. Später kam der verdienstvolle und tapfere Billing, Herzog von Sachsen, der Freund und der Beistand Kaiser Otto's des Großen, zum Besitz von Beichlingen, und die Meinung, daß der frühere Name der Burg in seinen Namen verwandelt worden sei, ist nicht ganz unwahrscheinlich. Auch trägt noch gegenwärtig ein Hügel in der Nähe von Beichlingen, bei dem Dorfe Batgendorf, den Namen Billingshügel. Nach ihm wurde Beichlingen ein kaiserliches Lehn, welches in verschiedene Hände gekommen zu sein scheint. Zu den Zeiten Kaiser Heinrichs des Zweiten besaß es die Gräfin Reinilde, welche ein sehr tragisches Ereigniß bekannt gemacht hat. Der fromme und gebildete Bischof von Merseburg, Dithmar, erzählt in seinen für die vaterländische Geschichte so wichtigen Geschichtsbüchern, daß sein naher Verwandter, Wirinhar oder Werner, Graf von Walbeck, der Sohn des Markgrafen Lothar von Nord-Thüringen, schon seine erste Gemahlin Luidgard, die Tochter des mächtigen und stolzen Markgrafen

Eckhard, 999 aus Quedlinburg, wo sie unter der Aufsicht der Aebtissin Mathilde, der Tochter Otto's des Großen, erzogen wurde, geraubt und sie späterhin nach dem Tode ihres stolzen Vaters als Ehegattin heimgeführt habe. Nach einem frommen Leben, welches dem Dienste Gottes, dem Wohlthun und Fasten gewidmet war, starb Luidgard im November des Jahres 1012 zu Wollmirstedt bei Magdeburg und ward im Kloster Waldeck begraben. Graf Werner scheint den Wittwenstand nicht gern getragen und die harten Demüthigungen, welche ihm sein erster Raub zugezogen, schnell vergessen zu haben, denn schon 2 Jahre nach dem Tode seiner Gemahlin finden wir ihn bei einer neuen Entführung, die ihm aber nicht so glücklich gelang, als die erste, denn sie kostete ihm Ehre und Leben. Der Bischof Dithmar erzählt in seinen Jahrbüchern dieses beklagenswerthe Ereigniß also:

Unterdessen kam mein Neffe, Graf Wirinhar, auf Antrieb seiner schlechtberathenen Jugend, und durch die Künste listiger Frauen umstrickt, an einem Sonntag mit wenig Begleitung nach der Stadt, Bichlingi genannt, und raubte die Besitzerin derselben, Reinilde, um die er früher schon geworben hatte, gegen ihren Willen, nachdem er die Wache bestochen hatte. Denn sie hatte vorher dem Kaiser Heinrich II. fest versprochen, daß sie sich niemals mit einem Manne gegen sein Wissen und Zustimmung verbinden wollte, und wurde nun mit Geschrei und Jammern fortgeführt. Als das die bewaffneten Leute hörten, kommen die Lehnleute zusammen, und einer unter ihnen, Wullerd, wird schwer verwundet. Aber als eine von den Dienerinnen verlangt, daß sie auch weggeführt würde, und Alkdin, ein Edler, dazu beauftragt, diese mitnehmen will, wird er von allen Seiten eingeschlossen, und ruft meinen Neffen, der schon aus der Burg war, zur Hülfe zurück. Jener aber wurde leider, ehe er Hülfe erhielt, getödtet und seinem herbeieilenden Gebieter wird der Rückzug abgeschnitten und derselbe schwer von einem der Knechte verwundet. Diesen durchstößt er alsbald mit dem Speer, spießt ihn an die Mauer, und schreckt so die Andern zurück, daß sie ihm nicht zu nahen wagen. Als er nun sahe, daß die Seinigen mit der Geraubten schon lange heraus waren, und daß ihm kein Ausweg offen sei, springt er sogleich vom Pferde, und läßt sich die Mauern herab; aber von einem nachstürzenden Steine schwer getroffen, gelangt er mit Mühe zu seinen trauernden Genossen. Von diesen wurde er bis Wui (jetzt Wiehe) in das Haus des kaiserlichen Hofmeiers getragen, wo er mit wenigen Dienern gelassen wurde; die Geraubte aber führten sie mit großer Eile fort und verbargen sich mit ihr bald hier, bald da, indem sie besorgt auf ihren Herrn warteten. Aber der Hofmeier, voll Betrug, verrieth bald dem Kaiser, der sich damals in Merseburg aufhielt, den todtkranken Gast, dessen Sinn wenig dadurch erfreut wurde. Denn der Hofmeier hoffte, den in seine Gewalt Gefallenen entweder Andern zum Beispiel zum Leben

gestraft zu sehen, oder von ihm eine namhafte Summe zu erpressen. Es war schon Nacht, als die Grafen Bernhard, Gunzelin und Wilhelm, vom Kaiser abgesandt, mit ihren Mannen dahin kamen, wo der Kranke lag. Als Werner von den Seinigen erfuhr, daß diese angekommen waren, grüßte er den ihm befreundeten Grafen Wilhelm, den beiden Andern aber sagte er, daß er nimmer in ihre Hände gekommen sein würde, wenn er das Schwert hätte aufheben können. Graf Wilhelm aber verband seine Wunden, und da er wohl einsah, daß er auf keine Weise stark genug sei, um ihn, wie ihm geboten war, nach Merseburg zu bringen, so ließ er ihn von den Seinigen nach dem benachbarten Ort Elerstidi (jetzo Allerstedt tragen, und befahl, ihn in einem steinernen, wohlbefestigten Hause zu bewachen; er selbst kehrte zum Kaiser zurück. An demselben Tage wurden wir von dem Kaiser berufen, und erfuhren von ihm mit schmerzlicher Klage, mit welcher Vermessenheit mein Neffe seinen Willen durchbrochen habe. Denn als Brun von seinem Feinde Milo in seinem eigenen Hause, wo Alle Frieden halten sollen, getödtet war, und dieß von allen Einwohnern dem Kaiser mit Betrübniß bekannt gemacht und er sehr gebeten wurde, daß er nach der Sitte seiner Vorfahren so schändlichen Menschen Besitz und Wohnung versagen möchte, und der Kaiser dieses mit einem Eidschwur zu bekräftigen verordnet hatte, so gelobte er mit emporgehobenen Händen dem allmächtigen Gotte und allen Gegenwärtigen dieses, so lange er leben würde, zu erfüllen. Und da wir wissen, daß es viel besser sei, ein Gut Gott nicht zu geloben, als hernach davon abzugehen, so laßt uns ihn bitten, dem er diese Gelobnisse gegeben hat, wenn er es aus Menschlichkeit oder aus bösem Anmahnen gebrochen hat, daß er durch rechte Besserung wieder eine andere Gesinnung annehme. Nach diesen kaiserlichen Klagen gab jeder der Vornehmen den Rath, daß alle seine Güter mit Beschlag belegt, die Gräfin zurückgerufen, und die Anstifter dieser That entweder gefangen dargestellt, oder wenn sie die Flucht ergreifen würden, bis zum Tode verfolgt werden sollten. Der aber nach überstandener Krankheit sollte, wenn er schuldig wäre, den Kopf verlieren; wenn aber dies alles mit Einwilligung der Gräfin geschehen sei, so möge er in glücklicher Ehe mit ihr leben. Mein Bruder, der Graf Heinrich, wird, um dies auszuführen, dorthin gesandt und beordert, daß Alle nach Alstidi (Allerstedt) zu einem öffentlichen Gespräch kommen sollten. Als jener dorthin eilte, kamen die genannten Grafen herbei, und verkündigten dem Kaiser, was geschehen sei. Am folgenden Tage, das ist am heiligen Martinstage, starb Werner, der bisher alle Uebel mit geduldiger Seele ertragen hatte, den Feinden keinen Gewinn, den Seinigen aber einen unbesiegbaren Verlust zurücklassend. Hierüber ward der Kaiser betrübt,

und Dietrich, sein Feind, vergießt Thränen. Als ich dies erfuhr, bewirkte ich meinem Neffen Dietrich Erlaubniß zur Reise und ließ den Körper meines Freundes durch meine Diener nach Miminleve (jetzt Memleben) wo damals eine Abtei sich befand, und wo der treffliche dortige Abt Reinold mit großer Menschenfreundlichkeit das Nöthige besorgt hatte, nach Helpithi (jetzt Helfte bei Eisleben) führen, wo ich ihn erwartete. Aber da er schon sehr in Fäulniß übergegangen war, ließ ich die Eingeweide sogleich herausnehmen, und befahl sie neben meiner Kirche zu begraben, und folgte ihm dann bis nach Wallbeck, wo er an der Seite seiner geliebten Gattin beigesetzt wurde. So weit der ehrwürdige Bischof Dithmar von Merseburg, welcher bald darauf 1119 starb.

Dieser traurige Vorfall läßt uns einen anziehenden Blick in die Verhältnisse der damaligen Zeit richten, und indem wir das unglückliche Ende des tapfern Grafen Werner von Walbeck beklagen, können wir die gerechte Strenge des Kaisers Heinrichs des Zweiten nicht mißbilligen. Aus welchem Geschlechte stammte aber diese Gräfin Reinilde, welche der Bischof Dithmar die Herrin von Beichlingen nennt? Obwohl sie sonst in keinem Geschichtsbuche genannt ist, so läßt doch diese Benennung schließen, daß sie die alleinige Besitzerin dieses reichen Erbes war, so daß Graf Werner vielleicht nicht allein aus Liebe zur Gräfin Reinilde zu dieser für ihn so verhängnißvollen That getrieben wurde, sondern auch durch das Verlangen nach einer reichen Erwerbung. Die Vermuthung, daß die Gräfin Reinilde eine Enkelin des Herzogs Billing gewesen sei, hat sehr viel für sich, und verdient unsere ganze Aufmerksamkeit.

Es ist sehr schwierig, die Reihe der Besitzer von Beichlingen im eilften Jahrhundert richtig anzugeben; denn da weder gewiß bekannt ist, aus welcher Familie jene Gräfin Reinilde stammte, noch wer ihr Erbe war, so läßt sich aus den kurzen und abgebrochenen Nachrichten der Jahrbücher dieser Zeit eine zusammenhängende Folge der Grafen und Herren von Beichlingen nicht herstellen. Nach den Nachrichten, welche Knaut und Tentzel, und nach ihnen der fleißige Leuckfeld geben, war um 1066 der Markgraf Dedo der Zweite von Landsberg im Besitz des Schlosses Beichlingen, welches er stark befestigte, um seinem Gegner, dem Kaiser Heinrich IV. zu widerstehen. Er war durch seine Gemahlin Adela oder Oda, welche früher an den Markgrafen von Meißen und Grafen von Orlamünde, Otto, verheirathet gewesen war, in den Besitz der Grafschaft Beichlingen gekommen. Allein der Kaiser Heinrich nahm diese Besitzung, nachdem er Beichlingen erobert hatte, dem Markgrafen Dedo II. ab, und verlieh sie seinem Freunde und Bundesgenossen, dem Markgrafen Egbert I. von Braunschweig, welcher sie später seinem Sohne, dem Markgrafen Egbert II. hinterließ. Aber da dieser bald darauf in der Mühle zu Eisenbüttel bei Braunschweig meuchelmörderisch erschlagen wurde, so fielen seine Güter an seine Schwester Gertraut. Diese vermählte sich mit dem Grafen Heinrich von Nordheim, dem Fetten,

und übergab, nachdem ihr Gemahl in Friesland, welches er vom Kaiser erhalten hatte, gefallen war, ihrem Schwager Cuno die Grafschaft Beichlingen, welcher späterhin die Gräfin Cunigunde heirathete.

Gebhardi führt in seinen genealogischen Abhandlungen, welche sehr gründlich sind, die Besitzer von Beichlingen ganz anders und gewiß viel richtiger auf. Er nennt den Grafen Wilhelm III. von Weimar und Orlamünde, welcher 1039 starb, als Besitzer von Beichlingen, welches ihm seine Gemahlin Oda zubrachte, die nach seinem Tode den Markgrafen Dedo II. heirathete. Nach ihm besaß es sein Sohn, Graf Otto, und nach dessen Tode, welcher 1067 erfolgte, zuerst dessen älteste Tochter Oda, Gemahlin des erwähnten Egbert II., und da diese keine Kinder hatte, die zweite Tochter Cunigunde. So treffen beide genealogischen Folgen wieder zusammen.

Wir sind nun bis zu dem Zeitpunkte gelangt, wo die Ungewißheit, welche auf der Geschichte Beichlingens ruht, verschwindet, und Gewißheit und Sicherheit an die Stelle derselben tritt. Die Gräfin Cunigunde ist in vieler Beziehung merkwürdig. Als die Tochter des reichen und mächtigen Grafen von Orlamünde und Markgrafen von Meißen, Otto's, fanden sich bald Bewerber um ihre Hand. Zuerst vermählte sie sich mit dem russischen Fürsten Izislav oder Demetrius (von Kramsin Izor genannt), der aber schon 1079 starb. Hierauf reichte sie ihre Hand dem Grafen Cuno, dem Sohne des Grafen von Nordheim, einem Manne, der sich durch Tapferkeit und hohen Muth, wie durch Gelehrsamkeit und Bildung auszeichnete. Er fiel 1103 unter den Händen von Meuchelmördern, leider aus hohem Stande. Es war, wie gesagt wird, Graf Edelger von Ilfeld und Graf Christian von Rothenburg, welche ihre Hände mit Blut besudelten, und ihr Geschlecht mit Schmach belegten. Die Beweggründe, welche diese unglücklichen Männer zu dieser schwarzen That veranlaßten, hat kein Zeitgenosse aufbewahrt. Zu bemerken ist, daß dieser Graf Cuno, der ein so trauriges Ende nahm, der Erste ist, welcher Graf von Beichlingen genannt wird. Von einem schrecklichen Schicksal hart betroffen, stand die Gräfin Cunigunde mit ihren vier Töchtern zum zweitenmal als Wittwe da, in einer Zeit, wo sie die Unterstützung eines Mannes nicht entbehren konnte, und die Ihrigen und ihre Besitzungen Schutz und Beistand nöthig hatten. Der tapfre, durch seine großen Thaten ausgezeichnete Graf Wiprecht von Groitsch bewarb sich um ihre Hand, die sie ihm, durch die Umstände hart bedrängt, nicht versagte. Wir lassen hier die Beschreibung dieses Ereignisses nach der Lebensbeschreibung des Grafen Wiprecht, welche ein Mönch in dem Kloster Pegau aufgesetzt hat, nach einer alten Uebersetzung folgen:

> Im Jahr 1110. Als Graff Wiprecht seines Leides, wegen seines Gemahls absterben, kaum ein wenig vergessen, Hat er die hohe notturfft erachtet, das er sich widerumb verhewrate. Ward derhalben schlüssig des Thewren Fürsten, Herrn Cunonis zu Beichlingen, Nachgelassene Widwe, Cunegund genant, zu freyen. Nun hatte dieselbe ihr fürgenomen, im Widwenstande

zu uerbleiben, Und wolte aus solchem Bedencken anfenglich diesem ansuchen nicht stadtgeben. Als sie aber folgends jhre Verwanten und Bekandten, Deren sie dann von jhrem Herrn gnugsam Ererbet, hierüber zu rath gezogen, Hat sie mehr aus drengender noth, als aus gutwilligkeit darein verwilliget. Denn eben die jenigen, durch welcher betrug jhr Herr, der sich keines argen zu jhnen versehen, heimlich vnd wider alle billigkeit war erschlagen worden, satzten jr hart zu. Diese waren Edelger von Ilfeld, vnd Christian von Rothenburgk. Derwegen als Graff Wiprecht jhre Bewilligung vernomen, ward er fro darüber, Ließ es auch bey dieser seiner glücklichen Heurath nicht bleiben, sondern brachte wetter zu wegen, das seines Gemahls Tochter, gar ein schön Frewlein, mit Namen Cünegund, seinem Eltern Sohn Wiprecht vertrawet ward. Hierauff geschahe das Beylager von beiden Theilen auff eine zeit, ward auch mit grossem Pracht volzogen. Es hatte aber Fraw Cünegund noch Vier andere Töchter, die wurden den Fürsten in Sachsen und Döringen vermahlet. Zudem geschahe dismal eine vergleichung wegen einer Ehestifftung, Welche diss vermocht. Da sich würde zutragen, das Fraw Cünigund zu erst mit Tode abgienge, so solte als denn jhrem Herrn, Graff Wiprechten, vnd desselben Erben, jhr Land heimfallen. Es hatte auch mehrgedachte Fraw Cünigund vnter andern Vorwerkken ein Eptey, auff der Grentze zwischen Sachsen vnd Döringen, Oldesleben genand. Dieselbe Befahl sie jhrem Herrn in sonderheit.

Da dieser merkwürdige Mann fünfzehn Jahre hindurch im Besitz von Beichlingen war, so ist es wohl nicht unpassend, die wichtigsten Lebensumstände desselben hier zu erwähnen. Ueber der Abstammung desselben liegt ein dichter Schleier; die Angabe des Pegauer Mönchs, daß er von einem König Wulf von Dänemark abstamme, ist völlig grundlos; und viel wahrscheinlicher eine andere, nach welcher er von dem Grafen von Arneburg in der Altmark stammt. Seinem Vater Wiprecht (Vipertus) gab der Markgraf Udo von Stade das Balsamerland, ein Landesstrich bei Salzwedel; durch seine Gemahlin Sigena, des Grafen von Leige Tochter, bekam er Besitzungen bei Sangerhausen. Nach dem frühen Tode seines Vaters trat Wiprecht unter die Vormundschaft des Markgrafen Udo, welcher ihm, nachdem er von ihm wehrhaft gemacht worden war, für das Balsamerland das Burgwart Groitsch an der Elster bei Pegau um das Jahr 1073 ertheilte. Allein hier machte der junge Wiprecht sich bald durch seine Kühnheit und Tapferkeit die benachbarten Edeln zu Feinden, und um ihnen zu entgehen, wandte er sich zu dem Fürsten Wratislaw in Böhmen, bei welchem er gute Aufnahme fand. Da dieser Fürst, um König von Böhmen zu werden, die Unterstützung des Kaisers Heinrichs IV. nöthig hatte, so trat er auf dessen Seite, und führte ihm mit dem Grafen Wiprecht zahlreiche Schaaren zu, welche in der Schlacht bei Nägelstedt an der Unstrut, bei Flarchheim in der Nähe

von Mühlhausen und bei Grona an der Elster dem Kaiser in seinem Kampf mit dem sächsischen Fürsten die ersprießlichsten Dienste leisteten. Als Kaiser Heinrich 1081 nach Italien zog, um den übermächtigen Papst Gregor VII. zu züchtigen, nahm Graf Wiprecht mit dem Sohne des Herzog Wratislaw, Borivui, an diesem Zuge Theil. Er führte mit großer Tapferkeit und Erfolg den Vortrapp bis vor Rom, wo er außerordentliche Beweise eines in allen Gefahren unerschrockenen Sinnes ablegte. Er rettete bei einem Ausfall des feindlichen Heeres aus Rom dem Kaiser das Leben, welchem sein Schwert schon kraftlos aus den matten Händen gefallen war; er zögerte nicht, sein Schwert ihm darzureichen, und drang nun unerschrocken mit seinem Schilde auf die Feinde ein. Mit seinem Diener Raß war er der Erste auf den Mauern Roms, welches nun schnell erobert wurde; auch erstürmte er die Kirche der Apostel, wohin sich viele Römer geflüchtet hatten, und sein schweres Schlachtschwert mit beiden Händen fassend, gewann er nach großem Blutvergießen die Kirche. Freund und Feind erstaunten über diese unbegrenzte Tapferkeit; aber dem leichtsinnigen Kaiser war dies noch nicht genug, sondern er berief den muthigen Grafen zu sich und ließ ihn, der nichts von den Absichten des Kaisers ahnete, unbewaffnet in den Hof eintreten, wo ein großer Löwe ihm entgegen sprang. Aber wie der Chronist sagt: er schmiß, nachdem er seinen Trabanten zurückgestoßen und allein vordrang, so gewaltig auf den Löwen zu, daß derselbe verwirrt aus dem Kampfe wich.

Diese unüberlegte That des unbesonnenen Kaisers brachte den Grafen Wiprecht so auf, daß er das Heer verließ. Reich beschenkt vom Kaiser Heinrich und den vornehmsten Geistlichen, welche den großen Werth seiner Tapferkeit nicht verkannten, kehrt Wiprecht nach Deutschland zurück, und begab sich dann zu dem Fürsten Wratislaw nach Böhmen, der ihn gleichfalls mit Geschenken überhäufte, und ihm selbst seine Tochter Ludmille mit großer Mitgift zur Frau gab. Nach Groitsch zurückgekehrt, wurde er durch viele glückliche Unternehmungen gegen die benachbarten Fürsten und Edelleute so mächtig, daß sein Ansehen und die Furcht vor ihm immer mehr stieg; da aber in diesen Kämpfen viel Blut vergossen wurde, auch einst, als sich seine Feinde in die Kirche St. Jacob in Zeitz flüchteten, diese Kirche in Flammen aufging, so fühlte er oft Gewissensbisse über alle diese blutigen Vergehungen, und auf den Rath angesehener Geistlichen ging er nach Rom, um dort Vergebung zu finden. Glücklich erreichte er diese Stadt, benetzte die Stufen der Peterskirche, die er vor wenigen Jahren mit dem Blute seiner Feinde besudelt hatte, mit heißen Thränen der Reue, und beichtete dem Papste seine Sünden. Dieser gebot ihm, eine Wallfahrt nach Compostella zum heiligen Jacob zu machen, wo ihm, nachdem er im Bußgewande diese heilige Stadt glücklich erreicht hatte, zur Sühne seiner vielen Verschuldigungen auferlegt wurde, dem heiligen Jacob, dessen Kirche er verbrannt hatte, ein Kloster zu bauen, zu dessen Ausschmückung er den Daumen des heil. Jacob erhielt. Ein Wunder veranlaßte ihn, nahe bei der nachmaligen Stadt Pegau dieses Kloster zu begründen, und auf den Rath

den Rath der Geistlichen trug er selbst, wie vordem der Kaiser Constantin gethan hatte, an die zwölf Enden des Klosters zwölf Körbe Steine. Im Jahre 1096 ward dieses Kloster feierlichst von vier Bischöfen eingeweiht, und von dem Grafen Wiprecht und seinen Freunden mit Geschenken reich ausgestattet, denn es sollte diese Stiftung ein ewiges Denkmal seiner Frömmigkeit und Freigebigkeit sein. Bald bewirkte er auch, um den Glanz dieser Stiftung zu erhöhen, daß der Papst sie unter seinen besondern Schutz nahm.

Wir finden in den folgenden Jahren den Grafen Wiprecht in mehren wichtigen Angelegenheiten bei dem Kaiser Heinrich oder in Böhmen, wo sein Schwager Boriwui, der 1093 seinem Vater Wratislav folgte, seinen Beistand oft bedurfte. Der unglückliche Kaiser besuchte den Grafen Wiprecht 1105 auf seinem Schlosse zu Groitsch, als er vor seinem Sohne fliehend nach Böhmen eilte. Graf Wiprecht war auch im December dieses Jahres auf jenem berüchtigten Reichstage zu Mainz, als der von Allen verlassene und verrathene Kaiser durch seinen unnatürlichen Sohn Heinrich V. vom Throne gestoßen wurde. Unser Graf erhielt darauf mit vielen angesehenen Geistlichen den Auftrag, nach Rom zu ziehen, um den Papst von diesen Vorfällen zu unterrichten; allein Graf Adelbert von Tyrol wies sie wieder zurück. Kurz darauf ereigneten sich zwei Vorfälle, welche dem Grafen Wiprecht sehr schmerzlich waren; seine treue Gattin Ludmilla starb den 17. September 1106 in seiner Stadt Bautzen, und sein Schwager, Fürst Boriwui, ward durch seinen Gegner Suatopulk verdrängt, der die Gunst des Kaisers Heinrichs V. zu erwerben wußte. Wiprecht und sein Sohn, der seinen Namen trug, hielten treu zu ihrem nahen Verwandten Boriwui, und ließen nichts unversucht, um ihn wieder zu dem väterlichen Besitz zu bringen.

Obwohl Graf Wiprecht sich schon im vorgerückten Alter befand, so sah er sich doch nach einer zweiten Gattin um, die ihm seine treue Ludmilla ersetzen könnte; was er wünschte, wurde ihm auch bald in der verwittweten Gräfin Cunigunde von Beichlingen zu Theil, was schon oben erwähnt ist. An dieses glückliche Ereigniß reihete sich bald ein anderes; ein naher Verwandter, Vizo, Herr von Vitzenburg bei Nebra, der an diesem wohlgelegenen Orte ein Nonnenkloster gestiftet hatte, setzte ihn zum Erben aller seiner Güter ein. Seine Mutter Sigena, welche zum zweitenmal Wittwe geworden war, trat in dieses Kloster ein, wo sie aber bald ihr Leben endigte. Hierauf, durch das unordentliche Leben der Nonnen veranlaßt, verlegte er das Kloster nach dem nahen Reinsdorf, besetzte es mit Mönchen, und ließ es späterhin (1121) durch Bischof Otto von Bamberg, dem er es übergab, weihen. Unterdessen fiel in Böhmen, wo die Unruhen fortdauerten, der junge Wiprecht in die Hände des Kaisers, der ihn auf die Veste Hammerstein, von welchem Schlosse noch jetzo die Ueberreste bei Andernach gesehen werden, als Gefangenen schickte, und nur durch die Herausgabe vieler Güter, mit welchen der Kaiser sogleich den jungen Grafen Hoyer von Mannsfeld belehnte, konnte der Vater die

Befreiung des Sohnes bewirken. Als Entschädigung verlieh Kaiser Heinrich dem jungen Wiprecht kurz darauf Eckardsberga und versprach ihm noch andere Besitzungen, so daß er sich nun ganz auf die Seite des Kaisers neigte. Bald gerieth aber auch Graf Wiprecht der ältere mit dem Kaiser, welcher den Herzog Latislaw, den Gegner seines Schwagers Boriwui, begünstigte, in Krieg; allein vergeblich belagerte der Kaiser die Burg Groitsch, obwohl selbst der jüngere Wiprecht auf der Seite des Kaisers stand. Hierauf entstand ein langwieriger Krieg um den Besitz von Weimar. Odalrich oder Ulrich, Graf von Weimar und Orlamünde, starb im Jahre 1112, ohne Kinder zu hinterlassen; die nächsten Ansprüche darauf hatte der Pfalzgraf am Rhein, Siegfried, der durch seine Mutter Adelheid nahe mit dem weimar-orlamündischen Hause verbunden war. Der Kaiser Heinrich V. war aber gar nicht abgeneigt, diese Erbschaft als ein anheimgefallenes Lehn zu behalten. Darum eilte der Pfalzgraf Siegfried nach Thüringen, um sein Recht geltend zu machen, und fand unter den Fürsten, Grafen und Bischöfen vielen Eingang, auch bei unserm Graf Wiprecht. Der Kaiser Heinrich fing 1113 den Krieg an, da die Verbündeten auf dem Tage zu Erfurt nicht erschienen waren. Er züchtigte zuerst den Bischof von Halberstadt, indeß der tapfere, kühne Feldherr des Kaisers, Graf Hoyer von Mannsfeld, die Verbündeten, welche in Barnstedt, einem Dorfe bei Querfurt, sich unterredeten, so glücklich und so plötzlich überfiel, daß der Pfalzgraf Siegfried erschlagen, Graf Wiprecht schwer verwundet und gefangen wurde, und nur Landgraf Ludwig der Springer Gelegenheit zur Flucht fand. Wiprecht wurde vom Kaiser Heinrich auf dem Reichstage zu Würzburg zum Tode verurtheilt; aber ein glückliches Ereigniß rettete ihn von dieser Schmach, und sein Sohn bewirkte durch die Uebergabe von Groitsch und aller Erbgüter seines Vaters die Erhaltung seines Lebens, aber nicht seine Freiheit, denn drei Jahre mußte er in der Reichsveste Trifels, wo 80 Jahre später der hochherzige Richard Löwenherz auch schmachten mußte, und deren feste Mauern und Thürme noch jetzo in dem anmuthigen Thale von Anweiler in Rheinbaiern aus dem dichten Wald sich erheben, als Gefangener zubringen. Durch diese Härte des Kaisers aufgereizt, fiel sein Sohn Wiprecht von demselben ab, opferte alle seine Besitzungen für den Vater auf, und irrte als Verbannter bei seinen Freunden umher, nur auf sein Schwert und seine guten Freunde sich verlassend. Bald entstand eine neue Verbindung der sächsischen Fürsten gegen den Kaiser, und der Krieg begann wiederum. Der Kaiser zog mit seinem Heere von Wallhausen an der Helm nach dem Mannsfeldischen. An dem Wolfsholze an der Wipra bei Gerbstedt trafen beide Heere auf einander am 11. Februar 1115. Lange zögerten sie; da trat der kühne Mannsfelder, der tapfere Graf Hoyer, hervor, ihm gegenüber stand kampflustig der junge Graf Wiprecht, bereit, seine und des Vaters Schande zu rächen. Nach einem ernsten Zweikampfe sank Graf Hoyer tödtlich verwundet auf die Wahlstatt. Der Tod dieses tapfern Mannes, der so oft gesiegt hatte, entschied die Schlacht; zwar wehrte sich das kaiserl. Heer noch

eine Zeit lang muthig, doch das Vertrauen war hin, und die Flucht ward bald allgemein.

Für den jungen Grafen Wiprecht war dieser Sieg sehr vortheilhaft. Glückliche Züge und Eroberungen machten den Namen des Grafen so furchtbar, daß der Kaiser Heinrich endlich, nachdem auch sein Liebling Heinrich mit dem Haupte gefangen worden war, durch die Umstände genöthigt, seinen Vater frei gab, und ihn mit allen seinen Gütern aufs Neue belehnte. Ja er stieg nach und nach wieder so hoch in der Gunst des Kaisers, daß derselbe ihm sogar die Markgrafschaft Lausitz übergab, ein Besitz, um welchen viele Fürsten den Grafen beneideten. Sein Glücksstern strahlte immer heller, denn 1118 wurde er auch Burggraf von Magdeburg, wodurch sein Ansehen einen neuen großen Zuwachs bekam. Ein Jahr vor seinem Tode erhält Graf Wiprecht durch den Kaiser auch die Markgrafschaft Meißen, nachdem der junge Markgraf von Meißen, Heinrich, durch Gift von unbekannter Hand sein Leben auf eine beklagenswerthe Weise früh beschlossen hatte. So vollbrachte nun Graf Wiprecht die letzten Jahre seines thatenreichen Lebens in großer Macht und Ansehen, bis ein unglückliches Ereigniß seinen Tod beschleunigte. Der Pegauer Mönch berichtet dieses also:

> Ungefähr wie er auff dem Dorffe Halle (die Stadt Halle), alda er Gedinge gehalten, zu Winterzeit benächtigt, trug sich vmb Mitternacht zu, da jederman im tieffen Schlaff gelegen (denn am Tage war man guter Dinge gewesen), das das Fewer auffm Heerde die Ströe oder Sprewe, welche vmb der Kriegsleute Lager, durch derselben Nachlessigkeit, zu Abents waren herumb verstrewet worden, erreichet, vnd als der Brunst vberhand genommen, ist nur der Fürst erwacht. Der seumete sich nicht lange, Sondern machete sich auff halb Nackent, vnd vnterstunde sich mit blossen Füssen das Fewer zu dempffen, endete auch solchs, das niemand weiter dauon etwas erfuhr, vnd legt sich darnach, wie er schier halb versenget gewesen, widerumb zu Ruhe. Er ward aber hieuon so schwach, das er von dannen niemals recht gesundt gewesen. Als es tag worden, befandt man allenthalben die nachspür, wie es war zugangen. Darob menniglich sich nicht allein verwundert, sondern auch ein gros mitleiden getragen? Darnach ließ er sich gen Groitzsch führen, doch das er zuuor seiner gewonheit nach auf Pegaw zukomen. Alda muste man jhn bey der Handt leiten, Vnd als er mit grosser andacht sein Gebet vollbracht, damit er das Convent seiner Schwachheit halben nicht weiter bemühete, zog er stracks weges auf Groitzsch.
>
> Nun ward den Winter vber die Krankheit immer hestiger, Derwegen er, Marggraff Wiprecht, dieses mühseligen Lebens satt worden, vnd richtete all seine Gedankken auff Gott den Allmechtigen, Welcher allein die Sündliche gebrechen heilen kan, damit er nach diesem Trübsal die ewige Seligkeit erwerben möchte. Er beschickte auch ferner seiner Mutter Sohn,

Erzbischoff Rüger zu Magdeburgh, desgleichen andere benachbarte Geistliche Prelaten, vnd weil denn dieselbigen gesehen, das mit jm keine hoffnung mehr zum Leben gewesen, bezeigten sie sich mit allerhand mitleiden, vnd trost, endlich aber gaben sie den rath, Er solte den Orden annemen. Wie wilfertig und andechtig Marggraff Wiprecht hierzu sich bezeiget, ist aus folgendem Bericht leichtlich zuermessen. Denn als er in gegenward dieser Bischoffe, mit vberreichung seines Schwerts, aller Krieges vnd Welthendel verzicht gethan, Ließ er sich bald nehest folgenden Tag gen Pegaw führen, Ward auch alda vom Conuent mit grossem mitleiden angenommen, vnd da er sich nun Einkleiden lassen, That er in grosser andacht sein gelübte den Orden zuhalten für dem hohen Altar, in Beysein des gantzen Conuents. Nach dieser zeit sol er sich, wie man dauon sagt, zum gehorsam mit solcher folge bezeigt haben, das er keine Speise oder Tranck zu sich genommen, auch keinen Menschen, ja seinen Leiblichen Son nit für sich gelassen, er hette denn das zuuor erlaubniß bekomen. Bliebe derhalben in grosser stille vnd gehorsam biß an sein Ende. Er lebte aber nicht lang darnach, Vnd ward von vielen Bischoffen und Layen das Begengnis gehalten, also das ein jeder Bischoff teglich für jhn Messe gelesen. Die Leiche ward mit grossen ehren mitten im Closter, gerade zwischen seinem Gemahl vnd Sohn zur Erden bestattet.

So vollendete Graf Wiprecht im Jahre 1124 seine wechselsvolle irdische Wallfahrt; gewiß eine sehr merkwürdige, welche uns die damaligen Zeiten in einem wahren und belehrenden Bilde erkennen läßt. Das Urtheil, welches Böttcher in seiner Geschichte von Sachsen über ihn fällt, ist ein sehr richtiges. Wie sich sein Leben, sagt er, in den schroffsten Gegensätzen gefällt, — Pilger und Fürst, Mönch und Feldherr, Gefangener und auf dem Richtplatz, Räuber und Mörder und Beter, Kirchenzerstörer und Klostererbauer, Freund des Kaisers und Rebell, — ist es ein treuer Abdruck seiner rohen, gewaltigen Zeit. Rom und Compostella, Polen und Böhmen nennen seinen Namen, und doch war, seine Klöster abgerechnet, nach wenigen Jahrzehnten fast jede Spur seines Daseins verschwunden.

Wie er bei den öffentlichen Ereignissen seiner Zeit oft erwähnt wird, und eine einflußreiche Rolle spielte, so häufig erscheint auch sein Name bei den zahlreichen Schenkungen, welche er vielen Klöstern zuwandte, denn er theilte die allgemeine Meinung seiner Zeit, daß ein schuldbeladenes Leben am gewissesten durch Errichtung oder Unterstützung von Klöstern gesühnt werden könne. Der jüngere Graf Wiprecht, welcher dem Vater an Heldensinn so gleich war, scheint kurz vor ihm gestorben zu sein, dessen Gemahlin aber, Cunigunde, schloß mit dem Grafen Theobald von Vohburg eine zweite Ehe. Ein jüngerer Sohn Wiprechts, Heinrich, trat zwar in den Besitz der väterlichen Güter ein; allein der gewaltige Geist seines Vaters ruhete nicht auf ihm, und schon 1136 beschloß er seine ruhmlose Laufbahn.

Mit ihm ging das Geschlecht des Grafen Wiprecht aus, und Schild und Helm wurde dem Grafen Heinrich in das Grab nachgeworfen.

Zum drittenmal stand die Gräfin Cunigunde als Wittwe allein da; die wechselsvollen Erfahrungen, welche sie in ihrer dreimaligen Eheverbindung machte, veranlaßte sie, den Rest ihres Lebens in Zurückgezogenheit hinzubringen. Sie blieb eine große Gönnerin der Klöster, was viele noch vorhandenen Urkunden beweisen; am meisten genoß ihre Stiftung Oldisleben ihrer frommen Unterstützung. Sie starb in einem hohen Alter im Jahre 1140. Da weder sie noch ihre Tochter Cunigunde, des jungen Grafen Wiprecht Gemahlin, männliche Nachkommenschaft hinterließ, so fiel Beichlingen an den Sohn der ältesten Tochter, der Gräfin Mathilde von Käfernburg. Der älteste Sohn derselben, Graf Sizzo III., erhielt das väterliche Erbe Käfernburg und Schwarzburg, dem zweiten Sohne Friedrich wurde Beichlingen zu Theil.

Von diesem Grafen Friedrich, welcher 1144 Beichlingen erhielt, stammen alle spätern Grafen von Beichlingen in gerader Linie bis auf den letzten Grafen Bartholomäus, welcher 1567 starb; eine Nebenlinie, die anfänglich nicht den Grafentitel führte, erhielt sich noch länger.

Graf Friedrich I. lebte bis 1180. Er war ein Mitglied des obersten thüringischen Gerichtshofes in Mittelhausen bei Erfurt, an dessen Sitzungen er eifrigen Antheil nahm. Seine Güter im Radenzgau in Franken, welche wahrscheinlich von seiner Gemahlin Helimburg herrührten, verkaufte er an den Bischof in Bamberg. Das Kloster Sittichenbach wurde von ihm mit mehrern Gütern in Lovinge (jetzo Leubingen an der Unstrut) beschenkt. Mit dem Landgrafen Ludwig den Eisernen gerieth er 1170 in Uneinigkeit, als die Landgräfin Jutta, welche oft von der Wartburg auf die Neuenburg bei Freyburg reiste, auf einer Anhöhe, wo jetzo die Stadt Weißensee liegt, ein Haus, mit einer Mauer umgeben, bauen ließ, ohne den Grafen Friedrich, zu dessen Besitz diese Gegend gehörte, darum anzugehen. Als die Landgräfin, ohne auf die Einrede des Grafen zu achten, fortbauen ließ, so beschwerte sich der Graf bei dem Kaiser Friedrich I., welcher sich damals auf dem Reichstage zu Regensburg befand. Der Kaiser untersagte zwar dem Landgrafen, fortzubauen, allein dieser gab heimlich seiner Gemahlin einen Wink, daß sie sich nicht an das Gebot des Kaisers stoßen sollte, und Graf Friedrich sah sich endlich gezwungen, einen Vergleich einzugehen. Einen solchen Anfang nahm die Stadt Weißensee.

Graf Friedrich I. starb 1180; sein Sohn, Graf Friedrich II., nahm seine Stelle ein. Die Geschichte erzählt von diesem Grafen nichts Bedeutendes, jedoch erscheint er oft in den Urkunden. Wahrscheinlich befand er sich auch auf jener verhängnißvollen Versammlung in Erfurt im Jahre 1183, wo König Heinrich, der Sohn Kaiser Friedrichs, eine Streitigkeit zwischen dem Landgrafen Ludwig und dem Erzbischof Conrad von Mainz schlichten wollte. Der Landgraf erschien in Begleitung aller seiner Edlen in dem Versammlungssaal;

aber der Boden desselben gab plötzlich nach, riß den unteren Boden auch mit fort, so daß der größte Theil der Versammlung in die Keller und Cloaken fiel. Viele wurden schwer verletzt und sechs Grafen und Herren erstickt oder von den Balken erschlägen. Der älteste Sohn des Grafen Friedrich II., Dietrich, zeichnete sich durch Tapferkeit und Muth sehr rühmlich aus; er begleitete den Kaiser Friedrich II. 1228 auf seinem Zuge ins gelobte Land, und ward bei seiner glücklichen Rückkehr von dem Papste Innocenz in Rom sehr ausgezeichnet.

Die Regierung seines jungen Sohnes, des Grafen Friedrich III., welcher von 1220—1275 an der Spitze der Familie stand, war eine sehr glückliche, indem die Grafschaft Lohra und Rothenburg ihm zufielen. Schon Graf Reinbod, Graf Friedrichs I. Sohn, besaß, es ist ungewiß auf welche Weise, beträchtliche Güter in der Grafschaft Lohra und Klettenberg; als nun mit dem Grafen Ludwig von Lare oder Lohra diese ganze Familie ausstarb, so kamen die Grafen von Beichlingen zum Besitz dieses Erbes. Bald darauf, ebenfalls ungewiß in welchem Jahre und auf welche Weise, ob durch Erbschaft, Schenkung, Kauf ꝛc., fiel ihm auch die Grafschaft Rothenburg zu mit dem Stammschlosse gleiches Namens, dessen hohe Trümmer noch jetzt ein Schmuck der Umgegend sind. Die Grafschaft Lohra übergab Graf Friedrich III. bald seinem Sohne, Friedrich IV., hingegen die Grafschaft Rothenburg behielt er für sich, da sie in der Nähe von Beichlingen lag. Es war wohl ganz natürlich, daß durch diese wichtigen Erwerbungen das Ansehen der Grafen von Beichlingen immer höher stieg, und in diesem Jahrhundert war keine Grafschaft in Thüringen so glücklich an Erwartungen als Beichlingen. Wir finden die Namen der Grafen häufig in Urkunden, namentlich auch in jener für die Grafschaften Thüringens so wichtigen vom Jahr 1249, als sich viele der angesehensten Grafen in Thüringen, nach dem Tode des Landgrafen Heinrich Raspe, für den Markgrafen Heinrich von Meißen erklärten.

Aber so viele Besitzungen auch den Grafen von Beichlingen durch die Gunst der Umstände zugefallen waren, und so reichlich die Einkünfte von so großen Gütern auch sein mußten, so zeigen sich doch bald mannichfache Verlegenheiten, so daß nur zu früh größere oder kleinere Stücke Landes abgetreten werden, und zuletzt das Besitzthum der Grafen gewaltig zusammenschmilzt. Graf Friedrich III. übergab schon 1268 das Rathsfeld und das Kammerholz, welches zu Rothenburg gehörte, für 150 Mark Silber der Abtei Walkenried, um sich oder vielmehr die von ihm gestellten Geißeln aus der Gefangenschaft zu befreien. Späterhin wiederholen sich diese Verkäufe und Schenkungen nur zu häufig. Oft geschah dies, um sich aus dringenden Verlegenheiten, durch kriegerische Unternehmungen veranlaßt, zu retten, oft um geistliche Stiftungen in der Nähe und Ferne zu beschenken, oft auch aus allzu geringer Sorge für das Bestehen und Erhalten der Familiengüter, dann auch durch die im Mittelalter nur zu oft vorkommenden Theilungen und Zersplitterungen der Besitzungen. Zahlreiche

Urkunden bestätigen es, wie der fromme Sinn der Grafen nicht nachließ, viele Klöster, sie mochten Stiftungen ihrer oder anderer Familien sein, reichlich zu begaben, und wenn wir dadurch den großen Reichthum der Familie bestätigt finden, so drängt sich doch unwillkührlich der Gedanke auf, daß diese allzugroße Freigebigkeit zuletzt Erschöpfung, ja Armuth bewirken mußte.

Graf Friedrich III. starb 1275, und ward in der Kirche des Cistercienser-Nonnenklosters zu Frankenhausen beerdigt. Er hinterließ drei Söhne; der älteste, Graf Friedrich IV., welcher von dem Vater die Grafschaft Lohra erhalten hatte, gab diese nun seinem Bruder, Graf Friedrich V., nachdem vorher beide Brüder die Familiengüter so getheilt hatten, daß der ältere, Graf Friedrich IV., die Grafschaft Rothenburg und Lohra für sich und seine Nachkommen empfing, dem jüngern, Friedrich V., aber die Grafschaft Beichlingen zu Theil wurde.

Durch diese Theilung geschah es nun, daß die ältere Linie Beichlingen verlor, und den Besitz von Rothenburg und Lohra vorzog. Die Geschichte dieser Grafen von Beichlingen und Rothenburg ist schon in einem frühern Hefte erzählt worden, und ich bemerke hier nur, daß mit dem Grafen Gebhard 1381 dieser Stamm ausging, nachdem die Besitzungen desselben durch Verkauf in verschiedene Hände gekommen waren.

Die Nachkommen des Grafen Friedrich V., des jüngern Sohnes des Grafen Friedrich III., welcher bei der Theilung Beichlingen erhielt, setzten ihren Stamm bis 1567 fort, erfuhren aber auch das Schicksal der rothenburgischen Linie, indem auch ihre Besitzungen aus den vorhin angegebenen Gründen nach und nach verloren gingen.

Graf Friedrich V., welcher außer Beichlingen auch die Hälfte von Frankenhausen und einen Theil der Grafschaft Lohra erhielt, hinterließ 1283 vier Söhne. Da der älteste derselben, Graf Friedrich VI., früh starb, so erhielt Graf Heinrich, nachdem der dritte Bruder, Graf Günther, in den geistlichen Stand getreten und Domherr in Halberstadt geworden war, das väterliche Erbe. Auch er mußte wieder einen Theil seiner Besitzungen von Lohra an die Grafen von Hohenstein verkaufen, da er 1304 einen unglücklichen Zug gegen Fulda unternommen hatte. Als dieser Graf 1320 starb, so folgten ihm seine beiden jüngern Söhne, Friedrich VIII. und Heinrich II.; der älteste Sohn, Friedrich VII., hatte den geistlichen Stand erwählt. Wie die Grafen von Rothenburg eine Zeit lang kaiserliche Burggrafen des Schlosses Kyffhausen waren, so erlangten die Grafen von Beichlingen, wahrscheinlich durch den Landgrafen Friedrich, die Belehnung mit dem Schlosse Sachsenburg, welches Graf Heinrich II. zu seinem Wohnsitze wählte. Friedrich VIII. behielt Beichlingen; auch er war kein guter Haushalter, denn 1339 verkaufte er an die Grafen von Schwarzburg seinen Antheil an Frankenhausen um 2000 Mark Silber und 1341 für immer das Rathsfeld.

Nach dem Tode Friedrichs VIII. fiel seinem ältern Sohne, Heinrich III., Beichlingen, dem jüngern Sohne Sachsenburg zu, da die

Söhne des Grafen Heinrich II. früh starben. Dieser Graf Heinrich II. erhielt Kindelbrück von dem Landgrafen Friedrich Pfandweise; allein er fing die Bewohner des Ortes so gewaltig zu bedrücken und zu belasten an, daß sie sich mit der Bitte an den Landgrafen wandten, er möge der Bedrückung ein Ende machen. Der Landgraf verwandte sich auch für sie beim Grafen, worüber dieser so aufgebracht wurde, daß er 1359 mit Unterstützung der Erfurter, Mühlhäuser und Nordhäuser den Ort gänzlich verwüstete und die Einwohner tödtete oder gefangen fortführte. Der Landgraf empfand diese kühne, unmenschliche Handlung des Grafen sehr übel, und dieser mußte hart dafür büßen. Graf Heinrich III. von Beichlingen bewährte sich auf eine andere ungleich vortheilhaftere Art; seine Klugheit und Rechtschaffenheit verschaffte ihm bei Hohen und Niedern ein großes Ansehen, und der Name seines Hauses hob sich durch seine glänzenden Eigenschaften. Er hinterließ 1384 bei seinem Tode seinem einzigen Sohne Friedrich X. nicht nur seine Besitzungen, Beichlingen mit Sachsenburg, welches er nach dem Tode des kinderlosen Heinrich II. erlangt hatte, sondern auch seine Tugenden und seinen hochgeachteten Namen. Landgraf Friedrich machte ihn zu seinem heimlichen Rath, und gebrauchte ihn als Schiedsmann bei vielen verwickelten Händeln. Auch besuchte der Graf mit seinem Sohne Friedrich XI. das Concil zu Costnitz. Im Jahre 1423 erhielt er mit Hohenstein die Belehnung mit der Herrschaft Heldrungen und Wiehe. Der unglückliche Kampf mit den Hussiten stürzte ihn leider in einen frühen Tod. Denn als der Kurfürst Friedrich von Sachsen dem Kaiser Sigismund Hülfsvölker nach Böhmen gegen die Hussiten zuführte, so waren viele der angesehensten und edelsten Männer in Thüringen nicht säumig, an diesen Kämpfen Theil zu nehmen. Als die Hussiten im Jahre 1426 mit vereinigten Kräften auf die Deutschen losgingen, und diesen alle festen Plätze bis auf Aussig abnahmen, so versammelten sich bei Freiberg, auf Antrieb des Kurfürsten Friedrich und seiner heldenmüthigen Gemahlin Katharina, zahlreiche Haufen sächsischer und thüringischer Ritter mit ihren Mannen, um Aussig zu entsetzen; unter ihnen befand sich auch unser Graf Friedrich, welchem die Anführung der Ritter und aller zu Pferde dienender Mannschaft anvertraut wurde. Aber die Hussiten bewiesen auch hier, was Begeisterung, vorzüglich aus religiöser Quelle entsprungen, vermag; das deutsche Heer wurde gänzlich auseinander gesprengt, und der größte Theil desselben fiel unter den wüthenden Schwertern der Hussiten. Unter ihnen lag auch unser Graf Friedrich mit seinem ältesten Sohne Friedrich XI., zur unendlichen Trauer der Seinigen.

Er hinterließ eine Wittwe und vier Söhne. Der älteste derselben, Graf Günther, trat als Vormund seines Neffen, des Grafen Johann, des hinterlassenen Sohnes seines bei Aussig gebliebenen Bruders, Friedrichs XI., so wie seiner jüngern Brüder, der Grafen Busso, Gerhard und Friedrich auf. Er überließ 1432 den Ort Hechendorf bei Wiehe unter gewissen Bedingungen dem reichen Kloster Pforte, und sahe sich 1448, wo sein Neffe schon mündig geworden

war, genöthigt, die bedeutende Herrschaft Frohndorf für 22,000 rhein. Gulden an die Grafen Botho von Stolberg und Heinrich von Schwarzburg zu verpfänden, und bald darauf, 1467, völlig zu verkaufen. Da zu dieser Herrschaft außer Frohndorf auch die Dörfer Groß- und Wenigen-Arnoldshausen (jetzo Orlishausen), Groß- und Wenigen-Nehausen (jetzo Neuhausen), Öllersleben (jetzo Ellersleben), Bachera, Balleben (jetzo Backleben), Rettinghausen (jetzo Rettgenstedt), Bethindorf (jetzo Battgendorf), Termisdorf (jetzo Dermsdorf), Schillingstedt, Alten-Beichlingen, Hemleben, Herwerterode (Hauderode), nebst den Zinsen und Renten in dem Städtchen Cölleda gehörten, so verloren dadurch unsere Grafen den besten Theil ihres Besitzes und ihrer Einnahmen, und es konnte damals schon mit großer Wahrscheinlichkeit vorausgesehen werden, daß die übrigen Güter bald ein gleiches Schicksal wie die Herrschaft Frohndorf erfahren würden.

Unter diesen großen Verlusten gereichte es der Familie zu einiger Entschädigung, daß ihr von einer andern Seite eine Auszeichnung zu Theil wurde, die ihren sinkenden Glanz auf eine Zeit lang wieder aufleuchten ließ. Graf Friedrich XII., der jüngste Sohn Graf Friedrichs X., gelangte 1445 zum erzbischöflichen Stuhl von Magdeburg, und zwar, was merkwürdig genug ist, als Laie. Dieser Graf Friedrich XII. hielt sich am Hofe seines nahen Verwandten und Vorgängers, des Erzbischofs Günther von Magdeburg, aus dem Geschlechte der Grafen von Schwarzburg, auf. Er mochte wenig daran denken, einst der Nachfolger seines Verwandten zu werden, denn er überließ sich allen Zerstreuungen und Vergnügungen, und genoß an dem Hofe des Erzbischofs, wie das größte Vertrauen, so die größte Freiheit. Auf seinem Todtenbette empfahl der sterbende Erzbischof den trauernden und um einen würdigen Nachfolger besorgten Freunden seinen Oberhofmeister und vertrauten Rath, den Grafen Friedrich von Beichlingen. So geschah es, daß er am 19. April 1445 einstimmig zum Erzbischof erwählt wurde, und in einer neunzehnjährigen Verwaltung bewies er, daß sein Vorgänger sich nicht in ihm getäuscht habe. Von dem Tage seiner Erwählung und seines Regierungsantrittes an schien er ein anderer Mensch geworden zu sein; früher nur dem Essen und der Lust ergeben, lebte er nun ganz den Pflichten seines hohen Amtes, und suchte mit dem größten Eifer zu erfüllen, was seine Vorgänger so oft zum Schaden der Religion und zum Nachtheil des Erzstiftes versäumt hatten. Zuerst übte er sich im Lesen und Schreiben, so wie in der lateinischen Sprache, worin er, nach der Gewohnheit seiner Zeit, noch sehr zurück war, und fing nun, nachdem er alle geistlichen Würden schnell empfangen hatte, mit entschlossenem, festen Sinne an, die äußere und innere Lage seines Stiftes zu verbessern. Er tilgte die große Schuldenlast, worin das Erzstift durch die Unordnung und Verschwendung der frühern Erzbischöfe gerathen war, löst'te die versetzten und verpfändeten Güter wieder ein, verbesserte und vermehrte sie, so daß die Einkünfte des Stiftes von Jahr zu Jahr zunahmen. Gegen sich selbst streng und eifrig in Erfüllung der Vorschriften des geistlichen Standes, begnügte

er sich mit Wenigem, und suchte wahre Religiosität, Sittlichkeit und christliche Tugenden auf jede Weise zu befördern, und trat kühn dem Aberglauben und der Sittenlosigkeit entgegen. So viele Schwierigkeiten und Hindernisse ihm bei der Reformation der Klöster und geistlichen Stifte entgegentreten mochten, so führte er doch dieses eben so heilsame als nothwendige Werk zu seiner großen Freude aus. Mit den auswärtigen Fürsten suchte er stets in Frieden zu bleiben, was ihm auch in den meisten Fällen glücklich gelang. So geschah es durch seine rastlosen Bemühungen und seinen unermüdeten Eifer, daß der Zustand des Erzstiftes sich so verbesserte, wie man es kaum erwarten durfte. Viel zu früh für das Wohl des Erzstiftes vollendete er am 11. November 1464 sein segensreiches Wirken. Das Urtheil des päpstlichen Legaten, des Cardinals Nikolaus von Cusa, welcher 1451 nach Deutschland kam, um das Kreuz gegen die Türken, welche Constantinopel so hart bedrängten, zu predigen, und auch in Magdeburg erschien, war für ihn sehr ehrenvoll. Ich habe, sagte der Cardinal, in ganz Deutschland nur einen rechtschaffenen Bischof getroffen, den Erzbischof von Magdeburg. Seiner Familie soll er viel zugewandt haben, was ihr jedoch keinen nachhaltigen Nutzen brachte. Obwohl viele Glieder der beichlingischen Familie den geistlichen Stand erwählten, und einer von diesen, Graf Albert, um 1360 als Bischof von Hypus und Weihbischof von Mainz angeführt wird, so blieb doch Erzbischof Friedrich bei weitem der Ausgezeichnetste.

Graf Johann, der Sohn Friedrich XI., regierte bis 1485. Er war Zeuge und Theilnehmer an jenem unheilvollen Bruderkriege, welcher zwischen dem Kurfürsten Friedrich und seinem Bruder, dem Herzoge Wilhelm, von 1445—1450 zum großen Nachtheil von Thüringen geführt wurde; denn da es kein ordentlicher Krieg, sondern mehr ein Rauben, Plündern und Morden war, so litten die Einwohner um so mehr durch diese harten Bedrückungen. Graf Johann trat auf die Seite des Kurfürsten, weil ihn die Anmaßungen des herzoglichen Günstlings Apel Vitzthum verdrossen, und war auch bald so glücklich, mit Herrmann von Harras das Schloß und die Stadt Wiehe, ein Eigenthum Vitzthums, zu erobern. Auch nahm er bald darauf an der Beschirmung Erfurts Theil, welches die wilden Böhmen, von Herzog Wilhelm in Sold genommen, bedrohten. Er hinterließ bei seinem Tode 4 Söhne; Graf Adam, der älteste derselben, ging, nachdem er in Erfurt seine Studien beendet hatte, mit dem Herzog Ernst von Sachsen 1486 nach Frankfurt zur Krönung Kaiser Maximilians, der ihn darauf in Aachen zum Ritter schlug. Auch befand er sich im Gefolge des Kurfürsten Friedrich des Weisen, als dieser 1493 „aus sunder Innigkeit und Andacht, auch redlicher Ursach" eine Pilgerreise nach dem heiligen Lande unternahm. Der berühmte Maler Lucas Kranach war auch ein Theilnehmer dieser Reise, um für den Kurfürsten die merkwürdigsten Orte abzuzeichnen. Die frommen Pilger erreichten glücklich Jerusalem, und kehrten nach einer Abwesenheit von einem halben Jahre wohlbehalten zurück. Durch die Unterstützung des Kurfürsten wurde er 1507 bei dem durch Kaiser Maximilian

errichteten Landkammergerichte Besitzer desselben, und 1521 sogar oberster Kammerrichter, ein rühmliches Zeugniß seiner Tüchtigkeit. Weniger Lob verdient er durch seine Haushaltung; eine kluge Einschränkung scheint er nicht gekannt zu haben, und da auch seine zweite Gattin, die Prinzessin Catharina von Hessen, eine Verschwenderin war *), so sah er sich genöthigt, 1519 auf dem Schlosse zu Wiehe die Grafschaft Beichlingen an Hans von Werther zu verkaufen, was Herzog Georg von Sachsen, der einen frühern Verkauf an den Grafen Ernst von Mannsfeld untersagt hatte, bestätigte.

Für einen Theil des erhaltenen Kaufgeldes erlangte 1522 Graf Adam von dem Herzog von Sachsen das Schloß und den Flecken Gebsee mit dem Hause Kravenburg, ein geringer Ersatz für den frühern Besitz. Graf Adam starb hier 1538. Von seinen sieben Söhnen widmeten sich die meisten dem Soldatenstande, einige erwarben geistliche Würden. Der Letzte unter ihnen, Bartholomäus, beschloß 1567 die Reihe der Grafen von Beichlingen. Bis zum Jahre 1733 erhielt sich noch ein Nebenzweig, der den Adeltitel führte, und eine Zeit lang die Stadt Cölleda besaß. Die Mitglieder dieser Familie zeichneten sich in verschiedenen Staatsämtern aus, vorzüglich Wolf Dietrich, der Sohn des Oberconsistorial-Präsidenten Gottfried Herrmann von Beichlingen. Dieser stand eine Zeit lang bei dem König August von Polen in großer Gunst, wurde Großkanzler und erlangte den gräflichen Rang wieder. Allein er fiel bald in Ungnade, und mußte sogar auf den Königstein. Es wurde ihm unter anderm zum Verbrechen angerechnet, daß er in seiner Genealogie, die er durch die Geschichtschreiber Knaut und Tenzel, die auch ihre Aemter verloren, anfertigen ließ, sein Geschlecht von dem Herzog Wittekind ableitete. So mußte er schwer für seine Eitelkeit und seinen Stolz büßen!

Die Freiherren von Werthern besitzen nun über 300 Jahre Beichlingen. Der Ursprung dieser Familie fällt in eine sehr frühe, also auch sehr dunkle Zeit, wo die Lichtstrahlen der Geschichte noch sehr schwach sind. Mit Wahrscheinlichkeit wird angenommen, daß die Herrschaft Werthern bei Nordhausen und das Erb-Kammer-Thürhüter-Amt, wozu auch einige Güter gehörten, durch Kaiser Heinrich IV. um 1086 an Herrmann von Werthern übergeben wurde. Seine Nachkommen bewiesen nicht nur im Staatsdienste eine hohe Befähigung, sondern auch einen weisen Eifer in Erhaltung und Vermehrung ihrer Güter. Dietrich von Werthern kaufte 1452 von dem Grafen Heinrich von Schwarzburg Stadt und Herrschaft Wiehe, und die Schutzgerechtigkeit über das Nonnenkloster Donndorf; sein Sohn, Hans, vermehrte noch ansehnlicher diese Besitzungen, denn er kaufte 1487 das halbe Schloß Allerstedt, 1501 Schloß und Herrschaft Brücken, 1505

*) Einige Schriftsteller beschuldigen diese Gemahlin, sie hätte die Grafschaft Beichlingen in Aalraupenlebern, deren Genuß sie um jeden Preis suchte, verzehrt.

die Herrschaft Frohndorf mit 22 Dörfern, 1519 die Grafschaft Beichlingen und 1528 das Dorf Leubingen. Späterhin wurde auch der Familie die Lehnsherrlichkeit über die adeligen Vasallen der Grafschaft zu Theil. Die Söhne dieses Freiherrn Hans, welcher oft der Reiche oder Glückliche genannt wurde, und 1533 als eifriger Katholik in Wiehe starb, Dietrich und Johann, stifteten die beiden Linien Beichlingen und Wiehe, aus welchen späterhin noch mehrere Nebenlinien hervorgegangen sind. Die meisten Mitglieder dieser Familie widmeten sich dem Staatsdienste, wodurch sie nicht allein zu hohen Ehrenämtern gelangten, sondern auch die Erhaltung ihrer angekauften Güter bewirkten. Viele unter ihnen erwarben sich das Vertrauen ihrer Fürsten in einem so hohen Grade, daß ihnen die Leitung der wichtigsten und schwierigsten Angelegenheiten anvertraut wurde. Schon dem Freiherrn Hans wurde in Anerkennung dieser Verdienste vom Kaiser Max und Karl V. die Reichsgrafenwürde angetragen, so wie späterhin noch mehrern andern Gliedern der Familie, welche aber diese Auszeichnung nicht annahmen; jedoch wurde der Freiherr Georg, welcher bei dem König August das höchste Vertrauen genoß, durch Kaiser Leopold I. in den Grafenstand erhoben, so wie in unsern Tagen dem jetzigen Besitzer von Beichlingen, Freiherrn Ottobald v. Werthern, bei der Krönung Friedrich Wilhelms IV. diese hohe Auszeichnung zu Theil wurde.

Mehr aber als diese reichen Besitzungen und hohen Ehrenstellen verdienen jene wohlthätigen Stiftungen erwähnt zu werden, welche dem menschenfreundlichen Sinne der Werthernschen Familie ihren Ursprung verdanken, und schon so vielen Segen gestiftet haben. Das Nonnenkloster zu Donndorf, eine Stiftung der Grafen von Orlamünde, und zuletzt unter dem Schutz der Herren v. Werthern stehend, wurde 1540 aufgehoben, und die Gebrüder Christoph, Heinrich und Georg v. Werthern erwarben sich das hohe Verdienst, die Güter desselben nicht zu ihrem eignen Nutzen, sondern zum Besten einer Schulanstalt anzuwenden, die noch jetzo Segen verbreitend fortblüht. Ein anderes Institut ward in Beichlingen zur Uebung und Ausbildung im Gesange begründet.

Es gereicht der Familie von Werthern zum großen Ruhme, die Stiftung und Erhaltung dieser wohlthätigen Anstalten mit mancher Aufopferung bewirkt zu haben; möchte die schützende Hand Gottes ferner über ihnen ruhen, und der späteste Nachhall Zeugniß geben von dem edlen, für Menschenwohl thätigen Sinn, der diese Familie auszeichnet.

Nebe.

Landsberg.

Erste Abtheilung.

Die alte Burg.

Eine Stunde weit von der Stadt Meiningen in nördlicher Richtung erhob sich einst eine Ritterburg auf steilem isolirten Bergkegel, dessen Höhe 1223 Fuß über dem Spiegel der Nordsee beträgt, und beherrschte das freundliche Thal, durch welches die Werra mit malerischen Krümmungen zwischen weit ausgebreiteten grünen Wiesenmatten hinzieht. Das Gestein dieses vordem kahlen, jetzt aber zum Theil durch junge Anpflanzungen geschmückten Berges ist dichter Kalk.

Weit geringer und dürftiger, als wir sie von andern vaterländischen Burgen, Burgruinen und Burgplätzen haben, sind die vorhandnen Nachrichten über die Burgruine Landsberg.

Es fehlen alle authentischen Nachrichten über die bauliche Beschaffenheit der alten Burg, wie über deren ersten Aufbau, mit hoher Wahrscheinlichkeit ist jedoch anzunehmen, daß sehr bald die höchst günstige Lage des Berges zur Erbauung eines festen Wohnsitzes reizte.

Der Tradition nach zog einst die Landstraße durch das tiefe und enge Thal der Haßfurt, das am Fuß des Landsberges in das Thal der Werra ausmündet; es ist ferner anzunehmen, daß der Hauptweg aus Norden nach Meiningen nicht wie jetzt über die felsigen Anhöhen bei dem Jerusalem ging, sondern am Fuß des Landsberges vorbei über den einstigen Ort Desertshausen, der jetzt eine bedeutende Wüstung mit eigner Gemeinde ist, führte, wie noch jetzt der alte Weg von Waldorf; so beherrschte die Burg drei Straßen, eine nach Süden, eine nach Norden und eine nach Westen; sie war der Schlüssel zu Franken, wie man Meiningen einst die Porta Franconiae nannte. Stadt und Burg standen vielleicht in der Frühzeit mit einander in

engerer Beziehung, als man jetzt zu glauben geneigt sein dürfte, und gerade der Umstand, daß so gar wenig streng Geschichtliches sich von der Burg Landsberg nachweisen läßt, berechtigt zu der Annahme sehr frühen Entstehens, sehr hohen Alters derselben. Eine Menge Burgstätten und Trümmer liegen in Deutschland, und selbst in unserer nächsten Nähe verstreut, von deren Erbauung weder Sage noch Geschichte uns eine Kunde zuflüstern. Nur von der Zerstörung tönt insgemein ein sagenhafter oder geschichtlicher Nachhall bis zu den spätesten Zeiten fort, und an der öden Stätte schlägt das geheimnißvolle Walten der Volkspoesie sein lustiges Gezelt auf.

Der Landsberg hieß in frühern Zeiten der Landeswehrberg, Landswehrberg, und die Burg hieß Landswehr. In Schannat Traditiones Fuldenses wird unter den Orten des Grabfeldgaues ein Lantfrideshus aufgeführt, und Weinreich vermuthet in seiner Hennebergia numismatica, die dem henneb. Kirchen- und Schulenstaat angehängt ist, daß darunter Landsberg bei Waldorf verstanden sei; da aber dieser dort aufgeführte Ortsname durchaus nicht volksthümlich geworden ist, um so mehr, da die Benennung Landfriedshaus zu der Benennung Landwehr im strikten Gegensatz steht, und schwerlich eine Burg Friedberg und Streitberg zugleich heißen kann und je geheißen haben mag. Die Bezeichnung Landwehr, Landeswehr in ihrer ursprünglichen und natürlichen Bedeutung bedarf kaum einer Auslegung. Die alten Franken bezeichneten mit dem Wort vueri den Angriffs- wie den Vertheidigungskrieg, daher der Ausdruck lantvueri bald eine Heeresfolge, zum Einfall des Königs in ein andres Gebiet oder Land, bald die Vertheidigung des eigenen Vaterlandes besagt; die Stammworte des Sprachlautes Wehr sind sich innig verwandt, altdeutsch heißt Krieg wer, englisch war, altbelgisch werre, französisch guerre, barbarisch-lateinisch guerra und werra, und wer weiß, ob nicht davon eher, als von dem entfernter sprachverwandten wirren der Name unseres Flusses, der Werra, herzuleiten wäre? Wie nun Wehr den Krieg selbst bezeichnete, so bezeichnet dasselbe Wort auch bis heute noch das Kriegsgeräthe, die Waffen. Auch hier die urthümliche Sprach- und Begriffsverwandtschaft: altgermanisch ger ein Schwert (ob das griechische γέρρον, die Gerte, und das lateinische ferrum hieher auch deute, wollen wir unerörtert lassen), was noch im Namen Gerhard erhalten ist. Daher auch Gewehr, Brustwehr, wehrhaft, Schutzwehr, welches letztere Wort den Urbegriff pleonastisch ausdrückt, denn Wehr in diesem Sinn ist an sich schon Schutz. So ging der Begriff auf Ortsnamen über, Landwehr u. s. w., bis er die allerengste Sicherheit in den Worten verwahren, Gewahren, bezeichnete. Mit Landwehr wurde eine sichernde und schützende Grenze bezeichnet, dergleichen es in ehemaligen henneberger Landen viele gab. Der kriegerische Sinn der Nation und unruhige Nachbarn machten sie nöthig. Im Jahr 1424 errichtete Landgraf Wilhelm zu Thüringen, als Besitzer der Pflege Koburg und der Aemter Hildburghausen und Heldburg, mit dem Grafen Georg von Henneberg-Römhild einen Vertrag, gemeinschaftlich

auf ihren Landesgrenzen einen fortlaufenden tiefen Graben zu ziehen und zu erhalten, und an den Passagen Schlagbäume aufzustellen, um die Lande gegen feindliche Ueberfälle und Räubereien einigermaßen zu schützen. Die Urkunde steht in Schultes Diplomat. Geschichte von Henneberg. Theil 1. S. 550. Dieser Graben ist noch sichtbar und heißt noch die Landwehre. Eben so ging eine Landwehre zwischen den Hennebergischen und Frankensteinischen Besitzungen gerade über das Grenzschloß Todtenwart, wo auch ein bewachter Schlagbaum stand. Als 1515 Fürst Wilhelm von Henneberg schmalkaldische Ritter, die Wölfe genannt, mit der Todtenwart belehnte, heißt es ausdrücklich: es sollt einer von ihnen auf der Tatten-Warte persönlich sitzen, die Warte und Land-Währe daselbst mit auf- und zuschließen, im redlichen Wesen halten und versehen ꝛc. — So haben wir in unserer nächsten Nähe die obere und die untere Landwehre, alte Weichbildgrenzen und Abmarkungen, breite und tiefe Gräben, einer von der obern Landwehrkuppe (jetzigen Donopskuppe) bis herunter an das Marktwasser, der andre vom Drachenberg herab bis an das ehemalige Siechenhaus. Manche wollen unter der Benennung obere und untere Landwehrkuppe die Stellen der Habichtsburg und des Landsbergs verstanden wissen, was wir für irrig und aus Namenverwechslung entstanden zu halten geneigt sind. Schloß Landswehr wurde in den frühesten Zeiten als eine Schutz- und Trutzburg des Landes erbaut, und erhielt als solche den geeignetsten und passendsten Namen.

Vorhanden, fertig, bestehend erscheint in der Geschichte diese Burg. Nirgend steht, wer sie erbaut, wer sie in den frühesten Zeiten besessen und bewohnt. Wir wissen nicht, ob sie bereits stand, als Meiningen und Waldorf noch nichts weiter, als königliche Villen waren. 1350 wird ihrer urkundlich erwähnt; damals stand sie mit Meiningen und dessen Zugehörungen unter Würzburgischer Hoheit, und theilte das wechselvolle Loos dieser Stadt bei Verkäufen, Vertauschungen, Verpfändungen, wie bei Krieg und Frieden. Im angeführten Jahr nahm der Bischof zu Würzburg, Albrecht von Hohenlohe, den Grafen Johannes von Henneberg zum Erbburgmann auf Landswehr und Meiningen an, und verschrieb ihm zu einem Burglehen 50 Pfund Heller von der Bethe zu Meiningen und Landswehr. Die Urkunde darüber vom 12. März 1350 ist in Schultes Werk Theil 2 S. 133 ff. abgedruckt, und es heißt darin:

„Wir Albrecht von Gotis Gnadin erwelter ꝛc. bekennen ꝛc. daz wir dem edeln Grafen Johanse von Hennenberg tzu vnser vnd vnsers Stifts Erbe Burgmann entpfangin vnd genumen haben, entphaben und nemen auch mit diesen Brife ende haben auch denselbin Grauen Johanse vnd sine Erbin, die Sune sin, tzu denselben Burglehin, daz sie vnsers und vnsers Stifte vesten vnd stat tzu Landeswer oder tzu Meyningen verdienen sollen ꝛc."

Im Jahre 1404 wurde Meiningen und Schloß Landswehr mit Vorbehalt der Wiedereinlösung an den Ritter Eberhard von Buchenau und die Margaretha von der Than zum Hutsberg verkauft. Während diese Schloß Landswehr besaßen und von Burgmännern bewohnen ließen, wurde es im Jahr 1413 am 13. August ein Raub der Flammen, denn ein starkes Gewitter, welches in der Gegend vielen Schaden that, und auch in Meiningen den großen Thurm der Burg entzündete, wo das Dach sammt dem Obergebäude bis auf das Gemäuer abbrannte, schlug auf Schloß Landswehr ein, und steckte es in Brand.

Endlich gelangte durch den bekannten großen Tausch und Kauf das Amt Meiningen an Henneberg, und wurde von den Grafen Burgmännern anvertraut, ja selbst an diese veräußerlehnt. Aber schon in früherer Zeit findet sich einer, Namens Wolf, der sich nach der Sitte der Zeit Wolf von Landswehr schrieb, wie sein späterer Verwandter, vielleicht Nachkomme, auf der Todtenwart sich Wolf von Todtenwart nannte. Dies ist der natürliche Ursprung und das Aufkommen des von vor den meißen adeligen Geschlechtsnamen; das Wort zu, zur, zum, wie zur Todtenwart, zur Landswehr, wurde in von verwandelt, beibehalten und vererbt. So steht in dem Kaiserlichen, der Todtenwartischen Familie verliehenen Wappenbrief und Adelsbestätigung nie die Wolfen von sondern stets zur Todtenwart. Diese Familie hatte im Mittelalter anschnliche Lehengüter, so zu Utendorf, Melkers, Wasungen, Waldorf u. a. Jener Wolff von Landswer war Burgmann zu Wasungen und Landsberg. 1331 übergaben Volckenand Wolff von Landswer und dessen Gemahlin Agnes ihre Güter zu Melkers dem Grafen Berthold von Henneberg zu Lehen. 1398 empfingen die Ritter Kunz und Kaspar Wolff von Bischof Gerhard zu Würzburg ein Mannlehen, darunter ein halbes Haus in der Burg zu Meiningen, ein dazu gehörendes Burggut, eine halbe Hofstatt vor der Burg und das Burggut zu Landswehr, desgl. ein Vorwerk zu Waldorf ꝛc. 1401 wurden diese sämmtlichen Lehen und noch andre dazu, darunter das Schloß zu Waldorf, von Bischof Johannes dem Ritter Kunzen Wolffen von Landswer (dieser schrieb sich also auch nach dem Schloß, seinem Wohnsitz) übergeben und bestätigt. Als sich vorher zwischen den Rittern Betz und Adolph, den Truchsessen (welchen, ist nicht angeführt) und den Rittern Kunz und Eberhard Wolff Streitigkeiten über die Lehen erhoben hatten, schlichtete derselbe Bischof Quasimodogeniti 1400 diesen Zwist; in der desfallsigen Urkunde wird ein „Burggut zu Landswer hinter dem Thurn“ erwähnt. Obschon 1404 der vorhin erwähnte Verkauf stattfand, so setzte sich der Würzburgische Bischof Johannes von Brünn doch gar bald wieder in den Besitz der Güter, und selbst nachdem 1434 die Meiningischen Aemter abermals aus Geldmangel verpfändet wurden, findet sich doch wieder eine Urkunde vom Jahr 1456, welche den Wolffen die vorhin genannten Mannlehen, darunter ein Haus zu Landeswer, drei Hofstätten daselbst, sieben Acker Wiesen bei Waldorf, ein Burggut zu

Landeswer hinter dem Thurm, den Rupberg und vieles Andre verleiht und bestätigt. Das Geschlecht der Wolffe, die sich von Landeswehr schrieben, starb mit einem spätern Kunz um 1496 aus, und seine Güter kamen an die von Diemar und Heßberg. In dem verderblichen Bauernkriege wurde auch die Burg Landswehr von ihrer Katastrophe ereilt, sie konnte keine Wehr des Landes mehr sein. Die aufrührerischen Bauern, die aus dem Buchenlande und aus Eisenach das Werrathal aufwärts zogen, und die Burgen und Klöster Frankenstein, Allendorf, beide Breitungen u. a. brachen und verwüsteten, hatten sich mit denen von Broterode, Schmalkalden und der benachbarten Gegend vereinigt, zerstörten die Maienluft über Wasungen, und endlich auch auf ihrem Zuge die Burg auf dem Landsberg. — Der Hennebergische Bauernkrieg, zwar weniger grausam und blutig, wie der schwäbische, fränkische und nordthüringische unter Thomas Münzer, aber doch sehr interessant und für die Geschichte des Landes ewig denkwürdig, erwartet noch seinen gründlichen Historiker.

Von da an lag Schloß Landeswehr in Trümmern, nur der starke Thurm, mit dessen Abbrechen die Bauern keine Zeit verlieren konnten und durften, blieb stehen. Nachdem Meiningen in der bekannten Ländertheilung an Sachsen-Altenburg gefallen war, und später das Glück hatte, in Herzog Bernhard, dem Sohn Herzog Ernst des Frommen, den Stammvater eines eignen Regentenhauses zu erhalten, welcher seine bisherige Residenz zu Ichtershausen mit der der hiesigen Stadt vertauschte, legte der Herzog den Grund zur Erbauung seines neuen Residenzschlosses, der Elisabethenburg, und ließ den größten Theil der brauchbaren Steine jener Burgruine nach der Residenz schaffen, wo sie bei dem Schloßbau verwendet wurden. Damals, 1685, wurde der Thurm mit Pulver gesprengt, wobei sein unterer Theil in zwei Hälften borst und sich in die schräge Lage neigte, in der er noch steht.

Was den Canzleilehnbaren Hof Landsberg (jetzt eine herrschaftliche Schweizerei, dicht am Fuße des Burgberges nach Meiningen zu) betrifft, so ist eine Beschreibung desselben in statistischer und cameralistischer Beziehung in dem Meiningischen Taschenbuch von 1803 S. 137 zu lesen, die jedoch nach einem Zeitraum von 37 Jahren nicht mehr ganz richtig befunden werden dürfte.

Wie immer und überall die Sage des Volkes an Ruinen haftet, und unter ödem Trümmergemäuer ihr unvergängliches Leben fortlebt, so auch hier auf dem Landsberg. Große Schätze sollen noch in den unterirdischen Kellern verborgen liegen, die Glücksblume soll zu Zeiten dort blühen, so wie in der nahen Haßfurt. Es hat auch bereits Schatzgräber gegeben, welche auf dem Landsberg ihr Glück ge- und versucht haben, ob sie es gefunden, weiß man nicht.

Einst wollte, so berichtet die Sage, der Landesherr zur Jagd reiten mit seinem ganzen Hofstaat, und zwar sollte in den Waldbergen der Haßfurt, die sich fast bis zum Fuß des Landsbergs ziehen, das Jagen gehalten werden; die Jäger waren schon voraus, und die

Bauern waren schon zum Treiben aufgeboten. Da sandte der Fürst einen Kammerherrn, daß dieser sein Kommen anmelde, und sorge, daß alles in Bereitschaft sei, wenn der Hof nahe. Der Kammerherr fand alles in Ordnung, und die Jagd konnte jeden Augenblick beginnen. Hierauf ritt er ein Stück zurück, sah aber auf der ganzen Strecke bis zur Residenz noch nichts von dem fürstlichen Jagdzug, und es wandelte ihn eine Lust an, einstweilen hinauf zu steigen auf den Berg, und sich die Ruine zu besehen. Als er solcher Lust ein Genüge geleistet, und immer noch nichts gewahrte von der Herrschaft, überkam ihn eine Müdigkeit, und er legte sich auf den warmen frischgrünen Rasen, und entschlummerte. Gleich hatte er einen Traum, daß ein grüner Zwerg aus dem alten schiefstehenden Thurme kerzengerade heraus und auf ihn zutrete, und zu ihm rede: „Siehst Du die Glücksblume? Nicht weit von Dir blüht sie, und wer sie findet, dem thut sie Augen auf und verschlossene Thüren, hinter denen die Schätze liegen, wie sie einer haben will. Wer klug ist, nutzt den Augenblick!“ Als der grüne Zwerg so gesprochen, schritt er zum Thurmgemäuer zurück, und alsbald erwachte der Kammerherr, und glaubte den Zwerg noch wachend stehen zu sehen; doch als er besser hinsah, bemerkte er, daß es nur ein grüner Zweig war. Aber nicht weit von ihm stand eine schöne goldgelbe Schlüsselblume von ungewöhnlicher Größe, und der Kammerherr dachte: Diese und keine andere kann die Glücksblume sein. Und er ging hin und brach die Blume, einige aber sagen, er habe sie ganz herausgezogen, und in ihren Wurzelfasern einen uralten Schlüssel gefunden. Da sah er plötzlich im Gemäuer eine alte Eisenthüre, ganz verrostet und mit Kupfernägeln beschlagen, und ging darauf zu; als er die Blume oder den Schlüssel daran hielt, sprang sie auf, und drinnen im Gewölbe funkelte es wunderbar von Gold und Edelsteinen, nebst andern angenehmen Dingen. Eben wollte der Kammerherr zulangen, da schmetterten unten am Berg die Hörner, und die Herrschaft war da, und es war, als höre er von dem fürstlichen Herrn und Gebieter sich laut bei seinem Namen rufen, worauf er eilig zurücksprang, und die Blume nur noch in aller Eile auf den Hut, den Schlüssel in die Tasche steckte, und von dannen eilte, seiner Pflicht zu genügen.

Lustig ging die Jagd weiter, und als sie vorbei war, und der Kammerherr seines Dienstes erledigt, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als wieder auf den Landsberg zu reiten, und die Thüre zu suchen, die, wie er sich erinnerte, von selbst wieder zugefallen war. Er fand auch alles wieder, wie er es verlassen, nur just die Thüre nicht, und als ihm einfiel, daß er wohl dazu die Blume werde in die Hand nehmen müssen, fand er noch mehr, nämlich: daß er die Blume verloren habe. Den Schlüssel hatte er noch, aber die Thüre blieb weg, und keine zweite Glücksblume wuchs auf der Ruine. Der Kammerherr suchte sehr, und hätte gern seinen goldnen Schlüssel für das Schloß gegeben, das der alte von Erz aufthat, aber es war vergebens. Der Geäffte zog traurig von dannen, und hatte nun zwei Schlüssel für einen, und zu keinem ein Schloß. Dieser alte Schlüssel des Kammerherrn ist

hernachmals herrenlos geworden, und auf die Herzogl. Kammer, von da aber in das Naturalienkabinet gekommen.

Eine andere volksthümliche Tradition sagt Folgendes aus:

Die drei grünen Berge in dem Hennebergischen Wappen, auf denen die schwarze Henne steht, bedeuten die Burgen Henneberg, Hutsberg und Landsberg, und darum hatte man vor Alters den Spruch: Henne huts Land. (Henne, hüte das Land.)

Die Aussicht vom Landsberg ist nicht ausgedehnt, aber mannichfaltig. Gen Süden blickt in Stundenweite aus dem Kranze seiner Alleen, Gärten und ausgedehnten Parkanlagen freundlich ein Theil der Stadt Meiningen mit dem Herzogl. Residenzschloß und andern meist neuen, stattlichen Gebäuden, darüber ragt auf der oben erwähnten Landwehrkuppe der Donopsthurm recht malerisch, wie eine alte Warte empor. Der Drachenberg setzt mit mächtiger Ausdehnung seinen Fuß in das Werrathal, und der Blick verfolgt unter ihm die nach Norden ziehende, theils mit Obstbäumen, theils mit Pappeln bepflanzte Landstraße, und weilt mit Wohlgefallen auf der von dem verstorbenen Staatsminister von Könitz erbauten heitern Villa Jerusalem und ihrer umfangreichen Parkanlage, so wie auf dem idyllisch gelegenen Dörfchen Welkershausen, unter welchem sich ein Mühlbach als malerischer Wasserfall über Felsen und durch Buschwerk herabstürzt. Ueber Welkershausen erheben sich kahle und unfruchtbare Berge, auf deren vorderen Gipfel man noch einen wallähnlichen Einschnitt gewahrt. Es soll ein Raubschloß dort, dem Landsberg gegenüber, gestanden haben, welches, zuletzt von einem Ritter Gottfried von Erdorf besessen, durch Bischof Otto II. zu Würzburg im Jahr 1340 berannt, erobert und der Erde gleichgemacht worden sein soll. In der That findet sich auf dem Berge auch nicht die mindeste Spur eines vorhanden gewesenen Baues.

Den Hintergrund bildet die gigantische Vorwarte des Thüringerwaldes, der Dolmar. An bewaldeten Bergen hin streift, immer der Straße nach Norden zu folgend, das Auge, und ruht dann auf der Stadt Wasungen, über der ein mächtiger Ruinenthurm des alten Hennebergischen Bergschlosses Maienluft, am hohen Berge emporragend, herübergrüßt. Dort schließt sich die Aussicht in das Werrathal, in welchem am nördlichen Fuße des Landsbergs der häuserreiche Ort Waldorf mit einigen adeligen Schlössern, und einer stattlichen, auf pitoresker Anhöhe liegenden, ummauerten Kirche sich ausbreitet.

Im tiefen Hintergrunde ragen blaue basaltische Bergkuppen empor, und der König der Thüringerwaldberge, der Inselberg. Westwärts ruht majestätisch hingelagert die Geba mit ihren Saatfeldern und grünen sonnigen Matten, ihrem Gipfelhäuschen und mehreren Dörfern, an ihrem Fuße das friedliche Thal der Herpf, die bei Waldorf in die Werra fällt.

Endlich grüßt noch ein nahes düstres Waldthal, durch das ein einsamer Fußpfad, der Philosophengang, sich windet, der in die

Haßfurtwaldung und zu der Trümmerstätte der Haßburg oder Habichtsburg leitet, die einst über der alten Frankenstraße wie ein Adlerhorst auf hohen Felsen ruhte.

Von den Ruinen der alten Burg steht nur noch das schräg nach Norden geneigte, weit gespaltene Trümmerfragment des gesprengten Thurmes. Die übrigen Mauerreste, deren sich die Zeitgenossen noch erinnern, waren unerheblich und nicht malerisch, etwa einen kellerartigen Schwibbogenraum ausgenommen, der gegen die Geba hin offen, das sich nach dieser Seite darstellende Landschaftbild lieblich einrahmte.

Wir waren so glücklich ein altes Bild aufzufinden, welches die Ruine von Burg Landsberg darstellt, wie sie sich ausnahm, als der Thurm noch stand. Man gewahrt auf demselben nächst diesem Thurm, der immer eine Höhe von 80—100 Fuß gehabt haben mag, eine vom Thurm aus nach Norden ziehende hohe und starke Umfangmauer, aber nichts mehr von den ehemaligen eigentlichen Gebäuden. Das Burgthor war dicht am Thurm, und dieser zeigt ein spitzes Steindach, nebst mehrern Schießscharten und Luglöchern. Aus dem Wall empor wachsen Bäume und Buschwerk.

Jetzt aber ziert den alterthümlichen Berggipfel die Pracht eines bald ganz vollendeten stattlichen Fürstenbaues im reinen gothischen Styl, welcher der ohnehin freundlichen Gegend Schmuck und Zier verleiht, und dem wir in der zweiten Abtheilung eine besondre Beschreibung und Abbildung widmen wollen.

Ludwig Bechstein.

Die Sage von der Kinder Kreuzzug.

Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts wanderten, wie z. B. in Achillis Primini Gassari Annales Augstoburg: apud Mencken T. I. p. 1443. erzählt wird, die Kinder in Schaaren aus Frankreich und Deutschland, namentlich aus Sachsen und Thüringen aus. Insbesondere zog im Jahre 1212, wie Falkenstein in seiner Historie von Erfurt, Theil I. S. 75. anführt, ein Knabe in Sachsen durch die Städte und Dörfer und sang ein Lied, dessen Inhalt war, daß Christus das heilige Kreuz, welches damals die Saracenen mit der Stadt Jerusalem erobert hatten, den Seinen wieder zustellen möge. Alle Knaben, die das Lied hörten, wurden davon bethört. Sie rotteten sich zu großen Haufen zusammen, um nach Palästina zu ziehen und das heilige Kreuz zu holen. Weder Bitten und Vermahnungen, noch Schläge und Bande konnten sie zurückhalten. Sie zogen durch die Schweiz und Italien der Meeresküste zu. Dabei sangen sie nach Ludwig Bechstein's thüringischem Sagenschatz, Theil III. 54 f., unter andern ein Kreuzfahrerlied, daraus nachstehende Strophe:

Nun waltet hin geliche
Dez wir das himmelriche
Erwerben sicherliche
Bei dudiglicher Zehr.
Gott will in Huldes Handen
Dort rächen seinen Anden
Sieh Schaar von manigen Landen
Den heilig Geist hehr!

Viele starben schon auf dem Landweg vor Hunger und Frost, diejenigen aber, die noch zu Schiffe gingen, wurden fast alle von den stürmischen Wogen verschlungen. Nur wenige erreichten das gelobte Land und fanden dort ihr Grab. Diese Sage hat von drei thüringischen Schriftstellern drei Bearbeitungen erfahren, von welchen des Raumes wegen nur folgende mitgetheilt werden kann:

Einst zog am Pilgerstabe
Ein wunderschöner Knabe
Wohl ohne Rast und Labe
Dahin durch's deutsche Land,
Der sprach mit Schmeichelgabe:
»Laßt, Kinder, Spiel und Habe,
»Folgt mir zum heil'gen Grabe,
»Helft's retten aus der Heiden Hand.«

So lockt der wundersamme
Trotz Fleh'n und Zornesflamme
Von Vater, Mutter, Amme,
Trotz Wächter, mit Gefahr
Aus jedem deutschen Stamme
Zu seiner Oriflamme
Lichtreinem Gottesflamme
Unschuld'ge Knaben, Schaar auf Schaar.

Vereint zum großen Heere,
Zieh'n sie zu Christus Ehre
Mit Kreuzen, Schwert und Speere,
Bei der Lawinen Fall
Hinan die Alpenwehre,
Taub für des Ungluks Lehre
Hinunter bis zum Meere,
Und gehn zu Schiff mit Jubelschall.

Und wie vom Zug der Frommen
Schon Tausend umgekommen,
Als sie durch Eis geklommen
Auf steiler Alpenbahn,
So sind, die fortgeschwommen,
Nicht wieder heimgekommen,
Und nie hat man vernommen,
Ob sie den Strand von Joppe sah'n.

Entfernt vom Vaterlande,
Zerstreut ruh'n all' im Sande,
Im Schnee, auf hohem Rande,
In tiefer Meereskluft,
Vielleicht im Sonnenbrande
An Palästina's Strande.
Nicht Eltern und Verwandte
Benetzen weinend ihre Gruft. —

Ihr Jungen und Ihr Alten,
Umgaukeln Euch Gestalten,
Die schwärmerisch entfalten
Den Schein der Heiligkeit,
Dann mag ein Gott Euch halten,
Daß Euch des Truges Walten
Nicht lockt zu Höh'n und Spalten,
Wo nichts vom Untergang befreit.

Adolf Bube.

Cernrode mit dem Stubenberge.

Gernrode am Unterharze.*)

So roh die Empfindungsweise unserer Vorfahren vor tausend Jahren in vielen andern Stücken war, so bemerkt man häufig doch eine tiefe Gemüthlichkeit und einen hohen Schönheitssinn in der Auswahl der Gegenden, in denen sie auf Bergen und in Thälern ihre Wohnsitze aufschlugen. Bei Anlage ihrer Bergvesten mochten sie oft mehr auf eine zum Rauben günstige Lage und auf Festigkeit bedacht sein, so daß eine malerische romantische Umsicht nur etwas Zufälliges war; doch welche anmuthige Thäler wußte die Vigotterie jener Zeiten nicht aufzufinden, um in deren stillen heimlichen Mitte Klöster und Bethallen für ein den rauhen Stürmen der Zeit zu entrückendes beschauliches Leben zu gründen! Auch Gernrode hat solche herrliche, das stille Gemüth höchst ansprechende Lage. An dem nördlichen Abhange des Unterharzes, in einem Thalkessel, wo ein Dorf Rode schon gestanden haben soll, wurde ums Jahr 960 von Gero, Markgrafen der Lausitz, das berühmte und reiche kaiserlich freie weltliche Stift erbauet, und Dorf und Stift nun Germroth genannt. Wie der Name andeutet, bedeckten Wälder damals noch diese Thalgründe. Die Art lichtete sie aber, und eben so anmuthig und noch frischer als aus dunkeln Buchenhainen erheben die ehrwürdigen Thürme der alten Stiftskirche jetzt ihr Greisenhaupt aus reichen Obstgärten, welche das rothbedachte Städtchen wie ein freundliches frisches Antlitz mit grünem Kranze umschmücken. Steigt man beim nahen Dorfe Güderode den Harz herab, und hört von Gernrode dessen schönes Glockengeläut herübertönen, so erinnern der sonore Klang und die altersgrauen Doppelthürme, verbunden mit der anmuthigen

*) Auch im Eichsfelde giebt es ein Gernrode, dessen im 2ten Bande dieses Werkes schon gedacht wurde.

überraschenden Lage des Ortes, noch immer recht lebhaft an die alte Abtei. Von dieser Seite ist aber auch die einzige Oeffnung der Thalschlucht, durch welche das Auge nicht blos vom Städtchen aus eine freie Aussicht nach dem Regenstein und Hoppelnberge sich erringt, sondern durch welche der Ort sich dem betrachtenden Wanderer wie in friedlicher Ruhe an den Berg gelehnt recht malerisch darstellt.

Markgraf Gero I., auch wohl der Große benannt, 890 aus einem Harzgeschlechte geboren, hatte unermüdet das Vaterland gegen die immer erneuerten Anfalle der vordringenden Slaven vertheidigt, und hatte, weil ihm vom Kaiser Heinrich I. auch die Oberbefehlshaberstelle des Grafen Siegfried von Merseburg übertragen war, zugleich reiche Eroberungen für sich daran geknüpft. So gehörte ihm die ganze Ostmark oder Oberlausitz, und indem er auch die Landschaften Lusici und Selpuli oder die Niederlausitz und den Miseco, Herzog in Polen, mit allen seinen Unterthanen dem Kaiser unterwarf, hat er nicht wenig zur Begründung der deutschen Herrschaft unter den slavischen Völkern mit beigetragen.*) Die errungene Macht, die 938 besonders anhebt, sollte aber auf keinen seiner beiden Söhne, Siegfried und Gero, übergehen; denn auch den allein noch übrig gebliebenen Siegfried mußte er auf dem Schlachtfelde tödtlich getroffen im kräftigen Mannesalter an seiner Seite niedersinken sehen. Da stürzten auch des greisen Helden kühne Eroberungspläne zusammen, und das Vaterherz brach unter dem eisernen Panzer, und lebensmüde vertauschte er Helm und Schlachtschwert in Rom vor dem Altare des Apostel Petrus mit dem Mönchskleide und dem Breviere. Er erhielt vom Papste Johann XII. den Arm des heiligen Cyriacus, und hierauf übergab er sich mit Allem was er hatte dem Herrn. In die Buchenhaine deutscher Heimath aber zurückgekehrt, stiftete er nun die Abtei und das Nonnenkloster Gernrode, womit auch das 954 von ihm schon gegründete Kloster Frohse am ehemaligen Aschersleber See noch vereint wurde. Der Bischof Bernhard von Halberstadt, in dessen Sprengel das Stift lag, weihete es ein, so wie er auch dessen erste Aebtissin Hathui, die von Gero erwählt war, ordinirte; doch wurde das Stift dem Bischofe nicht untergeordnet, sondern stand unmittelbar unter dem Papste.**) Die Zahl der Conventualinnen

---

*) So soll er unter Andern 30 wendische Ritter, die sich gegen ihn verschworen hatten, zur Tafel bei sich haben einladen lassen, und nachdem sie durch starke Getränke sich berauscht hätten, habe er sie in der Nacht überfallen und getödtet. So erzählen es wenigstens folgende alte in der ehemaligen kurfürstlichen Bibliothek zu Wittenberg gefundene Verse:

Zu Laußnig erster Fürst was ich,
Dreißig wendische Herren tödtete ich.
Stiftet Gernrode von eigener Habe,
Daselbst man siehet noch heut mein Grabe.

s. v. Rohrs Denkwürdigkeiten des Unterharzes p. 405.

**) Das Diplom der Fundation steht in Lünigs deutschem Reichs-Archiv im 21ten Th. seines Specileg. ecclesiast. p. 77. Der in Poppenrod. annalib.

bestimmte Gero auf 12 Jungfrauen aus hohem und edelm Geblüt, denen er außer der Aebtissin eine Pröbstin und eine Decanissin vorsetzte. Als Schutzheiliger wurde der heil. Cyriacus gewählt, jedoch soll der heil. Metronus ein Mit-Patron dieses Stiftes und ihm auch ein eigner Altar gewidmet gewesen sein.*) Reich begabte er das Kind seiner Frömmigkeit; denn nach einer Urkunde von 964 (s. Beckmanns Anhalt. Gesch. I. 169. und Popperode annal. Gernrod. Bd. III. 37.) hätte das Stift in nicht weniger als in 76 Ortschaften Kirchen und Güter besessen; ja auffallend ist es, daß das Verzeichniß mit den Worten schließt: „und die ganze Landschaft Surimunt." Außerdem erhielt die Stiftung 1046 auch noch Güter vom Markgraf Eberhard, und vom Kaiser Heinrich IV. 1064 in Ratere und Pichalingen (Bicklingen s. unten). Verwundern muß es, daß die päpstlichen Bestätigungen weit weniger Güter aufzählen. Die von Leo VIII. nennt nur Gernrod, Alslevu, Waladal, Egolon, Fraso, und die vollständigere von Papst Innocenz III. 1206 nur 35 Dörfer, als Gernrode, das Kloster Frose, Groß- und Klein-Alsleben, Egelen, Walendal, Padeburn, Hetteborn, 4 Dörfer Polege mit der Kirche*, Nacterstede, Jezere, Strenze, Drogebul, Bernecinagerod (Bernrode), Ethelbingerot (Elbelingen unfern Güntersberge), Behem, Wellebeka, Genecendorp, Baleberge, Benendorp, Avelaborn, Hackeborn, Heinrikesdorp, Plecege (Plötzkau)*, Alekendorp, Westerhegeln, Groningen, Blekendorp, Ammendorp, Heigetstede*, Westerhusen, Reineſtorp, wovon nur die bezeichneten in der großen Urkunde fehlen. Kaiser Otto I. bestätigte die Stiftung schon 961, und Otto II. ertheilte dem

---

Gernrodens. aufgenommene und in deutscher Sprache abgefaßte Stiftungsbrief macht sich aber schon seines deutschen Styles wegen der Falschheit sehr verdächtig. — Frose ist jetzt ein großes rings von Aeckern und Wiesen umgebenes Dorf zwischen Hoym und Aschersleben. Das Stift Frose, Fraso, Fruese, Brose im Schwabengau war Anfangs von Gero als Mönchskloster gegründet und dem heil. Cyriacus geweihet, bis es nach seiner Vereinigung mit Gernrode auch zu einem Nonnenkloster umgewandelt und jenem untergeordnet wurde. Nach der kaiserlichen Bestätigungsurkunde besaß es zwei Pfarrkirchen, St. Stephani und St. Sebastian, die Pfarrkirche in Nachterstedt, Balberge, Altenburg, Mütendorf und in vielen andern Dorfschaften. Die Nonnen, deren es hier auch wie in Gernrode ihrer zwölf gab, und denen eine Pröbstin, Decanin und Schatzmeisterin vorstand, hatten das Recht, die Aebtissin zu Gernrode mit zu wählen, so wie auch dieses Stift, als freies weltliches, unmittelbar unter dem Papste stand. Zu Zeiten nahmen sich jedoch auch die Bischöfe von Halberstadt und der Erzbischof von Magdeburg desselben an. Nach der Kirchenverbesserung hatte es das Schicksal von Gernrode, und bei der Theilung der Anhalt-Bernburg. Lande kam es 1638 an die Nebenlinie Harzgerode, mit deren Ländern es 1709 wieder an die Hauptlinie zurückgefallen ist. Die alte Stiftskirche St. Cyriaci, die 1685 von Fürst Wilhelm erneuert und der heil. Dreieinigkeit gewidmet wurde, hat in der Bauart große Aehnlichkeit mit der Gernröder Stiftskirche. Auch das ehemalige Wohnhaus der Klosterfrauen ließ Fürst Wilhelm neu einrichten, doch wurden die Klostergebäude auch hier wie in Gernrode zu ökonomischen Zwecken verwendet, wozu sie noch dienen.

*) Siehe Beckmann's Historie von Anhalt Tom. VI, Cap. V.

Capitel in einer zweiten Urkunde desselben Jahres die Freiheit, eine Aebtissin aus ihrer Mitte zu wählen, und einen Schutzvogt nach dem Bedürfniß des Stiftes anzunehmen. Auch diese Urkunde erwähnt als Stiftsgüter nur Gernrode, Badeburn, Fruosa, Alslevu, Gruoningen, Nien-Alslevu, Egulon und Nienburg mit allem Zubehör.

Nachdem Gero selbst fünf Jahre zwischen diesen stillen Mauern gelebt hatte, umschlang den 19. Mai 965 der Tod den 73jährigen Greis mit seinem kalten Arm, und legte ihn in seines Klosters heiligen Räumen zur Ruhe von so vielen heißen Kämpfen in den kühlen Erdenschooß. Die Aebtissin Hathui (Hathuvi, Hatwich, Hidda, Hedwig) haben wir schon bei der Gründung des Klosters Dagmarisfelth kennen gelernt. (S. B. I. p. 161.) Daß sie die Mutter zweier Söhne, Gero II. und Ditmar I. gewesen ist, darin stimmen alle Geschichtschreiber überein; ob sie aber Gero's Schwester oder Tochter oder Schwiegertochter war, darin weichen sie so von einander ab, daß es unmöglich ist, hierüber eine Gewißheit zu erlangen. Wir wollen daher den Bischof Dittmar von Merseburg, einen Zeitgenossen der Hathui, der aber auch sie bald Schwester, bald Tochter Gero's nennt, und also selbst schwankend gewesen zu sein scheint, in seiner Chronik von ihr reden lassen:

„Am 26. April, erzählt er, verschied meine Muhme Mathildis, welche in Gernrode bei der Aebtin Hathui, mit der sie nahe verwandt war, lange Zeit ihre Verpflegung gehabt hatte. Die ehrwürdige Frau hatte sie sich immer zu ihrer Nachfolgerin gewünscht. Sie war daher bei ihrem Tode ganz untröstlich, beweinte sie bitterlich, und folgte ihr auch bald am 2. Juli 1020 nach. Nur ganz kurz will ich hier Etwas von ihrem lobenswürdigen Leben sagen. Sie, die Aebtin Hathui, war eine Muhme der Königin Mathildis*), und schon in ihrem dreizehnten Jahre mit Sigifried, des Markgraf Gero Sohne, verheirathet, mit welchem sie aber nur 7 Jahre in der Ehe lebte. Nach seinem Tode ging sie aus Liebe zu Gott und zur Beruhigung ihres betrübten Schwiegervaters in das Kloster, und ließ sich von dem Bischof Bernhard als Nonne einkleiden. Nicht lange hernach ward sie Aebtin und blieb es 55 Jahre**). Im Dienste Christi war sie eben so eifrig wie Anna, wohlthätig wie die Wittwe von Sarepta, keusch und enthaltsam wie Judith. Die ihr anvertraute Kirche hat sie auf mancherlei Weise verschönert. Folgendes Zeichen verkündigte ihren Tod: „Der Teich, welcher vor der Stadt gegen

*) v. Rohr sagt pag. 406, sie sei die Enkelin von Kaiser Heinrichs I. Gemahlin gewesen.

**) Beckmann, der ihren Geburtstag 940 und ihre Ernennung zur Aebtissin in das Jahr 961 stellt, verlegt ihren Tod auf den 4. Juli und sagt, sie habe dem Stifte an 60 Jahre vorgestanden. Beckmann Tom. III. B. 1. Cap. VII. und Calvörs Saxonia inserior antiqua Cap. XVII.

Morgen liegt, sahe bis am Mittag wie Blut, und hierauf verwandelte sich das in eine grüne Farbe. Vielen kam es vor, als hätte meine Muhme vorzüglich durch dieser ihr Verdienst den Preis der Jungfrauenschaft vor ihr behauptet. Das Begräbniß dieser auserwählten Braut Christi besorgte Bernhard der Bischof in der alten Stadt, nicht aber an derjenigen Stelle, wo sie es begehrt hatte, sondern wo es sich ihre klagenden Nonnen ausbaten, nämlich mitten in der Kirche vor dem Altare des heil. Kreuzes, da wo nachher durch ihr edelstes Verdienst der allgewaltige Gott einem gebrechlichen Manne, welcher lange Zeit an Krücken mehr kroch als ging, die Gesundheit wieder gab, daß er aufrecht einhergehen konnte."

Derselbe Schriftsteller gedenkt auch noch eines Vorfalles, der, weil er in das Leben Gero's und der Hathui fällt, und deren Zeit recht charakterisirt, doch noch hier angeführt zu werden verdient:

„Der Erzbischof von Halberstadt, Arnulf, Bruder des Kaisers Heinrich, kam nach Gernrode. Die ehrwürdige Aebtin Hethui hatte ihn hierher auf das Fest des heil. Märtyrers Cyriacus zu einem Gastmahle eingeladen. Als er an diesem heiligen Tage nach der Messe aus der Kirche spatziren ging, traf er einen Geistlichen an, welcher einen Habicht auf der Hand sitzen hatte. Der Bischof gerieth hierüber in Eifer, faßte ihn beim Arme und führte ihn mit sich fort, nicht in der Absicht, ihn zu bestrafen, sondern in der Stille einen Verweis zu geben. Das Gerücht hiervon breitete sich schnell aus. Die Hofleute des Markgrafen rotteten sich zusammen. Hugal, ihr Anführer, kam zu dem Bischofe und fragte ihn, was ihn bewege, seinen Herrn also zu beschimpfen? Der Bischof antwortete: Was habe ich denn gethan? Ich sahe einen heidnischen Greuel, und da ich ihn eben in meines Bisthums Sprengel gewahr ward, konnte ich ihn nicht dulden. Es ist ja nichts Uebeles geschehen. Bestimmt einen Tag, welcher euch beliebt, finden mich dann unsere gemeinschaftlichen Freunde schuldig, so will ich es, wenn ich gefehlt habe, gern auf eine anständige Weise wieder gut machen. Hugal antwortete ihm: Das soll nicht sein, das darf nicht geschehen. Entweder heute noch rechtfertigt Euch mit einem Eide, oder verspricht hier auf der Stelle, daß Ihr meinem Herrn und uns Genugthuung verschaffen wollt. Der Bischof versetzte hierauf: Zu schwören verbietet mir die Feier dieses heiligen Tages, Euch aber auch einen Eid anzunehmen, und überhaupt ist es zum Erbarmen, daß Ihr lediglich nur mir keine Gerechtigkeit wollt widerfahren lassen. Hugal ging zornig davon. Man brachte, ohne daß der Markgraf darum wußte, eine bewaffnete Mannschaft zusammen, und als sich der Bischof eben zu Tische setzen wollte, sahe man sie schon angezogen kommen. Seine Leute schlossen alsbald das Haus fest zu, in welchem er sich befand; und damit es seinen Gegnern nicht

so leicht würde, hinein zu kommen, verammelten sie alle Zugänge so gut sie konnten. Als jene Miene machten, das Haus zu bestürmen, sagte man ihnen für gewiß, der Bischof müsse sich ohnfehlbar an einen andern Ort geflüchtet haben, denn hier sei er nicht zu finden. Sie suchten ihn überall im Kloster und zuletzt auch in der Klosterkirche. Er war aber inmittelst durch göttliche Fügung, ohne es sich für eine Schande halten zu dürfen, an einem Orte verborgen, wo ihn Niemand fand, er aber Alles mit ansehen konnte. Da die Wuth sich legte, gingen sie in das Gasthaus des Klosters, und endlich voll Verdruß nach Hause. Am folgenden Tage ließ Arnulf seine Soldaten herbeikommen, tröstete die Aebtin, welche sehr weinte, und ging in seinen bischöflichen Sitz zurück. Der König (d. i. der Kaiser) erfuhr den ganzen Handel und befahl sogleich, daß diese Rebellen sich vor ihm stellen sollten. Der Markgraf Gero merkte wohl, daß der König sehr aufgebracht wäre, er bemühete sich daher, ihn wieder durch treue Gesandte zu besänftigen. Jedoch nur unter dieser Bedingung versprach ihnen der König Gehör, wenn sie erst an das Bisthum 300 Pfund Silbers bezahlten, und wenn diejenigen, welche in dieser Sache am meisten schuldig befunden würden, entweder 11 von ihren Freunden schwören ließen, daß sie unschuldig wären, oder aber dem Bischofe so, wie es die geistlichen Rechte mit sich brächten, Genugthuung verschafften. Die Einigkeit zwischen beiden Partheien ward damals wieder hergestellt, der Entscheidungstermin aber auf Ostern anberaumt. Unsere und ihre Freunde kamen dann hier zusammen. Ich (Dittmar) war auch mit zugegen. Die vorhin bestimmte Geldsumme ward erlegt. Der Bischof Arnulf kam in die Domkirche und setzte sich auf den erhabenen bischöflichen Stuhl an der Abendseite. Nur allein der Markgraf beschwor seine Unschuld ganz glaubwürdig. Seine Hofschranzen dagegen demüthigten sich nach der Weise der Büßenden (d. h. mit bloßem Haupte, barfuß, mit schlechter Kleidung und mit Ruthen in den Händen) unter die Hand des Bischofs. Dieser legte einem jeden von ihnen ein besonderes Fasten auf mit solcher Bedingung, daß, wenn er sie nach Befinden noch härter zu bestrafen genöthigt wäre, sie auch dem sich unterwerfen wollten."

So Dittmar. Es wurde aber Hathui wegen ihres achtungswerthen Charakters überhaupt viel durch hohe Besuche geehrt, was aus einer frühern Stelle des Dittmar hervorgeht. Dort heißt es nämlich:

„Mich (Dittmar) hatte der Erzbischof Tagino von Magdeburg gebeten, daß ich ihn auf seiner Reise nach Augsburg begleiten möchte. So reiste ich nun in seiner Gesellschaft wieder zurück. Wir kamen nach Gernrode, und wir feierten hier mit der ehrwürdigen Aebtin Hathui den Palmensonntag."

Gero's Erben und Nachfolger waren aus der Familie des Markgrafen Christian von der Ostmark, von dem einige Geschichtschreiber selbst behaupten wollen, er sei der Gemahl der Hathui gewesen, und zunächst erbte die Herrschaft auf Hathui's beide Söhne, vornämlich auf Dittmar I., weil Gero II. Erzbischof von Cöln, also Geistlicher wurde.

Daß es dem Stifte unter solchen Verhältnissen nicht an Begünstigungen aller Art fehlen konnte, liegt nahe. So erhob der Kaiser Otto III. 999 durch ein Diplom dieses Stift zu gleichem Range mit den kaiserlichen Reichsstiften Quedlinburg und Gandersheim. Papst Leo VIII. nahm es vermöge einer Bulle in seinen und des heiligen römischen Stuhles Schutz, und befreiete es von aller anderen Jurisdiction. Auch die Kaiser Conrad II. (1029) und Heinrich III. (1044) ließen es nicht an ihrem Schutze fehlen, und Heinrich VI. schenkte ihm, wie schon bemerkt, sein Landgut, das er aus der Jutta künftigen Verlassenschaft zu erwarten hatte, so wie Papst Eugen III. 1152 durch eine Protestations-Bulle alle Privilegien bestätigte, sich zugleich aber auch dafür jährlich 1 Mark Silber nach Rom zu schicken ausbedung.

Wir übergehen, um den geehrten Leser nicht mit Nachrichten zu langweilen, welche kein allgemeines Interesse haben dürften, von den Aebtissinnen, welche auf Hathui folgten, 24 und gehen in der Zeit vorwärts, bis zu dem Jahre 1469, in welchem die edele Scholastica als Aebtissin folgte, die durch ihre Tugenden selbst eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, und bei der wir deshalb etwas verweilen müssen. Sie, die Tochter Fürst Georg I. von Anhalt, erhielt ihre Erziehung und Bildung im Kloster Helsta bei Eisleben, wo ihres Herzens Reinheit schon im hellsten Lichte strahlte. Sie hatte hier so viel Geschmack am Klosterleben gewonnen, daß sie auch die vortheilhaftesten Anträge zu Vermählungen ausschlug. Nachdem sie von ihren Eltern von dort weggenommen war, begab sie sich zur Aebtissin nach Quedlinburg, von der sie 1469 mit einstimmiger Bewilligung des ganzen Klosters im 18ten Jahre ihres Alters zur Aebtissin von Gernrode gewählt wurde. Es wird von ihr gerühmt, daß sie ihrem Stifte mit Ernst und Würde vorgestanden habe. Heinrich Busse, ein alter Historiker, rühmt von ihr, daß sie über ihre Kirchengebräuche sehr geklagt, und freimüthig bekannt habe, wie sie zwar auf selbige hätte schwören müssen, indessen aber doch fände, daß viele derselben der heiligen Schrift zuwider und der Lehre der heil. Väter und ersten Kirchensatzungen gar nicht gemäß wären. Da sie nun viel Kummer darüber in ihrem Gewissen gelitten hätte, so habe sie deshalb ihren Vetter Fürst Wilhelm Ludwig, Franziskaner-Ordens, zu Rathe gezogen, und dieser habe sich bemühet, sie auf jede Weise durch Beredung und durch Autoritäten zu beruhigen, auch versprochen, deshalb ferner mit ihr schriftlich zu verhandeln. Ob es ihm aber gelungen sei, sie zufrieden zu stellen, steht zu bezweifeln. *)

*) S. Beckmann Tom. VI. Cap. 6. §. 1.

Scholastica war auch sehr gutthätig gegen Arme und Gebrechliche. So ließ sie einen lahmen und mißgestalteten Mann zu Zeiten neben sich bei Tafel sitzen und pflegte ihn ihren Bräutigam zu nennen. Auch bemühete sie sich, einer taubstummen jungen Frauensperson die Hauptlehren des Christenthums und die gewöhnliche Ehrerbietung bei den damals üblichen Kirchengebräuchen durch die Zeichensprache beizubringen, so daß sie zum Genuß des heil. Abendmahles zugelassen werden konnte. Dies ist vielleicht das älteste Beispiel dieser Art von Unterricht, der sich in unsern Tagen so sehr vervollkommnet hat. Ferner weiß man von ihr, daß sie einen hohen Grad christlicher Geduld und Sanftmuth besessen habe, weshalb sie einst, als sie gefragt wurde, wie sie zu so großer Demuth und Geduld käme, antwortete: „Ein jeder vernünftiger Mensch, der in seinen eigenen Busen sieht, und seine Geschicklichkeit, Gaben und Tugenden mit Fleiß erwägt, wird allezeit dagegen so viel Gebrechlichkeit an sich finden, davor er sich zu entsetzen und gegen Andere billig zu demüthigen habe. Und weil er gern will, daß man mit ihm Geduld trage und etwas übersehe, wird er sein dabei lernen, mit andern Leuten auch Geduld zu haben." Wie getrost und glaubensstark sie gewesen sei, beweist Folgendes: Als zu ihrer Zeit eine ansteckende Krankheit, von den Aerzten pestis inguinaria genannt, sich auch in ihrer Nähe zu verbreiten begann, und ihr Bruder, Fürst Georg II., sie ermahnte, auf ihre Stiftung bedacht zu sein, gab sie diesem zur Antwort: „Es sei ferne von mir, meine mir anvertrauten Schäflein bei solcher Gefahr zu verlassen, und muß dafür halten, daß, wo ich es thäte, mich Gott dafür strafen würde, dahergegen wenn er mich will leben lassen, er auch mächtig genug ist, mich bei meiner Kirche zu erhalten; will er mich auch abfordern, so bin ich versichert, daß ich unter den Händen meiner Töchter und Mitschwestern selig abscheiden werde." Sie starb den 31. August 1504 und wurde den 3. September beerdigt.

Ihre Nachfolgerin war die Aebtissin **Elisabeth von der Weide**, die berühmteste aller Aebtissinnen dieses Stiftes. Vielleicht mag sich schon ihrer Erwählung manches Hinderniß in den Weg gestellt haben, denn Papst Julius II. ertheilte dem Probste zu Halberstadt ein Commissoriale, daß er sie, wenn er sie zu solcher Würde tüchtig befände, in seinen und des heil. römischen Reichs Stuhls Namen in des Stifts Regierung einführen und bestätigen sollte. Wie nun das Licht der gereinigten Christuslehre durch Luthers Auftreten seine Strahlen über Deutschlands Gaue ausbreitete, da war auch die edele Elisabeth von Weida eine der Ersten, die als treue Verehrerin Luthers die neue gereinigte Lehre als das wahre Christenthum mit lebhaftem Eifer ergriff. Die Kirchenverbesserung fand daher 1521 in diesen Gegenden schon Eingang, und da Gott einen kräftigen Streiter für seine Sache durch Berufung des Stephan Müller (Molitor) von Wittenberg auch hierher stellte, so predigte dieser eifrig wider die päpstlichen Mißbräuche, verkündigte das Evangelium treulich, und ließ es sich nach aller Möglichkeit angelegen sein, Jedermann mit Lehre und Leben zu erbauen, auch rieth er der Aebtissin zugleich eine

Schule und ein Hospital zu stiften. Anfeindungen konnten daher nicht ausbleiben, doch die ruhmwürdige Aebtissin erwies sich wider alle Drohungen der Päpste und Gefahren sehr standhaft. Als nun Viele im Stifte die alten päpstlichen Greuel und Irrthümer vertheidigen wollten, ließ sie das ganze Capitel zusammenrufen, und stellte ihnen in einer herrlichen Rede vor, wie sie es doch für eine besondere Wohlthat Gottes ansehen und dankbar dafür sein sollten, daß sie die Zeit erlebt hätten, in welcher der papistische Sauerteig ausgefegt und das Licht des Evangeliums rein und lauter gepredigt würde. Sie bat daher Jeden selbst mit Thränen in den Augen, sie sollten dies doch wohl zu Herzen nehmen, und sich vor dergleichen Irrthümern auf alle Weise hüten. Ihre Vorstellung fand aber nicht den gewünschten Eingang, sondern sie zog sich im Gegentheile sowohl den Haß aller Vornehmen des Capitels, als auch der benachbarten Grafen, Bischöfe und Edelleute auf den Hals, die sie auf das Beweglichste ermahnten, sie sollte doch bei der Religion verharren, in der ihre Eltern und Vorfahren geboren, aufgezogen und gestorben wären. Demungeachtet blieb sie standhaft, fürchtete keine Gefahr, lebte ohne allen menschlichen Schutz und sagte: „Sie wollte ihres Thuns und Lassens wegen vor Gott Rechenschaft ablegen, und zöge den Ruhm Christi allen irdischen Sachen vor."

Als 1525 bei dem Bauernaufstande auch ihre Bauern sich unterfingen den Hof anzufallen und die abteilichen Güter an sich zu ziehen und zu vernichten, so hatte sie den Muth, daß sie ihnen mit ihren Klosterfrauen entgegenging, ihrer Wuth Einhalt that, die Ungehorsamen mit Worten strafte und diejenigen, die tumultuiren wollten, wieder zu ihrer Pflicht zurückbrachte. Ihr Bruder, Heinrich von Weiden, wollte die aufrührerischen Bauern mit scharfer Strafe belegen, und den Schimpf, den sie seiner Schwester angethan, rächen. Sie legte aber eine Fürbitte für sie ein und sagte, daß sie Ihnen Alles verziehen und vergeben hätte. Selt, als sie ihren Tod herannahen fühlte, bat sie die Ihrigen nochmals recht dringend, sie möchten sich ja angelegen sein lassen, die wahre Religion nach Möglichkeit zu erhalten und fortzupflanzen, und die Gottesfurcht allen Dingen in der Welt vorzuziehen. Als der Todesengel daher mit seinen Fittigen sie umschlungen hatte, ward sie von allen ihren Unterthanen und Bedienten heftig und innig beweint, und in der Kirche auf der Seite begraben. Das schönste Denkmal hat sie sich selbst aber damit gesetzt, daß sie zuerst in Anhalt, ja man kann sagen in Deutschland, die Reformation begonnen hat, wie dessen das fürstliche Haus in einem Schreiben an die evangelischen Stände 1631 auch ausdrücklich gedenket.

Ihr folgten Anna geborne Burggräfin zu Meißen, Gräfin zu Hartenstein und geborne von Plauen, Fürst Wolfgangs von Anhalt Schwester Barbara Tochter. Edel und freisinnig wie ihr frommer Ohm Wolfgang, gab sie ihm dem Geächteten und von Land und Leuten Vertriebenen in ihrem Stifte ein Asyl, bis er, aufgespürt, nach Warmsdorf in eine Mühle flüchtete. Sie starb 1548, und ihre

Nachfolgerinnen waren Anna Baroneſſe von Kitlitz, die 85 Jahre alt 1558 den 26. Juni entſchlief, und Eliſabeth II. Gräfin von Gleichen, die 32 Jahre alt ſtarb, durch ihre Unfähigkeit aber das Stift in Armuth ſtürzte. Nach dem Tode der letztern 1564 wurden nach einander 7 Anhaltiſche Fürſtinnen größtentheils im zarten Kindesalter Aebtiſſinnen. Die Verwaltung führten die Fürſten ſelbſt, die früherhin auch ſo lange Zeit die Schutzvoigte der Abtei geweſen waren. Dieſe vertraten ſie auch auf den Reichs- und Kreistagen, führten dort ihre Stimme, entrichteten die Reichsabgaben und hatten ſie ſomit ſchon vor dem Weſtphäliſchen Frieden ſeculariſirt. Da aber nach dem Friedensſchluß die vor 1624 eingezogenen Kirchengüter den Fürſten verbleiben ſollten, ſo kam auch die Abtei unbeſtreitbar zu Anhalt, und wurde mit ihren Beſitzungen in Waldau (Bernburg) und Groß-Alsleben zu den Senioratsrechten geſchlagen. Bei der Theilung derſelben kam Gernrode 1669 an Fürſt Friedrich von Harzgerode, der zu Waldau gehörige Aebtiſche Hof in Bernburg an Fürſt Victor Amadeus und Groß-Alsleben an Fürſt Johann Georg II. von Deſſau. Zwar hatte ſich ein katholiſcher Pater Strictrius 1630 Gernrodes mit Waffengewalt bemächtigt, aber die Zeitumſtände vertrieben ihn 1631 ſchon wieder, und ſetzten die Fürſten von Anhalt von Neuem in den Beſitz, worin ſie geblieben ſind.

So weit das Geſchichtliche dieſer Abtei. Wir betrachten das freundliche Städtchen nun in ſeinem jetzigen Zuſtande, um zu ſehen, was ihm von Merkwürdigkeiten aus alter oder neuer Zeit noch übrig geblieben iſt.

Von den alten Stiftsgebäuden iſt das merkwürdigſte und ſchönſte die Stiftskirche, die in allen ihren Theilen noch wohl erhalten iſt.*) Sie iſt rein im Byzantiniſchen Style erbauet, und kann zum Verſtändniß der Eigenthümlichkeiten dieſes Bauſtyles vor Allem in dieſer Gegend dienen. Sie nimmt daher unter den Reſten des Alterthums einen ausgezeichneten Platz ein, und es iſt jetzt auch Hoffnung vorhanden, daß die einzelnen ſehr ſchönen Theilen lang entzogene Aufmerkſamkeit und Sorgfalt ſolchen durch zweckmäßige Renovationen ohne Koſtenerſparniß baldigſt gewidmet werden ſoll. Dahin gehören vorzüglich die ſchönen zwiefach übereinandergeſetzten Kreuzgänge. In der Kirche ſind mehrere Grabmähler. Das merkwürdigſte darunter iſt das des Markgrafen Gero. Man ſieht ihn hier gebarniſcht in Stein gehauen liegen mit der Umſchrift: **Anno Dmi DCCCCLXV die XIIII Cal. Julii obiit illust Dux et Marchio Gero inuj. eccles. sundator.** Das Grabmahl iſt aber von Fürſt Auguſt († 1653) vielleicht im frommen Andenken an den Gründer erſt 1645 errichtet und neuerlich von ſeinem erſten Standpunkte am Hochaltare, wo es den Platz verſperrte, weg und an die Seite gebracht. Bei Oeffnung deſſelben hat man nur Schutt darunter gefunden und Spuren, daß

*) Eine ſchöne Zeichnung liefert Dr. Puttrich in ſeinem Werke über altdeutſche Baukunſt in Sachſen.

früherhin Menschenhände schon ein Mal hier gewühlt haben müssen. Die übrigen Monumente gehören größtentheils ehemaligen Aebtissinnen an. So befindet sich unfern von Gero's Denkmahle (wo es ehedem stand) das Monument der Aebtissin Gertrud von Boventhen nebst ihrem Bildniß und Umschrift, ferner das der Anna von Plauen nebst Umschrift, dann nach dem Chore zur linken Hand das der Fürstin Scholastica nebst Bildniß in Lebensgröße und in Nonnentracht mit Umschrift. Unterwärts nach der Orgel zu, in dem Gange zur linken Hand, ist das Monument der Anna von Kitlitz mit Inschrift, weiter in dem Gange nach der Orgel zu, rechter Hand, das der Elisabeth Gräfin von Gleichen mit Inschrift, ferner neben der vorigen das der Katharine Gräfin von Gleichen mit Inschrift.*) Letztere war 14 Jahre hindurch Pröbstin des Stiftes, und starb 1562 den 18. October 38 Jahre alt. Außer diesen ist noch im Kreuzgange der Leichenstein einer Baronesse von Kitlitz, aus dessen Umschrift ersichtlich ist, daß sie 1529 Ostern als Pröbstin des Stiftes gestorben sei. Aus neuerer Zeit ist links am Eingange ein Monument von dem 1764 verstorbenen Oberconsistorialrath Gotthelf Trabe. Dieser machte der Kirche ein Vermächtniß von 200 Thlr. mit der Bestimmung, daß die Interessen theils an die Geistlichen der Kirche für eine jährlich zu seinem Gedächtniß zu haltende Predigt gegeben, theils solche unter die Armen vertheilt werden sollten. An der Kirche befinden sich auch mehrere Capellen: zuerst die Capelle zu Jerusalem, welche der Papst Innocenz VIII. 1485 den 26. März mit 100tägigem Ablaß für diejenigen versah, die solche an gewissen Festtagen besuchen und Almosen dahin geben würden. Gleichen Ablaß verlieh Papst Sixtus IV. 1475 den 24. December auch der Capelle St. Mauritius. Der Aebtissin Mikenze Document von 1205, auch einige Documente der Aebtissin Adelheid von 1355 und 1366 reden auch von einer Capelle St. Maria, und eine Capelle St. Johannis hat Bischof Rudolph zu Halberstadt 1136 den 8. October eingeweihet. Den Altar des heil. Metronus soll 1500 ein gewisser Bernhard Schreiber besessen haben; die beiden schon erwähnten Reliquien, die Gebeine vom heil. Cyriacus und den Dorn aus der Dornenkrone Christi betreffend, sind erstere aber zu Fürst Friedrichs von Harzgerode Zeiten begraben, und letzterer mag der Vergessenheit wohl übergeben sein.**) Von den an der Kirche befindlichen Doppelthürmen wurde der gegen Nordwesten stehende wegen gedroheten Einsturzes 1766 abgetragen, und 1786, nachdem er fast 20 Jahre in Verfall gelegen, wieder aufgebauet, auch 1792 wieder mit einem Knopfe versehen. Das Schloß, der ehemalige Sitz der Aebtissin, hat auch nachher bisweilen fürstlichen Personen noch zur Wohnung gedient, und Fürst Wilhelm von Harzgerode († 1709)

*) Die sämmtlichen Inschriften sind nachzusehen in Beckmann Tom. III. P. 1. Cap. VII.

**) S. Beckmann Tom. IV. Cap. III. §. 9.

ließ deshalb noch einen neuen Theil erbauen. Der Hr. von Rohr schreibt daher 1736 von ihm: „Das Schloß, welches der Frau Gräfin von Ballenstedt, als des verstorbenen Fürsten zu Bernburg Carl Friedrich hinterlassenen Wittwe, zu ihrem Sitze angewiesen, liegt etwas höher als das Städtchen, und von außen hat es kein sonderlich Ansehen; aber die Bauart ist doch trefflich nach der alten Façon, und drinnen sind die zu einer (d. h. damaligen) Hofhaltung erforderlichen Gemächer anzutreffen." Späterhin sind aber sämmtliche Gebäude mit den bei dem Stifte befindlichen Aeckern als herrschaftliche Domäne dem Pächter in Nutzung gegeben, von dem sie auch in die Hände des jetzigen Besitzers, Herrn Amtmann Henneberg, übergegangen sind, welcher 1832 als letzter Pächter die ganze Domäne käuflich erhalten hat. Auch die übrigen alten Klostergebäude stehen noch sämmtlich, und sowohl in dem sogenannten, mit einem Kreuzgewölbe versehenen Mönchssaale, als auch in dem Eselsstalle, wo ein Mönch neben einem Esel in Stein gehauen zu sehen ist, ohne die Bedeutung zu kennen, in diesen wie in fast allen Gebäuden erkennt man deutlich noch die klösterliche Bestimmung.

Außer der alten jetzt zur Parochialkirche umgewandelten Stiftskirche hat das Städtchen noch eine Kirche St. Stephani, der 1346 schon bei der Aebtissin Gertrud v. Heßnim gedacht wurde, und die deshalb auch ein ziemlich hohes Alter besitzt. Sie war die frühere Parochialkirche des Städtchens, und wenn gleich räumlich, so ist sie doch viel kleiner als die Stiftskirche. Sie ist vermögend, und sonntäglich hört man auch noch ihr schönes Geläut von ihrem Thurme, allein Gottesdienst wird regelmäßig schon längst nicht mehr darin gehalten, und nur von 1780 an mehrere Jahre hindurch, wo sie den damals 210 Köpfe zählenden Lutheranern zu ihrem Gottesdienste eingeräumt wurde, ist vierteljährlich darin gepredigt und communicirt, außerdem aber sie nur zu Leichenpredigten benutzt worden.

Das jetzige Städtchen Gernrode, das beide Kirchen umschließt, liegt an dem Oster- und an dem Klattenberge, und zählt in 300 Häusern etwa 2100 Einwohner. Lange bestand es trotz mancher städtischen Privilegien nur unter dem Namen eines Fleckens, und erst 1539 ertheilte Anna von Plauen dem Rathe und der Gemeinde ein eigenes Siegel, so wie der Ort 1681 erst von Fürst Wilhelm einen Jahrmarkt bekam. Die Einwohner nähren sich von den gewöhnlichen städtischen Gewerben und von Handarbeit, doch ist auch außer einem viel benutzten Möbelmagazin die schon längst berühmte Morgenroth'sche Gewehr- und eine chemische Streichholz-Fabrik hier, in der viele Menschen, besonders Kinder, starke Beschäftigung finden. Nicht minder besteht auch noch das von der Aebtissin Elisabeth von Weiden gestiftete Hospital St. Johannis und eine späterhin mit einer Spinnerei verbundene gute Armen-Versorgungs-Anstalt. Vor etwa 200 Jahren gab es auf dem Osterberge auch berühmte Bleigruben, welche nach einer alten Nachricht das Blei zu den Dächern der Kirchen zu Halberstadt ꝛc. geliefert haben sollen, und wo sich im Krystallberge der Edelstein Iris — wahrscheinlich ein Bergkrystall — gefunden

haben soll. In der Mitte des 18ten Jahrhunderts waren diese Bergwerke zuletzt im Betriebe, und die ergiebigsten Gruben des Osterberger oder Ungerberger Zuges sollen der Gernröder Glückshafen, der güldene Bär und die höfliche Zeche gewesen sein. Nach Spangenbergs Angaben soll schon Kaiser Lothar 1134 diesen Bleibergwerken Freiheiten ertheilt haben, allein bis 1492 fehlen dann alle Nachrichten von dem Bergbau in Anhalt. Gernrode ist schon lange durch seinen Obstbau und durch die Güte seines Obstes berühmt, und wirklich zeichnet sich das Obst dieser Gegend vielleicht durch die geschützte Lage und durch einen recht passenden Boden vortheilhaft vor vielem andern und namentlich vor dem Obste an der mittäglichen Seite des Harzes aus. Das ganze Städtchen nicht blos ist daher schon von Gärten umschlossen, sondern jeder Weg, jeder Anger und Kahler Berg ist mit Obst, wenigstens mit Kirschbäumen bepflanzt, welche die auf sie verwendete Mühe reichlich lohnen. Auch viele Wallnüsse giebt es bei Gernrode. Von außerordentlichen Schicksalen, die dasselbe betroffen haben, möchte blos eine große Wasserfluth herauszuheben sein, welche 1789 den 18. und 19. September den Ort in Folge starken anhaltenden Regens betroffen hat. Die Fluthung stürzte mit solcher Gewalt die Berge herab, das sie Mühlen wegschwemmte, die Keller mit Wasser füllte und Straßen, Aecker und Wiesen mit Schutt, ja selbst mit den größten Felsstücken überdeckte. Zu dem malerischen Effect, den das Städtchen auf Jeden macht, der von Nordwesten sich ihm nähert, trägt der grüne Hintergrund bewaldeter Berge ungemein viel bei, an deren Fuß sich dasselbe im Mittag sanft anlehnt, und recht freundlich blickt aus deren Mitte besonders der Stubenberg auf das Städtchen hernieder.

Eine alte Sage, welche Geschichtschreiber früher geglaubt und deshalb noch mehr ausgeschmückt haben, verlegt ehedem auf die Spitze dieses Berges einen dem alten Götzen Stuffo geweiheten Altar, und Viele haben sich in dieser Annahme noch durch die verderbte Schreibart Stufenberg anstatt Stubenberg bestärken lassen. So wenig die Verehrung eines solchen Götzen überhaupt bis dahin aber erwiesen ist, eben so wenig und noch weniger Wahrscheinlichkeit hat die Annahme eines Altares desselben auf diesem Berge, der nicht Stufenberg, sondern als Eigenthum der in Gernrode befindlichen Badstube einzig richtig nur Stubenberg heißt. Weil die Aussicht von seinem Gipfel über die davor liegende Landschaft mit den Städten Quedlinburg und Halberstadt aber wirklich reizend ist, und in mancher Hinsicht selbst die des Ballenstedter und Blankenburger Schlosses noch übertrifft, so ließ Fürst Victor Friedrich die Spitze des Berges ebenen, und 1754 das noch stehende russische Haus, Herrenhaus genannt, dort aufbauen. Schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts befand sich auf dem Berge eine durch mehrere Einwohner in Gernrode angelegte Rasenbank. Sonn- und Festtags trug man wohl Speise und Getränk dorthin, und belustigte sich eben so sehr durch ländliche Spiele und Musik, als die reizende Aussicht Naturfreunde aus der Nähe und Ferne schon hierherzog. Dieser zunehmende Besuch des Berges,

vielleicht auch die Gewohnheit eines Wildmeisters Döbel, den Holzarbeitern am Geburtstage des damals in Gernrode lebenden Prinzen Friedrich von Anhalt hier auf der Höhe ein kleines Fest zu geben, gaben wahrscheinlich die Veranlassung zur Erbauung des jetzigen Hauses. Damals hatte es eine rings herum laufende offene Gallerie und ein über das Dach hervorragendes Thürmchen. Um aber auch bei schlechtem Wetter erstere betreten zu können, wurde das Dach 1778 nach allen Seiten hin verlängert, während letzterer, weil er das Dach zu sehr belastete, abgenommen ward. Mit jedem Jahre machte man neue Anlagen, und von den Vorrichtungen zu geselligen Spielen findet man jetzt ein Carroussel, eine Kegelbahn und ein Billard.*) Daß es an Spaziergängen, Lauben und geschmackvollen Ruhebänken nicht mangelte, dazu forderte die schöne Natur hier selbst hinlänglich auf. War dieser Ort also damals schon dem Vergnügen gewidmet, so ist er noch jetzt, besonders an Sonn- und Festtagen, der Sammelplatz aller frohen und vergnügten Menschen dieser Gegend, und die Schützengesellschaft von Gernrode, deren Freischießen 1779 dorthin verlegt ward, hält noch jetzt von Pfingsten bis Michaelis sonntäglich hier ihre Schießübungen. Kein Harzreisender wird daher die Schönheiten des Unterharzes aufsuchen, ohne daß er nicht auch dem Stubenberge einige Minuten widmete. Will Jemand aber eine noch freiere und weitere Aussicht genießen, so muß er den daneben liegenden höhern Klattenberg ersteigen, wo er, unter einigen Linden ausruhend, besonders bei günstiger Morgenbeleuchtung, einen Hochgenuß feiert, der zur Begeisterung führt, und für deren Gefühle die Sprache dann zu arm ist. Eine mit sehr großem Kostenaufwande gebauete außerordentlich schöne Kunststraße führt jetzt den Reisenden nicht blos bis auf die Höhen des Stubenbergs, sondern bringt ihn zwischen den genannten beiden Bergen hindurch bis zu der ganzen Höhe des Vorharzes hinauf, wo er die Straßen nach Mägdesprung und Victorshöhe dann in getheilter Richtung vor sich hinlaufen sieht, zugleich aber vor einem Zoll- und Gasthause sich auch befindet, in welchem ein freundlicher Wirth aus der Waidmannsinnung ihm das beste Birkenwasser des Harzes billig auf seinen Wunsch darbieten wird. Wollten Fremde in oder bei Gernrode länger verweilen, ja selbst übernachten, so könnten Naturfreunde wohl kein reizenderes Logis wählen, als wenn sie eins der Zimmer des Stubenberghauses oder der dazu gehörigen beiden Pavillons bezögen, wo die reizendste Aussicht ihnen die beste Unterhaltung schon gewähren würde. Uebrigens sind auch die Gasthöfe von Denks und Morgenroth im Städtchen selbst in jeder Hinsicht zu empfehlen, wo man von Reisenden und Badegästen des nahen Beringerbades recht häufig Gesellschaft antrifft.

Im allgemeinen Ueberblick über den Harz sagte ich, daß es auf dem Harze bis jetzt an allen Spuren heidnischer Begräbnisse noch gemangelt habe. Nach einer mir späterhin zugegangenen Nachricht

*) Die russische Schaukel ist Schadhaftigkeit halber vom Hause abgenommen.

sollen aber, wenn sonst die Erzählung Wahrheit in sich enthält, vor vielen Jahren, als die Straße über den Romberg nach Günthersberge angelegt wurde, im Mittelberge unter den größten im Wege befindlichen Granitblöcken, als diese bei Seite geschoben wurden, Aschenkrüge gefunden sein.

Noch muß ich auch einiger alten Warten in dieser Gegend gedenken: „Zunächst bei Gernrode gegen Osten, am Wege nach Ballenstedt, erhebt sich ein hoher zum Theil kahler Bergrücken, die Altenburg genannt, ohne daß man weder Spuren einer Burg irgendwo findet, noch die Entstehung des Namens durch Etwas angeben könnte. Dicht an der Straße nach Quedlinburg, da wo der Landgraben die Grenze bildet, steht eine Warte, der Landthurm. Auch von diesem kennt man seines Namens Ursprung nicht mehr. Noch weiter nördlich ragt die Bicklinger Warte über einen Bergrücken herüber, welche der letzte Ueberrest des unter den Stiftsgütern genannten jetzt verschwundenen Dorfes Bicklingen ist. Damit wir aber unsere Schilderung nicht schließen, ohne dem Mineralogen auch Unterhaltung gewährt zu haben, so füge ich noch an, daß auf dem Bickenberge, Gernrode gegenüber nach Quedlinburg hin, der auch eine schöne Umsicht bietet, in dessen Kalksteinbruche zuweilen schöne und große Ammoniten gefunden werden. Im Westen von Gernrode ist auch ein Gypsbruch, in welchem nicht blos Frauеneis, faseriger Gyps und ein unter dem Namen Seifenstein bekanntes rauchgraues Fossil, dem Speckstein ähnlich, vorkommt, sondern in welchem man auch Theile als Backenzähne urvorweltlicher Thiere schon gefunden hat. Im Osten umzieht der feinste Sandstein aber das Weichbild, während drei Viertelstunden im Mittag das Gebirge hinauf am Saalsteine der Granit des Ramberges dem Wanderer entgegentritt. So schön die Natur also hier ist, so reich ist sie auch für den, der ihre Schätze versteht. Was Wunder, wenn darum Eisenhardt singt:

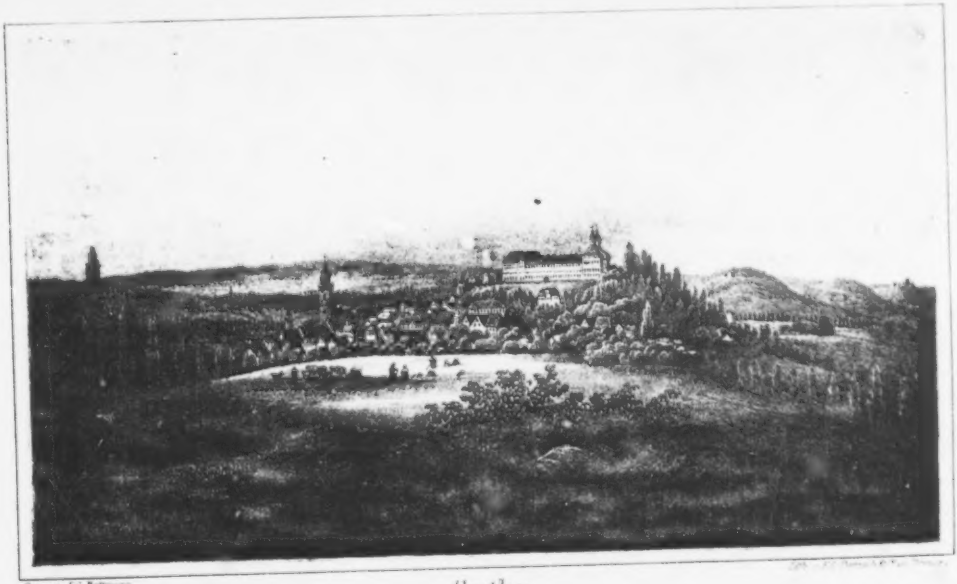
Der Stubenberg zeigt uns die schönste Natur,
Das Auge schwelgt dort in Entzücken,
Bald folgt man der immer sich krümmenden Spur
Rings um ihn, in Wäldern, auf Bergen und Flur
Sind Blümchen der Freude zu pflücken.

W. Schönichen.

Gotha.

Mitten in dem Herzen Deutschlands, drei Stunden vom nordöstlichen Fuße des nordwestlichen Thüringerwaldes, in einem weiten, heitern, sanften Hügellande, das, am Thüringerwalde beginnend, von kleinen Flüssen und Bächen bewässert, mit Wiesen und Getreidefeldern gesegnet, mit lachenden Dörfern übersäet, mit kleinen Ebenen durchsetzt, von einigen kleinen Gebirgszügen durchschnitten, sich bis an die Vorberge des fernen Harzwaldes ausdehnt, liegt die Stadt Gotha, deren Häuserreihen aus den reizenden, mit prächtigen Landhäusern geschmückten Garten- und Parkanlagen, die sie von allen Seiten umgeben, freundlich hervorschauen. Wie ein Kind zu den Füßen der Mutter, ist sie am nördlichen Fuße eines 250′ hohen Hügels hingelagert, auf dessen Plateau die Fürstenburg — der Friedenstein — thront, die weithin die fruchtbare Ebene, die eigentliche Kornkammer Thüringens, überschaut. Nicht mit Unrecht trägt diese Ebene den Beinamen „Gottes-Aue," den ihr unsre Vorfahren gaben, denn das Auge verweilt gerne auf ihren gesegneten Fluren, und schwelgt nach allen Himmelsgegenden hin in entzückenden Fernsichten. Gotha, die größte und schönste Stadt aller herzoglich sächsischen Länder, zählt gegen 1300 Häuser mit 14,000 Einwohnern, hat drei große Plätze: den Jakobsplan, den Holzmarkt und den Neu- oder Kornmarkt; der Jakobsplan und der Holzmarkt werden nur durch das Rathhaus und die Schwemme von einander getrennt, und theilen die Stadt in zwei Hälften.

Die Nachrichten über den Ursprung der Stadt sind dunkel und sagenhaft, da man weder genau weiß, woher ihr Name stammt, noch wer sie erbaut hat, und ihre Geschichte ist ziemlich dürftig und charakterlos. Nach Philipp Melanchthon und Andern, die ihm in seinen Vermuthungen gefolgt sind, soll die Stadt von den Gothen erbaut worden sein, die bei Gelegenheit der Verheirathung Amalbergs, der Nichte



Gotha.

Theodorichs des Großen, an den König der Thüringer, Herminfried, mit ihr in das Land gekommen seien, und von diesen den Namen erhalten haben. Man hat sich bei dieser Sage auf die Münzen zu stützen gesucht, die unter dem Namen der „Regenbogenschüsselchen" in der Umgegend gefunden wurden, und gothischen Ursprungs sein sollen, und sich ferner auf das Lamm und den Lindwurm berufen, die man sonst an der alten Jakobskapelle in Stein gehauen erblickte, und die noch heute an der Nordseite des Rathhauses zu sehen sind. Das Lamm sollen die Gothen im Frieden, den Lindwurm im Krieg als Embleme auf ihren Wappen und Fahnen geführt haben, wie folgender Vers bezeugt, der sich neben obigen Steinbildern befindet:

Als man abbrach den alten Thurm,
Daran stund dies Lamm und Lindwurm,
Das Lamm die Gothen geführet han zu Friedenszeiten,
Den Lindwurm wider ihre Feinde in Sturm und Streiten.

Einen andern Vers findet man in Magister Abraham Sauers Städtebuch:

Gotha ein sehr berühmte Stadt,
Von Gothen ihren Namen hat,
Ward ums Jahr Christi aufgericht
Neunhundert zwanzig drei man spricht.

Nur hat sich der Verfasser dieser Zeilen hinsichtlich der Gründung der Stadt durch die Gothen um 400 Jahre geirrt. Allein die glaubwürdigen Geschichtschreiber schweigen davon gänzlich. Andre wollen Gotha von „God aha," d. i. gutes Wasser, ableiten, das in der Umgegend fließt, denn aha oder acha, mit dem lateinischen aqua verwandt, ist ein altdeutsches Wort von derselben Bedeutung, und alle Städtenamen, die sich auf ah, a, ach endigen, deuten auf eine wasserreiche Gegend. Dies war aber bei Gotha gerade nicht der Fall; denn ihr Wasserbedarf mußte künstlich in die Stadt geleitet werden. Auch den Aebten des Stiftes Hersfeld, Megingoz oder Meingoth und Gotthardt hat man die Erbauung der Stadt zuschreiben wollen; wer aber möchte sich wohl die verlorene Mühe geben wollen, einiges Licht in diese Nacht der Sagen zu bringen, und sie auf eine historische Basis zurückzuführen?

Gotha war, wie fast alle andern Städte Deutschlands, ein Dorf, und gehörte zum Stifte Hersfeld, dem es von Heinrich dem Vogelsteller oder von einem seiner Vorfahren geschenkt worden war.

Als der Apostel der Thüringer, Bonifacius, das Land durchreiste, war es noch nicht vorhanden, obgleich ein Lebensbeschreiber dieses Heiligen behauptet, daß schon Karl der Große einen von den vier Dingestühlen des Landes nach Gotha verlegt habe. Eben so sagenhaft ist ferner, daß die thüringischen und meißnischen Stände

BAYERISCHE STAATS-

unter der Regierung Ludwigs des Frommen im Jahre 830 in „Gotha villa“ einen Landtag gehalten haben. Die Gründung des Dorfes fällt aller Wahrscheinlichkeit nach nicht früher als zu Anfang des zehnten Jahrhunderts, und erst der Abt Meingoth von Hersfeld erhob es zum Range einer Stadt, indem er es mit einer Mauer umgab, was um das Jahr 933 geschah. Die Worte des Chronisten:

„Zu der Zeit liesse auch der Abt von Hersfeld das Schloß Wassenburg erbauen, um der Güter seines Stifts willen, so darumb lagen, und danach auch die Stadt Gotha.“

in denen der Abt Meingoth als wirklicher Erbauer genannt wird, sind nur in dem oben genannten Sinn zu verstehen. Einer seiner Nachfolger, der Abt Gotthardt, der 1038 als Bischof von Hildesheim starb, vergrößerte die Stadt durch Hinzuziehung mehrerer Dörfer nach Osten. Der Anbau wurde die Neustadt genannt, wie der Name Neumarkt noch jetzt bekundet. Er wurde in der Folge der Schutzheilige Gotha's, und sein Bildniß, in Stein gehauen, steht noch heutiges Tages auf dem Brunnen am Rathhause, so wie in dem Wappen der Stadt und in den Siegeln des Magistrats sein Andenken erhalten wird. In Urkunden kommt Gotha zum ersten Male im Jahre 1109 vor, als Reinfried, ein Edler, dem Kloster Reinhardsbrunn das Dorf Tröchtelborn zum Geschenk machte, und darin wird es Gotaha geschrieben.

Von da an wird die Geschichte der Stadt etwas zuverlässiger, aber nichts weniger als interessant und bedeutend. Landgraf Ludwig I. erbte von den Grafen von Gudensberg die Schutzvoigtei über das Stift Hersfeld, und er, wie seine Nachfolger, die sich jedoch nur selten in Gotha aufhielten, übten Hoheitsrechte über die Stadt aus. Daselbst starb 1215 der Landgraf Hermann I. Sein Sohn Ludwig IV. und dessen Gemahlin Elisabeth, „die Heilige“ genannt, machten sich durch Stiftungen und Schenkungen um die Stadt verdient. An den Unruhen, die sich nach Heinrich Raspes Tode in Thüringen ereigneten, nahm die Stadt keinen Antheil. Sie hatte die Oberherrschaft des Markgrafen von Meißen, Heinrich des Erlauchten, anerkannt, hatte damals schon eine völlige städtische Verfassung, verschiedene Kirchen und Kapellen in und außer der Stadt, und eine Münze, die Heinrich daselbst anlegte. Er machte ferner die Stadt zum Sitz des ersten der vier Dingestühle des Landes, und Graf Herman von Henneberg hielt daselbst 1255 und 1256 Landgericht. Unter der Regierung Friedrichs des Gebissenen geschah nichts Merkwürdiges für Gotha, da es sich nicht um seine Kriege und Fehden mit den aufrührerischen Städten Nordhausen, Erfurt und Mühlhausen kümmerte. Nach seinem Tode bekam seine Wittwe, Elisabeth, Gotha mit dem umliegenden Bezirk zu ihrem Leibgedinge, und wohnte daselbst über 30 Jahre, wenn auch fortwährend in Streitigkeiten mit ihrem Sohne Ludwig dem Strengen begriffen, der die Stadt wegen ihrer befestigten Lage gern an sich bringen wollte. Sie nannte sich eine Frau von Gotha, stiftete viel Gutes und starb daselbst 1359 zehn Jahre nach

dem Tode ihres Sohnes. Ihr Leichnam wurde von Gotha in das Predigerkloster nach Eisenach gebracht. Um diese Zeit wurde Thüringen von dem schwarzen Tod heimgesucht, und da man allgemein die Juden beschuldigte, daß sie die Brunnen vergifteten, so wurden ihrer viele Tausende in Gotha, Herbsleben und andern Orten erschlagen und verbrannt. Auch richteten die sogenannten Geißler oder Kreuzbrüder, die sich zu Tausenden versammelten und singend und predigend in Städten und Dörfern umherzogen, viel Unheil an. Auf dem Kopfe trugen sie einen Hut, an welchem ein rothes Kreuz befestigt war, und der das ganze Gesicht bedeckte. Ihr Rücken und der hintere Theil ihres Leibes, den sie fortwährend bis auf das Blut geißelten, war völlig entblößt.

Landgraf Balthasar I. hielt sich öfter zu Gotha auf, und da es um diese Zeit einen großen Mangel an Wasser hatte, ließ er von der über Finsterbergen, nahe am höchsten Gebirgsrücken des Thüringerwaldes entspringenden Leina, welche zwischen den Dörfern Leina und Hörselgau den Namen „Hörsel" annimmt, einen Kanal von Schönau vor dem Walde an über Gotha bis zur Nesse hinter Goldbach graben, der ebenfalls den Namen „die Leina" erhalten hat. Die Gothaer empfanden darüber großen Aerger, da die Anstalten mit vieler Mühe und Unkosten verknüpft waren. Die sichre Nachricht über diese Wohlthat, die dieser Fürst der Stadt erwies, gründet sich, da die darüber im Elisabethenkloster in Eisenach vorhandenen Urkunden im Bauernkriege verloren gegangen sind, nur noch auf eine einzige Inschrift, die sich an der Nordseite der Bergmühle befindet und folgendermaßen lautet:

Anno Domini MCCCCLXIX Landgr. Balthasar introduxit aquam Limom in Gotham . . . .

Zum fernern Besten Gothas und der andern thüringischen Städte untersagte Landgraf Balthasar 1379 alle sogenannten Kretschmar- und Schenkhäuser, die ehedem nicht vorhanden waren, und befahl vorzüglich dem Stadtrath Gothas, darauf zu sehen, daß kein andres Bier eingelegt, als das in der Stadt selbst gebraut würde. Zu seiner Zeit blüheten daselbst schon Künste, Handel und Handwerker; unter den letztern vorzüglich Schneider und Drechsler.

Interessanter als bisher wird die Geschichte Gothas zur Zeit der Grumbachischen Händel und unter den Fürsten, welche auf dem Friedenstein residirten, wovon weiter unten die Rede sein wird. Treten wir jetzt eine Wanderung durch die Stadt an.

Das Erste, wonach wir uns umsehen, sind alterthümliche Gebäude; aber wir wenden umsonst die Blicke nach allen Richtungen und forschen vergebens in allen Winkeln umher: Gotha hat deren gar keine. Die Stadt, wie sie jetzt steht, verräth durch Nichts, daß sie im Mittelalter erbaut ist und die Romantik desselben durchlebt hat, im Gegentheil sieht sie so nüchtern und modern aus, daß man behaupten möchte, ihr Ursprung datire aus dem 16ten oder 17ten Jahrhundert. Auch fehlt ihr die schönste Zier, durch die sich eine

Stadt schon aus der Ferne ankündigt: hohe imposante Thürme. Sie hat deren nur zwei, den Thurm der St. Margarethen- oder Neumarktskirche und den Rathhausthurm. Der letztere ist nicht hoch. Indessen ist bei allem Alterthum der Stadt ihr modernes Aussehen kein Wunder, wenn man an die großen Feuersbrünste denkt, die sie betroffen haben. Schon 1207 wurden die meisten Häuser in Asche gelegt, so daß man von einem Thore zum andern sehen konnte. Gleiches Unglück hatte sie im Jahre 1545, wo abermals 300 Häuser in Rauch aufgingen, und zu wiederholten Malen brannte sie 1632, 1646 und 1665 fast gänzlich ab. Was die Belagerung an alterthümlichen Gebäuden verschont hatte, ging durch diese Brände unter, und was nach diesen noch stehen blieb, verschwand als man die Festungswerke abtrug.

Gotha hat sieben Kirchen, in denen jeden Sonntag Gottesdienst gehalten wird. Am westlichen Ende der Stadt liegt die Augustinerkirche, mit dem Gymnasialgebäude verbunden, und früher mit demselben ein Kloster bildend, das von den Mönchen des Einsiedlerordens des heiligen Augustin um das Jahr 1258 gegründet wurde. Im Jahre 1521 predigte Dr. Martin Luther auf seiner Reise nach Worms in derselben, und zu Folge einer Sage soll der Teufel im Giebel gesessen, mehrere Steine aus der Mauer gerissen und sie nach dem Glaubenshelden geschleudert haben, „was, wie der Chronist sagt, in der Versammlung eine große Furcht erregt.“ 1525 wurde das Kloster wegen der Reformationsstreitigkeiten von den Mönchen geräumt, und als man mit mehrern Altären auch den des heiligen Sebastian wegschaffte, dem zu Ehren daselbst eine Brüderschaft gestiftet wurde, fand man hinter demselben an der Wand die Verse:

M., C. quadratum, LX quoque duplicatum,
Oraps peribit et Huss Wiclef que redibit,

die mit feinen schwarzen Buchstaben geschrieben waren, und von einem Hussiten herrühren sollten. Die darin enthaltene Prophezeihung ist richtig eingetroffen, da im Jahre 1520 die Reformation wirklich hier eingeführt wurde. Unter der Regierung Herzog Friedrich I. wurde sie zum Theil abgebrochen und nach der Stadt zu erweitert und erhielt den Namen: Salvatorkirche, der jedoch nicht in das Volk überging. Das Aeußere der Kirche ist unscheinbar, ohne Portal, ohne Thurm, mit einem hohen, abschüssigen Ziegeldach und in einem Styl aufgeführt, der ein schlechtes Zeugniß von dem Geschmack des Erbauers gibt. Das Innere, bisher aus rohen, von der Zeit geschwärzten Brettern bestehend, hat im vorigen Jahre ein freundlicheres Ansehen gewonnen. Der Chor ist erweitert, die Orgel von Grund aus neu erbaut, und Decke, Emporkirchen und Betstühle weiß angestrichen und mit passenden Verzierungen geschmückt worden. Die Kanzel und der Fürstenstand sind mit schönen Holzschnitzereien verziert, die Wände mit den Bildnissen mehrerer Pfarrer behangen, unter denen auch das des ersten hiesigen lutherischen Superintendenten

Myconius zu finden ist. Allein sie verdienen in künstlerischer Hinsicht eben so wenig die Aufmerksamkeit des Beschauers, als das Altarbild: den Pharisäer und Zöllner im Tempel darstellend, und die andern kleinen Bilder und Reliefs hinter demselben. Nördlich und unmittelbar an die Kirche stoßen die ehemaligen Klostergebäude, in die man durch einen düstern Kreuzgang gelangt, der einen offenen, viereckigen Raum einschließt. In der Mitte desselben steht ein einfaches, von vier Lebensbäumen überschattetes Denkmal des Generalsuperintendenten J. J. Löffler. Ueber eine steinerne Treppe gelangt man in das obere Stock, in welchem sich die freundlichen Lehrsäle des Gymnasiums und ein reichhaltiges physikalisches Kabinet befinden. Das Gymnasium, im Jahre 1524 gegründet, war lange Zeit hindurch eine Musteranstalt für ähnliche Deutschlands; seine Blüthenzeit scheint vorüber zu sein. Im untern Stock sind die Bürgerschulen und die sehr bändereiche Schulbibliothek; in dem daranstoßenden Seitengebäude befinden sich die Wohnungen des Inspektors und Direktors.

Von der Augustiner- wenden wir uns zur Margarethenkirche, die am nordöstlichen Theile der Stadt liegt, und unstreitig die älteste Pfarrkirche Gothas ist. Der heilige Gotthardt soll sie erbaut haben, als er, wie oben schon erwähnt wurde, die Stadt vergrößerte und die Jakobskapelle — die auf dem Jakobsplan zwischen dem Rathhaus und dem Gasthof zur Schelle stand — die Einwohner nicht mehr fassen konnte. Durch die oben angeführten Feuersbrünste ist sie mehrmals beschädigt und 1646 gänzlich zerstört worden. Von ihrer ursprünglichen Gestalt ist nichts mehr zu sehen, als vielleicht noch ein schönes im reinsten gothischen Styl erbautes Portal, zu dessen beiden Seiten sich sechs Nischen befinden, in denen wahrscheinlich Heiligenbilder gestanden haben. An einer derselben erblickt man das bis jetzt noch nicht entzifferte Monogramm ihres Erbauers. Ueber dem Portal erhebt sich ein hoher viereckiger Thurm mit einer Kuppel in Gestalt einer Glocke. Die Kirche, wie sie jetzt besteht, ist ringsum mit Strebepfeilern umgeben und in einem gefälligern Styl erbaut, als die Augustinerkirche. In ihrem Innern hat sie ein heiteres Ansehen. Die Freskomalereien auf weißem Grund an der Decke prangen noch in aller Farbenfrische. Die Felder der Emporkirchen schmücken Bilder aus der biblischen Geschichte. Hinter dem Altar steht die Büste Bernhards des Großen, welcher zu Breisach starb, und dessen Leiche bei der Durchführung nach Weimar daselbst niedergesetzt wurde; daneben befindet sich sein Lebenslauf in lateinischer Sprache. Ein Brustbild desselben, in Oel gemalt, hängt auf der obersten Emporkirche links vom Chore. Herzog Ernst der Fromme bestimmte diese Kirche zum Begräbnißort seiner Familie. Er und seine Gemahlin ruhen in einem Gewölbe hinter dem Taufstein, und außer ihm sind seine Prinzen und Prinzessinnen darin beigesetzt; — Friedrich III. und seine Gemahlin ruhen ebenfalls darin.

Außer diesen beiden Hauptkirchen sind noch zu erwähnen: die St. Katharinen- oder Gottesackerkirche, die nordwestlich von der Stadt auf dem alten Gottesacker gerade auf dem Platze erbaut -

ist, wo sonst das Kloster der Benediktinerinnen „zum heiligen Kreuz" stand, das zu Ehren der heiligen Katharina erbaut war. Sie ist ein hölzernes, viereckiges, innen wie außen schmuckloses Gebäude, das von Herzog Ernst dem Frommen errichtet und von Friedrich II. der Garnison eingeräumt wurde, wovon es den Namen Garnisonkirche erhielt. Ferner:

Die Kirche zum Hospital Maria Magdalena, das von Ludwig IV., nach Einigen von seiner Gemahlin, der heiligen Elisabeth, gestiftet sein soll. Wenigstens ist sie es gewesen, die dem Hospital die Erlaubniß vom Papst auswirkte, eine Kirche zu bauen, einen besondern Gottesacker zu wählen und einen eignen Pfarrer zu halten. Das Hospital war eine Commende des Lazariten-Ordens, der in der großen Erfurtergasse eine Wohnung hatte und für die Armen sorgen mußte. Es hatte große Besitzungen und Einkünfte. 1541 wurde das alte Hospital abgerissen, und nach Bewandniß des damaligen schlechten Vermögens von Neuem wieder aufgeführt. Es liegt am Ende des Markts im Brühl, dem Königssaal gegenüber. Der Bau des jetzigen Hospitalgebäudes wurde 1716 angefangen und im folgenden Jahre vollendet. Die darin befindliche Kirche ist klein und schmucklos.

Die Stifts- oder Waisenhauskirche befindet sich nach der Mönchelsgasse hinaus in dem hintern Theil des Waisenhauses. Herzog Friedrich II. ließ sie 1710 errichten, wobei sie den Namen der Heiligengeistkirche erhielt.

Die kleinste aller vorhandenen Kirchen ist die Friedrichskirche beim Siechhofe an der Straße nach Erfurt. Eine alte Kapelle, die sonst auf dem Platze stand, ließ Herzog Friedrich II. niederreißen, und 1712 an die Stelle eine neue in der Gestalt eines Andreaskreuzes aufbauen.

Von der Kirche im Friedenstein wird weiter unten am betreffenden Orte geredet werden.

Von den Kirchen wenden wir uns zu den andern Gebäuden, unter denen das alte Rathhaus, das am meisten bemerkenswertheste ist. Es liegt in der Mitte der Stadt am untern Ende des Holzmarkts, den es, wie schon bemerkt, vom Jakobsplan trennt. Seiner ersten Bestimmung nach war es ein Kaufhaus, aus Holz aufgeführt, das 1555 niedergerissen wurde. Im Jahre 1564 wurde der Grund zu einem neuen Gebäude gelegt, welches später Ernst dem Frommen und seiner Familie, ehe der Bau des Friedenssteins vollendet war, von 1641—1646 zum Wohnsitz diente. In dem großen Brande von 1665 hatte es das Schicksal vieler andern Häuser; im folgenden Jahre wurde es in seiner jetzigen Gestalt aufgeführt. An der Südseite erhebt sich ein plumper Thurm, über dessen Eingang sich das in Messing halb erhabene Bildniß des heiligen Gotthardt befindet. An der nördlichen Seite über der Rathswage befinden sich die schon oben erwähnten Wappen der Gothen, das Lamm und der Lindwurm, zwischen beiden das in Stein gehauene große sächsische Wappen und darüber eine Schlaguhr. Auf dem Giebel steht ein eisernes Bild,

wahrscheinlich ein Roland, der, so oft die volle Stunde schlägt, sein Schwert über die Stadt zückt. Das Gebäude besteht aus einem Erdgeschoß und zwei Stockwerken. Im ersten sind die Zimmer der städtischen Verwaltungsbehörden, und dahinter ein großer Saal mit dem in Stein gehauenen und mit Farben angemalten Brustbild Kurfürst Augusts. Ihm gegenüber hängt ein Bild: die Belagerung Grimmensteins, aber von so dürftiger technischer Anlage und Ausführung, daß man weder von der Stadt, noch von dem Schloß, wie es damals aussah, einen nur halbweg deutlichen Begriff bekommt. Im obern Stock sind die Locale des Stadtgerichts.

Schief gegenüber dem alten Rathhause, an der Ecke des Marktes und der kleinen Erfurtergasse, liegt das neue Rathhaus, eigentlich das älteste der Stadt, da bis 1665 darin die Sitzungen des Raths gehalten wurden. Gegenwärtig ist es das Local der Handlungsschule, und bis vor Kurzem befand sich das Büreau der Feuerversicherungsbank im ersten Stock. In der Mitte des Gebäudes, auf der Seite nach dem Markt zu, steht in einer Mauervertiefung das steinerne Bild eines Mannes, der zwei herzueilenden Kindern Semmeln darreicht. Es ist allgemein als das Denkmal eines reichen Mannes bezeichnet worden, der in der großen Theuerung von 1433—1438 sich vorzüglich der Hungernden angenommen haben soll.

Das Haus an der Ecke des Marktes, der Bergmühle gerade über, ist das Lucas Cranachs, wie aus dem daran befindlichen Wappen und seinem Monogramm: die geflügelte Schlange mit der Krone, zu sehen ist.

In der großen Erfurtergasse liegt das große vier Stockwerk hohe steinerne Zucht- und Waisenhaus, sonst auch Irrenhaus. Herzog Friedrich II. ließ es aus einem schon vorhandenen Hause einrichten, und die Waisenkinder darin aufnehmen, die sich jedoch schon seit langer Zeit nicht mehr darin befinden, sondern Landleuten in Kost und Pflege gegeben werden. Jetzt dient das Gebäude nur noch als Zucht- und Correctionshaus, da auch die Irrenanstalt daraus entfernt ist. Von der Kirche ist oben geredet worden. Dies sind die vorzüglichsten Gebäude Gothas.

Wenden wir uns von diesen durch eine, sei es welche der zahlreichen Straßen, so gelangen wir unmittelbar am Ende derselben in die Promenaden. Die hohen Wälle, die sonst die Stadt von allen Seiten umgaben, sind abgetragen, die tiefen Gräben ausgefüllt worden, und an ihre Stelle sind die zahlreichen Gärten mit ihren freundlichen Häusern und die Linden- und Pappelalleen entstanden, die die Stadt rings umgürten, und ihr ein so heiteres Ansehen verleihen. In den Anlagen östlich von derselben, zwischen der Schwabhäuser- und Mönchelsgasse, stoßen wir auf ein Gebäude von den grandiosesten Dimensionen, auf einen Tempel, den der Kunst- und Schönheitssinn unsres jetzt regierenden Herzogs der dramatischen Muse erbauen ließ: auf das Hof-Theater. Es steht auf der Stätte der alten städtischen Brauhäuser, ein ewiges Denkmal dessen, der die Idee zum Aufbau erschuf, so wie dessen, der sie in Stein verwirklichte. Die schönen

ebenmäßigen, im richtigsten Verhältniß zu einander stehenden Formen, machen auf das Gemüth des Beschauers die imposanteste Wirkung. Die Grundform des Gebäudes besteht in einem Parallelogram von 150′ Länge und 50′ Breite. An die schmalen Seiten desselben schließen sich die langen zweier andern Parallelogramme, jedes von 112′ Länge und 37′ Breite. Mit dem einen derselben ist noch die Hälfte einer Kreisfläche verbunden, welche im untern Stock eine bedeckte Anfahrt für Wagen, eine kleine mit dem Haupteingang in Verbindung stehende Halle, die Wohnung des Restaurateurs und die Eingänge zu dem Keller, im obern Stock einen Probesaal, einen Salon für den Hof nebst Vorzimmer, Küche und Retirade. Das Hauptgebäude — das größere Parallelogramm — enthält die Bühne und das Auditorium, welches außer dem Orchester in einem Parterre, zwei Logenreihen und einer Gallerie besteht. Das Haus ist auf 1000—1200 Personen berechnet. Das Innere ist äußerst glänzend, ja prachtvoll zu nennen. Ueber dem Auditorium wölbt sich ein Plafond mit reichvergoldeten Tragsteinen, und die rothen und blauen Felder desselben, mit Arabesken verziert, machen beim Glanze des Lüstres von 33 Lampen einen wohlthuenden Eindruck auf das Auge. Die Brüstungen der Logenreihen sind mit reichvergoldeten Arabesken, die der Gallerie mit weißen und vergoldeten Säulen geschmückt. In der Mitte des ersten Ranges liegt die mit rothem Sammt ausgeschlagene und mit Goldstickereien decorirte herzogliche Loge, so wie im Proscenium zwei dergleichen kleinere ebenfalls mit reicher Ausschmückung. Die Bühne ist 65′ 4″ breit und 67′ tief, die Prosceniumsweite beträgt 33′ 4″. — Auf der östlichen, der Hauptseite des Gebäudes, befindet sich im untern Stock eine Gallerie, aus Arkaden gebildet, die einen Hülfsausgang für das Parterre, den Eingang unter die Bühne und auf dieselbe enthalten. Im obern Stock eröffnet eine Halle mit zwölf freistehenden Säulen römisch-dorischer Ordnung das Gebäude. In den Füllungen der zwischen denselben befindlichen Sockeln sind die Namen der vorzüglichsten deutschen dramatischen Dichter, Componisten und Schauspieler angebracht, als: Schiller, Göthe, Kotzebue, Gluck, Mozart, Winter, Beethoven, Weber, Benda, Gotter, Eckhof und Iffland. Auf der westlichen Seite befindet sich ein Anbau, ebenfalls mit einem Hülfsausgang für das Parterre u. s. w. In dem auf der schmalen, nördlichen Seite des Hauptgebäudes befindlichen kleinen Parallelogramm ist im untern Stock gelegen: die Wohnung des Theaterinspektors, des Theaterdieners, die Werkstätte für den Theaterschneider, die Lampistenstube und die Statistengarderoben; das obere Stock, welches unmittelbar mit der Bühne in Verbindung steht, enthält ein Conversationszimmer — durch welches, wenn Fernsichten erfordert

werden, die Bühne noch um 30′ verlängert werden kann — nebst den Ankleidezimmern für das männliche und weibliche Personal.

Sämmtliche Fenster, Thüren und Arkaden des Gebäudes sind oben mit einem Halbkreis geschlossen, und die Ecken, so wie die runden Partien, sind mit Pilastern römisch-dorischer Ordnung verziert. Die Dächer sind mit Schiefer gedeckt und mit passenden Akrotherien geschmückt, und endigen in Frontons, deren Felder mit die Tragödie, Comödie, Musik u. s. w. darstellenden Freskogemälden decorirt werden sollen. Zwischen den Eingängen der runden Partie ist das sächsische Wappen in einzelnen Schildern angebracht. Das ganze Gebäude besteht aus Kalkstein, die Sockeln, Fenster und Thürgewände aus Seeberger Sandsteinen, und wurde innerhalb 3 Jahren vollendet. Die Zeichnung dazu lieferte der eben so talent als geschmackvolle Hofbaumeister Eberhardt jun. Während der Wintermonate werden darin von den Mitgliedern der seit 1827 bestehenden Hoftheater-Gesellschaft Vorstellungen gegeben. Der Platz vor und neben dem Theater gehört zu den schönsten der Stadt, er grünt und blüht in zahlreichen Blumenbeeten, und auf der Stelle, wo sonst die alte baufällige Kaserne stand, plätschern die Wasser einer Fontaine, die den Reiz der Gegend noch mehr erhöht. Ihr gerade gegenüber liegt das im vorigen Jahre neu errichtete, äußerst geschmackvolle Gebäude der Feuerversicherungsbank. Dahinter in Form eines Herzes der Schwanenteich, und über demselben, unmittelbar an der Chaussee, die im römischen Styl erbauten und ringsum mit Reliefs verzierten Wachhäuser, in deren einem sich das herzogliche Rentamt, in dem andern die Wohnung des obersten Beamten befindet.

Wandern wir an dem sogenannten Erfrischungshause vorüber, in welchem ein Kaltwasser- und ein russisches Dampfbad eingerichtet ist, und den neuen Theaterweg hinauf, so stehen wir auf einer Terrasse, und blicken in den Orangeriegarten hinab, dessen Bäume eben in vollster Blüthe stehen, und die Luft mit ihrem Geruche durchwürzen. Dieser Garten, der Stolz, die Perle Gothas, ist einer der größten Deutschlands, reich an seltenen Gewächsen, und an schönen Sommerabenden der beliebteste Versammlungsort der gothaischen schönen Welt. Zu beiden Seiten desselben stehen die Gewächshäuser, die wohleingerichtetsten und besten in ihrer Art, welche von Friedrich III. neu aufgeführt wurden, da die früheren, so wie ein großer Theil der Orangerie, durch eine Feuersbrunst zerstört worden waren.

Oestlich darunter, jenseits der Chaussee, liegt das herzogliche Lustschloß Friedrichsthal, ein pavillonartiges Gebäude von zwei Stockwerken, der Sommeraufenthalt der verwittweten Herzogin Caroline Amalia. Es wurde von Herzog Friedrich II. erbaut, erhielt später durch einen Anbau zu beiden Seiten seine jetzige Gestalt, und soll in der Form einige Aehnlichkeit mit Versailles haben. Auf dem Vorplatz, der nach dem Orangeriegarten zu mit einem eisernen Gitter verschlossen und zu beiden Seiten mit hohen Pappeln umgeben ist, stehen zwei Springbrunnen. Der Eingang zum Hauptgebäude besteht aus einem mit Säulen verzierten Portal. Im Innern auf der Treppe

erblickt man ein sehr großes Gemälde, auf welchem Peter d. G. zu Pferde dargestellt ist. Die Zimmer, darunter ein Saal ringsum mit Spiegeln bedeckt, sind mit kostbar durchwirkten Tapeten ausgeschlagen und mit zum Theil werthvollen Bildern behangen. Hinter dem Hauf ist ein Garten mit düstern, schattigen Alleen zu beiden Seiten, in der Mitte mit grünen Rasenplätzen, prangenden Blumenbeeten und einer Fontaine. Am Ende des Gartens erhebt sich ein in seiner Art seltenes, im ächtesten Roccocostyl erbautes Gebäude: die Grotte, mit einem glatten Dach. Das Innere des Gebäudes mag einst prachtvoll gewesen sein und einen reizenden Anblick gewährt haben, wenn die Wasser darin sprangen, die aus den Wänden, dem Boden, der Decke, aus allen Winkeln hervorspritzten. Der Fußboden ist mit buntem coburgischen Marmor ausgelegt, die Wände, mit Delphinen, Nereiden und Tritonen verziert, sind aus Muscheln, bunten Steinen, Glasstückchen und Erz zusammengefügt; allein alle diese Herrlichkeiten haben jetzt ein trauriges Ansehen. Die Bekleidungen der Wände sind schon zum Theil herabgefallen, die Wasserbehälter, in denen Goldfische spielten, verschüttet, und die Götter, die die Strahlen ausströmten, verstümmelt. An eine Wiederherstellung des wunderlichen Gebäudes ist um so weniger zu denken, da unsre Zeit für dergleichen theure Spielereien keinen Sinn mehr hat. Rechts vom Friedrichsthal, ihm schief gegenüber, liegt das Winterpalais der Herzogin Wittwe. Zur Rechten der Terrasse, von welcher man die eben genannten Gebäude übersieht, blickt aus dem Grün eines Boskets der Thurm und das Dach eines andern Gebäudes hervor, das kurzweg das Schlößchen genannt wird. Herzog Ernst II. ließ es für seine Gemahlin Charlotte Amalie erbauen, die nach seinem Tode (1804) Gotha verließ und nach Rom ging, woselbst sie erst vor wenigen Jahren starb. Gegenwärtig ist es unbewohnt. Unmittelbar daran vorbei führt ein dunkler schattiger Weg in die Alleen der Vorstadt, an deren äußerstem Ende man das Palais des Prinzen August, des Bruders Ernst II., erblickt. Es hat merkwürdige, traurige Schicksale gehabt. Am 10. Februar 1825 starb darin Herzog Friedrich IV., dem es während seiner ganzen Regierung zum Wohnsitz gedient hatte, und mit ihm erlosch der Fürstenstamm. Am 26. Januar 1838 entstand darin eine Feuersbrunst, welche höchst wahrscheinlich in Folge des großen Schreckens der Herzogin Maria von Würtemberg, gebornen Prinzessin von Orleans, Tochter Ludwig Philipps Königs der Franzosen, die es gerade mit ihrem jungen Gemahl bewohnte, das Leben kostete. Die obern Gemächer sind gänzlich ausgebrannt, die untern unbewohnbar gemacht worden. Das Haus im ächt römischen Styl und im Jahr 1784 erbaut, besteht aus einem Stockwerk und aus einem Halbgeschoß. Eine breite steinerne Treppe führt zu drei großen arkadenartig gewölbten Thüren, durch diese ins Innere und rechts in einen großen 50′ langen Saal, dessen Wände mit künstlichem Marmor von verschiedener Farbe bekleidet sind. In neun Feldern sind die lebensgroßen Figuren der neun Musen en basrelief zu sehen. Hinter dem Gebäude ist ein Garten mit einem großen

Teich, und in einiger Entfernung davon steht ein Denkmal mit zierlich gearbeiteten Hautreliefs aus der griechischen Mythologie und Geschichte, von der Hand des geschickten hiesigen Bildhauers, des Professors Rathgeber. Neben dem Hauptgebäude steht ein andres, welches für Besuche fürstlicher Personen eingerichtet ist.

Verlassen wir nun den ausgebrannten Fürstenbau und wandeln die Doppelallee hinan, über den Platz wo jährlich der Wollmarkt gehalten wird, an der herzogl. Reitbahn und den dabei befindlichen Stall- und Wirthschaftsgebäuden vorüber, so betritt unser Fuß eine große, halbrunde, rings mit Gebüschen umzäunte Fläche, die sich am Fuß eines Hügels ausdehnt. Auf dem Plateau desselben liegt

Der Friedenstein.

Zu beiden Seiten des Hügels führen breite Fahrwege auf die Terrasse, die sich nach allen Seiten des Schlosses in beträchtlicher Breite erstreckt. Aber wir können nicht so schnell darüber hinwandeln, denn unser Blick ist gefesselt von dem nach allen Himmelsgegenden sich ausbreitenden Panorama. Nach Süden ist die Aussicht durch die hohen Pappeln des herzoglichen Parks, hinter denen die blauen Berge des Thüringerwaldes auftauchen, etwas beschränkt; erst südöstlich wird sie freier, und ein stattlicher Bau blickt von der Höhe des Seeberges zu uns herüber: die Sternwarte. Sie wurde von Herzog Ernst II. im Jahre 1788 nach einer Zeichnung des Herrn von Zach und nach dem Muster der Ratoliffschen Sternwarte zu Orford angefangen und mit dem Ausgang des Jahres 1791 vollendet. Das Gebäude, wie es in diesem Augenblick noch besteht, — denn ein Flügel ist schon vor längerer Zeit wieder abgetragen — ist ein Rechteck mit einem Ausgang nach Süden und Norden und von den schönsten Quadern aufgeführt. Es ist reich an den seltensten Instrumenten und im Auslande berühmt durch Namen: wie v. Zach, Enke, v. Lindenau und Hansen, unter dessen Leitung die Anstalt gegenwärtig steht. Rechts von der Sternwarte im Hintergrunde werden die alten Bergschlösser: Wachsenburg und Mühlberg sichtbar. Nach Westen wird die Aussicht reicher und dem Auge geschieht volle Genugthuung. Bald überfliegt es die Gebirgskette des Thüringerwaldes, der hier einen Theil des Horizonts schließt, haftet an dem Riesenwächter des Landes, am Inselsberg, oder ruht auf freundlichen Dörfern und schattigen Hainen. Bald sucht und entdeckt es das idyllisch gelegene Schnepfenthal am Fuße des Geizenberges, und eilt sodann am Schlosse Tenneberg vorüber, an dessen Fuße das betriebsame Waldstädtchen Waltershausen liegt. Nordwestlich von der Höhe des Galgenberges herab grüßt der Arnoldisthurm und dahinter winkt uns ein Hain: der Kramberg, in seine schattige Kühle, der in den Sommermonaten jeden Montag von den Städtern zahlreich besucht wird. Nach Norden blicken wir gerade auf die Stadt und in das stets rege Leben des

großen Marktplatzes. Hinter derselben ragen die Dächer des Schützenhofes empor, wo jährlich ein solennes Vogel- und Scheibenschießen gefeiert wird. Weiter hinaus schweift das Auge über Dörfer hinweg, darunter Bufleben mit seiner berühmten Saline: Ernsthalle, bis es sich nach und nach in der Perspektive des Landschaftsbildes verliert, das in weitester Ferne der Harz einrahmt. Die Aussicht nach Osten ist der nach Norden ziemlich gleich, aber nicht minder entzückend. Hier im nächsten Vordergrunde der schon genannte Orangengarten mit dem Friedrichsthal, dahinter die neuerbaute Kirche zu Siebleben mit ihrem römischen Thurm, rechts seitwärts die bewaldeten Kuppeln des großen Seebergs, links mitten im Felde der Lustort Kindleben, dessen rothe Ziegeldächer aus der Nacht düstrer Linden hervorblicken, und hinter allen diesen der Ettersberg bei Weimar, der auf dieser Seite die Scene schließt. Dieses Rundgemälde bei heitrer Morgen- oder Abendbeleuchtung gesehen, ist mit allem Zauber romantisch-idyllischer Poesie übergossen, und von der befriedigendsten Wirkung.

Gehen wir jedoch jetzt zu einer nähern Betrachtung und Beschreibung des Schlosses selbst über. Es ist ein colossales Viereck, das nach der Stadt zu aus einem viergeschossigen Gebäude von 330′ Länge und 71′ Fuß Tiefe besteht, an welches rechtwinklich zwei dreistöckige Flügel, jeder von 270′ Länge und 51′ Tiefe stoßen, die in kugelförmig überbauten, vorspringenden, viereckigen und in der Form ungleichen Pavillons von 141′ Höhe endigen. Nach Süden zu ist dieses grandiose Quadrat durch einen Bogengang geschlossen, dessen Platform mit Kupfer gedeckt ist. Auf dem Vordergebäude in der Mitte stand sonst ein schöner Thurm, der aber aus Furcht, das Gebäude möchte unter dem schweren Druck desselben leiden, zu Ende des vorigen Jahrhunderts abgetragen wurde. Dadurch ist das Verhältniß gestört, und das einförmige allzuhohe Dach macht eben keinen günstigen Eindruck und gibt dem Pallast ein kasernenähnliches Aussehen. Und wenn auch daran das Bestreben sichtbar ist, sich von dem verdorbenen, halb italiänischen halb französischen Baustyl dem 17ten Jahrhunderts ab- und einem edlern zuzuwenden, so besteht sein einziger Vorzug doch mehr in seiner imposanten Größe, als in seinen gefälligen Formen. An ihm scheint sich der schlichte, einfache Sinn, die ganze Denk- und Handlungsweise seines Erbauers verwirklicht zu haben, und nicht mit Unrecht möchte ich ihn die in Stein aufgebaute Idee des Protestantismus nennen, dem Ernst der Fromme, vom Volke nur „Bet-Ernst" genannt, mit Leib und Seele zugethan war. Im Jahr 1643 am 26. October fing er den Bau des Friedensteins an, wozu ihm seine Brüder die Summe von 60,000 Thaler bewilligten, und setzte ihn mit rüstigem Muthe auch im folgenden Jahre fort, als der schwedische General Banner mit seinen Schaaren durch Gotha zog, und es in wenig Tagen um 50,000 Thaler brandschatzte. Im Jahre 1646 verließ Herzog Ernst das Rathhaus, das er vom Anfall des Landes an ihn bis dahin mit seiner Familie bewohnt hatte, und bezog das erste Stock der Vorderseite, das schon

ausgebaut war. Das ganze Gebäude, wie es gegenwärtig besteht, soll, was kaum glaublich ist, innerhalb 3 Jahren vollendet worden sein. Die beiden kleinlichen, zum Schlosse selbst in gar keinem Verhältnisse stehenden Häuser an den Ecken der Vorderseite: die Schloßwache und das Pagenhaus, jetzt der Sitz des Oberconsistoriums und des Militärverwaltungs-Departements, sind zu Ende des vorigen Jahrhunderts angebaut worden. Treten wir nun durch das kleine, zur Größe des Baues ebenfalls in keinem Verhältniß stehende, mit Säulen verzierte Portal in das Innere, so befinden wir uns nach wenigen Schritten in dem Schloßhof, dessen Länge 297′, dessen Breite 288′ beträgt und einen Flächenraum von 68,000 □′ einnimmt. Sämmtliche Gebäude öffnen sich nach ihm zu im untern Stock durch 16′ weite Arkaden, deren Bogen sich auf mächtige 5 Fuß starke Pfeiler stützen. Ueber jedem derselben erblickt man ein in Stein gehauenes Wappen des sächsischen Hauses. Dahinter führt ein gewölbter Gang rings um die Gebäude. Im Erdgeschoß des Vorderhauses, rechts vom Portal, ist das Oberhofmarschallamt und die Kirche, links die Zimmer der Hofdiener und des Castellans. Im ersten Stock rechts der obere Theil der Kirche, links mehrere Zimmer und die geheime Canzlei, hinter denen die Kirchgallerie wegläuft. Im zweiten Stock befinden sich rechts die Zimmer der jetzt regierenden Herzogin, in der Mitte durch die ganze Tiefe des Gebäudes der große mit Stukkaturarbeit und Gemälden reich verzierte Thronsaal, an welchen unmittelbar die Zimmer des jetzt regierenden Herzogs stoßen. In einem derselben befindet sich ein in Idee wie technischer Ausführung großartiges Gemälde von Gustav Wappers: Karl IX. vorstellend, wie er, auf einer Altane vor dem Louvre sitzend, so eben auf die Hugenotten geschossen hat. Die Zimmer des dritten Stocks sind zur einen Hälfte vom Museum eingenommen, zur andern der Aufenthalt der hohen Dienerschaft, wenn der Hof zugegen ist. Im Souterrain des westlichen Flügels ist die erste Haupttreppe, der Marstall, das Archiv und das Hofbauamt, im ersten Stock eine lange Gallerie mit den Collegien des Landes, von denen sie den Namen: die Collegiengallerie hat, im zweiten die sogenannte weimarische Gallerie mit den Bildnissen der Fürsten und Fürstinnen des jüngern sächsischen Hauses, und dahinter eine Reihe wahrhaft prachtvoller Zimmer, die noch in demselben Zustand sind, wie Herzog August sie bewohnte. An diese stößt ein Zimmer, in welchem die Gypsabgüsse der berühmtesten Antiken aufgestellt sind. Im untern und ersten Stock des Pavillons das herzogliche Hoftheater mit seinen Räumlichkeiten, im zweiten die Gemäldegallerie und darüber das chinesische Cabinet. Zu ebener Erde des östlichen Schloßflügels ist die zweite Haupttreppe, die Silberkammer, die Kellerei, die Hofküche und das Zeughaus, im ersten Stock die Buchwaldsche Gallerie, dahinter eine Reihe Fremdenzimmer, im zweiten Stock durch die ganze Tiefe der Spiegelsaal mit den Nebenzimmern. Im untern Stock des östlichen Pavillons: die Montirungskammer, durch die drei andern Stockwerke, in deren ersten sich auch das Münz-

kabinet befindet, geht die herzogliche Bibliothek. Das dritte und vierte Stock dieses Pavillons waren vordem bis unter das Dach ohne Eingebäude und bildeten einen Saal, den Herzog Ernst der Fromme „seine Eitelkeit“ nannte. An den Mauern in den vier Ecken und zwischen den Fenstern standen 30′ hohe Säulen, welche die drei Gänge unter dem Dache trugen. Am Boden des ersten Ganges stand in goldenen Buchstaben der Name: JESUS, am Boden des zweiten prangten, in Gold, Perlen und Edelsteinen die Worte: „Es ist Alles eitel“ und am dritten las man die goldglänzenden Worte der heiligen Schrift: Suchet was droben ist. Die leere Haube des Thurms war ganz vergoldet, die Wände mit Bildnissen verziert. Zwei Jahre nach Ernst des Frommen Tode brannte der Pavillon durch die Unvorsichtigkeit eines Bedienten ab.

Die eben erwähnten Anstalten für Kunst und Wissenschaft bedürfen einer nähern Beschreibung, doch erlaubt der Raum dieser Blätter keine ausführlichen Details; möge daher das Hauptsächlichste von Allen genügen. Wir beginnen mit:

Der herzoglichen Hofbibliothek.

Sie besteht gegenwärtig aus beinahe 200,000 Bänden, die in drei großen Sälen und vielen Zimmern wissenschaftlich geordnet und bequem untergebracht sind. Unter diesen ist das Handschriftenzimmer das merkwürdigste, da es einen Reichthum an den seltensten Psalterien, Breviarien und Evangelienbüchern mit den kostbarsten Miniaturgemälden besitzt, wie ihn keine andre Bibliothek Deutschlands aufzuweisen hat. Von den Reformatoren Luther, Melanchthon, Calvin, Zwingli, Bugenhagen, Karlstadt, Thomas Münzer und andern ist eine Autographensammlung und auch der Brief vorhanden, den König Heinrich VIII. von England gegen Luther an die Herzöge von Sachsen schrieb. Lateinische, griechische und altdeutsche Handschriften finden sich zahlreich, am meisten arabische, deren Sammlung eine der größten und reichhaltigsten Europas ist. Ferner enthält die Bibliothek einen großen Vorrath alter besonders xylographischer Drucke, unter diesen den Endkrist (Antichrist), eine biblia pauperum u. s. w., und außerdem Stamm-, Turnier-, Wappen-, Waffen-, Costüm- und Legendenbücher mit illuminirten Holzschnitten, und andre schätzbare und seltene, ältere wie neuere Werke. Sie wurde von Herzog Ernst dem Frommen angelegt, und den Grund dazu bildeten die Bücher, die er aus der im Jahre 1632 zu München gemachten Beute und die, welche er später aus der fürstlichen Theilung zu Weimar erhielt. Durch die Freigebigkeit der nachfolgenden Fürsten, die ihr ein besonderes Interesse widmeten, wuchs sie im Laufe der Jahre auf die oben genannte Anzahl der Bände an. Sie ist jeden Montag, Mittwoch und Sonnabend von 11 bis 1 Uhr dem Publikum geöffnet.

Das herzogliche Münzkabinet

verdankt seine Entstehung ebenfalls Herzog Ernst dem Frommen, der schon im Besitz einer ansehnlichen Münzsammlung von seinen Vorfahren war, die er beträchtlich vermehrte. Friedrich I. bereicherte sie ansehnlich, und sein Nachfolger noch mehr, durch den Ankauf der kostbaren Sammlung des Fürsten Anton Günther von Arnstadt und durch seltene Stücke aus dem Kabinet des nürnbergischen Arztes Anton Thomasius. Alle nachfolgenden Fürsten, am meisten Herzog Ernst II., haben für die Vermehrung des Kabinets durch den Ankauf von bedeutenden Privatsammlungen außerordentlich viel gethan. Die Münzen sind in einer Reihe von Schränken aufbewahrt, von denen jeder 10—12 Schubfächer enthält, worin die einzelnen Stücke in Vertiefungen liegen. Aber eine auch nur oberflächliche Beschreibung der vorzüglichsten verbietet der Raum dieser Blätter. Es genüge zu wissen, daß das Kabinet, eines der größten Europas, die seltensten Gold- und Silbermünzen aller Zeiten und fast aller Völker enthält, und in beinahe 40,000 Stück auf einen Gesammtwerth von mehrern Millionen geschätzt ist.

Die Gemäldegallerie

ist zwar nicht groß, doch mit manchem seltenen und guten Bilde geziert, wenn auch gerade nicht reich an großen Meisterwerken. Die Zahl der Bilder beträgt nicht viel über 800, die in zwölf Zimmern vertheilt und nach den Schulen geordnet sind. Aus der byzantinischen besitzt sie nur ein Gemälde, so wie aus den italiänischen Malerschulen nur wenig Bedeutendes. Desto reichhaltiger ist sie an Gemälden aus deutschen von Lucas Cranach, Albrecht Dürer, Hans Holbein und andern, und aus der niederländischen Schule von Rubens, Rembrandt, van Dyk, van der Hoelst, Franz Miris, Adrian Brauer und Gerhard Dow, dessen einziges kleines Gemälde: die Spinnerin, wohl das theuerste der ganzen Sammlung ist. Das seltenste und merkwürdigste Stück derselben ist unstreitig die von Christoph Maurer gemalte spanische Wand. Sie besteht aus 74 in den Rahmen derselben eingesetzten hölzernen Tafeln, die auf beiden Seiten gemalt sind. Die Darstellungen sind alle aus den vier Evangelisten entnommen. Sie hat 8000 Thaler gekostet. Eine ausführliche Beschreibung dieses großen Kunstwerks findet sich in Dr. Rathgebers Beschreibung der herzogl. Gemäldegallerie zu Gotha p. 266 ff., wo man auch die genauesten Beschreibungen der werthvollsten Stücke der Gallerie nachlesen kann.

Das chinesische Kabinet

enthält alles Interessante aus dem öffentlichen und häuslichen Leben dieses Volks: Möbeln aus Bambusrohr, Hausgeräthe aus Porzellan

und Baumrinde, Kleider, Waffen, tausenderlei Figuren und Götzen aus Holz, Speck- und sogenannten Reisstein, Bilder auf Holz, Seide, Bast, Glas und Papier gemalt, kostbare Stoffe, farbenprächtige und reich vergoldete Tapeten, kunstvolle und meisterhafte Arbeiten aus Elfenbein und hundert andre eigenthümliche Gegenstände. Jedoch ist nicht Alles in diesem Kabinet ächt; Mehreres ist in Paris angefertigt worden.

Das Kunst- und Naturalienkabinet

ist unter allen das werthvollste und reichhaltigste. Schon im ersten Zimmer staunt man ob der Pracht der Gegenstände aus Silber, Gold und Edelsteinen. Unter letzteren zeichnen sich das aus einem reinen Amathyst geschnittene Brustbild Ludwigs XIV., ferner das des Confuzius, aus einem Saphir, und Jupiter und Juno, so wie ein Fuß des Silen, beide auf einem Onyx und in halb erhabener Arbeit, am meisten aus. Kostbare Becher und andre Trinkgeschirre aus Gold, Silber und Perlmutter und dem reinsten Bergkrystall, stehen in den Schränken, und die reinsten Mosaikgemälde hängen an den Wänden. Die andern Zimmer sind nicht minder interessant. In einem derselben liegen auf einem Tisch unter Glas ein Hut, ein Paar Handschuhe und Stiefel Napoleons, die weitern enthalten Anzüge und Waffen außereuropäischer Völker, römische, ägyptische und deutsche Alterthümer, eine zoologische und ornythologische Sammlung, wovon die letztere äußerst seltene Exemplare enthält, eine der größten bis jetzt vorhandenen Conchylien-, so wie eine Mineralien- und Petrefaktensammlung. Daselbst sind auch vier Fenster mit den herrlichsten Glasmalereien aller Zeiten enthalten. Auch diese Sammlung verdankt ihre Entstehung Herzog Ernst I. Verlassen wir jetzt die Kabinete, die man selbst durchwandert und gesehen haben muß, um einen Begriff von dem Reichthum der in ihnen aufgehäuften Kunstschätze zu erhalten, und treten in

Die Kirche.

Bei der Erbauung des Friedensteins ließ Herzog Ernst zuerst zu ihr den Grund legen, und im Jahre 1643 wurde sie eingeweiht. Sie soll überaus prächtig gewesen sein. Darin befand sich unter andern eine vortreffliche in Holz geschnitzte Altartafel, die hauptsächlichsten Begebenheiten aus dem Leben Jesu darstellend. Die Figuren, deren Entfernung von einander zwar von keiner Kenntniß der Perspektive zeigt, sind mit den lebendigsten Farben gemalt und zum Theil stark vergoldet. Diese Altartafel, die unstreitig aus den Zeiten vor der Reformation herstammt, befand sich ehedem in der Kirche zu Grimmenthal im Meiningischen. Herzog Ernst I. ließ sie von dorther in die Kirche des Friedensteins bringen, und jetzt steht sie in

der Kirche zu Tonna. So schön und prachtvoll die Kirche des Friedensteins gewesen ist, so war sie doch sehr bald baufällig geworden, und mußte schon 1680 niedergerissen werden. Friedrich I. ließ sie neu zu bauen anfangen, allein der Tod ereilte ihn vor der Vollendung. Friedrich II. setzte den Bau fort, und ihm verdankt sie ihre jetzige Gestalt. Sie hat eine länglich viereckige Form, die eine schmale Seite nimmt der Fürstenstand ein, die andere schließt der Chor, vor welchem der Altar und die Kanzel steht. Den Plafond schmückt ein großes religiöses Freskogemälde nebst mehrern kleinern auf weißem Grund. Das Merkwürdigste an ihr ist die Thüre der alten Kirche Grimmensteins, die sich auf der Seite nach dem Hofe zu befindet. Die Arabesken und Figuren der steinernen Gewände sind vielfach beschädigt, und passen nicht recht aufeinander, ein Beweis, daß Stücke daraus fehlen und das Portal früher größer war. Unter einem Vorsprung rechts stehen die Worte:

„Ich bin die Thüre"

und darauf stand ein Christusbild, welches die vordern Finger der rechten Hand in die Höhe hob, und mit dem Zeigefinger der linken auf sich selbst zeigte. Auf einem andern Vorsprung links hielt ein Frauenbild in der rechten Hand einen Schlüssel, in der linken ein aufgeschlagenes Buch, über welchem der heilige Geist schwebte, darunter die Worte:

„Ich öffne."

Ueber der Thüre ist ein Vers:

Der wahren Kirchen Thür
Ist Christus, dessen Geist
Durch's Wort, Tauf, Abendmahl
Zur Seligkeit uns weist.

darunter im Schlußstein des Portals die beiden Churschwerter mit dem Namen JESUS. — In der Kirche vor dem Altar führt ein mit Marmorplatten bedeckter Gang in die Fürstengruft, in der jedoch die wenigsten Personen aus der herzoglichen Familie, sondern meist fürstliche Fremde beigesetzt sind.

Von den Festungswerken des Schlosses, deren Bau im Jahre 1657 begonnen wurde, ist gegenwärtig keine Spur mehr zu sehen. Sie wurden schon zu Anfang der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts abgetragen und statt der ehemaligen Zugbrücken zwei schöne, in der Krümme angelegte Wege, nach dem Plateau geführt, wovon der eine zur Auffahrt, der andre zur Abfahrt bestimmt ist. Auf der Stelle der ehemaligen Festungswerke grünen und blühen jetzt die mannichfaltigsten Anlagen rings um den Schloßwall, und stehen auf allen Seiten mit den Promenaden um die Stadt in der engsten Verbindung. So lebhaft es nun zu allen Zeiten des Tages in denselben ist, so einsam und öde ist es auf den Terrassen um das Schloß, vorzüglich des Abends. Eine geisterhafte Stille hält es umsponnen, die nur zuweilen durch das „Wer da" der Runden unterbrochen wird,

und kein Laut ist in dem großen Schloßhof rege. In den Gemächern aber herrscht die Ruhe des Grabes. Kein Lichtstrahl dringt aus den Fenstern in die sie außen umgebende Nacht, der Wind rasselt in den Scheiben und von den Thurmspitzen herab kreischen Eulen ihre schauerlichen Nachtlieder. Die alten Fürsten des Hauses sind zu Grabe getragen worden, mit ihnen ist die Freude schlafen gegangen und der Friedenstein selbst in einen Zauberschlummer verfallen, in welchem er fort und fort von den frühern Tagen des Glanzes und der Herrlichkeit träumt, die er mit angeschaut und durchlebt hat, und die ihm nie wiederkehren wird. Die äußere Geschichte dieses Schlosses ist bekannt, die innere, seine Herzensgeschichte mit ihren Geheimnissen, kennen nur Wenige. Sie ist schauerlich interessant, ein markdurchschütterndes Drama, durch dessen heiterste Scenen immer ein finstres Schicksal schreitet, aber sie wird nie geschrieben werden, denn die kühnste Hand und die wissende Hand sind nicht mehr ein und dieselbe, und so kann und wird es keine mehr wagen, den Schleier von ihren Geheimnissen zu reißen. Drei Monate des Jahres rüttelt sich jedoch der Friedenstein aus seinem Zauberschlummer empor; dann leuchten seine Augen, durch die Adern seiner Glieder pulsirt reges Leben, ein Schattenbild seiner frühern Herrlichkeit steigt aus dem Grabe. Aber es verschwindet bald wieder und schnell sinkt er in seinen traumhaften Zustand zurück, und seine matten, glanzlosen Augen blicken sehnsüchtiger als früher nach der Gegend, wo

Der Park

liegt, in dessen Schoße seine Schätze und all seine Freuden schlummern. Gehen wir auf der südlichen Terrasse denselben Weg, auf dem wir heraufgekommen sind, wieder hinab über die Straße hinweg durch das Thor dicht am Gärtnerhause, so befinden wir uns in dem ehemaligen Küchengarten, auf einem breiten Sandweg, den in Rococostyl beschnittene Lindenbäume zu beiden Seiten einfassen. Darauf fortwandelnd gelangen wir an eine Brücke über den Leinakanal, an welcher uns vier ob ihrer Größe Staunen erregende Pappeln, gleichsam als würdige Thürsteher, empfangen. Wir gehen über die Brücke und stehen in einem hohen, prächtig gewölbten Dome, dessen grünes Dach von hundert Säulen getragen wird, in dem sich ewig verjüngenden Mausoleum der letzten Söhne des jüngern Fürstenhauses von Gotha. Breite Sandwege laufen rechts und links in den Hain, kein Sonnenstrahl dringt durch das Laub dieser riesigen Bäume; zwischen Stämmen und herabhangendem Gezweig blickt hie und da der silberne Wasserspiegel herauf, bald huscht ein Dorf mit rothen Ziegeldächern und ragendem Kirchthurme dem Auge vorüber, bald lauscht ein Haupt des Gebirges flüchtig herein. Gleich am Eingange treten wir unter eine Gruppe schöner Hainbuchen, in deren Schatten uns freundliche Sitze zur Ruhe einladen. Das Auge gleitet über den Wasserspiegel, über prangende mit Wiesen abwechselnde Felder

hinweg zu den blauen Bergen und Hügeln des Thüringerwaldes im Hintergrund. Wandern wir jedoch weiter auf dem Wege, der sich am rechten Ufer des Teiches hinzieht, durch den Hain. Ein weißes Denkmal leuchtet mitten aus der Dämmerung desselben, ein einfaches längliches Viereck mit der Schlange im Ringe, mit einem Sternenkranze, in dessen Mitte der bedeutungsvolle Schmetterling, auf der Rückseite die Worte: „Dem unvergeßlichen Sylvius gewidmet." Wenige Schritte davon treten wir an eine prächtige Linde, die ihre Zweige dem Wasser zukehrt, und an deren Fuß weiße Bänke stehen, dahinter auf einen nach dem Teiche abhängenden Rasenplatz, dessen frisches Grün, dem Auge wohlthuend, von der dunklern Farbe der Bäume absticht. Auf dem Gipfel dieses Abhanges, und diesen nach Norden schließend, erblicken wir ein kleines Säulendach ganz im antiken Styl, zu welchem acht steinerne Stufen hinaufführen.

Dieses Tempelchen hat keine Fensteröffnungen und scheint ein Mausoleum zu sein. Es ist ein solches, und wenn auch keine menschlichen Leiber, so wurden doch heiße, fürstliche Gefühle, Wünsche und Hoffnungen eines großen Fürstenherzens darin begraben. Wie mancher abgeblühte, schöne Traum liegt auf ewig darin eingesargt, wie mancher stolze Gedanke, werth zum Glück der Menschheit in das Leben hinauszutreten, fand hier, kaum geboren, sein kühles Bett. Darum ist dieser Tempel ein Mausoleum, mag ihn auch kein Andrer so nennen. Wir umwandeln innerhalb der Bäume den Teich. Da nach Westen öffnet sich ein Gang — eine Bank steht hier, den Punkt bezeichnend, der die herrlichste Aussicht des ganzen Gartens bietet. Hier wollen wir einige Augenblicke verweilen. Nach Westen gewandt tritt im Hintergrund der Ferne der ganze Inselsberg gerade vor die Stallung des Gartens und füllt den Hintergrund desselben aus. Oestlich schifft der Blick über den Teich, der von hier aus gesehen ein ziemlich breiter sanfter Strom zu sein scheint, der zwischen flachen umgrünten Ufern einem fernen Dorfe zugleitet, das hinter ihm sich gelagert hat. Es sind zwei Dörfer, oder vielmehr die Kirchthürme Beider, die wir hinter einander erblicken. Zuerst die neu erbaute Kirche in Siebleben, mit ihrem römischen Thurm, auf dessen abgestutztem Kegel ein hohes Kreuz majestätisch in die Lüfte ragt. Die Kirche mit dem Kreuze prangt gerade im Mittelpunkt der Stallung, dahinter der spitze Thurm des Dorfes Tüttleben, und in dämmernder Ferne etwas links ein dritter Thurm, der des Dorfes Gamstädt. Ein ungemein mildfreundliches Bild der Ebene in den herrlichsten Rahmen gefaßt, den rechts und links die Bäume des Gartens und oben und unten der Teich und der Himmel bilden. Wie ein beruhigender Kuß der Ferne stießt es in die Seele. Es ist die Poesie der Stille, die sich hier dem reinen Gefühl kund gibt, die elegische Harmonie der Natur. Der Hain läßt nichts vermissen, alle poetischen Erfordernisse zur süßesten Harmonie sind da; er beruhigt und beglückt still, und diese in ihrer Art einzige Aussicht ist ein fertiges Idyll, das man nur in die Sprache der Menschen zu übersetzen braucht. Wir verfolgen den Weg nach Westen, und gelangen durch seine mannichfachen

Schlangenbiegungen, die wieder von andern Kiespfaden durchschnitten werden, zu andern Punkten mit herrlichen Aussichten auf die Dörfer: Uelleben, Bailstedt und Sundhausen in der Nähe, und auf die Gebirgskette mit ihren Abstufungen und Wellenlinien in der Ferne. So schreiten wir bald durch dichtes Buschholz, wo alle Nüancen von Grün abwechseln, bald an Boskets und Baumgruppen vorüber auf lichte Plätze und kleine Wiesen, aus welchen der westliche Theil des Parks größtentheils besteht. Die gemäßigten Wendungen der Wege führen zu immer neuen, bald düstern, bald freundlichen Aussichten, deren jede ihr eigenthümliches Angenehme hat. An der Nordseite steht hier die sogenannte Märtyrersäule, ein merkwürdiges Monument aus Seeberger Sandstein in Form einer Heiligensäule aus der Werkstatt des berühmten hiesigen Bildhauers Professor Döll. Die vier Reliefs stellen die vier Heiligen dar: St. Urfus, wie er durch die Flammen schreitend, die Feuerprobe besteht, St. Georg, wie er den Lindwurm erstickt, St. Martinus, wie er seinen Mantel mit dem Bettler theilt, und St. Dyonisius, wie er seinen Kopf in der Hand umwandelt. Sie sind alle von gleich trefflicher Arbeit. Am Fuß der Säule sitzen vier Engel mit Rosenkränzen in den Händen; leider sind die Figuren sehr verstümmelt. Weiter südlich finden wir mitten in einer anmuthigen Laube wiederum ein Denkmal, einen Würfel, auf welchem die bedeutungsvolle Sybyne ruht; wir finden die umgekehrte Fackel, den Lorbeerkranz mit dem Palmzweig und folgende Inschrift darauf:

Dem Andenken des wackern Biedermannes, des am 29. April 1817 verstorbenen H. S. Raths Gnutebrück, gewidmet von seinem dankbaren Freunde F.

„Jenseits werden sich die dunkeln Räthsel des Lebens lösen."

Von da kehren wir die Schritte in den südlichen Gängen nach Osten zu, und stehen, nachdem wir durch die dichteste Baumnacht gewandelt, plötzlich wie durch Zauberschlag im Freien, und das prächtige Panorama der nahen und fernen Umgegend liegt vor unsern überraschten Blicken. Zur Linken, einige Schritte vom Wege im Hain, zeigt sich wieder ein Monument, ein in Stein nachgebildeter Baumstamm mit einer Marmortafel, worauf die Worte:

„Den Manen des würdigen Wehmeyer MCCCXIII."

Im Vordergrunde rechts Getreide- und Gemüsefelder und die hinter Gartenbäumen und Pappeln halb versteckten schönen gastlichen Gebäude der Walkmühle mit ihrer stattlichen Bierbrauerei. Darüber auf dem Scheitel des kleinen Seebergs die schon erwähnte Sternwarte. Hinter ihr noch weiter links taucht die waldige Platform des großen Seebergs auf. Im östlichen Hintergrunde reihen sich daran die Höhen des Steigers zwischen Erfurt und Arnstadt und bei Weimar

*) Prinz Friedrich.

zuletzt begrenzt die langgedehnte Höhe des Ettersberges den Horizont; im Vordergrunde die Pappelalleen nach Siebleben, die Gruppen der vorhin schon genannten und einiger andern Dörfer und die Chaussee nach Erfurt. Nach Süden vom Duft der Ferne umflogen reiht sich an den Seeberg im Mittelgrunde die Burgruine des Schlosses Gleichen, im Hintergrunde der Gebirgszug in der Gegend von Ilmenau, westlich am Fuße der Berge die Thurmspitzen der alten Stadt Ohrdruff, dahinter der wellenförmige Rücken des Thüringerwaldes, der sich westlich allmählig zum Inselsberg erhebt und dann wieder abfällt, bis er aus dem Gesichtskreis tritt. Dieser Theil des Gebirges stellt sich sehr malerisch dar, und labt das Auge mit seinen aus Grün ins Blau hinaufsteigenden Tinten. Die Dörfer geben in dem hügeligen Terrain zwischen uns und dem Gebirge friedliche Anhalts- und Ruhepunkte. Hinter Sundhausen breitet sich der niedrige Bocksberg aus, ein interessantes Gehölz, und wieder nach Osten zurückkehrend, verweilen wir bei einer herrlichen Baumgruppe, die majestätisch gewölbt, wie ein heiliger Hain im Felde links von Uelleben liegt. Man vermuthet irgend ein Monument unter diesen Linden, aber es ist dort nichts weiter als ein kleiner Teich, der sonst mehrere Brüder hatte, und der Platz heißt davon „bei den sieben Teichen." In seiner Nähe links läuft die baumbepflanzte Linie der südlichen Chaussee. Dies ist das nicht große aber äußerst gefällige Landschaftsbild, das wir überblicken. Wir wandeln auf dem im Bogen geschweiften Wege und kommen an einem vierten einfachen Monument vorüber, wieder in die lockenden Waldschatten zwischen die hohen prächtigen Bäume und in die Gänge, welche wieder zum Eingang führen. Wir haben den Garten durchwandelt bis auf einen kleinen Punkt, mitten im Silber des Teiches gelegen. Wir stehen an der Fähre, eilen wir hinüber auf der stillen Fluth zur „heiligen Insel", zum Hain des Todes.

Wir finden die Gräber unsres schlafen gegangenen Fürstenhauses nicht in einer steinernen Pyramide — es waren auch keine steinernen Königsherzen die dort ruhen — und doch betrachten wir die Insel genauer. Hoch empor streben dort Pappeln, Erlen, Ahorn, Fichten, Baum umarmt Baum, Büsche stricken und weben sich zu Füßen derselben ineinander, wie zum Schutz eines ihnen anvertrauten Hortes, und laufen oben verjüngt zu. Ist das durch Kunst erzeugt oder schuf es die immer verhüllte Mystik der Natur, die wir mit dem geringschätzenden Namen Zufall zu benennen pflegen? Ja, die heilige Insel ist eine aus dem Wasser emporgestiegene Pyramide, ein Fürstengrab, aber nicht aus todten Steinen, nein, aus lebendigem, treibenden, sprossenden Gehölz und aus duftenden, farbigen Blumen erbaut, würdig der Fürsten, denen sie ihren Schoos geöffnet. Das ist eine Pyramide, die mit jedem Frühling neue Blüthen treibt und die Ruhestätte mit Blumen, den schönsten Zeichen der Liebe und des Dankes schmückt, und jeden Herbst trauernde Blätter auf die Hügel streut. Das ist ein ewig blühendes, ewig trauerndes Grabmonument. Konnte die Liebe solchen Fürsten ein schöneres setzen?

Die Fähre trägt uns hinüber, heiliger Ernst durchschauert unsre Seele, wenn wir den Fuß auf den Boden dieses Todteneilands setzen. Ein kleines Monument, eine einfache Urne fällt uns auf der Höhe in die Augen, zu der wir durch Büsche und Blumen an schönen Bäumen vorüber nur wenige Schritte haben; wir verfolgen einen der Sandwege und — stehen auf den Gräbern. Es ist ein 25 Schritte langes Oblongum, ringsum von kleinen Cedern und Lebensbäumen besetzt, mit Sand belegt und vom Hain überschattet. In der Mitte desselben, aneinander gereiht, erblicken wir drei Blumenbeete, jedes vom andern durch einen Weg getrennt. Das östliche und westliche sind rund, das mittlere hat die Form eines Herzes. Ihre Bepflanzung, obgleich bei allen dreien aus Blumen bestehend, ist doch bei jedem anders und individuell. In der westlichen Spitze des Oblongum steht die bereits erwähnte einfache Urne, in der östlichen eine Ruhebank, ein stiller Platz für trauernde Liebe und tiefsinnige Betrachtung: denn die Blumenbeete vor uns sind die Gräber. In der Mitte ruht Herzog Ernst II., nach Osten Herzog August, nach Westen Herzog Friedrich. Außerdem wurden noch zwei Prinzen des Herzogs Ernst hier begraben, der älteste und jüngste, und ihnen ist die Urne gewidmet, auf welcher ein Metallschild folgende Worte zeigt:

Quies
Ernesti et Ludovici
carissimorum
E. D. S. G.*)
et
Charlottae filiorum.

Herzog Ernst II. ließ noch als Erbprinz diesen Garten nach der neuesten englischen Gartenkunst anlegen, und die Bäume dazu von nah und fern auf Wagen von vielen Pferden gezogen herbeischaffen. Täglich verweilte er darin, und fand daselbst Ruhe von den Sorgen und Mühen der Regierungsgeschäfte. Der Park wurde sein Lieblingsaufenthalt, und in ihm begann sein zweites Leben. Niemand durfte ihn ohne seine ausdrückliche Erlaubniß betreten, selbst der Gärtner nicht. Die ihn umgebende Natur sollte die einzige Vertraute der stillen Seufzer seines Herzens sein. Herzog August fand keinen Geschmack an der Einfachheit des Gartens, und betrat ihn gar nicht, Herzog Friedrich nur äußerst selten. Während ihrer Regierung war er für Jedermann verschlossen. Erst der jetzt regierende Herzog ließ ihn dem Publikum öffnen; aber so nahe er der Stadt liegt, so wird er doch nur sehr wenig besucht. Der profane Fuß scheut sich, diese heiligen Räume zu betreten, und unwillkührlich drängt sich denen, die auf dem lauten Markt des Lebens zu verkehren gewohnt sind, ein unklares Gefühl auf, daß sie unwürdig seien, hier zu wandeln. Andre langweilen sich in diesen stillen Räumen, für sie hat der Genius des

*) Ernesti Ducis Saxo-Gothae.

Gartens keine Friedengrüße; wieder Andre würden wohl kommen, wenn auch hier für des Leibes Nahrung und Vergnügen gesorgt wäre, wenn man hier zechen und schmausen könnte. Wohl uns, daß sie ferne bleiben aus dem Heiligthum. Nur stille Liebespärchen wandeln hier zuweilen im Schatten des Abends. Möchten sie die Heiligkeit des Gartens nie beleidigen!

Vom Park wenden wir uns noch einmal dem Friedenstein zu. Es ist durchaus nicht als erwiesen anzunehmen, daß der Friedenstein genau auf derselben Stelle steht, wo ehemals

Der Grimmenstein

stand; nur so viel ist gewiß, daß er mehr den westlichen Theil des Raumes einnimmt, den diese ungeheure Veste sonst bedeckte. Jedenfalls erstreckte sich diese nach Osten und Westen weit über den jetzigen Schloßwall hinaus, und nahm nach der Stadt zu mit ihren Vorwerken den ganzen obern Theil des Schloßberges ein. Doch ist es nicht möglich, ihre ganze Ausdehnung genau anzugeben, da sie auch in ihren Grundmauern vom Erdboden vertilgt wurde. Wann und von wem der Grimmenstein erbaut worden ist, darüber läßt sich nichts Bestimmtes nachweisen: Die Gothen sollen ihn zugleich mit der Stadt gegründet und ihm den Namen gegeben haben. Andre wollen ihn Grunestein genannt wissen, von den Grunonen, einem tapfern, streitbaren Volke. Wie die Stadt, so ist auch die Veste in der Geschichte des Landes nur von geringer Bedeutung, und bis auf die Zeiten der alten Landgrafen völlig unbekannt. Wenn nicht, wie man vermuthet, schon Kaiser Heinrich IV. auf dem Berg über der Stadt eine Burg erbaute, so ist doch gewiß, daß Heinrich Raspe daselbst eine steinerne Caminate oder Kemnate errichten ließ, und darin eine Zeit lang wohnte. Man darf diese als das erste Gebäude des Grimmensteins betrachten. Unter Albrecht dem Unartigen wurde sie zur Burg, und er wie seine Nachfolger setzten Burgmänner hinein, denen die Vertheidigung derselben anvertraut war. Erst 1316 kommt der Name Grimmenstein in Urkunden vor. Landgraf Balthasar ließ 1380 die Festungswerke der Burg verbessern, und Herzog Wilhelm sie 1478 mit Gräben und Basteien versehen. Eine stärkere Befestigung erfuhr sie 1530 unter dem Kurfürsten Johann, der Behufs derselben die Stiftskirche mit dem hohen Thurm abtragen ließ; aber erst unter Johann Friedrich dem Großmüthigen kam sie (1540) völlig zu Stande. Nach der für ihn so unglücklichen Schlacht bei Mühlberg, die ihm die Freiheit und die Kurwürde kostete, war die Schleifung des Grimmensteins eine der Hauptbedingungen der wittenberger Kapitulation. Kaiser Karl V. schickte den Lazarus v. Schwendi mit zwei Fahnen Fußknechten nach Gotha, und dieser begann die kreuzweise Schleifung des Schlosses, nachdem er zuvor alle Munition „so viel als 11,000 Pferde fortschaffen konnten, nach Frankfurt a. M

hatte bringen lassen." Damals galt der Grimmenstein für unüberwindlich. Der Kaiser war aber mit dieser theilweisen Zerstörung nicht zufrieden. Die Söhne des gefangenen Kurfürsten mußten das Wort ihres Vaters gänzlich lösen und dem Stadtrath zu Gotha befehlen, auch das Wenige, was von der Festung noch vorhanden war, zu Grunde zu richten. In solchem Zustande lag der Grimmenstein bis zum Jahre 1552. Da erhielt Johann Friedrich der Großmüthige seine Freiheit und zugleich vom Kaiser die Erlaubniß, die Festungswerke des Grimmensteins wieder aufbauen zu dürfen. Im folgenden Jahre war Alles wieder in dem vorigen Zustand, und der Kurfürst hielt sich mit seinen Söhnen eine Zeit lang darin auf. Nach seinem Tode 1554 kam das Land unter die Oberherrschaft seiner drei Söhne, die dasselbe gemeinschaftlich regieren sollten. 1557 übertrugen sie jedoch die Regierung, vermöge eines Vertrags, Johann Friedrich dem Mittlern auf vier Jahre, und sagten sie ihm nach Ablauf derselben auf neue vier Jahre zu. Johann Friedrich der Mittlere verlegte 1564 seinen Wohnsitz von Weimar nach Gotha, mehr auf Grumbachs als auf seinen eigenen Betrieb. Hier beginnen die für Gotha so unheilbringenden „Grumbachischen Händel", die die Belagerung der Stadt und die zweite Schleifung Grimmensteins zur Folge hatten, wovon wir das Hauptsächlichste kurz anführen wollen.

Wilhelm von Grumbach, einem altadeligen Geschlechte in Franken entsprossen, und Vasall des Bisthums Würzburg, war des vorsätzlichen Mordes an dem dasigen Bischof Melchior von Zobel beschuldigt worden. Dieser hatte ihm nämlich alles das entzogen, was ihm sein Vorgänger im Amt, Conrad von Bibra, rechtmäßiger Weise geschenkt hatte. Darüber ergrimmt, hatte Grumbach den Markgrafen Albrecht von Culmbach angetrieben, das Stift Würzburg zu überfallen. Als aber Albrecht in der Schlacht von Sieversshausen geschlagen war, und Grumbach in ihm seine mächtigste Stütze verloren hatte, erklärte der Bischof den Letztern, uneingedenk der Dienste, die er früher dem Stift geleistet, als einen treubrüchigen Vasallen, seiner Güter im Würzburgischen verlustig, und entzog ihm dadurch sein jährliches Einkommen von 17,000 Gulden. Außer Stand, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, suchte er auf dem Rechtsweg wieder in den Besitz seiner Güter zu gelangen, und obwohl sie ihm vom Reichskammergericht als auch vom Kaiser selbst zugesprochen worden waren, konnte er die Zurückgabe doch nicht vom Bischof erwirken. Nun schritt er zu Gewaltthätigkeiten, und gab seinen Leuten Befehl, den Bischof gefangen zu nehmen. Aber diese hatten ihn bei einem Ueberfall an der Mainbrücke erschossen. Um dem Hasse zu entgehen, den ihm dieser Mord zuzog, und um neue Kräfte zu sammeln, war Grumbach nach Frankreich gegangen, kehrte aber bald darauf und unter sicherm Geleit zurück, um sich auf dem Reichstage zu Augsburg mit dem Bischof Friedrich von Wirsberg gütlich wegen seines Eigenthums zu vergleichen. Der Kaiser und der Kurfürstenrath erkannten das Rechtliche seiner Forderungen, und versprachen ihm Hülfe; allein vergeblich. Von den bischöflichen Gesandten mit Hohn und Verachtung zurückgewiesen,

beschloß Grumbach, seine Forderungen nun mit Gewalt durchzusetzen. Er verband sich mit der Reichsritterschaft gegen die Fürsten, und viele, wie Wilhelm v. Stein, Jobst v. Zedwitz, Ernst v. Mandelslohe, Albert von Rosenberg, verbanden sich mit ihm, zum Schutz ihrer Rechte und Freiheiten. Um aber für den Fall der Noth einen Rückhalt zu haben, wendete sich Grumbach an die Herzöge von Sachsen, und gewann unter diesen Johann Friedrich den Mittlern für seine Plane, der, wie er, über Bedrängnisse zu klagen hatte. Jetzt sammelte er auf seinem Schloß Hellingen im Coburgischen 800 Reiter und 500 Mann zu Fuß, überfiel mit diesen Würzburg, drang in die Stadt, ließ sie plündern und nöthigte das Domkapitel zu einem Vertrage, dessen Erfüllung es beschwören mußte. Dann entließ er sein Kriegsvolk und begab sich in das Gebiet Johann Friedrichs. Allein die Verletzung des ewigen Landfriedens sollte nicht ungestraft bleiben. Kaiser Ferdinand I. that auf die Kunde von dem Vorfall zu Würzburg, Grumbachen und seine Genossen als Aufrührer und Landfriedenbrecher in die Acht, ließ sie im Lande bekannt machen und erklärte den erzwungenen Vertrag für ungültig. Zugleich befahl er dem Herzog zu wiederholten Malen, die Aechter nicht länger zu beherbergen und sich ihrer anzunehmen, allein Johann Friedrich kam seinen Befehlen nicht nach. Von Grumbach umstrickt, der sich in sein Vertrauen durch Vorspiegelungen und Versprechungen geschlichen hatte, sah er die Folgen nicht ein, die der fernere Schutz, den er den Geächteten gewährte, nach sich ziehen würde. Er befahl seinen Unterthanen, auswärtigen Diensten zu entsagen, daheim zu bleiben, sich zu rüsten und in Bereitschaft zu halten, ließ die Stadt und das Schloß befestigen, Kriegsvorräthe sammeln, und legte eine starke Besatzung hinein. Auch Grumbach war nicht unthätig, er zog Reiter und Fußknechte mit ihren Anführern in die Stadt, und suchte in Frankreich und Schweden Geld und Beistand zu gewinnen. Als 1664 Kaiser Ferdinand gestorben war, hofften die Aechter von den milden Gesinnungen Maximilians II. einen Umschwung ihrer Lage, allein vergebens. Der Kaiser bestätigte nicht nur die Acht, er ließ auch die damit bedrohen, die Grumbach und seinen Anhängern fernern Schutz angedeihen ließen. Johann Friedrich beharrte bei seiner Widersetzlichkeit auch dann noch, als ihm die Acht den 12. August 1566 wirklich angekündigt und am 12. December desselben Jahres über ihn ausgesprochen, und Kurfürst August mit der Vollziehung derselben beauftragt wurde. Johann Friedrich wurde dadurch nicht erschreckt, vielmehr sah er sich dem Ziel seiner Wünsche näher gerückt. Jetzt nahm er Wappen, Titel und Siegel eines Kurfürsten von Sachsen an. Er baute auf die Festigkeit Gothas und auf die des Schlosses, am meisten aber auf den Beistand der Reichsritterschaft; er kannte aber nicht den Befehl des Kaisers an dieselbe.

Kurfürst August eilte mit der Vollziehung des ihm gewordenen Auftrags, und ehe es die Geächteten vermutheten, ehe sie ihre Gegenanstalten treffen konnten, erschien er mit seinen Schaaren, die sich auf 40,000 Mann Reiter und Fußvolk belaufen haben sollen, am 30.

December 1566 vor Gotha. Um 9 Uhr erschien ein kaiserl. Herold und kursächsischer Edelknabe mit Trompetern vor dem Herzog; ersterer kündigte ihm die Ungnade und Acht des Kaisers nochmals an, letzterer überreichte ihm eine Schrift des Inhalts: daß Kurfürst August mit der Achtsvollstreckung beauftragt sei. Als Beide abgefertigt waren, wurde die Stadt von den Belagerern angeblasen und auf sieben Punkten mit Lagern umgeben. Sämmtliche Unterthanen Johann Friedrichs waren von Eid und Pflicht gegen ihn bereits auf einem Landtage zu Saalfeld entbunden worden. Als am 8. Januar Kurfürst August und Johann Wilhelm im Lager erschienen, nahm die eigentliche Belagerung der Stadt ihren Anfang.

Johann Friedrich war frohen Muthes, denn er dachte an keine Gefahr, zumal er sah, daß die Truppen und die Bürger der Stadt tapfere Gegenwehr leisteten, und Einschließungen, Wassermangel und alles Ungemach des Kriegs mit großer Standhaftigkeit ertrugen. Freilich war ihnen die eigentliche Ursache des Krieges verborgen; es war ihnen eingeredet worden, Kurfürst August wolle die Besitzungen Johann Friedrichs an sich bringen, den Adel unterjochen und das Lutherthum unterdrücken. Bald aber wurden die eigentlichen Ursachen des Kriegs dem Volke klar. Durch die von den Belagerern in die Stadt geworfenen Placate erfuhren die Einwohner, für wen sie Mangel und Hunger litten, und es entwickelte sich eine Gährung in der Stadt, die bald zum entscheidendsten Aufruhr wurde. Der Adel und die Vornehmsten der Bürgerschaft suchten durch Vorstellungen den Herzog von der Sache der Geächteten abzubringen, aber sie fanden damit kein Gehör. Das Kriegsvolk weigerte sich, aufs neue zu dienen, als die beiden Monate, für welche sie sich verbindlich gemacht, verflossen waren. Am 4. April versammelten sich der Adel, die Bürger und die Soldaten des Schlosses und der Stadt, und erklärten: daß sie der Sache Grumbachs nicht länger Vorschub leisten wollten und des Krieges überdrüßig wären. Sie verlangten, daß ihnen die Urheber desselben ausgeliefert würden, und wenn nicht, so würden sie Alles wagen, sich ihrer zu bemächtigen.

Bei diesen Drohungen verblieb es aber nicht; sie stürmten auf das Schloß und in die Zimmer des Herzogs, und die Gegenstände der allgemeinen Erbitterung: Grumbach, Wilhelm von Stein, der Kanzler Brück, Hans Tausendschön, der Obrist von Brandenstein und André wurden ergriffen und gefangen gesetzt. Nun wurden Unterhandlungen mit den Belagerern eingeleitet, und am 12. dahin beschlossen: daß Stadt und Schloß, die Geächteten und mit ihnen Johann Friedrich in die Gnade und Ungnade des Kaisers gegeben, und die Truppen ohne klingendes Spiel und mit zusammengebundenen Fahnen entlassen werden sollten. Johann Friedrich wurde gefangen genommen und nach Wienerisch-Neustadt gebracht, woselbst er an einem Regentag mit einem Strohkranz auf dem Haupte, wie ein Gedemüthigter einzog und nach 22 Jahren starb. Die Geächteten wurden theils gehenkt, theils enthauptet und geviertheilt. Der ganze Stadtrath sammt dem Ausschusse der Bürgerschaft mußten, weil sie

der Aufforderung der Belagerer, Johann Wilhelm zu huldigen, nicht nachgekommen waren, bei der Löwenburg am Markte niederknien, eine vorgelesene Abbitte nachsprechen und dem Herzog Johann Wilhelm feierlichst huldigen. Die Festungswerke um die Stadt wurden niedergerissen, der Grimmenstein mit Pulver gesprengt und dem Erdboden völlig gleich gemacht.

Er war, wenn den Beschreibungen zu trauen ist, ein großes unregelmäßiges Gebäude, das mehre Nebengebäude hatte, mit einer dicken hohen Mauer, vier Bollwerken und vielen Redouten befestigt. Auf dem Thurme stand ein großer, kupferner, vergoldeter Mann, der sogenannte Thurmfähndrich, der vom Kurfürsten nach Dresden geschafft wurde. Von der Veste ist nichts mehr vorhanden als die schon erwähnten Kirchthüren und die an der Ost-, Nord- und Westseite des Friedensteins befindlichen steinernen Bildnisse einiger Kurfürsten. Ueber einem derselben ist ein altes Relief: Fortuna darstellend, wie sie mit der linken Hand Einen von ihrer Kugel herabstößt, mit der rechten einen Andern zu sich heraufzieht, mit den Worten:

Felices fortuna juvat.

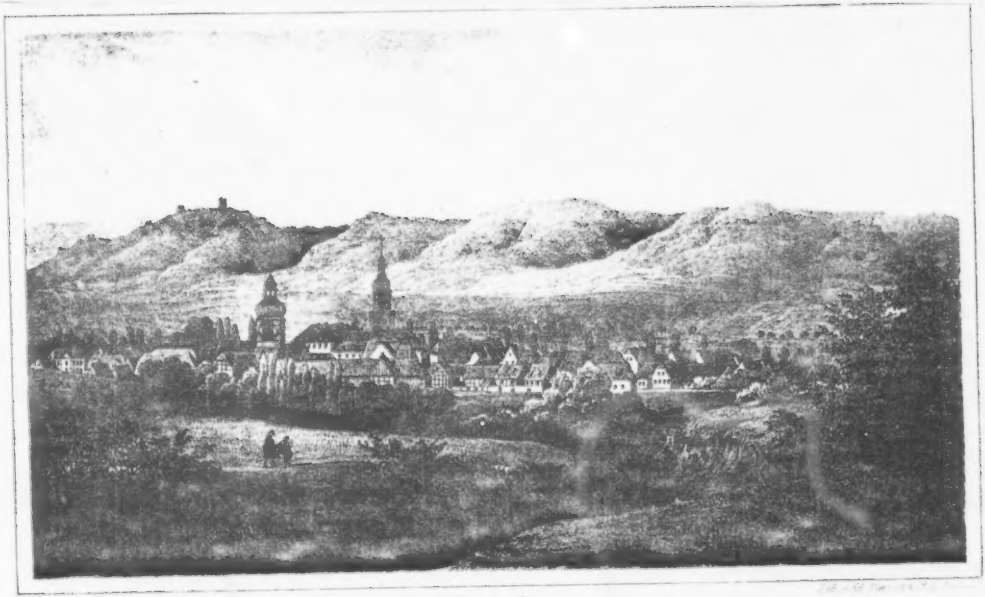
Von 1567—1643, volle 75 Jahre lang, lag der Platz wüste und war mit Gras bewachsen, welches das Vieh der Stadt abweidete. 1633 wurde er mit einer 12 Fuß hohen und 4 Fuß starken Mauer umgeben, in welchem Zustand er bis 1643 blieb, wo Ernst der Fromme den Bau des Friedensteins anfing.

Von dem gewesenen Gotha haben wir Alles der Erwähnung werthe in so weit besprochen, als es der Raum dieser Blätter gestattete, von dem Gegenwärtigen haben wir nur noch Weniges hinzuzufügen. Sonst war es die erste Haupt- und Residenzstadt des gleichnamigen Herzogthums, dessen Linie mit Friedrich IV. erlosch; durch den Erbvertrag von 1826 an Coburg gekommen, ist es jetzt die zweite Residenz geworden, und theilt mit der Schwesterstadt jenseit der Berge die Liebe und Fürsorge des jetzt regierenden Herzogs Ernst von Coburg-Gotha. Was Gotha vor einer Menge größerer Städte auszeichnet, ist nicht sowohl materieller Reichthum, als eine Fülle von Intelligenz und Bildung, die sich bis fast in die untersten Klassen der Gesellschaft verbreitet, und eine Reihe von Anstalten für Kunst und Wissenschaft, wie solche weit größere Länder nicht besitzen. Ich nenne nur die schon ausführlich erwähnten Kunstsammlungen, das Gymnasium, die Realschule, die Feuer- und Lebensversicherungsbank, die Handlungsschule, die Gewerbs-, Sonntags-, Carolinen- und Kleinkinderschule, das Seminar für Schullehrer, die Liedertafel, den Singverein und andre vom Staate unabhängige Institute, die als wohlthätige Bildungsmittel für alle Einwohnerklassen wirken. Bei dem regen geistigen Streben ist auch das industrielle nicht unbedeutend. Handel und Gewerbe sind im schönsten Flor, und vorzüglich liefern letztere von Jahr zu Jahr günstigere Resultate; Fabriken, wenn auch keine große, sind ebenfalls vorhanden, und geben täglich vielen darin

beschäftigten Arbeitern ihren reichlichen Unterhalt. Leider sind die socialen Verhältnisse der Stadt nicht von der Art, daß sie andern als Muster empfohlen werden dürften. Man hat keinen unbefangenen Sinn für wahre Geselligkeit, die unsrige ist formell, kliquenhaft und nicht minder prätentiös. Man muß von der Zeit erwarten, daß sich die schroffen, scharfen Kanten der Gesellschaft abschleifen werden, und die Hoffnung dazu ist um so mehr vorhanden, als man schon Annäherungspunkte für einander gefunden hat.

Hiermit schließe ich meine Beschreibung Gothas, und grüße die heitre, freundliche Stadt mit dem schönsten Gruße meines Herzens.

Ludwig Storch.



Rossla.

Das Dorf Roßla.

Einleitung.

Wie Rom schlechtweg „die Stadt" (urbs) genannt wurde, so könnte man Roßla vorzugsweise „das Dorf" heißen. Es schämt sich auch der Roßlaner dieses Ausdrucks so wenig, als der reich gewordene Mann seines schäbigen Rockes. Im Gegentheil, er ist stolz darauf, wie ein Stutzer auf seinen abgetragenen und doch modernen Hut, und wenn fremde Gäste, welche in den Weinen der Roßlaner Dorfbewohner die Blume herausgeschmeckt haben, mit der verbindlichsten Miene versichern: „es sei nicht möglich, Roßla könne und dürfe kein Dorf sein," — dann erwidert der Roßlaner mit selbstgefälliger Ironie und nöthigt dabei dem Fremden ein neues Glas Rheingauer auf: „Sie müssen so mit uns vorlieb nehmen, auf dem Dorfe ist es nicht besser zu haben."

Wenn man sich unter einem Dorfe der Regel nach einen solchen Ort denkt, worin der Pastor, Kantor und der Herr Schulze die Blüthen der Kultur sind, dann erscheint Roßla freilich als ein seltenes tropisches Gewächs, als ein Absenker aus dem großen Treibhause der preußischen Monarchie mit Direktoren, Räthen und Assessoren. Im Verhältniß zur Hauptstadt bleibt es freilich nur ein schwach leuchtender Mond, der von jener, als Sonne, sein Licht ableitet; allein eben so wie der Mond hat es seinen Hof für sich, dessen sanftes Licht dem Wanderer vielleicht freundlicher lächelt, als das blendende Feuermeer der Sonne. Nur das sogenannte Unterdorf scheint stets im Neumonde zu stehen, und erst dann, wenn man sich in diese Regionen verliert, wird es begreiflich, wie unsere früheren deutschen Dorfbewohner Kothsaßen (Kossaten) heißen konnten. Gerade dieses Unterdorf bildet aber den Keim des jetzigen Roßla, dessen Lage sich der Leser vor allen Dingen in Augenschein nehmen mag.

Lage des Dorfs.

Es erstreckt sich von Ost nach West ein Thal, welches die Vorberge des Harzes von dem Kyphäuser Gebirge scheidet. Mitten in diesem Thale, die güldene Au geheißen, liegt das Dorf Roßla. Der Wald ist von beiden Seiten gleich weit zurückgetreten und hat nordwärts lachenden Kornfeldern und südwärts grünen Wiesen Platz gemacht. Zwischen beiden ragt das Dorf mit seinen beiden Thürmen, mit seinem Schlosse wie eine Scheidemauer hervor.

Durch den obern Theil des Ortes zieht sich die große Chaussee zwischen Berlin und Köln, und die riethwärts gelegene Seite wird vom Helmeflusse bespült, der sich wie ein Silberband durch blühende Wiesen hinschlängelt.

Fürwahr ein fruchtbarer und güldener Anblick, ein wahres Paradies für einen Oekonomierath, erhöht durch die Aussicht auf die stattlichen Schafställe, welche den ganzen nördlichen Flügel beherrschen, und aus der Vogelperspektive leicht für große Theatergebäude gehalten werden können.

Dem Spaziergänger wollen freilich diese ökonomischen Reize Roßla's weniger behagen. Im heißen Sommer lechzt er vergebens nach frischer Waldeskühle; er ist ihr so nah und kann sie nicht erreichen. Auf der einen Seite locken ihn die Ruinen des Kyphäusers und der Rothenburg. Waldbekränzt, mit wellenförmigen Einschnitten, breitet sich dieses schöne Gebirge in seiner ganzen Ausdehnung vor ihm aus; aber ach! dazwischen liegen baumlose Wiesen und drückend heiße Kornfelder. Schon der Anblick dieser sonnebeglänzten Fluren preßt ihm Schweißtropfen aus. Er wendet sich nordwärts nach den schattigen Eichenwäldern des Vorharzes. Aber auch von diesen trennt ihn ein kahler Berg, und will er sich nicht dem Sonnenbrande aussetzen; so bleibt ihm nichts als die kurze Promenade hinter dem Dorfe unter dem dürftigen Schatten junger Akazien und Platanen.

Dieser Spaziergang, welcher die Aussicht auf die vielbefahrene Chaussee darbietet, muß auch zur Regen- und Winterzeit Haus halten; denn bei der Anhänglichkeit des vorherrschenden Lehmbodens läuft man auf andern Spaziergängen Gefahr, entweder die Schuhe stecken zu lassen, oder ein Stück walzende Länderei mit nach Hause zu bringen.

Die freie baumlose Lage des gartenarmen Dorfs führt auch den Umstand mit sich, daß es den Winden ungewöhnlich ausgesetzt ist. Die Thäler, welche sich von Ost nach West erstrecken und an diesen beiden Endpunkten offen sind, leiden überhaupt an steten Windströmungen; denn die Erde dreht sich bekanntlich von Ost nach West, und mit dieser Drehung ist nothwendig auch ein beständiger Luftzug in diesen beiden Richtungen verbunden. Eben daher kommt es denn auch, daß wir fast nie reinen Nord- oder Südwind, sondern entweder Ost, Südost, oder West, Südwest, Nordwest haben. Da nun Roßla gerade in dieser Richtung ganz ungeschützt daliegt, so gehört ein stiller

Tag, wo man sich gemächlich im Freien aufhalten könnte, zu den großen Ausnahmen.

Die Schattenseite dieses Dorfs ist daher vorzüglich die, daß es keinen Schatten hat, was freilich wieder umgekehrt für den Oekonomen eine Lichtseite ist. Für den letztern ist in der Lage Roßla's hauptsächlich auch der Punkt hervorzuheben, daß es so nahe an Nordhausen liegt, und mit demselben durch eine Chaussee in Verbindung steht. Eine nahgelegene Handelsstadt ist überhaupt für einen Ort, namentlich wenn Ackerbau den Hauptnahrungszweig bildet, wegen des Getreideabsatzes von der größten Wichtigkeit. Nun ist aber gerade Nordhausen der Hauptbrennpunkt des unverfälschten Kornspiritus, der letzte Nothanker für alle diejenigen, welche noch am Reinen festhalten.

Wenn auch das Nordhäuser Vitriolöl nur noch in chemischen Lehrbüchern (nicht aber in der Wirklichkeit) als berühmt forteristirt, so hat dagegen der Nordhäuser Korn immer noch europäischen Ruf, und alle Getreidekanäle der Umgegend ergießen sich in diese gewaltigen Blasen. Auch Roßla sendet seine Getreideschätze dahin. Früher brachte ein einziger Kornwagen auf dem Hin- und Herwege, wenn er nicht stecken blieb, so viel Zeit zu, als man jetzt bedarf, um von Leipzig nach Hamburg zu reisen. Gegenwärtig macht er auf der trefflichen Chaussee den Weg hin und zurück bequem in neun Stunden. Vielleicht steht wohl gar zu hoffen, daß Roßla nur eine Vorstadt von Nordhausen werden wird, wie Potsdam von Berlin, und daß ein schiffbarer Strom, den alle hochgelegenen Gegenden der Natur der Sache nach entbehren müssen, durch die sublimste Erfindung des menschlichen Geistes, durch eine Eisenbahn ersetzt werden wird.

Geschichte des Dorfs.

Die Geschichte jeder Residenz, sei es auch nur eines Residenzdorfes, steht mit der Geschichte seines regierenden Hauses und folglich auch mit der Staatengeschichte in näherer Verbindung. Es ist daher die Geschichte des hier residirenden Grafenhauses Stolberg-Roßla, so weit solche auf den Ort Bezug hat, hier einzuflechten.

Die Entstehung eines Orts liegt nicht minder als die eines einzelnen Wesens meist im Dunkeln, aus dem ganz einfachen Grunde, weil die Kindheit seiner Entstehung mit der Kindheit seiner Bewohner gewöhnlich zusammenfällt, und daher mährchenhafte Tradition die einzige geschichtliche Quelle ist. Nur solche Städte, welche mit der Schnur und dem Winkelmaß gebaut sind, wie Karlsruhe, Mannheim, die Friedrichsstadt von Berlin u. s. w. mögen ihren Geburtstag feiern, aber dafür müssen sie das entbehren, was oft ein werthloses Möbel zur Bedeutung erhebt, — die geschichtliche Erinnerung.

Roßla, wir müssen es gestehen, ist nicht nach dem Lineal gebaut, aber es hat seine Geschichte, seine uralte Geschichte. Die Hauptgewährsleute sind:

a) des Magisters Zeitfuchs, Diaconi Stolbergensis, Kirchen- und Stadthistorie von Stolberg, darinnen von allen Merkwürdigkeiten, so in hiesiger Residenz und Lande vorgegangen, verhandelt wird; Frankfurt und Leipzig bei Andreas Schallen. 1717.

b) Julii Bernhardi v. Rohr, Merkwürdigkeiten des Oberharzes, welche von denen Orten, Flecken, Grafschaften ꝛc. handelt; Frankfurt und Leipzig, verlegt bei Michael Blochberger. 1739.

c) vor allen aber ein in hiesiger Schloßbibliothek befindliches Manuscript mit folgendem Zopfstitel:

„Topographische und historische Merkwürdigkeiten der güldenen „Aue, besonders der hochgräflichen Residenz Roßlae „und behörigen Orthayen zu Beförderung und Aufnahme „der Historie des Vaterlandes denen jetzt lebenden theils „zum Plaisir, theils zur nöthigen Nachricht, denen spätern „Nachkommen aber zum guten und nützlichen Andenken „wohlmeinend aufgezeichnet und mühsam colligiret von Jo„hann Conrad Kranoldt, pastor Dietersdorffensis."

Nach der Meinung des letztern soll Roßla zu der nämlichen Zeit wie Stolberg, Frankenhausen und Sachsenburg, also ungefähr um das Jahr 530 entstanden sein. Es ließen sich damals nach Vertreibung des Thüringischen Königs Hermanfried die Sachsen in dieser Gegend nieder und gründeten an der Helme einen Ort, der eine vorzüglich gute Pferdeweide hatte, und deshalb Roßaue, verkürzt Roßla genannt wurde. Daß sich dieser Distrikt hauptsächlich mit der Pferdezucht beschäftigte und einen kräftigen Schlag Pferde lieferte, ist im römischen Schriftsteller Flaccus Vegetius Renatus unter Valentinian zu lesen, so wie sich denn noch jetzt bei Roßla ein Berg befindet, welcher der Roßberg genannt wird. Auch liegt noch heute unfern Roßla ein Rieth, das Pfingstfleck genannt, auf welchem die Pferde bis Pfingsten das Weiderecht haben und bei dem nächtlichen Scheine eines Feuers gehütet werden.

Julius Bernhard von Rohr leitet zwar den Namen Roßla von „Rosenaue" ab, und der alte Pastor Kranold ist von dieser poetischen Fiction so begeistert, daß er sofort folgendes „Epigramma" dazu macht:

Roßla deine Lieblichkeiten
Sammt dem schönen Lustrevier
Kann den Namen geben dir:
Eine Rose dieser Zeiten.
Güldne Aue ist der Garten,
Wo man diese Rose sieht,
Wo selbst Stolbergs Hoheit blüht,
Dessen Glanz sie kann bearten.

Allein Roßla von den „Rosen" abzuleiten, ist eine Derivation, wie lucus a non lucendo, man müßte denn annehmen, daß die

vielen Klatschrosen in den Getreidefeldern der Au dem Orte den Namen gegeben hätten.

Unser ehrwürdiger Kranold, welcher von dem Glanze Roßlas durchdrungen ist, wie Livius von der Größe Roms, behauptet, dieses Residenzdorf sei zu denen alten Zeiten eine Stadt gewesen. Er hat dafür sechs Argumente angeführt, von denen wir nur zwei hervorheben. Das erste besteht darin, daß bei einer Ausgrabung mehrere bedeutende Thorüberreste, namentlich nach Bennungen zu ein Thor mit der Aufschrift:

Pax intrantibus et exeuntibus

gefunden worden ist. Auch ist das letztere Thor 1643 neu ausgebessert und zwar laut eines alten Manuscripts mit Hans Schurchten in Bennungen seinem steinernen Thore, welches für zehn Thaler angekauft wurde. — Den zweiten und hauptsächlichsten Grund leitet Kranold aus dem uralten Schlosse mit großem steinernen Thurme her, „als welches sich schwerlich in einem Dorfe könne befunden haben."

Pflichtet man der Ansicht, daß Roßla früher eine Stadt gewesen, bei, alsdann würde anzunehmen sein, daß es der Residenzort eines thüringischen Gaugrafen gewesen ist. Unter den deutschen Kaisern war nämlich Thüringen in verschiedene Gaue (pagi) eingetheilt, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß gerade Roßla den Mittelpunkt des namentlich erwähnten Helmgaues gebildet hat.

Im Meibomius und den alten Kelbraer Antiquitäten findet sich auch schon 1252 ein gewisser Wichmannius und 1275 ein gewisser Gerhardus, welche sich milites (Ritter) de Rossla schreiben. Ferner kommt in der Kloster Nienburgischen Chronik ein Dichter Henricus de Rossla vor, welcher ein lateinisches Gedicht von den sächsischen Kriegen und Verwüstungen geschrieben hat. Im Kranold finden sich Proben davon.

Endlich wird Roßla schon zur Zeit des Bauernkrieges in den damaligen Urkunden erwähnt (cf. Zeitfuchs Chronik) und zwar als Mittelpunkt eines besonderen Amtes, wozu die Dörfer Bennungen, Breitungen und Rosperwende gehörten.

Aus allen diesem ergiebt sich wenigstens so viel, daß Roßla, wenn auch gerade keine Stadt, doch ein sehr alter, mit einem Schlosse versehener und früher befestigter Ort war, der irgend einem Ritter oder Grafen zu alter Zeit als Residenz diente, und es ist um so mehr zu verwundern, ja man möchte es fast für Neid halten, daß Leuckfeld in seiner Chronik von Kelbra und der Umgegend Roßla's auch nicht mit einer Silbe gedenkt.

In politischer Beziehung hat Roßla das Schicksal so vieler deutscher Länder und Orte getheilt: es hat die Herren gewechselt, wie ein Frauenzimmer die Kleider. Das ganze Mittelalter hindurch bis zum Wiener Congreß ist es im steten Zahnen begriffen gewesen.

Im 11ten Jahrhundert hatte es Graf Heinrich von Nordheim, der Fette, im 12ten die Grafen von Rothenburg, im 13ten die Grafen von Beichlingen. Im Jahre 1400 kam es endlich nach dem Aussterben der Grafen von Beichlingen an den Grafen von Stolberg und

Hohnstein, Botho VI., der zu gleicher Zeit die Grafschaft Wernigerode erblich überkommen hatte.

Besage eines alten Manuscripts offerirte dieser Botho das Amt Roßla dem Landgrafen zu Thüringen zu Lehn, und dessen Nachfolger, Graf Botho VII., verschrieb Roßla und Bennungen (mit Herzogs Wilhelm von Sachsen Adprobation) seiner Gemahlin, Frau Annen, gebornen Gräfin von Schwarzburg, zum Leibgedinge (1458). Von dieser Zeit her schreibt sich die Verschwägerung des Hauses Stolberg mit dem Hause Schwarzburg.

Nach dem Tode Botho VII. fiel Roßla an Graf Heinrich VIII., welcher mit dem Kurfürst Friedrich dem Weisen in Begleitung des berühmten Malers Lucas Kranach zum heiligen Grabe reiste, und sich nach seiner Heimkehr erst mit Gräfin Mathilde von Mannsfeld und nach deren Ableben mit der Pfalzgräfin am Rhein Tochter, Frau Elisabeth von Wirtemberg, verheirathete. Von da ab datirt sich die Verwandtschaft des Hauses Stolberg mit dem Königshause Wirtemberg. Heinrich VIII. starb 1508.

Dessen Sohn und Nachfolger war Botho der Glückselige, Graf zu Stolberg, Wernigerode und Hohnstein, Herr zu Heringen und Kelbra, und in der Folge auch durch die Erbschaft seiner Gemahlin Anna, Besitzer der Herrschaften Königstein, Epstein, Rochefort, Münzenberg, Breuberg und Aigmont. In ihm vereinigt sich der Glanzpunkt des Hauses Stolberg, und wenn Vornehmheit mit Verstand, Reichthum mit Gesundheit ein Glück genannt werden kann, dann verdient er vor Allen den Beinamen felix. Lassen wir seine Geschichtschreiber über ihn reden:

„Graf Botho war sonderlich ein Herr von güldenen Zeiten. Wir mögen ansehen seine hohe Geburt, glückliche Education, hohen Verstand, tapferes Ansehen, vergnügte Vermählung, langwierige Regierung, Wachsthum an Land und Leuten, sonderlich auch seinen reichen Ehesegen, und was das fürnehmste, die Aufnahme und Ausbreitung des heiligen Evangelii, so wird kein unpassionirter den Ruhm eines glückseligen diesem Herrn absprechen, wie er denn schon längst bei denen Scribenten den Namen equitis aurati auctoritate et virtute insignis meritiret hat. Im 27. Jahre seines Alters — 1494 — war er glücklich von Jerusalem wieder kommen und hat darauf den Orden des güldenen Fließes, unter den weltlichen Orden den fürnehmsten, von Kaiser Carl V. erlangt."

Auch Dr. Martin Luther erwähnt Botho des Glückseligen in seinen Tischreden. Es mochte nämlich dem tapfern Grafen im gelobten Lande nicht sonderlich unter den Sarazenen behagt haben, und er pflegte daher nach seiner Heimkehr vom heiligen Grabe öfters zu sagen: Er nähme sein Land, die güldene Au genannt, sammt Roßla, und wollte einem Andern gern das gelobte Land überlassen.

Der gute Pastor Kranold, dessen Horizont sich wohl mit der Dietersdörfer Landgemeinde abschließen mochte, zieht hieraus die

ernsthafte Folgerung, daß es in Roßla noch schöner sein möchte, als in Jerusalem, und knüpft blumenreiche Tiraden daran, wasmaßen es in Roßla für sonderlich Gemüs nnd Fische gebe, als da sind Schmerlin, Aalsreischen u. s. w. Wir wollen dies dahin gestellt sein lassen, und als Gipfel des Glücks für Botho felix nur noch eines im Archive befindlichen Diploms Kaiser Carl V. erwähnen, worin Graf Botho zum Reichsfürstlichen Rathe ernannt ward.

Von seinen 13 Kindern folgte ihm in der Regierung Graf Heinrich (1538) und diesem Graf Christoph (1567—1638). Während der Regierung des letztern ward das Amt Roßla an Ehrich Volkmann von Berlepsch, Kurfürstl. Sächsischen Geheimrath und Oberhofrichter in Leipzig, Oberhauptmann in Thüringen verpfändet, und blieb bis zum Jahre 1650 bei der Familie von Berlepsch.

Es fiel diese Zeit gerade in den dreißigjährigen Krieg, und die güldene Au ward damals häufig von Kaiserlichen Freibeutern beunruhigt.

„Anno 1646 — so erzählt unser Historiograph — ist des Nachts eine räuberische Partei von 140 Pferden Kaiserlicher Freibeuter zu Kelbra eingefallen, hat des Bürgers Hirschberger Knecht vor der Thüre todtgeschossen, wie auch zwei Musquetiere, so aus Erfurt auf Exekution hier gelegen, massacriret. In solchem Alarm hat die Stadt Kelbra den Herrn Otto Wilhelm von Berlepsch, einen tapfern und wohlgelahrten Herrn, der damals in Roßla residirte, um Hülfe angerufen, welcher auch alsbald seine Unterthanen durch einen Trommelschlag zusammenrufen lassen. Hierauf kam nochmals Post von Kelbra, die Kaiserlichen hätten nicht mehr denn 40 Pferde, worauf der von Berlepsch mit etlichen seiner Diener und Einwohner zu Roßla und Bennungen denen Kaiserlichen nachsetzte, von selbigen in ein enges Thal bei Tilleda, das Mehlthal geheißen, gelocket, allda von 140 Feinden umringt und attaquiret worden. Es entstund ein blutiges Scharmützel, worin ein feindlicher Kapitain-Lieutenant tödtlich blessiret worden, und 22 von den Unsrigen auf dem Platze blieben, da keine Nachfolge noch Hülfe, wie von denen Kelbraischen versprochen worden, nachkommen."

Der Otto Wilhelm von Berlepsch entrann glücklich der Gefahr, und residirte noch bis zum Jahre 1650 auf dem Schlosse zu Roßla.

Indessen war aber die Grafschaft Stolberg auf Graf Christophs Söhne, Namens Heinrich Ernst und Johann Martin gefallen, und von diesen dahin getheilt worden, daß Heinrich Ernst die Grafschaft Wernigerode und Johann Martin die Grafschaft Stolberg nebst Roßla und Ortenberg erhielt. Der letztere etheirathete auch durch seine Gemahlin, eine geborne Gräfin von Barby, die nöthige Geldsumme, um das verpfändete Amt Roßla wieder einlösen zu können; allein der Herr von Berlepsch wollte in Güte nicht weichen, und es entspann sich daher ein Prozeß, in welchem der Graf Johann Martin obsiegte und Berlepsch ermittiret wurde (1650).

Im November desselben Jahres — Hans Martin residirte damals in Stolberg — überfiel plötzlich Otto von Berlepsch das Schloß zu Roßla, erließ eine fulminante Proklamation, verjagte den erschrockenen Amtmann und blokirte sich in dem mit einem Teiche rings umgebenen Schlosse. Zu seiner Deckung requirirte er 15 Personen aus jeder Gemeinde, welche auch sämmtlich kamen, mit Ausnahme der Rosperwender. Diese hatten gerade Kirmeß und blieben daher aus.

Als Hans Martin diesen Ueberfall erfuhr, bewaffnete er 200 Stolberger und rückte mit seiner Armee, welche von einem Rittmeister und einem Fähndrich Namens Buchmann aus Schwenda kommandirt wurde, in Roßla ein, indem er mit seiner Mannschaft das Schloß blokirte. Berlepsch blieb ruhig in dem Schlosse stecken und wich nicht eher, als bis er von einem Kurfürstl. Sächsischen Kommissar, den Hans Martin in eigener Person von Dresden hergeholt hatte, ausgewiesen und nach Dresden spedirt wurde.

„Seine hochgeborne Gnaden, Herr Hans Martin schienen indeß dem Landfrieden nicht zu trauen, und hielten daher dann und wann Musterung über die Roßlaner, auch exercierten sie solche ein. Sothanes Exercitium lief jedoch im Jahre 1656 höchst trauersam ab. Die guten Roßlaner bekamen nämlich gefährliche Instrumente — Fimten — in die Hände und einer von ihnen schoß an der Schaflücke in Fritz Arends Scheune dergestalt, daß ein schrecklicher Brand entstund und in 3 Stunden fast alle Feuerstätten, selbst die Kirche und Pfarre in Asche gelegt wurden und nur das hochgräfliche Schloß unversehrt stehen blieb. Während des Feuers erhob sich ein Geschrei, als ob das Unglück von dem Kapitain Cröppen, welcher denen Unterthanen sollte vorgestellt werden, solche zu exerciren, hergekommen wäre. Als hat Cyriacus Schneidewind, welcher das Seinige auch mit eingebüßt hatte, einen Schuß auf selbigen Capitanum gethan, welcher aber nicht tödtlich gewesen. Der Thäter wurde nach Kelbra in Verhaft gebracht, und es entstund ein endloser Jammer und Seufzen." —

Roßla erstand jedoch unter der Regierung Christoph Ludwigs wie ein Phönix aus der Asche, und dieser Herr liebte den Ort dergestalt, daß er anno 1684—1686 seine Residenz daselbst aufschlug, und ob er schon nachher wieder nach Stolberg zog, so kam er doch fast wöchentlich einmal nach Roßla.

Im Jahre 1706 endlich wurde Roßla für immer ein Residenzdorf. Es theilten sich nämlich die beiden Söhne Christoph Ludwigs in die Grafschaft dergestalt, daß Christoph Friedrich die Grafschaft Stolberg-Stolberg, Jost Christian dagegen die Grafschaft Stolberg-Roßla und Ortenberg erhielt. Von nun an war das Land der Stolberger, welches unter Botho dem Glückseligen den Keim eines Königreichs in sich trug, in drei Grafschaften zersplittert, und nur daher kann man sich erklären, wie es bei allen spätern politischen Erschütterungen und bei der Auflösung des deutschen Reichs nicht

in die Reihe der Fürstenthümer eintrat, ungeachtet seine Besitzer an Ebenbürtigkeit und Hoheit der verwandtschaftlichen Verhältnisse mit den ersten Fürsten Deutschlands wetteiferten. Es blieb unter Sachsen mediatisirt und ging in diesem Zustande an Preußen über. Zum Herrschen geboren, mußte es das Loos der Standesherren theilen.

Für Roßla war dies jedenfalls ein Glück zu nennen, weil es hinfort der Hauptsitz der Stolberg-Roßlaer Linie geblieben ist.

Nach dem Tode Jost Christians residirte nämlich zu Roßla dessen Sohn Friedrich Botho (der Dicke), dann vom Jahre 1811 ab dessen Bruder Graf Wilhelm und endlich seit dem Jahre 1826 bis jetzt Graf August.

Die Stolberg-Roßlaische Linie steht gegenwärtig nur noch auf 4 Augen, indem die von Friedrich Botho herstammende Descendenz mit dem Grafen Wilhelm ganz erloschen ist, und der von Johann Martin abstammende jetzt regierende Herr Graf August nur einen männlichen Descendenten, den Grafen Carl hat. Derselbe hat auch nur eine Tochter, Gräfin Elisabeth, welche mit dem Grafen Wilhelm zu Stolberg-Wernigerode auf Jannowitz vermählt ist.

Roßla wie es jetzt ist.

Wir beginnen mit den höchsten Gegenständen, den Thürmen. Schon Julius von Rohr berichtet, „wie es zur großen Ehre sothanen Dorfes gereiche, daß man allda zwei Seiger schlagen höre, so die Stunden und Viertelstunden anzeigeten.“ Das eine ist der Kirch-, das andere der Schloßthurm. Beide unterscheiden sich sehr wesentlich dadurch von einander, daß der erstere von dickleibiger, der letztere dagegen von schlanker Figur ist; jener eine derbe vernehmliche, dieser eine hofmännisch leise Glockenstimme hat; jener im Baß zur Kirche, dieser im Discant zur Tafel ruft; jener die Fahne schlecht, dieser sie gut nach dem Winde dreht.

Der Schloßthurm und später auch das Schloß haben bereits vor einiger Zeit eine vermehrte und verbesserte Auflage erlitten, der Kirchthurm und die Kirche stehen noch auf Wartegeld, und tragen derzeit einen geflickten und verwachsenen Rock. Indeß haben sie gute Aussicht auf Avancement.

Es hat nämlich Graf Wilhelm aus seinem Allodialvermögen eine milde Stiftung von wenigstens 400,000 Thaler gegründet, aus welcher unter andern alle desolaten Kirchen und Schulen der Grafschaft mit der Zeit neu erbaut werden sollen. Durch dieses wohlthätige Institut hat der eben so scharfe als scharfsichtige Stifter nicht nur seine Hausdienerschaft für treu geleistete Dienste mit Gräfl. honetten Pensionen belohnt, sondern auch die Pfarrer und Kantoren durch Gehaltszulagen von dem Pflug und der Mistgabel emancipirt. Ja für die pastores loci, deren Zulage mit dem Absterben der Pensionaire wächst, sind die Aussichten so süß und lockend, daß ihr zeitlicher Segen mit Gottes Kinder Segen für die Zukunft gleichen Schritt halten wird.

Ein unsterbliches Verdienst hat sich aber der Gründer der Wilhelmsstiftung vorzüglich dadurch erworben, daß 12 arme Waisenkinder der Grafschaft in diese Stiftung aufgenommen und nicht nur in Allem frei gehalten, sondern auch nach ihrem Austritt noch ein genügendes Kapital zu ihrer Ausstattung übrig behalten.

Und man denke sich, dieser eben so sparsame als genereuse Mann überkam eine Schulden halber in Sequestration befangene Grafschaft und hinterließ sie schuldenfrei mit wenigstens 500,000 Thaler baarem Allodial-Vermögen!

Für die Verschönerung seiner Residenz Roßla hat er denn freilich wenig oder gar nichts gethan; er wohnte in einem winkeligen und balkigen Schlosse, das gleichsam in den pontinischen Sümpfen lag. Denn es war ringsum von einem Teiche umgeben, der im Sommer mephytische Dünste aushauchte, und nur für die Moraft liebenden Karpfen vergnüglich, für anders construirte Nasen dagegen unbehaglich war. Diese geringe Berücksichtigung der äußern Umgebungen mochte wohl vorzüglich darin ihren Grund haben, daß Gesicht und Gehör des Grafen Wilhelm in der letzten Hälfte seines Lebens sehr schwach waren und am Ende fast ganz ausgingen.

Das alte Schloß hat jetzt einen neuen ganz stattlichen Flügel bekommen, und der grüne Meerlinsenteich ist in ein duftiges Bosquet verwandelt worden. Der alte und neue Bau sind indeß so wenig eine Einheit geworden, wie die englische Constitution oder die preußische Gerichtsordnung. Das alte Princip kämpft mit dem neuen, das hintere Gebälk mit dem vordern Balkone; die korintischen Säulen erinnern an Italien, die Biberschwänze des hintern Amthorschen Dachs an Hinterpommern. Es theilt das Schloß das Schicksal großer Dome, nur mit dem Unterschiede, daß bei den letztern der alte Kern gut und der neue Anbau schlecht ist.

Unter den Auspicien des kräftigen lebensfrohen Nachfolgers ist indeß für das Ebenmaß der Architektonik die erfreulichste Aussicht vorhanden, zumal wenn umgekehrt, wie früher beim Teiche geschehen mußte, kein Damm gemacht, sondern noch einer weggeräumt wird. Dann eröffnet sich für die Umgebung des Schlosses der lachendste Wiesenteppich, welcher nach Gefallen in eine schöne Parkanlage verwandelt werden kann.

Im Schlosse selbst befindet sich eine ansehnliche Bibliothek, welche der als einheimischer Schriftsteller bekannte Kanzleirath Friedrich Rothmaler geordnet und mit einem Katalog versehen hat. Den Antiquitätensammlern empfehle ich zwei kostbare Dokumente dieser Bibliothek, nämlich:

a) eine rare deutsche Bibel, welche der selige Doctor Lutherus mit eigener Hand corrigiret und eins um das andere in margine notiret hat; es ist dieselbe anno 1541 durch Hans Lufften in Wittenberg gedruckt worden;

b) einen türkischen Alkoran, welcher bei der Eroberung der Festung Pesth anno 1602 mit erbeutet worden ist.

Auch neuerdings iſt die Bibliothek durch die Intelligenz des jetzt regierenden Herrn Grafen Auguſt, dem keine nur etwas bedeutende Erſcheinung unſerer Literatur verborgen bleibt, erheblich vermehrt worden. Unter andern prangt darin das Rieſen-Converſations-Lexikon unſerer Zeit von Erſch und Gruber, das zu ſeiner Vollendung noch ein halbes Jahrhundert gebrauchen und dann in ſeinen erſten Theilen wieder unvollendet ſein wird, weil das Leben um einer Real-Encyclopädie halber nicht ſtill ſteht.

Durch die Humanität und Leutſeligkeit der Gräflichen Familie ſteht dieſe Privatbibliothek, worin faſt alle europäiſchen Klaſſiker zu finden, jedem offen, der ihrer bedarf, und wenn man dabei die mancherlei Zeitungen, den Schwall von Zeitſchriften und die vielen andern Bücher berückſichtigt, welche in der ausgebreiteten Roßlaer Leſegeſellſchaft jährlich neu angeſchafft werden, ſo wetteifert gewiß Roßla an Material zur Geiſtesbildung mit den größten Städten.

Es ſind aber auch eine ſolche Menge gebildeter Familien in den 1600 Einwohnern dieſes Dorfes zuſammengedrängt, als man oft in Provinzialſtädten von 5 bis 6000 Einwohnern nicht findet. Die Urſache davon iſt folgende:

Den Herren Grafen zu Stolberg ſteht nicht nur die unbedingte Patrimonial-Jurisdiction, ſondern auch im beſchränkten Umfange eine geiſtliche und polizeiliche Adminiſtrativgewalt zu. Die Folge davon iſt, daß ſie ihre Gerichte, ihre Conſiſtorien und ihre Polizeibeamten haben müſſen. Bis zum Jahre 1836 beſtand in Roßla eine Juſtizkanzlei, welche richterliche Behörde, Adminiſtration und Conſiſtorium zugleich war. Unter ihr beſtand das Juſtizamt, welches die Gerichtsbarkeit über die landſäſſigen Einwohner ausübte, während die Juſtizkanzlei den eximirten Gerichtsſtand der ſchriftſäſſigen bildete, und in den Fällen, wo das Juſtizamt in erſter Inſtanz entſchieden hatte, in appellatorio erkannte. Schon mit Einführung des jetzigen preußiſchen Geſetzes, wornach ein Urtel zweiter Inſtanz von 5 Richtern abgefaßt ſein ſoll, hörte die Function der Juſtizkanzlei als Appellations-Behörde factiſch auf, weil ſie nur aus 3 richterlichen Beamten beſtand. Im Jahre 1836 ward die Juſtizkanzlei ſammt dem Juſtizamte gänzlich aufgehoben, und an deren Stelle trat ein Landgericht. Die Veranlaſſung gaben die Aemter Kelbra und Heringen. Dieſe waren früher von dem Grafen Stolberg an Schwarzburg-Rudolſtadt verpfändet, wurden vom letztern im Jahre 1819 an Preußen abgetreten, und ſodann in Folge eines im Jahre 1836 abgeſchloſſenen Vergleichs von der Krone Preußen den Grafen zu Stolberg zurückgewährt. Das Amt Heringen erhielt Stolberg-Stolberg und das Amt Kelbra Stolberg-Roßla zugetheilt. In Kelbra beſtand ein preußiſches Gerichtsamt; letzteres wurde eingezogen und nebſt der Juſtizkanzlei und dem vormaligen Juſtizamte zu einem Richter-Collegium, dem jetzigen Landgerichte, vereinigt, das aus einem Director und drei Mitgliedern beſteht.

Dieſe Behörde hat die volle Gerichtsbarkeit in Civil- und Criminalſachen innerhalb der Grafſchaft, und als Erſatz für die aufge-

gebene Appellations-Instanz auch die Jurisdiction über alle eximirte Personen und Sachen, dergestalt, daß nicht nur alle Beamten innerhalb der Grafschaft, gleichviel ob Königliche oder Gräfliche, sondern auch einige dreißig Rittergüter ihrem forum unterworfen sind. In criminalrechtlicher Beziehung führt dies Landgericht die Untersuchung in allen Fällen, und auch die Befugniß zu erkennen hat es überall, außer bei einigen politischen und Kapital-Verbrechen. Seine Jurisdiction ist also weit ausgedehnter, als die der preußischen Land- und Stadtgerichte, und außerdem ist es noch die Lehnscurie für die Gräflich Stolberg-Roßlaischen Lehne.

Drei Viertel dieses Gerichts nebst dem jedesmaligen Superintendenten zu Roßla und einem dazu besonders ernannten Consistorial-Assessor bilden das Consistorium der Grafschaft, dessen Chef der regierende Herr Graf selbst ist, und das nicht unter der Regierung zu Merseburg, sondern unmittelbar unter dem Oberpräsidenten der Provinz Sachsen steht. Dieses Consistorium führt die Aufsicht über alle geistlichen Angelegenheiten der Grafschaft und über die milden Stiftungen, folglich auch über die Administration der Wilhelmsstiftung.

Die früher mit der Justiz vereinigt gewesene Polizei ist modernen Grundsätzen gemäß, seit dem Jahre 1836 davon getrennt und einem ganz besonderen Polizeirathe übergeben worden.

Der nervus rerum gerendarum — die Gräflichen Finanzen — werden von einem besonderen Kammer-Collegio, aus einem Director und zwei Räthen bestehend, verwaltet. Diese Behörde dirigirt und vereinnahmt die ganzen Einkünfte der Grafschaft, und vertritt bei rechtlicher Verfolgung der Lehns- und Zinsgefälle unmittelbar die Person des Herrn Grafen.

Was für ein Personal zur Ausführung dieser geistlichen und weltlichen, polizeilichen, finanziellen und juristischen Geschäfte nöthig ist, kann sich der Leser wohl denken, besonders wenn ihm der preußische Formengang nicht unbekannt ist; und wenn ich ihm vollends noch erzähle, daß hier auch für die Gesundheit durch einen Kreisphysikus und Apotheker, und für die Prozesse durch zwei Justizkommissarien gesorgt ist, außerdem aber eine Post, Kaufleute, Oekonomen ꝛc. nicht fehlen; so wird man mir gewiß recht geben, wenn ich behauptet habe, daß wohl nirgends in der Welt in einem Dorfe so viele Elemente geselliger, ja wissenschaftlicher Bildung vorhanden sind, als in Roßla, daß es daher in seiner Art als Dorf eben so einzig dasteht, wie einst Rom als Stadt.

Seine Soldateska ist freilich nach Abschaffung des letzten der Kammerhusaren auseinander gegangen, und in dem Zeughause logirt nur noch ein Feuerinstrument, und noch dazu ein solches, wodurch nicht das Feuer entzündet, sondern gelöscht wird — eine friedliche Spritze. — Allein wozu bedarf es der Kanonen, hat doch eine Heerde Gänse dem Capitol mehr Dienste geleistet, als eine Armee Wächter, und beim heiligen Martin, an solchen Vertheidigern leiden wir keinen Mangel.

Julius Bernhard von Rohr rühmt auch Roßla's Pflaster. Ob die Steine seitdem abgelaufen worden sind, oder ob er damit die Lehmpflaster meint, die sich zur nassen Jahreszeit — daß heißt die Hälfte des Jahres — an die Füße der Ausgehenden anhängen, lassen wir dahin gestellt sein. Uns will es bedünken, als ob gerade durch den Mangel dieses Communications-Mittels Roßla seine Dorf-Physiognomie am meisten zur Schau trüge. Ja, wenn die Kleider der Frauenzimmer so fort wachsen, wie die Kragen der Herren abnehmen, so müssen wir am Ende, wie unsere Vorfahren, die Stelzen wieder einführen. Zur trockenen Jahreszeit haben wir freilich auch wieder den Vortheil, des Straßenkehrens überhoben zu sein. Das Ober- und Mitteldorf erfreut sich zwar an den Häusern hin eines leidlichen Weges; da unten aber ist's fürchterlich, der Mensch versuche die Götter nicht!

Und doch streben die Roßlaner Spaziergänger so gern nach unten, um in den sogenannten Hofgarten zu gelangen. Es ist dies ein großer herrschaftlicher Garten am Ende des Orts, mit einem Gewächshause und gewaltigen Gemüsebeeten, welche von Heimbuchenwänden in der Manier Ludwigs XIV. eingeschlossen sind. Dieser Garten hat viel Anlage zu Anlagen, denn er ist von der Helme durchschnitten, mit einem lachenden Riethe in Verbindung und im blauen Hintergrunde von den Ruinen des Kyffhäuser begränzt. Obwohl zur Zeit das Princip des Nützlichen in ihm vorwaltet, so gewährt er doch den Spaziergängern einen recht angenehmen Zufluchtsort.

Einen zweiten Garten hat Roßla in seinem Gottesacker gewonnen. Dieser schaurige Ort, welcher in Dörfern oft recht kahl und öde mit seinen Kreuzen daliegt, ist in ein freundliches Asyl umgewandelt. Zu beiden Seiten der breiten Wege ziehen sich Rabbaten voll Blumen hin, und über die Mauern ragen Silberpappeln, Kugelakazien und Trauereschen. Sonderbar, daß gerade dieses Wirthshaus der Todten von einem der lebensvollsten Männer ausgeschmückt ist, von einem Manne, der am wenigsten gern dort liegen möchte, weil er der unvorgreiflichen Meinung ist, daß zu der Ewigkeit immer noch Zeit sein dürfte.

Ich meine unsern braven Schiedsmann Wilhelm Wartze, welcher um so mehr einer Erwähnung verdient, als er zu den seltenen Menschen gehört, die stets die besten Seiten ihrer Nebenmenschen hervorzuheben suchen. Ordentlich als hätte er den Sensemann cacheliren wollen, damit er so bald noch nicht auf der Nachbarschaft einkehrt, hat er diese oft so holprige Stätte recht gemüthlich und wohnlich eingerichtet. Die ganze Gemeinde Roßla wünscht ihm zur Belohnung dafür ein recht langes Leben.

Wenn der Todesacker den Sitz für die äußerste Linke bildet, weil der heftige Deputirte „Tod" Alles gleich machen will, so ist die directe Opposition dieses Orts gleichsam die äußerste Rechte, welche die Bestrebungen des Todes vernichten soll, — das neu angelegte Badehaus. Diese Anstalt ist für einen Ort, wo die Katarrhe so einheimisch sind, wie hier, von unberechenbarer Wichtigkeit. Es ist

nämlich ein im Mühlkolke befestigtes, zweckmäßig möblirtes hölzernes Haus, mit streng getrenntem Zweikammer-System, die eine Kammer für die Herren, die andere für die Damen. Aus dem Oberhause stürzt sich ein grober und feiner Strahl auf die Häupter der Badenden, und im Unterhause brausen und toben die Wellen. Eine Lust, sich in dieses kühlende Feuer zu stürzen!

Hiermit wären denn die Hauptmerkwürdigkeiten Roßlas beschlossen. Möge der Leser sich dieses sonderbare Dorf noch einmal auf dem Bilde recht in Augenschein nehmen und Lust bekommen, einmal den Versuch zu machen, wie die „Schenke" eines solchen wundersamen Dorfs aussehen mag. Schreiber dieses kann ihm versichern, daß dem Bilde des Dorfes durchaus nicht geschmeichelt, vielmehr solches von dem ehrenfesten Cand. theol. La Baume recht wacker und treu aufgenommen ist.

Roßla's Umgebungen.

Wenn nun der Leser ein Lüstchen verspüren sollte, hier einzukehren, so empfehlen wir ihm vor Allem zwei Orte in der Umgebung, nämlich den sogenannten Weinberg und den Bauerngraben. Wein wird er auf dem Weinberge gar nicht finden, und das ist recht gut. Denn bei den sieben magern Weinjahren haben wir ohnedem Sauerstoff genug, und den Weinhändlern noch mehr Gelegenheit zur Verfälschung zu verschaffen, das wäre Verleitung zur Sünde, und das thun die Roßlaner nicht. Der Wanderer mag sich also mit einer reizenden Aussicht begnügen, und den Wein bis nach Roßla in Gedanken behalten.

Ungefähr drei Viertelstunden von Roßla entfernt, liegt der sogenannte Bauerngraben, ein ovaler Teich von ungefähr einer Viertelstunde im Umfange, der auf der südlichen Seite von schroffen, zerklüfteten Gypsfelsen umgeben ist. Der Eindruck ist um so imposanter, als man plötzlich aus dem heitersten Waldgrün auf die schwindelnde Spitze dieser Trümmerfelsen tritt und in den ungeheuern Abgrund des kleinen See's hinabsieht. Die Gefahr des Standpunktes erhöht das Interesse. Die Gypsfelsen sind nämlich ringsum zerbröckelt und durchlöchert, und es scheint, als wolle sich auch das Stück, worauf man steht, alsbald ablösen. Die Möglichkeit ist auch sehr leicht gegeben. Denn schwefelsaurer Kalk (Gyps) löst sich bekanntlich im Wasser, wenn auch nur langsam auf, und es ist daher vorauszusehen, daß diese Felsentrümmer immer weiter um sich greifen werden.

Merkwürdig ist, daß dieses Wasserbecken zuweilen im Sommer ganz austrocknet, und dann dem Pastor zu Breitungen als Saatfeld dient. Wahrscheinlich verliert sich das Wasser bei anhaltender Dürre nach und nach in den Klüften des schwefelsauren Kalkgebirges, ohne daß es von dem herzufließenden Bache hinlänglich ergänzt wird. Einige wollen zwar von einem in den Felsen befindlichen Heber sprechen, vermittelst dessen das Wasser plötzlich verschwinde und eben so schnell

wieder eintrete; allein genaue Beobachtungen haben dies nicht bestätigt. Es ist zwar der Fall eingetreten, daß das Getreide, was der Breitungische Pfarrer in den See bestellt hatte, plötzlich unter Wasser gestanden und die Garben, wie Fische oben herumgeschwommen haben; allein dies hat hauptsächlich seinen Grund in dem Zuflusse des Bachs gehabt, der von Breitungen herab sich in den Teich gießt und bei Gewittern stark anschwillt. Von eben diesem Bache bekommt auch der See sein Hauptwasser. Manche Jahre trocknet er gar nicht aus, und so lange Wasser darin steht, haben die Bauern das Recht, ihn zu befischen, weshalb er eben der Bauerngraben heißt.

Den Roßlanern dient er als ein Hauptvergnügungsort, und der schon oben erwähnte Wilhelm Wartze hat auf eigene Kosten für die Gemeinde Roßla eine hübsche Fichtenkultur, und zum Schutz vor dem Regen eine Moshütte in der Nähe einer großen Buche anlegen lassen. Unter dieser Buche liegt ein stummer Mühlstein, der gar viel von heimlichen Seufzern und zerbrochenen Hälsen verrathen könnte. Manche duftige Rheinländerin hat in seinem Schooß geruht, und die verschlungenen Namen in den Rinden der umherstehenden Bäume legen Zeugniß ab, daß in dem Bauerngraben nicht blos Bauern gelebt und geliebt haben.

Das alte Schloß Burgau

unweit Jena.

Burgau liegt in der Mitte eines herrlichen Thalgrundes, den groteske Bergformen umrahmen, von der Saale bespült, die hier malerisch schön und wild durch die ausgedehnte Wiesenfläche rollt. Burgau liegt in diesem Grunde wie ein stilles Geheimniß; denn die Bäume, die frühlingsgrünen, schlingen ihre breiten vollen Arme um das Dorf, und gönnen dem Wandrer, der den Wiesenpfad von Jena heraufkömmt, nur einen kargen Blick auf ein hier und da durch das Laubwerk blinzelndes Dach, oder auf einen in die Lüfte strebenden Schlot, oder auf die von der Sonne vergoldete Kirchthurmspitze. Erst wenn der Wandrer die offene Wiese erreicht hat, in der Burgau schlummert, dann fallen allmählig die Schleier des Geheimnisses, und zur Rechten und Linken schimmern auf den Bergen, auf den Bäumen die Verklärungskronen des Morgens.

Die Gegend ist wundervoll. Es vereinigt sich in ihr das Groteske, Starre, Unfruchtbare mit dem Gemüthlichen, Sanften, Frischen. Das Phantastische, Mährchenhafte ist das Eigenthum der wunderbar geformten Berghöhen, der zertrümmerten Bergwarten, die in das lachende Thal mit erloschenen Blicken schauen; aber in dem Thale, in den Erlengründen an den frischen Wassern schwingt das Leben, das freudige, lautpulsende Leben, das die innerste Seele durchzittert und erhebt, die bunten Flügel und versöhnt uns mit dem Geiste der Wehmuth, der die zerklüfteten Berge und die zertrümmerten Vesten durchweht.

Das ist eine wunderbare Vereinigung, die, wenn der frühe Morgen sein Goldnetz über die Gegend hängt, einen zauberhaften Eindruck macht!

Besonders schön ist die Aussicht von der Burgauer Brücke. Diese wurde 1491 von Hans Münch von Wurzhausen steinern gebaut, dann 1534 mit drei Bogen erweitert. Im Jahre 1637 rissen sie die

Schweden wieder ein, worauf sie dann erst 1744 wieder mit 9 Jochen hergestellt wurde. Sie verbindet Burgau mit der Stadt Lobeda. Stellen wir uns auf diese Brücke und werfen noch einen Blick in die Gegend! Unter uns fluthet die Saale, die hier wild und schäumend über das Wehr donnert; rechts gipfelt sich der steile Johannisberg auf, auf dessen nacktem Scheitel die Ruine Lobedaburg und an dessen Fuße die Stadt Lobeda liegt, amphitheatralisch aufsteigend; im Hintergrunde erhebt sich die stattliche Leuchtenburg, von der sich waldbewachsene Höhen bis Schiebelau am Rande des Rodathales hinabdehnen, und der herrliche Thalgrund bis wo die Berge als riesige Grenzwächter auftreten, liegt in seiner ganzen Schöne vor unserm Blick. Ach! wer vermag doch die Reize einer Gegend zu schildern, dem das Herz so voll ist von diesen Reizen! Das Auge ist geblendet; das Herz pulst mächtig; die Gedanken verirren und verwirren sich in der unermeßlichen Fülle der ruhenden und bewegten Wunder und Reize der Natur, und die fünf Finger deiner rechten Hand, mein Lieber, sind schlechte Ab- und Ausleiter deiner Gedanken, wenn die bunte Fluth der Naturherrlichkeit über dein Auge und dein Herz hinwegströmt. —

Doch vergessen wir nicht über all' den Zauber unser altes Schloß; vergessen wir nicht, daß wir ihm nahe sind, obschon kein zertrümmerter Stein, kein epheuumranktes Fenster, nicht einmal eine zerborstene Mauer uns die Stätte desselben kund gibt. Das Schloß lag nämlich auf einem Hügel des Dorfes Burgau (Beregowa, Bergowa, Bergow) an dem Bache Triesnitz und an der Saale, und war erbaut worden von den Herrn von Lobdaburg, deren Geschlecht sich nach dem Jahre 959, in welchem Hartmann von Lobdaburg urkundlich zuerst auftrat, in verschiedene Linien spaltete. Die Zeit der Erbauung konnten wir nicht ermitteln. Ueberhaupt ist die Geschichte dieses Schlosses sehr dunkel, und wir kennen eigentlich nur den tragischen Theil seiner Geschichte — nämlich den seiner Zerstörung. Wenig kann es uns helfen, wenn die Chroniken uns einen gewissen Albert, Edlen von Burgau nennen, der das Turnier zu Worms am Rhein im Jahre 1209 besuchte, und einen Hermann von Burgau um 1216 — das Dunkel wird dadurch nicht gelichtet. Erst das Jahr 1447 gibt uns deutlichere Kunde. Es ist das Jahr des ländergeiselnden Bruderkriegs. In diesem wurde auch das Schloß zu Burgau von Herzog Wilhelm belagert, eingenommen und auf den Rath Apel Vitzthums abgebrochen. Eine Zeit lang scheint es so wüste gelegen zu haben; als jedoch 1468 der letzte Sprosse des Burgauischen Hauses zu Grabe getragen war, und es somit als ein eröffnetes Lehn an den Kurfürsten Ernst von Sachsen fiel, stand es wieder als neue Veste auf, und wurde im Jahre 1510 vom Kurfürsten Friedrich und dessen Bruder, Herzog Johannes, an Christoph von Würzburg zu Großlöbichau um 160 Gulden Rheinisch verkauft. Im Jahre 1753 endlich wurde es völlig abgetragen. Nur noch wenig Gemäuer sieht man davon auf der Höhe beim Gasthofe. Vielleicht ist auch dieses jetzt verschwunden. Die Stätte, wo das Schloß stand, ist jetzt Ackerfeld. —

Dies, mein lieber Leser, ist Alles, was ich dir von dem alten Schlosse erzählen kann. Wenig genug ist es; aber ich wollte ja nur hierdurch das versunkene Schloß aus der dunkeln Gruft der Vergessenheit heraufziehen, und dir die Stätte kund geben, wo es geblüht. O, vergiß nie, kömmst du einst in jene Gegend, die Höhe zu besuchen, und übermannt dich dann die Wehmuth über die Vergänglichkeit alles Irdischen, dann wird die Gegend zu deinen Füßen dir einen frischen lebenswarmen Kuß auf Auge und Lippe drücken und dir zurufen: Genieße mich! Siehe! ich bin dir nahe, mit tausendfachen Wundern dein Herz zu umstricken — O, wenn du so auf der Höhe stehst, und dein Herz in die Wunder der Nähe und Ferne hinauszittert — dann denke auch meiner, du Lieber, denke meiner in Liebe!

Theobald Buddeus.

Die Sage von der Kunitzburg
bei Jena.

Hoch auf des Gleisbergs waldigen Höhn
Ist's in der Nacht nicht geheuer.
Ein dumpfes, banges Klagegetön
Verhallt in dem Burggemäuer.
Auch zeigt sich dort eine Lichtgestalt,
Die leisen Schritt's die Ruinen umwallt.

Wo einst sich thürmten am Felsenrand
Der Gleisburg geräumige Hallen,
Umschlang längst Glizza ein Liebesband
Mit ihres Vaters Vasallen.
Es war ein Jüngling, voll kühnem Muth,
Doch sanft von Herzen, und mild und gut.

Den Ritter Hugo, obschon ein Greis,
Zog Sehnsucht zum heiligen Lande.
Auch Otto vertauscht', auf des Alten Geheiß,
Die Burg mit des Jordans Strande.
Verlassen von Vater und Bräutigam,
Verzehrte sich Glizza in tiefem Gram.

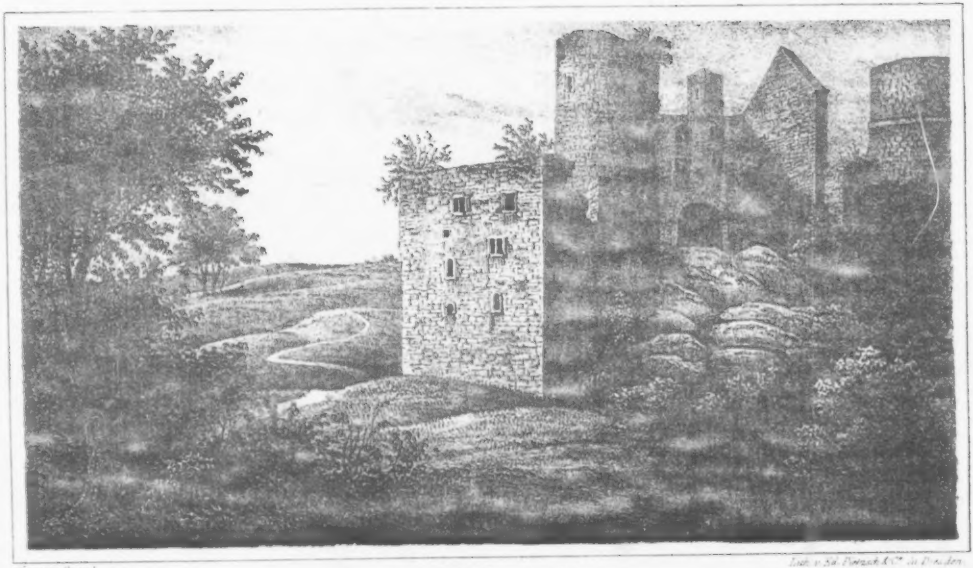
Sie harrte daheim, in stillem Leid,
Sie harrte drei lange Jahre
Der Wiederkehr aus blutigem Streit,
Des frohen Gangs zum Altare.
Oft hatte, durch täuschende Hoffnung beglückt,
Sie bräutlich ihr Haar mit der Myrthe geschmückt.

Doch eben so oft sah das welkende Reis
Die Thränen der Harrenden fließen,
Bei schwindender Aussicht, den Jüngling und Greis
Jemals in die Arme zu schließen.
Da dünkte die Burg ihr ein einsames Grab,
Und oft schlich sie trostlos den Felsen hinab.

Sie wanderte klagend den Pfad entlang
Am Ufer der rauschenden Saale.
Da tönt' ihr entgegen ein süßer Gesang
Bei des Mondes scheidendem Strahle.
Es tanzten die Nixen den nächtlichen Reihn,
Und zogen sie sanft in die Wellen hinein.

Noch schallt auf des Gleisbergs waldigen Höhn
Seit dem nächtlichen Abentheuer,
Zu Zeiten ein banges Klagegetön,
Verhallend im Burggemäuer.
Dort zeigt sich auch Glizza's Lichtgestalt,
Die leisen Schritt's die Ruinen umwallt.

Heinrich Döring.



Gez. von Duval. Sc.

Lith. v. Ed. Pietzsch & Co. in Dresden.

Burg Hanstein.

Hanstein.

Tief verschüttete Basteien mahnen
An der Vorzeit kriegerische Pracht;
Um den Thurm, wo Schwerter blitzten,
Kreist der Dohlen reger Schwarm;
Längs dem Wall, wo Stärkte Starke schützten,
Breitet Epheu seinen kalten Arm.

F. Krug von Nidda.

Es giebt Erinnerungen, die an poetischem Duft gewinnen, je mehr sie verschwinden im Lauf der Zeit. — Wären die Eindrücke auch mit dem heitern Leichtsinn der Jugend aufgenommen — spätere Jahre rufen sie uns zurück mit allem Zauber einer duftigen Ferne, deren weich getuschte Umrisse von dem Abendrothe des Lebens vergoldet sind.

So ergeht es mir mit den schönen Ruinen des Hansteins, die ich in dem Alles leichter nehmenden Jugendleben, von dem nur fünf kleine Meilen entfernten Göttingen, so oft mit lustigen Comilitonen besucht habe, ohne so recht zur poetischen Einkehr gelangen zu können.

Nun steht sie da, die alte Veste, vor dem Seelenauge meiner Phantasie in schwebender Erinnerung. Ich sehe noch heute, wie zum erstenmale aus beträchtlicher Ferne, die durch die spannende Erwartung vergrößerte Burgruine auf ihrer nackten Berghöhe sich erheben, und es durchschauert mich die graue Vorzeit mit ihrer Nebelferne einer längst untergegangenen Zeit — und nicht mehr, wie damals so oft, stört der saure Wein vom nahen Witzenhausen die poetische Wärme, die mich bei solchen Erinnerungen durchwallt. Ihr Bild und ihre Geschichte treten wieder warm und lebendig vor mein Seelenauge. —

1. Lage und Beschreibung.

Auf dem hochgelegenen Eichsfeld, in der Gegend, die vor alten Zeiten den Grimmermark-Gau gebildet hatte, zwei Stunden von dem Städtchen Witzenhausen, und, wie gesagt, fünf Stunden von Göttingen entfernt, erhebt sich auf einem ziemlich flachgewölbten kahlen Berge, das aus Quadersteinen erbaute Gemäuer, von welchem damals noch beträchtliche Ueberreste der doppelt zerstörenden Hand der Menschen und der Zeit entgangen waren.

Der „alte Hanstein", so nennt man diese schöne Burgruine in der Umgegend, muß zu ihrer Zeit bedeutend fest gewesen sein, denn die noch vorhandenen Ueberbleibsel lassen deutlich erkennen, daß diese Burg außer der innersten Mauer, welche die alten Schloßgebäude umgab, noch von drei äußern Mauern umringt gewesen war. Die innere Mauer der Burg war mit einem nun auch fast verschütteten Graben umgeben. Zwischen diesem ersten Graben und der erstern äußern Mauer findet sich ein ziemlich großer freier Platz, auf welchem der Volkssage nach mehrere Windmühlen gestanden haben sollen — leicht möglich, da dieser Platz noch immer sehr hoch liegt. — Der tiefer am Berge befindliche Raum, zwischen der ersten und zweiten äußern Mauer, war von einem noch breitern und noch tiefern Graben gedeckt; endlich der Raum zwischen der letzten und zweiten Mauer scheint zu Wohnungen für die Besatzung bestimmt gewesen zu sein. Diese mag in Kriegszeiten einige hundert Mann betragen haben. Auch für das Unterkommen der Dienstleute des hohen Hauses war gesorgt, indem diese unmittelbar vor dem innern Thore ihre Wohnungen hatten. Dort stand noch damals, als ich den Hanstein zum letztenmale sah, das kleine Haus, das die Amtswohnung des Gerichtsdieners enthielt, der auch für Besuchende den Wirth machte und mit den Studenten auf einem recht cordialen Fuß stand.

Durch die Höhe der Mauern und der zum Theil noch stehenden Thürme gewinnt der Hanstein, von Außen angesehen, eine imponirende Größe, welche durch Höhe und Schönheit des aus Quadern erbauten Thors noch viel beträchtlicher erscheint, als sie wirklich ist. Man darf nur den innern Hofraum dieser schönen Burgruine betreten, um sich überrascht zu fühlen durch die Vorstellung von Genügsamkeit, womit die Ritter und Fürsten hier gehauset haben müssen, die über so stattliche Streitmittel zu gebieten hatten; denn der Hofacker ist kaum so groß, daß ein geharnischter Streithengst dort getummelt werden konnte, und ein geräumiger Rittersaal, für Zechgelage mit kreisenden Humpen, wie man in andern alten Burgen findet, konnte dort in den engen Räumen des Schlosses Hanstein so wenig vorhanden sein, wie eine Waffenhalle zur gemeinsamen Berathung kühner Unternehmungen.

Unsere kräftigen Vorfahren liebten das Freie, wie schon Bürger sang:

„Knapp', sattle mir mein Dänenroß,
Es wird mir hier zu eng im Schloß,

Ich will und muß ins weite,
Daß ich mir Ruh' erreite."

Uebrigens muß die Bauart dieser Burg vortrefflich gewesen sein, so viel läßt sich noch aus ihren Ueberresten erkennen. Die mehrere Zentner schweren Schlußsteine verschiedener Gewölbe von Gemächern und Mauern, die allein durch die höchste Genauigkeit der Construction und durch die Stärke der Widerlager getragen, fast in der Luft zu hängen scheinen, und doch schon viele Jahrhunderte gehalten haben; so wie auch der kühne und sichere Bau der steinernen Wendeltreppe, die in dem Innern des höhern der beiden Thürme hinaufführt, zeugt für die Genauigkeit und Festigkeit der alten deutschen Baukunst, wie sie in unsern Tagen kaum noch erreicht werden könnte. — Auf dieser noch unversehrten Wendeltreppe steigt man achtzig Stufen hinauf. Sie ist so schmal, daß zwei Personen einander kaum ausweichen könnten. — Wenn man etwa die Hälfte dieser Treppe erstiegen hat, so führt ein enges Seitenpförtchen in eine kleine Gefängnißzelle, die noch in neuern Zeiten ihren traurigen Beruf erfüllt haben soll. — Noch erinnere ich mich, daß es unsre jugendliche Lust war, aus dieser Zelle durch eine Oeffnung in der Decke mittelst einer Leiter in eine darüber liegende, von dort auf gleiche Weise wieder in ein höher liegendes Gemach zu steigen, bis wir endlich wagehälsig auf Schwindelhöhe der verwitterten und zerbröckelten Thurmzinne sitzend, mit freier Brust aus blauen Lüften in die weite schöne Gegend hinausschauend, ein Hochgefühl in uns trugen, als wären wir selbst die längst vermoderten Gaugrafen der alten Grimmermark gewesen.

Aber für den Schwindelfreien war es auch ein wahrer Genuß, sich hier umzuschauen. Welch ein Panorama nach allen Seiten hin! — Dort gen Norden am Horizont die Thürme von Göttingen, da die beiden Gleichen, aus ihren Waldeshöhen hervorragend. Gegen Südosten noch weiter aus blauer Ferne erkannten wir den Inselberg bei Gotha und die Ruinen des Schlosses Boyneburg bei Eisenach. Von der Mittagseite her blitzten, wie Silberbahn, einige Streifen der Werra auf dem grünen Wiesenteppich ihres Thals; duftige Gebirge verdecken dort jede weitere Fernsicht; der hohe Meißnerberg ragt noch darüber empor. Die Aussicht nach der Morgenseite hin ist durch den in der Nähe sich erhebenden Höhenberg beschränkt. — Wo aber der Blick ungehindert in die freie Ebene sich ergeht, da erfreuet man sich der vielen Dörfer, deren rothe Dächer wie Blumenaugen aus den Laubkronen ländlicher Gärten freundlich heraufschimmernd, in grün und gelb schattirten Fluren zerstreuet lagen. Ganz nahe am Fuße des Berges ist das Dorf Bornhagen mit den sieben Rittergütern der Familie von Hanstein. Unmittelbar aus diesem Dorfe ersteigt man den alten Hanstein, indem man das noch fern von den Schloßruinen fast unversehrt sich erhebende, aus Quadersteinen erbaute Thor der äußersten Ringmauern mit vorahnendem Schauer durchschreitet. — Von drüben herüber glänzten die Fenster des noch bewohnten Schlosses Ludwigstein, vom Abendrothe angestrahlt, gegen die äußere hohe

Burgwart, und dort, wo die Abendstille ihre Nebel brauete, dämmerten die Ruinen der Burgen Arnstein und Rusteberg im Waldesschatten. — Dagegen geben die Menge nackter Hügel umher ein Bild der Verödung, das zu träumerischen Betrachtungen aufregt.

So ist in der That die Ansicht, das Innere und die Aussicht von der Höhe des alten Hanstein herab, anregend für Gemüth und Phantasie, und die letztere hätte Spielraum genug, sich die magere Geschichte der Burg mit romantischen Gebilden auszuschmücken.

2. Geschichte.

Indeß bleibt es zu beklagen, daß die Ueberlieferungen der Geschichte dieser noch so wohlerhaltenen Burgruine — die ein so reiches, romantisch bewegtes Leben ahnen läßt — sich fast nur auf einige pragmatische Angaben ihres Besitzer beschränkt.

In den ältesten Zeiten scheint eine noch ältere Burg desselben Namens auf dem nahen Hühnberg gestanden zu haben; wenigstens finden sich dort noch Spuren ihres vormaligen Daseins, und das Volk der Umgegend nennt diese Ueberbleibsel noch immer „die alte Burg."

Aus urkundlichen Ueberlieferungen dagegen weiß man: daß im 11ten Jahrhunderte der Hanstein dem mächtigen Grafen Otto von Nordheim, Herzoge von Baiern, gehört habe. Dieser hohe Dynast fiel aber unverschuldet bei dem Kaiser Heinrich IV. in Ungnade. Derselbe erklärte ihn in des heiligen römischen Reichs Oberacht, und zog seine Burg, so wie andere Lehen des Geächteten ein, und im Jahre 1070 wurde jener Stammsitz der Nordheimischen Grafen auf des Kaisers Befehl geschleift.

Das edle Geschlecht der Nordheimer erlosch mit dem vertriebenen Grafen, und eine Lücke in der Geschichtskunde der Burg hüllt es ins Dunkel, wer zunächst nach ihm Besitzer gewesen.

Dagegen erscheint die Burg wieder — wahrscheinlich eine neu erbaute — im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, als Besitzthum der Welfen; denn als Heinrichs des Löwen Söhne sich in das durch den Größesten der Hohenstaufen, Friedrich Barbarossa, so sehr geschmälerte Erbe ihres gewaltigen Vaters theilten, fiel der Hanstein nebst andern Gütern dem Pfalzgrafen Heinrich zu. Allein sechs Jahr später forderte der Erzbischof Siegfried von Mainz den Hanstein nebst zugehörigen Dorfschaften vom Kaiser Otto IV. zurück — mit welchem Rechte weiß man nicht — wonach streckte überhaupt damals der unersättliche Clerus seine Hand nicht aus, um neben der himmlischen auch alle Herrlichkeiten der Welt zu besitzen, die unser Heiland verschmähte, als sie ihm der Versucher von den Mauerzinnen von Zion herab gezeigt hatte. —

Kaiser Otto übergab das Amt, die Spahn zu vertragen — um mit der alten Sprachweise das Geschäft, durch schiedsrichterliche Erbscheidung einen vieljährigen Streit zu schlichten, zu bezeichnen — den Erzbischöfen von Trier und Köln und den Bischöfen von Würzburg

und Speier. Da er aber selbst Ansprüche an den Hanstein zu haben glaubte, so erklärte er zugleich, daß, im Fall die Schiedsrichter ihm Schloß und Besitzungen zusprechen würden, er solche, in Erwartung gefälliger Dienste, dem Erzbischof Siegfried von Mainz in Lehn geben würde. — Und so gelangte denn auch wirklich das Erzstift Mainz zum ruhigen Besitz des alten Hanstein. Aber unter dem heiligen Krummstabe war diese sonst so wehrhafte Burg so bedeutend verfallen, daß sie von neuem gebauet werden mußte. Dazu hatten sich nun unter gewissen Bedingungen zwei Brüder erboten, von denen man nur weiß, daß der eine Heinrich, der andre Lippold hieß, und daß ihre Vorfahren schon im zwölften Jahrhunderte Vicedome auf dem Schlosse Rusteberg gewesen waren, eine Würde, die ihre Familie schon im Jahre 1241 erblich erhalten hatte. — Die Bedingungen, unter welchen diese Brüder den Schloßbau übernahmen, waren, daß das Eigenthum des Schlosses dem Erzstift Mainz beständig verbleiben solle, daß aber die von Hanstein — diesen Namen scheinen sie damals angenommen zu haben — und ihre Nachkommen, als Erbburgmannen im Besitz der neu zu erbauenden Veste verbleiben, und für Unterhaltung derselben jährlich zehn Mark löthigen Silbers von Seiner Kurfürstlichen Gnaden, ihrem Herrn, empfangen sollten.

Dieses merkwürdige Verhältniß zeigt, unter welchen Schleier sich damals in jenen rechtlosen Zeiten des Faustrechts das Eigenthum, um des Besitzes sicher zu sein, verhüllen mußte. Auf der einen Seite bedurfte der Kurfürst und Erzbischof von Mainz eine Vormauer gegen die nicht aufgegebenen Ansprüche des Pfalzgrafen Heinrich, und daher einer festen Burg und tapferer Burgvoigte, um seine nördlich liegenden Besitzungen zu schützen; auf der andern Seite konnten die Erben der Burg ihres Besitzes nicht sicher und froh werden, ohne einen mächtigen Rückhalt zu haben, und so gingen sie denn im Jahre 1308 an den Bau der neuen Veste, welchen jedoch erst ihre Nachkommen im Jahre 1414 vollendeten. — So langsam, aber auch Jahrtausenden trotzend, wenn menschliche Hand nicht zerstörte, wurde damals ein Bau vollbracht, der in unsern Tagen in einem Jahre vielleicht vollendet wird und kaum ein Jahrhundert überdauert.

Noch erkennt man, als urkundliches Zeugniß dieser Erbauung, an der obern Ecke des äußern Werkes, neben dem von Hansteinschen Wappen die Inschrift:

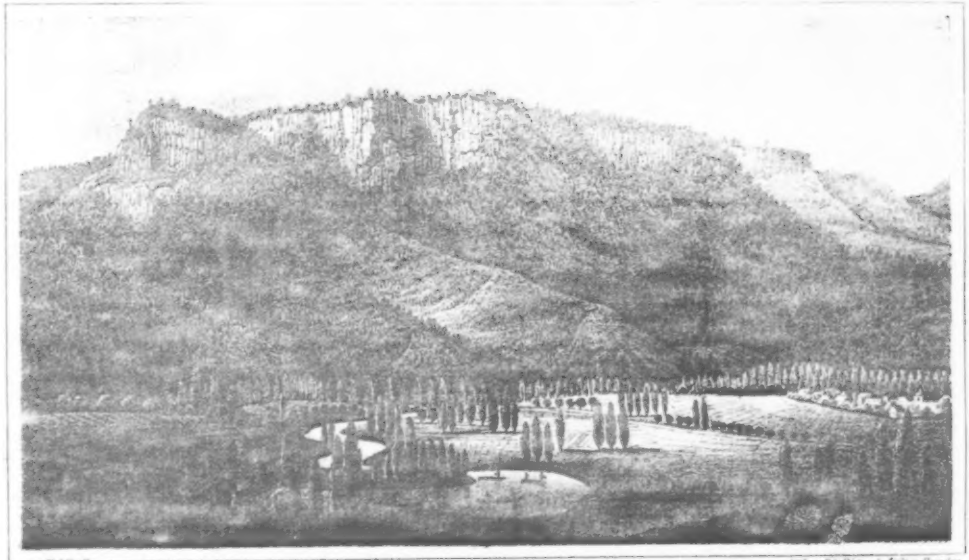
„Anno Domini MCCCCXIV. ist Ort gebauet."

Seit dieser Zeit haben die Burgvoigte und Erbburgmänner von Hanstein viele neue Orte an sich gebracht, die sie zum Besitz des Hansteins zogen, und daraus entstand denn die ansehnliche Herrschaft dieses Namens mit einem Gericht von 21 Ortschaften. Je mächtiger dadurch diese Dynastenfamilie im Laufe der Zeit sich erhob, um desto mehr griff sie um sich mit ihren Ansprüchen, so daß Landgraf Ludwig II. von Thüringen sich gemüssigt sah, die Burg Ludwigstein in der Nähe derselben zu erbauen, um sie im Zaume zu halten.

Der Hanſtein iſt mehrmals belagert, aber umgeben von vier Ringmauern und mit vielen tapfern Mannen beſetzt, iſt dieſe Burg niemals erobert worden. Das Gerede in jener Gegend, als ſei der Hanſtein im dreißigjährigen Kriege erſtürmt und verheert, iſt völlig irrig. Im Gegentheil iſt es nach allen Umſtänden wahrſcheinlicher, daß die Beſitzer der Burg dieſelbe in der letzten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts verließen, um bequemer in der Ebene zu wohnen, weil bei eintretender Rechtsſicherheit und hergeſtelltem Landfrieden, es dort eben ſo ſicheres Wohnen war, als auf den ummauerten Höhen.

Einer der letzten adeligen Bewohner des alten Hanſtein war Herr Conrad von Hanſtein, der im Jahre 1545 als einer der berühmteſten und tapferſten Hauptleute im proteſtantiſchen Heere genannt wird.

H. E. R. Velani.



Der Hellerstein bei Trefurt.

Der Heldrastein.

An der nordwestlichen Gränze des zum Großherzogthume Sachsen gehörigen Fürstenthums Eisenach, zwischen den Städten Kreuzburg und Treffurt, liegt der Heldrastein, meist Hellerstein genannt, eine 4 bis 5 Stunden im Umkreis haltende waldbewachsene, kalksteinfelsige Bergmasse. Ob derselbe seinen Namen von dem unter seiner Felswand liegenden Hessischen Dorfe Heldra, oder dieses denselben von dem Heldrastein erhalten habe, muß unentschieden bleiben; doch möchte das Erstere wohl anzunehmen sein.

Den Berg umgeben die Eisenachischen Ortschaften Iffa, Volterode, das zur Hälfte Eisenachische, zur Hälfte Preußische Dorf Schnellmannshausen, die Preußische Landstadt Treffurt, daß Hessische Dorf Heldra, dann Großburschla, das wieder Preuß. ist, und die Hessischen Orte Bambach, Netra und Willmannshausen. Der Hauptheil des Berges gehört zum Großherzogthume Sachsen, seine westlichen Parthien aber sind theils Hessisch, theils Preußisch. In einer seiner Schluchten liegt das verborgene Eisenachische Dörfchen Wolfmannsgehau. Von allen jener Ortschaften aus führen Wege auf den Berg, aber alle sind mehr oder weniger unfahrbar für leichtere Geschirre, nur zugänglich den Holzwagen, welche das einzige Produkt des Hellersteins so tführen, und nur den Holzbauern und Streusammlern leicht ersteiglich.

Der bequemste Weg zum Hellerstein, welcher letztere über 1100 Fuß über die Werra und über 1800 Fuß über das Meer sich erhebt, führt von dem an der Kunststraße zwischen Kreuzburg und Treffurt liegenden Dorfe Schnellmannshausen empor. Ihn betreten wir, um das Ziel unsers Ganges, an einer wunderherrlichen Aussicht von der an der Nordseite senkrecht abfallenden Höhe des Berges aus uns zu laben, binnen einer guten halben Stunde zu erreichen.

Malerisch liegt der Gipfel des Berges vor dem aufsehenden Wanderer, wenn er bei den letzten Häusern jenes Ortes den steilen vor ihm liegenden Hohlweg hinaufblickt, und es drängt ihn, seine Schritte durch die hohle Gasse zu beflügeln, um bald die nahe Höhe, die so lockend niederschaut, zu erreichen. Ueber eine sandige, von der Sonne heiß bestrahlte Anhöhe, der der Fleiß des Menschen doch immer eine, wenn auch dürftige Erndte abgewinnt, zieht sich der Weg empor, der rechts und links freie Blicke in grüne, baum- und schattenreiche Thäler gewährt. Je höher man emporsteigt, desto mannichfaltiger bedecken die Aecker abwechselnde Reihen veredelter, gut gehaltener Obstbäume, vornämlich Kirschen. Denn die Industrie der Besitzer hat sie gelehrt, ihren dürren, nur eine halbe Erndte gewährenden Aeckern die andere Hälfte durch Bepflanzung mit Obstbäumen abzugewinnen, und nun empfängt der heiße Sand Schatten von dem über ihm sich wölbenden Baume, und der magere Boden giebt dagegen den Wurzeln desselben ein kultivirtes lockeres Erdreich, und theilt zugleich mit ihm die ihm gegebene schmale Düngung. Oefters ist auch der Acker unter einer Baumreihe, um das Pflügen zu vermeiden und die Wurzeln zu schonen, mit Esparsette bewachsen, die zum Theil bei steter Erneuerung durch sich selbst 100 Jahre und darüber dauert.

Nachdem sich schon einmal der Weg links gewendet hat, tritt der Wandrer, dem lange vor Augen gehabten Gipfel ganz nahe gekommen, aus dem bebauten Landstriche und aus dem Schatten der Baumpflanzungen heraus, und wendet sich nach der linken Seite des Gipfels, wo ein hoch liegendes, aufwärts steigendes Thal ihn aufnimmt. Auf beiden Seiten winken von den Abhängen kräftige Buchen ihm zu, aber aufwärts, über eine sparsam mit kurzem Gras bewachsene Haide, führt der Weg, und dort erst, wo das Thal endet und der Weg in den Laubwald hineinführt, gönnt sich der müde Bergsteiger auf schwellendem Moose unterm schattigen Baume eine Erholung. Und dort bewundert er, wenn er zurückblickt, zur rechten Hand gewaltige, senkrecht von der Bergeshöhe abfallende, mit Gebüsch und Bäumen freundlich durchwachsene Felsmassen, an deren Wänden der Schuhu nistet, dem alljährlich der kühne, am herabgelassenen Seile schwebende Jäger die schädliche Brut raubt.

Von nun an steigt der Weg fast senkrecht empor; doch von der kurzen Ruhe mit neuer Kraft gelabt, ist der Wanderer, der wohl auch noch einige Mal, um tief Athem zu schöpfen, stehen blieb, nun bald aus dem Walde herausgetreten und auf der Höhe des Berges angekommen. Aber siehe da! da ist keine Aussicht, keine Labung, keine Entschädigung für solch ein beschwerliches Steigen! Vor ihm liegt ein nacktes Feld und neben ihn strecken sich bemooste Haiden, dort von einzelnen Buchen, dort von niedrigen Kiefern bedeckt. Wilde Rosenbüsche und Wachholdersträuche kriechen an den Rainen, welche die einzelnen mageren Aecker — eine sonderbare Erscheinung auf dieser Höhe — von einander scheiden.

Doch fasse neue Hoffnung, lieber Wanderer! rechtshin wendet sich dein Führer; folge ihm noch ein paar hundert Schritte, und lies

dir zum Zeitvertreibe und zur Erquickung die kleine aber gewürzige Walderdbeere auf. Je weniger du jetzt erwartest, desto größer und freudiger ist dann deine Ueberraschung!

Denn siehe! urplötzlich taucht, wie ein neues nie gesehenes Bild, unerwartet vor deinem Auge, das eben nur Haide und Gestripp um sich gewahrte, eine wunderliebliche Landschaft freundlich auf. Dein Auge staunt und dein Herz schwelgt im wonnigen Anschauen; es hebt sich dein Fuß, aber der Schrecken hemmt ihn zugleich wieder, denn noch ein Schritt, und es öffnet sich ihm ein gewaltiger Abgrund. Nicht Minuten lang vorher gewahrst du den Abgrund, und in ihm die freundliche Landschaft; urplötzlich taucht sie vor dir auf, und eine Secunde führt dich aus der Wildniß in des Lebens lachenden Garten. Du standest ahnend vor dem verhüllten Bilde; urplötzlich fällt der Vorhang und du siehest, was dein Herz zugleich freudig schlagen und ängstlich beben macht.

So wie du dich, sah der neugierige Waldgott schon Manchen beben und staunen; so wie du hier jubelst, jauchzte schon Mancher; ist's doch, als wenn hier eine Stimme riefe: „Tritt nicht herzu, zeuch „deine Schuhe aus von deinen Füßen: denn der Ort, da du auf „stehest, ist ein heilig Land!" (2.Mos. 3; 5.) Heilige Empfindungen hat diese erhebende Stätte schon manchem gefühlvollen Wanderer erweckt; „hier laßt uns Hütten bauen!" hats oft schon hier geklungen.

Es fällt hier der Berg in einer Längenausdehnung von einer halben Stunde plötzlich ganz senkrecht ab, meist so gerade, als wäre es eine lotgerecht aufgebaute Mauer, und bildet also eine Felsenwand, die 150 Fuß tief hinabgeht. Unten von dem Fuße der Felswand aus ziehen sich waldbewachsene Berge immer tiefer zur Ebene hinunter bis zur Werra, zu einer solchen Tiefe, daß sie nach einer neuern Messung über 1050 Fuß; von der Kante des Berges an gerechnet, betragen soll. Diese waldigen Höhen, die unterhalb der Felswand sich hinunter zur Werra ziehen, erwecken die Vermuthung, daß sie einst in der Urwelt von der nackten Felswand, die sie damals umkleidet haben mögen, herabgestürzt seien; denn also liegen sie da, wellenförmig, wie plötzlich durch einen schweren Fall hinabgestreckt. Zwischen ihnen laufen tiefe Thäler, welche Fußsteige und Holzfuhrwege in ihrem Schatten verbergen.

Unterhalb dieser Hügel, die durch abwechselnde Laub- und Nadelholzpartien den dunkeln, mannichfach grün schattirten Vordergrund der Ansicht bilden, liegen inmitten freundlicher Wiesen und üppiger Saatfelder, ganz in der Nähe, in belaubte Gärten gehüllt, die Ortschaften Heldra, Großburschla, Altenburschla und Völkershausen, die durch ihre freundliche Lage den Eindruck eines idyllischen ländlichen Stillebens erzeugen. Durch die fruchtbare Ebene windet sich in mäandrischen Krümmungen der stattliche, ruhig dahingleitende Werrafluß, dessen silberhelle Fluthen jenen Eindruck und die Schönheit der Landschaft erhöhen, indem sie derselben zugleich mehr Munterkeit und Leben mittheilen. An seinen grünen Ufern weiden muntre Heerden im Schatten der Bäume, und Wiesen und Felder sind voll regen

und doch ſtillen Lebens. Die Städte Treffurt und Wanfried umgränzen die Landſchaft, und über Treffurt bilden die theilweiſe wohlerhaltenen Mauern und Thürme der Burgruine Normannſtein einen maleriſchen Hintergrund. Hoch über Treffurt, das freundlich aus dem Grün der Bäume herüberblickt, und anſehnliche Gebäude, vornämlich im obern Stadttheile zeigt, erhebt ſich die zum Theil kahle Hochebene, die in ihrer weiteren Fortſetzung das Eichsfeld bildet. Von jenen Bergen, an welchen Treffurt lehnt, und welche einen theilweiſe wildromantiſchen Charakter tragen, wird die Weitausſicht gehemmt; deſto lieblicher tritt aber gerade dadurch das ſchöne Thal vor die Augen, das wir oben beſchrieben und zu dem ſie den Hintergrund bilden.

Doch ſchweift auch der Blick auf das über ihnen ſich hinziehende Eichsfeld und zu ſeinen vordern Ortſchaften hinüber. Ja in der Ferne erſcheinen bei klarer heller Luft auch dem unbewaffneten Auge der Poſſentburm bei Sondershauſen und die Harzberge mit dem Brocken. Eben ſo gewahrt man die Höhen um Heiligenſtadt und eine dort befindliche Kapelle.

Im Nordoſten ragt eine Stunde hinter Falken aus dem Hainichwalde die Burg Hainech über Razza hervor.

Einen der ſchönſten Punkte in der nahen Landſchaft bildet nordweſtlich der hinter Wanfried ſich kegelförmig erhebende Gehülfensberg mit der darauf erbauten katholiſchen Kirche Mariahilf, einem vielbeſuchten Wallfahrtsorte. Man möchte in die Fenſter der Kirche hineinſchauen und meint die Andächtigen den Berg hinanwallen zu ſehen.

Zur linken Seite der Ausſicht, alſo weſtlich, überſieht man eine bergige Gegend, bis zu dem drei Meilen weit entfernten Meißner, der langgeſtreckt als ein gewaltiger Gebirgsrücken vor dem Horizont liegt, leider aber zugleich eine weitere Fernſicht nach dem ſieben Meilen fernen, dahinterliegenden Kaſſel verwehrt. Näher liegen abwechſelnde Berge und Thäler, hinter denen ſich Eſchwege birgt. Ganz in der Nähe, bei den Dörfern Rambach und Weißenborn, fällt eine vorſpringende Bergecke, die Krahburg genannt, in die Augen.

Wendet ſich der Beſchauer zurück, nach Süden, zu der der Ausſicht entgegengeſetzten Seite, ſo blickt er über die Haiden, Lehden und Holzungen des Hellerſteins hinweg zu den ſüdöſtlich liegenden, herüberſchauenden blauen Gipfeln des Thüringerwaldes und ſeiner Vorberge. Da ragt der Inſelsberg vor Allen hervor; vor ihm liegt der Hörſelberg; ja ſelbſt der ferne Ettersberg iſt bisweilen ſichtbar; die Wartburg blickt einladend herüber, und noch näher liegen die Boyneburg und der Brandenfels, zwei meiſt wohlerhaltene Burgen. Im Südweſten erſcheinen mehrere hohe Punkte des fernen Rhöngebirges.

Der beliebteſte Standpunkt für die den Hellerſtein beſuchenden Fremden und Einheimiſchen iſt die ſogenannte Ausſicht, ein geräumiger, freier Raſenplatz von einer Buche beſchattet. Hier lagert den Sommer hindurch manche frohe Geſellſchaft, wovon die Feuerſtellen

in der Nähe und die zerbrochenen Flaschen unten am Fuße der Felswand Zeugniß geben. Wie oft feiern hier fröhliche Kreise, die die Werkeltagssorgen im Thale gelassen haben, auf freiem Bergesrücken glückliche Stunden im Angesichte einer schönen Natur, die, wenn sie auch keinen grandiosen und grotesken Charakter an sich trägt, doch das Bild freundlicher Ruhe, ländlicher Stille, idyllischer Schönheit in die empfängliche Seele drückt. Da beengt keine unangenehme Empfindung, auch nicht einmal Sehnsucht das Herz; man fühlt sich den Wolken nah so wohl, kann sich nicht satt sehen, und möchte nicht wieder von der lieben Stätte scheiden. Und auch selbst der zum Schwindel Geneigte, so bange es ihm vor dem offenen Abgrunde graut, mag doch nur ungern wegsehen von der freundlichen Landschaft, die unterm Abgrunde ausgebreitet liegt.

Man kann, der Kante der Felsen entlang durchs Gebüsch wandelnd, lange dieselbe Aussicht in mannichfaltig wechselnden Gestalten genießen; bald tritt dieser, bald tritt jener Theil der Gegend anmuthiger vor das Auge; bald erscheinen die Felsen schroffer, bald weniger steil; ja es gelingt wohl flinken Burschen an einigen Stellen hinab in den nächsten Grund zu steigen. Einige losgetrennte Felsen ragen wie hohe Obelisken, der karusbedeckten Felswand gegenüber, aus der Tiefe empor. Wandelt man in der angegebenen Weise nach der östlichen Seite des Berges, so gelangt man auf den Gipfel, der beim Hinaufsteigen zum Heldrastein besonders einladend vorlag, der aber keine so anziehend schöne Aussicht gewährt, wie die oben beschriebene. Die Thüringerwaldsberge allein treten hier etwas deutlicher vor die Augen.

Ehe man, an der Aussicht hinwandelnd, zu diesem östlichen Berggipfel gelangt, gewahrt man verschiedene tiefe Schluchten und breite Felsspalten, die von oben her in den Berg hineingehen. Moos umkleidet den glatten Felsen, und immer grüner Tarus hat seine Wurzeln in seine Felsen eingezwängt. Von diesen Klüften, wie von einer Höhle, die inmitten der senkrechten Felswand unter der Aussicht in den Berg hineingeht, erzählt die Sage, daß sie die unzugängliche Wohnung eines gefürchteten Räubers, Namens Henning, vor grauer Zeit gewesen. Seinem Pferde habe er, wie der Räuber auf dem Geißenberge, die Hufeisen verkehrt aufschlagen lassen, wodurch er sicher allen Nachstellungen entgangen sei. Einst habe er ein Mädchen von Heldra geraubt und zu seinem Dienste gezwungen, doch zum Himmelfahrtsfeste ihr auf dringendes Bitten auf ein Stündchen heimzugehen erlaubt, nachdem sie wiederzukommen und Niemanden zu sagen, woher sie komme, und wohin sie gehe, geschworen. Und als nun die Eltern sich gefreut und gefragt, wo sie gewesen, und als beim Abschiede die Brüder in sie gedrungen und geforscht, wohin sie gehe, da habe sie weinend geschwiegen und ihren Eid gehalten, aber Erbsen in der Schürze mitgenommen und einzeln auf ihrem Wege verstreut. Diesem Zeichen seien die Brüder und mannhafte Burschen des Dorfes nachgegangen, hätten die Felswand erstiegen, die Höhle gefunden, den Räuber erschlagen und die Schwester befreit.

Ob diese Erzählung der Umwohner ganz oder zum Theil der Sage angehört, ist schwer zu entscheiden; doch versammeln sich noch heut zu Tage am Himmelfahrtsfeste droben vor der Aussicht die Bewohner der umliegenden Ortschaften im festlichen Putze; einfache Erfrischungen werden feilgeboten; oft beginnt ein ländlicher Tanz um eine schattige Buche, und einen Hauptheil des Vergnügens an diesem Tage bildet es, daß die dreistesten Bursche sich versuchen, an der steilen Felswand hinabzuklettern und in der Mitte derselben seitwärts an derselben hin zur Henningshöhle zu gelangen. Diese selbst ist vom Umfange eines gewöhnlichen Zimmers, ohne dessen Höhe zu haben, doch erlaubt sie in ihrer Mitte eine aufrechte Stellung; eine Art Tropfstein hängt an ihrer Decke, grüner Duft bekleidet das Gestein. Der Eingang zur Höhle ist niedrig und schmal.

Wie an dem Himmelfahrtsfeste, so wandeln auch an den meisten schönen Tagen der bessern Jahreszeit kleinere oder größere Gesellschaften zu Fuß und zu Wagen aus der Nähe und auch aus der Ferne den Heldrastein hinauf, und man bleibt selten an schönen Sommertagen oben lange allein. Von Eisenach, Eschwege, Mühlhausen und Langensalza, die näher liegenden Städte und Dörfer nicht zu erwähnen, nahen sich heitere Wallfahrer, um der seltenen Aussicht oben sich zu freuen, und ein frohes Naturfest den Wolken nahe zu feiern. Und Alle, wie sie kamen, sind sie befriedigt, und um einen schönen Genuß reicher, dankbar und fröhlich den Berg wieder hinabgestiegen. —

Also tritt nun auch du, lieber Wanderer, der Spur des Führers folgend, das Herz voll neuer angenehmer Eindrücke, den bekannten Rückweg an. Ich weiß es, du richtest dankend deinen Blick empor, und indem deines Herzens Drang laut wird in dem frohen Gesange:

Ja, wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu sein!
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freu'n!

vergißt du ganz die nicht geringen Beschwerlichkeiten des Herabsteigens.

Leffler.

Geschichte der Kevernburg

bei Arnstadt im Fürstenthume Schwarzburg-Sondershausen.

Südöstlich von Arnstadt, auf einem Berge von mäßiger Höhe*) erhob sich vor Zeiten die Kevernburg, welche einem Grafengeschlechte den Namen gab, das zu den mächtigsten und begütertsten in Thüringen gehörte.

Der erste Schriftsteller, aus dem wir die ehemalige Beschaffenheit dieser Burg etwas genauer kennen lernen, ist Sylvester Liebe. Er beschreibt dieselbe in seiner (1625 beendigten) Salfeldographia MSC. Tom. I. C. IV. de provincia Thuringia) auf folgende Weise:

> Die Kevernburg war ein rundes, stattliches Gebäude. Rings herum stehen noch jetzt ziemlich hohe Mauern und drei feste, viereckigé Thürme.

Die Gestalt derselben, so wie die der Burg Saleck bei Naumburg, gleicht gewissermaßen einem Schiffe. In der Mitte des Hofs gewahrt man einen größtentheils mit Steinen angefüllten Brunnen. Daß dieses durch Gräben, Mauern und andere Befestigungen hinreichend gesicherte Schloß damals nicht mehr bewohnt gewesen sei, erhellt aus der Benennung wüst (arx diruta) bei diesem Schriftsteller, und aus einem Gedichte Heinrich Eckstorms vom J. 1592**) worin es ein großer Steinhaufen genannt wird. Fast ein

---

*) In K. E. A. v. Hoff Höhenmessungen in und um Thüringen. Gotha 1833. 4. S. 61 N. 335 heißt es nach der Angabe von A. Fiek: Die Kevernburg, Gut zwischen Arnstadt und Hausen, an der Holzecke, welche dort den höchsten Punkt zwischen der Gera und Wipfra bildet, a) über Arnstadt = 248,6 über der Mfl. 1149,5 b) über Rudolstadt = 505,2 = 1129,87 Mittel 1138.

**) Aus dessen Arbor Familiae Comitum Honsteinsiorum etc. Jenae 1592. 4. 4 Bogen. C 1.

Jahrhundert später lieferte Meliſſantes oder (nach seinem ursprünglichen Namen) Joh. Gottfr. Gregorii (in dem erneuerten Alterthum oder Beschreibung einiger vormals berühmten, theils verwüsteten und zerstörten, theils aber wieder neue auferbauten Bergschlösser in Deutschland. 1. Ausg. [Frankf. und Leipz. 1713] S. 201—210. 8. 2. Ausg. 1721 S. 190—198 und 642) einige Nachrichten von dem damaligen Zustande desselben, die weit wichtiger und ansprechender sind, als die dürftige Erzählung von seinen Besitzern und Schicksalen.

Dieser fleißige Gelehrte sagt:

„Vor zwanzig Jahren (also im Jahre 1693) hat man noch ein hohes Mauerwerk und einige Gewölbe wahrnehmen können, welche aber nach der Zeit theils eingefallen, theils abgebrochen worden sind; die noch übrig gebliebene Mauer gegen Mittag und Morgen ist ziemlich stark und breit und unten mit einem Gewölbe versehen, zu welchem der gewöhnliche Weg führt, wo im Jahr 1711 ein Arbeiter, der Steine losbrechen wollte, durch ein Stück Mauer erschlagen worden ist. Das Schloß war ins Gevierte ganz von Steinen gebaut und rund umher mit einem Erdwall geschützt. Den Graben kann man noch deutlich sehen. Mitten auf dem Hofe öffnete sich ein tiefer Brunnen, dessen Platz auch jetzt noch kenntlich ist. Die Keller sind meistens verfallen und wenig Spuren davon sichtbar. Der runde und mit einem Graben umgebene Berg wird heutiges Tages der Schloßberg genannt. Gegen Abend liegt am Fuße desselben der Hain*), ein kleiner, zu einem Thiergarten sehr passender, wahrscheinlich auch ehemals dazu bestimmter Wald. (Hier zeigt man das Kevernburgische Gericht, worauf im Jahre 1741 drei oder vier Eichen standen); gegen Mittag die Fürstl. Schäferei und das Vorwerk (das Kammergut), welches ebenfalls den Namen Kevernburg führt; bei dem Dorfe Oberndorf gegen Abend das Lustschloß Augustenburg." So weit Gregorii.

Diese einst den umliegenden Gau**) beherrschende und, wenn man von dem Ansehen und Reichthum ihrer Bewohner***) auf dieselbe

---

*) Denn Hain (Hagen) von Hag (Hecke, Zaun) bedeutet ein umzäuntes Gehölz (ein Gehäge). Viele Gehölze, vorzüglich in der Nähe alter Schlösser, führen diese Benennung, vermuthlich als Jagdgehäge, z. B. bei Blankenburg, Gleisburg, Kamburg, Freiburg, Osterfeld, Weikaburg, Rudelsburg ꝛc. S. Dresdn. gel. Anzeigen 1751 35. St. S. 307. Anm. **** Lepsius Rudelsburg und Saleck. S. 51. Anm.

**) Wahrscheinlich gehörte die Kevernburg nebst Arnstadt zu dem Gau Langewitz, in welchen und in die Grafschaft Sizzo's auch Ichtershausen noch im J. 1147 versetzt wird.

***) Zum Beweise führen wir jetzt nur noch den Umstand an, daß die Grafen v. Kevernburg, gleich denen v. Rabenswalde, Schwarzburg und Orlamünde,

schließen darf, stolz prangende Burg, ist nunmehr beinahe völlig verschwunden, und wahrscheinlich trägt die Schuld ihrer Vernichtung die geringe Theilnahme, welche solche ehrwürdige Denkmäler der Vorzeit in den nächstvergangenen Jahrhunderten einflößten, in denen man sie nicht selten muthwillig zerstörte, um für ein eben zu errichtendes, neues Gebäude schon behauene Steine zu gewinnen. So mag auch die Kevernburg zu dem herrschaftlichen Vorwerke gleiches Namens, zu der Augustenburg und vielleicht schon zu dem alten Arnstädter Schlosse allmählig verwendet worden sein.

Von den Mauern dieser Veste sind jetzt, bis auf zwei aneinander hängende 8 bis 16 Fuß lange und halb so starke Trümmer, nur ganz kleine Steine übrig. Jene, wie eine unregelmäßige Kugel geformt, liegen im Graben umgestürzt 60 Schritte von einander, und scheinen Ueberreste zweier Thürme zu sein, welche die südwestliche Seite des Schlosses bewahrten. Man konnte sie nicht zu den erwähnten Gebäuden benutzen, weil sie aus lauter kleinen, etwa Faust und Kopf großen, mit Mörtel verbundenen Steinen bestanden. Dadurch, so wie durch ähnliche Mauerwerke Thüringens*), wird die Vermuthung bestätigt, daß schon in ältern Zeiten in diesem Lande der Kalkgußbau gebräuchlich war.

Die äußere Wallinie hat 596 Schritte in ihrem ovalen Umfange, und der Schloßhof nach seiner längsten Seite, mit Einschluß des Platzes, welchen die Gebäude einnahmen, 134 Schritte, von der innern Burggrabenlinie an gerechnet. Der Graben ist außerordentlich breit, und mag vor seiner Verschüttung auch von beträchtlicher Tiefe gewesen sein. Der eingesunkenen Plätze, welche wahrscheinlich von ehemaligen Kellern oder Brunnen herrühren, finden sich auf dem Schloßhofe mehrere.

Als zu Anfange dieses Jahrhunderts in den Ruinen der Burg hin und wieder nachgegraben wurde, entdeckte man weiter nichts, als Spuren von einem unterirdischen Gange, und außerdem eine kleine Frauenzimmerscheere nebst einer ziemlichen Menge halbverbrannten und doch nicht vermoderten Weizens, der vielleicht mehrere hundert Jahre hier gelegen hat. Beides wird jetzt in dem Blumenbachischen Kabinet zu Göttingen aufbewahrt.

Weder diese geringen Reste, noch jene unvollständigen Beschreibungen würden einen ganz richtigen Schluß auf die ehemalige Beschaffenheit der Burg in allen ihren Theilen gestatten, wenn nicht in der Mauer eines Stalles des herrschaftlichen Vorwerks ein Stein gefunden worden wäre, auf welchen die Abbildung derselben

---

ihre Hofbeamten oder Ministerialen (einen Truchses, Marschall Kämmerer und Schenken) hatten.

*) Z. B. die Burg Mauenstein im Herzogthum S. Meiningen und die Sorbenburg zu Salfeld. — S. d. Allgem. Anzeiger der Teutschen v. J. 1839. N. 144. S. 1618 f.

eingehauen war, den der ehemalige Wegeaufseher Johann Wilhelm Meitzner (welcher im J. 1804 zu Arnstadt starb) nachzeichnete. Der Stein selbst ist hierauf nicht mehr beachtet worden, und vermuthlich bei einer Aenderung jenes Gebäudes verloren gegangen. Daß diese Art, Schlösser und Städte darzustellen, im Mittelalter nicht ungewöhnlich war, läßt sich daraus muthmaßen, daß noch vor Kurzem beim Wegreißen des dritten Hauses von der Rathsapotheke in der großen Beckerstraße zu Lüneburg eine zwischen den Jahren 1471 bis 1528 in Stein gehauene Ansicht dieser Stadt angetroffen wurde*).

Die Aechtheit der Zeichnung Meitzners nach einem wirklich vorhandenen Urbilde bezeichnen die Aussagen glaubwürdiger Männer und ihre Aehnlichkeit mit Liebe's und Gregorii's Beschreibungen, so wie die Lage des Einganges zwischen zwei niedern Thürmen, womit man zum Schutze desselben die Ziegeln alter Burgen zu versehen pflegte**). Ganz willkührlich dagegen ist die Deutung eines Oelgemäldes aus dem Nachlasse der Olearius'schen Familie, welches man für eine Vorstellung der Kevernburg ausgibt, da am Fuße des, dem Kevernburgischen ganz unähnlichen, Schloßberges ein schiffbares Wasser sich befindet, und auch Niemand die in der Nähe liegende Stadt für Arnstadt erkennen wird. — So erscheint ferner die Abbildung der Kevernburg in Rudolphi's Gotha diplomat. (1. Th. v. J. 1716 auf dem Kupferstiche des Landgrafen Balthasar von Thüringen zwischen S. 32 und 33.) nicht naturgetreu, und das Titelkupfer zu beiden Ausgaben von Melissantes Bergschlössern ist mit zu vielen Gegenständen überladen, als daß die Ruinen der Kevernburg vertreten könnten. Unsere Wißbegierde würde vollkommen befriedigt sein, wenn sich der Meisterhand Alexander Thiele's in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf dem trefflichen Gemälde der Augustenburg, welches das Fürstl. Schloß zu Arnstadt schmückt, noch Gelegenheit dargeboten hätte, statt der wenigen, damals sichtbaren Ueberbleibsel, die unversehrte Kevernburg anzubringen!

Da zu den Bergschlössern gemeiniglich solche Orte gewählt wurden, von denen man weit in die Ferne schauen konnte, so läßt sich diese Eigenschaft auch bei der Kevernburg erwarten. Und allerdings genießt man von der Höhe, auf welcher sie ehemals thronte, einen überraschenden Anblick, zu dessen Schilderung wir uns der Worte eines davon begeisterten Schriftstellers***) bedienen:

„Der Eingang in den Plauischen Grund mit seinen Felsen, Waldungen und Gartenhäusern, das nur eine gute halbe

*) S. Wedekind's Noten zu einigen Geschichtschreibern des deutschen Mittelalters. 2. Bd. 7. H. 1834. S. 287. Anm.

**) Vergl. H. Leo über Burgenbau ꝛc. in v. Raumer's histor. Taschenbuch. 8. Jahrg. S. 1.

***) S. (Dr. Arnold's) Malerische Wanderungen am Arme meiner Karoline. 1. Bd. (Erfurt 1804. 8.) S. 82. f.

Stunde entfernte Arnstadt an der Spitze. Ferner die (sogenannten) drei Gleichen, der Seeberg, Hahnenberg und Rhönberg, in ferner Bläue der Fuß des westlichen Thüringerwaldes, der hohe, wolkenküssende Inselsberg. Dann hinunter in die nördliche Pläne nach Ichtershausen, Molsdorf, Rudisleben, Kirchheim, Eischleben, bis zum Fuße des Steigerbergs, von der silbernen Schönheitslinie der Gera durchschlängelt, voll prangender Wiesen und gesegneter Felder! Und nun den Blick hinab in die jähe Tiefe, Oberndorf und Angelhausen, zur Mutterkirche Oberndorf gehörig, das Fabrikgebäude des Rößchens und die Schäferei, wo man fürchter, auf das Kirchendach von Oberndorf zu stürzen, wenn man herabschwindelte."

Fragen wir nach der Zeit der Erbauung der Kevernburg, so deckt dieselbe ein undurchdringliches Dunkel. Doch gehört ihre Entstehung ohne Zweifel den fernsten Jahrhunderten des Mittelalters an. Denn die umliegende Gegend war schon frühzeitig bevölkert und Arnstadt nebst Mühlberg bereits im J. 704 vorhanden. Auch gedenkt eine hersfeldische Urkunde vom J. 948 der benachbarten Orte: Ichtershausen, Angelhausen, Ungelroda und Dornheim.

Es ist glaublich, daß die Ahnherren der Grafen von Kevernburg und Schwarzburg diese beiden Schlösser schon in den frühesten Zeiten besessen und vielleicht auch erbaut haben. Als die gräflichen Familien zu Ende des eilften Jahrhunderts (einige Beispiele kommen schon in der ersten Hälfte desselben vor) und zuerst im zwölften, sich von ihren Wohnsitzen zu schreiben anfingen, nannte sich der letzte (oder dritte) der Sizzonen bald einen Grafen in oder von Thüringen (Comes Thuringiae), bald von Schwarzburg (zuerst in einer Urkunde vom J. 1123) und von Kevernburg (1141, 1143 und 1144). Es ist möglich, daß er am Abend seines thatenvollen Lebens vorzüglich hier zu weilen pflgte.

Der Name der Burg selbst ist nicht geeignet, auf ihren Erbauer hinzuführen, und wir können die mitunter lächerlichen Ableitungen desselben ohne Bedenken stillschweigend übergehen. Auch ergiebt es sich aus seinen verschiedenen Schreibarten in Urkunden von selbst, wie unstatthaft einige der ersten sind.

Sizzo's III. Söhne, Heinrich und Günther, theilten sich nach dem J. 1160 in das väterliche Erbe. Jener erhielt die Grafschaft Schwarzburg, dieser Kevernburg und wurde Stammvater der Kevernburgischen Grafen, welche sich ebenfalls in verschiedene Aeste verbreiteten.

Wollten wir hier das von Günther entsprossene Geschlech in vollständiger Reihe aufzählen, so möchte uns dies zu weit vom Ziele abbringen. Es genügt also, durch die eben gemachte Bemerkung den Weg zu einer andern, für uns jetzt wichtigern, zu bahnen, daß nämlich dieses Schloß von der davon benannten Familie, bis zu ihrem Absterben ununterbrochen bewohnt und beherrscht wurde, wie mehrere daselbst z. B. in den Jahren 1283, 1289, 1294, 1297, 1300, 1303, 1332 ausgestellte Dokumente beweisen.

Während dieses Zeitraums hatte es auch seine eigenen Burgmänner und Burgvoigte. Im Jahr 1220 werden in einer Urkunde des Grafen Günther (V.) Albero von Vipeche nebst seinem Sohne Hermann, Lupold und Hermann von Griesheim, Vater und Sohn, Heinrich und Ludwig von Stutternheim, Rudolf von Bozeleben (Bösleben), Truchses des Grafen, Hugo von Danheim (Taneheim), Sifrid und Heinrich, dessen Stiefsohn, als Castellani von Kevernburg erwähnt. Im Jahre 1301 hatte Eylher von Rochusen (Rockhausen) eine Mark jährlichen Zinses als Burglehn von Günther dem jüngern (IX.) und 1309 nennt der Letzte Konrad Weyer (Werger), Albert von Rochusen, Lutolf von Wylrisleyben (Wüllersleben) und dessen Bruder Dietrich milites suos, worunter wahrscheinlich hier Burg- und Lehnleute verstanden werden. Burchard von Molunstete (Mülverstedt) war 1328 und Friedrich von Wizleben 1350 Burgmann (castrensis) daselbst.

Daß die Burg ihre besondere Kapelle und einen Kapellan zu Verrichtung des Gottesdienstes besaß, erhellt aus Urkunden von dem J. 1209, wo der letzte Arnold und von 1220 und 1228, wo er Martin und in dem neuesten Dokumente Pleban heißt. Unter der Landgräflichen Regierung, z. B. 1441 und 1457, scheint der hiesige Gottesdienst von dem Pfarrer zu Oberndorf verwaltet worden zu sein, wenigstens hatte dieser noch in späteren Zeiten das Präsentationsrecht des Verwesers der Vicarie des heil. Erhard daselbst.

Von Unglücksfällen, welche das Schloß betroffen haben, kennen wir blos den Brand, der dasselbe am grünen Donnerstage 1246 verzehrte und unbewohnbar machte. Dieses Ereigniß würde uns vielleicht ganz unbekannt sein, wenn nicht der Bischof Heinrich von Bamberg dabei in Lebensgefahr gekommen wäre. Denn der große und starke Thurm, in welchem er gefangen saß, stürzte zusammen und tödtete einige Leute, ohne ihn selbst zu beschädigen. Manche Geschichtschreiber lassen diese Begebenheit, welche die im Aberglauben befangenen Zeitgenossen als ein gerechtes Gottesurtheil des an dem Kirchenfürsten verübten Frevels ansehen, aber ohne Grund, ein Jahr vorher, 1245, sich zutragen. Ueberhaupt empfängt dieselbe, besonders in Beziehung auf ihre Veranlassung und Folgen, erst das gehörige Licht durch die Bambergischen Archive und Chroniken. Zwar wird weder in einer davon handelnden Urkunde des erwähnten Bischofs vom 4. Januar 1247, noch in der sogleich genaue zu beobachtenden Bulle des Papstes Innocenz IV. vom 12. Juni desnämlichen Jahres gesagt, wo und von wem jener gefangen worden sei, sondern nur in der ersten bemerkt, daß es sich im Dienste der römischen Kirche zugetragen. Doch ergänzt Hoffmann in den Bambergischen Annalen, man weiß nicht, aus welcher Quelle, diese Nachrichten: daß der Bischof damals von dem Papste an den am 26. Mai 1246 zu Hochheim bei Würzburg zum römischen König erwählten Landgrafen Heinrich Raspe abgeordnet, auf dieser Reise durch den Grafen Berthold von Kevernburg (den er aus Unwissenheit von Crumburg nennt) gefangen und, zu Entrichtung des

Lösegelds, den Kirchenschatz zu verpfänden, genöthigt worden sei. In dem Bambergischen Burggutbuche heißt der Graf von Kevernburg, welcher den Bischof verhaftete, nicht Berthold, sondern Günther. Dieser Widerspruch läßt sich aber wohl am leichtesten heben, wenn man annimmt, Berthold habe dabei im Auftrage seines Vaters, Günthers V. gehandelt. Zu seiner Auslösung empfing der Bischof von dem Domkapitel drei kostbare Kreuze. Er setzte deswegen neun seiner Ministerialen zu Gewährsmännern, versprach, im Falle der Veräußerung oder des Verlustes jener Kleinode, 140 Mark Silbers zum Ersatz zu geben, und verschrieb zu mehrerer Sicherheit den Bürgen sein Dorf Strullendorf; so wie er auch für seine Befreiung den Kapiteln der Hauptkirche und einiger anderer Kirchen, den Prälaten, Kapiteln und Sammlungen der Klöster ꝛc. Kronach, Rosenberg (die Festung bei der Stadt) nebst andern Schlössern, Dörfern, Ländereien, Besitzungen und verschiedenen zur bischöflichen Tafel gehörigen Gegenständen als Unterpfand überließ. Innocenz IV. befahl dem Abte zum heiligen Stephan in Würzburg, allen Inhabern der erwähnten Pfänder zu bedeuten, daß sie dieselben zurückerstatten müßten — ein Ausspruch, gegen welchen er keine Berufung für gültig erkannte, und den er sogar mit Androhung des Kirchenausschlusses begleitete. Doch war Heinrich wegen der von ihm als verfallene Lehn eingezogenen meranischen Besitzungen, mit den Allodialerben und Schwägern des letzten Herzogs dieses Stammes, den Grafen Friedrich von Truchendingen und Otto von Orlamünde und dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, einige Jahre in Krieg verwickelt, und bei den neuen, ihm dadurch verursachten Geldverlegenheiten zur Nachsicht gegen seine früheren Gläubiger gestimmt. Solche Verhältnisse erlaubten ihm auch nicht, sich von seinem Feinde, Günther von Kevernburg, Genugthuung zu verschaffen. Erst seinem Nachfolger gelang es, den Grafen im Jahre 1261 zu Annahme folgender Bedingungen zu vermögen: Günther sollte der Kirche 350 Mark Silbers als Entschädigung bezahlen, und vier Jahre hindurch derselben mit 200 reisigen und gerüsteten Pferden, jährlich mit 50, dienen. Ueberdies wurde ihm auferlegt, daß er und eine Anzahl seiner Mithelfer von ihrem Eigenthume die Einkünfte von 200 Pfund gangbarer Münze aufgäben und von der Kirche zu Lehn empfingen. Endlich sollte er, der Sechste der Adeligen, mit 24 andern Rittern von Güsbach nach Bamberg in die Hauptkirche in leinenen Kleidern und barfuß gehen, und an dem fünften Tage der Pfingstwoche hinreichend Bürgschaft leisten, alles, was er beschworen hatte, unverbrüchlich zu halten.

Die Buße der Einwanderung, deren sich, nach allen Vermuthungen, der Graf nicht geweigert haben wird, war demüthigend und beschwerlich. Denn der zurückzulegende Weg betrug zwei Stunden.

Wir kehren nach dieser Abschweifung, welche wir uns auch deswegen erlauben zu dürfen glaubten, weil diese Verhältnisse von den bisherigen Bearbeitern der Kevernburgischen Geschichte bei dem Mange

der erst vor Kurzem geöffneten Quellen*) nur oberflächlich und ungenügend vorgetragen worden sind, zu Erzählung der Schicksale unserer Burg zurück.

Die Anfangs so bedeutenden Besitzungen des Kevernburgischen Hauses waren nicht lange vor jener Begebenheit, welche ihm neuen Verlust brachte, durch die Theilung Günther V. und Albert I., Stifters des Rabenswaldischen Hauses, sehr geschmälert worden. Ums Jahr 1280 fand eine abermalige Sonderung des bisher gemeinschaftlich regierten Gebiets zwischen den beiden Brüdern Günther VII. und Günther VIII. Statt, wodurch die Kevernburg an den ältern, die Hälfte von Arnstadt aber an den jüngern gelangte, welcher von nun an seinen Wohnsitz in dem dasigen Schlosse genommen zu haben scheint.

Als der Urheber dieses Zweiges des Kevernburgischen Stammes bei seinem Tode (1302) keine Söhne hinterließ, so folgten in die Länder desselben nicht etwa seine Vettern von der andern Kevernburgischen Linie, eben so wenig, als die ihm verwandten Häuser Rabenswald und Schwarzburg, sondern seine beiden Töchter, Adelheid, Gemahlin des Grafen Otto V. von Orlamünda, von der fränkischen Linie, und Irmengard, welche an den Grafen Heinrich V. von Hohnstein verehlicht war, wurden Erbinnen der gesammten väterlichen Güter. So fiel auch der Mechtildis, Gemahlin des Grafen Hermann von Orlamünda, Herrn zu Weimar, der Nachlaß ihres ums Jahr 1312 verstorbenen Vaters Friedrich, des letzten Grafen von Rabenswalde, einzig und allein zu, ohne daß die Häuser Kevernburg und Schwarzburg oder sonst Jemand den geringsten Anspruch darauf geltend machten.

Alles dies geschah vermöge eines alten Herkommens und Rechtsgebrauchs: der Todttheilung, welche im Verein mit den fast immerwährenden Fehden des 13. und 14. Jahrhunderts, die den Edeln Thüringens drückende Schulden und unersetzlichen Verlust an Land und Leuten zuzogen, zum Verblühen des bisher so glänzenden Gestirns der Kevernburger unaufhaltsam wirkte.

Der letzte Graf von Kevernburg, Günther XV., ein Sohn Georgs und der Gräfin Sophia von Stolberg, kommt bereits 1376 in Urkunden vor. Er vermählte sich frühzeitig (1379) mit Mechtild, Tochter des Grafen Gebhard II. (nach Andern Burkard) von Mansfeld, und beschloß, weil seine Ehe ohne Kinder blieb, eine Reise nach Palästina zu thun. Um die dazu nöthigen Kosten bestreiten zu können, verkaufte er einen Theil seiner noch übrigen Besitzungen. Als er sein Gebet zu Jerusalem verrichtet hatte, besuchte er das Grab der heil. Katharina auf dem Berge Sinai. Bald aber raffte ihn ein hitziges Fieber hinweg. Seinem Wunsche zufolge geleiteten seine Gefährten

*) S. P. Oesterreicher's Denkwürdigkeiten der fränkischen Geschichte. 2. St. (Bamberg 1832.) S. 91—115.

den Leichnam in das Vaterland zurück, wo er in der Kevernburgischen Begräbnißkapelle des Klosters Georgenthal bei seinen Voreltern, als der Letzte seines Geschlechts nach damaliger Sitte mit Helm und Schild, feierlich beigesetzt wurde.

Der Landgraf Balthasar von Thüringen genehmigte am Michaelistage 1388 eine Stiftung des eben genannten Grafen Günther

„der da vbir mer zu dem heyligen grabe yn der heyligen stad Iherusalem von disir Werlde vorscheyden ist,"

seiner Mutter und Gemahlin, von zwei Pfund Pfennigen jährlicher Gülde

„zu eyme altere (Altare) in der cappeln Send Georgenthal dar ynne dy herren von keuernberg Stifter vn Woltetere dez genanten gotishufis bestadit vn begrabin legin"

(wie die Worte der Urkunde lauten), und zu Seelenmessen für den vor kurzem Verstorbenen und dessen ganze Familie.

Um zu erklären, warum die Bestätigung dieses Vermächtnisses durch den Landgrafen erforderlich war, muß man wissen, daß Günther schon vor seinem Hinscheiden die Herrschaft Kevernburg, welche er ursprünglich, wie seine Vorfahren, als freies Eigenthum besaß, jenem zu Lehn aufgetragen hatte. Die beiden Gräfinnen, welchen dieselbe zum Leibgedinge, so wie die Burg zur lebenslänglichen Wohnung angewiesen war, erklärten 1387 (am Mittewochin in der pfingstwochen) Jenen für den rechtmäßigen Oberherrn aller Besitzungen ihres verstorbenen Gemahls und Sohnes, dem bereits von allen Unterthanen gehuldigt worden sei, erhielten von ihm noch eilfhundert Schock Groschen Freiberger Münze, machten sich anbrischig, den Voigt oder Amtmann, welchen Balthasar auf das Schloß setzen würde, der aber

„der selben Herrschaft von Kefernberg man vnd in der herschaft gesessen sein solle" —

nebst den Hausleuten, Thorwärtern und Wächtern, die er zu bestellen und ihrer Dienste wieder zu entlassen, allein das Recht habe, zu besorgen und zu beköstigen.

Die Landgrafen scheinen die neue Erwerbung bald liebgewonnen zu haben, indem nicht nur Balthasar den Anfang des nächsten Jahres daselbst verlebte, sondern auch seine Nachfolger sie von Zeit zu Zeit besuchten, und in den Jahren 1414, 1415, 1421, 1426, 1435 Urkunden hier ausstellten.

Im Jahre 1394 verpfändete der eben erwähnte Landgraf diese Herrschaft für 1600 Schock Groschen Freiberger Münze, seinem Bruder, dem Markgrafen Wilhelm zu Meißen, der sie jedoch nicht lange inne hatte. Denn in einer Urkunde vom Jahre 1407 sagt Friedrich IV., der Sohn des erstern, daß man die Zinsen von Gütern zu Marlishausen auf dieses sein Schloß zu entrichten habe, und 1408 (nach Horn 1414) setzte er seiner Gemahlin, Anna von Schwarzburg, einer Tochter Günthers XXIV., die Kevernburg nebst Tenneberg und Waltershausen zum Leibgedinge. Im J. 1406 wird Lotze von Barnrade, Amtmann, und in einem Schreiben

des Landgrafen Friedrich (ohne Tag und Jahr) Jurge von Heytingesberg Voigt daselbst genannt. —

Die freundschaftlichen, durch diese Ehe zwischen dem Landgräflichen und Schwarzburgischen Hause geknüpften Verhältnisse mögen wohl dazu beigetragen haben, daß die Kevernburg dem Letztern erst verpfändet und dann verkauft wurde.

Doch ehe wir uns dem für Schwarzburg so günstigen Zeitpunkte nähern, in welchem es diesen Sitz seiner Altvordern wieder erlangte, wollen wir einigen, denselben betreffenden Urkunden unsere Aufmerksamkeit widmen.

Das Kloster Georgenthal mußte jährlich eine Butte Trauben von seinen Weinbergen über der Triegelsmühle auf die Kevernburg abgeben. Der Landgraf Friedrich that 1436 darauf Verzicht, und erlaubte in dem nämlichen Jahre, daß der Abt Jakob zu Pforta „von wegen seines Gotishuses, das dann von Brandis wegen an dem Monster großen verterplichen Schaden enpfangen"

verschiedene Güter und Zinsen, die er ihm vormals in dem Gerichte zu Kevernburg zugeeignet hatte, namentlich zu Alkersleben, Osthausen, Oberwillingen, Tanheim, Bösleben, Großendornheim, Rechstedt und Elleben, an den Abt Johann zu Paulinzelle verkaufen durfte. Dem Schösser Johann Treber (Treffer) zu Kevernburg, welcher bereits 1439 als solcher vorkommt, wurde 1441 dieselbe nebst Zubehör auf drei Jahre, gegen bestimmte Geld- und Naturalleistungen überlassen. Bei dieser Gelegenheit erhalten wir Kunde von den Personen, welche sich, vorzüglich zur Bewachung der Veste und zu Bearbeitung der dazu gehörigen Felder und Weinberge, hier aufhielten. Es waren ihrer an der Zahl achtzehn. Ein damals aufgesetztes Verzeichniß des Viehstandes, besonders „in der Schäferei unter der Burg im Hofe" und sämmtlicher Vorräthe macht zugleich das zur Vertheidigung vorhandene wenige Geschütz namhaft. Schon im folgenden Jahre (1442) ging, aus uns unbekannten Ursachen, mit dieser Pachtung eine Aenderung vor. Die Landgrafen Friedrich und Wilhelm schlossen nämlich über Kevernburg und alle dazu gehörige Dörfer (deren 27 namentlich angeführt werden, wovon aber nach der Zeit etliche abgekommen sind), Vorwerke, Aecker und Weingärten, mit Hartung Gernodt, ihrem Geleitsmann zu Erfurt, auf 9 Jahre um 600 Mark Silbers einen Wiederkauf. Allein auch jetzt wurde, nach noch nicht völlig beendigter Frist, im Jahre 1446 mit dem Grafen Heinrich XXXI. von Schwarzburg, Herrn zu Arnstadt und Sondershausen, ein ähnlicher Vertrag über die Kevernburgische Pflege eingegangen, und der Preis auf 10,000 Rheinische Gulden bestimmt. Zugleich verabredete man sich wegen des bei Ausbesserung der Gebäude zu machenden Aufwandes. Heinrich hielt es für zweckmäßig, die Kevernburg 1448 Wyttigen von Crumistorf (Cromsdorf) zu einer Haushaltung auf drei Jahre einzuthun. Gegen den ihm zugesicherten Genuß verschiedener Vortheile versprach dieser 2 Wächter, 2 Thorwärter, 2 Pfründener, einen Hausmann und einen

Knecht mit einem Pferde zu Einnahmung der Zinsen und Gefälle zu unterhalten, und das Schloß wieder abzutreten, wenn es Herzog Wilhelm einzulösen wünsche.

Endlich kam diese Herrschaft völlig unter Schwarzburgische Botmäßigkeit. Herzog Wilhelm zu Sachsen belehnte im Jahre 1467 Heinrich XXXI. mit derselben und entband die Vasallen der ihm geleisteten Pflicht. In dem Lehnbriefe äußert der Herzog ausdrücklich, daß er dem Grafen diese Gunst

„um getreuer annehmer, bestandlicher und fruchtbarer Dienste willen, welche er ihm und seinem Fürstenthume oftmals gethan,"

erwiesen habe Doch hatte ihm Heinrich, außer der erwähnten Kaufsumme, 24 Dörfer in der untern Herrschaft, sein bisheriges freies Eigenthum, zu Lehn auftragen müssen. Spätere Sächsische Lehnbriefe sind von den Jahren 1535, 1539, 1543 und 1548. Neuerlich wurden sie von dem Hause Sachsen-Weimar ausgefertigt.

Seit diesem Wechsel des Eigenthümers fließen die Quellen der Geschichte unseres Schlosses noch weit spärlicher. Die Grafen von Schwarzburg, die in Arnstadt einen bequemen Wohnsitz hatten, bedurften dazu jenes nicht mehr. Daher scheint es von nun an in Verfall gerathen zu sein. Aus der Uebereinkunft zwischen den Grafen Wilhelm von Henneberg und Heinrich von Schwarzburg über die gemeinschaftliche Gerichtsverwaltung zu Wipfra und die wechselseitige Zollbefreiung ihrer Unterthanen, vom 24. April 1841, geht jedoch wenigstens so viel hervor, daß zu dieser Zeit ein Richter oder Amtmann auf der Kevernburg lebte, und daß die dasigen Gefängnisse noch gebraucht wurden. Im Jahr 1487 bekleidete Heinrich von Rottleben jene Stelle; 1532 ist von hieher zu entrichtenden Zinsen, und 1543 in den Arnstädtischen Statuten von Pfändern die Rede, welche auf dieses Schloß ausgeantwortet werden sollten.

Daß man auch die nächsten Umgebungen der Burg vernachlässigte, bezeugt ein wüster Baumgarten unter derselben, zu dessen erneuertem Anbau im J. 1489 Vorkehrungen getroffen wurden. Bei der Erbsonderung des Grafen Günther des jüngeren mit seinem Vetter Heinrich dem jüngeren im Jahre 1496 kam die Kevernburg zu dem Arnstädtischen Theile, von welchem sie auch nachher nicht wieder getrennt worden ist.

Am Schlusse müssen wir noch wenige Augenblicke bei einem Gemälde verweilen, das sich jetzt in dem Archive zu Arnstadt befindet, und unter dem Namen des Kevernburgischen bekannt ist. Es stellt drei Männer mit ihren neben ihnen stehenden Frauen vor. Die ersten sind mit Mützen von zwei verschiedenen Formen bedeckt; sie haben lange Haare und Bärte, breite Gürtel, enganschließende Kleider und spitzgeschnäbelte Schuhe, halten die zur Erde gesenkten Schwerter und die auf denselben ruhenden Schilde (mit dem goldenen Löwen im blauen Felde) in der einen, und eine Fahne in der andern Hand, wofür aber der letzte eine Kirche mit zwei Thürmen trägt. Der Anzug der Frauen weicht, bis auf die an dem Umschlagetuche

der dritten befindlichen Schellen, womit auch die Halskette des ersten Mannes geschmückt ist, nicht so sehr von dem gegenwärtigen ab, als die Tracht der Männer. Nach der lateinischen Unterschrift, welche aus einer Stelle der noch ungedruckten Thüringischen, von Reinhardsbrunner Mönchen verfaßten Chronik in der Königl. Bibliothek zu Hannover wörtlich entlehnt zu sein scheint, heißt der erste Gundar, welcher von dem Heidenthume zur christlichen Religion überging und sich taufen ließ; der zweite Siger, Sohn des vorhergehenden; und der dritte Siger oder Sigehard, Mitstifter des Doms zu Naumburg, wo er seine Grabstätte fand.

Sämmtliche Personen auf diesem Gemälde werden den Ahnen des gräflichen Hauses Kevernburg förmlich beigezählt, wahrscheinlich sind aber nur die berühmtesten und merkwürdigsten unter ihnen, deren Gedächtniß sich seit dem langen Zeitraume vom achten bis zu Anfange des eilften Jahrhunderts durch mündliche oder schriftliche Ueberlieferung erhalten hatte, in dasselbe aufgenommen worden. Die Zeichnung und der Charakter der Figuren deutet auf ein hohes Alter. Allein eben darum möchte man glauben, daß dieses Bild noch nicht Original, sondern Copie eines ältern, auf Holz gemalten sei. Ob die Leinwand des noch vorhandenen ursprünglich auf einer hölzernen Tafel aufgeleimt und mit derselben verbunden war, ist unentschieden. Doch könnten die bedeutenden Beschädigungen an demselben der Muthmaßung Raum geben, daß es ehedem gewaltsam von einer solchen Unterlage losgerissen worden sei, wenn sie nicht vielmehr von der Feuchtigkeit des unterirdischen Gewölbes der Kevernburg, wo es angeblich wieder entdeckt wurde, und welche auf die Wasserfarben, die der Künstler auf demselben anwendete, um so nachtheiliger einwirken konnte, sich herschreiben. So viel ist ausgemacht, daß das Bild, nicht wie man neuerlich zu thun pflegt, auf einen Rahmen gezogen ist. Schon der frühere Aufbewahrungsort berechtigt uns, anzunehmen, daß es vor dem Erlöschen der Kevernburgischen Familie, also bis zum Jahre 1385, verfertigt worden sei. Denn von den Landgrafen in Thüringen, den nunmehrigen Eigenthümern dieses Schlosses, läßt sich wohl das Bestreben, zu Fortpflanzung des Gedächtnisses der Ahnen seiner früheren Besitzer auf diese Weise beizutragen, nicht vermuthen.

Hesse.

Das Luſtſchloß Auguſtenburg,

unter der Kevernburg bei dem Dorfe Oberndorf,

trägt ſeinen Namen von der Gemahlin des Fürſten Anton Günther zu Schwarzburg-Arnſtadt, Auguſta Dorothea (Eleonora), einer gebornen Prinzeſſin zu Braunſchweig-Wolfenbüttel, von welcher es im Jahre 1700 an dem Orte zu erbauen angefangen wurde, wo früher blos ein Faſanenhaus ſtand, deſſen Eigenthum der Fürſt durch eine Schenkung vom 4. Auguſt 1699 auf jene mit der Bedingung übertrug, daß ſie es aus ihren Mitteln verbeſſern und ſammt den dabei liegenden wüſten Plätzen ausbauen laſſen möchte. Es gehörten dazu, außer dem Garten am Wohnhauſe von 8½ Acker und dem Baumgarten am Hain zur Gräſerei für das Vieh, welcher 4¾ Acker hielt, 25¼ Acker Artland, ein Teich unter dem Hauſe, zwei Fiſchbehälter ꝛc.

Dieſen Kauf genehmigte Chriſtian Wilhelm, Fürſt zu Schwarzburg-Sondershauſen, den 30. Juni 1700. Auguſta Dorothea ſelbſt erklärte, daß nach ihrem Tode dieſe Beſitzung, doch nur in dem Stande, wie ſie ihr übergeben worden ſei, jenem Regenten, der ſich den Vorkauf bedungen hatte, oder ſeinen Erben, unentgeltlich heimfallen ſolle — was jedoch ſpäter in Vergeſſenheit gekommen zu ſein ſcheint. Wir verdanken dem bereits erwähnten Meliſſantes folgende Schilderung dieſes in den Geographien gerühmten und von Fremden häufig beſuchten Luſtſchloſſes, welches mit der Kevernburg das traurige Geſchick des faſt ſpurloſen Verſchwindens theilt:

„Bei Errichtung dieſes prächtigen Gebäudes," heißt es bei demſelben,*) „hat man das Herzoglich Wolfenbüttelſche Luſtſchloß Salzdahlen**) zum Muſter genommen. Es verdient

*) In deſſen jetzt florirendem Thüringen (Erfurt 1711. 8.) S. 183. f.

**) Auch von dieſem 1694 erbauten und unter der weſtphäliſchen Regierung abgebrochenen Schloſſe iſt jetzt nichts mehr zu ſehen. Ein grüner Raſenplatz wird dem Suchenden als der einſtige Ort großer Kunſtſchätze und Pracht gewieſen. (S. Frankfurter Konverſationsblatt 1838, Nr. 172).

vorzüglich wegen des schönen, in kurzer Zeit an einem wüsten Orte angelegten Gartens,*) worin sich mehrere kleine Lust- und Vogelhäuser befinden, große Bewunderung.

Die zahlreichen Zimmer des Hauptgebäudes schmücken kostbare Geräthschaften, Gemälde und Spiegel. Besonders fesselt das Porzellankabinet durch die bedeutende Menge seiner chinesischen, japanischen und persischen Geschirre die Aufmerksamkeit. Das weitläufigste Gemach, der große Saal, hat 2 Kammern; der Fußboden desselben ist mit verschiedenen Holzarten ausgelegt, und die Decke in Fresco mit Wappen und Malereien geziert. Das Audienz- und französische Zimmer zeichnen sich durch schöne Porträts und Mobilien aus."

Bekanntlich hatte Augusta Dorothea, nach dem Beispiele ihrer Nichte Elisabeth Christine, der Gemahlin Kaiser Karl VI., und ihres Vaters, Anton Ulrich, die katholische Religion angenommen. Es wurde daher den 31. Januar 1716 von ihrem Gemahl die Privatübung derselben auf diesem Schlosse für sie und ihre jenem Kultus zugethane Dienerschaft bewilligt. Bald nach dem Ableben Anton Günthers, den 20. December, scheint sie die Augustenburg zum beständigen Wohnsitze erkoren zu haben.

Schon früher hatte sie, um diese einsame Gegend immer mehr zu beleben, die Errichtung einer Porzellanfabrik in der Oberndorfer Flur an dem Hain, wozu ein Glasurhaus vor dem Längewitzer Thore in Arnstadt erbaut wurde, veranlaßt, und dazu Dreher und Maler aus Braunschweig und andern Orten berufen, welche in einem Hause bei der Kirche zu Oberndorf arbeiteten. Hierauf wurden in dem nach ihr benannten Dorotheenthale in dieser Absicht neue Häuser angelegt. Der Fürst Christian Günther ertheilte dieser Fabrik am 6. Mai 1720 gewisse Vorrechte. Bald aber ergab es sich, daß dieses auf Kosten der Fürstin betriebene Werk wenig Vortheil gewährte. Es wurde deswegen verpachtet, und im Jahre 1724 nebst dem dazu gehörigen Gasthofe zum weißen Roß, welcher schon 1713 vorhanden war, an Bernh. Chr. v. Boseck und zwei Einwohner zu Marlishausen für 2000 Mfl. verkauft.

Augusta Dorothea endigte ihr Leben, welches durch einen in der Nacht d. 16. Juni 1727 auf diesem Schlosse gegen dasselbe gerich-

*) Von einigen seltenen ausländischen Pflanzen, welche in diesem Garten gezogen wurden: s. Kern curieuser und nützlich gesammelter Wissenschaften und deren brauchbarste Kunststücke. 10. Sammlung (Erfurt 1744. 8.) S. 463—466. — Gratulationsgedicht der Fürstin Dor. Aug. — gewidmet von J. C. Th. Heldbach, 1745. Fol. und J. H. Tiemroth Herbarium vivum in der Fürstl. Bibliothek zu Rudelstadt. Es blüheten unter andern daselbst, den 23. und 24. August 1719: Cereus major Peruvianus spinosus triangularis (Cactus triangularis L.) [abgebildet in der ersten Schrift S. 464] und nach Tiemroths Angabe: Cereus Peruvianus major sexangularis florens (Cactus peruvianus L. C. hexagonus W.) den 25. September 1748. — Geranium Africanum L. im Jahre 1752. — Yucca gloriosa. L. den 20. November bis 24. December 1746.

teten, aber vor der Ausführung glücklich vereitelten Anschlag gefährdet worden war,*) im hohen Alter von 85 Jahren, den 11. Juli 1751. Ihre irdische Hülle wurde am 25. d. Mts. von hier unter sehr zahlreicher Begleitung nach Erfurt gebracht und mit großem Gepränge in der dasigen Ursulinerkirche beigesetzt**).

Trotz der bereits erwähnten, auch in einem Testamente vom 17. Juni 1734 wieder ausgesprochenen Absicht, wodurch die nun Verstorbene den Fürsten Günther von Schwarzburg-Sondershausen und dessen Gemahlin Elisabeth Albertine als Erben der Augustenburg und aller dazu gehörigen Gebäude und Gärten anerkannte, nahm der Herzog Karl zu Braunschweig dieselbe ungestört in Besitz, und vermiethete sie an den Prinzen Wilhelm von Schwarzburg-Sondershausen, der bis an sein Ende im J. 1762 hier wohnte. Noch zögerte man bis zum Jahre 1765, ehe ein Entschluß über ihr ferneres Schicksal gefaßt wurde. Nun erschien aber ein Herzoglicher Bevollmächtigter, welcher, nachdem er das Brauchbarste aus dem vorgefundenen Nachlasse gewählt, alles Uebrige, Wäsche, Vorhänge, Tapeten, Stühle, Tische, Spiegel, Fenster versteigern ließ. Das Schloß selbst, mit dessen vollem Umfange, allen Ein- und Zugehörungen, Freiheiten, Rechten, Gerechtigkeiten und Pertinentien, besonders den sämmtlichen Schloß-, Haupt-, Neben-, Wirthschafts-, Garten- und andern dazu gehörigen Gebäuden, und allem demjenigen, was darin überhaupt befindlich, erd-, wand-, band-, nied-, mauer- und nagelfest ist (nichts davon, als das dem Waisenhause zu Arnstadt unentgeltlich abzugebende Mon plaisir***) ausgenommen), ingleichen allen

---

*) S. J. Bernh. Hellers Merkwürdigkeiten aus Thüringen (Jena und Leipzig, 1731. 4.) 7. Samml. S. 437 f.

**) Eine Beschreibung dieses Leichenbegängnisses liefert Const. Beyer in der Neuen Chronik von Erfurt. S. 27 f.

***) Dieses sehenswürdige Kabinet war auf der Augustenburg in einer 32 Ellen langen und 5½ Elle breiten Gallerie, welche 7 Fenster hatte, aufgestellt. Dr. Arnold gibt davon in den Malerischen Wanderungen am Arme meiner Karoline 1. B. S. 76—78 folgende, von uns hin und wieder ergänzte Beschreibung: »In einer Reihe (vierzehn) schöner Glasschränke vom Boden bis an die Decke eines eben nicht kleinen Saals des Waisenhauses zu Arnstadt findet man alle Vorrichtungen des menschlichen — vorzüglich des fürstlichen — Lebens durch 8 bis 12 Zoll hohe Puppen vorgestellt. Hier sieht man Audienzzimmer, Spazierfahrten aus dem Residenzschlosse, offene Tafel, fürstliche Beilager, Schauspiele, Maskeraden, Assembleen, Spielgesellschaften, die Fürstin im Kindbette, umgeben von ihren Hofdamen, Apotheken, eine katholische Kirche, ein Nonnenkloster, verschiedene Handwerker. Jeder Schrank bildet ein Haus und die Unterabtheilungen, Stuben, Vorsäle, Kammern, Küchen, Keller, alles mit den gehörigen Geräthschaften bis auf das kleinste Stückchen versehen — nichts fehlt der vollkommenen Darstellung. Die Puppen, gewiß mehr denn zweitausend — im damaligen Geschmacke gekleidet, geben den anschaulichsten Unterricht in der Etikette und Kleidertracht jener Zeit, bei Hofe sowohl, als im Publikum, und so könnte man diese Sammlung, welche von dem Jahre 1766 an durch verschiedene interessante Geschenke von Kunstsachen vermehrt worden ist, als ein sehr lehrreiches Archiv des Luxus und der Mode betrachten. Vergl. auch J. Steph. Pütters Selbstbiographie 1. B. (Göttingen 1798. 8.) S. 396.

Lust-, Küchen-, Gras- und Obst-, auch den sogenannten Zacharias- und Eichelrot'schen Gärten, dem Hopfenberge, einem kleinen Teiche und dabei liegendem Flecklein Krautland und Wiesenwachs, einem Flecklein Land, wo jetzt die Schwemme befindlich ist, nicht minder allen von der Herzogin in- und außerhalb des Schlosses gepflanzten Baumalleen, überhaupt allen Grundstücken, welche man zeithero zu der Augustenburg gerechnet hat," wie die Worte des von dem Herzoge den 12. Septbr. 1765 und von dem Fürsten Christian Günther zu Schwarzburg-Sondershausen den 16. Januar 1766 bestätigten Vertrags lauten, wurde an den Kaufmann Carl Gottlob Böhm zu Arnstadt für die geringe Summe von 2000 Reichsthalern überlassen.

Durch die Anführung der einzelnen Bestandtheile erhalten wir den deutlichsten Begriff von der Wichtigkeit dieser Besitzung.

Man hatte nun nichts Angelegentlicheres zu thun, als die Gebäude niederzureißen. Ziegeln und Backsteine wurden verkauft und das Holz in Klaftern geschnitten.

Die Gemeine zu Oberndorf, welche gegen einige Punkte des Kontrakts Einspruch zu thun sich für berechtigt gehalten hatte, erwarb außer dem unfern des Schlosses an der Straße rechter Hand liegenden Teiche, eine dazu gehörige Scheuer zu Errichtung eines Schulhauses für 350 Thaler von dem nunmehrigen Eigenthümer, welcher endlich auch im Jahre 1772 alle noch übrigen Grundstücke, „besonders diejenigen, wo ehehin sämmtliche Gebäude gestanden haben, und welche vormals resp. Hofraum gewesen, und der Franz-, Baum- und Küchengarten genannt worden sind — mit allen Ein- und Zugehörungen — besonders auch den von der ehemal. Besitzerin in- und außerhalb des Schloßraums gepflanzten, zur Zeit noch nicht abgeschlagenen Baumalleen" (welche zum Theil schon 1717 angelegt worden waren) — an den Pfarrer Samuel Heinrich Reißland zu Oberndorf — für 700 Reichsthaler. Bei der Theilung des Vermögens des letztern, bekam seine Tochter, die Gattin des Pfarrsubstituten Oberländer, das aus ehemaligen, von ihrem Vater erkauften Zubehörungen gebildete Freigut, 3000 Mfl. an Werth.

Das von dem berühmten Landschafter Aler. Thiele gefertigte Gemälde, welches die Augustenburg darstellt, ist bereits oben beurtheilt worden. Das Kupfer derselben von Pius Resel (vermuthlich einem Arnstädtischen Hofbedienten) hat folgende Unterschrift: Maison de plaisance de S. A. S. Mad. la Princesse de Schwarzbourg-Arnstadt nommée Augustenbourg de l'autre coté, avec la vue et le prospect d'Arnstädt. Pius Resel delin. et sc. und besteht aus einem Bogen, wozu noch ein Blatt mit der Ansicht einer andern Seite bestimmt gewesen zu sein scheint.

Hesse.

Clettenberg.

Ach, die Zeit verschlingt
Die blüh'nde Maid, den zarten Jüngling, und
Den graugelockten Krieger, wie die hohe,
Gethürmte Burg!

Ossian.

Wer den Felsen, auf welchem einst die Burg Clettenberg lag, und die umliegende Gegend besucht, bewundert gewiß den Geschmack desjenigen, der sich gerade diese Stelle aussuchte, um auf derselben eine Burg zu erbauen. An öde Kalkfelsen hingelagert, auf einem an Erdfällen reichen Boden, dem es dennoch an gutem Wasser fehlt, welches sehr weit, aus einem Quell am Heuberge, geholt werden muß, liegt Clettenberg um einen nicht besonders hohen, aber schroffen und isolirten Felsen von festem Kalkstein her. Auf der unbedeutenden Oberfläche des Felsens stand, nach Art der ältesten Burgen, nur ein fester Thurm, unter dem sich in einem Gewölbe ein tiefer Brunnen mit einem eiskalten, salpetrigen Wasser befand, welches, durch eine Kunst auf einen benachbarten Berg getrieben, seinen Fall auf das Schloß hatte und dasselbe reichlich versorgte. Im Laufe der Zeit war dieser Fels mit Mauern und Gewölben bis oben hinan überbauet und es entstand ein ansehnliches Schloß, von welchem der Fels nur der Kern war (cf. v. Rohr: Merkw. des Oberharzes p. 118 sq.) Jetzt ist dies Angebaute zerfallen und abgerissen, und der Fels erscheint wieder nackend. In den Zeiten, wo die Grafen hier herrschten, stand aber nicht blos ein einfaches Schloß hier, sondern die ganze Gegend war mit Gebäuden für den bedeutenden Hofstaat besetzt, die sich den Berg hinunterzogen und sämmtlich mit Mauern, Thürmen und Wällen umgeben waren, weshalb die nächsten Umgebungen noch jetzt „die

Burg" heißen. Spätere Besitzer (die Grafen von Sayn und Witgenstein) legten noch einen großen Redoutensaal und den sogenannten gräflichen Flügel an und ließen feste, gewölbte Ställe bauen. Die alte gräfliche Münze lag unten im Dorfe, wo auch die alte Kirche stand. An der Stelle der jetzigen Kirche, die 1704 erbaut wurde, stand früher die Hofcapelle. Vor ungefähr funfzig Jahren sind die alten Schloßmauern in Folge eines modernen, auf bloße nützliche Verwendung gerichteten, Vandalismus abgetragen, und sind davon nur wenige und unbedeutende Reste übrig geblieben.

In das Dorf kommt von Neuhof ein Bach herunter, welcher in demselben mehrere Mühlen treibt. Gleich unter der letztern, der Herrenmühle, zieht sich das Wasser in einen Kalkberg, der südlich vom Schlosse liegt und sehr vom Wasser unterhöhlt zu sein scheint, da sich, außer einem tiefen Risse, mehrere Erdfälle daran zeigen. Nach einer guten Strecke kommt er wieder hervor und treibt die Steinmühle. Nicht weit von derselben liegt das Creissloch, ein tiefer Erdfall, von welchem Eckstorm (in ep.) erzählt, daß es entstanden sei, als 1531 in Spanien starke Erdbeben gewesen.

> Es war bei sehr gelindem Wetter (im Januar?), als ein Hirt die Heerde hütete und plötzlich Wasser aus dem Boden hervordringen sah. Eilig trieb er hinweg, und gleich nach seiner Entfernung entstand ein fischreicher See, der anfänglich vierzig Klaftern tief war, nach und nach aber von der herabstürzenden Erde seichter wurde. Den Namen hat der See von einem gewissen Creissius oder Creisse bekommen, welcher gräflich hohnsteinscher Beamter auf Clettenberg war. Er lebte wüst und gottlos, und als einst der Pfarrer von den bösen Geistern predigte, welche in die Säue fuhren, verspottete Creissius den Prediger und meinte: sein Geist solle in den Erdfall fahren. In derselben Nacht starb er, und die Einwohner sahen ihn seitdem jeden Abend mit schneeweißem Antlitze und gerungenen Händen um den Erdfall herumirren, der deshalb Creissens Loch oder das Creissloch genannt wurde. (cf. v. Rohr: Merkw. des Oberh. p. 131 und Henning Behrens: hercynia curiosa sub tit. Creissloch).

Unten am Berge ist ein überaus tiefes Loch, in welchem am 14. October 1696 der Clettenberg'sche Hofprediger Johann Caspar Mehler ertrank, als er des Abends von der Fischerei in Schiedungen zurückritt.

Nicht weit vom Creissloche sind noch mehrere Erdfälle mit unergründlich tiefen Wassern, welche ruhig und friedlich daliegen, doch, gleich dem Menschenherzen, ihre eigenen furchtbaren Geheimnisse bergen, z. B. der Nesselsee, der Milchsee, das Elige Grabenthal, der Opfersee und das Wiedertäuferloch (in welchem drei Anabaptisten aus Ellrich ersäuft worden sind), und sehr viele andre, mehr oder weniger bedeutende.

Der Fels selbst, auf welchem der alte Thurm Clettenberg stand, soll, einstimmiger Erzählung alter Geschichtschreiber zu Folge, einer von denjenigen Punkten gewesen sein, auf denen der Gott Krodo verehrt wurde. Er war, der Sage nach, einer der obersten Götter

der heidnischen Sachsen und besonders der Harzbewohner. Sie nannten ihn „de Grote", da sie ihn für den Vater der Menschen hielten. Er hatte die Gestalt eines Mannes mit magerm Gesichte, langem Barte und entblößtem Haupte, der mit nackten Füßen auf dem flachlichen Rücken eines Barsches stand, in der rechten Hand einen Wassereimer mit Blumen, Obst und Früchten, in der linken ein Rad hielt, und mit einem langen Rocke, den eine weißlederne Binde um den Leib festhielt, bekleidet war. Auf der Harzburg wurde er besonders verehrt, dort war ihm ein Altar aufgerichtet, der noch vorhanden und in Goslar zu sehen ist, und die Opfer, welche man ihm darbrachte, waren — erstgeborne Kinder. Die unschuldigen Schlachtopfer wurden auf Haken, die sich am Altare befanden, befestigt, und bauchten hier das kaum begonnene Leben auf eine schmähliche Weise wieder aus. Sein Hauptfest fiel auf den 17. December, an welchem seine Verehrer, von den Priestern angeführt, zu seinem Altare zogen, ihm Thiere und Feldfrüchte darbrachten, Lichter anzündeten, zechten und schmausten (cf. Schedius de diis germanis). Nach Eckstorm (Chron. Walk. p. 210) wurde derselbe auch bei Ellrich auf dem Frauenberge und hier auf dem Fels in Clettenberg verehrt und sucht es derselbe besonders dadurch zu beweisen, daß in der Nähe ein waldiger Strich „Krodenhagen" und ein Bach „der Krodenbach" genannt wird. Nun ist aber die Existenz dieses Gottes in neuerer Zeit vielfach angefochten und die tüchtigsten Männer haben sich alle Mühe gegeben, evident zu beweisen, daß es nie einen Krodo gegeben. Wenn sie Recht haben, so hat freilich auch auf Clettenberg kein Altar dieses Gottes gestanden; aber ein anderer Gott wurde gewiß hier verehrt, denn noch heute nennt Niemand den Fels, worauf das alte Schloß gestanden, den Schloßberg, sondern „den Tempel", und der Name „Opfersee", wie eines der unheimlichen Wasser bei Clettenberg heißt, rührt doch auch wahrscheinlich aus jener Zeit her, wo jener Fels den Namen „Tempel" empfing.

In sehr früher Zeit wurde jedoch hier auch schon eine Burg erbaut, und bereits im Jahre 524 soll der Felsen gegen die Hunnen befestigt worden sein. Später, als der Sachsenstein zerstört worden war, wurde das Gaugericht, welches von den Clettenberg'schen Grafen früher auf dem Sachsensteine gehalten wurde, auf das alte Schloß Clettenberg verlegt, welches, nach dem Vorgeben des Pöhldischen Mönchs Athanasius Rhorius, anfänglich, wie jenes zerstörte Schloß, „Sachsenburg", nachher aber, nicht wie Einige annehmen, von dem Worte „Kletten", welche in der Umgegend häufig wuchsen, sondern von dem Worte „Klettern", weil die Hunnen und andere Feinde so oft an demselben hinaufstiegen oder kletterten, „Clettenberg" genannt wurde. (Clettenberga, veterum Comitum Clettenbergensium sedes, dejecto Saxenburgensi per Hunnos castello, hujus nomen quidem, assumsit, sed paulo post, cum inter oppugnandum propugnacula ejus ab hostibus saepius occuparentur, a conscendendo, quod incolis est „Klettern", Clettenbergi nomen est consecutus cf. Hoffm. Antiq. Walk. L. 1. c. 3.) Viele

halten Kaiser Heinrich I. für den Erbauer der Burg, er ließ dieselbe aber wahrscheinlich nur besser befestigen.

Im Jahre 969 starb Werner von Lauterberg und hinterließ fünf Söhne, welche sich nun in das väterliche Besitzthum theilten. Einer derselben, Balduin, erhielt Clettenberg und nannte sich seit dieser Zeit „Graf von Clettenberg". (cf. Leuckf. Ant. Pöhld. p. 9.) Die Namen seiner Nachkommen stehen in Eckstorm's Chronik von Walkenried (pag. 14), sind aber alle nicht werth, genannt zu werden, bis auf den Grafen Volkmar, der die Stifterin des Klosters Walkenried, die Adelheid von Lohra, zur Gemahlin hatte, und 1090 ins Kloster Huisburg ging. Er hinterließ einen Sohn, Ludwig, der zu Ellrich residirte, eine Kunigunde von Walderode zur Gemahlin hatte, die Hauptkirche in Ellrich repariren und erweitern ließ, und auch einen Kelch in dieselbe schenkte. Sein Sohn, Albert I., der sich ebenfalls zu Ellrich aufhielt (Leuckf. Ant. Pöhld. p. 89), ist wegen einer Fehde bekannt, die er im Jahre 1190 mit Gerhard, Freiherrn von Werthern zu Werthern hatte, der sein Schloß und Stammhaus mit der dabei liegenden Stadt Werthern nicht von ihm zu Lehn nehmen wollte, sondern behauptete, daß er mit diesen Gütern, wegen des heiligen römischen Reichs-Erb-Kammer-Thürhüter-Amte, unmittelbar von dem Kaiser beliehen sei. Hieraus entstand eine Fehde, die für den Herrn von Werthern unglücklich ausfiel. Er wurde gefangen und nach Clettenberg gebracht, die Stadt Werthern aber zerstört. Was von derselben stehen blieb, bildete das noch jetzt vorhandene Dorf Kleinwerthern. Das Dorf Großwerthern baute erst einer seiner Nachfolger, Anton von Werthern, und die Familie blühet noch heute. Die ganze Herrschaft kam nun an Clettenberg, und obgleich in der Folge Gerhard Manches wieder erhielt, so mußte er doch das, was ihm Albrecht zurück gab, von Clettenberg zu Lehn nehmen. (cf. Peter Albinus: Gesch. der Herren von Werthern, S. 16.)

Albrecht II. (1209—30) hatte von seiner Gemahlin Adelheid, einer Tochter Friedrich III., Grafen von Beichlingen und Lohra, vier Söhne und zwei Töchter. Einer seiner Söhne, Berthold, ging jung ins Kloster Walkenried, wurde 1216 Subprior, beschrieb das Leben seiner Aeltergroßmutter Adelheid, der Stifterin des Klosters (cf. Hoffm. Ant. W. L. 3. c. 23.), wurde 1225 Abt und bewegte seinen Vater, als dessen Gemahlin gestorben war, im Jahre 1230 unter ihm Mönch zu werden (cf. Leuckf. A. W. 88. 304. 321.), und starb 1237. Nun herrschte auf Clettenberg Albert III., der später seinem Sohne Conrad und dem Grafen Dietrich II. von Hohenstein den Besitz der Grafschaft zur gesammten Hand übergab, bei welcher Gelegenheit Ellrich an Dietrich kam. (cf. Eckst. p. 15. und 19.). Conrad war der Letzte des Clettenberg'schen Stammes und trat deshalb 1260 auch seine Rechte an Heinrich, den Sohn Dietrichs von Hohenstein, ab. Er starb, und sein Schwert, sein Siegelring und sein Wappen (ein schwarzer, schreitender Hirsch im silbernen Felde), wurden mit ihm in die Gruft gelegt. Seine Besitzungen aber, sammt dem Schutzamte über Walkenried, kamen an die Grafen v. Hohenstein.

Bei einer Theilung der Hohensteinschen Lande bekam Graf Heinrich IV. Clettenberg, wohnte hier, wurde Stammvater der Clettenbergschen Linie und starb 1367. Er hatte zwei Söhne, Heinrich VIII. und Ernst I., und eine Tochter, Mechtilde. Ernst war wild und unbeugsam. Zuerst wurde er Canonicus am Domstift zu Halberstadt und seit 1390 gar Bischof daselbst. Er lebte mit Herzog Friedrich von Braunschweig in beständiger Feindschaft (cf. Eckst. A. W. p. 23.), wie auch mit dem Capitel, welches mit ihm gar nicht zufrieden war, weshalb er sich meistens auf dem Schlosse zu Grüningen aufhielt. Als der Domprobst es wagte, fest gegen ihn aufzutreten, so ließ er denselben nach Grüningen bringen, in einen Keller werfen, ihm ein Seil um den Hals binden und ihm so von Bauern, die da glaubten, daß sie ein Weinfaß herausziehen sollten, den Kopf abreißen. Darüber kam er 1399 in den Bann, dankte aber doch nicht ab, sondern that dem Domcapitel, von Wegeleben aus, alle Drangsale an. Er starb im Bann im Jahre 1400. Sein Leichnam stand sieben Jahr in einem bleiernen Sarge an der Stadtmauer, bis ihn Papst Gregor XII. absolvirte, worauf er in der Domkirche bei den übrigen Bischöfen eingesenkt wurde. (cf. Leuckf. Antiq. Groning. p. 50).

Heinrich VIII. mit der rothen Platte oder der Kahle, regierte 40 Jahr mit vielem Ruhme. Anfangs hielt er sich zu Lohra, dann zu Clettenberg auf, und starb 1408. Seine drei Söhne: Heinrich X., Ernst II. und Günther regieren gemeinschaftlich und nennen sich „Herren zu Lohra, Clettenberg und Scharzfeld." Heinrich und Günther hinterließen keine Nachkommenschaft, Ernst aber hatte acht Kinder, von denen Heinrich XI. und Eilger X. gemeinschaftlich regierten. Im Jahre 1433 machten sie mit den Grafen von Schwarzburg und Stolberg eine Erbverbrüderung, in der sie festsetzten, daß, nach Abgang der männlichen Linie des einen, die anderen succediren sollten. (cf. Heidenreich's schwarzb. Gesch.) Eilger starb 1443 unvermählt und Ernst III. 1454 und zwar auf eine besondere Art. Sein Bruder Heinrich feierte nämlich sein Beilager und gab, nach damaligem Gebrauch, ein festliches Turnier, auf welchem die Ritter, in Gegenwart der Damen, Ruhm und Ehre zu ernten suchten. Auch Ernst rint in die Schranken und Bruno von Querfurt war sein Gegner. Sie stießen scharf aufeinander und Ernst wurde von Bruno am Arme verwundet, wodurch ein unheilbarer Schaden entstand, an welchem er sterben mußte. Er hinterließ ein Kind, Johann III. Wenige Tage nach Ernst's Tode starb auch Heinrich und hinterließ ebenfalls ein Kind, Ernst IV.

Da sowohl Ernst IV. als Johann III. unmündig waren, wurden ihre Länder durch drei Vormünder, Otto von Wernrode, Apel von Wechsungen und Curt von Brück verwaltet bis 1460, wo sie die Regierung selbst antraten. Beide Vettern regierten gemeinschaftlich, und Ernst wohnte auf Lohra, Johann auf Clettenberg.

Im Jahre 1492 starb Johann, und Ernst war nun alleiniger Herr. Er war ein Feind der Pfaffen und ein großer Freund von Turnieren und fröhlichen Gelagen. Als er im Jahr 1508 starb,

hinterließ er neun Kinder, von denen nur Ernst V. den Stamm fortsetzte. Er starb im Jahre 1552 auf dem Schlosse Scharzfels und ließ acht Kinder nach, von denen Ernst VI. zu Elettenberg Hof hielt, daselbst den 22. Juni 1562 starb und zu Walkenried begraben wurde, und der andere Sohn, Volkmar Wolfgang, lange Zeit in fremden Landen, besonders in Frankreich lebte, dann zurückkehrte, alle Geschwister überlebte, endlich den 5. Februar 1580 starb und ebenfalls in Walkenried beigesetzt wurde. Er hatte zwei Frauen gehabt, von denen ihm die erste sieben Kinder, die letzte zwei Kinder gebar. Die beiden Söhne der letzten Gemahlin starben noch vor dem Vater, und der einzige Sohn der ersten Frau (die andern sechs Kinder waren Mädchen) war: Ernst VII., geboren den 24. Februar 1562. Er war funfzehn Jahr alt, als sein Vater starb, und wurde später ein munterer, wohlthätiger Herr. Als er merkte, daß er ohne Erben sterben würde, lebte er lustig und machte viele Schulden. Er erkrankte zu Lohra, ließ sich nach Walkenried bringen und starb daselbst den 8. Juli 1593, einunddreißig Jahr alt, als der letzte Graf von Hohenstein, und wurde in einem zinnernen Sarge begraben.

Kaum war Ernst todt, so nahmen Schwarzburg und Stolberg, der Erbverbrüderung nach, die Hohensteinischen Länder in Besitz, aber schon den Tag nachher ließ Heinrich Julius von Braunschweig die beiden Schlösser Lohra und Elettenberg mit gewaffneter Hand einnehmen, die Leute der Grafen heraustreiben und einige derselben gefangen nach Braunschweig führen. Lohra und Elettenberg wurden also als Halberstädt'sche Stiftleben unter dem Vorwande, daß weder der Kaiser noch das Stift jemals in die Erbverbrüderung gewilligt hätte, eingezogen. Der Streit ist schon ausführlich bei Hohenstein und Walkenried erzählt, auch wie die Grafschaft an den Grafen von Thun kam. Nach gütlichem Vergleiche mit den Grafen kam später das Amt Elettenberg nebst Ellrich, Sachsa u. s. w. an Braunschweig, jedoch versprach dieses ausdrücklich, daß die Grafen von Schwarzburg und Stolberg nach Absterben der Wolfenbüttelschen Linie in dem Amte Elettenberg und was dazu gehörig, die Succession haben sollten, jedoch unter der Bedingung, dasselbe von den übrigen Linien des Hauses Braunschweig zu Lehn nehmen zu wollen. Mit dem Herzog Friedrich Ulrich erlosch die Wolfenbüttelsche Linie auch bald, aber Halberstadt zog Lohra und Elettenberg sogleich ein, und diese Wiedereinnehmung geschah den 30. April 1636 durch den Grafen von Metternich. Dieser besetzte die beiden Schlösser Lohra und Elettenberg mit Soldaten, vertrieb die Diener des Grafen mit Zurücklassung ihres Vermögens; ja, er bemächtigte sich auch alles dessen, was die Grafen an Getreide und Vieh hatten dahin bringen lassen.

Im westphälischen Frieden (Art. 15, §. 3), ward dem Churhause Brandenburg zur Vergütigung wegen Aufopferung der Vorpommerischen Lande, zum ewigen Besitz die Herrschaft Lohra und Elettenberg zuerkannt (cf. Grünes Buch der Landstände, 1650), die damals aus folgenden Orten bestand: Lipprechterode, Kleinbodungen, Obergebra, Niedergebra, Großwenden, Lohra, Elende, Kleinwenden,

Münchelohra, Mitteldorf, Pustleben, Nohra, Kinderode, Wallersleben, Mörbach, Kleinfurra, Rürleben, Hainrode unter der Webelsburg, Wernrode, Wülferode, Ascherode, Sollstedt, Buhla, Rehungen, Groß- und Kleinbendten, Dietenborn, Ellrich, Sachsa, Bleicherode, Benneckenstein, Sorge, Clettenberg, Branderode, Liebenrode, Steinsee, Obersachswerfen, Tettenborn, Mackenrode, Limlingerode, Stöckei, Trebra, Hollbach, Pützlingen, Schiedungen, Gratzungen, Bliedungen, Königsthal, Kehmstedt, Oberdorf, Franderode, Etzelsrode, Haferungen, die Flarichsmühle, Günzerode, Immenrode, Groß- und Kleinwerther, Groß- und Kleinwechsungen, Hochstädt, Hesserode, Gudersleben, Mauderode, Wosleben, Cleisingen, Hörningen, Herreden, Salza, und viele Mühlen, Ziegelhütten und dergl. (cf. Hoche: Gesch. der Grafschaft Hohenstein, p. 315.)

Man sieht aus diesem Namensverzeichnisse, daß es sich allerdings um etwas Bedeutendes handelte, und deshalb wandten auch die Grafen Alles an, ihr gutes Recht zu behaupten, und Lohra und Clettenberg in ihre Hände zu bekommen; allein sie erhielten weiter nichts als das Versprechen, daß sie das erste Reichslehn, welches erledigt würde, zur Entschädigung erhalten sollten. (cf. Heldbach: Archiv, p. 429.)

Der Churfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, war also der neue Herr von Lohra und Clettenberg. Den 4. Juni 1650 kamen die Brandenburgschen Bevollmächtigten, der Freiherr von Blumenthal und der Herr von Burgsdorf, nach Buhla unter der Hasenburg, wo sich auf dem Rittersitze des Herrn von Berlepsch die Stände versammelten, den 19. Juni den Huldigungseid leisteten und diese Feierlichkeit mit vielen glänzenden Festen beschlossen.

Bei dem westphälischen Frieden hatte der Brandenburgsche Gesandte, Graf Johann von Sayn und Witgenstein, den Vortheil seines Herrn so eifrig und geschickt verfochten, daß ihn der Churfürst sowohl zur Belohnung seiner Verdienste, als auch für bedeutende Vorschüsse, die er erhalten hatte, mit Lohra und Clettenberg belieh, weil er ihren Werth nicht kannte. Den 27. März 1647 erhielt der Graf zu Cleve die Anwartschaft darauf und 1651 den wirklichen Besitz mit Vorbehalt der Landesherrlichkeit, und ließ sich den 24. October von der Ritterschaft, den Ständen und den Geistlichen zu Ellrich huldigen. Als dieser Graf Johann den 2. April 1657 zu Berlin gestorben war, erhielten dessen Söhne: Ludwig Christian, Gustav, Otto und Friedrich Wilhelm den 11. Februar 1658 zu Cöln an der Spree die neue Belehnung; doch traten die Brüder später die Regierung an Gustav ab, der nun zu Clettenberg Hof hielt.

Man sahe indessen die Wichtigkeit der Grafschaft immer mehr ein, und die Halberstädtschen Landstände ersuchten den Churfürsten, dieselbe wieder einzulösen. Es wurden auch mehrere Versuche gemacht, aber die Grafen sträubten sich gewaltig dagegen, und der Churfürst gab endlich auf ihre Bitten das Versprechen ab: daß sie, so lange er lebe, die Grafschaft behalten sollten, daß aber seinem Nachfolger dann freistehe, sie unverzüglich einzuziehen.

Der folgende Churfürst und nachherige König von Preußen hätte also die beiden Herrschaften Lohra und Clettenberg geradezu wegnehmen können, er fing aber dennoch an, mit Gustav zu unterhandeln, forderte ihn auf, Lohra und Clettenberg abzutreten, und versprach dafür:

1) 100,000 Thaler baar zu bezahlen, und alle auf der Grafschaft haftenden Schulden (295,323 Thaler 12 Groschen) mit zu übernehmen,
2) den Grafen Gustav zum Statthalter über die Grafschaft Mark mit einem Gehalt von 2000 Thalern zu bestellen,
3) dessen ältestem Sohne, Heinrich Albrecht, eine Domherrnstelle und eine Comthurei bei dem Orden zu Sonnenburg zu verschaffen, und ihm jährlich 400 Thaler Gnadengelder zu geben, bis er zur Hebung seiner Pfründe gelangen würde,
4) dem andern Sohne, August, ein Regiment zu geben und
5) einer jeden Tochter jährlich 200 Thaler auszuzahlen.

Witgenstein war aber sehr übel mit diesem Anerbieten zufrieden, und der Churfürst mußte nun Gewalt brauchen, machte aber dennoch im Jahre 1702, als er schon König war, dem Grafen August, seinem Lieblinge, die vortheilhaftesten Anerbietungen, die dieser auch endlich annahm, und lange Zeit in Berlin Alles galt. Er war Oberhofmarschall, Ritter des schwarzen Adlerordens, Generaldirector der Domainen, Oberdirector des Salz- und Münzwesens, Obrist eines Dragonerregiments und Landeshauptmann zu Besekau und Storkau; fiel aber im Jahre 1710 sammt dem Minister, Grafen von Wartensleben, in Ungnade und ward nach Spandau gebracht, jedoch den 19. Mai 1711 wieder auf freien Fuß gesetzt, obgleich sich des Königs Unwillen gegen ihn noch lange nicht gemindert hatte. Denn als der König im Jahre 1722, in Begleitung des Fürsten Leopold von Dessau, nach Clettenberg kam und ein Witgensteinsches Familienbild (welches 1771 auf das Rathhaus zu Ellrich gebracht worden ist), erblickte, auf welchem man unten den Grafen August als Kind abgebildet sah, war sein Zorn noch so heftig, daß er mit seinem Stocke das Gesicht desselben durchstach.

Seit dem 6. März 1700 wurde die Regierung nach Ellrich verlegt, und Clettenberg, welches von da an stets bei Preußen verblieben ist, eine königliche Domaine, was sie noch heute ist.

Von einem der Grafen von Clettenberg, Ernst geheißen (wahrscheinlich Ernst IV.), lebt noch eine Sage im Munde des Volkes.

Zu Ellrich waren ehedem an der Thür der alten Nikolauskirche vier ungeheure Hufeisen festgenagelt, welche später, als jene Kirche einfiel, in des Pfarrers Wohnung aufbewahrt wurden. Man erzählt darüber Folgendes:

Herr Ernst von Clettenberg, das war ein Zecher,
Wie keiner mehr im Reiche schwang den Becher.

Und wer mit ihm den Weinkampf wollte wagen,
Der ward zuerst vom Schlachtfeld fortgetragen.

Wenn Alle stammelten mit schweren Zungen,
Hat er allein das Zechlied ausgesungen.

Wenn Alle lautlos lagen auf dem Boden,
Da stand er lachend aufrecht unter Todten.

Und wenn zur Neige gingen alle Tonnen,
Da flucht er wild auf die verflechten Bronnen.

Und nimmer hat zu lachen er begonnen,
Als bis sich neu gefüllt die leeren Tonnen. —

Zu Ellrich einst, es war am Sonntagmorgen,
Vertrank mit den Genossen er die Sorgen.

Sie tranken ritterlich wohl um die Wette,
Der Dank lag auf dem Tisch, 'ne goldne Kette.

Es lichteten sich mehr und mehr die Reihen,
Der Clettenberg hielt nur noch aus mit Dreien.

Und als er ohne Müh' auch die bezwungen,
Hat er die Kette siegreich umgeschlungen.

Und wie die Brüder stöhnten auf der Erde,
Da schrie der Clettenberg nach seinem Pferde.

Vier Knappen haben ihn auf's Roß geschoben,
Doch tapfer, grad und lachend saß er oben.

Durch's Städtlein ritt er, sich dem Volk zu zeigen,
Das scheu ihm wich, mit Gruß und tiefem Neigen.

Und als er zur Capelle thät sich schwingen,
Hört er die heil'ge Vesper drinnen singen.

Halt an, — daß ich mich erst dem Herrgott zeige,
Kein Zecher lebt, wie ich, in seinem Reiche.

Er spornt sein bäumend Roß bis zum Altare,
Da stand der bleiche Pfaff' im weißen Haare.

Die Menge that vor Schreck alsbald verstummen,
Die Orgel hört von selber auf zu brummen.

Er will die heil'ge Stelle frevelnd grüßen,
Die Eisen fielen von des Rosses Füßen.

Der Clettenberg flucht wüthend seinem Pferde,
Das steigt, und Beide stürzen todt zur Erde.

Die Eisen ließ man an die Kirchthür schlagen,
Woselbst sich solcher Frevel zugetragen.

Da war in späten Tagen noch zu sehen,
Welch Wunder dort am Clettenberg geschehen.

C. Duval.

Molsdorf.

Zwischen den Städten Erfurt und Arnstadt, anderthalb Stunden von diesem und zwei Stunden von jenem entfernt, liegt in einem von sanften Anhöhen eingeschlossenen Thale der Gothaische Ort Molsdorf. Er zählt ungefähr 400 Seelen in etwa 100 Häusern und dehnt sich in beträchtlicher Länge an dem linken, flachen Ufer der Gera aus, welche ihm schon öfters großen Schaden zugefügt hat, wenn sie durch plötzliches Thauwetter oder heftige Gewitterregen zum reißenden Strome angeschwollen war. Die Fischerei in der Gera ist nicht bedeutend; desto ergiebiger aber sind die Felder und Wiesen, welche den Ort umgeben. Nur an Holz hat derselbe Mangel, da ein gegen Abend liegender Hain, gewöhnlich der Sülzenbrücker Teich genannt, ingleichen die an dem Ufer der Gera angepflanzten Erlen, Weiden, Pappeln und andern Bäume nicht ausreichend sind, den dortigen Bewohnern das erforderliche Brennmaterial zu liefern.

Während der Reformationszeit besaß der Ort zwei Kirchen, die untere am nördlichen Ende des Dorfes, beatae Mariae virginis, oder zu unser lieben Frauen, die obere, die Sanct Albanskirche genannt. Beide geriethen bei den Stürmen des dreißigjährigen Krieges in großen Verfall, die untere so, daß kein Gottesdienst mehr in ihr gehalten werden konnte, und ihre wankenden Mauern frühzeitig niedergelegt werden mußten. Die Oberkirche blieb im Gebrauch bis zum Jahre 1717, wo der damalige Kirchenpatron, der hannöversche Landdrost Schultz, auch sie niederreißen und an ihrer Stelle den Grundstein zu einer neuen, der jetzigen schönen Dreifaltigkeitskirche legen ließ, deren Bau bis zum Jahre 1720 mit einem Aufwand von 10,000 Thalern vollendet wurde. Diese Kirche erhebt sich auf einer Anhöhe am nordwestlichen Ende des Orts.

Molsdorf wird in den ältesten Urkunden Mollesdorff oder Molisdorf genannt, und schon im Jahre 1114 erscheint ein Erminrichus

von Mollesdorff in einer kaiserlichen Urkunde, welche in Thuringia sacra pag. 73 zu lesen ist. Sodann treten bis in die Mitte des 14ten Jahrhunderts mehrere Herren von Molsdorf bei verschiedenen Gelegenheiten auf, und in den nachfolgenden Zeiten finden wir, daß sich zwei adelige Geschlechter, das der Schwanfelder und das der Weller „von Molsdorf" schreiben. Die Weller von Molsdorf wandten sich von Thüringen in das Voigtland und breiteten sich nachmals in Meißen aus. Der Ausgezeichnetste dieses Geschlechts ist Nicolaus Weller von Molsdorf, der sich in dem blutigen Kriege, welchen der Churfürst Friedrich der Sanftmüthige mit seinem Bruder, dem Herzog Wilhelm von Weimar führte, einen unvergänglichen Namen erworben hat. Als Bürgermeister von Freiburg, welches dem Herzog Wilhelm zugehörte, erwiderte Weller dem Kurfürsten, der von der eroberten Stadt die Huldigung und Hülfstruppen gegen den Herzog verlangte, daß er sich lieber seinen grauen Kopf wolle abschlagen lassen, als nur einen Augenblick wider die Pflicht handeln, deren treue Beachtung und Erfüllung er seinem Landesherrn schuldig sei. Der Kurfürst, hierauf von seinen Forderungen abstehend, klopfte Weller'n auf die Schulter und sagte: „Nicht Kopf ab, Alter, nicht Kopf ab! Wir bedürfen solcher ehrlichen Leute, die ihren Eid und ihre Pflicht so standhaft beobachten, noch länger."

Späterhin gehörte Molsdorf den Herren von Thüna, von denen Heinrich von Witzleben im Jahre 1450 einen Theil des Orts erkaufte. Dessen Enkel, Ernst von Witzleben, gab diesen Theil im Jahre 1530 gegen Empfang von Gräfenau den Herren von Thüna zurück, die ein wüstes Leben führten und sich fortwährend in Zwist mit der Gemeinde und den Geistlichen des Orts befanden. Letztere haben manche bittere Klage über diese Herren in das dortige Kirchenbuch eingezeichnet. Da sie Schulden auf Schulden gehäuft hatten, so sahen sie sich im Jahre 1616 genöthigt, ihr Rittergut zu Molsdorf dem Grafen Günther von Arnstadt zu überlassen. Wie es aber später wieder an die Herren von Thüna gelangt, haben wir nicht ausmitteln können, wohl aber, daß zu Anfang des vorigen Jahrhunderts der gothaische Geheimeraths-Director Bachof von Echt sich im Besitze desselben befand. Von diesem kaufte es der Großbritannische und Kur-Hannöversche Legationsrath und Landdrost Otto Christoph Schultz, von dessen Wittwe aber 1732 der Königl. Preuß. wirkliche Geh. Staatsminister und General-Postdirector, Gustav Adolph Graf von Gotter. Dieser ließ das Schloß, auf dessen bequemere Einrichtung der Drost Schultz schon bedeutende Summen verwendet hatte, erweitern und ihm die Gestalt geben, die es noch jetzt hat, abgesehen davon, daß später ein großer Thurm an der westlichen Seite des Schlosses wegen zunehmender Baufälligkeit niedergerissen werden mußte. Das Schloß besteht aus zwei Stockwerken und hat an der nördlichen Hauptfronte zwei kleine Thürme, welche aus Horaz's Oden entlehnte Denksprüche al fresco, welche dem Erlöschen nahe sind, an der Stirne tragen. An dem einen lesen wir: Sit modus lasso viarum, an dem anderen: Sit mea sedes sine cura. Das

Innere des Gebäudes zeugt von dem feinen, Kunst und Wissenschaft liebenden, aber auch wollüstigen Geschmack des Grafen. Zwar ist die auserwählte Bibliothek, die derselbe hier aufstellte, so wie eine große Anzahl der Oelgemälde, die er um außerordentliche Summen zur Ausschmückung des Schlosses kaufte und anfertigen ließ, vor mehreren Jahren der Bibliothek und Gemäldegallerie auf dem Herzogl. Residenzschlosse Friedenstein zu Gotha einverleibt worden; aber noch immer finden wir hier des Interessanten und Sehenswerthen Mancherlei. Dahin gehören vor Allem die Portraits des Grafen und seiner bürgerlichen Eltern, seiner hochgebornen Gönner und berühmten Zeitgenossen, seiner Freunde und Freundinnen, bis herab zu den Schauspielerinnen, Tänzerinnen und Grisetten, an denen er Gefallen fand. So lange der Graf in Molsdorf wohnte, waltete hier das freudenreichste Leben. Gleichgesinnte geistreiche Männer, schöne, liebenswürdige Frauen kamen fortwährend, um sich bei dem heitersten Gesellschafter und anziehendsten Epikuräer die Zeit zu verkürzen. Die lustigen Gelage, von denen das Schloß wiederhallte, arteten aber öfters in wahre Bachanalien und nächtliche Orgien aus. Auch geheimnißvolle Zusammenkünfte fanden hier statt; denn Graf Gotter gehörte dem Freimaurerorden an, und pflegte und beförderte eifrig dessen Tendenzen. Bisweilen hielt eine gesellige Verbindung, über welche unter andern ein Anverwandter des Grafen, der Dichter Gotter, in seiner zum Andenken der Frau von Buchwald herausgegebenen Schrift einige Nachricht ertheilt hat, hier ihre Sitzungen. Zu dieser Verbindung, aus welcher jeder Zwang entfernt war, gehörte auch die Gemahlin des Herzogs Friedrich III. von Gotha, die geistreiche, vorzüglich durch die klassische französische Literatur damaliger Zeit gebildete Herzogin Louise Dorothee, deren Portrait wir hier in dem sogenannten Damenzimmer finden. Sie hat auf diesem Bilde einen Schäferstab im linken Arm und deutet mit der Rechten auf ihre Busenschleife, welche den Wahlspruch des Ordens: Vive la joie! trägt, der auch in den vier Ecken des großen Speisesaals in schwarzen Lettern auf goldnen Schilden zu lesen ist. In dem Damenzimmer, welches seinen Namen davon erhalten hat, daß nur weibliche Portraits die Wände desselben bedecken, sehen wir auch die Bildnisse der Frau von Wreech und der Frau von Brandt, die unsern Lesern aus August Lewalds neuem Romane: „Rheinsberg" wohl bekannt sein werden; ingleichen finden wir in dem daranstoßenden Marmorzimmer den Baron von Kaiserlingk ganz so charakteristisch dargestellt, wie ihn Lewald in dem erwähnten Romane geschildert hat.

Treten wir nun aus dem Schlosse heraus in den großen Garten, und vergegenwärtigen wir uns die erste Anlage desselben, so wie sie Graf Gotter im Geschmacke von Versailles mit außerordentlichem Kostenaufwande schuf. Da erblicken wir schnurgerade, glattgeschorene, oben zugewölbte Alleen, behauene Hecken, zierliche Bosquets, künstlich beschnittene Taruswände, Kanäle, Teiche, Fontainen und eine beträchtliche Kaskade. Den Mittelpunkt des Gartens bildet ein geräumiges Wasserbecken, in welchem eine Statue des Herkules sich erhebt, diesen Heros in seiner unüberwindlichen Stärke darstellend.

Die Haut des nemäischen Löwen hängt über seine rechte Schulter den Rücken herab, die Keule hat er zum zerschmetternden Schlage geschwungen, zu seinen Füßen krümmt sich die vielköpfige Hydra, aus deren einem Haupt ein starker Wasserstrahl emporsteigt. Blicken wir weiter umher, so sehen wir den ganzen Olymp in dem Garten versammelt. An den Seiten der Hauptalleen stehen auf hohen Piedestalen die obersten Gottheiten, geschmückt mit ihren Attributen; ihnen zunächst die neun Musen. Andere in dem Garten vertheilte kleinere Bildsäulen sind Vertumnus, Flora, Pomona, Autumnus, Promius u. s. w. Flußgötter gießen ihre Fluthen aus umgestürzten Urnen und Sphinxe lauschen durch das Gebüsch. So zeigt sich der Garten, als Graf Gotter mit dem Ausruf: „Leb' wohl! du hast mir viel Geld gekostet!" für immer von seinem geliebten Molsdorf scheidet.

Dies geschah beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges, als die heranrückenden Reichstruppen den Grafen zur schleunigen Flucht zwangen, nachdem er schon zuvor zur Aufhülfe seiner zerrütteten Finanzen das Rittergut Molsdorf dem Freiherrn Heinrich Reinhard Röder von Schwende, Römisch-Kaiserlichen Kammerherrn und Herzoglich Würtembergischen Geheimen Staatsminister, verkauft hatte. Nach der Zeit, im Jahre 1762, brachte es Herzog Friedrich III. von Gotha für ohngefähr 80,000 Thaler an sich, und bildete daraus ein Kammergut, zu welchem später noch das in der Nähe des Schlosses liegende Gut der Herren von der Sachsen kam, dessen Herrschaftsgebäude in eine Wohnung für den Herzoglichen Hofgärtner umgewandelt wurde. Friedrichs III. Nachfolger, Ernst II., verweilte oft und lange in Molsdorf, und ließ unter andern in dem Schloßgarten die verschiedenen Arten Sonnenuhren herrichten, von denen noch mehrere vorhanden, die meisten aber, wie die oben erwähnten Statuen und Gartenanlagen verschwunden sind.

Nachdem nämlich im Jahre 1825 mit Herzog Friedrich IV. der Mannsstamm des Herzoglichen Hauses Sachsen-Gotha-Altenburg erloschen war, fand das im Namen der drei erbberechtigten Herzöge bis zum Theilungsvertrag vom 12. November 1826 regierende Ministerium in Gotha, die Kosten, welche die jährliche Unterhaltung des Gartens in seiner altmodischen Gestalt erforderte, für zu hoch. Man beschloß daher den Garten, der übrigens in den Kriegsjahren von 1813 und 1814 von jeder Verheerung verschont geblieben war, während ein Theil des Schlosses und die Hofgärtnerswohnung dem Preuß. Belagerungscorps vor Erfurt zu Militairlazarethen dienen mußten, in eine englische Parkanlage umzuwandeln. Die steinernen Bildsäulen wurden verkauft, die Kaskade und die Fontainen zerstört, ein Theil der Kanäle und Wasserbecken zugefüllt, die geschornen Hecken und Alleen niedergehauen oder ungehemmtem Wachsthume überlassen. Zugleich wurden neue Baumgruppen und Gebüsche angepflanzt, neue Rasenplätze angelegt, und ein länglich gekrümmter, großer Teich gegraben. So erhielt der Garten allmählig sein jetziges Ansehen, das nicht ohne Reiz ist, aber für Manchen, der sich bisweilen gern aus der modernen alltäglichen Umgebung in die fremdartige Vorzeit versetzen

möchte, nicht das Anziehende hat, was namentlich die alten Wasserkünste und Steingebilde dem Garten verliehen. Andere Umstände sind noch hinzugetreten, den Besuch des Gartens zu vermindern. Indessen wird derselbe noch immer in der schönen Jahreszeit, insbesondere an den Pfingstfeiertagen, von den benachbarten Städtern und Landbewohnern zu zahlreichen Rendezvous gewählt.

Gegen Abend ist der Garten bewaldet und steigt bergan. Eine freundliche Aussicht bietet am südwestlichen Ende desselben die sogenannte Windburg, eine von einer Mauer eingefaßte und von einer Linde beschattete Anhöhe. Man blickt von dort über die anmuthige Gegend von Ichtershausen hinweg gegen das Thüringer Waldgebirge, an dessen Vorbergen sich Arnstadt mit dem schlanken Thurme seines abgebrannten Schlosses, der wie ein weißer Geist emporragt, dem Auge zeigt. In südöstlicher Richtung gewahrt man den von der Sage reich umkränzten Singerberg. Auch an Molsdorf knüpft sich eine Volkssage, und zwar an den zu Anfang dieser Darstellung erwähnten Hain, der gewöhnlich der Sülzenbrücker Teich genannt wird, weil an seiner Stelle früher ein Weiher war, und weil er von Molsdorf aus in der Richtung nach Sülzenbrück liegt. Wir wiederholen diese Sage hier, so wie wir sie einst aus dem Munde der ältesten Ortsbewohner vernommen, und wie wir sie in rhytmischer Bearbeitung der 2ten und 3ten Auflage unserer, bei J. G. Müller in Gotha erschienenen Sammlung deutscher Sagen einverleibt haben:

Zu Molsdorf in dem Schenkensaal'
Ertönt ein lustiges Geigen;
Da dreht sich jauchzend Paar an Paar
Im nächtlichen Kirmsreigen.
Im nahen Sülzenbrücker Teich
Vernimmt im stillen Fluthenreich
Ein Nixlein mit schilfigem Kranze
Die Melodie zum Tanze.

Sie hebt ihr triefendes Haupt und lauscht,
Es lockt sie aus dem Bade,
Sie hüpft im grünlichen Gewand
Bei'm Mondlicht an's Gestade.
Sie trocknet sich und schmückt sich fein,
Schleicht flink sich in den Saal hinein,
Und mischt sich unter die Mädchen
Vom Land und aus dem Städtchen.

Hier, denkt sie, kann ich einige Zeit
Im wirbelnden Tanze mich freuen;
Doch eh' die Strahlen des Morgenlichts
Die nächtlichen Nebel zerstreuen,
Schlüpf' ich in's freie Feld hinaus,
Zurück in mein krystallenes Haus,

Sonst müßt' ich ja mein Leben
Für flüchtige Freude geben.

Bald an des schönsten Burschen Hand
Schwebt sie dahin im Kreise;
Bezaubert sieht sie jeder Blick
Sich wiegen zierlich leise.
Und höher schlägt des Jünglings Herz,
Er empfindet wechselnd Lust und Schmerz;
Sein Flammenblick ist trunken
In ihrem Aug' versunken.

Auch ihr ist bald so wohl, so weh',
Sie weiß nicht, wie ihr geschehen.
Sie fühlt der irdischen Liebe Gluth,
Und hört nicht auf zu drehen.
Sie achtet nicht der schwindenden Zeit,
Bis draußen im Hofe der Hausthahn schreit,
Und sie der Kerzen Gestimmer
Sieht erbleichen im Morgenschimmer.

Da stöhnt sie »Ach und Weh!« vor Schreck,
Wird blaß und immer bläßer,
Reißt sich vom Theuren, stürzt hinaus,
Fliegt pfeilschnell zum Gewässer,
Wirft athemlos sich in die Fluth,
Die schäumt empor in wilder Wuth;
Getrübt ist ihre Helle,
Blut schwimmt auf jeder Welle.

Als dies der liebende Jüngling sieht,
Fühlt er unendliches Leiden;
Es drängt und reißt ihn mit Gewalt,
Rasch von der Welt zu scheiden.
Er stürzt sich vom Gestad' hinab,
Und versinket im schäumenden Fluthengrab,
Dort unten, wo heimliches Flüstern
Sich regt in schattigen Klüftern.

Adolf Bube.

Die Krawinkler Steinbrüche.

Hinter dem Dörfchen Lütsche erhebt sich der Burzel oder Borzel, ein ansehnlicher, lang im Thal der Lütsch hingedehnter Berg; dessen linkes Gehänge er größtentheils bildet. Ueber der Mühle steigt ein steiniger Weg steil hinauf in einen andern etwas vertieften Weg, der fast horizontal in der Mitte des Berges sich hinzieht. Dieser letztere Weg ist eine große Merkwürdigkeit. Es ist nämlich der sogenannte „alte Flößgraben". Dieser Graben zieht sich aus den hintern Bergen und den wilden Gründen des Langenbachs und Schmückegrabens immer an den Bergen hin bis nach Luisenthal und von da nach Georgenthal. Wenn er auch an manchen Bergen streckenweise verfallen und verwachsen ist, so finden sich doch überall deutliche Spuren von ihm; die deutlichste ist der durch den gebrannten Stein an der Kehlthalswand getriebene Stollen, durch welchen der Graben gegangen ist. In den obern Gründen hat er jedesmal die Bäche aufgenommen, und ist auf diese Weise zuletzt ansehnlich geworden. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat er zum Flößen des Holzes zu einer Zeit gedient, wo der Thüringerwald lebendiger war, als nach dem dreißigjährigen Kriege, und wo die hintern Thäler noch nicht befahren werden konnten. Nach unsern jetzigen Verhältnissen würde seine Anlegung ungeheure Summen kosten, und sein Nutzen schwerlich die Interessen derselben decken. Wahrscheinlich stammt er aus der Zeit der zweiten Landgrafenreihe, die die Gewerbsthätigkeit im Gebirge sehr beförderten.

Geht man von der oben bezeichneten Stelle eine gute Viertelstunde im alten Flößgraben thalaufwärts fort, so kommt man an die beiden großen Mühlsteinbrüche des Borzel, die reichsten, größten und schönsten von allen Mühlsteinbrüchen in der ganzen Gegend. Während thalwärts ungeheure Halden von unbrauchbarem Gestein aufgeschüttet sind, ist der Berg schon weit hinein ausgebrochen, so daß die Brüche selbst sich als schroffe Felsenpartien darstellen, deren senkrechte Wände bis zu 100 Fuß Höhe ansteigen. An diesen Wänden sind oft die

Gerüste der Steinbrecher erbaut, die hier ihre höchst mühselige und nicht gefahrlose Arbeit verrichten. Der Stein besteht aus einem feinkörnigen röthlichen Porphyr von einer Härte, die dem Granit fast gleichkommt. Der Feldspat darin ist zu Thon aufgelöst, und der Quarz in Körnern beigemengt, die zum Theil der Größe einer Erbse annähern. Dadurch nun entstehen Hohlungen in dem harten Gestein, in welchem sich jedoch noch andre ihm eigenthümliche Hohlungen vorfinden, deren Wände mit einer Quarzrinde überzogen sind. Diese poröse Eigenschaft giebt dem Stein seinen Werth, weil er sich in der Mühle durch den Gebrauch selbst von neuem schärft, oder doch wenigstens der künstlichen Schärfungen nicht so oft bedarf, als der Mühlstein von Granit. Davon führt dieses Gestein auch den Namen Mühlsteinporphyr. Die Brauchbarkeit des Materials wird aber auch dadurch bedingt, daß die Poren von der gehörigen Größe und gleichmäßig in der Masse vertheilt sind. Diese etwas schwierigen Bedingungen erfüllt nicht aller dort sich vorfindender Porphyr, am wenigsten die äußern und obern Lagen. Daher müssen oft sehr große Felsenmassen abgebaut werden, ehe man in der Tiefe auf taugliches Gestein stößt. Nach solchen umständlichen und kostspieligen Vorarbeiten beginnt nun erst das mühsame Geschäft. Der Stein darf durchaus nicht mit Pulver gesprengt werden, weil die dadurch entstehenden Risse die Form des Mühlsteins jedesmal zertrümmern würden. Das Ablösen und Zertheilen der Masse in die nöthigen Stücke geschieht mit großen eisernen Keilen und Hämmern, und wird auf folgende Weise vorgenommen. Zuerst wird mit diesen ungeheuern Keilen ein ganzes Felsstück nach einer Richtung hin losgearbeitet. In dieses Stück bohrt oder meiselt man in der nöthigen Rundung Löcher, in welche die Keile abermals eingetrieben werden. Auf diese Weise springt der Fels in runde Stücke und erhält dadurch seine erste rohe Form als Mühlstein. Dann wird er mit der zweispitzigen Steinhammerpicke ins Reine gearbeitet und zuletzt durchbrochen. Ueber dieser Arbeit geht noch mancher Stein zu Grunde. Die Werkzeuge stumpfen begreiflicher Weise an dem harten Material schnell, und deshalb ist in jedem Steinbruch eine kleine Schmiede erbaut, wo sie sogleich wieder geschärft werden, und außerdem noch einige Schoppen, unter deren Dach das Zuhauen der Mühlsteine im Reinen verrichtet wird. Manche Stücke des unbrauchbaren Gesteins sind auch als Säulen von unförmlicher Gestalt stehen geblieben, und erhöhen den malerischen und imposanten Anblick der großen Brüche. Die ungeheure Masse des Abraums, der sowohl vor den beiden im Gange befindlichen Brüchen, als vor mehren alten eingegangenen als Halden aufgeschüttet und ins enge Thal der Lütsch hinabgerollt ist, giebt dieser Gegend noch ein ganz besonderes und seltsames Ansehen. Ja die frühern Jahrhunderte haben diese Masse unten im Thale selbst aufgeschüttet, und dadurch zwischen den beiden Bergen einen dritten gebildet, der zwar bei weitem nicht so hoch ist, wie seine von der Natur geschaffenen Brüder zu beiden Seiten, aber nichtsdestoweniger doch eine nicht unbeträchtliche Höhe erlangt hat. Dadurch ist ein

interessantes Schauspiel entstanden. Oben wo der künstliche Berg, der das Thal ausfüllt, beginnt, versinkt der Lütschbach in das Gestein, und kommt erst 150 Schritt weiter unten, wo der Berg aufhört, wieder hervorgequollen. Auch im übrigen Theil des Thals geht der Weg oft lange Strecken zwischen häuserhohen Mauern von Steinabfall, die man, um den Weg nicht zu versperren, hier aufgethürmt hat. Eben so liegen im Thale wohl mehre Hunderte von Mühlsteinen, die beim Ausarbeiten verunglückt sind, verstreut und mit Moos überwuchert. Gegenüber an der Bergwand der hohen Warte befinden sich ebenfalls Mühlsteinbrüche, doch nicht von solcher Ausdehnung und Bedeutung wie die am Borzel. Diese Brüche und Halden an den Bergwänden zu beiden Seiten des Thals, diese Halden, Mauern und runden Steine geben dem Grunde der Lütsch an dieser Stelle einen so ungewöhnlichen Charakter, wie man nicht leicht wieder im Thüringerwalde finden wird. Der Gedanke, der den Wandrer unwillkührlich beschleicht, daß mit Hülfe der Steine, deren Abgang wir vor uns sehen, unsre Vorfahren über ein halbes Jahrtausend und vielleicht noch viel länger ihr tägliches Brot erhalten haben, macht die Wandrung noch interessanter. Diese Mühlsteine wurden und werden zum Theil noch immer wegen ihrer ausgezeichneten Güte in alle Gegenden Deutschlands versendet, ja sogar nach Schweden und Norwegen. Die Preise sind verschieden nach der Größe und Arbeit, und steigen von 6 bis 18 Thaler für das Stück an Ort und Stelle.

Wie wir Lebenden nun überhaupt bestimmt zu sein scheinen, alle alten und feststehenden Einrichtungen zusammenstürzen und was Jahrhunderte, ja Jahrtausende bestanden, aufhören und Neues, noch nie Dagewesenes an dessen Stelle treten zu sehen, so scheinen wir auch das Eingehen der Steinbrüche noch erleben zu sollen; denn die Einrichtung der Stahlwalzenmühlen, die weit besseres und nahrhafteres Mehl in einer weit größern Masse liefern, als die zeitherigen Mühlen, und jetzt überall auferbaut werden, muß natürlich den Steinbrüchen ein Ende machen, und einen Nahrungszweig zu Grunde richten, der so lange hier geblüht hat. Bereits ist die schön gelegene Tkechelsmühle im Plauenschen Grunde bei Arnstadt zur Walzenmühle eingerichtet, und entspricht den davon gehegten Erwartungen im höchsten Grade. Ihr Mehl ist feiner, nahrungsstoffreicher und billiger, als das der Steinmühlen. Doch waren neuerdings in einem Bruch am Borzel kleine Steine als Walzen für eine Walzenmühle in Leipzig gearbeitet worden, weil man gefunden haben wollte, daß die steinernen Walzen vortheilhafter und zweckmäßiger seien, als die stählernen.

Krawinkler Steinbrüche heißen sie deshalb, weil ihre Besitzer aus Krawinkel sind und von dort aus den Handel treiben; denn vom Ort Krawinkel sind sie 2 bis 4 Stunden abgelegen. Es befinden sich nämlich ähnliche Mühlsteinbrüche, wenn auch nicht von solcher Ausdehnung und imposanter Schönheit, am Krawinkler Steiger, Nebenberg des großen Kienbergs, am Tragberg im Thal der wilden Gera oder Dörrberger Grund, und in einem kleinen Grunde am Fuße

des Kleinen Bahler (Berg) und des Buchborn (Berg) am Silbergraben, der in die Ohre mündet; der letztere Steinbruch ist nicht weit von der neuen Chaussee von Ohrdruff nach Oberhof, da wo sie nach letzterm Orte hinaufsteigt.

Der Grund der Lütsch wird überhalb den Steinbrüchen enger und wilder. Am Fuße des Schloßberges entsteht die Lütsche aus dem Langegraben und dem Löffelbühlsgraben, von denen der erstere rechts, der andere links um den Schloßberg her im Halbkreis herabkommen. Der Schloßberg selbst zieht sich zwischen den beiden Quellen nach Oberhof hin. Im Löffelbühlsgraben steht kurz bevor er sich mit dem Langengraben vereinigt an einem Teiche ein einsames Pirschhaus. Es ist ein schaurig stilles Plätzchen, wo man in Ruhe und Gedanken sich vertiefen kann, bis man zum Oberhofe hinaufsteigt, um den Leib in dem herrlichen Gasthause zu erfrischen.

Ludwig Storch.

Schleusingen.

Schleusingen.

Unter den thüringisch-hennebergischen Städten zeichnet sich Schleusingen mit seiner alten Bertholdsburg eben so durch pittoreske Lage aus, als es in Bezug auf seine Geschichte vor den übrigen mit Recht den Vortritt in Anspruch nehmen mag. Freundlich liegt die Stadt am Fuße des südlichen Abhanges unsers vaterländischen Thüringerwaldgebirges in einem gegen Westen geöffneten Thalkessel, in welchen aus verschiedenen Thalrinnen nicht weniger als vier Waldbäche ihre klaren Wasser rollen, die Erlau, die Besser, die Nahe und die Schleuse, welche letztere der vereinten Fluth auf eine kurze Strecke ihren Namen leiht, bis sie in der Nähe von Kloster Veßra in die Werra ausmündet, oder vielmehr, wie der Augenschein lehrt, die kleinere Werra aufnimmt, doch bleibt das Thal der Werra das Hauptthal, daher der in dieses ausmündende Fluß die Selbstständigkeit seines Namens abtreten muß. Ob der Name des Flüßchens der Stadt den ihrigen gegeben, oder umgekehrt, die Stadt jenem den Namen zuertheilt, läßt sich nicht mit Gewißheit nachweisen, noch weniger durch grübelnde Wortforschung ermitteln, die, wenn sie sich genugsam im Kreise umgetrieben, an der alten Stelle ausschnaubend still steht, und nicht mehr weiß, wie zuvor.

Die Endung ingen und ungen, wie sie im Werragebiete so häufig bei den Namen solcher Orte, die an Flüssen liegen, wiederholt, und zwar wechselnd, ohne feste Norm, wie Meinungen und Meiningen, Wasungen, Breitungen, Salzungen (im Volksidiom auf ingen endigend: Wäsinge, Brätinge, Sahlzinge) Schleusingen, früher Sluſungen, deutet entschieden auf Anwohnerschaft am Wasser.

Ein Schild am Rathhaus, das Bild einer zur Laute singenden Sirene zeigend, läßt sich wohl mit einer verklungenen Sage in Verbindung bringen, nach welcher in einem tiefen Brunnen der alten

Burg ein Wasserweib gewohnt haben soll. Diesem sagenhaften Anklang schließt sich auch die noch im Volk lebendige Nixensage von der Todtenlache in der Nähe Schleusingens an, von der weiter unten die Rede sein wird.

Will man aber in jenem keineswegs alten Schild eine Flußgöttin Schleu- oder Silusia erblicken, von welcher die Mythologie der germanischen Vorzeit nichts weiß, und die Laute auf die Endung singen deuten, so ist dies eine haltlose, in sich selbst, in Nichts, zerfallende Annahme.

Selbst als Helmzier auf dem Henneberg-Römhilder Wappen findet sich ein gekröntes Wasserweib mit zwei Delphinen. —

Welcher Stamm der germanischen Frühzeit sich zuerst in diesem, vormals gewiß noch ganz waldreichen Seitenthale des Werraflusses ansiedelnd niederließ, ob Katten oder Hermunduren, ist nicht minder schwer mit historischer Sicherheit festzustellen. So weit die auf Urkunden gestützte Geschichtforschung reicht, finden wir Schleusingen und sein Gebiet bis hinauf zur Loibe (Louba) in die Grenzmarken des östlichen Grabfeldes gezogen. Da die erwiesen frühesten Gebieter dieser Gegend die Grafen von Henneberg waren, diese aber selbst zu den Gaugrafen des Grabfeldes gehörten, oder von ihnen abstammten, so unterliegt es keinem Zweifel, daß später Ostfranken hier seßhaft waren. Zu Anfang des zeynten Jahrhunderts (908) wird bereits Slufin als eine Villa des östlichen Grabfeldes urkundlich aufgeführt. Wie bei vielen Städten die Tradition von einem weit größern Umfang weiß, als der in der Gegenwart, so auch bei Schleusingen, und es ist dies allerdings zu beachten, da die Sage oft auf geschichtlicher Ueberlieferung wurzelt. Schon der Umstand, daß die heutige Stadt sich nicht mehr bis an die Schleuse selbst erstreckt, an welcher noch ein Haus, die Ruderburg oder Hubelburg genannt, liegt, macht es wahrscheinlich, daß die Stadt früher ihre Häuser mehr im Thale, als auf der Höhe breitete, und daß die eigentliche Burg dieselbe beherrschte. Frühzeitig erscheint Schleusingen als Hennebergische Stadt (Opidum) und führt verschiedene Siegel, die in grünes Wachs gedrückt wurden. Auf denselben zeigt sich zwischen Wappenschilden über einer Mauer mit Zinnen ein hoher Thurm. Die Mauer selbst ist bei manchen Siegeln geschlossen, bei andern hat sie eine nach außen geöffnete Pforte, in welcher auf einem Berge die Henne steht, letzteres ist besonders bei dem Präfecturſiegel (circa 1300) der Fall. Die alte Schreibart des Stadtnamens ist Slusungun und Slusungen, so noch auf einem Signet von 1526.

Das Schloß mit seinem hohen Kattenthurme, dessen Name auf eine angeblich früher an der gleichen Stelle gestandene Kattenburg erinnern soll, ward vom Grafen Berthold V. (VIII.) von Henneberg erbaut, empfing nach ihm seinen Namen, und wurde von ihm zur Residenz erwählt, nachdem er bereits 1268 Stadt und Castrum seiner Gemahlin Sophie, Gräfin von Schwarzburg, zum Leibgedinge überwiesen und sich im Jahr 1274 mit seinen Brüdern in die väterlichen Besitzungen getheilt hatte. Diese Theilung, eine wichtige für

die Hennebergische Geschichte und für die Stadt Schleusingen insbesondere, deuten wir in kurzem Umriß näher an.

Das Geschlecht der Henneberger Grafen, deren neuere Linie jenen Poppo I. als Stammvater nennt, welcher für Kaiser Heinrich IV. in der Schlacht bei Mellrichstadt den 12. August 1078 den Tod der Treue und des Helden starb, pflanzte sich lange Zeit nur in wenigen Zweigen fort. Von drei Söhnen dieses Poppo starb einer, Gottbert, erbenlos, der Stamm Poppo's II. erlosch in einem Urenkel desselben, und nur Gottwalds I. Geschlecht grünte weiter fort, gleichwohl wieder spärlich, denn von vier Söhnen dieses Gottwald sah nur einer, Berthold I., einen männlichen Erben. Dieser war Poppo VI., welcher mit seiner Gemahlin Sophia, Gräfin zu Andechs, Markgräfin zu Istrien, das Kloster Trostadt begründete, und auf dem Kreuzzug 1190 in Syrien starb. Auch er wurde Vater von vier Söhnen, deren einer der Minnesänger Otto von Botenlauben war, dessen Geschlecht aber in klösterlicher Stille erlosch. Dessen Bruder, Poppo VII., Gemahl Jutta's, der Tochter Landgraf Hermanns zu Thüringen, des Sängerfreundes, war es beschieden, seinen Stamm fortzupflanzen. Er hatte zwei Söhne, Heinrich III. und Hermann I. Der letztere stiftete die Coburger Linie, und der erstere ward Vater von Berthold V., Hermann II. und Heinrich IV. Diese waren es, welche die väterlichen Lande 1274 unter sich theilten, und Begründer dreier verschiedener Linien wurden. So geschah es, daß dem Aeltesten, Berthold, neben dem Stammschloß Henneberg auch die Städte und Aemter Schleusingen, Suhl, Wasungen, Maßfeld, Sand, Kaltennordheim, Berungen, Themar (halb) und die Cent Benshausen (auch halb) zu Theil wurden. Sein Bruder, Hermann II., empfing die Schlösser Aschach, Waldaschach (bei Kissingen), Ebenhausen, Männerstadt, die Burg (halb) ꝛc. und ward Begründer der Aschacher Linie, welche später in die römhildische überging und als solche bedeutend wurde. Vorerst war Römhild, Themar (halb) und Benshausen (halb), nebst den Schlössern Hartenberg (unter den Gleichbergen bei Römhild), Osterburg (über Henfstädt bei Themar) und Schwarza dem dritten Bruder Heinrich zugefallen, welcher Schloß Hartenberg zur Wohnung erkürte, und seine Linie nach diesem nannte.

Indeß war und blieb die Schleusinger Linie nicht nur die bedeutendste, sondern sie überdauerte auch alle übrigen, die früher abblühten, bis auch ihr das Loos zu erlöschen aus des Schicksals Urne fiel.

Berthold ward seinem Lande ein wackrer Schirmherr; er säuberte es von Raubgesindel, zerstörte Burg Hutsberg, wo er 24 Räuber fing, begabte die Klöster, legte den Grund zu Schleusingens besserm Flor, und starb, nachdem er französische Kriegsbestallung angenommen, zu Montpellier 1284.

Er hinterließ drei Söhne, von denen Berthold VI. in den Johanniterorden trat, und in Schleusingen die Ordenskommende gründete, welcher er als Komthur vorstand. Ein zweiter Sohn, Heinrich, ward ebenfalls geistlich.

Um so größern Glanz breitete Berthold VII. durch seine ruhmwerthe Persönlichkeit und seine Eigenschaften über sein Haus und sein Land. Er nahm im Bunde mit seinem Bruder Heinrich den Grafen Günther zu Käfernburg, der einen Heereszug in das Hennebergische gethan, gefangen, und wurde dadurch später Herr des als Lösegeld von jenem verpfändeten Schlosses Elgersburg, das er dem Ritter Friedrich von Witzleben verpfändete, welcher auch mit den Bergwerken der Gegend belehnt wurde. Auch in mehrern andern Fehden blieb Berthold Sieger, bei denen einmal sogar Schleusingen einer Belagerung widerstand. Auch Schloß Mainberg bei Schweinfurt mit dem einträglichen Amte, brachte Berthold an sein Haus, und es blieb bei demselben bis zum Jahre 1542. Mit weisem Rath und kräftiger That diente Berthold vier deutschen Kaisern nach einander. Mit Albrecht I. zog er nach Böhmen und bewirthete ihn später zu Wasungen, Er wohnte der Kaiserwahl Heinrichs VII. bei und begleitete diesen auf sein Hoflager, wogegen Heinrich sich zu den wichtigsten Staatsangelegenheiten seiner Hülfe bediente. Heinrich wurde sein Schuldner, räumte ihm die Stadt Schweinfurt zum Unterpfand ein, und erhob ihn am 25. Juli 1310 auf dem Reichstage zu Frankfurt in den Fürstenstand. Kaiser Ludwig der Bayer wohnte im Jahre 1337 eine Zeit lang in Schleusingen bei dem mächtigen Fürstgrafen.

Es würde für unsern Zweck zu weit führen, die politische Größe Bertholds und seinen mächtigen Einfluß auf die Angelegenheiten des deutschen Reiches auseinander zu setzen. Er benutzte seinen Einfluß und seine Mittel zur Erweiterung seiner Herrschaft, und es gelang ihm, dieselbe mit der Erwerbung bedeutender Städte und Aemter zu vergrößern, von denen wir nur Schweinfurt, Hildburghausen, Königsberg, Koburg, Neuhaus, Eisfeld, Königshofen, Münnerstadt, Kissingen und Schmalkalden nennen wollen. Auch die, viele Besitzungen umfassende Herrschaft Frankenstein, zu welcher Schloß und Amt Salzungen und eine Menge andre Ortschaften gehörten, brachte Berthold allmählig durch Kauf zur Grafschaft Henneberg, wobei ihm immer noch Geld übrig blieb, dem Kaiser und Andern höchst bedeutende Summen zu leihen. Die Zahl der ritterlichen Lehensvasallen des Fürstgrafen umfaßte an 130 zu Schild geborne Edle, und darunter mehrere der vornehmsten und angesehensten Familien des südlichen Thüringens und nördlichen Frankenlandes, und unter Andern die Auffeß, Bibra, Erfa, Grumbach, Heßberg, Koburg, Kralück, Marschall, Münster, Reckrod, Salza, Stein, Tüngen, Varila, Voigt von Salzburg, Wenkheim, Wolfskehl, Zufraß ꝛc. Mit einem Wort, er brachte sein Haus zur Gipfelhöhe der Macht und des Wohlstandes. Auch der Kirche erwies sich Berthold als treuer Schirmvoigt; er war Begründer des Wilhelmiterklosters zu Wasungen, des Collegiatstiftes zu Schmalkalden, das er mit zwölf Domherren besetzte und reich dotirte, eben so begabte er die Hennebegrischen Klöster zu Veßra, Rohra, Trostadt, Herren- und Frauenbreitungen u. A. im Sinne und Geiste seiner Zeit, die nun einmal

den Schlüssel zur Himmelspforte und zur ewigen Seligkeit in den Händen der Klerisei glaubte.

Zwar verpfändeten Berthold's Söhne, Heinrich VIII. und Berthold XI. Schleusingen um 1000 Schock böhmische Groschen an die Landgrafen Balthasar und Wilhelm von Thüringen, aber Heinrich erwarb seiner Herrschaft Schloß und Amt Ilmenau durch die Kaufsumme von 2000 Mark Silber von dem Grafen von Käfernburg.

Unter den Nachkommen Heinrichs kam der Vollmond des Hennebergischen Herrschaftglanzes wieder in das abnehmende Licht, theils weil Heinrich selbst das Land durch Ausstattungen seiner Töchter mit Städten und Aemtern zersplitterte, theils weil den Nachkommen die Eigenschaften mangelten, welche Berthold VII. den ehrenvollen Beinamen des Weisen erworben hatten.

Im Jahr 1353 traf Schleusingen ein großes Brandunglück, das alle Häuser und alle Nachrichten aus alter Zeit verzehrte; dennoch mag sich die Stadt schnell aus der Asche erhoben haben.

Schleusingen, die Stadt, welche dauernd das Glück hatte, Residenz zu bleiben, empfand auch unter den Wilhelmen nicht so bald den Verfall der Finanzen seiner Gebieter. Es feierte die Freuden- wie die Trauerfeste derselben antheilnehmend mit, und war unter einem milden Scepter glücklich. Die Geschichte weiß nichts von Spaltungen, Unzufriedenheiten, Aufruhr und dergl. von der Schleusinger Bürgerschaft. Ein Hofgericht dort, das aus zwölf adeligen Räthen bestand, schlichtete Zwistigkeiten zwischen Lehensherren und Vasallen, und sprach Recht nach alter deutscher Institution, während ein Stadtrath die Angelegenheiten der Bürger vertrat. Schon im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert zeigen sich unter den Namen Vögte (Advocati) städtische Beamte, und 1412 empfing Schleusingen vom Fürstgrafen Wilhelm Statuten und Privilegien. Das Marktrecht ertheilte Fürst Wilhelm VI. 1553.

Feindseligkeiten von außen, welche die Stadt hätten heimsuchen können, wurden ,mit tapfrer Hand abgewehrt, wie z. B. einem Ritter Reinhardt von Haun, der mit einer Rotte fuldaischer Edelleute in das Henneberger Land räuberisch einfiel, diese Kühnheit sehr übel bekam, denn Wilhelm III. zog mit 2000 Mann und 230 Streitwagen vor dessen Burg Haun, eroberte und zerstörte sie, und führte den frechen Ritter nebst seinem Sohn und mehrern seiner Raubgesellen gefangen gen Schleusingen, wo ihm in dem noch nach demselben genannten Haunsthurm an der südöstlichen Ecke der Bertholdsburg ein lebenslängliches Losament angewiesen wurde.

Im Jahr 1412 brannten drei adelige Feinde eine Vorstadt nieder, in Folge einer Fehde gegen den Fürstgrafen Wilhelm II. 1502 begann der Bau eines Minoritenklosters, das der fromme Wilhelm VI. begründete, unter welchem auch fast gleichzeitig die Wallfahrt nach Grimmenthal in Flor kam. Standhaft und lange wehrte dieser Fürst das Eindringen der geläuterten Lehre ab, bis endlich doch die Reformation eingeführt wurde, und der Wittenbergische Professor Dr. Förster die erste Predigt in Schleusingen hielt. In diesen Zeiten

wurde die Stadt Zufluchtsort vieler um des Evangeliums willen Verfolgten.

Der **Bauernkrieg** war zwar dem Henneberger Lande verderblich genug gewesen, doch die ruhig gebliebene und wohl befestigte Stadt Schleusingen hatte seine Eisenhand unangetastet gelassen, die so viele Hennebergische Burgen und Klöster brach und in Trümmer legte.

Fürstgraf Georg Ernst, der Letzte seines Stammes, ein weiser und tüchtiger Regent, vermochte doch nicht den Verfall seines Hauses aufzuhalten, und starb erbenlos, obgleich er zweimal vermählt gewesen, am 27. December 1583. Der wichtige Erbvertrag zwischen Sachsen, Henneberg und Hessen, confirmirt vom Kaiser Karl V. am 20. Januar 1555, brachte nun den bei weitem größeren Theil der Grafschaft an das Kur- und fürstliche Haus Sachsen. Schleusingen war der Wittwe des letzten Fürsten, Elisabeth, geborne Herzogin von Würtemberg und Teck, als Leibgedinge überwiesen, welche dort wohnen blieb, bis sie nach drei Jahren sich anderweit vermählte. Sie besaß am Markt ein stattliches Wohnhaus, dies verkaufte sie an den Magistrat um 1500 Gülden fränkisch, es ist das jetzige Rathhaus. Diese Fürstin dachte so edel, nicht nur das Kaufgeld, sondern auch noch eine Summe von 500 Gülden, zu einer Armenkasse der Stadt zu überlassen, und der Rath stellte ihr gar nicht übel gearbeitetes Bildniß in halber Lebensgröße auf dem untern Marktbrunnen auf, wo es in der eigenthümlichen, doch wohlkleidenden Tracht jener Zeit immer noch zur Zier gereicht, und an die Vergangenheit erinnert.

Von geschichtlicher Wichtigkeit für Schleusingen, wie überhaupt, ist der im Jahre 1623 dort gehaltene merkwürdige Konvent, bei welchem von den Kur- und fürstlichen Reichsständen der Beschluß gefaßt wurde, den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz wegen seiner Einmischung in die böhmischen Händel der Kurwürde zu entsetzen, und seine Stelle dem Herzog Maximilian von Bayern zu geben.

Schwere Heimsuchung traf Schleusingen anfänglich nicht so hart, wie mehrere Nachbarstädte, Suhl, Themar ꝛc. im dreißigjährigen Krieg, wo Altringer und Isolani mit einem Heere blutdürstiger Croaten einzog, und schon bereit war, dem auf dem Markte aufgestellten Fußvolk mit einem Taschentuch das Zeichen zum Brennen und Sengen, Morden und Plündern zu geben, wenn nicht die Bitten des damaligen Chur- und Fürstlich Sächsischen Hennebergischen Oberaufsehers Ludwig Ernst Marschalk von Herren-Gosserstädt das drohende Unheil abgewendet hätten. Bald darauf kam **Gustav Adolph** über den Wald und durch Schleusingen.

Nach dem Tode des Heldenkönigs bei Lützen und nach der Niederlage der Evangelischen bei Nördlingen kamen abermals Croaten und andre Regimenter unter Graf Forgatsch Führung in das Henneberger Land; dieser Oberst schlug in Amt und Stadt Schleusingen die Winterquartiere auf, und es begann eine drangvolle entsetzliche Zeit, in welcher manche Hennebergische Ortschaften theils ganz von

der Erde verschwanden, theils bis auf wenige Bewohner ausstarben und verödeten.

Schleusingen hob sich wieder erfreulich aus dem Verfall, in den auch diese Stadt, die allgemeine Noth des Landes theilend, versunken war, unter dem Walten einer väterlich gesinnten Regierung, der Kur-Herzoglich und endlich Königlich Sächsischen, bis das Loos der Könige und Völker im Jahr 1815 die Henne unter die Flügel des Preußenadlers treten hieß, seit welcher Zeit nun Schleusingen als neunte Kreisstadt des Königlich Preußischen Regierungs-Bezirkes Erfurt, Sitz eines landräthlichen Kreisamtes, Landgerichts, Forst- und Postamtes und einer Amtsverwaltung ist, während ein Magistrat die städtischen Angelegenheiten vertritt und leitet. Auch ist Schleusingen Sitz einer Superintendentur. Dankbar erkennen Stadt und Land die Segnungen ihres einsichtvollen, weisen und gerechten Guberniums, doch wendet sich auch der Blick gerne in die glanzreichere Vorzeit einer fürstlichen Residenz zurück, und im ganzen Lande ist das alte Hennenwappen noch in Ehren gehalten, so wie es mit Dank und Freude anerkannt werden muß, daß der alte Name Henneberg der Provinz erhalten blieb.

Die Mehrzahl der Verwaltungs-Behörden haben ihre Geschäftslokale im Schloß, der alten Bertholdsburg; der Landrath, der Forstmeister und der Kreisrendant darin auch ihre schönen und geräumigen Dienstwohnungen. —

Es ward uns eine Sage mitgetheilt von dem früher schon erwähnten Brunnen und der Nymphe, die ihn bewohnt, nach welcher schon im achten Jahrhundert ein Ritter, den die Nymphe mit ihrer Huld beglückt, den Namen Brunnstedt angenommen, doch muß solche Sage auf sich beruhen. Als die Bertholdsburg fertig in die Geschichte getreten, erfahren wir, daß sie neun Thürme gehabt, dreifache Ringmauern und nur einen Zugang über eine Zugbrücke von der Kirchgasse her. Die alles umgestaltende Zeit hat in der Nähe der Burg mächtig verwandelnd und verschönernd gewaltet. Von den Thürmen sind noch vorhanden der Kattenthurm (der eigentliche große Schloßthurm), der Haunsthurm, der Hexenthurm, der Kapellenthurm, der eine besondre Schloßkapelle enthielt, der Jungfernthurm, der die Folterkammer mit der schauervollen todtbringenden Jungfrau in sich faßte, der Gerichtsthurm, mit letztgenanntem in Verbindung stehend, der Todtenthurm und der Pulverthurm. Die meisten dieser Thürme sind theilweise gleich den Ringmauern bis auf einen abgetragen, der neunte ist nicht mehr vorhanden.

Diese alte Burg, für deren dauernde Erhaltung im baulichen Stande rühmliche Sorge getragen wird, ward zuletzt durch Fürst Wilhelm VI. 1542 erneut. Aus dieser Zeit mag der theilweise verfallene Thorbogen aus der Umfangmauer herrühren, über dem sich eine nicht mehr zugängliche steinerne Balluſtrade für ein Musikchor befindet, um bei festlichen Gelegenheiten Einziehende oder Scheidende mit Pauken- und Posaunenschall zu empfangen oder zu geleiten.

So gewährt das Schloß in seiner noch wohlerhaltenen mittelalterlichen Architektur, wenn diese auch manche nöthige Neuerung erleiden mußte, immer noch den stattlichen und seltnen Anblick einer raumvollen bewohnten Burg.

Nahe der Burg, auf gleicher Höhe, liegt die in einem einfachen Styl erbaute Stadtkirche, St. Johannis, licht und geräumig, deren größte Sehenswürdigkeit die durch ein eisernes Gitter abgesonderte Begräbnißkapelle der Henneberger Grafen ist. Früher war das Erbbegräbniß dieser Grafen in dem nahen Kloster Veßra, allein als in Folge des Bauernkrieges das Kloster wüst und verlassen stand, und die Begräbnißkapelle zumal von dem rohen Haufen auf das abscheulichste profanirt worden war, so erbaute Fürst Georg Ernst diese Kapelle an die Kirche, weihte sie St. Egidius und ließ die Gebeine seiner Ahnen darin beisetzen und die noch vorhandenen Statuen hierher bringen. Die Gebeine ruhen unter der Gruftkapelle in zinnernen Särgen.

Wenn auch diese Steinbilder nicht alle den gleichen, und überhaupt keinen sehr hohen Kunstwerth haben, obgleich die Bildnerei einiger sehr fein und zierlich gearbeitet ist, so sind sie doch vom größten vaterländisch-historischen Interesse.

Die erste ritterliche Gestalt rechts am Eingang ist Wilhelm III., imponirend und wahrhaft grandios. Auf dem Schild von eigenthümlicher Form ist das Wappen befindlich. Daneben seine Gemahlin Katharina. Dann folgt Wilhelms Sohn, Wilhelm V., auf einem Löwen stehend, eine Fahnenlanze mit dem Wappen haltend, und dessen Gemahlin Margaretha. Der Löwe hält das Wappen von des Grafen Mutter. Nun folgt der fromme Wilhelm VI. und seine Gemahlin Anastasia unter Nischen, deren edle monumentale Architektur den italienischen Geschmack jener Zeit vor Augen stellt. Weiter reiht sich Georg Ernst zwischen seinen zwei Gemahlinnen Elisabeth von Braunschweig und Elisabeth von Würtemberg in gleichen Nischen an, über deren jeder sich eine mit allegorischen Figuren gezierte Wappennische erhebt, die ein pyramidal zulaufendes Fronton trägt. Der zweiten Gemahlin mangelt die Schrift, da der Denkstein bei ihrem Leben, wie das oft in jener Zeit üblich war, aufgestellt wurde, sie sich aber anderweit vermählte, und gar nicht in der Grabkapelle ruht. Sie war unfruchtbar, litt an Steinbeschwerden, und ließ, da ihr die Aerzte den Gebrauch eines mit starkem Wein getränkten Bocks anriethen, einen solchen Bock bei dem Apotheker zu Meiningen drei Wochen lang einstellen, während ihr Rentmeister zu Maßfeld den Befehl erhielt, besagten Bock mit Wein zu versehen. Sie schrieb:

„Von Gottes Gnaden Elisabeth, Gräfin und Frau zu Henneberg, geborne Herzogin zu Würtemberg; Unser Grus zuvor, lieber, getreuer. Wir thun Dich gnädiglich verständigen, daß der Apotheker zu Meiningen einen Bock wird einstellen, den wir zu einer Arzenei vor den Stein brauchen werden, und must Du demselben Bock den aller-

stärksten Wein zu trinken geben, so man bekommen kann ꝛc. Datum Zillbach *) den 22. Juny an. 1575. Es wird solcher Bock nicht länger als drei Wochen eingestellet werden, demnach wolleſt Du Dich mit dem Apotheker vergleichen, denn ein einziger Bock nicht gar viel Wein trinket.

Eliſabeth, Gräfin und Frau zu Henneberg."

Die Geſchichte hat nicht aufgezeichnet, ob der Bock den Wein getrunken, und wie viel, und auch nicht die Art und Weiſe, wie der Bock als Arzenei gedient.

Dann folgt Georgs Bruder, Poppo, auch mit zwei Frauen, Eliſabeth und Sophia, deren zweite ihn lange überlebte. Dieſer Poppo hatte dem geiſtlichen Stande angehört, aber demſelben entſagt auf ſeines Bruders Wunſch, und geheirathet, damit der Stamm nicht ausſterbe, allein erfolglos. Der Schriftſtein von dieſen Denkmälern liegt am Boden. Noch bildet ein Denkmal einen zweiten Bruder Georg Ernſt's ab, Wolfgang, der unter Karl V. nach Italien zog, und vor Chierasco von einer feindlichen Kugel durch den Helm in den Kopf getroffen wurde. Der Helm iſt noch in der Begräbnißkapelle vorhanden.

Eine andre Merkwürdigkeit Schleuſingens iſt das Johanniterordenshaus, begründet von Berthold VI. 1291, das ohnweit der Kirche ſteht, viele Oekonomiegebäude enthält, und über dem Thore in einer Inſchrift den Namen des Kommentators Ferdinand von Grote und deſſen Wappen zeigt, der es 1702 neu erbaute.

Nicht minder iſt wichtig das Gebäude des alten Barfüßerkloſters an der Ringmauer der Stadt gegen Südoſten, begründet von Wilhelm IV. als Kapelle zu den 14 Nothelfern, und von Wilhelm VI., wie bereits oben angeführt, in ein Kloſter verwandelt. Die Sage läßt von da einen unterirdiſchen Gang bis nach Kloſter Veßra gehen. Da daſſelbe umfangreich und raumvoll war, ſo wurden ſeine Baulichkeiten vom Grafen Georg Ernſt, nachdem 1545 die Mönche daraus entfernt waren, 1560 in eine öffentliche Landſchule verwandelt, aus welcher das Schleuſinger Gymnaſium mit reichen Dotationen für Lehrer und arme Schüler erblühte, das ſich auch nach der Hennebergiſchen Landestheilung des gemeinſchaftlichen Schutzes der Theilhabenden erfreute, indem es ungetrennt blieb, und ſich dadurch mit auf der Höhe wiſſenſchaftlichen Strebens erhielt.

Meiningen, Preußen und Weimar führen abwechſelnd das Direktorium, u.d zwar ſo, daß binnen ſechs Jahren das Meiningiſche Gubernium dreimal, das Preußiſche zweimal und das Weimariſche einmal die Verwaltung leitet, wobei von 20 Freiſtellen für Schüler Meiningen zehn, Preußen ſieben und Weimar drei zu vergeben hat.

Das Gebäude umfaßt die Lehrſäle, das Rectorat, die Wohn-, Eß- und Schlafzimmer der zur Communität gehörenden Schüler,

*) Henneberg. Jagdſchloß bei Waſungen.

und die (früher im Schloß befindliche) Gymnasialbibliothek, deren Bändezahl auf 3000 angegeben wird, darunter einige Seltenheiten der Incunabelzeit. Leider hat diese Bibliothek so gut als gar keine Fonds, und da die Mehrzahl der Werke aus den vorigen Jahrhunderten herrührt, auch meist theologischen und philologischen Inhaltes ist, so ist ihr Nutzen nur gering.

Der Unterricht ist für alle Schüler ohne Ausnahme ganz frei, und wird gegenwärtig vom Rector, fünf Hauptlehrern und dem Schreibe- und Zeichnenlehrer ertheilt. Die Schülerzahl übersteigt in der Gegenwart Einhundert.

Die Stadt zählt mit den Vorstädten in 350 Wohnhäusern nahe an 3000 Einwohner, und hat viel industrielle Betriebsamkeit. Es befinden sich hier eine Buchhandlung, zwei Buchdruckereien, eine Puppen-, eine Bleiweißfabrik, viele Handlungen, Gasthöfe, Mühlen, ein Eisen- und ein Kupferhammer, eine Pulvermühle, Webereien, Färbereien ꝛc. Der Holzhandel ist durch die Flöße bedeutend, und der Verkehr überhaupt wird durch die trefflichen Kunststraßen, welche die Stadt durchkreuzen, eben so befördert, als der Einspruch Fremder und Reisender dadurch häufig ist. Eine Hauptstraße zieht von Suhl herüber, und stellt, nach Hildburghausen gehend, die Verbindung mit Nord- und Süddeutschland her. Aus der Straße von Hildburghausen nach Meiningen leitet bei Veßra ein Straßenzug nach Schleusingen, und durch das schöne Thal der Nahe führt eine neue herrliche Straße waldwärts nach Ilmenau.

Dem geselligen Vergnügen dienen neben den Ausflügen nach Erlau und andern Nachbarorten das Schießhaus mit schönen Gartenanlagen, wo die uniformirte Schützengesellschaft alljährlich ein solennes, vielbesuchtes Scheiben- und Vogelschießen hält.

Schleusingens Umgegend ist eben so wenig arm an Naturschönheiten, als an Volkssagen. Am Eingang des Thales von Veßra steht die byzantinische Kirche der ehemaligen Prämonstratenserabtei, welcher wir eine besondre Beschreibung zu widmen denken, halb von Trümmern und halb von modernen Gebäuden umgeben, deren eines leider die Hälfte des schönen Kirchenportals versperrt — jetzt ein Futtermagazin. Das Thal hat eine anmuthige Breite, zu beiden Seiten waldige Höhen, und in der Ferne blickt die Bergkette des Thüringer Waldes herein. Die Straße führt uns nach Rappelsdorf, in dessen Nähe ein Weiher, die Todtenlache, befindlich ist. Der Name dieses stagnirenden Wassers, das eine Tiefe von sechzig Fuß hat, soll ursprünglich daher kommen, daß die Todten von Rappelsdorf, welche nach Schleusingen beerdigt werden, bis an diese Stelle begleitet wurden, von wo der Conduct umkehrte. Das Wasser soll mit unterirdischen Klüften und Höhlen in Verbindung stehen, namentlich auch mit einem Brunnen im Bärengraben und mit dem Maudeloch auf der Rappelsdorfer Kuppe.

Vor dem Croatischen Einfall, will die Sage, gingen aus dieser Lache Wassermenschen hervor. Zwischen Rappelsdorf und der

Stadt liegt ein Wirthshaus, die Ruder- oder Hudelsburg, bei welcher sich auch der Flößplatz befindet. Dorthin kam bisweilen ein Nixlein zum Tanze, im schönen Sonntagsputz, schleppte aber freilich, Vielen zum Grauen und Entsetzen, einen langen häßlichen Fischschwanz nach. Doch ihr freundliches und herziges Wesen gewann ihr dort bald einen Buhlen, dem sie mit ihren dunklen Augen das Herz bestrickte. Lange tanzten und kosten und küßten beide, bis die Mitternachtsstunde da war, und das Nixlein sich traurig abwandte und sagte, sie müsse nun fort, und ihr Vater werde sie wohl tödten, weil sie sich verrathen, und der Buhle möge nur des andern Tages zur Lache gehn. Wäre diese grün, wie gewöhnlich, so wäre sie noch am Leben, wäre sie aber trüb und roth, so wäre es um sie geschehen, und er sähe sie nimmermehr wieder. Und so war es denn auch; die Lache war roth, wie Blut, und der Liebhaber fühlte so tief den Schmerz um die verlorne Nixenmaid, daß er auch hinab in die Fluth der Todtenlache sprang.

Folgt ein Reisender der Chaussee nach Hildburghausen, welche beim Flößplatz den Rothenberg aufsteigt, so wird in der Nähe des Dorfes Gottfriedsberg ein freundlich mit einigen Anlagen geschmückter Platz und eine Quelle erreicht, der Wilhelmsbrunnen, dessen Wasser als heilkräftig gerühmt wird, und früher häufig getrunken wurde. Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Naumburg-Zeitz ließ diesen Brunnen in Stein fassen.

Der Sleusegrund leitet zu manchen interessanten und naturschönen Punkten. Der Fluß ist da, wo er in die Werra fällt, eben so stark oder noch mächtiger als diese. Er treibt eine Menge Mühlwerke aller Art, und ist durch die Flöße wichtig, denn ein großer Theil der Breter und Latten, welche auf den Sägemühlen des Thüringer Waldes geschnitten werden, wird hier aufgestapelt und zu Flößen verbunden, welche dann in die Werra und von dieser zur Weser geführt werden. Vom Flußplatze leitet ein nicht chaussirter Weg über herrliche Wiesen längs der Schleuse hin, und führt allgemach in das höhere Gebirge. Dörfer, Mühlen und Hämmer schmücken abwechselnd die waldigen Thalgründe. Im Dorfe Oberod zeigt sich die malerische Trümmer einer alten Wallfahrtskapelle mit düstern Fichten gepaart, die aus den Mauern emporwuchsen. Zwei Thurmgeschosse stehen noch und ein großer gewölbter Eingang. Waldbäche fallen ein, und ein hoher Sandsteinberg, der Einfürst, streckt über Waldau seine gigantische, aussichtreiche Krone.

Weiter aufwärts bei Lichtenau, unter der hohen Warte, wo der Langenbach zur Schleuse fließt, wo der Neubrunnbach aus einem romantischen Thalgrunde abrinnt, und der Biberbach mit dem hoch abfallenden Steinbach allzumal in das Schleusethal fallen, engt sich das Thal, und das Dörfchen Engenstein (Saxangusta) wird sichtbar, überragt von einem basaltischen Felsberg, der Trümmerstätte einer ehemaligen Burg, hochromantisch und schaurigkolossal. Das Wirthshaus am Fuße führt einen Engel im Schilde, daher auch die Schreibart des Ortes, Engelstein, sich rechtfertigt. Eine pittoreske

Felswand, der rauhe Ranger, ist in der Nähe nicht minder anziehend.

Eine lange Strecke, schon von Oberod an, ist die Schleuse Grenzfluß zwischen Preußen und Meiningen. Es folgen die Dörfer Schönau, Ernstthal und Unterneubrunn, mit Mühlen und Gewerken, dann wird der Grund immer enger, öder, der Gabelbach fällt ein, und es wird endlich die Schleusequelle unterm Arolsberg und dem Dreiherrenstein erreicht, auf dessen Gipfel Preußen, Weimar, Meiningen und die Schwarzburg Sondershäusische Oberherrschaft aneinander grenzen, einer der Hochpunkte des Gebirges, über welchen der Rennsteig hinzieht.

Das Thal der Nahe hat ein heitereres Colorit, als das der obern Schleuse. Ansehnliche Dörfer, wie Hinternahe, Schleusinger-Neundorf schmücken dasselbe; der Bach bildet manchen anmuthigen Fall, und nimmt erst bei dem letztgenannten Dorfe den Namen Nahe an. Bis dorthin heißt das Thal der Enger- oder Ingertgrund, und eine Menge Bäche, Schwarzbach, Laisbach, Frauenbach, Querbach, Glasbach, mehren des muntern Bergflüßchens Silberfluth. Auch in diesem Thale fehlt es nicht an betriebsamen Gewerken, deren Flor durch die reizendschöne Fahrstraße nach Schmiedefeld und Ilmenau außerordentlich gewinnen muß, denn in einem Thale, wo noch vor wenigen Jahren es an manchen Stellen schwer war, zu Fuße fortzukommen, fährt sichs jetzt wie in einem großen Naturpark. Bedeutend ist die schön eingerichtete Eisenhütte Neuwerk Hochofen mit Kastengebläse; es folgt ein Blechhammer, und dann auf dem Hochrücken des Gebirgs das volkreiche Dorf Schmiedefeld mit malerischen Felspartien.

Folgt ein Wandrer dem Laufe der Besser von Schleusingen aufwärts, so findet er dieses Bergflüßchen sich ohnweit St. Kilian und Rasen mit der Erlau vereinigend, und bald nimmt ihn das lang an beiden Ufern sich hinziehende Dorf Breitenbach auf; dann folgen Verzweigungen schauriger Waldgründe, weitausgedehnte Triften und pochende Hämmer. Von der Löffelhaide zieht der Löffelgrund nieder, der Volkmarsgrund öffnet sich dem Blick voll trotziger Klippen, der Glasbachsgrund zeigt Grünsteinfelsenmassen mit dem Mühlkorb, einer hohen, einsturzdrohenden Felsmasse. Es zeigen sich die isolirten Gestüthäuser und weidende Rosse des Beßraer Gestüts, die im Sommer hier die Waldweide ununterbrochen genießen. Der Adlersberg ragt über dem Dorfe Besser (mit Beßra nicht zu verwechseln), und ehe dies erreicht ist, kommen wir noch einigen Stahl- und Eisenhämmern vorbei. Weiter hinter dem Dorfe führen Bach und Weg am Teufelsberge vorüber, bis auf hoher Bergestrift der Bach sich in allerlei Quellgerieſel verliert, und ohnweit davon ein fünfarmiger Wegweiser nach Suhl, nach Goldlauter, nach Schmiedefeld, Stützebach und Besser hinabweist.

Am Adlersberge ruht eine grüne, baumlose Waldestrift, das Gottesfeld, verrufen und einsam, hoch über der Welt der

Wälder und Felsen, sanft gehügelt, als ruhten dort Reihen von Hünengräbern.

Darauf stund, der Sage nach, eine Stadt, über welche Gott Gericht hielt in seinem Zorn, und die er zum Felde machte ob des lasterhaften Wandels ihrer Bewohner, indem er sie versinken ließ. Lange Zeit nachher wühlte droben eine wilde Sau eine Glocke aus dem Boden, die war vom Thurme der versunkenen Stadt. Ein Hirte fand die Glocke und zeigte den Fund an. Freudig ward dieser nach Schleusingen geholt, und auf einen Thurm gewunden. Aber wie die Glocke nun zum erstenmale geläutet wurde, flog ein schauervoller Klang über die Stadt, darob sich alles entsetzte, und beim zweiten Schlag heulte es wie Feuerruf durch die Lüfte, und beim dritten Schlag zersprang die Glocke mit gräßlichem Getön. Man goß sie um, und sie schallte beim Läuten mißtönig: Sau aus, Sau aus! und zersprang dann wieder. Und so zu dreien Malen. —

Leicht und schön wandert sichs von der Besserquelle oder auch schon vom Gottesfeld über sonnige Waldestriften in das Erlauthal. Beide Thäler scheidet nur der Teufelsberg. Dort grüßt, wie ein riesiger Thalwächter, ein Porphyrgigant, der Schlüssel-Heinzestein, auch Rothenstein genannt, wo die Sage des Volkes einen gespenstigen Reiter spuken läßt. Der Thalbach wird ursprünglich von zwei Bächen gebildet, der lichten und der finstern Erlau, später fließt der Harzbach ein, und von da an begleitet die muntre Erlau die Chaussee von Suhl nach Schleusingen über Mühlwerke und die Dörfer Hirschbach und Erlau. Es folgt St. Kilian mit einem Hospital und einer sehr alten Kapelle, und zur Rechten grüßen die Anlagen des Kohlberges, wo eine Gartenwirthschaft mit schöner Aussicht auf die Stadt Schleusingen oft heitre Zirkel vereinigt. Hier erinnert dicht an der Straße auch ein einfaches, 1815 errichtetes Monument in Gestalt einer Steinpyramide auf einem Piedestale und in einem Kranz von Bäumen stehend — an die Leipziger Schlacht. Es trägt die Inschriften: (östlich) Eintracht, die Stütze der Freiheit. (südlich) Der Befreiung Teutschlands durch die Völkerschlacht bei Leipzig am 18. Oktober 1813. (westlich) Gott war mit uns, Ihm sei die Ehre. (nördlich) Die Bewohner der Stadt Schleusingen, am 18. Oktober 1815.

Ludwig Bechstein.

Gleichen. — Mühlberg. — Wachsenburg.

(„Die drei Gleichen.")

Etwa vier Stunden südöstlich von Gotha und eine gute Stunde nordwestlich von Arnstadt entfernt, in einer fruchtbaren und an malerischen Ansichten reichen Gegend, liegen in Form eines unregelmäßigen Dreiecks die drei Burgen, welchen der Volksmund den Gesammtnamen: „Die drei Gleichen" gegeben hat. So unrichtig und unhistorisch diese Bezeichnung ist, da nur einem der Schlösser der Namen „Gleichen" zukömmt, und die Grafen von Gleichen zu keiner Zeit auch im Besitz von Mühlberg und Wachsenburg waren, so allgemein ist sie im Gebrauch, und dieser durch die Länge der Zeit geheiligt. Die nachbarliche Lage der Burgen, die fast gleiche Höhe der Berge, die Aehnlichkeit ihrer Bauart, vielleicht auch die Sage, daß sie in einer Nacht alle drei zugleich vom Blitz entzündet worden und abgebrannt sein sollen, mögen zu dem gemeinschaftlichen, falschen Namen Veranlassung gegeben haben. Erörtern wir diese Umstände nicht näher, sondern steigen lieber sogleich zu den Ruinen hinauf, und zwar zuerst zu denen der Burg

Gleichen,

in der Umgegend allgemein „das Wandersleber Schloß" genannt. Diese Burgtrümmer liegt eine halbe Stunde von dem preuß. Dorfe Wandersleben, auf einem isolirten, bewaldeten und ziemlich steilen Bergkegel, den man nicht ohne Anstrengung erklimmt. Durch ein hohes, gewölbtes Thor gelangt man in den großen, mit üppigem Gras bestandenen Burghof, und rechts zu einem 100 Fuß langen Gebäude, dessen Dach mit Ziegeln gedeckt ist. Die Frontseite hat vierzehn Fensteröffnungen, und das Gebäude könnte leicht wieder bewohnbar gemacht werden, da die Mauern noch im besten Zustande erhalten sind. Ueber dem Eingang prangt in Stein gehauen der

Die drei Burgen Gleichen.

gleichische Löwe; im Innern führt eine alte, neuerdings restaurirte Treppe in die Gemächer, und im obern Stock in die sogenannte Junkerkammer. Darin stand bis vor wenigen Jahren die große dreischläfrige Bettsponde, die der sagenhafte Graf Ernst von Gleichen mit seinen zwei Frauen in friedlicher Eintracht getheilt haben soll. Von der darauf Bezug habenden Sage wird weiter unten die Rede sein. Unmittelbar an das Hauptgebäude stieß die Kapelle, wie man aus den Kirchenfenstern in der Mauer und aus den Ueberresten von runden Pfeilern, auf denen die Decke ruhete, noch deutlich sehen kann. Oestlich erhebt sich ein ziemlich verfallener, viereckiger Thurm von 60' Höhe, der angeblich so tief in der Erde, als über derselben stehen soll und zum Burgverließ diente. Einige Schritte davon, nach der Mitte des Burghofes zu, steht ein pyramidenartiges, inwendig hohles Mauerwerk, das Eingang der den Schornstein der im Innern des Berges befindlichen Küche, Andre für einen Schmelzofen oder dem Aehnliches halten zu er gedient, ist bis diese Stunde noch nicht ermittelt worden. Die übrigen Gebäude der Burg sind Trümmer, denen man ihre ehemalige Bestimmung nicht mehr ansehen kann. Da sich kein Brunnen im Burgraum befindet, so wurde das Wasser auf Eseln aus dem Freudenthale heraufgeschafft, und bei Regenwetter in einem großen [illegible] aufgefangen, der sonst in einer Ecke nahe am Hauptgebäude war. Dieser Wassermangel mag wohl die Ursache gewesen sein, daß die Grafen von Gleichen mehr in Ohrdruff, Erfurt und Tonna, als hier ihren Hof hielten. In unruhigen Zeiten war die Bewachung und Vertheidigung der Burg meist nur Burgmännern anvertraut, im Frieden wurde sie von Vögten, Amtleuten und in der neuern Zeit von Förstern und Waldwärten bewohnt.

Das Schloß Gleichen spielt in der Geschichte des Mittelalters eine ziemlich unbedeutende Rolle, und von seinen Schicksalen wissen die Geschichtschreiber nur wenig zu erzählen. Fast alle nehmen an, daß es von den Besitzern der Gleichen bei Göttingen erbaut worden sei, als diese, wegen verübter Räubereien vom Kaiser Otto IV. in die Acht erklärt, von den Bewohnern der umliegenden Gegend vertrieben wurden. Das Unhaltbare dieser Annahme ist in neuerer Zeit in Wolfs Politischer Geschichte des Eichsfeldes auf das Klarste nachgewiesen worden. Aeltere wie neuere Chronisten, die den Ursprung der Stammsitze berühmter Geschlechter nur zu gerne in eine recht dunkle Vorzeit verlegen, setzen die Erbauung der Burg schon in das Jahr 450, Andre geben dafür 870 an, aber ohne alle genügende Beweise. Erst gegen das Ende des 11. Jahrhunderts tritt sie als wirklich vorhanden auf, und Ekbert II., Markgraf von Thüringen, soll sie damals besessen haben. Im Jahre 1088 oder 1089 wurde er vom Kaiser Heinrich IV. darin belagert, und nachdem er sich ein halbes Jahr tapfer vertheidigt, wagte er am Christabend desselben Jahres einen Ausfall, schlug den Kaiser mit Verlust vielen Volkes in die Flucht und nahm den Erzbischof von Bremen gefangen. Nach Ekberts Tode kam Gleichen an Wilhelm, Pfalzgrafen am

Rhein, und dieser schenkte 1123, da er keine Kinder hatte, mit Bewilligung seiner Verwandten, die Burg an Adelbert I., Erzbischof von Mainz, der damals in Erfurt wohnte. Dieser belieh damit die Grafen von Tonna, und Erwin II. soll der Erste aus dieser Familie gewesen sein, der den Titel eines Grafen von Gleichen annahm. In Ermangelung genauerer Nachrichten über die Geschichte Gleichens, müssen wir uns mit diesen Angaben begnügen, die leider weder beurkundet noch sonst historisch beglaubigt sind. Im 15. Jahrhundert, während des schwarzburgischen Erbschafts- und Bruderkrieges, in welchen auch die Grafen von Gleichen verwickelt waren, wurde es mehrmals belagert und berennt, aber nicht eingenommen. Uebrigens gehörten die Grafen von Gleichen zu den mächtigsten und angesehensten Geschlechtern Deutschlands, und die Chronisten rühmen ihre Frömmigkeit, ihren Muth, ihre Gerechtigkeit, „und daß sie die Ehre ihres Namens nie durch Raub oder Mord befleckt." Im Gegentheil schlossen sie Bündnisse mit ihren Nachbarn zur Vertilgung der Raubritter, und wurden sogar 1372 mit andern Fürsten von Kaiser Karl IV. zur Aufrechthaltung des Landfriedens beauftragt, den dieser mit dem König von Böhmen, dem Erzbischof von Mainz und den Städten Erfurt, Mühlhausen und Nordhausen schloß. Auch waren sie eine Zeit lang Schirmvögte der Stadt Erfurt, die ihnen viele Besitzungen verdankte. Ihr Geschlecht war sehr ausgebreitet, und von ihnen waren die Grafen von Gleichenstein, Kranichfeld und Blankenhain Nebenlinien. Ferner besaßen sie von 1583 an die Herrschaft Spiegelberg und Pyrmont, und schickten einen eigenen Gesandten auf den Reichstag. Als alle diese Nebenlinien nach und nach ausgestorben waren, kam Johann Ludwig in den alleinigen Besitz ihrer Länder. Er war der letzte Graf von Gleichen und starb 1631 zu Ohrdruff. Der Kurfürst von Mainz zog das Schloß Gleichen ein, und belieh damit im Jahre 1639 die Grafen Melchior und Hermann von Hatzfeld; die übrigen Länder des Verstorbenen kamen laut Erbverträgen an seine nächsten Verwandten, an die Grafen von Hohenlohe, Waldeck, Schwarzburg und Hohenstein.

Um diese Zeit (1640) war die Burg schon bis auf das Hauptgebäude verfallen. Doch war es noch mit Fenstern und Läden versehen, und diente einem Förster und seiner Familie zum Wohnsitz, der später in das Freudenthal herunterzog.

Nach dem im Jahre 1794 erfolgten Absterben des gräflich Hatzfeldischen Hauses, fiel das Schloß dem Kurfürsten als ein eröffnetes Lehen anheim, das zum Gebiet der Stadt Erfurt geschlagen wurde, und 1803 an Preußen überging. Während der Besetzung Erfurts durch die Franzosen, wurde es von Napoleon für eine französische Domäne erklärt und öffentlich ausgeboten, unter der Bedingung, daß der Käufer die Mauern nicht abbrechen dürfe. Da sich keiner fand, brachte es der französische Domänen-Inspektor Gentil um den Taxwerth an sich, und schenkte es der Universität, mit der ausdrücklichen Klausel, daß sie es wieder herstellen lassen solle, wie es ehedem war.

Die Ausführung ist aber unterblieben, da Gentil Erfurt verließ, und bald darauf die Universität aufgehoben wurde.

An die Geschichte der Burg knüpft sich die allbekannte, romantische Sage vom zweibeweibten Grafen von Gleichen, die berühmteste und verbreitetste aller thüringischen Sagen.

Als Kaiser Friedrich II. im Jahre 1227 einen Kreuzzug unternahm, folgte ihm der Landgraf von Thüringen, Ludwig IV., der Heilige genannt, mit einer auserlesenen Zahl Streiter aus den vornehmsten Geschlechtern, unter denen sich auch Graf Ernst von Gleichen befand. In Sicilien vereinigte Ludwig sein Heer mit dem des Kaisers und zog nach Brundusium. Daselbst erkrankte er und starb zu Otranto; seine Begleiter kehrten größtentheils in ihre Heimath zurück. Nur Ernst von Gleichen folgte dem Kaiser in das gelobte Land, und sein Arm that Wunder der Tapferkeit in Vernichtung der Sarazenen. Einst hatte ihn sein Eifer für die fromme Sache zu weit vom Lager entfernt, eine Schaar Sarazenen umringte ihn und nahm ihn mit seinen Knappen gefangen. Der Sultan ließ ihn in einen Kerker werfen, und wenn er nicht darin schmachtete, mußte er, wie die andern Sclaven, Feld- und Gartenarbeit verrichten. Da geschah es eines Tags, daß Melechsala, die Tochter des Sultans und sein Liebling, zu dem schönen jungen Gefangenen trat, dessen Unglück sie schon längst im Stillen bedauert hatte, und ihn freundlich anredete. Diese Ansprache that dem Grafen wohl, und je öfter sie zu ihm kam und ihn durch ihre Gespräche erheiterte, desto mehr vergaß er seine unglückliche Lage. Er sah täglich, wie ihre Zuneigung zu ihm wuchs, und mochte sich nicht länger verhehlen, daß die schöne Sarazenin einen tiefen, bleibenden Eindruck auf sein Herz gemacht hatte. Doch weder Blick noch Wort verrieth das Geheimniß seiner Brust. Jahre vergingen in dieser heimlichen Liebe, bis eines Tages der Knappe des Grafen der Sultanstochter den wahren Stand und Rang seines Herrn verrieth. Jetzt, da sie wußte, daß er ihr ebenbürtig war, vergaß sie alle Rücksichten, die sie auf ewig von dem Geliebten trennen mußten; sie gestand ihm ihre Liebe, sie trug sich ihm als Weib an, und versprach ihn zu befreien und mit ihm zu flüchten, wenn er nicht in ihrem Lande bleiben wolle. Der Graf, gerührt durch so viele Beweise der innigsten Liebe, war aufrichtig genug, ihr zu gestehen, daß die christliche Religion dem Manne nur eine Frau erlaube, und daß er bereits durch frühere Bande in seiner Heimath an ein liebendes Weib gefesselt sei. Aber der Bekennerin des Islam war dies kein Hinderniß, sie drang immer mehr in ihn, versprach Christin zu werden, und die Liebe zur langentbehrten Freiheit, die Sehnsucht nach dem Vaterlande und den Seinen wurde so mächtig in der Brust des Grafen, daß er mit ihr in die Flucht willigte. Sie gelang. Er kam glücklich mit ihr nach Rom, warf sich vor dem Stuhl des heiligen Vaters nieder, erzählte ihm seine Schicksale und erlangte endlich, nachdem Melechsala getauft und in den Schoos der christlichen Kirche aufgenommen worden war, die Erlaubniß, sie, neben seiner früheren Gemahlin, von

deren Leben und Gesundheit er Nachrichten erhalten hatte, heirathen zu dürfen. Entzückt eilte das glückliche Paar nach Thüringen, und Gefühle der Angst und Freude bewegten des Grafen Herz, als er von ferne die Zinnen seiner Burg erblickte. Er gebot Melechfala, zurückzubleiben, und eilte allein zu seinem Weibe, die ihn mit Thränen der Freude in ihre Arme schloß. Nun erzählte er ihr das Unglück seiner Gefangenschaft, seine Rettung, die Bedingung, unter der sie erfolgt, seine Ehe mit seiner Retterin, in die der Papst gewilligt, und bat flehend auch um ihre Einwilligung zum neuen Ehebündniß. Aber ohne ihn weiter reden zu lassen, versprach sie ihm Alles und fragte: „Wo ist deine Retterin? Laß mich die umarmen, die deine Gattin ist wie ich, sie wird meine Schwester sein, und wir werden uns schwesterlich in deine Liebe theilen.“ Da verkündigte der Thurmwächter ihre Ankunft im Thale. Ernst eilte mit seinem Weibe den Schloßberg hinab, an dessen Fuß die beiden Frauen zusammentrafen, und sich mit der innigsten Liebe umarmten. Das Thal, wo sie sich begegneten, hieß von nun an das Freudenthal. Der Graf führte seine beiden Frauen in das Schloß, und verlebte darin mit ihnen in seltener Eintracht die angenehmsten Tage. Der Tod entriß zuerst die Sarazenin dem glücklichen Bunde; ihr folgte die erste Gemahlin und später der Graf im sechzigsten Jahre seines Alters. Sie wurden im Peterskloster zu Erfurt begraben, und ein Grabstein, worauf alle drei in Lebensgröße abgebildet, bezeichnete den Ort, wo sie ruhten.

So weit die schöne Sage. Man hat sich Jahrhunderte lang die größte Mühe gegeben, sie auf ein historisches Factum zurückzuführen, und alle Umstände genau erwogen, ihr einen festen Halt zu geben. Allein vergebens! Die dafür angegebenen Beweise halten die Kritik in keinerlei Weise aus. Placidus Muth, der letzte Prälat des Petersklosters zu Erfurt, hat die genauesten Nachsuchungen in den päpstlichen Archiven zu Rom anstellen lassen, um ein Breve zu finden, in welchem der Papst die Erlaubniß zur Doppelehe dem Grafen von Gleichen ertheilt habe, allein nicht die geringste Nachricht, daß je ein Papst in solcherlei Weise dispensiret, hat sich gefunden. Und über ein so unerhörtes, die ganze Christenheit angehendes Ereigniß hätte doch nothwendiger Weise eine Urkunde angefertigt werden müssen. Ferner mangelt es durchaus an Zeugnissen gleichzeitiger Schriftsteller, und die ältesten Gewährsmänner dieser Erzählung haben keinen Beweis dafür finden können, der über die Mitte des 15. Jahrhunderts hinaufgeht. Aber nicht nur das gänzliche Stillschweigen der Chronisten, welche sich, weil sie in der Nähe der Grafen von Gleichen wohnten, am leichtesten von einer so interessanten und unerhörten Thatsache unterrichten konnten, vermindert die Glaubwürdigkeit der Erzählung, sondern auch die ausdrücklichen Nachrichten von dem Kreuzzuge, welchen Ludwig der Heilige mit Kaiser Friedrich II. unternahm. In einer noch ungedruckten Reinhardsbrunner Chronik werden alle Grafen und Edelleute im Gefolge des Landgrafen genannt, aber man findet darunter keinen Grafen von Gleichen, was um so mehr

befremdet, wenn ihn wirklich während des Kreuzzuges ein so außerordentliches Schicksal betroffen hätte. Auch Kaiser Friedrich II erwähnt in seiner, den Reichsständen unter dem 18. März 1229 ertheilten Nachricht von dem Erfolge seines Zuges in das gelobte Land, mit keiner Silbe eines Grafen von Gleichen. Und sollte er wohl den einzigen, der von den Begleitern des Landgrafen ihm treu geblieben, als die andern nach dessen Tode in ihre Heimath zurückkehrten, zu erwähnen vergessen haben? Zu alle dem kömmt ferner noch, daß eine auffallende Verschiedenheit in Angabe des Namens des Grafen herrscht, daß man nicht weiß, ob er Ernst oder Ludwig geheißen, ja nicht einmal darthuen kann, daß einer dieses Namens das Schloß Gleichen um die Zeit, als Kaiser Friedrich den Kreuzzug unternahm, in Besitz gehabt habe. Eben so wenig stimmen die Angaben über die Namen sowohl der ersten Gemahlin des Grafen, als auch der Sarazenin überein, und aus dieser Ungewißheit wird die Erzählung immer verdächtiger Dessen ungeachtet hat man die Richtigkeit derselben immer behauptet, und sich hauptsächlich dabei auf den Grabstein gestützt, der sonst in der Peterskirche zu Erfurt stand, und sich seit 1813 im Dome daselbst befindet, und einen Grafen von Gleichen mit seinen beiden Frauen darstellt. Als man dieses merkwürdige Monument aufhob, um es in den Dom bringen zu lassen, und in der Erde nachgrub, fand man in geringer Tiefe sechs Todtenköpfe und mehrere Knochen, und bei weiterer Nachgrabung Stücke von einem bretternen Sarg und Gebeine von vorzüglicher Größe und in natürlicher Lage. Alle diese gut erhaltenen Gebeine wurden zu Skeletten zusammengesetzt, unter welchen daß männliche eine Länge von 7 Fuß erreichte. Die andern Knochen erwiesen sich als weibliche, und ein Kopf konnte in seiner Bildung sogar als asiatisch gelten. Was war natürlicher, als daß man glaubte, das Grab des zweibeweibten Grafen von Gleichen gefunden zu haben; um so mehr, da auch der Grabstein einer solchen Annahme nicht widersprach. Genaue Untersuchungen über dieses Monument haben jedoch bis jetzt außer allen Zweifel gesetzt, daß unter ihm Graf Sigismund I. von Gleichen mit seinen beiden Gemahlinnen, Agnes, Gräfin von Querfurt, und Katharina, Gräfin von Schwarzburg, ruht. Da für Namen und Sterbejahr auf dem Steine kein Platz war, so hing man vor dem Chor der Peterskirche, dem Grabe gerade über, einen hölzernen runden Schild auf, dessen Inschrift, so weit sie noch leserlich:

Anno Dni 1494 uff Sonnabent vor Letare
ist verschidn der Edel Wolgeborn Her
Sigmund Graff zu Glichen und Her . . . .

Ferner schildert der Chronist des Petersklosters, Nikol v. Sygben, den Grafen Sigismund als einen Mann von kolossaler Größe und unerschütterlicher Tapferkeit, wie es kaum einen ähnlichen in Thüringen gegeben, und es ist demnach keinem Zweifel unterworfen, daß das große, sieben Fuß lange, männliche Skelett ihm angehört, und die weiblichen Gebeine die seiner beiden Frauen sind.

Doch nicht zufrieden mit diesen Beweisen, haben die, welche die schöne, romantische Begebenheit der beglaubigten Geschichte durchaus vindiciren wollten, um ihre vermeinte Wahrheit auf alle Weise zu sichern, andre Gründe und Thatsachen dafür aufgebracht, die wir hier nicht näher untersuchen können. Sie stehen angeführt und gebührend gewürdigt in einer Recension des Herrn Hofrath Dr. Hesse zu Rudolstadt in der Jen. Allgem. Literaturzeitung 1837, Nr. 138 ff., wo sie diejenigen unserer Leser, welche sich für scharfsinnig geführte historische Kritik interessiren, nachlesen mögen. Eine ähnliche, in vielen Punkten sogar gleiche Sage, wie die von der Doppelehe des Grafen von Gleichen, enthält der altfranzösische Roman: Histoire de Gilion de Trasignges et de Dame Marie sa femme, den Herr Prof. Dr. O. L. B. Wolf nach der einzigen zu Jena befindlichen Handschrift 1839 herausgegeben hat. Möglich, daß der Inhalt des Romans in Liedern verbreitet wurde und auch nach Thüringen kam, und so zur Entstehung der Sage mitwirkte, da ja, wie nicht zu bestreiten ist, mehrere Grafen von Gleichen: wie Graf Hermann 1344, Graf Ludwig 1461 mit dem Herzog Wilhelm von Sachsen in das gelobte Land zogen, und auch Graf Sigismund I. die nämliche Absicht hegte, aber auf dem Wege dahin wieder anderes Sinnes wurde.

Wie bei den meisten Sagen, läßt sich auch hier nicht mehr nachweisen, wie sie entstanden ist; wir müssen uns mit dem Nachweis begnügen, daß ihr kein historisches Faktum zu Grunde liegt; sie verliert aber dadurch nichts an ihrer poetischen Schönheit.

Wir führen den Leser zu den Ruinen der Burg

Mühlberg,

die eine halbe Stunde von Gleichen und nicht so hoch als dieses liegt. Unter den drei Schwesterburgen giebt sie das schönste Bild einer Ruine. Einem alten Gemälde zufolge war sie ein stattliches, schönes Gebäude von großer Ausdehnung, und weit mehr befestigt, als die Andern. Jetzt liegt Alles in Trümmern.

Ersteigt man den Berg, der nicht gleichmäßig bewaldet ist, so findet man noch zwei Bogen einer gewölbten Brücke, die über einen tiefen Wallgraben führte, und auf der Ost- und Nordseite noch zwei, ja drei Mauern hintereinander mit Fensteröffnungen. Die Burg hat mehrere Höfe, und in dem vordern ist der mit Quadersteinen gemauerte, jetzt verschüttete Brunnen zu sehen, den Graf Meinhard von Mühlberg graben ließ, und der von den Historikern der Meinhardsbrunnen genannt wird. Nicht weit davon sieht man den Eingang zu einem verfallenen Keller. In niniger Entfernung von der Brücke stehen noch die Grundmauern einer Warte, der Neuburg oder Naumburg. Der Umfang der Burg, diese Warte nicht mit gerechnet, beträgt 500 Fuß. Die schönste Zierde dieser Ruinen ist der 70 Fuß hohe und eben so viel im Umfang haltende, runde Thurm, der nach Abend und Mitternacht über einem Felsen erbaut ist. Am

obern Rande, welcher die Kuppe des Thurmes bildet, und um mehrere Fuß vorspringt, befinden sich acht breite Fensteröffnungen, von denen mehrere eingestürzt sind. Der Thurm ist von unten, wo die Gebäude an ihn stießen, aus Bruchsteinen, nach oben aus den schönsten behauenen Quadern aufgeführt. Die Stärke der Mauer beträgt gegen 8 Fuß, der innere, leere Raum hat 7 Fuß im Durchmesser. Ein zweiter viereckiger Thurm nach Süden ist nur noch in seinen Grundmauern zu erkennen. Oestlich hinter dem Schlosse soll die Kapelle gestanden haben.

Das Schloß Mühlberg gehört, wie Gleichen, zu dem Gebiete der Stadt Erfurt, und ist unbezweifelt sehr alten Ursprunges; aber es ist vergebens, sein Erbauungsjahr erforschen zu wollen. Abraham Sauer in seinem Städtebuch läßt das Schloß 313 von einem aus königlichem Blut entsprossenen Thüringer, Namens Hagerte, erbauen, ohne allen historischen Grund. Eine Urkunde des Herzogs Heden des Jüngern von Thüringen vom Jahre 705, womit er dem ersten Bischof von Utrecht, Willibrord, mehrere Güter schenkt, nennt Arnistäti, höchst wahrscheinlich Arnstadt, und Mulenberg, eben so wahrscheinlich unser Mühlberg.*) Der Name Mühlberg soll von einer Mühle herrühren, die sich am Fuße des Berges befand. Es hatte seine eigenen Herren, die sich Grafen nannten, von denen der Erste, dessen die Geschichte (1042) gedenkt, Heinrich heißt. Von dem Leben und den Thaten dieser Grafen ist aber nur wenig zu erwähnen, da sie keine Handlungen begingen, die werth waren, aufgezeichnet zu werden; nur einzelne Züge sind vorhanden, die den Geist jener Zeit und die Lebensart charakterisiren.

Erfurt war im Jahre 1232 in die Reichsacht erklärt worden, und Graf Meinhard von Mühlberg hatte die Vollstreckung derselben bekommen. Er entledigte sich seines Auftrages in der Weise, daß er die Stadt zwang, sich mit dem Kaiser und dem Erzstift Mainz zu vergleichen. Nichts desto weniger setzte er nach diesem Vergleich die Feindseligkeiten gegen die Stadt auf eigene Hand fort, und unternahm den kühnen Streich, ihr einen Bürger am Tage Allerheiligen, als er eben in die Messe gehen wollte, auf offener Straße zu rauben, den er auf seiner Burg gefangen hielt. Da er ihn nicht gutwillig wieder herausgab, so that ihn der Erzbischof von Mainz in den Bann, und bewirkte beim Kaiser, daß er in die Reichsacht und aller seiner Güter für verlustig erklärt wurde. Nach der an ihm vollzogenen Acht, werden in Urkunden keine Grafen von Mühlberg mehr genannt, und wahrscheinlich starb mit ihm sein Geschlecht aus. Nach ihm kam das Schloß der Reihe nach an die Markgrafen von Meißen, an die Erzbischöfe von Mainz, die Grafen von Henneberg und Schwarzburg, an den Stadtrath zu Erfurt, an Sachsen-Weimar, an Sachsen-Gotha und Altenburg und zuletzt wieder an Mainz, bis es an Preußen überging, und noch heute zum Gebiet der Stadt Erfurt gehört.

---

*) S. Thüring. Chronik von Ludwig Storch, 2. Buch 2. Kap. §. 4. S. 37.

Unter den Burgmännern aus den angesehnsten adeligen Familien, die auf Mühlberg saßen, verdienen die von Hellbach einer besondern Erwähnung, wegen einer harten Fehde, in die sie mit den Grafen von Gleichen geriethen. In der Mitte des 15. Jahrhunderts wohnte auf Mühlberg eine Wittwe von Hellbach, die einen Sohn, Hans von Hellbach, hatte, den sie auf keine Weise im Zaum halten konnte. Da ersuchte sie ihre Nachbarin, die Gräfin von Gleichen, den jungen Unband, wenn er einmal an der Burg vorübereite, auffangen und einsperren zu lassen. Dies geschah; in der Nacht darauf aber entstand Feuer in der gleichischen Burg, und der Eingesperrte mußte ersticken, da man in der Bestürzung seiner vergessen hatte. Die Hellbachs waren darüber untröstlich und verlangten von dem Grafen von Gleichen eine Genugthuung in so viel Silber, als der Erstickte gewogen. Da der Graf sich dessen weigerte, kam es zu einer harten Fehde, die mehrere Jahre dauerte, und endlich dadurch beigelegt wurde, daß der Graf von Gleichen den Hellbachs gelobte, ihnen jährlich als Buße und Entschädigung für den verlornen Sohn ein Füllen verabfolgen zu lassen.

Diese Fehde und die dabei vorgefallenen gegenseitigen Neckereien ist in einem alten Gedicht geschildert, das Graf v. Beust in den historischen Aufsätzen über die sächs. Lande Th. I. p. 1. mit Anmerkungen herausgegeben hat.

Wir kommen nun zur letzten der drei Schwesterburgen, zur

Wachsenburg.

Sie liegt von beiden eine Stunde entfernt auf einem freistehenden, größtentheils kahlen Bergkegel, welcher der höchste der ganzen Umgegend ist, und gleicht aus der Ferne gesehen einem ungestalten Klumpen, da kein Thurm oder sonst ein hervorragendes Gebäude ihrem Umriß eine schöne Form giebt. Sie ist noch bis auf diese Stunde bewohnt und dient zum Staatsgefängniß, das seinen Kommandanten hat. Außer einem Fahrweg, der jetzt bequemer gelegt und chaussirt wird, führt ein kürzerer aber steiler Fußpfad zu dem Thore, das meist verschlossen ist. Durch dasselbe gelangt man in einen Hofraum, der sich um sämmtliche Burggebäude herumzieht und in seiner weitesten Ausdehnung gegen 200 Fuß lang ist. Linker Hand am Thore stand das ehemalige Wachthaus und etwas davon ist das Brunnenhaus. In demselben befindet sich der 29 Ruthen und 2 Fuß tiefe Brunnen, dessen Wasser vom reinsten Geschmack ist. Es wird mittelst eines großen Rades, an dessen Welle die Kette mit dem Eimer hängt, heraufgetreten. Durch ein zweites, ebenfalls verschlossenes Thor gelangt man in einen kleinern, nur 50 Fuß langen Hof, den meist guterhaltene Gebäude umgeben. Links am Eingang steht das zwei Stockwerk hohe Arrestantenhaus, welches, wie Einige aus den zugemauerten spitzen Fensteröffnungen schließen, aus dem alten Klostergebäude in seine jetzige Bestimmung umgeschaffen wurde; daran stößt die Wohnung des Kommandanten, und weiter nach Osten

sieht man die Ueberreste einer Kapelle, die Herzog Ernst der Fromme im Jahre 1660 erbauen ließ, als er die Absicht hatte, hier ein Zuchthaus einzurichten.

Die Wachsenburg wurde im zehnten Jahrhundert, etwa um 933 vom Abte zu Hersfeld, Meingoth, erbaut, um die Güter des Stiftes zu schützen, die in der Umgegend lagen, und in schönen Sommermonaten wurde sie von den Aebten selbst besucht. Daselbst erkrankte im Jahre 1089 der Abt Friedrich und starb. Im Jahre 1120 wurde die Wachsenburg, welche die Kaiserlichen inne hatten, von den Sachsen und Thüringern, die unter sich ein Bündniß gegen die Landfriedensbrecher errichtet, nach einer langen Belagerung erobert. Immer aber blieb sie Eigenthum des Stiftes Hersfeld, und dieses belieh damit die Grafen von Schwarzburg und Käfernburg. Auch gehörte sie eine Zeit lang den Grafen von Mühlberg. Im Jahre 1306 brachten sie die Grafen von Schwarzburg und Käfernburg käuflich an sich, und behielten sie bis zum Jahre 1370, wo sie wegen der Schulden des Grafen Johann II., in die er durch seine Fehden mit dem Bischof von Würzburg gerathen war, verkauft werden mußte. Die reiche Stadt Erfurt kaufte sie, und schon waren ihre Gesandten auf dem Wege zum Kaiser, um sich von ihm damit belehnen zu lassen, als die Landgrafen Friedrich, Balthasar und Wilhelm von Thüringen, die in diesen Kauf nicht gewilligt hatten, sie gefangen nehmen ließen. Johann II. wurde unter dem Versprechen, den Kauf zu widerrufen, in Freiheit gesetzt, und 1369 ging die Wachsenburg für 1200 Mark Silber in die Hände der Markgrafen über. Sie ist Eigenthum der sächsischen Häuser geblieben. Unter diesen kam sie bei Theilungen bald an diese, bald an jene Linie, bis sie 1640 an Gotha fiel, das sie noch jetzt besitzt.

Das merkwürdigste Ereigniß in der Geschichte dieses Schlosses, das übrigens keine bedeutendere Rolle als die andern spielt, ist seine Belagerung im Jahre 1452. Apel von Vitzthum, wegen seiner Verheerungen und Grausamkeiten „der Brandmeister" genannt, hatte um diese Zeit die Burg pfandweise inne. Wegen seiner Landesverrätherei wurde er seiner Güter für verlustig erklärt, und Herzog Wilhelm hatte die Erfurter zur Wegnahme der Wachsenburg aufgefordert. In Haarhausen hatten sie ihr Hauptquartier, und beschossen die Burg aus fünf Batterien, die sie um den Berg herum anlegten. Auch ließen sie Bergleute in den Berg einschlagen, um den Brunnen abzugraben, und diese gelangten bis unter die innerste Brücke, wodurch ein großes Stück Mauer einstürzte. Nach drei Wochen war das Schloß und die Besatzung in den Händen der Erfurter. Die nicht unbeträchtliche Beute an Waffen, Lebensmitteln und Geld, so wie die Gefangenen, wanderten nach Erfurt, wo sie ein bedeutendes Lösegeld für ihre Freilassung zahlten. Das Schloß traten die Erfurter an Herzog Wilhelm, in dessen Auftrag sie doch nur gehandelt hatten, gegen Zurückgabe des Schlosses Capellendorf ab. Zum Andenken an diese Belagerung ließ man die zwei großen steinernen Kugeln, die noch jetzt zu sehn sind, im innern Hofe einmauern.

So viel von der Geschichte „der drei Gleichen", von denen die Sage geht, daß sie in der Nacht des 31. Mai alle drei zugleich vom Blitze entzündet worden wären, und nach den Worten der Chronisten gleich Fackeln gebrannt und die ganze Umgegend erleuchtet hätten. Da dieses Ereigniß von den Historikern bezweifelt wird, so lassen wir das Wahre oder Unwahre desselben dahin gestellt sein.

Die Aussicht, die man von diesen drei Burgen genießt, ist mehr oder minder beschränkt, aber immer malerisch und reich an schönen Punkten. Am reichhaltigsten und weitesten genießt man sie von der Wachsenburg. Dicht am Fuß des Burgberges lagert sich das Dorf Holzhausen, und nach Osten hin entdeckt das Auge die Thürme des freundlichen Arnstadt, das von hier nur eine Stunde entfernt ist. Südlich begrenzt die wellenförmige Kette des Thüringerwaldes mit dem Inselsberg, den Horizont, westlich erblickt man die Wartburg, den Friedenstein, näher die Sternwarte auf dem Seeberg, und im nächsten Vordergrund die schönen Ruinen der beiden Burgen Mühlberg und Gleichen. Nord- und nordostwärts schweift der Blick über eine Fülle reicher Saatfelder, durch welche sich die Apfelstedt schlängelt. Zahllose Dörfer beleben die weite Ebene, unter denen die Herrenhutercolonie Neudietendorf besonders freundlich hervortritt. Den schönsten Anblick gewähren die Burgen an schönen Frühlings- und Herbstmorgen, wenn der Nebel im Thale liegt, über welchem die Burgen erhaben sind; dann schwimmen sie wie Inseln auf diesem oft von der Morgen- und Abendsonne durchstrahlten Nebelmeere, und gewähren dem Auge ein erhabenes Schauspiel. Kein Wanderer, dessen Fuß diese Gegend betritt, versäume diese Denkmäler des grauen Alterthums zu besuchen.

Ludwig Storch.

Kloſter Caldenborn

bei Sangerhauſen.

Nur wenige Tage noch, ſo hatte das alte Jahr ſeinen Kreislauf vollendet, und über der winterlichen Ruhe ſollte ein neues anbrechen, als ich von dem Dorfe Rieſtedt aus quer über die weißbeſchneieten Felder ſchritt. Ein düſtrer Nebel bedeckte die öden Fluren, nur hie und da erhob eine Schachtmündung des daſigen Kohlenbergwerks in wunderbarem Contraſte ſich ſchwarz und dunkel über die weiße Schneedecke empor, und über die ſonſt ſo belebte Straße von Sangerhauſen nach Eisleben zogen ein paar beladene Frachtwagen, welche bei dichtem Nebel weiter zu hören, als zu ſehen waren. Sonſt war die Flur wie ausgeſtorben. Endlich jedoch, nach langem Ringen, hatte die Königin des Tages ſich hindurchgekämpft durch den dichten Wolkenſchleier, der über ſie gebreitet war, ſie hatte den auf der Erde gelagerten Nebel nach und nach zerſtreut, um auf kurze Zeit ſich in ihrer Pracht zu zeigen, und beleuchtete mit ihren Strahlen von Weſten her die Ruinen des ehemaligen Kloſters Caldenborn, nach welchem ich eben meine Schritte hinlenkte. —

In ſolcher Zeit muß man dieſen Ort beſuchen, wenn die jetzt nur noch unbedeutenden Trümmer die Aufmerkſamkeit einigermaßen auf ſich lenken, und nicht hinter den ſie umgebenden Fruchtfeldern und Weidenpflanzungen ſich dem Auge gänzlich entziehen ſollen; eine ſolche Oede iſt ganz dazu geeignet, um den ſchneidenden Contraſt ihrer jetzigen Verlaſſenheit gegen den ehemaligen Glanz dieſes Ortes in ſeiner ganzen Stärke empfinden zu laſſen. Es liegt eine Meile von Sangerhauſen bei dem Dorfe Emſelohe, nur einige hundert Schritte ſüdwärts von der Poſtſtraße.

Eine ziemlich regelmäßige, nur einige Fuß hohe Mauer umſchließt das Areal, das jetzt größtentheils zu Ackerland benutzt wird, und an der Oſtſeite hinauf zum Theil mit Bäumen und Buſchwerk bepflanzt

ist. Von den übrigen ehemaligen Bestzungen des Klosters völlig geschieden, gehört es der Gemeinde Riestedt, welche es zu Anfange des vorigen Jahrhunderts käuflich an sich gebracht hat. In der Mitte desselben bemerkt man die Ueberreste eines alten Thurms, dessen ursprüngliche Bestimmung kaum noch zu errathen ist, und unter demselben einige, größtentheils verschüttete Gewölbe.

Auch hier haben, wie noch jetzt zu sehen ist, die Schatzgräber ihr trügerisches Gewerbe ehedem mit vielem Eifer getrieben, und, wenn man den Sagen trauen dürfte, die sich darüber im Munde des Volkes erhalten haben, mit gutem Erfolge. Dadurch ist aber auch freilich der Einsturz und die Verwüstung des alten Gemäuers bedeutend befördert und beschleunigt worden.

Noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts hatte der vorerwähnte Thurm eine nicht unbedeutende Höhe, so daß man von demselben herab, besonders nach Nordwest über Sangerhausen und die goldne Aue nach dem Kyffhäuser- und Auersberge hin, eine herrliche Aussicht genießen konnte. Damals waren auch rings herum noch mehrere uralte Gewölbe, welche wahrscheinlich die reichen Weinvorräthe der ehemaligen Klosterbrüder in ihren Räumen geborgen hatten, die aber mit der Zeit theils selbst zusammengestürzt, theils absichtlich verschüttet sind.

Die jetzige, den Raum umschließende Mauer läßt, einige wenige alte Stücke abgerechnet, welche sich merklich eingesenkt haben, auf den ersten Blick ihren spätern Ursprung erkennen, obgleich die Einwohner der benachbarten Gemeinden behaupten wollen, daß es noch die alte Klostermauer sei. Möge man nun aus einer gewissen Pietät, die übrigens in Bezug auf aufgehobene und verwüstete Klöster in jener Zeit schwerlich anzunehmen ist, den innern Raum des ehemaligen Klosters auch für die Folge haben kenntlich machen wollen, oder hat man sich auf andere Weise nicht gut des Schuttes von der alten Mauer zu entledigen gewußt, oder war irgend ein andrer Grund zum Bau dieser jetzigen vorhanden — genug, ein Mönch ist durch diese Pforte nicht eingegangen, dafür spricht ihre ganze Beschaffenheit.

An der Mitternachtseite schließt sich an diese Mauer eine Schäferei an, welche an der Stelle des ehemaligen Oekonomiehofs, der zum Kloster gehörte, erbaut sein mag, gegenwärtig aber zum Rittergute Emselohe gehört, und auch nur einzelne Mauerstücke und Steine aus der Klosterzeit enthält. Nach Abend zu sieht man in der Nähe des Klosterplatzes noch die Vertiefungen, welche vordem als Teiche den Mönchen für die Fastenzeit die Fische liefern mußten, und namentlich ist mehr südlich noch eine solche Stelle unter dem Namen des Forellenteichs bekannt. Nach Mittag aber entspringt im Walde, etwa hundert Schritte vom Klosterareal, die kühle Quelle, deren klares Gewässer sich jetzt in sanften Krümmungen außerhalb der Mauer hinunterschlängelt, ehedem aber in Röhren durch den Klosterhof geleitet wurde, und diesem Orte den Namen Caldenborn gegeben hat. Auffallen

muß es dabei allerdings, daß derselbe in Urkunden stets auf die vorstehende Weise und nie Kaltenborn geschrieben ist, wie man erwarten sollte; allein dies kann uns wohl nicht berechtigen, zu einer andern Etymologie des Namens unsre Zuflucht zu nehmen, und denselben etwa von calidus, warm, abzuleiten, wie Einige gewollt haben. In den ältesten Urkunden heißt unser Kloster auch Caldenbrunna oder Caldenburna.

Fragen wir nun nach der frühern Beschaffenheit und nach den ehemaligen Schicksalen des Klosters Caldenborn, so finden wir bei Leuckfeld in seinen Antiquitates Caldenbornenses, bei Rohr in seinen Denkwürdigkeiten des Unterharzes, bei Hoppenrod in seiner Oratio de monasteriis Mansfeldensibus und bei dem Verfasser der Thuringia sacra schätzbare Beiträge, die in der folgenden Mittheilung benutzt worden sind; dieselbe gründet sich indeß hauptsächlich auf Urkunden des ehemaligen Klosterarchivs, welche Johannes Esocis, der letzte Prior zu Caldenborn, abschriftlich aufbewahrt hat, dessen Manuscript ich vor Augen gehabt habe.*)

In seiner Blüthezeit muß das Kloster nach den vorhandenen Nachrichten ein stattliches Ansehen gehabt haben. Die innern Gebäude lagen in einem ziemlich regelmäßigen Viereck, und hatten auf jeder Ecke eine Kapelle und außerdem noch eine 5te kleinere, an das Refectorium anstoßend, welche zuletzt erbaut worden war. An die eigentlichen Klostergebäude schlossen sich die Oekonomiegebäude an, wahrscheinlich auf eben der Stelle, wo jetzt die Schäferei liegt, und vor dem Haupteingange stand ein Hospital, in welchem fremde Kranke Unterkommen und Pflege fanden. Der Gestaltung und dem äußern Umfange nach mag also das Kloster Caldenborn dem zu Sittichenbach so ziemlich conform gewesen sein.

Der Stifter desselben war Wigmann, über dessen Herkommen und Geschlecht man sich viel gestritten hat. Einige hielten ihn für einen Herzog von Sachsen, Andere für einen Grafen von Weimar, noch Andere für einen Grafen von Orlamünde; indeß haben zwei über ihn erschienene Monographien**) fast unzweifelhaft bewiesen, daß er ein Graf von Seeburg gewesen ist. Derselbe war mit in die Streitigkeiten verwickelt, welche zwischen dem Kaiser Heinrich V. und den Sachsenherzögen 1112 ausbrachen, und stand auf der Par-

*) Da ich indeß hier nur die Hauptresultate mittheilen kann, um die Grenzen dieser Beschreibung nicht zu überschreiten, so erlaube ich mir, die Freunde der Vaterlandskunde zum Behufe weitern Nachlesens im Voraus auf eine Schrift aufmerksam zu machen, welche ich, so Gott will, unter dem Titel: „Denkwürdigkeiten aus der Vorzeit der Stadt Sangerhausen und der Umgegend" nächstens im Drucke erscheinen zu lassen gedenke.

**) Nämlich Heydenreichii Wichmannus, Comes Seeburgicus, non Orlamündanus aut Vinariensis, und Lauhnii Dissertatio de Wichmanno, condidore monasterii Caldenbornensis, Comito nec Orlamündano nec Vinariensi.

thei der letztern, als ein tapferer Vertheidiger des vaterländischen Freiheit. Nachdem er aber in der Schlacht beim Welphesholze (1115) unter mancherlei Todesgefahren mit gekämpft hatte, zog er sich mehr aus den Welthändeln zurück und lebte auf seinen reichen Besitzungen, wo seine fromme Gemahlin Cunigunde, die älteste oder zweite Tochter Ludwigs des Springers, ihm sein Alles war. Nachdem ihm aber dieselbe 1118 durch den Tod entrissen worden war, wollte er sich, nach der Sitte damaliger Zeit und im Sinne der Cunigunde auf das Innigste mit dem Himmel befreunden, und legte auf dem Altare des heiligen Stephanus in der Kathedralkirche zu Halberstadt eine reiche Schenkung an Gütern, die er theils von seinen Vorfahren ererbt, theils mit seiner Gemahlin bekommen hatte, unter der Bedingung nieder, daß davon ein Kloster gegründet und damit ausgestattet werde.

Der damalige Bischof Reinhard von Halberstadt, aus dem Geschlechte der Grafen von Blankenburg, sein Vetter, richtete darauf das Kloster Caldenborn zu Ehren des Evangelisten Johannes ein, und setzte in dasselbe regulirte Augustiner-Chorherren. Er selbst hatte früher zu St. Victor in Frankreich zu diesem Orden gehört, und zu Hamersleben die erste Pflanzschule desselben in Deutschland angelegt. Von daher mögen denn auch die Mönche nach Caldenborn gekommen sein.

Da Wigmann mit seiner Gemahlin Cunigunde wahrscheinlich keine Kinder hatte, so mußten seine Anverwandten auf einer Provinzialversammlung weltlicher Herren zu Buttelstedt zu oberwähnter Schenkung ihre Einwilligung geben, worauf dieselbe auf einer Synode zu Erfurt in Gegenwart des Erzbischofs Adelbert von Mainz von Neuem bestätigt wurde.

In welches Jahr diese Schenkung falle, findet sich zwar nirgends bestimmt angegeben; allein da das Kloster schon 1120 eingerichtet und mit Mönchen besetzt war, so muß sie wohl 1118 oder zu Anfang 1119 stattgefunden haben, da zum Bau desselben gewiß wenigstens ein Jahr gehörte. Vorher soll Caldenborn ein Rittergut gewesen sein, welches Cunigunde, nebst mehreren andern ansehnlichen Besitzungen in der Umgegend, von ihrem Vater bekommen hatte.

Aus den angeführten Umständen ist es übrigens leicht zu erklären, wenn von einigen Chronisten bald dem Bischof Reinhard von Halberstadt, bald der Cunigunde die Stiftung des genannten Klosters zugeschrieben wird.

Nachdem der Graf Wigmann, der sich auch noch durch andere Schenkungen bei der höhern Geistlichkeit bekannt und beliebt machte, sich noch einige Jahre lang alle mögliche Mühe gegeben, dem Kloster Caldenborn bedeutende Privilegien zu erwirken, wobei ihm die Bischöfe von Halberstadt, ihres eignen Interesses wegen, gern hülfreiche Hand leisteten, wurde er selbst Mönch in demselben, um dort Trost zu finden wegen der mannichfaltigen trüben Erfahrungen, die er im

Leben gemacht hatte. Hier ſtarb er auch, — in welchem Jahre? — iſt nicht zu beſtimmen, obwohl die Inſchrift ſeines Grabmals den 13. Februar als den Todestag angiebt.

Auf dem Friedhofe, wo er eine Ruheſtätte gefunden, und welcher in der Folge, wegen der Berühmtheit des Kloſters, viele auswärtige Verſtorbene aus vornehmen Familien gegen bedeutende Schenkungen aufnahm, war als der Erſte ſein Vetter Gero am 11. September 1122 begraben worden, der als ein vielverſprechender Jüngling in der Blüthe ſeiner Jahre dahingerafft wurde. Neben dieſem wurde ſein Sarg eingeſenkt. Johannes Eſocis hat uns beider Grabſchriften aufbewahrt, die wohl aber in ihrer gegenwärtigen Form und Faſſung einer ſpätern Zeit angehören, und in welchen mit rührendem Ernſte die Vergänglichkeit alles Erdenglücks ausgeſprochen wird.

Sogleich von ſeiner Stiftung an wurde das Kloſter Caldenborn von den Biſchöfen von Halberſtadt und, wahrſcheinlich auf deren gelegentliche Empfehlungen, von den Päpſten und deutſchen Kaiſern ganz beſonders begünſtigt und mit herrlichen Privilegien ausgeſtattet, ſo daß es mit Würde und Nachdruck die geiſtliche Gerichtsbarkeit üben konnte, welche ihm über die ganze umliegende Gegend übertragen worden war, und welche ihm weit und breit einen großen Einfluß auf die Geſtaltung der kirchlichen Verhältniſſe ſichern mußte.

Schon 1120 nämlich wurde daſſelbe von dem Biſchofe Reinhard, laut des darüber noch vorhandnen Diploms, zu einem Archidiaconate des Bisthums Halberſtadt erhoben, und ihm das Recht übertragen, in dem größten Theile des ehemaligen Haſſengaues, ja noch über denſelben hinaus, alle Kirchen zu viſitiren, kirchliche Gerichtsbarkeit zu handhaben, und im Namen des Biſchofs das Amt der Schlüſſel zu verwalten. Da dieſes Gebiet ſich nach Morgen bis Mansfeld und Seeburg, nach Mittag bis an den Sprengel des Biſchofs zu Merſeburg und die Unſtrut, nach Abend bis an die Helme, nach Mitternacht aber bis Stolberg und an der Wipper hinunter erſtreckte, ſo war Caldenborn nächſt Aſchersleben das ausgedehnteſte Archidiaconat im Bisthume Halberſtadt.

Derſelbe Biſchof Reinhard ertheilte dem Probſte und Archidiacon zu Caldenborn das Recht, nach ſeiner Wahl einen Schirmvoigt zu ernennen, wann und wie lange ein ſolcher nöthig ſein werde, und dem daſigen Convente die Befugniß, ganz nach eignem Gutbefinden einen neuen Probſt zu wählen, wenn dieſe Stelle durch einen Todesfall zur Erledigung gekommen ſei. 1219—23 war z. B. Theodorich von Langenbogen und Rockesdorf die Schutzgerechtigkeit über das Kloſter übertragen worden; derſelbe unterließ aber auch nicht, die ihm erwieſene Ehre durch reiche Schenkungen dankbar anzuerkennen. Vielleicht war der Probſt gerade bei dieſer Wahl von Speculation geleitet worden. 1365 aber wurde der Herzog Magnus von Braunſchweig zum Kloſtervoigte gewählt, und ſeinen Nachkommen dieſe Würde erblich übertragen. Derſelbe verſprach das Kloſter in etwa

einbrechender Gefahr treulich zu schirmen mit den Mannen aus seiner Stadt Sangerhausen; als aber diese Besitzung für die herzogliche Familie verloren ging, scheint auch damit die Erblichkeit jener Würde erloschen zu sein.

Unter den deutschen Kaisern begünstigte besonders Lothar II. unser Kloster. Denn derselbe bestätigte ihm nicht nur 1136 seine sämmtlichen Privilegien, sondern sagte ihm zugleich volle Steuerfreiheit, selbst über die von Privatbesitzern später erkauften Ländereien zu, und nahm es in seinen besondern Schutz. Auch die Grafen von Hardeck auf der Grullenburg bei Sangerhausen, die Grafen von Hackeborn auf dem Schlosse zu Beyernaumburg, die Grafen von Mansfeld und von Stolberg wetteiferten unter einander, das Kloster Caldenborn mit Schenkungen gleichsam zu überhäufen, und die reichen Besitzungen desselben wurden außerdem auch noch durch begüterte Mönche, die ihm ihr Erbtheil zuwandten, fast jährlich vermehrt und erweitert. Daher kann man sich auch nicht wundern, daß die berühmtesten Klöster mit Caldenborn in nähere Verbindung zu treten suchten, und daß Magdeburg, Hildesheim und Halberstadt ihm 1204 den Antrag machten, in die Brüderschaft einzutreten, die sie zu gegenseitiger Unterstützung mit Rath und That und zu gemeinschaftlichen Seelenmessen, wenn einer der Ihrigen gestorben sei, mit einander geschlossen hatten.

Dieses seines großen Ansehens wegen durfte es der Convent auch wagen, sich einer von geistlichen und weltlichen Fürsten fast allgemein gewünschten und dem Papste Eugen IV. auf dem verhängnißvollen Concil zu Basel abgedrungenen Reformation der Klöster in Deutschland zu widersetzen, und deshalb 1435 mit mehreren geistlichen Stiften zu einem Bunde zusammenzutreten, obgleich es sich 1451 doch dem Cardinal Nicolaus de Cura fügen mußte, der mit einer Vollmacht des Papstes Nicolaus V. und mit einem Empfehlungsschreiben des Herzogs Wilhelm von Sachsen nach Sangerhausen kam, um das dasige unter Caldenborn stehende Augustiner-Mönchskloster zu reformiren.

Daher war auch dem Erzbischof Albrecht von Mainz sehr viel daran gelegen, dieses Kloster für seinen Ablaßhandel zu gewinnen, und wenn er schon 1516 demselben ein Diplom mit der Erlaubniß zu 140tägigen Indulgenzen ausgefertigt hatte, so kam er 1517 in eigner Person von der Moritzburg in Halle, wo er damals residirte, nach Caldenborn mit einer großen Menge von päpstlichen Ablaßzetteln, um dieselben von dem Probste und Convente in dasiger Gegend unterbringen zu lassen. Man muß erstaunen über die Verschlagenheit und Kühnheit, mit welcher er jenen abscheulichen Handel, der bekanntlich die nächste Veranlassung zur Reformation in Deutschland wurde, anzupreisen und zu empfehlen wußte. Der Convent bestand damals in Caldenborn außer dem Archidiacon in 22 Conventualen, deren Namen in der Urkunde sämmtlich angeführt werden.

Daß das Kloster Caldenborn in dieser seiner Stellung nicht allein zahllose Privatbesitzungen in dasiger Gegend auf eine unverantwortliche Weise beeinträchtigt, sondern auch insbesondere den Kirchengütern außerordentlich viel Schaden gethan hat, indem dieselben unter seiner Verwaltung theils verringert, theils völlig eingezogen, theils auf geringen Zins an Privatleute erblich weggegeben wurden, ist ausgemacht und läßt sich durch mehrere sehr auffallende Beispiele darthun; allein es darf auch nicht geleugnet werden, daß dasselbe Kloster, wenigstens in den ersten Jahrhunderten seines Bestehens, eine lobenswerthe Pflanzstätte der Bildung und der Wissenschaften und eine Erziehungsanstalt für vornehme Herren gewesen ist.

So hatte der zwanzigste Bischof von Halberstadt, Bertholdus, auch Guardolphus genannt, in seiner Jugend den ersten Grund zum Studiren in Caldenborn gelegt und seine Erziehung dort erhalten und zog sich später, zu Anfange des Jahres 1201, wieder dahin zurück, wo er auch den 21. August desselbigen Jahres gestorben ist. Sein Herz wurde in einer dasigen Capelle begraben, sein entseelter Körper aber nach Halberstadt geführt, und im dortigen Dome vor dem Kreuzaltare beigesetzt.

Von den 40 Archidiaconen, deren Namen, so wie die der Prioren, in einer fast ununterbrochenen Reihe von der Stiftung bis zur Aufhebung des Klosters aus den Urkunden sich ergeben, will ich hier nur einige näher bezeichnen:

1189 bis 1198 stand Ludolphus als Probst und Archidiacon dem Kloster Caldenborn vor. Derselbe ließ die Capelle St. Jacobi von Grund aus neu bauen, verschönerte die Capelle St. Mariä und beschenkte sie, so wie die übrigen Capellen, mit bedeutenden Legaten aus seinem Privatvermögen, zu deren Sicherstellung er mehrere Besitzungen ankaufte. Derselbe hat sich also nach dessen Stifter Wigmann um die äußere Einrichtung und innere Ausschmückung des Klosters am meisten verdient gemacht. Diese sehr bedeutende Schenkung wurde von dem obgenannten Bischofe Guardolphus durch ein im Kloster Wimmelburg abgefaßtes Diplom feierlich bestätigt.

Der letzte Archidiacon in Caldenborn, Johannes Heßler (1533 bis 1539), wurde nach der Aufhebung des Klosters Diaconus an der St. Ulrichskirche in Sangerhausen, wo er 1555 wegen Altersschwäche in den Ruhestand versetzt werden mußte.

In dem Bauernkriege hatte auch das Kloster Caldenborn sehr viel zu leiden, da sich der schon lange verhaltene Groll des umwohnenden Landvolks gegen die dortigen Mönche, die sich durch ihr epicuräisch-behagliches, nicht selten auch wohl öffentlich anstößiges Leben um die frühere Achtung gebracht und durch Eigennutz und Habsucht viele Feinde zugezogen hatten, in offenen, gewaltsamen Thätlichkeiten entlud. — Namentlich hatten sich die Einwohner von Emselohe und Riestedt zur Erstürmung und Verwüstung desselben vereinigt, wahrscheinlich weil sie vorher am meisten die drückende Nähe desselben

empfinden mußten. Sie verjagten die Mönche, schlugen Fenster und Thüren ein, ruinirten die Orgel der Kirche, raubten Kostbarkeiten und Effecten, schafften die Vorräthe von Lebensmitteln fort oder verderbten sie, trieben das Vieh weg und verübten allerlei andern Unfug. Nachdem aber die Ruhe wieder hergestellt war, setzte der Herzog Georg von Sachsen die Mönche wieder ein, und erließ Dienstag nach Trinitatis 1525 von Leipzig aus eine Aufforderung an die Unterthanen, daß sie, bei Vermeidung schwerer Strafe, dem Kloster alles Geraubte wieder zustellen, den Schaden ersetzen und dem Probste vom Neuen huldigen sollten. Die Einwohner von Emselohe und Riestedt mußten überdies bei Wiederherstellung des Klosters, zu welcher der damalige Probst 365 Gulden bei dem Kloster Hilleburgerode, jetzt Klosterode genannt, zu borgen sich genöthigt sahe, Fuhren und Handdienste leisten 5 Jahre lang; die Riestedter aber noch insbesondere, an die Stelle der von ihnen ruinirten Orgel, die aus ihrer Kirche an Caldenborn ausliefern.

Seitdem konnte indeß das Kloster bei weitem nicht wieder zu seinem vorigen Ansehen gelangen; denn dauernder, als die Bauernunruhen es vermocht hatten, wirkte die immer weiter um sich greifende Gewalt der Reformation dagegen ein, und das Interesse am Mönchsleben verlor sich immer mehr und mehr, seitdem man an der unbedingten Gottgefälligkeit desselben immer stärker zweifelte. Daher waren auch 1538 nur noch 3 Kleriker in Caldenborn vorhanden. Diesen setzte der Herzog Georg von Sachsen einen Jahrgehalt auf Lebenszeit aus, und ließ das Kloster und dessen Besitzungen durch einen weltlichen Administrator verwalten. Später, 1575, verkaufte der Churfürst August den Klostergarten und das alte Gemäuer und die Gebäude, so weit solche die Mauer in sich schließt, nebst zwei Teichen an Benno Pflug, Hauptmann zu Sangerhausen, für 400 Mßfl. erb- und eigenthümlich, die in der Nähe liegenden Ländereien wurden größtentheils an Caspar Tryller in Sangerhausen verschenkt und ausgetauscht, daraus dann das Rittergut in Emselohe und die Schäferei bei Caldenborn entstanden ist, und die zahlreichen Zinsen, welche das Kloster weit und breit zu beziehen hatte, zum Amte Sangerhausen geschlagen.

So endete das vorher so berühmte und mächtige Kloster Caldenborn, das jetzt selbst in der Umgegend kaum dem Namen nach noch bekannt sein würde, wenn nicht eine Menge Ortschaften zu ihrem Leidwesen immer vom Neuen durch die sogenannten Caldenbornschen Zinsen daran erinnert würden. Dem Freunde der Vaterlandskunde aber kann sein früheres Bestehen und seine ehemaligen Schicksale unmöglich gleichgültig sein, und darum glaube ich, daß der vorstehende, vorläufige Beitrag nicht ohne Interesse wird aufgenommen werden.

O der Wandlung! — Diesen Trümmerhügel
Ließ die Zeit von jenem stolzen Bau! —
Immer mehr streckt seine breiten Flügel
Nach dem Haupt' ihm ringsum diese Au'.

Bald vielleicht stürzt diese Höhlung, unten
Altersschwach, ohnmächtig vollends ein;
Bald vielleicht ist jede Spur verschwunden
Von dem mürben, bröckelnden Gestein!

Doch im Wald steht um die kühle Quelle
Schauerlich der Mönche schwarzer Chor,
Daraus dringt um die verwaiste Stelle
Dumpf und bang ihr Grabgesang hervor.*)

*) Diese letzten Zeilen beziehen sich nämlich auf ein Echo, das mir, als ich vergangnen Winter auf den Trümmern von Caldenborn stand, von dem entblätterten Haine her entgegentönte. Es gehörte wenig Phantasie dazu, um in demselben eine recht täuschende Nachahmung eines dumpfen, schauerlichen Grabgesangs zu finden, und ich gestehe, daß es in mir unwillkührlich diese Gedankenverknüpfung hervorrief. Irre ich nicht ganz, so knüpft an diese, wohl nicht seltene Erscheinung, sich auch eine Sage verwandten Inhalts an, die sich unter dem umwohnenden Landvolke erhalten hat.

Moritz Oeffing.

Wilhelmsthal.

Wer aus dem begeisternden,
Dem ewig vollen Becher der Natur,
Nie Muth und Kraft und Lieb' und Freude trank,
Der kehre nie.

Hölderlin.

Sei mir gegrüßt, sei mir zu tausendmalen gegrüßt, mit dem innigsten Gruße meines Herzens, zu reizendes Thal mit deinen lichtgrünen Wiesen, mit deinen malerischen Baumgruppen, mit deinen dunklen Waldbergen, sei mir gegrüßt, du zaubrisches Tempe, du Paradies meiner schönsten Jugendjahre! Wie lieblich, wie zaubrisch reizend liegst du da, entzückendes Zauberbild! Wie lacht Alles um dich her in Freude und Wonne! Die Berge mit ihrer stolzen Waldung, die Hügel mit ihren saftgrünen Hainen, die Thäler und Plätze mit ihren lieblichen Baumgruppen, die Wege mit ihren duftenden Blumenrabatten, die Teiche mit ihren silbernen Wellen! Komm mit mir, freundlicher Leser, reich mir die Hand, laß mich dein Führer sein, folge mir zu jenem Zauberthale.

Das Lust- und Jagdschloß Wilhelmsthal ist etwa zwei kleine Stunden von Eisenach entfernt. Die Chaussee, welche von Eisenach dahin führt, verdankt ihr Entstehen dem verstorbenen Großherzog Carl August, und zieht sich durch das romantisch schöne Frauen oder Marienthal dahin. Ach, vermöchte ich es doch, mit meiner Feder dir die Reize dieses Thales zu schildern, die hohen amphitheatralischen Felswände, die bald durch ihre Form, bald durch ihre Höhe, Abstufung und Schichten, bald durch alles dieses zusammen, den Blick fesseln, aus deren Klüften und Spalten theils grüne Bäume hervorstreben, theils Schleedorn, Himbeer- und Brombeergesträuch Guirlanden um das todte Gestein winden, und durch deren Felszacken

weidende Ziegen herumklettern, die weiße, helle, freundliche Chaussee mit ihren Baumgruppen, auf der schwer belastete Frachtwagen dahin fahren, die lichtgrünen Rasenplätze zwischen der Chaussee und den Felswänden, von denen das Schellengeläute der schmucken Kühe zu uns herüberschallt, den munteren, geräuschvoll hüpfenden Bach, der längs der Chaussee dahin fließt, und endlich den wunderherrlich azurblauen Himmel, der gleichsam auf den hohen Felsen ruhend, sich über das herrliche Thal wölbt.

Ehe wir das Marienthal aber ganz verlassen, müssen wir noch einen Blick auf einige interessante Punkte in demselben werfen.

Nur einige hundert Schritte über die Stadt hinaus gewahren wir zur Linken der Chaussee in dem jetzt Bohlschen Garten eine Grotte, die sogenannte Armenruh; dort soll der Sage nach die heilige Elisabeth zur Zeit einer großen Theuerung im Stillen Brot unter die Armen vertheilt haben. Einige Schritte weiter, ebenfalls links von der Chaussee, erblickt man an einer steilen Felswand ein colossales M., welches die Stelle bezeichnet, wo im Jahre 1805 Marie Pawlowna, Großherzogin von Weimar, als sie zum ersten Male das Fürstenthum Eisenach besuchte, von Eisenachs Bewohnern feierlich empfangen wurde. Seit dieser Zeit wurde das bisher Frauenthal genannte Thal Marienthal geheißen. Gleich neben jener Felswand, an der s. g. Milchkammer (so benannt, weil in alten Zeiten, wo die Viehzucht in Eisenach noch bedeutender und die Viehweide viel weiter ausgedehnt und reichlicher war, das Vieh gegen Mittag aus dem Innern des Waldes hierher getrieben, von den Eisenacherinnen gemolken und dann bis gegen Abend wieder in den Wald getrieben wurde), befindet sich mitten in freundlichen Gartenanlagen ein erst im Jahre 1830 von dem Böttchermeister Schellenträger neu erbautes Gasthaus, welches die Eisenacher Phantasie getauft haben und früher häufig besuchten. Nicht fern von diesem Gasthaus, zur Rechten der Chaussee, aber etwas entfernt von dieser, befindet sich an dem mit Gesträuchen bewachsenen Abhange eines Bergs eine Höhle, das s. g. verfluchte Jungfernloch.

Von dieser Höhle erzählt man mehrere Sagen, die ich dir, lieber Leser, nachstehend in der Weise, wie sie in den „Volkssagen, Eisenach 1795." S. 187 und in „Bechsteins Sagenschatz und Sagenkreise des Thüringerlandes" Bd. I. S. 119 folg. uns aufbewahrt worden sind, mittheilen will:

„Einst lebte zu Eisenach eine schöne Jungfrau mit goldgelben Haaren, die war sehr eitel, putzte sich alle Tage herrlich und wußte besonders ihre Haarzöpfe wunderschön zu flechten. Ueber Schmuck und Putz vergaß sie alle Uebungen der Frömmigkeit, Gebet und Gottesdienst, und da alle Bitten und Ermahnungen ihrer frommen Mutter nichts dagegen fruchteten, da sie fort und fort in Stolz und Hochmuth beharrte, verwünschte diese sie im frommen Eifer in jene Höhle. Alle sieben Jahre erscheint sie einmal in der Mittagsstunde, dann sitzt sie in prächtiger seidener Kleidung mit goldgelben

Haaren vor der Höhle und weint, oft hat sie wohl auch ein kleines Hündchen neben sich.

„Vor der Höhle ist ein Platz, auf dem wächst kein Gras, kein Strauch gedeihet dort, denn die verfluchte Jungfrau setzt sich gewöhnlich dahin. Auch ist es an diesem Orte nicht geheuer, und in der Höhle rauscht und brauset es oft, wie ferne Wasser.

„Einst zog ein Fuhrmann die Straße vorbei, da hörte er Jemand nießen. „Gott helf!" sprach er, und als es abermals und so noch neunmal hinter einander fort nießte, sprach er immer treuherzig sein „Gott helf!" als es aber zum zwölften Male nießte, wurde er unwillig, that einen Fluch und rief: „Nun, wenn die Gott nicht hilft, so helfe die der Teufel!" Da seufzte die Jungfrau tief auf und verschwand wieder in die Höhle. Hätte der Fuhrmann nur noch einmal Gott helf! gesagt, so wäre die Jungfrau erlöst worden.

„Einst hüthete am hellen Tage ein Schäfer auf dem Berge über jener Höhle, da kam seinen Schafen ein Schrecken an, wie rasend liefen sie auf dem Berge herum, zertheilten sich zum Theil, und 24 von ihnen sprangen von den höchsten Klippen herab, so daß sie theils durch den jähen Fall borsten, theils in dem Gesträuch hängen blieben, wo sie der Schäfer mit eigener Lebensgefahr rettete.

„Einst erschien die verfluchte Jungfrau einer Schäfersfrau, die ihrem Manne, der in der Nähe jener Höhle mit seiner Heerde weidete, das Mittagsessen hinaustrug, bat sie, ihr doch mit einer goldnen Bürste, welche sie ihr darreichte, das Haar zu strählen, und versprach ihr, sie reichlich dafür zu belohnen. Die Hirtenfrau willfahrtete dieser Bitte, und nachdem sie der Jungfrau die Haare gestrählt, führte diese die Hirtin in die Höhle hinein, nachdem sie dieselbe vorher bedeutet hatte, ja keinen Laut von sich zu geben. Dort beschenkt die Jungfrau die Hirtin reichlich mit Gold. Als aber diese die Höhle eben wieder verlassen will, erblickt sie am Eingange der Höhle einen großen, schwarzen Hund, darüber erschrickt die Frau heftig, schreit auf und läßt das Gold zu Boden fallen, von wo es alsbald verschwunden war.

„Einst ging eine arme Frau von Eisenach in der Nähe des verfluchten Jungferlochs in den Wald, um Holz zu lesen, und nahm ihr kleines Kind mit sich. Dieses spielte lustig im Walde, und verlief sich endlich von seiner Mutter. Alles Rufen und Suchen der Mutter im Walde war vergeblich, erst nach acht Tagen fand ein Hirte das Kind an einer Felswand von Gebüsch und Gestrippe umstrickt und gefangen. Der Hirt bringt das Kind zu seiner Mutter zurück, und als diese dasselbe fragt, wo es gewesen, wer es gespeist und getränkt? antwortet dieses: „Eine schöne Jungfrau hat mir zu essen und zu trinken gegeben und mich des Nachts warm zugedeckt."

Vor der gedachten Höhle befindet sich ein Monument, welches einem jungen Menschen errichtet worden ist, der im Juni 1808 beim Besuch dieser Höhle vom Schlage gerührt, todt darin gefunden wurde.

Beinahe am Ende des Marienthals, zur Linken der Chaussee befindet sich das s. g. Landgrafenloch, eine schauerliche, düstere Felskluft, welche erst vor einigen Jahren bequem zugänglich gemacht worden ist, und wo sich der Sage nach Friedrich mit der gebissenen Wange im Kriege gegen seinen Vater Albert den Unartigen mit seinen Getreuen einige Zeit verborgen gehalten haben soll, um von hier aus die Wartburg von der Südseite zu ersteigen und einzunehmen. Noch etwas weiter hin endlich, zur Rechten der Chaussee, befindet sich der Gehauenesteingraben oder Steinbach, jetzt zum Andenken an die Kronprinzessin der Niederlande, Anna, die dieses Thal im Jahre 1833 besuchte, das Annenthal genannt, ebenfalls eine schmalklüftige Schlucht, an deren beiden Seiten hundert Fuß hohe Felswände gen Himmel empor ragen. Am Ende der Schlucht glänzt an einer Felswand uns zum Andenken an jenen Besuch ein großes A. entgegen.

Nach anderthalbstündiger Wanderung erreicht man die Hohesonne, ein auf einer ziemlich geräumigen Ebene eines mit Waldung bedeckten Berges befindliches Jagd- und Wirthshaus. Früher nannte man diesen, von dem Rennstiege durchschnittenen Ort das hohe Kreuz, weil, wie man sagt, vor der Reformation ein Christusbild hier gestanden haben soll. Herzog Ernst August erbaute hier in den Jahren 1743—47 ein niedliches Schlößchen mit einem kleinen Thurme, auf dem eine strahlende Sonne glänzte, und hiervon erhielt dieser Ort den Namen Hohesonne. Zu Anfange dieses Jahrhunderts wurde das Schlößchen wegen Baufälligkeit abgetragen. Von der Hohensonne aus hat man durch eine durch den Wald gehauene Allee eine herrliche Aussicht nach der Wartburg, noch ein schöneres Bild eröffnet sich aber für den Wanderer auf dem nicht weit von der Hohensonne entfernten Hirschstein.

Dort, wo weit und dichtlaubig ein alter Eichbaum seine Aeste ausbreitet, öffnet sich dem Auge ein wunderherrlicher Blick in das Wilhelmsthaler Thal. Freundlich liegen tief unten die netten, reinlichen Häuser von Wilhelmsthal, aus dem maigrünen Rasengrund glizert und flimmert der See hervor, und über lichtgrüne beblumte Wiesen- und Rasenteppiche, über malerisch verstreute Gebüsche und Baumgruppen schweift das Auge bis zu den dunklen Waldbergen, die den Hintergrund schließen. — Ach, mit Wehmuth begrüße ich diese Gegend und gedenke, auf das freundliche Wilhelmsthal, das wie ein liebliches Idyll vor mir liegt, hinabschauend, einer glücklichen, vergangenen Zeit. Tage lang habe ich als Knabe, als Jüngling diese Thäler und Höhen durchwandert. O wie hob sich hier oft mein jugendliches Herz, mit welchem Entzücken habe ich hier oft auf die Welt zu meinen Füßen herabgeblickt, welche Pläne habe ich hier nicht entworfen, welche Luftschlösser nicht erbaut! — Der rauhe Hauch der Wirklichkeit hat sie alle zertrümmert, und mir ist im Leben nichts geblieben, als die Erinnerung an eine schöne, harmlos, heiter und frei verlebte Jugend. Ach, stets füllten Thränen meinen Blick, so oft ich später im Leben jene Räume wieder betrat, und des nur zu schnell entschwundenen Glücks meiner Jugend gedachte. —

Von der Hohensonne führen zwei Wege nach Wilhelmsthal. — Die Chaussee und ein angenehmer schattiger Fußweg. Verfolgt man die Chaussee, so gewahrt man kurz vor Wilhelmsthal eine hohe abgesprengte senkrechte Felswand, an der man auf einer eingefügten schwarzen Marmortafel mit goldenen Buchstaben folgendes, von dem verstorbenen Geheimenrathe Thon in Eisenach gefertigte Chronostichon:

Des WohLthaetJgen HerrsChers kraeftJges Wort Gab Den WanDerern hJer SJChere Strasse AVs WÜsten GebÜrgen.

liest. Schlägt man dagegen den interessanteren Fußweg ein, so wandelt man im Schatten dunkler, hoher Buchen dicht an einer wunderherrlichen Felsgrotte vorüber, über einen beblümten Wiesengrund und durch ein Nadelholzwäldchen nach Wilhelmsthal hin.

Vor dem Jahre 1711 hieß die Wilhelmsthaler Gegend Wintershausen; es befand sich nur eine Wildschauer hier. Herzog Johann Wilhelm von S. Eisenach aber unternahm ums Jahr 1711 die Erbauung eines eigentlichen Lustschlosses. Dieser Bau wurde mit vielem Eifer betrieben, die herzogliche Familie selbst munterte einigemal durch Handarbeit dabei auf, und in dem kurzen Zeitraume weniger Jahre entstand das Hauptgebäude, der schöne künstliche See und andere Anlagen. Jetzt vertauschte der Ort zur Erinnerung an seinen Erbauer den Namen Wintershausen mit Wilhelmsthal. Wilhelmsthal wurde späterhin auch mit einem weitläuftigen Thiergarten umgeben, der einige tausend Acker in sich faßte, und in dem unter andern auch weißes und indianisches Wildpret unterhalten wurde. Auch waren sechs Zughirsche vorhanden, mit denen Herzog Johann Wilhelm bei kleineren Reisen gewöhnlich fuhr. Diese schaffte Herzog Wilhelm Heinrich aber wieder ab, weil sie ihn in Lebensgefahr brachten. Eines Tags nämlich, wo derselbe bei drückender Gluth mit den erhitzten Hirschen von Markfuhl in Wilhelmsthal anlangte, eilten dieselben unaufhaltsam, von Durste getrieben, nach dem großen Teich, und nur ein gewagter Sprung aus dem Wagen befreite den Herzog von der Gefahr des Ertrinkens.

Durch den verstorbenen Großherzog Karl August ist Wilhelmsthal eigentlich erst zu einem harmonischen Ganzen umgeschaffen, von ihm sind die Gebäude vermehrt und herrliche Parkanlagen mit Grotten und Wasserfällen, Baumgruppen und Blumenfeldern, Wiesenflächen und Felsparthien in reizender Abwechselung geschaffen worden.

Die im Ganzen höchst einfachen, aber saubern und netten Hauptgebäude von Wilhelmsthal verbindet im langen Viereck ein schöner mit Kies belegter Platz mit Rasenrondeln und Baumgruppen. Dicht daran ist ein großer runder steinerner Brunnen, in dessen Mitte auf einem Postament eine Nymphe, von zwei Delphinen umgeben, ruht. Den Brunnen umkränzen hochstämmige, hundertjährige Fichten. Im natürlichen Styl ist ringsum der lachende Wiesenplan mit Blumenbosquets und Baumgruppen geziert, und in der Ferne vom duftig-

grünen Walde eingerahmt. Breite, mit Blumenrabatten eingefaßte Pfade verbinden die entlegensten Punkte mit einander. In einiger Entfernung von den Hauptgebäuden liegt das Waldhaus und ein freundliches Schweizerhäuschen. Vorn drängt sich der sanfte und glänzende Wasserspiegel des Sees, belebt von verschiedenen Wasservögeln, mit seiner bunten, blumigen Halbinsel zwischen Wiese und Wald ein, und bildet am Ausflusse, von colossalen Granitblöcken herab, einen schäumenden, tosenden Wasserfall. Oestlich über dem See befindet sich der Gasthof, und zwischen diesem und dem See hindurch zieht sich wie ein breites Band die fränkische Chaussee. Rundum endlich ist Wilhelmsthal von einer herrlichen Laub- und Nadelholzwaldung eingehüllt, wo alle Nüancen von Grün in den herrlichsten Schattirungen abwechseln. Durch diese Waldung führen eine Menge Wege und Spaziergänge zu immer neuen, bald düstern, bald freundlichen Aussichten, deren jede ihre eigenthümlichen, von der andern verschiedenen Reize hat.

Robert Hahnemann.

Bremberg und Königsberg.

In dem Baierischen Landgericht Haßfurth, in dem ehemaligen Haßgau, einem Unterbezirk des alten fränkischen Gau's Grabfeld, unweit des Sachsen-Meiningenschen Städtchens Königsberg, erheben sich auf einem von Laubgehölz bedeckten Berggipfel die Ruinen von Bremberg. Durch dichtes Waldgesträuch und über herabgerollte Steinmassen muß sich mühsam seinen Pfad der Wanderer bahnen, der bei dem Flecken Hohenhausen oder bei dem nahe daran gelegenen Dorfe Alten-Bremberg emporklimmt zu der steilen Anhöhe. Die sehr bedeutenden Burgtrümmer liegen versteckt, und sind vor der dichten Waldung kaum sichtbar. Düster und unheimlich schauen sie hervor aus der furchtbaren Wildniß. Desto freundlicher aber ist die Aussicht von jenem Berge, der unter allen benachbarten der höchste ist, und rings umgeben von kräftigen Eichen, die ihre Riesenhäupter stolz emporheben. Die Waldung zieht sich größtentheils nach Königsberg hin, und bildet einen ernsten dunkeln Vorgrund zu den dahinter liegenden Dörfern und Ortschaften. Von Norden nach Osten hin zieht sich, in bläulicher Ferne verschwindend, der Thüringerwald, nach Süden hin erblickt das umherspähende Auge den Steigerwald, nach Westen hin das Rhöngebirge.

Groß und erhaben ist die Veste Bremberg noch in ihren Trümmern. Für ihre ehemalige Festigkeit spricht sowohl ihre Lage, als die vier dunkeln schwärzlichen Ringmauern. Von sehr beträchtlicher Höhe, bilden sie ein langes, geregeltes Viereck. Spuren von Abtheilungen und Gewölben und mehreren kleinen Fensteröffnungen lassen die Bestimmung von Wohngebäuden ahnen. Ein Mauerbruchstück, nördlich an den Ecken dieses Baus, scheint der Ueberrest eines viereckigen Thurms zu sein, aus welchem von dem äußern Thor ein kleineres in das Hauptgebäude führt. An das letztere stieß südlich ein zweiter viereckiger Bau, minder groß, doch mit ziemlich hohen Wänden.

Jedenfalls scheint der Umfang der Burg, nach den noch vorhandenen Ueberresten, sehr bedeutend gewesen zu sein. Wahrscheinlich richtete man sich bei der Erbauung der Gebäude nach der ursprünglichen Gestalt des Berges. Auf der Oberfläche desselben findet man noch Spuren von Gewölben und unterirdischen Gängen.

Die wenigen historischen Nachrichten, die sich von der Veste Bremberg erhalten, stimmen darin überein, daß ihre Bewohner Raubritter gewesen, allgemein gefürchtet in der Umgegend. Sie war der Stammsitz eines weiland mächtigen Geschlechts. Ihr Ursprung verliert sich in das Dunkel der Vorzeit. Schon im Jahr 1158 erwähnt eine Urkunde der Grafen vom Bremberg. Nach einer spätern vom Jahr 1168 ward die Burg auf Kaiser Heinrichs II. Befehl geschleift, weil ihre Besitzer Raub und Plünderung zu ihrem Gewerbe machten, und namentlich in stetem Unfrieden und in hartnäckiger Fehde lebten mit dem Bisthum Würzburg. Nach einer vielverbreiteten Volkssage soll Bremberg zwar erst im Bauernkriege 1525 zerstört worden sein. Dafür findet sich aber kein historischer Beleg, und es ist wohl eher anzunehmen, daß sie schon länger als sieben Jahrhunderte in Schutt und Trümmer gelegen.

Etwa zwei Stunden von Bremberg südöstlich liegt das alte Schloß Königsberg auf einem mit Laubholz bedeckten Berge, zu welchem man durch einen anmuthigen Eichenhain gelangt, der sich durch eine fruchtbare Ebene hinzieht. Am Fuße jenes Berges, der die Ruinen der Veste Königsberg trägt, liegt das gleichnamige Sachsen-Meiningische Amtsstädtchen. Die Anhöhe, auf welcher weiland die Burg gestanden, ist nicht unbeträchtlich, und die Aussicht daher schön und weit, besonders auf den Thüringer- und Steigerwald und auf das Rhöngebirge. In ziemlicher Ferne, bei Ostheim vor der Rhön, zeigt sich die alte Bergveste Lichtenberg, das Castrum Zilanum bei Zeit, der am Fuße des Steigerwaldes gelegene Zabelstein, die Ufer des Mains und einzelne Dörfer und Städte, unter ihnen besonders Haßfurth mit seinen Kirchen und Thürmen, und die Kapelle bei Grubach. Ganz in der Nähe aber steigt die alte Kirche der Stadt Königsberg empor, mit ihrem schönen gothischen Thurm. Auf der andern Seite des Bergs ruht der Blick theils auf Weinbergen, theils auf Waldungen.

Nur wenige Trümmer sind noch übrig von der alten Veste Königsberg, die nach einer späterhin mitzutheilenden Nachricht sich in den funfziger Jahren noch in vollkommen baulichen Zustande befunden. Eins der ältesten Theile war der Heidenthurm, eine Art von Burgwarte. Die Mauern dieses Thurms waren 10 Werkschuh dick. Der innere Umfang war im Durchschnitt etwa neun, der äußere zwanzig Schuh. Er stand mitten im Burghofe, ward jedoch 1635 vom Blitzstrahl gespalten, 1641 abgebrochen, und die Steine wurden zu dem Bau des Schlosses Stoeln verwendet. Diesem Thurm zunächst stand die alte Kemnate (domus orminata), die 1596 mit einem Kostenaufwande von 1156 fl. erneut, doch 1611 abgebrochen

ward. Ihre Stelle vertrat ein neues Gebäude, von der Herzogin Dorothea Maria von Sachsen-Weimar errichtet, die darin während der Weinlese des Jahrs 1614 mit einem Prinzen gewohnt haben soll. Auch diese Kemnate erinnert durch ihre Bauart an die Zeiten Kaiser Heinrich des Voglers, wo man anfing, Burgen oder Schlösser mit gewölbten festen Vorrathshäusern und Kellern zu versehen. Mitten im Hofe war ein 97 Klafter tiefer Brunnen, der 1716 zugewölbt ward, um den Schloßhof zu erweitern, weil die Landesherrschaft während des Herbstes sich gewöhnlich dort aufzuhalten pflegte. Damals hatte der Brunnen eine Tiefe von 193 Schuh. Gleichzeitig ward der Hof gepflastert und der Brunnen mit einer Platte bedeckt, auf welcher die Jahreszahl 1716 befindlich.

So schildert Krauß in seiner Sächsisch-Hildburghäusischen Landesgeschichte (1753) die Beschaffenheit der Burg Königsberg: „Das Bisherige, schreibt er, habe ich als Zeugnisse des Alterthums erwähnt. Nun aber melde ich, daß dem gedachten neuen Bau gegenüber ein großes steinernes Gebäude steht, drei Stockwerk hoch, in welchem ostwärts die Schloßkirche ist, welche obgedachte Frau Dorothea Maria, Herzogin zu Sachsen-Weimar, 1615 hat errichten lassen. — Ueber dieser Kirche ist ein großer Saal, welcher die Länge und Breite des ganzen Baues hat, auf welchen man aus den fürstlichen Gemächern kommen kann, über den hohen Gang, der 1617 erbaut worden. Der ordentliche Zugang aber zu diesem Saal ist die steinerne Wendeltreppe in dem achteckigen Thurm an dem gedachten Bau. Dieser Thurm wird der kleine Schloßthurm genannt, und ist 1657 oben mit einer Glocke und Uhrwerk versehen worden. — Diese Gebäude, welche um den innern Schloßhof herum stehen, sind mit einer hohen Mauer umgeben, zwischen welcher und den besagten Gebäuden mittagwärts noch ein schmaler Hof rings umherläuft. An dieser Mauer sind sechs Rundeln gebaut, drei an der mittäglichen und drei an der mitternächtlichen Seite, deren zwei zur Wohnung, nebst einem Nebengebäude für den Beamten eingerichtet sind. Zwischen diesen beiden Runden ist vor Alters die Einfahrt in das Schloß über eine Brücke gegangen. Weil aber die Mauer von dem Röhrbrunnen, der nächst am Thor gestanden, wandelbar wurde, und 1716 reparirt werden mußte, auch das Schloß durch dieses Thor leicht zu erobern war — wie denn 1643, den 18. Mai, eine kaiserliche Parthei das Schloß überrumpelte, einnahm und plünderte, und die fürstlichen Commissarien, welche im Namen Herzog Ernst's von Gotha die Erbhuldigung einnehmen sollten, gar übel tractirte — so wurde auf hochgedachten Herzog Ern's Befehl die Einfahrt geändert, die hohe Brücke an den Ort, wo jetzt das große Thor ist, gebaut, das alte Thor aber zugemauert. Unter dieser großen Fahrbrücke sind 1666 zwei hohe Joche neu aufgebaut worden. Gegen die Stadt zu aber geht man durch eine Pforte über eine hölzerne Zugbrücke. — Die äußere Mauer um den Schloßgraben ist von 1490—1511 erbaut worden, und der Steinmetz bekam von 20 Ruthen 80 fl. und jeder Taglöhner 12 Pf. vom Handreichen. Vorher war statt der äußern Mauer ein Zaun

rings herum, an welchem 1491 zweihundert und sechzehn Personen bearbeitet und die Kost empfangen. In den Jahren 1653—1660 ist der im Kriege ruinirte versallene Röhrenbrunnen, in dem Poppenklinger, oberhalb des Schafhofes, mit einem Kasten gefaßt, und durch Röhren wiederum vor das Schloß, dann weiter nach der Kellerei geleitet worden. — Vom Schlosse hinab bis an das obere Stadtthor liegen 269 steinerne Staffeln, auf welchen man bequemlich hin und wieder gehen kann. Von den äußern Schloßmauern bis an die Stadtmauern gehen zwei lange Mauern auf beiden Seiten, wodurch die unten am Schloßberg liegende fürstliche Kellerei und das nicht weit davon stehende alte Burghaus wie mit einem Triangel umschlossen und verwahrt worden. Außerhalb dieser Mauern, an der Mittagsseite, liegt der sogenannte Gräfenberg oder fürstliche Weinberg u. s. w."

Vor etwa einem halben Jahrhundert ward noch wöchentlich in der Schloßkapelle Gottesdienst gehalten. Die innere Einrichtung der Burg läßt sich, nach den noch vorhandenen Ueberresten, nicht genau angeben. Es ist nichts weiter erhalten, als die Hälfte des achteckigen Thurms, nebst einigen Mauerstücken der innern Gebäude, ein Theil des im Erdgeschoß gewölbten Heidenthurms, die Bogen der Brücke über den tiefen, zum Theil ausgemauerten Graben, und einige Ueberreste der Ringmauer. Von einem Brunnen findet sich keine Spur mehr. Durch ein Mauerstück verschüttet ist der unterirdische Gang, der das Rathhaus in der Stadt Königsberg mit der Burg verbunden haben soll. Sie scheint eine von den zahlreichen Vesten gewesen zu sein, von wo aus sich die Herrschaft der Grafen von Henneberg über ihre weitläufigen Besitzungen erstreckte. Es gab im Mittelalter viele Burgvogteien in jener Gegend, wie Rauneck, Robenstein, Lauringen, Mainberg, Rügheim, wo das Rügegericht des ganzen Gaus gehalten ward. Unter jenen Burgen scheint Königsberg als die Oberreichsvogtei den Vorrang behauptet zu haben, weil die Henneberger Grafen in dem Gau Grabfeld geboten. Wahrscheinlich besaßen sie Königsberg als Burgherren und Burggrafen. Vielleicht erhielt das adelige Geschlecht von Künsberg den Namen von jener Burg, die noch heut zu Tage von den Landleuten Künsberg genannt wird, und die Künsberger waren vielleicht vor den Grafen von Henneberg im Besitz jener Veste. Nach einer noch erhaltenen Urkunde vom Jahr 948 forderte Ernst von Künsberg mehrere Ritter und Edle zur Theilnahme an einem Turnier auf, das zu Schweinfurt am Main, „nächsten Sonntag nach Lichtmeß 952" gehalten werden sollte.

Nach einer Urkunde vom Jahr 1533, in welcher Kaiser Ludwig der Baier gestattete, daß ein Wochenmarkt auf der Burg Königsberg gehalten werden könne, wird Berthold, der erste gefürstete Graf von Henneberg, als der Besitzer jener Veste genannt. Früher scheinen die Herren von Salza sie pfandschillingsweise inne gehabt, doch wieder ausgelöst zu haben, laut einer Urkunde vom Jahr 1329. In einem Lehnbriefe, den der Kaiser Friedrich im Jahr 1456 dem Chur-

fürsten Friedrich von Sachsen ertheilte, wird ebenfalls der Veste Königsberg gedacht. Im Jahr 1547 nahm der Markgraf Albrecht von Brandenburg das Schloß und die Stadt Königsberg in Besitz, und ward im Februbr 1549 damit belehnt von dem Kaiser Carl V. Im Jahr 1688 fiel das Amt Königsberg dem Herzog Ernst, dem Stifter der Hildburghausischen Linie anheim. Er befahl, die Jahreseinkünfte zur Ausbesserung des baufälligen Schlosses zu verwenden, das jedoch späterhin immer mehr in Verfall gerieth. Zu bedauern ist, daß sich nur so wenige Nachrichten erhalten haben, von dieser weiland hochberühmten Burg, die der Frankenkönig Chlodio eine geraume Zeit bewohnt haben soll. Eine alte, aber sehr mittelmäßige Abbildung der Veste Königsberg befindet sich in dem von Rudolph herausgegebenen Werke Gotha diplomatica.

Heinrich Doering.

Das Nonnengespenst zu Gehofen.

Ein solches Thier,
Als zu Gehofen ehedessen
Die Küch' im Edelhof besessen,
Dies sind Gespenster, glaube mir!

Gellert.

Eine halbe Stunde von Schönewerda und zwei Stunden von Heldrungen liegt friedlich in der Flur das Dorf Gehofen. Der Ort war vordem berühmter als jetzt, man findet in alten Chroniken gar oft seinen Namen, und im 13ten Jahrhundert und später gab es ein adeliges Geschlecht, welches von ihm den Namen führte. In einem Diplome, welches Graf Heinrich von Stolberg im Jahre 1297 dem Kloster Oldisleben wegen einer Hufe Landes bei Capellendorf ausstellt, hat sich ein Hermann von Gehofen als Zeuge unterschrieben; — die Bauern, welche sich bei Frankenhausen versammelt hatten, stachen den Maternus von Gehofen, — den einzigen Sohn eines alten Vaters, — der sich unter den Gesandten befand, welche die Fürsten an die Bauern schickten, auf Münzers Befehl nieder. Schon vor dem Aussterben dieser Familie ist jedoch der Ort in fremde Hände gekommen, denn die Grafen Ernst von Hohenstein und Günther von Mannsfeld kauften ihn, nebst Artern und Bockstedt, im Jahre 1449 von Bruno, edlem Herrn von Querfurt; er blieb aber nicht lange bei ihnen, da im Jahre 1498 ein Ritter Hanns von Harras und später die Herren von Eberstein als seine Besitzer angeführt werden. — Bekannter jedoch, als durch seine historischen Beziehungen, ist Gehofen durch eine Gespenstergeschichte geworden, welche sich hier zutrug, und die, so seltsam, abentheuerlich und unglaublich sie auch

erscheinen mag, durch Zeugen beschworen und aktenmäßig erhärtet und beglaubigt ist.

Es war am 9. October des Jahres 1683, als die Gattin des damaligen Besitzers von Gehofen, Frau Philippine Agnes von Eberstein, ein schmerzhaftes Kneipen an Händen und Armen empfand. Die Edeldame wandte sich um, gewahrte nicht das Geringste, empfand aber bald das Kneipen in viel stärkerem Maße, und vernahm ein leises, sich nach und nach verstärkendes Geflüster. Erschrocken horchte die Dame auf und hörte die von einem unsichtbaren Wesen gesprochenen Worte: „Erschrick nicht, ich will dein Glück! Gehe diesen Abend um sechs Uhr hinab auf den Hof, da wirst du einen großen Schatz erblicken, der dir bestimmt ist. Vergiß es nicht und komm!"

Die Eberstein schauderte, da sie aber nichts wieder vernahm, glaubte sie, geträumt zu haben, und ging um die bestimmte Zeit nicht hinab auf den Hof. Kaum aber war die bezeichnete Stunde vorüber, so empfand sie das Kneipen und Drücken ärger denn zuvor. Sie vernahm bittere Vorwürfe, ernste Drohungen und abermalige Aufforderungen, auf dem Hofe zu erscheinen und den Schatz zu heben.

Als Frau von Eberstein, welche sehr furchtsamer Natur und außerdem durch anhaltende Nachtwachen am Bette ihres kranken Eheherrn ganz kraftlos und erschöpft war, demungeachtet den Forderungen des Gespenstes keine Folge leistete, trat dasselbe am 12. October zum ersten Male in sichtbarer Gestalt zu ihr. Es war eine kleine, zartgebaute Nonne in weißer Kleidung, war auf dem Haupte mit einem rothen Kreuze bezeichnet, trug ein Paternoster in der Hand, und hatte, nach damals üblicher Sitte, ein weißes Vorsteckküchlein vor dem Munde. Sie erschien nun sowohl bei Tage, als bei der Nacht, winkte, drohete, knipp und trieb die Edelfrau fast zur Verzweiflung.

„Was widerstehst du meinen Bitten?" sprach das Gespenst. „Thue, was ich verlange, und zwar bald, denn ich lasse doch nicht eher von dir ab. Nur du allein kannst den Schatz heben, und dann habe ich Ruhe. Ich bin eine des Geschlechts von Trebra,*) dieser Edelhof, der „das Trebraische Gut" hieß, war einst mein Eigenthum, und ich vergrub in wilder Kriegszeit an die Stelle, wo jetzt die Capelle erbaut ist, einen bedeutenden Schatz. Du sollst und mußt ihn heben! Was willst du dich fürchten? Du sollst am hellen Tage kommen, kannst deinen Beichtvater und deine sämmtlichen Hausgenossen mitbringen, und zum Zeichen, daß du kein böses Werk treibst,

*) Anmerkung: Die Schenken von Trebra werden oft unter den Schenkenfamilien von Tautenburg, von Apolda, von Dornburg, Priesnitz und Saleck genannt, und sind noch heute in der Gegend angesessen.

dabei beten und singen. Zwar wacht ein schwarzer Hund bei dem Schatze, aber es soll dir kein Leid widerfahren, und so bald du nur eine Schürze oder ein Tuch auf den Ort, wo der Schatz befindlich ist, werfen willst, will ich augenblicklich den Hund ergreifen, ihn aus dem Thore führen und nimmer wiederkehren. Wenn du den Schatz in Händen hast, so gieb den Armen davon und vergiß der Kirchen und Klöster nicht; du behältst ja immer noch einen bedeutenden Reichthum, und die drei Ringe, welche du finden wirst, werden dem Eberstein'schen Geschlechte beständiges Glück bringen; auch soll deine Tochter nach vier Jahren abermals einen Schatz heben!"

Dies und Aehnliches redete das Gespenst, und warum nun Frau von Eberstein die ihr so leicht gemachte Hebung des Schatzes nicht ausführte, sondern sich lieber die heftigsten Gewaltthätigkeiten zufügen ließ, läßt sich auf keine Weise erklären. Sie folgte den Bitten des Geistes nicht, obgleich sie den Schatz schon einmal ganz nahe neben sich erblickte, und nur nöthig gehabt hätte, ein Kleidungsstück darauf zu werfen. Als sie nämlich einst über den Hof nach der Capelle gehen wollte, trat das Nonnengespenst mit den flehendlichsten Gebehrden zu ihr, zeigte ihr den Schutthaufen, bei dem der Schatz unter einem großen Steine lag, hielt sie beim Rocke fest und bat sie mit verzweiflungsvollen Mienen, nur etwas auf den sich offen zeigenden Schatz zu werfen, es möge auch sein, was es wolle. — Für ihr unsinniges Widerstreben ward sie nun aufs Härteste gepeinigt, — sie mußte Höllenschmerzen erdulden, schauderhafte Gesichte sehen und fast das Leben einbüßen. Die Gestalt wich nicht mehr von der Seite der Eberstein, die nun in tiefe Schwermuth verfiel und heftige Convulsionen und Paroxysmen erlitt.

Einmal war die Nonne besonders zornig und verlangte die Bestrafung einiger muthwilliger Schulbuben, welche ihr in der Kirche befindliches Bild mit Ruthen gestrichen hatten. Nachdem der Spuk länger als ein Vierteljahr gedauert hatte, fuhr Frau von Eberstein einst, — es war am 19. Januar — mit einigen Anverwandten zu Schlitten nach Bachra; da stand der Geist drohend an der Brücke, die Edelfrau aber griff nach einigen bei sich habenden Pistolen, und schoß in der Verzweiflung nach ihm, machte aber das Uebel dadurch nur ärger, denn der Geist wurde nun immer zorniger, plagte die Frau auf das Empfindlichste, schlug sie auf Brust, Mund und Wangen, warf sie hoch in die Luft, hielt ihr, wenn sie schreien wollte, den Mund zu, warf sie zu Boden, legte sich wie ein centnerschwerer Alp auf sie, setzte sich dann neben die bis zum Tode Erschöpfte, sprach ihr mit christlichem Troste zu, und betete ihr, wie höhnend, Liederverse aus dem Gesangbuche vor.

Verwandte, Freunde, Bekannte und Geistliche sammelten sich um die Dulderin, und suchten ihr, da sie kein Gespenst sahen, einzureden, ihre körperliche Schwäche und natürliche Reizbarkeit lassen sie Gestalten sehen, die in der Wirklichkeit nicht vorhanden wären. Mit tiefem Seufzen wünschte sie, daß dem so sein möchte, betheuerte

aber, daß ſie wirklich und wahrhaftig den Geiſt ſehe, und ihr kleines Töchterchen, welches noch nicht reden konnte, blickte und zeigte immer nach der Stelle, wo das Nonnengeſpenſt weilte.

Endlich mochte es aber dem Geiſte doch klar werden, daß er bei der Frau von Eberſtein nichts ausrichten würde, er nahm daher plötzlich und für immer Abſchied. Dies geſchah am Sonntage Quasimodogeneti des Jahrs 1684, und die erfreute Edeldame, die nun nichts Schreckliches mehr ſah und hörte, ließ in der Kirche vor der ganzen Gemeinde dem Herrn danken, daß er ihrer faſt unerträglichen Qual ein Ende gemacht habe.

Dieſe merkwürdige Geſchichte machte zu ihrer Zeit ungemein viel Aufſehen, beſchäftigte Gelehrte und Ungelehrte, Gläubige und Nichtgläubige, und ſetzte viele Federn in Bewegung. Es erſchien darüber ein eigener, hiſtoriſcher Bericht, und außerdem iſt hier und da gelegentlich davon die Rede. Der Verfaſſer der alten und neuen thüringiſchen Chronika vom Jahre 1729 erzählt die Geſchichte mit einigen Abänderungen, ſagt z. B.: daß das Geſpenſt eine des Geſchlechts von Werthern geweſen ſei, läßt daſſelbe erſt 1686 weichen u. ſ. w. — In Bechſteins Sagenſchatze des Thüringerlandes findet man dieſe Sage im vierten Bande, S. 99 sq.

Obgleich die Frau von Eberſtein ihre Quälerin nie wieder erblickte, ſcheint dieſelbe doch ihre Ruhe noch immer nicht gefunden zu haben, denn man ſpricht in Gehofen, daß noch jetzt bisweilen auf dem Edelhofe ein Mönch und eine Nonne geſehen würden, auch oft einen ſo gewaltigen Lärm in den Ställen und auf den Böden erregten, daß das Vieh davon ſcheu würde und ſich wie unſinnig gebehrdete.

C. Duval.

Der Petersberg bei Halle a/Saale.

Der hohe Petersberg bei Halle.

— — Wohlgelegen war dies Stift,
Man sieht von seiner Schwelle weit umher
Die Städt' und Burgen, Flüß und Feld und Hain,
Und allen Reichthum dieser schönen Welt
So freundlich und so blühend hingelegt,
Daß, wem nicht alles Erdenglück erstarb,
Wem nicht die Hoffnung ganz entwurzelt war,
Hier an der Pforte noch umkehren mußte.

Uhland.

Seid mir gegrüßt, ihr ehrwürdigen Trümmer, viel tausendmal seid mir gegrüßt, nach langer, vieljähriger Trennung! Wie fühlt sich mein Inneres so wunderbar bewegt bei euerem Anblicke. Oft schon dachte ich an euch zurück, an die Zeit, wo ich in der Blüthezeit meines Lebens auf euch manchen frohen Tag, manche Freudenstunde verbrachte, bald im Kreise trauter, lieber Freunde, bald allein in stiller, einsamer Feier der Natur. — Manches Jahr liegt zwischen dem Damals und Jetzt; — die goldenen Stunden der harmlosen Fröhlichkeit sind lange verronnen; nur im bleichen Schatten der Erinnerung traten sie noch zuweilen vor meine Seele; — aber jetzt, da ich euch wiedersehe, ihr alten Mauern, jetzt erwachen all die verklungenen Freuden, der Frühling sprießt wieder in meiner Brust, süße Töne der Wehmuth beben in den Saiten meiner Seele; ich sehe wieder den blauen Fluß und die friedlichen Dörfer, die blühenden Auen und die waldigen Berge; der blaue Himmel blickt mich wieder an, wie in den Tagen meiner Jugend, und die frische Bergesluft küßt wieder meine Wangen! — Es ist Alles wieder, wie sonst es war! —

Und wie ist doch Alles wieder so anders! — Ich blicke umher nach den Freunden, die mich damals umgaben; nach den Brüdern auf Tod und Leben, mit denen ich hier fröhlich war; ich rufe ihre vieltheuren Namen, aber Niemand antwortet, Niemand erscheint! — Einige sind in weiter Ferne zu Aemtern und Ehren gelangt, Andere leben, im Lande zerstreut, als Prediger, Aerzte und Lehrer, Viele hat die wilde Woge des Lebens von dem Ziele weit hinweggespült, das sie damals so heiß ersehnten, die Meisten aber sind verschollen, Niemand kann mir sagen, ob sie noch leben; — ich stehe allein an der alten Stelle. Keiner der Lieben begegnet mir, Keiner reicht mir traulich die Hand, — es hat sich Vieles, — Vieles geändert! — —

O, es waren schöne Abende, wenn wir, eine fröhliche Schaar, die Thore von Halle verließen und nach dem hohen Petersberge zogen, den man, von der Stadt aus, in drei Stunden erreicht. Die Mauern und Thürme des Klosters glühten im Scheine der sinkenden Sonne, ein zarter Duft lag auf der Gegend rings umher, und auf den Gipfel des Berges gelagert labten wir uns an der herrlichen Aussicht, und genossen das herrliche Schauspiel, den flammenden Sonnenball hinter die dunkeln Waldspitzen des Harzes hinabtauchen zu sehen. Im nahegelegenen Wirthshause wurde, so bald die kühle Nacht aus den Thälern heraufstieg, ein heiteres Mahl verzehrt, und Niemand dachte daran, dem Schlafe auch nur ein Stündchen zu opfern. Es wurde geplaudert, oder ein heiterer Sang angestimmt, oder in den Fremdenbüchern geblättert, welche, da sie Denksprüche und Verse von Menschen aus allen Weltgegenden und eine Unzahl bekannter Namen enthalten, gar nicht uninteressant sind.*) War aber die Nacht warm und schön, so blieben wir im Freien. — Noch gedenke ich eines schönen sommerwarmen, blauen Septembertages, an dem ich den Berg allein bestieg, um von ihm Abschied zu nehmen, denn mein Triennium war verronnen. Damals fühlte ich recht tief, daß Trennung, auch von leblosen Gegenständen, bitterlich schmerze. In einen Fensterbogen des hohen Chors gelagert, blickte ich noch einmal hinab auf die liebe, bekannte, herrliche Gegend, die mir noch nie so reizend erschienen war, als an diesem Tage. Zu meinen Füßen erstreckten sich, im goldenen Abendschimmer, des gesegneten Landes Gauen in weiter, unabsehbarer Ferne, — liebliche Thäler, bewaldete Höhen, der Städte hohe Thürme, der Dörfer hellrothe Dächer mit rauchenden Schornsteinen, und die in bläulichen Duft gehüllten Riesenconturen der Berge. — In den Zweigen der Bäume sangen die Vögel ihre Abendvesper zu dem Glöcklein, welches aus den Ruinen ertönte, und ihr ernster, feierlicher Ton, so wie der milde Herbstabend, stimmte mein Gemüth zu süßer Wehmuth.

*) Mancher Student fand darin seinen Vater und Großvater. Als vor mehreren Jahren ein hallischer Student den Namen seines Vaters suchte und fand, las er bei dessen Namen: »Was ist der Bursche ohne Geld?« — Er nahm in stillem Nachdenken seine Schreibtafel aus der Tasche, schrieb sich Datum, Jahreszahl und Pagina des Buches hinein und brach in die Worte aus: »Warte, Alter!« —

Leise ward ich hier umweht
Von geheimen, frohen Schauern,
Gleich als hört' ein fromm Gebet
Sich verspätet in den Mauern.

Scheidend grüßet hell und klar
Noch die Sonn' in die Kapelle,
Und der Gräber stille Schaar
Liegt so traurig vor der Schwelle.

Freundlich schmiegt des Herbstes Ruh
Sich an die verlass'nen Grüfte;
Dort, dem fernen Süden zu,
Wandern Vögel durch die Lüfte.

Alles schlummert, Alles schweigt,
Mancher Hügel ist versunken,
Und die Kreuze stehn geneigt
Auf den Gräbern — schlafestrunken.

Und der Baum im Abendwind
Läßt sein Laub zu Boden wallen,
Wie ein schlafergriffnes Kind
Läßt sein buntes Spielzeug fallen. —

Hier ist all mein Erdenleid
Wie ein trüber Duft zerflossen;
Süße Todesmüdigkeit
Hält die Seele hier umschlossen.

Als es dunkel geworden, wanderte ich dem Wirthshause zu, aber an seiner Schwelle scholl mir ein vollstimmiger Gesang entgegen und scheuchte mich zurück. Das Wirthshaus wimmelte von fröhlichen Musensöhnen, welche so eben eingetroffen waren. Es war mir unmöglich, in ihren Jubel einzustimmen, — ich beschloß, umzukehren und die Nacht in der Ruine zu verbringen. Zwischen den Mauern der alten Kirche setzte ich mich auf einen Stein. Es ward still und immer stiller um mich her, das Schweigen der ganzen Natur verbreitete einen Zauber um mich her, der Sinn und Geist gefesselt hielt; — ich entschlief.

Da war es mir, als rege sich etwas im dunkeln Hintergrunde. — Ein seltsames Geräusch schlug an mein Ohr, und zwischen dem Gemäuer ward es lebendig. In der Kirche richteten sich empor die Steingestalten, welche am Boden liegen, und blitzten im wunderbaren Glanze wie Stahl; aus den Nischen und den Vertiefungen traten Gestalten; die Todten des großen Gottesackers, welcher die Ruine umgibt, richteten sich auf, nicht in wildem, schauerlichem Gewirr, sondern in ernster, feierlicher Stimmung, mit zu den Sternen

erhobenen Blicken und mit gefalteten Händen; von den Urnen und Grabmählern her kamen sie gezogen, Ritter und Landleute, wie sie in buntem Gemisch auf der luftigen Höhe schlummern, geführt von lieblichen Kindern in Engelshüllen und rosigen Angesichtern. Ihnen entgegen aber quoll von vielen tausend Wachskerzen ein blendender Lichtglanz, und aus der Tiefe des Gotteshauses ein heiliger, majestätischer Orgelton. Vor dem Hochaltare stand der heilige Petrus, der Patron des Klosters, den goldenen Himmelsschlüssel in den Händen, um ihn her die todten Aebte in ihren glänzenden Stolen und Meßgewändern, und die alten Mönche mit ehrwürdigen Apostelhäuptern. Neben mir aber erblickte ich viele ernste Männer und Frauen mit blassen Gesichtern. Allen voran eine edle, ritterliche Gestalt, neben ihm ein züchtiges Frauenbild und hinter ihnen viele Ritter und Edle. Es war Markgraf Conrad von Meißen und seine Gemahlin Lucardis, umgeben von ihren Söhnen und Befreundeten.

Erschrocken fuhr ich empor; ich rieb mir die Augen, ob ich recht gesehen, und als ich wiederum umblickte, war Alles verschwunden! Die Thürme und Mauern ragten wie sonst in die Luft, und Alles stand, wie ich es immer gesehen.

Bewegt von der sonderbaren Erscheinung, nachsinnend, ob ich das Alles wirklich blos geträumt, taumelte ich, halb erstarrt von dem Sitzen auf kaltem Gestein und von den Schauern der kühlen Herbstnacht, hinaus ins Freie! — —

Noch feierte Alles still, bis zuerst die Bewohner des hohen Thurms, die gespenstigen Raben, durch den frischen Morgenwind geweckt, ihre Stimmen erhoben, und dann in der Tiefe auch die Lerche erwachte und ihr Morgenlied sang. Aus den dichten Wolken, welche im Osten standen, blickte das Auge des Morgens, der Wind erhob sich kräftiger, zerstreute das Nebelgewölk, welches auf der Erde lagerte, und vergönnte dem trunkenen Auge, jede Schönheit des großen Landschaftsbildes unverschleiert zu betrachten, und in den Reizen der höchst ausgebreiteten Aussicht zu schwelgen.

Der Petersberg, welcher in den ältesten Zeiten Lutterberg (Lauterberg, mons serenus) hieß, ist 1125 Fuß hoch und besteht aus Porphyr, in dem man hier und da Flußspath und Hornblende findet. Da er allmählig emporsteigt, scheint er, aus der Ferne gesehen, viel großartiger, als in der Nähe betrachtet, wo er einem aus Felsstücken aufgethürmten Hügel gleicht. Da er aber, hinsichtlich der Höhe, in einem ziemlich weiten Umkreise keinen Nebenbuhler hat, so ist er der Stolz der Gegend, und wird überaus häufig besucht.*) An sei-

*) Nicht übel charakterisirt A. G. Eberhard den Berg im Fremdenbuche des Petersbergs auf folgende Weise:

Im Saalkreis ist der Petersberg
Ein respectabler Riese,
Der in dem Alpenparadiese
Ein armer, kleiner Zwerg
Voll kleiner Steine hieße.
So kommt es auf den Ort nur an,
Zu sein ein groß oder kleiner Mann.

nem Busen liegen fruchtbare Gärten, Saatfelder, üppige Wiesen und Gehölze, durch welche hin ein Fußsteig und ein Fahrweg auf seinen Gipfel führen. —

Die Aussicht ist in der That sehr schön, und man erblickt, wenn der Himmel klar ist, einige vierzig Städte, ohne die vielen Schlösser, Flecken, Meiereien und unzähligen Dorfschaften, — einen Raum, auf dem eine Million Menschen lebt. Man übersieht den ganzen Saalkreis, das Stift Merseburg, die Anhaltinischen Fürstenthümer, den größten Theil von Thüringen, die Grafschaft Mannsfeld, einen bedeutenden Theil des Harzgebirges, das Magdeburgsche, Halberstädtsche und Meißnische. Um nur einige Orte anzuführen, welche man auf diesem köstlichen Panorama erblickt, so sieht man gegen Morgen: Landsberg, Delitsch, Bitterfeld, Zörbig, Radegast, Eilenburg, Wurzen und den Hubertsburger Wald, so wie etwas weiter nördlich die Städte Dessau, Coßwig und Wittenberg; gegen Mittag: Halle mit der bald im Sonnenschein blitzenden, bald zwischen Gesträuch verschwindenden Saale; die Haide, links den Badeort Lauchstädt, daneben Schafstädt, seitwärts Merseburg mit seinem berühmten Dome, dahinter Lützen, wo Gustav Adolf fiel, seitwärts Weißenfels, davor die seit 1757 wohlbekannten Roßbacher Höhen, und weiterhin, links, — Leipzig; gegen Abend: Wettin, Löbejün, Rothenburg, Gerbstädt, Alsleben, Sandersleben, Eisleben, Freiburg, die Berge im Mannsfeldschen und Anhaltinischen, und das Harzgebirge, über welches der Brocken majestätisch emporragt; und gegen Mitternacht: die Städte Cönnern, Köthen, Zerbst, Bernburg, Aken, Calbe, Barby, Salza, Schönebeck und — in weiter, dämmernder Ferne — das hochgethürmte Magdeburg.

Obgleich die oben angegebene Höhe des Berges nicht allzubeträchtlich ist, so hat man doch hier manches Schauspiel, wie es anderwärts nur der Brocken und ähnliche bedeutende Berghäupter gewähren. So ist z. B. die Gegend, besonders im Frühjahr und im Spätherbste, sehr häufig in Nebel gehüllt. Sie scheint dann ein ungeheurer, wogender See, aus dem sich der Petersberg wie eine Insel erhebt. — Wenn Gewitter heranziehen, so theilen sie sich gewöhnlich vor dem Berge, und ziehen rechts oder links an demselben vorüber, was einen um so herrlicheren Anblick gewährt, weil man das ganze Gewitter vom Anfang bis zum Ende beobachten kann. — Diejenigen Gewitter, welche in gerader Richtung über den Berg ziehen, sind überaus schwer und verheerend. Man erinnert sich eines solchen, nach welchem man von der Höhe des Petersberges zwanzig Feuersbrünste in der Umgegend zählte. — Ferner gilt er, eben so wie der Brocken, als Wetterverkündiger, und wenn, wie das Volk sich ausdrückt, „der Pfarrer auf dem Petersberge Taback raucht, so kann man gewiß sein, daß es Regen gibt.

Auch das Klima ist von dem im Thale gar sehr verschieden. Wenn die Obstbäume in dem nahe gelegenen Dörfchen Trelitz bereits mit Blüthen prangen, müssen die Bewohner des Petersberges noch acht oder vierzehn Tage warten, und im März und April kann

man sich mit einigen Schritten aus dem heißen Klima in das kalte versetzen. In den beiden genannten Monaten trifft es sich nämlich sehr oft, daß, bei dem heitersten Sonnenschein, ein scharf schneidender Ostwind weht. Tritt man dann an die Ecke des alten Thurmes, so ist man kaum im Stande, die Kälte auch nur Eine Minute zu ertragen, thut man aber nur zwei Schritte, von Mitternacht nach Abend zu, so befindet man sich auf einem überaus behaglichen, sehr warmen Plätzchen.

Ihren Wasserbedarf finden die Bewohner des Berges an seinem nördlichen Abhange, wo sich eine natürliche Felsenhöhle von etwa 14 Fuß Tiefe befindet, die man mit Mauerwerk und Stufen versehen hat, und welche ein sehr reines, gesundes und wohlschmeckendes Wasser liefert, das man mit der Hand erreichen und schöpfen kann. Ist feuchte Witterung, so läuft das Wasser über, was für die Bergbewohner eine sehr angenehme Erscheinung ist. Kömmt aber ein trockener Herbst und darauf ein harter Winter, so ist die Noth groß, und das Wasser nimmt allmählig so ab, daß man oft das Gefäß hinsetzen und warten muß, bis sich etwas gesammelt hat. In solchen Zeiten müssen die Leute oft eines einzigen Eimer Wassers wegen, trotz Glatteis und Schneegestöber, in die nahgelegenen Dörfer Trelitz und Frößnitz hinab und ihren Bedarf mit unendlicher Beschwerde auf die Höhe schleppen. In früherer Zeit war ein besonderer Treiber angestellt, der das Wasser auf einem Esel heraufführte.

Der Berg trug, nach den einstimmigen Berichten alter Chroniſten, bereits in heidnischen Zeiten eine Burg, nach Andern: einen Götzentempel; vielleicht beides zugleich. Die Römer sollen später den Berg noch mehr befestigt und einen Tempel zu Ehren der Bellona darauf erbaut haben, wie man aus dem Namen „Blonsberg" (Bellona's Berg) den eine Anhöhe noch jetzt führt, und aus der Blonsberger Mark beweisen will. Der hintere Theil der kleinen Kirche gegen Mitternacht soll noch ein Stück des alten Götzentempels sein, und der Mönch des Klosters Petersberg, Conrad, von dem wir noch eine von Maderus herausgegebene Chronik haben,*) sagt ausdrücklich: daß früher hier oben Satansdienst getrieben worden sei. (Antiquus hostis jam ab illo monte per institutionem Dominici Servitii deturbatus erat). Auch nach der Sage des Volks hauste der Teufel auf dem Berge und warf, als die Kirche in Sennewitz gebaut wurde, einen Felsblock herab, um sie zu zertrümmern. Der Wurf geschah aber zu kurz, die Kirche blieb unverletzt, und der Stein, in dem man noch die Abdrücke der fünf Krallen des Teufels

*) An dieser Chronik, welche gewöhnlich dem Mönche Conrad, der sich selbst Presbyter Lauterbergensis nennt, zugeschrieben wird, haben ohne Zweifel Mehrere gearbeitet, da man deutlich einen verschiedenartigen Stil bemerkt. Das Manuskript brachte im dreißigjährigen Kriege ein Soldat dem Canzler Schwarzkopf in Braunschweig zu Kauf, auf welche Art es wunderbar erhalten wurde. Schwarzkopf gab das Manuscript dem damals berühmten Rector Mader zu Schöningen, der es auch 1665 zu Helmstädt in Quart herausgab. Cf. Struvii Biblioth. Saxonica p. 330. eq.

steht, blieb daneben liegen. (cf. Dreyhaupt Beschrb. des Saalkreises Th. II.). Später nahm der heilige Petrus von dem Berge Besitz, und das Volk glaubte: er habe seinen beständigen Wohnsitz auf demselben aufgeschlagen, sähe sich im Lande um, „was die Leute Gutes machten", ob sie fromm wären und sich zum christlichen Glauben hielten, und es wäre sein eifrigster Wunsch, daß ihm auf der Höhe eine Kirche gebaut werden möchte. — Dies geschah auch endlich durch den Grafen Dedo von Wettin, einen Bruder des nachmaligen Markgrafen Conrad von Meißen, im Jahre 1124, unter Kaiser Heinrich V. Regierung, zur Zeit, als Calixt II. auf dem päpstlichen Stuhle saß und Ruccard von Veltheim Erzbischof von Magdeburg war. Er konnte aber den Bau nicht vollenden, denn er hatte ein Gelübde gethan, nach dem gelobten Lande zu ziehen, und nachdem er sich, auf Bitten des Erzbischofs Norbert von Magdeburg, mit seiner Gemahlin Bertha von Groitsch, die von ihm verstoßen worden war, ausgesöhnt hatte, reiste er ab, kehrte aber krank zurück, verehrte dem im Entstehen begriffenen Kloster ein in Silber gefaßtes Stück vom heiligen Kreuze, und starb bald darauf. Schon vor seinem Tode hatte er seinen Bruder, den Markgrafen Conrad von Meißen, zum alleinigen Erben eingesetzt, ihm aber die Vollendung des Klosters, welches er zu bauen angefangen, zur heiligsten Pflicht gemacht; welche auferlegte Verpflichtung Conrad auch auf das Treueste erfüllt hat.

Die schon von Dedo erbaute kleine Kirche war dem heiligen Petrus geweiht worden, und es geschahen in derselben sehr viele Wunder (cf. Chron. Mont. Seren. p. 9. 10. 11.); im J. 1128 ward der Grund zu der großen Klosterkirche gelegt, und in derselben der von Dedo mitgebrachte und in Silber gefaßte Kreuzrest aufbewahrt. —

Markgraf Conrad hat, nebst seiner Gemahlin, das Meiste bei der Stiftung dieses Klosters gethan, und man kann sie daher Beide mit Recht als die Stifter und Hauptwohlthäter desselben ansehen. Zuerst schenkte er demselben 120 Hufen Landes, von denen ein großer Theil in der Grafschaft Eilenburg lag (woher es kommt, daß noch heute viele Bürger zu Eilenburg und in der Umgegend, welche Petersbergsche Lehen und Zinsgüter besitzen, den Zins an das Amt Petersberg entrichten müssen), später noch die Capelle zu Löbejün mit 26 Hufen, die Capelle zu Ostrau mit 4 Hufen, die Kirchen zu Zörbig, Eilenburg und Niemeck, und den gegen Morgen am Berge liegenden schönen Wald, zu welchem Allen seine Gemahlin 18 Hufen zu Hitzendorf, 13 zu Salzmünden, 6 zu Udene, 6 zu Buzedal, 2 zu Pelli und anderwärts hinzufügten, so daß sie dem Kloster zusammen 280 Hufen geschenkt hatten, außer dem Kirchenschmucke, den Heiligthümern, Kleinodien und alle dem, was in eine Kirche gehört. Der Confirmationsbrief ist im Jahre 1156 in lateinischer Sprache ausgefertigt.

Im Jahr 1136 war der Bau des Klosters bereits beendigt, aber da Conrad nicht anwesend war, so unterblieb die Einweihung bis zum Jahre 1185, wo sie mit Zuziehung Wichmann's des Erzbischofs

von Magdeburg, — welcher ein Graf von Seeburg im Mannsfeldschen und ein Sohn von Conrads Schwester, Mechtild, war, — und Gerungs, des Bischofs von Meißen, feierlichst begangen wurde. Bei dieser Gelegenheit befahl Conrad, den Berg, worauf das Kloster stand, nicht mehr „Lauterberg", sondern „Petersberg" zu nennen. (cf. Melissantes: Erneuertet Alterth. p. 289). Den Probst Herminold sandte er nach Rom zu Papst Honorius II., meldete diesem die Stiftung und Dotirung des Klosters, und bat um Bestätigung mehrerer Punkte, unter denen auch folgende waren:

1) das Kloster solle die freie Wahl eines Probstes haben;
2) er, seine Söhne und Nachkommen sollten sämmtlich auf dem Petersberge begraben werden, und
3) seine Familie solle die Schutzgerechtigkeit über das Kloster ausüben, und der Aelteste der Familie jedesmal die Inspection haben; doch sollte das Kloster nie befestigt werden.

Der heilige Vater willigte in Alles, was Conrad verlangte, und Herminold brachte die päpstliche Confirmation sogleich mit zurück.

Der Patron des Klosters war zwar der heilige Petrus, aber die Mönche und der ganze Convent waren Canonici regulares des Augustinerordens, wie das Bittschreiben an den Papst Honorius ausdrücklich sagt: „daß die Canonici nach der Regel Augustins Gott daselbst freiwillig dienen, freie Conventwahl unter sich haben und unmittelbar unter dem Papste stehen sollten." In Sachen, welche unmittelbar von einem Bischofe verrichtet werden mußten, standen sie unter dem Erzbischofe von Magdeburg, der auch das Recht hatte, die erledigten geistlichen Beneficia anderweitig zu vergeben, wenn der Probst die Stellen nicht zu bestimmter Zeit mit würdigen und tauglichen Candidaten besetzt hatte. Daher geschahe es, als Probst Johannes einen Pater aus seinem Kloster in die Niendorpsche Kirche, welche zum Petersberge gehörte, einsetzte, daß der Erzbischof von Magdeburg einen andern an dessen Stelle setzte, mit dem Vorgeben: „es sei dies Recht nunmehr auf ihn gefallen, weil der Probst nicht zu rechter, bestimmter Zeit den vacanten Platz einem würdigen Subjecte gegeben, zumal die eigentlichen Pfarrdienste ohnedem nicht für die Klostergeistlichen gehörten." Da Probst Johannes diesem widersprach, und den neuen Pfarrer, als er ihm begegnete, vom Pferde herunterwarf, that ihn der Erzbischof in den Bann, weil er sich an einem Geistlichen gewaltthätiger Weise vergriffen hätte.

Weil die Mönche des Petersklosters unmittelbar unter dem Papste standen, nannten sie sich: „Nächste Unterthanen des heiligen römischen Stuhls," und zinseten für diese Vergünstigung jährlich einen Goldgülden.

Wie viel Ordensglieder das Kloster gewöhnlich gezählt, wird nirgends erwähnt,*) aber ihre Zahl war gewiß nicht gering, da

*) Ob anfänglich auch Nonnen, die nachher nach Gerbstädt versetzt worden, und im J. 1246 sorores conversae auf dem Petersberge gewesen, wie Albinus in seiner Meißnischen Chronik, pag. 603, angibt, ist durch andere Beweise nicht dargethan.

dasselbe so ungeheure Einkünfte hatte, und Conrads Kinder und Nachkommen dieselben immer noch vermehrten. Besondere Wohlthäter des Petersberges waren: Otto, Markgraf von Meißen, Dietrich, Markgraf zu Lausitz, Dedo, Conrads dritter Sohn, Graf Heinrich von Wettin, Ulrich von Wettin und Andere. Welch ein schönes Leben die Bewohner des Petersklosters führten, kann man z. B. aus einem noch aufbewahrten Küchenzettel aus der Fastenzeit ersehen, der hier, der Curiosität wegen, eine Stelle finden mag:

Sonntag:

Mittag: Mandelsuppe, Karpfen, Treugheiß, Erbsgemüse, Stockfisch.
Abends: Biersuppe, Stockfisch, Lachs, gebratener Aal, Grützgemüse, Siedheringe, Feigen, Mohnmilch, Alte Weiber.

Montag:

Grützsuppe, rustige Heringe mit Sauerkraut, Karpfen in der Brühe, Rübengemüse und Lachs.

Dienstag:

Biersuppe, Bratheringe, kalte Erbsen, Aal, Krautgemüse und Stockfisch.

Mittwoch:

Rustige Heringe mit Zwiebeln, Hanfsuppe oder Stricke, Karpfen, Grützgemüse, Stör.

Donnerstag:

Grützsuppe, Bratheringe mit kalten Erbsen, Aal in der Würze, Rübengemüse, Lachs mit Zwiebeln.

Freitag:

Rustige Heringe mit Zwiebeln, Erbssuppe, Karpfen in der Würze, Stockfisch und Krautgemüse.

Sonnabend:

Biersuppe, Bratheringe mit Erbsen, Lachs in der Brühe, Grützgemüse, Feigen, Siedheringe oder andere Speisefische.

Offenbar müssen damals einige Fischarten, wie Lachs, Stör und dergleichen, in hiesiger Gegend wohlfeiler und in größerer Menge zu haben gewesen sein, als in jetziger Zeit, denn die Mönche beschwerten sich über das öftere Lachsessen und verlangten: man solle ihnen nur zwei- oder dreimal wöchentlich Lachs geben, weil sie sich solchen zum Ueberdruß gegessen hätten, schickten auch ihren Probst Walther im Jahre 1201 nach Rom, und wirkten durch ihn beim Papste Innocenz für ihr Kloster die Freiheit aus, in der Fasten Fleisch essen zu dürfen. (cf. Chron. M. S. p. 70 und 71).

Mit Aufzählung der einzelnen Vorgesetzten und Pröbste, obwohl sie fast alle namentlich bekannt sind, wollen wir den Leser nicht belästigen; es sollen hier nur diejenigen, welche etwas Bemerkenswerthes gethan oder erlebt haben, eine Stelle finden.

Unter Probst Eckhardt hat Hedwig, Tochter eines böhmischen Fürsten Theobald und Wittwe Graf Friedrich des Aeltern, den Convent, auf dem Petersberge ein Haus bauen zu dürfen, in welchem sie, entfernt von dem Geräusche der Welt, still und friedlich leben

könnte; es wurde aber ihr Gesuch abgeschlagen, weil sie wegen unkeuschen Lebens berüchtigt war. Hedwig nahm diese Zurückweisung sehr übel, warf einen unversöhnlichen Haß auf die Mönche des Petersberges und stiftete, um sie zu ärgern und ihnen Schaden zu thun, das Kloster Brene.

Der Probst Walther (1191—1205) hat die Einkünfte des Klosters sehr vermehrt und vortrefflich Haus gehalten, kaufte in Othmarisdorp eine Wiese und fünf Hufen Land, in Köckern drei Hufen, in Groitsch neun Hufen, in Kobirshagen sieben Hufen, baute die Allodialgüter zu Groitsch und Lobisdorf, hielt auf letzterm 150 Stück großes und sehr viel kleines Vieh, und baute die Mühle zu Torgau, deren Grund und Boden Graf Ulrich von Wettin für einen goldenen Kelch gegeben, den er früher dem Kloster geschenkt, nachher aber bei den Juden in Halle versetzt hatte, wo er weggekommen war.*) — Durch die Unvorsichtigkeit eines Soldaten, den die Mönche aus Mitleiden in ihr Krankenhaus aufgenommen hatten, und welcher, wegen eben herrschender großer Kälte, ein zu großes Feuer angemacht hatte, entstand in der Nacht des 31. Augusts 1199 Feuer, welches so um sich griff, daß das ganze Kloster, nebst der großen Kirche und dem Thurme, in unglaublich kurzer Zeit bis auf die Mauer niederbrannte, wobei nur die kleine Kirche und die alte Capelle gegen Mitternacht, obwohl sie mitten im Flammenmeere standen, zu allgemeiner Verwunderung erhalten wurden. Probst Walther ließ in einem Zeitraume von zwei Jahren Alles wieder aufbauen und in den vorigen Stand setzen, und der Chronist des Klosters kann nicht fertig werden, ihn zu loben; fügt aber auch hinzu, daß mit dem alten Kloster auch alle Gottesfurcht, „welche die Mönche etwa noch vorräthig gehabt," gleichsam verbrannt und verloren gegangen, und an deren Statt ein überaus gottloses Leben unter den Mönchen eingerissen wäre, wie denn überhaupt nach seinem Tode († 1205) alles Unglück seinen Anfang genommen.**) Im Jahre 1222 und in den folgenden Jahren ist es auf dem Petersberge so übel und ruchlos zugegangen, daß die Mönche mit ihren Vorstehern nicht nur in beständigem Hader gelebt, sondern auch einen Vorsteher, Namens Johann, vergiftet, ein überaus unsittliches Leben geführt, in Karten und mit Würfeln gespielt, sich öffentlich geschlagen und recht freies, ja ärgerliches Leben geführt, welcher Unordnung mit vieler Mühe hat müssen abgeholfen werden.

Zur Zeit der Reformation, im J. 1540, wurde dieses Kloster von Herzog Heinrich von Sachsen, welcher „der Fromme" genannt wird, reformirt und secularisirt. Er verwandelte es in ein weltliches Amt, und ließ die daselbst befindlichen Mönche theils bis zu ihrem Tode mit dem nöthigen Unterhalte versehen, theils ließ er ihnen,

*) Der Jude in Halle, bei welchem Graf Ulrich von Wettin diesen goldenen Kelch versetzt hatte, wurde eines Nachts überfallen, ermordet und beraubt. Da der Kelch ebenfalls mit gestohlen war, entschädigte Ulrich das Kloster durch jenes Stück Land zu Torgau.

**) Er sagt: hujus viri terminus ecclesiae sereni montis multorum malorum principium fuit.

wenn ſie es wünſchten, ein Gratial reichen, und gab ihnen die Erlaubniß, zu reiſen, wohin ſie Luſt hätten. Magiſter Auguſtin Bernreit aber wurde zum erſten evangeliſchen Prediger auf dem Petersberge ernannt. Dieſer erhielt einen gewiſſen Gehalt von den geiſtlichen Geſtiften, und die übrigen Einkünfte wurden zur churfürſtlichen Kammer geſchlagen, wobei es bis zum J. 1697 blieb. In dieſem Jahre verkaufte König Auguſt von Polen, als König von Sachſen, das Amt Petersberg „mit allen dazu gehörigen Regalien, landesfürſtlichen Hoheiten und Territorialgerechtigkeiten, der Lehn- und Weltlichkeit, desgleichen mit allen und jeglichen Mannſchaften, geiſtlichen und weltlichen Lehnſchaften, Leuten, Dörfern, Holzungen, Wildbahnen, Weiden, Waſſerläuften, Waſſern, Bergwerken, Ehren, Rechten, Würden, hohen und niedern Gerichten, Grenzen, Gütern, Renten, Zinſen, Nutzen, Gülten und Zubehörungen, geſuchte und ungeſuchte, gangbare und ungangbare, was ſolche auch für Namen haben, ſammt allen andern dahin gehörigen Gerechtigkeiten, nichts davon ausgeſchloſſen," erb- und eigenthümlich an den Churfürſten Friedrich I. von Brandenburg für 40,000 Thlr., und wurde Alles den 10. März 1698 den brandenburgiſchen Commiſſarien übergeben, auch die Beamten, Geiſtlichen, Bedienten und Unterthanen an dieſelben gewieſen. Durch ein Reſcript vom 19. März 1698 wurde das Amt Petersberg dem Herzogthume Magdeburg einverleibt, und am 15. Mai 1699 vom geheimen Rath und magdeburgſchen Regierungskanzler von Jena die Huldigung angenommen. Uebrigens hatte das Amt mit Magdeburg nichts zu thun, denn die Unterthanen erlegten ihre Steuern und andern Abgaben an den Beamten.

Schon in frühern Jahren waren von den ehemaligen Kloſtergütern bedeutende Stücken verloren gegangen; jetzt kam abermals Vieles davon hinweg, da viele Dörfer und Güter zum Amte Torgau geſchlagen oder auf andere Weiſe abgeriſſen wurden. Das, was beiſammen blieb, war aber doch immer noch ſo beträchtlich, daß gleich der Erſte, welchem das Amt Petersberg in Pacht gegeben wurde, jährlich eine Summe von 4000 Thalern zahlte, da zum Amte ſehr gutes Land gehörte, ſo wie viele Wieſen, Weiden und Triften, dazu Lehnen und Zinſen weit umher, beſtehend in Geld, Getreide, Salz, Wachs, Federvieh, Eiern u. ſ. w., welches Alles aus mehr denn hundert Orten im Magdeburgſchen und Sächſiſchen, ja bis nach Torgau und Eilenburg hin, erhoben wird.

Bis zum Jahre 1726 wohnten die Pächter auf dem Berge, da aber das Amthaus oder das ſogenannte Schloß ſehr baufällig war, die Oekonomiegebäude zum fernern Gebrauch faſt untauglich waren, das Auf- und Abfahren von Holz und Getreide viel Beſchwerde machte, und beſonders der Mangel an Waſſer immer fühlbarer wurde, ſo wurden die Amtsgebäude größtentheils abgeriſſen und unten an den Berg verlegt. Es iſt zu beklagen, daß bei dem Abbruche des alten Amthauſes ein Basrelief verloren ging, welches von allen ältern Beſchreibern des Petersberges als ein Meiſterwerk geſchildert wird. In einem großen Saale zu ebener Erde, welcher der Mönchsſaal

hieß, und in dem im 17. Jahrhundert Churfürst Johann zu Sachsen dreimal Tafel gehalten, befand sich nämlich an der Mauer gegen Mitternacht das Kloster Petersberg in halberhabener Arbeit so abgebildet, wie es in der Zeit seines höchsten Glanzes gewesen. Dabei waren noch vier andere Klöster mit ihren Stiftern und Wohlthätern zu sehen, und zwar auf folgende Art:

1) Markgraf Conrad, im Mönchshabit, lag knieend vor dem heiligen Petrus, der mit dreifacher Krone auf dem Haupte, einen großen Schlüssel in der Hand und im päpstlichen Ornat dasaß, und übergab ihm das von ihm gestiftete Petrskloster. Eben so waren abgebildet:
2) Markgraf Otto mit dem Kloster Zelle bei Freiberg,
3) Markgraf Dietrich mit dem Kloster Dobriugk in der Lausitz,
4) Graf Dedo mit dem Kloster Zschillen an der Mulde, und
5) Graf Friedrich mit dem Kloster Brene oder Buch.

Die Namen dieser Stifter und Klöster waren oben über den Figuren in Mönchsschrift zu lesen. Dies Basrelief ließ der Magister Gueinzius, Diakonus an der Marktkirche zu Halle, durch einen Maler, Rüdiger, mit vielem Fleiß und großer Genauigkeit copiren, da er den Plan hatte, eine Beschreibung des Petersberges herauszugeben, und jene Zeichnung zu seinem Werke in Kupfer stechen zu lassen; er ist aber sammt dem Maler gestorben, ohne daß das bereits angekündigte Werk erschienen wäre. — Mit Lebensgefahr, indem die oben herabhängenden Balken jeden Augenblick herabzustürzen drohten, zeichnete später der Pastor Erdmann zu Kütten das Bild, so gut es werden wollte, ab, dessen Zeichnung der Geheimerath von Dreyhaupt in seiner Chronik — Tom. II. p. 865 — angebracht hat.

Was das säcularisirte Kloster selbst betrifft; so schlug im J. 1565, bei einem heftigen Gewitter, der Blitz in dasselbe, und brannte, da kein Wasser zum Löschen vorhanden war, bis auf die Mauern ab. Seit dieser Zeit liegt es in Ruinen. Man sieht noch jetzt an dem großen Thurme Risse, welche theils vom Blitzstrahl, theils von der schrecklichen Hitze beim Brande herrühren. Für ein Wunder wurde es gehalten, daß die Bildsäule des heiligen Petrus oben an der Mauer, zur Rechten des großen Chors, unbeschädigt stehen geblieben war, und es wurden, zum Andenken an dieses Ereigniß, an der linken Seite der Thormauer folgende Verse in einen Stein gehauen:

Dum Sacer Augustus Gothanam destruit arcem,
Haec sacra destructa est fulminis igne Domus.
Petra suum Petrum defendit. Vindice dextra,
In mediis flammis sic tego, Christe! mos!

Nach einer alten Uebersetzung:

Als Churfürst August ließ das Schloß bei Gotha schleifen,
Ließ Gott den Donnerstrahl auf dieses Kloster streifen;
Doch Petrus fand allhier bei seinem Felsen Schutz,
So bist auch du, Herr Christ, der Deinen starker Trutz!

Der Brand wird in diesen Versen gewissermaßen als eine Strafe Gottes geschildert, weil Churfürst August vom Kaiser in der bekannten Grumbachschen Sache den Auftrag erhalten hatte, das prächtige Schloß Grimmenstein bei Gotha zu verwüsten.

Hat man einige alte Schilderungen des Klosters gelesen, so kann man aus den noch stehenden Ruinen so ziemlich die einzelnen Theile des ehemaligen Baues herausfinden, der größtentheils aus dem hiesigen Porphyr*) ausgeführt ist, obwohl auch Steinarten darunter sind, welche von fernen Orten hergebracht sein müssen. Die Bauart ist die byzantinische.

Gegen Abend hat die Probstei gestanden mit einem Thurme und den dazu gehörigen Nebengebäuden, das Krankenhaus und die Badestube. Nicht weit von der Badestube befand sich ein tiefer, wohlausgemauerter Brunnen, der zwölf Ellen tief war, aber, theils weil er wenig Wasser gab, theils weil alle Beschauer Steine hineinwarfen, verschüttet wurde.

In derselben Gegend, aber nach Morgen zu, stand die große Kirche mit daranstehendem Glockenthurme, der mit einem schönen, wohlklingenden Geläute versehen gewesen sein soll. An den innern, dies- und jenseitigen Mauern, zwischen denen später die jetzige Pfarrkirche quer durchgebaut wurde, stehen noch die beiden großen Portale, welche vorher mit dem Schiffe der Kirche in Verbindung gestanden. Das hohe Chor, in welchem der hohe Altar stand, ist ein Portal mit einer gewölbten Kuppel, an der man noch die Traube mit dem eisernen Haken sieht, in welchem die ewige Lampe hing, und an der Ecke rechts an der Seite steht das steinerne Bild des heiligen Petrus in Lebensgröße auf einem Piedestal, jedoch übel zugerichtet, mit der Hand nach dem Hochaltar zeigend; aus welcher Stellung man gemuthmaßt hat: es müsse an dem Orte, nach dem er deute, ein Schatz verborgen sein. — Es waren übrigens drei Altäre in dieser Kirche.

Neben diesem hohen Bau befinden sich sowohl zur rechten, als zur linken Seite zwei kleinere, niedrige Kreuzgewölbe, mit offenen, gewölbten Bögen, „in denen die Mönche Chor zu halten und die Horas zu singen pflegten.“ Zwischen der großen Kirche aber und der Probstei, da wo jetzt ein leerer und geräumiger Platz zu sehen ist, war ehedem der eigentliche Kreuzgang, mit schönen Quadersteinen belegt, von dem aber jede Spur verschwunden und dessen Boden mit Schutt bedeckt ist.

An derselben Stelle, nach der Abendseite des großen Thurms, war ein verborgener Gang, der bis zum Dorfe Kroseck geführt haben soll. In jenem Dorfe befand sich noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die andere Oeffnung zu diesem Gewölbe, welches unter-

*) Von diesem Porphor ließ der Amtmann Faßauer einige Stücken schleifen und poliren und sandte sie nach Berlin, was Veranlassung gab, daß später hier ein Steinbruch angelegt wurde.

sucht wurde, wobei es sich zeigte, daß dasselbe nach dem Petersberge führte.

Gegen Mitternacht stand die kleine Kirche mit dem daran gebauten Thurme. Diese Kirche ist eben das Gemäuer, welches früher den Götzentempel gebildet haben soll.

Hier breitet sich ein geräumiger Gottesacker aus, auf den vier Dörfer ihre Todten begraben, was dem Berge einen eigenen, schwermüthigen Reiz verleiht. Dem Himmel nah schlummern sie hier in stillem Frieden, und ihre friedlichen Gräber schauen, süße Ruhe verheißend, hinab auf die blühende Welt und auf die Dörfer, in denen ihre Lieben weilen, in denen sie arbeiteten und schafften und manche schwere Last trugen.

Hier oben aber ruhen nun
Sie friedlich aus von allem Thun,
Wie wir, wenn Regen stürmt und Wind,
Im Stübchen wohl geborgen sind.

Hier muß es sich gut schlafen den letzten Schlaf, hier auf diesem schönen, freien, von der frischesten Luft umwehten Gottesacker, wo Blumen und Blätter den Gräbern entsprießen, wo ein grüner Rasenteppich den Berg überzieht, wo unter blühenden, schattigen Bäumen die Ruhenden ihrer Bestimmung entgegenschlummern, und wo uns das schmerzhafte Bild unserer Vergänglichkeit durch das holdeste Lächeln der Natur versüßt wird.

Die alten Oekonomiegebäude haben, sammt dem Provianthause, östlich gestanden, und im J. 1740 fand sich noch davon ein großes und langes, auf Pfeilern ruhendes Gewölbe. Es finden sich von diesen Gebäuden noch einzelne Ruinen, besonders die sogenannte Klippe, weil das Gemäuer aus der Ferne einer solchen ähnlich sieht. Ein früher hier wohnender Amtmann, Fassauer, ließ die Gewölbe der Klippe zu Wohnungen einrichten, und vermiethete dieselben, nebst andern Gewölben, an arme Familien. Als ich einst, von dem Berge herabsteigend, an diesem Theile der Ruine vorüberkam, und ein junges Weib mit einem blühenden Kinde auf dem Arme in einer dunkeln Spalte dieses alten Gemäuers stehen sah, mußte ich unwillkührlich an die Worte des Dichters denken:

Natur! du ewig keimende,
Schaffst Jeden zum Genuß des Lebens,
Hast deine Kinder alle mütterlich
Mit Erbtheil ausgestattet, einer Hütte.
Hoch baut die Schwalb' an das Gesims,
Unfühlend, welchen Zürrath
Sie verkiebt.
Die Raup' umspinnt den goldnen Zweig
Zum Winterhaus für ihre Brut;

Und du stehst zwischen der Vergangenheit
Erhabne Trümmer
Für dein Bedürfniß
Eine Hütt', o Mensch —
Genießest zwischen Gräbern! —
Leb' wohl, du glücklich Weib! —

Gegen Mittag befand sich das eigentliche Klostergebäude mit seinen Zellen und Wohnungen für die Kloster- und Ordensleute. Es wurde dasselbe, gleich nach der Secularisation, zur Amtsökonomie eingerichtet, und als es größtentheils abgerissen und unten an den Berg verlegt ward, ebenfalls von armen Miethsleuten bewohnt.

Das ganze Kloster war ehedem mit einer hohen Mauer umgeben, von der man hier und da noch einige Ueberbleibsel bemerkt.

Die beiden Thore, von denen das westliche „das Schloßthor", das östliche „das Schulthor" hieß, haben noch im Jahre 1740 gestanden.

Fast von allen den Gebäuden, welche hier genannt sind, befinden sich noch, und zum Theil bedeutende, Ueberreste, obwohl Manches, was noch Jahrhunderten Trotz geboten hätte, bei Verlegung der Amtsgebäude an den Berg abgerissen wurde. Die Ruine, und besonders der hohe Thurm, ist eine wahre Zierde der Gegend, aber sie ist seit einigen Jahren sehr mürbe geworden, die Zeit hat mit ehernem Fittig an die festen Wände geschlagen, daß sie zerborsten, und in den klaffenden Mauerspalten sitzt nun die Vergänglichkeit, freut sich ihres gelungenen Werkes, und blickt hohnlächelnd nach den Inschriften der Säulen, welche hier und da aufgerichtet sind, und dem Wanderer die warnenden Worte zurufen: „Gefahr droht dem Nahenden!"

Wenn du, lieber Leser, die neue Abbildung des Petersberges (Erfurt, bei Körner) vor dir hast, so stellen sich dir die Ruinen, welche heute noch stehen, von der Ostseite dar. Den vordersten Theil derselben bildet der schöne Rest des hohen Chors, den hintersten Theil der hohe Thurm, welcher weit in das Land hinausschaut und aus weiter Ferne gesehen wird. Wenn dieser Thurm einst zusammenbricht und mit seinen schweren Steinmassen das ihn umgebende Gemäuer zermalmt, so ist der schönste Schmuck der Gegend auf immer dahin. Zwischen dem hohen Chore und diesem Thurme befand sich die schöne, alte Kirche. Der Giebel, welcher jetzt da hervorragt, deutet die Lage des jetzigen Gotteshauses an, welches Churfürst August zu Sachsen im J. 1567 aus dem Mitteltheile der verwüsteten großen Kirche einrichten, mit zwölf steinernen Pfeilern und mit einem dauerhaften Kreuzgewölbe versehen ließ. Nachdem dasselbe mit Altar, Kanzel, Stühlen und Emporkirchen wohl versehen war, wurde im Jahre 1701 noch eine kleine, von Joh. Heinr. Tüntzsch aus Löbejün verfertigte Orgel angeschafft; es verlor aber bald — im J. 1731 — dadurch, daß, wegen der heftigen Windstürme, das hohe Kirchendach abgenommen und sieben Ellen tiefer gelegt werden mußte. Später wurde auch noch auf höhern Befehl die Kuppel abgenommen, weil

sie den Einsturz drohete, und das hellklingende Glöckchen, welches sich in derselben befand, wurde nach Mücheln bei Wettin verkauft. — Im Innern der Kirche ist das Epitaphium des Markgrafen Conrad und seiner Nachkommen vor Allem einer Besichtigung werth. Es war, wie mündliche und schriftliche Nachrichten melden, anfänglich von Messing, als aber, wie oben erzählt ist, am 31. August 1565 der Blitz in das Kloster fuhr, zündete und die Kirche mit den übrigen Klostergebäuden abbrannte, schmolz das prachtvolle Denkmal der Ahnherren des Sachsenhauses, und der aufgefundene Erzklumpen wurde, auf höhern Befehl, nach Dresden geschafft. Schon im Jahre 1567 ließ Churfürst August das jetzige Denkmal, aus Pirnaer Sandstein gehauen, in der Kirche aufstellen. Zehn Gestalten, jede drei Ellen lang, liegen, eine neben der andern, auf dem Grabmale. Oben zu ihren Häupten sieht man ihre Wappen, und zu ihren Füßen ihre Namen, nebst dem Tag und dem Jahre, wo sie von der Erde schieden, in Stein gehauen.*) Hinter diesem Monumente, oben an der westlichen Kirchenmauer, hinter der Orgel, sind, zum Andenken an diese Wiederherstellung des Grabmals, folgende Worte zu lesen:

Haec Domus Sepulturae Illustrissimorum Principum ac Dominorum Marchionum Misnicensium
renovata et aedificata est
regnante Illustrissimo Principe ac Domino
DOMINO AUGUSTO
Duce Saxoniae, sancti Romani Imperii Archi-Marschallo et Electore, Landgravio Thuringiae, Marchione Misniae, Burggravio Magdeburgensi.
Anno nati Christi 1567. Mens. Oct. tempore Quaestoris Wolfgangi Girschingi, civis Torgensis,
et Pastoris hujus Eclesiae
Augustini Bernreit.**)

Es liegen aber die gut gearbeiteten Gestalten der Fürsten und Grafen, von denen die nachherigen Herzöge, Churfürsten und Könige von Sachsen abstammen, in folgender Ordnung:

1) Markgraf Conrad zu Meißen, der Vater und Stifter.
2) Frau Lucardis, dessen Gemahlin.

---

*) Eine treue Abbildung dieses Epitaphs werde ich in meinem bald erscheinenden Werke: „Denkmale aus alter Zeit", beibringen.

**) Dieses Begräbnißhaus der durchlauchtigsten Fürsten und Herren, Markgrafen zu Meißen, ist wiederhergestellt und gebaut worden unter der Regierung des durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn August's, Herzogs zu Sachsen, des heiligen römischen Reichs Erzmarschalls und Churfürsten, des Landgrafen zu Thüringen, des Markgrafen zu Meißen und Burggrafen zu Magdeburg. Im Jahr Christi 1567, im Monat October, zur Zeit als Wolfgang Girsching, ein Torgauer Bürger, hier Amtsschösser und Augustin Bernreit Pastor an der hiesigen Kirche war.

3) Frau Mechtild, Schweſter Markgraf Conrads, Gemahlin des Grafen Gero von Seeburg.
4) Heinrich der Aeltere, Graf von Wettin, Markgraf Conrads Sohn.
5) Friedrich, Graf zu Brene, Markgraf Conrads Sohn.
6) Dietrich, Markgraf zu Lauſitz, Markgraf Conrads Sohn.
7) Heinrich der Jüngere, Graf zu Wettin, Graf Heinrich des Aeltern Sohn.
8) Conrad der Jüngere, Graf zu Lauſitz, ein Sohn des Markgrafen Dietrich.
9) Ulrich, Graf zu Wettin, Graf Heinrich des Aeltern Sohn.
10) Heinrich, Graf zu Wettin, Graf Ulrichs Sohn.

1) Conrad, Markgraf zu Meißen und Stifter des Kloſters auf dem Petersberge. Er war ums J. 1098 geboren, ſtammte aus dem Wettinſchen Hauſe, war ein Sohn Thimo's, den Einige, aber ohne den Beweis führen zu können, zum Nachkommen des alten Saſſenherzogs Wittekind machen, der zu Karls des Großen Zeiten lebte, zog zweimal nach dem gelobten Lande, zeichnete ſich bei Eroberung der Stadt Damaskus ſehr aus, und wurde nach ſeiner Rückkehr durch Erbſchaften aus einem kleinen Grafen ein mächtiger Fürſt. Deshalb nannte man ihn „den Großen"; er hieß aber auch „der Fromme", weil er das Kloſter Petersberg erbaute, der Geiſtlichkeit viel Geld und Gut vermachte, ins heilige Land gezogen war und endlich ſelbſt Mönch in ſeinem Kloſter wurde — und „der Reiche", weil er ein reicher und mächtiger Herr war.

2) Lucardis oder Luitgart, Conrads Gemahlin, war eine Tochter des Grafen Albert von Ravenſtein in Schwaben. Sie kam im J. 1146, wo ihr Gemahl eben zum zweiten Male nach dem heiligen Grabe gereiſt war, auf den Petersberg. Der Abt Meinher nahm ſie ſehr wohl auf; ſie war aber unpäßlich und ließ ſich eine Ader öffnen. Ihr krankhafter Zuſtand war auch wohl ſchuld, daß, als ſie dem Abt eine Bitte vortragen ließ, und dieſer ſich genöthigt ſah, dieſelbe abzuſchlagen, ſie darüber ſo unwillig wurde, daß ſie augenblicklich das Kloſter verließ und nach Gerbſtädt reiſte, wo ſie am 19. Juni ſtarb. Graf Hoyer von Mannsfeld, welcher eben zugegen war, und in Abweſenheit Conrads deſſen Statthalter geweſen ſein ſoll, ließ ſie im Kloſter Gerbſtädt beerdigen. Nach nicht langer Zeit kam Conrad aus dem gelobten Lande zurück, erfuhr ſchon in Baiern das Abſterben ſeiner Gemahlin, wurde aber ſehr zornig, als er hörte: ſie ſei in Gerbſtädt begraben, da er ſchon früher befohlen hatte, daß alle ſeine Angehörigen auf dem Petersberge begraben werden ſollten. Er ſchwur, den Grafen Hoyer dahin zu bringen, daß er die Todte mit eigenen Händen wieder ausgraben und nach dem Petersberge bringen ſolle, und als Hoyer von dieſen Worten in Kenntniß geſetzt wurde, ging er mit den Seinigen eiligſt nach Gerbſtädt, ließ die Markgräfin, obwohl ſie bereits ein halbes Jahr in der Erde gelegen, wieder ausgraben, und brachte ſie nach Wettin, wo der Markgraf ſo eben eingetroffen war. Nun ward ſie unter Begleitung ihres Ehegemahls nach dem Petersberge gebracht, und daſelbſt mit

allem ihr gebührenden Glanze beerdigt. Dem Kloſter aber verehrte Conrad an demſelben Tage noch 18 Hufen Landes, und zwar jedem Altare, deren dieſe Kirche drei hatte, ſechs Hufen.

3) Frau Mechtild, Conrads Schweſter, Gemahlin Gero's, Grafen von Seeburg im Mannsfeldiſchen, die Mutter des Erzbiſchofs Wichmann von Magdeburg. † 1156.

4) Heinrich der Aeltere, Graf von Wettin, Conrads Sohn. † 1181.

5) Friedrich, Graf zu Brene, Conrads Sohn. † 1186.

6) Dietrich, Markgraf zu Lauſitz, Conrads Sohn, zog 1177 mit Friedrich Barbaroſſa nach Welſchland. Als der Kaiſer vor dem damaligen Papſte Alexander III. einen Fußfall that, um ſeinem Sohne, der als Kriegsgefangener zu Venedig ſaß, die Freiheit auszuwirken, der Papſt aber dem Kaiſer mit dem Fuße auf den Nacken trat, und dabei die Worte aus Pſalm 91, Vers 13 ſagte: „Auf den Löwen und Ottern wirſt du gehen und treten auf den jungen Löwen und Drachen!“ — knirſchte Markgraf Dietrich, welcher dabei ſtand, über ſolche, ſeinem Kaiſer angethane Schmach mit den Zähnen, und ſeines Unmuths nicht Meiſter, fuhr ſeine Hand nach dem Schwerte, und er frug mit zornblitzenden Augen: warum der Papſt das kaiſerliche Haupt alſo ſchmähe und ſchimpfe? — Der Papſt erſchrak und bob den alten Barbaroſſa alſobald mit freundlichen Blicken und Worten auf. — Im J. 1184 fiel er zu Mainz, wo Kaiſer Friedrich eben ein Feſt feierte, in eine Krankheit, und da er merkte, daß ſie zum Tode ſei, ließ er ſich hierher nach dem Petersberge bringen, wo er auch ſtarb.

7) Heinrich der Jüngere, Graf zu Wettin, Graf Heinrich des Aeltern Sohn. † 1187.

8) Conrad der Jüngere, Graf zu Lauſitz, ein Sohn des Markgrafen Dietrich, wurde im Jahr 1175 zu Wien in einem Turniere mit der Lanze durchrannt. Da Papſt Alexander III. im J. 1160 beſtimmt hatte, daß derjenige, welcher in einem Turnier bliebe, verflucht ſein und kein chriſtliches Begräbniß haben ſolle; ſo ſah ſich Erzbiſchof Wichmann genöthigt, den Erſtochenen in den Bann zu thun. Der Vater des Entleibten, Markgraf Dietrich, Otto, Markgraf von Meißen; Dedo, Graf von Rochlitz; Heinrich, Graf zu Wettin; Friedrich, Graf zu Brene, und mehrere andere edle Herren ſtellten nun bei einem Convente zu Halle dem verſammelten Klerus demüthig vor: „ſie könnten verſichern und auch durch glaubwürdige Zeugen beweiſen, daß der erſtochene Graf noch vor ſeinem Ende Buße gethan, auch das heilige Abendmahl und die Abſolution erhalten habe; man möge ihm doch aus dieſen Rückſichten ein chriſtliches Begräbniß geſtatten!“ worauf der Erzbiſchof entgegnete: „daß der Geiſtliche, der den Entleibten auf ſein Begehren und nach geäußerten Kennzeichen eines bußfertigen Herzens Beichte gehört, vom Bann abſolvirt und ihm das heilige Sacrament gereicht habe, ſolches erſt mit einem Eide bekräftigen müſſe; daß ferner ſämmtliche Anverwandte des Todten bei den heiligſten Reliquien ſchwören ſollten, daß nicht allein ſie ſelbſt ſich dieſes

gefährlichen Spiels enthalten, sondern auch in ihren Ländern dergleichen ferner nicht mehr gestatten, und die Ihrigen, ihre Freunde und Untergebenen auf alle Weise davon abhalten wollten!" — Als die Verwandten Alles thaten und versprachen, was der Erzbischof von ihnen begehrte, durfte das Begräbniß des unglücklichen Conrad dennoch nicht gleich stattfinden, weil noch die Erlaubniß des römischen Stuhls zu Rom fehlte. Es wurde also der Bischof Werner von Merseburg nach Rom gesandt, welcher dem heil. Vater Alles treulich berichtete, und endlich mit der langersehnten Erlaubniß heimkehrte, worauf dann der Entleibte den 15. Februar 1176 vor dem Eingange der großen Kirche begraben wurde. Auf seinem Grabsteine stehen noch die Worte:

CONRAD
EIN SON MARGGRAFEN DIETRICH IV. LVSITZ.
LEIT HIE BEGRABEN.
DURCHRANNT IM TURNIER A. D. 1175.
SONNTAGE NACH MARTINE.

Für Seelenmessen, welche die Mönche des Petersberges für Conrad lesen sollten, gab der Vater dem Kloster zehn Hufen Landes in dem Vorwerke Markgrafendorf.

9) Ulrich, Graf zu Wettin, Graf Heinrich des Aeltern Sohn und Heinrich des Jüngern Bruder. † 1206.

10) Heinrich, Graf zu Wettin, ein Sohn des Grafen Ulrich.

Gewiß schlummern, außer diesen Genannten, noch viele andere Große und Herren, besonders aber die Nachkommen des Stifters Conrad, die Grafen von Wettin, Brene, Rochlitz u. s. w. in dem Kloster, aber die Worte der meisten Grabsteine sind verwischt.

Die Inschrift, über die ich trete,
Nicht zu lesen!
Weggewandert seid ihr,
Tiefgegrabne Worte,
Die ihr eures Meisters Andacht
Tausend Enkeln zeigen solltet.

Als Johann Georg II., Churfürst von Sachsen, einst in Leipzig zur Messe war, besuchte er von dort aus unsern Petersberg, und ließ das alte Grabmal öffnen. Es hat sich aber darin nichts an Kostbarkeiten oder dergleichen vorgefunden, und wurde nicht ohne Grund vermuthet: daß es bereits im dreißigjährigen Kriege möge geplündert worden sein.

Das wohnliche Haus, welches auf dem Bilde dicht an der Ruine liegt, ist die Wohnung des Pfarrers, oder, wie er gewöhnlich in der dortigen Gegend genannt wird, des Hohenpriesters. Der Dienst an der Kirche des Petersberges ist zwar wegen der hohen Lage des Pfarrhauses und der Entfernung der eingepfarrten Dörfer beschwerlich, da aber gegen 300 Häuser in das Kirchspiel gehören, und von diesen Häusern die Accidenzen fallen, so ist die Einnahme des Predigers nicht unbeträchtlich. — Das Haus rechts, in dessen Nähe eine sehenswerthe, fünfstämmige Linde steht, ist die Schule.

Das Stück Mauer, welches man über den Kreuzen und Leichensteinen des Gottesackers gewahrt, ist die Ruine jenes Tempels, in welchem einst

Satansdienst soll getrieben worden sein. — In dem Gemäuer links hängen die beiden Glocken, an deren einer die Worte stehen:

O REX GLORIAE VENI NOBIS CUM PACE
M D VIII.

Die kleinere Glocke ist aus einer frühern, welche einen Riß bekommen hatte, zu Halle im J. 1678 von Joh. Jak. Heffmann gegossen worden. Sie trägt die Jahrzahl 1679.

Von den Ruinen und ihren nächsten Umgebungen gibt es der Sagen mancherlei. Da soll zu gewissen Zeiten eine Gans gesehen werden, welche über goldenen Eiern brütet, und wer zu rechter Stunde das rechte Wort sagt, kann das Nest ausnehmen und die schönen Eier heimtragen; — da sind Schätze verborgen und warten nur darauf, daß sie gehoben werden, und alte, graubärtige Mönche wandeln umher, und deuten seufzend mit den knöchernen Händen nach dem hohen Chore, in dem, „nach aller Verständigen Urtheil", des Klosters unschätzbare Reichthümer vermauert liegen, und einer fröhlichen Auferstehung entgegensehen.

Ein Jude aus Gröbzig kam oft mit seinen Handelsartikeln auf den Petersberg, und da er viel von den im Kloster verborgenen Reichthümern reden hörte, wurde sein Appetit rege, und er frug einen auf dem Berge wohnenden armen Tagelöhner, mit dem er zuweilen handelte, wie man es anzufangen habe, um zu den verborgenen Schätzen zu gelangen. Dieser theilte ihm sehr geheimnißvoll mit, daß solches sehr leicht auszuführen sei, wenn man nur ein Buch besäße, welches der Höllenzwang hieße; er wisse zwar wohl, wo das Buch zu haben sei, allein es koste viel Geld, und er sei zu arm es zu kaufen. Der Jude frug; wie viel Geld wohl erforderlich sei, um das Buch herbeizuschaffen? Jener meinte: unter zehn Thalern ginge es nicht, und der Jude nahm sichtlich erfreut Abschied, mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen. Er hielt auch Wort. Kaum waren einige Tage verflossen, so fand er sich wieder ein, die Sache wurde reiflich überlegt, und der Tagelöhner empfing endlich die verlangten zehn Thaler, wogegen er versprach: den Höllenzwang auf einen bestimmten Tag abzuliefern. — Nach Ablauf der festgesetzten Zeit erschien der Jude, und der Tagelöhner übergab ihm mit ernsten Mienen den wohlversiegelten Höllenzwang, den der Jude mit nach Gröbzig nahm. Gegen das Verbot des Tagelöhners öffnete er daheim das Paket, zeigte das Buch einem Bekannten, und dieser sagte ihm: daß der vorgebliche Höllenzwang — die Bibel der Christen sei. Den Juden rührte fast der Schlag. Schnell packte er das Buch wieder ein, eilte auf den Petersberg, verlangte sein Geld zurück, und machte dem Tagelöhner die bittersten Vorwürfe wegen seines Betruges; dieser entgegnete ganz ruhig: dies sei der Höllenzwang, darauf könne er sich verlassen, mit diesem Buche könne man Höll' und Teufel zwingen. — Da der Jude, alles Lamentirens ungeachtet, sein Geld nicht zurückerhielt, wandte er sich an die Gerichte; der Tagelöhner wurde aufgefordert und, trotz seiner Entschuldigungen, verurtheilt, das Geld herauszugeben; Beiden aber bei harter Strafe untersagt, jemals wieder nach Schätzen zu graben.

C. Duval.

Das Grossherzogliche Residenzschloss in Weimar.

Die Residenzstadt Weimar mit ihren Umgebungen.

Wenn in der Vorzeit grauer Nebelferne
Der starke Kern in rauher Schale weilte,
Und für den reinen Strahl der Geistessterne
Nur selten sich der Wolken Hülle theilte;
Dann schaut der Blick mit Wonne auf die Bilder,
Die stark und schön zugleich durch's Leben glänzen,
Und Freude ist's, der Ahnen Wappenschilder
Mit Lorbeern und mit Rosen zu bekränzen.

Zu dem regsten Interesse fühlt sich der Geschichtsfreund aufgefordert bei dem Anblick weit in die Ferne hin leuchtender Zeichen vormaliger Macht und Größe, und, in ihrem Anschauen versunken, versetzt er sich gern zurück in jene Zeiten, in welchen sie auf ihren Höhen und Felsen die Anfangsbuchstaben zu der romantischen Poesie bildeten, die uns aus den Gräbern entschwundener Jahrhunderte herüber noch anspricht, und der wir die Stoffe zu unsren modernsten Geistesprodukten entnehmen. — Veranlaßt fühlt sich der Alterthumsforscher, aus Ruinen und Trümmern die Materialien zu seinen Beobachtungen, Betrachtungen und Vergleichungen hervorzusuchen, und mit geschäftiger Hand formt er sich aus jenen stummen Zeugen einer bedeutungsreichen Vorzeit, wie aus den beredten Klängen der Sage und Tradition das Netz, in welches er die Zusammenstellungen seiner Resultate einträgt und dem Abgrunde der Vergessenheit entreißt. — Eifrig bemüht ist der Patriot, von den Fresko-Gemälden des Sonst die verdunkelnden Schatten zu entfernen, die einzelnen Lichtpunkte daraus aufzufassen und mit jenen in das Jetzt hereinstrahlenden Glanzperioden zu vereinen, welche ihn begeistern, zu vaterländischem Selbstgefühl entflammen und zur Nachahmung anfeuern. — Doch nicht

auf den Rücken hoch emporragender Berge, nicht auf den Zinnen grotesker, unzugänglicher Felsengeklüfte allein sind jene Stereotypen zur Chronik der Länder, Völker und einzelnen Geschlechter begründet, nicht nur in rauher, moosbewachsener Hülle, unter Ruinen und Trümmern, und nicht nur ausschließlich in alterthümlicher Umgebung sind jene unschätzbaren Belege für den Werth der Vergangenheit, jene Reliquien und Merkwürdigkeiten zu suchen; — auch in lachenden, fruchtbaren, stillen Thälern, in gesegneten, blüthenreichen Auen, wo friedliebende, geistes- und sinneserleuchtete Fürsten ihre freundlichen Sitze aufschlugen, um welche her sich Tausende ihrer Getreuen Hütten bauten, wo auf freien, gebahnten und sicheren Heerstraßen Tausende im regen Geschäftstreiben vorüber wallen; wo die vorzeitlichen Kraftanklänge in die zeitgemäß umgewandelte Lebensfrische der Gegenwart übergegangen, zwar in ihrer ehrwürdigen Originalität ausgezeichnet werden, doch aber mit den Ergebnissen einer neuer hervorgetretenen geistig erleuchteten Aera, mit den klassischen Blüthen der Gelehrsamkeit, Wissenschaft und Kunst, auf einen wohl bearbeiteten Boden verpflanzt sind, und mit den schönsten Erfolgen gepflegt werden; — auch an solchen Orten begrüßen uns die ehrwürdigen Schatten gastfreier Altvorderen, die Geister kräftiger, nachahmenswerther Stammältern; — auch da treten uns Erinnerungen, glänzen uns Namen entgegen, ohne welche die Geschichte ihrer größten Bedeutenheit und Vollständigkeit, ihrer schönsten Zierden entbehren würde; — auch da sind dem Forscher und Sammler des Denk- und Merkwürdigen die wichtigsten Schätze, die reichhaltigsten Fundgruben aufbewahrt, und zwar nicht blos rohe, durcheinander geworfene, mit zweideutigem Schleier umhüllte Schätze, — der Geist, welcher sich seit Jahrhunderten dort seßhaft machte, und Licht schaffend und verbreitend wirkte und waltete, hat sie dem suchenden Auge enthüllt, sie zugänglich gemacht, gesichtet und geordnet, und mit den Erzeugnissen der mächtig vorgeschrittenen Cultur zusammengereiht, in der Wissenschaft und Kunst geweiheten Hallen aufbewahrt, deren Pforten dem Meister wie dem würdigen Jünger geöffnet sind. — An solchen Punkten geht zwar kein zur Würdigung des Erhabenen, Schönen und Wissenswürdigen Berufener unbeachtend vorüber, und auch der Tropfen, den er aus dem Quell der Erinnerung und Belehrung schöpfen kann, ist ihm von hohem Werth; — aber auch an das Erhabene, Schöne und Wissenswürdige gewöhnt sich die Menge dergestalt, daß ihr zwar wohl der gute Klang eines Namens nicht fremd ist, sie sich auch, insofern er sie näher berührt, gern etwas darauf zu gute thut, aber wenn es auf eine Definition dieses guten Klanges ankommt, doch weniger davon zu sagen weiß, als von andern weit entfernteren, dem näheren Interesse weit weniger angehörenden Punkten. Ein solcher unserm und besonders dem Interesse dieser Blätter ganz nahe liegender Punkt ist **Weimar.**

Von der Lage der Stadt Weimar und der natürlichen Beschaffenheit ihrer Umgegend möge folgende kurze Erwähnung genügen:

Weimar erhebt sich zwischen den nördlichen und östlichen Abdachungen der sich südlich erhebenden Berge, der westlichen Abdachung der sich nach Osten bis an die Saale hin ziehenden Höhen, und der südlichen sehr sanft anlaufenden Böschung des kleinen Ettersbergs, an beiden Ufern der Ilm auf sehr unebenem Boden, da wo dieser Fluß sich nach einem scharf nördlichen Laufe durch das Thal von Mellingen her, plötzlich nach Osten wendend, ein neues, zuerst sehr schmales, dann bei Roßla sich erweiterndes Thal bildet, im Gegensatz zu dem breiten, gegen Erfurt hin sich mehr verflachenden westlichen Thale.

Daher steht Weimar, ob es gleich von Bergen und Höhen eingeengt ist, doch keineswegs sonnenlos und dumpf, sondern im Mittelpunkt seiner drei Thalwege offen, sonnig, luftig, vom West-, Südost- und Ostwind ziemlich frei bestrichen, gegen den Nordwest durch den großen Ettersberg, minder gegen den Nordost durch den kleinen Ettersberg geschützt, welche beiden unangenehmen Winde der gemeine Mann mit dem ominösen Namen „der Ziegenschinder" bezeichnet. — Die Grundprincipe des Bodens sind Kalk und Thon, mannichfach gestaltet und verengt, Tuffsteinunterlagen, Kalkgeschiebe, Kalkgerölle, Kalkadern zwischen Lehm, in Letten und trockenen Sand gewickelt, überall der Cultur fähig und dankbar für den Fleiß, aber an vielen Stellen noch öde Trift.

Der Ettersberg in Nordwesten steht unter den Gebirgen um Weimar oben an, weil er sich mit seinem waldbedeckten Haupte stolz über alle andern Berge erhebt. Er ist Weimars Wetterprophet, und zieht manches Gewitter von der Stadt ab, welches sich, wenn seine Anziehungskraft nicht ausreicht, in das Ilmthal wirft, und sich über der Stadt entladet. Sein höchster Gipfel, die Hottelstädter Ecke, beträgt nach Rosenthal 1467 Pariser, nach Lindenau 1260 Pr. Fuß; von da zieht er sich mit sanftem Abfall östlich zwei Meilen weit nach Niederroßla, Mattstädt u. s. w. bis an die Ufer der Ilm. Der südliche Höhenzug gegen Weimar und das Ilmthal ist etwas steil, und verliert sich nach Westen in einer großen Ebene, wie auch nach Norden nach Buttelstädt zu. Dieser aus lauter horizontal über einander liegenden Kalksteinen, Mergel und Lettenschichten zusammengesetzte Berg ist ein Seitenzug des Thüringer Waldes, und gehört zu dem Höhenzuge zwischen der Unstrut und Helbe mit der Höhe bei Schloß Lippach. Der Gelmröder Berg, — der Gegner des Ettersberges, liegt im Süden von Weimar, sein Höhenzug ist von Osten nach Westen, wo er mit dem Erfurter Steiger zusammenhängt, und im Osten hinter Belvedere durch die Ilm begränzt wird. — Gleich vor Weimar, nordöstlich, erhebt sich ein kleiner Berg, die Altenburg genannt. Von ihm gehet ein Höhenzug über Oberweimar, bald Horn, dann Lindenberg und Quellenberg genannt. Von den aus diesen Bergen kommenden Gewässern und Wässerchen hat nur die Ilm einige Bedeutung. Dieses in seiner eigenthümlichen Berühmtheit so vielfach besungene und besprochene Flüßchen entspringt im Silberthal, am Fuße des Heidelberges bei Stützerbach, und läuft, nachdem es

mehrere Bäche aus dem Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen aufgenommen, an Ilmenau, Langewiesen, Kranichfeld, Berka, Weimar u. s. w. vorüber, und fällt bei Neusulza in die Saale. — Die Lotte (Lotter) quillt einige hundert Schritte von der Wallendorfer Mühle aus einem von hohen Eschen umgebenen starken Quell, treibt mehrere Mühlen, und fließt bei der Burgmühle in die Ilm. Der am Fuße des Ettersberges entspringende Asbach und die aus mehreren Adern des Sterns entquellende Leuter mit ihrem wunderhellen, aber beinahe ganz unbrauchbaren Wasser, fließen ebenfalls bald in die Ilm; das nördlich von der Stadt, unweit der Thongrube entspringende Mückenbörnchen aber, vertrocknet im Sommer ganz.

In der Stadt werden mehr als 70 Brunnen gezählt, ohne die Pumpbrunnen, wovon jedoch die meisten Privatbrunnen sind. Die Quellen von diesen Brunnen sind bei Wallendorf und auf dem Gelmeröder Berg, von wo die Röhren bis in die Stadt geleitet sind. — Das Trinkwasser ist nicht vorzüglich, meist sehr kalkartig und mitunter sehr hart. — Die Luft ist rein und im Allgemeinen gesund, wiewohl die Wechsel zwischen Feuchtigkeit und Trockenheit oft sehr rasch eintreten und sich die Temperaturen in der Regel plötzlich ändern. Anhaltender zeigt sich öfter die Schönheit der Herbstwitterung, vorzüglich **oft** im Spätherbst.

Verhindert auch die Natur des Bodens bei nasser Witterung die Bewegung im Freien und weite Spaziergänge, so bieten neun zusammentreffende Chausseen doch immer nach allen Richtungen gangbare Auswege, und die Humanität des Fürstenhauses hat durch Freigebung des stets sorgfältig gepflegten Parks, dem Weimaraner für jede Jahreszeit und Witterung eine so einladende, bequeme und anmuthige Promenade gegeben, wie sich deren nur wenig Städte in Deutschland zu erfreuen haben.

Wenn wir uns zur geschichtlichen oder andern Beleuchtung eines Ortes versucht oder berufen fühlen, bleiben wir in der Regel zunächst bei dem Namen stehen, und bemühen uns, dessen Entstehung und Ableitung zu ergründen, obgleich wir uns mit diesen Forschungen gewöhnlich in ein Labyrinth von Vermuthungen, Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten verlieren, aus welchem wir uns bei dem meist stattfindenden Mangel an authentischen Quellen nur schwer wieder herausfinden können, und gewöhnlich mit unverbürgten Resultaten begnügen müssen. So verhält es sich auch mit dem Namen Weimar, welcher nach mehreren Chronisten in früheren Zeiten Wymare, Wehemar, Wehmare, Wimmare, Wimmeri, Weimereni, Winmar, Wihemark ꝛc. ꝛc. genannt wurde, ohne daß über den Ursprung dieser verschiedenen Namen eine bestimmte Kunde vorhanden wäre. Einige glauben, es habe ursprünglich **Weinmarkt** geheißen, Andere hingegen behaupten: **geweihete Mark**, Weihemark; Manche leiten den Namen von einem Mann in grauer Vorzeit her, der den Weinbau hier eingeführt und den Namen **Weinmeier** erhalten habe. Die Ableitung von **Weinmarkt** will jedoch nicht ganz richtig erscheinen, weil dann immer der Ort schon ein bedeutender müßte

geweſen ſein, als man den Weinmarkt dahin verlegte, mithin auch ſchon einen andern Namen gehabt haben müßte. Glaublicher dürfte die Ableitung des Namens von Geweihete Mark, Wiehemarka, ſein, indem das öſtlich bei der Stadt liegende Wäldchen Webicht (Weybick, Wehbic), und der uralte Wyhbrunnen ziemlich klar darauf hindeuten. Vielleicht alſo nach Vertreibung der Sorben — Wenden, die Grenzmark gegen dieſe Heiden, die geweihete Mark.

Nicht minder zweifelhaft als der Name Weimars, iſt der eigentliche Urſprung des Ortes und ſeine Erhebung zur Stadt. Sichere Kunde hat man erſt vom Anfang des 10ten Jahrhunderts, wo es bereits Reſidenz eines Kaiſerlichen Grafen, alſo auch befeſtigt geweſen, auf dem rechten Ufer der Ilm am Hornberg eine Burg — der Hornſtein — gehabt, und Kaiſern auf ihren Wanderungen als Hoflager und Gerichtsſtätte gedient hat. Der Hornſtein auf dem rechten Ilmufer ſtand mit Schloß Hornſtein auf dem linken Ufer, der Stätte des jetzigen Schloſſes, in Verbindung, und wurde 1613 von der Thüringiſchen Sündfluth völlig zerſtört.

Nach alten Stadtplänen, Bildern und Andeutungen in Diplomen, Chroniken ꝛc. ergiebt ſich aus ſicheren Anzeichen, daß die Stadt Weimar vor Zeiten, d. h. vor dem erſten großen Brande anno 1299 mit ihren Haupttheilen weiter nördlich und nordweſtlich geſtanden, und ſich vorzüglich um das Jakobsthor ꝛc. verbreitet haben mag, während einige Theile der jetzigen Hauptſtadt damals nur Vorſtädte geweſen; obgleich es aus manchen Gründen unſtatthaft erſcheint, wie es bisweilen geſchieht, Weimars ehemalige Größe ſo weit ausdehnen zu wollen, daß Oberweimar, Lützendorff ꝛc. deſſen Vorſtädte geweſen, und rührt dieſe Verwechſelung wahrſcheinlich davon her, daß dieſe Orte früher Vorwerke waren.

Die allerdings nicht unwichtige Frage, wem Weimar urſprünglich gehört habe? — läßt ſich leider eben ſo wenig mit Beſtimmtheit beantworten, indem jetzt alle Urkunden darüber fehlen, da ſie in Kriegen und Bränden verloren gingen. Der Wahrſcheinlichkeit nach war es anfänglich der Sitz eines Grafen unter Oberaufſicht der Herzöge von Thüringen, deſſen Nachkommen, der damals üblichen Weiſe folgend, ihr Grafenamt in einen erblichen Titel, den Grund und Boden aber in ein Erblehen verwandelten, und ſich bald unter den Großen des Landes ein bedeutendes Anſehen erwarben; denn ſchon unter den Ottonen, beim Aufhören der Herzöge und Beginnen der Markgrafen von Thüringen gegen Ende des 10ten Jahrhunderts, galt Graf Wilhelm von Weimar für einen der mächtigſten Herren weit und breit. — Ob dieſe Grafen vom Thüringiſchen Herzog Poppo oder von dem Sachſenherzog Wittekind abſtammen, möge ununterſucht bleiben, da dergleichen Forſchungen im Nebel zu keinem Reſultat führen. Thatſachen ſprechen für nahe Verwandtſchaft mit den Burggrafen von Orlamünde, oder wohl gar für Abſtammung von denſelben. — Ueberhaupt würden wir uns einer unſtatthaften Wiederholung ſchuldig machen, wenn wir hier uns auf eine geſchichtliche

Auseinandersetzung des Hauses Weimar einlassen wollten, da wir davon nichts Anderes sagen könnten, als was uns unser geehrter Mitarbeiter, Herr D. Ludwig Storch, im 1sten Hefte dieses Werkes in seinem Ueberblick von Thüringenn, pag. XXV., XXVI. XXVII. zwar gedrängt, aber so ausführlich als möglich, bis auf die jetzige Zeit reichend, mitgetheilt, und worauf wir also die geehrten Leser hiermit verweisen. Folgende, die Stadt Weimar speciell betreffende chronistische Nachrichten dürften jedoch hier nicht auszulassen sein:

1168. Einweihung der Jacobskirche zu Weimar.
1173. Belagerung und Zerstörung Weimars durch Landgraf Ludwig von Thüringen.
1284. Herrmann VI. schlug seine Residenz in Weimar auf.
1293. Das Nonnenkloster zu Oberweimar wurde vom Ritter Walter von Vargula mit dem jus patronatus über die St. Jacobskirche in Weimar belehnt.
1299. Großer Brand in Weimar, wobei die Kirche zu St. Peter und Paul, das Rathhaus und ein Theil des Schlosses abbrennt.
1309. Landgraf Friedrich mit der gebissenen Wange belagert Weimar.
1383. Das Hospital am Kegelthor und die St. Lorenzkapelle erbauet.
1429. Einweihung eines Crucifixes in der Kirche zu unserer lieben Frauen auf dem Frauenplan.
1431 — 32. vollendet der Landgraf den Bau des Rathhauses und des Weinkellers auf der Hofstätte.
1434. Furchtbarer Brand in Weimar.
1452. Erbauung des Franziskaner-Klosters, des jetzigen Kornhauses.
1453. Herzog Wilhelm erbaut das Franziskaner-Kloster; dotirt die Hofkirche von St. Martin; verleiht der Stadt die beiden Jahrmärkte zu Pfingsten und Michaelis.
1488 — 1499. Die Kirche von St. Peter und Paul und die von St. Gangloff zu Lützendorff werden neu erbaut.
1507. Furchtbarer Wolkenbruch.
1514. Großer Neubau in der Stiftskirche zu St. Martin.
1521. Besuch des Churfürsten in Weimar, große Freundlichkeit desselben gegen Luther.
1522. Am 10. Januar schlägt der Barfüßer Alveld die Theses gegen Luther am Frauenkloster an.
1526. Ausbau des Rathhauses.
1527. Erste Kirchen-Visitation, Schuleinrichtung, Aufhebung der Klöster.
1528. Einführung der Reformation.
1533. Kirchen- und Schul-Visitation. Abzug der Mönche und Nonnen aus Weimar.
1535. Großes Turnier auf dem Markt.
1542. Erstes geistliches Consistorium zu Weimar.
1544. Kommt das künstliche Uhrwerk auf das Rathhaus. Die Kirche von St. Gangloff in Lützendorff wird ein Vorwerk.

1546. Am 18. December wird Weimar von dem Grafen von Mansfeld erobert und hart mitgenommen.
1547. Weimar wird gebrandschatzt.
1552. Einzug des aus der Gefangenschaft kommenden Kurfürsten in Weimar.
1553. Aufhebung des Franziskaner-Klosters.
1558. Wolkenbruch und Ueberschwemmung zu Weimar.
1562. Den 10. Juli große Kirchen-Visitation.
1565. Am Montag nach Jacobi großes Erdbeben.
1566. Pest durch ganz Deutschland. — Johann Wilhelm erhält bei der Theilung Weimar, schlägt seine beständige Residenz daselst auf und erbaut das Französische Schlößchen. (Die jetzige Bibliothek.)
1574. Die Wittwe des Herzogs Johann Wilhelm erbaut das rothe Schloß zu ihrem Wittwensitz.
1581. Große Pest in Weimar, weshalb die Regierung nach Jena verlegt wurde.
1583. Vollendung des Umbaues vom Rathhause.
1585. Stiftung der Büchsenschützengesellschaft.
1608. Bau des großen Reit- und Fahrwegs von dem Schloßhof bis an das Gemach des Herzogs hinauf.
1613. Thüringische Sündfluth, mit großen Verheerungen; in Weimar wurden vierundvierzig Häuser vom Wasser zerstört, und fünfundsechzig Menschen kamen um.
1617. Zu Weimar ward der Palmenorden gestiftet, zu Erhaltung deutscher Redlichkeit und Treue und zu Verbesserung deutscher Sprache.
1618. Durch Unachtsamkeit eines Goldmachers brannte das Schloß ab.
1630. Herzog Wilhelm IV. vollendet den Kirchenbau und weihet am 25. Juni die Schloßkirche.
1635. Verheerende Seuche, vorzüglich durch die vielen Flüchtlinge aus Franken ꝛc. genährt.
1647. Verschönerung des Parks zu Weimar. Bau der sogenannten Lindenschenke.
1651. Grundsteinlegung zu dem neuen Schlosse, fortan die Wilhelmsburg genannt; Bau der steinernen Schloßbrücke; Verschönerung der Schloßkirche.
1693. Errichtung eines neuen Archiv-Gewölbes, an der Stelle der gesammten geheimen Rathsstube und Canzlei an der Fürstl. Schloßkirche, zur Aufbewahrung des Kirchen-Archivs.
1696. Anfang des Baues eines Opernhauses, worin am 19. October, dem Geburtstag des Herzogs, die erste Oper: „Von der denen lasterhaften Begierden entgegengesetzten tugendlichen Liebe" aufgeführt wird.
1702. Bau des Wittwenpalais für Charlotte Dorothea Sophie. (Das gelbe Schloß.)
1712. Die Stadtschule ward zu einem Gymnasio erhoben.
1713. Gründung des Waisenhauses.

1729. Die Stadt erhielt das Recht zu einem dritten Jahrmarkt.
1730. Erbauung des Schlosses Belvedere auf dem früher dem Frauenkloster zu Oberweimar gehörigen Frauenholze, und Anlegung einer großen Menagerie.
1732. Durchzug von 1050 ausgewanderten Salzburgern. Das Französische Schlößchen wird Zeughaus.
1733. Der Obstgarten im Park wird angelegt.
1735. Neubau der Kirche St. Peter und Paul.
1736. Gefährlicher Brand in der Schloßgasse, Brand am Thurm der Stadtkirche und Anlegung der Lindenallee im Park.
1738. Endlicher Ausbau der Kirche von St. Peter und Paul.
1760. Das Französische Schlößchen wird zum Bibliothekgebäude eingerichtet.
1767. Alle durch die Stadt fließenden offenen Kanäle werden überwölbt.
1771. Die alte Garnisonschule wird zur Freischule für arme Bürgerkinder eingerichtet.
1772. Wieland kommt als Hofrath und Erzieher der Prinzen Carl August und Constantin nach Weimar.
1774. Am 6. Mai brennt das Herzogl. Schloß mit allen darin aufbewahrten Kunstschätzen ab.
1775. Am 3. September Regierungs-Antritt vom Herzog Carl August. Ankunft von Göthe in Weimar.
1778. Die Jacobskirche wird Hof- und Garnisonkirche.
1781. Stiftung des freien Kunst-Instituts.
1782. Göthe wird Kammer-Präsident und geadelt.
1784. Verschönerung des Parks nach eigenem von Bertuch ausgeführten Plan. Errichtung eines stehenden Theaters.
1787. Schiller kommt zum erstenmal nach Weimar.
1788. Einrichtung eines Schullehrer-Seminars.
1789. Herder wird zum Vice-Präsidenten des Ober-Consistoriums ernannt.
1791. Göthe übernimmt die Leitung des Hoftheaters unter Schillers Mitwirkung.
1792. Errichtung des ersten Leichenhauses auf Subscription.
1799. Schiller bezieht Weimar.
1801. Herder wird geadelt.
1802. Schiller wird geadelt.
1803. Herders Tod (den 25. August).
1804. Vereinigung der Garnisonsschule mit der Freischule für arme Bürgerkinder im Lokal des Zucht- und Irrenhauses. Vermählung des Erbgroßherzogs zu Petersburg mit Maria Paulowna von Rußland (am 3. August).
1805. Schillers Tod am 9. Mai. Erstes Vogelschießen in dem jetzigen Schießhaus.
1806. Dreitägige Plünderung der Stadt (14., 16. und 17. October) durch die Franzosen nach der Schlacht bei Jena.
1807. Tod der Herzogin Anna Amalia (den 10. April).

1813. Wielands Tod (den 29. Januar).
1814. Anlegung des neuen Gottesackers.
1815. Erneuerung des Falkenordens Stiftung der Zeichnenschule.
1821. Errichtung der Sparkasse. Neubau des Zuchthauses. Gründung und Grundsteinlegung der Bürgerschule. Anlegung der Gemäldesammlung und des Kupferstichkabinettes.
1824. Vollendung des neuen Leichenhauses.
1828. Den 24. Juni Tod des Großherzogs Carl August und Regierungsantritt des Großherzogs Carl Friedrich. Stiftung des Vereins für Blumistik und Gartenbau.
1829. Stiftung der freien Gewerkschule
1832. Göthes Tod (den 22. März).
1833. Anlegung der neuen Landesbaumschule auf Marienhöhe.
1835. Brand in der Schloßgasse, Abreißen der alten Hauptwache, Bildung des Burgplatzes.
1836. Neuer Leichenhausbau. Bau der neuen Hauptwache.
1837. Das Rathhaus brennt ab; durch den Bau des neuen Rathhauses bedeutende Vergrößerung des Marktes. Gründung einer Realschule.
1840. Bau eines Felsenkellers für die Stadtbrauerei. Der äußere Theil des neuen Rathhauses wird fertig, die Erweiterung des Marktplatzes eröffnet, der Töpfermarkt durchaus planirt und gepflastert, der Gottesacker bei der Hofkirche aufgehoben.

Wenn uns vorstehender chronistische Auszug zwar keineswegs eine ausreichende Schilderung von den mannichfachen und merkwürdigen Schicksalen, verhängnißvollen Ereignissen und Umwandelungen bietet, welche das Weimarische Land und sein erhabenes Regentenhaus in einer bedeutenden Reihe inhaltreicher Jahrhunderte betrafen, und wenn es dem Zweck dieser Blätter nicht angehört, eine Darstellung der äußeren politischen Beziehungen, wie der innern Verhältnisse zu liefern, mit welchen, gleich andern deutschen Staaten, auch Weimar zu kämpfen hatte; so dürfen wir es doch im Allgemeinen nicht unberührt lassen, daß Weimars Vergangenheit eine vielbewegte, eine in den Annalen der Zeit beachtenswerthe, wichtige war, und daß es mit hochbelohnendem Selbstgefühl sich der herrlichen Blüthe erfreuen kann, mit welcher es unter den deutschen Bundesstaaten in der Gegenwart prangt. — Die hier gegebenen Notizen gehören meist der diesen Blättern zustehenden Beschreibung der Stadt Weimar an, und zu ihr wenden wir uns daher nochmals mit Bezugnahme auf das bereits Erwähnte.

Die Zerstörungswuth der früheren Kriege und der vielen Brände haben so bedeutende Veränderungen in Weimar hervorgebracht, daß eine Beschreibung des Urzustandes und der Gestaltung in früheren Zeiten kaum, wenigstens keineswegs vollständig, gegeben werden kann. Auch in dieser Stadt, wie beinahe allerwärts, folgte man bei Neubauten und Reparaturen vordem keinem allgemeinen Plan, keiner vorherrschenden und durchgreifenden Idee, sondern verfuhr dabei nach augenblicklichem Gutdünken, nach den Launen von Herren, Behörden

und Privatpersonen, woraus natürlich Uebelstände erwachsen mußten, deren Beseitigung in späteren Zeiten theils unmöglich wurde, theils nur mit übermäßigen Opfern hätte bewirkt werden können. Die natürliche Folge hiervon ist, daß Weimar, bei aller ihm zugewendeten Fürsorge und allem daselbst hervorgetretenen Schönheitssinn des jüngsten Jahrhunderts, als Ganzes betrachtet, keine vollkommen schöne Stadt werden, sondern nur allmählig einzelne Schönheiten und freundliche Parthien gewinnen konnte; denn alles Zweckmäßige und Schöne, was Weimar in der Gegenwart darbietet, ist nur Produkt späterer Zeiten, des hehren Geistes und freundlichen Sinnes dreier Regenten-Generationen. —

Unternehmen wir eine kurze Wanderung durch die Stadt und verweilen wenig Augenblicke bei dem, was sie uns gegenwärtig Bemerkenswerthes bietet.

Das neue Rathhaus. Sowohl die Vergrößerung des früher sehr kleinen Marktplatzes, zu dessen Erweiterung außer dem Platz des 1837 abgebrannten Rathhauses noch fünf acquirirte und eingelegte Wohnhäuser verwendet wurden, — wie auch die Rücksichten für die innere zweckmäßige Disposition, passende äußere Decoration und möglichste Isolirung des Gebäudes, gaben die Bestimmungen bei dem vom Bauinspector Heß vorgelegten und genehmigten Entwurf dazu ab. Mehr als gewöhnliche Schwierigkeiten wurden dabei ohne Zweifel in Beengung der Lokalität, Ungewöhnlichkeit des Baustyls und Rücksichten auf Oekonomie gefunden. Die Parterre-Räume, unter welchen sich nach ihrer ganzen Ausdehnung Kellergewölbe befinden, enthalten Lokalitäten für städtische Gewerbe; Kaufläden mit Comtoirs. Das Mittelgeschoß nehmen verschiedene Archiv-, Kassen- und Expeditions-Zimmer des Stadtrathes ein. Im Obergeschoß befindet sich ein Saal, die Dienstwohnung des Rathsdieners und einige Arrest-Lokale. — Das mit Schiefer gedeckte Gebäude schließt sich mit einem massiven Dachaufsatz, worin sich eine Uhr mit Schlagglocken befindet. Die Bogenhalle mit Balcon vor dem Gebäude, dient sowohl zur Maskirung des sehr stark abfallenden Terrains, als auch zur Aufstellung des Musik-Personals an den Wochenmarkttagen.

Das Stadthaus, dem Rathhaus gegenüber, an der Ostseite des Marktplatzes, als Gebäude von außen nicht sehr empfehlend, im Innern aber zu ebener Erde sehr bequem zur Wirthschaft eingerichtet, und im ersten Stock mit einem schönen Saal für Concerte, Bälle und große Gesellschaften versehen.

Das Höhnsche Haus, unweit des Gasthauses zum Elephanten, bemerkenswerth, weil Lucas Cranach darin gestorben ist, der sich in dem Zimmer Parterre durch ein Deckengemälde verewigte, in dessen Besitz sich der Großherzog befindet.

Das Münderlohische Haus am Markt, über dessen Thür ein Ritter zu Pferd befindlich, war ein Wappenhaus, wo die Turnier-Pferde standen, und die Damen vom Balkon herab dem Ritterspiel und Turnier zuschaueten und den Siegern die Kampfpreise ertheilten.

Vom Markt gegen Abend gelangen wir durch die große und kleine Windischen-Gasse, bei der Breitenstraße vorbei bis zum Kornhaus, von wo uns links der Weg zum Witthums-Palais und neben an einige Stufen hinauf zur Esplanade führt. Im Witthums-Palais lebte die verewigte, für Weimar unvergeßliche Herzogin Amalia. Nach ihrem Tode wurde die Freimauerer-Loge Amalia dahin verlegt, auch versammeln sich die Landstände darin. — Die Esplanade, in ältern Zeiten ein Teich — der Rehmteich genannt — mit einem Thurm (der Schützenthurm), bei welchem die Armbrust-Schützen ihr Uebungs- und Lust-Lokal eingerichtet hatten; dann durch Ausfüllung des Teiches und Anpflanzung von Bäumen in eine Promenade verwandelt, ist jetzt eine breite, auf beiden Seiten mit schönen Häusern bebauete Straße, die für den Fremden besonders merkwürdig ist, weil in ihrer Mitte das anspruchlose Wohngebäude steht, in welchem einst Schiller lebte und wirkte. —

Das jetzige Kornhaus mit seinen Nebengebäuden, worin sich das Criminal-Gericht und Amt, und dahinter die Hofsattlerei, Schmiede und Wagnerei befinden, war ein Franziskaner-Mönchskloster. — Diesem gegenüber an der Rittergasse war früher ein Frauenkloster nach der dritten Regel des heiligen Franz. — Noch jetzt findet man in diesem alten Kloster (jetzigen Eichmannischen Hause) einen unterirdischen Gang, welcher nach dem Kornhause hinüberführt, wodurch also das Nonnen- und das Mönchskloster verborgener Weise zusammenhingen.

In der am Ende der Breitensstraße beginnenden Schloßgasse steht rechter Hand das Amtsgebäude des Ober-Consistoriums, von welchem wir weiter auf den Platz vor dem Kammergebäude kommen. Die 1834 hier theils abgebrannten, theils beschädigten Häuser wurden in übereinstimmender Form wieder aufgebaut, und traten ihre Gärten ab, an deren Stelle nach dem Abbruch der alten Hauptwache der jetzt so äußerst freundliche, mit üppigem Blumenflor prangende Burgplatz angelegt wurde.

Der ehemaligen alten gegenüber erhebt sich die neue Hauptwache, als ein Anbau des Kammergebäudes, die volle Fronte dem Paradeplatz zugewendet, mit dem Lokale der Pagerie an die eleganten Hintergebäude des rothen Schlosses sich anschließend, und damit ein Ganzes bildend.

Das rothe Schloß, dem Fürstenhaus gegenüber, wurde, wie bereits bemerkt, im Jahr 1574 erbaut, und der dazu gehörige ehemalige Gräflich Gleichensche Hof bildet den Anschluß an das gelbe Schloß. Der hier befindliche ehemalige Speisesaal, jetzt Revisions-Saal, hat ein schönes Deckengemälde und ringsum an der Wand 31 Bilder von Fürsten und Fürstinnen aus dem Weimarischen, Anhalt-Köthenschen und Hessen-Homburgischen Hause. — Der Gleichensche Hof, worin sich die Polizei-Commission befindet, war ein Lehn- und Freihaus der Grafen Gleichen, als Vasallen von Weimar. Die Süd-Fronte des rothen Schlosses, die Ost-Fronte eines neuen Privathauses mit hübschen Kaufhallen im Erdgeschoß, die

Nord-Fronte des Fürstenhauses mit den Großherzogl. Kunstsammlungen und dem Lese-Museum, endlich die West-Fronte der Bibliothek, bilden das längliche Viereck, des freundlichen Fürstenplatzes.

Das Französische Schlößchen am Eingange des Parks baute Herzog Johann Wilhelm nach dem Vorbild des Französischen Schlosses zu Chatillon. Nach verschiedenen andern Benutzungen wurde es auf Befehl der Herzogin Amalia zu einem Bibliothekgebäude eingerichtet, und nahm 1766 die ganze Bibliothek aus dem Schlosse auf. Seine architectonische Disposition ist eigenthümlich großartig und zweckmäßig zugleich. Der mittlere Raum steigt zwar offen durch mehrere Stockwerke empor, er ist jedoch von mehreren Gallerien umgeben, auf welchen man bequem zu allen Bücher-Repositorien gelangen kann. Die Bibliothek besitzt außer ihrem reichen Bücherschatz von 130—140,000 Bänden, mehrere sehr kostbare Gemälde von Lucas Cranach und andern Meistern, viele Büsten berühmter Männer, merkwürdige Portraits, eine sehr werthvolle, besonders für die sächsische Geschichte bedeutende Münzsammlung ꝛc. In dem an den Bibliothek-Saal stoßenden Kunst-Kabinet werden manche Sehenswürdigkeiten wohlgeordnet aufbewahrt. Der an dies Gebäude stoßende alte Stadtthurm wurde auf Veranlassen des Großherzogs Carl August auf eine ganz eigenthümliche Weise zur Aufnahme aller Kupfer- und Bilderwerke eingerichtet. Es sind nämlich in demselben fünf Gallerien über einander angebracht, zu welchen man über eine in der Mitte sich frei tragende Wendeltreppe und brückenartige Poteste gelangt, so daß des Thurmes ganze Höhe frei bleibt, und man im untern Stock die Durchsicht bis zum Gewölbe ungehindert genießt. — Die Souterrains des Bibliothek-Gebäudes enthalten das gemeinschaftliche Archiv des Sachsen-Ernestinischen Hauses. Um es sehen und davon Gebrauch machen zu wollen, bedarf man die Genehmigung des Staats-Ministerii.

Das Fürstenhaus, neben der Bibliothek, war ehemals das Landschaftshaus, und wurde seit dem Schloßbrande von 1774 bis zu Vollendung des Neubaues von der Großherzoglichen Familie, dann von der verwittweten Großherzogin Luise bis zu ihrem Tode bewohnt. — Hinter dem Bibliothek-Gebäude, in dessen Erdgeschoß im Schatten hoher Bäume die Wildpretskammer befindlich ist, neben welcher in der Böschung eine Eisgrube liegt, erstreckt sich vom Park an der Ilm hin bis zu dem breiten Sandplatz vor der offenen Südseite des Schlosses, ein köstliches, mit Baumgängen und grünem Zaun eingefaßtes Oval von Rasen. Es dient zum Exercierplatz, zu offener Reitbahn, und seit 1825 zum Wollmarkt. — Auf dem schönen, blumenbekränzten Wege an der Ilm hin in nördlicher Richtung, gelangt man bald an die Schloßbrücke, dem östlichen Portal gegenüber, welche scharf bergan zu der Linden-Allee und der Kaserne hinaufführt, und zu ihren Füßen im breiten Ilmbett die sogenannte Schillerinsel, von Schwänen, seltenen Gänsen und Enten wimmelnd, als Staffage hat. Zwischen der Ilm und der östlichen Flanke des Schlosses weiter schreitend, sieht man sich bald an der Burgmühle, welche den Kopf der Kegelbrücke

bildet, und an dem herrlichen, mit Kugel-Akazien, blühenden Blumen und Sträuchern geschmückten Kegelplatz, welcher als Eingang zu der Stadt von der Seite Jena's und Leipzigs, den Fremden so freundlich empfängt.

An diesen Platz schließen sich nördlich die Courier- und Extraposten-Expeditionen und der Hof-Poststall, nebst dem westlich daran hängenden Großherzogl. Marstall mit den Wagen-Remisen — einst Oekonomie-Häuser der deutschen Ritter, eine Vikarei zu St. Anna, wo auch Luther bei seinem Aufenthalt in Weimar einkehrte, wie das Luthergäßchen noch bezeugt.

Vom südwestlichen Winkel des Marktplatzes in die Frauenstraße südlich einbiegend, gelangt man über den östlichen Saum der Esplanade auf den unregelmäßig viereckigen, nicht großen, Frauenplan genannten Platz, welchen die den Fremden leider nun verschlossene Wohnung von Göthe verewigt.

Südwärts vom Frauenthorplan kommen wir auf einen noch namenlosen irregulairen Platz, der durch eine Einfassung von italienischen Pappeln und die Blumenbeete und Gruppen vor dem Brunnen, bereits ein recht freundliches Ansehen erlangt hat. Von ihm gehen fächerförmig fünf Straßen aus. Am Ende des Platzes steigt der neue hübsche Gottesacker sanft bergan, dessen Hauptmerkwürdigkeit die Fürstengruft ist, von dem Großherzog Carl August begründet. Das Gebäude, vor welchem sich ein Dorischer Portikus befindet, ist in einfachem ernsten Styl aufgeführt; es umfaßt ein geräumiges Gewölbe, und über demselben eine zum Trauergottesdienst eingerichtete Kapelle. Die Särge mit den Fürstlichen Leichen wurden 1824 dahin gebracht, und es ruhen sonach hier: Herzog Wilhelm IV., der Stammvater des neueren Weimarischen Regentenhauses, mit allen seinen Nachkommen, mit Ausnahme der Herzogin Anna Amalia, welche in der Stadtkirche beigesetzt ist. Carl August ließ auch 1827 Schillers Gebeine vom Jacobskirchhof in diese Gruft bringen, und ein Jahr später fand die Leiche des hochherzigen Stifters selbst hier ihren Ruheplatz. Der über ihr errichtete meisterhaft ausgeführte Sarkophag begegnet zuerst dem Blick des Eintretenden.

Wir wandern nun westlich durch die breite Brauhausstraße, welches die schönste, mindestens die regelmäßigste Straße Weimars zu werden verspricht, und links, mit Ausnahme des neuen Waagehauses, nur Gärten und Scheunen, rechts aber bereits sehr stattliche Wohngebäude, die städtische und die Schloßbrauerei enthält, zu ihren ganz nahen Nachbarn das neue elegante Gebäude der Armbrustschützen-Gesellschaft und den interessanten Blumengarten des Hofgärtners Herrn Motz zählt. Vom Ende der Brauhausstraße gelangt man durch einen finstern, nicht sehr saubern Hohlweg nach der Erfurter Chaussee, an deren beiden Seiten noch recht freundliche Häuser eine hübsche Straße bilden, und anmuthige Privatgärten das Auge ergötzen.

Nach Norden gerade aus nehmen uns zwei Reihen von Scheunen auf, und führen uns in die hübsche, gerade Schwansteestraße

deren Südseite noch aus Gärten besteht, und die westlich auf den Schwansee hinaus leitet, -- eine sehr üppige, von hohen Bäumen bekränzte Wiese, auf welcher, wenn sie im Winter künstlich überschwemmt ist, sich Alt und Jung von beiden Geschlechtern mit Schlittschuhlaufen belustiget. Am östlichen Ende der Straße breitet sich der lustige, durch Rasenflächen und Akazien-Alleen verschönerte Carlsplatz aus, — ein heiteres Kind neuerer Zeit und des Schönheitssinnes der Fürstlichen Familie. Nordöstlich an seiner Spitze die Bürgerschule, eines der besten Häuser der Stadt, unter Großherzog Carl August, an dessen Regierungs-Jubiläum, eröffnet. Es umschließt in seinen geschmackvollen Räumlichkeiten sechs Lehrsäle für Knaben und Mädchen, ein besonderes Lokal für die unter unmittelbarer Pflege der Frau Großherzogin stehende Industrie-Schule, ein anderes für das Schullehrer-Seminar, einen geschmackvoll decorirten und mit einer Orgel versehenen Saal für Schulfeierlichkeiten, die Fortbildungsschule für Handwerkslehrlinge, unter unmittelbarer Verwaltung des Stadtrathes, und endlich das Geschäftslokal des Frauenvereins. — Die andere Ecke der Bürgerschulstraße, gegenüber, bildet die städtische Ziegelei und Kalkbrennerei; nebenan die von Wallbaum begründete, jetzt Brockhaus'sche Schriftgießerei; neben der Bürgerschule das palastähnliche Landes-Industrie-Comtoir, von Bertuch 1791 gegründet, jetzt im Besitz des Ober-Medicinalraths von Froriep, welcher den herrlichen Garten mit schönem Teich und beträchtlichen Winterhäusern durch sinnige Verschönerungen zu einem höchst angenehmen Spaziergang für Fremde und Einheimische bildet.

Am Lindenberg und Kettenberg durch die breite Gasse wieder abwärts gehend, gelangt man an den Fuß des rasch aufsteigenden Jakobsplanes, von den hier stattfindenden Viehmärkten noch immer Schweinecke genannt, und südlich durch die Jakobsstraße einbiegend, stehen wir bald auf dem höchsten Punkt der Stadt, vor der alten 1168 erbauten Jakobskirche. Nach ihrer Verwendung zum Lazareth anno 1806, stellte sie Carl August einfach aber sehr geschmackvoll wieder her. Die Gräber von Lucas Cranach, von Musäus ꝛc. an ihrer Außenseite sind merkwürdig. Westlich hinaus über den ehemaligen Friedhof kommt man über den Rollplatz wieder auf den Carlsplatz, auf dessen Westseite noch das Postgebäude, die Vergnügungslokalitäten einer geschlossenen Gesellschaft, der Gasthof zum russischen Hof, eine Hof-Apotheke, auf der Ostseite ein großes Spritzenhaus, ein runder Thurm mit allen Räumen und Apparaten des Vermessungs-Büreaus, der Hofeingang zu dem Landschaftsgebäude und dem Leihhaus, und an der Südseite die Burkhardtsche Gewehrfabrik zu bemerken sind. — Südöstlich leitet uns die breite, aber kurze Straße, in welcher rechts das einfache Wieland'sche Haus jedes Fremden Blick auf sich zieht, in das Herz des Theater-Bezirks, auf den eleganten Theater-Platz; — westlich das Theater, südlich der Eingang in die Schützengasse und in die Esplanade. — In der Ritterstraße

bemerken wir die Albrecht'sche Hofbuchdruckerei und gegenüber das Hôtel de Saxe, ein vormaliges Freihaus der Grafen von Schwarzburg, und nach wenig Schritten stehen wir auf dem westlich und südlich mit unbedeutenden Wohnhäusern umkränzten Töpfermarkt, vor der Kirche zu St. Peter und Paul. Sie ist im altdeutschen Styl erbaut, auf acht Pfeilern ruhend, wodurch künstliche Bogen und drei Kuppeln gebildet werden, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts nach damaligem Geschmack reparirt, und daher ohne eigentlichen architectonischen Werth, jedoch durch ihre Begräbnisse merkwürdig. Das Altargemälde von Lucas Cranach enthält in der Mitte den Erlöser am Kreuz; auf dem linken Flügel Christum aus dem Grab erstanden, Tod und Teufel unter seinen Füßen; gegenüber Johannes den Täufer, welcher auf das Crucifix zeigt. Neben Johannes hat Lucas Cranach sich selbst und den Dr. Luther abgebildet. Auf dem einen Flügel ist der Kurfürst, an dessen Wange die Spur der in der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg erhaltenen Wunde noch sichtbar ist, mit seiner Gemahlin in knieender Stellung betend, nach dem gekreuzigten Erlöser auf dem Hauptgemälde hinblickend, und auf dem andern Flügel sind die drei Prinzen in ähnlicher Stellung betend abgebildet. — Unter den 44 Epitaphien sind zu bemerken: Das Grabmal des Kurfürsten Johann Friedrich und dessen Gemahlin Sybilla, in weißem Marmor; fünf metallene Monumente Fürstl. Personen, in der Mauer an der Sakristei nach dem Altare zu, wo auch des Großherzogs Carl Friedrich erster 1806 gestorbener Prinz ruhet. Auf dem Fußboden 25 Monumente über der Asche von Fürsten, das merkwürdigste davon, das des Herzogs Bernhard des Großen. Im Schiff der Kirche ruht Herder, unter den Worten: Licht, Liebe, Leben. — Vor dem Altar sind die Gräber der Herzogin Anna Amalia, und ihres Bruders, des Herzogs von Braunschweig-Oels. — In dem kleinen Thurm hängt das sogenannte Geisterglöckchen, welches noch bis 1806 jeden Morgen um zwei Uhr geläutet wurde.

„Im sechzehnten Jahrhundert faßten Spanier den Anschlag, Weimar zu überrumpeln und zu plündern. Als sie vom Ettersberg dazu anrückten, wurde um zwei Uhr gerade das sogenannte Wächterglöckchen geläutet, die Spanier glaubten ihren Plan verrathen und hielten das Läuten für ein Lärmzeichen zum Aufruf der Bürger unter die Waffen, ergriffen schleunigst die Flucht, und die Stadt war gerettet. — Die Volkssage behauptet: das Glöckchen habe von selbst geläutet, so die Stadt gerettet, und deshalb sei damit fortan immer um zwei Uhr Morgens geläutet worden."

Unmittelbar hinter der Kirche stehen der Reihe nach die alten Pfarrei-Gebäude, wovon das erste an der nordwestlichen Ecke eine Wohnung Weimarischer, ja Europäischer Berühmtheit war und noch ist, die General-Superintendentur; hier wohnte Herder und wohnt jetzt Röhr.

Die nordöstliche Spitze des Platzes am Eingange der Jakobsstraße bildet das Gymnasium, ein ziemlich großes von Herzog Wilhelm Ernst aufgeführtes Gebäude, mit einem hübschen Saal zu den öffentlichen Prüfungen und andern Schulfeierlichkeiten, acht Lehrsälen, einer eigenen Bibliothek, und einem erst neuerlich durch mehrere, vom Hofmechanikus Bogenhardt gefertigte Apparate, bereicherten physikalischen Kabinet. Noch bemerken wir hier an der Ostseite das jetzt von Hergendorf'sche Haus, merkwürdig durch seinen alterthümlichen Bau uud seine Ritterbilder auf dem Giebel. Es war vordem der Comthur-Pallast des deutschen Ordens, gebaut von drei deutschen Rittern Namens Dietrich; des dritten dieser Dietriche Bild trägt der nahe Brunnen, und heißt davon der Dietrichsbrunnen.

Wenn wir nördlich in die Jakobsstraße einbiegen, treffen wir auf den Eingang zum Falk'schen Hause, nicht weit davon die Ueberbleibsel eines engen gemauerten Gäßchens, das Luther-Gäßchen genannt, durch welches Dr. Luther aus der Vikarei im Vorwerk der deutschen Ritter, zum Kloster oder der Kirche ging. Das Falk'sche Haus ist ein altes Gebäude, von Falk durch seine Zöglinge verschönert. — Es war ehedem ein mit vielen seltsamen Privilegien und Rechten versehenes Freihaus, und wurde einige Zeit von Fürstlichen Personen bewohnt. — Und hier befinden wir uns am Ende unserer Wanderung, auf bereits bekanntem Boden.

Vorstehender Beachtung von Weimars Lokalität, dürfte es in der Ordnung sein, einen gedrängten Ueberblick der daselbst bestehenden Allgemeinen Anstalten für Wissenschaft und Kunst, wie auch für Beförderung der Bildung und des materiellen Wohls folgen zu lassen:

Die Haupt-Bibliothek zu Weimar, diese von Herzog Ernst begründete, durch treffliche Bibliothekare wohlgeordnete Büchersammlung umfaßt jetzt, außer den Manuscripten, über 130,000 Bände und mehrt sich planmäßig von Jahr zu Jahr unter fortdauernder landesfürstlicher Fürsorge.

Die Militair-Bibliothek, Plan- und Landkartensammlung wovon erstere über 4000 Bände und letztere über 6000 Landkarten und Pläne enthält.

Freies Kunst-Institut und Zeichnenschule, 1781 für „allgemeine Geschmacksbildung und Förderung der Industrie" gestiftet; neu geordnet und verbessert 1816. Die Zeichnenschule hat Zweige in Jena und Eisenach.

Gemälde-Sammlung und Kupferstich-Kabinet, enthaltend an 400 Gemälde und eingerahmte Zeichnungen, an 4000 Handzeichnungen und über 10,000 Kupferstiche nebst Lithographien, und erfreuet sich fortwährender Bereicherungen aus der Großherzogl. Privatkasse, wie durch regelmäßige Ankäufe aus den zu diesem Zweck bestimmten Fonds.

Das Gymnasium, von der ehemaligen Stadt- und Landschule durch Herzog Wilhelm Ernst 1712 hierzu erhoben und mit einem neuen Schulgebäude versehen.

Das Schullehrer-Seminarium nach dem Plan des General-Superintendenten v. Herder, am 31. März 1788 eröffnet.

Die Bürgerschule, worin über 400 Knaben und eben so viel Mädchen unterrichtet werden.

Freie Gewerkschule, am Johannistag 1829 gegründet.

Das Falk'sche Institut, eine Erziehungsanstalt für verlassene und verwahrloste Kinder, als Privat-Institut von dem 1826 verstorbenen Legationsrath Falk gegründet, dann in eine Staats-Anstalt verwandelt und mit einem eigenen Haus und Garten versehen.

Die Turn-Anstalt, in Folge bekannter Verhältnisse längere Zeit außer Wirksamkeit, seit 1831 aber wieder aufs neue ins Leben getreten.

Die Taubstummen- und Blinden-Unterrichts- und Erziehungs-Anstalt, seit dem Jahr 1825.

Das Lese-Museum, gegründet im Jahr 1831, unter höchst liberaler Einwirkung des Großherzoglichen Paares; z. B. unentgeltlicher Anweisung eines schönen Lokals im Fürstenhause, Ertheilung freier Heizung und der Einrichtung, daß die Großherzogl. Bibliothek manche werthvolle Zeitschriften und neue interessante Bücher unentgeltlich hier zum täglichen Gebrauch auflegt.

Die Real-Schule, als Privat-Institut gegründet vom ehemaligen Candidaten Lorey, und am 1. October 1837 eröffnet. Das Großherzogl. Ober-Consistorium hat dieses wichtige Institut dem Landtage bereits zur Aufnahme unter die Staats-Anstalten vorgeschlagen.

Lehr- und Bildungs-Anstalt für Mädchen, von Charlotte Leidenfrost, 1834 durch die jetzige Unternehmerin auf Grund eines früheren, unter der Leitung ihres verstorbenen Gatten gestandenen ähnlichen Instituts, aufs Neue eröffnet. Ist in drei Klassen eingetheilt.

Lehr- und Bildungs-Anstalt für Mädchen, von Louise Rudolph, gegründet 1816 zu naturgemäßer, einfacher und sorgfältiger Ausbildung der Töchter in Religion, Sittenlehre, deutscher und französischer Sprache, Rechnen, Welt-, Erd- und Naturkunde, Schönschreiben, Zeichnen und weiblichen Arbeiten.

Töchterschule des Diaconus Fiege, zu Anfang dieses Jahrhunderts gegründet, mit besonderer Rücksicht auf Kinder höherer Stände von beiden Geschlechtern, jedoch seit vielen Jahren nur auf die Töchter beschränkt.

Knaben-Lehr-Anstalt des Colaborator Grobe, vor längerer Zeit von einem Colaborator Birnstiel begründet.

Lobe'sches Musik-Lehr-Institut, im Anfang des Jahres 1840 von dem rühmlichst bekannten Kammer-Musikus Lobe begründet zu umfassenderen Unterricht in der musikalischen Composition.

Der Sing-Verein, auf Veranlassung der jetzt regierenden Frau Großherzogin am 2. December 1832 von dem Chor-Director Häser gestiftet.

Die Liedertafel, im Jahr 1832 förmlich organisirt von dem geheimen Regierungsrath Schmidt, nach dem Muster der Zelterschen Anstalt.

Verein für gesellige wissenschaftliche Unterhaltung und vierstimmigen Gesang, gegründet am 18. November 1836 von dem Stadt-Secretair Bartholomei.

Landwirthschaftlicher Verein, im Jahr 1823 von dem Herrn Geheimerath Dr. Schweitzer begründet, von dem Höchstseligen Großherzog anerkannt und bestätiget, und von dem jetzt regierenden Großherzoglichen Paare kräftig beschirmt und unterstützt.

Allgemeine Landes-Baumschule, gestiftet 1820 von dem Großherzog Carl August unter Bertuchs Leitung.

Der Gewerbs-Verein, gestiftet am 26. Mai 1836, zu höchstmöglicher Ausbildung der technischen Kenntnisse seiner Mitglieder, um dadurch den Sinn für Kunst und Gewerbe immer mehr zu beleben und zu fördern, und somit die Gewerbe selbst zunächst in dem örtlichen Kreise des Vereins, mittelbar aber durch Lehre und Beispiel auch über diesen hinaus, möglichst zu vervollkommnen.

Verein für Blumistik und Gartenbau, im Spätherbst 1828 von einer Anzahl gleichgesinnter Bewohner Weimars unter dem Vorsitze des damaligen Ober-Consistorial-Secretair Kirscht begründet.

Eine gleiche Würdigung, ja vielmehr eine besonders rühmliche Erwähnung verdienen Weimars Wolthätigkeits-Anstalten und Armenwesen, und zwar namentlich:

Das Waisen-Institut, schon 1713 von Herzog Wilhelm Ernst begründet, und durch Privat-Vermächtnisse in seinen Kräften erhalten und vermehrt, jedoch wegen Wahrnehmung mancher Mängel 1784 geschlossen; am 18. Februar 1801 aber unter kräftiger Einwirkung der Ober-Consistorial-Räthe Weber und Dr. Günther wieder aufs Neue ins Leben getreten und in den schönsten Erfolgen bewährt.

Der Land-Schul-Fond, mit Benutzung einer schon 1760 gegründeten Kasse zur Verbesserung der Schulstellen, im Jahr 1787 gestiftet, und durch mehrere besonders verwilligte Abgaben dotirt.

Der Prediger- und Schullehrer-Wittwen-Fiscus, im Jahr 1825 gegründet.

Pensions- und Unterstützungs-Anstalt für die Wittwen und Waisen der Medicinal-Personen, gegründet durch einen Verein von Medicinal-Personen, landesherrlich bestätigt am 23. Februar 1838, und eröffnet am 1. Januar 1840.

Verein zur Beaufsichtigung und Besserung der aus den Straf- und Corrections-Anstalten entlassenen Sträflinge, gestiftet 1829 von einem Verein von Privaten; am 10. Februar 1829 landesherrlich genehmigt und mit allen Rechten einer pia causa ausgestattet, und von der Frau Großherzogin in besondern Schutz genommen.

Die Leitung des Armenwesens in der Stadt Weimar ist der Großherzogl. Armenaufsicht anvertraut, welche Behörde aus einem damit beauftragten Staatsdiener, dem Bürgermeister und einem

Stadtgeistlichen besteht, und welche in ihren Verrichtungen von den Armenpflegern unterstützt wird. Die hierher gehörigen besondern Wohlthätigkeits-Anstalten sind:

1) Die städtische Kranken-Anstalt in dem neuen Krankenhause vor dem Jakobsthore, welches in den Jahren 1829 bis 1832 aus Kämmereimitteln mit einem Aufwande von 9000 Thalern und beträchtlichem Beitrag des edlen Fürstenpaares neu erbaut und für die Unterbringung von mehr als 30 Kranken eingerichtet ist.

2) Die Meyer-Amalien-Stiftung. Der 1832 verstorbene Hofrath und Direktor des freien Kunst-Instituts, Heinrich Meyer, hat mittelst Testament die Armuth zu Weimar dergestalt zum Erben eingesetzt, daß, mit geringen Ausnahmen, die Zinsen von seinem ganzen Vermögen dazu verwendet werden sollen, um kranke Hausarme von jedem Geschlechte, Alter und Stande, in ihrer Krankheit mit ärztlichem und chirurgischem Beistande und mit Arzenei zu versehen, sie zu warten und bis zu ihrer Wiedergenesung oder bis zu ihrem Tode unentgeltlich zu versorgen und aufs Beste zu pflegen, und zwar in ihren eigenen Wohnungen.

3) Die Engelhardt'sche Stiftung, durch welche, nach testamentarischer Bestimmung des Hofrath und Leib-Chirurg Dr. Engelhardt, von den Zinsen eines dazu ausgesetzten Kapitals, arme Kranke, ohne Unterschied des Standes, gewartet und gepflegt und mit Beköstigung, Betten und Kleidungsstücken versehen werden sollen.

4) Das Gesammt-Hospital vor dem Jakobsthore, im Jahr 1832 aus Vereinigung der früher vorhandenen Hospitäler entstanden.

5) Das Legat des ehemaligen Auditeur Schmidt, zum Besten der Hausarmen, und noch mehrere andere ähnliche milde Stiftungen.

Außerdem 6) die wohlthätigen Anstalten des Frauenvereins, und zwar:

a) die Kasse zur Unterstützung armer Wöchnerinnen, gestiftet von der Gräfin v. Branitzki;
b) die Anstalt für verschämte Arme, von derselben edlen Dame begründet;
c) die Spinnanstalt.
d) die Verwahranstalt für kleine Kinder;
e) die Arbeits- (Industrie-) Schule.

7) Die durch Fürsorge der Frau Großherzogin gestiftete und unterhaltene Suppenanstalt.

8) Die mit der neuen Bürgerschule verbundene, vormalige Freischule.

9) Das Siechhaus und Krankenhaus.

10) Die Almosen-Kasse, welche zwar schon früher bestanden, im Jahr 1829 aber aufs Neue begründet und fester bestimmt worden.

11) Stipendien für dürftige Studirende.

12) Ein Stipendium für Handwerker, im Jahr 1825 bei dem Jubiläum des Großherzogs Carl August vom Stadtrathe gestiftet.

13) Die jährliche Aussteuer einer tugendhaften Jungfrau mit 50 Thlr.; diese Stiftung wurde vom Stadtrath bei Vermählung der Prinzessin Marie, Tochter des jetzt regierenden Großherzogs, gemacht, und 1826 zuerst ausgezahlt.

14) Die Stiftung für arme Aeltern zur Confirmation ihrer Kinder, wurde bei Vermählung der Prinzessin Auguste gemacht, und 1830 zuerst ausgezahlt.

Als Straf-, Besserungs- u. staatspolizeil. fürsorgliche Anstalten nennen wir: das Zuchthaus; — die Besserungs-Anstalt für Personen weiblichen Geschlechts; — die Feuer-Lösch-Anstalten-Direction, durch Gesetz vom 1. October 1840 der Großherzogl. Polizei-Direction übertragen; — das Brand-Assecuranz-Institut, nach den Gesetzen vom 8. August 1826 und 20. März 1839 neu und für das ganze Großherzogthum gleich gültig organisirt; — die Sparkasse, gestiftet 1821; — das Leih- oder Pfandhaus, am 1. Juli 1804 gestiftet und unter Garantie des Staats gestellt; — und das Leichenhaus, nach allen, seit der ersten Gründung von Hufeland angegebenen Vortheilen und Vorsichtsmaßregeln eingerichtet; eines der frühesten Institute dieser Art in ganz Deutschland.

Die hohe Stelle, ja man kann sagen die klassische Berühmtheit, welche Weimar in Bezug auf Gelehrsamkeit, Wissenschaft und Kunst seit Jahrhunderten unter den Städten Deutschlands, ja (es ist wohl nicht zu viel gesagt) Europas, in wechselnder Progression, in unvergeßlich gewordenen Glanz-Perioden eingenommen hat, und was in diesen Beziehungen von ihm ausgegangen ist, unter dem hochgeistigen Einfluß einer Herzogin Amalia, eines Großherzogs Carl August, jener für alle Zeiten noch fortstrahlenden Sterne Wieland, Göthe, Herder, Schiller und anderer in vielfacher Beziehung merkwürdig gewordenen und hochstehenden Gelehrten und Künstler; von diesen Allem eine der Würde des Gegenstandes entsprechende genaue Schilderung zu liefern, würde mich über die Gränzen dieser Blätter hinaus führen; auch ist dies Alles in der gebildeten Welt eben so bekannt, als es fest steht, daß Weimar, wenn auch jene Lichtgestalten in heimathliche höhere Regionen entschwunden sind, ihr geistiges Vermächtniß als unveräußerliches Eigenthum auch in der Gegenwart noch von würdigen Jüngern treu bewahrt wird, und unter ihrer rühmlichen Verwaltung die vortrefflichsten Früchte trägt, denn noch in diesem Augenblick ist Weimar die Heimath von circa neunzig lebenden Gelehrten, Schriftstellern und Künstlern, welche in der verschiedenartigsten Wirksamkeit, theils auf dem hier festliegenden Grunde fortbauen, theils aber auch in neueren zeitgemäßen Leistungen, sich dem früher von hier Ausgegangenen ehrenvoll anschließen. Es geht aus diesen Thatsachen die erhebende Ueberzeugung für Weimars Bewohner hervor, daß Weimar nicht nur gewesen, sondern noch ist, daß die gewöhnliche und unvermeidliche Hinfälligkeit alles Sterblichen abgerechnet, auch bei der jetzigen Generation derselbe Trieb und Geist noch fortlebt, daß dieselbe Wärme der Pflege und Liebe alles Guten

und Schönen noch heute von Oben fruchtbar waltet, und der in vergangenen Zeiten ausgestreute Same nicht auf unfruchtbares Land und nicht auf Felsen gefallen ist; und es kann nur als ein erfreuliches Zeichen einer sich immer mehr ins Allgemeine verbreitenden Geistesfortbildung erscheinen, daß in Weimar neben den Philosophen, Staatsmännern, Poeten ꝛc., mitunter von wichtiger Bedeutung und Ruf, auch schlichte Bürger mit ihren Werken aus den rein technischen Gebieten der Gewerbskunde ans Licht treten. — Der Weimaraner kann mit dem gerechtesten Selbstgefühl nicht allein auf die Vergangenheit seiner Heimath, sondern auch auf ihre Gegenwart blicken, zu welchem Letzteren ihn die vorher genannten allgemeinen Anstalten für Wissenschaft, Kunst und Beförderung der Bildung, wie auch alle übrigen Staats- und andern Einrichtungen, mit besonderer Beachtung der ebenfalls erwähnten Wohlthätigkeits-Anstalten, das begründetste Recht geben, da es nur wenig Orte, besonders von Weimars Umfang, giebt, in welchen so viel des Geistig-Werthvollen, des Merkwürdigen, Beachtungswerthen und Gemeinnützigen vereint zu finden wäre. — Wohl ist die gegenwärtig bis auf 12,000 gestiegene Einwohnerzahl lediglich die Folge der glänzenden Zeiten von Anna Amalia und Carl August, so wie des segensvollen Waltens der jetzigen Regierung; denn leider läßt die natürliche Lage der Stadt an das Aufkommen eines Großhandels eben so wenig denken, als an die Herstellung bedeutender Fabriken, und in letzterer Beziehung können, — die Maschinenspinnerei, eine Wasserschlauch- und eine Karten-Fabrik abgerechnet, — nur die B. F. Voigt'sche Verlagshandlung, Druckerei und lithographische Anstalt, nebst der Verlagshandlung und Druckerei des Landes-Industrie-Comtoirs, als die umfassendsten fabrikähnlichen Geschäfte genannt werden. — Dagegen hat Weimar einen ziemlich lebhaften Verkehr mit den Produkten seiner Gerbereien, Hutmachereien, kleinen Tuch-, Wollenzeug- und Linnen-Webereien, auch namentlich durch seinen Getreidemarkt, welcher sich fühlbar hebt und durch die tägliche Vermehrung der Communicationsmittel noch bedeutender werden wird. Drei Jahrmärkte und der jährlich wachsende Wollmarkt bringen Leben und Nahrung. Der Bürger lebt vom Hof, Beamtenstand und Militair, und dankt sein Bestehen und Blühen vielfältig seinen landwirthschaftlichen Bemühungen in Feldbau und Viehzucht. — Wohl mag in Weimars glänzender literarischer, wissenschaftlicher und künstlerischer Blüthenzeit die Anwesenheit vieler Fremden, — besonders wohlhabender Engländer, — den Einwohnern einen größeren Gewinn gebracht haben, als dies jetzt der Fall ist; — doch ziehen auch jetzt noch die reichhaltigen wissenschaftlichen Quellen, die noch immer dort lebenden namhaften Gelehrten und Schriftsteller, wie die noch immer nicht feiernde Kunst (namentlich die dramatische) manchen Fremdling hin und halten ihn dort auf längere Zeit fest.

Die Weimaraner, Alt wie Jung von beiden Geschlechtern, verleugnen ihre thüringische Abkunft auch in ihrer Lebenslust und in ihrem Geschmack an Vergnügungen nicht; wiewohl es außer dem **Wollmarkts-Strudel** im Juni, dem **Vogelschießen** im August und

dem Zwiebelmarktsgetöse im October, keine volksthümlichen Vergnügungen und allgemeinen Genüsse giebt. In jeder andern Beziehung auf geselliges Vergnügen sondert man sich, wie beinahe zur Zeit überall, in Klassen, geschlossene Gesellschaften, Clubbs und dergl., doch lebt auch, wer keiner dieser Gesellschaften sich angeschlossen hat, frei und ungenirt, und Weimar hat unbestreitbar vor vielen Städten von ähnlicher Größe den angenehmen Vorzug, daß man es daselbst nach eigenem Behagen treiben kann, ohne gestört oder angefeindet zu werden, so lange man die Andern ungestört walten läßt. — Noch ist der Weimaraner ein außerordentlicher Freund vom Spazierengehen, und zwar nicht etwa blos von dem träumerisch-harmlosen, abgesonderten, zwecklosen in dem herrlichen Park oder sonst ins Frei, sondern von soliden Spaziergängen in die Gärten und Wirthshausanlagen der umliegenden Dörfer, wo man denn auch Jahr aus Jahr ein gewiß sein kann, Gesellschaft von beiden Geschlechtern zu finden. Allgemein verbreitet ist die Liebe zur Jagd, wozu sich in der Umgegend die reichste und anmuthigste Gelegenheit bietet.

Obgleich ich, um nicht weitläufiger zu werden, als ich darf, mich gewaltsam von Manchem abziehen muß, was über Weimar selbst noch zu sagen sein möchte, so läßt sich dies doch des beschränkten Raumes wegen nicht anders thun, besonders da ich es mir nicht versagen kann, den freundlichen Leser einzuladen, mir noch auf einem kurzen Spaziergang in

Weimars Umgebungen

zu folgen. Gern würde ich keinen Punkt von irgend einigem Interesse übergehen; würde zunächst den Ettersberg mit seinen reizenden Fernsichten, mit Herders Ruhe, Bertuchs Fichten, und vor Allem die sowohl in alterthümlicher als in neuerer Beziehung merkwürdige Ettersburg und beim Herabsteigen das aus den Trümmern eines dem heil. Gangolph geweiheten Klosters hervorgegangene Dorf Lützendorf besuchen; — dann auf einer andern Wanderung Tröbsdorf, den Gasthof von Neuwallendorf, die Dörfer Niedergrunstedt, Gelmroda und Vollersroda, und das von unserem geehrten Mitarbeiter Heinrich Doering im 5ten Heft dieses Werks pag. 169 beschriebene Buchfahrt berühren, welches sämmtlich nicht allein Vergnügungsorte der Weimaraner, sondern in mancher andern Beziehung beachtenswerthe Punkte sind; — allein wie es manchem Reisenden die Zeit nicht gestattet, Alles in Augenschein zu nehmen, was er gern möchte, so legt mir hier der Raum einen unbesiegbaren Zwang auf; und ich führe daher, mit der Bitte um Entschuldigung dieser scheinbaren Oberflächlichkeit, meine geehrten Begleiter auf geradem Wege zu dem

Park von Belvedere.

Noch 1730 war diese Höhe auf ihrer nördlichen und südlichen Abdachung mit Ried und Sümpfen durchzogen. Da ließ Herzog Ernst August Maurer aus Tyrol kommen, umschloß den ganzen Raum mit einer neun Fuß hohen Ringmauer aus behauenen Steinen,

mit drei Hauptthoren, die allnächtlich verschlossen wurden; ließ den Sumpf in der Mitte ausfüllen, und baute das Belvedere-Schlößchen voll leichter Eleganz, und die unentbehrlichen Cavalier-Häuser dazu, verschloß diesen Hofraum mit einem hohen Gatterwerk, durch welches ebenfalls drei Thore führten und zwei große, selten geöffnete Thorfahrten mit den Garten-Alleen correspondirten. Es wurde dabei nichts vergessen, was zu jener Zeit zur Unterhaltung und zum Vergnügen gerechnet wurde. Der edlere Geschmack der Folgezeit, der hehre Sinn der Herzogin Amalia und ihres Sohnes, wohl auch die achtungswürdigste Rücksicht für die Finanzen, rissen jene Umfassungsmauer allmählig nieder, ließen die Mehrzahl jener kostspieligen Wasserwerke und Spielereien eingehen, verdrängten die geschmacklosen Statuen, Büsten, geschnittenen Bäume und Hecken, die überflüssigen Bauten und Terassen, und bildeten nach und nach den Park im englischen Styl oder Naturgeschmack, der in Verbindung mit den jetzigen Gebäuden, seinen Aussichten, Durchsichten und der reichen Mannichfaltigkeit in dieser Einheit, zu dem Interessantesten und Schönsten gehört, was Deutschland aufzuweisen hat, und dabei immer für Jedermann zugänglich ist. Unter die Sehenswürdigkeiten der dortigen Kunstgärtnerei gehört das colossale Palmenhaus mit seinen Bewohnern aus allen Tropenländern. Das von Anna Amalia errichtete Pavillon-Theater mußte dem Gebot der Zeit weichen, aber ihr grünes Theater, mit Rasen-Parterre und Busch-Coulissen, steht noch und bildet eine schöne Garten-Parthie. Der eigentliche Waldgarten hat unter der jetzigen Regierung bedeutende Verschönerungen erhalten. Das im italienischen Styl erbaute Schloß enthält manche interessante Dinge aus den Gebieten der Kunst und der Industrie und bietet köstliche Aussichten nach allen vier Seiten.

Die nordöstliche Richtung verfolgend, gelangen wir von Belvedere, aus dessen reich und mannichfaltig geschmückten Erdgewächshäusern wir die großartigsten Eindrücke mitnehmen, über sanfte Feldabhänge hinab nach Ehringsdorf, dessen Gasthof und einfach schmuckloser Garten täglich von Weimaranern aller Klassen zahlreich besucht werden. — Eine halbe Viertelstunde weiter gegen Weimar hin, an der Ilm, liegt das durch seine Musterwirthschaft, Brauerei, Brennerei, Schafzucht ꝛc. seit langer Zeit rühmlich bekannte Dorf und Kammergut Oberweimar, vordem das Eigenthum eines Klosters von Cisterzienserinnen, deren Kirche noch steht, und wegen einiger Alterthümer und Gräber sehenswerth ist. — An dem fleißig von Weimaranern besuchten Gasthofe vorüber läuft in nördlicher Richtung die nach Weimar führende Chaussee, und zu ihrer Rechten erhebt sich bald die Anhöhe des Horn mit mehreren Privatgärten, an deren Ende Göthes Garten und ein einfaches schindelbedachtes Haus die allgemeine Aufmerksamkeit erregt. — Wir folgen dem nordwestlich ableitenden Pfad zwischen dem Ilmgau und einer Wiese, überschreiten die kleine Kettenbrücke an der Hagenbruch'schen Spinnfabrik mit ihren merkwürdigen Maschinen, durchschneiden auf dem geraden westlichen Wege die Oberweimarschen und die Park-

wiesen, und sehen uns in der Belvedere-Allee, am eigentlichen Anfang

Des Weimar'schen Parks,

diesem Juwel in der Krone von Weimars Reizen und Schönheiten. — Er besteht aus vielen Parcellen, die früher nach verschiedenen Richtungen, für mancherlei Zwecke und unter mehreren Herren scharf gesondert, eine so wundervolle Einheit schwerlich ahnen ließen. Ackergebäude von Bürgern, der welsche Garten mit seinen alterthümlichen Parthien, der Schießplatz der Büchsenschützen, aus deren Mauer sich die jetzige Ruine so sinnreich gestaltete, die sogenannte kalte Küche am linken Ufer der Ilm hinab mit ihren Fähren, Teichen Badehäusern, der Stern am rechten Ufer der Ilm. Welcher rege Sinn und edle Geschmack, wie viel Liebe und Aufwand gehörten dazu, um aus allen diesen Ideen und Zufälligkeiten diesen, man kann wohl sagen idealen schönen Park zu schaffen, der ohne großen Glanz in phantastischen Bauten, ohne alles an den Haaren Herbeigezogene und bizarre Launenhafte, ohne Wasserspiele und eigentliche Fernsichten, das Auge so poetisch beschäftigt, den Geist so lebendig anregt, das Gemüth so wohlthuend fesselt! Hier findet man nicht jene anderwärts zusammengehäuften Herrlichkeiten, nicht die großartigen Spielereien berühmter Prachtgärten; — aber Schönheit findet man, Schönheit in Formen und Zusammenstellungen, in Zeichnung und Farben, in Ausführung einer Idee und in Verschmelzung aller Ideen. Man gehe rings um diesen Park, sehe wie er eigentlich nirgends anfängt, nirgends aufhört, wie er mit den Wiesengründen und Gärten, Feldern, Gehölzen und Dörfern in ein großes, herrliches Bild zusammenfließt, mit der Stadt selbst verwachsen ist, einen Theil ihrer selbst, ihres edleren Seins bildet, und man wird Weimar mit der frohesten Befriedigung verlassen. — Wem jedoch nur daran gelegen ist, sich' an üblichen Gartengenüssen zu ergötzen, der findet hier auch seine Rechnung; — er gehe zu der Eremitage, von da hinauf zu der Burgruine, von hier zum gothischen Salon, verfolge den kurzen Weg zum römischen Haus, kehre dann um und besuche die reichen Orangerie-, Ananas- und Treibhäuser, betrachte die Camelienbäume, die Massen von Georginen, dreihundert Gattungen Landrosen auf einem Raum beisammen, gegen hundert Varietäten Thee-, Bengal-, Moisette-Rosen in Töpfen, die Gruppen von riesigen Agave, das Meer von schottischen Rosen, die Tuff-Felswand mit den Melaleuken, Azaleen, Metrosideros, Banksien, Eriken, Rododendrons, Verbenen, Euphorbien ꝛc., und genügt dies Alles noch nicht, dann bitte er den sinnigen Pfleger aller dieser Dinge, den Hofgärtner Herrn Fischer, daß er ihn in das botanische Gärtchen hinüberführe, das nach Linnées System klassificirt, auch Muster von allen im Park befindlichen Bäumen und Sträuchen enthält, und dabei ein Wonneplätzchen ist.

Wer in diesem Park, im Angesicht aller lebendigen Schönheit, nicht warm wird, nicht ein Stündchen die Welt mit ihren Erbärmlichkeiten vergessen kann, der muß todeskrank sein an Seele und Herz.

Jetzt aber ist uns noch eine Parthie zu machen übrig geblieben, die wir nicht verabsäumen dürfen: Wir wenden uns diesmal nach Osten; unmittelbar vor dem Schlagbaum jenseits der Kegelbrücke, schießt ein Fichtengehölz schroff bergan und windet sich rechts paralell mit einem eingezäunten und besandeten Fußweg neben der vormaligen Chaussee über die Anhöhe bis zu der neuen Chaussee nach Leipzig und Jena hinauf. Diese Anhöhe ist die Altenburg. — Diesem wilden, störrigen Boden hat der jetzige Besitzer, Oberstallmeister General von Seebach, einen Fichtenhain und zwei blumen- und früchtereiche Gärten abgerungen, welche mit dem einzeln stehenden großen Wohnhause, die östliche Einfahrt von Weimar wesentlich verschönern.

Am Ende dieser Gärten, wo die nach Tiefurt führende Chaussee nördlich bergan führt, treffen wir rechts eine zweite Zierde dieser Höhe, die Villa und den Garten der Erholungsgesellschaft, ein würdiges Etablissement der gebildeten Welt, mit schöner Aussicht über die Stadt und schöner Fernsicht in das Thal nach Erfurt hin. — Wir verfolgen die Chaussee, weichen der Sonne und dem Staub in der paralell laufenden Webichtallee aus, welche erst da endiget, wo die eigentlichen Fasanerie-Gehege beginnen, unmittelbar in eine vierfache Allee hinausführt, und erst an der südöstlichen Spitze des Webicht wieder endet. Von hier auf der freien Chaussee, haben wir bald den Süßenborner Gasthof, einen lustigen Tummelplatz der Stadtbewohner, erreicht; wir wenden uns jedoch unmittelbar hinter dem Gasthof scharf nördlich kommend, an den Versuchen zu einer Steinkohlengrube und an der Ostseite des Tiefurter Parks vorüber nach Kleinkromsdorf, durchwaten dasselbe, klettern die südliche Böschung an der Ilm hinab und wandeln auf einem Balkensteg mit Geländer bequem über das Flüßchen, wo uns jenseits ein Flößholzplatz, rechts und links ein Rasenraum mit Obstbäumen aufnimmt, hinter welchem eine Steinmauer den Schloßgarten verbirgt, und die Zinnen der Häuser von Großkromsdorf nur vierhundert Schritte entfernt hervorragen. Bevor wir auf den Dorfweg westlich einbiegen, halten wir einen Augenblick still, blicken östlich und sehen einen frischen Wiesengrund am linken Ilmufer hin mit Bäumen reich besetzt, mit einzelnen Baumgruppen durchwebt. Dies ist der anmuthige Weg nach Osmanstedt, welcher durch die Wiesen hin, an der Mühle von Denstedt vorbei, immerfort auf dem Rasensammet, beim Gemurmel und Geräusch der Ilm, im Schatten der Weiden, Eschen, Pappeln und Erlen, bis an der Brücke von Ulrichshalben die Wiesen endigen, dann links bergan nach einigen hundert Schritten unmittelbar an Wielands Schlößchen und zu seinem Grabe leitet. — Großkromsdorf wird häufig besucht, hauptsächlich wegen der Nähe des Schlößchens und Schloßgartens, wegen des angenehmen Heimwegs und wegen der kleinen Fische und Krebse im Gasthof. Es war ursprünglich ein Besitzthum der Ritter von Kromsdorf, kam zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts an die aus Flandern oder Brabant stammende Familie de Mortaigne, von deren Helden und wunderlichen Kauzen die Volkssage und Urkunden manche seltsame Dinge

zu erzählen wissen, und wurde 1692 nach dem Tode des Herrn Jean Theodore de Mortaigne, Commandant der Veste Szegedin in Ungarn, von dem Herzog von Weimar käuflich erworben. Von dem ganzen früheren Burgwesen steht noch ein uraltes, oblonges Gebäude vor einem weiten, mit Mauern umschlossenen Hofraum, neben welchem die Dorfglocken in einem hölzernen Bau zu ebener Erde hängen. Die lebendige Lust zur Erhaltung alter Reste der Vorzeit äußert sich auch hier erfreulich. Das Gebäude, alt, finster, bestäubt, bleibt von außen wie es ist, aber in seinem Innern waltet ein regsamer, schaffender Geist: Alterthümer sammeln sich in seinen Gemächern, nicht unmerkwürdige Bilder der Vorzeit daneben, Kunstwerke und Kunststückchen des sechzehnten, siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, seltsame Gestalten, aber bewundernswerthe Arbeiten von Uhren, Schränken, Bagatellen; und wo dies Alles nicht hinreicht, wird durch dazu passende Decken, Tapeten und Schirm-Gemälde sinnig nachgeholfen, so daß das Ganze bald wieder geordnet sein, zwar kein Wartburgs-Interesse, aber doch eine Stunde angenehmer und belehrender Unterhaltung gewähren wird. Der Garten contrastirt sehr mit dem Schlößchen; ein einfaches, ebenes, mit Mauern befriedigtes Viereck, ringsum rabattirt, in der Mitte ein Springbrunnen; sonst ein großer Reichthum von seltenen Weinsorten, Obst, ein schöner Aurikelflor und mancherlei andere Blumen; in den vier Mauern vierundsechzig Nischen mit eben so viel Sandstein-Büsten berühmter Männer und Frauen aus allen Ländern und Zeiten, mit ihren Namen darunter.

Durch das südliche Thor des Gartens treten wir den Rückweg an, auf dem glatten Schlangenpfad eines frischen anmuthigen Parks, der sich Ilmaufwärts immer im Grunde hin bis nach Tiefurt zieht, und vor diesem Dorfe seinem erstgeborenen Bruder, dem

Tiefurter Park,

freundlich die Hand bietet, mit ihm ein zusammenhängendes Ganzes am linken Ilmufer bildet. Diese Verbrüderung der Anlagen und wonnigen Verschmelzungen des Weimarschen Parkes mit der Landschaft im Ilmthal und dieser beiden Parke, verdankt man dem Schönheitssinn und dem humanen Streben des regierenden Großherzogs und seiner erlauchten Gemahlin.

Von diesem Punkt im Nordwesten des Dorfes, beschreibt der Tiefurter Park durch Norden, Nordosten, Südosten und Süden bis an die nach Weimar führende Chaussee hinüber einen weiten Bogen auf dem Kamm der Höhe hin, läuft von dieser amphitheatralisch ringsum nach der Ilm hinab, verbindet sich durch einige Brücken mit dem linken Ufer, wo die übrigen Anlagen bis zum Schloß und an das Dorf sich ziemlich eben ausbreiten. Auch hier, wie in dem Park von Weimar ist das Hauptbestreben nach Benutzung und Veredlung der Naturzufälligkeiten und Schönheiten, nach Einheit durch harmonische Mannichfaltigkeiten, das Grundprinzip der Anlage. — Eine zergliederte Beschreibung würde zu Wiederholungen führen, und sogar

manchem Besucher vielleicht den Genuß angenehmer Ueberraschung verderben; denn auch dieser Park steht Jedem unbedingt offen, und Niemand wird ihn in irgend einer Beziehung unbefriedigt verlassen.

Das Schloß, Amaliens ehemaliger Lieblingsaufenthalt, ist ein kleines, durchaus einfaches, bürgerliches Wohngebäude. Aber, wer wird nicht davor stehen bleiben, wer wird sich nicht mit Begeisterung den hehren Erinnerungen, die es birgt, hingeben und sich dem erfreulichsten Gefühl überlassen, wenn er wahrnimmt, daß dies Alles von dem jetzigen Fürstenpaar mit kindlicher Liebenswürdigkeit und würdiger Ehrfurcht erhalten, gepflegt, verschönert und mit edler Humanität jedem Fremden und Einheimischen stündlich geöffnet wird. Es gereicht den Weimaranern in mehrfacher Beziehung zur Ehre, daß sie ununterbrochen in bedeutender Anzahl nach diesem herrlichen Punkte wallfahrten.

Wir folgen vom Tiefurter Gasthof dem Steg an der Ilm, rechts auf dem Wiesenpfad hin, fort bis an die nordöstliche Spitze des Webichts, wo der Fahrweg hart an der Ilm beginnt, den Anna Amalia so oft für ihre Besuche in Weimar befahren hat. Von hier steigt das Gehölz scharf bergan, umfaßt eine beträchtliche Fasanerie und enthält mit seinen geraden Gängen, Fußsteigen ꝛc. die anmuthigsten Spaziergänge nach allen Richtungen. — Auf diesem Wege gelangen wir endlich an das große Schießhaus, schenken ihm die ihm selbst und seiner geschmackvollen Umgebung gebührende Aufmerksamkeit, wandeln dann an der südlichen Brane des Bürgerhölzchens durch die vierfache Lindenallee, den Haupttummelplatz der Lustbarkeiten beim Vogelschießen, verfolgen den Pfad und sehen uns, wo er plötzlich nach Süden einbeugt, im Angesicht der Stadt, zu unsren Füßen die Ilm, mit einer köstlichen Durchsicht über die Niedermühle, das Carlsstift, Lützendorf, den großen Ettersberg und manche ferne Wälder und Höhen. Nach wenigen Schritten am Garten der Burgmühle hin, erreichen wir die letzte Senkung der Leipziger Chaussee, stehen wieder wohlbehalten an der Kegelbrücke, und haben nicht nur unsere Wanderung, sondern auch unsere Schilderung von Weimar beendiget.

Wohl hat es der Unterzeichnete mannichfach gefühlt, daß es keine leichte Aufgabe ist, die Schilderung eines Punktes, wie Weimar, in einen so engen Raum zu drängen, wie es hier nothwendig war, und keineswegs würde er sich der Bearbeitung dieses wichtigen Artikels unterzogen haben, wenn es nicht ungünstige Verhältnisse verhindert hätten, diese Schilderung aus einer in Weimar einheimischen Feder zu erlangen. Aus diesem Grunde rechnet derselbe auf freundliche Nachsicht für die seiner Arbeit gewiß beiwohnenden Mängel, fühlt sich aber auch veranlaßt, die Quelle namhaft zu machen, aus welcher er das Meiste der gegenwärtigen Schilderung schöpfte; es ist dies das Werk: »Weimar. Ein Führer für Fremde und Einheimische durch die Stadt und Umgebungen. Von Ferd. Freih. v. Biedenfeld. Weimar bei Wilhelm Hoffmann 1841.« welches der hochgeschätzte Herr Verfasser so freundlich war, dem Bearbeiter dieser Schilderung zur Benutzung zu überlassen, welchem daher, außer der Anerkennung seines Verdienstes, der herzlichste Dank gebührt.

Friedrich von Sydow.

LIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalts-Verzeichniß des fünften Bandes.

	Pagina.
Schloß Bodenstein von C. Duval	5.
Geseck von C. A. G. Sturm	26.
Georgenthal von Ludwig Storch	40.
Schloß Beichlingen von Rebe	49.
Landsberg von Ludwig Bechstein	71.
Die Sage von der Kinder Kreuzzug von Adolf Bube	79.
Gernrode am Unterharze von W. Schönichen	81.
Gotha von Ludwig Storch	96.
Das Dorf Rossla von Werther	125.
Das alte Schloß Burgau ohnweit Jena von Th. Buddeus	140.
Die Sage von der Kunitzburg bei Jena von Heinr. Doering	143.
Hanstein von Velani	145.
Der Heldrastein von Leffler	151.
Kevernburg von Hesse	157.
Das Lustschloß Augustenburg bei Arnstadt von Hesse	169.
Glettenberg von C. Duval	173.
Moldorf von Adolf Bube	183.
Die Krawinkler Steinbrüche von Ludwig Storch	189.
Schleusingen von Ludwig Bechstein	193.
Die drei Gleichen von Ludwig Storch	206.
Kloster Caldenborn bei Sangerhausen von Lessing	216.
Wilhelmsthal von Robert Hahnemann	226.
Bremberg und Königsberg von Heinr. Doering	232.
Das Nonnengespenst zu Gehofen von C. Duval	237.
Der hohe Petersberg bei Halle von C. Duval	241.
Weimar von Friedrich von Sydow	261.

Thüringen und der Harz.

Berichtigtes alphabetisches Verzeichniß
der
jetzt thätig theilnehmenden Herren Mitarbeiter.

Bechſtein (Ludwig), Cabinets- und Oberbibliothekar in Meiningen.
Belani (H. C. R. pseud.), in Potsdam.
Beuter, Doctor in Raſtenberg.
Bleichrodt, Bauinſpector in Frankenhauſen.
Braungard, Bürgermeiſter und Lieutenant a. D. in Quedlinburg.
Bube (Adolf), Obercenſſterial-Secretair in Gotha.
Buddeus (Theobald), stud. theol. in Gotha.
Duval (G.), Litter. in Großbodungen.
Ende, Pfarrer zu Rothenberga.
Gerber, Director des Gymnaſiums in Sondershauſen.
Gottſchalk, Hofrath in Dresden.
Grüning, Oberpfarrer in Cölleda.
Günther, Doctor in Langenſalza.
Hahnemann (Robert), Gerichtsactuar in Triptis.
Heeringen (Guſtav von), Kammerherr und Conſiſtorialrath in Coburg.
Heſſe, Doctor, Hofrath und geh. Archivar in Rudolſtadt.
Hofmeiſter, Paſtor in Kleinſchmalkalden.
Hoffmann, (Fr.), Hofprediger in Ballenſtädt.
Hohbohn, Paſtor in Bieſenrode.
Hübner, Pfarrer in Sundhauſen bei Langenſalza.
Kegel, Candidat in Teiſtungen.
Kettermann, Diaconus in Greußen.
Lehmann in Eckartsberge.
Leſſing, Adjunct in Kloſter Donndorf.
Nebe, Paſtor in Roßleben.
Nebſe, Gaſtgeber auf dem Brocken.
Oldendorp, Profeſſor in Schulpforte.
Pfiſter, Superintendent in Weißenſee.
Reinecke, Candidat in Jena.
Rümpler, Cantor in Kammerforſt.
Schminke, Pfarrer in Jeſtädt.
Schönemann, Doctor, Oberbibliothekar in Wolfenbüttel.
Schönichen, Paſtor in Bernburg.
Schöpfer, Doctor in Quedlinburg.
Schwerdt, Pfarrer in Neukirchen bei Eiſenach.
Storch (Ludwig), Doctor in Gotha.
Sturm (C. A. G.)
Sydow (Friedrich von), Major in Sondershauſen, Redacteur des Werkes.
Trautmann, Candidat in Querfurth.

Thüringen und der Harz,

mit ihren

Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden.

Historisch-romantische Beschreibung

aller

in Thüringen und auf dem Harz

vorhanden gewesenen und noch vorhandenen

Schlösser, Burgen, Klöster, merkwürdigen Kirchen und anderer Gebäude; Fabrikörter, Bergwerke, Ruinen, Höhlen, Denkmäler, malerischen Gegenden und sonst beachtenswerther Gegenstände aus dem Reiche der Geschichte und Natur.

Sechster Band,

mit 12 Abbildungen.

Sondershausen 1842.

Druck und Verlag von Friedrich August Eupel.

Germ. q. 480 m/6

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Mühlhausen.

Mühlhausen.

In dem Schooße einer weiten, fruchtbaren Thalebene, die, wenn auch nicht von dem Zauber landschaftlicher Romantik überhaucht, doch in dem Schmucke reicher Blüthenkränze prangt, lagert auf einem kaum merklichen Hügel die alte freie Reichsstadt Mühlhausen. Nicht von melancholischen Trümmern stolzer Ritterburgen überthront, nicht von grotesken Felsenmassen umstarrt, nicht von sprühenden Cascaden durchtost, nicht von dem Epheuschmuck flüsternder Sagen umrankt: — wie blickst du uns doch so lieblich an, du traute grüne Aue voll goldener Aehren, voll Blumen und Linden, voll Thautropfen und Finkenschlag, voll Klang und Segen! Und wenn wir auf dem Spiegelberge stehen, der an der Südseite des anmuthigen Thales hinstreicht, da klingt es, wie Idyllen-Poesie, in unserer Seele:

»O Lust, vom Berg zu schauen
Weit über Wald und Strom,
Hoch über sich den blauen,
Tief klaren Himmelsdom!«

Rings umher lachen uns sanfte Höhen entgegen, von lichtem Grün überfluthet und mit zahllosen Dörfern besäet; blitzende Thurmspitzen ragen ob den rothen Dächern, und aus südwestlicher Ferne grüßet, eine freundliche Nachbarin, die Stadt Langensalza; an den Abhängen der nahen Hügelketten prangen hüglich umgrünte, blüthedustende Gärten, die der Wohlstand des Bürgers mit zierlichen Lusthäuschen geschmückt, und allerwärts locken freundliche Anlagen in die Hallen geselliger Freude. — Im Nordosten erhebt sich die ernste Terrasse des Eichsfeldes, der Forstberg, während den westlichen Theil der Stadt mehre Höhen umschließen, über denen die bewaldeten Hügelwellen des Hainich's reizend hervorleuchten. Ueber den blühendurch-

wirkten Sammetteppich des flachen Thales, das die Unstrut*) mit ihrem Silberbande säumt, rieselt in mäandrischen Windungen zwischen Gärten und üppigen Saatfeldern die Breitsülze und das Popperoder Wasser, an deren Ufern, von majestätischen Linden beschattet, einsame Mühlen ihre monotonen Weisen klappern. Wo aber die sogenannten Eichelgärten, von dunkelm Erlenlaube umflüstert, nach dem Hainichwalde streifen, sieh', da winkt unter schattigem Lindendach Mühlhausens Sanssouci, die Popperoder Quelle, von der feierlichen Prozession der Mühlhäuser Schuljugend alljährlich begrüßt („Brunnenfest"), während sich unabsehbare Schaaren fröhlicher Gäste „vor dem weißen Hause" gütlich thun, wo Bier und Kaffee und, statt der verzuckerten Confituren der Salonsconversation, der ehrliche, hausbackene, aber leicht verdauliche Bürgerwitz eine gar wichtige Rolle spielt.

Die ehrwürdige Stadt, die sich, wie in bewußtloser Sehnsucht, nach Morgen hin ausstreckt, ruht in der Umarmung reizender Gärten. Ein frischer Kranz von Linden schmückt den hohen Wall, der die Stadtmauer umzieht; und die grauen Schutz- und Wartthürme, die dem Zahne der Zeit und den Stürmen der Feinde getrotzt, sie schauen uns wie Greise, die sich selber überlebt, gar melancholisch an. Ueber die hohen Ziegeldächer aber ragen andere, stattliche Thürme und die in stolzer Majestät emporstrebenden Massen der „Oberkirche" (Beatae Mariae Virginis) und rechtfertigen Pappenheims Urtheil, der im Herbste 1632, von dem reizenden Bilde der Stadt zur Milde gegen die dortigen Bürger gestimmt, wie unwillkührlich ausrief: „Nie bin ich noch in Mühlhausen gewesen, aber die Thürme der vielen darinnen befindlichen Kirchen verrathen eine feine und ansehnliche Stadt, die ich nicht vertilgen kann und mag."

Gewöhnlich scheidet man Mühlhausen, — abgesehen von seinen 5 Vorstädten, in die Ober- und Unterstadt, während sie schon das zwölfte Jahrhundert in die alte und neue schied (Gallettis thüring. Gesch. II., 328). Die Unterstadt ist wohl schon darum jene „alte", weil sie mit dem Schmuck der meisten öffentlichen Gebäude prangt. Die engen Straßen sind durch offene Kanäle bewässert, die der Oberstadt durch die Breitsülze, die der Unterstadt durch die Schwemmotte, die vor ihrem Einfluß in die Stadt „das Popperoder Wasser" heißt, und in die Unstrut mündet.

Es war zur Pfingstzeit des Jahres 1292, — so erzählt uns die Sage, deren Poesie wir aus der Prosa des modernen Volkslebens zu retten versuchen, — als der Rath der freien Reichsstadt Mühlhausen veröffentlichen ließ, daß, wer vermöge, irgend eine Quelle in die Oberstadt zu leiten, die aus Wassermang nicht selten ein Raub

*) Die Unstrut entspringt auf dem Eichsfelde beim Dorfe Käferhausen, theilt sich vor der Stadt Mühlhausen in zwei Arme, die nah hinter der Georgenvorstadt wieder zusammenströmen, und verfolgt sodann düstern und unbedeutlichen Ansehens ihren Lauf über die Dörfer Görmar, Altengottern u. s. f.

der Flammen geworden, reichlichen Lohns gewärtig und, falls ein schweres Verbrechen an ihm hafte, sich seines Leibes und Lebens versichert halten dürfe.

Es saß aber zu derselbigen Zeit auf dem Rabenthürme, welcher jetzt der Adlerthurm genennet wird, ein Mönch aus dem eichsfeldischen Kloster Reifenstein, wegen Brandstiftung und Schändung einer patrizischen Jungfrau auf Leben und Tod. In den Tagen seiner Freiheit hatte er öfter, wenn er in Angelegenheiten seines Ordens nach Pfaffenrode und St. Daniel gepilgert, zwischen einem Gehügel eine sprudelnde Quelle gewahrt. Als nun der Aufruf des Stadtrathes auch in die Einsamkeit seines Kerkers drang, da gedachte er des Gewässers, das ihn so manchmal gelabt, und fühlte sich mehr denn je von einer unwiderstehlichen Sehnsucht getrieben, den klaren Born zu bewegen, daß er ihm ein Bethesda der Freiheit werde. Aber die Quelle sprudelte in einem tiefen Grunde, und eine lange Hügelkette lagerte sich zwischen ihr und der Stadt. Und der Mönch sann — und sann —; denn vor seiner Seele stand lockend die goldblitzende Freiheit und die fetten Klosterschüsseln winkten gleich den Fleischtöpfen Aegyptens; aber daneben grinste die Unmöglichkeit des Unternehmens, Hand in Hand mit dem Scharfrichter, hohnlachend ihn an.

So wälzte er sich denn ernst vor grübelnder Ungeduld auf seinem Strohlager, und harrte schlaflos des dämmernden Morgens; da erbebte der Rabenthurm in seiner Grundveste und ein schwefelfarbener Blitz durchzuckte den Kerker und — Beelzebub in seiner höllischen Majestät stand vor dem zitternden Klosterbruder, der sich mit dem Talisman des heiligen Kreuzes wappnete, und aus schwer athmender Brust ein Ave Maria stöhnte. Indessen ermannte sich sein zagender Muth, als Meister Urian, in Grund des Herzens ihm nicht fremd, die zögernde Quelle in die Oberstadt zu leiten versprach, so bald der Mönch ihm seine Seele opfere. Und nach flüchtigem Bedenken unterschrieb derselbe mit einigen Tropfen seines Blutes den vorgelegten Contract.

Aber der Höllenfürst, als er unter dem Geheul des Sturmes durch das enge Gitterfenster entschwand, ließ seinem Opfer eine große Pergamentrolle zurück. Und als der Mönch beim ersten Gruß des dämmernden Tages das verhängnißvolle Blatt entfaltet hatte: o, wie staunte er, vom freudigen Schrecken durchzittert, als er in dem Pergament den Weg verzeichnet fand, auf welchem jene Quelle ohne große Schwierigkeiten über Hügel und durch Schluchten in die Oberstadt zu leiten sei.

Sogleich eröffnete der schlaue Mönch dem hochedeln Rathe sein Begehr. Die heiß ersehnte Freiheit, wenn das projectirte Stück gelingen sollte, ward ihm zugesichert und eine Schaar rüstiger Arbeiter ihm zu Gebote gestellt. Und sieh', bald strömte das Krystall der Breitsülzenquelle durch das ihr bereitete Bett, bald fruchtreiche Hügel, bald blüthenduftende Gärten, bald grüne Thäler bewässernd, lustig dahin; und die Aufgabe war gelöst, und bis auf diesen Tag versorgt der klare Born, der in einer kaum halbstündigen Entfernung dem Schooße der Erde entquillt, auf einem fast drei Stunden langen Weg die Ober-

stadt mit reichlichem Gewässer. Aber der Mönch, nachdem er sein Versprechen erfüllt, war verschwunden, und nicht einmal der Blick der Dankbarkeit hat seine Spur zu finden gewußt.

Unter Mühlhausens öffentlichen Plätzen ist vor allen der geräumige **Obermarkt** bemerkenswerth. Von den schönsten Gebäuden umschlossen, läuft er in eine der frequentesten Straßen der Stadt, den Steinweg, aus. Auf der Westseite des viereckigen Platzes prangt die stattliche Frauenkirche, gewöhnlich die oberstädtische oder Obermarktskirche genannt, mit ihren durch Ebenmaß und Großartigkeit imponirenden Massen auf einer mit Linden umkränzten Terrasse, dem ehemaligen Gottesacker, auf welchem zur Zeit der freireichsstädtischen Verfassung der neu erwählte Rath den Pflichteid abzuleisten hatte.

Die Obermarktskirche, im einfachen, edlen Geschmack erbaut, trägt in ihren Formen den Charakter des zwölften Jahrhunderts. Das Hauptportal auf der Mittagsseite, zu welcher man auf einer stufenreichen Treppe emporsteigt, zeugt unverkennbar von der Vermischung des gothischen und byzantinischen Baustyls. Die verwaisten Piedestale zu beiden Seiten der Treppe klagen die fanatischen Münzer'schen Horden des gräulichsten Vandalismus an. Die von einer Gallerie über dem Portale ernst herabschauenden vier Statuen sollen die geheiligte Person des Kaisers mit Krone und Fürstenmantel, von seinen drei vornehmsten Räthen umstanden, vor des Volkes Blicke stellen, um dadurch dem abzulegenden Diensteid des neuen Rathes eine erhöhete Eindrucksfähigkeit zu sichern. Eine zweite Gallerie oberhalb dieser Gruppen trägt die jungfräuliche Mutter mit dem Christuskinde, umringt von den morgenländischen Waisen; und auf einer dritten Gallerie thront inmitten vieler Gestalten, in deren Gesichtszügen sich der Ausdruck der Freude oder des Entsetzens malt, der Gottessohn als Weltenrichter. — Die Kirche ist mit drei stattlichen Thürmen geziert, von denen noch jetzt der mittelste und höchste mit Kupfer gedeckt und gekuppelt ist; die beiden andern, bis zur Spitze von Stein erbaut, tragen das Gepräge einer Zeit, die unbestreitbar gegen 150 Jahre der Erbauung der Kirche vorangeht. Der eine dieser Thürme wurde 1720 vom Blitze zerschmettert und, obwohl in spätern Jahren wieder aufgebaut, doch wegen seiner schlechten und Gefahr drohenden Structur zur Hälfte wieder abgenommen und mit einem Schieferdache bedeckt. Der zweite, welcher über seiner Pforte die Jahreszahl 1013 trägt, beurkundet, daß an der Stelle der Liebfrauenkirche ehemals eine Kapelle, vielleicht aus den Zeiten des Bonifacius, gestanden. — Der innere Raum des majestätischen Gotteshauses, welcher 113 Ellen in der Länge und 32 Ellen in der Breite mißt, zeichnet sich durch Licht und Räumlichkeit und schöne Form vor allen Kirchen Thüringens vortheilhaft aus. Das Gewölbe wird von 24 massiven, in 4 Reihen symmetrisch geordneten Pfeilern getragen, und die akustische Structur des Tempels ist so meisterhaft, daß kaum ein anderes Gotteshaus zu großen kirchlichen Concerten passendere Räume bietet.

Der Kirche Beatae Mariae Virginis gegenüber erblicken wir das Casino, früher die „Brodlaube" genannt, ein großes dem öffentlichen Vergnügen und der Feier städtischer Festlichkeiten gewidmetes Gebäude, das durch seine zwar einfache, aber geschmackvolle Form dem freundlichen Obermarkte zum besondern Schmuck gereicht.

In der Unterstadt, und zwar auf dem sogenannten Untermarkte, fesselt die Kirche St. Blasii den Blick des Wanderers. Ein Meisterstück gothischer Baukunst, steht sie der Liebfrauenkirche an Erhabenheit und Größe nur um Weniges nach und übertrifft sie an Alter, so daß einzelne Chronisten ihre Erbauung dem fränkischen Könige Dagobert (c. 506) vindiciren. Andere dagegen behaupten, daß sie (970) vom Kaiser Otto I. begründet und zu einer Domkirche eingerichtet worden sei. Während aber diese Behauptungen in das Gebiet der Sage streifen, so steht es als historische Thatsache fest, daß die Untermarktskirche von Friedrich II. im Jahre 1227 dem deutschen Johanniter-Orden, der sich ein Vierteljahrhundert zuvor in Mühlhausen angesiedelt hatte, feierlich anheimgegeben wurde. Die zwei steinernen Thürme, welche auf der Westseite der Kirche gen Himmel ragen, formiren sechsseitige Pyramiden, die sich aus einem herrlich gearbeiteten Kranze erheben, und deren Kanten mit historischen Zierrathen reichlich geschmückt sind. In beiden Thürmen, so wie im Chore zu beiden Seiten des Altars ist ein Bischofssitz abconterfeit, der für die Behauptung spricht, daß die Kirche sogleich bei ihrer Gründung zu dem Range eines Domes bestimmt worden sei. Das Innere derselben zeigt jene erhabene Einfachheit, die das frommgläubige Herz mit den Schauern der Ehrfurcht erfüllt. Im Chore schlummern, von Epitaphien in den verschiedenartigsten Formen bedeckt, die Gebeine der deutschen Ritter, und in ihrer Mitte ruht der Bischof Christian von Samland, Mühlhausens gefeierter Wohlthäter und einer der edelsten Männer seiner Zeit.

Nur durch eine Häuserreihe vom Untermarkte getrennt, grüßt uns gen Süden der Kornmarkt, der, auf drei Seiten von neuen, meist geschmackvollen Gebäuden umringt und gegen Mittag von der Kreuz- oder Barfüßerkirche begrenzt, einen gar freundlichen Anblick gewährt.

Wandeln wir aber nun durch die einzelnen Straßen der Stadt, so versöhnt uns deren Sauberkeit mit ihrem hin und wieder düstern Antlitz. Indessen tritt, von Jahr zu Jahr sichtlicher, auch in der äußern Ausstattung der Wohnungen ein ästhetischer Sinn zu Tage, der sich neuerdings durch Abtragung der finstern Thore und durch geschmackvolle Anlagen auf den Wällen genugsam bekundet. Dieses wohlthuende Schönheitsgefühl hat sein freundliches Gewand auch über die Gräber gebreitet. Denn der sinnig angelegte Friedhof vor dem Neupforten-Thore, der Freimaurer-Loge gegenüber, gleicht mit seinem eleganten Leichenhause mehr einem lieblichen Blumengarten, als dem Ruhebett verwesender Gebeine.

Blicken wir aber von der äußern Physiognomie der Stadt in deren inneres Leben und Treiben, so grüßet uns fast durchweg eine

solide Wohlhabenheit, die sich, mit schlichter Redlichkeit gepaart, nicht selten bis zum Reichthum steigert. Mühlhausens Bewohner — und es zählt die gewerbfleißige Stadt in etwa 1700 Häusern 11—12,000 Seelen — nähren sich theils vom Feldbau (die Fluren sind fruchtbar und trefflich cultivirt) und Handel (insbesondere mit den Erzeugnissen dieses Feldbaues: Korn, Waid, Anis, Saflor und dergl.), theils von Fabriken (namentlich in Wolle und Leder) und Gewerben (Gerbereien, Färbereien, Leimsiedereien u. a. m.). Und überall — du magst ihn beobachten im häuslichen oder öffentlichen Leben, im geselligen oder geschäftlichen Verkehr — charakterisirt sich der wahre Mühlhäuser durch seine tiefe, ungeheuchelte Frömmigkeit, die, von den Vorfahren ererbt, auch der jüngsten Generation nicht obsolet geworden; durch seine vielbelobte Biederkeit des Herzens, die den Makel der Derbheit mit ihrem milden Lichte überstrahlt; durch seine freundliche Liberalität, neben der jedoch der alte unverwüstliche Reichsbürgerstolz recht wohl bestehen mag; durch seine menschlich-christliche Gesinnung gegen Arme und Nothleidende, die sich in der Gründung und Erhaltung von Hospitälern, Armen- und Waisenhäusern so erfreulich ausspricht; durch seine harmlose Fröhlichkeit, die aber bald, wie allerwärts, ihre Ufer überfluthet und zum Strome der Genußsucht anschwillt. Und so findest du den Mühlhäuser unter Tausenden heraus, denn sein Charakter ist ein offenes Buch, mit goldenen Lettern gedruckt.

Auch hat die Wiege manches reichen Geistes, der die Welt mit seinem Ruhm erfüllte, in der trauten Stadt gestanden. Wir wollen aus der großen Schaar nur Einzelne nennen, und zwar: 1) den lieblichen Sänger geistlicher Lieder Ludwig Helmbold, der, wo seine Wiege gestanden, auch sein Grab gefunden († 1598 als Superint. zu Mühlh.); 2) den frommen Dichter und Componisten Georg Neumark († 1681 zu Weimar), der noch heute durch sein herrliches Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten ꝛc.", manches gebeugte Herz mit süßem Troste erfüllt; 3) den sinnigen Joh. Rudolph Ahle (Bürgermeister zu Mühlhausen im 17. Jahrhundert), Componist der seelenvollsten Kirchenmelodien, deren Krone: „Seele was ist Schön'res wohl ꝛc."; 4) seinen Kunst- und Geistesverwandten, Dr. Beutler, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts starb; 5) den gelehrten Gottfried Christian Beireiß († 1819 zu Helmstädt), der in die tiefen Schachte der Natur hinabgestiegen war und reiche Schätze erbeutet hatte, aber von dem Vorwurfe der Charlatanerie sich nicht frei zu halten wußte; 6) den edlen Herrm. Christoph Gottfried Demme († 1822 zu Altenburg), der als Mensch und Liederdichter Lehre und Leben zur schönsten Harmonie vereinigt; 7) den größten Naturforscher unserer Zeit, Tilesius von Tilonau (geb. 1769), der mit Krusenstern die Welt umsegelt u. a. m.

Würde uns aber wohl das schöne Geschlecht verzeihen, wenn wir seiner nicht gedenken wollten? Stehen doch die lieblichen Bilder vieler Mühlhäuser Frauen und Mädchen vor dem Spiegel unserer Phantasie; und wenn auch nicht gerade die Grazien ihren Schleier über sie gebreitet, und wenn auch die Lebensfrische des Thüringer

Waldes ſchönerer Formen ſich rühmt: ſo lächeln doch die Augen der Mühlhäuſerinnen ſo mild und hold, ſo ſchlagen doch ihre Herzen ſo warm und treu, daß ſie des Lebens höchſtes Glück in ihren Zauberkreis zu bannen wiſſen.

Das Zungenidiom des Mühlhäuſer Bürgers ſteht den nachbarlichen Dialecten ſchroff entgegen. Die Sprache iſt breit, rauh und eckig, und das dunkle a und das gutturirte g und ch ſpielen darin eine ſo unleidliche Rolle, daß ein fremdes Ohr, wenn es namentlich an die klangreiche Zunge norddeutſcher Landſtriche gewöhnt iſt, unangenehm ſich berührt fühlt.

Nachdem wir alſo mit flüchtigen Blicken die Eigenthümlichkeiten des modernen Mühlhauſens gemuſtert, ſo lüften wir den Vorhang der Vergangenheit und treten in die Hallen der Geſchichte. Aber bei den erſten Schritten zeigen uns auch dieſe Hallen nur leere Wände, etwa hie und da vom lockeren Sagengewebe umhangen.

Mühlhauſen (Melinhuſen, Malhuſium, Mulhuſa), die alte freie Reichsſtadt, in dem Watergau gelegen, — wann ſie erbaut? wer ſie erbaut? — wir wiſſen es nicht. Denn daß ein fabelhafter König Mula ſchon im J. 333 vor Chriſti Geburt den Grundſtein Mühlhauſens gelegt und ihr ſeinen Namen gegeben, iſt eine luſtige Sage, die jeder geſchichtlichen Baſis ermangelt. Blicken wir dagegen auf das Wappen, das die Stadt in ihrer Glanzperiode trug — den Reichsadler, der in jedem ſeiner ausgebreiteten Fittige ein Mühleiſen oder eine Mühlhaue führte — ſo drängt ſich uns die Vermuthung auf, das erſte Gebäude, welches in dieſer Gegend ſeinen Giebel erhob, ſei eine Mühle geweſen, und habe den Häuſern, die ſich im Laufe der Jahrhunderte an ſie angereiht, ihren Namen vererbt. Den Chroniſten Stella und Agricola zu Folge, die ſich jedoch nicht ſcheuen, jezuweilen aus dem Gleiſe der Geſchichte zu weichen, iſt Mühlhauſen bis zum J. 515 nach Chriſti ein offener Marktflecken geweſen, Mühldorf genannt, und von dem thüring. Könige Hermannfried zur Stadt erhoben worden. — Andere erzählen anders: Thüringens Apoſtel, Bonifacius, deſſen Name faſt an jeder Stadt und jedem Hügel haftet, habe auf dem Gehülfensberge (3 Stunden von Mühlhauſen entfernt) ein Kirchlein erbaut. Und eine ſegensreiche Wunderkraft hatte in der ſchlichten Kapelle Wohnung gemacht, daß jeder Preßhafte, welcher die heilige Schwelle überſchritt, geneſen von dannen zog. Da ſtrömten von nah und fern bußfertige Schaaren und in endloſen Zügen Arme, Lahme, Krüppel und Blinde herbei, daß die nahen Dörfer ihre Menge nicht zu faſſen wußten. Und der menſchenfreundliche Apoſtel, um den Wallern ein Obdach zu ſichern, vermochte Karl den Großen um das Jahr 770, den Flecken Mühlhauſen mit der Stadtgerechtigkeit und andern Privilegien und Freiheiten huldreichſt zu begaben. *)

---

*) Im J. 775 ſchenkte Karl der Große Mühlhauſens Zehnten dem Kloſter zu Herſfeld.

Lüften wir jedoch den Schleier einer spätern Zeit, in welcher Mühlhausen aus den Nebelarmen der Geschichte zweifellos als Stadt hervortritt, so erblicken wir die streitbaren Bürger (933) fechtend auf Jechaburgs Höhen, wie sie ihr freies Schwert unter dem sieghaften Paniere Heinrichs des Vogelstellers für die Ruhe des deutschen Vaterlandes tapfer schwingen. In dieser Riesenschlacht erwarben sich Mühlhausens Streiter Heinrichs Liebe und Achtung in einem so hohen Grade, daß er nicht nur die Freiheiten der Stadt bestätigte und erweiterte, sondern auch in ihrem Schooße seine Winterquartiere aufschlug. Und in dem folgenden Jahre (934) versammelte er daselbst die ihm befreundeten Fürsten und vereinigte sich mit ihnen zu dem ehrenwerthen Entschluß, ihren ungarischen Drängern jenen schimpflichen Tribut, der lange wie ein giftiger Wurm an Deutschlands Ehre genagt, von Stund an zu verweigern. Und den feindlichen Gesandten, die der jährlichen Abgabe harrten, ward ein räudiger Schafhund ausgeliefert, mit dem kühnen Bedeuten: „Wolle ihr König einen andern Tribut, so möge er ihn holen!“ Aber die Hunnen, von Rachsucht und Raubgier entflammt, überfluteten bald darauf das deutsche Reich mit neuem Grimm und mit neuen Schrecken, und durchzogen dessen fruchtbare Gauen wie verheerende Heuschreckenschwärme. Thüringens Genius löschte weinend die Fackel und floh schaudernd von dannen. Aber noch in demselben Jahre (934) ereilte die Nemesis die entmenschten Verbrecher, und 40,000 Hunnen fielen bei Merseburg unter Heinrichs rächendem Schwerte. Auch Mühlhausens Mannen stritten auf dem blutigen Felde für Deutschlands Ehre und Freiheit mit so tapferm Muthe, daß der Kaiser ihre Stadt mit besonderem Wohlwollen umfaßte, mit seinem glänzenden Hofstager sich gar oft in ihrer Mitte gefiel, und manche reiche Blüthe aus dem Kranze seiner Huld auf ihre Bürger streute. Ja, noch auf dem Sterbebette empfahl er seinem Sohne Otto die getreue Stadt, und Otto blieb ihr hold und gnädig, wie sein Vater es gewesen; und nicht blos das Wort, das er dem Sterbenden gegeben, auch das eigne Herz war dieser Gnade Quell und Stütze.

Aber auch die spätern Herrscher sah die freie Reichsstadt oft in ihren Mauern. Konrad III., erster deutscher König aus dem Hause der Hohenstaufen, schloß mit seinem Gegenkaiser Lothar II. (im J. 1135) zu Mühlhausen ein versöhnendes Bündniß, und Philipp von Schwaben ließ sich, nachdem er sich mit seinem Gegner Berthold von Zähringen abgefunden, durch feierlichen Beschluß des Reichstages, den er (1198) daselbst zusammenberufen, zum deutschen Kaiser wählen.

Aber die Tage des Glücks und des Glanzes wurden gar bald von finsteren Wolken getrübt. Der geächtete Sachsenherzog Heinrich der Löwe hatte seine Feinde aufs Haupt geschlagen. Die Flüchtigen, von Heinrichs Truppen verfolgt, hatten in Mühlhausen Schutz und Obdach gefunden. Da eroberte (1181) der zornentbrannte Herzog nach ernster Belagerung*) die arme Stadt, gab sie den Flammen

*) Aus dieser Blagerung ergibt sich, daß Mühlhausen schon damals hinter Wall und Mauern sich geborgen. Und wenn man in der Kirche zu Hammelsburg liest:

Preis und verwüstete ihre Besitzungen. Und als wäre des Vaters Zorn auf den deutschen Kaiser Otto II. vererbt, so bemächtigten sich (im J. 1211) die ihm befreundeten Sachsen und namentlich sein Günstling, Truchses Gunzelin, der Städte Mühlhausen und Nordhausen und gestalteten sie zu Waffenplätzen gegen den befehdeten Landgrafen Hermann I.

Und als auch diese Stürme vorübergegangen, da erfrechten sich die Grafen von Hohenstein und Reinstein, den benachbarten Städten die Viehheerden wegzutreiben, um bei ihren Bankets den leckeren Gästen wohlfeile Braten zu reichen. Auch Mühlhausen hatte diese Freikäuferei schon öfter erduldet, und da endlich die Bürger in verzeihlicher Entrüstung ein solch räuberisches Handwerk mit dem rechten Namen nannten, da wagten die Grafen, „die Pfahlbürgerstadt" — wie Mühlhausen und vielleicht jede Stadt von den hochgebietenden Herren spottweise getauft ward — mit Krieg zu überziehen. Aber siehe! die gerechte Sache triumphirte; denn die Grafen wurden bei Höngeda gefangen genommen, und mußten sich nach langer Haft bequemen, zur Rettung ihres Leibes und Lebens die Stadtmauern über 8 Fuß erhöhen zu lassen (1221) *).

Wie aber alle Reichsstädte das lockende Augenmerk adeliger Buschklepper waren, welche ihren leeren Säckel gern mit den goldenen Früchten der betriebsamen Bürger füllten: so war auch Mühlhausen den unaufhörlichen Neckereien und Brandschatzungen freibeuterischer Ritter und Knechte Preis gegeben, denen der wachsende Reichthum der Städte wohl ein Dorn im Auge, aber auch eine willkommene Beute war. Und selbst die Fürsten verschmähten es nicht, die freien Städte nach und nach mit ihren Fesseln zu umstricken, und sie den Grenzen ihrer Besitzungen einzuverleiben. Und einen solchen Anschlag gedachten denn mehre verbündete Fürsten, und zwar auf dem Wege der List, auch gegen Mühlhausen auszuführen.

Es war am Sonnabend vor Cantate des Jahres 1249. Noch hüllt der Morgennebel Wald und Flur in seinen düstern Schleier, als der Stadt ein langer Zug von Wagen naht, mit ausgespannten Tüchern dicht verhängt. Am Thore angehalten und nach ihrer Ladung und ihrem Ziele befragt, erklären die Fuhrknechte, daß sie Getreide zu Markte bringen. Man hat ihres Zweckes kein Arg und läßt sie passiren. Und so eben wollte der letzte Wagen durch das offene Stadtthor fahren, als sich eine Kette am Geschirre loshakt und die Radespeichen brechen. Sogleich eilen die Bürger aus ihrem Wachstübchen

---

„Als man schrieb tausend zweihundert allein,
Ward die Stadt Mühlhausen ummauert mit Stein
Vom Abt Conrad von Matias genannt,
Der Zeit im Reich gar wohl bekannt." —

so bezieht sich das entweder auf die Aufnahme der Vorstädte in den Mauerring, oder auf die Reparatur der durch Heinrich den Löwen zerstörten ältern Stadtmauer.

*) Andere Chronisten verlegen diese Fehde in das Jahr 1313 und nennen die Grafen von Reinstein und Werningerode.

herbei, um mit dienstfertigen Händen dem ängstlichen Knechte beizustehn. Da glauben sie in dem Schooße des Wagens bald ein dumpfes Husten, bald ein leises Flüstern zu hören. Flugs reißen sie das Plantuch herab, und statt der vollen Getreidesäcke finden sie — bewaffnete Söldner, gedungen, sich des Stadtthors zu bemächtigen und den in der Nähe lauernden Rotten den Eingang zu sichern. Sogleich läßt die Wache das Fallgitter sinken und eilt auf das Rathhaus, den heimtückischen Ueberfall zu berichten. Bald ertönen von allen Thürmen die Sturmglocken, und aus allen Straßen eilen die Zünfte bewaffnet herbei. Ehe noch die feindlichen Schaaren sich aus ihren Hüllen wickeln und zur Wehre stellen, sind die Wagen bereits umzingelt und die Kriegsknechte entweder gefangen oder niedergehauen. Nur Wenigen gelingt die Flucht. — Auf diese Weise entging die freie Stadt einem Schicksale, das unheildrohend seine Arme nach ihr ausstreckte und sie durch List und Gewalt in die Sphäre der Knechtschaft hinabdrängen wollte.

An diese Begebenheit reiht sich ein anderes trauriges Ereigniß, welches fast zwei Jahrhunderte mit dumpfer Schwere auf der Stadt Mühlhausen lastete und sie belehrte, daß die Selbsthülfe, wenn auch durch dringende Noth geboten, vor dem Forum des Gesetzes nicht immer gerechtfertigt erscheint.

Schon seit grauen Jahren stand vor der Burgpforte ein Gan-Erben-Schloß (castrum imperiale), als unmittelbares Reichslehn von mehren adeligen Familien bewohnt und in dem Munde des Volks als Hainerburg bekannt, weil die von Hagen daselbst ihren Sitz gehabt. Die Burgherren, obwohl nicht geistlichen Standes, hielten sich zu dem Orden der Johanniter, und ließen durch Priester und Scholaren ihre Sacra verwalten. Da nun das Castell mit der Ringmauer in unmittelbarer Verbindung stand, so konnte man aus demselben in die Stadt gelangen, ohne das Thor zu passiren. Dadurch aber war die Sicherheit Mühlhausens gefährdet, denn die Burgbewohner förderten nicht nur bei nächtlicher Weile verdächtige Fremde in die Stadt, sondern trachteten auch die reizenden Bürgerstöchter zu verführen und erlaubten sich allerlei Unfug. Der sorgliche Rath suchte durch Beschwerde vor dem Throne des Kaisers diesem Unfug zu steuern, und es entwickelte sich ein Prozeß, der sich durch zwei Jahrhunderte hindurch wand. Endlich errangen die Bürger den Sieg, und erhielten von Kaiser Konrad IV. — kurz vor dem großen Interregnum — die Erlaubniß, Stadt und Burg durch eine Zwischenmauer zu scheiden. Aber die Gan-Erben, entrüstet über den unerwünschten Ausgang des Prozesses, suchten die Stadt auf alle Weise zu drangsalen, und fügten durch Hetzen und Jagen in der städtischen Feldflur den Bürgern unerträglichen Schaden zu. Und als zur Zeit des Interregnums jeder Willkür die Zügel gelöst und kein richterlicher Spruch dem Frevel Grenzen setzte, wurden die Burgherren immer anmaßender und frecher, und spannten den Bogen am Ende so straff, daß — die Sehne sprang. Denn die Bürger, der unerträglichen

Neckereien müde, überfielen die Burg mit bewaffneter Hand, zerbrachen in grimmer Wuth die drückenden Fesseln der Zwingherrschaft und gönnten ihrem Rachezorn erst auf den Trümmern dieser Herrschaft Rast und Ruhe. Als jedoch nach vielen Jahren mit dem ritterlichen Rudolph von Habsburg der Geist der Ordnung und des Rechtes in Deutschlands zerrüttete Gauen zurückkehrte, siehe, da trugen die vertriebenen Burgherren ihre Klagen vor den richterlichen Thron des Kaisers, und der strenge und gerechte Rudolph, um der Welt zu zeigen, wie er jede Eigenmächtigkeit zu strafen und die Zügel seines Regiments mit kräftiger Hand zu führen wisse, sprach im Jahre 1274, als er kaum den allgemeinen Landfrieden verkündet, über die Stadt Mühlhausen das schreckliche Wort der Reichsacht, aus deren schmachvollen und drückenden Fesseln sie sich erst durch schwere Opfer und durch die Fürsprache des Bischofs von Samland zu lösen vermochte. Später aber bestätigte Rudolph voll kaiserlicher Huld ihre alten Freiheiten und Gerechtsame, verpachtete die ihm zufälligen Abgaben an den Stadtrath, sprach die Bürger von der Pflicht, sich vor dem Landgerichte zu stellen, ledig und verordnete, daß die den Bürgern gehörigen Güter nur an Mitbürger veräußert werden durften (Grashof. commen. de Mulhusa, p. 197).

Poetischer jedoch, als diese chronistische Ueberlieferung, schmückt die Sage, wenn auch mit dunkeln Trauerblumen, die Zerstörung der Hainerburg aus.

Im 13. Jahrhundert lebte zu Mühlhausen ein wackerer Schlossermeister, Namens Adam, der ein wohlangesehener Bürgersmann und Rathsherr war. Er hatte sieben kräftige Söhne und eine Tochter, Hildegard geheißen, dergleichen war nicht zu finden in allen Gauen umher, so lieblich blühte die achtzehnjährige Maid durch Schönheit und Tugend. Des Vaters Stolz und Freude ruhte im Besitze dieser Kinder, und bei allen Bekümmernissen der bösen Zeit erheiterte sich seine düstere Stirne, wenn man vor ihm rühmte: „Ei, Herr Rathsherr, welch ein Glück, solch einen reichen Schatz an wackern Kindern zu besitzen!" Aber das Glück des hablichen Schlossermeisters ward gar bald gestört. Ein auf der Hainerburg sesshafter Ritter aus dem Geschlechte derer ab Indagine (von Hagen) entbrannte in unkeuscher Minne für Hildegard, des biedern Adam wunderholde Tochter. Aber seine Nachstellungen führten ihn nicht zum ersehnten Ziel. Da fügte sichs, daß bei dem Schrecken einer Feuersbrunst die Maid allein daheim geblieben war. Der buhlerische Ritter ahnte es und drang mit seinen Spießgesellen in das wehrlose Haus und schleppte die Ohnmächtige in den Gewahrsam seiner Burg, wo er mit frecher Hand den jungfräulichen Kranz zerriß und die zarte Lilie knickte. Namenlose Wuth ergriff die Bürger bei der Kunde dieses Frevels, und es ward von Rath und Bürgerschaft sofort beschlossen, die verhaßte Burg in nächster Woche zu zerstören. Aber der in seinen heiligsten Gefühlen tief verletzte Vater, von grenzenloser Rache gespornt, hatte es anders im Sinn. Schon in der nächsten Nacht waren die Ritter zu einer neuen Schandthat ausgezogen.

Da kniete Adam mit seinen Söhnen in der Kirche Mariae Virginis vor dem in hellem Kerzenlichte strahlenden Muttergottesbilde, und erflehte unter heißen Thränen den Beistand der Himmelskönigin zu seinem kühnen Werk der Rache. Und es war, als ob die heilige Jungfrau ihm gewährend lächle; und kaum überflogen die mitternächtigen Schatten des Mondes bleiches Antlitz, als die wenigen auf der Burg zurückgebliebenen Reisigen im Taumel des Schlafes von den nervigen Schlosserhänden überwältigt waren und im Burgverließe seufzten. Und aufs Neue flehten die Rächer um des Himmels Schutz und Hülfe. Da schwebte sie selbst, die Hochgebenedeite, in strahlender Glorie herab auf die Zinnen der Burg, und rüstete die betenden Streiter mit übermenschlicher Kraft. Und nun stürzten unter ihren Händen die gewaltigen Mauern krachend zusammen; nun rollten die riesigen Thürme donnernd in den Burggraben hinab; nun bebte die Erde unter dem Prasseln der Steinblöcke und des Gebälkes: — und als der Morgen graute, sieh', da war die stattliche Hainerburg in den Staub gesunken, und auf den wüsten Trümmern kniete Adam mit seinen Söhnen, und dankte der Himmelskönigin für den glorreichen Sieg. Unendlicher Jubel tönte durch das Volk, als es die gebrochene Veste sah, und Alle priesen ihren Retter und — die wunderbare Hülfe in der Zeit der Noth. Hildegard aber, die arme geschändete Hildegard, vertrauerte ihre wenigen Tage hinter den Mauern des Brückenklosters, während die Sage ihren Namen von Mund zu Mund vererbt, so daß noch jetzt Mühlhausens Mägdelein bei den fröhlichen Kirchweihtänzen die seltsame Geschichte in gar manchem Liede feiern.

Kaum aber hatte sich die bedrängte Stadt der Fesseln ihrer Zwingherren und der Schmach der Reichsacht entledigt, als Mühlhausens Bürger sich abermals gezwungen sahen, die Waffen zu ergreifen. Adolph von Nassau, der sich die Huldigung der thüringischen Erbländer, die er von Albrecht dem Unartigen gefeilscht, erzwingen wollte, durchzog mit seinen zügellosen Horden das arme Thüringen, und schrieb seinen Namen mit blutigen Zügen in das Buch der Geschichte. Im Kloster zu Raspenburg schändeten seine entmenschlichten Söldner alle Nonnen, deren Alter noch nicht jede Blüthenspur von ihren Wangen gestreift hatte; in Gangloffsömmern entkleideten sie eine greise Frau mit schamloser Hand, bestrichen ihren Körper über und über mit Theer, wälzten sie in den Flaumfedern zerrissener Betten und schleppten nun das jammernde Opfer ihres teuflischen Muthwillens, mit einem Stricke um den Hals, unter Hohngelächter und Mißhandlungen durch das Lager. Der Kaiser aber lächelte über die Gräuel seines Heeres, und als der Graf von Hohenstein es wagte, ihm desfallsige Vorstellungen zu thun, da zürnte er dem Kühnen zu: „Ich kann meine Soldaten nicht im Schubsacke führen!" Und mit diesen Rotten zog denn Adolph nach Mühlhausen. Willig öffnete die Stadt dem Kaiser die Thore. Kaum aber waren die entzügelten Schaaren eingerückt, als sie auch hier, von Sinnlichkeit und Raubgier gestachelt, Ausschweifungen auf Ausschweifungen

Frevelthaten auf Frevelthaten häuften. Von allen Seiten drangen bittere Klagen zu des Kaisers Ohr. Dieser aber, um die rohen Kriegsknechte durch maßlose Nachsicht mit immer stärkeren Banden an sich und sein Interesse zu fesseln, blieb den flehenden Stimmen der hart bedrängten Bürger taub. Da faßten sie abermals (1294) in ihrer Verzweiflung die rettende Hand der Selbsthülfe, und abermals riefen die Sturmglocken die wehrhaften Bürger zusammen, und bald erschallte in allen Straßen das Wuthgeheul der Angreifenden, der laute Jammer der Verwundeten, das leise Stöhnen der Sterbenden. Am heißesten und blutigsten tobte der Kampf auf dem Obermarkte, aber überall blieben die Mühlhäuser Sieger. Das kaiserliche Heer, nachdem ihm die uralte Lehre: „daß des Bürgers Arm riesenstark wird, wenn er für den eigenen Heerd und zum Schutze der Seinen die Waffen schwingt", mit blutigen Zügen aufs Haupt geschrieben, floh in wilder Verwirrung; kaum entging der Kaiser selbst, in unkenntliche Gewänder gehüllt, der Rache der wüthenden Bürger. Das Thor, durch welches Adolph sich mit seinem flüchtigen Heere gerettet, stand am alten Wiobach, wurde aber bald darauf zugemauert und durch ein anderes, das Schaffenthor (Schafthor?) ersetzt.

Die Kriegsfackel war aber noch immer nicht ausgelöscht. Mühlhausen, nachdem es im Bunde mit Erfurt und Nordhausen (1303) gegen den Burggrafen von Kirchberg gezogen und dessen Schlösser Greisberg, Windberg, Kirchberg und Lehsten erobert hatte, knüpfte das Band, welches die Schwesterstädte zum Schutz und Trutz um sich geschlungen, immer fester. Und als die Vögte des ländersüchtigen Kaisers Albrecht von Habsburg den trotzigen Eisenachern gegen ihren Landgrafen Friedrich mit der gebissenen Wange zu Hülfe zogen, da schlossen sich die Bürger von Erfurt, Nordhausen und Mühlhausen dem Zuge an (1306), weil sie behaupteten, der Landgraf kränke sie in ihren Ehren, Freiheiten und Rechten, indem er von jeder Mark ihres Vermögens 1 Loth Bete fordere und ihnen verbiete, die Frechheit adeliger Räuber zu züchtigen, und belagerten unter dem königlichen Anführer Wilnau die Wartburg. Nachdem aber in der blutigen Schlacht bei Lucca Friedrich I. seine Feinde gezüchtigt, richtete er seinen Rachezug gen Mühlhausen und Nordhausen und strafte die kriegslustigen Städte mit Feuer und Schwert. Und ihre demüthigen Bitten um Gnade und Schonung hörte und gewährte er erst dann, als sie ihrem Bündnisse mit den Erfurtern entsagt und durch Goldes Klang den Zorn des Landgrafen beschwichtiget hatten.

Und nun freute sich Mühlhausen endlich eines süßen Friedens, und in dem Schatten dieser Himmelspalme keimten und blühten alle Zweige der Industrie. Und diese Blüthen trugen goldene Früchte, also daß es die mächtige und weit verbreitete Hansa nicht unter ihrer Würde hielt, ihr ehrenvolles Band auch um Mühlhausen zu schlingen. Der wichtigste Erwerbszweig war die Fabrikation gefärbten Tuches, das einen lebhaften Handel, insbesondere nach Rußland (in manchen Jahren wurden über 10,000 Stück versendet), reiche Wege bahnte. Als aber die Fabrikherren sich erdreisteten, die Tücher unter

der gewöhnlichen Ellenzahl zu weben und sich doch dieselben Preise zahlen zu lassen, legte die Hansa (1425) ihr Voto ein und suchte die Würde des siebenten Gebotes aufrecht zu erhalten.

Indessen welkten die zarten Blüthen des Friedens gar bald. Kaiser Ludwig der Baier hatte (1320) seine Tochter Mechtildis dem mächtigen Markgrafen von Meißen, Friedrich II. verlobt. Aber die Braut war von der Natur gar stiefmütterlich ausgestattet. Ein Fall aus der Wiege hatte ihr einen Höker aufgebürdet, durch eine bösartige Krankheit war das linke Auge geborsten, und der von ihrem Vater ererbte große Mund vollendete ihre Häßlichkeit. Diese mißfällige Aussteuer der Natur gedachte Ludwig durch eine glänzende Aussteuer vergessen zu machen, indem er seinem Eidam mehre Reichsstädte, unter denen auch Mühlhausen, zum Heirathsgute überwies. Mühlhausen aber sträubte sich hartnäckig gegen die ungebührlichen Anmaßungen des Reichsoberhauptes und berief sich auf die Freiheitsbriefe, welche Heinrich der Finkler, Konrad IV. u. a. der getreuen Stadt für geleistete Dienste ertheilt hatten. Dieses Sträuben gegen eherne Fesseln wurde aber für strafbare Widersetzlichkeit erklärt und — die Reichsacht über die unglückliche Stadt abermals ausgesprochen. Nun welkten, wie von einem Gifthauche berührt, die Blüthen der Gewerbe und des Glücks, nun stockte der Verkehr, nun traten alle Räder der Betriebsamkeit aus ihren Fugen; und die arme Stadt sah sich gezwungen, ihre goldbeschwerte Hand dem Kaiser zur Versöhnung zu bieten. Erst als das Opfer von 5000 Mark des feinsten Silbers auf dem Altar seines Zornes niedergelegt war, nahm er den harten Spruch zurück. Der unaufhörlichen Hudeleien müde, beschloß nun endlich die Bürgerschaft, sich die völlige Reichsunmittelbarkeit (das Vorrecht, Niemandes Vasall zu sein) zu erwerben. Der Antrag fand bei dem Kaiser, der, um seine Streitigkeiten mit den Päpsten auszufechten, eines vollen Säckels bedurfte, gnädiges Gehör, und Mühlhausen erkaufte in dem Jahre 1337 (Andere: 1332) für 1000 Mark Silbers (etwa 13,000 Thaler) nicht nur das gewichtige Reichsschuldheißenamt und streifte damit alle Fesseln einer auswärtigen Gerichtsbarkeit von sich ab, sondern auch im folgenden Jahre für denselben Preis alle übrigen in der Stadt und deren Gebiet dem Kaiser und Reich zuständigen Nutzungen und Gerechtsame.

Nun schwebte vielleicht ein Jahrzehend hindurch der Engel des Friedens und des Segens über der vielgeprüften Stadt. Da schwang ein finstrer Geist, der Geist des Fanatismus, wie er entfesselt durch Thüringen wüthete, auch in Mühlhausen seine blutige Geißel; und es sträubt sich die Hand, den Vorhang zu lüften, hinter dessen Falten das schauderhafte Drama: „Die Ermordung der Juden", unsern entrüsteten Blicken vorüberzieht.

Unerhörte Landplagen hatten die Herzen mit Angst und Schrecken erfüllt. Die Pest, ein unerbittlicher Würgengel, war durch Thüringens Gaue gezogen und hatte die blühendsten Städte entvölkert. Auch Mühlhausen wußte sich vor dem schrecklichen Gaste nicht zu bergen, und nicht selten fielen an einem Tage 50 bis 60 Menschen

als Opfer der verheerenden Seuche. Da haftete plötzlich der Blick des Entſetzens an dem armen Volke, das der Fluch des Schickſals in alle Erdwinkel zerſtreut und unverſöhnlicher Verachtung Preis gegeben hatte. Die fanatiſche Geiſtlichkeit ſchürte die Flamme, und mit einem Male dröhnte der laute Weheruf von Mund zu Mund: Die Juden haben aus unerſättlicher Rache gegen die Chriſten die Brunnen vergiftet und dem gierigen Tode Thür und Thor geöffnet! Dies war die Loſung zum allgemeinen Judenmorde. Tauſende ſtarben unter den Händen des ergrimmten Volkes; Tauſende wurden hab- und obdachlos in die Wälder getrieben; Tauſende wurden lebendig verbrannt, erſäuft und auf die gräulichſte Weiſe zu Tode gemartert. In Mühlhauſen begann das empörende Trauerſpiel am Dienſtage nach Invocavit 1349 und gegen 300 Juden fielen als Opfer einer unbegreiflichen Verblendung und eines mißgeleiteten Glaubenseifers. Noch hat ſich ein Brief erhalten, in welchem Landgraf Friedrich der Ernſthafte die verblendete Stadt zu dieſem ſchauderhaften Trauerſpiele, gleich wie zu einem feierlichen Gottesgerichte, auffordert, den wir als ein merkwürdiges Actenſtück abergläubiſcher Verirrung unſern Leſern nicht vorenthalten wollen.

„Ihr Rathsmeiſtern und Rath der Stadt Mühlhauſen, wyſſet, daß wir alle unſere Juden haben laſſen bornen, alſe wit unſre Lande ſyn, umme de groſſe Bosheit, dy ſy an der Chryſtenheit han gethan, wan ſy die Chryſtenheit gar wollen tod han, mit Vergift, dy ſy in alle Borne geworfen han, deſſen wir gentlich Vrkund davon han, dat dat war is. Darum rathen wir uh, deß yr uwer Joden laſſet toden, Gotte zu lobe, daß die Chryſtenheit noch nicht geſchwächt von In werde u. ſ. f."

Bald darauf (1354*) züchtigte Friedrich, auf Bitten der Grafen von Hohenſtein, die Räuber des Schloſſes Erichsberg (Eiſterburg?) und die Städte Erfurt, Mühlhauſen und Nordhauſen ſtellten dazu ihre tapferen Mannnen. Indeſſen waren die ſiegreichen Grafen unbequeme Nachbarn, alſo daß die genannten Städte gegen deren Bedrückungen ein Bündniß ſchloſſen, und in der Faſtenzeit des Jahres 1376 gegen ſie zu Felde zogen und mit Sengen und Brennen 14 Tage lang in ihren Dörfern hauſ'ten. Aber die Grafen gewannen den mächtigen Herzog Otto von Braunſchweig zu ihrem Bündner, griffen die Feinde auf ihrem Rückzuge in einem engen Thale, wo ſie ihre Mannſchaft nicht zuſammenziehen konnten, tapfer an und ſingen und erſchlugen ſo Viele, daß nur Wenige als Boten des Unglücks ihre Heimath erreichten.

Im Jahre 1384 ſchloß Landgraf Balthaſar zur Aufrechthaltung des Landfriedens mit den Städten Erfurt und Mühlhauſen ein Bündniß,

*) Andere, z. B. Herzog in ſeiner thüring. Geſch. S. 363, verlegen dieſe Fehde in das Jahr 1346.

woraus die eigenthümliche Stellung derselben, den Landgrafen gegenüber, deutlich in die Augen springt. Denn es versprach derselbe, zur Zeit der Noth ihnen treulich beizustehen und ihre Freiheiten zu sichern, während sich die Städte verpflichteten, bei obwaltenden Zwistigkeiten den Ausspruch eines Schiedsrichters anzuerkennen, und keinem der landgräflichen Dienstleute, die sich vor dem Zorne ihres Herrn geflüchtet, Schutz zu gewähren.

Aber ungeachtet dieses Bundes zog doch schon im Jahre 1400 eine schwere Gewitterwolke über Mühlhausen herauf und entlud ihre zürnenden Blitze auf die arme Stadt. Es hatten nämlich einige Mönche unter den Linden am Blobache eine Hostie gefunden, mit Blutstropfen gezeichnet und mit wunderthätiger Kraft begabt. Zahllose Schaaren zogen dahin, sahen, hörten, staunten und — opferten. Da ward denn, um die reiche Quelle nicht versiegen zu lassen, unter den weitästigen Linden des Blobachs eiligst eine kleine Kapelle erbaut und dem heiligen Johannes gewidmet. Siehe, da erschien am Tage Petri und Pauli ein Provisor des Bischofs von Mainz, dem die wunderbare Kunde zu Ohren gekommen, und versammelte die Beisassen des Rathes und erklärte ihnen, daß die geheimnißvolle Hostie ein Werk des Teufels, ihre gläubige Verehrung aber ein gar schwerer Frevel gegen die heilige Kirche sei. Man begab sich sofort in die Kapelle und siehe! die hellrothen Blutstropfen waren kohlschwarz geworden. Und alsobald ward die Hostie zerbrochen und in die Erde gescharrt, der wohlfürsichtige Provisor aber nahm das von milden Händen gespendete Wachs nebst dem vorräthigen Opfergelde (gegen 58 Schock Groschen), befahl die Niederreißung der Kapelle und begab sich in sein Kloster zurück. — Aber damit war die Sache noch nicht abgethan. Denn — ob der Herr Provisor (er hieß Ludwig von Binfort) eine freundlichere Aufnahme und eine tiefere Devotion in Mühlhausen erwartet oder ob er den eigenmächtigen Bau der Kapelle und die ohne päpstliche Genehmigung gestatteten Wallfahrten zu der Wunderhostie in der That für einen schweren Frevel hielt: — genug, er verklagte die Stadt vor dem römischen Stuhle und — der Bannstrahl flammte mit allen seinen Schrecken auf Mühlhausen hernieder, und konnte erst im Jahre 1416 durch demüthiges Flehen und reiche Opfer gelöscht werden.

So hatte die arme Stadt vieles erduldet, die Schmach des Bannes und der Acht, die Verheerungen der Pest und des Krieges, Sturm- und Schloßenwetter, Feuer- und Wassersnoth: da dämmert, ob auch von düsterem Gewittergrauen umflort, der Morgen einer neuen schöneren Aera, und auf ihrer Schwelle grüßen uns von einem Strebepfeiler der kolossalen Marienkirche herab — drei in Stein gehauene Rebhühner.

In jenen Tagen nämlich, als das freie Wort des Augustinermönches gleich einem Morgenstern den nächtigen Himmel durchstrahlte, saßen zu Mühlhausen vor der gefüllten Weinkanne zwei Prälaten, welche ihren ehrwürdigen Bäuchen so eben ein reichliches Trinkopfer brachten.

Und als nun die Zungen gelöſ't, da lenkte ſich das Geſpräch gar bald auf den raſchen Fortgang der Reformation, und die peinliche Frage, ob die neue Lehre bei den rechtgläubigen Geſinnungen des Rathes früher oder ſpäter auch in die Stadt Mühlhauſen einziehen werde, ward mit manchem Pro und Contra hinter den ſchäumenden Bechern verhandelt. Endlich zürnte einer der geiſtlichen Streiter, während ihm in Erwartung der feiſten Vögelein, welche die bereits gedeckte Tafel zieren ſollten, der Mund wäſſerte, gleichſam prophetiſchen Geiſtes: „So wenig die drei Rebhühner, ſo eben in der Küche am Spieße gedreht, davon fliegen, eben ſo wenig wird die ketzeriſche Lehre des Auguſtinermönchs jemals in dieſer guten Stadt mächtig werden.“ Aber ſiehe, kaum war das hochfahrende Wort den Lippen entflohn, als den ſtutzenden Prälaten aus der nahen Küche ein buntes Flattern und Girren, wie von einem aufgeſcheuchten Rebhühnervolke, in die Ohren ſchrillte. Wie von einem paniſchen Schrecken gejagt, eilten die geiſtlichen Zecher von hinnen, denn das Wunder vor ihren Augen hatte ſie nicht blos um ihre papiſtiſche Hoffnung, ſondern auch um ein leckeres Mahl betrogen. Und die Rebhühner ſchwirrten fröhlich davon. Als ſie aber auf einem Strebepfeiler der nahen Marienkirche raſteten, da wurden die drei Herolde des dämmernden Lichtes urplötzlich in Stein verwandelt, und ſitzen noch jetzt, als Träger der Sage, ein ſichtliches Wunder.

Und die Rebhühner ſind zu Propheten geworden. Denn obwohl die feierliche Einführung der Reformation unter allen Städten Thüringens gerade in Mühlhauſen am ſpäteſten erfolgte, weil der papiſtiſche Rath, durch deſſen Organ der glaubenseifrige Herzog Georg von Sachſen (1535) der ſchwankenden Bürgerſchaft 10,000 Gulden bot, wenn ſie in dem Schooße der allein ſelig machenden Kirche verbleiben wolle, mit hartnäckigem Wahn des alten Glaubens morſchen Bau zu ſtützen und zu halten ſuchte: ſo hatte doch gar bald das Licht der beſſeren Erkenntniß auch durch Mühlhauſens Mauern ſich Bahn gebrochen, und ſchon im Jahre 1522 wagten es evangeliſche Prediger — unter denen Johannes Lau, der, eben ſo unwiſſend als ſittenlos, nach wenigen Wochen das Feld zu räumen gezwungen ward, — dem ſtaunenden Volke die erſehnte Freiheit zu verkünden.

Während aber noch das Licht mit der Finſterniß kämpfte, gohr und kochte in dem Schooße der evangeliſchen Kirche ein verheerender Vulkan — der Bauernkrieg. Und waren nicht die Funken deſſelben, die, zur rieſengroßen Brandfackel emporgelodert, ſtille Kloſterſitze und ſtolze Ritterburgen in den Staub warfen, friedlichen Bürgerſinn zur Empörung reizten und Thüringens blühende Fluren mit einem Lavaſtrome namenloſer Gräuel überflutheten, waren ſie nicht zum Theil in Mühlhauſen entglommen? Denn am Sonntage Septuagesima des ſtürmiſchen Jahres 1523, als daſelbſt ein Bierausrufer von einem hohen Steine an dem Eckhauſe der Marktſtraße herab ſeines Amtes gewartet hatte, beſtieg ein fremder Mann den ſteinernen Rednerſtuhl, um, wie er zu prahlen ſich erkühnte, „dem gedrückten Volke ein anderes und beſſeres Bier zu verkündigen.“ Neugierig ſtrömten die

Schaaren der Bürger herbei und horchten mit unverhehlter Freude dem ergötzlichen Gespött des kecken Predigers, der die katholische Kirche und ihre Gebrechen zur Zielscheibe seines eifernden Witzes erkor.

Dieser fanatische Redner war ein aus dem Kloster Reifenstein entwichener Mönch, Heinrich Pfeifer, auch Schwertfeger benannt. Je unverschämter er die Geistlichen in Kirchen und Klöstern durch seine beißenden Reden an den Pranger stellte, desto wilder jubelte das Volk, und als sogar der freche Mönch mit seiner giftigen Lästerzunge auch die weltliche Obrigkeit der Stadt, die sich die Gunst der Bürger nicht zu sichern wußte, begeiferte, da ward sein Anhang immer größer, seine Macht immer bedenklicher. Und nun wagte es der wohlweise Rath, der sich die drohende Zersplitterung aller kirchlichen und bürgerlichen Verhältnisse nicht länger verhehlen konnte, den gefährlichen Unruhstifter in die Grenzen der Ordnung und des Gehorsams zu weisen. Pfeifer aber, auf die Gunst des aufgewiegelten Pöbels gestützt, erklärte unumwunden: „Der Rath habe ihm nichts zu befehlen, denn er rede aus Gott." Als aber nun derselbe dem widerspenstigen Mönche gebot, vor seinen Schranken zu erscheinen, da erfrechte sich der übermüthige Gesell, mit seinen tobenden Rotten, die sich ihm mit Gut und Blut verschrieben hatten, das unbewehrte Stadthaus zu überfallen und mit donnernden Worten den rathlosen Rath, der sich frevelnd unterfangen, einen Mann Gottes vor seinen Richterstuhl zu entbieten, in das Antlitz zu schmähen. Und die zitternden Herren entschuldigten sich mit stammelnder Zunge. Denn die bewaffneten Spießgesellen standen drohend zur Seite des Mönchs, auf seinen Wink bereit, die erste Scene des dreißigjährigen Krieges schon jetzt zu executiren und die Rathsherren aus den Fenstern zu werfen. Nun durchbrach der Sturm des Jubels und der Frechheit alle Dämme. Wie nach einer gewonnenen Riesenschlacht wurde Pfeifer im Triumphe heimgetragen und ward von Stunde an der Abgott des blinden Volkes.

Bald gewann er einen gleichgesinnten Bundesgenossen in dem Oldisleber Mönche Matthias Hildebrand, der zuerst am Sonntage nach dem Osterfeste (1523), und zwar auf dem Blodache, mit den giftigen Waffen der Schmähsucht gegen die Thorheit des Ablasses und die Habsucht der Kirche zu Felde zog. Und endlich gelang es den beiden Baalspfaffen, sich den Eingang in die vor dem Felchtaer-Thore gelegene Nicolaikirche zu erzwingen, und mit ruchlosen Predigten die Flammen der Empörung in den offenen Gemüthern anzufachen. Der Zulauf war grenzenlos und die heilige Stätte sanctionirte, nach dem Wahne des befangenen Pöbels, das jeder göttlichen und weltlichen Ordnung feindliche Treiben. Endlich — am 16. Juni 1523 — loderte der glimmende Funke zur verheerenden Flamme empor.

„Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.

Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn,
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahne.

Mit dem erwachenden Tage waren auch die grimmigsten Leidenschaften wach. Der Obermarkt und die nächsten Straßen hallten von dem Mordgetümmel wilder Schaaren, von entsetzlichem Waffengeklirr und dem gellenden Geheul der Sturmglocken schauerlich wieder. In zügellosen Haufen zog der tolle Pöbel vor das Rathhaus und forderte mit trotzigem Geschrei augenblickliche Erledigung seiner Beschwerden. Der bedrängte Rath erbat sich Bedenkzeit. Aber Pfeifer eilte, durch begeisternde Exclamationen den ausgestreuten Samen der Zwietracht zu nähren, und die erhitzten Gemüther immer mehr und mehr zu entflammen. Da meldete der wackere Syndicus Dr. Ottera den erbleichenden Rathsherren den völligen Ausbruch der Empörung. Vergebens vertheidigte die wohlgeübte Stadtmiliz die Pforten des Rathhauses, vergebens eilten die besser gesinnten Bürger kampfgerüstet herbei: — nach einem vierstündigen blutigen Gemetzel waren die Vertheidiger des Stadtheiligthums zurückgedrängt, und die gesetzlosen Aufwiegler dictirten Gesetze. Der Rath war verstummt. — Nun stürmte eine Abtheilung der siegestrunkenen Rotte das dem Rathhause benachbarte Barfüßerkloster, erbrach die Thüren der Keller und Speisekammern, raubte die heiligen Gefäße aus der Klosterkirche und zertrümmerte Alles, was die räuberische Gier nicht essen und trinken oder als willkommene Beute hinwegtragen konnte. Und ein gleiches Schicksal erfuhr das Kloster „der weißen Frauen" in der Brückengasse. Während aber die zeitige Priorin, Maria Straube, zitternd und verzagt ihre geistlichen Töchter in die verborgensten Gemächer flüchtete, harrten viele derselben frohen Muthes ihrer Befreier. Denn Luthers Schrift: „Ursach und Antwort, daß Jungfrauen die Klöster ohne Sünde entlassen mögen," hatte bereits den Weg in die Zellen und Herzen gefunden, und in den Bräuten des Himmels eine tiefe Sehnsucht geweckt nach irdischer Gattenliebe und nach irdischem Mutterglück. War es sonach ein Wunder, daß 14 Klosterfrauen unter dem Schutze des siegreichen Pöbels den beengenden Mauern Valet sagten und lebensfroh in die Arme des Lebens sich warfen?! —

Viele der besser gesinnten Bürger aber, und insbesondere die Patricier, die mit trüben Augen und mit klopfendem Herzen in die Zukunft sahen, kehrten bis auf bessere Zeiten ihren heimischen Penaten den Rücken.

Es konnte nicht fehlen, daß die in allen Theilen des fränkischen und thüringischen Landes brausende Gährung die Hoheitsträger des Reichs mit mancherlei Besorgnissen erfüllte. Die Fürsten hatten jedoch ihre Gründe, anfangs nur mit milden Waffen gegen den unerhörten Unfug anzukämpfen. Darum wurde auf der Reichsversammlung zu Nürnberg über die Mühlhäuser Gräuel lange verhandelt, bis endlich in Folge dieser Verhandlungen ein offener Brief des seinen kaiserlichen

Bruder auf dem Reichstage vertretenden Erzherzoges Ferdinand an den Rath zu Mühlhausen erging, der die feige Duldsamkeit desselben rügte, und mit dem gemessenen Befehle schloß, die Prediger der neuen Lehre aus dem Weichbilde der Stadt zu verbannen.

Von dem kaiserlichen Schreiben geschirmt und gestützt auf seine hinreißende Beredtsamkeit, wagte es nun der volksthümliche Syndicus Ottera, am Tage St. Bartholomäi den versammelten Bürgern ein so trübes Bild ihrer Gegenwart und Zukunft vor die Seele zu halten, daß sie alle zumal davor erschraken und die Rädelsführer der Empörung aus der Stadt verwiesen. Hildebrand suchte für seine entsetzliche Thätigkeit ein anderes Feld, während sich Pfeifer gar bald wieder in die Mitte seiner Getreuen einschlich und die glimmende Asche zu neuen Flammen schürte.

Selbst die Frauen warden bald von diesen Flammen ergriffen. Am 3. Weihnachtstage 1523 rottete sich ein Haufe wüthender Weiber zusammen und verfolgte, eine Schornsteinfegersfrau an ihrer Spitze, mit gezückten Ofengabeln und drohenden Kehrbesen den Pfarrer der Hauptkirche St. Blasii, an dessen Leben mancher Flecken haftete, bis er, vor Angst und Erschöpfung halbtodt, in ein befreundetes Haus entschlüpfte und den wüthenden Erinnyen entging. Diese aber, als sie die Pforte des von dem Pfarrer erkorenen Asyls nicht zu sprengen vermochten, stürmten in seine Wohnung und entschädigten sich durch Plünderung und Zerstörung für ihren ungestillten Blutdurst. „So werden Weiber zu Hyänen und treiben mit Entsetzen Scherz."

Alles das war aber nur das Vorspiel zu der schrecklichen Tragödie, die sich bald darauf das unglückliche Mühlhausen zu ihrer Bühne erkor.

Im Sommer des Jahres 1524 saßen an einem schwülen Abende mehre der einflußreichsten Anhänger Pfeifers, und namentlich der Kürschner Röder, Georg Maternus und Sebastian Kühnemund, einmüthig bei einander und freuten sich des Sieges, welchen ihre — wie sie wähnten — gute und gerechte Sache überall erringe. Insbesondere war Thomas Münzer, der die blutige Fahne der Freiheit zu Allstädt aufgepflanzt, der blendende Stern, nach welchem ihre umnachteten Blicke sehnend schauten. Und so eben hatte es Einer dem Andern geklagt, wie der gottgesendete Retter, aus Allstädt vertrieben, umstät durch die Länder irre, da meldet der vor der verschlossenen Thüre wachthaltende Bündner, daß ein fremder Reitersmann, in einen grauen Mantel gehüllt, den Kürschnermeister Röder insgeheim zu sprechen wünsche. Vorsichtig schleicht derselbe in die dunkelnde Hausflur hinab und — wer malt sein Erstaunen und seine Freude, als er den vergötterten Münzer vor sich sieht. Ein Festjubel erfüllt die Gemüther der Versammelten. Noch in später Nacht wird Pfeifer in den trauten Kreis geladen, bis mit dem dämmernden Morgen Münzer in das Haus des Kürschnermeisters schleicht, das ihm derselbe in der Margarethen-Vorstadt zur freien Disposition gestellt. —

Aber nicht lange litt es den Propheten des neuen Lichtes in ſeinem einſamen Verſteck. Ja, er wagte ſich ſogar mit keckem Muthe auf die Kanzel der Nicolaikirche, und der Zudrang der Menge zu dem gewaltigen Redner war ſo groß und die Aufregung des Volkes ſo bedenklich, daß der eingeſchüchterte Rath den Freiheitsprediger ungefährdet gewähren ließ.

Das Gerücht von Münzers Anweſenheit in Mühlhauſen erreichte auch die Ohren Luthers, der ſich damals in Weimar aufhielt und „wider die mordiſchen und reubiſchen Rotten der Bawren" unabläſſig donnerte. Allen Gräueln der Empörung abhold, ſchrieb er alſogleich an den (papiſtiſchen) Rath und die Bürgerſchaft der Stadt Mühlhauſen *):

„Gnade und Friede in Chriſto Jeſu!

Ehrſame, Weiſe, Liebe Herrn! Es haben mich gute Freunde gebeten, nachdem es erſchollen iſt, wie ſich einer, genannt M. Thomas Münzer, in Eure gute Stadt begeben, Euch zu rathen und zu warnen vor ſeiner loſen Lehre, welches ich denn aus chriſtl. Pflicht und Treue Euch zu gut nicht habe unterlaſſen wollen; wäre auch gar willig und geneigt geweſen, weil ich hier hauſen bin im Lande, ſelbſt perſönlich zu Euch zu kommen, aber mein Geſchäft mir weder Zeit noch Raum läßt. Bitte derohalben, wollet gar fleißig Euch fürſehen vor dieſem falſchen Propheten, der in Schafskleidern daher geht und iſt inwendig ein reißender Wolf. — —

Sollte Euch aber meine Rede nicht bewegen, ſo thut doch alſo und verziehet die Sache mit einem Aufſchub, bis Ihr daß erfahret, was es für Kinder ſind; denn es iſt angangen und wird nicht lange im Finſtern bleiben.

Treulich meine ich's mit Euch, das weiß Gott, und wollt Eurer Gefahr und Schaden zuvorkommen, wo es Gott wollt. Deſſen, hoff ich, ſollt Ihr mir ſelbſt gut Gezeugniß geben, Denn ich mich ja rühmen kann in Chriſto Jeſu, daß ich mit meiner Lehre und Rath Niemand je Schaden gethan hab, noch gewollt, wie dieſer Geiſt vor hat; ſondern bin Jedermann tröſtlich und behülflich geweſen, daß Ihr dieſen meinen Rath ja billig nicht Urſach habt, zu verachten. Wo Ihr aber ſolches verachtet, den Propheten aufnehmt und Euch Unglück daraus entſpringt, bin ich unſchuldig an Eurem Schaden, indem ich Euch chriſtlich und freundlich gewarnt habe u. ſ. f. Gott geb Euch ſeine Gnade, ſeinen göttlichen Willen zu erkennen und zu vollbringen! Amen.

Weimar, am Tage Assumt. Mariae A. 1524.

Dr. Mart. Luther.

---

*) Wir theilen dieſes Sendſchreiben Luthers, das ſich nicht in allen Ausgaben ſeiner Werke findet, wenigſtens im Auszuge mit.

Aber Gott versagte ihnen — oder sie verscherzten vielmehr die Gnade, seinen Willen zu erkennen und zu vollbringen. Denn der wohlgemeinte Warnungsbrief verhallte fruchtlos, theils weil es der papistische Rath für schimpflich hielt, den Worten eines Ketzers sich zu fügen, theils weil seine innere und äußere Kraft das aufrührerische Volk nicht mehr zu bewältigen wußte.

Und so geschah es, daß Münzer und Pfeifer, ungeachtet der drei Donnerbüchsen, die auf der Höhe des Blobachs aufgepflanzt waren, den Stachel ihrer Prediger von Tag zu Tage schärften und daß sich die alten, ehrwürdigen Bande der Ordnung und des Gehorsams immer sichtlicher lösten. Ueberflügelnd ward die Stellung des schrankenlosen Pöbels zu dem ohnmächtigen Stadtregimente und am dritten Weihnachtsfeiertage (1524) erneuerten sich die Schreckensscenen des vorigen Jahres. Und je größer die Zahl der Schwindler ward, denen vom Eichsfelde und aus den Grafschaften Hohenstein und Mannsfeld die eifrigsten Anhänger zuströmten, desto schneller brach der altgewohnte Damm der Bürgerpflicht unter den brausenden Wogen zusammen.

In den ersten Tagen des verhängnißvollen Jahres 1525 stürmte die aberwitzige Rotte die herrliche Domkirche St. Blasii in der Altstadt, zertrümmerte den kunstreichen Hochaltar, warf die Statuen der Heiligen von ihren Postamenten, zerstörte mit frevelnder Hand die Grabmäler der Väter und Wohlthäter der Stadt und wühlte geldgierig in ihrem schlummernden Staube. Am heiligen Dreikönigstage wiederholten sich diese Auftritte des abscheulichsten Vandalismus in der prachtvollen Marienkirche auf dem Obermarkte. Die herrlichen Bildsäulen, welche das Hauptportal schmückten, wurden in den Staub geworfen, die Grabmäler der Kreuzritter zertrümmert, die reichen Zierden, welche die Kunst an den Altären fast verschwendet hatte, zerstört. — Am Aschermittwoch wählten die Empörer ihren Liebling, Thomas Münzer, zum Prediger der geschändeten Marienkirche, und an demselben Tage musterte der Schwärmer, wie ein berufener Feldherr, seine jauchzende Schaar und führte sie noch einmal zur räuberischen Nachlese in die verwüsteten Klöster.

Aber auch an's Heiligthum der bürgerlichen Ordnung legte der freche Haufe gar bald die sündige Hand. Denn da der Rath das frevelnde Ansinnen, die Rädelsführer Münzer und Pfeifer als ihre Mitgenossen zu begrüßen, entschieden zurückwies, so lud Münzer am Dienstage nach Reminiscere die Bürgerschaft in die Marienkirche und verkündigte mit lauter Stimme die Errichtung eines neuen, sogenannten „ewigen Rathes", dessen Präsidium die Verblendeten in die Hände ihres Wortführers und seiner Gesellen und Freunde, des Sebastian Kühnemund und Heinrich Baumgarten, legten. Am folgenden Sonntage aber huldigten die Bewohner Mühlhausens freiwillig oder gezwungen dem neuen Rathe, während Münzer durch die Realisirung seines Lieblingsgedankens, die Einführung apostelischer Gütergemeinschaft, seinem Werke die Krone aufsetzte. Wilder Jubel raste durch die Straßen der Stadt, denn das liederliche Gesindel,

das dem Fanatiker anhing, konnte unter einer ſolchen Aegide nur gewinnen.

Als nun um dieſe Zeit die ſchwäbiſchen und fränkiſchen Bauern, die durch die gemäßigte Sprache ihrer „zwölf Artikel“ das Joch nicht erleichtert hatten, das auf den „Laſtthieren des Adels und der Kleriſei“ mit Centnerſchwere drückte, gleich ihren thüringiſchen Brüdern die Fackel der Empörung ſchwangen: da wähnten Münzer und ſeine Rotte, die Stunde zur Ausbreitung der neuen Gemeinde habe geſchlagen. Und ſogleich wurden in dem Barfüßer-Kloſter die Kirchenglocken zu Büchſen und ſchweren Geſchützen umgegoſſen und die Heereshaufen geordnet und mit kriegsgerechter Wehr gerüſtet. „Die Zeit der Erlöſung iſt da!“ jubelte Münzer, der den alten, ehrwürdigen Johanniterhof, nachdem er deſſen Bewohner vertrieben und ihre Güter eingezogen, zu ſeiner Reſidenz erkoren hatte, den von allen Seiten zuſtrömenden Bauern entgegen, und ſchmückte die zwölf weißen Fahnen, die er als Kampf- und Siegspaniere fertigen ließ, mit dem Sinnbilde eines Pflugrades, von dem Friedenszeichen des Regenbogens umſtrahlt.

Nun aber raſtete die Meute nicht länger in den engen Mauern der Stadt. Der unbändige Pfeifer, von einem wunderbaren Traum beſtimmt, hatte den Adel zum Ziele ſeines Rachezugs erkoren; und obwohl Münzer das Unternehmen des Bundesgenoſſen ein verwegenes ſchalt, ſo kehrte doch die Rotte aus Langenſalza und Sondershauſen, von Ebeleben*) und Schlotheim mit reicher Beute zurück. Und nun entflammte Belial Münzer durch ein fanatiſches Sendſchreiben an die Bewohner der güldenen Aue und der Grafſchaft Mannsfeld die leicht erregbaren Gemüther zu einer ſolchen Wuth, daß gar bald auch die benachbarten Klöſter ein beklagenswerthes Opfer des entzügelten Volkes wurden.

Indeſſen — das Maaß der Verbrechen war voll und die Stunde der Rache hatte geſchlagen. Die blutige Schlacht bei Franken-

---

*) Der ehrenwerthe Verf. des Artikels »Ebelebene«, Herr Director Gerber zu Sondershauſen, hat Pfeifers räuberiſche Schaar mit dem Namen »Mühlhäuſer Bande« belegt. Die jetzigen Bewohner der Stadt ſcheinen dieſen Ausdruck übel gedeutet zu haben und halten ſich, inſofern der beſſere Theil der Mühlhäuſer Bürger, und namentlich der Magiſtrat, ſich von dem Münzer'ſchen Unfuge fern gehalten, dadurch beſchimpft. Wenn aber auch nur der niedrigſte Pöbel und insbeſondere die Vorſtädter jenem wilden Treiben huldigten, ſo hatten doch die Münzer'ſchen Horden in Mühlhauſen ihren Sitz und unternahmen von dort ihre verheerenden Raubzüge. Wer mag es daher Referenten zum Vorwurfe machen, wenn er unter ſolchen Umſtänden ſich des obigen Ausdrucks bedient! Noch weniger aber möchte derſelbe irgend eine Beſchimpfung auf die jetzigen, ſo höchſt achtbaren Bewohner Mühlhauſens wälzen, die ſich doch nicht wohl beleidigt fühlen können, wenn die Geſchichte von ihren Vorfahren Gräuelthaten erzählt, welche die hohe Civiliſation der eigenen Nachkommen verabſcheut. Und wenn wir noch überdies im beſondern Auftrage des Hrn. Directors Gerber die ausdrückliche Erklärung ausſprechen, daß er nicht daran gedacht habe, mit jenem allerdings hiſtoriſch gerechtfertigten Ausdrucke eine gute Stadt, die ſeiner vollen Achtung genieße, zu beleidigen, ſo ſind ja wohl auch die erzürnten Gemüther zufrieden geſtellt.

hausen (15. Mai 1525), der vollständige Sieg der erbitterten Fürsten, die Gefangennehmung der vornehmsten Rädelsführer und das unsägliche Elend der geschlagenen Bauern — alles das steht in lebendigen Bildern vor der Seele des Lesers. — — Wir glauben uns daher nur auf den Ausgang und die Folgen des Aufruhrs in Bezug auf Mühlhausen beschränken zu müssen.

Von Frankenhausen zog die vereinte Heeresmacht der Fürsten (7900 Mann Fußvolk und 3400 Reiter) in den Marktflecken Schlotheim, um gegen Mühlhausen, den Heerd des ausgebrochenen Feuers, mißbeliebige Maaßregeln zu ergreifen. Das eine halbe Meile von der Stadt entlegene Dorf Ammern ward in Brand gesteckt und den Bewohnern von Reiser das Vieh hinweggetrieben. Wenige Tage darauf (am 20. Mai) rückten die Fürsten in die Nähe der Stadt und lagerten sich bei dem Dorfe Görmar auf dem sogenannten Gehren. Und nun schickten sie einen Herold an die Bürger, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Da geschah es, daß ein panischer Schrecken über Pfeifer, der als Stadtcommandant fungirte, über den ewigen Rath und die Genossenschaft der Häupter kam, und daß sie in der folgenden Nacht sich des Nicolaithores bemächtigten, um — 300 an der Zahl — die Flucht zu ergreifen. Aber 90 (112?), unter denen Pfeifer, wurden von den nachsetzenden Reitern bei Eisenach ergriffen und zurückgeführt.

Da berief der edle Ottera die Bürgerschaft auf den Barfüßerkirchhof und ernannte einen Ausschuß, der in das Lager die demüthige Erklärung trug, „daß Mühlhausen sich in Alles fügen werde, was die Fürsten in Verbindung mit den Städten Nordhausen und Erfurt über sie beschließen möchten." Aber die Gesandtschaft wurde mit der niederschlagenden Antwort entlassen, „daß die Stadt, um auf Milde Anspruch zu machen, sich früher hätte unterwerfen sollen." Und nun stand die nächste Zukunft in gar drohender Gestalt vor jedem Blick, und Thränen und Verwünschungen waren die allgemeine Losung. Da erinnerte sich ein kluger Kopf des Rettungsweges, den im Jahre 1492 die von den Hussiten bedrängten Naumburger betreten; und siehe, am 24. Mai (1525) zogen gegen 500 Jungfrauen, die weißen Gewänder mit Trauerbändern geschmückt, und Wermuthkränze in den wallenden Haaren, vor das Lager der Fürsten. Ihnen schlossen sich 1200 schwarz gekleidete Frauen an, und an der Spitze des Zuges, inmitten der zwei ältesten Matronen, ging eine beredte Bürgerin, die Einige „Biebichin", Andere „Urbachin" nennen. Die fürstlichen Räthe grüßten mit Thränen den langen Trauerzug, und rüsteten ihn mit Muth und Hoffnung. Vor dem Zeltringe der Fürsten fielen sämmtliche Frauen und Jungfrauen auf die Kniee und schluchzten mit flehender Stimme: „Gnade! Gnade!" Dieses unerwartete Schauspiel rührte die fürstlichen Herzen zur Milde, und Braunschweigs Herzog ließ dem harrenden Zuge Bier und Brod und Käse reichen. Endlich wurden die Bittstellerinnen mit dem huldvollen, tröstlichen Worte entlassen: „Man komme nicht, um zu zerstören, sondern um die Schuldigen zu strafen." So war die arme Stadt gerettet!

Des folgenden Tags — es war am Himmelfahrtsfeste — pilgerten auch die männlichen Bewohner Mühlhausens, schwarz gekleidet und barfüßig, in das fürstliche Lager und trösteten sich desselben Bescheides *).

Und nun zogen die Fürsten mit 600 Reitern zur Besatzung in die Stadt, und quartirten sich in die Häuser der reichsten Bürger. Die emigrirten Patrioten und Rathsherren, die sich an ihre fürstlichen Beschützer angeschlossen, wurden alsobald in ihre Güter und Aemter wieder eingesetzt. Dagegen erging an die Bürger der strenge Befehl, alle Waffen auf das Rathhaus abzuliefern, und schon an demselben Tage (26. Mai) schlug die Todesstunde des rebellischen Schuhmachers Jakob Schulze, der als die erste Zier des auf dem Obermarkte errichteten Galgens genannt wird. Am folgenden Montage aber (29. Mai) beriefen die Fürsten sämmtliche Bürger und Bauern, die sich in der Stadt befanden, in die Marienkirche, und eröffneten ihnen den Sühnebrief **), den sie beschwören sollten. Und es geschah also.

Aber der Sühnebrief war die strafende Hand der Vergeltung, die sich unheilschwer über das arme Mühlhausen ausstreckte. Denn für gnädige Schonung der Stadt mußte der Magistrat, außer einem jährlichen Schutzgelde von 100 Gülden, ohne Zögerung den Fürsten 40,000 Gülden zahlen, die Oberherrschaft derselben anerkennen (und in der That wechselten die Fürsten bis zum schmalkaldischen Kriege in der Regierung Mühlhausens jährlich ab) und ihnen alle der Reichsstadt zugehörigen Dörfer für 50,000 Gulden verpfänden. Ueberdies wurden die Bürger gehalten, allen Schaden, den die räuberischen Horden auf dem Eichsfelde und anderwärts verübt, bei Heller und Pfennig zu vergüten, und „mancher Hungerhund" — fügt der Chronist hinzu — „hatte für eine Flasche sauern Kosents oder für einen Topf voll saurer Milch 100 Gulden angesetzt." Dieser Schadenersatz, den die Stadt dem mißhandelten Adel nach dessen eigener Taxe zu leisten gezwungen ward, betrug die für damalige Zeiten bedeutende Summe von 22,420 (24,458?) Gulden ***), und bewährte das Wort

*) Andere (vergl. Galetti's thüring. Geschichte IV. 300.) erzählen anders: — Die flehenden Frauen seien keiner tröstlichen Antwort gewürdigt und die Fürsten mit ihrer ganzen Kriegsmacht vor die Stadt gezogen sein. Da seien auch die vornehmsten Bürger hinausgegangen, und hätten endlich unter der Bedingung, alle Rädelsführer auszuliefern, Gnade erfleht. Als das die Unruhstifter gehört, so habe sich Pfeifer, den Münzer als Statthalter zurückgelassen, wüthend opponirt und, als er keinen Anhang gefunden, sich bei nächtlicher Weile mit 400 seiner Anhänger durch die Flucht gerettet. Am 25. Mai habe endlich die Bürgerschaft im Lager erschienen und mit einem Fußfalle die Schlüssel der Stadt den Fürsten überreichen dürfen.

**) Derselbe ist ausführlich zu lesen in Ulmar's Kirchenhistorie.

***) Die größten Summen erhielten folgende adelige Familien: Apel und Georg von Ebeleben 5416 fl. — Rudolph von Hopfgarten 3200 fl. — Melchior von Schlotheim 3077 fl. — Hans von Hagen 1518 fl. — Familie von Westerhagen 1200 fl. — Hans von Berlepsch 2118 fl. — Heinrich und Rudolph von Büschleben jun. 1000 fl. u. s. w.

des zornmuthigen Luther: „Ich habe es beides gesagt, würden die Bauern Herr, so würde der Teufel Abt werden, würden aber solche Tyrannen Herren, so würde seine Mutter Aebtissin werden." Endlich ließen die Fürsten alle Geschütze, die von unberechenbarem Werthe waren, abführen und nahmen den Bürgern das Versprechen ab, die Festungswerke der Stadt zu schleifen. Auch versäumten die reisigen Knechte nicht, alle geheimen Schlupfwinkel auszuplündern, so daß der Werth der mitgenommenen Kleinodien viermal mehr betragen haben soll, als der Sühnebrief gekostet hat*). Der Stadtschuldiheiß aber, den die Fürsten in der Person des edelgesinnten Dr. Ottera eingesetzt, erhielt die besondere Instruction: „die unseligen Folgen, die der verderbliche Aufruhr über die arme Stadt herbeigeführt, möglichst zu mildern."

An demselben Tage, an welchem der Sühnebrief beschworen war und die stolzen Reichsstädter mit einem namenlos bittern Gefühl auf den Trümmern ihrer Herrlichkeiten standen, übte auch der Nachrichter wieder sein blutiges Amt, und Georg Maternus, Karl Knieriem und Hermann Holzapfel fielen unter seinem Schwerdte. Auch die beiden Bürgermeister „des ewigen Rathes", Sebastian Kühnemund und Heinrich Baumgarten wurden an demselben verhängnißvollen Tage verhaftet, und schon zur Vesperzeit hatte Kühnemund seine Schuld mit dem Leben bezahlt, während Baumgarten bis an seinen Tod in leichtem Verwahrsam blieb. Und noch 20 Rebellen büßten in kurzer Zeit unter der Hand des Henkers, bis endlich das Racheschwerdt auch die ihm lange schon verfallenen Häupter Münzers und Pfeifers traf.

Südlich von Mühlhausen erheben sich zwei grüne Hügel, durch ein schmales Thal geschieden, das der Spittelbrunnen auf seinem Wege zur Unstrut durchschlängelt. Die eine dieser Höhen heißt der Riesenberg, die andere der Schadenberg. Auf diesem wurde Heinrich Pfeifer, bis zum letzten Augenblick voll Trotz und ohne Reue, auf dem Riesenberge aber Thomas Münzer**) enthauptet, nachdem er kleinmüthigen Herzens die Fürsten und das Volk um Verzeihung gebeten, und ihre hohlen Schädel schauten noch lange von den Schandpfählen herab in das blühende Thal, und predigten dem vorüberziehenden Wanderer die **grausige Geschichte des Bauernkrieges.**

Nun wurde zwar am Sonntage Exaudi (1525) in der Kirche B. M. V. wieder lateinische Messe gelesen, und der papistische Rath versuchte alle Mittel, das immer heller strahlende Licht, das Luther angezündet hatte, in seinem Bereiche zu löschen; aber endlich — am

---

*) Die harten Bedingungen dieses Briefes sind später hin und wieder gemildert worden, so wie auch Kaiser Karl V. viele von den alten Freiheiten, welche die Stadt eingebüßt, ihr wieder huldreichst zusprach (1548).

**) Münzer war bekanntlich in Frankenhausen gefangen und zu Heldrungen in Haft gehalten worden.

14. September 1542 — nachdem die schmerzlichen Folgen einer grenzenlosen Verblendung großen Theils überwunden waren, hielt der Superintendent Dr. J. Menius aus Eisenach in Gegenwart des churfürstlichen Rathes Eberhardt von der Tanne und des hessischen Gesandten Valentin Toll die erste lutherische Predigt. So war denn nun die Reformation auch in Mühlhausen feierlich eingeführt und 1544, nachdem bereits 4 evangelische Prediger angestellt, ward Sebastian Brethius zum ersten Superintendenten und Hieronymus Wolff zum ersten Rector der Barfüßer-Schule einstimmig ernannt. Und so haben denn endlich (am 6. Januar 1566) die letzten Mönche aus Scheu vor einem bevorstehenden Colloquium das Barfüßerkloster geräumt, und die Kirche ist zum evangelischen Gottesdienste feierlich eingeweiht worden*)

Zuvor aber hatte das wiedertäuferische Unwesen versucht, sich in Mühlhausen einzunisten und Fluch und Verderben in den Schooß der kaum geretteten Stadt zu tragen. Aber der Rath, durch Schaden klug geworden, zögerte nicht, die kräftigsten Mittel zu ergreifen, jedem Bürger den geheimnißvollen Drang nach dieser losen Lehre zu verleiden. Zwei Männer und acht Frauen, überführt, unter dem Deckmantel der Nacht in die Häuser geschlichen zu sein, um deren Bewohner mit ihrer ketzerischen Seuche anzustecken, wurden am 8. Nov. 1537 auf Befehl des Rathes und mit kaiserlicher Genehmigung zwischen Mühlhausen und Ammern in der Unstrut ertränkt.

Und nun verwischen sich allgemach die lebendigen Farben, mit welchen die Hand der Zeit das historische Bild der freien Reichsstadt gemalt. Denn wie „mit der Ausbreitung der Reformation das eigentliche Interesse an der Geschichte des Adels schwindet", so gilt diese wahre Bemerkung auch den Städten. Oder wer mag von all' den Feuersnöthen und Wasserfluthen, von all' den Pestilenzen und theuren Zeiten, von all' den Verirrungen und Verwirrungen zwischen Rath und Bürgerschaft hören, ohne daß zuletzt die Ohren gellen und die Augenlider sinken? —

Schenken wir sonach Mühlhausens historischem Bilde nur noch einige flüchtige Blicke! — Der verheerende Krieg, der 30 Jahre lang seine Brandfackel über die deutschen Gaue schwang, wie wäre er spurlos an der freien Reichsstadt vorübergegangen? Tilly, der schreckliche, war (1631) von Erfurt aus nach Mühlhausen gezogen, um den Erfolg der feindlichen Rüstungen abzuwarten. Unter dem ehernen Fußtritt des Krieges ward die Gegend zur Wüste, und als die Seufzer der Noth zu dem Ohre des Generalissimus drangen, zürnte er, fast mit den Worten Adolphs von Nassau: „Ich kann meine Soldaten nicht, wie die Vögel, durch die Luft führen!" Und in dem folgenden Jahre (1632) drohte Pappenheim sogar, die

*) Zu dessen Gedächtniß wurde in derselben alljährlich am 6. Januar gesungen: Cecidit Babylon illa magna etc. (Offenb. 14, 8).

Stadt zu plündern, und die armen Bürger wußten keine andre Zuflucht, als zum Gelde. Eine Brandschatzung von 80,000 Gulden befreite sie von dem drohenden Schicksale. Dazu hatten die patriotischen Frauen und Jungfrauen ihr werthvolles Geschmeide und ihre goldenen Kleinodien auf das Rathhaus getragen; als sie aber die Habgier des Generals mit all' ihrer Habe nicht zu befriedigen vermochten, stellte man zur Rettung der Stadt die angesehensten Geiseln, deren viele in ihrer drückenden Haft eines elenden Todes starben.

Und wieder mehr denn 100 Jahre lassen wir vorüberziehen, und entrollen mit flüchtiger Hnnd die Chronik der Gegenwart. Und was ist es, das wir frohen Blickes schauen? Eine friedliche und glückliche Stadt! Denn nachdem Mühlhausen bei Auflösung der freireichsstädtischen Ordnung (1800) dem Königreiche Preußen und und in den stürmischen Kriegsjahren (1806), von Friedrich Wilhelms mildem Scepter getrennt, dem ephemeren Königreiche Westphalen einverleibt worden war: so fiel es im Jahre 1813, nachdem die fränkischen Herren sich jenseit des Rheins geflüchtet, an die Krone Preußen zurück, und hat sich fortwährend der hohen Gnade des königlichen Hauses zu erfreuen gehabt.

Nachdem wir aber gleich lachenden Erben die reichsstädtische Verfassung zu Grabe begleitet, so wollen wir schließlich, wenn auch derselben keinen Leichensermon halten, doch ihr lebensfrisches Bild, wie es namentlich aus dem 13. und 14. Jahrhundert uns entgegentritt, in den Rahmen unserer Erzählung fassen. — Mühlhausens Regierungsverfassung war der Erfurt'schen ähnlich. Die städtische Obrigkeit bestand aus dem Schultheißen und den Schöppen, die sich allmählich in Räthe (Consules) verwandelten, und am Ende des 13. Jahrhunderts standen 2 Rathsmeister (Magistri consulum) an ihrer Spitze. Als aber die Stadt in den damaligen Welthändeln eine so bedeutende Rolle spielte, daß sie ihre eigenen Münzen schlug, da ward das Amt des Reichsschultheißen so wichtig und ehrenvoll, daß selbst Graf Berthold von Henneberg sich nicht schämte, aus den Händen seines kaiserlichen Gönners sich mit demselben beleihen zu lassen. Da jedoch bald darauf derselbe Ludwig der Baier seine reichsstädtischen Gerechtsame an Mühlhausen verpfändete, so fiel die Besetzung auf diese Stelle dem Stadtrathe anheim. Bis dahin hatten zu den Würden des Magistrates nur die Patricier Zutritt gehabt. Seitdem aber (im 14. Jahrh.) die Zünfte sich mehr und mehr emporgeschwungen, so rasteten sie nicht, bis auch den ehrsamen Bürgern die Pforten der Stadtregierung erschlossen wurden. Im Jahre 1370 bestand der Stadtrath aus 3 Ordnungen, die jährlich in Folge besonderer Wahlen wechselten; in jeder Ordnung saßen 14 Patricier und 10 Zünftler. In wichtigen Fällen wurde auch die nicht regierende Bürgerschaft zu Rathe gezogen: Die Ausgaben wurden von dem Geschoß gedeckt, daß die Stadtbewohner von beweglichen und unbeweglichen Gütern zu entrichten hatten; (eine Hufe Land war zu 40 Mark Silber — 560 Rthlr. — veranschlagt. — Das Kriegswesen war bedeutend. Anfangs mußten alle Bürger für ihre

Vaterstadt fechten. Später entledigten sich Viele dieser lästigen Pflicht, bis der Stadtrath endlich ein stehendes Heer von ausländischen Söldnern herbeizog. Diese Söldner — Kavalleristen und Infanteristen, oder Wappner und Schützen — standen unter einem Hauptmanne, der im J. 1425 100 Gulden Besoldung erhielt. Die Soldaten wurden für Geld und Kleider gedingt. Einem Wappner, der einen Knecht und zwei Pferde unterhielt, zahlte die Stadt jährlich 14 Pfund mühlhäuser Pfennige (etwa 50 Rthlr.). Ein Schütze war mit Helmbarthe und Armbrust gerüstet, bis um's Jahr 1380 die ersten Büchsen auch den Weg nach Mühlhausen fanden. — Das geistliche Regiment war dem Probste des jechaburger Stiftes anvertraut, der seine Gerichtsbarkeit durch einen Official verwalten ließ.

Und von der innern Gestaltung der freien Reichsstadt werfen wir noch einen Blick auf deren äußeres Besitzthum. Denn noch in dem abgewichenen Jahrhundert zählte Mühlhausen 19 bewohnte Dörfer, 4 Meierhöfe, 16 zerstörte Warten und 19 verwüstete Dorfstätten. Unter den letzteren würdigen wir das Dorf Eichen einer namentlichen Erwähnung, da in dessen Grenzen ehedem eine uralte, riesige Eiche gestanden, die, vielleicht von Bonifacius vernichtet, die blutigen Opfer heidnischer Götzendiener geschirmt. Das Dorf wurde im 30jährigen Kriege zerstört. — Alle diese, dem mühlhäuser Gebiete angehörigen Dörfer*) waren entweder ursprüngliches Stadteigenthum und lagen als solches innerhalb des sogenannten Hegemals, oder sie wurden durch Kauf, Tausch ꝛc. erworben oder als Lösegeld von gefangenen Edelleuten angenommen. — —

Indem wir aber so die alten Archive durchblättern, so begegnen uns noch einige chronistische Aphorismen, die wir den günstigen Lesern zum beliebigen Dessert zu offeriren nicht unterlassen wollen:

Anno 1408 sind in einem Tag und Nacht 24 Sturmwetter gewesen, daß man gemeinet, es käme der jüngste Tag.

1422 ist ein großer Brand gewesen, welchen Einer, so mit einem Weibe, der Haudoren (Eudoria?) gebuhlt, hat angeleget, daß man vom Frauenthor bis an das Erfurterthor hat sehen können.

1424 ist eine große Theurung gewesen, daß ein Erfurter Scheffel Korn 12 Gulden gekostet; da sind viele Leute Hungers gestorben.

---

*) Sie heißen Eigenrieden (mit wüster Burgstätte); Dörna; Hollenbach; Lengefeld; Eigenrode (aus den Ruinen der zerstörten Dörfer Eichelrode und Ebelrode erbaut); Dachrieden (schon 897 genannt); Kaisershagen (als Lösegeld für den Sohn Rüdigers von Hagen, der die Jagdgerechtigkeit der Stadt beeinträchtigt hatte); Reifern; Sollstedt (eine Opferstätte des heidnischen Götzen Crodo, schon zur Zeit Karls des Großen vorhanden); Windeberg; Saalfeld; Ammern (schon 897 bekannt); Groß- und Klein-Grabe (997 als Villa imperial. erwähnt); Vollstädt (von einem thüring. Edlen, Hadamar, dem Bonifacius geschenkt); Görmar (897); Höngeda; Felchte (719 erbaut).

1541 sind 3000 Menschen ein Opfer der Pest geworden.

1567 ist dem Sebastian Hosmann, der wegen seiner Lästerung des Super. Tilesii und aller evangel. Prediger schon einmal in Arrest gesessen und nach eidlich versprochener Besserung dennoch wieder zu schimpfen angefangen, nach eingeholtem Urtel von Leipzig ein Stück von der Zunge geschnitten und zwei Finger, womit er geschworen, abgehauen worden. 1568 hat er öffentlich Kirchenbuße gethan und ist lutherisch worden.

1582 ist ein Stein von 39 Pfunden mit einem großen Donnerschlag vom Himmel gefallen.

1660 und 1689, verheerende Feuersbrünste.

1682 und 1683 sind abermals 8000 Menschen an der Pestilenz gestorben.

Endlich aber knüpft sich an den Bau des Erfurterthores und des Frauenthores (1592) eine Sage, die wir gern den prosaischen Aphorismen anreihen:

Meister Friedbert war ein tüchtiger Baumeister, der schon manches schöne Werk vollendet hatte; Engelbrecht aber, sein erster Geselle, schwang sich gar bald zum gefährlichen Nebenbuhler des Meisters empor. Darob zürnte ihm der neidische Friedbert, daß er vor dem wilden Jähzorn desselben keine Rast und keine Ruhe hatte. Dennoch ward das sanfte Herz des Jünglings mit wunderbarer Gewalt an Friedberts Schwelle gefesselt, denn Else, des rauhen Meisters süße Tochter, hatte es ihm angethan.

Da geschah es, daß dem kunstfertigen Meister der Bau des Erfurter- und des Frauenthores von dem Stadtrathe übertragen wurde. Friedbert vertraute seinem rüstigen Gesellen den Bau des ersteren, während er die Aufführung des zweiten seinen eigenen Händen vorbehielt; und so arbeiteten sie sechs Wochen lang unabhängig von einander, Jeder nach seiner Art. Zu gleicher Zeit hatten Beide ihr Werk vollendet. Da ging der Meister voll unheimlicher Erwartung zu dem Erfurterthor, und siehe, als er mit Engelbrecht auf dessen Zinne stand und, wie er lugte und spähte, keinen Fehl entdecken konnte, daß er endlich grimmigen Herzens sich gestehen mußte, des Gesellen Thurm sei zierlicher und dauerhafter, als der seine: da reifte blinder Neid in seiner entarteten Seele einen teuflischen Entschluß.

Während des war Friedberts schönes Töchterlein zu dem Thurme geschlichen, und spähte sehnenden Auges nach den Zinnen, ob sie den trauten Gesellen — — ach! da stürzt derselbe mit gewaltiger Wucht von der schwindelnden Höhe und — zerschmettert sinken Beide in die Arme der Liebe und — des Todes. Den verbrecherischen Meister aber packt ein grausiges Entsetzen, als er wilden Blicks gewahrt, daß er mit dem verhaßten Engelbrecht die liebe Else geopfert. Und zur selbigen Stunde verläßt er die Stadt, und irret unstät und flüchtig von Land zu Land, bis endlich der Tod den Reuigen von seinen Qualen erlöst. Die Liebenden aber ruhen in einem Grabe.

Und nun zum Schluß noch eine Anekdote, wie sie in dem Watergau wohl seit Jahrhunderten von Mund zu Munde geht:

Es war — wir wissen nicht, wann? — als Mühlhausen von dem tapfern Hessenvolk belagert und gar schwer bedränget ward. Schon waren die meisten Streiter der Stadt gefangen und verwundet und gefallen. Immer einsamer und stiller ward es auf den Mauern und Zinnen, und der nächste Sturm sah zweifelsohne die ergrimmten Feinde auch innerhalb der Thore. Da erzeugte die Noth einen schlauen Gedanken. Im Dunkel der Nacht wurden die Mauern mit „Pflöcken" (hölzernen Pfählen) bewehrt und die Pflöcke gleich lebendigen Söldnern geschmückt und gerüstet. Aber zwischen der hölzernen Soldateska bewegten sich hin und wieder menschliche Krieger und drohten spottend hinab in das Lager der Feinde. Als nun mit dem dämmernden Morgen die staunenden Hessen die neuen Rüstungen und die wie aus der Erde gewachsenen Streiter sahen, da verzweifelten sie an ihrem Siege und zogen kleinmüthig von dannen. Seit jenem Tage aber heißen die Mühlhäuser — doch wer wüßte es nicht? — und die Hessen — —.

Heinrich Schwerdt
(unter Mitwirkung des Herrn Cantor Rümpler).

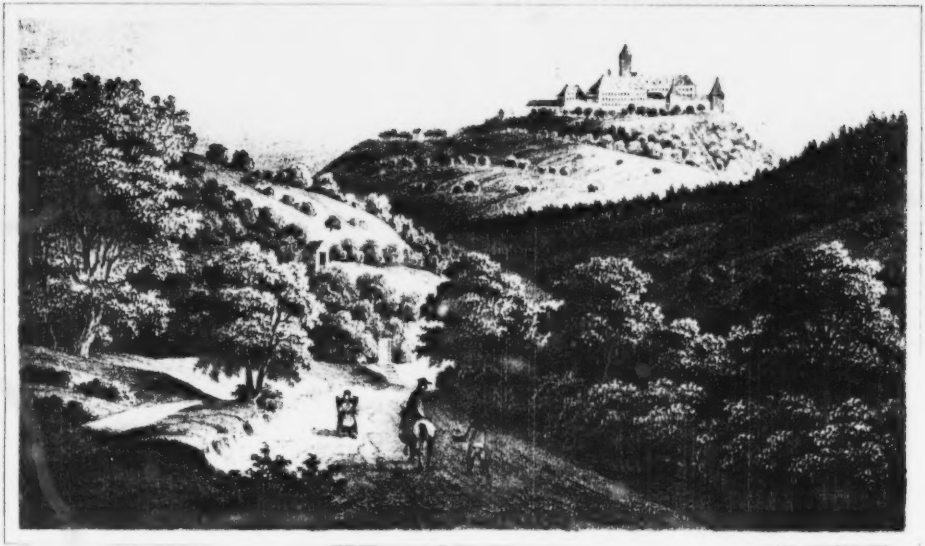
Leuchtenburg.

Von einem hohen und schroffen Berge, über dem Sachsen-Altenburgischen Städtlein Kahla, schauen die Mauern und Thürme der Leuchtenburg herab in das anmuthige Saalthal. Reizend ist die Aussicht auf jener Höhe, südöstlich nach den voigtländischen Bergen, nordöstlich auf ein schmales, von Fichtenwäldern umschattetes Thal, und auf hochliegende Dörfer, aus deren Hintergrunde die Ruinen der Lobdaburg und des Fuchsthurms hervorragen. Nach Süden verliert sich der Blick in das Saalthal mit seinen Dörfern, Wiesen, Feldern und Gärten. Auf steilem Felsen liegt hier, dicht über dem Flusse, die alte Weißenburg, dann Orlamünde, weiland der Sitz eines mächtigen Grafengeschlechts, mit der Vorstadt Naschhausen, das freundliche Städtlein Kahla, und rechts im Hintergrunde die alte Universitätsstadt Jena mit ihren weißen Kalkbergen.

Höchst wahrscheinlich fällt der Ursprung der Leuchtenburg in die Zeit des neunten und zehnten Jahrhunderts. Auch diese Veste, wie mehrere andere, mag damals erbaut worden sein zum Schutz der Grenzen gegen die räuberischen Einfälle der Sorben und Wenden. Schon im Jahr 968 wird in alten Urkunden ein Ritter Gottschalk, Herr zu Leuchtenburg genannt, der sich rühmlich hervorgethan auf einem Turnier zu Merseburg.

Als die frühesten Besitzer der Leuchtenburg erscheinen die Grafen von Arnshaugk. Sie verpfändeten zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts jene Veste an die Grafen von Schrenzburg, und von diesen ward sie wieder versetzt an den Ritter Heinrich von Witzleben und dessen Schwager. Durch letzteren, einen Erfurter Bürger, Heinrich von dem Paradiese geheißen, ging die Burg wieder verloren.

Es begab sich nämlich, daß ein Bauer in einem Bache fischte, der zu dem Leuchtenburger Gebiet gehörte. Dadurch fühlte sich Heinrich vom Paradiese in seinen Gerechtsamen gekränkt. Er ergriff den



Die Leuchtenburg.

Bauer und knüpfte ihn eigenhändig auf an einen Weidenbaum. Die Verwandten des Unglücklichen beklagten sich bitter bei ihrem Herrn, dem Markgrafen in Sachsen, Friedrich dem Streitbaren, und dieser, entrüstet über die rasche That, brach auf mit seinen Rittern und Reisigen, und erschien im November 1392 vor der Leuchtenburg. Es war aber Heinrich, wie erwähnt, ein Erfurter. Daher nahmen sich seine Mitbürger seiner an, und da der Landgraf Balthasar von Thüringen mit den Städten Erfurt und Mühlhausen ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen, so ward auch er von den Erfurtern aufgefordert, ihnen beizustehen. Balthasar konnte diesem Antrage nicht füglich ausweichen. Doch versuchte er, die entzweiten Partheien zu versöhnen, und sandte Boten in das Lager seines Vetters, des Markgrafen Friedrich des Streitbaren, mit der dringenden Aufforderung, doch abzustehen von der Bestürmung der Leuchtenburg. Friedrich aber wies diesen Antrag von sich. Da war Balthasar gezwungen, seine Lehensleute und Städte aufzubieten zu einer allgemeinen Bewaffnung. Den Erfurtern aber mochte einleuchten, daß ihre eigene Existenz bei jenem weitaussehenden Kampfe gefährdet sein möchte. Da verhielten sie sich ruhig, und hinderten Friedrichs Unternehmen in keiner Weise, und überließen ihren Mitbürger Heinrich vom Paradiese seinem verdienten Schicksal. So geschah es, daß nach wenigen Tagen die Leuchtenburg eingenommen ward von Friedrichs Heeresschaaren. Er aber handelte mild und großmüthig an den Besitzern der genannten Veste, indem er ihnen alle noch rückständigen Zinsen, Steuern und Abgaben überließ, und sie auf keine Weise in ihren Schuldforderungen beschränkte. Er erbot sich sogar, ihnen 6050 Schock Groschen zu zahlen und ihre Güter zu schirmen, falls sie ihm beistehen wollten in seinen Fehden.

So geschah es, daß die Leuchtenburg an das Haus Sachsen kam, bei welchem sie auch geblieben bis auf den heutigen Tag. Fruchtlos widersetzten sich diese Besitznahme die Grafen von Schwarzburg. Doch half es ihnen wenig, als sie, unterstützt durch den Bischof von Würzburg, aufbrachen mit ihren Rittern und Reisigen, und Friedrichs des Streitbaren Land verheerten und plünderten. Sie mußten Verzicht leisten auf den Besitz der Leuchtenburg, und erhielten nur eine Entschädigung für die verlorene Veste.

In dem unseligen Bruderkriege, der sich im Jahr 1445 entspann, als die beiden Brüder, Churfürst Friedrich der Sanftmüthige und Herzog Wilhelm die thüringisch-meißnischen Lande theilten, die sie bisher gemeinsam besessen, hatte Herzog Wilhelm die Leuchtenburg seinem Günstling Apel von Vitzthum zur Vertheidigung übergeben. Der hatte sein Amt im Lauf des Krieges getreulich verwaltet, und den Feinden seines Herrn großen Schaden und Abbruch gethan, dabei aber auch seinen eignen Vortheil nicht vergessen, und wacker mitgeraubt und geplündert. Diese einträgliche Lebensweise behagte ihm und seinem Bruder Bernhard, und sie sachten daher das Feuer der Zwietracht immer wieder an, wenn Friedrich dem sein Zeitalter den wohlverdienten Namen des Sanftmüthigen gab, seinem Bruder die

Hand bieten wollte zum Frieden. Herzog Wilhelm aber durchschaute endlich Apels Ränke und gab seinem falschen Rath nicht mehr Gehör. Es war im Jahr 1451, als eine Versöhnung zu Stande kam zwischen den beiden fürstlichen Brüdern. Mit dem Frieden kehrte Ruhe und Ordnung dem Lande wieder zurück, das gar sehr gelitten durch jenen Bruderzwist. Da eine Vertheidigung der Leuchtenburg nun nicht mehr vonnöthen, so erging ein Befehl an Apel und Bernhard von Vitzthum, ihre Mannen zu entfernen aus den Burgen, die sie bisher inne gehabt, und zurückzutreten in ihre vorigen Verhältnisse als Diener des Herzogs. Das behagte aber weder Apel, noch seinem Bruder. Beide weigerten sich, jenem Befehl zu gehorchen, erklärten trotzig, daß sie Alles aufbieten würden, sich in ihrem Besitz zu behaupten.

Selbst die fränkischen Besitzungen, die er nur pfandweise erhalten, wollte Apel von Vitzthum nicht gutwillig zurückgeben an den Herzog Wilhelm. Er traf vielmehr Anstalten zu einer tapfern Vertheidigung, um jene Güter, auf die er gar kein Recht hatte, als Eigenthum zu behaupten. Da mußte Herzog Wilhelm zu den Waffen greifen, um den Ungehorsam und Trotz seines ehemaligen Günstlings zu beugen, der sich das Herrenrecht über ihn anmaßte. Während Wilhelm aber den Beistand des Markgrafen Albrecht von Brandenburg und des Landgrafen von Hessen sich sicherte, führte Apel von Vitzthum einen Streich aus, der seinen Sturz herbeiführte.

Der Churfürst Friedrich der Sanftmüthige hatte eine Gesandtschaft geschickt an den Herzog von Burgund, Philipp den Gütigen, um eine Verbindung zwischen seiner Tochter und dem Sohne des Herzogs, Karl dem Kühnen, zu vermitteln. Jene Gesandtschaft bestand aus dem Grafen Ernst von Gleichen, dem Marschall Georg von Boineburg und dem Doctor Johann von Allenblumen, dem damaligen churmainzischen Statthalter in Erfurt. Auf dem Rückwege von Burgund ward diese Gesandtschaft von einigen burgundischen Ministern begleitet, welche die Braut kennen lernen sollten. Da blieb der Graf von Gleichen nebst dem Marschall von Boineburg in Mainz; die Uebrigen aber gingen über Erfurt nach Naumburg. Apel von Vitzthum hatte davon Nachricht. Da wollte es ihm bedünken, hier sei ein guter Fang zu machen, und legte sich mit seinem Bruder Bernhard und vielen Burgmannen in den Hinterhalt auf dem Stallberge bei dem Dorfe Haßhausen. Als nun der ansehnliche Zug des Weges kam, brachen die Räuber hervor, bemächtigten sich aller Personen, und nahmen ihnen ihre Rosse und sonstige Habe. Ein Theil der Gefangenen ward auf die Leuchtenburg gebracht.

Diese schändliche That war das Signal zu einer allgemeinen Bewaffnung gegen Apel von Vitzthum. Herzog Wilhelm erklärte ihn für einen Landesverräther, und verhängte über ihn und seinen Bruder den Verlust aller ihrer Besitzungen. Diese wurden ihnen theils mit Gewalt genommen, theils durch Capitulation. Die Leuchtenburg vertheidigte Apels Bruder Bernhard so tapfer, daß Herzog Wilhelm zu persönlichen Unterhandlungen seine Zuflucht nehmen

mußte. Bernhard ſah ein, daß es für ihn noch Zeit, die ihm drohende Gefahr abzuwenden. Daher gab er nach, und lieferte die gefangenen burgundiſchen Räthe aus, und übergab dem Herzog die Burg. Dagegen erhielt er freien Abzug mit aller ſeiner Habe, ward jedoch, ſammt ſeinem Bruder Apel, des Landes verwieſen.

Nach dieſer Zeit ereignete ſich wenig Bemerkenswerthes auf der Leuchtenburg, außer zwei großen Bränden im Jahr 1602 und 1668, von denen jener durch den Blitz, dieſer durch Nachläſſigkeit entſtanden. Da wurden beidemal der Thurm und das Amthaus ein Raub der Flammen. Späterhin diente die Leuchtenburg zur Aufbewahrung von Staatsgefangenen, wie dies noch heut zu Tage der Fall. Die Reihe jener Verhafteten ward eröffnet durch zwei Theologen in Jena, den Profeſſor Victorin Striegel und den Paſtor Andreas Hügel. Beide waren über religiöſe Meinungen ſo hart an einander gerathen, und in eine ſo heftige literäriſche Fehde verwickelt, daß es nöthig war, ſie auf der Leuchtenburg wieder zur Beſinnung kommen zu laſſen.

Gegen das Jahr 1720 erhielt die ebengenannte Veſte die noch heut zu Tage beſtehende Einrichtung und Beſtimmung zu einem Zucht-, Arbeits- und Irrenhauſe. Erſt in ſpätere Zeit, in das Jahr 1744, fällt jedoch die Erbauung des Zuchthauſes und einer Kirche, bei der ein eigener Prediger angeſtellt ward. Die Leuchtenburg hat nur Ein Thor, das wohl verwahrt iſt. Man gelangt durch das Thor in den Burghof, wo rechts das Zuchthaus für männliche Sträflinge, Arme und Irrende befindlich, links eine ähnliche Anſtalt für das weibliche Geſchlecht. Im Vordergrunde erblickt man das Herrenhaus, bewohnt von dem Commandanten, dem Prediger und einigen andern Perſonen. Die Kirche ſtößt dicht an dies Gebäude, in deſſen Mitte ſich ein runder Thurm erhebt, zu deſſen Kuppel man auf 152 Stufen emporſteigt. Außer dieſem Thurm hat die Leuchtenburg noch einige kleinere Thürme, und einen Brunnen, der viertehalbhundert Fuß tief. Das Waſſer müſſen die Züchtlinge heraufſtreten. Die Beſatzung der Burg beſteht aus 23 Mann; die Zahl ihrer geſammten Bewohner iſt, nach den Umſtänden, ſteigend und fallend; doch belief ſie ſich ſchon einmal auf 150 Seelen.

Bei aller Vorſicht, die angewendet wird, daß keiner von denen, die auf der Leuchtenburg verhaftet, entkomme, iſt dies doch ſchon mehreren gelungen, ungeachtet nur Ein Eingang in die Burg führt, und derſelbe immer mit Wache beſetzt iſt. Der merkwürdigſte Fall einer ſolchen Entweichung ereignete ſich am 15. Juli 1819, wo dreizehn Züchtlinge, einen gewiſſen Schlenzig aus Altenburg an ihrer Spitze, ſich mit Gewalt durchbrachen. Es war Abends gegen acht Uhr, als, wie gewöhnlich, die in verſchiedenen Arbeitsſtuben vertheilten Züchtlinge in ihre Behältniſſe zurückgebracht werden ſollten, was auch diesmal, wie immer, durch die hiezu beauftragten Perſonen geſchah, durch den Zuchtmeiſter, den Hausverwalter, einen Unteroffizier und zwei Mann Wache. In dem Augenblicke, wo ſich die Züchtlinge auf der Gallerie befanden, und der vorhin genannte Schlenzig

aus Altenburg eben eintreten sollte in sein geöffnetes Gefängniß, versetzte er mit einer Latte, die er von seiner Bettstelle abgebrochen, dem Zuchtmeister Wächter einen so heftigen Schlag auf den Kopf, daß derselbe betäubt zu Boden stürzte. Ein gleiches Schicksal traf den Hausverwalter Berneder und den Unteroffizier Bierling. Auf ein Signal, das Schlenzig seinen zwölf Mitverschworenen gab, entwaffneten diese die Wache im Hause, die nur aus wenigen Leuten bestand. Mit den Waffen stürzten die Flüchtlinge nach der Thür des Hauses, stießen dort aber auf sechs unbewaffnete Soldaten, die eben eintreten wollten, um zu sehen, was der ungewöhnliche Lärm im Hause bedeute. Ueberrascht und von den anströmenden Züchtlingen gedrängt, flohen die Soldaten nach der Wache. Die Züchtlinge aber bemächtigten sich der Gatterthür, ergriffen noch einige Gewehre, und schlugen mit einer Radehacke die Schlösser und Riegel vom Hauptthor herab. So gelang es ihnen, das Freie zu gewinnen. Schlenzig aber, der kühnste unter allen, hatte, bis das Thor aufgesprengt, jedem Angriff gewehrt durch die vorgehaltene Flinte, und noch im letzten Augenblicke durch ein Fenster in die Wachtstube geschossen, wohin sich mehrere, auch der schwer verwundete Hausverwalter geflüchtet.

Schon waren die Flüchtlinge den steilen Berg hinabgeeilt, und in dem sogenannten Seilenröder Grunde hatten sie sich bereits eine Oeffnung gehauen durch einen hohen Wildzaun. Da rief die Leuchtenburger Sturmglocke und das Schießen und Geschrei der Soldaten die Bauern herbei aus dem benachbarten Dorfe Seilenroda. Sie waren zum Theil bewaffnet, und forderten die Züchtlinge auf, sich zu ergeben. Diese aber, außer den Gewehren und Bajonetten noch mit einem Säbel, einer Hacke bewaffnet, antworteten mit Hohngelächter und Steinwürfen. „Jetzt gilt es, Brüder," rief Schlenzig, „Leben oder Tod!" Langsam folgte er seinen Gefährten, deckte sie mit vorgehaltenem Gewehr, und hielt so eine Zeit lang einen nähern Angriff ab. Es rief aber einer der Soldaten, die von der Leuchtenburg herabgekommen, den Bauern zu, Schlenzigs Flinte sei schon abgeschossen. Da ergriff ein junger Mann, Hermann geheißen, einen Pfahl, und schlug damit so heftig auf Schlenzigs Arm, daß er die Flinte sinken ließ. Da umschlang Hermann den Kühnen, dem eine furchtbare Körperkraft eigen, und streckte ihn nach gewaltigem Ringen schwer verwundet zu Boden. Mehrere bemächtigten sich nun seiner. Es hatten aber Schlenzigs Gefährten den Kampf hartnäckig fortgesetzt, als die Bauern, von denen mehrere schwer verwundet, zu weichen anfingen. Da kamen andere Landleute, auch mehrere Soldaten, fanden jedoch, als sie die Züchtlinge angriffen, einen kräftigen Widerstand. Das steigerte die Erbitterung der Bauern, und einer derselben, Ludwig mit Namen, streckte einen Züchtling, Georg Joseph Fischer aus Naschhausen bei Kahla, durch einen Schuß in dem Augenblicke zu Boden, als er eben einem Soldaten den Säbel durch den Leib rennen wollte. Es entsank aber den Uebrigen nicht der Muth, nachdem zwei ihrer Gefährten, Schlenzig und Fischer, ein so hartes

Schickſal getroffen. Noch immer fuhren ſie fort, ſich hartnäckig zu vertheidigen, wie Verzweifelte. Ein Soldat erhielt mit einem Bajonet noch einen tiefen Stich in den Schenkel. Unterdeß war es, bei zunehmendem Dunkel, drei Züchtlingen gelungen, zu entwiſchen. Das war Chriſtoph Michael Fiſcher aus Naſchhauſen, ein Bruder des Getödteten, Johann Jacob Seiler aus Neumark, der ſchon zweimal entſprungen, doch immer wieder eingeholt worden, und Chriſtian Auguſt Kahn aus Lichtentanne. Die andern Züchtlinge aber, neun an der Zahl, wurden endlich überwältigt durch die Bauern aus Seilenrode, und wieder zurückgebracht nach der Leuchtenburg. Siebenzehn Perſonen, mit Einſchluß des Hausverwalters, Zuchtmeiſters, Unteroffiziers, zweier Soldaten und zweier Züchtlinge von den ruhig gebliebenen, die dem Hausverwalter hatten zu Hülfe kommen wollen, waren mehr oder minder verwundet worden. Von den Verbrechern war kein einziger unverletzt, und einer hatte ſich beinahe verblutet in Folge eines Schuſſes, der eine Fuß-Arterie getroffen. Faſt wörtlich iſt das hier geſchilderte Ereigniß entlehnt aus einer kleinen Flugſchrift vom Jahr 1819, die faſt gänzlich aus den Augen des Publikums verſchwunden. Ein kleines Büchlein: Die Leuchtenburg und Kahla. Von J. F. J. Mehlis. (Kahla 1802) enthält übrigens die zuverläſſigſten Nachrichten, die auch bei dieſem Aufſatze, nebſt anderweitigen Notizen benutzt worden.

Heinrich Doering.

Teiſtungenburg.

Dort flüſtern Silberpappeln, ſanft umweht,
Die grün und weiß die Blätter wechſelnd regen,
Das Mühlenrad, das träg die Schaufeln dreht,
Klappt langſam fort in gleichgemeßnen Schlägen.
Im Dickicht ſchallt der Droſſel Waldgeſang,
Das Heupferd zirpt auf friſch gemähter Waide;
Am Hügel klirrt gewetzter Senſenklang,
Und fern verhallt das dumpfe Stadt-Geläute.

von Salis.

Wenn man auf der Kunſtſtraße von Worbis nach Duderſtadt zwei Stunden lang gegangen iſt, biegt ſich rechts von dem Dorfe Teiſtungen der Weg ab, und eröffnet die Ausſicht in ein ſchmales Thal, deſſen üppiger Wieſenwachs und wogende Getreidefülle der Gefilde reichen Segen kündet. Schon früher hatte man am äußerſten Bergabhange ſtattliche Gebäude erblickt, die durch Wald und Obſtbäume größtentheils verdeckt waren; jetzt nähert man ſich ihnen immer mehr, und nach ungefähr zehn Minuten erblickt man, auf einem Berge mittelmäßiger Höhe, die weiteren Umriſſe jener Gebäude, welche ſchon längſt den Blick des Wandrers auf ſich zogen. Es ſind die Gebäude des vormaligen Kloſters Teiſtungenburg, zu denen unmittelbar von der Kunſtſtraße ein Weg auf die Anhöhe leitet, welcher, wegen des auf der linken Seite befindlichen Abhanges, mit einem Geländer umfaßt iſt. Nach wenigen Augenblicken hat man die Höhe erſtiegen, das ehemalige Kloſter erreicht, und gern — bevor er weiter ſchreitet, hemmt hier der Wandrer ſeinen Fuß, den Blick auf die Gegend geheftet, die ſich jetzt vor ihm ausbreitet. Eine ſchöne Gegend! So muß man unwillkührlich rufen! — Zwar nicht in dem

Sinne schön, als ob die Natur hier ihre schaffende Kraft erschöpft zu haben schiene. Nicht schön, wie eine Schweizer-Landschaft, wo sich neben himmelanstrebenden, mit diamantnem Glanze übersäeten Gebirgsmassen die grausen, Tod und Verderben kündenden Tiefen reihen, oder wo ein mächtiger Strom majestätisch in seinem Bette sich daher wälzt, überall hin kräftig sich Bahn brechend, und in seinen zahllosen Krümmungen und Biegungen den sonst unbedeutendsten Punkten der Gegend einen ganz eigenthümlichen, ich möchte sagen unwiderstehlichen Reiz verleiht. Nicht schön, meine ich, daß der Blick, gleichsam wie verirrt, bald hier-, bald dorthin schweift, und immer noch schönere, noch anziehendere Punkte entdeckt. Nein, ich meine eine schöne Gegend in dem Sinne, daß das Auge ganz vergißt, daß es ein Mal Herrlicheres gesehen, daß es völlig befriedigt in den vor ihm ausgebreiteten Fluren, sieht, und immer von Neuem sieht, ohne des Naturschauspiels müde zu werden.

Man muß sich gegen Abend auf den oben gedachten Standpunkt stellen, wo der gegenüber liegende westliche Himmel ein Schauspiel gewährt, wie es die Erde niemals gewähren kann. Wenn der Glanz der untergehenden Sonne blutroth hinter dem Berge emporsteigt, und in zahlloser Farben-Mischung sich allmählig dem ganzen westlichen Himmel mittheilt, dann ist es, als ob dieses wunderbare Farbenspiel mit der Gegend selbst verwachsen wäre, als ob dem Bergrücken eine magische Beleuchtung entströmte.

Den äußersten engen Horizomt bildet eine größtentheils mit Wald bewachsene, niedrige Bergreihe, von welcher sich die das schmale Thal umschließenden Berghöhen allmählig ablösen Am äußersten Linken erhebt sich der etwa eine Stunde entfernt liegende Rothenberg, an dessen Fuß sich das Dörfchen Berlingerode bescheiden anlehnt. In dieser Gegend war es auch, wo einst die Burg Westernhagen stand, auf deren grasbewachsenen Trümmern sich jetzt ruhig der Schäfer hinstreckt, und die blökende Heerde neben sich weiden läßt. Der Strom der Zeit hat sie ereilt; damals, wo so viele ihres Gleichen fielen, sank auch sie in Nichts zusammen. — Kaum verräth der schwarze Kirchthurm und hier und da ein Wohnhaus das von dieser Seite zunächst liegende Dorf Teistungen, welches ganz in Baumgrün gehüllt ist. Von da aus, bis nach der andern Seite des Klosters erblickt man im Grunde den schönsten, mit Bäumen besetzten Wiesenteppig. Nur bisweilen blinzelt aus dem buschigen Ufer der Aahle der Wasserspiegel hervor, deren ruhiges Fortbewegen man gar nicht bemerkte, wenn es nicht durch das geschäftige Treiben der daran liegenden Mühlen hörbar würde. Die weiße Straße, die sich an den Fuß der Anhöhe schmiegt, lenkt den Blick auf das zur Rechten liegende Dörfchen Gerblingerode, welches mit dem im Hintergrunde liegenden Duderstadt wie verwachsen erscheint. Am äußersten Horizonte, da, wo die gigantischen, himmelanstrebenden Massen in unzähligen Gruppen dem spähenden Auge sich zeigen, zieht sich der Harz hin in seiner stillen Majestät, herabschauend wie ein König auf die vor ihm ausgebreiteten Gefilde. — So ruht das Auge auf allen Punkten mit

Wohlgefallen, und vermag ſich nur ungern zu trennen von dieſer lieblichen Einfalt, indem es jetzt auf die Kloſtergebäude ſich richtet.

Dieſe, ſämmtlich von den ſchönſten Steinen erbaut, ſind nach dem Urtheile Sachverſtändiger, Muſter eines landwirthſchaftlichen Baues. Von einer zehn bis zwölf Fuß hohen, von herrlichen Quadern und mit einem bedeutenden Koſtenaufwande errichteten Mauer, welche einen Flächenraum von 50 Morgen beſchreibt, werden ſämmtliche Gebäude mit dem dazu gehörigen Garten umſchloſſen. An die äußere Seite derſelben reiht ſich eine Anpflanzung von Pappeln mit jugendlicher Friſche, öſtlich mit dem an das Kloſter ſich anlehnenden Walde verſchmelzend. Ein offenes Thor ladet zum Eintritte in den innern, rechts und links mit Wirthſchaftsgebäuden beſetzten Hofraum ein. Das rege Leben, welches hier allenthalben ſich kund giebt, und welches jeder größern Landwirthſchaft eigenthümlich iſt, würde nichts mehr von der gemächlichen Ruhe, die einſtens hier herrſchte, verrathen, erinnerte nicht die entgegentretende Kirche mit ihrem Thurme und die eigene Bauart des weitläufigen Kloſterhauſes an die frühere Beſtimmung dieſes Ortes. Dieſes ſteht mit der Kirche in Verbindung, und bildet mit ihr durch zwei angebaute Flügel ein Viereck. Aus dem Hauptgebäude tritt man unmittelbar in den Garten, von deſſen freundlichen Plätzchen man ſich nur nach einigem Widerſtreben trennen kann.

Werfen wir nur einen Blick auf die Geſchichte des Kloſters, ſo muß ſchon die mit wenigen Ausnahmen innere Tendenz aller Kloſter für die Geſchichtsſchreibung dürftige Punkte, und in Betracht einer blos unterhaltenden Lektüre, auch weit weniger anziehenden Stoff darbieten, als es z. B. bei einer Geſchichte der Ritterburgen der Fall iſt, in welcher die Züge von Muth, Geiſtesgegenwart und großen Thaten mit ihrem abentheuerlichen Anſtriche der Aufmerkſamkeit und der Einbildungskraft eine weit kräftigere Nahrung verleihen. Auch die Geſchichte Teiſtungenburgs macht hiervon keine Ausnahme, und das Wenige, was ſich aus dürftigen Nachrichten ſchöpfen läßt, und wovon das Weſentlichſte ſogleich beſprochen werden ſoll, kann ſich im Allgemeinen nur auf das allen Kloſtern Gemeinſame der Stiftung und deren näher ſie begleitende Umſtände, auf eine etwas genauere Angabe einiger eigenthümlichen Verhältniſſe, und Bemerkungen, welchen Einfluß die bedeutendſten Zeiterſcheinungen auf das in Rede ſtehende Kloſter ausübten, beſchränken.

Das Jahr, in welches die Stiftung unſers Kloſters fällt, iſt nicht genau bekannt. Sie erfolgte durch ein in der Nähe liegendes Kloſter Beuren auf folgende Weiſe.

Beuren, welches durch Conrad von Hildesheim zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts gegründet war, zählte nicht lange nach ſeinem Beſtehen eine ſolche Maſſe von Jungfrauen, welche ſich um Aufnahme in das Kloſter bewarben, daß man, um ihrem Anſinnen zu genügen, einen Theil der Nonnen in das früher beſtandene, unter dem Berge gelegene Dorf Teiſtungenburg, woſelbſt der Orden Beſitzungen hatte, verpflanzen mußte. Dieſes geſchah in den vierziger Jahren des dreizehnten Jahrhunderts, von welcher Zeit jedoch die

Stiftung Teiſtungenburgs keineswegs zu rechnen iſt. Die Nonnen, welche nun in dem Dorfe Teiſtungenburg wohnten, bildeten nämlich im Jahre 1260, wie aus einem in dieſem Jahre abgeſchloſſenen Verkaufs-Contrakte erhellt, kein geſchloſſenes Ganze, und beſtand, unbeſchadet ihrer Entfernung von Beuren, ihr Abhängigkeits-Verhältniß zu den dortigen Kloſter-Obern noch fort.

Mittlerweile verſuchten die Nonnen, ihr früheres Verhältniß mit Beuren gänzlich zu löſen, einen eignen Convent zu bilden, und nach einem beſonderen Anſuchen an den damaligen Erzbiſchof Werner wurde ihnen dazu auch die Erlaubniß ertheilt, die Wahl einer Aebtiſſin beſtätigt, und das Kloſter mit allen gegenwärtigen und zukünftigen Gütern anerkannt.

Die Bedenklichkeiten und Streitigkeiten welche Beuren, das in dieſem Ereigniſſe nicht ſowohl eine Schmälerung ſeiner Rechte, als vielmehr ſeiner Einkünfte erblickte, dagegen erhob, veranlaßten insbeſondere die Aebte von Gerode, Reifenſtein und Reinhauſen, vermittelnd einzuſchreiten. Es kam deshalb im Jahre 1268 zu einem Vergleiche, in welchem der Convent von Teiſtungenburg feierlich das Verſprechen leiſtete, unter keinem Vorwande Hülfe und Unterſtützung bei dem Kloſter Beuren zu ſuchen, noch weniger zu fordern, und alle Dokumente, welche in letzterer Beziehung eine Berechtigung zu geben ſchienen, auszuliefern. Beuren dagegen, ſich jeglichen Rechtes auf Teiſtungenburg begebend, gab zwei in Duderſtadt gelegene Hofſtätten, machte ſich auch zu 10 Mark feines Silber verbindlich, welches die Conventualinnen zum Ankaufe des Berges, auf welchem das jetzige Kloſter ſteht, von der Aebtiſſin von Quedlinburg benutzen ſollten.

Bei Erwähnung dieſer Aebtiſſin zu Quedlinburg kann nicht unbemerkt gelaſſen werden, daß Gertrude, ſo war nämlich ihr Name, ſehr Vieles zur Gründung Teiſtungenburgs mit beitrug. Schon im Jahre 1250 am 3. September hatte ſie 12 Höfe in Böſekendorf, in der Mark Baiern, an das neu zu errichtende Kloſter vermacht, und im Jahre 1270 überließ ſie demſelben nicht blos den Berg, ſondern auch die reichlich dotirte Kapelle. Es erfolgten überhaupt in kurzer Zeit viele und mitunter bedeutende Schenkungen an das Kloſter, unter denen ich die im Grunde deſſelben liegenden beiden Mühlen, welche Hugo von der March im Jahre 1297 dem Kloſter ſchenkte, nur deshalb erwähne, weil ſie wegen ihrer Nähe gewiſſermaßen in einem unmittelbaren Zuſammenhange mit dem Kloſter ſtehen. Kurz, das Kloſter gehörte bald zu den Begüterten, und es fehlte ihm auch nicht an Jungfrauen, welche von allen Seiten herbeiſtrömten, Aufnahme ſuchend in den geweihten Mauern.

Inzwiſchen hatte das Kloſter nach kurzem Beſtehen Gelegenheit, manche traurige Erfahrungen zu machen. In einem Schreiben vom Jahre 1303, durch den damaligen Erzbiſchof Gerhard an das Kloſter gerichtet, gedenkt dieſer mit Bedauern der „Räubereien, Plünderungen, durch Böſewichte veranlaßten Feuersbrünſte und anderer Unglücksfälle", welche den Wohlſtand des Kloſters untergraben und daſſelbe in Armuth verſetzt hätten. Er findet ſich dadurch veranlaßt, die bisherige Anzahl

der Nonnen von ſechzig auf vierzig herabzuſetzen, und die Beſtimmung zu treffen, daß bis zu dem Abſterben derſelben auf vierzig, durchaus keine Novizen aufgenommen, und dann die Zahl von vierzig auf keinen Fall überſchritten werden dürfte.

Während einer geraumen Zeit ging das klöſterliche Leben in Teiſtungenburg in gewohnter Weiſe fort, bis der ausgebrochene Bauernkrieg in die hier beſtehenden Verhältniſſe ebenfalls gewaltſam eingriff. Das Bauernheer, welches nach vielfach verübten Gräueln in Heiligenſtadt ſich von hier aus nach Duderſtadt in Bewegung ſetzte, hatte ſeinen Weg ſchon mit andern Gewaltthätigkeiten, unter Andern mit der Zerſtörung der ſchon erwähnten Burg Weſternhagen bezeichnet, als es vor Teiſtungenburg anlangte, und daſſelbe ebenfalls verwüſtete. Bei dieſer Gelegenheit ging auch ein großer Theil der Kloſterſchriften verloren, wodurch eine fühlbare Lücke über manche das Kloſter angehende frühere Verhältniſſe verbreitet worden iſt. Bis zum J. 1540 waren die Gebäude noch nicht vollkommen wieder hergeſtellt, und die äußere Unordnung veranlaßte auch die innere. Auf die Kunde von „mancherlei Unordnungen und Ungeſchicklichkeiten unter den Per„ſonen, und ſonderlich unter der jetzigen Aebtiſſin“, fühlte ſich Albrecht als Landesherr und Erzbiſchof gedrungen, eine beſondere Commiſſion in das Kloſter zu ſenden, welche dem Unweſen abhelfen und namentlich dahin wirken ſollte, daß wieder Gottesdienſt gehalten würde.

Seit dieſer Zeit ſind die Begebniſſe des Kloſters ſo unbedeutend, daß ſie, außer eines im Jahre 1632 erlittenen Ueberfalles, auf keine beſondere Erwähnung Anſpruch machen können. Damals ging nämlich der ſchwediſche Obriſt Schlammersdorf, nach Eroberung des feſten Schloſſes Gleichenſtein, auf Duderſtadt los, wandte ſich aber, nachdem er von der hieſigen Beſatzung zurückgeſchlagen war, gegen das Kloſter Teiſtungenburg, gab es einer gänzlichen Plünderung Preis und verurſachte demſelben dadurch einen ſehr empfindlichen Schaden.

Im Jahre 1809 wurde von der weſtphäliſchen Regierung die Aufhebung des Kloſters verordnet, und das Kloſtergut im September deſſelben Jahres an den Oberamtmann Herrn Felder, gegenwärtig in Herzberg, verkauft. Derſelbe trat es ſpäter an ſeinen Sohn ab, und Beide gaben, durch eine eben ſo thätige als umſichtige Wahrnehmung der natürlichen Vortheile des Gutes, den treffendſten Beweis, daß ökonomiſche Beſitzungen unter wohlgeübter Hand bald in ganz neue Schöpfungen verwandelt werden können.

Adolf Kegel.

Möbisburg.

Zwischen den Städten Erfurt und Arnstadt, ohngefähr zwei Stunden von diesem und anderthalb Stunden von jenem entfernt, liegt auf dem rechten Ufer der Gera, an dem nördlichen, hier mit Obstbäumen reichlich besetzten Abhange des Steigerwaldes das preußische Dorf Möbisburg. Hat man das Dorf von Süden nach Norden durchwandelt, so erblickt man nordöstlich, vor dem Eingang einer Schlucht, die sich nach dem gothaischen Dorf Rhoda hinzieht, auf einem abgesonderten Hügel ein freundliches, von Bäumen beschattetes Kirchlein. Angelangt auf dem Hügel, findet man rings um das Kirchlein einen geräumigen Rasenplatz, und weidet seine Blicke an dem gegenüber, auf dem linken Gerauser liegenden Dörfchen Stedten, an dem freundlich aus diesem hervorschauenden Gräfl. Kellerschen Landhause und an den anmuthigen, zu diesem Landhause gehörenden Gartenanlagen. Das Kirchlein selbst steht, wie uns die Sage vertraut, an der Stelle, wo der Frankenkönig Merwig oder Merovens, den die Thüringer im Jahre 447 nach Christi Geburt zu ihrem König erwählten, sich eine Residenz, damals Saal geheißen, oder eine Burg erbaute. *) Diese Burg wurde nach des Königs Namen Merwigsburg genannt, woraus im Verlaufe der Zeit Mewersburg, Möbigsburg, Möbisburg, Mebisburg, Mersburg, Mersperk und Mörschberk entstanden ist. Die beiden letzten Benennungen leben vorzüglich in dem Munde der umwohnenden Landleute, und vielen derselben ist der Name Möbisburg, unter welchem der Ort jetzt von den Geographen aufgeführt wird, so gänzlich unbekannt, daß, wenn man sie nach der Lage von Möbisburg fragt, sie durchaus keine Auskunft ertheilen können. Bei der Burg legte Merwig, anfangs nur für seinen Hofstaat, einen umfangreichen Flecken an, der seinen Namen von jener

*) Ernst Brotuffs Anhaltische Genealogie, ed. Cl. 1556. Lib. I. cap. 2. Falkensteins Historie von Erfurt, 1739, p. 2.

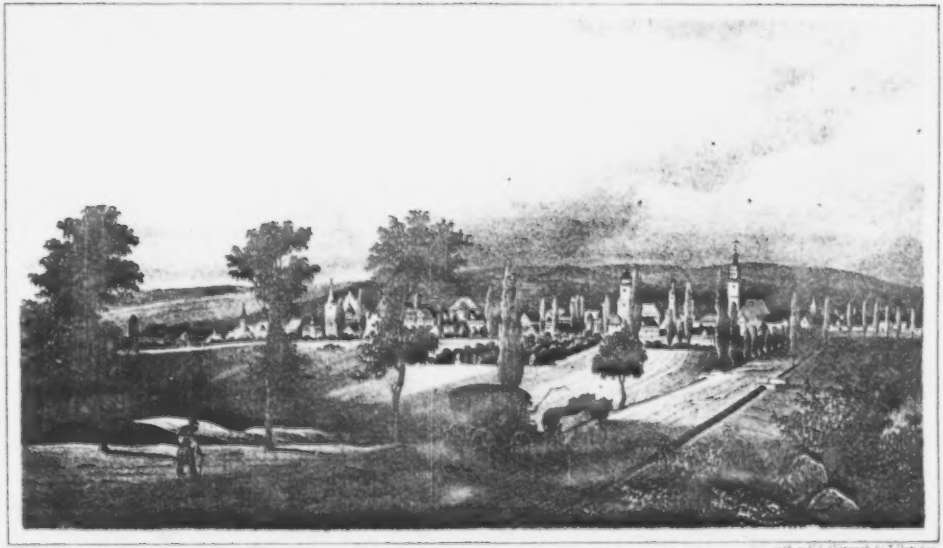
erhielt. Schon in seinem ersten Aufblühen mag dieser Flecken von den beutegierigen und blutdurstigen Schwärmen der Hunnen, die im Jahre 451 unter König Etzel oder Attila in Thüringen einfielen, Schreckliches erduldet haben, und auch in den folgenden Zeiten öfters durch die in dieser Gegend wüthende Kriegsfurie verwüstet worden sein, so daß er zu einem unbedeutenden Dorfe herabsank und sich erst später wieder hob. Auch die Burg mag während dessen manches harte Schicksal erfahren haben; doch ist uns darüber nichts Zuverlässiges bekannt geworden. Im Jahre 1160 suchten, wie eine alte Chronik meldet, sich Räuber auf derselben festzusetzen.*) Als dies Kaiser Friedrich Barbarossa vernahm, ließ er an Ludwig den Eisernen, Landgrafen von Thüringen, den Befehl ergehen, die Burg zu schleifen. Der Landgraf vollzog diesen Befehl so, daß kein Stein auf dem andern blieb und bald jede Spur von der Burg verschwand. Die Merkmale von Umwallungen, die jetzt noch vorhanden sind, datiren sich erst aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Im Herbste des Jahres 1631 nämlich ließ Gustav Adolf, König von Schweden, nach dem bei Leipzig über Tilly erfochtenen Siege, seine Armee in zwei Colonnen durch Thüringen nach Franken ziehen. Die eine derselben zog von Erfurt über Arnstadt, und von Kriegern dieser Colonne wurde auf dem Hügel der verschwundenen Merwigsburg eine Schanze angelegt, und zur Sicherung des Marsches reichlich mit Geschütz besetzt. Das dem heiligen Dionysius gewidmete Kirchlein, welches bereits in Urkunden aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, die vor uns liegen, eine Tochter der Kirche zu Bischofsleben oder Bischleben genannt wird, bildete den Mittelpunkt dieser Schanze, und wurde später, wie schon sein jetziges Aeußere zeigt, erneuert. Ein alter thüringischer Chronikenschreiber hat uns von diesem Kirchlein folgende Sage aufbewahrt:

„Es liege ein großer Schatz unter dem Kirchlein verborgen, welchen böse Geister hüteten. Einst hätten sich drei beherzte Männer, ein Schmied, ein Schneider und ein Schäfer, vorgenommen, diesen Schatz zu heben; als sie aber danach zu graben begonnen, wären sie von den bösen Geistern umgebracht worden. Zur Warnung habe man ihre Häupter oben an dem Simse der Kirche nebst einem Hufeisen, einer Schere und einem Hirtenstabe ausgehauen."

Im siebenzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hat man in der Nähe des Kirchleins, so wie auch bei und in dem benachbarten Dorfe Bischleben viel alte Urnen und Waffen ausgegraben, und es dürfte sich auch wohl jetzt noch der Mühe lohnen, dort nach solchen Ueberresten untergegangener Zeiten zu forschen. Zeichner aber machen wir darauf aufmerksam, wie das Möhlsburger Kirchlein, von dem Gräflich Kellerschen Burggarten bei Stedten aus betrachtet, einen äußerst lieblichen Anblick gewährt und wohl verdient, unter den malerischen Darstellungen thüringischer Gebäude und Gegenden eine Stelle zu erhalten.

*) Reinsantes neueröffneter Schauplatz denkwürdiger Geschichte, Frankfurth und Leipzig, 1715, Seite 356.

Adolf Bube.



Langensalza.

Stadt Langensalza.

Unweit der Unstrut, in dem alten Westergaue des südlichen Thüringens, im Mittelpunkte der Städte Erfurt, Gotha, Eisenach, Mühlhausen, Wanfried, Nordhausen, Sondershausen und Tennstädt, liegt unter 28° 18′ 5″ östl. Länge und 51° 6′ 59″ nördl. Breite, in einer fruchtbaren, ebenen, nur von einigen sandigen Höhen begrenzten Gegend, in dem Bezirke der königl. preuß. Regierung zu Erfurt, die Kreisstadt Langensalza, einst Salza oder Salzaha, der Stammsitz des edlen Geschlechts, welches von diesem Orte seinen Familiennamen entlehnt hat, ursprünglich aber aus der Mitte der uralten, mächtigen, kriegs- und beutelustigen Nordmannen von Treffurt*) hervorgegangen sein soll. Urkundlich wird des Ortes, welchen die Salza, ein kleines, eine halbe Stunde westlich von der Stadt, in der Flur von Uffhofen aus drei Quellen, den sogenannten Gulken, entspringendes Flüßchen, in verschiedenen, größtentheils verdeckten Kanälen durchrinnt, das sich eine Viertelstunde unterhalb der Stadt, unweit des Dorfes Merrleben in die Unstrut ergießt, bereits im Jahre 932 gedacht. Es ist dies die älteste verbürgte Nachricht, die uns von dem Dasein Langensalza's, welches bereits 736 durch Bonifacius zum christlichen Glauben bekehrt worden sein soll, Kunde giebt; doch ist nicht zu ermitteln, ob schon damals die Herren, welche später als Besitzer desselben genannt werden, daselbst geherrscht haben. Einer unverbrieften Sage nach soll Salza anfangs dem unweit davon gelegenen Kloster Homburg**)

*) Siehe: »die Stadt Treffurt und die Ruinen des Nordmannsteines« von H. Schwerdt im 4. Bande S. 31. ff. dieses Werkes.

**) Eine Beschreibung dieses im Jahre 800 nach Christo von Karl dem Großen gestifteten Nonnenkloſters von dem Orden der Benedictiner, welches

gehört, über letzteres aber den Herren von Treffurt die Voigteigerechtigkeit zugestanden haben. In Folge dieses Verhältnisses nun hätten die gedachten Herren, welche nach unverbürgten Sagen schon um die Mitte des 5. Jahrhunderts Treffurt erbaut und sich daselbst angesiedelt haben sollen, Salza an sich gebracht, und, nachdem sie daraus eine eigene Herrschaft gebildet, ihren alten Familiennamen aufgegeben, und sich Herren von Salza geschrieben. Es muß dies aber bereits vor der Mitte des 12. Jahrhunderts geschehen sein, denn in zwei das Kloster Homburg betreffenden Urkunden, welche im J. 1162 und 1179 ausgestellt, und von Walther Wigand Burchartradus von Salza und Walther von Salza als Zeugen unterschrieben sind, geschieht des Voigteiverhältnisses nicht nur keiner Erwähnung, sondern es erscheint in denselben auch Herzog Heinrich von Baiern und Sachsen als oberster Schirmherr des Klosters, und die Gebrüder Heinrich und Theodorich Grafen zu Hohenstein als dessen Untervoigte; auch ist gewiß, daß die Herren von Salza nicht nach Herzog Heinrichs Zeit Voigte des Klosters Homburg gewesen sind, indem sie um diese Zeit schon Herren von Salza waren, was sie doch später geworden sind, als Schirmvoigte des Klosters. Das alte Verhältniß derselben zum Kloster mag daher jedenfalls von dem Augenblicke an aufgehört haben, als sie von demselben das Dorf Salza nebst Zubehör erwarben.

Bereits im 12. Jahrhundert erscheinen die Herren von Salza als mächtige Dynasten in Thüringen, die nicht blos das Dorf Salza, sondern auch die Flurmarken von Uffhofen (mit einem festen Schlosse), Zimmern, Illeben, Döllstedt (wo 1248 Heubold von Salza den starken Steinfurt oder Steinfürst erbaute), Dörna, Tambach, Altenstein, Borstendorf und noch viele andere, heut zu Tage unter verschiedene Landesherrschaften zerstreute Dörfer und Schlösser besaßen. In Uffhofen scheinen sie zu allererst, und noch früher, als in Salza gewohnt zu haben; auch soll der Name jenes, kaum eine Viertelstunde westlich von Langensalza entfernten Dorfes eben von dem Wohnsitze der Herren von Salza daselbst herrühren, denn es hieß „uf'n Hofe" d. i. auf dem Schlosse. Aus diesem Namen hat man aber auch den Schluß ziehen wollen, daß Uffhofen vor uralter Zeit einmal mit Salza zusammengehangen, und einen Ort gebildet habe, indem Uffhofen oder die Oberhöfe den oberen, und die sogenannten Niederhöfe, welche noch gegenwärtig unter diesem Namen bestehen, den unteren Theil der Stadt ausgemacht hätten; doch entbehrt diese Vermuthung aller historischen Bestätigung.

In Salza selbst besaßen die Herren von Salza außer der eigentlichen Burg, der Dryburg (dem jetzigen königlichen Schlosse), auch einen Freihof, aus welchem später der Reinhardsbrunner

---

jedoch später (im Jahre 1136) von Kaiser Lothar II. in ein Mönchskloster desselben Ordens umgewandelt wurde, liefere ich in einem der folgenden Hefte dieses Werkes.

Hof, gegenwärtig Privateigenthum der Herren Weiß, entstanden ist. Dieser alte Freiherrenhof hat der heutigen Herrengasse, die alte Dryburg aber der Burggasse ihren Namen gegeben. Dieselbe stand nämlich nicht an dem Platze des unter diesem Namen auf uns gekommenen Schlosses dieser des sogenannten wilden Grabens, sondern jenseit desselben, innerhalb des Walles, welcher sich bis auf den heutigen Tag in dem sogenannten Stadtgraben vom Klagethore nach dem Niederhöfer Thore fast unversehrt erhalten hat, und zwar an der Stelle des Bertling'schen Gartens in der Burggasse, wo, was dem Verfasser der Chronik der Stadt Langensalza*) entgangen zu sein scheint, sich sehr deutliche Spuren davon erhalten haben bis auf den heutigen Tag. Der Name Dryburg oder Dreyburg scheint übrigens mit dem ihrer ersten Erbauer, der Herren von Treffurt oder Dreyfurth, zusammenzuhängen, namentlich da dieses Schloß zuweilen auch Drifurtum genannt wird. Andere leiten den Namen von der Herrschaft der drei Brüder Heinrich, Johann und Friedrich von Salza ab, mit welchen, wie wir unten sehen werden, die Herrschaft dieses Geschlechts in unserer Stadt für immer erlosch.

Jener alte Freiherrenhof der Herren von Salza kam schon im Jahre 1226 an das Kloster Reinhardsbrunn, und zwar auf folgende wahrhaft tragi-komische Weise: Zur Zeit nämlich, als Landgraf Ludwig IV. zu Kaiser Friedrich II. nach Italien gezogen war (im Jahre 1226), und Hermann von Salza, der berühmteste seines Geschlechts, als Hochmeister des deutschen Ordens, die rohe Gewalt des Heidenthums in Preußen zuerst zu brechen begann**), hatte ein Herr von Salza (sein Name wird nirgends genannt) einen für jene Zeiten gar nicht ungewöhnlichen Einfall. Es beliebte nämlich diesem Herrn, auf dem in dem Gebiete des Klosters Reinhardsbrunn gelegenen Altenberge einen sogenannten Burgfrieden zu erbauen, und aus demselben dem Kloster allerhand Schaden durch Raub und Ueberfall zuzufügen. Der Abt des Klosters bat wohl, dergleichen bleiben zu lassen; aber die geistliche Bitte kümmerte dem weltlichen Herrn in seinem Burgfrieden nur in so weit, daß er denselben noch besser einrichtete, und sorgfältiger befestigte. Als nun der fromme Landgraf, nach seiner Rückkehr aus Italien, dieses Kloster, welches

*) Chronik der Stadt Langensalza in Thüringen von Karl Friedrich Göschel. Band 1. und 2. Langensalza 1818. Aus glaubhafter Quelle kann ich die Versicherung geben, daß die von Vielen gewünschte Fortsetzung des blos bis zum Anfange des dreißigjährigen Krieges gehende Werkes so eben zum Drucke vorbereitet wird.

**) Hermann von Salza, einer der kräftigsten Männer seines Zeitalters, tritt zuerst auf im Jahre 1210 oder 1211, wo er zum Hochmeister des deutschen Ritterordens ernannt wurde, welcher 1190 als Orden der Brüder des deutschen Hauses St. Mariä zu Jerusalem, auf heiligem Boden gestiftet, bald der Inbegriff der edelsten, ritterlichsten und christlichsten Deutschen ward, und dessen Bestimmung zwischen die hohe Ritterpflicht, gegen die Ungläubigen zu kämpfen, und die niedere Christenpflicht, die kranken und verwundeten Krieger zu pflegen, sich theilte.

in ganz absonderlicher Gunst bei ihm stand, noch im Jahre 1226 zum ersten Male wieder besuchte, klagte ihm der Abt sein Leidwesen mit großer Wehmuth und Kümmerniß. Ludwig antwortete nicht darauf; aber bald hatte er sich einen feinen, ritterlichen Schwank zu ernstlicher Bestrafung unseres gestrengen Herrn von Salza und daneben zu einer angenehmen Ueberraschung und kurzweiligen Erholung für die Klostergeistlichkeit von ihrer zeitherigen Bedrängniß ausgedacht. Er ließ nämlich seinem Voigte zu Eisenach insgeheim zu wissen thun, daß er mit den streitbaren Bürgern dieser Stadt des andern Tages früh nicht weit von jenem Burgfrieden, der dem Kloster so vielen Unfrieden machte, und den wohlgenährten Mönchen die besten Lebensmittel auf der reichlichen Zufuhr abschnitt, in vollen Waffen einfinden sollte. Am folgenden Morgen (es war an einem Sonntage) brach Ludwig auf zu seinen getreuen Mannen. Im Kloster ließ er den Befehl zurück, daß der Abt nicht eher die Prozession halten, nicht eher das Kreuz tragen lassen, noch die hohe Messe lesen sollte, bis er wieder zurückgekommen wäre. Jetzt wird der Feind sofort angegriffen. Der Burgfriede ist bald erstiegen, und unser Unfried, der Herr von Salza, gefangen genommen. Nun zieht Ludwig mit der ganzen Schaar nach Reinhardsbrunn zurück; der Herr von Salza aber wird mitgeführt, nach Einigen zu Fuß an einer Kette, nach Andern auf ein Pferd festgebunden. Bei der Ankunft des Zuges hält der Abt auf des Landgrafen Anordnung die Prozession, und der gefangene Herr von Salza muß in Ketten und Banden dem Kreuze vorangehen. Hierauf läßt ihn Ludwig, um ihn noch empfindlicher zu strafen, an einem erhabenen Orte in der Kirche zur Schau ausstellen; der Kantor stimmt die Worte an: „Herr, du hast erniedriget und gedemüthiget den Herrn von Salza, als einen verwundeten Mann," worauf das Chor mit einer passenden Antwort einfällt. Einige Diener des gedemüthigten Herrn, welche die Anstifter der Sache gewesen waren, werden hierauf mit dem Schwerte hingerichtet; der Herr selbst aber muß geloben und schwören, daß er des Klosters Gebiet nie wieder betreten, seiner Buße nimmer gedenken, und an den Altenberg keinerlei Anspruch je wieder machen wolle. Der Burgfriede wurde nun auf des Landgrafen Befehl von den Eisenachern von Grund aus zerstört und abgetragen. Holz und Steine davon erhielt das Kloster. Nach dieser ausgesuchten Buße konnte der Herr von Salza wieder heimziehen; zuvor aber mußte er noch seinen in Salza gelegenen Freihof, wo die Herren von Salza vor Erbauung der Drydurg eine Zeit lang gewohnt hatten, sammt dessen Einkünften und Zubehör an das Kloster abtreten. Das ist der in unserer Stadt gelegene, sogenannte Reinhardsbrunner Hof, welcher später, nach Zerstörung des Klosters Reinhardsbrunn, sammt diesem an die herzogl. Landesherrschaft zu Gotha, und neuerlich als Privateigenthum in die Hände der Herren Weiß zu Langensalza gelangte.

Es konnte nicht fehlen, daß ein so reichbegütertes Geschlecht, wie das der Herren von Salza, vielfach in die Ereignisse verflochten werden mußte, durch welche in jener bewegten Zeit Deutschland erschüttert

ward. So hatten dieselben mit den meisten Herren des Thüringer Landes, auf Anstiften des Erzbischofs Siegfried von Mainz, dem Landgrafen Hermann I. sich angeschlossen, als dieser von dem durch Pabst Innocenz III. excommunicirten Kaiser Otto IV. öffentlich abgefallen war. Hierdurch wurde Kaiser Otto veranlaßt, eiligst aus Apulien nach Deutschland aufzubrechen. Im Anfange des Jahres 1212 daselbst angelangt, machte er, nach einem zu Pfingsten in Nürnberg gehaltenen Reichstage, sogleich einen Einfall in das ihm feindlich gesinnte Thüringen, wo er sich bereits durch seinen Truchseß Gunzelin der Städte Mühlhausen und Nordhausen bemächtiget hatte, eroberte das Schloß Rothenburg, und zog von da vor das Schloß Dryburg. Dasselbe wurde jedoch nicht erobert, sondern ergab sich, weshalb Otto den Herren von Salza nicht nur Gnade widerfahren ließ, sondern auch dem Orte, wo sie residirten, die Stadtgerechtigkeit verlieh (1212). Seit dieser Zeit ward Salza mit Mauern umschlossen.

In den Kriegen, welche Landgraf Albrecht der Entartete mit seinen Söhnen Friedrich und Diezmann führte, zeichnete sich Friedrich von Salza als tapferer und treuer Anhänger des Letzteren aus. Sonst war die Politik des Hauses Salza darauf gerichtet, sich durch die Verbindung mit entfernteren Fürsten der Uebermacht der Landgrafen entgegen zu stemmen. Hierzu boten die damaligen Verhältnisse Thüringens vielfach Gelegenheit. Das Land war nämlich theils an Bisthümer und Klöster vertheilt, theils in eine Menge größerer oder kleinerer Herrschaften zersplittert. Benachbarte Kirchenfürsten, wie die Aebte der Stifter Fulda und Hersfeld und die Erzbischöfe von Mainz, unter deren Sprengel außerdem der größere Theil von Thüringen gehörte, besaßen daselbst ebenfalls große Güter. Diese zu erweitern, waren sie eben so sehr bedacht, als die Landgrafen sich bemühten, ihnen hierin entgegen zu sein. Unter diesen immer wiederkehrenden Reibungen konnte es denn nicht fehlen, daß jeder Theil sich unter den Edlen Thüringens Freunde und Angehörige zu verschaffen suchte. So waren in den Fehden, welche der Abt Heinrich von Fulda mit dem Landgrafen Friedrich II. bestand, die jüngeren Brüder Günther und Heinrich von Salza eifrige Bundesgenossen des Ersteren, so daß der Landgraf, um einige Ruhe zu erlangen, sich sogar genöthiget sah, im Jahre 1312 einen Waffenstillstand mit ihnen abzuschließen. An dem sogenannten Grafenkriege, welcher 1343 zum Ausbruche kam, nahmen die Herren von Salza ebenfalls Theil gegen den Landgrafen, nachdem sie schon das Jahr vorher mit dem Erzbischofe Heinrich von Mainz zu diesem Behufe ein besonderes Schutzbündniß abgeschlossen hatten. Diese Politik jedoch mußte nothwendig den Ruin des Hauses herbeiführen, als die unter einander entzweiten Mitglieder desselben jene mächtigen, auf einander eifersüchtigen Fürsten um Hülfe in ihrem Familienzwiste gegenseitig ansprachen. Diesen war natürlich die zur Vergrößerung ihrer Macht und Herrschaft so unerwartet dargebotene Gelegenheit höchlich willkommen. Salza gehörte schon damals unter die bedeutenden

Städte Thüringens, und in der Nähe desselben lagen verschiedene Güter, über welche das Erzstift Mainz lehnsherrliche Rechte ausübte. Desto weniger konnte es der Landgraf geschehen lassen, daß ein so fester Platz dem Erzbischofe zufalle. Nun hatte Günther der Aeltere, Herr von Salza und Döllstedt, bei seinem Dahinscheiden vier Söhne hinterlassen, nämlich Johann, Heinrich, Günther und Friedrich auf Salza, Döllstedt, Uffhofen und Bessingen. Einer derselben, Günther, scheint frühzeitig verstorben zu sein; die drei übrigen aber konnten sich über die väterliche Verlassenschaft nicht einigen; es entstand Zwiespalt unter ihnen, und an gegenseitigen Reibungen konnte es bei solcher Nachbarschaft nicht fehlen. Darüber kam Einer von dem brüderlichen Kleeblatte auf den Einfall, seinen Antheil an der Stadt Salza dem Erzbischofe von Mainz, der von Einigen Gerlach, von Andern aber wohl richtiger Heinrich genannt wird, und dem dieser Antrag sehr erwünscht kam, zu verkaufen. Jedoch eben diesem Verkaufe widersetzten sich anfangs die beiden andern Brüder, bis sich endlich auch der jüngere Bruder fügte, und dem Verkaufe beitrat. So kam die Abtretung zweier Drittheile der Stadt an den Erzbischof wirklich zu Stande, wahrscheinlich im Jahre 1345.

Jetzt erklärte der ältere Bruder, daß er seinen Antheil an den angestammten väterlichen Gütern zwar gern behalten hätte; weil ihm aber die eigenen Brüder diesen Wunsch vereitelt hätten, so bleibe ihm nichts übrig, als seinerseits seinen Vortheil und seine Pflicht wahrzunehmen. Hierauf ritt derselbe, ein getreuer Vasall, zu seinem Oberlehnsherrn, dem Landgrafen Friedrich, und verkaufte diesem sein Drittheil. Friedrich schickte alsbald einen Voigt nach Salza, um von seinem Antheile Besitz zu ergreifen; aber die Beamten des Erzbischofs waren ihm zuvorgekommen, und ertheilten dem landgräflichen Voigte den Bescheid: „Schloß und Stadt zu theilen, sei nicht schicklich, vielmehr müsse beides unzersplittert bei einander bleiben, und was der Landgraf dafür geben wolle, das werde der Erzbischof schon auch zahlen, und der wolle und solle es auch allein behalten.“ Hierauf wurde der landgräfliche Voigt nebst dem älteren Herrn von Salza geradezu zur Stadt hinausgejagt.

Als Friedrich, der ohnehin nicht im besten Vernehmen mit dem Erzbischofe von Mainz stand, von jener trotzigen Weigerung und der unziemlichen Behandlung seines Gesandten Meldung erhielt, ließ er sofort an alle seine Lehnsleute und Städte ein Aufgebot ergehen, rückte zu Anfang des Februar 1346 mit seinen Getreuen ohne Umstände vor die Stadt, und ließ Feuerpfeile in dieselbe schleudern. Bei dem entstandenen Brande verloren gegen 3000 Bürger ihr Leben; die Stadt wurde gänzlich zerstört; die Dryburg aber widerstand allen Anstrengungen der Belagerer bis Mitte August. Endlich kam ein Vergleich zu Stande, in Folge dessen dem Landgrafen die Hälfte des Schlosses und der Stadt eingeräumt wurde. Die frühern Besitzer, die Herren von Salza, behielten in derselben nur einige Güter

und Gerechtsame; ihre Hofhaltung aber verlegten sie nach Uffhofen und Döllstedt.

Und diese beiden zuletzt genannten Besitzungen waren denn der letzte schwache Rest, welcher dem an Gütern einst so reichen und mächtigen Geschlechte der Herren von Salza noch übrig blieb. Zusehends schwinden, größtentheils durch Veräußerung, zu welcher der Anwachs der Familie wohl drängen mochte, die Güter Borstendorf bei Jena, der Freihof zu Salza, dann Dörna, Tambach, Illeben, Altenstein, Frankenstein, und zuletzt auch Burg und Stadt Salza, so daß am Ende nichts mehr übrig bleibt, als Uffhofen und Döllstedt, als deren gemeinschaftliche Besitzer wir zu Anfang des 15. Jahrhunderts zwei Vettern, nämlich Johann und Hermann von Salza, genannt finden. Johann starb 1406 kinderlos; Hermann aber, dessen Erbe, der ebenfalls kinderlos war, übergab die Burg zu Uffhofen und 3 Theile von Döllstedt, welche Allode waren*), verschiedenen Blutsverwandten, namentlich den Herren von Gleichen, gegen eine gewisse Vergeltung, die er sich selbst aussetzte. Nach seinem Tode, mit welchem 1409 die Langensalzaer Linie der Herren von Salza erlosch, entspann sich gleichwohl ein Successionsstreit zwischen den von ihm eingesetzten Erben, den Herren von Gleichen, und dem Landgrafen Friedrich IV., der jedoch 1410 durch den Landgrafen Friedrich den Aelteren von Meißen durch einen Vergleich beigelegt ward. In Folge desselben gelangten die Herren von Gleichen zum ungetheilten Besitze von Döllstedt und Uffhofen**), und dem Landgrafen Friedrich wurde das Oberlehenseigenthum darüber zugesprochen.

Der bildlichen Denkmale, welche von den alten Dynasten von Salza auf uns gekommen sind, giebt es nur wenige, denn eine alte Münze***) und einige Denksteine in den Kirchen zu St. Stephani und St. Bonifacii zu Langensalza sind der ganze, spärliche Rest leibhaftiger Reliquien, die den entfernten Nachkommen aus der Vergangenheit ihrer ritterlichen Vorfahren geblieben sind.

Die Stadt Salza, welche, wie wir oben sahen, im J. 1346 zweiherrisch geworden war, wurde schon im J. 1387 unter dem

---

*) Der vierte Theil von Döllstedt konnte, als ein von dem Landgrafen relevirendes Mannlehen, nicht veräußert werden.

**) Letzteres scheint nur kurze Zeit bei dieser Familie geblieben zu sein, denn aus einem Lehnbriefe von 1428 ersehen wir, daß Landgraf Friedrich Burg und Dorf Uffhofen den Herren von Goldacker, welche bis diesen Augenblick im Besitze geblieben sind, verkauft und in Lehen verliehen hat.

***) Dieselbe zeigt einen Mann, mit einer Mütze auf dem Haupte, in sitzender Stellung. Sie ist von zwei Ringen umgeben, in deren inwendigem das Wort Salza zu lesen ist. In dem äußeren Ringe stehen die schwer zu deutenden Buchstaben: V. † A. † V. † A. †

Landgrafen Balthasar wieder vereiniget, und ist seitdem ununterbrochen bei dem thüringisch-meißnischen Fürstenhause geblieben.

Balthasar's Sohn, Friedrich VI. oder Einfältige, ein Schwächling an Seele und Leib, starb 1440 zu Weißensee, und mit ihm schließt sich die Reihe der alten Landgrafen von Thüringen, dessen Geschichte von nun an mit der des Hauses Sachsen zusammenfällt. Thüringen fiel nämlich als Erbe an Friedrich den Sanftmüthigen und Wilhelm, die beiden Söhne Friedrichs des Streitbaren, seit 1425 Kurfürsten von Sachsen. In dem 1445 errichteten Theilungsvertrage kam Thüringen an Wilhelm, und nach dessen Tode an die Söhne seines Bruders Friedrichs II., Ernst und Albrecht, durch welche in Folge des Erbtheilungsvertrages zu Leipzig vom 26. August 1485 das sächsische Haus bekanntlich in die nach ihnen benannte Ernestinische und Albertinische Linie getheilt ward. Ernst bekam die Kurwürde und den größeren Theil von Thüringen; der andere, kleinere Theil, welcher an Albrecht fiel, wurde später unter dem Namen des thüring'schen Kreises dem Kurfürstenthume Sachsen einverleibt, welches durch Herzog Moritz im Jahre 1548 an die Albertinische Linie kam, und 1806 zum Königreiche erhoben ward. Durch den Frieden zu Wien endlich wurde der thüring'sche Kreis des Königreichs Sachsen, nebst andern großen Bezirken, dem preußischen Königshause überwiesen, dessen Scepter daher auch Langensalza seit 1815 unterworfen ist.

Langensalza ist eine ansehnliche Fabrik- und Handelsstadt, und hat ein altes Schloß, die Dryburg*), gegenwärtig der Sitz des Land- und Stadtgerichtes, des Haupt-Steueramtes und des Rentamtes, ferner 3 Kirchen, deren eine, die Bonifaciuskirche, mit dem auch durch seine schöne Bauart ausgezeichneten, höchsten Thurme in Sachsen**) geziert ist, eine Bürger-, Mittel- und Volksschule, eine Fortbildungsanstalt für Handwerkslehrlinge und Gesellen, unter dem Namen „Sonntagsschule", ein Waisenhaus, dessen innere Einrichtung durch eine wahrhaft musterhafte Ordnung und Reinlichkeit ungemein anspricht, eine Kleinkinder-Verwahr-Anstalt unter der Leitung eines sehr achtungswerthen Frauenvereins, drei Hospitale, von denen jedoch zwei zu städtischen Zwecken eingezogen sind, 3069 catastrirte Gebäude,

*) Die letztregierende Herzogin Friederike zu Sachsen-Querfurt und Weißenfels, geb. Prinzessin zu Sachsen-Gotha und Altenburg, residirte hier, und starb den 12. Mai 1775. Sie liegt in Weißenfels begraben.

**) Die Höhe desselben beträgt gerade die Hälfte des Straßburger Münsters, nämlich 287 Fuß. Der Grundstein zu demselben wurde 1470 gelegt, und die große, 80 Centner wiegende Glocke den 1. September 1564 zum ersten Male geläutet.

nämlich 1010 Wohnhäuser (einschließlich 22 wüster Stätten) und 2059 Fabrik- und andere Gebäude, und (mit Ausschluß des Militairs) gegen 8000 Einwohner, deren Hauptnahrungszweige in Fabriken, Handwerksbetrieb und Handel bestehen. Unter den Fabrikanlagen sind die den Herren Gebrüdern Weiß*) gehörigen und von denselben im Jahre 1805 zuerst begründeten Wollen-Garn-Maschinenspinnereien, welche zusammen 4300 Spindeln enthalten, und im Durchschnitt 1000 Menschen beschäftigen, besonders zu erwähnen. Von den in früheren Zeiten sehr blühenden Seiden- und Halbseidenzeug-, Tuch- und Raschmanufacturen, so wie den ehemals ebenfalls bedeutenden Puder- und Stärkefabriken sind nur noch schwache Ueberreste vorhanden. Wichtige Nahrungszweige dagegen sind noch gegenwärtig Landwirthschaft und Bierbrauerei, welche letztere sich namentlich in neueren Zeiten sehr gehoben hat.

Von öffentlichen Gebäuden verdienen, außer den bereits erwähnten, noch das in einem edlen Style erbaute Rathhaus mit dem künstlich in dasselbe eingebauten Hausmannsthurme, ferner ein recht hübsches Kurhaus bei dem eine halbe Stunde von der Stadt entfernten, im Jahre 1811 entdeckten, in neueren Zeiten aber nur schwach besuchten Schwefelbade, und ein freundliches, am nordwestlichen Ausgange der Stadt, an der Straße nach Mühlhausen gelegenes Schützenhaus genannt zu werden.

Vergnügungsorte in der Nähe Langensalza's sind besonders drei zu erwähnen, die sämmtlich Eigenthum der Commune sind, nämlich: 1) das bereits genannte Bad; 2) der ungefähr eben so weit nördlich von der Stadt entfernte Böhmen, am Fuße eines die fast gänzlich versunkenen Ueberreste des Klosters Homburg tragenden und eine wunderliebliche Aussicht gewährenden Hügels, und in etwas weiterer Entfernung gegen Westen 3) die Thiemsburg, eigentlich Dämons- d. i. Teufelsburg, ursprünglich ein altes, verrufenes Raubschloß, später eine Ritterburg, und gegenwärtig ein städtisches Vorwerk und Forsthaus**), dessen nächste Umgebungen der jetzige Förster Jäger mit uneigennütziger Aufopferung zu einem kleinen Paradiese umgeschaffen hat.

An der Verschönerung der Stadt selbst und ihrer nächsten Umgebungen wird fortwährend mit rastlosem, keine Opfer scheuenden Eifer gearbeitet. In allen Straßen befinden sich Trottoirs für die

---

*) Eine Biographie des hauptsächlichsten Begründers dieser großartigen Anlagen, des jetzigen Geheimen Finanzrathes, Herrn Christian von Weiß auf Glücksbrunn ꝛc. haben wir von Ludwig Storch in diesem Werke demnächst zu erwarten.

**) Die Waldung um dasselbe gehörte dem Kloster Homburg, und kam, nach dessen Aufhebung i. J. 1544, nebst den Homburger Klostergebäuden, durch Kauf in die Hände des Magistrats zu Langensalza.

Fußgänger; nicht nur die Haupt-, sondern auch die meisten Nebenstraßen sind neu gepflastert, und die öffentlichen Promenaden verschönern und erweitern sich mit jedem Jahre. Durch die Handhabung einer guten Straßenpolizei hat die Stadt ein gänzlich verändertes, weit freundlicheres Ansehen gewonnen, und die zahlreichen Neubauten schließen sich mehr und mehr dem geläuterten Geschmacke der neueren Zeit an, worin Langensalza früher, namentlich gegen die Nachbarstädte merklich zurückstand. Eine allgemeine Straßenbeleuchtung besitzt die Stadt seit dem 1. October 1839.

Für den literärischen Verkehr ist in Langensalza durch zwei Buchhandlungen hinreichend gesorgt. In pädagogischer Hinsicht verdient namentlich auch die hiesige, von dem als Kanzelredner allgemein geschätzten Herrn Superintendenten Frobenius geleitete Lehrerconferenz, welche in einem unlängst neu erbauten, sehr freundlichen Schulgebäude allmonatlich ihre Sitzungen hält, genannt zu werden. Der in diesen Conferenzen herrschende, wahrhaft wissenschaftliche Geist, verbunden mit der Humanität ihres mit der Literatur und den Bedürfnissen des Schulwesens innig vertrauten Dirigenten, macht diese Versammlungen so belehrend, als anziehend, und der Verf. dieser Blätter bekennt unverholen, daß er in ihnen seine genußreichsten Stunden verlebt.

Auch der heiteren Geselligkeit ist theils durch zwei geschlossene Gesellschaften für die gebildeten Stände, mit sehr angenehm gelegenen Sommerlocalen, theils durch eine mit vielen recht wackeren Talenten gezierte Liedertafel, deren Leistungen uns namentlich während der Wintermonate manchen gesellig heiteren Abend und wahrhaft geistigen Genuß gewähren, hinreichend Vorschub geleistet.

Von allgemeinen, aus einer früheren Zeit herrührenden Volksfesten endlich dürften besonders zwei der Erwähnung werth sein, da sie mit der Particulargeschichte unserer Stadt in mehr oder weniger genauem Zusammenhange stehen, nämlich das Vogelschießen der hiesigen Schützencompagnie und der jährliche Auszug der Fuhrleute am Trinitatisfeste. Das am 12. Juni 1666 zuerst errichtete Schützencorps hat sich im Jahre 1839, bei Gelegenheit einer von den Schützentöchtern demselben verehrten prachtvollen Fahne, auf eine dem Geiste der Zeit entsprechendere Weise neu organisirt und uniformirt, und wenn auch, in Folge dieser Vorgänge, ein Kampf des Alten mit dem Neuen nicht wohl zu vermeiden war, so steht doch zu hoffen, daß der bei Gelegenheit der Fahnenweihe am 22. Juli 1839 von dem Festredner ausgesprochene Wunsch in Erfüllung gehen werde, „durch Einheit, Einigkeit und Einmüthigkeit das nahe bevorstehende zweite Jubelfest der Compagnie zu einem Freudenfeste gestempelt zu sehen, ähnlich demjenigen, welches im Jahre 1839 so Vieler Herzen freudig bewegt hat."

Den Fahnen, welche wir alljährlich am Trinitatisfeste bei den festlichen Auszügen und in den munteren Reigen der Fuhr- und

und **Ackerleute** so feierlich, als lustig flattern sehen, und die so zu geistlichem Sang und Klang, wie zu lustigem Tanze wehen, schreibt die Sage ein so hohes Alter zu, daß sie, wenn auch nicht die leibhaftigen Fahnen, doch die Berechtigung dazu von der oben erzählten Einäscherung der Stadt im Jahre 1346 ableitet, bei welcher den Erzbischöflichen, man weiß nicht wie, das geistlich-kriegerische Panier abgenommen worden sein soll. Wenn aber auch diese Sage ungegründet sein sollte, so scheint doch so viel gewiß zu sein, daß die Fahnen des ehrenwerthen Standes der hiesigen Fuhr- und Ackerleute durch ein sehr hohes Alter geheiliget sind, und in irgend einer merkwürdigen Begebenheit der Vorzeit ihren Ursprung finden.

Dr. F. A. Günther.

Schloß Rabinswalde.

Hoch thürmte sich einst im Thüringerland
Ein altes Schloß, Rabinswalde genannt,
Und wo jetzt der Nordsturm die Buchen zerzaust,
Da haben einst mächtige Ritter gehaust.
Da hausten sie hoch auf des Berges Horste,
Noch siehst du die Trümmer im dunklen Forste.

Von dem nördlichen Abhange der Finne, jenem reichbewaldeten Höhenzuge, der sich von Heldrungen bis Eckartsberge erstreckt, ziehen sich viele enge Thäler nach der Unstrut hinab, welche mit Laubholz bewachsen, freundliche Wiesen oder fruchtbare Aecker in ihrem Grunde zeigen, in deren Mitte ein heller Bach in munterer Eile seinen Lauf nimmt. Für den Freund der Natur, der gern aus den Sorgen und Zerstreuungen des täglichen Lebens der wohlthuenden Stille und dem Frieden der Natur zueilt, haben diese lieblichen, stillen Thäler eine anziehende Kraft; der melodische Gesang der Vögel, das Murmeln der Bäche, der aromatische Duft der Wiesen, die reichen Schattirungen der Wälder, die feierliche Stille, die Berg und Thal umschließt, Alles zieht ihn mit unwiderstehlicher Kraft an, und wenn er sich gewöhnt hat, in der Natur den zu finden und zu erkennen, der mit wunderbarer Allmacht und Weisheit sie geordnet hat, so kann er sich wahrhaft glücklich preisen, wenn er sich ungestört diesen wohlthuenden und erhebenden Gefühlen überlassen kann. Begegnet er auf diesen einsamen, aber so belohnenden Gängen den halb verwitterten Spuren merkwürdiger Ueberreste der Vergangenheit, betritt er eine Stelle, wo in der frühen Vorzeit wichtige Vorfälle sich ereigneten, da nahen sich ihm die Bilder jener längst vergangenen Zeiten, und er sieht sich in den Kreis derer versetzt, welche einst einen großen

Einfluß auf die Ereignisse ihrer Zeit übten, deren Namen aber und Thaten die Alles vernichtende Zeit fast gänzlich aus unserm Gesichtskreise geführt hat.

So oft der aufmerksame Wanderer das freundliche Thal, welches sich von Wiehe nach dem Dorfe Garnbach hinzieht, besucht, überläßt er sich gern diesen Gedanken. Er sieht sich bald von Bergen umschlossen, die seinen Gesichtskreis von allen Seiten beengen; nach einer halben Stunde hat er das freundliche Dörfchen erreicht, das sich malerisch an den Abhang des Berges anlehnt, und mit der kleinen Kirche, die über dem Dorfe auf der Mitte des Berges sich erhebt, ein sehr freundliches Bild darbietet. Aber das Verlangen, die letzten Ueberreste einer in den frühern Jahrhunderten sehr berühmten Burg zu schauen, treibt ihn unaufhaltsam vorwärts; das Thal schließt sich immer mehr und mehr, kaum findet der helle Bach Raum, sich durch die beengenden Steine und Felsen hindurch zu winden. Endlich zeigt sich ihm eine überwölbte, helle, reine Quelle, und durch ihr erquickendes Wasser gestärkt, beginnt der Wanderer den steilen Berg zu ersteigen. Nach einer Viertelstunde hat er den Gipfel desselben erreicht, und bald bemerkt er Gräben und Wälle, die sich in weiten Kreisen um die Spitze des Berges herumziehen. Unter dem dichten Laubdache hoher und starker Buchen entdeckt er endlich eine hohe, lange und starke Mauer, deren fester Bau der Gewalt der Jahrhunderte getrotzt hat — es ist der einzige Ueberrest der festen, weithinstrahlenden Burg Rabinswalde.

Der Ursprung dieses Namens ist leicht zu erklären, denn wahrscheinlich hieß dieser Theil des weiten Forstes, der sich über die Finne hinzieht, schon in alter Zeit der Rabenswald, indem sich hier auf dieser steilen Felsenspitze häufig Raben niederließen. Die alte Benennung des Berges wurde nun auf die Burg, welche sich auf demselben erhob, übergetragen. In jenen frühen Zeiten, wo der Gebrauch und die Kraft des Pulvers noch nicht bekannt war, mußte diese Burg zu den stärksten von Thüringen gehören, denn von drei Seiten steigt der Berg sehr steil in die Höhe, so daß hier kein Angriff gelingen konnte, von der vierten, südlichen Seite schützten Gräben, Wälle und Mauern vor dem Angriffe verwegener Feinde.

Die an Land, Macht und Ansehn reichen Grafen von Käfernburg, welche zu den ältesten Geschlechtern Thüringens gehörten, und die nach dem bei Arnstadt erbauten, jetzt gänzlich zerstörten Schlosse genannt wurden, erweiterten im zwölften und dreizehnten Jahrhundert durch Heirath, Erbschaft und Kauf ihre Besitzungen so bedeutend, daß sie große Landstriche in Thüringen besaßen. Schon in der Mitte des zwölften Jahrhunderts erwarben sie auch in der goldenen Aue beträchtliche Güter. In einer Urkunde vom Jahre 1162, in welcher Kaiser Friedrich der Rothbart einen Tausch zwischen dem Markgrafen Otto von Meißen und dem Kloster Pforte bestätigt, wird ein Besitzthum des Grafen Sibo oder Sizo erwähnt, welches bei Hechendorf, also ganz nahe bei Rabinswalde lag; die Vermuthung, daß dieser Graf Sibo ein Graf von Käfernburg war, der um diese Zeit lebte,

hat viele Gründe für sich. Graf Günther V. von Käfernburg, welcher seit 1195 mit zwei Brüdern, Heinrich und Ludolf, die väterlichen Güter besaß, hinterließ bei seinem 1212 erfolgten Tode zwei Söhne, Günther VI. und Albert, welche sich in das väterliche Erbe so theilten, daß Graf Günther die alten Stammgüter mit Käfernburg erhielt, dem Grafen Albert aber, als dem Jüngern, die Herrschaft Wiehe mit Rabinswalde zu Theil wurde.

Auf welche Weise die Grafen von Käfernburg den Besitz dieser Herrschaft erlangten, läßt sich bei dem Mangel der Dokumente eben so wenig entscheiden, als jetzo angegeben werden kann, wer von diesen Grafen der erste Erbauer dieser Burg gewesen sein mag. Wahrscheinlich ist es, daß durch die Mutter des Grafen Albert: Diethburgis, einer Tochter des Grafen Sigismund von Anhalt, wo nicht die ganze Herrschaft Wiehe, doch ein Theil derselben an Käfernburg gekommen ist, denn die vorhandenen Urkunden beweisen es, daß die Grafen von Anhalt in dieser Gegend viele Güter besaßen.

Der Name dieses Grafen Albert von Rabinswalde oder von Wiehe, wie er auch öfters genannt wird, erscheint häufig seit dem Jahre 1240 in den Urkunden, von denen wir zwei der wichtigsten anführen wollen. An dem denkwürdigen Vergleiche, welchen neun thüringische Grafen und sechs edle Herren mit dem Markgrafen Heinrich von Meißen, dem Erben Thüringens, abschlossen, nachdem der Landgraf Heinrich Raspe 1247 auf der Wartburg ohne Nachkommenschaft gestorben war, und der Sohn Sophiens von Brabant, der Tochter der heiligen Elisabeth, nicht allgemein anerkannt war, nahm auch Graf Albert Antheil. Er nimmt in dieser wichtigen Urkunde, vom 1. Juli 1249, in Wizinfels (Weißenfels) ausgestellt, mit den übrigen Grafen und Herren seine Besitzungen als Lehen des Markgrafen Heinrich von Meißen an, außer Putilesdorf (jetzt Bottendorf), eine Stunde von Wiehe entlegen, welches er von dem Grafen von Anhalt als Lehn besitze, und verspricht zugleich, den Streit, welcher zwischen ihm und den Grafen von Mansfeld entstanden sei, gütlich beizulegen oder durch einen Richterspruch entscheiden zu lassen. In einer andern Urkunde vom 27. Juli 1255 erklärt Graf Albert, daß der Probst Hermann von Memleben im Namen des Konvents drei mansos (Hufen) in Klein Memleben dem Abte und dem Konvente zu Pforte auf dem Landdinge zu Putelendorf übergeben habe, und daß er den Verkauf bestätige. Nach dieser Urkunde war Graf Albert Vorsitzer des Dingstuhles zu Bottendorf, welcher zu dem Gerichtsbanne des Dingstuhles zu Weißensee gehörte. Die Grafen waren nach ihrer ersten Bestimmung Verwalter der Gerichte eines Gaues; da sich aber nach und nach die Grafenfamilien mehrten, so waren oft in einem Gaue mehrere Vorsteher der Gerichte. So mag es gekommen sein, daß die Grafen von Rabinswalde den Dingstuhl zu Bottendorf verwalteten.

Dieser Graf Albrecht kömmt häufig in den Urkunden seiner Zeit vor, und er scheint sich durch Ansehen und Klugheit ausgezeichnet zu haben. Sein Todesjahr ist nicht bekannt, wahrscheinlich starb er um

das Jahr 1260. Er hinterließ drei Söhne, Albert, Friedrich und Bertholdt, auch eine Tochter, Gisela, welche an einen Burggrafen von Magdeburg vermählt wurde. Die Grafen Albert und Bertholdt scheinen unverheirathet geblieben zu sein, wenigstens hinterließen sie bei ihrem, wie es scheint, früh erfolgten Tode, keine leiblichen Erben. Allein Graf Friedrich besaß eine Tochter, welche ihm seine Gemahlin Elisabeth, aus dem Hause Mansfeld, geboren hatte. Sie heirathete den Grafen Hermann von Orlamünde, und bei dem Tode ihres Vaters, der 1322 starb, fielen sämmtliche Güter der Grafen von Rabinswalde an das orlamündische Haus. Einige spätere Schriftsteller erwähnen zwar noch eine zweite Tochter des Grafen Friedrich, welche Rudolf Schenk von Käfernburg geheirathet haben soll, jedoch schweigen alle frühern, sichern Urkunden von dieser zweiten Tochter. Das Erbtheil, welches durch Heirath dem Grafen von Orlamünde zufiel, war sehr beträchtlich, denn es umfaßte die Herrschaft Wiehe mit Rabinswalde und erstreckte sich bis Nebra und Laucha; die Klöster Memleben und Donndorf standen unter ihrer Schirmvoigtei. Nach der Gewohnheit und dem Sinne der damaligen Zeit gehörten die Grafen von Rabinswalde zu den freigebigsten Wohlthätern der Klöster, und die nicht unbedeutenden Schenkungen, welche die Klöster St. Georg in Naumburg, St. Peter in Erfurt, zu Heusdorf, Kaltenborn, Beutitz ꝛc. von dieser Familie erhielten, beurkunden es, wie wohlwollend und freigebig die Grafen gegen geistliche Stiftungen waren.

So erreichte schon 1322 das Geschlecht der Grafen von Rabinswalde, nachdem es kein Jahrhundert bestanden hatte, sein frühes Ende; das Stammhaus Käfernburg folgte bald nach und erreichte 1322 sein Ende. Die Grafen von Orlamünde verließen das hohe und feste Schloß Rabinswalde, und Graf Hermann erwählte seinen Sitz zu Wiehe, welches befestigt war und ein Schloß besaß. Das Schloß Rabinswalde scheint seit dieser Zeit nicht mehr bewohnt gewesen zu sein, wenigstens wird es nicht mehr erwähnt; ob es noch eine Zeit lang erhalten wurde oder schnell verfiel, meldet die Geschichte auch nicht. Bis zum Jahre 1452 wechseln die Herren und Besitzer von Wiehe und Rabinswalde sehr schnell, bis Dietrich von Werthern die Herrschaft Wiehe mit Rabinswalde als Afterlehn erkaufte. Diese alte Familie hat bis jetzt diese Besitzungen ohne Unterbrechung inne gehabt.

Joh. Friedr. Rebe.

Der Meiseberg im Selkethal*),

mit seinen Umgebungen, Dammersfelde und Burgsrod.

Wie ein neben dem morschen Stamme der gefällten Eiche saftvoll und kräftig aufschießendes junges Reis, so erhebt sich jugendlich frisch das Jagdschloß Meiseberg den ehrwürdigen Ruinen der alten Burg Anhalt gegenüber. Weithin glänzt es mit seinen schimmernden weißen Mauern und Giebeln über die grünen Gipfel der Berge, auf deren einen an den nördlichen Lehnen des Selkethales es selber aufgesetzt ist. Seinen heitern Charakter gab ihm sein heiterer Erbauer, der Fürst Friedrich Albrecht von Anhalt-Bernburg, der ihm auch keinen andern Namen als den des Berges gab. Er ließ es im Jahre 1770 auf dem hohen, steilen Meiseberge aufbauen, und machte es zu einem seiner Lieblingsplätze. Es ist ein massiv aufgeführtes zweistöckiges Gebäude von mäßigem Umfange, und deshalb kein eigentliches geräumiges, prachtvolles Jagdschloß, sondern ein Jagdhaus ganz seiner Bestimmung angemessen. Aeußerlich und innerlich ist es einfach aber freundlich, wie die frische Waldgegend, die es beherrscht. Unter seinen verschiedenen Zimmern ist das anmuthigste und interessanteste ein kleines Dachstübchen oben im Giebel, das auch sein Erbauer zu seinem Sanssouci sich erwählt hatte. Hier schweift das Auge über viele Bergkuppen und über den gekrümmten Lauf der Selke hinüber nach dem hoch liegenden Harzgerode, nach des Rambergs Gipfel, der vielbesuchten Victorshöhe, und selbst der alte Brocken läßt in einer Einsenkung des Gebirgskammes sein greises Haupt vom Auge entdecken. Um ganz ungestört in diesem Stübchen zu verweilen, ward die Treppe so eingerichtet, daß, wer sich oben befindet,

*) Von Ballenstedt liegt er 1½ Stunde, vom Mägdesprunge 1½ Stunde entfernt.

ſolche nach ſich ziehen kann, und nun von den übrigen Bewohnern des Hauſes abgeſchieden iſt. „Doch es iſt gewiß, ſagt die Verfaſſerin der Harzbilder, W. v. S., und zumal bei einem Landesherrn, der in ſeiner ſchönen Seele eine thätige und zärtliche Sorgfalt für das Wohl ſeines Landes nährt, daß:

„man nie weniger allein iſt, als wenn man allein iſt."

Hier verweilte der Fürſt oft viele Stunden, und noch jetzt wird ſein Ruhebette und ſein ſchlichter Seſſel dort gezeigt. Die übrigen Gemächer, ein kleiner Saal mit Nebenzimmern im obern Stockwerk, ſind einfach und geſchmackvoll mit guten Kupferſtichen, Jagdſtücke von Ridinger darſtellend, behängt, ſo wie noch manche andere Verzierungen an Trinkgefäßen auf waidmänniſchen Humor und Frohſinn hinweiſen. Auch einige große herrlich prangende Hirſchgeweihe ſieht man wie Raritäten aus dem verſchollenen goldenen Zeitalter des edeln Waidwerks hier in unſere jagdſtillen Tage hereinragen. Naht man ſich dieſem Jagdhauſe von welcher Seite man will, ſo verkündigen die anſchlagenden Jagdhunde dem Fremdlinge ſchon von fern den Charakter dieſes Waldſitzes, denn es wohnt noch immer ein Jäger dort, obwohl es vom jetzigen Herzoge nicht weiter als Jagdhaus benutzt wird. Es iſt daher jetzt mehr ein Gaſthaus und angenehmer Sammelplatz für heitere Naturfreunde, weshalb dem Bewohner auch nachgelaſſen iſt, Speiſe und Trank an jene zu verabreichen. Beſonders wird es häufig von zahlreichen Geſellſchaften aus Ballenſtedt, Quedlinburg und der Umgegend beſucht, und noch vor Kurzem diente es zum Feſtlocale einer ſeltenen Feier, des vierhundertjährigen Buchdrucksjubiläums, zu deſſen Nachfeier der Buchhändler Baſſe in Quedlinburg den Meiſeberg erwählt hatte. In 16 Wagen kamen am 19. Juli 1840, Mittags um 12 Uhr, gegen 100 Perſonen, alle mit Feſtſchleifen von weißem Atlasbande geſchmückt, an. Es war ein impoſanter Anblick. Nach vorher ſchon getroffenen Anſtalten wurde geweiſt und der Nachmittag mit Geſängen und Spielen ausgefüllt. Als man aber auch das Abendeſſen und zwar im Freien eingenommen und es mit vielen Toaſten gewürzt hatte, begab ſich die fröhliche Geſellſchaft in derſelben Ordnung und in der heiterſten Stimmung nach ihrem Wohnorte wieder zurück. Nach dem Selkethale führt ein gut geebneter Fußſteig hinab.

Ehe wir dieſen kleinen Tempel der Diana aber ganz verlaſſen, müſſen wir noch einen Blick auf einige mehr oder minder intereſſante Puncte der Nachbarſchaft werfen. Wir gehen das Selkethal hinauf. Unter dem Meiſeberge liegt außer der Leimuſermühle die 1838 erſt vom Müller Bergmann neu erbaute Sägemühle. Bei Ausgrabung der Radeſtube zeigten ſich als ſeltſame Erſcheinungen 13 Fuß tief unter der Oberfläche nicht nur viele Granitgeſchiebe aus dem Friedensthale *) und von der Erichsburg, die man auf der Höhe im ganzen Selkethale bisher noch nicht entdeckt hat, ſondern man fand in dieſer

*) J. Tom. I. pag. 160.

Tiefe noch eine Streitart von Urgrünstein und nicht weit davon ein wenig noch abgenutztes großes Hufeisen eines Ritterpferdes von dünnem Eisen, dessen Form aber ein hohes Alter vermuthen ließ. Ein noch darin befindlicher Nagel lieferte den Beweis, daß auch der Huf, wahrscheinlich also auch das Pferd dort vermodert sein müsse. Es wurden noch mehrere kleinere Hufeisen von den sogenannten Klepperpferden deutscher kleiner Race gefunden. Weiter hinauf folgen dann die zum Mägdesprunge gehörigen Hämmer. So wie der Hütten des Mägdesprunges in alten Schriften schon 1678 gedacht wird, so hat im Jahre 1739 auch eine Papiermühle dort gestanden, die aber wieder eingegangen ist. Als wir das Kloster Hagenrode und den Hüttenort Mägdesprung (Tom. I. pag. 160.) beschrieben, erwähnten wir auch das alte Kloster und Dorf Dagmarisfelth am Wege nach Ballenstedt *). Dort den Faden der Erzählung nicht abbrechend, verschwiegen wir im Hinblick einer spätern Nachholung die nachfolgenden Schicksale der wüsten Dorfmarke. Jetzt, wo wir vom Meiseberge aus, dem sie sehr nahe liegt, leicht dorthin einen Abstecher machen können, wollen wir das Schuldige nachholen:

„In Trümmern liegend mochte Dorf und Kloster Dagmarisfelth, viele Jahrhunderte hindurch von Wald und Dickicht überwachsen und die Stätte kaum im Namen noch bekannt gewesen sein, da wählte sie Fürst Victor Friedrich von Anhalt-Bernburg im Jahre 1758 zur Anlegung einer Stuterei. Nach wenigen Jahren verschwand aber diese Anstalt schon wieder, und die Gebäude wurden zur Landwirthschaft eingerichtet, weßhalb man den Wald rings umher ausrodete. Fürst Friedrich Albrecht ließ durch Rodungen die Zahl der Aecker ohne die 25 Morgen Wiesen bis auf 180 Morgen vermehren, und erbauete in einiger Entfernung auch Wohnungen für die Arbeiter des Vorwerks. Die letzteren wurden jedoch um das Jahr 1807 etwa wieder abgebrochen. Gegen das Jahr 1787 wurde es zu einer Schweizerei gemacht und einer Schweizerfamilie Namens Sommer in Pacht gegeben. Die Producte, als Butter, Käse ꝛc., auf Schweizerart zubereitet, waren von ausgezeichneter Güte und weit umher berühmt, doch es schien, als sollte der Mutter Gottes alter Ausspruch noch immer in Kraft bleiben, und den Menschen hier keine dauernde Stätte errichtet sein. Ueber funfzig Jahre hatte das Vorwerk Dammersfelde gestanden, da wurde seine Wiederaufhebung beschlossen, weil man durch Berechnung finden wollte, daß der Boden durch Forstgrund einträglicher wie jetzt als cultivirtes Ackerland sein werde. 1816 fing man daher an, die leicht hingestellten Gebäude einzureißen, und schon nach zehn Jahren war keine Spur von Menschenwohnungen mehr anzutreffen. Die ganze Fläche, selbst wo die Gebäude gestanden hatten, wurde mit Nadelholz bepflanzt, und nur eine etwa zwanzigjährige Tanne bezeichnet noch die Stelle des Gartens beim

*) Es liegt im Amte und Forstreviere Gernrode, 1¼ Stunde von der Stadt Gernrode, 1½ Stunde von Ballenstedt und 1 Stunde von Harzgerode entfernt. —

Hauſe. Im Vorſprunge ihres Alters wird ſie immer die junge Tannenſaat überflügeln und der Tradition, die Alles nun wieder aufbewahren muß, zu Hülfe kommen müſſen, bis auch ihr morſcher Stamm geſunken, von einem ſinnigen Forſtmanne durch einen friſchen Erſatzbaum vielleicht wieder ergänzt iſt. Von der Sommerſchen Familie, die hier lange Zeit als treue biedere Schweizer lebten, ſtarben einige Glieder, und haben ihr Ruheplätzchen unfern der Gebäude auf einer Wieſe gefunden. Die bemooſten Grabhügel ſind ohne weitere Erinnerungszeichen nur von einem leichten Zaun umgrenzt, doch den beſten Denkſtein haben ſie durch ihre Biederkeit ſich ſelbſt geſetzt, denn wie die Natur hier ſchlicht und einfach und ohne drohende Gefahr, ſo war auch ihr Herz offen, treu und ohne Falſch. Mögen ſie da ſanft ruhen, wo bald im dunkeln Schatten hoher Tannen außer von den Vögeln in den Baumwipfeln und von dem flüchtigen Wildpret im hohen Graſe jetzt ſelten die Töne eines Geſchöpfes noch laut werden. Geheiligt haben ſie den Boden ſelbſt, heilig wird er jedem bleiben, der hier die Wahrheit erwägt, um gut und glücklich zu ſein, braucht man nicht in Palläſten zu leben, und vielleicht wird die Sage den Segen von dieſer Stätte dem betrachtenden Wanderer mitgeben.

Doch wir lenken unſern Schritt zu einer andern wüſten Marke noch. Sie heißt Burchardsrod, jetzt kurz nur Burgsrod genannt, und liegt tief im Walde nach Ballenſtedt hin. Bezeichnete die Volksſage allein im Namen des Forſtortes dieſe frühere Wohnung von Menſchen, ſo könnte man leichter Zweifel erheben; allein in aufgefundenen Spuren menſchlicher Anweſenheit ſowohl, wie in einem alten Flurbuche vom Jahre 1608 wird, doch ohne weitere Angaben, der Platz beſtimmt als eine wüſte Stätte [illegible]es verſchwundenen Ortes bezeichnet. War es ein Kloſter, war es ein Dorf, wer will es und kann es beſtimmen, da keine Ruine oder Urkunden oder Sagen noch weiter Etwas von ihm erzählen? So ſteht die Erde unter dem Geſetze des Wechſels, und nur Glaube, Liebe und Hoffnung heben den Menſchen darüber hinaus.

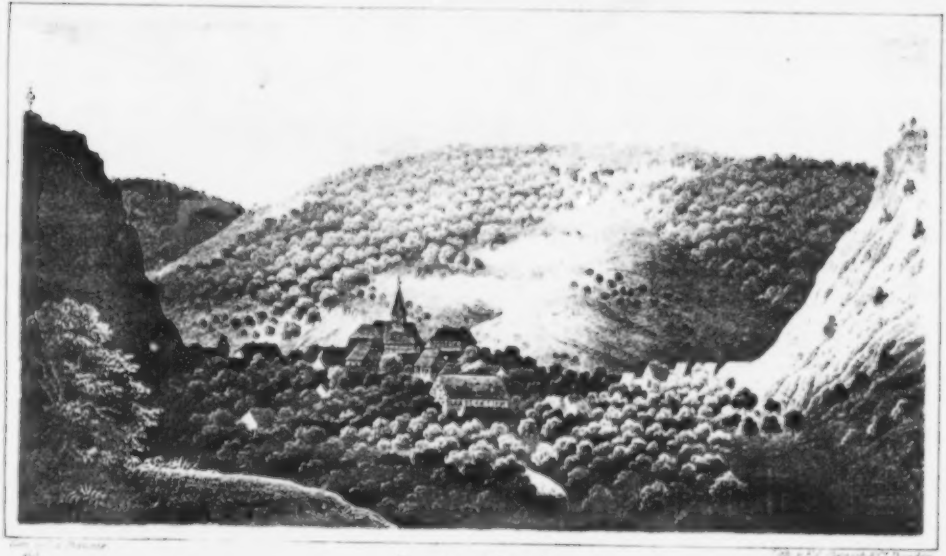
W. Schönichen.

Die Burg Queſtenberg mit ihren Umgebungen.

Erde wie biſt du ſchön, mit wechſelnden Bergen und Thälern,
Mit ſanft rieſelnden Quellen geſchmückt und ruhenden Seen,
Mit gethürmten Gebirgen, wo über hangenden Felſen
Hohe Tannen entwachſen und Ströme reißend entſtürzen,
Mit geweihten Einſiedleien, wo, unter dem Schatten
Freundlicher Buchen und dichtriſcher Eichen, die hohe Begeiſtrung
Schwebet und weht im Säuſeln und Brauſen des heiligen Hains. —
Sanfte Ruhe wandelt in deinen friedſamen Thalen.

Fr. Leop. v. Stolberg.

Wenn man das romantiſch gelegene Queſtenberg als ein würdiges ſchönes Gegenſtück der ſüdlichen Berglehnen vom Harze zu den maleriſchen Parthien auf deſſen nördlichem Abhange bezeichnet, ſo behauptet man nicht zu viel, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſe Naturſchönheiten einen etwas veränderten Charakter an ſich tragen. Iſt es dort der Granit, der in ſcharfkantigen Lagen und Geſchieben, in rieſigen Quadern und kühn aufgethürmten Säulen Berg und Thal wie mit den Rieſentrümmern eines untergegangenen Titanengeſchlechtes bedeckt, ſo ſcheinen hier die verkalkten Kryſtallwände der fabelhaften unterirdiſchen Gnomenpaläſte, wie durch allmächtigen Zauberſchlag auf die Oberwelt gehoben zu ſein. Als wären die Berge in ihrer Mitte zerſpalten, ſo umſchließen nämlich ſteile Bergwände von weißem Kalkſtein mit kryſtalliſchem, blitzendem Glimmer durchſetzt, hier ein Thal, deſſen ſchwindelnde Höhen vom friſchen Grüne dichtlaubiger Buchen- und Eichenwälder umſäumt ſind. Durch dieſe unendlichen Kalk und Gypslager giebt es aber auch viele Höhlen, die da, wo deren leicht auflösliche Gewölbe gebrochen ſind, trichterförmige Vertiefungen, jedoch wieder mit Erde und Waſſer gefüllt, gebildet haben.



Querstenberg.

Kann es in ſolchem romantiſchen Thale zu deſſen vollendeter Schönheit an ſprudelnden Quellen, an blumigen Wieſengründen mit mäandriſch gewundenen Bächen fehlen? Ich überlaſſe die weitere Ausmalung dieſes Bildes dem phantaſiereichen Naturfreunde, werde aber Einzelnheiten daraus ſpäter noch hervorheben. In dieſer engen Thalſchlucht, zwiſchen Bergwänden von mehreren hundert Fuß Höhe, liegt nun recht verſteckt, auf einem ſteilen Berge der nordöſtlichen Wand, unſere alte in Trümmern zerfallene Burg, und darunter das in 70 Häuſern etwa 400 Einwohner zählende kleine Dörfchen gleiches Namens. Auch von weißem Gypsſtein erbaut, hat die Burg in ihrem Verfall bei matter Beleuchtung aus der Entfernung dadurch etwas Geiſterhaftes, Unheimliches. Wer zuerſt auf dieſem Berge eine Zwingburg aufgerichtet hat und wie ihr erſter Name geweſen, darüber fehlt es gänzlich an Urkunden, denn was Hr. v. Rohr in ſeinen Merkwürdigkeiten des Oberharzes von einem Quasto Rolando ſagt, verdient wohl kaum die mindeſte Beachtung. Ein Paſtor Kranold aber, der ums Jahr 1779 hier lebte, und in einer Heilsordnung (Katechismus) in zerſtreuten Bemerkungen die Geſchichte Queſtenbergs mit abgehandelt hat, hält es für ſehr wahrſcheinlich, daß ſie in den erſten Jahrhunderten nach Chriſti Geburt von den Heerführern der Cherusker (Harzvölker) angelegt und zur Verwahrung ihrer Schätze und Lebensmittel wider die Plünderungen der Nachbarn immer nach und nach verbeſſert worden iſt. Sollte ihn der Name des weiter unten erwähnten Arminsberges auf dieſen Gedanken gebracht haben? Hört man nun weiterhin dieſen Mann, der im Rufe großer Gelehrſamkeit ſtand, über die Burg reden, ſo müſſen die Ueberreſte ungeachtet deſſen, daß jene Zeit noch nicht ſo weit hinter uns liegt, doch damals noch viel ausgedehnter und beſſer als jetzt erhalten geweſen ſein, und wir wollen ihn daher weiter erzählen laſſen:

„Die ſteilen und als Mauern aus der Erde gewachſenen hohen Felſen, ſo fährt Kranold fort, nachdem er von den alten Bewohnern dieſer Gegend ſchon geſprochen hat, die tiefen fruchtbaren Thäler, die finſtern dicken Wälder in der Gegend von Queſtenberg, waren eine von der Natur zubereitete Zuflucht und Schutzwehr, welche ohne ſchweres Geſchütz durch den lebhafteſten Angriff mit bewaffneter Hand bei geringem Widerſtande unüberwindlich waren. Der Berg aber, den die Natur am vortheilhafteſten zu einer Feſtung eingerichtet hat, iſt der hohe Felſen, auf welchem das uralte Bergſchloß erbauet iſt. Er ſteigt gleichſam nach dem Himmel, und bietet mit ſeiner harten Stirn den vorbeifahrenden Wolken Trotz. Nach der Mittagsſeite iſt er ganz bloß, ohne einiges Gebüſch. Nach der Morgen- und Abendſeite iſt er mit vortrefflich ſchönen, ſtarken Buchen und Eichen, auch mit dickem Unterholz bewachſen. Auf allen Seiten ſind aber ſehr tiefe Thäler, in welchen eine recht heilige Stille herrſchet, und aus welchen die alten Thürme und Mauern nicht ohne Bewunderung beſchauet werden. Er ſtreicht gegen Norden nicht weit vom Schloſſe nach der Hochebene des Gebirges hin, iſt aber dennoch durch ein tiefes Thal und durch einen fürchterlichen Felſen von ihr abgeſondert.

Auf der schiefen abhängenden Höhe (des Schloßberges), dem Schlosse gegenüber, liegt ein sehr lustiges, räumliches, fruchtbares Wiesenfleck, welches ehemals ein Lust- und Obstgarten gewesen, von wo die Aussicht gegen Norden und Westen nach den Harzbergen, gegen Süden aber nach der güldenen Aue und dem alten Bergschloß Kipphausen so reizend und schön ist, daß wohl wenig dergleichen zu finden ist."

„Nach dem Schlosse gehet vom Dorfe hinauf ein einziger ganz enger Fußsteig in einer krummen Linie um den Berg herum. An der Hälfte des Berges ist ein ganz planirter Platz mit einer festen Mauer umgeben. Weiter hinauf ist ein dergleichen, der wiederum mit einer Mauer befestigt ist. Alsdann kommt man zu den hohen festen Mauern, tiefen Gewölben, unterschiedenen mit Holz bewachsenen Höfen und Thürmen, welche sehr viel Aehnliches mit dem Schloß Kipphausen haben. Es liegen auch diese beiden Festungen einander so parallel, daß die Besatzungen einander durch ein gegebenes Zeichen von allen ihren Unternehmungen benachrichtigen können. Damit auch das Thal gegen Osten und das Thal gegen Westen wider den Einbruch und Durchzug einer feindlichen Parthei von der Besatzung desto nachdrücklicher beschützt und vertheidigt werden könne, so ist eine hohe feste Mauer vom Schloßberge durch das Thal bis an den Questenberg*) und auf der Seite gegen Osten bis an den Arnimsberg geführt und nur ein Thor zur Einfahrt gelassen worden, wie denn das Thor gegen Westen nebst dem alten Gemäuer noch steht, und alle Passage nach dem Harze dadurch gehen und fahren muß. Weil aber der Schloßberg selbst einer Pyramide gleich und auf der obersten Höhe ein solcher Raum und Umfang ist, daß viel mehr Festungswerke, als auf Kipphausen, Platz haben, auch mehr Kriegsvolk hat hineingelegt werden können, so ist dem Mangel des Wassers dadurch vorgebeugt worden, daß von der Nordseite eine Wasserleitung durch Röhren bis in den Schloßhof über den Schloßgraben geführt worden ist."

So weit Kranold. Vieles von dem aber, was er noch sah, ist seitdem der zerstörenden Zeit als Beute anheim gefallen. Jetzt sieht man nichts mehr, als die Bruchstücke von einer Mauer, vom Thorgewölbe und von einem vereinzelt stehenden Thurme, in dessen unterm Gewölbe das Burgverließ gewesen sein soll. Viele in die Mauern geschnittene Schriftzüge und Figuren, welche von Gefangenen wohl gemacht sein mögen, geben dieser Vermuthung viel Wahrscheinlichkeit. Auch die Mauern und Thore unten im Thale sind verschwunden, und vielleicht noch sechzig Jahre hinter uns, so sieht man nichts, als von Dornen und Brombeeren überwachsene Steinhaufen. So zernagt der scharfe Zahn der Zeit auch da, wo die zerstörende Hand der Menschen nicht hinreicht und die eigenen Werke wieder zertrümmert, dennoch durch Wind und Wetter die stärksten Mauern, die so lange getrotzt

*) Um Irrthum zu verhüten wird bemerkt, daß der Schloßberg und der Questenberg zwei verschiedene Berge sind, wie weiter unten noch deutlicher wird gezeigt werden.

und Widerstand geleistet haben. Wer im Laufe der Zeiten die verschiedenen Besitzer der Burg gewesen sind, liegt gänzlich im Dunkel begraben, und sie mag daher, je nachdem der Zeitgeist die Burgherren trieb, nicht minder wie so viele andere Harzburgen, bisweilen auch das Räuberhandwerk und die Wegelagerung geübt haben. Nur im Jahre 1301 wird ein Friedrich von Knaut oder Knut erwähnt, der sich auch Herr von Questenberg geschrieben, aber als ein sehr andächtiger und wohlthätiger Herr in Kelbra gelebt habe. Vielleicht hatte er nach so manchem Kriegssturme das Schwert mit der Mönchskutte vertauscht. Diese Edlen von Knaut sind wahrscheinlich lange im Besitze gewesen, und werden auch als die letzten Besitzer genannt. Ob sie aber durch Verpfändung oder durch Beleihung von den Grafen von Stolberg die Burg bekommen, läßt sich weniger historisch nachweisen, als durch eine Schenkung von einer Gräfin von Stolberg an die Questenberger Pfarre ums Jahr 1305 mehr vermuthen, denn ohne Eigenthumsrechte würde diese Schenkung nicht erfolgt sein, auch hat das Amt Questenberg dem hochgräflichen Hause Stolberg schon seit undenklichen Zeiten eigenthümlich gehört*). Der letzte Besitzer war der Freiherr Ulrich von Knaut oder Knut, der drei Töchter hinterließ, von denen die eine an den Freiherrn von Gaur, der auch Puttlitz heißt, die andere an den Freiherrn von Haacke, die dritte an den Freiherrn von Schutzspeer, auch Milchling genannt, vermählt worden. Diese haben noch bis zu Anfange des 17ten Jahrhunderts das Schloß bewohnt, denn erst kurz vor Luthers Reformation zog der Freiherr von Haacke vom Schlosse weg und räumte es, seine Dienerschaft hat aber noch einige Zeit darauf gehaust. Die Oberlehnsherrschaft sollen die Grafen von Hohenstein schon sehr früh besessen haben. An die Landgrafen von Thüringen übergegangen, verpfändeten diese solche an die Grafen von Stolberg, und von diesen kam sie an das sächsische Haus zurück, welches die Burg 1649 abermals an die Grafen von Stolberg und Schwarzburg als Lehen übergab. Vom Jahre 1500 an ist das Schloß wüste und öde geworden. Sei es nun aber, daß vorzüglich nur die Wohngebäude in Verfall gerathen, die Festungswerke aber dauerhaft geblieben waren, oder daß eine ausbessernde Hand hier gewaltet hatte, kurz die Stärke und Festigkeit der Mauern trotzte sogar noch den Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges, der so manchem Bergschlosse seinen Untergang

*) Die Gräfin Agnes von Stolberg, vermählte Gräfin von Beichlingen, trate nämlich 1305 den sogenannten Oberhof in Drebsdorf, bestehend in einem ganz freien Hofst. Pfarrgute nebst Haus, Hof und 80 Morgen Land und Wiesen, zur Pfarrbesoldung in Questenberg. Dieser Ober- oder Klosterhof ist nun zwar längst wieder verkauft worden, giebt aber jetzt noch 9 Marktscheffel Zinsfrüchte an die Pfarrstelle. Diese wohlthätige Gräfin und Gemahlin von Graf Friedrich von Beichlingen ist auch die milde Stifterin des Pfarrgutes in Ried-Nordhausen, bestehend in 16½ Morgen Acker, desgl. des Pfarrlandes in Hayneede, bestehend in 12 Acker Landes, gewesen. Sie mag vielleicht auf der Rothenburg bei Kelbra gewohnt haben, welche den Grafen von Beichlingen gehörte.

brachte; denn während des ganzen Krieges hat es sich immer in gutem Vertheidigungszustande noch befunden*). So wurde im Jahre 1633 in der Grafschaft Stolberg mit Bewilligung des Grafen Christoph von dem Königl. Schwedischen General-Lieutenant Herzog Wilhelm zu Sachsen eine Compagnie Landvolk geworben und in das Bergschloß zu Questenberg gelegt, um von da aus die Harzschützen, Schnapphähne und Buschklepper, welche die Straßen und Wälder durch ihre Räubereien unsicher machten, aufzusuchen und gefänglich nach Erfurt zu bringen. Ein früherhin bei den Kaiserlichen unter Wallenstein gedienter Corporal Valentin Rothmahler aus Mühlhausen wurde zum Hauptmann gesetzt, und sein Wohlverhalten in Kriegsdiensten wurde der Beweggrund, daß, nachdem er auf sein Ansuchen den Abschied erhalten, der Graf zu Stolberg ihn 1645 zu seinem Forstmeister über den Hohnsteinschen Forst und zum Aufseher über das Amt Questenberg und dessen Gefälle ernannte. Nach dem dreißigjährigen Kriege ist das Schloß von Niemanden wieder bewohnt worden Nach der sächsischen Beleihungsurkunde von 1649 muß es damals noch in ziemlichen Stande gewesen sein. Weil man es von da an aber unbekümmert seinem eigenen Schicksale überließ, so ist es dem Gesetze der Natur gefolgt und in sich selbst zerfallen, wozu Kurgänger und Schatzgräber, die, um Schätze hier zu finden, die Mauern durchwühlten, auch noch das Ihrige beigetragen haben.

Am Fuße des Schloßberges lag ehedem auch ein Kloster „zu den sieben Brüdern" genannt, worin sieben Einsiedler oder Mönche wohnten. Weil nun in diesem Kloster sowohl die Schloßkapelle als auch das Begräbniß der Burgherren sich befand, so mochten letztere wahrscheinlich dies Kloster auch gestiftet und dotirt haben. Es hat wenigstens eine halbe Hufe Land im Agnesdorfer Felde zu dem Kloster gehört, welche ein Herr von Knaut ihm geschenkt hatte, und weil nun 1301 der schon erwähnte Friedrich von Knaut sich Herr von Questenberg geschrieben hat, seine Andacht und Wohlthätigkeit gerühmt wird, und Agnesdorf zu den Gütern dieser Familie gehört hat, so ist auch wohl anzunehmen, daß eben derselbe die besagte halbe Hufe dem Kloster geschenkt habe. Mit Gewißheit läßt sich aber hierüber nichts entscheiden. Das verdient jedoch Erwähnung, daß die sehr schöne und alte Glocke, die Betglocke, auf dem Kirchthurme zu Questenberg, an welcher griechische Buchstaben stehen, die aber nicht zu erklären sind, im Schutte dieses Klosters gefunden und ausgegraben worden ist. Auch hat im Jahre 1754 im Sommer eine Wasserfluth viele Hirnschädel und Gebeine aus einem hinweggerissenen Stück Erde an dieser Klaus ausgeworfen. Die Stelle nämlich, wo dieses Kloster gestanden hat, heißt jetzt noch die Klaus, und nicht

*) Ob das Geschlecht des Th. III. pag. 8. und Th. IV. pag. 189. erwähnten Prämonstratenser-Abtes Caspar von Questenberg mit dieser Burg je in irgend einer Beziehung gestanden habe, kann aus Mangel der Nachrichten nicht angegeben werden.

weit davon liegen auch die Klauswiese, das Bruderfeld, der Bruderborn und der Bruderteich, alles Namen, die auf ein Kloster an dieser Stelle hindeuten. Das schon erwähnte Dorf Questenberg, das wie ein frischrankendes, gesundes Reis vom morschen Stamme und unbekümmert des Widerspruchs im Hinblick seines Ursprungs, den Namen von der Burg mit in das Thal genommen hat, besteht aus zwei in die Felsen eingeklemmten Häuserreihen, und weil nun der Ort viel Ziegen hält, die an den Felsen bisweilen umherklettern, so vergleicht es Hr. von Rohr mit einem Dorfe in der Schweiz und in Italien (Cendentes rupibus capellae — Syr. Salom. 27, 27). Wegen des leicht zerbröckelnden Felsens erwächst aber für die nächststehenden Häuser durch diese Nähe bisweilen selbst Gefahr. So hatte sich unter Andern 1834 eine von den überragenden Klippen abgelöst, und in das Thal stürzend waren einzelne Stücke bis zu den nächsten Gebäuden gerollt, der ganze herabgebrochene Felsen gab aber zerschlagen 6½ Ruthe Mauersteine. Auffallen muß es, im Dorfe das Zeichen städtischer Freiheiten und Gerechtsame, eine Rolandssäule, anzutreffen: denn so alt das Dorf auch ist, so ist es immer ein Dorf geblieben, und hat weder an Häuserzahl sehr zugenommen, was das enge Thal schon nicht zuließ, noch hat es irgend Spuren früherer Stadtgerechtigkeit aufzuweisen. Den Einen oder Andern möchten vielleicht noch die Bilder von Luther und Melanchthon in der Kirche oder einige Inschriften am Kirchthurme interessiren: denn Luthers gereinigtes Christenthum wurde hier zuerst 1546 von einem Prediger Ulericus verkündigt. Andere Merkwürdigkeiten schließt der Ort nicht weiter in sich. Dafür liefert aber die romantische Umgegend noch einige. Zunächst gleich über dem Dorfe an der westlichen Bergwand ist eine Höhle, das Heckesloch genannt, aus der, wie man es bei dem Daruberneigen empfindlich spürt, auch in den heißesten Sommertagen eine außerordentlich kalte Luft ausströmt. Da diese Höhle jedoch nur erst in ihren obersten Raumen, nicht aber in ihrer Tiefe befahren und untersucht und noch weniger aufgeräumt worden ist, was wünschenswerth wäre, so läßt sich nichts weiter darüber anführen, als daß man bei ihrer ersten Befahrung Gerippe hineingestürzter Thiere darin gefunden hat. Ferner einige Minuten vom Dorfe liegt ein Quell, der Trippelborn, der wahrscheinlich vom Druck der Luft das Wasser Minuten lang an sich hält und verschließt, darnach aber in einzelnen Stößen und mit Geräusch wieder zu Tage bringt. Weil die Gegend bei aller romantischen Schönheit Mangel an gutem Wasser leidet, so liefert dieser Quell das einzige wohlschmeckende. Als Grund giebt man theils den hier streichenden Stinkstein an, theils weil durch einen im Thale entlang geführten Stollen die guten Wasser abgegraben und mit den wilden der Schächte vermischt sein sollen. Wie mehrere alte Halden noch beweisen, gab es früherhin hier auch Bergbau, und zwar grub man auf Kupfer. Der Bergbau ruht aus Mangel des Ertrages aber schon lange, und an seine Stelle ist der viel einträglichere Obstbau getreten, der, eifrig betrieben, solch schöne Kirschen und Pflaumen liefert, daß man sie nicht leicht irgendwo

schmackhafter antreffen wird. Einen schönen Wasserfall bildet besonders nach starken Regengüssen nicht weit vom Trippelborn der Dnüsterbach dadurch, daß er in einer langen Strecke über schräg liegende Felsen dahin rollt. Er hat zugleich aber dadurch sein Felsenufer so tief unterhöhlt, daß es von wild darüber hängenden Bäumen und Sträuchern ganz überwölbt ist, und deren Zweige, wie nach kühler Labung dürstend, in seine rauschenden Wellen tauchen. Auch ist noch das sogenannte Conradsbette, eine Stunde von Questenberg, im Walde in einem Felsen befindlich, zu erwähnen, das jetzt sehr mit Moos bewachsen ist, worinnen aber vor Alters ein Einsiedler Conradus seine Klause und in der Höhlung, die noch vorhanden, sein Lager gehabt haben soll. Schon bei der Burg wurde der schönen Aussicht nach dem Kifthäuser gedacht. Will man diese in einem noch ausgedehnteren Maße genießen, so muß man die sogenannte Landgemeinde besteigen, die hinter der Burg liegende kahle weite Hochebene, welche von den Dörfern Dietersdorf, Questenberg, Breitenbach, Rotha, Leinungen, Horla und Hainrode umschlossen wird, und diesen für ihr Vieh als Hutplatz dient. Hier erhält man einen ausgedehnten Ueberblick über die ganze Gegend; besonders reizend ist aber die Aussicht nach dem südlichen Abhange des Harzes und nach der goldenen Aue, die vorzüglich bei schönem Sonnenuntergange von einem matten Lichte überflossen, wie eine schöne Erinnerung hinter den Unglücksbergen eines herben Schicksals, hinter dem schon in die Schatten der Nacht gehüllten dunkeln Waldgebirge auftaucht, bis auch sie von der schlafbringenden Nacht verwischt wird. Jetzt müssen wir nun noch eines an eine Sage geknüpften gemüthlich ländlichen Volksfestes gedenken, das aus der Umgegend viele Gäste an diesem Tage alljährlich nach der Questenburg führt.

„Von jenem Berge, von dessen Gipfel jene Trümmern jetzt so traurig, so geisterhaft in das Thal herniedersehen, so geht die Sage, stand einst eine stolze Burg, die Finsterburg genannt *), und darin wohnte im 12. und 13. Jahrhundert ein altes, berühmtes Geschlecht, die Herren von Knaut oder Knut, reich an Gütern **) und fromm in Schenkungen. An eine mheitern Frühlingstage, es war in der Woche vor Pfingsten, sprang einst des Burgherrn muntere Tochter in den Garten der Burg, und da nur schwache Verzäunungen ihn von dem würzig duftenden Walde trennten, so lockte die Frühlingsluft das Mägdlein nach den

*) Finsterberg oder Vynsterberg, von den schattigen dunkeln Thälern und Wäldern so benannt, cf. Sacra Thuring. und Allgemeine Chronic. Monastic. Thuring. p. 38. Weil es aber auch in Thüringen noch jetzt ein Dorf Finsterberge giebt, so ist es wegen der Zusammenstellung mit den andern genannten Orten mehr als wahrscheinlich, daß in jenem Citat nicht unser, sondern das Thüringische Dorf Finsterberge gemeint sei.

**) Das Rittergut Agnesdorf, welches ihnen, wie schon bemerkt, gehörte, ist noch jetzt mit seinen 7 Häusern nach Questenberg eingepfarrt.

üppig prangenden Blumen des Waldes, um einen Strauß nach dem andern zu pflücken. Es gab aber der Blumen so viele, und das Kind war im Pflücken so emsig, daß es tief in den Wald gerieth und den Rückweg verlor. Da kam der Abend heran, und als die Sänger des Tages schwiegen und nur der Nachtvogel rauschend durch die Zweige noch flatterte, da wurde die dunkele Stille des Waldes noch unheimlicher, und steigerte noch mehr des Kindes Angst. Es weinte und benetzte mit Thränen seine Blumen, und schluchzend rief es, ob nicht eine menschliche Stimme ihm Antwort gäbe, ein menschlicher Fuß ihm zu Hülfe eilte. Aber da ließ sich kein Ausweg entdecken, kein betretener Pfad aufspüren, nur das Echo der Berge gab den jammernden Ruf zurück. Aber nicht anders war es auf der Finsterburg, wo sonst nur die Freude und ein heiteres Glück wohnte. Hier wähnten die Eltern das Kind schon als die Beute eines hungrigen Bären oder eines heißhungrigen Wolfes gräßlich zerfleischt, oder hielten es als die Beute eines frechen Räubers hinter dumpfen Klostermauern für halb begraben. Es wurden das ganze Schloßgesinde und alle leibeigene Bauern der Dörfer nach allen Richtungen ausgesandt. Keine Felsenschlucht und Höhle, kein Winkel und keine Dickung des Waldes blieben undurchspähet, damit, wenn das Mägdlein den klagenden Eltern auch nicht lebendig in die Arme zurückgeführt würde, seinen Gebeinen durch ein christliches Begräbniß doch Ruhe in der Erde verschafft werden möge. Aber o der Freude! Da fanden die Bewohner des Dorfes Finsterberg am zweiten Pfingstfeiertage das Fräulein wie durch ein Wunder errettet beim Dorfe Rotha munter auf einer Wiese sitzend, mit einem Kranze und zwei Quasten*) in seinen Händchen. Vielleicht hatten Köhler im Walde des Kindes sich angenommen oder es hatte von Wurzeln und Kräutern sich kärglich genährt, denn Beeren gab es noch nicht. Im Triumpfe und mit dem lautesten Jubel, der wie ein fröhlicher Vorbote durch die Wälder hallte, wurde es den zwischen Furcht und Hoffnung schwebenden Eltern entgegen geführt. Ueberglücklich drückten die Eltern das Kind innigst an ihr Herz, aber ein Blick nach oben sagte, was Worte nicht vermochten. Doch auch draußen zwischen Finsterburgs Mauern tönte die lauteste Freude, daß sie an den Bergen und in den Thälern wiederhallte, und des Burgherrn dankbar frommes Herz beschenkte seine Bauern mit Holz und mit andern Gaben, und nannte sein Schloß und das Dorf von Stund an nun den Quästenberg**). Auch Tags darauf ließ er seine treuen Dienstleute bei Musik und Bier aus Herzensgrunde noch fröhlich sein. Die Bauern

*) Sträuße von Pfingstblumen.

**) Im 13. Jahrhundert verschwindet der Name Finsterberg und der Name Quästenberg tritt an dessen Stelle.

aber, durch ihrer Herrschaft Freigebigkeit aufgemuntert und für sie Gut und Blut hingebend, wiederholten mit jedem wiederkehrendem Frühlinge in dankbarer Erinnerung den Jubel, richteten, wenn der dritte Pfingsttag anbrach, einen Eichbaum auf, und schmückten ihn jauchzend mit einem Kranze und mit zwei Quaſten von grünen Maien und Eichenlaub durchflochten."

Mit wenigen Abweichungen wird so das Quäſtenfeſt, wie es heißt, nun jetzt noch gefeiert. Der Eichbaum, der jedes andere Jahr aus dem herrſchaftlichen Forſte den Sonntag vor Pfingſten oder Himmelfahrt friſch angewieſen und gehauen wird*), muß, wenn er ſeiner Rinde, ſeiner Zacken und Zweige entledigt iſt, dann von nicht mehr als 16 Männern und Burſchen, jedoch mit Hülfe vieler Stützen und Hebebäume, den hohen ſteilen Felſen, dem Schloßberge gegenüber, mit Lebensgefahr hinauf an den gehörigen Platz getragen werden**). Den dritten Pfingſttag, Morgens früh 7 Uhr, zieht dann die junge Mannſchaft mit Ober- und Untergewehr, in Reihe und Glied, unter Muſik und Trommelſchlag und mit fliegenden Fahnen, von der ganzen Gemeinde begleitet, hinauf auf den Felſen zur Eiche. Ein junger Burſche ſchmückt ſie mit jenem Kranze von Maien in ihrem Gipfel, und andere junge Burſche hängen noch kleine bänderreiche Kränze an die abgeſtutzten Zweige Das heißt: „die Quäſte ſchmücken." Schon vorher und auch während dem wird nun aus Böllern, aus Büchſen und Flinten von Burſchen und Mädchen ſelbſt viel geſchoſſen. Darauf wird zurück vor die Pfarrwohnung gezogen, hier Parade gemacht und nach begonnenem Einläuten der Paſtor mit militäriſchen Ehren zur Kirche geführt, wo der Gottesdienſt beginnt und in Gegenwart vieler Einheimiſchen und Fremden in andächtiger Stille und Ordnung vollbracht wird. So war es ehedem, als noch der dritte Feiertag der hohen Feſte kirchlich gefeiert wurde. Jetzt findet nun zwar jenes Volksfeſt auf gleiche Weiſe noch Statt; da aber der Gottesdienſt weggefallen iſt, ſo wird die Quäſte erſt gegen Mittag geſchmückt und darauf in der angegebenen Weiſe vor den Wohnungen aller geiſtlichen und weltlichen Behörden des Dorfes militäriſch ſalutirt. Hierauf wird in die Mitte des Dorfes vor die Schenke gezogen, wo auch von Maien eine Laube erbauet iſt, und hier erreicht auch dieſes Feſt, wie die meiſten Volksfeſte, durch Muſik und Tanz ſeine Endſchaft. Da dieſer aber nicht wie auf den Pfingſtgelagen anderer Oerter mehrere Tage, ſondern hier nur einen Tag anhält, ſo läßt er darum weniger müde Beine und leere Taſchen zurück. Die Wieſe,

*) Dieſer Berg iſt der eigentliche Queſtenberg.

**) Seit einer Reihe von Jahren wird, um den Wald zu ſchonen, nur alsdann ein neuer Baum gehauen, wenn der vorige durch Alter zum Beſteigen gefährlich zu werden ſcheint, jedoch wird aus einer herrſchaftlichen Kaſſe eine angemeſſene Geldvergütigung mit 8 Thlr. gezahlt.

worauf das Fräulein einſt gefunden wurde und die noch die Fräuleinwieſe heißt, hat die Gemeinde Rotha zum Geſchenk bekommen, hat ſich aber dagegen verbindlich machen müſſen, jedes Jahr am zweiten Pfingſttage vor Sonnenaufgang ein Brod und vier Käſe in die Pfarrwohnung nach Queſtenberg zu bringen. In dem Falle, daß dieſes unterbleibt, iſt die Gemeinde Queſtenberg berechtigt, das beſte Rind aus der Heerde von Rotha auf der Landgemeinde hinweg zu nehmen. Es erſcheint daher auch jetzt noch alljährlich ein Einwohner von Rotha mit obigen Geſchenken zur gehörigen Zeit bei dem Paſtor, empfängt einen Schein wegen richtiger Ueberbringung zur rechten Frühzeit, und wird mit etwas Kuchen bewirthet, muß aber vor Sonnenaufgang auch ſchon wieder fortgehen, worüber die Bewohner von Queſtenberg ſorgfältig wachen, und überhaupt auf Alles, was hierbei vorgeſchrieben iſt, genau Acht geben. Aber auch die Burſchen von Queſtenberg überbringen durch Einen aus ihrer Mitte am dritten heiligen Tage ein Geſchenk, 5—6 Maaß Bier, das Queſtbier genannt, in die Pfarrwohnung, welches von dem Gelde des Queſtenbaumes und den dabei gebrauchten Stützen angeſchafft wird, und der Prediger muß alle dieſe Geſchenke in eigner Perſon in Empfang nehmen.

So weit die Schilderung des Queſtenfeſtes, dieſes ſchönen Wahrzeichens dankbarer Elternliebe aus längſt verſchollenem Jahrhundert, nebſt ſeiner Sage, und wenn einſt die letzten Mauerreſte der alten Queſtenburg zuſammengebrochen ſein werden, und wenn man die Steine herabtragen wollte, um jede Spur einer Menſchenwohnung zu verwiſchen, das Andenken an dieſe Burg und an die Edlen von Knaut würde ſich doch erhalten, ſo lange dieſe Berge und Thäler von Menſchen noch bewohnt, von fröhlichen muntern Harzern noch belebt werden.

Schon oben gedachten wir der Schatzgräberei. Weil dabei Sagen von Schätzen aber immer zum Grunde liegen, ſo mögen deren einige auch hier noch erzählt werden.

„Vor den räuberiſchen Horden des 30jährigen Krieges waren die Bewohner der Auen-Dörfer mit Hab und Gut, ſo viel ihnen geblieben und ſie mit ſich nehmen konnten, in die Wälder des Harzes und auch nach der Queſtenburg geflüchtet. Was ſie an Geld mit ſich führten, verbargen ſie auch wohl im Gemäuer und konnten, wenn ſie es ſpäterhin ſuchten, es oftmals nicht wiederfinden, weil, wie der Glaube ging, die Berggeiſter es als ihr urſprüngliches Eigenthum wieder an ſich genommen hätten. So ſollte auf der Queſtenburg auch mancher Schatz vergraben liegen. Da wandelte ein Queſtenberger einſt Sonntags zur Burg, und als er in den Trümmern umherſchritt, da bemerkte er plötzlich den Eingang zu einem Gewölbe, das ihm noch fremd war. Er ſtutzte und kalt rieſelte es ihm Anfangs über die Haut, weil er ein Spiel des Böſen hier ahnte. Doch

Die Neugierde sowohl, als die Vermuthung, daß hier ein Schatz vielleicht zu entdecken sein möchte, und er dieser Glückliche sein solle, gaben ihm nach einigem Zögern dennoch bald Muth, die dunkeln Räume zu betreten. Der Weg führte abwärts und immer tiefer in die Eingeweide des Berges. Schon wollte er, verdrießlich des vergeblichen Weges, wieder umkehren, da sah er eine lichte Gestalt. Erschrocken wich er zurück. Aber sie winkte, und mit der Hand auf einen gewaltigen Kessel voll blanker Goldstücke hinweisend, der neben ihm stand, sprach der Geist: „Nimm dir ein Goldstück, aber nur eins, und komm alle Tage wieder und hole dir eins, aber nur eins." Der Questenberger gehorchte und ging, und kam wieder des folgenden Tags und holte sein Goldstück, und kam viele Wochen und viele Monden jeden Tag, und so viele Tage, so viele Goldstücke sammelten sich in seinem Kasten. Da lockte der Anblick des schönen Goldes den Gedanken in seine Seele: „Was soll ich den beschwerlichen Weg zur Burg doch täglich machen? Es kann ja dem Geiste ganz gleich sein, ob ich eins oder mehrere nehme und seltener komme." Mit diesen Gedanken tritt er andern Morgens wieder in das Gewölbe und nimmt der Goldstücken zwei, und siehe, es bleibt Alles wie es war. Dreister gemacht, glaubt er, jetzt seiner Habsucht keinen Zwang mehr anthun zu dürfen. „Vielleicht, denkt er, spottet der Geist deiner wohl gar und verhöhnt dich, daß du dich von ihm täglich den steilen Berg hinan locken lässest. Das läßt sich ändern, ich werde alle meine Säcke mit hinauf nehmen und sie füllen, daß ich satt habe mein Lebelang." Gesagt, gethan, und früh Morgens noch vor dem ersten Hahnenruf steht mein Questenberger schon in dem Gewölbe. Noch steht der Kessel ungeschwächt mit seinem Inhalte auf der bekannten Stelle. Mit beiden Händen fährt er gierig hinein in das blinkende Gold, und will schnell den größten der Säcke zuerst füllen. Aber ein gewaltiges Krachen lähmt seinen Arm. Vom Schreck betäubt, taumelt er zurück. Kaum sieht er, wie der Kessel in unabsehbare Tiefen hinabsinkt und blaue Flammen darüber zusammenschlagen. Er versucht zu entfliehen, doch seine Füße tragen ihn nicht, und vom erstickenden Dampf stürzt er regungslos nieder. Da liegt er, und als er wieder erwacht, haben ihn die brennenden Sonnenstrahlen der Morgensonne am Thurme auf dem Rasen geweckt; niemals verlangte er aber wieder die Burg zu betreten oder Schätze zu suchen.

Es sollen nun zwar nach ihm noch andere Schatzgräber gekommen und von ihnen die Oeffnungen in das Gewölbe des Thurmes durchgebrochen sein. Weil aber der Burggeist auf dem öden Gemäuer auch ihnen erschienen sei und drohend ihnen zugerufen habe: „Weichet zurück! Nicht euch wird dieser Schatz hier aufgehoben, sondern der Graf von Stolberg soll ihn haben, der mit Augen von zweierlei Farbe und Form geboren wird", seitdem sind Alle des Suchens müde geworden, und hat Nie-

mand mit der Wünſchelruthe noch mit Zauberformeln ferner dieſe Mauern zu durchwühlen geſucht."

Dies kann jedem Freunde romantiſcher Denkmäler der Vorzeit zugleich aber auch eine Art Beruhigung für die längere Dauer unſerer romantiſchen Queſtenburg geben; denn, wenn ſo viele andere Burgen für ihre Umgegend als traurige Wahrzeichen eines finſtern Barbarismus dienen, ſo macht die Queſtenburg für ihre Umwohner eine ſchöne Ausnahme, und verdient um ſo eher in ihren Ruinen erhalten und noch verſchönert zu werden. Könnte das Queſtenfeſt dazu nicht behülflich werden? Möchte die hingeworfene Idee doch eine kleine Anregung zu Berathungen der Art geben.

W. Schönichen.

Der große Beerberg und der Schneekopf.

Wer auf den Höhn der Berge ruht
In reiner Himmelsluft,
Deß Herz ergreift der Freiheit Glut,
Ihr ſtreut er Opferduft;
Ihn haucht der Geiſt der Väter an,
Er fühlt ſein leiſes Wehn;
Gelobt auf thatenvoller Bahn
Wie ſie einher zu gehn.

Ulrich Hegner.

Es erweckt faſt in jedes Menſchen Bruſt ein großes und ſchönes Gefühl, auf den höchſten Bergen ſeines Vaterlandes zu ſtehen, und mit einem umfaſſenden Blicke das Stück theure Erde, vor allen Länderſtrichen ſo unausſprechlich geliebt, zu überſchauen, im Licht der Sonne die Höhen und Thäler, die Fluren, Wieſen und Wälder, die Städte und Dörfer zu begrüßen, wo unſre Väter gewirkt und gewandelt und wo ihre Gebeine ruhen, wo wir den erſten Tag geſehen und den bunten Traum unſrer Jugend geträumt haben, das Feld unſrer irdiſchen Laufbahn, mit deſſen Staube ſich einſt auch der unſrige vermiſchen ſoll. Mit einemmale alle die Reize, die uns ſonſt einzeln erfreuen, in ſich einzuſchlürfen, wie ein Gott ſtehen über der ſchönen, freundlichen, bekannten Welt, das entzückt, berauſcht, begeiſtert, und auf den hohen Bergen des Vaterlandes wird faſt jeder Menſch ein Dichter, wenigſtens ſo lange, als er ſein Auge über das geliebte Land hingleiten läßt. Die Menſchen ſollten mehr auf die hohen freien Berge mit weiter Umſicht auf das Vaterland ſteigen, ſie würden dann ſelbſt höher und freier werden, und eine geiſtige Umſicht auf das Vaterland erlangen. Aus den ſtaubigen Stuben heraus, von

wo aus hinter Aktenstößen hervor, die sogar die nächste Aussicht rauben, die Welt regiert wird, aus den qualmigen Stuben, wo sie stunden- und tagelang beisammen sitzen, schweres Bier trinken, schweren Taback rauchen und schwere Albernheiten schwatzen, aus den parfümirten Stuben, wo sie zusammen lauen Thee trinken und des Nächsten guten Namen mit lauen Gesprächen übergießen, sollten sie herauf auf die Berge steigen und sich das enge Herz weit saugen voll großer, schöner, heiliger Gefühle. Nur die Jugend, die Poesie des Lebens, die grüne Welt der jungen Gefühle scheint für die Berge und grünen Wälder noch wahre Begeistrung zu empfinden, nur sie, die von keiner traurigen Erfahrung noch verknöchert, von keines trübseligen Vorurtheils Zentnergewicht an den Füßen zurückgehalten wird, deren rein menschliches Gefühl noch nicht von Aktenstaub und Ungerechtigkeit getödtet worden ist, nur sie steigt auf die Berge. Obgleich noch „ein Mann in meinen besten Jahren," war ich doch oft schon unter einer Berggesellschaft, zu der ich mich zufällig fand, der Aelteste. Die Bevölkerung unsres lieben deutschen Vaterlandes gleicht einem Lavastrome. Im Herzen Deutschlands kocht und gährt es ewig, alle großen Wahrheiten werden hier gezeugt und geboren; wie ein Feuerstrom braust die Jugend dahin; sie will noch verwirklichen, was das Herz in kühnen Gedanken ausgesprochen, aber je länger der Lavastrom rinnt, desto zäher und kühler wird er, desto mehr verliert er von seiner prächtigen Gluthfarbe. Zuletzt wird er steif, felsenhart und schwarz und kann nur noch mit Eisen und Stahl bewegt werden. Ja Eisenbahnen müssen die erstarrte Menschheit erst wieder in Bewegung setzen; aber Eisenbahnen gehen nicht auf und über die Berge; nur auf den Bergen wird das Blut wieder flüssig, das Herz wieder warm, auf den Eisenbahnen bleibt Alles ruhig und kalt, nur die Maschine wird erhitzt, nur sie bewegt sich. Steigen hoch und höher, von Sehnsucht und Verlangen getrieben, ermüden, aus dem frischen Bergquell den brennenden Durst löschen, so wie er oben aus der Brust des Felsen springt, wandern, frei athmen, frei blicken, frei jauchzen in Gottes schöne Welt hinaus, das allein wandelt uns um und zaubert auf unsre Wangen und in unser Herz eine späte Jugend.

Es ist ein interessanter Umstand, daß die beiden höchsten Berge unsres schönen Thüringerwaldes so nah, ja so dicht neben einander liegen, so daß man innerhalb einer Stunde beider Gipfel besteigen kann. Der große Beerberg, 3064 Fuß und der Schneekopf 3049 Fuß über dem Spiegel der Ostsee erhaben, werden blos durch die tiefe, wilde und finstre Schlucht des Schmückegrabens getrennt, sind aber südlich durch den Rücken eines dritten nach Süden sich ausdehnenden Berges, des Geierberges, unter welchem nördlich die Schmücke entspringt und südlich das Wirthshaus die Schmücke liegt, mit einander verbunden. Wie ein Paar Zwillingsbrüder stehen sie da, und wie ein Paar Göttersöhne erheben sie ihre Häupter über das kleinere Geschlecht; ja Kastor und Pollux sind sie vergleichbar, und ich habe eine schöne Zeit erlebt, wo auf ihren brüderlichen Häuptern auch die mächtigen, göttlichen Flammen der Begeistrung loheten. Diesen

Zeiten hat der Menschen kalte egoistische Klugheit ein Ende gemacht; aber es werden andre kommen, wo Begeistrung uns wieder durchglüht, und wir (vielleicht erst in unsren Enkeln) wieder zu Berge steigen und wieder Flammen entzünden werden; denn der Menschen Weisheit ist noch immer zu Spotte geworden vor dem Gotte der Geschichte. Dann werden auch eure Dioskurenflammen wieder lodern, ihr Zwillingsbrüderberge, Beerberg und Schneekopf!

Die gewöhnlichen Wege, die Brüderberge zu besteigen, sind folgende. Von Ohrdruf steigt man durch das Thal der Ohre auf Oberhof hinauf, und verfolgt die neue Chaussee bis zum Rondel mit dem Monument. Dies ist der Pfannthalsrasen. Von da geht man links auf dem Rennstiege auf einer Hochebene, die Suhler Laube, bis zum Ausspanne, eine Stelle, wo sonst das Suhler Zugvieh, das als Vorspanne gedient hatte, wieder ausgespannt wurde. Es ist dies nämlich die alte Straße von Suhl, die seit Erbauung der neuen Chaussee fast gar nicht mehr befahren wird. Von hier geht die alte Suhler Straße ab, der Rennstieg läuft links dicht am südlichen Fuße der Kuppe des Beerbergs hin, ein Wegweiser weist hinauf und wir haben von hier nur noch 28 Fuß zu steigen, um an den von Holz erbauten Signale mit Altan zu gelangen, der auf der Mitte des Gipfels erbaut, dem Auge die Aussicht gewährt, die sonst durch das hohe Holz ganz beschränkt sein würde. Von Zella geht man am Kirchberge und Kohlberge hinauf und dann am östlichen Abhange des Spitzenbergs hin. Der Weg steigt dann am Sommerbach (Berg) hinauf bei dem nahe am Gipfel desselben stehenden Pirschhause mit weiter Aussicht bis zur Ausspanne. Von Suhl geht der steile Weg, die alte Straße, über das hochliegende Wirthshaus, der fröhliche Mann, dann über den Ascherthalshügel, am Widenkopf und kleinen Beerberg hin, wo mächtige Felshäupter aus der Waldung hervorragen, und wo man oft einen schauerlichen Blick in die tiefen Gebirgsschlünde mit steilen Abhängen hat. Auf der Höhe erreicht man bald die Ausspanne und dann, wie vorhin schon angegeben, den großen Beerberg. Von Oberhof ist er 2 kleine Stunden, von Zella 2 große Stunden, von Suhl fast 3 Stunden entfernt. Von Goldlauter, Schmiedefeld, Gehlberg und Manebach aus gelangt man zuerst zur Schmücke, und besteigt den zunächst gelegenen Schneekopf, und dann erst den Beerberg. Den Weg durch das Thal der kleinen Gera zu nehmen, schlug ich in einem andern Artikel vor. Von Arnstadt geht man über Plaue und von da im Thale der großen Gera herauf über Angelrode und Gera zwischen steilen kahlen Muschelkalkbergen, von Gera durch einen äußerst freundlichen Wiesengrund bis nach Arlesberg, vom Volke nur „das Nutzhaus" genannt, ein sehr romantisch gelegenes Dörfchen. Hier tritt man in das hohe und eigentliche Gebirge, der sich verengernde Geragrund bietet mannichfache Reize, bis man nach einer Stunde rechts den Gehlberg ersteigt, auf welchem das gleichnamige Dörfchen liegt. Von hier hat man noch eine Stunde ziemlich steilen Wegs über die goldne Brücke (Berg) bis zur Schmücke. Von Goldlauter geht man in einer Stunde über

den steilen Goldlauterberg, dann am Fichtenkopf hin und zwischen diesem und dem Mordsteck (Gebirgssattel und Waldwiesenfläche) zur Schmücke hinauf. Von Schmiedefeld am Fuße des Eisenbergs hin über die alte Tränke, eine mächtige Quelle mit Trögen zum Tränken für das Vieh, hier fällt der Weg in den Rennsteig, der über das Mordsteck nach der Schmücke fortführt. Der Weg beträgt 2 kleine Stunden.

Von Manebach geht man in einem steilen Grunde zwischen dem Heidelberge und dem Kohlberge hinauf bis zur Höhe, auf welcher die Bergstraße von Elgersburg und Ilmenau nach der Schmücke führt. Diese Straße läuft in stiller schattiger Waldung fort, und man erreicht in zwei Stunden das Wirthshaus. Ueber Manebach geht man an dem hohen schönen Porphyrfelsen, dem Manebacher Stein hin, von welchem man eine schöne Aussicht in das Ilmthal und in den Harzfichtengrund genießt; kurz vor der Schmücke berührt man den Sachsenstein.

Von Ilmenau führt die Bergstraße gleich hinter der Porzellanfabrik den Berg der Sturmhaide hinauf, auf der Höhe desselben hin, über den Heidelberg, die Steiger Höhe, wo man sich an der köstlichen Aussicht in den Manebachergrund, auf die Dörfer Manebach und Kammerberg, bis nach Ilmenau hinab und weit aufwärts nach Stützerbach zu, labt, — eine schweizerische Ansicht! — dann über den Hirschberg, die Wilhelmsleite, das obere Ende des Silberthals, berührt die Spielmannsleite und den Gehrweg, die Fortsetzung des Gabelkopfs und steigt zuletzt am nordwestlichen Fuße des Sachsensteins zur Schmücke hinauf. Länge des Wegs 2½ Stunde.

Betreten wir zuerst den großen Beerberg; er ist der mächtigere, wenn auch nicht der geliebtere der beiden Brüder. Seine höchste Höhe bildet ein kleines mit Wald und Gesträuch gestandenes Plateau, in dessen Mitte sich das hohe Signal mit dem Altan erhebt. Man besteigt das seit 1829 errichtete Signal auf einer Treppe und gibt sich nun der freilich theilweise durch den nahen Schneekopf und die Waldung beschränkten Aussicht hin. Am schönsten bietet sie sich nach Franken dar, nach Thüringen verhindert sie links der Gebirgszug, rechts der Schneekopf allzu sehr. Dahingegen ist sie vom Schneekopf aus nach Thüringen schöner als nach Franken. So stehen die Brüder zwar einander im Wege, ergänzen sich aber gegenseitig auf eine sehr gefällige und freundliche Weise.

Gegen Süden gekehrt sieht man vom Altane des Signals auf dem Beerberge das nahe Zelle tief unter sich, weiter Suhl, malerisch im Thalgrunde hingegossen. Der Dollmar und die Geba, diese beiden Gebirgsfürsten ziehen südwestlich die Blicke auf sich. Im Hintergrunde begrenzt der Rhönezug den Horizont. Südöstlich erheben sich die beiden Gleichberge aus der Ebne bei Römhild, weiter springt die majestätische Veste Coburg ins Auge. Mit einem Fernrohre entdeckt man die Thürme des Schlosses Banz und die Altenburg bei Bamberg. Nach Norden gewandt leuchtet uns der Friedenstein, der helle Fürstensitz Gotha's, entgegen. Im Hintergrunde der Brocken

und andre Harzberge. Da jedoch die Aussicht vom Schneekopf umfassender und freundlicher ist, so wandern wir nun hinüber, um sie dort ausführlicher zu beschreiben. In einer guten halben Stunde sind wir schon am Fuße der Schneekopfskoppe angelangt; denn dieser Berg trägt auf seiner Höhe einen runden Kopf, dessen Gipfel nur wenige Schritte im Durchmesser hat. Sonst stand an derjenigen Seite dieses Hauptes, von welcher man es ersteigt, ein kleines Haus mit allen Bequemlichkeiten für den Besucher des Berges, aber seit ohngefähr 30 Jahren hat die rohe Gemeinheit, die überall das Schöne besudelt und zu vernichten strebt, wie der schmutzige Rost das blanke Eisen, erst die Geräthschaften, dann das Haus zerstört, bis es abgetragen wurde. Jetzt erkennt man nur noch die Stelle, wo es gestanden hat. Es ist unausstehlich, daß die Bestialität, die so oft den Gott in der Menschenbrust überwuchert, auch auf die hohen, schönen Berge steigt und sich hier durch Vandalismus und Schmutz geltend macht, jenen an Monumenten, Bäumen, Anlagen, Baulichkeiten, Geräthschaften ꝛc., diesen an Wänden und Bänken und vorzüglich in den Stammbüchern ausübend, die meist an ausgezeichneten Orten zum Einschreiben aufliegen. Wie viel widerwärtige Gemeinheit begegnet einem oft in solch einem Buche; man getraut sich kaum seinen ehrlichen Namen da niederzulegen, aus Furcht, ein gemeiner Schuft kommt hinterher und besudelt ihn. — Auch auf der Schmücke liegt ein solches Buch; zu meiner Freude finde ich darin weit weniger Rohheit und Lästerungen als in andern, wie z. B. in dem auf dem Inselsberge. Die Kuppe des Schneekopfs gemahnt mich wie ein großer auf dem Berge errichteter Altar. Möchten doch Alle, die ihn betreten, auch anbeten. Ein freudiges Ach! das der Brust unwillkührlich entfährt, wenn man nun aus dem letzten niedrigen Gehölz auf die höchste Spitze heraustritt, ist auch schon Gebet, das unbewußte andächtige Anstaunen der schönen Welt Gottes. Thüringen sieht man zuerst und zumeist; denn man kommt von der fränkischen Seite her, und dorthin ist, wie schon bemerkt, die Aussicht durch mehre Berge beschränkt. Thüringen liegt wie ein Eden vor uns ausgebreitet, wie das Land Kanaan vor Moses Füßen lag, als er auf dem Berge stand, auf welchem er starb und begraben ward. Ja sterben möchte man hier auch und begraben werden auf diesem Bergaltare im Angesicht des weiten schönen Thüringerlandes, aber nicht sterben, wenn man das Land nur von fern gesehen, nein erst dann, wenn man all die bittern Erfahrungen bis zum hefigen Bodensatz durchkostet hat, die die Verkehrtheiten, der Egoismus, die Herrschlust, die Böswilligkeit Vieler dem Vaterlandsfreunde bereiten, wenn man gesehen und erfahren hat, daß die Besten, die das Vaterland am heißesten lieben und ihm mit den schönsten Talenten am meisten nützen könnten, vergessen, hintangesetzt, angefeindet, bespöttelt werden, wenn das reiche, fruchtbare Vaterland seinen edelsten Söhnen nicht einmal das tägliche Brot gibt, um das wir täglich doch dreimal den lieben Gott anrufen, dann möchte man hierher zurückkehren und hier auf dem freien schönen Berge sterben und begraben werden.

Man hätte dann doch etwas Hohes und Schönes von der Vaterlandsliebe.

Das Panorama, das sich unserm Blicke darbietet, kann natürlich mit Worten nicht wiedergegeben werden. Die begabtesten Dichter müssen an derartigen Versuchen scheitern und selbst den Malern wird es mit Farben nicht gelingen. Ich muß mich also darauf beschränken, die Namen der vorzüglichsten Orte anzugeben. Nach Osten und von Südwest bis Nordwest übersehen wir zuerst die Kette des Thüringerwaldes; uns zunächst reiht sich Berg an Berg, bald höher, bald niedriger; wie zusammengekettet liegen sie einander in starrer Umarmung, dazwischen die tiefen, finstern Schlünde, diese wilden, ungeselligen Schluchten und Abgründe, die die Umgegend des Schneekopfs charakterisiren. Westlich begrüßt uns der Inselsberg als Haupt der dortigen Bergbrüderschaft, näher der Rupberg, der Sperrhügel, der Donnershaug, der große Hermannsberg, die Felsen des Hohen- und Gebranntensteins, die aus der dunkeln Waldung aufstarren. Doch zurück zu Thüringen! Vom Punkte wo der nordwestliche Gebirgszug den Blick eröffnet, sehen wir im Mittelgrunde das hellleuchtende Fürstenschloß von Gotha, den ehrwürdigen Friedenstein, der so oft auf der Gebirgswandrung unsern Blick fest hält. Darüber hinaus den Meißner und andre hessische Berge in blauer Ferne, zwischen Gotha und Erfurt eine Menge Dörfer, die Sternwarte Seeberg, die drei Gleichen, die Altenburg bei Arnstadt, Ichtershausen, den Dom, die Cyriarburg und den Petersberg bei Erfurt, Stadt Ilm, den Singerberg, die Ruinen Ehrenstein und Plaue, das Schloß in Rudolstadt, Orlamünde, den Ettersberg, Eckartsberga. So sind wir von Nordwesten immer nach Norden mit dem Auge fortgewandert, bis uns im Norden das Gebirge wieder wahrt, und haben nur den Mittelgrund überschaut. Den Hintergrund bilden im Norden der Harz, mit dem hervorragenden Brocken, die Hainleite, der Kiffhäuser, die Sachsenburg, nach Osten der Fuchsthurm bei Jena, die Leuchtenburg bei Kahla, das Schloß von Blankenburg und das Schloß Könitz bei Saalfeld. Vom Gebirge nach dieser Seite zuerst der nahe Sachsenstein, der Finsterberg, Arolsberg, Franzenshöfe, Neustadt, Kahlert, Kürsdorfer Kuppe, Langenberg, Masserberg, Kieferle, Hohe Eiche und darüber in duftblauer Ferne das Fichtelgebirge. Wieder nach Franken gewendet: die Coburger Veste, das Heldburger Schloß, Strauchhain, die Haßberge, Gleichberge, Geba und Dolmar, darüber die Kette des Rhöngebirges, des Steigerwaldes und der Gebirge bei Bamberg. Die schönste Tageszeit ist im Anfang des Sommers Abends zwischen 6 und 7 Uhr, wo die günstigste Beleuchtung die fernsten Gegenstände klar hervorhebt, und im Herbst zwischen 5 und 6 Uhr. Im hohen Sommer hindert der Höhenrauch fast immer die Aussicht, und Morgens ist die Ferne selten unverschleiert. Man muß sich so einrichten, daß man Nachmittags auf der Schmücke anlangt, sich dort etwas erfrischt, dann den Schneekopf besteigt und dort bis nach Sonnenuntergang verweilt, Nachts auf der Schmücke bleibt und Morgens noch einmal zum Bergesgipfel

zurückkehrt, um die Sonne wieder aufgehen zu sehen. — So bald man die Kuppe verlassen hat, befindet man sich wieder im dichten Nadelholzwalde. Links vom Wege 50 bis 60 Schritte ab in nordöstlicher Richtung steht ein einfacher Stein von ohngefähr 3 Fuß Höhe im Walde. Dies ist der sogenannte Jägerstein, den die Besteiger des Schneekopfs gern aufzusuchen pflegen. An seinen beiden Seiten ist folgende Inschrift zu lesen: „Anno 1690 den 16. September ist Hr. Johann Valentin Grahner F. S. F.*) zu Gräfenrode von seinem Vetter als Schwestersohn Caspar Greiner unversehends erschossen worden." Darunter stehen drei Kreuze und ein Jägerhorn. So unbedeutend an sich für uns das unglückliche Ereigniß ist, dem dieser Denkstein gesetzt wurde, so bedeutend wird es durch die Art und Weise, mit der es der dichtende Volksmund in eine der schönsten Sagen umgeschaffen hat. Ja man kann an dieser einfachen Begebenheit recht klar wahrnehmen, wie die Volkssage sich solche Stoffe vindicirt und sie poetisch als ihr Eigenthum umbildet. Der Stein spricht sich kurz und deutlich aus, daß die blutige That unversehends geschehen sei; hören wir, wie das dichtende Element, die ewig junge poetische Zeugungskraft im Volke, dieses Wort commentirt.

Caspar Greiner, so erzählt die Sage, war Jägerbursche bei seinem Ohm, dem Förster Grahner in Gräfenrode, und als der beste Schütz auf dem Thüringerwalde bekannt und beliebt. Greiners Kugel verfehlte niemals sein Ziel und er stieg deshalb bei den Obern des Forstamtes immer höher in Achtung. Darüber entbrannte in des Försters Brust heimlicher Neid, dessen Flamme täglich zunahm, so daß ihm der Gedanke, seinen Neffen um den schönen Schützenruhm zu bringen, Tag und Nacht nicht Ruhe ließ. Da er aber selbst kein Mittel dazu ausfindig machen konnte, so kam er gar auf böse Dinge und entdeckte sich einem in gar übelm Ruf stehenden alten Weibe, das jenseits dem Gebirge in einem Walddorf wohnte. Einige Zeit nachher ging der Jägerbursche frohen Muths auf den Anstand an die Kuppe des Schneekopfs. In der Abenddämmerung hört er ein Thier durch den Wald kommen, gleich darauf sieht er einen so herrlichen Vierundzwanzig-Ender stolz vorüberschreiten, wie ihm noch niemals ein Hirsch vorgekommen. Mit unsäglicher Freude legt der Bursche an, schießt, und der Hirsch — springt unverletzt von dannen. Der Jäger ist zu Tod erschrocken; er will es nicht glauben, sucht nach Schweiß; vergebens! der Hirsch war nicht getroffen. Im höchsten Unmuthe kehrt der Jäger in der Nacht in das Forsthaus in Gräfenrode heim, und ist am andern Morgen trübsinnig und schweigsam. Seine Galle aber wird erregt durch die Spöttereien seines Ohms, daß er ohne Beute heimgekehrt sei und gewiß den unvergleichlich schönen Hirsch gefehlt habe, von dem ihm gestern die Köhler am Schneekopf erzählt hätten. Der Bursche schleicht sich bald verdrießlich fort und

*) Forstl. Sächs. Förster.

geht gegen Abend wieder auf den Anstand am Schneekopf. Er hat seine Büchse mit der äußersten Vorsicht geladen, Alles ist im besten Stande. Der Hirsch kommt wieder; Greiner schießt und — hat abermals gefehlt. Jetzt bemächtigt sich Verzweiflung seiner. Rath- und trostlos irrt er am andern Morgen noch im Walde herum; er getraut sich gar nicht nach Hause, um den höhnischen Blicken seines Ohms nicht zu begegnen. In diesem Zustande trifft ihn ein alter Glasmeister der nahen Glashütte Gehlberg, der ihn kennt und den sein betrübtes Ansehen dauert. Auf wiederholtes Bitten des Glasmeisters erzählt der Jägersbursche sein Unglück. Das geht nicht mit rechten Dingen zu, erklärt hierauf der Alte. Hier ist irgend ein Zauber im Spiele. Schweige du gegen Jedermann und komm auf die Glashütte, wenn der Mond voll wird. In der Mitternacht wollen wir eine gläserne Kugel machen und ich will den Segen drüber sprechen; die zerstört jeden bösen Zauber. Der Jägerbursche befolgte des Alten Rath; die gläserne Kugel wurde mit den nöthigen Formeln angefertigt und in die Büchse geladen. Den folgenden Abend geht Greiner auf den Anstand. Der Hirsch läßt nicht lange auf sich warten. Gleichsam höhnend schreitet er vorbei. Der Jägerbursche legt an, nimmt das Thier fest aufs Korn; der Schuß kracht; der Hirsch stürzt; jubelnd eilt der Bursche hinzu, um ihm den Genickfang zu geben, und findet zu seinem Entsetzen — seinen sterbenden Ohm im Blute liegen.

An der südöstlichen Absenkung des Schneekopfs nach der goldenen Brücke zu, etwa eine Viertelstunde von der Klippe, stößt man auf eine waldentblößte, ebene Fläche, auf der etwas unheimlich zu wandern ist, deren Name aber noch unheimlicher klingt; er heißt die Teufelsbrücke, und besteht aus sumpfigem, torfigen Moorboden, mit Kräutern und Gestrüpp bepflanzt und mit mehren Dümpfeln stehenden schwarzen Wassers besetzt. Der größte und tiefste davon führt den schauerlichen Namen des Teufelsbades. Sonst erzählte man, leichte Gegenstände, hier hineingeworfen, verschwänden bald und kämen in einem Brunnen in Arnstadt wieder zum Vorschein, eine Sage, die sich bei ähnlichen Localitäten oft wiederholt. Keine Viertelstunde von diesen Teufelskreisen und von diesem Teufelsbad stürzt der Berg wahrhaft erschrecklich steil und jäh in den runden, kesselförmigen Abgrund, die Hölle, deren ich schon in einem frühern Artikel als den hintersten und wildesten Theil des Schneetiegels erwähnte. Im Artikel Altenstein sprach ich mich bereits über das Vorkommen des bösen Princips in der deutschen Sage aus, die den Namen desselben allzu gern an Localitäten heftet und damit halb scherzend, halb ernst die abergläubische Ehrfurcht unserer Altvordern vor der Nachtseite des Naturlebens beurkunden. Wenn wir den Teufelsnamen in der reizenden, romantischen Gegend nur von der leichten Seite nehmen durften, so ist es hier, in dieser öden, schauerlichen Waldgegend, in dieser vom Grausen umlagerten wilden,

ungaſtlichen Tiefe ſchon ernſter gemeint. Aber der Furchtloſe wandelt auch durch die Teufelskreiſe und ſteigt in die Hölle hinab. Auch ich war darin, obgleich mir noch viel fehlt, um ein Dante zu ſein.

Es läßt ſich ſchon erwarten, daß eine ſo unheimliche Stelle, wie die Teufelskreiſe, ein ergiebiges Feld der dunkelfarbigen Sage ſein werde. Wirklich galten ſie ſonſt für den Aufenthalt verdammter Geiſter, die den Wandrer in Noth und Verderben zu verlocken trachteten, und mehr als eine ſchlimme Geſchichte wird von ihnen erzählt. Enteilen wir ihnen zu dem ſüdlich eine Viertelſtunde entfernt gelegenen gaſtlichen Hauſe der Schmücke. Wir wandern bis dahin immer auf nachgiebigem Torfboden, und ſeit mehren Jahren hat man hier angefangen, mit Glück und Vortheil Torf zu graben.

Die Schmücke, eigentlich das Viehhaus auf der Schmücke genannt, denn Schmücke heißt die Berggegend wo es ſteht bis zum Geiersberge, wo der Schmückegraben beginnt, beſteht aus zwei Häuſern mit Stallungen. Früher war nur das eine Haus vorhanden und diente dem Viehhirten zur Wohnung, der die Aufſicht über das allſommerlich hierher gebrachte Vieh hatte, und dieſe Anſtalt mag ſehr alt ſein, obgleich ſich hiſtoriſche Nachrichten darüber nicht aufbringen laſſen. Da an dieſer Stelle auch mehre bedeutende Gebirgsſtraßen zuſammenſtoßen, als die von Ilmenau, Elgersburg, Gehlberg nach Suhl, die von Crawinkel und Oberhof nach Schmiedefeld und der früher mehr benutzte Rennſtieg, ſo mochte das Viehhaus wohl ſeit alter Zeit auch als Wirthshaus in Anſpruch genommen worden ſein. Das jetzige große und ziemlich bequeme Wirthshaus iſt erſt zu Ende des vorigen Jahrhunderts erbaut, und gewährt dem Beſucher des Schneekopfs und Beerbergs einen ſehr erträglichen Aufenthalt. In früherer Zeit kamen jährlich mehre Hundert Stück Rindvieh und auch eine nicht unbeträchtliche Anzahl Pferde, theils aus den benachbarten Orten nördlich und ſüdlich, theils aus dem Schmalkaldiſchen auf die hieſige vortreffliche Waldweide, jetzt aber, da dieſe durch Holzpflanzungen ſehr geſchmälert iſt, haben höchſtens nur 100 Stück Platz, und meiſt überſommern nur 60 bis 80 hier oben. Der Schmückewirth erhält für jedes Stück 18 Gr., wovon er 6 Gr. an die herzogl. Kammer abgiebt. Für die jungen Pferde iſt außer der geſunden guten Waide noch der beſondre Vortheil, daß ſie auf dem durch Steine, Baumwurzeln, Geſtrüpp ꝛc. unebnen Terrain die Füße höher heben lernen. Die herrlichen, grünen, ſaftigen Wieſen auf der Berghöhe, der Blick in die Thäler nach Süden, die Berghäupter, unter denen ſich der nahe Finſterberg beſonders hervorthut, die einſamen Gebäude der Schmücke, die ſchmucke, zahlreiche Viehheerde und das harmoniſche Geläute der Heerdeglocken erinnern ſtark an eine Schweizeralp und eine Sennhütte. Reine Luft wogt hier ewig, vor der Thür des Hauſes ſpringt ein herrlich friſches und reines Quellwaſſer, friſche nahrhafte Milch, ein geſundes Schwarzbrot, ſchmackhafte Butter und Käſe und eine reine Lagerſtatt werden im Hauſe verabreicht; der helle Teppich der Wieſen und das Düfter der Tannen ſind in der nächſten Nähe, der Sachſenſtein, ein grotesker Porphyrfelſen, liegt

gen Osten nur ein Paar Büchsenschüsse, und die höchsten Häupter des Gebirgs mit ihrer reizenden Fernsicht können auf kleinen Spaziergängen erreicht werden; eben so bald kommt man, wenn man den Rennstieg südlich verfolgt, zu dem Mordsteck, einer Bergwiese auf einem Gebirgssattel des Hauptgebirgszugs, der hier so schmal ist, daß man sich nur zu wenden braucht, um bald in die thüringschen, bald in die fränkschen Thalgehänge hinabzusehen. Die Sage berichtet nur ganz dunkel von einer großen mörderischen Schlacht, welche in uralter Zeit zwischen zwei großen Völkern hier vorgefallen sein soll, wovon die schöne Wiese den schauerlichen Namen erhalten habe. Die Namen der beiden feindlichen Völker hat sie vergessen, vielleicht wurde hier eine Hunnenschlacht geschlagen. Geht man vom Mordsteck dem thüringschen Gehänge hinab, so gelangt man in zehn Minuten in die finstre Grube, eine Schlucht, durch welche der kleine Sperberbach, gewöhnlicher Kesselgraben genannt, eine Quelle der Ilm, die die Grenze zwischen dem gothaischen und preußischen Gebiet bildet, in hellen Kaskaden thalwärts hüpft. In beiden Ländern wird hier, nur wenige Schritte von einander, ziemlich stark auf Steinkohlen in Schiefergängen gebaut. Das Kohlenbergwerk auf gothaischem Boden ist alt und hat ein bewohntes Grubengebäude. Hier in diesem einsamen Grunde am Fuße des Finsterberges lebte der Schneider Philipp Hergesell, der als Soldat den siebenjährigen Krieg mitgemacht, und sich als Deserteur in diese unwegsame Bergschlucht verkrochen hatte. Er hat über zwanzig Jahr mit einer Frau, die sich zu ihm gefunden, hier Haus gehalten und mehre Kinder gezeugt, die jetzt in Stützerbach leben; aber nicht allein von Kräutern und Schwämmen und einigen selbstgebauten Küchengewächsen nährte er sich, wie Herzog und Völker erzählen, sondern vorzüglich vom Betteln. Er und seine Kinder wurden in allen benachbarten Orten beschenkt; auch verfertigte er für die Waldleute vorzüglich viele Beinkleider, weshalb er auch der Hosenschneider hieß. Die Angabe, er sei ein Einsiedler gewesen, die sich in den genannten Büchern findet, ist sonach falsch. Der silberhaarige, vom Alter gekrümmte Greis war übrigens ein unterhaltender Erzähler aus der Zeit des „alten Fritz", sprach den brandenburgschen Dialect und war in diesem abgelegenen, wilden Gebirgsthale eine interessante Erscheinung. Die Grube auf preuß. Boden ist erst 2 Jahre alt und in dieser kurzen Zeit zu einer beträchtlichen Ausdehnung gediehen. Die gothaische gehört dem Dr. Ried in Ilmenau, jene mehren Theilnehmern in Suhl und Erfurt. Es ist sehr interessant sie zu befahren und die mühselige Art der Kohlengewinnung anzusehen. Der Häuer liegt oft in einem nicht höher als 2 Fuß hohen Schacht auf der Seite und schlägt sie mit dem Spitzhammer heraus. Die Kohle und der schwarze Schiefer gewähren einen düstern Anblick in der Grube. Nur wenige Schritte davon, an der Seite des nordwestlichen Abfalls des Finsterbergs, steht wieder ein hoher malerischer Porphyrfelsen von beträchtlichem Umfang, der blaue Stein. Vom Berge her zu Thale läuft er von beiden Seiten vorn in eine scharfe Kante zu, die bis zu seiner Spitze hinaufläuft

Von hinten kann man ihn besteigen, und hat eine zwar beschränkte, doch angenehme Aussicht auf die Waldmassen der nahen Berge und Gründe, nach der Schmücke u. s. w. Von der blauröthlichen Farbe dieses Porphyr hat der Felsen den Namen erhalten. Von hier kann man nun mit Bequemlichkeit den Finsterberg besteigen und wird dazu nicht mehr als eine halbe Stunde bedürfen. Er ist an Höhe der dritte Berg des Thüringerwaldes und sein Gipfel 2941 Fuß über dem Meere erhaben, also nur hundert Fuß niedriger als der Schneekopf. Er hat keine Kuppe, sondern einen langen Rücken, und gewährt an der Stelle des Gipfels, wo ein hübsches Pürschhaus steht, eine Aussicht nach Thüringen, die der vom Schneekopf aus ziemlich gleich ist. Nach Franken hin aber ist sie weit reicher. An schönen Sommersonntagen trifft man von Schmiedefeld, in dessen Forstreviere der Finsterberg liegt, und von andern nahen Orten meist eine heitre Gesellschaft. Wer sich zu ihr gesellen will, wird freundlich aufgenommen werden.

So kann man im Zeitraum weniger Stunden die drei höchsten Berge des Thüringerwaldes besteigen, die hier wie ein Kleeblatt beisammen liegen. Mögen sie dem Wandrer ein hoffnungreiches Kleeblatt sein! Glück auf, fröhlicher Steiger!

Ludwig Storch.

Von der Todtenlache bei Rappelsdorf.

Nach einer altherkömmlichen Sitte werden Verstorbene, die in der Stadt Schleusingen ihre Ruhestädte erhalten, mit Leichenbegleitung getragen bis an die sogenannte Todtenlache bei Rappelsdorf. Von da aber wird der Sarg ohne weiteres Geleit nach Schleusingen gefahren. Es ist aber die Todtenlache ein mit Wasser gefülltes Loch, über 400 Schuhe lang und gegen 100 breit, der Sage nach unergründlich, und überhaupt weit und breit verrufen in der Umgegend. Das helle und klare Wasser hat die Eigenschaft, daß es nie ganz zufriert im Winter. Tief unter der Erde steht es in Verbindung mit Höhlen und Klüften des benachbarten Berges, die Haardt geheißen, auch mit einem Brunnen im Bärengraben, und mit dem sogenannten Mandelloche, einem mit Wasser gefüllten Erdfall auf der Rappelsdorfer Kuppe. Es weiß aber die Sage von der Todtenlache, die größer wird von Jahr zu Jahr, gar viel Wundersames zu erzählen, insonderheit von Nixen oder Wasserfräulein, die aus der Lache heraufgestiegen, namentlich kurz vor dem dreißigjährigen Kriege und vor dem Einfall der Croaten in Schleusingen.

Es begab sich einst, daß aus der Todtenlache eine Nixe hervorkam, anzuschauen wie ein schlankes Mägdlein, mit scharlachrother Schärpe um die Lenden, doch hintennach einen häßlichen Fischschwanz schleifend. Auch das Mieder war schuppig und von seegrüner Farbe, wie das Wasser in der Todtenlache. Dabei trug sie ein schwarzes Korallenband um den Hals, und den Busen deckte ein rothes Tuch, an welchem ein Perlenstrauß befindlich. In solcher Gestalt und Kleidung hatte das Wasserfräulein sich nach einem unweit Rappelsdorf gelegenen Wirthshause verfügt, die Hudelsburg geheißen. Dort war alles fröhlich und guter Dinge, denn es ward dort eine Hochzeit gehalten.

Es wählte sich aber die Nixe einen unter den muntern Junggesellen, zu dem sie sich an den Tisch setzte, und mit ihm plauderte und kos'te. Der war der lange Friedel geheißen, und gewann das holdselige Mägdlein gar lieb, und tanzte mit ihr um die Linde vor dem Wirthshause. Sie aber that gar schön mit ihm und herzte und küßte ihn, und vertraute ihm im Stillen, wie sie so gar gern seine Braut wäre. Als nun der Abend herangekommen und es fast Nacht geworden, da sprach sie mit Thränen: „Nun muß ich dich verlassen, und muß wieder hinab in das Wasser, wo ich wohne; denn ich bin schon lange bei dir geblieben, und bin hieher gekommen trotz meines Vaters Verbot. Ich fürchte, mit dem Leben werd' ich dafür büßen müssen. Lebe wohl, lieber Friedel, und merke wohl, was ich dir sage. Gehe morgen, so wie es tagt, an die Todtenlache. Ist das Wasser hell und grün, so sei dir das ein Wahrzeichen, daß ich noch am Leben; wenn aber die Fluth bleich sieht und todtenfarb, dann, Geliebter, magst du dich überzeugt halten, daß auch mein Auge im Tode erloschen." So sprechend küßte sie ihren lieben Friedel, und entwich. Er fand aber, als er am am andern Morgen an die Todtenlache kam, das Wasser bleich und wie mit Blut gefärbt. Da ergriff ihn Verzweiflung, und er sprang hinab, um sich durch den Tod zu vereinigen mit seiner Geliebten.

Gar anmuthig hat diese Sage ein zu früh gestorbener Dichter, Deckert in Schleusingen, poetisch dargestellt in einem Gedicht in Henneberger Mundart:

Kenner, gett wer net ze noah
On de Toadelache,
Bodeloas is d's Wasser doah,
Wu die Nabel rache.

Poezrig is der ganze Grond,
Mit en Zaun ömgabe,
Sollt der Scheelze Fretz en rond
Fär der Kenner Labe.

Unn wann ich euch erst wöllt späh,
Woas ich no mein Hährla
Wäs, ihr gingt alläh net meäh
In die schwarze Beärla.

Komm, Hann Oadam, zu mir här!
Hanla-Madlä bend's Bläsla
Dort oa selle Steckel när,
Köpp, setz dich ofs Fäßla!

D's Hährla is kä Lügesoak;
'S rächt emoal ofm Wiesla
On een Sonntig Noachmittak
Grommet mit sein Liesla.

'S woar die ganze Woache lang
Stäbig Wend on Water,
Of ämoal schreits dort on Haang
Wie a Roabelaaber.

D's Hährla sitt sich öm, doa guckt
Aus der Toadelache
Oeppes raus, as wann es spuckt,
Mit zwä schwarze Age.

Un a Mäble sprengt on's Laand,
Gruuß, wie d's Nickels Duhrle,
Dem den Hals a Nüsterband,
Schwarz wie unner Muhrle.

Un a schuppig Müder hoat's
Mit an Perlasträusle,
Un an roathe Buseloatz,
Wie das Aechel Däusle.

Daber alle Hoar zu Bärk,
Unnern Leutlen strabte,
Denn an Schwanz hoat's lang un stärk,
Of dam's flugs forttrabte.

Wie 'n in des Präcepters Buuch
Un in unnerer Bibel
Hoat der Fiisch, der 'n Jonas trug,
Bis en halt wur übel.

Daber sätt, jest of die Bäh
Machte sich's Wassermäble,
Schnellt fort über Kraut un Klä,
Wie a Kutschergäble.

Hin sagt's mit sein lange Schwaanz,
Mit der roathe Weste,
Of die Hudelberg zum Taanz
Mit den Hochziggäste.

Sätt ner o! mei Jömfer Fiisch
Ueber Triet un Schwelle,

Mir nis, dir nis hennern Tiisch,
Zu en Jonggeselle.

Un se wie se gesse hom,
Fliegts mit Puutz un Müder
Dem de alte Leene rom,
Mit der lange Frieder.

Un dem hoat ses overtraut,
'S wär a Nixenmädle,
Ewig gern mit ihm als Braut
Zög's in's Schleusestädtle.

Denn der Frieder woar a Mo,
Oalzig of den Bänne,
Känn kriegt sie derhämm a so,
Mocht se laff un renne.

Mordgern hatt er d's Nixle a,
Trutz ihr'm Schwanz un Schwärze,
Mocht er alles gern gejah,
Gern se küß un härze.

Daber Oabed wörb's nunmeah,
D's Nixle muß nu onig.
Lab wohl, Frieder! ich muß geah,
In der Lache wohn ich.

Dach doas beßle Luust un Fröab
Kost mich g'wieß mei Laabe!
Denn wie ich hatt's lang kei Mööb
Of den Erdenlaabe.

Un sie joammert veel un heult,
Muß von mein Getreue!
Dach ich hoah zu lang geweilt,
Kost mich better Reue.

Geah morn zu der Lache fort!
Is se bläch, wie Toadte,
Hoat mei Boater mich gemordt,
Daß ich en verroathe.

In ihr Hämmet gett sie hie —
Un mei Frieder stapelt
Handig fort gleich Manntig früh,
Un sei Herz em zappelt.

Daber blüch un roath wie Blut
Is je fröh die Lache. —
Frieder röckt ſich woll den Hut
Ob der blut'ge Rache.

Hoaſt du mir dri Labe g'ſchenkt,
Schenk ich dir mei Labe.
Jiugs zur liebe Nix er ſprengt
In den roathe Grabe.

Dröm mei Labig häſt mer noch,
Wu die Nabel rache,
Dort ſell gruuß, gewaltig Loch
Nix die Todelache.

Anmerkung. Das vorſtehende Gedicht iſt entlehnt aus einer kürzlich erſchienenen intereſſanten Sammlung von Gedichten und Liedern in verſchiedenen Mundarten, herausgegeben von Dr. J. Günther. Jena 1841. S. 53 u. f.

Heinrich Doering.

Schloß und Herrschaft Bornstedt.

Ein rauher Winter hatte dem Alles neu belebenden Frühlinge weichen müssen, selbst in den Thälern und Schluchten waren die letzten Spuren des Schnees vor den wärmenden Strahlen der Sonne geschmolzen, und das heilige Osterfest war bei einer milden Witterung eingetreten, wie sie um diese Jahreszeit nur selten ist. War daher schon den zweiten Feiertag das Dorf Bornstedt ungemein belebt gewesen, so zogen besonders den Tag darauf die Einwohner in ganzen Schaaren den Schloßberg hinauf, um sich, Jung und Alt, neben den alten Schloßruinen unter Scherz und Spiel zu vergnügen und sich des schönen Tages zu freuen. Es ist dies eine Art von Frühlingsfest, welches seit Jahren schon in solcher Weise gefeiert wird, wenn die Witterung es erlaubt, dasselbe stand aber früher zu den Burgüberresten selbst in einer Beziehung, von der man lieber schweigen möchte. Es wurden nämlich, ehe der jetzt immer allgemeiner werdende, und besonders von den Preußischen Staatsbehörden und von dem edlen Könige selbst sorgsam gepflegte löbliche Sinn erwacht war, die Denkmäler der Vorzeit zu schonen und zu erhalten, alljährlich in den Frühstunden des genannten Tages auf Rechnung des in seinem Fache sonst höchst achtungswerthen dasigen Domainenpächters und Amtsinspectors Bieler aus den alten Burgmauern, die wegen ihrer Dauerhaftigkeit vielleicht noch Jahrhunderten getrotzt hätten, von einem großen Theile der Einwohner Bornstedts mit unsäglicher Mühe und Beharrlichkeit Steine ausgebrochen, um zu Neubauten auf der Domaine verwandt zu werden. Seitdem aber dieser Zweck glücklicher Weise in Wegfall gekommen ist, hat die dort bei jener Gelegenheit sich äußernde Fröhlichkeit einen viel harmlosern Charakter bekommen. Ich war eben mit einem Freunde unterwegs, den ich in Eisleben getroffen und den ich auf seiner Tour nach Allstedt um so lieber bis Bornstedt zu begleiten versprochen hatte, da

der Verbindungsweg beider Städte gerade durch letztgenannten Ort führt, in welchem ich bei einer verwandten Familie einzusprechen ohnedies mir vorgenommen hatte. — Unter traulichen Gesprächen hatten wir die Anhöhe erstiegen, die als eine Fortsetzung des Unterharzes sich in mannichfaltigen Krümmungen bis zu dem Unstrutthale hinunterzieht, und waren bei dem Dörfchen Schmalzerode vorbeipassirt, das vordem nebst einem Theile von Wolferode zum Amte Bornstedt gehörte, wohin es auch noch jetzt eingepfarrt ist, als die Sonne sich bereits in Westen ihrem Untergange zuneigte. Gleich darauf senkte sich unser Weg, um uns in einem anmuthigen Thale, zu dessen beiden Seiten sich nach Nord und Süd wohlbestandene Waldungen zu ziemlich steilen Anhöhen hinaufziehen, der überaus fruchtbaren kesselförmigen Aue zuzuführen, in welcher das Dorf Bornstedt sich südwestlich an den Schloßberg anschließt, der auf seiner Spitze die noch immer majestätischen Burgruinen trägt. Ehe wir aber derselben durch den noch nicht belaubten Wald ansichtig wurden, schallte uns schon von dort herüber ein fröhlicher Gesang entgegen, der mit munterm Echo in dem Thale wiederhallend, auch unsere Heiterkeit nur erhöhen konnte. Unwillkührlich zog es uns daher hinauf, als wir endlich den hochragenden Schloßthurm und um ihn herum die muntern Gruppen erblickten, und da wir durch den kurzen, kaum anderthalb Stunden langen Weg von Eisleben her noch gar nicht ermüdet waren, stiegen wir von Süden her auf steilem Wege, den mit einer in der Umgegend sehr gut renommirten Kirschpflanzung besetzten Schloßberg hinan. Wie ich vorher vermuthet hatte, trafen wir oben einen Kreis von Bekannten, die uns alsobald freundlich einluden an ihrer fröhlichen Gesellschaft Theil zu nehmen, was wir auch um so lieber thaten, da die Ruinen von den Strahlen der Abendsonne beleuchtet einen besonders imposanten Anblick gewährten, und wir des bekannten Spruches eingedenk waren:

Wo man singt, da laß getrost dich nieder,
Böse Menschen haben keine Lieder.

Nachdem wir durch ein ländliches Mahl erquickt worden waren, wie es die einheimischen Frauen in saubern Handkörbchen selbst hinaufgetragen hatten aus ihren Behausungen, wurden die Ruinen näher in Augenschein genommen, wobei einer aus der Gesellschaft den Cicerone machte, mein Begleiter aber, von welchem man wußte, daß er mit der speciellen Vaterlandskunde wohl vertraut sei, auf wiederholtes Bitten die geschichtlichen Erinnerungen anzuknüpfen sich anheischig machte.

Der bedeutend hohe Thurm zog vor allen unsere Aufmerksamkeit auf sich. Derselbe ist unten viereckig, bis zu der Höhe, welche die übrigen Schloßgebäude erreicht haben mögen, die sich an denselben anschlossen, nach oben zu aber rund. Ein Dach hat derselbe schon längst nicht mehr, ist aber durch große Steinplatten, die in früherer Zeit mit besonderm Fleiße rings herum gelegt worden sind,

gegen den zerstörenden Einfluß der Witterung so ziemlich geschützt. Da er auch übrigens fast noch gar nicht schadhaft ist, und ungeheuer dicke und dauerhafte Mauern hat, so läßt sich annehmen, daß er noch Jahrhunderte lang als ein ehrwürdiges Riesenwerk der Vorzeit emporragen wird, wenn von dem ihn umgebenden übrigen Mauerwerke kaum noch eine Spur vorhanden sein wird. Nur mit großer Mühe läßt sich in einer Höhe von ungefähr 30 Fuß in denselben hinein und von da mit Hülfe einer Leiter inwendig hinauf zu seiner Höhe gelangen, von wo aus man dann westlich nach der Sachsenburg und weiter hinaus die Blicke schweifen lassen kann und eine recht anziehende Aussicht genießt, die nach den übrigen Seiten hin sehr beschränkt ist. Wie uns unser Führer erzählte, hat man schon einigemal den Plan gehabt, durch eine angebrachte Treppe denselben zugänglicher zu machen; es ist dies aber bis jetzt wegen Mangel an hinreichenden Interessenten unterblieben, würde auch wegen der im Ganzen zu beschränkten Aussicht nicht lohnend genug sein, der Thurm selbst könnte aber durch einen modernen Anbau an seinem alterthümlichen Ansehen nur verlieren. Das eigentliche Wohngebäude hat augenscheinlich auf der Ostseite, wo der Berg fast senkrecht sich herabneigt, an den Thurm sich angeschlossen, und da auf unzugänglicher Höhe gestanden, wie der Aar horstet auf unersteiglichen Felsenklippen. Durch den angeführten Eingang in den Thurm stand es wahrscheinlich mit demselben in Verbindung. Unser Führer fügte die Bemerkung hinzu, daß dieser Gang über eine Fallthür zum Burgverließ geführt haben möge, weil der untere tiefe Raum des Thurmes, ohne irgend einen Zugang und durch kein Tageslicht erhellt, wohl zu keinem andern als so schauerlichem Zwecke habe benutzt werden können. Von dem Wohnhause selbst ist jetzt nichts mehr vorhanden, als etwa die Grundmauern ihrem äußern Umrisse nach und einige geräumige Gewölbe, deren Zugänge jetzt äußerlich verschüttet sind, in denen aber noch in der Kriegeszeit 1806 mehrere Einwohner ihre Pferde untergebracht haben sollen, um sie den gierigen Augen und Händen der fremden Krieger zu entziehen. Damals waren auch noch die Seitensteine zur Einfahrt in den Burghof zu sehen und mit eisernen Klammern befestigt. Auf der östlichen Seite schließt sich auf den für eine Burg auffallend beschränkten obern Raume noch eine Seitenmauer und der Ueberrest eines halbrunden Thurmes an, welcher von den Einwohnern, wahrscheinlich wegen der jetzigen Gestalt der Ruine, gewöhnlich die Kanzel genannt wird. Das daran stoßende größere Gebäude, dessen innerer Raum vielfach durchwühlt und jetzt mit Kirschbäumen bepflanzt ist, hat jedenfalls der Besatzung zur Wohnung, so wie überhaupt zur Beschützung der Burg gedient, da sie nur von dieser einen Seite angegriffen werden konnte. Von einer Kirche oder Kapelle bei der Burg findet sich keine Spur; die Herren der Burg gingen seit frühe schon in die sehr alte Dorfkirche, und hatten durch die sie umschließende Mauer ein hochgewölbtes Thor nach der Seite des Schlosses zu, davon die Ueberreste noch jetzt zu sehen sind. Wegen Mangel an Raum auf dem eigentlichen Schloßberge, bemerkte unser

Cicerone, hatten die Grafen von Mansfeld im 16ten Jahrhunderte auf der Anhöhe die dort gegenüber nach Süden liegt, und auf der Spitze mit Nadelholz bepflanzt iſt, eine Reitbahn, davon der Platz noch heute dieſen Namen führt. Auf der andern gegenüberliegenden Anhöhe nach Norden, der jetzt gewöhnlich der Kirchberg genannt wird, hat man zu verſchiedenen Zeiten Knochen ausgegraben, und es hat dort der Sage nach in dem Alterthume eine Kirche oder Kapelle geſtanden. Ueber den eigentlichen Zweck derſelben, da ihre einſtige Exiſtenz nicht bezweifelt wird, läßt ſich etwas Sicheres wohl ſchwerlich ermitteln. Entweder mag dieſelbe zu dem Schloſſe früher gehört haben, oder da der Weg von da zu ihr wohl von jeher ſehr mühſam war, hat vielleicht auf dieſer Anhöhe das Stammhaus der alten Herren von Bornſtedt geſtanden. Dafür ſcheint wenigſtens das zu ſprechen, daß nach der allgemeinen Annahme gerade der Theil des Ortes, der ſich an den Kirchberg anlehnt, der älteſte iſt, was nach dem Terrain zu ſchließen ſeinen beſondern Grund gehabt haben muß, und daß ſich früher die Gebäude auch mehr den Berg hinaufgezogen. Wirklich, fügte mein Freund hinzu, an den nun die Reihe gekommen war, die geſchichtlichen Notizen hinzuzufügen, iſt nach den wenigen Nachrichten, welche uns Chroniken und Urkunden über die früheſte Zeit aufbewahrt haben, das Dorf Bornſtedt viel älter, als das erſte Entſtehen einer Burg auf dem Schloßberge. Daſſelbe lag in dem ſogenannten Frieſenfelde, einem Theile des alten Haſſengaues, und wird 979 zuerſt beſtimmt erwähnt in einer Urkunde, welche der deutſche Kaiſer Otto II. wegen eines Tauſches mit der berühmten Abtei Hersfeld in Heſſen zu Gunſten des Kloſters Memleben ausgeſtellt hat und worin es Burnſtedt heißt (cf. v. Leuchs der Markgraf Gero und Director. diplomatib. Tom. I. pag. 104). Da es damals ſchon ein chriſtlicher Ort war, ſo reicht ſein erſtes Entſtehen jedenfalls viel weiter hinaus. Es gehörte damals den Herren von Bornſtedt, welche es, nach einigen Andeutungen der Caldenbornſchen Kloſterurkunden als Vaſallen von den Grafen von Hackeborn auf Beyernaumburg, denen, nebſt den ihnen verwandten Grafen von Hardeck auf der Gryllenburg bei Sangerhauſen und denen von Querfurt faſt das ganze Frieſenfeld zu eigen war, zur Lehn erhalten hatten. Bornſtedt bildete damals eine eigne Herrſchaft, zu welcher außer dieſem Orte noch 5 Dörfer gehörten.

Bis zu Ende des 13. Jahrhunderts ſcheinen die Herren von Bornſtedt hier, wenn auch nicht mehr die ganze Herrſchaft, doch noch immer Beſitzungen davon gehabt zu haben, 1265 aber verkaufte Hoyer von Bornſtedt auch ſein Stammhaus an die Grafen von Mansfeld*). Dies kann alſo unmöglich das Schloß geweſen ſein, in deſſen Beſitze die Grafen von Mansfeld ſeit dem 12. ſecl. mit wenigen Unterbrechungen immer geweſen ſind, ſondern es mag daſſelbe, wie früher erwähnt, auf dem Kirchberge geſtanden haben. Die genannten Herren aber zogen ſich, ſo wie ihre Lehnsherren, wahrſcheinlich ſchon ſehr

*) cf. Spangenberg Chron. Sax. pag. 269.

frühe in die Gegend von Quedlinburg und Halberstadt, nachdem sie ihre hiesigen Besitzungen an die Grafen von Mansfeld theils verkauft, theils verpfändet hatten. So findet sich Esicus oder Esecho de Burnenstede 1145 mit vielen geistlichen und weltlichen Fürsten und Grafen und andern Mansfeldischen Herren beim Kaiser Conrad III. (oder, wie er sich in seinen Diplomen beständig selbst nennt, dem IV.) zu Magdeburg, als derselbe die Schenkung etlicher Orte von Graf Hardwig an das Stift Magdeburg confirmirte, als Zeuge mit unterschrieben, und eben derselbe kömmt 1147 und 1152 in Urkunden der Erzbischöfe von Magdeburg vor, die eben damals von Beyernaumburg stammten. cf. Ludewig Reliquiae Manuscriptt. Tom. XI. pag. 550. und Pappenrodii Annales Gernrodens. bei Meibom. P. II. p. 443. Endlich wird er auch in einem Diplom des Markgrafen Albrecht d. Bär, 1155 in Aschersleben abgefaßt, als Zeuge aufgeführt, daher ihn Leuckf. Antiq. Caldenbornens. p. 91. ff. fälschlich Ericus genannt hat. Erst 1238 nämlich kömmt Ericus von Bornstedt als Zeuge vor, wo er der Aebtissin Gertraud Diplom. über etliche Mansfeldische Güter als Zeuge mit unterschrieben hat. (cf. Kettner Antiq. Quedlinburg. p. 269.) und 1447 findet sich derselbe wieder in einem Diplom des Grafen Siegfried von Blankenburg. 1285 wird Arnold von Bornstedt unter einer Urkunde des Bischofs Volrad von Halberstadt Vir nobilis genannt; es müssen also die Herren von Bornstedt damals zu den Standesherren gehört haben. 1363 war Eckehard von Bornstedt mit 4 Bauern beim Erzbischof Theodorich von Magdeburg, um einen Vergleich zur Handhabung des allgemeinen Landfriedens auf 3 Jahre abzuschließen. (cf. Dreyhaupt Magdeburg. Saalkreis Tom. I. pag. 77.) 1364 war Mechtild von Bornstedt Priorin im Kloster Marienborn und 1507 bekleidete Helena von Bornstedt eben diese Würde. (cf. Meibomius vom Kloster Marienborn p. 85. und p. 102.) 1608 endlich kömmt Jordan von Bornstedt in halberstädtischen Briefen vor, und derselbe unterschrieb auch 1614 im Namen der Ritterschaft einen Vergleich wegen der Reichs- und Türkensteuer im Halberstädtischen.

Aus der Gegend von Quedlinburg und Halberstadt mögen sich die Herren von Bornstedt nach der Neumark gewendet und dort ansässig gemacht haben. Daselbst gehörte ihnen nämlich, außer vielen andern Besitzungen, auch die Herrschaft Dolgen. Von den Herren auf Dolgen hat sich 1662 besonders Wolfgang Asmus von Bornstedt bekannt gemacht. Er war Comtur zu Werben, Canzler des Johanniter-Ordens, Churbrandenburg. Geheimrath u. s. w. und starb 1689. (cf. Beckmanns Geschichte des Johanniterordens p. 152. ff.) Sein Bruder Heinrich von Bornstedt, der sich zu Dietershagen im Magdeburgischen ansässig gemacht hatte, war Churbrandenburgischer Oberster und ging darauf in königl. Polnische und churfürstl. Sächsische Dienste, wo er bis zum General-Lieutenant stieg. Ein dritter Bruder war königl. Preuß. Oberster und Commandant in Memel, der Sohn desselben aber, Bernhard Heinrich von Bornstedt, General-Lieutenant der Cavallerie und Chef eines Cürassier-Regiments in Preuß. Diensten.

Derſelbe zeichnete ſich 1745 in der Bataille von Striegau aus, wo er den rechten Flügel der Preuß. Armee commandirte und die Sachſen und Oeſtreicher glücklich zurückſchlug. Er war aber dabei bedeutend bleſſirt worden, was ihn nöthigte, 1750 um ſeine Entlaſſung nachzuſuchen, die ihm denn auch mit einer Penſion von 1000 Thlr. von dem dankbaren Könige Friedrich II. zugeſtanden wurde. Darauf zog er ſich auf ſeine Herrſchaft Gutentag in Oberſchleſien zurück, wo er nach langer Kränklichkeit am 17. Februar 1752 im 59ſten Jahre ſeines Alters ſtarb *)

Doch wenden wir uns nun wieder zum Schloßberge zurück. — Auf demſelben ſoll zuerſt der Kaiſer Heinrich IV. eine Burg erbaut haben, um von da aus die Thüringer und Sachſen im Zaume zu halten. Obgleich dieſe Behauptung nicht durch beſtimmte Angaben gleichzeitiger Schriftſteller unterſtützt werden kann, ſo hat ſie doch an ſich nichts Unwahrſcheinliches. Denn einmal iſt, wie oben ſchon angedeutet, der Gipfel des Berges, obwohl ſonſt bequem gelegen, viel zu wenig geräumig, als daß ein Ritter ſich auf demſelben angebaut haben ſollte, dann aber mußte für den Kaiſer Heinrich gerade dieſer Punkt ſeiner ganzen Lage nach eben ſo wichtig als vortheilhaft ſein, was ſich Alles genauer würde nachweiſen laſſen, wenn hier der Ort wäre, auf die damaligen Zeitverhältniſſe einzugehen. Zu Anfange des 12. Jahrhunderts treffen wir unter Heinrich V. den Graf Hoier den Großen von Mansfeld in kaiſerlichen Dienſten als Inhaber des Schloſſes zu Bornſtedt. Damals ſtritten ſich nämlich der Pfalzgraf Siegfried und der Kaiſer Heinrich V. um den Beſitz des Sachſenlandes. Hoier überfiel als kaiſerlicher Feldherr die verſammelten ſächſiſchen und thüringiſchen Großen unvermuthet in Bornſtedt**) bei Querfurt und Siegfried bekam dabei ſo bedeutende Wunden, daß er daran 1113 ſtarb, während Wipprecht der Aeltere von Groitzſch in Gefangenſchaft gerieth und einige Zeit in Bornſtedt aufbewahrt, dann aber dem Kaiſer ausgeliefert wurde, der ihn nach der Burg Leißnick abführen ließ. (cf. Rivander thüring. Chronik p. 222. ff.) Der Verein der über Heinrichs Anmaßung und über Hoiers Feindſeligkeiten gleichmäßig empörten Großen, an deren Spitze wir ſeitdem den Herzog Luther von Sachſen auf Walbeck erblicken, zog ſich, nachdem ſie die Beſitzungen des kaiſerlichen Feldherrn verwüſtet, nach Walbeck zurück, um ſich dort, hinter hinlänglich befeſtigten Mauern, über die weitern Maßregeln zu berathen. Da ſammelte Hoier zu Walhauſen, nur 4 Meilen den Verbündeten gegenüber, ein kaiſerliches Heer, um ſie mit Gewalt zu unterdrücken. Des Kaiſers Abſicht war, ſie ſo

---

*) cf. Lenens hiſtoriſche Abhandlung von dem alten und vornehmen Geſchlechte der Herren von Bornſtedt in der hiſtoriſchen Bibliothek von Sam. Oetter, II. Thl. p. 315 ff.

**) Warnſtedt bei Quedlinburg mit einigen ältern und neuern Chroniſten anzunehmen, ſcheint mir wegen des Laufes der Ereigniſſe nicht zuläſſig, der ſich allein in der Gegend von Eisleben und Querfurt entwickelt.

schnell als möglich anzugreifen, ein über Nacht gefallener starker Schnee aber verzögerte die Ausführung und ließ seinen Gegnern Zeit, auf nachdrückliche Vertheidigung zu denken. Am 11. Februar 1115 standen sich endlich beide Partheien mit ihren Streitkräften zwischen Eisleben und Sandersleben am sogenannten Welpesholze einander gegenüber. Graf Hoier, erbittert über die Verwüstungen seines Gebiets, griff die Sachsen mit unzeitiger Hitze an, und um besser kämpfen zu können, sprang er von seinem Pferde. Dadurch fiel er aber dem wegen der Behandlung seines Vaters Rache schnaubenden Wipprecht dem Jüngern von Groitzsch in die Hände, der ihn sogleich mit einem Wurfspieße auf der Brust stark verwundete. Nichts desto weniger setzten sie erhitzt den Kampf fort, nachdem Ludolph von Hackeborn auf Beyernaumburg, Hoiers Begleiter, den Spieß aus der Wunde gezogen hatte. Aber der jugendlich kräftige Wipprecht warf seinen Gegner nieder und brachte ihm noch mehrere bedeutende Stiche bei, an denen sich der Held bald verblutete.*) — Sein Fall entschied auch den Kampf beider Heere bald zum Vortheil der Sachsen, und die Kaiserlichen ergriffen die Flucht. Damit waren aber die Verbündeten nicht zufrieden, sondern sie benutzten die Gelegenheit, um sich in Besitz der kaiserlichen Zwingburgen zu setzen, und Bornstedt, Alstedt, Beyernaumburg**) und Kyffhausen wurden nach einander belagert, erobert und größtentheils zerstört. Daß das Schloß Bornstedt bei dieser Gelegenheit der Erde gleich gemacht worden sei, ist schon wegen der erhitzten Gemüthsart des Wipprecht mehr als wahrscheinlich, obgleich die ältesten Chronisten davon nichts melden. Die Herrschaft Bornstedt aber scheint dem zweiten Sohne des Gefallenen, Hoier II., geblieben zu sein, der, nachdem er eine Zeit lang die Stelle des Markgrafen Conrad von Meißen versehen, welcher mit dem Kaiser Conrad III. und mit dem Könige Ludwig VII. von Frankreich einen Kreuzzug unternommen hatte, seinen Sitz in Mansfeld nahm. 1202 kaufte der Erzbischof Ludolph von Magdeburg, dem, wie seinem Vorgänger Wichmann, wahrscheinlich auch Beyer-

*) Ein einfacher Sandstein, in welchem die Form einer riesenmäßigen Hand abgedrückt ist, um welche nach allen Seiten eine Masse Nägel eingeschlagen sind, bezeichnet den Ort, da Hoier gefallen sein soll. Die Sage von dem früher dort gestandenen, steinernen Standbilde, mit welchem unter dem Namen Jodütte Abgötterei getrieben worden sein soll, so wie die Sagen von der Schlacht selbst gehören nicht hierher, sie sind aber mitgetheilt in Spangenbergs Sächs. Krieg beim Welpesholze, Wittenberg 1555, und Krause, Bericht von der Schlacht an dem Welphenholze, 1555.

**) Daß damit die alte Burg bei Naumburg gemeint sei, wird Niemanden mehr einfallen, der die Localität berücksichtigt und dazu nimmt, was ich vorher von der Theilnahme Ludolphs von Hackeborn aus Beyernaumburg an der Schlacht beim Welpesholze gesagt habe. Und doch begehen eine Menge Chronisten diesen Fehler, weil sie nicht wußten, daß dieser Ort erst seit dem 14. Jahrhundert den Namen Beyer-Naumburg bekommen hat, während er früher stets Naumburg, Nienburg, Neuenburg hieß, wovon anderwärts ausführlicher die Rede sein wird.

naumburg gehörte, die Herrschaft Bornstedt von den Grafen von Mansfeld und überließ sie später an Ehrich von Gatersleben. Von diesem erkaufte sie endlich 1301 der Graf Burchard X. von Mansfeld erblich um 425 Mark und incorporirte sie wieder der Grafschaft Mansfeld, von welcher sie 99 Jahre getrennt gewesen war. (cf. Spangenberg Querfurt. Chron. p. 305.) Welche Ortschaften noch außer Bornstedt zu der gleichnamigen Herrschaft gehört haben, läßt sich aber eben darum nicht mehr ausmitteln, weil dieselbe so frühzeitig schon mit der Grafschaft Mansfeld zusammenschmolz. Erst im 16. Jahrhundert bekömmt Bornstedt für sich besonders wieder seine Bedeutung. Da nämlich wurde der Graf Philipp II. von Mansfeld, einer von den 22 Kindern des Grafen Ernst II. hinterortischer Linie, geb. 1502 auf dem Schlosse zu Mansfeld, der Stifter der sogenannten Bornstedtischen Linie. Er baute nämlich auf dem Schloßberge bei diesem Orte das Schloß, dessen Trümmern wir noch jetzt dort erblicken, an der Stelle des einst verwüsteten und legte dabei, wahrscheinlich auf dem Kirchberge, einen schönen Garten an, den er durch einen besondern Kunstgärtner einrichten ließ. Dieser Ernst war Kaiser Karls V. Oberkämmerer und Statthalter des Erzbisthums Magdeburg und hielt sich beharrlich zur katholischen Kirche. Er starb auf Bornstedt 9. Juni 1546. Das Schicksal, welches 3 Jahre später dessen 12jährigen Sohn Hugo traf, ist ein Seitenstück zu dem bekannten Sächsischen Prinzenraube.

Jobst Hacke nämlich, ein sehr rauflustiger Ritter, dessen Vorfahren in Leinungen, Volgstedt, dem nach dieser Familie genannten Pfüffel, und Gehofen bedeutende Besitzungen gehabt und mehrere derselben, wahrscheinlich Schulden halber, an die Grafen von Mansfeld verkauft hatten, faßte gegen diese Herren einen grimmigen Haß. Nachdem er dem Grafen Albrecht einen Fehdebrief an das Mansfelder Schloßthor nageln lassen, der aber nicht beachtet wurde, beschuldigte er die Grafen in öffentlichen Schriften der Ungerechtigkeit und Raubgier und suchte mit einer Schaar Reisiger, die er um sich gesammlet hatte, die Mansfeldischen Besitzungen allenthalben zu berauben und zu verwüsten. Aber auch damit begnügte sich der rachsüchtige Mann noch nicht. Er hatte gehört, daß der älteste Sohn des Bornstedtischen Grafen Philipp in Sondershausen erzogen werde. Um diesen in seine Gewalt zu bekommen, erstieg er in der Nacht des 20. August 1549 verrätherischer Weise das dasige Schloß und es gelang ihm, sich des jungen Grafen zu bemächtigen und denselben gefangen wegzuführen. Er gab als Grund dieser Gewaltthat an, daß dessen Vater ihn einst befehdet habe und ließ ihn nicht los, obgleich ernste kaiserliche Befehle deshalb an ihn ergingen. Erst nach 2 Jahren, nachdem er ihn bald an diesem, bald an jenem Orte verborgen gehabt, gab er ihn gegen ein Lösegeld von etlichen tausend Gulden wieder frei. (cf. Niemann, Geschichte der Grafen von Mansfeld p. 104.) Von den Enkeln Philipps II. haben mehrere im 30jährigen Kriege eine bedeutende Heldenrolle gespielt, z. B. Wolf III. erhielt die Statthalterwürde der Stifter Magdeburg und zeichnete

sich aus als tapferer Vertheidiger Magdeburgs, als 1632 Banner diese Stadt einschloß, und Philipp V., der mit Tilly nach der Schlacht bei Leipzig bis Fulda in Hessen vorrückte und 1634 an der Spitze eines neu errichteten kaiserlichen Heeres stand, so wie er auch 1639 als kaiserlicher Feldmarschall in Schlesien gegen die Schweden focht; da sie aber ihren Sitz nicht in Bornstedt hatten, so gehört ihre weitere Geschichte nicht hierher. Seine Enkelin Agnes, welche am 8. April 1647 auf Bornstedt starb, scheint die letzte Bewohnerin dieses Schlosses aus dem gräflichen Hause gewesen zu sein. Nur von Zeit zu Zeit ließen sich die Grafen dieser Linie einmal wieder in Bornstedt sehen, seit sie sich nach Böhmen und Oestreich gewandt und dort nicht nur bedeutende Besitzungen, sondern auch den Titel der Grafen von Fondi erworben hatten. Zu dem letztern waren sie auf folgende Weise gekommen:

Heinrich Franz I., jüngster Sohn des als kaiserlicher Oberkämmerer und Oberstallmeister am 6. September 1644 zu Wien verstorbenen Grafen Bruno III., leistete den Kaisern Leopold I., Joseph I. und Karl VI. als Gesandter wesentliche Dienste und hielt sich als solcher 9 Jahre in Spanien auf. Auch an dem dortigen Hofe hatte er sich viel Vertrauen erworben und bekam 1690 den ehrenvollen Auftrag, die Prinzessin Maria Anna von Pfalz-Neuburg als Braut des Königs Karl II. nach Spanien zu geleiten. Nach Beendigung dieser Sendung bekam er das Neapolitanische Fürstenthum Fondi und den Titel eines Spanischen Granden. In demselben Jahre wurde ihm auch die Würde eines Reichsfürsten zuertheilt, die dann der Kaiser Joseph I. 1711 vom Neuen bestätigen und öffentlich bekannt machen ließ. Er starb 11. Juni 1715 in großem Ansehen und seine erste Gemahlin war Marie Luise, eine Tochter des Grafen Karl von Aspremont und Wittwe des Herzogs Karl von Lothringen gewesen. Da er keine männlichen Nachkommen hinterließ, so erbte seine Titel und Güter der Sohn seines ältern Bruders, nämlich Karl Franz Adam Anton Fürst von Fondi und Mansfeld. Derselbe war Kaiser Karls VI. wirklicher Kammerherr und starb 1717 zu Prag. Während der Minderjährigkeit seines Sohnes Heinrich Franz II. übernahm seine Gemahlin Maria Eleonore nicht allein dessen Vormundschaft, sondern auch die vormundschaftliche Regierung seines Landes. Die letztere wurde ihr aber von Churſachsen und Churbrandenburg streitig gemacht, welche dieselbe als Lehnsherren ebenfalls in Anspruch nahmen. Der lange dauernde Streit, in welchem von beiden Partheien sogar mehrere Druckschriften gewechselt wurden, ward endlich 1733 vergleichsweise beigelegt und 1734 trat Franz II. die Regierung und Verwaltung seiner Güter selbst an. Wegen einer ungeheuern Schuldenmasse, mit denen überhaupt die Grafen von Mansfeld viel zu kämpfen hatten, stand auch das ihm gehörige Freigut in Bornstedt nebst vielen andern Besitzungen bis zu dessen Tode 1780 unter Sequestration, wo es dann in eine Preußische Domaine verwandelt wurde. Obgleich es nämlich von sehr alter Zeit her magdeburger Lehen gewesen war, so wurde es doch schon 1579 von Churbranden-

burg eingetauſcht. Zu dieſer völligen Einziehung war aber der Lehnsherr darum berechtigt, da ſchon einige Wochen nach Franz II. auch deſſen einziger Sohn Joſeph Wenzel am 31. März 1780 ſtarb und mit ihm dieſer ganze Stamm erloſch. Derſelbe ſoll auf eine grauſenerregende Art ſeinen Tod gefunden haben, indem er im Wagen ſitzend von den ſcheu gewordenen Pferden in einen Abgrund gezogen und zerſchmettert ward. (cf. Niemann l. l. p. 251—262.)

Wir haben alſo, fügte mein Freund hinzu, indem er unter dem einſtimmigen Danke der ganzen Geſellſchaft das Notizbüchlein einſteckte, das bei dieſer Mittheilung ſein Gedächtniß unterſtützt hatte, — wir haben ein berühmtes Geſchlecht zu Grabe geleitet, ehrwürdig durch ſein hohes Alter und eine lange Reihe von Ahnen, einſt weit verzweigt, reich an blühenden Söhnen und Töchtern und befreundet und verwandt mit den mächtigſten Geſchlechtern.

So vergehn des Lebens Herrlichkeiten.
So entfleucht das Traumbild eitler Macht,
So verſinkt im ſchnellen Lauf der Zeiten,
Was die Erde trägt, in finſtre Nacht!

Einer aus der Geſellſchaft fügte noch die Bemerkungen hinzu, daß beſonders während der Zeit der Sequeſtration, wo man keine Sorge für deren Erhaltung trug, die Burg verfallen ſei und daß ein Brand, ſo wie das früher erwähnte Ausbrechen der Mauerſteine, vollends zu ihrem völligen Ruin mitgewirkt habe. Zuletzt diente ſie noch einem Forſtbeamten zur Wohnung.

Die jetzt ſehr blühende Oekonomie der Domaine brachte zuletzt den Mansfeldern 2950, im Jahre 1796 aber ſogar ohne die Jagd 8000 Thaler Pacht ein und hat ungefähr 27 Hufen Land und nicht unbedeutende Waldung.

Auf dem Gottesacker um die ſehr alte Kirche, die ſonſt nichts Merkwürdiges weiter hat, wurden ſeit der Reformation faſt einzig die hier geſtorbenen Prediger des Orts begraben, während die Gemeinde ihren Gottesacker vor dem Dorfe hat.

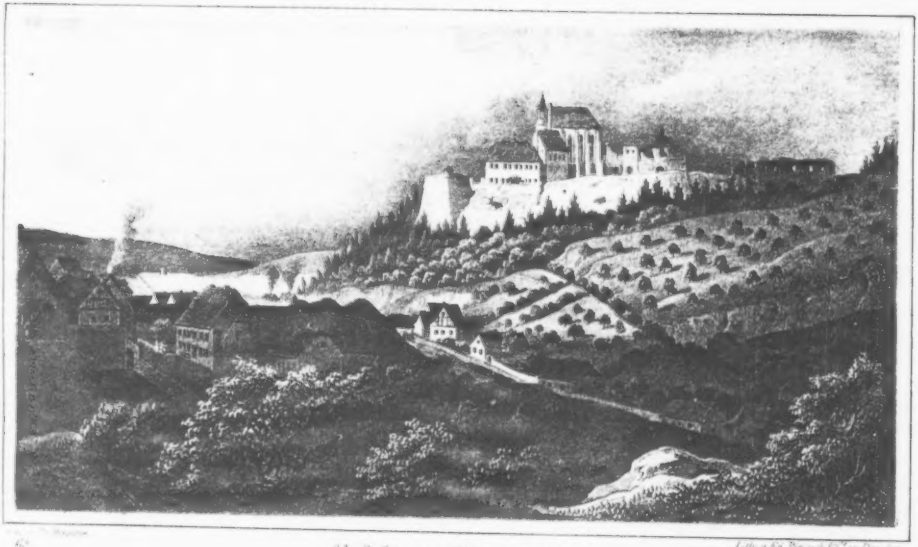
Während ſolcher angenehmen und lehrreichen Unterhaltung, an welcher Alle mit gleichem Intereſſe Antheil genommen hatten, war bereits unvermerkt die Abenddämmerung angebrochen, und die immer merklicher werdende Kühlung gemahnte die Geſellſchaft den Schloßberg herabzuſteigen, um den fröhlichen Zirkel in eine wirthliche Behauſung des Dorfes zu verſetzen. Gern hätte man auch dort meinen Freund mit eingeführt, allein er beſtand darauf, ſich zu verabſchieden, weil er noch vor dem Einbruche der völligen Dunkelheit Aſtedt zu erreichen wünſchte. Aufrichtiger Dank und herzliche Glückwünſche wurden ihm mit auf den Weg gegeben.

Moritz Leſſing.

Mansfeld.

Dort, wo der Harz nach Osten zu seine kräftigen Gebirgsarme ausstreckt, erfaßt er ein freundliches Ländchen, die Grafschaft Mansfeld. Nicht ohne Wehmuth blickt man von den verfallenen Zinnen der alten Grafenburg Mansfeld rings um sich, gedenkt der längst verklungenen Tage und der Herrlichkeit, die nun fast spurlos vorübergegangen ist. Mansfeld ist ein weites Grab. Die alten Mauern und Thürme stehen wie Leichensteine da, an denen man lesen kann: Hier ist viel Schönes und Herrliches begraben. Ueber die Mauern blicken die alten Linden in den Schloßhof hinein, als wollten sie sich umschaun nach den edlen Grafen und Herrn, die einst hier weilten; aber die schlafen schon lange, weit umher zerstreut, ihren tiefen, festen Schlaf, aus dem sie auf Erden nicht mehr erwachen. Da rauscht es wehmüthig in den Baumkronen, und die alte Thurmuhr des Schlosses tönt ihre ernsten Klänge weit umher, als wollten sie sagen: Vorüber schreitet die Zeit und reißt nieder, was die Menschen emporgethürmt haben in stolzer Freude.

Weitgedehnt waren einst die Grenzen der Grafschaft Mansfeld, und so reich gesegnet war das Land von der Hand des Höchsten, daß ein alter Verfasser einer Geschichte Thüringens sagt: „Man habe diejenigen für glückselig geschätzt, die in dieser Grafschaft eine Wohnung gehabt.“ In der That vereinigt sich hier im engen Raume viel Angenehmes, was man in andern Ländern nur weit umher zerstreut findet. Die fruchtbarsten Gefilde dehnen sich rings um und machen das Land zu einer Kornkammer; im Osten erglänzen fischreiche Seen; im Westen hebt der Harz seine Waldkronen empor; Reben und edle Fruchtbäume umkränzen gar manchen Hügel und im Schooße der Erde strecken sich reiche Erzadern nach allen Seiten hin. Nicht zu verwundern ist es deshalb, daß überall in diesem gesegneten Lande der Reichthum sein Haupt stolz emporhob, daß stattliche Burgen von



Schloss Mannsfeld.

den Bergen herab dem Wandrer erzählten von der Macht und der Herrlichkeit ihrer Besitzer. Berühmt vor andern waren einst die Schlösser zu Eisleben, Mansfeld, Leimbach, Schraplau, Bornstedt, Arnstein, Rammelburg, Querfurt, Mohrungen, Heldrungen, Wettin, Rosenburg, Seeburg u. a. — Fast alle sind nicht mehr. Sie waren Werke der Menschenhand, sie mußten untergehn. Aber der Segen des Höchsten ist nicht gewichen. Noch weilet er über dem freundlichen Lande und macht es zu einem Garten Gottes. Möge er nimmer weichen! hinausreichen in die fernsten Zeiten! Glück auf! du fröhliches Mansfeld!

Nachdem wir, mein geliebter Leser, einen frischen Blick gethan haben auf das ganze Mansfelder Land, tritt nun mit mir hinein in die verfallenen Mauern des alten Grafenschlosses Mansfeld, die noch kühn und trotzig genug sich über der Stadt gleiches Namens erheben. Sanct Georg, der Schutzpatron des Schlosses und der Stadt, soll, wie die Sage spricht, ein Mansfelder gewesen sein und auf dem Berge, wo das Schloß gebaut ist, den Lindwurm erschlagen haben, weshalb der Berg noch jetzt der Lindberg genannt wird. Wahrscheinlich hat er seinen Namen von den Linden erhalten, von denen er umkrönt war. Vielmal jedoch ist das Bild des Ritters, der den Drachen erschlägt, angebracht, auch ist ihm die Kirche in Stadt Mansfeld geweiht.

Ueberraschend ist der Anblick der Ruinen, wenn man durch ein noch ziemlich erhaltenes Thor in den geräumigen Schloßhof eintritt. Ringsum erheben sich die verfallenen Thürme und die alten Mauern; hie und da sind noch die Bruchstücke eines Söllers zu sehn, von dem einst edle Damen herabschauten, wenn bei fröhlichen Waffenspielen Rosse brausten, Schilde klangen, und der schöne, geräumige Schloßhof mit Lanzensplittern bedeckt war. Dort ist die Treppe, von welcher herab dem wackern Luther einst Wein entgegenströmte, als er die Grafen, seine Landsleute, zu besuchen kam. Wohl ist es in Erfüllung gegangen sein prophetisches Wort, das er damals sprach: „Die Herren düngen gut, es wird brav Gras danach wachsen.“ Ueberall quillt das Gras üppig hervor, der Schloßhof ist fast zu einer Wiese geworden, und Schlingpflanzen weben ihre grünen Netze über die Mauern.

Wie gar große Freunde des edlen Rebensafts die alten Mansfelder Herren gewesen sind, geht nicht blos aus dieser Erzählung von dem zürnenden Luther hervor, sondern es mag auch leicht erkannt werden aus zwei in Stein gehauenen Bildwerken, die noch jetzt den Eingang zu den wohlerhaltenen Kellern zieren. Das eine zeigt den Bachus, wie er auf einem Fasse sitzend, einladend den Humpen schwenkt. „Bachus deus vini“ lautet die Ueberschrift. Das Andere behandelt einen gar unzarten Gegenstand. Man erblickt auf ihm zwei Knappen, welche aus mächtigen Humpen einander Bescheid thun, ein dritter zapft ein, während ein vierter sich in einer höchst unangenehmen Lage befindet. Er ist genöthigt, das im Uebermaß

Genossene von sich zu geben, wovon zu naschen ein Hund kein Bedenken trägt. Zu dem Bilde paßt die Umschrift: „Quid est bapti!“

Ueber den ebengenannten Kellern, dem Schloßthore gegenüber, erhebt sich ein neues, noch bewohntes Gebäude, neben dem die Trümmer der alten Säle und Thürme umhergestreut sind, wie Riesenleichen. Nur mit Wehmuth wandert man durch die Ruinen und läßt sich berichten, wie das alte Grafenschloß darum so ausgedehnt gewesen sei, weil darin drei mächtige Zweige des Mansfeldischen Grafenstammes ihre Wohnsitze aufgeschlagen hatten. Es wohnten hier zu gleicher Zeit die Grafen der Vorder-, Mittel- und Hinterortschen Linien. Auf dem sogenannten Mittelort war der berühmte goldene Saal, der den Namen durch seinen Glanz sich erworben hatte, dennoch aber von den Gemächern des Hinterorts übertroffen wurde, denn von ihnen wird erzählt, sie seien mit so köstlichem, wohlriechendem Holze ausgelegt gewesen, daß sich davon ein lieblicher Duft durch das ganze Schloß verbreitet habe. Der Vorderort, der nordwestliche Theil des Schlosses, wurde in späterer Zeit noch ein Mal ausgebaut. Graf Hoyer IV., Kaiser Karl V. Geheimer Rath, ließ ihn sich im Jahr 1518 zum Wohnsitz einrichten. Noch ist sein Wappen in Stein gehauen zu sehen mit der Umschrift: Hoier G. U. H. Z. M. 1518. Dabei wurde der Bau der Festungswerke nicht vernachlässigt. Durch einen Ausschuß wählten die Grafen den Hans von Trota und Caspar von Wahdorf zu Bauräthen, die ihrerseits wieder den berühmten Büchsenmeister Mater aus Nürnberg nebst einigen Andern sich zum Beistande erbaten. Jeder der Grafen verpflichtete sich, jährlich 200 Gülden zum Festungsbaue beizutragen. Als das Schloß 1547 dem Kaiser Karl V. übergeben wurde, ließ dieser durch den berühmten Baumeister Christoph Stieler aus Magdeburg viel daran bauen, welcher guten Sold, freie Kost und ein neues Kleid bekam. Diese Reparatur des Schlosses mag wohl die letzte von einiger Bedeutung gewesen sein.

Von dem einst so herrlichen Gebäude sind nur noch einige Rudera vorhanden, jedoch ist die Schloßkirche noch ziemlich erhalten, und ist Herr Gebhardt, der jetzige Besitzer des Schlosses, recht sehr zu loben, daß er sie im baulichen Stande erhält. Schon durch ihre Bauart und durch mancherlei Kunstwerke, die sie enthält, ist die Kirche merkwürdig, mehr noch durch geschichtliche Erinnerungen. Luther hat in ihr zum öftern gepredigt, und die Kanzel, von der seine kräftige Stimme erschallte, ist noch vorhanden. Sie steht ganz frei, von eisernem Gitterwerk gebildet, in der Mitte der Kirche. Ein Gemälde (von Lucas Kranach, wie behauptet wird), die Kreuzigung, Grablegung und Auferstehung Christi in einem Bilde darstellend, ist noch immer eine Zierde des Altars. Auch zeigt man dem schaulustigen Reisenden gern einen sehr mühsam aus Holz geschnitzten Stuhl, den ein zum Tode verurtheilter Schäfer in seinem Gefängnisse verfertigte, um sich dadurch Leben und Freiheit zu erkaufen. Mehre Bildsäulen aus Holz und gestleister Leinwand gar künstlich bereitet, unter denen ein Christophorus ansehnlich hervorragte, und ein überaus zottiger,

hölzerner Esau unter den Landleuten viel Beachtung fand, verunzierten in ihrem verwitterten Zustande die Kirche und sind in ein angrenzendes Gemach verbannt. Dort stehn sie, eine unheimliche Gesellschaft, die dem Reisenden, der von ihrem Dasein nichts weiß und unvorbereitet in ihre Mitte tritt, wohl ein Grauen zu verursachen im Stande ist. Ueberhaupt giebt es auf Schloß Mansfeld gar manche Stelle, auf der es nicht recht geheuer sein soll; vorzüglich ist dies in der sogenannten dunklen Kammer der Fall. Dort erhängte sich vor langen Jahren eine Nonne, die mit ihrem Geliebten, einem Mönche, nach Mansfeld in strenge Haft gebracht war. Der Mönch stürzte sich von der hohen Schloßmauer herab und wurde zerschmettert aufgehoben, die Nonne fand man erhängt, und noch vor kurzem wurde der Strick gezeigt, mit dem sie sich das Leben genommen. Die Köpfe der Unglücklichen, aus Stein gehauen und an verschiedenen Stellen des Hofes eingemauert, sind noch zu sehen und bilden das Wahrzeichen des Schlosses Mansfeld. Auf demselben Hofe ist der sehr tiefe Brunnen nicht außer Acht zu lassen, der noch jetzt das nöthige Wasser liefert.

Auch als Festung war Mansfeld einst sehr berühmt. Tiefe Gräben, mehrfache Walle und die stärksten Mauern schirmten es nach allen Seiten hin, so daß es zwar mehre Male durch List oder Vertrag, niemals aber durch Gewalt eingenommen ist. Eine alte Sage berichtet, dies habe seinen Grund darin, daß bei Erbauung des Schlosses in der Hauptmauer ein lebendes Kind eingeschlossen sei. Da, wo an der noch wohlerhaltenen Westseite des Schlosses, hart über Stadt Mansfeld, in der Mauer ein weißer, viereckiger Stein, der wahrscheinlich eine Inschrift enthielt, noch jetzt zu sehn ist, soll dies geschehn sein.

Im dreißigjährigen Kriege wurde Schloß Mansfeld oft von feindlichen und befreundeten Truppen besetzt, die es zu ihrem Magazin machten, und hieher aus der Umgegend Getreide und andre Lebensmittel zusammenschleppten. Dadurch wurde die Grafschaft gänzlich erschöpft und manche Dörfer standen von ihren Einwohnern verlassen. Damit solches Unheil sich nicht wieder zutragen möge, wendeten sich die Landstände an den Churfürsten von Sachsen und die Grafen von Mansfeld mit der Bitte, daß es ihnen gestattet werden möge, die Festungswerke des Schlosses zu schleifen. Nachdem ihre Bitte gewährt war, wurde am 1. Juni 1674 mit dem Werke der Zerstörung der Anfang gemacht. Vierhundert Mann begannen das Ravalin vor dem Schloßthore niederzureißen; dann suchten sie die Mauern an der östlichen Bastei, der Stern genannt, zu schleifen, konnten jedoch mit ihrer Arbeit nicht zu Stande kommen, weshalb noch dreißig Bergleute herbeigeholt wurden, damit sie die Mauern sprengen möchten. Nur theilweise ist ihnen ihre Arbeit gelungen; denn zu fest war das Gestein verkittet, als daß man es hätte gänzlich trennen können. Ganze Massen der Mauer wurden von der Gewalt des Pulvers zwar niedergerissen und in die Wallgräben geschleudert, aber hie und da stehen noch andre Mauerreste stolz und fest, als wären sie mit den

Felsen des Schloßberges zusammengewachsen und wollten nimmer von ihnen loslassen.

Als man die große Bastei an der Südseite, nach Eisleben zu, sprengte, fand man eine vermauerte Thüre. Sie wurde zertrümmert. Abermals hielt eine große, eiserne, mit fünf Schlössern verwahrte Thüre die Arbeiter auf. Als man auch diese aus dem Wege geräumt hatte, fand man, anstatt der geträumten Schätze, in einem Gewölbe mehre Todtengerippe. Von eben dieser Südseite führte ein unterirdischer Gang, wie man sagt, nach Eisleben. Hie und da ist er eingesunken noch jetzt zu sehen. Nicht uninteressant, aber gewiß höchst gefährlich würde es sein, ihn aufzuräumen und zu verfolgen.

So ist Schloß Mansfeld weniger durch den Zahn der Zeit, als durch Menschenhand seinem Untergange entgegengeführt. Auch die spätern Geschlechter haben tüchtig mitgeholfen. Das Schloß war durch Verkauf in die Hände von Privatleuten gekommen, die damit zum Theil gar übel umgegangen sind. Der Eigennutz achtete nichts lieb und werth. Was irgend einen Geldertrag geben wollte, wurde verkauft und verschleudert, und so werden ja wohl, nachdem die stolzen Säle gesunken sind, auch die schönen Ruinen bald zusammensinken, wenn nicht für ihre Erhaltung Sorge getragen wird, wozu die Kräfte eines Privatmannes freilich nicht hinreichen. Schloß Mansfeld ist ein Ehrendenkmal unseres deutschen Vaterlandes, darum muß einem Jeden daran liegen, daß es auch in seinen Trümmern so viel als möglich erhalten werde. Das mächtige Geschlecht der Mansfelder Grafen ist todt und begraben, Mansfelds Ruinen sind sein Leichenstein. Möge doch wenigstens der noch lange stehn und den Enkeln erzählen von der Macht und der Herrlichkeit der Väter!

Geschichtliches.

Wie es schwierig und nicht für den Zweck dieses Werks geeignet ist, eine genaue Beschreibung der Ruinen von Burg Mansfeld zu liefern, die im weiten Umfange, wie die Trümmer einer kleinen Stadt, den Schloßberg überdecken; so ist es auch mit der Mansfeldischen Geschichte. Sie ist viel zu weitumfassend, als daß auch nur ein kurzer Ueberblick über dieselbe hier gegeben werden könnte. Doch können wir uns von einer so berühmt gewordenen Stelle nicht trennen, ohne zuvor wenigstens noch einige Rückblicke in die Vergangenheit gethan zu haben.

Ueber die Entstehung der Grafschaft Mansfeld giebt es vornehmlich zwei Sagen. Die eine lautet:

> Als Kaiser Heinrich einst Hof hielt zu Wallhausen, trat einer seiner Mannen zu ihm und begehrte für treu geleistete Dienste so viel Land, als er mit einem Scheffel Gerste umsäen könne. Seine Bitte wurde ihm gewährt. Als aber der Ritter mit seiner Gerste die Grenzen der nachherigen Grafschaft Mansfeld umsäete, da regte sich der Neid. Man trat zum Kaiser,

ſprach von Betrug und wollte ihn bewegen, ſein Wort zurückzunehmen. Er aber ſprach, wie ſpäter Kaiſer Konrad: „Ein Kaiſerwort darf man nicht drehn und deuteln! Es iſt und bleibt des Mannes Feld!“ Daher ſollen auch die Gerſtenkörner (Rauten, Wicken) im Mansfelder Wappen gekommen ſein.

Eine andre Sage geht noch weiter zurück und führt uns nach England, an König Artus Tafelrunde. Dort zeichnete ſich durch ſeine Tapferkeit, aber auch durch ſein rothes Haar, Ritter Hoyer, der Rothe genannt, aus. Von ihm ſoll Artus geſagt haben: das iſt ein rechter Mann im Felde! und deshalb ſei er der „Mansfelder“ genannt worden. Wirklich giebt es noch jetzt in England Mansfields, die ihren Hauptſitz in Canewood in Middleſex haben. Ihr Wappen hat jedoch mit dem unſerer Mansfelder Grafen gar keine Aehnlichkeit, und das Gezwungene der Sage liegt auf der Hand, obgleich auch noch alte Minnelieder vorhanden ſind, in denen Hoyer der Rothe ein Sachſe genannt wird.

Erſt mit Hoyer dem Großen wird die Mansfelder Geſchichte zuverläſſiger. Er iſt der Held gar mancher Mansfeldiſchen Volksſage. Hoyer war es, der die kaiſerlichen Soldaten in der Schlacht am Welfsholze (11. Februar 1115) gegen die Sachſen anführte. Tollkühn drang er auf die Feinde ein, aber ſie wichen und wankten nicht. Da ſprang er ungeduldig vom Pferde und focht zu Fuß. Graf Wiprecht von Groitzſch, dies bemerkend, durchbohrte ihm den Bruſtharniſch mit der Lanze. Ludolph von Hackeborn zog die Lanzenſpitze aus Hoyers Wunde und dieſer drang nun mit ungezügelter Wuth auf den von Groitzſch ein. Schlag fiel auf Schlag und bewundernd ſchauten die zunächſt Kämpfenden dem Streite der Helden zu. Endlich aber hieb Graf Wiprecht dem Mansfelder über den Kopf, daß er zu Boden ſtürzte. Wohl ſprang Hoyer nochmals auf, um ſeine Niederlage zu rächen, aber Wiprechts Schwert durchdrang ihn zum zweiten Male, und er ſank todt nieder in ſein Blut. Nun erſt war der Sieg der Sachſen entſchieden; in wilder Flucht ergoſſen die Kaiſerlichen ſich über das Gefilde. — Hoyer ſoll im Kloſter Mansfeld begraben ſein. Das iſt jedoch nicht wohl möglich, da dieſes Kloſter erſt im Jahr 1170 erbaut iſt. Des tapfern Grafen Schwert wurde lange Zeit auf Schloß Mansfeld gezeigt, doch mag es wohl das nicht geweſen ſein, welches er in der Schlacht beim Welfsholze führte, das wird der tapfere Sieger ſich nicht haben nehmen laſſen.

Noch jetzt iſt auf dem Schlachtfelde beim Welfsholze der Stein zu ſehen, in welchen Graf Hoyer vor der Schlacht, „wie in Waizenteig“ mit den Worten gegriffen haben ſoll: „Ich Graf Hoyer ungeboren, hab' noch nie eine Schlacht verloren! So wahr ich greif' in dieſen Stein, auch dieſe Schlacht muß meine ſein!“ —

Auch einen Heiligen verdanken wir der Schlacht beim Welfsholze. Die Sachsen errichteten nämlich zum Andenken an den erfochtenen Sieg ein Zeichen, das in einer Säule bestand, auf welcher das Bild eines Mannes sich erhob, der in der rechten Hand einen zackigen, eisernen Streitkolben, in der linken Hand aber das alte sächsische Wappen, zwei springende Hengste im rothen Felde, hielt. Dies sollte ein Gedeute oder eine Hindeutung auf den erfochtenen Sieg sein. Im Volksdialect wurde es „ein Jedute" genannt. Als späterhin die Bedeutung der Bildsäule nicht mehr allgemein bekannt war, trug es sich zu, daß die unwissenden Mönche des nahen Klosters das Denkmal für ein Heiligenbild, für das des heiligen Jedute erklärten, zu dessen Verehrung sie dringend aufforderten. Zahlreiche Wallfahrten wurden nun zu St. Jedute gemacht, bis Kaiser Rudolph, der Habsburger, der im Jahr 1289 einen Reichstag zu Erfurt hielt, verordnete: die zum Aergerniß gewordene Bildsäule solle weggerissen und an ihre Stelle eine Kapelle gebaut werden. Die Spuren von dieser Kapelle sind noch vorhanden. In ihr wurde lange Zeit ein weidener Prügel gezeigt, der in der Schlacht beim Welfsholze gar vernehmlich Jedute! gerufen haben sollte; woher eine alte Mansfelder Redensart: „ich will dich hauen, du sollst Jedute rufen!" entstanden ist. Ackerknechte haben den Stock vor langen Jahren verbrannt, um zu sehen, ob er im Feuer die verlorne Sprache wieder erhalte, worüber der Chronist, dem wir diese Sage nacherzählen, sehr ungehalten ist.

Von Hoyers Söhnen blieb der ältere, Siegfried, gleichfalls in der Schlacht beim Welfsholze, der jüngere, Hoyer der Sanftmüthige, verheirathete sich mit Elisabeth, Graf Udo's von Stolberg Tochter, und wurde der Stammhalter des Geschlechts. Von seinen Nachkommen zogen mehrere, wie er selbst, in das gelobte Land, auch gab es keine bedeutende Fehde in der Umgegend, in welcher die Mansfelder Grafen nicht thätig gewesen wären. Nun aber theilt sich der alte Stamm in so viele Zweige, daß wir, hier wenigstens, sie nicht beachten können. Es kommen Grafen mittelortischer, Schraplauer, hinterortischer, vorderortischer, Heldrunger, Arternscher, Arnsteinischer, Friedeburgscher, Niederländischer und Bornstedtischer Linie vor.

Die Thaten der zahlreichen Grafen und Herren sind mehrfach ausführlich beschrieben, in der neuesten Zeit von Lud. Ferd. Niemann, in seiner Geschichte der Grafen von Mansfeld, die, obwohl etwas flüchtig gefaßt, doch das Nöthige enthält.

Erwähnen müssen wir noch den Grafen Albrecht VII. von Mansfeld, der, ein eifriger Verehrer Luthers, die Reformation durch Magister Michael Cölius im Jahr 1525 in der Grafschaft einführen ließ. Oft kam er mit Luther zusammen, der ihn auch einige Male auf seinem Schlosse besucht hat. Bei Luthers Tode in Eisleben war Albrecht mit seiner Gemahlin gegenwärtig und reichte ihm mit wehmüthiger Theilnahme die letzten Erquickungen.

Derselbe Albrecht von Mansfeld war es, welcher in den durch Thomas Münzer verursachten Unruhen die Bauern zuerst bei Osterhausen

überfiel und dann, im Vereine mit Mehreren bei Frankenhausen schlug. Der gefangene Thomas Münzer wurde einen andern Grafen von Mansfeld, Ernst II. auf Heldrungen, übergeben, weil er diesem gedroht hatte, er wolle ihm den Kopf abschlagen lassen. Hoffährtig hatte Münzer geschrieben: „Ich fahre daher!" damit sein Wort in Erfüllung gehe, das er freilich ganz anders gemeint, wurde er auf einen Wagen geschmiedet und nach Heldrungen gefahren. Die Todesstrafe erlitt er späterhin zu Mühlhausen.

Graf Albrecht VII. trat dem schmalkaldischen Bunde bei und blieb in der Folge ein treuer Bundesgenosse des Churfürsten von Sachsen. Deshalb wurde er vom Kaiser Karl V. in die Reichsacht gethan und die Grafschaft bald darauf von kaiserlichen Soldaten überzogen. Curd von Boyneburg belagerte das Schloß, in dem nur eine schwache Besatzung lag und das sich ihm nach kurzem Widerstande, den 21. Juni 1547 ergab. Nachdem Graf Albrecht den Magdeburgern tapfern Widerstand gegen Moritz von Sachsen geleistet, der sie belagerte, starb er allgemein betrauert und wurde in der Stadtkirche, oder, wie sie früher immer genannt wurde, in der Thalkirche zu Mansfeld begraben.

Sein Sohn Vollrath V. war auch ein eifriger Verfechter der lutherischen Lehre, so wie ein Beschützer des berühmten M. Cirriakus Spangenberg, Generaldekans zu Mansfeld, der wegen seiner abweichenden Lehre von der Erbsünde, Streit bekam und dem Graf Vollrath deshalb eine eigne Druckerei auf Schloß Mansfeld anlegen ließ, aus der manche Flugschrift hervorgegangen ist. Vollraths Sohn David, muß hier auch erwähnt werden, weil unter seiner Regierung die einst so berühmten mansfelder Davidsthaler geschlagen sind. Sie enthielten als Gepräge den Ritter St. Georg mit dem Lindwurm. In dem damaligen Türkenkriege wurde ein kaiserlicher General von einer Kugel getroffen, die aber an einen der erwähnten Davidsthaler, den er in der Tasche trug, abprallte. Alsbald verbreitete sich das Gerücht von der Wundenkraft der Davidsthaler und sie stiegen so hoch im Preise, daß man für jeden derselben gern 16 gewöhnliche Thaler zahlte.

So ließe sich noch viel von den Mansfelder Grafen u. ihren Thaten erzählen, doch kann es wegen des knapp gemessenen Raumes nicht geschehen.

Eine Linie des Grafenhauses nach der andern erlosch. Die Bornstädtische dauerte am längsten aus. Aus ihr stammte Graf Heimrich Franz I. der unter Kaiser Leopold I. und Joseph I. sich als Staatsmann Achtung und Ehre erwarb. Er wurde in den Reichsfürstenstand erhoben und starb 1715 als Präsident des Hofkriegsraths zu Wien. Der letzte Sproß des einst so mächtigen Grafenstammes war Joseph Wenzel, des Fürsten Heimrich Paul Franz II. Sohn. Er starb auf einer Reise, indem er mit seinem Wagen in einen Abgrund geschleudert wurde und hinterließ keine männlichen Erben.

So erlosch ein edles Geschlecht, das einst zu den blühendsten von Deutschland gehörte und mit Königen und Kaisern verwandt war. Immer aber, so lange die Geschichte erzählt von den Großthaten unsers Vaterlandes, wird auch der Name Mansfeld in Ehren bleiben.

Rudolph Hohohm.

Michaelstein.

An der nördlichen Seite des Harzes 1 Stunde von Blankenburg entfernt, liegt in einer höchst romantischen Gegend das Kloster Michaelstein. Die mannichfaltige Abwechselung bewaldeter Berge und schattiger Thäler, starrer Felsen und ruhiger Teiche verleihen diesem Landschaftsbilde viel Malerisches, wenn sie ihm gleich das Belebende nehmen. Dem Ganzen ist der Stempel einer einsamen, melancholischen Ruhe aufgedrückt und mit Vergnügen wird der Wandrer den nahen Regenstein ersteigen, um von dessen Gipfel durch einen Blick in die freie Natur, in die sonnige Landschaft sich des frohen Lebens wieder zu erfreuen.

Noch romantischer, aber auch zugleich rauher, wilder und bizarrer ist die Gegend, wo das Kloster zuerst entstand und seinen geringen Anfang nahm. Aus jenen Zeiten dringt nur der dämmernde Schein mündlicher Ueberlieferungen zu uns herüber, die wir zwar bezweifeln, aber leider nicht ergänzen, noch als falsch oder wahr darstellen können.

Am Fuße eines Berges des hercinischen Urwaldes, in dem noch hundertjährige Stämme schwarzgrüner Tannen ihre vom Strahl der Sonne nie durchdrungenen Wipfel zum Himmel emporstreckten, hatte im zehnten Jahrhundert ein frommer Einsiedler, Namens Volkmar, die verlassene Höhle eines reißenden Thieres zu seinem Aufenthalte gewählt. Die kargen Wurzeln und Früchte des Waldes, das reine Wasser einer nahen Quelle gaben ihm, was sein Körper bedurfte. Beten, Fasten und religiöse Bußübungen waren die strengen Vorsätze seines Lebens.

Bald stand Volkmar bei seinen Zeitgenossen im Rufe der Heiligkeit und es begaben sich mehrere gleichgesinnte Schwärmer zu ihm, um seinem Vorbilde nachzuleben und gleicher Heiligkeit theilhaftig zu

werden. In der Nähe der Höhle ihres Meisters legten die Jünger andere Höhlen zum Aufenthalte an und bildeten, abgeschieden von der übrigen Welt, unter sich eine eigene Verbindung, nach ihrem Stifter die Volkmarsche Brüderschaft genannt. Ihre Wohnungen hieß man Volkmarstein.

Ob Mangel an Nahrung oder Langeweile die Mönche antrieb, in ihren Nebenstunden zu arbeiten, wissen wir nicht; wohl aber ist bekannt, daß sie durch Bearbeitung der Produkte eines nahgelegenen Marmorbruches viel erübrigten und zuletzt sogar in den mit unendlicher Mühe gehöhlten Felsen eine kleine Kapelle zu erbauen im Stande waren. Spuren dieser mühsamen Schöpfung sieht man jetzt noch.

Die Reliquien von der Jungfrau Maria, womit der Weihbischof diese dem heiligen Michael gewidmete Kapelle versehen hatte, brachten die Volkmarbrüder auf den Gedanken, dieselben in einem besondern Gewölbe zu bewahren und dies zum Grabe der Maria zuzurichten. Ein glücklicher Einfall dieser Einsiedler! — denn, als nach dem Tode Volkmars es sich zutrug, daß durch die Reliquien im Grabe der heiligen Jungfrau verschiedene Wunder, insbesondere wunderbare Kuren schwerer Krankheiten geschahen, wallfahrteten Gläubige in Menge zum wunderthätigen Grabe und Laven bereicherten die Kapelle durch angesehene Geschenke. So finden wir unter Andern, daß auch Mechtild, Kaiser Heinrich I. Gemahlin, den Volkmarbrüdern ihr Gut Kepserungsrode (Kipperode) schenkte und, daß deren Sohn, Kaiser Otto I. die Kapelle 956 dem Stifte Quedlinburg einverleibte. —

Zweihundert Jahre waren vergangen, als diesen Volkmarbrüdern ein glänzenderes Schicksal bevorstand. Ihre Wohnung und Aufenthalt im düstern Harzwalde waren in jenen wüsten und wilden Zeiten vor den Streifereien der Räuber und Buschklepper nicht sicher genug, wie sie sich mehrfach überzeugt hatten. Sie sehnten sich nach Ruhe und Sicherheit ihres Eigenthums und hier war Graf Burchard von Blankenburg der Helfer in der Noth. Müde des kriegerischen, bewegten Lebens wollte dieser Ritter seine übrigen Tage mit frommen Werken verbringen, eine Erscheinung, die in den damaligen Zeiten gerade nicht selten war. Er schenkte den Volkmarbrüdern sein Gut Evergodesrode mit Allem, was dazu gehörte, baute ihnen daselbst eine Kirche, die ebenfalls dem heiligen Michael geweiht wurde und nannte seine Stiftung Michaelstein. Diese Stiftung Graf Burchards ist das jetzt noch vorhandene Kloster. Er ließ sich selbst 1139 unter die Volkmarbrüder aufnehmen und ging damit um, diese Brüderschaft in ein ordentliches Kloster zu verwandeln. Zu dem Ende wandte er sich an die Aebtissin Beatrix II. von Quedlinburg und erbot sich, im Falle dieselbe ihm zur Ausführung seines Planes behülflich sei, diesem neuen Kloster mehrere seiner Lehngüter abzutreten. Papst Innocenz II. genehmigte und bestätigte auf Ansuchen der Aebtissin die neue Stiftung und unterwarf dieselbe dem Stifte Quedlinburg. 1147 wurden Cisterzienser-Mönche von Aulesburg im Hessischen unter ihrem Aote

Roger hierher versetzt und die Volkmarbrüder zu Cisterziensern umgeschaffen.

So gering auch der Anfang dieses Klosters war, so erhielt dasselbe doch gar bald durch Schenkung bedeutende Güter, von denen wir hauptsächlich das ansehnliche Gut Winningen hier anführen, welches Fürst Otto von Anhalt 1182 dem Kloster abtrat.

In seinen blühenden Zeiten hatte Michaelstein 24 Chorherren und ebenso viel Layenbrüder. 22 katholische Aebte haben demselben vorgestanden, welche allesammt in ihrem Siegel den heiligen Michael führten, wogegen das Conventsiegel die Heilige Jungfrau mit dem Christuskinde darstellte.

Mit dem 15. Jahrhunderte ging die blühende Periode dieses, sowie aller Klöster jener Gegend, zu Ende. Alle Stände meinten ein Recht zu haben, sich an diesen geistlichen Instituten reiben zu können und sich durch sie bereichern zu dürfen. Mag der Geist der Freiheit und die Aufklärung mehr oder weniger daran Schuld sein, es war einmal eine Zeit der rohen Gewalt, in der der Unterdrückte sein körperliches Uebergewicht geltend zu machen gar leicht versucht wurde. Auch Michaelstein wurde von den Banden zügelloser Bauern 1525 heimgesucht. Diese rohen Horden hausten hier entsetzlich, pünderten und bezeichneten jeden ihrer Schritte mit Verwüstung. Die Kirche ward zerstört und die Begräbnisse sogar erbrochen. —

Nicht lange nach dem Bauerntumulte litt das Kloster von neuem durch Räuber, die es unter dem Mantel der Nacht überfielen, ausplünderten und in Brand steckten. Die Reformation that das Letzte, die Existenz der Klöster zu gefährden.

Aller Hülfsmittel beraubt, die Gebäude zerstört und verwüstet, angegriffen und bestritten in seinen Rechten, ging das Kloster Michaelstein seiner Auflösung entgegen, als 1544 der Abt Gregorius Schwarz den Entschluß faßte, sich zu der protestantischen Lehre, der er überdem zugethan war, öffentlich zu bekennen und das Kloster mit allen Regalien, Einkünften und Gerechtigkeiten dem Grafen Ulrich V. von Blankenburg zu übergeben. Dies geschah und Schwarz blieb fortan als Prior in dem lutherischen Kloster.

Graf Ulrich von Blankenburg ernannte nun seinen 16jährigen Sohn Ernst, Dompropst zu Naumburg, zum Abt von Michaelstein und errichtete eine Schule daselbst, um dem Staate eine nützlichere Pflanzstätte der Wissenschaften zu geben. Sie war eine Freischule, in welcher jeder Schüler 3 Jahr bleiben mußte, wenn er nicht die sämmtlichen Kosten seines Aufenthaltes tragen wollte. Das Stift Quedlinburg hatte das Recht, für zwei Freistellen Schüler zu präsentiren.

Graf Ernst fand aber beim Antritt seiner Prälatur von Seiten des Stiftes Quedlinburg den entschiedensten Widerspruch, indem dasselbe wegen der Schutzvoigtei ein näheres Recht zur Besetzung der Abtstelle zu haben vermeinte. Das Stift ließ durch seinen Schutzvoigt, Herzog Moritz von Sachsen, die Güter des Klosters in Besitz nehmen, ja legte selbst Truppen in dasselbe. Da aber ein nachgesuchtes

kaiserliches Mandat dies Verfahren mißbilligte, gab auch endlich die Aebtissin Anna ihre Genehmigung zur Uebergabe des Klosters an Graf Ernst. Spätere Streitigkeiten über die Rechte des Stiftes wurden durch einen Vergleich beseitigt, vermöge dessen den Grafen das Patronatrecht am Kloster, die Ernennung und Präsentation des jedesmaligen Abtes zustand. Dahingegen hatte sich das Stift die Bestätigung des Abtes vorbehalten und hat dies Recht bis zu seiner eigenen Aufhebung selbst ausgeübt. Der bestätigte Abt gelobte mittelst Handschlages dem Stifte Reverenz und Obedienz, zahlte hundert Thaler Confirmationsgelder und erhielt von der Aebtissin ein eignes Belehnungs-Diplom über seine Würden, nebst einem Dispensationsbriefe wegen seiner Verehelichung; jedoch wurde die Würde nur mit dem Vorbehalte, daß sie nicht an Descendenten vererblich sei, verliehen.

Graf Ernst von Blankenburg resignirte 1566 die Abtei Michaelstein seinem Bruder Caspar Ulrich, heirathete die Gräfin Barbara von Hohenstein und erhielt von ihr drei Söhne Ulrich, Ernst und Martin, welche nach ihres Vetters Tode nach einander Aebte in Michaelstein waren.

Caspar Ulrich hatte in Wittenberg studirt und war 1555 daselst zum Rector Magnificus ernannt, später vom Kaiser aber zum Reichshofrath und Kammergerichts-Assessor erhoben. Er starb noch zu Lebzeiten seines Bruders.

Auch Ernst's Söhne starben im blühenden Alter und selbst des jüngsten Grafen Martins Sohn, Johann Ernst, der schon in der Wiege als Abt von Michaelstein bestätigt wurde, erlebte die Kinderjahre nicht; mit ihm erlosch der gräflich blankenburgische Mannstamm.

Nun kam das Kloster mit der übrigen Grafschaft an das braunschweigische Fürstenhaus und Herzog Heinrich Julius ernannte seinen Bruder Julius August 1599 zum Abte, der auch im Kloster wohnte. Ihm folgte Herzog Christian, der dritte Sohn Heinrich Julius. In diesem Helden fand das romantische Ritterthum einen eifrigen Vertreter und mit Recht mag er eine glänzende Erscheinung im Kreise der letzten Ritter genannt werden. Daß er, der Bischof, Abt und Probst zu gleicher Zeit war, als Dragoner-Hauptmann in holländischen Dienste ging, darf uns in jener Zeit nicht befremden. Mit unerschütterlicher Beharrlichkeit kämpfte er für die Rechte der Protestanten, mit glühendem Eifer und seltenem Muthe nahm er sich der Sache des vertriebenen Kurfürsten von der Pfalz an, dessen schöne Gemahlin Elisabeth den Herzog so begeisterte, daß er, der Länderlose, sich ihr als Ritter aufwarf. Ihren Handschuh am Hute und auf seinen Fahnen den Wahlspruch: **Tout avec elle!** zog er als treuer Paladin in den Kampf. Als einst das wechselnde Spiel des Krieges ihm westphälische Städte unterwarf, sagte er zu den 12 silbernen Aposteln, die in einer Kirche Paterborns um den Altar standen: „Was steht ihr hier so müßig? — es steht geschrieben, geht hin in alle Welt! — so geht denn auch!“ — Und sie wanderten allesammt in den Schmelztiegel aus denen, sie als Thaler mit den Umschriften:

„Tout avec Dieu!“ und: „Gottes Freundt, der Pfaffen Feindt!“ erstanden. — Christians Character und Feldherrntalente sind selbst von seinen Feinden höchst ehrenvoll anerkannt. Im ruhigen Besitze seiner Pfründen und Güter entsagte er dem Glücke, das ihn dort umgab, um sein Leben an den Sieg der Gedankenfreiheit zu setzen. Unwandelbar treu der Fahne, der er folgte, bewährte er stets den Wahlspruch der Weisen: nec aspera terrent! —

Nach diesem kleinen Abwege erwähnen wir noch, daß Herzog Christian 1623 das Michaelsteinsche Klostergut Winningen für 36000 Rthlr. an den Fürsten Ludwig von Anhalt verpfändete und im folgenden Jahre die Abtei resignirte.

Nach der 1629 erfolgten Publikation des bekannten Restitutionsedictes nahm unter dem Beistande kaiserlicher Truppen der Abt von Riddagshausen wieder Besitz von seinem Kloster und besetzte auch Michaelstein von neuem mit Cisterzienern. Diese hielten sich bis 1631 hier, wo sie durch die bei Leipzig über Tilly siegreichen Schweden vertrieben wurden. Ein abermaliger Besuch dauerte von 1636 bis 1640, seit welcher Zeit die Schweden in der Gegend die Oberhand behielten und die ungebetenen Gäste ein abermaliges Wiederkommen vergaßen.

Herzog August nahm 1655 nach geendetem 30jährigen Kriege eine allgemeine Klosterreform in seinem Lande vor und gab den Klöstern und Stiftern eine andere Verfassung. Auch Michaelstein erhielt eine andere Einrichtung und der Convent wurde auf 5 Personen festgesetzt. Eine noch glücklichere Veränderung stand dem Kloster 1717 bevor, indem Herzog Ludwig Rudolph, gleichwie es zuvor in Riddagshausen geschehen war, ein Predigerseminar in Michaelstein errichtete und dasselbe mit der Schule verband. Drei Candidaten und zwei Stipendiaten wurden angesetzt, von denen der älteste Candidat ordinirter Senior war, die beiden andern aber die Schule versahen. Bei der Menge v[illegible] Horen und Betstunden, die diese im Kloster und in der blankenburgischen Schloßkapelle zu halten hatten und bei den überhäuften Schularbeiten blieb ihnen aber fast keine Zeit zu den nöthigen Vorbereitungen in ihrem Fache übrig, was doch der eigentliche Zweck des Institutes war. Um diesen nun einigermaßen zu erreichen, ließ man 1721 mit Genehmigung der Aebtissin von Quedlinburg die Schule ganz eingehen und setzte anstatt der zwei Stipendiaten noch zwei Collegiaten und einen Kantor an. Das bisherige Recht des Stiftes zu Quedlinburg, zwei Schüler zu Freistellen in Präsentation zu bringen, wurde auf die Besetzung einer Collegiatenstelle ausgedehnt. Aber auch dies Collegium ward, da es seinem Zwecke nicht ganz entsprach, vor nicht langer Zeit wieder aufgehoben.

Die Collegiaten versahen den Gottesdienst in der neuerbauten Klosterkirche und die Klostergemeine, welche bis dahin in Hemiburg eingepfarrt gewesen war, wurde zum Besuche derselben angewiesen. Die Einweihung der Kirche geschah durch den Abt Finen, in Gegenwart des ganzen herzogl. Hofes. Finen, der zugleich Hofprediger und Beichtvater des Herzogs war, hatte den berühmten Mosheim

zum Nachfolger, welcher aber 1747 Kanzler der Universität Göttingen wurde und seine Abtei an den Abt Schubert abtrat. Diesem folgte 1766 der durch seine vielen Schriften bekannte Julius von der Hardt, der, ebenfalls wie sein Vorgänger ein helmstedter Professor war und nach dessen Tode wurde der Professor der Theologie H. P. C. Henke 1786 als Abt eingeführt und zu Quedlinburg belehnt. Nach ihm wurde der General-Suprintendent Lichtenstein Abt des Klosters und diesem folgte der Superintendent Ziegenbein, als Verfasser eines Katechismus längst rühmlichst bekannt. —

Was dem Kloster von seinen ehemaligen schönen Gütern noch übrig geblieben ist, besteht in Holzungen, Aeckern, Wiesen, Teichen, Mühlen, in dem Außenwerk Helsungen und in verschiedenen andern Besitzungen innerhalb und außerhalb des Landes. Die sämmtlichen, ganz ansehnlichen Klostergebäude nebst der Kirche wurden von 1714 bis 1720 unter Herzog Rudolph Ludwig wieder hergestellt. Wegen des Gutes Winningen führte das Kloster seit mehr denn 100 Jahren einen Prozeß beim Reichskammergerichte in Wetzlar. Wie schon oben erwähnt, war dasselbe 1623 an Anhalt-Köthen, versetzt. Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen der damals schwedischer Stadthalter zu Magdeburg und Halberstadt war, trat dieses Gut 1647 für 1000 Ducaten an den Grafen von Königsmark ab, dessen Söhne dasselbe 1662 an den Landgrafen Friedrich von Hessen-Homburg cedirten. Die Nachkommen dieses Fürsten haben Winningen noch jetzt im Besitz, ohngeachtet dieses Amt dem Kloster als sein Eigenthum, das es zu jeder Zeit wieder einlösen kann, nebst Vergütung aller vom 14. October 1674 erhobenen Nutzungen, von dem Kammergericht zuerkannt worden ist. Dieser Riesenprozeß schwebt noch jetzt und wird von dem Oberlandesgerichte zu Halberstadt verhandelt. —

Das Kloster Michaelstein stand unter Direction und Aufsicht der fürstl. Klosterraths-Stube in Braunschweig, bis diese im Jahre 1807 aufgehoben wurde. Der Prälat war nebst den Convent von jeher der fürstl. Regierung und dem Consistorio zu Blankenburg unterworfen. Zu westphälischen Zeiten gehörte das Kloster, sowie Blankenburg, zum Saal-Departement und wurde 1809 in eine kaiserliche Domaine verwandelt. Jetzt ist es ein herzoglich braunschweigisches Klostergut.

Aemilianus.

Die Gersdorffsche Burg
und
der Siveckenberg bei Quedlinburg.

Gewiß wird kein Leser es tadelnswerth finden, wenn diese Naturbilder-Sammlung mit einem kleinen, wenig gekannten Bildchen des Vorharzes vermehrt wird. Dasselbe gehört in die nächsten Umgebungen von Quedlinburg und hat schon durch seine historischen Erinnerungen für die Stadt Intresse und desshalb auch wohl einiges Recht, hier kurz erwähnt zu werden.

Die Ruinen der Gersdorfschen Burg gehören, in Bezug auf die Geschichte Quedlinburgs, zu den merkwürdigsten Denkma'en des Alterthums. Die Burg war im 14ten Jahrhunderte ein Lieblingsaufenthalt des berüchtigten Grafen Albert von Reinstein, der endlich, wie genugsam bekannt, seine gerechte Strafe empfing.

Noch steht am Fuße des Siveckenberges, neben dem vormaligen abtheiligen Vorwerke, der achteckige Thurm der Burg da; seine Mauern sind von ungeheurer Stärke, durch eine untere Oeffnung blickt man in die zugewölbte Decke hinauf. Der runde Burgplatz mit einigen Ueberresten der Mauern ist von doppelten Gräben umgeben. Für eine gewaltsame und durch Feuer bewirkte Zerstörung der Burg zeugen die ausgegrabenen, unversehrten Lagen von Weizen und Gerste, die man, mit Kohlen vermischt einige Zoll tief in der Erde fand.

Eine tiefe Ruhe herrscht in dieser Wohnung der Einsamkeit, wo vor 5 Jahrhunderten noch der Jubel roher Zechgelage erscholl. Ein paar Linden und Weiden sind die einzigen Bäume hier und der Hofmeister mit seiner Familie die einzigen menschlichen Wesen welche die neben der Burg liegende Meierei bewohnen. Der Anblick der Ruine überzeugt uns von der Unvollkommenheit menschlicher Schöpfungen und der ganzen sublunarischen Welt. Entstehen und Vergehen, Erblühen und

Verwelken, das ist das unabänderliche Gesetz der Natur. — Ja! Ruinen und Kirchhöfe, allein besucht, sprechen oft das Gemüth stärker an und predigen wirksamer als Bethäuser und Schulen. Ihre Betrachtung leitet ein denkendes Gemüth aus dem Taumel des geräuschvollen sinnlichen Lebens zur Selbstprüfung, zu der man sonst nicht allzuhäufig gelangt. —

Blühende Felder dehnen sich hier in großen Breiten, mit üppigen Früchten gesegnet, aus. Sie wurden auch einst, ob für Völkerfreiheit oder kleinliche Privatinteressen, mit Menschenblut getränkt und manchmal noch entreißt des Pflügers Eisen Menschengebeine und alte Waffen dem Schoße der Erde.

Will man den Ort des Ernstes und der Schwermuth verlassen und dem Geiste erheiternde Scenen darbieten, so ersteige man den an Gersdorfsburg stoßenden Siveckenberg bis zu seiner Warte. Hier bietet sich dem Auge eine herrliche, von keiner Seite beschränkte Aussicht dar, wie sie wohl keine Anhöhe des Vorderharzes gewährt. Vor allen fesselt der Blick über Quedlinburg, längs dem Harzwalde hin. Quedlinburg erhebt sich in Entfernung von einer halben Stunde, überall sichtbar mit seinen Stiftsschlosse, mit seinen beschieferten Thürmen und Gebäudemassen, aus denen wirbelnde Rauchsäulen emporsteigen. Dieser alterthümliche und durch seine kaiserlichen Bewohner so denkwürdige Ort lehnt sich an verschiedene, mit Warten geschmückte Anhöhen, wird vom Brühl und zahllosen Gärten, die die Bode tränkt, eingefaßt. Im aufstehenden Gebilde erheben sich die nackten und belaubten Berg- und Felsen-Massen bei Westerhausen und Börnecke, die Berge bei Langenstein, der Regenstein, der Heidelberg mit der Teufelsmauer bei Blankenburg; höher hinauf die Gebirge bei Werningerode und Ilsenburg und über alle hinweg der majestätische König der Harzberge, der Brocken, mit einer Mannichfaltigkeit der Formen und Farben, die dem Auge wohl thun und das Gemüth erwärmen. Rechtshin schweift das Auge zum grünenden Hackelforst mit den am Fuße liegenden Ortschaften hinüber, trifft im Weitergehen die Thürme der Stifts und Klosterkirchen des halbversteckten Halberstadts, dahinter die beiden Kirchthurmspitzen der Hunseburg, (was uns an das freundliche alljährliche Volksfest des Frohnleichnamstages erinnert) und weilt endlich auf der fernen hochgelegenen Warte des Heukenthales, an der braunschweigischen Kunststraße belegen. Nachdem der Blick noch das Kloster Hadersleben berührt, wendet er sich rechts und fällt auf die Herrschaft Hoym mit dem Flecken gleiches Namens, geschmückt mit schönen Schloß- und Amtsgebäuden und findet auf entfernter Höhe einen Kranz von Linden und Pappeln, die das Königliche Vorwerk Tiefenbrunn umgeben. Oestlicher steigt der Kirchthurm von Aschersleben und die Conradsburg empor. Dann begegnet der Blick dem so reizend gelegenen, einem Feenanbaue ähnlichen Schlosse von Ballenstedt und weilt länger und freudiger auf der Kette hercynischer Berge, die noch viele freundliche Punkte, wie Gernrode mit dem Stubenberge, Stecklenberg und Lauenburg und die gigantischen Felsen des

Bodethales auf ihren Rücken tragen. Es ist unmöglich, mit todten Buchstaben dies Panorama malen zu wollen, es muß gesehen werden. Wandert hinaus auf den kahlen Berg mit seiner einsamen Warte, wandert hinaus wenn der Frühling sein Hoffnungskleid wieder anlegt und mit wärmenden Sonnenstrahlen Alles wieder zum Leben erweckt hat, — und gewiß ihr werdet alle Last des Erdenlebens von euch schütteln und in Gottes freiem Tempel Stärkung und neuen Lebensmuth finden! —

Aber auch der kahle Berg, dessen Gipfel so seltene Genüsse verspricht, ist in anderer, und zwar in naturhistorischer Hinsicht merkwürdig. Er besteht meistens aus Kalkstein, welcher unverkennbare Spuren einer Erdumwälzung in seinem Innern verbirgt. So wurde vornehmlich 1663 hier ein Gerippe des s. g. Einhorns gefunden, dessen Knochen, Kopf und nahe an 5 Ellen langes Horn kalcinirt waren und welcher besonderen Erscheinung schon der große Leibnitz als einer sehr merkwürdigen erwähnt. Auch 1701 wurden Bruchstücke anderer unweltlicher Thiere hier gefunden.

Noch erwähnen wir, daß in dem am Fuße des Berges liegenden Dorfe Badeborn einst Arnd, Verfasser des „wahren Christenthum" und „Paradiesgärtlein" in frommer Begeisterung das wahre Christenthum predigte und schrieb.

Aemilianus.

Querfurth.

Am Fuße des Schloßberges gegen Morgen gelegen, in freundlicher Umgebung, zählt Querfurth jetzt über 3000 Seelen. Wann das Schloß erbaut worden und Querfurth entstanden sei, läßt sich mit Bestimmtheit nicht angeben; doch läßt sich seine Existenz im 10ten Jahrhundert n. Ch. mit Sicherheit nachweisen, da bereits 968 dem zu Merseburg gehaltenen Turniere Carl, edler Herr von Querfurth, beiwohnte und der berühmte Historiker Dittmar, Bischof zu Merseburg, eines Schulfreundes, Bruno, edlen Herrn von Querfurth, gedenkt, sowie auch die Geschichtsbücher erzählen, daß ein Herzog zu Sachsen und nachheriger römischer Kaiser, Lothar, — von dessen Tochter Gertrud die berühmtesten Regenten Europa's abstammen — dem Querfurthischen Stamme entsprossen sei. — Wahrscheinlich — bemerkt der verstorbene Justiz-Rath Liebelt in einer wenig gekannten Broschüre — ist einer der Ahnherren der edlen Herren von Querfurth bei dem zwischen dem letzten König der Thüringer (vgl. hierüber meine Geschichte Thüringens. Leipzig, bei Wigand) Hermanfried und dessen Bruder Dietrich, Könige der Franken, im J. 524 ausgebrochenen Kriege und der unter den Franken und Sachsen erfolgten Theilung des Thüringischen Reichs, einer der vornehmsten Anführer der von den Franken zum Beistand gerufenen Sachsen gewesen. Bei der Theilung kam die Feste Scheidingen nebst Allem, was diesseits der Unstrut liegt, so wie ganz Nord-Thüringen, welches sich bis gegen Magdeburg erstreckte, an die Sachsen. Die Letzteren theilten diesen Strich Landes unter sich, und die Gegend von Querfurth und dasjenige, was nachher diese besondere Herrschaft ausmachte, wurde aller Wahrscheinlichkeit nach einem Heerführer der Sachsen zur Belohnung seiner geleisteten Dienste überlassen, und dieser edle Mann, dessen Namen uns die Geschichte versagt, ist der Erste Herr von Querfurth gewesen. —

Die eigentliche Herrschaft Querfurth umfaßte in frühester Zeit blos Stadt und Schloß Querfurth und die zu letztern gehörigen Dorfschaften und Güter: Ober- und Unterfarnstedt, Gatterstedt, Lodersleben, Leimbach, Göritz, Barnstedt, Göhrendorf, Obhausen, Weidenbach, Kuckenburg und Döklitz, und die zwischen denselben gelegenen Fluren, Waldungen und Mühlen. Diesen Theil des Thüringer Landes besaßen die Herren von Querfurth ganz frei und erblich; sie waren selbstständig und erkannten keinen Lehn- oder Oberherren*). So wie aber Epheu an der Eiche emporrankt, so schloß sich auch der Herr von Querfurth, als der Schwächere, an einen Stärkeren an — um 1134 wurde die Herrschaft Querfurth dem 968 errichteten Erzstift Magdeburg zur Lehn aufgetragen, da in diesem Jahre Conrad, ein Edler von Querfurth, zum Erzbischof von Magdeburg erwählt wurde — eine Wahl, zu deren Beförderung aller Wahrscheinlichkeit nach die Lehns-Auftragung viel mitwirkte. (Die Auftrags-Urkunde oder ein vom Erzstift ertheilter Lehnbrief konnten bis jetzt nicht aufgefunden werden.) — Dieses Besitzthum wurde im Laufe der Zeit durch Allstedt, Artern, Eckartsberga, Scheidingen, Wippra, Ober- und Unter-Schmon, Karsdorf, Roßleben, Bretleben, Reinsdorf, Vitzenburg, Beier-Naumburg, Steinbrücken und Carpenau, Salzmünde, Liederstedt, Grockstedt, Spielberg, Weißen-Schirmbach, Liedersdorf, Nienstedt, Sotterhausen, Holdenstedt und Brunschwende bedeutend vergrößert; doch hatten diese Herrschaften ihre besondern Lehn- und Oberherrn. — Je größer die Besitzungen der Herren von Querfurth wurden, desto mehr wuchs ihr Ansehen, so daß sie zu Schiedsrichtern erwählt und ihre Verbindungen gesucht wurden. So schloß Landgraf Balthasar in Thüringen und Markgraf zu Meißen im J. 1383 Freitags nach Martini mit Gebhardt, edlen Herrn von Querfurth, und dessen Sohne Bruno ein Bündniß.

Der letzte Sproß der Herren von Querfurth war Bruno **XI.**, welcher Freitags nach Invocavit starb. Die Herrschaft wurde nun zwischen Sachsen und dem Erzstift Magdeburg so getheilt, daß Herzog Albrecht zu Sachsen die dem Hause Sachsen zu Lehn gehenden Oerter, Stadt und Amt Allstedt mit Zubehör; das Erzstift Magdeburg dagegen die Orte, welche bei diesem zur Lehn gingen, namentlich Stadt und Amt Querfurth mit Zubehör, als Antheile erhielten und in Besitz nahmen. Dieser Theilungs-Receß geschah 1499 Mittwochs nach Leonhardi. Insbesondere aber wurde in einem Recesse am Sonnabend nach Calixti 1502 (welcher im Archive zu Magdeburg liegt) festgesetzt, daß die Einwohner und Hinterstädter bei den Herrschaften Querfurth und Allstedt**) ihre Hutweide, Trifft und Hutung, wie hergebracht, auf der großen Wüstunge frei und

*) Das Lehnrecht wurde erst später bei den Sachsen eingeführt.
**) s. d. A.

unverändert behalten sollten. Dieses ist die sogenannte Wüste zwischen Allstedt und Lodersleben. — Dem Erzstift Magdeburg verblieb die Herrschaft Querfurth bis zum Prager Frieden; nach demselben aber gelangte es 1635 an Chur-Sachsen, wozu noch die Aemter und Städte Jüterbogk, Dame und Burg kamen. Diese 4 eximirten Aemter erhielt nach J. Georg I. Tode dessen 2ter Sohn August. Der Sohn des Letzteren, Johann Adolph, wurde 1688 wirklich zum ersten Male mit dem Fürstenthume Querfurth beliehen, wozu noch die Aemter Heldrungen, Wendelstein und Sittichenbach hinzugefügt wurden. — Nach Aussterben des Hauses Sachsen-Weißenfels fiel Querfurth im J. 1746 wieder an Churſachsen zurück, von welchem es durch den Wiener Frieden 1813 getrennt und an Preußen abgetreten wurde. —

Das Schloß ist sehr alt und verdankt seinen Ursprung den edlen Herren von Querfurth, von welchen es stark befestigt worden ist. Bruno, der Letzte dieses Stammes, war mit der äußeren Befestigung desselben von 1461 bis 1479 beschäftigt, denn an der großen Bastei — wenn man von der Stadt nach dem Schlosse zugeht — linker Hand über dem Wappen heißt es:

Anno Domini MCCCCLXI Brun Edler Herr zu Querfurth,

und an dem äußersten westlichen Schloßthor um das Wappen herum lieſt man:

Anno Domini MCCCCLXXIX Bruno Edler Herr in Querfurth.

Nach Süden umgiebt das Schloß ein tiefer, in Stein gehauener Graben und nach Norden eine hohe Mauer. —

Bis zum Jahre 1542 war Querfurth päſtlich in religiösen Dingen. In diesem Jahre am 13. November ward in der Stadtkirche, welche durch ihr freundliches Innere anzieht, die erste lutherische Predigt von dem Pfarrer M. Valentinus Paccenz gehalten. Wann das Christenthum hier Wurzel gefaßt hat, ist ungewiß, doch dürfte dies in der Mitte des 9. Jahrhunderts geschehen sein, da der edle Herr von Querfurth, welcher gegen das Jahr 850 lebte und dessen Spangenberg in der Querfurth. Chronik p. 106. zuerst gedenkt, nach derselben zu dem Kloster Pitzenburg und zu dem Petersberg zu Erfurth Gelübde gethan und Stiftungen dahin vermacht haben soll. Nach dieser Zeit wird der Stiftungen der Schloß- oder Domkirche zu Querfurth und des Klosters Ludesburg — nachher Eiltrardsdorf und Marienzelle genannt — gedacht. Auch in Querfurth und auf den Dörfern wurden Kirchen und in und vor der Stadt Kapellen und ein Carmeliterkloster gebaut, welches letztere im J. 1619 abbrannte und dessen Stelle jetzt der Rathsgarten einnimmt, in welchem ein schön gewölbter Brunnen mit Bänken umher sich befindet.

Zu den Hauptnahrungszweigen der Bewohner Querfurths gehört der Ackerbau. Die Stadt besitzt ohngefähr 170 Hufen Feld und damit hängt eine alte Einrichtung, die Spende-Brüderschaft zu-

sammen, eine Stiftung der Edlen von Querfurth, deren Ordnung und alte Gewohnheit zuletzt im J. 1559 der Brüderschaft als Gesetz aufgestellt worden ist (cf. Liebelt c. a. O.) Es wurden von der genannten Herrschaft 92 Acker und ein Holzfleck hinter der Lauersburg bei Lodersleben dieser Brüderschaft unter der Bedingung zugeeignet, der Geistlichkeit und armen Leuten zwei Schock Brode weniger zwölf zu reichen, wozu jedes Paar Spende-Acker acht alte Groschen Spendegeld geben. Diese Acker selbst sind steuerfrei und schütten blos in das königl. Rentamt jedes Paar jährlich 1 Sch. Weizen und 1 Sch. Gerste.

Die älteste Willkühr der Stadt Querfurth (so viel Ref. wenigstens weiß) stammt aus dem J. 1502. Sie enthält Manches, was noch jetzt Haltung hat; z. B.

„Item es sol auch ein Brauer haben drei Acker Felde gleich teidehafft oder sol nicht brauen. — Item ein jeglicher ackermann soll zweer Tage zu Widenbach zu egen und zwee Tage daselbst zu Dinste einfuren: Was einer darüber thun werde, das sol Ihme zu recht gelohnet werde.

Item der Rath sol auch vleisig vffsehen haben vff die Becker, das die nicht Vnkauff geben, desgleichen sol der Rath vff die Gewicht der Hocken, der Fleischhauern, den kremern vnd den die in der Stadt mit gewichte handeln, ein guth vffsehen haben."

Milde Stiftungen giebt es zwei in Querfurt, das Hospital St. Johannis und das Hospital St. Georgi, welches bereits zur Zeit der edlen Herren von Querfurth bestanden; denn in der ältesten im dasigen Raths-Archiv befindlichen Rechnung des Hospitals St. Johannis von 1656 lautet die erste Einnahme-Post:

„25 Gülden 5 Gr. von E. E. Rathe an Hospital vndt Acker Zinß, so die alt vnd löbliche Herrschaft zu Querfurt diesen armen Leuten zu geben verordnet."

In beide Stiftungen werden alte Männer und Weiber gegen eine Summe von 60 Thlr. aufgenommen, wo sie außer freier Wohnung und Holz das zum Leben Nöthige erhalten. Hierher gehören auch die Schul-Legate, welche einen Fond von 800 Thlr. haben, von dessen Zinsen die Schullehrer Besoldungs-Zulagen erhalten, auch unter die Schulkinder jährlich Schulbücher vertheilt werden.

Den Ereignissen der verflossenen Jahrhunderte ist Querfurth nicht fremd geblieben und manches verdient dem lebenden Geschlecht erzählt zu werden:

„Als Kaiser Rudolph im J. 1289 einen Reichstag zu Erfurt gehalten, hat er (s. Spangenberg) bei Gebhard VIII. übernachtet und etliche Privilegia bestätigt und vermehrt.

In der unglücklichen Schlacht mit den Hussiten bei Aussig im J. 1426 am Tage Viti blieb ein Herr von Querfurth, Namens Protz auf dem Platze.

Im J. 1440 wurde zwischen den Herzögen zu Sachsen und den Herzögen zu Braunschweig in Querfurth ein Fürstentag gehalten, wozu auch der Erzbischof von Magdeburg zugezogen wurde. —

Im J. 1525 war von allen Orten Querfurther Gegend ein großer Zulauf des Volks nach Allstedt, Thomas Münzern, den aufrührischen Prediger zu hören. Wenig hatte gefehlt, daß nicht auch die Bauersleute der Herrschaft Querfurth wie in andern Gegenden einen Aufruhr erweckt hätten; allein durch scharfe Aufsicht der Obrigkeit wurde jede unruhige Bewegung unterdrückt. —

In den J. 1596 und 1597 sollen an der Pest über 1100 Menschen gestorben sein; eben so wüthete die Pest in Querfurth 1610 und 1611. — Im März des J. 1617 hob sich eine Theurung an, welche bis zur Erndte dauerte. Der Querfurther Scheffel Korn galt 2 Rthlr. — In den J. 1619, 1621, 1655 und 1678 erlitt Querfurth heftige Feuersbrünste. Die beiden letzten waren die heftigsten, wo die Stadt jedesmal von Ganz abbrannte. —

Am 2. August 1626 zog der Obrist Götz mit einem Infantrie-Regiment in Q. ein. Die Stadt mußte wöchentlich 350 Sch. Korn einliefern und einem Lieutenant 12, 1 Feldwebel 8, 1 Korporal 6, 1 Gefreiten 4, 1 gemeinen Knechte 2 Tahler wöchentlich zahlen. Nachdem die Unterthanen ganz ruinirt waren, zog endlich das Regiment am 26. Decbr. 1626 ab. In demselben Jahre starben an der Pest gegen 1200 M. — Nach der Schlacht bei Leipzig passirte die schwedische Armee auf dem Marsche nach Erfurth, am 17. Septbr. 1631 die Querf. Gegend und lag 2 Nächte still, das Fußvolk zwischen der Stadt und Obhausen im Felde, die Reiterei in dem umliegenden Dörfern. Fast alles Sommergetreite wurde verfüttert und in den Dörfern die meisten Häuser geplündert. In der Stadt war weder Brod noch Bier zu bekommen. Der König von Schweden, Gustav Adolph, hatte sein Hauptquartier in der Stadt und er für seine Person das jetzige Haferburgische Haus in der Klostergasse inne. Beim Abmarsch riß er eine am Halse hängende Medaille von der Kette und gab sie dem Wirth zum Andenken. Dieses Stück befindet sich noch in der Schomburgschen Familie. — Abwechselnd hatten nun Schweden und Sachsen Stadt und Schloß inne. Den 19. Jan. 1640 nahmen es die Schweden durch Accord ein. Den 12. Mai 1641 eroberten es wieder die Sachsen und den 15. Nov. 1642 wurde das Schloß vom General Königsmark belagert. Den 12. Decbr. accordirte die sächs. Besatzung und nahm mit Sack und Pack, Ober- und Untergewehr, ihren Abzug. Seitdem hatten die Schweden bis zum 5. Juli 1650 Stadt und Schloß in Besitz. Denn nach dem Nürnberger Friedens-Executions-Haupt-Receß vom 26. Juni 1650 hatte Schweden Querfurth als Unterpfand für die demselben zu zahlenden Satisfactions-Gelder mit inne und war

der 10. Juli als Räumungs-Termin festgesetzt. Das Schloß wurde von ihnen immer mehr befestigt und alle Gebäude in seiner Nähe demolirt. Auf Befehl des Generals Königsmark wurde ein Stück Stadtmauer diesseit des Nebraischen Thores abgebrochen und auch ein Thurm der Stadtkirche abgetragen. — Im Jahr 1653 galt der Querfurther Sch. Weizen 9. Gr., Korn 7 Gr., Gerste 6 und Hafer 4 Gr., Im Jahre 1817 dagegen der Weizen 4 Thlr., das Korn 3 Thlr. 12 Gr., die Gerste 2 Thlr. der Hafer 1 Thlr.

Nach einer im Raths-Archive befindlichen Bemerkung wurde die Roßbacher Schlacht den 5. Novbr. 1757 Nachmittages 4 Uhr geschlagen, wo die preuß. Armee 60 Kanonen erbeutete und 2000 Gefangene machte. — Den 2. und 4. Merz 1761 wurden die nach Q. von dem Kriegs-Directorium berufenen Stände des thüringschen Kreises wegen der noch restirenden Kriegs-Kontribution von den Jahren 1759 und 1760 durch ein Militair-Komando arretirt und nach Merseburg transportirt. Die Stadt allein mußte im diesem Jahre 11000 Thaler an Brandschatzung geben und dazu 6000 Thaler erborgen. Im Jahre 1762 mußte sie 29030 Thaler an Brandschatzung ꝛc. abführen und sollte auch im folgenden Jahre 30000 Thlr. Kriegskontribution erlegen. Da jedoch der Friede bereits am 10. Febr. 1763 unterzeichnet war, so unterblieb diese Zahlung. Uebrigens war das Jahr 1762 besonders drangsalvoll für die Stadt. Feind und Freund kam und drängte; der eine forderte übertriebene Summen bei Feuer und Schwerdt, der andere verbot wieder die kleinste Lieferung an den Gegner bei Feuer und Schwert. — Vom Jahre 1763 bis 1806 genoß Q. eine ununterbrochene Ruhe und Wohlstand. Aber mit dem Unglücks-Jahre 1806 — der Feuertaufe Preußens — brach das Unglück wieder herein. Die Nacht vom 16. zum 17. Octbr. 1806, wo das ganze Armeekorps des Prinzen Ponte Corvo in und um die Stadt stand und der Feldherr selbst (jetzige König von Schweden) sein Hauptquartier in derselben hatte, kostete ihr an Fouragierung und Plünderung wenigstens 25000 Thaler. — Im Jahr 1809 rastete der König von Westphalen Jerome mit seinem Armeekorps in Querfurth. — Nach den gräßlichen Ereignissen in Rußland im J. 1812 erschienen die ersten Kosaken, 113 Mann, am 10. April 1813 in Querfurth. Am 14. d. M. rückte General Lanskoy mit 4000 in die Stadt und marschirte am folgenden Tage nach Nordhausen. — Am 23. und 24. Oct. marschirten die Schweden, wohl 20,000 Mann stark, über Querfurth, wo sie Rast hielten. — Nach der Schlacht bei Dresden bis kurz nach der Schlacht bei Leipzig wurden beträchtliche Gefangen- und Krankentransporte östreichischer und französischer Soldaten über Querfurt geführt, wo sogar die Stadt-, Gottesacker- und Geistkirche, so wie die Geistkirche auf dem Schlosse zur Aufbewahrung der Gefangenen und Kranken gebraucht wurden. —

Eine Merkwürdigkeit besonderer Art ist

die Eselswiese,

ein Jahrmarkt, welcher östlich von der Stadt auf einer Wiese abge-

halten wird und in früherer Zeit besonders eines zahlreichen Besuches sich erfreute. Ueber die Entstehung desselben kann Folgendes als das Wahrscheinlichste angesehen werden, da die Berichte sehr widersprechend sind. — Als Stifter des eben genannten Jahrmarktes gilt Bruno III. Edelherr von Querfurth. Dieser studirte zu Magdeburg, war daselbst Domherr, stiftete die Domkirche zu Querfurth und wurde Benedictinermönch. Papst Gregor gesellte ihm den Bischof Albert von Prag zu, die heidnischen Preußen zu bekehren, und auf Papst Sylvesters Befehl zog er im J. 999 oder 1000 wirklich dahin. Nach drei Jahren kam er wieder, ging nach Rom und besuchte den Papst. Dieser nannte ihn den zweiten Bonifacius und Kaiser Heinrich II. ernannte ihn zu seinem Hof-Caplan. Auf die Nachricht von dem Absterben vieler Priester in Preußen machte sich Bruno wieder auf, reis'te aber zuvor noch einmal nach Querfurth. Seine Brüder Burkhardt und Gebhardt begleiteten ihn bei seiner Abreise bis auf die Wese und wollten sich hier von ihm trennen; allein Bruno's Maulthier war nicht von der Stelle zu bringen. Seine Brüder erinnerten ihn an Bileamis Esel und baten ihn, umzukehren. Doch Bruno folgte dem Kreuze, das ihm in der Ferne winkte — starb aber an den Gränzen von Preußen und Litthauen, wo ihm Hände und Füße und zuletzt auch der Kopf abgehauen wurde, als Märtyrer. Der Papst canonisirte ihn und auf diesen Grund stifteten ihm seine Brüder auf der Wiese eine Kapelle, wo vielleicht des ermordeten Leichnam oder Etwas von seinem Geräthe aufbewahrt wurde. Dieses und seine Heiligsprechung, so wie dies, daß jedesmal acht Tage nach Ostern durch einen Abt das Sacrament in Procession dahin getragen wurde, veranlaßte Wallfahrten und viel Zulauf des Volks nach dieser Wiesenkapelle, Eselstedt in den alten Urkunden genannt, und daraus entstand denn endlich ein Markt und erhielt Eselstedt die Marktfreiheit:

Schlüßlich werde noch der

Sage von den neun Kindern

gedacht, welche Gebhardt's Gemahlin diesem geboren haben soll und deren viele alte Chroniken gedenken, so daß sie auf einer Thatsache zu beruhen scheint. Es wird erzählt:

Gebhardt I., welcher im 11. Jahrhundert zu Querfurth regierte, war ein Sohn Bruno II. und der Bruder St. Bruno's, dessen oben Erwähnung geschah. Er war ein ernster und strenger Herr und hatte eine Gemahlin, deren Name Sophia gewesen seyn soll. — Von derselben wird fast einstimmig berichtet, daß sie in Abwesenheit ihres Gemahls auf einmal neun Knäblein geboren habe, worüber sie und die Weiber, die um sie gewesen, so heftig erschrocken wären, daß sie sich vor Bestürzung gar nicht zu helfen gewußt hätten. Denn sie besorgten, da Gebhardt I. ein wunderlicher Herr war, er würde schwerlich glauben, daß es von rechten Dingen zugehe, wenn ein Weib so

viel Kinder auf einmal gebäre, zumal er öfters sehr bedenkliche Reden gegen diejenigen Weiber geäußert habe, so nur zwei oder drei Kinder auf einmal zur Welt gebracht, und er niemals habe überredet werden können, dieselben für treu in der Ehe zu halten. In dieser Furcht und Bestürzung wurden sie unter sich einig, acht von diesen neugebornen Knäblein heimlich bei Seite zu schaffen, und nur das neunte und stärkste — welches Burkhardt genannt und Kaiser Lothar's Großvater wurde -- zu behalten; sie befahlen demnach der Einen unter ihnen die acht Knäblein in einem Kessel hinwegzutragen und in den Teich über der Mühle — der Weller-Teich genannt — im Kessel mit Steinen beschwert, zu versenken und zu ertränken, was das Weib auch auf sich nahm und mit dem Frühesten die Kinder in dem Kessel aus der Burg trug. — St. Bruno, der damals in Quersurth war, ging seiner Gewohnheit nach bei Tagesanbruch ins Freie, um sein Gebet zu verrichten. Als er nun bei dem schönen Quell, so nachher der Brunos- (Brauns-) Brunnen genannt worden, auf und abging, begegnete er dem Weibe, aus deren furchtsamer Eile und Bestürzung er Verdacht schöpfte. Als sie vor ihm vorbei eilen wollte, winseln die armen Kinder in dem Kessel unter ihrem Mantel. Dies fiel St. Bruno auf und er frug das Weib: was sie trage? und was so winsele? Ob nun gleich das Weib ihm einreden wollte, es seien junge Wölfe oder Hunde; so merkte er doch an der Stimme Unrecht, und will sich durch den Augenschein überzeugen. Er hebt ihren Mantel auf und findet, daß sie acht junge Kindlein trägt, worüber er sich außer Maßen entsetzt. Er dringt in das Weib, welches ganz verstummt und erstarrt war, ihm zu gestehen, woher sie mit den Kindlein komme? wem sie angehören? und was sie mit denselben thun wolle? — Aus Furcht und Angst gestand sie Alles. — Hierauf gebot St. Bruno dem Weibe ernstlich, von dieser Sache keinem Menschen Etwas zu sagen, und selbst der Mutter Nichts Anders zu melden, als daß sie deren Befehl ausgerichtet habe. Er nimmt die Kindlein hierauf und täuft sie bei dem Brunnen nach seinem Namen und giebt dieselben, indem er sie als vater- und mutterlose Waisen bezeichnete, theils in die nahgelegene Mühle (die Braunsmühle daher genannt,) theils an andere Orte zur Erziehung, wozu er hinlängliche Hülfsmittel fügte, da er ohnedem ein sehr wohlthätiger Herr war, der sich der Wittwen und Waisen auch anderer Nothleidenden von jeher sehr annahm. Er hielt aber diesen Vorfall sehr geheim bis zu der letzten Zeit, da er zum letzten Male von Quersurth nach Preußen reiste. Da offenbarte er beim Abschiede seinem Bruder Gebhardt den ganzen Vorfall und sagte ihm, wo diese Kinder bisher erzogen worden wären. Zuvor hatte sich aber sein Bruder in einem feierlichen Eide gegen ihn verpflichten müssen, in dieser Sache nicht zu eifern, noch diesen Vorfall seiner Gemahlin entgelten zu lassen, vielmehr solle er sein oft ausgesprochenes

unbedächtiges Urtheil und unbilligen Argwohn gegen andere Weiber erkennen. — Darauf ging Bruno zu seines Bruders Gemahlin und hielt ihr ernstlich ihre unmütterliche, grausame That vor. Weil sie aber schon seit zwei Jahren deshalb sehr betrübt gewesen, tröstete er sie und ermahnte sie zu heilsamer Buße und verkündete ihr zuletzt, wie es den acht Kindern ergangen, sie von ihm getauft worden und noch am Leben wären. — Da war nun Freud und Leid vereint. Nun ließ St. Bruno auch seinen Bruder Gebhardt rufen und tröstete sie Beide und ermahnte sie zu fester ehelicher Liebe. Die acht Knäbelein — zwei Jahr alt — hatte Bruno zuvor, um die Zeit des Osterfestes, gleich kleiden lassen und stellte sie so den geliebten Aeltern vor, welchen bei dem Anblicke dieser Kinder das Herz freudig aufwallte. Diese acht Kinder, so sagt man, widmeten sich aus Dank gegen ihren Erhalter dem geistlichen Stande. — Ueberbleibsel von dem Kessel, darin das Weib die Kinder von der Burg trug, zeigte man noch jüngst in der Schloßkirche zu Querfurth. — Sollte aber einen Wandrer sein Weg nach Querfurt führen, so möge er auch auf dasigem Schlosse einen Thurm — welchen man schon in weiter Ferne erblickt — näher beschauen, der dicke Heinrich geheißen und wohl dürfte es selten ein derartiges Gebäude geben, dessen Mauern 7 Ellen dick sind und der zu einem besonderen Zwecke gedient haben muß, da er nur in der Mitte eine Oeffnung nach Morgen hat, im Uebrigen haarhaupt dasteht und dem Zahne der Zeit für Jahrhunderte leicht Trotz bietet.

Thuringus.

Das Ilsethal.

Ich grüße dich mit freudigem Erbeben,
Du steiler Fels, umglänzt von Morgenglut,
Um dessen Haupt die flüchtigen Wolken schweben,
An dessen Fuß sich bricht die wilde Flut.

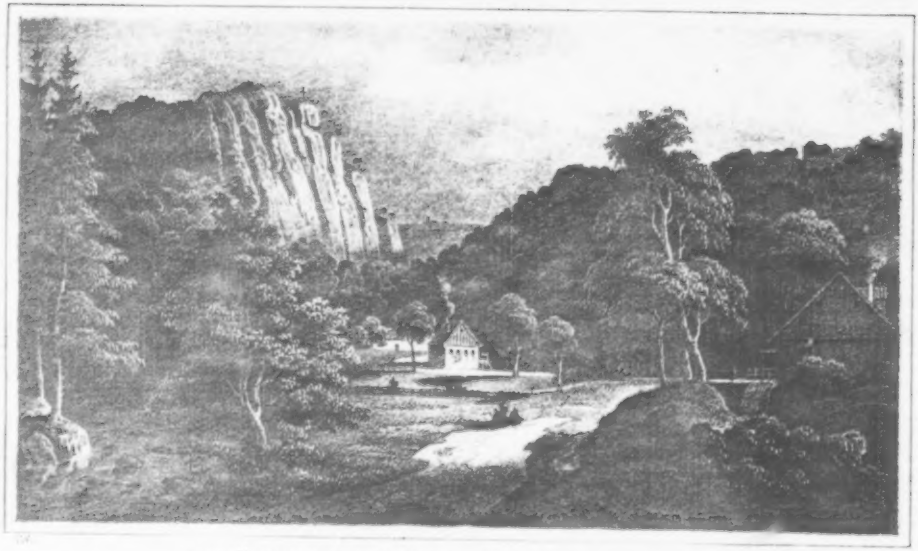
Du blickst mich an, ein Zeuge früh'rer Zeiten,
An dessen Stirn zerschellt der Stürme Macht,
Der, gleich den Wolken, die vorübergleiten,
Geschlechter sah vergeh'n zur ew'gen Nacht.

Der kühn noch wird in's Meer der Lüfte ragen,
Wenn unser Staub im Winde längst verweht,
Und Länder wird von den verfloss'nen Tagen
Dem Enkel, der sein geist'ges Wort versteht!

J. N. Vogl.

Reizendes Ilsethal, schönstes unter den Thälern des Harzes, sei mir gegrüßt! — Alljährlich wenn der Frühling mit tausend Knospenaugen von den Bäumen herniederblickt und seine grünen Kränze an die malerischen Felsenwände hängt, wallfahrten aus allen Gegenden des deutschen Vaterlandes viele Tausende zu Dir hin, freuen sich deiner Schöne und scheiden nur ungern wieder von Dir; denn die Natur hat ihr reiches Füllhorn über dich ausgegossen und hat dich, süße Ilse, geschmückt, vor allen deinen Schwestern. Wohl tritt die herrliche Bode neben dich hin, wohl auch Selka, die schöne und liebenswürdige, um dir den Preis streitig zu machen, aber du blickst den Wandrer so reizvoll und sinnig an, daß er nicht zu widerstehen vermag und dir den goldnen Apfel reicht, den du verdienst.

Wir stehen am frühen Morgen an den Ufern der lieblichen Ilse, die zwischen dem Brocken und dem Reneckenberge hervorrauscht, rings um uns her ist es still, kühl und feierlich. Hier und da in



Der Ilsenstein mit dem Eingange ins Ilsethal.

den Zweigen singen die Vögel, die Morgensonne schimmert lustig zwischen den Wipfeln der Bäume hindurch, daß es aussieht, als wäre der Rasen mit goldenen Teppichen belegt, die sprühenden Tropfen der Ilse funkeln in der Sonne wie umherschweifende Edelsteine, und ein leiser Hauch wehet den unzgewissen Klang ferner Morgenglocken herüber. — Durch das Thal, zu dessen beiden Seiten sich himmelhohe, bewaldete Berge erheben, stürzen sich die Wasser des klaren Bergflüßchens mit jungfräulicher Anmuth von Fels zu Fels und bilden eine Reihe so reizender Wasserfälle, daß der Wanderer wie verzaubert vor ihnen steht und nur mit Mühe sich losreißen kann von dem schönen Bilde. Hier und da hemmen den Fuß der Nymphe bald abentheuerlich gebildete, grotesk aufgethürmte, zackige Felsen, bald gewaltige runde Blöcke; aber sie zischt, unwillig über das vorgefundene Hinderniß, wild empor, läuft schäumend über, stürzt sich tosend herab, sprüht dort in einem weiten Bogen in die Tiefe, drängt sich hier durch Spalten, murmelt dort geschwätzig über das Gestein, und bildet bald darauf wieder einen breiten, klarfließenden Spiegel. Die hohen, bewaldeten Bergwände, die dunkeln Felsen, dienen den schäumenden Cascaden, die mehr durch ihre anmuthige Gruppirung, als durch ihre Großartigkeit das Auge des Beschauers bestechen, zur trefflichsten Folie. — Im Schatten schlanker Bäume wandeln wir in dem romantischen Thale, das bei jeder Biegung neue Schönheiten entfaltet, dahin, bis wir plötzlich den

Ilsenstein.

vor uns erblicken. Ueberrascht stehen wir still und blicken bewundernd zu dem granitnen Felsenriesen, der sich am besten bei einer freistehenden, von Steinsitzen umgebenen, Eiche betrachten läßt, empor. 320 Fuß hoch steigt er senkrecht aus dem Thale auf, nur hier und da klammern sich einige Gebüsche oder Bäume an seine nackte Brust und die imposante Felsenmasse, in der ein poetisches Grauen wohnt, erhebt das Gemüth zu den kühnsten Träumen. — Hoch oben auf der äußersten, thurmartigen Spitze des Felsens funkelt ein Kreuz in der Frühsonne und es erfaßt uns ein unwiderstehliches Verlangen, hinan zu klimmen zu der luftigen Höhe. Der Weg zu dem Kreuze ist aber steil und mühevoll *) und es erfordert nicht geringe Anstrengung, an dieser Stelle zu ihm hinaufzuge-

*) Wer vom Brocken kommt, kann da, wo die Wasserfälle aufhören, einen sanft emporsteigenden Fußweg am Paternosterberge einschlagen der ihn auf die Spitze des Ilsensteins führt; wobei er freilich das Thal nicht selbst betritt, sondern nur in dasselbe hinab sieht. Wir ziehen aber den steilen Fußweg, bei dem man das Gigantische, Gewaltige des Felsens recht empfindet, jenem bequemen vor. Wer von Ilsenburg aus den Brocken besuchen will, macht den hier angegebenen Weg umgekehrt, doch ist Jedem, dem es nicht an Zeit fehlt, anzurathen auch die Bäumerklippe und den Westerberg nicht unbesucht zu lassen.

langen. — Wir steigen empor! — Mit perlender Stirn kommen wir oben an und stehen aufathmend still; aber die himmelschöne Aussicht, welche sich unsern Blicken öffnet, läßt alle Ermüdungen leicht vergessen. — Da, rechts, schweift das trunkene Auge weit hin in die Ferne, hinaus in das flache Land, das mit Baumgruppen, Wiesen, Fruchtstücken, Teichen und Bächen in reizendem Wechsel prangt, dort links, grüßt ernst das ehrwürdige Haupt des Brockens herüber; gegenüber erhebt sich der steile Buchberg, ragt der Westerberg*) empor, thürmt sich die Bäumlersklippe auf, — und tief unter uns liegt das herrliche Thal von hohen Bergwänden eingeengt. Der Blick in die Tiefe ist grauenhaft und der Gedanke, hinabzustürzen in den Abgrund, erfüllt die Seele mit Schaudern. Wer daher oben auf der schwindelnden Höhe, wo kaum Platz für einige Menschenfüße ist, feststehen, wer sich nicht der Gefahr aussetzen will, von dem gefährlichen Standpunkte hinabzustürzen, der muß einen Haltpunkt suchen und thut wohl, das Kreuz zu umschlingen.

Auf steiler Felsenklipp'
Mußt Du das Kreuz umfassen,
Und nie es aus dem Arm;
Nie von dem Herzen lassen.
Da liegt das Thal vor Dir
In freundlicher Gestalt,
Und Dir bangt nimmermehr, —
Das Kreuz ist ja Dein Halt!

Doch läßest Du das Kreuz,
Und willst dann niederschauen;
Faßt Dich der Wahnsinn bald'
Mit Schwindel und mit Grauen.
Es lockt und winkt und zieht
Zum Abgrund dich hinein,
Und bald tief unten liegt
Zerschmettert Dein Gebein.

Drum willst Du fest und stark
In jener Höhe stehen,
Und all die Herrlichkeit
Der Welt von oben sehen;
So halt das Kreuz nur fest,
Laß nimmer davon ab,
Es bleib Dein Hort und Schirm,
Sei Stütze Dir und Stab.

*) Der Westerberg ist eine sehr schöne Felsenmasse, die wahrscheinlich durch große Revolutionen vom Ilsenstein abgerissen wurde. Der Weg auf den Westerberg ist zwar etwas beschwerlich, doch belohnt er alle Mühe reichlich, da die Aussicht von ihm der vom Ilsensteine allgemein vorgezogen wird.

Graf Anton von Stolberg-Wernigerode ließ dies Kreuz am 19. October 1814 zum Andenken an einige im Kriege gegen Frankreich gefallene Freunde und Waffengefährten errichten. Man liest daran die Namen: C. Gr. v. Gröben. Leopold, Prinz von Hessen-Homburg, am 2. Mai 1813, Lützen. — Röder. Chr. Prinz zu Anhalt-Göthen-Pleß. Culm, 30. Aug. 1813. — Krosigk, 16. Oktober 1813. Leipzig. — Oppen, 13. Febr. 1813. Etoges.

Der Ilsenstein, in dem sich zuweilen schöne Bergkrystalle finden, und der in Hinsicht auf Absonderung und Zerklüftung des Gramits für den Naturhistoriker Interesse hat, besitzt auch noch die besondere Eigenschaft, eine Abweichung der Magnetnadel zu bewirken, was nach dem Urtheile Kundiger, durch Magneteisenstein bewirkt wird, der im Ilsenstein verborgen liegt. Die Nadel weicht bald westlich, bald östlich ab und beim eisernen Kreuze findet sogar eine förmliche Inversion durch die Morgenseite nach Mittag statt.

Wie die Natur diesen Fels reichlich geschmückt hat, so hat ihn auch die Sage mit ihrem Rosenschimmer verklärt und berichtet uns von ihm Folgendes:

Als die Sündflut die Erde heimsuchte, waren zwei Liebende dem Brocken zugeflohen, wo sie Rettung vor dem verderblichen Elemente zu finden hofften. Die Flut folgte ihnen auf dem Fuße nach, stieg immer drohender empor, und sie strengten daher alle ihre Kräfte an, den Gipfel des Brockens zu erreichen. Ehe sie aber das Ziel, welches ihnen Schutz vor dem tobenden Wasser bieten konnte, erreichten und eben, von der Anstrengung erschöpft, auf einem Felsenzipfel rasteten, spaltete sich derselbe und wollte sie trennen. Auf der linken Seite, dem Brocken zugewandt, stand die Jungfrau, auf der rechten der Jüngling, und sich umschlingend stürzten sie miteinander in die Tiefe. Die Jungfrau hieß Ilse, und von ihr erhielt der Felsen, der unter ihnen zusammenbrach, den Namen Ilsenstein.

Nach einer andern Sage lebte viele hundert Jahre vor Christi Geburt in dieser Gegend ein alter Harzkönig, der Ilsan oder Ilsung hieß und ein wunderschönes Töchterlein, Namens Ilse, besaß. Zu seiner Zeit hing der Ilsenstein noch mit dem Westerberge zusammen, und da ihm die Gegend gefiel, baute er auf den Gipfel des himmelanstürmenden Felsens eine stolze Burg, die nach ihm der Ilsan-, oder Ilsenstein genannt wurde. — Nicht weit von diesem Königsschlosse, an dem Hügel, von dem heut zu Tage das Schloß zu Ilsenburg in das Thal hinabschaut, wohnte ein junges Mädchen, welches aber hinsichtlich ihrer körperlichen Schönheit nicht wagen durfte, mit der Prinzessin Ilse in die Schranken zu treten. Ihrer Mutter, einer bösen Zauberin, verdroß es gewaltig, daß alle Männer und Jünglinge nur Ilse's Reizen huldigten, Niemand aber nach ihrer Trude ausschaute, — und ihr Auge blickte deshalb schon zuweilen zornig nach der stolzen Veste Ilsan's hin; als endlich aus weiter Ferne ein hübscher Jüngling kam, der mit Truden bekannt ward und ihr den Hof machte. Es war auch bereits zu einer Erklärung zwischen den beiden jungen Leuten gekommen, als Neid, so hieß der Jüngling, einst

die Prinzessinn Ilse erblickte. Sogleich verließ er Truden, schritt hinüber nach dem Ilsenſteine, und nicht lange darauf verbreitete ſich die Nachricht in der Umgegend, König Ilan habe ſeine Tochter mit Junker Rolf verlobt. Als die böſe Zauberin dieſe Mähr vernahm, wurde ſie über die Maßen zornig, begab ſich auf das Gebirge, ſchürte ein Feuer an, über dem bald ein Keſſel brodelte, und ſo wie ſie allerlei Kräuter in denſelben warf und dunkle Sprüche dazu murmelte, begann es in der Tiefe zu donnern, die gewaltigen Berge fingen an, in ihren Grundfeſten zu erbeben, dunkle Wolkenmaſſen thürmten ſich auf, und ſendeten ſolch' eine gräßliche Flut zur Erde, daß die Königsburg zermalmt, und der Berg, auf dem ſie geſtanden, auseinander geriſſen wurde, ſo daß nur die beiden Pfeiler deſſelben, der Ilſenſtein und der Weſterberg, ſtehen blieben. Das Waſſer verlief nach und nach und es blieb davon nichts als ein Bergſtrom, der von der verſunkenen Prinzeſſin den Namen „Ilſe" empfing. Aus dem Ilſenſteine aber tritt ſeitdem zuweilen an ſchönen Morgen, kurz vor Aufgang der Sonne, die reizende Ilſe, und badet ſich in den kühlen, klaren Wellen, die von ihr den Namen führen. Wer ſo glücklich iſt, ſie zur rechten Stunde im Bade zu treffen, was, nach dem Volksglauben, beſonders Kaiſer Heinrich I. gelungen ſein ſoll, den ruft ſie mit freundlicher Stimme herbei und ſpricht:

Ich bin die Prinzeſſin Ilſe,
Und wohne im Ilſenſtein;
Komm mit nach meinem Schloſſe,
Wir wollen ſelig ſein.

Dein Haupt will ich benetzen
Mit meiner klaren Well',
Du ſollſt Deine Schmerzen vergeſſen,
Du ſorgenkranker Geſell!

In meinen weißen Armen,
An meiner weißen Bruſt,
Da ſollſt Du liegen und träumen
Von alter Märchenluſt.

Ich will Dich küſſen und herzen
Wie ich geherzt und geküßt
Den lieben Kaiſer Heinrich,
Der nun geſtorben iſt.

Es bleiben todt die Todten,
Und nur der Lebend'ge lebt;
Und ich bin ſchön und blühend,
Mein lachendes Herze bebt.

Und bebt mein Herz dort unten,
So klingt mein kryſtallenes Schloß,
Es tanzen die Fräulein und Ritter,
Es jubelt der Knappentroß.

Es rauſchen die ſeidenen Schleppen,
Es klirren die Eiſenſporn,
Die Zwerge trompeten und pauken,
Und fideln und blaſen das Horn.

Doch Dich ſoll mein Arm umſchlingen,
Wie er Kaiſer Heinrich umſchlang;
Ich hielt ihm zu die Ohren,
Wenn die Trompet' erklang.

Und ſie faßt den Glücklichen bei der Hand, führt ihn vor den Felſen, der ſich auf ihren Wink gehorſam öffnet, und bringt ihn in ihr wunderſchönes Schloß, das im Innern des Berges verborgen liegt. Da iſt Alles gar herrlich und prächtig; Decken, Wände und Fußböden ſchimmern von Gold, Silber und Edelſteinen, die hochgeſprengten Bogen ruhen auf Säulen von ſchimmerndem Bergkryſtall, — und Karfunkelſtein erhellt die Räume und ſchafft in der Tiefe eine ſonnige Helle. Im ſchönſten Zimmer dieſes unterirdiſchen Schloſſes wird der glückliche Sterbliche auf das Köſtlichſte bewirthet und endlich reich beſchenkt entlaſſen; doch muß er rein ſein und frei von Schuld und einem ſittigen, ſchönen Jünglinge, der ſich zu gleicher Zeit mit ihr badet, iſt ihre Erlöſung aufbehalten. Wer aber unreines Herzens iſt und ſich ihr naht, den beſprengt ſie mit Waſſer und er wird augenblicklich zum Tannenbaum.

Es ſtehen der Tannen gar viele
In ihres Bades Nähʼ —
Es hat ſie alle verzaubert
Die keuſche Waſſerfee!

Obwohl es nur wenigen vergönnt iſt, ſie zu ſehen; ſo weiß das Volk doch mancherlei Beiſpiele von ſolchen zu erzählen, die ſich ihrer Freigebigkeit erfreuten.

Einſt fand ſie frühmorgens ein Kohlenbrenner, grüßte ſie freundlich und da ſie ihm winkte, nahte er ſich ihr furchtlos und folgte ihr nach bis vor den Fels. Hier nahm ſie ihm ſeinen Ranzen ab, ging hinein, brachte ihn gefüllt zurück und befahl dem Köhler, damit nach Hauſe zu gehen, aber nicht eher zu öffnen, als bis er in ſeiner Hütte angelangt ſei. Der Beſchenkte erſchöpfte ſich in Dankſagungen, beſonders da er fühlte, daß der Ranzen ſehr ſchwer war, und entfernte ſich. Die Neugierde trieb ihn aber doch bald, in das Innere des Sackes einen Blick zu thun. Eicheln und Tannzapfen

war Alles, was er sah, und da er glaubte, Ilse habe ihn bloß geäfft, warf er zornig den ganzen Inhalt des Ranzens von der Brücke, auf der er eben stand, in den Bach. Als aber die Tannzapfen die Steine berührten, klang es wie Metall und der Köhler sah mit Schrecken, daß er Gold verschüttet hatte. Der nun sorgfältig aufbewahrte Ueberrest in den Ecken des Sacks machte ihn aber noch reich genug. (cf. Grimm's deutsche Sagen. Otmar's Sagen. 171—74. Quedlinb. Samml. 204—5.

Man möchte ganze Tage auf dem Felsen sitzen, all' die Sagen anhören, welche das Volk von Ilse zu erzählen weiß, und nebenbei hinabschauen in das köstliche Thal und die blitzende Ferne; aber die Zeit drängt und obwohl mit widerstrebendem Herzen erheben wir uns und verlassen die romantische Höhe. An den Windungen des Stumpfrückens hin, wandern wir auf gut gebahntem Fußwege, der uns an einzelnen gelichteten Stellen so treffliche Blicke in das Thal gestattet, daß uns die Stunde bis zu Schloß und Flecken Ilsenburg unvermerkt entschwinden und wir, ehe wir's vermeinen, am Ziele stehen.

Da liegt es vor uns, das alte Schloß, in dessen Mauern einst Kaiser gehaust, in dem später Mönche umherwandelten, und Glockengeläut und Meßgesang erscholl, und das im Laufe der Alles verwandelnden Zeit abermals zu einem Schlosse geworden ist. — Es liegt am Ausgange des Thals, an dem einen Ende des Fleckens Ilsenburg über der vorbeirauschenden Ilse, und war vor Zeiten gut verwahrt, da es nur auf einer Seite den Zugang gestattete. Außer einer herrlichen Umsicht und einem köstlichen Blick in das Ilsethal hinaus, wo man links am Ende des Stumpfrückens den Ilsenstein emporragen und dahinter in der Ferne den Broken aufsteigen sieht, hat das Schloß auch noch merkwürdige Ueberbleibsel aus alter Zeit, besonders von der im 11. Jahrhundert entstandenen Klosterkirche, aufzuweisen, die ursprünglich zwei Thürme hatte, von denen der nördliche gänzlich verschwunden ist und der südliche nur noch theilweise in alter Form besteht. Das nördliche Seitenschiff ist ebenfalls nicht mehr da, das mittlere und das südliche Seitenschiff aber sind noch zu sehen. Ein Querschiff durchschneidet die Kirche vor dem hohen Chor, zu dem einige Stufen hinanführen. Mit der Kirche läuft, in der Richtung von West nach Ost, ein südlich gelegenes Gebäude parallel, dessen Entstehung in das 12. Jahrhundert fällt. Im untern Stock befand sich das Refectorium und man sieht darin noch einen Saal, dessen Gewölbe auf Säulen im byzantinischem Geschmack ruhet. Im zweiten Stock, noch heute „der Mönchenboden" genannt, war die Schlafstätte der Mönche. Zwischen diesem Gebäude und der Kirche hat der Friedhof gelegen, der jetzt zum Garten dient. Im östlich gelegenen Flügel ist der Capitelsaal bemerkenswerth, größer und reicher verziert als das Refectorium. Nach sonstigen Denkmälern aus alter Zeit sucht man vergeblich und sind dieselben alles Vermuthens nach im 16. Jahrhundert, (1579), wo die alte Klosterkirche einen Umbau erlitt, verschwunden.

Der Burg Erbauer ist jedenfalls Heinrich der Finkler gewesen,*) der Ilsenburg, nach des Herrn von Rohr Bericht, in Urkunden bereits ein königliches praedium genannt und mit Mauern umgeben, auch nachher die Veste erbauet hat. Der Flecken Ilsenburg soll auch älter als Wernigerode sein und früher eine Stadt gebildet haben.**) Möglich ist, daß Heinrich I. die Burg gegen die Hunnen erbaute und sich der Jagd wegen zuweilen hier aufhielt.***) Sein Urenkel, Otto III., befand sich im J. 995 ebenfalls hier und stellte hier auch eine Urkunde für das nahegelegene Nonnenkloster Drübeck aus. Arnulf, Bischof von Halberstadt, der aus einem nicht genau zu ermittelnden und mit ihm und seinem Bruder Hermann ausgestorbenden Harzgrafengeschlecht stammt, — er war wahrscheinlich ein Graf von Ilsenburg — begab sich zu dem jungen Kaiser, dessen Hofcaplan er gewesen war, und bat ihn, einen Theil des kaiserlichen Eigenthums in dem Burgorte Ilsenburg auf den Altar des heiligen Stephanus niederzulegen. Der feingebildete, Kunst und Wissenschaft liebende, tapfere und kluge Arnulf ward von Otto hochgeschätzt, und dieser gewährte daher gern die Bitte, seinen Theil an Ilsenburg der Kirche zu schenken, ja er fügte auch noch bedeutende Waldungen und Jagden hinzu,****) dem Arnulf sein Stammeigenthum beigab und Ilsenburg im J. 998 in eine Benedictinerabtei umwandelte; die im J. 1018 bei einer feierlichen Messe zu Halberstadt, zu Ehren St. Peters und Pauls, mit sechzig Hufen Landes und mehreren Zehnten dotirt wurde. —

Als erster Abt des Klosters wird Ezilo genannt, dessen Würdigkeit dadurch klar wird, daß er im J. 1018 als Bischof nach Branden-

---

*) Spangenberg (in Chron. Mannsfeldens.) sagt: Die Burg Ilsenburg sei erbaut von Ilsung, König von Rom, der bei Tacitus „Ulysses," von den Meistersängern „Ilsung" genannt werde, und zur Zeit gelebt habe, als Gideon an der Spitze der Israeliten gestanden u. s. w.

**) Paullinus (Chron. Badesleb. in Synt. R. G. p. 279.) schreibt: Ilsenburgum olim parvum oppidum et vetustum, antequam Wernigeroda fuit ampliata, multis privilegiis dotatum. Habuit enim castellum ante portam in sylva, quod exstraxisse dicitur Henricus Aucepa, cum magna Hunnorum irruptio quateret hanc terram.

***) Ueber das Kloster Ilsenburg haben wir schätzbare Nachrichten von Peter Engelbrecht, der, als er zu Ilsenburg wohnte, aus den Klosterpapieren alles zur Geschichte desselben Dienliche zusammentrug, so daß er mehr als 300 Schriften zu diesem Zwecke durchlesen hatte. Sein Chroniken ist in Leuckfelds Pölde'schen Alterthümern (p. 217 et seqq.) unter dem Titel abgedruckt: Petri Engelbrecht's Chronologia abbatum Ilsenburgensium. Ebenso daselbst findet man auch die hierhergehörigen Fundations- und Confirmationsbriefe. Eine neuere Monographie ist unter dem Titel: „Ilsenburg, von Chr. Niemeyer," bei Helm in Halberstadt erschienen.

****) Andere ganz Andere: „Adelheid, Kf. Otto III. Tochter und Aebtissin von Quedlinburg (997 – 99), soll das Kloster zu Ilsenburg eingerichtet haben. S. Kettners Hist. von Quedlinburg, p. 89.

burg berufen wird. Es folgte ihm daher ein anderer Abt, Ulrich, von dem jedoch nichts Besonderes zu berichten ist. — Das Kloster befand sich, so lange Arnulf auf dem bischöflichen Stuhle zu Halberstadt saß, ausnehmend wohl; als aber nach dessen Tode (1023) Brantho Bischof wurde und diesem so viel Unglück widerfuhr, daß er eine Bußfahrt nach Jerusalem unternahm, als der Kaiser (Conrad), in Italien zu thun hatte, überall die größte Unordnung herrschte und Gewaltthat geübt wurde, da befand sich auch Ilsenburg ohne Schutz, und mußte von verwegenem Gesindel, das, von Burg Ilsenstein aus, die Gegend unsicher machte, unendlich viel leiden. Wie es sich die lästigen Nachbarn vom Halse geschafft hat, darüber findet sich keine Nachricht, so wie auch nicht bestimmt werden kann, wo jene Burg Ilsenstein gelegen. *)

Aus dem Nebel, welcher über der Geschichte jener Zeit ruht, bricht wie ein funkelnder Stern der Name des Abtes Hertand leuchtend hervor. Er war ein Anverwandter des Bischofs Buko oder Burchhard von Halberstadt und galt zu seiner Zeit für ein Muster von Bildung und Gelehrsamkeit. „Er hat das Kloster Ilsenburg durch seine Lehre und Kunst sehr herrlich und berühmt gemacht, also daß viele seine Leute ihre Kinder, der Lehre und Zucht halber, dahin gethan haben und diesem seinen gelehrten Manne unter die Ruthe gethan und befohlen. Denn er ist da erst gewesen Scholasticus oder ein Schulmeister, darnach aber zu einem Abt erkoren und gesetzet, und da er eine Schule von seinen Künsten recht angesetzet, auch gelehrte Männer zu sich genommen und erhalten. Er hat aus sonderbarem Fleiß und Fürsichtigkeit eine herrliche Bibliothek und Liberei von allerlei Büchern daselbsten mit großen Unkosten zugerichtet, die daselbst mehrentheils bis zum Münzerischen Krieg geblieben; da sind leider allda und anderswo mehr die besten und alten Bücher zerstreuet, zerissen und umkommen, und sonderlich was von alten Historien war; denn er ist in seinen Schreiben sehr fleißig gewesen, die alten Geschichten und Historien zu verfassen." **) Herrand, der gegen das J. 1074 Abt wurde, führte 1085 die Benedictinerregel von Clüany in sein Kloster ein, und Bischof Buko bauete ihm eine neue große Klosterkirche, fügte auch der Klosterländerei noch achtzig Hufen bei, wie aus der Güterbestätigungsurkunde vom Papst Innocenz II. hervorgebracht. Leider wurde dieser mächtige Gönner dem Kloster auf eine gewaltsame Weise geraubt, denn als im J. 1088 von mehreren sächsischen Häuptlingen, unter denen sich auch Buko, Heinrich IV. unversöhnlicher Gegner, be-

*) Engelbrecht (l. l.) sagt: Ilsenehorch per habitantes castrum dictum Ilsenstein ac reliquos Violentatores ad nihilum paene redactum est. — Einige verstehen unter „castrum Ilsenstein" den Ilsenstein — dann könnte die Burg nur aus einem Thurme bestanden haben; — Andere glauben, es habe jenes castrum näher bei Ilsenburg an einer Stelle des Stumpfstückens gelegen. — Wahrscheinlich ist, daß die Burg dicht neben dem Kloster lag und daß das Kloster Anfangs nur einen Theil der alten kaiserlichen Burg bildete. (J. v. Rohr: 399.)

**) S. Winnigenstedt in Chron. Halberstad.

fand, zu Goslar eine Berathung gehalten wurde, ob man sich mit dem Kaiser wieder aussöhnen solle, oder nicht, brach durch Anhänger des Kaiser, besonders wohl durch Ekbert den Aeltern, Markgrafen von Thüringen und Grafen von Br„unschweig, ein Aufruhr aus, der dem alten Buko das Leben kost.te; *) denn seine Feinde stürmten seine Herberge und Einer stieß ihn „greulich mit einem Spieße bei dem Herzen in die Brust, und zog den Spieß wieder nach sich, daß das Eisen davon in der Wunde geblieben!" —

„Seine Freunde aber und Gesellen," — erzählt Winnigenstedt — „gingen hin, legten ihn in ein Bett und trugen ihn die Nacht in's Kloster Ilsenburg. Wie sie nun mit demselben nahe bei das Kloster kamen, sang der kranke Bischof mit heller Stimme die Litanei der Sterbenden; und als er ins Kloster gebracht war, seinen Glauben öffentlich bekannt und sein Gebet mit Herzensandacht verrichtet, ist er in seiner Kammer auf's Bette gelegt, worauf er den ganzen Tag, ohne einige Schmerzen seiner vielfältigen Wunden, mit seinen Freunden mit gottseligen Gedanken und erbaulichen Discursen hingebracht, aber Niemand was angezeugt von den Eisen des Spießes, so noch in seiner Brust verborgen steckte. Er ist aber gefragt von einer frommen, gottesfürchtigen Matrone, ob er nicht wüßte, wo das Eisen von dem Spieß hingekommen wäre, damit er gestochen worden? — „Gott" sprach er, „weiß es, dem ist nichts verborgen!" — Da nun der Tag beinah zum Ende war und die Sonne zu Gnaden ging, am Ende des guten Donnerstags, begunnten die Wehtage zum Herzen zu kommen. Und da nun der Herr begunnte also anzuklopfen, war der Bischof bereit, ihm aufzuthun; und nachdem er kurz zuvor das heilige Sacrament empfangen, und nicht mehr schlucken konnte vor den Wunden des Halses, kamen des Freitags zu ihm viele Mönche, Cleriker und Laien, die um ihn her stunden; denen befahl er sich in ihr Gebet, that vor ihnen mit Weinen seine allgemeine Beichte und schied darauf im Glauben sanft und selig aus diesem Jammerthal in den ewigen Himmels- und Freudensaal im April 1088. — Als nun sein Leichnam nach Gewohnheit gewaschen war, fand man noch in seiner Brust das Eisen, welches herausgezogen Jedermann gewiesen und mit ihm nach Begehr mitten im Chor zu Ilsenburg; bei volkreicher Anwesenheit geistlichen Standes, mit vielem Weinen und Klagen begraben worden. Sein Grab war lange in Ehren gehalten: denn sobald ein Thier nahe dabei kam, so starb es; darum es bei Vielen große Furcht gebracht.

*) von Rohr erzählt: er sei bei einem Aufruhre zu Halberstadt also verwundet worden. — Engelbrecht wiederum schreibt: Fuit orta lis inter suos famulos et quosdam cives in platea, episcopus hoc audiens, aperiens fenestram percontaturus, quid ageretur, mox civis quidam sagittam in eum jecit, eumque in gutture vulneravit, ex quo mortuus, et mortuus delatus est Ilsenburgum.

Herrand, erſtlich Abt zu Ilſenburg, darnach Biſchof zu Halberſtadt, hat einen ſeinen Sermon von ihm lateiniſch gemacht und gepredigt *).“

Nachdem Buko beerdigt war, wählte man zum Biſchofe von Halberſtadt einen gewiſſen Diethmar, der aber ſchon ſechzehn Tage darauf verſtarb, Einige ſagen, an Gift, Andere meinen: er ſei, weil er kaiſerlich geſinnt geweſen, von ſeinen Feinden die Treppe hinabgeſtürzt worden, ſo daß er den Hals gebrochen. Von den beiden Partheien wählte nun jede einen Biſchof, und zwar die päpſtliche den Abt von Ilſenburg, Herrand, die andere, kaiſerliche, den Domherrn Friedrich. Nach Leuckfeld ſoll von der gemäßigten Parthei noch ein dritter Biſchof, Diethmar, gewählt worden ſein, es iſt aber jedenfalls der Vorgenannte damit gemeint. — Herrand eilte ſogleich nach Italien zu Papſt Urban II., der ihn im J. 1090 zum Biſchof von Halberſtadt weihete, ihm den Namen Stephanus beilegte und ihn ſeinem zukünftigen Sprengel durch eine Bulle nachdrücklich empfahl. Dennoch erhielt ſich Friedrich und Herrand mußte im Kloſter Reinhardsbrunn Schutz ſuchen, den er auch bei Landgraf Ludwig dem Springer, deſſen Wohlwollen er ſich durch wichtige Dienſte erworben hatte, fand. (S. den Art. Reinhardsbrunn B. I. p. 26.) Die Mönche zu Ilſenburg hingen aber trotz ſeiner Entfernung treu an ihm und verſagten dem Biſchofe Friedrich jeglichen Gehorſam. Um die Widerſpenſtigen zu zwingen, wurde in die neben dem Kloſter befindliche Burg eine ſtarke Mannſchaft gelegt, wodurch ſich die Mönche, die ſich durchaus dem verhaßten Friedrich nicht unterwerfen wollten, zur Auswanderung genöthigt ſahen. Die Meiſten gingen nach Reinhardsbrunn zu Herrand, der ſeinen Gegner Friedrich ſpäter, als der Kaiſer in Italien weilte, vertrieben zu haben ſcheint, da wir ihn 1095 zu Hillersleben bei Neuhaldensleben, im Beiſein der vornehmſten Halberſtädter Stiftsherren, eine Urkunde ausſtellen ſehen, wornach das Kloſter zu Hillersleben, ſtatt der bisherigen Chorherren, mit Benedictinern aus Ilſenburg beſetzt werden ſollte, — und da er ſich im J. 1096 in Ilſenburg ſelbſt einfindet, deſſen Mönche er unter ihrem Abte Otto reich beſchenkt in's Kloſter zurückführt. Als Kaiſer Heinrich 1098 aus Italien zurückkehrte und Friedrich die Oberhand

*) Man vergleiche mit dieſer Erzählung Winnigenſtedt's (cf. Abel's Sammlung unterſchiedener, bisher noch nicht gedruckt geweſenen Chroniken p. 295). was Leuckfeld in Antiqq. Halberstadens. p. 530 sqq. sagt. —

Buko's Grabſtein war noch gegen das Ende des 16. Jahrh. im Chor der Ilſenburger Kirche zu ſehen und enthielt die Worte:

Claustri fundatur hujus Ilsineburg, et amator,
Hic jacet heu! stratus in Goslar et hic tumulatus,
Coelitus at cantor incepit: Jam bene Pastor
Petre Clemens! Vota cecinit processio tota,
Hac sunt in fossa Burchardi praesulis ossa.
Quem, pie christeque, nos fac, tibi perpetuos.

Bei dem oben erwähnten Umbau der Kirche iſt er verſchwunden. Leuckf. libro I. p. 232, zieht ſeine Aechtheit in Zweifel.

wieder erhielt, floh Herrand nach Magdeburg zum Erzbischof Hartwig, um den sich alle Feinde des Kaisers sammelten.

Die kaiserliche Besatzung hatte sich, so lange die päpstliche Parthei die Oberhand hatte, in ihrer Burg neben dem Kloster ganz ruhig verhalten, nun brach sie los und trieb die Mönche so in die Enge, daß dieselben im J. 1100 abermals auswandern mußten. Der Abt Otto beschloß, die Kreuzfahrt nach Jerusalem mitzumachen, auf der er in Calabrien starb, die Mönche aber folgten einer Einladung des Markgrafen von Stade und besetzten das Kloster Rosseveld, wo sie sich, unter dem von ihnen gewählten Abte Werner, fünf Jahr lang aufhielten. — Im J. 1105, als Heinrich IV. Macht durch seinen eigenen Sohn, Heinrich V., gebrochen worden war, und Friedrich in einer Versammlung zu Nordhausen seinen bischöflichen Stab hatte niederlegen müssen, kehrten die vertriebenen Mönche frohlockend nach Ilsenburg zurück, wählten den Martin zum Abte, einen klugen, thätigen Mann, der noch dazu mit Landgraf Ludwig verwandt war.*) Auf Befehl des Papstes mußten alle dem Kloster entzogenen Güter zurückgegeben und das Schloß Ilsenstein zerstört werden, welches Letztere mit solchem Eifer ausgeführt wurde, daß auch nicht ein Stein der gefährlichen Veste auf dem andern blieb. Obwohl im J. 1120 eine Feuersbrunst im Kloster ausbrach und großen Schaden that, wurde doch durch Martin's Sorgfalt, der auch sonst für das Gedeihen des Klosters emsig sorgte und die Bibliothek fleißig vermehrte, Alles auf das Beste wieder hergestellt, so daß er, als er im J. 1129 starb, allgemein und aufrichtig betrauert wurde.

Sein Nachfolger, Abt Heinrich (1129 bis 37) baute neben die alte Klosterkirche die Hospitalkirche zu St. Marien, brachte auch (1135) den Körper des heiligen Govehard, Bischofs von Hildesheim, der „trefflich Wunder that," in's Kloster, betrug sich aber gegen seine Untergebenen so despotisch, daß diese bei Kaiser Lothardt seine Absetzung auswirkten und darauf einen andern Abt, Lambert, wählten, der, in Geschäften des Bischofs Rudolph von Halberstadt, nicht lange nachher nach Rom reiste und auf dem Rückwege von Räubern angefallen und ermordet ward.

Sigebod († 1161), Lamberts Nachfolger, liebte Künste und Wissenschaften, sorgte für Verschönerung des Klosters, vermehrte die Bibliothek, zierte die Kirche mit allerlei Schmuck und baute den südlichen Theil des Klosters neu.

Nach den Aebten Theter († 1176) und Dietrich († 1192) wurde Berthold Abt, er entsagte aber seiner Würde, da er nicht im Stande war, die im Laufe der Zeit ganz verwilderten Mönche zu zügeln; — ja, sein Nachfolger Hermann († 1207) ward von den Mönchen, die über seine Strenge ganz erbittert waren, aus Rache nicht einmal in die Kirche, „sondern an einen verborgenen, und vor unansehnlich geachteten Ort," begraben.

*) Engelbrecht sagt: Monachi Martinum, ex familia Landgraviorum Thuringiae oriundum, elegerunt. Leuckf. Antiqq. Poeld. p. 225.

Von den Aebten Ludolf, Siegfried, Johannes, Elias († 1242) Gerhard, Bernhard und Hugold († 1280) ist nichts weiter zu berichten, als daß Hugold nicht im Kloster, sondern in der Stephanskirche zu Wanlofsrode begraben ward. *)

Unter den Aebten: Heinrich III. († 1316) und Albert, gerieth das Kloster in Mißverhältnisse zu den Grafen von Wernigerode, in Folge deren sie sich im J. 1309 zur Auswanderung gezwungen sahen. Sie kehrten zwar 1313 zurück, zogen aber 1316 abermals fort und söhnten sich erst 1320 völlig wieder mit den Grafen aus. In diesen Wirren scheint der Grund zu liegen, warum das so reich ausgestattete Kloster, das allein 180 Hufen Länderei besaß, zurückkam und warum einige folgende Äbte, Diethmar († 1358) und Hanno genöthigt sind, Klostergüter zu verkaufen.

Abt Hermann II († 1518) ließ durch Hermann in Hildesheim die große, schöne Klosterglocke gießen, und Abt Johann III. von demselben Meister eine andere. Die Inschriften beider Glocken s. in Leukf. Antiqq. Pold. p. 236).

Dieser Johann III., Henne genannt, stand zu der Zeit, als der Bauernkrieg ausbrach, dem Kloster noch vor. Ilsenburg entging zwar dem gänzlichen Untergange; aber obgleich Graf Bodo der Glückselige, vermöge seines Verhältnisses als Reichsrath Kaiser Karl's V., als erster Minister Cardinal Albrechts in dessen Stiftern Magdeburg u. Halberstadt, als geheimer Rath Herzog Georgs von Sachsen, und anderer Beziehungen wegen, die Reformation nicht sofort einführen konnte und höchst vorsichtig verfahren mußte; so hatte er doch nichts dagegen, wenn Jemand die neue Lehre annahm, oder wenn ein Geistlicher evangelisch predigte; und er gab daher auch den nach Ilsenburg zurückkehrenden Mönchen den Befehl, weder neue Brüder aufzunehmen, noch etwas zum Kloster Gehöriges zu verkaufen oder zu verpfänden. Als er 1538 starb, erklärten sich seine Söhne, Wolfgang und dessen Brüder, zu der neuen Lehre und der acht und dreißigste Abt von Ilsenburg, Theodorich, erklärte im J. 1547: „daß er zeither schon das Evangelium lauter und rein gepredigt, und daß er fürhabe, es auch ferner also zu predigen, und daß möglichster Fleiß und Mühe nicht gespart werden solle, die armen Leute des Ortes im Evangelio zu unterweisen und zu ermahnen!" — Da das Kloster sich auch durch Anlegung einer Schule nützlich zu erweisen suchte, sicherte es noch eine Zeit lang seine Existenz; als jedoch im J. 1560 Abt Theodorich starb und die

*) Im Anfange des 11. Jahrh. hatte sich ein Mönch, Namens Wanlef, in ein Gehölz unweit Ilsenburg begeben, hatte ein Stück Wald ausgerodet und sich eine Zelle gebaut, wovon das Holz den Namen „Zellholz" erhielt. Da er viele Wunder that; war der Zulauf zu ihm sehr stark, auch Kaiser Heinrich II. machte ihm einen Besuch und ließ, auf Wanlef's Bitte, im Bezirk der Zelle eine dem heiligen Stephanus geweihte Kirche erbauen, aus der später eine Propstei, Wanlefsrode, wurde, über die der Abt zu Ilsenburg die Aufsicht führte; sie scheint aber im 14. Jahrh. schon wieder eingegangen zu sein.

Mönche schlau genug den Grafen Christoph zum Abt wählen wollten; so verbot es ihnen dessen älterer Bruder, Albert Georg, und nöthigte sie zu einer andern Wahl, die nun auf Henning II. fiel, welches der neun und dreißigste und letzte Abt ist, der nur als Schlußstein der langen Reihe mächtiger Prälaten hier Erwähnung verdient. Er starb im J 1572.

Es verstummte nun der Gesang der Mönche, es schwiegen die Töne der Orgel, die Glocken riefen nicht mehr die Gläubigen hinauf auf die Höhe zum Hochamt und ein anderer Geist zog ein in die klösterlichen Hallen. Es erschien in Ilsenburg Graf Christoph als Administrator, *) und nach seinem Tode (1581) fiel Ilsenburg, das nun nach und nach wieder den Namen „Schloß Ilsenburg" annahm, an seine Verwandten, von denen Graf Heinrich Ernst, Stifter der jetzigen Stolberg-Wernigerod'schen Linie († 1672), seinen Sitz auf Schloß Ilsenburg nahm, was auch dessen Sohn Ernst that, der im J. 1650 geboren war und seinen Geburtsort so liebte, daß nur ausbrechende, pestartige Seuchen ihn von hier nach Wernigerode vertreiben konnten. Er starb 1710 ohne Nachkommen und Graf Christian Ernst, der Sohn seines Bruders Ludwig Christian, erbte sein Besitzthum. Da auch er zu Wernigerode residirte, so wurde es immer einsamer auf Ilsenburg und dient es größtentheils nur noch zur Wohnung für gräfliche Beamte und zu ökonomischen Zwecken.

Von dem Schlosse, wo die Bilder alter Kaiser, ehrwürdiger Bischöfe, der Aebte, Mönche, Grafen und Herren vor unsere Seele getreten, schreiten wir hinab in den Flecken Ilsenburg und fühlen uns plötzlich aus den Träumen der Vergangenheit in das frische Leben der Gegenwart versetzt, — in das rege Treiben der Eisenhütten, Hammerwerke und Mühlen. Der Flecken Ilsenburg zählt ungefähr 300 Häuser und gegen 1800 Einwohner, die sich großentheils vom Holzfällen, Holzfahren, den Hüttenwerken, u. s. w. nähren. Aus der Geschichte des Ortes ist zu erwähnen, daß Ilsenburg einst von den Harzschützen überfallen und arg mitgenommen wurde und daß am 24. Mai 1576 die Ilse durch ungeheure Regengüsse so anschwoll, daß sie Felsenstücke von unglaublicher Größe und Schwere fortriß, auch eine Strecke mit sich hinwegführte, und in der Nacht so mächtig wurde, daß 36 Menschen umkamen und 22 Häuser gänzlich zerstört wurden.

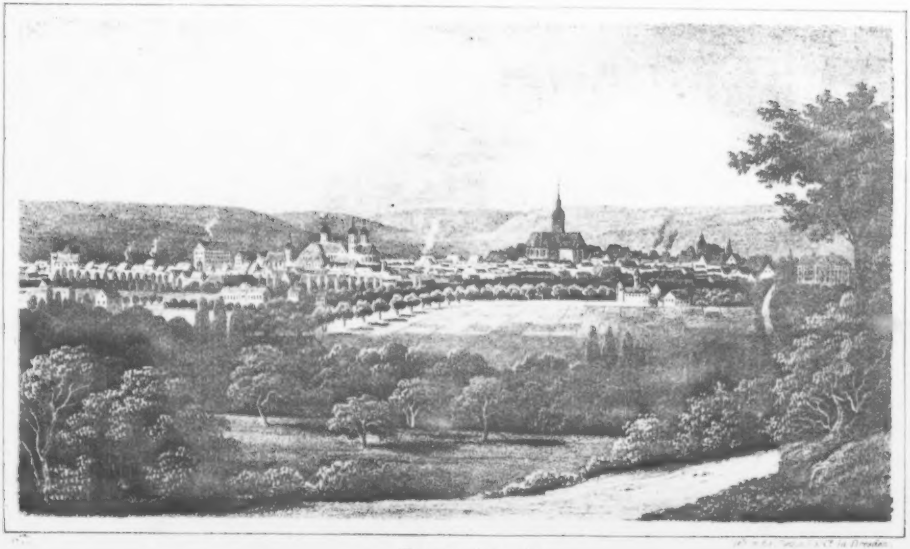
Die technischen Anlagen des Ortes sind von hoher Wichtigkeit, und es treibt uns daher, dieselben unverzüglich zu besichtigen. Um das J. 1540 — 46, zur Zeit des Abtes Henning, legten die Grafen hier neue Schmelz- und Eisenhütten an, — ältere, vom J. 1494, erwähnt Zeitfuchs in der Stolb. Chron. p. 133 — und stellten sie unter Aufsicht Heinrich Meusels, Christoph Meusels, (des Vorigen

*) Als dieser im J. 1574 von seinem ältern Bruder, Ludwig, Grafen zu Königstein, Wertheim und Rochefort, dessen schöne Besitzungen am Rhein erbte, verließ er Ilsenburg und setzte Beamte darauf, deren erster, der Licentiat Peter Engelbrecht, der Vater des Ilsenburger Chronisten ist.

Sohn), Heinrich Ziegenhorn's, besonders aber Peter Engelbrechts, der sein Amt vierzig Jahr lang mit vielem Lobe verwaltet hat. Mit jedem Jahre entfalteten sich diese Anlagen zu schönerer Blüthe und man sieht jetzt hier Hohöfen, Hammerhütten, Zainhämmer, Walzwerke, Drahthütten, Blankschmieden, Kupferhämmer, Säge-, Oel-, Mahl-, Papier- und Pulvermühlen. — Die beiden Hohöfen werden, so wie der zu Schierke, mit dem Eisensteine des Buchenberges und einiger anderer, bei Elbingerode belegener Grubenzüge versorgt. — Vorzüglich zu beachten sind: das schöne Hohofenbetrieb, in dem wöchentlich gegen 350 — 360 Ctr. Roheisen gewonnen wird, die Drahthütten, welche jährlich an 1000 Ctr. Draht von besonderer Güte und Elasticität fertigen, und ein aufwärts im Ilsethale belegenes Walzwerk. —

Ueberall finden wir humane Männer, die uns mit Freundlichkeit in diesen Werkstätten des Fleißes umherführten und uns mit allen, was unsere Wissbegierde auf besondere Weise anregt, näher bekannt machen. — Befriedigt treten wir aus den, von den Rasseln der Räder und dem Pochen der Hämmer, bebenden Gebäuden heraus und begeben uns nach dem freundlichen Gasthause, „Zu den rothen Forellen," wo wir im behaglichen Zimmer ausruhen von den Mühen unserer heutigen Wanderung.

C. Duval.



Naumburg.

Naumburg.

Drei Kreuze leuchten golden — helle
Vom Dom in ein freundlich' Thal.
St. Wenzel fügt an hoher Stelle
Ein viertes Kreuz zur heil'gen Zahl.
Das Thal durchſtrömen Bruderflüſſe,
Die friedlich wallen Hand in Hand! —
Wer zählt all' die Freudenſchüſſe
Beim hochgeprieſ'nen Gaukelbrand,
Wenn reif und voll die Trauben locken,
Wie Faß an Faß zur Kelter rollt! —
Drei Burgen, hoch, uralte Wachen,
Verkünden, was man einſt gewollt,
Wie man das Recht durch Mauern ſtützte,
Wie nur das Schwert Geſetze ſchrieb. —
Wo Wall und Graben nicht mehr ſchützte,
Da halfen Kinder; Unſchuld blieb
Die ſtarke Wehr für Herd und Leben.

Du fragſt: Wo ſind ich jenes Thal?
Wo jene laubgeſchmückten Reben?
Wo jenes Domes heil'ge Zahl?
Wo ſind ich jene Burgeszinnen?
Wo jener Flüſſe Brüderpaa?
Wo hat das Kind durch ſein Beginnen
Beſiegt die ſtolze Rachefchaar?

Leih' von der Saale einen Nachen,
Und rudre friſch von Stadt zu Stadt;

Wo Naumburg Dir wird freundlich lachen,
Da steige aus und sieh' dich satt.

Willst du, lieber Wandersmann, das freundliche Naumburg mit dem noch freundlicheren Saalthale, in welchem es gelegen, als ein Rundgemälde schauen, so besteige die unfern der Stadt südlich gelegenen Anhöhen des Galgenberges und wähle deinen Standpunkt in der Nähe der Stätte, wo noch vor wenig Jahrzehnten die strafende Gerechtigkeit ihr blutiges Amt verwaltete. Hier öffnet sich dir, nicht mehr vom schwarzen Gefieder sondern von der Pflugschaar des Landmanns umkreist, das Saalthal, als die schönste Gegend in ganz Thüringen, 1 Stunde breit, 2 St. lang. Als die dir gegenüberliegende, nördliche Gränzlinie des Thales erblickst du die Hennenberge (so benannt von dem an ihrem Fuße liegenden Gasthofe zur „nackten Henne.") Links auf diesem Bergstreife ragt der heute noch besteigbare, starke Thurm der Freiburg (in der Vorzeit: Neuburg genannt) empor, wo Ludwig der Eiserne, Landgraf von Thüringen († 1172), der Gründer dieser Burg, mit Vorliebe residirte, wenn er seine ihm noch werthere Wartburg verlassen hatte, und wo er seine adlich — übermüthigen Vasallen im gerechten Zorne vor den Ackerpflug spannen ließ. Hier war es auch, wo derselbe Ludwig kurz vor seinem Tode, um seinen kaiserlichen Schwager, Friedrich den Rothbart, der eine steinerne Burgmauer vermißt hatte, zu überraschen, aus seinen thüringschen Grafen und Herren binnen einer Nacht eine Männermauer errichtete. Ein Theil der Stadt Freiburg ist am Fuße des Burgberges sichtbar. Die Unstrut, welche die Häuser des Städtchens berührt, dient letzterem zur nähern Bezeichnung (Freiburg an der Unstrut, zum Unterschiede von Freiburg im badnischen Breisgau und von Freiburg im Kanton Freiburg), und vereinigt sich nach einem stundenlangen Laufe mit der schwesterlichen Saale, unweit des Dorfes Großjena.

Rechts auf dem genannten Bergstreife liegt das vormalige Kloster Goseck mit dem Dorfe gleiches Namens. Sonntag für Sonntag erschallt jetzt die evangelische Predigt in der wohlerhaltenen Klosterkirche. Hinter Goseck erblickst du auf der Hochebene den einsam liegenden Gasthof zum „Luftschiff," wo man die kleinere Hälfte des sechsstündigen Feldweges von Naumburg nach Merseburg zurückgelegt hat.

Dem Kloster Goseck schief gegenüber liegt, auf einem abgetrennten Hügel der östlichen Grenzberge des Saalthales, die wegen ihrer bequemen Lage viel besuchte Schönburg über dem Dorfe gleiches Namens. Zwischen Goseck und Schönburg fließt die Saale in einem schmalen Thale, nach Weißenfels hinunter.

Wende dich nun zur linken Seite des Saalthales. Auch hier wird die Fernsicht von einer Bergkette begrenzt, die vom Unstrutthale bei Freiburg beginnend, der Klosterschule Pforte (Himmelspforte) gegenüber fortlaufend, bis zu dem in neuern Zeiten vielbesuchten

Badeorte Kösen sich erstreckt. Pforte so wie Kösen sind durch den, jener Bergkette gegenüberliegenden, Pfortenberg deinem Blicke entzogen. Einen Haupttheil der genannten Bergkette bildet der sogenannte Saalberg, über welchen die scheidende Abendsonne ihre letzten Strahlen nach dem freundlichen Naumburg sendet. Bei Kösen und Schulpforte treten die Berge von beiden Seiten eben so nahe an die Saale heran, wie unterhalb Goseck und Schönburg. Schon von Jena aus an diese Nähe der Berge gewöhnt, sucht die Saale nur an sehr wenig Stellen einen freien Lauf, nachdem sie das breite naumburger Thal begrüßt hat. Wie ein Silberstreifen schmiegt sie sich an die genannten Bergketten an und bleibt auf diese Weise in ihrem halbrunden Umlaufe um die Stadt durchgängig eine halbe Stunde von derselben entfernt. (Jena, Weißenfels, Merseburg, Halle werden von der Saale unmittelbar berührt oder durchströmt.) Naumburg liegt demnach nicht auf dem Boden des großen Kessels, den die umliegenden Berge bilden, so daß es von dem vereinigten Fluthwasser der Saale und Unstrut bespült werden könnte; die Stadt ist vielmehr auf einem breiten Hügelrücken erbaut der den Namen: der Spechsort führt und dem Galgenberge zur Unterlage dient.

Die drei Bergreihen, welche vor dir liegen, unterscheiden sich von der vierten, auf welcher du stehest, dadurch, daß erstere bis an den hohen Waldscheitel hinauf durchgängig mit Weinreben bepflanzt sind, indeß die letztere auf ihren ebenfalls bebauten Flächen nur Körner, nicht Beeren spendet.

Die stattlichen Weinbergshäuser, welche sich oft nur wenig über den Wasserspiegel der Saale erheben, oft aber auch der Fernsicht halber an den steilsten Bergabhängen erbaut sind, zeigen sattsam, daß der Städter heitre Geselligkeit nicht weniger liebt, als gefüllte Keller.

Ehe wir zur Stadt hinabsteigen so blicke noch einmal nach den erwähnten Berghöhen. Ueber jenen Saalberg rollte im J. 1806 der Schlachtdonner von Auerstädt und Hassenhausen hernieder und verkündete den ungläubigen Naumburgern, daß die herrliche Erbkrone Friedrichs des Großen in den Staub getreten sey. Ueber jenes Luftschiff, über jene Hennenberge, über jenen Saalberg floh im J. 1813 der noch immer mächtige Kronenräuber, um auf vaterländischen Boden das eigne Scepter zersplittern zu sehen. In beiden Jahren war der Franzmann ein unwillkommner Gast bei den damaligen Weinlesen, nur mit dem Unterschiede, daß ihm die Trauben beim zweiten Male weniger mundeten, als beim ersten Male.

Den Rückweg nach der Stadt nehmen wir durch den Bürgergarten, eine am Abhange des Galgenberges gelegene, gar anmuthige Parkanlage mit einer langen, schattenreichen Kastanienallee, an welcher eine wohlversorgte Tabagie den Lustwandelnden die gewünschten Erfrischungen darreicht.

Ueber die Stadt Naumburg selbst vernimm nun Folgendes:

Wie sich das Heidenthum unsrer Altväter, die von einer wissenschaftlichen Geschichtsüberlieferung an die Kindeskinder nichts wußten,

und römische wie griechische Geschichtsforschung mit aller Macht von sich abwehrten, noch bis heute in fabelhaften Sagen einhüllt, so ruht auch auf den Uranfängen aller der Städte, deren Ursprung in die vorchristliche Zeit fällt, großes Dunkel. Naumburg macht hiervon keine Ausnahme. Daß heidnische Wenden, nachdem sie bis an die Saale ihr Schwerdt getragen hatten, die ersten Hütten erbaut haben, ist sehr wahrscheinlich. Der Name eines Gäßchens in dem heutigen Naumburg: „der Wendenplan" spricht für diese Annahme. Ob Karl der Große zum Besten seiner neubekehrten Sachsen die wendischen Hütten in Besitz nahm; ob Heinrich I., der deutsche Stadterbauer, diese Hütten in eine Stadt verwandelte: beides ist ungewiß. Jedenfalls mußte Naumburg in den zwei Jahrhunderten, die nach dem Tode Karls des Großen verflossen, zu einem bedeutend festen Orte herangewachsen seyn, da schon 1029 der zeizer Bischofssitz (von Kaiser Otto I. 965 gegründet) nach Naumburg verlegt wurde, um denselben vor den räuberischen Anfällen der zurückgedrängten, heidnischen Wenden zu sichern.

Woher der Stadtname entsprungen, wird verschieden angegeben. Einige sind der Meinung, daß der wendische Name durch die Erbauung einer „neuen Burg" verdrängt worden sey, welche der thüringisch — meißnische Markgraf Eckart I. (982 — 1002) daselbst anlegte (Nuenburg, Numburg, Naumburg.) Andre nahmen „Niabor" als den ursprünglich heidnischen Namen an, und denken dabei an Nia, eine slavische Gottheit, und an Bor, einen Fichtenwald. Das letzte Wort habe sich dann, wie bei Brannibor (Brandenburg) in „burg" verwandelt. Die Jetztzeit nennt die Stadt gewöhnlich: Naumburg an der Saale, zum Unterschiede von den beiden schlesischen Städten: Naumburg am Bober und Naumburg an der Queis. Naumburg liegt an einer der Hauptverbindungsstraßen zwischen dem Süden und Norden Deutschlands; daher sah es schon seit Jahrhunderten die vaterländischen Friedensboten, wie die Kriegsfurien durch seine Mauern eilen und wurde von dem Wohl oder Wehe der großen Ereignisse unmittelbar berührt.

Die Geschichte der Stadt bis in's 16. Jahrhundert knüpft sich am besten an die der Bischöfe an, welche, wie ihr römischer Altmeister im Großen, so hier im Kleinen die weltliche Macht je länger desto mehr in den Hintergrund zu drängen wußten. Von den 43 Bischöfen, welche in den zeiz-naumburger Stifte den Krummstab führten, residirten nur die 3 ersten zu Zeiz. Die beiden ersten **Hugo I.** und **Friedrich** mußten von den, mit den Böhmen verbundenen Wenden viele Drangsale erdulden. Unter dem dritten, **Hugo II.**, der auf gleiche Weise sein zeizer Gebiet von den wilden Horden alljährlich verheert sehen mußte, fing **Eckart I.** Margraf von Meißen, im J. 999, nachdem er Eckardtsberge als seine zukünftige Residenz erbaut hatte, den kühnen Bau der naumburger Domkirche an, ein Bau, der freilich erst 1249 vollendet wurde. Derselbe Eckart gründete auch zu Naumburg das Georgenkloster, welches seine Gebeine aufnahm, nachdem er durch Meuchelmord gefallen war und

eine Zeitlang zu Großjena bei Naumburg begraben gelegen hatte. Eckarts beide Söhne und seine Gemahlin, welche den Klosterbau vollendeten, sorgten für diese Ausgrabung und Beisetzung des schmerzlich Beweinten.

Der vierte Bischof Helewards verlegte 1029, wie schon erwähnt, mit Zustimmung des Papstes Johann XX. seinen Sitz nach Naumburg, das fester als Zeiz und den heidnischen Barbaren nicht so leicht erreichbar war. Eckarts hinterlassene Söhne, die beiden meißner Markgrafen Hermann und Eckart der II., denen das naumburger Gebiet gehörte, willigten gern in diese Verlegung und behielten sich aus reiner Frömmigkeit blos die Erb- und Schutzherrschaft über Naumburg vor. Viele der zu Zeiz zurückgelassenen Canonici, welche diesen Wechsel mißbilligten, bildeten von nun an ein Collegiat — oder Nebenstift, das seine alten Rechte nicht geschmälert wissen wollte und 2 Jahrhunderte hindurch gegen die naumburger Brüder einen ärgerlichen Federkrieg führte.

Von den nächsten Bischöfen ist vorzüglich Eppo oder Eberhard zu nennen, welcher den Krummstab eben so kräftig zu führen wußte, wie das Schwert. Er war in allen Wechselfällen, welche den unglücklichen Kaiser Heinrich IV. trafen, dessen treuer Bundesgenosse, gerieth 1061 in ungarische Gefangenschaft, aus der er jedoch bald erlöst wurde, und ertrank auf einem Kriegszuge gegen den vom Papste eingesetzten Gegenkaiser, Rudolph von Schwaben, in einem Bache bei Würzburg. Aus Dankbarkeit schenkte Heinrich IV. dem Stifte die Städte Grimma und Dschatz und erweiterte dessen Gebiet bis in die Gegend von Gera und Ronneburg. Seine Nachfolger gehörten zu den wenigen Kirchenfürsten, welche nach seinem Vorgange dem geächteten Kaiser unverbrüchliche Treue bewahrten und fast nimmt es Wunder, daß in jenen Tagen der päpstliche Bannstrahl nicht auch gegen Naumburgs Mauern gezückt hat.

Nicht mit dem Schwerte, wohl aber durch Rede und Schrift vertheidigte der gelehrte Bischof Wolfram (1089 — 1110) die gerechte Sache seines kaiserlichen Freundes.

Einen noch größern Ruhm unter den Gelehrten seiner Zeit erwarb sich dessen Nachfolger, der fromme Theoderich I. (1110—1123). Unter ihm wurde Naumburg, nachdem es schon vorher 1069 von Dedo, Markgrafen von Meißen, wiewohl vergeblich, belagert gewesen war, wegen der Hülfe, die es dem Kaiser Heinrich V. gesendet hatte, von den erbitterten Feinden desselben erstürmt. Sechs Jahre lang wüthete damals die Kriegsflamme in der naumburger Gegend. Theodorich half mit väterlicher Milde und Weisheit, wo er helfen konnte. Im J. 1114 gründete er das in der Folgezeit so berühmt gewordene Kloster Bosau bei Zeiz, nicht ahnend, daß er hier durch Meuchelmord fallen werde. Benno, ein Laienbruder dieses Klosters, einem wendischen Adelsstamme entsprossen, war wegen seiner zügellosen Fleischeslust von Theodorich gar oft ermahnt worden. Verstockten Herzens sann der unverbesserliche Sünder auf Rache. Als der ehrwürdige Bischof eines Tages sein Kloster besuchte und am Hochaltare betend auf den Knieen lag, so stach ihn der entartete

Klosterbruder so tief in den Nacken, daß er nach drei Tagen starb. Seine Gebeine ruhen an derselben Stelle, wo er, zum Himmel gewendet der völkischen Todesstoß empfing. Durch das ganze Stift verbreitete sich Entsetzen und Grauen, als das Jammernde des vielgeliebten Hirten ruchbar wurde. — Ob Theoderich auch das Moritzkloster in Naumburg gegründet habe, ist unentschieden. Viele halten seinen Nachfolger Richwin (1123 — 1125) für den Erbauer dieses Augustinerklosters. — Der nachfolgende Bischof Udo I. (1125—1148) stammte aus fürstlichem Geblüte. Er war ein Sohn des thüringischen Landgrafen Ludwig des Springers und starb an den Folgen eines mit allzu großer Eile genommenen Jordanbades im gelobten Lande, wohin er den Kaiser Konrad begleitet hatte. Sein Leichnam wurde nach Verlauf eines Jahres in das Vaterland zurückgebracht und im bamberger Dome beigesetzt.

Sein Nachfolger Günther II. starb schon 1150. Der Bischof Wichmann (1150 — 1154) wird von seinen Zeitgenossen zu den ersten Gelehrten der damaligen Zeit gezählt. Er hatte 20 Jahre lang zu Paris gelebt und mit deutschem Fleiße die herrlichen Blüthen der dort gepflegten Wissenschaften gesammelt. Als Halberstädter Probst wurde er nach Naumburg berufen, von da wieder als Erzbischof nach Magdeburg. Sein Bruder Berthold I. (1154 — 1160), ein sittlich frenger Mann, übernahm den Krummstab. Dieser Berthold war es, der mit geschickter Hand die klösterliche Unzucht jener Tage entlarvte und einen Mönch des naumburger Moritzklosters ersäufen ließ, weil derselbe eine Bürgersfrau verführt hatte. Udo II. (1160 — 1185) nahm den Ruhm eines still-frommen Seelenhirten mit in's Grab. — Berthold II. (1185 — 1206) bewährte sich im dritten Kreuzzuge als einen tüchtigen Krieger und ließ in der ihm zugehörigen, nahe gelegenen Schönburg eigne Münzen schlagen. Doch vergaß er über diesen weltlichen Dingen keineswegs die geistliche Pflege seines Stifts, dem er zwei Schulen schenkte. Damals gewiß ein sehr verdienstliches Werk! —

Von 1207 — 1243 leitete Engelhard, ein gewandter Politiker, die bischöflichen Geschäfte. Ihm gelang es, den 200jährigen Rangstreit mit den zeizer Stifte zu dem Ende zu bringen, daß die dasigen Canonici allem Einflusse auf die naumburger Bischofswahl entsagten, daß aber ihrem Probste, den sie ganz selbstständig wählen durften, die dritte Stimme nach dem naumburger Probste zukommen sollte. Zugleich bestimmte eine päpstliche Bulle, daß jeder, der hinfort den naumburger Bischof schimpfweise einen Bischof von Zeiz nennen würde, eine Strafe von 100 Pfund Goldes zahlen müsse. — Engelhard wußte die schönburger Münze geschickt zu erweitern und gegen die Eingriffe der wirklichen Macht sicher zu stellen, so daß von nun an die naumburger Bischöfe ungestört ihr-eignes Geld schlugen. Das Recht, neue Burgen zu erbauen, konnte er, trotz aller Unterhandlungen, vom meißner Markgrafen nicht erlangen; doch gestattete ihm dieser, in der Markgrafschaft die alten Burgen wieder herzustellen. Hier fragt man billig: hatte Engelhard so viele und mächtige Feinde, daß

er nur hinter Burgmauern sicher zu sein hoffen durfte, oder trieb ihn seine Ehr- und Herrschbegierde, auf deutschem Boden eine zweite Engelsburg zu erbauen? Letzteres ist wohl das Wahrscheinlichere. Vier Jahre vor seinem Tode erhielt er vom Papste den ehrenvollen Auftrag, alle Klöster des gesammten Erzbisthums Magdeburg zu inspiciren. Seine Gebeine ruhen in der Domkirche zu Naumburg.

Den bischöflichen Stuhl bestieg nun Theoderich II. (1243—1272), der leibliche Bruder des Markgrafen Heinrichs des Erlauchten. Unter ihm wurde, wie wir schon oben erwähnten, 1249 der herrliche Bau der Domkirche vollendet. Er starb ruhiger als sein früherer Namensbruder, mit dem er im Wort und Wandel seelenverwandt war.

Der Bischof Meinher (1272—1281) wußte durch weise Sparsamkeit die Stiftskasse wieder zu füllen, die durch die beträchtlichen Unkosten des Dombaues leer geworden war. Er sank als ein guter Hirt in die Gruft.

Ludolf und Batherius starben binnen 5 Jahren kurz nach einander. — Ein kräftiges Oberhaupt erhielt das Stift in Bruno (1286—1304), der 1292 mit seinen Naumburgern gegen den Raubritter Konrad von Güldenberg zu Felde zog. Derselbe hatte auf seiner nahen, hinter Kösen gelegenen Rudolphsburg (jetzt eine schöne, vielbesuchte Ruine auf einem jähen Felsen über der Saale) den päpstlichen Bannstrahl verlacht, wurde aber endlich unter den Trümmern seiner Burg begraben. Zwei Jahre später kämpften die Naumburger ritterlich auf ihren eignen Mauern. Der Kaiser Adolph von Nassau nämlich, der die gegen ihn aufgetretenen Söhne des thüringer Landgrafen Albrecht des „Unartigen" strafen wollte, rückte auf seinem Kriegszuge durch Thüringen auch vor Naumburg. Nur durch die Verrätherei zweier freiburger Bürger, welche nach dem Falle der vom Kaiser eroberten Freiburg von den naumburger Bürgern mitleidig aufgenommen worden waren, fiel die Stadt nach der tapfersten Vertheidigung in die Hände des Kaisers und mußte hart büßen. Der damalige Bürgermeister Friedrich Weberling bewies seine Meisterschaft auf eine herrliche Weise. Als nämlich der Kaiser wider sein gegebenes Wort den genannten Bürgermeister mit 19 Rathsvorstehern enthaupten lassen wollte, so wußte ersterer, wie früher das Schwert, so nun das Wort so kräftig zu führen, daß der Kaiser, den die Rede des schlichten Bürgers tief ergriffen hatte, von aller weitern Gewaltthat gegen die Gefangenen und gegen die Stadt abstand. *)

Nach diesen Tagen der Angst und Trübsal hatte Bruno keine größere Sorge, als daß er die Stadt für künftige Unglücksfälle noch

*) Weberlings Rede enthielt Folgendes. Er wolle es einem römischen Kaiser aus dem gräflich-nassauischen Hause, welches sonst wegen seiner Demuth und Sanftmuth im ganzen heiligen, römischen Reiche so hoch gerühmt worden wäre gar nicht zutrauen, daß er, wider verbrieften Accord, ihnen, die sich keiner bösen That schuldig gemacht, sondern blos als

mehr befestigte. Als der vielgeprüfte Pilger sein Ende herannahen fühlte, ließ er im Hinblick auf die alttestamentlichen Patriarchen den Fußboden mit Asche bestreuen, auf welche er sich niederlegte und unter heißen Gebeten verschied.

Ulrichs I. Bischofsamt (1304 — 1316) blieb frei von Stürmen, wie sie die letzten Jahre gebracht hatten — Heinrich I. 1316 — wußte mit Glück die ohnehin schon losen Bande abzustreifen, durch welche bis dahin die weltliche Macht den Krummstab umschlungen hielt. Er umgab 1332 die Domfreiheit mit Wallgraben und Mauer, zum Zeichen, daß er mit seiner Klerisei dem Laienvolke Trotz bieten werde, falls das Schwert jemals den Ausschlag geben sollte. Sein bald darauf erfolgter Tod ließ es nicht zu ernstlichen Reibungen kommen.

Bis Anfang des nächsten Jahrhunderts folgten 7 Bischöfe, von denen wir nur Johann I. (1347 bis 1352) nennen. Er war einer der wenigen, die als hochgestellte Seelenhirten zum Aergerniß aller Frommen ihren Bauch zum Gott machten. Niedere Wollust war seines Lebens Stern, dessen Licht ihm bis zum letzten Odemzuge leuchtete. Als sich viele geladene Zechgenossen zur Feier seines Geburtstages eingefunden hatten, wollte der sittenlose Oberhirt mit einer Buhlschwester den ersten Reigen anführen, sank aber, vom Wein und von der Liebe berauscht, plötzlich todt zu Boden. Eine Ruhestätte in der Bischofsgruft wurde ihm mit Recht verweigert. Würden doch durch eine solche Zugabe die Gebeine so manches frommen Vorgängers entweiht worden seyn! — Gerhard II. (1409 — 1422) stand nach der Sage zu Kostnitz neben dem Scheiterhaufen des böhmischen Huß, den er mit sophistischer Unduldsamkeit („einem Ketzer braucht man nicht Wort zu halten") hatte verdammen helfen. Dieselbe Sage läßt seinen Nachfolger Johann II. (1422 — 1434) mit seinen Naumburgern hart büßen für diese Gewaltthat. Im Jahre 1432 nämlich (wir folgen der heute noch nicht verschollenen Volkssage) führte der gefürchtete Procopius 40,000 seiner fanatisirten Hussiten auf einem Streifzuge durch die deutschen Lande auch vor Naumburg, um Rache zu nehmen an dem genannten Gerhardt II., als einem der Mörder des Huß, oder falls dieser nicht mehr am Leben wäre, doch wenigstens dessen Capitelsbrüder zu züchtigen und die

---

ehrbare und unbeschuldigte Leute bei ihren beiden Erb- und Schutzherrn ihren obliegenden Pflichten armöß, bis auf's Aeußerste treulich aufarbeiten hörten, auf eine so schmähliche und schimpfliche Rede das Leben nehmen lassen werde; sollte es aber wider alles Verbessen, wider alle Ehrbarkeit und Billigkeit doch geschehen, daß er nebst den Andern den Tod leiden solle, so wolle er für sein Theil deswegen ganz unerschrocken syn; das aber solle der Kayser wissen, daß er ihn sobald er verschieden wäre, hinwiederum vor den Richterstuhl Gottes citirt und vorgeladen haben wolle, um daselbst dieser und anderer Vergehungen wegen Rede und Antwort zu geben, daß dann gewiß ein schweres Urtheil über ihn ergehen würde und solle dieses nicht lange anstehen, daß er sich stellen müsse, weil er (Wiederling) solches gewiß vor Gott im Himmel erlangen wolle. —

Stätte, wo er sein verhaßtes Regiment geführt, mit Feuer und Schwert zu verwüsten.

Altenburg, Plauen, Hof und viele andere Städte hatten es schon erfahren, wie schnell die Hussiten ihren Drohungen die That nachfolgen zu lassen pflegten. Die furchtbaren Schaaren lagerten auf dem schon genannten Galgenberge. Auf alles Flehen und Bitten der geängsteten Bürger erscholl das hussitische Schreckenswort: die Stadt muß eine Ehrenfackel werden für unsern geopferten Huß! — Da rieth der Viertelsmeister Wolf, sämmtliche Kinder, in weiße Sterbekleider gehüllt ins feindliche Lager zu führen, um durch ihren Anblick die rauhen Kriegerherzen zu erweichen. Nach langem Sträuben der Mütter, welche ihre Lieblinge nicht von sich lassen wollten, wurde dieses letzte Mittel am 28. Juli versucht. Procopius befahl nicht den Mord so vieler Unschuldigen, sondern schenkte ihnen und ihren Eltern Gnade. Seine Soldaten mußten den Kleinen Kirschen und Wein reichen. Am Abende empfingen die Kinder grüne Reiser und die Weisung, nach der Stadt zurückzukehren und die harrenden Eltern mit dem Jubelrufe zu begrüßen: Hussia Victoria! (Wir bringen euch den Sieg über die Hussiten zurück!) In der nächsten Nacht hatte Procopius sein Lager abgebrochen und war mit seinen Racheschaaren verschwunden. —

Glaubwürdige Urkunden über dieses Ereigniß sind nicht vorhanden. Nur die Sage hat der naumburger Kinderwelt diesen herrlichen Ehrensieg einer wehrlosen Unschuld zugeeignet. Diese Sage aber wird nicht verklingen, so lange ihr die Mit- und Nachwelt 2 Säulen läßt, auf denen sie bisher ruhte. Die eine ist ein Bühnenstück, welches den Namen der Stadt und die Kunde über ihre einstige Bedrängniß weiter getragen hat, als es irgend eine Zunge oder Feder vermocht hätte. Nachdem schon Mehrere den anziehenden Stoff der alten Sage minder glücklich behandelt hatten, schrieb von Kotzebue am Anfange dieses Jahrhunderts seine „Hussiten vor Naumburg." An allen Orten, wo der Name Huß einen guten Klang hat, wurde dieses Stück mit wohlverdientem Beifalle aufgenommen. — Die zweite, viel ältere Säule ist ein hochgefeiertes Kinderfest (in neuern Zeiten ein wahres Volksfest): das sogenannte naumburger Kirschfest. In jedem Jahre ziehen nämlich am Montage nach Jacobi (die ungefähre Zeit jenes verhängnißvollen 28. Juli) Mittag 1 Uhr die Schulknaben der ganzen Stadt mit Fahnen und Musikchören, geführt von ihren Lehrern, in die Stadtkirche, singen daselbst ein „Nun danket alle Gott," schließen dann auf dem Markte vor dem Rathhause einen großen Kreis, stimmen einige auf das Fest bezügliche „Kirschfestlieder" an und eilen dann mit frohem Jubel, jedoch in der alten Festordnung, der unmittelbar vor der Stadt gelegenen Vogelwiese zu. Die an die einzelnen Knaben ausgetheilten Kirschen erinnern an die erste Fruchtspende aus der nur einmal unblutigen Hussitenhand. Die größern Knaben schießen mit Armbrüsten nach hölzernen Vögeln, die kleinern jubeln mit grünen Reisern hinter einzelnen Tambours her und rufen das alte: Heisa Victoria! Gegen 100 Zelte, von denen jedes einzelne 20 — 30 Personen (gewöhnlich einige befreundete

Familien, die sich vereinen) aufnimmt, umschließen die Vogelwiese und gewähren Schutz gegen die Unbilden des Wetters. Bis zum späten Abende wogen Tausende von Einheimischen und Fremden durch einander, die Freude der Kleinen fördernd und mit genießend. So manche stille Zähre in des Vaters, in der Mutter Auge giebt Zeugniß, daß hier das Herz warm ist. Der Dienstag ist auf gleiche Weise der harmlosen Freude gewidmet. Am Donnerstage halten alle Schulmädchen, mit weißen Feierkleidern angethan, ganz auf dieselbe Weise, wie die Knaben am Montage, ihren Auszug und beginnen dann auf der Wiese die für die weibliche Jugend passenden Spiele. Kirschen, grüne Reiser und das Heisa Victoria! fehlen auch hier nicht. Der Freitag giebt dem Feste das Ende.

Das ist die Feier des vielbesuchten naumburger Kirschfestes in der Gegenwart. Da die klassischen Geschichtsbücher verneinen, daß die Hussiten in der Sommerszeit (woran doch die Kirschen und grünen Reiser erinnern) vor Naumburg gestanden haben und höchstens nur einen Winterbesuch der wilden Gäste im December oder Januar als möglich, aber keineswegs als wahrscheinlich zugeben, so haben Einige angenommen, daß das erwähnte Kirschfest nichts weiter sei als die Erweiterung eines frühern Brunnenfestes, Andere denken an eine wirkliche Belagerung Naumburg's, aber nicht durch die Hussiten, sondern durch ein böhmisches Hülfscorps in dem bald zu erwähnenden sächsischen Bruderkriege, insofern nämlich in jener Zeit Hussit und Böhme für einerlei gegolten habe. Wie dem auch sei, nur ungern läßt man die schöne Sage in die leeren Schatten einer bloßen Erdichtung zerfließen, nur ungern sieht man dem seltenen Kinderfeste die, wenn auch nur sagenhafte, Grundlage wegreißen, „nur ungern möchte man den frommen und fruchtbaren Glauben an eine Begebenheit wankend machen, die seit Jahrhunderten für die Bewohner Naumburg's die Quelle herzerhebender Gefühle war.“ —

Wir kehren nun zu unsern Bischöfen zurück:

Haben (wie es die Sage will) Johann II. und die Stadt nicht gezittert vor den racheschnaubenden Hussiten, so sandte doch bald Böhmen, das Vaterland dieser zügellosen Schaaren, andere Dränger.

Der Bischof Peter (1434 — 1463), ein nicht minder friedfertiger, als auch für die Stunde der Gefahr kampfgerüsteter Kirchenfürst, mußte es schmerzlich empfinden, wie unheilbringend es sei, wenn Brüder nicht einträchtig sind, sondern in Zwietracht das Schwert gegen einander zücken. In dem blutigen, sächsischen Bruderkriege (1447 — 1451), wo der Herzog Wilhelm seinem ältern Bruder, dem Kurfürsten Friedrich, „dem Sanftmüthigen,“ wegen einer unter sich geschehenen Ländertheilung, feindlich gegenüber stand, hielt es Peter mit dem Kurfürsten. Der Herzog, mit dem er früher verbündet gewesen, ließ solchen Abfall dem Bischofe schwer entgelten. Nachdem letzterer im Vereine mit dem Erzbischofe von Magdeburg, dem Bischofe von Merseburg und mehreren weltlichen Fürsten in der Georgenkirche zu Naumburg und einige Wochen später auf einer zweiten, großen Versammlung, die unter der großen Linde vor eben dieser

Georgenkirche gehalten wurde, vergeblich versucht hatte, die feindlichen Brüder zu vereinen, so fielen die 9000 Böhmen, welche der Herzog Wilhelm im Geheimen für schweres Geld als seine Hülfsgenossen herbeigerufen hatte, in Thüringen ein und plünderten und verheerten vorzüglich die Gebiete der Bischöfe von Naumburg und Merseburg. Vielleicht waren diese Böhmen Ueberbleibsel jenes Raubgesindels, das den Fußtapfen der Hussiten zu folgen pflegte, und dem es nicht um den reinen Glauben, sondern nur um Sättigung viehischer Lüste und um volle Säckel zu thun war. Geschaden die damaligen Gräuelthaten nicht auf ausdrücklichen Befehl des Herzogs, so war es im J. 1450 dieser selbst, der die wilden Böhmen mit seinen eignen Schaaren nach Naumburg, Zeiz und Altenburg führte, und daselbst schrecklich hauste. Auf seinem Rückzuge nach Thüringen wurden allein um Eckartsberga, Buttstedt und Wiehe herum 60 Dörfer in Asche gelegt. Nachdem der Herzog in demselben Jahre das Gebiet des Bischof Peter noch einmal bedroht hatte, wurde endlich der langersehnte Bruderfriede vermittelt. Friedrich der „Sanftmüthige" hatte nämlich einem Kriegsmanne, der seine „Donnerbüchse" auf das Zelt des Herzogs richten und mit einem Schusse dem Kriege ein Ziel setzen wollte, geantwortet: „Schieße, wohin Du willst, nur triff meinen Bruder nicht." — Dieses eine, ächte Bruderwort, sowie vielleicht auch die aus der Ferne drohende Reichsacht nahmen dem Herzog Wilhelm das Schwert aus der Hand. Im Januar 1451 kam zu Naumburg eine wahre und aufrichtige Versöhnung zu Stande. — Peter war während dieser Stürme unermüdlich in der treuen Pflege seiner Stiftsbefohlenen. Aber freilich reichte seine Hülfe nicht allenthalben aus, zumal da während seiner Amtsführung zwei große Brände die Stadt heimsuchten. Der eine legte 1446 beinahe die ganze Stadt in Asche, der andere zerstörte 1454 mehrere der neuaufgebauten Straßen und das Rathhaus. Theoderich III. (1463 — 1466) schätzte die Wissenschaften sehr hoch und war ein Vater der Armen. Heinrich II. (1466 — 1480) war ein großer Freund der Bürger, mit denen er fast zu brüderlich verkehrte. Unter ihm verheerte 1473 abermals eine ungeheure Feuersbrunst die arme Stadt.

Theoderich IV. (1480 — 1492) revidirte 1481, freilich erst nachdrücklich vom Kurfürsten Ernst dazu aufgefordert, die stiftischen Nonnenklöster, in welchen von sittlicher Zucht und Ordnung damals kaum die Rede war. Im J. 1486 führte Theoderich eine neue Kopfsteuer ein. Sowohl die Laien wie die Geistlichen mußten von einem Vermögen von 100 Gulden 4 Gulden, von 100 Groschen 2 Groschen abgeben. Dienstleute, die jährlich weniger als 100 Groschen verdienten, mußten gleichwohl die 2 Groschen zahlen. Reiche, welche die Größe ihres Besitzthums nicht öffentlich bekannt werden lassen wollten, sollten ein Register ihrer Güter heimlich in den Kirchenkasten der St. Wenzelskirche niederlegen. Wer dawider handle, falle in den Bann. Absolution vom Banne finde dann nur derjenige, welcher für jeden verheimlichten Groschen einen Gulden bezahle. Ein würdiges Seitenstück zu den päpstlichen „Jubeljahren," welche

aller 50 Jahre, dann aller 25 Jahre und endlich, so oft es dem römischen Kirchenfürsten beliebte durch die ausgedehnteste Sündenvergebung ungeheure Geldsummen auf dem Stuhle Petri niederlegten. — Das Regiment dieses Bischofs ist auch noch dadurch merkwürdig, daß 1486 durch den sogenannten „naumburger Schied" Sachsen in zwei Theile, in das ernestinische und albertinische Sachsen, getrennt wurde. Johann III. (1492 bis 1517) setzte aus freiem Antriebe die Revision der Klöster fort und hielt vorzüglich in den Nonnenklöstern eine gar strenge Zucht. Nach dem Zeugnisse Aller war dieser Bischof ein sehr schöner Mann von herculischer Gestalt. Die Bürger und Bauern, vorzüglich die ärmern, denen er öfters die Abgaben erließ, rühmten seine Huld und Freundlichkeit. Nicht so die Geistlichen, die für seinen Leichenstein in der Domkirche keine andern Worte fanden, als: „Bischof Johannes anno 1516." Johann hinterließ einen größern Stiftsschatz, als alle seine Vorgänger, nämlich 8000 schwere Gulden.

In seinem Todesjahre 1517 (das die Mönche fälschlich 1516 angeben) brannten abermals 770 Häuser nieder. Den unglücklichen Bürgern wurden von allen Seiten Unterstützungen zugesandt. Auch Luther sandte von Wittenberg aus eine seiner Schriften, durch deren Verkauf eine schöne Summe gewonnen wurde. Leider, leider wütheten schon 1518 kurz vor der Peter-Paulmesse von neuem die Flammen und zerstörten auch Vieles an der Stadtkirche. Man konnte damals vom Markte aus durch die 5 Stadtthore hinaussehen.

Wir erwähnen hier sogleich noch einen dritten großen Brand. Im J. 1532 brannte der andere Hauptheil der Stadt, die sogenannte „Freiheit" nieder, gleichsam als ob die Naumburger an das Feuer hätten erinnert werden sollen, dessen weitreichende Flammen schon seit beinahe 2 Jahrzehnten so manchen morschen Bau finstern Aberglaubens und römischen Priesterbetruges zerstört hatten. Ein Vater und sein Sohn, welche man damals der Brandstiftung überführte, wurden nach dem Gerichtsbrauche jener Zeit mit glühenden Zangen zerfleischt, dann an den Armen und Füßen gerädert und endlich auf einem Holzstoße langsam zu Asche verbrannt.

In Johann's Nachfolger finden wir ein gekröntes Haupt, Philipp nämlich (1517 — 1541), den Herzog von Baiern und Pfalzgraf am Rhein, der, weil er schon vorher auch das Bischofsamt zu Freisingen übernommen hatte, daselbst wohnen blieb und nur höchst selten nach Naumburg kam. Seine Stellvertreter verwalteten unter seiner Aufsicht das Stift. Der Kurfürst Johann Friedrich, Luthers treuer Schutzherr, mißbilligte mehr als einmal dieses Auswärtsleben des Bischof, der ihn seinen „Herrn Nachbar" nennt und die herkömmliche Uebergabe der Steuerregister verweigerte. Der Kurfürst richtete wenig aus, bekam aber bald Gelegenheit, seine landesherrlichen Rechte geltend zu machen.

Der Lutherfunke war langsam, aber tief in die Herzen der Bürger gefallen. Die 1517 vom großen Reformator geschenkte Schrift,

so wie manche andere seiner Beichtschriften wurde viel gekauft und begierig gelesen. Der schlaue Ablaßprediger Tezel war zwar, nach einem vorausgesandten apostolischen Schreiben, am 1. März 1517 unter dem Geläute aller Glocken von den Domherrn, von den Brüderschaften der beiden Stadtklöster, vom Stadtrathe und von der gesammten Bürgerschaft feierlichst in die Stadt eingeholt worden. Aber seine Geschäfte mit den Ablaßzetteln waren nicht von Bedeutung, da nur dem niedern Volke seine heillose Sündenmäkelei behagte. Der wormser Triumphzug führte unsern Luther durch Naumburgs Mauern und Viele begrüßten schon damals freudig das Morgenroth des neuen Kirchenhimmels. Die Afterfreiheit, welche Thomas Münzer in seinem Bauernaufruhre predigte, brachte auch 40 naumburger Bürger in den Kerker. Dr. Pfeffinger, der 1520 in der Stadtkirche die erste evangelische Predigt gehalten hatte, mußte auf gleiche Weise in den Kerker wandern. Denn der Bischof Philipp sandte von Freisingen aus treue Helfershelfer, welche sein naumburger Stift von aller Ketzerei rein erhalten sollten. Aber der Lichtstrom der sich durch die deutschen Auen ergoß, war nach dem wormser Tagen und nach der Aussendung des verdeutschten neuen Testamentes nicht mehr aufzuhalten. Schon 1525 mußte das naumburger Capitel den Magister Lange das erste lutherische Predigtamt an der St. Wenzelskirche übernehmen sehen. Philipps Drohungen, gekräftigt durch den Kaiser Karl V. selbst, der den Naumburgern die Messe entziehen wollte, zwangen freilich den Magistrat, 1529 den vielgehörten Lange († starb 1548 als Superintendent zu Koburg) aus der Stadt zu weisen. Als aber der Bischof auch in den nächsten Jahren die Bemühungen der Bürgerschaft, einen evangelischen Prediger zu erhalten, auf alle Weise zu vereiteln gewußt hatte, da wandte man sich endlich 1537 an den Kurfürsten Johann Friedrich, der noch in demselben Jahre auf Luther's Empfehlung folgende Prediger sandte: den Dr. Medler als Oberpfarrer und den M. Schumann als Diaconus für die Stadtkirche und Kaspar Hecht für die Othmarskirche. Schon im J 1536 hatte Luther auf Verlangen der Bürger seine wittenberger Freunde, Dr. Justus Jonas (den nachherigen Reformator des hallischen Kirchenwesens) und Dr. Hieronymus Weller gesandt, welche vom grünen Donnerstage bis 8 Tage nach Ostern wechselsweise predigten, Beichte und Abendmahl hielten und die übrigen Pfarrgeschäfte besorgten. Auf dringendes Bitten des Stadtrathes kam Dr. Jonas kurz darauf noch einmal nach Naumburg und verwaltete das Pfarramt an der St. Wenzelskirche bis Mitte September. Kurz vor seinem Weggange weihete er am 8. September 1536 den aus der Nähe der Stadtkirche vor das Marienthor verlegten Gottesacker durch eine Predigt ein.

Der Bischof Philipp versuchte vergeblich, die kurfürstlichen Anordnungen rückgängig zu machen. Sein Tod (1541) überhob ihn ohnehin bald alles Widerstrebens.

Der Kurfürst ging jetzt noch weiter. Er hielt dafür, daß jetzt die Zeit gekommen sei, durch die Einsetzung eines evangelischen,

Bischofs am Besten für das Stift zu sorgen. Er verbot allen Stiftskirchen, zu Ehren des verstorbenen Bischofs Seelenmessen zu halten, verwarf die von den Kapitelbrüdern eiligst unternommene Wahl eines neuen Bischofs, des bisherigen Propstes Julius von Pflug und berief Nicolaus von Amsdorf, welchen Luther 1524 als ersten evangelischen Prediger nach Magdeburg gebracht hatte, als den stiftischen Oberhirten mit einem Gehalte von 600 Gulden. Früher war des Kurfürsten Augenmerk bei dieser Wahl auf Luthern selbst und auf den genannten Dr. Medler gerichtet gewesen. Beide verweigerten jedoch die Annahme der bischöflichen Würde.*) Wohl aber erschien Luther mit seinem getreuen Melanchthon in Naumburg und ordinirte in Gegenwart des Kurfürsten und anderer gekrönter Häupter Nicolaus von Amsdorf zum ersten (und letzten!) protestantischen Bischof. Dieß geschah am 20. Januar 1542 in der Domkirche, wo Luther auch selbst predigte. Die Bürgerschaft jubelte über diesen errungenen Sieg. Der Adel dagegen hielt es mit dem, vom Kaiser Karl V. begünstigten, Julius von Pflug und verweigerte dem ordinirten Gegenbischof die verlangte Huldigung. Der Kurfürst glaubte nicht auf halben Wege stehen bleiben zu dürfen. Viele Adliche, des Verrathes gegen den Kurfürsten und gegen das gereinigte Evangelium angeklagt, setzte er theils gefangen, theils vertrieb er sie aus ihren Besitzungen.

Wie zu erwarten stand, erregte dieses Verfahren, wie der ganze Hergang der Sache in nahe und fern Staunen und Verwunderung. Auf das Nachdrücklichste forderte 1544 der Kaiser die Entfernung Amsdorfs, und Pflug's Annahme. Der Kurfürst wußte auszuweichen. Da schlug die Unglücksstunde des 25. April 1547. Der Kurfürst verlor die mühlberger Schlacht (an der Elbe) und mit ihr Krone und Reich. Für Nicolaus von Amsdorf war nun kein Weilen mehr; er wich,**) und Julius von Pflug bestieg den so lange verweigerten, katholischen Bischofsstuhl, um — als der letzte seines Glaubens den naumburger Krummstab zu führen.

Am 21. Juni 1547 hielt der sieggekrönte Kaiser seinen Einzug in Naumburg, begleitet von dem, eben erst zum Kurfürsten von Sachsen erhobenen, Herzog Moritz und von dem (durch den niederländischen Freiheitskrieg) übelberüchtigten Herzog von Alba. In seinem Gefolge waren ferner die beiden gefangenen, protestantischen Fürsten, der entthronte Kurfürst Johann Friedrich und der tapfere Landgraf Philipp von Hessen.***)

---

*) Dem Dr. Medler hatte der Kurfürst versprochen: das zeitzer Schloß als Residenz, freie fürstliche Tafel, 5 Pferde und einen Reisewagen nebst der dazu gehörigen Bedienung und 600 Gulden baare Besoldung.

**) Nicolaus von Amsdorf starb 1565 Generalsuperintendent zu Eisenach 82 Jahr alt.

***) Der kaiserliche Beichtvater hatte sich mit Pferden und Bedienung beim Oberpfarrer M. Deutschmann (der sein eigenes Haus in der Engelgasse ein Eckhaus dem Rathskeller gegenüber, bewohnte) einquartirt. Mehrere

Man kann den Bischof Julius nicht geradezu beschuldigen, sein gegebenes Wort, das Lutherthum in seinem Stifte nicht unterdrücken zu wollen, gebrochen zu haben; sein Mitwirken aber bei Abfassung des berüchtigten, für die Protestanten höchst drückenden augsburger Interim*) zeugt keineswegs für ihn, zumal da er dieses Interim in seinem Stifte so streng zur Ausführung brachte. Er zwang 1550 den Stadtrath, den Oberpfarrer M. Deutschmann und die beiden Diaconen an der St. Wenzelskirche, welche das Interim nicht unterschreiben wollten, ihrer Aemter zu entsetzen, so daß die genannte Kirche 5 Jahre lang eigentlich gar keine Prediger hatte. Die Lehrer der lateinischen Stadtschule besorgten die Pfarramtsgeschäfte und predigten auch bisweilen. Außerdem wurden noch viele stiftische Prediger auf Antrieb des Bischofs Julius wegen jenem Interim vertrieben. Julius war ein tüchtiger Gelehrter, vielleicht der Gelehrteste seiner Zeit, dessen Rath, sogar in weltlichen Dingen, dem Kaiser stets willkommen war. Er starb 1564. Im naumburger Dome ist sein Bildniß und seine aus Stein gehauene Statue zu finden. Naumburg war unter Julius zwei Mal (1555 und 1561) der Ort, wo die fürstlichen Häupter der Protestanten Versammlungen hielten, um die Angelegenheiten der lutherischen Kirche zu berathen. Auf der zweiten Versammlung wurde der 1550 abgesetzte Oberpfarrer M. Deutschmann auf die dringenden Bitten der Bürgerschaft wieder in sein Amt eingesetzt. Bei seiner ersten Predigt (am 26. März 1555) hatte derselbe sämmtliche Mit-

---

Feldprediger kamen täglich zu Sr. Hochwürden zum Besuch und der arme Oberpfarrer und seine Gattin hatten vollauf zu thun, um diese Gäste zu bewirthen. Bei dieser Gelegenheit, wo Niemand auf die Kinder Acht haben konnte, fiel einmal das jüngste Töchterchen des Oberpfarrers vor die Stubenthüre und fing an laut zu weinen. Da äußerte einer der fremden Herren auf eine bittre Weise seinen Unwillen und sagte unter anderen, solche Musik in einem geistlichen Hause zu hören, wäre ihnen allen, besonders dem Herrn Beichtvater Sr. kaiserlichen Majestät sehr befremdend und zuwider. — Deutschmann antwortete mit deutscher Geradheit: „Sie hören freilich dergleichen in Ihren Wohnungen nicht, meine Herren; aber Ihre Kinder fallen und weinen doch auch, wie die unsrigen, nur in fremder Leute Häusern." — Diese Antwort wurde so übel aufgenommen, daß Deutschmann sein Haus verlassen und außer demselben sich so lange verbergen halten mußte, bis das kaiserliche Heer die Stadt im Rücken hatte.

*) Um dem saumseligen Papste Paul III. zu zeigen, daß man auch ohne ihn die argen Mißbräuche in der katholischen Kirche abstellen könne, ernannte 1548 der Kaiser Karl V. drei Männer (von katholischer Seite unsern Julius von Pflug und Michael Helding, Weihbischof von Mainz, von protestantischer Seite den brandenburger Hofprediger Johann Agricola), um einen Vergleich abschließen zu lassen, der einstweilen (interim) beide Theile, die Katholiken und Protestanten, befriedigen könnte. Dieses Interim enthielt nun freilich beinahe den ganzen Lehrbegriff der römischen Kirche und nahm den Protestanten, wenn nicht Alles, so doch sehr Viel des bisher Errungenen. Die meiste Schuld trug wohl der ehrsüchtige Agricola, der viel zu viel einräumte, um nur als Friedensstifter glänzen zu können.

glieder der glänzenden Fürstenversammlung als Zuhörer in der St. Wenzelskirche.

Am Schlusse der Geschichte des bischöflichen Regiments erwähnen wir noch die naumburgischen Burggrafen. Wenn solche hie und da bis ohngefähr 100 Jahre vor der Reformation auftreten, so hat man sich darunter Grafen von sehr untergeordneter Gewalt zu denken. Es waren ursprünglich nur kaiserliche Schirmvögte, welche ihres Herrn, ohnehin schwache Rechte in der Stadt Naumburg und im übrigen Stifte wahren sollten. Die nahen osterfelder Grafen (das Städtchen Osterfeld liegt zwei bis drei Stunden von Naumburg) wurden zuerst von den Kaisern zu diesen Vögten ausersehen. Späterhin führen sie den Titel: Burggrafen von Naumburg, ohne gerade in Naumburg selbst gewohnt zu haben. Höherer Titel, schwächere Macht! Die bischöfliche Glorie, die von der römischen Centralsonne ihr blendendes Licht empfing, überstrahlte je länger desto mehr die Burggrafen, die am Ende nur machtlose Titulargrafen unsrer Tage wurden.

Nach Julius Tode traf der damalige Kurfürst August so zweckmäßige Anstalten, daß es weder die beiden Capitel zu Naumburg und Zeiz, noch der Kaiser und Papst versuchten, abermals einen katholischen Bischof einzusetzen. Die ohnehin lutherisch gesinnten Capitularen beschlossen in demselben Jahre 1564 einmüthig, die Verwaltung des Stiftes einem weltlichen Fürsten zu übertragen, und erwählten als den ersten Administrator: Alexander, den ältesten Sohn des Kurfürsten. Da dieser noch unmündig war, so übernahm sein Vater als Vormund die Leitung der stiftischen, weltlichen Angelegenheiten. Einem Consistorium, mit dem Stiftssuperintendent (zu Zeiz wohnend) an der Spitze, wurden die geistlichen Angelegenheiten zugewiesen.

Alexander starb schon 1565. Von nun an war der Kurfürst August der selbstständige Administrator des Stiftes (1565—1586), dessen Bewohner, fast lauter Lutheraner, zu ihm, als einem protestantischen Fürsten, sich mehr hingezogen fühlten, als zu einem katholischen Oberhaupte. Da es dem Kurfürsten weder an Weisheit, noch an gutem Willen fehlte, so waren die Jahre seiner Regierung Segensjahre für das Stift.

Sein Sohn Christian I. war der dritte Administrator (1587—1591). Im Jahre seines Regierungsantrittes erneuerten auf einer Fürstenversammlung zu Naumburg Brandenburg, Sachsen und Hessen ihren gegenseitigen Erbbund. Kurz darauf brachten die Crypto-Calvinisten,*) welche von August früher begünstigt, dann aber unterdrückt worden waren, und die nun Christian I. für sich gewonnen hatten,

*) So nannte man alle diejenigen, welche in Betreff der Abendmahlslehre dem schweizerischen Reformator Calvin mehr anhingen als unserm Luther. Da sie bei Lebzeiten Luthers und auch späterhin nur im Geheimen (crypto) ihre Lehrsätze zu verbreiten wagten, so erhielten sie obigen Namen.

große Unruhe in das Stift. Alle Stiftsprediger wurden 1589 nach Zeiz geladen und bedeutet, daß fortan aller Religionshader, natürlich zum Vortheile der Cryptocalviniſten, aufhören ſolle. Letztere erhielten die einträglichſten Stellen. Sämmtliche Geiſtliche wurden 1591 abermals nach Zeiz beſchieden, um das Verſprechen zu geben, in Zukunft den Exorcismus (Beſchwörung des Teufels) bei der Taufhandlung wegzulaſſen. Das war für jene Zeit zu viel gefordert! — Die Bürger erregten einen Aufruhr, der die kurfürſtlichen Geſandten nöthigte, bei Nacht die Stadt zu verlaſſen. Trotz dieſer vergeblichen Verſuche wußte es die cryptocalviniſtiſche Parthei dahin zu bringen, daß viele Prediger aus ihren Aemtern und dem Stifte vertrieben wurden. Dieſe harte Maßregel wurde auch zu Naumburg ausgeführt, erregte aber daſelbſt einen ernſtlichen Tumult.

Mit dem Tode Chriſtian's war den Calviniſten der Untergang bereitet. Des verſtorbenen Kurfürſten jüngſter Sohn Auguſt wurde zum Adminiſtrator erwählt. Da derſelbe erſt zwei Jahre alt war, ſo übernahm deſſen naher Anverwandter, der Herzog von Weimar, Friedrich Wilhelm, ein entſchiedener Gegner der Calviniſten, die ſtiftiſche Verwaltung. Wurden auch für jetzt noch keine Gewaltmaßregeln ergriffen, ſo blieben dieſe doch nicht lange aus. Als nämlich 1601 Chriſtian, II., der ältſte Sohn des verſtorbenen Kurfürſten, mündig geworden war und die Kurwürde angenommen hatte, warf ſich derſelbe zum Vormund ſeines Bruders Auguſt auf und erhielt ſomit die Adminiſtration des Stiftes. Seine erſten Schritte waren: gewaltſame *) Vertreibung aller calviniſtiſchen Prediger und Wiedereinführung des Exorcismus. Letztere war gewiß weiter nichts als eine leere Wortklauberei, die ſich aber dennoch Jahrhunderte lang auch nach dieſen Stürmen als Symbol der Rechtgläubigkeit erhielt. Die damalige, heilloſe Unduldſamkeit hörte nicht eher auf, als bis der Herzog Auguſt mündig geworden war, der von Dresden aus gar oft ſeine Stiftslande beſuchte und mit väterlicher Milde und Weisheit deren Angelegenheiten leitete von 1608 — 1615. Seine Räthe mußten ihm jedes Geſuch, jeden Antrag, jede Streitſache vorlegen. Letztere entſchied er ſtets ſelbſt und zwar gewöhnlich ſchnell.

Leider genoß das Stift nur kurze Zeit die treue Pflege dieſes ausgezeichneten Fürſten. Im Jahr 1614 erneuerten Brandenburg, Sachſen und Heſſen abermals auf einer großen Fürſtenverſammlung zu Naumburg ihren alten Erbbund. Auguſt war auch dabei, ſtarb aber ſchon im folgenden Jahre, noch nicht 27 Jahre alt.

Der Kurfürſt Johann Georg I. war von 1616 — 1653 der von den beiden Capiteln erwählte Adminiſtrator des Stiftes, ein langes Regiment, das durch die Drangſale des dreißigjährigen Krieges doppelt ſchwierig wurde. Freilich trug der Wankelmuth des zwiſchen den kriegführenden Partheien ſchwankenden Kurfürſten die meiſte

*) Chriſtian II. ließ 1601 den Kanzler Dr. Crell, den bisherigen Führer der calviniſtiſchen Parthei enthaupten.

Schuld, daß diese Drangsale für Naumburg und die andern Stiftsorte so unerträglich schwer wurden. Bis zum Jahre 1630 hielt es der Kurfürst mit dem Kaiser. Als aber letzterer die Herausgabe vieler ehemals katholischen Ländereien (darunter auch das zeiz-naumburger Stift) verlangte, so verband sich Johann Georg mit dem großen Gustav Adolph, ohne jemals dessen wahrhaft treuer Bundesgenosse zu werden. Die große Heerstraße, an welcher Naumburg liegt, wurde nicht leer von kaiserlichen und schwedischen Truppen, die sich oft auf dem Fuße folgten. Am Reformationsfeste 1531 hielt der Schwedenkönig seinen Einzug zu Naumburg. Vor dem „rettenden Engel" fielen die Bürger, wie die herzugeströmten Landleute auf die Knie und „stritten sich um die Gunst, die Scheide seines Schwertes, den Saum seines Kleides zu berühren." — In der Vorahnung seines nahen Todes (in der lützner Schlacht am 6. November) rief der fromme Held: „Ist es nicht, als ob mich dieses Volk zum Gott mache! — Unsere Sachen stehen gut, aber ich fürchte, die Rache des Himmels wird mich für dieses verwegene Gaukelspiel strafen und diesem thörichten Haufen meine schwache, sterbliche Menschheit früh genug offenbaren." — Der König wohnte im Gasthofe zum Scheffel (dem jetzigen preußischen Hofe) und nahm zu Naumburg Abschied von seiner Gemahlin, die ihn nach wenig Tagen nur als Leiche wiedersah.

Im J. 1635 trat Johann Georg wieder zurück auf die Seite des Kaisers. Die bis dahin von den kaiserlichen Soldaten feindlich behandelte Stadt hatte davon wenig Gewinn. Denn nun übernahmen die seit dem Tode ihres Heldenkönigs gar arg verwilderten Schweden die Rolle der Blutsauger. Die Namen der schwedischen Feldherren Banner, Rosen und Königsmark hatten für die bedrängten Bürger einen Schreckensklang, da sie gleichbedeutend waren mit: Brandschatzung, Plünderung und entsetzlicher Mißhandlung. Konnte die durch monatlange Einquartirungen, durch endlose Durchmärsche verarmte Stadt die verlangten Geldsummen *) nicht zahlen, so wurden die Domherren und Rathsmitglieder gefangen gesetzt, oder als Geißeln in den Feldlagern mit herumgeschleppt. Und wiederum kam es nicht selten vor, daß die wilden Kriegsschaaren nach gestilltem Gelddurste dennoch die Stadt plünderten.

Die mit den Schweden verbundenen Hessen und Franzosen trieben dasselbe grausame Spiel mit dem, zum Bettler herabgesunkenen Bürger, wie mit dem wehrlosen und darum verspotteten Landmanne. Die kaiserlichen Freunde brachten den geschlagenen Wunden nicht lindernden Balsam, sondern steigerten durch die, den Feinden abgelernte Habgier, die allgemeine Noth bis auf den höchsten Grad. Jene 30

*) Die von der Stadt erpreßten Gelder betrugen mindestens die Summe von 50,000 Thlr., — eine für jene geldarme Zeit gewiß große Summe. Und doch war dies nur der vierte Theil von dem, was die unersättliche Soldateska erpressen wollte.

Kriegsjahre waren, wie für ganz Deutschland, so besonders auch für Naumburg eine lange, heiße Thränenzeit. — Aus dem großen Trauergemälde der damaligen Stadt heben wir vorzüglich drei Punkte heraus. —

Am 9. Februar 1637 brannte das Georgenkloster ab, wahrscheinlich angezündet von 1000 kaiserlichen Reitern, welche theilweise in demselben Quartier gehabt hatten. Vom 1. bis 6. September 1642 belagerte der schwedische General Königsmark die Stadt, welche vom kaiserlichen Oberst Goldacker tapfer vertheidigt wurde. Nachdem der Schwede vergeblich seine Feuerkugeln geworfen hatte, um die Stadt anzuzünden, nachdem er vergeblich seine Kanonen hatte spielen lassen, um in der Stadtmauer eine Bresche zu öffnen, zog er endlich mit seinem Kriegsvolke von dannen, um die bald darauf erfolgte Schlacht bei Breitenfeld mit gewinnen zu helfen. Diese vergebliche Belagerung mag wohl, wenn auch nicht die einzige Ursache, so doch einer der Hauptgründe gewesen sein, weshalb 1644 der schwedische Obergeneral Torstensohn die Stadtmauern und deren Thürme theilweise abtragen ließ. Noch heutigen Tages sieht man an mehreren Stellen den Höhepunkt der frühern Mauern.

Der osnabrück-münstersche (westphälische) Friede brachte 1648 den deutschen Landen, brachte auch der gedrangsalten Stadt die langersehnte Ruhe, eine Ruhe, die erst nach 100 Jahren die Furie des siebenjährigen Krieges stören sollte.

Der Kurfürst Johann Georg I. verwaltete nach den beschwichtigten Kriegsstürmen das Stift noch fünf Jahre bis 1653, wo er letzteres drei Jahre vor seinem Tode seinem jüngsten Sohne Moritz (1653 — 1681) übergab, und zwar nicht blos als eine unsichere Administrativ-Besitzung, sondern als eine selbstständige Herrschaft. Moritz wurde souverainer Landesfürst des Stiftes, mit der Zusicherung einer festen Erbfolge für seine Kinder. Er nannte sich nach der stiftischen Urstadt: Herzog von Sachsen-Zeiz und erhielt durch das väterliche Testament noch bedeutende Ländereien zu seinem Stifte. Diese völlige Säcularisirung des stiftischen Gebietes war wohl eine Folge der Länderzerstückelung, durch welche der alte Kurfürst nicht blos seinem Erstgebornen, sondern jedem seiner 4 Söhne Land und Leute hinterlassen wollte.

Moritz, dessen angeborner Muth in den langen Kriegsjahren nicht gelähmt, sondern nur gestählt worden war, führte mit kräftiger Hand das neugeschaffene Scepter und war und blieb ein Mann, der alten, deutschen Treue. In seinem 34sten Jahre trat er die Regierung an und nahm seinen Wohnsitz zu Naumburg in der von den Bürgern neuerbauten Residenz (dem jetzigen Packhofe am Markte). Nach zehn Jahren bezog er aber nach seiner zweiten Verheirathung mit einer weimarischen Prinzessin das ebenfalls neuerbaute Schloß zu Zeiz. Daselbst gelang es ihm nach hartem Kampfe gegen das dortige Capitel, dessen übergroße Einkünfte zu verringern und die gewonnenen Gelder auf Gründung von Schulen und Heilanstalten zu verwenden.

Die naumburger Capitelsherren, mit denen er mehr befreundet war, ließ er bei ihren alten Rechten.

Nach der festgesetzten Erbfolge wurde sein ältester Sohn **Moritz Wilhelm** Herzog von Sachsen-Zeiz (1681—1717). Dieser hatte sich in mehreren Fächern, vorzüglich auch in der Theologie, gründliche Kenntnisse erworben und keineswegs fehlte es ihm an Geschick, wie an gutem Willen, seine Unterthanen zu beglücken. Aber leider hielt er die Zügel der Regierung nicht so selbstständig, wie sein kräftiger Vater. Er war nämlich sehr abhängig von dem sächsischen Kurfürsten, August dem Starken, der ihm Gelder auf Gelder abzulocken wußte, um ein üppiges Hofleben führen und für die Behauptung der erworbenen Polenkrone gegen den verwegenen Schweden, Karl XII. kriegen zu können. Der Herzog gab, so lange er geben konnte; eine Menge bisher ganz unbekannter Steuern wurden eingeführt, welche der Stadt Naumburg wie allen andern Stiftsorten höchst lästig fielen. Da auch diese Steuereinnahme nicht zureichen wollte, so ging Moritz Wilhelm in seiner Hingebung für August den Starken so weit, daß er eine ungeheure Schuldenlast auf seine Schultern wälzte, eine Schuldenlast, die er endlich kaum mehr zu tragen vermochte. Da stand nun der Herzog auf der jähen Klippe, von welcher gerade jene Zeit so Viele in den Abgrund hinabdrängte. Damals strebte nämlich die katholische Kirche mehr als irgend jemals, Bekenner des protestantischen Glaubens in ihren Schooß herüberzulocken. Solches Streben wurde leider nur zu oft mit unerhörtem Erfolge gekrönt. Jesuitische Schlauheit umgarnte das ausersehene Schlachtopfer von allen Seiten; zerriß der Protestant nicht bald die gelegten Schlingen, so zerriß er sie gemeiniglich nie. Gegen die wahren Freunde mißtrauisch gemacht, gewöhnte er sich, Ohr und Herz dem alten Glaubensfeinde zuzuwenden, dessen dargebotene Hand er endlich ergiff, um aus selbstverschuldeten oder — was viel öfterer der Fall war — aus den, von papistischer Hinterlist herbeigeführten, Drangsalen herauszukommen.

Herzog Moritz Wilhelm wurde umgarnt und — fiel. Wohl weigerte er sich in seiner großen Finanznoth lange, römische Gelder anzunehmen; wohl wußte er als gelehrter Laie die sophistischen Beweise für die Ewigkeit des Stuhles Petri, wie für den baldigen Untergang der mit sich selbst uneinigen Lutheraner lange Zeit von sich abzuwehren. Endlich aber schlug doch seine Stunde! — An einem stillen Orte Böhmens schwur der Herzog im **Geheimen** 1715 seinen lutherischen Glauben ab, und wurde Katholik. Dasselbe that er zwei Jahre später **öffentlich** zu Leipzig.

So sah die protestantische Christenheit in demselben Jahre, wo vor 200 Jahren Sachsen die ersten Blüthen der Reformation schützend gepflegt hatte, einen Hauptzweig des herrlich gediehenen Lutherbaumes absterben, — den **dritten** Hauptzweig seit 22 Jahren!*) —

---

*) Schon im Jahre 1695 war Christian August, der jüngere Bruder unsres Herzogs, zur römischen Kirche übergetreten, und hatte die hohe Stufe

Die nächste Folge dieſes unſeligen Schrittes war, daß das naumburger Domcapitel, geſtützt auf die ſeit der Reformation geltenden Statuten, welche nur einen evangeliſch-lutheriſchen Adminiſtrator zuließen, den Herzog ſeiner Würde für verluſtig erklärte, ein Beſchluß, der den irregeleiteten Moritz Wilhelm tief erſchütterte, deſſen Gültigkeit er aber endlich anerkennen mußte. *)

In den letzten Regierungsjahren des Herzogs wurde Naumburg von zwei großen Feuersbrünſten heimgeſucht. Die erſte entſtand 1714 am 29. Juni, als am erſten Meßtage, durch die Unvorſichtigkeit eines Pulverhändlers, der (nach damaliger Sitte!) mit 10 andern Pulverhändlern in der Fiſchgaſſe ſeine Waare feil hielt, von deren Güte er einen kaufenden Jäger überzeugen wollte. Es war Nachmittags zwei Uhr, als der entſetzliche Pulverſchlag, welchen man über vier Meilen weit hörte, die ganze Stadt erſchütterte. Die Schwammhaufen, welche neben den Pulverbuden gelegen, wurden vom Winde nicht über die Stadt, ſondern nach der Domfreiheit und nach den Vorſtädten geführt, und zündeten die dürren Stroh- und Schindeldächer an zehn Orten an. Gegen vierzig Menſchen wurden von der Gewalt des Pulvers zerſchmettert, und 431 Häuſer, die Scheunen und Hintergebäude nicht mitgerechnet, in Aſche gelegt. Von den beiden Vorſtädten blieben 88 Häuſer ſtehen, von der Domfreiheit nur 25.

Blieb dieſesmal die innere Stadt, bis auf die wenigen, vom Pulver niedergeſchmetterten Häuſer verſchont, ſo wurde ſchon 1716 ein Drittheil derſelben von dem zweiten Brande zerſtört. Jetzt war es der 30. April, als Nachts 1 Uhr die Sturmglocken ertönten. Der Morgen fand 225 Feuerſtätten, der ganze, ſüdlich gelegene Stadttheil. Die „göttliche Brand- und Bußpredigt," welche der damalige Diaconus an der St. Wenzelskirche, M. Gſchwend, am folgenden Jubilate-Sonntage hielt, liefert uns nicht das anziehendſte Sittengemälde der damaligen Zeit. Einzelne Stellen aus dieſer Predigt (über Amos 4, 11—12) ſind folgende: „Die vornehmſte Urſache (nämlich der Landplagen und der entſetzlichen Feuersbrünſte) iſt die Verachtung des göttlichen Wortes, der laulichte, gar ſehr verfallene Gottesdienſt; wenn Menſchen den Geiſt Gottes ſich nicht wollen ſtrafen laſſen, wenn die Predigten nur etwa aus Gewohnheit, die Betſtunden von

---

eines Cardinals und ungariſchen Erzbiſchofs erſtiegen. — 1697 war der genannte Kurfürſt von Sachſen, Auguſt der Starke, Katholik geworden, um die polniſche Krone auf ſein Haupt ſetzen zu können, eine Krone, die ihm ſchon nach 9 Jahren der Kriegsgott, gleichſam als Rächer der dem Lutherthume angethanen Schmach, wieder vom Haupte ſtieß.

*) Nur 1 Jahr lang triumphirten die katholiſchen Schleichhändler. Der Herzog trat ſchon 1718 zur lutheriſchen Kirche wieder zurück, mehrmals tief erſchüttert durch die Rede des halliſchen Waiſenhausſtifters August Hermann Franke, welchen die tiefbetrübte Herzogin ihrem Gemahle zuzuführen gewußt hatte. Der Herzog ſtarb wenige Wochen nach dieſer Heimkehr in das lutheriſche Vaterhaus, 55 Jahre alt.

Vielen gar nicht besucht werden, da läßt Gott die Sturmglocke anziehen. Er läßt mit allen Glocken läuten: Versammlet euch und kommt her, ihr feindseliges Volk .... Alle Brandpredigten, deren binnen 4 Jahren von dieser Kanzel mehr gehalten worden sind, als sonst in 200 Jahren, sind dahin gerichtet gewesen, daß sich die Sünder zum Herrn bekehren möchten. Hat es wohl viel gefruchtet? Seyd ihr frömmer geworden? Der Prophet redet frei heraus, er nimmt kein Blatt vor das Maul, wenn er spricht: Noch bekehret ihr euch nicht zu dem Herrn .... Am Sonntage verachten Viele Gottes Wort, sonderlich die Katechismuspredigten, laufen auf die Dörfer, setzen sich in die Schenken, sie setzen sich zu saufen und stehen auf zu tanzen und springen, gleich als ob der Himmel voller Geigen hinge. Dieser Mißbrauch ist vielmal, sonderlich letzthin am andern Osterfeiertage, nachdrücklich gestraft worden. Allein was hat's geholfen? Helfen doch bei Vielen die äußersten Strafgerichte nicht, was sollte der armen Prediger Ermahnung fruchten? Manche haben sich im Dorfbiere (wiewohl ihr bezahlt auch Wasser mit baarem Gelde, nur daß ihr eure Lust büßet) einen ungesunden Leib, zerstümmelte Glieder, ein brandgemarktes Gewissen gesoffen und hilft doch Alles nicht. Viele sind darüber in Armuth gerathen und hilft doch Alles nicht. Es sind Mordthaten auf solchen Wegen geschehen und hilft doch Alles nicht ..... Was soll man dem thun, der arme Abgebrannte beraubt? Weh! weh! weh! den Branddieben; das geraubte Gut wird Adlersfedern bekommen, und all' ihr Vermögen verzehren. Wird das Entwendete nicht wieder gebracht und bereuet, so wird es auf der Diebe ihren Seelen verbrennen, es bleibt keiner ungestraft. Der Herr wird's sehen und richten ..... Heute so ihr die Stimme eures Gottes höret, so verstockt eure Seelen nicht. Mehr kann ich nicht reden. Ich habe mich müde gerufen, mein Hals ist heisch. Zu Dir wende ich mich, großer Gott ....

Kehren wir nun zu dem Brande zurück, welchen Moritz Wilhelm durch seinen Religionswechsel in die Herzen seiner Unterthanen geworfen hatte. Da der Herzog bei seiner Absetzung ohne männliche Nachkommen war, so griff **August** der Starke, Kurfürst von Sachsen nach dem Stifte, als nach einem ihm zustehenden Erbe und verschmolz es mit seinem Kurlande (1717—1733). Freilich war auch er Katholik und das naumburger Capitel weigerte sich lange, ihn als den rechtmäßigen Oberherrn anzuerkennen. Endlich aber verglich man sich mit dem Kurfürsten, stellte jedoch die stiftischen Kirchensachen unter die Obhut einer evangelischen Kircheninspection.

Unter der Regierung seines Sohnes, des Kurfürsten **Friedrich August II.** (1733—1763) führte die große Heerstraße abermals schlimme Kriegsgäste nach Naumburg. Die Stürme des 7jährigen Krieges trafen die Stadt sehr hart. Schon im ersten Jahre (1756) sandte Friedrich II., Preußens großer Heldenkönig, nachdem er bei Pirna 16,000 ausgehungerte Sachsen ohne Schwertstreich gefangen genommen, nach Naumburg eine strenge Ordre, nach welcher Getreidemagazine errichtet und sofort eine große Menge Lebensmittel nach

seinem Standquartiere abgeliefert werden sollten. Da der Stadtrath, durch unzeitige Einflüsterungen bewogen, diesem Befehle nicht Folge leistete, so rückten alsbald ziethen'sche Husaren ein, welche das Geforderte bald herbeischafften und noch obendrein 12,000 Thlr. executirten. Da diese Summe nicht schnell genug gezahlt wurde, so führten die Soldaten nach Schwedenmanier mehrere der vornehmsten Bürger als Geißeln mit sich fort. Noch in demselben Jahre traf Friedrich der Große selbst in Naumburg ein, wo er zwei Tage verweilte. Da die Naumburger neuverlangte Mundvorräthe nicht schaffen konnten, so ließ er im nahen Kösen 700 Klaftern Holz verkaufen. Nach der gewonnenen Schlacht bei Leuthen (1757) mußte Naumburg abermals an Friedrich 30,000 Thlr. zahlen und im folgenden Jahre 18,000 Thlr. Die Durchmärsche, Einquartirungen und Plackereien des dreißigjährigen Krieges wiederholten sich jetzt zum Verderben der Bürgerschaft. Als 1759 der Magistrat unter dem Schutze der Reichsarmee, die vor den Thoren der Stadt lagerte, die von Friedrich verlangten 15,000 Thlr. verweigert hatte, so mußten späterhin nach Ankunft der Preußen 100,000 Thlr. gezahlt werden. Eine noch größere Summe wurde 1761 von der unglücklichen Stadt erpreßt, welche diese ungeheuren Summen in so kurzer Zeit nicht anders, als durch Anleihen zu schaffen wußte. Für das Jahr 1762 verlangte Friedrich 200,000 Thlr. — Nur der hubertsburger Friede befreite 1763 die verzweifelnde Stadt von dieser letzten und größten Brandschatzung.

Noch zwei Mal sollte das Kriegstheater an Naumburgs Mauern herangerückt werden, 1806 und 1813.

Der Kurfürst Friedrich August III., den unser jetziges Jahrhundert unter dem Namen August der Gerechte (gestorb. 1827) kennt, hatte 1763 die Zügel der Regierung ergriffen. Sein unseliges Festhalten an dem vergötterten Helden Frankreichs raubte ihm die schönste Perle aus der alten Sachsenkrone. Was Naumburg davon zu erzählen weiß, ist Folgendes:

Nachdem Sachsen 1806 mit seinem preußischen Nachbar, um nicht von diesem wie 1756 überrumpelt zu werden, ein Bündniß gegen Napoleon geschlossen hatte, so befahl Friedrich Wilhelm der III., der Preußen König, wie sein großer Ahne vor einem halben Jahrhundert, daß in Naumburg ein großes Kriegsmagazin errichtet wurde. Den ganzen September und die erste Octoberwoche hindurch wurden aus Preußen, Sachsen und Thüringen ungeheure Vorräthe von Getraide, Heu, Stroh, Brod, Holz ꝛc. in der Stadt und vor ihren Thoren aufgehäuft. Die bisher leere Dompropstei (das jetzige Oberlandesgericht) wurde zuerst angefüllt, dann die Domkirche, die Marienkirche und fast alle großen Gebäude. Am 16. September wurden die ersten preußischen Soldaten einquartirt, denen in den nächsten Tagen die ganze preußische Armee nachfolgte. Am 23. Septemb. hielt der preußische Monarch mit seiner Gemahlin den Einzug und bezog am Markte die Residenz, die 1653 dem Herzog Moriz erbaut worden war. Er wohnte daselbst 12 Tage, um die letzte Antwort aus Paris abzuwarten, nicht ahnend, daß schon nach

12 Tagen der sieggekrönte Franzosenkaiser aus denselben Gemächern auf die Parade seiner alten Garde herabblicken werde.

Eine Menge Fürsten und Generäle versammelten sich nach und nach um das preußische Herrscherpaar; Naumburg hatte das Ansehen der lebendigsten Residenzstadt. Jeden Tag war große Parade auf dem Markte. Am 29. Sept. besuchte Friedrich Wilhelm III. das 3 Stunden entfernte Schlachtfeld bei Roßbach (hinter dem, im Eingange genannten Gasthofe zum Luftschiff gelegen), wo vor 50 Jahren dasselbe Volk, mit dem er es jetzt zu thun hatte, schmachvoll gedemüthigt worden war. Tags zuvor hatte seine Heldenmüthige Gemahlin Louise denselben Weg, aber nur bis zur „Henne" eingeschlagen um von den dortigen Felsen die Aussicht in das herrliche Saalthal zu genießen. Noch heute trägt auf jenen Höhen ein Denkstein, umgeben von Pappeln, die Worte: Louisens Ruhe.

Am 4. October folgte der König seinem nach Weimar aufgebrochenen Heere nach. Sonnabend den 11. October kammen flüchtige Preußen und Sachsen und brachten die erste Trauerbotschaft über die saalfelder Niederlage; Tags darauf erschienen Nachmittags 3 Uhr die ersten Franzosen, 8 berittene Jäger, vor dem Salzthore. Die in der Stadt befindlichen Flüchtlinge schossen, nach Schließung des Thores, einen derselben nieder, eine übel angebrachte Tapferkeit, welche der Stadt beinahe großes Verderben gebracht hätte, da man französischer Seits glaubte, daß einer der Bürger den tödtlichen Schuß gethan habe. *) Das Hauptcorps jener 8 Chasseurs rückte schon nach einer Stunde in die Stadt ein. So mußten denn endlich die Bürger an das glauben, was sie so gern für eine Unwahrheit gehalten hätten, daß sie nämlich in die Hand des deutschen Erbfeindes gegeben seyen. Die nächste Nacht brachte, den berüchtigten Davoust mit seinen 40,000 Mann Avantgarde nach Naumburg, das nun mit seiner Umgegend am 13 October ein großes Bivouac wurde. Die versprochene Schonung der Stadt war nichts weiter, als ein leeres Gaukelspiel: es wurde geraubt und geplündert, wo irgend etwas zu finden war. Dabei fehlte es nicht an entsetzlichen Mißhandlungen der Bürger und noch mehr der ganz wehrlosen Landleute. Zum Glück gab es keinen Mangel an Fourage, da die seit Wochen aufgespeicherten Magazinvorräthe den wilden, davoust'schen Horden zu Gute kamen. In der Schreckensnacht vom 13. — 14. October haben wohl nicht 2 Augen geschlafen. Davoust führte seine Schaaren nach dem Schlacht-

*) Das nahe Dorf Priesnitz mußte in einem ähnlichen Falle schrecklich büßen. Die dasigen Bauern hatten nämlich, wie das Gerücht ging, einige Franzosen erschlagen. Das Strafurthel lautete: Einäscherung des Dorfes und Erschießung der männlichen Gemeindeglieder. Nur durch die flehentlichen Bitten und die umsichtige Weisheit des Ortspfarrers wurde der blutige Befehl nicht vollzogen. Der mit der Execution beauftragte Officier ließ nur einige Hütten anzünden und die gebundenen Bauern vor dem Dorfe in einer langen Reihe zwar niederknien, aber die Kugeln nicht nach ihren Herzen sondern in die Luft senden.

felde. Schon früh 6 Uhr brüllten die Kanonen von Auerstedt und Hassenhausen über den Saalberg. Das Kleingewehrfeuer glich dem ununterbrochenen Klappern vieler fernen Mühlen. Um 3 Uhr Nachmittags war das blutige Werk vollbracht. Der Preußen König welche hier selbst mit dem braunschweiger Herzog den Feldherrnstaab geführt hatte, war ein ohnmächtiger Flüchtling geworden und Napoleon blieb für Europa der angebetete, der gefürchtete Kriegsheld. Bis zum Abend desselben 14. October wurden gegen 8000 Verwundete (Preußen wie Franzosen) nach Naumburg geschafft; die St. Wenzelskirche, die Domkirche, die Othmarskirche und viele andre öffentliche, so wie Privatgebäude waren schnell in Lazarethe umgeschaffen. Der schlimme Davoust brachte seine siegestrunkenen Soldaten wieder mit zurück. Der Jammer der Verwundeten, die Habgier der übermüthigen Krieger, die Feuersgefahr in den Straßen, wo hohe Wachfeuer brannten, waren groß und brachten die Bürger auf's Aeußerste. Daß bei Jena an selbigem Tage eine gleiche Niederlage statt gefunden, wurde bald ruchbar. Am 15. October kamen die beiden französischen Heere von Jena und Auerstedt an, um nach Halle und Leipzig weiter zu marschieren. Manches Bürgerhaus mußte 70 bis 80 Mann in's Quartier nehmen. In der Nacht auf den 16. October traf die französische Garde ein, um auf gleiche Weise die Häuser und Straßen anzufüllen. Nach einigen Stunden, als es Tag geworden war, hielt Napoleon selbst seinen Einzug und stieg im Residenzhause ab. Den abgesandten Magistratspersonen gab er den Trost, daß Alles schnell wie ein Gewitter vorüberziehen werde. Am 17. October Vormittags hielt die französische Garde auf dem Markte eine glänzende Parade. Nach dem Mittagsessen zog der Kaiser mit diesen in 2 Welttheilen erprobten Getreuen über eine Schifforücke an der Henne nach Halle. Bis Ende October dauerten die erschöpfenden Einquartirungen, die beschwerliche lebensgefährliche Pflege der Fieberkranken und Verwundeten. Die ersten Tage des Decembers brachten wieder einige Ordnung in die Geschäfte und öffneten die Pforten der Tempel. So war Naumburg beinahe 2 Monate lang der Tummelplatz für Hunderttausende von Kriegern, von denen die zweite Hälfte gleich einem wilden Strome die sauer erworbene Habe verschlang und Leben und Gesundheit grausenhaft bedrohten. Wenige Tage nach der unglücklichen Doppelschlacht erfuhren die Bürger, daß sie nach den Willen ihres Kurfürsten, der nun bald zum König erhoben wurde, Verbündete der Franzosen geworden seyn. Das Schutzbündniß mit dem übermächtigen Sieger war geschlossen, aber die tiefen Wunden bluteten noch jahrelang, weil neuaufgebürdete Lasten, ungeheure Truppenmärsche und endlose Einquartirungen die ersehnte Heilung nicht zuließen.

Ehe wir dem letzten Drama des J. 1813 näher treten, gedenken wir noch eines Vorfalles, der dem Helden dieses Drama beinahe vier Jahre früher den Untergang bereitet hätte. Am 13. October 1809 hielt Napoleon im Schloßhofe zu Schönbrunn (bei Wien) eine Musterung seiner Soldaten. Bei solcher Gelegenheit kam es oft

vor, daß ihm Einzelne aus dem Volke ihr Bittschreiben eigenhändig überreichen durften. Auch dieses Mal naht sich ein Jüngling festen Schrittes. Der Marschall Berthier giebt demselben die Weisung, seine etwaige Bittschrift an den General Rapp abzugeben. Der Jüngling weicht nicht, sondern drängt sich mit kühnem Muthe näher an den Kaiser heran. Auf einen Wink Rapp's ist der auffallende Bittsteller ein machtloser Gefangener. Das bei ihm vorgefundene, große, scharfgeschliffene Küchenmesser erregte dringenden Verdacht. Dem General Rapp, welcher nach der Musterung den Gefangenen verhörte, erklärte letzterer frei und offen, daß er den Kaiser, Deutschlands Tyrannen, habe umbringen wollen. Napoleon, der während der Musterung die ihm drohende Gefahr gar nicht bemerkt hatte, ließ sich den Jüngling vorführen und erhielt in der Mitte seiner Generäle dieselbe grauenvolle Antwort. Er wollte dem Unglücklichen das Leben schenken unter der Bedingung, daß derselbe sein begonnenes Werk verdamme und um Verzeihung flehe. — Der Jüngling wies ruhig *) das Geschenk zurück und wurde am 4ten Tage nach seiner Gefangennehmung im Garten zu Schönbrunn erschossen.

Dieser Jüngling war der 18jährige Sohn des Pfarrers Stapß**) an der Othmarskirche zu Naumburg; er hatte sich zu Erfurt dem Kaufmannsstande gewidmet und in dieser Stadt den Kaiser zum ersten Male gesehen, auf der großen Fürstenversammlung im Jahre 1808.

Dem Meuchelmorde war Napoleon glücklich entronnen, nicht so den harten Schlägen eines unbarmherzigen Winters und dem allgemeinen Völkersturme.

In den ersten Frühlingstagen des J. 1812 sah Naumburg die zahllosen Kriegsschaaren Frankreichs und seiner Verbündeten gegen den nordischen Riesen ziehen. Rußland sollte fallen, aber seine ungemessenen Eisfelder wurden für die europäischen Länderräuber ein ungeheures Grab. Mit welchen Gefühlen mochte der gedemüthigte Kaiser in der Nacht des 15. December die Stadt Naumburg und die auerstedter Schlachtebene wiedersehen! Der nichts weniger als kaiserlich geschmückte, kaiserlich geschützte Schlitten wäre damals eine schwache Wehre gegen einen zweiten Mordstahl gewesen! — Die traurigen Ueberreste einer vom Hunger, von der Kälte und vom Feindesschwerte aufgeriebenen Armee folgten der Spur des Kaisers auch durch Naumburg und verbreiteten daselbst den Krankheitsstoff

---

*) Noch auf Sct. Helena erklärte der Kaiser, daß die schlimmsten Attentate, welche man auf sein Leben gemacht habe, die des italienischen Bildhauers Gerachi (am 10. October 1800 zu Paris) und des „Fanatikers von Schönbrunn" gewesen seyen.

**) Der alte Vater Stapß lebt jetzt noch (1841) zu Naumburg als ein kinderloser, 84jähriger Greis, dem Augenlicht und Gehör geschwunden sind. Sein jüngster Sohn, auch ein Handlungsdiener, wurde 1821 zu Florenz ein Opfer des Nervenfiebers.

des furchtbaren Nervenfiebers, das so manchen Vater, so manche Mutter in der schönsten Lebensmitte dahinraffte.

Der April 1813 machte Naumburg zur Grenzscheide, bis wohin die nordischen Racheschaaren vordrangen, um den wiedererstandenen Franzmann auf deutschem Boden zu begrüßen. Am 26. April zogen die Russen ihre, bis an die Saale vorgeschobenen, Posten nach Zeitz zurück; die französische Avantgarde von 10,000 Mann rückte in die Stadt ein. Bis zum ersten Mai wälzte sich der ungeheure Menschenstrom, welcher sich abermals von Frankreich aus ergossen hatte, durch das Saalthal nach Weißenfels hinunter. Die Noth stieg wiederum auf das Höchste. Woher Brod nehmen für die Hunderttausende?

Am 29. April Morgens 10 Uhr kam der Kaiser selbst in der Mitte seiner Garde, die freilich ihre meisten Helden in das nordische Wintergrab gelegt hatte. Nachdem Napoleon an der Post abgestiegen war, unternahm er vor Allem einen Ritt nach den Höhen der Stadt, vorzüglich nach dem Galgenberge, um das Thal für den Fall eines Rückzuges zu recognosciren. Eine Schanzenreihe von der Stadt bis zur Saale erhob sich in den nächsten Tagen.

Am 2. Mai hörte man den fernen Schlachtendonner von Lützen her. Die Glückssonne des Kaisers ihrem Untergange nahe, leuchtete nicht mehr so hell: der Kampf war blutig, aber nicht entscheidend. Naumburg wurde wieder ein großes Lazareth für 25,000 — 30,000 Verwundete. Das Nervenfieber schwang mit neuem Grimme seine Grabesgeißel; der Preis für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse stieg zu einer bis dahin noch nicht dagewesenen Höhe. Die 5 Monate bis zur leipziger Völkerschlacht waren für die Stadt eine drangvolle Zeit. Frankreich sendete seinem Kaiser viele Tausende frischer Hülfsvölker, die fast sämmtlich die große Heerstraße durch Naumburg wählten; Krankheit, Hunger und die beständige Furcht vor feindlichen Ueberfällen quälten auch den muthigsten Bürger bis zur völligen Entkräftung. Bis zum 12. September war die Stadt in den Händen der Franzosen. In der folgenden Nacht aber wußte der russische General Thielemann (der kurz nach der lützner Schlacht von den Sachsen zu den Russen übergetreten war) mit seinem Streifcorps die Uebergabe der Stadt zu erzwingen. Am Morgen des 13. September wurden die 300 Franzosen, welche die schwache Besatzung gebildet hatten, vor das Jakobsthor geführt, wo ihnen die Russen die Gewehre zerbrachen. Die von Napoleon anbefohlenen Schanzarbeiten wurden wieder zerstört. In den nächsten vier Wochen fielen bei Naumburg, auch einmal (am 13. October) in der Stadt, mehr oder minder blutige Gefechte vor, durch welche der General Thielemann die nach Leipzig eilenden, französischen Hülfstruppen aufzuhalten und zu schwächen wußte.

Endlich hatte Europa seine Völker auf eine Wahlstatt beschieden. Die bekannten drei Octobertage sahen den Siegeshelden des neunzehnten Jahrhunderts von einer Höhe stürzen, welche seit der Wiegenzeit des Menschengeschlechts nur wenige Sterbliche erreicht hatten. Napoleon würde ohne Zweifel die bequeme Heerstraße (über

Naumburg) zu seinem Fluchtwege nach Frankreich erwählt haben, wenn ihn nicht seine sonst gut unterrichteten Spione in Weißenfels, bis wohin er der Heerstraße schon gefolgt war, fälschlich berichtet hätten, daß 30,000 Mann Oestreicher bei Naumburg lagerten, um ihm den Engpaß bei Kösen zu versperren und seinen Uebergang über die Saale zu hindern.

Diese Nachricht war falsch, denn in Naumburg lagen damals nur einige hundert Mann Oestreicher. Der fliehende Kaiser wandte sich nun zur Rechten und setzte mit seinen 100,000 Streitern, die er aus dem Schiffbruche gerettet, schon bei Weißenfels über die Saale. Sein Weg führte ihn nun über das oben erwähnte „Luftschiff" und über die Hennenberge nach Freiburg. Beim Uebergange über die Unstrut (hinter Freiburg) am 21 — 22. October erreichten ihn die Heere der Verbündeten, deren Geschütz die Reihen der Franzosen abermals lichteten. Erst bei Erfurt erreichte der Kaiser die alte Heerstraße wieder.

So blieb Naumburg verschont vor dem schrecklichen Wehe einer so furchtbaren Retirade; die Rauchsäulen von 6 Dörfern, welche die Franzosen angezündet hatten, verkündeten den Bürgern, welchem Schicksale sie selbst entronnen waren. Nichts desto weniger mußte es die Stadt empfinden, daß der schlimmste Erbfeind aus den deutschen Gauen verjagt werde. Gegen 300,000 Russen und Oestreicher lagerten in und um Naumburg bis Kösen hinaus. Ihr Weiterrücken wurde beinahe zwei Tage lang aufgehalten durch die französischen Batterieen, welche vom Saalberge und kösner Berge ein furchtbares Feuer nach dem Saalthale eröffneten. — Die Kriegswetter schwanden mit den letzten Tagen des Octobers, aber die Spuren der Verwüstung blieben noch lange sichtbar auf den Feldern, in den Familien, in den Tempeln. Nachdem der sächsische König Friedrich August als Gefangener nach Berlin abgeführt war, kam die Stadt mit dem übrigen Sachsen zuerst unter ein russisches, dann unter ein preußisches Gouvernement. Aus dem wiener Congreßsaale erhob sich 1815 der preußische Adler und schwebt noch heute über der größern Hälfte der alten Sachsenlande, als über sein Eigenthum. Auch Naumburg gehört seitdem zu diesem Eigenthume. Der 15. Octobr. 1841 gab in Naumburg's Mauern lautes Zeugniß, daß ein weises, mild gerechtes Regiment die Bürgerherzen auch einem fremden Landesvater zu gewinnen vermöge.

Obgleich Naumburg im weiten Umkreise zu den ältesten Städten gehört, so ist seine Bauart doch nicht so verworren, als in andern gleichalten Städten z. B. in Merseburg und Halle. Die umfassenden Neubauten nach den vielen großen Bränden mögen wohl hiezu das Meiste beigetragen haben. Die Stadt zerfällt in drei Haupttheile: die innere Stadt, die Domfreiheit (Herrenfreiheit) und die Vorstädte. Zu Anfange dieses Jahrhunderts betrug die Einwohnerzahl nicht über 7000, im J. 1841 beträgt sie 12,650 *). Darunter

*) Die Wenzelsgemeinde zählt 6950 Seelen, die Domgemeinde 500, die sogenannte „Freiheit" 1300, die Ochmargemeinde 2020, die Moritzgemeinde 1500. Dazu kommen noch 80 Mann Artillerie.

sind höchstens 100 Katholiken, die andern sind lauter Lutheraner. Die innere Stadt hat vier Thore, von denen das neuerbaute Salzthor jeder Residenzstadt zur willkommnen Zierde gereichen würde. Ein fünftes Thor, das Herrenthor, ist verschwunden, seitdem man vor zwanzig Jahren anfing, den Theil des Stadtgrabens, welcher die innere Stadt von der Domfreiheit und von den Vorstädten trennte, auszufüllen und in die jetzige, schöne „Lindenstraße" zu verwandeln. Kommt es jetzt doch nicht mehr vor, daß sich der Stadtrath und das Domcapitel förmlich bekriegen und deshalb der steinernen Brustwehr bedürfen.**) Gelingt es in kommenden Jahrzehnten, die übrigen Stadtgräben auszufüllen, so hat Naumburg, gleichwie Leipzig, eine breite, kreisförmige Lindenallee (um die innere Stadt) mit schönen Gartenanlagen. Der Marktplatz, groß, viereckig und durchaus gepflastert (in den früheſten Zeiten ein Teich) ist umgeben von stattlichen Gebäuden, von denen zu nennen sind, das mehrfach erwähnte Residenzhaus und das Rathhaus. Das allererſte Rathhaus wurde 1253 neben der St. Wenzelskirche auf dem „Topfmarkte" erbaut; das zweite, 1357 am Markte erbaut, brannte zwei Mal ab: 1454 und 1517. Naumburgs vornehmſte Zierde ist ohnstreitig die im neugothischen Style erbaute Domkirche, 159 Ellen lang, im Morgenchore 17, im Mittelschiffe 38, im Abendchore 19½ Elle breit. Das Ganze hat, wie fast bei allen alten Kirchen, die Kreuzesform. Drei schlanke Thürme mit goldenen Kreuzen, von denen der eine bis an die Kuppel mit freistehenden Säulen geziert ist, geben Zeugniß von der Großartigkeit des Baues. Ein vierter Thurm ist nur bis an das Kirchendach vollendet. Der Grundstein wurde 999, also schon 31 Jahre vor der Verlegung des Bischofssitzes von Zeiz nach Naumburg, gelegt, der völlige Ausbau aber erst 1249 vollendet. Die 12 Gründer, unter denen vorzüglich die meißner Markgrafen Eckart I. und deſſen Söhne, Hermann und Eckart II. zu nennen sind, stehen als wohlgelungene steinerne Bildsäulen im Abendchore (in der sogenannten Taufkirche).

**) Im Jahr 1386 machte der Rath (durch das genannte Herrenthor) mit einem bewaffneten Bürgerhaufen einen Ausfall nach der Domfreiheit und verdarb einem Domherrn, Johann von Eckartsberga, der sich nicht ſtreng nach des Rathes Brauordnung gerichtet hatte, ein ganzes Gebräude Bier sammt den Bottichen. Das Domcapitel schlug den Schaden auf 100 Mark Silber an. — Auf ähnliche Weise erstürmte 1392 der Rath auf der Freiheit das Haus eines Einwohners, Namens Schönkessel, der etwas verbrochen haben mochte und schleppte denſelben in eines seiner Gefängniſſe. — Gar schlimm ging es 1510 her. Das Domcapitel hatte auf seinem Grund und Boden vor dem Herrenthore ein Gefängniß erbaut. Der Rath wollte solches nicht leiden und klagte beim Churfürſten, der durch seine Räthe den Bau besichtigen ließ. Der Stadtrath wurde zur Ruhe gewiesen. Dasselbe geschah auch durch eine kaiſerliche Commiſſion, welche nun der Rath herbeigerufen hatte. Da bot der Rath seine Bürgerschaft auf. Man zog in kriegeriſcher Ordnung vor die Teminz (so nannte man ein solches Gefängniß) und demolirte das Haus von Grund aus. Als das Gebäude zuſammenſtürzte, schlug es zehn Bürger todt, vielen andern wurden Arme und Beine zerſchmettert. — —

Im Mittelschiffe wird jetzt der evangelische Gottesdienst gehalten. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hat man gerade diesen geräumigsten Theil der Kirche abscheulich entstellt. Die auf beiden Seiten hinlaufenden Säulengänge wurden durch hölzerne Emporkirchen verdeckt, ja sogar an einigen Stellen vermauert. Eine herrliche Gruppe halb erhabener Figuren aus der Leidensgeschichte, in weißem Stein gearbeitet, wurde durch die Kanzel und einem hölzernen Gang dem Auge beinahe ganz entzogen. Ein hoher Domherrnstuhl, der die werthlose Orgel trägt, wurde bis an das Deckengewölbe quer durch die Kirche erbaut. So ist nun die herrliche Tempelhalle durch eine Bretterwand in zwei Theile zerschnitten! Der magdeburger Dom, dessen Inneres noch vor 15 Jahren auf ähnliche Weise verbaut war, erhielt seine ursprüngliche Reinheit durch die Munificenz eines Friedrich Wilhelm III. Möge dem naumburger Dome ein gleiches Heil recht bald bevorstehen! — Die Mit- und Nachwelt wird dann nicht mehr gestört werden beim erhebenden Anblicke eines so edlen Bauwerkes; die wackern Baumeister werden dann ruhiger schlummern in ihren Grabeskammern. —

Im Morgenchore findet man einen Hochaltar, an welchem die Bischöfe und Domherren die Weihe empfingen, und einige werthvolle Bilder von Lucas Kranach. Neun große, zum Theil sehr gelungene Bilder, von deutschen Malern in den letzten Jahrzehnten zu Rom gefertigt, wurden der Kirche von dem, vor zehn Jahren verstorbenen Domherrn von Ambach (der auch den Plan, das Innere der Kirche in seiner antiken Reinheit wieder herzustellen, mit in's Grab nahm) geschenkt und sind hier aufgehangen. Ueberreste der alten Glasmalerei schmücken theilweise die Fenster. Ein altes Grabmal mit den Namen des Kaisers Konrad und des Papstes Johann XX. erinnert an die unter ihrem Regimente erfolgte, mehrfach erwähnte Verlegung des Stiftes von Zeiz nach Naumburg. Auf den zwei breiten Pulten, hinter welchen sich sechs Horasänger verbergen können, liegen vier kostbare Missalbücher in Groß-Folio. Starke Pergamentblätter mit Mönchsschrift, sauber gemalten Bildern und acht vergoldeten Anfangsbuchstaben zeugen für die frühere Pracht auch in diesen Nebendingen. Auf beiden Seiten der Pulte stehen die großen, aus Eichenholz meisterhaft geschnitzten Domherrnstühle, auf denen die Domherren Platz nehmen, wenn die „Horen" gesungen werden. Seit 1807 sind die meisten Horen abgeschafft. Was sollen auch der Gemeinde die monotonen, lateinischen Gesänge! Sämmtliche Domherrn (welche seit 1789 ein Ordenskreuz tragen dürfen und wenigstens sechszehn Adelsahnen von Vater und Mutterseite zählen müssen) und Capitularen versammeln sich jetzt nur noch zwei Mal jährlich zu einer sogenannten großen Hora und zwar unmittelbar vor dem Zusammentreten des Oster- und Michaelcapitels. Außerdem werden einige kleine Horen vom Domcantor mit sechs Obersten des städtischen Singechores an bestimmten Tagen abgesungen. Wer kommt, kommt nur aus Neugierde. Werden die Horen früh sechs Uhr gehalten, so ist außer den sieben Sängern nicht einmal ein neugieriger Horcher in

der weiten Kirche. Welch' ein Unterschied ist zwischen den Kraftliedern unsrer evangelischen Kirche, die Jedermann verstehen und zu seiner Erbauung mitsingen kann, und diesen, oft in barbarischem Latein abgefaßten Horaliedern, welche kaum von denjenigen verstanden werden, die sie von Amtswegen singen müssen. Jeder der sechs Chorschüler erhält als Horalist ein Stipendium von etlichen dreißig Thalern. Aehnliche Wohlthaten fließen auch den untern Capitularen zu, welche aus der Zahl der Dombeamten und der Lehrer des Domgymnasiums genommen sind.

Noch ist zu erwähnen die unterirdische Kirche (Krypta), ein langes, kellerartiges, auf Säulen ruhendes Bogengewölbe (unter dem Morgenchore), wo früher die ewige Lampe hing und wo am Altare der zwölf Apostel bei Tag und Nacht zwölf Priester die bestellten Todtenmessen lasen. Jetzt findet man hier weiter nichts, als eine Menge Leichengrüfte, ein Pönitenzkreuz und einen großen tezelschen Ablaßkasten. Die Domkirche hatte früher nur einen Prediger, erst seit dem großen Pulverschlage (1714) hat sie zwei Prediger. Der damalige Brand zerstörte nämlich die unmittelbar neben dem Dome gelegenen, umfassenden Gebäude der Kirche zu unsrer lieben Frau beatae Mariae virginis). Diese Kirche, 160 Jahre später als der Dom, wahrscheinlich vom Bischofe Udo I. gegründet, brannte 1532 ab, wurde wieder auferbaut, aber 1636—1642 von den Schweden verwüstet und endlich 1714 wiederum durch Brand gänzlich zerstört. Ihr Prediger wurde Nachmittagsprediger an der Domkirche, in welche auch die damalige Mariengemeinde gewiesen wurde. Jetzt ist nur noch ein kleiner Theil als eine hohle Ruine zu sehen.

Hinter beiden Kirchen und mit ihnen zusammenhängend liegt das Domgymnasium mit einer herrlichen Aussicht in das kösner Saalthal. Diese Gelehrtenschule, wahrscheinlich die älteste im ganzen Stifte, wird schon 1377 in einer Urkunde erwähnt. Im Jahr 1808 wurde mit ihr die lateinische Stadtschule vereinigt, so daß der innern Stadt nur noch eine Bürgerknabenschule verblieb. Beide Schulen haben ansehnliche Bibliotheken. Das Domgymnasium, in der letzten Zeit sehr blühend geworden, hat fünf Klassen mit sieben Lehrern und zählt gewöhnlich 110—120 Schüler. Das Singechor, welches in der Dom- und Stadtkirche die liturgischen Gesänge und Musikaufführungen besorgt, hat sich, wie immer, so vorzüglich in den letzten Jahren, einen guten Ruf erworben.

Nicht weit von der Domkirche liegt das stattliche Gebäude des Oberlandesgerichts (nach Abend hin eine nicht geringe Zierde der Stadt) mit einer noch freiern Aussicht in das Saalthal. Es ist dieses Gebäude die frühere, erst 1751 ganz neu, aber unbequem erbauete und darum von den Pröbsten selten bewohnte Dompropstei, welche der König von Preußen 1816 für das erwähnte Gericht ankaufte.

Wir wenden uns zu dem nahen Georgenberge, wo jetzt als in einer Art Vorstadt (mehr einem Dorfe ähnlich) Winzer und Gärtner

wohnen. Hier stand das 1013 gegründete und mit reichen Pfründen versehene Georgenkloster mit seinen Benedictinermönchen.

Der letzte Abt Thomas, ein Freund Luthers, verjagte 1543 die dasigen Mönche und machte aus seinem Kloster eine evangelische Freischule, die jedoch 1547 von den Spaniern wieder aufgehoben wurde. —

Im Jahr 1637 geriethen die alten Klostergebäude in Brand, wahrscheinlich durch den Frevel kaiserlicher Soldaten. Jetzt steht nur noch ein kleiner Thurm; die übrigen Steine sind zur Ausbesserung der Stadtmauern verbraucht worden.

Auf der Abendseite der (Vor=)Stadt steht noch die Moritzkirche mit zwei spitzen Thürmen, von denen der eine so baufällig ist, daß die auf ihm hängende Glocke schon seit Jahren nicht mehr geläutet wird. Diese Kirche ist der Ueberrest des einst nicht unbedeutenden Augustinerklosters zu St. Moritz, dessen Bau von dem ostgenannten Eckart I. angefangen und von seinen beiden Söhnen Hermann und Eckart II. vollendet wurde. Es war eigentlich ein Nonnenkloster. Als aber die jungen Nonnen ihrer Pflichten als reine Himmelsbräute nicht eingedenk werden wollten, so verjagte sie der Bischof schon 1050, ließ nur die wenigen Matronen darinnen wohnen, und zog Augustinermönche herbei. Während des Kriegszuges des Kaisers Adolph gegen die meißner Markgrafen Friedrich und Diezmann brannte 1306 das Kloster nieder. Die jetzige Kirche wurde 1510 vom eckartsberger Propst Langenberg erbaut, der auch 1521 in ihr begraben wurde. Als der erste lutherische Klosterabt Dreßler 1543 gestorben war, verkaufte der nachher so unglückliche Kurfürst Johann Friedrich die liegenden Klostergüter an den Stadtrath. Dieser ließ in dem Klostergarten und auf dem, durch Niederreißen der weitläufigen Klostergebäude gewonnen Platze neue Häuser erbauen, wodurch die jetzigen „neuen Güter" als ein Theil der Vorstadt entstanden. Die Kirche wurde das Eigenthum der jetzigen Moritzgemeinde, die einen Prediger als Seelsorger hat.

Beinahe auf der Grenzscheide zwischen der innern Stadt und den Vorstädten (nicht weit von der genannten Lindenstraße) liegt die Othmarskirche, der vorstädtischen Othmarsgemeinde zugehörig. Sie hat ihren Namen von dem, zur Zeit Karl's des Großen lebenden, wunderthätigen Abt Othmar von St. Gallen (in der Schweiz). Von der alten Kirche ist keine Spur mehr vorhanden, die jetzige wurde von 1691 — 169[illegible] erbaut. Seit alten Zeiten war in dieses Kirchspiel das nahe an der Saale gelegene Dorf Grochlitz (bekannt wegen seiner guten Gurken) eingepfarrt. Die Grochlitzer mußten durch die innere Stadt wandern, um in die Othmarskirche zu kommen. Als nun 1642 auf dem Kirchwege zwei Männer und eine schwangere Frau von räuberischen Soldaten getödtet worden waren, so wurde die Gemeinde Grochlitz in die St. Wenzelskirche eingepfarrt, die Othmarskirche aber durch eine entsprechende Anzahl nahe liegender Bürgerhäuser der innern Stadt entschädigt. Von den Othmarspredigern ist zu erwähnen M. Johann Georg Albinus (Weiße) 1657—1679.

Er war am 6. Mai 1624 in Unternessa bei Weißenfels geboren und starb den 25. Mai 1679. Die von ihm gedichteten Lieder: „Alle Menschen müssen sterben" und: „Straf' mich nicht in deinem Zorn" werden seinen Namen der spätesten Enkelwelt bewahren. Bei Erwähnung dieses Liederdichters werde zugleich noch zweier anderer wahrhaft frommer Dichter desselben Jahrhunderts gedacht. Der Dr. Gottfried Wilhelm Sacer wurde 1635 zu Naumburg geboren (sein Vater war der dasige Bürgermeister) und starb 1699 als Kammerconsulent zu Wolfenbüttel. — Ernst Christoph Homburg, in Mühla bei Eisenach 1605 geboren, als Advokat zu Naumburg den 21. Juni gestorben, war der Verfasser von 148 geistlichen Liedern.

Die eigentliche oder innere Stadt hat zwei Kirchen: die St. Wenzelskirche (Stadtkirche) und die Marienkirche (Marien-Magdalenenkirche, zum Unterschiede von jener 1714 niedergebrannten Marienkirche am Domplatze). Die erstere war schon 1426 so baufällig, daß der Bischof Peter einen völligen Neubau beschloß. Da der Erzbischof Konrad von Maihz für diesen Zweck eine Collecte durch ganz Thüringen bewilligte, so übertraf die neue Kirche im Umfange bei weitem die alte. Doch ist ihr Baustyl weder rein gothisch noch byzantinisch, so daß fremde Baumeister, vom gewaltigen Mauerwerke angezogen, durch das Innere der Kirche sich getäuscht finden, zumal da die 1729 neu ausgeführte Gypswölbung dem modernen Geschmacke gar zu sehr angepaßt ist. Der große Brand von 1517 zerstörte Dach und Glocken; man deckte nachher nicht wieder mit Schiefer, sondern mit Ziegeln und bekleidete den Thurm mit Kupfer. — 1706 wurde die obere Hälfte des Thurmes neu erbaut Die Kirche ist sehr hell und freundlich, hat einen schönen Altar und eine sehr gute Orgel. Ersterer wurde 1680 erbaut; letztere wurde 1746 für 2455 Thaler von Zacharias Hildebrand aus Leipzig gefertigt und von dem ebendaher beschiedenen Kapellmeister Bach nach genauer Untersuchung für ein Meisterwerk erklärt; das alte Gehäuse und Schnitzwerk der vorigen, erst 1704 für 1000 Thaler reparirten Orgel blieb unverändert. — Unter den Gemälden zeichnet sich bei weitem vor allen aus: ein von Lukas Kranach gefertigtes Bild, 21 Zoll hoch, 30 Zoll breit. Es wurde vor ohngefähr zwölf Jahren von einem leipziger Künstler mit großem Glücke restaurirt und stellt die Scene dar, wie der Heiland die Kinder segnet („Lasset die Kindlein zu mir kommen" ꝛc.). Die murrenden Jünger, die anstrebenden Mütter, die unschuldigen Kleinen, der himmlisch-erhabene Erlöser: Alle sind meisterhaft gelungen. Jede einzelne Figur bietet Stoff für ein eigenes Studium. Keiner wandre durch Naumburg, ohne dieses Bild gesehen zu haben, das auch schon vielfach bewundert worden ist.

Luther nannte die Stadtkirche eine Prediger-Mörderin, weil allerdings eine starke Bruststimme dazu gehört, um die keineswegs akustisch geschlossenen weiten Räume auszufüllen und an allen Orten verstanden zu werden. — Unter den vorhandenen Grabsteinen ist vorzüglich auf einen hinzuweisen, der 1806 nach der Lazarethuoth als ein großer Pflasterstein aufgefunden wurde, als man nämlich das

alte Pflaster aufriß, um dasselbe durchaus zu erneuern. Zum Glück hatte der Stein auf der bearbeiteten Seite gelegen und gab daher folgende Kunde. In der Schlacht bei Lützen (den 6. Nov. 1632) erhielt Gustav Adolph's 18jähriger Leibpage August von Leubelfing an der Seite seines sinkenden Königs zwei Schüsse und drei Stiche, wurde nach Naumburg geschafft und starb daselbst am 15. November Abends zehn Uhr. Seine Gebeine wurden am 23. November in der Stadtkirche beigesetzt. Die Steinmetzarbeit hat sich sehr gut erhalten, die Schriftzüge sind ganz deutlich. Wahrscheinlich hat dieser Todesfall, sowie der Tod vieler schwedischen Officiere, welche damals zu Naumburg an ihren Wunden starben, einigen französischen Schriftstellern Veranlassung gegeben, Gustav Adolph selbst nicht auf der lützner Wahlstatt, sondern erst in Naumburgs Mauern verscheiden zu lassen. Auch der Fürst Ernst von Anhalt, ein Oberster der Sachsen, der während der Schlacht „mit einer vergifteten Kugel in einen Schenkel geschossen war," wurde als Leiche nach Naumburg geschafft.

Ist die Domkirche im Innern verbaut, so hat man der Stadtkirche von außen eine ärgerliche Unbilde angethan. Sie steht nämlich nicht frei und offen an dem schönen Marktplatze, sondern ist von demselben durch das sogenannte „Schlößchen," ein langes einstöckiges, mit vielen Kaufläden versehenes Haus getrennt. Dasselbe wurde 1570 vom Stadtrathe selbst erbaut für einen Junker Anton von Bredell, dessen, auf dem Galgenberge gelegenen Besitzungen die Stadt an sich gekauft hatte. Möge es auch hier der Jetztzeit gelingen, eine Schuld der Väter zu tilgen! Möge die Hauptfronte der Stadtkirche dem verlangenden Auge bald frei gegeben werden! — Die jetzige Besitzerin des Schlößchens fordert freilich eine enorme Summe für ihr Haus.

Der jedesmalige Dompropst war bis zur Reformation der eigentliche Oberpfarrer an dieser Kirche. Seine ganze Arbeit bestand in einigen Messen, die er höchst selten und nur an hohen Festtagen daselbst las. Die vom Stadtrathe vorgeschlagenen Vicarien, Altaristen und Seelenwärter erwählte der Dompropst (gewöhnlich nur auf ein Jahr) und ließ sich noch obendrein von demselben eine Art willkürlicher Pachtsumme zahlen! — Ein Seitenstück zur römischen Simonie! (Verkaufung der Kirchenämter an die Meistbietenden). Die Reformation brachte auch hier das langersehnte Heil. Es wurden ein Oberpfarrer und zwei Diaconen mit selbstständigen Rechten nicht als Messeleser, sondern als evangelische Prediger angestellt. Im Jahr 1580 kam noch ein drittes Diaconat hinzu, weil die in die Marien-Magdalenenkirche eingepfarrte Gemeinde (nach Schließung dieser Kirche 1544) in die St Wenzelskirche aufgenommen worden war und deshalb die damaligen Amtsgeschäfte sich bedeutend vermehrt hatten. Dieses dritte Diaconat wurde aber 1801 des „geschwächten Aerarii" halber erst auf sechs Jahre, dann endlich für immer wieder aufgehoben. Seine Einkünfte fielen den beiden ersten Diaconen zu. Bei dieser Aufhebung wurden auch die Privatbeichten mit voller Zustimmung der Gemeinde in eine allgemeine Beichte verwandelt.

Den meisten literarischen Ruhm unter den Predigern an dieser Kirche hat sich ohnstreitig M. Johann Martin Schamelius erworben, geboren zu Meuselwitz im Altenburgischen den 5. Juni 1668, der einzige Sohn des dasigen Pastors. Nachdem er sich um mehrere Predigerstellen vergeblich beworben hatte, erhielt er 1703 das zweite Diaconat an unsrer St. Wenzelskirche. Schon 1708 wurde er Oberpfarrer, als welcher er am dritten Osterfeiertage (27. März) 1742 starb. Er verwaltete mit ausgezeichneter Treue sein Amt und hatte unter den Vornehmen der Stadt viele Feinde, weil er so manche Untugenden und Laster jener Zeit schärfer, als man gern sah und hörte, durch Wort und Schrift bekämpfte. Einer seiner ärgsten Feinde, der Hofrath und Oberbürgermeister Dr. Frauendorf wußte es 1712 dahin zu bringen, daß den Geistlichen der Stadt vom zeizer Stifts-Consistorium anbefohlen ward, sich dem Wunsche Einzelner in der Gemeinde zu bequemen und (die noch jetzt gebräuchlichen) Freitags-communionen zu halten. Schamelius wurde von seinen Gegnern, die auf seine Absetzung hinarbeiteten, mehrmals verklagt, erhielt aber von allen niedergesetzten Untersuchungscommissionen die Genugthuung, für unschuldig erklärt und andern Predigern als ein Muster der Hirtentreue vorgestellt zu werden.

Der so arg Angefochtene pflegte sehr früh aufzustehen und seine Predigten, von denen sehr viele gedruckt sind, unter beständigem Gebetsflehen zu verfassen. Obgleich von Pegau und Halle aus ehrenvolle Rufe an ihn ergingen, so trachtete er doch nicht nach hohen Würden weil er meinte, „daß von hohen Aemtern der Weg allemal schwer in den Himmel sei." — Um die Geschichte des Kirchenliedes hat er sich sehr verdient gemacht durch seinen „evangelischen Lieder-Commentarius." (Das Lied: „Ich danke Gott in Ewigkeit" ist von ihm.) Als Historiograph ist er bekannt durch sein „Numburgum literatum" und noch weit mehr durch seine vielen Chroniken der Klöster in und um Naumburg. Die Schmähungen seiner Feinde schmerzten ihn nicht so sehr als der Verlust seiner werthvollen Bibliothek bei dem großen Brande im Jahre 1716.

Noch ist zu gedenken des 1821 als Archidiaconus verstorbenen M. Johann Karl Gottlieb Mann, der ein Heft geistlicher Lieder herausgab, unter denen das kräftige „Gott ist unsre Zuversicht" das gelungenste ist.

Seit 1830 ist der Oberpfarrer zugleich Superintendent der neuerrichteten Diöcöse Naumburg.

Die zweite, der innern Stadt zugehörige Kirche ist die schon erwähnte Marienkirche. Sie hat gar mannigfache Schicksale gehabt und ist jetzt im engsten Sinne nur ein Bethaus, da eine besondere Gemeinde in dieselbe nicht eingepfarrt ist. Die Taufen, Trauungen ꝛc. der Umwohnenden geschehen stets in der St. Wenzelskirche. —

In den ältesten Zeiten war die Marienkirche nur eine Kapelle mit einem Altare, und wird als solche in einer Urkunde von 1347 erwähnt. Diese Kapelle war das Eigenthum einer zu religiösen

Zwecken zusammengetretenen Brüderschaft corporis Christi und hatte rings herum einen Gottesacker, der in der Folge bis in die Mitte der jetzigen Mariengasse und bis an die sogenannte Thaienburg (das jetzige Waisenhaus stand damals noch nicht) erweitert, ein Hauptbegräbnißplatz der Stadt wurde.

Zu dem Ende des 14. Jahrhunderts wurde die Kapelle dem Georgenkloster einverleibt und zu einer wirklichen Kirche erhoben, in welche sich gegen vierzig Bürger eintpfarrten. Das Kloster sorgte für einen Pfarrer und für einen Custos. Schon damals wurden vorzügsweise die Leichenpredigten in ihr gehalten und sie selbst oft die Gottesackerkirche genannt. Als zur Zeit der Reformation die Kirche zu arm war, um einen eigenen Prediger besolden zu können, so wurden ihre Dienstsachen von den Predigern an der St. Wenzelskirche mit versehen. Der Oberpfarrer Medler predigte und katechisirte z. B. wöchentlich in der Marienkirche. Vorzüglich war es jetzt der Katechismusunterricht, der daselbst fleißig ertheilt wurde, so daß die Kirche die „Kinderkirche" hieß.

Mit Genehmigung des (ersten und letzten lutherischen) Bischofs Nicolaus von Amsdorf wurde sie 1544 wegen ihrer Baufälligkeit gänzlich geschlossen, ihr Vermögen zu dem der St. Wenzelskirche geschlagen, ihre Gemeinde in die genannte Kirche gewiesen und der Marienkirchhof mit seinem Todtenhause abgetragen und geebnet. Der Bischof überließ das ganz alte Kirchengebäude als Geschenk dem Stadtrathe, der nun in demselben die Feuerspritzen aufstellte und zur Meßzeit die Waaren aufspeicherte. So blieb es bis 1709, wo die Kirche trotz aller baulichen Nachhülfe einer Ruine völlig glich. Da erwachte in vielen Bürgern eine laute Sehnsucht nach „der lieben Maria" Man beschloß einen völligen Neubau, veranstaltete Collecten, machte Legate, forderte von der St. Wenzelskirche das früher abgetretene Marienkirchenvermögen wieder zurück und legte 1712 wirklich den Grundstein. Nach vielen Streitigkeiten,*) welche selbst den, den Bau sehr fördernde Herzog Moritz Wilhelm († 1718) nicht schlichten konnte, wurde erst im Frühlinge 1730 der Bau vollendet mit einem Aufwande von 2905 Thalern. Diese geringe Summe wird erklärlich, wenn man bedenkt, daß Bruchsteine, Bauholz, Ziegel und sonstige Baumaterialien beinahe sämmtlich geschenkt und die Spannfuhren umsonst gethan wurden. Dazu kommt, daß der genannte Oberbürgermeister Dr. Frauendorf viele Summen aufbrachte die gar nicht verrechnet sind. Er war es auch, welcher den Maler Wilhelm Rössel aus Nürnberg herbeirief, um das große Deckengemälde fertigen zu lassen. Der Maler wohnte Jahr und Tag umsonst in seinem

*) So mußte der Stadtrath im Jahr 1719 einen Prozeß führen gegen das (in der Stadt befindliche) Amt St. Georgen, welches das Patronatrecht an der neuen Kirche beanspruchte. Die Sache wurde bis vor die halische Juristen-Facultät gebracht, welche dem Stadtrathe das Patronatrecht zuerkannte.

Hause und wurde von ihm fast ganz allein bezahlt. Der nahe Pulverschlag von 1714 erschütterte wohl den begonnenen Bau, schadete aber weiter nicht. Der Oberpfarrer Schamelius hielt 1730 am Tage der Jubelfeier der augsburgischen Confession (die Stadtkirche war an diesem Tage geschlossen) vor einer ungeheuren Menschenmenge die Einweihungspredigt. Im Klingelbeutel und in den Becken vor den Thüren fand man an diesem Tage 125 Thaler. — Die Kirche stand nun vollendet da, aber — ohne eigne Prediger. Die kaum geöffneten Pforten wurden daher bis 1752 gänzlich wieder geschlossen. Nur am Marientage und bei feierlichen Begräbnissen wurde in ihr Gottesdienst gehalten. Endlich wurde es durch die edle Freigebigkeit des städtischen Raths-Assessors Christian Kehrbach*) möglich, zwei Prediger anzustellen, den Frühprediger 1752, den Nachmittagsprediger 1768. Die Kirche sollte fortan die Waisenhauskirche zu St. Marien-Magdalenen heißen und vorzüglich für die Handwerksleute und Dienstboten bestimmt sein. Zugleich wurde wieder der Katechismusunterricht fleißig in ihr betrieben. Nach dem siebenjährigen Kriege wurde sie noch zur Garnisonkirche bestimmt. Im Jahr 1785 erhielt sie eine ganz neue Orgel.

Die letzten Kriegsjahre hatten diese Kirche dergestalt verwüstet, daß sie jahrelang verschlossen blieb, daß ihre beiden Prediger fünf Jahre lang das Pastorat an der Domkirche verwalteten und daß 1817 der Plan stark zur Sprache kam, die beschädigte Kirche in ein Schulhaus zu verwandeln. Da aber die Mehrzahl der Bürger diesen Plan standhaft zurückwies, so wurden 1821 von den 9000 Thalern, welche die Stadt als Entschädigungssumme für die französischen Kriegslazarethlasten erhalten hatte, 1200 Thaler zur Herstellung der Marienkirche genommen, so daß sie seit dieser Zeit bis heute ihre Pforten öffnen konnte. Sie ist ein helles und sehr freundliches Gotteshaus. Möge der goldne Stern, welchen sie auf ihrer Spitze trägt, noch lange, lange als ein schützender Glücksstern über ihren Mauern schweben! Das oben erwähnte große Deckengemälde hat vielleicht seinen künstlerischen Werth; daß aber der Himmel wie die Hölle ihre Reichsgenossen in so nacktem Zustande dem Auge des Betenden vorführen, das kann nur dem Geschmacke einer längst zu Grabe getragenen Zeit zu Gute gehalten werden.

---

*) Der Name dieses Gerechten († 1761 am 18. Mai) wird bei Naumburgs spätester Nachkommenschaft in Segen bleiben. Er legirte: 8500 Thaler für die Besoldung der beiden Marienprediger, 1000 Thaler zur Erbauung einer Amtswohnung, 7000 Thaler, um die Prediger der St. Wenzeskirche und die Lehrer der Stadtschule besser zu besolden, endlich 9000 Thaler dem Stadtwaisenhause. Letzteres war 1741 durch den gleich hochverdienten städtischen Oberkämmerer Johann Frenzel (unverheirathet gestorben am 10. December 1740) gegründet worden. Derselbe bestimmte sein Wohnhaus zum künftigen Waisenhause, dem er sein ganzes Vermögen, 24,000 Thaler baares Geld und außerdem noch 25 Acker Feld, Wurz und Holz vermachte.

Noch heute wird dem edlen Kehrbach am Christtanstage, als an seinem Geburtstage, eine Gedächtnißpredigt gehalten. Der Nachmittagsprediger ist zugleich Director der städtischen Mädchenschule, in welcher er wöchentlich sechszehn Lehrstunden hält.

Naumburg hat eine Kaufmannsschule, eine Gewerbeschule (letztere zählt gewöhnlich zwanzig bis dreißig Schüler) und sechs Hospitäler, von denen vorzüglich das „reiche Salzhospital" zu nennen ist. Dasselbe hat seit einigen Jahren ein ganz neues, schönes, sehr umfassendes Gebäude erhalten, in welchem Bürger, welche ohne ihre Schuld verarmen, nach Anzahlung von 100 Thalern auf Lebenszeit eine sichre Zuflucht finden. Sie haben Wohnung, Heizung und Licht frei und jeder erhält außerdem noch zwei Gr. täglich. — Die beiden Waisenhäuser der Stadt sind nicht mehr geschlossene Anstalten, sondern die Waisen werden nach der, in unsern Tagen anerkannt bessern Methode in ehrbaren Familien für ein billiges Honorar einzeln untergebracht. Das städtische Waisenhaus konnte als geschlossene Anstalt nur sechszehn Waisen aufnehmen, jetzt werden mit denselben Mitteln gegen siebenzig Kinder in den einzelnen Bürgerhäusern versorgt.

Die Peter-Paulmesse hat Naumburg, wie den Bischofssitz selbst, von Zeiz erhalten, nachdem daselbst die Hussiten alles verwüstet hatten. Der Kaiser Maximilian I. gab unterm 19. April 1514 ein neues Privilegium; das neueste Privilegium dieser Messe gab der Kaiser Leopold I. unterm 16. Januar 1665. Die jetzigen Messen, zumal seit dem allgemeinen Zollverbande, der Leipzig zum Brennpunkte des deutschen Handels gemacht hat, sind nichts weiter als langgedehnte Jahrmärkte und nur Schatten jener weitberühmten Messen, welche oft selbst dem Scharfrichter das Haus mit Fremden füllten. Eine 1818 vom preußischen König bewilligte zweite (Winter)-Messe wurde nach einigen Jahren als nutzlos wieder aufgehoben.

Die nächtliche Straßenbeleuchtung ist gut, besser als in manchen größern Städten. Die Domfreiheit erhielt die ersten Laternen im Jahr 1832, nachdem der schon genannte Domherr von Ambach 1000 Thaler für diesen Zweck testamentarisch bewilligt hatte. — Naumburg hat die Spielkartenfabrik für die ganze Provinz Sachsen. — Der Handelsstand hat mit den gesunkenen Messen gleiches Schicksal gehabt. — Die Bierbraereien liefern einen guten Trank, werden aber schwerlich den Ruhm der alten Brauereien erringen. Das naumburger Bier (thüringer Malvasier genannt) war allgemein gepriesen und gesucht, und wurde sogar außer Deutschland verfahren. Noch in den Jahren 1710 — 1720 braute man 1247 halbe Gebräude, aber in den Jahren 1780 — 1790 nur noch 320 halbe Gebräude. — Die bedeutende Frequenz der sich in der Stadt kreuzenden Landstraßen verschafft einige Lebendigkeit. — Der Oeconomen giebt es mehrere, aber nicht bedeutende. — Das zahlreiche Personal des Oberlandesgerichtes läßt dem Hausbesitzer, wie dem Handwerker und Handelsmanne den meisten Verdienst zufließen. — Die Domherren leben außer dem Dechant, der zu Naumburg residiren muß, mehrentheils auswärts auf ihren Gütern oder auf Reisen. — Seit 1841 liegen

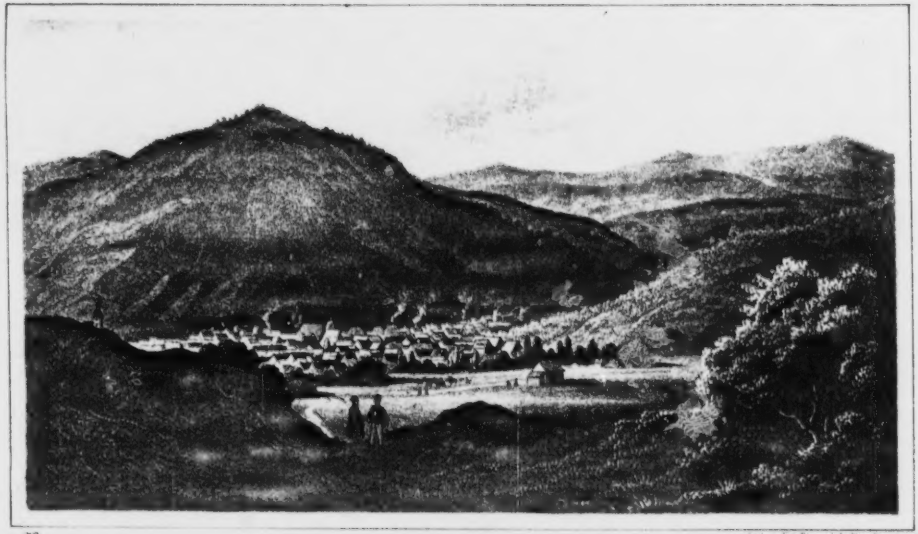
auch einige 80 Mann Artillerie zu Naumburg in Garnison. — Die Schifffahrt auf der Saale hat wenig Einfluß auf den städtischen Verkehr. Von 1790 — 1797 erhielt die Unstrut zwölf Schleußen mit einem Aufwande von 520,400 Thalern, die Saale dagegen nur zwei Schleußen bis Weißenfels hinunter. Erst seit 1810 wurden die andern Saalschleußen gebaut, so daß die Schiffsgüter bis Halle und Magdeburg gelangen können. — Eine segensreiche Nahrungsquelle ist der Weinbau, der schon in Urkunden von 1121 erwähnt wird. Die naumburger Weinberge bildeten früher eins der vier Hauptreviere des sächsischen Weinbaues, nämlich das zweite. Rechnet man, wie es gewöhnlich geschieht, zu dem „naumburger Weine" auch den Traubenertrag, der auf den weißenfelser, freiburger, kösner und lauchaer (Stadt Laucha, 1 — 2 Stunden hinter Freiburg) Bergen gewonnen wird, so werden jährlich im Durchschnitte 25,000 — 30,000 Eimer gewonnen. Da Naumburg und die nächste Umgegend diese Menge natürlich nicht selbst verbrauchen können, so wird viel Wein ausgeführt und von auswärtigen Speculanten nur gar zu oft unter einem fremden Namen verkauft.

August Constantin Ende,
Pfarrer zu Rothenberga.

Suhl.

Unter den Bergstädten des Thüringerwaldgebirges nimmt Suhl eine bedeutende Stelle ein, und ist gleich anziehend durch seine schöne Lage, wie durch seine mannichfachen Fabriken. Weithingestreckt und hingebreitet im Thalschooße der muntern Lauter ruht die Stadt dicht am Fuße der südlichen Gebirgsabdachung, rings von malerischen Walddergen umgeben, von denen der Domberg am höchsten und steilsten sich aufgipfelt, und in der Gegend des Marktes eine fast senkrecht aufsteigende umbuschte Felswand bildet, die ein mächtiger Porphyrblock, der Ottilienstein, krönt. Von diesem stolzen und hohen Standpunkt ist dem Wandrer ein anmuthiges, wunderschönes Panorama dargeboten, zumal dann, wenn ein heitrer Tag über den Gebirgsfluren lächelt. Der über Nähe und Ferne hinschweifende Blick erreicht noch nicht das Stadtende zur Linken, das sich weit in die Thalenge hinaufzieht, und sich zuletzt in malerisch gelegenen Mühl- und Hammerwerken vereinzelt, während an ihnen vorbei die Straße von Oberhof und Zella her sich zur Tiefe senkt. Wo diese erreicht wird, mündet das Lauterthal, ebenfalls reich an Eisenhämmer, Rohrschmieden, Bohrmühlen und ähnlichen Fabrikwerken aus, in dessen Anfang das Dorf Goldlauter sich birgt. Nun beginnen lange geregelte Häuserzeilen, doch sind sie immer noch Vorstadt, und tragen den Namen Klein- oder Wenigen-Suhl. Breiter werdend, in Terrassen gleichsam übereinander tretend, zeigt sich dann die Stadt zu beiden Seiten des Thales, während ihr oberer Theil noch eine Anzahl schöner Wiesenmatten umfängt.

Endlich conzentriren sich die Häusermassen und der regelmäßige viereckige Marktplatz gewährt ein reinliches hübsches Bild. Ihn zieren das Königliche Amthaus, das Rathhaus, der grüne Baum und andre zum Theil recht stattliche Privatgebäude. Nahe beim



70

Suhl.

Markt steht am Berge die Hauptkirche, und weiter abwärts die Kreuzkirche, in deren Nähe sich auch die Gottesackerkirche befindet. Auch abwärts reicht Suhl weit mit mehrern Straßenarmen fast bis zum Weiler Seufen und dem neuen stattlichen Schützenhof mit seinen dem geselligen Vergnügen geweihten Anlagen. Dort breitet sich der Thalgrund ziemlich aus und zieht nach dem Städtchen Heinrichs, eine Stunde von Suhl, anmuthig mit den schönsten Wiesenflächen und mit Teichen geschmückt, hinab.

Wenn vom Ottilienstein, den in frühern Zeiten eine der heiligen Ottilie geweihte Kapelle, später aber ein Pavillon schmückte, der bei einem Freudenfeste ein Opfer der Flammen wurde, die Blicke sich nun noch weiter ergehen wollen, als in die nächste Nähe, so bieten die hohen Berge des nicht allzufernen Gebirgeskammes und die der Stadt noch näher gelegenen Höhen sich in schönen harmonischen Formen der Betrachtung dar. Die Steinburg, eine Basaltkuppe von Sagen umklungen, der Döllberg, der Spitzeberg, der Ringberg umstehen mit dem Domberg das Thal wie riesige Hochwarten; nördlich und nordöstlich gipfeln sich die Bergwände der Subler Leube, des Beerberg, des Schneekopf, der Räder mit gezackten Straßenzügen, zu Tage stehenden Felsmassen und grünen Wäldern empor, südlich überfliegt der Blick niedrige Sandhügel und weilt auf den blau verdämmernden Gefilden des Frankenlandes. Auf gut gebahnten Pfaden ist vergönnt vom Domberg abwärts durch mehrere wohlgepflegte Berg- und Ziergärten zu wandeln, welche Privateigenthum sind, um zu der häuser- und einwohnerreichen Stadt zurückzukehren.

Suhl zählt gegen neunthalbhundert Wohnhäuser und über siebentausend zweihundert Bewohner; es ist Sitz eines Justiz-, Post- und Unterbergamtes, einer Superintendur, einer Oberförsterei und hat zur Leitung der städtischen Angelegenheiten einen Magistrat.

Die Stadt besitzt eine ansehnliche Feldflur, davon jedoch die leicht zu bewässernden Wiesen ertragreicher sind, als die mehrentheils sandigen, steinigen, magern und abhängigen Aecker. Dagegen ist die Gartenkultur im besten Flor, und von der Vorliebe für Blumistik, die den Thüringerwaldbewohnern so eigen ist, empfing auch Suhl seinen reichlichen Antheil. Viehzucht, durch die herrlichen Wiesen und Waldweiden begünstigt, bildet einen wesentlichen Erwebszweig mancher Einwohner; die meisten technischen Gewerbe werden schwunghaft betrieben, unter diesen hauptsächlich Webereien baumwollener und leinener Zeuge, ebensowenig fehlt es bei der reichlichen Wassermenge, die Stadt und Thal durchrollt, an Mühlenwerken der verschiedenen Arten.

Ungleich wichtiger und einträglicher aber, als die in spätern Zeiten herabgekommenen Webereifabrikate, sind die Eisenwerke und Gewehrfabriken Suhls und seiner nahen Umgegend, die alljährlich circa zehntausend Centner Roheisen verarbeiten, davon sieben bis achttausend Centner auf sechs Blauöfen in der Nähe der Stadt beschickt werden. Die Eisenhämmer pochen schier unaufhörlich und „die Werke klappern Nacht und Tag." Das Roheisen wird theils zu Stabeisen verarbeitet, davon das meiste der Gewehrfabrikation

dient, theils zu Blech, das, aus etwa sechstausend Centnern Roheisen gewonnen, auf 7 Blechhämmern ausgeschmiedet wird, während die neuere Zeit auch Blechwalzwerke eingeführt hat.

Die Waffen- und Harnischfabrikation Suhls war schon im Mittelalter, vornehmlich im sechzehnten Jahrhundert berühmt und bedeutend. Den Grund zu dieser Bedeutsamkeit legte ergiebig reicher Bergbau, der bereits im vierzehnten Jahrhundert außerst erfolgreich betrieben wurde, so daß sogar Ottokars Reimchronik dessen gedenkt. Die Bleche, die jetzt zu Pfannen für Maschienen- und Siedewerke, zu Schlosserblechen und Küraſſen verwendet werden, waren früher dem Gewerk der Plattner und Harnischmacher äußerst willkommen.

Ungemein groß ist die Anzahl der in Suhl alljährlich fabricirt werdenden Gewehre, Schwert- und Säbelklingen, wie Bajonette. Die Rohre werden in bestimmter Länge aus starken Blechplatinen geschmiedet, theils auf Hand- theils auf Reckhämmern, und über einen runden Eisendorn zusammengeschweißt. Auf Rohrbohrmühlen werden dieselben ausgebohrt und ausgekolbt, dann auf besondern Schleifmühlen geschliffen, hernach mit Zündloch, Schwanz- und Bodenschraube versehen, dann geprobt und die gut befundenen gestempelt, wo immer noch das alte Landeswappen, die Henne, als Signet im Gebrauch ist. Auch alle übrigen Gewehrtheile, Schloß, Ladestock, Schaft und Garnitur werden in Suhl verfertigt, sie mögen der einfachen Militairflinte oder dem kostbaren Jagd- und Galanteriegewehr zugehören. Es arbeiten nahe an 180 Büchsenmacher, 90 Schäfter, 70 Rohr- und Bajonetschmiede, Rohrbohrer, Schleifer ꝛc. und vier Engros-Handlungen betreiben das Gewerbe Fabrikmäßig. Neben dem theilweisen Bedarf des preußischen Staates liefern die Suhlaer Gewehrfabriken auch viel in das Ausland namentlich nach Holland.

Werfen wir nun den Blick auf die Geschichte dieser Stadt, so erscheint uns letztere als ein Oertchen geringen Anfanges, und in das Dunkel gehüllt, das den Ursprung der meisten deutschen Städte verschleiert. Wahrscheinlich haben jetzt fast verschwundene früher reiche Salzquellen den Namen Suhl von Sule Sole entstehen lassen, den spätere Forscher aus hundert andern heterogenen Dingen herleiten wollten, wobei sie zum Theil selbst in das Abgeschmackte sich verwirrten. Auch die später in das Stadtwappen aufgenommene Schuhsohle beweißt nur den ähnlichen Namensklang, und sollte wohl nicht darauf hindeuten, daß Suhl an der Sohle (am Fuße) des Gebirges liegt. Ist vollends, wie behauptet wird, das Wort Sole wendisch, und erstreckten sich Wendenwohnsitze bis über den südlichen Gebirgsrücken, wie die Ortsbezeichnung „Windischen Suhle, in einer Urkunde von 1330 so gebraucht, zu documentiren scheint, dann bedarf es keiner Fabel von einem Wendengötzen Eburich udgl. um sich bei dieser sach- wie sprachrichtigen und hinlänglich bezeichnenden Erklärung zu beruhigen.

Entschiedener tritt 1330 und 1349 Suhl urkundlich in die Geschichte, doch nur als Dorf, welches zuerst Graf Berthold VII. von Henneberg von den Dynasten von Frankenstein käuflich erwarb

und welches dann Johann I. Graf von Henneberg seiner Gemahlin Elisabeth zum Leibgedinge aussetzte. Im Jahr 1359 ward es von mehrern fränkischen Rittern feindlich heimgesucht; sie übten Mord und Brand, und richteten einen Schaden von 2000 Mark Silber an, daraus erhellt, daß es dem Ort nicht an Wohlhabenheit fehlte. Erst im Jahr 1444 wurde Suhl ein Stadtflecken mit einem Schultheißen- und Schöppengericht. Land und Gegend gehörte früher in den ehemaligen umfangreichen Grabfeldgau und zinste dem Gaugrafen dieses Ländergebietes. Da nun die Grafen von Henneberg diesen Gaugrafen, wie die Dynasten von Frankenstein den Hennebergern entstammten und reiche Länderstrecken erwarben, in deren Bezirk Suhl lag, so sind diese als die ältesten Herren des Ortes anzusehen. Aus den frühen Jahrhunderte künden die thüringischen Chroniken manches Wunderbare! so soll es auf der bloßen Leube bei Suhl und in der Stadtnähe im Jahr 1241 Fleisch geregnet haben, davon noch eine Wiese den Namen Fleischerwiese führt. Wir wissen nicht welches Phänomen Anlaß zu dieser Sage gegeben haben mag.

Lange Zeit hindurch hatte Suhl kein anderes Gotteshaus als eine Kapelle da, wo jetzt die Gottesackerkirche steht und die Kapelle auf dem Ottilienstein. Eingepfarrt war es nach Ebartshausen, ein Dorf im Thal der Lichtenau, mehrere Stunden von Suhl entfernt, dessen Kirche als die älteste der Gegend bezeichnet wird. Als aber der Flor der Bergwerke stieg, die Ansiedler sich mehrten, der Ort wuchs, wurde die Pfarrkirche erbaut, 1487 begonnen und 1495 eingeweiht. Mittlerweile hatte Suhl als Flecken bereits Statuten und Marktrecht erlangt, nicht minder 1462 eine Bergordnung, und das Gewerk der Panzerer und Plattner hatte sich zahlreich ansässig gemacht. Stadtrecht und ihm analoge Statuten wurden Suhl 1527 zu Theil, die Lehre Luthers fand, wie im ganzen Henneberger Land, erst 1544 Eingang. Das Jahr 1548 ließ eine neue ergiebige Solquelle unterm Domberg auffinden, das Barchenthandwerk blühte empor, die Superintendur wurde begründet, die Büchsenmacher und Schlosser traten in eine Innung zusammen.

Als mit dem Tode des letzten Fürstgrafen von Henneberg Georg Ernst (am 27. December 1583) dieses Regentenhaus erloschen war, gelangte Stadt und Provinz mittelst des genugsam bekannten Erbvertrags an Sachsen und that im folgenden Jahre Erbhuldigung.

Ein schrecklicher Brand legte 1590 den halben Ort sammt den Kirchen in Asche, doch gedieh rascher Aufbau, so daß binnen zwei Jahren die Hauptkirche bereits wieder vollendet war. Zum eignen Amt wurde Suhl mit seinem Stadtgebiet und mehrern nähern Ortschaften 1619 erhoben.

Der dreißigjährige Krieg schüttete eine ganze Pandorabüchse voll verderblicher Geschicke über die Stadt aus. 1631 führten kaiserliche Kriegsvölker fast alle Gewehrvorräthe gewaltsam hinweg, und das Jahr 1634 sah eine Fülle von Gräuel und Verwüstung. Ein altes Lied schildert kläglich und beweglich die Drangsale, welche unter Isolani's Croaten erlitten wurden. Es war am 15. Oktober des

genannten Jahres, als während des Gottesdienstes das Geschrei entstand: Der Feind! Der Feind! Feindjo! Der in Suhl gerade anwesende Herzog Wilhelm zu Sachsen, General-Lieutenant und Wachtmeister der schwedischen Armee, ließ sogleich, nachdem ein Trompeter von Themar aus ihm den Anzug der Croaten gemeldet, Allarm blasen, und sprengte mit seinen Reitern den Anrückenden bis zur Rückenbrecke, einem Berge zwischen Suhler-Neundorf und Themar gelegen, entgegen. Es kam zu einem Scharmützel, mehrere Croaten wurden niedergehauen, aber bald mußten die Angreifenden der nachdrängenden Uebermacht weichen und das Weite suchen. Der Herzog wandte sich zur Flucht und eilte mit seinen Reisigen die Röder, (ein Berg gegen Morgen) die Straße nach Frauenwald entlang, von dannen, während panischer Schrecken in der Stadt sich aller Herzen bemächtigte und ein unbeschreibliches Fluchtgedränge veranlaßte. Da die Stadt dem gefürchteten grimmigen Feind keine Mauern als Abwehr entgegenstellen konnte, aber bereits übersüllt war von Flüchtlingen aus der Umgegend, so entstand ein entsetzliches Wirrsal, und Gedränge von Menschen, Thieren, Kutschen und Wagen; was fliehen konnte, floh in Hast, Amtleute und Geistlichkeit suchten ihr Leben zu salviren, und es wimmelten die Wege und die nahen Höhen von Enteilenden, wobei im Gedränge Eltern und Kinder häufig getrennt wurden, die einander mit Jammergeschrei suchten. In der Stadt blieben fast nur Kranke, Schwache und Greise zurück, und so fand sie der wüthende Feind, der nun mord- und beutesüchtig einfiel. Der Rathsälteste Görg Breyn ward in Stücken gehauen, ein Forstknecht erschossen, ein Bäcker erschlagen, ein Büchsenschäfter geröstet, ein Riemer, der eine Hellebarde zur Wehr ergriffen hatte, mit einem Fausthammer niedergestreckt ꝛc. So fanden dreiundachtzig Personen auf mancherlei Art schmählichen Tod, der zahlreichen Verwundeten nicht zu gedenken.

Den fliehenden Einwohnern wurde nachgesetzt, viele holten die Croaten ein, beraubten, mißhandelten, tödteten sie, oder schleppten sie in die Stadt zurück, preßten nach Geld, klemmten sie in Schraubstöcke, gossen ihnen Schwedentränke ein, und plünderten den Rest des Tages und die ganze folgende Nacht nach Herzenslust.

Am andern Morgen baten einige Rathspersonen den Feldobersten Isolani auf den Knieen, die Stadt mit Brand zu verschonen, allein vergebens, er marschirte aus, und ließ Suhl in Brand stecken und bis Nachmittag drei Uhr war der beste Theil der vorher blühenden Stadt ein Aschenhaufen, in sieben Stunden hatte die Gluth 769 Bürgerhäuser, zwei herrschaftliche Gebäude, zwei Rathhäuser, drei Mühlen, ein Malzhaus, Brauhaus, Hospital, vier Eisenhämmer und Rohrschmieden, Schulen und Lehrerwohnungen, Pfarr- und Caplaneien und zwei Kirchen mit 9 Glocken verzehrt. Es standen etwa nur noch funfzig der Stadt entlegene armselige Hütten. Mehrere Bewohner kamen in den Flammen um, andere wurden als Gefangene fortgeschleppt und die Folgen dieses Unglücks waren fürchterlich. Mangel und üble Dünste erzeugten Seuchen, höchste Theuerung trat ein, und es war, selbst für schweres Geld nicht, beinahe kein Getreide

herbeizuſchaffen, da der ganze Wald und die ganze Gegend von Soldaten und Marodeurs wimmelte. So ſtarben noch eine Menge Menſchen aus Hunger und Kummer und binnen vier Jahren überwog die Zahl der Geſtorbenen die der Geburten um 1110.

Dennoch erſtieg die Stadt aus Ruin und Aſchenhaufen, die alte Kreuzkirche wurde wieder aufgebaut, und 1642 konnte auch die neue Schule eingeweiht, 1644 das Reformationsjubiläum feſtlich begangen werden. Ein Jahr darauf ward der Glockenthurm der Pfarrkirche erbaut, und 1647 zur vergrößerten Kirche ſelbſt der Grundſtein gelegt, die im November des nächſten Jahres bereits vollendet wurde, doch erſt 1654 geweiht werden konnte.

Bei der abermaligen Landestheilung der Grafſchaft Henneberg 1160, kam Suhl an die Partion des Herzogs Moritz von Sachſen Naumburg, welcher der Stadt neue Statuten, auf den Grund der frühern verbrannten, beſtätigte. In jener Zeit wüthete auch in Suhl der Unſinn des Hexenbrennens, und es wurden mehrere der Hexerei beſchuldigte Frauen hingerichtet, ſo am 28. Februar 1622 neun auf ein Mal. Eine Schützenordnung von 1704 giebt Zeugniß, daß Suhl damals bereits eine Schützengilde hatte, wie denn auf alle Weiſe die Stadt ſich wieder erhob. Aber neue Heimſuchungen blieben nicht fern, und manche derſelben traf hart und ſchwer. Das Jahr 1706 brachte feindliche Schwedeneinfälle mit Mord und Brand; ein nicht unerheblicher Felſeneinſturz von Ottilienſtein, 1718, ſchreckte und ſchädigte, noch mehr eine überſchwemmende Waſſerfluth 1745, und 1750 zuckte ſogar das Erdbeben, welches Liſſabon zerſtörte, durch die Adern des thüringiſchen Gebirgs, und erſchütterte in Suhl den Boden, wie es zu Salzungen den See in ungewöhnlichen Wirkungen kreiſeln ließ.

Im Jahr 1718 gingen Stadt und Amt Suhl an das Haus Kurſachſen über.

Schlimmeres als Krieg, Waſſersnoth und Erdbeben ward Suhl durch eine abermalige Feuersbrunſt zugefügt, die am 1. Mai des Jahres 1753 faſt die ganze Stadt verzehrte, ſo daß ſie abermals zum glimmenden Schutthaufen wurde. Und abermals hob ſich der Phönix mit verjüngten Flügeln aus der Aſche, und 1761 konnte die neuerbaute Haupt-Kirche vollendet und geweiht werden.

Wir übergehen die neuern Ereigniſſe der Stadtgeſchichte Suhls, nur des wichtigſten derſelben ſei noch gedacht. Das Jahr 1815 entriß auch Suhl in Folge politiſcher Schickſale, deren Wechſelfällen das Loos der Völker, wie der Provinzen anheim geſtellt iſt, dem königlich ſächſiſchem Regentenhauſe, und fügte es zu Preußens weitausgedehnten Länderſtrecken. Ein Hennebergiſcher Denkpfennig, in Silber und Kupfer ausgeprägt, der ſchon ſelten zu werden beginnt, verewigt den Tag der neuen Huldigung. Sein Avers zeigt den gekrönten, feſt und ruhig ſtehenden Adler Preußens, nach rechts blickend, und den erhobenen, rechten Fittig über die vertrauend ſchreitende Henne breitend. Es iſt eben ſo ſinnvoll, daß auf dieſer kleinen Medaille die Henne unter den rechten Flug des Adlers tritt, als

es in der Wirklichkeit erfreuend ist, daß der Adler zur Rechten, zum Rechten sieht. Der Revers nennt den in jeder Hinsicht denkwürdigen Huldigungstag: DEN 3. AUGUST 1815. Seitdem ist nun Suhl die größte, die volkreichste Stadt des preußischen Antheils von Henneberg, gewerbthätig, freundlich, lebhaft, handelsbetriebsam, durchkreuzt von frequenten Straßen, die von Gotha, Ohrdruff und Zella her nach Schleusingen, wie von Meiningen nach Ilmenau führen. Wird einst (hoffentlich kein allzuspätes Einst!) eine Eisenbahn durch das Werrathal ziehen, so bedarf es nur einer mit geringen Kosten im Haselthale, fortzuführenden Verbindungsstraße, (da die Chaussee über Zella, Mehlis und Benshausen stundenweit umführt) um die Suhlaer Fabrikate dem Bahnhof in Meiningen binnen drei kleinen Stunden zuzuführen.

Eine so mannigfachpittoreske, romantische Gegend wie die um Suhl, ist nicht ohne den eigenthümlichen Zauber der Sage. Diese im Volksmund ewig fortlebend, weiß viel zu berichten von wandelnden Jungfrauen und irren Lichtern am Ottilienstein, vom Weissagen alter Sibillen, vom Rothenstein, einem Porphyrfels nahe dem Wege nach Oberhof, der eine verzauberte Jungfrau einschließt, und an dem jeder mit Sang und Klang vorüberziehende Hochzeitzug schweigt, weil einmal daraus eine Geisterstimme gerufen: „Heute roth, über's Jahr todt!" und ein Jahr darauf die junge Frau todt war. Ein Steinhügel auf der basaltischen Kuppe des Dellberges heißt das Heidengrab, und eine dunkle Sage will, daß unter Karl des Großen Bekehrungskämpfen gegen die heidnischen Sachsen auch hier eine Vertilgungsschlacht gegen die letztern geschlagen worden. Auch spukt dort eine Walderscheinung in weiblicher Gestalt, Trauerkleider tragend.

Reich an Bergmannssagen ist die Gegend um Goldlauter, um den Schneekopf; aufwärts hat sich um Gestein und Gekluft das Sagenepheu mannigfach angerankt, und in den geheimnißvollen Thalgründen waldaufwärts wie auf den menschenleeren Höhen deuten schon Namen, wie Mordfleck, Teufelskreise, goldne Brücke, Silberbrunnen auf das Walten der Sage hin, die ihre Schleier über das Gebirge wehen läßt, und mit magischen Strahlen die Gefilde verklärt.

Dem Naturfreund, dem Naturforscher und Sammler begegnet in Suhl's Umgegend eine reiche Mannichfaltigkeit von Pflanzen und Mineralien. Die Flora Germaniens hat segnend diese Gefilde bedacht, und was irgend im thüringischen Gebirge dem Botaniker als selten gilt, hier wird es gefunden; ganz besonders mannigfach ist die Cryptogamenflora. Auch einige Privatgärten sind in botanischer Hinsicht ausgezeichnet.

Das Hauptgestein um Suhl ist Syenit und Porphyr, verschiedenartig mit Glimmer, Feldspath, Feldstein, Quarz, Trapp ꝛc. gemischt. Basalt steht in Einzelkuppen zu Tage, Sandstein beginnt ohnweit der Stadt in weiter Ausdehnung. Granit findet sich höher im Ge-

birge, nicht minder kommen Kohlenschiefer, Kieselschiefer, Schieferthon ꝛc. vor. Der Metallreichthum besteht vorzugsweise aus Eisenerzen, und viele alte Pingen und verfallene Halden zeugen noch von dem früher schwunghaft betriebenen Bau auf dieses nützlichste der Metalle. In den Bergwerken bei Goldlauter ist auch der Bau auf Silber wieder aufgenommen.

Fast jede Reiseroute von Suhl aus gewährt dem, dessen Sinn für die Reize der Natur nicht verschlossen ist, Genuß und Anregung. Nach Zelle und Oberhof zu steigt die Straße an zahlreichen Hammerwerken, deren Wasserleitungen die Gegend malerisch beleben helfen, vorüber zu der Struth. Ein chaussirter Weg führt von da ab zum fröhlichen Mann, einem Wirthshaus und Vergnügungsort. Vom Hochgipfel der Kunststraße ist eine herrliche Aussicht gewährt auf eine weite Fläche von Waldwiesen, welche der Kranz der Berge amphitheatralisch einschließt. Setzt der Reisende diese Tour fort, so blickt er bald in den nicht minder malerischen Thalkessel hinab, darin die betriebsamen Orte Zella und Mehlis liegen, und die der zuckerhutförmige Rupperg überragt. In Zella trifft die Straße von Suhl auf jene, welche vom Rücken des Gebirges nach Süden zieht, und den die letztere Richtung einschlagenden Reisenden nimmt ein enges Waldthal ächt thüringischen Charakters auf, das die Lichtenau munter durchrollt, und dessen Eingang unterhalb Mehlis der grün umbuschte Reissigen oder reißende Stein mit Felswänden und Blöcken fast bedrohend überragt.

Will Jemand der alten Straße von Suhl zum Oberhof entlang ziehen, so führt ihn diese über den fröhlichen Mann, und dann steil zum Gebirgsrücken empor bis zur Ausspanne, wo mehr als eine pittoreske Felsparthie zu Tage steht, und der Rennsteig erreicht wird. Der Rückblick in die zurückgelegten Thalgründe ist schaurig schön, und in der Ferne liegt Suhl hingeschmiegt am Fuß seines mächtigen Domberges, der hier als Bergzwerg erscheint gegen den ungleich höher gewonnenen Standpunkt.

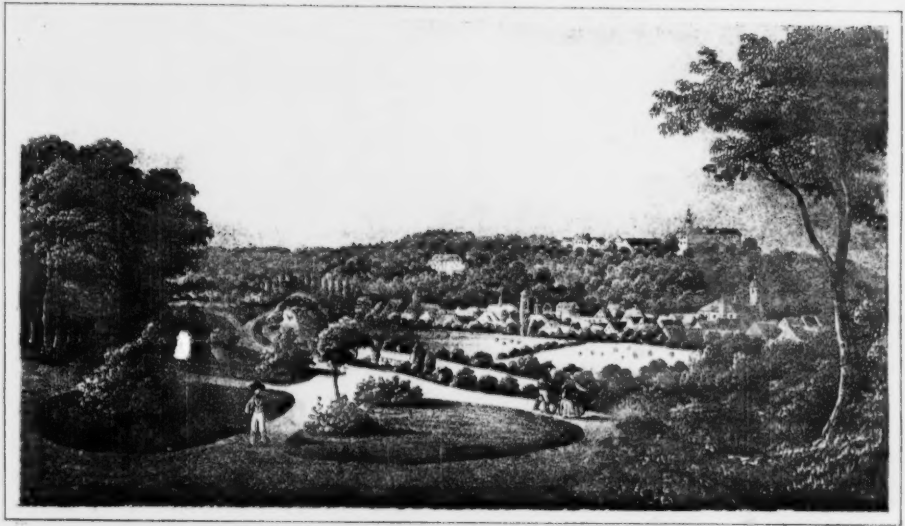
Oder man verfolgt das anmuthige, thätigkeitsbelebte Lauterthal, das voll Hämmer, Mühlen und Schmieden ist, und erreicht Dorf Goldlauter, von dem aus ein Weg zur Schmücke durch Fichtenwaldung hoch und steil emporzieht.

Wieder eine andere Hochstraße geht an der schon erwähnten Röder waldaufwärts und zieht durch schöne Hochwälder über den Gebirgsrücken hin nach Schmiedefeld, nach der wichtigen und schönen Eisenhütte Neuwerk, und weiter nach Ilmenau. — Nach Schleusingen und Hildburghausen führt die Chaussee beim Weiler Seufen vorbei und läßt den Ort Suhler-Neundorf zur Rechten liegen, während sie zu beträchtlicher Höhe emporsteigt, und dann in das Erlauchthal hinabfällt.

Des Weges nach Heinrichs und in das Inselthal wurde schon gedacht, er ist fahrbar doch nicht chaussirt. Außer diesen Straßen führen noch eine Menge Fußwege zu den Nachbarorten, so daß Suhl als Kern eines Straßen- und Wegesterns nach allen Enden hin seinen Verkehr mit Wald- und Flachland unterhält.

Suhl's Einwohner sind gebildet, gesellig, gastlich, der schönen Künste, besonders der Musik hold und zugethan. Für Stempel- und Steinschneidekunst ist Suhl eine Pflanzschule, die manchen wackern Künstler bildete.

Ludwig Bechstein.



Schloss Tenneberg mit Waltershausen.

Schloß Tenneberg und Waltershausen.

— — — Wir hatten auf dem schönen Wege von Gotha nach Reinhardsbrunn kurz vorher, eh' wir in das herrliche Gebirgsthal hinter Schnepfenthal eintraten, das Schloß Tenneberg auf dem nördlichen Rande seines belaubten Berges leuchten und sich auf dem dunkeln Hintergrunde des höhern Hauptgebirges abzeichnen gesehen, und drunter dicht an den Berg angeschmiegt und aus üppigem Baumgrün hervorlugend das schmucke Städtchen Waltershausen mit seinem stattlichen Thurme. Jetzt kamen wir von Reinhardsbrunn durch Fichtenwald, über kleine Waldwiesen und mäßige Berge des nicht umfangreichen Vorgebirges und gingen auf einem langen Bergrücken den wir unvermerkt erklimmt hatten. Wir genossen von hier einer labenden Aussicht in das reiche gothaische Land nach Osten und Norden. Rechts hinter uns sahen wir Schnepfenthal wieder, dicht unter dem nicht hohen und mit Gärten und kleinen Gartenhäusern geschmückten Berge das Dörfchen Ibenhain. Ein bequemer Promenadenweg führte uns bald an das Ende des Bergrückens, der hier eine kleine Hochebene bildet. Aus dem Eichen- und Buchenwalde heraustretend kamen wir an einem stattlichen Hause mit Hintergebäuden, der Wohnung des Rentbeamten vorüber und sahen nun, wenige Schritte vor uns, das Schloß liegen. Zu dem uns zugekehrten Eingang führte eine steinerne Brücke über einen mäßig tiefen in einen Küchengarten umgewandelten Graben, und wir gelangten durch das Frontegebäude in den ziemlich kleinen Schloßhof. Die Burg ist auf den nördlichen Rand des Bergrückens in Hufeisenform gebaut, der Bogen nach Nordwesten gekehrt, das Frontegebäude mit Thor unmittelbar daran gefügt, nach Süden. Der Hof bildet ein Viereck. Das steinerne Gebäude hat zwei Stockwerke. Auf dem Frontegebäude steht ein kleiner geschmackloser Thurm mit einer Schlaguhr,

der 1729 gebaut worden ist und die ganze Burg verunstaltet. Ueberhaupt ist ihr alterthümliches Ansehen fast ganz verwischt; der trostlose verzwickte Rococostyl ist ihr überall angeflickt. Am alterthümlichsten nimmt sie sich von der Westseite aus. Die östliche ist durch Mansardenfenster am Dache entstellt. Die lange Reihe der Zimmer im obern Stock ist entweder ganz modern tapezirt oder im Rococogeschmack, jenem schlaffen Kinde der Schlummerzeit Europa's, decorirt. Manche dieser Zimmer sind mit Portraits fürstlicher Personen jener Zeit in Harnisch und Perücken, Toupe's und Reifröcken, auch andern werthlosen Bildern behangen. Auch einige gut erhaltene Mobilien aus jener Zeit stehen hier. Man gewinnt in solchen Zimmern, zumal wenn einem historische Erinnerungen durch den Kopf fahren, die Ueberzeugung, daß die Menschen vor hundert Jahren, wenn sie auch französisch und deutsch sprachen, doch — Chinesen waren. Man gäbe jetzt viel darum, wenn man uns in jenes behagliche, langweilige, gedankenlose Rococoglück zurückbannen könnte. Wie bequem ließ sich doch damals die Welt regieren! Die schönste Räumlichkeit ist ein großer stattlicher Saal mit einem grellen, unbedeutenden Deckengemälde und rings an der Wand mit garstigen Büsten, lauter Allegorien. In Wandschränken stehen noch Gläser aus jener Glanzperiode, des deutschen Fürsten- und Adelthums. Eine einfache Gallerie zeigt abscheuliche Bilder von Jagden, welche Herzog Johann Casimir von Coburg, welchem Tenneberg und Waltershausen gehörte, in den nächsten Forsten gehalten. Jede Fürstenjagd war da ein welthistorisches Ereigniß und mußte vom Hofmaler abkonterfeit werden. Auch eine sehr kleine und sehr einfache Kirche ist im Schloß; sie wird aber nicht mehr zum Gottesdienst benutzt; die Sakristei dient zum Hühnerstall des Castellans. Im untern Stockwerk sind die Localitäten des Justizamts und des Rentamts Tenneberg, Gefängnisse u. dgl. Im Frontegebäude wohnt der Castellan.

Weit reizender als die verblichene unheimliche Pracht dieser Räume ist die Aussicht aus ihren Fenstern. Auf jeder Seite des Gebäudes bietet sich ein anderes characteristisches Landschaftsbild. Man kann vom hohen Gebirge im Süden bis ins flache Land nach Osten alle Uebergänge und Abstufungen landschaftlicher Schönheit mit dem Auge verfolgen. Eine Stunde an diesen Fenstern an einem heitern Sommerabend wird den Besuchern Tennebergs großen Genuß gewähren. Wir wenigstens waren ganz entzückt davon.

Eine von unsern Damen, die das romantische und die Romantiker liebt, bewies uns, daß sie Ludwig Bechsteins „Grumbach" mit Aufmerksamkeit gelesen habe. Sie sprach nämlich viel von einer unglücklichen Frau, die sich für eine Königin von England ausgegeben und wegen dieser kleinen weiblichen Schwäche auf Tenneberg in strenger Haft gehalten worden sei. Dadurch wurden die übrigen Damen veranlaßt, unsern geschichtskundigen Freund zu bitten, daß er ihnen etwas vom Schicksale des Schlosses und besonders jener Dame mittheilen möchte. Er führte uns aus dem Schlosse und wieder eine kleine Strecke des Wegs, den wir gekommen zurück, und in den

umzäunten Garten hinter dem vom Rentamtmann bewohnten Hause auf einen Hügel, der durch einen kleinen Graben vom übrigen Berge nach Südosten abgeschnitten war. Wir lagerten uns ins Gras, umlispelt von grünem Gesträuch und von der herrlichsten Abendröthe auf Stirn und Lippen geküßt. Und hier begann unser Freund mit feierlicher Stimme:

„Auf der Stelle, welche wir jetzt einnahmen stand einst die alte Burg Tenneberg, und wenn wir es nicht aus schriftlichen Angaben wüßten, die Gestalt dieses Hügels würde darauf leiten. Wahrscheinlich war sie schon vor der Ankunft jenes fränkischsalischen Grafen Ludwig mit dem Barte in dieser Gegend vorhanden, der der Ahn der spätern Fürsten Thüringens wurde; denn wenn er oder sein Sohn sie erbaut hätte, würde es gewiß von den Geschichtsschreibern angemerkt worden sein. Ein alter Chronist stellt sogar die kühne Vermuthung auf, Tenneberg möchte eine Burg der Alten thüringischen Könige gewesen sein, ein poetischer Wink für künftige Dichter, welche den tragischen Untergang des Königsreichs Thüringen behandeln wollen. In der für die frühere Geschichte dieser Gegend so äußerst wichtigen und deshalb oft genannten Schenkungsurkunde des deutschen Königs Konrad der II., seinem Vetter, dem Grafen Ludwig mit dem Barte verliehen (1039), wird der Name Tenneberg zuerst genannt, doch ohne weitere nähere Bezeichnung. Erst Landgraf Ludwig II. nennt es „sein Schloß" (1176) und bewohnte es zuweilen. Es blieb nun bis auf eine kurze Unterbrechung Eigenthum der Landgrafen. Albrecht der Unartige gab es nämlich seinem mit der Kunigunde von Eisenberg gezeugten Sohn Albrecht, in der Geschichte corrumpirt Apitz genannt, und dieser führte sich eben so unartig auf, wie sein Vater, so daß er billigerweise denselben Zunamen verdient hätte. Während der Fehde seiner Brüder mit dem Vater neckte er die Mönche des nahen Klosters Reinhardsbrunn fort und fort, raubte ihre Heerden und fügte ihnen manchen Schaden zu. Aber die Bauern und Mönche rotteten sich zusammen und fast wäre er auf einer solchen Fahrt von einem Bauer mit der Heugabel erstochen worden. Friedrich der Freudige, sein Bruder, setzte es dann beim Kaiser Rudolph durch, daß Apitz das Schloß Tenneberg räumen mußte. Albrecht der Vater versetzte es nun dem Kloster Reinhardsbrunn (1290), aber schon fünf Jahre später war es wiederum in Apitz Besitz. Friedrich der Freudige, 1306 von des Kaisers Albrecht I. von Oesterreich Statthalter in Thüringen auf Wartburg belagert, brachte seine neugeborne Tochter Elisabeth mitten durch die Feinde glücklich nach Tenneberg, wo er sie vom Abt zu Reinhardsbrunn taufen ließ. Auf diesem Ritte rief Friedrich die berühmt gewordenen Worte, als das Kind nach Nahrung schrie und die Amme ihm im scharfen Ritt, von den Feinden auf dem Fuße verfolgt, die Brust nicht reichen konnte: „Halt Amme und tränke das Kind! Es darf nicht Durst leiden, und sollt' es das Thüringerland kosten." Er schloß mit den ihn begleitenden Rittern einen Kreis um die säugende Amme, und die Feinde wagten nicht, ihn anzugreifen.

Landgraf Balthasar ließ die alte baufällig gewordene Burg abbrechen und 1391 auf den Grund eines Gutsgebäudes, welches den Herren von Laucha gehört hatte und von diesen ihm abgetreten worden war, das jetzige Schloß errichten. Es blieb Eigenthum der Landesherren und wurde von dem jagdlustigen Herzog Johann Casimir oft als Jagdschloß benutzt. Sein Vater, der unglückliche Johann Friedrich der Mittlere bewohnte es sogar eine Zeit lang, als er Weimar verlassen hatte und bevor er nach Gotha zog. Unter seiner Regierung wurde auch jene schon gefangene Dame hier gefangen gehalten. Sie war nach Roßla zum jungen Herzog gekommen, als er noch in Weimar residirte und hatte sich für die Schwester seiner Mutter, die verstoßene Gemahlin des Königs Heinrich VIII. von England, Anna von Cleve, ausgegeben. Dem Herzog kam die Sache gleich anfangs verdächtig vor; er nahm sie deshalb nicht mit nach Weimar, sondern ließ sie nach Gotha auf Schloß Grimmenstein bringen und ihr dort fürstlich aufwarten. Nachforschungen nach ihr stellten sie bald als eine Betrügerin blos; sie wurde in gerichtliche Untersuchung genommen, gab mehrere Namen als den ihrigen an, log, verwirrte sich und machte den Richtern viel zu schaffen. Sie hatte dem Herzog vorzüglich unglaubliche Geldversprechungen gemacht und wollte bald in Hamburg, bald in Amsterdam große Summen liegen haben. Alles erwies sich als Lüge. Inzwischen ist in den über sie geführten Acten, welche in den „Curiositäten von Vulpius" im Auszug mitgetheilt sind, durchaus nicht Alles über sie aufgehellt. Genug sie wurde vom Grimmenstein auf den Tenneberg zur Haft gebracht und lebte hier eine Reihe von Jahren. Wahrscheinlich ist sie auch hier gestorben, doch läßt es sich nicht geschichtlich nachweisen. Sie scheint eine vertraute Kammerfrau der Königin Anna von Cleve und mit dem König Heinrich selbst näher als billig bekannt gewesen zu sein. Wer ihre Geschichte, so viel man davon weiß, kennen lernen will, muß sie in dem genannten Buche von Vulpius nachlesen; wer die mystische „Dame aus England" aber in romantischer Beleuchtung sehen will, der lese Ludwig Bechstein's trefflichen Roman „Grummbach."

Nach diesem bewohnte Herzog Ernst I. der Fromme von Gotha, eh' er seinen Einzug in Gotha hielt und das Residenzhaus auf dem Markte (das jetzige Rathhaus) bezog, Schloß Tenneberg kurze Zeit, doch scheint daß Bergschloß immer mehr in Verfall gekommen zu sein, so daß es Friedrich II. zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, als er es zum Wittwensitz seiner Gemahlin Magdalena Augusta, einrichten ließ, in dem schon beschriebenen Geschmack seiner Zeit restaurirte, wie wir es jetzt noch sehen. Der hohe Thurm wurde, um Raum für den Schloßhof zu gewinnen, ganz abgebrochen und dadurch jedenfalls die Burg ihrer schönsten mittelalterlichen Zierde beraubt. Dies war im Jahre 1729. Der prachtliebende Herzog verweilte dann und wann auf Tenneberg; seine Wittwe wohnte hier. Nachher ist es ganz verwaist. Sollte der großartige Plan des jetzt regierenden Herzogs, den Naturpark Reinhardsbrunns bis an die Mauern von Waltershausen auszudehnen, in Ausführung kommen, dann würde

Tenneberg als zweites Schloß desselben gewiß eine würdige mittelalterliche Restauration erfahren."

Der Erzähler schwieg; wir dankten und stiegen den Berg hinab. Wir fanden, daß er nach der Nordseite ziemlich steil war. Am östlichen Fuße desselben kamen wir zu dem einzeln stehenden, langen mit grauen Brettern (die ihm ein düstres Ansehen geben) bekleideten Zeughause, welches Herzog Johann Cassimir erbauete und worin eine große Menge altes und neues Jagdzeug aufbewahrt wird. Ehe wir das Burgthor der Stadt erreichten, kamen wir an einem Gebäude vorüber, welches eine Kemnate war und diesen Namen noch führt. Darin legte der bekannte Johann Matthäus Bechstein, naher Verwandter des Dichters Ludwig Bechstein, 1794 die erste deutsche Forstakademie an, welche sechs Jahre später, da sie von der gothaischen Regierung kleine Unterstützung erhielt, von dem genialen Herzog Georg von Meiningen nach Dreißigacker gezogen wurde. Gegenüber heißt eine hohe mit keinen Häusern bestandene Stelle „zum heiligen Kreuz," und hier hat im Mittelalter eine uralte und sehr berühmte Wallfahrtskapelle dieses Namens gestanden, von der sich nichts als eben der Name erhalten hat.

Die kleine Stadt ist theils an den letzten Abhang des Burgberges, theils in's Thal gebaut; sie hat ein freundliches Ansehen und einen schönen Markt, auf welchem die Marienkirche im Rococostyle das Auge besonders auf sich zieht. Sie wurde an der Stelle der alten abgetragenen Gotteshülfkirche von 1719 bis 1723 von Grund auf neu erbaut. Ihren hohen Thurm zertrümmerte ein Blitzstrahl am 27. Februar 1806, der dann neu erbaut und mit einem harmonischen Geläute versehen wurde. Vor dem Bremerthore liegt die Johanniskirche. Die trefflichen Felsenkeller vor dem Bremer- und Burgthore mit ihren Anlagen verdienen den Besuch jedes Fremden; er wird sich an dem ausgezeichneten Biere laben. Diese neuen Anlagen sind eine wahre Zierde der Stadt. Ueberhaupt hat Waltershausen seit es durch die gute Chaussee mit seiner Umgegend und Gotha in engere Verbindung gekommen ist, an äußerer Schönheit und innerem Reichthum viel gewonnen. Die Thore sind verschwunden, überall sieht man stattliche Häuser, gute Wege und Anlagen. Auch das moderne Schießhaus vor dem Clausthore mit seiner schattigen Umgebung macht einen angenehmen Eindruck auf den Besucher. Die hiesigen Vogelschießen sind sehr besucht. Erwähnenswerth ist die große Kestner'sche Puppenfabrik, dann der bedeutende Handel mit Fleischwaaren und die Fabrikation von Spritzenschläuchen.

Waltershausen ist sehr alt. Schon zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts hatte es städtische Verfassung und in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts einen eignen Gerichtsstuhl. Die Landgrafen Balthasar und Friedrich IV. bestimmten die Stadt ihren Gemahlinnen zum Leibgedinge. Bis zur Reformation waren die Aebte von Reinhardsbrunn Collatoren der hiesigen Kirche. Herzog Ernst der Fromme erhob die Diöcese, anfangs Adjunctur der Superintendentur zu Gotha, zur eignen Superintendentur 1657.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts lebte in Waltershausen ein in seiner Art einziger und mit Johann Matthäus Bechstein, dem berühmten Ornithologen, geistesverwandter Mann, der berühmteste Vogelhändler Deutschlands, Johann Friedrich Thiem, der die am Thüringerwalde heimischen Singvögel, als Gimpel, Buch- und Bergfinken, Hänflinge, Rothkehlchen, Stieglitze, Zeisige, Gold- und Bergammern, Singdrosseln ꝛc. einfangen und kunstreich anlernen ließ und sie dann nach Holland, England, Frankreich in großer Menge vertrieb. Von England brachte er amerikanische Vögel, Araffe, Papageien ꝛc. und andere Naturmerkwürdigkeiten mit, die er in Deutschland verkaufte.

Wir verlebten den Sonntag in Waltershausen. Unzählige Menschen in Kutschen, auf Leiterwagen und zu Fuße strömten von allen Seiten herbei; man hätte glauben sollen, die Wallfahrt zum heiligen Kreuz bestände noch; sie ging aber in die Felsenkeller, wo man den Gottesdienst der Fröhlichkeit beging. Wir selbst fühlten uns heiter unter den heitern Menschen.

Aus dem Briefe eines Norddeutschen in die Heimath, mitgetheilt von

Ludwig Storch.

Arnstadt.

Arnstadt,

in der obern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Sondershausen.

Südwärts über der Stadt, die vom edlen Aara den Namen
Führet, da krönt Steineichengehölz die Gebirge des Stromthals.
Hier fließt, kühler im Schatten, die silberblinkende Gera
Ueber gelblichen Kies. Um die Wurzeln alternder Bäume
Spielen und drehen sich die Wellen in kleinen Strudeln und rauschen
Schnell durch die Schilfe dahin. Allein mit gehaltener Eile
Wallet der Strom in Plauens arkadischen Hirtengefilden.
Auf der Natur kunstlosem Altar stehen Schönheit und Einfalt,
Gleich den Grazien, hier in liebenswürdiger Eintracht.
Von dem großen Altar dampft jeglichen Morgen der Weihrauch
Würziger Blumen und Kräuter und fröhlich reifender Saaten
Blüthengedüft zum Opfergeruch den Töchtern des Himmels
Festlich empor, bestrahlt vom erhellenden Schimmer der Frühe.

C. W. W. Reubeck's Gesundbrunnen 1. Gesang 38. — 50. V.

Die Erbauung Arnstadts, dessen Name wegen des in dem Stadtsiegel erscheinende Adlers von dem altteutschen Worte: Aar abgeleitet zu werden pflegt, wofür aber wohl in Rücksicht der hohen Lage und der umgebenden Berge die vielverbreitete Wortwurzel har, ar, d. i. hoch, mit größerem Rechte gelten dürfte, verliert sich in ein sehr fernes Alterthum, das, wie bei den meisten andern Städten, noch keinem Forscher zu bestimmen gelungen ist. Doch war es vielleicht schon vor Einführung der christlichen Religion in Thüringen vorhanden, was mehrere in seinen Umgebungen befindliche heidnische Begräbnißstätten bezeugen können.

Allein soviel ist ausgemacht, daß das Alter dieser Stadt durch eine ächte Urkunde über das aller andern unseres Vaterlandes erhoben wird.

Im Jahre 704, den 1. Mai, schenkte nämlich Heden der

jüngere, Herzog von Thüringen, dem Bischof Willibrord zu Utrecht, gegen den er entweder gewisse Verbindlichkeiten zu erfüllen hatte, oder um ihn in den Stand zu setzen, in dieser Gegend Lehrer des Christenthums zu unterhalten, „seinen Hof (curtem) in dem Orte, welcher Arnestati heißt an dem Fluße Huitteo (Huitte, Witte, Wiza, Weiße) (in loco nuncupante Arnestati, super fluvio Huitteo) nebst Gütern in dem Schlosse Mulenberge und zu Monchore (Monra oder Mondra). Mehrere Jahre später (726) wird Arnstadt in Willibrords Testamente abermals als villa in pago Turingasnes unter den der Abtei Echternach (im Luxemburgischen) von ihm überlassenen Besitzungen erwähnt, ohne daß jedoch der beiden andern Orte dabei gedacht würde. Es muß also mit dem Besitze der letzten entweder schon vorher ein Wechsel Statt gefunden, oder jener Bischof es für zureichend gehalten haben, blos den ersten, als den wichtigern, namentlich anzuführen, weil sich hier vielleicht schon eine Pfarrkirche befand, in deren Nähe, unter dem Schutze der jetzt so genannten alten Burg, auch die Anlage der ersten Häuser geschehen sein mag.

Mehrere Arnstadt benachbarte Dörfer werden ausdrücklich in den Gau Langewiz versetzt; aus diesem Grunde und weil noch jetzt die Gegend zwischen hier und Ilmenau die Langewiz und ein Thor in jener Stadt das Langewizer heißt, darf man wohl unbedenklich dieselbe dem genannten Bezirke einverleiben. Die Vertauschung entfernter Besitzungen gegen nähere war zwischen Klöstern und anderen geistlichen Stiftungen nicht ungewöhnlich. Was sollte daher wohl die Abtei Echternach gehindert haben, für den durch einen so weiten Raum, von ihr getrennten Ort einen andern bequemer liegenden zu erwerben, wozu das neu gestiftete Kloster Hersfeld am leichtesten die Hand bieten konnte. Und wirklich treffen wir ihn in der Folge Arnstadt als Eigenthum des letzteren an. Wie und wenn es dazu gelangte, darüber sowohl, als über seine nunmehrigen Schicksale beobachten die Geschichtschreiber tiefes Stillschweigen, welches erst im Jahr 954 unterbrochen wird.

Denn am 17. December d. J. stellte Kaiser Otto I. hier eine Reichsversammlung an, auf welcher unter andern, sein Sohn Wilhelm, nach alter Sitte von dem Volke und der Geistlichkeit, zum Erzbischof von Mainz gewählt und als Statthalter über Thüringen verordnet wurde. An demselben Tage erfolgte auch die förmliche Aussöhnung Otto's mit seinem ihm von der ersten Gemahlin Edith geborenen Sohne Ludolph, der sich wider ihn empört hatte. Dieser Reichstag ist übrigens eine von den Ursachen, daß man Arnstadt den kaiserlichen Pfalzen oder denjenigen Orten beizählte, wo sie Kaiser-Paläste und Kammergüter hatten und sich bisweilen aufhielten. So angelegentlich sich auch manche Geschichtschreiber für dasselbe um diese Eigenschaft bewerben und den Sächsischen Pfalzgrafen gewisse Rechte darauf einräumen möchten, so ruht doch ihre Behauptung auf schwankendem Boden und der unrichtigen Lesart; in palatio regali anstatt in placito regali, im königlichen

Rathe. Diejenigen, welche dem genannten Erzbischof die Erbauung der Marien- oder Frauenkirche in Arnstadt zuschreiben, berufen sich besonders auf die Inschriften an der nördlichen Seite dieses Gotteshauses und wollen in der einen den Namen Wilhelmus, in der andern die Jahrzahl 972 erblicken. Die letzte ist ganz unleserlich, scheint aus einer weit späteren Zeit herzurühren und 1472 geheißen zu haben. Wenigstens hat, wenn wir auch jener Angabe nicht mißtrauen, Wilhelm, der schon den 2. März 968 zu Radolverrothe starb, die Vollendung der Kirche, die er zum dankbaren Andenken an seine Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl gegründet haben soll, nicht mehr erlebt. Allein in der ersten sehr beschränkten und dürftigen Gestalt war sie vielleicht schon im achten Jahrhunderte vorhanden; so wie auch ein Stück vom südlichen Theile des Langhauses der etwa beim Umbau im zwölften Jahrhundert stehen gebliebene Rest eines roheren Baues aus dem zehnten sein könnte.

Von dem Dasein hersfeldischer Besitzungen in Arnstadts Nähe, zeugt eine große Zahl auf uns gekommener Urkunden dieser Abtei. Es liegt uns daher nur noch ob, Beweise ihre Oberherrlichkeit über diese Stadt selbst aufzusuchen. Lassen wir auch Christian Schlegel's Aeußerung, nach der die Aebte Meingot und Friedrich mit ihrer Sommerwohnung auf dem Bergschlosse Wachsenburg, (wo ihre Vorfahren ums Jahr 925 oder 933 der heiligen Walburgis ein Kloster gewidmet haben sollen, das aber wahrscheinlich sogleich in der Nähe desselben auf dem davon benannten Walpurgisberge angelegt worden ist), das angenehmere und lebhaftere Arnstadt bisweilen vertauschten, dahin gestellt sein, so ist doch die Anwesenheit des Abtes Siegfried an letzterem Orte unbezweifelt. Denn dieser bestätigte hier den 4. April 1182 die Schenkung einiger Aecker an das Kloster Memleben, und verkaufte zwei Hufen Landes zu Osforde dem Pforta'ischen Abte Adelold. Unter den Zeugen dieser Verhandlung befinden sich die Grafen Heinrich von Schwarzburg und Günther von Kevernburg, und Beringer (hersfeldischer) Schultheis zu Arnstadt nebst seinem Sohne Gottfried.

Dürfen wir einigen sonst unverdächtigen Chronisten trauen, so wurde Arnstadt zu Ende des zwölften Jahrhunderts auf's Neue zum Schauplatze eines großen Fürstenvereins erlesen. Nach Kaiser Heinrich VI. Tode (den 28. September 1197) ernannte man dessen Bruder Herzog Philipp von Schwaben nicht nur zum Beschützer des Reichs, sondern verlieh ihm auch, nach verschiedenen Besprechungen seiner Anhänger zu Ichtershausen, auf den Gefilden von Erfurt und zu Arnstadt, den 6. März 1198 in Mühlhausen sogar die Kaiserkrone selbst. Neuere Historiker glauben, daß die Versammlung zu Philipps Wahl auf dem jetzt wüsten Bergschlosse Arnsburg (in der untern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt) gehalten worden sei und berufen sich deswegen auf Otto von Sancto Blasio; die Halberstädtische Chronik verlegt aber dieselbe ausdrücklich nach Arnstadt (Arnestedde), wofür einige Thüringische Zeitbücher Ichtershausen benennen. Zuverlässig eignete sich das erste, oder das

kaum eine Stunde davon entfernte, schon damals blühende Kloster weit mehr zu solchen Verabredungen, als die kleine Bergveste Arnsburg, welche man auch nicht villa genannt haben würde, oder das noch im Entstehen begriffene Kloster Kapelle unter demselben. Thüringen erklärte sich theils für Philipp, theils für dessen Gegner Otto, Sohn Heinrich's des Löwen. Anfangs Julius 1204 überzog jener dasselbe mit einem durch seine Freunde verstärkten Heere. Brand und Verwüstung bezeichneten seinen Weg, worin sich überhaupt die Gegner und ihre Bundesgenossen zu überbieten suchten. So wurden die Gauen Orla, Langewitz und Zimin von den durch den Landgrafen Hermann zu Hülfe gerufenen Böhmen verheert. Nach Philipp's Ermordung traten die Fürsten Sachsens und Thüringens und anderer Länder nochmals in Arnstadt zusammen. Als hier der Erzbischof Albert von Magdeburg (ein Sprößling des Kesernburgischen Stammes) Otto zum König der Deutschen feierlich ausrief, so folgten die übrigen dem Beispiele dieses angesehenen Geistlichen und beraumten zur förmlichen Bestätigung einen Reichstag in Frankfurt an. — Merkwürdig wäre es allerdings, wenn unsere Stadt in drei verschiedenen Zeiten (nämlich 954, 1198 und 1208) zu so glänzenden Vereinen gedient hatte, was auf ihre schon damals nicht unbedeutende Größe und Bevölkerung einen Schluß zu machen erlaubte.

Im Jahr 1209 erblickte Arnstadt wieder eine Menge Geistlicher und Weltlicher in seinen Mauern, als zwischen den Aebten Johann von Hersfeld und Gottfried von Georgenthal über die Grenzen ihrer Gebiete obwaltende Streitigkeiten daselbst beigelegt wurden.

Den 15. Julius 1237 wallfahrteten, laut Berichts der Chroniken, über hundert, nach Anderen tausend Kinder von Erfurt nach Arnstadt und legten diesen Weg tanzend und springend zurück. Hier sanken sie erschöpft zu Boden. Von ihren Eltern abgeholt, endigten mehrere das Leben, der Rest blieb mit anhaltendem Zittern behaftet — eine Beschreibung, die uns nicht verkennen läßt, daß die im Mittelalter so häufige Krankheit des Veitstanzes, von welcher im Anfange des eilften Jahrhunderts die ersten Spuren vorkommen, diese Bedauernswürdigen ergriffen hatte. Der Begebenheit, welche sich in Arnstadt zutrug, können auch ähnliche Kinderwallfahrten an die Seite gesetzt werden, z. B. der 1212 von Knaben aus Frankreich und Deutschland beabsichtigte Kreuzzug und die im funfzehnten Jahrhunderte zweimal wiederholte Wanderung von Tausenden acht- bis zwölfjähriger Kinder männlichen Geschlechts nach Mont Saint Michel an den Küsten der Normandie.

Andere hingegen sind der Meinung, daß der Tanz der erfurtischen Kinder nach Arnstadt mit der Heiligsprechung der Landgräfin Elisabeth von Thüringen, deren Kanonisationsbulle an ersterem Orte im Jahre 1236 öffentlich von den Kanzeln verlesen worden war, in Verbindung stehe, und daß man bei den deswegen zehn Tage hinter einander dauernden Feierlichkeiten auch festliche Tänze, die wir schon bei den ersten Christen antreffen, sowohl hier, als dort, habe aufführen lassen. —

Für die Gerechtsame Hersfelds in Arnstadt sprechen, außer einer Georgenthaler Urkunde vom 15. August 1240, zwei Ichtershäusische von 1241 und 1251, und endlich ein den 11. Januar 1263 errichteter Vertrag, in welchem sich diese Abtei verpflichtete, an Ludwig von Frankenstein, im Fall er aus dem Schlosse Greienburg vertrieben, oder ihm das dasige Burglehen widerrechtlich entzogen werden sollte, ihr gehörige Güter zu Arnstadt für 50 Mark zu verpfänden.

Daß mehrere geistliche Stiftungen das Münzrecht ausübten, ist hinlänglich bekannt. Bei dem durch kaiserliche Gunst mit den größten Vorzügen ausgestatteten Hersfeld wird dies zu voller Gewißheit, da sich eine Menge von ihr geprägter Münzen erhalten hat. Ueber das Dasein einer hersfeldischen Münze in Arnstadt giebt das eben erwähnte Dokument vom Jahre 1263 die erste Nachricht, worin das Kloster Georgenthal jener Abtei zu Bezahlung einer ihm schuldigen Summe von 100 Mark Fristen vergönnt. Hersfeld hatte deswegen dreizehn Mark Arnstädtscher Währung von dem Ertrage der dasigen Münze jährlich zum Unterpfande gesetzt. Daß von dem Abte Heinrich IV. Münzen in Arnstadt geprägt wurden, erhellt aus einem Georgenthaler Klosterbriefe vom 25. August 1286, vermöge welches er den Ritter Heinrich von Meldingen zum Burgvoigt in Waldenfels ernennt und ihm für die dem Stifte, besonders durch Oeffnung dieses Schlosses, gegen die Feinde zu leistenden Dienste jährlich fünf Mark Silbers aus seiner Münze zu Arnstadt verspricht. Noch 1317 muß die hersfeldische Münze daselbst im Gange gewesen sein, weil der Abt Andreas und der Graf Friedrich von Beichlingen ihre gemeinschaftliche Münze zu Kölleda nach derselben und der Erfurtischen einrichteten, so daß die hier geprägten Münzen in Rücksicht auf Form, Gewicht und Werth jenen völlig gleichkommen sollten. Nach Chr. Schlegel giebt es nur zwei Brakteaten hersfeldischer Aebte, die ihre Entstehung der Arnstädtischen Münze verdanken, den einen mit der Umschrift ARNstaT und der Figur des Abtes zwischen zwei Thürmen, den andern mit den einköpfigen, rechts schauenden Adler und dem Bilde Ludwig II. (v. 1217— 1242), wozu noch ein dritter vor 1332 geprägter kommen dürfte, den der berühmte Numismatiker Mader auf folgende Weise beschreibt: „A, der Abt in Einfassung von vier Bögen, ein Geinfelter, in jeder Hand eine Lilie, R., ein großer Adler. 14, 15 Gr." Endlich trägt ein erst seit kurzem bekannt gewordener Arnstädtischer Brakteat, das Bild und den Namen Wiperts, des Schutzheiligen von Hersfeld, und ist also, wie ein solcher mit Bonifacius Namen ebenfalls aus der dasigen Münzstätte dieser Abtei hervorgegangen.

Da die Grafen von Kevernburg, neben andern Vorrechten, auch eine Münze in Arnstadt besaßen, so können wir eben so wenig entscheiden, ob die Münzer (monetarii) Bertold und Kurt (oder Konrad), welche 1264, 1266 und 1267 vorkommen, Hersfeldische oder Kevernburgische gewesen sind, als welche Kevernburgische Brakteaten der gräflichen Münze zu Arnstadt angehören.

Arnstadt erfreute sich wahrscheinlich schon in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts städtischer Verfassung, wie sie sich damals an mehreren thüringischen Orten ausbildete.

Zuweilen überließen es die Landesherren den Städten, sich ihre Gesetze selbst zu entwerfen. Diese wählten nun die einer älteren Stadt und holten auch nachher in verwickelten Fällen das Gutachten derselben ein. Heinrich von Hersfeld, den die Arnstädter um Ertheilung einer bestimmten Rechtsform, nach der sie, in jedem, Personen und Eigenthum betreffenden Verhältnisse, sich richten könnten, ersucht hatten, erklärte, den 21. April 1266, daß er auf den Rath ihrer Abgeordneten, anderer biederer Männer und seiner Vertrauten und Heimlichen, es für zweckmäßig halte, die der Kirche zu Hersfeld von Karl dem Großen verliehenen und von seinen Vorgängern, namentlich den Aebten Siegfried, Johann und Ludwig, auf ihn fortgepflanzten Rechte, Freiheiten, Satzungen, Sprüche, löbliche und gute Gewohnheiten und Ehren auf sie überzutragen und ihnen zu bestätigen.

Wenn übrigens Heinrich das den Arnstädtern ertheilte Recht auf Karl den Großen zurückführt, welcher damit seine Abtei und Stadt vorzugsweise begünstigt habe, so ist dies ein leeres Vorgeben. Karl gab gewiß diesem, in einen eigentlich fränkischen Gau gehörigen Kloster keine besonderen Gesetze. Die allgemeinen Kapitularien hatten für dasselbe ohnehin verbindende Kraft und von der Stadt Hersfeld konnte noch gar nicht die Rede sein. Wir würden einen tiefern, vermuthlich mit den überraschendsten Aufschlüssen lohnenden Blick in den Inhalt und Geist dieser Stadtgesetze zu thun vermögen, wäre nicht die der Verleihungsurkunde derselben wahrscheinlich beigefügte Abschrift der hersfeldischen, welche sich auch aus keiner andern Quelle ersetzen lassen, ein Raub der Vernichtung geworden. Was man in dem Privilegienbuche für Arnstadt von 1543 daraus entlehnt habe, kennen wir eben so wenig, als das Verhältniß des letztern zu den angeblich 1415 ausgefertigten Statuten, welche, wie es scheint, gleichfalls unwiederbringlich verloren sind.

In der andern Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts tritt neben der Hersfeldischen Gerichtsbarkeit zu Arnstadt noch die der aus dem grauesten Alterthume entsprossenen Grafen von Kevernburg deutlicher hervo

Daß diese 1258, 1272 und 1297 zum Besten des von ihnen gestifteten Klosters Georgenthal, Urkunden in Arnstadt ausstellten, giebt zwar noch keinen vollgültigen Beweis für ihre Rechte an unserer Stadt, doch stehen zu genauerer Aufklärung derselben auch noch andere Zeugnisse zu Gebote.

Durch einen den 1. Februar 1273 von den Grafen Günther dem älteren (VII.) und Günther dem jüngeren (VIII.) mit dem Abte Heinrich errichteten Vertrag bestimmte man die bisher streitigen Beziehungen eines zu dem andern in Ansehung der Stadt und der dazu gehörigen Dörfer, wo dieser das Eigenthumsrecht, jene aber die Schutzgerechtigkeit besaßen. Der Abt verlieh den

Grafen das Schloß zu Arnstadt, als beständiges Eigenthum und machte sich anheischig, innerhalb der Stadt keine Burg oder Befesti-gu g, ohne ihre Erlaubniß anzulegen. Diese verzichteten dafür auf die Hälfte der jährlichen Abgaben von dem Hause, worin man unten Heringe, und oben Leinwand feil bot, und den Brodbänken, die aus demselben anderswohin verlegt werden sollten, und versprachen in dem erwähnten Gebäude keinen Markt halten zu lassen, wodurch den Befugnissen des Abtes und seines Klosters Eintrag geschehen könnte. Ferner wiederholten sie die Zusage, ihre übrigen Münzstätten (monetas villarum nostrarum) zu besserem Gedeihen der Arnstädtischen, bis auf die zu Ilmenau, deren erblichen Besitz sie sich vorbehielten, nicht weiter zu betreiben. Ein neuer Punkt betraf die gleiche Vertheilung der Beten, Steuern, Geldstrafen und aller Einkünfte zwischen Hersfeld und Kevernburg, sie möchten nun entweder aus dem Schultheißen- oder Voigteigerichte oder einer andern Quelle, sowohl von Christen als Juden, entweder fremden oder durchreisenden, oder in und außer der Stadt ansässigen, herfließen. Allen Hersfeldischen und Kevernburgischen Unterthanen, welche sich mit Genehmigung ihrer Herren in Arnstadt niedergelassen, und daselbst Jahr und Tag gewohnt hätten, sicherte man das Bürgerrecht während der ganzen Dauer ihres Aufenthalts zu.

Die treue Beobachtung dieser und der andern Artikel, welche wir mit Stillschweigen zu übergehen genöthigt sind, wurde durch Auflegung der Hände auf Reliquien der Heiligen, in Beisein des Erzbischofs Werner zu Mainz, des Landgrafen Albert von Thüringen, der Grafen von Orlamünde, Schwarzburg, Beichlingen, Hohenstein, Rabenswald, Gleichenstein und Lutterberg, und mehrerer Ritter ihres Gefolges, feierlich beschworen.

Bei der Theilung, welche Günther VII. und VIII. ums Jahr 1280 vornahmen, fiel die Kevernburgische Hälfte Arnstadt's diesem zu, welcher nun das dasige Schloß zum beständigen Wohnsitze gewählt zu haben scheint. Doch bald wurde er in neuen Zwist mit dem Abte zu Hersfeld wegen des Umfanges des Voigteirechts und der Gerichtsbarkeit über die Juden verwickelt, den Günther und Heinrich von Schwarzburg und Günther der ältere von Kevernburg, nach Angabe zweier von ihnen den 16. April 1286 ausgestellter Urkunden, zu beider Theile Zufriedenheit schlichteten.

Unsere Stadt war indeß schon zu großem Ansehen gelangt und konnte mit einer gewissen Selbständigkeit auftreten. Am 6. Januar 1283 kamen Günther VIII. von Kevernburg, der Rath und die Bürgerschaft zu Arnstadt mit dem Rathe und den Bürgern zu Erfurt überein, daß während der nächsten fünf Jahre kein dasiger Bürger wegen einer fremden Schuld in Arnstadt, oder in andern ihrer Gebiete gepfändet, noch von ihren Bürgern und Unterthanen angehalten werden sollte; nur dann, wenn man den letztern zu Erfurt rechtliches Gehör weigerte, sei man befugt, den Schuldigen wo man ihn anträfe, für seine eigene Schuld zu ergreifen und zu pfänden, der aber wieder auf freien Fuß gestellt werden müsse, sobald der

Rath zu Erfurt schriftlich erkläre, den Arnstädtern und Kevernburgern volles Recht angedeihen zu lassen.

Als Rathsherren zu Arnstadt kommen bei dieser Gelegenheit, nach der auch anderwärts gebräuchlichen Zahl, zwölf ausdrücklich vor, da die Urkunden von 1266 nur im Allgemeinen Consules gedenkt.

Dieser, soviel wir wissen, ältesten im Namen der Stadt ausgefertigten Urkunde ist auch das Siegel derselben, von ansehnlicher Größe, angehängt, das eine Mauer mit Thoren, Zinnen und Thürmen, einen darüber schwebenden Adler und zu dessen beiden Seiten zwei Sterne zeigt.

Im Jahre 1290 verpflichtete sich der erwähnte Graf Günther dem Abte Heinrich von Hersfeld zweihundert Mark Silbers binnen vier Jahren, aus den von den Bürgern zu Arnstadt zu erhebenden Abgaben, und zwar jährlich fünfzig, zu entrichten. Um künftigen Beeinträchtigungen des Abtes durch den Grafen desto wirksamer vorzubeugen, wurden von diesem das Schloß Schwarzwald und das Dorf Gräfenrode zum Pfande gesetzt, und die Burgmänner angewiesen, jenes in einem solchen Falle dem letztern einzuräumen, wenn der erste nicht binnen eines halben Jahres genügenden Ersatz leistete. Zögert er damit, so liegt ihm oder seinem Erben ob, das Schloß zu Arnstadt in Jahresfrist zu schleifen und abzubrechen, wofür ihm aber dann Schwarzwald zurück gegeben werden soll.

Kaiser Rudolph I. bestätigte bei seiner Anwesenheit zu Erfurt am 25. Januar d. J., diese Uebereinkunft nebst den früher geschlossenen Verträgen.

Schon 1301 den 6. November sah sich Günther VIII. mit seiner Gemahlin Adelheid, Tochter Günther IX. von Schwarzburg, zu neuen Versprechungen gegen Hersfeld veranlaßt. Zu unverbrüchlicher Haltung derselben wurde die vorhin erwähnte Burg nebst den Dörfern Krewynkel, Wolfezen, Gosla, Bitstete und Frankenhain und der Waldung zwischen der Wyndischen Gera und Ora den Rittern Johann von Benehausen und Friedrich von Wizleben überantwortet, welche, wenn der Graf fortführe, den Abt in seinen Rechten zu kränken, sie diesem, unter den in der Urkunde, welche alle nur denkbare Umstände berücksichtigt, angegebenen Bedingungen, einzuräumen sich verpflichten mußten. Zögerte der Graf nach Verlauf von fünf Jahren noch mit der Wiedereinlösung, so sollte das Schloß nebst allem Zubehör in den beständigen Besitz Hersfelds gelangen. Die Triebfeder der Lehnsübertragung der Dörfer Gräfenrode und Geschwende an die oft genannte Abtei, welche den 17. Januar 1302 Statt fand, ist vielleicht in Günther's Wunsche zu suchen, die gegenseitigen Verhältnisse vor seinem Ende völlig zu ordnen und so die Quelle ununterbrochenen Haders auf immer zu verstopfen. — Wir nähern uns jetzt dem Zeitpunkte, in welchem die Hälfte Arnstadts nebst den übrigen Besitzungen Günther's, der keine männlichen Erben hatte, auf dessen mit Otto V. von Orlamünde, Stifter der fränkischen Linie dieses Hauses, verehlichte Tochter Adelheid, und

Irmengard, Gemalin Heinrich IV. von Hohnstein, eines Sohnes Dietrich II., überging.

Die älteren, von dem Geiste des Mittelalters nicht ganz durchdrungenen Schriftsteller äußern ihr Befremden, daß Günther die Söhne seines Bruders von dieser Erbschaft habe ausschließen können. Sie erschöpfen sich in Vermuthungen über die Ursachen dieses, wie ihnen dünkte, gehässigen Schrittes und träumen von besonderen Verträgen, da die Neffen des Erblassers, weit entfernt, die hersfeldische und landgräfliche Beleihung für sich in Anspruch zu nehmen, vielmehr die Schwiegersöhne mit gleichgültigen Augen betrachtet hätten. Hoffentlich sind wir im Stande, dieses Räthsel auf befriedigendere Weise zu lösen. Auch in Thüringen herrschte damals der uralte Rechtsgebrauch der Todtheilung (Datteyle, Datteilonge,) wodurch die weitere Gemeinschaft oder jeder fernere Anspruch an ein oder des andern Miterben nachgelassene Güter gänzlich und gründlich aufgehoben und abgethan wird, so daß nach Erlöschen einzelner Linien des Letztverstorbenen Töchter, und nicht noch von andern Linien gleichwohl vorhandene Agnaten, zur Erbfolge gelangen. Vermöge dieses alten Herkommens beerbten also Günther den VIII. nicht etwa seine Vettern von der andern Kevernburgischen Linie, nicht die mit ihm aus einem Stamme entsprossenen Schwarzburger und Rabenswalder, sondern die beiden Töchter.

Günthers Tod erfolgte, wie es scheint, um Pfingsten, 1302; und in dem nämlichen Jahre den 13. November zu Gotha durch den Landgrafen Albert die Beleihung seines Schwiegersohns, Heinrich von Hohnstein, mit Wassenburg, Ichtershausen und Ilmenau, wie auch mit allen landgräflich thüringischen Lehnen des Verstorbenen in und außer Arnstadt.

Erst später den 1. Januar 1305 bekennt Albert auf seinem Hause Wartburg in einem offenen Briefe: daß er dem Grafen Otto von Orlamünde, so wie den Vormündern der noch nicht volljährigen Söhne desselben, (denn die Gemahlin war nicht mehr am Leben): dem Grafen Heinrich von Gleichen dem Burggrafen Dietrich von Altenberg, Heinrich von Dienstedt (Deynstete), Dietrich von Gräfendorf und Albrecht von Dienstedt, die Lehn, welche „der edele Mann Günther von Kevernburg, der da Voigt war zu Arnstadt" von ihm hatte, zu allem Rechte, zu allen Ehren, zu allem Nutzen und zu einer ganzen Stetigkeit ewig zu behalten ohne allerlei arge List — gegeben habe.

Die beiden Erben entschlossen sich nun zum Verkauf der von ihren Stammlanden etwas fernen Besitzungen, welche sie zuerst Günther dem IX. und X. von Kevernburg angeboten haben sollen. So schmerzlich auch die Entsagung eines sonstigen Theils der Habe ihrer Väter vorkommen mußte, so leisteten sie doch den 3. Junius 1306 förmlich darauf Verzicht. Der Vollziehung des bereits am 20. Februar d. J. verabredeten Kaufs stand nun kein Hinderniß mehr im Wege. In der darüber ausgefertigten Urkunde überläßt der Graf Otto mit Genehmigung seines Bruders, Hermann VI., Herrn zu Weimar, Haus und Stadt Arnstadt mit der Vogtei daselbst

und allem, was in der Stadt und auf dem Lande dazu gehört, wie auch das Haus Wassenburg und Ilmenau, den Grafen von Schwarzburg, Heinrich XII., Herrn zu Blankenburg, und Günther XII. Herrn zu Schwarzburg, für 1300 Mark löthigen Silbers. Von dem Kaufpreise wurden 450 Mark baar entrichtet, für die übrigen 850 das kurz vorher aus orlamündischem Besitz in schwarzburgischen übergegangene niedere Haus (untere Schloß) zu Rudolstadt abgetreten. Heinrich von Hohnstein, welcher die Hälfte des Kevernburgischen Theils von Arnstadt, Wachsenburg und Schwarzwald aber ganz geerbt hatte, verkaufte diese gleichfalls am Sonntage Judica d. J. den erwähnten Grafen von Schwarzburg für die nämliche Summe. Der Gesammtwerth so wichtiger Güter betrug also nicht mehr als 2600 Mark.

Schon am 27. März 1305 hatten die Erben ehemals Kevernburgische Güter zu Ichtershausen dem dasigen Kloster, sowie den Rathsmeistern und etlichen Bürgern zu Erfurt käuflich überlassen. Wachsenburg wurde Sitz einer besondern schwarzburgischen Linie und nebst Schwarzwald 1368 Eigenthum des Landgrafen. Ob die Pflege Ilmenau, die wir in der Folge wieder unter kevernburgischer Herrschaft antreffen, diesen Grafen durch Kauf oder Unterhandlung überlassen worden sei, vermögen wir nicht zu entscheiden und wiederholen blos die Vermuthung eines älteren Geschichtsforschers, daß man es entweder an Kevernburg, wegen des von demselben in Zweifel gezogenen Rechtes Günther's VIII., über Lehngüter zu verfügen, oder zum Ersatz des von diesem Hause für Hohnstein im fuldaischen Kriege erlittenen Verlustes abgetreten habe, wenn sich der noch fortgrünende Zweig des Kevernburgischen Stammes nicht schon bei der Trennung von dem nunmehr abgestorbenen (um's Jahr 1280) gewisse Rechte auf Ilmenau bedungen hatte.

Für Arnstadt beginnt jetzt unter schwarzburgischer Botmäßigkeit ein neuer Zeitraum, der es in der nächsten Zukunft zum Schauplatze merkwürdiger Ereignisse machen wird. Ehe wir jedoch zu ihrer Darstellung uns wenden, müssen wir wenige Augenblicke bei den noch fortdauernden Verhältnissen der Wittwe Günther's VIII. zu unserer Stadt verweilen. Diese, welche 1301 Gräfin von Kevernburg und Frau in Arnstadt heißt, konnte über einige, ihr daselbst zum Leibgedinge ausgesetzte Besitzungen willkürlich schalten. So verkaufte sie den 25. April 1308, mit Genehmigung ihres Bruders, Günther zu Schwarzburg und ihres Vetters, Heinrich von Blankenburg, an Günther XIV., Grafen von Schwarzburg, Ritter des teutschen Ordens in Preußen, vier Pfund erfurtischer Groschen jährlichen Zinses von ihren Kramläden („de kramis nostris") zu Arnstadt, welchen die Kramer (institores) Dietrich und Johann, halb zu Walpurgis, halb zu Michaelis entrichten sollten. Es war nämlich in den mittlern Zeiten Maßregel der städtischen Handelspolizei, daß gleichartige Waaren sämmtlich an einem Orte verkauft werden mußten, sowohl zur Bequemlichkeit der Käufer, als zur Erleichterung des schon frühzeitig entstandenen Schauwesens. Daher die häufig vorkommenden

Lager-Kaufhäuser und Hallen. Von den Gerüsten, worauf die Waaren aufgestellt wurden, hießen solche Marktplätze gewöhnlich Bänke: Brod-, Fleisch-, Schuh- und Lederbänke ꝛc. Das Recht, sie zu halten und zu verpachten, war dem Landesherrn, dem Magistrate und, durch Herkommen oder Verträge, gewissen Familien erblich. Schon Adelheid's Gemahl hatte 1293 dem Kloster Paulinzelle zwei Mark Silbers jährlicher Einkünfte von den Brodbänken zu Arnstadt, auf so lange verschrieben, bis Friedrich von Witzleben demselben eine gleiche Summe zu Stadtilm anweisen, oder der Graf selbst sie mit funfzehn Mark lösen würde. Diese zwei Mark ließ das Kloster der verwittweten Gräfin unter dem Vorbehalte auf, daß sie dieselbe mit funfzehn Mark wieder abtragen sollte. Beide Verhandlungen scheinen also in genauer Beziehung zu stehen. Auch dem Jungfrauenkloster zum heiligen Kreuz in Gotha gehörten Lehnstücke zu Arnstadt. Denn im Jahre 1264 versprach die Wittwe eines gewissen Ulrich Engelbergis nebst ihren Erben, der Aebtissin jährlich ein Pfund Wachs wegen ihres von dem Kloster zu Lehn gehenden Hauses in Arnstadt zu entrichten. Zeugen dabei waren: Die dasigen Bürger (burgenses): Konrad Münzer (monetarius), Sifried Pfalzgraf (Pfallenzgrefe, palatinus) und sein Sohn Albert, Günther Ronimann, Ekehard und Heinrich, Ekehard's Söhne. Nach dem Tode der Wittwe verkauften ihre Erben am 5. October 1267 dieses Haus um 29 Mark an Konrad mit dem Beinamen Schüler (scolaris), welcher es, vermöge einer durch folgende Arnstädter: Heinrich den Priester (sacerdos), Konrad Münzer, Heinrich, dessen Schwiegersohn, Sifried Pfallenzgreve, Albert, dessen Sohn, Günther Ronimann, Hermann Ronimann, Ulrich Mechtildis und die Brüder Heinrich und Eckehard bestätigten Urkunde zu Lehn empfing.

Schon in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts wird einer Familie gedacht, die sich von Arnstadt schrieb, und mit der niedersächsischen und den Grafen von Arnstein nicht zu verwechseln ist. Mehrere ihrer Glieder scheinen Hersfeldische und Kevernburgische Voigte oder Schultheißen daselbst gewesen zu sein, wie wenigstens die hier und da beigefügten Ausdrücke: advocatus und scultetus andeuten.

Heinrich XII. von Schwarzburg, den wir oben als einen der Käufer Arnstadts kennen gelernt haben, verlegte seine Hofhaltung von dem Schlosse Blankenburg, wo er bisher mit seinem Bruder Günther XV. gelebt hatte, in den neu erworbenen, schon damals in schöner Blüthe stehenden Ort. Er fand gegen das Ende des Jahres 1324 den Tod vor einer belagerten Veste in der Mark, zu deren Eroberung er dem Hause Kaiser Ludwig IV., dessen Gunst er in so hohem Grade genoß, daß ihn dieser nebst dem Landgrafen Ludwig von Thüringen zu Arnstadt im Monat August (den hier gegebenen Urkunden zufolge vom 5—21.) 1323 besuchte, seinen tapfern Arm geliehen hatte. Ihm waren, von seiner ersten Gemahlin Christina, zwei Söhne, Heinrich XV. und Günther XXI. geboren worden. Jener büßte 1336 (od. 1337) auf einer Wallfahrt nach Jerusalem mit vielen

seiner Begleiter das Leben ein. Hersfeld's Einfluß auf die städtischen Angelegenheiten scheint schon damals sehr gesunken gewesen zu sein. Denn in einem Vergleiche des Rathes und der Bürger zu Arnstadt mit Erfurt vom Jahr 1322, wodurch gewisse zwischen ihnen wegen der Juden herrschende Streitigkeiten beigelegt wurden, indem die Arnstädter auf alle ihre an die erfurtischen Juden gemachten Forderungen verzichteten, wird Heinrich von Schwarzburg als Oberherr der Stadt bezeichnet, ohne einer anderen Gerichtsbarkeit zu gedenken. Bald hierauf hatte das Haus Schwarzburg das Glück, die ganze Stadt an sich zu bringen. Denn wie die meisten hersfeldischen Besitzungen in Thüringen theils um diese Zeit schon veräußert waren, theils bald nachher veräußert wurden, so verkaufte der Abt Ludwig den 14. Febr. 1332 den Grafen Heinrich und Günther auch seinen Theil an Arnstadt mit allem Rechte daselbst und in den dazu gehörigen Dörfern für 2000 Mark löthigen Silbers, und dieser Kauf wurde vom Kaiser Ludwig zu Nürnberg am 9. März bestätigt. Ueber fünfhundert Jahre ist also Arnstadt ausschließliches Eigenthum der schwarzburgischen Regenten, die sich schon vorher Herren zu Arnstadt geschrieben hatten. Die Theilnahme derselben an dem von 1342 — 1345 mit der größten Erbitterung geführten Kriege bedrohte unsere Stadt mit Verheerung und Untergang. Um den Einfall der Grafen in sein und seiner Verbündeten, der Erfurter Gebiet, zu rächen, zog der Landgraf Friedrich von Thüringen in dem letzterwähnten Jahre vor Arnstadt. Belagerungswerkzeug wurde in Menge herbeigeschafft und rüstig Anstalt zum Sturme getroffen. Plötzlich geriethen die Belagerer in Uneinigkeit. Die Erfurter bestanden auf Zerstörung der Stadt; der Landgraf wollte sie erhalten wissen, weil sie, wie er behauptete, ihm lehnbar sei.*) Unwillig trennten sich die Erfurter von Friedrich. Da verbreitete sich das Gerücht, die Gegenwart desselben sei unvermuthet im meißner Lande nöthig geworden. Die Grafen von Orlamünde und Schwarzburg vernahmen es, und entboten alle Freunde zu sich, um während jenes Abwesenheit einen entscheidenden Schlag gegen Erfurt auszuführen. Friedrich jedoch war mit den Seinigen die Nacht hindurch bis dahin vorgerückt und zog des Morgens aus. Nun standen die Schwarzburger in dem Irrthum, er sei bereits nach Buttelstedt zurückgegangen. Durch Günther's Beispiel von Muth beseelt, wagten seine Krieger mit den Bürgern Arnstadts einen Ausfall und drangen bis an die Thore von Erfurt. In dieser Bedrängniß sandten die Einwohner Boten an den, kaum eine Meile entfernten Landgrafen, ihn um Hülfe anrufend. Friedrich gab ihren

*) Es war in den damaligen Kriegsbündnissen eine gewöhnliche Bedingung, die Schlösser, welche etwa erobert würden, zu zerstören, wofern sie nicht von einem Herrn, der an der Eroberung Theil nahm, zu Lehn gingen. Wahrscheinlich handelte es sich auch in obigem Falle nur um Zerstörung des Schlosses und nicht der Stadt, wiewohl auch diese dabei keine Schonung erfahren haben würde.

Bitten Gehör. Als die Erfurter des Verbündeten Ankunft erfuhren, fielen sie schnell in großen Haufen aus der Stadt. Die überraschten Schwarzburger wurden bis vor Egstedt verfolgt. Hier hatte Günther einen Hinterhalt gelegt. Jetzt stürzten die versteckten Reiter plötzlich hervor, die Fliehenden wandten sich wieder, vereinigten sich mit ihnen, und drangen unwiderstehlich auf die Feinde ein. Ein hartes Treffen; von beiden Seiten wird wacker gekämpft. Die Erfurter, obgleich ermattet, stehen männlich; da erscheint ihr Retter, der Landgraf, mit neugesammelten, ungeschwächten Kriegern; seiner Bundesgenossen Muth wächst, sie leisten tapfere Gegenwehr und zwingen die gräflichen Schaaren, das Feld zu räumen. Man setzte ihnen bis Arnstadt nach und fing auf der Flucht viele Ritter und Knechte. Daß dies auch zweier Grafen von Schwarzburg Loos gewesen sei, erzählen die thüringischen Zeitbücher. Der Landgraf befahl nun den Seinigen auszuruhen, und schlug manchen tapfern Jüngling zum Ritter. Bald aber wurde das Heer aus seiner Ruhe sehr unerfreulich aufgeschreckt. Ein Graf von Virneburg, des Erzbischofs von Mainz Bruder, war mit zweihundert Gewappneten in Arnstadt angelangt, und that von dort einen kühnen Ausfall. Der Landgraf und die Erfurter konnten den frischen, nicht erschöpften Virneburgern nur ermattete und verwundete Mannschaft entgegenstellen.*) Des Grafen Günther Schwarzburger, mit der neuen Hülfsschaar vereinigt, fochten mit angestammter Kraft und Kühnheit, und bald war der Sieg in ihren Händen. Die Landgräflichen wurden völlig geschlagen. Drei ihrer mannhaftesten Hauptleute, die Ritter Wenzel von Stein, Heinrich von Heroldshausen und Dietrich von Denstete, blieben neben einer Menge anderer Edelen; Friedrich selbst ward gefährlich verwundet und ohne Zweifel wäre das ganze Heer gefangen oder niedergehauen worden, hätte nicht ein Zufall den Grafen von Virneburg in Verfolgung seines Sieges gehindert. Die gefangenen, zum Theil nach Erfurt gebrachten Schwarzburger hatten nämlich dort die Niederlage ihrer Gegner verbreitet. Der Abt des Peterklosters schickte einige Wagen hinaus, auf denen man die Todten und Verwundeten in die Stadt holen sollte. Hülfeleistende Mönche, ihrer frommen Pflicht eingedenk, begleiteten sie. An diese schlossen sich erfurter Bürger, um auf der Wahlstatt ihre Verwandten und Freunde aufzusuchen. Auf einem der Wagen saßen nach Kriegssitte zwei Pfeifer, die in der Nähe von Arnstadt ihre Feldmusik begannen. Als der Graf, wegen der umgebenden Staubwolken, die Gegenstände zu unterscheiden

*) So sagt unter andern Nikol von Syaben in der noch unedruckten Thüringischen Chronik: Et cum princeps Friedericus cum suis atque Erfordensibus obsideret opidum Arnstete: turres civitatis confregerunt et duos comites fratres de Schwarczburg captivaverunt. Post quorum captionem venit in adjutorium Comitum comes de Veruburc — cum ducentis viris armatis — qui — ex Arnstete erumpentes: magnam stragem et gravem in populo fecerunt et plures occiderunt.

unfähig, die ſich näher bewegende Maſſe erblickte und den Ton der Pfeifen hörte, wähnte er, es rückten friſche Truppen an, endigte den Kampf und zog in die Stadt. Die erfurter Mönche und Bürger, Virneburgs Irrthum benutzend, jagten ſchnell mit den Wagen zurück. Erfurt erſchallte von dem Hohngeſchrei der Heimkehrenden: „Thüringerland und Rüſteberg.“ Die Bürger liefen auf den Straßen zuſammen und eilten mit den Wagen und Mönchen wieder vor Arnſtadt, bis die Schwarzburger Krieger ſämmtlich entfernt waren. Man betrachtete die Wagen als von Gott geſendet, und kehrte, obgleich geſchlagen, frohlockend heim. Friedrich war am ganzen Körper ſo vielfach verletzt, daß er weder ſitzen noch liegen konnte, und vier qualvolle, ſchmerzensreiche Wochen bei ſeinen Verbündeten zubringen mußte. —

Dieſe Fehde wurde durch den Vertrag beendigt, den Friedrich mit Günther XXI., (welchen die Achtung ſeiner Zeitgenoſſen im Jahre 1349 auf den teutſchen Königsthron erhob, von dem er, ſchon dem Tode nahe, wieder herabſtieg, um den Wohlſtand ſeiner Familie zu ſichern), und ſeinen Vettern, den 26. Julius 1345 in dem Lager vor Dornburg errichtete. Günther und ſeines verſtorbenen Bruders Söhne hielten es nun für zweckmäßig, wegen einiger ihrer Gebiete Verträge mit einander abzuſchließen. So kam kurz vor Pfingſten 1346 ein Vergleich über Arnſtadt unter ihnen zu Stande. Vermöge deſſelben wollten ſie, wie bisher, dieſe Stadt und das Schloß gemeinſchaftlich inne haben und beherrſchen. Bei einer etwanigen Trennung ſollte die Beſitzung in zwei gleiche Theile getheilt, auf das Loos geſtellt und um die Kühr geworfen werden. Wenn Einer gezwungen oder ſonſt verlanlaßt würde, ſeinen Theil zu verſetzen oder zu verkaufen, ſolle der Andere das Recht des Vorkaufs genießen, und demſelben ein halbes Jahr vorher deshalb eine Ankündigung geſchehen. Könnte oder wollte er den Titel ſelbſt nicht annehmen, ſo dürfte er nur einem friedlichen Standesgleichen, keinem Fürſten oder Herrn höheren Standes überlaſſen werden. Bei einer Fehde zwiſchen denjenigen, von welchen ſie ſich beſtellen ließen, ſollte, wenn ſie mitziehen und ſtreiten müßten, allem der Stadt drohenden Schaden vorgebeugt und billiger Erſatz ausgewirkt werden. Begönne Graf Günther für ſich einen Krieg, ſo ſolle er ihn ſo fern als möglich von Arnſtadt führen, ohne daß ſeine Vettern zur Hülfe verbunden wären. Auch ein Burgfriede ward verabredet. Im Fall eines Kriegs oder Auflaufs und Widerwillens zwiſchen ihnen, ſollten fünf ihrer Mannen (drei adelige Burgmannen und die zwei jedesmaligen Bürgermeiſter von Arnſtadt) als Schiedsrichter mit Liebe oder Recht entſcheiden. Die Schulden wolle man gemeinſchaftlich abtragen. — Dieſe treffliche Vereinbarung beurkundet, wie ernſtlich dieſe Grafen für das Wohl ihrer Lande ſorgten. — Die ſchon in derſelben berührte Theilung Arnſtadts wurde wirklich in dem nächſten Jahre (1347) „an dem frietage nach vnſers herren himeluart“ vollzogen. Das darüber vorhandene Dokument liefert uns eine ſo genaue Beſchreibung der damaligen Beſchaffenheit der Stadt, daß wir es uns unmöglich verſagen können, das Wichtigſte

daraus, zugleich als Probe mittelalterlicher Schreibart und Darstellungsweise, wörtlich hier einzurücken: Wir Gunther Henrich vnn Gunther geuetern — gresin von Swarzburg — Bekennen offenlichen an disem geinwerdigen brise Daz wir — geteylt haben dye stad zu Arnstete, mit gerichten mit allen rechten als hir nach geschriben stet, in der Muren vnn ouch dye geseze vor den Toren vnn daz vor der selben stad gelegen ist, in sulche wise als hir nach geschriben ist, daz erste gemerke, des anbeginnes des teylnes in der Muren, daz ist an der muren by vnser vrowen kirchen da dye wiza in get, vnn darnach dye wiza als sie get an den steynin steck, by Meyster Ludewiges Smides hus, darnach sal man prüfunge vnn merkunge neme des vorgenanten teylnes, von deme steyne, der da ist vor des selben meister Lud. Smides hus gesazt, nach volgnnde alle den Malsteyne obir den markt den steynweg hin nider vor Hermans Mulners hus vnd also vor baz wanne offe den leczsten stein gein der burg. Dye seczunge der malsteyne sullen alle sten nach mittele des marktes vnde der vorgenanten gasse, von dem egenanten anbeginne des ersten steynes bis an den leczsten steyn gein der burg, darnach vor der stad daz erste gemerke sal sich beginne an dem steynstege vor dem arntal, by dee Tamme als dye wiza her get in dee mil graben bis an der stad muren, vnn danne da hernider vzwendig den zun, da daz selbe vzserste wazser get, wanne an dye kickerlinge gasse, gein deme gesgen daz da get gein herdens hus, bis an der herren gemerke, Daz andere gemerke sal sich beginne, byniede der Mitteln Muel gein deme Turmichen daz da stet obe dem vorwerke, allernest dakeyn obir, wanne an dye gera, so iz aller gliches mag, vnn da her vf dye gera zu berge vor den langenstein tore, waz dye zune begriffen haben wanne an dye steininbrucken abir daz dye zune begriffen haben, vor den ofen burn her wanne hinder dye stad an dye vorgenante wiza, Daz vorgenante gut ist also geteilt, daz io der herre sin gerichte habe sal, obir sin teyl siner halben stad, vnn obir daz gut daz darin geboret vnn vor der stad als dye zune begriffen haben, ane daz ab der burger kein gut hetten in der andern halben stad, da sal der richter von helfen, der in der halben stad rychter ist, da daz gut inne lyt, vzwendig der stad sal ie der richter helfe, von des herrn burgern der richter her ist, vnn von irme guten offe dem velde, iz sin wingarten, hopfgarten oder ardacker, Ouch ist geret daz io der herre gerichte vnn lehen habe sal obir alle daz gut daz in sine halbe stad geboret, oder vzerthalp der stad, ez sy eygen erbe lengut zinsgut hufe, wingarten hopfgarten ez sy in holze oder in velde, in dorfern wo sie daz mit eyn ander gehabt haben, wanne an disi zyt, waz sie mit eynander geligen haben, daz sal io der herre alleine liben daz in sine halbe stad gehört vnn sal daz teyl alleyne habe mit allen rechten mit allen gewonheyten, als iz vor beyde mit ein ander gehabt haben, ez ist auch geret, waz Zinses in ichslicher halben stad lyt dye dye herren anetrit, den zins sal der herre behalde, ane dye brotbenken vnn der salzmarkt

ſullen dine in dye Munze vnn den Zol ſullen ſie bede behalde, Ouch ſal dye iuden ſchule herren vnn iuden gemeyne ſy Bynamen iſt auch getendinget vnn geret, daz daz vrowen cloſter der herren ſal beyder ſy, vnn daz Rathus ſal herren vnn burgern gemeyne ſy, Rittere vnde knechte, ſin vzgenomen vnde ſullen der herren beyder ſy, ane dye viere dye da ſiczen in der vorburg dye da geboren zu dem grozen turme, vnde dye zene dye da geboren in daz vorwerk vnn zu dem cleyn turme, Ouch habe wir vns mit einander geeynet, vmme daz gerichte, vmme vnfuge vmme gezug vmme tötſchlege vnn vmme wunden, ab der yman icht tete, in welches herren gerichte daz geſche, den ſal man vor dem ſelben gerichte, da daz inne geſchet vnlage vnn erwordere, alſo lange bis daz her gechtiget wirt, darnach ſal her rume daz wicpilde der herren beyder, als von alder geweſt iſt, alſo lange daz her ſich mit dem ſich mit clegere vnn mit dem richter beriht, Bynamen iſt geret, abeyn vzwendig man queme vnd vnfuge tete an eyme burger oder an eyme andern manne, den ſal man vf halde in welch gerichte der queme, Alſo lange daz her den clegere vnn richter da iz inne geſchen iſt gebeſſerte Were ouch ab icheyn man irclayt vnn irwordert worde vmme ſchult, gebuttet man deme zu rumme der ſal rume dyn halben ſtete beyde alſo von alder geweſt iſt." —

Nach Günther XXI. frühen Tode (zu Frankfurt am Main den 14. Junius 1349) erbte ſein unmündiger Sohn, Heinrich der jüngere, (XVIII.) ſeine Beſitzungen. Da aber auch Günther's Bruder zwei Söhne, die in der eben mitgetheilten Urkunde erwähnten Heinrich (XVII.) und Günther (XXV.), hinterlaſſen hatte, ſo blieb Arnſtadt den beiden, hierdurch gebildeten Linien, auf die nämliche Weiſe, wie vorher, gemeinſchaftlich. Dieſes Verhältniß ergiebt ſich, unter andern aus folgender Urkunde: Heinrich der jüngere und ſeine Mutter Eliſabeth ſchloſſen im Jahre 1356, am Dienſtage nach der Gemeinwoche (der Woche nach Michaelis) ein Bündniß mit der Stadt Erfurt, ihr zu helfen mit 20 Mann mit Helmen auf acht Jahre vom nächſten Tage St. Martini an, gegen jedermann, ausgenommen das römiſche Reich: ihre Hälfte des Hauſes und der Stadt Arnſtadt, ſo wie ihre übrigen Schlöſſer und Städte, ſollten dieſe Zeit über den Erfurtern offen ſtehen gegen ihre Feinde; würden aber ihre Vettern, die Grafen Heinrich und Günther, ſich mit den Erfurtern entzweien, ſo ſollte die Stadt Arnſtadt gänzlich neutral bleiben, außer es den Erfurtern erlaubt ſei, in Heinrich des jüngern Antheil, für ihr Geld, Speiſe und Futter zu kaufen. — Auch in einem zu Erfurt am Tage des heiligen Benedikt 1357 geſchloſſenen Vertrage Heinrich's und Günther's mit Heinrich dem jüngern wird, nebſt Frankenhauſen, Blankenburg und Lobdaburg, halb Arnſtadt, als des letztern Eigenthum genannt. Da dieſer aber noch in dem nämlichen Jahre, in der Blüthe ſeines Lebens und unverheirathet ſtarb, ſo fielen alle dieſe Beſitzungen und mithin nun ganz Arnſtadt an ſeine zuvor erwähnten Vettern und deren Nachkommen. Die Na-

men der einzelnen Regenten hier vollständig aufzuzählen, würde jedoch für unsern Zweck zu weitläufig sein.

Im Jahre 1374 erhielten Heinrich XXIII. und Günther XXVIII. bei der Auseinandersetzung mit den Söhnen Günther's XXV. Arnstadt und Plaue. Sie schrieben sich meist nach ihren Hoflagern, wozu sie Anfangs die erste Stadt, dann aber Blankenburg und Ranis wählten. Im Jahre 1381 verkauften sie jene beiden Orte an Heinrich XXV. und Günther XXIX., Herren zu Sondershausen für 12500 Mark löthigen Silbers.

Unter der Schwarzburgischen Regierung hatte sich Arnstadt beträchtlich erweitert und verbessert, als es 1459 von einer Feuersbrunst heimgesucht wurde, welche das Rathhaus, das Steinhaus, die Häuser auf dem Steinwege bis an das Langewitzer Thor, die Fleisch- und Weiner- (Wagner-) Gasse in Asche legte. Wahrscheinlich stürzte dieses unglückliche Ereigniß die Stadt, wegen der nun aufzuwendenden beträchtlichen Baukosten, sehr in Schulden. Auch im Jahre 1507 soll sie bedeutend durch Feuer gelitten haben, was den Grafen Günther bewog, ihren Bewohnern einen Theil der Abgaben auf 10 Jahr zu erlassen.

Als das Licht der Reformation in den benachbarten Gegenden aufging, kam auch den 8. September 1522 ein evangelischer Geistlicher, Kaspar Guttel, (gebürtig aus München und vorher Prior des Augustinerklosters zu Eisleben,) hieher, predigte, von den Bürgern dazu aufgefordert, nach altem Brauche auf freiem Markte, gegen die Irrthümer der römischen Kirche und ließ diese Vorträge den 4. Oktober d. J. zu Wittenberg drucken. Sie sind dem Grafen Günther XXXIV., einem heftigen Vertheidiger des katholischen Glaubens, der jeden Keim der neuen Lehre zu ersticken suchte, und damals nicht zugegen gewesen war, unter folgendem Titel, zugeeignet: Schuczrede wider etzliche ungeczembte Clamanten, welche die Euangelischen lerer schuldigen, wie das sie eynen newen Glawen predigen, unehren die Heyligen, Handdeln widder die schrifft S. Jacobi, Verpieten fasten, beten, Gutte werck zu thun, auff sieben Sermon, gestellet vnn geprediget, zu Arnstadt, durch Caspar Guethel, Auguſtiner von Eyßleben † 1522 Wittenberg (4 Bogen in 4.) Inzwischen sendete der Aufruhr, der (unter dem Namen des Bauernkriegs) 1525 einen großen Theil Teutschlands zerrüttete, seine Flammen auch über Schwarzburg. Die Bewohner Arnstadts und fast aller übrigen Städte und Dörfer griffen zu den Waffen, durch deren Gewalt sie Aufhebung landesherrlicher Rechte, sowie der Privilegien und Freiheiten des Adels und der Geistlichkeit zu ertrotzen suchten. Doch wurden sie, unter ernstlicher Mitwirkung des Kurfürsten Johann von Sachsen, zur Ordnung zurückgebracht und für die verübten Frevel mit harter Buße belegt.

Weder das Verlangen der Unterthanen, noch die Verwendung und das Beispiel anderer Fürsten, besonders der sächsischen, konnte Günther'n mildere Gesinnungen gegen die Reformation einflößen. Sein Sohn Heinrich XXXVII. aber begünstigte die lutherische Lehre

auf alle mögliche Weise, und erlaubte im Jahre 1533 ihre Einführung zu Arnstadt. Ihr Fortgang wurde auch nach dieses Regenten Tode (den 12. Julius 1538) nicht gestört, als Günther XL. zu Sondershausen dessen Landesantheil erbte und hierdurch Besitzer der ganzen Grafschaft Schwarzburg, mit Ausnahme der einzigen Herrschaft Leutenberg, wurde. Der erste Superintendent, den man 1540 auf Luther's Empfehlung hierher berief, war Dr. Joachim Mörlin, (geboren zu Wittenberg den 6. April 1514.) Dieser sorgte nach seiner Ankunft sogleich für die zweckmäßige Einrichtung des Gottesdienstes und die Abschaffung religiöser Mißbräuche. Doch zog ihm die schonungslose Sprache auf der Kanzel, womit er das Verhalten einiger Rathsmitglieder rügen zu müssen glaubte, den Haß derselben und ihrer Anhänger zu. Mörlin ging, durch keine Drohung abgeschreckt, auf dem betretenen Wege fort, bis er einmal frühmorgens an der Thüre seiner Behausung ein Paar Schuhe mit der Ueberschrift angeheftet fand: Surge et ambula! Er nahm jene zu sich und schrieb unter diese Worte: „Hic nos est horum, Undank in fine laborum.“ Der Stadtrath, auf dessen Anstiften man ihm diese Beleidigung zugefügt zu haben scheint, ließ ihm hierauf andeuten, sein Amt niederzulegen und die Stadt zu verlassen. Auch Graf Günther, von Mörlins Feinden wider ihn eingenommen, bestätigte den Abschied. Zwar verlangte dieser im Bewußtsein der Unschuld, daß man ihm die Vertheidigung gegen seine Ankläger gestatten möchte. Da aber die Kränkungen noch immer fortdauerten, so entschloß er sich zuletzt zum Wegzuge, bei dem ihn viele gutgesinnte Bürger mit Thränen begleiteten, welche auch seine Zurückberufung bei dem Landesherrn zu bewirken suchten, der ihnen aber kein Gehör gab, so nachdrücklich auch Luther und die theologische Fakultät in Leipzig, deren Gutachten die städtische Obrigkeit Arnstadts einholte, ihre Misbilligung über dies widerrechtliche Verfahren äußerten. Ein so tüchtiger und verdienstvoller Mann, wie Mörlin, konnte nicht lange ohne Anstellung bleiben. Er fand dieselbe zuerst in Göttingen und als er 1549 nach Schleusingen berufen worden war, hielt er auf der Reise dahin eine sehr merkwürdige Gastpredigt zu Arnstadt, die in seiner Erklärung der Sonntagsevangelien abgedruckt ist. Mörlin starb, nach einem vielbewegten Leben, 1567 den 23. Mai als Bischof von Samland und Pfarrer zu Königsberg. — Im Jahre 1544 wurde jedoch durch den gothaischen Superintendenten Friedrich Myconius und dem Pfarrer an der Bonifaciuskirche, Georg Spenlin, die religiöse Eintracht wieder hergestellt.

Nach Günther's Tode wählte sein ältester Sohn Günther der Streitbare Arnstadt zum Sitze. Er hielt hier den 17. November 1560 Beilager mit der Gräfin Katharina von Nassau. Mit welchem Glanze solche Feierlichkeiten damals verbunden waren, lernen wir aus der Menge der geladenen Gäste, Erfordernisse zu ihrer Bewirthung und den dadurch verursachten, bedeutenden Kosten. Das Verzeichniß alles dessen, was bei dieser Gelegenheit verzehrt wurde, hat sich bis jetzt erhalten, und wir glauben, unsern Lesern eine nicht

unangenehme Unterhaltung zu gewähren, wenn wir es hier wiederholen:

Zu diesem Feste, bei welchem 64 fürstliche und gräfliche Personen und 84 Ritter gegenwärtig waren, wurden verbraucht;

700 Malter Korn (vermuthlich das Malter zu 4 Maas oder Scheffel gerechnet), 120 Hirsche, 116 Rehe, 150 große und kleine wilde Schweine, 850 Hasen, 20 Auerhähne, 35 Birkhühner, 300 Rebhühner, 200 Schnepfen, 60 Haselhühner, 85 Schock Krametsvögel, 150 Stück welsche Hühner, 20 Schwäne, 24 Pfauen, 14 Schock andere Vögel, 8 Schock wilde Gänse, 100 Stück Ochsen, 1000 Stück Hammel, 70 Schock Hühner, 45 Schock zahme Gänse, 3550 Schock Eier, 175 Schock Kapaunen, 245 Spanferkel, gebraten, 200 Seiten Speck, 8 Rinder geräuchert, 47 Stück Schweine, 24 Saugkälber, ein Jahr alt, 40 junge Saugkälber, 4 Tonnen Schmalzbutter, 8 Tonnen gesalzene Butter, 7 Faß Weinessig, 10 Faß Bieressig, 200 Fäßlein eingemachtes Wildpret, 720 Schock große Karpfen, 21 Centner Hecht, 85 Schock grüne Forellen, 4 Centner grüne Aale, 7 Fuder Krebse, 60 Stübchen Schmerlen, 24 Stübchen kleine Gemangfische, 10 Schock Neunaugen, 30 Schock Barbensaalfische, 3 Tonnen gesalzener Hecht, 6 Ton. gesalzener Lachs, 2 Ton. Stör, 1 Ton. gesalzener Aal, 1 Ballen Schollen, 1 Ballen Stockfisch, 3 Ton. Rothschier, 3 Tonnen Heringe, 3 Schock gedörrte Lampreten, 3 Centner Zwetschen, 1 Tonne Honig, 13 Centner Wachs, 2 Centner Reis, 3 Centner Hirse, 10 Centner Unschlitt, 1 Centner Kirschmus, 12 ganze Parmesankäse, 700 holländische Käse, 4 Körbe Rosinen, 1 Butte Oblaten, 700 Kronen für Zuckergebacknes, 200 Thlr. für Zwiebeln, Kräuter und Wurzeln, 700 Klaftern Holz, 4800 Malter Hafer, 20 Lägel Malvasier, 25 Lägel Rheinfell, 25 Fuder Rheinwein, 30 Fuder Würzburger und Frankenwein, 6 Fuder Neckarwein, 12 Faß Breihahn, 24 Tonnenhamburger Bier, 12 Faß Eimbecker Bier, 12 Faß braunschweiger Bier oder Mumme, 6 Faß Gose, 6 Faß mindisch Bier, 30 Faß zellisch Bier, 10 Faß englisch Bier, 220 Faß Speisebier, ohne was sonst noch an alten Kräuterbieren, (als Hirschzungen-, Salbei-, Beifußbier und dergleichen) vertrunken wurde, 1010 Eimer Landwein.

Ferner 4500 Thaler für Kleidung und Pferdeschmuck, 4500 Thlr. für Stallung, Rauf-, Futter- und Trinkgelder auf 3000 Pferde, 10,000 Thlr. für Bekleidung, Teppiche und Umhänge der Gemächer. —

Unter Günther's Regierung, den 7. August 1581, traf die Stadt das schreckliche Schicksal eines Brandes, der innerhalb drei Stunden den schönsten Theil derselben, mit den meisten öffentlichen Gebäuden verzehrte. Eine noch ungedruckte Erfurter Chronik, welche vom Jahre 438 anfängt, erzählt dieses traurige Ereigniß folgender Maßen: „den 7. August 1581 nach Mittage ohngefähr um 2 Uhr ist ein — Feuer zu Arnstadt in Bürgermeister Hansen Bonen (Bohnens) Haus auf dem Markte auskommen, dergleichen Brand wenig Menschen, so auf Erden leben, gesehen haben, sintemal 383" (die Zahl wird von andern verschiedentlich angegeben) „Feuerstätten sind

zu Asche worden. Item das Rathhaus samt einer Kirche, Glockenthurm und das gräfliche Vorwerk ganz abgebrannt, welches faßt in 8 (3) Stunden alles ergangen ist. Man konnte auch alle Löschbrände mit 3 Wagen abführen. Es hat der Bürgermeister, sonst Nebeling (Nebel) genannt, der eine alte Dachrinne mit heißem, siedendem Pech wollen gießen. Darüber sein Haus und Hof, weil es sonst denselben Tag überaus heiß gewesen, angegangen, forder geflochen (weiter geflogen), und also die drei besten Theile der Stadt verbrannt sind. Es ist sich hoch zu verwundern, daß mitten im gräflichen Vorwerk ein Taubenhaus, unter welchem etlich dürres Kochholz gelegen, samt einem alten Wagen, welcher sich dabei befunden, unversehrt ist blieben, obschon alles herum ist verbrannt an Scheunen, Ställen, Stroh, Früchten ꝛc. Graf Albrecht von Schwarzburg, welcher hernach solchen Brandschaden besehen, hat zu etlichen von Adel gesagt: Ich mag mich wohl wundern, wie es doch zugehet, daß manch gewaltig steinern Haus in Arnstadt verbrannt, aber dieses Taubenhaus nicht vom Feuer versehrt worden ist. Hierauf soll einer von Adel scherzweise gesagt haben: Gnädiger Herr, ich weis die Ursache. Der Graf gesprochen: Ich möchte sie auch wohl wissen; worauf der Junker geantwortet: In diesem Taubenhaus haben gewohnet eitel einfaltige Tauben, welche nicht gewuchert, noch einander betrogen, darum haben sie bleiben müssen, in der Stadt aber haben gewohnet grose Wucherer und Leuteschinder, darmit haben auch ihre grosen Gebäu zergehen müssen. Darauf der Graf erwiedert: Das habe ich nicht bedacht." — Eine andere alte Nachricht setzt folgendes hinzu: Hans Nebel oder Bohn, in dessen Hause das Feuer auskam, war seines Handwerks ein Schuster, nahm aber an Gütern plötzlich also zu, daß sich jedermann darob verwunderte, weil seine Eltern von geringem Vermögen gewesen. Dieser ward durch Gunst, wider vieler und der vornehmsten im Rathe Willen zum Bürgermeister erwählt. Als er auch die Ursachen, durch welche er wuste, daß er zu solchen Ehren kommen, oft brauchen wollte, entstand unter dem Rath mancher Unwille. Er wohnte am Markt in einer ziemlichen Behausung, die nicht sonderlich gebaut ꝛc. das hart am Vorwerke liegende Schloß ist von den zu Rettung desselben aufgebotenen Bauern erhalten worden. — Nebel selbst, um sich den Verwünschungen der ihrer Habe Beraubten und der obrigkeitlichen Ahndung zu entziehen, entfloh und seine Güter wurden eingezogen.

Zu Förderung der schleunigen und zweckmäßigen Wiederherstellung der abgebrannten Gebäude erließen die Grafen Hans Günther und Albrecht, zugleich in Vollmacht ihres Bruders Günther XLI. eine Verordnung unter dem Titel: Newe Bawordnung der verbrannten Stadt vnd Bürgerschaft zu Arnstadt zum besten — in Druck gegeben. Erfurt. 1582. 4. (3½ Bogen.)

Die ansteckende Krankheit, welche von Pfingsten bis in den Winter des letzten Jahres 1800 Menschen daselbst hinwegraffte und die man nach damaliger Gewohnheit mit dem Namen der Pest bezeichnete, würde wohl ohne jenes Unglück und die dadurch den Ein-

wohnern verursachten Schreckniſſe, Sorgen und Entbehrungen nicht ſo heftig gewüthet haben. — Nachdem Günther der Streitbare (den 15. Mai 1583 zu Antwerpen) geſtorben war, fiel Arnſtadt an ſeinen Bruder Johann Günther I., den Stifter der bis heute beſtehenden Schwarzburg-Sondershäuſiſchen Linie; da ſich aber dieſe nochmals theilte, ſo blieb es noch geraume Zeit hindurch eine wirkliche Reſidenz. Es hatte jedoch während dieſer Periode manche Widerwärtigkeit zu erdulden, am 21. April 1592 eine große Ueberſchwemmung. 1626 eine peſtartige Epidemie, und in den folgenden Jahren, beſonders 1632 die Laſten des damals ganz Teutſchland verheerenden Kriegs; dann am 3. April 1670 eine Feuersbrunſt, welche gegen 170, und am 12. April 1693 wieder eine ſolche, die gegen 30 Häuſer einäſcherte. Dieſen Zerſtörungen mag indeſſen die Stadt ihr jetziges gefälliges Anſehen größtentheils verdanken.

Der letzte zu Arnſtadt reſidirende Regent war Anton Günther II. (von 1683 — 1716), Freund und Kenner der Wiſſenſchaften, von welchen er beſonders die Numismatik lieb gewonnen hatte. Er ſammelte ein vortreffliches Münzcabinet, deſſen Aufſicht er dem berühmten Andreas Morel und nach ihm, dem in dieſem Fache eben ſo bewanderten Chriſtian Schlegel anvertraute, das er aber 1712 an den Herzog Friedrich II. von Sachſen-Gotha verkaufte. Zu ſeiner Zeit wurde Schwarzburg in den Reichsfürſtenſtand erhoben, doch machte er für ſeine Perſon erſt im Jahre 1709 von dieſer Würde förmlichen Gebrauch. Da er unbeerbt ſtarb, ſo kam Arnſtadt auf's Neue an Sondershauſen, und dahin gehört es noch jetzt, indem nach Einführung des Rechtes der Erſtgeburt keine Familienabtheilungen mehr Statt finden, und die neuen Zeitereigniſſe, die manchen Länderbeſitz ſo auffallend umgeſtalteten, an Schwarzburg ohne merkliche Veränderungen vorübergegangen ſind.

Arnſtadt iſt jetzt der Sitz der Landesbehörden für die Schwarzburg-Sondershäuſiſche Oberherrſchaft. Es zählt (nach Hatham) 750 Privat- und öffentliche Häuſer (im Jahre 1837 hatte es, laut der officiellen Angabe, 707 Privatwohnungen, 4 Kirchen, 36 für andere Staats- oder gemeinnützige Zwecke beſtimmte Gebäude, 12 Fabriken, Mühlen und Magazine ꝛc., zwei Ziegelbrennereien, eine Meiſterei, zuſammen 762) und 5600 Einwohner (im Jahre 1837, 5403 E.); und iſt alſo die bedeutendſte Stadt im Schwarzburgiſchen. Fünf Thore, (wovon zwei neuerlich abgetragen wurden), das erfurter, wachſenburger, längewitzer, rieth- und neue Thor) öffnen den Weg zu derſelben, und die Mauer mit Thürmen und Zwingern zeigt, daß ſie ehemals, nach alter Weiſe befeſtigt. Durch ſeine Lage vor dem Walde wird Arnſtadt, beſonders für den Holz- und Kornhandel ſehr wichtig, und die hieſigen Märkte ſind vornehmlich in dieſer Hinſicht äußerſt lebhaft. Außerdem werden die gewöhnlichen bürgerlichen Gewerbe nebſt Acker- und Gartenbau, hier getrieben. Ehemals war auch der Wein- und Waidbau ſehr beträchtlich. Von dem erſtern finden ſich ſchon im Jahre 1258 deutliche Spuren und die Chroniken berichten, daß der Ertrag dieſes Gewächſes 1531, 1535 (wo derſelbe

auf 12,000 Eimer geschätzt wurde) 1584, 1586, 1591, 1599, 1605, 1616, 1624 außerordentlich ergiebig gewesen sei. Jetzt sind die meisten Weinberge in Gärten und Aecker verwandelt. Was den letzteren betrifft, so pflegte man sonst Arnstadt, Erfurt, Gotha, Langensalz, Tennstedt die fünf Waidhandelsstädte zu nennen.

Im Jahr 1617 braute der Bürgermeister Nickel Fischer das von ihm erfundene, so beliebte Waizenbier zum ersten Male und verschaffte seinen Mitbürgern dadurch einen neuen Erwerbszweig.

Der vornehmste Platz in der Stadt ist der Markt, dessen östliche Seite mit der sogenannten Galerie, einem überbauten Säulengange versehen ist. — Unter den merkwürdigen Gebäuden stand sonst das Schloß oben an, mit dessen Neubau, an dem Platz einer ältern Burg, man sich von 1540 bis 1560, wo er durch Günther den Streitbaren beendigt wurde, beschäftigt zu haben scheint. Es war, wie sich aus den Abbildungen ergibt, ein großes und prachtvolles Gebäude und nichts ist mehr zu bedauern, als daß man es nach Anton Günther's Tode allmählig verfallen ließ und endlich ganz abtrug, so daß jetzt kaum die Grundmauern mehr übrig sind. Doch steht noch der hohe, runde, mit Kupfer gedeckte, schon in weiter Ferne sichtbare Thurm, auf dessen Ausbesserung seit kurzem Bedacht genommen worden ist.

In einem stehen gebliebenen Flügel des ehemaligen Schlosses haben die oberherrschaftlichen Landeskollegien ihren Geschäftsraum. Der weitläufige Schloßgarten, welchen ehedem jetzt ganz verschwundene Lusthäuser, Gebäude und Anlagen schmückten, hat dadurch viel von seiner Schönheit verloren.

Nicht weit davon liegt das neue Schloß oder Witthumspalais, welches unter Fürst Günther's Regierung zum Wittwensitze für dessen Gemahlin, Elisabeth Albertine, im Jahre 1728 auf dem Platze der alten Kanzlei und einiger dazu erkauften Häuser zu bauen angefangen, 1732 vollendet wurde, und von 1740 bis 1774 der erwähnten Fürstin zum Aufenthalte diente. Jetzt wird dasselbe von der Fürstin-Mutter Wilhelmine Friederike Caroline, der erhabenen, rastlosen Wohlthäterin Dürftiger und Nothleidender bewohnt. Es enthält eine Gemäldesammlung mit seltenen Stücken berühmter Meister aus verschiedenen Schulen und eine Anzahl sehenswerther Porzellangefäße.

Der Prinzenhof war ehemals die Propstei des hiesigen Liebfrauenklosters und wurde von der Wittwe Günther's des Streitbaren, Katharina, bezogen, nachdem sie dieselbe für ihre Bedürfnisse hatte einrichten lassen. Dadurch, daß der Prinz Wilhelm von 1723 bis den 19. März 1762 in diesem Hause weilte, empfing es den Namen des Prinzenhofs. Jetzt gehört es dem Oheim des regierenden Fürsten, dem wegen seines trefflichen Charakters und seiner Humanität hochgeschätzten Prinzen Johann Karl Günther, der es seit dem Jahre 1803 auf das geschmackvollste hergestellt und ansehnlich vergrößert, aber vor mehreren Jahren dafür seinen Landsitz zu Otterwisch zum Aufenthalte gewählt hat.

Gemeiniglich erklärt man die Bonifaciuskirche für die älteste in Arnstadt, doch ermangelt die Behauptung, daß sie von diesem Apostel der Thüringer selbst gestiftet worden sei, des zureichenden Beweises. Sie stand mitten in der Stadt auf einer Anhöhe zu welcher steinerne Stufen führten und soll, besonders nach ihrer Erweiterung im Jahre 1444, ein stattliches Gebäude gewesen sein. Auf dem Thurme, an welchem ein Gang mit verziertem Geländer angebracht war, hingen fünf Glocken. Diese mit einer Orypta oder unterirdischen Capelle versehene Kirche, wurde bei dem großen Brande 1581, ein Raub der Flammen, und lag hierauf fast hundert Jahre in Trümmern, bis an ihre Stelle die neue Kirche (von welcher nachher) gebaut wurde. —

Unter den hiesigen Kirchen ist die der Maria gewidmete, sowohl wegen ihres Alters, das, wenn unsere eben geäußerte Vermuthung gegründet sein sollte, bis über das achte Jahrhundert hinausreicht, als ihrer Bauart, wodurch sie die Bewunderung aller Kenner der Baustile des Mittelalters erregt, die merkwürdigste. Im Jahre 1309 räumte man sie dem Benedictinernonnenkloster der heiligen Walpurgis ein, das bis hierher auf dem davon benannten Walpurgisberge über der Stadt gestanden hatte, und wahrscheinlich durch Feuer zerstört worden war. Nach Aufhebung des letztern wurde sie eine evangelische Pfarrkirche und späterhin nur zu Frühpredigten gebraucht, und hieß daher die Frühkirche. Seit Jahren wird gar kein Gottesdienst mehr darin gehalten. Sie liegt in der Nähe des Prinzenhofs, an der Stadtmauer, die sie mit ihren hohen, kunstvoll gearbeiteten Thürmen weit überragt. Neuerlich hat man mit nicht genug zu rühmender Sorgfalt dieses herrliche Gebäude vor dem drohenden Verfall zu schützen, und seinem Innern wieder Festigkeit und ein freundlicheres Ansehen zu verleihen gesucht. Eine besondere Zierde desselben sind die Denkmäler hier beigesetzter Schwarzburgischer Grafen, worunter sich dasjenige vorzüglich auszeichnet, welches Günther dem Streitbaren von seiner Gemahlin 1590 aus Marmor errichtet worden ist.

Das Barfüßler- oder Franziskanerkloster wurde 1248 (nach Andern 1246, durch Mönche von Gotha gegründet, und dauerte bis 1538 fort, in welchem Jahre es von seinen Bewohnern verlassen werden mußte, die ihre sämmtlichen Urkunden mit sich nahmen, welche die jetzt größtentheils unbekannten Schicksale dieser Stiftung genauer aufklären würden. Die mit dem Kloster verbundene, nunmehrige Oberkirche, die mit einem vortrefflichen Oelgemälde des berühmten niederländischen Künstlers Franz Floris geschmückt und einer 1588 angelegten, an seltenen und kostbaren Werken reichen Bibliothek ausgestattet ist, benutzte man seitdem zum evangelischen Gottesdienste, so wie die übrigen Gebäude zu Kirchen und Schulzwecken. —

Die Jacobskirche lag nicht weit vom Riethhore, nahe an der Stadtmauer. Ueber ihren Ursprung herrscht Ungewißheit, soviel aber ist ausgemacht, daß sie 1411 schon vorhanden war, zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts wiederhergestellt, 1484 mit einem

neuen Thurme und 1487 mit einer Orgel versehen wurde. Weil man ihrer nach Einführung der Reformation entbehren konnte, so überließ sie die Herrschaft 1559 dem Stadtrathe zu einem Brauhause, mit der Bedingung, den Thurm in Bau und Besserung zu erhalten.

Die neue, auf dem Platze der wüsten Bonifaciuskirche 1676 zu bauen angefangene und 1685 eingeweihte Kirche ist die zweite Pfarrkirche.

Kirchhöfe giebt es in der Stadt nicht. Denn schon 1537 verlegte man dieselben vor das erfurter Thor. Der dasige Gottesacker ist neuerdings sehr vergrößert, in einen schönen Blumengarten umgewandelt worden, und enthält eine achteckige freundliche, von 1735 bis 1743 erbaute Kirche.

Die Schule oder das seit kurzem zum Gymnasium erhobene Lyceum, erfreute sich schon 1542, unter dem ersten Rektor Johann Andreä, eines sehr guten Rufs. Das jetzige Gymnasialgebäude, ein Theil des ehemaligen Barfüßerklosters, ist nach dem Brande von 1551, welcher das Schulhaus bei der Bonifaciuskirche zerstört hatte, zu diesem Zwecke eingerichtet worden. Bald nach der Reformation finden sich auch Spuren einer Mädchenschule, die seitdem ununterbrochen fortgedauert hat. der Vollendung der neuen, für Knaben und Mädchen bestimmten Bürgerschule sieht man in diesem Jahre entgegen.

Das Waisenhaus verdankte seine Gründung hauptsächlich dem hiesigen, 1773 nach Frankfurt am Main beförderten Superintendenten Mosche. Es zeigte nebst einer Sammlung von Mineralien, Konchylien, ausgestopften Vögeln, Schlangen ꝛc. auch ein Kabinet kleiner Figuren, welche alle Stände, Gewerbe und Ereignisse des menschlichen Lebens vorstellen, bekannt unter dem Namen Mon plaisir, und anfangs Eigenthum der Fürstin Auguste Dorothea dessen in der Geschichte der Auguste Dorothea ausführlich gedacht worden ist. Nach Vertheilung der Waisenkinder an Privatpersonen wird dieses Gebäude zur Irrenanstalt gebraucht. —

Außerdem sind in der Stadt vornehmlich merkwürdig. 1) Das Rathhaus. Es wurde nach dem großen Brande, 1583 schöner und größer, als zuvor von Steinen aufgerichtet und mit 2 Thürmen, Glocken und künstlichen Uhren ꝛc. versehen. 2) Das St. Georgenhospital, in der erfurter Gasse, mit seinem freundlichen Betsale und dem in Stein gehauenen Ritter St. Georg, wird auch in alten Schriften bisweilen das St. Georg- und Elisabethen-Hospital genannt und kommt schon 1385 vor. Hier wohnen auch die Pfründner des ehemaligen Jakobshospitals (Siechhofs oder Lazareths), welches sich vor dem erfurter Thore befand und während des letzten französischen Krieges zum Militärlazarethe, dann zur Kaserne umgeschaffen wurde. Das Katharinenhospital außerhalb der Stadt am Riethtore, dessen in einer Urkunde von 1332 Erwähnung geschieht, ist längst eingegangen. 3) Die Günthersmühle vor dem Riethtore, wo schon im dreizehnten Jahrhundert eine Mühle stand, welche dem Kloster zu Ichtershausen gehörte, und 1325 von dem arnstädtischen Jungfrauenkloster, das nunmehr in Besitz derselben

gelangt war, an die Grafen Heinrich und Günther von Schwarzburg verkauft wurde. Günther der Streitbare ließ sie 1571 und 1572 ganz neu erbauen. Sie wird von einem Arme der Gera getrieben, dessen Wasser selbst in den strengsten Wintern nicht einzufrieren pflegt. Sowohl ihre Bauart als Größe, (sie enthält außer sechszehn Mahlgängen, wovon so eben vier in sechs amerikanische umgeändert werden, noch Oel-, Graupen- und Schneidemühle, machen sie des Lobspruchs würdig, den ihr das seltene Volksbuch: „Neu verbesserter Müller-Ehrnkranz, oder recht gemessener Urkund von dem wahrhaften Cirkel-Grund, So dem Mühl-Handwerk zu Ehren gethan, Ein Mühlknappe Namens Georg Bohrmann, Gedruckt in diesem Jahr (8. 63 Seiten) S. 34 f. spendet, daß ihres gleichen nicht in ganz Teutschland gefunden werde." —

c) Die Wasser- (oder Brunnen)-Kunst. Dieses Gebäude an der Stadtmauer, der Liebfrauenkirche gegenüber, war ehemals das Sprachhaus der Nonnen. Im Jahre 1559 beschenkte Günther der Streitbare den Stadrath damit und dieser benutzte es zu dem großen Werke, das die Einwohner mit reinem, mildem und trinkbarem Wasser versorgt, welches ein Arm der Weiße liefert. Hier sind auch die zum Theil zierlich gebauten öffentlichen Springbrunnen, die fast in allen Straßen angetroffen werden, nicht zu vergessen.

Die Umgebungen Arnstadts sind zu angenehmen und geschmackvollen Anlagen nicht unbenutzt geblieben. Wir rechnen dahin vornehmlich den schönen Brunnen vor der Pforte, am Eingange des Jonasthales, schon 1526 gefaßt und in neuern Zeiten wesentlich verschönert. Er ist ein sehr beliebter Vergnügungsort der Arnstädter, wo jährlich das 1475 zuerst erwähnte und 1717 mit Rechten und Freiheiten von dem Landesherrn begabte Vogelschießen gehalten wird. Das erwähnte Jonasthal hat an seinen beiden Wänden theils schöne Berggärten mit freundlichen Gartenhäusern, theils mehrere schroffe Felsen, unter ihnen den sogenannten Jungfernsprung, an welchen sich eine von Bechstein, Bube und Welker im ansprechenden Tone erzählte, auch in andern Gegenden vorkommende*) Sage knüpft.

Wir entlehnen sie aus des letzteren Thüringischen Liedern (Gotha, 1831. 8.) S. 27 f.

Das Mägdlein flieht aus der Stadt in's Thal,
Vor tobenden Kriegern, vor blutigem Stahl;
Ihr folgt die Noth hinauf zu den Höh'n,

*) Z. B. von einem steilen Felsen bei Zittau in der Lausitz, dem Oybin, (s. Teutsche Sagen, herausgegeben von den Gebrüdern Grimm. 1r B. Berlin 1816. 8.) N. 320. S. 418 f. — Von dem Mädchensprung, einem hohen Felsen zwischen Ballenstedt und Harzgerode in dem Selkethale, s. ebend. N. 319. S. 417 f., einem Berge, welcher den Namen Jungfraunsprung führt, bei einem Orte unweit Grätz in Steier. insgemein die Wand genannt, s. ebend. (N. 141. S 211 f. (aus Abraham a St. Clara.)

Und athemlos, wagt sie nicht umzuseh'n:
Ein Reiter von frevelnder Lust entbrannt,
Er kommt, wild fluchend, ihr nachgerannt.

Er reitet gewaltig; sie jaget voraus,
Und hinter ihr jaget der Hölle Graus. —
„O Himmel rette die schöne Gestalt,
Bewahre sie vor der Hölle Gewalt!"
Umsonst! Sie flüchtet in Todesteil
Die Felsen entlang, — zur Klippe so steil!

Sie weint zu Gott, vor der Thalesschlucht,
Am gräßlichen Rand, von der Schande gesucht:
„Du Gott des Erbarmens, so nimm Dein Kind!"
Das Mägdlein stürzt sich vom Felsen geschwind.
Den Reiter blendet ein lockender Schein,
Er sprengt in den jähenden Abgrund hinein.

Zwei Wand'rer sah'n in der hohen Luft
Die Stürzenden über der Thalesgruft. —
Sanft trugen Engel das Mägdlein hinab,
Die Klippe wurde des Reiters Grab.
Und dort schrieb sinnend Erinnerung
In den Fels die Worte: „Der Mädchensprung."

Von der Eremitage am Walpurgisberge, die ihren Namen später mit dem der Günthershöhe vertauscht hat, wo im Jahr 1816 zu den bereits vorhandenen Gebäuden ein geräumiger Tanzsaal und Felsenkeller angelegt wurde, genießt man die entzückendste Aussicht, in den herrlichen Plauenschen Grund.

Doch die engen, uns vorgezeichneten Schranken erlauben nicht, alle übrigen sehenswerthen Punkte und Gegenstände zu schildern, wir verweisen daher unsere Leser, welche sich genauer von den Geschicken und Merkwürdigkeiten dieser Stadt unterrichten wollen, auf die unter dem Titel: Arnstadts Vorzeit und Gegenwart, in der Faustschen Hofbuchhandlung daselbst erscheinende Schrift, deren erstes Heft nächstens ausgegeben werden soll.

Die Rosenau.

Lassen wir unsern Reisewagen auf der schönen Kunststraße dahin rollen, die von Coburg nach Rosenau führt. Je näher wir diesem eben so großartigen, als reizenden Parke kommen, desto mehr werden wir durch die Bemerkung überrascht, daß der Anfang desselben durch keine besondere Grenze bezeichnet wird. Der kunstsinnige Anordner der Parkanlagen hat es verstanden, ihre Umgebungen in sie selbst hineinzuziehen und diese nach jenen zu formen. Alles erscheint hier natürlich, in ungezwungener Anmuth. Die Haine, die Bäume und Gesträuche sind so gruppirt, daß sie in der größten Mannichfaltigkeit die schönste Einheit bieten. Frische Wiesenteppiche breiten sich überall aus und ergötzen das Auge. Dazwischen schimmern klare Wasserspiegel, auf denen Schwäne, sowie mancherlei andere fremde und einheimische Vögel umherrudern. Nordwärts giebt ein großer Teich, dessen Randhügel mit Bäumen bepflanzt sind, der ausgedehnteren Fläche seiner Umgebung Reiz und Leben. Wohlangelegte Kunstwege führen von einem Standpunkte zum andern und gewähren den reichsten Wechsel lieblicher Ansichten. Hier schweift der Blick über einen üppigen Wiesengrund bis zu dem Dorfe Oeslau, das mit seiner Schweizerei, seinem Kammergute, Schloß, herrschaftlichen Garten und großen Gewächshäusern noch innerhalb der Parkanlagen liegt, dort schwebt er bis zur alten Veste Coburg dem Bausenberg entlang, an dessen Fuß zwischen dunklem Erlengebüsch das freundliche Haus der ehemaligen Thümmelschen Marmormühle sich zeigt. Hier schaut durch zitternde Zweige der heitere Callenberg, dort die verödete Ruine der Lauterburg. Unter derselben öffnet sich der Schönstädter Grund, der von den blauen Bergen des Thüringer Waldes begrenzt wird. In diesem Grunde entspringt die Itz, die unter schattigen Erlen und Ulmen durch smaragdne Wiesen sich dahinschlängelnd, vorsichtig in

das Thal der Rosenau hinaustritt. Hier spiegelt sich der Glanz eines fürstlichen Schlosses, der Sommerresidenz des Coburger Hofes, in ihren unschuldigen Wellen. Dieses Schloß mit seinem runden Thurme, auf welchem die wehende Fahne die Anwesenheit der Landesherrschaft verkündigt, erhebt sich auf einer sanften mit Rosengebüschen bepflanzten Anhöhe. Einst war es der Wohnsitz der edlen Rosenauer, eines Rittergeschlechts, welches bereits im vierzehnten Jahrhundert erwähnt wird und schon frühzeitig viele Güter, z. B. Ahorn, Eichhof, Gauerstadt u. s. w. besaß. Dasselbe führte einen, der Länge nach zertheilten Schild im Wappen, in welchem auf der einen Seite drei rothe Rosen im weißen Felde, auf der andern drei weiße Rosen im rothen Felde und auf dem, das Schild bekrönenden Helme drei Jagdhörner zu sehen waren, deren eines weiß mit drei rothen Rosen, eines der beiden übrigen aber roth mit drei weißen Rosen besetzt war. Das Geschlecht scheint in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts mit Adam Alexander von Rosenau, der das Schloß im Jahre 1615 an den Herzog Johann Casimir von Coburg verkaufte, es aber im Jahre 1636 durch Wiederkauf an sich zurückbrachte, erloschen zu sein. Später war ein Geheimerath von Pernau Besitzer der Rosenau. Von diesem erwarb sie im Jahre 1721 der Herzog Friedrich von Gotha durch Kauf. Seitdem blieb sie ein gothaisches Chatoullgut, bis sie durch den Staatsverband von 1805 an das Haus Sachsen-Coburg kam. Das Schloß, damals ein finsterer, in Trümmer zerfallender Bau, sollte nun bald durch die kunstsinnige Fürsorge Sr. Durchlaucht, des jetzt regierenden Herzogs zu Sachsen Coburg-Gotha neues Leben und fürstlichen Glanz gewinnen. Der geistvolle Herzog ließ nämlich dasselbe mit Benutzung und Beibehaltung der alten Mauern in alterthümlichem Baustyl, den er vorzüglich liebt, verjüngen. Der Eingang zu dem Schlosse, welcher rechts und links an den herzoglichen Stallgebäuden und der Hofküche vorüberführt, erinnert an den Vorhof einer altenglischen Burg. Auf einem mit Baumgruppen reich geschmückten Platze, der mit einem Steingeländer von gothisch-durchbrochener Arbeit eingefaßt ist, gewahren wir eine Fontaine, deren Wasserausströmungen über zwei Schalen herab in ein geräumiges Becken fallen. Das Schloß selbst bietet besonders von seiner östlichen Giebelseite, die im Hauptgeschosse mit einem Altan versehen ist, einen lieblichen Anblick und eine reizende Aussicht dar. Hier sind die zierlichen Glasthüren, durch welche man in den sogenannten Marmorsaal eintritt. Vormals eine Art dunkler Rüstkammer erglänzt er jetzt von Marmor und Gold. Prächtige Kronleuchter schweben darin von der gewölbten Decke nieder und schön gearbeitete Meubles entsprechen dem Style des Ganzen. An diesen Saal, über dessen innerem Eingang sich auch das in Stein gehauene Bild des Adam Alexander von Rosenau befindet, stößt das Bibliothekzimmer mit seinen bunten Fensterscheiben und einem großen Schreibtische aus cararischem Marmor, welchen der Fürst Metternich Sr. Durchlaucht dem regierenden Herzog zu S. Coburg-Gotha verehrt hat. Steigen wir sodann in das obere Stockwerk hinauf, so finden wir hier ein Zimmer, dessen Wände von

J. Königl. Hoheit, der Herzogin von Kent gemalt worden sind. Sie stellen eine Gartenlaube vor, aus welcher man in eine reizende Schweizerlandschaft hinausschaut. Vorzüglich meisterhaft ist ein Wasserfall dargestellt. Nicht minder sehenswerth sind die schöne Gallerie, die Wohnzimmer des Herzogs und der Herzogin u. s. w. Das ganze Schloß, die ganze Anlage der Rosenau aber giebt Zeugniß von einem Gemüthe, das sich innig der Natur und Kunst zugewendet hat, und durch die letztere die Schönheiten der ersteren mit seinem Geschmacke idealisch auszubilden versteht. Weder die Stürme des Himmels, noch die Stürme der Erde mögen diese herrliche Schöpfung verwüsten! Sie möge noch in den spätesten Zeiten fortdauern und die Nachkommen ihres jetzigen fürstlichen Herrn und Meisters in Friede, Freude und Liebe, beglückt und beglückend, oft in ihrem Schooße verweilen sehen.

Adolf Bube.

Kühndorf und Rohra.

Das königlich preußische Pfarrkirchdorf Kühndorf hat eine ausgezeichnet schöne, aussichtreiche Lage an der südöstlichen Seite des 2314 Fuß hohen Dolmar, und stellt sich mit seiner Kirche und seinem althennebergischen Grafenschloß nach jeder Seite hin stattlich und malerisch dar. Weit umher schweifen die Blicke über einen großen Theil der Thüringerwaldkette, deren hochragende Häupter: der große Hermannsberg, der zuckerhutförmige Ruppberg, der spitzige Berg, der Beerberg, der Domberg bei Suhl mit vielen andern sichtbar sind, während zugleich Blicke in die anmuthigen Thalgründe der Schwarza, der Lichtenau und Hasel vergönnt sind, wo der schroffe Reissigenstein unterhalb Mehlis in das Lichtenauthal setzt, und über dem Haselthale eine senkrechte, nackte Felsenwand in der Nähe von Rohr sich malerisch hinzieht. Die Gleichberge bei Römhild ragen nach anderer Richtung hoch über den Horizont, und nur weniger Schritte bedarf es, so liegt vom höchsten Punkt der durch Kühndorf führenden Chaussee von Meiningen nach Oberhof und Gotha, auch das ganze Rhöngebirge, ein großartiges Bergpanorama, vor Augen.

Kühndorf ist ein Ort von hohem Alter. Ganz in der Nähe am Dolmarfuße liegen germanische Grabhügel verstreut, ein Zeichen frühester Ansiedelung, und zufällige Fundstücke verzierter Broncegeräthe, die sich in der Sammlung des Hennebergischen alterthumsforschenden Vereins zu Meiningen befinden, haben dargethan, daß die Anwohner schon eine gewisse Stufe der Cultur sich zu eigen gemacht. Urkundlich tritt Kühndorf mit dem Jahre 795 in die Geschichte, damals übereignete Egilof zu Chunitorp in pago Grabfeldon dem Stifte

Fulda seine Besitzungen. Der Pagus Grabfeld erstreckte seine Grenzmarken noch weit über den südlichen Abhang des Thüringerwaldgebirges. Später war ein edles Geschlecht, die Herren von Cundorff, welche jedenfalls eine Burg inne hatten, in Kühndorf seßhaft, und zwar vom zwölften bis zum vierzehnten Jahrhundert, aus welchem Geschlechte sogar einer, Erlang, vom Jahr 1106 bis 1122 den Fränkischen Herzogthron als Bischof von Würzburg zierte. Dieser begabte mit einem Theil von Kühndorf das Hochstift. Spätere Ritter dieses Geschlechtes, Gottfried, Leupold, Otto, Reinhard, Berthold, Hermann und Bernhard erscheinen als Hennebergische Vasallen. Otto von Cundorf und seine Söhne hatten die Schutzvogtei über die Klostergüter zu Rohra usurpirt, welche Abt Konrad zu Fulda 1228 ihnen wieder abnahm und dem Kloster selbst übereignete. Reinhard von Cundorf verkaufte 1251 dem genannten Kloster einen Zehenten zu Dillstädt und Leupold übergab demselben 1259 seine Lehengüter zu Helba und Tollmarsdorf. Letzterer Ort ist gleich vielen andern dieser Gegend verschwunden und nur eine Wüstung bezeichnet seine ehemalige Stätte.

Die Herren von Kühndorf waren jedoch nicht die alleinigen Besitzer des Schlosses und Ortes, sondern auch die Grafen von Henneberg erscheinen schon 1287 als Mitbesitzer, namentlich Graf Berthold VII. Dessen älterer Bruder, gleiches Namens, war Johanniterritter, und wollte seinem Orden auch in der Grafschaft Henneberg dauernde Wohnsitze gründen. Er führte diesen Entschluß in Schleusingen und Kühndorf aus, und so ward auch der letzte Ort 1291 eine Ordenscommende. Otto von Cundorf und Guetha, seine Frau, übergaben dem Ordenshause 1307 ihre Güter zu Geryken (Kirchheim) Wenigen-Schwarza, Christes, Trenkrieth und Werberghausen. Diese Herren von Cundorf kommen nach 1332 nicht mehr vor, und Otto mag wohl der letzte des Geschlechtes gewesen sein. Sie führten in ihrem Wappen drei rothe und silberne Sparren und auf dem Helm eine schwarze Kuh.

Der Gründer des Ordenshauses, Berthold VII., erkaufte 1315 den Burgsitadel, den Berg Dollmar und den Ort Treibendorf um 400 Mark Silber von seinem Bruder, und übergab alles der Comthurei. Aber nun hatte in Folge obiger Schenkung des Bischofs, auch Würzburg Antheil an Burg und Schloß, und es wurde 1419 zwischen dem Bischof Johann und Commenthurherren Eberhard von Romrod, wegen des Schlosses ein Burgfriede aufgerichtet. Auch versetzte derselbe Bischof im Jahre 1420 den Würzburgischen Antheil an Kühndorf an den Grafen Friedrich I. von Henneberg-Römhild um 400 Gulden, welche Pfandschaft bis zum Jahre 1586 dauerte. Im Jahre 1367 beabsichtigte der damalige Kommenthur zu Kühndorf, Otto von Heßberg den Verkauf des Schlosses und der Güter an den Landgrafen von Hessen, doch die Grafen von Henneberg, als Lehnherren, duldeten dies nicht, und drohten mit Konfiscation der

Ordensbesitzungen. In einem deshalb angeordneten Schiedsgericht ward entschieden, daß Henneberg das Verkaufrecht und das Oeffnungsrecht des Schlosses haben solle, doch scheint vom ersten kein Gebrauch gemacht worden zu sein, denn als der Orden in schwere Schulden gerathen war, verkaufte derselbe 1429 die eine Hälfte des Schlosses an den Ritter Carl Truchseß um 3500 Gulden und 1431 die andere Hälfte an Hans Voit von Salzburg um ebensoviel, und beide Besitzer theilten sich in Burg und Dorf und behielten nur die Kirche und das jus patronatus gemeinschaftlich. Als Theile des Schlosses werden genannt: der Thurm, die innere Burg mit der Kemmnate und einer hohen Wehre, darin sich die Kapelle befand, zwei Keller, ein Kellergang, noch eine Kemmnate mit hoher Wehre, eine Küche, dann die Vorburg mit der Pforte, ein Backhaus, zwei Brücken in das Schloß, ein Vorhof gegen das Dorf, ein Stadel (Scheuer), ein Hinterhof, der Brauerhof genannt, ein Schafhaus des Ordens, ein Garten. Indeß verkauften die von Truchseß ihren Antheil wieder an den Grafen Georg I. von Henneberg-Römhild um 2700 Gulden in den Jahren 1435 und 36 und auch die Voite von Salzburg gaben die ihrigen diesen Grafen 1444 um 3800 Gulden zum Kauf, so daß nun Schloß, Dorf und alle dazu gehörigen Dörfer und Wüstungen der Herrschaft Henneberg gehörten. Bisweilen wohnten die Grafen eine Zeitlang auf dem Schloß zu Kühndorf, auch bestimmte Graf Albrecht dasselbe seiner Gemahlin Katharina 1539 zum Wittwensitz, da er aber erbenlos starb, so nahm Fürstgraf Wilhelm von Schleusingen, als nächster Agnat Besitz davon, und Kühndorf wurde mit seinen Dörfern ein besonderes Amt, nachdem dasselbe früher mit Dillstädt, Rohra, Utendorf, Christes, Wichtshausen, Diezhausen und Mäbedorf zum Amte Schwarza gehört hatte. Jetzt gehören zum Amte Kühndorf außer dem Orte selbst Rohra, Kloster Rohra, Dillstedt, Wichtshausen, Diezhausen und Christes, und es ist damit das Centgericht Benshausen verbunden, welchem die Orte Benshausen, Ebertshausen, Birnau, Aschenhof und Schwarza unterstellt sind. Die Wüstungen heißen Dollmarsdorf, Traubendorf, Trenkried, Diemarsheim, Schwedendorf oder Wenigen-Schwarze. Im dreißigjährigen Kriege, der fast für jeden Einzelort der Grafschaft Henneberg äußerst verderblich war, legten die Soldaten des General Gilli de Gasi Feuer an, das fast die Hälfte des Dorfes verzehrte.

Die Kirche, deren Bau von 1528 datirt, und die 1589 und 1617 erweitert wurde, hat eine schöne Kanzel, welche ein Meisterstück eingelegter Holzarbeit genannt zu werden verdient.

Das alte Schloß, auf einer Anhöhe über dem Dorfe gelegen, ist noch theilweise bewohnt, und dient zugleich zum Gerichtslocal. Das Dorf zählt über 100 Häuser und über 700 Einwohner, und es ist daselbst eine bedeutende königl. Domaine mit einer ausgebreiteten Feldflur und großer Merinoschäferei.

Nur eine halbe Stunde oſtwärts von Kühndorf liegt im Thale der Haſel das anſehnliche Pfarrkirchdorf

Rohrą oder Rohr.

Rohr enthält über 100 Feuerſtätten und hat über 600 Einwohner. —

Die Kirche des Ortes zu St. Michael wird eine der älteſten im Lande genannt, nur muß man dies nicht von dem gegenwärtigen Bau derſelben verſtehen, obſchon derſelbe auch noch mittelalterlichen Charakter und rein deutſchen Styl zeigt. Das Dorf, deſſen in den älteſten fuldaiſchen Schenkungsbriefen vielfache Erwähnung und zwar ſchon im neunten Jahrhundert geſchieht, war eine Villa regia, und es pflegten ſich dort bisweilen die deutſchen Kaiſer aufzuhalten, namentlich Otto I. und Heinrich II., welche dort im zehnten und elften Jahrhundert Urkunden dadirten. Es ſoll im Dorfe oder nahe bei demſelben eine königliche Burg geſtanden haben, die ſpäter den Freiherren von Bibra gehörte, doch wurde dieſe Burg von den Würzburger Biſchöfen in den Jahren 1340 und 1367 wiederholt eingenommen und endlich zerſtört, ſo daß jetzt kaum noch ihre Stätte mit Sicherheit nachgewieſen werden kann. Rohr liegt in einem Bergkeſſel, der ſich nach dem Thale der Schwarza und Haſel hin öffnet, welche Flüßchen eine kleine Viertelſtunde unter dem Dorfe zuſammenfallen. Dort liegt, in geſchichtlicher Beziehung noch intereſſanter, wie das Dorf, der geringe Ueberreſt des dem heiligen Michael geweihten Kloſters Rora. Dieſes war das älteſte unter allen Hennebergiſchen Klöſtern, vielleicht bald nach Einführung der chriſtlichen Religion in dieſen waldigen Gegenden erbaut. Schon 824, 826 und 842 wurden dort Urkunden und Schenkungsbriefe ausgeſtellt, nnd es iſt noch in einem Copialbuch ein reichhaltiges Diplomatorium über dieſes Kloſter gerettet. Es war ein Nonnenkloſter, der Benediktinerordensregel unterworfen, ſtand unter der Oberherrſchaft des Stiftes Fulda, und ſollte nicht über funfzig Conventualinnen haben, und unter dieſen ſollte keine Frau Aufnahme finden, welche von ihrem Ehemann verlaſſen worden war. Eine erſtaunliche Menge Schenkungen wurden dieſem Kloſter zu Theil, ſo, um nur einige der vorzüglicheren anzuführen, erhielt es die Advokatie über Ebertsdorf 1206, 4 Morgen Weinberge auf Sifridesberg 1246, die Kirche zu Milz und das Patronatrecht über dieſelbe 1249, den Zehnten zu Schildes ꝛc. überhaupt ſchenkten eine Menge Ritter der Umgegend Huben und Zehnte an das Kloſter, ſo daß zuletzt ihm vierzig hennebergiſche Ortſchaften zehnteten. Die hauptſächlichſten Wohlthäter des Kloſters waren nächſt den Grafen von Henneberg, die Herren von Kundorf, Bibra, Heldritt, Kießling, Tann, Sutza, Diſtelſtadt (Diſtädt), Marſchall, Heßberg, Marisfeld und Andere; aber auch Kleriker und freie bürgerliche Leute begabten Ror. Dieſes konnte ſchon 1323 achtunddreißig Acker zu Ebersgoſſern auf einmal kaufen, und überhaupt eine Menge ihm

nützliche Kauf- und Tauschverträge eingehen. Die älteſten Schutz- und Schirmvögte waren die Dynaſten von Hiltenberg, nach deren Ausſterben die Kundorfe ſich dieſes Recht, als nächſte Nachbarn, zueignen wollten, was jedoch, wie ſchon oben bemerkt wurde, Fulda nicht zugab. Auch als das Kloſter ſpäterhin unter dem naturgemäßen Schutz der Landesherrn, der Henneberger ſtand, erhob Fulda mancherlei Anſprüche, welche aber beſeitigt wurden, und eben ſo ließ Fürſtgraf Georg Ernſt nach dem Tode des Grafen Albrecht 1562 ohne Weiters davon Beſitz ergreifen.

Die Reihe der Aebtiſſinnen, ſoweit dieſe aus den vorhandenen Urkunden darzuſtellen iſt, iſt folgende, freilich lückenhafte:

Relindis 1205.
Adelheidis 1228.
Rylindis 1301 — 1308.
Petriſſa 1314.
Jutta von Herbilſtadt 1327.
Hildegundis 1332.
Elzabeth 1334.
Theyle Einhardtin 1362.
Theyle von Bibra 1384.
Elſe Simonin 1413.
Gieſela von der Kere 1418.
Anna von Bibra 1482.
Margarethe v. Herbilſtadt.

Die Reihe der Pröbſte zählt ſiebenundzwanzig, beginnt mit Conrad I. 1205, und endet mit Hermann Georg von Neuhoff 1623. Wahrſcheinlich wurde der Titel eines Probſtes noch fort ertheilt, nachdem das Kloſter längſt aufgehoben war.

Nach der Reformation wurde das Kloſter aufgehoben, ſeine Einkünfte und Güter theils zur Verbeſſerung der Kirchen und Schulen verwendet, theils zum Kammervermögen geſchlagen. So wurde es eine nicht unbedeutende Domaine von 602 Acker Fruchtfeld, 161 Acker Wieſen, nebſt Waldungen und einer Schäferei, welche mit dem Landestheil, den das Königreich Sachſen an der ehemaligen Grafſchaft Henneberg hatte, am 3. Auguſt 1815 an das Königreich Preußen überging. Der aus den Oeconomiegebäuden hoch emporragende Theil der ehemaligen Kloſterkirche verkündet ſich ſchon von weiten als uralter Bau, ſonſt ſind beſondre Trümmer und Denkmäler dort nicht anzutreffen. Eine Zeitlang war, noch unter der Regierung des letzten Fürſtgrafen von Henneberg, zu Kloſter Rohr auch eine anſehnliche Stuterei.

Die Gegend iſt idylliſch, ſtill und einſam; von den nahen Höhen gewähren ſich ſchöne Ausſichtspunkte auf Kühndorf und den Dolmar,

auf den Köhler und Schwarza, auf Dillstädt und das Haselthal. Die nahe Felswand zeugt von mächtiger Fluthung der Gewässer in diesen Thalrinnen und Klüftungen. Auffallend erscheint, daß während sonst um alte Klosterstätten die Sage vielfache Mähr zu künden weiß, ihr Mund hier verstummt ist, und keine Ueberlieferung früher Ereignisse uns mittheilt.

Nur in Meiningen hörte man früher sagen, es führe vom ehemaligem Minoritenkloster daselbst ein unterirdischer Gang bis nach Kloster Rohr, eine Tradition, die sich fast an allen Klosterstätten wiederholt. —

Ludwig Bechstein.

Greußen.

Nicht gerade wegen ihrer romantischen Lage hat auch die Stadt Greußen es anzusprechen, daß ihrer in dieser Beschreibung Thüringens gedacht werde. Aber sie ist eine Stadt Thüringens, und nicht die jüngste und schlechteste; darum finde auch sie ein Plätzchen in diesem Werke.

Im Thale der Helbe, an demselben Flüßchen, vier Stunden südöstlich von Sondershausen, sechs Stunden nördlich von Erfurt, liegt die Stadt Greußen mit ihren 360 — 70 Wohnhäusern und 2829 großentheils sehr betriebsamen Einwohnern. Nach Norden und Süden wird sie von mäßigen Hügeln begränzt, von denen die nördlichen (ehemaligen Weinberge) sich nach der dichtbewaldeten untern Hainleite hinaufziehen. Nach Westen und Osten ist der Einblick in das von diesen Höhen eingeschlossene Helbethal aufgethan, in welchem sich aufwärts und abwärts ein bewohnter Ort an den andern reiht, Alle umgeben, wie Greußen selbst, von fruchtbaren Feldern und baumreichen Obstgärten, welche in der schöneren Jahrszeit das sonst unschöne Thal gleich einem grünenden und blühenden Bande durchwinden und namentlich Greußen mit dem benachbarten Stadtflecken Clingen fast verbunden erscheinen lassen. Angenehme, neuerdings angelegte schattige Spaziergänge führen rings um die Stadt, und zwar über die ausgefüllten Gräben um die größtentheils noch in gutem Stande befindliche steinerne Ringmauer. Verschiedene Arme der Helbe, deren einer zu Zeiten sehr anschwillt, um- und durchfließen die Stadt, welche sich in die Neustadt, die eigentliche oder Mittel-Stadt und Altstadt theilt, welche seit dem Brande 1834 nun noch durch Brücken, nicht mehr durch Thore in Verbindung stehen. Seit derselben Zeit ist der größte Theil Greußens in hübschen Häusern wieder aufgebaut und sehr wohnlich eingerichtet. Ein ansehnlicher

Marktplatz, eine ziemlich breite, die Stadt nach ihrer größten Länge durchlaufende Hauptstraße, in ihrer Mitte das stattliche Rathhaus, dienen zu einer nicht geringen Zierde. Chaussee'n, in nicht weiter Frist ihrer völligen Instandsetzung harrend, verbinden Greußen mit der Residenz Sondershausen und, an die große preußisch-thüringische Kunststraße sich anschließend, zunächst auch mit der alten thüringischen Hauptstadt Erfurt. Nahe bei unserer Stadt liegt mit seinem malerisch situirten Ritersitze das Dorf Grüningen, auf dessen Friedhofe die früh entblätterte Rose, Sophie von Kühn, ruht, für welche der edle deutsche Sänger Novalis in heißer Jugendliebe glühte und schwärmte. Auch Günstedt mit seinem jährlichen, stark besuchten Markte, dem sogenannten Ablasse — zum Andenken an den saubern Handel Tetzel's, der hier gleichfalls seine Bude aufschlug, — ist nur zwei Stunden entfernt.

Als naturhistorisch merkwürdig verdient angemerkt zu werden, daß die Thalsohle, welche unter und um Greußen an beiden Helbeufern sich ausbreitet, ein in grauer Vorzeit trocken gelegter Seeboden ist, wovon die großen Sand- und Tuffsteinlager mit versteinerten Röhren, Schilfen, Binsen rc. (oft Grottensteine in den anmuthigsten Formen) zeugen, welche, von fruchtbarer Ackerkrume bedeckt, kaum einige Fuß tief unter der Oberfläche des Bodens liegen. Auch schwache Torfschichten gehen hier und da zu Tage. Der Abfluß der See- oder Sumpfwässer mag sich zugetragen haben, als dort, wo jetzt der Sachsenburger Paß die Hainleite und Schmücke scheidet, das Gebirge dem Andrange der wilden Fluthen nicht mehr widerstehen konnte. — Das Klima ist so mild und die Lage so gesund, als es irgend in Thüringen sein kann. Nur das Trinkwasser könnte etwas weniger tuffsteinhaltig sein. Die Mortalität gestaltete sich nach zehnjährigem Durchschnitte sehr günstig wie 1 zu $37,^{733}$, in den drei letzten Jahren sogar nur wie 1 zu 50. $2,65^{0}$ und 2ß.

Was nun das Geschichtliche unserer Stadt betrifft, so wird sich nur wenig Bemerkenswerthes zur Mittheilung bringen lassen, weil die Quellen ihrer älteren Geschichte so äußerst sparsam fließen, eigentlich fast ganz versiegt sind,*) ihre neuere Geschichte aber, wie die fast aller kleinen deutschen Landstädte, ziemlich arm an erheblichen Ereignissen geblieben ist. Seinen Anfang soll Greußen, wenngleich erst als Dorf, schon im sechsten Jahrhundert gehabt haben, fast zu gleicher Zeit mit Sondershausen, Frankenhausen und Sachsenburg. Der westlich von der Altstadt gelegene sogenannte sächsische oder Schieferhof, sonst ein ritterliches Lehngut und der Sage nach entstanden zu der Zeit, als das alte Königreich Thüringen unter Hermanfried ein Ende nahm, mag Veranlassung zu weiterer Ansiedelung gegeben haben. Wenigstens schließt sich der noch bestehende älteste Theil der Stadt fast unmittelbar an diesen alten Edelhof an, welcher unter andern im Besitze des Stiftes

*) Durch die Zerrüttungen im Gefolge des 30jährigen Krieges und durch den großen Brand im Jahre 1687 sind alle chronikalischen und urkundlichen Nachrichten verloren gegangen.

Hersfeld, dann derer von Hopfgarten, derer von Lügeln, von Riedesel gewesen und später von 1483 bis in die neueste Zeit sächsisches Besitzthum und resp. Lehen war, bis derselbe fürstl. Schwarzburgisches und darauf endlich Privat-Eigenthum wurde. Merkwürdiges ist sonst nicht davon zu berichten.

Stadtrecht und feste Ringmauern mag Greußen im 13. Jahrhunderte bekommen haben, wo es — damals ein namhafter Stapelplatz besonders für Nürnberger Kaufleute — aus dem Besitz des Landgrafen von Thüringen in den des Grafen von Hohnstein überging. Als im Jahre 1356 die Grafen von Schwarzburg von dem letzten Grafen von Hohnstein die Herrschaft Sondershausen erbten, fiel ihnen auch Greußen mit zu. Unter der milden Herrschaft der Grafen von Schwarzburg, bald Arnstädter, bald Ebeleber Linie, ist denn Greußen auch unter allen Zeitenwechsel geblieben, bis es 1681 an den Stifter der Schwarzb. Sondershäus. Hauptlinie überging, welcher, später in den Fürstenstand erhoben, unsere Stadt auf seine edlen fürstlichen Nachfolger vererbte. (Noch heute ist demnach Greußen die zweite Stadt der Unterherrschaft des Fürstenthums Schwarzburg Sondershausen.)

Schon im J. 731 hat der Apostel der Deutschen, Bonifacius, hier das Christenthum gepredigt, auch die erste Kapelle (St. Bonifacii, zwischen Greußen und Clingen, auf dem Platze: Unter den drei Linden) hier gebaut. Zu dieser (schon längst nicht mehr vorhandenen) kamen später noch die Kapellen St. Spiritus, im Osten der Stadt (jetzt die Hospitalskapelle), B. Mar. Virg., am Markte, und St. Martin, da, wo die jetzige Stadtkirche steht. An die Stelle der beiden letzteren trat die Stadt- und Pfarrkirche St. Martini, welche von 1424 an erbaut und am 10. Nov. 1483 (an demselben Tage, an welchem Dr. M. Luther geboren wurde) eingeweihet wurde. Die erste evangelische Predigt hielt in derselben der daran angestellte katholische Pfarrer Johannes Thal (im J. 1532), welcher aber deshalb von dem Herzoge Georg von Sachsen hart angesehen wurde und sogar den Tod eines Ketzers sterben sollte, — was nur zufällig dadurch verhindert wurde, daß in Sangerhausen, wohin man ihn geschleppt hatte, gerade kein Henker anwesend war. Später befreit, durfte der so schwer Angefochtene von 1534 an, wo die Reformation hier (7 Jahre früher als in Sondershausen, 38 J. früher als im Stifte Jechaburg) eingeführt wurde, das evangelische Predigtamt ungestört verwalten.

Aus der Zeit vor der Reformation ist noch zu bemerken, daß im J. 1349 hier, wie in ganz Thüringen, eine große Judenverfolgung Statt fand, in Folge der menschenvertilgenden Pest, welche die Stadt in demselben Jahre so fürchterlich heimsuchte, daß 600 Menschen in das Grab sanken. (Solche verheerende Seuchen rafften später, namentlich 1518, 1529, 1552, 1564, 1582 (467 Todte), 1597 u 98, und 1625 (843 Todte) einen großen Theil der Einwohnerschaft Greußens hinweg). Außerdem wurde 1454 und wiederum 1491 der größte Theil der Stadt von wüthenden Feuersbrünsten vernichtet. (Größeres und geringeres Brandunglück traf die Stadt unter andern in den Jahren 1540 (von Papisten angezündet), 1561, 1616, 1662, 1687 (welche

Feuersbrunst fast die ganze Stadt sammt der Kirche, Schule und dem Rathhause einäscherte), 1695, 1719, 1730, 1798, 1817 (2mal), 1833 und 1834 in welchem letzteren Jahre über zwei Drittheile der Stadt und zwar der ansehnlichste Theil derselben mit dem Rathhause, Schützenhause und zwei Stadtthoren abbrannte).

Der dreißigjährige Krieg schlug auch der Stadt Greußen die tiefsten Wunden, namentlich vom Jahre 1626 an, wo die ersten kaiserlichen Kriegsvölker hier einrückten, zum Jammer der von der kaum erst überstandenen, gräßlichen Pest noch thränenreichen Bewohner. Am härtesten wurde indessen die Stadt heimgesucht, als am 30. Mai 1631, nach der gräulichen Zerstörung Magdeburgs, Tilly's entmenschte Soldateska auch hier einfiel und mit einer Wuth, welcher auch gar nichts heilig war, sechs Tage lang hier hauste. Den unglücklichen Bewohnern wurde buchstäblich nichts gelassen, außer dem nackten Leben und den leeren Wohnungen; an den gräßlichsten Mißhandlungen hatte es nicht gefehlt. Späterhin wechselten Kaiserliche, Schweden und Sachsen mit ihren lästigen Besuchen ab. Sie Alle sogen die beklagenswerthe Stadt aus, bis endlich mit dem westphälischen Frieden die Erlösungsstunde schlug, freilich für eine gänzlich verarmte und ziemlich entvölkerte Stadt.

Davon und von den traurigen Folgen der großen Feuersbrunst 1687 erholte sich die Stadt im Laufe der Jahre nur langsam, war durch ihre Betriebsamkeit doch zu einigem Wohlstande gelangt, als das für Preußen so unglückliche Kriegesjahr 1806 durch die unmittelbaren Folgen der Schlacht bei Jena auch Greußens Wohlstande abermals den Todesstoß versetzte. Entsetzliche Gräuel verübten die siegreichen Franzosen, als sie die, eben wieder in einem vierstündigen heftigen Treffen in der Nähe der Stadt besiegten, flüchtigen Preußen aus der Stadt vertrieben hatten. Fast zwei Tage und zwei Nächte dauerte die, ganz der gottlosen Kriegeshaufen des großen Krieges- (und Raub-)Meisters Bonaparte würdige Heimsuchung der unschuldigen Stadt, welche, obschon einem Rheinbundsfürsten angehörig, damals eine Behandlung erfuhr, fast wie eine von Barbaren erstürmte Festung. Denn Brandlegung, Raub und Plünderung, Mißhandlung und Nothzucht, völlige Zerstörung des Wohlstandes und der Lebensfreude vieler hundert Menschen war die Heldenthat, welche die Sieger von Jena hier vollbrachten. Den Tilly'schen Banden gleich verschonten sie nicht das Gut der Kirchen und der Waisen, nicht die zarte Jugend, nicht das schwächere Geschlecht. Herr Marschall Soult war der ehrenwerthe Führer dieser seinen Franzosen; er hat sich hier kein glänzendes Lorbeerreis des Nachruhms gepflückt.

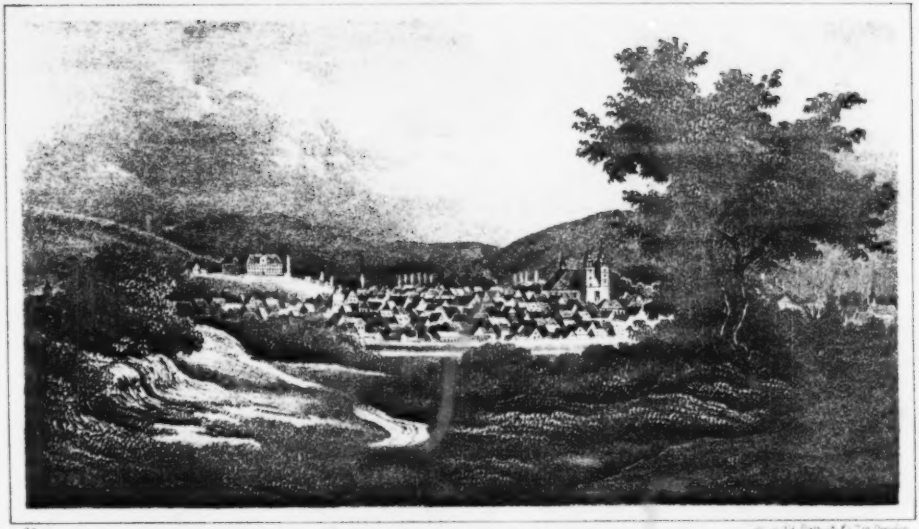
Die Lasten des Befreiungskrieges konnten im Vergleich zu dieser Heimsuchung mit Lust getragen werden, obschon sie auch zu Zeiten schwer genug drückten. Doch auch diese Wunden verharrschten und vernarbten durch Fleiß und Rührigkeit der betriebsamen Bewohner unserer Stadt; und wenn auch der in den Friedensjahren auflebende Luxus ꝛc. seine Opfer im Einzelnen forderte: so leuchteten doch mehr günstige Sterne über ihnen, bis im J. 1834 (nach dem traurigen

Vorspiele des vergangenen Jahres) abermals durch ein entsetzliches Brandunglück lange nachwirkende Nöthe und Verlegenheiten hervorgerufen wurden.

Seit 1835 ist indessen die Stadt, wie schon gesagt, wieder recht freundlich und wohnlich aufgebaut und hat zugleich durch die Sorgfalt ihrer ehrenwerthen Behörde von Innen und Außen gar manche Verschönerung erhalten. Auch Handel und Gewerbe sind wieder aufgeblüht. Der wegen der Größe der städtischen Feldflur nicht unbedeutende Ackerbau könnte ergiebiger sein, wenn er nicht leider noch unter manchen Servituten und Observanzen litte. Der alte Handel mit Wolle und hier fabricirten Wollenzeugen hat neuerer Zeit sehr nachgelassen: der Waidbau ꝛc. hörte seit Jahren gänzlich auf, eben so, wie der sonst beträchtliche Weinbau. Dagegen wird viel Flachs bereitet und zu Garn versponnen, von welchem in der Stadt selbst viel verwebt wird. Wissenschaften und Künste werden hier so gepflegt, wie das in den beschränkten Verhältnissen einer kleinen Land- und Handelsstadt zu geschehen pflegt, d. h. nur von einigen wenigen Berufenen ꝛc. Das gesellige Leben indessen bietet manche Annehmlichkeiten, auch für nicht zu sehr verwöhnte Fremde dar.

Noch dürfte es der Erwähnung werth sein, daß sich seit einigen Jahren die von dem unternehmenden Commissionsrath v. Küttner in Döllstädt begründete, gegenseitige Versicherungsanstalt gegen Hagelschaden hier befindet, sowie eine von demselben verdienstvollen Manne errichtete Feuerassecuranz für deutsche Landwirthe. Beide Institute führten durch die Menschenfreundlichkeit ihres Directors nicht unbedeutende jährliche Gaben an die hiesigen Stadtarmen, sowie an die öffentlichen Schulen der Stadt mit sich. Mögen sie auch deshalb sich einer durch keine unangenehmen Wechselfälle gestörten Blüthe erfreuen!

W. K.



Schmalkalden.

Die Stadt Schmalkalden.

Sie ist die Hauptstadt des Kreises Schmalkalden, welcher nach der jetzigen Eintheilung zu der Provinz Fulda des Kurfürstenthums Hessen gehört, liegt in einem von Bergen umschlossenen Thale am Zusammenflusse der Schmalkalde und Stille und ist der Sitz des kurfürstl. Kreisamtes, des Landgerichtes, einer Polizeicommission, eines Forst-, Berg- und Lizentamtes, eines Oberpostamtes und einer Posthalterei. Ihre Lage scheint nicht zu den gesundesten zu gehören, wenigstens bemerkt man unter den 5000 Einwohnern, welche die Stadt jetzt ungefähr zählt, eine unverhältnißmäßige Menge besonders weibliche Verkrüppelte und Geistesschwache, deren Zustand dem Cretinismus ähnelt, und wovon in einigen Thälern des Thüringer Waldes Beispiele vorkommen. Auch scheint die Zahl der Bewohner sich vermindert zu haben; denn Engelhard, in seiner 1778 erschienenen Erdbeschreibung der Hessischen Lande (3 Bde.) sagt: „Schmalkalden ist groß und volkreich und nächst Cassel für die größte der hessischen Städte zu halten," was jetzt nicht mehr passen will, und gewiß haben die für den Handwerksstand ungünstigen Zeitverhältnisse es verschuldet, daß in Schmalkalden durchschnittlich auf ein Haus nicht viel mehr als fünf Personen kommen und viele Wohnungen mitten in der Stadt selbst verödet und verfallen sind, was ihr, da es ohnehin an schönen Gebäuden fehlt, und meist alle ein alterthümliches, geschmackloses Ansehen haben, kein freundliches und einladendes Aeußere giebt. Doch ist der Schmalkalder gastfrei, zuvorkommend und bieder, und man vergißt leicht seine kleinen Eigenheiten — die, wie bei allen Bergbewohnern in einer besondern Vorliebe für seine Heimath und einem etwas eigensinnigen Festhalten an dem Alten, Hergebrachten bestehen — vergißt die unregelmäßigen Straßen und Häuser, und fühlt sich wohl im lebensfrohen, gemüthlichen Kreise, wo keine Falschheit wohnt. Man hat dem Schmalkalder es oft zum Vorwurfe

gemacht, daß der Unterschied beider Confessionen Veranlassung zu unpassenden und ärgerlichen Reibungen gäbe; allein wahr möchte nur sein, daß man das Nachtheilige einer solchen Trennung an jedem andern Orte eben so findet — cessante causa cessat effectus — das Gute aber, wir meinen einen regen Eifer in Sachen der Religion, und eine allgemeine warme Theilnahme daran bis in die kleinsten Einzelnheiten hinein, gewiß nicht leicht irgendwo in so hohem Grade antrifft, wie hier. Fremden wird gewöhnlich ein oder das andere Histörchen aufgetischt, das entweder gar nicht oder doch nicht in dem Grade stattgefunden hat, und gewiß wird eine Vereinigung eben so sehr von der Mehrzahl gewünscht, als sie leicht und sicher erreicht wird, wenn nur mehrere ganz zufällige und außerordentliche Dinge mit Geschick beseitigt sind.

Es sei uns vergönnt hier gleich den Glanzpunkt Schmalkaldens in der Geschichte kurz anzudeuten, wir meinen die Errichtung des Schmalkaldischen Bundes und der Schmalkalder Artikel, wodurch die Stadt leicht hätte können zur Märtyrerin werden, wenn nicht Herzog Moritz, der neue Kurfürst von Sachsen, sich auf Fürbitte seines Freundes, Grafen Georg Ernst von Henneberg, in's Mittel gelegt und die Gefahr abgewendet hätte (S. J. G. Walch introductio etc. Seite 483). Bekanntlich wurde im März 1531 von neun protestantischen Fürsten und Grafen und eilf Reichsstädten eine Vereinigung zur gemeinschaftlichen Vertheidigung ihres Glaubens und ihrer politischen Selbstständigkeit gegen Kaiser Carl V. und die katholischen Stände, hier vorläufig auf sechs Jahre geschlossen, und auf den Conventen zu Frankfurt, im Julius und December desselben Jahres, mit der Bestimmung bestätigt, daß der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen die gemeinschaftlichen Angelegenheiten als Häupter des Bundes leiten sollten. Er wurde, da der Nürnberger Religionsfriede (von den Protestanten am 23. Juli 1532 angenommen, und vom Kaiser am 2. August in Regensburg bestätigt) seine Erhaltung nicht unnütz machen konnte, auf einem Convent zu Schmalkalden 1535 durch den Zutritt neuer Glieder, (zwei Fürsten und eilf Reichsstädte) durch die Verlängerung auf zehn Jahre und durch den Beschluß, ein stehendes Bundesheer von 12,000 Mann zu unterhalten, sehr verstärkt, und erhielt auf dem Convent 1537 ein neues Band der Vereinigung durch die von Luther abgefaßten Verwahrungsartikel, welche von den zu Schmalkalden anwesenden Theologen unterschrieben wurden. Wenn auch diese Schrift ihre erste Bestimmung auf dem vom Papste Paul III. angekündigten Concilium in Mantua zur Darstellung des evangelischen Glaubens zu dienen, nicht erreichen konnte, da dieses Concilium nicht zu Stande kam, so ist sie doch sammt dem von Melanchthon zusammengezogenen zweiten Theile (von der Gewalt und Oberkeit des Papstes) als völlig übereinstimmend mit der augsburgischen Confession unter die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche aufgenommen worden und Schmalkalden, das der Schauplatz so glänzender Versammlungen und wichtiger Ereignisse war, ein dauernder Name dadurch in der Geschichte gesichert.

Besonders glänzend war die Versammlung vom 7. Februar bis zum 6. März 1537, welche von einigen Geschichtschreibern als die fünfte, von andern als die siebente gezählt wird, und deren man auch 1837 festlich gedachte, wie dies mehrere zu diesem Zweck erschienene Schriften, unter denen ich nur die von dem jetzigen Oberpfarrer und Inspector Ch. L. N. Habicht (die Schmalkalder Artikel mit einer Nachschrift geschichtlichen Inhalts ꝛc. Schmalkalden 1836) nenne, als eine sehr dankenswerthe Gabe, worin sich auch die drei von Luther bei dieser Gelegenheit gehaltenen Predigten, nebst anderen interessanten Nachrichten abgedruckt finden. Hiernach befanden sich auf dieser Versammlung außer achtundvierzig Gottesgelehrten, welche theils die Schmalkalder Artikel, theils die Augsburgische Confession, Apologie und Wittenberger Concordia, theils sämmtlich genannte Bekenntnißschriften hier unterschrieben haben, folgendgenannte Fürsten, Stände und Städte-Abgeordnete: 1) Philipp, Landgraf zu Hessen, der Zeit erster Oberhauptmann des Schmalkalder Bundes. 2) Johann Friedrich, Kurfürst von Sachsen, zweiter Oberhauptmann des Bundes. 3 und 4) Ernst und Franz, Herzöge von Lüneburg. 5—7) drei Fürsten von Anhalt, worunter Wolfgang. 8) Ulrich, Herzog von Würtemberg. 9) Philipp, Herzog von Pommern. 10—12) Wilhelm, Georg, Ernst und Wolfgang, Grafen von Henneberg. 13) Philipp, Herzog von Braunschweig Grubenhagen. 14—15) Albrecht und Gebhard, Grafen von Mansfeld. 16) Philipp, Graf von Nassau-Dillenburg. 17) Philipp, Graf von Nassau-Saarbrück. 18) Wilhelm, Graf von Nassau-Eilenberg. 19) Wilhelm, Graf von Dillenburg. 20) Heinrich, Graf von Schwarzburg. Dazu kamen die Gesandten des Königs von Dänemark, der Markgrafen Johann und Georg von Brandenburg, Ruprecht's, Herzogs von Zweibrücken, Friedrich's, Fürsten von Liegnitz und Heinrich's, Herzogs von Mecklenburg. Desgleichen die Bürgermeister und Abgeordneten von zweiundzwanzig Reichs- und freien Landstädten; darunter die von Straßburg, Augsburg, Ulm, Kempten, Nürnberg, Frankfurt, Costnitz, Eßlingen, Memmingen, Schwäbisch Hall, Magdeburg, Braunschweig, Bremen, Hamburg, Nordhausen, Söst, Minden, Bacha, Salzungen ꝛc. Auch hatte der Kaiser den Reichs-Vice-Kanzler Dr. Mathias Held, der Papst seinen Legaten Peter Vorstius, Bischof von Acqui, sowie der König von Frankreich, Franz I., einen Gesandten hierher geschickt.

Als Erinnerungszeichen an diese Ereignisse ist nur Weniges noch vorhanden. In dem Rathhause, wo die wichtigsten und meisten Zusammenkünfte gehalten wurden, giebt nichts mehr Kunde davon; in dem Gasthofe zur Krone ist der Versammlungssaal zum Theil noch in seiner alterthümlichen Gestalt geblieben, auch findet sich in einer Gesachwand des dritten Stockwerks nach dem Marktplatze hin ein Stein mit dem Wappen des Landgrafen von Hessen, aber von den Glasmalereien in den Fenstern der Versammlungsstube ist jetzt nichts mehr zu sehen. Nur das Haus, wo Dr. Luther wohnte, (am Töpfenmarkte und jetzt im Besitz des Kaufmanns G. Sanner) ist durch

einen Gipsschild im dritten Stockwerke bezeichnet, auf dem man in der Mitte einen Schwan sieht — wahrscheinlich eine Anspielung auf Husse's prophetische Worte — zur Rechten desselben ist die Abbildung von Luthers Siegel (Rose, Herz und Kreuz) und zur Linken die Abbildung von Melanchthons Siegel (Mosis eherne Schlange) angebracht. In den Fenstern des Zimmers, worin die Schmalkalder Artikel vorgelegt und unterschrieben worden, finden sich einige auf jene Zeit bezügliche Glasmalereien und ein daselbst aufgelegtes Fremdenbuch enthält manchen interessanten Namen.

Wenden wir uns zu sonstigen Merkwürdigkeiten, so begegnen wir zuerst dem Schloß Wilhemsburg auf dem Questenberge, einer Anhöhe, an deren Fuße die Stadt hingebaut ist, von seinem Gründer, dem Landgrafen Wilhelm IV. also genannt. Wenn es früher häufig dem Landesherrn zum Aufenthalte diente, bei seiner Anwesenheit in Schmalkalden, so ist es jetzt, nachdem es unter der westphälischen Regierung zum Lazareth gebraucht worden war, für den Sitz des Landesgerichtes hergestellt, und bedarf bedeutender Reparaturen. Auf seiner Stelle hat früher die alte Burg Wallrat, Wallraff oder Walldorf gestanden, deren Erbauung man einer angeblichen Inschrift zufolge in das Jahr 412 (A. C. CCCCXII.) setzen will. So erzählt wenigstens die Pfarr'sche Chronik, ein Manuscript, das der gelehrte Verfasser der Beschreibung der Herrschaft Schmalkalden, Pfarrer Häfner zu Barchfeld, vor sich hatte.

Engelhard dagegen (a. a. O.) nennt das Jahr 311. Auf jeden Fall ist es eine Fabel. Nach einem andern Chronisten, Eberhard, (Abhandlung vom Ursprung und Alterthum ꝛc.) soll Bonifacius im achten Jahrhundert in Schmalkalden den Götzen Swantevit zerstört haben. Im neunten Jahrhundert war Schmalkalden eine Villa und wird Smalacalta auch Schmalekaltan genannt (Winkelman 293. 294).

Die Franken lernten wahrscheinlich den hier in Mächtigkeit brechenden Eisenstein kennen, lernten ihn schmelzen, schmieden und verarbeiten und so entstand allmählig die Stadt. So heißt noch jetzt ein Platz zwischen dem Altmarkt und der Salzbrücke die Hütte, wahrscheinlich weil ehedem hier die erste Eisenhütte stand; auch soll man beim Graben eines Kellers in dieser Gegend eine Menge alter Hüttensteine gefunden haben. Der Gau, wozu Schmalkalden unter den fränkischen Königen gehörte, hieß das Grabfeld und im achten Jahrhundert waren die Mantonen, vom Geschlecht der Agilolfinger, daselbst im Besitz der Grafenwürde. (S. bei Häfner die Stammtafel derf.) Durch eine Schenkung Konrad II. vom 27. April 1039 wurde Schmalkalden vom Grabfelde abgesondert, und ward nun ein Allodium der Landgrafschaft Thüringen. (Die Beweise s. bei Häfner, dem wir hier größtentheils folgen.)

Bei dem Abschiede des Landgrafen Ludwig von seiner Gemahlin Elisabeth, (der Heiligen) der 1227 in Schmalkalden stattfand, wird ihrer zuerst als einer Stadt erwähnt, während sie 1203 noch eine Villa heißt. 1262 kommt Hermann I. (II.) Graf zu Henneberg als Besitzer von Schmalkalden vor; wahrscheinlich hatte derselbe gegen

die Abtretung Schmalkaldens auf seine Ansprüche an Thüringen in dem bekannten Erbfolgekriege verzichtet, weil man sich sonst seine Ruhe nicht zu erklären weiß. Durch das baldige Absterben des einzigen Sohnes von Hermann I., Peppo XIII. (XIV.) 1292, kam Schmalkalden an die einzige noch lebende Schwester desselben, Jutta, Gemahlin des Markgrafen Otto; der wegen zu großer Entfernung die hennebergischen Lande durch einen Statthalter, den Grafen Walter von Barby, verwalten ließ.

Ohne uns hier mit einer weitläufigen Geschichtserzählung zu befassen, bemerken wir nur noch, daß der Graf Berthold VII. (X.) von Henneberg besonders wohlwollend gegen Schmalkalden gesinnt war, die Stadt 1315 mit Festungswerken umgeben ließ, einer doppelten Mauer und einem dazwischen liegenden trockenen Graben (wie Engelhard sagt). Für 70 Pfund Heller überließ ihr Berthold das Hauptrecht und die freie Wagenfuhr an der Stadthufe, und gab ihr 1328 die Erlaubniß das sogenannte Ungeld (Ohmgeld) von Bier und Wein zu erheben, und es in ihrem Nutzen zu verwenden; auch verwandelte er die am Schloßberge, zu Ehren des Apostels Jacob, gestandene Kapelle, mit Zuziehung seines Sohnes Heinrich VIII., 1319 in eine Stiftskirche, und weihte sie der Jungfrau Maria und den beiden Heiligen Ehrhard und Aegidius. Hier wurde auch Berthold's Herz nach seinem, am 15. April 1340 zu Schmalkalden erfolgten Tode beigesetzt.

Zu bemerken ist noch die große, in gothischem Style erbaute Kirche am Markt. Hiervon schreibt Luther in einem Briefe: sie sei so groß, daß seine und Spalatins Stimme darin, wie die einer Spitzmaus lauten würde (m. s. von Rommel's Gesch. v. Hessen, 3 Th.). Sie wurde 1413 zu bauen angefangen, und das Chor 1438 begonnen; 1447 baute man einen Thurm an die Kirche, und hing 1448 auf denselben vier Glocken. 1589 wurde die im Jahre 1555 gegossene große Osterglocke auf den an der Kirche dazu erbauten Thurm gebracht. Zu Aufbringung der Kosten hatte Landgraf Ludwig von Hessen 1439 eine Hauscollecte in seinen Landen bewilligt. Ihr Inneres könnte geschmackvoller und zweckmäßiger eingerichtet sein. Die Orgel in dieser Kirche ist ein herrliches Werk vom reinsten Ton, voll Kraft und Zartheit. Der berühmte Organist Vierling soll dieses Werkes wegen alle glänzenden Anerbietungen an andere Kirchen ausgeschlagen haben, und man fühlt wohl, daß eines Künstlers Herz so sehr daran hängen kann, daß ihm sonstige Vortheile gering erscheinen.

Das Salzwerk unterhalb der Stadt wurde im 15. Jahrh. entdeckt, aber bald wieder vernachlässigt; dann im Jahr 1682 wieder hergestellt, und seit 1711, wo eine verbesserte Gradirung eingeführt wurde, mit Vortheil betrieben, und lieferte im Durchschnitt jährlich 13,000 Centner. In neuern Zeiten wurde es jedoch auf den Abbruch verkauft, und auf seiner Stelle eine Tuchmanufactur angelegt. Die Hauptnahrungszweige der Stadt sind die Eisen- und Stahlfabrikation und die Eisen- und Stahlmanufacturen, wozu die Eisengruben des Kreises, besonders der Stahlberg bei Seligenthal und die Rommel

bei Herges das Material liefern (ungefähr 19,200 Tonnen Stahl- und Eisensteine jährlich, die Tonne zu 5333 Cubikfuß kasselisch gerechnet). Die Ahlenschmiede, über 100 Meister an der Zahl, bilden eine eigne Zunft, die einzige im eigentlichen Deutschland. Auch die Zahl der Messerschmiede ist bedeutend. Die hier und in der Umgegend verfertigten Stahl- und Eisenwaaren sind allgemein unter dem Namen Schmalkalder Waaren bekannt, und werden von den größeren und kleineren Kaufleuten des Kreises auch selbst vertrieben. Im Allgemeinen ist es zu bedauern, daß auf Sorgfalt und Eleganz der Waaren zu wenig Werth gelegt wird, was aber weniger dem Handwerker und seiner Geschicklichkeit als den Bestellungen der Kaufleute anzurechnen ist. Vielleicht kann aber doch die Errichtung von Handwerksschulen hier und in Brotterode, welche vor einigen Jahren geschehen ist, von Nutzen sein.

Als Vergnügungsort verdient der Luthers-Keller, der seinen Namen aber nicht von dem großen Reformator, sondern seinem jetzigen Besitzer herleitet, eine Erwähnung wegen der schönen Aussicht, die man von dort genießt, und der artigen Einrichtung der Anlage selbst. Das vornehmste Volksfest bleibt jedoch das Kirchweihfest, welches in der Stadt in zwei Abtheilungen zu zwei verschiedenen Zeitpunkten jedesmal eine Woche lang gehalten wird. (Die Urkunde s. bei Häfner I. Bd.) Besonders ist das Holen und Setzen der Tannen ein Freudentag, der von Jung und Alt, Vornehm und Gering mit Jubel begangen wird.

Reinlichkeit ist endlich ein Hauptzug im Charakter der Bewohner Schmalkaldens; auf das Aufputzen und Scheuern ihrer Wohnungen richten sie ein besonderes Augenmerk. Auch der gemeinste Eisenarbeiter läßt in der Regel jeden Sonnabend den Fußboden der Wohnstube, Treppen, nebst allem Küchengeräthe scheuern und aufputzen; Hausfluren und Thürtritte werden, wie in Holland und der Schweiz mit Kalk angestrichen und mit Sand überstreut. (S. Taschenbuch für Reisende durch d. Thüringer Wald, von Dr. C. Herzog 1832.)

Hoffmeister.

Dreißigacker.

Das Sachsen Meiningensche Dorf Dreißigacker, nur eine halbe Stunde von der Residenzstadt Meiningen, liegt am Ende eines hohen Bergplateaus, das sich über dem Werrathal in beträchtlicher Weite ausdehnt, und es senkt sich vom westlichen Ende des Dorfes an eine Thalrinne nach der Stadt zu, durch die eine Chaussee und ein Fußpfad führen, welcher letztere sich in der Mitte des Wegs mit der Chaussee vereinigt. Der Weg nach Dreißigacker kann romantisch genannt werden. Man erblickt aufwärts wandernd, einen kleinen Bach, der eine Walkmühle treibt, und aus einer malerischen umbuschten Felspartie zur Rechten, des Weges hervorbricht. Ein Kamm von nacktem Kalkfelsen zieht empor, und setzt sich oben an der schroffen, doch bis zu einer gewissen Höhe mit Gärten bebauten Bergwand in gerader Linie bis zum Judenfriedhof fort, der einsam auf der Höhe liegt. Zur Linken senkt sich der Bergabhang, mit Jungholz bestanden, zur Chaussee herab, die großen Theils durch Felsen gearbeitet ist. Ein immergrüner Wiesengrund breitet sich in Form eines Dreiecks zwischen den nunmehr steil ansteigenden Wegen aus, oben von einem Lerchentannenhölzchen begrenzt. Während nun der Fußweg, an kleinen Felswänden vorbei, direkt zum Dorfe führt, macht die Chaussee eine Krümmung, und leitet zum Jagdschloß dem Sitz der so berühmt gewordenen Forstakademie.

Vom Geschichtlichen des Dorfes, daß jetzt über 400 Einwohner in einigen siebenzig Häusern zählt, ist wenig zu sagen. Es wird nicht oft in Chroniken und Urkunden erwähnt, und mag früher ein sehr geringer Ort gewesen sein. Im Jahre 1380 starb das ganze Dorf

aus, im Jahre 1418 brannte es ab. In einer Urkunde von 1441 findet sich der Ortsname Drieſigacker geſchrieben, in einer andern von 1504 Dreißigkacker, welcher Umlaut sich noch bis heute im Volksidiom erhalten hat, und im Meininger Dialekt heißt es Dreßkacker. Im Bauernkriege wurden eine Menge der gefangenen Aufrührer zu Dreißigacker hingerichtet; der Ort war stets Sitz eines Scharfrichters. 1562 fiel ein Wolkenbruch und in dem sonst wasserarmen Dorfe wuchs die Fluth so, daß das Wasser über den Brunnenstock stieg. Eine Frau ertrank. Im dreißigjährigen Krieg, 1641, wurde Dreißigacker abermals durch das kaiserliche Leibregiment Gilli de Hase abgebrannt. Das herzogliche Jagdschloß und einige dazu gehörige Baue danken dem Herzog Ernſt Ludwig von Sachsen Meiningen ihren Ursprung.

Herzog Georg von Sachsen Meiningen, ein Fürst von dem tüchtigsten Kopf und Herzen, der nach allen Richtungen hin, seinem Lande die wohlthätigsten Verbesserungen schuf, fühlte das Mangelhafte des Forstwesens seiner Zeit, und suchte diesem eine bessere Einrichtung zu geben, um so mehr, da der größte Theil der Landesrevenüen in den Waldungen beruhte und noch beruht. Er glaubte, daß der vernachlässigten Forstcultur nicht besser aufzuhelfen sei, als durch eine Forstschule, in welcher sich die Männer, denen die unmittelbare Sorge für das Forstwesen anvertraut werden mußte, zuvor eine gediegene, theoretische und praktische Ausbildung in ihrem wichtigen staatsökonomischen Fach verschaffen könnten.

Zu jener Zeit hatte Dr. Johann Matthäus Bechstein (geb. den 11. Juli 1757 zu Waltershausen bei Gotha,) Gräflich Schaumburg Lippe-Bückeburgischer Bergrath, welcher Lehrer der Naturgeschichte und Mathematik bei der Salzmann'schen Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal gewesen war, auf seinem Freigute, die Kemnate bei Waltershausen, eine Privatlehranstalt für junge Leute, die sich dem Forstfach widmeten — eingerichtet, und wirkte in diesem Berufe mit Eifer und Segen. Aus den angesehenen Familien der von Oerzen, Willmanns, Aichner, von Schilden, von Burgsdorf, Grafen von Lippe, von Ecklingen, von Löwenklau, von Erter, von Tettenborn, von Arnim, von Kleefeld, von Motz, Grafen von Platen und Hallermund u. A., waren seiner Leitung Eleven anvertraut. Dort begründete Bechstein auch die Societät für Forst- und Jagdkunde, und sein Institut blühte von 1794 bis 1801. Bechstein hatte von der Herzogl. Sachsen Gothaischen Landesregierung Unterstützung im Bezug auf Erweiterung seines nützlichen Instituts in Anspruch genommen, statt dieser aber nur Hindernisse in den Weg gelegt bekommen, als sich das Auge des Herzogs von Meiningen auf den bereits durch eine Menge populärer und wissenschaftlicher Schriften berühmt gewordenen Naturforscher lenkte. Dieser war der rechte Mann, der die Pläne des Herzogs realisiren konnte, und freudig

folgte er dem Rufe des einsichtsvollen und humanen Fürsten, als Direktor des neu zu begründenden Forstinstituts mit dem Titel eines Forstrathes, und übersiedelte nach Meiningen.

Das Jagdschloß Dreißigacker eignete sich besser, als jedes andere fürstliche Haus zu einer Lehranstalt; es ist ein hohes, massives, zweistockiges Gebäude, mit vielen Zimmern und Mansarden, und enthält jetzt einen großen und einige kleinere Hörsäle, ein Naturalienkabinet, ein mathematisch-physikalisches Kabinet, ein Laboratorium, die Wohnung eines der Lehrer und die des Schloßvogts, nebst noch vielen Zimmern für Akademiker. Die Lage ist hoch und frei, gegen Osten ist der prachtvolle Gebirgszug der Thüringerwaldkette in großer Ausdehnung sichtbar, südwärts heben sich über dem niedrigern Waldkranz die Kuppen der Ruinenschlösser Henneberg und Hutsberg, und die der Gleichberge bei Römhild. West[illegible] liegt die Geba grandios vor dem Blicke, und nach Norden begr[illegible] die Kette der Vorberge des Rhöngebirges, die ihren Fuß in das Werrathal setzt, die Fernsicht. In Viertelstundenweite umzieht ein nicht ganz geschlossener Kreis mannichfachen Gehölzes Dreißigacker, die Haßfurt nach Norden, der ehemalige, sieben Stunden im Umfange haltende, herrschaftliche Thiergarten nach Süden. Nahe dem Schloß war ein großer Garten, der zu einer Forstbaumschule eingerichtet. Im raumvollen Treppenhaus des Schlosses hängen geschnitzte Hirschköpfe mit zum Theil merkwürdigen Geweihen. Und wie die Umgebung den forstbotanischen Excursen reiche Ausbeute bot, so boten die nahen Gebirge Rhön und Thüringerwald, die auf Ferienreisen unter Aufsicht eines Lehrers besucht wurden, in geologischer und mineralogischer Beziehung vielfache Belehrung.

Dem Direktor der „öffentlichen Lehranstalt der Forst- und Jagdkunde" wurde der sogenannte Neue- oder Langebau, ein herrschaftliches Haus in der Schloßnähe eingeräumt, erst theilweise, später ganz. Die übrigen Lehrer wohnten im Schloß, im Dorfe oder in der nahen Stadt; ebenso die Studirenden, die nicht im Schloß selbst Wohnungen beziehen konnten. Ein Lehrplan wurde zuerst entworfen, und durch den Druck verbreitet, auch in dem von Bechstein mit herausgegebenen Herzogl. Coburg-Meiningischen jährlichen, gemeinnützigem Taschenbuch, Jahrgang 1801 abgedruckt darin auch die Gesetze der Studirenden enthalten sind. Die S[illegible]ät der Forst- und Jagdkunde, als gelehrte Gesellschaft von Sachsen Gotha bereits sanctionirt, doch durch ihren Gründer ebenfalls nach Dreißigacker verlegt, erhielt nun den Titel: „Herzogl. Sachsen Gothaische und Meiningische Societät der Forst- und Jagdkunde," und blühte so erfreulich fort, daß sie nicht blos in allen Theilen Deutschlands, sondern auch in Frankreich, Ungarn, Dänemark, in der Schweiz und andern Staaten des Auslandes Mitglieder zählte.

Bechstein war die Seele der jungen Forstlehranstalt, und es würde unmöglich sein, die Geschichte der nachherigen Forstakademie

zu schreiben, ohne immer wieder auf ihn zurückzukommen.*) Das Institut wuchs herrlich empor, fand Anerkennung im In- und Ausland, und wurde Michaelis 1803 zur Forstakademie erhoben. Leider war dies das Todesjahr des edlen Herzogs Georg, doch ruhte sein Segen lange auf dem von ihm begründeten Werke. Aus allen Theilen Deutschlands und der Nachbarländer strömten Eleven herbei, und in dem kleinen, früher so unbekannten Dreißigacker empfing eine große Zahl Forstmänner die höhere Ausbildung für ihren wichtigen Beruf. Bis zu Bechstein's 1822 erfolgtem Tod waren gegen 600 Studierende auf der Academie inscribirt worden. Es war ein regsam frischer, freier und wirklich akademischer Geist unter den Zöglingen, von denen manche schon männlich reif, selbst von andern Hochschulen kamen, und obschon der Director gemeinsam mit den übrigen Lehrern möglichst über Sittlichkeit und Ordnung wachte, wurde ihnen diese Sorge oft nicht leicht gemacht, indem es bisweilen weder an blutigen Duellen, noch wilden Commercen, noch an Schlägereien u. dgl. fehlte, wobei ein burschikoser Comment herrschend war. Indeß wenn eine solche und jede andere derartige Anstalt nicht ein tüchtiger Esprit de corps beseelt, so nistet sich in der Regel eine weit gefährlichere Duckmäuserei ein, die zwar Pedanten und Bücherwürmer bildet, aber keine lebensfrohen, geraden und thatkräftigen Menschen, wie Forstmänner sind und sein sollen, und das vivat Academia! des alten Gaudeamus igitur wird eine bittere Ironie.

Auch unter der obervormundschaftlichen Regierung der verwittweten Herzogin Louise Eleonore, wie unter der des jetzt regierenden Herzogs hat es der Forstakademie Dreißigacker nicht an landesherrlichem Schutz, nicht an tüchtigen Lehrern, und nicht an Frequenz gefehlt. Die Studirenden tragen eine akademische Uniform, wurden bei Hofe vorgestellt und abwechselnd zur Tafel gezogen, nahmen an den Bällen der Residenzbewohner Theil, und veranstalteten selbst dergleichen in der Stadt oder in Dreißigacker, und ihr sociales Leben gestaltete sich ganz angenehm. In den Jahren 1836 und 1837 wurde die Anstalt an Lehrmitteln bedeutend vermehrt, sie hat neben den wissenschaftlichen Sammlungen auch eine Bibliothek, und ein für die praktischen Forstübungen bestimmtes, 5000 Acker enthaltendes Forstrevier. Wenn nun aber dennoch nach Bechstein's Tode der frühere Glanz der Forstakademie allmählig zu erbleichen begann, und mindere Frequenz des Besuches von Ausländern eintrat, so lag dies

*) Der Verfasser, welcher den größten Theil seiner Knaben- und Jünglingsjahre in Dreißigacker verlebte, behält sich noch vor, in einer ausführlichen Biographie seinem unvergeßlichen Wohlthäter J. M. Bechstein ein Denkmal kindlicher Liebe und Dankbarkeit zu setzen, zu welcher Biographie wie auch zu einer besondern Geschichte der Forstacademie Dreißigacker ihm das reichhaltigste Material zu Gebote steht.

einestheils im Aufblühen vieler anderer gut eingerichteter und dotirter Forstakademien in vielen Staaten Deutschlands, anderntheils darin, daß nicht wieder ein umsichtiger, ausgebreiteten Rufes sich erfreuender Director an die Spitze der Anstalt gestellt wurde, der im Orte wohnend und selbst lehrend, das Ganze mit jener wahrhaften Liebe hätte leiten müssen, die weder Mühe noch Opfer scheut, und allein Großes zu leisten vermag. Daher ist es dahin gekommen, daß schon Stimmen laut werden konnten, die darauf antrugen, die Akademie ganz eingehen, und den dem Forstfach sich ferner widmenden Inländern ihre nöthige Ausbildung durch die gute Realschule in Meiningen zu gewähren! Doch hält noch schirmend der Herzog die Hand über der Schöpfung seines unsterblichen Vaters, und die Akademie ist neuerer Zeit, zumal von Inländern, sehr frequentirt. Auch kann eine Realschule nie das leisten, was eine für einen besondern Wissenschaftszweig errichtete akademische Anstalt zu leisten vermag, die junge Männer, nicht aber Knaben wissenschaftlich auszubilden die Aufgabe hat. Manche glauben aber, weil früher die Leute, welche sich dem Rechnungsfach widmeten, die Akademie besuchten, für die nun der Besuch der Realschule angeordnet und zweckmäßig ist, so wären beide Institute sich gleich, eins davon überflüssig, und die Realschule könnte auch Jäger und Forstleute erziehen.

Das Naturalienkabinet zu Dreißigacker besitzt eine vollständige Sammlung der deutschen Vögel, unter Bechstein's Aegide begonnen, und durch Einsendungen von allen Seiten her, häufig durch dankbare Zöglinge der Akademie vermehrt. Das physikalische und mathematische Kabinet hat unter seinen Instrumenten eine treffliche neue Elektrisirmaschine, ein Fallgradmesser, Microscope, einen electromagnetischen, galvanischen, daguerrotypischen ꝛc. Apparat, nicht minder alle nöthigen Instrumente zu forstlichen Vermessungen u. dergl. Ebenso ist ein vollständiges Laboratorium vorhanden.

Das Lehrerpersonal, bei der Gründung aus drei, 1820 aus sechs Lehrern bestehend, zählt deren jetzt fünf, nebst einem Pedell. Die Angelegenheiten der Akademie leiten und vertreten die Forst-Abtheilung herzoglichen Landesregierung, ein herzoglichen Oberforstdirektor, und der aus den ordentlichen Lehrern gebildete akademische Senat.

Wie das Schloß den südlichen Endpunkt des Dorfes Dreißigacker bildet, so die Kirche, mit jenem auf gleicher Höhe, den nördlichen. Zwischen beiden stehen die Häuser des Ortes, doch die Mehrzahl derselben an dem nördlichen Abhang der Thalrinne. Das Wirthshaus hält wie billig, die gerechte Mitte. Der einzige Brunnen des Dorfes veranlaßt in heißen Sommern Wassermangel, dann wird sein dünnrinnender Strahl nach Stunden bei Tag und Nacht unter die Haushaltungen der Einwohnerschaft getheilt.

Auf dem kleinen Kirchhof zu Dreißigacker ruht der erste von Bechstein dorthin berufene Lehrer, der als Mathematiker berühmt gewordene originelle Forstrath Wilhelm Hoßfeld, ruht der als Romanschriftsteller seiner Zeit äußerst beliebte, vielgelesene Forstrath Carl Gottlob Cramer, (Lehrer von 1809 — 1817), ruht auch neben dem ihm (1809) im blühendsten Jünglingsalter vorangegangenen, einzigen Sohne und der treuen Lebensgefährtin, die ihn noch siebenzehn Jahre überlebte, Johann Matthäus Bechstein, beide der Worte werth und würdig, die auf ihrem Denkmal stehen:

Er durch Werke hehrer Forschung unsterblich.
Sie durch hohe Tugenden unvergeßlich.

Ludwig Bechstein.

Hardenberg.

Bei dem etwa zwei Stunden von Göttingen gelegenen Städtchen Nörten erblickt man die Trümmer obengenannter Veste, die von keinem großen Umfang gewesen zu sein scheint. Weder in der Nähe, noch von fern betrachtet, machen jene Räume einen imposanten Eindruck, und selbst die Aussicht von der mäßigen Anhöhe, auf der sie sich etheben, ist nach dem Thal der Leine zu beschränkt, und erstreckt sich nur auf das am Fuße des Berges liegende Schloß Hardenberg mit seinen Wirthschaftsgebäuden und Gärten.

Nicht unwahrscheinlich ist es, daß die Burg Hardenberg, deren Trümmer am Rande eines schroffen Felsens emporsteigen, weiland zu den Stammgütern der Immedinger oder der sächsischen Herzoge und Kaiser gehörte. Sie führte im Mittelalter den Namen Biverstein, von dem am Burgberge hinströmenden Bache, Biver geheißen. Im eilften Jahrhundert scheint sie, nebst dem benachbarten Städtchen Nörten, ein Besitzthum des Erzstifts Mainz gewesen zu sein. Denn alte Urkunden erwähnen ausdrücklich, wie sich der Erzbischof Ruward von Mainz dahin geflüchtet, vor dem Zorn Kaiser Heinrich's IV., und sich dort acht Jahre aufgehalten. Bestimmte Nachrichten fehlen wie die Burg dem Erzstift Mainz anheimgefallen. Die Burgmannen und Vögte, ernannt von dortigen Erzbischöfen zur Bewachung und zum Schutz der Burg und einigen anderen Vesten, die ihnen im sogenannten Fuchsfelde zugehörig, stammten aus den adlichen Familien der Umgegend und großentheils aus dem Geschlecht derer von Hardenberg. Sie werden zuerst im zwölften und dreizehnten Jahrhundert genannt und scheinen, nach einer noch erhaltenen Urkunde vom Jahr 1232 an den Höfen zu Mainz und Braunschweig in großem Ansehen gestanden und großes Grundeigenthum besessen zu haben in dem Burggebiet. Denn nicht selten ereignete sich, daß die Burgherren einen Theil ihrer Besitzungen verpfändeten, die auf diese Weise späterhin Anderen als Eigenthum anheimfielen. Wahrscheinlich gelangten so die Hardenberger um das Jahr 1257 zum Besitz des damaligen Dorfes und jetzigen Städtchens Nörten.

Hart belagert ward die Veste Hardenberg gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts durch die Herzoge von Braunschweig, die zu diesem Zwecke in der Nähe einige Burgen erbauten, um die Bewegungen des Feindes beobachten zu können. Unbekannt ist, wie und wann jene Belagerung geendet. Doch scheinen die Bemühungen der Braunschweiger gescheitert zu sein an der Ausdauer und Tapferkeit, womit Dietrich von Hardenberg, sein Sohn Ditmer, Friedrich von Rostorf und andere Ritter und Herren jene Veste vertheidigten. Sie hatten aber großen Verlust erlitten, und um sie zu entschadigen verwilligte ihnen der Erzbischof Heinrich II. im Jahr 1287, 600 Mark Silber. Da er jedoch jene Zahlung nicht baar leisten konnte, verpfändete er den genannten Rittern Dietrich von Hardenberg, seinem Sohne Ditmer und Friedrich von Rostorf die Burg Hardenberg sammt ihrem Gebiet unter der Bedingung, ihre Mauern wieder in Stand zu setzen und auch in Zukunft tapfer zu vertheidigen. Bei der Wiedereinlösung der Burg sollten sie alle Erbgüter und andere Einkünfte, die sie auf Hardenberg besaßen, dem Erzstift käuflich überlassen und zwar um einen Preis, den vier redliche Männer, von beiden Seiten gewählt, bestimmen sollten. So lautete der abgeschlossene Vertrag, den jedoch Heinrichs Nachfolger, der Erzbischof Gerard überschritt, als er einige Jahre nachher einige benachbarte Edelleute, unter ihnen namentlich Ludwig von Rostorf, Berthold von Adelags und Otto von Borenten, zu Burgmannen auf Hardenberg ernannte. Im J. 1303 nöthigte Gerard sogar die Brüder Hildebrand und Bernhard v. Hardenberg zu einer schriftlichen Erklärung, daß außer der Burg, ihnen keine weitern Gerechtsame zuständen, in Bezug auf die Herrschaft Hardenberg. Vielleicht stehe es in der Erzbischöfe Belieben, dort Beamte ein- und abzusetzen.

Trotz dieser Beschränkung zeigten sich die Hardenberger immer bereit, dem Erzstift neue Summen vorzuschießen auf die Burg und Herrschaft Hardenberg. Noch bei Lebzeiten des Erzbischofs Gerard war die Pfandsumme um 500 Mark, und von dem Churfürsten Matthias i. J. 1322 um drittehalbhundert Mark erhöht worden, und letzterer schlug von den 2300 Mark, für welche die Hardenberger ihm das Schloß Steine verkauft, 600 Mk. und dem Capital, wofür ihnen die Burg Hardenberg verpfändet worden. Der Erzbischof Gerlach aber erhöhte den Pfandschilling auf 2300 Mark, indem er mehrere Gerechtsame und Einkünfte, die den Hardenbergern in der damals meiningischen Stadt Heiligenstadt für 400 Mark verpfändet worden, im Jahr 1357 sich abtreten ließ.

Es war ein schlauer Kunstgriff der Hardenberger, den Erzbischöfen so viel vorzuschießen auf die von ihm verpfändete Herrschaft, daß die Einlösung dadurch fast unmöglich gemacht ward. Diesen Plan verfolgten die Ritter ein ganzes Jahrhundert hindurch, und wahrten durch Muth und Klugheit ihr Besitzthum gegen die Angriffe benachbarter Fürsten und Städte, mit denen sie dadurch oft in Fehde geriethen. Unbekannt ist der Grund, weshalb Heinrich von Hardenberg den Herzog Ernst von Braunschweig, als derselbe durch das Dorf Nörten ritt,

gefangen nehmen und auf der Veste Hardenberg verhaften ließ. Das Ereigniß fällt in das vierzehnte Jahrhundert. Als nun des Herzogs Bruder, der Probst Johann von Eimbeck, an der Spitze einer großen Schaar, das Dorf Nörten durch Brand und Verheerung heimsuchte, griffen auch die Hardenberger zu den Waffen. Allein sie wurden geschlagen, und Hederich von Hardenberg fiel in die Hände seiner Feinde. Sein Gegner, der Probst Johann, wollte ihn hinrichten lassen, gab aber diesen Entschluß wieder auf, aus Furcht, daß seinem eignen Bruder, der noch verhaftet, ein gleiches Schicksal treffen möchte. So erhielt der Hardenberger und durch diesen auch der Herzog Ernst von Braunschweig seine Freiheit wieder. Sein Nachfolger Albrecht aber schloß i. J. 1375 ein Freundschaftsbündniß mit den Hardenbergern. Sie versprachen sich gegenseitig Hülfe und Beistand. Doch finden wir i. J. 1406 wieder den Herzog Otto von Braunschweig in eine Fehde mit den Hardenbergern verwickelt.

Beinahe drittehalb Jahrhunderte befanden die Letztern sich schon im Besitz der Burg und Herrschaft Hardenberg. Da kündigte der Churfürst Johann Schreikard von Mainz i. J. 1607 unerwartet die Pfandschaft auf. Friedrich und Jobst Philipp von Hardenberg sträubten sich aber gar sehr gegen dies Ansinnen. Lanze und Schwert würden 200 Jahre früher jenen Streit entschieden haben. Aber die Zeit des Faustrechts war vorüber. Bei dem kaiserlichen Kammergericht ward ein Prozeß eingeleitet, der sich aber von einem Jahrzehend zum andern verlängerte. Unterdessen mischte sich der Herzog Julius von Braunschweig in den Streit, und unterstützte die Hardenberger in gar manchen Thätlichkeiten gegen die Churfürstlichen. Während der Unruhen des 30jährigen Krieges hatte jener unselige Rechtsstreit eine Reihe von Jahren geruht. Erneuert ward er wieder durch den Churfürsten Anselm Kasimir i. J. 1640, während die Hardenberger noch immer im Besitz der ihnen streitig gemachten Burg und Herrschaft geblieben waren. Aber sie fürchteten den Ausgang des Streites, und glaubten vorauszusehen, daß man sie zwingen werde, ihr Besitzthum dem Erzbisthum Mainz zurückzugeben. Um diesem Schicksal vorzubeugen, entschlossen sie sich zu einem Schritt, der ihnen wohl große Selbstüberwindung gekostet haben mochte. Sie begaben sich in den Schutz des Hauses Braunschweig, und leisteten demselben den Huldigungseid. Der Streit war jedoch dadurch nicht geendet, obschon unter den damaligen Kriegsunruhen die wiederholt erhobene Klage des Erzstifts Mainz gegen das Herzogthum Braunschweig von keinem sonderlichen Erfolg gewesen zu sein scheint. Erst i. J. 1668 ward in dem hessischen Städtchen Witzenhausen eine kaiserliche Commission niedergesetzt, um den Streit zu schlichten. Aber ihre Bemühungen blieben fruchtlos, und eben so scheiterten ähnliche Versuche auf dem Congreß zu Mühlhausen i. J. 1669. Endlich entschloß sich das Erzstift Mainz i. J. 1692, alle Hoheitsrechte über die Hardenbergischen Besitzungen oder das Gericht Biverstein an das Haus Braunschweig förmlich abzutreten. In dem darüber abgeschlossenen Vertrage befand sich die ausdrückliche Bemerkung: Es sollen aber alle Insassen, Unterthanen und

Einwohner in ihren bisherigen Stand, Besitz und Recht, ruhig und unbeeinträchtigt verbleiben. Aber die Hardenberger irrten sich, als sie in diesen Worten die völlige Auflösung ihrer bisherigen Verhältnisse zu dem Erzstift Mainz ausgesprochen zu finden glaubten. Erneuert ward der unselige Rechtsstreit wieder durch den Churfürsten Lothar Franz, der i. J. 1720 wiederholt auf die Zurückgabe der verpfändeten Güter drang.

Da suchten die Hardenberger, sich auf die oben angeführte Stelle berufend, Schutz bei dem König Georg I. von Großbrittannien. Sie behaupteten, in jenen Worten habe sich Mainz seiner Rechte auf das Amt Hardenberg begeben, wogegen das Erzstift aber erklärte, daß es dadurch nur den Unterthanen ihre Privatbefugniß und Rechte gesichert, doch keineswegs sein Eigenthum und die damit verbundene niedere Gerichtsbarkeit abgetreten habe. Diese Erklärung ward im April des Jahres 1721 abgegeben, und 1738 hatte das kaiserliche Kammergericht noch immer keinen Spruch gethan. Indeß schien das Erzstift Mainz des Streites müde zu sein. Entschieden ward derselbe i. J. 1743 bei Gelegenheit einer Grenzberichtigung zwischen Churbraunschweig und Mainz. In dem genannten Jahre trat der Churfürst Johann Friedrich Carl, mit Zustimmung des Domcapitels, die verpfändeten Güter den Hardenbergern ab, und seitdem blieb das Geschlecht in dem ungestörten Besitz der Güter und Besitzungen, die es durch Klugheit und Beharrlichkeit dem Erzstift abgetrotzt.

Unter den Drangsalen des dreißigjährigen Krieges litt die Burg Hardenberg unsäglich, da sie bald dieser, bald jener Parthei anheimfiel. In der Mitte des 18. Jahrhunderts war sie noch von den Sprößlingen des edlen Stammes bewohnt, in dessen Besitz sie so lange gewesen. Unbekannt ist, wenn sie aufgehört, ihnen zum Wohnsitz zu dienen. Wahrscheinlich geschah dies in der Zeit, wo mehrere Adliche ihre hochgelegenen Burgen verließen, und sich einen bequemern und sicherern Aufenthalt in den Städten wählten.

Heinrich Döring.

Wiehe, Stadt und Schloß.

Unter den mancherlei überraschenden, ja entzückenden Ansichten, welche dem Auge des Wanderers sich darstellen, dem wie durch einen Zauberschlag sich das liebliche Unstrutthal vor dem erstaunten Blicke öffnet, wenn er auf der Straße von Querfurt nach Artern plötzlich aus dem Waldsaume hervortritt, welche die etwas einförmige Hochebene, über die er eben gezogen, nach südwest kreisförmig umschließt, nimmt das Städtchen Wiehe, das sich zu seiner Linken in der Entfernung einer Stunde auf der rechten Seite der Unstrut an einer der Vorberge der Finne anlehnt, keineswegs eine der letzten Stellen ein. Auch aus dieser Entfernung gesehen, gewährt dieser Ort mit seinem hochragenden Thurme und seinem alterthümlichen Schlosse, das mit finster gebietendem Blicke in dem Hintergrunde aus der Höhe auf das mehr ländlich geschmückte Städtchen herabschaut, dem Auge einen anziehenden Ruhepunkt, der durch die heitere Umgebung noch mehr gehoben wird. Fette Triften, üppige Felder, hier und da mit fruchtreichen und schattigen Baumpflanzungen gezeichnet, ziehen sich gleich einem kostbaren Teppich von der sanft vorüberschleichenden Unstrut nach den Gärten hin, welche nach Mitternacht die Stadt dicht umgeben, und die Felder, welche hinter derselben sich nach der Höhe hin ausbreiten, werden von oben in mannichfaltigen Abwechselungen von dem Waldsaume bekränzt, der dem Blicke weiter hinaus zu schweifen verbietet.

Daß hier schon frühe Menschenhände sich geregt, den fruchtbaren Boden zu bauen, hier schon frühe zahlreiche Heerden die fetten Triften abgeweidet haben mögen, zu dieser Vermuthung drängt schon eine aufmerksame Betrachtung der Lage und Gestaltung des Thales, aber es fehlt auch nicht an bestimmtern Andeutungen einer sehr entfernten

Vorzeit. Uralte Grabhügel, welche in der Nähe sich finden, wüste Stätten von Ortschaften, welche keine Geschichte, kaum die unsichere Sage erreicht, die hier angetroffen werden und denen man es anmerkt, daß die schaffende Natur und die zerstörenden Menschenhände viele Jahrhunderte daran gearbeitet haben müssen, um auch die letzte Spur von ihnen auszutilgen, weisen mit der größten Wahrscheinlichkeit auf die Zeit zurück, wo in diese Gegenden noch nicht einmal die ersten Strahlen des welterleuchtenden Evangeliums gedrungen waren. Wenn nun auch in dem Umfange der Stadt Wiehe selbst, sich keine Spuren dieser frühen Vorzeit mehr entdecken lassen, so wird ihrer doch schon in der Mitte des achten Jahrhunderts als eines christlichen Ortes namentlich gedacht und zu Anfange des zehnten Jahrhunderts wenigstens hat auf der Stelle, wo noch jetzt das Schloß sich erhebt, schon eine ohne Zweifel befestigte Burg gestanden, denn mehrere Dokumente und namentlich Schenkungsbriefe der ersten Kaiser aus dem sächsischen Hause sind dort abgefaßt.

Welche Ausdehnung in jener Zeit die Stadt gehabt habe, läßt sich freilich bei gänzlichem Mangel an Nachrichten nicht bestimmen, allein daß sie der bedeutendste Ort in der Umgegend gewesen sein müsse, kann man daraus mit einiger Sicherheit schließen, daß sie einem thüringischen Gaue Wigsezi den Namen gegeben, der drei wohlbefestigte Burgen, drei Städte und außerdem noch zwanzig Ortschaften umfaßte,*) und daß sie Jahrhunderte hindurch die Hauptstadt der aus jenem Gau späterhin entstandenen Herrschaft Wiehe gewesen ist. Aus den hier und da in den Urkunden vorkommenden Namen ließe sich wohl mit einiger Sicherheit der ungefähre Umfang beider bestimmen, es liegt dies aber außerhalb der Grenzen dieser Beschreibung.

Der Name des Städtchens wird am wahrscheinlichsten von den fetten Viehtriften abgeleitet, welche sich in der Nähe desselben, an dem rechten Ufer der Unstrut hinunterziehen. Es wird daher in alten Urkunden Viaha geschrieben, welches demnach Viehaue bedeutet. Eine solche Verkürzung der mit Aue zusammengesetzten Ortsnamen ist auch heute noch in der Sprache des gemeinen Mannes häufig, z. B. Torge — Torgau, Pege — Pegau, und läßt sich auch sonst aus der frühern Zeit nachweisen, wie denn z. B. Kelbra sicher aus Kälberaue entstanden ist. Die Stadt selbst, welche gegenwärtig, mit Einschluß der ziemlich ländlich aussehenden Vorstädte, 260 Häuser und 1550 Einwohner zählt, die sich zum großen Theil von dem sehr ergiebigen Ackerbaue nähren, umfaßt weder merkwürdige Ruinen aus der Vorzeit noch besonders sehenswerthe Gebäude, noch sind dort Fabriken anzutreffen. Nur hier und da ist noch ein Ueberrest der alten Stadtmauer hinter Gebäuden und Gärten versteckt und der Ort mag seit dem später zu erwähnenden, fürchterlichen Brande eine meist andere Gestalt bekommen haben. Die Stadtkirche am Markte ist erst nach

*) cf. Menken Scriptores Rerum Germanicar. Tom. III. p. 1933. A.

dem Brande gebaut, und man sucht in ihr vergebens die Gräber und Denksteine der ehemaligen Beherrscher von Wiehe, welche in der alten sich in nicht geringer Anzahl vorfanden; sie enthält auch sonst nichts Merkwürdiges.

Für die Gelehrtengeschichte ist zu erwähnen, daß Wiehe die Ehre hat, die Geburts- und Vaterstadt des Professor Schneider in Breslau und der Gebrüder Ranke zu sein, Männer, deren Namen viel bekannt und hochgefeiert sind.

Doch steigen wir die Anhöhe hinauf, auf welcher sich dicht an die ehemaligen Stadtmauern der Schloßhof anschließt. Dem jetzigen Eingange gegenüber, der wegen seiner neuen Structur und einiger ihn umgebenden Gebäude gegen das wirklich alterthümliche Schloß in auffallendem Contraste steht, findet sich, in den Bau eines Wohnhauses mit hineingezogen, noch ein Ueberrest der sogenannten alten Frohnveste, dessen doppelt übereinander liegende Gewölbe jetzt zu Keller und Holzremise benutzt werden, während früher mancher unglückliche Gefangene Jahre lang darin geschmachtet haben mag. Ist man in den Schloßhof eingetreten, so erblickt man zur linken Seite ein zweites alterthümliches, aber noch wohlerhaltenes Schloßthor, und von einigen architektonischem Werthe; dasselbe führte einst zu dem sogenannten Oberhause, einem zweiten Schlosse, welches südöstlich von dem jetzigen gelegen war, seiner Baufälligkeit wegen aber gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts abgetragen werden mußte. Früher, wo beide Schlösser bewohnt wurden, waren sie durch eine starke Mauer geschieden, und hatte jedes seinen besondern Hof. Das jetzt noch stehende hat nach außen mehrere neuere Ansätze, ist aber nach innen zu in Form eines Sechsecks gebaut und umschließt einen kleinen Hofraum.

Der ehemalige Schloßgraben nach der Süd- und Ostseite ist in Gärten umgewandelt, die besonders durch den am 31. Januar 1834 verstorbenen Grundherrn, Hans Karl Leopold Freiherrn von Werthern, ungemein verschönert worden sind. Eben derselbe ließ auch den von seiner frühern Bestimmung so genannten Galgenberg, südwestlich von der Stadt, 1817 zu einem lieblichen Parke umschaffen, von welchem aus man eine entzückende Fernsicht in das unten liegende, besonders nach Abend hin weit ausgebreitete Thal genießt. Da der Zutritt zu diesen Anlagen einem Jeden gestattet ist, der dieselben zu schonen und die gemeinnützigen Absichten der Gutsherrschaft zu würdigen weiß, so wird dieser Park, wie er es in der That verdient, von Einheimischen und Fremden fleißig besucht, und kein Freund von Naturschönheiten wird es bereuen, wenn er die kleine Mühe nicht scheut, die nicht eben steile Anhöhe zu ersteigen, um dort in den schattigen Gängen zu lustwandeln, oder aus der sogenannten Eremitage sich an der herrlichen Aussicht nach der Ferne hin zu ergötzen.

Auf diesem so gemüthlichen Ruheplätzchen, von welchem in einiger Entfernung nach Morgen hin sich Schloß und Stadt nach ihrer ganzen Ausdehnung präsentiren, lasset uns verweilen, um die Nachrichten zu vernehmen, welche aus der Vorzeit beider sich erhalten haben.

Im Voraus sei nur noch bemerkt, daß die hier erwähnten Besitzer der Herrschaft Wiehe nicht zu verwechseln sind mit einem adeligen Geschlechte der Herrn von Wiehe, welche hier und da in alten Urkunden vorkommen und in dieser Stadt etwa früher ein Burglehn gehabt haben mögen. Die letzten Herren aus dieser Familie sind im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert zu Burgscheidungen ansässig gewesen, und es finden sich über dieselben weitere Nachrichten in Hoffmann's später angeführten Abhandlung über die Herrschaft Wiehe p. 306—309, in Dreyhaupt's Beschreibung des Saalkreises II. Thl. und Königs Adelshistorie I. Thl. p. 777.

In sehr früher Zeit, und namentlich in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts, gehörte Wiehe zu den weitläuftigen Besitzungen, welche theils von Karl dem Großen und dessen Vorfahren, theils von andern thüringischen Herren der berühmten Abtei Hersfeld im heutigen Churfürstenthume Hessen, geschenkt worden waren; 933 aber wurde es von dem deutschen Kaiser Heinrich I. (dem Vogelsteller) mit Zustimmung des damaligen Abtes Megingoz, gegen einige andere Oerter eingetauscht und wahrscheinlich zu der Pfalz Allstedt geschlagen.*) Schon Otto III. schenkte es indeß in einer am 21. Nov. 998 zu Rom ausgefertigten Urkunde „zu seinem und seiner Aeltern Seelenheile" der Kirche der heiligen Jungfrau Maria des Klosters zu Memleben. Als aber nach kurzer Blüthe das genannte Kloster seine Selbstständigkeit verlor und von Heinrich II., der sich überhaupt den Schöpfungen seiner Vorgänger nicht günstig zeigte, 1015 der mächtigen Abtei Hersfeld unterworfen wurde, so mag Wiehe wieder in den Besitz der Kaiser gekommen sein, da Heinrich II. daselbst einen Domänenverwalter hatte,**) Heinrich III. auf dem Schlosse zu Wiehe 1053 eine Urkunde ausgestellt hat, und Heinrich V. 1107 dem Convente zu Bibra gewisse Gerechte in den Wieheschen Forsten ertheilte. Denn obwohl sonst die Klöster die geistlichen Schenkungen sich nicht leicht wieder entreißen ließen, so wußte man doch zur Zeit ein Auge zuzudrücken, wenn ein größerer Vortheil dabei in Aussicht gestellt war. Man müßte denn annehmen, schon Otto III. habe daselbst bei der gedachten Schenkung an Memleben der Krone oder seiner Familie eine Privatbesitzung reservirt. Von einer solchen außer dem Schlosse, findet sich nun jetzt allerdings keine Spur mehr, wenn nicht etwa, gegen die Sitte damaliger Zeit, auf dem Platze, wo jetzt die herrschaftliche Schäferei liegt, eine solche Villa gestanden hat, wo die dazu gehörigen Gärten allerdings etwas Auffallendes haben. In der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts gehörte Wiehe nebst andern umliegenden ansehnlichen Besitzungen den Grafen von Kefernburg,***)

*) cf. Dr. Benedict Wilhelm Beschreibung des Klosters Memleben.

**) cf. Dittmar Chron. VII p. 203.

***) cf. Friedrich Hoffmann's historische Nachrichten von der Herrschaft Wiehe, in der Sammlung einiger ausgesuchten Stücke der Gesellschaft der freien Künste. Leipzig 1755.

davon der eine, Sizzo oder Sittich III. 1150 bis 1162 lebte, dessen Bruder Friedrich von seiner Großmutter Beichlingen erbte. Diese Grafen theilten sich im dreizehnten Jahrhundert in zwei Linien, nachdem Graf Günther zu Arnstadt und dessen Bruder, Graf Albrecht (1227 — 1253) auf dem Schlosse Rabeswalde bei Wiehe seinen Sitz genommen hatte. Der Letztere und dessen Nachfolger nennen sich seitdem nicht allein Herrn von Wiehe, sondern es sind auch mehrere ihrer Schenkungsurkunden auf dasigem Schlosse abgefaßt. Nach der Zerstörung der Burg Rabeswalde scheinen die genannten Grafen auf dem Schlosse zu Wiehe ihren Sitz aufgeschlagen zu haben. Der letzte dieses Geschlechts, der Graf Friedrich von Rabeswalde, Herr zu Wiehe, starb 1312 und hinterließ mit seiner Gemahlin, einer gebornen Gräfin von Osterfeld, zwei Töchter, davon die eine, Mechtild, an den Grafen Hermann von Orlamünde († 1321) vermählt war und demselben nach dem Tode ihres Vaters nebst andern sehr ansehnlichen Besitzungen auch Wiehe zubrachte. Durch solchen und ähnlichen Güterzuwachs wurden die Grafen von Orlamünde so mächtig und übermüthig, daß sie sich der Hoheit der Landgrafen zu entziehen strebten, und sich mit andern gleichgesinnten Grafen zu solchem Zwecke verbanden, was aber in dem sogenannten Grafenkriege ihre gänzliche Demüthigung zur Folge hatte. Die Söhne des genannten Hermann theilten sich so in das väterliche Erbe, daß Graf Friedrich zu Weimar und Graf Hermann zu Wiehe seinen Sitz hatte.*) Dieser Letztere († 1371) hatte einst in Erfurt, wo er sich öfters aufhielt, ein Bankett veranstaltet, und dazu eine Anzahl benachbarter und befreundeter Herren eingeladen. Als man eben in einer recht fröhlichen Stimmung und vom Weine erhitzt war, gelangte die Nachricht in den Saal, daß der Landgraf Friedrich II. auf einer Reise nach Meißen durch die Stadt komme. Wie nun kurz darauf der ziemlich zahlreiche Zug, nach der Sitte damaliger Zeit, durch die begleitende Musik von Pfeifen und Posaunen sich kund gab, traten die Grafen an das Fenster um ihn zu sehen, und Hermann, der nie rechte Achtung vor dem Landgrafen gehabt hatte, rief ihm in einem eben so höhnenden, als vertraulichen Tone nach: Fritz, woher? — Fritz, wo hinaus? — Der Landgraf, dadurch auf's höchste beleidigt, schwur: lebe ich nur noch kurze Zeit, so will ich es wahrlich dahin bringen, daß du mich einen Herrn nennen sollst! Er brachte dann aus Meißen und aus dem Osterlande eine beträchtliche Anzahl tapferer Ritter mit, verband sich mit der Stadt Erfurt und mit dem Grafen Günther XIV. von Schwarzburg und zog gegen die zahlreichen, wider ihn mit Orlamünde verbundenen Grafen zu Felde. In diesem sogenannten Grafenkriege der von beiden Seiten mit den unsinnigsten Verheerungen bezeichnet wurde, hatte auch Wiehe das Schicksal, 1343 erobert zu werden, worauf das Schloß

*) cf. Falkenstein thüring. Chronik p. 850 genealog. Tabelle.

**) cf. Gebhardi histor. genealog. Abhandlungen IV. Thl. und Falkenstein p. 906 ff.

besetzt und ein Theil der Stadt niedergebrannt wurde.*) Die Grafen von Orlamünde mußten darauf im Frieden 1346 die Herrschaft Wiehe an den Landgrafen abtreten, und es werden dabei außer der Stadt selbst noch folgende Ortschaften erwähnt: Bucha, Memleben, Hechendorf, Wolmirstedt, Lossa, Garnbach, Nausitz.

Seit dieser Zeit ist nun die genannte Herrschaft bei den Landgrafen und deren Nachkommen verblieben, und von ihnen den angesehensten thüringischen Herrn theils pfand- theils lehnweise überlassen worden.

So setzte 1347 der Landgraf Friedrich II. seine Vesten Eckartsberge, Wiehe und Camburg dem Herzoge von Braunschweig, Magnus dem Aeltern und dessen Sohne, Magnus dem Jüngern als Pfand ein für den Rest der Kaufsumme, den er ihnen noch auf die erkaufte Markgrafschaft Landsberg schuldig war.**) Als aber der Letztere, mit dem Beinamen Torquatus, in die Gefangenschaft des Gerard, Bischofs von Hildesheim, gerathen war, überließ er die genannten verpfändeten Burgen 1367 an Gerhard, Edler von Querfurt, gegen Erlegung des rückständigen Kaufgeldes, um sich damit seine Freiheit zu erkaufen.***) Die Söhne Friedrich II. (des Ernsthaften) lösten nun zwar Wiehe von demselben wieder ein, überließen es aber schon 1369 wieder pfandweise an Heinrich von Heldrungen; jedoch ertheilte Balthasar, unter dessen Oberhoheit damals Wiehe stand, der Stadt 1394 die Erlaubniß, sich in streitigen Rechtsfällen, wie früher, an den Rath zu Weißensee als obersten Gerichtshof zu wenden. Genannter Heinrich erlaubte 1376 den Bürgern zu Wiehe sich einen Rathskeller zu bauen, und die Stadt scheint sich unter dieser Herrschaft überhaupt wohl befunden zu haben, bis auf den unruhigen Friedrich von Heldrungen, der ein rechter Störenfried gewesen sein muß, indem er allerhand verdrießliche Händel anfing, und durch sein ganzes Benehmen recht an die rohesten Zeiten des Faustrechts erinnert. Einige Abenteuer desselben mögen hier erwähnt werden, theils zur Charakteristik des genannten Friedrich und seiner Zeit, theils um die Veranlassung nachzuweisen, bei welcher die Herrn von Heldrungen Wiehe verloren.

Derselbe hatte schon gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts im Verein mit den Grafen von Beichlingen und Herrn von Querfurt, denen sich eine große Menge Nordhäuser Bürger anschlossen, das Kloster Katelenburg überfallen und dessen Güter geplündert, und war deshalb auf die Anklage des Convents von dem Papste Bonifacius IX. in den Bann gethan worden.****) Kurz darauf hatte er mit den Bürgern von Erfurt eine Fehde, denen er um ein Faß

*) cf. Spangenberg, Mansfeld. Chronik fol. 333. Falkenstein II. p. 904. Mellissantes Bergschlösser p. 594 ff., wo auch noch eine frühere Ursache zu dem gedachten Streite angeführt wird.

**) cf. Horn Sächs. Handbibliothek S. 224.

***) cf. Menken Scriptores rerum Germanic. Tom. III. p. 1847.

****) cf. Leukfeld Annales Katelenburgenses p. 30.

Wein großen Schaden zufügte. Eben derselbe wollte 1408 die Aschersleber Bürger bei einem Tanze auf der Pfingstwiese überfallen und die Vornehmsten der Stadt gefangen nehmen. Allein der Plan wurde verrathen, dem Abenteurer ein Hinterhalt gelegt, Friedrich bis Wolmirtschwende verfolgt, gefangen und in Aschersleben in einen großen hölzernen Kasten gethan. Erst nachdem er Urfehde geschworen, und dieselbe auch von seinen Söhnen hatte besiegeln lassen, bekam er seine Freiheit wieder.*) Aber bald mischte er sich wieder in einen Familienstreit der Grafen von Hohenstein. Er verband sich nämlich mit dem Grafen Dietrich in Heringen, der ein eben so unruhiger Geist war, gegen dessen Vetter Ulrich und dessen Sohn Heinrich in Kelbra. Drauf fiel er in die Hohensteinschen Länder ein, erstieg bei Nacht das Schloß, und führte den alten Grafen Ulrich gefangen weg. Da er auf diese Weise den Landfrieden gebrochen hatte, so überzogen ihn die Markgrafen Friedrich und Wilhelm mit Krieg, eroberten 1412 auch die Stadt Wiehe und zogen die Herrschaft als verwirktes Lehen ein. Vergeblich hatte Friedrich von Heldrungen zu seiner Vertheidigung einen Haufen unruhiger, wunderlich bewaffneter Bauern zusammengerafft; er mußte mit einer großen Anzahl Abenteurer, die unter dem Namen Fleglergesellschaft noch lange ihr Unwesen trieb, fliehen und wurde endlich auf seinen Streifzügen 1414 von den Mackenröder Bauern erschlagen.**) Doch wenden wir uns wieder zu Wiehe zurück. —

Schon 1413 überließen die genannten Markgrafen die Herrschaft Wiehe sammt Heldrungen an Heinrich von Hohenstein, welcher sie mit ihrer Bewilligung 1415 an die Grafen und Herrn zu Beichlingen verkaufte.***) Der Besitz und die Auseinandertheilung der genannten Herrschaften führte zu mannichfaltigen Streitigkeiten, welche endlich auf die Vermittlung der Markgrafen 1422 durch einen gegenseitigen Erbvertrag beigelegt wurden. In demselben wurde festgesetzt, daß nach Aussterben des einen Hauses, Hohenstein oder Beichlingen, beide Herrschaften an das andere fallen sollten;****) indeß ist dieser Fall nie eingetreten. Vielmehr verkauften schon 1436 die Söhne des verstorbenen Grafen Friedrich von Beichlingen, Günther, Friedrich und Hans, die Herrschaft Wiehe an das ihnen verwandte Geschlecht der Herren von Querfurth, und namentlich an Gebhardt und Bruno, welche noch in demselben Jahre die Lehn darüber empfingen und die Herren von Beichlingen als Mitbelehnte annahmen. Indessen muß Wiehe auch jetzt bei dieser Familie nicht lange verblieben sein, denn wir treffen diese Stadt schon 1447 als eine Besitzung Apels von

*) cf. Binhards thüring. Chronik S. 283 ff., in Chronic. Ascaniense, in Abels Sammlung alter Chroniken p. 546.

**) cf. Binhard l. l.

***) cf. Horn l. l. p. 481 u. 782.

****) cf. Hoffmann histor. Nachrichten p. 319 ff. wo das Dokument abgedruckt ist.

Vitzthum, und als solche wird sie sammt dem Schlosse von den Grafen von Beichlingen belagert, erobert und geplündert, ohne daß diese sie indeß lange behaupten konnten. Unter welchen Umständen diese Herrschaft an Apel gekommen sei, läßt sich aus der Stellung und den Ränken dieses mächtigen Ministers an dem Hofe des Herzogs Wilhelm wohl vermuthen, obgleich es an bestimmten Nachrichten darüber fehlt; zu dem angegebenen feindlichen Angriffe aber hatte eine Erbstreitigkeit in der Familie der Grafen von Schwarzburg Veranlassung gegeben, welche als ein Akt in dem großen Trauerspiele des thüringschen Bruderkriegs anzusehen ist.*) Kurz darauf verkaufte Apel von Vitzthum, entweder aus Geldverlegenheit, oder weil er einsahe, daß unter den damaligen Umständen die Herrschaft Wiehe eine sehr unsichre Besitzung sei, dieselbe sammt der Herrschaft Nebra, jede für 8000 rhein. Gülden an den Grafen Heinrich von Schwarzburg seinen Bundesgenossen.**) Da nun dieser auf der Seite des Herzogs Wilhelm stand, so wurde Wiehe, als das Kriegsfeuer, von Apel von Vitzthum fleißig geschürt, von Neuem aufloderte, 1450 von der churfürstl. Abtei erobert und größtentheils zerstört. Mit Entsetzen liest man in den Annalen der Vorzeit, mit welcher Grausamkeit damals die Anhänger des Churfürsten in hiesiger Gegend, und nicht minder die des Herzogs bei Naumburg, Zeitz und Altenburg gewüstet haben. Mehr als 60 Dörfer sollen an einem Tage in Flammen aufgegangen sein***) und besonders scheinen Hermann von Harras hier, und Apel von Vitzthum dort, gewetteifert zu haben, den Namen Brandmeister im schlimmsten Sinne des Wortes zu verdienen, der ihnen in der angezogenen Chronik beigelegt wird. Als dann endlich der Kaiser mit der Drohung der Reichsacht sich zwischen die streitenden Partheien gelegt hatte, und auf die thätige Verwendung besonders des Erzbischofs von Mainz und des Landgrafen von Hessen zwischen dem Churfürsten Friedrich und dem Herzoge Wilhelm der völlige Friede, 27. Jan. 1451, in Naumburg zu Stande kam, wurde zwar Wiehe dem Grafen Heinrich von Schwarzburg wieder abgetreten, derselbe sahe sich aber genöthigt, da der Krieg ihn viel Geld gekostet hatte, diese Herrschaft an die Herren von Werthern, nämlich Dietrich, Georg und Hans zuerst auf acht Jahre wiederkäuflich und dann 1461 für 8000 rhein. Gülden völlig erblich abzutreten,****) in der Gestalt jedoch, daß Wiehe ein Afterlehn der Grafen von Schwarzburg bleiben, die Oberlehnsgerechtigkeit aber den Herzögen v. Sachsen zustehen sollte.†)

*) cf. Melissantes Bergschlösser p. 232 ff.

**) cf. Jovii Chronic. Schwarzburg. lb. V. c. 40.

***) cf. Altenzellische Chronik p. 425.

****) cf. Albinus Geschichte der Grafen und Herren von Werthern p. 40 das Document darüber ist zu Weißensee abgefaßt.

†) cf. Jovii Chronic. Schwarzb. l. c. wo auch noch mehrere spätere Lehnsbriefe angeführt werden.

So war Wiehe an die Familie gekommen, die es noch heute besitzt, obgleich seit 1816 die alten Lehnsverhältnisse aufgehört haben, wo die Herrschaft an die Lehnscurie des Königl. Preußischen Oberlandesgerichts zu Naumburg in dieser Beziehung überwiesen wurde. Das alte Geschlecht der Herren von Werthern, so genannt von ihrem in der Gegend von Nordhausen gelegenen Stammschlosse, leiten einige Chronisten von Odobald, dem Sohne eines longobardischen Herzogs Illibrand ab, der, nachdem sein Vater in dem Heere des Königs Desiderius in der Schlacht bei Pavia gefallen war, als Geißel mit nach Deutschland kam, hernach bei Karl dem Großen Dienste nahm und, als er sich darin ausgezeichnet, von demselben mit dem Schlosse Werthern beschenkt wurde;*) andere von Bertharius, Könige in Thüringen, der auf dem genannten Schlosse gewohnt haben, und dort von seinem eignen Bruder Hermannfried 519 umgebracht worden sein soll;**) noch andere endlich, und damit übereinstimmend zwei alte Wertherns'che Stammregister, von Hermann, dem fünften Sohne Ludwigs mit dem Barte, und Bruder Ludwig des Springers.***) Dieses Geschlecht nun war im funfzehnten Jahrhundert eben so angesehen als begütert. Der deutsche Kaiser Karl IV., dem dasselbe in allen Anfechtungen treu geblieben war, belehnte es 1086 mit dem Erb-Kammerthürhüter-Amte des heiligen Römischen Reichs, und fügte ihrem alten Wappen die beiden Stäbe, jeden mit drei vergoldeten, bestielten Blättern hinzu, welche die Familie noch heute führt.****) Wegen einer ansehnlichen Schenkung an das Kloster Walkenried, hatten die Herren von Werthern dort eine eigne Capelle mit einem Erbbegräbniß, in welcher eine ziemliche Anzahl derselben beigesetzt waren. Allein bei der Verwüstung des genannten, berühmten Klosters durch die aufrührerischen Bauern 1525, wurde auch diese Capelle, sammt den darin vorhandenen Monumenten vernichtet.

Als Stifter der jetzt noch bestehenden, im engern Sinne des Wortes so genannten Werthern'schen Familie, welche sich 1533 und später von Neuem 1620 in die drei Linien theilte: die Beichlingsche, Wiehesche und Brückensche, ist Hans der Aeltere anzusehen, der an des Landgrafen Friedrich des Streitbaren Hofe lebte, mit diesem 1414 auf das berüchtigte Concilium zu Costnitz zog.†) Auch bei dem Kaiser Sigismund stand er in hoher Gnade, daher ihn dieser auf's Neue 1420 zu Prag mit dem Erb-Kammerthürhüter-Amte belehnte. Eben so focht er unter dem genannten Landgrafen in dem kaiserlichen Heere gegen die Hussiten in der Schlacht bei Brüec 1425 und starb 1437.

---

*) cf. Albin. l. c. p. 4.

**) cf. Buddei histor. Lexicon.

***) cf. Albin l. c. p 9.

****) cf. Albin l. c. p. 7. und Mag. Gottfr. Löwe's, freiherrl. Wertherns'chen Inspectors und Past. zu Frohndorf, dissertatio de Jamis ordinis imperii etc.

†) cf. Albin l. c. p. 33.

Sein Sohn war der oben genannte Dietrich von Werthern, der Wiehe von Schwarzburg kaufte. Er lebte damals als bestellter Rath des Herzogs Wilhelm von Sachsen in Weimar, unternahm 1461 mit demselben einen Zug in's gelobte Land, wo er sich am heiligen Grabe zum Ritter schlagen ließ, starb am 28. Juni 1470 auf dem Schlosse zu Wiehe, und wurde nebst seiner Gemahlin in der alten Klosterkirche zu Donndorf beigesetzt. Zugleich mit der Herrschaft Wiehe hatte nämlich diese Familie von den Grafen von Schwarzburg auch die Schutzgerechtigkeit über das Kloster Donndorf überkommen und noch jetzt verwaltet der jedesmalige Senior derselben von der Wieheschen Linie das dort nun bestehende Progymnasium als Erbadministrator.

Der einzige Sohn Dietrichs von Werthern, Hans, den man zu seiner Zeit den Glücklichen nannte, erweiterte die ererbten Güter noch bedeutend durch neue Besitzungen, die er in der Nähe, namentlich von den Herren von Querfurt, Herren von Wizleben, Grafen von Stollberg und Grafen von Beichlingen an sich kaufte, und die noch jetzt der Wieheschen und Beichlingenschen Linie gehören; er brachte so 1487 die großen Wieheschen Forsten zusammen, die er gewöhnlich seine Silberkammer zu nennen pflegte.*) Bei den Herzögen von Sachsen stand derselbe in großem Ansehen, war eine Zeit lang unter Albrecht dem Tapfern Statthalter der Osterlande und der Kaiser Maximilian I. wollte ihn nach Erwerbung der Grafschaft Beichlingen in den Reichsgrafenstand erheben, was derselbe jedoch bescheiden ablehnte. Er starb den 9. Juli 1533 auf dem Schlosse zu Wiehe in einem sehr hohen Alter und wurde in der alten Stadtkirche St. Bartholomäi begraben. Sein Sohn Hans der Jüngere war als ein sehr gelehrter Mann dem berühmten Erasmus von Rotterdam bekannt und befreundet, und wurde sammt dem Grafen Wolfgang von Stollberg 1525 von dem Herzoge Georg nach Frankenhausen geschickt, um die aufrührerischen Bauern zum Frieden zu ermahnen.**) Dessen Söhne Christoph, Heinrich und Georg verwandelten 1561 das Kloster Donndorf in eine Knabenschule, nachdem sie sich nebst ihren Vettern von den beiden übrigen Linien schon 1540 einstimmig zur Lutherischen Kirche gewendet hatten.

Um diese Zeit, und wohl schon seit früher hatte Wiehe zwei Schlösser neben einander, der Hinterhof oder alte Theil wurde von Heinrich und der vordere oder neue Hof von Georg bewohnt. Weil aber dieselben mit einander in Streit geriethen, wurden 1514 beide Höfe durch eine starke Mauer getrennt, und das noch an der Nordseite befindliche Thor gehörte zu dem Hinterhofe.

Nachdem Georg, nach dem Tode seiner Brüder 1566 alleiniger Besitzer des Schlosses und der Herrschaft geworden war, wurde ihm ein seltener Besuch zu Theil. Als nämlich der Bruder des französ. Königs Karls IX., Heinrich von Valois, Herzog von Anjou, der

---

*) cf. Albin l. c. p. 41.

**) cf. Albin l. c. p. 52.

hernach als Heinrich III. selbst den französ. Thron bestieg, nach seiner unerwarteten Wahl zum Könige von Polen 1573 durch eine feierliche Gesandtschaft dorthin abgeholt wurde, zog er auf seiner Reise nach Polen auch durch Thüringen, kam den 6. Jan. 1574 Abends mit vielen Leuten und beinahe 1000 Pferden in Wiehe an und logirte diese Nacht bei Georg von Werthern, während seine Begleiter theils im Schlosse, theils in der Stadt untergebracht wurden.*) Bei seiner eben so eiligen, als heimlichen Rückkehr nach Frankreich mag der genannte hohe Gast nicht Zeit gehabt haben, seinen Besuch in Wiehe zu wiederholen.

Der einzige übrig gebliebene Sohn Georgs, Hans, erbte nach dem Aussterben der alten Beichlingeschen Linie 1588 auch die Herrschaften Beichlingen, Werthern und Brücken, sowie auch das Schloß Thalheim, vereinigte so fast alle frühern Besitzungen der Familie und wurde durch seine drei Söhne, Georg, Thilo und Hans, davon der letzte Wiehe bekam, der Stifter der noch jetzt bestehenden drei jüngern Werthernschen Linien. Derselbe bekam 1586 die Hauptmannschaft in dem churfürstl. Amte Sangerhausen, und nahm 1592 an der Kirchenvisitation in dem thüringischen und voigtländischen Kreise Theil; er ließ durch seinen ältesten Sohn Georg das Erb-Kammerthürhüter-Amt bei der Krönung des deutschen Kaisers Ferdinand II. verwalten, und nachdem dieser Georg mehrere wichtige Gesandschaften nach Wunsche des Kaisers vollzogen hatte, wurde der Familie zum dritten Male der Reichsgrafenstand angetragen. Allein, da vor Ausfertigung des Diploms Mißverständnisse zwischen dem Kaiser und dem Churhause Sachsen eintraten, so unterblieb die Ausführung.

Schon 1620 hatte der genannte Hans von Werthern nach einer zu Leipzig entworfenen Disposition, seinen drei Söhnen sämmtliche Besitzungen übergeben, und nur Lossa für sich behalten, wo er sein Leben beschließen wollte, und wo er auch in einem zinnernen Sarge beigesetzt wurde, nachdem er 1633 auf dem Schlosse in Beichlingen gestorben war. **)

Nachdem Schloß und Stadt Wiehe im 30jährigen Kriege vielfältige Drangsale ausgestanden hatte, und namentlich, wie auch die andern Werthernschen Besitzungen, von den Schweden hart mitgenommen worden waren weil George von Werthern auf Beichlingen als Abgeordneter 1635 zwischen dem Churfürsten von Sachsen und dem Kaiser, trotz aller Versprechungen und Drohungen, den Frieden zu Prag dennoch glücklich zu Stande brachte; ***) so brach 1659 den 24. Juli daselbst eine fürchterliche Feuersbrunst aus, welche fast die ganze Stadt mit so reißender Schnelligkeit in Asche legte, daß nur sehr wenig gerettet werden konnte. Das eine freiherrlich Werthernsche Schloß, Kirche, Schule und Rathhaus, geistliche und gemeine Häuser wurden ein Raub der Flammen, und bei dieser Gelegenheit

*) cf. Albin l. c. p. 57.
**) cf. Albin l. c. p. 73 u. 74.
***) cf. Albin p. 77.

gingen leider auch fast alle Documente aus der frühern Zeit verloren.*) Das Schloß wurde 1664 — 1666 von Wolf Adolph von Werthern wieder aufgebaut, der sich unterdessen auf dem seiner Gemahlin zugehörigen Gute zu Tennstedt aufhielt.**) Dieses damals neu erbaute Schloß ist das jetzt noch stehende; das andere, welches durch die Feuersbrunst zwar beschädigt, aber doch nicht unbrauchbar geworden war, sondern kurz darauf wieder von Adam Ludwig bewohnt wurde, mußte, weil es mit Einsturz drohete, gegen das Ende des vorigen Jahrhunders abgebrochen werden. Die Stadtkirche mit dem Thurme, sowie viele der übrigen Gebäude in der Stadt, waren erst 1669 völlig wieder hergestellt. Schon 1712, 19. Februar, wurde indeß Wiehe abermals von einer Feuersbrunst heimgesucht, in welcher 44 Wohnhäuser in Asche gelegt wurden,***) und am 15. Juni 1761 der Kirchthurm von einem Blitzstrahle getroffen, welcher an demselben und in der Kirche Spuren der Verwüstung zurückließ, aber nicht zündete.

Im 7jährigen Kriege erlitt die Stadt harte Bedrückungen, besonders von den preußischen Truppen. Der damalige Besitzer, Hans Adolph Erdmann von Werthern und der Stadtrath wurden 1761 als Geißeln nach Magdeburg geführt und dort zwei Jahre lang gefangen gehalten; die Bürger aber mußten in einem Jahre, die Naturalien-Lieferungen ungerechnet, über 3000 Thlr. Brandschatzung zahlen. Schon vorher aber hatte, am 6. Nov. 1757, nach der für die Franzosen so unglücklichen Schlacht bei Roßbach der Prinz von Soubise sein Hauptquartier auf dem Unterschlosse genommen, und die ganze Armee in und vor der Stadt ihr Lager gehabt. Außer den dabei vorgefallenen häufigen Plünderungen mußten die Bürger jeden Augenblick fürchten, ihre ganze Stadt wiederum in Flammen aufgehen zu sehen.†)

Doch alle diese Drangsale sind nun vergessen, die Wunden wieder geheilt, und seit jener Zeit ist die Stadt von namhaften Unglücksfällen befreit geblieben, und hat in den letzten Jahren durch neue, oder doch verschönerte Gebäude, wenigstens in der Nähe des Marktes, ein recht freundliches Ansehen gewonnen.

---

*) cf. die vor einigen Jahren im Thurmknopfe gefundenen Documente.
**) cf. Albin p. 114.
***) cf. Melissantes Bergschlösser p. 586.
†) cf. die angezogenen Dokumente aus dem Thurmknopfe.

Lessing, Adj.

Der Kandelaber auf dem Johannisberge bei Altenbergen.

Am nordöstlichen Gehänge des nordwestlichen Thüringerwaldes zwischen dem Thale der Leine, die, später nach Westen sich wendend, den Namen Hörsel annimmt, und dem sich östlich herabziehenden Thal der Apfelstedt, in welchem das schon beschriebene reizende Georgenthal liegt, finden wir am nordwestlichen sanften Abhange der Wasserscheide, hier eine mäßige Berghöhe, der Ziegen- oder Ziegelberg genannt, zwei Dörfer kaum zehn Minuten von einander; das höher gelegene ist Katterfeld, das tiefere Altenbergen. Zwischen beiden ruht majestätisch auf einer kleinen Anhöhe, das Tümmelleich genannt, von hohen schattigen Linden umstanden, die sehr schöne und große Immanuelskirche, in welche Katterfeld, Altenbergen und das nahe Dörfchen Engelsbach eingepfarrt sind. Von der weißen Immanuelskirche führt eine Doppelreihe hoher Pappeln auf den südwestlich von ihr über dem Dorfe Altenbergen sich erhebenden, mäßig hohen Johannisberg, sonst der Alte-Berg genannt, auf dessen fast geebneten Gipfel, der Kandelaber, der steinerne Bonifaciusleuchter empor steigt. Dieses aus Sandstein bestehende Denkmal des Thüringer-Apostels Winfrid-Bonifacius hat nämlich die Form eines mittelalterigen Kirchenleuchters, der auf acht Kugeln ruht, und oben eine von drei geflügelten Engelsköpfen unterstützte Feuerpfanne trägt, aus welcher eine in drei Zungen sich spaltende Flamme auflodert, von denen die mittlere gekrümmt emporsteigt, die beiden andern nach den Seiten sich ausbreiten. Sie bedeuten die drei Kirchen der abendländischen Christenheit. Die von den Kugeln bis zur Spitze der Flamme dreißig Fuß hohe Säule steht auf einer viereckigen Anhöhe, und man gelangt zu ihr auf sieben Rasenstufen. Dieses Denkmal wurde im Jahre 1811 durch Beiträge errichtet, welche aus ganz Deutschland eingegangen waren. Die Veranlassung dazu war folgende: An dieser Stelle auf dem Gipfel des

schönen Berges stand die uralte kleine Johanniskirche, die die Volkssage und die thüringischen Chroniken für die älteste christliche Kirche in Thüringen, und vom heiligen Bonifacius gegründet, ausgaben. Man hatte das so oft erzählt, so oft gelesen und wieder geschrieben, daß man an der historischen Wahrheit dieser Behauptung gar nicht mehr zweifelte und Niemand sie einer Kritik unterwarf. Diese alte Kapelle nun, angeblich des Bischof Bonifacius erster Bau in Thüringen verfiel, obgleich zu verschiedenen Zeiten erneuert und ausgebessert, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts immer mehr. Und gerade diese Zeit hatte keinen Sinn für Alterthümliches, sonst hätte das ehrwürdige Kirchlein auf jegliche Weise erhalten werden müssen. Früher waren die obengenannten drei benachbarten Dörfer nebst dem Dorfe Finsterbergen in die Johanniskapelle auf dem Berge zur Kirche gegangen, als aber 1710 — 1712 die Immanuelskirche auf dem Tümmelleich erbaut war (das tiefer im Gebirge an der linken Thalwand des Leinagrundes liegende Dorf Finsterbergen hatte sich schon 1662 eine eigene Kirche gebaut), stand das wankende Gemäuer des Kirchleins auf der Höhe leer. Im J. 1752 erwirkte sich der damalige Landjägermeister von Uetterodt zu Georgenthal vom Herzoge Friedrich II. von Gotha die Erlaubniß, in den unter der Erde befindlichen Gewölben der alten den Einsturz drohenden Johanniskirche Nachgrabungen anstellen, und den Knopf des nicht mehr besteigbaren Thurmes abschießen zu lassen. Beim Nachgraben zeigte sich, daß die erste dort erbaute Kapelle, also die angebliche Gründung des heiligen Bonifacius, nur achtzehn *Schuhe in der Länge und zwölf Schuhe in der Breite gehabt hatte*, und daß die um jene Kapelle herumgebaute Kirche zweimal erweitert worden war. Sonst fand man weder in der Erde noch im abgeschossenen Knopfe etwas besonders Merkwürdiges. Von nun an verfiel die altehrwürdige Kapelle schnell, und die Bewohner des nahen Dorfes nahmen nur in so fern Notiz von ihr, um Steine derselben zu ihren eignen Bauten zu entführen Zu Anfang dieses Jahrhunderts war die Stätte kaum mehr kenntlich.

Aber unter den Bewohnern des Dorfes Altenbergen lebte ein einziger Mann, den diese Vernachlässigung des uralten Heiligthums schmerzte, und der wenigstens der Nachwelt die Erinnrung daran erhalten, und den Ort bezeichnet wünschte, wo es einst gestanden. Er hieß Nicolaus Brückner, und war ein armer Holzhauer. In seinem letzten Willen hatte er 20 meißnische Gülden ausgesetzt, von deren Zinsen ein Stein auf die Stelle der verschwundenen Johanniskirche gesetzt und erhalten werden sollte.

Bei Eröffnung dieses Testamentes, nach dem Tode des frommen Mannes, wurde der damalige Oberbeamte des Amtes Reinhardsbrunn, Rath Langfeld, von Ueberraschung und Rührung ergriffen, solche Pietät in der Verfügung eines einfachen, armen Waldners zu finden, und forderte in öffentlichen Blättern, mit Erzählung des Herganges der Sache, zu Beiträgen auf, um ein größeres und würdigeres Denkmahl der ersten christlichen Kirche in Thüringen errichten zu können. Dieser Aufruf fand vielfachen Anklang und es kamen über 700 Thlr.

zusammen. Die Zeit der öffentlichen Denkmale war noch nicht gekommen, sonst würde die Summe bei weitem größer ausgefallen sein. Vom Herzog August von Gotha und Altenburg wurde die Form des Kirchenleuchters gewählt, wie ich sie beschrieben, die Zeichnung lieferte der Hofbaumeister Pörsch, die Bildhauerarbeit der Professor Döll, den Bau vollführte der Hofmaurermeister Sahlender, alle drei in Gotha.

Am 17. Juni 1811 wurde mit einer angemessenen Feierlichkeit der Grundstein des Denkmals gelegt, und am 1. Sept. die schlanke Winfridssäule eingeweiht. Am erstern Feste nahmen nur die vier Dörfer, welche einst auf den Berg zur Kirche gegangen waren, nebst dem Amtspersonal theil; das letztere wurde aber von einer großen Menschenmenge aus der Nähe und Ferne begangen; denn man sah es als ein Erinnerungsfest an die Einführung der christlichen Religion in Thüringen an. Dadurch wurde es aus der engen Localbedeutung in eine weite, das ganze Vaterland umfassende gehoben. Von diesem hohen und erhebenden Gesichtspunkt ausgehend, lud die geistliche Oberbehörde Gotha's den Prälaten Placidus Muth, Abt der ehemaligen Benedictiner-Abtei auf dem Petersberge zu Erfurt; als ersten Geistlichen der katholischen Kirche in Thüringen und geistliches Haupt der katholischen Gemeinde in Gotha, so wie den reformirten Prediger Diaconus Dr. Wittich in Schmalkalden, als Seelsorger der in Gotha wohnenden reformirten Glaubensgenossen, zur Theilnahme an dem Feste der Einführung des Christenthums in Thüringen ein. Diese beiden Männer erschienen und gaben im Verein mit dem Generalsuperintendenten Dr. Löffler in Gotha dem Feste die religiöse Weihe. Der Herzog August von Gotha hatte sich mit seinem ganzen Hofstaate eingefunden, Tausende und wieder Tausende strömten durch die schönen Thäler und über die Höhen dem Berge zu, dessen Gipfel bald mit einer wogenden Menge bedeckt war. Unter Glockengeläute zogen die Schulkinder der vier Dörfer mit ihren Lehrern und die Geistlichkeit aus der Immanuelskirche den Berg hinauf, und um 10 Uhr begann die Feierlichkeit. Generalsuperintendent Löffler, Prälat Muth und Diaconus Wittich hielten nach einander religiös geschichtliche Vorträge, der Rath und Amtmann Langheld sprach die Schlußworte. Es wurden mehrere schöne, zu diesem Zweck besonders gedichtete Lieder von der ganzen Versammlung gesungen. Das herrlichste Wetter begünstigte das seltene Fest, das durch keinen Unfall gestört wurde. Nach dem Schluß der Feierlichkeit eilte die Menge meist in das Büchig bei Reinhardsbrunn, wo sie sich an materiellen Genüssen labte.

Obgleich der Leuchter erst 30 Jahre steht, bemerkt man doch mit Bedauern, daß die Zeit nicht mehr fern ist, wann er in Verfall gerathen wird. Der Sandstein, aus dem er besteht, ist dem Einfluß des Wetters gar zu sehr unterworfen. Auch ist das Interesse an ihm merklich erkaltet; der Baumschlag umher ist emporgewachsen, und hat die Aussicht vom Berge versperrt, nur Gebirgswandrer besuchen ihn noch. Andere Interessen bewegen jetzt das Menschenherz. Die

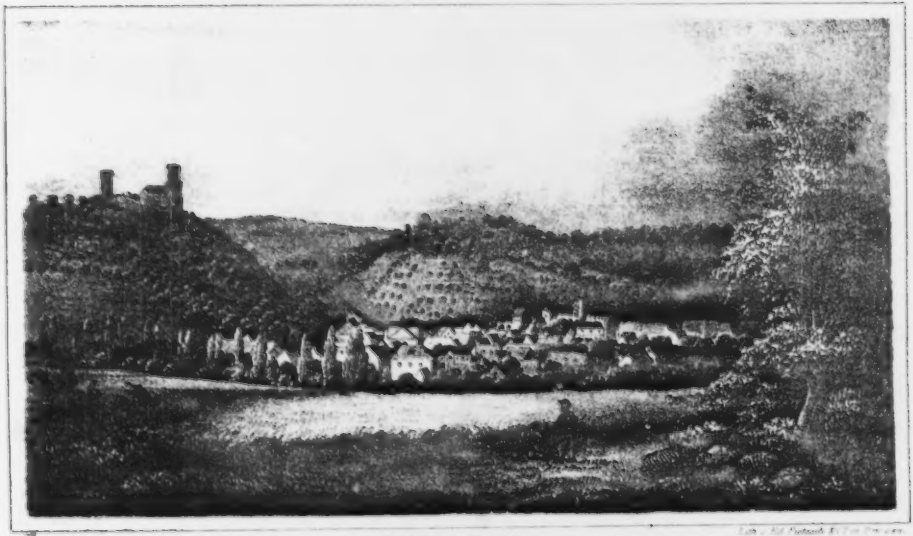
Weltgeschichte ist stürmend in dieser Zeit an uns vorübergesaust, wir schauen bang nach den schwarzen Gewitterwolken, die drohend näher und näher kommen; die brüderliche Einigkeit der drei christlichen Confessionen, die an dieser Stätte zum Volke sprach, ist jetzt zur Fabel geworden, die Elemente gähren chaotisch durcheinander: woher sollte die Begeistrung für Winfried und dessen Denkmal kommen?

Auch kommt hinzu, daß die historische Kritik später bis zur Evidenz bewiesen, daß die Johanniskapelle auf dem Alten-Berge kein Bau des heil. Bonifacius war und sein konnte, und höchst wahrscheinlich von dem Grafen Ludwig mit dem Barte als Taufkapelle für diese Gegend errichtet wurde, wie auch schon der Name dessen (des Täufers), dem sie geweiht war, andeutet. Auch wurde Ludwig der Salier, der Sohn Ludwig's mit dem Barte in ihr getauft. Daß sie eine Gründung des heil. Bonifacius sei, ist jedenfalls nur eine Mönchssage aus dem Kloster Reinhardsbrunn, dem in späterer Zeit das Kirchlein gehörte, und die der thüringische Chronist Johann Rohte von Eisenach in sein ohngefähr 1430 geschriebenes Zeitbuch (das erste in deutscher Sprache geschriebene) aufnahm. Aus dieser späten und unzuverlässigen Chronik ist sie gleichsam als unbestrittene historische Wahrheit in alle folgenden Chroniken und Geschichtsbücher aufgenommen worden. Schon der Umstand allein, das erst 700 Jahre nach dem Wirken des heil. Bonifacius in Thüringen etwas von dieser Kapelle gesagt und die Behauptung aufgestellt wird, Bonifacius sei ihr Erbauer gewesen, ist hinreichend, die Unhaltbarkeit dieser Sage darzuthun. Es kommen aber auch noch andre Gründe hinzu, die hier nicht näher erörtert werden können, weshalb ich auf meine „Thüringische Chronik" S. 96 und 97 verweise.

Ja Bonifacius war nicht einmal der erste Verkünder des Christenthums in Thüringen, die Kirchen, welche er in unserm Vaterlande erbaute, waren keineswegs die ersten. Er fand schon viele Kirchen und christliche Priester vor, wie sein gleichzeitiger Biograph Willibald ausdrücklich erzählt. Die Thüringer waren längst vor ihm Christen, und er hat nur das zweideutige Verdienst, sie unter die Oberherrschaft des römischen Papstes gebracht zu haben.

Der Kandelaber ist daher nur eine schöne Concession an die Sage. Was er an historischem Werthe verliert, gewinnt er deshalb an poetischem wieder.

Ludwig Storch.



Eckartsbrück.

Die Eckartsburg.

„Ein Raub der Zeit ist, was die Zeit gebiert."

Auf einem Ausläufer der Finne erhebt die Eckartsburg ihre alterthümlichen Thürme, weidet ihren Blick an den schönen Gefilden des weimarschen Ländchens, und schaut bis an die grauen Berge des Thüringer Waldes, als wollte sie ihre Freundin, die Wartburg erspähen. Ihr Blick ist freundlich und zeugt nicht von Stolz. Worauf sollte sie auch stolz sein? Etwa auf den Hügel der sie trägt, und der noch aus der Flötzzeit stammt? ja, wenn er als mächtiger Felsen emporstrebte, aber sein Haupt liegt darnieder; — oder etwa auf die Festigkeit ihrer Mauern und die Kühnheit ihrer Thürme? fast könnte sie es, doch bliebe ihr dann übrig, sich mit vielen andern ihres Gleichen zu messen; — oder etwa auf die Antiquitäten ihrer Hallen? — noch weniger, denn sie kennt derselben keine, wenigstens jetzt nicht mehr; — oder auf ihr Alter und ihre Geschichte? — Das Erstere könnte ihr fast einiges Gewicht geben, denn sie blickt schon weit hinein in ihr neuntes Jahrhundert. Der Faden ihrer Geschichte aber ist zerrissen, nur wenige Facta, nur wenige Männer tauchen aus dem Dunkel derselben herauf, und nur die alten bemoosten, hie und da restaurirten Mauern, und die noch ziemlich festen Thürme reden von einer gewesenen Zeit. Doch genug, unsre Burg ist bescheiden, läßt andern ihres Geschlechts gern ihren Ruhm, ladet manchen Reisenden zu sich ein, und ist schon zufrieden, wenn andre ihr nur freundliche Blicke aus der Nähe oder Ferne zuwerfen.

Der Reisende, welcher vom Thüringer Walde herkommt, erblickt die Eckartsburg schon in weiter Ferne. Sie lacht ihm freundlich winkend entgegen. Und hat er einmal das weimarsche Ländchen im Rücken, dann kann er sie gar genau in der Nähe betrachten, und

nur wenige Minuten reichen hin, so hat er den Schloßberg erklimmt, und er steht vor dem hohen Thore der Burg. Die steinerne Brücke, die über den Wallgraben führt, wird überschritten. Ich will ihn begleiten. Das Thor öffnet sich uns, und wir treten ein in das hohe Gewölbe desselben. Dies führt uns in den Vorhof, in welchem rechter Hand der kahle viereckige Thurm steht. Er ist ganz massiv erbaut, und hat eine Höhe von etlichen 80 Fuß. In der Mitte seiner Höhe, auf der Mitternachtseite, gewahren wir eine Oeffnung, einer Thür ähnlich, durch die wir in das Innere des Thurmes sehen könnten, wären wir nur oben. Eine ähnliche Thür auf der Westseite ist zugemauert. Im Innern des Thurmes findet sich nichts Besonderes vor. Vor Zeiten mag er zur Vertheidigung gedient haben.

Dies hohe steinerne Prisma, in welchem die Vögel des Himmels nisten, sehen wir umgeben von freundlichen Beeten, umhaucht vom ätherischen Balsam lieblicher Blumen, den diese gleich Opferdüften dem grauen Titan emporsenden, und unser Auge weidet sich an Floras Farbenpracht.

Doch wir schreiten einige Schritte weiter links einer quer durch den Hof laufenden starken Mauer entgegen, und treten durch ein ähnliches Thor, als das erste war, in den eigentlichen Schloßhof ein. Dieser ist fast noch schöner mit Blumen geschmückt, die mit würzigem Wohlgeruch die Luft erfüllen. Wir verweilen hier einige Augenblicke, angezogen von der lieblichen Einfachheit des Gärtchens, das so sorgsam gepflegt wird von emsiger Hand.

Der gegenüber stehende zweite Thurm lockt jedoch bald unsere Schritte weiter. Ehe wir aber hingelangen, zieht ein ziemlich verfallener kleinerer Thurm unsere Aufmerksamkeit auf sich. Von ihm geht die Sage, daß Herzog Wilhelm III. in ihm seine Gemahlin habe einmauern lassen. So viel ist geschichtlich gewiß, daß dieselbe hier gefangen gesessen hat.

Jetzt gelangen wir an das gegen 80 Fuß lange Gebäude in der mittägigen Fronte. Es enthielt die Wohnzimmer der früheren Besitzer. Sie scheinen eine bedeutende Höhe gehabt zu haben. Gegenwärtig wird das Gebäude zur Aufbewahrung von Zinsgetraide benutzt, und von einem Wächter, der gewöhnlich Rentamtsbote ist, und dessen Familie bewohnt.

Neben diesen Gebäuden ragt der zweite Thurm, der sogenannte Kranz- oder Jungfernthurm, gigantisch zum Himmel empor. Fast in halber Höhe bildet er eine Terrasse. Oben hat er einen Kranz von zwölf Zacken in Kreuzesform. Auf der nordwestlichen Zacke weht eine Wetterfahne, auf welcher sich die Vögel, deren Wohnung das alte Gemäuer ist, oft zum Zeitvertreib in kühner Höhe wiegen. Wir treten durch den ziemlich verfallenen Eingang in das Innere des Thurmes. Gefahrvoll und dunkel ist der Gang. Im Innern des Thurmes sehen wir in der Mauer Löcher, in welchen Balken gelegen haben mögen, wodurch vier Etagen gebildet wurden, von denen auch vier Fensteröffnungen in gothischem Geschmack zeugen, die untere nach Norden, die zweite nach Westen, die dritte nach Osten,

die vierte nach Süden. Der Thurm ist offen; bis zum Jahre 1658, wo die Spitze herunterfiel, war er verdeckt. Seine Mauern sind acht Fuß dick und sehr fest. In ihnen aber, den düstern Hallen vergangener Zeiten, wird uns so unheimlich; wir wollen doch heraustreten, der freien Bergesluft zu genießen, und unsern Blick einmal über die schönen Gefilde der freundlichen Gegend hingleiten lassen. Der Schloßberg fällt nach Abend zu steil ab zur Chaussee hin.

Am nördlichen Fuße des Berges liegt vor unserm Blick das Städtchen Eckartsberga, eingeschlossen von drei Bergen, dem Schloßberge, dem mit drei Windmühlen geschmückten Sachsenberge und dem Drau. Gegen Morgen bildet der Schloßberg ein Plateau, und verläuft sich mit dem Sachsenberge in der allgemeinen Bodenhöhe. Die schönste Aussicht genießen wir auf dem sogenannten Wachthügel, dem höchsten Punkte des Schloßberges. Südöstlich breitet sich das Schlachtfeld von Auerstädt vor uns aus, und erinnert an manchen Helden, der hier für Vaterland und Freiheit focht; — das nahe Städtchen Sulze mit dem hochliegenden freundlichen Schlosse, neben welchem die Ilm in lieblichem Grunde ihren schlängelnden Lauf verfolgt, um sich in geringer Entfernung der Saale zu vermählen.

Gegen Süden lächelt uns das naheliegende große, prächtige Zollgebäude entgegen, das vor dem preußischen Zollverbande ein Sammelplatz von Fuhrleuten und Frachtfuhrwerk war, und dadurch Eckartsberga zu einem einigermaßen nahrhaften Städtchen machte. Seit den letzten acht Jahren liegt es aber fast wüste und leer, und Wind und Wetter wagen sich manchmal dran, an ihm ihr Werk zu versuchen.

Weiter entfernt breiten sich lächelnde Gefilde mit freundlichen Dörfern und dem Städtchen Apolda aus, in grauer Ferne ziehen sich die Berge des Thüringer Waldes wie Nebelgestalten hin, und bilden den Saum des schönen Panoramas. Südöstlich taucht zuweilen bei recht heitrem Himmel der Inselsberg aus seinem Nebelmeer herauf. Gegen Westen zeigt uns ein hoher Thurm das Städtchen Buttstädt.

Rechts neben erwähntem Zollgebäude erhebt sich, der Eckartsburg gegenüber, ein Hügel, auf dem wir noch eine alte verfallene Mauer gewahren, die Ueberreste einer 1364 zerstörten Burg, die Altenburg genannt.

Gegen siebzig Ortschaften lassen sich auf unserm Schloßberge mit hellem Auge bei heitrem Wetter erspähen. Nur mit Wohlgefallen durchstreift unser Auge die angenehme Gegend, die wie ein bunter Teppich vor uns ausgebreitet liegt.

Unser Blick wendet sich wieder zur Burg, zu ihren grauen Thürmen, zu ihren bemoosten Mauern, die uns laut verkünden: „ein Raub der Zeit ist, was die Zeit gebiert." Wie mag es wohl ehedem in diesen dunkeln Hallen gewesen sein? wann mögen sie entstanden, was mögen sie erlebt haben?

Die Geschichte giebt uns nur wenig Auskunft auf diese Fragen. Doch wir wollen das, was sie uns bietet, freundlich annehmen.

Unsere Burg entstand 998. Ihr Erbauer, so wie Gründer der Stadt Eckartsberga, ist Eckart I. Markgraf zu Meißen und im Osterlande, ein Sohn des Grafen Günther zu Wettin. Er hatte noch fünf Brüder, die zu Merseburg residirten, und seine Gemahlin hieß Schwanhilde. Ihm gehörte das ganze Land zwischen der Saale, Pleiße und diesseits der Elbe. Seine Residenz war Jena — jetzt ein kleines Dörfchen, Altjena, unweit der heutigen Stadt Jena. — Unsere Burg mochte er wohl zur Vertheidigung seines Landes als Grenzveste erbaut haben. Gleichzeitig mit der Burg gründete Eckart auch die Stadt Eckartsberga, — beide tragen den Namen von ihm — so wie das St. Georgenkloster in Naumburg, die Städte Buttstädt und Gleichen bei Erfurt.

Eckart stand bei Kaiser Otto III. in großer Gunst, und wußte sich auch in derselben zu erhalten. Sein Plan war, nach Otto's Tode die Kaiserkrone zu erlangen. An der Ausführung desselben verhinderte ihn jedoch sein Schwager Herzog Lothar, Graf zu Holstein und Burggraf zu Magdeburg. Von Haß und Rache entbrannt, trachtete Eckart nun diesem nach dem Leben. Lothar, hiervon benachrichtigt, kam ihm zuvor, und ließ ihn erstechen.

Nach Eckarts I. Tode erhielten seine zwei Söhne, Hermann und Eckart II. das Land. Nachdem aber beide ohne Erben starben, fiel es dem Kaiser Heinrich III. zu, und somit auch die Eckartsburg. Heinrich schenkte sie nebst dem ganzen Lande dem Markgrafen Egbert I. von Sachsen. Nach dessen Tode (1067) ward sein Sohn Egbert II. Besitzer unsrer Burg.

Im Jahre 1085 wurde dieser Egbert von Einigen, die mit Heinrich's IV. Regierung unzufrieden waren, zum deutschen Kaiser gewählt. Er nahm die Wahl an, zog das Schwert gegen den Kaiser seinen Vetter, und gewann auch etliche Schlachten; doch sein siegreiches Schwert sank endlich, der Kaiser siegte, nahm ihm das Osterland (1089), und gab es einem Andern. Als Heinrich Gleichen belagerte, überfiel ihn Egbert und schlug ihn. Doch wer von einem bösen Dämon geleitet und beherrscht wird, — es sei Ehrsucht oder Stolz, Rache oder Neid, — der wird von ihm, wenn erst auch erhoben und begünstigt, endlich in's Verderben gestürzt. Egbert wurde 1090 in einer Mühle bei Eisenbüttel heimlich überfallen und erschlagen. — Später (im Jahre 1112) wurde die Eckartsburg nebst der Stadt Eckartsberga vom Kaiser Heinrich V. an einen gewissen Wiprecht geschenkt. Wie es in diesen Zeiten aber in der Eckartsburg ausgesehen, davon schweigt die Geschichte.

Seit 1285 war unsre Burg und Stadt naumburgisches Stiftslehn. Der Bischof Bruno belehnte den thüringischen Landgrafen Albert I. damit, der auf der Wartburg residirte.

Die Geschichte Alberts und seiner Söhne ist voller Begebenheiten, die aber alle leider einen sehr tragischen Charakter haben, wovon hier Einiges folgen mag.

In seiner Familie wuchs das Unkraut „Zwietracht," entkeimt seinem eigenen Herzen, und streute seinen giftigen Samen über das

ganze Land Thüringen aus; und die Geschichte ist gerecht, indem sie ihm den Namen „der Entartete" gegeben.

Albrechts rechtmäßige Gemahlin Margarethe, Tochter des Kaisers Friedrich des Erlauchten, gab ihm drei Söhne, Heinrich, Friedrich und Diezmann. Sein verbrecherisches Auge fiel bald auf Margarethens Kammerfräulein, Kunigunden von Eisenberg, die ihm für seine Liebe den Apitz schenkte. Margarethen verstieß er, verehelichte sich mit Kunigunden, und wollte seine rechtmäßigen Söhne zu Gunsten seines Lieblings enterben. Doch erhielt der älteste Prinz durch Vermittlung seines Großvaters die Verwaltung des Pleißner Landes, die Mitgabe seiner Mutter, die beiden anderen wurden von ihres Vaters Bruder, Dietrich dem Weisen, Markgrafen zu Landsberg erzogen. Mit der Verfügung ihres Vaters nicht zufrieden, begannen diese nun Feindseligkeiten, um ihr Recht durch Waffengewalt geltend zu machen, waren aber anfangs nicht glücklich, indem Heinrich sein Land und bald darauf sein Leben verlor, und Friedrich gefangen in einen finstern Thurm der Wartburg gesetzt wurde. Nachdem dieser hier über ein Jahr geschmachtet, fand er Gelegenheit zur Flucht, und setzte nun mit Diezmann den Krieg gegen den Vater noch mehrere Jahre, bis zum Tode Kunigundens, mit größerer Energie fort, worauf ein Vergleich zwischen beiden Theilen dem Kriege eine Schranke setzte.

Nach Kunigundens Tode verheirathete sich Albert mit der gräflichen Wittwe Adelheid von Arensberg. Friedrich pflog Liebe mit ihrer schönen Tochter, entführte und heirathete sie.

Im Jahre 1288 begannen von neuem die Feindseligkeiten, worin aber die Söhne glücklicher waren, indem sie den Vater gefangen nahmen, den sie aber auf Kaiser Rudolphs Vermittelung wieder frei gaben; und 1291 noch einmal, indem die Söhne das erbenlose Landsberg in Besitz nahmen. —

Albert der Unartige verpfändete 1293 Eckartsberga nebst Landsberg und einigen andern Theilen dem Markgrafen Woldemar von Brandenburg, obgleich er unsre Stadt und Burg das Jahr vorher schon dem Bischof von Merseburg verpfändet hatte. Friedrich konnte das nicht gut heißen, zog gegen Woldemar, wurde jedoch von diesem bei Großenhain gefangen, und man verlangte von ihm, er solle die verpfändeten Güter förmlich abtreten. Er willigte ein, schrieb an seine Vögte, sie sollten die Güter räumen. Diese aber gaben den Brandenburgern zur Antwort: sie würden nichts räumen, bevor ihr Herr es ihnen nicht persönlich beföhle; sie könnten ja nicht wissen, ob er noch lebe. Der Markgraf kam nun mit dem gefangenen Friedrich zu dem schon erwähnten Schlosse Altenburg um es zu belagern. Die Besatzung der Burg aber kam aus einem Hinterhalte, überfiel den Markgrafen, nahm ihn gefangen, und befreite Friedrich (1306.

Bald aber hatte unsre Eckartsburg eine harte Belagerung zu ertragen.

Noch in demselben Jahre, als Albert Eckartsberga dem Markgrafen von Brandenburg verpfändete, verkaufte er Thüringen, auch Eckartsberga mitgerechnet, dem deutschen Kaiser Adolph von Nassau

für 12,000 Mark Silber. Die thüringischen Landstände erklärten diesen Kauf wegen der beiden erbenden Prinzen für ungültig. Der Kaiser fiel nun mit einem mächtigen Heere im September 1294 in Thüringen ein, eroberte ohne große Schwierigkeiten Süd-Thüringen, und endlich mit etwas mehr Anstrengung auch Nord-Thüringen. Sein Nachfolger Albrecht von Oestreich setzte den Krieg fort, und kam im Jahre 1307, auch die Eckartsburg zu erobern. Er belagerte sie ein ganzes Jahr lang, konnte sie aber blos belagern, nicht erobern. Von dieser Belagerung zeugen noch die Schanzgräben und Hügel auf dem Schloßberge.

Friedrich — „der Gebissene" — besiegte endlich den Kaiser und gelangte 1308 zum ruhigen Besitze Thüringens.

Während der letzten zwanzig unheilvollen Jahre nahm Rohheit und Zügellosigkeit im Lande überhand. Es entstanden eine Menge Schlösser und Burgen, deren Besitzer nur vom Raube lebten, Fehde und Wegelagern war an der Tagesordnung; das Faustrecht stand in seiner höchsten Blüthe. In dieser Zeit entstand auch die erwähnte Altenburg, unsrer Eckartsburg gegenüber gelegen (das Jahr ihrer Erbauung läßt sich nicht angeben). Ums Jahr 1300 werden als Besitzer dieser Burg die beiden Brüder Heinrich und Hermann angeführt. Sie mochten ebenfalls Raubritter sein. Am tollsten aber hausten hier um's Jahr 1320 die Beringer von Scheidingen (anderwärts Beringer von Meldingen genannt), denn sie beraubten nicht blos Fremde, sondern sogar auch Einheimische. Landgraf Friedrich I. warnte sie öfters und endlich, dessen müde, belagerte er die Burg, die sehr fest war. Indem er eine Reise nach Meißen unternahm, übergab er das Commando einem Andern. Als dies die Belagerten merkten, wagten sie einen kühnen Ausfall und tödteten Einige. Die erfurter Hülfstruppen aber waren wach, überfielen sie, und machten viele Gefangene; Beringer aber entkam. Später wurde das Schloß wegen Mangel an Lebensmitteln durch Kapitulation genommen.

Im Jahre 1364 besaßen die Herren von Mellingen die Altenburg, ebenfalls Raubgesellen. Friedrich der Strenge, ein Enkel Friedrichs mit der gebissenen Wange, vertrieb sie, und zerstörte das Raubnest, — ward den Flammen Preis gegeben und der Erde gleich gemacht.

„Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört."

Seit dieser Zeit hat keines Menschen Hand die fluchbelastete Stätte wieder aufzubauen versucht. Die Zeit hat jedoch Hand angelegt und sie verwandelt in — einen Friedhof, — welcher Contrast! es scheint, als wolle sie die Schandthaten der ehemaligen Bewohner gleichsam sühnen, und den Fluch in einen Segen verwandeln.

Zum Andenken an die Räubereien der Mellinger oder Mallinger wurde die Altenburg Mallenburg, und das anliegende Dörfchen Altendorf Mallendorf genannt.

Von den spätern thüringischen Landgrafen möchte Wilhelm III. für unsre Eckartsburg einige Bedeutung haben. Dieser Wilhelm III. holte im J. 1442 seine Braut Anna, eine Prinzessin Kaiser Albrecht II.

ab, und brachte sie hierher auf unsre Burg, wo sie sich bis zu ihrer Trauung (1446 d. 20. Juni) aufhielt.

Wilhelm, der Tapfere genannt, residirte meistens auf unsrer Eckartsburg, und zu Weimar. Von ihm hieß es: „wann Herzog Wilhelm seine Sporen anlegt und über den Hof zu Weimar geht, so hört man ihn durch ganz Thüringen."

Unserm Wilhelm ging es wie Albrecht I. Er ward seiner Gemahlin bald überdrüssig, liebte die Katharina von Brandenstein, verstieß endlich jene, und setzte sie in unsrer Burg unter strenge Aufsicht.

Man erzählt sich noch Folgendes: Als Anna einmal von Eckartsberga nach Roßla reiste, und sie ihrem Gemahl auf der Schloßbrücke daselbst begegnete, warf er ihr einen hölzernen Pantoffel mit solcher Gewalt in's Gesicht, daß das Blut von den Wangen strömte. Im Gefühle ihrer Unschuld, tief gekränkt durch solche Beleidigung, kehrte sie nach der Eckartsburg zurück. Im Jahre 1457 wurde ihr der kleine, jetzt verfallene Thurm in der Ringmauer, den wir schon betrachtet haben, zum wirklichen Gefängniß angewiesen. Kein Flehen rührte das steinerne Herz des untreuen Gemahls. Sechs lange Jahre mußte sie in dem Thurme schmachten, bis der Tod kam, und sie am 23. Nov. 1462 von allen irdischen Fesseln befreite. Daß sie eingemauert gewesen sei, läßt sich nicht historisch erweisen. Sie war die letzte fürstliche Bewohnerin der Eckartsburg.

Nun mochte wohl eine geraume Zeit keines Menschen Fuß die einsamen Hallen betreten, und nur das Gekrächz melancholischer Nachteulen oder das Geheul des Nordwindes die tiefe Stille der öden Burg unterbrechen. Um's Jahr 1640 erst scheint sie wieder bewohnt worden zu sein. Nämlich seit der Zeit wohnten einige churfürstl. Amtsschösser zwischen den öden Mauern. Nach diesen aber blieb sie unbewohnt bis in die neuere Zeit. 1824 nämlich wurde eine Wohnung für einen Wächter über das Zinsgetraide, das auf den Böden aufgeschüttet wird, eingerichtet. Seit dieser Zeit ist sie wieder bewohnt. Die preußische Regierung ist überhaupt darauf bedacht gewesen, die Ruine durch mehrmalige Reparaturen der Nachwelt zu erhalten. Und so wird die Eckartsburg gewiß noch ferne Jahrhunderte sehen, noch lange stehen zur Zierde einer weiten Umgegend, und späten Generationen noch ein Denkmal einer kräftigen Vorzeit sein.

Lehmann.

Ohrdruff.

Wenn der Wanderer von Gotha her dem Thüringer Walde zueilt, so erblickt er bald auf der Höhe von Schwabhausen den Theil des Gebirges, welcher sich in sanften Wellenlinien von Eisenach bis Ilmenau amphitheatralisch hinzieht, und in der Mitte dieses Halbkreises einen Einschnitt und tiefen Grund, aus welchem sich die Ohre in einem anmuthigen Thal bis zur Stadt Ohrdruff ergießt, deren Thürme er bald erblicken wird. Gern wird er auf dieser Höhe, welche ihm eine so interessante Fernsicht darbietet, verweilen, und auch links und rechts blicken, wo ein herrliches Panorama der anmuthigsten und großartigsten Gegenstände sich vor ihm aufthut. Dann nach Osten hin öffnet sich ihm die Aussicht nach den drei Gleichen, und einer freundlichen Thalebene, eingefaßt von laubbekränzten Höhen (den See- und Hainberg), aus der sich die drei Bergschlösser wie drei Inseln erheben, in weiterer Ferne der Steiger bei Erfurt, der Ettersberg bei Weimar. Nach Westen zu ein weites und freundliches Thal, geschmückt mit vielen anmuthigen, im Busch liegenden Dörfern, und begränzt vom Inselsberg mit seinen Vor- und Nebenbergen, auch dem Hörselberg nach Eisenach zu. In den Morgenstunden leuchtet auch das Schloß Tenneberg von der Sonne beschienen herüber. Schwabhausen ist ein Gleichisches Dorf in der Mitte von Gotha und Ohrdruff. In dem zum Gute gehörigen Garten ist noch die Ruine eines sonst festen Schlosses zu sehn. Der Graf Siegmund stritt in den schwarzburgischen Händeln auf Seiten des Herzogs Wilhelm, daher der Churfürst Friedrich das Schloß Gleichen wiewohl vergebens belagerte, und die Gleichischen Dörfer verheerte 1450. Dabei erzählt der Chronist Feuerberger, daß der Graf aus zornigem Eifer sein eigen Schloß, und Vestung zu Schwabhausen selbst in Brand gesteckt habe,

um ſie nicht dem Feinde zum Raube werden zu laſſen. Noch zeigt die Ruine Spuren von Befeſtigung. Folgt der Wanderer der Chauſſee, ſo wird er finden, daß über Schwabhauſen die Straße ſich in zwei Arme theilt, von welchen der eine gerade aus nach Ohrdruff, der andere nach Georgenthal führt, dann von beiden Orten aus führt eine Chauſſee über den Thüringer Wald. Nun ſieht man auch ſchon in der Entfernung von einer Stunde ſüdwärts das Schloß und die Thürme von Ohrdruff und oſtwärts am Abhange des Hainberges die Spuren des alten Schloſſes Hüneburg. Es ſind ihrer nur noch wenige. Man ſieht ein großes Viereck, mit einem Erdaufwurf von etwa ſechs Schuh hoch, und oberhalb des größeren ein kleineres. Drei Eingänge in das Größere bemerkt man deutlich, auch den breiten Weg, der von der Ohraſeite herauf führte. In der Südſeite finden ſich Vertiefungen, Keller oder verſchüttete Brunnen. Das kleinere Viereck ſcheint die eigentliche Kemnate und Herrenhaus geweſen zu ſein, das größere ein ummauerter Hofplatz für die Burgmänner und übrigen Dienſtleute. Hirten beziehen einen Platz mit dem Namen Rondel. Vielleicht, daß Hundsbrunn als Vorwerk dazu gehört hat. Meliſſantes nennt dieſe Burg Heinrichsburg, und zählt ſie unter die 66 Raubſchlöſſer, welche 1290 durch Kaiſer Rudolph in Thüringen zerſtört wurden, was aber unverbürgt iſt.

Das Städtchen Ohrdruff, welches unter allen, die am nördlichen Abhang des Waldgebirges liegen, leicht eins der reinlichſten und freundlichſten iſt, hat in 697 Häuſern mit 64 Scheunen, 4000 Einwohner, welche viel Gewerbe treiben, Porzellainfabrik (von Kling), Kupferhammer und Schmiede (Albrecht), Glockengießerei (Meier), Frachtwagen (Schanert), Orgel und Fortepiano (Ratzmann und drei Söhne), Masken (Schäler), Tuchfabrik (Mäder), Bürſtenfabrik (Cämmerer) ꝛc. auch von Oeconomie und Brauerei leben. Die Hände der ärmeren Einwohner ſind mit Fertigung der überſponnenen Knöpfchen beſchäftigt, mit denen ein ſtarker Handel von den Kaufleuten Schädel und Schäler auf den Meſſen von Leipzig und Franfurt a. O. getrieben wird. Die Bleichen, welche ehemals ſehr im Schwunge geweſen, ſind größtentheils eingegangen. Zur Stadt gehört ein bedeutender Wald, und eine große Flur, in der ſich aber noch viele Triftraſen finden. Im Schloſſe wohnten die letzten Grafen von Gleichen, welche 1631 mit Hans Ludwig ausſtarben. Seine Leiche wurde nach Tonna gebracht. Seine Wittwe Juliane von Hohnſtein ſtarb 1633 zu Erfurt. Sie war eine löbliche, tugendhafte Matrone, nur zu beklagen, daß ſie ſich dem myſtiſchen Unſinn des Jeſaias Stieſtel, der ihr Hausverwalter war, ergab. Merkwürdig iſt, daß in ihrem Inventario auch eines Kreuzes gedacht wird, ſo der Papſt der Türkin geſchenkt. Die gräfliche Familie war alſo von der Wahrheit des zweibeweibten Grafen überzeugt, was auch aus Hochzeit und Schüler-Reden, die in Gegenwart der Grafen gehalten wurden, hervorgeht. — Nach dem großen Brande 1753 wurde das Grabgewölbe in der Michaeliskirche geöffnet, in der Hoffnung Schätze zu finden. Man fand auch Ringe und einige andere Pretioſen. Zu den merkwürdigſten öffentlichen

Gebäuden gehört, außer dem Schlosse, die Kanzlei, als der Sitz eines Justizamtes und Consistoriums, das Rathhaus, die schöne Michaeliskirche, die Kirche St. Trinitatis, Lyceum, zwei Bürgerschulen, Sonntags-Kleinkinderschulen, an Armenanstalten zwei Spitäler, ein Krankenhaus und Institut für kranke Handwerksgesellen. Auch ist hier der Sitz des Herzogl. Forstamtes Schwarzwald und eine Postanstalt in dem vorzüglichen Gasthof zum Anker, in welchem auch eine geschlossene Gesellschaft ihr Local hat. Außer diesem giebt es noch acht gute Gasthöfe; darunter zwei für Straßenfuhrleute. Die Stadt ist oft vom Feuer heimgesucht worden, zuletzt den 7. Januar 1808.

Die Geschichte des Ortes hat einen poetischen Hintergrund. Durch die Sagen von Bonifacius, der hier ein Kloster und die erste Kirche in Thüringen baute, von der die Altenberger, welche für die älteste ausgegeben wird, blos Tauf-Capell- und Filial war, von achtzehn Schuh Länge und zwölf Schuh Breite, wenn sie nicht gar in der ersten Zeit des Reinhardsbrunner Klosters gebaut wurde. — Als die Diener des Bonifacius ihm in der einsamen Gegend an der Ohra keine Speise verschaffen konnten, flog ein großer Adler über den Ort hin, und ließ einen großen Fisch fallen (unter den Fresken der Basilika des heil. Bonifacius zu München findet sich eine Darstellung dieser Scene durch Heinrich Heß). Als aber in der Nacht ihn das wilde Geschrei der noch dem Heidenthume ergebenen Bewohner der Gegend schreckte, und er Gott um Hülfe anrief, leuchtete ein volles Licht vom Himmel, und der Erzengel Michael erschien, und sprach ihm Muth ein. Dies bewog ihn zuerst eine feierliche Messe zu halten, und an der Stelle, wo er die Erscheinung gehabt hatte, ein Kloster zu bauen 724. Um diese Stiftung, von welcher ein neues Licht über Thüringen aufgehen sollte, in Aufnahme zu bringen, sendete Bonifacius den heiligen Wigbert hierher, der 732 nach Fritzlar zurückkehrte.

Auch der Nachfolger des Bonifacius, der Erzbischof Lullus zu Mainz setzte fort, was Bonifacius angefangen hatte. Er erbaute die Kirche Petri und Pauli, welche späterhin zur Stiftskirche mit funfzehn regulirten Chorherren erhoben, und als Aufsichtsbehörde, über die weitläuftigen Besitzungen des Stiftes Hersfeld in Thüringen angesehen wurde. Diese Gebäude gingen aber den 16. März 1184 unter dem Decan Folmar in Feuer auf, und es ereignete sich das Mirakel, daß, als sämmtliche Meßgewänder und heiligen Geräthschaften verbrannten, nur allein die hölzerne Büchse mit den Hostien unversehrt blieb. Das Gebäude wurde zwar wieder hergestellt, das Stift aber wegen der häufigen Fehden, von denen Thüringen beunruhigt wurde, da der offne Ort keine Sicherheit bot, von der Landgräfin Elisabeth 1344 nach Gotha verlegt. Einige funfzig Jahre später wurden die leerstehenden Gebäude den Carmelitern eingeräumt, denen sie auch bis zur Reformation blieben. In diesem Stifte verweilte auch einst Kaiser Otto I. auf einer Reise nach Italien im Jahr 961 vom 21. bis 29. Juli, und unterschrieb eine Urkunde, in welcher er der Kirche zu Magdeburg Giebichenstein und andere Güter schenkte; und als die Stiftsgebäude von den Grafen von Gleichen in ein

Schloß umgewandelt worden (c. 1560) diente es zuerst den Grafen zur Residenz, oder ihren Wittwen zum Wittwensitz, und hatte die Ehre im Jahre 1813 den 28. October den Kaiser Franz I. eine Nacht zu beherbergen.

Der Ort selbst erst Dorf, dann Marktflecken, wurde endlich Stadt, mit Mauern und Gräben umgeben, mit vier Hauptthoren, welche in der neuern Zeit abgetragen worden. Als Wahrzeichen für reisende Handwerker diente der Mann am Kohlthore, ein kolossaler Kopf mit weitklaffendem Maule, schielenden Augen, Katzenbart und Eulenohren. Vulpius erklärt ihn in den Curiositäten für das Symbol einer Maurer-Innung, und wirklich findet er sich auch hier am Schlosse, und in Erfurt an alten Gebäuden. Sonst ist aus der alten oder wenigstens mittlern Zeit ein Stein übrig, der an der Kirchmauer angebracht ist, und nach einigen einen Flagellanten (er trägt eine Geißel in der Hand) vorstellen soll, gewiß aber ein Bild des leidenden Christus ist mit der Dornenkrone, und den andern Marterwerkzeugen. Noch ist zu bemerken ein Schnitzwerk in der kleinen aber hübschen und massiven Leprosorienkirche, vor der Stadt nach Gotha zu, etwa aus der Zeit 1470 — 1480, dem man oft eine Beziehung auf die Geschichte des zweiheweihten Grafen beigelegt hat. In den Curiositäten von Vulpius (VII. 2. S. 149) wo sich auch eine Abbildung befindet, wird es als ein Charitätsbild erklärt, welches die Bemühungen der drei Marien, d. i. der heiligen Anna, Elisabeth und Maria, um die Erziehung und Unterweisung der Kinder darstellt. Deshalb ist auch der Kinderfreund Papst Gregor mitten unter ihnen, auch andere Heilige, Georg, Martin, Nicolaus ꝛc.

Vieles ließe sich von den spätern Schicksalen der Stadt unter den Grafen von Gleichen, und als diese ausstarben, unter den Grafen und Fürsten von Hohenlohe erzählen, von Kriegsscenen, Hungersnoth, Pest und häufigen Bränden. Aber welcher Ort ist davon frei geblieben? wir wollen uns lieber zu angenehmern Gegenständen wenden, und unsern Gang nach dem Walde oberhalb der Stadt fortsetzen. Die Stadt liegt 984 Fuß über der Fläche des deutschen Meeres unter 50° 50′ 33″ nördl. Breite, an beiden Seiten der Ohra, und hat an diesem Flüßchen dreißig Mühlen (Mahl-, Graupen-, Oel-, Papier-, vier Schneidemühlen, Spinnmaschinen, Walkmühle, Kupferhammer, Drahtzug u. s. w.). Die Ohra fließt aber eine Viertelstunde weit durch die Stadt, und richtet, so gut auch die Ufer verwahrt sind, doch, wenn der Schnee plötzlich schmilzt, und bei starken Regengüssen manche Verheerung an. Eine herrliche Kunststraße führt zu dem vier Stunden entfernten Oberhof, dem höchst gelegenen Dorfe des Thüringer Waldes, 2527 Fuß über der Meeresfläche. Am Fuße des Berges auf welchem Oberhof liegt, entspringt der Silberbach, der sich 1½ Stunde durch einen romantischen Grund neben der Chaussee hinzieht, sich dann mit dem Eimersbach an den zwei Ohren (den Ausgängen von zwei Berggründen) vereinigt, und nun unter dem Namen Ohra erst durch den schönen Schwarzwälder und Stutzhäuser Grund ergießt, und da, wo das Gebirge sich in die Ebene herabsenkt,

die liebliche Thalebene von Ohrdruff bewässert. Er fließt dann durch die Stadt, und vereinigt sich Dreiviertel Stunden unterhalb derselben mit der Apfelstädt, nimmt nun den Namen derselben an, und fällt unterhalb Dietendorf in die Gera. Der Gang von der Stadt bis nach Oberhof wird dem Wanderer, der Sinn für Naturschönheiten hat, das größte Vergnügen gewähren.

Vom Ende der Vorstadt führt eine schöne Lindenallee, zwischen dem Schießhaus und dem wohlgebauten Gasthof zum Drahthammer, an Mahl- und Schneidemühlen, zwei Kupferhämmer, Loh- und Walkmühlen, Drahtzug u. s. w. mit freundlichen Wohnhäusern vorbei, bis an den Fuß des Waldgebirges. Rechts hat man ein Panorama des Thüringer Waldes bis zum Hörselberg, und erblickt bei heiterm Wetter fern im Hintergrunde den Brocken, links den Wölfiser und Goldberg, auf dem sich sonst ein goldener Hirsch hat sehen lassen, und die Venetianer vor hundert Jahren kostbare Steine gesucht haben, von welchen Herrlichkeiten sich nichts mehr finden will. Dagegen entspringt eine Quelle am Berge, deren Wasser sehr gerühmt wird; rechts das freundliche Gräfenhain mit der Kirche vor dem Orte, und dem Schießhause auf einer Anhöhe am Wald. Die Landstraße führt darauf zwei Stunden lang durch einen romantischen Grund, der größtentheils eng, und von hohen und steilen mit Fichten bewachsenen Bergen eingeschlossen, aber wo er sich hier und da erweitert, mit freundlichen Dörfern und Wohnhäusern geziert ist. Am Eingang des Ohragrundes liegt Louisenthal, mit herrschaftlichem Schmelzwerk und Eisenhammer. Nahe darüber Stutzhaus, ein Vergnügungsort für die Ohrdruffer, lang sich nach Schwarzwald hinstreckend, und zwischen beiden Dörfern die ihnen gemeinschaftlich gehörende, schön gelegene Kirche, deren Anblick den Wanderer wunderbar überrascht. Beide Orte bestanden 1642 nur aus einer Försterwohnung und fünf Häusern, einem Eisenhammer und drei Schneidemühlen, und waren nach Wölfis und Gräfenhain eingepfarrt. Nicht weit davon fangen schon die neuen Häuser von Schwarzwald an, und man sieht auf einem einzelnen Bergrücken einen runden Thurm, der allein von dem alten Schlosse Schwarzwald noch übrig ist. Die erste Nachricht von dieser alten Burg ist vom Jahre 1290, in welchem der Kaiser Rudolf zu Erfurt Reichstag hielt, und auf Beschwerde des Abtes von Hersfeld, daß der Graf von Käfernburg ihm an den Hersfelder Gütern und Gerechtigkeiten großen Schaden zufüge, dieser genöthigt war, zur Sicherheit des Abtes sein Schloß Schwarzwald und das Dorf Gräfenrode zum Unterpfande einzusetzen. Nach Aussterben der Grafen kam das Schloß in den Besitz der Landgrafen, und Herzog Wilhelm verkaufte es 1470 an den Grafen Sigismund von Gleichen um 5000 Gulden rheinl. wiederkäuflich. Auch wurde es sechszig Jahre später wieder eingelöst. Von Schwarzwald aus zieht sich die herrliche Chaussee noch 1½ Stunde weit bis Oberhof.

Etwa in der Mitte des Weges kömmt ein mächtiger Felsen zum Vorschein, der Triesstein genannt, weil eine Quelle von dessen Höhe herabrieselt. Ist aber auch dieser Grund bis an den oberhöfer Berg

weniger angebaut, und nur in einzelnen Häusern bewohnt, so ist er doch belebt durch Holzarbeiter, Köhler und Viehheerden durch Wagen und Geschirre aller Art, sicher und gefahrlos für den Reisenden, wie der ganze betriebsame Thüringer Wald, der keine Bettler und Vagabunden nährt, und macht durch wild romantische Parthien ein angenehmes Gegenbild zu dem mehr angebauten Ohrathal. Auch kein gefährliches Thier schreckt den Wanderer. Zwar wurde noch vor funfzig Jahren einmal ein Wolf, und vor zwanzig Jahren ein Luchs geschossen, aber jetzt rauscht nur ein Reh durch die Büsche, und die gefährliche Kreuzotter fehlt hier ganz. —. Nach Oberhof führt die Chaussee in mehrfachen Windungen sanft aufsteigend den Berg hinauf, und bald winkt von der Höhe das Herzogl. Jagdschloß. Hier stand schon früher ein fürstliches Lusthaus, so 12,000 fl. gekostet, und im dreißigjährigen Kriege ruinirt worden; und Oberhof hatte damals nur ein Geleits- und Schulhaus, mit neun schlechten Wohnungen. Jetzt hat sich das Dorf bedeutend vergrößert, und gegen zweihundert Einwohner. Ein guter Gasthof nimmt den müden Wandrer auf. Eine Viertelstunde jenseits Oberhof nach Zella zu, steht auf der Höhe ein Obelisk, mit vier Platten am Fuße und der Inschrift: Ernst Herzog zu Sachsen erbaute diese Straße zur Höhe im Gebirge 2572 Fuß hoch in den Jahren 1830 — 32. Heil dem schaffenden Sinn der zum freundlichen Garten die Wildniß umschafft, und der Natur Schrecken zur Lieblichkeit kehrt. Hier wo sich die Straße so sicher und leicht zu den Höhen hinaufschwingt, Länder mit Ländern verknüpft, Handel und Künste belebt. Die vierte Seite enthält die Namen der Baumeister und Ingenieure. Eine und eine halbe Stunde weiter liegt die Stadt Zella. Auf dieser Seite ist der Abhang des Berges steiler, aber alle Schwierigkeiten sind mit großer Kunst überwunden.

Will aber der Wanderer von Ohrdruff aus von der Chaussee rechts abgehen, und einen Umweg nicht scheuen, so wird er in ein stilles, einsames, geschlossenes Waldthal gelangen, wo ihm kleine Wellen, Büsche und hohe Tannen Sagen und Mährchen zuflüstern, wo die muntern Elfen im Mondenschein ihre Reigel ziehen, und die Phantasie ihn mit lieblichen Bildern umgaukeln wird. Es ist die Scheresbütte mit dem Harlungsbrunnen, dem Schloßberge gegenüber, an dessen Fuß sich der Bach durch grüne Matten hinschlängelt. Zwar ist jede Spur des Schlosses verschwunden, aber die Namen Burggraben, Wall ꝛc. zeugen von seinem frühern Dasein. Der Chronist Gleichmann vermuthete hier eine heidnische Opferstätte, und es ist gewiß, daß die alten Thüringer ihre Opfer auf hohen ausgezeichneten Bergen verrichteten. Herr von Donay fand noch Ueberbleibsel auf der Höhe des Dolmar, und rieth zu Nachgrabungen auf dem Inselberg. Aber auch Fürsten und Fürstentöchter schlafen im Innern der Berge, auf deren Scheitel sie in stolzen Burgen gehaußt hatten. Die Sage von Friedrich dem Rothbart wiederholt sich in mancherlei Gestalten und Veränderungen an vielen Orten. Auch hier am Schloßberge weilt noch eine Prinzessin, die im goldnen Haar und

blaulichen Gewande am Harlungsbrunnen von Zeit zu Zeit sichtbar wird, und wartet ihrer Erlösung. Sie trägt ein Bund Schlüssel um Gewölbe zu öffnen, in denen große Schätze verborgen liegen. Sie sind für den Glücklichen bestimmt, der unter günstigen Zeichen geboren das Losungswort ausspricht, durch welches sie zu ihrer Ruhe kömmt. Viele sahen sie, antworteten auf ihre Frage, aber sie verschwand mit einem tiefen Seufzer; denn das rechte Befreiungswort war nicht ausgesprochen. Mone setzt diese Sage in Verbindung mit der Sage von den Harlungen (s. dessen Geschichte des Heidenthums im nördl. Europa, 2. Th. S. 212 ff.

Ueber diese und ähnliche Sagen von Ohrdruff vergleiche auch die Thüringer Volkssagen von Bechstein, und die Lieder von Bube, Storch, Welker. —

Kriegelstein.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalts-Verzeichniß des ſechsten Bandes.

	pagina
Mühlhauſen von Heinrich Schwerdt	5
Leuchtenberg von Heinrich Döring	36
Treſtungenburg von Adolf Kegel	42
Möbisburg von Adolf Bube	47
Langenſalza von Dr. Friedrich Auguſt Günther	49
Schloß Rabinswalde von Nebe	60
Burg Querfurt von W. Schönichen	68
Der große Beerberg und der Schneekopf von Ludwig Storch	80
Todtenlache bei Kappelsdorf von Heinrich Döring	91
Schloß und Herrſchaft Bornſtedt von Moritz Leſſing	96
Mansfeld von R. Hodohm	106
Michaelſtein von Aemilianus (pseud.)	114
Die Gersdorf'ſche Burg und der Sibeckenberg bei Quedlinburg von Aemilianus	120
Querfurth von Thüringus	123
Das Ilſenthal von C. Duval	132
Naumburg von Aug. Conſt. Ende	147
Gudl von Ludwig Bechſtein	180
Schloß Tenneberg und Waltershauſen von Ludwig Storch	195
Arnſtadt von Heſſe	206
Die Rosenau von Adolf Bube	227
Kühndorf und Rohra von Ludwig Bechſtein	230
Greußen von W. Kellermann	236
Schmalkalden von Hoffmeiſter	241
Dreißigacker von Ludwig Bechſtein	247
Hardenberg von Heinrich Döring	253
Wiehe, Stadt und Schloß von Leſſing	257
Der Kandelaber bei Altenberga von Ludwig Storch	269
Eckartsburg von Lehmann	273
Ohrdruff von Kriegelſtein	280

Thüringen und der Harz.

Berichtigtes alphabetisches Verzeichniß
der
jetzt thätig theilnehmenden Herren Mitarbeiter.

Bechstein (Ludwig), Cabinets- und Oberbibliothekar in Meiningen.
Belani (H. C. K. pseud.), in Potsdam.
Beurer, Doctor in Rastenberg.
Bleichrodt, Bauinspector in Frankenhausen.
Braungard, Bürgermeister und Lieutenant a. D. in Quedlinburg.
Bube (Adolf), Obercensisterial-Secretair in Gotha.
Buddeus (Theobald), stud. theol. in Gotha.
Duval (C.), Litter. in Großbodungen.
Ende, Pfarrer zu Rothenberga.
Gerber, Director des Gymnasiums in Sondershausen.
Gottschalk, Hofrath in Dresden.
Grüning, Oberpfarrer in Cölleda.
Günther, Doctor in Langensalza.
Hahnemann (Robert), Gerichtsactuar in Berga.
Heeringen (Gustav von), Kammerherr und Consistorialrath in Coburg.
Hesse, Doctor, Hofrath und geh. Archivar in Rudolstadt.
Hofmeister, Pastor in Holzhausen bei Cassel.
Hoffmann, (Fr.), Hofprediger in Ballenstädt.
Hohbohn, Pastor in Biesenrode.
Hübner, Pfarrer in Sundhausen bei Langensalza.
Kegel, Candidat in Teistungen.
Kellermann, Diaconus in Greußen.
Lehmann in Eckartsberga.
Lessing, Adjunct in Kloster Donndorf.
Rebe, Pastor in Roßleben.
Rehse, Gastgeber auf dem Brocken.
Oldenborp, Professor in Schulpforte.
Pfister, Superintendent in Weißensee.
Reinecke, Candidat in Jena.
Rümpler, Cantor in Kammerforst.
Schminke, Pfarrer in Jeßnitz.
Schönemann, Doctor, Oberbibliothekar in Wolfenbüttel.
Schönichen, Pastor in Bernburg.
Schöpfer, Doctor in Quedlinburg.
Schwerdt, Pfarrer in Neukirchen bei Eisenach.
Storch (Ludwig), Doctor in Gotha.
Sturm (C. A. G.)
Sydow (Friedrich von), Major in Sondershausen, Redacteur des Werkes.
Trautmann, Candidat in Querfurth.

Thüringen und der Harz,

mit ihren

Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden.

Historisch-romantische Beschreibung

aller

in Thüringen und auf dem Harz

vorhanden gewesenen und noch vorhandenen

Schlösser, Burgen, Klöster, merkwürdigen Kirchen und anderer Gebäude; Fabrikörter, Bergwerke, Ruinen, Höhlen, Denkmäler, malerischen Gegenden und sonst beachtenswerther Gegenstände aus dem Reiche der Geschichte und Natur.

Siebenter Band,

mit 12 Abbildungen.

Sondershausen 1842.

Druck und Verlag von Friedrich August Eupel.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Eisenach.

Eisenach.

Am nördlichen Fuße des Vorgebirges des Thüringerwaldes, das beim Dorfe Hörschel am Einfluß der Hörsel in die Werra beginnt, und bei Hohesonne sich an den Hauptgebirgsstock anschließt, in einem weiten, äußerst freundlichen, von Morgen nach Abend sich hinziehenden Thale, und theils auf dem südlichen Berggehänge liegt die alte, geschichtlich berühmte Stadt Eisenach. Gegen Süden drängen sich die felsigen, mit Busch- und Nadelholz bestandenen Berge jenes Vorgebirges dicht an die Stadt heran, nördlich öffnet sich eine freie Aussicht über ein fruchtbares, mit zahlreichen Dörfern geschmücktes Hügelland. Die von Osten herabkommende Hörsel berührt die Stadt, dann vereinigt sich von Nordost her die Nesse mit der Hörsel. Eisenach zählt gegenwärtig gegen 10,000 Einwohner in ohngefähr 1300 Häusern. Der Markt und die Hauptstraßen sind geräumig, freundlich, regelmäßig. Viele enge und unregelmäßige Gassen tragen noch mittelalteriges Gepräge.

Aus der Frühzeit der Geschichte tritt die in Schleier der Morgendämmerung und Sage gehüllte Kunde von der alten Stadt Eisenach nur in unbestimmten Massen hervor. Sie lag eine Viertelstunde weiter östlich am Fuße des Petersberges, auf welchem das ebenfalls spurlos verschwundene Petereskloster stand, und soll ihren Namen von den zahlreichen Eisenwerken und Waffenschmieden erhalten haben, welche am Ufer der Hörsel lagen.*) Eine wunderbare Sage vom Hunnenkönig Attila tönt uns aus jenem alten Eisenach zu. Dort, so erzählt sie, hielt der thüringische König Gunther Hof, dessen

*) Ah, Ach, Ach ist die altdeutsche Benennung für Wasser, Fluß, und und alle Städte, deren Namen mit diesem Worte endigt, liegen an Flüssen. z. B. Liberach, Andernach ꝛc.

Haus eine reizende Tochter Kriemhilde zierte. Um sie zum Weibe zu gewinnen, zog Attila mit seinem Heere heran und schrieb zur königlichen Feier seiner Hochzeit einen Landtag nach Eisenach aus, zu welchem viele deutsche Fürsten selbst kamen oder ihre Gesandten schickten, um Attila's Gunst zu erwerben. Glänzende Feste wurden wochenlang mit Kampfspielen und Banketen gehalten, dann entließ der Hunnenkönig seine Gäste reich beschenkt. Er wurde sogar König von Thüringen. — Kaum möchte diese Sage den geringsten historischen Boden haben; sie hängt offenbar mit der Nibelungensage zusammen, in welcher Attila die Schwester des Königs Günther von Burgund, Kriemhild, freit. Schwerlich kam Attila jemals nach Thüringen, sonst wäre dies von gleichzeitigen Geschichtsschreibern aufgezeichnet worden. — Nachher wird Eisenach unter der Regierung des deutschen Königs Heinrich I. (des Vogelstellers) noch einmal genannt. Die erste Schlacht, welche die vereinigten Sachsen und Thüringer in dem von Heinrich vorbereiteten siegreichen Kampf gegen die Deutschland verwüstenden Ungarn im Jahre 932 gewannen, soll bei Eisenach vorgefallen sein. Andre Sagen dagegen nennen die Umgegend von Sondershausen. Es läßt sich nichts bestimmen.

Das Dasein des alten Eisenach ist inzwischen nicht zu bezweifeln. Vielfache Namen, welche an den Localitäten haften geblieben sind, beweisen dies; die Unebenheit des Terrains deutet darauf hin, auch hat man verschiedene Spuren früherer Bauten dort gefunden, und endlich erwähnen Urkunden aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert dieser alten untergegangenen Stadt. In der letzten Hälfte des eilften Jahrhunderts soll sie durch Brand zerstört worden und in Trümmern liegen geblieben sein, bis Graf Ludwig II. „der Salier," im Jahre 1070 ein neues Eisenach, südwestlich von dem alten, in einer an Quellwasser reichern, und für eine Befestigung vortheilhafteren Gegend erbaute. Die Trümmer der alten Stadt wurden zum Neubau verwendet, mehrere nahe gelegene Orte in die neue Stadt, die den alten Namen behielt, gezogen und den Einwohnern unter der Bedingung das Bürgerrecht ertheilt, daß sie die Mauern und Wallgräben um dieselbe, aus eignen Mitteln aufführten. Hieraus erklären sich die verschiedenen Bauarten, die noch heutiges Tages an der Stadtmauer zu sehen sind. Innerhalb drei Jahren wurde der Bau, wenn auch nur unvollkommen, vollendet. Die Söhne und Enkel Ludwig des Saliers, die Landgrafen Ludwig I. und Ludwig II. „der Eiserne" thaten wenig für den weitern Ausbau und das Emporkommen der Stadt, erst Landgraf Hermann widmete ihr größere Sorgfalt. Er ließ sie erweitern und verschönern, gründete mehrere Kirchen und Klöster, baute Vorstädte und ließ Jahrmärkte mit Handelsfreiheiten anlegen und den Handwerkern bestimmte Straßen zur Betreibung ihrer Gewerbe anweisen, und so entstanden die Namen: „Goldschmieden-, Schmelzer-, Böttchergasse u. s. w., die noch heutiges Tages gebräuchlich sind. Abwechselnd residirten die Landgrafen auf der Wartburg und in dem Herrn- oder Landgrafenhofe, der an der Stelle des jetzigen Residenzhauses hinter der St. Georgenkirche stand, und sicherlich zugleich

mit der Stadt erbaut wurde. Landgraf Balthasar war der letzte, der ihn bewohnte. Sein Sohn und Nachfolger Friedrich IV. „der Einfältige" hat ihn nie betreten. Nach dem Tode dieses Schattenfürsten (1440) machten sich seine Erben und Vettern, der Kurfürst von Sachsen, Friedrich II. „der Sanftmüthige" und Herzog Wilhelm von Weimar, und besonders letzterer um Eisenach dadurch verdient, daß er die schon zu Landgraf Balthasar's Zeit unter den Handwerkern entstandenen Streitigkeiten schlichtete, den Zerwürfnissen Einhalt that, und dem Magistrat wie den Bürgern ihre Pflichten gegen einander einschärfte. Auch bestätigte er auf's Neue der Stadt die ihr verliehenen Privilegien und Gerechtsamen. Aber sowohl Handel als Gewerbe, die bis dahin in einiger Blüthe gestanden hatten, fingen schon an zu verfallen, die Zahl der Einwohner nahm ab, die Einkünfte verringerten sich immer mehr, und selbst die neue Nahrungsquelle, die während der Reformation den Bürgern dadurch zu Theil wurde, daß ihnen der Kurfürst Johann Friedrich der Großmüthige die säkularisirten Klostergüter gegen billigen Zins überließ, floß nicht dauernd. Durch die Ländervertheilung der beiden Söhne des unglücklichen Herzogs Johann Friedrich des Mittlern, Johann Casimir und Johann Ernst dem Aeltern, fiel Eisenach dem letztern zu, und wurde so nach fast 200 Jahren wieder die Residenz eigener Landesfürsten, die für die Stadt und das Emporblühen bürgerlichen Wohlstandes eifrigst bemüht waren. Die Regenten, welche abwechselnd aus verschiedenen Fürstenhäusern, an die das Land durch weitere Theilung kam, in ihr residirten, sind: Herzog Johann Ernst der Aeltere † 1638 ohne Erben. Das Land fiel an den Herzog Wilhelm von Weimar † 1662, dessen Sohn Herzog Adolf Wilhelm † 1668, welcher Stifter einer neuen Linie Sachsen-Eisenach wurde. Dessen Bruder Georg I. † 1686. Dessen Sohn Georg II. † 1698. Dessen Bruder Johann Wilhelm † 1729. Dessen Sohn Wilhelm Heinrich.

Mit Letzterem, der den 26. Juni 1741 am Schlagfluß starb, erlosch das eisenachsche Fürstenhaus, und fiel an Weimar zurück, dem es noch bis diese Stunde gehört.

Von den traurigen Schicksalen, die im Lauf der Jahrhunderte so viele thüringische Städte heimsuchten, ist auch Eisenach nicht verschont worden. Pest und schwarzer Tod haben in seinen Mauern gewüthet und Tausende hingerafft, Theuerung und Mißwachs hat es betroffen, Wasserfluthen haben es durchströmt und schreckliche Feuersbrünste seine Häuser in Asche gelegt. Schon im Jahre 1343 brannten zwei Drittheile der Stadt ab und 1617 abermals 413 Gebäude. Zwanzig Jahre später am 12. November 1636, als der schwedische General Banner mit seinen sengenden und brennenden Schaaren in Eisenach lag, gingen 300 Häuser in Flammen auf, während die vom Feuer verschonten, von den betrunkenen Schweden geplündert wurden. Aber das schrecklichste Unglück hat es in der neuesten Zeit betroffen, als sich am 1. September 1810 mehrere von Magdeburg kommende und nach Mainz bestimmte mit Granaten gefüllte Pulverwagen in der Georgengasse entzündeten. Vierzehn Häuser brannten gänzlich ab,

mehrere stürzten durch die Erschütterung zusammen, und 54 Menschen, die Anspänner und Trainknechte ungerechnet, verloren dabei das Leben. Zum Andenken an dieses gräßliche Ereigniß, werden noch bis diesen Tag an dem Unglücksplatze von dem dasigen Schülerchor einige geistliche Lieder gesungen. Kaiser Napoleon schenkte der verunglückten Stadt eine bedeutende Summe, und von auswärtigen Innungen und Gesellschaften flossen so reichliche Beiträge zusammen, daß die Abgebrannten in den Stand gesetzt wurden, ihre Häuser wieder aufzubauen.

Wenden wir uns nun zu einer nähern Beschreibung der Stadt und ihrer Merkwürdigkeiten. Sie hat mehrere öffentliche Plätze, darunter den Sonnabendsmarkt, auf den man unmittelbar beim Eintritt in das nach Osten gekehrte Nikolaithor gelangt. Ueber 100 Jahre war dieser große geräumige Platz durch zwei lange Reihen Fleischerhütten entstellt, die erst im Jahre 1824 weggeräumt wurden. Im Jahre 1825 bei dem fünfzigjährigen Regierungsjubiläum des Großherzogs Carl August, wurde dieser Plan der Carlsplatz genannt. Eine lange, freundliche Straße gleiches Namens — früher die Judengasse — verbindet ihn mit dem Mittwochsmarkt, der zwischen dem großherzoglichen Schlosse und der St. Georgenkirche liegt und ein regelmäßiges Viereck bildet. Er enthält die ansehnlichsten Gebäude der Stadt. Nächst ihm sind noch zu erwähnen der Jacobsplan, wo die vom Landgrafen Hermann erbaute, und während der Reformation eingegangene St. Jakobskirche stand, der Plan am Frauenberge und der Esplanade, auf der Stelle des ehemaligen Franziskanerklosters. Einige dieser Plätze sind mit Linden und Pappeln bepflanzt und zu Promenaden eingerichtet worden.

Eisenach hat vier Hauptkirchen und diese sind:

Die St. Nicolaikirche

rechts vom Thore gleiches Namens, ein unregelmäßiges, am Eingange und an der Mittagsseite durch mehrere angebaute Kapellen verunstaltetes Gebäude mit einem hohen, sechseckigen, spitz zulaufenden und in einem Gemisch verschiedener Baustyle aufgeführten Thurm. Sie ist die älteste Kirche der Stadt, wurde in der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts erbaut, und hatte sechs Altäre mit bedeutenden Einkünften. Nach der Reformation wurde die erste evangelische Predigt in ihr gehalten, später ging der Gottesdienst wieder ein, und die Kirche selbst gerieth in Verfall. Erst unter der Regierung Johann Wilhelms wurde sie wieder ausgebaut und Früh- und Nachmittagsgottesdienst in ihr gehalten. In den französischen Kriegen diente sie zu einem Lazareth, nach Beendigung derselben wurde sie wieder für ihre ursprüngliche Bestimmung hergestellt. Das Innere derselben ist einfach und schmucklos.

Die St. Georgenkirche

liegt an der Südseite des Mittwochsmarktes, ein großes, ringsum durch Kapellen verunziertes Gebäude ohne Thurm. Sie wurde im Jahre 1182, nach Andern 1188 vom Landgrafen Ludwig III. erbaut, und verdankt ihre Entstehung einem Gelübde, das der Landgraf während der Gefangenschaft that, in welcher er mit seinem Bruder Hermann von Heinrich dem Löwen zwei Jahre lang zu Lüneburg gehalten wurde. Nach seiner Befreiung ging er sogleich an die Erfüllung des Gelübdes, weihte die Kirche dem heiligen Georg, dem Schutzpatron Eisenachs, erlebte aber deren Vollendung nicht, da er 1190 auf einem Zuge in das gelobte Land starb. Im Jahre 1515 wurde sie zur Hauptkirche erhoben, aber in dem bald darauf entstandenen Bauernkriege Innen und Außen so beschädigt, daß der Gottesdienst in der darüber liegenden Franziskanerkirche gehalten werden mußte. Mehrere Jahre hindurch diente sie zu einem Pferdestall und sollte zum Rathhaus eingerichtet werden, allein der Antrag des Stadtraths wurde von Johann Friedrich dem Großmüthigen zurückgewiesen, und die Kirche wieder in den früheren Stand gesetzt, wozu das Material und die Geräthschaften aus der Franziskaner- und Marienkirche, die um diese Zeit eingingen, zum innern Ausbau benutzt wurden. 1560 wurde sie feierlich eingeweiht, und seit dieser Zeit ist der Gottesdienst in ihr nicht wieder ausgesetzt worden. Das Innere ist geräumig, von imposanter Höhe, und die gewölbte Decke mit Malereien verziert. Den hochgelegenen Chor, sowie die Emporkirchen, die erst später, als die Einwohnerzahl zunahm, eingebaut wurden, schmücken Gemälde aus der biblischen Geschichte. Neben dem Altar befindet sich das neue, nicht weit davon das ältere fürstliche Erbbegräbniß, das die Asche aller eisenachschen Herzöge mit ihren Frauen und Kindern enthält.

Die St. Annenkirche

wurde aller Wahrscheinlichkeit nach zugleich mit dem Hospital gleiches Namens von der heiligen Elisabeth gegründet, und zum Gottesdienst für das Hospitalpersonal und die Einwohner der Georgenvorstadt bestimmt. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts wurde sie wegen Baufälligkeit eingerissen, vom Grund aus neu erbaut; und später zur Garnisonskirche erhoben, welche Bestimmung sie bis an's Ende des achtzehnten Jahrhunderts behielt. Während der französischen Kriege wurden die preußischen Kriegsgefangenen darin aufbewahrt.

Die Kreuzkirche

in Form eines Andreaskreuzes erbaut, liegt vor dem Predigerthore, mitten auf dem Gottesacker, und verdankt ihre Entstehung den beiden

Herzögen Georg I. und II., von denen der Erstere den Entschluß zu ihrer Erbauung faßte, den Letzterer größtentheils aus eigenen Mitteln ausführte. Ihr Aeußeres ist ohne Verzierung, das Innere aber mit vielen Monumenten Verstorbener geschmückt. Nur alle vierzehn Tage wird Gottesdienst darin gehalten.

Außer diesen Kirchen hatte die Stadt noch mehrere andere, von denen sich jedoch nur noch eine bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Es ist dies die Predigerkirche, welche die beiden Landgrafen Heinrich Raspe und dessen Bruder Conrad auf Befehl des Papstes Gregor IX. zur Büßung ihrer Sünden erbauen mußten. Ersterer weil er seine Schwägerin, die heilige Elisabeth hart und grausam behandelt, Letzterer, weil er im Kriege mit dem Erzbischof von Mainz, die Stadt Fritzlar eingeäschert, und dabei viel Blut vergossen hatte. 1235 wurde der Bau der Kirche begonnen, die sich bis 1542 erhielt, von welcher Zeit an sie zur Aufbewahrung der Zinsfrüchte des herzoglichen Rentamtes dient.

Die Marienkirche, laut darüber vorhandenen Nachrichten die reichste und prachtvollste, lag über der Rittergasse zwischen dem Frauen- und Predigerthor. Sie wurde im Bauernkriege zerstört, 1692 gänzlich abgerissen, und die Steine zum Aufbau der Kreuzkirche verwendet. Von der Jacobskirche, auf dem schon erwähnten Jakobsplan, der Michaelis- und der Franziskanerkirche, die beide auf der Esplanade standen, ist gegenwärtig keine Spur mehr zu sehen. Die vielen Klöster und Kapellen, die Eisenach im Mittelalter hatte, wurden bei Einführung der Reformation säkularisirt und an die Bürger verkauft, welche die Gebäude theils gänzlich abreißen, theils in Wohnhäuser umwandeln ließen. Das älteste war das Nicolaikloster und lag bei der dazu gehörigen, jetzt noch bestehenden Kirche gleiches Namens. Es war ein Benediktiner-Nonnenkloster, in welchem, laut einer Sage, die Königin von England, Reinschwig — die früher in Sättelstedt wohnte, und hier für die Erlösung ihres Gemahls aus dem Fegfeuer im Hörselberge betete — als Schwester gestorben sein soll Adelheid, die Tochter Landgraf Ludewig I., war die Stifterin und erste Aebtissin desselben. Das Katharinenkloster, welches Landgraf Hermann in Folge eines Traumes der heiligen Katharina zu Ehren erbauen ließ, war ein adliges Jungfrauenkloster vom Orden der Cisterzienser, und zugleich das größte, reichste und angesehenste, dessen Aebtissinnen sich „von Gottes Gnaden" schrieben. Es lag am Ehrensteig in der Gegend, wo jetzt der Gasthof zum Stern steht. In ihm waren die Leichname des Landgrafen Hermann und seiner Gemahlin Sophie, Heinrich Raspe's, Friedrich's des Gebissenen, Kunigundens von Esenberg nebst dem ihres Sohnes Apitz beigesetzt. Als später im Jahre 1720 die Gebäude gänzlich zusammenbrachen, wurden die noch brauchbaren Materialien zur Reparatur der Clemda (Klemme) verwendet. Das Predigerkloster zur obengenannten Kirche gleiches Namens gehörig, ist mit dieser zugleich entstanden, und besteht äußerlich noch jetzt; in seinem Innern sind die Lehrsäle des Gymnasiums, das 1709 gestiftet wurde. Von dem Karthäuserkloster, das in der

Gegend des jetzigen Strafarbeitshauſes ſtand, iſt nichts mehr ſichtbar als ein gewölbter Keller, über welchem die Gärtnerwohnung des daran ſtoßenden großen, herrſchaftlichen, ausgezeichneten, botaniſchen Gartens erbaut iſt. Dieſer Garten, eine der größten Zierden Eiſenachs iſt eine Schöpfung Carl Auguſts; hergeſtellt durch den ſehr verdienſtvollen als botaniſchen Schriftſteller berühmten Profeſſor Dr. Dietrich.

Merkwürdig war das Franciskanerkloſter durch die Schickſale eines aufgeklärten Mönchs, Johannis Hilten, der die Irrthümer der päpſtlichen Lehren aufdeckte und widerlegte, wider die ſchlechte Kirchen- und Kloſterzucht predigte, und mit prophetiſchem Geiſte die Erſcheinung Luthers und den Eintritt der Reformation genau vorherſagte. Von ſeinen unwiſſenden Brüdern als ein Ketzer gefangen genommen und in einen dunkeln Kerker geworfen, worin er Jahre lang ſchmachtete, ſtarb er endlich, da er nicht widerrufen wollte, wie allgemein behauptet wird, den Hungertod. Herzog Johann Ernſt's Gemahlin, Chriſtine, ließ ihm am Eingange der Georgenkirche ein Denkmal errichten. Zur Zeit als Hilten dieſe merkwürdige Prophezeihung ausſprach, lebte Martin Luther, der größte Thüringer, als Schüler der Kloſterſchule der Franciskanermonche in Eiſenach, und erſang ſich ſein Brod als Currentſchüler vor den Thüren. Er fand in einer mildthätigen Frau, Namens Cotta eine Wohlthäterin. Luther hing ſtets mit Liebe an Eiſenach, und nannte es „ſeine Stadt." Das Franziskanerkloſter lag neben dem Landgrafenhof und wurde gleich beim Eintritt der Reformation von den Mönchen verlaſſen. Das Johanniskloſter im Johannisthale war ein Ciſterzienſer Mönchskloſter, und an Umfang und Einkünften das kleinſte; es wurde im Bauernkriege gänzlich zerſtört. Von den Kapellen, wie die Kreuzkapelle, die Kapelle im Heiligenthale, die Johanniskapelle am Löbersbach und die Egidienkapelle im Ilgergrunde, finden ſich keine Spuren mehr, noch iſt ſonſt etwas Hiſtoriſch-Merkwürdiges von ihnen bekannt.

Nicht minder reich iſt Eiſenach an Hospitälern für Arme, Kranke und Gebrechliche. Das St. Annen-Hospital am Georgenthor, welches im Jahr 1226 von der heiligen Eliſabeth geſtiftet und von Nonnen bewohnt wurde, iſt noch gegenwärtig das wohlhabendſte und mit Gütern und Zinſen reichlich ausgeſtattet. Weniger reich datirt iſt das Hospital St. Juſtus am Pfarrberge, jetzt das Heiligenhaus genannt, wegen der vielen Heiligenbilder, — darunter ein ſchöner Johanniskopf, — mit denen es ausgeſchmückt iſt. Es wurde um das Jahr 1230 von den Franciskanern gegründet und zur Aufnahme für Perſonen beiderlei Geſchlechts beſtimmt. Gegenwärtig werden jedoch nur weibliche Perſonen gegen ein nach dem Grade des Alters zu erlegendes Einkaufgeld darin aufgenommen. In dem Hospital St. Clemens oder dem Männerſiechen, dem Hospital St. Spiritus oder dem Weiberſiechen, welche in den Zeiten der Kreuzzüge entſtanden, finden in dem erſten nur Perſonen männlichen, in dem letztern Arme und Gebrechliche beiderlei Geſchlechts ein koſtenfreies Unterkommen. In der kleinen gothiſchen Kapelle neben dem

Männersiechen, wurde noch bis 1628 Gottesdienst gehalten, die des Weibersiechens wurde 1720 wegen Baufälligkeit abgetragen. Von dem Hospital unter der Wartburg, das die heilige Landgräfin 1225 zur Zeit einer großen Hungersnoth und zur Erleichterung der Armen erbauen ließ, welche die hohe Wartburg nicht ersteigen konnten, um daselbst ihr Almosen zu holen, ist gegenwärtig nichts mehr vorhanden, als ein in Felsen gehauener Weg und einige Ueberreste von Grundmauern. Es mag nur klein gewesen sein und auch nur kurze Zeit bestanden haben. Nach seinem Verfall ließ Friedrich der Ernsthafte eine Kapelle, „St Elisabeth" genannt, erbauen, deren Steine und Ziegeln Kurfürst Friedrich im Jahre 1539 zur Ausbesserung der Wartburg verwenden ließ. Unter dem Hospital liegt der Elisabethenbrunnen, aus welchem die heilige Landgräfin Kranke und Aussätzige gewaschen haben soll.

Von den übrigen Gebäuden der Stadt verdienen noch besondere Erwähnung:

Das großherzogliche Residenzschloß,

welches auf der Sommerseite des Mittwochsmarktes liegt und 1742 von Ernst August, dem nächsten Agnaten des letztverstorbenen Herzogs Wilhelm Heinrich erbaut wurde. Es ist ein viereckiges, stattliches, im Innern mit prächtigen Sälen und Gängen versehenes Gebäud', welches auf der Frontseite drei Stockwerke und einen mit einer Gallerie umgebenen Thurm enthält. Die alte Residenz der frühern Herzöge von Eisenach stand auf dem Platze hinter der Georgenkirche, den vordem das Franciskanerkloster einnahm. Johann Ernst der Aeltere ließ sie im Jahre 1597 erbauen, den alten Landgrafenhof damit in Verbindung bringen, und er wie seine Nachfolger thaten viel für ihre Verschönerung. Unter der Wittwe Wilhelm Heinrichs begann sie zu verfallen, und wurde eingerissen, als Ernst August die Regierung antrat. Nur der rechte Flügel blieb stehen und bildet gegenwärtig

das Residenzhaus,

in welchem die Regierung, die Kammern, das Oberconsistorium und andere Behörden ihren Sitz haben.

Die Bürgerschule

ist ein großes, im modernsten Styl erbautes Gebäude, und liegt auf der Esplanade nach der Rolle zu. Großherzog Karl August legte im October 1823 den Grundstein dazu, und am 3. September 1825, an seinem Geburtstage wurde es feierlichst eingeweiht. Sämmtliche Kinder der Stadt und der Vorstädte, sowie auch die Seminaristen, erhalten darin Unterricht.

Das Rathhaus,

ein großes dreistockiges Gebäude mit einem Thurm und einer Schlaguhr, steht an der Ecke der Carlsstraße, wo diese auf den Mittwochsmarkt mündet, und wurde 1641 in seiner jetzigen Gestalt aufgeführt, nachdem es schon im Jahre 1343 ein Raub der Flammen geworden war, und später 1636, als der schwedische General Banner in der Stadt lag, zum zweiten Male in Asche gelegt wurde. Das merkwürdigste Gebäude der Stadt, sowohl hinsichtlich seiner Entstehung, als seiner Schicksale ist:

Die Klemda (Klemme),

welche an der Nordseite innerhalb der Stadt liegt, und ehemals ein befestigtes mit Graben und Wällen versehenes Castell bildete. Sophie von Brabant, eine Tochter Landgraf Ludwig des Heiligen, in deren Gewalt Eisenach war, soll sie 1260 zum Schutz gegen die Einwohner erbaut haben, die auf Seiten ihres Gegners, des Markgrafen von Meißen, Heinrichs des Erlauchten standen, der als ein Neffe Ludwigs, gleiche Rechte auf den Besitz der Thüringischen Länder hatte. Nach Andern soll sie Heinrich, nach erfolgter Eroberung der Stadt im Jahre 1262 errichtet haben, um die Anhänger der Brabänterin im Zaum zu halten und zu klemmen, woher der Name „Klemme" entstanden sein mag. In dem Kriege, welchen die Söhne Albrechts des Unartigen mit dem deutschen Kaiser Albrecht führten, der ihnen den Besitz ihrer Länder streitig machte, wurde sie niedergerissen, später aber, als sich Eisenach den Söhnen des Landgrafen unterwarf, wieder aufgebaut. Von ihrer ursprünglichen Gestalt ist nichts mehr zu sehen. Früher Eigenthum der regierenden Fürsten, dann des Stadtraths, erlitten die Gebäude mannichfache Veränderungen, indem sie bald zu einem Jagdhaus, bald zu einem Marstall, zu einer Reitbahn, und im französischen Kriege zu einem Lazareth eingerichtet wurden. In neuester Zeit wurden sie zu einer Caserne umgewandelt. Früher schon, im Jahre 1815 hatte die Clembagesellschaft den großen, mit Gewächshäusern versehenen Garten an sich gekauft, diese erweitert und verschönert, und zu einem Gesellschaftslocal eingerichtet, das gegenwärtig das erste und angesehenste der Stadt ist.

Das Waisenhaus,

welches schon im Jahre 1694 von Herzog Georg II. gegründet und aus den Gebäuden des Karthäuserklosters eingerichtet wurde, liegt vor dem Frauenthore, und bildet gegenwärtig ein massives, zweistockiges Gebäude, welches Herzog Johann Wilhelm im Jahre 1717 erbauen ließ, da die Klostergebäude die Zahl der aufgenommenen Kinder nicht mehr fassen konnten, und wegen Baufälligkeit eingerissen werden

mußten. In der 1720 eingeweihten Kirche dieses neuen Gebäudes, wurde jeden Sonntag Gottesdienst gehalten, welchem die Waisenkinder und Züchtlinge beiwohnen mußten. Die letztern waren in dem Zuchthause, einem einstockigen, massiven, dem Waisenhaus gegenüber gelegenen Gebäude untergebracht. Beide Institute waren mit einander verbunden. Als im Jahre 1784 die eigentliche Bestimmung des Waisenhauses aufhörte, da die Waisen bei Privatpersonen verpflegt wurden, ging auch die Kirche ein, die 1819 zu einem Bet- und Arbeitssaal für die Sträflinge eingerichtet wurde. Beide Locale bilden gegenwärtig das Strafarbeitshaus, in welchem alle Verbrecher der weimarischen Lande, denen nicht über drei Jahre Gefängniß zuerkannt ist, in Haft gehalten werden. Verschieden von dieser Anstalt ist:

Das Zwangsarbeitshaus,

ein zweistockiges, mit einer Schlaguhr versehenes Gebäude auf dem Plan am Frauenberge, worin Verschwender, Trunkenbolde, Müssiggänger u. s. w. eingesperrt werden, um sie zur Thätigkeit und Ordnung zurückzuführen.

Der schönste Schmuck Eisenachs ist der reizende Kranz der die Stadt umgebenden Berge und Thäler. Oestlich von ihr erhebt sich der Petersberg, die letzte Höhe der Hörselberge, südlich ist das Koff oder Breitengescheid, eine wüste Hochebene, auf welcher der Rudolphsstein gestanden haben soll, den Rudolph von Varqula, der treueste Anhänger Heinrichs des Erlauchten, hier erbaute, um die gegenüberliegende Frauen- und Eisenachesburg, welche die Anhänger der Herzogin Sophia von Brabant besetzt hielten, beobachten und im Zaum halten zu können. Südwestlich erhebt sich der Schloßberg, die beiden Predigerberge, der Mädelstein und die Wartburg, hinter welcher die höhern Waldgebirge liegen, über deren Rücken der Rennsteig hinwegläuft. Westlich ist der Ehrenstieg, nordwestlich der Romsberg mit den Geisköpfen, und gegen Norden die Michelskuppe, der Mose- und Landgrafenberg, an dessen Abhängen sich früher Wein- und Hopfenberge, jetzt freundliche Obst- und Weingärten befinden. Von diesen waldbekränzten Höhen herab, erfreut sich das Auge an den lachendsten Fernsichten und in den bald schauerlich romantischen, bald idyllisch heitern, von den duftigen Schleiern der Sage umsponnenen Thälern, verliert sich die Seele in süße, wache Träume. Das anmuthigste derselben ist das mit künstlichen Baumgruppen ausgeschmückte, eine halbe Stunde lange Marienthal, durch dessen Mitte sich ein Bach schlängelt. Zu beiden Seiten desselben erheben sich schroffe, steile Felsen, auf deren Kuppeln im Mittelalter die Eisenacher-Frauen und Rudolphsburg thronten. In der Felsenwand unter der erstgenannten Burg ist eine nur mit Gefahr zu erklimmende Höhle „das verfluchte Jungfernloch," von welcher schauerliche Sagen im Munde des Volks existiren. Nicht weit davon, ohngefähr in der Mitte des Thals, bei

dessen Anblick man an die Schweiz erinnert wird, steht ein Gasthof „die Phantasie," welcher im Jahre 1830 an der Stelle erbaut wurde, wo 1805 die Bewohner Eisenachs ihre Landesherrin, die Großfürstin Maria Paulowna, empfingen, als sie auf einer Fahrt nach Wilhelmsthal zum ersten Male das Fürstenthum betrat. Ihr zu Ehren wurde das Thal — das Marienthal genannt, und zu ewiger Erinnerung prangt ein großes M an der über dem Gasthof liegenden Felswand. Fast am Ende des Thales ist links das Landgrafenloch, eine Felsenkluft, in welcher sich Friedrich der Gebissene mit funfzehn seiner Getreuen verbarg, ehe er die Wartburg bestieg, deren Einnahme ihn nun in den ungestörten Besitz Thüringens brachte. Neben dieser Schlucht erhebt sich der Gehauenstein, und unmittelbar an demselben führt ein künstlicher Promenadeweg in eine, zu beiden Seiten mit fast hundert Fuß hohen Felswänden eingeschlossene Schlucht, früher der Steinbach, seit 1833 das Annenthal genannt, von einem Besuch, den die Kronprinzessin der Niederlande, Anna, in Begleitung der großherzogl. Familie, an einem Sommertage, diesem kühlen, romantischen Orte widmete. Zum Andenken dieses Besuchs glänzt am Ende des Thals an einer Felswand ein großes A. — Die andern der Stadt zunächst gelegenen, Vergnügungs- und Lustorte sind die Wartburg, die zu jeder Jahreszeit von den Bewohnern Eisenachs besucht wird, das an der Straße nach Gotha gelegene Dorf Fischbach mit einem geräumigen Gasthof, dem Tummelplatz der jungen städtischen Welt, die Sonntags hierher zum Tanze geht, die Spicke, ein anmuthiger Ort am Ende der Georgenvorstadt, aus dessen freundlichen Garten sich dem Besucher eine herrliche Ansicht von der Wartburg und dem Gebirge darstellt, das Dorf Neuenhof, im Hörsel- und Werrathale, dessen treffliches Lagerbier zur Sonntagszeit die Einwohner Eisenachs und der nahe gelegenen Orte anlockt, und das Gefilde, ein dem Dorfe Fischbach gegenüber gelegener Maierhof, der nur Sommers und am meisten während des Vogelschießens im Juni besucht wird.

Eisenach rangirt nicht unter den ersten Städten Thüringens, aber es bleibt immer eine der schönsten Perlen im Städtekranze desselben, und große, heilige Erinnerungen haften an seinen Mauern, in denen eine Saite der Nibelungenharfe ertönt, wenn — wie weder bewiesen noch bestritten werden kann — Heinrich von Ofterdingen, ein Bürger der Stadt, der Verfasser des größten deutschen Nationalgedichtes — des Nibelungenliedes ist. Die Wartburgshelden und Sänger die heilige Elisabeth und Luther haben Eisenachs Ruhm im ganzen deutschen Vaterlande und in den angrenzenden Ländern groß gemacht, und kein Wanderer, der in seine Nähe kommt, versäumt die Orte zu besuchen, wo die Blüthe mittelalterlicher Poesie sich am herrlichsten entfaltete, wo das Urbild aller Frömmigkeit und Milde segenbringend einherschritt, wo der größte Reformator aller Zeiten seine Jugendbildung erhielt und später im sichern Asyl weilte. Diese Namen und die sich daran knüpfenden Sagen haben der Stadt einen größeren Ruf erworben, als darin aufgehäufte Kunstschätze oder gelehrte Institute vermocht haben würden. Erstere besitzt es gar nicht, von letzteren

sind das Gymnasium und das Forstinstitut die hauptsächlichsten. Außerdem hat es noch eine freie Gewerb- und eine Zeichenschule zur Bildung tüchtiger Handwerker. Handel und Gewerbe, unter ersterm der Woll-, Garn- und Raschhandel, der schon in früherer Zeit bestand, sind blühend und immermehr im Aufschwunge begriffen, und Fabriken und Wollspinnereien geben einem großen Theil der Einwohner ihre tägliche Nahrung. Hinsichtlich der Aufklärung und Bildung stehet Eisenach keiner der andern Städte Thüringens nach, und vorzüglich gewährt das gesellige, harmlos-gemüthliche Leben der Einwohner, ein liebes, freundliches Bild. Von der edlen Gesinnungsart derselben geben die Frauenvereine und der Verein „der Freunde in der Noth" das beste Zeugniß. Beide wurden im Jahre 1817, ersterer von der Großfürstin Maria Paulowna, letzterer von Privaten gestiftet. Jener hat Wohlthätigkeit, Unterstützung und Pflege Armer und Verunglückter und hauptsächlich die Erziehung weiblicher Jugend zum Zweck, dieser widmet seine Thätigkeit armen, aus der Schule entlassenen Knaben, um sie durch unentgeltliche Erlernung von Handwerken vor Verwilderung und Sittenlosigkeit zu bewahren. Beide Vereine haben seit ihrer Entstehung die schönsten Resultate geliefert.

Wir können die Beschreibung Eisenachs nicht schließen, ohne noch eines im übrigen Thüringen unbekannten Festes, des Sommergewinns zu gedenken, welches am Sonntage Lätare in der Georgenvorstadt gefeiert wird, wo Buden mit Spielwaaren, Zucker- und Backwerk u. s. w. errichtet sind. Die Einwohner mit ihren Kindern eilen dorthin, und kaufen daselbst „den Sommer," der in Tannenzweigen, mit Spielwaaren und Naschwerk ausgeputzt, feilgeboten wird. Die erwachsene Jugend fertigt einen Popanz, den sie an ein Rad befestigt und von einem Berge in die Stadt laufen läßt, oder setzt eine geschälte Tanne, deren Wipfel mit Bändern behangen ist, wonach sie klettern. Letztere Gebräuche sind jedoch seit langer Zeit von der Obrigkeit abgestellt. Das Fest deutet symbolisch das Ende des Winters und den Beginn des Sommers an, und ist wahrscheinlich ein Ueberrest aus heidnischen Zeiten.

Ludwig Storch.

Schloß Lohra
und ſeine Umgebungen.

Weißt Du, wer dieſen Berg bewohnt?
Die Göttin Lora iſt's, die Deine Väter ehrten,
Eh' Karl und Winfried ſie mit Flamm' und Schwert
bekehrten;
Ach, da ward ſie entthront! —

Die glücklichen Zeiten, ſie kommen nicht wieder!
Ihr brachten die Liebenden Opfer und Lieder;
Sie war den Getreuen auch freundlich und hold,
Und ſchenkt' in die Wirthſchaft oft Silber und Gold.

Langbein.

Vom Ohmgebirge*) zieht ſich ein Arm gegen Oſten und bildet bei Elende den einen Pfeiler der Porta Eichsfeldica. Den gegenüber liegenden Pfeiler bildet ein anderer Gebirgszug, das Düngebirge, an deſſen nördlichen Fuße

Münchenlohra

liegt, ein ehemaliges Kloſter, welches wahrſcheinlich von den alten Grafen von Lohra geſtiftet iſt, und, wie ſchon der Name andeutet, anfänglich mit Mönchen und zwar mit Benedictinermönchen beſetzt

*) S. deſſen Beſchreibung unter dem Artikel: Bodenſtein.

war. Aus unbekannten Ursachen wurden später die Mönche entfernt und Nonnen an ihre Stelle gesetzt, die sich auch bis zur Zerstörung des Klosters behauptet haben. Die Zeit der Stiftung läßt sich auch nicht einmal mit einiger Wahrscheinlichkeit angeben, und die Sage, daß eine Zeit lang Tempelherren hier gehaust hätten, ermangelt aller historischen Bestätigung. Sichern Nachrichten zufolge befand sich zuerst eine einfache, rundgebaute Capelle hier, zu der stark gewallfahrtet wurde, besonders vom Eichsfelde her,*) und da von den andächtigen Besuchern reichliche Opfer gespendet wurden, so waren die Klosterfrauen bald im Stande, ganz neue, geräumige und schöne Gebäude aufzuführen. — Der Propst des Klosters wird schlechthin der Propst von Lohra genannt.**) Ein solcher Propst war vielleicht auch Theodorikus von Wolkramshausen, dessen Namen eine Steinschrift erwähnt, die sich auf einer Platte rechts im Hofe befindet;***) er kann aber auch nach Vertreibung der Nonnen, Besitzer des Klosters gewesen sein. Als nämlich der Bauernkrieg zu wüthen begann, wurde es auch hier unter den Landleuten lebendig. Ganze Schaaren eilten aus der Gegend von Lohra zu Münzer, der eben im Begriff war, nach dem Stolberg'schen zu ziehen. Nachdem sie treulich bei der Zerstörung der Klöster Dietenborn und Clende geholfen hatten, zogen sie auch nach unserm Münchenlohra. Die Nonnen flohen angstvoll von dannen, und der wilde Haufe plünderte und zerstörte Alles; dann nahm er die Richtung nach der Flarichmühle, und lagerte sich daselbst auf einer großen Wiese. Da Graf Ernst von Hohenstein, den sie zu einem Bündnisse gezwungen hatten, ihnen entwischt war, ließen sie aus dieser Mühle folgendes Schreiben an ihn ergehen:

„Unserm freundlichen lieben Bruder Ernsten von Hohenstein, Schaffner des Landes Hohenstein!"

„Gnade und Friede von Gott, unserm Herrn! Lieber Bruder Ernst von Hohenstein! Wir fügen Euch zu wissen, daß die christliche Versammlung und Gemeine, Clettenbergischer und Scharzfeldischer Pflege, auf der Wiese bei der Flarichsmühle bei einander sind. Ist demnach unsere freundliche Bitte, Ihr wollet auf diesen Morgen früh bei uns an dem benannten Ort erscheinen; denn wir mit Euch zu reden haben, daran Euch und uns merklich gelegen ist!"

„Datum Montags, Anno 1525. Bitten Eure zuverlässige Antwort!"

Dies Schreiben hatte Johann Golz, Pachter in der Flarichsmühle, die an Walkenried gehörte, aufgesetzt, und er würde gewiß hernach

---

*) Vom Eichsfelde her erhält Münchenlohra noch jetzt mehrere Zinsen.

**) Conrad, Propst zu Lare, war Zeuge als Graf Burchard IV. von Scharfels an den Probst von Pölde das Wasser Rumspringe verkaufte.

***) Anno Domini MCCCLLXXI. sub Domino PPto Theodorico de Wolcramshusen factum est horreum istud.

mit seinem Leben dafür haben büßen müssen, wenn er nicht dargethan hätte, daß er zur Anfertigung desselben gezwungen worden wäre.

Graf Ernst traute seinen zudringlichen Brüdern nicht und blieb aus. — Sie warteten geraume Zeit, da aber ihr freundlicher, lieber Bruder immer nicht kommen wollte, zogen sie ab, um sich mit Münzer bei Frankenhausen zu vereinigen, erfuhren aber schon auf dem Wege, daß jener gänzlich geschlagen sei. Ein tödtlicher Schrecken kam unter sie, aller Besinnung beraubt, ergriffen sie nach allen Seiten hin die Flucht und suchten Schutz und Rettung daheim in ihren Hütten und Gehöften.

Sobald es ruhig war, zogen die Grafen von Hohenstein, Schwarzburg und Stollberg durch ihre Länder und suchten die Wunden zu heilen, welche rohe Hände geschlagen hatten. Ueber Münchenlohra wurde der Beschluß gefaßt, dasselbe nicht wieder herzustellen, da man jetzt schon beabsichtigte, später die Reformation einzuführen, welcher Entschluß nach mehreren Jahren auch ausgeführt wurde. Den 31. März 1546 kamen die Grafen von Hohenstein, Schwarzburg und Stollberg als Erbverbrüderte zusammen, beriefen den Hohenstein'schen Canzler und Propst zu Münchenlohra, Heinrich Rosenberg, den Marschall Heinrich von Bültzingslöwen und Andere zu einer Berathung, und es wurde von ihnen im Beisein des Nordhäusischen Predigers M. Johann Spangenberg's verordnet, daß Messen, Weihungen und mehrere Ceremonien gänzlich aufhören sollten.

Nicht lange nach der Säcularisirung verschrieben die Grafen von Hohenstein Münchenlohra wiederkäuflich an Hansen von Lüningen, im Jahre 1578 an Christoph von Zengen, später, mit churfürstlich sächsischem Consens, an Fritz von Bergen, und endlich 1590, mit halberstädtischem Consens, an Hanns Ernst von Gladebeck.*) Er war ein herzensguter Mann. Seine Freunde mißbrauchten seine Gutmüthigkeit und überredeten ihn zur Uebernahme vieler Bürgschaften, wodurch seine Nachkommen aus Münchenlohra vertrieben wurden. Bald nach seinem Tode starb auch sein Sohn, welcher jedoch einen Posthumus, den Bodo von Gladebeck hinterließ, der in seiner Jugend trübe Tage verlebte. Schon als er das Licht der Welt erblickte, war er eine vaterlose Weise, und später mußte er mit seiner Mutter aus Münchenlohra entweichen, da dasselbe durch den dreißigjährigen Krieg fast ganz verwüstet worden war, und weil die Bürgschaftsschulden seines Vaters und Großvaters das vorhandene Vermögen bei Weitem

*) Dieser von Gladebeck hielt sich einen eigenen Pfarrherrn, Johann Reisen von Bortfelde. Eine Zeit lang sah er sich zwar genöthigt, den Dienst durch Christoph Fehlingen, Prediger zu Elende, versehen zu lassen, es wurde ihm aber später verstattet, Johann Reisen wieder anzunehmen. Im Jahre 1684 berief Frau Johanne Elisabeth, Wittwe von Gladebeck, den Stephan Rudolphi zum Pfarrherrn nach Münchenlohra, doch mit dem Vorbehalt, daß sie die Pfarre verlegen könnte wohin sie wolle, wie sie denn vorher bald zu Nohra, bald zu Hainrode, bald zu Großwenden verlegt gewesen. — Jetzt ist Münchenlohra im Filial zu Elende.

überstiegen. Die Mutter floh mit dem einjährigen Knaben zu ihrem Vater, der seinen Enkel sorgfältig erzog und dem Kriegsstande widmete. In demselben machte er sein Glück, hielt sich nachher lange Zeit in Diensten des Grafen von Witgenstein auf, und da dieser im Jahre 1648 die Grafschaft erhielt (s. Clettenberg), so befriedigte derselbe die Gläubiger, die bis dahin Münchenlohra inne gehabt hatten, und verschrieb dem Bodo von Gladebeck 6000 Thlr., die er an Münchenlohra zu fordern haben sollte. Witgenstein's Söhne verkauften (1665) Münchenlohra dem Bodo, der im Laufe der Zeit churbrandenburgischer geheimer Rath und Hofpräsident geworden war, wiederkäuflich für 11,000 Thlr., doch mußte er ihnen noch tausend Thaler baar zahlen, die er bei der Einlösung nicht wieder erhalten sollte. Da das Haus der Herren von Gladebeck im Jahre 1701 ausstarb, fiel auch Münchenlohra dem Landesherrn anheim, und ward zu einem Amte gemacht. Heutigen Tages ist es eine königl. Domaine.

Münchenlohra liegt sehr angenehm auf einem grünen Hügel, der von allen Seiten sanft emporsteigt. Das Wasser wird auf denselben in Röhren von einem südlich liegenden Berge geleitet, ist aber sehr tuffsteinartig. Zwar liegt ein Brunnen, der Ringel- oder Ringbrunnen westlich vom Dorfe in der Nähe des Försterhauses, allein sein Wasser ist zum Kochen ganz untauglich, da es die Speisen bitter und ungenießbar macht, und nach dem allgemein verbreiteten Glauben, die Schafe davon sterben. Da, wo sein Wasser, — das aber, beiläufig gesagt, jetzt sehr dürftig fließt, — in den Teich der Mühle fällt, steigt nie ein Fisch in demselben herauf.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts waren von den Klostergebäuden noch ansehnliche Ruinen vorhanden, das Meiste davon ist aber abgerissen, und zum Bau der Wirthschaftsgebäude verwendet worden. Der ganze Hügel war mit Mauern umgeben, und in demselben sah man Oeffnungen, die in Kriegszeiten zu Ausfällen in den Gräben gedient haben mochten. — Die Wohnungen der Nonnen standen gegen Mitternacht; die Propstei oder das Paradies, hat gegen Morgen gelegen. Das Merkwürdigste unter dem noch Vorhandenen ist die in's Kreuz gebaute Kirche, an der man noch deutliche Spuren von Schwibbogen und Seitengängen bemerkt. Von den oben an den Mauern, dicht unter dem Dache befindlichen Hufeisen ähnlichen Verzierungen, nannte sie der Volkswitz, zum Unterschiede von der nahegelegenen Rosenkirche „die Hufeisenkirche." Der Thurm derselben soll sehr prächtig gewesen sein, wurde aber um's Jahr 1743 nebst dem westlichen Theile der Kirche, unter dem Amtmann Mehler abgebrochen. Die schönen Steine sind theils verkauft, theils zum Bau der untersten Etage des Amthauses, theils auch zu Viehställen verwendet. Anstatt des steinernen ist damals auf die Kirche ein hölzerner Thurm gesetzt worden. Die steinerne Altarplatte aber kam nach Friedrichslohra (s. u.). Im Innern der Kirche ist ein Altarblatt, das Gebet im Oelgarten, ohne besondern Werth. Der Taufstein scheint sehr alt. Aus einer Wand schaut ein steinerner Kopf. Der Grabstein einer Dilke Margrethe von Steinberga enthält ein Akrostichon. Sonst hat nur noch

der Grabstein Bodo's von Gladebeck Interesse, da wir durch ihn erfahren, wann und von wem die verwüstete Kirche wieder hergestellt worden ist. Die Aufschrift lautet:

Hier ruhet in Gott
Der Wohlgeborne Herr
BODO von GLADEBECK
auff Münchenlohr und Harste
Welcher im 27. Jahre seines Alters
den 20. May Ao. 1620
allhier seelig verschieden,
Dessen Sohn
Der Wohlgeborne Herr
BODO von GLADEBECK,
Churfürstl. Brandenb. Geheimer Rath
und Hoff Cammer Praesident
so den 15. Octobr 1620
als ein Posthumus allhier geborn,
hat 1666
Diese ganz wüst gewesene Kirche
wieder anbauen lassen

Die Umschrift lautet:

Herr schütze dieß dein Hauß mit Gnaden
Für Krieg und Brand und allem Schaden,
Erhalt darin die reine Lehre,
Und die hier bethen all erhöre!

Der hiesige Schullehrer, Herr Hennicke, zeigt Fremden mit Vergnügen die Sehenswürdigkeiten der Kirche und die letzten Reste der Klostergebäude. Hier und da trifft man noch unterirdische Gewölbe an, und erst kürzlich hat man eines entdeckt, nachgegraben, die Arbeit aber eingestellt, da sich dasselbe unter ein Gebäude zog, dessen Einsturz man befürchten mußte. Der Sage nach führte ein Gang bis nach Wolkramshausen, ein anderer hinauf zum Schlosse Lohra, wo man auch noch heute den Eingang zu diesem Gewölbe zeigt.

Bei Münchenlohra giebt es sehr viel Frauneis, Marienglas oder Glinzerspath. Ganze Felsen davon kann man hier sehen, und wurde sonst viel in fremde Länder abgeholt, was aber schon längst aufgehört hat. Dies Lager zieht sich in einem breiten Striche von Rehungen her nach Hainrode unter der Webelsburg unter den Lohraischen Bergen im Felde hin, und liegt an vielen Stellen zu Tage aus.

Das dicht bei Münchenlohra liegende Dorf Kleinwenden links liegen lassend, führt unser Weg durch wogende Getraideäcker nach dem ebenfalls ganz nahen Dorfe Großwenden, welches dicht unter dem Düngebirge*) liegt, und wie Kleinwenden an seine Entstehung

*) Dün ist ursprünglich ein celtisches Wort und bedeutet die Göttin Diana. cf. Camille Falconet: Remarques sur la signification du mot Dunum

durch die Sordenwenden erinnert. Der Hofprediger des Schlosses Lohra, welcher anfänglich in Elende wohnte, ward, da des Grafen Ernst VII. Kinder häufig starben, um dem Schlosse näher zu sein, im Jahre 1585 hierher nach Großwenden versetzt, und seit jener Zeit ist der jedesmalige Prediger zu Großwenden zugleich Hofprediger gewesen.*)

Von hier führt ein Waldweg, welcher der Burgstieg heißt, den hohen Berg hinan, auf welchem Lohra liegt. Auf der Höhe angelangt, erblicken wir eine große Bergebene, wie sie allen Bergen des Eichsfeldes und den damit zusammenhängenden Gebirgszügen eigenthümlich ist. Dieses ausgebreitete Plateau ist der Platz, wo die Göttin Lohra oder Lara**) verehrt wurde, und war zu zahlreichen Volksversammlungen wohl geeignet. Die Existenz dieser Göttin ist in neueren Zeiten fast allgemein geleugnet worden, es ist aber noch sehr die Frage, ob man recht daran gethan. Die alten Deutschen haben allerdings eine zu hohe und reine Idee von der Gottheit gehabt, als daß man glauben könnte, sie hätten solche Götzen, wie man ihnen zuweilen aufbürdet, angebetet; allein einmal ist in dem was von der Lohra erzählt wird, nichts enthalten was ihrer reinen Religionsbegriffe unwürdig wäre, und dann kann ja Lohra ein Götzenbild der Slaven gewesen sein, die sich wie eben gesagt worden ist, dicht am Fuße des Berges in mehreren Colonien niedergelassen hatten. Daß aber die Slaven Götzenbilder verehrten, wird Niemand leugnen wollen.***) Für die an hiesigem Orte stattgefundene Verehrung der Göttin sprechen: in den grauesten Zeiten wurzelnde Sagen und eigenthümliche Ortsbenennungen. Hier auf dieser Höhe, die auch „der heilige Berg" genannt ward, hier, wo ein heiliger Hain rauschte, und wo man weit hinaus blickte in das Land, hinüber zu dem ehrwürdigen Harzgebirge und dem alten Brocken, — hier beteten die Bewohner der Gegend zu der Göttin Lohra, der Beschützerin treuer Liebe. Freundlich und hold blickte sie

---

*) Im Jahre 1598 ward unter dem Herzoge von Braunschweig, durch eine Commission, die aus Georg Wilden, Canzler zu Herzberg, und aus Johann Dollenhausen, Amtmann auf Lohra bestand, festgesetzt, daß der Hofprediger zu Lohra die Großwendische Gemeinde, der Prediger zu Elende aber Münchenlohra mitbesorgen sollte. Von vielen dieser Prediger wäre etwas Besonderes zu berichten. — Einer, Dietrich Kremnig, ward in der Wipper todt gefunden, als er zu Sollstedt hatte predigen wollen. Lange nachher gestand einer aus seiner Gemeinde auf dem Todtenbette, daß er seinem Pfarrherrn aufgelauert und ihn ins Wasser gestürzt habe. — Ein anderer, Mengewein, war viele Jahre in der nächsten Umgebung der Königin Christine von Schweden gewesen, hatte auch die Reise nach Italien mit ihr gemacht u. s. w.

**) Am Rhein heißt bekanntlich auch ein Felsen „der Stein der Lore" oder „Lorelei." Lei heißt nämlich „der Stein," besonders „Schieferstein."

***) Es ist hier nicht der Ort, über „Sein oder Nichtsein" der Göttin zu philosophiren. Wir folgen daher dem Volksglauben und dem alten wackern Lenner, welcher Lora auf diesen Berg versetzt, ihr Bild vom Bonifaz zerstören, und von ihm unweit des Berges eine Capelle anlegen läßt. (S. Rosenkirche.)

auf treue Liebende, welche sich ihr naheten, herab, armen Ehepaaren stand sie hilfreich bei und gab ihnen der Geschenke mancherlei; aber mit glühendem Hasse und unversöhnlichem Zorne verfolgte sie diejenigen, welche die Treue brachen und den heiligen Gefühlen der Liebe Hohn sprachen. Wohl störte der heilige Bonifaz ihren Dienst, wohl verwüstete er ihren heiligen Hain, aber die Herzen des Volks blieben ihr im Geheim zugewandt, das Volk redet noch immer von ihr, und manch' altes Mütterchen erzählt ihren horchenden Enkeln von dem Walten der mächtigen Göttin.

Einst lebte in der Nähe des Ortes wo Lohra verehrt wurde, ein wunderschönes Fräulein, Bertha mit Namen. Ein junger, schöner Ritter war ihr mit der innigsten Liebe ergeben, und sie erwiederte diese Liebe. Einst lustwandelten sie mit einander in dem Walde, und gelangten unter süßem Kosen unbemerkt in den Hain der Göttin. Heiliger Schauer erfaßte sie, und wie von unsichtbarer Gewalt getrieben, knieeten sie hin vor Lohra und der Ritter rief, ihr die Hand reichend: „Hier Bertha, hier im Angesichte der Göttin schwöre ich Dir Treue bis an das Grab!" — Und Bertha hob feierlich die Hand und sprach mit bewegter Stimme: „Auch ich liebe Dich innig, und werde ich je Dir untreu, so treffe mich der Zorn der Göttin, und die schrecklichste Strafe soll mich ereilen!"

Der Ritter drückte gerührt das Mädchen an sein Herz, und verließ mit ihm den Wald, träumend von ewiger Liebe und nahem Glück. Schon war der Tag der Vereinigung festgesetzt, als die Kriegstrommete schmetterte, und den Jüngling aus den Armen der Liebe in das wilde Kriegsgetümmel rief. Weinend und ihre ewige, unveränderliche Liebe beschwörend, lag Bertha an seiner Brust, und heiße Thränen flossen beim Abschiede aus ihren schönen Augen ohne Zahl. Aber Tage und Wochen vergingen und mit ihnen verging ihre Liebe, und bald wandelte sie uneingedenk ihrer Schwüre, Arm in Arm mit einem andern Jünglinge in den Wald. Unter einen Baum setzte das Paar sich nieder, und tauschte mit einander zärtliche Worte und süße Küsse. —

Solchen Frevel ließ aber die keusche Göttin nie ungeahndet.

Lohra, die das Paar belauschte
Nahm urplötzlich die Gestalt
Eines Hirsches an, und rauschte
Durch den todtenstillen Wald.

Aufgeschreckt, mit Angstgeberde,
Stürzte Bertha aus dem Hain;
Aber Flammen aus der Erde
Hatten auf der Flucht sie ein.

Ihre Asche ward von Priestern
Dort im Thal zur Ruh gebracht,
Und man hört das Jammerflüstern
Ihres Geistes noch bei Nacht.

Vor vielen Jahren lebten in der Nähe des Berges zwei Brüder, die an Gesinnung einander sehr unähnlich waren. Der Aeltere strebte nur nach Reichthum, und Ehrgeiz war die Triebfeder aller seiner Handlungen; der Jüngere liebte ein friedliches Stillleben und häusliches Glück war das Ziel aller seiner Wünsche. Er hatte eine Braut, schön und gut, aber ohne alles Vermögen, weshalb der Bruder ihm zürnte, und ihn auf alle Weise von der Geliebten abwendig zu machen suchte, was ihm aber wenig gelang.

Einst ging er in dem Walde, welcher den Berg der Lohra bedeckt, sinnend auf und ab, als er plötzlich vor einer Felsenspalte stand, die er je gesehen zu haben sich nicht erinnern konnte. Er trat näher, doch ehe er sie erreichte, schritt aus derselben ein wunderschöner engelhafter Zwerg hervor, und sprach mit zarter Stimme:

Guter Jüngling, komm herein!
Nimmer soll es Dich gereun!

Zugleich fühlte er sich bei der Hand gefaßt, und von dem Zwerge in die Höhle gezogen. Ueberrascht folgte er, und ließ sich von dem sonderbaren Führer wie willenloses Kind leiten. Nach kurzem Gange gelangten sie an eine Thür von glänzendem Metalle. Der Zwerg zog einen goldenen Schlüssel hervor und öffnete. Der junge Mann stand wie verzaubert, denn er schaute in einen Garten, in dessen sonniger Helle die herrlichsten Blumen mit den brennendsten Farben und fremdartigen Gerüchen dufteten, und wo sich Vögel mit goldiggrünen Schwingen auf den Bäumen wiegten, und mit menschenähnlichen Stimmen unter einander plauderten. Der Zwerg ließ ihm aber nicht lange Zeit die Herrlichkeiten zu betrachten, sondern schritt auf eine Rosenlaube zu, in der die Göttin Lohra, ein Ideal weiblicher Schönheit, seiner harrte. Mit strahlenden Augen betrachtete sie den Jüngling, und reichte ihm dann eine dunkelrothe Blume, welche sie eben in der Hand hielt, mit den Worten: „Du liebst aufrichtig und treu ein armes Mädchen, Du wirst von ihr wieder geliebt, — hier nimm von mir diese Blume und bewahre sie wohl; so wirst Du das höchste, häusliche Glück genießen, das sich auf Erden nur denken läßt. In Eintracht und Heiterkeit werdet Ihr Eure Tage verleben, blühende Kinder werden Euch umspielen, und spät am Abend Eures Erdenlaufs werdet ihr vereint in die Grube sinken. Gehe und sei glücklich!“

Der Jüngling nahm dankbar das Geschenk an, und entfernte sich auf das Zeichen der Göttin unter Leitung desselben Zwergs, der ihn hereingeführt.

„Du betrachtest die Früchte dieses Gartens so neugierig," sprach dieser mit seiner Stimme, — „warte ein wenig, daß ich Dir einige pflücke, die Du Deiner Braut mitnehmen kannst!"

Schnell waren die schönsten Früchte von einigen Bäumen herabgelangt, und des Jünglings Taschen damit angefüllt, der sich mit herzlichem Dank entfernte, und erfreut zu seiner Geliebten eilte. Athemlos erzählte er ihr was ihm begegnet sei, und da sie ihn ungläubig anblickte, griff er in die Tasche, um sie durch den Anblick der wunderbaren Früchte, die er erhalten, zu überzeugen, aber wie erstaunten Beide, als sich Alles in Gold oder Silber verwandelt hatte. Die Freude der Liebenden war ohne Grenzen. Dankbar priesen sie die theilnehmende Göttin, kauften sich für das Geld, welches sie für die kostbaren Früchte erhielten, ein schönes Landgut, und fanden in ihrem gegenseitigen Besitze den Himmel auf Erden.

Der Bruder des glücklichen, jungen Ehegatten, der sich in seinem Stolze seit längerer Zeit um den armen Bruder gar nicht bekümmert hatte, hörte verwundert die neue Mähr, daß derselbe ein feines Landhaus an sich gekauft habe, und wie der reiche Mann im Evangelio, alle Tage herrlich und in Freuden lebe. Er zerbrach sich den Kopf woher Simplicius, wie er seinen Bruder immer zu nennen pflegte, zu solchem Vermögen gekommen sei, und machte sich endlich von der größten Neugierde getrieben, selbst auf den Weg. Er fand auch wirklich Alles bestätigt was die Fama ausposaunt hatte, und konnte sich nicht enthalten, den Bruder sogleich bei Seite zu führen und nach der Quelle seines Glückes zu fragen. Da Lohra keine Verschwiegenheit über den Vorfall verlangt hatte, fand dieser keine Veranlassung, das was ihm begegnet war zu verhehlen. Der Geldgierige horchte hoch auf, und kaum hatte er sich durch Speise und Trank etwas gestärkt, so brach er auf, den Eingang in den Berg zu suchen. Er stand, fügt die Sage hinzu„ eben im Begriff aus Noth ein altes, häßliches, zanksüchtiges, aber überaus reiches Weib heimzuführen. Hm! dachte er, wenn Lohra dir eben so günstig ist, als Deinem Bruder, so verlasse ich augenblicklich die Alte, und suche mir unter den Töchtern des Landes eine, die meinen Augen wohlgefällt! — Sorgsam forschte er nach der Höhle, und nach langem, vergeblichem Suchen zeigte sie sich endlich seinen Blicken. Vor derselben auf dem Rasen saß ein häßlich gestalteter, dickköpfiger Zwerg. Auf seine Bitte erhob sich das kleine Ungethüm, und führte ihn in den Berg hinein; aber der Gang war so dunkel und holperig, daß er mehrere Male mit dem Kopfe gegen die Felsenzacken stieß, bald auch stolperte und zu Boden fiel. Endlich gelangten sie in den Garten, und er sah bald mit lachendem Herzen die Laube, in welcher die himmlisch schöne Göttin saß. Im Bewußtsein seiner äußern Schönheit trat er keck vor Lohra hin, und verbeugte sich mit vieler Anmuth.

„Elender!" rief die Göttin mit unmuthigem Antlitze, „Du wagst es, mit unreinem Herzen frech und dünkelhaft vor mir zu erscheinen? Du, der Du die heilige Liebe mißbrauchst, und unter ihrem Namen nur Deine Geldgier zu befriedigen strebst, Du hoffst

von mir, der Schätzerin treuer, aufrichtiger und uneigennütziger Liebe Schätze zu erhalten? Auf, ihr meine dienstbaren Geister, ergreift ihn, straft ihn für seinen frechen Uebermuth, und werft ihn hinaus aus meinem Gebiete!"

Und es rauschte aus allen Büschen wie ein Sturmwind, und eine Schaar von Zwergen hing sich wie ein Schwarm ergrimmter Katzen an ihn, stießen, schlugen und knippen ihn, zogen ihn durch den dunkeln Gang in's Freie, warfen ihn den Berg hinab, und mit donnerähnlichem Krachen schloß sich der Eingang zu der Höhle hinter ihm zu.

Voll von ohnmächtiger Wuth eilte der Getäuschte von dannen, und hielt nicht eher an, als bis er schweißtriefend daheim anlangte. Schreck und Zorn warfen ihn auf das Krankenlager, und mehrere Wochen war er nicht vermögend, dasselbe zu verlassen. Als endlich seine Gesundheit zurückgekehrt war, sahe er sich genöthigt, sein altes Liebchen heimzuführen. Die Hochzeit wurde mit großem Glanze gefeiert. Es war aber kein Glück in der Ehe. Schon in den Flitterwochen rumorte die Alte grimmiger als der Teufel, das Vermögen welches er erheirathet hatte, verschwand ihm unter den Händen, Wasser und Feuer schienen sich verabredet zu haben, sein Besitzthum zu verheeren, und bald war er ärmer als vorher. Der Schatz war verschwunden, und es war ihm nichts übrig geblieben als — sein Schätzchen. —

Nach Letzner (vit. Bonifac. Cap. 12.) stand das Bildniß der Göttin, noch ehe das Schloß Lohra erbauet ward, auf der Stelle wo jetzt der Rest eines viereckigen Thurmes steht, unter einem besondern Gehäuse, welches Bonifacius zerbrach. Letzteres soll er, gestützt auf den Beistand fränkischer Krieger, die ihn begleiteten, um's Jahr 723 gethan haben.

Wir haben auf der Hochebene bis zum Schlosse Lohra nur eine kurze Strecke zu wandern. Die Lage der Burg auf dem westlichen Ende des Berges war sehr günstig. Auf drei Seiten fällt der Berg steil ab, und östlich gegen die Bergebene hin, auf der es erbaut liegt, ist es mit noch jetzt vorhandenen, mehrfachen, tief in den Fels eingeschnittenen Gräben und dahinter erbauten Mauern gegen jeglichen Anfall geschützt. Das Schloß sieht von mehreren Seiten einem wüsten Steinhaufen ähnlich, bei dem man Altes und Neues oft nicht zu unterscheiden vermag. Sobald man durch das Thor auf den Schloßhof gelangt ist, bietet sich eine der herrlichsten Aussichten dar. Man sieht über den größten und schönsten Theil der Grafschaft Hohenstein hinweg, der gegen Westen durch den Ohmberg und gegen Norden von dem Harzgebirge eingerahmt wird, über das sich der Brocken hoch und stolz erhebt. In der Morgenbeleuchtung ist die Gegend zauberisch schön. Aus den obersten Zimmern des Wohnhauses ist die Aussicht noch großartiger, und auch der Blick nach Osten freier. — Wenden wir uns nun zur Betrachtung des Schlosses selbst, so zieht zuerst der Rest eines östlich gelegenen, viereckigen Thurmes, welcher

die Kemnate hieß, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Die Umsicht von seiner Spitze muß entzückend gewesen sein, da er noch im vorigen Jahrhunderte eine Höhe von hundert Fuß hatte, wovon aber gegen das Jahr 1780 funfzig Fuß abgebrochen wurden, da er im obern Theile den Einsturz drohete. Er ist, wie die meisten der alten Thürme, in- und auswendig aus behauenen Steinen aufgeführt, und der Zwischenraum mit Bruchsteinen und dazwischen geworfenen Mörtel ausgefüllt. Hinter dem Thurm hat die Münze gelegen.

Gleich bei diesem Thurme liegt die Kirche. Sie muß im vorigen Jahrhunderte in sehr schlechten Umständen gewesen sein, da man erzählt (s. Schmaling's Hohnst. Mag.) „daß die Ratten die Orgel aufgefressen, welchen Gräuel sie auch an den Acten der alten Amtsregistratur verübt!" Jetzt ist sie in benutzbarem Zustande, enthält aber des Alterthümlichen fast gar nichts. Das Altarbild, Christus im Oelgarten, ist ganz ohne Werth; aber die Kanzel mit den vier Aposteln und darüber Christus, in der Linken die Weltkugel haltend, und mit der Rechten segnend, ist recht wacker in Holz geschnitzt. Der Gottesdienst in dieser Capelle wird noch jetzt von dem Prediger zu Großwenden besorgt. — Unter derselben sind einige „zierlich mit Laub ausgehauene, auf Pfeilern ruhende Gewölbe." von welchem der Herr von Rohr (Denkw. des Harzes p. 139) schreibt, „daß es in alten Zeiten eine Capelle der Tempelherren gewesen, aus welcher ein unterirdischer Gang nach Elende geführt habe." Es ist aber wahrscheinlicher, daß diese Gewölbe zu Weinkellern dienten, die wie man weiß, in vielen Burg- und Klosterkellern mit steinernem Laubwerk und allegorischen Bildern verziert sind. — Die übrigen unterirdischen Gewölbe sind jetzt größtentheils verschüttet, und die noch übrigen alten Reste der Burg zu ökonomischen Zwecken eingerichtet.

Der Fels, auf welchem die Burg ruht, besteht aus einem mehligen Blätterstein. In denselben war, wahrscheinlich gleich bei Erbauung der Burg, ein weiter und überaus tiefer Brunnen gehauen, aus welchem das Wasser vermittelst eines Rades in die Höhe gebracht ward. Zur Zeit, als der Herr von Hardenberg Inhaber und Besitzer des gräflichen Amtes Lohra war, fing der Brunnen an, sein Wasser zu verlieren, und man hat sich seitdem gezwungen gesehen, das für Menschen und Vieh nöthige Wasser, auf Eseln den hohen Berg hinaufzuschaffen. Der Weg auf welchem das Wasser auf den Berg gebracht wird, und der zugleich von der westlichen Seite her den Zugang zum Schlosse bildet, heißt der Eselsstieg. Auf der südlichen Seite, wo das Schloß den besten Anblick gewährt, befindet sich der Garten, in welchem ein Eingang zu einem unterirdischen Gewölbe gezeigt wird, das nach Münchenlohra und Wolkramshausen geführt haben soll. Betrachtenswerth ist ein starker Baum, dem es in seiner Jugend sauer geworden, und dem sein Emporkommen ziemlich schwer gemacht worden ist, da er das alte Gemäuer seiner ganzen Länge nach hat auseinander treiben müssen, um sich mit vieler Mühe oben den Ausgang in's Freie zu bahnen.

Ueber die Erbauung des Schlosses Lohra läßt sich nichts Bestimmtes angeben. Vielleicht hat es Heinrich der Finkler gegen die Ungarn erbaut, vielleicht auch erst Heinrich IV. Dann würde das Ende des 11. Jahrthunderts die Zeit seiner Entstehung sein. Eine starke Veste war Lohra gewiß, dafür bürgt Lage und Ruine. Möglich ist es auch, daß es Ludwig, Urenkel Ludwig des Bärtigen erbaut oder wenigstens erneuert hat. Johann Bange (thüring. Chr. p. 44) sagt: Ludwig des Springer's Schwester, Jutta, habe mit ihrem Gemahle Ludwig von Linderbeck und Bielstein einen Sohn, Beringer, erzeugt. Dieser habe drei Söhne hinterlassen. Der eine, Ludwig, bauete Lohra u. s. w. — Es waren also die Herren von Lohra eine Nebenlinie der Herren von Bielstein.

Gewiß ist, daß Ludwig der erste bekannte Besitzer ist, aus welchem Hause er aber eigentlich herstammte, ist noch immer nicht bis zur Gewißheit erwiesen. Gebhardi (s. hist. genealog. Abh. III. p. 120) macht ihn, wie Bange, zum Sohne des Grafen Beringer von Bielstein und Linderbeck. Andere (z. B. Wedekind) eignen dem Beringer, Herrn von Sangerhausen nur Einen Sohn, Conrad, Herrn von Hohenstein zu, († 1145) und eine Tochter Reinwig. Daß er übrigens zu dem Geschlechte der Landgrafen von Thüringen gehört habe, scheint aus dem Grunde wahrscheinlich, daß er, sein Sohn und einer von seinen Enkeln den Namen „Ludwig," und ihre Brüder den Namen „Beringer" geführt haben, die jenen eigen waren. Noch schwerer ist zu bestimmen, wie und durch wen Ludwig Lohra erhalten habe, weil mit ihm aus dem Nordheim'schen Hause, welchem die Herrschaft Lohra angehörte, die Erbin Gertrud, ihre Tochter Richenza, und ihres Mannes Brudersſohn, Siegfried von Bömeneburg noch lebten. Vielleicht haben die Nordheimer nur einen Theil von der gedachten Herrschaft besessen, und der andere mit dem Schlosse Lohra, hat den Vorfahren des Grafen Ludwig gehört.

Eckstorm (Chron. Walkenr. p. 18) und Paul Jovius melden von Ludwig: er sei einer von den Hochzeitsgästen zu Nordheim gewesen, als sich Herzog Lothar von Sachsen mit der Gräfin Richenza (im Jahr 1100) vermählte. In Urkunden erscheint er zum ersten Male im Jahre 1123 zu Erfurt als Zeuge unter andern thüringischen Grafen, als Adelogus, Domherr zu Magdeburg, dem Kloster Bursfelde seinen Hof in Alboldorode, und sein Eigenthum in Rickarderingerode und Benigehausen um 102 Talente am 24. Junius verkaufte. (cf. Scheid. Mont. document. p. 306). Zum zweitem Male war er zu Erfurt bei der Uebergabe des Klosters Gerode an den Erzbischof Adelbert von Mainz im Jahre 1124 gegenwärtig. (Guden. cod. diplom. I. p. 63). Nach zwei Jahren zog er mit dem neuen Kaiser Lothar nach Böhmen, und wurde in dem Kriege, welchen Markgraf Otto von Mähren mit dem Herzoge Sobieslaus führte, im Jahre 1126 erschlagen. (Paul Jov. p. 142. Eckst. l. c.)

Ludwig hinterließ einen Sohn, auch Ludwig genannt, und eine Tochter, Adelheid, die als Stifterin des berühmten Klosters Walkenried ihren Namen sattsam verewigt hat. (S. den Art. Walkenried)

(cf. Eckst. Chron. Walkenr. p. 39). Ludwig, des vorigen Sohn, tritt in Urkunden bis in's Jahr 1162 mehrmals auf, z. B. im Jahr 1133 in einer Urkunde des Abtes Berchtochus von Fuld, welcher damals das Dorf Gosselborn an das Kloster Paulinzelle vertauschte. (Lindner's Analect. Paulino-Cellens. I. p. 5) Im Jahre 1139 begleitete er den Kaiser Conrad, als dieser mit vielen geistlichen und weltlichen Fürsten einen Zug gegen die Sachsen machten, um den neuen Herzog Albert, Markgrafen von Brandenburg, wider den abgesetzten Heinrich den Großmüthigen zu unterstützen, und bis Hersfeld vorgerückt war. (Grashof origin. Mühlhus. Append. docum. N. II.) In demselben Hersfeld wohnte Ludwig im Jahre 1144 der feierlichen Einweihung der dasigen Kirche bei (Guden. I. p. 157) und im Jahre 1150 befand er sich zu Erfurt bei dem Erzbischofe Heinrich (ib. p. 196). Das Kloster Georgenthal beschenkte er zwei Jahre später (1152) mit einigen Gütern zu Mölburg und Siebeleben, oder traf vielmehr einen Tausch mit demselben. (Hoche's Gesch. d. Gfschfft. Hohenstein p. 101.) Auch erschien er 1154 im thüringischen Landgericht zu Mittelhausen, wo dem Abt von Gerode, Eberhard, das ihm von Günzelin Grosus verkaufte Gut Brustede öffentlich übergeben wurde. Desgleichen bezeugte er 1162 die Stiftung des Klosters von dem Grafen Ernst von Tonna. Dieses Mal hatte er seine beiden Söhne Beringer und Ludwig bei sich. Etwas Weiteres kommt von ihm nicht vor.

Die nach dem Vater regierenden Söhne Beringer und Ludwig, fanden sich 1184 auf einem Landtage zu Erfurt ein (Hoche I. I. 101) und 1188 zu Allstedt, wohin Kaiser Friedrich I. verschiedene Bischöfe und Grafen berufen hatte (ib.). Ludwig allein erschien wieder zu Erfurt 1193 (Guden. I. p 325) und 1197 bei einer Tagleistung zu Naumburg, wo der Bischof Berthold den Kauf gewisser Güter in Merbich, Nora, Heinrode und Magedon an das Kloster Walkenried bestätigte. (Prig. guelf. III. p. 563.) Dieses Wenige ist Alles, was von den beiden Brüdern aufzufinden ist. Eckstrom erwähnt zwar beim Jahr 1221 einen Grafen Beringer von Lohra, als Gutthäter des Klosters Walkenried;*) er ist aber wahrscheinlich nicht der vorige, welcher die Stiftung des Klosters Reifenstein (1162) mit bezeugt hat, sondern dessen, oder des Bruders Ludwig Sohn gewesen.

Nebst diesem Beringer stellen einige neuere Schriftsteller, ohne ihre Gewährsmänner anzugeben, noch einen Grafen Ludwig von Lohra auf, den sie im Jahr 1227 nach Palästina ziehen, und dort sterben lassen.**) Dies Vorgeben kommt aber sehr bedenklich vor, weil unter

---

*) Beringer, Comes de Lora, monasterio dedit quatuor sexagenas avenae annui reditus in Solstedt. Anno Christi 1221. Eckst. Chron. Walkenr. p. 86.

**) Sein Sohn der auch Ludwig hieß, zog 1227 mit dem Kreuz nach Palästina, woher er nie wieder zurückgekommen ist. Hoche Gesch. d. Gfschfft. Hohenstein p. 101. Schmalzing's Hohenst. p. 274).

den thüringischen Grafen, die damals im Gefolge des Landgrafen Ludwig IV. waren, als: Günther von Käfernburg, Burchard von Brandenberg, Meinhard von Möllburg, Heinrich von Stollberg und Ludwig von Schwarzburg, kein Ludwig von Lohra zu finden ist. (Sagittar. thür. Gesch. ad annum 1227). Aus unserer Nachbarschaft werden: Rudolf von Bültzingslöwen, Dietrich von Seebach und Friedrich von Treffurt aus dem Adel namhaft gemacht; warum wollte man Ludwig allein ausgelassen haben?

Eben so wenig kann man einen Albert von Lohra als letztes Stammglied annehmen, ob er gleich in der Hofmann'schen Stammtafel der Grafen von Beichlingen dafür ausgegeben wird,*) denn sie ist voller Fehler und stimmt mit den Leuckfeld'schen Genealogien der Grafen von Beichlingen, Rotenburger und Beichlinger Linie, die sich doch auf Urkunden gründen, gar nicht überein. (Leuckf. v. d. Beichl. Grafen p. 83 und 108). Hofmanns Fehler hat Scheid, da er dessen Stammtafel in die Geschichte der Welfen einrückte, selbst eingesehen und sie zu berichtigen versprochen; dennoch hat er in einem andern spätern Werke von 1757 den Grafen Albert beibehalten und behauptet: er habe bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts gelebt. (S. dessen Einleitg. in d. Braunschw. Lüneb. Staatsrecht p. 186). Es soll aber gleich bewiesen werden, daß der letzte Graf von Lohra, wie er auch immer geheißen haben mag, schon vor dem Jahre 1234 gestorben war.

Nach Elöschung des gräflichen Geschlechts von Lohra**), fiel diese Herrschaft den Grafen von Beichlingen zu, es sei nun aus naher Verwandtschaft, Verschwägerung oder aus einer andern Ursache geschehen. Damals lebten zwei Brüder, Dietrich und Friedrich III. Ihr Vater Friedrich II. war schon 1219 oder noch früher gestorben, wovon uns eine Urkunde überzeugt, worin er dem Stifte Vessera, in der Grafschaft Henneberg, ein Gut in Ettileiben bei Frankenhausen geschenkt hatte. Der erste Bruder, Dietrich, scheint keinen Antheil an der Erbschaft gehabt zu haben, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil er in einen geistlichen Ritterorden getreten war. Daß Friedrich im Jahre 1234 bereits die Herrschaft Lohra angetreten hatte, beweist eine im Kloster Gerode aufgefundene Urkunde, in welcher er als „Graf von Lohra" unter den Zeugen aufgeführt wird, daß Graf Ernst von Gleichen seine gandersheim'schen Lehen von der Aebtissin Bertha II. (reg. 1223—51) empfing. Dies ist das erste und einzige Mal,

---

*) Friedericus junior, mortuo Alberto, ultimo Comite in Lare, comitatum hunc acquisivit. Orig. Guelf. IV. p. 536.

**) Das Wappen der Grafen von Lohra war ein Brett- oder Schachspiel von zwölf Feldern, roth und weiß abwechselnd, und darüber ein Hirschgeweid, dessen eine Stange weiß, die andere roth ist. — Ein alter Mann, den ich im Walde bei Lohra traf, erzählte mir darüber: Karl der Große habe die alten Grafen von Lohra zum Christenthume bekehrt, und ihnen dies Wappen gegeben, damit sie sich beim Anblicke der zwölf Felder an die zwölf Jünger Jesu erinnern sollten.

daß er „von Lohra" genannt wird, vielleicht deswegen, weil jene Urkunde auf seinem Schlosse Lohra, in seiner Gegenwart ausgefertigt wurde; — sonst heißt er immer „von Beichlingen." Friedrich hat Lohra bis gegen das Jahr 1253 selbst behalten, welches daraus zu schließen ist, daß, als 1249 die sämmtlichen thüringischen Grafen, und unter diesen auch unser Friedrich, den Markgrafen Heinrich von Meißen für den Landgrafen von Thüringen, und für ihren Herrn schriftlich anerkannten, kein Graf von Lohra darunter zu finden ist. (Tenzel Suppl. II. p. 590 sq.) Hätte Friedrich schon damals seinem ältesten Sohne das Schloß Lohra abgetreten gehabt; so würde dieser unfehlbar sich auch gegen den Markgrafen haben erklären müssen, um so mehr, da es Berthold, ein Sohn des Grafen Günther von Käfernburg, und Heinrich, ein Sohn des Grafen von Hohenstein gethan haben. Hieraus scheint auch zu folgen, daß sein ältester Sohn 1249 noch nicht volljährig war. Erst im Jahre 1251, als der Vater dem Cistercienserkloster in Kelbra die dasige Kirche des heiligen Georg, etliche andere Kirchen, nebst einer Mühle in Ichstedt und einen Wald schenkte, sagte er: Diese Schenkung sei geschehen mit Gunst und Bewilligung seines Sohnes, und sei auch mit dessen Siegel bekräftigt worden. (Heydenreichs schwarzb. Gesch. p. 402.) Von der Einwilligung der übrigen Söhne geschieht hier keine Meldung, ein Zeichen daß sie noch nicht mündig waren. Der Mündige wird 1253 von dem Grafen Heinrich von Gleichen, dessen Schenkung der Peterskirche zu Numburg bei Kelbra an das Kloster Walkenried er bezeugte, als der „junge Graf von Lohra" angeführt (Leuckf. l. l.). Folglich hatte ihm der Vater dieses Schloß schon eingeräumt. Im J. 1268 verkaufte Friedrich III. dem Kloster Walkenried eine Waldung, Ermena genannt, und das Gut Radveld für 150 Mark fein Silber im Gerichte des Grafen Friedrich von Stollberg; und dieser bezeugte daß der Kauf mit Einwilligung und in Gegenwart der Gräfin Hedwig, gebornen von Rotenburg, des Verkäufers Gemahlin,*) und ihrer Söhne: Friedrich von Lohra, Friedrich und Hermann von Beichlingen, und der Tochter Ermengardis geschehen, und die Uebergabe der Güter erfolget sei. Nach diesem Verkauf lebte Friedrich noch sieben Jahre, und starb am 30. November 1275, wie es seine Grabschrift in der Klosterkirche zu Frankenhausen, wo er begraben liegt, ausweist. (Leuckf. p. 61 u. 117).

Nach dem Tode des Vaters trat Friedrich IV., der zwei und zwanzig Jahre das Schloß Lohra inne gehabt, und während dieser Zeit bald den Titel „Graf von Lohra," bald „von Beichlingen" geführt hatte, seinem Bruder Friedrich V. gedachtes Schloß ab, und theilte mit ihm die väterliche Erbschaft, entweder nach der Anordnung des Vaters, oder nach ihrer eignen Uebereinkunft (Leuckf. p. 63 65). Manches behielten sie gemeinschaftlich. Durch ihre Theilung bildeten

*) Diese hat vielleicht ihrem Manne Schloß und Grafschaft Rotenburg zugebracht.

die beiden Brüder, da jeder vertheirathet und mit Kindern gesegnet war, zwei Linien, die Rotenburger und die Beichlinger.*) Friedrich V. ward vom Landgrafen Albrecht mit der Jagd bei seinem Wohnsitze „von der Wibelsburg bis Walungisberg" belehnt (Leuckf. 77). — Von seinen Kindern hätte Friedrich VI. Lohra erhalten sollen, allein er starb bald, und da ein Bruder, Conrad, in den Krieg gezogen, der andere, Günzel, Domherr zu Halberstadt war, fiel das Land an dessen Bruder, Heinrich I. In Folge der schon (unter dem Art. Bodenstein) erwähnten Fehde mit dem Abte von Fulda, Heinrich von Wildenau, sah er sich genöthigt, seinen Antheil an Lohra an den Grafen Heinrich IV. von Hohenstein zu verkaufen. (Leuckf. p. 86. Heydenreich v. den Gfn. Hohenstein p. 7). Im Jahre 1307 bewohnte er noch das Schloß Lohra, wie die von ihm am 19. Nov. des gedachten Jahres über die Abtretung seines Rechtes an der Mühle zu Winkel, zu Gunsten der Stiftskirche in Jechaburg, ausgestellte Urkunde zu erkennen giebt, wobei der Schloßcaplan und die dasigen Burgmänner Zeugen waren. (Würdtwein dipl. Jechab. p. 124). Er starb gegen das Jahr 1320.

Lohra hatte nun mit Hohenstein (s. dies. Art.), zu dem es fortan gehörte, ziemlich gleiches Schicksal. Die Grafen von Hohenstein, Heinrich IV. und Dietrich VI. theilten sich nach dem Jahre 1330 so in die Grafschaft, daß Heinrich den Theil am Harze, nebst den Herrschaften Lohra und Clettenberg erhielt, Dietrich aber den Theil in der goldenen Aue, und ein Stück des Harzwaldes.

Im Jahre 1370 wurde eine neue Erbtheilung gemacht, und es entstanden nun die beiden Hauptlinien Lohra und Clettenberg und Heringen-Kelbra. Lohra und Clettenberg fielen Heinrich VIII. mit der rothen Platte zu. Anfangs residirte er auf Lohra, nachher auf Clettenberg, und führte so wie auch alle seine Nachkommen den Titel „Graf von Hohenstein, Herr zu Lohra und Clettenberg." Die Geschichte dieser Familie ist unter „Clettenberg" zu suchen, hier soll nur erwähnt werden, was auf Lohra Bezug hat.

Als die verbrüderten Grafen von Stollberg, Hohenstein und Schwarzburg im Jahre 1437 mit dem Bischofe Burkhard von Halberstadt in Fehde lagen, und der Bischof zwischen Heringen und Stollberg gänzlich geschlagen wurde, saßen viele der dort Gefangenen in den Kellern unsrer Veste. — Ernst IV. residirte hier. — Johann IV. der dem Herzoge Georg von Sachsen in Friesland diente, und bei der Belagerung der Stadt Gröningen von einem vergifteten Pfeile getroffen worden war, wurde krank nach Lohra gebracht, wo er den 19. Dec. 1514 starb. — Volkmar Wolfgang, geboren 1512, berühmt wegen seiner Fertigkeit in der französischen Sprache, die damals noch nicht so allgemein war als jetzt, da man zu jener Zeit mehr den Spaniern, als den Franzosen nachahmte, war der erste Graf von Hohenstein, der mit der Herrschaft Lohra von Halberstadt beliehen

*) S. die Artikel Rotenburg und Beichlingen.

wurde.*) Der letzte Hohensteiner, Graf Ernst VII. hielt sich gern zu Lohra auf, wo ihm fast alle seine Kinder starben, und wo ihn selbst die Krankheit welche seinen Tod herbeiführte überfiel.

Von der Erbverbrüderung welche die drei Grafen von Hohenstein, Stollberg und Schwarzburg unter einander geschlossen, ist schon anderwärts die Rede gewesen. Lohra gehörte mit in diese Verbrüderung, die von allen Herzögen in Sachsen, von Wilhelm (1461) bis auf Churfürst August (1573) bestätigt wurde. August vertauschte in diesem Jahre die Herrschaft Lohra mit allen Pertinenzien an das Domcapitel zu Halberstadt für andere mannsfeldsche Güter, doch aber mit dem Vorbehalt, daß dieser Tausch den verbrüderten Grafen nicht nachtheilig sein sollte, vielmehr sollte das Domcapitel dahin sehen, daß die folgenden Bischöfe die Grafen damit beliehen. Dennoch gab der Bischof von Halberstadt Heinrich Julius seinem Vater, dem Herzoge Julius von Braunschweig, schon im J. 1583 die Anwartschaft auf Lohra und Clettenberg, nebst der Vogtei über Walkenried. Als nun Ernst VII. am 8. Juli 1593 ohne Kinder starb, so ließ Heinrich Julius die Grafschaft schon am dritten Tage durch den Canzler Jagemann und andere Räthe in Besitz nehmen. Zugleich kam Wolfgang von Honsberg mit, der die Schlösser Lohra und Clettenberg mit gewaffneter Hand einnahm, die Leute der Grafen vertrieb und diejenigen, welche sich widersetzt hatten, gefangen nach Braunschweig führen ließ.**) Der Successionsstreit welcher nun entstand,

---

*) Lohra war Anfangs ein altes halberstädtisches Lehen. In der Theilung zu Ravenna, zwischen dem halberstädter Bischof Hildiward und dem Erzbischof Hatto von Magdeburg, im J. 961, scheint die Herrschaft Lohra an das Erzstift Magdeburg gekommen zu sein. Als im Anfange des 16. Jahrhunderts Deutschland in zehn Kreise getheilt wurde, fiel Lohra sammt Clettenberg an Obersachsen, das eigentliche Hohenstein als braunschweigisches Lehen an Niedersachsen. — Unter Churfürst August hatten die Grafen von Mannsfeld eine so große Schuldenlast auf sich geladen, daß die Gläubiger anfingen einen Theil nach dem andern an sich zu reißen. Dies bewog die Lehensherren, Churfachsen, Magdeburg und Halberstadt, diese Güter in Sequestration zu nehmen, was nachher auch auf die übrigen Güter ausgedehnt wurde, und welche Sequestration bis zum Jahre 1780 gedauert hat, wo das gräflich mannsfeld'sche Haus ganz ausstarb. Weil aber unter den verschiedenen Lehensherren wegen Vermengung der Lehensstücken öfters Irrungen vorgefallen waren, so bewog dies den Churfürsten August, mit dem Domcapitel in Halberstadt den sogenannten halberstädt'schen Permutationsreceß, den 26. October 1573 zu schließen, in welchem er seine Lehensherrlichkeit an die Herrschaft Lohra und den dazu gehörigen Städten Ellrich und Bleicherode, nebst der Schutzvogtei über Walkenried an das Bisthum Halberstadt abtrat, und dafür die halberstädt'sche Lehensherrlichkeit an Eisleben, Hettstedt, Bolleben, Wimmelburg u. a. Stücken, welche die Grafen von Mannsfeld zu Lehen erhalten hatten, mit aller landesfürstlichen Hoheit erhielt. Dieser Tauschtractat erhielt 1574 die kaiserliche Bestätigung, womit aber die verbrüderten Grafen gar nicht zufrieden waren.

**) Dieser Honsberg starb auch auf Lohra, am 10. Nov. 1594, und wurde zu Bleicherode begraben.

ist bereits (unter Hohenstein) erzählt. Da in dem Tausche zwischen Sachsen und Halberstadt nur die Landes- und Lehenshoheit verwechselt war, so wurde den Grafen die Belehnung widerrechtlich vorenthalten, denn es war eine offenbare Unwahrheit, wenn Halberstadt behauptete, daß weder Kaiser noch Reich jemals in die Erbverbrüderung gewilligt hätten. Die Grafen klagten, und erhielten am 8. Februar 1605 den Bescheid, daß sie in die ihnen genommenen Güter wieder eingesetzt werden sollten.*) Da Heinrich Julius dem ungeachtet die Länder nicht herausgab, so wurde weiter geklagt; noch vor Beendigung des Streites starb er aber zu Prag. Der dreißigjährige Krieg brach an, und da man die Grafschaft als ein Land betrachtete, dessen Herren ungewiß seien, so wurde sie arg mitgenommen. Tilly ließ 1625 das Schloß Lohra in Besitz nehmen, befestigte es und legte Truppen hinein, die so zügellos und ausschweifend lebten, als man es sich kaum zu denken vermag. Die umliegenden Ortschaften wußten nicht mehr, auf welche Weise sie die gemachten Forderungen befriedigen sollten. In so guten Vertheidigungsstand Tilly das Schloß gesetzt hatte, so übel zugerichtet verließ er es, denn als er abzog, ließ er nicht nur die neu errichteten Befestigungswerke, sondern auch die alten Schloßmauern zerstören, so daß nach seinem Abzuge die Burg völlig einer Ruine glich. — Nach Tilly kamen ein Cavallerieregiment, unter Oberst du Vuer, und zwei Regimenter Fußvolk von der Wallenstein'schen Armee, von Halberstadt aus durch Stollberg in die Grafschaft, besetzten unter andern auch Lohra, und lagen darin vom 5. October bis zum 5. December. Kaiser Ferdinand II. gab ohne Weiteres die Grafschaft dem Grafen Christoph Simon von Thun 60,000 Gulden wiederkäuflich. Wallenstein nahm sie in Besitz. David Becker, Freiherr von der Ehre, versammelte die Landstände zu Bleicherode, und machte ihnen den Willen des Kaisers bekannt. Thun schickte darauf den Paul Path von Rieteburg als Administrator in die Grafschaft und es blieb so bis zum Jahre 1631, wo Gustav Adolf die Schlacht bei Leipzig gewann, und die Kaiserlichen eilig die Grafschaft verließen. Nun bot Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig den Grafen einen Vergleich an, und zwar der Art, daß er die Aemter Lohra, Dietenborn und die Stadt Bleicherode mit allen Zubehörungen den Grafen von Stollberg und Schwarzburg abtrat. Die Grafen erhielten nun die Güter als ein Afterlehn von Braunschweig-Wolfenbüttel. Bei der Uebergabe der Aemter Lohra und Dietenborn wurden den Prälaten,

*) Der Gegenstand, um den es sich hier handelte, war gar nicht unbedeutend, denn die Herrschaft Lohra bestand, wie man aus einem Schreiben vom Jahre 1593 sieht (cf. Leuckf. Antiqq. Walkenr. II. p. 44) aus folgenden Stücken: Schloß und Amt Lohra, Hemmigen, Wolfsingerode, Seligstedt, obern und niedern Gebra, Klein- und Großwenden, Münchenlohra und Dietenborn. Hainrode unter der Wedelsburg, Kleinfurre, Rürleben, Wollersleben, Rehra, Marbich, Kinderode, Bußleben, Ober- und Mittelrottleben (Ober- und Mitteldorf), Elende, Lipprechterode, Kleinbodungen, Buhla, die Hasenburg, Ascherode, Groß- und Kleinberndten, den Städten Ellrich und Bleicherode u. s. w.

Rittern, Ständen und Unterthanen ihre habenden und hergebrachten Rechte und Freiheiten vorbehalten, und die Grafen versprachen, sie bei dem „was rechtmäßig hergebracht und beweislich verschrieben wäre" zu schützen, und Niemanden zu beschweren. Auch versprachen sie, in diesem ihrem Antheile eine besondere Regierung zu halten, und sie so einzurichten, „daß die Stände und Unterthanen sich an dieselbe halten, und nicht außerhalb dieser Herrschaft die Justiz suchen müßten." Sie legten auch zu Bleicherode eine Canzlei an, ließen sich den 2. April 1634 im Lohraischen Antheil huldigen, und sahen froh der Zukunft entgegen, da ihnen versprochen war, daß sie, so wie die wolfenbüttelsche Linie ausstürbe, auch die Herrschaft Clettenberg erhalten sollten. Das Glück schien ihnen zu lächeln, denn schon den 11. April starb Friedrich Ulrich an den Folgen eines Sturzes vom Rosse. Die Grafen waren bereits ganz erfreut, als plötzlich Halberstadt nicht nur Clettenberg, sondern auch Lohra einzog. Die Wiedereinnahme geschah den 30. April durch den Grafen Johann Richard von Metternich, des hohen Domstifts zu Mainz Propst, und Vicar zu Halberstadt, der zu dieser Unternehmung den Obersten Philipp Christoph von Gratsch, vom Chor des schwedischen Statthaltern in Halberstadt, Ludwigs von Anhalt, gebrauchte. Dieser Gratsch besetzte die beiden Schlösser Lohra und Clettenberg mit Soldaten, vertrieb die gräflichen Diener mit Zurücklassung ihres Vermögens, ja, er bemächtigte sich Alles dessen, was die Grafen an Getreide und Vieh u. s. w. hatten dahin bringen lassen. Gegen dies ganz widerrechtliche Verfahren klagten die Grafen beim Kaiser und bei den damals in Regensburg versammelten Reichsfürsten. Metternich wurde aufgefordert sich zu rechtfertigen. Die Gründe welche er vorbrachte, waren natürlich ganz seicht, allein da die Schweden bei Nördlingen geschlagen waren, und die Kriegsscenen sich geändert hatten, blieb die Sache liegen, und die Grafschaft wurde zu den Tafelgütern des Bischofs Leopold Wilhelm gezogen. — Da im Westphälischen Frieden (1648) Brandenburg Vorpommern an die Schweden abtreten mußte, erhielt es zur Entschädigung unter andern Länderstücken auch das Bisthum Halberstadt, und damit zugleich Lohra und Clettenberg. Im 11. Artikel des osnabrück'schen Friedens heißt es: „Da die Grafschaft Hohenstein dem Theile nach, der ein Lehn des Bisthums Halberstadt ist, und in zwei Dynastieen oder Präfecturen, Lohra und Clettenberg besteht, nebst einigen Städtchen mit dahin gehörigen Gütern und Rechten, nach des letztverstorbenen Grafen dieser Familie jenem Bisthum zugewandt, und von dem Erzherzoge Leopold Wilhelm, als Bischof von Halberstadt, bisher besessen; so soll diese Grafschaft fernerhin bei diesem Bisthum bleiben, unwiderruflich, so, daß dem Churfürsten von Brandenburg, als nunmehr erblichen Besitzer des Bisthums Halberstadt, freie Gewalt zustehen soll, über gedachte Grafschaft zu disponiren; — Niemandes Widerspruch oder Widerstand soll die geringste Geltung haben!" — Daß den Grafen glänzende Versprechungen, die aber nie gehalten worden sind, gemacht wurden, ist unter Hohenstein und Clettenberg bereits erzählt.

Der Churfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, war also der neue Herr von Lohra und Clettenberg nebst den Städten Ellrich, Bleicherode, Sachsa und Benneckenstein. Den 4. Juni 1650 kamen die brandenburg'schen Bevollmächtigten, der Freiherr Johann Friedrich von Blumenthal und Johann Christoph von Burgsdorff in die Grafschaft um den Unterthanen den Erbhuldigungseid für den neuen Landesherrn abzunehmen. Sie errichteten zu Buhla unter der Hasenburg, auf dem Rittersitze der Herren von Berlepsch, mit den Ständen einen förmlichen Receß, worin diesen ihre Freiheiten und Privilegien bestätigt wurden. Die churfürstliche Ratification erfolgte fünf Wochen später. —

Wie Lohra und Clettenberg auf einige Zeit an die Grafen von Witgenstein, und von diesen wieder an Preußen gekommen, ist (unter Clettenberg) schon erzählt. Es muß hier aber noch nachträglich gesagt werden, daß die Grafen von Witgenstein wohl nicht unrecht hatten, wenn sie dem Churfürsten sagten: Lohra und Clettenberg brächten sehr wenig ein; denn vielen Nutzen zogen sie wahrscheinlich nicht, da fast auf allen Domainen bedeutende Schulden hafteten, und z. B. der fürstl. braunschweig-lüneburgische Statthalter auf Wedderstedt und Schmatzfelde, Hildebrand Christoph von Hardenberg, das gräfliche Amt Lohra inne hatte und 1679 seine Beamten darauf setzte. Im Jahr 1691 besaßen es Gustav Adolf von Hardenberg und dessen Brüder. Nach den Witgensteinen ist Lohra eine Domaine geworden und ist es noch heute.

Im Jahre 1722 kam König Friedrich Wilhelm in Gesellschaft des Fürsten Leopold von Dessau, über Benneckenstein in die Grafschaft. Das Mittagsmahl nahm er in Wolfleben ein; Abends kam er auf Lohra an, wo er die Nacht über blieb. Der damalige Amtmann Hofmann auf Lohra, über den unzählige Beschwerden eingelaufen waren, wurde mitgenommen, und ist nie wieder zurückgekehrt.

Im Jahre 1766 erhielt Lohra ordentliche Justizbeamte. Vorher wählten die adeligen Gerichtsherrn ihre Gerichtshalter selbst, und die Amtleute hatten dieses Recht auch. Das Lohraische Justizamt umfaßte Lohra, Münchenlohra und Rohra. Dieses erhielt mit dem Prädicat eines Commissionsrathes, der nachmalige Kriegsrath zu Ellrich, Stockelmann, dem Mehler, Billig u. A. folgten.

Ehe wir die alte Burg verlassen, auf der sonst mächtige Grafen gehaust, werfen wir noch einen Blick auf die köstliche, vor uns ausgebreitete Gegend, und erwähnen bei ihrer Betrachtung noch einer Naturmerkwürdigkeit.

Zwischen Lohra und Elende liegt ein kalkartiger Berg, der nur so viel Erde über sich hat, als zum Ackerbau erforderlich ist, und die Gegend jenseit dieses Berges nach Mitteldorf zu, ist wiesen- und wasserreich. Dieser Berg sinkt nach genauen Beobachtungen, und wie auch der Oberprediger Schmaling angemerkt hat, von Jahr zu Jahr. Um 1770 konnte man von Lohra her nur die Spitze des Kirchthums von Elende sehen, jetzt sichet man von daher schon das

ganze Dorf. Auch sinkt der Berg zwischen Elende und Nohra, Münchenlohra gegenüber und zu Pustleben hat man um das genannte Jahr nie die Thurmspitze von Münchenlohra sehen können, wie es jetzt der Fall ist.

Wir wenden uns nun von dem alten Schlosse rechts, und wandern auf einer Trift, zur rechten den Wald, zur Linken die auf dem Plateau des Gebirgs liegende, zur Domaine Lohra gehörige Länderei. Nach kurzer Zeit umfängt uns von beiden Seiten der Wald, durch den ein breiter Weg gehauen ist. Unter dem kühlen Laubdache schöner Buchen läßt es sich herrlich wandern; aber der Weg scheint kein Ende zu nehmen, und wir freuen uns, wenn wir plötzlich auf einen freien Platz gelangen, und

das Forsthaus Lohra

vor uns erblicken, die Wohnung eines Oberförsters, der 3000 Morgen königliche, und 2000 Morgen Gemeindewaldung zu beaufsichtigen hat. Romantisch gestimmten Seelen wird die Lage dieses Hauses ungemein gefallen, und in der That ist sie ganz so, wie Dichter einsame, im Walde gelegene Häuser zu schildern pflegen. Weit und breit ist kein anderes Gebäude zu finden, — ringsum nichts wie dichter Wald, in dem eine heilige Stille herrscht, die nur durch das Säuseln des Laubes, das Sumsen der Bienen und die Stimmen der Waldvögel unterbrochen wird. — Im Sommer mag es sich in dieser schattenreichen Einsamkeit, in dieser friedlich schönen Natur recht idyllisch wohnen, aber im Winter, wo man abgeschnitten ist von der Gesellschaft der Menschen, wo die Pfade verschneit sind, der Sturm heulend durch den Wald geht, die Bäume krachend zusammen schlagen und der Schnee gegen die Fenster fliegt, muß es gar traurig sein in dem öden Walde. Der Platz ist außerdem merkwürdig. Hier lag in alten Tagen eine Stadt, Brücken genannt, die aber gänzlich verschwunden ist, obgleich man auf dem Rasen die Lage einzelner Häuser, ja die Richtung der Straßen erkennen kann. Auf derselben Stelle aber, wo das Forsthaus steht, ragte das Schloß der Stadt empor, welches dem Zwecke gemäß, den es haben sollte, den Namen „Schirmer" führte, aber bei der Zerstörung der Stadt mit untergegangen ist. Als man das Forsthaus erbaute, fand man in Stein gehauene Brunnen, und beim Graben der Keller Todtengebeine in Menge. Hin und wieder sind auch in neuerer Zeit Münzen gefunden worden, von denen einige viereckig waren.

Wir schreiten wieder in den Wald, gelangen nach kurzer Wanderung auf einen Rasenweg, den einzelne alte Eichen schmücken, und den wir verfolgen bis er sich in's Thal hinabsenkt. Hier ist das Ziel unseres Marsches.

Die Gegend in der wir uns jetzt befinden, und die noch keine Feder geschildert hat, ist überaus anmuthig und interessant, obgleich sie von Fremden fast gar nicht besucht wird. Hier liegt die alte

Runenburg, die Helberburg, das Härzunger Feld, — wo ebenfalls eine Stadt gestanden haben soll, — der wilde Friedhof u. s. w., von denen hier aber nicht geredet werden kann, weil wir fürchten müssen, diesem Aufsatze eine allzu weite Ausdehnung zu geben.*) Nur Eine Merkwürdigkeit dieser Gegend wollen wir hier noch erwähnen, weil sie in naher Beziehung zu Lohra steht. Es ist dies

die steinerne Jungfrau.

Das schöne Wiesenthal vor dem wir stehen, und das von hohen, bewaldeten Muschelkalkbergen eingefaßt ist, heißt das Helbethal und wird von der Helbe durchflossen, die aber einen sehr ungleichen Wasserstand hat. Im November oder December fängt sie an, mit vollem Wasser zu fließen, und behält es meistens unausgesetzt bis zum April oder Mai; dann vermindert es sich allmählig, und verschwindet gegen Johanni ganz und gar, so daß die daran liegenden Mühlen gänzlich in Stillstand gerathen. Den schönsten Anblick gewährt die Helbe im Frühjahr, wo sie gewöhnlich dergestalt anschwillt, daß das ganze Thal, welches eine Breite von 100 bis 120 Schritten hat, gänzlich überschwemmt wird, und die bewaldeten Thalabhänge die Ufer bilden. An dem Wege nun, welcher sich von der Höhe, auf der wir stehen, in dieses Thal hinabzieht, steht links ein verwittertes Steinkreuz von eigenthümlicher Form, daß eine Höhe von ungefähr acht Fuß hat, und in der ganzen Umgegend unter dem Namen der steinernen Jungfrau sattsam bekannt ist. — Auf der dem Wege zugewandten Seite enthält dasselbe mehrere Reihen Schrift, die aber leider unleserlich geworden ist, was man um so mehr bedauern muß, da sie ohne Zweifel die Veranlassung zur Errichtung des Denkmals erzählt. Vor einigen funfzig Jahren müssen die Schriftzüge noch ganz gut zu erkennen gewesen sein, und es ist in der That zu verwundern, daß Niemand sie abgeschrieben und uns aufbewahrt hat; denn durch Muthwillen ist hier wie man deutlich sieht nichts zerstört, nur die Hand der Zeit hat die Buchstaben verwischt und unkenntlich gemacht. Auf der andern Seite, die dem Berge zugekehrt, und vor dem Einflusse der Witterung mehr geschützt gewesen ist, erkennt man deutlich die Gestalt eines knieenden Ritters, von dessen Haupte ein breites Band empor läuft, das ebenfalls Schrift enthält, von der sich auch noch einzelne Buchstaben erkennen lassen. Die verwitterte Vertiefung vor dem Ritter dürfte noch eine Figur vorgestellt haben, vielleicht die der Jungfrau, welche dem Steine den Namen gegeben hat; der jedoch auch daher entstanden sein kann, daß das Kreuz aus der Ferne betrachtet, der Gestalt eines Frauenzimmers sehr ähnlich sieht.

*) Eine Schilderung der eben genannten Punkte soll bei „Dietenborn" erfolgen; über Friedrichslohra und die Zigeuner ein besonderer Artikel.

Ein alter Holzfäller den ich in der Nähe antraf, erzählte mir, daß der Stein eine Jungfrau vorstellen solle, die ein Körbchen mit Eiern trage.

Ein Fräulein des nahe gelegenen Schlosses Lohra sei sehr mildthätig gewesen, habe oft den im Walde zerstreut wohnenden, armen Leuten Besuche abgestattet, habe sich nach ihren Bedürfnissen erkundigt, und ihnen Nahrungsmittel aller Art in ihre Hütten gebracht. Einst sei sie mit einem Körbchen voll Eier, die sie einer armen Köhlerfamilie habe bringen wollen, in den Wald gegangen, sei von Räubern angefallen und erschlagen worden, worüber im Walde großes Jammergeschrei entstanden sei. — Der Ritter von Lohra aber habe an der Stelle, wo seine Tochter ermordet worden, den Stein zum Andenken setzen lassen.

Eine andere, weitläufiger ausgesponnene Sage erzählt über das Denkmal Folgendes:

Der letzte Graf von Lohra, Heinrich, hatte ein wunderschönes Töchterlein, welches den Namen Adelheid führte. Heinrich war ein wilder Ritter, und lebte in beständiger Fehde, besonders mit den Mühlhäusern, die er so unversöhnlich haßte, daß er Mühlhausen zu überfallen und zu zerstören beschloß. Mehrere gleich gesinnte Freunde ließen sich bewegen, an dem kühnen Zuge Theil zu nehmen. Mit ahnendem Herzen sah Adelheid die Zurüstungen zur Abreise machen, alle ihre Warnungen, alle ihre Bitten, den gefährlichen Plan aufzugeben, waren von ihrem Vater mit Hohngelächter zurückgewiesen worden, und es blieb ihr daher nichts übrig, als ihren Geliebten, den Ritter Ludwig von Straußberg bei Seite zu nehmen, und ihm den Vater auf das Angelegentlichste zu empfehlen. Der Straußberger schwur der schönen Braut beim Abschiede, ihrem Vater treu zur Seite zu bleiben, und ihn entweder glücklich zurückzubringen, oder mit ihm zu sterben; — und etwas leichteren Herzens sah nun Adelheid die Ritter und Knappen von dannen eilen. — Diese erreichten bald die feindliche Stadt, fanden aber die Mauern und Thore so gut bewacht, daß sie mit großem Verluste zurückgeschlagen wurden, und endlich die Flucht ergreifen mußten. Die Mühlhäuser folgten den Flüchtigen auf dem Fuße nach, und so sehr auch der Graf von Lohra eilte, seine Burg zu erreichen, so holten sie ihn doch in der Nähe seiner Veste, im Heidethale ein. Ein blutiger Kampf entstand. Die Ritter fochten wie die Löwen, aber die Uebermacht war allzugroß. Einer nach dem Andern sank in das Gras, und zuletzt fiel auch der Graf von Lohra von unzähligen Wunden bedeckt zur Erde. Kein Ritter athmete mehr, nur der Ritter von Straußberg war während des Getümmels entronnen, hatte aus sicherm Verstecke dem Kampfe zugeschaut, pochte nun athemlos an das Thor des Schlosses Lohra, und brachte der erschrockenen Tochter die Nachricht von dem Ende ihres Vaters. — Empört über sein feiges Betragen und über seine Wortbrüchigkeit, wies sie ihn verächtlich aus dem Thore ihrer Veste, und schwur einen theuren Eid, sich nie zu vermählen. — Ihr Leben war fortan nur dem Andenken ihres Vaters gewidmet, und sie ließ an der Stelle wo

er gefallen war, ein steinernes Kreuz setzen, welches sie täglich besuchte. — So lebte sie lange Zeit ruhig und in Frieden. — Böse Nachbarn aber fingen plötzlich an sie zu beunruhigen, fielen in ihr Gebiet ein, und raubten und plünderten. Von allen Seiten bestürmt einen Gatten zu wählen, der im Stande sei das Land gegen jeden Feind zu vertheidigen, sträubte sie sich dennoch lange gegen ein Ehebündniß, bis der Geist ihres Vaters erschien, und sie ihres thörichten Gelübdes entband. Nun ließ sie bekannt machen, daß, wer die Ringmauer ihres Schlosses umritte, ihre Hand erhalten solle. Durch die Schönheit der Gräfin, und durch ihr reiches Besitzthum angelockt, kamen viele Ritter herbei, aber alle stürzten von der Mauer herab, und Roß und Mann zerschmetterte an den Felsen. Endlich gelang es dem Grafen von Clettenberg die gemachte Bedingung zu erfüllen. Er umritt die Mauer und Adelheid wurde sein Weib. In spätern Jahren wurde sie von heftigen Gewissensbissen gequält, weil sie den Tod so vieler wackerer Ritter veranlaßt hatte, und sie stiftete zur Sühnung ihrer Sünden das Kloster Walkenried.

Die Sage lebt ganz so, wie sie hier erzählt ist, im Munde des Volks, und gründet sich ohne Zweifel auf ein geschichtliches Factum. Sie ist zwar voller Anachronismen und historischer Widersprüche; aber es ist bekannt, daß das Volk in seinen Erzählungen gar oft Personen und Zeiten mit einander vermengt, und daß man über dergleichen phantastische Sprünge und kühne Zusammenstellungen hinweg sehen muß.

Schmetterling und Sage scheuen
Die Berührung strenger Hand.
Wollen flüchtig nur erfreuen,
Holden Schimmer niederstreuen,
Gaukelnd ziehn von Land zu Land!

Wenn wir die steinerne Jungfrau verlassen, steigen wir in das Helbethal hinab, wenden uns links und gelangen auf einem Wege, auf welchem wir das Forsthaus nicht wieder berühren, wiederum nach dem Schlosse Lohra. Nicht weit von seinen Thoren führt uns ein ziemlich steiler Fußpfad in das Thal hinab, zu dem Dorfe

Friedrichslohra.

Von Heimath, Herrn und Militär frei,
Muß unser Treiben
Beneidenswerth bleiben.
— — —
Geboren sind wir ohne Zwang,
Nirgend zu spüren
Kirchengebühren;
Geboren sind wir ohne Zwang,
Begrüßt mit Pfeifen und Gesang.

Nach Beranger.

Am nördlichen Fuße des Berges, auf welchem das alte Schloß Lohra thront, liegt das Dorf

Friedrichslohra,

welches seine Entstehung Friedrich dem Großen verdankt, dem zu Ehren es auch seinen Namen angenommen hat. Es steht an derselben Stelle, wo in alten Zeiten das Dorf Naschhausen lag, dessen noch hie und da gedacht wird. Der Amtmann Schneppe auf Lohra baute zuerst vier Colonistenhäuser, wozu der Oberamtmann Smalian, dessen Familie Lohra und Münchenlohra noch inne hat, einige andere fügte. Der Letztere errichtete im Jahre 1774 eine aus zwei und zwanzig

Häusern bestehende lutherische Colonie, dicht unter dem Burgberge, deren Bewohner — scherzweise die „Zweiundzwanziger" genannt — in Großwenden eingepfarrt wurden. In den Jahren 1774—77 brachte er noch sechzig Häuser zu Stande, welche sämmtlich von Katholiken bezogen wurden, von denen Jeder ein Stück Amtsländerei in Erbenzins erhielt. Dieser neuen, katholischen Gemeinde ward auf königliche Kosten eine Kirche gebaut, deren erster Geistlicher, Degenhard, aus dem Franziskanerkloster zu Halberstadt hierher versetzt wurde, und deren Inneres man auf allerhöchsten Befehl mit den Reliquien und Heiligenbildern der nahe gelegenen Rosenkirche zu Elende ausschmückte. Der Hauptaltar, welcher ächt vergoldet ist, kam von Bleicherode hierher, die beiden mit Figuren gezierten Flügelthüren mußten aber abgenommen werden, weil sie den Altar durch ihre Schwere zu zerstören drohten. Der Taufstein und die steinerne Altarplatte stammen von Münchenlohra. Eine mater dolorosa aus der Rosenkirche zu Elende, deren Gesicht sehr ausdrucksvoll war, hat durch einen übel angebrachten, kleisterartigen Firnißanstrich sehr verloren. Die meisten übrigen von Elende hierhergekommenen Heiligenbilder stehen in der Sacristei; es ist aber sehr zu wünschen, daß sie anderweitig placirt werden, da schon ihr Alter ehrwürdig ist, und einige darunter auch gar nicht übel gearbeitet sind. Ein duldender Christus, sitzend und in Lebensgröße dargestellt, ein Kreuz in der Hand haltend, verdient Beachtung, und sein Gesicht dürfte einzig genannt werden, doch hat es ebenfalls durch jenen Farbenanstrich viel verloren. Gleich beim Eingang in die Kirche steht ein alterthümlicher, mit gewundenen Säulen verzierter Kirchstuhl, der in der Rosenkirche zu Elende der Beichtstuhl war.

Im vorigen Jahrhundert lagerten in den Waldungen um Lohra viele Zigeuner.*) Ihre Diebereien wurden der ganzen Gegend lästig, da man sich aber die ungebetenen Gäste auf keine Weise vom Halse zu schaffen wußte, so bereitete man ihnen endlich in Friedrichslohra Wohnsitze, und sie gaben nun der Gegend einen eigenen, romantischen Anstrich. Baumlange, wildschöne Kerle schauten hinter den Gebüschen hervor, phantastisch aufgeputzt im Husarenpelz und barfuß, oder

*) Es kann hier keine Geschichte der Zigeuner gegeben werden, sondern wir müssen gleich in mediam rem gehen. Wer sich über dies Volk kurz und bündig belehren will, lese was Tetzner (Aesch. der Zigeuner, Weimar bei Voigt) und Grellmann darüber gesagt haben. Ihrer Sprache nach scheint Indien ihre Heimath zu sein, und auch ihre Grammatik zeugt für diese Annahme. Einige behaupten geradezu, es seien ausgewanderte Paria's, weil sie mit diesen vieles Gemeinsame haben, allein gewiß ist die Sache nicht, vorzüglich da die Tschinganen, ein Völkerstamm am Ausflusse des Indus, welcher von Raub und Plünderung lebt, schon dem Namen nach mehr Ansprüche auf die liebenswürdige Verwandschaft haben. —

mit einer Pikesche angethan und eine Pfauenfeder auf dem Hut, kamen sie in die benachbarten Ortschaften, machten Musik — wozu sie besondere Anlage haben — und schauten nebenbei um, ob nicht hier und da ein Thier gefallen sei, welches sie sich dann ausbaten und unter allgemeiner Fröhlichkeit verzehrten. Ja sie gruben Thiere, welche schon mehrere Tage in der Erde gelegen hatten wieder aus, und verspeisten sie mit großem Appetite. „Warum sollten wir's nicht essen?" sprachen sie. „Gott hat's geschlach't!" — Die Männer waren meistentheils schlank, schwarzlockig und dunkeläugig, dabei aber sehr feige, die älteren Weiber wahre Megären, Studien für einen Salvator Rosa, die Mädchen von bräunlicher Gesichtsfarbe, mit romantisch-dunkeln Augen, rabenschwarzen Haaren und geschmeidigen Gliedern, die eben so phantastisch aufgeputzt wie die Männer, in weißen Kleidern mit rosafarbenen Leibbändern, aber barfuß mit kurzen Pfeifen im Munde, und nicht den feinsten Canaster rauchend, einherwandelten. Sie befanden sich beständig auf der Wanderung, traten bei Regenwetter oder bei heftiger Kälte, mit unabweisbarer Zudringlichkeit in die Hütten der Landleute, und strebten mit den Worten: „Väterchen, laß uns ein Bischen wärmen!", nach dem warmen Ofen hin, wenn sie aber abgezogen waren, fand es sich meistentheils daß dies oder jenes fehlte, und wenn man sie auch mit Argusaugen beobachtet hatte. Der Haupterwerbszweig des weiblichen Personals bestand im Wahrsagen. Sie lasen in den Händen aller Menschen, deren sie habhaft werden konnten, und schwatzten den einfältigen Bauernmädchen der Umgegend allerlei ab, indem sie ihnen reiche Männer und ganze Haufen von Kindern prophezeiten. In der That besaßen sie aber eine treffliche Suade und eine so ungemeine Menschenkenntniß, daß es wirklich Erstaunen erregen mußte, wie glücklich sie aus den Gesichtszügen ganz fremder Personen deren Character zu lesen verstanden, so daß ich sehr oft beobachtet habe, daß gebildete Leute diesen Zukunftsverkündigerinnen anfangs mit ungläubigen Lächeln, zuletzt mit einer Art Scheu zuhörten, ja einen sehr freisinnigen Mann sah ich einst einen ganzen Abend über verstimmt, weil ihm eine alte Zigeunerin gewahrsagt hatte, daß ihm ein entsetzliches Unheil ganz nahe bevorstehe, — denn der Aberglaube nistet in jedem Menschenherzen, und übt mehr Macht über uns aus, als wir glauben oder gestehen mögen. Uebrigens liegt in dem Spiele mit der Zukunft stets ein großer Reiz, selbst wenn wir von der Trüglichkeit der Voraussagungen überzeugt sind, und es ist immer interessant, sich von einer braungelben, hexenartigen Braka oder schwarzäugigen Bella*) in geheimnißvollen Redensarten die Zukunft verkünden zu lassen, — „denn mancherlei doch denkt sich bei den Worten!" — Was mich anbetrifft, so freute ich mich jedesmal wenn ich sie sah, und das geschah, da ich ihnen eine Zeit lang ganz nahe wohnte, fast täglich. Sie lockten mir mein

*) Isabella von Aegypten, von Ludwig Achim von Arnim. Köstlicher Zigeunerroman.

Geld ab, und sagten mir dagegen wahr; wenn aber das eintrifft was sie mir prophezeiht haben, so werde ich auch noch einer der glücklichsten Menschen. Für eine Hand voll „Tuback" wünschten sie mir alles mögliche Glück und Heil an. Einen Talismann haben sie mir auch aufgeschwatzt, den ich der Merkwürdigkeit wegen noch heute beständig in meiner Geldbörse trage, und welcher die liebenswürdige Eigenschaft besitzt, meine Finanzen stets in gesegneten Umständen zu erhalten. Dieses merkwürdige Stück, ein Würzelchen von unbekanntem Holze, kostet mich nur vier gute Groschen.

Ihr Leben in Friedrichslohra, Münchenlohra und der Umgegend hatte sehr viel Phantastisches und Malerisches. Sie waren freie Bürger der Natur, und behaupteten dem Gesetze, dem Evangelio, den Gefängnissen und der Obrigkeit zum Trotz ihre angestammte Unabhängigkeit. Diese eigensinnige Anhänglichkeit an die wilde Unstätigkeit eines umherziehenden Lebens, pflanzte sich von einer Generation auf die andere bis in unsere Tage fort, und erhielt sich mitten in einer der gebildetsten und bevölkertsten Gegenden Deutschlands. Sie unterschieden sich gänzlich von dem geschäftigen, erwerbsamen Volke um sie her, und schienen wie die Indianer in Amerika, entweder über die gewöhnlichen Sorgen und Mühen des Lebens erhaben zu sein, oder unter ihnen zu stehen. Ohne Macht, Ehre und Reichthum zu achten, gleichgültig gegen die Ereignisse der Zeit, das Steigen und Fallen der Kornpreise oder der Staatspapiere, schienen sie die abquälende Menge zu verlachen. Sie waren die Plage der Umgegend, hatten aber wie Alles was eine Art von Landstreicherleben führt etwas, das die Phantasie anzog. Sie gehörten in diesen kalten, Wirklichkeitstagen zu den letzten Spuren von dem bunten Volke früherer Zeiten, und paarten sich, und zwar nicht nur bei mir, höchst sonderbar mit Feeen und Hexen, Kobolden, Räubern und den übrigen phantastischen Gestalten der Poesie; da wohl kein namhafter Schriftsteller zu finden ist, der nicht dieses Volk oder einige Individuen desselben zum Gegenstande seiner Gedichte oder Erzählungen gewählt hätte.

Freilich hatte ihr Leben auch viele prosaische Seiten, von denen wir nur die „Taterbank"*) nennen wollen. — Da sie eine vornehme Abneigung gegen jegliche Arbeit hatten, die Geschenke aber oft nicht so reichlich ausfielen, als daß sie ihre dringendsten Bedürfnisse: Taback, Branntwein, Brot und Fleisch hätten befriedigen können, so suchte ihre Industrie auf dem Wege des siebenten Gebots zu den ersehnten Gegenständen zu gelangen, sie waren aber seit sie ihre Sitze in Friedrichslohra hatten so klug, diese Diebstähle nur selten in der Nähe ihres Wohnortes, sondern fast immer in einiger Entfernung zu begehen; auch brachen sie nie ein, sondern nahmen nur hier und da einige Rüben und dergleichen vom Felde, griffen ein verlaufenes Hühnchen oder Gänschen auf, überhaupt Alles was die Gelegenheit darbot.

*) Die Zigeuner werden in der niedern Volkssprache der hiesigen Gegend „Tatern" — Tataren genannt

Die Zigeunerinnen waren viel diebischer als die Männer, und man konnte sich da wo sie einsprachen nicht genug vor ihnen in Acht nehmen; unter den Männern gab es einige, welche ziemlich allgemein beliebt waren, z. B. der alte Löschhorn, Pitthan Deutsch und Andere.

In den Kriegsjahren zu Anfang dieses Jahrhunderts kamen die Franzosen unvermuthet in die hiesige Gegend. Ein dem Zigeunerdorfe nahe wohnender Pachter raffte in der Geschwindigkeit einige tausend Thaler zusammen, verschloß sie in einen Kasten, und wollte denselben verbergen. In der Bestürzung konnte er sich aber durchaus auf kein sicheres Versteck besinnen, und stand noch unentschlossen da, als sich die Thür öffnete, und das Gesicht des alten Löschhorn in das Zimmer schaute. Ein Blick auf den Pachter, der ihm viel Gutes erwiesen hatte, verrieth ihm sogleich in welcher Verlegenheit sich derselbe befand, und er sprach hastig nach dem Kasten greifend: „Gib her, will's verbergen!" — Draußen schmetterten so eben die Trompeten der Feinde, und in der Angst gab er den gewichtigen Kasten in die Hände des Zigeuners, der mit seiner Bürde pfeilschnell aus dem Gemache verschwand. Kaum war er einige Minuten fort, so trafen auch die Franzosen ein, und es vergingen mehrere Tage, ehe der Pachter wieder so viel Zeit fand, Betrachtungen über sein so unzuverlässigen Händen anvertrautes Geld anzustellen. Wochen schwanden dahin, die dunkle Wetterwolke des Kriegs verzog sich, die Bewohner der Gegend athmeten freier, aber kein Zigeuner ließ sich sehen. Schon gab Herr *** sein Geld verloren, als eines Morgens Löschhorn zu ihm eintrat, und den Geldkasten unangetastet zurücklieferte.

Die Schilderung ihrer Vermählungsfeierlichkeiten und anderer Festivitäten, über welche man ein ganzes Opus schreiben könnte gehört, da dieselben allen übrigen Zigeunern gemeinsam sind, nicht hierher, wo nur ihr Aufenthalt zu Friedrichslohra erzählt werden soll. Was ihnen daselbst in den letzten zwanzig Jahren begegnete, wollen wir so kurz als möglich andeuten.

In Münchenlohra wo sie ebenfalls hausten (s. o.), starb ein Zigeunermädchen. Der alte Vater verlangte, seine Tochter solle „mit der Schule" d. h. in Begleitung des Schullehrers und der Schulkinder beerdigt werden. Der Fall war noch nicht vorgekommen, und der Schullehrer welcher nicht eigenmächtig zu handeln wagte, befragte sich bei seinem zu Elende wohnenden Prediger, der aber das Verlangen des betrübten Vaters abschlug. Da die Bitten des Zigeuners dringender wurden, und man sich weiter befragte, antwortete die Behörde: man möge dem Verlangen des alten Mannes willfahren, wenn die Gebühren bezahlt würden, und die Verstorbene eine Christin sei. Sie wurde nun ohne weitere Umstände in Begleitung der Schulkinder beerdigt, obgleich der letzte Punkt nicht ganz klar war. Die Zigeuner wurden zwar zum Christenthume angehalten, allein sie besuchten die Kirche nicht, ließen sich nicht copuliren, und

auch die Kinder nicht taufen. Kamen aber auch wirklich zuweilen einige in die Kirche, so wurden sie von den jungen Burschen als nicht in dieselbe gehörig, hinausgewiesen, weshalb viele Klagen an geistliche und weltliche Behörden einliefen. Da man nun nicht wußte, ob sie Katholiken oder Lutheraner waren, so erschien plötzlich der Consistorialrath Ribbeck von Erfurt bei ihnen, und stellte ein Examen mit ihnen an, wobei es sich denn ergab, daß sie weder Katholiken noch Lutheraner, sondern ganz stockblinde Heiden waren. Die christliche Richtung unserer Zeit erlaubte nicht, diese Menschen ferner sich so ganz selbst zu überlassen; es wurde darüber viel gesprochen und geschrieben, und endlich eine Anstalt eingerichtet, welche unter die Direction des Pfarrers Blankenburg gestellt wurde, und den Zweck hatte, die Zigeuner zu Christen und zu brauchbaren Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft heranzubilden. Das war aber nicht so leicht. Beim geistigen Unterricht starrten die Erwachsenen dumm oder störrisch vor sich hin, und bei der Anleitung zu allerlei körperlichen Arbeiten legte Keiner Hand an. Forderte sie Herr Blankenburg z. B. auf, einen Graben zu machen, so sprachen sie: „Wir können's nicht! Mach's uns einmal vor!" Wenn nun der keine Mühe scheuende Mann das Grabscheid ergriff und zu arbeiten anfing, lagerten sich die faulen Gesellen behaglich auf den Rasen und sahen zu, dabei hatte es aber auch sein Bewenden. Herr Blankenburg gab sich mit den Männern unsägliche Mühe, sowie seine Gattin eifrig an Civilisirung des weiblichen Personals arbeitete; aber er sah bald ein, daß bei den Alten Alles vergeblich sei, und daß man bei der Jugend anfangen müsse, wenn wirklich etwas geleistet werden solle. Man nahm nun — eine nur scheinbar harte Maßregel — den Zigeunern die Kinder, und pflegte und unterrichtete sie, die Erwachsenen aber wurden, da alles freundliche Zureden nichts helfen wollte, in das Arbeitshaus zu Großsalza bei Magdeburg abgeführt. Als sie im nächsten Jahre, vor nunmehr sechs Jahren, wieder daraus entlassen wurden, machten sie sich mit ihren Kindern die sie zum Theil mit List wegholten, aus dem Staube, und waren urplötzlich so ganz und gar verschwunden, daß Herr Pfarrer Blankenburg nach Neuwied abging, und die Anstalt zu einer Schule eingerichtet wurde.

Seit einiger Zeit sieht man wieder einige Individuen in der Gegend umherwandeln, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß uns die lieben Flüchtlinge einmal früher oder später durch unverhofftes Wiederkommen einen angenehme Ueberraschung bereiten. —

C Duval.

Das ehemalige Stift Jechaburg

in der obern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Sondershausen.

Der Frauenberg.

In Thüringen ist ein reizendes Thal, das sich längs einer Gebirgskette von Osten nach Westen erstreckt. Hier windet sich die Wipper mit mancherlei Krümmungen durch fruchtbare Gefilde, wo, wenn der Herbst mit gesegnetem Füllhorn sich naht, die volle Aehre der Roggensaat am blaßgelben Halme sich tiefer zur Erde bückt, als in den sandigen Gegenden. Nur langsam schleicht sie zum benachbarten Unstrutflusse, der reißend daher stürzt, und hernach die jungfräuliche Wipper in sein Bett aufnimmt, wo er mit männlichem Arm ihren Nacken umschlungen hält, bis sie beide in die Saale sich ergießen. Denn sie verweilt gern an ihrem einsamen Ufer, das Vergißmeinnicht schmückt und buntfarbige Wasserjungfern umschwärmen, und darum ermüdet sie mit tausenderlei Umwegen, wo sie oft zu ihrer Quelle zurückzukehren scheint, den ihrem Lauf folgenden Wanderer

Zur Südseite dieses Flusses erhebt sich mit freier Stirn ein Berg. Er hängt mit der Gebirgskette zusammen, erstreckt sich aber so weit in's Thal, daß er von seinen Brüdern wie abgesondert scheint. Ueber seinem Haupte trennen sich oft die Gewitterwolken, und ziehen mit verminderter Kraft zu beiden Seiten des Thals vorüber. Dicht an seinem Fuße liegt ein kleines Dorf. Seine zerstreuten Häuser sind zwischen Gärten versteckt, deren Bäume vor dem Sturmwind sie schützen. Am Abhang des Berges hat der fleißige Landmann kleine Mauern gezogen, um Erdreich zum Anbau zu gewinnen. Oft sieht man ihn von oben herab, wie er die Reben beschneidet, an Pfähle sie

bindet und mit der Hacke den Boden aufreißt, um ihn für Thau und Regen empfänglich zu machen. Auf dieser Seite führt schräg ein weißlicher, aber unsicherer Pfad zum Gipfel des Berges hinauf. Denn oft weichen die lockeren Steine unter des Wanderers Fuß, und rollen zum Schaden des Landmannes in dessen Gärten hinab, wenn nicht niedriges Hagebuttengesträuch sie zurückhält. Hieher wallfahrtet zuweilen der Städter, um sich an Betrachtung der schönen Natur zu vergnügen, und dann — welch' entzückender Anblick eröffnet sich seinem Auge, wenn er den Berg erstiegen hat! Städte ragen mit ihren Thürmen aus dem Nebel des Thals hervor, und zahlreich liegen die Dörfer vor ihm ausgestreut. Die umliegenden Berge sind mit Wäldern von Buchen und Eichen gekrönt. Einzelne Gartenhäuser liegen an ihrem Abhange zerstreut, und hier und da sieht aus den umstehenden Kirsch- und Wallnußbäumen ein niedriges Dach nur halb hervor. Aus bläulicher Ferne zeigt der Brocken sein weißlockiges Haupt, und trägt auf seinen Schultern die Last der mit Fruchtbarkeit geschwängerten Regenwolken. — Nach Süden zu erstreckt sich das Hunnenthal, und im Nordost sieht man ein Stück von der goldenen Aue. Dort schlugen die Thüringer einst mit teutschem Muthe die asiatischen Hunnen (?), Europens Schrecken, und noch, wie es scheint, wohnt Schauder im dunkeln Dickicht des angrenzenden Waldes, wenn man in der Dämmerung vom Frauenberg darauf herabsieht; und hier auf der Aue prangt in weiter Ferne die goldblühende Rübesaat zwischen reichen Kornfelden. So ist auch über diesen Theil der großen Landschaft, welche der göttliche Werkmeister malte, dort Schatten, hier Licht in angenehmer Abwechselung verbreitet, und reichlich belohnet die Aussicht von der Höhe des Bergs den, der ihn mühsam erstieg, wie die Tugend ihre Verehrer, die selbst auf steilem Pfad ausdauern, zuletzt mit unaussprechlicher Glückseligkeit krönt.

Otto Gifeke.

Jechaburg.

Gewöhnlich leitet man den Namen Jechaburg, der zu Anfange des zwölften Jahrhunderts Gigeburg, 1133 und 1148 Jekeburg, 1149 Jegcheburch, 1158 Gicheburch, zu Ende deſſelben Jahrhunderts Jechaborg, im dreizehnten Jahrhundert Jecheburg, in deutschen Urkunden und Zeitbüchern Jichaborg, Jechaborg, Jechoborch, Jcheburgk, Jiechoborch, Jechenburg, Gicheburg, Jechaburc, 1360 Yhecheburgk u. geschrieben ist, von Jecha, einer vermeinten Göttin der alten Thüringer ab, deren Bildniß Bonifacius zertrümmert haben soll. Allein dieselbe wird von keinem glaubwürdigen Schriftsteller erwähnt, und verdankt ihr Dasein wohl nur dem fabelhaften Letzner. Man darf

also um so weniger Anstand nehmen, diese Gottheit wieder von dem Platze zu verdrängen, den sie nebst dem Grodo, Stuffo, Püstrich, Biel ꝛc. so lange widerrechtlich auf dem teutschen Olymp besessen hat. Wenn Leuckfeld (in seiner handschriftlichen [unvollendeten] thüringischen Chronik, in der wolfenbüttel. Bibliothek. Nr. 30. 1. Mst. extravag. fol. c. VII.) erzählt, daß die Bewohner der Gegend von Jechaburg alljährlich im Sommer an einem gewissen Tage (gewöhnlich am dritten des Osterfestes) in großer Anzahl auf den Frauenberg ziehen, und sich daselbst belustigen, so mag sich diese Gewohnheit nicht aus dem fernen Heidenthume, sondern vielmehr von einer auch in der Schwarzburgischen Chronik des Jovius (Schoettgen. et Kreysig diplomatar. et scriptor. med. aevi T. I. p. 127) erwähnten Wallfahrt herschreiben, welche vor der lutherischen Kirchenverbesserung hierher zu geschehen pflegte; worüber aber der genannte Geschichtforscher nichts zu entscheiden wagte, indem er hinzufügt: „Ob nun solches noch aus dem Heiden- oder Papstthume seinen Ursprung habe, kann ich so gewiß nicht melden, habe aber doch wahrgenommen, daß die dabei vorgehenden Dinge, das Springen und Tanzen, Schreien und Saufen nicht aus dem alten apostolischen Christenthume, sondern aus dem neuen Heiden- und Judenthume erlernt sein mußten."!!

Daß Jechaburg ursprünglich ein Schloß gewesen sei, behaupten verschiedene neuere Chronisten, und geben den König Ludwig III., welcher sich gern in den Harz- und Unstrut-Gegenden aufgehalten habe, für den Erbauer desselben, und einer dabei befindlichen Kirche aus. Vorzüglich aber wird Jechaburg bei Gelegenheit des Einfalls der Ungarn in Teutschland, und der Vertreibung ihrer Horden durch Heinrich I., doch nur von spätern Zeitbüchern gedacht. Aeltere Geschichtschreiber nennen dasselbe nicht ausdrücklich. Man könnte also vielleicht vermuthen, daß diese Erzählung aus der falsch gedeuteten Stelle Witichind's (oder Widukinds) von Corvey (L. I. c. 38. in Monument. histor. German. Ed. Pertz. Scriptor. T. III. p. 434 sq.) und seines Epitomators, des sächsischen Annalisten, entstanden sei, worin von dieser Begebenheit die Rede ist. Beide Chronisten melden nämlich bei dem Jahre 934 (doch scheinen diese Ereignisse in den Winter 932—933 oder den Anfang des letzten Jahres zu fallen), ein ungarisches Heer habe Kunde von den großen Schätzen erhalten, welche der Thüringer Wido, Gemahl einer Schwester König Heinrich's, in seiner Burg (urbs) aufgehäuft hatte, und dieselbe belagert, um sie zu erbeuten, es sei aber durch die unglückliche Schlacht, juxta locum, qui dicitur Riade (Riaede) daran gehindert worden. Ueber die Lage und den jetzigen Namen beider Orte herrschen unter den Gelehrten widersprechende Ansichten. Einige halten den letztern für dasjenige Riede, welches im Jahre 1000 zu der Grafschaft Wilhelm's von Weimar gerechnet wird (Ritteburg bei Artern?), und die urbs Widonis für Weimar, Wido aber für den damaligen Besitzer desselben, und den Stammvater der davon benannten gräflichen Familie. Andere sind anderer Meinung, und denken dabei,

wohl ohne Grund, an die Weißenburg bei Zscheiplitz an der Unstrut, ohnweit Freiburg, oder an Wettin und Wittenberg. Sagittar suchte dieselbe in Ostthüringen oder dem Osterlande. So viel aber ist ausgemacht, daß bis jetzt noch kein Forscher darzuthun im Stande war, daß man den Ort wohin Wido seine Schätze geflüchtet hatte, von dem in späteren Schriftstellern in anderem Zusammenhange genannten Jechaburg verstehen, und dieses als den eigentlichen Ort der Ungarnschlacht betrachten müsse. (S. besonders Waitz Jahrbücher des teutschen Reichs unter der Herrschaft König Heinrich I. Berlin 1837. 8. S. 184 — 196. vergl. 107 ff. S. auch kritische Prüfung des Chronicon Corbejense von Hirsch und Waitz. Ebend. 1839. 8. S. 29 — 35. 41. 89. 110.) Zwar wurde die Bestätigung des einmal gefällten Urtheils auch auf anderem Wege versucht. Man wähnte nämlich, die Benennungen benachbarter Gegenden mit jenem kriegerischen Vorfall in Einklang bringen zu können, und hoffte auf diese Art reichen Stoff zu weiterer Ausbildung dieser Sage gewonnen zu haben. So hielt man die Namen: 1) der König, 2) der Hünenstein (ein großer Feldstein bei Wolframshausen), 3) das Heunen- oder Hunnenthal,*) 4) das Isserthal, 5) die Todtenberge, 6) der Sülzendorn ꝛc., für mehr oder minder sprechende Beweise einer den Ungarn damals hier gelieferten Schlacht, und berief sich zu noch festerer Begründung auf ein im Jahre 1642 in der Nähe des Sülzendorns ausgegrabenes ehernes Gefäß (ein Handfaß oder Trinkgeschirr), welches ein Pferd mit seinem Reiter vorstellt, den man unbedenklich für einen Ungar erklärte, und das in Alb. Ritters commentat. II. de Zoolithodendroidis Schwarzburgo-Sondershusanis (Sondershusae 1736. 4.) p. 29, am genauesten beschrieben und auf der zweiten Kupfertafel abgebildet ist. Es soll nach dem Berichte dieses Gelehrten im Jahre 1731 von dem Fürsten Günther zu Schwarzburg Sondershausen nach Dresden geschenkt, und der dasigen Kunstkammer (technophylacio Dresdensi famigeratissimo sind seine eigenen Ausdrücke) einverleibt worden sein. Hierzu kamen noch Ueberreste von alten Waffen und Rüstungen, z. B. Lanzenspitzen, Sporen, Pfeile, kleine Hufeisen von ungewöhnlicher Form ꝛc., die am Göllner und an den Todtenbergen von Zeit zu Zeit ausgegraben wurden, in welchem man ebenfalls Denkmäler jenes Ereignisses erkennen möchte. Aus dem Umstande, daß im Jahre 1735 bei Anlegung eines neuen Wegs in dem Schlink**) oder Hünenthale eine mit Asche

*) Diese und ähnliche Benennungen können für die Gegenwart der Hunnen kein gültiges Zeugniß ablegen, zumal da nach einer anderen empfehlungswerthen Erklärung das Wort thun zu Bezeichnung der Größe und Stärke dient. So ist der Hun- (Haun- oder Heun)berg bei Blankenburg in Thüringen, soviel als ein großer Berg, wenn man dabei nicht etwa an die Hünengräber oder Hünenbetten denken will, die sich früher an dergleichen Orten befanden, und wovon auch in unserem Thale Spuren entdeckt worden sind.

**) Der Name Schlink oder Slinch kommt bereits in einer Urkunde vom Jahre 1128 vor, wo seine Beschaffenheit auf folgende Weise beschrieben

und Gebeinen angefüllte Urne gefunden wurde, läßt sich schließen, daß hier ein heidnischer Begräbnißplatz gewesen sei. Auch wäre es möglich, daß jene Alterthümer von Gefechten herrührten, welche zwischen den heidnischen Wenden, die in der Nähe von Jechaburg wohnten, und der Besatzung dieses zu Schutze der neuen Bekenner des Christenthums befestigten Ortes vorgefallen sind. Denn nach der treffenden, auf glaubwürdige Zeugnisse gestützten Muthmaßung des achtbaren Geschichtsforschers J. F. Müldener, waren die meisten Klöster und Stifter in dem 10., 11. und 12. Jahrhundert noch von wendischen und sorbischen Dörfern umgeben, und den Angriffen dieser streitlustigen Nation unaufhörlich ausgesetzt. Wir fürchten daher nicht uns zu irren, wenn wir Jechaburg, nach dem Vorgange jenes Gelehrten, für einen limes sorabicus erklären.

Eine unverbürgte Nachricht läßt Kaiser Otto den Großen an die Stelle des angeblich durch die Ungarn zerstörten Schlosses Jechaburg ein dem Apostel Petrus gewidmetes Benediktinerkloster erbauen. Allein mit größerem Rechte schreibt man dem Erzbischof Willigis von Mainz (v. J. 974 — 23. Febr. 1011) die Stiftung dieser geistlichen Anstalt zu, und setzt deren Ursprung am sichersten in das Jahr 989, womit auch folgende Worte der Grabschrift desselben übereinstimmen:

Stephanicam in monte templum facit hoc bene sponte
Thuringis Derlam (Dorla) Jecheburque Valernam (Valar).

Mit dieser aus lauterer Quelle geschöpften Angabe steht die von Jovius (in der schwarzb. Chronik a. a. O. S. 132.) zuerst mitgetheilte und von J. Ch. Olearius (Rer. Thuring. syntagm. I, 196) wiederholte Nachricht, daß Willigis am 14. Juni 1004 das Benediktinerkloster zu Jechaburg mit päpstlicher Genehmigung in ein Domstift oder eine Propstei verwandelt habe, wenigstens im Allgemeinen nicht im Widerspruche. Zu gehöriger Würdigung der letztern aber ist es durchaus nöthig zu erfahren, woher jene Historiker dieselbe entlehnten. Von einer Inschrift dieses Inhaltes konnten spätere Forscher keine Spur an den Resten der geistlichen Gebäude zu Jechaburg entdecken, sie müßte also bald hierauf verschwunden, oder in einem schriftlichen, ehemals dort vorhandenen, aber jetzt unzugänglichen Denk-

wird: „Predicta Ecclesia Gigeburgensis habebat quoddam predium in pago Wipperchowe, in villa Bercha, juxta Wiperam et prefati Comitis (Rudolfi, dicti Marchionis) filius Rudolfus nomine, de beneficio — Moguntine Ecclesie habebat quendam vicum, cui nomen husen, in eodem pago situm, in ea parte pagi, que pre augustin transitus vulgariter Slinch vocata a meridie Gigenburgensem Ecclesiam respicit.“ Vgl. Schultes Directorium diplomat. 1. B. S. 291.

male aufgezeichnet gewesen sein. Doch redet der Erste ziemlich unbestimmt von dieser Nachricht, welche nach seiner Angabe also lautet: Anno millesimo et quarto decimo octavo KL. Julii monasterium in Jechaburg et Monachi ibidem ordinis St. Benedicti in canonicos seculares transpositi sunt a Wilgiso Archiepiscopo Moguntino. Der zweite nennt sie ausdrücklich eine alte Inscription.

Alle Zweifel und Schwierigkeiten würden sich auf eine überraschende Weise lösen, wenn es gelingen sollte, den eigentlichen Stiftungsbrief zu Tage zu fördern, welcher aber unwiederbringlich verloren zu sein scheint, da man ihn unter der beträchtlichen Anzahl jechaburgischer Urkunden in den schwarzburgischen Archiven (es sind deren überhaupt 617, theils Originale, theils Copien, die erste von 1125) vergebens sucht. Auch unter den ehemals in Mainz aufbewahrten Schriftschätzen wäre er dem Scharfblicke des ehemaligen Weihbischofs, Steph. Alexander Würdtwein nicht entgangen, indem dieser Gelehrte eine Sammlung jechaburgischer Dokumente (s. Diplomataria maguntin. T. I. [Magontiaci 1788. 4.] p. 113 — 276.) veranstaltete, welche aber nur 76 Stücke aus dem Zeitraume von 1186 — 1471 enthält. Den bedeutendsten Verlust an Urkunden erlitt Jechaburg im Jahre 1525, als es von den aufrührerischen Bauern geplündert, das dasige Briefgewölbe gewaltsam erbrochen, und nur ein Theil des Geraubten nach Beendigung dieser Unruhen gerettet wurde. Das Loos völliger Vernichtung traf damals unstreitig auch das von dem Erzbischof Willigis über ein Gut zu Uthleben ausgestellte Diplom, dessen Dasein im Jahre 1484 aus einer Bestätigung der dem dasigen Propst darüber zustehenden Gerechtsame durch den Grafen Heinrich XXXI. von Schwarzburg deutlich erhellt.

Im Jahre 1128 werden einige in den Umgebungen Jechaburgs liegende Dörfer zu dem Wippergau gerechnet. Weil dieses Gaues sonst nirgends Erwähnung geschieht, so hat man das schon oben gedachte Document, worin derselbe vorkommt, als unecht verwerfen wollen. Wir erfahren zugleich daraus, daß das Stift damals den nachherigen Landgrafen Ludwig und den Grafen Christian von Kirchberg zu Schutzherren oder Voigten gewählt hatte. Auch in der Folge übte die Familie der letztern die Schirmgerechtigkeit über dasselbe aus. Die Grafen von Schwarzburg, deren Ahnherr Günther der Eremit, schon im 11. Jahrhundert in dieser Gegend begütert war, erbten nach dem Tode des Grafen, Heinrich von Hohenstein im Jahre 1356, vermöge des 1347 errichteten Vertrags, Sondershausen nebst dem dazu gehörigen Jechaburg.

Ums Jahr 1396 herrschten große Unordnungen in diesem Stifte. Es wurden nämlich Diebe und Straßenräuber, und anderes loses Gesindel, von einigen der dasigen Geistlichen, bei dem Mangel strenger Aufsicht geduldet, welche Reisende angriffen, beraubten und sogar den Pfarrer von Bockstedt ermordeten. Der Erzbischof zu Mainz, von diesem Unwesen unterrichtet, gab Befehl, den Gesang und Gottesdienst in der ganzen Propstei deswegen einzustellen. Auch die Grafen

Günther (XXIX.) und Heinrich (XXV.) von Schwarzburg suchten sich dieser Frevler zu bemächtigen, um sie zur Strafe zu ziehen. Der erste schilderte dem Papste Bonifacius IX. den Verfall der Sitten und Kirchenzucht und die überhand genommenen Verwildrungen, und beklagte sich besonders, daß in dem Stifte eröffnete Pfründen mit weltlichen und unbekannten Personen aus dem Auslande besetzt würden, deren fast ununterbrochene Abwesenheit das Volk an Verrichtung der Andacht hindere und ihm Aergerniß gebe. Er bewarb sich, zu Verhütung ähnlicher, ihm und den Seinigen drohenden Gefahren, bei dem Oberhaupte der Christenheit um das Patronatrecht der Kirche. Auf dieses Gesuch bewilligte Bonifacius in einer Bulle vom 13. April des angezeigten Jahres, daß zwei tüchtige, durch das gräfliche Haus dem Dechanten und Kapitel zu den erledigten Aemtern vorgeschlagene Personen stets ohne Weigerung als Kanonici betrachtet, und mit Präbenden versehen werden sollten. Dieses Dokument beglaubigt zugleich, daß Jechaburg der weltlichen Herrschaft (dominium temporale) Schwarzburgs unterworfen sei, oder wie Sixtus IV. sich 1482 ausdrückt, in territorio deminii Schwarzburgi liege. Aus jener Urkunde sieht man ferner, daß die Domkirche (ecclesia collegiata oder collegialis) zu Jechaburg für einen Probst, einen Dechanten und zwölf präbendirte Domherren gestiftet war. Sie erkannte den Apostel Petrus für ihren vornehmsten Patron, doch wird bisweilen auch Paulus als solcher erwähnt, und ihm stets auf dem großen Siegel ein Platz eingeräumt.

Jechaburg gehörte in die mainzische Diöces, deren Erzbischöfen das Recht zustand, die Statuten und Handlungen dieses Stiftes zu bestätigen und den Propst einzusetzen. Allein im Jahre 1482 ging in dieser Hinsicht eine Aenderung vor. Vermöge eines Privilegiums Sixtus IV. wurde nunmehr jeder neue Propst von den Grafen zu Schwarzburg unmittelbar gewählt, und ohne Zuziehung jener geistlichen Behörde dem Abte von Paulinzelle vorgestellt, welcher ihn dann im Namen des Papstes confirmirte. Nicht nur von diesem Vorrechte, sondern auch von der mit dem Patronat zugleich verliehenen Befugniß, zu allen Präbenden taugliche Personen zu ernennen, haben die schwarzburgischen Grafen bis zur Reformation ungestörten Gebrauch gemacht.

Der erzbischöfliche Stuhl zu Mainz hatte seit den frühesten Zeiten diese geistliche Anstalt außerordentlich begünstigt, und dieselbe mit Freiheiten und Gütern ansehnlich beschenkt. So wurden unter andern die geistlichen Obergerichte in Thüringen zu Bibra, Erfurt und Jechaburg gehalten, und der dasigen Propstei eilf Sedes Archipresbyterii untergebrn, 1) zu Jechaburg, 2) Markfußra, 3) Frankenhausen, 4) Markgreußen, 5) Oberberga, 6) Niederberga, 7) Germar, 8) Bleichroda, 9) Kannewurf, 10) Heilingen, 11) Wechsungen, die den Clerus Praepositurae Jechaburgensis bildeten, und dem geistlichen Consistorium daselbst zu gehorchen verpflichtet waren, worüber der erwähnte Würdtwein und der Kanonikus Johann Wolf zu Nörten eigene Abhandlungen liefern wollten, wo-

von aber wenigstens die des ersten spurlos verschwunden zu sein scheint.

Die im Jahre 1373 von dem Erzbischof Johann zu Mainz confirmirten Statuten dieses Stiftes bestehen aus 27 Artikeln. Außerdem wird noch eines, unstreitig im Bauernkriege abhanden gekommenen Statutenbuches gedacht.

Die jechaburgischen Pröpste in ununterbrochener Reihe aufzuführen, wird durch den Verlust so vieler, besonders älterer Urkunden unmöglich. Ohne daher auf Vollständigkeit Anspruch zu machen, sei es genug, durch sorgfältigen Gebrauch der vorhandenen Nachrichten die von Jovius (a. a. O. S. 133) mitgetheilte Liste derselben zu verbessern. Dieser Geschichtschreiber zählt überhaupt 24 jechaburgische Pröpste, bei genauerer Untersuchung aber ergiebt sich, daß ihrer 34 und zwar folgende waren:

1) Reginhard, den Jovius mit Stillschweigen übergeht, kommt in einer Urkunde vom Jahre 1105 vor, in welcher er unter den als Zeugen angeführten Pröpsten die erste Stelle einnimmt (cf. Leuckfeld, Antiquitat. Katelenburg. p. 24 und Ejusd. Antiquitat. Walckenred. S. I. p. 253).

2) Cuno 1123.

3) Heinrich, vom J. 1125 — 1144, stand bei den Erzbischöfen Adelbert I. und II. von Mainz in vorzüglicher Gunst, welche das Stift unter seiner Regierung ansehnlich beschenkten. In einem katelenburgischen Diplom vom J. 1134 (s. Leuckf. a. a. O. S. 27) hat er vor den Aebten und weltlichen Fürsten, die dasselbe bezeugten, den Vorrang. Daß im 12. Jahrh. in dieser Gegend der Weinbau schon eifrig betrieben wurde, erhellt aus zwei Dokumenten, worin er seinen in der Nähe liegenden Weinberg dem Stift verehrt. Als aber dieses Grundstück von seinem Nachfolger Burkard veräußert worden war, so suchte der Propst Werner im Jahre 1210 diesen Verlust durch Ankauf eines andern von vierzehn Acker wieder zu ersetzen.

4) Burkard I. v. 1144 (?) — 1148.

5) Burkard II. v. 1148 — 1168.

6) Burkard III. 1184 (Leuckfeld Antiq. Walkenr. P. II. p. 140) 1193 (?) 1196 (?). Nach Anderer Meinung stand Burkard I. dem Stifte von 1150 bis 1196 vor, nach Jovius sollen zwei Pröpste dieses Namens unmittelbar auf einander gefolgt sein.

7) Werner I. 1188 (?). 1195. 1198. 1202. 1206. 1207. 1210. 1217. (?)

8) Hermann I. (von Blankenburg) 1212.

9) Burkard IV. (II.) 1213. 1218. 1221. 1223. 1226. 1228. zugleich Domherr zu Halberstadt, auch balsamenischer Archidiakonus. (Vergl. Leuckf., Antiquitat. Walkenred. P. I. p. 139 und Lenzens Hist. von Halberstadt. S. 187).

10) Werner II. (nach einer Urkunde vom 7. Juli 1294, von Libesberg, den Jovius wohl ohne Grund zu der gräflich Kirchbergischen Familie zählt), 1230. 1231. 1233. 1251.

11) Hermann II., auch Propſt zu Limburg und Domherr zu Mainz, nach Jovius aus gräflichem Geſchlechte und ein Blutsverwandter des Propſtes zu Nordhauſen, Eiliger, Grafen von Hohnſtein 1277. 1280. Da in einem Documente vom J. 1294 Eckard Mein ſich den dritten Propſt nach Werner genannt hat, ſo muß entweder vor oder nach dieſem noch ein Propſt eingeſchaltet werden.

12) Eckard Mein oder Meyn; aus einem noch zu Anfange des 15. Jahrh. blühenden adeligen Geſchlechte, 1294.

13) Eberwein (Eberwinus) von Cronberg, auch Domherr zu Mainz (1293), 1299. 1300.

14) Eberhard (von Stein, de Lapide), 1315, wo er auch Cantor ecclesiae Moguntinae heißt.

15) Nikolaus, 1335.

16) Hermann III. (nach Gebhardе in den hiſt.-geneal. Abh. 4. Thl. S. 112. fg., ein Sohn Heinrichs III., Grafen von Blankenburg), war auch Archidiakonus zu Jechaburg, und ſtand, wie Jovius behauptet, dem Stifte von 1339—66 vor. Leuckfeld (Antiq. Com. Blankenb. p. 74) hingegen läßt ihn dieſes Amt erſt 1355 antreten. Seiner wird bereits im Jahre 1319 gedacht (ſ. Gebhardi a. a. O.)

17) Heinrich von Pholde (Pfuhl, Fulda?), Pfaff und Schreiber des Erzbiſchofs Gerlach von Mainz, wurde zwar von dem Papſte ſelbſt zum Propſte beſtätigt, mußte aber dieſes Amt den 14. Auguſt 1366 zu Aſchenburg dem Grafen Heinrich von Schwarzburg wieder abtreten. Im Jahre 1371 erſcheint er als Kanonikus unſeres Stiftes.

18) Heinrich (XXI.) Graf zu Schwarzburg, Domherr zu Hildesheim. Seine Aeltern waren Heinrich XVII. von Schwarzburg, Herr zu Arnſtadt und Agneſe, geb. Gräfin von Hohnſtein. Man muthmaßt nicht ohne Grund, daß er im Jahre 1374 die Propſtei an

19) Bußo von Querfurt überlaſſen habe.

20) Heinrich (Graf?) von Gleichen, 1384—88.

21) Günther (XXXI.), Graf zu Schwarzburg, Domherr zu Würzburg und Cöln, ein Sohn Günther XXV. und ſeiner Gemahlin Eliſabeth aus dem Hohnſteiniſchen Hauſe, denen er 1358 geboren wurde, 1396.

22) Günther (XXXVII.) Graf zu Schwarzburg und Domherr zu Cöln, jüngſter Sohn Günther's XXIX. und Anna's, Landgräfin von Leuchtenberg, Bruder des Erzbiſchofs Günther von Magdeburg, geboren im Jahre 1391, erhielt die Propſtei 1399, und beſaß dieſelbe bis 1407.

23) Heinrich von Werberg wurde 1404 von dem Papſte Bonifacius IX. zum Propſte des Stiftes ernannt, und behauptete ſich in dieſer Würde trotz des Widerſtrebens des erzbiſchöflich mainziſchen

Stuhles, welcher sie dem Sohne Adolphs von Nassau, Johann, zuwenden wollte. Jedoch gelangte 24) der Letztere in der Folge wirklich noch dazu, und erscheint in den Jahren 1414. 1415. 1416 u. 1418 als Propst.

25) Berld Wilding soll um's Jahr 1427 gestorben sein.

26) Johann von Rengelderode wurde den 27. Dec. 1427 Propst. Eine Urkunde vom 11. Juni 1431 erwähnt ihn zugleich als Provisor des erzbischöflich mainzischen Hofes zu Erfurt. Am 8. Dec. entsagte er der ersten Stelle, welche nun

27) Heinrich (XXXII.), Grafen von Schwarzburg zu Theil wurde, der 1440 am Sonntage nach Martini geboren war. Der Papst hatte in diese Veränderung blos unter der Bedingung bewilligt, daß die Propstei einstweilen einer andern, vollkommen dazu passenden Person übertragen werden sollte, bis Heinrich das erforderliche Alter erreicht hätte. Ein solcher Stellvertreter scheint im Jahre 1456 Heinrich Gaßmann gewesen zu sein. Erst den 25. Okt. 1459 übernahm der Graf dieses Amt selbst, welches er aber wegen seiner Wahl zum Administrator des Bisthums Bremen (1463) und zum Bischofe zu Münster (1464) seinem, den 21. Febr. 1449 gebornen Bruder

28) Heinrich (XXXIII.) im J. 1465 überließ, der außerdem mehrere geistliche Stellen bekleidete, und die gegenwärtige bis zum 19. Nov. 1481, an welchem Tage er bei einem Angriffe auf die Stadt Delmenhorst eine tödtliche Wunde empfing, verwaltete. Sein Leichnam ist in der Stiftskirche zu Bremen beigesetzt.

29) Heinrich (XXXIV.) Graf von Schwarzburg, Bruder des vorigen, erblickte das Licht der Welt den 10. August 1452, wurde um's J. 1475 Kanonikus und 1481 Dompropst zu Hildesheim, und den 30. Dec. des nämlichen Jahres von dem Papst Sixtus IV. zum Dompropste zu Jechaburg bestätigt. Er starb Ostern 1499 und soll in der genannten Stadt begraben liegen.

30) Heinrich (XXXV.) Graf zu Schwarzburg, geb. den 31. Dec. 1456, hatte schon 1470 eine Domherrnstelle in Straßburg erhalten, wozu 1479 ein Kanonikat nebst einer Präbende in Kölu und 1499 die Propstei Jechaburg kam. Jovius irrt, wenn er behauptet, daß Heinrich zu Straßburg gestorben und beerdigt sei, da vielmehr nach glaubwürdigen Zeugnissen sein Tod zu Arnstadt, Mittwochs nach Viti 1505, erfolgte.

31) Wilhelm, Graf zu Hohnstein, gelangte 1505 zur jechaburgischen Propstei und 1507 zum Bisthum in Straßburg, und leistete 1510 auf die erste Verzicht, worauf sie von dem Grafen Heinrich von Schwarzburg an

32) Heinrich Reuß von Plauen, Herrn zu Greiz und Kranichfeld, verliehen wurde, dessen bis zum J. 1531 in diesem Ver-

hältnisse gedacht wird. Er ist wahrscheinlich der Nämliche, welcher laut der reußischen Geschlechtstafel (Genealogia Ruthenorum Comitum ac Dominorum in Plauen. Norimbergae 1715. fol. Tab. IV.) als Dechant zu Cöln und Kanonikus zu Mainz, den 18. Sept. 1532 gestorben sein soll.

33) Ernst III. Graf von Mansfeld und Herr zu Heldrungen, welcher 1543 dieses Amt freiwillig niederlegte.

34) Johann Günther, Graf zu Schwarzburg, oder vielmehr dessen Vater, Günther XL. als Administrator. Der erste war zugleich Domherr zu Cöln, Straßburg, Bamberg und Würzburg. Im J. 1544 entsagten etliche Canonici des Stiftes dem Papstthume, und bekannten sich zur evangelischen Lehre. Dadurch und durch einige bald hierauf von dem Grafen Günther, z. B. wegen Entrichtung der Zinsen an einen von ihm selbst dazu bestellten Einnehmer getroffene Verfügungen fand die Reformation auch hier ungehinderten Eingang, und die bisherigen Verhältnisse lösten sich endlich völlig auf.

Laut einer Urkunde vom J. 1481 betrugen die Einkünfte der Propstei 30 Mark Silbers. Vergleicht man aber die darüber geführten Rechnungen, so findet sich hinlänglicher Grund, dieselben weit höher anzuschlagen. Nach der Reformation wurden sie nebst dem Ertrage der Präbenden und Vicarien zu Errichtung einer Stadt- und Landschule zu Sondershausen, zu Besoldung der Geistlichen daselbst und zu Jechaburg, ingleichen zu Stipendien für Studirende und zu weltlichen Zwecken (ad usus saeculares) verwendet. Die Einführung der Lutherischen Lehre in der untern Herrschaft des jetzigen Fürstenthums, konnte nur allmählig von Statten gehen, und erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhundert (1572) ganz vollendet werden, da noch im Jahre 1554 der Dechant, Senior und das Capitel zu Jechaburg vorkommen.

Das Stift besaß beträchtliche Güter an benachbarten und entfernten Orten, z. B. zu Großenehrich, Gorsleben, Oberbösa, Oberspira ꝛc., welche sämmtlich anzuführen zu weitläuftig sein würde.

Alles was wir über die Dauer und den Zustand der ehemaligen Domkirche wissen, beschränkt sich auf den kurzen Bericht des Jovius, „daß dieselbe noch vor wenig Jahren und bei Mannes Gedenken (also, da dieser Gelehrte 1630 starb, vielleicht bis zu Anfang des 17. Jahrh.), wobei ein Klausener gesessen, gestanden habe, aber folgends, nachdem das Papstthum gefallen, allgemachsam eingegangen sei," und auf die wenigen Bemerkungen, welche der schwarzburgisch-sondershäusische Rath und Archivar, Joh. Andr. Zeiz, bei einem Besuche derselben am 8. April 1715 aufgesetzt hat. Dieser beschreibt zuerst ein auf dem Altar befindliches, mit mehren andern Figuren umgebenes Marienbild, von hohem Alter und ausgezeichneter Schönheit, unter dem man folgende Verse liest:

Christiparam cuncte gentes venerentur adorent,
Hujus et assiduo numina magna colant.
Coelitum chorus hanc nunquam celebrare recusat:
Hujus et ante pedes procubuisse genu.

Ferner erwähnt er ein hier aufgestelltes hölzernes Bild des Apostels Petrus. An dem Taufsteine fand er die Jahrzahl MCCCCXCIIII. und an einer Emporkirche: 1648, welche letztere vielleicht andeuten soll, daß dieser in den Unruhen des dreißigjährigen Kriegs verödete und seines Daches beraubte Tempel damals wieder zum Gottesdienste eingerichtet worden sei. Auch hatte sich eine Glocke mit dem Bildnisse des Apostels Petrus und der Jahrzahl MCCCLVIIII. erhalten. Nach den noch sichtbaren Trümmern der vorigen Kirche bestimmt jener Gelehrte die Länge derselben mit Einschluß des Thurmes auf 72, die Breite auf 14 Schritte. Der durch seine Thüringischen Volksmärchen bekannte Forstsekretär Ludloff zu Sondershausen erzählt in den von ihm herausgegebenen Gemeinnützigen Blättern für Schwarzburg (1808. N. 46. S. 461 f.): „das Gemäuer der Kirche und Burg (?) sei vor ungefähr 90 Jahren gänzlich abgebrochen worden, um die Steine zu andern Zwecken zu verwenden. Auch habe man das letzte Stück Mauer auf der Spitze des Frauenbergs, in der Gegend einer Krähenhütte, in welchem er ebenfalls einen Rest der Burg (!) zu erkennen glaubt, vor etwa 50 Jahren mit zu dem Bau des neuen Flügels des fürstlichen Schlosses benutzt."

Noch wiederholen wir am Schlusse die in Friedrich Gottschalcks Sagen und Volksmärchen der Teutschen 1. B. (Halle 1814. 8.) S. 225 — 229 enthaltene Erzählung: Der Schwan am Frauenberge, die wir aber unmöglich für eine ächte, aus alter Zeit von Mund zu Mund fortgepflanzte Volkssage gelten lassen können, da sich derselben Manches von den Erfindungen späterer Chronisten, welche Wahrheit und Dichtung nicht streng zu scheiden pflegten, und worüber eine unpartheiische Kritik das Verdammungsurtheil gesprochen hat, augenscheinlich beigemischt findet. Wir werden uns freuen, wenn die Leser, in Erinnerung an das bisher über Jechaburg aus ächten Quellen Geschöpfte, unserer Ansicht beitreten, und in jenem Mährchen, so wie es gegenwärtig gestaltet ist, blos das Erzeugniß eines neueren, zwar mit Jechaburgs Geschicken ziemlich vertrauten, aber den Eingebungen seiner Phantasie und dem Rathe gleichgestimmter Freunde allzuwillig folgenden Schriftstellers erblicken.

Der Schwan im Frauenberge.

Bei Sondershausen, im Fürstenthum Schwarzburg, liegt gegen Abend ein hoher Berg, der Frauenberg genannt. Hier stand in den Zeiten des grauesten Alterthums das Bild der Göttin Jecha, in welchem die Thüringer ihre Diana verehrten. Sie wallfahrten fleißig zu ihr auf den Gipfel des Berges, den damals dunkle heilige Haine bedeckten, und opferten reichliche Gaben an Wildpret und Geflügel. Am häufigsten geschah dieß zur Zeit des heutigen Osterfestes, wo der lieben Frau, so nannte man sie, unbeschreiblich viele Opfer dargebracht wurden. Mit Bonifaz Erscheinen verschwand aber ihr Bild, und an die Stelle trat die Mutter Maria, der Bonifaz auf dem Berge einen Tempel erbauen ließ. Auch zu diesem wallfahrtete man, auch ihr brachte man reichliche Opfer. Die Zeit hat jetzt jede Spur dieses Tempels verwischt, und der heilige Hain ist nicht mehr, aber das Volk besteigt noch immer am dritten Ostertage den Berg in großen Schaaren. Warum? das weiß es wohl selbst nicht, es ist einmal so der Gebrauch. Man geht hin, es regne oder schneie, ergötzt sich an der schönen Aussicht, und nimmt von den kleinen Schraubenschnecken, die nur an diesem Berge leben, einige als Wahrzeichen mit zurück.

Das Mährchen vom Schwan im Frauenberge, das erzählt bei dieser Wallfahrt aber gewiß manches Mütterchen dem zarten Kinde, wenn es am Fuße des Berges im Dorfe Jechaburg an dem krystallhellen Brunnen sich erquickt.

„Siehst du das helle Wasserchen? siehst du, wie es aus dem Innern des Berges hervorquillt? weißt du, wo es herkommt? — Ich will dir's erzählen. Der Berg, vor dem wir stehen, ist ganz hohl. Horch, wie dumpf es klingt, wenn ich mit dem Fuße stampfe! Sieh', in dem hohlen Berge ist ein großer, großer See. Ueber dem See spannt sich ein lieblich blauer Himmelsbogen aus, der ist mit vielen schönen funkelnden Sternen besäet, die flimmern und glänzen gar herrlich in den See. Auf der ruhigen Wasserfläche rudert seit Anbeginn der Welt in ewigen Kreisen ein silberweißer Schwan, der lebt vom Ausfluß des Glanzes der Sterne, und hält im Schnabel einen goldenen prächtigen Ring. Als der liebe Gott die Erde schuf, da gab er ihm selbst den Ring in den Schnabel, damit er die Welt im Gleichgewicht erhielte. Wenn einmal der Schwan den Ring fallen läßt, dann geht die Erde unter, dann ist das Ende der Welt."

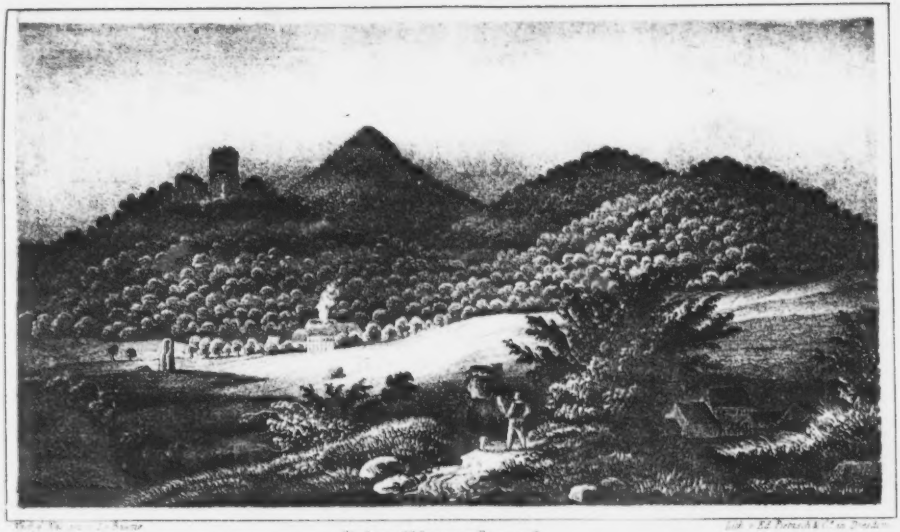
Die Entstehung dieser lieblichen Dichtung, die mir von einem Freunde solcher Volksmythen in Sondershausen mitgetheilt ist, soll seiner Meinung nach folgende sein: Als die Jechaburg, welche neben dem Tempel der Maria nach Bonifaz Zeiten erbaut war, im Jahre

933 durch die Hunnen belagert und erobert wurde, hatten die Mönche des Klosters während der Belagerung viele kostbare Schätze auf dem Berge verscharrt. Um nun zu verhindern, daß auf der zerstörten Stätte nicht nach Schätzen, die hier befindlich sein könnten, gegraben und ihr Verscharrtes gefunden werden möchte, brachten sie das Mährchen vom silberweißen Schwan unters Volk, und sagten: es sei gefährlich, auf dem Berge starke Erschütterungen vorzunehmen, zu hacken oder zu graben; denn man könne leicht die dünne Oberfläche des Berges durchhauen, der Schwan werde durch das Eindringen des Tageslichts erschrecken, den Ring fallen lassen, und dann gehe die Welt unter. Das gutmüthige Volk glaubte es, nicht erwägend, daß ja die Burg ohne solche Erschütterungen weder erbaut noch zerstört werden konnte.

Hesse.

☞ **Berichtigung.**

In der Ueberschrift dieses Artikels ist aus Versehen der Frauenberg und Irchaburg in die obere Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Sondershausen versetzt worden, da beide doch bekanntermaßen in der unteren, nämlich nahe bei der Stadt Sondershausen liegen, — was hierdurch berichtiget wird. D. R.



Die Ebersburg.

Die Ebersburg.

Doch du dort, alter Thurm, öd' und zerfallen,
Wißt du nicht auch von Lieb' ein Wörtlein sagen?
Mich dünkt es, deine morschen Quadern lallen
Ein böses Lied, aus alten bösen Tagen! —

Der holde Frühling war in's Land gekommen. Ein sonniger Himmel mit heiterer Bläue, grünende Fluren mit blüthenvollen Bäumen, duftende Wälder mit fröhlichem Finkenschlage waren seine Begleiter. Und wie die Natur zu neuem Leben erwacht ist, so erwacht auch in der Brust des Menschen eine neue Lust zum Leben, es treibt ihn hinaus in die frohe Schöpfung, um mit eigenen Augen den Frühling zu sehen und ihn zu empfinden.

Auch mich bewog ein schöner Maitag, hinaus zu wandern aus der drückenden Enge der Stadt und meine Schritte nach der Ebersburg zu lenken. Nach einem kaum zweistündigen Gange stand ich auf der Straße von Nordhausen nach Stollberg am Fuße eines nicht unbedeutenden, mit schönem Buchenwald bewachsenen, den Harz begrenzenden Berges, auf dessen Gipfel sich ein rother Thurm in einsamer Höhe erhebt. Ein klarer Bach bespült den Fuß des Burgberges, und seine Wellen murmeln leise, gleich einer Sage aus vergangenen Zeiten, über glatte Kiesel dahin. Jenseit des Baches liegt am Hügel eine Hütte, in die ich eintrat und mich sodann auf

kunstlosem Sitze unter der schönen Linde des Hofes einige Augenblicke ruhte. Von der im Hause beschäftigten Frau erfuhr ich, daß man diese Hütte „den Gasthof zur Sägemühle" nenne, was mich freilich etwas wunderte, indem man dem Dinge weder den Gasthof ansieht, noch irgendwo eine Spur von einer Sägemühle bemerkt. Meine Bemerkung darüber vergaß ich, als der Sägemühlenwirth zu mir trat, und den verlangten Führer zur Ruine abzugeben versprach.

Ein schöner, geebneter Weg führte in langen Windungen an der nördlichen Seite des isolirt stehenden Burgberges zur Ruine empor, an seiner Seite stehen die hohen Stämme schöner Buchen. Beim Hinaufsteigen hatte ich Gelegenheit zu bemerken, wie die äußeren Vertheidigungswerke, von denen noch einzelne Mauertrümmer vorhanden waren, sich in ziemlicher Entfernung von der Burg erstreckt hatten.

Oben angelangt wanderte ich durch das im Gewölbe noch erhaltene Burgthor, und trat in den Raum, welcher die übrigen Burggebäude und den kleinen Burghof einst faßte. Hier überzeugte ich mich nach näherer Untersuchung aus der Beschaffenheit des noch vorhandenen, daß die Ebersburg hinsichtlich ihrer Bauart zu den kleinern Burgen mit einem sogenannten Bergfrite gehört hatte. Solche Burgen hatten anstatt der innerhalb mehrerer Mauern (Zingeln), welche mit Thümen versehen waren, gelegenen festen Wohnhäuser oder Kemnaten, nur einen festen Thurm in der Mitte, der sowohl zur Wohnung als auch zur Vertheidigung diente.

Das feste Bergfriet und das Thorgewölbe der Ebersburg haben den Einflüssen der Zeit und Witterung mächtigen Trotz geboten. Durch die freundliche Fürsorge Sr. Erlaucht des regierenden Grafen zu Stollberg-Roßla, welchem die Burg gehört, wurde vor einigen Jahren durch Wegräumen des Schuttes und Gestrüppes ein Bedeutendes zur Erhaltung des Vorhandenen beigetragen, und der Besuch überhaupt möglich gemacht. Der Wald ist auf der Spitze des Berges gelichtet, und in der Ruine selbst laden freundliche Anlagen zum freieren und höheren Genusse der Natur auf diesem so sehr romantisch gelegenen Puncte ein. Nun erst tritt die Ruine in ihrem vollen Umfange hervor. Der runde Thurm hat in seiner, mehrere Fuß starken Mauer eine Oeffnung, durch welche gerade ein Mensch, mit Hülfe der Hände und Füße hindurchkriechen kann. Nicht ohne mich sonderlich zu erbauen, machte ich dies Experiment eines Vierfüßlers, und fand inwendig eine auf dem Schutte stehende Leiter, die zu einer hochgelegenen Oeffnung des Thurmes führte. Deutlich sieht man im Thurme die Balkenlagen der verschiedenen bewohnten Stocke, und es ist ohn-

streitig die fensterähnliche Oeffnung der Eingang zum Thurme gewesen, wohin man durch mehrere Treppen anderer Gebäude gelangte. —

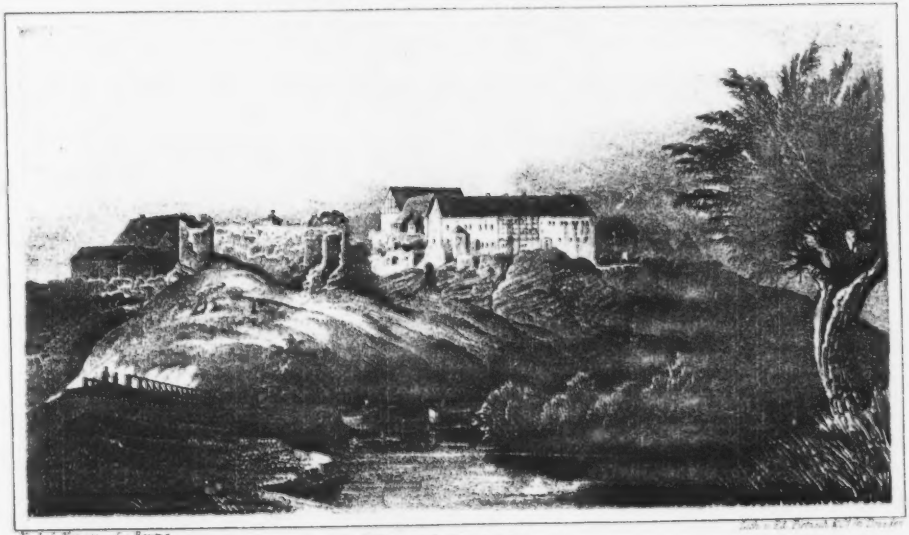
Wie ich aber den Blick in's Freie wandte, hatte ich den Anblick eines allerliebsten Panoramas, das mir gerade um deswillen so unbeschreiblich gefiel, weil es klein ist, und dem Auge nicht zu entfernt liegt. Da standen rechts als mächtige Eckſäulen die Kalkfelsen des Kohnsteins, weiter herunter lag Nordhausen mit seinem hohen aber schiefen Petrithurme, und dahinter lagen weite Fluren und die bewaldeten Berggipfel der Hainleite als freundliche Folie, dann Auleben an der aufsteigenden Bergkette und die goldene Aue mit ihren hohen Trümmerresten Kiffhausen und Rothenburg. Nun wendet sich das Auge links und sieht im anmuthigen, schönen Thale das blendendweiße gräfliche Schloß zu Rottleberode, was mit dem dunkeln Walde dahinter einen angenehmen Farbenwechsel bildet. Vor dem Schlosse kräuselt ein schöner See seine bläulichen Wellen, und verleiht der ganzen Landschaft ein belebendes Ansehen.

Rottleberode, dies Meisterstück von Landschaftsgärtnerei der ewigen Natur, bei dem die Kunst nur wenig nachzuhelfen brauchte, erinnert mich an das lebende, erdenbewohnende Menschengeschlecht, an seinen Sinn für's Schöne und Edle! Nicht so die Ruine der Burg, über deren Geschichte ein undurchdringlicher Schleier, vielleicht absichtlich, gebreitet zu sein scheint. Das wenige, was sich zu uns gerettet hat, ist sogar traditionell und kann nicht urkundlich erwiesen werden. Nach einer gewöhnlichen Angabe soll nämlich ein Herr von Ebra die Burg gegründet haben. Dies Geschlecht war später zu Uftrungen ansäßig und begütert. Die Pfarre zu Herrmannsacker, einem eine halbe Stunde von der Ebersburg gelegenen Dorfe, bezieht noch jetzt Zinsen und Gefälle in Uftrungen, und dies soll auf den Zusammenhang der Ebersburg mit ustrungenschen Gütern hindeuten. Im dreißigjährigen Kriege wurde ein am Fuße des Burgberges belegenes Dorf Vockerode zerstört, von dessen Kirche noch einiges Gemäuer unfern dem Sägemühlen-Gasthofe stehen. —

Das ist Alles, was wir von der Geschichte der Burg wissen. Die wandernde Sage und allzeitfertige Romanschreiber haben die Burg zum Aufenthalte und Tummelplatze eines gefürchteten Ritters, eines Straßenräubers gemacht, dessen Frevel durch vereinte Macht nachbarlicher Städte endlich bestraft, und dessen Gedächtniß mit seinem Leben von der Erde vertilgt wurde. Bei diesem Gedanken schauerte es mich an, als ich im untern Raume des Thurmes wieder stand, und unter mir ein Burgverließ mit seinen Schrecken wähnte. Die Klagen der Armen, deren Leben in diesen Mauern

dahinstarb, schienen wieder zu ertönen, und Erinnerungen an finstere Zeiten hervorzurufen. Hinaus aus diesen kalten Mauern, den Zeugen menschlicher Frevelthaten, hinaus an's heitere Sonnenlicht und in das knospende und duftende Leben des Frühlings! — Und die Brust hob sich freier, als ich mich auf einer Bank des Burghofes niederließ und mich ausruhte. Sodann bestieg ich den über dem Schloßberge sich erhebenden Vaterberg, welcher durch seine herrliche Aussicht die Mühe des Ersteigens herrlich belohnt, und schied endlich von Berg und Burg mit dem stillen Wunsche, daß es gelingen möge, aus dem gräflich Stollbergischen Vereins-Archive zu Stollberg Nachrichten über die Ebersburg zu erhalten, indem dies die einzige Quelle für jetzt noch ist. —

Aemilianus.



Nach d. Nat. gez. v. La Roche

Wendelstein.

Das Schloß und die Domaine Wendelstein.

Es giebt viele schöne, anziehende Gegenden in dem gesegneten Thüringen, und so manche Besitzung, welche sich durch weite Ländereien und einen fruchtbaren, reichen Boden auszeichnet, aber wenige mag es in diesen Gegenden geben, wo diese beiden Vorzüge auf eine so seltene Art vereinigt sind, als bei Wendelstein. An dem linken Ufer der Unstrut, da wo sich das Thal der goldenen Aue schließt, erhebt sich ein mehr als 100 Fuß hoher, isolirter Berg, der nach der Südseite gegen die Unstrut zu sehr steil abfällt, nach den andern Seiten aber langsam sich verflacht, und ein natürliches Glacis bildet. Auch noch jetzo würde sich dieser freistehende Berg für eine Festung eignen, wenn sich in der Nähe desselben eine bedeutende — Stadt oder eine wichtige Heerstraße befände, oder wenn der enge Paß, die Steinklebe genannt, welcher sich unterhalb Wendelstein nach dem Städtchen Nebra hinzieht, einer Schutzwehr bedürfte. Weit mehr aber als diese Gedanken, verdient die ausgezeichnet schöne Lage von Wendelstein unsere Aufmerksamkeit; nach allen Himmelsgegenden hin bieten sich uns höchst freundliche Bilder dar. Dort an der Unstrut hinunter liegt das stille, aber so denkwürdige Memmleben, denn hier beschlossen zwei der trefflichsten deutschen Kaiser, Heinrich I. und Otto I., ihre irdische Laufbahn; an einen Berg gelehnt zeigt sich Bucha, durch den gewaltigen Christian von Bucha, den Statthalter des großen Kaisers Friedrich I. in Italien und Erzbischof von Mainz bekannt; ein reicher Kranz von Ortschaften und Städtchen zieht sich an dem Gebirge hin bis zu dem fernen Kiffhäuser, den so wundervolle

Sagen auszeichnen. An der Unstrut hinauf finden wir Roßleben, dessen Kloster und Schule mit der Geschichte von Wendelstein genau zusammenhängen. Hinter Wendelstein nach Mitternacht zu, sehen wir den langen Zug des herrlichen Forstes, der früher den Besitzern von Wendelstein wegen seines reichen Wildstandes so viel werth war.

Doch wir wenden uns zu einer ernsteren Beschäftigung. Fragen wir nach der frühesten Geschichte von Wendelstein, so müssen wir auch hier beklagen, daß die ältesten Urkunden, welche uns einiges Licht über diese Zeit geben konnten, längst verloren gegangen sind, und wir sehen uns leider gezwungen, bis zum Jahre 1332 nur Wahrscheinlichkeiten statt urkundlichen Geschichten über Wendelstein mitzutheilen. Die Thüringer, ein alter deutscher Stamm, deren Name früher als Hermunduren erscheint, gründeten in dem fünften Jahrhunderte ein großes, mächtiges Königreich, welches ganz Mitteldeutschland umfaßte. Die Franken besiegten um 530 den letzten König der Thüringer, Hermanfried, und übergaben den Sachsen, welche ihnen in dem Kampfe gegen die Thüringer beigestanden hatten, den ganzen nördlichen Theil von Thüringen, von der Unstrut bis zur Ohre unter Magdeburg. So fiel auch die Gegend wo Wendelstein liegt, in die Hände der Sachsen, welche hier höchst wahrscheinlich zuerst an dieser wohlgelegenen Stelle eine Burg erbauten. Denn ist die Höhe des Berges auch nicht bedeutend, so gewährt sie doch eine freie, weite Aussicht, und die Gränzlinie an der Unstrut, sowie der Höhenzug der Finne ließ sich von hier weithin überblicken. Die einzigen Ueberreste jener frühen Zeit, sind jene versunkenen Grabhügel, welche einst den tapfern Anführern aufgerichtet wurden; wir finden die deutlichen Spuren derselben auf dem Höhenzuge, welcher sich von dem Dorfe Klein-Wangen bis über Ziegelrode hinaus erstreckt. Einige derselben sind schon geöffnet worden, und Urnen, sowie Ueberreste von Waffen beweisen das hohe Alter dieser Grabstätten; wer kennt aber den Zeitpunkt, wann sie errichtet wurden?

Die Frage, ob der Wendelstein jener Berg sei, wo im Jahre 648 der Herzog von Thüringen, Radulph, eine hölzerne Burg erbaute, in welcher er dem Frankenkönige Siegebert glücklich wiederstand, läßt sich nicht beweisen; allerdings stand jene Burg auf einem Berge über der Unstrut (castrum in quodam monte super Vnestrodo fluvio etc. vide Chronicon Fredegarii capt. 87.), allein dieser Berg wird nicht näher bezeichnet, weshalb schon manche andere Berge genannt worden sind, die auf der linken und rechten Seite der Unstrut liegen. Nachdem Karl der Große nach einem langen und blutigen Kriege die Sachsen unterworfen hatte, theilte er das bezwungene Land in Gaue, welche unter einem oder mehrern Grafen standen. Wendelstein gehörte zu dem Hassegau, welcher von der Unstrut und Saale umgeben, bis Eisleben und Hettstedt sich erstreckte. Die ersten Strahlen des Christenthums mögen sich hier in der Mitte

des achten Jahrhunderts verbreitet haben, da Karl der Große schon 777 mehrere Kirchen in der Nähe von Wendelstein (z. B. Allstedt, Osterhausen ꝛc.) der Abtei Hersfeld schenkt. Später übergab dieser große Kaiser diese Gegenden in kirchlicher Hinsicht dem von ihm gegründeten Bisthume Halberstadt; über der Unstrut lag der Sprengel des Erzbischofs von Mainz.

Im neunten Jahrhunderte hatten die Voráltern Heinrich I. große Besitzungen in diesem Gaue; Herzog Otto der Erlauchte überließ 912 bei seinem Tode diese Güter seinem Sohne, Heinrich I., der sich oft in Memmleben aufhielt, um hier in den weiten Wäldern, und in den damals ganz versumpften Wiesenflächen an der Unstrut das Vergnügen der Jagd zu genießen. Mit großer Wahrscheinlichkeit nehmen wir an, daß Wendelstein mit seinen Forsten und Ländereien der herzoglichen, und dann der kaiserlichen Familie angehört habe. In Memmleben war ein kaiserlicher Hof mit einem Hofmeier (villicus); da aber die Güter von Memmleben bald an das dort gestiftete Benedictiner Mönchs-Kloster gegeben wurden, so mag Wendelstein mit seinen großen Gütern dem kaiserlichen Gute geblieben sein. Die Frage, ob sich nicht vielleicht der große Heinrich I., der so viele Kämpfe mit den Ungarn zu bestehen hatte, und oft das unbeschützte Memmleben besuchte, in Wendelstein eine sichere Zufluchtsstätte bei unerwarteten Ueberfällen der Ungarn bereitet habe, kann auch aus Mangel geschichtlicher Beweise nicht beantwortet werden, so viel auch die Frage für sich hat. Späterhin bei den Kämpfen gegen die Wenden, welche oft die Saale überschritten, mag diese Burg als Schutzwehr gedient haben; ob aber damals von diesem Volke der Name der Burg entstanden sei, läßt sich nur vermuthen. Otto der Große verlieh den größten Theil der thüringischen Güter seinem treuen Vasallen und Verwandten Hermann Billung, unter welchem wahrscheinlich auch Wendelstein sich befand, da die in der Nähe von Wendelstein liegenden Besitzungen ihm übergeben wurden, wie vorhandene Urkunden es bestätigen. Nachdem das Billung'sche Haus mit dem Herzog Magnus 1106 ausgestorben war, kamen die Güter desselben in mehrere Hände; es läßt sich aber nicht bestimmen, wann die mächtigen und reich begüterten Grafen von Orlamünde zum Besitze der Herrschaft Wendelstein kamen. Schon im zwölften Jahrhunderte besaßen sie Wiehe mit Rabinswalde und einem großen Theile der Finne. Die unruhigen Zeiten und die häufigen Streitigkeiten mit den Landgrafen, welche die Grafen von Orlamünde im Vertrauen auf ihre große Macht wenig achteten, veranlaßten die Grafen Friedrich III. und Hermann VII. von Orlamünde und Herrn von Weimar, die Burg Wendelstein zu erbauen; oder, was wohl noch richtiger sein möchte, sie wiederherzustellen. Die offene Fehde, bekannt unter dem Namen des Grafenkriegs, brach 1343 aus, nachdem Graf Heinrich von Orlamünde den Landgrafen Friedrich, der mit einem zahlreichen Gefolge durch Erfurt ritt, durch die bekannten

höhnenden Worte: „Fritz woher? Fritz wohin?“ auf's neue verletzt hatte. Der Ausgang des Kampfes war für die Grafen sehr nachtheilig. Wiehe fiel mit dem Schlosse in des Landgrafen Hände, der es zerstörte, und die Grafen mußten in dem Frieden 1344 ihre Stammbesitzung, die Grafschaft Ortamünde, dem Landgrafen so übergeben, daß sie ihm nach ihrem Tode zufallen sollte. Kurz nachher erhielt der Landgraf auch Wendelstein, welcher es den Grafen von Querfurt und dann den Herren von Heldrungen als Lehn übergab.

Als 1406 Friedrich IV. der Friedfertige oder Einfältige, Herr des Landes Thüringen wurde, sahen sich 1412 seine nächsten Vettern, der Herzog von Meißen, Friedrich der Streitbare und Herzog Wilhelm gezwungen nach Thüringen zu ziehen, um die nachtheiligen Unternehmungen des Schwiegervaters des Landgrafen, des listigen Grafen Günther von Schwarzburg, der die thüringischen Länder und Lehne an fremde Herren verkaufen wollte, zu hindern. Dietrich von Witzleben gehörte zu den „heimlichen“ des Herzogs Friedrich des Streitbaren, und hatte sich das Vertrauen und die Zuneigung dieses Fürsten in einem hohen Grade erworben. Als Belohnung für seine treuen Dienste, und zur Sicherstellung eines wichtigen Lehnes übergab ihm der Herzog Friedrich den Wendelstein mit seinen großen Gütern. Aus den Urkunden, welche der fleißige Horn dem Leben des Herzogs Friedrich beigefügt hat, geht hervor, daß diese Uebergabe im Jahre 1414 erfolgt sei, obwohl es schwer zu entscheiden ist, welche Besitzungen damals zu Wendelstein gehörten. Die Familie von Witzleben besaß dieses schöne Lehngut 200 Jahre, und bewies fortwährend ihre Dankbarkeit für diese Schenkung durch treue Anhänglichkeit an das Kurhaus Sachsen. In dem verderblichen Bruderkriege, welcher 1445 — 1450 zwischen dem Kurfürst Friedrich von Sachsen und seinem Bruder, dem Herzog Wilhelm von Thüringen, geführt wurde, stand Christian von Witzleben dem Kurfürsten redlich bei, bis der Frieden von Naumburg 1451 diesem verderblichen Kriege ein Ende machte. Bald hierauf begleitete 1461 Heinrich von Witzleben zum Stein den Landgrafen Wilhelm III. auf einer Pilgerreise nach Jerusalem, welche er nach einer Abwesenheit von 28 Wochen glücklich beendigte.

Bei dem Anfange der Reformation war Dietrich von Witzleben Besitzer des Wendelsteins, jedoch konnte er derselben nicht öffentlich beitreten, da der Herzog Georg von Sachsen, welcher Oberherr dieser Gegend von Thüringen war, die Reformation auf alle Weise zu hindern bemüht war. Als aber dieser Fürst 1539 kinderlos starb, so fielen seine Länder dem Herzog Heinrich zu, welcher ein treuer Anhänger der neuen Lehre war, und die Klöster aufheben ließ. Dieses Schicksal traf auch das Augustiner Nonnenkloster Roßleben; die Herren von Witzleben waren schon lange Vögte dieses Klosters, welches um das Jahr 1140 von dem Grafen Ludwig von Wippra gestiftet, und

mit reichen Gütern beschenkt worden war. Es geschah bei der Aufhebung der Klöster sehr häufig, daß Privatpersonen, die wenig oder gar keine Ansprüche auf die Klostergüter hatten, sich demohngeachtet derselben bemächtigten, wodurch die frommen Zwecke der Stifter und Begründer derselben vereitelt wurden. Unter der großen Menge dieser gewissenlosen Menschen machte Heimich von Witzleben eine ruhmvolle Ausnahme; denn er verwandelte mit Einwilligung des Kurfürsten August 1554 das Nonnenkloster Roßleben in eine Schule, übergab derselben alle Klostergüter, und sorgte durch 30 Freistellen für unbemittelte Schüler. Diese wohlthätige Stiftung, welche noch jetzo von dem frommen Sinn ihres Begründers zeugt, hat seit drei Jahrhunderten segensreich gewirkt, und wird unter der Leitung würdiger Administratoren und der Fürsorge treuer für das Wohl ihres Landes besorgter Fürsten länger dauern, als jenes Gebäude, welches Wolfgang Dietrich von Witzleben 1596 zur Ehre seines verstorbenen Vaters in Wendelstein errichtete; über der schön verzierten Thüre desselben findet sich eine schwer zu entzifferende lateinische Inschrift, welche in einer deutschen Uebersetzung also lautet:

Dem edlen und trefflichen Herrn Heinrich von Witzleben
auf Wendelstein
seinem ersehnten Vater
wollte dieses Denkmahl erbauen und weihen
Wolfgang Dietrich von Witzleben
dessen einziger u. nachgeborner Erbe.
im Jahre Christi 1596.

Daß die dauernde Liebe zum Vater bezeuge die Nachwelt
Und erzähle mein Werk und auch die kindliche Treu,
Zwang mich die fromme Pflicht zu beendigen dieses Gebäude
Nach des Erzeugers Tod, der es im Leben begann.
Alles besieget die Liebe, besiegt die beharrliche Arbeit,
Gottes schirmende Huld führte den Meister zum Ziel.
Itzo steht das Gebäu', doch spottend verhöhnt uns die Zukunft,
Hat sie doch wieder ein Werk, daß einst zernage ihr Zahn.

Denn es verändert die Zeit ja die Form des gewaltigen Weltalls
Und bezeuget, daß nichts Irdisches dauernd bestrebt.
Es sinkt dieses dahin, und jenes erhebt aus dem Staub sich
Wieder das andere dort findet nicht bleibende Statt.
Weil's nun so ist, so such' ich den Meister, welcher ein Haus mir
Gründe, das trotzt dem Orkan und auch des Blitzes Gewalt!
Sicher ruhet der Grund; denn die Werke, welche die Hoffnung
Und der Glaube gebaut, dauern Jahrhunderte durch.

Zwei Jahrzehnte nach der Erbauung dieses Denkmals der kindlichen Liebe, sah sich Philipp Heinrich von Witzleben gezwungen 1616

den Wendelstein mit seinen großen Gütern an Hans Heinrich von Heßler für 86,500 Gulden pfandweise so lange zu überlassen, bis das schuldige Capital zurückgezahlt würde. Es entstanden aber bald vielfache Irrungen zwischen beiden Partheien, so daß der Landes- und Lehnsherr, der Kurfürst Johann Georg von Sachsen 1623 eine Sequestration verfügen mußte, um nach und nach die Rückzahlung der Pfandsumme zu bewirken. Für Wendelstein war diese zuerst nur temporelle Uebergabe an den Landesherrn sehr verderblich; zwar wurde hier ein Amt mit fünf ganzen und drei halben Dörfern errichtet, nämlich: Rosleben, Bottendorf, Ziegelrode (damals Mechtilrode), Nermsdorf und Willerstedt und Theile von Alberstedt, Zeisdorf und Saubach, allein diese Vortheile bleiben weit hinter den großen Nachtheilen zurück, die sich bald so verderblich bewiesen. Wendelstein wurde zu einer kleinen Festung erhoben, welche dem Feinde nachdrücklich Widerstand leisten sollte. Die noch vorhandenen Wappen der Familie von Witzleben an den Thoren und Thüren beweisen es, daß schon durch diese Familie der Wendelstein sehr befestigt worden war. Aber nun wurden durch doppelte tiefe Gräben, welche in den Felsen hineingearbeitet wurden, durch wohlgeschützte Thore, durch hohe Wälle und befestigte Thürme die Sicherheit und Stärke des Hauses außerordentlich vermehrt. Es gereichte jedoch dem Schlosse wie dem Vorwerke zum großen Nachtheil, daß die Gebäude des letztern unmittelbar an die Gräben des Schlosses stießen, wodurch das Schloß an Festigkeit, das Vorwerk an Sicherheit verlieren mußte. Die furchtbaren Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges blieben in der ersten Zeit desselben von Wendelstein fern, bis im Jahre 1635 der Kurfürst den ebenso unpolitischen als verderblichen Separat-Frieden zu Prag mit dem Kaiser Ferdinand schloß, und sich von der Verbindung mit den Schweden lossagte. Durch diesen höchst voreiligen und unüberlegten Schritt des Kurfürsten kam unsägliches Elend und Zerrüttung über Sachsen, und die Verluste, welche die letzten dreizehn Jahre des dreißigjährigen Krieges herbeiführten, brachten das Land seinem gänzlichen Untergang nahe.

Da das Haus Wendelstein, wie es damals genannt wurde, nicht so bedeutend war, um eine große Besatzung zu seiner Vertheidigung aufzunehmen, so war es eine leichte Beute der kriegführenden Partheien, und alle Schrecken des Krieges mußte es im vollsten Maaße erdulden. Schweden und Kaiserliche, Franzosen und Sachsen trieben hier abwechselnd ihr blutiges und zerstörendes Spiel, bis endlich Wendelstein nur ein Trümmerhaufen war, auf welchem einige Gestalten, die halb verhungert waren, umherirrten. Die Beweise dieser schrecklichen Verwüstung finden wir nicht allein in den Akten des Archivs zu Wendelstein, sondern bis zu dieser Stunde zeugen von dieser Catastrophe noch die Steine, die zerrissenen Mauern, die niedergestürzten Thürme und die überall sichtbaren Ueberreste einer gewalt-

samen Zerstörung. Von dem Schlosse blieb nur noch ein kleines Haus, und von dem Vorwerk eine halbe Scheune übrig. Alles Vieh war geraubt, und die Aecker bedeckten Disteln und dichter Rasen. Am schrecklichsten waren die Verwüstungen, welche 1639 bei dem Einfalle des General Banner stattfanden. Mehrere Haufen von dem Ebersteinischen Regimente plünderten und raubten im Februar; im September zerstörten Königsmarkische Truppen auf eine solche Weise, daß der Schaden auf 15,000 Thaler berechnet wurde. Das Schloß wurde von dem schwedischen Troß und den Bauern geplündert und mit Pechkränzen behängt und angezündet, wobei Niemand retten und löschen durfte.

Der so lange ersehnte Frieden zu Osnabrück im Jahre 1648 und der Abzug der Schweden, der nach langen Unterhandlungen im Sommer des Jahres 1650 erfolgte, machte diesen schrecklichen Verwüstungen ein Ende, und das so lange niedergetretene Vaterland erhielt endlich Ruhe. Woher sollten aber die Mittel kommen, um diese niedergebrannten Gebäude aufzubauen, die leeren Ställe wieder mit Vieh anzufüllen, diese jahrelang wüste gelegenen Aecker wieder zuzurichten und zu besäen, ja, woher sollte man die für den Ackerbau, wie für die Handwerke so unentbehrlichen Menschen nehmen? Es war allerdings eine schwere Aufgabe, aber nach und nach kam wieder eins nach dem andern in Gang, und das Todte wurde wieder lebendig. Da sich aber weder die Familie von Witzleben, noch die von Heßler im Stande sahen, diese großen Ausgaben für so viele Anschaffung zu leisten, auch die Pfandsumme nicht herbeischaffen konnten, so wurde Wendelstein mit seinen Gütern und Rechten an den Landesherrn völlig abgetreten. Der Verlust, welcher durch diese von den Umständen geforderten Abtretung die Familie von Witzleben traf, war sehr bedeutend, denn Wendelstein ist eins der größten und fruchtbarsten Güter in Thüringen, indem hier 1824 Morgen an Feld, Wiesen und Triften sich finden, ein herrlicher Forst an 4000 Acker groß, drei Schäfereien, Frohnden, Zinsen ꝛc., wozu noch fünf ganze und drei halbe Dörfer kommen. Daher versuchte späterhin die Familie Witzleben unter dem Kurfürst Friedrich August eine Revision des Abtretungsprozesses zu bewirken, allein ohne den gehofften Erfolg, denn eine freiwillige mäßige Nachzahlung auf Befehl des gerechten Kurfürsten befriedigte nur zum Theil die Hoffnung derselben.

In dem Jahre dieser Abtretung starb der Kurfürst Johann Georg. Ganz gegen die bestehenden Familien-Verträge und den wahren Vortheil des Landes, erhielten die drei jüngeren Söhne des Kurfürsten eigene Landestheile für sich und ihre Nachkommen. Durch diese unpolitische Verfügung erhielt der zweite Prinz des Kurfürsten, Herzog August, die Stadt Weißenfels mit mehreren Distrikten in Thüringen, worunter sich auch das Amt Wendelstein befand. Für

Wendelstein war diese neue Einrichtung von keinem Vortheile, denn die Fürsten aus dieser Linie besuchten Wendelstein nur, um das Vergnügen der Jagd in dem nahen Forst zu genießen, und konnten um so weniger für diese Domaine thun, da sie in eine große Schuldenlast geriethen, wodurch sogar eine kaiserliche Sequestration veranlaßt wurde. —

Der Tod des letzten Herzogs von Weißenfels im Jahre 1746 brachte Wendelstein wieder an das Kurhaus Sachsen zurück, ein für Wendelstein sehr glückliches Ereigniß, welches für die Zukunft viel Gutes hoffen ließ. Schon waren die Spuren des nordischen Krieges, welcher die Schweden 1707 nochmals nach Sachsen führte, fast ganz verschwunden, als bald der siebenjährige Krieg ausbrach, welcher zwar sehr große Lasten und Aufopferungen verursachte, aber jene schrecklichen Verwüstungen nicht kannte, welche den dreißigjährigen Krieg vor allen andern Kriegen auszeichneten. Als nach siebenjährigen Stürmen der Friede wieder zurückkehrte, so traten viele Einrichtungen ein, welche nicht ohne großen Vortheil blieben. Wendelstein sah eine Stuterei entstehen, welche mit auserlesenen polnischen, türkischen und tartarischen Pferden versehen, bald eine große Menge schöner und brauchbarer Pferde lieferte. Eine noch größere Aufmerksamkeit wurde auf die Veredlung der Schafe gerichtet; zu verschiedenen Zeiten wurden spanische oder veredelte Schaafe auf die großen wendelsteinschen Schäfereien geschickt, wodurch die Wolle immer mehr im Werthe stieg. Nicht minder wohlthätig, war die im Jahr 1790 angefangene Schiffbarmachung der Unstrut von Artern bis zur Saale. Auch bei Wendelstein wurde eine Schleuse gebaut, bei welcher Gelegenheit der Kurfürst Friedrich August auch Wendelstein besuchte, als er diese durch seine Theilnahme unternommenen Werke besichtigte. In dem letzten Jahre der sächsischen Regierung wurde noch eine der wohlthätigsten Veränderungen durchgeführt, nämlich die Ablösung der Frohndienste mit Pferden, wodurch den Unterthanen große Erleichterungen zu Theil wurden.

Schnell und ohne das drohende Verderben zu bringen, zogen die Stürme des Jahres 1806 vorüber, und als nach sieben Jahren fast das ganze Sachsen bei den entscheidenden Kämpfen gegen die Franzosen den fürchterlichsten Druck und alle Schrecken des Krieges erfahren mußte, blieb Wendelstein fast ganz verschont. Mit dem Jahre 1815 traten aber hier große Veränderungen ein. Durch die Beschlüsse des Congresses in Wien kam ein großer Theil von Sachsen zur Krone Preußen. Auch das Amt Wendelstein wurde abgetreten, und viele Veränderungen traten nun ein. Das Justizamt wurde aufgehoben, die Amtsdörfer wurden an benachbarte Justizämter abgetreten, und kamen zum Theil an Weimar; auch das Gestüt ging ein. Aber mit großer Aufmerksamkeit wurde

für das Gedeihen des Bessern gesorgt, mag es sich nun auf die Menschen und auf menschliche Einrichtungen beziehen, oder mag es sich um die Bebauung und Benutzung des Bodens oder des Waldes handeln.

So beweißt auch die Geschichte von Wendelstein, daß die Stürme der Zeit und die Verheerungen der Menschen wieder aufhören, und ihre Spuren durch die Hand der Vorsehung nicht allein verschwinden, sondern sich in herrliche Entwickelungen und Fortschritte verwandeln. Vieles ist in neuerer Zeit geschehen, möchten die Fortschritte zum Bessern sich immer schneller entwickeln. —

Nebe.

Der Hülfensberg bei Geismar.

An der südlichen Grenze des Eichsfeldes, zwischen den Städten Mühlhausen und Heiligenstadt liegt ein Berg, der in der ganzen Gegend durch seine Höhe sichtbar, und an seinem bebauten Gipfel kenntlich, unter dem Namen St. Hülfensberg bekannt ist. Zu ihm geschehen alljährlich an bestimmten Tagen aus der Nähe und Ferne zahlreiche Wallfahrten, da einer solchen besonders wunderthätige Wirkungen in schweren Krankheiten zugeschrieben werden.

Dieser schön gelegene Berg erhebt sich im ersten Drittheile seiner Höhe allmählig, wird aber in den übrigen Theilen sehr steil. Sein Fuß wird auf zwei Seiten von einem Bache, Friede bespült, über dessen Wasserspiegel bei Geismar der Berg sich, nach einer trigonometrischen Messung, 1024 pariser Fuß erhebt. Nahe um ihn herum liegen vier Dörfer, Geismar nördlich, Töpfer westlich, Bebendorf südlich und Döringsdorf östlich. Zwar führen von jedem Orte Wege zum Gipfel des Hülfensberges, allein der bequemste und auch wohl am meisten benutzte ist der von Geismar hinauf. In der Mitte des Berges, von Geismar aus betrachtet, zieht sich ein Bergrücken links über Döringsdorf nach der Keudelskuppe und Struth über Küllstädt, Wachstädt und Kreuzeber, wo er sich mit der Dün vereinigt. An dieser Nordseite sind auf dem ganzen Wege Stationen (Bildstöcke worauf die Leidensgeschichte Jesu abgebildet) angebracht, vor denen die Pilger beten. An eben dieser Seite entspringt ein klarer, reiner, stets ausfließender Quell, der Hülfensbrunnen; weiter oben, links am Wege nach Döringsdorf, findet sich die Quelle des Bonifaciusbrunnen vor, die aber kein reines Wasser hat.

Hat man den mühsamen Weg zur Spitze des Berges zurückgelegt, so bietet sich oben auf dem Gipfel eine Fläche von 475 Quadratruthen dar, worauf gegen Mitternacht eine Kirche, eine

Kapelle und ein Haus zum Obdache der nöthigen Personen stehen. Der beim Hinaufsteigen so lang entbehrte Himmelsdom zeigt sich wieder, man athmet reinere Luft, und vergißt die Beschwerden des Weges, indem man eilt, die herrlichen Aussichten, welche der hohe Gipfel nach allen Seiten hin gewährt, zu genießen.

Geht man um die Kirche herum und wählt den nördlichsten Punkt des Berges zur Aussicht, so zieht sich unten in Entfernung einer Meile eine herrliche Ebene ringsherum. Mit freiem Auge erblickt man alle Thürme und Dörfer von Kelle bis Küllstedt, abwechselnd mit grünenden Wiesen und wogenden Feldern, mit dunkeln Wäldern und mäandrischen Bächen, mit schönen, tiefen Thälern und himmelanstrebenden Bergen; zur Linken tief unten am Fuße des Berges liegt Töpfer.

Auf der Südseite bildet die Bergfläche eine Spitze, und hier ist es, wo die Aussicht malerisch schön ist. Zuerst fällt der Spiegel des Werraflusses von Treffurt bis Eschwege mit allen Krümmungen und Bewegungen in die Augen; auf beiden Seiten die fruchtbaren Auen mit Dörfern und Meyerhöfen, gerade vor sich hat man Wannfried nebst seinen Umgebungen, links bei Treffurt den Hellerstein, und in der Ferne den Inselsberg bei Gotha, im fernsten Horizonte die Thüringer- und Rhöngebirge, näher die kenntliche Ruine Boineburg, rechts Eschwege mit seinen Umgebungen und die ganze Reihe von Gebirgen, worunter der Meißner mit seiner Front hervorragt.

Zu dieser herrlichen Aussicht, welche wohl viel zum häufigen Besuche des Hülfensberges beigetragen haben mag, muß man einen heitern Tag wählen. Die Wallfahrtstage fallen in die schönste Jahreszeit, Pfingsten, Sonntag und Montag nach Trinitatis und Johannis. An diesen Tagen ist bei heiterem Wetter die ganze Bergfläche mit Menschen bedeckt, die sich aus den entferntesten Gegenden hier versammeln; Katholiken und Protestanten, Kranke und Gesunde, Reiche und Arme besuchen den Berg. —

Die Kirche des Hülfensberges wurde, wie ihr Anblick schon lehrt, nicht auf einmal erbaut; ihr ältester Theil ist die sogenannte Bonifaciuskapelle, die als das Chor der Kirche angesehen werden kann. Sie hat zwei sehr schmale Fensterchen, zwei Thüren und einen offenen Bogen; linker Hand befindet sich das Bild der heil. Märtyrin Wilgefortis (einer bärtigen Jungfrau), wobei ein Opferstock steht. Die Kirche ruht auf vier Pfeilern, hat fünf Altäre und einen Taufstein. An dem hohen Altare wird nur Messe gelesen, und in seiner Nähe befindet sich ein Reliquienkasten, der an Wallfahrtstagen mit um die Kirche herumgetragen wird. Ein aufgerichteter Leichenstein von schwarzem Marmor bewahrt das Andenken Ernsts, eines Sohnes des Landgrafen Karl von Hessen-Rheinfels. Sonst hat die Kirche kein besonders erfreuliches Ansehen. Nahe bei derselben steht eine 1716 erbaute Kapelle, die zur Bequemlichkeit der Communicanten dient, und einen schönen Altar besitzt.

Das Jahr der Erbauung dieser Kirche auf dem Hülfensberge und ihre Gründer sind ganz unbekannt. Einige Chronisten führen

an: „daß in heidnischen Zeiten der Götze Stuffo auf diesem Berge gestanden habe (wonach der Berg Stufenberg genannt worden sei), welcher um 724 von Bonifacius zerstört worden sei, an dessen Stelle er aber eine Kapelle erbauet habe." — Allein abgesehen davon, daß nur zwei Stiftungen des Bonifacius in Thüringen, Erfurt und Ohrdruf, von den Zeitgenossen desselben erwähnt werden, erscheint die Gründung dieser Kapelle ganz den damaligen Zuständen zuwiderlaufend, indem der Theil Südthüringens, wozu das Eichsfeld gehörte, noch ganz heidnisch und in beständigen Kriegen mit den Sachsen verwickelt war. Ueberdem ließ Bonifacius nie eine Kirche in der Nähe der Sachsen erbauen, und verwarf z. B. 741 aus diesem Grunde den zum Klosterbau bei Hersfeld erwählten Platz. Wenn ihm nun 741 Hersfeld zu nahe den Sachsen lag, so läßt sich nicht wohl annehmen, daß er schon 724 eine Kirche auf dem Stufenberge gründete, welche ungleich näher, nur drei Meilen von der sächsischen Grenze entfernt lag. Endlich wäre auch wohl dieser Berg der unpassendste Ort in jener Zeit gewesen, indem sein Gipfel da bewaldet und wenig zugänglich gewesen sein mag. Ferner bezweifelt man mit Recht, daß es überhaupt auf jenem Berge ein Götze Stuffo gegeben habe; am gründlichsten hat es Wolf, des Eichsfelds bester Historiograph, in seiner „kritischen Abhandl. über den Hülfensberg, Erfurt 1802" widerlegt.

Andere Chronisten, unter denen Letzner in seinem „vita Caroli M. Cap. IX." besonders speciell, erzählen, daß Karl der Große 774 die Sachsen an der Werra bei Treffurt geschlagen habe, worauf er mit seinen Hauptleuten den Stuffenberg bestiegen und Gott gedanket, wobei er ausgerufen: „Hier hat uns Gott und sonst Niemand geholfen!" davon sei der Berg Hülfensberg genannt, und Karl habe auf ihm eine Kapelle erbauen lassen.

Betrachten wir diese Angabe Letzner's ein wenig näher, so ergiebt sich bald, daß sie auf großen Irrthümern beruht. Zuerst ist die Schlacht an der Werra und das Jahr derselben unrichtig, indem Karl der Große 774 vor Pavia in Italien stand, und nach allen gleichzeitigen fränkischen Chronisten derselbe nie eine Schlacht an der Werra mit den Sachsen schlug. Dann erzählen aber die angeführten Quellenschriftsteller von einem Siege Karls um 783 über die Sachsen, der in der Gegend des Berges Osnegg bei Detmold in Westphalen erkämpft wurde. Karl der Große bestieg den Berg, und that obenangeführten Ausspruch; ingleichen ließ er eine Kapelle darauf erbauen. Offenbar hat nun Letzner diese Berge verwechselt. Andere Gründe, daß die Kapelle des Hülfensberges nicht aus jener Zeit herstamme, liegen noch darin, daß bei dem bekannten Hasse der Sachsen gegen das Christenthum, die in jener Zeit erbaute Kapelle gewiß von ihnen zerstört sein würde, indem dieselben unter Witekinds Führung seit 778 Herren eines großen Landstriches bis zum Rheine und der Mosel waren.

Hieraus geht hervor, daß das Jahr der Gründung jener Kapelle auf dem Hülfensberge in viel spätere Zeiten zu setzen ist. Die ältesten Urkunden, in denen der Hülfensberg stets unter dem Namen Stoufenberg vorkommt, sind von 1352, 1357, 1363 und 1367. In

den deutschen Urkunden von 1352, 1370 und 1381 heißt er Sente Gehülfin Berg, und in den lateinischen von 1374 und 1443 wird er mons sancti Salvatoris genannt. Die Urkunde von 1352 erwähnt, „daß Proyse von Wannfried Leibeigene mit einem Sattelhofe mime Herren sente Hülfen und siner Kerken zu Stoffenberg verpfändete," woraus hervorgeht, daß unter sente Hülfen wohl der Patron der Kirche zu verstehen ist. Dies zusammengehalten mit dem Ausdrucke mons Sti. Salvatoris läßt uns sente Hülfe als schlechtverdeutschtes Sct. Salvator erscheinen.

Eine andere Ableitung des Namens sente Hülfe ist die, keineswegs ganz grundlose, von dem Bilde der heil. Wilchefortis (sanctum auxilium genannt), welches sich in der Kapelle des Berges befindet und um 1360 Anlaß zu vielen Wallfahrten wurde, wie folgende Inschrift in der Karthaus zu Erfurt bezeuget:

„Hie sehet an wie diß Closter von erst uffkommen ist. In dem Jahr n. Chr. Geb. MCCCLX. was eine große wallfahrt zur Sente Gehülffenberg bei Eschwe im Hessen, umb viel Wunderwerken willen, die da geschehen und viel von den Wallern groß opfer dahin quam, das thete man in 3 Theil, das eine Theil dem Bischof, das andere dem Landherren, das dritte dem Pferner zu Sente Gehülfen, und also bauete man da eine schöne Kirch, und der Pferner wurde riech und wohlhabendich mit viel Geld und Guts. Darnach ward der Pferner krank und machte sein Testament, daß der wirdige Herr Joannes Ortinis ein Probst zu Dorle sollte sein testamentarius sein, und all sein Gut in die Ehr Gottes zu seiner Seligkeit wenden, wie er ihm vertrauet. So war derselbige Probst er Joannes Ortinis ein gottesfürchtiger Mann und erkannte vor das beste ein Karthaus zu stiften und erwarb Läubde von dem Bischofe zu Mainz, auch von dem Ehrsamen Rath zu Erfort, bei Erfort seine Meinung zu vollbringen. Nach solcher Bewilligung sandte der wirdige Herr er Joannes Ortinis Probst zu Dorle seinen Werkmeister aus, umb Erfurt eine Stätte zu beschauen, da ein Karthaus wohl lege; also kam er zwischen dem Löwer und neuen Thor auf der Wolfsweide und überschluge die stätte ab." —

Hieraus und aus andern sichern Nachrichten ersehen wir nun, daß die Kapelle durch ihre Einkünfte jenes Karthaus in Erfurt begründete, und daß um 1360 die Wallfahrten nach dem Hülfensberge anfingen. Hiermit stimmt auch die Aussage vier alter Männer, von denen jeder über 90 Jahr alt war, und welche von dem Domdechant Echtern aus Mainz 1429 um eines Streites willen vernommen wurden, überein.

Unter den unzähligen Pilgern der frühesten Zeiten, finden wir besonders Lübecker, die Jacob von Melle in seinem Werke: de itineribus Lubecensium sacris p. 80 besonders genannt hat, und schon vom Jahre 1370 anführt. —

Da nun viele fremde Wallfahrende nicht nur auf dem Berge ihre Andacht verrichten, sondern auch beichten und communiciren

wollten, so erhielt 1443 das Kloster Annrode, in dessen Bezirke der Hülfensberg lag, auf Ansuchen vom Bischof Ludwig von Turin, Legat der Kirchenversammlung zu Basel, die Erlaubniß, durch drei Priester an den bestimmten Wallfahrtstagen in der Bergkapelle das heilige Sacrament austheilen zu lassen. Fortan strömten nun Gläubige in unendlicher Menge herbei, und Kloster Anrode ließ neben der geistigen auch körperliche Nahrung verabreichen; es wurden die Wallfahrten bald eine reiche Quelle von Einkünften für das Kloster. Hierüber waren die Herren von Keudel (auf dem nahegelegenen Keudelsteine) unzufrieden und erzwangen von den Bergbewohnern Faß- und Stätegeld. In Ansetzung des Faßgeldes widersprachen die kurfürstlichen Vögte auf den Schlössern Bischofstein und Greifenstein denen von Keudel, und forderten es für den Kurfürsten, als Gerichtsherrn. Allein die von Keudel wollten nicht nachgeben, sondern erpreßten das Faßgeld nochmals, obwohl es die Vögte schon erhoben hatten. Der ganze Streit wurde endlich an den Kurfürsten Konrad III. von Mainz berichtet, welcher den Domdechant Echtern 1429 beauftragte, die Sache zu untersuchen. Nachdem dies geschehen, erkannte der Domdechant: daß das Gericht auf dem Berge seinem Herren, dem Kurfürsten, das Eigenthum des Berges aber dem Kloster Anrode zustehe. Von nun an erhob letzteres das Stätegeld, der Amtmann von Steine aber das Faßgeld.

Doch waren die von Keudel keineswegs mit dem Rechtsspruche zufrieden, sondern setzten ihre Erpressungen auf dem Hülfensberge fort, bis Kurfürst Dietrich 1444 dieselben durch kräftige Maßregeln fügsamer machte. In Folge dessen mag wohl ein gütlicher Vergleich zwischen den streitenden Partheien stattgefunden haben, indem ein Lehnbrief von 1608 bezeugt, daß die von Keudel mit der Hüttenstätte auf dem Kirchhofe zu St. Gehilfen belehnt worden sind, anderweitige Nachrichten aber ganz fehlen. —

Vor und nach diesem Streite war es frommer Pilger Sitte, der Kirche Geschenke zu machen, die in derselben aufgehängt wurden, und häufig Gegenstände aus Wachs waren. Letzner erzählt von Krücken, Köpfen, Armen, Füßen ꝛc., sämmtlich aus Wachs, übergeht aber auch nicht die ansehnlichen Geschenke an Meßgewändern, kostbaren Kelchen, silbernen Monstranzen u. s. w., welche meistens von den freigebigen Städten Braunschweig und Hildesheim der Kirche verehrt worden waren.

Mit der Verbreitung der neuen Glaubenslehre Luthers, verlorem Bilderdienst und Processionen ihr bedeutendes Ansehen und die Zahl der nach dem Hülfensberge Wallfahrenden nahm sehr merklich ab. Erst Kurfürst Daniel von Mainz brachte die zum Lutherthume verirrte Heerde theilweise zum alten Glauben zurück, indem er sich dazu einiger Jesuiten bediente, welche er 1575 nach Heiligenstadt schickte. Diese zogen durch die Neuheit ihrer Predigten auf dem Hülfensberge das Volk an, und dazu kam noch ein 12jähriger Ablaß, welchen Papst Clemens VIII. den nach dem Hülfensberge Wallfahrenden ertheilte.

Von jetzt an kam der Berg immer mehr in Aufnahme und 1624 waren nicht einmal sechs Priester im Stande, an den Wallfahrtstagen alle Beichtenden zu hören. Der 30jährige Krieg störte und unterbrach öfters die Wallfahrten, und in dieser Schreckenszeit wurde auch die Kirche ihrer kostbarsten Geschenke beraubt. Nach dem westphälischen Frieden, fanden sich auch die alten Pilger auf dem liebgewonnenen Hülfensberge wieder ein, und Heiligenstadt veranstaltete sogar 1649 eine feierliche Prozession nach demselben, die auch in unserer Zeit noch alljährlich geschieht.

Was nun aber die Eichsfelder am stärksten an den Hülfensberg fesselte war, und ist noch bis jetzt, das Zutrauen, dort durch Gebet und Beichte auf eine wunderähnliche Weise von körperlichen Uebeln befreiet zu werden. Durch eigends über solche Fälle von den Jesuiten 1576 angelegte Jahrbücher erfahren wir, daß viele Lahme und andere Kranke gesund vom Berge herabkamen. In wie weit der Leser einigen Fällen, die ich hier hersetzen will, Glauben schenken mag, muß ich ihm selbst überlassen.

„Im Jahre 1606 wurde ein Mann, Namens Andreas Spillner zu Ecklingerode im Duderstädtischen beim Mergelgraben vom herabstürzenden Erdreiche ganz verschüttet. Als seine Frau die traurige Kunde des Geschehenen erhielt, fiel sie auf ihre Kniee, und that das Gelübde: „wenn mein Mann lebendig herausgegraben wird, will ich mit ihm eine Wallfahrt nach dem Hülfensberge verrichten!“ — Nach zwei Stunden fand man den Verschütteten endlich, zwar lebend, aber dergestalt verstümmelt und zerquetscht, daß ihn der Arzt verloren gab. Nur allmählig erholte er sich wieder, und schleppte sich mittelst der Krücken und in Begleitung seiner Frau, Pfingsten nach dem Hülfensberge, wo er beichtete und communicirte. Darauf fühlte er bald eine solche Stärke in seinen Gliedern, daß er ohne Krücken in einem Tage frisch und gesund nach Hause gehen kann.“ —

„Ein Jesuit sah 1621 einen fremden Mann mit Krücken in die Kirche des Hülfensberges kommen, und dieselben im Kirchengewölbe aufhängen. Er rief ihn zu sich und frug den Mann, der in seinen besten Jahren, stark und wohlgebildet war: warum er jene Krücken mitbringe. Der Fremde antwortete darauf: daß er seit zwei Jahren nicht habe auf seine Füße treten können, und bereits alle Hoffnung je wieder gesund zu werden, aufgegeben, als er zu einer Wallfahrt nach dem Hülfensberge beredet worden sei. Er habe sie gethan, sei gesund geworden und wolle nun zum Geschenk zwei Füße von Wachs neben seinen Krücken hier aufhängen. — Der Mann hieß Henrich Fell und war aus dem Fürstenthume Fuld gebürtig.“ —

Aber nicht nur Katholiken, sondern auch Protestanten wurden der segensreichen Wohlthaten solcher Wallfahrten theilhaftig, wie P. Müller in den „Analecta Bonifaciana“ insbesondere durch drei Fälle erweist, daß dies geschehen. Zwei Lutheraner wurden dadurch bestimmt, den katholischen Glauben anzunehmen.

In den Jahren 1691 — 1773 wurden die jetzt vorhandenen Stationen vom Fuße des Berges bis zum Gipfel, meistens durch ansehnliche

Beisteuern frommer Genesenen, aufgestellt. Landgraf Christian von Hessen-Rheinfels stiftete auf dem Hülfensberge drei wöchentliche Messen, wozu Kloster Annrode den Priester ernannte, der dafür alljährlich 50 Thlr. bekam. Ebenso erhielt Annrode 50 Thlr. für Wein, Wachs, Hostien und für Löhnung des Kirchendieners. Der Gottesdienst in der Kirche ist so eingerichtet, daß der Pfarrer zu Geismar von Palmensonntag bis Allerheiligen Amt und Predigt auf dem Berge hält, wozu sich die beiden Gemeinden von Bebendorf und Döringsdorf einfinden müssen. Im Winter dagegen wird der Gottesdienst in der Kirche zu Döringsdorf abgehalten. Das ganze Jahr hindurch werden übrigens die wöchentlichen Messen auf dem Berge gehalten. —

Unter den Schriften über den Hülfensberg sind nächst P. Müller, Wolf mehrere in Schlözers Briefwechsel v. 1778 III. Th. Hft XVIII. No. 45 ꝛc. erschienene Aufsätze bemerkenswerth, die durch Georg Degenhard in seiner disquisitio in superstitionem una cum positionibus ex universa philosophia edita etc. Heiligenst. 1780. theilweis widerlegt und berichtigt wurden.

Aemilianus.

Lauterberg.

In den Wipfeln frische Lüfte,
Fern melod'scher Quellen Fall,
Durch die Einsamkeit der Klüfte
Waldeslaut und Vogelschall.
J. v. Eichendorff.

An der südlichen Seite des Harzgebirges liegt, am Eingange einer Thalschlucht und an dem rechten Ufer der Oder, der Flecken Lauterberg oder Lutterberg. Seinen Namen hat der Ort ohne Zweifel von dem Flüßchen Lutter, welches gleich unter Lauterberg in die Oder läuft, empfangen, und die Landschaft in welcher er liegt, kann wahrhaft schön genannt werden. Eine halbe Stunde lang ziehen sich die gut gepflasterten Gassen des „kleinen Bergstädtleins," wie es in alten Urkunden genannt wird, mit ihren reinlich aussehenden Häusern, deren etwa vierhundert sein mögen, und die, obwohl fast alle klein und von Fachwerk erbaut, doch etwas Einladendes und Wohlhäbiges haben, in dem Thale hinauf.

Aus der Geschichte des Städtchens läßt sich nur wenig Bemerkenswerthes anführen.

In einer Fehde des Grafen Ernst von Hohenstein gegen Philipp I. von Grubenhagen, wurde Lauterberg im Jahr 1500 arg verheert, und später, im dreißigjährigen Kriege, von einer Streifpartei überfallen, geplündert und bis auf einige wenige Häuser niedergebrannt. Eine Feuersbrunst, welche, nachdem sich der Ort kaum wieder erholt hatte, im Jahre 1667 ausbrach, zerstörte abermals einen großen Theil der Stadt; doch auch diesmal erhob sie sich aus Schutt und Asche

und die hohen Bergkuppen ringsumher sahen verwundert den vernichteten Ort freundlicher wieder erstehen, als er vordem gewesen war.

In früheren Zeiten wurde hier eifrig Bergbau betrieben, besonders auf Kupfer, welches sehr rein und an Güte dem schwedischen und englischen gleich war, dann auf Blei, Silber und Eisen. Nicht lange nach dem Jahre 1528, wo die neue Bergordnung für die Grafschaft Lutterberg publicirt worden war, arbeitete man in den Lutterthälern am Haibeck, in der Andreasbach und am Scholm in dreizehn Silber- und Kupfergruben, deren Erze auf der Andreasberger und in einer bei Lauterberg belegenen Saigerhütte verschmolzen wurden. Mit der Zeit wurden aber die Gruben immer unergiebiger, sie mußten mit Verlust betrieben werden, wurden deshalb nach und nach eingestellt, und seit dem Jahre 1824 blieb nur noch die „Luise Christiane" versuchsweise im Gange. In der neuesten Zeit, wo man zufällig einen Gang entdeckte, sind die gesunkenen Hoffnungen wieder erwacht, und man hat wieder die frohe Aussicht ein regeres Bergmannsleben aufblühen zu sehen.

Eisensteinbergbau ist ebenfalls schon früh hier im Gange, kann aber nicht regelmäßig betrieben werden, da das Erz nesterweise vorkommt. Viele Gruben sind verlassen, doch zeugen die gewaltigen Schlackenhaufen in der Nähe der Hütten, wo diese Erze verschmolzen wurden, von der Menge der erbeuteten Eisenerze.

Bei der Lage Lauterbergs zwischen hohen Bergwänden ist der Ackerbau natürlich sehr unbedeutend, dagegen finden die Bewohner des Ortes auf der nahen Königshütte und im Walde den nöthigen Unterhalt. In der Königshütte*) arbeiten gegen zweihundert Hüttenleute, Handwerker und Tagelöhner; — im Walde und auf dem Berge eben so viele als Köhler und Waldarbeiter. Die Forstkasse zahlt den Bewohnern des Ortes jährlich etwa 20,000 Thlr. Außerdem sind einige hiesige Gewerke von Wichtigkeit, z. B. Färbereien, Leinwebereien, Bleichen und besonders die Nagelschmieden, deren etwa sechs mit einigen sechszig Arbeitern sind, welche jährlich gegen 20,000 Thaler umsetzen. Die Geschicklichkeit und Raschheit, mit welcher die Nägel verfertigt werden erregt Bewunderung, und ein Besuch dieser Werkstätten belohnt sich. Zwei Blankschmieden, welche treffliche Waaren, als Aexte, Sägen, Schaufeln, Futterklingen u. dgl. verfertigen, erfreuen sich eines guten Absatzes und setzen jährlich gegen 8000 Thaler um.

An der Spitze der städtischen Verwaltung steht ein Bürgermeister, welcher aber, mit den ihm zur Seite stehenden Viertelsherrn, der Auf-

*) Wer sich über die technischen Anlagen daselbst näher unterrichten will, nehme das in jedem Betracht gute Buch: „Zimmermann's Anleitung den Harz zu bereisen," zur Hand. — Eine Monographie Lauterberg's besitzen wir von C. v. Berg. — S. unter: Scharfels.

ſicht des Stadtſchulzen, — des in Lauterberg wohnenden königlichen Beamten, — unterworfen iſt. Das Städtchen, welches eine Poſtſpedition, eine Fahrpoſtverbindung mit den Nachbarorten hat, und Sitz einer Forſtinſpection iſt, erfreut ſich in neueſter Zeit einer beſondern Regſamkeit, und zwar durch die vom Dr. Ritſcher eröffnete Waſſerheilanſtalt. Es war ein glücklicher Gedanke, hier am Buſen des Gebirgs, in anziehender, romantiſcher Gegend, welche die herrlichſten Waſſer hervorſprudelt und geſunde, friſche Luft hat, eine ſolche Anſtalt zu gründen. Wie viel Anklang dieſelbe gefunden, bezeugen die zahlreichen Beſucher, welche ſich gleich im erſten Jahre einfanden, und deren Zahl ſich bereits im zweiten Jahre auf eine erfreuliche Weiſe ſteigerte. — Die Quellen ſind ſämmtlich zum Schöpfen bequem und durch Ueberbauten vor Verunreinigung geſchützt. Die Douſchen befinden ſich theils im Orte, theils im Walde, und es ſind Regen-, Trepf-, Sturz-, Wellen und Flußbäder vorhanden, ſo wie auch ein ſchöngelegner Teich zur Ausübung der Schwimmkunſt einladet.

Für das Unterkommen der Fremden iſt beſtens geſorgt, denn obwohl die Privatwohnungen einfach ſind, ſo zeichnen ſie ſich doch durch muſterhafte Reinlichkeit aus, und faſt alle Badegäſte ſind durch die Reinlichkeit der Wohnungen und die Billigkeit der Beköſtigung erfreut, durch die Lauterberg umgebende ſchöne Natur aber entzückt geweſen. Letztere iſt in der That wunderſchön. Die wechſelnde Scenerie kühner Baumgruppen, dichten Gebüſches und lieblicher Waldgründe, welche ſtets neue Bilder vor uns aufſtehen laſſen, bezaubern die Seele, denn Waldestiefe iſt immer romantiſch. Wohin wir uns wenden, weht uns balſamiſche Luft der Berge an, wird das Auge durch köſtliche Fernſichten erfreut. Zuerſt beſteigen wir den mit einem Bretterhäuschen gezierten

Hausberg,

welcher durch ſeine nächſte Nähe bei dem Orte, durch ſeine kegelförmige Geſtalt, iſolirte Lage und durch ſeine geſchichtlichen Erinnerungen zuerſt unſere Aufmerkſamkeit auf ſich zieht. Die Mühe, welche ſein Beſteigen verurſacht, wird durch den Genuß, der unſerer oben wartet, reichlich belohnt. Zu unſern Füßen ſehen wir Lauterberg, etwas davon entfernt, in der Aue, durch welche die Oder dahinfließt, liegt die Königshütte, ſeitwärts der rieſige Scholm mit köſtlicher Ausſicht, weiter hin lachende Fluren mit den Dörfern Bartholfelde und Oſterhagen im Vorgrunde, in einer Entfernung von ſechs Stunden den Bergzug bei Bleicherode, die Hasenburg, den Ohmberg, den Sonnenſtein, einen beträchtlichen Theil des Thüringerwaldes, den Meißner, die beiden Gleichen bei Göttingen, und in weiter Ferne die Weſerberge bei Minden. Wendet man ſich nach dem Gebirge, ſo zeigt ſich unſern Augen eine herrliche Berglandſchaft, und man ſieht

über vielen ſich aufgipfelnden Waldkuppen den Brocken majeſtätiſch hervorragen.

Von der alten Burg Lauterberg oder Lutterberg, welche hier oben ihre Zinnen emporſtreckte, ſind nur noch geringe Reſte zu ſehen, denn ein kellerartiger Gang, und Spuren von Wällen ſind Alles, was man noch von dem Stammhauſe der einſt mächtigen Grafen von Lauterberg entdecken kann. Die Zeit, in welcher die Burg erbaut wurde, läßt ſich nicht beſtimmen. Nach einigen Chroniſten ſtand ſie ſchon im ſiebenten Jahrhundert. Im neunten Jahrhundert finden wir einen Grafen Werner von Lauterberg, welcher drei Söhne hinterließ, von denen der zweite, Günzel, Graf zu Lauterberg wurde. Dieſer hatte fünf Söhne, von denen bei der Theilung des väterlichen Erbes Günzelin die Grafſchaft Lauterberg erhielt. Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts waren die alten Grafen von Lauterberg in ihrer Linie ſchon ganz ausgeſtorben, (ſ. Lucä Grafenſaal p. 288), und die erledigte Grafſchaft war an die mitbelehnten Vettern von Scharzfels, und zwar an den Grafen Burchard gekommen. Derſelbe hatte zwei Söhne, von denen Heidenreich nach des Vaters Tode auf Lauterberg reſidirte. Da er um 1230 ohne männliche Erben ſtarb, fiel die Grafſchaft wieder an die Scharzfeld'ſchen Grafen, an Burchard den Weißkopf und Burchard den Krauskopf. Nur der Erſtere verheirathete ſich und hinterließ vier Söhne, von denen Graf Otto einen Sohn, Otto den Jüngern hinterließ, welcher nach Abſterben der Andern, die Herrſchaft allein erhielt. Von ſeinen drei Söhnen hinterließ keiner Nachkommen, und ſo ſtarb mit Heiſo das Haus der Grafen von Lauterberg und Scharzfels im J. 1396 für immer aus. (cf. Leuckf. A. Poeld. p. 54).

Das eröffnete Lehn mußte nun, als früheres Eigenthum Heinrich des Löwen, an Herzog Friedrich fallen, der Erzbiſchof von Mainz, der Biſchof von Hildesheim und die Aebtiſſin von Quedlinburg und Gandersheim, machten es ihm aber ſo lange ſtreitig, bis die Ritter von Minnigerode und von Birkenfeld die Schlöſſer Scharzfels und Lauterberg in Beſitz nahmen, und in des Herzogs Hände lieferten, der ſie im Jahre 1402 an den Grafen von Hohenſtein Heinrich VIII. mit der rothen Platte, für 1100 Mark Silber verpfändete. (Eckst. Chr. W. p. 26.) Später zahlten die Grafen von Hohenſtein noch zweihundert Mark, und wurden nun förmlich mit Lauterberg und Zubehörungen, die ſehr beträchtlich waren, belehnt. Die Zerſtörung der Burg fällt wahrſcheinlich in das Jahr 1500, wo ſich Philipp I. von Grubenhagen und Graf Ernſt von Hohenſtein befehdeten, und wo Philipp von Grubenhagen Lauterberg, Barbis, das Vorwerk von Neuhof und Bartholfelde niederbrannte. Als im Jahre 1593 mit Ernſt VII. das Geſchlecht der Grafen von Hohenſtein ausſtarb, wurde die Grafſchaft Lauterberg, mit widerrechtlicher Uebergehung der mitbelehnten Grafen von Stollberg und Schwarzburg, vom Herzog Wolfgang von Grubenhagen als ein eröffnetes Lehn eingezogen, und iſt ſeitdem beim Fürſtenthume Grubenhagen geblieben.

Die Bergwerke im Lauterberg'schen kamen unter die Direction des Bergamts in Clausthal, der andere Theil der Grafschaft ward in das Braunschweigisch-Grubenhagen'sche „Amt Scharzfeld" verwandelt. Als Philipp II. im Jahre 1596 starb, bemächtigte sich Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel des Fürstenthums, aber sein Sohn Ulrich mußte es auf kaiserlichen Befehl im Jahre 1616 wieder herausgeben, worauf es (1618) durch einen Vergleich an die Zelle'sche Linie, und endlich durch die bekannten Erbfälle (s. Scharzfels und Herzberg) an das Hannover'sche Könighaus kam.

Von dem Burgberge herabgestiegen, wenden wir uns zu einigen andern Punkten, die von denen, welchen es nicht an Zeit fehlt, besucht zu werden verdienen. Der anziehendste derselben ist, nach meinem Gefühl, der

Ahrensberg,

zu dessen Spitze man auf einem recht interessanten und wenig anstrengenden Wege gelangen kann, und von wo man den ganzen südöstlichen Harz, die Gegend um Walkenried und die Berge bei Ilefeld und Hohenstein übersieht. Besonders schön ist die Aussicht in der Abendbeleuchtung. Die Ruinen des Hohensteins glühen dann wie in Blut getaucht, dahinter steht trotzig der finstre Thurm der Ebersburg, das Kreuz auf der Josephshöhe ist sichtbar, und ganz im Hintergrunde die mächtige Warte des Bergschlosses Kyffhausen. Die Stadt Nordhausen mit ihren Thürmen lagert in der Mitte des lieblichen Bildes, welches wir vor uns haben, und allenthalben liegen Dörfer zwischen üppigen Saaten und unter schattigen Bäumen. Nach Süden hin erblicken wir wieder den Ohmberg mit dem nach Bleicherode hinlaufenden Gebirgszuge, und gegen Westen streift unser Blick, an der alten Burg Scharzfels vorüber, nach den bekannten Höhen bei Göttingen.

Die Königshütte, der Scholm, das Wiesenbeek mit einem schönen Wasserspiegel, der Kummel, die Lutterthäler, die Einhornhöhle, Scharzfels, die Steinkirche, der Rabensberg, — mit einer der schönsten Aussichten am Unterharze, — Walkenried, Römerstein, Weingartenhöhle, sind lauter Punkte, welche nahe liegen und von den Badegästen mit geringer Mühe besucht werden können — und überall empfängt uns die Natur mit jugendlichen Armen, und haucht uns an mit frischem Odem. — Ein sehr angenehmer, belohnender Weg ist der sogenannte Philosophengang, der sich am Fuße der Koldung hinzieht, wo man im Schatten hoher Bäume, den murmelnden Wellen der Oder entlang dahinwandelt, und wo uns eine wohlthuende Ruhe umgiebt, die durch nichts als durch das sanfte Geräusch des Wassers und durch den Gesang der Vögel gestört

wird. Auf dem Rückwege über die Koldung bieten sich köstliche Blicke in die Gegend dar, besonders ist gleich hinter den Wohnungen der Offizianten auf der Königshütte eine Stelle, welche ein treffliches Landschaftsbild abgiebt. Man blickt in das Thal „die Aue," sieht im Vordergrunde die schönen Gebäude der Königshütte, dahinter Lauterberg und hinter Lauterberg die schönen Berggruppen des Harzes in verschiedenen Schattirungen. Diese Landschaft ist von Künstlern oft gezeichnet und man findet getreue Abbildungen in mehreren Werken über den Harz, z. B. in Zimmermann's Anleitung den Harz zu bereisen, in E. v. Berg's Monographie und an andern Orten.

E. Duval.

Haynecke bei Natza.

Dreißig Jahre lang war Thüringen von den fürstlichen Brüdern Friedrich, Wilhelm und Balthasar mit seltener Eintracht regiert worden. Da starb im Jahre 1381 Friedrich der Strenge, und Balthasar ward, nach friedlicher Uebereinkunft mit den Erbverbrüderten, Thüringens alleiniger Landgraf. Und er war ein milder Herr, beharrlichen Strebens, sich und Andere glücklich zu sehen. Aber, wenn auch oft, so wollte es mit solchem Streben doch nicht immer gelingen. Mannichfache Fehden zerrissen nicht selten die Friedensfahne, die er segnend über sein Land zu schwingen gedachte. So waren die Eichsfelder, die sich vor der Mainzer Bischofsmütze beugten, dem Thüringer Lande gefährliche Nachbarn. Balthasar hatte die Stadt Langensalza seinen landgräflichen Besitzungen einverleibt. Darob haderte der Erzbischof zu Mainz, und trieb die Eichsfelder hinüber in des Landgrafen Gebiet, daß sie mit kecker Hand das neue Eigenthum ihm streitig machen sollten. Und sie streiften, ohne sich zu einer rechtlichen Fehde zu stellen, verheerend und verwüstend in den nachbarlichen Gau. Da bauete Balthasar — es mogte in dem Jahre 1392 sein — auf der nordwestlichen Schulter des Haynich-Waldes, der seinen Rücken wie eine Grenzscheide zwischen Eichsfeld und Thüringen hinstreckt, eine Burg zu Schutz den vielgeplagten Unterthanen, und zu Trutz den räuberischen Nachbarn, und nannte sie: Haynecke („Hainhecke"). Und wenn es fortan die Eichsfelder wagten, über ihre Grenzen keck und flüchtig herüberzustreifen, da wiesen sie die tapfern Mannen, die auf der Haynecke wachten und schützten, mit blutigen Köpfen zurück, und sicherten sich, so oft es Noth that, durch verabredete Zeichen des Landgrafen Hülfe. Denn von der Wartburg Zinnen, wo sich Bal-

thasar gestel, erreichte leicht der Blick die nur drei Stunden fernen Mauern, die zu Schutz und Trutz des Haynichs Scheitel krönten. Und siehe, an dem festen Damme brach sich bald der Feinde verheerender Strom. So war die Haynecke der umliegenden Landschaft Schutz und Schirm geworden.

Wenn sie auch nun forthin noch lange von dem waldgekrönten Gipfel stolz und drohend niederschaute, so war doch ihre Hauptrolle gespielt und ihre Aufgabe gelöst; und wenn auch die alten Chroniker hin und wieder den Vorhang lüften, womit die Zeit ihre allgemach verfallenden Zinnen umhüllt; so stehet sie unter den thüringenschen Bergschlössern doch nur als Statistin auf der Bühne der Geschichte.

Also finden wir sie in den Händen des verhaßten Apel's von Vitzthum. Aber der Stern des allvermögenden Fürstenlieblings erbleicht — denn „Verrath schlägt seinen eigenen Herrn" — und Apel kann den stolzen Nacken nicht des Jochs erwehren, das die Reichsacht ihm auflegt. Die fürstlichen Brüder, Friedrich der Sanftmüthige und Wilhelm der Tapfere, in dessen leichtbewegliches Gemüth der schlaue Apel den Samen der Zwietracht gestreut, vereinen sich und senden ihre Mannen vor die zahlreichen Besitzungen des ungetreuen Rathes. So wird auch, als die Fahnen vieler Städte sich zum verbündeten Heere gesellen, die Veste Haynecke im Jahre 1452 eingeschlossen und bestürmt. Die Rotten aber mögen wieder abgezogen sein, eh' noch die Zinnen der Burg ihre Fähnlein getragen. Wenigstens lesen wir nirgends, daß die jungfräuliche Veste jemals einem feindlichen Bewerber sich ergeben. — Als aber die Vitzthume mit ihren Schätzen nach Böhmen geflüchtet, da hat wohl auch die Haynecke den angestammten Herrn ihre Thore geöffnet. Denn in der folgenreichen Theilung zwischen den Söhnen des Churfürsten Friedrich des Sanftmüthigen, Ernst und Albert, ist Haynecke unter den Burgen genannt, die jenem Ernst als erb- und eigenthümlich zugefallen. Und so ist sie dann auch der ernestinischen Linie des Hauses Sachsen, selbst in ihren Trümmern, bis auf diesen Tag verblieben.

Ehe aber noch der Zahn der Zeit ihre Zinnen zernagt und ihre Mauern untergraben, ward sie im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts von dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen, in Uebereinstimmung mit seinem Bruder Johannes, an den damaligen Geheimen Rath und Maltheser Ritter Georg von Hopfgarten, dem Stammvater eines bis auf unsere Tage blühenden Geschlechtes, mit allen ihr zinspflichtigen Dörfern, als da waren: Naza, Craula, Neukirchen, Mülverstädt, Mechterstädt und andere, gegen 1200 Gulden wiederkäuflich abgetreten. Als aber die bestimmte zehnjährige Frist verlaufen, ohne daß jene Summe zurückgezahlt, noch andere 200 Gulden, die zu Baukosten verwendet, erstattet worden, ward Amt und Burg Haynecke 1513 der Familie Hopfgarten erblich anheim gegeben.

Nichts desto weniger mag sich das Fürstenhaus das Eigenthumsrecht an jener Veste vorbehalten haben, denn obwohl der Geschichtforscher andere desfallsige Urkunden in dem Archive zu Naza vergebens sucht, so zeugt doch folgender Lehnbrief des Herzogs Johann

Caſimir zu Coburg, der ſich durch die Unbilden der Zeit gerettet hat, für jene Behauptung:

„Von Gottes Gnaden, Wir Johann Caſimir, Hertzog zu Sachſen ꝛc. Wir behalten uns und unſern Erben an dem Schloß Heineck die Oeffnunge zu allen unſern Noten, Kriegen undt Geſchefften gegen männiglichen für, alſo ob geſchehe, daß Wir die unſern in unſern Kriegen undt Geſchefften auf das genannte Schloß Haynich zu teglichem Kriege als wir ihn mögen, legen würden, ſo ſollen unſere Hauptleuthe und verordtnete die von Hopfgarten, Ihre Erben und die Ihren vor Schaden und Unfug verwahren, auch Haußmann, Thorwertter undt Wechter die Zeit verköſtigen.

Wo aber das berurte Schloß unſerer Kriegen undt Sachen halben, die Zeit, ſo die unſern Offnungsweiſe, und zu unſere Kriegs-Sachen inne haben, verlohren würde, welches Gott mit Gnaden verhüte, ſo ſollen und wollen wir undt unſere Erben daſſelbe uf unſere Koſten wiederum gewinnen, undt den Hopffgarten oder Ihren Erben wieder zu Ihrem Gewalt antworten. Ob ab wir undt unſere Erben ſolches nicht thun konnten, Ihnen alsdann die Haubtſumme, als zwölff hundert Gulden, darumben Ihre Voreltern ſelige angezeigt Schloß mit ſeinen Zugehörunge und Gerechtigkeit hiebevor von Unſern Vorfahren undt Vettern löblicher und ſeliger Gedechtniß, Hertzog Friedrich undt Hertzog Johannſen zu Sachſen, beyden Churfürſten, an ſich bracht, wieder ausrichten und bezahlen ꝛc." —

Indeſſen blieben die Herren von Hopfgarten im ungeſtörten Beſitz der Haynecke bis auf unſere Tage herab und fanden, wenn auch wohl nur ſelten hinter ihren Mauern Schutz und Obdach. Deſto bereitwilliger öffneten ſie, vornehmlich in den drangvollen Zeiten des dreißigjährigen Krieges, den Bewohnern der umliegenden Dörfer die Thore der Burg, um ſich und ihre Habſeligkeiten vor den Unbilden ſtreifender Kriegsvölker zu ſichern. Dahin deutet, unter andern Beweiſen, auch die Bemerkung, die ſich in einem der älteſten Kirchenbücher zu Natza findet:

„Hanß Harſeim Juvenis (ein Junggeſell) welcher auf dem Hayneck von den Bayeriſchen Soldaten, die den Hayneck zu plündern gedachten, aber mit Gottes Hülfe und ſtarker Wehr derer, ſo darin waren, mit Gewalt abgetrieben worden, von der Mauer herabgeſchoſſen worden, iſt begraben die Joannis Baptistae (am Tage des Täufers Johannes), haußen vor der Hayneck, postquam milites demigrarunt (nachdem die Soldaten abgezogen). A. C. 1640."

Nach jenem Tage mag die Burg indeſſen mehr und mehr verfallen ſein. Die Hopfgarten gefielen ſich im ſtillen Thale beſſer, denn auf des Berges waldiger Höh', und ließen ſich in Natza, wo ſie auch vielleicht ſchon früher wohnten häuslich nieder. Aber vermittelſt eines unterirdiſchen Ganges konnten ſie ſich aus ihrer ſtattlichen Behauſung, die noch jetzt inmitten des Dorfes prangt und an

einem ihrer Mauersteine die Jahrszahl 1551 trägt, in Zeiten der Gefahr auf ihre Veste retten. Als nun aber deren Mauern keinen Schutz und Schirm mehr boten, da verfiel auch dieser Gang, so daß in unsern Tagen selbst der Neugier Blick vergebens seine Mündung sucht. Die Haynecke ward Ruine, und die Familie von Hopfgarten wählte sich anderwärts eine Heimath, bis in neuester Zeit die Gemeinde zu Natza das Rittergut käuflich an sich brachte, und die alte Burg dem Landesherrn von Coburg-Gotha anheimgab.

Wenn aber auch in eine Herzogskrone gereiht, so ist der Glanz der Haynichs-Perle doch erblichen, und gleich einer alternden Wittwe, durch deren zerissenen Schleier die Erinnerung schönerer Tage wundersam uns anblickt, trauern die einsamen Trümmer. Wir aber freuen unter friedlich mildem Scepter uns der Gegenwart; und wenn auch heutiges Tages noch die Eichsfelder zu uns herüberstreifen, so grüßen sie uns doch statt wilden Kriegsgeschrei's mit einem frommen Vaterunser, und nehmen mit wehloser Hand das Stücklein Brod, das ihnen jedes Christenherz mit dem Gedanken reicht: das Geben seliger, denn Nehmen sei.

Doch an den Trümmern alter Kraft und alter Zeiten weidet sich das Auge gern. Ein steiler Fußweg führt von Natza aus gen Morgen, wo auf hohem Bergesrücken das verfallene Gemäuer trauert. Bald umflüstert ein lichter Buchenwald den sinnigen Wand'rer. Der Erdbeeren lachendes Roth prangt auf des Mooses grünem Teppich und der riesige Hirschkäfer (Lucanus Cervus) spielet sumsend in der lauen Abendluft. Ehe man es ahnt, grüßt, von des Waldes dickbelaubten Kronen überragt, die einsame Veste. Doch vergebens sucht das Auge eine Pforte, daß es von des Berges Haupt hinab sich schwinge in die Thäler, und hinüberschweife bald auf nahe, bald auf ferne Höhen. Nirgends öffnet der Wald seine säuselnden Hallen, nirgends beugen die stattlichen Bäume ihre Wipfel. Das Auge haftet, bald ermüdet, an den starren Mauern. Aber in des Wanderes Seele regt sich unwillkürlich, selbst auf die Gefahr des Haynichs freundliche Hamadryaden zu erzürnen, der verzeihliche Wunsch, daß es früher oder später einer kräftigen Hand gefallen möge, den fast allzukecken Bäumen, die mit dem geheimnißvollen Flüstern ihrer stolzen Kronen ach! des armen Menschenwerks zu spotten scheinen, die scharfe Axt an die Wurzeln zu legen und dem sehnsüchtig schweifenden Blick den jetzt gesperrten Weg zu öffnen und zu bahnen. Und ob auch dann noch der Gesichtskreis immer ein beschränkter bliebe, o so würde sich das Auge doch noch andere Nahrung suchen, als ihm jetzt auf dem beengten Raume das geborstene Gemäuer bietet.

Der Pfad, den man von Natza aus verfolgt, geleitet zu der offenen Pforte, die ihre knarrenden Angeln wohl den friedlichen Genossen, aber nie den feindlichen Schaaren geöffnet. Das schwere Eisenthor jedoch, das sie dereinst geschützt, soll gleichsam noch geheiligt worden sein, indem es die Bewohner Natza's von der Ritterburg herabgetragen und der Pforten eine, die in ihre Kirche führt, damit verschlossen. Dennoch hatte es auch hier keine bleibende Statt, und

iſt wohl jetzt, nachdem es öffentlich verkauft, in hundert Formen geſchmiedet, von dem Roſt und von der Zeit zernagt. — Den einzigen Zugang der Veſte überwacht ein Thurm in dem weſtlichen Winkel der Mauer, der noch jetzt wohl ſechzig Fuß emporragt, und verliehe als Warte dem lugenden Blick ein weites Feld erſchloß. Und wenn eine Stiege wäre, die auf dieſes Thurmes Zinnen uns hinaufzutragen wüßte, möchten dann des Waldes Kronen keck und luſtig in die Lüfte ragen, o wir würden über ſie hinweg den freien Blick entſenden, und noch jetzt erſpähen, ob des Eichsfelds Rotten uns bedrohten, und ob jener alte Landgrafenſitz, die ehrwürdige Wartburg nachbarlich und freundlich uns herüber grüße! Etwa in der Hälfte ſeiner Höhe iſt des Thurmes Mauerwerk gewaltſam durchbrochen, und die Sage geht, es habe ſich durch dieſe Oeffnung ein Gefangener der allda geſchmachtet, den Weg zur Freiheit gebahnt. — Ein anderer Thurm, der Pforte gegenüber, wölbt ſich in dem Innern des Gemäuers, ohne aber, weil er deſſen Zinnen nicht mehr überragt, von Außen ſichtbar zu ſein. Vielleicht, daß dort im ſchauerlichen Burgverließ ſo mancher Seufzer, bleichen Lippen ſich entringend, ſtill verhallte!

Die Mauern die ſich rings zuſammenfügen, bilden ein unregelmäßiges Viereck und ſtarren mit ihren zerbrochenen Zinnen und mit ihren leeren Fenſterhöhlen wohl noch jetzt an 40 Fuß empor. Die Steine weder künſtlich noch gleichmäßig bearbeitet, zeugen von dem flüchtigen Bau. Ein Mauerkranz, der hin und wieder noch erhalten, deutet wohl die Grenze des Gemäuers; aber ob auch hie und da verwitterte Balken ſchweben, das Gerüſt des ſchirmenden Daches ſucht der ſpähende Blick umſonſt, und nur des Himmels Decke wölbt ſich ob den Zinnen hehr und freundlich.

Der Raum, den die Mauern umſchließen, iſt beengt und beſchränkt. Mit 36 Schritten in die Länge und mit 22 in die Breite iſt er leicht gemeſſen. Wo einſt der Ritter Sporen geklirrt, und der Huf der Roſſe geſtampft, da wächſt jetzt kümmerliches Gras und wildes Dornengeſtrüppe. Nirgends nur der kleinſte Raum zu einem Vorhofe, nirgends die geringſte Spur eines Nebengebäudes! Nicht zur bleibenden Heimath eines ſtolzen Rittergeſchlechtes war die ſchlichte Burg erkoren, und die tapfern Mannen, die ſie barg und bergen ſollte, fanden wohl auch unter einem Dache Schutz und Wohnung.

Ein tiefer Wallgraben umſchirmt nach drei Seiten hin das einſame Gemäuer; nordöſtlich aber wehrt ein ſteiler Berg dem ſchnellen Andrang kühner Feinde. Vor dem Eingange, wo ſich dereinſt die Zugbrücke nur den befreundeten Genoſſen oder dem wehrloſen Wanderer niederließ, iſt der Graben gefüllt und geebnet. Von der ſüdweſtlichen Seite aber ſteht die Burg ſo frei, als ſtattlich vor den Blicken des Beſchauers. Und wenn auch nicht das Immergrün duftiger Sagengewinde ſich um ihre Zinnen ſchlängelt, ſo rankt ſich eben hier ein Epheubaum mit ſeinem prangenden Zweigengeſchlecht ſo zierlich und ſo innig an der alten Mauerwand empor, als wolle die ewig junge Natur auch das erſterbende Menſchenwerk noch mit dem Brautkranze ihrer Liebe ſchmücken.

Die neugierige Habſucht, die in dem Gemäuer gewühlt, hat ſich bis jetzt vergeblich gemüht. Dennoch dröhnt es vor der Pforte dumpf und hohl, als wandele hier der Fuß auf jenem Gange, der im Herrenhaus zu Naza, das ſich neuerdings zu einem Amtsſitz umgeſtaltet, münden ſoll. Wir aber grübeln und graben nicht, und eilen raſchen Schrittes dem naben Dorfe zu.

Kaum aber hat des Waldes Dunkel ſich gelichtet, ſo öffnet ſich ein, wenn auch nur beſchränktes Panorama vor den freien Blicken. Fruchtgrüne oder waldumlaubte Berge engen traulich ſich zuſammen, gleich als wollten ſie noch jetzt dem ſtillen Thale, das ſie bergen, Schutz und Obdach bieten. Einſt prangten auch auf ihren Scheiteln mehr und minder feſte Burgen. Deſſen iſt der Fuchsberg, der mit ſeinem kahlen Haupte gen Weſten ragt, in manchen Spuren, die noch jetzt zu Tage liegen, — deſſen ſind die Berge, die nordweſtlich baumgekrönt ſich gipfeln und den Namen: „alte Burg“ bis auf die heutige Stunde tragen, ſtumme Zeugen. In dem engen, Thalkeſſel aber ſpiegeln ſich die rothen Ziegeldacher des nahen Dorfes, von dem Blüthenſchnee zahlloſer Bäume überſä't, gar freundlich in dem ſilberklaren Bache, der mit ſeiner kühlen Fluth nicht nur den friſchen Wieſenteppich ſäugt und netzet, und das Dorf — Naza (Nazza), — das ſich an ſeinen Ufern angeſiedelt, ſchon vor geraumer Zeit getauft; der auch bald dem Gaumen köſtliche Forellen ſpendet, bald die lechzende Lippe, die vergebens in den Marken der Flur nach einem Brunnenquell ſchmachtet, labt und tränket. Nun geſchieht es zwar, daß wilde Bergesfluth nicht ſelten auch des Baches Spiegel trübt, daß hier die Gänſeheerden ſich in ſeinen Wellen baden, dort die Mutter ihres Kindleins Windeln ſäubert; doch — die Lippe lechzt — und nirgends quillt ein Brunnen, nirgends ſprudelt eine Quelle. Und ſo iſt des Baches Naß den Inſaſſen von Naza ſeit Jahrhunderten Trank und — Labe geweſen.

Denn im grauen Alterthume wurzelt des Dorfes Urſprung. Und als Kaiſer Heinrich II. um das Jahr 1015 dem Stifte Fulda den thüringenſchen Lupintzgau als fürſtliches Geſchenk anheimgiebt, da gedenkt d.r Urkunde, die des Geſchenkes Grenzen ſteckt, auch unſeres Naza's („inde ad Nazaha“ — cf. Schanat. Tradition. Fuldens. p. 245). Und daß fortan die Herrn von Naza (z. B. Rumanus de Nezze A. 1253., cf. Thuring. Sacr. p. 638) unter den thüringenſchen Adelsgeſchlechtern bis zum Jahre 1531*) (Sagittar. Hist. Gleich. p. 400) eine ehrenvolle Rolle ſpielten, davon giebt uns die Geſchichte mannigfache Kunde. Ja, und wenn auch jenes Monument, das in das Schiff der Kirche eingefügt, die ehrſame Gemeinde zu Naza allſonntäglich mit Füßen tritt, die alte Mönchsſchrift kaum entziffern läßt (Anno Domini nach Chriſti unſers Erlöſers Geburt MCCCCX. iſt der edle und ehrenfeſte — — begraben worden), ſo deutet doch das fremde Wappen, daß der Ritter, der es einſt getragen, eines jetzt noch blühenden Geſchlechtes Sprößling nicht geweſen.

*) Noch im Jahre 1613 ſtarb zu Döllſtedt bei Tonna Frau Anna Knebloch, geborne von Naza.

Indessen ist der Stempel einer noch viel älteren Zeit dem Bergrücken aufgedrückt, der eine halbe Stunde westlich von dem Dorfe einen schlichten Meierhof, und nahe dabei die Spuren einer Kirche trägt, die auf des Volkes Lippen bis zu diesem Tag als „Thutel-Kirche" lebt. Dort stand ein Dörfchen, Taubenthal genannt, das ob des Wassermangels auf dem Berge — wer mag wissen, wann und wie? — sich in das Thal gesiedelt, welches jetzt in seinem stillen Schooß die Häuser Naza's birgt. Im gräuelvollen Götzendienst — so flüstert uns der Sage Mund — gefielen sich des Dörfchens heidnische Bewohner, blutgetränkte Opfer ihrem alten Krodo *) in die Arme legend. Und wenn heute noch der Wanderer durch die stille Waldnacht pilgert, horch! da rauscht es in den Wipfeln so geheimnißvoll und schauerlich, daß er den Schritt beflügelt, um das Ziel der Straße, die von Naza über Berg und Thal, und Stock und Stein nach Mühlhausen führt, an Leib und Seele wohlbehalten zu erreichen. Und wenn er auch, nach anderthalbstündigem Wege müde geworden, rasten wollte: — ach! auf jenem nahen Hügel links der Straße, prangte einst — wie sich das Auge, das des alten Götzendienstes kundig, an so manchen Spuren bis auf diese Stunde überzeugen mag — des heidnischen Abgottes gräuliches Bild, und scheuen Blicks und raschen Fußes schreitet er vorüber mit dem Seufzer: Alle guten Geister loben Gott, den Herrn!

— Aber wie die Taubenthaler ihrem Krodo, haben nicht auch Naza's christliche Bewohner, von der Herrschaft einer finstern Zeit geknechtet, einem andern Götzen — ach, dem unersättlichen des Aberglaubens! — blutige Opfer gebracht und sich des frommen Wahns geschmeichelt: „sie thäten Gott einen Dienst daran?" — Und hören wir es nicht mit schmerzlicher Entrüstung, wie sie noch am 10. Mai des Jahres 1681 eine arme „Hexe" auf den Scheiterhaufen schleppten, daß sie, auch von mitleidigen Seelen verflucht, dem finstern Götzen ihrer Zeit zum Opfer falle? — Und wie auch die Annalen des Mittelalters, aus den reichen Fundgruben der Gerichtsarchive schöpfend, uns, gleich trüben Schattenbildern jener Tage, solcher Gräuel viele vor die Blicke halten: o so können und wollen wir uns doch nicht versagen, auch die traurige Geschichte, deren Naza's hingeschwundene Geschlechter frohe Zeugen waren, wie sie uns die Kirchenbücher aufbewahren, treulich zu berichten. Und wer weiß, ob denn nicht Mancher, der begeistert von der gleißnerischen Hülle jener Zeiten, sich wohl oft in ihren stillgeheimnißvollen Schooß gesehnt, mit voller Brust dem Himmel dankt, daß der Quell vernunftgemäßer Aufklärung die Scheiterhaufen die ein finstrer Wahn entzündet, ausgelöscht und des Schicksals Sturm der Haynecke Zinnen gebrochen!

Jene Hexe aber weilte, eh' des Scheiterhaufens Flamme sie umzüngelte, zu Neukirchen, einem Dorfe zwischen Eisenach und Naza. Ihr Ehehern, der Bild- und Linnenweber Andreas Hager, war des Todes verblichen, und hatte der trauernden Wittwe kaum etwas Anderes hinterlassen, als sein Angedenken und zwei liebe Kinder. Hans

*) Der Teufel der alten Sachsen.

der Knabe, wuchs zwar frisch und froh heran, und half der Mutter wo er helfen konnte; aber Barbara — so hieß die Wittwe — seufzte dennoch unter manchem schweren Kummer, unter manchen bittern Sorgen, die ihr Töchterlein, das zarte Aennchen, wohl hinwegzuschmeicheln, aber doch nicht zu verscheuchen wußte.

Da öffnete die arme Mutter dem Geflüster ach! des Teufels ihre Seele, und — sie war gefangen.

Denn es hauste zu Madelungen, einem Nachbarsorte Neukirchens, eine berüchtigte Zauberin, die vielvermögende und allgefürchtete Schönfeldin. Die schwer bedrängte Barbara ließ sich's gelüsten, heimlich zu der Nachbarin zu schleichen, und sich ihren Rath und ihre Hülfe dringend zu erflehen. Und die Zauberin begrüßt sie grinsend, und verspricht ihr Rath und Hülfe: „Wenn Du in der stillen Mitternacht Dich zu mir wagst, und Leib und Seele der Hölle verschreibst, so soll der Mangel nimmer über Deine Schwelle schreiten; denn Du wirst die Kunst erlernen unsichtbar zu sein, so oft es Dich gelüstet, und nach fremder Habe ungestraft die Hände auszustrecken." Und das schwache Herz der armen Barbara läßt sich bethören. In geheimnißvoller Mitternacht steht sie, wohl bleich und zitternd, in dem Zauberkreise, den die Schönfeldin gezogen. Die Beschwörungsformeln sind gesprochen, und vom Thurm herab schlägt dumpf und schauerlich die zwölfte Stunde. Horch! da braus't es in den Lüften, und — Herr Urian steht in „dem Bunde der Dritte." Und er nennet sich in seiner wunderlichen Laune „Andreas," und verscheucht mit solchem Namen, den ja auch ihr Eheherr getragen, und mit andern süßen Schmeicheleien der bethörten Wittwe bange Sorge. Und der Bund der Hölle wird geschlossen. Barbara verläugnet ihren Herrn und Heiland Jesus Christus und entsagt, ob auch mit stammelnder Zunge ihrem Frieden, ihrem Himmel. Andreas aber taust sie mit dem Fluch der Hölle, daß die Nachtgespenster vor den Fenstern wild und grausenhaftig lachen, und verschwindet, als er der Gewelhten — zwei glühende Groschen als Handgeld gereicht.

Nun aber hext und zaubert Barbara, — daß ihr die Augen triefen, und sich Jung und Alt vor ihr entrüstet. Ihre Truhen füllen sich, sie selber aber ist gesloh'n, wie eine Vogelscheuche. Ach! und allzubald — denn sie ist der höllischen Kunst noch nicht recht froh geworden, — allzubald erfüllt sich ihr das alte Wort: „der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht." Die Schergen schleppen sie nach Natza in's Gefängniß. Doch die Freche wagt zu leugnen was ihr hundert Zeugen aufgebürdet, bis der Folter Qual und Schrecken ihr die Lippen zu dem gräulichen Geständniß öffnen. Bald donnert ihr des Richters „Schuldig!" in die Seele und des Scheiterhaufens Flammen zucken nach dem Herzen, und kein Händeringen und kein Flehen und kein — Teufel kann die Arme vor des Aberglaubens wuthentbrannten Götzen retten. Und sie endet auf dem Holze — „von Rechtswegen." Ihr Beichtvater aber, der ehrwürdige Pfarrer Madlung, schreibt mit tiefbetrübten Herzen in das Kirchenbuch, wie es allda bis auf den heut'gen Tag zu lesen:

„den 10. Maji (1681.) unſere geweſene Mitnachbarin, Barbara Hager, ſo eine Hexin, menſchen und viehe durch Ihre Zauberey Schaden gethan, Chriſtian Schrumpfen und Peter Daniels, deß hieſigen Hirten, zwey Kinder todt gezaubert, andern die böſe Dinger angemacht, und nicht nur Ihrem Kindern, dem Hanß Hager und Annen der Tochter, ſondern auch noch 9 Perſonen das Hexen gelernt, und manche unſchuldige ſeel dem Teufel Zugeführt, habe ich zu Natza, nachdem ich Ihr Tags zuvor zum Troſt ihrer bekümmerten Seelen das heil. Sacrament gereicht, nebſt Herrn Johann Blaß, dem Pfarrer daſelbſt, müſſen zum Feuer außfahren, da ſie lebendig verbrannt worden, und einen ſchweren Todt gehabt, ungeachtet der ſcharffrichter Sie ſo hat angewürget mit Ketten und ſtricken, daß man gemeint, Sie würde kein Feuer fühlen. Der Seelen Seligkeit gönne und wünſche Ich Ihr von hertzten, Zweifele aber ſehr daran. Ihres Alters 50 Jahr" ꝛc. — !!

Aber damit hatte das hochnothpeinliche Halsgericht ſeine Schreckensaufgabe noch nicht gelöſ't. Die armen Kinder, die, wie Folterqualen dem verzweiflungsvollen Mutterherzen ausgepreßt, als Zöglinge der ſchwarzen Kunſt, der Hölle und ſomit der Strafgewalt der weltlichen Gerechtigkeit verfallen waren, wurden aus dem Kerker, der ſeit Monden ſie umſchloſſen, in weißen Todtenkleidern auf den Richtplatz geſchleppt, und ſahen die praſſelnden Flammen nach dem Mutterherzen zucken, und hörten der Mutter letztes Angſtgeſchrei. So duldeten ſie, wenn auch nicht ſterbend, doch mit ihr den Tod. Und auch mit ſolcher Qual begnügte ſich die Weisheit des Gerichts nicht. Denn ſieh' der Knabe, der wohl kaum des Jünglings Schwelle überſchritten, wurde vor des Volkes Augen von dem Henkersknecht geſtäubt, damit der unſaubere Geiſt, der ſeiner ſich bemächtigt, von hinnen fahre, und nach ſolcher Exekution „auf ewige Zeiten" des Landes verwieſen. Glimpflicher geſchah der Hexentochter, denn ſie war ein Kind, das damals noch zur Schule ging. Als ſie jedoch ein Jahr darnach zum Tiſche des Erlöſers treten ſollte, ſchrieb — wie in dem Communicanten-Regiſter zu Neukirchen nachzuleſen — Pfarrer Madelung:

„Anna Hagern, welche über ein halbes Jahr privatim informiret habe, weil Sie von Ihrer mutter zur Zauberey verführt worden, erwies ſich bußfertig in der Beicht, wie auch andechtig beim gebrauch deß H. Abendmahlß, wie ſolches auch umbſtändlich an das löbl. Consistorium nach Gotha berichtet worden, und von da mir ferner anbefohlen worden, wie mit dieſem Kinde zu verfahren, welchem Ich auch gehorſamlich nachgelebt, wie denn zu hoffen, daß die arme Seele dem Teufel wieder aus dem Rachen gerißen, und zur ſeligkeit errettet, wie ſolches auß den äußerlichen Bezeugungen, Worten und geberden abzunehmen. Doch wird es am Jüngſten Tag offenbar werden."

Ja wohl! ja wohl!! — — —

Indem wir aber in den alten Kirchenbüchern blättern, siehe! da begegnet uns noch eine andere wundersame Geschichte, die wir unsern Lesern um so weniger verschweigen mögen, als sie eben in so manchem Dorfe Thüringen's von Mund zu Munde geht, und in Neukirchen, wenn die Räder in den engen Stuben schnurren und die flüchtige Spindel den ungeladenen Gast der Langenweile nicht mehr zu verscheuchen weiß, so manche Stunde schon beflügelt hat.

Nun war es aber eben da, wo in dem Jahre 1689 der tapfere Lieutenant Michael Rebs, der ein rüstiger Held die meisten Feldschlachten des dreißigjährigen Krieges mitgefochten, und bei Eger einst den ganzen kaiserlichen Schatz, der 17 Tonnen Goldes barg, mit 16 kühnen Kameraden ritterlich erbeutet, seinen Ehrennamen: „Mause-Michel" mit sich in die Grube nahm. Die bunten Bilder seines vielbewegten Lebens aber hatte er in seiner Heimath wohl gar oft im traulichen Gespräch entfaltet. Und wie in dem Kirchenbuche aufbewahrt, so blieben auch dieselben hie und da in den Gemüthern haften, und vererbten sich von Kind auf Kindeskind. Wir aber wollen jetzt nur eines jener Bilder vor die Blicke unserer Leser halten.

Es war bei Salzwedel, — so hören wir den greisen Lieutenant den lauschenden Enkeln erzählen, — da ich eines sonderlichen Gottesgerichtes lebendiger Zeuge gewesen. Ein loser Kriegsknecht, der ganzen Compagnie als „leichtfertiger Vogel" bekannt, hatte das Leben verwirkt. Da gab der böse Feind ihm einen teuflischen Gedanken ein. Denn als das Standrecht über ihn gehalten ward, da schrie er laut und keck: „Nicht ich allein bin des gerügten Frevels schuldig; dort, mein Zeltgenosse, war mit in der bösen Stunde Rath und Hülfe!" Und der Angeklagte erbleicht. Indessen war derselbe stets ein treues, frommes Blut gewesen, und das ganze Regiment, das sich von seiner Schuld nicht überzeugen konnte, sparte für den armen Kameraden keine Vorstellungen, keine Bitten. Aber umsonst! Das strenge Commando entschied: „Sie sollen Beide um ihr Leben spielen! Auf der Trommel harrt der Würfel; wessen Wurf die meisten Augen zeigt, der ist gerettet." — Und das ernste Spiel beginnt. „Sechs Augen!" jubelt der Verruchte, hocherfreut, daß er sein Leben leichten Kaufs gewonnen. Die ganze Compagnie durchzuckt's wie bitt'rer Ingrimm; lautlos starren Aller Augen auf den Würfel. Aber bald schleicht leis' und immer lauter ein Geflüster durch die Reihen: Ihm hat der Teufel geholfen! —

„Und sollte der gerechte Gott nicht mächtiger sein?" so denkt und tröstet sich der fromme Krieger. Und er faßt, obwohl mit zitternder Hand und bleichem Antlitz, den verhängnißvollen Würfel. Unwillkürlich rollt er auf die Trommel — und der Höchste hat gerichtet! „Sieben Augen!" schreit der Korporal, und durch die Reihen tönt's frohlockend: „Sieben Augen!" Der Würfel war inmitten entzwei gesprungen — und im nächsten Augenblicke fanden sieben Kugeln den Weg zu dem Herzen des Lügners.

Heinrich Schwerdt.

Ruine Brandenburg.

„Und zu des Schlosses Hallen,
Die auf dem Felsen stehn,
Und, halb in Schutt zerfallen,
So ernst hernieder sehn,
Und ihn zur Wehmuth laden,
Lütt er auf steilen Pfaden,
Still sinnend hinzugehn."

C. v. Houwald.

Das freundliche Fest der Himmelfahrt klopfte mit leisem Finger an Häuser und Herzen und lockte Städter und Dörfer hinaus in den Frühlingstempel der Schöpfung. Fröhliche Schaaren zu Wagen und zu Fuß durchzogen das liebliche Thal, das sich von Eisenach gen Westen bis zur Werra schlängelt, und der projectirten Eisenbahn, die mit ihren brausenden Dampfwagenzügen die Elbe mit dem Rheingebiet verknüpfen soll, das sicherste Niveau zu bieten scheint. Mit trauten Freunden durchflog ich in einem leichten Fiakre duftige Wiesen und waldbegrenzte Fluren, und wenn wir hinaus fragten in die grüßende Menge: Wohin? so tönte uns von allen Lippen die jubelnde Antwort entgegen: „Zur Brandenburg!" Bald war das Dörfchen Neuenhof, das der Landmarschall von Riedesel zu einem reizenden Parke umgeschaffen, von den lechzenden Zungen um so freudiger begrüßt, als ein köstliches Bier seit Jahren schon gar viele Gäste in dem schlichten Gasthaus sammelt. Nun aber zog sich die Straße abwärts der Chaussee, dem rechten Werrauser entlang, und in sinnigen Gesprächen vergaßen wir des holprigen Weges und verflüchtigten die kurze Stunde bis zum Ziele unserer Fahrt.

Bayerische

So eben waren „Heusinger's Sagen aus dem Werrathale" im Druck erschienen. Die Freunde kannten sie noch nicht; und als nun die stattliche Ruine der Brandenburg von ihrem kahlen Bergeshaupte, das sich nahe dem rechten Werrauser emporgipfelt, ernst und majestätisch auf uns niedersah, da baten sie mich, wenn auch nur mit flüchtiger Hand, das Sagengewinde zu entflechten, das wie immergrünes Epheu an den morschen Trümmern rankt. Und es geschah also:

Vor grauen Jahren hauſ'te auf der Brandenburg ein wackerer Rittersmann, dessen höchster Stolz und dessen süßeste Augenweide die wunderliebliche Tochter war, die ihm die früh entschlafene Gattin geboren. Aber die Liebe klopfte vergebens an das spröde Herz des Fräuleins, denn ein trotziger Hochmuth hatte allda seinen Thron erbaut; und ein stattlicher Freier nach dem andern zog, mit schnöder Kälte abgewiesen, zürnend von dannen. Indessen welkten die Blüthen ihrer Schönheit, und die Werber um des Fräuleins Herz und Hand, wie sehnlich sie am Ende auch nach ihnen schaute, blieben aus. So war sie denn eine alte Jungfer geworden, und wandert nun seit vielen hundert Jahren gar trübselig zwischen dem öden Gemäuer, bald mit emsigem Fleiße die Spindel drehend, bald auf einem blendenden Tuche Knotten trocknend, um die zögernden Freier durch ihre vollen Truhen zu locken, — und gar Manche, denen sie liebäugelnd eine Hand voll Knotten gereicht, haben des andern Morgens in den Taschen eitel Gold gefunden. Oder sie sitzt in einem langen, weißen Gewande in dem Bogenfenster der verfallenden Kapelle und schauet mit schwermüthiger Sehnsucht hinab und hinaus, und harret ihres Erlösers.

Und als die Freunde ihre Blicke zu dem Bogenfenster hoben, siehe, da stand das Burgfräulein in ihrem langen, weißen Gewande, wie eine gespensterhafte Doppelgängerin, in jeder Spalte des Gemäuers und schaute — — „Nein, das sind lebendige Gestalten, das sind Städterinnen! —" lächelte der Freunde Einer, und der Andere, sein Wort ergänzend, scherzte: „Die mögen wohl auch, wie die weiße Dame der Brandenburg, aber minder spröden Herzens, des Erlösers harren!"

Nun aber rollte der Wagen an dem Fuße eines waldgekrönten Bergrückens vorbei, der, als der westlichste Seitenast des Thüringer Waldes unter dem Namen: „Göringsstein," die kahle Höhe überragt, die, mit der Brandenburg geschmückt, sich nachbarlich ihm anreiht. Und eine gar liebliche Sage, die um diese Felsen und in diesen Schluchten flüstert, ward alsbald in meiner Seele und auf meinen Lippen lebendig und ich mochte sie, als wir den Fußsteig, der sich allmählig um den nicht gar hohen Bungberg windet, langsam erklimmten, den lauschenden Freunden nicht bergen:

Eine Geißel des Werragaues war zu seiner Zeit der mächtige Ritter von Brandenburg, Kunz im Bart. Mit der stillen und

ſittigen Winfriede von Lindig vermählt, die er einem benachbarten Kloſter liſtiger Weiſe entführet, hatte er ſich in eine lange Fehde mit dem Abte von Fulda verwickelt, die nicht eher geſchlichtet ward, als bis er die einzige Frucht ſeiner kurzen Ehe, den liebenswerthen Bodo, mit Friedensanträgen an den Hof des Fürſten entſendet. Bodo war ein feiner Jüngling, der ſich mit dem wilden Treiben ſeines Vaters nicht befreunden konnte, und in ſeinen heimiſchen Wäldern und an den Ufern der murmelnden Werra, ſo wie inmitten der kühnen Ritter und ſchönen Frauen, der Troubaduren und Minſtrein, die der Abt zu Fulda um ſich her verſammelt hatte, für die ſchwärmeriſchen Gefühle ſeines Herzens reiche Nahrung fand. Ja, es hatte ſeine träumeriſche Sehnſucht in der holden Jugendgeſpielin, Bertha von Neckrod, die nach dem Tode ihrer Mutter den heimiſchen Heerd, der unmittelbar an die Brandenburg grenzte, mit dem Hauſe ihres Oheims, des Marſchalls von Harſtall zu Fulda vertauſcht, Geſtalt und Ziel gewonnen und es keimten in den Tiefen ſeiner Bruſt die Frühlingsblüthen der Liebe.

Da ſchlug die Trennungsſtunde und der ſtille Bodo kehrte heim. Und ſieh', vom Haupte des Gröningſteines ſchauten die Mauern einer neuen Zwingburg trotzig ihm entgegen. Denn es dünkte ſich der alte Kunz in ſeiner Veſte nicht geborgen, alſo daß er ſeine Vaſallen und die Beklagenswerthen, die auf des Wegelagerers verheerenden Zügen in deſſen Hände gefallen, mit ſchnödem Uebermuthe zwang, den ſtolzen Nachbarbau zu fördern. Aber den Junkherr jammerte des Volks und widerten die Zechgelage ſeines Vaters an, und er flüchtete mit ſeinen ſüßen Träumen bald in das geheimnißvolle Dunkel der Wälder, bald an das Ufer des rauſchenden Stroms.

So weilt er einſt in einer engen ſchauerlichen Schlucht, unfern des Göringſteins. Schon blinkt der Vollmond durch das Blätterdach liſpelnder Buchen, und eine unnennbare Sehnſucht heimelt in des Jünglings Bruſt. Horch! da plätſchert's und flüſtert's und rauſcht's, und wie von Zauberhand ſind die Felſen geöffnet und eine traufliche Grotte wölbt ſich, gleich einem ſchimmernden Feenpallaſt, vor Bodo's ſtaunenden Blicken. Und an der Pforte winkt und lächelt eine hohe Jungfrau, gleich einem zarten Nebelgebild, und ihr goldigs Gelock umwallet wie ein leichter Duft, das grünliche Gewand und ihr feuchtes Auge und wunderlieblichs Antlitz leuchtet, wie von Himmelsglanz umfloſſen, durch den ſternbeſäeten Schleier. Und ſie liſpelt, wie die Quelle, die zwiſchen Vergißmeinnicht-Ufern perlt: „Sei mir gegrüßt, du Liebling meiner Seele, der du keuſchen Herzens an dem Buſen der Natur dich ſelig fühlſt.“ Hulda, die friedliche Nixe des Thals hat dich zu ihrem treuen Freund erkoren.“ Und wie mit Zaubergewalt zieht es den ſchwärmeriſchen Bodo in die offenen Arme der Jungfrau — und der Bund iſt geſchloſſen — und noch oft, ſobald der Vollmond durch die Zweige blinkt, freuen ſich die Glücklichen des ſüßen Spiels geheimnißvoller Minne. Aber als des Winters rauhe Hand die Bäume ihres Schmucks entkleidet und den Werraſtrom mit einer Eisbrücke deckt, da entſchwindet die zauberiſche Nixe und

tröſtet den klagenden Freund: „Auf Wiederſehen, wann der Frühling keimt!“

Eh' jedoch der junge Lenz die erſten Blüthen aus ſeinem Füllhorn ſtreute, da war eine andere Blume, ſchöner denn alle Kinder des Mais, auf Burg Reckrod erblühet. Bertha war in das traute Thal der Werra heimgekehrt, und ihr ſüßes Bild, von Hulda's Zauber eine Zeitlang überſtrahlt, gewann in Bodo's Herzen neue Friſche. Und die befreundeten Väter ſchürten den glimmenden Funken in den Herzen ihrer Kinder, bis ſie ihn zur lichten Flamme gefacht; und ehe Bodo wußte, wie ihm geſchah, da war die neue Kapelle der Göringſteiner Burg, die der alte Kunz dem einzigen Sohne als Erbe und Wohnſitz beſtimmt, gar feſtlich geſchmückt und die Liebenden ſtanden vor dem Burgcaplan, der ehelichen Weihe und des prieſterlichen Segens harrend. Aber ach! von Augenblick zu Augenblick trübt ſich des Tages heiteres Auge, und ein wilder Sturm heult durch den Forſt und in der Tiefe des Thales brauſ't die ſchäumende Werra. Und als das zitternde Ja! ſich auf des Ritters bleiche Lippen drängt, da zuckt ein flammender Blitz und der tobende Orkan ſchleudert die Kuppel der Kapelle hinab in das Thal, und — Hulda, eine Königin an Reiz und Pracht, ſteht zürnend zwiſchen den Verlobten und breitet ihren luftigen Schleier über den treuloſen Liebling und trägt ihn, feierlich entſchwebend, hinab in das Brautbett des Stroms.

Aber die neue Zwingburg des Göringer Steins ward gebrochen von des Sturmes Wuth, daß die rieſigen Felsblöcke, die ſie hinabgeſchleudert an die Ufer des Fluſſes, fort und fort als ein Wahrzeichen gelten, wie ein verrathenes Weib zu zürnen, wie die Nixe des Thales zu ſtrafen weiß. Die ſchuldloſe Bertha aber fand das Glück der Minne an dem Herzen eines neuen Buhlen, während Kunz von dem Grame über den Verluſt ſeines einzigen Sohnes zernagt, in ſchweren Büßungen die Sünden ſeines Lebens ſühnte, bis er, als der letzte ſeines ritterlichen Stammes, alt und lebensſatt zu ſeinen Vätern ging.

Und mit dem letzten Worte ſtanden die Freunde vor dem Thore der Burg, das die gewaltigen Mauerreſte, die an der ſüdlichen Abdachung des Bergrückens lehnen, begrenzt. Zwiſchen den zerſtreuten Trümmern luſtwandelten und lagerten fröhliche Schaaren, und von dem weſtlichen Gipfel grüßten Buden und Zelte, und auf der luftigen Plattform ſchlang die Jugend in feſtlicher Luſt den wirbelnden Reigen. Aber in die Jubeltöne des „Freuden-Scottiſch“ krächzten Thurmfalken und Eulen, aus ihren Neſtern geſtört, ihr ſchauriges Lied, und in das fröhliche Treiben der Gegenwart lugte aus den zerriſſenen Mauern trüben Blicks der Vorzeit ernſter Geiſt. Und in ſinniger Betrachtung ſtanden die Freunde inmitten des bunten Bildes. Und ich führte ſie auf die Zinnen der Burg, und ſieh', ein lebensfriſches Panorama war vor unſern Augen ausgebreitet, und ein ſtiller Friede ſchwebte über dem ſaftig grünen Thal, durch das die Werra wie eine ſchillernde

Schlange sich wand, und aus dem Rahmen der Gebirge lächelte ein idyllisches Landschaftsgemälde, wie es die reiche Phantasie des Claude-Lorrain in den süßesten Stunden der Weihe geahnt. Zunächst dem Hügel, dessen Stirne die Ruine krönt, ist Lauchröden in einen schimmernden Blüthenkranz gehüllt, und in der Kirche des Dorfes prangen einzelne Monumente, die für die jüngste Geschichte der Brandenburg nicht ohne Interesse sind. Schweift jedoch der trunkene Blick über die mäandrischen Windungen der Werra hinüber, so wird er in nordwestlicher Ferne von dem Bielstein gefesselt, um dessen gebleichten Schädel die Libellen der Sage flattern, oder haftet an der Ruine Brandenfels, die von einem der hessischen Bergeshäupter („des Buchenwaldes") wie ein Geist der alten Zeit freundnachbarlich herüberschaut. Und als die Perlen des lieblichen Thales prangen die Dörfer Wommen und Herleshausen mit ihren stattlichen Schlössern, während der lange, seltsam zerklüftete Bergrücken des Kielforstes (1300 F. hoch) wie eine schroffe Scheidewand den Blicken gegenüber steht. Aber das Thal zwischen dem Kielforst und der Werra mit seinen üppigen Wiesen und fruchtbaren Feldern ist dem Geschichtskundigen wie ein blutgetränktes Blatt aus Thüringens Chronik. Denn wir lesen allda eine traurige Geschichte, deren Scene — obwohl sie Galetti (in s. Gesch. v. Thür. II., 47) in das Schwarzburgische verlegt — die Aue gewesen, welche zwischen Spichra, Pferdsdorf, Wartha, Hörsel und Herleshausen bis auf diesen Tag den Namen „Spirau" führt.

Kaiser Heinrich IV. hatte die Sachsen und Thüringer, die sich gegen seine tyrannischen Bedrückungen empört, bei Lupezen (Lupnitz unfern Eisenachs) auf's Haupt geschlagen (1075). Und sie schickten Gesandte in das kaiserliche Lager zu Gerstungen und baten flehentlich um Frieden. Und Heinrich's Vermittler sicherte ihnen, wenn sie sich der Gnade des Kaisers anheimgeben wollten, Leben und Ehre zu. Aber der stolze Heinrich hatte zu dem schmachvollen Trauerspiele, das er aufzuführen gedachte, an dem Ufer der Werra einen stattlichen Thron sich erbaut und die Speere*) seines unübersehbaren Heeres blitzten durch das friedliche Thal. Und der Kaiser harrte höhnisch lächelnden Antlitzes der gedemüthigten Fürsten und Herren, und als sie in geschlossenen Reihen ihren Huldigungseid ihm leisten wollten, da herrschte er ihnen grimmig entgegen: „Wart da!"**) und Einer der Edlen nach dem Andern ward vor den Richterstuhl des Herrschers geführt und „wartete" seines Schicksals. Aber gewaltiger, als sein eidliches Versprechen, war des Kaisers Zorn, und in langer

*) Daher der Name des in späteren Zeiten denen von Arnmann zugehörigen Burgsitzes „Spirau" (Speerau) und des Dorfes „Spichra," das noch immer in dem Munde des Volkes „Spiehr" lautet.

**) Das Dorf aber, das an dieser Stätte bald darauf gegründet ward, heißt bis auf diese Stunde „Wartha."

bitterer Haft büßten die Fürsten ihr kühnes Beginnen und schwerer, denn je, lastete das Joch der Knechtschaft auf dem thüringischen und sächsischen Volke.

Und aus dem Thale der Schmach wendeten die Freunde das trübe Auge auf das morsche Gemäuer, das einst, wenn wir dem Sagengeflüster glauben dürfen, des ernsten Drama's stummer Zeuge gewesen. Denn wenn wir auch die unverbürgte Kunde, daß die stattliche Brandenburg, welcher die ehemalige Grafschaft Brandenberg Ursprung und Namen verdankt, bereits im Jahre 454 von den Grafen von Brandenburg erbaut worden sei, die unter den zwölf thüringischen Edeln, so Kaiser Conrad dem ersten Landgrafen Thüringens als Lehnsleute untergeben, begriffen gewesen, schon um deswillen nicht bestätigen mögen, weil ja erst 1130 Kaiser Lothar II. den befreundeten Ludwig mit der landgräflichen Würde beehrt; so wollen wir die anderweitige Behauptung fabelnder Chroniken, daß der Stammvater des Brandenburgischen Geschlechtes, Heinz Wilhelm, mit dem Kriegsheere Karls des Großen, als ein Truppführer der Lanzenschläger aus Welschland gezogen, und sich in dem Werrathale angesiedelt habe, dem Gutachten kritischer Geschichtsforschung anheimgeben und erlauben uns nur zu berichten, daß der Kaiser, jenen ritterlichen Verfechter des Christenglaubens zum Hauptmanne erhoben, und nachdem derselbe die heidnischen Sachsen bei Helmerstädt im Erzstift Magdeburg auf's Haupt geschlagen, und ihren Feldgötzen „Hoerda" erbeutet, mit dem Namen dieses Götzen beliehen, und das Konterfei desselben seinem Schild und seinem Helm einverleibt. *) Daher lautet ein altes Reimlein:

„Die Horden führen in ihrem Schild
Mit großen Ohren ein Mannesbild,
Schwarz und roth ihre Farben sind:
Gebt acht auf die Schanz wider'm Find!"

Das Bergschloß aber das er baute, wurde „Brandenburg" geheißen, weil die Schäfer — wie Ursini **) uns berichtet — noch vor dem Einfall der Sachsen in Thüringen, den Wald, der sonst den „Berg" bekränzt, „verbrannt" und dadurch ihren Heerden nahrhafte Weide gesichert. Und bis auf diese Stunde umgrasen Rinder und Schafe den kahlen Bergesrücken und zaubern das erste Bild der Zerstörung zu einem lebendigen Idyll.

Wie aber alle diese Ueberlieferungen in das dämmernde Gebiet der Sage streifen, so ist fort und fort die Geschichte der uralten Brandenburg in einen fast undurchdringlichen Nebel gehüllt, aus dem

*) Andern Nachrichten zu Folge ist das Wappen der Grafen von Brandenburg ein Adler mit zwei Köpfen gewesen.

**) Mencken. script. rer. Germ. II., 1341.

nur je zuweilen einzelne lichte Gestalten tauchen. Wahrscheinlich ward die Grafschaft Brandenberg von dem Kaiser Lothar II. (um's Jahr 1130) seinem treuen Waffengefährten Ludwig, Thüringens erstem Landgrafen zu Lehn gegeben, nachdem ein Sprößling jenes gräflichen Geschlechtes schon im Jahre 1019 auf dem Schauplatze der Geschichte gestanden cf. Leuberi Chron. u. L. Knauth in Saxonia veteri magna in parvo p. 17). Als die erste unbezweifelt historische Gestalt tritt jedoch Graf Burkhard von Brandenburg auf, indem er (1227) seinen Lehnsherrn, Ludwig den Heiligen, in's gelobte Land begleitet, und in seinen alten Tagen (1258) das Cistercienser-Kloster bei Gotha mit einem reichen Vermächtnisse und mit dem Patronatrecht über die Kirche zu Goldbach bedenkt.*) Diese frommen Schenkungen bestätigte sein Sohn Albrecht, der das Schloß Wildeck von den Landgrafen zu Lehn trug, und verkaufte einzelne Besitzungen an die Kirche zum heil. Kreuz (Hospital) bei Gotha. Aber der gordische Knoten, zu welchem sich die Geschichte der Brandenburg verschlungen, ist damit nicht gelöst, und es wäre wohl am Füglichsten, unsere Feder zu dem Schwerte Alexanders umzugestalten, und den wirren Faden ohne weitere Ceremonien abzuschneiden. Indessen wollen wir es doch nicht verschmähen, das Echo alter Chroniken und neuer Hypothesen zu sein. Und so berichten wir, daß unsere stolze Veste, die Landgraf Albrecht der Unartige seinem Lieblinge Apitz zugewendet (? — cf. der Thüringer Wald von Hatham, S. 191) mit mehr denn 60 thüringischen Raubschlössern von dem Racheschwert des friedliebenden und gestrengen Rudolphs von Habsburg (c. 1290) erobert und gebrochen, und daß bald darauf (zu Anfang des 14. Jahrhunderts) das edle Geschlecht derer von Brandenburg erloschen, und ihre weitläufigen Besitzungen den Landgrafen von Thüringen anheimgefallen.**) Dennoch wird unter den Rittern und Herren, die Friedrich der Ernsthafte zur Aufrechthaltung des Landfriedens in dem Kloster Reinhardtsbrunn (1331) um sich versammelt, eines Grafen von Brandenburg gedacht, während noch im Jahre 1368 ein Edler dieses Geschlechtes Amtshauptmann zu Wartburg war. Wenn aber auch diese Seitenzweige des alten gräflichen Stammes hie und da noch grünten, so ging doch die Stätte wo dieser Stamm ursprünglich gewurzelt, aus einer Hand in die andere. Denn nachdem zu Ende des 14. Jahrhunderts Landgraf Balthasar die Brandenburg an die Marschalken von Thomasbrück

*) Die Urkunden dieses Vermächtnisses s. in Falkenstein's thür. Chronik II. 681 — 682.

**) Da es geschichtlich erwiesen ist, daß Rudolph die Störer des Landfriedens entweder ächten oder hängen und ihre Raubnester schleifen ließ — denn er achtete Keinen für adelig, der unedel lebte, — so ist wohl von einem späteren Sprößlinge (vielleicht einem Seitenzweige des Brandenburger Geschlechtes oder auch von Thüringens Landgrafen) die zerstörte Burg wieder aufgebaut worden; und es wird dies um so wahrscheinlicher, wenn wir uns durch den Augenschein überzeugen, daß über die Mauern und Thürme, deren Trümmer wir jetzt noch bewundern, gewiß nicht mehr als 3 bis 4 Jahrhunderte dahin gezogen.

verſetzt, und nachdem ſie die Edlen von Reckrod *), von Brink, von Wangenheim u. A. als ihre Herren begrüßt hatte, ſo fiel um das Jahr 1814 der weſtliche Theil der — ob und wann durch Feindes Hände oder durch den Zahn der Zeit? — zerſtörten Veſte an die Lehensherrſchaft des Großherzogl. Hauſes von S. Weimar-Eiſenach, während die öſtlichen Ruinen der uralten Familie von Herda, deren Ahnen in der Burgcapelle ſchlummern **), bis auf den heutigen Tag verblieben ſind.***)

„Ob aber in Wahrheit die Familie von Herda die ſtattlichen Ueberreſte ihres ehrwürdigen Stammſitzes den materiellen Zwecken der Gegenwart zu opfern und die herrlichen Denkſäulen der alten Ritterzeit zum modernen Chauſſeebau zu verwenden gedenkt?“

Wir wollen es nicht glauben! — tröſtete ich die zürnenden Freunde — und wenn der Vandalismus auch gewagt, mit zerſtörender Hand die ſchöne Ruine anzutaſten, o ſo wollen wir uns freuen daß ein edler Sinn dem ſchnöden Treiben geſteuert, und das ſtolze Thor der weſtlichen Vorberge des Thüringer Waldes noch manchem Jahrhundert geſichert. Treten wir denn herein in die Hallen des ſtattlichen Thores!

Und damit begannen wir unſere Wanderung über den trümmerbeſäeten Berg.

Gleich dem ſiameſiſchen Zwillingspaare waren wohl die Burgen, deren Trümmer jetzt den Scheitel krönen, ſchweſterlich verwachſen. Denn wenn auch ein tiefer Graben beide ſcheidet, mögen wir doch nimmer glauben, daß zwei Ritterhäuſer auf demſelben Bergeshaupt ſich angeſiedelt, und vielleicht Jahrhunderte hindurch in traulicher Eintracht ſelbander gehauſ't. Als eigentliche Veſte mag vielmehr die öſtliche, jetzt Herdaiſche Burgruine gelten, welche ihre minder umfangreiche Nachbarſchweſter überragt, und mit der ſchmucken Kapelle und mit ihren großartigen Mauerreſten und mit ihrem ſtattlichen Ritterſaale und mit ihren tiefen Gewölben auf den weit gedehnten, aber dennoch ſchlichten Bau gen Weſten, der vielleicht erſt dann, als die wirren Zeiten des Fauſtrechtes ſich ausgetobt, zu einer beſondern Burg geſtaltet, und einem beſondern Adelsgeſchlechte anheimgefallen, ſtolz herniederſchaut.

Die Zierde dieſes weſtlichen — jetzt herrſchaftlichen — Baues (nach Lauchröden hin), deſſen weitläufige Ruinen die Südwand des

---

*) Adam Ludwig von Reckrod († 1703) liegt in der Kirche zu Lauchröden begraben, und wird auf dem dortigen Monumente „Herr von Brandenburg, Unterellen, Warth, Spirau, Neuenhof, Sallmannshauſen und Erxleben genannt.“

**) Unter andern: Hans Conrad Philipp von Herda, kaiſerlicher Botſchafter und Verwahrer der Burgveſte Ehrenſtein, ſo wie Chriſtian von Herda, der ſich durch ſeine milden Stiftungen einen bleibenden Namen geſichert.

***) Da Wolf Siegmund v. Herda (geb. 1566) deſſen Vater Ehrhardt zur evangeliſchen Glaubensgemeinſchaft übergegangen, in der Kirche zu Lauchröden begraben liegt, ſo iſt wohl ſchon um dieſe Zeit die Veſte Brandenburg Ruine geweſen.

Berges bedecken, ist ein runder Thurm, der etwa 60 Fuß im Umfange und noch immer, ob sein stolzes Haupt, das wie ein ernster Wächter von des Berges Scheitel in die Ferne lugte, lange schon gefallen, gegen 80 Fuß an Höhe messen mag. Von dem steinartigen Mörtel gehalten, kraft dessen die Bauten des Mittelalters Jahrtausenden trotzen, wird noch manches Falkenpaar auf seiner Stirne horsten und noch manche Eule sich in seinem dunkeln Bauche bergen. Aber auch die Habsucht, die vor wenigen Jahren erst, von dem Zauber der Wünschelruthe gelockt, zu nächtlicher Weile unfern dem Tanzplatze des Berges Rücken durchwühlt, hat sich in's schauerliche Burgverließ, dessen einsame Schrecken die 10 Fuß starken Mauern des Thurmes Jahrhunderte lang mit Nacht und mit Grauen bedeckt, hinabgewagt, indem sie diese Mauern keck durchbrochen, und statt reicher Schätze nur ein Heer von Fledermäusen aus dem sicheren Versteck an's Tageslicht gefördert.

Klettern wir nun aber über Felsenblöcke und durch steile Schluchten in die nahe östliche Ruine, da umragen uns gar stolze Mauertrümmer und das Bild der alten Veste, wenn auch von dem Zahn der Zeit zernagt, tritt wie lebendig vor die Phantasie des Wanderers. Mitten in dem Burghof, wo sich einst die Ritter und Knappen getummelt, winkt noch jetzt ein etwa 16 Schuh breites und 30 Schuh langes Kellergewölbe, das der Fuß vom Eingang bis zum Ausgang sicher und bequem durchwandelt, ob der Blick auch lüstern nach den Fässern sucht, die einst allda gerastet und — geleert. Unfern desselben grüßt der umfangreiche Rittersaal, in dem so manches fröhliche Bankett, so manches lustige Gelag gefeiert, mit den hohlen Fensteraugen in das Zauberthal hinab, das von dem Silberthal der Werra durchflochten, wie ein bunter Teppich prangt. Die geborstene Mauer gönnt den trunkenen Blicken die herrlichste Fernsicht. — In dem östlichen Winkel und zwar unweit eines Rauchfanges, der die Spuren seiner ehemaligen Bestimmung so deutlich zur Schau trägt, als habe die wirthliche Hausfrau erst gestern das Feuer geschürt, betreten wir denjenigen Raum der hohen Burgcapelle, die so manche tapfere Hand, so manches treue Herz in ihrem Grabesschooße birgt. Die kleine Friedenshalle von dreistockigen Mauern umragt, mißt etwa 28 Quadratfuß. In den leeren Fensternischen liegen hie und da noch hölzerne Balken, und der Kalk der übertünchten Wände scheint so frisch, als sei er kaum seit kurzen Monden aufgetragen. Ja, die Stätte wo die Kanzel, deren sich so mancher Greis der nachbarlichen Dörfer noch erinnern soll, dereinst gethront, ist unverkennbar; und aus allen diesen frischen Ueberbleibseln der Vergangenheit tritt uns fast unabweislich die Vermuthung nah', daß mindestens bis in die Zeiten der Reformation die Brandenburg dem ritterlichen Geschlechte derer von Herda ein wirthliches Obdach gewesen. — Schreiten wir nun noch zu dem verschütteten Brunnen, welcher einst des Berges Quellen in seinem tiefen Bette gesammelt, und staunen zu dem sechseckigen Thurme hinauf, dessen zierliche Quadersteine, von künstlichen Händen geformt und gefügt, sich mehr und mehr der schonungslosen Allgewalt der Zeiten neigen, und in einer Höhe von beinahe 50 Fuß

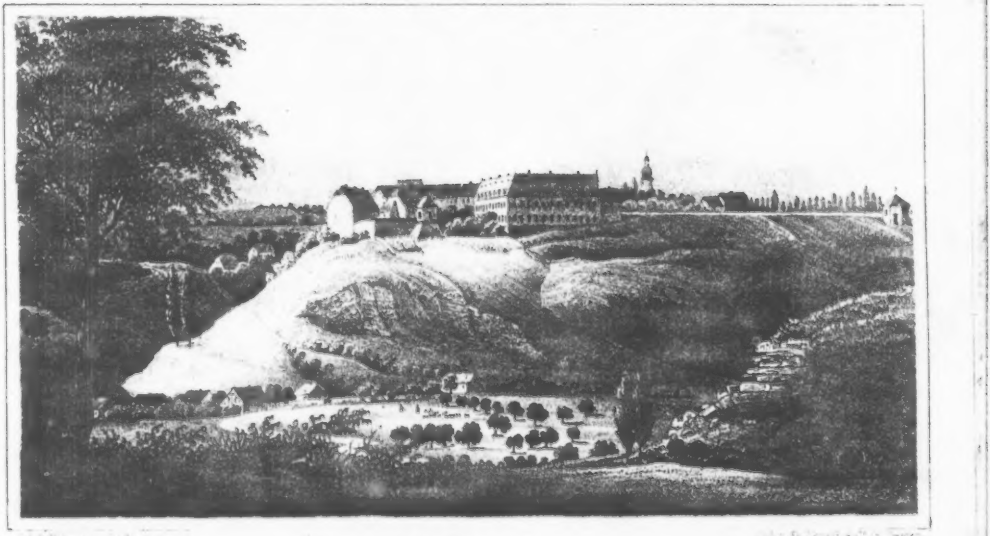
zu einem zerfallenden Kranze ſich runden: ſo haben wir das Bild der ſtattlichen Ruine, wie mit offenen Blicken, ſo mit offener Seele aufgefaßt und tragen es — —

„Doch horch! der Abſchiedsreigen tönt, denn es will Abend werden, und der Tag hat ſich geneigt." — So mahnten die Freunde zum Aufbruch.

Da gingen wir in ſinnigem Schweigen dem harrenden Wagen zu. Und als uns nun derſelbe durch die jubelnden Schaaren heimkehrender Wanderer trug, und unſer Ohr dem leiſen Nachhall jener Töne lauſchte und der Scheideblick noch einmal an den alten Mauern hing, die, von dem letzten Sonnenſtrahl mit einer lichten Glorie umzittert, zu uns niedergrüßten; o da war's als ſtehe auf den greiſen Zinnen die Wehmuth und ſinge, eine melancholiſche Prophetin, monotonen Flüſterns:

„So vergeh'n des Lebens Herrlichkeiten!
So entfleucht das Traumbild eitler Pracht!
So verſinkt im ſchnellen Flug der Zeiten,
Was die Erde trägt, in öde Nacht!"

Heinrich Schwerdt.



Nitzenburg.

Schloß Vitzenburg.

Verfolgen wir den Weg, welcher von dem, jedem Deutschen so denkwürdigen Memmleben nach dem Städtchen Nebra führt, so befinden wir uns bald in einem engen Thale, die Steinklebe genannt, wo die Unstrut von schroffen, bewaldeten Bergen umschlossen, ihren Weg langsam fortsetzt, bis sich bei dem Dorfe Klein-Wangen, welches sich an einem hohen Berge anlehnt, das Thal erweitert. Bald tritt, indem wir in diesem höchst freundlichen Thale fortschreiten, auf der rechten Seite die alte Burg Nebra mit dem mahlerischen an und auf dem Berge liegenden Städtchen hervor, welches durch seine Steinbrüche bekannt ist. Sind wir an diesem Städtchen vorbei, so eröffnet sich eine neue Scene; das Thal scheint durch einen Berg geschlossen zu werden, auf dessen Spitze sich die hellleuchtenden Gebäude eines Schlosses zeigen, und wir überzeugen uns bald, daß dies das Schloß Vitzenburg ist. Wir ersteigen diesen durch seine großen Sandstein-Massen ausgezeichneten Berg und stehen bald an dem geschmackvoll erbauten Schlosse, an welches sich ein wohl erhaltener Garten anschließt, der so schöne Aussichten in das Thal der Unstrut gewährt, daß der Freund der Natur, die humane Erlaubniß des Besitzers gern benutzend, sich dieser anziehenden Landschaft mit steigendem Entzücken erfreut und ihre lieblichen Bilder sich tief einprägt.

Auch hier, an dieser freundlichen, herrlich gelegenen Stelle haben sich viele Veränderungen zugetragen, welche unsre Theilnahme verdienen; nur müssen wir beklagen, daß in den Stürmen der Zeit die meisten schriftlichen Nachrichten untergegangen, und nur Bruchstücke sich erhalten haben. Dürften wir dem Geschichtsschreiber Spangenberg überall Glauben schenken, so würden wir noch manches Interessante von den frühesten Zeiten und Ereignissen Vitzenburgs erfahren, denn er erzählt, daß hier Märowäus oder Merwig, König der Franken,

um das Jahr 450 eine Veste gebaut habe, welcher er einen Vitzthum (vicedom) vorgesetzt habe, woher der Name des Ortes entstanden sei. Später habe König Dagobert von Frankreich 630 diese Burg in ein Nonnenkloster verwandelt, was wir sehr bezweifeln müssen, da wir wissen, daß das Christenthum erst 750 durch Bonifacius nach Thüringen kam, und hier durch ihn die ersten Klöster gegründet wurden. Dann berichtet er, daß Graf Bruno I. von Querfurt in dem Kloster Vitzenburg um das Jahr 880 für seine Gemahlin Oda, welche alle ihre Kinder verloren hätte, Gebete veranstalten ließ, damit ihr wieder Kinder zu Theil werden möchten. Bei dem Landsterben im Jahre 989 wäre dies Kloster ganz ausgestorben, und kurze Zeit darauf sei „Elisabeth, Edles gebornes Frewlein von Quernfurt, Herrn „Brunen des andern Tochter, im Kloster Vitzenburg erzogen worden, „vnd ein mal mit einer ihrer Freundin, als es an der Saal vnd Vn„strutt hefftig gestorben, in Behem gen Praga in S. Georgen Closter „geschickt worden, da es ihr darnach zu bleiben gefallen, Sich in dem„selben Einsegnen lassen, vnd hernach Eptissin worden.

„Als aber Hertzog Wisetislaus, die Maure vmb das Schloss zu „Praga erweittern wollen, vnd derenwegen einen Backoffen, zum Closter „gehörig, abbrechen lassen, dafür diese Abtissin zum fleißigsten gebeten, „Und als sie inn Gute nichts erhalten können, den Hertzogen hart „vnd ernst angeredt, mit Gottes schweren Straffen bedrewet, vnd „solches sein fürnemen ein Sacrilegium, einen Kirchenraub vnd Gotts„dieberey genandt, Darüber sie zwar inn grosse Vngnade kommen, „doch der Hertzog ihr solchs, als ein alter verstendiger Herr, weil sie „numehr auch eine alte Matron gewesen, zu gute gehalten.

„Da aber nu derselbige gestorben, Anno 1055. Und sein Sohn „Spitigneus ins Regiment kommen, hat derselbige als bald, im ein„gang seiner Regierung, aus lauter abgunst vnd haß, wider die Deut„schen, ein öffentlich Mandat ausgehen lassen, Das alle Deutschen, „bey verlust Leibs vnd Guts, sich inn einer kurtzen benandten Zeit, „aus dem Land zu Behem hinweg machen sollten, Vnd welcher aus„gangs derselben Zeit, sich würde vber Drey Tage im Lande finden „lassen, sollte den Kopf verloren haben. Vnd solchs hat Er dieser „Abtissin, deren von Quernfurt auch zu entbieten lassen, Und zugleich „also was sie an seinem Vater sich mit schelten solte vergriffen haben, „an ihr rechen wollen. Vnd hat also diese Fraw Elisabeth, in ihrem „hohen Alter, ohne verzug, sich aus Behem, wider in Deutschlandt „begeben, vndt die vbrige zeit ihres lebens zur Vitzenburg verschliessen „müssen."

Wir können nicht sagen, woher Spangenberg diese Nachrichten genommen hat, doch muß es eine sehr unsichere Quelle sein, da nicht nur kein Geschichtsschreiber von diesen Ereignissen etwas erwähnt, sondern auch offenbar viel unrichtiges und unwahrscheinliches darin enthalten ist. Der Wahrheit näher erscheint eine Mittheilung des vorsichtigen Leuckfeld, welchem wir viele und gründliche, geschichtliche Arbeiten verdanken. Er erzählt, daß Graf Conrad oder Cuno von Beichlingen zwei Nonnenklöster in Beichlingen und Vitzenburg gestiftet

habe, welche aber nach seinem gewaltsamen Tode in Verfall gerathen wären, bis Graf Wiprecht II. von Groitsch, welcher die Tochter des genannten Grafen Kuno heirathete, diese Klöster zusammenzog und nach Reinsdorf verlegte. Wir werden gleich sehen, wie diese Mittheilung nur zum Theil wahr ist.

Richten wir nun unsere Aufmerksamkeit auf die gewisseren und beglaubigteren Zeugnisse, so müssen wir zuvörderst auf jene zahlreichen Ueberreste von Waffen und andern kriegerischen Trümmern sehen, welche zu verschiedenen Zeiten auf der Flur von Witzenburg und des nahen Rittergutes Zingst aufgefunden worden sind. Wir wagen nicht zu entscheiden, ob die Vermuthung einiger Geschichtsschreiber gegründet ist, daß hier die entscheidende Schlacht zwischen Hermanfried und Theodorich vorgefallen sei, oder daß hier der muthige Radulph ein blutiges und siegreiches Treffen gegen die Franken geliefert habe. Zahlreiche Grabhügel altdeutscher Völker bestätigen es unwiderleglich, daß hier schon vor der Besitznahme dieser Gegenden durch die Sachsen deutsche Stämme in dem Schatten der Urwälder wohnten, wenn es auch Niemandem vergönnt ist, die Namen derselben zu nennen.

In der Lebensbeschreibung des Grafen Wiprecht von Groitsch, welche ein Mönch des Klosters Pegau geschrieben, finden sich einige Nachrichten über Witzenburg, an deren Wahrheit wir nicht zweifeln, da dieser Mönch mit den Ereignissen im Leben des Grafen Wiprecht wohl bekannt war. Nach einer alten Uebersetzung der lateinisch geschriebenen Lebensbeschreibung führen wir diese Stelle, wo Witzenburg erwähnt wird, hier an:

„Beneben diesem allem (nemlich der Verheirathung des Grafen „Wiprecht mit der Erbin von Weichlingen, der Gräfin Cunigunde) „gieng Graff Wiprechten zu gleicher zeit noch ein solcher wollstand „zu, das ein ansehnlicher Reicher Herr, Wise von Wisenburgk genant, „der ihm mit Blutfreundschafft verwand gewesen, als derselbe nun „alt geworden, ihm alle seine Güter vermacht. Es hatte aber wol„gedachter Herr in seinem Städtlein Wisenburgk ein Nonnen-Closter „gestifft, und aus seinen Gütern ein gewis Einkommen dazu geordnet. „Da er nun mit Todt abgangen, sahe Graf Wiprecht für gut an, „das seine Fraw Mutter Gräfin Sigena, welche zum andern mal „war Widwe worden, allda ihr auffenthalt in einem Gottseligen „Christlichen Wandel, bifs an ihr ende hatte, versorget auch dieselbe „mit genugsamer Unterhaltung. Sie starb aber nach etlicher Zeit „Seeliglich, und ward den 24. Fubruarij mit sampt zweyen andern „Eptissin difs Klosters alda begraben.

„Weiter trug sich zu, das vmb diese zeit, ein sehr Reiche Fraw, „Graffs Friderichs zu Lengefeld Sohns oder Tochter Tochter, sich an „diesen ort mit alle dem jhrigen, so jerlich 15. Marck goldes Gezinset, „begeben. Die misbrauchte jhres Reichthumbs vnd des Adeligen „herkomms freyheit, auch hulffen jhr die andern Nonnen wol darzu. „Darumb Graff Wiprecht, als der zum Gottesdienst ein grossen Eiuer „trug, ein vnwillen auff sie geworffen, Liefs sich auch bald dahin ver„nemen, Er wolte solchen verath abschaffen. Denn als er vermerckt,

„das die gelegenheit dieses orts zu dem Gottlosen Wesen nicht geringe
„vrsach gebe, lag im beides im Sinne, Erstlich wie er der Nonnen
„loss würde, darnach wie er mit guter gelegenheit das Closter an
„einen andern Ort vorlegte. Liess derhalben an Törichten Nonnen
„ein ernsten befehl ausgehen, sie solten sich von dannen erhoben, Das
„mit der ort von jhnen nicht vnnützlich bewonet, sondern andern, die
„des Gottesdiensts mit mehrerm fleiss abwarteten, eingeraumet würde.
„Zuuor war jhm von Bischoff Otten zu Bambergk, Welcher die zeit
„wegen seines Gottseligen Wandels vnd Eiuers zu GOttes Wort in
„einem grossen Beruff gewesen, gerathen worden, er solte nicht weit
„von diesem Stedlein an der Vnstrut ein Mönche Closter stifften, vnd
„dahin des Nonnen Closters Gütter wenden. Dem dachte er weiter
„nach, vnd Fundirte also, das Closter zu Reinersdorff, zog auch Abt
„Windolffen zu rath, wie er ein geschickte vnd düchtige Person be-
„komen möchte, so alda zum Abt verordnet würde. Den beschickte
„Graff Wiprecht, erhielt auch, das er jm gefolget ward. Vnd in
„dem nun derselbe zu Pegaw ankommen, vnd wie gewönlich zum
„Abt erwehlet worden, fertigte mitler weile Graff Wiprecht ein eilende
„Post abe, vnd liess obgemelten Nonnen ankündigen, sie solten vnuer-
„züglich das Closter reumen, mit angeheffter bedrawung, sie wollten
„nur kein bedenkzeit nennen, viel weniger aber sich vntersangen, so
„lang zuwarten, biss er mit den Epten vnd Mönchen ankeme."

Wir halten diese Erzählung für historisch wahr, denn daß Graf Wiprecht mit dem, von dem pegauer Mönch „Herr Wise" genannten in nahen Verhältnissen stand, schließen wir aus einer Urkunde vom 14. Juni 1097, in welcher der Kaiser Heinrich IV. dem Grafen Wiprecht von Groitsch wegen seiner geleisteten Dienste, und auf Vermittelung des Markgrafen Heinrich mehrere Güter bei Sköln in der Nähe von Naumburg überläßt. Mit der Erlaubniß, daß der Graf diese Güter seinen treuen Vasallen „Vizic" übergeben könne. Dann ist noch eine andere Urkunde vom 25. März 1121 vorhanden, in welcher Kaiser Heinrich V. erklärt, daß er um seines und seines verstorbenen Vaters Heil, und um die Dienste des Bischofs Otto von Bamberg zu belohnen, dem Stifte Bamberg die Abtei Vicinpurg übergäbe. In einer Lebensbeschreibung dieses Bischofs des Apostels der Pommern wird auch angeführt, daß das Kloster Vitzenburg 60 Hufen Landes inne gehabt, welche durch eine Schenkung des Bischofs Otto auf das Doppelte gebracht worden wäre.

Aus diesen urkundlichen Angaben können wir mit Gewißheit schließen, daß ein gewisser Wise oder Vizic, welcher den Namen des Ortes, oder der Ort seinen Namen trug, die Vitzenburg besessen, und hier ein Nonnenkloster gestiftet habe, welches später nach Reinsdorf verlegt wurde. Nach einigen Nachrichten soll dieser Wiese 1106 gestorben sein, und zwar ohne leibliche Erben, so daß er aus Dankbarkeit seinen Verwandten und Wohlthäter, den Grafen Wiprecht zum Erben einsetzte. Dieser kam bald darauf durch seine Verheirathung mit der Gräfin Cunigunde zu weitläufigen Besitzungen in der Nähe von Vitzenburg, wodurch es ihm um so mehr möglich wurde, eine genaue

Aufmerksamkeit darauf zu richten. Die Verlegung des Klosters nach Reinsdorf muß in den letzten Lebensjahren, des Grafen geschehen sein, da er schon um 1124 in Pegau starb. Seine bedeutenden Erbgüter gingen auf seinen Sohn Heinrich über, da ein andrer Sohn, der tapfre Wiprecht II., schon vor ihm gestorben war. Aber auch Markgraf Heinrich starb schon 1136 in Mainz, so daß nun allein die Gräfin Bertha, Gemahlin des Grafen Dedo von Wettin, von den Kindern des Grafen Wiprecht übrig war. Ob Vitzenburg nun eine Zeit lang ein Eigenthum des Wettinschen Hauses gewesen ist, kann nicht bewiesen werden, wohl aber, daß die Grafen von Querfurt länger als zweihundert Jahre die Vitzenburg inne hatten. Da in den spätern Zeiten dem Geschichtsschreiber Spangenberg mehr Glauben zu schenken ist, als in den früheren, so nehmen wir nach seinen Angaben an, daß Graf Meinhard von Querfurt um 1250 Herr von Vitzenburg war, so wie später Gebhard XI., Gebhard XV., Bruno VII., Bernhard I. nach dessen Tode 1496 die Vitzenburg an Heinrich von Selmnitz kam, von welchem es 1520 an Georg Friedrich von Lichtenhayn abgetreten wurde. Auch diese Familie behauptete nur bis zum Jahre 1649 diese schöne Besitzung, wo sie durch Kauf an Hans Heinrich v. Hessler jun. aus dem Hause Kloster Hessler kam. Der Landkammerrath Friedrich Moritz von Hessler erbaute 1648 das jetzige geschmackvolle, schön gelegene Schloß und vermachte 1803 den Grafen Schulenburg-Baumersrode dieses bedeutende Gut mit Weißenschirmbach, dessen Nachkommen gegenwärtig diese Besitzungen inne haben. Alle Spuren des ehemaligen Klosters sind verschwunden, aber die Reize einer herrlichen Natur sind geblieben, denn

was menschlich ist vergehet,
was göttlich ist, bestehet.

Bodfeld.

Was Menschenhand erbaut,
Was Menschenreichthum schafft,
Wird schnell hinweggerafft!
Vogel.

Wenn Du, lieber Leser, den Harz durchstreifst und das wildschöne, herrliche Bodethal durchwanderst, gelangst Du auch an eine Stelle, welche „das Bodfeld“ genannt wird. Diese unbedeutende, von grünem Rasen überschleierte Anhöhe, möchtest Du wohl kaum einer nähern Besichtigung werth halten; aber ziehe nicht so eilig vorüber, denn Du stehst auf einem Platze, auf welchem der geschichtskundige Freund sinnend verweilt, und mit ernsten und wehmüthigen Gefühlen die wüste, einsame Stätte betrachtet. Hier streckte einst eine gar stolze Burg ihre funkelnden Zinnen in die Luft, durch ihre Thore zogen die alten deutschen Kaiser, bald nur von wenigen Dienern begleitet, um hier in stiller Verborgenheit fern vom Geräusche der Welt, einige Tage sich selbst zu leben oder die Freuden der Jagd zu genießen, bald mit allem Glanze irdischer Pracht umgeben, und umschwärmt von den vornehmsten Fürsten und Bischöfen des deutschen Reichs; — in ihren Mauern befand sich einst das Haupt der Christenheit, Papst Victor II., Kaiser Heinrich I. wurde hier von einer Krankheit überfallen, welche seinen Tod herbeiführte, in dieser Veste starb Kaiser Heinrich III. schnell und unvermuthet, und der Löwenherzog Heinrich, der tief Gestürzte, that hier einen lebensgefährlichen Sturz vom Rosse.

Eine kleine Stunde von dem Städtchen Elbingerode, wo ein Thor „das Bodfelder Thor" hieß, lag dieſe Burg Bodfeld auf einer kleinen Anhöhe, welche der Papenberg heißt, an dem Ufer der Bode, führte alſo den Namen von dem vorüberrauſchenden Flüßchen, und nicht von einem Bodo, den viele Chroniſten als den Erbauer der Burg aufſtellen. Dicht dabei lag ein Ort *) mit Hüttenwerken, welcher ebenfalls Bodfeld hieß, und nicht weit davon ein anderer Ort, „Erdfeld," von welchem aber ſchon im 15. Jahrhundert nur die Kirche noch vorhanden war. Die Burg wird verſchiedenartig geſchrieben. Wir finden bald Bathfelthum, Botfelt, Botfeldon, Bothvelde, Botfelda u. ſ. w. Ihre Beſitzer waren die Kaiſer aus dem ſächſiſchen Hauſe. Sie weilten hier oft und gern und ergötzten ſich an den Freuden der Jagd, die damals nicht ſo gefahrlos ſein mochte, als in unſerer Zeit. Beſonders häufig verweilte auf dieſer Veſte Kaiſer Heinrich I., und von ihm und ſeinen Nachfolgern ſind auf derſelben viele Urkunden ausgeſtellt. Hier wurde Heinrich auch von einer ſchweren Krankheit befallen, er fühlte ſeinen Tod herannahen und da er merkte, daß er nicht wieder geneſen würde, ſchrieb er einen Reichstag nach Erfurt aus, um einen von ſeinen Söhnen zum Nachfolger wählen zu laſſen, zog von Bodfeld, ſobald eine augenblickliche Beſſerung eingetreten war, ſelbſt dahin, und von dort nach Memmleben, wo er noch in demſelben Jahre — 936 — ſtarb.

Auch Kaiſer Otto I. befand ſich oft zu Bodfeld. Schon 937 ſtellte er einige Urkunden aus, z. B. eine in der er dem Benedictinerkloſter zu Magdeburg mehrere Güter ſchenkt, und eine andere, in welcher er den Jagdzehenten von dieſem Bodfeld und Sipponfeldon **) an das von ſeinen Aeltern gegründete Stift zu Quedlinburg giebt, — gewiß keine unbeträchtliche Schenkung, da zu Bodfeld ein bedeutender Bezirk gehörte. Man findet jedoch nirgends aufgezeichnet, wie lange dieſer Zehente wirklich an das Quedlinburger Stift geliefert wurde, und auch Fritſch in ſeiner ſonſt ſehr ſchätzbaren „Geſchichte des Reichsſtiftes und der Stadt Quedlinburg, 1828," ſagt nichts darüber. Im Jahr 944 befand ſich Otto abermals hier, wie aus Sagittar (Antiqq. Magdeb. p. 25) hervorgeht.

Die Hirſchjagd lockte auch Kaiſer Otto II. nach Bodfeld, der hier auf Zureden ſeiner Gemahlin Theophania dem Stifte Gandersheim durch ein Diplom vom 27. Sept. 979 verſchiedene in Thüringen gelegene Oerter und Güter ſchenkte. (cf. Leuckf. Antiqq. Gandersh. C. 14. p. 105.) Im J. 980 beſuchte er Bodfeld abermals.

Im J. 933 kam Kaiſer Otto III. auf die Burg, ſtellte hier ein noch vorhandenes Diplom aus, in welchem er dem Biſchofe von Halberſtadt, Hildiward, mehrere Güter ſchenkt, und 995 unterzeichnete

*) Vielleicht war es blos ein Kloſter, denn man nannte noch im vorigen Jahrhunderte den Platz, wo Bodfeld gelegen, „Kloſter Bodfeld!"

**) Dieſes Sippenfeldon lag bei Harzgerode, wurde ſpäter zerſtört, aber im J. 1663 vom Fürſten Wilhelm von Anhalt neu erbaut, Siptenfelde genannt, und zählte jetzt gegen hundert Häuſer und 400 Einwohner.

er hier ein anderes, in welchem er das Fräuleinstift Herford mit mehreren Gütern dotirt.

Kaiser Heinrich II. gab im J. 1008 diese ganze Gegend um Bodfeld, vermöge eines getroffenen Tausches, an das fürstliche Stift Gandersheim. (Antiqq. Gandersh. C. 14, p. 115. Antiqq. III. p. 220). Von Gandersheim erhielten die Grafen von Hohenstein die Gegend um Bodfeld lehensweise. Dies geschah im Jahre 1125. Eilger von Hohenstein baute nachher nicht weit von Bodfeld eine Stadt, die er nach seinem Namen „Eiligerode" nannte, und welche das jetzige Elbingerode ist. Zu welcher Zeit die Grafen von Hohenstein diese Besitzung wieder verloren, ist nicht mit Gewißheit anzugeben. Mit einigen Stücken wurden im J. 1319 die Grafen von Blankenburg von Gandersheim belehnt, und im ersten Viertel des 15. Jahrh. besaß Hohenstein nichts mehr im Elbingerödischen. Die Stadt Elbingerode kam an Stollberg, wurde später an die Herren von Münchhausen verpfändet, und fiel im J. 1653 durch einen Vergleich an Braunschweig.

Nachdem der geistvolle, thätige, nicht ungebildete und religiöse Heinrich III. schon einmal, im J. 1045, auf Bodfeld verweilt hatte, kehrte er im J. 1056 abermals dahin zurück, und die im wilden Gebirge einsam gelegene Burg, sah damals den Kaiser und den Papst mit glänzendem Gefolge in ihren Mauern. Papst Victor II. war bereits zu Worms von Heinrich empfangen worden, sie waren dann zusammen nach Goslar gezogen, — wo Victor die Einweihung der Stiftskirche auf das Prachtvollste vollzog, und einem glänzenden Mahle, das der Kaiser ihm zu Ehren gab, beiwohnte, — und dann in den Harz nach unserm Bodfeld geeilt, um mit einander in freundlicher Vereinigung einige Zeit zu verleben. Heinrich war hier in seinen stillen Harzwäldern anfangs recht vergnügt, aber seine Freude wurde bald getrübt, denn es lief die Nachricht ein, daß sein Heer von den Wenden gänzlich geschlagen sei, was ihn sehr nachdenklich machte. Um seinen Unmuth zu vertreiben, ritt er auf die Hirschjagd, welche er sehr liebte, kehrte spät und erhitzt nach Bodfeld zurück, überlud sich mit Hirschleber, und ward in Folge dieser Unmäßigkeit so krank, daß er sieben Tage darnach, den 5. Okt., in den Armen des Papstes und in Gegenwart vieler Reichsfürsten starb, nachdem er Letztern noch recht dringend die Seinigen empfohlen hatte. Bald bewegte sich aus Bodfelds Thoren ein glänzender Leichenzug, der Körper des Kaisers ward von zahllosen Fürsten und Herren von hier abgeholt und nach Speier gebracht, seine Eingeweide aber wurden in Goslar beigesetzt. (Lamb. Schafnab. ad an. 1056.) Otto von Freisingen fügt bei der Erzählung dieser Begebenheit noch hinzu, daß Bodfeld an der Grenze Sachsens und Thüringens liege, eine Angabe, welche die damalige Grenze sehr richtig andeutet. Das alte niedersächsische Chronicon hat darüber folgende Worte:

„Himrick rept in de Jacht, in dat Holt, dat dar het de Horst, und toch in dat Dorp to Bortvelde efte Botvelde vor dem Hart in dem Brunschwigischen Lande, do starf he."

Seit dieser Zeit hören wir nur noch selten etwas von Bodfeld. Als Heinrich VI. wünschte, die Mißverhältniße zwischen sich und Heinrich dem Löwen beizulegen, schrieb er einen Tag nach Saalfeld aus. Heinrich der Löwe machte sich auch auf ihm zu gehorchen, hatte aber das Unglück, bei Bodfeld durch einen Fall vom Rosse ein Bein zu brechen. Nach Saalfeld sich bringen zu lassen war unmöglich; er kehrte daher in Walkenried ein, wurde von den Mönchen treulich verpflegt und schickte, als es besser mit ihm war, einen Gesandten an den Kaiser, um sich wegen seines Nichterscheinens zu entschuldigen. Dieser entbot ihn nun nach Tilleda, und setzte ihn, als er dort im Jahre 1191 erschien, in alle seine Allodialgüter wieder ein.

Als die Kaiser die Burg Bodfeld nicht mehr besuchten, wurde auf ihre Erhaltung nichts mehr verwandt, und im J. 1258 muß die Gegend schon wieder einer Wildniß geglichen haben, denn Burg und Ort Bodfeld waren verschwunden, und es stand nur noch eine Zeit lang eine Kirche, „die Andreaskirche," deren Geistlicher in steter Lebensgefahr schwebte. Da sie sehr wenig besucht wurde, ertheilte Bischof Volrad von Halberstadt im J. 1258 eine Ablaßbulle für diejenigen, welche in ihr dem Gottesdienste beiwohnen würden. Dieser Ablaßbrief findet sich in Leuckfeld's Antiqq. IIk. p. 221. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts sah Leuckfeld noch, wie er in der Ilfelder Chronik erzählt, „ein feines Stück Mauerwerk von einer alten Kirchen," und den Platz wo diese Ruine stand, hörte er „den Andreaskirchhof zu Bodfelden" nennen; seit langer Zeit aber ist hier auch schon das letzte Gemäuer verschwunden, und da wo glänzendes und geräuschvolles Leben auf- und abwogte, herrscht jetzt tiefe Ruhe und Einsamkeit. Oede und verlassen liegt der Ort da, nur selten verirrt sich der Fuß eines Reisenden zu ihm hin, und nur der Mäher, der Holzfäller und der Waidmann schreiten zuweilen über die historisch-merkwürdige Stätte.*)

Nicht weit von Bodfeld — etwa eine Viertelstunde davon entfernt — liegt Königshof, (aus einem Viehhof, einer Försterwohnung u. s. w. bestehend), und südlich davon, auf einem Berge des rechten Bodeufers,

die Königsburg.

Sie gehörte wahrscheinlich ursprünglich mit zu den Besitzungen der sächsischen Kaiser, wenn sie nicht, wie von Einigen vermuthet wird, erst später erbauet worden ist. Leuckfeld giebt Kaiser Heinrich I. als den Erbauer dieser Burg an, und sagt: daß sich dieser Heinrich sowohl, als auch seine Nachfolger sehr häufig auf derselben aufgehalten hätten. — Als um das J. 1303 der Bischof von Halberstadt Albert I., — aus dem Hause Anhalt, und ein Sohn Bernhard I., des Stifters

*) Historische Nachrichten über Bodfeld findet man in Leuckfelds Antiqq. IIk. p. 220 und zerstreut in dessen Antiqq. Halberst. Eine neuere Schilderung von Bodfeld s. in Hoffmann's Ritterburgen des Harzes. — Ueber Bodfeld und die ganze Gegend verdient vorzüglich nachgelesen zu werden: „Bruchstücke aus der Geschichte des Amtes Elbingerode, von Delius!" —

der ältern Bernburg'ſchen Linie —, welcher mehr für die Vergrößerung ſeines Stiftes, als für die ſeines Stammhauſes ſorgte, — von dem Grafen Heinrich von Blankenburg das Gut erhalten hatte, welches Hennecke von Bodfeld von dem Letztern zu Lehen hatte, kaufte er dazu auch noch im J. 1324 die Königsburg, oder, wie die Veſte auch genannt wurde, den Königshof; es läßt ſich jedoch weder der Umfang dieſer Beſitzung, noch der Name desjenigen, in deſſen Händen ſie ſich vorher befand, überhaupt nichts aus ihrer Geſchichte nachweiſen. Als die Burg zerfallen war, riß man die Ruine zum Theil nieder, und erbauete von den Steinen eine Eiſenhütte, die wie Leuckfeld ſagt, deshalb den Namen Königshof empfing, weil ſie aus den Steinen der Burg Königsburg oder Königshof erbaut wurde. Jetzt iſt von der Veſte noch einiges umgeſtürztes Gemäuer und — zum Schmuck der Gegend — ein einzelner, zerfallener Thurm übrig.

All andres liegt in Schutt,
Dem Arm der Zeit erlag
Die Königsburg.
Wie manche hohe That
Verſank in Dunkelheit!
Der alt bemooſte Thurm
Erzählt ſie nicht!

C. Duval.

Der Landgraben

an der nordweſtlichen Gränze von Thüringen.

Gern ergötzt ſich der Menſch an reizenden Fernſichten. Nach des Tages Laſt und Schwüle wird das Auge heller, die Bruſt freier und das Herz weiter, wenn unſer Blick ſchwelgend in der maleriſch duftigen Weite umherzuſchweifen vermag; wenn das Auge im Glanze des klaren, blauen Himmels ſich badet; wenn es ſich weidet an den friſchen, ſmaragdenen Matten und dem Laufe des ſilbernen Bächleins folgt, das ſeine kleinen, kräuſelnden Wellen murmelnd den größeren Schweſtern zuführt. Und immer höher athmet die Bruſt, immer inniger werden die Gefühle, die unſer Inneres durchbeben, wenn das Auge dann wieder den Gebirgsduft durchdringt, und in weiter Ferne die alten Bergſchlöſſer und die ehrwürdigen Eichenhäupter und die ſich daran knüpfenden grauen Sagenblüthen in den wunderbarſten Geſtaltungen erkennt und ahnt.

Zumal in der ſchönen Zeit der längſten Tage, da Sonne und Erde ſich nach kurzem Schlummer dem freundlich beſternten Nachthimmel entwinden, lachend und prangend in bräutlicher, göttlicher Pracht, in Blüthenduft und Vogelſang, im Jubel glücklicher Menſchen und im freudigen Regen aller Kreaturen, — in jener Zeit iſt es mir ein dringendes Bedürfniß, eine heilige Pflicht, einzuwandern in den unermeßlichen Tempel der Gottheit, dort anzubeten den Urquell alles Lichts und zu vergehen in der Wonne der Anbetung.

Wer je zur Brautzeit der Natur aus den Auen dem Höhenzuge des Hainichs entlang gepilgert iſt, wird die Gewalt der Em-

pfindungen, die aus der Thalrunde, welche zu unseren Füßen sich ausdehnt, tief und unvergänglich in das vor Wonne klopfende Herz strömen, gern und freudig bekennen.

An einem der herrlichsten Juniustage, an dem die Natur den schönsten Festmorgen feierte, verließ ich meine stille Klause, um auch den obern Theil des Hainichs, der sich von Mühlhausen aus bis auf die Höhen des Eichsfeldes fortzieht, zu besuchen, theils um die hochgepriesene Aussicht zu genießen, theils um die Beschaffenheit des sogenannten Landgrabens zu erforschen. Zwar ist dieser Landgraben kein kolossales Kunstwerk, wie es die Mandschu's gegen die verwüstenden Einfälle der benachbarten Tartarenhorden erbaueten, aber es ist ein Bollwerk, wie es meines Wissens nach in Thüringen nicht weiter existirt, weßhalb auch der Landgraben ohne Zweifel eine Stelle in diesen Blättern verdient.

Etwa zwei Stunden südwestlich von Mühlhausen beginnt bei dem Dorfe Eigenrieden, 500 Fuß hoch über dem Spiegel der Unstrut und inmitten eines freundlichen Buchenwaldes ein Graben, der Landgraben genannt, dessen Hauptrichtung erst westlich dann aber nordöstlich fortläuft, der aber in den mannichfachsten Windungen, je nachdem das Gebiet der Stadt Mühlhausen sich erweitert oder beschränkt, bald östlich, bald südlich streicht und einem gewaltigen Flußbette nicht unähnlich ist. Er mißt in seiner längsten Ausdehnung über drei Meilen. An einigen Stellen, wo das in die Tiefe hinabgewölte Erdreich den Graben noch nicht zu bedeutend verschüttet hatte, fand ich ihn noch über 40 Fuß tief und über 20 Fuß breit; früher aber soll er so tief gewesen sein, daß sogar die unterirdischen Wasser Macht genug erhielten, ihre Schranken zu durchbrechen und den Graben zu füllen.

Die beiden Ränder des Landgrabens sind mit allen denkbaren inländischen Holzarten so dicht bewachsen, daß es beinahe noch jetzt eine Unmöglichkeit zu sein scheint, von irgend einer Seite her durch den Graben in das jenseitige Gebiet zu gelangen.

In der Vorzeit sollen mehr als tausendjährige Eichen die hohen Ufer des Landgrabens bekränzt haben, und dieß erscheint um so glaubhafter, da, wie geschichtlich feststeht, gerade diese Gegend vorzugsweise das Vaterland der Rieseneichen gewesen sein mag, und diese in der heidnischen Vorzeit, namentlich in dem benachbarten Sollstedt, Geismar und dem jetzt zerstörten Dorfe Eichen, die Träger der Symbole des Crodo und Wodan waren.

Jener ungeheure, von der Natur und der Kunst so riesig verschanzte Graben wurde nach verschiedenen übereinstimmenden Nachrichten von der Stadt Mühlhausen im Laufe des zwölften Jahrhunderts angelegt, um die benachbarten räuberischen Eichsfelder von dem städtischen Gebiete abzuhalten, da es zur Tagesordnung gehörte, daß diese, in Bezug auf die Fruchtbarkeit ihrer Felder von der Natur gar stiefmütterlich bedacht, wie Heuschrecken-

schwärme in großen Massen heranzogen, Häuser und Felder plünderten, den Feuerbrand in Dörfer und Weiler schleuderten, reiche Klöster heimsuchten, und mit Beute beladen, dann wieder ihren öden Fluren zueilten. Diese Raubzüge, die nicht selten mit Mord und Frauenschändung verbunden waren, wurden durch die Anlegung des Landgrabens, welcher Mühlhausens ganzes Gebiet auf der nordwestlichen Seite umzieht, entweder gänzlich unmöglich gemacht, oder wenigstens außerordentlich erschwert, und zwar dies um so mehr, da man an denjenigen Stellen, wo der unumgänglichen Communikation wegen, Einschnitte erforderlich waren und der Graben absetzen mußte, nicht nur Sperrthore erbauete, sondern auch große, runde Wartthürme errichtete, die man mit hinreichender Mannschaft besetzte, um das Land gegen unvermuthete feindliche Einfälle und besonders gegen die Besuche der Eichsfelder zu sichern.

Wie auf der Süd- und Ostseite das Territorium der Stadt Mühlhausen durch viele Schutzthürme, welche die umliegenden Anhöhen krönten, geborgen war, so standen auch an dem Landgraben sieben Thürme oder Warten, von denen jede eine Strecke von einer halben Meile Weges beherrschte. Sie führten die Namen der nächsten Ortschaften und hießen: „der Eigenrieder Thurm, die Ziegenwarte, der Dörna'sche Thurm, der Lengefelder Thurm, der Horsmar'sche Thurm, der Hüpstedter Thurm, und die sogenannte „schwarzburger Warte," welche bei dem Dorfe Sollstädt die Reihe beschließt.

Von hier an ist die Gränze von Stunde zu Stunde durch hohe Steine bezeichnet, die auf einer Seite das freireichsstädtische Wappen von Mühlhausen, nämlich den kaiserlichen Adler mit der Mühlhaue, auf der andern Seite aber das Wappen des angrenzenden gothaischen, schwarzburgischen oder mainzischen Gebietes führen; jedoch gehört diese Feststellung der Gränze einer viel späteren Zeit an, da der Verfasser mehre der bemerkten Steine mit der Jahreszahl 1507 bezeichnet fand.

Als der Wohlstand der Eichsfelder sich durch Fleiß und vermehrte Gewerbthätigkeit sichtbar gehoben hatte, und diese längst nicht mehr auszogen, das Eigenthum ihrer Gränznachbarn zu gefährden, sondern die zum nothdürftigen Unterhalte erforderlichen Lebensmittel, die ihnen ihr unfruchtbares Heimathsland nicht bot, durch Kauf und Tausch zum großen Theile aus dem mühlhäusischen Gebiete bezogen, wurde zur Zeit einer großen Theuerung, im Jahre 1424 nämlich, der Landgraben zu einem andern Zwecke benutzt, der zwar im grellen Widerspruche mit der christlichen Milde steht, aber durch die Sitte des damaligen Zeitalters entschuldiget wird, nämlich — — die Ausfuhr der Früchte nach dem Eichsfelde zu verhüten. Der Rath zu Mühlhausen ließ nicht allein die längst verfallenen Sperrthore durch Schlagbäume ersetzen, sondern bestellte auch Gränzwächter, welche die Warten bezogen und deren Pflicht es war, alle Communikation mit dem Eichsfelde zu verhindern.

Ob der Landgraben in viel spätern Decennien abermals zu irgend einem Zwecke benutzt worden ist, und ob derselbe besonders im Bauernkriege eine bedeutende Rolle gespielt hat, steht zwar zu vermuthen, jedoch konnte der Verfasser mit Sicherheit keine Nachrichten davon erhalten.

Bis zur Aufhebung der Reichsunmittelbarkeit mußte der Landgraben alljährlich von den Stadt- und Landbewohnern des mühlhäusischen Territoriums gereiniget werden, und wer nicht selbst Hand anlegen konnte oder wollte, hatte dafür eine bestimmte Abgabe zu entrichten.

Seit dem Jahre 1802 ist das Bollwerk des mühlhäuser Stadtgebietes außerordentlich in Verfall gerathen. Auch einige Thürme, die Erinnerungszeichen einer rauhen, stürmischen Vorzeit, sind in Trümmern zerfallen; aber an ihren Stellen stehen jetzt friedliche Försterwohnungen, deren rothe Ziegeldächer durch die dunkelgrünen Laubhallen der riesigen Buchen recht freundlich und idyllisch hervorlauschen. Die übrigen Thürme, welche dem zerstörenden Zahne der Jahrhunderte bis jetzt kräftig widerstanden, werden ebenfalls von Forstmännern bewohnt, welche die Aufsicht über die der Stadt Mühlhausen zugehörigen, außerordentlich bedeutenden Waldungen zu führen haben; die „schwarzburger Warte" aber, in deren Nähe, am sogenannten Junkersholze, der Landgraben endigt, ist in ein ziemliches Gasthaus umgewandelt, welches — sonderbar genug! — zum „grünen Esel" genannt wird. Ein alter, ehrlicher Bauersmann aus dem Dorfe Sollstädt erzählte mir nachstehende Anecdote, welche zur Entstehung dieses originellen Wirthshausnamens Veranlassung gegeben haben soll.

Früher, in grauer Zeit, als noch Schutz und Gränzwächter hier hausten, und daß öde Eichsfeld scharf in's Auge faßten, lehnte sich an die schwarzburger Warte bereits ein Gasthaus, „zum grünen Jäger" genannt. Dieses Wirthshaus stand auf dem Gränz-Vereinigungspunkte von drei verschiedenen Gebieten (des mühlhäusischen, schwarzburgischen und gothaischen), und deßhalb walteten wegen Ausübung der Polizei- und Gerichtspflege zwischen den drei Herrschaften so mancherlei Streitigkeiten ob, daß sich zuletzt gar Niemand um die Verwaltung der Polizei und Justiz bekümmerte.

Unter solchen Umständen konnte es nicht anders sein, als daß der „grüne Jäger" bald zum Tummelplatze aller Leidenschaften wurde, womit übrigens der Wirth ganz einverstanden war, da das wüste, zügellose Treiben seinen Beutel füllte. Kein Tag beinahe verging, ohne daß im „grünen Jäger" oder mindestens in dessen Nähe Duelle und blutige Raufereien statt fanden; namentlich aber war es der Sonntag, an welchem die Schlemmer und Wüstlinge der Umgegend allen Lüsten den Zügel schießen ließen. Die Bauernbursche der umliegenden Ortschaften hielten hier Tanz-

verjubelten der Eltern sauer ersparte Nothpfennige, und sangen, nachdem sie dem Bachus übermäßig geopfert hatten, gewöhnlich Schlägereien an, bei denen es selten ohne blutige Köpfe abging.

Auch ein Pfarrer aus einem benachbarten Dorfe fand sich täglich bei dem Kneipenwirth ein. Die Sage berichtet nicht, welche Absichten ihn an diesen für seinen Stand und seine Bildungsverhältnisse ganz unwürdigen Ort führten, ob er kam, das Auge an der über alle Beschreibung köstlichen Aussicht zu weiden, oder ob er sich hierher begab, um unbelauscht dem alten Heidengott sein Scherflein zu spenden; genug, er war täglich hier zu finden, und selbst der Sonntag machte von dieser Regel keine Ausnahme.

Einst geriethen zwei Bauernbursche seines Dorfes, von denen der Schwächere sein Pathe war, einer leichtfertigen Dirne wegen in Streit, welcher bald zu Thätlichkeiten überging. Jeder Theil erhielt Beistand, und nach wenigen Augenblicken war die Rauferei allgemein. Die Parthei seines Pathen mußte weichen, und der Pfarrer, von der Liebe zum Frieden gedrungen, und durch die Kraft des Nectar ermuthigt, wagte sich kühn zwischen die tobenden Haufen und suchte durch Wort und Faustschlag die gestörte Ordnung und Ruhe wieder herzustellen. In demselben Momente brannten aber auch bereits ein paar Ohrfeigen, von schwieliger Hand geführt, auf den Wangen des Pfarrers, daß dieser taumelte, und zugleich schrie ihm der freigebige Spender der Ohrfeigen mit starker Stimme zu: „Gehört ein Pfarrer unter uns Bauern? Wart, Du sollst an den grünen Jäger denken!“

„Nein, — rief der Pfarrer schnell gefaßt zurück —, wenn ich Dich in Zukunft erblicke, so werde ich nur an einen grünen Esel denken!“ —

Dieser Name nun ist der Warte von jener Zeit an geblieben, obgleich im Jahre 1795 an die Stelle der alten Kneipe ein neues, anständigeres Wirthshaus erbaut wurde. Wenn indeß die erzählte Anecdote den Namen eines sehr unbedeutenden Wirthshauses auch nicht begründet hat, so liefert sie doch einen interessanten Beitrag zur Sittengeschichte des mittelalterlichen Thüringens, und sollte der verehrte Leser die Anecdote mager, vielleicht gar abgeschmackt finden, so muß ich offen bekennen, daß lediglich meiner Feder die Schuld davon beizumessen ist, indem sich die Erzählung in der Sprachthümlichkeit der dortigen Gegend sehr ansprechend ausnimmt. Die Bemerkung ist übrigens wohl überflüssig, daß mit der zunehmenden Sittencultur auch jene rohen Balgereien auf der schwarzburger Warte in demselben Grade sich verminderten, und bei der jetzigen geregelten Verfassung ganz verschwunden sind.

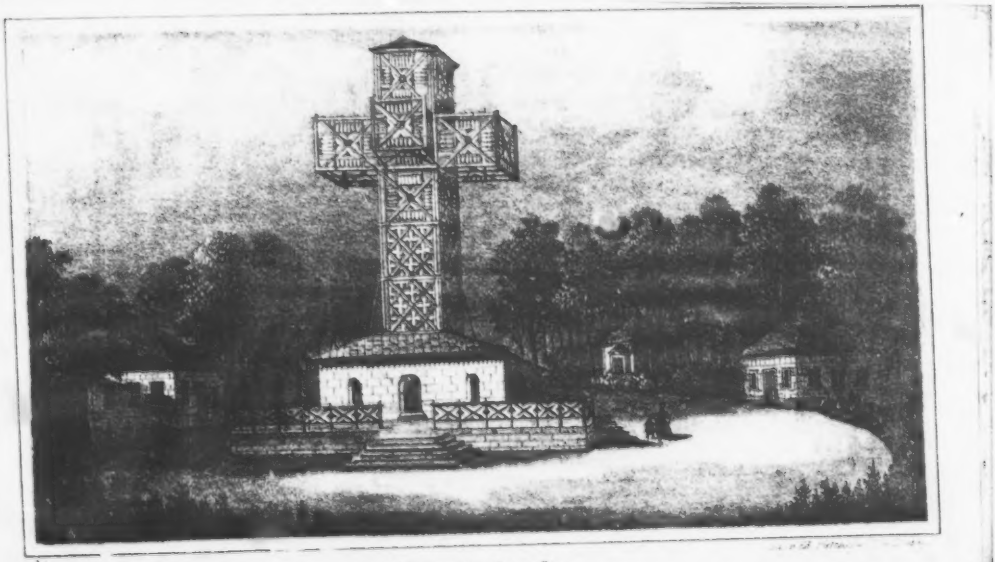
Wenn ich von Eigenrieden aus, wo der Landgraben beginnt, mich mehr mit der Untersuchung des Bollwerkes, das einen ungeheuren Aufwand von Zeit und Kraft gekostet haben mag, beschäftigte,

so wollte ich auf der Rückreise an dem romantischen Panorama, welches sich in unermeßlicher Weite vor dem Landgraben ausdehnt, Auge und Herz erquicken. Ich habe gesehen, gefühlt, in namenlosen Wonnen geschwelgt; aber frei und unumwunden gestehe ich, daß für die unendlichen Reize, welche die Landschaft mit einem stets abwechselnden goldenen Netze überziehen, mein Pinsel keine Farben finden kann, die brennend und glänzend genug, keine Tinten, die zart und schmelzend genug sind, um ein treues Bild davon geben zu können.

Trunken von dem Anblicke der glanzvollen Herrlichkeit stimmte ich in die Worte des unvergeßlichen Hölty ein:

O, wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu sein;
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieses schönen Lebens freun!

Carl Rümpler.



Josephshoche.

Die Josephshöhe auf dem Auerberge.

Hat man Stollberg im Rücken, und folgt in östlicher Richtung der schön gebahnten Chaussee, die auf Harzgerode führt, so hat man eine volle Stunde zu steigen, ehe man auf das große Plateau des Unterharzes gelangt. Ein tiefes, reges Thal mit rieselnden Bächen zur Rechten, eine steile Bergwand zur Linken, und ringsum hohe Berge mit frischen Buchenwäldern, durch welche hindurch die Thalöffnung den lieblichsten Rückblick auf der altberühmten Stollberger Grafen romantischen Rittersitz gewährt, das sind die Hauptmerkmale, um dies pittoreske Naturgemälde richtig zu zeichnen. Nähert man sich endlich dem Höhenpunkte dieser steilen Bahn, wo sie sich bald wieder abwärts senkt, so erblickt man rechts am Wege einen eisernen, höchst geschmackvollen Handweiser, der mit durchbrochener, zierlicher Inschrift nach Josephshöhe zeigt, und der Bergkoloß, der erstiegen wurde, war kein anderer, als der gewaltige Auerberg, der Wetterprophet so vieler östlichen Dörfer. Erlaubt es dem Reisenden seine Zeit, so mag der Fingerzeig ihm nicht umsonst gegeben sein; denn die Mühe auf einem breiten bequemen Fahrwege nun noch eine geringe Höhe zu erklimmen, wird ihm schnell und reichlich gelohnt werden. Der Auerberg gehört ohne Urgebirge zu enthalten zu den bedeutendsten Bergen des Unterharzes.*) Seine Unterlage ist Grauwackenschiefer, auf welchem, wer weiß durch welchen Zusammenfluß von

*) Nach Zimmermann ist er 1852 Fuß über der Meeresfläche erhaben, folglich 30 Fuß höher als der Rammberg, und seine Oberfläche ist mit Buchen-Hochwald bedeckt, auf der Morgen- und Mittagsseite aber neuerdings mit Tannen bepflanzt.

Umständen, ein gewaltiger Porphyrblock aufgesetzt ist, der sich als ein von allen Seiten schroff ansteigender Bergrücken von Mittag nach Mitternacht ausdehnt, und in zwei ziemlich gleich hohen Gipfeln endigt. Woher er seinen Namen führt, wer mags mit Bestimmtheit angeben können? Das Wahrscheinlichste bleibt aber immer, ihn vom altgermanischen Urus, Auerochsen, abzuleiten, wenigstens spricht die Benennung dieses Berges im Munde des Volkes, Uhrberg, am meisten dafür, und wie der mächtige Stier in der Heerde schwächerer Kühe durch seine Größe hervorragt, so beherrscht auch dieser Berg gleichsam die vielen niedrigern Berge um ihn und neben ihm. Weil er dem Wandrer stets in das Auge fiel, so lockte seine Höhe, Vieles und Herrliches verheißend, schon längst gar Manchen auf seinen Scheitel, und schon das vorige Jahrhundert sah hier einen hölzernen Thurm mit gemauertem Fachwerk und vier Luken zur Aussicht. Statt eines Fernrohrs traf man ein Sprachrohr dort. Verschiedener Mißverhältnisse wegen wurde er aber etwa 1768, auch um Reparaturkosten zu ersparen, von Bergleuten in seinen Grundfesten durchbohrt, worauf er des Nachts ein Mal zusammengestürzt ist. Das Gepraffel hat man selbst im nahen Dorfe Schwenda gehört, und von dem verkauften Bauholze ist in Neudorf ein Haus aufgeführt worden, das noch jetzt unweit der Kirche steht. Unter diesem Thurme hatten vor langen Jahren Fremdlinge, die Sage nennt sie Venetianer, einen Schacht angelegt, und nach einer dem Zinnober ähnlichen Farbe gesucht, deren Spuren man jetzt noch bei Verschüttung des Schachtes angetroffen hat. Schutthaufen, an die sich Wünsche anknüpften, so oft sie betreten wurden, waren bis vor wenigen Jahren die schwachen Ueberreste jenes Thurmes. Weil aber, um mit Schiller zu reden, hier so

Frisch athmet des Morgens lebendiger Hauch,
Purpurisch zückt durch dunkler Buchen Ritzen,
Das junge Licht und äugelt aus dem Strauch,
In gold'nen Flammen blitzen
Der Berge Wolkenspitzen,

so feierten in alter frommer Sitte Stollbergs Bewohner hier schon längst das Maienfest, den Pfingstmorgen, und mit dem Hochgesange eines Lobliedes wurde die steigende Sonne begrüßt. Die Erfüllung eines von allen Naturfreunden innig gehegten Wunsches war es daher nur, als Se. Erlaucht der kunstsinnige, regierende Graf Joseph von Stollberg,, zu dessen Grafschaft der Berg gehört, beschloß, hier wieder, und zwar schöner als je ein Thurm der Art gebauet ist, einen solchen in ganz origineller Weise aufzuführen. Den Riß dazu soll der berühmte Schinkel in Berlin entworfen haben, ausgeführt ist er aber von Stollbergischen Bauverständigen. In den Jahren 1832—34 stieg der Riesenbau empor, und als ein Zeuge wahrhaft fürstlichen Hochsinnes überragt jetzt ein gigantisches Kreuz wie eine Siegstrophäe des Glaubens und Friedens die alten tausendjährigen Opferstätten heid-

nischer Götzenverehrung auf den verbrüderten Nachbarbergen. Es zählt an 100 Fuß Höhe, und nach seinem Erbauer ist dieser Kreuzesthurm am Tage seiner Richtung und Weihe, den 25. Septbr. 1833, die Josephshöhe getauft. Große Schwierigkeiten mußten zuvor überwunden, Felsen gesprengt, Schächte ausgefüllt werden, ehe ein tauglicher Platz für solchen eben so großartigen als kühnen Bau zugerichtet war. Hunderte von bemooften Eichen und Buchen mußten fallen, ehe dieses den Elementen Trotz bietende Gefüge von Balken emporsteigen konnte. Doch der Bau ward glücklich vollendet, und schon die heftigen Windstürme der Jahre 1833 und 36, die im tiefern Walde unzählige, selbst starke Buchen zerbrachen und entwurzelten, wurden die Feuerprobe, um die Dauer und Festigkeit dieses Kunstbaues neidischen Zweiflern zu ihrem Verdruß recht anschaulich zu machen.

Hochgezimmert in die Lüfte
Steht der Bau so riesengroß,
Ueber Berge über Klüfte
Ragt erhaben der Koloß,
Und der Meister schaut,
Was er stolz erbaut,
Was in der Gesellen Kreise
Er gethürmt im regen Fleiße.

Dieser gewaltigen Säulen Gefüge,
Dieser Zinnen schwindelnde Höh,
Als ob die schwebende Wolke sie trüge,
Als ob sie suche des Aethers Näh'!
Dieser Eichen zahllose Massen,
Wie sie sich halten, wie sie sich fassen,
Früher Jahrhunderte altes Geschlecht
Nun ein wundersam kühnes Geflecht. *)

Der geebnete Platz, eine von jungen Tannen umschlossene, mit gelblichem Porphyrsande überfahrene Rotunde von 257 Schritten im Umfange, nimmt den mittäglichen Gipfel des Berges ein, den man wenn gleich niedriger als der mitternächtliche deshalb gewählt hat, um einen tiefern und freiern Blick in die goldene Aue und die davor liegenden Thäler zu bekommen. So wie man ihn betritt, bietet eine weite Oeffnung im Walde schon den entzückendsten Anblick nach Süden dar. In seiner Mitte dient zunächst eine viereckige, zwei Ellen hohe und 120 Schritte im Quadrat haltende Erhöhung mit Umfangsmauer und Geländer als Basis, auf welche vier schöne eichene Freitreppen hinaufführen. Innerhalb dieser Basis erhebt sich nun der

*) Diese und die folgenden poetischen Einschaltungen gehören einem recht gelungenen Gedichte an, das als Rede am Tage des Richtens gesprochen wurde, und einen zu bescheidenen Verfasser hat, als daß er genannt sein will.

Kreuzthurm, der aber noch mit einem Umbau von 20 Schritt Tiefe im Quadrat umschlossen ist, und welcher außer vier Entrées, vier geschmackvoll verzierte Zimmer für die gräfliche Herrschaft enthält, in deren Mitte die bequeme Treppe mit einigen 90 Stufen zur schwindelnden Höhe hinaufführt. Alles was man sieht, athmet eben so sehr den edelsten und vollendetsten Geschmack, als die größte Solidität in der Ausführung damit verbunden ist. Es ist auch daher dieser, der Witterung ganz ausgesetzte Balkenthurm nicht blos mit conservirendem Steintheer überzogen, sondern der Umbau hat selbst ein kostbares Eisenblechdach zu seinem Schutze erhalten. Der Baustyl, der namentlich in den Fachverzierungen des Thurmes und des untern Geländers mit gothischen Spitzbogen größtentheils als der altgothische sich zu erkennen giebt, scheint jedoch besonders im Umbau nicht durchgreifend beibehalten zu sein, wenn gleich das verschiedenfarbige Fensterglas in den Fenstern an alte Glasmalereien erinnert. Nähert man sich beim Ersteigen dem Kreuze, so laden zwei Balkons auf den Armen des Kreuzes zunächst ein, hier die Schönheit des Umblicks zu genießen. Um jedoch nach allen Richtungen hin ein Kreuz darzustellen, so sind noch zwei Arme, ohne aber begangen werden zu können, über den Kreuzesstamm gelegt. Nun wenige Stufen noch, und der Stamm ist ganz erstiegen. Welcher Anblick! Da liegt nun die Welt so frei und offen, und das Auge schwimmt regellos in den ungemessenen Räumen.

Diese Wälder, diese Auen,
Diese grüngeschmückten Höh'n,
Diese Wolken, diese blauen
Lüfte, wie bezaubernd schön!
Wie die Sonne steigt,
Wie der Nebel fleucht,
Wie sich Berg' an Berge ketten,
Wird sich Thal an Thäler betten!
Und nun der Städte geschäftiges Leben,
Und nun der Dörfer still freundlicher Grund,
Und nun der Menschen vielfältiges Weben,
Wie es sich spiegelt, so reizend, so bunt!
Welch ein Entzücken durchströmet die Brust!
Wie schwimmt das Aug in unsäglicher Lust.

Schwindet aber der erste Rausch, der vom frischen eingeschlürften Himmelsäther den Neuling auf diesem Eichenhorst wie trunken macht, und das Auge blickt klarer und ruhiger in die tiefen Fernen, so ist es ein Kreis von wenigstens zehn Meilen im Durchmesser, der wie eine Landcharte mit vielen Staatengebieten vor dem Auge sich aufrollt, die weitesten im Nebel verschwimmenden Endpunkte aber hinzugerechnet, möchte das Doppelte des Durchmessers noch nicht zu viel sein. Wir wollen eine Schilderung in den Hauptpuncten, die das Auge fesseln, zu geben suchen. Wie ein wogendes, grünes Laubmeer

mit unzähligen muntern Bewohnern liegt der große weite Wald des Unterharzes zu unsern Füßen. Hier ein tiefes Thal, dessen Endpunkt nicht abzusehen ist, dort ein Berg, der wie eine Woge vom Sturme gehoben emporsteigt. Hier schauet verstohlen unter Bäumen hervor ein freundliches Dörfchen, wie das Eiland eines heimlichen Glückes, dort eine vielbethürmte Stadt, wie eine reiche Flotte mit Masten und Segeln im sichern Hafen; und welches sind die Berge und Thäler, und die Städte und Fluren, über welche das prüfende Auge dahin schweift? Im Abend übersteigt der Brocken mit seinem Thurme und seinem Hause den Fernblick und schließt hier die Aussicht. Dann wie ein Milchstreifen bis an den Ramberg und seiner Victorshöhe tritt über den Harz hervor die Gegend von Braunschweig und Wolfenbüttel, dessen Thürme der neidische Höherauch selten nur erkennen läßt. Auch der Anfang der Lüneburger Heide wird noch sichtbar, aber weiter rechts schließt am fernen Horizonte der aufsteigende Huywald den Blick. Aus dem grünen Harz-Walde gucken verstohlen hervor die Dörfer Breitenstein, Friedrichshöhe, Hüttenrode, Bernrode, Friedrichsbrunnen, Siptenfelde und die dazwischen liegenden Felder. Dann schließt den Fernblick der lange Rücken des Ramberges. Da wo er sich wiederum senkt, erscheint dann der Hakel im Nebelgewande, und darüber hinaus zeigt ein günstiger Himmel auch Neuhaldensleben und Magdeburgs Domthürme. Nun folgt im Morgen, wie Herr Diaconus Schüler in seiner Erinnerung an Josephshöhe recht schön sagt, eine wahre Morgengabe der Natur. Wie Silberstreifen flimmern von der Elbe und Saale der Kähne weiße Segel her, und die Landschaft öffnet sich in unbegrenzter Weite. Leitzkau, die Anhaltischen Herzogthümer mit Zerbst, Dessau, Köthen und Bernburg, der Petersberg mit seinen Klosterruinen und gastlichen Häusern, die Thurmspitzen von Halle und Merseburg, Gattersleben, Aschersleben, die ganze Grafschaft Mansfeld mit den Städten Mansfeld und Querfurt, das Unstrutgebiet, Artern, Wiehe und der Ettersberg bei Weimar, Erfurts und Arnstadts Thürme, Allstedt mit seiner Heide und Schloß Schulenburg, Kloster Roßleben und Donndorf, das sind bis an den Thüringerwald die Fern- und die Schönsichten. Ob das Erzgebirge jemals durch Luftspiegelung (fata morgana) vielleicht sichtbar geworden, lassen wir dahin gestellt sein, ohne es gerade zu bestreiten zu wollen. Wir nähern uns statt dessen wieder dem Harze und zeigen die tiefen Furchen des Selke- und des Wipperthales. Da sucht vom Fuße des Berges an die breite Landstraße die Stadt Harzgerode zu erreichen, und zur Rechten und Linken liegen das Vorwerk Hähnchen und das Dorf Straßberg mit seinen Teichen, Neudorf mit seinen umkränzenden Zechenhäusern, Königsrode, Dankerode, Hayn und Neuhaus. Am lieblichsten aber liegt vor uns wie eine schöne Episode im erhabenen Epos das freundliche Schwenda. Wie ein greiser Wächter an der Mündung des Selkethales erhebt sich der Falkenstein, und weiterher entsteigt des Thales Silberhütte das verdampfende Arsenik als Rauchsäule. Anmuthiger noch wie zum edeln Waidwerk rufend blickt aus dem frischen Wipperthale aber

die schimmernde Rammelburg zu uns herauf. Nun lockt der Mittag Ernst und feierlich steigt am Horizonte der Thüringerwald empor, und ist er nicht feindlich gesinnt, so erlaubt er bisweilen doch selten selbst einen Durchblick nach dem Fichtelgebirge. Der Inselsberg, der große und kleine Beerberg, der Schneekopf, der Gückelhahn, die Höhe von Oberhoff, das sind die Bergkuppen, die das Auge erreicht. Wellenförmig, und mit seinen Burgtrümmern fast elegisch, dehnt sich darunter das schöne Thüringerland aus, doch tritt besonders die Fahnersche Höhe hervor. Da erheben sich wehmüthig an dem Unstrut-Thor der einst mächtigen Sachsenburg Thürme, und gegenüber Schloß Heldrungen, doch wie ein immer auf seinen ehemaligen kaiserlichen Glanz noch stolzes Schloß, und zugleich wie eine trotzige Vorburg vor dem Lande des romantischen Ritterthums streckt der alte Kyffhäuser seine öden Thürme gleich nackten, nervigen Armen uns entgegen, und wie ein dienstbarer Vasall steht die tiefere Rothenburg daneben. Nun folgt der Possenthurm und das Wippergebiet *), und die über den Wald auftauchenden Thurmspitzen von Sondershausen, erinnernd an Schwarzburgs biedere Fürsten, und Nordhausens, der begüterten sonstigen freien Reichsstadt Petersthurm. Dürften wir aber die lieblichste aller Auen, die güldene, wo Kaiser selbst ihre Pfalzstädte sich wählten, übersehen? Zwar ist es nur ein geringer Streifen, der sichtbar wird, doch wie reizend theilt sie sich bei Kelbra in die zwei Arme nach Heringen und Rottleberode, und wie romantisch hält sie Auleben und viele andere Dörfer dem Auge vor? Ja hier im Süden ist bei diesem großen Rundgemälde unstreitig die meiste Mannichfaltigkeit und Abwechselung, und am längsten ruht darauf der Blick. Wenden wir uns nun aber nach Abend, so schließt sich auch hier dem Auge das kostbarste Diorama noch auf. Da liegt das ganze gewerbthätige Eichsfeld mit seiner vom Bock und der hellen Klippe gebildeten gigantischen Pforte. Mitten inne in schöner Perspective die Gleichenschlösser bei Göttingen, daneben Bleicherode mit seinen Bleichen wie blendende Wimpel, und die Grafschaft Hohnstein, darin der Schern mit seinen Wegehäusern, das Stiftsamt Ilfeld, darüber die Hainleite und in weitester Ferne wie Kuppeln zahlloser Pagoden und Tempel der Meißner, die Wilhelmshöhe bei Cassel, der Solling und die Wesergebirge. Ach, wie diese Landschaft in goldener Abendbeleuchtung, so erscheint auch am Lebensabend oft die Rückerinnerung an ein entschwundener Jugend-Glück. Die Thräne der Wehmuth zittert an der Wimper. Aber so wenig die Landschaft wieder auftaucht, wenn die Sonne hinter die Berge gesunken, so wenig kehren auch die frischen Rosen der Jugend zurück. Aber wohl uns, daß auch der Tod selbst diese Erinnerungen uns nicht entreißen kann! Und wo dies wehmüthig und doch so wonnig stimmende Lichtgemälde nun seine Grenzen hat, worauf stößt dann das Auge? Da steigt wieder der Glückauf rufende Oberharz mit seinen Silberschätzen am

*) Nicht zu verwechseln mit der Wipper des Harzes, weil auch bei Sondershausen eine Wipper fließt.

Himmel herauf, und das betriebsame Andreasberg schauet wenn gleich so nackt und frostig doch fröhlich zu uns herüber. Warum sollten wir denn aber die heitere Eichenhorst, die wie ein munteres Mädchen im Flügelkleide aus nachbarlichem Fenster herübergrüßt, nicht auch bemerken und daneben das kleine Waldhaus, wie eine jüngere Maid, und das Hayenfeld nirgends so hübsch denn von hier aus, und zum tiefen Stollberg nicht hinabschauen, das so nahe und so heimlich verstohlen heraufblickt, als wollte es jeden in seinen Gefühlen belauschen? Ja ihm dem Erlauchten, dem Begründer so vieler herrlichen Anlagen der sie noch krönte mit diesem dem schönsten seiner Bauten, gebührt inniger Herzensdank, und unwillkürlich fühlt man sich gedrungen, dessen äußere Zeichen wie ein schuldiges Opfer auf diesem luftigen Hoch-Altare geistiger Freiheit und Ungebundenheit in Worten niederzulegen. Aber ist durch ihn hier nicht mit dem hohen reinen geistigen Genuß auch manche leibliche Ergötzlichkeit und Bequemlichkeit verbunden, wie es für uns Menschen nöthig ist, wenn wir des erstern ganz theilhaftig werden sollen? Wir steigen vom Thurme herab und sehen was geschehen ist. Da winket zur Rechten ein freundliches Gasthaus und ladet zu Speise und Trank ein. Zur Linken ist der muntern Jugend und auch der älteren eßlustigen Welt ein Salon, wenn gleich nicht groß, doch höchst geschmackvoll und elegant eingerichtet, wenn gar ein Tänzchen gemacht oder gesellig gespeist werden sollte. Wollten aber empfindsame Lustwandler sich Heimliches sagen, oder die gefiederten Waldsänger belauschen, oder stille Beobachter Anderer abgeben, oder der eigenen Laune nachhängen, so sind der herrlichen Gänge, Plätze und Ruhebänke unter dem Laubgewölbe hoher schlanker Buchen so viele, daß man nur bei rauher Witterung in Ermangelung andern Obdachs vielleicht seine Zuflucht zu zwei versteckt liegenden Mooshütten nehmen würde, von denen die eine dem Aufsichter eigentlich zur Wohnung, die andere zur Aufbewahrung von Geräthschaften dient. An diesen Aufseher, einen freundlichen Alten, der allein den Schlüssel zum Thurme führt, hat man sich auch zu wenden, um ihn zu besteigen. Er wird dem Fremden zugleich dann als Cicerone sich darbieten, wenn es gewünscht wird. Nur Schade daß dem suchenden Auge bis dahin noch kein gutes Fernrohr zu Hülfe kommt, und jeder auf seine eigenen Hülfsmittel zur Fernsicht beschränkt ist. Der Besuch dieses riesigen Gnadenbildes gemüthvoller Andacht (herrlichen Tempels der Natur und Kunst) ist seit dessen Erbauung von nahen und fernen Wallfahrern sehr stark gewesen, und das elegante und sauber gehaltene Fremdenbuch liefert seit dem August 1836 zum Theil dafür den Beweis. Wer Vergnügen am Einschreiben und Durchblättern desselben findet, dem wird es vom Wirth im Salon vorgelegt. Außer der hohen Geburtstagsfeier des erlauchten regierenden Grafen am 21. Juni wird im Sommer hindurch die Woche regelmäßig an gewissen Tagen hier Musik angetroffen, und zu table d'hôte gespeist, weshalb Se. Erlaucht der Graf auf einem geebneten Platze im Walde längere Zeit auch ein schönes Zelt noch aufschlagen läßt. Allein schöner und himmlischer

erklingen die Töne gewiß wohl dem, der zum ersten Male den Berg ersteigt, wenn er am Abend oder Morgen von der Höhe des Thurmes herab, ohne ihn selbst noch zu erblicken, die feierliche Weise eines Chorales vernimmt. Anbetend möchte er in diesem erhabenen Dome der Natur gewiß niederfallen und mit Thränen des Dankes den preisen, der die Welt so schön gemacht, und mit ihrer Pracht so reiche und reine Freuden für den Menschen darüber ausgegossen hat. Fast eben so feierlich wird aber die Seele gestimmt, wenn man in der heiligen Stille einer heitern Nacht das Auge von hier zum Sternenhimmel emporlenkt, und wenn dann am Osterheiligenabend hunderte von blitzenden Feuern im Westen, am Pfingstheiligenabend aber fast noch mehr in Süden auf Thüringens Höhen wie Oriflammen empor zücken. —

So wie der Berg auf seinem Gipfel so viele für Herz und Gemüth zugängliche Freuden darbietet, so manches Interessante trägt er für Sachkundige durch seine Mineralien und Pflanzenwelt auch noch auf seinem Rücken und in seinem Schooße. Wie ausgestreut wuchert der rothe Fingerhut rings um den Berg herum in dem Porphyrboden, und in den weißlichen, sehr festen Porphyr selbst sind hier und da schmale Eisensteintrümmer eingesprengt. An der Ostseite trifft man schöne Bergcrystalle in kleinen vier- und sechsseitigen Doppelpyramiden, gewöhnlich wilde oder Stollberger Diamanten genannt. Obwohl sie einer guten Politur fähig sind, und ein reines Wasser enthalten, so werden sie an Härte doch von den Böhmischen Steinen übertroffen, und selten rein und völlig ganz gefunden. Sie werden von einer mehr oder minder festen Matrix umschlossen, welche sie einzeln oder in Menge enthält. Da wo man verwitterten Porphyr antrifft, werden sie übrigens mit leichter Mühe gesammelt. Auch finden sie sich bisweilen in einem rothen schlammigen Sande, wo sie immer sehr gut erhalten sind. Am südlichen Fuße in den Wäschen und bei dem sogenannten güldenen Altare grub man ehedem auch auf Gold, das aber wahrscheinlich nur zu spärlich angetroffen oder ganz zu Ende gegangen ist. Es findet daher der Naturfreund und Moralist wie der Naturforscher, der Phantast wie der Philosoph, der Humorist wie der Melancholist, der Astronom wie der Historiker, der Gelehrte überhaupt wie der Künstler, ja im Allgemeinen jeder, welchem Lebensalter, Geschlechte und Stande er angehört, Genüsse, wie sie nur immer das reine Gemüth verlangen darf und sie ihm zusagen können. Ja weil die Natur hier zu jeder Tages- und Jahreszeit großartig erscheint, darum fühlt der gute Mensch so leicht sich hier selbst erbauet; und wie mit dem aus dem frischen Born reiner Himmelsluft eingesogenen neuen Lebensäther die Seele einen neuen Aufschwung erhält, so wird auch der Lebensnerv des Körpers nicht minder gestärkt. Da nun durch die höchst zuvorkommende Aufmerksamkeit des hier waltenden hohen Ordners gegen die Pilger nach diesem Wallfahrtsort die schönsten, bequemsten Wege nach dem Gipfel des Berges für Fußgänger und Fahrende angelegt sind, und für Unterbringung der Pferde und begehrtes Nachtlager unten am Berge durch ein geschmackvolles Zoll-

und Gasthaus mit angenehmen Umgebungen gesorgt ist, so wird auch jeder gewiß diesen reizenden Punkt des Harzes, wenn sonst Alles nach Wunsch sich gestaltete, in der heitersten und befriedigtsten Stimmung verlassen, und in des schon citirten Sängers Ausruf einstimmen.

Wenn auch die Stürme dich brausend umtoben,
Wenn dich die Wetter helleuchtend umweh'n,
Wenn dich die Blize umzischen von oben,
Wenn dich die Tannen weitkrachend umsteh'n,
Und wenn die Fluthen des Himmels auch rauschen,
Und wenn sich Jahre um Jahre auch tauschen,
Stehe dann fest noch, du riesig Gebäu,
Wanke dann nicht, halt' aus dann getreu!
Stehe lang' auf luftiger Höhe,
Stolzer Leucht-Thurm der Natur.
Fern Geschlecht an dir noch sehe
Josephs edle Herzensspur!
Und der Waller viel
Sei ein freundlich Ziel,
Daß noch einst in späten Zeiten
Enkel deinen Ruhm verbreiten.

Wilhelm Schönichen.

Conradsburg.

Nachts um die zwölfte Stunde,
Da schleicht den Wald entlang,
Oft spähend in die Runde,
Ein Geist mit leisem Gang.

Bald trägt er lange Ohren,
Ist wie ein Esel grau,
Bald gleicht er einem Mohren,
Bald einer alten Frau.

Adolf Bube.

Nahe bei Endorf und bei dem Städtchen Ermsleben liegt, im Fürstenthume Halberstadt, auf einem hohen Berge, das Vorwerk Conradsburg mit einigen wenigen Häusern, in denen ungefähr funfzig Menschen leben. — Die Aussicht von dieser Höhe ist überaus schön und ausgebreitet, und bei günstiger Morgenbeleuchtung besonders nach Westen hin sehr reizend.

Die historischen Nachrichten über Conradsburg sind sehr dürftig. Der allbekannte, fleißige Leuckfeld hatte zwar den Plan, die Notizen welche er über Conradsburg gesammelt herauszugeben, allein er starb vor Beendigung derselben, und man fand in seinem Nachlasse nur ein zwei Bogen starkes Manuscript unter dem Titel: „Kurtze historische Nachricht von dem ehemaligen Benedictiner- nachmals Cartheuser-Closter Conrads-Burg in dem Halberstädtischen (s. die v. M. Tob. Eckhard herausgegebene Lebensbeschreibung Leuckfelds). Selbst dies Wenige ist aber nie im Druck erschienen, und der geneigte Leser muß sich daher mit dem begnügen, was sich in seinen und andern Werken zerstreut darüber findet. (cf. Leuckf. Antiqq. Bursfeld. p. 69 sqq.)

Conradsburg war in den älteſten Zeiten eine Veſte und der Stammſitz der Ritter von Conradsburg, die bis in's zwölfte Jahrhundert hier hauſten. Der Sage nach verließen ſie um dieſe Zeit den Sitz ihrer Väter, machten ein Kloſter daraus, übergaben es Benedictinermönchen, — die ihm den Namen „Unſerer lieben Frauen Botſchaft“ beilegten, — erbaueten die nahegelegene Burg Falkenſtein, und nannten ſich wie es damals Sitte war, nach der neuen Veſte. — Johannes Crevelius, Prediger der Herren von Aſſeburg ſagt (in ſeinen Collectaneis ex hist. de Origine et fundat. omnium monastericorum ordinum etc. p. 139): daß ein Conrad von Aſſeburg das Kloſter Conradsburg gegründet, und nach ſeinem Namen genannt habe; allein es findet ſich in der Familie derer von Aſſeburg Keiner, der um die Stiftungszeit des Kloſters den Namen Conrad geführt hätte. Die erſtere Angabe iſt daher wohl inſofern die richtigere, daß die Ritter von Conradsburg ihre Veſte ſelbſt in ein Kloſter umwandelten. Daß ſie den Falkenſtein erbaut hätten, läßt ſich durch nichts erweiſen; im Gegentheil finden wir Nachrichten, daß der letzte Ritter von Conradsburg, als er ſah, daß mit ihm ſein Geſchlecht ausſterben würde, ſeine Burg in ein Kloſter umwandelte, und ſelbſt als Mönch darin ſein Leben beſchloß. In Leibnitzii Script. rer. germ: T. I. p. 285 heißt es: „Egeno von Conradsburg zeugte Burcharden Burchard den Egino, welcher den Grafen von Ballenſtedt, Adelbert, tödtete, und zwei Töchter hatte, von denen die eine, Gerburg, den Vollmar von Domensleben heirathete und ihm zwei Söhne, Alberikus und Bernhard, gebar. Alberikus wurde getödtet und hinterließ ſeinen Bruder ls einzigen Erben. Dieſer Bruder aber, Bernhard, übergab ſein ſämmtliches Erbe dem heiligen Moritz und dem heiligen Nikolaus, und wurde ſelbſt Mönch.“

Im J. 1179 hieß der Abt von Conradsburg Adelbert, der ſich in einem Diplome unterſchrieben hat, das Walrich, Biſchof von Halberſtadt, dem Auguſtinerkloſter Kaltenborn bei Sangerhauſen ertheilt, (ſ. Leuckf. Antiqq. Walk. T. I. p. 59), im J. 1197 wird ein Abt Vollrad, 1262 ein Abt Bertram, 1310 ein Abt Conrad, 1326 ein Abt Heinrich erwähnt. — Im J. 1470 trat das Kloſter in die Burſfeldiſche Union und ſeit dieſer Zeit kam es in Abnahme. Der Mönch von Boſau, Paul Lange, welcher im Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts lebte, ſchreibt (cf. Chron. Citiz. T. I. p. 791) darüber Folgendes: „Das ſchöne und herrliche Benedictinerkloſter Conradsburg, auf einem Berge am Harze, nicht weit von Aſkanien gelegen, iſt zu unſerer Zeit durch der Inwohnenden Sorgloſigkeit und Nachläſſigkeit, ja Muthwillen, ſo verfallen und verarmt, daß die Kloſterbrüder kaum ihren täglichen Unterhalt haben.“ —

Beckmann (in der hist. Anhalt. P. III. pag. 152) und Spangenberg (Chron. Sax. C. 346) nennen Conradsburg ein Carthäuſerkloſter, was Andere widerſtreiten. Iſt es wirklich einige Zeit in den Händen der Carthäuſer geweſen, ſo kann das nur in den letzten Jahren ſeines Beſtehens, kurz vor Ausbruch des Bauernkrieges geweſen ſein, denn vorher wird es immer ausdrücklich als Benedictinerkloſter aufgeführt.

Nachdem es im Bauernkriege, im Jahre 1525, zerstört und zum Theil verbrannt worden war, wurde es dem neuen Stifte in Halle einverleibt. Den 28. December 1546 ließ Graf Albrecht von Mannsfeld dasselbe, nebst Ermsleben, durch Georg Lauterberg einnehmen. (cf. Spangenberg's Sächs. Chron. C. 379, p. 452). Nachher besaß es der Canzler Türke als ein Erbenzinsgut, nach dessen Tode es die Familie von Hoym erhielt, worauf es königlich wurde.

Von den alten Klostergebäuden, die fast alle ökonomischen Zwecken dienen, sind noch mehrere vorhanden; — unter andern ist die Kirche noch da. — Der uralte, überaus tiefe Brunnen, der wahrscheinlich noch aus den Zeiten stammt, wo die Ritter von Conradsburg diese Höhe bewohnten, ist noch heute im Gebrauch.

Es ist oft der Fall, daß da, wo die Geschichte schweigt, die Sage desto redseliger ist. Sie berichtet uns auch von Conradsburg, und zwar aus dem 15. Jahrhunderte Folgendes: *)

Die Mönche des Klosters Conradsburg waren fromm und gottesfürchtig, doch gab es unter ihnen auch räudige Schafe und besonders Ein sehr räudiges, das den Namen Markus führte. Bruder Markus war einer von den Glücklichen, die nicht nöthig hatten, ihre Tage in der stillen Einsamkeit ihrer düstern Klosterzelle zu verbringen, — er gehörte zu denen, welche die sogenannten Außenhöfe des Klosters zu verwalten hatten, Zinsen und Gefälle erheben mußten, und dadurch in mancherlei Beziehungen zu den Bewohnern der nahegelegenen Ortschaften traten. Unsern Markus war nebenbei auch noch die Aufsicht über die weitläufigen Forsten des Klosters übergeben, die sich mehrere Meilen weit in das Harzgebirge hineinerstreckten; er befand sich daher auch oft in und bei dem Dorfe Stangerode, bei dem der sonst zum Kloster gehörige Wald noch heute das Mönchsholz heißt, und es ging die Sage, daß er von einigen frommen Weiblein des Ortes nicht ungern gesehen werde.

Ein Einwohner von Stangerode, Namens Hartung, dessen Haus dicht am Mönchsholze lag, hatte mehrere Jahre mit seinem Weibe Ilsabe in ziemlich glücklicher Ehe gelebt, als er unvermuthet an seiner Ehehälfte eine ungewöhnliche Kälte bemerkte, die er sich auf keine Weise zu erklären vermochte; — er frug wohl zuweilen, was ihr fehle und warum sie schmolle, erhielt aber nie befriedigende Antwort. Der Arme wußte nicht, daß, so oft er auswärts beschäftigt war, oder wenn er, was häufig geschah, nach Halle fuhr um Salz zu holen,

*) Da in der nachfolgenden Erzählung die Namen von dem Volke ganz übereinstimmend genannt werden, da auch kleine, unbedeutende Umstände nicht vergessen sind, und eine seltsame bis jetzt fortdaurende Sitte mit jener Sage zusammenhängt, so bleibt fast kein Zweifel, daß hier wirklich ein historisches Factum zum Grunde liegt. cf. Halberstädter neue, gemeinnützige Beiträge 1797, 20. Stück. — Annalen der Gisch. st. Mannsfeld 1806, 8. u. 9. Stück. — Anhalt-Bernburg'sche, wöchentliche Anzeigen, 1806. 32. Stück. — Otmar's Volkssagen. — Gottschalk's Volkssagen 1814.

Bruder Markus in sein Haus schlich, und sich täglich in dem Herzen seines Weibes fester setzte. Bei dem stets zunehmenden Kaltsinne seiner Ilsabe, fühlte er sich bald zu Hause nicht mehr behaglich, saß den ganzen Tag im Wirthshause und schlenderte in Wald und Feld umher.

Als er einst draußen im Walde saß und seinen Gedanken nachhing, traten zwei Freunde zu ihm, deren einer, Hiersche, der Schwager, der andere, Probst, der Nachbar Hartungs war. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit entdeckten sie dem Betrübten, daß so oft er abwesend sei, Markus zu seiner Ilsabe schleiche und daß auch Niemand anders als dieser das Gespenst spiele, von dem jetzt im Dorfe so viel gesprochen werde. Man hatte nämlich schon seit geraumer Zeit, sobald es dunkelte, im Mönchsholze eine gräuliche Gestalt bemerkt, die nach Einigen einem Esel, nach Andern einem Kalbe ähnelte, und auch wie ein solches blöckte. — Hiersche und Probst, zwei beherzte Männer, hatten demselben aufgelauert und bemerkt, daß es unter wildem Blöken an Hartungs Garten geschlichen sei, und Ilsabe ihm die Hinterthür geöffnet habe. Beide versprachen auch ihre Aussage zu beweisen, und mit ihm einige Nächte zu wachen, bis sich das Gespenst wieder sehen lassen würde, denn Hiersche war als Hartungs Schwager gegen Markus aufgebracht und Probst, weil er bemerkt hatte, daß dieser auch seinen beiden Töchtern nachstelle. — Hartung, der Anfangs ungläubig zugehört hatte, beschloß nun, sich sobald als möglich Gewißheit zu verschaffen.

Es war am 20. November, als Hartung, dessen Wagen bereits bespannt vor der Thür hielt, zu seinem Weibe trat, um sich auf einige Tage von ihr zu verabschieden, und er bemerkte zu seiner großen Betrübniß, daß ein Strahl der Freude aus ihren Augen leuchtete. Mit gebrochenem Herzen schritt er eine Weile neben seinem Gespann her, aber bald trat an die Stelle seiner tiefen Niedergeschlagenheit eine grenzenlose Wuth gegen denjenigen, der seinen Hausfrieden so schmählich gebrochen, und ihm das Herz seines Weibes so gänzlich entfremdet hatte. Er fuhr, wie schon vorher von ihm beschlossen worden war, bis zu einem abgelegenen Waldkessel bei Walbeck, band dort seine Pferde an, und kehrte zu einer Stelle zurück, wo Hiersche und Probst seiner zu warten versprochen hatten, die er denn auch bereits auf ihrem Posten antraf. Die drei Männer verbargen sich nun in der Gegend, in der das Gespenst aus dem Walde zu kommen pflegte, in ein dichtes Gebüsch nahe bei der Mauer, welche Hartung's Garten umgab, und verhielten sich ganz ruhig.

Eine geraume Zeit war unter gespannter Erwartung und ängstlichem Harren vergangen, und Mitternacht war schon nahe, als sich aus der Tiefe der Waldung ein heiseres Blöken vernehmen ließ, welches sich immer mehr näherte. Hartungs Augen schauten gewerwandt nach der Richtung, aus welcher die Stimme erscholl, und erblickten bald ein unförmliches Wesen, das mit langsamen, schleppenden Schritten sich der Gartenmauer näherte. Plötzlich blieb es stehen, und fing abermals an zu brüllen. Sogleich ahmte Jemand

jenseits der Mauer das Bellen eines Hundes nach, und Hartungs Blut rollte schneller durch die Adern, als er in jenen übelnachgeahmten Thierlauten ganz deutlich die Stimme seines Weibes erkannte. Er faßte den Stiel seines kurzen Handbeiles, welches er bei sich führte, fester, und in dem Augenblicke als sich das Hinterpförtchen öffnete, und die dunkle Gestalt in den Garten schlüpfen wollte, sprangen die drei Männer, in weiße Betttücher gehüllt, hervor, und vertraten ihm den Weg. Mit lautem Geschrei lief Ilsabe, welche am Pförtchen des Geliebten harrte, von dannen; dieser aber sank, von Hartungs Art getroffen, mit gespaltenem Haupte lautlos zur Erde, und tränkte mit seinem Blute den grünen Rasen.*) Unter einem alten Nußbaume wurde nun eiligst eine Grube gemacht, und Markus mit der Kutte bekleidet hineingeworfen, worauf Hiersche und Probst vorsichtig in das Dörfchen zurückschlichen, Hartung aber zu seinen Rossen eilte, sich schleunig aufsetzte und mit klopfendem Herzen seines Weges nach Halle fuhr.

Als er nach mehreren Tagen von seiner Reise zurückkehrte, vernahm er im Dorfe die neue Mähr, daß Bruder Markus auf unerklärliche Art verschwunden sei. Die Mönche des Klosters Conradsburg gaben sich alle nur erdenkliche Mühe, den Vermißten aufzufinden; sie durchstreiften die ganze Gegend, durchforschten alle benachbarten Orte; — es fand sich keine Spur, und sie sahen sich genöthigt seine Stelle anderweitig zu besetzen. — Plötzlich verbreitete sich das Gerücht, es spuke im Mönchsholze fürchterlicher denn je, und selbst im Dorfe habe sich das Gespenst sehen lassen. Wirklich hörte man, sobald der Abend anbrach, ein fürchterliches Blöken, welches sich vom Walde her dem Dorfe näherte, und Grausen und Entsetzen ergriff die ganze Bevölkerung von Stangerode, als das Ungethüm in die Häuser kam, und sich als quälender Alp auf Männer und Weiber setzte; — besonders wurde Hartung sammt seinem Weibe von dem schrecklichen Wesen gemartert und dermaßen geängstigt, daß sie zuweilen schreiend ihre Wohnung verließen, und wie unsinnig auf der Gasse umherrannten.

Als die Nachricht von dieser seltsamen Begebenheit nach Conradsburg gelangte, kamen einige ehrwürdige Patres nach Stangerode, um dem Spuke ein Ende zu machen, und den Geist zu bannen. Er wich auch vor den heiligen Männern, und entfernte sich brummend aus dem Dorfe, saß aber dann heulend unter dem Nußbaume, und war von hier weder durch Weihwasser, noch durch andere geistliche Waffen zu vertreiben.

Es war am Thomastage, als der ganze Convent des Klosters Conradsburg in feierlicher Procession einhergezogen kam, sich nach dem Platze begab, wo der Nußbaum stand, und unter Gesang und Gebet zu graben anfing. Da fand man denn bald in seine braune Kutte

*) Nach einer andern Erzählung folgten ihm die drei Männer nach, und ermordeten ihn in Hartungs Stube vor Ilsabe's Augen.

eingehüllt, den Leichnam des erſchlagenen Markus, und neben ihm die blutige Axt, die ſeinem Leben ein Ende gemacht hatte. Wehklagend hoben die Mönche den gemordeten Bruder auf, und trugen ihn nach Conradsburg, wo er feierlich beerdigt wurde.

Das Dörfchen Stangerode, welches zu der Zeit als dies geſchah, nur aus dreizehn Häuſern beſtand, zitterte vor der Wuth der Kloſterherren, und fürchtete wenigſtens mit dem Kirchenbanne belegt zu werden; aber die Mönche, welche die Schwächen des guten Markus nur allzuwohl kannten, fanden es nicht für gerathen eine ſtrenge Unterſuchung anzuſtellen, und ſtraften milde die begangene Unthat.

„Auf ewige Zeiten," lautete das Urtheil, „ſoll Stangerode für den an einem in Geſchäften begriffenen Mönche freventlich verübten Mord einen Kuttenzins bezahlen, — jedes der dreizehn Häuſer Einen ſilbernen Pfennig — und zwar ſoll dieſer Kuttenzins alle Jahre am Thomastage von der ganzen Stangeröder Gemeinde, bei namhafter Strafe einer Tonne Heringe für jede verſäumte Minute nach Sonnenaufgang, in einer feierlichen Bußproceſſion nach Conradsburg gebracht werden!"*) — —

Das Dorf Stangerode beſteht jetzt aus einigen achtzig Häuſern mit ungefähr fünfhundert Einwohnern, aber die Abgabe von den Thomaspfennigen laſtet noch heute auf dreizehn Häuſern des Dorfes. Die Beſitzer jener Häuſer müſſen alljährlich, in der Nacht vor dem Thomastage, nach dem zwei Stunden von ihnen entfernten Dorfe Endorf, wo ſich jetzt die Gerichtsſtube, die früher im Kloſter war, befindet, gehen und jene Abgabe entrichten. Im Laufe der Zeit wurde aus dieſer Bußproceſſion ein wildes, lärmendes Volksfeſt mit folgenden Gebräuchen.

Sobald die Glocke in Stangerode am Abende vor dem Thomastage, alſo am zwanzigſten December, die achte Stunde verkündet hat, tritt der Vorſteher der Gemeinde, von zwei Ortseinwohnern, die alljährlich wechſeln, begleitet, vor das erſte der mit dem Kuttenzins belegten dreizehn Häuſer, und ruft:

„Gebt unſerm Herrn den Thomaspfennig, den Kuttenzins?"

Dieſe Worte wiederholt er vor jedem der dreizehn Häuſer. Wo er vor einem Hauſe anlangt, ſteht der Beſitzer deſſelben ſchon vor

---

*) Die Abgabe von dreizehn Pfennigen, welche einigen Leſern unbedeutend ſcheinen möchte, war in einer Zeit, wo man für einige ſolcher Pfennige einen Sack voll Getreide, eine Tonne Bier u. dgl. kaufen konnte, ja, wo in vielen Orten gar kein baares Geld zu finden war, und wo Grafen und Herren, wenn ſie deſſen bedurften, Land und Leute dafür geben mußten, ſehr drückend. Beſonders läſtig war aber noch der Umſtand, daß wie die Sage erzählt, nur Thomaspfennige angenommen wurden, die vielleicht erſt mühſam aufgeſucht und mit bedeutendem Aufgelde eingewechſelt werden mußten.

der Thür und giebt dem Schulzen einen silbernen, churſächſiſchen Pfennig. Von dieſen dreizehn erhaltenen Münzen behält der Schulze dem alten Herkommen gemäß ſieben für ſich, und die übrigen ſechs trägt er mit ſeinen Begleitern, an die ſich die ganze Bevölkerung des Ortes anſchließt, durch das Dorf, wobei der Hauſe unaufhörlich den Ruf erſchallen läßt:

„Wir bringen unſerm gnädigen Herrn den Thomaspfennig — den Kuttenzins — den Thomaspfennig!“

Unter wildem Gelärm bewegt ſich der Zug vorwärts, und langt gewöhnlich zwiſchen zehn und elf Uhr in Endorf an. Der Schulze und die zu dieſem Zuge eigentlich gehörenden Perſonen begeben ſich nun in ein am äußerſten Ende des Dorfes gelegenes Haus, während ſich draußen in jeder Minute die jubelnde Menge vergrößert, die, ſobald um Mitternacht der Stangeröder Schulze mit ſeinen Begleitern dieſes Haus verläßt, abermals in den Ruf ausbricht: „Wir bringen unſerm gnädigen Herrn den Thomaspfennig, den Thomaspfennig, — den Kuttenzins!“ —

Das ganze Dorf hallt von dem Rufe wieder, bis der Zug vor der Gerichtsſtube anlangt, die dann ſchon geöffnet iſt, und in welcher der Juſtizbeamte bereits harrend ſitzt.

So wie die Stangeröder, wenn ſie zu ſpät kommen, eine Tonne Heringe für jede verſäumte Minute entrichten müſſen; ſo iſt dagegen das Amt gehalten, den Stangerödern, wenn ſie kommen und die Gerichtsſtube nicht geöffnet finden, zur Strafe eine ganz weiße Henne mit zwölf weißen Küchlein zu geben.

Der Juſtitiar nimmt nun den Zins von ſechs Pfennigen in Empfang, ſtellt dem Schulzen eine Quittung darüber aus und giebt ihm ein den Werth der Abgabe jetzt weit überſteigendes Trinkgeld, während das Volk draußen fortwährend ruft:

„Wir haben gebracht — unſerm gnädigen Herrn — den Thomaspfennig — den Thomaspfennig, — den Kuttenzins!“

Unter denſelben Worten, unter lautem Geſchrei und Gelächter verläßt der wilde Hauſe Endorf wieder, und die Abgeordneten von Stangerode kehren mit ihrer Quittung nach Hauſe zurück.*)

---

*) Ueber die Entſtehung dieſer ſonderbaren Sitte, bei der in unſerer Zeit gar kein Vortheil weder auf Seiten der Geber, noch der Empfänger abzuſehen iſt, fehlen alle geſchichtlichen Nachrichten. Nur in den Grund- und Lagerbüchern des Amtes Endorf, von 1608 und 1708 findet man Folgendes: „Von Stangerode aus wird berichtet, wie auch in dem Erbenszinsregiſter zu finden, daß der Thomaspfennig oder Kuttenzins, in ſechs einzelnen Pfennigen beſtehend, am St. Thomastage überantwortet werden muß. Da aber ſolches nicht geſchieht, ſo iſt die Gemeinde daſelbſt ihrem eigenen hierüber gegebenen Berichte nach ſchuldig, von jeder Minute nach Aufgang der Sonne eine Tonne Heringe zur Strafe zu erlegen!“ — Daß der Zins jetzt gerade in Endorf abgeliefert wird, erklärt man daraus, daß ſich in dieſem Dorfe früher ein zu Conradsburg gehörender Außenhof befand. —

Bis zum Jahre 1803 geſchah die Abtragung des Kuttenzinſes ganz auf die eben beſchriebene Weiſe, um aber Unordnung zu verhüten, iſt die nächtliche Proceſſion abgeſchafft, und er wird jetzt am Tage durch den Schulzen von Stangerode in aller Stille entrichtet.

Im Mönchenholze iſt es aber bis dieſe Stunde nicht geheuer, und der gemordete Markus geht in mancherlei Geſtalten in demſelben um, bald als großer, ſchwarzer Hund, bald gräulich blökendes Kalb. Zuweilen, obwohl ſelten, kommt er auch noch in das Dorf, und legt ſich mit Centnerlaſt auf die Menſchen, daß ſie kaum zu athmen vermögen. Am ärgſten iſt der Spuk vom 20. November bis zum 20. December.

C. Duval.

Die Sage von der Burgmühle bei der Ascanienburg.

Da wo die Eine bei Aschersleben den kahlen hohen Wolfsberg, der einst die alte Ascanienburg trug, und jetzt deren geringe Trümmern nur noch zeigt, ziemlich in einem Halbzirkel umfließt, erheben sich aus dem engen und tiefen Thale nach der Stadt hin stattliche Mühlgebäude, die Burgmühle genannt. Ehedem lag hier nur ein ärmliches Mühlgehöfft. Wodurch diese glückliche Umwandelung Statt gefunden, giebt uns eine Sage an, die wie sie schon hundert Mal und darüber erzählt ist, und noch immer im Munde der Aschersleber fortlebt, in ihrer schlichten Erzählungsweise auch hier einen Platz finden mag, weil sie in den uns gestellten Sagencyklus mit gehört. Wann die jetzigen Gebäude erbauet sind, ist dem Verfasser unbekannt; es zu wissen möchte aber in sofern nicht ohne Interesse sein, weil ihre Aufrichtung mit der Entstehung der Sage zusammenhängt, und somit deren Alter und deren Glaubwürdigkeit davon abhängig gemacht sind.

Die Fittige der Nacht hielten mit geheimnißvoller Stille die Erde noch umschlungen, da erwachte des Müllers in der Burgmühle getreue Magd, und sah wie einzelne Lichtstrahlen durch die trüben runden Scheiben im kleinen Schubfenster ihres engen Kämmerleins fielen. Halb schlaftrunken wähnte sie die Spuren des anbrechenden Tages zu bemerken, und den Unwillen ihres Herrn befürchtend, weil sie vielleicht in trägem Schlummer die Zeit schon versäumt habe, sprang sie rührig vom Lager auf, und kleidete sich eilig an. In gewohnter Weise, nur leiser heute wie sonst, um dem vermutheten Keifen zu entgehen, schlich sie zur Küche, und fand in der bekannten Stelle

wie immer das Feuerzeug zum Licht anzünden. So viel sie aber pickte, heute wollte es ihr nicht gelingen. Immer verlosch wieder der Zunder, so viel sie dem Stahle auch Funken entlockte. Da blickte sie zufällig durch das Küchenfenster, und zu ihrer großen Verwunderung sah sie gleich drüben jenseit des Steges am Berge nicht weit eine Menge glühender Kohlen. Sie stutzt Anfangs; allein so wunderlich ihr dies auch vorkam, so schwebt ihr Geist, der nicht an vieles Denken gewöhnt war, doch schnell über jede Nachforschung des Grundes hinweg, nur immer auf sich selbst noch bedacht, daß ihre Säumniß von niemandem bemerkt werde. Es galt ihr jetzt blos schnell Feuer zu bekommen, um das Versäumte nachzuholen; darum setzte sie das nutzlose Feuerzeug bei Seite, und leise den Riegel der Hausthüre zurückschiebend, hüpfte sie schnell mit Schaufel und Topf zu den Kohlen hinüber. Doch welche andere Erscheinung überraschte hier ihren Blick. Männer mit seltsamen Gesichtszügen wie den Gräbern entstiegen liegen, regungslos in einem Kreise, und ihre Trachten und Mäntel gehörten einer Zeit an, von welcher die Magd noch nichts gesehen oder gehört hatte. Vor Schreck entsank ihr fast der Topf und die Schaufel, und ihr Fuß zögerte als wollte sie unbemerkt schon wieder zurückschleichen; doch die Männer regten ja sich nicht, und schienen nichts Böses gegen sie in dem Sinne zu haben. Auch war der Rückweg ohne Kohlen nicht ohne Verdruß für sie verknüpft. Sie faßt sich darum ein Herz, und näher schreitend füllt sie schnell ihr Gefäß mit glühenden Kohlen, worauf sie zurückeilt. Es sollte ihr heute mit dem Feuer aber nicht glücken, denn so wie sie die Kohlen ausschüttet, erlöschen sie im Nu auch schon wieder. Jetzt schon etwas dreister, eilt sie nochmals hinaus, schöpft schnell nochmals Kohlen, recht große und glühende, und springt wieder zurück jetzt festen Entschlusses, daß es ihr mit dem Feuer nicht wieder mißlingen soll. Alles, Späne und Stroh, lag schon bereit, doch so wie sie den Topf umkehrt und den Athem zum Blasen schon anhält, sind sie fast noch im Gefäße schon wieder erloschen. Was gilt es? Nun schon unwillig und gänzlich dreist geworden eilt sie zum dritten Male über den schwankenden Steg zum schimmernden Kohlenfeuer. Sie möchte auch die Männer wegen ihrer schlechten Kohlen schon schelten; das Unheimliche von Zeit und Ort verschließt ihr aber doch den Mund, und stillschweigend füllt sie zum dritten Male ihren Topf gehäuft jetzt mit Kohlen. Da, als sie eben zum Rückweg sich umdreht, ruft eine rauhe Stimme im drohenden Tone ihr nach: „Nun aber nicht wieder!“ Erschrocken zuckt sie zusammen, und kaum tragen die schlotternden Kniee sie über den schwankenden Steg noch bis zur Thüre. Sie schüttet die Kohlen zwar schnell aus, sie verlöschen aber auch dies Mal wieder. Auch vermag die Magd vor Zittern jetzt nichts mehr zu ihrem Glimmen zu thun, denn Fieberfrost schüttelt ihren ganzen Körper, und kaum wagt sie es, nur durch das Fenster noch nach dem unbegreiflichen schauerlichen Kohlenfeuer zu blicken.

Ungewiß was sie thun soll steht sie vom Schrecken wie an den Boden gewurzelt, da hört sie von der Thurmuhr in der Stadt etwas schlagen. Es ist zwölf Uhr Mitternacht, und so wie der letzte Schlag verhallt, sind das Feuer und die grausen Gestalten verschwunden. Da ist es ihr gewiß, daß sie mit dämonischen Mächten der Hölle zu thun hatte, und ihr Haar sträubt sich mächtig empor. Von den unheimlichen Schauern der bleichen Geisterwelt gänzlich betäubt, wankt sie wie halb den Lebenden nur noch angehörig zu ihrem Kämmerchen zurück. Da sinkt sie in das Bett, in das sie sich tief verbirgt, und nur erst, als vom Gesetz der Natur allmählig der Schreck sich wieder etwas vermindert hatte, schlief sie, und jetzt um so tiefer und länger, weil der erschöpfte Körper Erquickung und Stärke bedurfte.

Der Müller erwacht an dem Morgen zuerst und ist verwundert, die Magd, die sonst doch so pünktlich ist, noch nicht geschäftig zu finden. Er geht daher in die Küche, um selbst Feuer anzuzünden; doch welcher Anblick? Ist es Wahrheit oder Täuschung, Traum oder Wachen? Da liegt schimmerndes Erz, nein, blinkende Goldmassen sind es, was aufgeschichtet auf dem Heerde daliegt. Woher das? Wie sehr er auch nicht abgeneigt ist, diese Schätze als in seinem Hause besitzlich für sein Eigenthum zu erklären, so ist ihm die Erscheinung doch zu wunderbar und räthselhaft, und er verlangt nach Aufschluß. Nun kommt auch die Hausfrau und die Kinder, am Ende noch aus tiefem Schlafe geweckt, kommt auch die Magd, die über die Schätze am meisten bestürzt ist, denn es sind ja die erloschenen Kohlen. Noch bleich und verstört erzählt sie den Hergang. Alle können nicht aufhören zu staunen, freuen sich aber innig des schönen Goldes, und weil der Müller der redlichen Magd nun auch ihr schönes Theil davon zuweist und sie immer deutlicher erkennt, daß hier nicht Trug oder Täuschung Statt findet, so verscheucht das Gold in ihren Händen auch in ihr bald die letzte Spur des Schreckens.

Im Besitz solcher Reichthümer tritt durch den Müller an die Stelle des alten baufälligen Mühlgehöftes nun bald ein neues, wie es noch jetzt steht; die Magd mag aber vielleicht auch nicht daraus gewichen sein, denn wenn gleich die Sage nichts weiter von ihr berichtet, so steht doch zu vermuthen, daß bei ihrer Redlichkeit und Treue, und weil Gott sie selbst jetzt mit Reichthum gesegnet hatte, des Müllers Sohn vielleicht ihre Hand auch begehrte, weil Gold so oft ja die Herzen vereinigt. Der Segen muß aber auf dieser Mühle auch ferner noch geruhet haben und darauf geblieben sein, denn von da an sind ihre Besitzer bis auf den heutigen Tag immer in guten Mitteln geblieben. Woher aber damals das Gold gekommen sei, soll heute noch erforscht werden; solche Goldkohlen sind nie wieder gefunden, wie sehr sie sich auch Mancher gewünscht haben mag.

Anmerkung. Auffallend iſt übrigens bei dieſer Sage, deren auch Walter Scott in ſeinem Alterthümler gedenkt, daß ihr alle Moral fehlt, die faſt in allen andern Sagen angetroffen wird. Man möchte deshalb faſt auf ein in Dunkel gehülltes Factum von einem auf unbekannte Weiſe in dieſer Mühle reich gewordenen Müller ſchließen, in welches Factum die Magd blos eingeweihet war und bleiben ſollte, weshalb ſie auch einen Theil des Schatzes mit erhielt. Daher iſt auch wohl weiter keine Rede von ihr, weil das Factum gewiß ein Myſterium bleiben müßte. Darum fehlt aller Aufſchluß und alle vernünftige Deutung oder moraliſche Anwendung, obwohl dieſe hineinzubringen nicht ſchwierig ſein dürfte, wenn man die Sage ſo auffaßte, als ob Fleiß und Redlichkeit gewiß von Gott immer geſegnet würden. Bis jetzt hat die Sage aber dieſe Tugenden noch nicht in ein beſonderes Licht geſtellt, und ſehr alt kann ſie auch noch nicht ſein, was die Gebäude beweiſen. Sollte der glückliche Müller oder deſſen Magd am Fuße des alten Burzberges vielleicht ein Mal einen Schatz gefunden, und beide in ſchauriger Nachtzeit bei Lampenſchimmer ihn gehoben haben? Es wäre wenigſtens nicht ſo unglaublich als die in Gold verwandelten Kohlen, weil vergrabene Goldſtücke in der Erde ſchon gefunden ſind und noch gefunden werden.

W. Schönichen.

Die Sage vom Bader an der Saale.

Es lebt' einſt im Saalthal, zu Jena, ein Bader,
Der ſeifte den Bart ein, der ließ zur Ader;
Ward irgend gebrochen ein Arm oder Bein,
So eilt' er herbei, um behülflich zu ſein.

Doch waren des Fleißigen zahlreiche Kunden,
Trotz Kenntniß und Eifer, allmählig verſchwunden;
Er ſah ſich von allen geflohn, und der Grund
So traurigen Schickſals war — einzig ſein Mund.

Faſt jeglichem ward, durch ſein hirnloſes Schwätzen,
Beſtimmt, ihm den Stuhl vor die Thüre zu ſetzen;
Wer noch ſo geduldig, der flüchtete ſich,
Und ließ dabei Bart und Verband oft im Stich.

Fortwährend erhielt ſich im raſtloſen Schwunge,
Zu Andrer Verdruß, die bewegliche Zunge;
Es fühlten ſich durch ihr Geräuſch ſelbſt verbannt
Die Freier um ſeines Töchterleins Hand.

Da traf, durch des Vaters unſinniges Treiben
Suſanna das Loos, eine Jungfer zu bleiben.
Die lieblichen Reize ließ jeder verblühn,
Um nur den geſchwätzigen Alten zu fliehn.

Es wanderte lange die ſeltſame Kunde
Vom Bader der Saale von Munde zu Munde;
Und drum wird noch heute, wer ohne Verſtand
Gedankenlos plaudert, Saalbader genannt.

Heinrich Döring.

Die Ehrenburg.

Plaue und die Ehrenburg.

Gleich oberhalb Arnstadt beginnt eines der schönsten Thäler Thüringens, der sogenannte Plauische Grund. Wer ihn von dort aus betritt, gewahrt sogleich am jenseitigen Ende des Grundes die Zierde und gleichsam den Schlußstein desselben, die alte Feste Ehrenburg, rechter Hand dicht über dem Städtchen Plaue. Der Ausdruck des alten Chronikschreibers: „das alte Städtlein Plaue mit seinem Schlosse, lustig zwischen Bergen gelegen," ist noch immer wahr. Wenn gleich die Berge nicht mehr den Weinstock tragen, wie erweislich früher in Menge, und das Gebirge, das erst seit einigen Jahren theilweise mit Holz besäet wird, nur an seinem Fuße lebendige Farben trägt, seine Häupter aber kahl erhebt: doch hat der Kontrast zwischen den gelblichen, schroffen Gestalten des Muschelkalkgebirges und dem grünen, baum- und wiesenreichen, von der Gera durchströmten Thale schon manchen Landschafter angezogen. — Am Städtchen selbst ist außer der schönen Lage wenig zu sehen. Die beiden alten Thore sind 1818 abgebrochen, von der Stadtmauer haben sich nur hier und da zwischen Gärten und Höfen einzelne Reste erhalten. Ein großer Theil der Häuser, namentlich an der Hauptstraße, ist seit dem Brande am 12. August 1828 besser erbaut, so daß, wer die letztere durchwandert, durch nichts, als durch die ernst herüberschauende Ehrenburg an das Alter von Plaue gemahnt wird. Gehen wir durch die erste beste Gasse von der Hauptstraße aufwärts zur Burg hinan. Wenige hundert Schritte, und wir stehen am Eingange des Schloßhofes, den eine mehrhundertjährige Linde beschattet. Den Schloßhof hinansteigend gelangen wir bald an die zweite, innere Mauer, welche noch ziemlich hoch Reste von Zinnen und Schießscharten aufweist;

eine eingestürzte Stelle an der nördlichen Seite ausgenommen, wird von dieser Mauer noch jetzt das eigentliche Schloßgebäude in einer Entfernung von abwechselnd 8 und 12 Fuß rings umgeben. Durch das schmucklose, rundbogige Portal treten wir ein. Das Schloß, nicht sehr groß, wie alle Burgen vor dem 15ten Jahrhundert, bildet ein fast gleichseitiges Quadrat, obgleich nach Süden und Westen ein noch gegen 160 Fuß hoher, massiver Thurm ohne Fenster einige Fuß vorspringt. Die übrigen Wände mögen um ein Drittel niedriger sein. Das Schloß zerfällt in drei Räume, von denen der erste beim Eintritt vier, vielleicht auch fünf Stockwerke gehabt haben mag, wie die vorragenden Steine zum Tragen der Balken andeuten. Hier waren wohl die Gelasse für Waffen, Reisige und Diener. Der zweite, dem vorigen parallele und gleich große Raum bildete die Burgküche, was der noch vorhandene, ebenso ungeheure als roh gearbeitete Kamin darthut. Die Küche hat noch ihr Deckengewölbe, daher in ihr auch am Tage Dämmerung herrscht, während in die beiden anderen Räume der freie Himmel hineinschaut. Zur Abtheilung, welche linker Hand die beiden vorigen begränzt, schreitet man aus dem zuerst genannten durch eine niedrige rundbogige Thür ein. Hier waren die Zimmer der oberen Stockwerke durch mehr und verhältnißmäßig größere Fenster erhellt und wohnlich gemacht, — denn die Küche sowohl, als die erste Abtheilung erhalten nur durch sparsam angebrachte Schießscharten ein dürftiges Licht — hier mögen die herrschaftlichen Gemächer gewesen sein, hier zeigen die Wände noch Spuren von Kalkbewurf. Im Ganzen trägt die Burg unverkennbar den Stempel der rohen Bauart des dreizehnten oder vierzehnten Jahrhunderts. Das Material besteht aus Bruchsteinen der unmittelbaren Nähe, sämmtlich zum Flözkalk gehörig. Das Einzige was in ihren finstern Mauern an die Gegenwart, an moderne Bedürfnisse und moderne Speculation erinnert, sind ein paar neue Thüren, zum Schutz der alten Burgkeller hergerichtet, welche der Gastgeber Möller in Plaue mit Genehmigung der Domainenbehörde aufräumen ließ, und zu Bierlagerstätten verwendet. —

Kehren wir zurück in den Schloßhof. Ein Panorama liegt vor uns, zwar nicht weit und groß, doch reizend, bunt und mannichfaltig. Links schließen die Kuppen der Schweinsberge, theilweise von Berggärten und Aeckern umgürtet, die Aussicht; es folgen die übrigen bis zur Altenburg bei Arnstadt fortsetzenden Berge; Arnstadt selbst bleibt links hinter denselben, aber die Pforte, welche dort von den letzteren und den gegenüberliegenden grünen Höhen gebildet wird, läßt den Blick hindurch in die Ebene schweifen, als deren Hintergrund der dunkle Saum des Steigers erscheint, die Dörfer Egstedt, Bechstedt, Rockhausen und Kirchheim vor sich. Weiter gleitet der Blick über die schönen mit Gärten bedeckten Anhöhen, deren wir eben erwähnten, über das Walperholz, aus dem zwar kein Kloster mehr, sondern statt dessen, die Eremitage freundlich hervorlugt; über die hohen Gipfel der Sommerleite und der Wasserleite, hinter Siegelbach und der stattlichen Trieglesmühle (jetzt Thüringer Waldmühle) hinaufragend,

— bis ihn die zerrissenen großartigen Formen der Reinsberge fesseln, unter denen, tief im Thale die Massenmühle der Schierholzschen Porzellanfabrik liegt. Der nächste Gipfel, rechts von jener wie eine Riesenmauer aufstarrenden Kalksteinwand, trug die Reinsburg, die alte der Sage nach von Rudolf von Habsburg durch die Erfurter gebrochene Raubfeste. Zwischen der Reinsburg und dem nahe vorgeschobenen bis oben bebauten Struppelsberg lauschen die Dächer von Kleinbreitenbach vor. Noch weiter vom obersten Plateau des Struppelsberges, auf dem vor Zeiten das untergegangene Dörflein Quettendorf lag, den Blick rechts gewendet, und die Porphyrkuppen des Hochgebirges, vom Kickelhahn bis zum Schneekopf und Beerberg, ziehen ihre tiefblaue Kette am Horizonte hin. Zwischen ihren finsteren Häuptern um uns lacht eine anmuthige Landschaft, Aecker, Saatfelder, Tannengehölze und birkenbewaldete Hügel darbietend, von den Gerabächen durchschlängelt und von der hellfarbigen Ilmenauer Kunststraße wie von einem Bande durchflochten. So am rechten Ende des Panorama's angelangt, lassen wir das Auge noch einmal auf dem Thale zu unseren Füßen verweilen. Links, nahe unter uns, auf der halben Höhe des Schloßberges, macht sich die sogenannte Kapellkirche, ehemals die Burgkapelle zu St. Sigismund, 1440 erbaut,*) 17.. der Inschrift zufolge erneuert, und gegenwärtig zum Nachmittagsgottesdienste vorzüglich benutzt, durch ihr Schieferdach und Thürmchen bemerkbar. Hinter ihr hinweg dehnen sich die Dächer und Schornsteine des Städtchens aus, jetzt größtentheils neu und roth, in der Mitte das spitze Schieferthürmchen des Rathhauses. Gleich hinter den Häusern des Ortes, doch nicht mit ihnen zusammenhängend, sondern von Gewässer und Gärten freundlich umringt, ragen die alte Pfarrkirche zu Unserer Lieben Frau, die Schule, die Pfarrei und die Vogel'sche Bleichfabrik, deren Hauptgebäude in seinen kolossalen Dimensionen gegen den nachbarlichen bescheideneren Schützensalon kontrastirt, aus dem Grün hervor. Weiter an der Gera hinauf, dicht am rechten Ende des Städtchens, wo eine Brücke mit gußeisernem Geländer den Anfang der Chaussee von Plaue nach Ilmenau bezeichnet, fallen uns noch das freundliche Wohnhaus und die großen Nebengebäude auf, welche jetzt den Herren C. G. Schierholz und Sohn gehören und von dem Herrn Commerzienrath Schierholz bewohnt werden, — früher standen an dieser Stelle die Oekonomiegebäude des 1837 zerschlagenen Kammergutes, — dort befinden sich die Comptoire und Lager der Porzellanfabrik, wozu auch die übrigen Fabriklokale hinzukommen sollen, nachdem das Feuer am 11. August d. J. den größten Theil jener im Orte liegenden Fabrikgebäude zerstört hat, worin Brennöfen, Maler- und Dreherstuben ꝛc. enthalten wären. —

Hören wir nun in Kürze die spärlichen Nachrichten, welche über die Ehrenburg und Plaue auf unsere Zeit gelangt sind, — beider

*) Handschriftl. Notiz. in d. Pfarrei z. Pl. pag. 168.

Geschichte läßt sich nicht trennen. — Plaue lag im Gau Langewizi, und später in der Grafschaft Kevernburg, soviel läßt sich unbedenklich annehmen. Alle Quellen, die gedruckten sowohl, als die handschriftlichen, sind darüber einig, daß es in den ältesten Zeiten ein Dorf gewesen sei und theils um die jetzt isolirte Pfarrkirche herum, theils noch weiter nach Nordosten hin sich erstreckt habe. Hier waren auch die Salzwerke, deren verfallene Schachte man in der Entfernung einer Viertelstunde von Plaue noch sieht, und welche dem Orte Nahrung gaben.

Ad ripae plures saxatile littus habebis
Fontes, qui e terra flumina cava scatent;
Distribuere suos singlis ex ordine rivos,
Qui coxisse salem et rite parare jubent & c.

singt M. Andreas Schuckelius, der von 1643 bis 1678 Pfarrer zu Plaue war.*) Als dieses älteste Dorf Plaue (vermuthlich zu Anfang des 14ten Jahrhunderts) verbrannt und die Saline zerstört worden war, — letztere durch einen Salzknecht der Sage nach, den die Rache trieb, die Salzquelle mit einem seidenen Wamms zu verstopfen — so bauten die Einwohner ihre Häuser weiter hinauf am westlichen Geraufer, „wo die Ställe des Witzlebenschen Fuhrwerks (Vorwerks) standen.“**) Seit wann und woher die Herren von Witzleben, die übrigens schon in sehr frühen Zeiten hier in der Nähe reich begütert und als Inhaber mehrerer Burgen vorkommen, ein Vorwerk hier besaßen, ist nicht ermittelt; Kevernburgisches Lehen ist es wohl gewesen. Der neu erstandene Ort wurde mit Mauern und Thoren umgeben und erlangte Stadtrechte, ob ausdrücklich verliehen, oder nicht, darüber schweigt jede Nachricht, doch vermuthen wir das Erstere, weil Heydenreich***) sagt: „. . eine Stadt, welche an die Grafen von Schwarzburg geliehen, und von ihnen in Aufnahme gebracht ist.“ Dies wird auch dadurch bestätigt, daß Kaiser Ludwig der Baier auf Ansuchen der Grafen Heinrich und Günther der Stadt Plaue einen Wochenmarkt Mittwochs zu halten verlieh, und zwar mit allen Gerechtigkeiten, wie sie die Stadt Mühlhausen bei ihren Wochenmärkten hätte.†) Ungefähr gleichzeitig mit dem erneuerten Plaue muß die Ehrenburg aufgeführt worden sein, denn die alte Stadtmauer zeigt sich noch heute überall an die äußere Ringmauer der Burg anschließend und gehört offenbar derselben Periode an. In den handschriftlichen Nachrichten der Pfarrei heißt es auch ausdrücklich: Nullum certum tempus constat, nec annus, quibus pagus Pla-

*) Hdschrft. in d. Pfarrei zu Pl. pag. 5.

**) Treiber p. 96. — Teppius p. 51. — Heydenreich p. 413. — Hdschrft. in d. Pfarrei z. Pl. p. 27.

***) p. 415.

†) Heidenreich u. Treiber II. cc.

vianus incendio perlit, cum civitatula moderna ad Toparchas tantummodo domum et possessionem, quae arx fuit antiqua, pertinuit.

Zum erstenmale nun geschieht der Ehrenburg Erwähnung, als Landgraf Friedrich (der Freudige) 1324 „seinem lieben Ohmen" Graf Heinrich von Schwarzburg (Heinrich XII. Blankenburger Linie, zu Arnstadt) eine Feste zu Plaue anzulegen gestattete. Die Urkunde darüber giebt Heydenreich l. c., anscheinend etwas modernisirt, also:

> Wir Friedrich von Gottes Gnaden, Landgraf in Thüringen, Marggraf zu Meißen und in dem Osterlande und Herren zu Pleißen, bekennen offentlich an diesen gegenwärtigen Briefe, daß wir Unsern lieben Ohmen Graffen Heinrichen von Schwarzburg den Aeltern und seinen Erben, durch sonderliche Freundschaft und Gunst, die wir zu ihm haben, ihme erlaubet, und geben Unsern guten Willen dazu, daß er in dem Dorfe zu Plauen, das gelegen ist jenseit Arnstadt, gegen Ilmenau, bauen mag und möge, eine Vhesten oder ein Huß mit Unser Laube. Zu einem Gezeugniß und Ohrkunde dieser vorgenanden Rede geben Wir Ohme diesen gegenwärtigen Brieff, bestetiget mit Unsern Insigel. Das ist geschehen zu Gotha, nach Gottes Gebuhrt tausend Jahr, dreyhundert Jahr, in dem vier und zwantzigsten Jahre, an den Abend Sende Margrathen, der heiligen Jungfrauen.

Diese Urkunde, indem sie Plaue als Besitzthum der Grafen von Schwarzburg erscheinen läßt, wird zugleich, wenn auch nicht als Gewißheit, doch als Wahrscheinlichkeit hinstellen, daß früher dort noch kein Schloß gestanden hatte, daß folglich die Herren von Witzleben die Ehrenburg entweder gar nicht, oder doch nur vorübergehend in spätern Zeiten, vielleicht pfandweise, inne gehabt haben, wie denn auch in allen Nachrichten immer nur von dem Witzlebenschen „Fuhrwerck" die Rede ist.*) Mit dieser Annahme lößt sich freilich auch die Sage in Schaum auf, derzufolge der auf der Ehrenburg hausende Ritter mit dem Reinsburger Ritter drüben in vertrauter Freundschaft lebte, und ein unterirdischer Gang unter dem Gerabette hinweg beide Burgen verband. Uebrigens ist man zu zwei verschiedenen Zeiten, und an zwei verschiedenen Orten wirklich auf einen solchen Gang gestoße , einmal bei einer Reparatur in der Kapellkirche, wo man unter dem Altare ein Gewölbe entdeckte, von welchem mehrere Stufen zu einem jedoch verschütteten Gange in der Richtung nach der Burg zu führten, das andere Mal bei einem früheren Versuche zur Aufräumung der Burgkeller, wo in einem dieser Letzteren der Anfang eines solchen Ganges sich zeigte, der aber ebensowenig weiter verfolgt werden konnte.

*) Dieses ehemals Witzlebensche Vorwerk, seit 1456 herrschaftliches Kammergut, wurde 1837 von der Stadtgemeinde zu Plaue angekauft und dismembrirt.

Ohne das unfruchtbare Feld der Namenderivationen zu berühren, führen wir nur an, daß die Ehrenburg vor Alters auch Gehrenburg von ihrer Lage an der Gera geheißen haben soll. 1381 verkauften die Grafen Heinrich XXIII. und Günther XXVIII., Blankenburger Linie, Herren zu Ranis, nebst ihren anderen Arnstädtischen Besitzungen auch „Schloß und Stadt Plaue sammt allen Gerechtigkeiten" für 12500 Mark löthigen Silbers an ihre Vettern, die Grafen Heinrich XXV. und Günther XXIX. Sondershäuser Linie,*) während die Gebrüder Klaus, Friedrich und Konrad von Witzleben ihr Vorwerk zu Plaue erst 1456 an das Schwarzburgische Haus abtraten,**) worin ein weiterer Beleg liegen dürfte, daß die Herren v. Witzleben die Ehrenburg nie besessen haben.

Den Zoll zu Plaue soll das Haus Schwarzburg schon 1336 von Ludwig dem Baiern***) zu Lehne erhalten haben. Dies hat auch nichts gegen sich, da Plaue erst 1407 den Landgrafen von Thüringen zu Lehen aufgetragen worden ist, also vorher entweder Reichslehen, oder noch wahrscheinlicher Allodium war. — Einträglich mag dieser Zoll gewesen sein, denn die Hauptstraße von Franken nach Sachsen führte bei Ilmenau vorbei, durch das sogenannte Frankenthal und längs des Geraufers bei Plaue vorüber nach Arnstadt. Daher auch mag der unbekannte Raubritter, der auf der Reinsburg hauste, diesen Berg zu seinem Sitze erwählt haben, weil die alte Frankenstraße nahe unter ihm, wie unter der Ehrenburg, vorbei ging. Im Frankenthale, an einer engen Stelle, werden noch jetzt „die Todtenlöcher," ein paar gegenwärtig sehr verschüttete Wasserlöcher gezeigt, in welche, der Sage nach, die Räuber von der Reinsburg die ermordeten Reisenden zu versenken pflegten.

Kehren wir zur Ehrenburg zurück, so verschwindet sie ganz aus der Geschichte, nachdem sie sammt der Stadt Plaue von den Grafen Heinrich XXV. und Günther XXIX. dem Landgrafen Friedrich (dem Friedfertigen) 1407 zu Lehen aufgetragen worden war.†) Dennoch scheint es, als wenn sie später einmal bestürmt und erobert worden sei. Grade an der nördlichen Seite nämlich, wo die Mauer gebrochen ist, besteht der ganze Abhang der Höhe aus Schutt, unter welchem mit leichter Mühe Holzkohlen, Gebeine und Waffenfragmente, namentlich Pfeil- und Lanzenspitzen gefunden werden. — Auf keinen Fall scheint die Burg länger als zu Anfang des 16. Jahrhunderts bewohnt gewesen zu sein.

---

*) Treiber l. c.

**) id. l. c. — Notiz aus dem siebzehnten Jahrhundert in den Akten des Stadtraths.

***) nicht Kaiser Karl VI., wie Treiber l. c. sagt, weil Kaiser Ludwig erst 1347 starb.

†) Minig epic. saec. II. p. 1222. — Treiber p. 98. — Notiz in d. Akten des Stadtraths.

Das Städtlein gedieh indessen, bis es 1524,*) am Tage vor Mariä Reinigung so gänzlich abbrannte, daß man vom Ober- bis zum Unterthore frei hindurchsehen konnte, und nur zwei Gebäude stehen blieben. Nach und nach wieder zu einigem Wohlstande gelangt (worauf einige für ihre Landesherren übernommene Bürgschaften von 1548 und 1582**) hinzudeuten scheinen) brannte es 1638 am 6. Juni abermals fast gänzlich ab, als ein Troßbube unter den sächsischen Völkern des Grafen von Hanau, Namens Lorentz, welcher wegen versuchter Nothzucht an der einzigen Tochter des Bürgermeisters Hans Kieser, von dem Letzteren gezüchtigt worden war, aus Rache an vier Enden Feuer angelegt hatte.***) Nicht völlig zwei Jahre später, am 17. April 1640 ward es noch einmal, bis auf drei Häuser und die Kapellkirche, ein Raub der Flammen. Das schwedische Regiment des Obersten Douglas von der Banerschen Armee hatte plündern wollen, war aber von den Bürgern, welche auf Geheiß des Oberamtmanns zu Arnstadt Wolfgang Melchior v. Griesheim ihre Thore geschlossen und sich vertheidigt hatten, mit Flintenschüssen und Granatenwürfen, wobei ein schwedischer Offizier fiel, zurückgetrieben worden; darauf hatten die Schweden in die dicht an der Stadtmauer vor dem Oberthore stehende Scheuer des Bürgers Otto Rose Feuer geworfen, wodurch das Städtlein bis auf 17 Häuser und 12 Scheuern in Flammen aufging.†) Ueberhaupt hinterließen in dieser Gegend die schwedischen Truppen von allen den schlimmsten Ruf, wie sich denn der Pfarrer Schuckelius (hdschrftl. Notiz. in d. Pfarrei, p. 172) mehrmals über ihr Hausen beklagt, besonders über die Soldateska des Grafen Löwenhaupt, welche zu Ende 1646 und Anfang 1647 in Plaue lag, und die Bewohner ängstigte. Zum Gedächtniß des Brandes von 1640 wurde bis 1828 jährlich am 17. April eine Brandpredigt gehalten, seit dem Brande des 12. August 1828, der an 30 Gebäude verzehrte, jedoch auf den letzteren Tag verlegt.

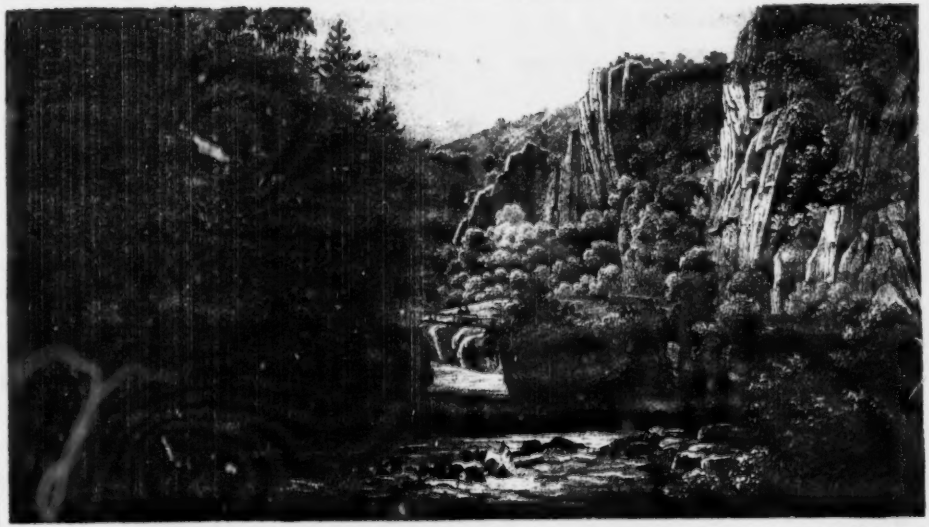
Aus allen diesen Feuersbrünsten hat sich Plaue rüstig wieder erhoben. Es zählt gegenwärtig 125 Häuser und 810 Einwohner, denen Ackerbau und Industrie Nahrung geben. In Bezug auf diese bemerken wir, daß die Porzellanfabrik der Herren Schierholz und Sohn, welche ihre geschmackvollen unaufhörlich mannigfaltigen Fabrikate selbst über das Meer versendet, über 150 Menschen beschäftigt und eines der bedeutendsten Etablissements dieser Art sein dürfte. Die chemische Bleichfabrik des Herrn Friedrich Vogel wird gleichfalls mit großer Thätigkeit betrieben, und giebt einer Anzahl Menschen Arbeit — Die so früh eingegangene Saline hat nicht wieder aufkommen können, obgleich mehrmals Anstrengungen deshalb gemacht wurden. 1688 bis 1704 bestand zu diesem Zwecke eine Gewerkschaft,

*) anno ante rusticorum rebellionem, sagt d. Hdschrft. in d. Pfarrei p. 29.
**) Akten d. Stadtraths
***) Hdschrftl. Notiz. d. Pfarrei, p. 29 u. 31. — Toppius p. 28. —
†) Hdschrft. d. Pf. Schuckelius in d. Pfarrei, p. 34 u. 74. — Toppius u. Trebor ll. cc. —

welche 813 fl. Kosten ausgab, ohne etwas zu erreichen. Hierunter waren auch 8 Thlr. Recompens für den zu Rathe gezogenen „berühmten Ruthengänger" Jacob Abrah. Christner aus Kösen. — 1713 muthete der Kurmainzische Amtmann Theodor Philipp Bauermann zu Mühlberg, scheint aber kaum einen Versuch angestellt zu haben; ebensowenig 1716 eine zu Themar und Rodach zusammengetretene Gewerkschaft, welche auch den Prinzen Wilhelm von Schwarzburg zu ihrem Mitgliede zählte, unter der Leitung des Floßmeisters Georg Hartig von Kösen das Salzwerk eifrig wieder auf, und verbaute bis 1750 bedeutende Kosten, bis es um diese Zeit aufläßig und 1751 das sämmtliche Eisenwerk als altes Eisen verkauft wurde.*) Seitdem erinnern nur noch die verfallenen Schachte im Rinde, die sogenannten Salzlöcher, sowie die Ladergasse, eine Nebengasse unten im Orte, wo vor Alters das Salz verladen ward, an die Plauische Saline, denn auch die „Gradirgasse," welche der Pfarrer Schuckelius (Hdschrft. in d. Pfarrei, p. 4) noch kannte, existirt nicht mehr.

*) Alle obige data sind aus d. Akten d. Stadtraths.

Max von Orr.



Der Kessel bei der Rosstrappe im Bodelthale.

Das Bodethal mit der Roßtrappe.

Wie mächtig thürmte Gott die wilden
Massen —
Nur Götterkraft vermag so viel.
Der Wand'rer staunt, er muß das Ird'sche
lassen,
Ein heil'ger Schauer muß den Geist
erfassen,
Erblickt er der Natur erhab'nes Spiel.
Alexis der Wanderer.*)

Donner rollen gräßlich doch dumpf und hohl, als fehle es den Luftschwingen an Raum, und ungeheure schwarze Wassermassen siedend und von heulenden Stürmen gepeitscht, kämpfen wüthend gegen ihren eigenen Grund, der, der lastenden Wogen müde, sich über sie hinaus zu heben strebt. Die Erde scheint Wasser, und das Wasser Erde zu sein, und nirgends ist Leben, weil das leblose Leben jetzt athmet. Nirgends tagt es, nirgends leuchten die Sonne noch der Mond, noch die Sterne hinein in die Zeit und ist darum nicht Morgen nicht Abend; nur zischende, hochsprühende Feuersäulen, den Schlund

*) Die ganze, eben so wahre als schön empfundene Dichtung, ist unter der Ueberschrift: „Empfindungen bei einer Wanderung durch das Bodethal von Alexis dem Wanderer" im Quedlinb. Wochenbl. von 1827 Nr. 30 und 32 nachzulesen.

des Meeres zerspaltend, beleuchten auf Augenblicke den erhabenen Kampf. Doch der Kampf entscheidet sich, Berge und Felsen erheben sich hoch über die schäumenden Wogen, und wenn auch diese tausend Mal die stolzen Gipfel zerbröckelnd in die Tiefen hinabstürzen, tausend Mal drängen sich größere Massen wieder heraus und setzen den überwundenen Fluthen unbezwingbare Grenzen. Nun fliehen die Wasser ihre Gründe durchfurchend von Thal zu Thal, fortraffend was sie vermögen, die Stürme schweigen, die Erde erkaltet, das Dunkel weicht aus dem Wasser, aus der Erde und aus dem Himmel; denn weil Alles im Gleichgewichte sich wieder trägt, und Ruhe die Erde beglückt, da trennt sich steigend und fallend, verdunstend und verdichtend Alles gemischte wieder, und die Luft wird wieder Luft, das Wasser wieder Wasser, die Erde wieder Erde, die Sonne theilt die Zeit wieder in Tag und Nacht, und frisch grünend prangt auch der Erdboden wieder mit Bäumen, Kräutern und Blumen. — Wenn deine Phantasie, lieber Leser, je ein Bild wie das obige über die Umschaffung unseres Erdballes dir gegeben hat, so ist es das reizende Bodethal mit dem Roßtrappfelsen, das besonders solche Gedanken und Empfindungen in deiner Seele hervorruft. — Wir wollen diesem Tempel der Allmacht Gottes näher treten. Wenn man von Quedlinburg der Bode entlang dem Harze entgegen wandert, so sieht man in eine mehrentheils von blauem Nebel umflorte tiefe Bergschlucht hinein, die von zwei hohen Bergwänden umschlossen, Erhabnes ahnen läßt, so daß man unwillkürlich seinen Fuß dahin setzt, das Geheimniß zu enthüllen. So wie die Natur aber hier in Felsen und im brausenden Waldstrom so groß und lebendig uns entgegentritt, und die Allmacht Gottes verkündigt, so laut begrüßen uns durch Pochen und Hämmern hier auch zunächst die Zeugen des menschlichen Gewerbfleißes, ich meine die Blechhütte, der wir uns nähern. Ein Gasthof, der als Sammelplatz aller Reisenden schon Unterhaltung gewährt, und unerwartet manchen Freund mit dem Freunde vereinigt, bietet auch uns hier seine Erfrischungen und Führer für die Bergfahrt dar. Wir nehmen sie an und wandern muthig über die Bode und über einen grünen Wiesenteppich den steilen Berghang hinan. Wohl mag dem Flachländer der steile Weg sehr mühselig e scheinen, und nicht selten kehrte pflegmatisch der Eine oder Andere wieder um, sich mit dem Schönen im Thale nur begnügend; wir aber verfolgen den Pfad, und auf einigen Bänken ausruhend, lohnt schon die oberste derselben unter schattigem Laubdache mit der herrlichsten Aussicht das mühevolle Unternehmen. Das Schlachtfeld, auf dem einst 1113 Siegfried der Pfalzgraf am Rhein gegen des Kaisers Heerführer Graf Hoyer von Mannsfeld siegreich focht, liegt zwischen Thale und Warnstedt über Hügel ausgebreitet da, und Knochen und Waffen der Gefallenen, die ausgepflügt werden, erinnern noch immer an das große Ereigniß. Nach wenigen Schritten ist der Berg dann erstiegen und ein in's Thal hereinspringender etwa 30 Fuß hoher Granitkegel mit einem Balkon; die Bülowshöhe ist es, die Blick und Fuß zur Linken zieht. Doch liebevoll vor Erkältung warnend, tritt auf einem ebenen Platze

unter hohen Buchen uns zuvor ein Häuschen entgegen, das nebst stärkenden Mitteln zur Abkühlung und Erholung einladet. Ehe die Schneemassen des April 1837 sie eindrückten, gewährten zwei Moosshütten hier erquickende Ruhe, dafür ist jetzt aber der Erfrischungsbude gegenüber ein ziemlich großes, innerlich mit Moos überkleidetes Haus, die Eckardtshöhe dicht am Abhange des Berges erbauet, von dessen Dach sich die herrlichste Aussicht auf die Mündung des Bodethales und das Flachland aufschließt, so daß man nur schwer zur Trennung von diesem Plätzchen sich wieder anschickt. Hier wird dem Reisenden zum Einschreiben auch ein Buch vorgelegt, dessen Nummer jährlich über 1800 hinaufsteigt, obgleich nicht jeder Reisende sich einschreibt. Sowohl zur Bülowshöhe als zu dem letzterwähnten Dachbalkon führen hohe Treppen hinan, ist dir aber, lieber Leser, je schlafend oder wachend aus Angst oder Schwindel die Brust zu enge und der Athem zu kurz geworden, so dürfte sich hier auf der Bülowshöhe, wo du über dem Thale zu schweben glaubst, dies Gefühl bei dir erneuern, obgleich du, von einem Geländer geschützt, ohne Gefahr in die gähnende Tiefe nach der weißschäumenden Bode hinabsehen kannst. Lieblicher stellt sich aber nicht leicht ein Ort dem Blicke wohl dar, als von hier aus die Blechhütte, und wenn der Schrecken über die Schauer des Abgrundes gemildert werden kann, so geschieht es durch nichts mehr, als durch die reizendste aller Aussichten von diesem Adlerhorste herab, wo das Auge über die niedern Bergzüge des Huy- und Hakelwaldes bis Magdeburg schweift.

So viele der schönen Plätze aber auch hier sind, so bietet jeder dem Wanderer doch seine eigenthümlichen, neuen Reize dar. Dieß theilt auch, in einiger Entfernung von dem Häuschen, der Friedrich-Wilhelms-Platz, der Blankenburgs freundliche Höhen überblicken läßt.

Nun wendet sich unser Weg nach dem eigentlichen Roßtrappfelsen, der senkrecht wie eine Riesenmauer in das Bodethal hineinspringt und jetzt, lieber Wanderer, umgürte deine Seele besonders mit Muth, Vorsicht und Ausdauer, denn manche Klippe, manche Stufe bergauf, bergab muß noch betreten werden, mancher Schweißtropfen dürfte deinem Antlitze noch entfallen. So gewährt gleich wenige Schritte aufwärts schon wieder ein Punkt einen kostbaren Anblick der Felsmassen. Dann nahen wir uns einem Pavillon, der ziemlich auf der Mitte des Roßtrappfelsens erbauet ist, und luftig doch einigen Schutz bei Regen gewährt. Auch hier in der Nähe eröffnet wieder ein Felsenvorsprung, die Ilbergshöhe, eine neue Ansicht in das nördliche Bodethal und nach dem Flachlande. Weil wir aber dicht hinter uns einen Kanonenschuß hören, so wenden wir uns dorthin, und nach wenigen Schritten bemerken wir schon, wie eine Kanone, mit der Mündung der Schlucht des Kessels zugewendet, auf einer Felsenplatte liegt. Sollte es uns möglich dünken, daß die Natur in ihre Formen durch Schwingungen solche Verstärkungen des Tones gelegt habe? In fast siebenfachem Echo prallt donnernd und krachend der Schall, von Felswand zu Felswand rollend, und in den Schluchten sich verfangend, ab, bis er wie fernes Gewitter allmählig

verhallt. Aehnliche Wirkungen bringt selbst ein Pistolenschuß hervor. Wie erhaben mag deshalb unseres Herrgotts Stimme ertönen, wenn er in Gewittersturm mit Blitz und Donner hier redet; welcher sündige Lügner an der Wahrheit möchte ihn hier verläugnen und seinen starken Arm nicht fürchten.

War der Pfad bis dahin breit, so wird er jetzt am Felsen hinlaufend, schmal und immer schmaler, bis eine mit einer Brustwehr eingefaßte Höhe uns aufnimmt, und wir an der eigentlichen Roßtrappe uns befinden. Eine gewaltige Granitklippe ist es, auf der wir jetzt stehen, und da sie als Vorsprung 515 Fuß über dem Wasserspiegel der Bode an der Blechhütte aus der Felsenwand heraustritt, so sind es fast rund herum schroffe Abgründe, von denen grausenerregend sie umgrenzt wird. Mag der Trappe ursprünglich vielleicht ein Naturspiel im Felsen zum Grunde gelegen haben, so viel sieht man doch deutlich, Menschenhände haben den Riesenhuf in den Felsen gehauen.

Druiden haben und Barden mit erobertem
Eisen in den Felsen gehauen das einzige Mal
Der Urjahrhunderte Deutschlands
Den Huf des heiligen weißen Rosses.*)
(Klopstock.)

Ob der eigentliche Roßtrappfelsen, der als einzelne Klippe über dem Abgrunde fast geschwebt habe, wie einige behaupten, vor langen Jahren zerbröckelt herabgestürzt sei, lassen wir dahin gestellt sein. Nur der Sage, wenn sie auch noch so bekannt, müssen wir bei dem Roßhuf gedenken:

Zur Braut hatte sich der wilde Böhmenkönig Bodo eine Fürstentochter aus dem Hünengeschlechte erkohren. Weil sie ihn aber verabscheuete, und seinen rohen Umarmungen auf schnellem Rosse zu entfliehen suchte, so verfolgte der von Liebe Erglühete die Flüchtige auch zu Roß über Berg und Thal, durch Wald und Meer. Vom Hufschlag zersplittert sanken die Bäume wie Grashalme, und Funken sprühete selbst der getroffene Granit. Mancher Wald war schon durchsaust, mancher Abgrund kühn überflogen, und noch immer saß der Schreckliche auf den Fersen der von Angst gepeinigten Prinzeß. Jetzt stand sie auf dem Platz, wo zu Walpurgis die Hexen den muntern Reigen aufführen, und ein grauser Abgrund versperrte den Weg. Was thun? Dem Wüthrich sich hingeben oder den entsetzlichen Sprung über den Abgrund wagen. Langes Bedenken gab es nicht. Und mit kräftigem Stoße drückte sie dem Renner die Fersen in die Weichen, und mit gewaltigem Ansatz flog schnellend das Thier über

*) Hr. v. Rohr in s. Merkwürdigkeiten meint, es habe mit der Roßtrappe eine ähnliche Bewandtniß wie mit dem Mägdesprunge, und hätten die Alten mit dieser Marke Ergänze andeuten wollen.

den Abgrund hinüber, aber des Hufes Aufschlag war so stark, daß sein Abdruck dem Felsen eingegraben war. Auch war die goldene Krone der Fürstentochter vom Haupte und tief in die Fluthen der Bode gesunken. Nicht säumte aber Bodo, den Abgrund im wilden Sturme auch zu überfliegen; allein er stürzte in die Tiefe hinab, und da, wo die goldene Krone liegt, tief in Felsen geborgen, zwischen dem Tanzplatz und der Roßtrapp, in dem Ehrsol, da liegt auch er vom Zauber gebannt als schwarzer Hund nun, daß niemand, kein Taucher, die Krone dort stehle, der Waldstrom bekam aber von ihm den Namen die Bode. Daß der Schlund unergründlich tief sein mag, hat mancher Versuche ihn zu ergründen bewiesen, ob aber das Heidenthum hier auch seinen Spuk getrieben hat, und die Sage den Kampf zwischen Heidenthum und Christenthum allegorisch darstellen soll, das läßt sich durch den Roßhuf und den Hexentanzplatz mehr vermuthen als wirklich nachweisen.

Wir verweilen jetzt noch bei dem Anblick dessen, was diese hervorragende Klippe uns Großes und Erhabenes sehen läßt. Nicht gelingt es dem Auge, Alles mit einem Male einzurahmen, nicht vermag es die Seele und das Gemüth, alles das Große und Herrliche mit einem Male aufzufassen, zu empfinden und die höchsten Gefühle in Worten laut werden zu lassen. Welch' grausiges und doch welch' entzückendes Felsenthal, welche schwindelnde Tiefe und doch welche Anmuth! Wie eine Furche tief in Felsen eingegraben, durchzieht mühend die Bode hier in mannigfachen Krümmungen das granitene Felsenthal. Grau wie Dichter uns die Ewigkeit malen und starr wie der Tod blickt es zu uns herauf, und doch haftet durch dichtlaubige Bäume und allerlei Buschwerk ein frisches Leben an diesen starren Wänden, dennoch ertönt durch den Hinsturz der Bode über Granitblöcke und durch das Rauschen die lebendige Sprache der Natur aus der Tiefe zu unserm Ohre und Herzen herauf.

Hier Tanz des Wasserfalles
Des Blüthenfalles dort,
Und voll Bedeutung Alles
Wie ein geweih'tes Wort.

Tiedge.

Das Auge schweift hierhin und dorthin, und nur allmählig findet es sich zu dem Punkte, wo in der Tiefe die Teufelsbrücke wie ein schmaler Steg die Bode überspannt. Hier zur Rechten durch unzulängliche Klüfte und über Blöcke der rauschende Waldstrom, dort zur Linken ein waldiges Thal, dem sich entwindend die Bode, dann mildern Sinnes über grüne Wiesenmatten sanft hinströmt, als wollte sie der Menschen Zutrauen jetzt gewinnen. Welches Malers Pinsel vermag den ganzen Zauber dieses Naturgemäldes wieder zu geben, welcher Dichter kann singen, was die Seele hier empfindet! Ja diese majestätische, diese kräftig schöne Natur ist des heiligen Vergnügens

Amme, und ein freier Blick hinein gießt in die düstere Halle des Erdentraums ein sanftes, frohes Dämmerlicht. Nur der boshafte Unglaube kann hier der Allmacht Spur verneinen, weil der schlichte Naturmensch ihre Nähe hier ahnt; dieses Ahnen ist es aber gerade, worauf sich alles Erkennen der Gottheit gründet. Hast du, liebe Seele, durch den Aufschwung zu Gott nun Erholung gefunden von der Betäubung, die der ungewohnte Anblick einer so erhabenen Natur bei dir bewirkt hatte? Nun dann ein Ade dir luftige Höhe, auf der ich so Gott will nicht zum letzten Male gestanden, jetzt gilt es, auch in die schauerliche Tiefe selbst hinab zu steigen.

Nachdem man auf dem Wege, den man gekommen, zurückgewandert ist, läuft in der Gegend des Pavillon links ein Fußsteig in das Gebüsch hinein, und dieser führt in einem Winkel bergab. Obwohl der Pfad steil, und mit lockern Granitstücken überstreut ist, so kann er, weil er im Zickzack angelegt ist, doch gefahrlos betreten werden, und unten, wo die Felsenwände steiler zum Bette der Bode hinabfallen, sind Stufen, die sicher den Wanderer zur Teufelsbrücke hinleiten. Ohne Prunk, doch fest von Holz gebauet, überspannt sie eine jähe Felsschlucht, durch welche die vom Sturze am Kessel noch aufgeregte Bode eiligen Fußes hindurchschießt. Jetzt befinden wir uns auf dem jenseitigen, rechten Bodeufer, wo ein schmaler, dem Felsen erst in späterer Zeit abgerungener Fußpfad am steilen, wohlverwahrten Felsenufer zum Kessel, dem größten Wasserfall der Bode hinbringt. Hier einige Augenblicke Ruhe auf einer Bank lohnen reichlich mit einer Fülle der Empfindungen. Ueberall himmelanstrebende Felswände ohne Ausgang, weil der Roßtrappfelsen das Thal zu verschließen scheint. Schauervolle Einsamkeit durchrauscht nur vom immer gleichen Tone der Bode, die in eine schmale Felsenpforte zusammengedrängt, schäumend, kochend, brausend heraus in einen Felsenschlund sich stürzt, den Jahrtausende zu einem Granitkessel geschliffen haben. Aehnliche, nur geregeltere Auswaschungen bemerkt man selbst an viel höheren Felswänden, ein Beweis, wie hoch und wie gewaltig lange hindurch in früheren Zeiten der Strom hier getobt habe. Vorzüglich mögen es Eismassen gewesen sein, die wie der Stahl den Felsen ihre Erinnerungen eingeschrieben haben. Im Frühjahre und im Herbste wenigstens erreicht das Wasser hier noch eine bedeutende Höhe, und können diese Sturzbäche im trockenen Sommer unsere Blicke fesseln, so kann man im Frühjahre nicht lange genug dem wüthenden Toben zusehen, wie der Brandung in hochgehender See ähnlich die Wogen im wilden Sturze am starren Felsen sich brechen und dennoch weiter und immer weiter sich freie Bahn machen, bis sie ungezügelt dem flachen Lande dann zueilen. Solcher merkwürdigen Auswaschungen an den Felswänden giebt es über den Kessel hinauf noch mehrere. Weil aber über jenen Schlund hinaus das Felsenthal nicht weiter zu passiren ist, so kann man diese darüber liegenden, höchst reizenden Naturpartien nur in sehr kalten Wintern, wann die Bode gänzlich mit Eis bedeckt ist, erreichen. Die Jahre, in denen man zu Fuß dieser großartigen Natur ansichtig werden konnte, waren

1766, 1784, 1814, 1822, 1830, 1838; denn namentlich in den Wintern der beiden letztgenannten Jahre war die Bode gänzlich mit einer starken Eisdecke belegt, und mehrfach benutzten dieß ganze Gesellschaften, die prachtvollen Stalaktiten des Felsenthales an schönen Wintertagen zu Schlitten zu bewundern. Eine anziehende, poetische Darstellung dieser winterlichen Reize des Bodethales ist unter dem Titel: „des Felsenthales Winterreiz von Zinker, als sehr gelungen hierüber zu empfehlen. — Um aber den andern reizenden Punkten noch Zeit zu widmen, dürfen wir hier nicht zu lange verweilen, und müssen deshalb über die Teufelsbrücke zurück über einen Felsenvorsprung, worauf der bis dahin etwas ermüdende Weg bequemer Thal abwärts fortläuft. Eine Platte von Gußeisen am Felsen lehrt hier, wie der Wanderer es dem edeln Oberforstmeister von Bülow zu Thale zu verdanken habe, daß durch bequemere Pfade ihm dieser herrliche Tempel der Natur aufgeschlossen wurde. Während man noch voll der erhabensten Empfindungen über die staunenswerthe Größe der Natur ist, wird man nach wenigen Schritten beim Umbiegen um einen Felsenvorsprung durch eine Erfrischungsbude in einer Felsenspalte überrascht, wo man nach so angreifendem Wege mehrentheils sich erst einige Erholung gönnt. Eine Brücke, die Jungfernbrücke, bringt hier wieder auf das rechte Bodeufer nach dem Krautpfühle, in welchem die goldene Krone der flüchtenden Prinzeß versunken liegt, und noch wenige Schritte hin zum Waldkater, einer neuern Restauration, die, weil man sich hier sehr wohl fühlt, man selten leer antrifft. Einige schöne Felsenprospecte, als der Mönch, der Bischof ꝛc. dürfen hier nicht unerwähnt bleiben, und unter den vielen Malern, die Parthien des Bodethales zu ihrem Sujet gemacht haben, dürften wir die glückliche Wahl derer wohl rühmend herausheben, die wie der russische Maler Fricke in der Nähe des Waldkaters ihren Standpunkt erwählt haben. Wie stehen hier nun wie Herkules am Scheidewege. Sollen wir zur Linken über einen schmalen Steg wieder die Bode überschreiten, und auf deren linken Ufer das breiter geöffnete Thal wieder verlassen oder zur Rechten auf 1100 beschwerlichen Stufen die Bergwand zum Herentanzplatz hinaufsteigen? Wir betreten links den schmalen Steg, um auch das Schalloch noch zu sehen. Es ist hier eine von Menschenhand, zu welchem Zweck ist unbekannt, in den Felsen gearbeitete Höhlung, die, mit einem Pistol hineingeschossen, den Knall mit donnerartigem Gekrach zurückwirft. Eine Frau, weniger schwachnervig und empfindsam als so viele unserer Damen, gewährt, seltsam genug, diesen männlichen Dienst, und wenn der Fremdling die Amazone mit dem Mordgewehre plötzlich hinter einem Felsen hervor den Weg vertreten sieht, ohne ihr Begehr zu kennen, so mögte er sich in die Abbruzzen versetzt meinen. Umwendend, entschließen wir uns aber wirklich noch die steile Bergwand hinter dem Waldkater zu erklimmen, und auch den Tanzplatz zu besuchen. Weil es nur von etwas geordneten Granitblöcken angelegte Stufen sind, so ist der Weg durch Länge und Unbequemlichkeit namentlich für starke Personen sehr beschwerlich. Glücklich ist endlich

aber auch diese Kraftprobe überwunden, und dieses 115 Fuß noch über der Roßtrappe gelegene Felsenplateau läßt uns nicht bloß das Felsengewirr der Roßtrappe klar überschauen, sondern wie eine Landkarte liegt die schöne Ebene von Blankenburg und Quedlinburg, und weit darüber hinaus vor uns ausgespannt da. Die Aussicht hat also hier bei aller Erhabenheit doch einen freiern und darum gemüthlichern Charakter, und mögte deshalb der auf der Roßtrappe noch vorzuziehen sein. Während man nämlich im großen Naturdrama des grausigen Bodethales mit der Roßtrappe und dem hier steten Kampfe der Elemente nicht ohne Angst als mit agirend sich selbst erscheint, so glaubt man hier, dem Kampfe entrückt, ein bloßer, gemüthvoller Zuschauer zu sein. Dieß ist besonders mit einem Felsenvorsprunge der Fall, den man neuerdings unter dem Namen der Lavièreshöhe mit einer Brustwehr gesichert hat.

Ha! welch' ein Hochgefühl im Herzen bebt
Hier wo die Brust in reinerer Luft sich hebt!

Der schauerliche Bodekessel liegt unter uns, zugleich reicht der Blick aber nach dem Oberharze und nach dem vom bläulichen Nebel umflorten Brocken hinauf, während er rechts über einen frischen Landschaftsteppich von freundlichen Städten und Dörfern durchwirkt, hinwegstreift.

Hier ruft das Herz dir zu: O Mensch hier lerne,
Dieß ist die Welt, dein schönes Heimathhaus!
Genieße sie — sei's dort im rauhen Thal,
Sei's in der luft'gen Höh' am Sonnenstrahl.

Wir müßten nun, weil das Thal jenseits seine pittoresken Reichthümer uns auch noch darbietet, diesen lieblichen Firnen ein Lebewohl sagen, und nur die angenehmsten Phantasiebilder mögte ich, lieber Leser, in deiner Seele zurücklassen, dennoch muß ich aus deinem schauerlich süßen Traume dich aufwecken, und dir sagen, daß du mit dem herrlichen, erhabenen Roßtrappthale auch ein Grab von Vielen gesehen hast, denn so wie Gefühl und Phantasie in ihrer höchsten Steigerung den Menschen überhaupt oft seines Verstandes und seiner klaren Besinnung berauben, so daß er seinen Lebenszweck vergißt, so ist der poetisch excentrische Aufschwung, den hier manche Seele bekommen, theils zum frivolsten Humorismus, theils zur düstersten Elegie auch hier Ursach zum Tode so manches Menschen geworden. Im frivolsten Muthwillen kletterten Jünglinge an diesen Felsen empor, und ausgleitend zerschellte ihr Körper an diesen starren Klippen, aber auch die Liebe im Unglück und die Schwermuth suchte diese luftigen Höhen auf, und durch grausen Todessprung an diese Felsen des Unglücks Endschaft anzuheften. So stürzte Franz Mumme, der Jäger, als Opfer der Jagdlust hinab. Von Cramers zackiger Klippe stürzte Student Hinsing, und außer der unglücklichen Braut von Quedlinburg

war es erst vor wenigen Jahren, noch ein hoffnungsvoller Sohn aus Erfurt, der gleichfalls in diesen dunkeln Schluchten sein Grab fand. Mögen sie Alle, von Gottes Frieden überwacht, in ihren Felsenbetten sanft ruhen. Gott, der hier so groß und auch so gütig erscheint, daß er die Welt so schön gebildet hat, nahm sie gewiß alle auch in seinen Himmel auf.

An dem Hexentanzplatz vorüber wandernd steigen wir östlich jetzt die steile Bergwand in den Steinbach hinab und betreten ein zweites der schönsten Harzthäler. Felsensäulen steigen wie Obelisken gen Himmel empor, und drohen jeden Augenblick herabzustürzen, wie viele ihrer Brüder schon längst die Trümmerhaufen bildeten, die als Granitblöcke und zahllose Rollsteine das buschige Thal bedecken. Die herrlichste Landschaft schließt sich dem Blicke aber da auf, wo die steilen Felsenwände wie ein hohes Riesenthor sich öffnen, und dem Auge das liebliche Thale vorzaubern, darüber hinaus aber den Blick in ungemessener Weite umherschweifen lassen. Unwillkürlich wird man dieser Aussicht einige Augenblicke widmen. War aber die Landschaft von der Frische einer schönen Morgenbeleuchtung übergossen, so mögten leicht Thränen heiliger Rührung über Gottes herrliche Schöpfung in deinen Augen, lieber Wanderer, wie ein reiner Morgenthau deines fühlenden Herzens erglänzen. Doch auch von dir, du liebes Thal, muß geschieden sein, und schon winkt eine freundliche Dryade wieder, ihrem heilsamen Borne nicht vorüber zu wandern, es ist

der Hubertusbrunnen,

wo wir auch etwas verweilen sollen.

Unmittelbar, so wie die Bode die engen Schranken ihres Felsenthales verlassen hat, umspannt sie, als freute sie sich des sanftern Flachlandes, dieses sogleich mit zwei Armen, und auf dieser sieben Morgen enthaltenden Insel ist ein Soolquell, der 1836 vom Gutsförster Daude zu Thale überbauet, und zu einer Badeanstalt mit dem Namen Hubertusbrunnen eingerichtet wurde. Der mit Holz ausgebauete Schacht hat 12 Fuß Durchmesser, 31 Fuß Tiefe und liefert in einer Minute über 60 berliner Quart Soole. Weil diese aber mit 26 Fuß schon ausläuft, so wird der obere Theil des Schachtes als Keller benutzt. Gleich in den ersten Jahren seiner Entstehung erfreuete sich dieses Bad eines zahlreichen Besuches, und von 158—200 Badegästen wurden in 8 Wannen täglich gegen 50 Bäder gebraucht. Weil nun aber durch Einrichtung von Wohnungen für Kurgäste im nahen Dorfe Thale Manches für deren Bequemlichkeit gethan und durch zwei Gesellschaftstage, Dienstags und Freitags, so wie durch das Musikcorps der Hüttenleute Vieles zur geselligen Erheiterung auch geschehen ist, so hat das Bad, zumal für seine Wirksamkeit so manche glänzende Beweise gegeben sind, bis jetzt seine Frequenz behalten und wird sie, bei dem Zusammentreffen so vieler glücklichen Umstände gewiß stets behaupten. Chemische Analysen über die Bestandtheile des Brunnens sind, außer dem Dr. Bley und Apotheker

Haltermann, von Hofrath Soltmann und von Bauer geliefert, und nach deren Resultaten, die fast sämmtlich übereinstimmen, sind von 16 Unzen preußisch. Gewichtes die festen Bestandtheile im wasserfreien Zustande folgende:

Chlorkalium	0,5684705 Gr.
Chlornatrium	114,9039612 =
Chlorammonium	0,1681000 =
Chlorlithium	0,1113648 =
Clorcalcium	85,7471850 =
Chlorstrontium	0,7262323 =
Chlorbaryum	0,0253827 =
Chlormagnesium	0,1875196 =
Chloraluminium	0,4160579 =
Brommagnesium	0,2686600 =
Jodmagnesium	0,0022289 =
Salpetersaure Kalkerde	3,3301000 =
Phosphorsaure Kalkerde	0,5809260 =
Kieselerde	0,2690000 =
Kohlensaures Eisenoxydul	0,0051190 =
Manganoxyd, Spuren	
	207,3203089 = *)

Bei einer so großartigen und reichen Naturbildung, wie der Harz sie hier besitzt, würden wir aber eines sehr großen Versehens uns schuldig machen, wenn wir den hier auf einander gethürmten Felsmassen nicht eine ganz specielle Aufmerksamkeit in mineralogischer Hinsicht noch widmen wollten. Im Granit der Roßtrappenschlucht kommen Schörl, Quarz und Eisenstein als Gangmassen vor. An der blauen Klippe weiter im Bode-Thale hinauf tritt der Granit aber zuerst sichtbar auf. An den isolirten Felsenkegeln ist die magnetische Polarität merkwürdig. Außer dem Feldspath, der von isabellgelber Farbe vorkommt, zeigt sich auch eine nicht unbeträchtliche Menge Chlorit. Auf dem rechten Bodeufer unweit der Blechhütte scheint statt des Grünsteins, der sich an den Granit des Brockens anschließt, der bunte Sandstein unmittelbar an den Granit anzutreten. Man trifft aber selbst Grünsteine, die noch zum Granitrande gehören. Die unmittelbare Auflagerung des Grünsteins auf den Granit ist übrigens mehr wahrscheinlich als daß sie deutlich hervortritt. Große Granitmassen lagern zwischen dem Hornfels, und Schörl zeigt sich auf den Scheidungen. Dem Granit folgt (wie am Ramberge) der Quarz, den man sich bewogen fühlt, dem Thonschiefer beizuzählen. Im Hornfels findet sich auch edler Granat in Luzitform. Schörl in ganz kleinen, sechsseitigen, büschelförmig zusammengehäuften Säulen, kommt aber auf den Kluftflächen des Hornfelsens vor, dem er als Gemengtheil angehört, derb und krystallisirt aber auf einem Quarzgange,

*) Ein Näheres liefert die kleine Schrift: „Nachrichten von dem Hubertusbrunnen bei Thale, von Dr. Schrader. Quedlinburg 1838.

der im Granit anſetzt. Piſtazit (grüner Eridot) kommt derb und kryſtalliſirt vor. Auch giebt es außerdem noch ſplitterigen Hornſtein, Bitterſpath (Rautenſpath) mit Hornblende ziemlich rein im Grünſtein und eben ſo gemeinen Strahlſtein im Hornfels. So viele der mineralogiſchen Seltenheiten nun noch weiter hinauf im Bodethale vorkommen, ſo müſſen wir dieſe ſo wie die intereſſante Flora dieſer Berge, als zu weit führend, doch unerörtert laſſen, widmen dafür aber noch einen flüchtigen Beſuch der freundlich einladenden Blechhütte. Dieſe dem eben ſo gewerbthätigen als höchſt rechtſchaffenen Hüttenmeiſter Herrn Bennighauß gehörig, ſchließt in ſich zwei Friſchfeuer, einen Schwarzblechhammer, ein Eiſenwalzwerk und eine Nagelprägs- und Kochgeſchirr-Fabrik. Da der Beſitzer die größte und umſichtigſte Thätigkeit entwickelt, ſo hat er das daſige Fabrikgeſchäft zu einem ſehr hohen Grade der Vollkommenheit erhoben. — Iſt es dem Verfaſſer dieſer Schilderung aber gelungen, die vielfachen und höchſt reizenden Schönheiten dieſer Gegend mit ſchlichten Worten in ein ſo treues Bild zuſammen zu ſtellen, daß wer dieſes erhabene Schauſtück der Natur geſehen oder nicht geſehen hat, vom Sehnſuchtsweh ergriffen wird, um ſelbſt dorthin zu wandern, dann fühlt er ſich gelohnt und dann werden ihm die Stunden in der Erinnerung noch um ſo theurer werden, die er oft harmlos und glücklich auf dieſen Höhen und in dieſen Thälern verlebt hat, als die Schickſalsſonne noch nicht ſo heiß in ſein Leben hineinleuchtete, und Phantaſie und Gemüth wie luftige Aeonen über Welt und Leben dahin ſchwebten und goldene Schlöſſer baueten, an deren Stelle jetzt die Schächte dunkeler Erdenſorgen ſich geöffnet haben, — doch Gott ſei die Ehre und der Preis, der Alles waltet und wägt. — Eine Specialkarte der Roßtrappe findet man in Dr. Karſtens Archiv für Mineralogie. B. V. Heft 2. Berlin 1832 bei Reimer.

W. Schönichen.

Historischer Nachtrag zur Schilderung des Bodethales mit der Roßtrappe.

Hat die Natur hier ihre unersteiglichen Zinnen und Riesenmauern aufgethürmt, so benutzte das kampflustige Geschlecht unserer Vorfahren bald diese Felsenberge, um zwischen dicken Mauern noch mehr ihre Wohnplätze vor nachdringenden, eroberungssüchtigen Feinden zu sichern. Auf beiden Felswänden des Thales erhoben sich nämlich einst stolze Burgen, die Homburg und die Winzenburg, die jetzt, so stark sie auch gewesen sein mögen, im schroffen Gegensatze jener Riesenmauern, von Gottes Hand gebauet, laut predigen, „der Menschen Werk vergeht, was Gott bäuet das besteht;" denn kaum noch erkennbar liegen sie in schwachen Trümmern da. Wie aber müssen sie einst in ihrem romantischen Gewande ein Schmuck dieser Berge, eine Zierde dieser schönen Natur gewesen sein! Welch' erhabenes Schauspiel, wenn unter Trommetenklang geharnischte Schaaren hier aus- und einzogen! welch' furchtbar grausige Scene, als die Feuerflamme endlich hoch emporloderte, und prasselnd mit Gekrach diese Thürme, von Blut gefärbt, in das Thal hinabstürzten! Wie die Benennungen der Teufelskanzel und des Hexentanzplatzes beweisen, mag heidnischer Götzendienst mit Wodanstänzen und Ostrafeuern seinen Spuk in frühester Zeit hier getrieben haben, und wahrscheinlich hatten die auf diesen Berglehnen des Harzes wohnhaften Sachsen, als die verfolgenden Franken ihnen das Christenthum durch Waffengewalt aufdringen wollten, ihr Heidenthum auf diese Berge

und Felsen geflüchtet.*) So mögen auch jene Burgen vielleicht sächsische Ritter zu ihren Erbauern gehabt haben, es wird wenigstens behauptet, daß im grauen Alterthum die Ritter der Winzenburg und der Homburg zu den Geschlechtern gehört hätten, aus welchen die zwölf Vierherren Sachsens gewählt wurden. Die Homburg stand unfern des Hexentanzplatzes auf dem Bergrücken, der die Winde heißt, und weder von ihrer Erbauung noch von ihrem Untergang hat man die mindeste Nachricht. So wie ihre Geschichte verwischt ist, so sind es aber vom Zahne der Zeit auch ihre Ueberreste, denn außer einigen Vertiefungen auf einem ziemlich geebneten Platze sieht man nichts mehr von der Burg. Ein langer Wall von zusammengehäuften Steinen aber, der in einiger Entfernung quer über einen Felsenvorsprung sich ausdehnt, scheint weniger von den Steinen der verfallenen Gebäude als gleich anfänglich zum Schutze der Burg errichtet gewesen zu sein, denn wie hätte man auf diesem Felsengrunde Gräben aufwerfen und Wälle errichten können? Man mußte daher auf solche Schutzmittel schon denken, die recht wohl ihren Zweck auch erfüllten. Seltsam ist es jedoch, daß man diesem Steinhaufen den Namen einer Teufelsmauer beigelegt hat, als ob der Teufel sich immer hinter Mauern versteckt und mit Steinen herumgebalgt habe. Von den Bewohnern der Burg sind mehrere durch ihr trauriges Schicksal im Gedächtniß geblieben. So wurde Bodo von Homburg 1129 von Conrad von Eberstein des Lebens beraubt. 1381 machte Heinrich von Homburg mit seinen Verbündeten einen Einfall in Thüringen, und fügte auch den Walkenriedschen Klostergütern in der goldenen Aue beträchtlichen Schaden zu. Der letzte Besitzer dieses Schlosses, auch Heinrich von Homburg genannt, soll der Sage nach 1445 von einem Grafen von Eberstein vor dem Altare der Kirche des ehemaligen Kloster's St. Wiperti zu Quedlinburg erstochen sein. Weil jedoch, unfern Lauenstein, auf einer Burg ein Ritter gleiches Namens wohnte, und auch von diesem der Vorfall erzählt wird, so kann nicht mit Gewißheit dies Ereigniß auf unsere Homburg bezogen werden.

Der Homburg gegenüber auf noch höherem Bergesgipfel stieg trotzig aber die Winzenburg empor. Auch von ihr ist außer wenigem von Gebüsch überwachsenen Mauerwerk und einem Theile des Burggrabens nichts mehr zu sehen, und ihre Erbauungszeit ist ebenso wie der Zeitpunkt ihres Verfalles in's Dunkel gehüllt. Rübner sagt zwar in seinen Denkwürdigkeiten Blankenburgs, sie sei im Anfange des 12. Jahrhunderts erbauet und 1130 durch Brand verwüstet worden. (Tom. II. p. 397.) Weil aber zwischen Gandersheim und Alefeld auch eine Burg und eine Stadt Winzenburg gestanden haben, die im elften Jahrhundert einem mächtigen Grafengeschlechte aus Baiern angehörten, in welchem der Name Herrmann oft vorkommt,

*) Auch Walhallas gab es in den Gebirgsschluchten mehrerer, jetzt Valehälle genannt. cf. Rübners Denkwürdigkeiten Blankenburgs. Th. I. p. 191, u. Allgemeiner Ueberblick des Harzes Th. I. p. 44 u. Th. IV. p. 28.

so ist jene Burg häufig mit dieser verwechselt.*) Ob jene Grafen diese Burg am Harze auch besessen und ihr den Namen verliehen haben, ist unbekannt. Wenn jedoch Geschichtschreiber behaupten, diese habe später als jene 1130 zerstörte Winzenburg noch gestanden und habe einem Grafen von Reinstein-Heimburg gehört, sie aber durch Verrath der Ritter von Homburg zerstört, so hat deren Angabe viel Wahrscheinlichkeit.**) Rübner erzählt auch (Th. I. p. 48 und 53) daß Herrmann von Winzenburg nach der Ermordung des Burchard von Luckenam nach Blankenburg dem Grafen Burchard zur Haft übergeben sei,***) und daß nun erst ein Sohn dieses Grafen, auch Herrmann genannt, jene Burg im Hildesheimischen angelegt habe. Es ist aber ein großer Irrthum, die Zerstörungsgeschichte jener Burg 1130 auf diese übertragen zu wollen, weil die meisten alten Autoren bei Schilderung der Zerstörung ganz bestimmt jene Burg bezeichnen, und alle Nebenangaben nicht auf unsere, sondern auf jene Burg nur angepaßt werden können. Weil nach dem Aussterben der Winzenburgischen Grafen über deren Güter zwischen Heinrich dem Löwen von Braunschweig und Albrecht dem Bären von Anhalt Streit entstand, so läßt sich aus der nachbarlichen Lage unserer Winzenburg bei Anhalt fast vermuthen, daß sie jenen Winzenburgischen Grafen bei Hildesheim auch angehört und sie nach ihrer Lage gerade Ursach zu jenen Steitigkeiten könne gegeben haben. Mit Bestimmtheit läßt sich aber darüber nichts angeben.†)

Uebten nun Anfangs sächsische Geschlechter die Herrschaft auf diesen Burgen aus, so konnten sie es doch nicht hindern, daß am Ende des neunten und im Anfange des zehnten Jahrhunderts, wo die vordringenden Slaven und Wenden den Unterharz unsicher machten, bis sie 926 unterjocht wurden, solche sich am Fuße dieser Berge selbst ansiedelten. Daß Wenden hier, wie auch um diese Zeit auf der andern Seite des Harzes in der goldenen Aue (Windehausen s. Th. IV. p. 198, 216, 217) feste Wohnsitze gehabt haben, sagen uns nämlich nicht bloß das nahe Wendefurth und der noch jetzt hier bekannte Spitzname Pummeier,††) sondern dafür sprachen auch das Kloster Wendhausen (Wenthausen) und das alte Schloß Wendthal, die auf der Stelle des jetzigen Dorfes Thale standen, nebst den

*) Ein Ritter Herrmann von Winzenburg vermählte sich im 11. Jahrh. mit Mathilde, Gräfin von Reinhausen, und ein Sohn aus dieser Ehe, der 1111 erwähnt wird, hieß auch Herrmann; doch soll dies gräfl. Geschlecht bald darauf (1147) ausgestorben sein, cf. Th. II. p. 207 u. 208. Eine Tochter des Grafen Herrmann II. wurde erst an Graf Heinrich von Schwarzburg, nach dessen 1185 erfolgten Tode aber, an Graf Ulrich von Wettin vermählt, welche Ehe kinderlos blieb, (s. Th. II. p. 230).

**) cf. Quedlinb. Wochenbl. Jahrg. 1847. Nr. 10.

***) s. Blankenburg Th. II. p. 55.

†) s. Zittwitz Chronik v. Aschersleben p. 13, 14

††) Pummeier nannten die Deutschen die zum Christenthum bekehrten Wenden wegen ihres wendischen Grußes: „Pommey bogk" (salve hac domine) Gegrüßet seist du Herr.

slawischen Aschenkrügen, die man dicht am Fuße der Winde vor wenigen Jahren erst unter großen Granitblöcken aufgefunden hat.

Das Kloster Wenthausen (Winethahusun) war vom Graf Umrian, der die Tochter des Grafen Hessi (Hasso Asig*) Gisela geheirathet, und dadurch die Gaugrafschaft des Harzgaues erworben hatte, gegründet worden. Rübner sagt, Gisela habe erst im Wittwenstande das Kloster gestiftet, und die ältere ihrer beiden Töchter, Bilihild, diesem Kloster Winithonus als Aebtissin vorgesetzt. Wenn nicht das erste, so soll es doch eins der frühesten Klöster in dieser Gegend gewesen sein. Als Nonnenkloster war es der heiligen Casinna geweihet und der Halberstädter Erzdiöcese unterworfen worden. Kaiser Heinrich I. und seine Gemahlin Mathilde wünschten aber in Quedlinburg ein Frauenstift zu gründen, und beriefen zu einer Berathung hierüber die Vornehmsten des Volkes. Die Fürsten erwiederten, in Winethahusun wären Jungfrauen in einem Stift versammelt, welche, wenn sie nicht vom Kaiser unterstützt würden, dort nicht bleiben könnten, sie riethen deshalb solche nach Quedlinburg zu versetzen. Der Rath wurde angenommen, Quedlinburg als Ort der neuen Stiftung bestimmt, und das Kloster zu Wendhausen sollte derselben geschenkt werden. Bald darauf 935 versammelte sich der Reichstag zu Erfurt, wohin Heinrich ging, und auf seinen Befehl erschien auch die Aebtissin von Wendhausen, Diemot (Dimor, Demot.) Sie wurde um ihre Zustimmung zu der beabsichtigten Versetzung des Conventes angegangen, und gab es Anfangs gern zu. Späterhin mußte es sie aber gereuet haben. Denn als Kaiser Heinrich gestorben war, und die Kaiserin Mathilde die Aebtissin in dieser Angelegenheit wieder zu sich berief, fand sie keinen guten Willen bei ihr, bis ihr ein Befehl des Kaisers Otto I. die Beistimmung abdrang. Nun fügte sie sich zumal das neue Stift dieselben Freiheiten des frühern Conventes in Winethahusen bekam, und zog mit einigen Conventualinnen in das neue Quedlinb. Canonissin-Stift.**)

Die Klostergebäude in Wendhausen mögen allmählig wohl wieder eine andere Gestalt bekommen haben. Jetzt steht wenigstens auf der Klosterstelle das Rittergut der Familie von Bülow, und ein Stein im Hofe erinnert nur noch durch die an ihn geknüpfte Sage an das alte Kloster:

> Dieser Stein, so geht die Sage, muß, wenn nicht dem Gutsbesitzer ein großes Unglück widerfahren soll, unbeschädigt stets auf derselben Stelle liegen bleiben. Es hat nun zwar vor Alters einer der Gutsherrn dennoch den Muth gehabt, den Stein aus dem Hofe schaffen zu lassen. Weil er aber darnach von einem bösen Dämon mit steter Angst gepeinigt ist, so hat er den Stein zurückbringen lassen. Derselben Pein sollen des Nachts auch die unterworfen sein, welche den Stein schlagen, schimpfen oder sonst ihren Muthwillen an ihm ausüben."

*) s. Th. I. p. 43 u. Th. II. p. 54.
**) s. Th. I. p. 137. — Ueber den Ursprung Quedlinburgs von Ferdin. Rante. Quedlinburg 1838. p. 8 u. 9. — Stübner Th. I. p. 41.

Neben dem Kloster ward im 10. Jahrhundert aber auch ein Schloß Wendthal gegen die Wenden erbauet, das 1365 jedoch wieder zerstört ist. So wie um das Kloster herum sich ein kleines Dorf bereits gebildet hatte, so war es auch mit den Burghäusern um das Schloß her, deren immer mehrere wurden. Als die beiden Dörfer späterhin sich mit einander verbunden, auch die Einwohner von Bernstorf noch unter sich aufgenommen hatten, nannten sie sich aber nicht mehr Wendethal und Wendhausen, sondern mit Weglassung der Silbe Wend bloß Thale, welcher Name den verschmolzenen Dörfern bis jetzt auch verblieben ist. Wie fern das alte erloschene adelige Harzgeschlecht derer von Thale damit zusammenhängt, ist unbekannt. 1303 wird aber schon ein Robert von Thale erwähnt. Die jetzigen beiden adeligen Güter, derer von Bülow und von dem Busche sind im Besitze verschiedener adeligen Familien gewesen, doch findet sich das Geschlecht derer von Thale nicht darunter. Thale, Güter und Dorf, wie es noch heute steht, gehört unstreitig in seiner Lage zu den lieblichsten Dörfern vor dem Harze, und wie freundlich von außen, so soll auch drinnen ein freundlich geselliges Leben herrschen. Möge dies Leben nimmer erkalten.

W. Schönichen.

Sage vom Teufelsstein bei Themar.

Unfern von der genannten Stadt, nach dem Thüringerwalde hin, thürmt sich ein wundersamer Basaltfelsen empor, der den Namen des Teufelssteins führte. Er ist siebenzig Fuß hoch, und an drei Seiten fast senkrecht. Wie er an diesen Ort gekommen, erzählt die Sage folgendermaßen:

Es begab sich, daß die Tochter eines Ritters, der auf der Steinsburg (dem kleinen Gleichberg bei Römhild) hauste, wider ihres Vaters Willen oft heimlich jene Veste verließ, und ein Liebesverständniß anknüpfte mit einem jungen Ritter. Das mißfiel aber dem Alten gar sehr, denn er hatte sie von Jugend auf sorgsam gehütet, mit der Absicht, sie dem Klosterleben zu widmen. Da gab er dem Freier, der abendrein der Sohn seines Todfeindes, die verhöhnende Antwort: „Eher will ich meine Tochter dem Teufel geben, als Dir!“ Entrüstet aber warf ihm der junge Mann den Fehdehandschuh hin, und verließ ihn mit den drohenden Worten: er werde morgen kommen mit seinen Reisigen, und ihm eine andere Sprache lehren. Da ward dem alten Ritter bange, denn seine Veste war halb verfallen und schlecht bemannt, so daß sie einem Sturm kaum widerstehen mochte. Da versank er in gar trübe Gedanken, und als das Abenddunkel Berg und Thal umhüllte, trat er hinaus in den Wald, und rief den bösen Feind, und beschwur ihn, noch in derselben Nacht, vor dem Hahnschrei einen dreifachen, unübersteiglichen Mauerring emporzuthürmen, um die verfallene Veste zu schirmen vor dem Sturm seines Gegners. Das gelobte der Böse, verlangte aber als Lohn für die

Bemühungen des Ritters Tochter, und erhielt dessen Zusage. Da thürmte sich noch in derselben Nacht der dreifache Mauerring empor durch Lucifers dienstbare Geister, die in wildem Treiben Felsen und Steinblöcke herbeischleppten und über einander thürmten. Es begab sich aber, daß des Fräuleins Amme vor dem ersten Hahnschrei mit einem verdeckten Licht in den Hühnerstall ging. Durch diese Helle getäuscht, krähte ein Hahn, weil er meinte der Morgen sei nahe. Das geschah aber in dem Augenblick, wo der Böse einen gewaltigen Felsen durch die Luft schleppte, den er als Schlußstein in die Mauer fügen wollte. Noch drei Stunden Weges mochte er entfernt sein von der Burg, da warf er erschrecken und zornig seine Last auf die Erde und zerstörte den fast vollendeten Bau. Statt der Jungfrau aber ergriff der Böse den alten Ritter, und schleuderte ihn unter die prasselnden Steintrümmer. Noch heut zu Tage sieht man die riesenmäßigen Steinringe um den Gleichberg, und der Volksglaube wähnt große Schätze verborgen unter dem Felsen, den der Böse zur Erde geschleudert. Das ist der Teufelsstein bei Themar der weit und breit verrufen in der Umgegend, selbst bis in das Böhmerland, wo unter dem Volke die Rede geht: „Ich wollte du wärest wo der Teufel den Stein abgeladen!“

Heinrich Döring.

Die Sage von der Teufelsmühle auf dem Rammberge,

nebst noch einer Sage vom Mägdesprunge als Anhang.

An das Ungewöhnliche grenzt vorzüglich für den ungebildeten Verstand so leicht das Wunderbare, und eben daher mag es gekommen sein, daß fast mit jedem in die Augen springenden Felsen, mit jeder Höhle, jedem Abgrunde, jeder sonderbaren Naturbildung unseres lieben Harzes die Vorzeit in ihrer kindischen Denkweise auch eine in das Wunderbare schweifende Sage damit verknüpft hat. So ist es vermuthlich auch mit der Sage von der Teufelsmühle auf dem Rammberge. Ersteigt man diesen langgedehnten 2120 Fuß hohen Bergrücken, so werden dem aufmerksamen Blick des Beobachters die Menge der zerstreut umherliegenden Granitblöcke *) sicher nicht entgehen, wodurch dieser Berg dem Urvater Brocken nur im verjüngten Maaßstabe so sehr ähnelt. Welches Naturereigniß sie umhergestreuet hat, wer will's enträthseln? Unwahrscheinlich ist es aber nicht, daß, wie vielleicht auch auf dem Brocken, auch hier ein riesiger Felsenkegel einst in die Wolken emporstarrte. Allein durch eine unbekannte Gewalt stürzte er herab, und seine Trümmer wurden durch ihr eigenes Gewicht und durch mitwirkende Elemente weit über den Berg verstreuet. Für diese Meinung sprechen wenigstens in Etwas die auf seiner Spitze hier und da, wie der Rock dieses Felsenkegels, aus der Oberfläche noch

*) In dem Granit, der hier seinen östlichen Endpunkt auf dem Harze hat, befinden sich auch Quarztrümmer mit eingesprengtem Schörl. Ueberhaupt ist der Berg für Geognosten, Mineralogen und Botaniker eine gute Fundgrube.

hervorragenden größern auf einander gethürmten Granitmassen, von denen die größte und imposanteste, wohl an 30 Fuß hohe, eben die Teufelsmühle genannt wird. Ob nun nach Einiger Meinung diese wie von Menschenhand aufgeschichteten Granitquadern vor einem Jahrtausend und darüber den heidnischen Sachsen zum Opfer-Altar gedient haben, an welchem sie den Götzen Ramm verehrt hätten, ist ohne weitere hinweisende Spuren wohl eben so schwer mit Bestimmtheit zu ermitteln, wie überhaupt die Verehrung eines solchen Götzen bei ihnen erst sicher nachgewiesen werden muß. Weil mit der Einkehr des Christenthums in diese Gegenden der Teufel so oft aber die Stelle heidnischer Götzen eingenommen, und ehedem auch am spätesten eine nicht unbedeutende Rolle auf dem Harze gespielt hat, (vermuthlich weil das Heidenthum am längsten und hartnäckigsten sich dort hielt) so wär' es übrigens doch wohl denkbar. Diese substituarische Vermuthung über den Teufel, zugleich den Sieg des Christenthums über das Heidenthum mit andeutend, könnte man aber auch darin noch entdecken, daß der Teufel in allen Sagen, worin er eine Rolle mit bekommen hat, mehrentheils als ein betrogener oder überwundener erscheint, woher sprichwörtlich auch wohl noch jetzt unsere armen und dummen Teufel herrühren mögen. Was zur Sage, die wir erzählen wollen, Anlaß gegeben hat, ob ein wirkliches Factum, lassen wir dahin gestellt sein. Wir geben sie, unbekümmert der kleinen Abweichungen, die jede wiederholende Darstellung derselben gleichfalls charakterisiren, wie sie in ihren Hauptzügen am bekanntesten ist.

Ein armer Müller, so heißt es, der in der Nähe eine Mühle besaß, die ihm aber trotz alles Fleißes wenig einbrachte, wollte, wie es noch heut' zu Tage vieler Leute blindes Streben ist, und wäre es mit Aufopferung ihres guten Rufes und guten Gewissens, durch aus reich werden. Manches Luftschloß mogte er deshalb schon gebaut haben, und zu diesen gehörte auch der Wunsch auf des Rammbergs Spitze eine Windmühle zu besitzen; denn hier, meinte er, könne es ihr nie an Wind mangeln, und goldene Berge müßten deshalb verdient werden; doch wie dieß möglich machen, ohne Geld und ohne Credit, da damals nicht so viel als jetzt verlangt und gegeben ward? Ein innerer Kampf war nicht zu vermeiden, zumal der Teufel schon längst einen angehenden tüchtigen Jünger in ihm erkannt und keinen unbedeutenden Einfluß auf ihn schon ausgeübt hatte. Der Teufel fand also, wie so manchmal mit seinen Einflüsterungen, auch hier Eingang, und der Müller richtete mit ihm folgenden Contract auf: „der Teufel soll bis nach Mitternacht zum ersten Hahnenschrei auf des Rammbergs Spitze, nach einem Risse, eine schöne, große Windmühle fertig, gangbar und tadellos erbauet haben, wobei noch zwölf Müllermetzen Geld an den Müller mit einbedungen werden, dafür gehört der Müller nach 30 Jahren dem Teufel mit Leib und Seele als Eigenthum an.

Dem Teufel kam zwar solcher Bund
Entsetzlich theuer vor,
Was half's, er zahlt in selb'ger Stund'
Das Gold in g'wicht'gem D'or.
Denkt Herr, wie viel mag das wohl sein,
Denn Müller-Metzen sind nicht klein.

Der Vertrag ward nun mit Blut unterschrieben, mit einem höllischen Siegel bedrückt, und der Teufel machte sich flink an den Bau. Werkstücke wurden schneller noch als mit den jetzigen Eisenbahnen von seinen schwarzen Gesellen ihm vom Brocken gebracht und aufgethürmt. Unter furchtbaren Schlägen sanken mit Krachen die tausendjährigen Eichen, und unter dem rastlosen Hin- und Hereilen einer geschäftigen, zahlreichen Höllenbrut stieg zur Verwunderung, ja selbst zum Schrecken des Müllers, so schnell eine Mühle empor, wie sie niemals besser und schöner erbauet sein mogte. Da wurde dem Müller, der die Unmöglichkeit eines solchen Baues in dieser Kürze geglaubt, und den Teufel um das im Voraus gezahlte Geld zu prellen gehofft hatte, doch bange, es mögte um ihn geschehen sein, und er sann in seiner Herzensangst auf eine neue List. Die Mühle, bedung er sich noch aus, müsse ihm aber auch vertragsmäßig übergeben werden, und zu diesem Zwecke holte er flugs zu seinem Beistande noch einen Innungsmeister, was ihm der gutmüthige Teufel auch nachließ.

Dieß war der erste Grübelkopf
Den je die Welt geseh'n,
Nichts war ganz recht nach seinem Kopf,
Und war es noch so schön,
Nun kurz er war ein Recensent,
Wie ihn seit diesem keiner kennt.

Fertig stand die Mühle zur ausbedungenen Zeit da, und hohnlachend freuete sich der Teufel seines gelungenen Fanges, dem Müller aber lief es eiskalt über die Haut, und das Geld brannte ihn in den Händen. Da vermißte der Innungsmeister sammt dem Müller noch einen Stein; auch diesen brachte Herr Urian noch mühsam angeschleppt; nun war die Mühle in vollem Gange, aber der kritelnde Innungsmeister hatte doch Vieles zu tadeln, während der schlaue Müller unbemerkt den lockeren Läufer wieder löste, daß er den Berg hinabrollte. Hurtig wollte der Teufel ihn wieder zurückholen und von Neuem befestigen, da krähete der Hahn im nahen Müllergehöfte! Fröhlich sprang der Müller ob der gelungenen List empor, während der Teufel zähnekirschend und wild tobend sein ganzes Werk wieder zertrümmerte. In seiner Wuth, sich betrogen zu sehen, schleuderte er die Werkstücke über den ganzen Berg und begrub auch den höhnenden Müller darunter. Die aufgeschichteten

Quadern ſind alſo der letzte Reſt jenes Teufelswerkes, und die zerſtreut umherliegenden zeugen von dieſer im Zorn vollbrachten Zerſtörung. Damit aber der Menſch auch für die ſpäteren Zeiten noch eine Warnung erhielte, ſein Brod ſich nicht auf unredliche Weiſe, wenn es ihm ſcheinbar auch gelänge, ſondern nur auf geradem Wege verdienen zu wollen, ſo pflanzte der Genius der Menſchheit dieſe Sage auch noch auf die ſpätern Geſchlechter fort, und ſo lange dieſe Felſen den Elementen Trotz bieten, ſo lange wird ſie gewiß auch ſich unter den Bewohnern jener Gegend erhalten.

Der ſchönen Ausſicht wegen erbauete im vorigen Jahrhundert ein Fürſt von Anhalt-Bernburg auf dieſe Felſen aus Balken einen Altan, der auch die Teufelsmühle hieß, allein baufälligkeitshalber wurde dieſer 1805 ſchon wieder eingenommen, und man ſieht jetzt nur als letzte Spuren davon noch die Löcher, in welchen die bindenden und ſtützenden eiſernen Klammern eingefügt waren. Der ſpätere, jetzt Victorshöhe getaufte, größere Balkenthurm iſt aber etwas weiter hin auf der höchſten Kuppe des Berges, der Sultanskopf genannt, aufgeführt worden, und die jetzt noch ſogenannte Teufelsmühle oder die aufgethürmten Granitmaſſen, welche die Sage als letzte Trümmer jenes Teufelswerkes bezeichnet, ſind der romantiſche Hintergrund einer ſchönen Perſpective, zugleich aber auch — der Schlupfwinkel von unzähligem Otterngezücht und anderer häßlichen Teufelsbrut dieſer Gattung. Schließlich bemerke ich, wollte jemand gern wiſſen, ob jemals auf dieſem Bergrücken eine Windmühle geſtanden habe, ſo kann ich ihm ſagen, daß bei dem etwa erſt 130 Jahre alten Dorfe Friedrichsbrunnen eine ſolche einmal geſtanden, aber von heftigen Windſtürmen bald wieder zerſtört ſein ſoll, weshalb erneuerte Verſuche hierzu ſpäterhin unterblieben ſind.

Einer andern Sage, die, wenngleich eigentlich den Mägdeſprung, doch den Rammberg auch mit betrifft, gedachten wir ſchon unter jenem Artikel. Weil ſie aber verſchieden erzählt wird, und wir gedachten Ortes nur die eine Erzählungsweiſe wiedergegeben haben, ſo möge es dem gütigen Leſer nicht unwillkommen ſein, wenn wir auch die andere Darſtellungsart hier noch nachfolgen laſſen.

Zwei Hühnentöchter, ſo lautet ſie, die Freundſchaft mit einander geknüpft hatten, ſuchten einander, und traten ſpähend auf die Zinnen der Berge. Da erblickte die eine, die Tochter eines mächtigen Königs, die andere auf des Rammbergs breitem Rücken und zwar in Gefahr, und flink mit jugendlich raſchem Blut ſuchte ſie die Thäler überſpringend zu dieſer Höhe zu gelangen. Ein Bauer, der in der Nähe pflügte, konnte ſich des Lächelns nicht erwehren, daß die kühne Jungfrau auch das breite und tiefe Selkethal zu überſpringen wähnte. Wie Evas Töchter überhaupt aber nichts weniger als Spöttelei vertragen können, und im leicht gereizten Zorne ſchnell zu

ſtrafen pflegen, ſo mußte der arme Bauer auch ſeinen Spott ſchnell büßen; denn plötzlich nimmt die Rieſin den Spötter ſammt dem Pfluge und ſeinen beiden Pferden in die Schürze, und ſpringt mit einem Sprunge über das Thal und zu der Freundin hin.

Der Bauer, nebſt Zubehör, entwand ſich nun zwar glücklich den Falten ihrer Schürze wieder, und war froh, wohlbehalten den Erdboden wieder zu berühren, doch mag er ſicher nach keiner zweiten Luftreiſe der Art ſich geſehnt haben; auch war der Anſatz der Rieſin zu dem Sprunge nach dem Rammberge herüber ſo gewaltig, daß ſie in dem Felſen die Fußſpuren zurückließ, wie ſolche noch heutiges Tages auf der Stelle zu ſehen ſind.

W. Schönichen.

Hardegsen,

Burgruine bei Göttingen.

Schuldlos scheint die Burg zu stehn,
Bergend nur des Feldes Segen;
Doch ach! — wenn wir rückwärts sehn,
Wird sich Graus im Herzen regen.
Der Verf.

Die alte Burg Hardegsen, eine Stunde von Göttingen entfernt, hatte von jeher einen geheimnißvollen schauerigen Reiz für mich, durch die düstere Romantik ihrer Geschichte, deren Spuren sich noch hier und da dem sinnigen Beschauer dieser zum Theil noch wohl erhaltenen, alten Burggemäuer aufdrängen.

Die Lage, Ansicht und Aussicht

dieser denkwürdigen Burg hat viel Eigenthümliches.

Nicht weit von Göttingen, drei Stunden von Nordheim entfernt, liegt bekanntlich das hanöversche Städtchen Hardegsen, unweit desselben, am Flüßchen Espel, auf einer Anhöhe, die Burg dieses Namens. Die Gegend ist bergig, und gewinnt dadurch jenen romantischen Zauber, welcher den nächsten Umgebungen alter Ritterburgen selten zu fehlen pflegt. Jedoch hat Vieles davon die neue Cultur zerstört. So ist jetzt das tief eingeschnittene, vormals versumpft gewesene Thal, welches vom Flüßchen Espel durchrieselt wird, ausgetrocknet und freundlich bebaut. Vormals trennte es die alte Hardeck oder harte

Ecke von der gegenüber auf einem Felsen belegen gewesenen Burg Niedeck (neue Ecke).

Erst ein späterer Sprachgebrauch verwandelte den Namen der Burg Hardeck in Hardegsen d. h. Hardeckshausen.

Ein so drohend nahe Lage zweier Ritterburgen konnte in jenen fehdelustigen Zeiten nicht als freundliche Nachbarschaft betrachtet werden, und die noch unverkennbaren Spuren starker Befestigung beider Burgen, genügend für damalige Kriegessitte, bewies, wie sehr der Besitzer der einen Burg vor dem der andern auf seiner Hut gewesen sein mochte.

Besonders war die alte Hardeck mit festen Thürmen, hohen und tüchtigen Mauern und tiefen Wassergräben umschlossen; der Bau war fest und schön, der Burggraben ungewöhnlich tief, und fast senkrecht aus dem harten Felsen gehauen, besonders auf der, der Stadt abgewendeten Seite hatte er eine Tiefe, die durch den, seit Jahrhunderten hineingeworfenen Schutt und durch das auf seinem Grunde wachsende Gesträuch kaum merklich vermindert zu sein scheint. Von jener Seite der schien ein Ueberfall am meisten besorgt zu werden, daher diese größere Vorsicht. Eine Zugbrücke führte ehemals über diesen Schloßgraben. Noch sieht man in dem festen Mauerwerke des vorhandenen Thors, neben dem s. g. Hagenhause,*) die Vorkehrungen, diese Brücke mittelst eines Gewindes aufzuziehen, und damit zugleich das Thor zu schließen.

Das Herrenhaus der Burg stand auf einem senkrecht abgehauenen Felsen von 26 Fuß Höhe, auf der Stelle die jetzt „die alte Küche" genannt wird. Eben so hoch von Felsengrunde auf war die starke und feste Untermauerung des Hauses. An der Außenseite dieses Felsens war eine durch Mauerwerk verdeckte Wasserleitung in Röhren angebracht, und so angelegt daß sie ein Feind so leicht nicht auffinden und abschneiden konnte. Noch jetzt finden sich deutliche Spuren davon. — Die überall noch vorhandenen starken und festen Grundmauern bezeugen, daß der Umfang dieser Burg in ältern Zeiten sehr bedeutend gewesen sein muß. Auch die einzelnen, zum Theil noch gut erhaltenen Gebäude im Innern ihrer Ringmauern geben durch ihre Größe und Festigkeit Zeugniß von dem Reichthum ihrer Erbauer und vormaligen Besitzer.

Dahin gehört besonders das Mosthaus, oder eigentlich Muthhaus — eine nicht ungewöhnliche, mittelalterliche Bezeichnung der Gebäude, in welchen die Lehensmuthung der Vasallen zu geschehen pflegte. Dieses Gebäude scheint in den ältern Zeiten die Waffenhalle der Burg, und später die Herzogl. Kanzlei, dann das Amtserbgerichtshaus enthalten zu haben.

Diese Gebäude sind von den festesten Quadersteinen erbauet, die genau behauen, befestigt und verbunden bis in die höchste Giebelspitze 118 Fuß hoch, ein Werk bilden, das der Ewigkeit trotzen zu

*) Von hegen, aufbewahren — also Vorrathshaus.

können scheint. Die soliden Mauern derselben sind unten zwölf Fuß, oben acht Fuß dick. Der ganze, mehrere Jahrhunderte alte Bau befindet sich noch in so trefflichem Zustande, daß man glauben sollte, er sei erst vor wenigen Jahren neu aufgeführt. — Nur an der Abendseite desselben, lassen sich einige Spuren von Verwitterung bemerken; auch wenige Beschädigungen die durch Wurfgeschütz zur Zeit einer Belagerung entstanden sein sollen.

In einem steinernen Fenstergesimse bemerkt man eine ziemlich ausgewitterte, kaum noch leserliche Mönchsschrift, deren Inhalt von Kennern derselben so entziffert ist:

„Na Godis Bord, dusend unde drey hundert Jar in den ver-
„undtwintigsten is dût Hus gebuwet von twen Riddern Herrn
„Conrade unde Herrn Lodewigen von Rostorp."

Das Innere der Gebäude wurde noch im Jahre 1810 als Kornboden benutzt; auch befinden sich einige Zimmer darin. Der größeste Theil ist jedoch unausgebauet. — Vor einer Reihe von Jahren wollte man die schönen Quadern zum Neubau des Amthauses benutzen, fand aber daß dieselben durch den trefflichen, alten Mörtel so fest in einander verkittet waren, daß man keinen Quader, ohne ihn zu zertrümmern, losbrechen konnte. So schützte dies ehrwürdige alte Gebäude sich selbst gegen die Zerstörung der Menschen, — ein gewiß seltener Fall bei solchen alten Denkmälern der mittelalterlichen Baukunst, wovon so viele der Vandalismus der modernen Ersparungskunst und kalter Cameralverwaltung zerstörte.

Die Keller dieses Gebäudes sind ungemein hochgewölbt. Auf starken Pfeilern ruhend, gleichen sie eher einer unterirdischen Kirchenhalle, als einem Verwahrungsort für Wein und andere Vorräthe. — Aus einem dieser Keller soll — wie eine Sage verlautet — ein unterirdischer Gang in den Wald ausmünden, um für die Bewohner im schlimmsten Falle einen Fluchtweg offen zu haben — eine vorsichtige Vorkehrung, die bei vielen alten Burgen und Klöstern vorhanden gewesen war. Diesen Gang selbst hat man nicht wieder aufgefunden; allein beim Aufgraben des Fundaments, um eine kleine Wasserleitung in die Küche des Wohnhauses anzulegen, soll eine Thür von Metall mit vielen Inschriften entdeckt worden sein, die jedoch der Unverstand der Finder sofort wieder zerschlagen hatte.

Ein andres merkwürdiges Gebäude, das noch steht, ist das Hagenhaus. Auch dieses Gebäude ist von ungemein fester Bauart, und diente vormals zum Proviantthause, woher es auch seinen Namen führte. Eine Feuersbrunst verzehrte zu Herzog Erichs Zeiten sein Inneres, ohne selbst durch die dreitägige Dauer des Brandes, das starke Gemäuer nur im mindesten zu beschädigen. Später wurde es wieder ausgebaut und dient jetzt zum wirthschaftlichen Gebrauch für den Amtshaushalt. Daß der untere Theil dieses Gebäudes die Burgcapelle enthalten habe — wie die Sage überliefert — verräth sich jetzt wenigstens durch keine Spur. Es müßte dieses vor dem

erwähnten Brande der Fall gewesen sein, was nicht unwahrscheinlich erscheint.

Die übrigen früheren Gebäude dieser Ritterburg sind theils verfallen, theils als unbrauchbar mit unglaublicher Mühe, wegen ihrer Festigkeit, abgebrochen. Dieses zuletzt gedachte, vandalische Loos traf im Jahre 1780 eines der schönsten Denkmäler alter Baukunst, die höchste Zierde dieser Burg, den hohen und festen Thurm, dessen Mauern über 10 Fuß dick waren, der freilich keine andre Bestimmung hatte, als die traurigste — Gefangene zu verwahren. Die Ueberbleibsel des alten Schlosses sind schon gegen Ende des 17. Jahrhunderts abgebrochen. Es war dagegen ein herrschaftliches Wohnhaus — jedoch nicht auf die Stelle des früheren — sondern ungefähr in die Mitte des Umfangs der Burg erbauet. Dieses Gebäude aber stand kein Jahrhundert. Da man es nicht geräumig genug fand, so wurde an die Stelle desselben das erwähnte größere und massive Haus erbauet. — Alle übrigen Wohn- und Haushaltsgebäude sind sämmtlich aus neueren Zeiten und von Stein erbaut. Sie bilden einen geräumigen, viereckten Platz, in dessen Mitte das neue Amts- und Wohnhaus steht. Dieses lehnt sich mit der hintern Fronte in etwas schiefer Richtung an das alte Mosthaus, und steht übrigens nach allen Seiten hin frei, einen recht freundlichen Anblick gewährend.

So hat man hier das moderne Leben auf den sechs Jahrhunderte alten, eisenfesten Bau gepflanzt, und jede malerisch-romantische Schönheit alter Ritterburgen ist damit verschwunden. — Alle die alten, ehrwürdigen Erinnerungen, die im Munde des Volks immer mehr verschwinden, ruhen nur noch in den Büchern der Geschichte.

In dieser Beziehung aber gehört das heutige Amthaus von Hardegsen zu den merkwürdigsten Denkmälern alter Zeiten.

Geschichte.

Die Geschichte weniger alter Burgen läßt sich durch viele Jahrhunderte hindurch so genau verfolgen, als die der Burg Hardegsen.

Es möchte wohl ein Irrthum sein,*) wenn angenommen wird, daß die Herren Conrad und Ludwig von Rostorp im Jahre 1324 die ersten Erbauer der Burg Hardegsen gewesen seien, da geschichtliche Ueberlieferungen noch viel höher hinaufführen. — Auch der Wortsinn der oben erwähnten Inschrift in der Fensterbrüstung des Mosthauses, steht dieser Annahme nicht entgegen, indem die Worte: „Düt Hus" (dieses Haus) dem Wortsinn nach nur auf dieses allein stehende Mosthaus bezogen werden können. Man müßte sonst annehmen, mit dem Erlöschen des alten Geschlechts der Herrn von Har-

*) (wie der Prediger Domeier zu Hardegsen, Verfasser einer trefflichen, auch hier benutzten Monographie dieser Burg, im 29sten und 30sten Stück des hannoverschen Magazins von 1810, annehmen zu müssen glaubte.)

deck im Mannsstamme, sei eine völlige Zerstörung der alten Burg verbunden gewesen. Davon aber findet sich in der Geschichte derselben keine Spur; im Gegentheil war der Uebergang derselben auf die neuen Besitzer ein friedlicher, durch Heirath.

Die alten Ritter von Hardeck, waren also ohne Zweifel die ersten Erbauer dieser Burg auf einer Felsenecke, welche wohl schon früher den Namen „harte Ecke" getragen haben mag. Später erst haben gegenüber andre Ritter eine kleinere Burg erbauet, die als neuerer Bau den Namen Niedeck (neue Ecke) führte, welchen denn auch das Geschlecht der Erbauer derselben angenommen haben mochte.

Beide ritterliche Familien wohnten einander zu nahe, um nicht in jenen alten ruchlosen Zeiten vielfältig in Hader und Fehde zu gerathen. Und das trieben sie so lange bis endlich es den mächtigen Rittern von Hardeck einst gelang mit ihren reisigen Mannen die schwächere Burg Niedeck zu ersteigen, dort aber zerstörten die übermüthigen Sieger den festen Rittersitz Niedeck mit Feuer und Schwert, verjagten oder tödteten die früheren Bewohner derselben und bemächtigten sich aller Güter dieses gestürzten Adelsgeschlechts.

Von dieser Zeit an stieg der Glanz und die Macht der Ritter von Hardeck. Viele Familien begaben sich unter ihren Schutz, indem sie in der Nähe der Burg sich anbauten. — Allmählig verwandelte sich der Name Hardeck in Hardegsen. So blühte das Geschlecht bis zum Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, als es im Mannsstamm erlosch. Durch Verheirathung der einzigen überlebend gebliebenen Erbtochter mit einem Herrn von Rostorf, kam die Burg mit den ihr zugehörigen Fluren, Waldungen und Dorfschaften an die neu aufblühende Familie dieses Namens. — Diese nannte sich so von ihrem altem Stammsitze, der Burg Rostorp unweit Göttingen; von dort aber waren sie in Folge der vielen Plackereien, womit sie ihre Bauern und Hintersassen drückten, schon früher vertrieben, ehe sie durch den Besitz von Hardegsen ein weiteres Feld für ihre Bedrückungen, Eigenmächtigkeiten und rohe Wildheit gewonnen hatten. Unter diesen waren Wegelagerung und Raub nicht die geringsten ihrer Verbrechen. Endlich ereilte die ewige Gerechtigkeit auch dieses reiche und mächtige Geschlecht. Ihr Verhängniß sollte sich erfüllen. Sie hatten den Frevel auf's Höchste getrieben, indem ein gräulicher Brudermord den Untergang einer adeligen Familie herbeiführte, die bis auf unsre Zeiten hätte blühen können, wenn sie nicht den Fluch der Schuld auf sich geladen hätte.

Glaubwürdige alte Geschichtschreiber erzählen, daß zwei Brüder Friedrich und Christoph von Rostorp, Söhne Ludwig VI., mancherlei Hader gegen einander gehegt, und endlich sei die gegenseitige Erbitterung derselben so groß geworden, daß der jüngere der Brüder, Ritter Christoph, seinen alten Bruder, der auf der s. g. großen Steinkammer der Burg geschlafen, im Bette überfallen, und den Wehrlosen meuchlings ermordet habe. Eine Volkssage dagegen mildert diesen Mord dadurch, daß man wissen will, es sei ein ritterlicher

Zweikampf gewesen, der auf dem Platze stattgefunden, wo jetzt der Holzhof liegt. — Die That soll im Jahre 1379 geschehen sein. — Welche Erzählung des Herganges die richtigere sei, muß man dahin gestellt sein lassen. Indeß wahrscheinlicher scheint mir die Erstere zu sein, die mehr dem wilden, frevelhaften Character dieser Brüder entspricht, und in jenen gesetzlosen, rohen Zeiten, wo das zarte Ehrgefühl des französischen Ritterthums dem deutschen Ritter wenig eigen war, kam leider Meineid, Wortbrüchigkeit und Meuchelmord nicht selten im deutschen Junkerthum vor. Zudem hatte jener Brudermörder noch eine eigennützige Absicht, die ihn verdächtigte. Er war der Jüngere, und Meuchelmord war das einzige Mittel ihm zum Erben der Burg zu machen.

Otto der Quade (d. h. der böse mit Beinamen) Herzog von Braunschweig, hatte kaum diesen Brudermord erfahren, als er beschloß, unter dem Vorwand, das Blut des Erschlagenen schreie um Rache, Vortheile für sich selbst und sein Haus, durch Bestrafung dieser entsetzlichen Freveltat zu ziehen. — In der Eigenschaft als Landes- und Lehnsherr der Rostorp'schen Güter, erklärte er die That — obwohl sie nicht vom eigentlichen Lehnsträger, dem regierenden alten Herrn Ludwig selbst begangen war, — für eine unheilbare Felonie und forderte die Burg Hardegsen als verfallenes Lehn zurück.

Der alte Ludwig von Rostorp fühlte sich empört durch die Ungerechtigkeit dieses Ansinnens. Wie kann ich büßen für die Schuld meiner Söhne antwortete er, deren Hader und mehr noch dieser Mord mich ohnehin schon zum unglücklichsten Vater gemacht hat. Er schwor, so lange vom Hause Hardeck noch ein Stein auf dem andern liege, würde er lebend nicht die Feste übergeben. Er protestirte endlich feierlichst, vor Gottes Angesicht, gegen die Einmischung in den Familienstreit eines adligfreien Geschlechts, dessen unglücklichen Ausgang sein Sohn nur der Kirche zu büßen und mit der Geistlichkeit sich deshalb abzufinden habe. — So frei war damals der deutsche Adel, daß er keinen Richter über sich erkannte, als Gott und den Kaiser, und in Familiensachen — bei der bekannten Autonomie des hohen Adels, — weder Gott noch Kaiser fürchtete; und so rechtlos waren damals jene Zeiten, daß ein Mord ohne Kläger nie gestraft, aber wenn die Verwandten des Gemordeten klagbar wurden, mit Gelde gebüßt werden konnte — und eine Geldbuße, oder sonst ein Opfer der Kirche dargebracht, war es auch, womit man Gottes Zorn versöhnen konnte. —

So begriff denn der Herzog wohl, daß er auf dem Wege des Rechts und der Drohungen seinen Zweck, die Rostorp'schen Güter einzuziehen, nimmer erreichen werde; da gab es also eine, seinem kriegerischen Geiste willkommene Gelegenheit zu einer tüchtigen Fehde, und mit einem, für damalige Zeiten nicht unbeträchtlichen Heere von Vasallen und reisigen Knechten, rückte er im Frühjahr 1380 vor diese festummauerte Burg. Indeß Mauern und Gräben, so wie das schwere mit Eisen beschlagene Thor, vereitelten seine Bemühungen. Die Mannschaft auf der Höhe der Mauerzinnen spottete der

zwergbaften Ritter und Reisigen, wie sie von oben herab in der Tiefe erschienen, und wenn sich Abtheilungen derselben zum Sturmlauf naheten, so wurden ihre Reihen durch wohlgezielte Pfeilschüsse gelichtet, oder durch die mächtigen, weittragenden Steinschleudern und Wurfmaschinen, die auf der Höhe des unangreifbaren Thurmes aufgestellt waren, wurden Mann und Roß zerschmettert. Dagegen prallten die von den Belagerern geschleuderten Felsenstücke von festen Gemäuer, nur geringe Beschädigungen zurücklassend, ab.

Im Innern der Burg herrschte indeß lange nicht der fröhliche Muth, den die Belagerten auf der Mauerzinne zeigten. Die Belagerung war zu schnell und zu unerwartet gekommen, um die Burg auf lange Zeit vorher verproviantiren zu können, — eine Sache, die man ohnehin damals noch nicht so gut verstand, als in unsern Tagen. Zu dem führten die rohen Junker von Rostorp ein strenges Hausregiment, das auf den Dienstleuten um so unerträglicher lastete, je mehr sie durch ihre Lage und Einsperrung in die übelste Laune versetzt wurden; so mochte denn der vom Gram gebeugte, alte Herr früher schon vorausgesehen haben, daß wenn auch die unverwüstlichen Mauern der Burg den ohnmächtigen Steinschleudern der Belagerer noch lange widerstehen konnten, dennoch es keinen Schutz gebe gegen diese Hungersnoth und drohende Meuterei im Innern. — Da entschloß sich endlich der so schwer gebeugte Greis mit seiner hochbejahrten Gattin zu entfliehen; und der nur ihm und dem alten Burgwart bekannte unterirdische Gang bot ihnen den Fluchtweg dar. — Noch einmal durchwandelte der alte Mann alle Gänge und Gemächer seiner schönen Burg, betete in der Hauscapelle kniend auf dem Grabstein seines gemordeten Sohnes und schien mit Schmerz von jedem lieben, trauten Fleckchen Abschied zu nehmen. Abends vorher, als die Sonne sank und den fernen Horizont vergoldete, sah man noch einmal den alten, weißhaarigen Burgherrn aus einem der im Abendgolde glänzenden Fenster nach dem andern schauen, und um Mitternacht, trat er an der Hand seiner hohen, ernsten Gemahlin, in Bettlergewänder gehüllt, in die große, unheimliche Steinkammer, wo der verhärtete Brudermörder — jetzt der Anerbe der Burg, im festen, bleiernen Schlafe lag, während sein jüngster und Lieblingssohn Idan — ein schöner, hochaufgeschossener Knabe von 16 Jahren — auf der Mauer umging, die Wachen zu visitiren und die Unzufriedenen, die ihn liebten, zu beschwichtigen, damit nicht der Feind durch nächtlichen Ueberfall die Burg überrumpele. — Es schmerzte den alten Mann, diesen zarten Liebling nicht noch einmal segnen zu können vor seinem Scheiden, denn ihm ahnete, daß er ihn hienieden nicht wiedersehen werde. Dagegen ließ er durch starkes Rütteln und Rufen den schlafenden Kain wecken, mit dem er seit dem schrecklichen Brudermorde noch kein Wort wieder gewechselt hatte, und in der weichen Stimmung, die sich jetzt in der so schweren Scheidestunde von der Burg seiner Väter seiner Seele bemächtigt hatte, verzieh er dem verlorenen Sohne, und gab ihm seinen väterlichen Segen.— Der verstockte Bösewicht aber blieb hart bei dieser rührenden Scene,

welche das Windlicht, das der Knecht im düstern Gemach an der gewölbten Eingangsthür stehend hielt, nur mit einigen Streiflichtern beleuchtete, und die viel härtere Mutter — eine hohe, magere Matronengestalt — trat an das Bett des Verstockten, murmelte ihm ihre Verwünschungen zu, und schied mit einem gräßlichen Mutterfluche zwischen den Zähnen.

So, mit tief bekümmertem Herzen, stieg die alte Burgherrschaft, durch die Unthat ihres Sohnes vertrieben, hinab in den tiefsten Keller der Burg. Hier hob der alte Knecht, der sie gleichfalls im Bettlergewande begleitete, mit einer Brechstange die Steinplatte auf vom Boden, welche die verrostete eiserne Thür deckte, deren mächtige Riegel und Schlösser nur mit Mühe geöffnet werden konnten. Nun stiegen sie auf einer schmalen Steintreppe noch an funfzig Stufen hinab in die Tiefe, und schritten dann weiter auf dem feuchten Modergrunde, im engen gewölbten Gange, bis endlich nach einer Stunde ihnen frische Nachtluft zuwehte. — Im dichtesten Dornengebüsch des Waldes war die Ausmündung dieses unterirdischen Ganges von Steingeröll locker verschlossen, und erst nachdem der Knecht diese fortgeräumt hatte, konnten sie in's Freie hinaustreten. Zuvörderst wurde Alles wieder in vorige Ordnung gebracht, dann die Flucht fortgesetzt, durch Dornen und Disteln vielfach gehemmt, welche die zerrissenen Kleider der Flüchtigen noch mehr zersetzten, und dazu Hände und Antlitz blutig rissen. So von leiblichen und Seelenschmerz gepeinigt, erreichten die edlen Flüchtlinge endlich Göttingen, wo sie ein adliges Haus besaßen. Dort aber mußten sie sich verborgen beim Hausmann aufhalten, um den braunschweigischen Spähern nicht in die Hände zu fallen; allein Schmerz und Anstrengung hatte die beiden Alten auf das Siechbett geworfen, und sie lebten noch eben lange genug um am ersten Ostertage die Nachricht zu empfangen, daß in der Nacht zuvor die Burg durch Meuterei und Verrath im Innern dem Feinde geöffnet sei, — da erlosch in Schande und Entsetzen, besonders aus Angst und Besorgniß über ihren jüngsten Lieblingssohn, das schwache Lebensfünkchen der beiden Alten, und schmerzvoll stand eine Stunde später der junge Idan — der auf demselben Fluchtwege sich gerettet hatte, vor den Leichen seiner geliebten Eltern, mit denen er nun auch das Letzte im Leben verloren hatte. — Der ältere Bruder wollte die Leichen nicht sehen, und ließ sie im Stillen in der Pauliner Kirche beisetzen.

Der Hausmann, bei dem sie gelegen, erzählte, der alte Herr habe vor seinem Ende seinen Notar und Geschäftsmann rufen lassen, mit diesem Vertrauten aller seiner Geld- und Familienangelegenheiten lange und öfter verkehrt, und sich dabei jedesmal mit ihm eingeschlossen. — Da meinte der habsüchtige Brudermörder, es habe der Alte wohl heimlich gerettete Schätze bei ihm deponirt, oder ein Testament errichtet, und so überfiel er eines Abends den alten Rechtsgelehrten in seinem Closet, ihm, durch Drohungen zwingend, zu verrathen, was der alte Herr mit ihm verkehrt habe, und so kam es denn an den Tag, daß derselbe, noch ehe die Burg überrumpelt war,

dieſelbe an den Herzog Otto verkauft hatte, mit der hinzugefügten Bedingung, daß Leib und Leben ſeines Lieblingsſohns Jdan geſchont werden ſollte.

Mit jenen beiden Söhnen des alten Herrn von Roſtorp waren auch die beiden Söhne deſſelben Ehrhardt und Günther, nebſt noch einigen weiblichen Gliedern dieſer geſtürzten Adelsfamilie entflohen. Herzog Otto ließ zwar ihre Perſonen ungefährdet, zog aber außer Hardegſen auch alle die übrigen Roſtorp'ſchen Güter: Harſte, Gladebeck und halb Moringen als verwirkte Lehne ein. — Jdan wuchs unter drückender Armuth heran. Das Unglück hatte ſeinem Charakter jene ſchöne Milde und Genügſamkeit gegeben, die das beſcheidene, aber dauernde Glück des Lebens ausmacht. Er fand ein armes Fräulein, ſchön und tugendſam, das dem mittelloſen Junker Herz und Hand weihte, und baute ſich ſpäterhin zu Aſcha, unweit Hardegſen, ein beſcheidenes Häuschen, veränderte ſeinen Namen und baute Garten und Feld mit eigenen Händen. Nach ſeinem Wohnort hatte er ſich von Aſcha genannt. Sein Geſchlecht blühte noch 200 Jahr, ehe es gleichfalls erloſch. Durch Fleiß und Genügſamkeit war das Geſchlecht der Herrn von Aſcha wieder zu einigem Wohlſtande gediehen.

Chriſtoph der Brudermörder war ſpurlos verſchwunden. Jndeß erhielten ſeine Söhne Ehrhard und Günther nach einigen Jahren aus beſonderer Milde des Herzogs von den eingezogenen Roſtorp'ſchen Beſitzungen das Gut Gladebeck in Lehn zurück, deſſen Namen ſie denn auch ſtatt ihres alten erlöſchenden Familiennamens führten. Der Aeltere, Ehrhard, ließ ſich zu Gladebeck nieder, der Jüngere, Günther, wurde nach dem Erlöſchen der Rumaiſchen Familie mit dem freien Burgmannshofe in dem Orte Hardegſen, den jene Familie als Afterlehn beſeſſen, belehnt; dieſer Hof gehört jetzt einer Familie Namens Page. —

Nie hat wohl die Kritik ſtörender eingegriffen in ein romantiſches Gebilde der Vorzeit, als jene Erklärung die ein gewiſſer Wolf in ſeiner Schrift: „das Geſchlecht der edlen Herrn von Roſtorf" (Göttingen 1812. 4.) zu Tage förderte, indem er aus einer Urkunde vom Jahre 1379 — demſelben, in welchem Hardegſen erobert war, — nachgewieſen zu haben glaubte, daß Ludwig von Roſtorf die Veſte Hardegſen und Mohringen dem Herzoge Otto von Braunſchweig verkauft habe. Und damit leugnete er friſch weg den ganzen Brudermord und die Belagerung und Eroberung der Veſte, wovon die ſtarken Mauern jetzt noch Spuren tragen, Thatſachen, welche die Sage und achtbare alte Geſchichtſchreiber erzählen. Sollte ſich nicht füglicher annehmen laſſen, daß der alte Ludwig von Roſtorf, als er aus der Burg entflohen, und Alles verloren geſehen habe, dieſelbe dem Herzoge zu Kaufe angeboten habe, um wenigſtens das Leben der Belagerten zu retten, von dem geringen Ertrage der Kaufgelder leben zu können, und daß dieſer gern die Gelegenheit ergriffen, für ſeine Gewaltthat auch den Rechtstitel zu gewinnen, um vor der Welt

gerechtfertigt zu erscheinen, wenn er sich durch Gewaltthat in den wirklichen Besitz der Burg gesetzt haben würde.

Und so war denn das edle Geschlecht der Herren von Rostorp dem Namen nach erloschen, und die Burg Hardegsen trat in ihre glänzendste Periode, als Residenz fürstlicher Bewohner.

Die Burg selbst mit ihrer schönen und festen Bauart, hatte für den herzoglichen Eroberer so viel Reiz, daß er bald sein fürstliches Hoflager dorthin verlegte, und damit erlangte sie ihre höchste Glorie, manche Verschönerung und neuen Zuwachs an Gebäuden; aber sie wurde auch der Schauplatz roher Zügellosigkeit und neuer frevelhafter Thaten.

Noch vierzehn Jahr lang lebte dieser unruhige Herzog dort; indeß war sein Aufenthalt auf dieser liebgewonnenen Burg durch zahllose Fehden und auswärtige Kriege unterbrochen, in die er stets verwickelt war. Endlich hatte er sich sogar den päpstlichen Bann zugezogen, und so starb der excommunicirte Fürst — einer der wildesten seiner Zeit — in zurückgezogener Stille auf seiner lieben Burg Hardegsen, am 13. December 1394. — Da er vom Bannstrahl, der ihn getroffen hatte, noch nicht losgesprochen war, so verweigerten ihm die Pfaffen ehrliches Begräbniß in geweihter Erde. Lange vergebens verwendete sich dafür seine fromme Schwester, die Aebtissin vom Kloster Wibbrechtshausen bei Gandersheim war, beim Papst. Endlich erhielt sie die Erlaubniß dem Leib ihres fürstlichen Bruders in ihrem Kloster eine letzte Ruhestätte zu gewähren, gegen Ablegung des Gelübdes, ein Jahr lang barfuß als Büßerin in die Kirche gehen zu wollen, doch war diese Erlaubniß noch durch eine schimpfliche Bedingung erschwert, daß nämlich der Herzog nur unter der Dachtraufe der Kirche begraben werden dürfe. Allein die Aebtissin wußte die Härte dieses Gebots zu mildern, und gewissermaßen zu umgehen, indem sie über seine Grabstätte eine Kapelle erbaute, die ihren Eingang von der Kirche her hatte. Dort zeigt man noch heute dessen Grabstein, auf welchem Herzog Otto der Quade in Lebensgröße, auf einem Catulo stehend, — als Andeutung daß er zum Stamm der Welfen gehöre — und mit der goldenen Sichel um den Hals, die er zur Erinnerung an seine Eroberung der Burg Sichelstein bei Mörden, schon im Leben trug, abgebildet ist.

Seine Wittwe Margarethe, eine Tochter des Herzogs von Bergen, eine fromme mildthätige Fürstin, durchlebte noch achtundvierzig Jahre lang nach seinem Tode ihren erbaulichen Wittwenstand auf der Burg Hardegsen. Sie verstarb dort im hohen Greisenalter, und wurde in der Kirche vor dem Hochaltar bestattet. Durch Gebete und gute Werke hatte sie gesucht die Sünden ihres im Bann verstorbenen Gemahls zu sühnen und zu büßen.

Nach ihrem Tode, im Jahre 1442 hielt sich ihr Sohn, der Nachfolger in der Regierung seines Vaters, Herzog Otto der Einäugige, dort nicht selten auf. Doch von Geldnoth bedrängt, versetzte er, mit Bewilligung der Landstände, das ganze Land Göttingen mit der Burg Hardegsen für 10,000 rheinische Goldgülden — damals eine unge-

heure Summe — an seinen Lehnsvetter, Herzog Wilhelm den Aeltern zu Braunschweig, der zu Kalenberg residirte. Herzog Otto hatte keine Leibeserben, und dachte daher auch nicht auf die Wiedereinlösung der Burg, weshalb er auch niemals Hardegsen besuchte. Zudem war Herzog Wilhelm sein Nachfolger und Erbe. Dieser hielt sich auch des Besitzes so sicher, daß er noch bei seinem Leben das Fürstenthum Göttingen an seinen Sohn, Wilhelm den Jüngern abtrat, und dieser wählte die schöne Burg Hardegsen zu seiner Residenz; das Letztere jedoch erst nach dem Tode seines Vaters im Jahre 1463. — Im Jahre 1491 überließ dieser, Herzog Wilhelm der Jüngere benannt, im hohen Lebensalter, die ihm beschwerlich werdenden Sorgen der Regierung an seine beiden Söhne, unter denen er die braunschweigischen Erblande theilte. Nur Göttingen mit der dazu gehörigen Landschaft behielt er sich vor, nebst einer Summe von 10,000 rheinischen Gulden, die ihm jene zahlen sollten. — Auch dieser letzten Regierungssorge entledigte er sich bald, indem er das Land Göttingen, dessen Besitz ihm nicht weniger störend geworden war, für die Ruhe seines Alters, seinem Sohne Erich abtrat. Nur Hardegsen, Minden und Uslar, nebst einer Summe von 2500 Gulden bedung er sich zur Leibzucht. So für die Ruhe und Behaglichkeit seines hohen Alters sorgend, lebte er noch mehrere Jahre auf seiner Burg Hardegsen, und verblich dort am 4. Julius des Jahrs 1503.

Während seiner langen Regierung hatte es sich zugetragen, daß sein Bruder Friedrich, — dem das Kalenbergsche zugefallen war — ihm die, im Jahre 1466 in einer Fehde der Braunschweigischen Herzöge mit den Hansestädten, gefangenen göttingischen Bürger auf die Burg Hardegsen zur sichern Verwahrung sandte. Der fürstliche Burgherr nahm das seltsame Depositum getreulich an, und ließ die armen Gefangenen theils in dem oben beschriebenen Thurm, theils in den hohen Kellern des Mosthauses verwahren. Ja noch mehr, durch eine seltsame Fügung des Geschicks, die man für eine vergeltende Nemesis halten sollte, traf den, der ihm diese Gefangenen zugesendet hatte, dasselbe Loos.

Es hatte sich nämlich Herzog Friedrich zum Kalenberge verleiten lassen, der Stadt Hildesheim Beistand zu leisten in ihrer Fehde mit ihrem Bischof, Barthold von Landsberg, zu dessen Verbündeten der Herzog Wilhelm und dessen Sohn Heinrich gehörte. So waren beide Brüder in eine feindliche Stellung gegen einander gerathen, und Herzog Wilhelm zog eines Tages, seinen Bundespflichten getreuer als seiner Bruderliebe, vor das Schloß Kalenberg. Arglos wurden dem Bruder des Burgherrn die Thore geöffnet, und nun entblödete er sich nicht als Gegendienst für dieses Vertrauen, seinen Bruder, der ihn versöhnt glaubte, und ihm mit offenen Armen entgegen kam, in dessen eigenen Schlosse gefangen zu nehmen und ihn in eben jenes Burgverließ einkerkern zu lassen. Diese Gräuelthat geschah im Jahre 1485. — Den armen Gefangenen aber ergriff eine an Wahnsinn gränzende Melancholie über diese empörende Treulosigkeit seines Bruders. Dazu gedrückt von der Härte seiner Ge-

fangenschaft, überlebte er nur noch kurze Zeit den verhängnißvollen Tag seiner Einkerkerung.

Das war nun schon der zweite Brudermord innerhalb der Ringmauern dieser schönen Burg — wer mag wissen, welche im Geheim verübte Verbrechen ihre Geschichte noch ferner beflecken würden, könnten die Steine reden. —

Erst im Jahre 1503 verstarb dieser grausame Herzog Wilhelm der Jüngere, sein unglückliches Opfer noch acht Jahr lang überlebend. —

Aus dem Leben seines Sohnes und Nachfolgers in der Regierung, des schon erwähnten Herzogs Heinrich des Aelteren, ist noch manche Unthat zu berichten, welche in die Geschichte jenes Herzogs Wilhelm hineinragt.

So war es noch bei dessen Lebzeiten, als sein Sohn Herzog Heinrich, dem er die Hälfte seines Landes bereits abgetreten hatte, mit seinem Vater in Streit und Fehde gerieth, die Burg Hardegsen unerwartet überfiel, den eigenen Vater aus diesem Asyl seines Alters vertrieb und sich selbst darin festsetzte. Indeß im Jahre 1491 mußte er diese Burg dem alten Herrn wieder einräumen und sich nach seiner Residenz Wolfenbüttel zurückziehen. —

Aber Herzog Heinrich war ein unruhiger Kopf, der ohne Raub und Fehde nicht leben konnte. Als er im Besitz der festen Burg Hardegsen war, glaubte er sich dort aus dem sicheren Hinterhalte Alles erlauben zu dürfen. Er befehdete seinen Vetter Heinrich von Grubenhagen zu Salzderhelden, weil dieser den Bürgern von Hildesheim und andern Städten gegen ihren Bischof beigestanden hatte, und wie gewöhnlich in jenen Zeiten: die armen, unschuldigen Unterthanen mußten büßen für die Thaten ihrer hohen Herren; so vergriff sich denn auch der Herzog Heinrich am Leben und Gute der Unterthanen seines Gegners, indem er mit reisiger Macht in die reiche und fruchtbare Einbeckische Börde einfiel, dort großen Raub an Vieh und Früchten zusammentrieb, und die Beraubten zwang ihre Habe und Gut selbst auf die Burg Hardegsen in seinen Gewahrsam zu schleppen.

Dieses Räuberleben gefiel ihm, da es ihn bereicherte ohne andere Mühe als einige abentheuerliche Züge, die seines Herzens Lust und Wonne waren. So unter Andern fiel er, gleichfalls von Hardegsen aus, den Göttingern in das Amt und Gericht Friedland, welches diese damals pfandweise in Besitz hatten, raubte vieles Vieh und ließ es ebenfalls nach seiner festen Raubburg bringen. Damit noch nicht zufrieden, zog er schon nach wenigen Tagen einer schwelgerischen Ruhe, mit seinen wilden Rotten abermals von Hardegsen aus, aber dieses Mal um zu sengen und zu brennen, und die allgemeine Noth durch Raub und Mord zu erhöhen. So gingen unter seiner Brandfackel Wehnde, Noringen, Geismar, der Hof zu Immensee, Rostorf, Grene, Holtensee und noch manche andere Dörfer, Flecken, Höfe und Schlösser in Flammen auf, und nachdem so dieser fürstliche Wüthrich den Himmel und die Erde durch seine Schandthaten geröthet hatte,

zog er sich in die feste Burg Hardegsen zurück, mitschleppend, was des Mitnehmens werth war; doch kaum war der Raub dort geborgen, so fiel der Unersättliche in das Amt Asseburg ein, verbrannte den Herren und Bürgern von Braunschweig ihre Dörfer und trieb ihnen alles Vieh fort.

Wenig half es den von Hardegsen aus zu erweisenden Gründen, daß Herzog Heinrich sich mit seinem Vater wieder ausgesöhnt, und ihm die zur Raubburg herabgesunkene, schöne Feste zurückgegeben hatte; im Gegentheil verdoppelte sich damit die Macht jener fürstlichen Räuber. Mit seinem Vater gemeinschaftlich an vierzig schwer gewappnete Reisige führend, zog er am 26. Februar 1486 abermals von Hardegsen aus, um Diemarden, ein Vorwerk der Stadt Göttingen zu plündern, den Meier daselbst gefangen zu nehmen und nach Hardegsen zu führen. Die von Göttingen gebrauchten dagegen Repressalien, die ebenfalls nicht die fürstlichen Räuber, sondern ihre armen Unterthanen und Hintersassen trafen. Sie entsandten eine dicht gedrängte Masse von Reisigen und Knechten, zu Fuß und zu Roß, welche die tapfern Hauptleute Hans von Dransfeld und Hans Resen führten, in das Obergericht Hardegsen. Dort fielen sie am 4. März desselben Jahres ein, plünderten und verbrannten die Dörfer Hattensen, Ellierode, Schlarpe und Lichtenhorn. Zu gleicher Zeit benutzten die Bürger von Nordheim diesen Einfall in das Gebiet jener räuberischen Fürsten, um auch ihrerseits eine Scharte auszuwetzen; Ettinghausen und Leistenrode wurde von ihnen ausgeplündert und gingen in Flammen auf, unter ihrer Brandfackel.

Herzog Wilhelm aber war nicht der Mann der einen solchen Ueberfall ungerächt ließ. Am 29. Junius zog er gegen die Nordheimer aus von Hardegsen, und verheerte ihnen alle Feldfrüchte, sogar den Hopfen, Mohn und Kraut ließ er, nutzlos für ihn selbst, in ihren Gärten abschneiden; sodann wendete er sich gegen Göttingen, um auch diese übermüthigen Bürger zu züchtigen, und das geschah indem er ihnen am 27. September ihre Schaafheerden davon treiben ließ, und verschiedene Gefangene abnahm, die er auf Hardegsen festsetzen ließ.

Der ältere Bruder jenes ruhelosen und fehdelustigen Heinrich hielt sich nach dem Tode seines Vaters gern auf der Burg Hardegsen auf, wo er auch erzogen war. Um diese Zeit entstand dort eine Feuersbrunst, welche mehrere Gebäude des Schlosses, und besonders die kleinen Wohnhäuser der Dienstleute und Hintersassen der Burg in Asche legte. Ganz das Gegentheil der rohen Naturen seines Vaters und seines jüngern Bruders, kam er von Münden hieher, verweilte einige Zeit auf seiner Burg, und half den Abgebrannten durch Rath und That, indem er reichliche Gaben an sie austheilte.

Auch die letzten fürstlichen Bewohner von Hardegsen walteten versöhnend dort in jener Burg, die während der Jahrhunderte des rauhen Mittelalters fast unausgesetzt der Sitz von Verbrechen und Gräuelthaten gewesen war.

Der Sohn und Nachfolger jenes milden Herzogs Erich, — Herzog Erich der Jüngere genannt — war zwar nicht in Hardegsen, sondern in Minden erzogen; jedoch kam er mehrere Male auf die Burg seiner Väter, und residirte dort einige Zeit. Desto länger blieb seine Gemahlin, die Herzogin Sidonia, eine Tochter Heinrichs des Frommen, Herzogs von Sachsen, dort wohnen. Fromm und gottesfürchtig wie ihr edler Vater, ertrug sie dort in einsamer Stille den Mangel an ehelicher Liebe ihres Gemahls und während dieser auf Römerzügen im fernen Lande Italia sich befand, oder sonst am Hoflager des Kaisers oder auf Reichstägen und andern Reisen umherzog, genoß die Herzogin des trostreichen Zuspruchs einer vertrauten Freundin, der frommen Wittwe Fuchsie, die ihr jedoch im Jahre 1560 durch den Tod entrissen wurde. Nun war ihr der längere Aufenthalt auf Hardegsen zu öde und trostlos geworden, und die gottesfürchtige Fürstin verlegte ihre Residenz nach Erichsburg. — Seitdem hat keine fürstliche Person dort wieder residirt.

Welch' ein Bild des heillosen Treibens in jenen gepriesenen Jahrhunderten des ritterlichen Mittelalters gewährt dem Beobachter diese getreue Specialgeschichte schon, von dieser einzigen Burg! — Welche Rohheit und zügelloses Walten der Leidenschaft, welcher Mangel an Recht und Gerechtigkeit — Treulosigkeit, Meineid, Brudermord und Verbrechen gegen die Pietät waren an der Tagesordnung, ohne daß deshalb ein so hochgestellter Schänder der ritterlichen Ehre und deutschen Treue vom Kaiser zur Rechenschaft gezogen, oder von seinen Standesgenossen übler angesehen worden wäre. Der Unterthan war damals der Früchte seines Fleißes, kein Mensch seines Lebens und Leibes sicher. — Nur bei den Frauen jener Zeit, die von der Rohheit der Männer so viel zu leiden hatten, herrschte noch Zucht, ehrbare Frömmigkeit und Sitte. — Welcher Unzufriedene mit der Gegenwart könnte sich jene rechtlosen Zeiten zurückwünschen? —

Seitdem wurde Hardegsen als fürstliches Amt benutzt.

H. E. R. Velani.

Sage vom Raben zu Merseburg. *)

Es war im Jahre 1424, als der Bischof zu Merseburg, Thilo von Throta, (Trotta, Trott) eine große Jagd anstellte, wozu er auch seinen Freund, den Bischof Gebrhardt von Meißen, mit einlud. Schon forderte Hörnerklang die Waidlustigen zum blutigen Vergnügen auf, da begehrte Thilo von seinem Jagdrosse herab von seinem alten, im Dienste ergrauten Johann noch einen Becher glühenden Weines. Als dieser ihm den Becher reichte, rannte der hitzige Ulrich, der Jäger, in seiner Jagdbegier aus Unvorsichtigkeit den Johann an, und der Wein floß über des Bischofs Hand und seine Kleider. Vom Schmerz des Brandes seiner Hand, und von seiner Diener Ungeschicklichkeit zur Wuth gereizt, sprang der leicht erzürnte Thilo von seinem Rosse, und schlug sie Beide mit seinem Jagd-Speere, daß alle Umstehenden und besonders der Bischof Gebrhardt blutige Thränen hätten weinen mögen. Wie billig, machte Gebrhardt dem bald wieder besänftigten Thilo über seine schnell aufbrausende Hitze die verdienten Vorwürfe, und weil Thilo sein Unrecht auch einsah, so gab er dem Gebrhardt das Versprechen, diese Hitze in Zukunft zu bekämpfen, ja sie wechselten deshalb gar ihre goldenen Reife am Finger, damit, wenn Thilo des Ringes vom Freunde ansichtig würde, er seiner Hitze und seines Gelübdes gedächte. Nun hielt Thilo zur Kurzweil sich einen Raben, der in des Bischofs Schlosse frei umher-

*) Da diese Sage in der Beschreibung von Merseburg zu berühren vergessen worden, so möge ihr hier noch ein Räumchen vergönnt sein. — Die Redaction.

laufend, mehr Gunst genoß als manches Christenkind sich von ihm zu erfreuen hatte. Der Jäger, auch nach des Bischofs Wohlwollen haschend, hatte dem Raben, der Marcus gerufen ward, einige Worte gelehrt, und war, beiläufig gesagt, gerade nicht des alten Johann Freund, sondern suchte diesen vielmehr aus seines Herrn Gunst zu verdrängen. Plötzlich vermißte der Bischof eines Morgens beim Ankleiden seinen Ring und eine goldene Kette, welche beide er Abends zuvor in das gewöhnliche Kästchen über seinem Bette gelegt hatte, doch ohne dieses vielleicht zu verschließen. Schnell ließ er sein ganzes Hausgesinde sich versammeln und strenge Nachforschung anstellen, doch keiner wollte Ring und Kette nur irgendwo gesehen haben. Da rief mit einem Male eine Stimme: „Hans Dieb! Hans Dieb!" Es war der Rabe, und da man von ihm dies frisch gelehrte Wort noch nicht gehört hatte, so hielt man diesen Ausruf für eine Gottesfügung zur Entdeckung des Diebes, und für ein Gottesurtheil. Flugs ergriff man den alten Johann, und warf ihn als verstockten Lügner und Heuchler auf die Folter, und siehe! was nicht der Schmerz wirkt, er gestand nicht blos Etwas als gethan, was er doch nicht gethan hatte, sondern unter den gräßlichsten Qualen gab er selbst seinen Geist auf. —

Da kehrte unversehends der Bischof Gebhardt bei dem Thilo ein, und sagte ihm: „Freund, mein Ring von Dir ist zerbrochen, was hat dies zu bedeuten?" Schwer betroffen von diesem Worte, gedachte ahnungsvoll Thilo sogleich des alten Johann, und wie siedendes Blei rann ihm das Blut durch die Adern. War Johann dennoch vielleicht unschuldig gewesen, hatte er unschuldig auf seinen Machtbefehl die treue Seele aushauchen müssen? Dieser quälende Gedanke ließ ihm von Stund' an Tag und Nacht keine Ruhe, und dabei gedachte er auch immer wieder seines schnell auflodernden Zornes, als dessen Opfer Johann gefallen war, und seines gegebenen Versprechens.

In solchen Trübsinn verlebte der Bischof mehrere Jahre. Da fiel es ein Mal ihm ein, zu seiner Zerstreuung ein großes Bankett zu geben, wozu er viele Freunde einlud. Den Abend erhob sich ein heftiges Gewitter mit dem wüthendsten Sturme, der Bäume und Häuser niederwarf. Da wurde es auch den Spielern und Pfeifern Angst, und der Jubel verstummte. Statt dessen drang die Kunde unter die bestürzte Menge, der alte Thurm im Schloßhof mit seinem Rabennest sei eingestürzt, und der Troß der Diener eilte die Stiegen hinab, um zu sehen, ob es der Hülfe irgendwo bedürfte. Da erglänzte plötzlich zu aller Erstaunen der Ring und die Kette in dem Rabennester, und unwillkürlich entfuhr Allen der Ruf: „Der arme Johann!" Als das der Bischof hörte, ward er sehr traurig, denn wenn gleich heftig, so war er von Herzen doch gutmüthig. —

Die Gäste zerstreueten sich. Der Bischof ward nie wieder fröhlich, und damit auch andere Brauseköpfe nach ihm eine Warnung hieraus erhalten möchten, so bestimmte er, es solle für ewige Zeiten ein Rabe

hier erhalten und gefüttert werden, und wer ihn füttere, solle jährlich dafür zwölf Scheffel Korn und zwölf Reichsthaler erhalten. Dazu setzte er ein Vermächtniß aus, das bis jetzt im Gebrauche ist, und wer von den Lesern sich selbst davon überzeugen wollte, der mag nach Merseburg reisen, da wird er noch jetzt am Schlosse einen muntern Raben im Käfige finden, und einen Mann, seinen Wärter, der pünktlich ihn futtern muß.

Anmerkung. Etwas abweichend wird auch erzählt, der Ring sei in einem Rabennester auf einem Baume unfern des Schlosses gefunden. Desgleichen sollen jetzt nur sechs Scheffel Korn ꝛc. aus dem Vermächtniß geliefert werden, statt der übrigen sechs Scheffel aber ein verhältnißmäßiges Quantum Fleisch u. s. w.

W. Schönichen.

87.

Lith. v. Ed. Pietzsch & Co. in Dresden.

Die Harzburg.

Harzburg.

Von allen Burgen, die stolz und kühn sich auf dem Rücken des Harzes erhoben, ist keine so berühmt geworden, als die Harzburg. Die dunkle Sage weiß gar Manches von ihr zu berichten, was neuere Forschungen ernst zurückgewiesen haben; aber auch die Geschichte erzählt uns des Merkwürdigen viel, das einst in ihren Mauern sich zugetragen hat, und wovon hier leider nur kurze Andeutungen gegeben werden können.

Auf der Nordseite des Brockens, da wo die Ocker durch ein schattiges Thal ihre kühlen Fluthen trägt, erhebt der Sachsenberg sein stolzes, auf Grünstein emporgethürmtes Haupt. An ihn lehnt sich, aus Thonschiefer gebildet, frei in das flache Land hineintretend, der Berg, auf dem einst die stolze Kaiserburg sich erhob. Nicht die Natur allein, auch Menschenhand hat seinen Rücken geebnet, der fast in seiner ganzen Mitte durch einen immer noch tiefen Graben in zwei Hälften getheilt ist. Steil erheben sich die Wände des Berges nach Süden und Westen zu; im Nordwesten, etwa hundert Fuß unter seinem Gipfel, ist von dem Hauptberge eine kleinere Spitze abgetrennt, die einst zur Vorhuth der eigentlichen Harzburg diente, und welche jetzt der kleine Burgberg genannt wird. Nach Mittag zu wird die Harzburg und der schon erwähnte Sachsenberg durch das sogenannte kalte Thal begrenzt, im Nordosten liegt eine Bergschlucht, die von dem Burgberge, dem Sachsenberge und dem gegenüberliegenden Eichenberge gebildet wird.

Köstlich ist die Aussicht von dem Gipfel des Burgberges. Auf ein weites, wogendes Meer, von kühn emporstrebenden Baumgipfeln

gebildet, trifft der Blick, der nach Süden und Südwesten sich wendet; das Herzoglich Braunschweigische Kreisamt Harzburg schmiegt sich mit seinen freundlichen Dörfern an den Fuß des Berges an, und bildet eine liebliche Landschaft, durch welche die Radau sich anmuthig schlängelt, der man es nicht ansieht, daß sie zuweilen, durch die wilden Gebirgswasser empört, wie ein zürnender Riese ihre Ufer überschreitet, und tobend, zum Schrecken des Landmanns, durch die Felder brauf't. Fern am Horizonte erheben sich die Städte Braunschweig und Wolfenbüttel, die jetzt mit der Harzburg durch das eiserne Band einer Eisenbahn eng verbunden sind. Unzählig sind die Ortschaften, welche der trunkne Blick erschaut. Ueberall wechseln die üppigsten Kornfelder mit duftigen Wiesen, welche dunkle Baumgruppen umschlingen; dahindurch winden sich einzelne Gebirgszüge, welche mit Wäldern bekränzt, der Aussicht eine erquickliche Frische geben, so daß das staunende Auge sich nicht losreißen kann, und stundenlang auf der schönen Landschaft weilt, aus der immer und immer wieder freundliche Punkte emportauchen.

Der Rücken des Berges selbst ist noch überdeckt mit den Trümmern der Burg, die einst auf ihm gestanden. Deutlich erkennt man ihre Grundmauern und die Ueberreste eines gewaltigen Thurms. Steinhaufen liegen rings umher von Moos und Gesträuch überdeckt, darüber breiten Platanen ihre Zweige aus, als wollten sie mit weichen Armen die Stätte überdecken wo einst so lauter Jubel schallte und jetzt der Wanderer mit stiller Wehmuth weilt, sinnend, wie jedes Gebilde der Menschenhand, und wäre es auch noch so stolz und kühn, in Trümmern sinkt unter dem gewaltigen Fußtritt der Zeit.

Die Geschichte der Harzburg ist bis zu der Zeit, wo Kaiser Heinrich IV. sie zuerst erbaute (1065 — 1069) dunkel, ja, wenn wir neueren Forschungen glauben sollen, nur ein Gewebe von Fabeln. Große Verdienste hat sich Delius, in seinen „Untersuchungen über die Geschichte der Harzburg und den vermeinten Götzen Krodo" in dieser Beziehung erworben, wenn ihn auch sein Eifer, das Dunkel, welches auf den alten Mauern lagert, zu erhellen, oft wohl zu weit geführt haben mag.

Schon Julius Cäsar, so erzählt die Sage, soll auf dem Berge, wo später die Harzburg stand, ein Castell erbaut haben. Auch wird von einem Tempel des Krodo gefabelt, der dort gestanden haben soll. Noch wird zu Goslar der vermeinte Altar des Krodo aus diesem Tempel aufbewahrt. Karl der Große, der die Götzenaltäre in unserm Vaterlande stürzte, so fährt die Sage fort, brach auch den Krodotempel und baute an dessen Stelle eine Kapelle.

Delius beweist, in dem genannten Werke, schlagend, daß dieß eben so wenig wahr sei, als daß später Conrad I. ein Chorherrnstift auf der Harzburg gegründet habe. Eben so wenig kann mit Gewißheit behauptet werden, daß Heinrich der Vogelsteller die Burg zum Schutze gegen die Ungarn erbaut habe, und daß ihm dort die Nachricht von seiner Wahl zum deutschen Kaiser überbracht worden sei. Giebt es gleich neben der Harzburg einen sogenannten Finkenheerd,

den man nach Heinrich I. benennt, so muß dagegen bemerkt werden, daß wohl zwanzig andere Oerter ebenfalls einen Finkenheerd aufweisen, den sie mit dem genannten Kaiser in Verbindung setzen. Wie wenig aber die Harzburg den umherschweifenden Ungarn ein Hinderniß sein können, leuchtet bei dem ersten Blick auf ihre Lage ein.

Erst von Heinrich IV. weiß man, wie gesagt, mit Gewißheit, daß er die Harzburg erbaute. Ihm, wie seinen Vorgängern, gefiel das Leben am Harze, wo der Wald mit seinen Jagdrevieren so reiche Freuden bot. Die Burg sollte der Aufenthaltsort eines zahlreichen Hoflagers sein, deshalb wurde sie weiter und glänzender gebaut, als dieß sonst wohl, auch bei Kaiserbauten, der Fall zu sein pflegte. Bald empfand die Umgegend die drückende Nähe des genußsüchtigen Kaisers. Immer schwerer wurde die Last der Abgaben, immer größer der Uebermuth des Kaisers und seiner Begleiter. „Selbst das Wasser, welches man doch den unvernünftigen Thieren umsonst gönne, müßten sie um Geld trinken und ihren Holzbedarf kaufen," so klagten die Sachsen und zogen, an ihrer Spitze der tapfre Otto von Nordheim, um sich selbst Recht zu schaffen, im Jahre 1073 vor Goslar, wo damals der Kaiser Hof hielt. Dieser flüchtete mit den Reichskleinodien nach der Harzburg. Auch hier war es ihm, da seine Mannschaft zu gering war, nicht möglich sich zu halten.

Nachdem er einige Tage lang die Sachsen mit Unterhandlungen hingehalten hatte, entfloh er mit wenigen Dienern durch die dunkle Nacht der Wälder und Schluchten des Harzes nach Eschwege im Hessenlande. Hierhin verfolgten ihn die Sachsen nicht, denen vielmehr am Herzen lag die festen Burgen am Harze zu brechen und ihre Besatzungen nieder zu machen. In der Harzburg waren 300 Mann zurückgeblieben, die sich lange Zeit tapfer vertheidigten, und durch kühne Ausfälle sich immer wieder Lebensmittel zu verschaffen wußten. Als aber der Kaiser die Großen seines Reichs vergeblich um Hülfe angefleht hatte, mußte er endlich mit blutendem Herzen einen Vertrag eingehn, in dem unter andern auch festgesetzt ward, daß alle festen Schlösser des Kaisers in Thüringen und auf dem Harze niedergerissen werden sollten. Die Harzburg zu retten war des Kaisers liebster Wunsch. List sollte ihm dazu behülflich sein. Nur die Ringmauern und übrigen Festungswerke der Burg ließ er niederreißen, meinend, die schutzlose Kirche und die Wohnung der Chorherren werde nun von den Sachsen verschont bleiben. Aber die Wuth der Sachsen kannte keine Grenzen. Drei Tage nach des Kaisers Abreise zogen sie heran, zertrümmerten die noch stehenden Reste der Mauern, verbrannten die schöne, von Holz erbaute Kirche, warfen frevelnd die Reliquien der Heiligen und die Gebeine von des Kaisers Söhnlein und seinem Bruder umher, und zogen jubelnd mit den geraubten Kleinodien von dannen. Die umhergestreuten Gebeine sammelte der Abt eines nahen Klosters, und begrub sie in seiner Kirche.

Nicht nur Heinrich war durch diese Freveltat äußerst erbittert, auch der Unwille der Reichsfürsten regte sich. Schnell war ein Heer gesammelt. Die Sachsen wurden in der Schlacht bei Hohenburg (Nägelstedt) bei Langensalze geschlagen. Sie unterwarfen sich unbedingt am 25. October 1075 zu Spier im Schwarzburg-Sondershäusischen. Emsig wurden nun die zerstörten Burgen wieder aufgebaut, vor allen die Harzburg. Heinrich, der am 6. März 1076, wohl zum letzten Male, von seinem geliebten Goslar abreiste, beauftragte den Herzog Otto von Baiern die Burgen zu Hartesborg und auf dem Steinberge, westlich von Goslar zu erbauen. Noch waren sie nicht vollendet, als die Sachsen sich abermals gegen den in den Fesseln des päpstlichen Bannes liegenden Kaiser empörten. Otto neigte sich bundbrüchig auf ihre Seite, und zog um Pfingsten des Jahres 1076 die Besatzungen aus den genannten Burgen, die dann wahrscheinlich beide wieder zerstört wurden.

Ueber hundert Jahre verflossen nun, die in Bezug auf die Geschichte der Harzburg in Dunkel gehüllt sind. Erst Kaiser Friedrich I. ließ sie 1180 wieder prachtvoll aufbauen, und beschenkte sie mit mehrern Besitzungen. Wahrscheinlich sollte sie wie die gleichfalls damals erbaute Feste Bischofsheim, (jetzt Langenstein), zum Schutz gegen den widerspänstigen Herzog Heinrich dem Löwen von Braunschweig dienen. Bald nach dem die Harzburg wieder erbaut war, wurden die Grafen von Wöllingerode-Woldenberg mit ihr beliehen, doch behielten sie dieselbe nur bis zum Jahre 1269, wo sie am 1. Mai von Hermann und Ludolph von Woldenberg an den Grafen Conrad II. von Wernigerode verpfändet wurde. Bald verwandelte sich das Pfandrecht in Eigenthum. Hundert Jahre waren die Grafen von Wernigerode im Besitz der Harzburg, bis sie im Jahre 1369 durch den Verrath eines Reiterknechtes an Herzog Otto den Quaden (Bösen) von Braunschweig überliefert wurde. Wie sehr die Wernigeröder Grafen sich auch bemühten, wieder in den Besitz der Harzburg zu kommen, so vermochten sie doch nichts gegen den bösen Herzog auszurichten. Sie sahen sich genöthigt die eine Hälfte der Harzburg in den Händen Otto's zu lassen, die andere Hälfte aber von ihm als Lehn anzunehmen. Doch wurde ein sogenannter Burgfrieden abgeschlossen, der den Burgberg bis zu dem an seinem Fuße liegenden Dorfe Neustadt umfaßte. Die Burg sollte von Braunschweig und Wernigerode gemeinschaftlich besetzt werden, und jeder Theil dazu im Frieden 16 Mann stellen.

Im Jahre 1407 wurden die Herren von Schwiechelt zum größten Nachtheile der Umgegend Herren der Harzburg. Das alte Kaiserschloß wurde in ein Raubnest verwandelt. Die Gebrüder Heinrich, Conrad und Cord von Schwiechelt beraubten das naheliegende Land aus ihrem festen Hinterhalte, so daß der Lehnsherr der Burg, Herzog Otto der Einäugige von Göttingen mit dem Rathe zu Goslar am 22. Mai 1411 ein Bündniß gegen die genannten Brüder von Schwiechelt zu Schutz und Trutz schloß. Bald war der Grund zur

Fehde da. Es zog nämlich Lord von Schwiechelt am 22. Julius des genannten Jahres gen Hakeborn und raubte die dortigen Kühe. Conrad von Hadmersleben, Herr zu Egeln und Otto von Warberg jagten ihm nach. Letzterer wurde zu Derenburg zwischen Halberstadt und Wernigerode erschlagen. Da traten der Erzbischof von Magdeburg, der Graf Albrecht zu Wernigerode, damals Bischof von Halberstadt und Herzog Bernd von Braunschweig mit den Städten Magdeburg, Goslar und Halberstadt zusammen, und lagerten sich vor der Harzburg, wo sie bis zum 14. September verweilten. In dieser Zeit erbauten sie auf dem Petersilienberge eine Burg, welche die Steuerburg genannt wurde. Die von Schwiechelt geriethen in Angst, versprachen da, wo Otto von Warberg erschlagen war, eine Capelle zu bauen, und sich aller Räubereien zu enthalten. Auf solch' Versprechen und weil sie, wie ein alter Schriftsteller sagt, bei dem frühzeitig fallenden Schnee im rauhen Harzwalde nicht ausdauern konnten, zogen die Verbündeten ab. Die von Schwiechelt hielten aber keine Ruhe, sondern raubten die Kühe der Einwohner von Goslar, und trieben auch sonst Straßenräuberei nach wie vor. Abermals zogen die Verbündeten heran, bauten neben der Steuerburg noch ein Blockhaus, die Altona, und beschossen die Harzburg mit Bombarden. Nun mußten sich die von Schwiechelt ergeben. Sie zogen mit ihrem Geräth ab, und entkamen in dem Harz, die Burg aber kam, nachdem die andern Verbündeten entschädigt waren, an die Braunschweigisch-Wolfenbüttelsche Linie.

Im Jahre 1438 wurde die Burg von einem berüchtigten Wegelagerer, Herwich von Utze, aus Amsleben am Elm, am 22. Mai erstiegen, der gleich nach der verwegenen That das Vieh aus der Umgegend raubte, um sich mit Lebensmitteln zu versehn. Die Bauern jedoch rotteten sich zusammen, nahmen ihm seinen Raub wieder ab, und der inzwischen herbeigeeilte Herzog Heinrich von Wolfenbüttel entriß ihm die Burg. Im Jahre 1441 sehen wir die Herren von Schwiechelt wieder im Besitze der Burg, die sie als Pfand erhalten hatten. Später gerieth die Stadt Hildesheim mit ihrem Bischofe in Krieg. Goslar erklärte sich für Hildesheim, Herzog Wilhelm von Wolfenbüttel aber für den Bischof. In diesem Kriege fiel die Burg 1486 in die Hände Goslars. Durch Vertrag ging sie nun an die Grafen von Stollberg-Wernigerode über, welche sie kurze Zeit besaßen, aber 1542, durch das schmalkaldische Bundesheer gezwungen, wieder heraus geben mußten. Nach der Schlacht bei Mühlberg fiel sie in die Hände Heinrichs von Braunschweig und bei dem Hause Braunschweig ist sie dann auch fortan geblieben.

Endlich in den Jahren 1650 — 54 wurde die Burg zum letzten Male zerstört. Die Beweggründe, weshalb es geschah, liegen nicht klar zu Tage. Vielleicht waren die Unterhaltungskosten der nun ganz unnütz gewordenen Burg zu bedeutend.

Als die eigentliche Burg schon einige Zeit zerstört war, stand noch immer die Burg-Capelle. Fromme Scheu trug Bedenken sie zu zerstören. Im Jahre 1667 finden wir auf dem alten Burgplatze die Wohnung eines Forstaufsehers, welche in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ein Waldarbeiter mit seiner Familie bewohnte. Mancherlei Unfug wurde von diesen letzten Bewohnern der Harzburg getrieben, so daß man sich genöthigt sah auch sie polizeilich zu entfernen. Seit dem wohnt das Graun in den Trümmern der alten, einst so herrlichen Burg, und nur der einsame Fuß des Wanderers schreitet über die Stelle, wo einst Kaiser thronten in der größten Herrlichkeit, welche die Erde beut.

R. Hohohm.

Sage von der Ilmnixe.

Wo, sanft gewunden, sich die Ilm
Nach Ober-Weimar zieht,
Saß einst der arme Schäfer Wilm
Mit traurigem Gemüth.
Er weidete, seit vielen Jahren,
Des nahen Klosters Lämmerschaaren.

„Dort drüben," sprach er, „wohnt das Glück!
Doch hier auf dieser Flur —
O gönnte gütig das Geschick
Mir hundert Gülden nur!
Mehr wäre wahrlich nicht vonnöthen;
Ich kauft' ein Haus, und freite Grete'n.

Urplötzlich brauf't, empört und wild,
Die Fluth der Ilm empor.
Es taucht, vom Schleier halb verhüllt,
Ein Frau'ngebild hervor,
Und leis' rief's, wie, bewegt vom Winde
Die Aeolsharfe tönt: Erlinde!

Das Mägdlein sprach, indem 's geschwind
Den Schleier um sich zog,
Der, leicht bewegt vom Abendwind,
Um ihren Nacken flog:
„Sag', willst du mir Vertrauen schenken,
So will ich deiner hold gedenken!"

Und bang' und mit Entſetzen ſchlug
Ein Kreuz der fromme Hirt:
„Seid ihr die Here, die durch Trug
Der Menſchen Geiſt verwirrt?
Bleibt mir — ich kenn' die Teufelskünſte —
Vom Hals mit eurem Gelegewinnſte!"

„Wie? ſo verkenneſt du die Macht,
Die jedes Weſen ehrt?
Ha! nicht des Lohns, dir zugedacht,
Der Strafe biſt du werth.
Und zwiefach, ſtatt dich zu beglücken,
Soll dich dein hartes Schickſal drücken!"

Hui! drehte ſich dem armen Tropf —
Welch' wunderlicher Spaß!
Der Hals herum, daß ihm der Kopf
Faſt auf dem Nacken ſaß;
Und gellend tönte dem Verächter
Der Nixenmacht ein Hohngelächter.

Von ſeinem traurigen Geſchick
Gebeugt und faſt verwirrt,
Erſchien mit tief geſenktem Blick
Im Kloſterhof der Hirt;
Doch fand er in den heil'gen Mauern,
Statt Rath und Hülfe, nur Bedauern.

In ſeiner Noth bediente man
Der Teufelspeitſche ſich,
Vor der voll Scheu wohl dann und wann
Der Menſchen Erbfeind wich.
Doch dies Geräth, ein Schreck den Böſen,
Schien Nixenzauber nicht zu löſen.

Indeß lief Gretchen ſchnell den Pfad
Am Rand der Jim dahin,
Sank flehend auf ihr Knie, und bat
Die Wellenkönigin,
Aus Mitleid ihren Vielgetreuen
Von ſeiner Strafe zu befreien.

Da ſchoß, indem auf blauer Fluth
Die Zürnende erſchien,
Das ſanfte Troſtwort: „Faſſe Muth!
Dem Armen iſt verziehn!
Geh', liebes Kind! die wird es glücken
Das ſchiefe Haupt zurecht zu rücken."

Das Mädchen war, fast wie im Traum,
Zur Heimath schnell gerannt,
Und sie berührte wirklich kaum
Den Kopf mit leiser Hand,
Da setzt' er sich, mit Blitzesschnelle,
O Wunder! an die alte Stelle.

Gar bald vernahm man Gretchens Cur
Im Lande weit und breit,
Und es erhielt sich ihre Spur
Bis in die spätste Zeit;
Sie ward, als eine werthe Kunde
Gepriesen oft von holdem Munde.

Seitdem hält's manche Frau erlaubt,
Daß sie, wenn's ihr beliebt,
Auch ohne Noth des Mannes Haupt
Etwas zurechte schiebt.
Drum gilt von wilder Ehefehde
Der Ausdruck noch als Sprüchwortrede.

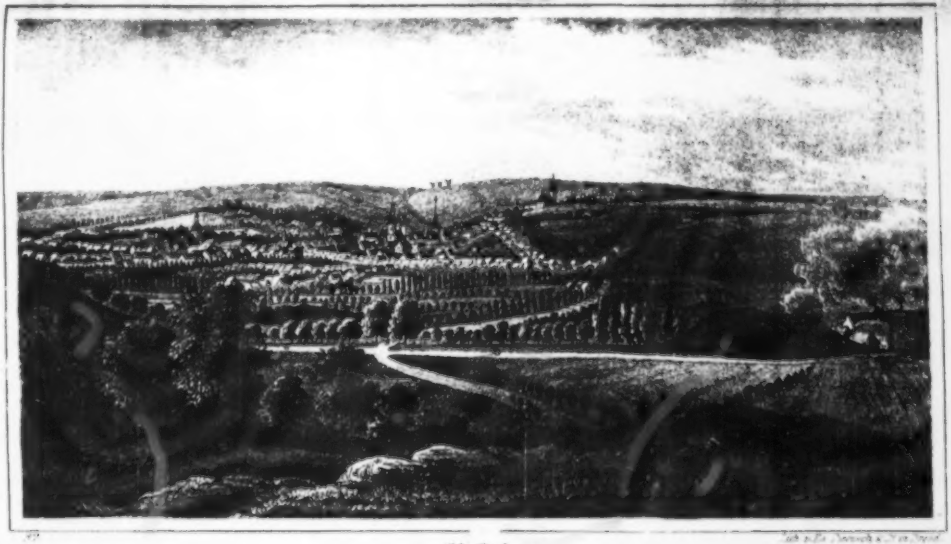
Heinrich Döring.

Eisleben.

Eisleben ist die Kupferstadt,
Wo Luther ist geboren,
Und wo sich auch sein Lebenspfad
In Todesnacht verloren.
Noch ist der Bergbau hier im Flor,
Noch braut man Bier so wie zuvor,
Als hier Hanns Luther weilte,
Des Sohnes Freuden theilte.

Hengstenberg.

Eisleben! — Wessen Herz klopft nicht lauter, wenn er den Namen dieser Stadt nennen hört? — Hier brach das Morgenroth einer neuen Zeit an, hier stieg aus niedrer Hütte ein funkelnder Stern empor, der mit lauterm Strahl den Nebel, welcher den schönen Christenglauben umdüsterte, siegreich durchbrach, hier flammte die Fackel empor, welche mit zauberhaftem Lichte den Erdball umleuchtete, und dessen Schein die Völker, welche im tiefen Dunkel und im Schatten des Todes saßen, freudig anstaunten, hier wurde der größte Sohn des schönen Thüringerlandes, der gewaltige Mann Martin Luther geboren. Aus ihr ging der hilfsbedürftigen Welt eine prächtige Sonne auf, vor welcher das dunkle Gewölk des Aberglaubens zerstäubte, wie die Gespenster vor dem ersten Hahnenschrei; in ihr neigte sie sich auch wieder und versank sanft verlöschend, aber das Licht, welches sie entzündet, blieb und wird bleiben, und der Name „Luther“ wird nicht vergessen werden, so lange die Erde steht.



Eisleben.

Zur Zeit, als die christliche Lehre noch nicht bis in diese Gegend vorgedrungen war, verehrten die Bewohner derselben die Göttin Isis. (cf. El. Schedii Synt. de Dis Germ.) Ihr zu Ehren wurde eine neu erbaute Stadt „Isisleben" genannt, woraus in späterer Zeit „Isleben" und „Eisleben" wurde. Ob diese Ableitung richtig ist, oder ob die Annahme, die Stadt führe vom Eisen ihren Namen, besser sei, lassen wir hier ununtersucht, und führen nur noch an, daß Francke in seiner Mannsfeld'schen Historie (p. 127) erzählt: „es befände sich auf dem Rathhause zu Eisleben ein Bild, welches allgemein für das der Isis gehalten werde, und das bekannte Kraut, Verbena, Eisen- oder Isenkraut, welches der Isis geweihet gewesen, habe nach ihr seine Benennung empfangen; auch spreche die Schreibart Isleben, welche man in alten Documenten finde, für die Meinung, daß die Stadt vordem wirklich Isisleben geheißen."

Die Chroniſten erzählen mancherlei Sagenhaftes von der Stadt. Zeltfuchs (in seiner Stollberg'schen Chronik p. 360) berichtet: daß zu Eisleben zu verschiedenen Malen in theurer Zeit Mehl aus der Erde gequollen sei, — und Johann Kennerer, Pfarrherr zu Mannsfeld, seines Alters über achtzig Jahr, sagt: daß zu Eisleben und im ganzen Lande Mannsfeld das wüthende Heer vorübergezogen sei; alle Jahre auf den Fastnacht „Dornstag," — und alle Leute seien zugelaufen und hätten darauf gewartet, nicht anders, als sollte ein großer mächtiger Kaiser oder König vorüberziehen. Vor dem Hausen sei ein alter Mann hergangen mit einem weißen Stab, habe sich selbst den treuen Eckart geheißen. Dieser Mann habe die Leute heißen aus dem Wege weichen, auch etliche Leute gar heimgehen; sie würden sonst Schaden nehmen. Nach diesem Manne hätten etliche geritten, etliche gegangen und es seien Leute gesehen worden, die neulich erst gestorben, auch die eines Theils noch lebten. Einer habe geritten auf einem Pferde mit zwei Füßen. Der Andere sei auf einem Rade gebunden gelegen und das Rad sei von selbst umgelaufen. Der Dritte habe einen Schenkel über die Achsel genommen und habe gleich sehr gelaufen. Ein Anderer habe keinen Kopf gehabt u. dgl. mehr. (S. Agricola's Sprichw. S. 167.)

Hauptmomente aus der Geschichte der Stadt, welche Anfangs zur Grafschaft Mannsfeld gehörte und endlich der Sitz einer besondern Linie des Mannsfeldischen Grafenhauses war, (s. den Artikel Mannsfeld) sind folgende:

Im Jahre 1082 kamen mehrere deutsche Fürsten zusammen und erwählten, Kaiser Heinrich IV. zum Trotz, den Herzog Hermann von Lothringen, Grafen zu Saarbrück, zum römischen Könige. Sie brachten ihn nach Goslar, wo er vom Erzbischofe zu Mainz, in Gegenwart Burchards von Halberstadt, des Erzbischofs von Magdeburg, des Bischofs von Merseburg, des Herzogs Otto von Nordheim, des Pfalzgrafen Friedrich von Sommerschenburg und Anderer auf das Weihnachtsfest, gegen das Versprechen, nichts wider den Willen des Papstes, Gregor's VII., zu unternehmen, zum Könige erwählt wurde. Zu seiner Residenz wurde Eisleben gewählt, und da daselbst in jener

Zeit viel Knoblauch gebaut wurde, so gab man ihm den Spottnamen „Knoblauchskönig." Die Stadt litt in Folge seines hiesigen Aufenthalts viel Ungemach. Sie wurde von dem Erzbischofe von Bremen und dem Bischofe von Hildesheim, die es Beide mit dem rechtmäßigen Kaiser hielten, erobert, ausgeplündert und verbrannt. Das Schloß in der Stadt konnten sie aber nicht gewinnen, denn Hermann, nachdem er einige Zeit belagert worden war, that einen muthigen Ausfall und vertrieb seine Feinde. (cf. Merian's Topographie von Sachsen).

Im J. 1083 schlug ein Graf Ernst von Mannsfeld, als Anführer der Sachsen, vor Eisleben in der Friesengasse, die Friesen, welche auf Seiten Kaiser Heinrichs IV. waren, und sollen ihrer gegen tausend Mann auf dem Platze geblieben sein.

1362 wurde die Stadt von Friedrich, Landgrafen von Thüringen und Markgrafen von Meißen belagert.

1457 ließ Graf Günther mit seinen Anverwandten in dem hiesigen Münzhause sehr viele Münzen, als Thaler, Groschen und Pfennige, unter ihrem Gepräge schlagen, und es wurde von Kaiser Friedrich III. ein Mandat publicirt, daß solche Münzen ohne allen Widerspruch, bei allen Ständen des Reiches gelten und angenommen werden sollten. Die Grafen hatten zwar schon vor dieser Zeit Münzen schlagen lassen, allein durch dies Mandat sind sie erst wirklich mit dem Rechte zu münzen versehen worden.

Im 1483. Jahr

Als unser Heiland geboren war,
Da in der Christenheit man zählt,
Kam Doctor Martin auf die Welt —
Herr Martin Luther hochgelahrt,
Desgleichen nie erfunden ward.
Zu Eisleben, wo Bergleut' schön
In tiefe Schacht hinuntergehn,
Und fördern edles Erz zu Tag
Mit ihrem fleiß'gen Hammerschlag,
Hat Gott es weislich so geschickt,
Daß er das Licht der Welt erblickt.
Zu Aeltern hat ihm Gott bescheert
Frau Margarethen, ehrenwerth,
Zum Vater aber Herrn Johann,
Ein ehrlich alt und fromm Bergmann,
Der ihn gar streng, nach Brauch der Alten,
Zu Kirch' und Schulen angehalten.*)

*) Eine Erzählung von Luther's Leben, welches jedem Kinde, das zur Schule geht, sattsam bekannt ist, wird hier Niemand erwarten, daher nur das von ihm, was sich auf Eisleben bezieht, da so der ganze Artikel mit nöthiger Kürze abgehandelt werden soll.

Im Jahr 1492 wurde hier Johann Agricola, eigentlich Schneider, und von seinem Geburtsorte auch öft nur Eisleben genannt, geboren. Er hat sich als Mitarbeiter am Reformationswerke berühmt gemacht, war Urheber vieler theologischer Streitigkeiten, Mitverfasser des sogenannten Augsburger Interim's, fruchtbarer theologischer Schriftsteller, geistlicher Liederdichter und Sammler deutscher Sprichwörter. Letztere verdienen besonders Erwähnung, da sie für die Geschichte deutscher Sprache und Sitte wichtig sind. Das Buch heißt: „Dreihundert gemeine Sprichwörter, der wir Deutschen uns gebrauchen, und doch nicht wissen, woher sie kommen, durch D. Johann Agricolam von Ißleben. An den durchlauchtigen, hochgebornen Fürsten und Herrn, Herrn Johann Friedrich, Herzogen zu Sachsen ꝛc. geschrieben, erklärt und eygentlich außgelegt. Hagenaw durch Joh. Secerium ym 1529. Jare. — Der ander teyl gemeyner deutscher Sprichwörter mit ihrer Außlegung hat funffthalbhundert newer Wortter. Joh. Agricola, Eißleben. Hagenaw durch Joh. Secerium 1529." Agricola hat außer vielen theologischen Schriften, welche theils dogmatischen, theils exegetischen, theils practischen, theils polemischen Inhalts sind, noch herausgegeben: eine abgekürzte Ausgabe des Brandtschen Narrenschiffes, und mehrere Kirchenlieder, als: „Herr sei gelobt aus Herzensgrund," — „Fröhlich wollen wir Halleluja singen" u. s. w. — Ueber Agricola's Leben und Schriften giebt die beste Auskunft eine Schrift von Berend Kordes: Mag. Joh. Agricola's, aus Eisleben, Schriften, möglichst vollständig verzeichnet u. s. w. Altona 1817.

1521 schlossen die Grafen von Mannsfeld mit der Stadt einen Vergleich, nach welchem die Grafen den Bürgern ein Pferd, welches Eisleben jedes Jahr liefern mußte, so wie mehrere andere Dienste, gegen alljährlich zu zahlende zweihundert Gulden, auf funfzehn Jahre erließen.

Im 16. Jahrhundert wurden auch mehrere denkwürdige, auf Religion bezügliche Colloquien und Zusammenkünfte gehalten, z. B. 1554 eine Synode von hundert Predigern, auf welcher über die Nothwendigkeit der Werke zur Seligkeit, ingleichen den 13. Februar desselben Jahres über andere Lehrpunkte verhandelt wurde. Diese Verhandlungen sind im Druck erschienen.

1546 kam Luther, auf Begehren der Grafen von Mannsfeld, nach Eisleben, um Streitigkeiten, welche zwischen den Grafen von Mannsfeld über die Kupferbergwerke obwalteten, zu schlichten. Am 23. Januar reiste Luther von Wittenberg ab. Auf der Mannsfelder Grenze kamen ihm die Grafen mit 113 Pferden entgegen. Vor Eisleben wurde ihm im Wagen sehr schwach, doch kam er glücklich in die Herberge. Den ganzen Verlauf erzählt der Wahrheit treu ein einfaches Gedicht im Volkston:

Nun aber trugen den ohngefähr
Die Grafen von Mannsfeld gnädig Begehr
— Weil Zwiste sich zwischen ihnen begaben —

Herr Luthern in Eisleben zu haben;
Vielleicht wohl möcht es diesen gelingen,
Die Sachen gütlich in Ordnung zu bringen.
Denn wo er Gutes zu wirken fand,
Da war Luther stets bei der Hand.
Drum reist er, als er's erfahren hat,
Sogleich in seine Vaterstadt.
Schon unterwegs begab es sich,
Daß eine Krankheit ihn beschlich.
Doch achtet er dieses nicht eben.
Mit Doctor Jonas, der ihm gegeben
Von Halle aus das Geleit,
Gelangt' er an zu rechter Zeit.
Hier aber erholt er sich dergestalt,
Daß er froh und munter bald
Begann den Streit der Grafen zu schlichten.
Doch eh' er etwas konnte verrichten;
(Wiewohl er in seiner Vaterstadt
Zuletzt noch viermal gepredigt hat);
So fühlt er sich wieder krank und schwach,
Dergestalt, daß er einmal sprach:
„Werd' ich die Grafen vereinigt haben,
Will ich heimgehn, und mich lassen begraben,
Will ich mich legen in meinen Sarg hinein,
Und den Würmern eine Speise sein." —
Und matter fühlt er sich stündlich mehr;
Oft bat er seine Freunde sehr:
Sie möchten halten immerfort
An der reinen Lehr', am wahren Wort.
„Bald, Freunde, werd' ich von Euch gehen
Dorthin, wo wir uns wiedersehen;
Hier bin ich in die Welt gekommen,
Hier werd' ich von der Welt genommen." —
An's offne Fenster trat er hin,
Zum Himmel richt't er Blick und Sinn;
Hier betete der fromme Mann:
„Herr Gott, Herr Gott, ich ruf' Dich an,
Im Namen Deines lieben Sohnes,
Der sitzt zur Rechten Deines Thrones,
Den ich gepredigt hab' im Leben.
Du wollst Gehör meiner Bitte geben:
Erhalte doch mein Vaterland
Bei Deines Wortes rechtem Verstand!"
Da ward ihm bang', da ward er schwach;
Er zittert: in sein Schlafgemach
Und mußte sich zur Ruhe legen.
Die Grafen selber waren zugegen,
Und viele Freunde waren da

Als dies an unserm Luther geschah.
Er reichte noch zu guter Lezt
Die Hand den Freunden allen jezt:
„Ihr Lieben, gute Nacht! Ich befehle
In Deine Hände, Herr, meine Seele!
O Freunde, betet, betet zu Gott,
Daß sein Wort nicht werde zu Spott:
Denn der Papst und sein Concilium
Sind hart wider das Evangelium." —
Drauf schlief er ruhig, doch nicht lang;
Beim Erwachen ward ihm wieder so bang.
Da rufte man zwei Aerzte herbei;
Doch half ihm keine Arzenei;
Mit warmen Tüchern bedeckt man ihn;
Doch nimmer wollten die Schmerzen fliehn.
Es that ihm auf der Brust so weh;
Er richtete sich in die Höh':
„Ich fahre dahin, ich sterbe gern;
Wir haben Einen Gott und Herrn,
Der hilft uns, wie er uns verspricht,
Der läßt uns auch im Grabe nicht."
Jezt sinkt er sanft auf's Bett zurück,
Geschlossen ist sein müder Blick.
Magister Cälius tritt heran
Und fraget auch den frommen Mann:
„Sterbt Ihr auf die Wahrheit Eurer Lehre.
Ehrwürdiger Vater, zu Christi Ehre?"
Mit lauter Stimme spricht Luther da:
— Es ist sein lezter Wort — „Ja! — Ja!"
Und stille Nacht war's ringsumher;
Die Freunde Luthers weinten sehr:
Denn matter ging sein Athem bald,
Die Wangen wurden bleich und kalt.
Und Einer bog sich auf sein Bett,
Zu sehn, ob er noch Leben hätt':
Da aber war im sel'gen Frieden
Herr Doctor Luther schon verschieden.

Den 18. Februar, Morgens zwischen zwei und drei Uhr, starb er. Schon um vier Uhr schrieb Justus Jonas an den Churfürsten von Sachsen, und bat sich wegen des Leichenbegängnisses Befehle aus. Man goß noch am 18. Februar einen zinnernen Sarg, in welchen man die Leiche legte, und brachte sie den 19. in die Hauptkirche der Stadt, in die St. Andreaskirche, in welcher er in den lezten drei Wochen verschiedene Male gepredigt, das heilige Abendmahl ausgetheilt und zwei Priester ordinirt hatte. Justus Jonas und einige Andere hielten hier Predigten über der Leiche, welche unausgesezt

von zehn Bürgern bewacht wurde.*) Den 20. führte man dieselbe gen Wittenberg ab. Viele Grafen, Herren und Bürger begleiteten sie, und überall ward in den Dörfern, an denen der Zug vorüberkam, mit den Glocken geläutet, und das ganze evangelische Europa trauerte über den Tod des herrlichen Mannes, der als Schriftsteller, Prediger, Lehrer, Sänger, Forscher, Bürger, Gatte, Vater, Deutscher, Christ und Mensch ausgezeichnet war, und der es, wie Wenige, verstand, überall am rechten Orte, und auf die rechte Weise sowohl zu sprechen, als zu handeln. Das Todesjahr hat Justus Siberus in folgendes Distichon gebracht:

QVae genVIt rapVIt te sanCte IsLeba LVthere.
CoeLo anIMVs frVIVr, LeVCorIs ossa tenet.

Das Haus, in welchem er starb, gehörte dem Doctor Drachstedt. Sonst, wenn er nach Eisleben kam, pflegte er gewöhnlich in der Canzlei am Markte zu wohnen, wo man noch lange Zeit seinen Tisch, Stuhl, Bett und andere Sachen aufbewahrte. Da aber das Volk diesen Gegenständen wunderthätige Kräfte beilegte, und viel Aberglauben damit trieb; so beging man die Thorheit, dieselben, um Mißbrauch zu verhüten, zu verbrennen. Gewiß standen doch noch andere Wege offen, diese interessanten Gegenstände vor übermäßiger Verehrung der Menschen zu bewahren.

1547 starb hier in hohem Alter Stephan Agricola, eigentlich Kastenbauer geheißen, welcher die Reformation eifrig befördert hatte. Er stammte aus Baiern, studirte in Wien und Bologna, war eine Zeit lang Beichtvater bei der Gemahlin Ferdinands I., und trat dann in Dienste bei dem Erzbischofe von Salzburg, Matthäus Lang. Als er aber hier fleißig Luther's Schriften las und, durch dieselben aufgeklärt, sogar anfing, die Mißbräuche der römischen Kirche öffentlich zu bekämpfen; so mußte er seine Freimüthigkeit mit harter Gefängnißstrafe büßen; entzog sich jedoch derselben nach drei Jahren durch die Flucht, und ward nach mancherlei Schicksalen Prediger zu Eisleben. Seine Schriften sind theils Uebersetzungen einiger lateinischen Commentare Luther's über die Propheten, theils dogmatischen und lithurgischen Inhalts. — Sein Sohn, ebenfalls Stephan, war auch Prediger im Mannsfeldischen und in Merseburg, trat aber 1560 wieder zur katholischen Kirche über.

1576 und 1577 herrschte die Pest hier; am Schrecklichsten 1577, wo im August 84, im September 85 und im Oktober 77 Personen allein im Marktviertel begraben wurden. Es starb damals auch „Martin Bruchling, ein Verächter des hochwürdigen Sakraments, bis in's fünfte Jahr, und den 27. ej. stillschweigend begraben, ohne Sang und Klang und auf den Gottesacker gelegt, an den Ort, da man pflegt die, so mit dem Schwert sind hingerichtet worden, hinzulegen.

*) Der todte Luther wurde, ehe er aus Drachstedt's Hause getragen wurde, noch zweimal von Lucas Fortnenagel aus Halle gemalt.

1579 starb der erste lutherische Graf aus dem Eislebenschen Hause, Graf Johann Georg I., welcher als sächsischer Statthalter größtentheils in Dresden wohnte, wo er auch starb. Seine Grabschrift rühmt ihm nach, daß er gewesen sei

Ein rechter, ächter, frommer Mann,
Der vielen Leuten Guts gethan.
Der schlecht, gerecht, fromm und gütig,
Von Herzen freundlich, sanft und sittig,
Ganz reich an Tugend und an Ehr',
Fest hielt bei Lutherischer Lehr'.

1585, den 23. Okt. „Dienstags auf den Abend, als man das Wächter-Glöcklein geleutet, ist stillschweigend auf den Gottesacker getragen und begraben, Heinrich Lamprecht, der Wagenmeister, ein versoffener Mann, welcher nie, ohne vielfältig Vermahnen und Anhalten seiner Seelsorger, zum Tisch des Herrn sich gefunden, und mit Barbara, Georg Behels, des Fleischers Tochter, sich geschleppt, und ob ihm schon vom Ministerio und einem ehrbaren Rath auferlegt worden, derselben Person müßig zu gehen, so hat er sie dennoch bei sich behalten, bis ein ehrbarer Rath sie bei einander gefunden, und mit Gefängniß bestraft hat. Ueber solchem Aergerniß hat ihn unser Herrgott mit Leibesschwächen angegriffen, da er unversehens und plötzlich gestorben. Und weil er Niemand aus den Seelsorgern hat zu sich fordern lassen, gegen den er sich seiner Buße und Bekehrung erklärt, haben ihn, als einen öffentlichen Verächter des Ministerii und ärgerlichen Menschen, die christlichen Ceremonieen der Begräbniß nicht können mitgetheilt werden, Andern seines Gleichen zum Abscheu." —

1601, den 12. August, entstand eine furchtbare Feuersbrunst, welche in wenigen Stunden das Schloß und 253 Häuser der Altstadt in die Asche legte. Das Schloß ist nicht wieder aufgebaut worden, und sind davon noch einige Mauern und ein Thurm vorhanden. Der ehemalige Garten dient jetzt zum Exercierplatze. Nachdem es in den Jahren 1645, 1653 und 1671 wieder bedeutend gebrannt hatte, brach am 9. August 1689 nochmals Feuer aus, und richtete furchtbare Verheerungen an. Seit dieser Zeit ist Eisleben nie wieder zu seinem frühern Glanze gelangt. Auf den Plätzen in der Stadt, wo jetzt Gärten sind, deren es in Eisleben viele, und von großem Umfange giebt, standen ehedem die schönsten Häuser und Paläste, wovon noch die großen und schönen Keller zeugen, die jetzt unter Scheunen und Gärten in großer Länge und Breite hinlaufen, z. B. in der Herrengasse, einer Gasse, die mit dem Schlosse zusammenhing, und große und kostbare Gebäude hatte. Die Viehweide muß vordem auch größer und länger gewesen sein, als jetzt, weil die Zahl der auf ihr Gebornen und Gestorbenen, nach dem ältesten Kirchenbuche der Andreaskirche, ungleich größer war, als sie jetzt ist.

Sie hat gewiß viel weiter auf die Wiesen und Gärten hinausgereicht. — Beiläufig gesagt, wohnten auf der Viehweide viele Winzer, und alten Nachrichten zufolge bestand der ganze Hutberg aus Weinbergen. —

1710 starb der letzte Graf von Mannsfeld, Eislebenscher Linie, Johann Georg III. Auf seinen Tod wurden viele Münzen geprägt, und an den Adel, die Geistlichkeit, die Beamten u. A. ausgetheilt. Unter diesen Münzen waren besonders halbe Thalerstücken mit folgenden Worten „sehr nachdenklich. Man las auf ihnen:

> Agnatis Regimen. Conjugi Desiderium. Orbi Memoriam. Terrae Exuvias. Coelo Spiritum. Sibi Gloriam reliquit.
>
> (Seinen nächsten Anverwandten hat er die Regierung, seiner Gemahlin die Sehnsucht nach ihm, der Welt sein Andenken, der Erde seinen Körper, dem Himmel seine Seele, sich selbst aber Ruhm hinterlassen).

Er liegt in der Kirche zu Mannsfeld begraben.

Die Stadt hat ihre Nahrung von gewöhnlichen städtischen Gewerben, Fabriken, den durchführenden und viel Verkehr schaffenden Straßen, vom Bergbau, den Bierbrauereien und dem Militair. Das gute und gesunde Bier, welches in früheren Zeiten in Eisleben gebraut und stark, besonders nach Halle, ausgeführt wurde, brachte der Stadt eine gute Einnahme. Es hieß „Krappel an die Wand." Sein Ruhm und sein Absatz stehen aber mit früheren Zeiten in keinem Vergleiche mehr, da man jetzt allenthalben, und zum Theil bessere Biere braut, als hier. Zu solchem Glanze, wie zu der Zeit, als noch die Regierungscollegien, Consistorien u. s. w. in Eisleben waren, wird es sich schwerlich wieder erheben. Besonders luxuriös und lebendig ging es her, als der Herr von Burgsdorf Präsident der Collegien zu Eisleben war. Er herrschte unumschränkt und nur der Name fehlte ihm zum Fürsten von Mannsfeld. Alles huldigte ihm, Alles beugte sich vor ihm, so daß selbst der Churfürst davon hörte und darüber eifersüchtig wurde. Man stellte nämlich am Geburtstage des Herrn von Burgsdorf ein Fest an, das überaus prächtig war. Alle Bergleute der Grafschaft mußten zusammen kommen und einen Aufzug machen. Man zauberte, da es Winter war, einen Garten im Freien her, Gedichte, Lobsprüche u. dgl. erschienen ohne Zahl, und Alles wurde aufgeboten, was Pracht und Glanz vermochten. Der Churfürst hörte davon, die Eisleber erhielten eine ziemlich lange Nase, und er verbat sich für die Zukunft dergleichen, „indem es schwer halten mochte, ihn selbst mit größerem Pompe zu empfangen, wenn Er einmal nach Eisleben kommen sollte." — Zur Ehre des Herrn von Burgsdorf sei hier übrigens noch gesagt, daß er sich der Armen und Verlassenen thätig annahm und auch eine Armen-

schule errichtete, welche manches arme Kind vor Verwilderung und vor dem Laster bewahrt hat. Seiner Fürsprache bei Friedrich August verdankt das Gymnasium die schöne Daktyliothek, welche mehr als 3000 Abdrücke von Phil. Dan. Lippert enthält, die in der Alterthumskunde und bei Erklärung der Alten gute Dienste leisten.

Die Bergwerke, welche bereits über sechshundert Jahre fortgeführt werden, sind noch jetzt eifrig im Gange, und man sieht in der ganzen Gegend gewaltige Halden oder Haufen von taubem Gestein, welche stumme Zeugen der reichen Ausbeute sind, welche hier gemacht wurde. Im J. 1199 sollen die beiden Bergleute Nacke und Napian zuerst bei Hettstädt Erze gefunden und darauf eingeschlagen haben. Von der reichen Ausbeute, welche später gemacht wurde, erzählen alte Schriftsteller viel Wunderbares. Im 15. Jahrh. soll ein Hüttenherr eine ganze Höhle voll harter Thaler gesammelt, und ein anderer sich hundert Pferde gehalten haben. — Die Lagerstätte, worauf der Kupferbau geführt wird, ist Kupferschieferflöz, der in der ältern Flözkalkbildung sich zwischen der Elbe und dem Harz hin bis nach Thüringen streckt, ja, fast den Harz ganz umlagert, weshalb sonst auch rings um den Harz auf Kupfer gebauet ward. Das Kupferschieferflöz ist selten über zwei Fuß dick, und in dieser geringen Mächtigkeit finden sich nur Schichten von 3 — 5 Zoll Dicke, die wirklich Kupfer enthalten, und das auch nur in dem Grade, daß aus einem Centner erhaltigen Schiefers nur vier Pfund Kupfer kommen. Die geringe Mächtigkeit des Kupferschieferflözes und die Nässe in den unterirdischen Gängen macht den Mannsfelder Kupferbau sehr beschwerlich. Zur Abführung des Wassers sind bedeutende Stollen eingetrieben, der tiefste ist der Schlüsselstollen, bei Friedeburg an der Saale angesetzt, der nach 200 — 250 Jahren eine Länge von fünf Stunden erreichen möchte, wenn der Bau nach gleichem Plane, wie jetzt, fortgesetzt wird. Trotz der vielen Stollen hat man zur Ableitung des Wassers noch Wasserkünste und Dampfmaschinen anbringen müssen.

In dem Schiefer befinden sich viele Thier- und Pflanzenabdrücke, und alte Scribenten sagen davon also: „Es ist zu merken, daß solche Schiefer gemeiniglich eingesprungene Goldflecken haben, die allerlei Bildnisse von Thieren geben, als unter den Fischen Hechte, Forellen u. s. w., unter den Vögeln Hühner und Wasservögel, auch wohl Salamander u. dgl. Die Fische sind besonders artig ausgedrückt, und die Größe derselben ist nicht weniger als die Farbe abwechselnd; einige scheinen, als ob sie mit lauter Kupfer überzogen wären, andere, als wenn sie mit Bergwachs oder ganz bunten Farben bemalet, noch andere, als wenn sie auch sogar mit gelbem Glanze, als lauterm Golde, auch Silber- und Kupferblättchen überdeckt wären. Einige Fische sind ausgestreckt, andere aber ganz krumm liegend zu sehen. Alle diese Abbildungen können ohne Gemüthsergötzlichkeit, und ohne daß man die göttliche Weisheit hierbei verehren sollte, nicht angesehen werden. — Es haben sich auch Schiefer gefunden, auf welchem Adam und Eva gestanden, wie sie vom verbotenen Baume gegessen, wie auch der Ritter St. Georg, der den Lindwurm zu Pferde erlegt.

Anno 1637 hat man einen Schiefer ausgegraben mit dem Bildnisse der heiligen Jungfrau Maria, so daß Jesuskind auf den Armen getragen. Unter allen Wunderbarkeiten ist aber das Sonderbarste ein kleiner, lebendiger Frosch, den man mitten in einem Stein gefunden hat!" — cf. Francke's Hist. der Gfschst. Mannsf. p. 104. — Der zu seiner Zeit gelehrte Physiker und Theolog M Büttner, fügt in seiner Schrift: „Von den Zeugen und Zeichen der Sündflut" noch hinzu: daß alle diese Mannsfeldschen Schiefer vor der Sündfluth nichts anders gewesen, als ein schwarzer Schlamm aus denen Seeen, in welchen die Gewalt der Fluthen die Fische, Krebse und andere Dinge mit Gewalt eingedrückt, solche zugleich versteinert, und nach und nach zum Erzstein gemacht hätte, nachdem sich die mineralischen Bergsäfte durch dieselben hingezogen, und sie baumürdig gemacht. — cf. v. Rohr's Merkw. des U.-H. p. 697. —

Die gewonnenen Schiefer werden auf neun Rohhütten zu gute gemacht oder in Schwarzkupfer verwandelt. Auf der Saigerhütte zu Hettstädt sondert man durch Zusatz von Blei das Silber vom Kupfer ab. Das Blei dazu wird von Goslar bezogen. Die Brennstoffe auf den Hütten werden in abgeschwefelten Steinkohlen größtentheils von Schiefen geliefert. Holzkohlen bezieht man aus den Harzgegenden dazu. Das Mannsfelder Kupfer steht dem Russischen nach, ist aber eben so gut, als das Schwedische. In neueren Zeiten ist auf den Mannsfelder Hütten auch Kupfervitriol erzeugt worden.

Die Bearbeitung der Mannsfelder Bergwerke stand erst einem jeden Unterthanen zu, dann kamen sie an die Grafen von Mannsfeld, welche sie späterhin, weil es ihnen an Geld zum Betrieb fehlte, den Nürnberger Bürgern übergaben, die im J. 1610 der St. Andreaskirche in Eisleben zwei silberne Leuchter, 600 Thaler an Werth schenkten, und zu manchen Zeiten 1000 Bergleute sollen beschäftigt haben. Dies war vor dem dreißigjährigen Kriege. In demselben geriethen die Werke sehr in Verfall, woraus sie sich erst unter preußischer Leitung wieder erholt haben, sowohl durch aufgefundene reiche Anbrüche, als auch durch guten Absatz. Vor einigen funfzig Jahren gewann man jährlich nicht mehr als 6—8000 Ct., im 15. und 16. Jahrh. aber 18—20,000 und jetzt wieder gegen 15,000 Ct. Aus dem eigentlichen Mannsfelder Kupfer scheidet man Silber, aus dem Sangerhäuser nicht; das jährlich gewonnene Silber beträgt gegen 10—14,000 Mark. —

Die Stadt, welche gegen 8000 Einwohner zählt, und Kreisstadt des Seekreises ist, liegt an einer Anhöhe in einer fruchtbaren, aber ziemlich reizlosen Gegend. Viele Häuser tragen noch das Gepräge alter grotesker Bauart, und die Straßen sind zum Theil krumm und enge. Sie besteht aus der Alt- und Neustadt. Die Neustadt ward im Anfange des 16. Jahrh., „als das Bergwerk reichlich zunahm und von allen Orten Bergleute zuliefen, als eine Bergstadt angelegt,

bekam einen Bergmann zu ihrem Wappen,*) und ward wegen ihrer reichen Ausbeute des Bergwerks, nebst dem Kloster und der dazu gehörigen Kirche, denen heiligen Bergpatronen des damaligen Papstthums, als: St. Annen, St. Joachim, St. Joseph u. s. w., mit bischöflichem Consens gewidmet, und von D. Johann Staupitz eingeweihet." Graf Albrecht VII. von Mannsfeld, aus der Hinterort'schen Linie, ließ sich den Anbau dieser Neustadt sehr angelegen sein.

Das merkwürdigste Gebäude der Stadt ist das Haus, in welchem Luther geboren wurde. Es steht in der langen Gasse, welche eher „Luthersgasse" heißen sollte, und ist unter dem Namen „Luther's Haus" jedem Kinde bekannt. Die Verehrung, welche man gegen dieses Haus hat, war von jeher so groß, daß bei den häufigen Feuersbrünsten, welche Eisleben heimsuchten, in welchen zu verschiedenen Malen fast die ganze Stadt abbrannte, die Bürger die am Luthershause stehenden Häuser und Gebäude niederrissen, um nur dieses heilig gehaltene Haus aus den Flammen zu retten. Obgleich also das Verschontbleiben von den Flammen seinen Grund in den edlen Anstrengungen der Bürger, das theure Gebäude zu retten, hatte, so wurde es doch bald von allen Schriftstellern als unverbrennlich gehalten. Dieselben waren aber nicht wenig betroffen, als es 1689 dennoch von den Flammen ergriffen, und in den obern Theilen zerstört wurde. Herr von Rohr sagt darüber (p. 539 l. l.): „Das Haus war früher unverbrennlich. Nachdem aber der große Gott nach seiner Allwissenheit gar wohl erkannt, daß man in Zukunft ein unnöthiges Wunderwerk hieraus machen würde, und er seine Wunder vielmehr an Lutheri Lehre, als an seinem Hause erweisen wollen, so ließ er auch zu, daß dieses Haus den 9. August 1689 nebst andern mit in die Asche gelegt ward!" —

In der furchtbaren Feuersbrunst des eben genannten Jahres, in welcher der allergrößte Theil der Stadt in Rauch aufging, konnte das Luthershaus nur in so weit gerettet werden, daß blos der obere Theil desselben abbrannte, der untere Theil dagegen, in welchem Luther geboren worden ist, erhalten wurde. Der Magistrat zu Eisleben sandte nun Männer durch ganz Deutschland, und ließ Beiträge zum Wiederaufbau sammeln. Dieselben flossen auch so reichlich, daß das Haus wieder gebaut, und eine Freischule für arme, besonders verwaiste Kinder darin aufgeführt werden konnte. Die Einweihung geschah am 31. Oktober 1693. In der Einweihungsrede wird dieses Haus eine Luther'sche Ehrensäule genannt.

Aber die Schule faßte bei Weitem nicht alle armen Kinder der Stadt. Sie hatte keinen Fond, und das Schulgeld wurde aus der Armenbüchse bezahlt, von dem Almosen, welches Fremde, die Luther's

*) Diese Figur, über einen Brunnen der Neustadt, soll nach der Behauptung des Volks, einen der beiden eben erwähnten Bergleute vorstellen, welche die hiesigen Bergwerke entdeckten.

Haus besuchten, in dieselbe legten; doch stiftete die Schule unausgesetzt viel Gutes, und es wurden 124 Jahre hindurch viele Tausende armer, verwaister Kinder in derselben unterrichtet. In den letzten schweren Kriegsjahren erhielt sich die Schule nur durch den Edelmuth der Bürger und die Bemühungen des Senators Andreas Friedrich Zeitzing.

In dem denkwürdigen Jahre 1817 nahm König Friedrich Wilhelm III., durch eine Cabinetsordre vom 27. Febr. 1817, Luther's Haus für immer in seinen Schutz, dergestalt, daß dasselbe, und zwar mit gänzlicher Beibehaltung seiner Form und innern Einrichtung, auf Kosten der Regierung, in baulichem Stande erhalten werden solle. Der milde König bedachte außerdem die Armenfreischule mit einem jährlichen festen Einkommen, und ließ hinter Luther's Hause noch ein besonderes neues Schulhaus bauen, und diese erweiterte Schule, mit welcher in neueren Zeiten ein Schullehrerseminar verbunden ist, ward am 31. Okt. 1819 feierlich eingeweiht.

Luther's Haus wurde von jeher von durchreisenden Fremden aus allen Ständen und Völkern und von Männern jeglichen Glaubensbekenntnisses fleißig besucht. Am 20. Mai 1815 besichtigte es Friedrich IV., König von Dänemark, auf der Rückreise von Wien, so wie er auch alle übrigen auf Luther bezüglichen Denkwürdigkeiten der Stadt in Augenschein nahm, schrieb sich in das Fremdenbuch, welches jedem Besucher vorgelegt wird, und machte den armen Kindern ein reichliches Geschenk.

In den letzten Kriegen war es oft nicht ohne Rührung zu bemerken, daß die Soldaten, welche oft von Eilmärschen ermüdet waren, dennoch nicht versäumten, sogleich in das Haus des großen Mannes zu eilen, und so ihre Bewunderung für denselben unzweifelhaft an den Tag zu legen.

Das Haus besteht aus zwei Stockwerken. Auswendig über der Thür ist Luther's übelgetroffenes Bildniß in Stein mit der Ueberschrift:

Gottes Wort ist Luthers Lehr.
Drum vergeht sie nimmermehr.

Im untern Geschoß ist linker Hand, wenn man zum Hause hineintritt, die erste Schulstube, in welcher die Elementarclasse ist, auf königliche Kosten jetzt erweitert. Ueber der Thür der Schulstube stehen die Worte:

„Die Stätte, wo ein großer Mann die Welt betrat, bleibt eingeweiht für jetzt und immerdar!!"

Rechter Hand in der Hausflur sind in dem Fenster, das auf die Straße geht, zwei Glasgemälde, Luther und Melanchthon vorstellend, merkwürdig bloß ihres hohen Alters wegen, denn sie sind, nebst einem kleinen Gemälde auf Holz, „der unverbrannte Luther"

genannt, welches jetzt im sogenannten schönen Saale, oben, eine Treppe hoch, bei den übrigen Gemälden hängt, in dem großen Brande von 1689 mit gerettet worden.

In dem obern Stockwerke hängen, in dem erwähnten Saale, Luther's und Melanchthon's Bildnisse in Lebensgröße auf Leinwand. Auf jenem sieht man unten zu Luther's Füßen eine schwarze Kugel, und über derselben das churfürstlich sächsische Wappen. Auf Melanchthon's Bildnisse stehen die Buchstaben C. E. R., was einen hiesigen Maler Christoph Ernst Rothe bezeichnen soll. In des ehemaligen hiesigen Stadtvogts Vogler „Irmensula Lutheri oder Ehrengedächtniß des großen Luther," findet sich vor der ausführlichen Beschreibung „wie dasjenige Haus, darinnen derselbe zu Eisleben geboren worden, 1693 zu einem Almosenhause, auch Schreib- und Rechenschule eingeweiht worden, Eisleben, druckts Johann Dietzel, zum andernmal 1694" ein Luther's Haus darstellendes Folioblatt in schwarzer Kunst geschabt, mit denselben Buchstaben C. E. R. Derselbe hat auch wahrscheinlich die Bildnisse der vier ersten Churfürsten, welche im Saale hängen, gemalt. Von Cranach sind diese Bildnisse nicht, denn derselbe hat nie auf Leinwand gemalt. Von den Churfürsten von Sachsen hängen folgende Bildnisse in Lebensgröße in diesem Saale: Friedrich der Weise, Johann der Beständige und Johann Friedrich der Großmüthige, die Churfürsten Moritz und August, die vier Johann Georgen und sogar Friedrich August I., König von Polen. Sie sind sämmtlich auf Leinwand gemalt, und zum Theil mit den Buchstaben C. E. R. bezeichnet.

Hier hängt auch der unverbrannte Luther, ein zwei Fuß hohes und einen Fuß breites, auf Holz gemaltes Bildniß. Rechts ist der Heiland und links Luther's sinn- und bedeutungsvolles Petschaft, — ein rothes Herz mit einem schwarzen Kreuze in einer weißen Rose, — über dessen Bedeutung sich Luther selbst, in dem bekannten Briefe an Lazarus Spengler in Nürnberg, unterm 8. Julius 1530, ausgesprochen hat.

Der Christen Herz auf Rosen geht,
Ob's mitten unterm Kreuze steht.

Der unverbrannte Luther hat die Unterschrift:

„Anno 1483 ist D. Martinus Luther in diesem Hause geboren und zu St. Peter getauft."

Unten stehen die Worte:

Hostis eram Papae, sociorum pestis et hujus,
Vox mea cum scriptis nil nisi Christus erat.

Ein alter Eisleber Geistlicher, Pastor Schöpffer, der in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts lebte, hat diese Verse also übersetzt:

Ich war des Papstes Feind, die Pest von seiner Rott',
Mein Wort mit sammt der Schrift war Christus, wahrer Gott.

Ebenfalls im schönen Saale hängt in Lebensgröße, auf Leinwand, Friedrich von Kospoth, Herr zu Gossa, ehemaliger churfürstlicher Aufseher hierselbst, zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts, der sich um Luther's Haus und Schule große Verdienste erworben hat.

Außer vorgenannten Bildern und Gemälden, Luther's Schriften in 11 Bänden in Schweinsleder gebunden, und einem ovalen Tische mit blauem Tuche überzogen, worauf Luther's Schwan, sein Schreibpult, steht, war vor 1816 und 17 in Luther's Hause nichts Merkwürdiges, was sich auf ihn und die Reformation bezogen hätte, zu sehen. In dieser Zeit ward aber das Haus aus der Nähe und Ferne so reichlich ausgestattet, daß es jetzt wirklich der Mühe lohnt, die in ihm befindlichen Merkwürdigkeiten und Alterthümer in Augenschein zu nehmen.

Zuerst wurden im Jahr 1816 im Saale des obern Stocks die schönen Gemälde aufgestellt, welche bisher in den hiesigen ganz offenen Gottesackerhallen standen, und daselbst dem Muthwillen der Jugend und Wind und Wetter ausgesetzt waren. Es sind zwar eigentlich Epitaphien, aber Luther befindet sich beinahe auf allen, theils mit seiner Familie, theils mit seinen treuen Anhängern. Diese Gemälde verdienen die Beachtung jedes Kenners in einem hohen Grade, und sind auch von jeher von Durchreisenden bewundert worden.

Das erste ist ein über 10 Fuß breites und 7 Fuß hohes Gemälde auf Holz, der „Nebucadnezar" genannt. Auf diesem großen, reichen und schönen Gemälde kniet ganz unten Stoßnack, ein alter, reicher und angesehener Mann zu Eisleben, über dessen Gruft er aufgestellt war. Auf den ersten Blick erscheint Nebucadnezar auf dem Throne sitzend, von Räthen, Wachen und Gefolge umgeben. Linker Hand ist der Götze aufgestellt, den das Volk anbeten soll. Das Volk liegt vor demselben auf den Knieen und betet an. Links, am Ende des Gemäldes, ist der feurige Ofen, in welchem drei Männer sind und ein Engel, der sie vor der Glut schützt. Vor dem Könige stehen drei Männer, von denen ihn der Mittelste mit Freimüthigkeit anblickt. Zwei dabei stehende Geistliche haben sehr treffende, ausdrucksolle Gesichter. Aus einer aufgeschlagenen Rolle, lesen sie dem Könige, nicht ohne Schadenfreude, etwas vor. Merkwürdig und für den gebornen Eisleber von besonderem Interesse, ist das alte Eisleben ganz oben, wie es mit seinen Kirchen, Thürmen, öffentlichen und andern Gebäuden vor dem großen Brande, 1689, aussah, mit seinen Schachten und Göpeln, welche damals der Stadt ganz nahe

gewesen sind. Betrachtet man das Gemälde genauer, so scheint ein tieferer Sinn darin zu liegen, als man auf den ersten Blick glauben sollte. Wenn man die vielen Figuren mit den ausdrucksvollen Gesichtern genau betrachtet, so entdeckt man, daß sie sämmtlich wirkliche Personen aus dem Zeitalter der Reformation vorstellen sollen, in welchem Costum sie auch gemalt sind. Vielleicht soll das Bild Luther auf dem Reichstage zu Worms darstellen. Er selbst ist dann die mittelste Figur der drei Männer, der Daniel seiner Zeit. Nebucadnezar ist dann Carl V. Vielleicht ist das Bild in Bezug auf Luther's Worte, welche er, ehe er nach Worms ging, aussprach, gemalt: „Der lebt und herrscht noch, der die drei Männer im glühenden Ofen erhalten!"

Das Bild, an dem gewiß mehrere Jahre gearbeitet worden ist, und das jetzt, nach 300 Jahren, noch wohlerhalten ist, dessen Farben von bewundernswerther Dauer, Frische und Schönheit sind, wird von vielen Künstlern und Kunstkennern dem Albrecht Dürer zugeschrieben.

Das zweite Gemälde ist das Epitaph des Superintendenten Menzel, das im J. 1569 über seiner Gruft aufgestellt ist, 3 Fuß 8 Zoll breit und 4 Fuß 8 Zoll hoch. Im Priesterschmuck ordinirt Luther vor dem kleinen Altare der Andreaskirche, in Gegenwart vieler hiesiger Prediger und Beamten, zwei Prediger, die auf beiden Seiten des Altars knieen. Der zur rechten Hand ist Andreas Krause, der letzte, den Luther ordinirt hat. Der Superintendent Menzel, mit Gattin und Tochter, liegt nicht weit davon auf den Knieen. Alle auf diesem Bilde befindlichen Personen sind nach dem Leben gezeichnet. —

Das Bild soll von Lucas und Hanns Cranach gemalt sein, was wir aber aus mehreren Gründen widerstreiten müssen.

Das dritte Gemälde, 10 Fuß 11 Zoll breit und über 5 Fuß hoch, war über der Heidelberg'schen Gruft aufgehangen. Man sieht auf diesem Bilde die ganze Stadt Eisleben mit dem schönen Schlosse, welches 1601 abbrannte. Schon deshalb hat dieses Gemälde für die Jetztbewohner Eislebens großen Werth. In der Mitte ist die Auferweckung des Lazarus abgebildet. Es hat mit dem in der Blasiuskirche zu Nordhausen (s. diesen Art.) befindlichen schönen Gemälde von Lucas Cranach, auf dem die Erweckung des Jünglings zu Nain dargestellt ist, überraschende Aehnlichkeit.

Das vierte Gemälde, 11 Fuß 9 Zoll breit und 7 Fuß 9 Zoll hoch, ist das Bucher'sche Epitaph, eines Mannes, der ehedem eine ganze Straße zu Eisleben sein nannte, welche noch jetzt die Buchergasse heißt. Das Bild wird Holbein zugeschrieben.*)

*) Herr Superintendent Berger zu Eisleben, in seinem recht guten Buche: „Kurze Beschreibung der Merkwürdigkeiten, welche sich in Eisleben und in Luther's Hause auf die Reformation beziehen, Merseburg 1827." — glaubt, daß das auf diesem Gemälde befindliche Monogramm IP dieser

Das fünfte Bild ist wunderschön gearbeitet, und die darauf befindlichen Köpfe aus der niederländischen Schule erregen die Bewunderung jedes Kenners.

Das sechste Bild, 7 Fuß 10 Zoll breit und 4 Fuß 6 Zoll hoch, ist das Epitaph des Hüttenfactors Feuerlein. Die Hauptgruppe ist die Auferweckung des Jünglings zu Nain. Unter den Leichenbegleitern befindet sich rechter Hand Luther, Bugenhagen, Cruciger, Sarcerius, einige Mannsfelder Canzler und viele Herren aus dem Rathe und der Bürgerschaft, die gewiß alle nach dem Leben gezeichnet sind. Links führen Luther's Mutter und Katharina von Bora einen andern Zug von männlichen Personen, lauter Gesichter, welche auf den anderen Gemälden auch vorkommen und also Portraits sind. Das Gemälde ist deshalb für Eisleben noch besonders bemerkenswerth, weil es eine Abbildung der Altstadt und des alten Schlosses mit seinen Umgebungen enthält.

Die übrigen sechs Bilder, so schön sie auch sind, müssen wir kurz abfertigen. Das siebente enthält die letzten Begebnisse Jesu. Der Ausdruck der Gesichter ist sprechend. Das achte stellt die Geißelung Christi vor, das neunte enthält Christum am Kreuz, das zehnte stellt Christum am Kreuze dar, wie ihn zwei Engel mit trauriger Miene betrachten: das elfte enthält das himmlische Jerusalem und die Auferstehung der Todten; das zwölfte, welches schon auseinandergefallen war und vom Herrn Superintendent Berger zusammengesetzt worden ist, stellt die Leidensgeschichte Jesu vor Augen. Die Figuren auf diesem letzten Bilde sind nicht groß, aber scharf und ausdrucksvoll gezeichnet.

Diese schätzbaren Denkmäler der Kunst und des Alterthums wurden auf Befehl der Regierung aus der alten verfallenen Gottesackerkirche in Luther's Haus gebracht. Man hat vermuthet, die Verfertiger dieser Bilder seien Eisleber gewesen, oder es habe sie ein einziger Eisleber Maler gemacht; da aber verschiedene Monogramme und Manieren zu bemerken sind, so ist wohl eher anzunehmen, daß sie von fremden Künstlern, welche damals häufiger umherzogen, als jetzt, in Eisleben gemalt wurden, denn an Ort und Stelle müssen sie gefertigt sein, da Eisleben und viele Gebäude der Stadt darauf vorkommen. Das Kirchenbuch der Marktkirche giebt an, daß sich in den Jahren, in welchen diese Gemälde verfertigt wurden, mehrere Niederländer zu Eisleben aufhielten, welche ihr Vaterland wahrscheinlich wegen Religionsbedrückungen verlassen hatten. Diese mögen sie gemalt haben. Die Glanz und Pracht liebenden Grafen von Mannsfeld zogen gewiß auch manchen Künstler von Bedeutung in ihr Land. Sowohl die steinernen Epitaphien, als auch die in Erz getriebenen Arbeiten in den hiesigen Kirchen lassen auf ausgezeichnete Künstler schließen. —

Annahme widerspreche, da Holbein gewöhnlich HB zeichne; allein die alten Künstler waren nicht so gewissenhaft. HP heißt: Holbein pinxit. —

Nahe an den Fenstern des Saales steht der schon erwähnte Schwan Luther's. Auf ihm lag sonst ein Brief an den Fürsten zu Anhalt, Wolfgang, den Luther selbst geschrieben hatte. Durch das öftere Besehen und Anfassen ist er zuletzt zerfallen, und die Stücken sind abhanden gekommen. Noch vorhanden sind:

a) Ein deutscher Brief an den Rath in Herzberg vom J. 1530 mit noch gut erkennbarem Siegel. Er enthält eine Fürbitte für eine Frau, die mit zu kurzer Elle gemessen, und deshalb hart bestraft werden sollte.

b) Zwei lateinische Briefe, aber bloß in der Abschrift, einer an Spalatin, der andere an Amsdorf.

c) Ein lateinischer Brief an Myconius vom 23. Sept. 1534, von Luther's Hand.

d) Ein Brief an Justus Jonas, ohne Jahrzahl, wahrscheinlich eine gleichzeitige Abschrift. Er handelt über M. Crause aus Walkenried. (Ist im Art. Nordhausen abgedruckt.)

e) Ein Autographum von Melanchthon vom 30. Jun. 1552. Es ist ein Empfehlungsschreiben Melanchthon's für einen gewissen Thomas Herspach aus Gotha und hat sich sehr gut erhalten.

f) Ein Brief Luther's an den Churfürsten von Brandenburg, Joachim II., in Abschrift.

g) Ein kleines Actenstück von 25 Blättern mit der Aufschrift: Literae virosum illustrium. Sie sind von Melanchthon, Cruciger, Aegidius, Hunnius, Olearius, Erasmus Sarcerius und dem mannsfeldschem Rathe D. Paul Han.

h) Ein Actenstück von 41 Blättern mit der Aufschrift: Herrn Doctor Martini Lutheri b. m. Verehelichung und desselben Beilager betreffend.

i) Vier Originalablaßbriefe aus Rom, auf Pergament, aus den Jahren 1497 — 1516.

Zu betrachten ist ferner eine Nachbildung von Luther's Verlobungsringe, wovon sich das Original in Leipzig befindet. —

Wenn man einige alte Bibelübersetzungen betrachtet, welche noch vor der lutherischen erschienen, muß man dem Erasmus Alber beistimmen, wenn er sagt: „D. Martinus ist ein rechter deutscher Cicero. Er hat uns nicht nur die wahre Religion gezeigt, sondern auch die deutsche Sprache reformiret, und ist kein Schreiber auf Erden, der es ihm gleich thun kann!" — Die älteste vorhandene Bibelübersetzung ist vom J. 1477 und zu Cöln gedruckt, eine andere ist in Nürnberg 1483 in zwei Foliobänden erschienen. Sie ist mit vergoldeten, rothen, blauen Anfangsbuchstaben und mit vielen illuminirten Holzschnitten geziert, welche, eben so wie der Druck, noch sehr frisch und lebhaft sind. — Außerdem sind noch viele andere merkwürdige und zum Theil seltene Schriften vorhanden, wir können aber davon nur erwähnen:

Lucas Cranach's Stammbuch, enthaltend die von ihm selbst in Miniatur gemalte Abbildung des den Seegen ertheilenden Heilandes und die Bildnisse der vorzüglichsten Fürsten und Gelehrten aus der Reformationsgeschichte, nebst kurzen biographischen Nachrichten von denselben, den Handschriften der vier Theologen und dem Vorladungs- und Sicherheitsbriefe Carl's V., wodurch Luther auf den Reichstag nach Worms entboten ward.

Eine Genealogie Luther's.

Von den vielen, zum Theil höchst merkwürdigen Gemälden, Kupferstichen, Büsten und andern Dingen, machen wir aufmerksam auf das Bildniß König Friedrich Wilhelm's III., von dem Könige selbst hierhergeschenkt, auf die colossalen Büsten Luther's von Weise und Schadow u. s. w.

Von den vielen Denkmünzen auf Luther nennen wir nur einige von den Reformationsfesten 1617, 1717 und 1817. Auf der von 1617 steht Luther im Priestergewande und nimmt einen Scheffel von einem brennenden Lichte hinweg, welches auf einem Tische steht, auf dem eine aufgeschlagene Bibel liegt. Die auf 1717 enthält Luther's wohlgetroffenes Bildniß mit der Umschrift: MartIhVs LVtherVs TheoLoglae DoCtor. Auf das dritte Jubelfest sind mehrere Münzen da. Die eine ist vom Herrn Grafen Joseph zu Stollberg, welcher sie in Verbindung mit dem Grafen Wilhelm von Stollberg-Roßla schlagen ließ, eingesandt und sehr schön gearbeitet. Auf der einen Seite ist ein Würfel mit der Inschrift: Dem Andenken Luthers. Auf demselben die aufgeschlagene Bibel mit den Worten: II. Petri, Cap. I. V. 19. Hinter ihr liegt eine Fackel, die sich an den Sonnenstrahlen anzündet. Unter dem Würfel liest man: Am Reformations-Feste D. 31. October 1817. Die Umschrift heißt: Dem Geist hat Freiheit Er verschafft, Licht finstrer Zeit; Erstorbner Kraft. Auf der Rückseite ist das Wappen des Stollberg'schen Grafenhauses, unter welchem die Worte stehen: Stollberg am Harz, mit der Umschrift: Wilhelm und Joseph, Grafen zu Stollberg, Kön. Rochef. Wern. u. Hohenst. — Eine andere auf dieselbe Feier ließ der kaiserliche Senat in Finnland schlagen, und wurde dem Lutherhause vom Bergmeister Nils Nordenstiöld verehrt. Noch eine 1817 zu Paris geschlagene ist ein Zeugniß der französischen Toleranz.

Jedem Besucher des Lutherhauses empfehlen wir das schon oben erwähnte Buch von Berger, welches für 10 Sgr. im Lutherhause zu haben ist, und zum Besten dieser Anstalt verkauft wird.

Andere merkwürdige Gebäude der Stadt sind:

Die Andreas- oder Marktkirche, die merkwürdigste der Stadt, in der mehrere Personen aus dem gräflich mannsfeldschen Hause beerdigt liegen. Von derselben Masse, aus welcher Luther's Standbild in Wittenberg gegossen worden ist, sind hier vor dem großen Altare zwei Büsten, Luther und Melanchthon vorstellend, auf Piedestalen aufgestellt, welche König Friedrich Wilhelm III. der mannsfeldschen literarischen Gesellschaft, und diese der Andreaskirche geschenkt

hat, in welcher noch Luthers Kanzel steht. An der obern vordern Seite des Piedestals Luther's liest man die vergoldeten Worte:

Koenig Friedrich Wilhelm III. der Mannsfeldischen literarischen Gesellschaft und diese der Andreaskirche hier 1817.

Die vier Seiten des Fußgestelles, worauf Luther's Büste steht, haben folgende vergoldete Inschriften:

Die vorderste nach der Gemeine gerichtete Seite:
Gottes Wort ist nicht gebunden. 2 Tim. 2, 9.
rechter Hand: Worms, den 5. April 1521.
linker Hand: Hier geboren d. 10. Novbr. 1483.
hinten: Hier gestorben den 18. Febr. 1546.

An Melanchthon's Fußgestelle sind folgende, ebenfalls vergoldete Inschriften zu lesen:

vorn: Alles in der Liebe. Ephes. 4, 16.
rechts: Augsburg, d. 25. Jun. 1530.
links: Geboren zu Bretten d. 16. Febr. 1497.
hinten: Gestorben zu Wittenberg d. 19. April 1560.

Außerdem hängen Luther und Melanchthon in Lebensgröße, auf Leinwand gemalt, über den Predigerstühlen in der Nähe des großen Altars. Mitten in der Kirche steht, an einem Pfeiler, Luther's Kanzel, auf welcher er oft gepredigt hat. Sie ist mit einem köstlichen, obschon vor Alter etwas verblichenen, rothsammtenen Umhange bekleidet, auf welchem Kunstverständige die erhabene Stickerei aus Gold- und Silberstoff bewundern werden. Eine Gräfinn von Mannsfeld hat ihn geschenkt und von ihren Händen ist auch die Stickerei. Die Kanzel ist von Eichenholz und der Weg hinauf so steil, daß sie von schwachen, zum Schwindel geneigten Personen nicht bestiegen werden kann. Um sie möglichst zu schonen, wird jährlich nur dreimal, an den sogenannten Gedenktagen Luther's, auf ihr gepredigt, nämlich am 10. Nov., am 18. Febr. und am Montage nach Septuagesima. Die letzte Predigt wird Nachmittags zwei Uhr zum Andenken und zur Empfehlung des kleinen lutherischen Katechismus gehalten und heißt davon: „die Katechismuspredigt."

Schöne Bildhauerarbeiten in der Kirche sind:

a) Graf Bruno II. über seiner Gruft, auf dem Paradebette, in Lebensgröße, in völliger Rüstung, auf steinernen Platten, an welchem Genien, Sinnbilder des Todes und das gräfliche Wappen in Alabaster angebracht sind.
b) Gräfin Agnes, in der Nähe des Predigerstübchens, knieend, mit einem Gewande aus Stein, dessen Falten überaus kunstvoll um den Körper herum, und bis auf die Füße herunterfließen. Ihr gegenüber
c) ihr Gemahl, Graf Busso von Mannsfeld mit abgenommenem Helme.
d) Graf Albrecht von Mannsfeld und dessen Gemahlin Magdalene knieend.

Nicht zu übersehen ist eine große messingene Tafel, ein Meisterstück der Kunst, zum Andenken an Christoph von Ebeleben, der vom Churfürsten von Sachsen, Moritz, in Geschäften hierhergesandt, 1547 an der Pest starb.

Vor dem großen Altare liegt der bekannte Joh. Spangenberg † 13. Jun. 1550, begraben.

Im Predigerstübchen hängt ein schönes Gemälde, das Brustbild von Johann Arnd, dem Verfasser des Buches vom wahren Christenthume, welcher an dieser Kirche von 1608 — 14 Prediger war.

Die Petri-Paulikirche, in welcher, oder wenigstens in einer an den Thurm der Petrikirche stoßenden Capelle, Luther am 11. Nov. 1483 von einem Meßpriester getauft wurde. Der Taufstein fand sich beim Umgraben des Gartens eines Rectors am hiesigen Gymnasio, und man ließ statt des beschädigten Randes einen neuen mit der vorigen Aufschrift machen. Es stehen oben am Rande die Worte eingehauen: Rudera Baptistarii, in quo tinctus est beatus Martinus Lutherus. Anno 1483. d. 10. Novbr. (NB. Sollte wohl heißen: d. 11. Novbr.) In der Kirche zeigt man noch ein Stück von Luther's Mantel und sein ledernes Käppchen. Beides hat er als Schüler zu Eisenach getragen.

Es sollte nun noch die Rede sein von den übrigen Kirchen und merkwürdigen Gebäuden der Stadt, von den Männern, welche zu Eisleben geboren sind, oder daselbst wirkten, und in Deutschland einen Namen haben, von Siegmeyer, König, Trinius, Burkhardt, Jani, Schneider, Höpfner, Giseke, Warmholz, Genthe u. A., aber der Raum erlaubt es nicht, und wir nehmen daher von dem freundlichen Leser herzlichen Abschied!

C. Duval.

Das Kloſter Volkenrode.

Wo ſind die hohen Hallen, zu Gottes Dienſt geweiht,
Die prächtig hier erſtanden durch hehre Frömmigkeit?
Wo die ehrwürd'gen Väter, die einſtmals hier gewallt,
Und ihre frommen Lieder, die hier ſo oft erſchallt?

Der Tempel iſt geſunken als Opfer blinder Wuth,
Entmenſchter gier'ger Horden, des Pöbels wilder Brut.
Des Hauſes fromme Diener verließen voller Schmerz
Den einſtgeliebten Wohnſitz mit halbgebrochnem Herz.

Und ob auch bald ereilte der Frevler freche Schaar
Nemeſis ſchwere Rache, die ſchnell und blutig war,
So hob doch nichts mehr wieder der Abtey alten Glanz,
Er ſank vielmehr allmählig, und endlich ſchwand er ganz.

Das Kloſter Volkenrode, zwei Stunden von der ehemaligen Reichsſtadt Mühlhauſen, gehörte zur Zeit ſeiner Blüthe zu den reichſten und angeſehenſten Klöſtern Thüringens, und hat in der Zeit ſeines Beſtehens ſo manches Merkwürdige erlebt, daß eine

Beschreibung desselben in diesem Werke wohl ebenfalls ein Plätzchen finden dürfte.

Dasselbe hat, wie wir dies fast bei allen Klöstern treffen, eine für seinen Zweck sehr gut gewählte und mancherlei Bequemlichkeiten darbietende Lage am Rande einer ausgedehnten dichten Waldung, halbversteckt zwischen reichen Obstpflanzungen, die zwar nicht mehr die majestätischen Riesenstämme aus den guten alten Klosterzeiten zeigen, dafür aber eine größere Ertragsfähigkeit bieten, und dadurch hinreichenden Ersatz für die mangelnde Großartigkeit des Baumschlags gewähren.

Das Kloster wird in älteren Urkunden Volkerot, Volkoldorot, Volkolderodta, Volckelroda und erst um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts Volkeroda genannt. — Im zehnten Jahrhunderte befand sich bereits eine königliche Burg an der Stelle desselben, die der Sage nach von Heinrich dem Vogelsteller in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts gegen die Ungarn erbaut worden sein soll. — Zur Zeit des thüringischen Zehntenkriegs enthielt sie eine beträchtliche königliche Besatzung, die sehr übel in der Umgegend hauste, und dadurch den Unwillen der thüringischen Edlen in so hohem Grade gegen sich rege machte, daß diese, nachdem sich die dieser Angelegenheit halber zu Corberg gepflogenen Unterhandlungen fruchtlos zerschlagen hatten, die Burg Volkenrode im Frühlinge des Jahres 1074 belagerten. —

Als dieses geschah, befand sich eben des Kaisers Gemahlin auf der Burg Volkenrode, um daselbst ihre Niederkunft zu halten, verließ aber, als sich die Verhältnisse plötzlich so ungünstig gestalteten, durch Vermittelung des Abtes von Hersfeld, die Burg und begab sich erst auf ihren Landsitz Bertharoda in der Nähe, und dann nach Hersfeld, wo sie kurz darauf einen Sohn, Conrad, gebar, „darzu," wie die Chronik sagt, „in Mangel Anderer der Abt und die Mönche Gevatter gestanden."

Während dessen wurde die Burg Volkenrode, deren Belagerer durch verschiedene Abtheilungen, und namentlich nach Eroberung der gleichzeitig belagerten Asseburg durch die damit beschäftigt gewesenen Truppen verstärkt worden waren, hart bedrängt und endlich nach siebenmonatlicher Belagerung erstürmt und zerstört.

Nach der Zerstörung derselben und nach hergestelltem Frieden kamen die dazu gehörigen Besitzungen an Graf Ludwig II. den Springer, ohne daß die Art und Weise des Erwerbes ermittelt werden könnte. —

Sein Sohn Ludwig III. — seit 1130 Landgraf Ludwig I. von Thüringen — vertauschte dieselben im Jahre 1128 gegen die Güter Muerstidi (Möhrstedt) und Billeheben (Billeben) an die Gräfin Helinburgis von Gleichen.

Diese stiftete nach der noch vorhandenen Urkunde im Jahre 1130 in der Nähe der alten Burg ein neues Kloster, und dotirte dasselbe mit ansehnlichen Gütern, namentlich außer den Zubehörungen der Burg mit 24 Hufen Land, dem wüsten Dorfe Pöthen, Zehenden und Zinsen in Wenigen-Ehrich und Merrisleyden, so wie mit dem

Patronatrechte über die Kirchen zu Thomasbrück und Bleicherode. — Zur Beſetzung des Kloſters berief die Stifterin Ciſtertienſer-Mönche aus dem Kloſter Altencampen im Rheinlande, welche im Rufe ausgezeichneter Frömmigkeit ſtanden, und daher zur Beſetzung neuer Klöſter vorzugsweiſe gewählt wurden.

Da die Mönche fortfuhren, dieſen guten Ruf auch in ihrem neuen Aſyle ſich zu bewahren, da ſie ſtreng nach ihren Ordensregeln lebten, und wie die Sage berichtet, zur Cultivirung des Bodens ſelbſt Hand anlegten, ſo konnte es nicht fehlen, daß ſich das neue Kloſter bald hob und wohlhabend wurde.

Reichliche Schenkungen ſetzten die Mönche in den Stand, den Bau deſſelben raſch zu fördern, ſo daß ſchon zehn Jahre nach der Stiftung, am dritten Pfingſttage 1140, das Kloſter eingeweiht werden konnte, was von dem Erzbiſchofe Heinrich von Mainz, in Gegenwart vieler Fürſten, Grafen und Herren und unzähligen Volkes geſchah.

Von nun an wuchs das Kloſter zuſehends an Reichthum und Anſehen, und zur Zeit ſeiner höchſten Blüthe beſaß es ſiebzehn Dörfer: Körner, Oſtkörner, Homberg (Hohenbergen), Wenigen-Mehler (Obermehler), Menterode, Bertharode (zerſtört), Lahmenkeule (Kleinkeula), Sollſtedt, Billeben, Maulo (zerſtört), Poppenroda, Schwerſtedt, Stadten a. H., Radolferod (zerſtört), Appenheiligen (zerſtört), Bellſtedt (einen Theil) und Menhofen (zerſtört), und in 41 anderen gehörten ihm einzelne Güter, Mühlen, Teiche, Wieſen, Weinberge und Zinſen. — Gerechtſame und Freiheiten aller Art wurden ihm nach und nach von Kaiſern, Königen und Fürſten verliehen, und wie ſorgfältig die Mönche über deren Erhaltung wachten, davon zeugen die zahlreichen Beſtätigungs-Urkunden, die ſie ſich von den Mächtigen ihrer Zeit zu verſchaffen wußten.

Aber wie überall, ſo wirkte auch hier Reichthum und Ueberfluß nachtheilig auf die klöſterliche Zucht und Ordnung ein, und wenn es gegründet iſt, wie ſich hier und da Andeutungen davon finden, daß die Mönche um das Jahr 1439 nur mit Mühe einer ſtrengen Reviſion entgingen, ſo dürfte dies den vielfachen Sagen von ihrem ausſchweifenden Leben, wie ſie unter den Bewohnern der Umgegend verbreitet ſind, allerdings einige Wahrſcheinlichkeit verleihen.

Die Zahl der Mönche belief ſich in der Regel und mit Ausnahme des Abts, Priors, Unterpriors und Kellners auf zwölfe, 1518 waren deren ſechzehn, welche ſich in einer Urkunde: fratres profeſſi Monasterii Beatae Mariae Virginis Volckelderodensis nennen.

Schon bei der Stiftung des Kloſters wurde nach der darüber ausgeſtellten Urkunde die Beſtimmung getroffen, daß die Schutzgerechtigkeit über daſſelbe den Landgrafen von Thüringen und deren Nachkommen verbleiben ſolle, und es haben dieſelben dieſes Recht auch bis zur Aufhebung des Kloſters behauptet.

Von den Aebten, welche nach einander dem Kloſter vorſtanden, ſind nur noch folgende bekannt:

1) Engelbertus, wird bei der Einweihung des Kloſters 1140 als erſter Abt erwähnt.

2) Franco, kaufte 1188 von den Edlen Kuno und Rudolph von Körner Ländereien und Waldungen beim Kloſter.

3) Alboldus alias Gangolfus. — Er war Dichter, und wurde von Landgraf Hermann I. ſehr oft zu den Sänger-Wettkämpfen auf Wartburg zugezogen. — Er erwarb 1192 von den Herren von Düßdorp und Nordmannſtein die Güter Oſtkörner, Menterode und Barterode.

4) Raymundus 1194. Er ſoll im Jahre 1195 als Markgraf Albrecht zu Meißen nach einem unglücklichen Gefechte auf ſeinem Rückzuge in der Nähe von Volkerode von dem ihn verfolgenden Herzog Wilhelm zu Braunſchweig hart bedrängt worden, den erſteren im Kloſter aufgenommen, den letzteren aber in Folge ſeines Gebets ſo verblendet haben, daß dieſer, obgleich er die Kloſterglocken habe läuten hören, daß Kloſter dennoch nicht habe finden können und wieder habe abziehen müſſen. —

5) Bernardus erkaufte 1225 von einem Edlen von Hirſchingerode die Mühle zu Schwerſtedt.

6) Albertus kömmt 1255 vor. Der Ausbruch des erbitterten Kampfes zwiſchen Markgraf Albrecht dem Erlauchten und der Herzogin Sophie von Brabant, veranlaßte den Abt, das Kloſter mit Mauern und ſonſtigen Vertheidigungsmitteln zu verſehen, weil in früheren Kriegen das Kloſter durch Einfälle ſehr mitgenommen worden war.

7) Dithmarus, wird als Abt in einer Urkunde von 1268 aufgeführt, durch welche Albert von Ebeleben dem Kloſter das Dorf Billeben abtrat.

8) Friederikus erſcheint in Kloſterbriefen von 1292, 1293 und 1295. Er gerieth mit einem Edlen Ehrenfried von Körner in Streitigkeiten, wurde von dieſem befehdet, beſchwichtigte ihn aber mit 4 Mark Silber aus dem Kloſterſchatze.

9) Gieſelherus hatte mit dem Ritter Johann von Bodenſtein gleichfalls Händel, die aber 1324 auf einem Sühnetage zu Mühlhauſen beigelegt wurden.

10) Henricus I. wird in Kloſterbriefen von 1350 und 1361 aufgeführt.

11) Hermannus de Spangenberg 1365 — 1380. Er erwarb dem Kloſter mehrere bedeutende Güter.

12) Henricus II. de Thuna erſcheint in Urkunden von 1392 und 1395.

13) Nicolaus I. kommt vor 1416 — 1424.

14) Wintherus von 1424 — 1459. Zu ſeiner Zeit war die Sitte und Ordnung im Kloſter tief geſunken, daß 1431 demſelben eine ſtrenge Reform bevorſtand, welche der Abt nur durch Vermitte-

lung der Landgräfin Anna, Gemahlin Friedrichs IV., bei welcher er „gut angeschrieben" stand, vermeiden und abwenden konnte. Eine ältere Chronik enthält von ihm Folgendes:

„Er kam einstmahlen (es war Anno 1433) wohlbezechet „von Landgraf Friedrichen zu Thomasbrücken nach Volkenrode „spaten Abend's heim, schlieff auff dem heymlichen Gemache ein „und weilen das Licht einiges Papier, so allda gelegen, ergriffen, „ist in wenig Stunden die obere Hälfte der Abtey vom Feuer „verzehret worden, also, daß man den versoffenen Pfaffen knapp „herausbringen können."

15) Joannes I. in einer Kloster-Urkunde von 1468 erwähnt.

16) Heinricus III. von 1473 — 1488. Er bediente sich zuerst des Titels „Von Gottes Gnaden" und trug die Inful. Zu Anfang des Jahres 1473 wurde das Kloster mit einem Edeln von der Linde in blutige Streitigkeiten verwickelt, die sich endlich 1474 dahin erledigten, daß das Kloster seinem Gegner Schadenersatz leistete.

17) Nicolaus II. Seberus erlangte das Priorat 1498 und wurde 1510 von dem Convent zu Waldsachsen zum Abte erwählt.

18) Joannes II. Fulbertus von 1510 ab hatte heftige Streitigkeiten mit seinen Unterthanen, und starb 1524.

19) Georgius Ludolfus von seinen widerspenstigen Vasallen in Körner schlechthin „der Schwarzkopf" oder „der schwarze Görge" genannt. — Er behauptete seine Würde bis zur Säcularisation. Kurz nach seinem Amtsantritte brach der Bauernkrieg aus, welcher das Kloster Volkenrode härter als irgend ein anderes traf, und dasselbe seinem Untergange nahe brachte.

Die Veranlassung zu dieser Katastrophe war hier zwar die nämliche wie anderwärts, allein es lagen hier besondere örtliche Zwistigkeiten zwischen dem Kloster Volkenrode und dessen Unterthanen, besonders in Körner vor, die oft so heftig wurden, daß die Schutzherren des Klosters gewaltsam einschreiten mußten.

Dieses war namentlich 1519 der Fall, wo der Abt einer Frevelthat halber einige „lose Vögel" in Körner in Arrest nehmen ließ, was die unruhigen Bewohner dieses Ortes veranlaßte, das Klostergefängniß zu überfallen, und die Gefangenen zu befreien. — Der Abt führte wegen dieser Gewaltthat Klage bei Herzog Georg von Sachsen, und dieser sandte nicht allein einen Trupp „Einspännige" dem Abte zu Hülfe, sondern bestrafte auch die Gemeinde Körner mit 300 Goldgülden, während die Hauptanstifter unangefochten entkamen.

Im Frühjahre 1525 stellten sich diese wieder ein, und wiegelten die ohnehin nur scheinbar beruhigte Gemeinde so auf, daß dieselbe am Sonntage Jubilate, als der Ortspfarrer ihr ihre Pflichten als Unterthanen in das Gedächtniß zurückführen wollte, dabei aber sich vielleicht allzu starker Ausdrücke bediente, denselben von der Kanzel und selbst aus dem Flecken jagte, so daß er Schutz im Kloster suchen mußte.

Der Abt Georg, auf solche Ereignisse seit der durch die Anhänger Münzer's bewirkten Absetzung des Raths in dem benachbarten Mühlhausen schon länast gefaßt, und entschlossen zur Behauptung des Klosters das Aeußerste zu wagen, traf durch den Klostervoigt Hahnß Basolo alle Anstalten zur Vertheidigung, bewaffnete die Laien und Klosterknechte, und ließ die Dienstleute des Klosters in den noch nicht empörten Ortschaften zur Hülfe entbieten. — Aber ein böses Geschick schien über dasselbe verhängt zu sein, und sein Walten lenkte alle Anstalten, die unter andern Umständen das Kloster vielleicht gerettet haben würden, jetzt zu seinem Verderben. — Zwar leistete der größere Theil der entbotenen Dienstmannen dem Aufrufe Folge, und schien auch mit gutem Willen für die Sache des Klosters erfüllt zu sein, allein die verknöcherte Engherzigkeit und Kargheit der Klosterbeamten öffnete den wilden fanatischen Horden draußen Thür und Thor, und führte, ungeachtet der guten Vertheidigungs-Anstalten und der damals allerdings nicht zu verachtenden Befestigung des Klosters durch Thore, Mauern und Gräben, dessen Untergang herbei.

Kaum waren nämlich die aufgebotenen Dienstleute im Kloster eingetroffen, als auch ein wilder Haufen zusammengelaufenen Gesindels aus den nächsten Orten gegen das Kloster heranzog und sofort versuchte, sich ebenfalls Eingang zu erzwingen. — Einige Schüsse belehrten die Andringenden indessen von der Unmöglichkeit sich des Eingangs durch einen Handstreich zu bemächtigen, und sie zogen sich daher etwas zurück, zündeten in einiger Entfernung Lagerfeuer an, und überließen sich hier all' dem Muthwillen und Unfug, der mit solchen gesetzlosen Zusammenkünften roher Menschen unzertrennlich verbunden ist.

Während sie hier in Wein und Bier schwelgten, das sie aus geplünderten Edelsitzen und Klöstern geraubt hatten und Brod, Fleisch und andere Lebensmittel, zu denen sie wahrscheinlich auf die nämliche wohlfeile Weise gekommen waren, in Ueberfluß besaßen, was die eingeschlossenen Vertheidiger recht gut wahrnehmen konnten, wurden die letztern von dem kargen Küchenmeister mit — Dünnbier und Frohnkäse gesättigt. — Eine solche Bewirthung konnte aber die Ergebenheit der Dienstmannen für die Sache des Klosters nicht erhöhen, und es bestätigte sich auch hier die alte Erfahrung, daß, wenn Unzufriedenheit unter der Besatzung eines Platzes entsteht, sich am ersten Einverständnisse mit dem Feinde bilden.

Noch in derselben Nacht wurden den Aufrührern die Zugänge des Klosters von innen geöffnet, und wenn auch Vahold mit wenigen Getreuen das Aeußerste wagte, das Innere des Klosters zu behaupten, so erzwangen doch die Bauern, nachdem sie das innere Vorwerk in Brand gesteckt hatten, den Eingang in das eigentliche Kloster. — Jetzt folgte eine Scene, die jeglicher Schilderung spottet. Thüren und Fenster wurden unter gräßlichem Fluchen und Toben eingeschlagen, die Hausgeräthe zertrümmert, die Bibliothek unter lautem Jubel den Flammen überantwortet und endlich die Keller erbrochen, um das gelungene Werk mit einem Saufgelage zu krönen.

Beim grausigen Scheine der thurmhoch emporschlagenden Flammen wurden die Stückfässer aus den tiefen Gewölben heraufgewälzt, und unmittelbar vor deren Oeffnungen, mitten unter Rauch und Flammen begann eine Scene der empörendsten Art. Aus den heiligen Gefäßen wurde Bier, Wein und Meth durch einander gesoffen, die aus ihren Verstecken hervorgesuchten Mönche wurden auf alle erdenkliche Weise gemißhandelt, und sogar der alte geizige Kellermeister gezwungen, einen Pokal kochenden Weines auszutrinken. (Baum. Manuser)

Gegen Morgen endlich versammelte sich der ganze rohe Haufen in dem geräumigen Refectorium, um über die unglücklichen Mönche Gericht zu halten. — Gebunden wurden sie in den wohlbekannten Raum geführt und hier, wo sie so oft den behaglichsten Genüssen des Lebens sich hingaben, mußten vier von ihnen ihr Todesurtheil von demselben trunkenen, viehischen Gesindel vernehmen, auf welches sie früher mit tiefer Verachtung herabzublicken gewohnt waren.

Dem Ausspruche folgte die Execution auf dem Fuße, und noch ehe die Morgenröthe des neuen Tages ihr mildes Licht auf die Schrecken dieser grauenvollen Nacht warf, wurden die Verurtheilten bei Fackelschein in den Klostergarten hinausgeführt, und dort ohne Beichte oder Vorbereitung zum Tode unter rohen Späßen an einen noch jetzt vorhandenen Nußbaum aufgeknüpft.

Dieser Gräuelthat folgte die Zerstörung der schönen Kirche mit zweien Thürmen und herrlichem Geläute, der Abtey und des eigentlichen Klosters, und erst dann, als nichts mehr zu zertrümmern oder zu verzehren übrig war, bequemte sich der Haufen zum Abzuge, um einige Wochen später bei Frankenhausen für alles dieses seinen wohlverdienten Lohn zu empfangen.

Nach wieder hergestellter Ruhe fanden sich die Mönche wieder ein, und begannen den Wiederaufbau des Klosters. — Allein dieses konnte bei der großen Erschöpfung ihrer Mittel nur langsam geschehen, und ehe sie noch im Stande waren die Abtey zu vollenden starb Herzog Georg von Sachsen, der zeitherige Schutzherr des Klosters. — Seine Länder fielen an seinen Bruder Heinrich: kaum war die Sache regulirt, so begann er auch die Säcularisation des Klosters einzuleiten, und diese erfolgte bereits im Sommer des Jahres 1540, nachdem das Kloster 410 Jahre hindurch bestanden hatte.

Der Abt nebst einigen Mönchen blieb in Volkenrode zurück, während die übrigen sich nach Reissenstein begaben. — Später verließ auch der Abt das Kloster, und bezog den Volkenröder Klosterhof in Mühlhausen, wo er 1545 starb.

Das Kloster wurde nun in ein Amt verwandelt, und ist bis jetzt stets im Besitze des Herzogl. Sächs. Hauses geblieben, obgleich im 30jährigen Kriege mehrere Versuche gemacht wurden, dasselbe wieder in den Besitz des Cistertienser-Ordens zu bringen.

Nach einem mir vorliegenden Schreiben des „Fr. Jacobus, Abbt zu Käyßerszeym Röm.-Käyß. Mayt. Rhott" an Herzog Johann Ernst zu Sachsen-Eisenach d. d. Walkenried den 7. Februar 1630

motivirt der Erstere diesem Fürsten, daß er von seinem Orden beauftragt sei, für denselben das Kloster Volkenrode zu „recuperiren“ weshalb er der gütlichen Ueberweisung sich gewärtige, entgegengesetzten Falls aber sich genöthigt sehen würde, sich desselben mit Gewalt zu bemächtigen.

Herzog Ernst Seiner Seits reskribirte an Seinen „Amtsschösser und Lieben Getrewen Michel Eckardten in Volckerode“ das Kloster in guten verwehrlichen Stand setzen zu lassen, auch eine hinreichende Anzahl zuverlässiger Leute zu dessen Besetzung anzuwerben, was auch nach den Acten wirklich geschah.

Ob nun der Abt von Kaisersheim für gut befunden hat, unter solchen Umständen gegen Volkenrode etwas zu unternehmen, darüber findet sich keine Nachricht, wohl aber mehrere Andeutungen darüber, daß während jenes Krieges verschiedene Angriffe umherstreifender Partheien auf das „Amthaus Volkenrode“ wacker abgeschlagen worden sind.

Von den alten Kloster-Gebäuden sind jetzt nur noch 1) ein Theil der alten Klosterkirche welche theilweise zu Holz-Remisen benutzt wird, während der östliche Flügel zu kirchlichen Zwecken dient; 2) ein Gebäude „das Schlafhaus“ früher Mönchszellen, jetzt Viehställe enthaltend; 3) das untere Geschoß der alten Abtei jetzt Wohnung eines Justiz-Beamten, und endlich 4) ein Thurm übrig, welcher noch von der alten königlichen Burg herrühren soll, ein jetzt als Keller benutztes Burgverließ enthält, und seiner ursprünglichen Bestimmung am meisten treu geblieben ist, indem er noch jetzt wie in den Klosterzeiten als Gefängniß dient.

Die im thüringischen Erbfolgekriege errichteten, und wie bemerkt im Jahre 1630 erneuerten Befestigungen sind nach und nach verschwunden, die Mauern theils ganz abgetragen und durch Pallisaden und Heckenzäune ersetzt, theils bis auf die Hälfte ihrer früheren Höhe abgenommen, auch die Wallgräben theilweise ausgefüllt und zu Gärten benutzt worden, so daß die geringen Ueberreste nur den aufmerksamen Beobachter noch anziehen und an ihre einstige Bestimmung erinnern. —

Uebrigens fehlt es auch hier, wie bei andern Schlössern und Klöstern, nicht an Sagen von verborgenen Gewölben und Schätzen, und noch vor ungefähr 60 Jahren soll ein fremder Mönch aus fernem Lande Volkenrode besucht, mit Beihülfe einiger verschwiegener Leute in dem tiefen Keller der früheren Abtey einen großen Schatz gehoben, und nach reichlicher Belohnung der Arbeiter denselben mit sich fortgenommen haben.

Am meisten ist der Verlust des Kloster-Archivs mit seinen zahlreichen Dokumenten zu bedauern, die zwar theilweise im Bauernkriege gerettet wurden, aber später theils nach Mühlhausen, theils nach Reifenstein und endlich sogar nach Leipzig und Dresden gebracht wurden, und dadurch den Bewohnern der Gegend, für welche sie doch eigentlich das meiste Interesse darbieten, gänzlich verloren gegangen sind. —

Volkenrode iſt jetzt der Sitz des gleichnamigen Amtes, und enthält außer der Kirche, den Wohnungen der Beamten im Amthauſe und deſſen Angebäuden, dem Kammergute und einigen andern herrſchaftlichen Gebäuden, nur vier Privathäuſer und eine Geſammt-Einwohnerzahl von 105 Seelen.

Eine freundliche Lage am Rande einer umfänglichen Waldung, und mitten zwiſchen Gärten und wallenden Getreidefeldern, die herrliche Ausſicht, die nach Süden hin geöffnet im Vordergrunde die bewaldeten Berge von Tonna und des Hainichwaldes zeigt, während in weiter blauer Ferne die halbverſchwimmenden Umriſſe des Thüringerwaldgebirges am Horizonte auftauchen, machen es, verbunden mit der noch jetzt faſt klöſterlichen Abgeſchiedenheit von dem Treiben der Welt, zu einem höchſt angenehmen Aufenthaltsorte, an welchem ſich jeder wohl fühlen wird, welcher nur einigermaßen Empfänglichkeit für ein ſtilles, beſchauliches Leben beſitzt.

Storandt.

Königsee

in der obern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt.

Königsee hat (nach der Zählung vom J. 1839) 322 Häuser und 2038 Einwohner. Der Name dieser Stadt wird in Urkunden und andern Denkmälern des Alterthums auf sehr verschiedene Weise geschrieben, z. B. Kunigesse (um's J. 1199), Cungesse (1287), Kunegesse (1290. 1347), Cunigisse und Cuniaisse (1300), Kungesse (1311), Kunaisse (1316), Kongesse (1305. 1326 ꝛc.), Konigisse (1328 ff.), Konigssee, Konygisse (1346. 1359), Koniaisse (1354), Kongese (1413), Konigisse (1455), Koniqissee, Koniqissee (1426), Kongessee (1519), Konigsche (1529), Koniqissche (1590) u. s. w. Aus diesen mancherlei Schreibarten entstanden fast eben so viel Ableitungen, die aber größtentheils entweder ganz unrichtig, oder höchst unwahrscheinlich sind. Ohne zu bedenken, daß man sich ehedem im Teutschen noch an keine bestimmte Rechtschreibung band, und daß oft sogar in dem nämlichen Dokumente ein und dasselbe Wort auf zweierlei Art geschrieben wird, richtete man sich dabei besonders nach dem Unterschiede der Endsylben **e, ee** und **eh** oder **ehe**. — Es läßt sich aber darthun, daß alle diese Sylben auf das gemeinschaftliche Stammwort: See, das in Urkunden bisweilen auch Sehe (z. B. Weissensehe) geschrieben ist, zurückgeführt werden können, und das Königsee den Namen von einem in der Nähe befindlichen See erhalten habe. Denn nicht nur die sumpfige und wasserreiche Beschaffenheit des Bodens überhaupt und der vor einiger Zeit hier entdeckte Torf, sondern auch die große Anzahl der noch jetzt bei der Stadt vorhandenen

Teiche (man zählt deren über funfzehn) sind dieser Behauptung günstig. Auch kann man dieselbe durch einige andre Thüringische Orte, die sich auch see endigen, noch mehr bestätigen. So gaben ohne Zweifel zur Benennung von Weissensee, von Gebesee (einer Stadt im Kreise Weißensee des K. Preuß. Herzogthums Sachsen) und von Schwanensee (einem Sachsenweimarischen Dorfe, drei Stunden von Erfurt) die dabei anzutreffenden Seen Gelegenheit. — Uebrigens heißt auch ein See im Berchtesgadenschen in Baiern der Königsee. Den Namen unsers Königsee's kann man füglich davon herleiten, daß er nebst der umliegenden Gegend zu den Domainen entweder der alten Thüringischen oder Fränkischen Könige gehörte, welche letzteren sich bisweilen in Thüringen aufhielten. Man hat aber nicht nöthig, gerade zu dem Könige Siegewert seine Zuflucht zu nehmen, welcher in einem Nachen darauf herumgeschifft sein soll, um sich die Grillen zu vertreiben!!! —

Die Zeit der Erbauung von Königsee läßt sich eben so wenig, als bei den meisten übrigen Städten, genau bestimmen. Anfangs befand sich hier wahrscheinlich nur ein Königshof oder eine Hofmarke, aus dem später ein Meierhof (villa) entstand. Erst nach und nach scheint die ganze Anhöhe, auf welcher jetzt die Stadt liegt, und von der das Wasser eher abgeleitet werden konnte, als von dem niedrigern Bezirke, bebaut worden zu sein. — Diejenigen, welche die Stadt von Wittekind dem Schwarzen im J. 800 nach Chr. G. gründen lassen, verdienen keine Widerlegung.

Das hohe Alter von Königsee beweist unter andern der Umstand, daß es frühzeitig städtische Verfassung und Statuten erhielt. Schon im Jahr 257 wird Güntber von Wanre civis (Guntheri comitis de Schwarzburg) in Kvnegesse, der Ort selbst 1287 civitas genannt, und 1306 eine Urkunde durch Anhängung des Stadtsiegels bestätigt, das auch später, z. B. 1328, sehr oft vorkommt, und worauf man einen völlig gebarnischten Mann erblickt, der in der linken Hand ein zu seinen Füßen stehendes Wappenschild mit dem zum Streite gerichteten gekrönten Löwen, in der Rechten ein aus der Scheide gezogenes, an die rechte Schulter gelegtes Schwert hält. Auf dem Haupte trägt er einen Helm mit dem Schwarzburgischen Rechenbalken (oder vielmehr Turnierkragen), dem Pfauenbusche ꝛc., und man liest am Rande die Worte: S. Ciuitatis et Judicis in Kungesse. Im Jahr 1342 gab es daselbst vier Rathsmeister, (welche spätere Urkunden z. B. v. 1378 als die geschworenen vier bezeichnen), 1455 zwei Rathsmeister und zwei Kämmerer. Im ersten Jahre steht an ihrer Spitze der Münzmeister Bertold. Wir würden schon aus diesem Umstande vermuthen können, daß sich zu Königsee eine Münze befand, und die Stadt Geld zu prägen berechtigt war, wenn dieses nicht noch andere Gründe außer Zweifel setzten. Denn in den Jahren 1291 und 1342 geschieht in Georgenthaler Klosterbriefen der dasigen Münze (moneta) ausdrücklich Erwähnung, und 1442 beleiht Kaiser Friedrich III. die Grafen von Schwarzburg mit der Stadt Königsee und

ihren Wildbahnen, Fischwassern, Bergwerken, Gefällen, Münzen ꝛc. Auch sind neuerlich, um's Jahr 1300, nach dem Muster der Erfurtischen, geprägte Brakeaten mit der Umschrift: KUNISSE bekannt geworden. Eine andere Gattung mit dem Namen und Bilde des heiligen Nikolaus, des Patrons der Hauptkirche, scheint ebenfalls hieher zu gehören. Endlich sind zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts folgende Groschen aus dieser Münzstätte hervorgegangen: 1) vom J. 1493. HS. G° (Günther XXXIX.), B° (Balthasar II.), H° (Heinrich XXXVI.), COMITES SWARZBVRGEN 93 Lilie. Spanisches Schild mit dem gekrönten Löwen im blauen Felde. RS. GROSSVS° NOVVS° KONIGISSEENS Lilie. Ein Lilienkreuz mit einer aus vier halben Bogen bestehenden Einfassung wie auf den meißnischen Groschen geformt. Die Umschrift besteht aus Mönchsbuchstaben. — 2) Größerer und breiterer Groschen. HS. G. B. hI COMITE — SWARZBVRG 93. Das schiefliegende Löwenschild mit dem schwarzburgischen Helme, nämlich einem gekrönten wachsenden Löwen mit einem Pfauenwedel. RS. GROSSVS MAJOR KONIGISSEEN. Ein stehender geharnischter Ritter von rechter, jedoch etwas vorwärts gewandter Seite, hält mit der Rechten das Schwert geschultert, mit der Linken aber den Schwarzburgischen Schild vor sich.

Die frühesten noch vorhandenen Statuten sind im J. 1365 abgefaßt. Zwischen denselben und den alten Ilmischen herrscht eine große Uebereinstimmung. Beide enthalten Spuren der ältesten teutschen Rechtsgewohnheiten, besonders in Rücksicht auf Bestrafung des Todschlages. Man kann füglich annehmen, daß bei ihrer Entwerfung mehreres aus ältern, bisher an beiden Orten gültigen Gesetzen wiederholt wurde. Die Urschrift der (in C. F. Walchs vermischten Beiträgen zu dem teutschen Rechte 7. Th. [Jena 1781.] S. 34 - 52. abgedruckten) Königseer Stadtgesetze besteht aus einem Pergamentbogen, woran das Gräflich Schwarzburgische Siegel hängt. Auch von den Jahren 1453, 1489, 1490, 1527, 1532, 1540, 1545, 1550, 1559, 1561, 1586, 1598, 1664 werden landesherrliche Konfirmationen der unserer Stadt verliehenen Rechte und Freiheiten angeführt. Die neuesten noch üblichen Statuten vom Jahre 1723 findet man ebenfalls in erwähntem Werke (5. Th. S. 190 — 211).

Unter allen thüringischen Städten zeichnete sich Königsee durch seinen unweisen Rath aus. In den fröhlichen Tagen der Fastnacht nämlich wählten die jungen Bürger alljährlich aus ihrer Mitte einen unweisen oder Narrenrath (senatus desipiens), der über allerlei lächerliche Possen ein förmliches Gericht hegte, und über die Verbrecher hohe Strafen, bisweilen von einigen Tonnen Goldes, verhing, aber sich mit etlichen Kannen Bier abfinden ließ. Martin Zeiller, der in dem Tractatus de X. circulis Imperii Romano-Germanici oder von den zehen des H. R. T. Reichs-Kreisen. 2. Aufl. (Ulm 1665. 8.) S. 350. Die erste Nachricht von diesem seltsamen obrigkeitlichen Kollegium ertheilt, (welche daraus in Gryphii Entwurf der geist- und weltlichen Ritterorden (Leipz. u. Breslau

1709. 8.) S. 288., in P. L. Berckenmeyers neuvermehrtem curieusen Antiquarius. (Hamburg, 1738. 12.) S. 669., in dem Correspondenten von und für Deutschland. 1811. 111. St. S. 443., — in dem Allgem. Anzeiger der Teutschen 1825. N. 117. S. 1470 ff. ꝛc. entlehnt wird), ist zwar nicht immer zuverlässig, wer sich aber mit den sonstigen Fastnachtslustbarkeiten und dem Geiste des Mittelalters vertraut gemacht hat, möchte dieselbe keineswegs unglaublich finden. Eine Urkunde von 1354 gedenkt der „klugen Rathsmeister zu Königsee."

Ohne Zweifel ist diese Stadt wegen der Nähe des Stammhauses Schwarzburg und des Klosters Paulinzelle eine der ältesten Schwarzburgischen Besitzungen. Die Geschichte schweigt davon bis zu dem Jahre 1257. Bald hierauf (1274) fiel Schloß und Stadt Königsee dem Grafen Günther XI., Stifter der besondern Schwarzburgischen Linie, bei der Erbvertheilung mit seinen Brüdern zu. Seine und seiner Nachfolger fromme Vermächtnisse an die Klöster zu Ilm und Paulinzelle geben Veranlassung, daß es nun öfter in Dokumenten erscheint. So schenkte z. B. jener Graf im Jahre 1287 die dasige Badestube, welche von ihrem bisherigen Standorte vor der Stadt in diese selbst verlegt werden sollte, ersterem Kloster, in der Absicht, daß von den Einkünften derselben ein sogenanntes ewiges Licht bei dem Grabmale seiner Eltern in der Klosterkirche, zu ihrem immerwährenden Andenken, gehalten werden sollte. Die Errichtung solcher Badestuben war nämlich im Mittelalter sehr häufig, und vielleicht gab der durch die Kreuzfahrer mit nach Teutschland gebrachte Aussatz Gelegenheit dazu. Die damaligen Regenten sorgten deswegen, weil Unsauberkeit an der Ausbreitung dieses Uebels die vornehmste Schuld hatte, in den Städten für Badestuben, um die Menschen zur Reinlichkeit zu gewöhnen. Die Geistlichen machten in der Folge aus dem Baden eine heilige Handlung, und suchten das Volk zu überreden, daß dadurch auch zugleich die Sünden abgewaschen werden könnten. So wurden dergleichen Badestuben ein Eigenthum der Pfaffen, und erhielten den Namen Seelenbad. An einigen Orten verstand man darunter Bäder für arme Leute in einem Spital ꝛc., wozu das Geld in einem Testamente der Seele des Gebers zum Besten vermacht worden war. Gemeiniglich gesellte sich dazu auch eine Spende oder Mahlzeit.

Das Kloster Paulinzelle erhielt im Jahr 1306 von dem Grafen Günther XII. acht Mark jährlicher Zinsen zu Königsee durch Tausch. Auch ist noch eine Urkunde über ähnliche Zinsen daselbst, deren Besitz das genannte Kloster erwarb, vom Jahre 1350 vorhanden. — Der Rath zu Königsee gerieth 1523 mit dem Abte Georg zu Paulinzelle über ein, ehemals der Stadt gehöriges, nachher aber dem Kloster wiederkäuflich überlassenes Gehölz in Streitigkeiten. Nach dem Ausspruche Günthers XXXIX. mußte das Kloster auf die Waldung verzichten, die Stadt aber dafür 250 Rheinische Gülden erlegen.

Im Jahr 1407 verschrieb Günther XXXII. seiner nachherigen Gemahlin, Mechtild, einer gebornen Gräfin von Henneberg, Königsee

zum Lehngedinge (S. den Heirathsvertrag in Schultes diplomat. Geschichte des Gräflichen Hauses Henneberg. Hildburghausen 1791. 4. 2. B. Urkundenb. S. 207.) — und erneuerte 1442 der Stadt schon früher genossene Vorrechte in Hinsicht des Malzens, Brauens, Bierschenkens, Backens, Schlachtens ꝛc. Sie machte sich dagegen verbindlich, für ihn eine Schuld zu übernehmen.

Von 1273 bis ohngefähr 1413 erscheint in Paulinzellischen, Kapellendorfischen und andern Urkunden die adeliche Familie: von Königsee, zu dessen ersten Bewohnern sie wahrscheinlich gehörte, und wo sie ansehnliche Güter besaß.

Das frühe Dasein einer Parochial- oder Pfarrkirche zu Königsee bezeugt ein zu Ende des zwölften Jahrhunderts (um's J. 1199) ausgefertigter Paulinzellischer Klosterbrief, worin der dasige Pleban Günther vorkommt. Diese Kirche, welcher ausdrücklich 1313 gedacht wird, lag auf dem Markte und war dem heiligen Nikolaus gewidmet. Außerdem dienten zu gottesdienstlichen Verrichtungen noch drei Kapellen: die der Jungfrau Maria, des heiligen Kreuzes und die der heil. Dreieinigkeit in dem Hospital. Die Erbauer des letzteren, auf dem Markte, waren drei Brüder, Konrad, Apel und Heine (Heinrich) Herwig, Bürger daselbst, von denen es mit zureichenden Einkünften versehen wurde. Graf Heinrich XIV. von Schwarzburg ertheilte ihnen 1342 das Patronatrecht, und die Aufsicht darüber, die Besetzung der Pfründen ꝛc, und verkaufte ihnen 1346 funfzig Maas Korn ꝛc., welche die Mühle vor der Stadt jährlich an Zinsen entrichten mußte, für 63 Mark löthigen Silbers, zu Stiftung einer Messe in demselben.

Königsee war ohne Zweifel die letzte unter den Schwarzburgischen Städten der Oberherrschaft, die sich öffentlich zur evangelischen Religion bekannte. Zwar wurde schon bei der ersten Kirchenvisitation 1533 über den Pleban (Bartholomäus Wiser) ein ziemlich günstiges Urtheil gefällt, und der Anfang mit Abschaffung der katholischen Gebräuche gemacht, allein man kehrte bald wieder zu dem alten Glauben zurück. Endlich als sich Günther XL. im J. 1541 auf dem Reichstage zu Regensburg für die Lehre Luther's erklärt hatte, erfolgte auch die öffentliche Annahme derselben zu Königsee.

Im Jahr 1635 den 3. November beraubte ein heftiger Brand, der blos das Hospital und 10 Häuser verschonte, die Stadt abermals ihrer Kirche, welche schon in dem sächsischen Bruderkriege, 1447, zerstört worden sein soll. Der dasige Bürger, Andreas König, ließ auf seine Kosten das alte Gemäuer zur Kapelle herrichten, und widmete auch zum neuen Kirchenbau eine Summe Geldes. Bald aber sorgte der um unser Vaterland so verdiente Graf Ludwig Günther I. für einen geräumigen Tempel. — Er bestimmte dazu das alte Wüllerslebische Schloß, (vielleicht das nämliche, welches Graf Heinrich im J. 1533 von Melchior von Wüllersleben erkauft, und dem Stadtrathe zu Lehn gegeben hatte,) dessen Thurm und Mauern zum Theil noch unversehrt waren, — und unterstützte diesen Umbau mit so großer Freigebigkeit, daß er schon am 21. November

1638 vollendet werden konnte. Im nächsten Jahre erhielt diese Kirche zwei neue Glocken, wurde am 19. Sonntage nach Trinitatis 1642 eingeweihet, und ihr der Name: „Zum Lobe Gottes" gegeben. —

Der Gottesacker soll sich anfangs in der Stadt bei der Nikolauskirche, und in der Gegend des Schmidtenthores befunden haben. Im J. 1545 verlegte man ihn aus derselben vor das genannte Thor. Die jetzige Gottesackerkirche ist 1711 erbaut.

Der Eroberung und Zerstörung der Stadt während des Sächsischen Bruderkrieges (1447) haben wir schon beiläufig gedacht. Königsee scheint vor derselben von größerem Umfange, (1401 wird die Altstadt von der eigentlichen Stadt ausdrücklich unterschieden) und in ziemlich blühendem Zustande gewesen zu sein. Denn in den Statuten von 1365 werden hier ansässige Kaufleute erwähnt. Auch war es, wie die meisten Städte im Mittelalter, befestigt. Dieß beweisen die sonstige Kemnate in der Altstadt, die Streitthürme an der Mauer, von denen man noch Reste zeigt, und der Wallgraben. Die bei dem Sturme übrig gebliebenen Bürger waren, nach Plünderung und Einäscherung ihrer Häuser, gefangen nach Freiburg (bei Naumburg) geführt worden.

Graf Heinrich von Schwarzburg ertheilte ihnen die Erlaubniß zur Rückkehr und Wiederaufbauung ihrer Wohnungen. Aber auch in der Folge wurde Königsee von mancherlei Unglücksfällen betroffen, bei denen wir jetzt noch einen Augenblick verweilen wollen. — Der oben gedachte Brand am 3. November 1635 verzehrte, die ganze Stadt bis auf wenige Häuser.

Bald hierauf, nämlich den 4. April 1644 und den 17. März 1647, und in neuern Zeiten 1717, 1741 und den 10. Aug. 1783, 1818 den 18. August, 1830 den 22. November, 1831 den 23. Januar, 1834 den 4. März, den 10. Sept. und 21. Oktober, 1835 den 13. September, 27. Oktober und 23. November (die letzten acht Brände waren durch eine und die nämliche verruchte Hand angelegt) litt sie viel durch Feuer.

Von den Drangsalen, welche Königsee während des dreißigjährigen, auch für Thüringen so verheerenden Kriegs erduldete, finden sich Nachrichten eines Zeitgenossen, des Landrichters Michael Heubel zu Rodolstadt, dessen: „Anmerkungen einiger in den Gräflich Schwarzburg-Rudolstädtischen und anliegenden Landen von A. 1620 an sich ereigneten Begebenheiten" den Stempel der Glaubwürdigkeit tragen, da der Verfasser immer als Augenzeuge spricht. Das Interessanteste soll hier daraus entlehnt werden.

Im Jahre 1625 den 4. Junius übernachtete der Herzog Bernhard von Weimar mit einem Theile der unter seinem Befehle stehenden 400 Mann Kavallerie zu Königsee. Der Rest dieser Truppen nahm das Quartier zu Breitenbach. —

Im Jahre 1627 starben 707 Bewohner dieser Stadt an der Pest, welche schon 1580 gegen 1000 derselben hinweggerafft hatte. —

Wie groß und drückend die Lasten des Amtes Schwarzburg von 1627 bis 1638 waren, erhellt aus dem in der Heubel'schen Handschrift mitgetheilten „Verzeichnisse desjenigen, was die Unterthanen dieses Bezirks damals an Steuern entrichten und an Einquartierungen, Durchzügen, Plünderungen, Geld- und andern militarischen Erpressungen dulden mußten."

Der ganze diesem Amte dadurch zugefügte Schaden war zu 803,255 Gulden, der, welchen unsere Stadt erlitt, zu 100,000 Gulden berechnet.

Am verhängnißvollsten scheint für diese Gegend das Jahr 1640 gewesen zu sein. „Denn während des Kaiserlichen und Schwedischen Lagers bei Saalfeld stand viele Wochen hindurch Königsee Tag und Nacht offen, also daß Kaiserliche und Schweden ein- und ausgingen. Der Rittmeister Johann Rauch, von des General Banners Völkern, hat mit seinen bei sich habenden Freireitern die kaiserlichen Feuragirer und Parteien von dem Amte Schwarzburg, den Dörfern über Königsee und zum Gebren, gar gewaltig abgehalten, gestalten viele davon in das Gras beißen und ihre Pferde hinterlassen müssen. So sind mehrere Ortschaften in solcher Zeit also ruinirt worden, daß viele hundert Menschen, theils mit Weib und Kind von Haus und Hof, um sich des Hungers zu erwehren, in's bittere Elend haben gehen müssen. Die von Königsee hatten ihr Vieh den ganzer Sommer und Herbst über in die Waldungen bei Deesbach getrieben, sich selbst aber theilweis mit ihrer Fahrniß aufs Haus Schwarzburg geflüchtet, wo damals Junker Thomas von Posek, auf Aschau gesessen, befehligte." —

Noch kurz vor Endigung des Krieges, den 2. Mai 1647, wurden bei einem Ueberfalle zwei Bürger, nebst der daselbst befindlichen Schutzwache, von den Schweden erschossen, und die Stadt ganz ausgeplündert. Dasselbe traurige Schicksal erfuhr sie wieder am 21. Oktober d. J. von den Kaiserlichen, welche den ihnen am Thore begegnenden Bürgermeister Johann Bergmann erschossen, und den Pfarrer Matthias Vogt tödtlich verwundeten. Die Kirche und die ganze Stadt wurde der Plünderung Preis gegeben. —

Königsee ist der Geburtsort mehrerer berühmten Gelehrten, z. B. des Wittenberger Theologen Johann Georg Abicht, Friedrich Ludwig Langstedts, Lektors der englischen Sprache zu Göttingen, bekannt durch seinen mehrjährigen Aufenthalt in Ostindien und die darüber herausgegebenen Schriften, Johann Nikol Möckerts, der ebenfalls in Göttingen eine juristische Professur bekleidete, Friedrich Noldes, Konrektors am Gymnasium zu Weimar ꝛc. Simon Bolimhaus aus Königssee war 1640 Apotheker zu Upsala. Seine Söhne hießen Jacob Graf Gyllenborg und Andreas Graf Leyonstedt. Aus dem ersten gräflichen Geschlechte entsprossen einige ausgezeichnete Männer, von denen in Gauhens Adelslexikon 2. Th. (Leipz. 1747.) S. 153—1532 gehandelt, aber ihres Ursprungs aus unserer Stadt nicht gedacht wird. — Im 17. und 18. Jahrhundert lebten hier mehrere Glieder der Lutherischen Familie, welche von

Dr. Martin Luther's Bruder, Jacob abſtammten. (S. die zu S. 86 von Keil's „Leben Hannß Luther's," Leipzig 1752. 4., gehörige Tabelle.)

Die Gegend um Königſee beſitzt einige Naturmerkwürdigkeiten. Dahin gehört 1) der Erdfall, unter der Stadt gegen Morgen. Er entſtand zu Anfange des vorigen Jahrhunderts, 1714, wo ſich zuerſt eine ganz kleine Oeffnung zeigte. Nach und nach verbreitete er ſich immer mehr und füllte ſich mit Waſſer. Eine 1750 vorgenommene Unterſuchung ergab, daß er 73 Ellen lang, 60 Ellen breit und 57 Ellen tief war. Jetzt ſoll ſein oberer Umfang gegen 200 Fuß, ſeine Tiefe über 70 Fuß betragen. Die Entſtehung deſſelben wird dem Durchbruche einer Höhle im Gipslager zugeſchrieben. —

2) Weſtlich oberhalb der Stadt erhebt ſich eine hohe, groteske Felſenpartie, gebildet von älterem Flözkalk, die von den Bewohnern des nahe darunter freundlich gelegenen Dörfchens Garſitz (gorá der Berg, seç God, ſlav. „Rod am Berge") das Gebörn, oder der Schöpsberg genannt wird, welche letztere Benennung man nicht von Schöpſen ableiten wolle, ſondern vom alt-ſlaviſchen Worte, tçsopa, hoch; wie die erſtere, vom deutſchen por (empor), was daſſelbe bedeutet.

Durch eine lichte Fichtenwaldung erblickt man die ſteilen Felſen, in denen ſich eine anſehnliche Grotte befindet, die aus zwei Abtheilungen beſteht; jede ungefähr 40 Fuß lang, 20 Fuß breit, und 10 Fuß hoch. An den Seitenwänden und an den Decken hat ſich der ſchönſte Tropfſtein in hellglänzenden Geſtalten gebildet.

Dieſe Höhle iſt das Querlichloch, an welches ſich folgende Sagen knüpfen, die noch jetzt im Volke nicht verklungen ſind.

Vor uralten Zeiten hauſten in dieſem Loche Querliche (Gezwerge, Gezwerglein), die große Schätze an Gold und Silber bewahrten. —

Dieſe Gezwerglein waren etwas mehr wie Menſchen, aber auch noch keine Geiſter; ſie hatten immer noch etwas irdiſches an ſich. S. Fried. Ludw. Ferd. von Dobeneck: „Des deutſchen Mittelalters Volksglauben und Heroenſagen, herausgegeben von Jean Paul, 1 B. (Berlin 1815. 8.) S. 116 ff. 2. B. S. 202 ff. — Teutſche Mythologie. Von Jak. Grimm. S. 251 ff.

Die Querliche waren ſehr klein, nicht viel größer als eines Daumen hoch; ſie trieben allerlei unheimliche Stücke in den Berghöhlen; namentlich aber gruben ſie hier nach Gold und Silber, auf dem Gebörn und im Lommel (lom ſlav. die Grube, Schacht). Die gefundenen Schätze aber häuften ſie im Querlichloche, ihrer Behauſung, auf, und bewachten ſie. Sie hatten die ſonderbare Gewohnheit, barfuß und ohne Kopfbedeckung (im Volksdialecte „barbs un barhädy" bar, head) herumzulaufen; dabei waren ſie launenhafte, ſehr reizbare, doch wieder auch dienſtfertige Weſen, und halfen, wenn man es mit ihnen gut meinte, dem Hausherrn und ſeinem

Gesinde überall; namentlich bei Fütterung des Viehes. Wer sie reizte, oder erinnerte, daß sie keine Baretlein oder Schuhe hätten, dem thaten sie manchen Schabernack an.

Einmal wohnte eine Pächterin in Garsitz, eine alte, gute, verständige Frau, die es mit den Querlichen, welche sie im Winter öfters besuchten, ganz gut meinte. Nach dem Abendessen ginzen die Querliche in den Stall, und fütterten die Schafe, wodurch Knechte und Mägde aller Arbeit überhoben wurden. Die Futtervorräthe, sie mochten noch so gering sein, nahmen niemals ab; und in Mißernten konnte sie immer noch verkaufen. Deshalb wurde auch die alte Pächterin von Jahr zu Jahr reicher.

Endlich dachte die Pächterin, daß sie sich gegen diese guten Querliche dankbar bezeigen, und, weil es denselben an Schuhen und Pelzmützen gebreche, solche kaufen und ihnen schenken müsse. Gedacht, gethan; sie kaufte beides, und legte Mützen und Schuhe den kleinen Zwerglein im Stalle hin zum Geschenke.

Allein, als die Querliche diese Gaben bei der nächsten Fütterung bemerkten, so verdroß es ihnen dermaßen, daß sie von Stund' an wichen, und nicht wiederkehrten; die Pächterin aber mit ihrem Gesinde mußte nun die Schafe selbst füttern. —

Auch waren einmal die Querliche in Pennewitz (pen, Fluthwasser, Welle, witz, Dorf, Wellendorf) auf einer Hochzeit erschienen, wo es recht lustig herging. Man neckte aber diese Gezwerge, welche sich jedoch darüber erbosten. Als nun eine große Schüssel mit Brüh auf den Tisch gebracht wurde, so sprangen sie auf den Schüsselrand, tanzten darauf herum, und versalzten die Kümmelbrüh.

Die alte Pächterin von Garsitz erzählte, sie habe als Kind von ihrer Urgroßmutter Folgendes gehört:

Ein Soldat Namens Rauch habe im Lommel (dem fruchtbarsten Flurstück bei Königsee) Soldaten aus Häckerling gemacht; so wie er solchen ausgestreut, gleich wären Soldaten (oder vielmehr Querliche aus ihren unterirdischen Gängen und Löchern) hervorgekommen.

Diese Sage gründet sich jedoch auf die bei dem Jahre 1640 erzählten Vorfälle des dreißigjährigen Kriegs.

Es ging einmal auch eine Magd von Garsitz in den Wald, um Holz zu holen. Der Weg führte sie an dem Querlichloche vorbei. Als sie hinein sah, erblickte sie einen goldenen Tisch, und auf demselben viele goldene und silberne Geräthe, auch eine goldene Schüssel mit Perlen. Neben dem Tische stand ein goldener Stuhl, auf dem ein schlafender Querlich saß. Ein großer schwarzer Hund, mit feurigen Augen und aufgesperrtem Rachen, wachte dabei. Das Mädchen erschrak zwar sehr, allein sie besann sich, faßte Muth und ging hinein, nahm schnell goldene Messer und Gabeln vom Tische

und ſprang eiligſt davon. Wie ſie nun ſo reich geworden war, hat ſie auch bald einen ſchönen Mann bekommen.

Eine Gans, die ſich zufällig in das Querlichloch verirrt hatte, und darin herumgelaufen war, iſt drei Tage hernach auf dem Singerberg ganz vergoldet wieder herausgekommen.

In beſagtes Querlichloch führte vor wenigen Jahren noch ein beſchwerlicher Weg zu einem engen Eingange, der durch Epheuranken, Brombeerbüſche und anderes Geſträuch verſteckt war. Jetzt iſt alles gelichtet, und die Behauſung der alten Querliche zu einem baieriſchen Lagerbierkeller eingerichtet worden.

Auch am Harz in der Grafſchaft Hohnſtein (bei Scharzfeld), ſodann zwiſchen Elbingerode und dem Rübenland, findet man oben in den Felſenhöhlen an der Decke runde und andere Oeffnungen, die der gemeine Mann Zwerglöcher nennt, wo die Zwerge vor Alters, mittelſt einer Leiter aus- und eingeſtiegen ſein ſollen. S. G. H. Behrens curiöſen Harzwald (Nordhauſen 1703. 4.) S. 37. 75. ff., welcher S. 79. ſolche Höhlen für Zufluchtsörter im Kriege hält, (vergl. Teutſche Sagen, herausgegeben von den Gebrüdern Grimm. 1. B. S. 390 f. N. 302.) womit auch Kasp. Sagittarius (S. Thüringiſche Geſchichte aus deſſen Handſchriften gezogen. Chemnitz 1772. 8. S. 107.) übereinſtimmt, wenn er ſagt, „daß bei den wiederholten Einfällen der Hunnen oder Ungarn (im zehnten Jahrhundert n. Chr.) die Bewohner dieſes Landes ſich in Höhlen und dichte Wälder verborgen, und darin Behältniſſe angelegt hätten, dergleichen, nach Spangenbergs Anzeige, unter andern — am Buffhart (Buchfahrt) bei der Ilm, zwiſchen Weimar und Blankenhain, geweſen ſein ſollen. Die Einwohner, fährt er fort, welche ſich aus Furcht verkrochen, ſind mit Zutritt eines alten Aberglaubens, welcher ſich beſondere unterirdiſche kleine Einwohner vorſtellt, als Zwerge, gegen die vermuthlich von anſehnlicher Leibesgeſtalt geweſenen Hunnen betrachtet, und ihre Behältniſſe Zwerglöcher genennt worden.“

Auf der mitternächtlichen Seite des ſteilen Felſens des Gebörnes befindet ſich der ſogenannte Mönchsſtuhl, ein in grauen Flöz geformter Sitz, der viel Aehnlichkeit mit einem Sorgſtuhle hat.

3) Der Pfaffenſtein oder Gallenſtein, ein ſehr hoher, mit Linden und Wachholderſträuchen bewachſener Felſen, iſt in der Mitte getrennt, und durch dieſen Zwiſchenraum geht ein Weg nach Dörnfeld an der Heide. Dieſem Felſen, deſſen Wände ohngefähr 40—50 Schritte, oder ſo weit, daß zwei Wagen ungehindert zugleich hindurch fahren können, von einander abſtehen, fehlt nichts als eine Dachverbindung, um ein völliges Gewölbe vorzuſtellen.

4) Nordwärts von Königſee liegt eine Wieſe mit einer ziemlichen Vertiefung, welche ihr die Geſtalt eines der Länge nach durchſchnittenen Eies giebt. Dieſe Grube heißt die Wallgrube. Dabei

befindet sich ein Teich, der sogenannte Weihbrunnen, worin eine gewisse Art Wasserschnecken ꝛc. sehr häufig ist. Jährlich am Osterfeste pflegen Kinder und Erwachsene die Wallgrube zu besuchen, und Erstere*) daselbst mit Ostereiern zu spielen.

---

*) Eine ähnliche Gewohnheit herrscht in der 1½ Meile davon entfernten Stadt Blankenburg. Auch da versammeln sich am zweiten und dritten Osterfeiertage Kinder beiderlei Geschlechts auf dem Walle bei dem obern Thore, und spielen mit rothen Eiern. Oft bilden sie zwei Partheien, wovon die eine den Wall zu ersteigen, die andre aber denselben zu vertheidigen, und die Heraufsteigenden unter dem oft wiederholten Zurufe: Die Burg ist mein und dein nicht! abzuhalten und zurückzustoßen sucht.

L. F. Hesse.

Die Baumanns- und Bielshöhle.

Horch! belebt vom leisen Berühren schwingt sich
Glockenton aus ragender Tuffsteinkule;
Bebend lauscht dem Spiel der Natur des Echo
Schlummernde Stimme.

Krug von Nidda.

Wie zwei Schwestern einander ähnlich, doch jede mit ihren eigenthümlichen Reizen, liegen die beiden Höhlen, die Baumanns- und die Bielshöhle im romantischen Bodethale über dem Hüttenorte Rübeland einander schräg gegenüber, und obgleich beide schön und bewundert, sehen sie doch mit scheelem Blicke auf einander, welche von ihnen die meisten Verehrer finde, die meisten Schätze ihren im Lobe unerschöpflichen Priestern in den Säckel locke. Erwerblustige Bergleute haben sich nämlich mit den Höhlen beleihen lassen und sind für den Fremdling die Führer. Die ältere der Schwestern ist, wenn man ihr Alter von ihrer Entdeckungszeit an rechnet, die Baumannshöhle, die schon 1670 allgemein bekannt, und nach ihrem Entdecker Baumann benannt gewesen sein soll. Ihr gebührt daher auch in unserer Schilderung der Vortritt.

Ueber dem Spiegel der Bode 138 Fuß erhaben im Nebelsholze befindet sich hart an dem steilen Berghange des linken Bodeufers eine kellerartige Vertiefung von wenigem Tannengebüsch umgeben, und säße hier nicht eine dienstfertige Martha, an deren Reinigungsapparate man wahrnimmt, daß nach der dunkeln Höllenfahrt sie der Engel des Lichts sein will, der von den Schlacken der Finsterniß

reinigt, und zum frischen Leben einweihet, wahrlich, niemand möchte glauben, schon vor der berühmten, viel besuchten Baumannshöhle zu stehen, so wenig Großartiges bietet deren Eingang dar. Bevor Baumann die Höhle entdeckte, mag vielleicht dickes Gebüsch die Oeffnung überzogen haben, weshalb sie erst, als der Bergbau die Wälder lichtete aufgefunden worden ist. Die Sage berichtet den Hergang also:

> Ein Bergmann Namens Baumann suchte in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts hier Erz, und befuhr deshalb auch diese Höhle. Weil er nichts fand, so war er schon auf dem Rückwege begriffen, konnte den Ausgang aber nicht wieder finden, was ihm darnach um so weniger gelang, da ihm sein Grubenlicht erlosch, ohne es wieder anzünden zu können. Unter unsäglicher Angst tappte er nun zwei Tage und zwei Nächte in der Höhle umher, bis ihn am dritten Tage ein schwacher Lichtstrahl endlich wieder den Ausgang und seinen Rettungsweg finden ließ; doch Angst und Hunger hatten schon zu sehr an seinem Leben genagt. Kaum daß er die merkwürdigen Geheimnisse der Höhle noch zu erzählen im Stande war, da schlossen sich seine Augen schon zum ewigen Todesschlaf, und der Name allein war es, den er nach des Herzogs Ludwig Rudolph von Blankenburg Wunsch, der Höhle vererbte. Da der Herzog die Höhle nun näher noch untersuchen ließ, so wurden mehrere Menschenknochen wahrscheinlich von Unglücklichen gefunden, die früherhin hier eine Zuflucht gesucht, und darnach aus gleichen Gründen dem Schooße der Höhle sich nicht wieder hatten entwinden können.*)"

Doch wir wollen die Höhle nun selbst betreten, deren Besuch wir anderthalb Stunden widmen. Schräg hinab, wie schon bemerkt, durch eine enge, dunkle Kluft führt der abschüssige Pfad zunächst an eine verschlossene Gitterthür, die, nachdem sie vom Führer geöffnet, uns erst das Recht gewährt, in den großen unterirdischen Palast der Gnomen und Berggeister einzutreten.**) Um die Höhle vor Verunreinigungen zu bewahren und jede Gefahr der Verirrung zu beseitigen, hatte der Herzog Ludwig Rudolph diesen Verschluß anbringen lassen. Hier rüstet man sich durch Umtausch der Kleider mit bergmännischem Costume und durch ein Grubenlicht zur romantischen Bergfahrt. Schwarze Marmormassen mit weißem Geäder sind die

---

*) Ob sie vielleicht einst der Sitz eines Vehmgerichts gewesen, wie Einige aus diesen Menschenknochen und aus dem nahen Schlosse Birkenfeld haben folgern wollen, darüber läßt sich durchaus nichts Näheres angeben. —

**) Berendt's in seinem curieusen Harzwalde erzählt, daß sich ehedem viel Geister und Gespenster denjenigen, welche diese Höhle besichtigt, gezeigt und sie geplagt hätten; zu Hrn. v. Rehr's Letzteren wollte der Führer aber keine mehr bemerkt haben. Eben so wenig enthält sie giftige Dünste. —

düstern Mauern, die überall entgegen starren. Weil aber kalte feuchte Luft besonders an heißen Tagen, und da um so auffallender dem Wanderer entgegen strömt, ja ihm sein Licht dadurch bisweilen erlischt, so wird das schauerliche Bild einer Schattenwelt jenseits des Grabes dadurch um so lebhafter in der Phantasie hervorgerufen. Diese Feuchtigkeit mit ihren Stalaktiten oder vielmehr Stalagmiten giebt der Höhle aber auch ihren eigenthümlichen Charakter. Wie man sieht und fühlt, tropft und sickert fortwährend Wasser durch die Decke und aus den Wänden der Höhle, und erzeugt den Tropfstein, der als feste durchsichtige Masse in den mannigfaltigsten Gestalten die innern Räume überzogen, und zu den seltsamsten Phantasie-Gebilden Veranlassung gegeben hat. Man stellt sich den chemischen Proceß folgender Weise vor: „Das herabtröpfelnde Wasser entsteht aus Schnee- und Regenwasser. Weil nun aber dieses an sich schon viel Sauerstoff enthält, und mit Salpeter gesättigt bei dem Durchfließen durch die Gebirgslagen noch andere alcalische Theile von Spaat und Gyps-Erde aufgelöst und flüssig gemacht hat, so bilden bei dem Herabtröpfeln, wobei das Wasser verdunstet, die mineralischen Bestandtheile wieder feste Körper, und interessant ist es, wie bei dem Zerschlagen dieser Massen, den Bäumen ähnliche Jahrringe bemerkt werden, die den Beweis liefern, wie durch Gesellung des Gleichen zum Gleichen der Stein gewachsen ist, und nach außen seine Form verändert hat. Das Hauptstreichen der Höhle ist Oceid 7½ St., und einen guten Grund- und Profilriß hat schon im Jahre 1788 Ilse als tüchtiger Mathematiker davon aufgenommen, woraus alle Höhenverhältnisse und das Steigen und Fallen aller Abtheilungen deutlich wahrzunehmen sind (s. Stübner's Denkwürdigkeiten des Fürstenth. Blankenburg, Tom. II. p. 354. — Gegen Erkältung gesichert schreiten wir also tiefer, und passiren alle sechs Höhlen-Abtheilungen, durch die man gewöhnlich geführt wird. Wollten wir Alles, was uns in jeder einzelnen Abtheilung von den redseligen Führern gezeigt und erklärt wird, hier wiederholen, wir würden des Raumes noch einmal so viel bedürfen; denn die ewig Neues bildende Natur und die von Speculation hier mächtig gehobene Phantasie bringen mit jedem Jahre neue Gebilde zum Vorschein. Es sind aber nicht diese einzelnen Phantasiestücke, die der Höhle ihren erhabenen Charakter leihen, sondern diese kühn gewölbten Bogen, diese zu Trägern und Pfeilern aufgegipfelten Felsmassen in Verbindung mit jenen Stalaktiten, das Alles in seiner Gesammtwirkung macht den entzückendsten Eindruck, daß man beim Eintritt in die erste Höhle vom matten Licht der Fackeln und Grubenlichter durchflossen schon ausrufen möchte:

„Gebäu vom Schöpfer aufgeführt, dich formt kein Meister nach."

Ja wahrlich, wer im Anblick dieser großartigen Natur nichts fühlt, der wird überall nur langsam oder vielleicht gar nicht fühlen. An Stalaktiten ist sie zwar ärmer, aber dennoch durch Größe und Kühnheit der Gewölbe unstreitig die schönste Abtheilung. Welch'

ein ehrwürdiges Gebäu der Allmacht Gottes, dieses 31 Fuß hohe und 336 Fuß tiefe Gewölbe, welche weiten Räume nach allen Richtungen, deren Weite und Leere der Wiederhall des gesprochenen Wortes noch genauer bezeichnet. Ist es nicht, als hätten wir die Katakomben einer entschlummerten Welt betreten? Scheint es nicht, als hätten diese Hallen vor Jahrtausenden vom Chorgesange geweiheter Priester wiedertönen müssen? aber ein allmächtiger Zauberschlag hat Alles zum ewigen Todes-Schweigen und die Sänger zu kalten Marmor-Säulen umgewandelt. Ja wahrlich, im schroffen Gegensatze zu dem lebendigen Treiben im betriebsamen Hüttenorte, und zu dem neckenden Muthwillen einer muntern Reisegesellschaft erscheint diese heilige Stille; aber noch lebhafter wird der Gedanke an verschwundenes Leben, wenn man außer den vielen Stalaktiten als Löwen, Eidechsen ꝛc. die von Tropfstein überzogenen Knochen des Höhlenbären hier bemerkt, wie deren häufig schon vorgekommen sind und immer noch vorkommen. Vor Jahren ist der Zahn eines Elephanten auch darin gefunden. Möchte man es daher nicht eine Ironie auf Gottes große Allmacht und Güte nennen, wenn diese Räume von lustiger Tanzmusik durchrauscht werden, und bachantische Paare im wilden Tanze sie durchfliegen, wie bisweilen geschehen? Um wie Vieles erhabener und würdiger hallen in langgezogenen Tönen hier ernste Weisen, Chorale und sanfte Adagio's wieder, und wer irgend Gelegenheit dazu hat, versäume es nicht, sich diesen Hochgenuß zu verschaffen. Eben so wenig scheue er aber auch die Kosten, die eine oder die andere der Höhlenabtheilungen von Brillantfeuer oder von Lampen erleuchtet zu sehen, wobei die heiligen Schauer der Religion jedes religiöse Gemüth wie in dem Tempel Gottes am Hochaltare gewiß anfliegen werden. Diesen Genuß wenigstens kann man sich sehr leicht verschaffen; denn nicht bloß, daß schon der Führer durch Aufstellung der besuchenden Gäste nach verschiedenen Richtungen durch deren Grubenlichter die Wölbungen der ersten Höhle zeigt, auch in den spätern Abtheilungen wird auf Verlangen durch ein kleines Feuerwerk die erhabene Bogenspannung im schönsten Lichte dargestellt. Die verschiedenen Abtheilungen machen sich kenntlich theils durch hölzerne Fahrten, auf denen man aufwärts und abwärts steigt, theils aber auch durch verengte Gänge, deren man einige in gebückter Stellung nur passiren kann. Durch Aufräumung der von den Gewölben herabgefallenen Steinblöcke, und durch Ausfüllung von Tiefen ist der Besuch dieser Höhle neuerdings sehr erleichtert, und mit Bequemlichkeit können auf den ebenen Pfaden jetzt Damen selbst ohne sich zu beschmutzen, oder in die Gefahr des Ausgleitens zu gerathen, die Höhle befahren.

Wir schreiten jedoch mit unseren Grubenlichtern weiter, und befolgen des Führers Weisungen, um nicht zur Rechten oder Linken vom glatten Pfade abzuirren. Die Höhlen haben nämlich noch Seitengänge, deren Windungen man nach allen Richtungen noch nicht untersucht, noch weniger aufgeräumt hat, und daher findet man in ältern Harzbeschreibungen die kindischen Vermuthungen, als

ob diese Höhlen noch viele Meilen weit im Gebirge sich hinzögen, mancher Großprahler wollte selbst darin gereist sein. Wenn man nun gleich eine weitere Ausdehnung nicht leugnen kann, so geht solche doch gewiß nicht über die Kalksteinformation hinaus, und eine ansehnliche Länge ist es gewiß, wenn wir sie zu 758 Fuß braunschweiger Maaß angeben können. Viele der Nebenarme sind jetzt verschüttet; würde man daher durch Erlöschen des Lichtes, oder durch Vereinzelung von dem begleitenden Führer vom gewöhnlichen Pfade sich verlieren, so würde man vielleicht nur in die Gefahr gerathen, durch Anstoßen an Felszacken mit wundem Kopf und Händen den Ausgang der Höhle wieder zu gewinnen. Einen herrlichen Effect macht ein Pistolenschuß, der vom Echo fortgetragen und verstärkt, von Wand zu Wand sich wälzt, und wie der Donner zuletzt verhallend allmählig verschwindet.

Bei den verschiedenen Windungen der Höhle dürfte es dem Besucher, wäre er nicht darauf aufmerksam gemacht, vielleicht entgangen sein, zu bemerken, wie eine Höhle, die fünfte, über der andern, der sechsten, liegt.

Ohne durch Aufzählung aller Stalaktiten ermüden zu wollen, müssen wir aber doch die bekanntesten der Reihe nach hier anführen. In der ersten Abtheilung zeigt der Führer außer dem Brunnen und Gossensteine eine betende Nonne, den Weihkessel und den Frauenrock. Der Brunnen ist ein Bassin, wie ein Herz gestaltet, anderthalb Fuß lang, einen Fuß breit, anderthalb Fuß tief, mit hellem, wohlschmeckenden Wasser, ohne Tropfsteintheile, gefüllt und unerschöpflich. Im Gossensteine unter dem Brunnen fließt das Wasser bei nasser Witterung über, außerdem ist er trocken. Die Naturspiele der zweiten Höhle sind: der Mönch, die kleine Orgel mit drei über einander stehenden Pfeifenreihen, und das kleine Schloß. Ehedem fand man in dieser Höhle viele Stalaktiten mit größern und kleinern Knochen und Zähnen, welche auf dem Marmor aufsagen und mit Tropfstein daran befestigt, auch zum Theil stark davon überzogen waren. In der dritten Höhle befindet sich die große Orgel mit vier Reihen hohler Pfeifen, das Schloß, der Taufstein nebst den drei Zeugen, der Leichenstein, der Todtenkopf und die Menschenhand; in der vierten die Standarte, die Hirschfängerscheide, die klingende Säule, welche acht Fuß hoch, inwendig hohl, oben nicht angewachsen ist, und vom Anschlagen einen starken Glockenton giebt, ferner die Pauken, die Sirene, das Kälbergekröse, die Pistolenhalfter, die Altarlichte und die Pferdeohren; in der fünften der Oehlberg, welcher auf vier Säulen ruht, der Backofen, die Stadt, die Kanzel, das Positiv, die Eule und zwei kleine Thürme. In der sechsten befindet sich nichts der Art.

Hier ist das Ziel der Wanderung, von wo man den Rückweg antritt, bis man mit freierem Athem und weiterer Brust die Oberwelt wieder begrüßt, und durch ein Geldgeschenk einen freundlichen Abschiedsgruß vom treuen Führer sich noch erwirbt. Schon der

Herzog Ludwig Rudolph hatte zum Einschreiben der Fremden ein Buch hierher legen lassen, was aber verschwunden ist. Das älteste darauf folgende umfaßt die Jahre 1730 bis 1769, das die Inschriften vieler fürstlicher Personen und von Leuten aus allen Ständen und Welttheilen enthält. Auch die spätern und das jetzige enthalten viele solcher interessanten Schriftzüge, und weil der Sinn für das Schöne und Erhobene in der Natur auch auf die tiefern Stände immer mehr übergeht, und das Reisen durch Dampf so viele Erleichterungen bekommen hat, so wächst auch hier die Zahl der Besucher von Jahr zu Jahre. —

Doch auch der jüngern Schwester

der Bielshöhle

sei unser Besuch nun gewidmet. Zehn Minuten von der Baumannshöhle entfernt, liegt sie auf dem mittäglichen Ufer der Bode, über deren Spiegel 130 Fuß hoch sich der Eingang auf einem Vorsprunge einer senkrecht herabfallenden Felswand befindet. Der Berg, dessen Bauch die Höhle umschließt, erhebt sich aber noch 200 Fuß über dem Eingange und sein Felsenhaupt heißt der Bielsstein, wovon die Höhle ihren Namen bekommen hat. Auch hier ist der Eingang zu größerer Sicherheit mit einer Thür verschlossen, doch ladet noch vor derselben ein dem Felsen abgerungenes Plätzchen zu einiger Ruhe, und der weite Ueberblick über die darunter und daneben wild brausende Bode wird gewiß Niemanden diese Ruhe verleiden. Weil nun der Eingang durch sechs Fuß Höhe schon geräumiger ist, und sich nur wenig abwärts neigt, so bietet er Anfangs größere Annehmlichkeiten als der der Schwesterhöhle dar. So wandert man auf sich schlängelndem Pfade gegen 170 Fuß in den Berg hinein, und weil hier noch von keinen Naturspielen eine Spur angetroffen wird, vielmehr die Seitenwände und die Decke des Gewölbes mit sogenanntem Bergmehl dick überzogen sind, so möchte man fast auf die Vermuthung kommen, als hätten Menschenhände, Baalspriester, den Eingang zu diesen unterirdischen Räumen erst durchgebrochen. Zu ihrer Entdeckung gab ein Waldbrand Veranlassung. Nachdem nämlich 1672 im Juli die Holzung dieses Berges sich entzündet hatte, und die Brandstätte darauf besichtigt wurde, fand man eine Oeffnung im Berge, die man wegen der nahen Baumannshöhle auch sogleich für den Eingang zu einer geräumigen Höhle erkannte. Eine Untersuchung und Befahrung vom damaligen Forstmeister und Bergmeister mit anderen Personen bestätigte bald diese Vermuthung, und in dem über diese Befahrung erstatteten Berichte heißt es, daß diese Höhle über 100 Klafter lang sei, viele Weitungen von fünf Lachter Höhe nebst einem schönen Brunnen habe, und daß sie der Baumannshöhle vorzuziehen sei.

Die Höhle wurde nun auch mit einer Thür verschlossen; weil sie aber nicht ohne Gefahr zu besuchen war, so wurde sie wenig befahren, und das Mehlloch, mit welchem Namen sie wegen des schon erwähnten Bergmehles belegt ward, fand lange Zeit hindurch wenig fast gar keine Beachtung. Da faßte 1788 der Steiger Valentin Becker zu Rübeland den glücklichen Gedanken, es koste was es wolle, die Höhle fahrbar zu machen, und er legte Hand an das Werk. Da wurden nun Felsen gesprengt und weggeräumt, Vertiefungen ausgefüllt und Fahrten angelegt, bis er es endlich dahin gebracht hatte, daß die Höhle ohne Gefahr besucht werden konnte. Nun ließ er sich gleichfalls mit der Höhle beleihen. Wie das Buch, das er anschaffte, noch beweist, betraten im Jahre 1788 und 1789 solche schon viele Fremde, und das Mehlloch hieß von jetzt an die Becker-Bielshöhle, welchen Namen sie noch führt. Noch immer ist die Familie im Besitze der Höhle, und noch jetzt ist der redliche Müller, ein Verwandter des seel. Becker, mit stetem Fleiße darauf bedacht, die Befahrung nach Kräften zu erleichtern und angenehm zu machen. Wollte man daher jetzt noch Reisende durch Schilderung von Gefahren, in die sie durch den Besuch der Höhle gerathen könnten, vom Befahren abhalten, so würde man eben so unwahr reden als mit partheilicher Vorliebe für die Schwesterhöhle vielleicht dem braven Müller Unrecht thun. Auch von dieser Höhle hat der schon erwähnte Jüngere Ilse 1789 einen guten Grund- und Profilriß abgezogen. Doch nach dieser geschichtlichen Einleitung wollen wir nun in die Höhle selbst treten, die auch wieder viele Abtheilungen oder Kammern enthält. Man zählt deren funfzehn, außer den vielen noch nicht befahrenen engen Nebenhöhlen. Auch hier darf der geneigte Leser wieder keine ausführliche Schilderung aller Naturspiele erwarten. Weil aber der Tropfstein auch die Felsenmassen dieser Höhle mit einem gleichsam erstorbenen Leben überkleidet hat, so sei nur bemerkt, daß die Bielshöhle noch viel reicher als die Baumannshöhle an diesen Naturspielen ist, und wir wollen die anziehendsten daher hier genauer betrachten. Das Generalstreichen der Höhle ist Oceid 6½ Stunden, und der tiefste Punkt liegt in der fünften Abtheilung. War die erste Abtheilung der Eingang, so befinden wir uns jetzt in der zweiten Abtheilung, und wir wollen, um der Phantasie zu Hülfe zu kommen, ein Mal einer Schilderung uns bedienen, die Herr Müller gedruckt jedem Reisenden selbst zu geben pflegt.

„Feierliche Todtenstille, die schwarze Nacht des Grabes herrscht um uns her, das leiseste Athmen wird hörbar; fallende Wassertropfen täuschen und schrecken unsere Phantasie; unsere Stimmen hallen hohl und grausend wieder, wie das Geheul des Uhus zur Stunde der Mitternacht; wohin wir das Auge wenden, erblicken wir ein Chaos von Zerrbildern, von Schreckgestalten, von aufgethürmten, durch Laune, durch Zufall gemischten Massen, bald dunkel, bald heller an Farbe, unberechnet auf Haltung und Zusammenhang des Ganzen mit den Theilen, der Theile mit dem Ganzen. Wir sehen tausend uns unbekannte Gegenstände auf einmal, und sehen im Grunde nichts

Bestimmtes. Wir glauben alle etwas Anderes zu sehen. Dieß 30 Fuß hohe und weite Gewölbe hat uns durch seinen rauhen und wilden Charakter so sehr überrascht, daß wir nicht wissen, was wir aus den Wunderdingen, die der Zufall aus Tropfstein bildete, machen sollen. Herr Müller kommt uns zu Hülfe. Glück auf, meine Herren! ruft er uns zu, sehen Sie her, wie natürlich dieser Thron mit seinen Umhängen, Decken, Falten ꝛc. Sehen Sie hier diese ewig spinnende Jungfrau mit fliegenden Haaren, sie ist bei ihrem Tode verdammt worden, bis zum allgemeinen Weltgerichte hier stumm und taub und doch mit offenen Augen, Bergmehl zu spinnen; denn sie betrog einen guten Jüngling um die Ruhe seines Lebens. Sie bereuet ihre Untreue und vergießt häufige Thränen, die Sie durch jenen Gossenstein ablaufen sehen. Ihr Anblick macht uns traurig. Lassen Sie uns daher in die dritte Höhle eilen. — Wir kommen in ein großes, wildes Gewölbe, voller Wunder der ewig schaffenden und ewig zerstörenden Natur. Große und kleine Kalk- und Marmorblöcke, die sich vor Jahrtausenden von der Decke losrissen, liegen zu unsern Füßen und sind zum Theil mit Tropfstein überzogen. Diese Grotte sagt Herr Müller, muß einst die Wohnung einer fürchterlichen Zauberin gewesen sein. Sie zerfleischte dort den Mann, dessen Eingeweide Sie aus dem Bauche hängen sehen; sie verwandelte ihre Diener in jene Gruppe großer muskulöser Gestalten und ihre Kammermädchen schrumpften in jene krause Figürchen zusammen, damit sich die einen über die andern ärgern sollten. Statt des Scepters führte sie jene Bärenklaue, mit der sie Alles packte, was sich ihr näherte. —

Lassen Sie uns hinab in die vierte Höhle eilen. Sie ist mit feinen Schnuren und Strahlen von Tropfstein überzogen und herrlich geschmückt. Sie muß die Wohnung einer Wassernymphe gewesen sein, sie hat dort jenen Fisch zum Wahrzeichen zurückgelassen. — Fortschreitend kommen wir zur fünften Höhle, die zwei Kammern hat. In der zur Rechten erblicken wir in Lebensgröße die betende Nonne. Ihr Angesicht ist verschleiert, damit es nicht durch unsern profanen Blick entheiligt werde. Sie hat vor einer an 30 Fuß hohen Schlucht Posto gefaßt, in welcher der Tropfstein gleichsam wie ein zu Eis gewordenes Wasser herabgeflossen zu sein scheint. Wegen seiner krausen Körner heißt diese Stelle der Berg, welcher dem Roggenstein ähnlich ist. — Nun haben wir eine elf Sprossen hohe Fahrt hinauf zu steigen, wo wir in einem kleinen Gewölbe uns bei der Urne unserer Sterblichkeit erinnern wollen. Fahren wir noch elf Stufen höher, so ladet uns ein sechs Fuß langes, drei Fuß breites und vier Fuß tiefes Wasserbassin zu einem frischen, wohlschmeckenden Trunke, oder wohl selbst zum Bade. Bei trockener Witterung im Sommer nimmt jedoch der Wasservorrath sehr ab, obgleich darüber der herrlichste Wasserfall und die schönsten Tropfsteinzacken steten Zufluß zu geben scheinen. Wir müssen nun beide Fahrten zurück, und gelangen wie durch einen Zauberschlag nach den Schweizer Alpen; denn jener hoch herabhangende Guß von

Tropfstein sieht einem Gletscher täuschend ähnlich, und aus demselben ragen zwei iselirte Felsen-Obelisken das Schreckhorn und die Jungfrau. Haben Sie noch Lust in diesem Nebengemache mit mir das Roß zu besteigen, von welchem herunter wir zwei fürchterliche Abgründe und Röhren erblicken werden, so werde ich Ihnen mit Vergnügen den Steigbügel halten. — Wir eilen zur sechsten Höhle. Sie ist die geradeste, längste, ebenste, höchste, breiteste und vielleicht auch die schönste unter allen, denn 40 Fuß Länge, 30 Fuß Breite und 38 Fuß Höhe umschließen keinen geringen Raum. Sie streicht von Morgen gegen Abend, und macht den tiefsten Punct aus, der befahren werden kann. In einer breiten Kluft befindet sich ein sehr tiefes Wasserbecken, dessen Spiegel sich nach dem Steigen und Fallen der Bode richtet. Diese Windung der Höhle soll sich nahe bis zu meiner Wohnung hinziehen, und einige Male habe ich von hier aus schon deutlich den Eisgang auf der Bode vernommen. (Hier besteigt Müller auch eine Kanzel und declamirt in seiner Manier ein Gedicht.)"

„Jetzt gilt es eine 20 Sprossen haltende Fahrt hinauf zu steigen, um eine 20 Fuß hohe Orgel zu betrachten. Eine Grubenlampe aber in jenes Loch hineingestellt, werden Sie das ewige Licht der katholischen Kirche erblicken, das mit Eiszacken garnirt ist. Siebzehn Sprossen von der Kanzel noch höher hinauf, gelangen wir in die siebente Höhle, die sich über und neben der vierten, fünften und sechsten Abtheilung hinzieht, und in welcher ein Postament und ein Wasserfall mit einem kleinen Bassin die einzigen Verzierungen sind. — Jetzt müssen wir auf zwei Fahrten wieder siebzehn Sprossen hinab, und wir betreten die achte Höhle mit der illuminirten klingenden Orgel. Ich muß zu ihr hinauf steigen, die Lampe hinter diese Tropfenzacken halten und das Licht durch sie fallen lassen. Ich bedaure daß die Orgel verstimmt, und der Bälgetreter nicht anwesend ist. Damit Sie indessen doch den reinen Ton der Pfeifen kennen lernen, so will ich vier mit meinem Hammer intoniren. (Man hört herrlichen Klang.) — Die neunte Höhle zeigt uns das wellenschlagende Meer. Es ist eines der künstlichsten und bewunderungswürdigsten Producte des Stalactitenwassers. Das Wasser ist bald in größerer bald in geringerer Menge vorhanden. — Die zehnte Höhle wird von diesem Meere bloß durch einen niedrigen Durchgang abgesondert. Sie enthält die oberen und größern Wellen des wellenschlagenden Meeres, und in der Felsenwand einen Grützkasten. Er ist täuschend mit Grütze und Perlgraupen angefüllt. Diese Nebenröhre führt zu jenem Brunnen, der wie eine Tasche an dem Felsen hängt. Sein Wasservorrath, ein Spiegel von ohngefähr einem Quadratfuß bleibt sich zu allen Zeiten gleich. Belieben Sie zu schöpfen. Nicht wahr, sein Wasser ist vortrefflich? und meine 24 Fuß lange Stange erreicht die Sohle des Brunnens nicht, und vergebens habe ich versucht, einige hineingefallene Tassen wieder heraus zu ziehen. Bemerken Sie hier auch noch die künstliche Muschel mit offenem Schlauch, welche einen

hellen Ton von sich giebt, wenn man an sie anschlägt, in jenem Loche dort oben aber ist mein Reliquienkästchen.

Zu der ersten Höhle führen uns einige in den abhängenden Tropfstein eingehauene Stufen zu den beiden abgebrochenen Thürmen aus den Zeiten der Gothen. Jene Figur in jener Röhre nenne ich in der Waidmannssprache das Geräusch, und jenes Gußwerk von Tropfstein mit durchbrochenen Zacken, die nicht tönen, die dumpfe Orgel, und in jener Röhre fand ich vor mehreren Jahren das mit Tropfstein angeflogene, vollkommen gut erhaltene Gerippe eines kleinen Thierchens, vielleicht eines Kaninchens.

Nun steigen wir über zehn Sprossen zur zwölften Höhle hinauf, die wieder die seltsamsten Dinge in sich schließt. Dieser glasurte Berg ist eine alte gothische Burg mit Thürmen und eingestürzten Mauern und Wällen; mit dieser klingenden Muschel gab der Thurmwächter das Zeichen, wenn sich der Feind näherte. Von dieser Kanzel auf einer frei stehenden, klingenden, fünf Fuß hohen Säule trug der Burgpfaffe Glaubenslehren vor, die er selbst bezweifelte, und Moral, die er selbst nicht beobachtete. Dieser Baum mit seinen Wurzeln ohne Zweige und Blätter verdorrte, als der Burgherr einen Hungrigen ohne Gabe, mit den Hunden wegbetzen ließ — Wenige Schritte führen zur dreizehnten Höhle, einem flachen niedrigen Gewölbe, dessen Fußboden mit Spath Quarz Granitkörnern und Schieferspliittern gleich dem Bette der Bode bedeckt ist. Diese Höhle hat weiter nichts Merkwürdiges als einige zwei Fuß hohe Tropfsteinzacken, die auf einem Altan stehen, und zwei kleinen verhüllten Männerchen gleichen. Ich pflege die Gruppe wohl den Judentempel zu nennen. — Merkwürdiger ist dafür wieder die vierzehnte Höhle. Hier sehen wir ein Juri als Basrelief ferner den kleinen babylonischen Thurm, unter dessen Mauern ich Sie mit diesen hier gewachsenen Weintrauben und Pomeranzen zu erfrischen gedenke, und wobei Sie zugleich durch diese sehr hell und stark klingende, freistehende Tropfsteinsäule eine Tafelmusik ergötzen soll. Hüten Sie sich aber, diesem schauerlichen Abgrunde zu nahe zu kommen, damit, wenn sie jetzt alle unterirdischen Herrlichkeiten besehen, und auf dem Rückwege auch die funfzehnte Höhle oder den Querschlag neben der ersten Höhle noch betreten wollen, nicht das Unglück haben, von ihm verschlungen zu werden, wie der Fisch, den jener Fischreiher in dieser der letzten Höhle im Schnabel hält." Glück auf! und Herr Müller scheidet.

So hätten wir in einer Tiefe von 106 Fuß und bei 1007 Fuß Braunschweiger Maaß Länge die ganze Höhle nun durchwandert, und 6—700 Gäste vollenden jährlich mit uns diese Wanderung. Jetzt wollen wir auch noch einen Blick nach der Außenwelt werfen. Wir erwähnten schon oben den Bielstein. Da es der Bielsteine mehrere giebt, und an ihnen dem Gott Beel oder Baal von den heidnischen Deutschen geopfert ward, so ist der Sage nach auch hier auf dieser Felsenkuppe ein solches Standbild aufgerichtet gewesen.

Weitere Spuren als altes Mauerwerk, vielleicht vom Altare des Götzen hat man jedoch nicht davon angetroffen. Vor mehreren Jahren hat man aber zu verschiedenen Malen, in kleinen Summen, altes Geld (Brakteaten, Solidi und Grossi) in der Nähe ausgegraben. Weil nun im Thale höher hinauf auch der Schreckensfelsen liegt, so mögte dieser Name durch die Erinnerung an Menschenopfer jene Sage vorzüglich noch verstärken.*)

So wie der Wolfsgrund gegenüber aber an die frühern Wölfe im Harze noch erinnert, so erzählt uns wehmüthig zur Linken die Christinenklippe, wie ein Mädchen hier einst ihrem Leben ein Ende gemacht hat. — Wie du Wanderer dich aber freuen wirst, jetzt zum heitern Tagelicht wieder zurückgekehrt zu sein, so freue dich immer deines Willens und Thuns, desto froher wirst du zugleich deines Lebens werden, und das Leben in dieser schönen Gotteswelt wird dir nie eine Last dünken, sondern als eine dankenswerthe Gnade von dem erscheinen, der die Welt so schön gemacht hat.

---

*) cf. Stübner's Denkw. Tom. I. p. 200.

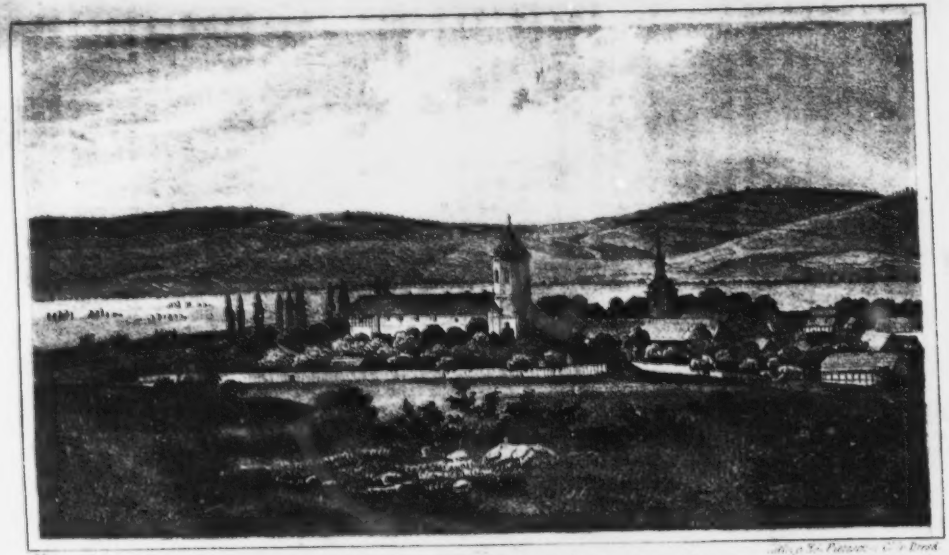
W. Schönichen.

Das ehemalige Kloſter Göllingen

in der untern Herrſchaft des Fürſtenthums Schwarzburg-Rudolſtadt.

Das Kloſter Göllingen gehörte muthmaßlich zu dem Wippergau, der ſich von Jechaburg über Sondershauſen bis auf Günzerode erſtreckt und die ebengenannte Stadt, die Dörfer Bebra, Jecha, Berka, Hachelbich, Sega, das Schloß Arnsburg, wie auch einige jetzt wüſte Ortſchaften, unter andern Hauſen, in ſich begriffen zu haben ſcheint. Nach Mitternacht begränzte ihn der Nabelgau und nach Mittag der Gau Engilin oder Engelheim. Er wird zuerſt in einer, neuerlich ohne hinreichende Urſache verdächtigten Jechaburgiſchen Urkunden vom J. 1128 erwähnt.

Göllingen liegt zwiſchen Frankenhauſen und Sondershauſen, am ſüdöſtlichen Abhange des faſt vereinzelt aufſteigenden Michaelsberges, deſſen Fuß auf drei Seiten die Wipper umſpült. Die Gegend iſt eine der anmuthigſten. Herrliche Wieſengründe wechſeln mit maleriſchen Baumgruppen, fruchtbaren Feldern und waldbekränzten Höhen. Ein großer Teich belebt die Landſchaft durch ſeinen hellen Waſſerſpiegel. Die Wipper ſchleicht ſanft und geheimnißvoll in dichtem Erlengebüſch, ihr Daſein nur durch das Geräuſch der unter dem Kloſterberge angelegten Mühle verrathend. Eine Vertiefung im Boden, in der Nähe jenes Weihers, deutet auf den merkwürdigen, wegen der öfteren Erdfälle und Einbrüche, in einen gemauerten Kanal verwandelten Stollen hin, welcher 220 Lachter unter dem Berge fort, dem Salzwerke in Frankenhauſen das nöthige Waſſer aus dem Fluſſe zuführt, bis ſich daſſelbe bei Artern mit der Unſtrut vereinigt.



Cöllingen vom Michaelsberge gesehen.

Rechts zieht die Straße von Frankenhausen nach Sondershausen in einem Hohlwege einen steinigen Hügel hinan, und bei einem jähen Abhange vorüber. Hier weilt das Auge des furchtlosen, für Naturschönheiten empfänglichen Wanderers auf dem in der Tiefe sich ausbreitenden, bunten Wiesenteppich, und den im Glanze der Abendsonne heimkehrenden Heerden mit Entzücken.

Der Name Göllingen läßt sich am füglichsten von den alten, teutschen Wörtern Gol oder Göl und ing oder ling herleiten. Das erste bedeutete eine Lache, einen Sumpf oder See, und das letzte etwas von dem andern Abstammendes, einen Nachkommen. Göling oder Göllingen ist daher so viel, als ein Ort, welcher von einem stehenden See, einer Lache seine Benennung hat. Die Beschaffenheit der dortigen Gegend, die ehedem wohl viel sumpfiger und wasserreicher gewesen sein mag, steht mit dieser Vermuthung in vollem Einklange.

Das Kloster zu Göllingen kann mit Recht unter die ältesten in Thüringen gezählt werden. Aber in welchem Jahre und von wem es erbaut worden sei, läßt sich wegen des Verlustes der Stiftungs- und Bestätigungsurkunden und anderer glaubwürdigen Zeugnisse nicht mit Gewißheit bestimmen. Es war nebst mehreren thüringischen Klöstern der Abtei Hersfeld in Hessen unterworfen, welche auch noch in späteren Zeiten durch Einsetzung der Pröpste u. s. w. gewisse Rechte darüber ausübte. Diese gründeten sich wohl zum Theil auf ein frommes Vermächtniß, wodurch gegen das Ende des achten Jahrhunderts der ersten geistlichen Stiftung von einem uns unbekannten Geber zwölf Höfe und eben so viel Morgen Landes daselbst überlassen worden waren. Ein Verzeichniß der Güter, welche Hersfeld zur Zeit seines ersten Abtes, des nachherigen Mainzischen Erzbischofs Lullus, und nicht lange nach dessen im Jahr 786 erfolgten Tode erworben hatte, giebt uns davon sichere Kunde. Daß aber zu Göllingen nicht früher, als in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts ein Kloster angelegt worden sei, muthmaßet J. F. Mühldener, von dem wir eine ausführliche Geschichte desselben besitzen,*) vornehmlich aus dem Umstande, weil zu Anfange des eilften Jahrhunderts, als sich Günther der Heilige oder der Eremit kurze Zeit hier aufhielt, die Mönche noch mit Mangel und Dürftigkeit zu kämpfen hatten. Doch war es wohl natürlich, daß der nicht an Arbeit und Entbehrungen gewöhnte neue Ankömmling den Zustand des Klosters, in Erinnerung an die eigenen glänzenden Verhältnisse, drückend und ärmlich finden mußte.

Die Schicksale dieses Günther sind so innig mit der früheren Geschichte unseres Klosters verwebt, daß es sich wohl der Mühe lohnen möchte, ihnen hier einige Aufmerksamkeit zu widmen, zumal da

*) Unter dem Titel: Antiquitates Goellingenses, ed. hist. diplom. Nachrichten von dem Benedictinerkloster Göllingen, S. Wiperti in Thüringen. Frankenhausen und Leipzig. 1768. 4. 165 Seiten ohne Dedikation und Register.

diesem wegen seines strengen Wandels von Zeitgenossen und Nachwelt bewunderten Manne, nach dem Urtheile neuerer Gelehrten, eine Stelle unter den Ahnherren des Hauses Schwarzburg gebührt.

Zwei erst seit kurzem veröffentlichte Hersfeldische Dokumente, deren Inhalt wir jetzt mittheilen wollen, erheben die deswegen geäußerten Muthmaßungen zu fast unbezweifelter Gewißheit. Zwischen den Jahren 1005 (wie Wenck angiebt, oder vielmehr 1006 — der Urkunde selbst fehlt das Datum —) und 1012 eignete ein vornehmer Thüringer, mit Namen Günther, von seinem Erbe und aus der Erbschaft der Kinder seines Bruders Sizo Güter in Thürungen (in dem ehemals Schwarzburgischem Amte Kelbra), Günzerode (in der unteren Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg), Ichtershausen (im Herzogthum S. Gotha) und Eschenberg (ebendaselbst), dem Kloster des heiligen Wipert in Göllingen, und trat zugleich, auf Bitten des Abtes Gothard zu Hersfeld, noch Sedinstete (Seddingsstadt im S. hildburghäusischen Amte Heldburg) und Beringgi (Behringen oder Bähringen, Hildburghäus. Marktflecken zwischen Römhild und Mellrichstadt im Hennebergischen. Doch giebt es auch noch mehrere Orte dieses Namens in dasiger Gegend) ab, jedoch mit Vorbehalt des Vogteirechts über Ohrdruf, Wechmar, Kölleda, Walsazi (vielleicht Waldsachsen, Dorf mit einem Rittergute im Herzogl. S. Koburg. Amte Neustadt an der Heide), Emleben, Schwabhausen und Eschenberg (sämmtlich im Herzogth. S. Gotha, in der Nähe von Ohrdruf) für sich, seine und seines Bruders Söhne, und mit der Verpflichtung, daß der jedesmalige Voigt zu den östlichen Heerfahrten fünf bewaffnete Männer für den Abt stellen solle, für deren Unterhalt jedoch der letztere selbst zu sorgen habe. Die Schenkung kam in der benachbarten kaiserlichen Pfalz Walhausen zu Stande.

In einem andern, vermuthlich von 1039 bis 1045 ausgestellten Dokumente erklärt Günther, daß er von seinen eigenen Gütern und den erblichen Besitzungen der Söhne seines schon erwähnten Bruders zehn Hufen in den Orten Salzaha (vielleicht das Dorf Salza bei Nordhausen?) und Ottinscvoha (Ottenhausen, jetzt eine Wüstung im Amte Römhild, nach Behringen zu, wohin sie auch zum Theil gehört, wenn man nicht lieber an das preußische Dorf dieses Namens bei Greußen denken will) dem Lamprecht, Lehnsmanne des Abtes Meinher zu Hersfeld, und seinem eigenen Vasallen Rodolf dergestalt übergeben habe, daß diese Güter der genannten Abtei lehnbar sein sollten. Dabei bedingt er sich aufs Neue für seine eigene Person, seine und seines Bruders Söhne das Voigteirecht über Ohrdruf, Wechmar, Kölleda und Waldsachsen aus. Die Unterhandlungen deswegen wurden zu Wiebe gepflogen, wohin Günther, der damals als Einsiedler in den böhmischen Wäldern lebte, sich vielleicht selbst begeben hatte. —

Diese Urkunden, deren Glaubwürdigkeit zwar neuerlich angefochten worden ist, sind für uns von größter Wichtigkeit. Denn wir werden dadurch sogar deutlicher über die Familie Günther's belehrt,

als von seinem ältesten Lebensbeschreiber, der sich damit begnügte, ihn unter die Edeln Thüringens zu rechnen. Schon wegen seines in dem Kevernburg-Schwarzburgischem Hause so üblichen Namens ist es nicht unwahrscheinlich, daß er demselben angehörte. Hierzu kommt, daß wenigstens drei von den Ahnherren dieses Geschlechts, wie sein Bruder, Sizzo hießen. — Ferner treffen wir einige der in jenen Urkunden gedachten Orte unter den Besitzungen der nachherigen, aus einem Stamme entsprossenen Grafen von Kevernburg, Schwarzburg und Rabenwald; manche mögen wohl bereits Eigenthum ihrer Voreltern gewesen sein. Schon in den frühesten Zeiten waren mehrere Grafen, die sämmtlich den Namen Günther führten, Schirmvoigte der Thüringischen Besitzungen Hersfelds, der Schlösser Gebesee, Berka, Breitenbach, Wachsenburg, der Städte Gotha und Arnstadt, der Voigtrien und Schultheißenämter von Ohrdruf, Wechmar, Kölleda, Schwabhausen ꝛc., womit sie zum Theil diese Abtei selbst begabt zu haben scheinen. Aus dieser engen Verbindung der Familie Günthers mit der letzteren, ist es erklärlich, warum sein Entschluß, der Welt zu entsagen, eben in diesem Kloster zur Reife gedieh.

Die Zeitbücher stimmen darin überein, daß sich Günther um's Jahr 1006 deswegen nach Hersfeld begeben hatte. Fragen wir, wodurch er, im Vollgenusse des Reichthums und der Macht, zu einem so auffallenden, wenn auch dem Geiste jenes Jahrhunderts nicht unangemessenen Schritte bewogen worden sei, so nennt die Erzählung von seinem Leben die Reue über verschiedene in der Jugend begangene Fehler, und ein neuerer Geschichtschreiber die Betrübniß wegen des frühen Verlustes seiner Gemahlin, als Gründe seiner Entsagung. Der Abt Gothard, dessen oben beiläufig Erwähnung geschehen ist, stets für die Aufnahme des ihm untergebenen Klosters bemüht, hatte es durch unablässige Vorstellungen dahin zu bringen gewußt, daß Günther einen Theil seines Vermögens dem Schutzheiligen Hersfelds und Göllingens, Wipert, durch eine förmliche Schenkung übergab, wobei er sich aber die Einkünfte des letzteren, nach wirklichem Uebertritt in den Benedictiner-Orden, zum Unterhalte und zur Bekleidung für sich und die übrigen Mönche ausdrücklich bedungen hatte. Doch scheint er in seinem frommen Eifer nicht so weit gegangen zu sein, Alles, was er besaß, diesem Zwecke zu opfern, sondern es läßt sich vielmehr vermuthen, daß er sich gewisse Güter vorbehielt, um darüber frei ungehindert schalten zu können. Jenes Vorgeben, wobei man sich auf die angeführte Lebensbeschreibung stützt, widerlegt schon, anderer Thatsachen zu geschweigen, der Inhalt der späteren Hersfeldischen Urkunde. Vielleicht ist also das Vermächtniß, womit Günther das Kloster bei seinem Eintritt bedachte, kein anderes, als das in dem ersten jener Dokumente erwähnte.

Um den Reuigen stets im Auge zu behalten, und dessen Rückkehr zu der vorigen Lebensweise zu verhüten, wozu ihn die an seinem nunmehrigen Wohnorte zu erduldenden Beschwerden und Entbehrungen dringend eingeladen haben mögen, nahm ihn Gothard mit sich in das Baierische Benedictinerkloster Niederaltaich, dem er selbst

schon als Abt einige Zeit vorgestanden hatte. Der damaligen Sitte getreu, reiste Günther nun auch, vielleicht noch im Jahr 1106, nach Rom, legte, von da in jenes Kloster zurückgekommen, vor dem Altare der heil. Maria und des heil. Mauritius den Kriegsgürtel nieder, und verschor Haupt und Bart. Gothard, noch immer eine Aenderung seiner Gesinnung fürchtend, bewilligte ihm nur ungern den abermaligen Aufenthalt in Göllingen. Und wirklich regte sich noch bisweilen in ihm die Sehnsucht nach den Freuden der Welt. Jener sah sich daher genöthigt, alle Mittel aufzubieten, um ihn unauflöslich an den geistlichen Stand zu fesseln. Endlich gab Günther den nachdrücklichen Ermahnungen seines Freundes und Rathgebers Gehör, sonderte sich immer strenger von der menschlichen Gesellschaft, und wählte im Jahr 1108 den etwa eine Tagreise (rasta, was aber auch bisweilen durch eine Meile erklärt wird) von Altaich entlegenen Berg Ranzing zum einsamen Wohnplatze.*) Aber auch hier noch nicht völlig gegen den Andrang der Menge gesichert, welche der Ruf seiner ausgezeichneten Frömmigkeit und der harten Büßungen, die er sich auflegte, herbeilockte, zog er sich nach drei Jahren in das Innere des Nordwaldes an den baierischen Grenzen gegen Böhmen, um den Ursprung des Flusses Regen zurück,**) und baute (1011 oder 1012) an dem kleinen Flusse Rinchnach,***) mit Hülfe der Klosterbrüder, die ihm in diese Einöde gefolgt waren, neben den Zellen, welche ihnen zum Obdache dienten, zu Ehren Johannes des Täufers, eine Kapelle, deren Einweihung der Bischof Berenger von Passau im Jahr 1019 verrichtete. Den deutlichsten Beweis, daß Günther auch nach seiner Entfernung diese Stiftung nicht aus den Augen verlor, sondern stets väterlich um das Beste derselben bemüht war,

*) Es sei hier ein für allemal bemerkt, daß die Nachrichten von Günthers bald längerem bald kürzerem Verweilen in verschiedenen Gegenden des öden Nordwaldes so abweichend und schwankend sind, daß man ihrer Quelle, den Legenden von diesem Eremiten, denen man noch dazu keinen früheren Ursprung als das dreizehnte Jahrhundert anzuweisen berechtigt ist, nicht unbedingt trauen darf. Wenigstens regte der durch seine Forschungen in Böhmens Sprache und Geschichte hochverdiente, den Wissenschaften vor kurzem durch den Tod entrissene, Abbe Dobrowsky diese Meinung, und glaubte unter andern, daß Günther zuerst Rinchnach bezogen habe. Die weitere, vornehmlich auf brieflichen Mittheilungen des genannten Gelehrten beruhende Ausführung ist einem andern Orte vorbehalten. —

**) Wenn Günthers Lebensbeschreiber sich von dieser Gegend des Ausdrucks eremus (gleichbedeutend mit vastitas und solitudo) bedient, so ist darunter nur Wald zu verstehen, woran sich allerdings der Begriff des Wilden, Rauhen, Wüsten, aber nur im Gegensatze zu dem urbar gemachten, bebauten Felde knüpft. Eremi waren Strecken, in denen Familien oder Stämme ohne festen Sitz, wie Nomaden und Jäger herumschweiften.

***) Die Zelle Rinchnach ist die nachherige Benedictinerabtei dieses Namens in dem königl. baierischen Landgerichte Regen des Regenkreises.

liefert ihre 1040 bei Kaiser Heinrich III. von ihm bewirkte Vereinigung mit Niederaltaich.

Günther hatte mehrere Jahre zu Rinchnach verlebt, als er nach seiner Rückkehr aus Ungarn den Abt des genannten Klosters, Ratmund, um die Erlaubniß ersuchte, diesen Ort zu verlassen, und sich tiefer in den Wald zu begeben. Er baute sich nun in einer öden Gegend des heutigen Prachiner Kreises von Böhmen, in dem Wald Brezeznitz (von den häufig hier wachsenden Birken so genannt), in der Gegend von Rabi und Schüttenhofen, ein kleines, hölzernes Haus, wo er sich durch die Anlegung eines für aus Böhmen nach Baiern Reisende sehr bequemen Weges, der über und neben Hartmanitz vorbei nach Rinchnach führte, und den die drei Dörfer Podmokli, Stankow und Woleßowice noch neuerlich zu verbessern schuldig waren, um Zeitgenoßen und Nachwelt verdient machte. Hier entdeckten ihn die Mönche von Brzewnow, und luden ihn in ihr Kloster ein. Daß sie ihn, wie die Legende berichtet, zum Abte desselben hätten ernennen wollen, ist nicht wahrscheinlich, weil sie schwerlich einen Laienbruder dazu erkoren haben würden. Günther lehnte jedoch diesen so ehrenvollen Antrag ab, und entfernte sich, um ähnlichen Zumuthungen für die Folge zu entgehen, in die Gegend, die jetzt Dobrawoda (Gutwasser) heißt, und seit Erbauung einer Kirche auf dem Hügel um's Jahr 1620 seinen Namen (St Günther) führt, wohin hauptsächlich am zweiten Pfingstfeiertage eine große Volksmenge aus Böhmen und Baiern zu wallfahrten pflegt. Hier verlebte er den kurzen Rest seiner Tage. Der Besuch, den Günther vor seinem Tode (er starb den 9. Okt. 1045) von den Böhmerherzog Brztislaus, bei dessen Vater Udalrich er, wegen seines früher bewiesenen Heldenmuthes, in so großem Ansehen stand, daß er ihn 1014 zum Taufzeugen dieses seines Sohnes wählte, empfangen haben soll, ist wohl nur erdichtet. Günther hatte überhaupt ein Alter von mehr als 90 Jahren erreicht, wovon 37 auf den Aufenthalt desselben in der Einöde kommen. Sein Leichnam wurde auf des Herzogs Befehl nach dem sechzehn Meilen entfernten Brzewnow gebracht, und in der dasigen Benediktinerkirche bei dem Altare des heiligen Stephanus beigesetzt, wo sein wohl nicht gleichzeitiger, sondern erst aus dem 13. Jahrhundert herrührender, auf Veranstaltung des Abtes Friedrich im Jahr 1761 wieder aufgerichteter Grabstein noch zu sehen ist, welcher, da es in der jetzigen Kirche an einem schicklichen Platze fehlte, in die Mauer von außen eingefügt wurde. Er stellt eine Figur in Mönchstracht, mit einem Eremitenstabe in der Rechten und einem Buche in der Linken, das Haupt mit dem Heiligenscheine umgeben, vor, und ist in Wenc. Hagek a Liboczan und Annal. Bohem. ed. a Gelas. Dobner P. V. (Pragae 1778. 4) zu p. 280 und in Bonav. Piter S. Guntherus Confessor et Heremita. (Bruuae 1762. 4.) zu p. 92 [auf 2 Kupfertafeln] abgebildet. Folgende Buchstaben sind auf demselben noch lesbar: — LJS — G — LV — H. vielleicht die letzte Silbe von Venerabilis, der Anfang des Namens Guntherus und ein Theil der Jahrzahl seines

Todes MXLV. Eine ehemals hölzerne, wunderthätige (!) Bildsäule Günthers, welche man gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit einer ähnlichen steinernen vertauschte, steht zu Dobrawoda. (S. die Beschreibung und das Kupfer bei Piter a. a. O. p. 99 sq.) — Nicht nur in den von Brzewnow abhängigen Klöstern, sondern auch zu Altaich feierte man den 9. Oktober als Gedächtnißtag, des wegen Verrichtung vieler Wunder gepriesenen Mannes, den der Papst heilig gesprochen haben soll, was aber besonders deswegen in Abrede gestellt wird, weil er häufiger mit dem Zusatze beatus, seltener als sanctus, in alten Schriften und Urkunden erscheint. Doch hat man sich im dreizehnten Jahrhundert angelegentlich für seine Kanonisation verwendet. —

Den Mangel gelehrter Bildung, welche im Mittelalter bei Erziehung der Großen vernachlässigt wurde, ersetzte zum Theil Günthers natürliche Beredsamkeit, die ihm nicht nur bei geistlichen Vorträgen, als er z. B. 1017 den Luiticiern — Wenden das Evangelium verkündete, sondern auch an den Höfen der Fürsten trefflich zu Statten kam. Er erfreute sich bei Kaiser Konrad II. vorzüglicher Gunst, Heinrich III. zog den mit vielfältigen Erfahrungen eines bewegten Lebens ausgerüsteten Mann bei den wichtigsten Verhandlungen zu Rathe, und im Jahr 1040 bewirkte Günthers Einfluß dem überall vom Feinde bedrängten und außerdem rettungslos verlorenen Heerhaufen des Markgrafen Eckard II. von Thüringen ungehinderten Abzug aus Böhmen. — Gleiches Vertrauen schenkte ihm Stephan I., König von Ungarn, welchen er, auf dreimal wiederholte Bitte, um's Jahr 1014, und vielleicht außerdem noch öfter besuchte, und ihn zu Stiftung mehrerer Bisthümer, Kirchen und Klöster veranlaßte. An dem Hofe dieses seines nahen Verwandten (einige Geschichtschreiber nennen ihn blos cognatus, andere Sororius, Bruder der Gemahlin des Königs) wurde er durch folgende Begebenheit Gegenstand allgemeiner Bewunderung: Günther hatte das Gelübde gethan, kein Fleisch zu essen. Der König, der dieses wahrscheinlich nicht wußte, oder ihn auf die Probe stellen wollte, ließ ihm einen gebratenen Pfau vorsetzen, und drang heftig in ihn, davon zu genießen. Dieser flehte nun weinend zu Gott um Rettung aus so harter Bedrängniß, und siehe! der Pfau bekommt sogleich wieder Federn, und fliegt zum Erstaunen aller Gäste davon. Wir lernen wenigstens aus diesem, von sämmtlichen Biographen des Eremiten glaubig wiederholten Märchen, daß im eilften Jahrhundert Pfauen eine Lieblingsspeise der Großen waren, so wie sie auch bei den Römern für eine seltene und leckere Kost galten. —

Nicht lange nach Günther, durch welchen wir die erste Kunde von dem Dasein unseres Klosters empfingen, lebte in demselben der Hersfeldische Abt Arnold, der wegen eines ihm Schuld gegebenen Verbrechens seiner Stelle im Jahre 1030 entsetzt, und dahin verwiesen worden war. Er starb den 28. December 1032, und wurde anfangs in Göllingen, später aber auf Verordnung des Abtes Rudolf, in der Kirche des heiligen Michael zu Hersfeld bestattet.

Schon aus dem Beispiele der eben genannten Abtei, welche der Regel des Benediktinerordens folgte, würden wir das Nämliche auch bei Göllingen muthmaßen können, wenn nicht noch das ausdrückliche Zeugniß mehrerer Urkunden dafür spräche. Beide geistliche Stiftungen traten im Jahr 1510 zu der Bursfeldischen Union, welche die Wiederherstellung einer strengeren Klosterzucht zum Zwecke hatte. Bereits im vierzehnten Jahrhundert (1376) war Göllingen in die Brüderschaft der Abtei Walkenried aufgenommen worden. — Daß unser Kloster dem heiligen Wipert, den auch Hersfeld als seinen vornehmsten Schutzpatron anerkannte, geweiht war, ergiebt sich nicht nur aus dem Schenkungsbriefe Günthers, sondern auch aus andern Dokumenten, worin die Bewohner desselben: Conventus sancti Wiperti, oder: Servi sancti Wiperti in Gelingen heißen. Wipert, ein Angelsächse, hatte als Gehülfe des Bonifacius, zu Bekehrung der Thüringer eifrig mitgewirkt, dann auf Befehl desselben in Ohrdruf gelebt, um das dasige Kloster in Aufnahme zu bringen, war 732 als Abt nach Frizlar zurückgekehrt, und hier 747 gestorben. Mehrere Kirchen in Thüringen tragen seinen Namen.

Von den weltlichen Schutzherren Göllingens sind nur wenige der Vergessenheit entrissen worden. Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts (1186) lernen wir den Sohn eines gewissen Bilgrim, Berthold, aber ohne genauere Bezeichnung seines Geschlechts, als Voigt (advocatus) desselben kennen. Das Dokument, worin er erwähnt wird, giebt einige Aufschlüsse über die damalige Beschaffenheit unseres Klosters, und liefert zugleich ein neues Beispiel von den Bedrückungen, welche sich gegen diese Anstalten häufig selbst diejenigen erlaubten, denen ihre Vertheidigung oblag. Es hatte nämlich der Custos Lutger einige Güter zu Göllingen und Hachelbich erkauft, und zu Unterstützung Nothleidender dem Armenhause des Klosters geschenkt. Berthold aber suchte die Ausführung einer so guten Absicht auf alle mögliche Art zu hindern, und ertheilte erst nach Empfang einer Summe von vier Mark Silbers seine Einwilligung dazu. Im folgenden Jahrhundert übten die damals mächtigen und begüterten Herren von Heldrungen die Schutzgerechtigkeit über Göllingen, als Eigenthümer dieses und der benachbarten Orte, aus. Von ihnen mußte unser Kloster gleichfalls manche Beeinträchtigung erdulden. So hatte Hartmann von Heldrungen demselben durch Wegnahme des Kirchenornats großen Nachtheil zugefügt. Sein Sohn Heinrich verzichtete daher, um diesen Schaden zu ersetzen, den 28. December 1243 auf alle Ansprüche an den Waldungen des Klosters und bestimmte außerdem noch jährlich eine Mark zu Begängnissen und Seelenmessen seiner verstorbenen und vermuthlich daselbst an geweihter Stätte begrabenen Verwandten. Als Friedrich, Edler Herr von Heldrungen, mit seinen Söhnen Albrecht und Friedrich, am 1. August 1324 dem Grafen Heinrich dem Jüngern (V.) von Hohnstein, Herrn zu Sondershausen, das Dorf Göllingen nebst Hachelbich und Hermstet verkaufte, ging unstreitig die Advokatie des Klosters zugleich mit an den letzteren über. Doch besaß die Hohn-

steinische Familie dieselbe nur kurze Zeit. Denn nach dem Ableben Heinrichs, mit welchem die Sondershäusische Linie dieses Geschlechts 1356 wieder erlosch, fielen, vermöge der neun Jahre vorher errichteten Erbverbrüderung seine gesammten Lande, worunter auch der im Jahre 1324 erkaufte Bezirk enthalten war, an seine Schwiegersöhne, die Grafen Heinrich und Günther von Schwarzburg. Seitdem behaupteten diese die Schirmvoigtei des Klosters, welches bei der Landestheilung im Jahr 1416 zu dem Sondershäusischen und 1532 zu dem Frankenhäusischen Antheile gezogen wurde, bis zu dessen Aufhebung.

Göllingen bediente sich bei Ausfertigung seiner Urkunden sowohl eines Konvents- als Propsteisiegels. Das erste war länglichrund, und in dessen Mitte eine Ordensperson sitzend abgebildet, die in der Rechten eine Kirche mit zwei Thürmen, in der Linken ein Buch vor der Brust hielt. Wahrscheinlich sollte dieselbe den heiligen Wipert oder Günther den Eremiten vorstellen. Auf den älteren Siegeln dieser Gattung lautet die Umschrift: S. CONVENT. SCI. WIPERTI. IN. GELINGEN., auf den neuern findet sich nur der Unterschied, daß das Wort CONVENTES darin nicht abgekürzt ist.

Das Propsteisiegel ist von gleicher Form, aber viel kleiner, als jenes. Auf demselben trägt eine knieende und betende männliche Figur in geistlicher Tracht, wodurch vermuthlich der Propst des Klosters angedeutet werden soll, eine Kirche mit einem Thurme, vor welchem eine ähnlich gekleidete Person, (vielleicht der heilige Wipert) mit aufgehobner, segnender Hand steht. Die ältern und neuern Siegel dieser Art weichen nur in der Größe und Umschrift von einander ab. Auf den älteren heißt diese: SIGILLUM. PREPOSITI. IN. GELLINGEN.; auf den neuern: SIGILLVM. PREPOSITURE. GELLINCENSIS.

Im Jahr 1506 wird Göllingen ausdrücklich zu dem Archidiakonat Jechaburg und den Archipresbyteriat Frankenhausen, in der Diöces des Erzbischofs von Mainz, gezählt. — Unter die Gerechtsame des Abts zu Hersfeld in diesem Kloster, gehörte, wie wir schon oben berührten, auch die Wahl und die Bestätigung der Pröpste desselben, welche ohne Einwilligung dieses ihres Oberhauptes, dem sie den Eid der Treue schwören mußten, nichts von den Klostergütern veräußern, und überhaupt keine Sache von Wichtigkeit vornehmen durften. Da die Quellen der Geschichte dieser geistlichen Stiftung nur sparsam fließen, so ist es nicht möglich, die Namen ihrer Pröpste in ununterbrochener Reihe aufzuführen. Nur folgende sind durch Urkunden und andere Nachrichten auf unsere Zeiten gekommen:

1) Wicelo oder Witelo, welcher, zum Abt des Petersklosters zu Erfurt erhoben, diese Würde 20 Jahre lang bekleidete, und den 9. Jan. 1221 starb.

2) G. (Günther?) 1200.

3) Herkenbert (Herkenbertus) 1209. 1220.

4) Albert 1243. 1244. 1252.

5) Cuno 1258. 1260. 1261.

6) Günther 1268.

7) Heinrich 1278.

8) Engelbrecht 1323. 1324. 1326.

9) Wolfram von Lichtenberg 1374. 1379. 1385.

10) Konrad 1406.

11) Wygandus von Treyßa 1438.

12) Ludwig Vitzthum 1440.

13) Friedrich Ylban 1444.

14) Johann Wertorf 1455.

15) Bruno von Schönbach und Wilhelm von Volkershauſen verwalteten dieſes Amt einige Zeit nach einander, und zwar vor dem Jahre 1460. Der erſte wurde Dekan zu Hersfeld, der letzte Propſt in dem Nonnenkloſter zu Kreuzburg.

16) Heinrich von Brunharſſen 1462. 1463.

17) Georg Wepner 1487.

18) Andreas Marſchalk 1507.

19) Clemens Pilgrim 1509.

20) Johann Kleinſchmidt 1521. 1529.

21) Thomas Schmidt 1539. 1540. 1544.

22) Crafft oder Crato von Weiſenbach 1552. 1554. 1559 wurde 1588, nach dem Tode Ludwigs von Heunefeld, Abt des Hersfeldiſchen Stiftes. Schon vorher war er Dechant daſelbſt und nicht blos Propſt zu Göllingen, ſondern auch (1576) zu Kreuzburg und Frauenſee. Er ſtarb 1592.

23) Berthold Rüdiger wurde 1592 zu dieſer Stelle berufen, war, wie der vorige, der evangeliſchen Religion zugethan, und lebte noch 1628. Nach ihm findet man weiter keinen Propſt zu Göllingen.

Außerdem befanden ſich auch noch andere Perſonen in dem Kloſter welchen eine beſondere Aufſicht über die Güter deſſelben, über die darin lebenden Mönche und die Sorge für die gehörige Abwartung des Gottesdienſtes ꝛc. anvertraut war. Es ſind folgende:

1) Der Dekan, ohne deſſen Vorwiſſen nichts Wichtiges geſchehen durfte, und welcher die öffentlichen Urkunden mit ausfertigte.

Göllingen hatte dergleichen Klosterbeamte schon in ältern Zeiten bis in das funfzehnte Jahrhundert. Späterhin wird ihrer nicht mehr gedacht.

2) Der Hospitalarius, welcher verpflichtet war darauf zu sehen, daß die kranken Mönche und andere in dem Armenhause des Klosters befindliche Nothleidende und Gebrechliche gehörige Pflege und Wartung erhielten.

3) Der Pfarrer (curatus, pastor). Joh. Kleinschmidt hatte diesem Posten vor seiner Erhebung zur propsteilichen Würde viele Jahre hindurch vorgestanden.

4) Der Küster (custos), welcher vornehmlich für Anzündung der Lampen und Lichter in der Kirche und auf den Altären, für Anschaffung der Hostien ꝛc. zu sorgen hatte. Er darf nicht mit dem Kirchner oder Kirchendiener (ecclesiasticus) verwechselt werden, da er die Klosterurkunden mit auszustellen pflegte. Im Jahr 1186 war Lutger Kustos der Kirche zu Göllingen, und 1583 ging dieses Amt auf die Schulmeister oder Kantoren über, deren erster Adam Landgraf hieß.

Die Güter und Einkünfte des Klosters scheinen, wie schon oben gesagt wurde, anfangs nicht von großer Bedeutung gewesen zu sein. Daß sie aber, während der langen Dauer desselben, ansehnlichen Zuwachs erhalten haben müssen, läßt sich daraus abnehmen, weil noch in neueren Zeiten viele Orte, z. B. das Dorf Göllingen selbst, Hachelbich, Badra, Berka, Sondershausen, Ober- und Niederbösa, Niedertopfstedt, Kindelbrücken, Bilfingsleben, Günzerode, Rottleben, Bendleben, Thaleben, Esperstedt, Ringleben, Riethnordhausen, Artern, Frankenhausen, Kannewurf, Kölleda ꝛc. Zinsen dahin zu entrichten hatten. Zu den eigentlichen Klostergütern gehörten

1) Das Gut zu Göllingen nebst seinen Aeckern, Wiesen, Holzungen, Zinsen ꝛc.

2) Die Besitzungen zu Eschenburg, welche zum Theil aus dem Vermächtnisse Günthers des Eremiten herrührten. — Der Propst Johann Kleinschmidt sah sich 1525 genöthigt, die freie Behausung eines Siedelhofs mit fünf Hufen Landes, auch alle Erbzinsen, Lehnschaften und Gerechtigkeiten, welche die Propstei im Dorfe, Felde und Flure daselbst, zu Molschleben und Hausen besaß, an die Grafen, Philipp, Ernst, Sigismund und Hans von Gleichen, Herren zu Tonna, für 160 Rheinische Gülden zu verkaufen. Als Grund dieser Veräußerung wird der während des Bauernkriegs, vornehmlich durch Brand erlittene Verlust angeführt, und die empfangene Summe zu Wiederherstellung des Klosters bestimmt. Noch im Jahr 1593 wurde die genannte gräfliche Familie mit diesen Gütern von der Propstei Göllingen beliehen.

3) Ein Gut zu Kannewurf, worüber die Herren von Heldrungen die Schutz- und Schirmgerechtigkeit bis zum Jahr 1367 ausübten, in welchem sie dieselbe nebst allen damit verknüpften Vortheilen den Grafen zu Schwarzburg überließen. Außerdem hatte Göllingen an diesem Orte, so wie zu Günzerode, Rottleben und Hachelbich (noch im Jahre 1518 einen freien Hof) noch verschiedene Besitzungen.

Daß es dem Kloster nicht an Waldungen gemangelt habe, erhellt aus einem Dokument von 1200, vermöge welches der Ritter von Rinkleben das Eigenthum einiger Holzungen bei Feldengel, die er von der Kirche zu Göllingen als Lehn besaß, auf das Stift Ilfeld übertrug, und aus der bereits erwähnten Urkunde vom Jahr 1243, worin Heinrich von Heldrungen auf alle Gerechtsame Verzicht leistete, die ihm in denselben zukamen. Das sogenannte Wiprechtsholz über Günzerode wurde 1614 von dem Propst Berthold Rüdiger an den Rath zu Kindelbrücken verkauft, und schon früher, 1620, war ein Stück Waldung bei Eschenberg, mit Ausnahme des zu dem Klostergute gehörigen Theiles, an den Abt zu Georgenthal überlassen worden.

Endlich übte das Kloster über folgende Kirchen das Patronatrecht oder andere Gerechtsame aus, 1) über die Kirche zu Göllingen selbst, — 2) zu Kannewurf und 3) zu Hachelbich, wo die in drei Hufen bestehende Pfarrländerei und eine halbe Hufe Schulland von langen Zeiten her ein Lehn desselben gewesen ist. —

Wir kommen nun zu dem Zeitpunkte der Aufhebung des Klosters. Schon der Bauernkrieg im Jahre 1525 brachte dasselbe seinem Untergange sehr nahe. Viele Einwohner des Dorfes Göllingen hatten sich mit den Aufrührern vereinigt, und mußten deswegen nach dem für sie so unglücklichen Treffen bei Frankenhausen, eine namhafte Geldstrafe erlegen. Es ist wahrscheinlich, daß bei der Plünderung des Klosters, wovon gleichzeitige Nachrichten nicht undeutlich sprechen, die Stiftungs- und Schenkungsurkunden desselben entweder verloren gegangen, oder von den Mönchen an einen sichern, jetzt unbekannten Ort gerettet worden sind. Der Propst Johann Kleinschmidt sorgte auf das Angelegentlichste für die Wiederherstellung der beschädigten Gebäude. Zwar erlaubten ihm die politischen Verhältnisse der damaligen Zeit nicht, in Ansehung der Religion eine Aenderung zu treffen, und sich selbst zu Luthers Lehre zu bekennen, allein daß er derselben sehr geneigt gewesen sei, und sie aus allen Kräften zu befördern gesucht habe, läßt sich aus verschiedenen Umständen schließen. So unterstützte er die Berufung des Doktor Jakob Dethe, zum ersten evangelischen Pfarrer nach Frankenhausen, und leistete bei der im Jahre 1539 von dem Stadtrathe daselbst mit dem Schulgebäude vorgenommenen Ausbesserung durch der Seinigen thätige Hülfe. Sein Nachfolger, Thomas Schmidt, verharrte gleichfalls bis an sein Ende bei dem alten Glauben. Krato von Weisenbach ist daher als der erste Propst anzusehen, welcher der evangelischen Lehre

zugethan war. Doch ließ der Pfarrer, Johann Schaube, ſich auf keine Weiſe bewegen, dem Vorgange deſſelben zu folgen, ſo daß erſt nach deſſen Tode (1571) Bernhard Rübſamen zum erſten Geiſtlichen dieſes Religionsbekenntniſſes beſtellt werden konnte. Um dieſe Zeit ſtarb der Abt Michael zu Hersfeld, welcher ein Hospital und eine evangeliſche Schule daſelbſt anlegte, zu deren Unterhaltung er 40,000 fl. von ſeinem Vermögen beſtimmte und wozu von den Einkünften des Kloſters Göllingen jährlich 121 Thlr. bezahlt werden mußten. So lange das erſte Stift ſeine bisherige Selbſtändigkeit behauptete, ſo lange geſchah auch alles Mögliche zu Aufrechthaltung der Verfaſſung unſers Kloſters. Nach dem Tode des letzten Abtes, Joachim Rollius (1606), wurde der Landgraf Otto von Heſſen, und hierauf (1617) deſſen Bruder Wilhelm zum Adminiſtrator beider geiſtlichen Anſtalten erwählt. Ohngeachtet der Kaiſer Ferdinand II. während des dreißigjährigen Krieges (1628) ſeinem Sohne, dem Erzherzoge Leopold Wilhelm, die Verwaltung derſelben übertrug, und den Abt Johann Bernhard zu Fulda zu deſſen Stellvertreter einſetzte, ſo trat doch der frühere Zuſtand auf's Neue ein, als der Landgraf Wilhelm nach der Schlacht bei Leipzig (1631) mit dem Könige von Schweden Guſtav Adolph ein Bündniß ſchloß, und ſich ſeiner Beſitzungen wieder bemächtigte.

In dem weſtphäliſchen Frieden (1648) wurde die Abtei Hersfeld nebſt Göllingen als ein weltliches Fürſtenthum und Reichslehen mit allen Zugehörungen und Gerechtigkeiten dem Hauſe Heſſen-Kaſſel erb- und eigenthümlich überlaſſen, und daſſelbe zu verſchiedenen Zeiten, bis zu Auflöſung des teutſchen Reichs, von dem Kaiſer damit beliehen. Durch den Staatsvertrag zwiſchen Preußen und Schwarzburg-Rudolſtadt vom Jahre 1816 ſind die jetzigen Verhältniſſe Göllingens herbeigeführt worden.

Von den alten Kloſtergebäuden war ſchon im Jahr 1766, in welchem Mülder ſeine erwähnte Schrift herausgab, nichts weiter vorhanden, als ein anſehnlicher und geräumiger Kirchthurm von feſten Steinen, nebſt wenigen Ueberreſten der ehemaligen Kloſterkirche. Unter dieſem Thurme befand ſich eine unterirdiſche, dunkle Kapelle (eine Crypta oder Gruftkirche) von ſchöner Arbeit, die in der Mitte auf vier ſtarken Pfeilern ruhte, und an deren Decke man einen großen vergoldeten Stern erblickte. Der genannte Geſchichtſchreiber vermuthet, daß man dieſe Kapelle entweder zu Vorſtellung des heiligen Grabes oder anderer, bei der Gedächtnißfeier der Geburt Jeſu noch jetzt in der römiſch-katholiſchen Kirche üblicher Ceremonien gebraucht, oder ſie dem Schutzpatrone des Kloſters zu Ehren geſtiftet habe. Doch dienten ſolche Krypten überhaupt zu Andachtsübungen, zu Weihungen, zu Meſſen für Verſtorbene und zu Verwahrung ihrer Gebeine, beſonders der Stifter und Schutzheiligen der Kirchen und Klöſter. So erzählt Lambert von Aſchaffenburg: „In dem Jahre 1040 weihete man die Krypta zu Hersfeld und trug die Gebeine der heiligen Bekenner, Wigbert und Lullus, in dieſelbe über.“ Vergl. auch dieſen Chroniſten bei dem Jahre 1072 (p. 81 der Krauſiſchen

Ausgabe und Stieglitz Geschichte der Baukunst ꝛc. (Nürnberg 1827. 8.) S. 350—352. —

Erst neuerlich hat der Herr Bauinspector Bleichrodt zu Frankenhausen durch sorgfältige Beschreibung und gelungene Abbildungen*) dieses merkwürdigen Denkmals, die Aufmerksamkeit der Kenner und Verehrer teutscher Vorzeit wieder auf dasselbe hingelenkt, und sich gerechte Ansprüche auf ihren Dank erworben. Die Schilderung des jetzigen Zustandes dieses einzigen Ueberrestes des Klosters, in dessen Bauart man den byzantinisch arabischen oder maurischen Styl erkennt, was zugleich die geschichtlichen Zeugnisse von dem hohen Alterthume des Gebäudes bestätigt, entlehnen wir größtentheils aus dem belobten Schriftsteller.

Vier freistehende kurze, dicke Säulen mit dem abentheuerlichen Kapital, einem hufeisenförmigen Bogen als Stütze dienend, von nur 6½ Fuß Höhe, tragen das Gewölbe dieser Gruftkirche, zwölf stehen an den Wänden, die Einförmigkeit und Nacktheit derselben angenehm unterbrechend. Der Raum ist 27 Fuß lang und breit, nur 11 Fuß hoch, von zwei kleinen, schmalen Fenstern spärlich erleuchtet, den Säulenknäufen sind verschiedene, zum Theil schon von der Zeit verwischte Gestalten gegeben.

Als Eingang zur Kapelle führte ohne Zweifel aus dem Sanctuarium der Kirche eine bogenförmige, vermauerte, halb im Erdboden versteckte Thür. Die östlich an den Thurm stoßende Kirche war nicht klein, lang, aber schmal, mit hohem, scharfen Satteldache versehen. Man bemerkt noch jetzt Ueberbleibsel des rund gemauerten hohen Chors, morgenwärts in ziemlicher Entfernung von dem Thurme. Die äußere Verzierung des letzteren, der achteckig auf einem quadratischen Untersatze sich erhebt, ist byzantinisch, rein und fleißig aus Sandstein gearbeitet. Die Fensteröffnungen, mit runden Bogen überwölbt, sind durch eine in der Mitte stehende Säule in zwei Felder getheilt.

Eine äußerlich angebrachte hölzerne Treppe bahnt den Weg zum Thurme, und man gelangt alsdann durch eine Thür unmittelbar in den über der Krypta befindlichen Raum. Von wo aus andere hölzerne Treppen in den obern, jetzt zu Fruchtschüttböden eingerichteten Theil des Thurmes leiten.

Durch lange Vernachlässigung und den dieses Heiligthum entwürdigenden Gebrauch als Bierkeller (!!) in neuern Zeiten, sind die

*) Das Kloster Göllingen in Thüringen: malerisch, geschichtlich-antiquarisch von Wilhelm Günther Bleichrodt. Mit 3 lithographirten Abbildungen. Sangerhausen, 1838. Verlag von F. C. Dittmar. 4. 11 Seiten. Vergleiche auch den Allgemeinen Anzeiger der Teutschen. 1839. Nro. 12. 55. 87.

kunstvollen Steinarbeiten der Krypta mit Schmutz und Moder bedeckt und größtentheils unkenntlich.

Die ehemalige durch den Hessenkasselschen Amtshauptmann Otto Wilhelm von Mansberg ganz umgestaltete Wohnung der Mönche schließt sich in einem dreistockigen Gebäude an den Thurm und westlich an den jetzigen Domänehof. Sie ist nunmehr der Sitz des Pachters; die eine Hälfte des untern Geschosses enthält Viehställe, die andere die große gewölbte Küche. Im obern Geschosse zieht sich ein breiter, aber gedrückter Korridor dem Gebäude entlang, welcher die Zellen der Mönche mit der Kirche verbunden zu haben scheint. Nordwärts erblickt man einen Theil des Harzgebirges.

Bald nach dem westphälischen Frieden wurde die vielleicht baufällige Klosterkirche abgetragen, und aus ihren Trümmern die Kirche im Dorfe Göllingen hergestellt. Denn es ist wahrscheinlich, daß in diesem früher kein besonderes Gotteshaus vorhanden war, sondern daß ein Klosterbruder das Amt des Pfarrers der Gemeine in jenem jetzt bis auf unbedeutende Spuren verschwundenen Gebäude verwaltete. An die Stelle des Letzteren ist jetzt ein Fruchtboden, und der früher unbequeme und lästige Haupteingang zur Domäne getreten. Die auf dem Thurme hangenden drei Glocken wurden im Jahre 1694 nach Kassel gebracht, doch besitzt die jetzige, 1722 wieder ausgebesserte Dorfkirche, eine 1381 gegossene Glocke.

Der Friedhof des Klosters grenzte südlich an die Kirche. Hier befindet sich jetzt die Schäferei des herrschaftlichen Guts. Erst vor wenigen Jahren wurden bei Erbauung eines Schafstalls in dieser Gegend viele Gebeine ausgegraben und so das letzte Merkmal eines Gottesackers vertilgt.

Ueber den weitläuftigen an die ehemalige Propstei stoßenden Gärten liegt Mittagswärts der Michaelsberg, auf welchen, der Sage zufolge, eine dem Erzengel Michael gewidmete Kapelle stand. Auch auf den Jakobsberg, nach dem Dorfe Sega zu, versetzt der gemeine Glaube ein solches der Verehrung des heiligen Jakob bestimmtes Gebäude.

Nach einer 1603 vorgenommenen Messung hielt der oben beiläufig erwähnte große Teich bei Göllingen, soweit er im Damme begriffen war, gegen 145 Acker. Er wird schon 1411 ein See genannt. Der Flächeninhalt des kleinen wurde in jenem Jahre auf 10½ Acker angegeben. Im Monat März 1755 verursachte eine Wasserfluth an diesen Teichen und den Wiesen in dortiger Gegend beträchtlichen Schaden. Die Ueberschwemmung war zuletzt so stark, daß dadurch ein ziemliches Stück des über 4000 Schuhe

langen Dammes weggeriſſen, und die ganze Fiſcherei zu Grunde gerichtet wurde. —

Das Dorf Göllingen hat 116 Häuſer, in welchem 597 Menſchen leben.

Im Jahr 1356, am St. Thomastage des heiligen Zwölfboten, ertheilte Kaiſer Karl IV. dem bei dem Reichstage zu Metz gegenwärtigen Grafen Heinrich von Schwarzburg in Anſehung des ihm aus der Hohnſteiniſchen Erbſchaft vor Kurzem zugefallenen Dorfes Göllingen einen Freiheitsbrief, kraft deſſen er, ſeine Erben und Nachkommen nicht nur hier einen wöchentlichen Markt anſtellen, ſondern auch in dem daſigen Gebiete alle Gerichte und bei Namen das oberſte Gericht, das Haupt und Glieder anrühret, ewiglich zu richten," befugt ſein ſollten. —

L. F. Heſſe.

Der Inſelsberg.

Nun, die ihr ſeid mit Müh' auf dieſen Berg geſtiegen,
Und wieder Athem habt, gebrauchet euch nunmehr
Des Berges beſter Luft, und ſehet friſch umher,
Seht dieſen großen Wald, ſeht ganze Länder liegen!
Seht, wo des Himmels Licht, die Sonn', anfängt zu laufen,
Bis an den kalten Ort, den ſie niemals beſchreit.
Das werthe Thüringen, ſo eben ausgebreit,
So großer Dörfer Pracht, ſo vieler Dörfer Hauffen!

Veit Ludwig von Seckendorff.

Aus dem Gedicht: Lob des Heunfelsbergs (Inſelsbergs) 1649.

In der langen Kette des Thüringerwaldgebirges iſt der Inſelsberg zwar nicht der höchſte, aber doch der ſchönſte, der ausſichtreichſte und beſuchteſte der höhern Berge. Sonſt hielt man ihn auch für den höchſten, wozu der Augenſchein verleitete, und erſt in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, als die Wiſſenſchaft der Höhenmeſſung auf ſichere Fundamente geſtellt wurde, wieß man dem Inſelsberg hinſichtlich der Höhe über der Meeresfläche die dritte Stelle

in der Bergscala des Thüringerwaldes an; die vollendete Ausbildung jener Wissenschaft in unsrer Zeit und mehrfache Messungen haben ihm endlich sogar nur den siebenten Platz gegönnt. Nach den neuesten Bestimmungen liegen nämlich die sechs höchsten Berge des Thüringerwaldes in dem großen Gebirgsknoten über den Quellen der Gera und Ilm, der Lauter und der Nah. Hier im Umkreise weniger Stunden stehen die bedeutendsten Erhebungen beisammen. Sie sind: 1) der große Beerberg 3057 pariser Fuß über dem Meere, 2) der Schneekopf 3044, 3) der Finsterberg 2956, 4) der Sommerbachskopf 2946, 5) der Sachsenstein 2870 und 6) der Ampelsberg 2865 pariser Fuß hoch.

Der Inselsberg steigt zu einer Höhe von 2855 paris. Fuß empor, und ist sonach nur der höchste Punkt des nordwestlichen Gebirgsflügels, der bei Hörschel, an der Einmündung der Hörsel in die Werra beginnt, und als dessen Grenze man die Chaussee von Ohrdruff über Oberhof nach Zella annehmen kann. Dieser Theil des Gebirgs besteht aus einem wellenförmig fortlaufenden, hohen und scharfen Kamme mit weit niedrigern Vorbergen zu beiden Seiten. Fast in der Mitte desselben erhebt sich der Inselsberg majestätisch und nach allen Seiten frei blickend, während die höhern Berge in dem bezeichneten Gebirgsknoten sich gegenseitig die Aussicht theilweise verdecken.

So wie der nordwestliche Gebirgszug wegen seiner durch die vorwaltende Granit- und Porphyrformation bedingten, eigenthümlichen Gestaltung der schönste Theil des ganzen Gebirgs ist, so ist hinwiederum der Inselsberg in ihm der schönste Berg, gleichsam seine freistehende Krone. Aus den ihn umgebenden Bergen steigt er riesig empor, und gewährt fast von allen Seiten freien Blick auf seine meist steilen Wände. Dadurch wird die Aussicht vom seinem Gipfel weder in die Ferne, noch in die Nähe von irgend einer andern Höhe beschränkt, und gewährt ein wahrhaft prächtiges Panorama, ja selbst der Blick in die tiefen Thäler und Gründe zu seinem Fuße ist vergönnt. Und so ist er gleichsam ein aus der Gebirgsmasse emporstrebender, einzelner Berg, und von diesem Umstande mag auch sein Name herkommen, der ohne Zweifel aus Einzel-(Enzel, Insel) Berg entstanden ist *) Deshalb möchte wohl auch richtiger Inselberg als Inselsberg geschrieben werden, und manche bedienen sich allerdings der erstern Schreibart, während der allgemeinere Gebrauch die zweite festhält.

Gehen wir zur nähern Beschreibung des beliebten Berges über, mit welchem sich hinsichtlich seines starken Besuchs kein andrer im Gebirge messen kann! Was der Brocken für den Harz, das ist der Inselsberg für den Thüringerwald, ein Ziel- und Ruhepunkt aller Gebirgswandrer.

*) Uebrigens hängt auch das lateinische insula mit unserm „einzel" zusammen. In Rom dienten die einzelnen Häuser, die die untern Volksclassen bewohnten, insulae.

Die schönste Ansicht bietet der Inselsberg von der nördlichen Seite. Man hat ihn da oft mit einem Riesenadler verglichen, der mit ausgebreiteten Fittichen auf seinem Horste liegt. Sein Haupt ragt wie eine Warte empor, und ist nicht selten von Wolken umhüllt, für die Bewohner der Umgegend ein untrügliches Wetterzeichen. — Von der Westseite betrachtet, zeigt sich der Berg zwar nicht so imposant, aber sein Anblick ist doch von eigenthümlicher Schönheit, indem sich das Gebirge allmählig zu ihm stufenweise emporgipfelt. Von Süden aus gesehen, unterscheidet man ihn kaum von den Nachbarbergen, und auch von Osten verliert er viel von seiner königlichen Gestalt. — Den Inselsberg umlagern folgende Berge: NW. der Scharfenberg; N. der Kleine-Inselsberg; NO. der Rabelsberg; O der Große-Wagenberg; SO. der Trockenberg; S. der Kásberg; SW. der Unterberg. Die meisten dieser Berge sind eigentlich Theile des Inselsbergs mit besondern niedrigern Köpfen. Von den zunächstliegenden Orten führen von allen Seiten Wege auf den Inselsberg. Von N. von Winterstein. Am Forsthause geht man den Sommersteig hinauf, über den Breitenberg und Kleinen-Inselsberg. Der Weg ist steil und waldig. Ein angenehmerer Weg führt das Dorf entlang und das Thal der Emse hinauf. Nach Kurzem öffnet sich links das Thal der Sembach, dessen oberer Grund der Ilmgraben heißt. In diesem Grunde stehen zwei malerische Felsenpartien, der Treppenstein und Rotenstein oder Kilianstein. Will man das Inselloch, einen kleinen schauerlichen Grund, besuchen, so geht man im Grunde zwischen dem Scharfenberg und dem Breitenberg über die vordere und hintere Inselwiese. Vom Inselloch schroffst sich die steilste Wand des Inselsberges empor, und wer ein Freund halsbrechender Kletterei ist, kann hier gerade hinaufsteigen. Zwei Stunden über Kabarz führt der Fahrweg auf den Inselsberg. Es ist die Straße von Waltershausen nach Broterode. Sie steigt am westlichen Fuße des Dolenbergs, der Leuchtenburg und der Schönen-Leite empor. Am Fuße des Inselsbergs verläßt der Inselsbergweg die Broteröder Straße, und erreicht in verschiedenen Windungen den Gipfel. Ein näherer Fußweg von Kabarz schlängelt sich durch den Grund des Mühlbach, im Röthelgehäu, den Hohen-Stieg hinauf. Zwei Stunden von Großtabarz geht ein Weg über den Datenberg in die alte Straße. Der schönste und interessanteste Weg ist von Großtabarz durch das Thal der Laucha mit seinen ausgezeichnet schönen Felsenpartien, und durch den Thorstein an der Schönen-Leite empor. Dieser Fußpfad ist sehr genußreich für den öfter rastenden und sich umwendenden Wandrer, dessen Blick erst auf die Felsenkolosse des Laucha-Grundes, dann höher über die Berge hinweg in das freie Land fällt. Der Lauchagrund ist der reizendste Punkt in der Umgebung des Inselsbergs. Man nennt ihn oft das Felsenthal, und man hätte dazu wegen seines herrlichen Felsenschmucks ein wohlbegründetes Recht, aber der Name ist doch nicht officiel. Vielmehr heißt ein in den Lauchagrund am Ende desselben mündender Grund das Felsenthal. Die Laucha entspringt nämlich aus zwei Hauptquellen, dem

Bärenbruchsgraben, welcher von Osten und der Streng, welche von Westen herabkommt. Die Letztere entspringt am Röthelgebirge, nicht weit vom Inselsberg, und geht in einem schattigen Grunde herab. Der untere steinige Theil der Streng hat den Namen Felsenthal. Da wo die Streng und der Bärenbruchsgraben am Fuße des Kleinen-Wagenbergs zusammenfließen und die Laucha bilden, ist der schönste und pittoreskeste Theil des wildromantischen, reizenden Lauchagrundes. Der Charakter des Thüringerwaldgebirges ist im Ganzen idyllisch, wie viele seiner schönen Thäler haben sogar eine rein elegische Natur. Sie bergen in ihrem Schooße jene süße Schwermuth, jene das Herz ergreifende, Sehnsucht weckende Sentimentalität, welche im unbestimmten Verlangen selbst Befriedigung findet. Es kommen nur wenig Ausnahmen von diesem Grundcharakter vor, und diese an den beiden vorzüglichsten Gebirgsknoten, am großen Beerberg und am Inselsberg. Die schönste von allen ist unstreitig der Lauchagrund. Wir sind kaum in ihm hereingetreten und haben den ersten Berg zur Linken, den Zimmerberg, an dessen letztem Abhang nach Norden das freundliche Großtabarzer Schießhaus liegt, hinter uns, als der Uebel, der zweite höhere Berg, mit seinem Felsenkamme am Gipfel unsern Blick fesselt. Vom Lauchagrund aus ist er schwierig zu ersteigen. Von der entgegengesetzten Seite, vom Ungeheuerngrund führen die schönsten Promenadenwege hinauf. Ueberhaupt gehören alle diese Partien zu dem großen Reinhardsbrunner Naturpark, der der vornehmen Welt erst durch den Schönheitssinn des Herzogs Ernst von Coburg-Gotha eröffnet worden ist. Auf dem nördlichen Vorsprung des Uebel, auf dem Gipfel des erwähnten Felsenkammes ist ein geräumiger Felsenplan mit steinernen Sitzen in der Runde Brustwehr und Tisch. Auf dieses Plätzchen sind alle Zauber ausgegossen, die ein schwelgendes Auge und ein glühendes Herz in der freien Natur berauschen. Man sieht in den anmuthigen Thalkessel hinab, in welchen die tiefen Gründe der Laucha und des Mühlbachs münden und die vier Dörfer Großtabarz, Kleintabarz, Tabarz und Nennenberg friedlich bei einander liegen, und nur durch smaragdgrüne Wiesenflächen getrennt. Diese Dörfer und ihre Umgebung, und das Vorgebirge bieten sich uns in einer köstlichen Nähe; es verschwimmt nichts in unbestimmter Ferne; deshalb giebt der Ueberblick ein süß beschränktes, wahrhaft idyllisches Stillleben, das auf die weite Aussicht des Inselsbergs, wenn man von diesem herabkommt, äußerst wohlthätig und beruhigend wirkt.

Wandert man den lieblichen Lauchagrund hinauf, so gelangt man zur Linken am Fuße des Uebelbe „s und des Aschenbergs zu einer einsam gelegenen, fast schweizerisch gebauten Mühle, und nun beginnt die romantische Felsenwelt des Grundes. Von Schritt zu Schritt wird man durch neue Steinbildungen überrascht, die durch das prächtige Laubholz schimmern, oder ihre spitzen Häupter über die höchsten Bäume erheben. Das Thal selbst, von der geschwätzigen, krystallhellen Laucha durchströmt, mit den schönsten Bäumen bepflanzt, gleicht einem großen Waldsaale, die Felsen, Coulissen mit Wald-

decoration. Hinter ihnen steigen die Berge in ihrem grünen Kleide schroff und steil auf. Unter den Felsengruppen und Kolossen sind der Bärenbruchstein, der Aschenbergstein auf der rechten Thalwand und der Thorstein und Röthelstein auf der linken die ausgezeichnetsten. Der höchste ist der Bärenbruchstein, der schönste der Aschenbergstein, auf dessen ragendem Gipfel ein großes hölzernes Kreuz steht. Schon in früher Zeit soll ein solches an dieser Stelle gestanden haben, und man hat davon folgende Sage:

> Auf dem schief gegenüber liegenden Berge, der Leuchtenburg, stand eine Burg gleiches Namens. Die fromme Tochter des Ritters pflegte oft ihre Andacht auf der Höhe des Aschenbergsteins zu verrichten, und der Vater ließ ihr deshalb ein Kreuz auf den Gipfel des Felsens setzen. Als sie eines Morgens betete, gewahrte sie plötzlich einen zum Sprung bereiten Bären dicht hinter sich, dessen Augen wild verlangend auf ihr glühten. Den Himmel um Rettung anrufend umklammerte sie das Kreuz; der Bär sprang zu weit, und stürzte zerschellend in die Tiefe. Auch sagt man, dies habe sich auf dem Bärenbruchstein ereignet, welcher davon den Namen erhalten. —

Der Röthelstein ist eine freundliche Felsengrotte an der Wand der Schönen-Leite, dem Aschenbergstein gegenüber in mäßiger Höhe vom Thale, und des Besuchens werth. Der Thorstein endlich an derselben Seite, nur etwas höher, ist ein von der Natur durch einen mächtigen Felsen gesprengtes, hohes Thor von überraschender Bildung. Man hat unter diesem Bogen eine treffliche Ansicht des Lauchagrundes und seiner Felsen. Durch dieses Thor führt ein Weg nach dem Inselsberge hinauf.

Ueber die Grenz- oder Hofmannswiese gelangen wir durch ein schönes Gehölz bis zum Felsen des Inselbergsteins an der Ostseite des Berges und ersteigen ihn auf Stufen, welche in den Fels eingehauen sind. Dies ist ohnstreitig für den Fußgänger der interessanteste Weg; außerdem kann man von der Grenzwiese den oben bezeichneten Broterröder Weg bis zum Fuße der Inselsbergskuppe fortgehen. — Vom Inselsbergsstein genießt man schon einer weitumfassenden Aussicht.

Von Reinhardsbrunn geht der nächste Weg durch den Ungeheuern-Grund über den Aschenberg in das Lauchathal hinab. Will man aber auf diesem Wege alle die schönsten und erhabensten Reize des Reinhardsbrunner Naturparkes genießen, so scheut man einen Umweg nicht und geht den köstlichen Reinhardsbrunner Grund hinauf durch das Büchig, einen Hain am Fuße des Abtsberges, und steigt dann auf gut gebahntem Wege auf den hohen Abtsberg. Der Blick vom Gipfel auf das Schloß und seine Umgebung, auf die nächsten Berge, das Hochgebirg und nordöstlich auf das Land, in welchem sich Schloß Friedenstein vorzüglich schön darstellt, ist in jeder Beziehung herrlich und labend. Man kann sich freilich hier leicht

vergeſſen, und in Anſchaun verſunken, ſtundenlang verweilen, länger als dem Erſteigen des Inſelsberges dienlich iſt. Vom Abtsberg führt wiederum ein ſchöner Parkweg nach dem weſtlich mit ihm zuſammenhängenden Schorn. Will man den freilich etwas ſteilen Abtsberg vermeiden, ſo kann man in einem ſehr ſchattigen und kühlen Wege, von den ſtolzeſten Buchen überwölbt, der vom Büchig aus in angenehmen Windungen den Schorn erſteigt, dieſen gleich erreichen. Vom Schorn macht man einen kleinen Abſtecher rechts nach einer Bank mit einem köſtlichen Nahblick auf den Gickelhahnſprung, Felſen an der Wand des Aſchenbergs nach dem Ungeheuern-Grund zu, und auf den über die Berge an der linken Seite dieſes Grundes hoch emporragenden Inſelsberg. Vom Schorn leitet der einſame ſchattige Waldweg über den Fichtenbach (Berg) in die Straße von Friedrichrode nach Broterode, und auf dieſem erreicht man in kurzer Zeit die Tanzbuche, eine große, ſchöne, freie Waldwieſe mit einem in gefälligem Style erbauten Bürſchhauſe, die Jägersruh genannt. Von hier beſucht man den eine gute Viertelſtunde entfernten Regenſtein, eine ihren Beſucher belohnende Felſenpartie. Man muß wieder zurück zur Tanzbuche, geht dann am Simmetsberg hinab zum großen und kleinen Simmetsbergſtein, zum Tiefenden-Stein, einem Felſen mit kleinem, meiſt nur rieſelnden Waſſerfall, und zum Fichtenbachsſtein, nun in den Ungeheuern-Grund hinab, wo ein ſechsarmiger Wegweiſer uns den zu verfolgenden Promenadenweg zum Gickelhahnſprung zeigt.

Wir verlaſſen das Thal wieder, um auch dieſen ſchönen langen Felſenkamm zu beſuchen. An der entgegengeſetzten Seite des Bergs, dem Lauchagrund zugewandt, liegt der ſchon beſchriebene Aſchenbergſtein, und ein ſchöner Weg führt über die letzte Berghöhe hinüber. Wir können auf einem rechts an der Berghöhe fortlaufenden Weg auch den Uebelberg mit ſeinem ebenfalls ſchon genannten Felſenaltan und reizender Ausſicht auf den belebten Thalkeſſel der Laucha beſuchen, müſſen nur dann den Weg bis zum Aſchenbergſtein wieder zurückmachen. Hat man nun den Bärenbruchsſtein noch beſucht, und will ſich die Partie des Thorſteins und Nöthelſteins auf den Rückweg erſparen, ſo geht man vom Bärenbruchſtein hinab quer durch den Lauchagrund und die Streng, oder das Felſenthal hinauf und gelangt nach einer halben Stunde zur Streng- oder Grummetswieſe, dann zur Dürren- oder Riſenwieſe, und endlich auf den ſchon beſchriebenen Fußweg zur Grenzwieſe. Man braucht zu dieſem Wege an ſechs Stunden.

Von Friedrichrode zum Inſelsberg verfolgt man den Broteröder Weg, den Wolfſtieg hinauf und über den Buchenjoh nach der Tanzbuche, an der Jägersruh vorbei, über die Kalte-Haide und den großen Jagdsberg. Auf der Höhe deſſelben durchſchneidet der Rennſteig die Friedrichsröder-Broteröder Straße. Man verläßt die letztere und verfolgt den erſtern gleich hinter dem Wildzaunthor. Ueber die Gabelwieſe und auf dem Rücken des Großen-Wagenbergs kommt man auf die Grenzwieſe. Drei Stunden.

Von Finsterbergen (Georgenthal) geht man durch das Steinbuhl bis auf die neue Chaussee von Friedrichsrode nach Kleinschmalkalden, und verfolgt dieselbe bis zum Chausseehause am Rennsteige, auf dem Rücken des Gebirgs (Kniebreche). Auf dem Rennsteige gehen wir fort über den Heuberg, Langenberg, Kalte-Haide, Große-Jagdsberg, Große-Wagenberg, Grenzwiese, Inselsbergsstein. Dieser Weg ist wegen seiner freien, stets wechselnden Aussicht ein vortrefflicher. Drei Stunden.

Von Broterode, dem dem Inselsberge zunächst (südlich) gelegenen Orte, führen mehrere Fuß- und Fahrwege auf diesen hinauf. Der bequemste ist die Straße nach Kabarz. Der nächste Fußweg leitet zwischen dem Untersberg und Kässberg hinauf. Er hat keinen besondern Reiz als den der Kürze, denn man braucht keine volle Stunde.

Von Liebenstein sind zwei Wege zu wählen (wenn man nicht über Broterode will), der nächste und reizendste für den Fußwandrer: Ueber die Burgruine Liebenstein, über den Weißenberg mit schöner Felsgruppe, zum Theil aus weißem Schwerspath bestehend, und über den Floßberg mit der natürlichen Mauer des Floßsteins am Gipfel, die über 1000 Fuß lang und oft gegen 40 Fuß hoch wird. Tiefe Klüfte gehen an ihrem Fuß in den Berg, die bedeutendste ist das Floßloch. Auf bequemem Wege gelangt man durch die Schatten des Waldes zum großen Weißenberg, und auf diesem zum Dreiherrnstein, welcher den Grenzpunkt zwischen Gotha, Meiningen und Kurhessen bezeichnet. Auf dem Rennsteig, in welchen wir eben eingetreten sind, wandeln wir fort im herrlichsten Buchenwald, und kommen nach einer kurzen Strecke abwärts über einen freien Platz, der auf gothaischem Gebiet die Hühnerwiese, auf hessischem die Rothe-Pfütze heißt. Ueber den Strebdöhri, eine kleine Anhöhe, gelangen wir in einen Bergsattel, die Kahle-Stute oder Mittelberger Halde, über welche der Wintersteiner-Broteröder Weg läuft, welchen der Rennsteig durchschneidet. Auf diesem ersteigen wir den ziemlich steilen Mittelberg, und lassen rechts in der Nähe den Großen-Beerberg (nicht mit dem höchsten Berge des Thüringerwaldes gleiches Namens zu verwechseln) mit zwei Felsenpartien, dem Großen- und dem Kleinen-Beerbergstein, wovon der erstere eine artige Grotte hat, liegen. Es ist aber werth, daß man einige hundert Schritte abgeht, um sie zu besuchen. Ueber den lang gedehnten und schmalen Rücken des Mittelbergs, an malerischen Felsengebilden, die sich einmal zu einem Felsenkamme vereinigen, vorüber, und in prachtvoller Aussicht nach Süden und Norden schweigend, gelangen wir endlich zu einem kleinen Sattel über der Wand, die schwindelnd steil zum Inselloche abfällt. Jenseits des Sattels beginnt der große Inselsberg, zu welchem der Rennsteig steil hinaufführt. Nach einer Viertelstunde, in welcher jeder Schritt uns ein Stück Aussicht mehr eröffnet, bis sie in ihrer ganzen bunten Unendlichkeit vor uns liegt, kommen wir auf den Gipfel an. — Der andere Weg von Liebenstein läßt das Dorf Steinbach links, und steigt am Pommelshauch, einem hohen Berge, und

über den Schnepfenberg zum Großen-Weißenberg und Dreiherrenstein empor. Von Altenstein tritt man im Luthersgrund (die Kalmbach) zuerst an die durch den Sturm des 18. Juli 1841 bis auf den Stamm und einen Ast abgebrochene Luthersbuche, und geht dann über die Wallfahrt, auch Glasbach genannt, eine hohe Wiesenthalung mit köstlicher Quelle, hinauf in den Kleinen-Weißenberg. Man kann mit einem kleinen Abstecher den Gerberstein besuchen, dieses früher in diesem Werke schon von mir beschriebene zertrümmerte Felsenschloß. Im Kleinen-Weißenberg betritt man den Rennsteig, der uns zur Hirschbalz führt, einer großen Waldwiese mit berauschender Aussicht nach Thüringen und Franken. Weiter zum Großen-Weißenberg und Dreiherrnstein. Von Liebenstein sind 2½ Stunden, von Altenstein 2 Stunden.

Von Rubla gelangt der Weg schon vor dem Kleinen-Weißenberg in den Rennsteig. Es sind 3 Stunden.

Und so haben wir rings um den hohen Bergfürsten von allen in seiner nächsten Nähe gelegenen Orten alle zu ihm emporführenden Wege und in möglichster Kürze gewandelt. Betreten wir nun sein ehrwürdiges Haupt!

Auf dem höchsten Gipfel desselben stand noch vor wenigen Jahren ein kleines achteckiges, thurmartiges, steinernes Haus mit Pferdeställen, Brunnen und Küche im Parterre, und zwei Zimmern im Stock. Es war im Jahre 1649 vom Herzog Ernst dem Frommen erbaut. Zur Einweihung desselben verfertigte ein Cammerjunker zu Gotha, Veit Ludwig von Seckendorff, auf Befehl des Herzogs ein ziemlich langes Gedicht, in welchem neben manchen Abgeschmacktheiten viel schöne Stellen sich befinden. Eine derselben ist dieser Beschreibung als Motto vorgesetzt. Der Dichter war 23 Jahre alt, und seine poetische Verherrlichung des majestätischen Berges ist ziemlich selten geworden; den Wiederdruck ist das Gedicht nicht werth. *) —

Die gewaltigen Herbststürme des Jahrs 1836 zerbrachen das Haus, welches nachher völlig abgetragen wurde. Sicherm Vernehmen nach wird der hohe Freund der Naturschönheiten, der regierende Herzog von Coburg-Gotha an die Stelle in seinem geläuterten Geschmack ein reizendes Schlößchen erbauen lassen, eine des Bergs würdige Zierde. Giebt es wohl in ganz Thüringen einen herrlichern Platz zu einem kleinen Fürstenschlosse, als den Gipfel des Inselsbergs. Möchten wir den Neubau bald empor steigen sehen, ein neue weithin funkelnde Krone des alten Bergfürsten.

Dreißig Schritte tiefer an der östlichen Abdachung liegt das kleine, einstöckige, beschränkte Wirthshaus, aus einem Stalle entstanden, welchen Herzog Ernst II. von Gotha zu Anfang dieses Jahrhunderts erbauen ließ. Das Haus hat nur zwei kleine Zimmer und

*) Seltsam genug nennt er den Inselsberg „Heunßelberg" und will diesen Namen von den Hunnen (Heunen) ableiten.

eine noch kleinere Kammer, und muß an schönen Sommertagen gar oft 50 bis 100 Gäste beherbergen. Der jährlich zunehmende Besuch des Berges wird den Bau eines geräumigen Gasthofes nöthig machen, und verdient wohl der viel erstiegene, schönste Berg des Thüringerwaldes nicht einen freundlichen, bequemen Aufenthalt? Das schöne Brockenetablissement sollte dem Inselsberg zum Muster dienen.

Wenden wir den Blick von diesem Gegenstand in der Nähe und richten ihn in die bunte, weite Ferne! Welch' ein Panorama! Wildromantisch ist die Ansicht der tiefen Thäler auf der thüringischen Seite, und vor allen in den Lauchagrund, dessen höchste Felsenhäupter man begrüßt.

Wie nun die Aussicht in die nächste Umgegend einen erhabenen Gebirgscharakter trägt, so bietet dagegen die in die Ferne alle Abstufungen bis zum sanftesten, heitersten Landschaftsleben. Ein ruhiger, bunter Zauber dringt durch das Auge in die Seele, die reizendsten Wellenlinien umziehen uns in immer weitern Kreisen wie mit magischen Netzen, bis sie am blauen Horizont in die Luftlinien verschwimmen. Nach Norden zu sehen wir zunächst den felsengekrönten Dröhberg, daneben ragt die Spitze des Treppensteins herauf, Winterstein schaut aus seiner Tiefe zu uns empor, weiter dehnt sich der sagenreiche Hörselberg; darüber bekränzt in weiter Ferne der Harz den Himmel. Dort tritt der Brocken deutlich hervor. Nach Westen zu ist es die Wartburg, die vorzüglich unsern Blick fesselt; im Hintergrunde legt sich der sargähnliche Meißner quer vor; weiter erblickt das bewaffnete Auge den Herkules auf Wilhelmshöhe; im Vordergrunde das westliche Ende des Thüringerwaldes mit seinen stattlichen Bergen, und darüber mehr südwestlich den Bergzug, der zwischen der Werra und der Fulda ausläuft, und das Mittelglied zwischen dem Thüringerwalde und der Hohen-Rhön bildet, jenes Gebirge an der Grenze Thüringens und Frankens, welches seltsamer Weise keinen Namen hat, und dessen einzelne Berge (Bloß, Stopfelskuppe, Geba, Gleichberge ꝛc.) stets nur genannt werden; darüber blau und duftig in scharfen Umrissen die Hohe-Rhön, die sich südwestlich ganz in der Ferne verliert. Dagegen treten südlich die Haßberge in Franken am Horizont hervor; im Mittelgrunde sehen wir die Berge um Meiningen; der Dollmar macht sich durch seine ausgezeichnete Gestalt und Höhe vor allen Bergen, die noch zum Thüringerwalde gehören, besonders bemerkbar; im Vordergrunde liegt zu unsern Füßen der freundliche große Ort Brotterode. Von Süden nach Osten fällt das sich breit ausdehnende Gebirge mit seinen unzähligen Häuptern den Gesichtskreis aus, ein bewältigender Anblick! Er schließt mit dem Schneekopf und Großen-Beerberg. Oestlicher der Gickelhahn bei Ilmenau. Im Osten gähnt tief zu unsern Füßen der Lauchagrund mit seinen Felsenzähnen, drüber hinaus wintt der Candalaber von seinem Berge; dicht daneben das Dörfchen Katterfeld, und dahinter das ehrwürdige Ohrdruff. Im Hintergrunde die Jenaischen

Berge. Von Osten nach Norden treten im Hörnergrunde der Steiger bei Erfurt, der Ettersberg bei Weimar und davor die Thürme von Erfurt, weiter Eckardtsberge, Schloß Marienthal, und nun das ganze gesegnete Thüringen bis zum Kyffhäuserthurm, den wir beim reinsten Wetter noch erblicken, in den Gesichtskreis. Weiter die Hainleite mit dem Possenthurme bei Sondershausen, wo dann gleich auch die ersten Harzberge zum Vorschein kommen, und uns bis zum Brocken im Norden begleiten. Im Mittelgrunde ist ein Heer von schönen, freundlichen Dörfern ausgeschüttet, aber der reizendste Punkt ist Gotha, die freundlichste der thüringischen Städte mit ihrem ragenden Fürstenschlosse Friedenstein, das das Auge des Thüringerwald-Wanderers, nach Norden gewandt, immer sucht und immer findet. Im Vordergrunde haben wir die herrlichen Berge der Nähe, meist mit Felsenkronen geschmückt, als den Abtsberg, Schorn, Aschenberg, Uebel, Zimmerberg, Datenberg, Hübel rc. und dazwischen das reinliche Städtchen Waltershausen, mit seinem Bergschlosse Tenneberg, einen Theil des Thalkessels, den die Laucha durchströmt, mit Kabarz, Nonnenberg, Kleintabarz. — Doch nur in leichten Umrissen kann die Aussicht hier angedeutet werden; es ist der Schattenriß eines Menschenantlitzes. Ludwig Bechstein sagt von der Aussicht des Inselsberges: *) „Ein Panorama breitet sich vom Inselsberg aus, wie weder der Brocken des Harzwaldes, noch der Kreuzberg der Rhön ein ähnliches bieten. Anmuthig, wohlgerundet, nicht dem Blick allzufern gerückt, liegt das herrliche Land Thüringen mit Städten und Dörfern, Schlössern und Burgen in reizender Gruppirung unter dem Schauenden. Alles Zaubergold, das Mythe, Mähr und Sage, Romantik und Poesie in Thüringens Berge und Wälder streuten, liegt hier leuchtend zu Tage. Alle die sagenumklungenen Höhen: der Hörselberg, der hohe Wartberg, die graue Wartburg, der fabelhafte Kyffhäuser, die Gleichen, Tenneberg, und so mancher Berg und so manche Burg, alles ist hier wie Blumen zu einem großartigen Poesiekranz gewunden, der sich um den Hochgipfel des Inselsbergs schlingt, und dieser selbst gleicht einer Zauberinsel."

Der Genuß der unvergleichlich schönen Aussicht ist neuerdings durch ein trefflich gezeichnetes Panorama des Inselsbergs um ein Bedeutendes erhöht worden. Dies Meisterwerk der Federzeichnung rührt vom Herrn Obrist von Plänckner zu Gotha her, dem rüstigsten und intelligentesten aller Bergwandrer, der unsern ganzen Thüringerwald kennt, wie kein Mensch weiter, und mit seltener Liebe an diesem schönen Gebirge hängt. Das Panorama, das nur eine begeisterte Liebe für den Inselsberg in dieser Vollendung hervorrufen konnte, ist

*) In „das Mineralbad Liebenstein, seine Kaltwasser-Heilanstalt und seine Umgebungen. Verlags-Comptoir in Gotha 1832."

in Bandform, 90 Zoll lang, illuminirt und mit einem Commentar bei Juſtus Perthes in Gotha unter dem Titel (1839) erſchienen: „Der Inſelsberg und ſeine Ausſicht, dargeſtellt und erläutert durch J. von Plänckner.“ Kein Reiſender aus den höhern Klaſſen der Geſellſchaft ſollte den Berg ohne dieſes Werk beſteigen. Für den nordweſtlichen, ſchönſten Theil des Thüringerwaldes iſt dieſe Zeichnung ein großer Gewinn, ſie iſt das ſchönſte Denkmal des Inſelsbergs, und wie Herr v. Plänckner dadurch den Berg geehrt, ſo verdient er ſelbſt Verehrung für ſo viel Liebe und Fleiß.

Außer der bezaubernden Ausſicht treibt meiſt noch ein andrer, nicht minder reizender Grund zum Beſuche des Inſelsbergs: das prachtvolle Schauſpiel des Sonnenaufgangs. In dieſer Beziehung werden aber die meiſten Gäſte getäuſcht. Es iſt ſelten, daß man die Sonne in ihrer ganzen ungetrübten Schönheit aufgehen ſieht. Weit häufiger kann man einen reinen Sonnenuntergang genießen, der an Pracht und Herrlichkeit dem Aufgange nicht nur nicht nachſteht, ſondern gewiß ihn noch übertrifft. Nach dem Verſinken des Tagesgeſtirns tritt die Natur erſt in ihre rechte Verklärung; es iſt als ob die Gegenſtände mit einem durchſichtigen Duft überzogen wären, der ſie dem Auge näher brächte; die Ferne iſt wie mit einer magiſchen Klarheit überhaucht; Alles ruht in hehrer, ſtiller Feier; allmälig tritt die weiteſte Ferne in ungewiſſe Dämmerung; der Schleier der Nacht überſpinnt auf uns zuwallend die Gegenſtände. Tritt nun der Vollmond hinter den öſtlichen Höhen hervor, erſt roth und ohne Glanz, dann erbleichend und ſein Silbergewebe über die Erde ſpinnend, fangen die Sterne an hell und heller zu glänzen, wie man ſie in der Tiefe niemals ſieht: dann erlebt der ſtaunende, mächtig ergriffene Bergaaſt eine Stunde voll Erhebung und Andacht, voll hoher, unausſprechlicher Genüſſe, wie ſie das Leben nur wenig bietet. Wahrlich, nur der kennt die tiefſten Gefühle ſeiner Seele, der eine ſolche Nacht auf dem Gipfel eines hohen Berges zubrachte. Und kein Berg eignet ſich zu ſolchen ſeeliſchen Genüſſen mehr als der Inſelsberg. Wenn nun der Morgen aufglüht, wenn der Oſten ſich ſchmückt mit unausſprechlicher Pracht, wenn der erſte Strahl der aufſteigenden Sonne den erhabenen Bergaltar, auf welchem wir entzückt ſtehen, grüßt, dann werden fromme Gefühle wach, wie ſie Ludwig Bechſtein in ſeinem „Morgengebet auf dem Inſelsberg“*) ſo ſchön ausgeſprochen hat:

„Sonne küßt die Bergeshäupter bräutlich, wie zum erſtenmal,
Und die alten Rieſen glühen jugendlich im neuen Strahl.

*) Gedichte von Ludwig Bechſtein. Frankfurt am Main 1836 Seite 410.

Und die Waldeswipfel rauſchen ihren Gruß im vollen Chor,
Blumen grüßen, und die Wieſen ſenden Opferduft empor.

Auf der Höhe hingeſunken vor der Fülle deines Lichts,
Engelſelig, wonnetrunken, ſühl' ich dennoch tief mein Nichts,
Und verſtumme; nur die Seele fleht noch zu dir hingewandt:
Segenſpender aller Länder, ſegne du mein Heimathland."

Ludwig Storch.*)

---

*) Ich habe in dieſer Beſchreibung Manches aus meinem „Wanderbuch durch den Thüringerwald (Gotha, Verlagscomptoir)" benutzt. Es wird mir ſchwer Etwas, was ich aus voller Seele geſprochen, ſpäter noch einmal mit andern Worten zu ſagen. Es würde gekünſtelt und unwahr ſein. Lieber will ich den Vorwurf ertragen, ich habe mich hie und da ſelbſt abgeſchrieben.

L. St.

Erfurt.

Vorbemerkung. Die Beschreibung eines so wichtigen Punktes, als Erfurt ist, aus recht gediegener Quelle, und aus der Hand eines von dem Sonst und Jetzt Erfurts genau erkundigten Mitarbeiters an unserem Werke zu erhalten, mußte natürlich ein verehrlicher Wunsch sein, und die Redaction, wie die Verlagshandlung lassen es an Bemühungen deshalb nicht fehlen. Ein eigener Unstern hat jedoch über der Beschreibung dieses Artikels gewaltet, indem er von drei völlig befähigten Schriftstellern übernommen, von keinem aber geliefert wurde, ja von dem letzteren derselben die Redaction länger als ein Jahr mit Ablieferung des Manuscripts hingehalten, und am Ende doch getäuscht ward. — Ohne Erfurts Beschreibung darf jedoch unser Werk nicht enden, daher wagt sich der Unterzeichnete an die Ausfüllung dieser Lücke, mit der Bitte um freundliche Nachsicht, wenn es ihm nicht so gelingen sollte, als es gewiß den drei erwähnten Herren gelungen sein würde, wenn sie es für wichtig genug gehalten hätten, ihre gegebenen Zusagen zu erfüllen.

Friedrich v. Sydow.

Die Stadt Erfurt erhebt ihren alternden Scheitel fast in der Mitte Thüringens, doch weit näher an den Thüringer-Waldgebirgen, als an den Vorgebirgen des Harzes, in welche sich die nördlichen Gegenden Thüringen hinüberziehen. — Eine von mäßigen Höhen fast rings umkränzte Ebene umfängt sie in ihrem fruchtbaren und anmuthigen Schooße.

Von den in einer ununterbrochenen Reihe mit den eigentlichen Thüringer-Waldgebirgen zusammenhängenden Gebirgen um Arnstadt, erstreckt sich, dem Laufe der Gera entlang, ein sanfter Höhenzug von Süden gegen Norden herab, und erhebt sich mittelst der Anhöhen

Erfurt.

bei Stedten, Bischleben und Möbisburg in den Steiger, welcher mit seinem Fuße beinahe die Mauern von Erfurt berührt. — Von denselben Arnstädter Bergen läuft ein anderer Höhenzug gegen Osten nach Kranichfeld und Tonndorf hin, die Kranichfelder und Tonndorfer Berge aber setzen sich in nordwestlicher Richtung fort, indem sie in den sogenannten alten Steiger übergehen, mit den vorhin gedachten Anhöhen wieder zusammen kommen, als Fortsetzung den Herrenberg zwischen Melchendorf und dem ehemaligen Dorfe Daberstädt bilden, und gegen Norden in einen neuen Höhenzug auslaufen, von welchem der Stollberg einen Theil ausmacht, und welcher weiterhin über Kerpsleben und Schwerborn sich allmählig über das flachere Land hinabsenkt, während sich ein anderer Arm desselben Höhenzuges über Vieselbach und Hopfgarten in den Uzberg und den weit ansehnlicheren Aethersberg, das Haupt der mittelthüringischen Berge, hinaufzieht. An die Arnstädter Berge schließt sich endlich noch ein dritter Arm mit nordwestlicher Richtung, der schon in der Nähe von Arnstadt die sogenannten drei Gleichen, weiterhin aber den Seeberg bildet, und sich mit diesem bis nach Gotha erstreckt. Kleinere Arme laufen von diesem nach verschiedenen Richtungen in's Land herein, die zum Theil besonders dem Laufe der Apfelstädt folgen, und sich so mit den Anhöhen an der Gera vereinigen, zum Theil aber mehr die Gegend zwischen Gotha und Erfurt einnehmen und sich hier in der Cyriaksburg endigen. Diese ist dem Steiger so weit genähert, daß zwischen beiden nur ein enger Durchschnitt bleibt, durch welchen sich die Gera hindurchwindet. — Mit der Cyriaksburg in ziemlich unmittelbarem Zusammenhange steht zunächst der Petersberg, der mit dem Dom- und Severi-Berge schon einen Theil der Stadt Erfurt selbst bildet; die Cyriaksburg erscheint übrigens noch als der Anfang eines neueren Höhenzuges, zu dem ohnweit der Stadt die sogenannte Schwedenschanze gehört, und der sich dann über Bindersleben, Salomonsborn und Tiefthal nach Witterda und Groß-Fahnern in die Gegend von Langensalza hinzieht, unterwegs aber mit der Schwellenburg, zwischen Tiefthal und Kühnhausen, so wie mit dem Walschberge zwischen Walschleben und Dachwig, und anderen kleineren Anhöhen dieser Gegend in Verbindung steht. — Während sich diese Anhöhe von der östlichen Seite ziemlich merklich und beträchtlich erhebt, senkt sie sich auf der andern Seite nicht eben so merklich wieder hinab, sondern bildet eine hochliegende Ebene, die gewöhnlich auf den Bergen genannt wird. — Zwischen diesen Höhenzügen bleibt nördlich von Erfurt eine große Oeffnung, mit freier Aussicht auf die Gegenden an der Unstrut, die nur zum Theil durch den Rothen-Berg unterbrochen wird, der sich zwischen Ilfersgehofen, Mittelhausen und Stotternheim, gleichsam von allen benachbarten Bergen völlig abgeschnitten, erhebt.

Die Gera drängt sich, nachdem sie bei dem Dorfe Hochheim vorbeigeflossen, durch den engen Zwischenraum zwischen dem Steiger und der Cyriaksburg hindurch nach Erfurt, durchströmt in mehrere Arme getheilt das Innere der Stadt, und verläßt dieselbe in zwei

fortwährend getrennt bleibenden Armen wieder. An Quellen ist die Gegend reich, unter denen aber wohl keine merkwürdiger sind, als die, welche am Fuße des Steigers, ganz in der Nähe von Erfurt, den Dreienbrunnen bilden, von welchem später die Rede sein soll. Selbst Quellen mit heilkräftigen Eigenschaften hat man mehrere entdeckt, doch selten einen bedeutenden Gebrauch davon gemacht, in neuester Zeit jedoch scheint sich ein am Fuße der Cyriaksburg nach dem Dorfe Hochheim zu aufgefundener Gesundbrunnen mehr als alle früheren zu bewähren, und, wenn es nicht bloß dem Reiz der Neuheit zuzuschreiben ist, auch einer zahlreichen Frequenz zu erfreuen.

Nach Maßgabe der Verschiedenheit des Bodens ist die Gegend um Erfurt von der Natur mit einem großen Reichthum, zum Theil schöner und seltener Pflanzen ausgestattet, und die Abwechselungen welche sowohl die Hand des Schöpfers, als die Bemühung der Menschen bereitet haben, gewähren nach allen Richtungen hin, den angenehmsten und erfreulichsten Anblick.

Wenden wir aber den Blick auf Thüringens alte, ehrwürdige Stadt selbst; — sehen wir, wie, trotz der Alles zerstörenden Zeit, die an ihrem Innern vorzüglich nagte, ihre hohen Häupter, ihre altergrauen Thürme noch immer stolz und kühn in die Lüfte ragen; und wir theilen gewiß die Ahnungen der Vergangenheit, welche den Wanderer der sich ihr nahet ergreifen, — und der Wunsch nach möglichst genauer Kunde von ihrer Entstehung und ihrer Geschichte wird gewiß lebhaft in uns; deshalb sei es versucht, so viel es der beschränkte Rahmen gestattet, von diesem so reichhaltigen als merkwürdigen Gemälde hier aufzunehmen.

Erfurts erster Ursprung ist leider mit einem dichten Dunkel umhüllt, in welchem nur die Irrlichter fabelhafter Sagen umhergaukeln, und das jedes aufklärenden Lichtstrahls geschichtlicher Wahrheit ermangelt. Wir wissen nur, daß im Anfange des fünften christlichen Jahrhunderts, und wohl auch geraume Zeit nachher, der mittlere Theil Thüringens noch weit herein mit dichtem Walde bedeckt war, daß Sümpfe die Thäler unzugänglich machten, die uferlosen Flüsse sich wild über die Ebenen ergossen, und sich nur einzeln zerstreut Hütten menschlicher Bewohner fanden, bis diese allmählig mehr Veranlassung fanden, das Wasser in seine Ufer zurück zu drängen, den Wäldern und Sümpfen urbares Land abzugewinnen und sich in gemeinschaftliche größere Wohnplätze zu versammeln. — Auf solche Weise mag wohl auch Erfurt entstanden sein, dessen Name von einem Müller Erf an einer Furt der Gera wohnend, abgeleitet wird.

Erst mit der Ankunft des heiligen Bonifacius verbreitete sich ein helleres Licht auch über diese Gegend. Er fand Erfurt als eine Stadt von heidnischen Ackerleuten bewohnt, und wahrscheinlich noch von geringem Umfange; doch erschien sie ihm bedeutend genug, hier (741) ein Bisthum zu errichten, und bei dieser Gelegenheit die Marien- oder Dom-Kirche, nebst einem Mönchs- und einem Nonnenkloster zu gründen.

Das Bisthum ging zwar mit dem Märtyrer-Tode des von Bonifacius eingesetzten Bischofs Adelar (755) wieder ein, und sein Sprengel wurde dem Mainzischen einverleibt; aber die christliche Religion blieb von der Zeit an fest begründet; mit ihr wurden zugleich die ersten Keime einer höhern geistigen, sittlichen Kultur an's Licht gerufen, und es ergiebt sich aus dem Anfange schon die Grundlage zu Erfurts Blüthe.

Obgleich Bonifacius die Bewohner Erfurts blos Ackerleute nennt, so finden sich doch Spuren, daß nicht lange nach seiner Zeit, sich auch ein gewisser Handelsverkehr in Erfurt bildete. Dies soll besonders durch slavische Familien bewirkt worden sein, welche aus ihren gewöhnlichen Wohnsitzen jenseit der Saale sich tiefer in's Land hereinzogen, und am rechten Ufer der Gera niederließen, wo sie sich mit Handel beschäftigten, während die früheren, ursprünglich deutschen Bewohner dieser Gegend, die sich am linken Gera-Ufer angebaut hatten, sich fortwährend mehr auf Ackerbau und Viehzucht legten. Von diesem Umstand leitet man es ab, daß jener Theil der Stadt am rechten Ufer der Gera, den Namen unter den Kaufmännern erhielt, dessen Spuren wir noch heutigen Tages, sowohl in der Kaufmannskirche, als in der Krämerbrücke erkennen. — Begünstiget durch seine vortheilhafte Lage, wie durch den Fleiß seiner Bewohner, wuchs Erfurt schnell an äußerer Größe und innerem Wohlstande, und war schon zu Carl des Großen Zeiten so bedeutend, daß derselbe (805) es zu einer Stapelstadt machte, mit der Bestimmung, daß die Kaufleute hier für einen gewissen Bezirk ihre Niederlage zu halten hätten. — König Ludwig der Deutsche hielt hier (852) einen Reichstag, und Heinrich I. (932) eine Kirchenversammlung. Auf Veranlassung jener denkwürdigen Kriege mit den Ungarn, wurde Erfurt durch den Letztern, gleich vielen andern nordteutschen Städten, befestiget, und bei dieser Gelegenheit auch das bis dahin abgesonderte Dorf Schilderoda in der Gegend der jetzigen Andreas-Kirche mit der Stadt vereinigt. — Der Erzbischof Wilhelm von Mainz, welchem sein Vater Otto der Große (um 960) die Regierung Thüringens übertrug, scheint die innere Verfassung der Stadt Erfurt in eine gewisse Ordnung gebracht zu haben. Außerdem soll Wilhelm auch die Befestigung der Stadt verbessert, und zu größerer Aufnahme derselben, verschiedene adelige Familien vom Lande herein gezogen haben. —

Unter den folgenden Königen nahm Erfurt häufig (und zwar meist zu seinem Schaden) Antheil an den Kriegen und Empörungen welche die Ruhe Deutschlands, und besonders Thüringens störten; war aber auch öfters der Schauplatz bedeutender Staats- und Kirchenversammlungen. — Die Bemühungen des Stammvaters der Thüringischen Landgrafen, Ludwigs des Bärtigen, (seit 1036) um die Cultur Thüringen, wurden auch für diese Stadt, wegen ihres Verkehrs mit den Thüringer Waldgegenden, wichtig; und auch im Innern erhielt Erfurt in dieser Zeit manchen ansehnlichen Zuwachs, besonders an geistlichen Stiftungen und Gebäuden, unter denen das

Peters-Kloſter (ſeit 1059) einen vorzüglichen Rang einnahm. — Der bekannte, für Thüringen ſo nachtheilige Streit um den Zehnten, berührte Erfurt vorzüglich, und es kam dabei unter andrem, zur Zeit des Erzbiſchofs Adalbert (1123) zum Theil innerhalb der Stadt zu einem blutigen Kriege, weshalb dieſer Erzbiſchof ſich veranlaßt fand, auf dem Severi-Berge ein befeſtigtes Schloß zu erbauen. Bei einer Wiederholung dieſes Zehntenſtreites (1142) brach in Folge der darüber entſtandenen Empörung in der Stadt eine ſchreckliche Feuersbrunſt aus, welche ſelbſt den erzbiſchöflichen Hof und das Petri-Kloſter mit vielen unerſetzlichen Urkunden verzehrte.

Unter die glänzendſten Erſcheinungen in Erfurts Geſchichte gehört der große Reichstag, welchen Kaiſer Friedrich I. (1176) daſelbſt hielt, auf welchem unter andern ein Kreuzzug beſchloſſen und Heinrich der Löwe in die Acht erklärt wurde. — An ſich nicht ſo merkwürdig, aber durch ihren ſchrecklichen Ausgang noch berühmter, wurde die Verſammlung, welche Heinrich VI. (der Sohn Kaiſer Friedrich I.) 1185 zu Erfurt veranſtaltete, indem am 26. Juli durch die Laſt der zahlreich verſammelten Menſchen, der Verſammlungsſaal im Gebäude der Dompropſtei zuſammenbrach, und da ſich ein Kloak unter demſelben befand, viele der anweſenden Großen, — worunter Graf Heinrich von Schwarzburg, — einen ſchmählichen Tod fanden, welchem der König ſelbſt, wie der Erzbiſchof und der Landgraf nur mit genauer Noth entgingen.

Die anhaltenden Kriege gegen Ende des zwölften und zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, brachten auch die Stadt Erfurt öfter in große Gefahr, ohne ſie jedoch in ihrer innern Entwickelung und Fortbildung weſentlich zu behindern.

Von Erfurts Verfaſſung in jenem Zeitraume läßt ſich wenig Zuſammenhängendes ſagen, wie denn auch das Ganze noch zu keiner Einheit und inneren Vollendung gediehen war. — Noch zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts finden wir zu Erfurt eine kaiſerliche Burg, auf welcher die Grafen von Kevernburg und von Gleichen gemeinſchaftlich das Burggrafenamt verwalteten, und vom Kaiſer zum Lehen trugen. — Ein ſtädtiſcher Magiſtrat war damals ſchon vorhanden, deſſen Mitglieder ſich in ihren Urkunden Conſiliarii Civitatis nennen, und von den Erzbiſchöflich Mainziſchen Beamten zu unterſcheiden ſind; und aus den kaiſerlichen Beſtätigungen der hergebrachten ſtädtiſchen Privilegien ergiebt ſich, daß die Stadt ſchon damals bedeutende Freiheiten und Rechte genoß. Die älteſte dieſer kaiſerlichen Beſtätigungen iſt, ſo viel bekannt, von Kaiſer Friedrich II. gegeben im Jahr 1234.

Daß ſich unter den Einwohnern Erfurts ſchon gegen Ende des zwölften Jahrhunderts eine beträchtliche Anzahl Juden niedergelaſſen hatten, beweiſt unter andern die Eidesvorhaltungsformel, welche Erzbiſchof Conrad I. zum Behuf des gerichtlichen Verfahrens mit denſelben vorſchrieb. Für die Größe der Bevölkerung und ſeinen Wohlſtand zeugen die Waſſerleitungen, die zahlreichen und zum Theil großen Kirchen und andere anſehnliche Gebäude, die ſich damals ſchon

in Erfurt befanden. In kirchlicher Beziehung war Erfurt der Sitz eines Erzbischöflich-Mainzischen Archidiaconats, welches der Propst des Marien-Stiftes verwaltete. Die Stadt selbst aber war (seit 1182) in mehrere Parochien eingetheilt, und hatte, außer ihren Pfarrkirchen, auch mehrere Klöster, deren Anzahl zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, noch durch das Prediger- und Barfüßer-Kloster vermehrt wurden, nebst den Schulen des Marien- und Severi-Stiftes, zugleich die einzigen Anstalten für wissenschaftliche Bildung, durch die sich besonders die Geistlichen des Peters-Klosters hervorthaten. —

Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts begann für Erfurt der merkwürdige Zeitraum eines nach allen Richtungen thätigen, öffentlichen Lebens, mit schnell zunehmender Macht und Größe. Doch wir würden die Grenzen dieser Schilderung weit überschreiten müssen, wenn wir in der begonnenen Weise zergliedernd fortfahren wollten, weshalb wir uns nur auf einzelne einflußreiche Ereignisse beschränken dürfen.

Zu Beseitigung der innern unter den Patriziern (höherem Bürgerstande) und dem niederen Bürgerstande stattfindenden Streitigkeiten, kam unter Leitung des Erzbischofs Gerhard I.*) (1255) eine neue städtische Regimentsverfassung zu Stande. — Die Stadt schloß mit benachbarten Grafen und Herren Bündnisse und Verträge, führte Kriege und erwarb sich allmählig bedeutende auswärtige Besitzungen bald durch Eroberungen, bald durch Kauf. Aber die Erfurter kämpften auch für die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit und halfen besonders dem Kaiser Rudolf I. (1289 — 90) viele landgefährliche Burgen zerstören. Um dieselbe Zeit erkaufte der Stadtrath von den Grafen von Gleichen mit Bewilligung des Erzbischofs das Vogtgeding, wodurch ein großer Theil der städtischen Gerichtsbarkeit in die Hände einer rein städtischen Behörde gelangte. — Vermöge des gestiegenen Wohlstandes konnte die Stadt mit ungewöhnlicher Kraft in den ersten Jahren des vierzehnten Jahrhunderts einen wichtigen Krieg gegen die mächtigen Burggrafen von Kirchberg unternehmen, in welchem die festen Schlösser Wirtberg, Kirchberg und Greifenberg von den Erfurtern zerstört, und die Burggrafen von der Höhe ihres bisherigen Ansehens in Thüringen herabgestürzt wurden. Landgraf Friedrich I. aber wollte der wachsenden Bedeutenheit Erfurts Einhalt thun, und rückte (1310) mit einem ansehnlichen Heere vor die Stadt, wo dieselbe, bei den hinzukommenden innern Unruhen und dem ausschweifenden Uebermuth der Patrizier, dem Verderben nahe stand; nach schweren Kämpfen gelang es ihr jedoch (1315) einen dauerhaften Frieden zu schließen, und sich ihre Besitzungen, wie die Erhaltung ihrer hergebrachten Rechte und Freiheiten zu sichern. Auch an dem 1242 ausgebrochenen Thüringischen Grafenkrieg nahm Erfurt, mit dem Landgrafen Friedrich II. verbündet, den lebhaftesten Antheil, bis derselbe in einem dauerhaften Frieden (1346)

*) † 1260 und ist im Chor der Barfüßerkirche begraben.

günstig für den Landgrafen und die Erfurter endete, nachdem die Macht des vordem großen Hauses Orlamünde für immer gebrochen war. — 1343, noch während dieses Krieges, erkaufte Erfurt von den Grafen von Gleichen, die aus 15 Dörfern bestehende Grafschaft Visselbach, erwarb bald nachher (1346) wiederkäuflich die festen Schlösser Tonndorf und Mühlberg, und kaufte (1348—50) das wichtige Amt Kapellendorf, bestehend aus dem Schlosse dieses Namens und 13 Dörfern, wovon einige Theile unmittelbar vom Kaiser und Reiche zu Lehen gingen. Mit der kaiserlichen Bestätigung aller dieser Besitzungen wurden den Erfurtischen Rathsmeistern auch adlige Rechte zuerkannt, und mit dem Schlosse Kapellendorf war ihnen zugleich das Münzrecht zu Theil geworden; auch erkauften sie (1354) die bis dahin dem Erzbischof zuständige Münze, — eine, in Hinsicht des Handels besonders wichtige Erwerbung. — Bei der Streitigkeit um das Erzstift Mainz, zwischen den Söhnen Landgraf Friedrich II. und dem Grafen Adolf von Nassau (1374), konnte Erfurt nicht ohne Theilnahme bleiben; es erklärte sich mit Eifer und Nachdruck für Adolf, ohne der sich dadurch zugezogenen Reichsacht und des päpstlichen Bannes zu achten. — Die Stadt wurde vergebens von der vereinigten Macht Kaiser Carl IV. und der Landgrafen, sechzehn Wochen lang belagert, und ihr beharrlicher Widerstand trug nicht wenig dazu bei, Ludwigs Absichten endlich ganz zu vereiteln, — welcher den Erzbischöflichen Stuhl einnehmen wollte und sollte. — Adolf ließ die Anhänglichkeit der Stadt Erfurt nicht unvergolten; denn durch seine Verwendung erhielt sie die päpstlichen Privilegien für die neu zu begründende Universität, die jedoch erst nach seinem Tode (1392) eröffnet wurde, und sowohl wegen damaliger Seltenheit der Universitäten, — Erfurt war damals die fünfte in Deutschland, — als auch bald durch den Ruhm und die Verdienste ihrer Lehrer nicht geringes Aufsehen machte, und den Glanz der Stadt beträchtlich vermehrte.

Die immerfort wachsende Macht und der Glanz Erfurts trug, wie dies die Geschichte anderer Orte ebenfalls lehrt, in sich selber den Keim ihres Verfalles. Die Eifersucht der Kurfürsten von Mainz ward rege, und sie strebten immer eifriger dahin, die Stadt ihrer unbedingten Herrschaft zu unterwerfen; — auch erwuchs Erfurt während seiner innern Streitigkeiten in den mächtigen Herzögen von Sachsen ein neuer gefährlicher Nachbar (1440). Sie stellten das fast vergessene landgräfliche Geleitsrecht durch Thüringen, sowie die alte Schirmvoigtei über das Marienstift wieder her, und suchten daraus eine Schutzgerechtigkeit über die ganze Stadt zu entwickeln. Erfurt war die Seele des 1447 zwischen dem Kurfürsten von Sachsen und mehreren Bischöfen, Grafen, Herren, Edelleuten und Städten zu Erhaltung des Friedens und der Ordnung in Thüringen geschlossenen Bündnisses, nahm zwar an dem dessenohnerachtet ausgebrochenen, verderblichen Bruderkriege keinen thätigen Theil, wirkte aber sehr einflußreich auf den 1451 erfolgten Frieden. Bei der Vertreibung der bekannten Herren von Vitzthum aus Thüringen, und

der Eroberung aller ihrer Schlösser und Burgen, zeichneten sich die Erfurter vorzüglich aus.

In dem Jahr 1472, machte man den Anfang einen neuen Wall um die ganze Stadt mit Einschluß der sich durch die zunehmende Bevölkerung beträchtlich erweiterten Vorstädte aufzuführen, welcher auch in demselben Jahre großentheils vollendet wurde. Während man aber auf die äußere Sicherheit bedacht war, drohete im Innern Vernichtung, denn am 19. Juni 1472 brach an mehreren Stellen zugleich eine furchtbare Feuersbrunst aus, und legte fast die Hälfte der Stadt in Asche; selbst der Dom und die Severi-Kirche wurden in ihrem Innern zerstört, und in einem glühenden Strome floß das geschmolzene Metall ihrer prächtigen Glocken die hohen Stufen herunter.

Dieser große Brand, von welchem sich Erfurt nie wieder ganz erholte, eröffnete gewissermaßen eine Reihe entscheidender Unglücksfälle, und es sind seitdem nur noch die Spuren von Erfurts ehemaliger Größe zu erkennen. Der Mordbrenner, ein entlaufener Mönch aus dem Kloster Pforte, wurde zwar ergriffen und litt eine schreckliche Todesstrafe, aber die Vollziehung derselben verursachte der Stadt noch einen beträchtlichen Aufwand. — Die Erfurter fühlten jedoch durch dies Unglück ihren Muth so wenig gebrochen, daß sie schon 1474 dem Kaiser zur Belagerung von Neuß eine stattliche Kriegshülfe sandten; auch wurde die Befestigung der Stadt in der angefangenen Weise vollendet, und überhaupt würde sich Erfurt vielleicht auch von jenem großen Schaden völlig erholt haben, wären nicht noch andere verderbliche Ereignisse in rascher Reihenfolge hinzugetreten, welche die Kraft der Stadt allmählig erschöpften.

Wir überspringen einen Zeitraum von 43 viel und mitunter schrecklich von außen, mehr aber noch von innen bewegter Jahre, in welchen, wenig erfreuliche Lichtpunkte abgerechnet, wuthentbrannter Partheienkampf in weltlichen und geistlichen Angelegenheiten, Vorurtheil, roher Uebermuth und Zügellosigkeit in vielfach wechselnden Gestalten die Schranken der Gesetzmäßigkeit überschritten, und bis zu den fürchterlichsten Gräueln, ja bis zur Vergießung von Bürgerblut ausarteten, selbst jenes Schreckensjahr, in welchem alle diese Gräuel ihren Culminationspunkt erreichten (1510), welches unter dem Namen des tollen Jahres als ein schwer zu vertilgender Flecken in Erfurts Annalen aufgezeichnet ist, wollen wir übergehen, und für die ausführliche Beschreibung jener unglückseligen Periode auf das 1829 erschienene Werk: „Erfurt und seine Umgebungen," von Dr. H. A. Erhardt, verweisen; aber auf's Neue verweilen müssen wir bei dem Zeitpunkt, wo Dr. Luthers, eines ehemaligen gelehrten Mitbürgers der Erfurter Hochschule am 31. October 1517 in Wittenberg an's Licht getretene Sätze gegen den Ablaßhandel, in Erfurt bekannt wurden, daselbst wie überall großes Erstaunen verursachten, und dem Streben der meisten Erfurter Gelehrten eine ganz neue, bestimmtere Richtung gaben. — So tief indessen der Streit über Luthers Lehren auch eindrang, so behielt er doch auch hier lange

die Eigenschaft eines bloßen Meinungskampfes, bis (1520) die durch Luthers persönlich erbitterten Gegner Dr. Eck in Rom ausgewirkte päpstliche Bann-Bulle erschien, und in Deutschland verbreitet wurde. — Mit dieser Erscheinung begann auch im öffentlichen Leben die entschiedene Trennung der Partheien, und es entspann sich eine neue, innere Zwietracht, für eine Stadt, wo Uneinigkeit ohnedies zu den Grundübeln gehörte, doppelt verderblich. — Luther kehrte auf seiner Reise zum Reichstage nach Worms (den 6. April 1521) in Erfurt ein, wurde von seinen Freunden und Verehrern auf's Feierlichste empfangen, und hielt auf allgemeines Verlangen am ersten Sonntage nach Ostern eine eindringliche Predigt in der Augustiner-Kirche über den Text: „Habt Frieden!" — Dessen ohnerachtet brach, als der treue Lehrer kaum seine Reise fortgesetzt hatte, im grassichsten Widerspruche mit seinen Ermahnungen zu Friedfertigkeit und Sanftmuth, eine der verderblichsten Friedensstörungen aus. — Die beiden Dechanten des Dom- und Severi-Stiftes (Luthers Feinde) beabsichtigten diejenigen Geistlichen, welche an Luthers Empfang Theil genommen hatten, von ihren Stiftern auszuschließen. — Als nun Johann Draconites, welcher zu diesen Geistlichen gehörte, in die Severi-Kirche kam, seines Amtes als Canonicus zu warten, empfing ihn der Dechant nicht allein mit heftigen Vorwürfen, sondern riß ihm sogar die geistliche Amtskleidung von Leibe und stieß ihn aus der Kirche. Draconites wendete sich wegen der erlittenen Beschimpfung an die Universität, wodurch die Sache zur Kenntniß der Studenten kam; diese machten sich sogleich in Schaaren auf, um in Gesellschaft mißvergnügter Bürger an den Verfolgern jenes geachteten Mannes eine tumultuarische Rache zu nehmen. Sie drangen mit stürmender Hand in die Häuser mehrerer Stiftsgeistlichen, verwüsteten was ihnen vorkam und überfielen in ihrer blinden Wuth auch unschuldige, sonst geachtete Männer. Zwar wurde diesem Unfuge noch zeitig gesteuert, doch blieb dieser Auftritt von den Gegnern der Reformation nicht unbenutzt, um diese selbst als Quelle des Aufruhrs zu bezeichnen. Gleichwohl vermochte nichts die Wiederholung solcher Auftritte zu verhindern; Studenten und Bürger rotteten sich (am 12. Juni) abermals zusammen, brachen in die Häuser vieler Geistlichen ein, und wütheten ärger als zuvor gegen sie; ja sie stürmten endlich sogar das Erzbischöfliche Gerichtshaus zur rothen Thür, und machten es beinahe der Erde gleich. — Der Aufruhr wurde zwar durch die kräftigsten Maßregeln des Stadtrathes gestillt, aber die traurigen Folgen des Pfaffenstürmens — wie man jenen Unfug gewöhnlich nennt, — blieben nicht aus; er war für die Universität gleichsam der Grenzstein ihres Wohlstandes. Die meisten Studirenden verließen Erfurt, indeß der Zufluß von außen immer spärlicher wurde. Auch die meisten Gelehrten entfernten sich nach und nach, und die schöne Pflanzschule der Wissenschaften war in Kurzem verödet. — Dennoch litt die Kirchenverbesserung nicht unter diesen Uebeln: man fing gegen Ende des Jahres 1521 an, viele für heilsam erkannte Neuerungen des christlichen Wesens öffentlich einzuführen, und die Klöster wurden

von dem größten Theile ihrer bisherigen Bewohner verlassen. — Schon 1523 wurde regelmäßig in acht Kirchen evangelisch gepredigt. —

Auch der bekannte 1525 ausgebrochene Bauernkrieg ging nicht spurlos an Erfurt vorüber, denn unter Theilnahme vieler Erfurter Bürger richteten die eindringenden Rebellen in den Kurfürstlich Mainzischen Häusern, den Klöstern und andern Besitzungen der katholischen Geistlichkeit großen Schaden an, bis sie die Nachricht von der Schlacht bei Frankenhausen zerstreuete. Diese Vorfälle bestärkten den Kurfürsten von Mainz immer mehr in seinen Beschwerden gegen Erfurt, welche er schon 1521 bei dem Kaiser darüber angebracht hatte, daß sich Erfurt seiner Landeshoheit entzogen, wie über die Kränkung seiner geistlichen Rechte durch die Reformation und besonders durch das erwähnte Pfaffenstürmen. Er verlangte gänzliche Vertreibung der evangelischen Prediger und Rückkehr zu der alten Verfassung, und wirkte dazu einen kaiserlichen Befehl aus. Die Erfurter blieben jedoch standhaft und suchten Schutz bei dem Kurfürsten von Sachsen, durch dessen Verwendung ein gütlicher Vergleich eingeleitet wurde, der am 5. Februar 1530 zu Stande kam. — Da auch bald nachher die Irrungen mit Sachsen wegen des Geleitsrechtes (1533) und mit den Grafen von Gleichen wegen der Grenz- und Lehensverhältnisse (1534) durch Verträge beseitigt wurden, so genoß Erfurt hierauf eine mehrjährige, sehr wohlthätige Ruhe, die von innen nur durch die Religionsstreitigkeiten zwischen Evangelischen und Katholiken, und von außen durch den Schmalkaldischen Krieg (1547) vorübergehend gestört wurde. Diese Periode war für Erfurts Wohlstand höchst günstig und auch das wissenschaftliche Leben erhob sich wieder aus seinem Schlummer.

Eine ungetrübte Friedenssonne war jedoch Erfurt noch lange nicht beschieden. Zu festen Fuß hatte der Geist der Zwietracht in seinen Mauern gefaßt, und nicht allein die religiösen Beziehungen, auch politische und andere Angelegenheiten lieferten immer neuen Zündstoff, bemächtigten sich der Gemüther und zogen sie von den Gegenständen ihres wahren Vortheils, von Verbesserung der Gewerbe, des Handels und der Bildungsanstalten ganz ab, so daß die alten Quellen des städtischen Wohlstandes versiegten, und sich keine neuen eröffneten. Manche einträgliche Gerechtsame der Stadt gingen verloren, ja mehrere ihrer auswärtigen Besitzungen wurden ihr streitig gemacht und entzogen, die Universität verfiel nach kurzer, neu aufgelebter Blüthe wieder. Nur das evangeliche Gymnasium erfreuete sich, wenn auch ohne bedeutende Fortschritte, seiner ungestörten Erhaltung. – So von allen Seiten in unerfreulicher Lage, befand sich Erfurt bei dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges, und wir könnten ein eigenes Buch mit der Beschreibung der von außen und innen kommenden Noth und Drangsale jener Schreckenszeit füllen. — Der westphälische Friede (1648) brachte für Erfurt eine völlige Umgestaltung seines Staatsverhältnisses, und immer wieder durch innere Streitigkeiten, wurde diese Katastrophe beschleuniget. —

Mehrere patriotisch gesinnte Männer, welche sich der Hydra der innern revolutionären Gräuel mit Kraft und Energie entgegen stellten, fielen als blutige Opfer der fanatischen Wuth eines zügellosen Pöbels.

Endlich (1664) sahe der Kurfürst von Mainz wohl ein, daß er nur mit bewaffneter Hand die Erfurter zur Ordnung bringen könne, und setzte sich mit einer Executions-Armee, im Auzust, dahin in Bewegung. — Ihrem Character getreu rüsteten sich die Erfurter zu kräftiger Vertheidigung; allein bald mußten sie sich überzeugen, daß ein hartnäckiger Widerstand ihr Schicksal nur verschlimmern könne, und so kam am 5. (15.) October eine Capitulation zu Stande, und am 11. (21.) October hielt der Kurfürst Johann Philipp als anerkannter unumschränkter Landesherr seinen feierlichen Einzug in Erfurt, wo man seit länger als 200 Jahren keinen Kurfürsten von Mainz gesehen hatte. — Johann Philipp war der Fürst wie ihn Erfurt bedurfte, um sich aus dem Abgrund, in den es versunken war, wieder etwas zu erheben, und es war zu beklagen, daß nach seinem den 12. Februar 1673 erfolgten Tode nicht ganz in seinem Geiste fortgearbeitet wurde, und daher noch immer viel zu wünschen übrig blieb. Hierzu kam noch, daß in den Jahren 1678, 1682 und 83 die Pest ungeheure Verheerungen anrichtete, so daß Erfurts Bevölkerung seitdem ihre vorige Größe nie wieder erreichte.*)

Philipp Wilhelm, Graf von Boyneburg, fand daher, als er (1702) die Stadthalterschaft über Erfurt antrat, eine verarmte, verschuldete und entvölkerte Stadt, und die Einwohner in dumpfe Gleichgültigkeit gegen alles öffentliche Leben versunken, voll innern Unfriedens, und ohne Zutrauen und Liebe zu ihrer Regierung. Mit dem schönen Bewußtsein, Erfurt vom gänzlichen Verfalle gerettet, und seinen Wohlstand auf's Neue begründet zu haben, konnte dieser edle Mann am 23. Februar 1717 die Erde verlassen, und obgleich ihm kein in seinem Geiste fortwirkender Nachfolger ward, und vieles bald wieder in die alte Erschlaffung gerieth, so konnten doch die Spuren des von Boyneburg in Erfurt hervorgerufenen neuen Lebens nicht wieder verlöschen.

Ein schreckliches Ereigniß weckte Erfurt am 21. October 1736 aus vieljähriger Ruhe; es war der große Brand, welcher zwei Tage fortwüthete und 188 Wohnhäuser nebst vielen Hintergebäuden und Scheuern, und zwei ungangbare Kirchen zerstörte. — Wieder überaus thätig für Erfurts Wohlfahrt war die Regierung des Kurfürsten Johann Friedrich Carl aus dem Hause Ostein, und besonders wurden die Jahre 1752—58 durch viele Verbesserungen wichtig. Dem Handel und Fabrikwesen, wie den übrigen Gewerben wurde aufgeholfen, eine Merkantil-Deputation zu Gewinnung und Verarbeitung einheimischer Naturproducte errichtet, und (1754) die Akademie der

*) Im Jahre 1683 starben in der Stadt allein 8792, und in 36 von der Pest ergriffenen Dörfern 2610 Menschen.

Wissenschaften, mit ausdrücklicher Bestimmung, vornehmlich die innere Cultur zu befördern, gestiftet, die ganz verfallene Medizinal-Polizei hergestellt, und auch die Universität erhielt namhafte Verbesserungen. Das Fortschreiten auf diesem glücklichen Wege wurde nicht allein durch den siebenjährigen Krieg gehindert, sondern auch die Verwirrung welche sich in diesen muen Drangsalen der Behörden bemächtigte, der noch immer nicht beschworene Geist der Uneinigkeit und des Mißtrauens, der Eigennutz unwürdiger Staatsdiener und manches andere innere Uebel, machten diesen Zeitraum zu einem der unglücklichsten, die Erfurt unter der Mainzischen Regierung durchlebte. — Kaum war (1763) der Friede geschlossen, als der Kurfürst starb; aber sich immer erneuernde und in wahre Gräuel ausartende, innere Bewegungen trübten die Regierungsjahre des Kurfürsten Emmerich Joseph, eines gelehrten, freisinnigen und mit dem besten Herzen begabten, aber leider durch manche unwürdige Creaturen für die Wahrheit verblendeten Fürsten. Manches Gute was er — besonders für die Universität — wollte, blieb theils unerreicht, oder wurde im Entstehen wieder vereitelt. Die 1771 stattfindende große Theuerung, und die ihr folgenden, viele Menschen hinwegraffenden, epidemischen Krankheiten, waren neue Uebel, welche der Kurfürst nach Kräften zu lindern suchte. Die wohlthätigsten Ereignisse seiner Regierung waren ohne Zweifel die Aufhebung des Jesuitenordens (1772), welcher so viel Unheil in Erfurt angerichtet hatte, und die Ueberweisung der Güter desselben zu einem Fond für das katholische Schulwesen; sein schönstes Vermächtniß aber, was er Erfurt hinterließ, war die Ernennung des Freihern Karl Theodor von Dalberg zum Statthalter von Erfurt, nach welchem er bald (1774) am Ziele seiner Laufbahn stand.

Was Dalberg unter der Regierung des trefflichen Kurfürsten Friedrich Carl Joseph für Erfurt gewesen und für dasselbe gethan hat, ist und bleibt in Erfurts Annalen unvergessen, und die Erinnerung an jene Zeiten, in welchen alles verfallene Gute wieder neu in's Leben trat, alles, was den Wohlstand beleben und fördern konnte, verbessert und neu organisirt, ein neuer friedlicher Geist zwischen Behörden und Bürger hervorgerufen, und dabei was das Leben von seinen schönsten Seiten erfassen lehrt, selbst das öffentliche gesellige Vergnügen gehoben und mit den wichtigsten Verbesserungen in Einklang gebracht wurde; diese Erinnerungen leben noch jetzt in Erfurts Bewohnern, und werden sich auf späte Generationen fortpflanzen. —

Der französische Revolutions-Krieg, der dem Erzstifte Mainz vor allen andern deutschen Staaten so verderblich wurde, bereitete auch Erfurt bedeutende Lasten, obgleich es dem eigentlichen Kriegsschauplatz fern lag. Dalberg wurde durch die Erhebung zum Fürst-Bischof von Constanz (1799) seinen Erfurtern etwas ferner gestellt, wenn er auch die dasige Statthalterschaft noch beibehielt. — Dreimal suchte der ehrwürdige Kurfürst, vor seinen Feinden fliehend, während dieses Krieges, in dem treuen Erfurt einen Zufluchtsort, und sahe sich, wie ein Vater von seinen Kindern, mit dem Entzücken der

Wehmuth empfangen; und als endlich der Lüneviller Friede die Ruhe wieder hergebracht, und er (am 18. Mai 1801) in die ihm noch gebliebene Residenz Aschaffenburg zurückgekehrt war, traf in der größten Spannung auf die bevorstehenden politischen Verhältnisse die Trauer-Botschaft in Erfurt ein, daß Friedrich Carl Joseph der Weise, der liebevolle Vater seiner Unterthanen, der treue Wächter der deutschen Verfassung (am 25. Juli 1802) aus den Stürmen des Lebens hinüber geschlummert sei zur Freude der Vollendung; und als sofort Dalberg nach Aschaffenburg abreiste, um die Regierung als längst erwählter Nachfolger anzutreten, dachte in Erfurt Niemand daran, daß der allgemein verehrte Statthalter für immer schied. — Nach wenig Tagen schon verbreitete sich die Nachricht, daß sich der König von Preußen Erfurt als einen Theil der ihm gebührenden Entschädigung ausersehen habe, und schon am 22. August 1802 zogen die Preußischen Truppen in Erfurt ein. Stadt und Land wurde für des Königs von Preußen Majestät feierlich in Beſitz genommen, und es begann ein neuer Zeitraum für Erfurts Geschichte.

Die neue Organisation welche natürlich erfolgen mußte, war eben so wenig leicht auszuführen, als sie in manchen Beziehungen einen großen Theil von Erfurts Bewohnern schwer anzunehmen werden mochte; und wenn auch nicht in der ersten Zeit schon eine allgemeine gegenseitige Zufriedenheit statt fand, so verkannte doch der denkende Theil der Erfurter die wesentlichen Vortheile nicht, welche daraus erwachsen mußten, und das beginnende Jahr 1803 sahe schon manche merkwürdigen Veränderungen hervortreten. Am 30. Mai dieses Jahres sahe die Stadt ihren königlichen Herrn mit seiner allgeliebten Gemahlin zum erstenmale in ihren Mauern, und alle Bewohner fühlten sich von der Humanität und Milde des Herrscher-Paares mit festen Banden angezogen. — Jetzt begann auch erst die eigentliche Umbildung von Erfurts Verfassung, und manche neue Einrichtung trat schon, wenn auch nicht ohne Schwierigkeit in's Leben, und viele musterhafte Verordnungen des Preußischen Staates für alle Verhältnisse des öffentlichen und Privat-Lebens ließen ihre wohlthätige Wirkung nicht vermissen. — Der Universität wurde leider das Schicksal gänzlicher Auflösung zu Theil; dagegen aber ward bereits an einer dringend nothwendigen Reform des gesammten Schulwesens eifrig gearbeitet, als neue Stürme hereinbrachen, und die schönen Zwecke hinderten. Deutschlands Verfassung war zwar durch den Lüneviller Frieden umgewandelt, aber seine Ruhe keineswegs für die Dauer garantirt. Frankreichs Anmaßungen führten bald einen neuen Krieg mit Oestreich herbei, und Preußen durfte nicht unthätig zusehen; daher bewegte sich im Herbst 1805 das ungewohnte Schauspiel eines großen Heereszuges wieder auf Thüringens Fluren. Doch die Gewitterwolke zog diesmal noch ruhig vorüber. Das Jahr 1806 begann mit schmeichelnden Friedenshoffnungen und den Gerüchten von einer bevorstehenden Vertauschung Erfurts, letzteres wurde jedoch amtlich widersprochen. Frankreichs Uebergewicht in Deutschland erregte die ernstlichsten Besorgnisse, und Preußens König, von dem

allein man noch Rettung hoffte, warf sich als der letzte starke Damm dem Andringen jenes verheerenden Stromes muthig entgegen. Der Krieg wurde erklärt, und auf Thüringen, wo sich das große Begimnen entwickelte, auf Erfurt, als das Hauptquartier des Königs, waren die Augen aller Deutschen voll Hoffnung gerichtet. — Der unglücklich entscheidende Tag von Auerstädt und Jena (14. October 1806) ist mit blutiger Schrift in der Geschichte aufgezeichnet, und mit Entsetzen sahe Erfurt von den Schaaren, die vor wenig Tagen stolzen Muthes ausgezogen waren, nur flüchtige Trümmer zurückkehren. Schon am 17. October war Erfurts Uebergabe an die Franzosen vollzogen. — Ein Schleier falle über jene Tage der Schmach, der Angst und des Schreckens, wie der alle Kräfte erschöpfenden Leistungen, welche die an der großen Heerstraße liegende Stadt betrafen. Erfurt wurde vorläufig schon am 26. October von den Franzosen förmlich in Besitz genommen, und seine Verwaltung — in ihrem vorigen Gange — von französischen Behörden geleitet. — Der Friede zu Tilsit (am 7. Juli 1807) endete das Geräusch der Waffen für einige Zeit, und entschied mit dem Schicksal so vieler deutscher Provinzen, auch die Losreißung Erfurts von Preußen, als dessen Glied es kaum begonnen hatte sich mit Wohlgefallen zu fühlen. Erfurt blieb, unter unmittelbarer französischer Herrschaft, einem trostlosen unbestimmten Schicksale hingegeben. — In der nun, wie in dem größten Theile Deutschlands, auch in Erfurt beginnenden Sichtung, bewährten sich nur Wenige als treue Söhne des damals unglücklichen Vaterlandes, Viele hingegen ließen sich durch Eigennutz, Wankelmuth und Leichtsinn, oder durch irrige politische Grundsätze verleiten, ihr Herz dem Vaterlande zu entziehen, und sich mit Wohlgefallen in das fremde Joch zu schmiegen. —

Das Jahr 1808 mach'e sich für Erfurt durch die von Napoleon daselbst veranstaltete Monarchen-Versammlung merkwürdig, welche am 27. September begann und den 14. October endete. — Erfurt erhielt die glänzendsten Zusicherungen für seine Zukunft, worunter sich auch die Wiederherstellung der Universität befand. Alles dies blieb aber meist nur auf dem Papiere ohne sich zu verwirklichen; das innere, immer tiefer eingreifende Elend wurde mit äußerem oberflächlichem Glanz und Pomp — ächt französisch — übertüncht, und es herrschte eine allgemeine Sittenlosigkeit, Eigennutz, Verwirrung, Unzufriedenheit aller rechtschaffen Gesinnten, und eine immer zunehmende Erschlaffung, als Napoleon jenen unvergeßlichen Feldzug nach Rußland begann. — Erfurt hatte mit Staunen den Auszug des gewaltigen Heeres gesehen, und war nun auch Zeuge des über alle Beschreibung traurigen Zustandes bei seiner Rückkehr. — Bei Friedrich Wilhelm III. Aufruf (im Frühjahr 1813) erwachte bei Allen, deren Herzen dem Gefühl der Vaterlandsliebe noch offen standen, die freudigste Hoffnung, doch Erfurt wurde aus diesem Himmel nochmals zu schreckliche Weise gerissen, als zu Ostern ein starkes, neu zusammengebrachtes französisches Heer in Erfurt und der benachbarten Gegend einzog, um auf's Neue den Kampf zu beseben. — Die

Befestigung der Stadt wurde mit rastlosem Eifer betrieben, und die Naturzierden in ihrer Umgebung fielen als Opfer. — Erfurts ohnedies nur noch geringe Kräfte wurden im Laufe dieses Sommers bis zur Erschöpfung in Anspruch genommen, selbst die französische Militair-Conscription wurde eingeführt, und gab (am 19. Juli) zu einem fürchterlichen Auftritt zwischen den Erfurter Bürgern und dem französischen Militair Anlaß, in dessen Folge (am 4. August) zwei Bürgersöhne, nach kriegsgerichtlichem Urtheilsspruch, erschossen wurden.

Nach der für Deutschland und Europa entscheidenden Völkerschlacht bei Leipzig hatte Erfurt nicht allein während des Rückzugs der furchtbar zerrütteten Heeresträmmern unbeschreibliche Schreckenstage der Unruhe und betäubenden Angst zu bestehen, sondern auch die am 24. October beginnende Blokade von dem Preußischen Heer, führte neue, noch nie gekannte Schrecknisse herbei. — Durch Ausfälle der französischen Besatzung wurden die benachbarten Dörfer Daberstädt und Ilversgehofen zerstört, und in der Stadt selbst verursachte das Bombardement (am 6. November) eine Feuersbrunst, welche 121 Häuser in Asche verwandelte, und auch das prächtige Petri-Kloster nebst andern Gebäuden auf dem Petersberge, ward an diesem Tage ein Raub der Flammen. Was von Häusern in der Nähe des Petersbergs und Doms dem Feuer entgangen war, wurde von den Franzosen niedergerissen, um die Citadelle haltbarer zu machen, auf deren Vertheidigung sich zu beschränken der französische Commandant d'Alton beschloß. Bevor es jedoch dahin kam, erreichte durch die tägliche Plünderung und Brandschatzung der französischen Soldaten, durch Mißhandlung der Bürger, epidemische Krankheiten und andere fürchterliche Uebel das Elend den höchsten Grad. Endlich fand die Räumung der Stadt von den Franzosen und ihr Rückzug auf den Petersberg statt, und am 6. Januar 1814 besetzten die Preußischen Truppen unter Kleist von Nollendorf die Stadt Erfurt. —

Von diesem Augenblick an trat an die Stelle des vorigen, wildverworrenen Zustandes, die möglichste gesetzliche Ordnung, und Alles wurde aufgeboten, das bis auf's Höchste gesteigerte Ungemach zu mildern. Erfurts Bewohner selbst, von der neuen günstigen Schicksalsumwandlung ermuthiget, griffen mit Kraft und Eifer ein, und auch die Frauen blieben in schönen patriotischen Leistungen nicht zurück. — Aber der Erfurter Bürger hat sich nie an entfernter, mittelbarer Theilnahme begnügt, und war stets zum Kampfe für die gerechte Sache gerüstet; auch jetzt war dies der Fall, denn kaum war die Besitznahme der Stadt erfolgt, als sich schon Freiwillige in nicht geringer Zahl unter die Preußischen Fahnen stellten; — als die Errichtung der Landwehr mit Eifer betrieben, und zur Organisation des Landsturms geschritten wurde. Selbst das Bürger-Schützencorps widmete sich dem Dienst des Vaterlandes, und leistete unter andern durch Bewachung des Petersberges, während der noch fortdauernden Blokade desselben, treue Dienste.

Endlich, als der französische Befehlshaber durch einen Courier aus Paris die officielle Nachricht von dem Ende des Krieges und der Thronbesteigung des Königs erhalten hatte, ließ er (am 3. Mai) die weiße Fahne aufstecken, und am 16. Mai erfolgte die Räumung der beiden Citadellen und der Abzug der Franzosen, welches erfreuliche Ereigniß am 22. Mai durch ein kirchliches Dankfest gefeiert wurde, bei dem auch die majestätischen Glocken des nun wieder geöffneten Domes von Neuem erklangen.

Der heilbringende Friede begann nun die freilich zum Theil sehr tief geschlagenen Wunden zu heilen, und das allerdings noch lange fühlbare Ungemach auszugleichen; doch noch waren die Unterhandlungen des Wiener Congresses nicht zu Ende gediehen, als ein neuer Krieg mit Frankreich die kaum gewonnene Freiheit bedrohete und neue Opfer forderte, welche für die Rettung des Vaterlandes gern gebracht wurden. — Besonders ehrenvoll war es für Erfurt, daß seine Landwehr und ein Theil seiner freiwilligen Jäger bei der großen Entscheidungsschlacht von Belle-Alliance (den 18. Juni 1815) mit in Thätigkeit waren, und sich einen Antheil an den Ruhm jenes Tages und der darauf folgenden Ereignisse erwarben. Jetzt erst konnten manche noch unentschieden gebliebene Verhältnisse der Staaten geordnet werden; und obgleich durch die Theilung des bisherigen Erfurtischen Gebietes, und durch die Abtretung der Hälfte desselben an das Großherzogthum Sachsen-Weimar (im November 1815) viele Herzen bekümmert wurden, so war doch Erfurt so glücklich, ein Theil des Preußischen Staates zu bleiben, und feierte aus vollem Herzen mit allen den weit ausgedehnten Provinzen, die sich nunmehr zu Gliedern dieses wiedergebornen Staates vereinten, (am 18. Januar 1816) das Fest eines gesicherten Friedens.

Bei der neuen Gestaltung des Innern, ward Erfurt der Sitz der Regierung des nach ihm genannten Regierungs-Bezirks, und es hat diese Behörde vom Anfang ihrer Errichtung bis jetzt, von ihrer eben so weisen als thätigen Sorge für alle Angelegenheiten ihres Geschäftskreises und der Stadt Erfurt insbesondere, die unverkennbarsten Beweise gegeben. Die gänzliche Aufhebung der Universität ward in Folge Königlicher Cabinets-Ordre am 12. November 1816 feierlich vollzogen. — Die nun bis jetzt folgenden Jahre gewähren ein lebendiges Bild von dem bunten Wechsel des menschlichen Wesens und Wirkens, indem sie das Versinken des Alten, und das Aufblühen des Neuen dicht neben einander zu stellen fortfahren. — Die letzten noch übrigen Mönchsklöster und drei Nonnenklöster, nämlich das Schotten- und Augustiner-Kloster, und drei Nonnenklöster, das Neuwerks-, Cyriaks- und Martins-Kloster, wurden aufgehoben und die Locale derselben zu andern gemeinnützigen Zwecken benutzt, so daß von allen vormaligen Stiftungen dieser Art das Ursuliner-Nonnen-Kloster, aus Rücksicht auf seine Erziehungsanstalt allein noch sein Dasein behielt. — Auch die äußere Gestalt der Stadt wurde durch die Umschaffung ihrer Vestungswerke, unter welchen sich der Petersberg und die Cyriaksburg als Meisterwerke auszeichnen, durch die Erhe-

bung des Friedrich-Wilhelms-Platzes (ehemaliger Graben- und Rubenmarkt) aus den traurigen, seit dem Jahr 1813 zurückgebliebenen Ruinen zu einem anmuthigen Spaziergang und schönem Parade- und Exercierplatz, durch die Herstellung zweckmäßiger und anständiger allgemeiner Begräbnißplätze im Umfange der Stadt, durch den Bau neuer geschmackvoller Häuser an verschiedenen, wüste gelegenen Plätzen, und durch die Entstehung neuer Anlagen in ihrer Umgebung, mannichfach und zu ihrem großen Vortheil verändert. — Unter den eingeborenen Bewohnern Erfurts bleibt zwar zum Theil noch immer eine gewisse characteristische Originalität bemerkbar; indessen haben sich die rauhen Seiten, mit welchen sie im Lauf der vielbewegten Vergangenheit nicht immer günstig bezeichnend hervortraten, völlig abgeschliffen, so wie auch die alt-eigenthümlichen Sitten und Gebräuche der neueren, zeitgemäßen Politur, bis auf ganz einzelne Ausnahmen gewichen sind, das Gute von dem Alten aber ist geblieben; ein unerschütterlicher Heimathssinn, eine erlaubte Selbstachtung bei dem Rückblick auf die frühere Bedeutenheit und Selbstständigkeit der Stadt, ein treuer, fester Bürger- und Gemeinsinn, und es steht zu erwarten, daß sie, so wie sie sich in allem Diesen bei friedlicher erfreulicher Zeit bewähren, sie auch ihren Vorfahren an Kraft, Muth und Ausdauer nicht nachstehen würden, wenn sich über Erfurt (oder vielmehr über dem Vaterlande) der Horizont wieder verdunkeln sollte, was jedoch in der dagewesenen Weise, zum Heil der Menschheit nicht wieder zu befürchten sein dürfte.

Von den örtlichen Verhältnissen und Merkwürdigkeiten, heben wir nur Folgendes, als der Bemerkung besonders werth, heraus:

Erfurt hat mit allen alten Städten eine unregelmäßige Bauart gemein, welche jedoch hier weniger als an manchen andern Orten, unangenehm auffällt. In älteren Zeiten war die Stadt, und besonders der mittlere Theil derselben viel enger gebaut; aber die großen Feuersbrünste gaben Gelegenheit zu bedeutenden Veränderungen. — Obgleich die meisten der alterthümlichen Häuser, welche noch an den Character und die Begebenheiten der Vorzeit erinnerten, bis auf wenige verschwunden sind, so ließ sich doch das Gepräge des Alterthums im äußern Ansehen Erfurts noch keinesweges ganz verwischen. — Die meisten öffentlichen Gebäude, mit Ausnahme der Kirchen, sind neueren Ursprungs. In jeder Hinsicht ist der Verlust der prächtigen Peterskirche zu bedauern, die in dem ältern, sogenannten byzantinischen Styl eben so regelmäßig als großartig erbauet war; mit ihr ist ohne Zweifel der schönste und vollendetste von Erfurts Tempeln in Trümmern gesunken. — Die Zahl der Häuser hat bedeutende Veränderungen erfahren, und beläuft sich jetzt nur noch auf circa 3500 mit über 24,000 Einwohnern.*) — Auch die Eintheilung der Stadt, auf ihren Flächenraum gegründet, hat sich im Laufe der Zeit

*) exclusive des Militairs.

verschiedentlich umgestaltet, und ist seit dem Jahre 1826 ganz erneuert und besteht aus vierzehn Stadtbezirken. Die Anzahl aller Straßen, Plätze und anderer öffentlichen Wege innerhalb der Stadt beträgt gegenwärtig über 200. — unter den Gebäuden verdienen folgende einer besonderen Bemerkung:

1) Der Dom oder die Marienkirche hat viele Veränderungen erlitten, ehe sie die Gestalt erlangte, in welcher sie gegenwärtig noch als die erste Zierde der Stadt erscheint. Sie ist zuerst 743 von Bonifacius erbauet, wurde aber, da sie zu klein war, niedergerissen und 1153 neu aufgebauet, und später eine Vorhalle, das jetzt noch vorhandene Dreieck angefügt. Zu Ende des zwölften, oder zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, wurde der prächtige dreifache Thurm aufgeführt, und mit einem kostbaren Geläute ausgestattet, wie denn, nach dem Berichte der Chroniken, 1251, die erste über 300 Centner schwere, große Glocke gegossen wurde. Im folgenden Jahrhundert wurde die Kirche abermals erweitert, mit dem Bau des hohen Chors begonnen und die um die Kirche laufende Cavate angelegt. Die Zeit der Erbauung des Chors giebt eine Inschrift über einer Thür nach dem Kreuzgange zu an: Incepta est haec structura hujus chori anno Dei MCCCXLIX. annunciationis M. (Dieser Bau dieses Chores ist angefangen im Jahre 1349, am Tage der Verkündigung Mariä.) Die Kosten der Erbauung der Cavate mit den breiten Stufen sollen sich auf 142,886 Gulden, und des Chores auf 168,000 Gulden belaufen haben. An einen Pfeiler der Cavate befindet sich die Inschrift:

In Christi laude, felix Thuringia, plaude,
Cujus habes donis, tantis gaudere patronis.

(Jauchze, glückliches Thüringen, im Lobe Christi, durch dessen Gnade du dich so großer Gönner erfreuen kannst.)

woraus zu schließen ist, daß bedeutende Wohlthäter Unterstützungen zu diesem Bau gereicht haben.

Erst ein Jahrhundert später kam jedoch die eigentliche Kirche, aber in einem ganz anderen Style und viel schlechteren Geschmack als der Chor, zu Stande. Kaum aber war der Dom in seiner jetzigen Größe vollendet, als (1472) der große Brand Alles was in seinem Innern brennbar war vernichtete, so daß selbst die Glocken im Thurme schmolzen. Erst 1497 wurde, an die Stelle der geschmolzenen großen Glocke, die noch jetzt vorhandene gegossen, welche ohne den Klöppel 275 Centner wiegt, (letzterer wiegt 11 Centner) und nur bei den größten Feierlichkeiten geläutet wird, weil man es wegen der mürbe gewordenen Mauern des Thurmes nicht wagt, sie öfter in völligen Schwung zu bringen. Unter dem Chor befindet sich die sogenannte Gruft (Crypta) eine unterirdische Kapelle von beträchtlicher Ausdehnung, die man ehemals am Charfreitage und

bei andern Trauerfeierlichkeiten benutzte. Eine genaue Beschreibung des äußern und innern Dombaues erlaubt hier der Raum nicht, und wir müssen deshalb auf die bereits erwähnte Erhardt'sche Beschreibung von Erfurt verweisen. — Von den innern Merkwürdigkeiten berühren wir nur: 1) das seiner auffallenden Größe wegen merkwürdige Bild des heiligen Christoph an der südlichen Mauer der Kirche. 2) Ein Kreuz woran eine bekleidete Person (nicht der Heiland) gehestet ist, dessen Ursprung und Bedeutung man nicht weiß. 3) Das aus der Peterskirche hierher gebrachte Grabmal des wegen seiner Doppelheirath berühmten Grafen von Gleichen; 4) diesem gegenüber, an der nach der Severi-Kirche führenden Thür, eine Gruppe aus Holz nicht übel gearbeiteter Figuren, die Grablegung Christi vorstellend, und 5) ein Kunstwerk aus neuerer Zeit, nämlich ein von dem Erfurter Bürger und Buchbinder Schropp aus Holz und Pappe angefertigter, aus 139 einzelnen Theilen bestehender, im Jahr 1828 der Domkirche geschenkter Kronleuchter. — Der Fußboden ist mit vielen steinernen und metallenen Grabmalen bedeckt. An der nördlichen Mauer im Chore befindet sich ein schön gearbeiteter Denkstein, den der Mainzische Vicedom Johann von Allenblumen wahrscheinlich zur Erfüllung irgend eines Gelübdes machen ließ. — Die ehemaligen, prächtig gemalten Glasfenster, sind durch Unglücksfälle größtentheils verschwunden, und zwar vor ohngefähr funfzehn Jahren bei einer innern Restauration zum Theil wieder ergänzt worden, erreichen jedoch nach sachverständigen Urtheilen, in keiner Beziehung den Werth der früheren.

2) Die Severi-Kirche, dem Dom gegenüber auf demselben Berge, von Bonifacius gleichzeitig mit der Marien-Kirche begründet, war gleich dem Dom manchen Veränderungen und rauhen Schicksalen unterworfen. Sie hat in ihrer Bauart manche, das Auge verletzende Mängel, wovon wir nur ihr unförmlich hohes, geschmackloses Dach erwähnen. Im Innern befinden sich verschiedene, nicht zu verachtende Gemälde; der im 15. Jahrhundert gearbeitete Taufstein aber, ist ein bewundernswürdiges Kunstwerk.

3) Die heilige Brunnenkirche am Fischersande, zu deren Begründung als Veranlassung erzählt wird, daß ein Räuber, welcher in einer Kirche die heiligen Gefäße gestohlen, und die noch darin befindlichen geweiheten Hostien in einen damals offenen Brunnen geworfen, lange nachher diesen Raub bekannte, worauf (1249) die Hostien durch den Erzbischof noch unversehrt aus dem Brunnen herausgefischt wurden. Zum Andenken wurde der Brunnen eingefaßt und noch in demselben Jahre die Kirche darüber erbauet, welche jedoch jetzt nur als eine Kapelle betrachtet wird.

4) Das nicht mehr vorhandene Peter-Kloster und seine Kirche auf dem davon benannten Petersberge, soll der Fränkische König Dagobert im Jahr 706 gestiftet haben, was jedoch nicht ganz glaub-

würdig erscheint. Es wurde zu Anfange des eilften Jahrhunderts von Canonicis bewohnt, welche jedoch durch Erzbischof Siegfried I. entfernt wurden, worauf 1059 ein Benedictiner-Kloster mit ansehnlichen Privilegien und Besitzungen entstand; — am 23. März 1803 wurde dies Kloster aufgehoben, und nachdem es im Innern und Aeußern durch Jahrhunderte Erfurt zur Zierde gedient hatte, verschwand es mit seinen beiden hohen, schlanken Thürmen bei dem Brand am 6. November 1813. Die Mauern der Kirche sind zu einem Fortifications-Gebäude benutzt worden.

5) Das Schotten-Kloster zu St. Jakob, Benedictiner-Ordens, 1306 durch Walter von Gleißberg gestiftet, der auch in der Kirche desselben begraben liegt, wurde später von dem Schottenkloster in Regensburg abhängig kam aber auf längere Zeit in Verfall bis zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts, von welcher Zeit an die Conventualen desselben, Mitglieder der philosophischen Facultät waren, und sich zum Theil als gute Mathematiker und Physiker verdient machten. Im Jahr 1820 wurde es aufgehoben und zu andern Zwecken benutzt.

6) Das Kloster der regulirten Chorherren, Augustiner-Ordens, oder Regler-Kloster, vom Erzbischof Adalbert I. (1117, oder auch 1135) gestiftet, wurde von den meisten seiner Conventualen verlassen, und vom Rath eingezogen. Die Kirche dient jetzt mit zur Garnison-Kirche, gehört aber auch zu einer besondern städtischen Gemeinde.

7) Das ehemalige Dominicaner- oder Prediger-Kloster, wurde durch Graf Iger von Hohenstein, der 1228 mit zwei Ordensbrüdern nach Erfurt kam begründet. Bei der Reformation, da die meisten Mönche das Kloster verließen, wurde die Kirche zu einer evangelischen Pfarrkirche in Besitz genommen, und erhielt unter den evangelischen Pfarrkirchen in Erfurt den ersten Rang, welchen sie auch in Bezug auf ihre Schönheit behauptet, da sie selbst von dem Dom nur an Größe und erhabener Pracht übertroffen wird, ihn aber an einfacher Planmäßigkeit und harmonisch-kunstvollem Zusammenstimmen aller Theile, den Vorzug streitig macht. Die Klostergebäude an der südlichen Seite der Kirche sind bis auf ein Nebengebäude; in welchem sich eine Schule befindet, verschwunden. — Im Innern der Kirche befinden sich viele Grabsteine, besonders von Mitgliedern alter Erfurtischen Patrizier-Familien. Das schätzbarste Denkmal wegen seines Alters und seiner Schönheit ist das eines Ritters Theoderich von Lichtenhayn vom Jahr 1266. Nicht weit davon befindet sich auch das Denkmal eines Grafen Günther von Schwarzburg, vom Jahre 1345 der als Mönch im hiesigen Kloster lebte.

8) Das ehemalige Franziskaner- oder Barfüßer-Kloster wurde 1232 gegründet, — Auch die Kirche dieses Klosters wurde

bald nach der Reformation, als die Mönche größtentheils das Kloster verlassen hatten, als evangelische Pfarrkirche in Besitz genommen. Sie ist im Bau der Prediger-Kirche ähnlich, bei weitem aber nicht so schön. — Am 8. Januar 1838 stürzte der mittlere Theil der Kirche zusammen, welcher Schaden jedoch nun wieder hergestellt ist.

9) Das Augustiner-Eremiten-Kloster trat zu zwei verschiedenen Zeiten in Erfurt auf. Zuerst 1277 wo sich die Mönche einen in der damaligen Gotthards-Pfarre erkauften Hof einrichteten, und ihnen die, angeblich schon 1131 gegründete Kapelle Philippi und Jacobi zur Kloster-Kirche übergeben ward, die sie nachher ganz neu und größer erbaueten. Martin Luther und Johann Lange (der erste Reformator Erfurts) gingen aus diesem Kloster hervor, in welchem überhaupt die Reformation frühzeitig vielen Eingang fand; auch wurde bald nach derselben die Kirche zur evangelischen Pfarrkirche erwählt. Nach völligem Abgang der Mönche, wurden in den Klostergebäuden 1561 das evangelische Gymnasium und 1669 das evangelische Waisenhaus angelegt, auch erhielt das evangelische Ministerium seinen Geschäftsraum daselbst. Der Theil, welchen das Gymnasium einnahm, wurde 1821 dem Martinsstifte und der städtischen Frei- und Erwerbschule eingeräumt. Die Kirche ist groß, aber von keiner ausgezeichneten Bauart. An ihrer nördlichen Seite erhebt sich der kleine, erst 1432 erbauete Thurm, und unter demselben an der Kirchmauer, sieht man die Ruinen einer alten Kanzel, von welcher ehedem dem Volke Reliquien gezeigt wurden. In dem Theile des Gebäudes welchen das Waisenhaus einnimmt, befindet sich noch die Zelle welche Luther als Mönch bewohnte.

10) Im Jahr 1629 entstand ein neues Augustiner-Kloster an der Wigberti-Kirche. — Zu Anfange des Jahres 1814 mußten die Mönche ihr Kloster verlassen, weil es zum Lazareth gebraucht wurde, und 1822 wurde es ganz aufgehoben und zu militärischen Zwecken vorbehalten. Die Kirche besteht noch als katholische Pfarrkirche. Das Innere derselben ist freundlich, nur etwas mit Verzierungen überladen.

11) Das Karthäuser-Kloster wurde 1372 von Johann Orthonis, Probst zu Dorla, auf einem damals außerhalb der Stadt gelegenen, die Wolfsweide genannten Platz gegründet. Merkwürdig war die Einrichtung der Wohnungen der Karthäuser, denn ihre Zellen bildeten nicht, wie in andern Klöstern, eine zusammenhängende Reihe von Zimmern, sondern einzelne, abgesonderte, kleine Häuserchen, die an den Kreuzgang angebaut, nur durch diesen miteinander verbunden, und von außen mit einer hohen Mauer umgeben waren. Nur der Prior hatte in dem größeren Klostergebäude eine freie Wohnung. Obgleich von mancherlei Stürmen, besonders im 30jährigen Kriege erschüttert, erhielt sich doch das Karthäuser-Kloster bis es 1803 aufgehoben, und später zur einer Fabrik eingerichtet wurde.

12) Das Kloster der regulirten Chorfrauen, Augustiner-Ordens, wurde 1194 von der Augustgasse an den Eingang des Hirschbrühls verlegt, wo es eine eigene Kirche erhielt, die nachher auch zur Pfarrkirche wurde. Durch einen großen Brand (1239) zerstört, erhielt es nach seiner Wiederherstellung den Namen des neuen Werkes. Die jetzt noch vorhandene Kirche nebst dem Kloster wurde 1730 zu bauen angefangen und 1735 eingeweiht. Im Jahr 1820 wurde das Kloster aufgehoben. Die Kirche besteht noch als katholische Pfarrkirche. Das Klostergebäude wird jetzt größtentheils für das königliche Schullehrer-Seminar und die mit demselben verbundenen Anstalten benutzt.

13) Das Cistercienser-Nonnenkloster stand anfangs in der Krämpfer-Vorstadt, wo es wahrscheinlich gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts erbauet wurde, ward jedoch schon 1303 in's Brühl an die Martins-Kirche verlegt. 1730 wurde es ganz neu erbaut, nach seiner Aufhebung 1820 aber in eine Kaserne umgeschaffen. Die Kirche besteht noch als katholische Pfarrkirche.

14) Das Magdalenen- oder Weißfrauen-Kloster erhielt schon 1258 vom Papst Alexander IV. einen Bestätigungs- und Schutzbrief. Nach der Reformation ging es beinahe ganz ein. Kurfürst Johann Philipp wieß den letzten wenigen Schwestern desselben einen gewissen Unterhalt an, und übergab es 1667 dem Ursuliner-Orden. Da sich dieser Orden durch die Erziehung junger Frauenzimmer besonders verdient macht, so ist dies Kloster allein dem allgemeinen Schicksal der Aufhebung entgangen und erhält sich noch durch die von Zeit zu Zeit erfolgende Aufnahme neuer Ordensschwestern.

15) Das große Hospital in der Krämpfer Vorstadt, findet sich 1388 schon völlig eingerichtet, und hatte eine Kapelle St. Spiritus, aus welcher vermuthlich die jetzige evangelische Hospitalkirche entstanden ist. Das kleine Hospital, nicht weit von dem vorigen in der Hospitalgasse, wurde 1400 von einem gewissen Conrad von Dudenstadt gestiftet. Es hatte ebenfalls eine Kapelle: St. Mariä. —

16) Der Kaufmannkirche gebührt unter den übrigen, mit keinen sonstigen Stiftungen verbundenen Kirchen, der erste Rang. Sie war schon im eilften Jahrhundert vorhanden, ist aber in ihrer jetzigen Gestalt wahrscheinlich erst in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts erbauet worden. In der Reformationszeit war sie eine der ersten Kirchen, in welcher die evangelische Lehre verkündigt wurde. —

17) Die Allerheiligen-Kirche wurde 1125 gegründet, und ist bis jetzt beständig eine katholische Pfarrkirche geblieben.

18) Die Lorenz-Kirche ward 1140 durch den Vicedom von Erfurt Giselbert aus seinem Vermögen gestiftet und 1664 den Jesuiten zum Gebrauch angewiesen, wobei sie fortwährend katholische Pfarrkirche blieb.

19) Die Michaels-Kirche, um das Jahr 1193 von einem Erfurtischen Bürger Namens Walther, aus seinem Vermögen gegründet, kam nachher besonders mit der Universität, deren Hauptgebäude in ihrer Parochie lagen, in Verbindung.

20) Die Andreas-Kirche, im Jahr 1203 gegründet und 1399 dem Cyriaks-Kloster incorporirt. Bald nach dem Anfange der Reformation in eine evangelische Pfarrkirche umgewandelt.

21) Die Thomas-Kirche kommt schon 1372 als Pfarrkirche vor; sie ist unter den evangelischen Kirchen die kleinste.

Außer diesen Kirchen gab es auch noch mehrere Kapellen, welche jedoch theils eingegangen sind, theils zu andern Zwecken eingerichtet wurden. Unter den übrigen öffentlichen Gebäuden sind folgende vorzüglich zu bemerken:

1) Das Rathhaus, aus zwei Hauptheilen bestehend. Der nach der Marktstraße zu liegende Theil ist ein sehr altes, nach und nach ausgebautes, daher auch sehr unregelmäßiges und in vieler Hinsicht unbequemes Gebäude, welches wegen Baufälligkeit vor mehreren Jahren zum Theil niedergerissen und im Wiederaufbau begriffen ist. — Der neuere Theil nach der Rathhausgasse zu, ist von dem Statthalter von Boyneburg erbauet, und dient den meisten königl. Gerichtsbehörden zum Geschäftsraum.

2) Das Regierungsgebäude, ehemals die Statthalterei genannt, bestehet, von außen angesehen, aus zwei verschiedenen Theilen. Der ältere, linke Flügel (ehemals ein großes Bürgerhaus) wurde 1698 zur Wohnung des Statthalters eingerichtet. Boyneburg kaufte einige anstoßende Häuser dazu, und bauete 1715 den neuen Theil dieses großen Gebäudes, während der andere seine vorige Gestalt behielt, indem der Erbauer starb. Seit 1816 ist es der Sitz der damals errichteten königlichen Regierung, und zugleich die Wohnung des jedesmaligen Präsidenten.

3) Der Packhof am Anger, wurde schon 1705 zu bauen angefangen, und zu einem Kaufhause bestimmt. Ob dies Gebäude gleich, von Seiten des guten Geschmacks, nicht über allem Tadel erhaben ist, gereicht es doch, schon durch seine ansehnliche Größe, dem Anger zur Zierde. Es besteht aus drei Etagen, von welchen die untere zum Packhofe und Geschäftslocal des Haupt-Steueramtes,

die mittlere zum Landwehr-Zeughaus, und die oberste zu Verwahrung der königlichen Bibliothek bestimmt ist, zu welcher Boyneburg ebenfalls den Grund legte.

4) Das vereinigte königliche Gymnasium macht einen Theil des ehemaligen Stotternheimschen Gebäudes aus, welcher 1664 den Jesuiten zur Residenz übergeben wurde, wozu sie ihn anfangs nur nothdürftig einrichteten, 1737 aber das jetzige große und schöne Gebäude aufführten. Seit 1822 hat das vereinigte Gymnasium in demselben das zweckmäßigste und erwünschteste Local gefunden.

5) Von den ehemaligen Universitätsgebäuden ist das eigentliche Universitäts-Local bei der Michaels-Kirche nach mehrmaligen Veränderungen und nöthig gewordenen Restaurationen, nachdem es schon seit 1805 der Universität entzogen war, nach Aufhebung derselben, zu einem städtischen Arbeitshause benutzt worden. — Das seit 1448 bestandene Juristen-Collegium oder Juristen-Schule, ist dermalen zu einem städtischen Leihhause bestimmt.

Ueber die größeren Arme der Gera zählt man 17 steinerne Brücken und 15 hölzerne Stege, ohne die vielen kleinen Brücken über die Hirschlache und die Straßencanäle. Von den öffentlichen Brunnen der Stadt, ist keiner besonders ausgezeichnet. Erfurt hat 22 Wassermühlen mit 82 Gängen, 10 Oelmühlen, 1 Walkmühle, 1 Lohmühle und 2 deutsche Sägemühlen.

Auch unter den Privathäusern sind in geschichtlicher Beziehung manche bemerkenswerth, als z. B.:

Das Turnier, in der davon benannten Straße, schon zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts berühmt als Wohnung des Landgrafen Albert von Thüringen, und später als öftere Herberge fürstlicher und anderer vornehmer Personen; jetzt befindet sich in demselben die Freimaurer-Loge.

Die hohe Lilie, am Friedrich-Wilhelm-Platze schon 1472 bekannt, als eins der vornehmsten Gasthäuser, diente vielen durch Rang und Verdienste ausgezeichneten Personen zur Herberge, als z. B. Dr. Luther, Landgraf Philipp von Hessen, Kurfürst Moritz v. Sachsen, König Gustav Adolf von Schweden und seiner Gemahlin u. s. w. In neuester Zeit war es mehrere Jahre Commandanten-Wohnung, und auch König Friedrich Wilhelm III. nahm mehrere Male darin sein Quartier.

Der große Christoph in alten Nachrichten ebenfalls als Wohnung bedeutender Personen erwähnt.

Der Rebstock in der Futterstraße, das Stammhaus der alten, um Erfurt so hoch verdienten Ziegler'schen Familie.

Unter den Gebäuden aus neuerer Zeit erwähnen wir nur das Bernhardische Fabrikgebäude am Moritzthore. Die beiden Commandanten-Wohnungen, mehrere der Naumann'schen Häuser im Neuwerk und auf dem Anger, und besonders das geräumige, mehrere Locale für geschlossene Gesellschaften enthaltende Schauspielhaus.

An öffentlichen Denkmalen besitzt Erfurt: Die steinerne Rolands-Säule von sehr hohem Alter auf dem Fischmarkte, an welcher vor Alters die öffentlichen Gerichte gehalten wurden, und die herum stehenden steinernen Bänke dienten den Gerichts-Schöppen zu Sitzen. — Das dem Kurfürsten Friedrich Carl Joseph 1777 errichtete Denkmal auf dem Graben, und endlich das vor dem Brühler-Thore am Fuße der Cyriaksburg gelegene Sibillenthürmchen, eine alte Wallfahrts-Kapelle von unbekanntem Ursprunge, die Kurfürst Lotharius Franz vom Untergange rettete und mit einer Inschrift versehen ließ; in neuester Zeit restaurirt.

Folgende Behörden haben dermalen ihren Sitz in Erfurt:

a) Militair-Behörden.

1) Das Königl. Commando der 8. Division. — 2) Das Commando der 8. Infanterie-Brigade; — 3) das der 8. Cavallerie-Brigade und 4) das der 8. Landwehr-Brigade. — 5) Die Königliche Commandantur mit Garnison-Verwaltung, Lazareth-Commission und Garnison-Schule. — 6) Der Stab des 31. und 32. Infanterie-Regiments; — 7) Der Stab des 31. und 32. Landwehr-Regiments; — 8) Der Stab der 4. Artillerie-Brigade; — 9) Die 4. Pionir-Abtheilung und 10) eine Gensd'armerie-Abtheilung.

b) Civil-Behörden.

1) Die Königliche Regierung. — 2) Die General-Inspection des Thüringischen Zoll- und Handel-Vereins mit dem Hauptsteueramte. — 3) Das Königl. Landrathsamt. — 4) Die Königl. Kreis-Justiz-Commission. — 5) Das Land- und Stadtgericht. — 6) Die Schiedsmänner. — 7) Das Königl. Inquisitoriat. — 8) Das Königl. Grenz-Postamt. — 9) Das Königl. Domainenamt. — 10) Das Rentamt des geistlichen und Schulfonds. — 11) Die Eichungscommission. — 12) Das bischöflich geistliche Gericht. — 13) Das Mediat-Consistorium für den preußisch gebliebenen Theil des Fürstenthums Erfurt. — 14) Die Superintendentur und Ephorie. — 15) Der Magistrat. — 16) Die Stadtverordneten-Versammlung und 17) das Eichungsamt.

Von dem Kirchen- und Schulwesen ist zu bemerken: 9 evangelische Pfarrkirchen mit 17 ordinirten Predigern, worunter die beiden Divisionsprediger der Garnison. — 8 katholische Parochialkirchen mit 8 Pfarrern und 2 Capellänen.

An Schulanstalten sind vorhanden:

1) Das Königl. gemeinschaftliche Gymnasium mit 1 Director und 12 Lehrern. — 2) Die städtische Knabenoberschule mit 5 Classen. — 3) Die städtische Mädchenoberschule mit 8 Classen. — 4) vier vereinigte evangelische Parochialschulen, mit zusammen 28 Classen. — 5) sieben katholische Parochialschulen mit 20 Classen. — 6) Die Frei- und Erwerbschule mit 5 Classen. — 7) Die Waisenhausschule mit einer Classe. — 8) Die Sonntagsschule für Handwerker. — 9) Die Kleinkinderschule. — 10) Die Königl. Garnisonschule, welche von etwa 200 Kindern besucht wird.

Die städtische Erziehungsanstalt zur Besserung sittlich verwahrloster Knaben und Mädchen, so wie die Privatanstalt des Herrn Reinthaler, welche unter dem Namen des Martin-Stiftes denselben Zweck verfolgt, haben keine besondern Schulen, sondern benutzen die Parochialschulen und die Erwerbschule.

An Special- und Privat-Lehranstalten sind noch vorhanden:

1) Das Königl. Schullehrer-Seminar mit einem Director und neun Lehrern. — 2) Eine Musterschule. — 3) Ein Taubstummeninstitut für den ganzen Regierungsbezirk. — 4) Die Königl. Divisions-Schule. — 5) Die Königl. Kunstschule. — 6) Die Königl. Gewerbschule. — 7) Die Realschule des Dr. Unger. — 8) Die Handelslehranstalt von Chr. Noback.

Es befinden sich in Erfurt 16 Civilärzte, 5 zur Civilpraxis berechtigte Militairärzte, 6 Civilwundärzte zweiter Classe, — 27 geprüfte Hebammen, 1 Thierarzt, 6 Apotheken und mehrere Krankenanstalten.

Zu milden und gemeinnützigen Zwecken für Wissenschaft, Gewerbe, Kunst, Geselligkeit, Menschenwohl u. s. w. hat Erfurt folgende bedeutende Anstalten, Stiftungen und Vereine aufzuweisen:

1) Eine Erziehungsanstalt für verwahrloste Kinder. — 2) Das evangelische Waisenhaus (mit etwa 50 Kindern). — 3) Das katholische Waisenhaus (mit etwa 50 Kindern). — 4) Das evangelische Krankenhaus, worin jährlich im Durchschnitt 1000 Kranke verpflegt werden. — 6) Die klinische Anstalt. — 7) Zwei evangelische Hospitäler und ein Lazareth. — 8) Der Frauen-Verein zu Unterstützung

armer Personen. — 9) Der Militair-Armen-Unterstützungs-Verein der Garnison Erfurt. — 10) Die Frei- und Erwerbschule, worin über 400 Kinder kostenfreien Unterricht erhalten. — 11) Die Gesellschaft der Freunde in der Noth (Martinsstift). — 12) Das Arbeitshaus mit einer Fabrikanstalt. — 13) Die Wartschule für kleine Kinder. — Außerdem noch mehrere Kirchen-, Familien- und Privat-Legate. —

Sonst sind noch hierher zu rechnen: 1) Das im Jahr 1822 gegründete städtische Leihhaus. — 2) Die Sparcasse. — 3) Die im Jahr 1754 von dem Kurfürsten Johann Friedrich Carl begründete, Königliche Akademie gemeinnütziger Wissenschaften. — 4) Der 1828 errichtete Gewerbeverein. — 5) Der 1838 gestiftete Gartenbau-Verein. — 6) Der Sollersche und der Erfurter Musik-Verein. — 7) Die Freimaurerloge. — 8) Der Missions-Hülfs-Verein. — 9) Der Bürger-Hülfs-Verein und 10) der Enthaltsamkeits-Verein.

Die größten geselligen Vereine sind: Das Casino und die Ressource.

An Sammlungen für Wissenschaft und Kunst bemerken wir nur: 1) Die etwa an 40,000 Bände enthaltende Königl. Bibliothek, im 15. Jahrhundert begründet. — 2) Die Bibliothek des evangelischen Ministeriums, zwischen 2 und 3000 Bände enthaltend. — 3) Die Magistrats-Bibliothek, welche sich vornehmlich auf Gegenstände der Geschichte und Verfassung Erfurts erstreckt. — 4) Die Bibliothek der Akademie der Wissenschaften, enthält aus der neueren Literatur viel Schätzbares. — 5) Die Naturalien- und Kunstsammlung des evangelischen Waisenhauses, enthält manches Werthvolle und Sehenswerthe, obgleich sie nicht regelmäßig vermehrt wird. Besonders interessant ist der meistens aus Bildern des Erfurter Malers Beck bestehende Todtentanz. — 6) Die Kupferstich-Sammlung der Kunstschule, von Dalberg begründet, enthält viel schätzbare Gegenstände. — Außerdem treffen wir noch manche, sehr reichhaltige und werthvolle Privat-Sammlungen an.

Erfurt hat aus älterer, neuerer und neuester Zeit manche fruchtbare Literaten aufzuweisen.

Noch gedenken wir des von den Universitätszeiten her bestehenden überaus reichhaltigen botanischen Gartens, um welchen sich Herr Professor Bernhardi ein unvergeßliches Verdienst erworben. —

Obgleich Erfurt von jeher eine gewerbfleißige Bevölkerung und viele Handwerker aller Art, wie auch manche ansehnliche Fabriken

aufzuweisen gehabt hat, so ist die Stadt doch wegen ihrer Lage und übrigen örtlichen Verhältnisse, (vielleicht auch schon als Festung) nicht zu einer Fabrik- und Handelsstadt ersten Ranges gediehen. — Die sie umgebende, äußerst fruchtbare Gegend, und in dieser vorzugsweise die durch ihre Gemüse-Production berühmten Dreienbrunnen-Gärten, hat einen großen Theil der Bevölkerung auf Gemüse-, Garten- und Landbau angewiesen, dem sich noch die Kunstgärtnerei beigesellt hat, welche in bedeutendem Umfang getrieben wird, und wovon die jährlich stattfindenden Gewächs- und Blumen-Ausstellungen, die ausgezeichnetsten Beweise liefern. — Ein hierher gehörender eigenthümlicher Erwerbszweig ist der weite Vertrieb, der mit viel Betriebsamkeit in den Gräben (Klingen) der Dreienbrunnengärten erzeugten Brunnenkresse.

Von den Gewerben und Fabriken der Stadt sind am wichtigsten die Brauerei, Branntweinbrennerei und Essigfabrication, die Gerberei und die Schuh-Fabrication, die Tuch-, Band-, Strumpfwaaren-, Wollengarn-, Leinen- und Baumwollenzeug-Fabrication; in nicht minder bedeutendem Umfange wird die Bereitung von Gries und Graupen, Taback, Cichorien, Schuhwichse, Senf, Nudeln ꝛc. betrieben. Auch die Oelraffinerien sind als wichtig zu nennen.

Erfurts Handel war zu den Zeiten des Hansa-Bundes weit ansehnlicher und umfangreicher als jetzt. Der Handel mit Material- und Colonial-Waaren ist fast nur auf das Bedürfniß der Stadt und Umgegend beschränkt. — Ausgedehnter dagegen ist der Verkehr mit Landesproducten (Waid, Mohn, Senf- und Rübsamen, Annis, Kümmel, Fenchel, Coriander, Schwarzkümmel, Siebenzeiten, Canariensamen, Bohnen, dürren Erbsen, Pflaumen ꝛc.) ferner Graupen, Gries, Grütze, Nudeln ꝛc. Auch der Verkehr mit Brenn- und Bauholz (besonders vom Thüringerwalde) und mit Getreide, ist sehr lebhaft.

An Gasthöfen (zum Theil rechten guten) wird Erfurt wohl an zwanzig zählen, und eben so fehlt es nicht an Wein- und Kaffeehäusern, neuerlich besonders an Bierschenkhäusern, da jetzt das Biertrinken an die Stelle des sonst beträchtlichen Weintrinkens getreten ist. —

Nicht allein der bedeutende Zusammenfluß der vielen angestellten Civilbeamten und des Militärs, sondern auch der Hang der eingeborenen Erfurter zum Spazierengehen, sowohl in die freie Natur, als an öffentliche Vergnügungsorte, hat sowohl innerhalb der Stadt, als in ihrer Umgebung eine bedeutende Anzahl solcher Gelegenheiten hervorgerufen, wovon wir innerhalb der Stadt nur die Vogelschen, Sommerschen, Stickschen, Salomonschen und Höferschen Gärten nennen wollen, während außerhalb die Milch-Insel in den Dreien-

brunnen, die vorspringende Anhöhe des Steigers mit ihrem Gasthaus, Lusthäuschen, Pavillons, Lauben, Promenaden und sonstigen Anlagen, und das am Fuße des alten Steigers ohnlängst geschmackvoll neu erbauete städtische Schießhaus, sowohl an Sonn- als Wochentagen mannichfaltige Gelegenheit bieten, sich an Musik, Tanz und manchem andern Genuß zu ergötzen. — Zu weiteren Spaziergängen und Landpartien laden die im Umkreise von 1 — 2 Stunden liegenden Dörfer Marbach, Gispersleben, Kühnhausen, Ilfersgehofen, Neuschmidtstädt, Dittelstädt, Melchendorf, Roda und Hochheim ꝛc. mit ihren wohleingerichteten Schenkwirthschaften ein. — An alle diese Orte wallfahrtet das Erfurter Publikum von allen Ständen, besonders an Sonn- und Festtagen, wenn es die Witterung nur irgend gestattet, in Schaaren, und es ist höchst interessant, aus der bunten Menge die an mancher Eigenthümlichkeit sich noch immer auszeichnenden Familien-Gruppen der eingeborenen Erfurter herauszufinden, unter welchen freilich nur der aus früherer Zeit übrig gebliebenen Originale immer weniger werden.

Mehrere der vordem üblich gewesenen Volksfeste, liegen allerdings nicht mehr im Character der Zeit, als z. B. das älteste und größte Volksfest der Erfurter, der Walpurgis-Zug, welcher zum Andenken des großen Sieges der Erfurter über die Burggrafen von Kirchberg, jährlich am 1. Mai durch einen allgemeinen Auszug von Jung und Alt in dem Steiger unter besondern Feierlichkeiten, und nachher durch Belustigungen aller Art gefeiert wurde, aber schon seit der Reduction außer Brauch gekommen, und jetzt fast ganz vergessen ist. Ein ähnliches, nur noch in der Geschichte erhaltenes Fest, war der Tag des jährlichen Stadtrathswechsels. — Jetzt kann man, wenn auch nicht als Volksfeste, doch als allgemeine Lustbarkeiten noch nennen:

1) Die Spittelkirmse (den Sonntag Judica). 2) Die Petrikirmse (den 1. Sonntag nach Ostern), welche beide besonders den Kindern und den zahlreich herbeikommenden Landleuten manchen frohen Genuß bieten. 3) Der grüne Montag (Montag nach Jacobi), ursprünglich ein Fest für die Handwerker, welche namentlich mit dem Hammer arbeiten, von welchen besonders die zahlreichen Schuhmacher ihre Werkstätten mit grünen Büschen verzieren. Nachmittags ist der Steiger ein großer Schauplatz des Festes und der mannigfaltigsten Gruppen und Scenen, keineswegs uninteressant für den aufmerksamen Beobachter volksthümlicher Sitten und Gebräuche. 4) Das große Vogelschießen, mit mancherlei wohl nach dem Zeitgeschmack umgestalteten Belustigungen verbunden, und 5) die Jagd, ein Ueberrest der alten städtischen Freiheiten, welche der Bürgerschaft in dem Stadt-Weichbilde zusteht. Die Eröffnung dieser Jagd ist ein Festtag, welcher die Bürger in großer Zahl hinauslockt, und wobei es, da es manchen des Waidwerks ungewohnten Theilnehmer dabei giebt, an scherzhaften und belustigenden Scenen nicht fehlt, auch wohl Frauen und Kinder sich in bunten Gruppen den Schützen anschließen. —

Noch Manches aus Erfurts Vorzeit und von seiner jetzigen Beschaffenheit möchte es wohl geben, was der Aufnahme in diese Schilderung werth gewesen wäre; allein der Raum gestattet keine weitere Ausdehnung. Außerdem ist unser Erfurt ja von älterer und neuerer Zeit her, ein so allgemein bekannter Punkt, daß vielen unserer Leser gewiß nicht allein das hier berührte keineswegs fremd ist, sondern daß sie wohl auch von Manchem unterrichtet sein mögen, worüber sich hier nicht mehr verbreitet werden durfte; und schon, was hier berührt werden konnte, dürfte hinreichen, den wichtigen Standpunkt zu erkennen, auf welchem Erfurt an und für sich, aber auch in der Geschichte Thüringens seit grauer Vorzeit gestanden hat. — Mögen über dem altehrwürdigen Denkmal unvergeßlicher Vergangenheit sich nie wieder ähnliche Wetter zusammenziehen, wie sie es früher bis in seine Grundpfeiler erschütterten; und mag es kräftig, stark und rühmlich, wie es aus oft unübersehbaren Drangsalen hervorgegangen zu seiner jetzigen, von heiterer Friedenssonne beleuchteten Gestalt, in zeitgemäßer Steigerung seines Wohlstandes fortbestehen, und seine merkwürdige Geschichte in der freundlichsten Zukunft in jeder Beziehung mit den werthvollsten Beiträgen bereichern.

Friedrich von Sydow.

Ilmenau und Elgersburg.

Ilm.

Meine Ufer sind arm; doch höret die leisere Welle,
Führet der Strom sie vorbei, manches unsterbliche Lied.

Schiller.

Der Hauch der Poesie verklärt die gemeine Wirklichkeit der Dinge, das Wort des Dichters wird zur Strahlenglorie nicht nur um das Haupt des Menschen, auch Berg und Thal, Strom und Fels tragen diesen unvergänglichen Schmuck. Das ist eben der glänzende Segen der Volkssage — denn das Volk ist Dichter, die Sage sein Gedicht —, daß sie die todte Natur wunderbar belebt. Das Thal der Ilm, dieses kleinen, aus unsern thüringischen Bergen herabrinnenden Flusses, ist nicht nur durch die Sage verschönt, es ist gleichsam durch den Geist der Poesie verherrlicht, der ihm seine ewigen Spuren aufgedrückt. Manches unsterbliche Lied, das „die leisere Welle, die der Strom an seinen armen Ufern vorbeiführte, gehört," hat an ihnen den reichsten Schmuck für alle Zeiten zurückgelassen. Ja Deutschlands größte Dichtergenien haben in diesem idyllischen Thale gewandelt, und aus ihren befruchtenden Fußtapfen sind die unverwelklichen Blumen emporgesproßt, die die Räume mit dem Dufte großer und schöner Erinnerungen füllen. Hier grünt noch immer und wird in alle Zukunft der brennende Busch der Poesie grünen, aus welchem dem profanen Wandrer die Worte des Herrn entgegen tönen: „Ziehe deine Schuhe aus von deinen Füßen; denn der Ort, da du aufstehest, ist ein heiliges Land."

Die Quellen der Ilm.

Südöſtlich vom Schneekopf dicht unter einem bloßen mit Wieſengrün gezierten Bergſattel, das Mordfleck genannt, an welches ſich eine unbeſtimmte Sage von einer ungeheuern mörderiſchen Schlacht heftet, liegt eine reine, ſchöne Quelle, die im poetiſchen Waldesdunkel ein friſches Bächlein gebiert. Es iſt der Ilmbrunnen, die Quelle der Ilm. Mehrere nahe Quellen gießen ihre Kelche in das ſchnelle Bachgerinne, aber dieſes heißt ſeltſamer Weiſe nicht Ilm oder Ilmbach, ſondern der Keſſelbrunnen oder Keſſelgraben, auch der kleine Sperbersbach. Zwiſchen dem hohen Finſterberge und dem Mittelrain hüpft er in einem düſterwilden, waldigen, einſamen Grunde, der zuweilen zur Schlucht wird, thalwärts. Dieſe Gegend hat den bezeichnenden Namen „Finſtere-Grube" und bildet die Grenze des gothaiſchen und preußiſch-hennebergiſchen Gebiets. Hier liegen zwei Steinkohlenbergwerke einander gegenüber, ein älteres auf gothaiſchem, ein erſt einige Jahre altes, auf preußiſchem Boden. Bei jenem ſteht ein bewohntes Grubenhaus, gewiß das einſamſte Wohnhaus im Gebirge. Einige hundert Schritte ſüdlich davon ſteigt aus dem ſumpfigen Fuße des Finſterbergs ein majeſtätiſcher Porphyrfelſen empor, der „Blaue-Stein", von zwei Seiten in eine ſcharfe Kante zulaufend. Von der Bergſeite iſt er zu beſteigen, man blickt von ſeinem Gipfel in die Waldſchlucht und an die hangenden waldigen Bergwände, ein ſüß ſchwermüthiges Bild tiefer Waldeinſamkeit. Wahrlich an der Wiege der Ilm ſitzt die Poeſie in Waldſchatten gehüllt, das Haupt an einen Felſen gelehnt und lauſcht den Tönen des Kindes, deſſen Taufpathin ſie geworden iſt. Weiter hinab erreicht das Bächlein den Fuß eines andern Bergs, des Sachſenſteins, deſſen Gipfel mit einem prächtigen Felſengebild gekrönt iſt, und bald fällt ein von der andern Seite des Sachſenſteins herabkommender, etwas ſtärkerer Bach herein, der große Sperbersbach. Er entſpringt am ſüdlichen Abhange des Schneekopf, nicht weit von dem gaſtlichen Hauſe der Schmücke, und rinnt dicht am Sachſenſtein in einem engen, wilden Grunde hinab. Sobald die beiden Bäche ſich vereinigt haben, ändern ſie den Namen, aber noch immer nicht nehmen ſie den ihrer hochgebornen Hauptquelle an. „Die Freibäche" heißt jetzt der eine Bach, gleichſam im Majeſtätsplural von ſich ſprechend, als wollte er auf ſeine fürſtliche Würde hindeuten. Er nimmt im weitern Lauf durch einen nun ſumpfigen und zum Theil unfreundlichen Grund den Mühlbach und den Silbergraben, nördlich von der Spielmannsleite herabkommend, und den Zigeunerbrunnen auf. Der Silbergrund giebt wieder einen poetiſchen Silberblick und der Name des Bergs erinnert an muſikaliſch-poetiſches Leben. Dieſer und die andern nahen Gründe, meiſt von kleinen Waldwieſen erfüllt, haben eine ewige, ſchier ſchaurige Einſamkeit mit einander gemein; nur ſchwach betretene Fußpfade führen durch ſie, man findet nur einen Köhler oder Holzhauer. In ſo ſchwermüthig einſamen, finſtern, waldumrauſchten, un-

wegsamen Gründen entspringt der deutsche Dichterfluß. Trägt seine Geburt nicht den wahren, tiefen Character deutscher Poesie? Auf den Bergen wird auch sie geboren, in den Wäldern wächst sie auf; Baumesrauschen und Quellengemurmel singen sie ein, ihr zarter Fuß hüpft in den tiefsten, einsamen Gründen, ihr Fittig streift die Felsenwände.

Im Grunde der Freibäche kommen wir an einem Teiche vorüber, der Ueberlebende dreier Schutzteiche des alten, eingegangenen Ilmenauer Bergwerks. Nach einer halben Stunde tritt der Bach „die Freibäche" zwischen dem Rosenkopf zur Rechten und dem Rödelsberg zur Linken in den Ilmgrund heraus, und nimmt die südlich herabkommende Lengwitz auf. So wie die beiden Bäche sich zum Flüßchen vereinigen, heißt dieses die Ilm. Kaum hundert Schritte weiter thalaufwärts nimmt die Lengwitz von derselben Seite den Thaubach, auch die kleine Ilm genannt, auf, welcher am Finsterberge entspringt. Die Lengwitz selbst entsteht aus mehreren, dicht am höchsten Gebirgsrücken quellenden Bächen, aus dem Kübersbach, Haderloch, Rothenbach, sie kommen vom Hundskopf, Haderberg, Rothenberg. Sie geht in ihrem Grunde nach einer von hohen Bergen eingeschlossenen Thalweitung hinab, in welchen zwei Dörfer, nur einige hundert Schritte von einander liegen. Beide heißen Stützerbach. Die Lengwitz fließt zwischen beiden. Das Dorf rechts vom Bach ist weimarisch, das links preußisch. Jedes hat seine besondere Kirche. In diesem Thale steigt die neue, treffliche Chaussee von Ilmenau nach Frauenwalde.

Der Ilmgrund oder Manebacher Grund.

Der Ilmgrund bildet von Stützerbach bis Ilmenau einen zwei gute Stunden langen Halbkreis um den hohen Gickelhahn mit seinen verschiedennamigen, niedern Köpfen herum. Fast im Scheitelpunkte dieses Halbkreises liegen die beiden Walddörfer Manebach und Kammerberg dicht bei einander. Jenes an der linken Thalwand ist gothaisch und Filial von Elgersburg, dieses weimarisch. Von der Rechten und Linken fallen mehrere Bäche aus steilen Gründen in die Ilm herab. In diesem reizenden Thalgrunde liegt eine halbe Stunde über Manebach der Manebacher Teich, der als ehemaliger Bergwerksteich die leider verwelkte Blüthe des Ilmenauer Bergbaues andeutet. Er ist durch einen über 40 Fuß hohen, quer durch's Thal gezogenen Damm gebildet worden, wodurch ein artiger Wasserfall entstanden ist. Von hier bis Manebach heißt das Thal gewöhnlich der Manebacher Grund.

Mit jedem Schritte wird es interessanter und des deutschen Dichterflusses würdiger. Es ist eine sanft gewundene, lachende Wiesenau, von dem murmelnden, klaren Flüßchen durchschlängelt, von den waldigen Füßen der steilen, schön geformten Berge zu beiden

Seiten berührt. Versteckte Pfade laufen bald über eine Höhe, bald am Thalsaume durch den Wald, bald biegen sie in die Wiese aus. Die breite, herrliche Chaussee zieht sich stolz und prangend durch das Thal, wie ein Band über die Brust eines schönen Mädchens. Erst schmücken schwärzliche Porphyrfelsen, weiter unten Granitblöcke die Thalwände. Drüber rauscht der Bergwald, aus dessen Düster Felsenstirnen hie und da hervordrohen und Waldwiesengründe lieblich hervorlauschen. — So gelangen wir nach einer kleinen halben Stunde vom Teiche aus zu den zur Rechten dicht am Wege befindlichen Mundlöchern der Kammerberger Steinkohlenbergwerke, die sich am Fusse des Pöckershopfes, Bergvorsprungs des Gickelhahns, befinden. An der gegenüber liegenden Thalwand münden etwas höher die Manebacher Stollen. Die Gewinnung der Steinkohlen in diesen Gruben ist sehr beträchtlich; es sollen über 600,0 Centner Kohlen aus ihnen gefördert werden. Die Grubenwasser wurden auf dem weimarischen Steinkohlenbergwerke zeither mittels eines vom Langenbache am Fuße des Kleinen- und Großen-Dachskopfes hingeleiteten Kanals, der durch ein 40 Fuß hohes Rad ein Kunstgezeug in Bewegung setzt, gewältigt: seit dem Herbst 1835 wird aber vom untern Thal aus, ohnweit des Ilmenauer Felsenkellers, der Hammergrund genannt, ein 1200 Lachter langer, tiefer Stollen gebaut, welcher die Grubenwasser lösen wird, um alsdann die tiefer liegenden bessern Steinkohlen gewinnen zu können. Die Oerter selbst sind so niedrig, daß die Bergleute, auf einer Seite liegend, mit der Spitzhacke die Kohle losbrechen, eine höchst beschwerliche Arbeit, „Krummhälserarbeit" genannt. Die Kohle wird in kleinen Karren, „Hunden", die sich die Bergleute an die Füße befestigen und kriechend herauszerren, sodann in Kübeln durch die Schächte zu Tage gefördert. Durch Zerschlagen wird sie dann von Kohlenschiefer und Schwefelkies gereinigt. Die Wasser der Manebacher Gruben werden durch einen Stollen gelöst, dessen Mundloch bei dem am Ausgange des Pochwerkgrundes liegenden Hammer ist. Die Mundlöcher der Bergwerke hinter sich lassend, biegt man gleich darauf um die Waldecke und sieht die Dörfer Manebach und Kammerberg einander gegenüber an den beiden Thalwänden und zum Theil im Thale selbst. Ihr Anblick ist sehr malerisch, und erinnert Besucher, die die Schweiz gesehen, lebhaft an diese. Ueber Manebach am Kohlberg ragt der Manebacher oder Rothe-Stein, eine herrliche Porphyrfelsenpartie mit der Aussicht auf das Thal. Sowohl die Ilmenauer als die Elgersburger Badegäste besuchen diesen Felsen, und erquicken sich an der Aussicht auf das Thal und dem gegenüberliegenden Gickelhahn mit dem Felskoloß des Hermannstein an seiner dem Thale zugekehrten Wand. Ueber Kammerberg steht im Walde am letzten Abhange des Gickelhahn der Kleine-Hermannstein.

Manebach, am Ausgange des Harzhüttengrundes, zwischen dem Kohlberge und dem Heidelberge, hat 70 Häuser mit 502 Einwohnern. An den Wänden der beiden genannten Berge, den Harzhüttengrund durchschneidend, findet man übereinander die beiden alten

Berggräben des eingegangenen Ilmenauer Bergwerks. Sie beginnen beim großen Teiche und laufen 1½ Stunden an den Wänden der linken Berge hin. Im obern Theil des Thales ist ihre Spur fast verwischt, je näher der Stadt zu, desto deutlicher werden sie, und zeigen sich an der Sturmhaide wie tiefe Hohlwege.

Kammerberg an der steilen Hermannsteiner Wand mit 20 Häusern und 112 Einwohnern, die sich wie die Manebacher von Steinkohlenbergbau, Waldarbeit, Köhlerei und Verfertigung von Kienrußbütten, Pechfässern ꝛc. nähren, und Schul- und Gottesdienst in Manebach genießen. — Immer lieblicher wird nun das Thal zwischen dem Spiegelskopf, Hangeberg und der Sturmhaide zur Linken, und dem Höllkopf, der Hölle und der Hohen-Schlaufe zur Rechten. Am Hangeberg ragt ein schön gestalteter, das ganze Thal beherrschender Felsen, der Schwalbenstein. Auf seinem aussichtreichen, waldumrauschten Gipfel stand sonst ein einfaches Häuschen, in welchem Göthe in seinen jüngern Jahren oft tagelang zubrachte, sich dem hohen Genuß der Gebirgsnatur und der poetischen Einsamkeit überlassend. Hier faßte und entwarf er den Plan zu seiner Iphigenie, und arbeitete sie theilweise in ungebundener Rede aus.*) Von Manebach bis Ilmenau geht man eine Stunde. Auf der Hälfte des Wegs findet man rechts am Fuße der Hölle die Männerdouche der Ilmenauer Kaltwasserheilanstalt, von der hier herabrinnenden Adolfsquelle gebildet. Von hier läuft der von Kammerberg ausgehende Promenadenweg weiter am Fuße der Hohen-Schlaufe meist durch den Wald, und nach einer Viertelstunde langen wir bei dem heitern Säulendache des Wellenbades an. Hier ist ein sehr angenehmer Aufenthalt, an hellen Sommertagen nie leer von Badegästen. Nicht weit davon passiren wir eine Brücke der Ilm, gehen an der Massemühle der Ilmenauer Porzellanfabrik vorüber, und betreten die neue, am Fuße der Sturmhaide thalaufwärts laufende Chaussee. Hie und da erinnern Springbrunnen, die ein herrliches, krystallklares Wasser ausschenken, an die Kaltwasserheilanstalt.

Der Felsenkeller oder der Schützenhof.

Nach wenigen Minuten betreten wir den geräumigen Platz des durch seine romantische Lage, wie durch seine großartigen Anlagen und trefflichen Baulichkeiten ausgezeichneten Ilmenauer Felsenkellers, und des schönen neuen gegenüberliegenden Schießhauses. Dies ist ein durch sein treffliches Bier in Thüringen berühmter Ort. Das

*) Es ist bekannt, daß dieses Meisterwerk modern-antike Dichtung erst in Prosa niedergeschrieben war, und später in Verse umgearbeitet wurde. Das Manuscript der ersten Abfassung befindet sich auf der Herzogl. Bibliothek in Gotha.

ansehnliche Hauptgebäude besteht aus zwei Stockwerken, und ist über 130 Fuß lang, eine Zierde der reizenden Gegend. Es ist an den Berg angebaut, so daß man aus dem obern Stock, in welchem sich der hohe, geräumige Tanzsaal befindet, sogleich die freundlichen Berganlagen betritt. Diese Anlagen führen weit und hoch empor, schließen sich an den reizenden Wenzelsberg an, und gewähren heitre Blicke auf Stadt und Umgegend. Der in den harten Porphyr eingetriebene Keller besteht aus zwei parallellen, 170 Fuß langen, sehr geräumigen Stollen, welche hinten durch einen Querstollen mit einander verbunden sind, von wo ein enger Schacht als Luftloch emporführt. Das eigentliche Schießhaus auf der andern Seite des freundlichen Platzes ist durch einen geschmackvollen Neubau bedeutend vergrößert, der Platz selbst mit einem neuen Brunnen geziert, und so verschönert sich diese Anlage immer mehr. Reinliche Promenadenwege führen am Ufer des an der Massemühle aus der Ilm abgeleiteten, und das Bett derselben fast trocken legenden Mühlgrabens, immer am Fuße der Sturmhaide hin, deren letzte Bergstufe der reizende Wenzelsberg ist.

Ilmenau.

Die freundlichste und heiterste Bergstadt des Thüringerwaldes, Hauptstadt der jetzt zum Großherzogthum Weimar Eisenach gehörigen, hennebergischen Landesparzelle, am Fuße der Sturmhaide sanft und malerisch emporsteigend, hell und nett, wohlgebaut und angenehm wohnlich, von mannigfachen Naturreizen umschmückt, auf zwei Seiten von Bergen umgeben, westlich vom majestätischen Haupte des Gickelhahn überragt, nach Südosten in eine liebliche, wiesengrüne Thalweitung blickend, durch deren Ebene die saubere Kunststraße läuft, an deren südlichen Seite der wohlthätige Dichterfluß sich am Berghange hinschlängelt; von thätigen, geselligen, gemüthlichen, heiterfreundlichen Menschen bewohnt: so bietet Ilmenau nicht nur dem Auge ein gar liebliches Bild, auch Geist und Seele seiner Besucher werden hier eine süße Befriedigung erhalten, deren sanfte Eindrücke sich nie wieder verwischen. Es findet in Ilmenau eine so glückliche Mischung des städtischen Comforts mit dem frischen thüringischen Waldleben statt, daß sowohl der Bewohner größerer Städte als auch der des Landes sich hier behaglich fühlen, und mit vollen Zügen genießen kann, was er sonst entbehrt. Wer wäre nicht im Gefühl eines stillen, schönen Glücks von Ilmenau hinweggegangen, den Genius der Stadt segnend, der vom Abhange der Sturmhaide so friedlich lächelnd thalwärts blickt! Ja, Ilmenau ist das gefühlvolle, kräftig pulsirende Herz des Thüringerwaldes. Was uns in diesem gemüthlich schönen Gebirge hie und da einzeln in Thälern und auf Höhen, in Städten und Walddörfern seelisch anspricht, das finden wir hier in zwangloser Harmonie zum köstlichen Ganzen vereinigt.

Die Stadt mit ihren breiten hellen Gassen und freundlichen Gebäuden, die edle Kirche, das alterthümliche Rathhaus, das geschmackvolle Amthaus, dann der in seiner bequemen Schönheit so vorzügliche Felsenkeller mit seinen waldigen, romantischen Berganlagen, die reizende Parkanlage des Wenzelsbergs an derselben Höhe mit der labenden Aussicht auf Stadt, Thal, Fluß und Berge, der idyllische Manebacher Grund mit seinen reichen Springbrunnen und dem modernen Wellenbad, das melancholisch einsame, wahrhaft poetische Schurtenthal, die belebte Thalebene bis zum Grenzhammer, links das von seinem Besitzer so äußerst geschmackvoll restaurirte Wenzels-Haus, die übrigen Häuser und Gewerke und die Teiche in dieser Ebene, die prächtige Waldung und der majestätische Gickelhahn — geben zusammen ein so vollendetes, reiches, unvergleichlich schönes Landschaftsbild, daß man es mit Recht den zum Selbstbewußtsein gekommenen Ausdruck einer hochsinnigen, keuschen Bergnaturpoesie nennen kann. Wie verwandt sich die größten Dichterherzen Deutschlands dieses kleine Paradies fühlten, beweis't ihr öfterer Aufenthalt hier. Wie viel schöne, große Stunden, voller Genuß und Poesie verlebte Gothe als junger Mann hier, und als achtzigjähriger Greis kehrte er noch einmal hierher zurück, um sich an den wehmüthigheitern Bildern seiner Jugend zu laben, und auch Schillers sinniges Auge weilte mit Entzücken auf diesen Reizen. Die landschaftliche Staffage in „Wilhelm Meisters Lehrjahren" ist das Abbild Ilmenau's und seiner nächsten Umgegend. Der Grenzhammer hat Schiller zum „Gang nach dem Eisenhammer" begeistert. Eines der heißesten Dichterherzen Deutschland wurde eine Stunde von hier am Ufer der Ilm geboren, Wilhelm Heinse, und verträumte seine Jugend in diesem Thale. Und so ist Ilmenau und sein Thal poetisch verklärt und verherrlicht worden, und wird als klassischer Boden unsterblich sein.

Ilmenau hat 421 Häuser und 2721 Einwohner, und ist der Sitz eines Justiz- und Rentamtes, einer Superintendentur, einer Försterei und einer Postverwalterei. Außer den städtischen Gewerben bestehen die Nahrungszweige aus Viehzucht, die vorzüglich ist, aus Bierbrauerei, Bergbau auf Eisen und Braunstein. Die Eisengruben liegen an der Sturmhaide und am Gabelbach (Berg), die Braunsteingruben am Lindenberg. Ferner ist hier eine große Porzellanfabrik, eine Baumwollenzeug-Manufactur, eine Kammwollenspinnerei, eine Buchdruckerfarbenfabrik. Der Handel mit Eisen, Braunstein, Steinkohlen und Eisenwaaren ist beträchtlich, und die Kaltwasserheilanstalt bringt der Stadt namhafte Vortheile. Und doch war sie einst in einem weit blühendern Zustande, als das Silber- und Kupferbergwerk noch im Gange war. — Die Stadt ist nach allen Seiten hin offen, keine Mauer, kein Thor dreht dem späten Wandrer Ausschluß; doch nennt man die Gegenden, wo sonst die Thore standen, noch nach denselben, und so hört man den Ausgang nach Norden noch Oberthor oder Erfurterthor, nach Nordosten Jüdenthor oder Stadt-Ilmerthor, nach Südosten Mühlthor oder Langen-

wiesenerthor, und nach Südwesten Endleichsthor oder Frauenwalderthor nennen. Das Endleich iſt eine neue, mit prächtigen, ſchattigen Linden beſetzte Straße nach dem Ritzebieler Grund zu. Einen höchſt eigenthümlichen, fremdartigen Anblick in der nächſten Umgebung der Stadt gewähren die drei großen Schlackenhalden des ehemaligen Silber- und Kupferbergwerks, die ſich wie ungeheuere Grabmonumente deſſelben ausnehmen. Der größte dieſer ſchwarzgrauen, kahlen Hügel, deren Anblick das Auge ſchmerzt, liegt am Ausgange des Großen-Endleichs, dicht am rechten Ufer der Ilm. Seine Schlacken werden zum Bau der Chauſſee benutzt. Die beiden andern grenzen dicht an die ſich am Berge erhebende Weſtſeite der Stadt, ſie überragend, und ſtehen nahe an einander.

Ilmenau, einſt „freie Bergſtadt," iſt ſehr alt, und kommt bereits im zehnten Jahrhundert als Dorf vor. Zum „Langewitz-Gau" gehörig, war es Beſitzthum der Grafen von Keſernburg, die ein Schloß hier hatten. Es muß ſchon ſehr früh Stadtgerechtigkeit gehabt haben. Am Abhange der Sturmhaide, wahrſcheinlich in der Nähe der beiden Schlackenhalden, wo man es jetzt noch „der Burggraben" nennt, ſtand eine andre Burg, „das Haus Ilmenau," worin ein Theil jener berüchtigten Räuber ſaß, die Rudolf von Habsburg 1290 von Erfurt aus mit Feuer und Schwert verfolgte. Die Chroniſten erzählen, in Ilmenau wären 29 Räuber ergriffen und in Erfurt hingerichtet worden. Ihr Schloß hatte das Schickſal ſo vieler Raubburgen im Thüringerwalde, es wurde zerſtört, und man findet keine Spur mehr davon.

Die Grafen von Keſernburg verkauften die Stadt 1343 an die Grafen von Henneberg, die ſich zuweilen hier aufhielten, und bei denen ſie bis zum Ausſterben des Hauſes verblieb (1583). Das Schloß fiel allmählig in Ruinen, deren letzte Reſte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts noch zu ſehen waren. Es ſtand im jetzigen Amtsgarten. Ueber 50 Jahre war das Amt Ilmenau im vierzehnten Jahrhundert an die Grafen von Schwarzburg verſetzt.

Schon ſeit dem zwölften Jahrhundert war hier auf Kupfer und Silber geſchürft worden, doch begann der kunſtgemäßige Betrieb deſſelben erſt zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Einige Erfurter Bürger brachten es empor, doch ſtörten die eindringenden Waſſer ſchon 1535 die Arbeit, die erſt 1556 von einer andern Gewerkſchaft wieder aufgegriffen wurde, um ebenfalls bald wieder eingeſtellt zu werden. Die eigentliche Blüthe des Ilmenauer Berg- und Hüttenweſens fällt in die Jahre 1680 bis 1739, hervorgerufen und unterſtützt von den Herzögen von Weimar, an welche Ilmenau in der Theilung der Hennebergiſchen Lande 1660 gefallen war. Von 1693 an wurde in Ilmenau aus dem Metall der dortigen Bergwerke ſogar Geld geprägt. Die ſchönen Thaler mit der Henne haben ſich in die Münzſammlungen verloren, und auch die ½- und ¼-Stücke, ja ſogar die Kupferdreier und Pfennige mit der Henne auf dem Berge ſind verſchwunden. Und doch waren binnen zehn Jahren an dritte-

halb Tonnen Goldes an Geld in Ilmenau geschlagen worden. — Durch einen Durchbruch des Manebacher Teiches 1739 wurden aber die Gruben ersäuft, die Wasser darin konnten nicht mehr gewältigt werden, und der segensreiche Bergbau kam zum Erliegen. Unter den spätern Versuchen, ihn wieder in Betrieb zu bringen, ist der 1784 begonnene der vorzüglichste. Er wurde unter den Auspicien des jungen Herzogs Carl August gemacht, und Göthe stand an der Spitze. Der bekannte Mineralog Voigt war dabei thätig. Aber eines Theils war die Stelle des erhaltigen Schieferflözes, das nun ersunken, zu geringhaltig, andern Theils staute ein Stollenbruch des Martinröder Stollens 1796 die Aufschlagewasser auf, die Gewerkschaft wurde durch die großen bis dahin vergeblichen Kosten entmuthigt, und das Bergwerk wurde abermals auflässig. Mit tüchtigen Dampfmaschinen dürften übrigens die Wasser zu heben sein, und der Ilmenauer Silber- und Kupferbergbau in neuen Flor gebracht werden können.

Ilmenau hat von der Wuth des Feuers mehrmals schlimme Zerstörung erfahren müssen, aus welchem Umstande sich das neue und nette Ansehen der Stadt erklärt. Der schlimmste Brand, der die ganze Stadt mit der Kirche und dem erst zehn Jahre vorher erbauten herzoglichen Schlosse bis auf wenige Häuser am Endleiche in Asche legte, war 1752. Ein Pavillon des Schlosses, welchen die Flammen verschont hatten, wurde wegen Baufälligkeit 1838 abgetragen. Die hiesige Kaltwasserheilanstalt wurde 1838 durch einen Actienverein in's Leben gerufen, und erfreuet sich alljährlich eines zahlreichen Besuchs.

In der schon erwähnten Thalweitung unterhalb der Stadt lassen wir, der Chaussee und dem Flusse folgend, mehrere Häuser zur Linken liegen. Das vorzüglichste ist das eine Viertelstunde von der Stadt entfernte Wenzelshaus, erst Neuhaus genannt, ehemals Gutsgebäude eines nun zerschlagenen Kammerguts, jetzt ein stark besuchter Vergnügungsort. In der Nähe desselben sehen wir die Teiche, von denen einige beträchtlich sind. Da wo eine Lohmühle, eine Schneidemühle, die Buchdruckerfarbenfabrik und Zainhammer zur Linken der Chaussee stehen, verengert sich das Thal wieder, und wir stehen über der stattlichen Herrenmühle, mit der eine Schneidemühle verbunden ist. Noch einige hundert Schritte, und wir begrüßen den am Abhange des hier stark hervortretenden Oehrenbergs gelegenen Grenzhammer, über welchem die Chaussee nach Langenwiesen am Berge sich hinzieht. Auf dem großherzoglichen Eisenhüttenwerk „der Grenzhammer" mit einem Blauofen, Frischfeuer, Stab- und Zaineisen. Auch ist damit ein Schlackenbad und eine Steinschneiderei verbunden, in welcher Granit in Tafeln geschnitten wird. Ihm gegenüber südlich öffnet sich das Schurtethal; rechts herab kommt die Schurte, links aus einem engen Grunde der Oehrenstocker Bach, und am Vereinigungspunkte derselben liegt der Lefflershammer, Blauofen mit Frisch-

feuer, Stab- und Zainhammer. Die beiden Hammerwerke zu beiden Seiten des Fluſſes, der eine tief am grünen Schurtethal, der andre am Berghange, ſcheinen zuſammen ein kleines Dorf auszumachen. Ihre Lage, die zerſtreuten Häuſer, das Pochen der Hämmer, das Rauſchen der auf die Räder ſtürzenden Waſſer, das Sprühen der Funken, die ſchwarzen Kohlenſchoppen und die grünen Berge geben zuſammen ein höchſt romantiſches Bild.

Der Gickelhahn.

Vom Hundskopf oder Hundsberg, einem hohen bewaldeten Berge (2600 Fuß über dem Meere) am höchſten Gebirgsjoch, zieht ſich Anfangs ein ſchmaler, dann aber ſich ausbreitender Gebirgsrücken zwiſchen den Quellen der Ilm (der Lengwitz) und der Schurte, erſt nördlich dann nordöſtlich hinab. Die vorzüglichſten Berge deſſelben ſind der Helmsberg, die Hohe-Tanne, an deren ſüdweſtlichen Abhange in einem Grunde ſich weimariſch Stützerbach ausdehnt. Oben auf dem Bergſattel, zehn Minuten über Stützerbach, liegt an der alten Straße von Ilmenau nach Schleuſingen, die über dieſen ganzen Bergzug hinläuft, der Auerhahn, ein Gaſthof mit Nebengebäuden, wegen ſeiner Höhe (2228 Fuß) und waldigen Bergnatur im Sommer ein ſehr angenehmer Aufenthalt. Ferner: der Wolfsgraben, das Keſſelhaupt, zwiſchen welchem und dem Gickelhahn der Langebach durch einen Teich in den Ilmgrund hinabgeht. Der höchſte und ausgezeichnetſte Berg dieſes Zugs iſt der Gickelhahn (2643 F.) Nach dem Ilmthal weſtlich und nördlich umgiebt er ſich mit mehreren Vorſprüngen und Köpfen, wie den großen und kleinen Dachskopf, den Pöckerskopf, den Höllkopf; nach dem Schurtethal ſüdlich und öſtlich ſtehen die Erbsköpfe und der Gabelbachskopf als Vorwerke an ſeinem Rieſenbau, mit ihm zu Eins verbunden. Nach der Stadt zu haben ſich der Aſcherofen und die Hohe-Schlaufe vor ihn gelegt, aber ſein Haupt ragt weit über ſie empor. Man beſteigt ihn am beſten von Ilmenau her auf der alten Schleuſinger Straße, die von der Stadt aus den Rietzebielergrund ſanft aufſteigt, dann ſich am Gabelbachskopf emporzieht. Auf der Höhe geht dann der Weg rechts ab; in der Entfernung eines Büchſenſchuſſes erreicht man ein kleines mit ergrauten Brettern überkleidetes Haus, von dichtem düſtern Fichtenwald umgeben. Es iſt bewohnt und heißt der Kleine-Gabelbach. Die Ilmenauer, welche Luſtpartien auf den Gickelhahn machen, pflegen ſich hier mit Kaffee zu reſtauriren. In abermaliger kleiner Entfernung gelangt man durch eine Stellung zu einem zweiſtockigen, hübſchen Jagdhauſe, ebenfalls mit Brettern beſchlagen, unbewohnt. Es iſt der Große-Gabelbach oder das Gabelbachsſchlößchen. Gleich dahinter beginnt das Haupt des Gickelhahn, deſſen Gipfel man in einer Viertelſtunde, immer ziemlich hoch aufwärts ſteigend, erreicht. Man tritt überraſcht heraus, wie auf einen großen Altan,

der ſich im Halbkreis von Oſten nach Norden an dem ebenen Gipfel des Berges hinzieht. Die beiden Endpunkte dieſes natürlichen Altans bezeichnen Rondele mit Bänken. Die Ausſicht auf Thüringen iſt bezaubernd ſchön, eine der ſchönſten vom Thüringerwalde. Wenn der Gickelhahn auch kein Panorama bietet, wie der Inſelsberg, ſo iſt doch der Blick auf Thüringen ein Ganzes, Abgeſchloſſenes. — Einige hundert Schritte ſüdweſtwärts liegt tief im Walde ein kleines, thurmähnliches Häuschen, mit grauen Bretern umhüllt und mit Schindeln gedeckt. So klein und unanſehnlich dieſes Dach iſt, einen ſo hoch berühmten Namen trägt es, um den es manchen Palaſt beneidet; es heißt „Göthes Häuschen.“ Göthe pflegte es in frühern Jahren auf ſeinen Streifereien durch dieſe Gebirgsgegend öfter zu beſuchen, und wohnte einmal im Jahre 1783 ganzer acht Tage mit ſeinem Bedienten hier in der tiefſten Waldeinſamkeit, abgeſchloſſen von aller Welt. Aus dem Zimmer hat man eine poetiſch-ſchwermüthige Ausſicht auf die endloſen, bewaldeten Bergeshäupter des Hauptgebirges; in Thäler oder Fernen ſieht man nicht und gewahrt keine Spur von der Menſchenwelt. Berg an Berg, die Häupter emporſtreckend, wie Wellen eines erſtarrten Meers, und weiter Fichtenwald ringsumher. Die poetiſche Stimmung, welche dieſe Ausſicht zumal am ſpäten Sommerabend in der Seele hervorruft, hat Göthe ſo trefflich in dem kleinen Gedichte ausgeſprochen, das er damals mit Bleifeder an ein Fenſterbrett der Stube anſchrieb:

„Ueber allen Gipfeln iſt Ruh',
In den Wipfeln ſpüreſt du
Kaum einen Hauch.
Die Vöglein ſchweigen im Walde
Warte nur! Balde
Ruheſt du auch.“

Am Tage vor ſeinem 82. Geburtstage, am 25. Auguſt 1831, beſuchte der Dichter noch einmal dieſes Häuschen, überlas dieſen Vers und weinte ſeinen ſchönen Jugendgefühlen eine Thräne der Erinnerung. Möchte die Pietät für den größten deutſchen Dichter dies Häuschen fort und fort erhalten!

Der Hermannſtein.

Wenn man den nördlichen Abhang des Gickelhahn nach Kammerberg hinabſteigt, kommt man auf der Hälfte des Wegs zu einem von der Bergwand ſteil emporſtrebenden, über 100 Fuß hohen, wohl 500 Fuß im Umfange haltenden impoſanten Felſenkegel, dem Hermannſtein, ganz von Wald umgeben. Mit einiger Mühe und ſelbſt Gefahr iſt er zu erſteigen; ſein Rücken iſt ſchmal und kaum zwanzig Schritte lang. Auf ſeinem öſtlichen Kopfe findet man noch

einige Ueberreste eines runden, engen Thurmes, und nur die Sage weiß etwas von einer Burg, die von da oben ins Ilmthal herabgeschaut haben soll. Am Fuße dieses mächtigen Porphyrfelsen ist eine Höhlung, die von Menschenhänden gemacht zu sein scheint, aber zum Burgkeller ist sie zu klein, wie überhaupt der Scheitel des Felsen zu einer Burg. Die Mauerreste gehörten höchst wahrscheinlich nur einem Wartthurme an; einer bewohnten Burg hätte die Geschichte nicht vergessen. Weiter hinab ist die Bergwand noch mit mehreren Porphyrfelsen geschmückt, unter welchen der Kleine-Hermannstein der vorzüglichste ist.

Das Schurtenthal.

Auf der entgegengesetzten Seite des Gickelhahn gelangt man in das Schurtenthal hinab. Die Schurte oder Schorte entspringt am Hauptgebirgsrücken unter dem Dreiherrnstein am Rennsteige. Unter den Quellen, die ihr bald darauf zufallen, ist der Einsiedlersbrunnen die vorzüglichste. Sie hat den Namen von einer sonst an der Straße nach Frauenwald gelegenen, einsamen Waldherberge für arme Reisende, „zum Einsiedel" genannt, welche 1364 gebaut wurde, und der jene nah dabei entspringende Quelle als Brunnen diente. — Am Fuße des Großen-Helmsbergs vereinigen sich diese Quellen in einer engen, düstern Schlucht, in welcher gleich darauf der Bach von einem Felsen ziemlich hoch herabstürzt und einen hübschen Wasserfall bildet. Felsen umkränzen ihn, und hohes, dichtes Nadelholz überschattet die enge, vom Rauschen des stürzenden Wassers wiederhallende Schlucht von allen Seiten, die hier bezeichnend den Namen „das Finstere-Loch" führt. Es ist ein sehr einsames, düsteres, melancholisches, schier schauerliches Plätzchen, ganz zu sinniger Selbstbeschauung geeignet. Diesen tiefeinsamen, süßschwermüthigen Character verliert das Schurtenthal nicht, wenn es sich auch später erweitert, und zu einem grünen Wiesengrund umgestaltet, und es ist in dieser Beziehung vielleicht das poetischste Thal des ganzen Gebirgs. Zieht man vollends die Nähe der reizenden Bergstadt in Betracht, so giebt es für den sich dort aufhaltenden Freund romantischer Waldeinsamkeit kaum einen anziehendern Thalgrund, in dessen schattigem Schoose das reinste Glück jener süßen Befriedigung wohnt, welche nur die Gebirgsnatur in ihren heimlichen, von der Menschenwelt abgeschlossenen Thälern gewährt. — Du köstliches Schurtenthal, möchten noch viele verwundete Herzen den Frieden in dir suchen und finden, den der laute Lebensmarkt versagt! — Unterhalb dem Finstern-Loch blitzt uns ein kleiner Wasserspiegel entgegen. Von beiden Seiten ziehen sich anmuthige Gründe, welche der Schurte helle Bächlein zuführen, zum Theil mit lieblichen Felsen geschmückt, zwischen den Bergen herab. Weiter

hinab treten die steilen Berge etwas zurück, und das Thal erweitert sich zum schwermüthig lächelnden Wiesengrunde, der im Sommer mit tausend Blumen bedeckt ist. Nach einer kleinen Stunde kommt von der Rechten zwischen dem Mittelsberge und dem Aechtelsberge der Steinbach in die Schurte herab. Gegenüber an der linken Thalseite steht die Schurtenwand mit einzelnen Felsen besetzt, und hier finden wir auf einer kleinen Thalebene, zum Theil im Schatten des Waldes und zur Seite eines ansehnlichen Felsen, eine Pechhütte, das einzige Haus des Schurtenthals, in deren Nähe der Steinbach in die Schurte rieselt. Ein herrliches Plätzchen! Am Flußberg, südöstlichem Abhang des Lindenbergs, des letzten in dieser Bergreihe zwischen Ilm und Schurte, ist wiederum eine schöne, oft besuchte Stelle an einer Quelle mit Tischen und Bänken, und einem Blick in das grüne Thal. —

Ueber den Flußberg geht der Weg nach dem eine halbe Stunde entfernten Ilmenau hinüber. Wir aber verfolgen das liebliche Thal bis zu seinem Ausgange am Leffiers-Hammer. Rechts nach Oehrenstock zu liegen die zahlreichen und ergiebigen Braunsteingruben, dann tritt der Trogberg hervor, welcher sowohl von der Schurte als von der Ilm bespült wird. Die beiden einander gegenüber liegenden Hüttenwerke machen den schönen Beschluß des schönen Thals.

Elgersburg.

Von Manebach steigt man über den Heidelberg nach Elgersburg hinüber. Dieser anmuthige, anfangs steile Waldweg beträgt eine Stunde. Das Auge wird durch herrliche Aussicht belohnt. Die hohe Elgersburg auf ihrem Porphyrfelsen, an seinem Fuße das Dorf mit den vielen schönen, fast städtisch gebauten Häusern, das sich am Berghange emporzieht, machen auf den Nahenden einen sehr angenehmen Eindruck.

Elgersburg, gothaisches Pfarrkirchdorf mit 90 Häusern und 726 Einwohnern, die sich von Braunsteingräberei, Waldarbeit, Viehzucht, etwas Ackerbau (meist Kartoffelbau) und in der hiesigen Porzellan- und Steingutfabrick nähren. Auch sind vier Kienrußhütten hier, und die Kaltwasserheilanstalt bringt natürlich dem Dorfe ebenfalls bedeutende Vortheile ein. Die große, schöne, helle Porzellanfabrik (ehemalige Gutsgebäude) und das geräumige, moderne Kurhaus sind die Zierden des Orts. Beide liegen, aneinander grenzend, dicht am östlichen Fuße des Schloßberges. Aber die Krone des Dorfs und der Umgegend ist die ragende, äußerst malerische Burg. Sie hat seit Kurzem durch Restauration und Anlagen viel gewonnen. Die reno-

virten Räumlichkeiten werden zum Besten der Badegäste verwendet. Das der herzoglichen Kammer in Gotha gehörige Schloß besteht jetzt aus einem untern und einem obern Theil. Hier erhebt sich das Hauptgebäude, ein altes steinernes Haus mit zwei Stockwerken; die Zimmer darin sind hoch und geräumig. Im obern Stock befindet sich ein kleiner Saal. Den untern Theil zeichnen zwei nah an einander stehende Thürme aus, ein runder, an der nordöstlichen Ecke außerhalb, und ein höherer viereckiger innerhalb des Schloßraumes. Die übrigen nördlich und östlich sich herumziehenden steinernen Gebäude sind weit niedriger als das Ritterhaus im obern Theil. Der Schloßhof ist ebenfalls getheilt, von dem untern führen steinerne Stufen zu dem obern, der mit Gartenbeeten geschmückt ist. Im untern gießt der Schloßbrunnen sein reiches frisches Wasser aus. Auf dem Plateau des Schloßberges, unmittelbar vor dem Schlosse nach Norden steht eine Douche, die ihr Wasser aus dem Schloßbrunnen enthält. Die Aussicht von dieser Stelle, so wie aus den Fenstern des Ritterhauses fesselt Auge und Herz.

Das Kurhaus besteht aus zwei stattlichen Gebäuden; im vordern findet man die Wohnzimmer der Badegäste, im hintern einen hellen geräumigen Saal, worin die Badegesellschaft speis't und sich zur geselligen Unterhaltung versammelt. Die klaren, kalten Bergwasser springen im Hause (wie auch im Schlosse) in große Wannen. Vor dem Hause sind einige freundliche Anlagen mit schattigen Bäumen, einem Brunnen und einer Kegelbahn; auch ist der zur Porzellanfabrik gehörige schöne Garten vom freundlichen Besitzer mit großer Liberalität den Gästen geöffnet. Schöne Partien, die die Gäste häufig besuchen, sind: der Wolfsstein, ein Felsenaltan am nördlichen Kopfe des Heidelbergs, gerade über dem Dorfe, in welches man aus der Vogelperspective herabsieht. Diese Felsenplatte gewährt eine sehr wohlthuende Aussicht nach Westen, Norden und Nordosten. Das Steigerthal westlich unter dem Wolfsstein, mit seinen köstlichen Quellen und einer kleinen Fontaine, eine schattige heimliche Waldschlucht. Die Steigerhöhe, eine Waldwiese auf dem Gipfel des Steigers mit bezauberndem Blick auf den ganzen Manebacher Grund bis zum Ilmenauer Felsenkeller hinab, auf Manebach und Kammerberg zu unsern Füßen, auf den Gickelhahn und den Hermannstein gegenüber und durch den Ilmgrund bis nach Stützerbach hinauf. Das Moorthal, nach Osten, ein kleiner Wiesengrund zwischen dem Heidelberge und der Alten-Lage, einer Leithe. Man geht durch daſselbe zur Männerdouche, die am Ausgang des Steingründchens zwischen dem Heidelberg und dem Spiegelsberg steht. Eine zweite ist in demselben Grunde weiter oben unter dem majestätischen Spiegelsstein. Auch führt ein Weg nach Roda und Ilmenau durch das Moorthal. Der Hirtenberg, eine waldschattige Berghöhe nordöstlich nach Martinroda zu. Die dicke Eiche, ein hochehrwürdiger Baum an der Chaussee zwischen Martinrode und Ilmenau auf der

Rothen-Heide oder Martinröder Berg. Das Alter dieser Eiche dürfte wohl ein tausendjähriges sein. Sie ist nicht höher als ohngefähr 60 Fuß, und ihr Stamm sehr niedrig; aber der Umfang desselben beträgt fast 30 Fuß. Ihre Aeste sind stark im Absterben begriffen. Ihr gegenüber, auf der östlichen Seite der Chaussee, steht in Gestalt eines antiken Altars ein Denkstein mit der Aufschrift: „Marienstraße. Ihr Name unser Stolz, ihr Zweck gemeiner Nutzen.“ Und auf der Rückseite: „Die Communen des Amtes Ilmenau 1809 — 1811.“ Diese Chaussee wurde nämlich zu Ehren der jetzigen Großherzogin von Weimar Maria Paulowna, Marienstraße genannt.

Der Körnbach.

Die schönste Partie der Elgersburger Umgebung. Man geht vom obern Ende des Dorfes, oberhalb der Burg westwärts am Waldsaume des Rumpelsberg auf einem sehr angenehmen Promenadenwege in einer Viertelstunde dahin. Zur Rechten läßt man eine felsige Leithe, welche mit einem malerischen, runden Felsenhaupte endigt, dem Todtenstein oder Rothenstein, auf dessen Gipfel ein geräumiger Pavillon steht, zu welchem ebenfalls ein Promenadenweg führt. Es ist ein gar liebes und freundliches Plätzchen auf dem Gipfel des Todtenstein unter dem schützenden Dache. Zwischen ihm und dem Wege zum Körnbach liegen kleine grüne Waldwiesen. Auf diesem Wege biegt man zuletzt um eine Waldecke und steht überrascht vor dem Felsenthor oder den grandiosen Eingangspfeilern der waldigen Bergschlucht und vor der schweizerisch gebauten Massemühle der Elgersburger Porzellanfabrik die wahrhaft romantisch zwischen den beiden Eingangsfelsen liegt. Das kleine Wasser des Körnbach entspringt an der Nordseite des Bergzugs zwischen der Gera und Ilm, am Rumpelsberge, und fällt in einem steilen Grunde hinab. So klein auch dieser Grund bis zu seinem Ausgange aus dem Gebirge ist, so hochromantisch machen ihn seine Felsen, die von seltener schöner Form und herrlich gruppirt sind. Sie haben meist eine respectable Höhe, reizende Abstufungen und Windungen, Vorsprünge und Zacken, theils glatt, theils von Vegetation überwuchert und mit Fichten bepflanzt. Die meisten, sieben bis acht, dieser ausgezeichneten Felsbildungen ziehen sich an der Westseite des Körnbachs in ganz geringer Entfernung von einander hin, herrliche Porphyrkolosse, immer einer schöner und reizender als der andre, breite Felsenstirnen, stolze Steinhäupter, aufgethürmte Klötze, vorspringende Hörner, dazwischen ein Promenadenweg, der zu allen führt, oft über ihren Scheitel, oft dicht unter ihrer schroffen Wand hinweg. Einige hängen über und bilden ein Dach, andre schießen jäh in den Grund ab. Das Ganze

bildet ein romantisches Felsenlabyrinth, das man in einer halben Stunde nach allen Felsen hin durchwandern kann. Der Fels, der sich über der Mühle als linke Thürpfoste des kleinen süßstillen, lieben Grundes erhebt, ein prächtiges, weitschauendes Felsenhaupt, führt den erhabenen Namen „Götheſtein," und von ſeiner Stirn leuchtet der Name „Göthe" in großen vergoldeten Lettern auf einer eisengegoßnen in den Felsen genieteten Tafel in den grünen Thalgrund hinab. Göthe brachte einige Nachmittagsſtunden ſeines 82. Geburtstags, des 28. Auguſt 1831, mit einigen Freunden hier zu, und ſchrieb ſeinen Namen in das Stammbuch des Körnbachs, welches in der Maſſemühle für die Beſucher des reizenden Felſengrundes liegt. Zum Andenken an den letzten Beſuch des Dichterfürſten wurde der Fels mit ſinniger Pietät Götheſtein getauft. Man erſteigt ihn auf gewundenem Felſenpfad von einem Vorſprunge zum andern, bis man ſeinen ragenden Gipfel erreicht, auf welchem ein runder Pavillon aus rohen Baumſtämmen mit Gezweig durchflochten und mit Tannenreis und Schalen gedeckt ſteht, und ſteinerne Sitze, in deren Mitte ein Tiſch, rund um zur Raſt einladen. Von dieſem Punkte hat man eine freundliche Ausſicht auf das Gerathal, auf das helle reinliche Dorf Gera und die daſſelbe umgebenden Berge; auch nimmt ſich der ſchief gegenüber liegende Todtenſtein mit ſeinem Pavillon auf dem runden Scheitel ſehr male iſch aus. Von hier aus ſchlängelt ſich der Weg zu den übrigen Felſen, ein andrer zum Hohwartskopf und der Mönchsheide hinauf. Der niedere linke Eingangsfelſen heißt der „Dröſeſtein," zum Andenken eines um die Errichtung der Elgersburger Porzellanfabrik verdienten Mannes, Namens Dröſe, dem eine hoch in einer Felſenniſche ſtehende Votivtafel mit einem Aſchenkruge geweiht ſind. Der Dröſeſtein iſt theilweiſe durch künſtliche Stufen zugänglich gemacht. Sein Haupt iſt mit Fichten gekrönt. Hinter der Mühle iſt ein kleiner ſchattiger Platz; aus der Felswand rechts ſpringt eine der köſtlichſten, reinſten, friſcheſten Quellen, das reizendſte kühlſte Kind dieſer Porphyrberge. Durch die Felsſchlucht, in welcher die Damenduche liegt, ſteigt man zu dem Hohwartskopf (Hochwartskopf), einem Berghaupt mit ſchöner Ausſicht nach Arnſtadt, Gotha u. ſ. w. Drüber der Mönchswald, wo der Alterthumsforſcher die drei Mönchsſteine findet, wahrſcheinlich Grenzſteine des Waldgebiets. Auf ihnen iſt der Ritter St. Georg im rohen Relief ausgehauen, und auf einem eine nicht mehr zu enträthſelnde Inſchrift (bis auf das Wort S. Georgius). Vom Körnbach läuft am Bergfuße des Hochwartskopfs der ſchöne Weg nach Arlesberg durch den Wald, wo man das liebliche Gerathal betritt. Dieſer friſche ſüße Wieſengrund dehnt ſich bis zum ſchönen Dorfe Gera aus. Andre Reize bietet der Grund der großen Gera, in welchem man nach dem hochgelegenen Dorfe Gehlberg und von da nach der Schmücke und auf den Schneekopf ſteigt, lauter ſchöne Partien für die Elgersburger Badegäſte. Andre ſind nach Roda, Martinroda, Geſchwende.

Auch die Ilmenauer Schönheitspunkte werden viel von den Elgersburger Gästen besucht, so umgekehrt die Elgersburger Plätze von den Ilmenauer Gästen. Natur und Menschenhand haben eine schier unerschöpfliche Fülle von Reiz über diese ganze Gebirgsgegend ausgegossen, und der ist glücklich zu preisen, der einige Sommermonate, von allen kleinlichen niederdrückenden Sorgen befreit, sich mit voller kindlicher Seele ihrem Genuß hingeben kann.

Und so schließe ich diesen meinen letzten Artikel für dies meinem schönen Vaterlande gewidmete Werk mit dem aufrichtigen Wunsche: Gott segne Thüringen und seine Bewohner!

Ludwig Storch.

Die Anmerkung am Schlusse des Artikels „der Inselsberg" gilt auch von diesem.

Goslar.

Eine historische Beschreibung.

Sei mir gegrüßt, ehrwürdige Kaiserstadt,
Tochter des großen Heinrich, der ritterlich
Schlug der Barbaren wilde Horden,
Welche des Vaterlands Gau'n verheerten,

Goslar, umflossen einst von dem Purpurglanz
Höherer Freiheit, treulich von Kaiserhand
Lange gepflegt, und hochgefeiert
In der Geschichte bewährten Büchern;

Freundin des Rechts und muthigen Rittersinns,
Freundin des Lichtes, die du den Fackelglanz
Luthers so früh schon sorgsam pflegtest,
Trotzend dem Dräuen der Nachtgenossen,

Ha! — welche Würde lagert sich um dich her!
Schaaren von Zeugen ziehen im ernsten Chor
Durch der entschwund'nen Zeiten Halle,
Laut deine Größe vereint verkündend!

Welcher Bewohner deutschen Gaues, dem nicht jede Bekanntschaft mit der Geschichte des Vaterlandes abgeht, sollte nicht die alte, hochberühmte Kaiserstadt Goslar kennen, deren Lob wir hier singen? Wem sollte sie unbekannt sein — diese einstige, beliebte Residenz deutscher Kaiser, diese vormalige Fürstin der Städte in der Nachbarschaft weitumher, welche an Alter fast alle ihre Schwestern im

Königreiche Hannover übertrifft, und in welcher einst Heinrichs IV. Wiege stand? Wohl ist ihres höchsten Ruhmes goldner Glanz verronnen; aber sie trauert nicht trostlos um den entschwundenen Glanz. Dort liegt sie im friedlichen Thale, von himmelanstrebenden Bergen umkränzt, — ein Bild der Ruhe, welche vergangener Zeiten gedenkt. Anscheinend bedeutungslos ragen ihre alten Zwinger zu den Wolken empor, und doch sind sie großentheils brauchbare Diener des modernen Goslar geworden.

Doch wir treten in die Hallen der Geschichte, um zu sehen, was Goslar einst war, und mit dem gewonnenen Bilde das heutige Goslar zu vergleichen.*)

Denken wir uns die sieben Perioden der Geschichte Goslars als sieben Gallerien!

Ein Dämmerlicht umfängt uns anfangs in der ersten Gallerie, welche den Zeitraum von 923 bis 1137 umfaßt. Hier sehen wir, wie die Stadt in den Jahren 923 und 924 von Kaiser Heinrich I., Finkler genannt, durch Zusammenlegung mehrerer Dörfer an der Gose (Wehrlager an der Gose = Goslar) gegründet wird, und wie sie unter der Regierung von 9 Kaisern an Umfang und Glanz allgemach gewinnt. Wir sehen, wie unter Kaiser Otto I., Heinrichs I. glorreichem Sohne, in dem Schooße des nahen Rammelsberges um 968, der Sage nach durch des Kaisers Jagdgenossen Ramme, die edlen Gold- und Silberschätze geöffnet werden. Die sächsische Bevölkerung Goslars wächst durch herbeigerufene Bergleute aus dem Frankenlande. Die St. Augustini-Capelle wird erbaut, und nimmt schon unter Otto I. die angekommenen Bergleute in ihre Bethallen auf. Ein kaiserlicher Pallast erhebt sich in der Mitte der neuen Stadt, nach einigen schon unter Otto I., wenigstens unter Heinrich II., dem Heiligen. Je größer der Beter Schaar wird, desto zahlreicher werden die entstehenden Bethäuser. Uns begegnet die Entstehung einer Marien-Capelle und der jetzigen Marktkirche unter Heinrich II., sowie der St. Thomas-Capelle (vor 1017), ferner einer lieben Frauen-Capelle nahe am Kaiserpallaste um 1024, der Jacobi-Kirche um 1020, des St. Georgenbergs-Klosters um 1025, unter Conrad II., ferner des großartigen Doms, welchen der Pabst Leo unter vielem Pompe einweihte, des St Peters stiftes nebst der Clus und der Catharinen-Capelle um 1045, über welches der Pabst Victor II. seine weihende Hand ausstreckte, und endlich der St. Petri- und Pauli-Kirche auf dem Frankenberge (vor 1108) und der St. Stephani-Kirche, welche zu Lothars Zeiten gegründet wurde. — Es umrauschen uns aber auch die Stürme

*) Wir verweisen auf das von uns benutzte, durch billigen Preis und köstliche typographische Ausstattung sich empfehlende Werk: „Geschichte der vormals Kaiserlichen, freien Reichsstadt Goslar am Harze. Von G. F. Eduard Grupius. Osterode. Verlag von A. Sorge. 1842." Dort sind unsere Gewährsmänner angeführt. Wir ersparen uns also hier ermüdende Citate.

mannigfacher Unruhen, welche wie düstre Gewitterwolken das Thal umlagern. Der Ungarnkrieg fürchterliche Greuel waren ja die Hauptveranlassung zur Erbauung der Stadt. Fast endlos sind die Kämpfe der sächsischen Fürsten mit dem vielgeprüften Heinrich IV. und dessen Sohne Heinrich V. in Goslars Nähe. Doch durch die düstern Nachtwolken des Aberglaubens und der hierarchischen Beschränkung, welche einem Kaiser das Büßerhemde anzog, dringt von Zeit zu Zeit zu unserer Freude das erquickende Licht einer frommen Einfalt, welche in glühender Anhänglichkeit an das Heilige ihre segnenden Arme in die fernen Jahrhunderte hinausstreckt. In solcher Einfalt stiften edle Woldenberger, ein hochberühmtes Grafengeschlecht, das 1383 ausstarb, 1064 die St. Cäcilien-Capelle in Goslar, später eine Besetzung des Klosters Wallenried.

Wir treten nun in die zweite Gallerie der Geschichtshallen Goslars. Das Dämmerlicht verschwindet; heller Lichtglanz umfängt uns. Doch nur flüchtige Blicke können wir hier auf die Erscheinungen werfen. Diese zweite Periode umfaßt die Zeit von 1138 bis 1291, oder von Kaiser Conrad III. bis zu Rudolphs I. Tode. Wir sehen auf dieser vielbewegter Vergangenheit großem Schauplatze zunächst Heinrich den Löwen, als öftern Bedränger der Stadt Goslar, nach deren Besitze er eifrigst strebt. Zuerst im Kampfe mit Kaiser Conrad III., dann gehoben und hochgefeiert von Kaiser Friedrich I., geräth er bald auch mit diesem in Streit, und wird zuletzt seiner Würden als Herzog von Baiern und Sachsen beraubt. Heinrichs des Löwen wechselnde Schicksale berühren Goslar vielfach. Sein Zorn zerstört 1181 die Treib- und Schmelzhütten bei Goslar. Ja, ein Sproß des gewaltigen Löwen, Kaiser Otto IV., läßt durch seinen Kriegsobersten Gunzelin, Grafen von Peine, die Stadt sogar erstürmen und plündern, 1205. Doch ehrwürdig muß uns die Standhaftigkeit erscheinen, welche Goslar in seiner Anhänglichkeit an das schwäbische Kaiserhaus, namentlich an Otto IV. Gegner, Philipp bewährt, und deren Belohnung bis in Friedrichs II. und dessen Sohnes, Heinrichs Zeiten reicht. Nicht minder muß unser Blick staunen über die Festigkeit, mit welcher sich die Stadt in den Wirren des Zwischenreiches (1256 bis 1273) behauptet, und im Bunde mit der großartigen Hansa (1241), allgemach belehnt mit dem Reichsvoigtei-Rechten, und schöpfend aus den köstlichen Erzquellen des Rammelsberges zu immer größerer Macht und Selbstständigkeit sich emporschwingt. Die Raubburg Herlingsberg, unweit Wöltingerode, welche Otto IV. zu einer Plage für die Stadt befestigt hatte, sinkt 1291 zur großen Freude der Goslarienser in Trümmer zusammen; aber auch des Kaiserpalastes Herrlichkeit sehen wir einen Raub der Flammen werden, 1288 oder 1289, gleichsam zur ernsten Vorbedeutung, daß fortan doch keines Kaisers Anwesenheit ihr mehr Glanz verleihen könne; denn Wilhelm von Holland war der letzte Kaiser, welchen Goslar in seinen Mauern sah, 1283. — Daneben ziehen die geistlichen Stifter dieser vormaligen kleinen Roma unsere Aufmerksamkeit auf sich. Des Doms, wie des St. Petersstiftes und des St. Georgen-

bergs-Klosters Ansehen und Reichthum sehen wir wachsen, und die erstern Stifter werden Pflanzstätten für Bischöfe und Erzbischöfe. Neue Stiftungen entstehen, wie das Kloster zum Mariengarten (Neuwerk), welches 1186 eingeweiht wird, des Franciscaner- oder Barfüßern-Kloster 1209, das Marien-Magdalenen-Kloster auf dem Frankenberge 1225 und das St. Johannis-Hospital oder das sogenannte große heilige Kreuz 1253. Und wenn auch das Schicksal eines Heinrich Minneke, Propstes zum Mariengarten, welcher als Ketzer 1225 den Scheiterhaufen besteigen mußte, uns wehmuthsvoll der Geistesfinsterniß gedenken läßt, welche mehr und mehr ihre schwarzen Fittige über die Christenheit ausbreitete, so müssen wir doch von der anderen Seite der kindlichen Hingebung uns freuen, mit welcher so Viele, wie der kaiserliche Voigt Vincentius Volkmar von Wildenstein, der Stifter Neuwerks, und Diedrich von Sulinge, der Stifter des Johannis-Hospitals, in frommem Sinne der Kirche, als der Trägerin des Heiligen dienten, und das irdische Gut in bleibendem Segen für die Nachwelt zu verwandeln strebten.

Indem wir nun in die dritte Gallerie der Geschichtshallen Goslars eintreten, sind es 200 Jahre, deren Ereignisse unter zwölf Kaisern Deutschlands unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Es ist die Zeit von 1292 bis 1493, oder von Kaiser Adolph von Nassau bis Friedrich III. Wir sehen hier, wie Goslar seine Rechte zu wahren und seine Freiheit und Selbstständigkeit zu befestigen strebt, wie es namentlich 1340 von Kaiser Ludwig dem Baier das Heerschildrecht empfängt, und nach und nach alle Reichsvoigtei-Rechte an sich bringt, wie ferner das Gildenwesen geordnet, die Regierungsverfassung immer demokratischer geregelt, für die Gesetzgebung um 1350 durch jene denkwürdigen Statuten und für die Bergwerksverwaltung bald darauf auch durch Berggesetze gesorgt wird. Der kriegerische Geist der Bürger Goslars thut sich bei verschiedenen Gelegenheiten, besondrts in den Harzburgischen Fehden 1411 und 1412 hervor, wo die tapfern Ritter von Schwicheldt auf der alten, berühmten Reichsfeste hauf'ten. Aber auch grausenvolle Schicksalsstürme umbrausen die Stadt während dieser 200 Jahre. Wiederholt kehren die schrecklichsten, pestartigen Seuchen hier ein, und fordern ihre Opfer 1348 bis 1350 und 1376, in welchem letztern Jahre acht Nonnen des Klosters Neuwerk in Ein Grab gelegt wurden, sowie 1450 und 1473. Wasserfluthen (1419) und Feuersbrünste, wie z. B. der große Waldbrand des Harzes 1473 in jenem ungewöhnlich heißen Sommer, beängstigen Goslars Einwohner. Feindliche Anfälle von Außen hemmen oft den Handel und rauben der Stadt die Heerden, z. B. 1438, wo Hartwig von Utze von der Harzburg aus die Umgegend beunruhigt. Und wenn auch, bei den vielfachsten von Hohen und Niedern erlittenen Beeinträchtigungen, die geistlichen Stifter und Klöster Goslars fortwährend ihr Ansehen, wie ihr irdisches Gut zu wahren, und das Verlorne von letzterm selbst durch päpstliche Hülfe wieder herbeizuziehen streben, so herrscht doch während dieser Zeit in Beziehung auf Religion ein finsterer Geist, der besonders in den

Geißelfahrten der Kreuzbrüder um 1350, wie in der Reliquienverehrung beim Dome um 1461, und der vielfachsten Ablaßkrämerei, wie auch namentlich in mancher sittlichen Versunkenheit einzelner Klosterpersonen, z. B. im Frankenbergschen Kloster um 1427, auch in Goslar sich kund thut. Immer dringender muß uns daher das Bedürfniß einer Reformation erscheinen.

Und gerade die Reformation ist es, deren Eingang und Einführung in Goslar unsere Aufmerksamkeit besonders erregt, indem wir in die vierte Gallerie der goslarschen Geschichtshallen jetzt eintreten. Diese vierte Periode umfaßt 119 Jahre unter der Regierung von fünf deutschen Kaisern, von Maximilian I. bis Rudolph II. Hier sehen wir, wie die Stadt, nach Erfindung des Schießpulvers, welche die Sage einem goslarschen Mönche, Bartold Schwarz um 1350 zuschreibt, noch stärker befestigt und mit gewaltigen Zwingern, dem Achtermannszwinger 1508 und dem großen oder dicken Zwinger 1517 verwahrt, daneben an öffentlichen ansehnlichen Gebäuden, wie 1494 der Worth, einem Gildenhause der Gewandschneider, bereichert und zugleich innerlich kräftiger wird durch steigendes Ansehen des Rathes und größern Einfluß der Gilden, welche namentlich 1528 auf Abschaffung papistischer Gebräuche dringen. Die große Umwälzung, welche die Reformation in so vielfacher Hinsicht hervorbrachte, zieht vor unserm Blicke vorüber. Johann Klepp, Vicar an der St Jacobi-Kirche, wird der erste Herold der gereinigten Lehre, 1521. Nicolaus von Amsdorf aus Magdeburg führt die Reformation feierlichst ein 1528, und entwirft eine Kirchenordnung. Doch auch schwere Prüfungen sahen wir die Stadt heimsuchen. Mit wilden Parteigängern, wie 1529 einem Hermann Raßler, einem Lorenz Weiland und einem Heinrich Kindermann, und 1530 einem Georg Ziegenmeyer und seinen Rotten im Kampfe, und unter unsäglichen Bedrückungen von Seiten des Herzogs Heinrich des Jüngern von Braunschweig Wolfenbüttel 1527 und 1541, geht Goslar jenen unermeßlichen Verlusten entgegen, welche der verhängnißvolle Vergleich, der 1552 mit gedachtem Herzoge abgeschlossen wird, herbeiführt. Das Bergwerk am Rammelsberge bis auf vier Gruben, ein weiter Raum von Forsten mit dem Gebiete der Stadt im Süden und Westen, mehrere Meilen im Umfange, muß abgetreten, alle Schuldverschreibungen, welche auf den Herzog lauten, müssen vertilgt, zehn Stück schweren Geschützes abgeliefert und fortan jährlich 500 Thlr. Schutzgeld gezahlt werden, und noch sind es erst wenige Jahre, seitdem Goslar 1547 für seine Theilnahme am schmalkaldischen Bunde 40,000 Goldgulden an den Kaiser Carl V. hatte erlegen, und zwölf Kanonen ausliefern müssen. Oft wird die Stadt von Feuersbrunst 1589, von Wassernoth 1539, von verheerenden Seuchen 1578 und 1597 und vorhergehender Theuerung heimgesucht. Aber wohlthuend muß es uns sein, mitten unter den Stürmen und dem Wogendrange der Zeit, kräftige Stimmen zu hören, wie die eines Luther, der 1529 einen Trostbrief an die Jacobi-Gemeinde erläßt, und wackere Männer zu sehen, die den Stürmen trotzen und über die Fluthen emporragen,

wie ein Balder, der, als Bürgermeister, Goslars Rechte 1530 zu Augsburg versicht, ein Corvin, welcher als erster Prediger an der St. Stephani-Gemeinde dem Aberglauben steuert, ein Wiedensee, welcher als Superintendent die Sittlichkeit siegreich fördert, und 1536 die Abschaffung des sogenannten langen Tanzes, eines wahren Bacchusfestes, durchsetzt und endlich ein Holzhausen und Grossehans, die als Wiedensee's Nachfolger für Recht und Ordnung, für Geistesfreiheit und den Sieg des lautern Gotteswortes muthvoll streiten. Wir sehen ferner, wie zwar der Kirchenstaat Goslars von dem nachmals so berühmten Superintendenten Hesshusius durch eine besondere Consistorial-Ordnung 1555 geregelt wird, aber wir sehen auch mit innerem Schmerze, wie der Geist der Zeit, welcher eine starre Anhänglichkeit an den Buchstaben der Schrift begünstigte, auch in Goslar beklagenswerthe Reibungen veranlaßt, bei welchen ein Zwingli und Calvin in die Reihe der Ketzer versetzt werden, und die des Zwinglianismus verdächtigen Prediger Knigge und Grauert 1531 die Stadt zu verlassen genöthigt sind. In Schutt versinken sehen wir ehrwürdige Gebäude, welche Jahrhunderte hindurch dem Sturme der Zeit getrotzt hatten, wie 1527 das St. Georgenbergs-Kloster, das St. Petersbergs-Stift, das Kloster zum heiligen Grabe und die St. Johannis-Capelle im Bergdorfe, welche sämmtlich wegen eines gefürchteten Angriffs von Seiten des Herzogs Heinrich des Jüngern demolirt werden.

Wir treten nun in die fünfte Gallerie der Geschichtshallen Goslars ein, welche die Zeitereignisse von 1612 bis 1658 umfaßt. Immer mehr sehen wir hier den Purpurglanz der frühern Macht und Größe Goslars verrinnen. Mehr als irgend ein anderer Zeitraum ist dieser von mancherlei Stürmen umrauscht. Neben den inneren Wirren und Empörungen, welche 1622 namentlich der Wucher der Münzverfälscher erzeugte, neben Hungersnoth und Theuerung (1621), neben Pest (1624, 1625), Brand (1617) und anderen Geißeln, bedrängen auch äußere Feinde die schon so hart geprüfte Stadt. Jene Kriegsgeißel, welche 30 Jahre hindurch über unser deutsches Vaterland geschwungen ward, trifft auch die Stadt Goslar. Die Hoffnung, durch Treue gegen den Kaiser, Schutz gegen Braunschweig zu finden, hält die Stadt ab zu den Verbündeten überzugehen. Wallensteins befreundete Schaaren werden 1625 eine Plage für die Stadt. Herzog Christian von Braunschweig belagert Goslar 1626 und sucht es vergebens zu erstürmen. Da sehen wir 1632 die siegreichen Schweden einrücken, und die bedrängte Stadt muß 60,000 fl. zahlen, und abermals zwölf Kanonen ausliefern. Desto theilnehmender hören wir nach solchen Bedrängnissen den Jubel, den auch in Goslar die Kunde von dem 1648 geschlossenen Frieden weckte. Und erhebend ist uns der Blick auf Männer, welche dem Wogendrange des Schicksals trotzen, gleich den Felsen im Meere, und das Gemeinwohl fördern und schirmen, trotz aller dräuender Gefahren; wir meinen den gelehrten Bürgermeister Johann Beck, welcher durch weise Rede Wallenstein bei Liebenburg der Stadt geneigt macht, Wilhelm von

Mudersbach, den kräftigen Volkstribunen, der 1622 unter die aufrührerischen Rotten tritt und ihren Zorn beschwichtigt, und den berühmten Rector Johann Nendorf, der als Rector der Schule das Heil der Jugend fördert, und oft auch politisch durch heilsame Rathschläge für die Stadt sich segnend erweist. Und so sehr uns auch die Wandelbarkeit des Irdischen bei den verschiedenen, nach und nach sämmtlich evangelisch gewordenen Stiftern und Klöstern, welche auf kurze Zeit 1630 wieder von den Katholiken occupirt wurden, fühlbar werden muß; so müssen wir uns doch freuen über den Sieg der guten Sache, welcher nach so mannigfachen Veränderungen doch zuletzt erfolgt, und uns jene frommen Stiftungen, wenn auch nicht in allem Glanze, (— der Dom verlor Vieles durch die Schweden) — doch in ihrer Unabhängigkeit in den Händen der Evangelischen erblicken läßt. Vor Allem aber zieht die Blüthe der goslarschen lateinischen Schule uns an, welcher ein Nendorf vorstand, auf welchen spätere wackere Nachfolger stets mit Hochgefühl hinschauen konnten. Er stirbt 1647.

Die sechste Gallerie der Goslarschen Geschichtshallen nimmt jetzt uns auf. Die Ereignisse des Zeitraums von 1658 bis 1740 ziehen vor unserm Geiste vorüber. Wie ein von Krankheit abgehärmter Greis ohnmächtig auf seinem Lager daliegt, so erscheint uns Goslar nach den Leiden und dem Jammer des dreißigjährigen Krieges. Die sittliche Versunkenheit erreicht einen hohen Grad. Umsonst kämpfen weltliche und geistliche Obrigkeiten gegen die verderblichen Folgen jenes Krieges an. Das Volk geräth in Gährung. Rath und Gemeinde trennt die Zwietracht. Da wird der sogenannte Kurzrockische Vergleich 1682 geschlossen, und die demokratisirende Stadtverfassung bildet sich vollends aus. Wird Goslar auch von den Kriegsunruhen der Zeit nicht unmittelbar berührt, so finden doch Neckereien mit dem Stifte Hildesheim statt, welches zum Nachtheile Goslars 1695 seine Grenzen erweitern will. Die Stadt kämpft muthig gegen solche Willkür an. Zwar wird 1702 durch plötzliches Einrücken hannoverscher Truppen Goslars Reichsfreiheit einmal verletzt; aber desto standhafter behauptet es dieselbe gegen die Herzöge von Braunschweig, welche die Stadt besetzen wollen. Von Drangsalen bleibt die vielgeprüfte Stadt auch während dieses Zeitraumes nicht frei. Theuerung (1683) und Feuersbrünste (1668, 1671, 1682) Wassersnoth und andere Unfälle suchen sie heim. Am Schrecklichsten wüthet der Brand 1728, welcher 186 Wohnhäuser, ohne Neben- und Hintergebäude, in Asche legt, und die schöne, ehrwürdige St. Stephani-Kirche mit ihren köstlichen Glocken zertrümmert. Erst 1734 wird die neue Kirche wieder geweiht, und öffnet ihre Hallen den frommen Betern. Dagegen sehen wir eine Stiftung entstehen, welche auch in die Zukunft segnend eingreift. Es ist dieß das Waisenhaus 1693, zu welcher ein Goslarienser, der edle Goldschmidt, ein Bedeutendes beisteuert. Die letzte glanzvolle Huldigungsfeier begegnet uns 1705 bei

dem Regierungsantritte des Kaisers Joseph I. Die ganze Stadt ist erleuchtet. Der Donner der Kanonen verkündet der Umgegend die seltene Feier.

Und so treten wir denn in die siebente und letzte Gallerie der goslarschen Geschichtshallen ein. Der Raum gestattet auch hier uns nur flüchtige Blicke. Es umfaßt diese Periode den Zeitraum von 1741 bis 1842 — vielleicht den wechselvollsten von allen. Nicht unberührt bleibt die Stadt von den Stürmen des siebenjährigen Krieges. Kriegerschaaren wechseln hier mit ihrem Aufenthalte. Die Braunahrung geräth in Verfall. Der Ruhm der Gose, jenes ausgezeichneten Biers der Stadt, den einst Dichter feierten, schwindet dahin. Eine neue Feuersbrunst legt 1780 die bedeutende Anzahl von 218 Wohnhäusern in Asche. Justiz und Administration gerathen in Verfall. Ein Deficit von 2560 Thlr. 29 Gr. 4 Pf. ergiebt sich im Jahre 1787 bei der Cämmerei. Die Reichsfreiheit hört auf. Goslar wird 1802 eine preußische Landstadt. Doch der edle Organisations-Commissair von Dohm wird ein Wohlthäter der Stadt. Die Einkünfte der aufgehobenen Stifter, SS. Simonis und Judae (Domstifts) und des St. Petersstiftes, werden zu einem Kirchen- und Schulfonds der Stadt bestimmt. Neuwerk bleibt als Versorgungsanstalt. Das Kirchen- und Schulwesen wird durchgreifend verbessert, und die lateinische Schule in eine höhere Bürgerschule verwandelt, an welcher der verdienstvolle Rector Gehrich segensvoll fortwirkt. Die Schlacht bei Jena 1806 bringt Goslar den Franzosen in die Hände. Es erhält französische Verwaltung, wird 1807 zum neuen Königreiche Westphalen gezogen, und leidet in westphälischer Zeit weniger, als andere Städte. Der Freiheitskrieg 1813 bringt einen neuen Wechsel. Hannover nimmt 1813 Goslar in Besitz, doch Preußen erhebt dagegen seine Ansprüche, und zwei Jahre hindurch tritt wieder preußische Verwaltung ein, bis es 1816 definitiv an Hannover abgetreten wird. Die Stadt erhält 1816 eine neue Verfassung, tritt 1820 ihre letzten drei Gruben im Rammelsberge gegen 1000 Thlr. Louisd'or ab, geräth 1811 bei der allgemeinen Aufregung in eine schnell vorübergehende Gährung, und zeichnet sich nun durch treue Anhänglichkeit an ihren König aus, welchen sie 1838 in ihren Mauern zu begrüßen das Glück hatte.

Hier treten wir aus den Hallen der Geschichte, um das heutige Goslar zu durchwandern, und seine Merkwürdigkeiten anzudeuten. *)

Nicht unbedeutend ist noch immer das Gebiet Goslars. Es umfaßt beinah ¼ □ Meile und grenzt auf drei Seiten an das Braunschweigische, nördlich aber an die Aemter Liebenburg und

*) Wir verweisen hier auf: „Mund's topographische Beschreibung von Goslar, 1800."

Wöltingerode. Den größten Theil des Gebiets nehmen die Forsten ein, zu deren Beaufsichtigung drei Forstbediente angestellt sind. Doch gehören Goslars Forsten nach dem Grenz-Receſſe von 1824 zum braunſchweigiſchen Gebiete.

Zunächſt ruht jetzt unſer Blick auf den ehrwürdigen Bergen, welche Goslar umſchirmen. Südlich erhebt ſich nah' an der Stadt der allbekannte, erzreiche Rammelberg, weſtlich der tannen- und fichtenreiche Herzberg, von dieſen beiden weſtlich der Hohekehl, über welchen die Kunſtſtraße nach dem Harze führt, und an deſſen Nordſeite Schiefer lagert. Weſtlich von der Stadt erhebt ſich der Steinberg, von dieſem nördlich der mit Laub- und Nadelholz beſetzte Nordberg. Im Norden der Stadt iſt der Cattenberg mit erſchöpften Kalkſteinbrüchen.

Wir verweilen noch bei der Umgegend Goslars. Gewiß wenige Gegenden zeichnen ſich, wie dieſe, durch Reichthum und Mannichfaltigkeit der Foſſilien aus, denn hier wird Schiefer, Lehm, Mergel, Sand, Ocker und Kalkſtein gewonnen. Aber vor allen war und iſt der Rammelsberg wichtig, welcher viel Silber, Blei, Kupfer, Schwefel, Vitriol, etwas Zink und Gold enthält. Öſtlich von der Stadt findet ſich grauer Thon, welcher zu Töpferarbeiten, Backſteinen und Ziegeln gebraucht wird. An derſelben Seite, 200 Schritte von der Stadt, liegt der Petersberg, ein Sandſtein, welcher an der nördlichen Seite Kalk hat. Am Sudmerberge (eigentlich Sudburger Berge, vom ehemaligen Orte Sudburg ſo genannt), auf welchem noch ein weithin ſichtbarer Wartthurm ſteht, wird Quaderſand gebrochen. Am Fuße des Petersberges iſt auch die ſchon erwähnte, von Fremden häufig beſuchte Clus, eine in Felſen gehauene Capelle, deren ſich die Sage bemächtigt hat.

Mehrere Bäche durcheilen das Stadtgebiet. Die Abzucht (eigentlich früher Ageducht von aquaeductus genannt) kommt aus dem Thale zwiſchen dem Herz- und Rammelsberge, bildet, durch einen Damm am Ausgange des Thals gehemmt, einen anſehnlichen Teich, deſſen Waſſer für den Rammelsberg wichtig iſt, und geht neben dem Clausthore unter dem Stadtwalle durch, treibt eine Papiermühle, nimmt ſodann die Goſe auf und verläßt auf der Südoſtſeite die Stadt durch einen überwölbten Ausgang in der Stadtmauer. Die Goſe, ein zweiter nicht unbedeutender Bach, entſpringt im Gebirge zwei Stunden weſtlich von der Stadt, fließt in dieſelbe durch einen gewölbten Weg unter dem Walle und der Mauer nicht weit von der Frankenberger Kirche, und verſorgt, in einem theils ausgemauerten, theils hölzernen Gerinne fließend, die Stadt mit Waſſer zum Brauen, Kochen und Waſchen. — Verſchieden davon iſt das Marktbecken-Waſſer, ſo genannt von dem ſehr alten, bronzenen Becken auf dem Markte, in welchem es aufgefangen wird. Seine

Quellen sind am Fuße des Rammelsberges. Hier an der Westseite des Berges ist auch noch eine andere liebliche Quelle, der Kinderbrunnen genannt, von welchem gleichfalls eine Sage vorhanden ist. Das Wasser dieser Quelle fließt in den Herzberger Teich. — Neben der Chaussee nach Clausthal entspringt der Weinbrunnen, ein köstliches krystallhelles Wasser, das der Winterfrost nicht erstarren macht. Am Steinberge, jenem vormaligen Sitze der Edlen von Steinberg, deren Geschlecht noch blüht, ist der Trülke, dessen Wasser durch Röhren dem Frankenberger Kloster und dem westlichen Theile der Stadt zugeführt wird. Der Gelenbeck, oder gewöhnlich Gelmke genannt, welcher den St. Pankratii- oder Siechhof im Osten der Stadt mit Wasser versorgt, entspringt südlich von der Stadt, und ist um eine Anhöhe beim Petersberge so geleitet, daß er durch eine optische Täuschung von einigen Standpunkten aus bergan zu laufen scheint.

Das Klima um Goslar ist, der Nähe des Harzes wegen, rauher, die Vegetation später, als bei andern Orten gleicher Breite, jedoch ist der mildere Westwind vorherrschend, und im Winter erleichtert der Schnee die Communication und den Transport.

Noch vor 40 und einigen Jahren gaben die Wälle der Stadt ein düsteres Ansehen. Gegenwärtig sind diese bis auf einen kleinern Theil abgetragen, und der Stadtgraben ist größtentheils in Gartenland umgewandelt, — eine Verbesserung, welche die Stadt besonders dem vormaligen Kriegsrath Siemens verdankt. Der Umfang des Stadtgrabens beträgt 5260 Schritte. Auf der alten Mauer standen vordem 182 kleine Thürme. Der sogenannte dicke Zwinger an der Südseite ist ein Bürgerhaus geworden, in welchem die Fenster die Stellen der alten Schießscharten einnehmen. Es ist eine Tabagie der mittlern Classen.

Statt der vormaligen sechs Thore hat Goslar gegenwärtig vier Thore, westlich das Claus- oder Nicolai-Thor, nördlich das Wittthor und das Rosenthor und östlich das breite Thor. Wir durchwandern nun die Hauptstraßen der Stadt. Sie gehen sämmtlich von Westen nach Osten, und sind ziemlich breit, wiewohl nicht ganz gerade. Am Ungeradesten sind die Nebenstraßen. Seit dem bedeutenden Brande von 1780 ist der nördliche Theil der Stadt regelmäßiger aufgebaut. Noch gefälliger sind die Bauten seit 1803, bei welchen mehr Ziegeldächer angewandt sind, welche der Stadt ein freundlicheres Ansehen geben. An der Verbesserung der Straßen ist in den letztern Jahren viel geschehen. Wir betreten zuvörderst die breite Straße, die ansehnlichste der Stadt. Sie fängt am breiten Thore an, führt vor der St. Stephani-Kirche und nahe am Markte vorbei, und leitet oberhalb der Marktkirche auf die Marktstraße und auf die nach Clausthal führende Bergstraße. Parallel mit der breiten Straße läuft

die Bäckerstraße, welche vom breiten Thore nördlich abbiegt. Es iſt dieß die längſte Straße der Stadt, und ſie vereinigt ſich an ihrem weſtlichen Ende mit der Marktſtraße. Eine Fortſetzung beider iſt die Frankenberger Straße, welche bis zur Frankenberger Kirche an das weſtliche Ende der Stadt führt. — Die Bauart der Häuſer iſt ſehr verſchieden. Das hohe Alter der Stadt verräth ſich noch durch manche Gebäude und deren Verzierungen.

Die Zahl der Häuſer betrug im Jahre 1828 gerade 1021, die der Einwohner 5722.

Unter den Nahrungszweigen der Stadt ſteht noch immer der Bergbau oben an, wiewohl Goslar keinen unmittelbaren Antheil an demſelben mehr hat. Mittelbar indeſſen genießen viele Bürger die Vortheile des Bergbaues. Die Erze der eilf Gruben des Rammelsberges, welche auch für Fremde nicht ſchwer zu befahren ſind, werden ihrer Härte wegen durch Feuer gewonnen, wozu jährlich 7000 Malter Holz verbraucht werden. Der jährliche Ueberſchuß beim Bergbau wird auf 60 bis 70,000 Thlr. angegeben. Als die Stadt noch im Beſitze ihrer Gruben war, wurden im Jahre 1800 auf dem ſeitdem eingegangenen Vitriolhofe des Rathes 3000 Centner grünen, 100 Centner weißen Vitriols und 300 Centner Alaun bereitet. Ein alter Zwinger iſt zu der Hagelgießerei des Herrn Oberfactors Cramer von Clausbruch verwandt. Die Kupferſchmiede der Stadt verarbeiteten ehedem jährlich 800 bis 1000 Centner Kupfer. Dieß hat indeſſen abgenommen, ſeitdem man angefangen hat, auf der Ockerhütte auf Koſten der Regierung Kupferarbeiten zu fertigen und einzeln zu verkaufen. Auch werden daſelbſt, auf der Meſſinghütte, Klavierſaiten verfertigt.

Zum Aufbewahren und Verkaufe der Producte des Rammelsberges ſind in Goslar zwei Factoreien, von deren Ertrage nach dem Geſetze der Communion Hannover ⅔ und Braunſchweig ⅓ erhält. Der Rammelsberg beſchäftigt etwa 200 Bergleute, ſowie viele Fuhrleute, welche ihren Wohnſitz in der Stadt haben. Außer andern Bergofficianten wohnen hier der Oberbergmeiſter, der Zehntner, die Oberfactoren und der Oberförſter. Die Hüttenofficianten wohnen bei ihren Hütten, die übrigen beim Bergwerke Angeſtellten am Rammelsberge. Einer der ſtädtiſchen Aerzte bezieht als Bergmedicus Gehalt, einer der Chirurgen als Bergchirurgus, eine der Apotheken, deren es zwei in Goslar giebt, liefert auf Koſten der Bergcaſſe die den Bergleuten verordneten Arzneimittel. Auch eine königl. Eiſenfactorei befindet ſich in Goslar.

Noch immer nicht unergiebig ſind die Stein- und Schieferbrüche der Stadt. Ein Steinbruch iſt am ſogenannten Sudmer- (eigentlich Sudburger) Berge. Die Rathsſchieferbrüche am Hohen-

kehl, welche bereits seit 700 Jahren bearbeitet werden, liefern noch immer schöne, blaue Steine, welche weitumher versendet werden. Zwei kleinere Schieferbrüche liegen am Nordberge auf braunschweigischem Boden, und gehören der herzoglichen Cammer, welche sie verpachtet.

Von sonstiger Industrie in Goslar ist noch Folgendes bemerkenswerth: 1 Tapetenfabrik, 1 Spielkartenfabrik, einige Tabacks- und Lederfabriken, Leimsiedereien, Seifensiedereien, 1 Ziegelbrennerei in der Nähe, 10 Oelmühlen, 6 Mahlmühlen, 1 Papier- und 1 Sägemühle. Die Branntweinbrennereien sollen jetzt sehr abnehmen. Es finden sich ferner in Goslar vier Schnittwaarenhandlungen, viele Materialwaarenhandlungen; Oel-, Frucht-, Gemüse- und Wollhandel ist nicht unbedeutend. Von dem Ruhme der Gose verlautet nichts mehr; die ganze städtische Brauerei ist seit 1840 verpachtet. Der Ackerbau Goslars ist weniger bedeutend; besser wird von Jahre zu Jahre der Garten- und Obstbau.

Goslar ist der Sitz eines Steuerkreises nebst einer Hauptreceptur und vier städtischen Licentbeamten. Ferner ist hier ein Postamt, ein Stadtphysikus, ein Landphysikus und ein Stadtchirurgus.

Der Stadtverfassung von 1816 gemäß übt der Magistrat die Criminaljustiz bis zu sechswöchentlicher Gefängniß- und 50 Thaler Geldstrafe aus. Administration und Justiz sind geschieden. Der erste verwaltende Bürgermeister ist zugleich Polizei-Director, der zweite Director des Stadtgerichts. Zum Magistrate gehören noch zwei Stadtrichter, ein Syndicus, ein Cämmerer, zwei Senatoren, ein Stadtgerichtssecretair, ein Auditor und ein Registrator. Die Cämmerei hat bedeutende Hülfsmittel, welche in der Einnahme von 11,074 Morgen Waldung, von Schieferbrüchen, von einer Kalk- und Ziegelbrennerei, von 500 Morgen Acker- und Wiesenlandes, von vier Schäfereien, von Mühlen, Häusern, Gärten u. dgl. bestehen.

Wir nähern uns jetzt dem Markte. Hier steht das alte, ehrwürdige Rathhaus, ein massives Gebäude im Geschmacke des zwölften Jahrhunderts, dessen Vorderseite auf acht gewölbten Bogen ruht. Am Markte ist ferner die sogenannte Worth, jetzt als Gasthof „die Kaisersworth" genannt. Es war früher das Gildenhaus der Gewandschneider, niemals aber ein Absteigequartier der Kaiser, welche ihren Pallast hatten. Dieser stand noch bis 1288 oder 1289, und 1253 war zuletzt ein Kaiser in Goslar, wie wir oben schon erwähnt haben. Immer aber bleibt die Worth ein merkwürdiges Gebäude, an dessen Fronte in den Zwischenräumen der Fenster acht Standbilder der Kaiser in Lebensgröße, in Harnisch gekleidet und den Reichsapfel in der Hand haltend, stehen. Gleich

empfehlungswürdig, wie dieser Gasthof, ist für die Reisenden der Gasthof zum römischen Kaiser, nicht weit von der Worth. Ansehnlich ist auch das Communion-Zehent-Gebäude am Markte.

Wir wandern nun zum Kaiserbieke oder Kaiserbeete an der Südseite der Stadt. Hier in der Nähe des Domplatzes steht von dem vormaligen Kaiserpallaste noch der unscheinbare Rest eines Nebengebäudes, das Kaiserhaus noch immer genannt. In der Nähe steht auch die ansehnliche Caserne für die Garnison.

Das geistliche Ministerium besteht jetzt aus zwei Predigern an der Marktkirche, ein Prediger an der St. Stephanikirche, ein Prediger an der Frankenberger Kirche und zwei Gehülfspredigern. Einer der älteren Geistlichen ist Stadtsuperintendent. Die Reihenfolge der Superintendenten seit der Reformation ist folgende: 1) Amandus, 2) Paulus a Rhoda, 3) Wiedensee, 4) Heßhusius, 5) Grossehans, 6) Holzhausen, 7) Bünting, 8) Trautmann, 9) Nakenius und 10) Georg Henrici, der jetzige, als Redner, Dichter und philosophischer Schriftsteller, ausgezeichnete Herr Superintendent, welcher in diesem Jahre 1842 sein 25jähriges Amtsjubiläum gefeiert hat. Indessen ist hier zu bemerken, daß im siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte in Goslar keine Superintendenten waren, sondern nur die zeitweiligen Senioren an der Spitze der Geistlichkeit standen. Die drei letzten Exhoren gehören daher der hannoverschen Zeit an. Die Pfarrstellen Goslars werden übrigens vom Magistrate besetzt. — Auch eine katholische Kirche befindet sich jetzt in Goslar. Es wurde nämlich der katholischen Gemeinde im Jahre 1803 die St. Jacobi-Kirche eingeräumt, und mit dieser Parochie die Capellanei des nahen Klostergutes Riechenberg verbunden. Der katholische Pfarrer und der Capellan wohnen in Goslar.

Was das Schulwesen Goslars betrifft, so ward eine besondere lateinische Stadtschule schon zur Zeit der Einführung der Reformation neben der Münsterschule errichtet, und es sind von Zeit zu Zeit ausgezeichnete Lehrer an dieser Schule gewesen. Doch in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gerieth die Anstalt in Verfall, und hob sich erst wieder zu des Rectors Gehrich Zeit. Zur preußischen Zeit ward eine höhere Bürgerschule aus dem bisherigen Lyceum, und die Gehalte der Lehrer wurden ansehnlich verbessert. Seit mehreren Jahren befinden sich sämmtliche Knabenschulen Goslars in Einem Gebäude, welches die Stadt angekauft und eingerichtet hat. Gegenwärtig ist die vormalige höhere Bürgerschule ein Progymnasium. Auch eine höhere Töchterschule ward zur preußischen Zeit errichtet, und die bisherigen Opferschulen, vier an der Zahl, wurden in eine Elementarschule für Knaben und eine Elementarschule für Töchter verwandelt, deren jede drei Classen und zwei Lehrer hat. Beiden ist ein Inspector vorgesetzt, welcher besonders den Religionsunterricht

ertheilt. Im Waisenhause ist eine Industrie- und Freischule für arme Kinder. Die Katholiken haben ihre besondere Elementarschule. Die sämmtlichen Schulen Goslars stehen unter der Aufsicht eines Schulcollegii, welches von Dohm errichtet hat. Dieses besteht aus zwei Magistratspersonen, zwei Predigern und zwei Lehrern des Progymnasii, nämlich dem zeitweiligen Rector und Conrector.

Gelegenheit zu Vergnügungen und angenehmer Unterhaltung finden die höhern Bürgerclassen in verschiedenen Clubbs, einer Gartengesellschaft, Theegesellschaften, zuweilen in Concerten und jetzt auch im Theater, wozu 1841 das vormalige Marstallsgebäude sehr zweckmäßig eingerichtet worden ist. Erst in diesem Herbste 1842 ward das neue Theater eingeweiht, wozu der Herr Superintendent Henrici einen ansprechenden Prolog gedichtet hatte. Auch ein Singverein besteht in Goslar, welcher sich 1841 bei einem auf der alten Reichsfeste Harzburg veranstalteten Singfeste besonders auszeichnete. Der hier gestiftete Missionsverein verbreitet sich zugleich über die Umgegend. —

Die jetzigen vier Parochial-Kirchen Goslars bedürfen noch einer besondern Beschreibung. 1) Die Haupt- und Marktkirch, SS. Cosmae und Damiani ehedem S. Nicolai, welche noch in einem alten Kirchenwappen in der Mitte der beiden heiliggesprochenen Aerzte dargestellt ist, zeichnet sich durch ihr Alter aus. Der Thurm dieses in gothischem Style gebauten Gotteshauses hat zwei Spitzen, und gewährt eine köstliche Aussicht. Schon 1009 findet die Marktkirche in der Geschichte eine Erwähnung, denn hier war es, wo der Freund Kaiser Heinrich II., Meinwercus, zum Bischofe von Paderborn geweihet wurde. Die Dotation der Kirche ward von den adligen Familien von Walmoden und von der Gowische im Laufe der Zeit vermehrt. Früher standen an dieser Kirche drei Prediger. Die dritte Stelle ward schon 1793 eingezogen. Für die ehemaligen Sitzungen des städtischen Consistorii war hier ein besonderes Lokal, in welchem während der letzteren Jahre die Bibliothek dieser Kirche, bestehend aus alten Büchern des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, aufbewahrt wurde. Gegenwärtig sind diese Bücher (1841) in ein neu gebautes Zimmer derselben Kirche gebracht, und die Consistorial-Stube ist zum städtischen Archive eingerichtet worden, welches jetzt geordnet wird. — 2) Die St. Stephani-Kirche, erbaut nach dem Brande 1728 vom Baumeister Köppel aus Hannover im Style der vom Baumeister Mitta aus Mailand in dem nahen Kloster Granhof gebauten Kirche, ward vor wenigen Jahren geschmackvoll renovirt. 3) Die Frankenberger- oder St. Petri- und Pauli-Kirche ward erbaut, als die St. Augustini-Capelle die Bergleute nicht mehr fassen konnte, und war schon 1208 zur Zeit des Bischofs Udo von Hildesheim eine Parochialkirche. Vor einigen Jahrzehenten mußte der Thurm dieser Kirche abgenommen werden. Dennoch ist das schöne

Geläute, der hohen Lage der Kirche wegen, durch die ganze Stadt vernehmlich. 4) Die katholische St. Jacobi-Kirche ist dadurch merkwürdig, daß in ihr 1521 zuerst das lautere Evangelium verkündigt wurde.

Die Synagoge der Juden, welche eine solche schon 1610 in Goslar besaßen, ist gegenwärtig auf der Bäckerstraße.

Von den ehemaligen Klöstern besteht noch Neuwerk und das Frankenbergs-Kloster, wiewohl nicht mehr nach ursprünglicher Stiftung. Neuwerk ist jetzt eine Versorgungsanstalt für Töchter aus dem höhern Bürgerstande. Es liegt zwischen dem Rosen- und Vilsthore. Die Priorin und eilf Conventualinnen haben hier freie Wohnung und Unterhalt, sowie auch eine bestimmte Geldeinnahme. Die Präbendisten halten sich zur Marktkirche, wo sie eine Priesche haben. Vor der Stiftung dieses Klosters war hier eine villa romana, welche wahrscheinlich Kaiser Friedrich I. verschenkte. Das hier gestiftete Kloster wurde bald sehr reich. Noch vor 1188 erhielt es auch das neuangelegte Gut in Ole oder Ake, den jetzigen Oblhof, welcher noch unter goslarscher Gerichtsbarkeit steht. Er liegt etwa ½ Stunde nördlich von der Stadt. Durch ein kaiserliches Privilegium von 1188, welches der Pabst 1193 bestätigte, ward das Kloster exemt, und sodann die Schirmvogtei über dasselbe dem Rathe zu Goslar übertragen. Neuwerk besaß früher das Patronat der Jacobi-Kirche, deren Pfarrer in der noch vorhandenen, ehrwürdigen Klosterkirche predigte. Auch besetzte das Kloster die Pfarren in Groß-Flöthe und Flachsstöckheim im Hildesheimschen. Gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts ward das Kloster in Goslars Ringmauern aufgenommen. Vorher führte aus dem Kloster ein eignes Thor in die Stadt, durch welches die Aebtissin Antonia 1205 Otto's IV. Krieger in die Stadt gelassen haben soll. Das Thor nach Außen hieß das Burgthor, indem die vormals hier stehende Villa eine Festung bildete. Das Kloster verarmte durch langwierige Prozesse mit Herzog Julius und seinem Nachfolger (1572 bis 1604), und erhielt erst 1689 den ihm vorenthaltenen Oblhof wieder zurück. Die Reformation nahmen die Nonnen erst 1577 an. Gegenwärtig wird ein Theil der Einkünfte dieser Anstalt für die höhere Töchterschule verwandt.

Auch das Frankenbergsche Kloster besteht noch, freilich nicht mehr als Reinigungsanstalt von Marien-Magdalenen-Schwestern; denn der gegenwärtige Probst ist ein braunschweigischer Officier. Das Kloster ist nämlich braunschweigisch, wiewohl es innerhalb der Ringmauern der Stadt liegt. Schon 1268 besaß es 43 Hufen Landes. Um 1260 bis 1270 ward es in die Ringmauern Goslars gezogen. Im Jahre 1568 nahm es das augsburgsche Bekenntniß an. Es blieben die Plätze eines Priors, einer Domina und von vier Conventualinnen, welche vom Herzoge von Braunschweig vergeben wurden.

Probſt war gewöhnlich der Generalſuperintendent zu Seeſen, welcher auch im Kloſter ſeine Zimmer hatte. Im Jahre 1838 wurde das Kloſtergebäude an den Herrn Förſter Schwickard verkauft. Seitdem ſind hier keine Kloſterperſonen mehr. Die jetzige Domina befindet ſich in Braunſchweig.

Von den eingezogenen beiden Hauptſtiftern, dem Domſtifte und St. Petersſtifte, bemerken wir noch Folgendes:

1) Das Domſtift (oder SS. Simonis et Judae) kann hier nicht genau beſchrieben werden, da ein Blick in die Geſchichte deſſelben zu umfaſſend ſein würde. Die alte Münſterkirche ward vor zwanzig Jahren niedergeriſſen, ſo daß von dem Dome nur noch ein kleiner Reſt, die von Fremden vielbeſuchte Domcapelle ſteht. An der Vorderſeite derſelben lieſt man: Propylaeum aed. cathedr. tuendis antiq. Germ. monimm. instaur. A. D. MDCCCXXIII. Wir treten in die ehrwürdige Halle ein. Da ſehen wir zuvörderſt jenen merkwürdigen Crodoaltar, über deſſen Aechtheit oder Unächtheit, Herkunft und urſprüngliche Beſtimmung bereits ganze Bücher geſchrieben ſind. So viel iſt gewiß, daß man das hohe Alter ihm nicht abſtreiten kann. Außer dieſem wichtigſten Denkmale ſehen wir hier einen Sarg mit einem ſteinernen Bilde, die Ränder des Kaiſerſtuhls, das Diplom Joſephs II. über die Verleihung eines Ehrenkreuzes an die Domherren, verſchiedene Glasmalereien aus dem ſechzehnten Jahrhunderte, vier Leichenſteine der Familie von Schwicheldt, einen Grabſtein aus Schiefer, die Kreuzigung Chriſti, wie ſolche auf dem hohen Chore geſtanden, einen kleinen Altar, eine gothiſche Verzierung in Form eines Kreuzes, gewirkte Gemälde, welche hinter den Domherrnſtühlen geweſen, ſieben Säulen, die im Gewölbe unter der Kirche geweſen, zwei Altarblätter und einen gekreuzigten Chriſtus mit dem ausdrucksvollſten Antlitze. Dies vormalige hochberühmte Stift, eine Pflanzſtätte für Biſchöfe und Erzbiſchöfe, bedarf einer beſondern Beſchreibung.

2) Eben ſo verhält es ſich mit dem St. Petersſtifte, deſſen Hauptgebäude ſchon 1527 zerſtört wurden. Die mit ihm in Verbindung ſtehende St. Catharinen-Capelle iſt ſeit Aufhebung des Stifts nicht mehr gebraucht worden. In ihr hielten zuletzt die 1566 proteſtantiſch gewordenen Chorherren ihre Chorſtunden. Auch aus dieſem Stifte ſind mehrere Biſchöfe hervorgegangen.

Das vormalige St. Georgenbergs-Kloſter, deſſen Gebäude gleichfalls 1527 zerſtört wurden, ward ſpäter nach Grauhof, eine halbe Stunde von Goslar, verlegt; aber auch dieſes Kloſter iſt zur preußiſchen Zeit aufgehoben worden. Die Geſchichte der Schickſale des St. Georgenbergs-Kloſters, welches auf einer Anhöhe an der Nordſeite der Stadt lag, iſt vielfach anziehend.

3) Das erwähnte Kloster zum heiligen Grabe, welches 1527 mit dem zuletzt genannten gleiches Schicksal hatte, lag vor dem Liebfrauenthore, wo jetzt Gärten sind. Die Stelle der alten Grabgewölbe fand man 1830 bei Planirung eines Platzes. Es gehörte dies Kloster dem Johanniter-Orden, und hatte eine längere Zeit hindurch blühende Schulen.

Größtentheils verschwunden sind folgende kirchliche Gebäude, deren die Geschichte erwähnt:

1) Das Carmeliter-Kloster, nur in einer Chronik erwähnt; 2) das Eremiten-Kloster in der Münzstraße, schon 1017 durch Nennung einer Eremitenstraße erwähnt, — verschwunden; 3) das Kloster der Prediger-Mönche, schon 1297 erwähnt, — wahrscheinlich die jetzige Superintendentur; 4) das Kloster der Trollmönche, 1530 dem Johanniter-Orden eingeräumt; — der sogenannte Trollmönch ist das jetzige städtische Gefängnißhaus; 5) die St. Thomaskirche, abgerissen; 6) die Augustini-Capelle, abgerissen; 7) die Marien-Capelle, verschwunden; 8) die Kirche zu unserer lieben Frauen beim Kaiserhause, verschwunden; 9) die St. Nicolai-Capelle beim Clausthore, nicht mehr vorhanden; 10) die Egidii-Capelle, — verschwunden; 11) die St. Ulrici-Capelle, später ein Gefängniß um 1622; 12) die St. Viti-Capelle, schon 1390 verfallen, 1572 an Corvei verkauft; 13) die St. Marci-Capelle beim Schneiderthurme, verschwunden; 14) die St. Cäcilien-Capelle an der Kornstraße, 1571 dem Rathe überlassen vom Kloster Walkenried, — verschwunden; 16) die St. Andreä-Capelle im Käperhagen, — verschwunden; 17) die St. Marien-Magdalenen-Capelle auf der Glockengießerstraße, — verschwunden; 18) die St. Johannis-Capelle im Bergdorfe, 1527 zerstört; 19) die St. Daniels-Capelle an der Südseite des breiten Thors, 1506 vom Dome an den Rath verkauft; 20) Eine Capelle vor dem breiten Thore für Pilger und Fremde, verschwunden; 21) Die Kirche des Dorfes Sudburg, später vom Petersstifte abhängig, — verschwunden; 22) das Ludwigs-Hospital, 1274 von Beghinen bewohnt, verschwunden; 23) das St. Elisabethen-Haus oder das deutsche Haus, welches 1546 von der Ballei Sachsen verkauft, und dann zum Gebäude der Stadtschule eingerichtet wurde. Jetzt steht an dessen Stelle ein neues Haus.

Endlich werfen wir noch einen Blick auf die milden Stiftungen und das Armenwesen Goslars. 1) Das St. Annenhaus an der Südostseite der Stadt, 1494 von den edlen Gebrüdern Geismar gestiftet, versorgt alte, im Dienste bei Goslars Bürgern ergraute Mägde. 2) Das kleine heilige Kreuz neben der Frankenberger Kirche, dessen Stiftungszeit unbekannt ist, dient gleich-

falls zur Unterstützung alter Personen. 3) Der St. Pancratii- oder Siechhof, östlich von der Stadt, erfüllt seine ursprüngliche Bestimmung als Domus leprosorum nicht mehr. Die noch vorhandene, 1750 neugebaute Kirche wird jetzt wenig benutzt. 4) Das Brüdern-Kloster (vormals Franciscaner-Kloster) ward 1632 für vierzehn alte Leute bestimmt, und 1706 dessen Kirche renovirt, welche jedoch vor mehreren Jahren abgebrochen ist. Die Hospitaliten dieser Anstalt, sowie des Siechhofes haben ihre Wohnungen im 5) großen heiligen Kreuze oder St. Johannis-Hospitale. Dem gesammten Armenwesen ist seit 1811 ein Armen-Collegium vorgesetzt, welches auch die Aufsicht über das Waisenhaus führt.

Zum Schlusse theilen wir noch die Sage über die Clus am Petersberge mit:

Seht ihr dort zur Ferne ragen
Das Gestein, genannt die Clus?
Goslars Bürger, euch zum Gruß
Mag des Sängers Lied es sagen,
Wie in grauer Vorzeit Tagen
Zu Mariä hehrem Ruhm
Ward geweiht dies Heiligthum.

Agnes, die zur Welt geboren
Jenen Heinrich, der so hart
Vom Geschick gegeißelt ward,
Ging dereinst ein Schatz verloren,
Den zur Lust sie sich erkoren, —
Edelsteine, groß an Werth
Und mit Goldschmuck reich beschwert.

Lang' im Kaiserhauf' vergebens
Sucht sie das verlorne Gut,
Und auf ihrem Gemmer ruht
Der Verdacht des Räuberstrebens,
Und er büßet mit des Lebens
Schmählichem Verlust die That,
Nach der strengen Agnes Rath.

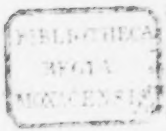
Aber nah' dem Kaiserschlosse
Stand ein alter Lindenbaum,
Weit beschattend dort den Raum.
Hier auf ringsumgrünten Sprosse
Sieht sie aus dem Kaiserschlosse,
Demantglanz in Sonnengluth
Bei des Raben junger Brut.

Und ſie ſendet hin zur Linde,
Die der Sonne Glanz umfloß
Einen Diener aus dem Troß,
Nimmer ahnend, was er finde.
Aber weh'! die Wucht der Sünde
Faßt ſie, als er heimwärts kehrt,
Mit dem ſeltenen Schatz beſchwert.

Da gelobt ſie, ſich zur Sühne,
Heil'ge Jungfrau, dir zum Ruhm
Auszuhau'n ein Heiligthum
In der nahen Felslawine,
Wo mit ſtiller Büßermiene
Prieſter um den Altar ſteh'n,
Täglich zu Maria fleh'n.

Doch es labet Seelenfrieden
Agnes nicht, ob auch zur Klus
Glanzvoll ſich erheben muß
Peters reiches Stift. Der Müden
Winkt der Ruhe Port hienieden,
Nur in Welſchlands Kloſtergrab,
Dort ſinkt ſie den Pilgerſtab.

E. C.



Die Sage von dem Tannheuſer.

In ſtürmiſchen Winternächten, wenn Schneeflocken vom Himmel fallen, oder wie der Thüringer Landmann und Dorfbewohner ſpricht, „Frau Holle ihr Bett ausſchüttet", ſieht der Volksglaube den wilden Jäger heraufſteigen aus der Tiefe des Hörſelberges, und hoch in den Lüften ſtreifen durch den Thüringerwald, begleitet von allerlei wunderſamen Geſtalten zu Fuß und zu Roß, oft auf dreibeinigen Pferden, oft den Kopf unter dem Arm, oft das Geſicht auf dem Rücken oder die Beine auf der Achſel. Wem aber der Zug begegnet, den warnt ſich ſeitwärts zu wenden, oder ſich niederzuwerfen, ein alter Mann mit weißem Haar und einem weißen Stabe in der Hand, der getreue Eckard geheißen. Wenn aber der Tag graut, und der tolle Spuk wieder hineingefahren in den Hörſelberg, dann ſitzt der Alte Tag und Nacht in der düſtern Felſenſpalte, jeglichen warnend, der hinein will in den Berg und zu dem Hofe der Frau Venus, um für irdiſche Luſt die ewige Seligkeit zu opfern.

Unbeachtet aber ließ ſolche Warnung ein edler Rittersmann aus Franken, der weit und breit umhergezogen und manches Abenteuer beſtanden. Er wollte nach der Wartburg, wohin er eingeladen worden von dem Landgrafen Hermann, um dem bekannten Wettkampf der Sänger beizuwohnen, der dort beſtanden ward von Heinrich von Oſterdingen, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eſchenbach und Anderen. Als er nun an dem Hörſelberge vorüberkam, gewahrte der fränkiſche Rittersmann an der Felſenpforte ein Frauenbild von wunderſamer Schönheit, leicht und lockend gekleidet, und aus der Tiefe des Berges vernahm er ſüßer Lieder Schall, die ſeine Sinne alſo bethörten, daß er, des treuen Eckarts Warnung ungeachtet, hinabſtieg in die Tiefe des Hörſelberges. Es war Frau Venus, die ihn alſo verlockte, daß er in ſchnöder Sinnlichkeit Feſſeln dort ein ganzes

Jahr verlebte. Endlich aber übersättigt und gleichgültig gegen die Reize der Zauberin, ergriff ihn unbezwingliche Sehnsucht, jenen Ort der Sünde wieder zu verlassen. Dagegen aber sträubte sich Frau Venus gar sehr, entließ ihn aber doch endlich, als er ihr gelobte wiederzukehren, dafern es ihm nicht gelänge, Vergebung zu erlangen wegen seines sündhaften Wandels. Da entließ ihn Frau Venus gar traurig. Als nun der Ritter herausgetreten aus dem Hörselberge, begab er sich nach Rom zu dem Pabst Urban, und sank vor ihm nieder und küßte ihm die Füße, und beichtete seine schwere Schuld. Aber der Pabst entrüstete sich gar sehr, und ließ ihn hart an. Da hielt Urban einen weißen Stab in der Hand, den erhob er und sprach: „Siehe, so wenig dieser dürre Stab grünet, so wenig hast du Vergebung zu hoffen bei Gott und den Menschen!"

So harte Worte bewegten den armen Ritter gar tief, und als sein Bitten vergeblich blieb, ihm doch nur ein Jahr Zeit zu gönnen zur Reue und Buße, da zog er, bekümmert und an Gott und seinen Heiland verzweifelt, wieder zurück den weiten Weg, und begab sich in den Hörselberg, gar freundlich empfangen von der Frau Venus, die dort sehnsuchtsvoll seiner geharrt. Es geschah aber, daß nach dreien Tagen der Stab des Pabstes Urban zu grünen anfing. Erschüttert über dies Wunder der ewigen Gnade, sandte der heilige Vater seine Boten in alle Lande der Welt, um den Ritter zurückzurufen und ihm zu verkünden, daß der Himmel dem Reuigen verziehen. Er war aber nirgends zu finden, und mußte in dem Hörselberge bleiben bis an der Welt Ende. Noch lange ging die wundersame Mähr von dem Tannheuser, wie jener Rittersmann geheißen, unter dem Thüringervolke von Munde zu Munde.

Heinrich Döring.

Inhaltsverzeichniß des ſiebenten Bandes.

Pagina.

Eiſenach, von Ludwig Storch . . . . . 5.
Schloß Lohra und ſeine Umgebungen, von C. Duval . . . . . 17.
Friedrichslehra, von C. Duval . . . . . 41.
Das ehemalige Stift Zchaburg, von Heſſe . . . . . 47.
Die Ebersburg, von Aemilianus . . . . . 61.
Schloß und Domaine Bendelſtein, von Rebe . . . . . 65.
Hülfensberg bei Geismar, von Aemilianus . . . . . 74.
Lauterberg, von C. Duval . . . . . 81.
Hannecke bei Ratza, von Schwerdt . . . . . 87.
Ruine Brandenburg, von Schwerdt . . . . . 97.
Schloß Bißenburg, von Rebe . . . . . 107.
Bodfeld, von C. Duval . . . . . 112.
Der Landgraben, von C. Rümpler . . . . . 117.
Joſephshöhe auf dem Auerberge, von Schönichen . . . . . 123.
Conradsburg, von C. Duval . . . . . 132.
Sage von der Burgmühle bei der Aſcanienburg, von Schönichen . . . 140.
Sage vom Bader an der Saale, von Heinrich Döring . . . . . 144.
Plaue und die Ehrenburg, von Max von Oehr . . . . . 145.
Das Bodethal mit der Roßtrappe, von Schönichen . . . . . 153.
Hiſtoriſcher Nachtrag dazu, von demſelben . . . . . 164.
Sage von dem Teufelsſtein bei Themar, von Heinrich Döring . . . 169.
Harbegſen, von Belani . . . . . 176.
Sage vom Raben zu Merſeburg, von Schönichen . . . . . 190.
Harzburg, von Hohbohn . . . . . 193.
Sage von der Ilmnixe, von Heinrich Döring . . . . . 199.
Eisleben, von C. Duval . . . . . 202.
Kloſter Volkmarode, von Storandt . . . . . 223.
Königſee, von Heſſe . . . . . 232.
Die Baumanns- und Bielshöhle, von Schönichen . . . . . 243.
Das ehemalige Kloſter Göllingen, von Heſſe . . . . . 254.
Der Inſelsberg, von Ludwig Storch . . . . . 270.
Erfurt, von Friedrich von Sydow . . . . . 282.
Ilmenau und Elgersburg, von Storch . . . . . 312.
Goslar, von C. C. . . . . 329.
Die Sage von dem Tannhäuſer, von Heinrich Döring . . . . . 348.

Schluſs-Wort.

Triftige Gründe veranlaſſen den Herrn Verleger, das Werk Thüringen und der Harz mit dem 42. Hefte vorläufig für geſchloſſen zu erklären. — Leider haben mehrere Artikel in dem Werke nicht erſcheinen können, welche nach der Ueberzeugung des Unterzeichneten eigentlich nicht fehlen durften. Die Urſachen von dieſem Mangel ſind folgende: 1) Häufte ſich der Stoff zu dem Werke während des Druckes weit mehr, als vorher zu berechnen war. 2) Wurden manche Artikel in der Bearbeitung wohl etwas mehr ausgedehnt, als es hätte geſchehen ſollen, und endlich 3) blieben mehrere der Herren Mitarbeiter ihre zugeſicherten Beiträge ſchuldig. — Im Bewußtſein dieſer Unvollkommenheit haben ſowohl der Herr Verleger, als der Unterzeichnete die beruhigende Ueberzeugung, keine Koſten und Bemühungen geſpart zu haben, um mit dieſem gemeinnützigen Werke, den darauf gerichteten Erwartungen nach Kräften zu genügen, und ſowohl die in vielen öffentlichen Blättern kund gegebene Anerkennung, als auch die ſich bis zum Schluſſe bei der Mehrzahl der Intereſſenten rege erhaltene Theilnahme, geben den erfreulichen Beweis, daß das Unternehmen nicht mißlang. Sämmtlichen geehrten Herren Mitarbeitern, deren Mehrzahl, gleich den Unternehmern, mit ausdauernder Luſt und Liebe thätig war, und den Bau des patriotiſchen Werkes mit gelungenen und werthvollen Geiſteserzeugniſſen förderte, ſo wie Allen, die,

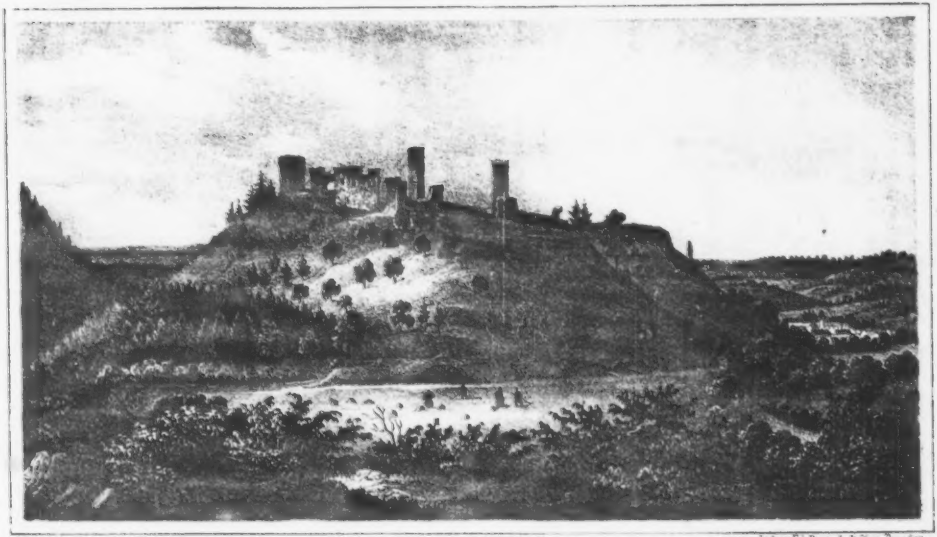
nahe und fern, mit ermunternder ausdauernder Theilnahme demselben geneigt blieben, sei hiermit der verbindlichste Dank gesagt.

Sollten sich die bereits eingegangenen Wünsche, die dem Werke noch fehlenden Artikel nicht unbeachtet zu lassen, noch vermehren, so ist die Verlagshandlung nicht abgeneigt, sowohl die noch vorhandenen Materialien, als auch überhaupt die noch nicht berührten beachtenswerthen Punkte, in einem Supplementbande zum Druck zu fördern, und wird zur Zeit davon die nöthige Anzeige machen. Ueberhaupt schmeichelt sie sich mit der Hoffnung, daß der noch auf dem Lager befindliche Vorrath des Werkes recht bald den gewünschten Absatz finden und das Werk im Allgemeinen auch für die Folge der lebhaften Anerkennung und Theilnahme sich erfreuen wird, da es unter diejenigen Schriften gehört, deren Inhalt nie veraltet, vielmehr als vaterländisches Geschichts-Archiv für die spätesten Generationen noch seinen vollen Werth behält.

Sollten sich — wie es wohl bei einer so vielumfassenden Arbeit möglich ist — hier und da kleine Irrungen eingeschlichen haben, so wird der Unterzeichnete deren Bemerkung mit dem größten Danke annehmen, und zur Berichtigung in einem hoffentlich erscheinenden Supplementbande sammeln. Für jetzt bittet derselbe deshalb um freundliche Entschuldigung und empfiehlt sich Allen, mit denen ihn das Redactionsgeschäft dieses Werkes in sehr schätzenswerthe nähere Verbindung brachte, zu fortwährendem freundlichen Andenken.

Sondershausen, im December 1842.

Friedrich von Sydow.



Nach d. Natur gez. v. J. H. Rottmann. 78.

Lith. v. Ed. Pietsch & Co. in Dresden.

Die Brandenburg.

Alphabetisch geordnetes Register von dem Inhalt des ganzen Werkes.

	Seite.	Band.
Allstädt (Stadt und Schloß)	186.	I.
Altenstein	206.	I.
Altenstein (Sage vom)	41.	II.
Andreasberg	59.	IV.
Arnstadt	206.	VI.
Augustenburg (bei Arnstadt)	169.	V.
Bader (der, an der Saale) Sage	144.	VII.
Ballenstädt	203.	I.
Baumannshöhle	243.	VII.
Becher der Familie von der Asseburg (die drei)	57.	III.
Beerberg (der große, und der Schneekopf)	80.	VI.
Beichlingen (Schloß)	49.	V.
Bielshöhle	243.	VII.
Blankenburg (Schloß im Schwarzburgischen)	171.	I.
Blankenburg (am Harz, Stadt und Schloß)	53.	II.
Bodenstein (Schloß)	5.	V.
Bodethal (das, mit der Roßtrappe)	153.	VII.
Bodfeld	112.	VII.
Bornstedt (Schloß und Herrschaft)	96.	VI.
Bremberg (und Königsberg)	232.	V.
Brocken (der)	5.	IV.

	Seite.	Band.
Brocken (Sage von demſelben)	28.	IV.
Brotterode	268.	IV.
Buchfahrt	169.	I.
Burgau (Schloß)	140.	V.
Burgmühle (die, bei der Ascanienburg)	140.	VII.
Burgſcheidungen	145.	II.
Caldenborn (Kloſter)	216.	V.
Cattenburg	129.	I.
Clausthal	76.	IV.
Clettenberg	173.	V.
Coburg	67.	I.
Conradsburg	132.	VII.
Crimderode	135.	IV.
Dieburg	94.	I.
Donndorf (Kloſter)	140.	III.
Dorla (die Voigtei)	127.	III.
Dornburg (Stadt und Schloß)	97.	II.
Dreißigacker	247.	VI.
Dürrenberg (Saline)	189.	II.
Ebeleben	241.	III.
Ebersburg	60.	VII.
Eckardsburg	273.	VI.
Eiſenach	5.	VII.
Eisleben	202.	VII.
Elgersburg (ſiehe Ilmenau)	—	—
Engenſtein	119.	III.
Erfurt	282.	VII.
Falkenſtein (der)	49.	III.
Frankenhauſen	146.	IV.
Frankenſcharner Silberhütte	81.	IV.
Friedrichslohra	40.	VII.
Fürſtenbrunnen (der, und der Luthersborn bei Jena)	142.	II.
Georgenſtollen	86.	IV.
Georgenthal	40.	V.
Gersdorffſche Burg bei Quedlinburg	120.	VI.
Gernrode	81.	V.
Giebichenſtein	41.	I.
Gleichen (die, bei Göttingen)	205.	II.
Gleichen (die drei)	206.	V.
Glücksbrunn und Schweina	226.	I.
Gorsleben bei Sachſenburg	166.	III.
Goslar	329.	VII.
Gotha	96.	V.
Göttingen (Kloſter)	254.	VII.
Goſeck	26.	V.
Greifenberg	176.	II.

	Seite.	Band.
Greußen	236.	VI.
Grund	88.	IV.
Hagenrode und Mägdesprung	160.	I.
Hanstein	145.	V.
Hardegsen	176.	VII.
Hardenberg	253.	VI.
Harz (allgemeiner Ueberblick)	XXXI.	I.
Harzburg	198.	VII.
Hannecke bei Natza	87.	VII.
Heldburg	121.	III.
Heldrastein (der)	151.	V.
Herzberg	269.	III.
Himmelgarten	211.	II.
Hohegeis	168.	II.
Hohenstein	1.	I.
Hülfensberg (der, bei Geismar)	74.	VII.
Jechaburg (das ehemalige Stift)	47.	VII.
Jena	63.	III.
Ilfeld (Kloster)	180.	IV.
Ilmenau	312.	VII.
Ilmnize (Sage von derselben)	199.	VII.
Ilsenthal (das)	132.	VI.
Inselsberg	271.	VII.
Josephshöhe	122.	VII.
Kandelaber (der, bei Altenberga)	269.	VI.
Kevernburg	157.	V.
Kiffhausen	193.	II.
Kirchberg	177.	II.
Klingbrunnen (der, und die Wolfsgruben am Hainich)	225.	III.
Königsee	232.	VII.
Krawinkler Steinbrüche (die)	189.	V.
Kreuzzug, der, der Kinder (Sage)	79.	V.
Kühndorf und Rohra	230.	VI.
Kunitzburg	131.	I.
Kunitzburg (Sage davon)	143.	V.
Landgraben, der	117.	VII.
Landsberg	71.	V.
Langensalza	49.	VI.
Lauchstädt	210.	II.
Lauenburg	171.	II.
Lauterbach (das Thal bei)	142.	IV.
Lauterberg	81.	VII.
Leuchtenberg	36.	VI.
Lohra und seine Umgebungen	17.	VII.
Luthersbuche und Luthersbrunnen	36.	II.
Luthart (Sage vom, und der Ilmnize)	133.	II.

	Seite.	Band.
Mallerbach (Dorf und Kloster)	95.	II.
Mansfeld	106.	VI.
Margarethenhöhle (im Rauthale bei Jena)	284.	III.
Markfußra und die Stiftsschule von Ebeleben	259.	III.
Marmorhöhle, die, bei Rübeland	163.	II.
Meisberg, der,	230.	III.
Meiningen	247.	IV.
Memleben (Kloster)	105.	III.
Merseburg	26.	III.
Michaelstein	114.	VI.
Möbisburg	47.	VI.
Mönchpfiffel (Kloster)	94.	III.
Melsdorf	183.	V.
Mühlhausen	5.	VI.
Naumburg	147.	VI.
Naumdorf (Kloster)	166.	II.
Nebra (Stadt und Schloß)	134.	I.
Neuses und der Callenberg	285.	IV.
Nieder-Sachswerfen	136.	IV.
Nonnengespenst (das, zu Gehofen)	237.	V.
Nordhausen	108.	IV.
Oberteich, der,	74.	IV.
Ohrdruff	280.	VI.
Oldisleben	82.	III.
Osterode	5.	III.
Paulinzelle	256.	II.
Petersberg (der hohe, bei Halle)	241.	V.
Plaue und die Ehrenburg	145.	VII.
Quedlinburg	136.	I.
Querfurth	123.	VI.
Questenberg	68.	VI.
Rabe der, zu Merseburg (Sage)	190.	VII.
Rabinswalde	60.	VI.
Rehbergergraben, der,	72.	IV.
Rehbergerklippe, die,	72.	IV.
Reinhardsbrunn	11.	I.
Ringleben (Dorf, mit dem Königsstuhle)	182.	II.
Rosenau, die,	227.	VI.
Roßleben (Kloster)	46.	I.
Roßla	125.	V.
Rothenburg	195.	IV.
Rudelsburg und Saaleck	97.	IV.
Rudelstadt	212.	IV.
Sachsenburg	49.	IV.
Sachsenstein, der,	97.	III.
Salza	140.	IV.

	Seite.	Band.
Sangerhausen	274.	II.
Scharzfels, der, und seine Umgebungen: (Steinkirche, — Einhornloch, — Königshütte, — Römersteine, — Weingartenhöhle)	103.	II.
Scheerenberg	136.	II.
Schleusingen	198.	V.
Schmalkalden	241.	VI.
Schnabelburg, die,	140.	IV.
Schönburg	200.	III.
Schönburg (Nachtrag dazu)	239.	III.
Schulpforta	154.	III.
Schwarzburg	225.	II.
Seelöcher, die,	141.	IV.
Sittichenbach (Kloster)	215.	III.
Sondershausen (Stadt und Schloß)	5.	II.
Spatenberg	89.	III.
Sperberheier Damm, der,	75.	IV.
Staufenburg	55.	I.
Steigerthal	213.	II.
Steinbach	33.	II.
Steinrenner-Hütte	71.	IV.
Stecklenburg	207.	III.
Stiege	271.	IV.
Strausberg	84.	I.
Stolberg (Stadt und Schloß)	243.	II.
Suhl	180.	VI.
Tautenburg, die,	43.	III.
Teistungenburg	42.	VI.
Tenneberg (Schloß, und Waltershausen)	195.	VI.
Teufelsmauer (die, und die Gegensteine)	115.	I.
Teufelsmühle (auf dem Ramberge)	234.	III.
Teufelsmühle (Sage davon)	171.	VII.
Teufelsstein bei Themar (Sage)	169.	VII.
Thüringen (Ueberblick der Geschichte)	X.	I.
Todtenlache (die, bei Rappelsdorf)	91.	VI.
Tretenburg, die,	129.	II.
Vargula (Groß-)	33.	III.
Vitzenburg (Schloß)	107.	VII.
Vogelsteller (Sage von dem verwünschten)	219.	II.
Volkenrode (Kloster)	223.	VII.
Walkenried	100.	I.
Walsberge (die Pflanzungen am)	282.	IV.
Wartburg	77.	II.
Weimar	261.	V.
Wendelstein	65.	VII.
Wiehe	257.	VI.

	Seite.	Band.
Wilhelmsthal	226.	V.
Windberg	180.	II.
Worbis	125.	I.
Zellerfeld	80.	IV.

Anmerkung. Die in dem Prospectus des Werkes angekündigten Sagen, sind mit Ausnahme weniger, in dem Werke geliefert, außer jenen angekündigten, aber noch manche hinzugekommen. Da sie jedoch größtentheils in die beschreibenden Artikel eingewebt sind; erschien es überflüssig ein besonderes Sagenregister anzufertigen; zumal da sämmtliche Sagen durch auszeichnenden Druck bemerkbar gemacht sind.

Bayerische Staatsbibliothek München

Thüringen und der Harz.

Thüringen und der Harz,

mit ihren

Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden.

Historisch-romantische Beschreibung

aller

in Thüringen und auf dem Harz

vorhanden gewesenen und noch vorhandenen

Schlösser, Burgen, Klöster, merkwürdigen Kirchen und anderer Gebäude; Fabrikörter, Bergwerke, Ruinen, Höhlen, Denkmäler, malerischen Gegenden und sonst beachtenswerther Gegenstände aus dem Reiche der Geschichte und Natur.

Suplement-Band,

oder

des ganzen Werkes achter Band.

Sondershausen, 1844.

Druck und Verlag von Friedrich August Eupel.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Nachdem das Werk Thüringen und der Harz mit dem ſiebenten Bande vorläufig geſchloſſen werden mußte, behielt ſich der Herr Verleger (wie im Schlußworte des erwähnten Bandes bemerkt wurde) vor, die Beſchreibungen der noch zurückgebliebenen beachtenswerthen Gegenſtände, in Suplementen nachzuliefern. Der Wunſch, daß dieſes geſchehen möchte, iſt von vielen Seiten ausgeſprochen worden, und deſſen Erfüllung erfolgt daher in nachfolgenden Blättern, theils mittelſt Benutzung des noch vorräthig geweſenen Materials, theils durch neue Bearbeitungen. Leider iſt es nicht möglich geweſen, für alle noch erwähnenswerthe Punkte geeignete und genügende Beſchreibungen zu erlangen; ja es ſind uns ſogar manche für das Werk übernommene Verpflichtungen gar nicht erfüllt worden, was wir zu unſerer Entſchuldigung anzuführen genöthiget ſind, wenn vielleicht, bei unſerem beſten Willen, noch Lücken unausgefüllt bleiben ſollten. Uebrigens tritt wohl häufig der Fall ein, daß Einzelne ſich für manche Punkte beſonders intereſſiren und deß-

halb die Aufnahme derſelben in unſerem Werke für unerläßlich anſehen, während Andere dieſelben keineswegs vermiſſen; indem ſich die Merkwürdigkeiten mancher dieſer Punkte meiſt auf Lokalintereſſen beziehen, welche in einer Chronik allerdings nicht fehlen dürfen, in der mehr auf das Allgemeine gerichteten Tendenz unſeres Werkes aber nicht an ihrem Platze ſein würden. — Abbildungen auch für dieſe Suplemente zu liefern, würde nur mit bedeutender Preiserhöhung ſtatt finden können, welche die Erfahrung zu vermeiden lehrt. Wir übergeben dieſe Suplemente dem Publikum mit dem Wunſche, daß ſie ſich einer gleich freundlichen Aufnahme, als das ganze Werk zu erfreuen haben mögen.

Sondershauſen, im October 1844.

Friedrich von Sydow,
als Redacteur.

Kreuzburg

an der Werra.

Wie ferner Glockenton am ſtillen Sonntagsmorgen klingt in meiner Bruſt dein Name, altes Cruciburgum! Denn wo ſüße, heilige Erinnerungen haften, da bedarf es nicht der Wunder der Natur und Kunſt, ein dankbares, begeiſtrungvolles Herz zu feſſeln. — Und habe ich nicht, ein fröhlicher Bube, den die Mutter gern auf deine Frühlingsmärkte führte, an deinen ſonnenbeſtrahlten Höh'n ſo oft die erſten Veilchen gepflückt? Und ſind nicht die mehr und mehr erſterbenden Winzerfreuden auf deinen ſpärlich gewordenen Rebenbergen Jahre lang das Eldorado meiner kindlichen Wünſche geweſen? Und als der Knabe zum Jünglinge gereift, wie oft iſt er an deiner Liboriuskirche geſtanden und hat dem Werraſtrom, der unter ſeinen Füßen die murmelnden Wellen dahin trug, ſeines Herzens heiße Sehnſucht, die noch keinen Halt und keine Grenze hatte, mitgeſendet! Wie oft hat er ſich in der Freunde fröhlichem Kreiſe, den dein wirthliches Rathhaus unter ſeinem Dach verſammelt, ach, ſo wohl gefühlt! Nun aber iſt der Jüngling zum Manne geworden — und — ja, und auch dem Manne iſt das ſchlichte Kreuzburg lieb und werth geblieben. Und wenn mich die Weiheſtunden eines höheren, geiſtigen Lebens, die ein allgeliebter Ephorus uns dort geſchaffen *), auch noch jetzt in's nahe Städtlein rufen; wenn mich des Amtes Pflicht und des Herzens Drang den ſteilen Schloßberg hinaufführt, bald das entzückte Auge an dem freundlichen Thale zu weiden, das wie ein lachender Garten den Silberfaden der Werra umgrünt, bald eines hochver-

*) Der würdige Herr Superintendent Wollenhaupt zu Kreuzburg hat in dem Fürſtenthume Eiſenach die erſten Prediger-Conferenzen in das Leben geführt.

dienten Ehrenmannes weisem Richterwort zu lauschen *); wenn ich sinnigen Gemüthes in den alten Chroniken blättere, die, gleich einem plaudernden Mütterlein, von den wundersamen Geschichten erzählen, deren Kreuzburg's zerfallende Mauern stumme Zeugen gewesen; wenn die geheimnißvolle Sage, die, eine schillernde Libelle, die Ufer der Werra umflattert, ihr buntfarbiges Spiel vor meinen Blicken entfaltet: — da freue ich mich wohl der Gegenwart, die mit dem nimmer welken Kranze stillen Zaubers und mit dem frisch erblühten jungen Glücks und schmeichelnder Hoffnung über dem lieblichen Thale schwebt; aber aus des Herzens Tiefen drängt sich unwillkührlich doch das Wort der Wehmuth: O du arme Stadt, wie bist du von der sonnumstrahlten Höhe deines Ruhmes und deines Glückes so herabgesunken! Wie sind deine Rebenhügel zu Steinhaufen geworden und deiner Bürger viele durch der Zeiten Ungunst zu der bittern Frage gezwungen: „Was werden wir essen? was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden?!“ Wie ziehen die Wanderer durch deine Gassen und rasten kaum mit einem flüchtigen Blick an deines Schlosses Zinnen und denken nicht daran, daß einst des Landes Fürsten sich in deinen Mauern heimisch fühlten, daß einst ein edler Herzog dich zur hohen Schule hat erkiesen wollen **)!

Dennoch soll es nicht so sein. Der Deutsche soll die Stätten seines alten Ruhmes kennen und beachten. Denn auch die unscheinbare Blüthe birgt oft eine köstliche Frucht. Und wenn die arme Gegenwart des Wanderers Fuß und Blick nicht fesseln mögte, o so soll der Zauber der Vergangenheit „wie Orgelton und Glockenklang“ zu seinem Herzen sprechen, und, ein lustiger Elfenreigen, soll die Sage ihn umgaukeln, daß er auch an Kreuzburg's Thoren rastet und mit theilnehmender Liebe das Bild, das bald in trüben, bald in lichten Farben sich in seiner Seele spiegelt, mit von hinnen nimmt.

Und wer denn nun einmal von Eisenach nach Cassel reis't, der halte, wie des Wagens, so die Fenster seiner Seele frei und offen! Denn etwa eine Stunde hinter erstgenannter Stadt, sobald der letzte Hügel, der von dieser Seite aus das Werrathal begrenzt, nicht mehr die Fernsicht hemmt: siehe, da breitet ein entzückendes Panorama vor den staunenden Blicken sich aus. Ein weites, lustiges Thal, im Vordergrunde von dem ländlichen Edelhofe eines Herrn von Buttlar-Brandenfels, zur rechten Hand von waldumkränzten Höh'n geschlossen, grünt und blüht zu seinen Füßen. Aber

---

*) Der Herr Justizrath Zwez, der, alt an Jahren, aber jung an Kraft, die Zügel amtlicher Verwaltung von der hohen Burg herab mit starker Hand und edlem Eifer führt, hat sich in Kreuzburgs Annalen einen dauernden, wohllingenden Namen gesichert.

**) In Wahrheit wollte Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen Kreuzburg zu einer Universitätsstadt erheben. Als jedoch dieser Gedanke nicht zur Wirklichkeit gedieh, so begründeten später seine erlauchten Söhne die Hochschule zu Jena.

des Thales Krone iſt — Kreuzburg (Creutzburg, Creuzberg). Denn wo der Werra rauſchende Fluth im gewaltigen Kampfe mit den Bergkoloſſen, die ihr dort entgegenſtarren durch die ſteilen, öden Kalkſteinfelſen, welche ſonſt im grünen Schmuck der Reben prangten, einen mühſamen Weg ſich gebahnt, da reihen ſich des Städtleins Ziegeldächer zu der engen, baumdurchblühten Schlucht hinein. Und von der Felſenſtirne herab, die zur Linken das Städtlein begrenzt, blickt die Perle jener Krone, blickt die altehrwürdige Burg gar wunderſam dich an. Aber in dem Hintergrunde ſteigen die Berge, hier von der Pflugſchar durchfurcht und dort im grünen Laubgewande prangend, höher und höher, während aus weiter Ferne, wie das Haupt eines rieſigen Wächters, des Hellerſteines kahler Scheitel ſtumm und ſtarr herüberſchaut. — Wer aber noch eines ſchöneren Blickes auf die Stadt und auf des Thales Reize ſich erfreuen will, der klimme hinauf, wo gen Mitternacht der Weg nach Büchenau ihn führt. Und wenn er von dem Amphitheater jener Bergeshöh' herabſchaut in die wunderreiche Scene, die ſich wie ein liebliches Phantaſiebild vor ihm entfaltet, da wird die Bruſt ihm weit und die Lippe ſtumm, denn in ſchweigenden Gefühlen ſchwelgt und feiert die Seele. —

Kaum aber haſt du Herz und Auge an dem reichen Fruchtmeer, das zu beiden Seiten der Straße wogt, und weiter hinaus an dem blumendurchwirkten Wieſenteppich geweidet; — noch klinget dir das Glockengeläute der graſenden Heerden wie ein idylliſches Zaubermährchen in die Seele; noch wendeſt du den Blick dem nahen Salzwerke Wilhelmsbrunnen zu, das zur Linken des Weges mit ſeinen langen Gradirhäuſern und ſeinen künſtlichen Waſſerleitungen, eine unvergleichliche Zierde des reizenden Thales, dich lockend hinüberwinkt: — ſiehe, da haſt du ſchon die ſtattliche Brücke erreicht, die mit ihren ſieben ſteinernen Schwibbogen ſeit länger denn 40 Jahren über die Werra ſich wölbt und doch bis auf den heutigen Tag vergebens der Vollendung harrt.

Aber was iſt das für ein wunderſames Kirchlein, das vor dieſer Brücke, dicht an der Straße, die wir gekommen, wie ein altes Madonnenbild uns anſchaut? Schon ſind wir im träumeriſchen Sinnen vorüber gegangen, denn die Vorderſeite, eine ſchmuck- und fenſterloſe Steinwand, die mit ihrem ſchlichten Kreuz gen Himmel deutet, weiß das Auge nicht zu feſſeln *). Da wenden wir unwillkührlich den Blick, und ſiehe! ein wahrhaft künſtlicher Bau im reinſten gothiſchen Geſchmack grüßt ernſt zu uns herüber. Und wir wandeln eine kurze Strecke auf dem ſchwellenden Wieſenteppiche dem buſchumgrünten Fluß entlang und kehren uns dann wiederum

*) Dieß erklärt ſich daher, weil in früheren Tagen ſich an dieſe Seite ein Thurm gelehnt, der ſpäter unvorſichtiger Weiſe abgetragen und zum Bau der Brücke verwendet wurde.

der Brücke zu: — welch' ein überraschendes Bild, als ob's urplötzlich eine freundliche Fee vor unsere Blicke gezaubert! welch' ein romantisches Gemälde, das sich mit dem Schmelze des lieblichen Thals, mit dem Wellentanz des Stromes, mit dem wechselnden Leben der Straße, mit dem starren Schweigen der Felsenwände und mit dem sinnigen Ernst der alterthümlichen Kapelle in dem Blüthenkranze einer reizenden Baum-Staffage vor uns entfaltet! — Und dennoch zieht es uns bald zu dem Kirchlein zurück und wir staunen ob der abenteuerlichen Verzierungen, die überall und insbesondere aus den künstlich gearbeiteten Fensterbrüstungen herab uns wundersam entgegenschauen. Ueber dem Portale aber lesen wir die Inschrift: „Anno Dom. MCCCCIC quinta feria post festum Sancti Bartholomäi inchoatum et praesens opus." — (Im J. 1499, am fünften Sonntage nach Bartholomäus, ist dieser Bau begonnen worden). Und während wir lesen, hat sich ein Fischer, der den heiligen Hallen gegenüber wohnt, zu uns gesellt und nennt selbige die Liboriuskirche und erzählt, daß nur dann in ihren alten Räumen Gottes Wort erschalle, wenn zur Erntezeit der kaum erwachte Sonnenstrahl die Bergeshäupter küßt und die Schnitter mit der neuen Woche in die reifen Aehrenfelder zieh'n und Gottes Diener in dem Kirchlein harret, daß sie Sicheln und Sensen an die Pforte stellen und mit dankbarem Gemüthe Dem zuerst die Ehre geben, der des Tages Last und Hitze mit dem süßen Lohn der Ernte segnet. —

„Dem lieben Gotte weich' nicht aus,
Sind'st du Ihn auf dem Weg'."

So denken auch wir. Und alsobald ist der Kirchner bereit, die knarrende Pforte uns zu erschließen. Der innere Raum ist beschränkt und durch die später angefügten Emporkirchen verunstaltet. Dennoch zeugen die Kreuzgewölbe der Decke und die schlanken, zierlich gearbeiteten Säulen, welche diese Decke tragen, unabweislich für den gothischen Styl, der in seinem reinsten Gewande an dieser unscheinbaren Stätte zur Schau tritt. Aber der Zahn der Zeit, der auch des Heiligen nicht schont, hat an dem schönen Bau so unbarmherzig genagt, daß wir die sorgliche Aufmerksamkeit des regierenden Großherzogs von Sachsen-Weimar-Eisenach, der sich neuerdings diesem ehrwürdigen Denkmale einer alterthümlichen Kunst, welche die vielgestaltige Mode gerade in unsern Tagen wieder auf den ihr gebührenden Thron zu erheben beflissen, mit lebendigem Interesse zugewendet, nur zu rühmen und zu segnen wissen *).

Aber unsere Wißbegierde ist noch nicht befriedigt. Auch von

*) In der That haben auf Höchsten Befehl die Arbeiten an der Liboriuskirche bereits im Jahre 1840 begonnen und schon jetzt manchen späteren Anbau, der das Auge störte und verletzte, weislich entfernt.

den alten Zeiten möchten wir hören, die ernſt und freundlich über die Liboriuskapelle dahinzogen. Darum lauſchen wir in ſtiller Andacht jedem Worte, das uns die Geſchichte an der heiligen Stätte in die Seele flüſtert. Und ſie erzählt uns alſo:

Bald nach Erbauung der Stadt war dem heiligen Liborius an der Straße, die gen Eiſenach führt, eine Kapelle errichtet worden. Und weil dieſelbe von dem Papſte zu Rom mit reichem Ablaſſe beſchenkt und überdieß der Wahn, daß jener heilige Liborius ein vielbewährter Helfer ſei in allen Leibesnöthen, die wunderſüchtigen und wundergläubigen Gemüther jener Zeit gewonnen hatte: ſo walleten, namentlich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, zahlloſe Schaaren zu der weitberühmten Stätte, alſo daß noch heutigen Tags der ſteile Pfad, der unmittelbar neben dem Kirchlein vorbei auf den Gipfel des nahen Berges führt, wo einſt ein wunderthät'ges Kreuz die frommen Beter feſſelte, der „Wallſteig" heißt. Aber die Hand der Zeit rüttelte allgemach an der alten Kapelle. — Weil jedoch die häufigen Wallfahrten für Kreuzburgs Bewohner eine reiche Geldquelle geworden, ſo wollte man dieſe Quelle nicht verſiegen laſſen und begann im Jahr 1499 einen neuen Bau.

Siehe, da verkündete des Papſtes Wort mit dem beginnenden Jahrhundert, das — er ahnte es nicht! — den Boden untergrub, auf den ſein heil'ger Stuhl bisher geſtanden, ein goldnes Ablaßjahr. Alles Volk wallte gen Rom, ſeiner Sünden im ſchnöden Wucher ledig zu werden. Da machten ſich auch gute Bürger Kreuzburgs: Titel Buttenhorn und Berlt Löber auf den Weg. Und als ſie heimkehrten, brachten ſie ein großes Programm zurück, von 12 Cardinälen beſiegelt und unterſchrieben, des Inhalts: „Wer bei St. Liborio auf der Brücke wallfahrten würde, der ſolle Gnade und Ablaß erlangen." Und wie zuvor ſtrömte von Fern und Nah' das Volk zu der heiligen Stätte und brachte in dem neu erbauten Kirchlein Dem, der nur im Geiſt und in der Wahrheit will verehrt ſein, die eitlen Gaben ſeiner Opfer und — Lippen.

Aber die Freude dauerte nicht lange. Denn horch! wie himmliſcher Poſaunenton durchhallt Luther's gewaltige Stimme das Thüringerland. Dem Fürſten folgt der Unterthan und begrüßt mit jubelnder Freude den lang erſehnten Tag der Freiheit. In wenigen Jahren hat das Licht, das, in Wittenberg angezündet, mit wunderbarem Glanze durch die Länder ſtrahlte, den Weg — ſelbſt in die ſchwermüthigen Schatten der Karthäuſerzellen gefunden. Und ein Mönch aus dem Karthäuſerkloſter zu Eiſenach, Albert von Kempen, eilt am 1. September des Jahres 1523 nach Kreuzburg, um das Wort der Wahrheit mit begeiſtrungsvollem Herzen zu verkünden. Aber die Pforten der Pfarrkirche St. Nicolai ſind ihm unerbittlich verſchloſſen. Da gehet er hinaus in die Liboriuskirche — und die engen Räume faſſen kaum die Menge, die ihm nachgezogen — und prediget mit ſolcher Kraft das Evangelium,

daß Alle, die ihn hören, seinen Worten glauben und der neuen Lehre ihre Seelen öffnen. So hatte denn des Himmels Huld die kleine Stätte zu dem Heerde ausersehen, von dem der Funke der christlichen Freiheit, zur lichten Flamme angefacht, in die Häuser und Herzen der Kreuzburger zündend hineinschlug.

Nun aber war der wunderbare Heiligenschein, der bis daher die Liboriuskirche umleuchtet, von einem reineren, schöneren Glanze überstrahlt, und ihre Bedeutung sank von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr, bis endlich ihre Pforten von den Bürgern selbst geschlossen wurden. Und erst seit dem Jahre 1715, wo das saubere Kirchlein bessernder Hände sich freute, lockt es in der Erntezeit, wie schon erzählt, die frommen Schnitter in die heil'gen Hallen.

Aber allnächtlich um die zwölfte Stunde — fiel der Fischer ein, der unserer Betrachtungen still gelauscht — eilt von dem Wallsteige, „gleich einem brüllenden Löwen, der da sucht, wen er verschlinge," ein schwarzer, zottiger Hund und umkreiset mit rollenden Feueraugen dreimal das Kirchlein und verschwindet heulend vor dessen Pforte. —

Wir aber, nachdem wir länger, als wir selbst gewollt, an der freundlichen Stätte gesäumt, wandeln lächelnd und doch ernst dem nahen Städtchen zu. Keine Mauer, die nur hie und da in einzelnen Trümmern noch zu Tage steht, kein Thor hemmt unsern Eingang. Ein gewöhnliches Landstädtchen ist es, das uns umfängt. Aber der Flammen verheerende Wuth, die öfter in dasselbe eingebrochen (in den Jahren 1259, 1296, 1634, 1765, 1782), hat es freundlicher gestaltet, als so manche seiner Schwestern. Dennoch fesselt von den 360 Häusern, die es zählt — außer der geräumigen Hauptkirche zu St. Nikolaus *), die im Jahr 1785, neben dem verstümmelten Thurme, der seit 1428 über die Wohnungen der Menschen emporragt, auf den Gräbern edler Fürsten **), und dem geschmackvollen Rathhause, das im Jahre 1819 erbaut und vollendet worden — kaum ein einziges des Wanderers Fuß und Blick. Ja, und wenn wir auch am neuen, schönen Brunnen weilen wollten, der auf dem freundlichen Markt den Silberstrahl einer fernen Quelle zu Tage sprudelt: treten nicht die vielen dürftigen und meist verkrüppelten Gestalten, die daselbst ihr Wasser schöpfen, wie unheimliche Kobolde in die Fata morgana unserer wachenden Träume? Denn die meisten der 2000 Bewohner, die in dem gewerblosen Städtlein, dem der freilich reiche, aber auch mühsam zu befruchtende Schooß der Erde fast die einzige Nahrungsquelle öffnet, ein zum Theil recht kümmerliches Dasein fristen, tra-

*) Kanzel und Altar dieser Kirche sind aus schönem, dunkelgrauem Marmor gearbeitet, der in dortiger Gegend gebrochen wird.

**) Herzog Johann Ernst ließ im Jahre 1596 seinen Prinzen Johann Friedrich und seine Gattin Elisabeth geb. von Mannsfeld in den heiligen Hallen beisetzen.

gen — ſei es eine Folge ihrer ärmlichen Exiſtenz oder der eigenthümlichen Lage der Stadt — bald dieſes und bald jenes Gebrechen, das ſich oft von ihrer zarten Kindheit an gleich einem tückiſchen Geſpenſte ihnen aufgebürdet, bis zum Grabe mit ſich. Und wir wundern uns deſſen nicht, wenn wir erfahren, daß die Stadt des „Kreuzes" zwiſchen „Noth" und „Sorge" mitten inne liegt *).

So flüchten wir denn hurtig auf die nahe luſtige Burg. Der Weg iſt kurz und ſteil. Und ſiehe, ſchon nach wenigen Minuten ſteh'n wir in dem rings umbauten Schloßhof, deſſen Länge von dem einen Thore bis zum andern 120 Schritte mißt. Die Gebäude, ſämmtlich wohl erhalten und zum Theil moderniſirt, ſind für die Mitglieder des Juſtiz- und Rentamtes, dem auf ſolcher Höhe Sitz und Stimme angewieſen, um ſich einen immer freien Blick zu ſichern, wohnlich eingerichtet. Alterthümliche Merkwürdigkeiten aber — es müßte denn das Corpus juris ſein, das dort geübt — ſucht man vergebens. Ja, die ganze Veſte, in ſpäteren Zeiten vielfach umgeſtaltet, trägt nur in den Ringmauern, welche in das Thal herniederdrohn, ihr altergraues Antlitz noch zur Schau. Deſto erquicklicher und jugendfriſcher iſt der Blick von dem, wenn auch nicht hohen, doch iſolirt emporragenden Hügel, auf dem die alte Kreuzburg thront. Und ob er auch nicht weitumfaſſend in die Ferne ſchweift, ſo iſt die Nähe deſto lieblicher und deſto traulicher und legt ſich wie ein idylliſches Bild um unſer offenes Herz. Gen Oſten ruht die Stadt zu unſern Füßen, von den grauen Felſenwänden, wo ſich bald der Haſelſtrauch und bald die Rebe angeſchmiegt, romantiſch überragt. Siehſt du, wie die Werra mit gewaltiger Kraft ſiegreiche Bahn ſich gebrochen? Siehſt du, wie gen Mitternacht, nicht fern von ihrem Ufer, jene alten Mauern dir entgegen ſtarren? Das ſind die ſpärlichen Reſte eines Auguſtinerkloſters, in deſſen düſtern Hallen manches arme Menſchenherz die Erde ach! vergeſſen wollte — und nicht konnte. Und die ſchmucke Liboriuskirche an der lebendigen Straße („Salve sancta domus! vere tu regia coeli!"), und die ſtattliche Brücke, zu deren Füßen der ſtille Werraſpiegel glänzt, — o du erkenneſt es wieder, das liebe, unvergeßliche Bild! —

Und nach Mittag hinaus ſchweift unſer Blick. Wie abenteuerliche Arabesken, auf grünem Sammetgrund geſtickt, ſchauen die freundlichen Wohnungen und die weithin gedehnten, düſtern Gradirhäuſer der nahen Saline zu uns herauf. Von dem edlen Herzoge Johann Wilhelm **) im Jahre 1726 erbauet — und darum Wilhelmsglücksbrunnen benamt ***) — hat dieſelbe Jahre

*) Wunderbarer Weiſe wird im Hof auf der öſtlichen Seite der Stadt die „Sorge" und ein Waſſergraben gen Weſten die „Noth" genannt.

**) Derſelbe, dem das Luſtſchloß Wilhelmsthal bei Eiſenach ſeine Entſtehung verdankt.

***) Die Salzquelle ſoll ſchon im Jahre 1452 entdeckt worden ſein.

lang der umliegenden Gegend ihren Salzbedarf gespendet und dabei einen großen Theil der armen Kreuzburger ausreichend genährt. Nachdem aber die reiche Quelle zu Bufleben im Herzogthume Gotha ihre unerschöpflichen Schätze aufgethan, so vermogte unsere Saline wegen ihrer schwachen Soole *) und der stets ergebnißleeren Bohrversuche um so weniger mit ihr zu concurriren, als in Folge des Anschlusses an den Preußischen Zollverband ein Salzpreis festgesetzt worden war, der in den Vereinsstaaten nicht überschritten werden durfte. Da ist es nun, und zwar im Jahre 1839 geschehen, daß die Großherzogl. Cammer, weil die spärliche Ausbeute die Kosten des Betriebes nicht zu decken wußte, das Salzwerk veräußerte. Dennoch wird selbiges von seinen jetzigen Privatbesitzern emsig fortgeführt und liefert nicht nur jährlich 50,000 Körbe feines Salz, sondern vermag sogar in Folge seines zweckmäßigeren und weniger kostspieligen Betriebes hinsichtlich der Preise mit Bufleben zu wetteifern. — Darum scheue nicht den kurzen Weg, hinauszuwandern durch den Schmelz der Wiesen und an den rauschenden Wasserkünsten dich zu ergötzen und von den hohen Gradirhäusern herab das wunderliebliche, stromdurchrauschte Thal mit wonnevollen Blicken zu beherrschen und dich von dem schwankenden Nachen schaukeln zu lassen, der in einem niederen Gebäude, das die Soole hält und sammelt („Reservoir"), in den oberen, wie in den unteren Räumen, die kein Lichtstrahl durchdringt, so lind als leis' die salz'ge Fluth durchschneidet. O wie oft, als vor des Knaben träumerischen Blicken, als in der Camera obscura seiner leicht erregten Phantasie die wunderbaren Bilder einer reichen Mythenwelt noch Leben und Gestaltung hatten, o wie oft stieg ich mit süßen Schauern in den schwankenden Kahn hinab und reichte, zitternd schier, dem alten Charon meinen Obolus und träumte nun, er führe mich auf stygischer Fluth in das geheimnißvolle Schattenreich des Orkus!

Nun aber hat zu diesem trüben Acheron der glückliche Gedanke eines allverehrten Arztes **) einen klaren Lethestrom gesellt, in dessen wunderthätigem Wellengrabe mancher Sieche seinen alten Schmerz vergessen wird und schon — vergessen hat. Denn als im Frühling 1840 sich das milde Werrathal mit neuen Reizen schmückte, horch! da rief aus Wilhelmsglücksbrunn eine Stimme: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquik-

*) Das Wasser der gewöhnlichen Soolquelle ist, nach den Ergebnissen einer vom Prof. Döbereiner zu Jena kürzlich vorgenommenen chemischen Untersuchung, von 500940 specif. Gewicht — das des destillirten Wassers = 500,000 gesetzt, und verhält sich gegen Reagentien wie eine Auflösung von Kochsalz oder Steinsalz in Gypswasser, welches außer Gyps noch kleine Mengen schwefelsaurer Bittererde (Magnesia) und doppeltkohlensaurem Kalk aufgelöst enthält. Sonach gehört dieses Wasser zu den sehr armen Soolen, indem es in 1000 Theilen und 12,1000 Theile oder 5½ p. C. trockene Salzmasse liefert.

**) Des kunsterfahrenen Amtsphysikus Dr. Göring zu Kreuzburg.

ken"! Und es kamen der Preßhaften viele — alſo daß die Badeliſte ſchon im erſten Jahre 150 Namen zählte — und erquickten und verjüngten ſich gleichſam in den feuchten Umarmungen der heilkräftigen Najade. Denn es war daſelbſt von dem belobten Dr. Göring eine Waſſerheilanſtalt in das Leben gerufen worden, über die ſich bereits nach der erſten Saiſon ein benachbarter Arzt*) in brieflichen Mittheilungen dahin ausſpricht: „Man findet in der Badeanſtalt zu Wilhelmsglücksbrunn die zweckmäßigſten Vorrichtungen zu kalten Regen-, Tropf- und Sturzbädern, gebraucht aber zu ſelbigen, ſtatt des reinen Waſſers, eine ſchwache Salzſoole, die, vermöge ihres größeren ſpecifiſchen Gewichtes und ihres Salzgehaltes, eine weit kräftigere Reizung der Haut hervorbringt und dadurch in vielen Fällen dem Salinenbade nicht nur einen unbeſtreitbaren Vorzug vor den gewöhnlichen Kaltwaſſerheilanſtalten ſichert, ſondern daſſelbe gewiſſermaßen zu einem Seebade geſtaltet, deſſen Wirkung hauptſächlich durch den Wellenſchlag und durch den Salzgehalt des Seewaſſers bedingt iſt. Außerdem kann man daſelbſt auch warme Soolbäder gebrauchen, die nach Erforderniß der Umſtände mit mehr oder weniger Mutterlauche verſetzt werden, ſo wie ſich denn auch in der Nähe der Saline eine Quelle findet, die vermöge des in ihr enthaltenen Glauber- und Bitterſalzes, wenn man 4 — 6 Unzen davon trinkt, gelinde abführt." **) —

Wird nun überdieß, wozu die Badedirection ſich anſchickt, in einem der Arme der nahen Werra ein Wellenbad eingerichtet; werden Vorkehrungen getroffen, die es ermöglichen, die Kübel zu den Sturzbädern, je nachdem es die Umſtände erheiſchen, entweder mit reinem Flußwaſſer oder mit einer ſtärkeren Soole zu füllen, als die iſt, welche man jetzt gebraucht; wird die vielbeſeufzte, aber auch vielgeprieſene Schwitzmethode, die in Gräfenberg und anderwärts

*) Der als mediciniſcher Schriftſteller bekannte Dr. Reinhard zu Eiſenach.

**) Das Waſſer der Glauberſalzquelle verhält ſich chemiſch wie das der Soolquelle, ſchmeckt aber nicht rein, ſondern bitterſalzig. Sein ſpecifiſches Gewicht iſt 100958. — Schwerer iſt das Waſſer einer dritten, der ſogenannten Schwefelquelle in der chemiſchen Fabrik. Es iſt klar und ſchmeckt ſcharf bitterſalzig. Nach Döbereiner's Unterſuchungen verhält es ſich gegen Reagentien wie Meerwaſſer, deſſen Hauptbeſtandtheile in Natrium- und Magniumſalzen, gepaart mit kleinen Mengen Kalium- und Kalciumſalzen, beſtehen. Von Brom, Jod, Lithion, welche in mehren Salzſoolen vorkommen, zeigt dieſes Waſſer keine Spur; aber dafür eine kleine, nicht leicht beſtimmbare Menge Mangan, welches darin entweder als Manganoxydalzſalz oder als Manganchlorür enthalten iſt. Uebrigens eignet ſich dieſes ſogenannte Schwefelwaſſer wegen ſeines reichen Gehaltes an wirkſamen ſaliniſchen Beſtandtheilen vortrefflich zu Soolbädern und kann zu dieſem Behufe auch mit dem Waſſer von der gewöhnlichen Soolquelle verdünnt werden. — Das Salzwaſſer zu Theodorshall bei Grenznach verdankt ſeine heilkräftige Wirkſamkeit als Badewaſſer einem großen Gehalte von Brommagnium. Dieſes Salz aber iſt leicht darzuſtellen und kann in Fällen, wo ſeine Anwendung indicirt iſt, der Wilhelmsglücksbrunner Soole beigemiſcht werden.

so glückliche Resultate liefert, auch hier in das Leben gerufen; werden Vorrichtungen hergestellt, um bei dem Kochen des Salzes die aufsteigenden Dämpfe einathmen zu können; so dürfte wol die Badeanstalt zu Wilhelmsglücksbrunnen sicherer und kräftiger, denn irgend eine andere, über Scropheln, Gicht und Rheumatismen, über Hautausschläge und Lähmungen, über Hysterie und Asthma, über Schwerhörigkeit und Augenschwäche (gegen beide Uebel bestehet schon jetzt eine besondere Vorrichtung, um die leidenden Theile zu baden,) und über viele andere Feinde, die den Frieden des Organismus stören, den Sieg gewinnen. Und beachten wir überdieß, wie die reizende Lage der Saline auch dem Naturfreunde gar süße Genüsse bietet; wie die nahe Kunststraße, die von Eisenach nach Cassel führt, den Verkehr belebt und erleichtert; wie die freundlichen Gebäude einer beträchtlichen Anzahl von Badegästen geräumige und bequeme Wohnungen sichern; wie die Promenaden selbst bei anhaltendem Regenwetter trockene Pfade und die Gradirhäuser gegen die streichenden Winde wohlthätigen Schutz gewähren; wie die Geselligkeit der nahen Kreuzburger das Gespenst der Langenweile sich nicht einnisten läßt und wie die Wohlfeilheit aller Bedürfnisse und die Ungebundenheit des ländlichen Lebens die freundliche Saline so recht eigentlich zu einer Stätte stempelt,

„wo der Gesundheit reine Quellen sprudeln
„wo frisch und kräftig die Natur das eigne Heilwerk übernimmt,
„wo nicht, mit gift'ger Medicin die Kranken zu besudeln,
„die falsche Kunst, sich brüstend, daß der Heilkunst Höhe sie erklimmt
„sacht jesuitisch nisten darf; wo Wasser nur, Diät und wärmende Bewegung
„in reiner Gottesluft befeit'gen jeder Krankheit Regung;" —

beachten wir das Alles, o so mögen wol die Quellen Wilhelmsglücksbrunns sich für Tausende zu einem Teiche Bethesda gestalten, dessen heilkräftiges Wasser von dem wunderthätigen Geiste der Natur bewegt, für manche Sorge und für manchen Schmerz zu einem tiefen Lethestrome wird, an dessen Ufer die Genesung jenem Geiste ihre Dank- und Freudenfeste feiert. — —

Aber wir vergessen, daß wir nicht in Jerusalem's Hallen und nicht in den Zaubergärten der Hoffnung wandeln, sondern auf der Kreuzburg festem Grund und Boden stehn. Kehren wir denn zurück in das nüchterne Leben der Gegenwart und wenden unsern Blick dem nördlichen Gebirge zu, das schmucklosen Gewandes weit hinausgedehnt des Schlosses Zinnen überragt! Weil aber sonst ein drohendes Memento mori dort gestanden, heißt ein Theil desselben bis auf diesen Tag: „der Galgenberg." Und weiter nach der Stadt hinab schaut „eine Hütte Gottes bei den Menschen" sinnig zu uns auf. Es ist die Gottesackerkirche, die bereits im Jahre 1252 erbauet und von dem Bischof Heinrich von Hildesheim der jungfräulichen Maria und dem heiligen Bonifacius geweiht

worden war. Aber von den Stürmen der Zeit und des Schickſals in ihren Grundveſten erſchüttert, wurde ſie erſt dann in der zwar ſchlichten, aber würdigen Geſtalt, wie ſie ſich heute zeigt, errichtet, als ein ehrenwerther Bürger Kreuzburg's, Stephan Nortmann, 1621 eine ſchöne Summe zu dem neuen Bau verwilligt und ſich dadurch ein dauerndes Denkmal in dem Herzen der dankbaren Nachwelt begründet hatte. Heutiges Tages ſehen ihre heiligen Hallen nur die Thränen eines frommen Schmerzes, hören nur das ernſte Wort von Tod und Ewigkeit; denn obwohl der Friedhof, in deſſen Mitte das kleine Gotteshaus, gleich einem Wegweiſer in das Paradies der Hoffnung und des Friedens, nach dem Himmel deutet, nicht mehr „die Saat, von Gott geſä't am Tage der Garben zu reifen," in ſeinem Schooße birgt; ſo kehren doch die Schmerzgebeugten von dem Grabe ihrer Lieben gern in dieſe ſtillen Räume, um ſich an dem Stab des Troſtes, den das Wort des Lebens ihnen darreicht, wieder aufzurichten.

Nun aber haben wir der Gegenwart ihr Recht gethan und ſehnen uns, den Vorhang aufzurollen, hinter welchem ſich die bunte Scenerie vergangener Zeiten birgt. Und wie auch ein trüber Nebelkreis das Schauſpiel der Vergangenheit umſchleiert, die Sonne der Geſchichte wird uns dieſen Nebel lichten.

Bonifacius, der begeiſterte und begeiſternde Herold einer neuen Zeit und eines neuen Glaubens, der allüberall dem Thüringerlande ſeine Fußtapfen eingedrückt, hatte 724 bei Altenberga das erſte Chriſtenkirchlein gegründet. Und er zog mit ſeinem frommen, muthigen Herzen und mit ſeinen päpſtlichen Bullen und Siegeln weiter und weiter und kam auch in das Thal der Werra. Wo er aber eine freie, luſtige Gegend ſah, da wollte er auch Clauſen und Kapellen haben. Und weil ihm die fruchtbare Aue und der fiſchreiche Strom und die waldgekrönten Berge wohl behagten, ſo pflanzte er auch auf dem Hügel, welcher jetzt die Kreuzburg trägt, mit kräftiger Hand das heilige Zeichen ſeines Glaubens und raſtete nicht, bis auf derſelben Stelle eine chriſtliche Kapelle erbaut und dem Apoſtelfürſten Petrus geweiht worden war. So hatte denn der junge Glaube ein Aſyl gefunden, in dem ſich bald des Herzens Sehnſucht heimiſch fühlte. Und ſchon im achten Jahrhundert war aus der ſchlechten Kapelle ein ſtattliches Kloſter gewachſen, von Benedictinermönchen des Clunizenſer-Ordens aus Fritzlar und Erfurt bevölkert.

Wo aber in der alten Zeit der fromme Sinn ein Kirchlein ſich erbaut, da reihten ſich allgemach um daſſelbe, wie um ein ſchützendes Zelt, die Wohnungen der Menſchen. Erſt mußte dem Himmel eine Stätte gegründet ſein, eh' die Erde ihre Kinder zu feſſeln vermogte. So wollte es der Väter gläubiger Sinn. Gottgeweihte Kapellen wurden die Pflanzſtätten der Dörfer, aus den Dörfern wuchſen die Städte; denn wo die Gottheit gleichſam ſich angeſie-

delt, da fühlten sich auch die Menschen heimischer, und immer mehr und mehr der schützenden Hütten reihten sich im Laufe der Jahrhunderte, wie die Diener um des Fürsten Thron sich sammeln, an einander.

So geschah es auch, daß die Bewohner der Umgegend, die, wie der Name eines nahen Dorfes, Frankenrode, bezeugt, schon unter den fränkischen Königen bebaut und bevölkert war, an dem Fuße des Berges, auf welchem die Kirche des heiligen Kreuzes die Glaubigen sammelte, Hütt' an Hütte fügten und, von der geweihten Stätte überwacht, sich in dem liebgewordnen Thale gleichsam heimischer und sich'rer fühlten: Und die Hütten schaarten sich zu einem Dorfe und das Dorf erwuchs zum Flecken und der Flecken nannte sich, dem Hügel gleich, an dem er angesiedelt worden: Kreuzberg. *)

Und bald, obwol noch klein und unbekannt, erlangte Kreuzburg (Kreuzberg) schon geschichtliche Bedeutung. Denn es war im Jahre 1069, als Kaiser Heinrich IV., ein Sclave ungezügelter Leidenschaft, den mächtigen Erzbischof von Maniz zu einem traulichen Gespräch nach Kreuzburg lud **). Der Kaiser aber hatte eine italienische Gräfin, die schöne, tugendreiche Bertha, als Gemahlin heimgeführt. Weil er jedoch zu solcher Ehe schon als Kind von seinem Vater war gezwungen worden — wie denn jeder Zwang die Rosenfesseln der Liebe zu drückenden Sclavenketten schmiedet — so wollte er des aufgedrungenen Weibes wieder ledig werden und erbat dazu den Beistand jenes einflußreichen Kirchenfürsten, unter dem Versprechen, das Thüringerland zu zwingen, den Zehnten aller jährlichen Erzeugnisse als einen bleibenden Tribut dem mainzer Bischofstuhle zu entrichten. Als aber die Thüringer der Gefahren, welche ihren heiligen Gerechtsamen und ihrer Freiheit drohten kundig wurden, da schaarten sie sich, mit den Sachsen vereint, an 60,000 Mann bei Kreuzburg zusammen und schwuren, für die Ehre ihres Volks mit Gut und Leben einzusteh'n. Und was sie geschworen, haben sie treulich gehalten und im redlichen Kampfe die alten Rechte gewahrt.

Und es war noch kein halbes Jahrhundert über dem Kreuzberge dahingezogen, als derselbe abermals eine große Versammlung gewaffneter Herren mit ihren Reisigen und Knechten zu seinen Füßen sah. Denn es waren in dem bittern Kampfe, welcher um das Erbe der Grafschaft Weimar zwischen dem Letzten der Salier Heinrich V. und einem entfernten Sprößlinge des verblichenen Grafengeschlechtes, Siegfried, Pfalzgraf am Rhein, entbrannte, die Verbündeten des Grafen vor der Macht des Kaisers unterlegen. Da fanden sich

*) Der Rhapsodist Lazius leitet den Namen von den alten Völkern Cheruscis, ein Anderer von dem Kreuzholze ab, das in der Charwoche herumgetragen wurde.

**) Andere verlegen dieses Gespräch nach Worms.

im Jahre 1114 die Fürsten der Sachsen und Thüringer, Bischof Reichard von Halberstadt, Markgraf Rudolf von Nordsachsen, Pfalzgraf Friedrich von Sommerseburg und Wigbrecht und Ludwig, Grafen von Groitsch, und Alle, die auf Siegfrieds Seite gestanden und für das Erbe Weimar's gestritten, in Kreuzberg zusammen und gelobten sich mit Hand und Mund, des Kaisers selbstsüchtige Eingriffe in die Gerechtsame des Thüringer Volkes in ihre Schranken zu weisen. Und abermals, was sie gelobt, das haben sie treulich gehalten und an dem heißen Tag am Welfesholz, wo „Graf Hoyer, ungeboren, dennoch eine Schlacht verloren," *) die Scharte, die der Kaiser ihrem heiligen Recht geschlagen, blutig ausgewetzt.

Während deß hatte der Erzbischof Adalbert von Mainz den Zankapfel des Zehntenstreites wieder in das Thüringerland geworfen und sogar den mißlichen Versuch gewagt, den vielbestritt'nen Zins mit trotziger Geberde einzutreiben. Das aber fachte den Funken des Hasses, der fort und fort in der Asche geglüht, zur hellen Flamme, und es versammelten sich im Jahre 1123 die Thüringer aus allen Gauen, bei 20,000 Mann, und lagerten sich abermals bei Kreuzberg. Der Erzbischof aber lauerte in Erfurt. Und als er hörte, daß die zornesmuthigen Thüringer, ihren ritterlichen Heinrich Raspe an der Spitze, ihn daselbst zu züchtigen gedachten, sendete er ihnen, statt eines streitfertigen Heeres, sein feierliches Wort entgegen, von der zweifelhaften Forderung künftig abzustehen. Und die Thüringer zogen wieder, ein Jeglicher an seinen Heerd.

Wenige Jahre darauf sahen die Kreuzburger abermals ihr Städtlein zu einem Feldlager umgeschaffen. Denn in dem Kampfe, welchen Heinrich der Stolze mit dem Frankenherzog Konrad um die deutsche Königskrone kämpften, hatte Jener das Heer der Sachsen daselbst gelagert. Aber eine höhere Macht rief den Geächteten aus dem Felde, ehe noch die erste Schlacht geschlagen und der Hohenstaufe stand als Sieger auf dem Kaiserthron.

Wichtiger jedoch für die Geschichte Kreuzburgs ward das Jahr 1160 (1170?). Ludwig der Eiserne war Landgraf in Thüringen. Und obwohl die Zeit, in welcher er lebte und herrschte, ein gedeihlicher Boden für das Klosterleben war, so keimte doch ein anderer Gedanke in des wackern Fürsten Seele fast noch kräftiger empor. Und die Frucht dieses Keimes war die Befestigung seines Landes und die Verstärkung seiner Macht. Da geschah es denn auch, daß er auf dem Kreuzberge, den er käuflich von dem Kloster Fulda an sich gebracht **), das Benedictiner-Kloster zu ei-

*) Dieser mannliche Graf, den seine Feinde gleich einem ganzen Heere fürchteten, pflegte — weil man sich erzählte, seine Mutter sei vor der Geburt des Knäbleins gestorben und es habe sich dasselbe ohne fremde Hülfe ihrem Schooße entwunden — von sich selbst zu sagen: „Ich Graf Hoyer ungeboren, hab' noch keine Schlacht verloren."

**) Fulda hatte seit dem Jahre 974 in Folge eines Tausches mit dem Erzstift Magdeburg das Eigenthumsrecht über Kreuzburg ausgeübt.

ner stolzen Veste umschaffen ließ. Und nun war aus dem Kreuzberge eine Kreuzburg geworden. Aber der Erzbischof Christian von Mainz, obschon des Landgrafen dankbarer Freund, murrete über Ludwigs eigenmächtige Verfügung, und konnte nicht einmal beschwichtigt werden, als derselbe die St. Martins-Zelle, unweit Frankenroda's, gleichsam als Ersatz des säcularisirten Klosters, dem Abt zu Erfurt überließ, und rastete nicht, bis er den Landgrafen vermogt hatte, in dem Jahre 1172 (1173?) ein Nonnenkloster Augustinerordens, dem St. Jakob geheiligt, unterhalb des Berges, nahe an dem Werraufer, zu erbauen und demselben alle Güter und alle Zinsen zu übermachen, die dem St. Peter auf dem Kreuzberge bisher zu eigen gewesen *).

Aber das Dorf am Fuße des Berges war gewachsen und gewachsen. Und Landgraf Hermann I., der sich in dem freundlichen Thale gefiel, rief Adelige und Knechte zusammen, daß sie daselbst sich ansiedeln mögten: — und es geschah also. Und 4 Dörfer, so in der Nähe gelegen (Meilung, Kolbendorf, Rümfereyn und Hetschberg), waren bald an dem Ufer der Werra zu einem Städtchen verschmolzen, das im Jahre 1216 (1213) — wie denn wunderbarer Weise der Name CrVCIbVrgVM dieses Jahr in seinem Schooße trägt — von dem Landgrafen mit Mauern **) und Wällen umschirmet ward, also daß es, einer alten Chronik zufolge, „unter die feinsten und vornehmsten Städte des Thüringerlandes" zu zählen war.

Dieß begreift sich um so leichter, da nicht einmal der Wartburg stolze Zinnen des Landes Fürsten fesseln konnten, und nicht selten Grafen und Ritter gen Kreuzburg zogen, um dort Wochen und Monden lang heimisch zu sein. Auch der heilige Ludwig und seine engelfromme, schwärmerische Elisabeth — zwei Lieblingskinder der freundlichen Sage, die sie mit ihren duftigsten Blüthen geschmückt — gefielen sich oft in dem reizenden Thale und erkiesten die Burg zu ihrem wechselsweisen Fürstensitze; und Elisabeth gebar daselbst am 28. März des Jahres 1223 — eine unaussprechlich glückliche Mutter! — ihren ersten und letzten Sohn Hermann II. Und als Ludwig 1225 (1222?) über die Werra, die bisher nur eine hölzerne Brücke getragen, eine steinerne gewölbt, um den lebendigen Verkehr zwischen dem Thüringer- und Hessenland zu sichern und zu fördern ***); und als er frommen,

---

*) Der einzelnen Mauerüberreste dieses Klosters haben wir bereits gedacht. Denn nachdem es in dem Bauernkrieg von seinen Bewohnerinnen verlassen worden, ist es nach und nach verfallen, also daß des Wanderers Auge kaum noch dessen Stätte findet.

**) Der Umfang dieser Mauern soll so viele Ruthen messen, wie das Jahr Tage zählt.

***) Die stattliche Brücke, welche heutiges Tages über die Werra führt, ist unter der glorreichen Regierung des unvergeßlichen Karl August begonnen worden.

ritterlichen Sinnes das heilige Kreuz genommen, um auf der verhängnißvollen Heerfahrt ins gelobte Land den theuern Kaiser zu geleiten: da berief er, voll ſchmerzlicher Ahnung, daß er die geliebte Heimath nimmer wiederſehe, 1227 die getreuen Ritter auf die Kreuzburg, und ermahnte ſie fürſtväterlich, in Lieb' und Eintracht ſeiner zu gedenken und des Landes Wohl zu ſichern *). Ach, und die trübe Ahnung hatte ihn nicht getäuſcht! Eliſabeth — ein Weib, desgleichen Deutſchland kaum ein zweites kennt! — mit einer neuen Hoffnung unter ihrem Herzen, wurde Wittwe: — ſo mild, ſo jung, ſo ſchön, ſo gut, und — Wittwe! Als ſie ein zartes Töchterlein geboren, ward die Schreckensbotſchaft ihr vertraut. Und ob ſie auch ein immer friſches Kraut für manchen herben Kummer kannte, das ihr aus ſeinem geheimnißvollen Blüthenkelche ſchon oft entgegen geduftet: „Glücklich machen iſt auch glücklich ſein!" — und ob ſie auf dem ſteilen Pfade der Ergebung in den Willen eines höheren Waltens ſchon ſo oft gewandelt, ſo konnte ſie ſich doch der thränenreichen Klage nicht erwehren: „Ach, mit meinem Ludwig iſt mir die Welt geſtorben und alle Freude in ihr!"

Kaum aber waren 18 Jahre ſeit jenem trüben Tage vorübergegangen, da hauchte auch jener Hermann da, wo ſeine erſte Wiege geſtanden, in dem vierten Jahre ſeiner landgräflichen Regierung (1240 oder 1242) ſein junges Leben aus. Die verruchte Hand einer Bertha von Seebach (oder Seeberg), der Gattin eines Edelen an ſeinem Hofe, der aber ſeinen Adel nur im Namen tragen mogte, hatte dem wackern Fürſten tödtliches Gift gereicht. Die Quelle des Verbrechens aber hat ſich in die Wüſte jener altergrauen Zeit ſpurlos verloren.

Als aber auch der ſogenannte „Pfaffenkönig" Heinrich Raspe, nachdem er ſeiner dritten Gattin, der allgeliebten Beatrix von Brabant, ihr künftiges Witthum auf dem Schloſſe zu Kreuzburg urkundlich ausgeſetzt, zu ſeinen erlauchten Vätern verſammelt war, ohne ſeinen Namen in erſehnten Leibeserben fortzupflanzen; da entſpann ſich um den Beſitz der Landgrafſchaft Thüringen zwiſchen Heinrich dem Erlauchten, Markgrafen von Meißen, und ſeiner Baſe Sophia, einer Gemahlin des Herzogs von Brabant, ein langer Erbſtreit. Die Kreuzburger hatten dem Markgrafen gehuldigt. Da zog im Jahr 1259 Herzog Albrecht von Braunſchweig, den Sophie als Verbündeten gewonnen, mit ſeinen Kriegsvölkern vor die Stadt, und raſtete nicht, bis er, ungeachtet tapferer Gegenwehr, dieſelbe genommen. Aber die Bewohner flüchteten hinauf auf die Burg und vertheidigten deren Zinnen ſo muthig und treu, daß der Herzog tief erbittert abzog, nachdem er nach der rohen Sitte jener Zeit die arme Stadt geplündert und in Brand geſteckt.

*) Andere Chroniken verlegen dieſen Landtag nach Tretenburg.

Und ein neues Ungewitter zog über Kreuzburg, das kaum aus seiner Asche wieder aufgeblüht, als Landgraf Albrecht der Entartete aus schnöder Tücke gegen die verhaßten Söhne erster Ehe auf dem Reichstage zu Nürnberg (1293) alle seine Länder an den Kaiser Adolf von Nassau für einen schmachvollen Sold von 12,000 Mark Silbers verwucherte. Ein zwanzigjähriger, verheerender Krieg war die blutige Frucht solch selbstsüchtiger Saat. Die Thüringer aber, die den kostbaren Edelstein ihrer oft bewährten Liebe und Ergebenheit von fremder Hand sich nicht aus ihrer Krone wollten reißen lassen, blieben ihrem angestammten Fürstenhause, das in Friedrich dem Gebissenen einen der edelsten Zweige getrieben, hold und treu. Da überzog Adolf mit einem Heere beutelustiger Söldner ihre Gauen und lagerte sich im Jahre 1295 auch vor Kreuzburg. Als er nun mit seiner großen Macht zu Roß und Fuß die Werra überschritten — und jene Stelle heißt noch jetzt die „Königsfurth" —, da begann er mit hartnäckigem Trotze die Besturmung der Stadt. Aber siehe, an dem Muthe treuer Bürger brachen seine Pfeile fruchtlos. Vier Wochen lang, so Tag als Nacht, vertheidigten die Belagerten ihre Mauern mit beharrlicher Kraft. Da ward Adolf zornig und ließ brennende Pechkränze auf die wehr- und schutzlosen Dächer schleudern. Und die Flamme zündete — und in wenigen Stunden gaben nur noch rauchende Trümmer und das von höherer Hand umschützte Gotteshaus ein stummes Zeugniß, daß die öde Stätte dereinst ein lustiges Städtlein getragen. Aber die Bürger waren mit ihrer kostbarsten Habe auf das Schloß geflüchtet, das von tapfern Rittern, einem Edeln von Kreuzburg, von Buttlar, von Nesselrodt, von Striegen, von Steuben und Andern fort und fort mit ungebrochenem Muthe vertheidigt ward. Und Adolf schlug auf dem heutigen Galgenberge eine Schanze, deren Wälle, obwohl nun verschüttet und verras't, doch noch zu Tage liegen und in dem Munde des Volkes Ailsburg (Adolfsburg) oder Adolfskoppe genannt sind, und befehdeten mit immer gesteigertem Grimm die hart Bedrängten *). Siehe, da versiegten auf der Veste die Wasserquellen; aber die Belagerten ließen sich mit kühner Todesverachtung unter dem Mantel der schützenden Nacht an schwanken Stricken aus den Burgfenstern hinab und schöpften aus der Werra. Adolf ahnte die List und stellte Wachen aus. Da wurden die Bier- und Weinfässer in den geräumigen Schloßkellern aus ihrem trägen Schlummer geweckt, also daß nicht nur die Speisen mit dem edlen Gersten- und Rebensafte bereitet wurden, sondern auch die Rosse zu der ungewohnten Labung sich bequemen mußten. Aber Mangel und Noth, die doch am Ende auch den Weg in diese Räume fanden, waren grim-

*) Eine Burgstätte gleiches Namens findet sich oberhalb Treffurt's. Joh. Bang in s. Thür. Chronik (S. 114) scheint beide mit einander zu verwechseln.

migere Feinde, denn Adolfs Söldner. Da konnten sich die Tapfern nicht länger halten und unterhandelten mit dem grimmigen König. Und als sie ihm gehuldigt, siehe! da gestand er ihnen, ihren Muth und ihre Treue achtend, freien Abzug. Aber in die Stadt, die sie allgemach wieder zu erbauen begannen, setzte er den Feldhauptmann von Bruberg als Schirmvogt über das Thüringer Land, bis selbiges im Jahre 1308 dem angestammten Fürstenhause wieder eigen ward.

Wenn wir aber in den Zeitbüchern, die uns von Kreuzburg Kunde geben, weiter forschen, so führen sie uns in die Tage, wo Landgraf Friedrich der Ernsthafte, nachdem er die Fehde, die unter dem Namen des „Grafenkrieges" bekannt, glücklich beendigt hatte, zwischen seinem Sohne Friedrich III. und der Gräfin Katharine von Henneberg ein eheliches Bündniß knüpft. Als jedoch der Vater die Pflege Koburg, die er seiner Tochter als Mitgift versprochen, trotz der geschlossenen Heirath dem Landgrafen abzutreten sich weigert, da wird die junge Gattin schmachvoll ihm zurückgeschickt. So war es denn auch damals schon, wie heutiges Tag's: das Geld war das Schifflein, das man in den häuslichen Hafen zu bugsiren wünschte, und das Mädchen der Ballast; wenn das Schiff zu sinken droht, wirft man den Ballast über Bord. Darob mit Recht ergrimmt, wollte der Graf Heinrich von Henneberg solch' erlittenen Schimpf zu rächen suchen und gedachte (1345) die landgräfliche Stadt Kreuzburg zu überlisten. Aber die Kreuzburger waren nicht blos tapfer,*) sie waren auch schlau. Als nun Heinrich insgeheim die Mauern und den Wallgraben ausgemessen und Sturmleitern angefertigt hatte, um die Stadt zu überrumpeln: da waren die Bürger dessen kundig geworden und hatten schleunigst den Graben vertieft. Henneberger aber rückten unter dem Schutze der Nacht heran und legten leise ihre Leitern an die Mauern; aber — o, des Wunders! — sie reichten nicht an deren Berüstung. Und indem sie noch darüber staunten, da empfingen sie die Kreuzburger mit einem so unfreundlichen Gruße, daß sie alsobald wieder von dannen zogen und um so weniger zu einem zweiten Angriff sich erkühnten, als bald darauf der Graf von Henneberg zur Mitgift sich entschloß, um nur der Tochter Sehnsucht nach dem jungen Gatten zu genügen.

Von dieser Zeit bis zu dem Jahre 1445 suchen wir in den Blättern der Geschichte Kreuzburgs Namen vergebens — es müßte denn sein, daß sie uns erzählen, wie fast hundert Jahre zuvor die furchtbare Seuche, die unter dem Schreckensnamen des „schwarzen Todes" verheerend das Thüringerland durchzogen, auch in Kreuz-

*) Fabricius in origin Saxon. rühmt von ihnen: Laudem fortitudinis Cruciburgensis cum nobilitate prae caeteris Thuringis consecutos esse. (Daß die Kreuzburger den Ruhm der Tapferkeit vor allen Thüringern mit ausgezeichneter Ehre sich erworben haben.)

burg zahllose Opfer gefordert. In dem schon genannten Jahre aber theilten die beiden Brüder Wilhelm und Friedrich der Sanftmüthige die Besitzungen, welche ihnen nach dem Tode ihres kinderlosen Vetters, Friedrichs des Friedfertigen, zugefallen. Kreuzburg kam mit der ganzen Landgrafschaft Thüringen (1445) in Wilhelm's Hände, der zu Weimar seinen Sitz erkor. *) Und von dorther ist bis auf den heut'gen Tag das Schicksal unseres Städtchens in dem milden Herzen eines theuern Fürstenhauses wohl berathen.

Nun aber zog durch das Triumphthor einer vielversprechenden Morgenröthe das verhängnißvolle sechzehnte Jahrhundert und leuchtete wie mit Sonnenblicken in die Herzen der Menschen. Aber es warf auch einen Feuerbrand hinein, der Städte und Länder entzündete und bis auf diesen Tag in leisen Funken glimmt und knistert.

Der Karthäusermönch Albert von Kempen hatte in der Liboriuskirche das Wort der Freiheit gepredigt. Und es hatte in den Herzen vieler Bürger Anklang und Eingang gefunden. Da wälzten sich im Jahre 1525 die Schrecken des Bauernkrieges auch nach Kreuzburg. Denn „das Lastthier des Adels und der Klerisei" war drohend aufgestanden, das alte drückende Joch von seinem wunden Nacken zu schütteln. Und zu den Bauern gesellten sich die Bürger. Da überkam die Nonnen zu St. Jakob eine grause Furcht — vielleicht auch, ob der Stunde der Erlösung, eine süße Freude? — und als der Rath der Stadt sie nicht mehr schützen konnte, schlüpften die verscheuchten Vöglein aus den düstern Zellen und bargen sich an dem friedlichen Herde zagender Glaubensgenossen. **)

---

*) Daß der tapfere Herzog, von dem das Sprichwort sagte: schon der Klang seiner Sporen jage die benachbarten Herren in Furcht, zuweilen auch in Kreuzburg geweilt, erzählt Gallus (in Msto. Chron. Cruciburg.), mit dem Bemerken, daß er einen der gezähmten Wölfe, die er gleich treuen Hunden hielt und liebte, mit sich geführt.

**) Vielleicht mag es in jener Schreckenszeit geschehen sein, daß die bedrängten Nonnen ihre kostbarsten Schätze in einem dem Kloster zugehörigen Hause geborgen, das in späteren Tagen dem Stadt-Diaconus als Wohnung angewiesen worden. Denn als nach einem der verheerenden Brände, welche Kreuzburg öfter heimgesucht, ein armer Bürger bis gen Erfurt zog, im dortigen Kloster milde Gaben zu sammeln, da vertraute ihm ein greiser Mönch das schüchterne Geheimniß, daß sich in alten Klosterurkunden das Bekenntniß eines sterbenden Mönchs, der einst von Kreuzburg nach Erfurt geflüchtet, aufgezeichnet finde, — ein Bekenntniß, das vermögend wäre, nicht allein ihn selbst zu einem reichen Manne zu erheben, sondern auch die ganze Stadt aus ihrer Asche wieder aufzubauen. Und als der staunende Bürger forschte und bat, entdeckte ihm der Klosterbruder, daß der Keller des Diaconats geheimnißvolle, reiche Schätze berge. Goldene Schlösser träumend, flog der Bürger mit der Freudenkunde zu dem Rathe seiner Stadt. Alsobald wurden sorgliche Nachgrabungen verordnet und angestellt. Aber — die goldenen Schlösser waren in die Luft gebaut; denn der ersehnte Platz verbarg sich den spähenden Blicken. — Indessen wurde doch das lockende Geheimniß in den jüngsten Jahren wieder aufgewärmt und selbst von höchster Staatsbehörde der Beachtung werth gehalten. Aber auch die neuesten Nachforschungen öffneten wohl eine brunnen-

Und es rotteten ſich etliche Bürger zuſammen, die ſich „chriſtliche Brüder" nannten und ſchwenkten in wildem Jubel ein ſeidenes Fähnlein und zogen trommelnd durch die Straßen der Stadt. Und als ſie die umwohnenden Bauern aufgewiegelt, wem es Ernſt, das Evangelium zu beſchützen, der ſolle ſich zu ihnen halten, da zogen ſelbige in großer Zahl mit Wehr und Waffen vor die Stadt. Die Thore wurden geſchloſſen, aber die Wüthenden drohten Gewalt. Da öffnete der Rath. Nachdem ſie nun im blinden Frevel die Glocken gezogen und Straßen und Häuſer durchraſ't, ſo ſchickten ſie ſich an, ſich mit der Hauptmacht ihrer Brüder, die bei Waſungen gelagert, zu vereinen. Ehe ſie aber Kreuzburg verließen, trat Matthäus Hiſolit, ein evangeliſcher Diener des göttlichen Wortes, vor das Rathhaus und ermahnte und beſchwor die Wüthenden, zu bleiben. Aber ihre Ohren waren verſchloſſen und ihre Herzen bethört. Und ſie zogen über den Thüringer Wald und kehrten gen Eiſenach zurück und raſteten daſelbſt im Katharinenkloſter und übten tollkühn alle Gräu'l und alle Frevel.

Aber ihre Stunde hatte geſchlagen. Und als bei Frankenhauſen „die chriſtlichen Brüder" ſchmachvoll geendet, wie ſie ſchmachvoll begonnen, da berief der Churfürſt Johann der Beſtändige, der zur Tilgung des Brandes eifrig mitgewirkt mit vielen andern auch die Bürger Kreuzberg's vor ſeinen Richterſtuhl. Und ohne Wehr und Waffen zogen ſie in demüthiger Prozeſſion mit einem weißen Stabe in der Hand gen Eiſenach. Nur vier Greiſe waren daheimgeblieben. In dem Barfüßerkloſter gelobten ſie dem Kurfürſten mit bußfertiger Reue, Frieden und Gehorſam. Dennoch wurden vier der Rädelsführer nach Urthel und Recht und Jedermänniglich zur Warnung auf dem Markte zu Kreuzburg enthauptet. Da kam eine heilſame Furcht unter das freche Volk, daß es immer wieder vergeſſe, was es heiße: „So ſeid nun der Obrigkeit unterthan!" Und die Stadt belegte der Kurfürſt mit 800 Gulden Strafe und gebot, daß keiner der Bürger fortan eine andere Waffe in ſeinem Hauſe berge, denn eine Art und eine Barte. Die Kreuzburger aber ließen, wie ein alter Hiſtoriograph berichtet *), als Merkmal ihrer Buße, ſich die Bärte bis zum Gürtel wachſen und das Haupt zur Glatze ſcheeren.

ähnliche Kloake, die aber, ſtatt der klingenden Ausbeute, einen ſo unerträglichen Geruch entſeydete, daß die Arbeiter, wie von einem Geſpenſte verjagt, entſetzt von binnen flob'n. Da hat man denn nun hie und da einen Gedanken laut werden laſſen, der eine neue Art des Glücksſpiels in das Leben rufen würde, nämlich: die Koſten weiterer Nachgrabungen durch freiwillige Actien aufzubringen und zu decken. Weil indeſſen die Kreuzburger im freundſchaftlichen Skaat wohl gern um ihre Silbergroſchen, aber nicht um ungewiſſe Kloſterſchätze ſpielen, ſo iſt der Gedanke bis jetzt — nur Gedanke geblieben, bis vielleicht die glückliche Hand eines Sonntagskindes berufen iſt, den reichen Schatz zu heben.

*) Calvus in Chron. Msto. Crucib.

Kaum aber war das wuchernde Unkraut des Aufruhrs von dem scharfen Schwerdte der Gerechtigkeit getilgt, da schlichen sich Wiedertäufer, Strigelianer und Flavianer in die Stadt und beunruhigten sie weidlich. Und ein Steinmetz, Georg Schuchart, wurde von dem ketzerischen Gifte so bethört, daß er, des Himmels und der Erde spottend, nicht einmal im Kerker zur Besinnung kam. Da wurde er denn ungeachtet seines drohenden Anhanges auf den Scheiterhaufen geführt und wartete umsonst des prophezeihten Wunders, das ihn aus der Flammen feuriger Umarmung retten sollte.

Je näher wir nun an der Hand der Geschichte den freundlichern Gestalten der Gegenwart treten, desto genügender wird es sein, nur in flüchtigen Zügen die Farben anzudeuten, womit die Zeit das Schicksalsgemälde Kreuzburg's gezeichnet.

Daß jener verheerende Krieg, der dreißig Jahre lang durch Deutschlands Gauen wüthete, auch an Kreuzburg nicht spurlos vorüber gegangen, würde kaum der Rede bedürfen, wenn wir nicht berichten wollten, daß Pappenheim's Schaaren, von den Bürgern Eisenach's zurückgeschlagen, im October 1632 unser armes Städtlein geplündert; ja, daß 1640 sich fünf große Heereshaufen mit ihren Fürsten und Marschällen innerhalb und außerhalb Kreuzburg's gelagert und von den armen Bürgern fast drei Wochen füttern ließen. Darf es uns da Wunder nehmen, wenn sich zu den argen Gästen auch der ärgste noch, der Hunger, gesellte und Menschen und Rosse fielen, und die Seuche, wie ein grinsendes Gespenst, in die Wohnungen brach? Der Mangel und die Pest trieben endlich die Kriegerschaaren von hinnen, aber die zahllosen Opfer, welche gefallen, wurden in einer Grube geborgen, deren bemoosster Hügel unsern der Friedhofskirche heute noch von jenen trüben Tagen Zeugniß gibt. Und schon im folgenden Jahre nahm der bairische General Wahl das arme Städtchen mit Gewalt und ließ, nachdem er sich darinnen festgesetzt, die schönsten Häuser schleifen und das Material derselben zu Verschanzungen verwenden.

Aber auch die großen Drangsale, die Kreuzburg während des siebenjährigen Krieges erlitten, mögen wir nicht verschweigen. Denn es lagerten nicht nur im Jahre 1757 volkreiche Armeen in und außer der Stadt und plünderten und frevelten nach Herzenslust, sondern auch der zahlreichen Durchmärsche bald flüchtiger, bald siegreicher Truppen und der Winterquartiere, in den sich während der Jahre 1760 bis 62 einzelne Heeresabtheilungen daselbst gefallen, gedenken Kreuzburg's Annalen mit bitterem Unmuth.

Die Trauerscenen aber, die der letzte Krieg vor unsern Blicken entfaltet, sind mit zu blutigem Griffel in die Tafeln unseres Gedächtnisses geschrieben, als daß wir ihrer schon vergessen hätten oder je vergessen könnten. Und wie diese Scenen, wenn auch mit abwechselnden Decorationen, sich in all' den Städten wiederholt, an deren Weichbild der Heerstraßen bewegliches Leben berührt: so male sich der sinnige Leser mit den Farben seiner Phantasie und jener Zeiten

ſelbſt das Bild, in dem ſich Kreuzburg's jüngſtes Schickſal wiederſpiegelt.

Und ſo ſtehet denn das Städtlein, ein beſcheidenes Beſitzthum des Großherzogs von S. Weimar-Eiſenach, bis auf den heutigen Tag und ſchauet gleich einem Grenzwächter aus Thüringens Gauen in das nahe Heſſenland hinüber und ladet jeden Wanderer zu ſtiller Raſt und ſinniger Betrachtung. Und noch immer murmeln die Nixen der Werra ihr geheimnißvolles Lied, und noch immer nicken die greiſen Bergeshäupter, gleich mächtigen Palliſaden, herab in das liebliche Thal. Und du ſiehſt es nicht, welche Stürme über daſſelbe dahingezogen, und du ahneſt es nicht, — ob auch „Sorge" und „Noth" noch immer vor den Thoren lauern — wie der Jammer und das Elend ſo oft die Straßen durchſeufzt, in denen du jetzt rüſtigen Fußes wandelſt; und die Bürger haben ſich die Haare wieder wachſen laſſen und den Bart geſchoren, und das Bild der alten Zeiten haben nur die Chroniken in ihrem ſichern Schrein bewahrt. — Und ſo ſtehe denn noch lange, du alterthümliches Kreuzburg, geſchützt und geſegnet von Dem, Den einſt der fromme König meinte, als er ſang: „Wo der Herr nicht die Stadt behütet, da wachet der Wächter umſonſt" (Pſ. 127, 1)! Stehe noch lange, ungefährdet von des Waſſers verheerenden Strömen, ungefährdet von des Feuers entfeſſelter Wuth! Und wenn unſere ſpäten Enkel nach dir fragen, o ſo magſt du, von den friſchen Blüthen eines lang entbehrten, lang erſehnten Glück's umkränzet, triumphirend rühmen: Da bin ich!

Ehe wir aber, raſtloſe Wanderer, aus den Marken unſeres liebgewonnenen Städtchens ſcheiden, wollen wir in unſere Reiſemappe einige der Curioſitäten ſammeln, die wir in den Antiquitätenkammern der alten Zeitbücher gefunden, und bieten ſie unſern Reiſegefährten zu beliebiger Kurzweil:

„Der gelehrte und berühmte M. A. Witke, weiland Rector zu Gotha, rühmt ſonderlich, daß die gute Stadt Kreuzburg je und allewege den wahren Gottesdienſt gehegt und erhalten, auch genauen Fleiß und ſorgfältige Mühe in guter Kinderzucht treulich angewendet, alſo wohl nicht nur in Thüringen, ſondern auch in Deutſchland ein Ort hätte thun mögen. Dannenhero das gute Städtlein ſo viele herrliche Theologos, Juriconsultos, Medicos und ſonſt geſchickte Leute angezogen, wie kaum eine andere Stadt des Thüringer Landes."

Eine andere Chronik erzählt: „wie dem weitberühmten Theologo, Dr. Aegid. Hunnio dem Aeltern, als er durch Kreuzburg gereiſ't, Etwas von Wein zum Ehrengeſchenke, als einen durchpaſſirenden vornehmen Manne, von dem Rath deſſelben Ortes präſentirt worden, welche Ehre er ſo hoch empfunden, daß er auch nachgehends die Kinder aus ſolcher Stadt, ſo zu Wittenberg ſtudiret, dieſer Liberalität reichlich wieder genießen laſſen. Demnach ſind die Thüringer nicht alle von Naſſenburg, ſondern haben noch Reputation und Freigebigkeit bei ſich." —

„An der Kirche zu Kreuzburg war eine Halle in der Ecke nach dem Thurme, bemauert und verwahrt auf allen Seiten, die hatte nur zwei Fenster und ein Loch, das durch die Mauer in die Kirche ging und wodurch einer nährlich gucken konnte. In dieser Clause ward eine Frau zur allgemeinen Pönitenz allein gethan und beschlossen. Niemand konnte zu ihr, noch sie zu Jemand kommen, sondern mußte ihr Leben so hindringen und ihre und der Stadt Sünde mit Fasten und Beten büßen; hatte auch Nichts zu essen, als was ihr gute Freunde brachten und durchs Loch reichten. Starb nun Eine, ward eine Andere an ihre Stelle hineingesteckt; denn aber, in aller vermeinten Heiligkeit, mit Kerzen und anderem Gepränge begraben. Anno 1464 hat die Letzte, so hierin gewesen, große Anfechtung vom Satan gehabt, dannenhero man Keine mehr zu solch' verdienstlicher Einöde bereden können." —

„Die Barden in der Werra hat zum ersten Mal Anno 1480 Marten Hech, ein Gothaischer Fuhrmann, hierher gebracht. Denn wie er an drei Stützchen voll, in der Saale gefangen, hier verkaufte, wurden etliche davon oben unter das Wehr gesetzt, die sich dermaßen vermehrt haben, daß kein Mangel davon vorhanden ist. Anno 1529 waren keine Fische in der Werra, darob sich Jedermann verwunderte." —

„Auf dem jetzt noch stehenden Thurme zu Kreuzburg war der erste Thürmer, der mit einer Clarinette blies und mußte der Stadt hüten, Hans Hellermann. Der erste Fürst, so in der Stadt angeblasen wurde, war Herzog Hans von Sachsen, der andere Landgraf Philipp von Hessen. Diese kamen anher Anno 1522 und machten sich drei Tage mit einander lustig auf dem Rathhaus. — Derselbe Thürmer wollte einst zu Eisenach bei den Barfüßern beichten und Ablaß holen, konnte aber nicht absolviret werden, bis er dem Mönch die Pauken brachte, womit er auf Hochzeiten um's Geld zu pauken pflegte, und dergleichen Spiel sich hinfort zu begeben angelobte." —

Nun aber scheiden wir. — Doch horch! da flüstert es wie Aeolsharfenton: „Scheiden wollt ihr, ohne mich zu hören?" — Und sieh', wir wenden uns der leisen Stimme zu. Und vor uns steht ein wunderbares Bild, das bald zum alten ernsten Mütterlein und bald zum freundlich lieben Kinde sich gestaltet. Es ist die Sage. Und wir rasten gern und horchen den geheimnißvollen Mährlein, die sie, von den Lippen des Volkes erlauscht, mit sinniger Geschwätzigkeit uns in die Seele plaudert:

Es war im Jahre 1343 — so beginnt sie ihre seltsamen Geschichten — als die Fluthen der Werra zu einer grauenerregenden Höhe stiegen und nicht nur mit schäumender Gewalt die Mauern der Stadt überwogten, sondern auch in entfesselter Wuth die nächsten

Häuſer zerſchellten und Alles, was ihrer feuchten Umarmung nicht zu entfliehen vermogte, auf ihren brauſenden Wellen von hinnen führten. So waren denn auch die zagenden Nonnen des nahen Auguſtiner Kloſters von den wilden Wogen bis in die oberſten Räume ihres feſten Obdaches getrieben* und lugten zitternd in die Gräuel der Verwüſtung, die ſich rings den ſcheuen Blicken boten. Siehe, da tanzt auf den ſchäumenden Wellen ein Bettlein heran, in dem zwei zarte Kinder, von den Engeln des Himmels bewacht, in ſüßem Schlummer ruh'n. Und nah' und immer näher trägt der Strom die Wiege, bis ſie an des Kloſters Mauern, wie in einem ſichern Hafen, landet. Da erwachen die Kleinen und ſtrecken weinend ihre Händchen nach der Mutter aus, die ſie in Schlaf gelullt. Doch ach! die Mutterhand iſt fern und die Gefahr ſo nah'! Die Nonnen jammern, rufen, weinen; aber ihr Geſchrei verhallt im brauſenden Getös' der Wellen. Da ergreift die Schweſter Clara eine ſchöne heilige Begeiſterung. Mit einem frommen Blick zu Dem, „Dem Wind und Meer gehorſam ſind", eilt ſie hinab und lenkt den Kahn, den die wachſende Fluth an die Pforte getrieben, kühn in die wirbelnde Brandung. — Schon hat ſie die Wiege erreicht; ſchon hat ſie eines der Kinder in den Kahn gerettet und ſchon beugt ſie ſich hinüber, auch das zweite, das durch Thränen ihr entgegen lächelt, an ihr Herz zu bergen: — ach! da faßt ein Wirbel das ſchwankende Fahrzeug und die Arme, über Bord gelehnt, das Kindlein ſeinem Bettchen zu entnehmen, ſtrauchelt — und verſinkt, den Säugling, den ſie ſchnell erfaßt, in ihre Arme ſchließend, lautlos in das feuchte Grab. Der Nachen aber ſchwankt mit ſeiner Beute, wie von einem unſichtbaren Fährmann getrieben, in des Kloſterhofes ſtillen Port. — So iſt die fromme, ſchöne Clara ihres menſchlichen Gefühls und ihres hehren Chriſtenmuthes unrettbares Opfer geworden? — O nein! Die Heiligen wachen ob ihren Getreuen. Und Auguſtin, des Kloſters wunderthätiger Patron, umhüllt mit einem weiten Mantel ſeinen Schützling und die wild empörten Wogen tragen, wie von höherer Macht beſänftigt, ihre leichte Beute in die Arme der mit Freudenthränen ſie begrüßenden Schweſtern. Und Clara wurde fortan als eine Heilige geliebt und verehrt und noch nach langen Jahren, als ſie altersmüde eingegangen in das Reich des Friedens, beteten die gläubigen Seelen vor ihrem wunderthätigen Bildniß und erflehten, wenn der Werra wild empörte Fluth Gefahr und Unheil brohte, ihren Schutz und ihre Hülfe. Und ſie verſagte dieſen Schutz und dieſe Hilfe nimmer, alſo daß ſeit jenem Jahre (1343) eine gleiche Ueberſchwemmung Kreuzburgs Bürger nicht geſchreckt und nicht gefährdet *).

Im Jahre 1355 aber **), — alſo ſpinnt die Sage, wie ein

*) Dennoch wuchs im Januar 1841 der Werrafrom zu einer ſolchen Höhe, daß ſeine Fluthen abermals des Städtchens Mauern überwogen.

**) Andere Chroniken nennen das Jahr 1445.

emsiges Mütterlein, den Faden ihrer wunderbaren Erzählungen fort —, da schaarten sich eines Tages viele hundert Störche in dem freundlichen Werrathale und senkten sich in weiten Kreisen auf die nahen Berge und auf die Dächer der Stadt. Woher und wohin? — so fragten sich die staunenden Bürger. Die Störche aber schwangen sich alsbald empor und sammelten sich auf einer Wiese im Hexthal. Dort sonderten sie sich — um mit unsern Landtagsabgeordneten zu reden — in zwei Kammern oder Parlamente, und der Aeltesten und Größten einer stelzte, wie ein Marschall, gravitätisch zwischen ihnen auf und ab. Aber die Gefährten schnatterten und klapperten mit ihren langen Schnäbeln, wie in eifriger Berathung. Und als sie lang' genug geschnattert und geklappert, da einten sich die streitenden Partheien und wetzten ihre Schnäbel und stürmten wüthend gegen einige der Brüder, die sich etwa, frevelnde Majestätsverbrecher, demagogischer Umtriebe schuldig gemacht, und — stachen sie zu Boden. Und als das hochnothpeinliche Halsgericht geendet, flogen sie in wilder Freude von dannen. — Die armen Sünder aber wurden auf dem Wahlplatz todt gefunden. — Und das ist die wunderbare Sage von dem Landtage der Störche zu Kreuzburg („Pulchrum, at formitabile, si vidisses, spelaculum, omni memoria dignum!“) *)

Dort aber, wo die Werra unsern Kreuzburg's durch das Riesenthor, zu dem die Felsen sich gewölbt, gewaltsam Bahn gebrochen und noch jetzt im tiefen Grimme ob des Widerstandes, welchen sie gefunden, schäumt und wirbelt, soll es bis auf diesen Tag noch nicht geheuer sein. Und fragest du: warum? so flüstert dir manch' altes Mütterlein geheimnißvoll die ernste Sage zu:

Es kehrte einst ein junges Ehepaar aus Kreuzburg's Kirche, wo der Herzen und der Hände Bund durch Priesterwort geweihet war, nach Buchenau zurück. Der schmale Felsenpfad führt an dem steilen Werraufer keck vorüber. Und als nun die Braut in die geheimnißvolle, bodenlose Tiefe sah, da sprach sie scherzend zu dem Angetrauten: „Würdest du mir folgen, wenn ich, deine Treue zu erproben, in die Fluthen spränge?“ — Und der junge Gatte schlang den Arm um ihren Leib und lispelte, wie innig auch, doch vorwurfsvoll: „Und kannst Du zweifeln?“ — Aber im frevelnden Spiel entriß die Kecke sich seiner Umarmung und trat, gleich als rüste sie sich zu dem grausen Sprunge, an den schmalen, steilen Rand des Ufers. Mit süßem Flehn rief sie der Zagende zurück, sie aber höhnte seine Angst und seine Liebe. Da wogt und wallt der Strom, gleichwie von einem Zorn durchwühlt, und aus dem schäumenden Wirbel taucht der Wassernixe drohendes Antlitz. Die Braut erstarrt, die Wogen schwellen und die Nixe winkt. Nun will die Arme sich zu dem Geliebten ret-

*) Die Nachkommen jener Landtagsabgeordneten haben bis zum J. 1837 auf einem Mauerthurme zu Kreuzburg genistet.

ten und an dem Geliebten halten; aber, wie von einer unsichtbaren Hand gezogen, reißt auch ihn sie mit sich in das nasse Brautbett. — Und so zischt „der Brautstrudel bei Ebenau" bis auf den heut'gen Tag den Liebenden in's Ohr und in die Seele, daß sie ihre Treue nicht auf allzukecke, allzuschwere Proben stellen.

Uns aber spricht aus diesen und aus allen wundersamen Mährchen und Geschichten ein gar tiefer Sinn an, wer nur die edle Perle aus der unscheinbaren Muschel stets zu finden weiß. —

Heinrich Schwerdt.

Veßra.

Von Ludwig Bechstein.

Nahe der Stelle, wo die Flüsse Schleusse und Werra sich vereinigen, doch im Thale des ersteren, ragt die ehemalige Kirche der alten Prämonstratenser-Abtei Veßra in malerischer Umgebung von Wiesen, Wald- und Felsenbergen und friedlicher Gehöfte empor, geschmückt von zwei stattlichen Thürmen. Am reizvollsten, imposant und pittoresk nimmt sich Veßra aus, wenn man es sieht, von Schleusingen den anmuthigen Thalweg herabkommend, in warmer Beleuchtung eines sonnigen Lenz-Morgens oder Sommer-Abends. Da weht noch ein Hauch aus der Vorzeit patriarchalischem Frieden zu uns herüber, da mag eine lebhafte Phantasie, wenn sie es liebt, sich in Erinnerungsträumen zu ergehen, sich die Züge wandelnder Mönche, den Hall der Klosterglocken vergegenwärtigen, und mit der Glorie der Andacht und frommer Beschaulichkeit das einst heilige Haus umweben.

Im Bereich der ehemaligen Grafschaft Henneberg lagen viele und zum Theil bedeutende Abteien und Klöster, die durch den Frommsinn der Landesgebieter und ihrer Vasallen reichlich bedacht waren, und von denen viele in eine sehr frühe Zeit ihren Ursprung zurückführen konnten, so Rora, Breitungen, Bildhausen und auch Veßra. Die Geschichte aller dieser Klöster läßt sich auf wenigen Seiten abhandeln, wenn ein Tourist nach einer oder der andern Verlangen trägt, und ebenso ließe sie sich zum Folianten ausdehnen, wenn der Historiker Einzelnes eingehen und die zahlreichen alten Urkunden und Diplomatarien, welche noch darüber vorhanden sind, ausbeuten wollte *). Wir haben uns hier auf eine kürzeste Ueber-

---

*) Ueber Veßra schrieben, zum Theil Urkunden mittheilend: Gruner in seiner Opusculis, A. v. Schultes in seiner diplomatischen Geschichte der Grafen von Henneberg, seiner historisch-statistischen Beschreibung der Grafschaft Henneberg und seinen neuen diplomatischen Beiträgen zu der fränkischen und sächsischen Geschichte; Oesterreicher in den neuen Mittei-

ſicht zu beſchränken. Ein Dörfchen am rechten Ufer der Schleuſe, die vielleicht früher bis zu ihrer Vereinigung mit der Werra Veſſer hieß, wie noch heute ein die Schleuſe mit drei andern bildender Waldbach, ſchien dem Grafen Gottwald I. von Henneberg und ſeiner Gemahlin Liutgard, zur Gründung eines Kloſters wegen ſeiner günſtigen Lage geeignet. Beide Gatten begründeten es, und 1131 erſcheint ſchon die erſte Schenkungsurkunde. Das junge Kloſter wurde unter den Schutz des Bisthums Bamberg geſtellt, und erhielt 1139 und 1141 Schutzbriefe vom Papſt Innocenz. Anfangs ward es mit Mönchen und Nonnen zugleich beſetzt, die nach der Prämonſtratenſerordensregel lebten, da aber um das Jahr 1175 eine Feuersbrunſt zu Veßra entſtand, ſo wurde in deren Folge, wie ein alter Chroniſt ſich ausdrückt: „das Feuer von dem Stroh geſondert," und die Veßraer Nonnen erhielten in einem, ¼ Stunden von Veßra im Werrathale gelegenen Dorfe, Troſtadt, ein Kloſter eingerichtet. Nun war Veßra ein Prämonſtratenſer Mönchskloſter, wurde von Pröbſten überwacht, und ſah von Jahr zu Jahr ſeine Einkünfte und Beſitzungen durch fromme Stiftungen gemehrt, wie die zahlreichen noch vorhandenen Urkunden bezeugen. Im vierzehnten Jahrhundert, 1333, legte ſich Propſt Siegfried zuerſt den Titel eines Abtes bei. In denſelben Jahr eigneten Graf Heinrich und ſeine Gemahlin Jutta von Henneberg der Küſterei zu Veßra einen neuen Altar, welcher mit beſonderen Einkünften verſehen wurde, von denen der Unterhalt der Küſter beſtritten ward. Großartig und prachtvoll war der Bau der dem heiligen Johannes geweihten Kirche, die im ſtreng byzantiniſchen Styl aufgeführt wurde. Das Portal zeigt im ſchönen Rundbogen mancherlei Zier an Säulen und Wölbungen, die Mauerſimſe ſind mit einer Reihe hieroglyphiſcher Schildlein geſchmückt, auf denen Köpfe, Lilien, das Pentalpha ꝛc. mancherlei Deutung zulaſſen. Die Kirche iſt durch zwei Saulenreihen, (die Säulen viereckig, von ſtarken Quadern aufgeführt,) in das Hauptſchiff und zwei Nebenſchiffe getheilt, und endet da, wo wahrſcheinlich früher das Kreuz und das hohe Chor begann, welche nicht mehr vorhanden ſind. Ein mächtiger zugemauerter Bogen an der Oſtſeite verkündet, daß hier noch ein ſtattlicher Anbau ſich anſchloß. Die Umfangmauer, faſt noch ganz vorhanden, auch der Thorbogen noch der urſprünglich alte, byzantiniſche, beurkundet die Größe des Kloſters; ſie ſchloß zugleich die wenigen Häuſer des Dorfes in ihren Bereich. Das Kloſtergebäude ſteht zum Theil noch, aber manche alterthümliche Zier deſſelben verſchwand unter Reparaturen und Erneuungen. Vom Kreuzgang iſt keine Spur mehr ſichtbar, doch ein von Gebäuden umſchloſſener

lungen hiſtoriſch-antiquar. Forſchungen, Wippert ebendaſelbſt und Andere. Auch Schöppachs Henneb. Urkundenbuch enthält Veßraer Urkunden, und deſſen Fortſetzung, deren Herausgabe ich mich mit einem Freund unterziehen werde, wird ihrer noch viele bringen.

Hof zeigt noch, wo er war und seine Größe. Auch der Raum des Refectoriums ist noch vorhanden, darin zeigen sich einige verblichene Wandmalereien, Wappen in Arabeskenwindungen und unter Andern St. Augustin im Bischofgewand, mit seinem Attribut, einem vom Pfeil durchbohrten Herzen. Der eine Thurm, mit einer Uhr und Schlag-Glocken versehen, ist zugänglich; er umschließt ein Gemach, das früher vielleicht als Sanctuarium diente. An der Wand wird noch jener mystische Kreis, der bei der Tempelweihe angemalt zu werden pflegte, wie z. B. im Kloster Walkenried, erblickt.

Eine Seitenkapelle, die mit der Kirche in Verbindung stand, vielleicht den rechten Arm des Kreuzes bildete, ist jetzt als Kirchlein für die kleine Filial-Gemeinde eingerichtet; sie soll die Denkmäler der Henneberger enthalten haben, welche 1566 nach Schleusingen gebracht wurden. Ein Gewölbe links, welches die Fürstengruft genannt wird, (Veßra war das Erbbegräbniß der Grafen von Henneberg) ist leer, und dient als Kartoffelkeller. Kirche und Thürme sind noch gut überdacht, und dadurch vor dem Verfall bewahrt worden. Dieses danken sie jedoch keineswegs der Ehrfurcht vor ihrem Alter, sondern dem Nützlichkeitsprinzip, das aus alten Kirchen Scheuern, Stadel und Ställe zu schaffen verstand.

Nach einer Zeit langjährigen Bestehens, reicher Begabung hohen Rufes bis in das ferne Ausland, so daß sogar den Veßraer Aebten Aufsicht und Visitation des im Herzogthum Kärnthen gelegenen Klosters Gryenthal anvertraut wurde, nachdem dort auch vom Fürst-Grafen Wilhelm V. von Henneberg in die Ehre St. Christophs und der vierzehn Nothhelfer ein geistlicher Ritterorden gestiftet worden, den Papst Sixtus bestätigte, welcher Orden auch beitrug, des Klosters Einkünfte zu vermehren, ward es von einem harten Geschick betroffen. Der im Henneberger Lande sich sehr verwüstend zeigende Bauernkrieg traf mit seiner Flammenruthe auch Veßra; es wurden mehrere Gebäude in Brand gesteckt, die Denkmäler zertrümmert, die Kirche geplündert, und nur einen Theil des Kirchenschatzes gelang den Conventualen nach Schleusingen in die Hofburg des Landesherrn zu flüchten. Zwar stellte dieser nach Kräften das Zertrümmerte 1532 wieder her, aber das Geraubte ward nicht ersetzt. Nach der Reformation, als ein Kloster nach dem andern im Lande Henneberg aufgehoben wurde, theilte auch Veßra dieses Loos. 1560 starb der letzte alte Abt, Johann Grau. Er war nicht arm, dieser Prälat. Zwar hinterließ er 470 Gulden Schulden, aber an baarem Gelde fanden sich in seinem Nachlaß:

122½ Rheinische Goldgulden,
201½ Gulden an Cruciaten,
76 Thaler an doppelten und einfachen Ducaten,
111½ Gulden an andern Münzsorten, und
150 Thaler, nebst
317 Gulden an Schuldbriefen.

Nach dem Aussterben der Fürstgrafen von Henneberg legte, nachdem Schleusingen und sein Bezirk an Herzog Moritz Wilhelm zu S. Naumburg gefallen war, dieser eine Stuterei an. Er war es, der die Kirche mit neuer Dachung versah, damit sie als Heu und Strohmagazin diene. Diesen nützlichen Zweck erfüllt sie bis auf diesen Tag, obschon dermalen auch die dort befindlich gewesene K. Preußische Stuterei nicht mehr in Veßra vorhanden ist. Diese wurde 1842 aufgehoben. Die Barbarei früherer Architekten hat halb vor das schöne Kirchenportal ein Haus hingebaut, doch geht die Rede von dessen Entfernung nach dem Willen des erleuchteten K. Preußischen Gouvernements. Vielleicht geschieht in der Folge noch etwas mehr für den altehrwürdigen Kirchenbau, der wie eine Pforte zu einem der Eingänge in den Thüringerwald dasteht, und wäre Veßra ganz Ruine geworden, so würde diese an Reiz und Schönheit mit Paulinzelle und Walkenried wetteifern.

Das Klostergut ist nun Königl. Preuß. Domaine, der Ort zählt 15 Wohnungen nebst vielen Ställen und Scheuern, und hatte, als das Königl. Gestüt daselbst noch vorhanden war, 234 Einwohner, darunter ist auch ein Schenkwirth. Die Flur dieser Domaine hält 1605¾ Morgen. Preußen erweiterte das von Herzog Moritz begründete Gestüt ungemein, es wurden 1 Reitbahn, Stuten- und Laufställe, Wohnungen für den Inspector, den Stutenmeister und 7 Gestütsknechte ꝛc. neu eingerichtet. Im Sommer kamen die Pferde auf die Waldweide in die Nähe des Dorfes Vesser, an den Woldsberg und an das Godes- oder Gottesfeld, wo zwei geräumige Stutenhäuser sie des Nachts oder bei schlechter Witterung aufnahmen. Die Veßraer Gestütspferde waren sehr geschätzt, und nur das kostspielige des Transports der fehlerfreien vierjährigen Pferde nach Berlin soll die Aufhebung des Gestüts veranlaßt haben.

Wie allen ehemaligen Klosterstätten mangelt auch Kloster Veßra nicht der Nimbus der Volkssagen; von einem großen Schatz in einem nicht mehr gebrauchten, verdeckten Brunnen ist immer die Rede, nicht minder von einem wandelnden Mönch, der bei Tag und bei Nacht sich sehen lasse. Ebenso von einem unterirdischen Gang nach Kloster Trostadt.

In der Nähe der Einfahrt durch die Klostermauer ist über die Eingangspforte das Hennebergische Wappen angebracht. Eins der Helmkleinodien dieses Wappens ist eine Jungfrau ohne Arm mit einer starken Haarflechte. Dieses Gebilde ist Träger einer vielfach variirten Volkssage geworden, die durch das ganze Werrathal, so weit die Hennebergischen Wappen hinabreichen, wiederklingt. Ich theile diese Sagen mit, wie ich dieselben in meinem Thüringischen Sagenschatz, Bd. 3., traulich nacherzählt habe. Auch eine andere oft sich wiederholende Sage lebt dort von den beiden Thürmen. Den einen anscheinend ältern Thurm, auf dem die Uhr befindlich ist, habe der Meister gebaut, den andern schöneren, der innen und

außen platt ist, der Geselle. Aus Neid habe dann der Meister den Gesellen vom Thurm gestürzt.

Der Mönchsstein.

Wenn man von Veßra das Thal aufwärts geht, findet man in der Nähe der Zollbrücke unterhalb Tappelsdorf auf einer Wiese einen mächtig großen Stein, den heißt das Volk den Mönchsstein, und erzählt, daß ein Veßraer Mönch solchen zur Buße bis an diese Stelle fast eine halbe Meile Wegs auf seinen Achseln getragen, wodurch zugleich das Klostergebiet bis zum Stein erweitert worden.

Der Henneberger Geschichtschreiber Juncker führt in seiner handschriftlichen „Ehre der gefürsteten Grafschaft Henneberg" an, daß der Mönch sich bei der Erbauung des Klosters erboten, den großen Stein eine merkliche Weite zu tragen, mit der Bedingung, daß Graf Gotzelbus dem Kloster so viele Wiesen, als weit er den Stein trage, schenken sollte. Da er denn den Stein vom Kloster an eine gute Stunde Weges, bis auf die Wiesen unterm Dorfe Tappelsdorf getragen, und dabei todt niedergefallen.

Die Jungfrau mit dem Zopf.

Ein Graf von Henneberg zog nach Italien und in das heilige Land. Dort lernte er die Tochter eines Königs von Arabien kennen und gewann ihre Liebe, jedoch mußte er sie verlassen, schied sich mit Schmerz von ihr und reiste nach seiner Heimath zurück. Die arabische Prinzessin wurde darauf von der heftigsten Sehnsucht ergriffen, die sie eine Zeit lang zu überwältigen suchte, allein ihre Liebe war allzu mächtig und vermochte nicht länger zu widerstehen, zog deshalb mit vielen Schätzen aus ihrem Vaterlande und dem Geliebten nach. Als sie in die Gegend des Klosters Veßra kam, hörte sie von den beiden Thürmen der Kirche sowohl, als auch von den umliegenden Ortschaften lange anhaltendes feierliches Geläute. Nun forschte sie, was das zu bedeuten habe? Da wurde ihr zur Antwort: sie müsse wohl sehr weit herkommen, daß sie nicht wisse, daß heute der Landesherr seine Hochzeit feiere, und man nannte ihr dessen Namen. Das war nun aber leider ihr Geliebter; die arme Prinzessin wurde fast unsinnig vor Schmerz. In ihrer Verzweiflung riß sie sich ihren starken Zopf ganz aus, dann nahm sie den Schleier und verwandte all' ihr Geld und Gut und reichen Schatz zu frommen Werken, von diesen nennt man noch die Klostermauer um Veßra, und die Brücken von Ober- und Untermaßfeld, in welchen Orten man auch diese Sage ganz so, wie um Veßra, erzählt, nur daß die Sarazenin über Henneberg gekommen sei. Den Grafen aber rührte tief die Liebe und der Schmerz der fremdländischen Jungfrau, er ließ ihr Bildniß als Helmzier auf sein Wappen setzen und allenthalben anbringen, daher kommt auf dem Hennebergischen Wappen die Jungfrau mit dem Zopf, wie es in Veßra, an der Brücke zu

Themar, an der Kapelle neben der Obermaßfelder Brücke und anderwärts häufig noch heute zu ersehen ist. In Veßra wurde die Akademin begraben, dort war ein Monument im obern Chor der Kirche, eine Jungfrau mit schwebenden oder zu Feld geschlagenen Haaren, in Stein gehauen, auf sechs Säulchen, welche Jungfrau, wie eine alte Nachricht aussagt, soll eine Königstochter gewesen sein und durch Heereszüge mit in dieses Land gekommen. Sie hat ihr Leben allda beschlossen, und etliche Kleinod, so sie bei sich gehabt, ins Kloster gegeben. Sie hatte einen langen Mantel, über dem untern innern Kleide oder Rocke, einen schmalen Gürtel, ein edel Gespang vorn unter dem Halse auf der Brust hangen und einen Leibschleier oder Binde von dem Haupt bis auf die Füße hangen. An dem Kissen unter dem Haupt zu beiden Seiten zwei Engel, so dieß Kissen halten. Also war der Sarazenin Denkmal beschaffen.

Die Jungfrau mit dem Zopf (eine andere Sage).

Ein junger, etwas leichtfertiger Graf von Henneberg wurde von seinem Vater sehr streng gehalten, und weil ihm das nicht in die Länge gefiel, so machte er sich auf und ging davon, und Niemand wußte, wo er hingekommen war. Er war aber nach Würzburg zu einem sehr reichen Kaufmann gekommen, hatte vorgegeben, er sei eines Bürgers Sohn, und war als ein Diener bei dem Kaufmann geblieben. Dieser hatte eine sehr schöne Tochter, und es währte gar nicht lange, so hatte der junge Graf mit ihr ein heimliches Liebesverständniß. Auf einmal erscholl die Nachricht, daß der Graf von Henneberg, Burggraf von Würzburg, gestorben sei; das hörte der Sohn und weinte bitterlich. Der Kaufmann befragte ihn um die Ursache seines heftigen Weinens, und er sprach: „Wißt ihr denn nicht, daß der Graf von Henneberg gestorben ist? Dieser ist mein Vater gewesen!“ — Darüber erschrak der Kaufmann über alle Maßen, daß er den Sohn des mächtigen Grafen und den Erben eines großen Landes wie einen Knecht gehalten und oft auch hart und streng angelassen, fiel ihm zu Füßen und bat ihn um Verzeihung. Der junge Graf hob ihn auf und dankte ihm für alles Liebes und Gutes, das er in seinem Hause genossen, und da der Kaufmann in ihn drang, er möge sich irgend etwas von ihm zum Andenken erbitten, so bat der Graf um die holde Tochter zur Gemahlin. Freudig wurde diese ihm zugesagt, und nach einer festgesetzten Frist sollte sie dem Grafen, ihrem künftigen Herrn und Gemahl, zugesendet werden. Der Graf setzte sich mit ihr und fuhr gen Henneberg, die reiche Grafschaft in Besitz zu nehmen. Als aber seine Vettern und Anverwandten in Römhild, Schwarza und anderwärts von seinem Verlöbniß hörten, sagten sie ihm, daß er eine ebenbürtige Gemahlin heimführen müsse, außerdem er an der Grafschaft Henneberg nichts zu suchen habe, und beredeten ihn dadurch, eine andere Wahl zu treffen. Zur festgesetzten Frist, oder einige Zeit darnach, kam die Kaufmannstochter mit großen Schätzen, und nun erging es ihr, wie die vorhergehende Sage von der Königstochter erzählt. Sie riß ihren Zopf aus, baute die

Brücken bei Themar, Untermaßfeld, Obermaßfeld und bei Veßra über die Schleuße, und kam in ein Dorf, wo man sie tröstete. Dort hat sie ein Nonnenkloster gestiftet und es Troststatt geheißen.

Noch eine dritte Variante dieser Sage läßt zwei Brüder, Grafen von Henneberg, mit einander Kegel schieben, uneins werden, und einer den andern auf den Tod verwunden. Der Thäter flieht, kommt zu einem Fuhrmann, der nimmt ihn mit nach Frankfurt, von wo ein Kaufherr aus Moskau ihn mit nach Rußland nimmt. Dort verliebt er sich in des Kaufmanns Tochter, und nun geht die Sage weiter, wie die von Würzburg.

Ueberhaupt ist diese Gegend reich an Sagen; Themar bietet Manche dar, wie die Umgegend, und ich habe eine gute Zahl noch ungedruckter noch nach dem Erscheinen des dritten Bandes meines Thüringischen Sagenschatzes, der die Sagen des thüringischen Henneberg enthält, gesammelt, die in einer neuen Auflage oder in einem Nachtrag mitgetheilt werden können.

Die Arnsburg

bei Frankenhausen im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt.

Der Arnsburg hohe Hallen,
Benagt vom Zahn der Zeit,
Sind längst in Schutt zerfallen.
Und bange Einsamkeit,
Melancholie und Trauern
Herrscht jetzt in ihren Mauern.

Anonymus.

Auf einem waldigen Berge, der hoch und steil im Gebirge der Hainleite emporsteigt, liegt, zwischen Sondershausen und Sachsenburg, dicht über dem Dorfe Seega, die Ruine der uralten Arnsburg, welche ihren Namen vom größten Raubvogel, dem Aar, führt. Wenn man den hohen Burgberg erstiegen hat, blickt man tief unter sich in ein kleines von einem Arme der Wipper durchflossenes Thal, über welches hinaus man südlich in die Gegend von Cölleda und Jena blicken und mit bewaffneten Augen oder bei besonders hellem Wetter die Ruinen der Kunitzburg erkennen kann. Nach den andern drei Seiten hin verschließen Gebirge und Waldungen jegliche Aussicht, und man fühlt sich in dieser Waldeinsamkeit von einem Hauche tiefer Melancholie angeweht. Aus der abgeschiedenen Lage zu urtheilen, war der Erbauer der Arnsburg ein Raubritter, der sich in diese Einsamkeit versteckte, um hier auf seinem Adlerhorste in Sicherheit verzehren zu können, was er in der Ebene geraubt hatte. Wie er hieß oder in welcher Zeit die Veste erbaut wurde, läßt sich auch nicht einmal mit einiger Gewißheit behaupten, denn abgesehen von der Meinung Spangenberg's, welcher in der Querfurtischen Chronik sagt, daß die Burg von den Römern unter Claudius Drusus angelegt sei, verdient auch die Angabe mehrerer alter Chronisten, daß sie im 6. Jahrhundert nach Christi Geburt erbaut worden sei, nicht den geringsten Glauben. Nach ihnen sollen nämlich die Sachsen und Franken, nachdem sie das Königreich Thüringen vernichtet und unter sich getheilt gehabt, nachher aber mit einander uneins geworden, — Schlösser und Festungen gegen einander angelegt, und auch die Arnsburg errichtet haben; — sie haben jedoch den Beweis vergeß-

sen, der ihnen schwer genug geworden sein möchte. Dagegen erzählt das zuverlässigere Chronicon Gotwicense, daß im J. 1197 viele Fürsten auf unserer Arnsburg, oder vielmehr in dem darunter gelegenen Closter Capelle (apud villam Arnisperg in partibus Thuringiae) zusammengekommen seien, um sich wegen des zum Kaiser zu erwählenden Philipp von Schwaben mit einander zu berathschlagen, und die Burg kann sich daher eines sehr alten Ursprungs rühmen, ohne auf die oben angeführten fabelhaften Behauptungen Anspruch zu machen.

Die ersten Besitzer der Arnsburg, die man mit Gewißheit nennen kann, sind Herren von Arnsburg selbst, welche sehr begütert und angesehen und wahrscheinlich auch die Stifter des am Burgberge gelegenen Cistercienserinnenklosters Capelle waren, von welchem sich noch im Thale bei der Capellmühle einige Spuren finden. Die Herren von Arnsburg kommen in Urkunden häufig vor, so im J. 1230 ein Friedrich von Arnsburg, 1261 ein Albert von Arnsburg, u. s. w. Schon in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts starb aber das ganze Geschlecht aus, nachdem noch bei ihren Lebzeiten, und zwar im J. 1319, die Grafen von Hohnstein mit der Veste belehnt worden waren. Wahrscheinlich wurde es den letzten Herren von Arnsburg genommen, weil sie es mit Friedrich und Diezmann, den Söhnen des alten Landgrafen von Thüringen, gehalten, während die Grafen von Hohenstein, Heinrich und Dietrich, in dieser Fehde auf Albrechts Seite gestanden hatten, wobei sie auch ihre Rechnung fanden, da sie manchen schönen Ort, und wahrscheinlich auch unsere Arnsburg, zur Belohnung für ihre Hilfsleistung und für die aufgewendeten Kosten erhielten. Den Grafen von Hohenstein kam das Schloß sehr gelegen, denn sie wurden dadurch vollends Herren der Hainleite, auf der ihnen schon die Schlösser Sachsenburg, Spatenberg, Kirchberg, Strausberg und andere, gehörten. Arnsburg blieb aber, als die schöne Grafschaft Hohenstein durch Erbschaftstheilungen immer mehr zerstückelt wurde, nicht lange bei Hohenstein, sondern kam an die Grafen von Beichlingen, und schon gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts an die Grafen von Swwarzburg.

Im J. 1417, den Donnerstag nach Jakobi, theilte Graf Heinrich XXI. von Schwarzburg mit seinem Bruder, dem Grafen Günther, die väterlichen Herrschaften, in welcher Theilung Graf Heinrich: Arnstadt, Plauen, Könitz, Clingen, Greußen, Sömmern, Schallenburg, Aroldshausen, und auch unsere Arnsburg mit dem Seeteiche zu Göllingen sammt allen dazu gehörenden Ortschaften, Gerichten, Einkünften und Rechten erhielt. Graf Heinrich XXXI. von Schwarzburg wurde im J. 1440, am Montage nach Lätare, von dem Landgrafen Friedrich von Thüringen, mit Schloß Arnsburg und Zubehör feierlichst zu Gotha beliehen. Nachher kam das Schloß an den Grafen Günther XXXVIII. und nach seinem Tode an dessen Sohn Heinrich XXXVI., der im J. 1493 nebst Sonders-

hausen, Strausberg, Frankenhausen, Heringen, Kelbra, Ichstedt, Keula, Gerterode und Urbach, auch Schloß und Amt Arnsburg erhielt. Er machte das Schloß zu einem Amthause, zu welchem Amte die Dörfer Seega und Günzerode gehörten. Es hatten schon in den letzten Jahren die schwarzburg'schen Amtleute auf der Burg gehauſt, und hieß z. B. im J. 1492 der Amtmann: Burchard Marſchalk, welcher aber nicht beſonders beliebt geweſen zu ſein ſcheint!

„Es trug ſich nämlich den Sonnabend vor Fraudi des genannten Jahres zu, daß in dem unter dem Schloſſe gelegenen Dorfe Seega an drei verſchiedenen Orten Feuer aufging, wodurch der größte Theil des Dorfes eingeäſchert wurde. Ob nun gleich der Amtmann zeitig genug vom Schloſſe hinabeilte und alle Anſtalten zur Rettung traf, auch die Leute mit beweglichen Worten zur Hilfsleiſtung erſuchte, konnte er ſie doch zu nichts bewegen, vielmehr machte ſich ihm ein böſer Bube, Vogelsberg genannt, an den Hals, ſchimpfte und ſchmähete ihn, hieß ihn einen Schalk und Böſewicht, griff dem Amtmann in ſeinen Spieß und als er ſich deſſen nicht bemächtigen konnte, hub er Steine auf, denſelben zu werfen, mit der Bedrohung, wo er nicht gehen würde, ihn in Stücken zu zerhauen und in's Feuer zu werfen. Der Amtmann wurde hierdurch genöthigt, ſich auf das Schloß Arnsburg zu retiriren, allein auch hier war er kaum ſicher, denn Vogelsberg kam gegen Abend mit einem großen Haufen Bauern von Seega und einem Anhange von Frankenhauſen, funfzig bis ſechzig Mann ſtark vor die Arnsburg gelaufen, umringeten dieſelbe und wollten den Amtmann haſchen und noch in's Feuer werfen; allein ſie konnten ſeiner nicht habhaft werden und mußten wieder leer abziehen. Der Amtmann ſchickte hierauf eiligſt an ſeinen Herrn, Graf Günthern von Schwarzburg, und bat ſich Hilfe und Schutz aus, daß er vor den Einwohnern ſicher auf und abziehen könnte; worauf Graf Günther von Schwarzburg ſeinen Marſchall Lutzen Wormen nach der Arnsburg abſendete, der die Sache behörig unterſuchen und beiden Theilen Friede gebieten mußte.

Dieſer Auftritt war nur ein Vorſpiel eines nicht lange nachher erfolgten noch größeren Unglücks. Die Amtmänner auf der Arnsburg müſſen eben nicht ſäuberlich mit den Unterthanen umgegangen ſein, denn die Landleute waren im Bauernkriege 1525 gegen die Arnsburg ganz beſonders aufgebracht. Sie griffen dieſelbe mit ſtürmender Hand an, überſtiegen die Mauern, plünderten das ganze Schloß rein aus, ſchmiſſen Alles in Stücken und verjagten den Amtmann, der nur mit genauer Noth noch mit dem Leben davon kam. Obwohl ſie das Schloß auf alle mögliche Weiſe zu verwüſten ſuchten, ſo fehlte es ihnen doch an Zeit und an den nöthigen Werkzeugen, da ſie größtentheils nur mit Spießen, Stangen und Knitteln bewaffnet waren, mit denen ſie den gewaltigen Steinmaſſen wenig Schaden zu thun vermochten. Die Burg wurde daher ohne große Koſten wieder hergeſtellt und bewohnbar gemacht,

und im J. 1544 besaß sie sammt den Dörfern Seega und Güntzerode wiederkäuflich der Ritter Franz von Bippach, der es aber schon 1547 wieder abgeben mußte, da Schwarzburg in jenem Jahre das Schloß nebst Zubehör wiederum einlöste.

Nach dieser Zeit ist das Schloß noch viele Jahre in baulichem Stande erhalten worden, denn Graf Günther und Hanns Günther von Schwarzburg melden in ihrem Lehnbriefe vom J. 1559, daß die Einwohner von Etzleben Handdienste auf der Arnsburg thun müßten. Bei der zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts vorgefallenen Theilung zwischen den Grafen von Schwarzburg fiel Schloß und Amt Arnsburg an die Rudolstädtische Linie, und ist auch bis heute dabei geblieben; das Amt wurde aber nun von der Arnsburg nach Frankenhausen verlegt, die alte Veste stand unbewohnt, es wurde auf ihre Erhaltung nicht das Geringste mehr verwendet, es verfiel und die Bewohner der benachbarten Ortschaften holten fleißig Steine von der Burg, und trugen dadurch zur völligen Zerstörung der Veste wesentlich bei. Ein besonders großer Theil der Ruine verschwand, als in Seega das fürstliche Vorwerk abgebrannt war, und zum Aufbau eines neuen die Steine der Arnsburg benutzt wurden. Jetzt stehen nur noch wenige Reste, von einem Thurme sieht man keine Spur, dagegen noch einige Gewölbe und Mauerstücken, darunter aber ein sehr malerisches Gemäuer mit hohen, schönen Bögen, eine Zierde des Berges, dem eine noch recht lange Erhaltung zu wünschen ist.

Wenn man die beiden Wallgräben betrachtet; so überzeugt man sich leicht, daß die Arnsburg keinen bedeutenden Raum einnahm. Nach einem Brunnen späht man vergebens, doch soll ein solcher vorhanden sein und zwar einer von solcher Tiefe, daß man, der Sage nach, schneller mit einem Esel Wasser aus dem Thale habe heraufholen, als es mit dem Eimer aus dem Brunnen heraufwinden können. In der Tiefe dieses jetzt verschütteten Brunnens liegt aber so viel Geld, daß der Glückliche, welchem die Hebung des Schatzes bestimmt ist, ein Königreich dafür kaufen kann. Eine Gräfinn von Schwarzburg, welche von dem Schatze hörte, und einen Berghauptmann hatte, der die Kunst besaß, in das Innere der Erde zu blicken, und edle Metalle und vergrabene Schätze zu entdecken, schickte diesen Mann auf die Arnsburg. Er sah auch ganz deutlich die Kisten stehen und erzählte der Gräfinn Alles ganz genau, fügte aber hinzu, daß, wenn der Schatz gehoben werden solle, es sehr viele Seelen kosten würde. Die Gräfinn, eine fromme Frau, wollte so viele unschuldige Seelen nicht opfern, und der Schatz wurde daher von ihr nicht gehoben.

Nun lebte aber viele Jahre nachher in Seega ein Mann, Namens Weishaupt, ein armer Dreſcher von einigen achtzig Jahren, welcher zu verschiedenen Malen träumte: er solle auf die Arnsburg gehen, und dort einen Schatz heben, der ihm bestimmt sei. Als ein armer, alter Mann glaubte er, könne er das Wagstück nicht allein voll-

bringen, ging daher zum Schulzen, erzählte seinen Traum und bat ihn, mit zu gehen, sie wollten auch Alles, was sie fänden, redlich miteinander theilen. Der Schulze lachte bei diesem Vorschlage laut auf, nannte den Weishaupt einen Träumer, und schickte ihn fort, ging aber, da er oft von dem Eintreffen solcher Träume gehört hatte, sofort zu seinem Schwager, dem Papiermüller, und begab sich mit diesem, sobald es Nacht geworden, auf die Arnsburg. — Und siehe, kaum waren sie auf der Höhe angelangt und hatten das Innere der Ruine betreten; so stiegen zwei große Kasten, angefüllt mit Gold und Kleinodien, aus der Tiefe heraus. In demselben Augenblicke, als der Schulze und der Papiermüller mit leichter Mühe das Gold und die Edelsteine erbeuteten, träumte Weishaupt: jetzt eben werde der Schatz gehoben, wenn er noch einigen Theil daran haben wolle, solle er geschwind auf die Arnsburg eilen; — er hatte aber nicht den Muth, nachzusehen, und so blieb er denn ein armer Mann, während der Schulze und der Papiermüller die reichsten Leute in der Gegend wurden.

Lange Zeit hindurch hat man in einem der Gewölbe der Burg einen viereckigen Eindruck in den Kalk, womit die Wand überzogen war, gezeigt, und dem Beschauer erzählt, daß dies die Stelle sei, an welcher der eine Kasten gefunden worden.

Ueberhaupt soll es auf der Arnsburg nicht recht geheuer sein, denn schon Mancher, der die Burg besuchte, sah etwas Wunderbares oder Gespenstisches. So kam einmal ein Mädchen aus Seega auf den Berg, und suchte zwischen dem alten Gemäuer für den Apotheker in Frankenhausen allerlei Kräuter. Als sie sich nun eben zu einer Pflanze niederbeugte, hörte sie plötzlich über sich ein sonderbares Geräusch; — sie blickte empor, und sah hoch oben auf den alten Mauern eine vollständige Schmiede, in welcher zwei Männer arbeiteten. Mit einem lauten Schrei und todtlich erschrocken, lief sie, den Korb mit den bereits gesammelten Kräutern im Stich lassend, so schnell sie konnte, den Berg hinab, und erzählte das, was sie gesehen, ihrem Vater, welcher zufällig ein Schmied war. Der wollte nun Anfangs nichts glauben, da aber seine Tochter die Sache mit den heiligsten Eiden beschwur, eilte er doch mit ihr auf den Berg, aber als sie bei der Ruine ankamen, waren die gespenstigen Gestalten sammt der Schmiede verschwunden und es herrschte zwischen den alten Mauern wieder die tiefste Stille.

Noch ist zu bemerken, daß die umwohnenden Landleute die Arnsburg immer „die Bonifaciusburg" zu nennen pflegen, und viel davon zu erzählen wissen. Es werden nämlich auf ihr, sowie auch auf der benachbarten Sachsenburg, die sogenannten Bonifaciuspfennige, kleine, runde und flache Steinchen, gefunden, die auf folgende Art entstanden sein sollen:

Als in alten Zeiten der heilige Bonifacius vom Eichsfelde weiter zog, das Heidenthum auszurotten, und die christliche Lehre zu begründen, kam er auch in diese Gegend Thüringens,

„Und ſprach hier mit frommem Gruß
Zu den blinden Heidenvölkern:
Sit vobiscum Dominus.

Und er ſprach noch mehr: Sie ſollten
Meiden Wodan's Hainaltar;
Sollten jenen Gott erkennen,
Der da ſein wird, iſt und war;
Einen Gott, der unbegreiflich,
Eine Jungfrau-Mutter gar.

Doch die blöden, blinden Helden
Mißverſtanden, was er ſprach,
Sie verhöhnten ſeinen Eifer,
Ueberhäuften ihn mit Schmach,
Warfen ihm und ſeinen Treuen
Mäßig große Steine nach.

Zornig bleibend der Bekehrer
Stand, und rief ein fluchend Wort:
Weil ſo hart ſind eure Herzen,
Sei der Gnadenbaum verdorrt!
Euer Geld und Gut verwandle
Sich in harten Stein ſofort!

An der Arnsburg dort gefunden
Wird ſolch ſteinern Geld noch heut,
Sagenzeuge jener Härte,
Welche Winfried einſt bedraut,
Als der Chriſtuslehre Samen
Rings im Land er ausgeſtreut."

C. Duval.

Das Rittergut Walbeck im Mannsfeldischen *).

Wenn der Mensch, in seinem Gewissen von keiner schweren Sünde belastet, zwischen seinen eigenen gelungenen Schöpfungen wandelt, wie ist es ihm da so heimlich wohl, und wie entsagt er darüber so gern dem eiteln Tand und Glanz der Welt, und trägt selbst manchen Schmerz viel leichter. — Auch du, liebes Walbeck, auf das ich diese Aeußerung mit Hinblick auf deine edeln Besitzer und Pfleger beziehe, gehörst zu den vielen wundersüßen Bildern meines Lebensmorgens, die mir jetzt am schwülen Mittag im ernsten Lebenskampfe Erholung und Ersatz für manche bittere Täuschung darbieten müssen. So sei mir nach langer Trennung denn mit meinem innigsten Herzensgruße tausend Mal begrüßt. Aber nicht mir allein wirst du im freundlichen Lichtglanze einer schönen Vergangenheit dich zeigen, nein, auch allen denen, die einst in deinem Schmuck dich noch sahen, als deine edeln Herrn und Gebieter ihre ganze Thätigkeit dir allein zugewendet und dich, obgleich ewig jung und frisch, wie eine Braut, mit Myrthen und Rosen in dem Haare, herrlich und sogar kostbar geschmückt hatten. Auch alle die werden es mir Dank wissen, wenn ich dein erinnerndes reizendes Bild ihnen wieder vorhalte.

Das Rittergut Walbeck, an welches das kleine aus 52 Häusern bestehende Dorf gleiches Namens bescheiden wie eine treue Magd sich anschließt, liegt auf einem der letzten sich immermehr verflachenden Bergzüge des östlichen Harzes, die selten nur noch hier und dort mit wenigem Holze bedeckt sind, und vielleicht dürfte man es als die letzte östliche Spitze dieses Gebirges bezeichnen.

*) Dieses Walbeck ist oft von den ältern Historikern und Compilatorib. docum. mit dem bei Helmstedt gelegenen Kloster Walbeck verwechselt worden, und man weiß deßhalb auch in Spangenbergs Chronik nicht immer, welches Kloster Walbeck von ihm gemeint sei. So geht es auch beim Dithmar von Merseburg in der Uebersetzung des Urstnus.

Der Familie von dem Bußſche gehörig, beweiſt das große in einem einfachen aber edeln Style gebaute Schloß bald, daß es ſeine jetzige Schönheit nur einem ſpätern Zeitalter zu danken habe. Auf einem hohen auf zwei Seiten ſteil abfallenden Vorſprunge eines Bergzuges erhebt es durch einen kleinen Kirchthurm und durch hohe Dächer ſeine Zinnen über die Baumwipfel des angrenzenden Parkes hinaus, und die ſchönen Gärten, die das Schloß und die daneben liegende Oeconomie auf drei Seiten umſchließen, geben dem Ganzen ein ſolch ſtolzes und doch freundliches, ein ſolch edeles und auch liebliches, mildes Gepräge, daß ich mich nicht entſinnen könnte, je einen ſchöneren Edelſitz, wie er ſo ganz zu unſerm Zeitalter paßt, geſehen zu haben. Die Schöpfer von dem Allen waren der Miniſter und deſſen Sohn, der Amtshauptmann von dem Bußſche, von denen letzterer, aus dem Gewühle des Lebens zurückgetreten, alle ſeine geiſtigen und finanziellen Kräfte dieſem ſeinem Schooßkinde zuwendete. Alles was er ſein nannte, wurde gewiß einer Verbeſſerung unterworfen. Jede Stelle ſeines Grundbeſitzes, wohin ſein Auge fiel, konnte auf Verſchönerung rechnen. Da war kein Weg, den er nicht mit Erſparung von Raum gerade gelegt, verbeſſert und mit Obſt- oder Zierbäumen bepflanzt, kein Anger, den er nicht fruchtbarer und einträglicher durch Obſtpflanzungen gemacht hatte. Vorzüglich aber war der Park der Mittelpunkt aller ſeiner Verſchönerungen, und mit ſeinem geſchmackvollen Schönheitsgefühle, mit Wiſſenſchaftlichkeit gepaart, wußte er in einem nur mäßigen Raume wirklich des Mannichfaltigen, Schönen und Seltenen ſo viel zu vereinigen, daß namentlich der Botaniker gewiß mit hohem Intereſſe dieſe Fluren durchwandelte. Der eigentliche Park umfaßt nur den Schloßberg und das darunter liegende kleine, von einem Waldbache durchlaufene enge Wieſenthal. Eine der ſchönſten Parthieen darin iſt eine Anlage des Miniſters, ein tief in den Felſen geſprengter Weg, der von dunkeln Laubſchatten überwölbt, vom Schloſſe in das Thal hinabführt. Durch dieſen Weg, durch Bosquets, Brücken, ſchattige Ruheplätzchen, Blumenanlagen, Baumgruppen ꝛc. wußten die Herren von der Bußſche nun Alles, was die ſchlichte Natur in einem Buchen- und Eichenwalde darbot, mit verſchönernder Hand zu einem ſo herrlichen Ganzen zu vereinigen, daß damaliger Zeit der Park viele Fremde ſelbſt zum Beſuche anzog, und einer Meldung in dem noch erſt neu erbauten Planteurhauſe im Thale bedurfte es nur, um von dem herrſchaftl. Planteur ſelbſt nach des Beſitzers Willen überall hingeführt und auf Alles aufmerkſam gemacht zu werden. Weil nach dem Tode des Amthauptmanns aus ökonomiſchen Gründen kleinere Summen auf die Erhaltung vieler Anlagen nur verwendet werden konnten, ſo iſt manche davon wieder eingegangen, und die ewig umſchaffende Natur hat nach ihren Urformen hier wieder geſtrebt; allein kräftige Blutbuchen, herrliche Platanen und andere ſeltene Baum- und Strauchgewächſe ziehen noch

immer mit erinnernder Hinweisung auf die frühere Herrlichkeit den Blick jedes aufmerksamen Wanderers auf sich, und auch die in ihrer ersten Anlage sehr kostbare Chaussee nach Hettstedt erinnert gleichfalls noch an die großen Opfer, die hier dem Schönheitssinne gebracht sind. Weil aber die Natur von jeher, der Wald vielleicht durch sein üppiges Grün, viel Anziehendes für das menschliche Gemüth in diese Gegend gelegt hatte, so daß frühe schon dem Walde ein Raum zum Wohnplatze für Menschen hier abgerungen wurde, so wollen wir jetzt auch das Alter und die Geschichte dieses Edelsitzes bestimmt ins Auge fassen.

Walbeck, Walbizi oder Walbisci, Walbechi, Walbich, Wolbig, Walbach, auch Walweck genannt, im Suwengau*), ist eine der ältesten sächsischen Ansiedelungen in der Grafschaft Mannsfeld, und ihre Entstehung mag immer in das 9te oder 10te Jahrhundert zurückversetzt werden, wenigstens wird es im 10. Jahrhundert als zu Sachsen gehörig schon sehr häufig angeführt. Nach Bischof Dithmars von Merseburg uralter Chronik, pag. 161, gab es nämlich zu seiner Zeit zu Merseburg, Walbizi und Frasu **) drei kaiserliche Hofburgen (curtes regiae), und dieses Walbizi lag, nach einer kaiserlichen Urkunde v. J. 993, in der Grafschaft des Grafen Karl, hinterlassenen Sohnes des Markgrafen Rigdas zu Meißen; ja Leuckfeld in seinen Antiquital. Halberst. sagt pag. 64 ff. ausdrücklich, daß es das in der Grafschaft Mannsfeld zwischen Aschersleben und Mannsfeld gelegene zum Amte Arnstein gehörige Walbeck gewesen sei. Daraus, daß es ursprünglich eine kaiserliche Hofburg gewesen, läßt sich nun auch der Name Walbeck erklären, weil dieß nichts anderes, als einen an einem Bache aufgeworfenen Wall, d. i. Vestung, bezeichnet, weshalb der Name auch eigentlich mit einem Doppel L geschrieben werden mußte ***). Weil damals der Harz aber bis hieher vollkommen sich ausgedehnt hat, welches reiche Vergnügen bot hier ein anmuthiger Sitz im frischen Waldgrün daher den jagdlustigen Kaisern nicht dar? Gar manchmal mogten sie hier von der Last und den Sorgen der Regierung und von den ewig sich erneuernden Kämpfen mit den Großen des Reiches Ruhe und Erholung suchen, und nicht unwahrscheinlich ist es, daß der im Walde Ketil 980 geborene Kaiser Otto III. hier selbst das Licht der Welt zuerst erblickt haben mag! †) Da Bütken nämlich in dem Archive des Servatius-Klosters ††) zu Mastricht ein vom Kaiser Heinrich IV. 1062 zu Ketela ausgestelltes Diplom aufgefunden hat, in welchem des Ketilwaldes auch besonders noch

*) S. Leuckfelds Halberst. Chronik und Neue Zeitschrift für die Geschichte der germanischen Völker, Artikel Quenfurt, v. Rimord.
**) Frose bei Magdeburg, s. Beckm. Anh. Gesch. III. p. 184.
***) Neue Zeitschrift für die Gesch. germanischer Völker, B. I. Heft II. p. 7.
†) In der Gundlingiana XLII. Stück p. 185.
††) S. Trophées de Brabant p. 27.

gedacht wird, so muß Ketela auch ein Wohnort gewesen sein. Unter dem Ketilwalde wollen nun Töllner *) den Harzwald, Urstnus, der Uebersetzer des Dithmar, aber geradezu das Welphsholz sylva Catulana verstanden wissen, das als ein Theil des großen Harzwaldes damals nicht unwahrscheinlich sich bis über diese Gegenden hinaus wohl ausgedehnt haben mag. Walbeck dürfte hiernach das alte Ketela vielleicht selbst gewesen sein. Südlich von Walbeck, dem Holze Wolfshagen gegenüber, auf dem sogenannten Teichfelde ist nun eine Feldmark, der Schloßberg genannt, wo jene Hofburg wahrscheinlich gestanden haben mag, wenigstens mögten der dabei liegende Schützenplatz, eine Wiese, und der Kaisergrund, auch eine Feldmark, diese Vermuthung nur wahrscheinlicher machen. Man sieht nun zwar von dem Schlosse nichts mehr, weil aber zuweilen daselbst noch einiges Grundgemäuer ausgepflügt wird, so müssen einst doch Gebäude hier gestanden haben.

Nun erzählt Kettner in seinen Antiquit. Quedlinb. u. A. über Walbeck:**) Dieser Ort sei auf der alten Kaiserin Adelheid, Kaiser Otto I. Gemahlin, Verlangen ihr von ihrem Enkel Otto III. 985 (wo Otto also erst 5 Jahre alt war) geschenkt worden, und diese Adelheid, die das Stift Quedlinburg gegründet und darin ihre Tochter Mechtild zur ersten Aebtissin gesetzt gehabt, habe diesen ihren Hof zu Walbeck 989 gedachter ihrer Tochter gegeben, welche besage das von Kaiser Otto III. 993 ausgestellten Donationsbriefes, zu Ehren des heiligen Apostels Andreas, ein Frauenkloster, Benedictiner Ordensregel, daraus gestiftet habe. Diese Erzählung begleitet Kettner auch mit dem von 985 datirten Schenkungsbriefe; die Stiftungs-Originalurkunde von Kaiser Otto III. befand sich aber ehedem in dem Mannsfelder Archive, von welcher eine getreue Abschrift Ahrens benutzt haben will. Demnach ließ die Aebtissin Mathilde 997 die Kirche zu Walbeck einweihen, und viele Jahrhunderte hindurch mag es ununterbrochen in dieser Gestalt ein Kloster geblieben sein. Daß es aber vielleicht wegen seiner romantischen Lage und seiner Jagdbelustigungen lange noch ein Lieblingsaufenthaltsort der Kaiser und anderer Großen gewesen sein mag, beweist Folgendes: „Spangenberg in seiner Mannsfeldischen Chronik erzählt Fol. 164 b.: Als Kaiser Heinrich II. aus Italien kam, hat er 1015 den Palmensonntag zu Quedlinburg, die Ostern aber zu Walbich gehalten, dahin etliche Welsche Legaten zu ihm kommen, von denen er wegen ihrer Herren die Huldung genommen und ist darnach gen Merseburg gezogen." Ferner Fol. 165 b.

---

*) Lib. 9. histor. Palatinae p. 244.

**) S. Antiq. Quedl. int. Dipl. Seo X. sub. nr. 19. pag. 24 u. 25. und Eccardi histor. geneal. Sax p. 187. Desgl. Ahrens historische Nachrichten über die Städte ꝛc. Mannsfelds p. 21, der jedoch die Schenkung nicht an die Großmutter, sondern an die Mutter machen läßt, was offenbar falsch ist.

fährt er fort: „1019 ist Kaiser Heinrich mit seiner Gemahlin gen Walbich kommen und neben ihm Frau Adelheid die Aebtissin zu Quedlinburg und etliche Bischöfe, hat den Palmensonntag allda gehalten, ist sehr fröhlich gewesen und hat das Osterfest zu Merseburg begangen," und Fol. 166 a. heißt es wiederum: „1021 hat Kaiser Heinrich den Palmtag zu Walbich im Kloster, die Ostern aber zu Magdeburg gehalten." Daß Kaiser Heinrich IV. hier gewesen ist, beweist das schon citirte zu Ketela von ihm ausgestellte Diplom, wenn nämlich Ketela und Walbizi für ein und denselben Ort angenommen werden darf. Als die sächsischen Fürsten, des Druckes der kaiserlichen Uebermacht müde, in Verbindung mit den päpstlichen Bannbullen sich gegen Kaiser Heinrich V. auflehnten, sie aber deshalb 1114 von ihm nach Goslar beschieden, dort nicht erschienen, so traten sie in Walbeck, im Mannsfeldischen, zu einem engen Vereine und sammelten hier ihre Heerhaufen. *) Heinrich zog zwar bald mit drohender Gewalt über Braunschweig und Halberstadt ihnen entgegen, und Graf Hoier von Mannsfeld, des Kaisers General, bot von Wahlhausen her mit dem kaiserlichen Heere ihnen die kühne Stirn; allein die Schlacht am Welphsholze, den 11. Febr. 1115, die kaiserliche Wagschaale in die Luft schnellend, sollte durch der Sachsen und ihres Anführers, des Bischofs Reinhard von Halberstadt, Sieg es wiederum darthun, daß die weltliche Macht den Gegendruck der geistlichen auszuhalten damals nicht im Stande war.

Die Abhängigkeit in geistlichen Dingen betreffend, ist dieß Kloster nun lange unmittelbar dem Stifte Quedlinburg untergeordnet gewesen. Dieß erhellt namentlich aus einem 1259 zwischen genanntem Stifte und dem Bischofe zu Halberstadt aufgerichteten Vergleiche, worin Letzterer zugleich mit resignirt, daß er in das alte Kloster Walbeck und in Setzung dessen Probstes nichts zu sagen habe, auch der Probst auf dem Synodum nicht zu kommen verbunden sein solle, sondern daß Walbeck allein nach Quedlinburg gehöre und der Walbeckische Probst den Priester daselbst setzen und dieser ob Archidiacono-loco eingeführt werden solle. Auch aus folgendem Vorfalle wird dieß klar: „Anno 1263 entstand nämlich zwischen den Klosterfrauen zu Walbeck und dem dasigen Probste darüber Streit, ob sie bei selbigem beichten müßten, wo das Sigill aufzubewahren sei, und wie die Thüren des Klosters verschlossen gehalten werden müßten und wer einzulassen sei. Darüber entschied die Aebtissin Gertrud zu Quedlinburg, daß sie, die Aebtissin, mit Genehmigung des Probstes gewisse Geistliche setzen wolle, und daß den Klosterfrauen die Wahl, ob sie bei dem Probste oder diesen Geistlichen beichten wollen, gelassen werde."

In weltlicher Hinsicht mag Walbeck aber immer zu der von dem Bischofe zu Halberstadt abhängigen Lehnsherrschaft Arnstein

*) S. v. Zittwitz Chronik von Aschersleben p. 10.

gehört und deren Schicksal getheilt haben, weshalb Manches aus dem Artikel „Arnstein" auch auf Walbeck zu beziehen sein dürfte. Durch diese Lehnsabhängigkeit trafen Walbeck im 14. Jahrhundert schwere Verwüstungen. Als nämlich die Grafen von Falkenstein, die auch Inhaber des Arnsteins, mit Burchard 1334 erloschen waren und die Erzbischöfe von Halberstadt durch Schenkung die Grafschaft Falkenstein in Besitz genommen hatten, verwüsteten die Grafen von Reinstein, Heimburger Linie, diese Gegenden mit Feuer und Schwerdt, weil Graf Albrecht, mit den Falkensteinern verschwägert, diese Schenkung durchaus nicht anerkennen, sondern sein Erbrecht geltend machen wollte. Nach einem Klage-Schreiben des Bischof Albert II. wird unter den Ortschaften, welche die Reinsteiner an sich gerissen und verwüstet hätten, auch Walbeck genannt, und eine gleiche Klage wegen Zerstörung vieler Orte, worunter Walbeck mit erwähnt wird, erhebt auch das Stift Quedlinburg. Die Reinsteiner besaßen es aber nicht lange, denn schon im Jahre 1380 verkauften sie Hettstedt mit Zubehör, wozu auch Walbeck zu rechnen, an den Bischof Albert III. von Halberstadt. Nun fehlen alle Nachrichten bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Da erst, als die Reformation auch in das Mannsfeldische gedrungen war, und die aufrührerischen Bauern mit der Brandfackel und mit Raub von Dorf zu Dorf, von Kloster zu Kloster zogen, da, erzählt uns von Zittwitz in seiner Aschersleber Chronik pag. 103, sei 1525 auch Mehringen und Walbeck von ihnen geplündert worden. Der Katholisch gebliebene Graf Hoyer von Mannsfeld, Vorderörterschen Linie, widersetzte sich als Lehnsherr und Patron zwar diesen Gewaltthätigkeiten, und es wurde in der unter den Grafen 1533 zu Eisleben gemachten sogenannten Abrede auch festgestellt, daß die Klostergüter den Klöstern verbleiben sollten. Weil sich auch der unruhige Graf Albrecht, Hinterörterscher Linie, des dem Kloster Walbeck gehörigen und in seinem Districte belegenen Holzes bemächtigt hatte, so wurde in der vorerwähnten Abrede ausgemacht, daß auch er dieses Holz dem Kloster zurückgeben sollte. Nachdem aber Graf Hoyer 1540 verstorben und die übrigen damals lebenden und regierenden Grafen vorderörterscher Linie sämmtlich die lutherische Lehre angenommen, so ist unter denselben wegen Säcularisation der Klöstergüter unterhandelt worden und 1544 wurde auch unter Autorität des Bischofs Albert von Magdeburg ein Vergleich unter den Grafen gemacht, wornach auch die Klosterhölzer in den gemeinen Kohlenhandel gehören sollten. Nach dem Kaufbriefe des Grafen Hans Albrecht von 1561 über Walbeck, worin der im Jahre 1548 gefundenen Vorräthe Erwähnung geschieht, muß demnach 1548 das Kloster schon eingezogen gewesen sein.

Als 1501 die Grafen sich in ihr Land theilten und das Kloster Walbeck, unter dem vorderörterschen Antheile, an Graf Ernst II. gefallen war, so haben nach ihres Vaters Tode dessen Söhne ihr Erbtheil 1546 gemeinschaftlich besessen. Diese Brüder erborgten

nun 1555 von Philipp Dido, Amtmann zu Bischhofen und Fladungen, 5000 Thaler oder Güldengroschen und verpfändeten dafür Walbeck, und als Bürge dieser Schuldforderung wird, außer mehreren Anderen, Jacob von Thaal zu Walbeck genannt, der daselbst vielleicht gräfl. Schösser oder Amtmann sein mogte. Bei dem gemeinschaftlichen Besitz der Brüder führten aber die zwei Aeltesten die Regierung und bewohnten, nebst den übrigen, die Aemter ihres Landestheiles, wobei, laut Vergleich von 1557, der Graf Hans Albrecht das Amt Arnstein, mit Inbegriff von Walbeck, inne hatte. Dieser Graf kaufte nun von seinen Brüdern Hans Georg, Philipp Ernst, Hans Hoyer und Hans Ernst, auch von seinem Vetter Graf Bruno das Gut Walbeck, nebst dem Vorwerke Eisberg *), am 18. April 1561 für 16,000 fl., mit der Bedingung, daß, wenn dieses Gut bei bevorstehender Theilung auf einen andern Bruder fallen sollte, derselbe dieses Gut gegen Erstattung des Kaufpreises wieder herausgeben und in die Theilung kommen lassen sollte. Wegen dieser Theilung ließen die Grafen ein jedes Amt und Gut tariren, wobei das Gut Walbeck an Capitalwerth zu 23,399 fl. 1 gr. 7½ Pf. geschätzt wurde. In der hierauf den 21. Juni 1563 wirklich erfolgten Theilung ist aber dem Grafen Hans Albrecht das Amt Arnstein, mit Einschluß des Gutes Walbeck, wirklich zugefallen. In demselben Jahre noch aber zahlten Ludolph von Bortfeld auf Oelber und dessen Frau, Margarethe von Marenholz, für den Grafen Hans Albrecht 10,000 fl. an Otto von Bothenhausen, und außerdem noch 4000 ganze Joachimsthaler an den Graf Hans Albrecht selbst; auch verwendeten sie überdieß noch mit des Grafen Einwilligung 500 fl. zum nöthigen Bau des Gutes Walbeck. Für diese Geldsumme überließ Graf Hans Albrecht nun den von Bortfeldschen Eheleuten das Gut Walbeck sammt den drei Dörfern Rüdigerode, Meisberg und Waldeck wiederkäuflich zunächst auf 9 Jahre. Nach dem Absterben des Ludolph von Bortfeld blieb aber auch dessen Wittwe, Margarethe von Marenholz, Besitzerin von Walbeck, verheirathete sich wieder mit Christoph von Quitzow, und machte, wie ihre beiden Männer, stets noch bedeutende Geldvorschüsse an die Grafen, so daß dadurch eine stillschweigende Prolongation des Wiederkaufs eingetreten war. Weil nun aber auch Wolf von Thaal eine auf Walbeck ruhende Forderung an die Grafen hatte, so wurde jener Wiederkauf deshalb in Anspruch genommen und gegen Bortfeld, dessen Wittwe und deren zweiten Mann ein Prozeß geführt, der damit endigte, daß denen von Thaal zu Dresden 1598 der Vorzug zuerkannt wurde. Weil nun aber durch das zerrüttete Credit- und Schuldenwesen der Grafen von Mannsfeld, vorderörterscher Linie, deren Antheil an der Grafschaft schon 1570 unter Sequester des Churfürsten von Sachsen als Oberlehnsherrn gestellt, demnach eine Taxe aller Güter vorgenommen, auch den zeitigen

*) Soll wohl Meisberg heißen.

Inhabern freigestellt wurde, ihre Güter wiederkaufsweise an sich zu bringen, so wurde 1603 zur Auseinandersetzung der Thaalschen und Bortfeldschen oder Quitzowschen Gläubiger von Dresden aus auch eine Taration des Gutes Walbeck angeordnet, und durch die Taratoren Heinrich von der Tannen zu Arnstadt, Heinrich von Campen auf dem Kupferberge bei Hettstedt, Georg Wagner, Amtmann zu Walbeck, Johann Pryller, Verwalter zu Endorf und durch die geschworenen Richter und Schöppen von Hettstedt und aus dem Amte Arnstein auf 36,684 fl. 4 gr. 6 Pf. festgesetzt. Vom Hofe zu Dresden ist damals auch resolvirt, das Gut Walbeck meistbietend zu verkaufen, bis dahin aber in solches einen Sequester zu setzen. Da aber auf das Gut kein annehmbares Gebot geschah, insofern Christoph Johann von Asseburg nur 28,000 fl. geboten hatte, so ist, weil auch Graf Wilhelm von Mannsfeld in diesen Verkauf nicht willigen wollte, solcher unterblieben. 1604 den 19. Mai ist demnach Johann von Hosen durch den Verwalter Pryller zu Endorf zum Sequester eingesetzt und die v. Bortfeld und Quitzowsche Wittwe abgezogen, nachdem diese Erben das Gut seit 1563 in Besitz gehabt hatten. Die Creditoren konnten aber von dem Sequester wenig oder gar nichts erhalten. Weil sie deshalb bei Hofe Beschwerde geführt und vorgeschlagen hatten, das Gut lieber zu verpachten, so ist Walbeck von 1606 an zuerst an den Sequester Johann von Hosen, dann aber bis 1660 an Andere verpachtet gewesen. In diesem Jahre traten nämlich die Bortfeld- und Quitzow-, nachher von Einsiedelschen Erben ihre an dem Gute Walbeck habenden Rechte für 17,000 Thlr. an Johann Albrecht von Ronoff ab, und dieser, weil er nach und nach auch die übrigen Schuldposten auf Walbeck zilgte, nahm nun davon Besitz. Weil der Graf von Ronoff alle Creditoren befriedigt und daher eine höchst bedeutende Summe bezahlt hatte, so verlangte er von dem Grafen Hans George zu Mannsfeld darauf die Befriedigung dieser Schuld. Letzterer vermogte dieß nicht, und so ward zwischen beiden den 24. Jan. 1663 ein Wiederkauf über Walbeck auf 20 Jahre und die Summe von 39,317 Thlr. 6 gr. 10 Pf. abgeschlossen, auch wurden dem von Ronoff das jus patronatus und die Obergerichte über Walbeck übergeben. Dieser Wiederkauf wurde 1667 den 31. Decbr. durch den Consens des Churfürsten Georg II. bestätigt. Durch den Ankauf vieler andern Besitzungen mogte sich aber der Graf von Ronoff so in Schulden gesteckt haben, daß, um ein anderes Gut, Oppurg, zu behaupten, er sich genöthigt sah, den 22. Decbr. 1677 der Frau Barbara Margarethe von Eltz, geborenen Pfuhl, gegen Bezahlung der Wiederkaufssumme von 39,317 Thlr. sein Wiederkaufsrecht zu überlassen, und so wurde 1678 den 15. Mai das Gut Walbeck feierlich der Frau von Eltz übergeben. Nachdem sie von dem damaligen Besitzer des Amtes Arnstein, dem Obrist Freiherrn von Knigge, in demselben Jahre auch die Obergerichte erkauft und mit dem Grafen Johann Georg von Manns-

feld 1684 einen anderweitigen Wiederkauf auf unbestimmte Zeit geschlossen hatte, erfolgten in demselben Jahre zu Allem der Churfürstliche und Gräfliche Consens. Nach ihrem Tode erbte das Gut nach einander auf ihre beiden Söhne Hans Christoph und Philipp Adam von Eltz fort, und da beide ohne Nachkommenschaft starben, so ernannte Philipp Adam 1727 in seinem Testamente den ältesten Sohn seiner einen Schwester, Philipp Adam von Hardenberg, zum Universalerben, des beiden Söhnen aber seiner andern Schwester Eleonore, die an Philipp Johann von dem Bußsche verheirathet war, Philipp Wilhelm und Johann Clamer August v. d. Bußsche, vermachte er das Gut Walbeck als ein Legat, welche beiden Brüder es auch bis 1741 in Gemeinschaft besessen haben. Von da ab ist Walbeck immer in den Händen derer von dem Bußsche geblieben. Der Wiederkauf wurde aber 1742 in Erbkauf der Art verwandelt, daß dem Gute die Natur und Eigenschaft des Lehns gänzlich genommen und dasselbe in ein reines Allodium und Erbe verwandelt ward. Weil die jetzigen Besitzer nun aller Verbindlichkeiten gegen die Grafen von Mannsfeld enthoben und in deren Stelle getreten waren, so wünschten sie selbigen nun auch gleich geachtet zu werden, mithin Altschriftsässigkeit und Erscheinung auf dem Landtage zu erlangen. Auch dieß wurde ihnen 1745 von Sachsen durch eine Königl. Resolution bewilligt, und nachdem somit Walbeck ganz in die Rechte von Rammelburg und anderer independenten Alt-Kanzleischriftsässigen Güter eingetreten war und unter unmittelbarer Lehnspflicht zu Sachsen stand, ist es bei den letzten Veränderungen von Sachsen nach 1813 auch unter Preußische Hoheit gekommen.

Außer den Kreuzgängen, die in dem einen Theile der Schloßgebäude noch zu sehen sind bemerkt man nichts mehr von dem frühern Kloster. Mag das Kloster aber je seine erhabene Bestimmung erreicht haben oder nicht, (es wird uns wenigstens, wie von so vielen andern Klöstern, nicht das Gegentheil berichtet) so müssen wir doch jetzt davon rühmen, daß es, so wie das Aeußere von Walbeck, höchst freundlich und ansprechend ist, auch drinnen jetzt noch ein höchst edeler, humaner Geist waltet, der, wenn auch nicht geräuschvoll, doch im Stillen viel Segen verbreitet.

Die Dorfstätten, deren es in der Umgegend mehrere giebt, wird der Leser aber bei „Arnstein" aufgeführt finden, so wie alles Andere, was in der Umgegend an das Alterthum erinnert und alle Sitte in sich schließt. Besonders wichtig hierin ist die Stiftungsurkunde des Klosters Walbeck von Kaiser Otto III., weil sie alle in der Grafschaft des Grafen Carl zu Meißen gelegenen Ortschaften aufführt, wie wir solche gleichfalls bei „Arnstein" werden kennen lernen.

W. Schönichen.

Anmerkung. Indem sehr viele dieser Nachrichten aus dem schon erwähnten Werke: Neue Zeitschrift für die Geschichte der germanischen Völker, Bd. I. Heft II. und aus Ascan dem Wanderer, Jahrg. 1833, pag. 177 ꝛc., die beide aus einer Quelle geschöpft haben, entlehnt sind, können wir die edele Humanität nur dankend anerkennen, mit welcher die verwittwete Frau Amtshauptmannin Sophie von dem Bußsche, geborene Gräfin von Görz, die Einsicht in die Acten ihres Hausarchives gestattet hat.

Der Obige.

Kloſter Gerode.

An einem Herbſtmorgen, an welchem Nebel und Sonne noch um des Tages Herrſchaft kämpften, bis die Strahlen der Letzteren, plötzlich und ſiegreich die graue Hülle durchbrechend, auf Millionen Thautropfen, wie ein unermeßlicher Diamantenſchmuck, dem Auge erglänzten, begleiten mich meine freundlichen Leſer von meinem jetzigen Wohnorte zu dem drei Stunden entlegenen vormaligen Kloſter Gerode.

An dem Fuße des Lindenberg's hin zieht ſich der Weg, auf welchem die zur Rechten liegende Wehnder Warte, der Zeuge einer längſt entſchwundenen Zeit, wir verlaſſen, und dem friedlichen Handwerke mit Senſe und Sichel fremd, auf den Wanderer herabſieht. Wir haben bald Wehnde erreicht, dürfen aber dieſes Mal der ſtillen Einladung, dem Ohme entlang, nach dem idylliſchen Wildungen zu ziehen, nicht folgen, vielmehr ſchlagen wir den Pfad ein, der ſich links abſondert, um uns nach dem eine kleine Stunde entlegenen Dorfe Brehme hinzugeleiten. Das unfreundliche Dorf, zwiſchen Bergen hingebreitet, in welchem das von der Anhöhe fließende Waſſer kaum den ſchmalſten Fußweg gönnt, um weiter zu ſchreiten, haben wir kaum hinter uns, als das „Gaudeamus igitur", welchem man ſich darüber aus vollem Herzen hingeben möchte, wieder verbittert wird, durch eine unſanfte Anhöhe, welche den ermüdeten Wanderer nicht eben freundlich, ſie zu beſteigen einladet. Laſſen wir uns aber deshalb nicht abſchrecken, und ſetzen den allmälig ſich immer weiter erhebenden Fußweg bis auf den Punkt fort, womit dem hervorbrechenden Walde, an den ſich einige friedliche Wohnungen reihen, und über ihnen ein ſchroff ſich emporthürmender weißer Felſenabhang, die eben durchwanderte Gegend, als abgeſchloſſen ſich zeigt, und wir deshalb nicht minder, als weil die eben gehabte Anſtrengung es verlangt, zu einer kleinen Ruhe aufgefordert werden.

Wir befinden uns hier unmittelbar in der Nähe des Sonnensteins, jener Feste, die sich einst auf jenem weißlichen Felsenabhange erhob, und die vor Zeiten, wie eine Beherrscherin der Gegend, stattlich genug in die vor ihr ausgebreiteten Fluren hinabgeschaut haben mag. Jetzt ist sie gänzlich verfallen, vergebens forscht man nach ihren Schicksalen, nur heimlich flüstern sich die Waldbäume beim Säuseln des Abendwindes davon zu, und die Stille des Ortes, die einst von Waffenklang und Kriegergesang weithin wiederhallte, wird nur von den Bewohnern der Umgegend zuweilen unterbrochen, wenn sie an der geheimnißvollen Stelle mit ihrer Phantasie in das Land der Träume hinübersteigen, von dem richtigen Lande alles Irdischen einen nachhaltigen Eindruck erhalten, oder von den Reizen einer lieblichen Fernsicht sich umstricken lassen wollen.

Gewiß finden wir uns für den mühsam zurückgelegten Fußweg an diesem Orte reichlich entschädigt, wenn wir im Begriffe denselben noch ein Mal zu verfolgen, von einem malerischen Gesichtskreise überrascht werden, der weithin dem Auge genußreiche Nahrung beut. — Die amphitheatralische Gruppirung der in blauer Ferne sich erhebenden Berge, die wetteifernd Einer den Andern zu überragen suchen, die Ruinen der Burgen „Gleichen", die wie eine große Ueberschrift des Ganzen sich kund geben, die zahlreichen Ortschaften, die wie große Ruhepunkte den herumirrenden Blick bald hier, bald da zu fesseln suchen, die verschiedensten und mannigfachsten Nüancen der Gegend selbst, die überall neues Leben herausströmen, Alles dieses beschäftigt auf das Angenehmste unser Auge, und würde uns noch länger zurückzuhalten im Stande sein, wäre nicht dieses Mal unsere Absicht, der Wanderung Ziel baldigst zu erreichen.

Ein anmuthiger Weg in Waldes-Schatten führt uns dahin, und nach kurzer Wanderung sehen wir uns von ansehnlichen Gebäuden überrascht, die wir sofort für diejenigen des vormaligen Klosters Gerode wieder erkennen.

Die Gegend war für ein contemplatives Leben besonders glücklich gewählt; wie in einen Bergkessel gedrängt liegt der friedliche Ort, eine feierliche Stille hat sich ringsum ausgebreitet, und Alles vereint, scheint zur stillen Einkehr in sich selbst eine beredte Anforderung zu sein. Steigen wir aber jetzt die sanfte Anhöhe weiter hinab, und treten ohne Verzug durch das Thor ein, das mit einigen in Stein gehauenen Wappen verziert ist, in deren Mitte das Bild des heiligen Michael mit der Umschrift sich befindet:

Ora Pro Nobis
Pugna pro nobis Sancte Michael.

Die umfangreichen Gebäude des Klosters sind alle neueren Ursprungs, und machen, ihrer regelmäßigen Bauart wegen, einen angenehmen Eindruck auf den Eintretenden. Besonders aber ist es die Kirche, die gerade an diesem Orte so sinnig uns entgegen tritt. Als ob sie sich nicht begnügen wolle mit des unwiderstehlichen Gei-

stes Gewalt, der in ihr weht, die Menschen zu ziehen in ihre Gemeinschaft, scheint sie hier die Reize der Natur noch zur Hilfe rufen zu wollen, um dieses um so sicherer und lodernder zu bewirken. In dem grünen Schmucke üppig rankender Weintrauben, welche die weiße Mauer bis an die Fenster hinauf überragen, scheint sie täglich würdig verziert zu christlichen Festtagen, während doch der Festgesang schon lange in ihren Mauern verstummte. Der Platz vor der Kirche mit schattigen Lauben, wucherndem Gesträuche und bunten Blumen reich besäet, winkt freundlich dem Wanderer zum Eintritt und zum Bleiben in dem Hause des Herrn. Folgen auch wir dahin, schreiten wir deshalb durch die Thür des Haupteinganges, über welchem die einfachen Worte zu lesen sind:

Gott dem Herrn
aufgebauet
1735.

Aber wie sehr werden wir Alle von dem Gefühle plötzlicher Täuschung überfallen werden, wenn wir in der Hoffnung, ein der so sehr ansprechenden Formen des Aeußern entsprechendes Innere zu finden, von mächtigen Schutthaufen uns überrascht sehen, welche die leeren Räume des seines ganzen kirchlichen Schmuckes beraubten Gotteshauses füllen. Mehrere große Risse, welche das Mauerwerk vor einigen Jahren erhielt, und welche die Fortsetzung des Gottesdienstes leicht Gefahr bringend hätten machen können, schienen die Einstellung desselben, der nach Aufhebung des Klosters für diesen Ort überdieß weniger Bedeutung hatte, nothwendig zu machen. Sie erfolgte deshalb auch, und die meisten kirchlichen Geräthschaften wurden den anliegenden Orten Weissenborn und Lüderode zum Gebrauche überwiesen.

Wenden wir uns jetzt, nach diesen die Oertlichkeit des Klosters betreffenden Bemerkungen, zu dessen Geschichte, um die wesentlichsten Beziehungen derselben in der Kürze kennen zu lernen.

Das Jahr der Stiftung des Klosters Gerode ist bis jetzt in ein gewisses Dunkel gehüllt, ein Dunkel, welches in den verschieden aufgestellten Genealogieen der Stifter desselben freien Grund hat. Unwahrscheinlich ist es, die Stiftung schon vor das Jahr 981 zu setzen, wie es von Einigen geschehen ist, dagegen sie mit Wahrscheinlichkeit in den ersten Jahren des 12. Jahrhunderts erfolgte. Die Grundlage desselben geschah von dem Grafen Widelo und dessen Sohne Rüdiger, welche das Dorf Gerode, einige Güter in Fuhrbach, Widelenrode, Kitzenrode, ansehnliche Zehnten ꝛc. an verschiedenen Orten zu diesem Zwecke hergaben; dagegen Richardis, Gemahlin des Markgrafen von Stade, das Verdienst hat, mit ihren Söhnen nach dem Jahre 1118 das Werk vollendet zu haben. Das älteste jetzt vorhandene Dokument über Gerode besteht in dem Bestätigungsbriefe desselben durch den Erzbischof Adelbert I. aus dem Jahre 1121, aus welchem zugleich erhellt, daß mit diesem

Jahre Gerode, mit den dazu gehörigen Besitzungen, Eigenthum der erwähnten Markgräfin Richardis geworden war. Richardis schenkte jedoch später das Kloster an den Erzbischof von Mainz, mit der Bedingung, daß es Benediktinern zum Wohnsitze dienen sollte, wie es auch in der Folge geschah. Schon von den frühesten Zeiten an scheint das Kloster unter allen übrigen des Eichsfeldes in einem ganz besonderen Ansehen gestanden zu haben, ein Ansehen, welches auch in späteren Zeiten demselben zu Theil ward, und sich namentlich darin zeigte, daß nach der Bildung einer Art ständischer Verfassung, es entweder der Abt von Gerode oder von Reifenstein war, welcher als Primas der Geistlichkeit figurirte. Nicht wenig zu solchem Ansehen mochte die schon anfangs reichlich erfolgte Dotirung des Klosters, das im Laufe der Zeit mit noch beträchtlicheren Schenkungen bedacht wurde, und einen gleich großen Reichthum an liegenden Gründen, wie auch an Zehnten und anderen Rechten besaß, beigetragen haben.

Als Herzog Albert von Braunschweig, der ein ungestümer, aufbrausender, aber auch gutmüthig bereuender Mann gewesen zu sein scheint, den unter dem Berge Graseforst liegenden Klosterhof Wende hatte abbrennen lassen, fürchtete er dann den göttlichen Zorn, und vermachte dem Kloster zum Schadenersatze, sich selbst aber zur Sicherung seines Seelenheiles im Jahre 1257 eine Hofstätte mit zwei Hufen Land bei Ecklingerode. Solche und ähnliche Unfälle scheinen überhaupt in damaliger Zeit das Kloster nicht selten betroffen zu haben. Namentlich waren mehrere der in der Nähe wohnenden Ritter eifrig bedacht, die Klostergenossen der Sorge zu überheben, wie sie ihre reichen Einkünfte alljährlich auf angemessene Weise verzehren könnten. Sie scheuten sich nicht, den Gott geweihten Ort zum Schauplatze ihrer frechen Habsucht zu machen, und Raub und Plünderung daselbst zu verüben; ja ihre kecke Zudringlichkeit ging sogar so weit, daß die Klostergenossen, außer Stande, den Gewappneten und Geharnischten erfolgreichen Widerstand entgegen zu setzen, sich gedrungen fühlten, den Papst Martin V. unmittelbar selbst mit der Bitte anzugehen, Schutz gegen die Feinde zu verleihen. Ob dieser Schritt erfolgreich war oder nicht, davon lesen wir nichts Näheres; wünschen wollen wir aber den unlängst entschlafenen Klosterbrüdern, daß sie dadurch die innig ersehnte Ruhe gefunden haben mögen.

Größere Verdienste, als die eben gedachten Ritter, erwarb sich dagegen Nicolaus Zengeler um das glückliche Gedeihen des Klosters, ein Mann, der auf Veranlassung des Abtes Günter zu Erfurt im Jahre 1464 nach Gerode kam, später daselbst zum Abte erwählt wurde, und die Einführung der Bursfelder Reformation mit Nachdruck und Kraft durchzusetzen wußte. Diese Bursfelder Reformation, so genannt nach Johann von Münden, der zuletzt als Abt dem Kloster von Bursfeld vorgestanden, hatte schon an manchen andern Orten einen wohlthätigen Geist in die mit innerer Auflösung

bedrohten Klosterkörper verpflanzt, und vermöge derselben die ursprüngliche Ordnung herzustellen und viele eingetrissene Mißbräuche aufzuheben, mußte sich der feurige Zengeler um so mehr in Gerode berufen fühlen, als man sich hier immer mehr von der Ordensregel zu entfernen gesucht, und zuletzt in ein sehr zweideutiges Leben verfallen war. Gewiß würde auch nach dem Entschlafen des achtungswerthen Mannes sein Geist noch länger in seinem Werke fortgelebt haben, wäre nicht ein Ereigniß eingetreten, das alles Bestehende gewaltsam aufgelöst, nämlich der **Bauernkrieg**.

Von diesem unheilbringenden Sturm sollte auch Gerode recht empfindliche Erfahrungen machen. Schon hatte das Bauernheer seinen Weg schrecklich genug bezeichnet, manches Kloster war vor seinem Grimme in Asche gesunken, und die Nachricht, daß es sich jetzt Gerode nähere, dünkte den Klostergenossen weniger eine Weissagung, als unmittelbarer Vorbote für den Tag des Schreckens. Man beschloß deshalb einmüthig, diesen verhängnißvollen Augenblick nicht abzuwarten, das Kloster zu verlassen, um wenigstens das Leben zu retten, und so geschah es auch. — Der Abt an der Spitze der Klosterbrüder zog von dannen; Alle mit zerrissenem Herzen zogen trauernd dahin, hinter sich zurücklassend den theuern Wohnsitz, auf den sie von dem Berge herab mit Wehmuth den letzten Blick des Scheidens warfen. Die wilde Horde aber ließ nicht lange auf sich warten; — kaum daß sie ihre Raubgierde gesättigt hatte und emporstieg in Flammen der Klosterbau, und grause Verwüstung, von der auch die Trümmern nicht verschont blieben, verkündete den Abzug der Bauern. — Einige Tage nachher kehrte auch das verbannte Häuflein wieder zurück, um an Ort und Stelle sich zu überzeugen, ob an dem weit verbreiteten Gerüchte über das Schicksal des Klosters sich nichts mildern lasse. Leider wurde in diesem Falle seine Wahrheit nur allzusehr bestätigt. Von Allen, was man verlassen hatte, fand man nichts weiter vor, als ein Muttergottesbild, das man noch lange zum Beweise der wunderthätigen Einwirkung der heiligen Jungfrau aufbewahrte, und außerdem ein Pult und 3 Glocken.

Bei den reichen, dem Kloster zu Gebote stehenden Mitteln, fand der Klosterbau keine Schwierigkeiten, und schon nach wenigen Jahren hatte er sich aus den Trümmern des alten neu emporgehoben. Diese Veränderung blieb aber auch auf das innere Leben nicht ohne Einfluß, denn es war nicht zu verkennen, daß man jetzt die Grundsätze der Bursfelder Reformation gewaltsam zu vergessen suchte, und daß noch weit weniger von einer Befolgung derselben im Klosterleben die Rede war. Daran hatten unleugbar die Vorsteher des Klosters die Schuld, die ihre Stellung durchaus nicht erkannten, und von denen sogar Einer, Johann Schmal, weil er zu großes Aergerniß in seinem Lebenswandel gegeben hatte, von den Conventualen förmlich verklagt, demgemäß seines Amtes entsetzt, und auf das feste Schloß Rusteberg in gefängliche Haft gebracht

wurde, woselbst er auch im Jahre 1555 starb. Ein würdiges Seitenstück war Christoph von Tastungen, dem nach Schmal's Ableben die Verwaltung des Klosters von dem Erzbischofe von Mainz übertragen war, und der gar trefflich mit den Klostergütern umzugehen wußte, wenn es galt, sich das Leben im Kloster recht behaglich zu machen. Dieser „Blutigel", wie ihn die Chronik von Gerode nennt, wäre nun zwar zu jeder Zeit eine wahre Bürde für die Klosterbrüder gewesen, aber zu Zeiten, wie die damaligen waren, wo von Außen so viele Gelegenheit zur Besorgniß und Furcht sich darbot, mußte die Unzufriedenheit sich noch weit höher steigern, wenn man noch im innern Leben des Klosters so viele Veranlassung zum Mißbehagen vorfand.

Seit dem Jahre 1555 fing nämlich die Pest an, das arme Eichsfeld heimzusuchen, und ihr weiteres Umsichgreifen zeigte keineswegs, daß sie mit wenigen Opfern sich zu begnügen willens sei. Die Furcht, von ihr als Beute hinweggerafft zu werden, ergriff namentlich die Klostergenossen sehr stark, und zu verwundern war es allerdings nicht, wenn sie bei ihrem zahlreichen Zusammenleben um so mehr einer Ansteckung ausgesetzt zu sein fürchteten. Diese Gedankenfolge, verbunden mit der Unzufriedenheit über die schlechte Amtsführung des Christoph von Tastungen, gab den Ausschlag, und plötzlich sehen wir die Klostergenossen sich nach allen Seiten zerstreuen und das Kloster abermals einsam zurücklassen. — Nur Christoph von Tastungen und ein Laienbruder hatten es dieses Mal für besser erachtet, im Kloster festen Fuß zu behalten, da namentlich der Erstere mit der Entfernung der übrigen Klostergenossen auch die Gefahr größtentheils entfernt zu sehen glaubte. Er schuf sich nun den Thurm des Klosters zu einem freiwilligen Gefängnisse, verriegelte ihn sorgfältig, damit Niemand zu ihm gelangen könnte, und erlaubte sich selbst, niemals diese Behausung zu verlassen. An einen Strick, der vom Thurme herabhing, zog er die nothwendigen Lebensmittel zu sich herauf, ließ sich zwar bei sehr dringenden Fällen zu einer Unterredung bereit finden, führte diese aber niemals anders, als von seinem Thurme herab mit den auf dem Hofraume stehenden Audienz Suchenden.

Durch dieses Benehmen fühlte sich namentlich der erwähnte Laienbruder, welcher ebenfalls in Gerode zurückgeblieben war, sehr unangenehm berührt, und mit dem Unwillen, den er täglich mehr über den Thurmgenossen empfand, steigerte sich auch das Verlangen, den unangenehmen Gesellschafter gänzlich los zu werden. Er ließ nicht nach mit seinen Bitten, die er auf das dringendste den Vorstehern der Bursfelder Reformation an das Herz zu legen wußte, sich doch des armen unglücklichen Klosters hülfreich anzunehmen, und neue Ordnung darin zu schaffen, bis er es endlich im Jahre 1558 dahinbrachte, daß, mit Bewilligung des Erzbischofs, Rombold Collard von Linden aus dem Kloster Gladenach nach Gerode abgeschickt, und daselbst zum Vorsteher des Klosters erwählt wurde.

Die Wahl war nicht unglücklich gewesen, denn bis zum Jahre 1583 stand Rombold Collard dem ihm übertragenen Amte mit Treue und Gewissenhaftigkeit vor.

Von dieser Zeit bis zu dem furchtbar verheerenden 30jährigen Kriege, bietet weder die innere, noch die äußere Geschichte des Klosters irgend etwas Bedeutendes dar; desto mehr beschäftigt sie aber unser Interesse während dieses Krieges, da das Kloster in dessen Wirren tief und unglücklich genug verwickelt wurde. Herzog Christian von Braunschweig, als er aus dem Halberstädtischen nach der Weser zog, ließ im Jahre 1622 Gerode die Gräuel der Verwüstung in ihrer ganzen Größe erfahren. Hören wir darüber den damaligen Abt in einem an den Suffragan zu Erfurt gerichteten Schreiben, welches uns die bei dieser Gelegenheit stattgefundenen Vorfälle lebhaft genug vergegenwärtigen wird *).

„„Wie weit der Uebermuth des wilden Rebellenheeres im vorigen Frühjahre, nicht bloß in unserm Kloster, sondern auch auf dem ganzen Eichsfelde gediehen sei, so daß nichts so ehrwürdig, so unverletzlich und heilig war, was nicht zu Grunde gerichtet und zerstört wurde, das habt Ihr ꝛc. nicht allein aus Botschaft und schriftlicher Mittheilung vernommen, sondern auch aus dem mündlichen Berichte unsers Bruders Wolfgang erfahren. Obgleich ich nur unsers Klosters beklagenswerthen Zustand in den Berichten, welche ich dem eben erwähnten Klosterbruder zur Besorgung übergab, hinlänglich beschrieben habe, so kann ich dennoch nicht umhin, da diese durch einige Nachlässigkeit während seiner Reise verloren gingen, in einem zweiten Schreiben dieselben Unfälle trauernd zu schildern. —

Damit nämlich Nichts von jenen Ungeheuern und abscheulichen Harpyen unversehrt und unverletzt zurückgelassen würde, so drangen sie auch in die verborgensten und von der Hauptstraße, auf welcher das Heer geführt zu werden pflegte, entlegensten Gegenden. Bei der Lage, welche unser Kloster Gerode einnimmt, versahen wir uns nichts weniger, als daß man dort von der Hauptstraße abgehen würde. Als daher der Heerführer die entsetzlichen Drohungen, welche er ausgestoßen, bei seinem Uebergange über die Weser durch unverkennbare, auch unsere Besitzungen eingeprägte Zeichen verwirklichen zu wollen schien, so unterließen wir in der Aussicht so großer Drangsale keineswegs, einzupacken, und nach Kräften, wie es uns wenigstens schien, in Sicherheit zu bringen. Aber leider geschah dieses unglücklich genug! —

Denn als ein Theil des marschirenden Heeres, wegen zu großer Anzahl von Mannschaft, um Lebensmittel zu gewinnen, auch in das uns beinahe begränzende Grubenhagen'sche Gebiet geführt

*) Das Schreiben ist aus dem Lateinischen nach einer nicht ganz vollständigen Urkunde übersetzt.

wurde, und daselbst wegen regnerigen Himmels drei ganze Tage verweilte, so drangen die Soldaten, nachdem sie mittlerweile Alles, was wir anderswohin, um es zu retten, hatten bringen lassen, geraubt und geplündert hatten, gelockt durch ihre häufigen Streifereien und reiche Beute, auch in unsere Thore ein, vorgebend, daselbst Quartier zu machen. Nachdem sie nun Thüren und Schlösser erbrochen und alle Diener ergriffen hatten, führten sie zuerst die Kostbarkeiten jeder Art, dann Küchen- und Stallgeräthe und Betten, Fischer- und Jäger-Netze mit den Hunden, nicht weniger die Geräthschaften der Kirche und des Refektoriums, ingleichen unsere ganzen Kleidungsstücke auf drei Wagen mit unsern Pferden hinweg; und da auf gleiche Weise immer Andere in unser Kloster drangen, so dauerte dieses drei ganze Tage, Angesichts der weinenden und zur Hülfe ohnmächtigen Diener. Zuletzt wurde das Kloster durch einen großen Schwarm über den Harz ziehender ungeordneter Krieger angefüllt, welche Alles, was noch unversehrt oder unerbrochen ihm entgegenstieß, umwendete, plünderte und zerstörte, aber dadurch noch unbefriedigt, eine Wuth ohne Gleichen in den Zellen, in dem Kapitularhause und in der Kirche ausließ, die verruchten Hände zu den heiligen Altären wendete, alles Geweihte durch unerhörte Gräuel nicht bloß schändete, sondern Einiges auch zugleich verwüstete, und die Kapseln, die das Heiligste bargen, raubte. Die Thüren der Kirche brachen die verruchten Räuber mit Beilen und Brecheisen auf, und das Gebälk und Getäfel des Inneren zerstörten sie."

Dieses war aber noch nicht Alles, was Gerode durch diesen Krieg erleiden mußte. Als Herzog Wilhelm von Weimar im Februar 1632 Duderstadt eingenommen hatte, berief er die Eichsfeldischen Landstände dahin, theils um die Verhältnisse dieser Provinz für die Krone Schweden zu ordnen, theils um dem schon ganz ausgesogenen Lande neue Kriegs-Contributionen aufzulegen. Bei dieser Gelegenheit und bei einer spätern Besitznahme der Stadt durch Herzog Georg von Lüneburg erging es namentlich dem Geröder Abte sehr übel. In seinem im Jahre 1635 abgefaßten Testamente spricht er sich über beide Erlebnisse aus, und es mag dieses deshalb hier, wenigstens theilweise, eine Stelle finden:

Testament des Abtes von Gerode im Jahre 1635.

Im Namen Jesu Christi Amen.

„Ich Fr. Johann Brauer von Erfurt, unwürdiger Abt des St. Michael Klosters zu Gerode, Benediktiner-Ordens, von der Bursfelder Congregation im Erzbisthume Mainz, bei reifer Ueberlegung, daß ich hier keine bleibende Stätte habe, und daß ich vielleicht jeden Augenblick wegen Schwachheit und Alter von 68 Jahren dem Tode unterworfen werde, habe ich für nöthig befunden, ehe ich aus diesem jammervollen Leben scheide, dieses Zeugniß von meinem und des Klosters Zustande abzulegen und es mei-

nen Nachfolgern und Mitbrüdern in Christo, nämlich Johann Probst, Wolfgang Stadeler, Johann Wachtel, Heinrich Henken, Nicolaus Dildenius, Johann Fabricius, Lambert Brauer, Heinrich Scharrenberg, wie auch Johann Stichenbach meinem Kaplan, der um viele Sachen des Klosters weiß, welche hoffentlich noch am Leben sein werden, zur Nachricht und Beruhigung meines Gewissens zu hinterlassen, ihrer Treu und Gottesfurcht zu übergeben und bestens zu empfehlen.

Zuvörderst will, wünsche und bitte ich, daß meine Seele, wenn sie aus dem sterblichen Leibe ausfährt, in dem wahren Katholischen Glauben meinem Heilande Jesu Christo, der seligsten Jungfrau, meinem Schutzengel und allen Heiligen empfohlen sei, der Leib aber der Erde, von welcher er genommen ist, am gewöhnlichen Orte neben meinen Mitbrüdern übergeben werde, bitte zugleich Gott demüthig um Verzeihung meiner Sünden, wodurch ich seine Majestät mein ganzes Leben hindurch schwer beleidigt habe, und meine Mitbrüder und Bekannte zur Erquickung meiner Seele um die gewöhnlichen Gebete und Meßopfer.

Weil ich vor 3 Jahren um Michaelis aus unserm Kloster wegen der Feinde der Katholiken leider nach Duderstadt habe flüchten müssen, so bin ich daselbst in der größten Armseligkeit mit dem P. Prior Adam Monike und dem Oberschreiber Jodocus Nagel geblieben, von denen jener am 19. April, dieser am 17. September 1632 gestorben ist. Da aber der Herzog Wilhelm von Weimar Duderstadt einnahm, hat mich ein großes Unglück getroffen. Denn ich und andere Klöster haben die Kirchenkleinodien, aus Mangel an Gelde, das man von uns forderte, hergeben müssen, doch dies war nur der Anfang der Leiden und Schmerzen. Denn als der Herzog Georg von Lüneburg gedachte Stadt eingenommen hatte, ward ich aller meiner Sachen beraubt und heftig geschlagen, hierauf erst nach Scharzfeld, von da nach 8 Wochen nach Goslar, von Goslar nach Braunschweig mit 5 andern, theils Räthen, theils Beamten, nämlich mit dem Stadtschultheißen Heinrich Hesse, Michael Sponsail, Stadtschultheißen zu Duderstadt, Kilian Drippel, Amtmann zu Gieboldehausen, Johann Grobecker, Amtmann zu Lindau und Johann Schott, Amtmann zu Scharfenstein als Gefangener gebracht. Daselbst habe ich viel Ungemach und Widerwärtigkeiten ausgestanden, und bin von einer schweren Krankheit befallen worden, worin mir die große Zehe am rechten Fuße nicht ohne empfindliche Schmerzen mußte abgeschnitten werden. Vier von den mitgefangenen Herren wurden nach Eimbeck abgeführt, ich aber, in Rücksicht meiner allzugroßen Schwachheit, blieb mit dem Herrn Hesse, welchen Herzog Georg von Lüneburg an den Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig ausgeliefert hatte, zu Braunschweig, und konnte mich aus der harten Gefangenschaft auf keine andere Art befreien, als daß ich eine Handschrift des Herrn von Winzingerode, über 2000 Thaler, die sie dem Kloster schuldig wa-

ren, aushändigte, und obige vier Herren mit einem andern Schuldbriefe, welche die Stadt Nordhausen von dem Kloster erborgt hatte, frei machte ꝛc. ꝛc."

Billig können wir hier die Schilderung der Scenen, welche dieser Krieg über Gerode brachte, abbrechen, da das Gesagte hinreichen wird, um eine Anschauung zu gewinnen, wie gerade dieses Kloster die Härte des Kriegs auf die bitterste Art erfahren mußte, und um zu ahnen, wie die vielen Stürme, welche von Außen wütheten, die gewohnten Banden löſ'ten, das Bestehende umstürzten und zertrümmerten, auch auf das innere klösterliche Leben vom nachtheiligſten Einflusse sein mußten. Denn der Rohheit und Barbarei, welche das wüste Leben und die freche Sittenlosigkeit entmenschter Krieger, überall wo sich dieser Krieg mit seinen Schrecken gelagert hatte, als ein furchtbares Vermächtniß hinterließ, konnten sich die Klöster um so weniger entziehen, als sie ebenfalls dem Zeitgeiste unterworfen, und um so mehr von demselben abhängig waren, als ihr wahrer Wohlstand und ihr inneres Gedeihen nur eine erhöhte geistige und sittliche Bildung zur Basis haben konnte. Was demnach der Erzbischof Johann Philipp that, um von dieser Seite dem Lande aufzuhelfen, verdient um so mehr dankenswerth anerkannt zu werden, als er die Klöster hierbei ganz besonders im Auge behielt. So schien ihm auch eine durchgreifende Visitation des Gerröder Klosters nöthig zu sein, und als sie bewirkt worden war, blieb sie nicht ohne gute Folgen. Zwar wollte der Geist des Widerspruchs, der sich der dasigen Klosterbrüder bemächtigt hatte, von einer solchen nichts wissen, indem man nicht ohne Grund fürchtete, daß sie auf Kosten der bisher bestandenen Unordnung geschehen würde, doch es war zuletzt vergebens, daß man sich auf das Recht, von den Ordensobern und von dem Bischofe nur in dem Falle visitirt zu werden, wenn Erstere ihre Pflicht nicht genügten, berief, — die innere Umgestaltung trat ein, und Franz Klieff, damaliger Lektor in Gerode, wurde als Urheber des Widerspruchs zur Strafe aus dem Kloster verwiesen.

Hiermit kann der Bericht über Gerode geschlossen werden, denn geräuschlos und still zog die Folgezeit an den Klostermauern vorüber, als ob sie nicht mehr stören dürfte die Ruhe des einst vielfach und heftig bewegten Klosters. Im Jahre 1802 erfur auch Gerode das Schicksal vieler ähnlicher Anstalten und die Wirkung eines rastlos zum Besseren fortstrebenden Zeitgeistes, indem das Kloster in diesem Jahre aufgelöst wurde.

Solltest Du aber, freundlicher Leser, irgend ein Mal an dem friedlichen Orte vorüberziehen, und Dich in seiner Nähe von lauter Thätigkeit und vielen geschäftigen Händen überrascht sehen, so laß Dich dieses nicht irren, denn seit Auflösung des Klosters ist Gerode eine königliche Domaine und zugleich Sitz einer blühenden Landwirthschaft geworden.

Adolf Kegel.

Der Reinſtein

am Harz.

Es klagt ein tiefes Trauern
Um den erloſchnen Glanz:
Von ernſten, frommen Schauern
Erbebt die Seele ganz:
Doch ſieht man unverwittert
Den Fels dort oben ſtehn,
Und ob der Fels zerſplittert,
Sein Ruhm wird nie vergehn.

J. Krais.

Wacht haltend an einem der Eingänge in das Harzgebirge ragt ein nackter, wilder Fels ſchroff und rieſig gen Himmel. Das Auge des vorüberziehenden Wandrers hängt mit Verwunderung an der ſchwindelnden Höhe, wer aber dieſelbe erſteigt, wird von Grauſen und Entſetzen ergriffen, wenn er von der höchſten Spitze des Felſens in den dicht vor ſeinen Füßen gähnenden Abgrund blickt, in welchem die rieſigſten Bäume wie niedere Gebüſche, und erwachſene Menſchen wie winzige Zwerge erſcheinen. Sehen wir aber über die nächſten Umgebungen hinweg, hinaus in die Ferne; ſo bietet ſich uns ein Gemälde dar, das nicht ſchöner, nicht lachender gedacht werden kann. Das Auge ſchweift wie berauſcht umher, bleibt bald an ſchimmernden Schlöſſern, thurmreichen Städten und friedlichen Dörfern, bald an wunderſam geſtalteten Felſen, an waldigen Bergen, duftenden Wieſen oder grünenden Saaten hängen; die hohen Berge des Harzes blicken uns mit ihrem Könige, dem ſtolzen Brocken, ernſt und ſchweigend an, Blankenburg ſchaut freundlich herüber, aus weiterer Ferne leuchtet das Schloß zu Ballenſtedt hervor, die Georgshöhe, die Gegenſteine, Quedlinburg mit ſeinen vielen Warten und Zinnen, die Domthürme von Halberſtadt und viele andere mehr oder weniger beachtungswerthe Punkte werden ſichtbar, ſo daß man Mühe hat, ſich von dem zauberiſchen Bilde loszureißen

und zur Betrachtung der Ruinen der alten Burg Reinstein selbst zu schreiten.

Diese ehemals starke Veste liegt nahe an der braunschweigischen Grenze und nur eine gute halbe Stunde von Blankenburg entfernt. Sie wird von Vielen „der Regenstein" genannt, und selbst einige Historiker nennen sie so, „weil diese Festung auf einem Stein, der stets und oft beregnet worden, angeleget;" es ist aber jedenfalls richtiger, die Burg „Reinstein" zu nennen, weil sie rein aus Stein gehauen war.*) Der Platz, auf dem sie liegt, war zur Erbauung eines Schlosses vortrefflich gewählt, denn der Felsen, dem sich Niemand unbemerkt nahen kann, steht ringsum frei, ist auf der Nord- und Westseite fast senkrecht abgeschnitten und „so jäh und glatt, als wenn er mit Menschenhänden also mit größtem Fleiß gehauen, und daß, so zu reden, keine Katze hinaufklettern könnte", auf der Süd- und Ostseite war die Burg durch Mauern und Graben geschützt, die theilweise noch vorhanden sind, und durch welche der einzige Zugang gegen Westen leicht zu vertheidigen war.

Was die Erbauung des Schlosses anbetrifft, so erzählt eine alte niedersächsische Chronik: daß, als im J. 479 König Melverich zu Thüringen mit großer Heeresmacht über den Harz gezogen, um die Sachsen zu vertreiben, von seinen Gegnern aber geschlagen worden sei, ein gewisser Hatebold, ein streitbarer, edler Sachse, die Erlaubniß erhalten habe, sich am Harze eine ihm beliebige Stelle zum Eigenthum auszusuchen und sich auf derselben anzubauen; wie er nun auf diesen Steinfels getroffen, habe er gesagt: „dieser Stein ist geregent oder beregent, er soll meine Wohnung sein!" — habe darauf eine Burg erbaut und sei nachher „der Graf von Regenstein" genannt worden. — Da nun aber diese Erzählung durch nichts beglaubigt werden kann, so verdient die Ansicht, daß Heinrich I. gegen das J. 919 die Burg zur Beschützung des Landes gegen die verheerenden Einfälle der Ungarn erbaut habe, mehr Berücksichtigung; wenigstens ist soviel gewiß, daß erweislich Kaiser Heinrich der erste ist, welchen wir im Besitze der Burg finden. Nach seinem Tod fiel Reinstein mit den dazu gehörigen Besitzungen an seine Nachfolger in der herzoglichen Würde, nämlich an die Herzöge von Braunschweig und Sachsen. Die nächste Aufsicht darüber führten Anfangs die Grafen von Blankenburg, welche auch endlich damit

*) Zudem sind die Worte: „rein" und „regen" gleichbedeutend. In der niedersächsischen Mundart sagte man nämlich statt „rein" — „regen," indem nach diesem Dialecte i, u und y vor n in ge verwandelt wurden: so sagte man z. B. Reindodo und Regenbodo. Rein und Regen (Fluß bei Regensburg) und auch wir sagen noch: Hain und Hagen, Hainburg und Hagenburg, Hainleite und Hageleite ꝛc. Es kann aber auch der Name von Reihe herkommen, denn die Felsen, auf denen die Burg liegt, bilden eine lange Reihe oder Riege, wie das Volk spricht, und die Burg hieß deshalb „der Reihenstein, der Riegenstein."

beliehen wurden. Diese Grafen theilten sich im Anfange des 13. Jahrhunderts in zwei Linien, und Heinrich, Graf von Blankenburg, welcher zu seinem Antheile die Grafschaft Reinstein bekam, nahm nun den Titel „Graf von Reinstein" an, und ward der Stammvater eines vier Jahrhunderte hindurch blühenden Geschlechts.

Da Graf Heinrich seinen Sitz auf dem Reinstein nahm, so befestigte er die Burg auf das Beste, und auch seine Nachkommen unterließen nicht, ihren Sitz immer unangreifbarer zu machen.

Im J. 1367 starben die Grafen von Blankenburg aus, die Grafen von Reinstein beerbten sie, zogen auf das Schloß zu Blankenburg, und nannten sich nun Grafen von Blankenburg und Reinstein.

Ziemlich zu gleicher Zeit bildete sich auch eine Reinstein'sche Nebenlinie, deren Stifter Ulrich von Reinstein war, welcher die dem Reinstein nahe gelegene Veste Heimburg zu seinem Sitze erwählte. Als die Hauptlinie ausstarb, succedirte die Heimburger Linie in Reinstein und später auch in Blankenburg; um das J. 1599 erlosch aber das ganze Geschlecht.

Die Reinsteiner waren tapfer, edel, begütert und sehr angesehen, waren Schirmvögte der Stifter Quedlinburg und Huysburg, aber nach der Sitte damaliger Zeit nicht frei von allen den Fehlern, welche den Adel früherer Jahrhunderte charakterisiren. So geriethen z. B. Albert und Bernhard von Reinstein, Schirmvögte des Stiftes Quedlinburg, im J. 1336 mit den Städten Quedlinburg und Halberstadt in Streit, den gütlich beizulegen Herzog Otto von Braunschweig sich vergeblich bemühete. Die Aebtissinn Jutta von Quedlinburg beschloß nun, die Grafen nicht länger als Schutzvögte anzuerkennen, nahm ihnen die Neustadt in Quedlinburg weg, und verkaufte sie an den Rath der Altstadt, weshalb die Grafen dieselbe zu belagern begannen. Die Bürger jedoch, von den Mannen des Bischofs unterstützt, brachen eines Tages plötzlich hervor, verjagten den Grafen Albert nicht nur aus der Neustadt, sondern auch aus der Gersdorfsburg, wohin er sich zurückziehen wollte, und fingen ihn sogar bei einem Moore, dem sogenannten Hakelteiche, als er es versuchte, in das befestigte Wipertikloster zu Quedlinburg zurückzukehren. — Sofort des Landfriedensbruchs angeklagt, sprachen ihm die Hansestädte das Leben ab, doch wollten die Quedlinburger so weit nicht gehen, sondern begnügten sich, ihn in einen großen, mit eisernen Banden, Riegeln und Schlössern versehenen Kasten, den man heute noch in Quedlinburg beschauen kann, zu sperren, und ihn nicht eher loszulassen, bis er sammt seinem Bruder Bernhard jeden Anspruch auf die Quedlinburger Schutzgerechtigkeit entsagte, die Neustadt Quedlinburg abtrat, und versprach, die Stadtmauern und sieben Thürme auf der Abendseite der Stadt in guten Stand zu setzen, das Schloß und Amt Gersdorf und den Ramberg mit seinen Holzungen abzutreten, sich auch an dem Quedlinburger Stifte nicht wieder zu vergreifen.

So froh Graf Albrecht war, als er sich den Händen der zornigen Bürger entronnen sah, so furchtbar wuchs auch sein Haß gegen die Stifter Quedlinburg und Halberstadt. Er dachte auf blutige Rache, und als Halberstadt mit Anhalt in Krieg verwickelt wurde, benutzte er mit seinem Bruder Bernhard die Gelegenheit, verband sich mit den Grafen von Mannsfeld, brach durch die Ringmauer Halberstadts, wüthete mit Feuer und Schwert, nahm viele Gefangene mit sich, steckte mehrere Ortschaften in Brand, und bemächtigte sich verschiedener Stiftsgüter, bis im J. 1343 eine Aussöhnung erfolgte. Der Friede dauerte aber leider nicht lange, denn schon im J. 1349 fiel der Bischof wiederum in das Gebiet der Grafen, die sich nun schnell mit der Stadt Nordhausen und mehreren Harzgrafen verbanden, während der Christmesse in Halberstadt einbrachen, Alles, was sich ihnen widersetzte, niederschlugen, Gefangene fortschleppten und in mehreren Stiftsdörfern Feuer anlegten. Der Bischof war darüber sehr ergrimmt und stieß fürchterliche Drohungen aus, allein der Graf verlachte ihn, und ließ dem bischöflichen Hauptmanne, Rudolf von Dorstädt, sagen: er werde ihn, sobald er ihn treffe, an einen Baum hängen lassen. Dieser erwiederte ganz kaltblütig: „wie er wohl ehender gesehen, daß Einer dem Andern eine Wiede gedrehet und darnach selbst daran wäre behangen blieben", vermaß sich aber zu gleicher Zeit mit einem fürchterlichen Eide gegen den Bischof, daß er nicht eher ruhen wolle, bis er wirklich den Grafen aufgehangen habe. Es dauerte auch nicht lange, so trafen sie im Felde auf einander, und Graf Albrecht wurde gefangen. Weil nun kein Baum in der Nähe war, an den der Hauptmann den Grafen hängen konnte, und doch sein Gelübde halten wollte, so durchstach er ihn, steckte seinen Spieß in die Erde und band den Leichnam daran.

Die „Söhne des erstochenen Grafen Albrechts, dem Gott gnädig sei", *) führten die Fehde gegen das Stift Halberstadt auf das Erbittertste fort, und der Bischof erklärte endlich, um den Streit zu beendigen, in Gegenwart vieler Fürsten und Herren eidlich, daß solche schimpfliche Ermordung ohne sein Wissen geschehen sei, erbot sich auch, die jungen Grafen, so gut als möglich, zufrieden zu stellen.

Unter den letzten Grafen von der Reinstein'schen Hauptlinie, welche um das J. 1370 ausstarb, soll die Burg ein gefürchtetes Raubnest gewesen sein, und die Sage erzählt uns darüber Folgendes:

Graf Friedrich von Reinstein war ein tapferer, biederer Mann, der eine Gattinn besaß, die er zärtlich liebte, und von der er auch auf das Herzlichste wieder geliebt wurde; aber die Ehe blieb viele Jahre kinderlos, und das machte den Grafen sehr oft recht schwermüthig und sein Weib bemühete sich dann vergeblich, die düstren Falten von seiner Stirn zu verjagen.

---

*) Mit diesen Worten werden die jungen Grafen von Reinstein in allen Urkunden aus dem J. 1351 genannt.

Nun hauste tief unten im Brunnen des Schlosses ein Geist, von dem die Rede ging, daß es der des Ahnherrn der Reinsteiner sei, und daß derselbe jedesmal, wenn der Familie etwas Wichtiges begegnen solle, aus der Tiefe heraufsteige, und oben am Rande des Brunnens sichtbar werde.

Diesen Geist um das Schicksal des Reinstein'schen Geschlechts zu befragen, entschloß sich der Graf auf Anrathen seiner Gattinn und führte sein Vorhaben auch in der Nacht nach dem Tage der Empfängniß Mariä aus. Als Alles in der Burg schlief und das Horn des Thurmwächters Mitternacht verkündete, schritt er nicht ohne Bangigkeit zu dem Brunnen, und alsbald stieg auch das Gespenst, eine lange, weiße Gestalt, aus der Tiefe empor, und sprach: „Ich weiß, was Dich zu mir führt, kenne Dein Begehren und Deine Wünsche. Gehe getrost zurück; in kurzer Zeit wird Dir Dein Weib einen Knaben schenken, der Dein Geschlecht fortpflanzen wird bis auf ferne Zeiten!"

Frohen Herzens kehrte der Graf nach seinem Gemache zurück, und harrte von der Zeit an mit froher Ungeduld auf die Erfüllung der Verheißung. Wirklich beschenkte ihn auch sein Weib nach Jahresfrist mit einem schönen Knaben, der den Namen „Conrad" erhielt, und dessen Erscheinen auf der Burg großen Jubel hervorbrachte.

Und wiederum nach einem Jahre gebar die Gräfinn einen zweiten Sohn, und der erfreute Graf begab sich des Nachts zu dem Brunnen, um dem Geiste seine Freude zu verkündigen und seinen Dank abzustatten; aber derselbe saß mit Trauermienen auf dem Rande des Brunnens und sagte mit wehmüthiger Stimme: „Freue Dich nicht zu sehr über den frischen Sproß Deines Geschlechts, denn der Knabe, der heute geboren ist, wird einst der Vernichter seines Stammes sein; er wird meinen Namen tragen, und durch ihn werde ich endlich die langersehnte Ruhe finden. Die Stunde meiner Befreiung ist nun nicht mehr fern!"

Er verschwand. Der Graf schlich langsam zurück, erzählte seinem Weibe, was er vernommen, und Beide verfielen in große Trauer. Ohne besondere Absicht ward der Knabe Helmold genannt, und erst später erfuhr man, daß das Wesen im Brunnen der Geist des wilden Helmold von Reinstein gewesen, den das Schicksal bis zu Reinstein's Fall in den Brunnen der Burg gebannt habe.

Es war nicht anders möglich, als daß die Aeltern Conrad vorzogen, und den kleinen Helmold wo nicht haßten, doch wenigstens nicht besonders liebten. Wenig beachtet, lebte er beständig unter dem Gesinde und zwischen den Knappen, nahm deren Manieren an, wurde rauh und sittenlos, und als ihn der Graf einmal wegen eines besonders bösen Streiches recht scharf züchtigte, verließ er heimlich das Schloß mit dem Vorsatze, nie wieder dahin zurückzukehren.

Lange Zeit irrte er in den Wäldern umher, und gelangte endlich unter eine Räuberbande, die ihn mit Freuden unter sich aufnahm. Ueberall beherzt, furchtlos, tapfer und verwegen, erwarb er

sich bald die Achtung seiner Gefährten, die ihn, nach einer besonders tapfern That, zu ihrem Hauptmann erwählten. Er herrschte über die Bande mit Ernst und Strenge, und verbreitete Furcht und Schrecken weit um sich her.

Einige Jahre waren vergangen, als die Nachricht, sein Vater, der alte Graf Friedrich, sei gestorben, auch in des Waldes düstere Gründe, zu den Ohren des Räuberhauptmann's drang. Wenig gerührt durch den Tod eines Vaters, den er nie geliebt, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als einige seiner Leute an seinen Bruder Conrad mit der Aufforderung zu schicken, ihm unverzüglich sein Erbtheil zu überantworten. Als Conrad sich dessen weigerte, überfiel er die Veste, nahm sie ein, versöhnte sich aber mit seinem Bruder, und Beide kamen dahin überein, daß sie das väterliche Erbe gemeinschaftlich besitzen wollten. Die Räuber blieben als Knappen auf der Burg, priesen Anfangs ihr glückliches Loos, hatten aber bald, an ein umherschweifendes Leben gewöhnt, lange Weile, und fingen an, Wegelagerung zu treiben. Graf Conrad wollte es zwar anfänglich nicht leiden, mußte aber doch endlich schweigen, und Reinstein wurde, besonders als Graf Conrad endlich mit Tode abging, und Helmold alleiniger Herr des Reinstein's wurde, ein sehr gefürchtetes Raubnest.

Einst hatte Helmold eine schöne Dirne geraubt, die von ihm, da sie alle seine Anträge verächtlich zurückwies, in ein fürchterliches Verließ geworfen wurde. Lange Zeit saß sie trostlos in der finstern Steinkammer, bis einst draußen ein Sturm wüthete, den die Jungfrau so deutlich vernahm, daß sie daraus den Schluß zog, es brauche nur eine schmale Felsenwand durchbrochen zu werden, um in's Freie zu gelangen. Wo aber sollte sie Werkzeuge hernehmen, um sich den Weg zur Freiheit zu bahnen? Unablässig sann sie hin und her, bis sie einst mit einer kleinen Silbermünze, die sie am Boden des Verließes gefunden hatte, fast gedankenlos an dem Felsen schabte, den sie zu ihrer Freude überall weich fand. Seit dieser Zeit arbeitete sie unverdrossen Tag und Nacht; aber ein volles Jahr schwand dahin, ehe der erste Schimmer von Licht in das fürchterliche Dunkel, in dem sie so lange hatte leben müssen, eindrang. Freudig begrüßte sie den lichten Hoffnungsstrahl, arbeitete eifrig weiter, aber als die Oeffnung so groß war, um hindurchblicken zu können, schauderte sie verzweiflungsvoll zurück, denn der Fels fiel noch sehr bedeutend und schroff ab, und nur die Verzweiflung konnte es wagen, hinabzuklimmen. Dennnoch beschloß sie nach einigen Tagen, entweder zu sterben oder die Freiheit zu gewinnen, und kletterte, nachdem sie ein inbrünstiges Gebet gesprochen, langsam und vorsichtig abwärts. — Und Gott war der Unschuld hold, denn die Jungfrau gelangte glücklich in das Thal, eilte nach dem Orte, in welchem ihre Angehörigen wohnten, von denen sie schon längst als todt betrauert worden war, und erzählte, wie es ihr ergangen sei. Racheschnaubend versammelten diese ihre Freunde und Verbündeten und zogen vor die Veste; aber Helmold lachte ihrer auf seiner Felsenburg, und als

der Winter herannahete, sahen sich die Belagerer auch wirklich genöthigt, das Lager abzubrechen und unverrichteter Sache nach Hause zu ziehen.

Kaum sah Helmold die Gegend von Feinden gereinigt, so gestattete er seinen Leuten zwar einen Freudentag, schickte aber doch schon am andern Morgen Befehle an die benachbarten Landleute, ihm Lebensmittel aller Art auf die Burg zu bringen, da er wohl ahnte, daß die Feinde bald zurückkehren und eine anhaltendere Belagerung unternehmen würden.

Gehorsam den Befehlen des Grafen, nahete sich auch bald eine große Schaar von Bäuerinnen, mit Butter, Käse, Eiern, und andern Bedürfnissen des Lebens beladen, der Veste. Die Zugbrücke fiel nieder, das Thor wurde geöffnet, die Bäuerinnen traten ein; — aber kaum durch das Thor gelangt, warfen sie, die verkleidete Krieger waren, ihre Waaren von sich, zogen Waffen hervor, stießen die bestürzten Wachen nieder, ließen eine noch bedeutendere Schaar, die sich draußen verborgen gehalten hatte, ebenfalls ein, und es entstand ein furchtbares Gemetzel, in welchem die Burgleute sämmtlich niedergehauen wurden.

Der Graf, welcher sich durch einen Blick auf das Getümmel überzeugte, daß er überlistet und Alles verloren sei, ließ sich, da eine andere Art zu entrinnen nicht möglich war, von seinen Mägden dicht mit Betten umhüllen, einnähen, und an langen Tauen auf der steilsten Seite der Felsen, welche die Feinde nicht besetzt hielten, in die Tiefe lassen. Unten angelangt, schnitt er die Betten durch und entrann glücklich der drohenden Gefahr. Die Oeffnung, durch welche der Graf entkommen sein soll, wird in einem der Felsgemächer noch jetzt gezeigt.

Nach einer Sage soll er später die Burg wieder hergestellt und das alte Handwerk von Neuem betrieben haben, da aber sei die Prophezeihung des Brunnengeistes in Erfüllung gegangen, denn der Herzog von Braunschweig habe die Burg belagert, erobert, und die Räuber theils niedergehauen, theils verjagt; Graf Helmold aber habe im Handgemenge das Leben verloren.

Als auch der letzte Sproß der Reinstein'schen Grafen von den andern Linien, nämlich der Graf Johann Ernst, starb, nahm Herzog Julius von Braunschweig die Grafschaft als ein erledigtes Lehn zurück, und behielt sie auch bis zum J. 1628, wo in den unruhigen Zeiten des dreißigjährigen Kriegs die Grafschaft Reinstein vom Kaiser unterpfändlich an Wallenstein, welcher der kaiserlichen Kriegscasse 50,000 Gulden vorgeschossen hatte, gegeben wurde. Braunschweig mochte gegen diesen Gewaltschritt protestiren, so viel es wollte, Wallenstein gab die Grafschaft nicht heraus, verkaufte sie jedoch gegen Erlegung der oben genannten Summe an den kaiserlichen Generalmajor, Grafen von Merode, der aber schon im J. 1631, als Tilly die Schlacht bei Leipzig verloren hatte, und die Flüchtlinge bis ins Halberstädtische verfolgt wurden, die Flucht er-

greifen mußte. Diesen günstigen Augenblick benutzte Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig, nahm sein früheres Eigenthum wieder in Besitz, zahlte auch dem Grafen von Merode die 50,000 Gulden zurück, und der Reinstein blieb nun vor der Hand bei Braunschweig, wechselte aber oft in den Linien, indem er im J. 1634 an die Celle'sche, 1635 an die Haarburg'sche und 1642 wieder an die Celle'sche und Wolfenbüttel'sche Linie kam, bis im J. 1643 plötzlich der Erzherzog Leopold Wilhelm von Oesterreich, welcher die Grafschaft Reinstein als ein vom Bisthume Halberstadt relevirendes Lehn betrachtete und sich als Bischof von Halberstadt berechtigt glaubte, damit nach Willkühr schalten zu können, Reinstein wegnahm, und seinen Oberkammerherrn, Grafen von Tettenbach, damit belieh, welche Belehnung nicht nur das Domcapitel, sondern auch Kaiser Ferdinand III. genehmigte.

Im westphälischen Frieden, in welchem Brandenburg das eingezogene Bisthum Halberstadt erhielt, bekam es auch als Zubehör Reinstein mit, doch wurde festgesetzt, daß Tettenbach vorläufig noch im Besitz von Reinstein bleiben und Braunschweig sein Recht auf das Schloß Westerburg behalten solle. Als Tettenbach starb, fiel Reinstein an seinen Brudersſohn, den Grafen Hanns Erasmus von Tettenbach, der zugleich mit seinem Oheime damit beliehen gewesen war. Dieser Graf wurde aber bekanntlich, weil er sich mit den Grafen Nadasti, Serini und Frangipani gegen Kaiser Leopold den Großen verschworen hatte, im J. 1671 enthauptet, und Brandenburg hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Grafschaft Reinstein als eröffnetes Lehn einzuziehen.

Kaum waren preußische Truppen in alle Dörfer gelegt, als auch Braunschweig Besitz nehmen wollte. Sogleich wurde die preußische Besatzung verstärkt und besonders der Regenstein sehr befestigt. Braunschweig widersetzte sich zwar auf das Heftigste und verlangte seine Lehnstücke zurück, es kam auch in Wernigerode zu Unterhandlungen, bei denen Sachsen den Vermittler machte; allein sie zerschlugen sich wieder, und Braunschweig war zu schwach, sein Recht mit Gewalt der Waffen geltend zu machen. Es blieb ihm daher weiter nichts übrig, als Brandenburg mit der Feder zu bekriegen, und die Sache beim Reichskammergerichte anhängig zu machen, wo sie, wie so viel tausend andere Prozesse, hängen geblieben ist.

Später hätte Braunschweig auf sehr leichte Weise wieder zum Besitze gelangen können, aber der zwar gerechte, jedoch sehr übel angewendete Stolz des Herzogs von Braunschweig verscherzte den günstigen Augenblick für immer.

Als nämlich König Friedrich Wilhelm I. von Preußen zum Pathen des im J. 1806 verstorbenen Herzogs von Braunschweig gewählt worden war, sagte der König nach der Taufhandlung zum alten Herzoge: er wolle seinem Pathchen die Grafschaft Reinstein zum Pathengeschenk geben. — Der alte Herzog aber, anstatt sich zu freuen, auf so leichte Weise wieder in den Besitz der Grafschaft

zu gelangen, anstatt einige dankende Worte zu sagen, womit die ganze Sache abgethan gewesen wäre, erwiederte: „Ich kann nicht geschenkt nehmen, was meinem Hause von Rechts wegen gehört!" — Diese stolze Aeußerung nahm der König sehr übel auf; — er schwieg, behielt die Grafschaft, und der Herzog mag später seine Aeußerung oft genug bereut haben.

Friedrich Wilhelm I. richtete die Burg Reinstein zu einer starken Bergfestung ein, ließ Bollwerke, Brustwehren und Schanzen anlegen, und Zeughaus, Munitionshaus, Commandantenhaus, Kirche und den über hundert Klaftern tiefen Brunnen ausbessern. In den acht sehr großen in den Felsen gehauenen Casematten lag die Garnison, welche aus dreizehn Offiziren, hundert und vier und zwanzig Soldaten, und aus mehreren unentbehrlichen Leuten, als Gastwirthen, Bäckern, Metzgern u. s. w. bestand. Im J. 1736 zerstörte zwar ein durch den Blitz gesprengter Pulverthurm viele befestigte Theile, man hielt aber den Reinstein für nicht unwichtig, und deshalb wurde sogleich alles Zerstörte wieder ausgebessert und hergestellt. Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts war die Festung im besten Zustande, und im siebenjährigen Kriege rückten die Franzosen, als sie im Herbst 1757 unter den Befehlen des Herzogs von Richelieu das Fürstenthum Halberstadt eingenommen hatten, vor den Regenstein, der sich noch in preußischen Händen befand. Der französische Commandant von Halberstadt, Herzog d'Ayen, leitete die Belagerung, und die alte Veste mußte sich, wahrscheinlich aus Mangel an Lebensmitteln, bereits am 12. September ergeben, doch erhielt die unter dem Obersten von Ahlimb stehende, zwei und siebzig Mann starke Besatzung freien Abzug, und die ganze Beute der Franzosen bestand nur in siebzehn Kanonen.

Als die Franzosen das Halberstädtische schon wieder verlassen hatten, hielten sie noch den Reinstein besetzt, dessen Besatzung Halberstadt und der Umgegend durch Contributionen und Erpressungen aller Art bedeutenden Schaden zufügte. Der Prinz Heinrich von Preußen zog deshalb im J. 1758 vor die Festung, aber die kleine Garnison von einigen achtzig Köpfen wehrte sich sehr tapfer, und man würde vielleicht lange Zeit vor dem Reinstein zugebracht haben, wenn nicht ein preußischer Artillerist durch einen glücklichen Kanonenschuß das Rad des Brunnens zerschmettert hätte. Hierdurch ward die Besatzung gezwungen, sich am zwölften Februar zu ergeben, und Prinz Heinrich von Preußen ließ sogleich, auf ausdrücklichen Befehl Friedrichs des Großen, mit Schleifung der Festungswerke anfangen, und namentlich auch den Brunnen verschütten.

Seit dieser Zeit ist der Reinstein unbeachtet in seinen Ruinen liegen geblieben, die Gebäude zerfielen, Wetter und Sturm zerstörten nach und nach das wankende Gemäuer, und auch die Um-

wohner verſäumten hier, wie anderwärts, nicht, zum gänzlichen Verfall der Burg beizutragen, indem ſie die von ſchönen Quadern aufgeführten Mauern, welche die natürlichen Felſenmauern und Felſenzinnen mit einander verbanden, faſt gänzlich abbrachen und wegführten, ſo daß jetzt faſt nur noch das übrig geblieben iſt, was durch Bearbeiten und Aushöhlen des Felſens geſchaffen wurde. Dieſe Felsruinen ſind aber noch ſehr bedeutend und werden noch viele Jahrhunderte hindurch ſichtbar bleiben, denn Wetter, Sturm und Regen vermögen nur wenig gegen dieſelben auszurichten. Man ſieht da noch Kammern, Behältniſſe, lange gewölbte Gänge, große Weitungen mit Fenſteröffnungen, von denen die größte, in der Nähe eines Thurmreſtes, die Kirche geweſen ſein ſoll, Pferdeſtälle, Küche, Verließ und viele andere Räume.

Wie die Burg im J. 1702 ausſah, berichtet uns ein Schriftſteller damaliger Zeit, welcher ſagt: „Sobald man durch den ſehr engen Paß oder Aufgang hindurchpaſſirt, findet ſich ein tiefer Graben, und an des Schloſſes Ecke ein hoher, ſteiler, runder Thurm, der den ganzen Eingang wohl defendiret. Von dieſem Thurm ſtreichet eine ſtarke, dicke Mauer an der Seite des Felſens hinunter gegen Abend, bis an die Ecke, da der Felſen am höchſten und jäheſten iſt, unter welcher Mauer ſich ein ſehr tiefes Thal aufthut und das Schloß inacceſſibel und unüberwindlich gemacht hat. Inwendig ſind Kirchen, Hofſtuben, Küchen, Keller, Pferdeſtälle, ja ſogar die Krippen darin, und in vielen Gemächern die Bettſponden aus Steinfelſen gehauen.“

Wenige alte Burgen werden ſo häufig beſucht, als der Reinſtein, denn er iſt der Sammelplatz aller lebensfrohen Menſchen der Umgegend, beſonders der Bewohner von Blankenburg, Quedlinburg, Weringerode, Ballenſtedt und Halberſtadt. An Sonn- und Feſttagen trifft man, wenn das Wetter günſtig iſt, überall auf fröhliche Gruppen, welche ſich hier und da in den Ruinen gelagert haben. In den Caſematten werden Getränke und Lebensmittel aller Art ausgeboten, hier und da ertönt fröhlicher Geſang, aus der ehemaligen Kirche ſchallen die Töne von Geigen und Clarinetten, und Jung und Alt dreht ſich an der Stätte, wo ſonſt nur Gebete und fromme Geſänge gehört wurden.

Wer Freude an dergleichen Scenen hat der wähle zum Beſuche des Reinſtein's einen Sonntag, wer aber ungeſtört die Ruine beſchauen und die herrliche Umſicht genießen will, der komme an irgend einem Wochentage.

Der Fels, auf dem die Burg liegt, beſteht aus ſtarken Bänken eines feinkörnigen Sandſteins, der mit vielen Verſteinerungen angefüllt iſt, wie man von dem ſogenannten Generalsſitze am Beſten beobachten kann. Dieſer Generalsſitz oder „der verlorene Poſten“, wie er auch genannt wird, iſt eine ganz runde, in den Felſen, der hier

einige Fuß vorſpringt und ſo gleichſam in der Luft ſchwebt, eingehauene Bank, auf welche der General oder Commandeur ſeinen Sitz genommen haben ſoll, wenn er die Umgegend oder die anrückenden Feinde beobachten wollte. Nicht ohne einen Anflug von Grauen blickt man von dieſer 256 Fuß über der Ebene hängenden Bank in die Tiefe, und kann es kaum glauben, daß ſchon einige Menſchen von dieſer Höhe herabgefallen und dennoch lebend, ja ſogar ohne bedeutende Verletzungen unten angelangt ſind.

In früheren Zeiten ſtand an dieſer Stelle beſtändig ein Wachtpoſten. Einſtmals in der Nacht, als das Wetter beſonders unangenehm war, der Sturm brauſte und der Regen in Strömen herabfiel, ging der wachthaltende Soldat, um Schutz vor dem Unwetter zu ſuchen, in das Schilderhaus, war aber kaum in daſſelbe getreten, als ein furchtbarer Wirbelwind das Häuschen ergriff, vom Boden, an dem es befeſtigt war, losriß und mit dem Soldaten in die Tiefe ſchleuderte. Als er abgelöſt werden ſollte, und man weder ihn, noch das Schilderhaus fand, zogen ſeine Cameraden hinab, um die Gebeine des nach ihrer Meinung gräßlich Zerſchellten in ein ehrliches Soldatengrab zu legen; aber wie erſtaunten ſie, als ſie den Todtgeglaubten ganz munter und geſund am Felſen ſitzend und ſeiner Gefährten harrend fanden, denn er hatte ſich nur etwas den einen Fuß verſtaucht.

So unglaublich dieſe Erzählung auch ſcheinen mag und ſo geneigt man ſein möchte, ſie in das Reich der Sagen zu verſetzen; ſo hat doch ein Fall in neuerer Zeit bewieſen, daß ein Ereigniß, wie das eben erzählte, nicht unter die Unmöglichkeiten gehört.

Vor ungefähr zehn oder zwölf Jahren kam ein Jäger auf den Reinſtein und bat die noch heute auf der Burg lebende Wirthinn, ihn nach dem verlorenen Poſten zu führen. Dieſelbe führte ihren Gaſt bereitwillig dahin, doch kaum hatten ſie den Platz betreten, als der Jäger ſeiner Führerinn ein Lebewohl zurief und in die ſchauerliche Tiefe hinabſprang.

Die Frau hatte ſich kaum von ihrem Entſetzen erholt, als ſie den Vorfall den Behörden anzeigte, worauf ſogleich eine Commiſſion erſchien die nach dem Jäger ſuchte und auch ihn, nur etwas verletzt, lebend antraf. Dieſe wunderbare Erhaltung ſcheint aber wenig Eindruck auf den Jäger gemacht zu haben, denn man fand ihn nicht lange nachher im Hupwalde erhängt.

In der Umgegend des Reinſteins, welche dem Geologen und Botaniker viel Intereſſantes darbietet, beſuchen wir noch den Oſterſtein, der eine Höhe von 18 Fuß und 40 F. im Durchſchnitt hat und behauen iſt und den ſogenannten Luchsternis, eine große Sandſteinmaſſe von auffallender Form, bei der ſich eine Grotte befindet, in welcher man vielen loſen, feinen Sand mit bunten, farbigen Kieſeln findet.

„Wenn Jemand von den Steinen in der Höhle viel oder wenig mit hinwegnimmt, führt oder trägt, so kommen sie doch wieder an denselben Ort, da sie sind weggenommen worden, so daß die Höhle immer voll von Steinen bleibet. Es soll aber noch Keinem gefrommt haben, dergleichen Steine wegzubringen. Auf dem Fels, sonderlich um die Gegend der Höhle, hört man zur Mittagsstunde oft Schellen läuten, zuweilen auch ein Gehämmer wie von vielen Schmieden."

C. Duval.

Callenberg bei Coburg.

1. Lage und Ansicht.

Etwa eine halbe Stunde nördwärts von Coburg erhebt sich eine alte Bergveste von malerischer Schönheit auf der bedeutenden Höhe eines Berges, welcher aus der Gebirgskette hervorspringt, an deren Fuß die Landstraße von Rodach bis Coburg sich hinzieht.

Das ist die noch wohlerhaltene Callenberg, die im 12. und 13. Jahrhunderte der Stammsitz einer angesehenen Dynastenfamilie dieses Namens war und jetzt noch als herzogl. Cammergut bewohnt und benutzt wird.

Von dem Dorfe Beinesdorf aus ersteigt man auf einer gebahnten Straße den Callenberg. Jenes Dorf liegt am Fuße dieses Berges. Der Burgplatz, von Ringmauern umgeben, ist nur mäßig groß. An der hintern Seite der Burg sind die Außenwerke fester und haben sich noch bis auf einige abgebrochene Thürme vollständig erhalten.

Der Burgplatz enthält noch zwei wohlerhaltene Gebäude, das Schloß mit den Nebengebäuden und der Kirche. Ersteres dient zur Wohnung des herrschaftlichen Forstbeamten.

Aus den obern Zimmern des Schlosses genießt man die reizendste Aussicht. Unten am Fuße des Berges geht die Landstraße vorüber und zieht ihren weißen Faden über das reiche Landschaftsgemälde, das sich dort vor unsern Blicken so herrlich entfaltet. Gerade gegenüber erhebt sich die Veste Coburg, in der Ferne erblickt man die Ruinen der Ludwigsburg. Den Horizont bildet ein Rundgemälde von entzückender Schönheit. — Dort die blaue Ringmauer des Thüringerwaldes auf der einen Seite und das Frankengebirge mit den daraus hervorragenden Gleichberge, gegenüber die

Ruinen der alten veſten Burg Strauf, auf einem hohen Bergwipfel, umkränzen eine Ebene, die von mehr als vierzig anmuthig gruppirten Dorfſchaften belebt wird.

Neben dem Schloſſe erhebt ſich ein noch gut erhaltener achteckiger Thurm, der wahrſcheinlich erſt in neuern Zeiten erbaut iſt. Man erſteigt ihn bis zur Hälfte auf einer ſchönen ſteinernen Wendeltreppe. Die oben befindlichen Glocken ſind erſt ſpäter — nach ihrer Inſchrift — im Jahr 1732 von Johann Meyer in Coburg gegoſſen.

Die im gothiſchen Styl aufgeführte Kirche ſteht mit dem Schloſſe in Verbindung. Sie iſt beſonders ſehenswerth. Vom Burgplatze aus ſteigt man auf einer ſteinernen Treppe zum Eingange der Kirche herab. Von beſonderer Zierlichkeit und Schönheit des alten Bauſtyls ſind das Kreuzgewölbe, von ſechs Säulen getragen, und die Balüſtrade der Emporkirche, welche aus durchbrochenen, fein gearbeiteten Steinen mit jener Zartheit und Solidität im gothiſchen Geſchmack gearbeitet iſt, die wir noch an den Ornamenten des Cölner Doms, am Münſterthurm und an andern herrlichen Bauwerken der alten Zeit zu bewundern Gelegenheit haben. Allein wahre Kunſtwerke der Sculptur ſind der aus Sandſtein gehauene Taufſtein, von drei Löwen getragen, und die ganz von Stein errichtete mit Bilderwerk verzierte Kanzel, die als eins der ausgezeichnetſten Werke deutſcher Sculptur von Kennern bewundert wird.

Unter den Figuren, die am Fuße der Kanzel ſich befinden, fällt die eines Schäfers auf, der mit einem gefüllten Ränzel, einen Hund zur Seite habend, eine Schaufel hält. Es geht darüber eine Sage im Volke, es ſei das Bild des Schäfers, der wegen eines ſchweren Verbrechens zum Tode verurtheilt, mit der Bedingung begnadigt worden, den Bau der Kirche vollenden zu helfen. Und dieſer Bedingung habe er dadurch genügt, daß er jeden Sonnabend ſein Ränzlein mit Geld gefüllt zur Bauſtelle gebracht habe, wovon denn die Werkleute gelohnt ſeien und ſo ſei denn das Werk vollendet. — Wie das bei ſolchen alten Sagen und Legenden geht, die Unwahrſcheinlichkeit, daß ein Mann von ſolchen Zauberkräften ſich nicht unmittelbar vom Todesbann habe befreien können, fiel den kindlichen Gemüthern der alten Zeit nicht beſonders auf, ſo wie auch kein Zweifel an der Wunderkraft aufkam. Indeß iſt es bekannt, daß Herzog Johann Caſannio von Sachſen-Coburg, ohne der Hülfe ſolcher Teufelskünſte zu bedürfen, die Kirche auf dem Callenberge hat erbauen laſſen.

Dieſe Kirche iſt ein Filial der Kirche von Neuſaß, deren Prediger alle vierzehn Tage dort Gottesdienſt halten muß.

Der Ziehbrunnen welcher die Bewohner des Callenbergs mit gutem Trinkwaſſer verſieht, befindet ſich, merkwürdig genug, auf dem höchſten Platze des Burgraums.

Die Oekonomiegebäude des Cammerguts liegen außerhalb des Bezirks der Veste, am Abhange des Berges.

2. Geschichte und Sagen.

Die alte Bergveste Callenberg gehörte im 12. und 13. Jahrhunderte der Reichsdynastenfamilie von Calvenberg, woraus später Callenberg entstand. Daß diese Familie zum hohen Adel gehörte, leidet um so weniger Zweifel, als dieselbe in alten Urkunden als Freie und Edle genannt wurden und einen eigenen Lehnhof hatten, der aus vielen Vasallen des niederen Adels bestand.

Ihr herrschaftlicher Besitz erstreckte sich über die in der Nähe von Callenberg belegenen Orte: Breitenau, Wiesenfeld, Bersdorf, Weitramsdorf und den Harzwald, ingleichen über verschiedene Güter und Einkünfte mit der Gerichtsbarkeit zu Altenhof, Neudorf und Witzmannsberg, die jetzt zu der gräflich Ortenburgischen Herrschaft Tambach gehören.

Die Geschichte dieser Dynastenfamilie gewährt nur wenige Züge von allgemeinem Interesse. Indeß charakterisirt es den damaligen Zeitgeist, wenn Ulrich von Callenberg im Jahre 1177 mit Einwilligung seiner beiden Söhne, Peppo und Conrad, seine Güter zu Weitramsdorf für Dreißig Mark Silber dem Kloster Langenheim übergab; wenn darauf dieser Conrad von Calvenberg im Jahre 1200 die Stelle eines Schirmvoigts über diese Güter das Kloster Langenheim verwaltete, dabei jedoch die Hintersassen des Klosters und Langenheimschen Unterthanen durch willkührlich ihnen auferlegte Abgaben und Erpressungen aller Art so drückte, daß der Abt sich dadurch genöthigt sah, beim König Philipp darüber Beschwerde zu führen.

Der stolze Edelmann mußte sich darüber vor dem Könige und mehreren Fürsten verantworten und sich im Jahre 1206 verbindlich machen, den Klosterhof Tambach nicht mehr zu drücken, widrigenfalls ihm seine eignen, in dortiger Gegend belegenen Lehne entzogen werden sollten.

Im Jahre 1226 erscheint in alten Urkunden ein Ulrich von Calvenberg, den man für den Sohn und Nachfolger jenes Conrad halten muß, als Schirmvoigt der Langheimschen Klostergüter zu Tambach. Dieses Amt mißbrauchte er aber eben so sehr als sein Vater. Dieser Druck währte so lange, bis der Bischof Herrmann zu Würzburg sich der Sache annahm und im Jahre 1227 den Streit dahin entschied, daß Ulrich allen seinen Rechten an den Klostergütern gegen eine Abfindung von 30 Pfund Hellern entsagen mußte. Das Kloster erhielt das Recht, sich für die Zukunft seine Schirmherrn selbst zu wählen.

Aus einer Urkunde vom Jahre 1231 erhellt, daß Ulrich, unter Zustimmung seines Bruders Conrad, so wie seiner Schwestern Lugard und Adelheid, das Schloß und die Herrschaft Callenberg mit

den dazu gehörigen Rittern und Bauern um 388 Mark Silbers an das Stift Würzburg verkauft hat, um, da er unvermählt war, einen Kreuzzug ins gelobte Land zu übernehmen. — Dort mag er seinen Tod gefunden haben und mit ihm scheint seine Dynastie im Mannsstamme erloschen zu sein, wenigstens finden sich keine urkundliche Nachrichten weiter darüber.

Nach jenem Kaufcontract hätte eigentlich der Calvenberg an das Stift Würzburg übergehen sollen, indeß in jenen rechtlosen Zeiten wußte Graf Peppo VII. von Henneberg Ansprüche darauf geltend zu machen und brachte das Schloß mit den dazu gehörigen Dörfern an sein Haus.

Seitdem finden sich in allen Urkunden mehrere Hennebergische Grafen als Besitzer von Callenberg und mehrere Umstände lassen vermuthen, daß es in dem Kriege zerstört wurde, welchen Markgraf Heinrich der Erlauchte im Jahre 1260 mit der Wittwe des Herzogs von Brabant führte; wenigstens wurden damals die Schlösser Schawenburg (Schaumberg) Lichtenwalde und Rudolphstein zerstört.

Damals war nämlich Graf Herrmann von Henneberg Besitzer von Callenberg, derselbe, der auch Schirmvoigt des Schlosses Schawenburg war — ein Umstand, der jene Vermuthung bedeutend unterstützt.

Von der Gemahlin dieses Grafen Herrmann hat sich die höchst seltsame Sage von den 365 Kindlein erhalten, die unten erzählt werden wird.

Ich kann diesen Abschnitt nicht schließen, ohne darauf hinzudeuten, in welchem rechtlosen Zustande Deutschland sich damals befand, wie jeder zugriff, der das Recht des Stärkeren für sich hatte, wie die wehrlosen Klöster eines mächtigen Schutz- und Schirmherrn bedurften, der aber sein oft gefahrvolles Amt nur gegen Einräumung großer Rechte, über die Hintersassen des Klosters, namentlich des landesherrlichen Besteuerungsrechts, verwalteten und so die Schirmvoigtei mehr zu einem einträglichen Erbamte (wie damals fast alle Reichsämter z. B. Markgrafen, Gaugrafen, u. s. w. waren) machten, als darin eine ritterliche Ehrenpflicht erkannten; wie es überhaupt im 12. und 13. Jahrhunderte mit der alten gerühmten deutschen Treue und Redlichkeit, so wie mit der Anordnung kirchlicher Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Clerus nichts war, und dennoch die höhere Geistlichkeit, theils durch die Macht der Intelligenz, theils als mächtige und kriegsgerüstete Landesherrn ein starkes schiedsrichterliches Amt ausübten, welches neben den oft wenig befolgten kaiserlichen Befehlen als Rechtsnorm galt.

Den kindlichen zum Mährchenglauben sich hinneigenden Volkssinn der Deutschen bezeugt dagegen die nachstehende Sage, welche zugleich die tiefe Moral enthält, daß Niemand ungestraft hochmüthig sein dürfe.

Die zuvor erwähnte Sage iſt Folgende:

Die Gräfin Margaretha von Schawenburg, des Grafen Herrmann erſte Gemahlin, hatte im Jahre 1276 eine Reiſe nach Holland gemacht, um ihre Verwandten zu beſuchen. Dort begegnete ihr einſt in Gräfenhaag ein armes Weib, welches Zwillinge auf ihren Armen trug und von noch mehreren kleinen Kindern begleitet, um Almoſen bettelte. Die Gräfin ſah hochmüthig auf ſie herab.

„Sind denn beide Zwillingskinder" — fragte ſie — „die Ihr auf den Armen tragt, die Eurigen?"

„Gewiß — beide an einem Tage geboren," entgegnete die Frau.

„Nun dann" — rief die Gräfin — „ſo wenig es möglich iſt, daß ein Weib ſo viel Kinder auf einmal haben kann, als Tage im Jahre ſind, ſo wenig iſt es möglich, daß eine Frau von einem Manne zwei Kinder auf einmal erhalten haben könne. Geht — Ihr ſeid Ehebrecherin — Ihr müßt mit zwei Männern zu ſchaffen gehabt haben, und eins dieſer Kinder muß alſo ein Uneheliches geweſen ſein."

In den Spott der Herrin fiel das Hofgeſinde ein und die arme Frau rief Gott an mit einem Blick zum Himmel, er möge ſeine gerechte Macht an dieſer Gräfin beweiſen und es geſchehen laſſen, daß ſie, nach ihren eigenen Worten, ſo viel Kinder auf einmal erhalte, als Tage im Jahre ſeien, damit ſie erkenne, daß kein Ding ſeiner göttlichen Allmacht unmöglich ſei; auf daß ſie nicht wieder ein eheliches Weib, das Gott mit zwei Kindern auf einmal ſegnete, in ſchimpflichen Verdacht bringe.

Dieſe Verwünſchung wurde erhört. Am Charfreitage deſſelben Jahres gebar die Gräfin drei hundert fünf und ſechzig Kindlein auf einmal, ſo groß als „kleine Kradden" ſind, und alle wurden ſie noch lebend in ein Becken gelegt und vom Biſchof Otto von Utrecht, dem Bruder der Gräfin, mit Weihwaſſer beſprengt. Die Knäblein wurden alle Johannes, die Mägdlein Eliſabeth getauft. Indeß verſtarben dieſe Kleinen bald und die Mutter folgte ihnen nach und dieſe mit ihren 365 todten Kindern wurde in dem Bernhardinerkloſter Latum bei Haag, beigeſetzt, welches die Mutter dieſer Gräfin, um Gott zu verſöhnen durch gute Werke, geſtiftet hatte.

Merkwürdig genug gründet ſich dieſe Geſchichte nicht blos auf eine Volksſage, ſondern auch auf die Ueberlieferung eines Grabſteines, deſſen Inſchrift in mehreren ältern Geſchichtswerken, namentlich von Spangenberg in ſeiner Hennebergſchen Chronik, mit diplomatiſcher Genauigkeit abgedruckt ſteht. Sie lautet wörtlich:

„Illustris Domina Margaretha, Herrmanni Comitis de Henneberg conjux: Illustris Domini Florentii Comitis Hollandiae Filia, cujus mater fuit Mathildis F. Henrici Ducis Brabantiae, fratrem quoque habuit Wilhelmum Alimanniae Regem: Anno salutis M.C.C.L.XXVI. actatis suae XVII ipso die Parasceves hora IX ante meridiem, peperit infuntes vivos promiscui sexus numero trecenta sexaginta quatuor qui postquum per venerabilem episcopum, Dominum Guidonem suffraganeum, praesentibus

multis proceribus et magnatibus in pelvi quadam Baptismi Sacramentum percipissent, et masculis Joannis, femellis vero nomen Helisabethae impositum fuisset, ipsorum omnium simul cum Matris, animae ad Deum aeternaliter victurae, redierunt, corpora autem sub hoc Saxo requiescunt.“ *)

Dadurch mußte diese Sage in den Augen Unkundiger allerdings den Schein einer historischen Beglaubigung gewinnen, und Geschichtschreiber erschöpften sich in der Bemühung, diese unglaubliche Angabe durch verschiedene Lesarten zu erklären; allein näher liegt die Wahrscheinlichkeit, daß dieser Grabstein erst in einem spätern Jahrhunderte gesetzt ist, und daß dessen Inschrift auf keinem andern historischen Grunde beruhet, als auf der damals schon zum allgemeinen Volksmährchen gewordenen und für wahr gehaltenen Sage.

Nach der Zeit jener fruchtbaren Gräfin hatte die Familie von Sternberg die Burg Callenberg im Besitz als ein Hennebergsches Lehn. Das war namentlich der Fall unter der Regierung des Grafen Berthold VII. von Henneberg.

Ein Markgraf, Friedrich von Thüringen, bedung sich 1350 aus, daß Gottschalck und Fritz von Sternberg ihm solches jederzeit, wenn er es verlangen würde, öffnen sollte und daß sie es nach Absterben der Gräfin Jutta von Henneberg, gegen Erlegung von 400 Pfund Heller, von ihm zu Lehn nehmen sollten.

Noch später, im Jahre 1380, entstanden, wegen eines drittels Antheil an der Veste, so heftige Streitigkeiten zwischen dem Landgrafen Friedrich und seiner Gemahlin einerseits, und denen von Sternberg auf der andern Seite, daß blutige Fehden zu besorgen waren; jedoch entschied der Burggraf Friedrich von Nürnberg die Sache dahin, daß auch die Sternbergschen Töchter mit diesem dritten Antheile an der Veste Callenberg beliehen werden sollten.

Im Jahre 1391 mußten die Markgrafen zu Meißen für das Oeffnungsrecht zu Callenberg an die Gebrüder von Sternberg 500 Pfund Heller zahlen, und im Jahre 1592 soll das Sternbergsche

---

*) „Die erlauchte Frau Margaretha, Gemahlin des Grafen Herrmann von Henneberg: eine erlauchte Tochter des Herrn Florentin, Grafen von Holland, deren Mutter war, Mathilde, Tochter Heinrichs, Herzogs von Brabant, die auch einen Bruder hatte, Hillelm König von Alemannien, gebar im Jahre des Heils 1276 in ihrem siebzehnten Lebensjahre, am Charfreitage um 11 Uhr Mittags, lebende Kinder von beiden Geschlechtern 365 an der Zahl, die darauf durch den hochwürdigen Suffraganbischof, Herrn Gideon, in Gegenwart vieler Angehöriger und Magnaten, in einem Becken das Sacrament der heiligen Taufe empfingen, wobei denn die männlichen Geschlechts waren: Johannes, und die weiblichen: Elisabeth genannt wurden. Ihre Seelen waren mit der ihrer Mutter zu Gott in die Ewigkeit gegangen; ihre Leiber aber liegen unter diesem Steine.“

Geschlecht erloschen sein, mit dem letzten dieses Hauses Namens: Hans. Er starb ohne männliche Leibeserben und durch Heimfall des damit eröffneten Lehns fiel Callenberg an Coburg zurück. Im Besitz des Lehnguts folgte jedoch der Herzog Johann Casimir von Sachsen.

Später besaß diese Veste der vierte Sohn Herzog Heinrich des Frommen. Dieser überließ Callenberg im Jahre 1677 seinem ältern Bruder, Herzog Friedrich I. zu Sachsen-Gotha, welcher es noch in demselben Jahre an den Geheimrath von Born verkaufte. Derselbe trat die Veste Callenberg einige Jahre später an den Herzog Albrecht ab. Durch die Landestheilung nach dessen Ableben kam es an das Herzogl. Meiningische Haus, welches diese Burg noch jetzt als Cammergut besitzt. Sein Werth wurde bei der Theilung der Cammergüter im Jahre 1723 auf 31,974 fl. 8 gr. ½ Pf. abgeschätzt.

Viele Callenbergsche Urkunden sind angeblich durch die Fahrlässigkeit eines Verwalters verbrannt, und ist dadurch die Quelle tieferer Nachforschungen in der Geschichte des Callenberges versiegt.

H. E. R. Belani.

Der Weisner und Eschwege.

Groß und majestätisch, als ein König thronend, auf einer weiten Hügelverkettung, erhebt sich der Weisner *), der Vater der hessischen Berge, der alte Grenzwächter zwischen Thüringen und Hessen und schaut mit klarem, verständigem Blicke hin in weite Ferne und grüßt euch freundlich auf eueren Hochgebirgen, ihr Thüringer und ihr Harzer. Wenn du stehst auf seiner Stirn, die Kalbe genannt, gerunzelt von mächtigen Basaltblöcken, welche schwellendes Moos von Jahrhunderten deckt, dann blickst du weithin in alte Gauen des Thüringerlandes, dann übersiehst du fast ganz die Germarmark, die alte thüringische Grenzprovinz, mit ihren Bezirken Germarmark, Hunethergau, Netergau, Eichsfeld, Wertgau, Altgau, und Winedun, über die zum größten Theil die Grafen von Bilstein von ihrer Veste im Höllenthal, an des Weisners Fuße, das Gaugrafenamt übten. Im fünften Jahrhunderte scheinen die Catten von den Thüringern bis über den Weisner zurückgedrängt worden zu sein und obgleich König Dagobert durch die Befestigung von Frankershausen, am nordöstlichen Fuße dieses Berges, die fränkische Macht zu stürzen suchte, so blieb doch, da im Jahre 528 ganz Thüringen die fränkische Herrschaft anerkennen mußte, dieser Landstrich mit Thüringen verbunden. Es war aber später die Landschaft an der Werra, als deren Hauptort Eschwege erscheint, lange Zeit ein Tummelplatz wilder Fehden und räuberischer Streifzüge und ein Zankapfel zwischen Braunschweig, Hessen, Mainz und Thü-

*) Die Schreibart „Weisner" ist verunstaltet. Die Umwohner nennen ihn in der Volkssprache „Wissener", weil er auf seinen Höhen und in seinen Gründen noch Schnee zeigt, wenn derselbe in weiter Umgegend längst dem Strahle der Sonne gewichen ist.

ringen, bis endlich im Jahre 1265 unter Landgraf Heinrich I., genannt das Kind von Brabant, zur Entschädigung für seine Ansprüche an Thüringen das an Hessen fiel, was Hessen jetzt noch in dieser Gegend besitzt.

Doch zurück zu unserm Weisner, der so reich ist an allerlei Wundern und den Gäste von nah und fern so häufig besuchen. Auf seiner kahlen Glatze, die 1823 Acker groß ist, treiben in der Nähe des Viehhauses auf trefflicher Weide treffliche Heerden, deren helle Glöcklein harmonisch klingen, 2528 Cassler Fuß über dem Meere. Und unmittelbar unter der grünen Glatze hat sich gebildet der gewaltige Knochenschädel des Berges, an manchen Stellen 350 bis 600 Fuß dick. Er ist von Basalt, der in der Urwelt aus dem tiefen Sandsteingebirge emporstieg. Und unter diesem Basaltschädel liegt ein ganzer großer Nadelwald der Urwelt begraben, der in das reichste Kohlenflötz, 3 bis 14 Lachtern tief, verwandelt ward. Erst im sechszehnten Jahrhunderte wurde man aufmerksam auf diesen Reichthum des Berges, begann im Jahre 1571 den Bergbau und förderte seitdem eine unglaubliche Menge von Kohlen zu Tage *). Siehst du auf der östlichen Seite des Berges die weißen Häuser im Glanze der Morgensonne blinken? Das ist das Schwalbenthal, das Bergamt; dort findest du auch eine gute Herberge. Der Botaniker durchschweift das Gebirge und füllt seine Kapsel mit seltenen Pflanzen, der Bergmann fährt durch die dunkeln Stollen in die Eingeweide des Berges, der Gebirgsforscher bewundert seinen Bau und sein Gestein und versäumt nicht, die Kitzkammer an der Abendseite des Berges, mit ihren merkwürdigen Basaltsäulen, zu besuchen. Wir stehen auf der Kalbe und athmen, hoch in freier Luft, den reinen Aether; und die Brust wird weiter und das Herz wallet vor Entzücken ob des unvergleichlichen Landschaftsgemäldes, in das wir hinblicken. Zu den Füßen des Berges und auf den Höhen der östlichen Vorberge, auf welche der Weisner sich lagert, sehen wir eine große Schaar von zum Theil beträchtlichen Dörfern, darunter Frankershausen — das alte Francwartesḥusen — vom Fränkisch-Austrasischen Könige Dieterich im Anfange des sechsten Jahrhunderts angelegt, Abterode, wo im Jahre 1070 Abt Ruthard von Fulda dem heiligen Vincent zu Ehren ein Benedictiner-Mönchskloster stiftete, dessen Reste aber gänzlich verschwunden sind, und Germerode. Am letztern Orte baute Graf Rücker II. von Bilstein ein Kloster für Chorherren und Chorfrauen von der Prämonstratenser-Regel, zu Ehren der Jungfrau Maria, welches Papst Lucius III. (1181 — 1185) bestätigte; die Chorherren wurden später entfernt und es blieben nur noch Namen, bis auch diese verschwanden. Von den Klostergebäuden ist aber noch vieles übrig, namentlich die alte Klosterkirche mit ihrem hohen viereckigen Thurme. Hinter diesen Dörfern liegt groß und weit die liebliche Werralandschaft von

*) Vgl. Schaub, Beschreibung des Weisners.

Eschwege, in der um die Stadt, als ihrem Brennpunkte, in einem Halbkreise acht Dörfer mit ihren Markungen sich gelagert haben. Bezaubernd ist dieser Anblick. Nur drei Stunden sind's bis Eschwege; wir treten die Wanderung an dorthin.

Bei der Kalbe steigen wir den Berg hinab. Denkmäler weisen uns hier zurück in die graue Vorzeit des Heidenthums. Da liegt unter steilen Klippenabhängen der Altarstein, ein großer Basaltblock, sonderbar hohl gebildet. Nicht weit davon sind die Teufelslöcher, in einer Wüste von zertrümmertem Basaltgestein, in deren Nähe, nach dem Schwalbenthale hin, ein schöner ebener Rasen sich ausbreitet, genannt der Schlachtrasen. Dabei, in einer Ecke der Moorwiese, erblickt man den Frau-Hollen-Teich, der seit einem halben Jahrhunderte um vieles kleiner geworden ist. Vormals galt er für unergründlich und man behauptete, mit einem Senkblei bei 65 Lachtern noch keinen Grund gefunden zu haben. Er ist höchst wahrscheinlich der Crater des ehemaligen Vulkans. Früher scheint die ganze Moorwiese Teich gewesen zu sein. Sie ist mit einem Ringe von Steinen eingefaßt, einem Walle, der uralt ist und gewiß das ehemalige Ufer einschloß. Aus dem Frau-Hollen-Teiche, der eigene Quellen hat, zieht sich ein durch Menschenhand gemachter Ausfluß an der Seite des Schlachtrasens entlang auf den über den Teufelslöchern befindlichen Felsrücken, der den Schlachtrasen beschützt; hier verliert sich der Bach und kommt über den Teufelslöchern wieder zum Vorschein. Wer wollte zweifeln, daß hier ein Heiligthum der Frau Holle (Hulda, Hertha) war? Ihr waren die höchsten Berge, die heimlichsten Oerter heilig und ihr Cultus war sehr mysteriös. Er verlangte einen geheimen entlegenen See oder heiligen Brunnen. In diesem See wurde die Göttin nach einer alljährlichen feierlichen Procession, welche sie in die Gefilde der Sterblichen hielt, gebadet und ihr Wagen gewaschen und nach dem Bade verschlang der See alle der Gottheit geweihten Knechte, welche das Bad besorgt hatten. Zwei Rinder zogen den Wagen und die Rinder wurden von Druiden aufgezogen. Erhält so nicht die Kalbe eine Bedeutung, da man ohnehin in deren Nähe Trümmer von einem Tempel oder einer Priesterwohnung finden will und könnte der Schlachtrasen nicht der Opferplatz gewesen sein? *) Frau Holle ist mit ihrem Cultus vom Weisner verschwunden, aber die Sagen von ihr leben noch im Munde des Volkes, als: sie bestrafe die faulen und unordentlichen Weibsleute, besonders träge Spinnerinnen, sie ziehe die Kinder in's Wasser, sie habe schöne Gärten, gebe Früchte, Blumen und Kuchen, bringe schöne Kinder und Wechselbälge, man höre zuweilen Flüstern und Glockengeläute im Teiche. Auch bei Bereitung des Flachses wurde ihrer in Liedern gedacht.

*) Vgl. v. Münchhausen in Justi's hessischen Denkwürdigkeiten II.

Durch des Weisners östliche Vorberge schneidet tief ein Thal ein, welches zur Werra führt; schauerlich ists und wild romantisch und erinnert an's Selkethal im Harze. Es heißt das Höllenthal. Des Thales schmale Sohle ist ein grüner Wiesengrund, den der vom Weisner kommende Kupferbach wässert; links und rechts sind des Thales Wände jäh und zuweilen unzugänglich; bald sieht man sich in der Tiefe ringsum von diesen Wänden eingeschlossen, denn überraschend sind einigemale des Thales Windungen. Wenig Leben ist in dieser Einsamkeit; das dumpfe Geklapper der Höllmühle verhallt bald. Vorzeiten aber wars lauter und lebhafter hier, als noch die Kupfer- und Silberbergwerke, die der Sage nach schon im fünfzehnten Jahrhunderte von Augsburger und Nürnberger Kaufleuten angelegt worden sein sollen, noch im Gange waren und die Oefen der Schmelzhütte noch dampften, und als noch früher auf dem fast senkrecht aus dem Thale aufsteigenden hohen Felsen die Herrscher der weiten Umgegend thronten, die Grafen von Bilstein. Nur wenige Trümmer sind von dem alten Grafenschlosse noch vorhanden; aber der Freund des Alterthums unterläßt es nicht, die steile Höhe zu erklimmen, auf der sie noch stehen, freilich als geringe Zeugen ehemaliger Größe. Schon im elften Jahrhunderte war die Burg Bilstein der Sitz mächtiger Grafen, deren Geschichte dunkle Parthieen hat und deren Erlöschen (um 1301) sich ins Sagenhafte verliert. Bei einer harten Belagerung und nachdem der Feind einen unterirdischen Gang entdeckt hatte, durch welchen den Burgleuten die Nahrungsmittel zugeführt wurden, soll der Graf mit seiner Gemahlin in einem mit Rossen bespannten Wagen in die Tiefen des Höllenthales sich gestürzt haben. Nachher kamen die Herren von Treffurt in den Besitz der Burg, die vielleicht kurz vor oder gar im dreißigjährigen Kriege in Verfall gerieth *).

Eine Viertelstunde unterhalb des Bilstein, auf dem der Botaniker nicht vergeblich nach Mohrensalbei sucht, mündet das Höllenthal im Werrathal des Dörfleins Albungen. Zwischen der Landstraße und der Werra, welche beide Leben in die Landschaft bringen, liegt das Dorf selbst still und friedlich, wie in einem Garten, rings von Gebirg umschlossen. Südlich und nördlich hat der Fluß die engen Thalpforten gewaltsam durchbrochen. Einen eigenen Zauber gießt über das wunderschöne Thälchen der Fürstenstein, der jenseits der Werra von einem jähen Berge herab im Flusse sich spiegelt. Auf der Spitze jenes Berges, verwachsen mit dem Felsenfundamente, ragt mächtig empor das alte viereckige thurmartige Gebäude der alten Veste, mit einem Seitenflügel noch ganz erhalten; im letztern sind noch bewohnbare Zimmer und die Burgcapelle. Die andern alten Burggebäude sind verschwunden, darunter die Burghäuser der von Eschwege und von Keudel und die Ring-

*) Vgl. Landau, hessische Ritterburgen I.

mauern liegen in Trümmern. Unmittelbar unter dem alten Schlosse liegen die Gebäude der Staatsdomäne Fürstenstein. Wann die Burg erbaut worden, ist unbekannt; aber im J. 1265 befand sie sich unter den acht Orten, mit denen Landgraf Heinrich I. von Hessen für seine thüringischen Erbansprüche abgefunden worden. Zuletzt waren in ihrem Besitze die von Diede, genannt zum Fürstenstein, welche im Jahre 1808 im Mannsstamme erloschen *).

Dem Fürstensteine ganz nahe liegen die Jostädter Weinberge, die wegen ihrer ausgezeichneten Flora häufig von Botanikern besucht werden und wo der Freund der Natur die grotesken Felsengebilde bewundert. Hier in dem felsigen Geklüfte hauste, der Sage nach, vorzeiten ein Wichtelvölklein, das zuweilen im nahen Dorfe Jostädt sich blicken ließ, vornemlich in der adeligen Burg daselbst, wo diese kleinen Geschöpfe in der sogenannten Wichtelstube aus den Ritzen der Fußbodendielen emporstiegen. Zuweilen machten sie auch weitere Excursionen. Bei einer derselben in's Honer Feld mußte der Jostädter Fährmann sie in seinem Nachen über die Werra setzen und erhielt als Fährlohn einen Knäuel Garn ohne Ende; als er aber beim Abweisen desselben ermüdete und den Knäuel verwünschte, da war plötzlich alles Garn verschwunden. Auch religiös waren diese Wichtel, denn man zeigt hier noch die Wichtelkirche in einer Felsenhöhle und auf dem Wichtelanger mögen sie sich herumgetummelt haben. Reizend ist von diesen Weinbergen die Aussicht in die Eschweger Landschaft und in's Thal der Were, das hier mit dem Werrathale sich vereinigt. Die Fluthen des Werrastroms mögen in grauer Vorzeit die Felsen der Weinberge zu Tage gespült haben, als sie gewaltsam die Ausgangspforte hier erzwangen. Das liebliche Eschweger Thal betreten wir hier und wandeln am rechten Ufer des Flusses auf einem schönen Fußpfade nach Eschwege, das wir in einer Stunde erreichen.

Prangend mit ihren hohen Thürmen, gothischen Kirchen und stattlichen Gebäuden blinkt sie freundlich dir entgegen, die alte Stadt, in ihre Ringmauer eingeschlossen, am linken Werraufer liegend und rechts mit einem Seitenarme des Flusses die Vorstadt fest an sich drückend. Freundlicher sind jetzt die Eingänge zur Stadt, da die alten Thorgebäude abgebrochen sind. Eschwege ist außer Cassel die größte Stadt Niederhessens, liegt auf einer Fläche von 420 Acker hingestreckt und zählt 811 Häuser und 5774 Einwohner **). Ueber eine steinerne Brücke, vor der das Sonder-Siechenhaus mit der Capelle zum heiligen Geiste liegt, gelangen wir in die Vorstadt, und über eine zweite Brücke in die Stadt selbst. Hier an der Werra schlagen die gewerblichen Pulse der Stadt; hier ist das meiste Leben, hier blühen Handel, Schifffahrt und Ge-

*) Vgl. Landau, hessische Ritterburgen.
**) Vgl. Kurhessisches Hof- und Staatshandbuch 1841. S. 122.

werde. Von hier führt die lange Hauptstraße, der Staat (zum Gestade des Flusses), weithin in das Innere der Stadt.

Wir ersteigen aber zunächst links den Cyriacusberg, der schroff am linken Werrauser emporstrebt und sein Haupt über die ganze Stadt hin erhebt. Sieben Zugänge führen auf seine Höhe, wo für Eschwege das Leben aufging und wo in den Stadtschulen noch heute die Brunnen des geistigen Lebens sprudeln. Hier soll, der Sage nach, Bonifacius, der in Thüringen und Hessen die Fackel des Evangeliums anzündete, in einem Eschenhaine eine Capelle und der große Kaiser Carl im J. 812 nach einem in hiesiger Gegend über die Sachsen erfochtenen Siege dem heiligen Cyriacus zu Ehren ein Nonnenkloster errichtet haben, dem sein Sohn, Kaiser Ludwig, die Rechte einer Abtei verlieh. Der Platz, auf dem die Klosterkirche stand, heißt noch jetzt die Carlskirche. Vom Kaiser begünstigt, blühte rasch bei diesem Kloster eine Stadt auf, die von dem Eschenwalde und den hindurch führenden Wegen den Namen erhielt und daher in ihrem Wappen ein Eschenblatt über den beiden Klosterthürmen zeigt. An dieses Nonnenkloster knüpft sich die älteste Geschichte der Stadt. Es war ein freiweltliches kaiserliches Stift und die Nonnen durften sich, mit Ausnahme der Aebtissin, verheirathen. Im J. 1073 kam es an Speier und später an Mainz, bis im J. 1526 Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen dasselbe unter der letzten Aebtissin Anna von Boyneburg aufhob und im J. 1558 die Gebäude der Stadt zur Schule überwieß, weil die Schule bei St. Dionys verfallen war. Das Kloster besaß das Patronatrecht über die Kirchen der Stadt, bedeutende Gefälle und Passivlehen: die von Eschwege trugen Elfershausen*), die von Tafta und von Wihers im J. 1411 Güter zu Hone, Cappel, Allendorf, Wanfried, die Pfarre zu Birbach u. s. w.**) von ihm zu Lehn. Im 12. Jahrhunderte gerieth es in Streit***) mit seinem Schirmvogte Ludwig von Lara, der im J. 1188 auf dem Schlosse Boyneburg durch Kaiser Friedrich Rothbart dahin verglichen wurde, daß der Aebtissin der Markt †), der davon fallende Zoll und die Münze allein zustehen solle, so wie das Recht über ihre ministri und officiales, daß aber, wenn diese sich in der Stadt etwas zu Schulden kommen ließen, so wie auch, wenn wegen falscher Münze geklagt werde, solches zur Kenntniß und Bestrafung des Schirmvogts kommen solle. In vielen alten gedruckten und ungedruckten Urkunden geschieht der Eschweger Währung Erwähnung. An der westlichen Thüre der Klosterkirche waren zwei Figuren ausgehauen, von denen die eine einen Hundekopf, schuppigen Leib und Seehundsschwanz, die andere ein längliches Men-

*) Jetzt eine Wüstung bei Wanfried.
**) Nach einer ungedruckten Urkunde.
***) Vgl. Landau, hessische Ritterburgen
†) Auf Cyriacustag wurde vor dem Kloster ein Markt gehalten.

schengesicht und vier Füße hatte. Im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts fand man, als ein Stück der Kirchenmauer eingefallen war, ein Menschengerippe in vollem Harnische mit einem Luftloche vor sich, etwas später unter dem Kloster ein Gewölbe mit Särgen und im J. 1718 beim Abbrechen einer Mauer drei dünne zinnerne Kannen. Was in dem unterirdischen Gange, der dieses Jungfrauenkloster mit dem Augustiner-Mönchskloster verband, vorgegangen sein mag, das ist in ewige Nacht begraben. Im J. 1735 wurde die Kirche abgebrochen, aber noch steht als Zeuge der schwarze Thurm derselben, auf dem ein Wächter seine Wohnung hat. Als im J. 1822 die Schule aus den Klostergebäuden in das dabei liegende große, massive, im J. 1576 erbaute Hochzeitshaus, unter dem der mächtige Stadtkeller sich wölbt, verlegt wurde, da wurden jene in eine Gensd'armeriekaserne umgewandelt, im J. 1828 aber abgebrochen und aus den Trümmern derselben erhob sich die stattliche Töchterschule der Stadt, so daß die geheiligte Stätte wieder eher eine Beziehung zu der ursprünglichen Bedeutung erhalten hat. Seitdem auch auf dem höchsten Plateau des Cyriacusberges ein altes Lazarethgebäude weggeschafft worden ist, erstand hier eine schöne Lindenesplanade, von der man eine entzückende Aussicht ins Thal genießt. Wenn man von dieser Terrasse hinabschaut in die lachende Landschaft, bespült vom Gewässer der Werra und umgeben von einem in schönen Formen prangenden Gebirgskranze, so fühlt man sich hingerissen von der Lieblichkeit der schönen Gegend. Vor sich sieht man himmelanstrebend das gewaltige Riesengrab, an das sich zu beiden Seiten anschließen die hohen, zum Theil schroffen und felsigen Gebirge, welche gleich einer, von der Natur geschaffenen, Riesengrenzmauer Hessen vom Eichsfelde scheiden. Dort lugt aus einer Ecke die Veste Fürstenstein hervor; dort schaut von seiner waldigen Höhe die Trümmer des Greifenstein, dort winkt das Gotteshaus des Hülfchenberges. Im Osten ragt die steile Grenzmauer der Plesse über der östlichen Pforte des Thales; im Westen begrenzt der Weisner den Horizont, wie ein mächtiger Wall; im Süden zieht der Hundsrück hin, vor welchem der Staufenbühl aufsteigt und höher noch die blaue Koppe, deren Crater in der Urzeit Flammen spie; und hinter dem Hundsrück streben auf die felsigen Höhen des Hellersteins und der Kraburg; und vom Ringgaugebirge blicken herab die Reste der Boyneburg, einst ein Lieblingssitz Friedrich Barbarossa's. Und welche gesegneten Fluren da unten im Thale und wie reich belohnen sie den, der sie bebaut und pflegt! Wahrlich eine Krone des Landes! *) Eine reiche Cultur des Bodens erblickt man und wenn man zur Sommerszeit die wallenden Saaten übersieht, dann wallet das Herz auch im Busen.

*) So nennt Landgraf Hermann Eschwege wegen der Schönheit und Fruchtbarkeit seiner Umgegend.

Auf der schönen Kunststraße seufzen unter ihrer schweren Last langsam sich fortbewegende Frachtwagen und lärmend rasseln schöne Carossen dahin und schweigend ziehen auf der Werra schwerbeladene Lastschiffe. Alles lebt und webt — Natur und Menschen — in der schönen Gegend. In grauer Vorzeit war's nicht so, da war der Anblick vom Cyriacusberge in's Thal hinab nicht so entzückend; da mag das Ganze ein so großer weiter See gewesen sein, dessen Fluthen bei den vulkanischen Evolutionen des Weisners, der blauen Koppe und des Rosenbühls tosend an die hohen, das Thal begrenzenden Gebirge schlugen und deren ihm zugekehrte Felsen blosspülten. Und als durchs nordwestliche Thor der See sich verlief, da war noch lange die Gegend öde und wüst und rauh und unwirthlich. Der Fluß beherrschte übermüthig das Thal und war noch nicht für sein Bette gewiesen. Moräste und Sümpfe bedeckten die Landschaft, in der nur Weiden, Erlen und Eschen wucherten. Davon zeugen heute noch außer dem Namen der Stadt sehr viele Benennungen der Gemarkung. Eine Menge von Dörfern, die auf den Höhen und in den waldigen Gründen des Gebirgskranzes lagen, sind verschwunden, als Dörrenhain, Braunrode, Elfershausen, Ober- und Unterschlierbach, Stauffenbühl, Hermbsdorf, Laudenbach, Bettelsdorf, Stedewashausen, Strahlshausen, Dudenhausen, Erdhausen u. s. w. und zu den Füßen desselben zieht sich am äußersten Thalrande eine ganze Reihe von Ortschaften hin. So wie in vielen Gauen des Vaterlandes die Cultur des Bodens begann unter der angezündeten Fackel des Evangeliums, von der die Götzenhaine verzehrt wurden, so auch hauptsächlich in dieser Gegend. Eben auf dem Cyriacusberge zündete der heilige Winfried diese Fackel an, die weithin in die Gegend leuchtete. Die Heiligthümer der Hertha, des Stuffo *) und des Credo **) wurden verlassen und zerfielen und man baute sich an in den Eschenwegen des Klosters zum heiligen Cyriacus; der Strom ward in sein Bette gebannt, die Sümpfe und Haine verschwanden und wurden verwandelt in lachende Fluren.

Wir verlassen den Cyriacusberg, wo auch vor einigen Jahren auf Grund und Boden eines adeligen Burgsitzes ein Tempel der Israeliten erstand, und steigen hinab auf den Marktplatz, das eigentliche Centrum der Stadt, wo 13 Straßen und Gassen zusammentreffen. Unten an einer Einbiegung steht die Altstädter Pfarrkirche zum heiligen Dionys, die innig in die Geschichte der Stadt verwebt ist. Im J. 1010 wurde hier eine kleine Kirche erbaut, deren Thurm noch steht. So wie aber die Gemeide wuchs, so wur-

*) In der Nähe von Eschwege liegt ein Hügel, Stauffenbühl genannt, auf dem vormals eine Capelle stand; auch der benachbarte Hülfchensberg hieß ehemals Stauffenberg.

**) In der Gemarkung liegt der Credenbühl, ehemals ein See, nahe dabei die Jurtier- oder Jeppenhalde; der Heidenrain.

den ihr auch die Räume der Kirche zu enge. 70 Jahre (1451 — 1521) rollten dahin, bis der neue Bau vollendet war. Im Jahre 1637 im großen Stadtbrande stürzte derselbe in Trümmer zusammen, aus denen er im J. 1650 wieder aufstieg. Dieß alles ist an dem Baue der Kirche zu lesen. Die Gruft in derselben birgt mehrere Glieder der hessischen Fürstenfamilie.

Gehst du den Markt hinauf, dann siehst du vor dir das alte Rathhaus mit der Stadtwage, dem Kaufhause und der Fleischerschirne, die nach dem dreißigjährigen Kriege, erst 10 Jahre später als die Dionysienkirche aus ihrer Asche sich wieder erhoben. Auf den westlichen Zinnen stehen zwei steinerne Löwen und eine Rolandsstatüe.

Auf einer Erhöhung am linken Werraufer, an der Westseite der Stadt, steht das fürstliche Schloß, zu dem höchstwahrscheinlich Landgraf Balthasar von Thüringen im J. 1386 den Grund legte. Landgraf Wilhelm IV. erneuerte es im J. 1581 und Landgraf Moritz der Gelehrte, der im J. 1592 den neuen Bau vollendete und den Lustgarten dabei unter andern durch eine Wasserkunst verschönerte, beschloß hier im J. 1632 sein vielbewegtes Leben. Sein Sohn Friedrich stellte nach dem dreißigjährigen Kriege die Gebäude wieder her zu seiner Residenz, baute den Pavillon und legte darin den goldenen Saal an. Er schläft in der Altstädter Kirche. Hier vollendete auch der Landgraf Christian, der in der Kirche auf dem Hübschensberge seine Ruhestätte fand. Das Schloß ist jetzt der Sitz mehrerer Staatsbehörden und in der Capelle hält die katholische Gemeinde der Stadt ihren Gottesdienst.

Südlich vom Schlosse betrittst du einen Stadttheil, der die Wendische Mark genannt wird. Sehr zahlreich waren die Niederlassungen der Wenden in der Nachbarschaft, besonders auf dem Eichsfelde und es erinnern daran noch viele Benennungen von Landstrichen, Dörfern und Wüstungen. *) Da diese Colonisten Ackerbau trieben, so mag ihr Erscheinen zu Eschwege hier nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf die Cultur des Bodens gewesen sein. Sie bildeten hier eine besondere Kirchengemeinde und bauten den Tempel St. Jodoci et Godohardi, in dem, als weit später, im J. 1455, Landgraf Ludwig der Friedsame an der Westseite desselben einen stattlichen Thurm errichten ließ, im J. 1482 noch dem heiligen Nicolaus zu Ehren ein Altar gesetzt wurde. Im J. 1681 standen noch die Trümmer dieser Kirche, bei der der besuchte Clausmarkt gehalten wurde. Der hohe Clausthurm aber, der im J. 1637 wie ein Licht brannte, stieg im J. 1733 wie ein Phönix aus der Asche empor und ist jetzt eine Zierde und Feuerwarte der Stadt.

---

*) Die Windische Mark auf dem Eichsfelde (Grebenhausen und Geismar), Pfaffenschwende, Schierschwende, Wendehausen, Thalwenden, Groß- und Kleinwenden, Wende, Wendenberg, Wendelnrode, die Wendische Mark bei Burghofen u. s. w.

Wir wenden uns nach Mittag hin, der Neuſtadt zu, und begegnen den Reſten des ehemaligen Auguſtiner-Eremiten-Mönchskloſters, in dem einſt Johannes Zacharia lebte. Jetzt iſt dort die fürſtliche Hofrenterei; ein Theil des Kloſters und der Kloſtergüter ward aber nach der Reformation zu dem dabei liegenden, im J. 1343 von Hermann von Bach geſtifteten Stadthospitale geſchlagen. Ihre Betſtunden halten die Hospitaliten noch in einer Capelle der ehemaligen Kloſterkirche, die nebſt den langen Kreuzgängen im J. 1484 erbaut, deren Thurm im J. 1718 abgebrochen wurde, weil er 3½ Fuß überhing und von der noch einige Ruinen vorhanden ſind.

Hoch über die Häuſer der Neuſtadt erhebt ſich die Kirche der heiligen Catharina, ein ſchönes Denkmal gothiſcher Baukunſt, an dem über 85 Jahre gearbeitet wurde. Nachdem der Thurm ſchon über 250 Jahre geſtanden, wurde im J. 1521 das ſchöne Gewölbe über der Kirche, von 8 Pfeilern getragen, vollendet. Mit dem Ganzen harmonirt die treffliche Orgel, die ſeit einem Jahre zur Verherrlichung des Cultus dort erbaut wurde. Ein katholiſcher Prieſter rettete im J. 1637 durch ſeine Fürſprache das Prachtgebäude von dem gedrohten Untergange.

In der Nähe von Eſchwege ſteigen, mit dem Hundsrückgebirge in Verbindung ſtehend, zwei Berge auf, der große und kleine Leichberg. Auf den letztern wallfahrtete man in der Vorzeit zur Kirche der heiligen Ottilie und gab von hier aus den Pilgern auf dem Hülfchensberge Zeichen. Der erſtere, den am Fuße die Werra berührt, beherrſcht majeſtätiſch das Thal. Theils durch ſeine ſchöne Anlagen, theils durch die reizende Ausſicht, die man dort genießt, belohnt er reichlich die Mühe des Steigens. Auf ſeiner Höhe ſind noch Reſte eines Wartthurms. Vielleicht ſtand daſelbſt ehemals eine befeſtigte Burg; wenigſtens blühte bis zum Anfange des vierzehnten Jahrhunderts eine Familie von Leichberg. *)

Kurze Geſchichte von Eſchwege**)

Von dem Urſprunge der Stadt war oben die Rede. Eſchwege blieb mit ſeiner Cyriacusabtei ein Reichsgut, war der Hauptort der Germarmark und wurde vielleicht ſchon von Kaiſer Heinrich I., dem Städteerbauer, befeſtigt. Schon im J. 973 wird es eine Stadt ge-

*) Johannes de Leichberg erſcheint 1301 unter den Vaſallen des Grafen Otto von Bilſtein und mit ſeinen Gütern zu Bormershauſen (Wüſtung bei Reichenſachſen) werden noch jetzt die von Eſchwege von Heſſen belehnt. 1321 belehnten die Grafen von Orlamünde den Appel von Wanzenheim unter andern Gütern auch mit Leichberg, Bach und Weiden, welche beiden letztern Orte nicht weit entfernt liegen. Vgl. auch Wenk, heſſiſche Landesgeſchichte, Urkundenbuch, in mehreren Orten. Das Volk und alte Urkunden nennen den Berg „Lichberg," nicht „Leuchtberg."

**) Vgl. das intereſſante Werk: Hochhuth, Erinnerungen an die Vergangenheit und Gegenwart von Eſchwege.

nannt in der Urkunde, in welcher Kaiser Otto II. sein ganzes Eigenthum in der thüringischen Landschaft Germarmark seiner Gemahlin Theophania zum Witthum anweist.*) Sein Sohn Otto III. schenkte das Gut Eskinewag seiner Sophia, der Aebtissin von Gandersheim, mit der Bedingung, daß es an ihn zurück fallen solle, wenn sie früher sterben würde. Damals hatte Eschwege schon Weinbau, denn es wurden auch Weinberge mitverschenkt. Von den Ungern soll nachmals Eschwege verheert**) und von Heinrich II. wieder aufgebaut worden sein. Nach dem Tode der Aebtissin Sophia fiel der Ort wieder an das Reich zurück. Im J. 1040 hielt sich Kaiser Heinrich IV. hier auf und bestätigte am 28. Juli dem Abte Meginher von Hersfeld die Privilegien seines Stiftes zu Eskenewage***). Während der unruhigen Regierung Heinrich IV. mußte die Stadt viel erfahren. Als der Kaiser auf ungegründete Beschuldigungen den Grafen Otto von Nordheim des Herzogthums Baiern entsetzt hatte, verheerte dieser mit 3000 geübten raubsüchtigen Kriegern die kaiserlichen Guter in Thüringen und kam plündernd bis Heschenewege. Auf der Kriegswiese unter dem Leichberge stellte sich ihm Graf Rücker von Bilstein mit dem aufgebotenen Heerbanne des Landvolks entgegen; allein Otto griff am zweiten September 1070 den ungeübten Haufen mit solcher Hitze an, daß Rücker sofort die Flucht ergriff und an 300 seines Heeres auf der Wahlstatt blieben. Darauf nahm Otto Eschwege ein und richtete ein großes Blutbad an. Nach dem Siege bei Flarchheim an der Unstrut am 15. Juni 1075 mußte Heinrich IV. sein Heer bei Eschewege entlassen, weil es in dem verheerten Thüringen an Lebensmitteln gebrach. Da Heinrich durch viele Schenkungen sich Freunde zu gewinnen suchte, so gab er auch dem Bischoffe Hausmann von Speier das kaiserliche Gut zu Eschwege sammt der Reichsabtei;†) die Stadt selbst blieb jedoch eine Reichsstadt. Im J. 1235 kam das Gut durch Kauf (für 400 Mark Silbers) an das Erzstift Mainz, weil, wie der Bischof von Speier sich ausdrückt, diese Besitzung wegen des Trotzes und der Bosheit der Einwohner (die vielleicht durch Handel und Gewerbe zu Wohlstand gelangt sein mochten) seinem Stifte beinahe gänzlich unnütz war. Mit dem hiesigen Reichsgute war, wie es scheint, schon frühe das zu Frieda verbunden worden und obgleich manches davon veräußert war, wie z. B. im J. 1071 das Dorf Martinfeld an Hersfeld, so blieb doch auch manches davon übrig

*) Vergl. Schmincke, monimenta hassiaca I. 26. „has proprietates nostrae possessionis, tam civitates quam etiam curtes, cum plenissimis earum pertinentiis cuocunque locorum sitis, id est Eskinwach, Frioda, Malenhusa, Tutin soda, Sletheim in regione Thuringiae in Germarene marca, in comitata Wiggeri Comitis sitas.

**) Vergl. Schmincke, mon. hess. I. 87.

***) Vgl. Wenk., l. c. III. 51.

†) Vgl. Würdtwein hubs. diplom. IV. 327. Gudenus cod. dipl. I. 536.

und die Reichsvorwerke zu Grebendorf, Aue, Vockerode, so wie der Kaiserhof zu Dudenrode, die Thiergärten bei Vockerode und Oberdünzebach der Kommersee unter Jestädt, — alles in der Umgegend von Eschwege, — bezeichnen noch das frühere Verhältniß; auch der benachbarte Königsberg verräth durch seinen Namen, daß er ein Ueberbleibsel des alten Reichforstes sei, der sich früher wohl über die benachbarten Waldreviere erstreckte und in dem später die Ortschaften Neuerode, Motzerode, Hitzelrode, Volkerode u. s. w. angelegt sein mögen. Der Kaiserhof stand wahrscheinlich auf dem Cyriacusberge, wo auch mehrere adelige Burgsitze sich befanden. Manche der Zubehörungen mögen an das Kloster, vieles auch an die von Boyneburg, welche noch bis zum J. 1792 mit dem Reichsvorwerke zu Eschwege belehnt waren, und an die von Eschwege gekommen sein, die hier sehr begütert und berechtigt waren. Wie die erkauften Rechte von Mainz wieder abkamen, läßt sich nicht nachweisen.

Die Stadt behauptete die Reichsfreiheit und es galt in derselben das Kaiserrecht, das dem im 15. Jahrhunderte geschriebenen Rechtsbuche der Stadt angehängt. Nach dem Tode des Kaisers Heinrich Raspe theilte Eschwege die Schicksale der thüringischen Lande. Am 27. December 1250 eroberte Herzog Otto von Braunschweig, Heinrich des Löwen Sohn, die Stadt. In den Frieden, welcher dem thüringischen Erbfolgekriege ein Ende machte, erhielt Landgraf Heinrich I. von Hessen unter andern auch Eschwege und um die auf diese Art erworbene Stadt zu sichern, trug er sie dem Reiche zu Lehn auf. So wurde Eschwege, das in den unruhigen Zeiten während des genannten Krieges seine Reichsfreiheit verloren hatte und dann in den Besitz Braunschweigs und Meißens gerathen war, nebst dem Schlosse Boyneburg das erste Reichslehn der hessischen Landgrafen. Im J. 1375 am Sonntage Judica erschien Herzog Otto der Quade von Braunschweig-Göttingen vor Eschwege und wollte es erstürmen. Da erschienen zur Nachtzeit, wie die Sage erzählt, auf den Zinnen der Stadtmauern helleuchtende Angesichter mit glühenden Schwertern und brachten Schrecken und Verwirrung unter den Feind, Sieg aber den Bürgern. Um diese Begebenheit zu verewigen, ließ die Stadt fünf Engelsköpfe, in Stein gehauen, in der Stadtmauer anbringen. Im J. 1385 fiel in einer Fehde zwischen Hessen und Thüringen die Stadt in die Hände des Landgrafen Balthasar, und in ihren Mitbesitz gelangte auch der Erzbischof von Mainz. Erst im J. 1436 erhielt der hessische Landgraf wieder volles Recht über dieselbe. Jetzt trat Eschwege in eine blühende Periode, die Neustadt wurde angelegt und die bedeutendsten Bauten wurden ausgeführt, wenn gleich auf der andern Seite Wasserfluth, Pest, Brand und kriegerische Unternehmungen die Blüthe der Stadt abzustreifen drohten. Im J. 1526 wurde auch hier die evangelische Lehre eingeführt. Seinen Untergang fand Eschwege im dreißigjährigen Kriege. Nachdem es schon mehr als zwanzigmal ausgeplündert worden war, ward es im J. 1637 ein Raub

der Flammen. Furchtbare Greuel verübten die rohen, feindlichen Croaten und von den 1100 Häusern blieben nur etwa 14 stehn. Die Stadt war dergestalt verwüstet, daß man vor Schutt keine Straße mehr finden, auf dem Markte wie auf einer Wiese Heu machen und in dem Gestrüppe am Cyriacusberge sich bei Ueberfällen verbergen konnte. *) Nur langsam erholte sich Eschwege wieder, mußte aber auch die Wehen des siebenjährigen Krieges erfahren und hätte im J. 1806 bei der Occupation Hessens durch die Franzosen beinahe das Schicksal von 1637 erlitten. Jetzt ist sein Wohlstand im besten Fortschreiten begriffen. — Ein Kreisamt, zwei Justizämter, zwei Rentämter und viele andere Behörden haben dort ihren Sitz.

Julius Schmincke.

---

*) So drückt sich ein Chronist aus.

Capellendorf.

Kommt man auf der Chauſſee von Weimar nach Jena bei dem Orte Frankendorf an, ſo ſieht man, etwa in der Entfernung einer halben Stunde linkwärts von der Straße, alſo nach Norden zu, in einem Thalkeſſel das Dorf Capellendorf, eine Meile weit von Weimar und eben ſo weit von Jena entfernt. Es liegt dies Dorf im Amtsbezirk und der Diöces Weimar, zählt etliche 80 Häuſer und gegen 400 Einwohner. Geſchützt vor den oft anhaltend wehenden Oſtwinden, ziemlich ſicher vor den Nordwinden, am meiſten offen gegen Weſten und Südweſten mag dieſer enge Thalraum in alter Zeit wohl mit Recht zur Gründung des Dorfes und in demſelben ſpäter, wegen der ſo friedlichen, faſt verſteckten Lage, zur Erbauung eines Nonnenkloſters beſonders eingeladen haben. Nicht minder eignete ſich eine hier angelegte Veſte zu einem Wachtpoſten, um in den Zeiten des rohen Raubrittertums von hier aus die Handelsſtraße von Erfurt über Weimar nach Jena, Merſeburg und Leipzig hin möglichſt zu ſichern, indem gerade aus dieſem Thalgrunde die hier ſtationirte Schutzwache, von dem Geſindel der Stegreifritter ungeſehen, hervorbrechen und Hilfe leiſten konnte, denn von dem öſtlich gelegenen ſogenannten Galgenberge aus, an deſſen Fuße das Dorf mit der Burg erbaut iſt, kann die Straße ziemlich weit überſehen werden. Steht man auf dieſem Berge, ſo wird die Ausſicht nach Abend hin begrenzt durch eine Kette der Vorberge des Thüringerwaldes, rechts in dieſer Richtung durch den Ettersberg; im Norden zeigt ſich der waldige Gebirgszug der Finne, dieſe ſüdliche Eingrenzung des Unſtrutthales und außerdem noch in weiteſter Ferne bei hellem Himmel in der letzten Abendbeleuchtung der Rücken des Harzes. Nach Süden und Südoſten begrenzen den Horizont die waldigen Hügelreihen der Grafſchaft Blankenhain und der Saal-

Bayerische Staatsbibliothek

berge, im Osten endlich streift der Blick über die durch traurige Erinnerungen classische Hochebene der jenaischen Saalberge bis hinüber in die jenseits der Saale gelegene herzogl. altenburgische Herrschaft Eisenberg. Dennoch wird das Auge hier oben nicht gerade erfreut durch den Anblick vieler Ortschaften, der wellenförmige Boden dieser Gegenden läßt das nicht wohl zu. Aber das Landschaftsbild wird doch noch vorzüglich belebt durch die zwei frequenten Chausseen, deren eine schon erwähnte, in gerader Richtung von Osten nach Westen, von Jena nach Weimar, Erfurt u. s. w., die andere mehr von Nordosten nach Westen, von Naumburg über Eckartsberga (dessen alterthümliches Schloß im Hintergrunde sichtbar ist) ebenfalls nach Weimar sich hinzieht, und welche beide an dem Dorfe Umpferstedt, eine Stunde westwärts von Capellendorf, zusammenstoßen. Gleich weißen Bändern mit grüner Einfassung schlängeln sich diese beiden Straßen rechts und links dahin; auf der Eckartsbergaer Chaussee ziehen langsam schwere, weißbedeckte Frachtwagen vorüber, auf der andern aber mehr leichtere, schnellere Reisefuhrwerke, namentlich zahlreich, wenn die Residenz Weimar mit ihrem Theater die Musensöhne aus dem romantischen Saalthale herüber lockt. Endlich aber können wir diese höchste Stelle des Galgenberges nicht verlassen, ohne des ehemals auf seiner Spitze aus rohen Steinen erbauten, jetzt schon wieder in Schutt zerfallenen Denkmals zu erwähnen, welches den hier und in nächster Umgegend am 14. Oct. 1806 gefallenen Sachsen und Preußen errichtet wurde.

Steigen wir von dieser Höhe nun in der schattigen Lindenallee und den Obstbaumpflanzungen herab, so gelangen wir zunächst an die alte Burg oder das Schloß Capellendorf, jetzt zum Theil verfallen und nur noch von der Familie eines Försters bewohnt. — Nicht, wie sonst wohl gewöhnlich die Ritterburgen, ist dies Schloß an einer erhabenen Stelle, sondern vielmehr so ziemlich im tiefsten Thalgrunde erbaut, wo auch, außer einer Anzahl Bauerngehöfte, ein größeres Oeconomiegut sich finden, während der übrige Theil des Dorfes mit der Kirche mehr auf den südlichen Anhöhen angelegt ist. Rings um das Schloß herum zieht sich ein zum Theil mit schlammichtem Wasser, zum Theil aber auch mit einfachen Gartenanlagen ausgefüllter Wallgraben. Queer durch diesen Graben hindurch, da, wo jene Gartenanlagen sich befinden, geht eine Wasserleitung in hölzernen Röhren, welche die Bewohner des Schlosses mit dem nöthigen Wasser versorgt. Statt der ehemaligen Zugbrücke führt auf der nordwestlichen Seite eine feste steinerne zu dem überbauten Thorwege; von den sonstigen 5 Thürmen der Burg rings um die Mauer herum ist nur noch einer im Südosten so ziemlich erhalten. Gelangt man durch das Thor in den Hofraum, so ist rechts die Wohnung des Försters, weiterhin bis zu jenem noch erhaltenen Thurme sind Stallgebäude, über dem Thore und weiter links die ehemals bewohnten Zimmer, daran stoßend ein spä-

terer ganz gewöhnlicher Bau zur Aufbewahrung des Zinsgetreides zur Zeit, als hier noch ein Großherzogl. Weimarisches Rentamt war. Vom Thore gerade aus über den mit Gras bewachsenen Schloßhof sieht man eine bescheidene terrassenförmige Gartenanlage, zum Theil über alten Kellergewölben. Darüber hin leiten uns Stufen zu einer vom alten Schloßbau übrig gebliebenen Mauerbrüstung, von wo aus man eine bequeme Aussicht über das ganze Dorf und die Umgegend hat. Wie diese Burg wohl nie ein prunkvoller Sitz der Grafen von Kirchberg und ihrer sonstigen Besitzer gewesen ist, sondern, hauptsächlich in späterer Zeit, zum Schutze für den Handel in dieser Gegend dienen sollte, so finden sich auch jetzt keine weitern bemerkenswerthen Ueberreste aus alter Ritterzeit, besonders da auch nur noch die äußersten Bauwerke derselben jener alten Zeit angehören. — Das geschichtlich Wichtige über diese sonst vielgenannte Burg und freie Reichsherrschaft und das dortige Kloster möchte in gedrängter Uebersicht nun folgendes sein.

A. Die Burg oder das Schloß Capellendorf.

Capellendorf, auch Capellandorf, Capelndorf, Capilndorf und Cappendorf genannt, hat diesen Namen zuverlässig von einer — wahrscheinlich schon unter den karolingischen Kaisern — erbauten Capelle daselbst. Die letzte Benennung (Cappendorf) ist wohl nur eine Verstümmelung des ersteren Namens, gewiß aber nicht, wie Adrian Beier (Geogr. Jenensis p. 176) will, von der dort zurückgelassenen Kappe des fränkischen Bischofs Martin herzuleiten.

Daß ferner Capellendorf von einigen Chronisten, wie Avemann (Vollständige Beschreibung der Reichs- und Burggrafen von Kirchberg ꝛc. p. 39) und Falkenstein (Thüring. Chronik 3. Thl. p. 939) zur ehemaligen Stadt gemacht wird, weil dies aus den in einigen alten Urkunden vorkommenden lateinischen Wörtern oppidum, civitas und cives und aus dem Umstande hervorgehe, daß der Ort eine Münze und einen Markt gehabt, welche beide letztern Benennungen noch jetzt für einen bestimmten Platz des Dorfes üblich sind, dies erledigt sich theils durch den Sprachgebrauch jener lateinischen Wörter, nach welchem unter oppidum keineswegs ausschließlich „Stadt" in dem unter uns gewöhnlichem Sinne, sondern höchstens „kleine Stadt", „Städtlein", und unter cives und civitas nicht lediglich „Bürger" nach spätern deutschen Begriffen, sondern eben so gut „Burgmannschaft" zu verstehen ist. Und überdies brauchen wir ja nur an unsre heutige Benennung von Marktflecken zu erinnern, welche die Gerechtsame, Jahrmärkte halten zu dürfen, doch noch nicht zu Städten macht. Eine Münze mag wohl in Capellendorf gewesen sein, da dasselbe nach diplomatischen Zeugnissen eine freie Reichsherrschaft schon von alten Zeiten

her war *), und ihre Besitzer deshalb gewiß das Münzrecht üben durften und geübt haben, obschon — wenigstens unsers Wissens — keine daselbst geschlagenen Münzen erhalten worden sind.

Ueber die Zeit der Gründung der Burg oder des Schlosses Capellendorf, so wie über die Erbauer, läßt sich mit Sicherheit gar nichts feststellen. Ebenso wenig läßt sich die von Dr. H. A. Erhard (Allgem. Hallesche Encyclopädie der Wissensch. u. Künste. Th. XV. p. 123. unter Capellendorf) angeführte Vermuthung zur Gewißheit bringen, daß diese Burg in frühester Zeit den Namen Aspann oder Aspa geführt habe. Ob endlich Capellendorf der ursprüngliche, früheste Sitz der nachmaligen Burggrafen von Kirchberg war, deren Burgen Greiffberg, Wind- oder Wintberg und Kirchberg auf der Höhe des jetzt sogenannten Hausberges auf dem rechten Saaleufer, östlich von Jena, lagen, so daß diese Grafen ihren spätern Namen von „Kirchberg" mit der Erwerbung der Herrschaft dieses Namens erhielten, dies bleibt ebenfalls wohl noch unermittelt. Möglich, daß dieses östlicher, jenseits der Saale gelegene Burggrafenthum Kirchberg eine spätere Schenkung der sächsischen, ja vielleicht schon der karolingischen Kaiser an die Herren zu Capellendorf war. Bis zur Saale her reichte bereits vor Karl dem Großen die Herrschaft der Franken; an sie scheint auch noch jetzt in der Nähe von Capellendorf der Ort Frankendorf zu erinnern; sie hatten denn gewiß auch schon die Capelle gegründet, welche Capellendorf den Namen gab; ja nicht unwahrscheinlich ist's, daß der berühmte Bonifacius, Apostel der Thüringer, dieselbe erbaut, da seine wiederholte Anwesenheit in diesen Gegenden keineswegs eine mährchenhafte Behauptung ist und er nach Zeugnissen in seinen Briefen (Bonifac. epp. ed. Serrar. und Zeitzer Chronik von dem Bosauischen Mönche Paul Lange ed. Pistor. I. 760. ferner: Fabricii orig. Sax. 710) selbst bei den slavischen Wenden seine Bekehrungsversuche gemacht hat, also möglicher Weise auch der erste Gründer der Kirche auf dem Hausberge bei Jena ist, von welchem mehrmals die dort angelegte Burg ihren Namen erhielt. Ists also wohl möglich, daß Capellendorf die frühere Stiftung war, und daß die Burgherren desselben jene kirchbergischen zur Bezähmung der unruhigen Wenden und Sorben angelegten Schlösser ihnen erst später als Burggrafenthum und Reichslehen von den ersten sächsischen Kaisern übertragen wurden, so ist doch bei der Unsicherheit der Nachrichten hierüber der umgekehrte Fall eben so wahrscheinlich, daß die neuen Burggrafen von Kirchberg bei irgend ei-

*) So heißt es unter andern in dem Lehnsbriefe Kaiser Karls IV. vom Jahre 1352, wodurch die durch Kauf erworbene Herrschaft Capellendorf der Stadt Erfurt zugesprochen wird: „Und sintemahl, daß Capellendorf vor Alters ein eigen Hauß (Allodium) gewesen ist, und sie (die frühern Besitzer) durch des Reichs Ehren willen dasselbe von uns und dem H. Reiche zu Lehn genommen und empfangen haben."

ner Veranlassung die Herrschaft und Burg Capellendorf überkamen und daß somit später eine Linie dieses Geschlechts sich nach letzterm Orte nannte.

Erst im 12. Jahrhundert nimmt mit Dietrich I. diese capellendorfische Nebenlinie der Grafen von Kirchberg ihren Anfang *). Es scheint dieser Dietrich der Sohn des Burggrafen Otto I. von Kirchberg gewesen zu sein und war auch der erste Gründer des nachmals nicht unbedeutenden Klosters daselbst. (Siehe davon weiter unten.) Ihm folgten noch Dietrich II. III. IV. V. und Heinrich II., Sohn Dietrichs IV. und Bruder Dietrichs V. bis gegen Ende des 13. Jahrhunderts. Nach seinem Tode, ja noch bei seinen Lebzeiten, da er sein Leben in einem Kloster beschlossen zu haben scheint, fiel dann die Herrschaft Capellendorf wieder an den kirchbergischen Hauptstamm von Kirchberg und Windberg zurück. Hartmann I., Burggraf von Kirchberg und Sohn Ottos IV. oder Großen, wohnte wenigstens zeitweilig zu Capellendorf und nannte sich auch mit nach dieser Besitzung.

Dieser Hartmann I. verkaufte im Jahre 1347 mit Zustimmung seiner Seitenverwandten das Schloß Capellendorf „sammt allen Zugehör", namentlich auch den beiden „reichslehnbaften Dörfern Schwabhausen und Coppanz" durch den erfurtischen Weihbischof Hundolf, Titularbischof von Constantia, als Unterhändler, an die Stadt Erfurt um 15 Mark Silbers jährlicher Leibrente auf seine Lebenszeit und 50 Mark Silbers, welches als gräflich kirchbergische Schuld den Juden zu Gotha ausgezahlt werden mußte. Im Jahre 1348 erlaubte der Landgraf Friedrich von Thüringen diesen Kauf **) und 1352 stellte auch der Kaiser Karl IV. den Erfurtern die vollständige Belehnungsurkunde aus ***). Doch blieb den Grafen von Kirchberg neben manchen andern Gerechtsamen vorzüglich die Schutzgerechtigkeit (Advocatie) über das Kloster daselbst selbst bis zur Aufhebung desselben zur Zeit der Reformation, wie dies thatsächlich mehre Urkunden bezeugen. (S. bei Avemann a. a. Orte: Anhang, Urk. 123. 138.)

Der Stadt Erfurt mußte der Besitz des Schlosses Capellendorf zur Sicherung ihres Handels nach den Saalgegenden, in jenen Zeiten des wegelagernden Ritterthums, von Wichtigkeit sein; sie wandte deßhalb auch viel auf die Befestigung dieser Burg und nicht ohne Erfolg. Als sie aber 1446 aus Geldnoth diese ganze Herrschaft um 600 Mark löthigen Silbers an den berüchtigten Apel (Apollonius) von Vitzthum auf 21 Jahre wiederkäuflich verpfändete, hörte jene Sicherheit auf, besonders da sie in dem un-

*) Vergl. Avemann: Vollständige Beschreibung der Reichs- und Burggrafen von Kirchberg, ꝛc. Frankf. a. M. 1747. p. 154 ff.

**) Vgl. Dr. H. A. Erhard: Ueberlieferungen zur vaterländischen Gesch. I. S. 130 Urk. 1. 2.

***) Vgl. Avemann a. a. O. Anhang. Urk. 154. Bei Erhard Urk. 4.

seligen Bruderkrieg (1448—1451) zwischen Churfürst Friedrich von Sachsen und Herzog Wilhelm von Weimar mit dem Erstern verbündet war, Apel v. Vitzthum aber zu Herzog Wilhelm hielt. Ja es verletzte dieser streit- und raubsüchtige Ritter selbst nach dem wiederhergestellten Frieden seine Pflicht so weit, daß er sogar eine burgundische Gesandtschaft an den Churfürsten von Sachsen bei Hassenhausen unweit Eckartsberga überfallen und theils nach Capellendorf, theils nach der Leuchtenburg in Verwahrung brachte. Um den kaum geschlossenen Frieden zwischen sich und dem Churfürsten zu erhalten und weil er außerdem noch andere Klagen wegen mannichfach verübter Räubereien gegen Vitzthum hatte, verband sich daher Herzog Wilhelm mit den Erfurtern, Capellendorf wurde 6 Wochen lang belagert und nach der endlichen Eroberung desselben gegen Ende des Jahres 1451 wiederum der Stadt Erfurt überlassen. Vitzthum flüchtete sich nach Böhmen, suchte aber fortwährend noch von hier aus den Erfurtern Capellendorf streitig zu machen und beunruhigte sie durch seine Anhänger in Thüringen, bis ihnen endlich im Jahre 1484 in einem Vergleiche diese Herrschaft auch von Seiten der Vitzthumschen Familie (als Zeugen und Unterzeichner dieses Vergleichs werden die Ritter Christoph, Georg und Felix von Vitzthum angeführt,) für die Absindungssumme von 2000 fl. für immer überlassen wurde.

Als Curiosum bei dieser Belagerung des Schlesses Capellendorf berichtet Avemann (a. a. O.) folgende, auch durch Tradition noch bis ins Einzelne erhaltene Thatsache: Unter jener durch Apel von Vitzthum aufgehobenen burgundischen Gesandtschaft war auch der Sohn des churmainzischen Kanzlers, Wilhelm von Allenblum. Um die Belagerer von der Sprengung des Thores durch ihre Wurfgeschütze abzuhalten, verfielen die Belagerten auf folgendes Mittel. Sie stellten jenen jungen Mann, Wilhelm von Allenblum, mit einem Stricke um den Hals, auf die Brücke vor das Thor, während einige Knechte diesen Strick oben über dem Thore festhielten. Allein der gewandte Jüngling ersah doch einen günstigen Augenblick, that ein Gelübde „zu der Trösterin der heil. Jungfrau Maria zu Ziegenhain", entriß den Strick den Henkern, stürzte sich in den mit schlammigtem Wasser angefüllten Schloßgraben, arbeitete sich, ohne von den auf ihn schießenden Belagerten getroffen zu werden, zum andern Rande hinüber, entkam glücklich und hängte jenen Strick in der Kirche zu Ziegenhain am Hausberge bei Jena zu ewigem Gedächtniß auf, wo man angeblich denselben noch jetzt sehen kann.

Aber nur bis 1508 blieb Capellendorf bei Erfurt. Aus Geldnoth verstand sich der Stadtrath dazu; diese Herrschaft, wozu damals die Ortschaften Hohlstedt, Hammerstedt, Hausdorf, (Heusdorf), Dittersted, Frankendorf, Schwabhausen, Coppanz, Ingau, Wigelau, Stobra und Atzmannsdorf gehörten, für 8000 Goldgülden an Churfürst Friedrich den Weisen und seinen Bruder Johann

Herzog von Sachſen zu verſetzen, welche Summe der Churfürſt Johann Friedrich der Großmüthige 1534 noch um 4000 fl. erhöhete. In Folge jener erſten Verpfändung im Jahre 1508 brach zu Erfurt eine Empörung der Bürger gegen den Stadtrath aus, der ſich ſchon ſeit längerer Zeit verhaßt gemacht hatte, wobei der Vierherr (Viertelsmeiſter?) Heinrich Kellner, (wie Einige wollen, weil er dieſe Verpfändung ohne Vorwiſſen des übrigen Rathes und der Bürgerſchaft ausgeführt, wahrſcheinlicher aber, weil er an der Spitze des Rathes ſtand und dann in der Gefahr von ſeinen Collegen verlaſſen wurde und dieſe vielmehr alle Schuld auf ihn wälzten,) am Galgen mit dem Leben büßen mußte. —

Als nach der unglücklichen Kataſtrophe des ſchmalkaldiſchen Krieges der Churfürſt Johann Friedrich nicht nur das eigentliche Churſachſen mit der Churwürde, ſondern auch ſeine meiſten thüringiſchen Länder verlor und nur die jetzigen Gebiete der ſächſiſchen Herzogthümer erneſtiniſcher Linie, namentlich Weimar behielt, fiel ihm auch Capellendorf zu, und alle Verſuche der Erfurter, dieſe Herrſchaft wieder einzulöſen, mißglückten. Erfurt kam im Jahre 1664 ganz an Churmainz und durch den ſogenannten Leipziger Executionsreceß von 1665 blieb fortan die Herrſchaft Capellendorf dem Hauſe Sachſen-Weimar einverleibt; bei dem es denn bis auf den heutigen Tag verblieben iſt. Capellendorf wurde auch der Sitz eines Weimariſchen Juſtiz- und Rentamtes, zu deſſen Bezirk außer Capellendorf und dem Städtchen Magdala noch 14 Dörfer gehörten. Allein im Jahre 1818 wurde erſteres und etwas ſpäter auch letzteres aufgelöſt und an die Aemter Weimar, Roßla und Jena vertheilt.

B. Das Kloſter zu Capellendorf.

Nach der mündlichen Ueberlieferung, der auch unter andern H. A. Erhard in ſeinem Artikel Capellendorf in der Halleſchen Allgemeinen Encyclopädie zu folgen ſcheint, lag dies Kloſter ſehr wahrſcheinlich an der Stelle, wo die jetzige Kirche ſich befindet, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſe nicht — wie er angiebt — nördlich, ſondern faſt gerade ſüdlich von der Burg gelegen iſt. Dieſe Kirche beſteht offenbar aus einem ſehr alten Bauüberreſte und einem neuern Anbau, und es kann jener erſtere Theil recht wohl die ehemalige Kloſterkapelle geweſen ſein. Die Meinung Mancher, als ſei das Kloſter im Umfange der Burg zu ſuchen, hat an Ort und Stelle nichts für ſich und ließe ſich auch aus andern Gründen beſtreiten. Eigenthümlich bleibt nur, wie ſchon geſagt, die Lage der Burg im Thalgrunde, ebenſo wie neben ihr die des Kloſters auf einer Anhöhe.

Obgleich der erſte Gründer des Kloſters, der Burggraf Die-

trich I. von Kirchberg als der Erste dieses Stammes von Capellendorfischer Linie genannt wird, und man hieraus den Schluß auf die gleichzeitige Gründung des Klosters und der Burg im 12. Jahrhundert machen möchte, so darf dagegen doch geltend gemacht werden, daß der gänzliche Mangel an Urkunden (so weit wenigstens dem Verf. möglich war hierüber Nachforschungen anzustellen) über die Erbauung der Burg, eher auf ein größeres Alter der letztern schließen läßt. Zudem läßt sich wohl annehmen, daß ein Nonnenkloster, wie das fragliche hier, schon um des nöthigen weltlichen Schutzes willen, eher in der Nähe einer schon vorhandenen Burg, als daß, vielleicht um eine solche Klosterstiftung zu sichern, zugleich auch eine Burg mit angelegt worden sei. Jedenfalls würde doch dann in den Stiftungsurkunden des Klosters, welche vollständig erhalten sind, dieses Umstandes gedacht worden sein.

Wie dem auch sei, soviel ist urkundlich festgestellt, daß in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts eine Seitenlinie der Burggrafen von Kirchberg existirte, und daß der als der Erste dieses Zweiges angeführte Dietrich I. im Jahre 1181 die Bestätigung der angefangenen Klosterstiftung für Nonnen vom Cistercienser-Orden vom Kaiser Friedrich I. Barbarossa erhielt. Den völligen Ausbau und die erste, reiche Dotirung dieses „zum Gedächtniß der allerseligsten Jungfrau Maria und des Apostels Bartholomäus gestifteten Klosters bewirkte sein Sohn und Nachfolger Dietrich II. nebst seiner Gemahlin, Sophie, und weil es hauptsächlich für Nonnen aus dem Adelstande bestimmt wurde, gelangte es schnell zu reichen Schenkungen und großem Rufe. Zeugniß geben davon die sehr zahlreichen noch erhaltenen Urkunden des „Copialbuches vom Kloster Capellendorf", *) wo vorzüglich die Namen der Stifter desselben, Dietrichs I. und II., Sophiens, sodann Otto's IV. oder Großen, Burggrafen von Kirchberg und aller seiner Söhne, wie Dietrichs III., Otto's V., Albrechts I. und Hartmanns I. als Wohlthäter und Beschützer des Klosters vorkommen. Otto IV. besaß durch Vereinigung glücklicher Umstände sämmtliche kirchbergische Güter, und seit dem, etwa im Jahre 1275 erfolgten Ableben des letzten Grafen dieses Namens aus capellendorfischer Linie, Dietrichs V., und dem Eintritt seines Bruders Heinrichs II. in den Mönchsstand (wahrscheinlich im Kloster zu Fulda) auch Capellendorf. — Unter seinen Söhnen nannte sich wieder Hartmann I. Herr von Capellendorf. Er war es, der, wie oben schon erwähnt wurde, die Herrschaft Capellendorf nebst Zugehörungen im Jahre 1347 mit Zustimmung seiner Brüder und Seitenverwandten an die Stadt Erfurt „erb- und eigenthümlich" verkaufte. Doch blieben die Grafen von Kirchberg beständig die weltlichen Schirmherren des Klosters, reservirten sich neben dieser auch noch

*) Aremann a. a. O. im Anhange: C. Sagittarius bei Menken: Script. Ber. Germ. I. Cipk. 1728.

manche andre Gerechtsame darin, und bewiesen sich bis zur Aufhebung desselben zur Zeit der Reformation theilnehmend und thätig für die fromme Stiftung ihrer Väter. Die oberste geistliche Gerichtsbarkeit über das Kloster stand dem Erzbischof von Mainz zu und die Bestätigungsurkunde des damaligen Erzbischofs Siegfried vom Jahre 1205, sowie des von ihm mit der besondern Handhabung dieser Jurisdiction betrauten Abtes Conrad zu Fulda vom Jahre 1235, sind noch erhalten und zu finden bei Avemann a. a. O. im Anhange, bei Mencken a. a. O. Diplom. IV. und V. Vom Jahre 1280 an gab indeß der Abt von Fulda die ihm zuständige Erwählung und Belehnung eines Propstes oder Provisors dem Kloster selbst anheim, behielt sich aber die Bestätigung so wie die etwa erforderliche Entsetzung desselben vor, und verpflichtete das Kloster, für die ihm verliehene Gerechtsame alljährlich der Fuldaischen Kirche 7 Pfd. Wachs nach Erfurt zu liefern. —

So bestand, trotz mancherlei Beunruhigungen im Bruderkriege und während der Vitzthumischen Händel (Vgl. oben über das Schloß Capellendorf) dies Kloster bis ins 16. Jahrhundert, wo es im Bauernkriege zuerst hart mitgenommen und dann 1527 durch den Churfürsten Johann von Sachsen, damaligen Besitzer der Herrschaft Capellendorf, aufgehoben wurde, zu welcher Zeit zugleich auch auf churfürstlichen Befehl durch Ambrosius Tiez, Hofbeamteten von Weimar und den capellendorfischen Amtmann Friedrich von Hof ein Inventarium aller beweglichen und unbeweglichen Klostergüter angefertigt ward. —

Aus der Personalchronik des Klosters führt Avemann (a. a. O.) eine Reihe von 16 Aebtissinnen an, deren erste Hedwig (1263 — 1299) und deren letzte, so wie die letzte überhaupt, Adelheid Rynne (1509 — 1525) war. Sie hielt nach der Aufhebung des Klosters beim Churfürsten um die Erlaubniß an, bis zu ihrem Tode im Kloster ihren Wohnsitz behalten zu bedürfen, unbekannt jedoch ist, ob ihr dies gewährt worden. — Ebenso finden wir bei demselben Chronisten eine Reihenfolge von 29 Pröpsten des Klosters angeführt: der erste derselben hieß Conrad (um 1200), der letzte aber Johannes VI. Loher (1524), welcher vom Burggrafen Siegmund von Kirchberg mit Genehmigung der churſächsischen Regierung zum „Vicar" in Capellendorf eingesetzt wurde, auch in dieser Stelle nach Aufhebung des Klosters verblieb und dem ein Theil der Klostereinkünfte als Besoldung zugewiesen wurde.

In der Kirche des jetzigen Capellendorf findet sich aus alter Zeit nur noch ein steinernes Bild, darstellend den Burggrafen Albrecht III. von Kirchberg und seine Gemahlin Margaretha von Kranichfeld kniend, neben ihnen zu den Füßen eines jeden eine Thiergestalt, wahrscheinlich ein Löwe, über ihnen die beiderseitigen Wappen und zwischen diesen in der Mitte der Erlöser mit einem Palm-

zweige, um das ganze Bild diese Randschrift: „Anno dni. M.CCCCX. dns. Albert burgravius de Kerchberg. Anno dni. M.CCCCX. dna. Margareta. Kranchfelt, ejus uxsor.“ Dieses dem Kloster sehr gewogene Ehepaar hatte noch bei Lebzeiten dies Denkmal anfertigen und einstweilen dort in der Klosterkirche aufstellen lassen, (denn Albrecht starb erst 1427), wahrscheinlich weil sie beide hier begraben zu werden wünschten.

Reinecke.

Die Boyneburg

bei Eschwege im Churfürstenthum Hessen.

Es steht im alten Hessenland
Gar eine hohe Bergeswand,
Drob ragt die Boyneburg;
Da flattern die Dohlen vom grauen Gestein,
Da wachsen die Bäume zum Fenster hinein,
Da stürmen die Winde hindurch.

Otto Freiherr von der Malsburg.

Unter den zahlreichen Burgen, welche die Berge Deutschlands auf ihren Gipfeln tragen, nimmt die Boyneburg eine der vorzüglichern Stellen ein, da die Ruine noch sehr bedeutend und die von ihr sich darbietende Aussicht sehr ausgebreitet ist.

Die Trümmer dieser alten Veste ragen nahe an der thüringischen Grenze, unweit Eschwege, auf einem hohen Bergrücken empor, und der noch fahrbare Weg, gewöhnlich der Kutschweg genannt, windet sich von Südwest hinauf, dreht sich auf der Höhe von Nord nach Süd und führt auf einem schmalen Kamme hin, der nicht breiter ist, als daß ein Wagen auf demselben Platz hat, weshalb er auch früher auf jeder Seite durch eine Mauer geschützt war. Die auf beiden Seiten gähnenden Abgründe werden übrigens durch hohe Bäume versteckt, und der Zugang zur Burg war auf dieser Seite durch einen Thurm vertheidigt, der jedoch nun verschwunden ist. Ein in Felsen gehauener Graben ist durch die Trümmer eines Thores, welches hier stand, ausgefüllt, hinter welchem ein Gebäude zum Pferdestall gedient haben soll. Auf der sich immer mehr erweiternden Bergfläche gelangt man zu den Spuren eines zweiten Thores, neben denen sich zur Linken, auf einem Kalkfelsen, die Reste eines viereckigen Thurmes zeigen. Es stehen von demselben nur noch zwei Seitenwände, die noch eine Höhe von

sechzig bis siebenzig Fuß haben mögen. In ihm, dem allem Vermuthen nach ältesten Theile der Veste, befand sich das Burgverließ, das vor ungefähr funfzig Jahren untersucht wurde, wobei man, außer vielen Knochen, auch zwei gewaltige Rittersporen mit Spuren von Vergoldung fand. Um ein möglichst Unglück zu verhüten, ist das Verließ unzugänglich gemacht. — Durch ein drittes und viertes Thor, an dessen Wänden man fein gearbeitete Ornamente von schönem, rothen Sandstein wahrnimmt, gelangt man in den Schloßhof, der ein Oblongum von sehr beschränktem Umfange bildet. Die äußern Mauern des Schloßgebäudes sind südöstlich scharf an den Felsenabhang erbaut, und in dieser Gegend finden sich noch viele hohe Mauern, die von einer dreifachen Reihe von Fensteröffnungen malerisch durchbrochen sind. Von der Bergebene wurde das Schloß durch einen breiten Graben getrennt, in welchem sich der Brunnen befand, der jedoch durch hineingeworfene Steine fast gänzlich ausgefüllt ist. Die ganze ovalrunde Fläche, die ungefähr funfzig Acker enthalten mag, war ganz und gar mit einer Mauer umgeben, obschon der Felsenabhang an sich schon schroff und unzugänglich ist. Jetzt wird auf dieser Höhe Ackerbau getrieben und man stößt dabei sehr häufig auf Mauerwerk und auf verschüttete Gewölbe, welche den Beweis liefern, daß mehr Gebäude hier gestanden haben, als man auf den ersten Blick vermuthen sollte. Aus einem der hier befindlichen Gewölbe soll ein unterirdischer Gang bis nach der bei dem Dorfe Röhrda befindlichen Höhle geführt haben.

Die Ruine würde noch viel bedeutender sein, als sie es wirklich jetzt ist, wenn nicht die benachbarten Dorfbewohner früher sehr bedeutende Stücken abgebrochen und die Steine zu ihren Bauten verwendet hätten.

Um die Aussicht demjenigen, welcher sie noch nicht kennt, zu empfehlen, braucht bloß gesagt zu werden, daß von Zach, als er durch astronomische Berechnung an einer topographischen Aufnahme Thüringens arbeitete, im J. 1803 auf die Bonneburg kam und dieselbe acht Wochen lang täglich besuchte, denn er konnte von hier sieben von ihm schon früher bestimmte Punkte wahrnehmen und damals zählte man zwanzig verschiedene Territorien, welche man von hier aus erblicken konnte. Der nicht weit von hier gelegene Meißner bot ihm nicht alle die Vortheile, die er auf Boyneburg fand.

Schaut man nach Westen, so sieht man tief unten am Berge das Vorwerk Datterpfeife, dann in einen romantischen Grund, in welchem aus Gebüschen, hinter Bergen und aus Gehölzen, Thürme und Dächer mehrerer Dörfer hervorschauen. Die Aussicht ist sehr anmuthig und würde noch ausgezeichneter sein, wenn der Altheimer nicht das Fuldathal und den Blick nach Rothenburg und Cassel versteckte.

Südlich ragen die hessisch-fuldaischen Berggipfel gleich Spitzsäulen über einander empor, und die hohe Rhön und der Thüringerwald gurten im weiten Umkreise die Aussicht nach dieser Seite ein.

Oestlich ist die Aussicht zwar am Ausgebreitetsten, aber am Wenigsten schön, da die Berge fast alle flach sind, und nur einzelne Thurmspitzen, Ruinen oder Capellen das Auge auf sich ziehen.

Am Schönsten ist die Aussicht nach Norden und nach Nordosten. Im Vordergrunde übersieht man einige zwanzig zum Schloß Boyneburg gehörige Dörfer, die mit ihren Thürmen und weißen Herrenhäusern auf den Wiesenflächen und Fluren verstreut liegen. Die Werra, an der sich die Stadt Eschwege hinzieht, umschließt diese fruchtbare Ebene, den Hintergrund bildet die Goburg, bewaldete groteske Bergformationen, und der Alles überragende Meißner; in weiter, nebliger Ferne erblickt man den Harz, über dessen in blauen Duft gehüllte Berge sich der Brocken hoch und gewaltig erhebt.

Diese kurzen Angaben werden hinreichend sein, zu beweisen, daß die Aussicht, welche man von der Boyneburg genießt höchst ausgebreitet und interessant sein muß.

Von der ersten Erbauung der Burg läßt sich, wie fast überall, so auch hier, nicht viel sagen. Im grauesten Alterthum sollen die Chatten den Berg befestigt haben; Drusus hat aber, nach der Sage, die kunstlose Befestigung erstürmt, eine Burg erbaut und sechzig römische Ritter als Besatzung auf derselben gelassen, die sich außerhalb des Castrums Wohnungen erbauten und Ritter von der Boyneburg nannten. Nach der bekannten Sitte fruherer Schriftsteller, welche einer adeligen Familie nicht mehr schmeicheln zu können glaubten, als wenn sie dieselbe von den Griechen oder Römern herleiteten, ließ man auch die bekannte Familie von Boyneburg aus dem Fabischem Geschlecht entspringen und sagte: Das Castrum habe Anfangs Fabiorum castellum, die Bohnenburg, geheißen, woraus später der Name Boyneburg entstanden sei." Es bedeutet aber Boyneburg jedenfalls so viel als „Bäumeburg," eine Burg im Walde, die Burg in den Bäumen und haben viele Schlösser in Deutschland denselben Namen geführt *).

Bonifacius, — fährt die Sage fort — welcher sich öfters in Hessen aufhielt, kam auch nach der Boyneburg, deren Besitzer, die beiden edlen Brüder Diedko und Dierolf, Christen waren. Er bestärkte sie im Christusglauben, befreite, um recht viele Täuflinge zu bekommen, die Boyneburg'schen Dörfer von der Zehntabgabe an die Geistlichkeit, und ließ zur Bezeichnung solcher Zehntfreiheit Steine an die Gemarkungen setzen, die nachher Bonifacinssteine genannt wurden, von denen einer noch vor nicht langer Zeit am Fuße des Berges, der die Boyneburg trägt, gestanden hat.

Zuerst geschichtlich erwähnt wird die Bonneburg in einem Aufsatze, den Abt Marquard von Fulda (1150—65) über seine Re-

*) In alten Schriften wird die Veste: Bomene-, Boimene-, Boumene-, Bömmel-, Bemmel-, Bäumelburg genannt. Ein Schloß Bomeneburg lag bei Nordheim, eine Boimeneburg bei Kreuznach, eine Boyneburg am Rheine ꝛc.

gierung selbst verfaßt hat, worin er sagt: daß er Geld zur Befestigung des Reichsschlosses Bemmelburg (in castello regio Bemmelberg) hergegeben habe, um darinnen bei einem etwa ausbrechenden Kriege Schutz zu finden. Da die Boyneburg also schon 1150 ein Reichsschloß war, dessen Mauern der Ausbesserung bedurften, so ist mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß sie schon Jahrhunderte vorher gestanden hat. Viele Urkunden Kaiser Friedrich I. sind von diesem Schlosse datirt und er scheint sich gern hierherbegeben und Reichsgeschäfte abgemacht zu haben. Ein Felsensitz, von dem man eine schöne Aussicht genießt, und auf welchem Friedrich oft verweilt haben soll, wird noch heute der Königsstuhl genannt. — Als Friedrich von der Krönung aus Italien zurückkehrte, besuchte er die Boyneburg auf einige Tage mit Heinrich dem Löwen, Friedrich, Herzog von Schwaben, seinem Stiefbruder Conrad, Berthold, Herzog zu Zähringen, den Grafen Berthold von Andrechs, Gottfried von Rumesberg, Albrecht von Eberstein, Friedrich von Beichlingen, Ludwig von Lara, Marquard von Grumbach, Sigbodo von Scharzfeld und Peppo von Hanstein *). — Am 31. Mai 1168 hielt er einen Reichstag auf der Boyneburg, um die innerlichen Unruhen in Deutschland zu dämpfen, und am 13. Juni 1188 dotirte er die auf der Boyneburg zu Ehren der Mutter Gottes und des heiligen Petrus erbaute Capelle sehr reichlich, und versprach urkundlich, daß er und seine Nachfolger ohne Anspruch auf Entschädigung, Schutzherren der Capelle sein und bleiben wollten. Seit der Zerstörung der Boyneburg genießt der Pfarrer zu Datterode, der wegen einer andern Stiftung auch noch verpflichtet ist, alljährlich am grünen Donnerstage den Gottesdienst selbst zu halten, bis heute die Einkünfte der ehemaligen Capellanei und außerdem noch besondere Rechte, z. B., außer einem bedeutenden Pachtgut, das Recht, Schafe zu treiben, die hohe und niedere Jagd in der Flur auszuüben und dergleichen mehr **). Auch sein Sohn, Kaiser Heinrich VI. war mehrere Male hier, wir hören aber nichts Bemerkenswerthes von der Burg bis zur Zeit Rudolfs von Habsburg, der dem Landgrafen Albrecht von Thüringen die Anwartschaft auf eine Verpfändung des Reichsschlosses Boyneburg versprach, und daß, wenn Albrecht ihm gegen die Böhmen beistehen wolle, ihm das Schloß Boyneburg um 1400 Mark Silber versetzt werden solle.

---

*) Sie sind alle als Zeugen in einer Urkunde genannt, die Kaiser Friedrich hier (in castro imperiali Bumeneburg) am 10. Mai 1156 ausstellte.

**) Diese kaiserliche Stiftungsurkunde wurde durch Ludwig von Boyneburg, Herrn von Lengsfelt, Vormundschaftsregent von Hessen, während der Minderjährigkeit des Landgrafen Philipp, von Kaiser Max I. auf dem Reichstage zu Cöln am 3. Juni 1509 von Neuem bestätigt, nachdem schon 1437 Hermann, Philipp und Heimbrod von Boyneburg die Güter der Capelle vermehrt hatten.

Der mit Reichslehen sehr verschwenderisch umgehende Kaiser Adolf von Nassau gab am 11. Mai 1292, an demselben Tage, an welchem er zu Frankfurt gewählt wurde, die Reichsveste Boyneburg mit der Reichsstadt Eschwege dem ersten Landgrafen von Hessen, Heinrich dem Kinde, damit er ein Reichsfürst sei und an den Reichsversammlungen Theil nehmen könne, denn nach der deutschen Reichsverfassung konnten nur diejenigen Fürsten an den Reichsversammlungen Antheil nehmen, welche wirkliche Reichslehen inne hatten. Hessen, welches allodial war, mußte daher erst durch ein Reichslehen zum Vasallen des Reichs gemacht werden; es scheint jedoch, als wenn der Landgraf von Hessen, obgleich Kaiser Ludwig der Bayer die Belehnung bestätigte, nicht in den Besitz des Schlosses gelangt sei und als hätten die Inhaber der Boyneburg Hessens Oberlehnsherrlichkeit niemals anerkannt.

Nachdem die Burg aufgehört hatte, in unmittelbarem Reichsverbande zu stehen, finden wir sie in den Händen der Grafen und Brüder Siegfried I. und Hermann, welche von Leuckfeld und Andern für Söhne Herzogs Heinrichs von Bayern, von Scheid für Söhne eines Grafen Otto gehalten werden, welcher große Güter hatte, in denen die Schlösser Boimeneburg bei Nordheim und Eschwege lagen und dessen Besitzungen sich an der Weser hinunter bis Corvey und hinauf bis Eschwege erstreckten. Siegfried oder Sigo wird auch als ein Graf des Gaues Metra, der einen Theil der Germarmark, in welcher das Schloß Boyneburg lag, ausmachte, genannt. Er scheint ohne Nachkommen gestorben zu sein, denn sein Bruder Hermann beerbte ihn. Dieses Hermann Sohn, Siegfried II., ist der Erste, welcher sich nach dem Schlosse „Siegfried von Bomeneburg" nennt. Er war so tapfer und so allgemein geachtet, daß ihn, nach dem Tode Kaiser Otto III, viele Fürsten zum Kaiser wählen wollten, er lehnte jedoch diese Würde ab und überließ sie dem Herzoge Heinrich von Bayern. Bald darauf starb er und hinterließ von zwei Gemahlinnen mehrere Kinder. Wir könnten von dieser Zeit an das ganze Geschlechtsregister der Familie von Boyneburg fast ununterbrochen bis zum heutigen Tage fortführen, allein obgleich die Geschichte der Boyneburg mit der noch heute blühenden Familie von Boyneburg, wie natürlich, in der engsten Beziehung steht, so ist es uns doch nicht erlaubt, diese Schilderung allzuweit auszudehnen. Wir beschränken uns daher darauf, nur die wichtigsten Momente aus der Geschichte der Burg und ihrer Besitzer beizubringen. *)

*) Einen ausführlichen Aufsatz über die Boyneburg, der besonders die Geschichte der Besitzer behandelt, hat ein Glied der Familie selbst, nämlich der Freiherr Albert von Boyneburg-Lengsfeld herausgegeben. Dem aus 97 Seiten bestehenden Aufsatze sind die hier gegebenen historischen Data zum großen Theil entnommen.

Lange Jahre hören wir von den Schicksalen der Burg gar nichts und selbst in der thüringischen Fehde zwischen den Erben des letzten Landgrafen von Thüringen, Hermann II., Sophie von Brabant und Markgraf Heinrich von Meißen, nebst Albrecht, Herzog von Braunschweig, wird ihrer nirgends erwähnt und auch nicht gesagt, ob es vom Herzog Albrecht von Braunschweig, der die Landschaft an der Werra mit Städten und Schlössern erobert, auch mit eingenommen worden sei.

Von der Boyneburg ist nicht bekannt, daß ihre Besitzer jemals, nach der Sitte damaliger Zeit, vom Stegreif gelebt oder überhaupt an den rohen Raufereien damaliger Zeit Antheil genommen hätten; es ist daher wahrscheinlich, daß die Boyneburge an jener thüringischen Fehde gar keinen Antheil genommen haben, und die Sage scheint recht zu haben, wenn sie berichtet, daß die Boyneburg in jenem Kriege ein Schutz der Verfolgten gewesen, denn da die Burg unüberwindlich war, so galt sie mit ihren milden Besitzern als ein Zufluchtsort der Umwohner und ihrer Habe, die man in den unterirdischen Gewölben des Kalkfelsens versteckte. Erwähnt wird das Schloß wieder, als die Aebte von Hersfeld und die Grafen von Ziegenhayn, Reichenbach, Bilstein, Lauterberg und Andere, öfters zusammenkamen, um mit den Boyneburgen bald in Unterhandlungen zu treten, bald Käufe oder Schenkungen an Klöster abzuschließen und einzugehen.

Um sich gegen die Angriffe der benachbarten Fürsten besser schützen zu können, nahmen die Besitzer der Boyneburg eine Menge Ritter der benachbarten Familien zu Burgmännern auf. Diese Burgmänner, unter denen die Herren von Nesselröden, von Eschwege, von der Aue, von Goldacker, von Wichmannshausen, von Keudel, von Bischofsrode, von Stockheim, von der Nesse, von Schmalstieg und Andere, genannt werden, wohnten nicht im Hauptschlosse, sondern in Nebenhäusern, und von diesen Gebäuden rühren jedenfalls die vielen Keller her, welche man auf der Plattform des Berges findet, und von denen oben gesagt war, daß sie zuweilen beim Bearbeiten des Feldes entdeckt wurden.

Am 4. Mai 1253 kam auf der Boyneburg zwischen Propst Heinrich von Boyneburg zu Kreuzberg, und den Brüdern Bodo III. und Reinhard von Boyneburg ein Vergleich zu Stande, worin Letztere ihren Ansprüchen auf die Advocatie über Budenthal oder Boyenthal, welche Wenzelinus von Boyneburg zu seinem Seelenheil dem Nonnenkloster Kreuzberg geschenkt hatte, entsagten. Einige Monate später hielt Heinrich II., Fürstabt zu Fulda, der zugleich auch Abt von Hersfeld war, mit dem Grafen Gottfried von Ziegenhayn auf der Boyneburg eine Zusammenkunft, indem obgenannte Brüder, Bodo und Reinhard, durch ihre Aussage den Streit schlichten sollten über Güter zu Scirrenhan, die der Graf Gottfried beansprucht hatte. Im J. 1261 kamen Bevollmächtigte des Erzbischofs von Mainz eben hierher, um Zwistigkeiten zwischen den

Boyneburgen und den Nonnenklöstern Blankenhayn und Bubenbach zu schlichten. — 1275 kam Burggraf Otto von Kirchberg mit den Edlen von Erfta und von Utterodt auf die Veste, um mit denen von Boyneburg ein Bündniß abzuschließen, — und in ähnlicher Hinsicht könnte man die Burg noch unzählige Male anführen; wenn derartige Notizen für den größern Theil der Leser nicht allzu trocken erschienen.

Im Anfange des 13. Jahrhunderts theilen sich die Boyneburge in zwei Hauptstämme, in die weiße und schwarze Fahne, die sich späterhin wieder in viele Haupt- und Nebenlinien theilen, aber endlich alle bis auf die zwei Hauptäste ausstarben, welche mit den Beinamen ihrer Besitzungen zu Stedtfeld und Lengsfeld noch jetzt blühen.

Die schwarze Fahne hat keinen Antheil weiter an der Boyneburg, und wir haben es deshalb von jetzt an nur mit der weißen Fahne zu thun.

Heinrich, der erste Landgraf von Hessen, war am Ende seiner fast funfzigjährigen Regierung, in den letzten Jahren des 13. und in den ersten des 14. Jahrhunderts, so glücklich, sich die ihm bisher feindlich gesinnten Grafen und Herren geneigter zu machen. Die Schlösser, welche sich ihm auch jetzt noch nicht öffnen wollten, wurden mit stürmender Hand genommen und zerstört; die Boyneburg wird aber in dieser ganzen Angelegenheit nicht genannt und erst sechzig Jahre später scheint, nach den Urkunden, eine Art von Unterwerfung vor sich gegangen zu sein; ihre alte Abneigung gegen die Landgrafen von Hessen legten die Boyneburge jedoch erst gegen das Ende des 14. Jahrhunderts, und zwar nun auf immer ab.

Da mehrere Stämme der weißen Fahne, nämlich der weiße, der junge und der Hohensteiner Stamm, auf der Boyneburg hausten, von denen sehr oft einer im Frieden lebte, während der andere in irgend eine Fehde verwickelt war, und da sie oft als Mannen des einen Lehnsherrn aufgefordert wurden, einen ihrer übrigen Lehnsherren befehden zu helfen, so entschlossen sie sich im J. 1430, einen Burgfrieden zu errichten, worin sie besonders festsetzten: daß kein Theil ohne Wissen des andern eine Fehde anfangen, am Wenigsten aber mit ihren Lehensherren, als: dem Erzbischofe von Mainz, dem Landgrafen von Hessen, dem Markgrafen von Meißen und den Herzögen an der Leine, „weil sie ihnen zu schwer wären.“ Sollte einer von ihnen mit diesen Häusern in Ungelegenheit kommen; so sollte er die übrigen Ganerben ersuchen, daß sie sich um rechtliche Entscheidung des Gegenstandes verwenden möchten; würde aber kein Gehör darauf erfolgen; so stände es dem Betheiligten frei, seine Sache auszufechten. — Dieser Burgfrieden wurde in den Jahren 1446, 1477, 1480 und 1512 erneuert. Zugleich wurde beschlossen, daß die Besitzungen nicht veräußert werden sollten, was denn auch später, sowohl durch den hessischen allgemeinen Familienlehnbrief über das Schloß, als durch die besondern den drei Linien

zu ihrem Antheil darüber gegebenen, dauerhafter gemacht wurde. Die Besitzungen, wenn auch unter die verschiedenen Stämme getheilt, machten nun ein unveräußerliches Ganzes aus, bildeten eine geschlossene Herrschaft, erstreckten sich zwischen der Werra und Fulda und bestanden aus der Stadt Waldkappel, (die mit denen von Hundelshausen gemeinschaftlich war), den Marktflecken Reichensachsen und Wichmannshausen, den Dörfern Oetmannshausen, Langenhain, Ober- und Unter-Dünzbach, Röhrda, Hoheneicha, Rudolfshausen, Bischofshausen, Grandenborn, Rittmannshausen, Thuriches-bach, Kirchhosbach, Rechtebach, Jestedt, Motzrode, Neuenrode und Friedahalb, den Höfen Datterpfeife, Vogelsburg, Laudenbach, Harmuthshausen, Hambach, Steinholz, dem Reichsvorwerke zu Eschwege, vielen andern einzelnen Gütern und aus Zinsen und Gefällen, welche von etlichen dreißig hessischen Dörfern dorthin flossen und sogar nach einem besondern Gemäße, dem sogenannten Boyneburg'schen, abgeliefert werden mußten.

Im Jahre 1460 kam ein Vergleich mit Landgraf Ludwig von Hessen und den drei Stämmen der weißen Fahne zu Stande, wo sie „ihr erb- und eigenthümliches Schloß, welches von ihren Vorfahren auf sie gekommen wäre und worauf die Landgrafen von Hessen als ein Reichslehen gefürstet sein, von Landgraf Ludwig als ein Erblehen mit allen Freiheiten, Rechten und Zubehörungen, es sei an Gerichten, Ortschaften, Leuten, Gütern, Gülten, Renten, Zinsen, Holz, Feld, Wildbahnen, Aeckern, Wiesen, Wasser, Weiden und Fischereien unter der Bedingung annahmen, daß, nach Erlöschen der männlichen Nachkommenschaft, die der weiblichen eintreten sollte."

Der langjährige Streit war nun hiermit beendigt, das Lehnsverhältniß war anerkannt, aber es entstanden doch in Zukunft wieder neue Streitigkeiten, da in dem Generallehnbriefe über das Reichsschloß Boyneburg, und in dem jedem Stamme noch besonders eingehändigten Lehnsbriefe, die Ortschaften nicht speciell angeführt und auch die Lehnbriefe nicht berührt waren, die Mainz, Fulda, Churpfalz und Churbraunschweig ausgestellt hatte. Der hessische Lehnshof sagte daher beim Aussterben eines Boyneburg'schen Stammes: das Reichsschloß Boyneburg hätte keine Zubehörungen, indem solche nicht namentlich in dem Generallehnbriefe aufgeführt wären; die Boyneburge hätten solche nach und nach dazu gekauft und erheirathet, wodurch späterhin die einzelnen Lehnsbriefe an jeden Stamm vertheilt worden wären, diese wären Mann- und jener Erblehn, — zog daher die Ortschaften als heimgefallenes Lehn ein, und ließ den Lehns- und Allodialerben nur die Ruine. Daß aber alle obengenannten Dörfer zum Schloß Boyneburg gehört haben, darüber liefert der churpfälzische Lehnbrief über die Gerichtsbarkeit der Dörfer Netra, Röhrda und Heinsrode und den andern Gütern wohl den triftigsten Beweis, indem solche Ortschaf-

ten: „welche Haus und Burg Boyneburg gehören," ausdrücklich genannt werden.

Die Boyneburge waren nun in jeder Hinsicht verpflichtet, sich ganz an ihren Lehnsherrn anzuschließen. Wir finden sie auch bei allen wichtigen Verhandlungen Landgraf Ludwigs I. und dessen Söhnen, als Räthe, Schiedsrichter und Zeugen aufgeführt.

Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts sehen wir die Boyneburge von ihrem Schlosse heruntersteigen und in ihren Ortschaften, z. B. zu Sontra, Wichmannshausen, Reichensachsen, Bischhausen, Röhrda, Jestedt, Laudenbach u. s. w. Wohnsitze erbauen, oder auf ererbte Schlösser sich begeben, oder sich in fremden Ländern neue erwerben. Das Schloß blieb aber von einem sogenannten Baumeister aus dem Geschlecht und einer Besatzung bewohnt; — nur bei allgemeinen Familienversammlungen zog man wiederum in die alten Säle ein.

Der blutige Anfang des 17. Jahrhunderts führte den Untergang des Schlosses Boyneburg herbei. Niederhessen war bekanntlich einer der vorzüglichsten Schauplätze des dreißigjährigen Krieges, auf welchem besonders Isolan mit seinen Croaten fürchterlich hauste und fast alle Ortschaften in Rauch aufgehen ließ. Die Boyneburg wurde durch einen nächtlichen Ueberfall genommen, angezündet und zerstört.

Zum Schluß eine Sage, welche sich das Volk von der alten Veste erzählt:

Es lebten auf der Borneburg einstmals drei Fräulein beisammen und das jüngste unter ihnen träumte, Gott habe beschlossen, daß eine von ihnen vom Blitze erschlagen werden solle. Kaum hatte sie am Morgen ihren Schwestern den Traum erzählt, als auch schon finstere Wolken empor stiegen, der Donner zu grollen begann und ein schweres Gewitter immer näher und näher kam. Da stand das älteste Fräulein auf und sagte: Ganz gewiß ist mir der Tod bestimmt, darum will ich ohne langes Zögern Gottes Willen gehorchen! — Und sie ließ einen Stuhl in's Freie tragen, setzte sich darauf, und wartete einen Tag und eine Nacht, aber es fuhr kein Blitzstrahl herab. Da ging am andern Tage das zweite Fräulein hinab, und wartete eben so lange; aber die Blitze verfehrten sie nicht und das Wetter wollte auch nicht von dannen ziehen. Da sprach das dritte Fräulein: „Nun sehe ich, daß Gott meinen Tod will!" und ließ den Pfarrer holen, nahm das Abendmahl, machte ihr Testament, verordnete, daß an ihrem Todestage die ganze Gemeinde gespeist und beschenkt werden solle, ging hinunter, und setzte sich auf den Stuhl. Und kaum hatte sie sich niedergelassen, als auch ein Blitzstrahl herabfuhr und sie tödtete.

C. Duval.

Das Rondel bei Keula.

Selbſt von des Berges fernſten Pfaden
Blinken uns farbige Kleider an.
Ich höre ſchon ein laut Gekämmel.
Hier iſt des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet Groß und Klein.

Göthe.

Wenn der erſte Sonntag nach Trinitatis herannahtz ſo blicken alle lebensfrohen Menſchen in der Umgegend des ſogenannten Rondels, welches bei dem bekannten fürſtlich-ſchwarzburg-ſondershäuſiſchen Marktflecken Keula liegt, gar ängſtlich empor nach den Seglern der Lüfte, den eilenden Wolken, die ſo oft gerade an Volksfeſten, als hätten ſie an denſelben keine rechte Freude, reichlichen Regen ſpenden, — und manches junge Herz hanget und banget in ſchwebender Pein bis zu dem genannten Sonntage. Wenn derſelbe aber nun endlich klar und ſonnig über die Berge ſchaut, da wird fröhlich und eifrig zu der langerſehnten Bergfahrt gerüſtet, die nur einmal im langen Jahre gehalten wird, und zu der auch immer entfernter Wohnende herbeieilen, theils um an dem Feſte überhaupt Theil zu nehmen, theils und vorzüglich aber, um die vielgerühmte Ausſicht zu genießen.

Vor einigen Jahren befand auch ich mich am Sonntage nach Trinitatis auf dem Wege nach dem Rondel. Je näher ich demſelben kam, um ſo belebter wurde die Landſchaft,

Denn überall, all überall
Auf Wegen und auf Stegen,
Zog Jung und Alt mit Jubelſchall
Demſelben Ziel entgegen

und aus einem dicht unter dem Düngebirge liegenden Dorfe quoll eben ein langer bunter Menſchenzug, Muſik an der Spitze, hervor und dem nahen Walde zu.

Das Düngebirge, welches ſich bekanntlich von Heiligenſtadt her nach Lohra und noch weiter hinab zieht, und auf dem das Rondel liegt, iſt an ſeinen Abhängen ziemlich ſteil, und der Weg bis zur Höhe daher nicht ohne Anſtrengung zurückzulegen; hat man aber den Dün, der, wie faſt alle eichsfeldſchen Bergzüge, oben eine Ebene darbietet, erreicht; ſo wandelt man unter dem Laubdache ſchöner Buchen, deren erquickender Schatten die glühende Stirn kühlt, recht bequem weiter. Die von allen Seiten herbeieilende Volksmenge wird aber bei jedem Schritte, den man vorwärts thut, großartiger, immer dichter und dichter drängen ſich die Maſſen zuſammen, Groß und Klein, Jung und Alt, Reich und Arm, Vornehm und Gering ſtrebt nach Einem Ziele, und man hat Mühe,

Sich durchzudrängen durch die Zahl der Gäſte,
Die wallend ſtrömen zu dem Völkerfeſte.

Endlich gelangt man auf einen Raſenplatz, auf dem man aber ein noch dichteres Gedränge findet, als zuvor. Rings umher ſind Buden aufgebaut, in denen allerlei Sachen zum Verkauf ausgelegt ſind, einige induſtriöſe Schuhmacher haben ſogar Schuhe und Stiefeln feil, die Inhaber der Glücksbuden und Würfeltiſche rufen mit lauter Stimme die Vorübergehenden zu ihren trügeriſchen Spielen, und

Ueberall in dem Gewühle
Stehen Bänke, Tiſch' und Stühle,
Flaſchen ſieht man luſtig blinken,
Matte von des Tages Schwüle
Kommen hierher um zu trinken
Daß des Gerſtengeiſt's Gebräue
Ihnen Munterkeit verleihe.

In mehreren Buden ſind Braten von allen Sorten, welche verführeriſchen Duft ausſpenden, verlockend aufgeſtellt, und das vernehmbare Bredeln der allbeliebten Bratwürſte in den über dem Feuer ſchwebenden umfangreichen Keſſeln klingt in die Ohren des lüſternen Landmann's wie Syrenenton, dem er durchaus nicht zu widerſtehen vermag. Alle Buden und Tiſche ſind dicht umlagert und was an und um denſelben nicht Platz hat, das ſucht hinter Bäumen und Gebüſchen eine Zuflucht.

An den Bäumen und im Graſe
Iſt gelagert Jung und Alt.
Fröhlich bei dem vollen Glaſe
Rings herum der Jubel ſchallt.
Was in Körben hergetragen,
Dient zu einem leckren Schmaus,
Und was ſtärkt den leeren Magen,
Das packt jetzt die Hausfrau aus.

Frisches Leben, lustige Regsamkeit, wo man nur hinsieht; Getümmel und fröhliches Geschrei, wo man nur hinhorcht. Kaum ist es Mittag und schon erklingen ringsum die schnarrenden Fiedeln, die schmetternden Trompeten; schon drehen sich, trotz der glühenden Hitze, glückliche Paare in raschem Walzer nach der rauschenden Musik, welche in fröhlichen Weisen die Füße der Tanzlustigen beflügelt, und ein dichter Kranz von Männern und Frauen, Jünglingen und Mädchen umgiebt mit neugierigen oder theilnehmenden Blicken den Tanzplatz.

Auf drei Seiten ist der ganze Platz mit Wald umgeben, auf der vierten, der nordwestlichen, fällt der Berg senkrecht ab, und man hat deshalb schon hier eine Fernsicht, die wir aber theils wegen des Volksgedränges, theils weil uns eine andere Stellung als vorzüglicher gepriesen worden ist, unbeachtet lassen, und uns noch hundert Schritte weiter nach einer Stelle begeben, wo der Felsen thurmähnlich vorspringt und uns endlich die langersehnte Fernsicht gewährt.

Wenn wir auf unserm lieben Harze oder in unserem schönen Thüringen die erste, beste Anhöhe ersteigen; so können wir fast immer versichert sein, irgend eine schöne Aussicht in die Ferne, oder wenigstens einen interessanten Blick in ein vorliegendes Thal zu thun; es könnte deshalb Mancher glauben, die Aussicht von dem ziemlich renommirten „Rondel" müsse von ausgezeichneter Schönheit sein, wir rathen aber dem zum erstenmal Dahinwandernden, seiner Phantasie etwas die Zügel anlegen zu wollen. Die Aussicht ist zwar recht freundlich, aber weder so ausgebreitet, noch so reizend und mannichfaltig, als von tausend andern Höhen Thüringen's und des Harzes.

Tritt man auf den Felsenvorsprung hinaus, so übersieht man ein Thal, in welchem siebenzehn Ortschaften liegen, als: Wülfingerode, Rehungen, Deuna, Rüdigershagen, Breitenworbis, Kirchworbis, Stadtworbis und noch viele von den übrigen Dörfern, die in dem Thale liegen, durch welches sich die Wipper schlängelt, deren Lauf man von Worbis her, wo sie entspringt, bis hinab nach Wülfingerode verfolgen kann. Links erheben sich die Berge des Eichsfeldes, man gewahrt in der Ferne die Gleichen bei Göttingen, gerade vor uns schaut die Kuppe der Hasenburg über die vorliegenden waldigen Höhen, und dahinter erhebt sich das Harzgebirge, über welches der alte Vater Brocken majestätisch hervorragt. — Vor diesem Bilde wird jeder Freund der Natur mit Vergnügen verweilen, die Stelle verdient auch von den Umwohnern recht fleißig besucht zu werden; aber entfernter Wohnende möchten allein der Aussicht wegen schwerlich wieder hierher zurückkehren; dagegen dürfte das Volksfest, welches sich immer rauschender entfaltet, geeigneter sein, zu wiederholtem Besuche einzuladen.

Nicht weit von dieser Stelle, etwas entfernt von dem lärmendsten Getümmel, steht unter schattigen Bäumen eine Bude,

welche der Herr Apotheker aus Keula alljährlich aufschlagen läßt, und für deren Errichtung Einheimische und Fremde dem genannten Herrn gewiß recht dankbar sein werden. Sie enthält recht gute Weine und verwandte Getränke, die zu durchaus civilen Preisen verabreicht werden. Nicht weit von dieser geistreichen Bude ist ein pavillonartiges Gebäude oder vielmehr ein auf Säulen ruhendes rundes Ziegeldach von nicht unbedeutendem Umfange, welches zugleich, außer den schönen dichtbelaubten Buchen, in welche der Blitz bekanntlich niemals schlägt, der einzige Zufluchtsort sein möchte, wenn urplötzlich, — wie es z. B. in diesem Jahre, den 9. Juni 1844, der Fall war, wo ich und viele Andere schon um drei Uhr Nachmittags den Rückzug antreten mußten, — drohende Gewitter tobend und brausend daherziehen. Bleibt aber das Wetter, wie bei meinem ersten Dortsein, so schwillt die Volksmenge, welche fortwährend den Berg erklimmt, immer bedeutender an, je näher sich die Sonne zu den Bergspitzen, auf denen die Ruinen der beiden Gleichen stehen, hinabsenkt. Nur ein kleiner Theil zieht mit Anbruch der Nacht heim, ein größerer begibt sich nach Keula, wo für die Tanzlustigen ein glänzendes Ballfest arrangirt ist; die Meisten aber bleiben auf dem Berge, lagern sich in fröhlichen Gruppen im Walde, und plaudern, scherzen, lachen, singen, trinken, essen und tanzen bis tief in die Nacht hinein. Die ganze Scene erhält dann, aus der Entfernung gesehen, etwas Zauberhaftes. Der Mond scheint prächtig, die Bäume rauschen, die Dörfer, Weiler und Mühlen im Thale liegen unter Bäumen und Mondschein wie begraben, die Tänzer drehen sich wie in einem Schattenspiele und die Uebrigen wogen und wirren bunt und unkenntlich durcheinander. —

Nachdem wir das Fest selbst geschildert haben, wollen wir versuchen, der Entstehung desselben auf die Spur zu kommen.

In der alten deutschen Mythologie finden wir einen Gott, der bald „Balder," bald „Phol" genannt wird. Dieser Balder oder Phöl war ein Sohn Odins; er war schön und glänzend und thronte in einer Wohnung, welche den Namen „Breidhablik" — d. h. ein breiter Schimmer oder Glanz — führte. Sonst ist uns nur noch folgendes Wenige von Phol bekannt:

Als Phol und Wodan einmal zu Walde ritten, renkte sich Phols Fohlen den Fuß aus, und die Himmlischen wandten sogleich die größte Sorgfalt an, denselben wieder einzurichten, doch weder Sindgund und Sunna, noch Frua und Folla vermochten es; — erst Wodan der Zauberkundige selbst konnte den Fuß beschwören und heilen *). Später ward der reine und schuldlose Gott von dem blinden, aber riesigstarken Hödr oder Hother, Balders Neben-

*) Die Stelle heißt:

Phol ende Wodan vuoren zi holza
Du wart deme Balderes volon sin vuoz virenkit.

buhler um die schöne Nanna, durch Mistiltein getroffen, und mußte allbeweint hinab zur Unterwelt fahren; nichts konnte ihn zurückholen, und Nanna, die treue Gattinn, begleitete ihn in den Tod*).

Die Gottheit Phol ward, so weit sich absehen läßt, vorzugsweise von Thüringern und Bayern, — oder, nach dem Ausdruck älterer Zeiten, von den Hermunduren und Markomannen — verehrt. Diese Verehrung muß schon deshalb als im Volk sehr verbreitet betrachtet werden, weil ihn ein altes Gedicht hintereinander mit verschiedenen Namen nennt, ohne Mißverstand zu befürchten.

Der Name Phol oder Pol, wie die sächsische Form lautet, erinnert übrigens an den celtischen: Beal, Beul, Bel, Belenus, den slavischen Bjelbog, Belbog, an einen Gott des Lichtes oder des Feuer's. War aber Phol wirklich eine solche Gottheit des Lichtes oder des Tages; so empfängt dadurch auch die oben erwähnte Erzählung von dem erlahmten, in seinem Gange aufgehaltenen Pferde Balder's vollen Sinn, dadurch das Ausbleiben oder Zurückbleiben des Lichtes oder Tages großes Unheil für die Erde erfolgen mußte. — Wackernagel schlägt vor, Fol als Gott der Fülle neben Folla anzunehmen.

Der Name des Gottes Balder oder Phol hat sich nun in sehr vielen Ortsbezeichnungen erhalten, z. B. in: Baldersbrunnen, Baldershafen, Baldersbrand, — noch heute ein Ort zwischen Copenhagen und Roskilde, — Baldershayn, Bellstedt, — im schwarzburg-sondershäusischen Amte Clingen, welches in alten Urkunden „Balderstet" genannt wird **), — ferner in Pholesauwe in Bayern, Pholesouwa, Pfalsau, — Pholespiunt, — das heutige Pfalzpoint ***) an der Altmühl, zwischen Eichstädt und Kipfenberg in einem ansehnlichen Forste, — Pfullingen, Pfullendorf oder Follendorf bei Gotha †), Pölde, — zwischen den Harz und Thüringen, nicht weit von der Ruine Scharfels, in Urkunden und Schriften früherer Zeit: Polidi, Palidi, Palithi und Pholidi genannt, — besonders aber in dem Worte: „Pholesbrunnen."

Jakob Grimm in seinem trefflichen Werke über deutsche Mythologie sagt: „Pholesbrunnen gemahnt noch deutlicher an eine Gottheit, und gerade an Balders, da sich auch „Baldersbrunnen" finden, — ein Baldersbrunnen ist aus der Eifel und Rheinpfalz aufgewiesen. Aus dem nordischen Mythus von Balder, wie ihn Saxo gibt, erhellt, daß Balder seinem lechzenden Heere in der

---

*) Den schönen Mythus von Balder's Tod erzählt Saxo Grammaticus.

**) Anmerkung: Die bekannte Pflanze: „der Baldrian," möchte ebenfalls an Balder erinnern. Eine Art des Baldrian's ward besonders hoch geschätzt und Bechstein in seiner Naturgeschichte erzählt: daß Deutschland sonst jährlich hundert Tonnen voll, die Tonne zu hundert Thalern, an die Venetianer verkaufte.

***) Das Wort „point" bezeichnet einen eingehegten Acker oder einen Garten.

†) Heißt in Urkunden des 14. Jahrhunderts: Phalsdorf.

Schlacht einen Brunnen ſchuf. Auf dieſes Pholesbrunnen hat nun nächſten Anſpruch das Dorf Phulsborn unfern der Saale, von den Städten Apolda, Dornburg und Sulza gleich weit entlegen. Urkunden des Mittelalters ſchreiben: „Phulsborn" und „Pholczborn;" es befindet ſich aber auch ein anderes Falsbrunn, Falsbronn, auf dem fränkiſchen Steigerwalde an der rauhen Eberach!" —

Jakob Grimm citirt zugleich eine Stelle aus den fuldiſchen Traditionen, welche aber nicht auf Phulsborn an der Saale paßt, ſondern jedenfalls auf Vollenborn *), das höchſt maleriſch dicht unter dem Rondel liegt, bezogen werden muß. Die von Grimm angezogene Stelle, — welche ſich in Eberhardi Summa Tradit. Fuldens. N. 85. (bei Schannat in den Trad. fuld. p. 219) findet, — berichtet: „daß Graf Wiederolt ſein ganzes Eigenthum in Phollesbrunnen dem heiligen Bonifacius geſchenkt habe!" **) — Nun iſt aber gerade aus der Geſchichte des Eichsfeldes bekannt, daß ein Graf Wiederolt, — welchem Geſchlecht er angehört habe, wird nicht erwähnt, — dem Stift Fulda Güter ſchenkte, welche er im Gau Ohmfeld beſaß. Den Ohmfelder Gau aber, zu dem Vollenborn gehörte, zählt Eberhardus am angeführten Orte offenbar zu den thüringiſchen Gauen, und namentlich auch noch das Schloß Harburg, von dem Vollenborn nur etwas Weniges über eine Stunde entfernt liegt.

Es iſt alſo klar, daß unter dem „Phollesbronnen" kein anderer Ort, als unſer Vollenborn, verſtanden ſein kann, wozu noch kommt, daß, allem Vermuthen nach, das Volksfeſt, welches noch heute hier gefeiert wird, ſeinen Urſprung von einem Feſte herleitet, welches auf demſelben Platze dem Gott Phol zu Ehren gehalten wurde.

Wir wollen nicht daran erinnern, daß das nahgelegene Dorf Deuna noch heute in der Volksſprache „Diene, Diena" genannt wird, und daß dina, diena, Licht, Tag, bedeutet, welche Bezeichnung offenbar mit der oben gegebenen Erklärung des Gottes Phol, als eines Licht- oder Taggottes, in ſehr nahem Zuſammenhang ſtände; — aber das wollen wir erwähnen, daß noch heute an demſelben Tage, an welchem das Volksfeſt ſtattfindet, in Vollenborn, oder vielmehr von Vollenborn aus, eine große Wallfahrt gehalten wird, die, wenn ſie nicht aus ſehr grauen Zeiten ſtammte und mit dem Volksfeſte auf dem Rondel in enger Beziehung ſtände, jedenfalls auf einen andern Tag verlegt ſein würde. Eben als ich in Vollenborn anlangte, kehrte auch ein langer Zug Wallfahrer mit lautem Geſang zu Ehren der Jungfrau Maria, und mit flie-

*) Vollenborn iſt ein Dorf, das in 70 Häuſern ungefähr fünfhundert Einwohner zählt, ein Rittergut der Herren von Hagen hat, die auch Grundbeſitzer des Dorfes ſind, und Filial von dem Dorfe Deuna iſt.

**) Wiederolt Comes tradidit Sancto Bonifacio, quidquid proprietatis habuit in Phollesbrunnen, in provincia Thuringiae.

genden Fahnen heim, und ein alter Mann aus Vollenborn, der mit mir eine Strecke wanderte, erzählte: daß die Wallfahrt früher nach dem Berge, auf dem das Rondel liege, gehalten worden und nur deshalb an einen andern Ort verlegt sei, weil oft schon am frühen Morgen der Berg mit Fremden bedeckt gewesen, deren neugieriges Gaffen die Wallfahrer in ihrer Andacht gestört habe. Es ist also mehr als wahrscheinlich, daß der Tag, an welchem jetzt das Volksfest gefeiert und Wallfahrt gehalten wird, früher der Verehrung Phols besonders gewidmet war. Als nun Phols Dienst zerstört wurde, so wandelte man das ihm zu Ehren gehaltene Fest in ein christliches um, und zwar wählte man zur Begehung der Feier denselben Platz, auf welchem Phols Fest statt gefunden hatte, da den Bekehrern immer daran gelegen war, einen auf irgend einer Stätte ruhenden Begriff der Heiligkeit auch für das Christenthum zu erhalten. Wie es an allen Wallfahrtsorten noch heute Sitte ist; so hatte man auch hier, besonders für die aus der Ferne Kommenden, allerlei Speisen und Getränke feil. Als aber nach der Reformation der größte Theil der Umwohner die evangelische Lehre annahm, als für diesen Theil die religiöse Bedeutung des Festes nach und nach schwand, der Besuch desselben nur noch aus alter Gewohnheit statt fand und die spätern Nachkommen gar bloß des Vergnügens wegen den Berg erstiegen; — da fanden es die katholisch gebliebenen Bewohner für gerathen, die Procession nach einem andern Punkte anzustellen.

Uebrigens steht das Rondel nicht im besten Geruche, da die ganze Fläche mit wildem Knoblauch (allium ursinum) bedeckt ist, dessen gerade in dieser Zeit blühende weiße Blumen einen so penetranten Geruch verbreiten, daß es einige Personen, denen dieser Geruch besonders zuwider ist, in der That kaum auszuhalten vermögen.

C. Duval.

Groß-Jena.

Zu den schönen und romantischen Gegenden Thüringens, die sich zugleich in Hinsicht der vaterländischen Geschichte einer nicht unbedeutenden Berühmtheit zu erfreuen haben, gehört mit vollem Rechte das Thal der Unstrut in der Gegend von Freiburg bis zum Einflusse dieses Flusses in die Saale. Dicht bei der Unstrutmündung liegt das große und schöne Dorf Groß-Jena. Oestlich lehnt sich dieses Dorf an die längs der Saale nach Goseck und Weißenfels zustreichenden Höhen; südlich wird es von der Unstrut bespült, welche zugleich dem Blicke des Beschauers über die Gewässer der Saale hinüber in Naumburgs Fruchtauen freie Aussicht gewährt. Gegenüber, am rechten Ufer der Unstrut, befinden sich nicht unbeträchtliche, bewaldete, zum Finne-Gebirge gehörige Höhen, an deren Fuße das Dorf Klein-Jena (früher Wenigen-Jena geheißen) liegt. Von dem östlich dicht bei Groß-Jena befindlichen Plateau genießt man die entzückendste Aussicht sowohl über dieses Dorf selbst, als auch über einen Theil des Saalthales und Unstrutthales. Südöstlich erblickt man die alte Bischofstadt Naumburg mit dem ehrwürdigen Dome, so wie mehrere stattliche Dörfer; westlich erhebt sich auf bedeutender Höhe der Thurm des alten, von Ludwig dem Salier erbauten Schlosses Neuenburg, die unten am Fuße des ziemlich steilen Schloßberges liegende Stadt Freiburg beherrschend; in etwas weiterer Ferne stellt sich dem Blicke das alte Schloß Zscheiplitz (früher Weißenburg genannt und von Ludwig dem Salier und seiner Gemahlin Adelheid in ein Benediktiner-Nonnenkloster umgewandelt) dar; nordöstlich schweift der Blick über sich zwischen Höhenzügen befindliche Fruchtfelder und freundliche Dörfer. Rings umher sind die südlichen, östlichen und westlichen Seiten und Hänge der Berge mit Reben bepflanzt und gewähren mit der sie bekränzenden Waldung einen überaus reizenden Anblick. Doch mehr als alles dieses müssen den denkenden Beschauer die ge-

schichtlichen Erinnerungen Interesse gewähren, die sich an das Dorf Groß-Jena knüpfen. Hier hatte schon im zehnten Jahrhundert ein uralter thüringischer Grafenstamm seinen Sitz, dessen letzte Sprößlinge sich durch Macht und Ansehen über alle übrige Adelsgeschlechter Thüringens und des Osterlandes erhoben. Unter diesen war es besonders Markgraf Ekkihard I. (Eckhard), der nicht allein über Thüringen, sondern auch über das Osterland und Meißen mit fast unumschränkter Macht gebot und in hohem Ansehen bei dem Kaiser Otto III. stand, welcher zu Groß-Jena, daß zu jener Zeit eine Stadt von nicht geringem Umfange *) und ein Allodial der Familie Ekkihards war, residirte. Als im Jahre 1002 Kaiser Otto III. gestorben, hatte Markgraf Ekkihard keine geringern Absichten, als sich selbst die kaiserliche Krone aufs Haupt zu setzen. Zu Frose im Magdeburgischen hatten sich die sächsischen und thüringischen Fürsten versammelt, um über die Wahl eines neuen Regenten Deutschlands zu berathschlagen. Luther,**) Markgraf der Nordmark, merkte daß Eckhard ihnen allen vorgezogen sein wollte; da besprach er sich heimlich mit dem Erzbischof Gesilher von Magdeburg und den vornehmsten Reichsständen und bewog sie, sich eidlich unter einander zu verbünden, weder gemeinschaftlich noch einzeln auf Jemanden ihre Wahl fallen zu lassen, ehe sie nicht fernere Unterhandlung mit einander zu Werla gepflogen. Eckhard empfand dies sehr übel, daß man bei der neuen Königswahl kein Augenmerk auf ihn richtete, daß er sprach: „Graf Luthar warum seid Ihr mein Feind?" — Dieser antwortete ihn: „Merkt Ihr nicht, daß Euerm Wagen

*) Daß Großjena in der Vorzeit ein bedeutender und sehr bevölkerter Ort gewesen sein müsse, deutet die Menge der in der Nähe dieses Ortes gefundenen Ueberreste von Gegenständen des deutschen Alterthums an. So fand man vor mehrern Jahren bei den Nachgrabungen in dem unfern des Dorfes befindlichen Todtenhügel eine unzählige Menge von Todtenurnen, von welchen sich einige durch Feinheit der Masse und Zierlichkeit der Form auszeichneten; ferner eine Menge bronzener und eiserner Kopf-, Hals-, Ohr-, Arm- und Fingerringe und Spangen, so wie Fibeln und andere Zierrathen von gleichem Metall. Aehnliche Gegenstände fanden sich in Menge am Fuße der Weinberge über der Großjenaischen Fähre, so wie ein Schmelztiegel mit einem Ueberrest geschmolzenen Kupfers. Zu den sehr gut erhaltenen Ueberresten von Eisen gehört eine Fibel von Stahl und Eisendraht, nur wenig vom Rost angegriffen und mehrere kleinere, welche besonders durch ihre von nicht geringen Kunstsinn zeugende Arbeit überraschen. Aus diesem allen geht hervor, daß Groß-Jena schon in vorchristlicher Zeit ein nicht unbedeutender Ort gewesen sein müsse, da auch der Name Jena, Jana, Gene und Gena auf sorbischen Ursprung hindeutet.

**) Luther oder Lothar, Graf v. Walbeck (Walbeck), Markgraf der Nordmark, war mit Ekkihard deßhalb in Feindschaft gerathen, weil letzterer seine Tochter Luitgerd dem Sohne des erstern, Namens Werinhar oder Werner, feierlich zur Ehe versprochen hatte, dann aber aus unbekannten Ursachen sich bemühete, diesen vor fürstlichen Zeugen so festgeschlossenen Ehevertrag wieder ungültig zu machen. — v. Dithm. Chron. B. IV.

das vierte Rad fehlt?" *) So ward die Wahl unterbrochen und die Absichten Eckhards dadurch vereitelt, daß er sich den Grafen Luther zur Unzeit durch seine Wortbrüchigkeit zum Feinde gemacht hatte. Auf der Versammlung zu Werla war einmüthig beschlossen worden, den Herzog Heinrich von Baiern zum Kaiser zu wählen. Eckhard war bei dieser Wahl nicht zugegen. Da er sahe, daß man ihm in allen seinen Absichten zuwider war, faßte er den Entschluß, sich nach Westphalen zu begeben, weil die Fürsten, die Heinrichs Wahl begünstigten, eine Versammlung zu Düsseldorf beschlossen hatten. Am folgenden Tage nahm er Abschied von seinen vertrautesten Freunden und vorsichtig merkte er sich seine Gegner. Zu Hildesheim wurde er von seinem Freunde, dem Bischof Berward wohl empfangen und bewirthet. Als er aber nach Paderborn kam, zeigte sich gegen ihn die feindseligste Stimmung, indem man die Thore der Stadt vor ihm verschlossen hielt; doch erlangte er endlich nach langdauernder Unterhandlung bei dem Bischof Rheter Einlaß. Nachdem er hier in der Kirche seine Andacht verrichtet, begab er sich in den bischöflichen Palast, wo er von dem Bischof freundlich empfangen und bewirthet wurde. Indem erhielt er die widrige Nachricht, daß die Unterhandlung in Duisburg, um derentwillen er hierher gekommen war, auf keine Weise vor sich gehen könnte. Er nahm daher vom Bischof, der sein Vorhaben zu mißbilligen schien, Abschied und zog gen Nordheim. Graf Siegfried daselbst nahm ihn sehr freundlich auf und bat ihn, daß er bei ihm übernachten möchte. Die Gräfin Ethelind entdeckte ihm heimlich, daß ihres Gemahles Söhne Siegfried und Benno, mit den beiden Brüdern Heinrich und Udo und noch andern Helfershelfern sich verschworen hätten, ihn zu tödten und ihm zu diesem Zwecke die Falle schon gelegt hätten. Sie bat ihn deshalb dringend, daß er bis zum folgenden Tage hier verweilen oder doch an einem andern Orte, als wo er beabsichtigte, ein Unterkommen suchen möchte. Markgraf Eckhard nahm zwar die Warnung der Gräfin mit Dank an, sagte aber zugleich, daß er um dieser Leute willen seine Reise keineswegs zu unterbrechen gedächte. Er setzte also seine Reise fort. Als ein wachsamer Krieger war er diesen ganzen Tag mit seinem Gefolge auf seiner Hut und ermahnte seine Begleiter unerschrocken zu sein. Da seine Feinde in ihrem Hinterhalte diese Wachsamkeit bemerkten, hielten sie es nicht für rathsam, ihn jetzt zu überfallen. So gelangten die Reisenden ungefährdet bis zur Abtei Palithi (Pölden) in der Gegend von Osterrode am Harz, als den Ort, wo Markgraf Eckhard zu übernachten gedachte. Beim Beginn der Nacht speisete er und ging mit etlichen wenigen in ein hölzernes Gemach schlafen. Die mehresten seiner Leute lagen auf dem daranstoßenden

*) v. Dithm. Chron. ed. Leipz. l. 5. p. 365 u. f. — Hahns Kaiserhist. P. II. p. 175.

Söller. Mit einem Male überfielen ihn die Verschwornen und stießen ein fürchterliches Geschrei aus. Schnell sprang der Markgraf aus dem Bette und riß in der Unbesonnenheit die Fenster auf, in der Absicht, sich besser vertheidigen zu können, wodurch er aber den Feinden Gelegenheit gab, ihm desto besser beizukommen. Ein Ritter seines Gefolges, Namens Hermann, ward sogleich an der Thür ermordet; eben so ging es dem Ritter Athulf, welcher von außen seinem Herrn zu Hülfe eilen wollte. Ernimold, der Kämmerer, ward schwer verwundet. Noch focht der tapfere Eckhard allein gegen die Uebermacht; da stieß ihm Graf Siegfried von hinten einen Spieß mit Gewalt ins Genick, daß er brach und der Markgraf todt zu Boden stürzte. Kaum war dies geschehen, so sprangen die andern Helfer herzu, hieben den Kopf ab und beraubten den Leichnam. Dies geschah den 30. April 1002. Nach dieser blutigen That zogen die Mörder fröhlich davon *). Die auf dem Söller waren entweder feige Schelme, die ihrem Herrn in der Gefahr keinen Beistand leisteten, noch weniger seinen Tod zu rächen suchten, oder gar mit den Meuchelmördern im Bunde. Alfker, der Abt des Klosters Palithi, veranstaltete für den Ermordeten eine feierliche Seelenmesse. Was seine Mörder zu dieser verruchten That bewog, ist nicht bekannt; eben so wenig läßt sich behaupten, daß Graf Luthar bei dieser Ermordung die Hand mit im Spiele gehabt habe. — Seine Gemahlin Swanhild, Tochter des Hermann Billung, reisete der Leiche ihres Gemahles entgegen und führte denselben mit Hülfe ihres Sohnes Herimann nach der markgräflichen Residenz Gena an der Unstrut, wo er begraben wurde. Der Begräbnißort wird von Dithmar und dem Annalista Saxo so beschrieben: In sua urbe Jene, in parochia Moguntina, in loco ubi Sala et Unestrod confluunt, (wodurch hinlänglich bewiesen ist, daß dieses Jena und kein anderes der Ort ist, wo die Residenz des Markgrafen Eckhard, und wahrscheinlich auch seines Vaters, des Markgrafen Günther, sich befunden) filius Herimann patrem sepeliri fecit. Nachmals wurde der Leichnam Eckhards I. nach dem nahegelegenen Naumburg geschafft und in dem von ihm gestifteten Kloster St. Georg beigesetzt: Sed post plures anno inde translatus est in civitatem Nuenburch **). — Nach Eckhards I. Tode kam die ehemalige Residenz Gena oder Jena an die beiden Söhne desselben, Eckhard II. († 1046) und Herimann († 1032), welche nicht allein nebst ihrer Mutter Swanhild das Georgenkloster zu Naumburg, so wie den von ihrem Vater begonnenen Bau des Schlosses Eckartsberga vollendeten, sondern auch als Mit-Fundatoren des Domes zu Naumburg

*) v. Dithm. Chron. ed. Leipn. l. 5. p. 366. Leukf. Antiquit. Poeldens. c. 16. p. 62. Spangenb. Manef. Chron. c. 159.

**) Dithm. Chron. ed. Leipn. c. v. p. 366. Conf. Chron. Duc. Brunsw. l. c.

genannt werden. Unter den Gütern, welche ſie zum Heile der Seele ihres Vaters und zu ihrem eigenen Seelenheile dem Domſtift von ihren Allodien zuwendeten, befand ſich auch wahrſcheinlich Großjena, welches nun aufhörte eine Reſidenz zu ſein, da das immer mehr und mehr emporkommende Naumburg ſeinen frühern Glanz verdunkelte. Nach dem Tode der gedachten Markgrafen Hermann und Eckhardt II. gerieth wahrſcheinlich die auf der Höhe bei Großjena liegende markgräfliche Burg, ſo wie das dabei befindliche Oppidum, immer mehr in Verfall, ſo daß Beide im Laufe der Zeiten ſpurlos verſchwunden ſind und nur das an dieſer Stätte erbauete Dorf Großjena, ſo wie das gegenüber liegende Dorf Kleinjena uns an die ehemalige Bedeutſamkeit dieſes Namens erinnern, ſo wie das nur wenige Stunden von hier entfernte Burgſcheidungen an der Unſtrut an die ehemals hier befindliche Reſidenz der thüringiſchen Könige.

Goſeck, im Sept. 1842.

A. G. Sturm.

Schlotheim.

In einem drei Stunden westlich von Mühlhausen und eben so weit südlich von Langensalza befindlichen Thale, liegt das Städtchen Schlotheim, zu der Unterherrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt gehörig. Dies mit üppigen Weideplätzen, wogenden Saatfeldern und wohl gehaltenen Obstanlagen reichlich gesegnete Thal umfassen mehrere Berghöhen, welche durch den unermüdeten Fleiß der Einwohner in der Veredlung ihres Bodens zu Feldern umgeschaffen, oder mit Obstbäumen besetzt sind. Drei Bäche, welche bei starken Gewittern oft aus ihrem Bette treten und selbst den nahe stehenden Häusern Gefahr drohen, winden sich in vielen Krümmungen durch das Thal und fließen, nach ihrer Vereinigung am westlichen Theile des Städtchens, in die nahe Unstrut. — Auf der Südseite ladet ein lieblich grünendes Buschwäldchen — das Königsholz — den Wanderer in seinen kühlen Schatten und in seine von dem jetzigen für Naturschönheit so empfänglichen Schloßbesitzer angelegten Lauben und labyrinthischen Gänge ein; hat er aber einen Ausgang daraus gefunden, so empfängt ihn auf einer kleinen Anhöhe eine die ganze Gegend umfassende, reich lohnende Aussicht. Gegen Westen öffnet sich eine malerische Landschaft, deren Vordergrund die Landgüter Oesterkörner und Volkerode, nebst den Dörfern Körner, Groß- und Klein-Graba bilden. Im Mittelgrunde zeigt sich die mit 18 Thürmen gezierte Stadt Mühlhausen, nebst den Ortschaften Görmar und Höngeda und ganz im Hintergrunde zieht sich ein langer Wald in blauer Ferne hin, an dessen Vorderseite — jedoch ziemlich entfernt — zwei Forsthäuser sich mit den reizendsten Anlagen erheben. — Diese Fernsicht wird jedoch von der nach Norden übertroffen, wo sich dem Blick auf einmal die mannichfaltigsten und anziehendsten Erscheinungen darbieten. Zuerst übersieht man das Städtchen Schlotheim, an dessen Westseite

neben einer alten Kapelle, das dicht an der Straße erbauete Hospital aus einem herrlichen Obstgarten hervorschimmert, welches schon seit dem dreizehnten Jahrhundert besteht und stets sechs Alterschwachen und Hilflosen eine liebevolle Aufnahme gewährt. — Gegen Süden liegen in geringer Entfernung die größtentheils wohl-erhaltenen Gebäude des ehemaligen Benedictiner-Nonnenklosters, ebenfalls in anmuthiger und fruchtbarer Umgebung, wogegen auf der Nordseite das freundliche Schloß mit seinen weitläuftigen Nebengebäuden und seinem großen Obstgarten hervorblickt, und durch eine weite, fruchtbare Fläche schweift das Auge über die nur von wenigen Eichen- und Buchenhölzern getrennten Dörfer Groß- und Klein-Mehlra, Mehrstädt, Urbach, Toba, Immenroda, Schernberg, nebst der Hainleite und dem Possenthurm. Den in grauer Nebelferne liegenden Hintergrund endlich bildet das Harzgebirge mit seinem sechs Meilen entfernten Brocken, während gegen Osten und Süden der Blick auf eine geringere Anzahl von Gegenständen beschränkt ist, indem er nach Ueberschauung einer kleinen, fruchtbaren Fläche auf dem Thüringer Walde ruhet, über welchen der fünf Meilen weit entfernte Inselsberg herüber schimmert.

Was uns in der Gegenwart angenehm und erfreulich anspricht, für dessen Vergangenheit ist auch unser lebhaftes Interesse bald angeregt; so ergeht es uns auch mit Schlotheim in Bezug auf seinen früheren Zustand und seine Geschichte. —

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Höhen um Schlotheim in der frühesten Zeit, gleich unsrem ganzen Thüringerlande, größtentheils mit undurchdringlichen Waldungen bedeckt waren, in denen wohl Bären und Wölfe hausen mochten, worauf noch jetzt die Benennungen eines Holzes — das Bärenthal — und einer Grube — die Wolfsgrube — hinzudeuten scheinen. Ueber die Zeit des Anbaues ist zwar, wie über den der meisten unserer Ortschaften, ein schwer zu lichtendes Dunkel verbreitet, doch läßt sich mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß sich auch Schlotheims Ursprung, wie der aller Orte, welche in unsrem Vaterlande bald nach Einführung des Christenthums in der Geschichte genannt werden, bis in das Heidenthum verliert; da es besonders glaubwürdig ist, daß diejenigen Stellen, wo frühzeitig Kirchen und Klöster angelegt wurden, auch schon in der heidnischen Zeit zahlreich bewohnt waren. Ueberdies soll auf eben bezeichneter Höhe frühe schon ein Königshof oder Palatium gelegen haben. Diese Behauptung erscheint um so glaubwürdiger, weil außer den noch vorhandenen Spuren eines Wallgrabens und dem schon erwähnten Königsholze, in einem Verzeichnisse aus dem Jahre 874 von verschiedenen Städten und Dörfern dieser Gegend, in welchen König Ludwig dem Kloster Fulda den Zehenten bestätigt, auch unser Schlotheim als villa regia genannt wird, welche im Thüringer Gau in der Germarmark lag. — Dieselbe Villa wurde auch hundert Jahre später (977) von Otto II. zu seinem und seiner Gemahlin Seelenheil

demselben Kloster geschenkt. Von diesem Zeitpunkte an herrscht ein beharrliches Schweigen über Schlotheims Geschichte, bis dasselbe erst im zwölften Jahrhundert durch die Erwähnung seiner Besitzer, der Herren von Schlotheim, unterbrochen wird. — Der Raum dieser Blätter gestattet keine speciellen Nachweisungen über dieses in vieler Beziehung ausgezeichnete altadlige Geschlecht, von welchem hier nur erwähnt sein mag: daß sich die Herren von Schlotheim und Truchsesse der Landgrafen von Thüringen, unter dem Adel dieses Landes, theils durch ihren oft bewährten ritterlichen Muth und Tapferkeit, theils durch die weisen gemeinnützigen Anordnungen in ihren Besitzungen, rühmlichst auszeichneten. Schlotheim verdankt ihnen seine bürgerliche Verfassung und seine gänzliche Umwandlung in eine Veste. Auch gründeten sie zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, mit Bewilligung des Klosters zu Mühlhausen, das schon erwähnte Nonnenkloster, welches der Papst Clemens V. kurz nachher bestätigte und besonders in Schutz nahm. Es bestand dies Kloster aus großen ansehnlichen Gebäuden, welche mit mehreren Thürmen geziert waren und hatte ausgebreitete Besitzungen an Waldungen und Ländereien, deren viele jedoch ziemlich entfernt lagen; auch bezog das Kloster aus verschiedenen Ortschaften über siebzehn Tausend Scheffel Zinsen.

Jene unheimliche Zeitperiode, zu welcher in Thüringen nur der Stärkere Meister war; wo ohne begründete Ursachen, ohne große Rüstung und Kriegserklärung ein Ritter in des andern Gebiet einbrach, wo Vasallen gegen ihre Lehnsherren fochten, Schirmvögte Diejenigen beraubten, welchen sie Schutz angelobt hatten, wo Brüder gegen Brüder, Söhne gegen Väter kämpften, ging auch an Schlotheim und seinen Besitzern und Bewohnern nichts weniger als spurlos vorüber. Besonders verhängnißvoll war die Zeit, wo es zwischen Albrecht dem Entarteten und seinen Söhnen zu offener Fehde kam und in welcher mancher Bewohner Thüringens Gut und Leben verlor. Auch den Herren von Schlotheim wiederfuhr das Erstere, in Folge zu großer Liebe und Anhänglichkeit an die Söhne Albrechts. — Auf einem Streifzuge gegen seinen Vater machte Friedrich mit der gebissenen Wange dessen ersten Rath Christian, einen deutschen Ordensherrn, zum Gefangenen (1281) und hielt ihn auf der Veste Schlotheim im Gewahrsam, bis er sich mit dreihundert Mark Silber auslöste. — Es war dies ohne Zweifel jener deutsche Ordensherr, auch Bischof von Samland in Preußen, Christian, welcher in der Blasii-Kirche zu Mühlhausen begraben liegt, um welche Stadt er sich verdient gemacht hatte, indem er den Kaiser Rudolph auf dem Reichstage zu Erfurt (1295) wieder mit derselben aussöhnte, welcher wegen Zerstörung des Ganerbenschlosses auf der Burg in Zorn gegen sie entbrannt war. — Albrecht, hierdurch auf's Höchste gereizt, zog gegen Schlotheims Mauern heran, erstürmte die Stadt, nahm die Besitzer der Burg gefangen und beraubte sie ihres Eigenthums und ihrer Würden. —

Nur das Schloß Almenhausen bekamen die Herren von Schlotheim nach ihrer Befreiung von Friedrich zurück und soll der Name Almenhausen von der Aeußerung des aus Schlotheim vertriebenen Besitzers bei seiner Ankunft daselbst: „Dies ist nun all mein Haus!" seinen Ursprung haben. — Die übrigen Besitzungen derer von Schlotheim fielen den Grafen von Hohenstein zu. Die blutigen Früchte aber, welche aus dem Samen des unvertilgbaren Hasses Albrechts gegen seine Söhne emporwuchsen und nur Elend und Gräuel über ganz Thüringen verbreiteten, blieben nicht aus. Als Albrecht nach so manchem vergeblichen Versuch, die Hoffnung, seinem Liebling Apitz die Herrschaft über Thüringen zu erwerben, aufgeben mußte, verkaufte er seinen Antheil an diesem Lande an den König Adolph von Nassau für 12,000 Mark Silber, welcher nun die Lehnsleute und Städte zur Huldigung aufforderte, die sich jedoch standhaft weigerten, ihn bei Lebzeiten der jungen Fürsten anzuerkennen. Da drang er mit einem starken beutelustigen Heere (1294) in Thüringen ein, um die Huldigung zu erzwingen, erschien, nachdem seine Lanzknechte am Harze bereits die ärgsten Gräuelthaten verübt hatten, auch vor Schlotheim, eroberte die Stadt, und verwüstete sie auf's Furchtbarste. — Die Kirche wurde von dem zügellosen Haufen geplündert, das Kloster ausgeraubt, die Nonnen und Jungfrauen geschändet, die Unbewehrten getödtet, Vieh und Geräthe fortgeschleppt und die Stadt zum größten Theil niedergebrannt. Ob auch die Burg Schlotheim bei dieser Gelegenheit zerstört ward, ist nicht mit Gewißheit anzunehmen. Gewiß aber ist, daß Schlotheims Bürger durch diese Ereignisse auf viele Jahre in die beklagenswertheste Lage geriethen. Sie verzagten jedoch nicht, und bald leuchtete ihnen durch die Nacht des Jammers ein freundlicher Hoffnungsstrahl.

Die Grafen von Schwarzburg, welche dies Gebiet kaufweise von den Grafen von Hohnstein an sich brachten, baueten Schlotheim 1339 völlig wieder auf, halfen den Nothleidenden und umgaben die Stadt mit einer neuen Mauer, so daß der Wohlstand derselben bald wieder auf die vorige Stufe stieg. — Als im folgenden Jahre den Grafen von Schwarzburg von den Beichlingern Frankenhausen verkauft wurde, gaben sie Schlotheim bis zur völligen Abzahlung der Kaufsumme, für 2200 Mark Silber, zum Pfande, — Graf Günther versetzte es zum Besten seines Sohnes, des Erzbischofs von Magdeburg, 1416 an Otto von Ebeleben für 350 Mark Silber, und 1424 verkaufte Graf Heinrich Schlotheim auf Wiederkauf für 1000 Mark Silber an seinen Rath Friedrich von Hopfgarten. — Das altadlige Geschlecht derer von Hopfgarten soll aus Ungarn mit der heiligen Elisabeth, Tochter des Königs Andreas und Gemahlin des Landgrafen Ludwig des Heiligen, gekommen sein, und sein zwischen Weimar und Erfurt gelegenes Stammschloß Hopfgarten wurde 1303 nach siebenwöchentlicher Belagerung von Albrecht und den Erfurtern zerstört; und da die Fa-

milie, trotz aller Bemühungen, nie wieder zu diesen ihren Besitzthum gelangen konnte, so erhielt sie in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts von den Grafen Heinrich und Günther von Schwarzburg, Schlotheim mit den dazu gehörigen Dörfern und Gütern als Lehn. — Auch für die überaus interessanten geschichtlichen Nachweisungen dieses noch immer frisch fortblühenden Geschlechts reicht leider der Raum dieser Blätter nicht aus, und wir heben zu seinem verdienten Ruhme nur heraus, daß Schlotheims Wohlstand, seit es Besitzthum der Herren von Hopfgarten ist, sich immer mehr hob, indem sie ihren Bürgern und Unterthanen in jeder Gefahr und in jedem Ungemach, welches die verhängnißvolle Zeit herbei führte, stets rettend und hilfreich zur Seite standen und durch Wohlthaten und milde Unterstützung der Bedrängten, überall und zu jeder Zeit bemüht waren, der Noth und dem Elend Grenzen zu setzen.

Unter die harten Prüfungen, welche nebst den meisten Orten Thüringens, auch Schlotheim zu bestehen hatte, ja welche es mehr als viele andere Orte betrafen, gehören vorzüglich die Ereignisse jener Schreckenszeit, in welcher sich, mitten im Genuß der so lange ersehnten Freiheit von der Gewalt des Pabstes und seiner entarteten Diener, die Kurzsichtigen von mißvergnügten Schwärmern irre leiten und bis zur Raserei gegen obrigkeitliche Einrichtungen und Gesetze verführen ließen; ich meine die Ereignisse, welche, besonders in Thüringen, im Jahre 1525 zu ihrem schrecklichsten Ausbruche kamen, aber auch in demselben, wie Alles zu hoch Gespannte, ihr Endziel fanden. — Der durch Thomas Münzer bis zur furchtbarsten Gluth angeschürte Aufstand ist allgemein bekannt, so wie die Schandthaten, welche er und seine Schreckensrotte verübten. — Von Kloster zu Kloster, von Edelhof zu Edelhof, von Ort zu Ort zogen die wüthenden Schaaren, Raub, Mord und Verwüstung verbreitend; kein Stand, kein Geschlecht, kein Alter, blieb von den tollen Haufen verschont; sie kühlten ihren Grimm im Blute der Mönche, Nonnen und Edelleute. — Wenig Tage vor der entscheidenden Schlacht bei Frankenhausen (15. Mai 1525) kam diese zügellose Bande auch vor Schlotheim, beraubte das Kloster, drang in die Stadt erstürmte das Schloß und plünderte es völlig aus. Selbst die im Kindbett liegende Gemahlin Rudolphs von Hopfgarten mißhandelten die Wüthriche auf die unmenschlichste Weise. Doch das Maaß ihrer Gräuel war voll und bei Frankenhausen erreichte sie die gerechte Strafe. Thomas Münzer selbst wurde auf dem Transport als Gefangener nach Mühlhausen, vier Tage zu Schlotheim in Gewahrsam gehalten, während der Herzog Georg von Sachsen, Herzog Heinrich von Braunschweig, Landgraf Philip von Hessen und Churfürst Johann von Sachsen, auf ihrem Zuge nach Mühlhausen daselbst Rasttag hielten. —

Die glücklichen Verhältnisse der Einwohner von Schlotheim waren zwar durch diese Schreckensereignisse bedeutend zerrüttet. Arbeitsamkeit und Häuslichkeit jedoch, halfen die schmerzlich erlitte-

nen Verluste einigermaßen ausgleichen; aber die Armen ahneten nicht, daß noch ein größeres neues Unglück ihren Muth auf die Probe stellen wollte; aller Segen ihres Fleißes wurde am 17. April 1547 der Raub einer verheerenden Feuersbrunst, welche im Verlauf einer Stunde dergestalt um sich griff, daß die ganze Stadt, nebst Kirche, Schloß und Kloster von dem furchtbaren Elemente vernichtet und mehrere Menschen unter den Trümmern begraben wurden. — Doch auch dies Unglück fand in den von allen Seiten zuströmenden Hilfsquellen seine Milderung und Ausgleichung; die Stadt wurde schnell wieder aufgebaut, wobei die Häuser nicht nur ein weit freundlicheres Aeußere, sondern auch an Zahl bedeutend gewannen, und die Ergiebigkeit der wohl angebaueten Fluren half nicht nur zu dem nothdürftigen Auskommen, sondern auch zu dem Wiederemporkommen des Wohlstandes. Letzterer wurde noch vermehrt, durch den immer günstigen Verkauf selbstverfertigter Gewerberzeugnisse auf den jährlich gehaltenen acht Kram- und sechs Roßmärkten, welche, besonders als eine Haupt-Nahrungsquelle für Schlotheim in jener Zeit anzusehen sind; weil während derselben, außer der hier zusammenströmenden großen Volksmenge, auch viele Personen von hohem Range zugegen waren, und die Gasthöfe nur den kleinsten Theil der Fremden aufnehmen konnten, so stand es jedem Bürger frei, Gastgerechtigkeit zu üben, welche Gewohnheit sich — so viel uns bekannt — bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Trafen auch Schlotheim nicht speciell alle Geißeln des Elends und der Schrecken, welche der dreißigjährige, siebenjährige, so wie die neueren Kriege über Deutschland verbreiteten, so zogen sie doch keineswegs unbewerkt an ihm vorüber, Alles aber half der feste, kräftige Sinn seiner Bewohner ertragen und ihre unermüdete Lebensthätigkeit ausgleichen, während die umsichtige, milde und kräftige Obhut seiner Schutzherrn unter der Aegide einer landesväterlich gesinnten Regierung den segenreichsten Einfluß übten. Und so sehen wir das freundliche Bild, welches wir im Eingange dieser Schilderung von Schlotheim der Wahrheit getreu aufstellten, unter dem Walten eines langen, heilbringenden Friedens, in dem löblichen, biedren Sinn seiner Bewohner und in ihrem Festhalten an dem Guten, mitten in den theilweisen Entartungen der Gegenwart, auch in seinem Innern sich bewähren und immer dauernder gestalten, und es bedarf daher keiner weiteren zergliederten Darstellung seines gegenwärtigen Zustandes, von welchem sich nur das Lobenswertheste berichten und die erfreulichste Hoffnung für eine befriedigende, segenreiche Zukunft ahnehmen läßt.

Friedrich von Sydow.

Bad Liebenſtein

(im Herzogthum Meiningen).

Ich war krank. Vergebens hatte ich in den Armen der Allöopathie und Homöopathie die erſehnte Geneſung geſucht. Da ſchickten mich die Aerzte in's Bad, der Eine nach Kiſſingen, der Andere nach Kreuznach, der Dritte nach Wiesbaden. Und ich erkannte, daß ihr Wiſſen Stückwerk ſei, und wählte nun auf eigene Hand. Da führte mich die Dankbarkeit *) nach Liebenſtein. Kennſt du das traute Dörfchen? Es ruhet in dem Schooße eines ſtillen Thales zwiſchen den Städten Eiſenach und Meiningen. In einem reizenden Halbkreis, von duftigen Wieſen umgrünt und waldigen Höhen umragt, grüßen die ſchmucken Häuſer (etwa 130 an der Zahl mit 800 Einwohnern) gar freundlich dir entgegen. Das anmuthige Idyll des Thüringer Waldgebirges ſcheint ſich hier zu einem romantiſchen Gemälde geſtaltet zu haben, welches unwillkürlich Herz und Auge feſſelt. Darum iſt Liebenſtein mit Recht die Perle des Thüringer Waldes genannt worden, und tauſend Wanderer durchziehen jährlich das reizende Thal und ſchwelgen an dem Buſen einer wunderherrlichen Natur. Aber auch die Menſchen, die hier wohnen, ſind freundlich und gut. Sie nähren ſich theils vom Ackerbau, theils von den mannichfaltigſten Gewerben, theils von den Gäſten, die das Bad beſuchen und den Fremden, die den ganzen Sommer hindurch die reizende Gegend durchziehen. Belebte Kunſtſtraßen verbinden den Ort mit kleinern und größeren Städten, und der regelmäßige Poſtenumlauf bietet zum täglichen

*) Im Jahre 1841 war meine Frau in der Kaltwaſſerheilanſtalt zu Liebenſtein von ſchweren Leiden befreiet worden.

Verkehre auch mit der entlegensten Ferne die Hand. Vor rauhen Nord- und Ostwinden geschützt, steht das Thal nur gegen Westen offen; die klimatischen Verhältnisse sind so günstig, wie sie in Gebirgslandschaften nur irgend gesucht werden mögen. Der Naturforscher aber findet in Liebensteins Umgebungen reiche und seltene Schätze. Darum hat man das traute Liebenstein nicht selten mit dem heiteren Baden-Baden verglichen; und wer die Annehmlichkeiten eines städtischen Comforts mit den süßen Freuden ländlichen Stilllebens zu verschmelzen, wer einfacher und billiger, aber darum nicht minder angenehm und fast noch glücklicher zu leben wünscht, weil in kleineren Kreisen zwar nicht die Leidenschaft, aber die Freude am liebsten wohnt, der dürfte sich in Liebenstein noch froher und heimischer fühlen. Eine der romantisch-lieblichsten Gegenden des Thüringer Waldes, auf welche Natur und Kunst das Füllhorn ihrer Reize ausgegossen, öffnet Jedem die Arme, daß er Monden lang in neuen, seligen Genüssen schwelgt; das gesellige Leben, traulich und zwanglos, bietet in Scherz und Ernst gar manche holde Blüthe und gar manche schöne Frucht; Wohnungen und Badeanstalten, eben so freundlich als zweckmäßig; die Preise in den Grenzen billiger Tare sich bewegend; die Sorgfalt, womit die wackeren Aerzte nicht blos das Vergnügen, sondern mehr noch die Genesung ihrer Gäste überwachen und leiten; das unablässige Zuströmen zahlloser Reisenden, welche das schlichte Dorf zu einem reichbelebten Theater gestalten; die anerkannte Heilkräftigkeit der hiesigen Quellen, die schon so manche welkende Blüthe der Gesundheit und des Lebensmuthes wieder erfrischt und gekräftigt haben; der hohe Kunstgenuß, welchen die tägliche Concertmusik beut: das Alles dürfte Liebenstein zu einem Bade hohen Ranges erheben, — wenn es sich durch unedle Künste emporschwingen wollte, und wenn es nicht im Laufe der Zeit zu einer alten Jungfer geworden wäre, deren stillen Reiz die leidige Mode nicht anerkennen will. Indessen haben die letzten Jahre der schönen Hoffnung Raum gegeben, daß die Jungfrau sich als junge Frau die ihr gebührende Anerkennung allgemach wieder sichern dürfte. Denn durch die im Jahre 1840 erfolgte Vermählung der Kaltwasserheilanstalt mit dem Mineralbade ist Liebenstein wieder ungleich frequenter geworden, und während vor mehreren Jahren die Kurliste nur noch 14 wirkliche Badegäste zählte, so ist die Zahl derselben jetzt wieder über 100 gestiegen; ja, es hat sogar die verwittwete Königin von England, Adelheid, eine geborene Prinzessin von Meiningen, welche die Spiele ihrer Kindheit hier gespielt, es nicht verschmäht, die Kaltwasserkur in Liebenstein zu gebrauchen und während ihres sechswöchentlichen Aufenthaltes den Blüthengarten des dasigen Badelebens mit einer reichen Flora gekrönter und nichtgekrönter Häupter zu schmücken (i. J. 1844).

Ich kam von Eisenach. Der Weg, bergauf bergab, hatte mich ermüdet. Da glaubte ich in dem Schooße eines heiteren Thales

Liebenstein zu erblicken, aber es war erst der Marktflecken Schweina nebst dem Fabrikorte Glücksbrunn. Noch eine kurze, aber steile Anhöhe hinauf, und die Burgruine Liebenstein grüßte von ihrem waldigen Bergeshaupte, und ein schmuckes Gebäude*), an dem nördlichen Waldessaum gelagert, überragte das nach Süd-Westen hin offene Thal, und saubere Promenadenwege mit rieselnden Brunnen und einladenden Ruheplätzen durchschlangelten die blumenreichen Wiesen und aus der nördlichen Thalschlucht herauf winkte der betriebsame Flecken Steinbach und im Vordergrunde rieselte ein lustiger Forellenbach (Grumbach genannt) zu dem Dache eines Häuschens hinein und bildet eine gar wohlthuende Douche der Liebensteiner Wasserheilanstalt. Eine gute Chaussee führt nun durch eine schattige Pappelallee in den unteren Theil des Dorfes, welcher sonst, und auch noch jetzt in dem Munde des Volkes, „die Grumbach" heißt, während der obere Theil mit dem charakteristischen Namen „Surborn" (Sauerbrunnen) bezeichnet wird. Der Raum zwischen beiden Dörfern ist durch Promenadenwege und mehr oder minder stattliche Gebäude, die erst in neuern Zeiten aufgeführt worden sind, ausgefüllt. Jetzt erreichen wir die Gegend, wo unter einer offenen 20 Fuß hohen Rotunde die heilkräftige Mineralquelle entspringt. Zur Rechten haben wir das schöne Fürsten-Palais begrüßt, das der Herzogin Ida, der Gemahlin des Herzogs Bernhard von Weimar zu eigen gehört und in welchem diese fürstliche Familie die Sommermonate hindurch in ländlicher Stille zu wohnen pflegt. Es wurde der Herzogin Louise Eleonore von Meiningen im J. 1807 erbaut, und gewährt, nachdem es 1826 erweitert und verschönert worden, mit seiner blumengeschmückten Säulenhalle, mit seinem von Laubgewinde durchflochtenen Balkon und mit der Glaskuppel, durch welche ein kleiner, aber sehr geschmackvoller Rundsaal erleuchtet wird, einen eben so freundlichen, als stattlichen Anblick. Daran grenzt das Theatergebäude, das aber seit einigen Jahren nicht mehr als solches benutzt wird, weil die Kurgäste es vorziehen, statt der gemalten Natur die wirkliche zu schauen. In den vordern Nebenräumen dieses Gebäudes befindet sich ein eleganter Kaufmannsladen, eine herrschaftliche Küche und andere Zimmer, die zu einem Lese- und Billardsaale eingerichtet werden sollen. In dem hinteren Theile dieses Baues sind die Mineralbäder (7 an der Zahl) in kleinen, aber hohen und freundlichen Zellen. In die marmornen Badewannen, die in den Boden,

*) Es ist die Kirche zu Liebenstein, in welcher der Pfarrer von Schweina von 3 zu 3 Sonntagen Gottesdienst hält. Sie ist im modernen Style, aber so leicht erbaut, daß sie bald einem andern noch schmuckeren Gotteshause Platz machen wird, welches unfern der Mineralquelle im gothischen Baustyle errichtet werden soll. Im Innern ist die jetzige Kirche durch ihre fast amphitheatralische Gestalt sehr zweckmäßig eingerichtet und die Herzogsfamilie verschmäht es nicht, fast sonntäglich sich mit der Dorfgemeinde zu erbauen.

der gleichfalls aus Marmor oder von Holz und Backsteinen gefertigt ist, eingesenkt sind, wird das Mineralwasser aus einem 10 Fuß langen eisernen Kasten geführt. Neuerdings ist aber auch die Einrichtung getroffen worden, daß in diesen Räumen Sitz-, Douche- und Regenbäder genommen werden können, sowie denn überhaupt die mannichfachen Anwendungsarten des Wassers, welche Priesnitz zu Tage gefördert, allgemach und mit Recht auch von den Mineralbädern adoptirt werden. Dem Fürstenhause gegenüber und also zur Linken der Chaussee, stolzirte ein meiningischer Jäger in recht stattlicher Uniform vor einem langen Gebäude auf und ab. Das ist der sogenannte „lange Bau," den im J. 1844 die Königin von England mit ihrem Gefolge bewohnte. In frühern Zeiten soll dieses Haus ein Pferdestall gewesen sein; nachdem aber später die geräumigen Stallungen und Remisen hinter dasselbe verlegt worden, so ist es jetzt zu Wohnungen für Badegäste eingerichtet. Es zählt 22 Zimmer, die elegantesten, die Liebenstein bietet. Für jedes derselben zahlt man eine wöchentliche Miethe von 4 bis 6 Gulden. Vor dem langen Bau, der auf einer Terrasse steht, zieht sich ein doppelter Promenadenweg hin, der mit Blumenboskets und Rasenwänden geschmückt ist; hinter demselben aber ist, statt der früheren Kloake, im J. 1844 ein zierliches Gärtchen im Roccoco-Geschmack des Fürsten Muskau angelegt.

Wenden wir uns nun dem freundlichen Platze zu, auf welchem das Brunnenhaus steht, so fesselt ein gar liebliches Bild unsere überraschten Blicke. Das Brunnenhaus selbst, das im J. 1816 erbaut worden ist und auf einer Colonade von 12 Säulen ruht und durch eine Glaskuppel das nöthige Licht empfängt, birgt in seinem 11 Fuß tiefen und 20 Fuß im Durchmesser haltenden Bassin, in das eine Steintreppe (deren früheres Eisengeländer gestohlen und durch ein hölzernes ersetzt worden ist) hinabführt, die Mineralquelle, die mit einem eisernen Gitter verschlossen ist, doch so, daß die Bewohner des Dorfes, welche dieses Wasser fast zu ihrem einzigen Getränke wählen, mit einer eisernen Kelle stets daraus schöpfen können. Vor unsern Blicken aber sprudelt eine lustige Fontaine aus einem klaren Wasserbassin, in welchem die Forellen spielen, die der Wirth für seine Tafel hier bewahrt. Zur Rechten aber steht das Postgebäude (und der Posthalter ist zugleich Hofgärtner, Bad-Cassirer u. dergl. mehr), das mit seinem alterthümlichen und fast unsauberen Gewande dem schönen Platze nicht eben zur Zierde gereicht. Ein saftgrünes Bowlinggreen, von einem lebendigen Zaune umfriedigt und mit Blumenbosquets geschmückt, lehnet an der sanften Anhöhe, auf welcher das Kurhaus thront. Um den Rasengarten herum führen zwei breite Sandwege auf die, mit einem Eisengeländer, unter welchem das klare Bergwasser in eine große Eisenwanne sprudelt, verwahrte Terrasse, die von majestätischen Kastanien und Linden überschattet ist und mit ihren Tischen und Ruhebänken, insbesondere an warmen Sommer-

tagen, einen gar reizenden und trauten Aufenthalt gewährt. Hier entfaltet die Herzogl. Hofkapelle in den Morgen- und Nachmittagsstunden, wo zahlreiche Gäste in dem Schatten der Bäume sich sammeln, ihre Töne, und wenn es Abend geworden ist, da flüstert Hans und Grethe in dem traulichen Dunkel und die Fontaine plätschert dazu ihr einförmiges Lied.

Das Kurgasthaus mit seinen drei Etagen und mit seiner langen Fronte, war ehedem die Wohnung der Familie von Fischern, deren Name noch heutiges Tages in dem Meiningischen Lande einen guten Klang hat; denn ein Forstmeister von Fischern, der zu Liebenstein wohnt, ist gegenwärtig Herzogl. Bad-Director. In den Jahren 1801 bis 1804 wurde jedoch dies ehemalige „Schloß," wie es noch heute in dem Munde des Volkes heißt, vergrößert und verschönert und bietet jetzt den Badegästen über 60 Zimmer, die incl. der Meubels und Betten um den sehr billigen Preis von 2 bis 5 Gulden für die Woche vermiethet werden. Und dieser Preis wird für diejenigen, welche sich länger als vier Wochen hier aufhalten, noch um ein Viertheil ermäßigt. Die freundlichsten Zimmer des Hauses, mit einem offenen Blick auf den Vorplatz und in das ferne von den Vorgebirgen der Rhön umgrenzte Werrathal, sind in der mittlern Etage Nr. 25, 40, 41 und 42, in der obern Nr. 49, 50, 51, 69, 70 und 72.

Die mittlern Zimmer des Hauses, obschon am geräumigsten und schönsten, sind durch Baumschatten verdüstert und behagen nur an heißen und sonnigen Tagen. Der jetzige Gastwirth und Inspector Müller empfing mich mit einer so höflichen Zuvorkommenheit und mit einem so freundlichen Anstande, daß ich ihm und seiner Wirthschaft alsbald gewogen ward. Diese Wirthschaft, ihm verpachtet, steht unter Controle der Bad-Direction, und das ganze Inventarium des Hauses gehört dem Herzoge, welcher das Vergnügen hat, zur Aufrechthaltung des Bades alljährlich 2 bis 3000 Gulden aus seiner Kasse zu verabreichen. Man hatte mich gewarnt, nach Liebenstein zu gehn, weil es allda zu theuer sei; allein das ist ein Vorurtheil, das sich aus einer früheren Zeit in die Gegenwart herüber vererbt hat: denn ein billiger Tarif, der zur steten Einsicht der Gäste vorliegt, schützt vor jeder möglichen Prellerei, die ohnedies nicht im Charakter des jetzigen Wirthes liegt. Darum rathen wir Jedem, der es ermöglichen kann, nicht sowohl im Dorfe, als vielmehr im Kurhause zu wohnen. Hier lebt er nicht nur den Badeanstalten am nächsten und fast unter steter Obhut der Aerzte, sondern er ist auch damit in die geselligen Kreise der Gäste alsbald eingeführt und in dem Kurhause wohl am besten versorgt und aufgehoben. Die Theilnahme an der gemeinschaftlichen Mittagstafel, die reichlich bestellt ist, kostet 36 Xr., und für Nichtkurgäste 48 Xr. bis 1 fl. Und obwohl der Wirth und der Koch erst geboren werden soll, der es Allen recht macht, so habe ich mich doch an der Table d'hôte zu Liebenstein fast immer wohl gefühlt; und

wenn es mir auch zuweilen in dem schmucken aber düstern Speisesaale allzufrostig ward, und wenn die Bedienung, und insbesondere die Höflichkeit der Herren Kellner, auch Manches zu wünschen übrig ließ, so tröstete ich mich mit den alten Spruch der Weisheit, daß unter dem Monde Nichts vollkommen sei.

Geht man durch das Gasthaus hindurch, so führen hölzerne Stufen zwischen einem Rasenraine hinauf in den geräumigen Kursaal, der, im Jahre 1805 erbaut, bei zahlreichem Besuche zum Speise-, und bei etwaiger Tanzlust, die sich jedoch nur selten nach Liebenstein zu verirren pflegt, zum Ballsaale dient. Er ist mit fünf Kronleuchtern geschmückt und so umfangreich, daß er bei ungünstiger Witterung, die nicht selten zur Tagesordnung wird, als Promenadenweg benutzt wird. Daran schließt sich ein freundliches Conversations-Zimmer, das in den Nachmittagsstunden die gesprächige Damenwelt um Kaffee- und Theetisch vereint. Vor demselben sprudelt ein Brunnen, daran die Kaltwassergäste ihren Tantalus-Durst zu löschen pflegen. Dieser Brunnen speist zugleich die nahe Douche, die in Gestalt eines chinesischen Tempels erbaut ist und mit einem Wasserstrahl von 500 Fuß Druckhöhe die armen Patienten peitscht. Wenden wir uns aber nach Osten, so treten wir alsbald in eine prachtvolle Riesenlaube, die von amphitheatralisch ansteigenden Felswänden umschlossen ist und an sonnigen Tagen — wenn sie nur nicht so selten wären! — sich zum romantisch-idyllischen Speisesaale gestaltet. Majestätische Linden und Buchen, die zum Theil aus dem wohlgeebneten Raume, wo sich fast immer eine heitere Gesellschaft ergeht, zum Theil aus den künstlich ummauerten Bergwänden hervorwachsen, wölben sich zum luftig grünen Dache, das nur in heitern Abendstunden von den magischen Streiflichtern der sinkenden Sonne durchspielt wird. Zuweilen, namentlich an demjenigen Sonntage, welcher dem 11. August*) zunächst grenzt, wird der Erdfall, wie diese reizende Stätte heißt, mit zahllosen Lampen erleuchtet, die das wundervolle Stein- und Laubgewölbe zu einem Feentempel gestalten, der an Pracht und Zauber selbst im Reiche der Poesie seinesgleichen sucht. Da tönet eine süße Harmoniemusik aus dem Felsgeklüfte hervor und aus den Baumwipfeln hernieder funkeln die Lichter wie magische Sterne, und in den Mauernischen lagern zahllose Gestalten in grotesker Beleuchtung und des Bächleins Gemurmel, das den Erdfall durchrieselt, verstummet vor dem fröhlichen Gesumme der Menge, die sich in solch festlicher Stunde in diesem Naturpalaste zusammendrängt. Die Hinterwand des Erdfalles aber ist zerklüftet und aus der Grotte, die sich dort gebildet, strömt

*) Der 11. August war der Geburtstag der hochverehrten Mutter des jetzigen Herzogs von Meiningen und wird seit langen Jahren, und noch jetzt, als „Brunnenfest" hoch gefeiert.

ein kühler Quell, und hoch darüber hat sich eine Erdbrücke gewölbt, die nur noch von den Wurzeln einer kräftigen Buche gehalten zu werden scheint. Felsenstufen führen in den düstern Bergesschooß hinein; bis auf 60 Schritte dringt der kühne Wanderer bald durch enge Klüftungen, bald durch stattliche Säle in das durchhöhlte Gestein (Raukalk). Doch ist diese Wanderung, seitdem einige Felsblöcke herniedergestürzt sind, so gefahrvoll geworden, daß sie kaum noch von wagehalsigen Studenten hin und wieder versucht wird. Neben dem Erdfalle läuft ein geräumiger Felsenkeller tief in den Berg hinein und das Bier, das dort lagert, wird von nahen und fernen Gästen — nur den Kurgästen ist dieser Genuß versagt — gar hoch gerühmt.

Steigen wir nun die wenigen Stufen hinan, die unsern des Felsenkellers aus dem düstern Erdfall in die lichte Höhe führen, so begegnet unsern Blicken ein reizendes Bild. Ein schmuckes Häuschen mit vorspringendem Dache birgt den Eiskeller, in welchem die Vorräthe des Wirthes eine geschützte Stätte finden; dahinter ist ein lauschiges Plätzchen in den Felsen gehauen und von Baumgrün umschirmt. Bis an den Saum des Waldes schlängeln sich saubere Promenadenwege um Rasenterrassen und Blumenbosquets, und zur Seite ist eine Kegelbahn in den Berg hinein gearbeitet, die ursprünglich den Badegästen bestimmt war, aber jetzt, seitdem sie dem Bierwirthe vermiethet ist, fast nur noch von Biergästen benutzt wird. Hoch über derselben rundet sich ein freier Raum, mit einem Geländer umgränzt, den des Volkes sinnige Sprache den „hellen Blick" getauft. Eine anmuthige Fernsicht in das zu Füßen ruhende Dorf und weiter hinaus über wogende Wälder und Felder bis in das Werrathal und zu den Bergeshäuptern des Bleß, des Baier und des Dechs verschließt sich hier den schwelgenden Blicken. Weiter hinauf leitet durch Waldesschatten der Weg zu einem freien Raume, der zum Spiel- und Turnplatze erkoren ward; aber neuerdings scheint Spiel und Tanz in Liebenstein vorbei zu sein und die Turngeräthe vermodern, und der schöne Wille, der den Platz geebnet hat, ist eben nur — Wille geblieben, und der Wanderer verfolgt unaufgehalten den Weg, der in Zickzackwindungen zur Burgruine führt.

Das sind die Räumlichkeiten und die nächsten Umgebungen des Badeortes Liebenstein; denn nach andern Seiten hin ist derselbe von üppigen Wiesen, fruchtbaren Aeckern und anmuthigen Waldungen umkränzt. Wie sich's nun als Badegast in diesen Räumen lebt? — Darüber wäre Manches zu sagen, aber — Schweigen ist auch eine Antwort! Wer ein ländliches Stillleben sucht und einzig und allein in der Umarmung des Wassers und in dem Schooße einer herrlichen Natur Befriedigung findet, der wird sich hier gefallen, wenn nicht etwa, statt des milden Klimas, das die Bücher dem hiesigen Aufenthalte nachrühmen, vielleicht wochenlang der Himmel nur auf kurze Stunden ein heiteres Antlitz zeigt und ein rauher Gebirgs-

wind ſelbſt in den Hundstagen Hände und Naſen erſtarren macht. Wer dagegen eine heitere Geſelligkeit liebt und die wenigen Badegäſte zu einer trauten Familie vereinigt wähnt, der dürfte ſich nur allzubald in ſeinen angenehmen Hoffnungen bitter getäuſcht fühlen. Zwar ſchließen ſich auch hier verwandte Seelen an verwandte und es knüpft ſich mancher Freundſchaftsbund, den freilich oft der Abſchied ſchon zerreißt; aber ein freies und fröhliches Leben, wie insbeſondere die Waſſerheilanſtalten ſolches bieten und auch bieten ſollten, weil Luſt und Schmerz der Waſſerkur doch wohl durch Luſt und Scherz erträglicher geſtaltet werden mag, entfaltet ſich in Liebenſtein nur ſelten. Ich habe 3 Monate daſelbſt gelebt und gebadet, und manche ſchöne Stunde wird auf lange Zeit mir die Erinnerung bewahren; ich bin der Waſſerheilmethode großen Dank ſchuldig geworden, weil ſie, wenn auch nicht mich ſelbſt, doch meine Lieben von ſchwerem Leid befreite: daß ich aber freilich nicht vergeſſen konnte, ich ſei der Schulruthe entwachſen, daß ich mich in das Cliquenweſen nicht hineinfinden konnte, das ſich in der kleinen Geſellſchaft bildete, daß ich mich nicht zum Courſchneiden herabwürdigen mochte, worin Manche ihren Stolz und ihre Freude finden, daß ich bei dem Mangel faſt aller Zerſtreuungsmittel oft von der kurwidrigſten Langeweile beſchlichen ward und mich mit dem trüben Himmel und dem ewigen Einerlei des Wettergeſchwätzes nicht befreunden konnte, — — Das iſt es geweſen, was mir das Badeleben, das ſo Viele als ein Eldorado ihrer Wünſche erſehnen, nicht ſelten zu einem faſt klöſterlichen geſtaltet hat, deſſen Feſſeln ich zuletzt, im heißen Verlangen nach der friſchen und freien Luft meiner Heimath, durchbrach. Denn wenn der Himmel nicht lächelt, ſo möchte der Liebenſteiner Badegaſt weinen. Zwar ſtehet ein Theatergebäude da, aber es iſt der komiſchen und ernſten Muſe ſchon ſeit Jahren verſchloſſen; zwar iſt auch hier ein grüner Tiſch gedeckt und empfängt ſeine Opfer, aber Roulette und Faro, ja ſelbſt das unſchuldige Whiſt und Solo iſt den Badegäſten unterſagt; zwar gibt es Bier und Weinkeller, darin man ſich letzen könnte, aber Bachus verträgt ſich nicht mit den Najaden; zwar iſt die Wirthstafel gut und reichlich beſtellt, aber viele der armen Waſſergäſte ſind auf Entziehungsdiät geſetzt; zwar rühmt der gedruckte Proſpectus der Kaltwaſſerheilanſtalt „daß für Zerſtreuungen und Vergnügungen von Seiten der Anſtalt jedmögliche Sorge getragen ſei, z. B. durch einen gymnaſtiſchen Apparat, durch Kegelbahn, Billard, Zeitſchriften, Aufſtellung eines Flügels und viele andere derartige Vorkehrungen und Veranſtaltungen", — aber der gymnaſtiſche Apparat und das Billard ſind nicht aufgeſtellt, die Kegelbahn iſt nicht überbaut und ohnedies von Biergäſten aus allerlei Volk faſt immer in Beſchlag genommen, ein Flügel ſoll in beſſeren Zeiten der Badegeſellſchaft zu Dienſten geweſen ſein, die Zeitſchriften bleiben, obwohl die Allgemeine Augsburger von der Direction gehalten wird, fromme Wünſche, die neuerdings der Inſpector Müller einigermaßen zu befriedigen ſucht und „andere derartige Vorkehrun-

gen und Veranstaltungen" sind mir während meines zwölfwöchentlichen Aufenthaltes in Liebenstein nicht bekannt geworden. Zwar soll dies Alles besser werden; ich aber schildere Liebenstein, wie es gegenwärtig (1844) ist, und habe leider der Erfahrung nicht entgehen können, daß sich das „Soll" nur langsam zum „Ist" gestaltet. Ich habe sogar gehört, daß eine Hausordnung an die Badegäste ausgegeben und daß ein fortlaufendes Verzeichniß derselben zu Jedermanns An- und Einsicht gebracht, (bis jetzt lernten sich die Kurgäste nur zufällig und gelegentlich kennen!) ja daß sogar ein Billard und Lesezimmer eingerichtet werden soll, in welchem die Herren ungenirt ihr Pfeifchen rauchen dürfen (während in den jetzigen Räumen, da in der Regel die Damen, die mindestens drei Viertheile der Badegesellschaft bilden, hier das Prävenire spielen, das Tabackrauchen, obwohl nur auf dem Papiere verpönt ist); aber — wann sich das Alles zur Wirklichkeit gestaltet, darüber schweigt die Geschichte. So ist die Zerstreuung der hiesigen Gäste auf ihre mehr oder minder langweilige Conversation, auf musikalische Unterhaltung durch die Herzogl. Hofkapelle, (die in den künftigen Jahren durch die sich heranbildende Dorfmusik möglicherweise ersetzt werden soll,) und durch die Leistungen wandernder Virtuosen, die sich nicht selten vor leeren Stühlen hören lassen, oder auf die Lectüre beschränkt, die der Kaufmann Müller und seine hübsche Frau in ihrem eleganten Etablissement aufgelegt oder auch der Buchhändler Vocke aus Salzungen bietet, der seine Leihbibliothek bis nach Liebenstein verzweigt hat und außer den Parfümerien und Seifen, die er in seinem Cataloge empfiehlt, durch Ritter- und Räuberromane Geschmack und Sitten des Volkes vergiftet. Zwar hatte sich i. J. 1844 aus der Mitte der Kurgäste und durch deren Wahl ein Vergnügungs-Comité gebildet, um das einförmige Badeleben heiterer und mannichfacher zu gestalten und durch kleine Beiträge, die dazu verabreicht wurden gemeinschaftliche Landpartheien, unschuldige Feste und gesellige Spiele anzuordnen oder für eine umfassendere und genügendere Lectüre zu sorgen u. a. m. Aber die Freude dauerte nur kurze Zeit und der Vergnügungsausschuß starb, nachdem er nur 4 Wochen unter Mühen, Sorgen und Verdruß gelebt hatte.

Darum ist es lediglich die herrliche Natur, in deren Schooße Liebenstein ruht, welche das hiesige Badeleben mit eigenthümlichen Reizen schmückt. Sobald daher die Sonne lächelt, eilen wir hinaus in die offenen Arme der Schöpfung und vergessen in dem heimlichen Waldesgrün und auf den lichten Höhen Alles, was dem schönen Badeorte fehlt, und freuen uns nur der Vorzüge, die unser Liebenstein schmücken und die es, als Herzogliche Anstalt, zu einem Bade ersten Ranges gestalten könnte, wenn sich dazu genügende Räumlichkeiten fänden (i. J. 1844 mußten manche Gäste, die weder im Kurhause noch im Dorfe ein behagliches Unterkommen finden konnten, weiter ziehen!) und wenn — — — Alles so wäre, wie es sein könnte und sollte.

Beachten wir nun zuvörderst die **näheren Umgebungen Liebenſtein's**, die von den Badegäſten meiſtentheils **zu Fuße** beſucht und gefunden werden, — welch' ſtille Reize bietet die Natur in reichem Wechſel faſt nach allen Seiten hin, ſo daß ich wochenlang die Wälder und Felder, die Berge und Thäler durchpilgere, ohne von ihrem Zauber überſättigt zu ſein. Liebenſteins Krone aber iſt die **Burgruine**, die von dem Volke nur „der alte Liebenſtein" genannt wird. Auf ſauberen Promenadenwegen wandelſt du wie in einem ſchattigen Parke zur ſteilen Höhe hinan. Hin und wieder laden Bänke zur erſehnten Ruhe, und jeglicher Weg, der von dem deinen abſpringt, führt dich zu demſelben Ziele. Bald haſt du ein trauliches Belvedere erreicht von ſchattigen Buchen umwölbt; Tiſch und Bänke laden zur ſtillen Raſt und über Liebenſtein hinüber ſchweift der Blick bis in das reizende Werrathal und zu den maleriſchen Formen des fernen Gebirges. Das iſt der **Bernhardsplatz**, zu Ehren des jetzigen Herzogs alſo genannt. Du ſchreiteſt weiter und nach kurzer Wanderung ſteheſt du, faſt überraſcht, vor einem Trümmerſchloſſe, das mit kühner Hand auf vorragenden Dohomitfelſen gebaut ward und noch in ſeinen impoſanten Ueberreſten wie der ritterliche Geiſt des Mittelalters auf dich herab grüßt. Die Mauertrümmer ragen mit ihren hohlen Fenſteraugen über die höchſten Wipfel der Bäume. Die innere Burg, in die man auf einer ſpäter erbauten Steintreppe und durch eine kleine Pforte gelangt, welche die Jahreszahl 1554 trägt und die der damalige Beſitzer der Burg, Asmus von Stein über dem auf ebener Erde befindlichen Eingangsthore öffnen ließ, um eine Zugbrücke anzubringen, iſt nur beſchränkt und mit Geſträuch und Bäumen verwachſen. Die alten Ritter mögen für ihre Bankette und Gelage nur eines kleinen Spielraumes bedurft haben. Indeſſen iſt die Burg um deſto höher, und wenn auch durch ſteinerne Wände beſchränkt, ſo war und iſt der Blick aus Fenſter- und Mauernischen um ſo weiter und freier. Insbeſondere grüßt aus dichtem Wälderkranze und aus laufchiger Thalbucht das Dorf Steinbach gar freundlich hervor; und wenn wir durch eine ſüdliche Maueröffnung in die einſtige Kämnade der Burg zu klettern wagen (warum erleichtern nicht einige Stufen dieſen Zugang?) ſo breitet ſich in Nähe und Ferne ein wahrhaft entzückendes Landſchaftsbild vor unſern Blicken aus. Unter der Kämnade iſt ein kleiner Raum gewölbt, der wohl als Küche benutzt worden iſt, aber unſern heutigen Hausfrauen und Köchen wahrlich nicht genügen dürfte. Um den eigentlichen Burgraum haben ſich mehrfache Mauerringe geſchloſſen, die zum Theil noch zu Tage ſtehen und Stallungen, Burghof und Burggraben umfangen haben mögen. Unfern eines einſamen Mauerreſtes pranget eine merkwürdige Buche, deren Aeſte in einander gewachſen ſind und deren Wurzeln wie ein künſtlich geflochtener Fächer an den Berg ſich lehnen. Die Burg Liebenſtein aber gehörte demſelben fränkiſchen Geſchlechte, das auch Altenſtein beſaß. Denn die berühmten Freiherrn von Stein

führten um ihre Wappen herum die Umschrift: **Levi Stein Zum Lienstein.** Im Jahre 1567 aber ward die Burg, weil ihr damaliger Besitzer, Asmus von Stein, als Lehensmann des unglücklichen Herzogs Johann Friedrich von Gotha, in den Grumbach'schen Händeln thätig gewesen war, von dem strengen Kurfürsten August von Sachsen, nach dreimonatlicher Gegenwehr, erstürmt und zerstört. Ein Sohn des treuen Ritters aber, Hermann von Stein, stellte nach einiger Zeit den gemißhandelten Ahnensitz wieder her, bis nach dem Erlöschen des Liebensteiner Adelsgeschlechts (1673) die Burg verlassen und von dem Zahne der Zeit allmählig bis auf die jetzigen Trümmer zernagt ward. Um diese Trümmer aber rauschen die luftigen Gestalten bedeutsamer Sagen, und ich habe aus dem Munde des gläubigen Volkes nicht blos von dem Kinde, das in die Mauern der Burg lebendig vergraben sei, um sie nach dem Wahne der mittelalterlichen Zeit vor frecher Zerstörung zu schützen, sondern auch gar manche wunderliche Geschichte gehört, von denen ich nur folgende in kurzen Umrissen wiedergeben will:

Der unglückliche Asmus von Stein hatte zwei Brüder; der eine hauste auf dem Landsberg bei Meiningen, der andere bewohnte eine dicht verwachsene Kapelle im „alten Wahl", (einem Wiesengrunde südlich dem Dorfe Lichtenstein). Nachdem nun die Burg, ungeachtet des lebendig eingemauerten Kindes, von Feindes Hand zerstört ward, da ist der alte Asmus im Schmerze der Verzweiflung zu seinen Brüdern geeilt und hat sie erdolcht. Und weil auch er den Fall seines Ahnenschlosses nicht überleben mochte, so hat er seinen letzten Diener, nachdem er mit ihm all seine Kostbarkeiten und 9000 Gulden baaren Geldes in den halbverschütteten Keller geborgen, und sich selbst den Tod gegeben. Nun aber wandert er, ein gespenstiger Geist, durch das öde Gemäuer, und Viele wollen den alten Herrn, mit einem dreieckigen Hute, mit einem langen, großknöpfigen Rocke und mit hirschledernen Hosen angethan, gesehen haben. Aber der Keller, in welchem die Schätze sammt 3 Fässern kostbaren Weines, der, nachdem die hölzernen Dauben vermodert, eine dichte Haut um sich gebildet hat, ruhen, ist bis jetzt nicht aufgefunden worden, so viele schatzsüchtige Hände auch darnach gegraben.

Innerhalb der Ringmauern prangt ein Kranz von Ahornbäumen. Durch ihre Zweige flüstert folgende Sage: Einst hat einem Bauernmädchen des Dorfes Liebenstein aus der Heller'schen Familie 3 Nächte hindurch geträumt, daß sie zur Burg kommen und ein verwünschtes Fräulein erlösen solle. Sie hats gethan, nachdem sie ihr Vater bis in den Schloßgraben geleitet. Da hat sich ein lichter Nebel aus dem Inneren der Burg herab gesenkt, der sich zu einer weißen Dame gestaltet und sie also angeredet hat: „Gehe in 3 benachbarte Kirchen und lege für meine Sünden einen Gottespfennig in das Cymbelsäcklein und backe Brod und theile es unter die Armen. Dann komme zum Palmsonntage wieder hieher, wo ich erlöst zur Gnadenpforte eingehen werde und du sollst eines Schatzes theilhaftig sein, der nur

dir oder deinen Nachkommen bestimmt ist; und wenn du, dereinst in Noth, dich nach dem Schatze sehnst und die Stätte nicht finden könntest, allwo er ruht, so will ich zum bleibenden Merkmal einen grünen Kranz darum wachsen lassen." Die Gestalt verschwand und das Mädchen that, wie ihr geheißen ward. Und als sie an dem nächsten Palmsonntage im Abenddämmerschein mit einer Freundin zur Burg geht, da flötet süße Musik ihr entgegen und sie denken, es seien die Steinbacher, die zuweilen in dem alten Schlosse ihre Kunst entfalteten. Als sie aber den Burghof betreten, da verstummt die Musik, und das Mädchen ahnet, daß die weiße Frau die Stunde ihrer Erlösung feiert; doch an den Schatz denkt sie nicht. Erst da sie alt geworden und von Noth und Kummer heimgesucht war, da spricht sie zu ihrer Tochter: „Was grämen wir uns. Habe ich doch einen Schatz auf dem alten Liebenstein, den wollen wir heben!" Und das gebeugte Mütterchen wanket mit ihrer Tochter zum Berge hinan, und sie arbeiten innerhalb des Ahornkranzes, der seitdem gewachsen war, in die Erde hinein. Doch bald ermüden die Hände und es seufzet mit frommer Entsagung die alte Frau: „Sind wir zuvor arm gewesen und nicht gestorben, so wollen wir auch arm in die Grube fahren!" Aber die Nachkommen der Hellerschen Familie haben das Versprechen der weißen Dame bis auf den heutigen Tag noch nicht vergessen, und sie haben kundige Schatzgräber gedungen, daß sie den Zauber lösen und den reichen Fund ihnen heben möchten. Und es soll geschehen sein, daß sie einmal in einer tiefen Grube, die sie gearbeitet, den eisernen Topf, der wahrscheinlicherweise den Schatz geborgen, mit lüsternen Augen geschaut; aber ein unberufener Theilnehmer des Geschäftes, der nicht zur Familie gehört, sei hinab gesprungen und habe mit gieriger Hand den verrosteten Deckel des Topfes empor gerissen. Husch! sei der Schatz verschwunden und bis auf diesen Augenblick nicht wieder erspäht worden.

Wenden wir uns von der Burgruine abwärts, so führt schon von dem Bernhardsplatze aus ein melancholischer Waldpfad gen Norden. Nach einer Viertelstunde stehen wir plötzlich vor einem grotesken Felsentheater, das in dem Munde des Volkes die „hohle Scheuer" heißt. Steinerne Stufen, mit einem Moosteppich belegt, führen auf und ab. Ein kleiner Raum, in welchem prachtvolle Buchen ein geheimnißvolles Laubdach wölben, ist von gigantischen Felswänden umstarrt und im Hintergrunde grinzt ein dunkler Höhlengang uns an. Es ist eine natürliche Wolfsschlucht, wie sie Kaspar im Freischütz nicht schauerlicher finden mag; es ist eine Stätte melancholischen Ernstes und ein leiser Schauer durchrieselt das Herz, wenn wir in elegischer Einsamkeit hier rasten und in die Waldschlucht niederschauen, die sich vor unsern Füßen öffnet, oder unsere Blicke durch die lichteren Zweige gen Steinbach wenden, dessen Kirche wie von einer Gräberwarthe zu uns herüber grüßt. Wir sind in lauen Sommernächten mit Fackeln und Later-

nen in das Felstheater gezogen, und das ſchauerliche Bild, das die magiſche Beleuchtung vor unſere Blicke zauberte, war über alle Beſchreibung ſchön und wunderbar.

Zuweilen, namentlich an warmen Sommertagen, gingen wir auf hölperigem Wege, der öſtlich an der Burg vorüberführt, in das Thüringer Thal. In dem oberen Theile deſſelben, der von blüthenduftigen, waldumgrenzten Wieſen gebildet iſt, ſind die Quellen gefaßt, die durch Röhren über Berg und Thal (etwa 1000 Fuß weit) der Kaltwaſſerheilanſtalt zu Liebenſtein zugeführt werden. Unfern derſelben bezeichnen einige Steintrümmer die Stätte, wo dereinſt das Dorf Aderode geſtanden. Die ganze Gegend aber iſt von Bergbau durchwühlt und zahlloſe Vertiefungen zeugen von den Gruben, die man allerwärts gegraben; und neuerdings iſt der nicht unbedeutende Bau auf Eiſenſtein von dem induſtriöſen Beſitzer des bibliographiſchen Inſtitutes, J. Meyer zu Hildburghauſen, wieder aufgegriffen worden, und wir ſahen in Aderode mehrere Schachten und Stollen, in denen die fleißigen Bergleute von Schweina in voller Thätigkeit waren. Neben ihren Hütten ſind die Eiſenſteine, die ſie zu Tage gefördert, aufgeſchichtet und der Mineralog findet hier die ſchönſten Exemplare von Glasköpfen, Feldſpath, Trapp und Adular. Wir ſind etwa ¾ Stunde von Liebenſtein entfernt und wer noch rüſtig zu Fuße iſt, der wandere rechts oder links auf die Höhen und freue ſich des entzückenden Panoramas, das vor ſeinen Füßen ausgebreitet liegt. Gen Weſten winkt das kahle Haupt der Zephirskuppe (Steffanskuppe) und weiter hinaus und hinauf das wunderliche Felsgebilde des Floßſtein (gewöhnlich „der weiße Stein" genannt); gen Oſten aber die Klinge, hinter deren kräuterreichem Gipfel ſich der waldige Gebirgskamm dahinzieht. Gehen wir aber abwärts durch das Thüringerthal, ſo umfängt uns der heitere Friede des Waldes, bis das idylliſche Bild an dem öſtlichen Eingange des Thales, unfern des Dörfchens Beiroda, von romantiſchen Felſenpartheien verdrängt wird, die wegen eines hufähnlichen Eindrucks in einer Steinplatte, die inmitten des ſumpfigen Weges liegt, der Eſelſprung genannt ſind. Die Sage aber geht, daß Dr. Luther, oder wohl gar der Herr Chriſtus, auf einem Eſel reitend, hier vom Fels geſprungen. Die ganze Wanderung iſt in zwei Stunden vollendet.

Einen der lieblichſten Spaziergänge in Liebenſteins Nähe bietet der Aſchenberg, eine waldige Höhe gen Süden. Faſt von Schritt zu Schritt öffnen ſich neue, überraſchende An- und Ausſichten. Einer der genußreichſten Punkte aber iſt da, wo an einem Bergkopfvorſprung die Mooshütte geſtanden hat, die, nachdem ſie verfallen, leider nicht wieder durch ein anderes trauliches Ruheplätzchen erſetzt worden iſt. In heitern Abendſtunden iſt der Blick von dieſer Höhe ſo überaus reizend, daß man kaum von dem herrlichen Bilde ſich trennen mag. Man hat 33 Ortſchaften gezählt, die man von dieſer Stätte aus ſieht.

Ein halbes Stündchen davon entfernt, ruht an dem Saume eines Fichtenwäldchens ein schlichtes Wirthshaus. Es ist der letzte Heller. Wir wandelten entweder durch Wiesengründe oder auf der Straße, die nach Meiningen führt, manchmal dahin, um in dem stillen Haine, der von anmuthigen Promenadenwegen durchschnitten und die Heide genannt ist, — saure Milch zu verspeisen. Inmitten des Wäldchens ist die Begräbnißstätte der von Stein'schen Familie zu Barchfeld, der diese Besitzung gehört.

Einen eben so anmuthigen als umfassenden Blick auf das im traulichen Thalschooße ruhende Halbrund von Liebenstein gewährt das nahe „Hölzchen," durch welches der Weg nach Marienthal und weiter nach Barchfeld und Salzungen führt. Marienthal selbst, sonst Wenigenschweina genannt, ist eine Meining'sche Domäne, die früher, gleich den Liebensteiner Besitzungen, der Familie von Fischern eigen war, und ruht mit seinem nun verlassenen Schlosse und seinen hübschen Anlagen in einem gar freundlichen Thale, welches gegen Schweina hin so viele Reize bietet, daß ich es stets mit stiller Wonne durchwandelt bin.

Will man nun aber das Leben des Volkes sehn, so öffnet der Marktflecken Schweina und der daran grenzende Fabrikort Glücksbrunn (siehe Band I., Seite 226 dieses Werkes) seine gastlichen Pforten. Der nahe Fußweg über den Berg dahin ist überaus lohnend, obwohl auch die sogenannte Trinkpromenade an sprudelnden Quellen vorüber alsbald zur Chaussee leitet, die nach Glücksbrunn und weiter nach Eisenach führt.

Was aber soll ich von dem unvergleichlichen Naturpark sagen, der vom nahen Altenstein herab grüßt? — Hat doch die Reize desselben unser vaterländischer Dichter, Ludwig Storch, in diesem Werke (Band I. Seite 206) so reizend geschildert, daß wir füglich auf jede Beschreibung verzichten und allen Freunden überraschender Naturschönheit nur zurufen wollen: Kommt und seht, denn hier ist unser Paradies. Wann die Sonntagsglocken läuteten, bin ich dahin geeilt und habe in den Armen der Natur mich selig gefühlt, oder habe in dem unterirdischen Feenschlosse der Glücksbrunner-Höhle, die sonntäglich von 11 bis 1 Uhr mit zahllosen Lämpchen erleuchtet ist, mich in den Zauber einer fabelhaften Poesie versenkt, oder bin in den fröhlichen Kreisen trauter Freunde, die sich auf dem Altensteine gern zusammenfinden, glücklich und froh gewesen.

Und nun die letzte Fußwanderung — in den gewerbthätigen Fabrikort Steinbach und weiter hinaus in den Schleifkottengrund (Band II., Seite 33 dieses Werkes)! Nur ein einziger fahrbarer Weg führt hinein und heraus. Auf einem gar anmuthigen Fußpfade sind wir binnen einer Stunde wieder heimgekehrt, aber die herrlichen Töne der kunstgeübten Liedertafel zu Steinbach hallen noch lange in unsern Seelen nach.

An heitern Tagen fesselt uns jedoch die Nähe nicht; weiter hinaus in die Ferne strebt unser Geist. Da sollen Rosse und Wagen uns fördern; aber das Liebensteiner Haudereswesen liegt im Argen, und erst, nachdem wir enorme Preise bezahlt und vielfach gelaufen, gesorgt und gestritten haben, fahren wir, Aerger und Sorge dahinten lassend, bald auf laubgeschmückten Leiterwagen, bald auf einem offnen Omnibus, bald in verschlossenen Chaisen auf und davon. Zunächst lockt wohl die nur zwei Stunden entfernte Stadt Salzungen mit ihrer überaus ergiebigen Saline, mit ihrem vielbesuchten Soolbade und vor Allem mit ihrem herrlichen „Seeberg," der, ein Edelstein dieser Gegend, auf Salzungens prachtvollen See gar traulich hinabschaut. Treibt der Geist uns noch weiter, so eilen wir wohl auch nach Tiefenort und besuchen die berühmte Burgruine Krainberg oder wandern zu Fuß über Möhra, dem protestantischen Nazareth, wo Luther erzeugt und unter dem Mutterherzen seiner ursprünglichen Heimath entragen ward.

Fast noch reizender und interessanter ist eine Fahrt nach Eisenach (5 bis 6 Stunden von Liebenstein entfernt). Unterwegs rasten wir in Wilhelmsthal, einem gar lieblichen Lustschlosse des Großherzogs von Weimar, und wandern dann zu Fuße über den Hirschstein, der eine herrliche Aussicht bietet, und durch das wild-romantische Annenthal, das noch lange nicht genug gekannt und besucht ist, zu Thüringens Palladium, der hehren Wartburg hinauf. Das ist ein Weg, so reich an Wundern der Natur und so merkwürdig in seinen geschichtlichen Erinnerungen, daß er auch eine erschöpfende Anstrengung lohnt!

Ein anderes Mal begeben wir uns an einem heiteren Nachmittage auf einer wohlchaussirten Straße, die über Altenstein führt, in den gewerb- und fabrikthätigen Stadtflecken Ruhla. Hinter Altenstein aber verlassen wir den Wagen, wandern zur Lutherbuche (Band II., Seite 36 dieses Werkes), die im Jahre 1841 von einem wüthenden Orkane gebrochen ward und deren geborstener Stamm nur noch mit einem lebendigen Aste prangt,*) und besteigen dann die imposanten Felsentrümmer des Gerberstein. Aber die Wanderung ist beschwerlich und wir freuen uns, wenn wir in Ruhla rasten und uns heimwärts wieder auf unserem Omnibus schaukeln können.

Seltener ist die Freude gestattet, den Inselsberg zu besuchen; denn der Tage, wo sich ein heiterer Fernblick von diesem hehren Gebirgshaupte bietet, sind nur wenige und die Witterungsverhält-

*) Mit dem Holze der Lutherbuche wird von der Kirche in Steinbach fast Reliquienhandel getrieben und man kauft bei einem Drechsler in Liebenstein allerlei Gegenstände, die aus diesem Holze gefertigt und zum Zeugniß ihrer Aechtheit mit dem Steinbacher Kirchsiegel versehen sind.

niſſe ſo unbeſtändig, daß man ſich nicht auf einen Tag hinaus beſtimmen kann. Der Weg an dem lebhaft betriebenen Bergwerk „Mommel" vorüber durch das romantiſche Druſen- oder Lautenbacher-Thal (in dieſem Werke von L. Storch geſchildert) iſt überaus reizend, und bis zur Krone des Bergkönigs vermögen kräftige Roſſe ſelbſt die zarteſten Damenfüße zu fördern.

Wollen wir indeſſen einen ganzen Tag zu dieſem Ausfluge verwenden, ſo wandern wir auch wohl durchs ſchöne „Felſenthal" und durch den entzückenden „Thorſtein" bis Reinhardsbrunn und ſchwelgen dort wohl ſtundenlang am Buſen der Natur und Kunſt.

Auch Schmalkalden lockt, und vom Stahlberge herab, deſſen Schooß zu einem Labyrinthe geworden, aus welchem die reichſten Eiſenſchätze des Thüringerlandes zu Tage gefördert werden, öffnet ſich eine gar anmuthige Fernſicht und an Hammer- und Hüttenwerken vorüber gleitet die ſchöne Straße in die alte, merkwürdige Stadt.

Wollen wir nicht aber auch die Reſidenz des Herzogs ſehen, der unſerem Liebenſteiner Bade überall die Spuren ſeines Waltens und Wirkens eingedrückt? — Die raſchen Poſtpferde fördern uns in vier Stunden nach Meiningen. Und obwohl der Beſuch des modernen Ritterſchloſſes Landsberg nicht ohne höhere Erlaubniß geſtattet iſt, ſo öffnet uns doch eine freundliche Fürſprache die Pforten dieſer ſtattlichen Veſte. Ueberdies hat uns Thüringens lieblicher Sänger, der Hofrath Ludwig Bechſtein, die Schätze des herzoglichen Reſidenzſchloſſes gezeigt, und wir kehren, reicher an ſchönen Erinnerungen, in unſer ſtilles Kurhaus zurück.

Aber ich war ja nicht nach Liebenſtein gekommen, um zu ſehen oder geſehen zu werden, ſondern um mich in den daſigen Quellen geſund zu baden. Und derſelbe Zweck führt Hunderte hieher. Wenn darum auch die wunderherrliche Natur oder die geognoſtiſchen, mineralogiſchen und botaniſchen Merkwürdigkeiten, an denen gerade der ſüdweſtliche Abhang des Thüringer Waldes ſo reich iſt, viele Gäſte intereſſiren und feſſeln, ſo intereſſiren und feſſeln die daſigen Bäder doch noch mehr. Liebenſteins Mineralquelle iſt aber ſchon ſeit uralter Zeit gekannt und benutzt worden. Denn als i. J. 1610 auf Befehl des Kurfürſten Johann Caſimir von Sachſen-Coburg der Liebenſteiner Sauerbrunnen von Dr. Megebach unterſucht wurde, ſo fand man deſſen Quelle in ein Faß geleitet, das bereits vor Alter, wie mit Eiſenocher überzogen war. Das Waſſer aber hatte, weil der Brunnen nie gereinigt worden einen widerigen Geſchmack. Der Moraſt wurde fortgeſchafft, bis etwa 12 Fuß tief aus kieſigem Boden das reine Sauerwaſſer aus etlichen Quellen entſprang. Und nun ward der Brunnen durch eine ſteinerne Faſſung geſichert und nicht bloß vielfach benutzt, z. B. von dem Herzoge von Coburg, dem damaligen Beſitzer Liebenſteins, von dem Fürſten von Anhalt

(1619) und mehr oder minder berühmten Patienten, sondern auch in einem besondern Traktate (1610) beschrieben und empfohlen. Im Verlaufe des dreißigjährigen Krieges aber ward der heilkräftige Brunnen wieder zerstört und verwüstet; sein fürstlicher Beschützer, der fast alljährlich mit seinem Hofstaate einige Wochen in Liebenstein verweilte, starb und die bisherige Versendung des Wassers hörte auf. Nur die Dorfbewohner tranken dasselbe nach wie vor und schützten die Quellen, die in hölzerne Kübel gefaßt waren, mit einem schlichten Zaune. Erst um's Jahr 1673 wendete der damalige Herzog von Gotha diesen Quellen seine schützende Hand wieder zu. Nachdem aber Liebenstein seine Besitzer und Herren mannichfach gewechselt hatte und zuletzt (1710) an den geheimen Hofrath von Fischern gekommen war, so ließ derselbe nicht nur das jetzige Kurhaus (seine damalige Wohnung) erbauen, sondern schützte auch die Hauptquelle, die in einen eisernen Zuber gefaßt war, durch ein sechseckiges Häuschen und ließ andere Quellen von minderem Gehalte fassen und decken. Nun wendeten berühmte Aerzte damaliger Zeit, z. B. der Urgroßvater unseres Dichters Ludwig Storch und der Hofrath Dr. Hoffmann, durch seinen schmerzstillenden Liqueur bekannt, dem heilkräftigen Wasser ihre Aufmerksamkeit zu; Liebenstein, das ursprünglich vielleicht nur eine Ansiedelung der zur Burg gehörigen Freisassen gewesen war, vergrößerte sich; viele Gäste, insbesondere die Herzöge von Meiningen, Gotha und Eisenach, beehrten es mit ihrem Besuche, und i. J. 1715 ward der schlichte Ort zum Flecken erhoben und mit Marktgerechtigkeit begabt *). In dem letzten Jahrzehnt des vorigen Säculums nahm der Herzog Georg von Meiningen, dem das Liebensteiner Bad von seinem Leibmedicus Dr. Jahn besonders empfohlen worden war, in Schutz und Pacht und zog bald einen glänzenden Kreis hoher Gäste, z. B. den damaligen Herzog Karl August von Weimar um Liebenstein's Heilquelle; und als er am 1. März 1800 die ganze Besitzung für 110,000 Gulden an sich gebracht hatte, so verwandelte er mit schöpferischer Thätigkeit die ganze Umgebung des freundlichen Kurortes in arkadische Gefilde. In seinem Geiste setzte nach dem Tode ihres Gemahls (1804) die verwittwete Herzogin Louise Eleonore, deren Geburtstag noch jetzt in Liebenstein festlich begangen wird, die dasigen Bauten und Verschönerungen fort, und selbst der jetzt regierende Herzog Bernhard hat das traute Liebenstein, wie ein theures Vermächtniß seiner glorreichen Eltern, höchstseiner besonderen Huld gewürdigt **). Die Mineralquelle zu Liebenstein, wie sie jetzt ist, gibt in

*) Heutiges Tags ist Liebenstein wieder zu einem stillaldorfe herabgesunken und wenn auch Marktgerechtigkeit, so hat es doch keine Märkte mehr.

**) Diese Andeutungen sind weiter ausgeführt in folgenden Monographien: 1) Kurzer Bericht von dem Liebensteinischen Sauerbrunnen. Meiningen 1718 (von Dr. Waltmann): — 2) Historische und praktische Observationes von dem Liebensteiner Sauerbrunnen, Meiningen 1727 (von Dr. Hoffmann);

24 Stunden 80 Eimer Waſſer und iſt in einer Tiefe von 5 Fuß gefaßt. Sie entſpringt im Sandſtein und empfängt ihren Gehalt an Eiſen und Kohlenſäure aus der Zerſetzung des eiſenſchüſſigen Kalkſteines der an dem Gehänge des Berges unter dem Sandſtein herunter geht. Das Waſſer, klar und geruchlos, mouſſirt in Folge ſeines Kohlenſäuregehaltes ziemlich ſtark, hat einen erfriſchenden, ſäuerlichen, zuſammenziehenden Geſchmack (faſt wie Tinte), und bringt auf der Zunge das Gefühl eines eigenthümlichen Prickelns hervor. Bleibt es der atmoſphäriſchen Luft längere Zeit ausgeſetzt oder wird es erhitzt, ſo bekommt es Anfangs, indem die Kohlenſäure ſich verflüchtigt und das Eiſenoxydul als Oxyd ſich zu Boden ſenkt, eine gelbliche Farbe, wird zwar, wenn ſich der Bodenſatz vollſtändig gebildet, wieder hell und klar, hat aber dann ſeinen erfriſchenden, ſäuerlichen Geſchmack verloren. Mit Wein und Zucker vermiſcht, mundet es an heißen Tagen ſehr gut; den Transport aber verträgt es, wie andere Stahlquellen, nur dann, wenn es hermetiſch verſchloſſen iſt. Das Liebenſteiner Mineralwaſſer hat die größte Verwandtſchaft mit den Quellen zu Pyrmont, nur daß es weniger ſaliniſche Beſtandtheile enthält, aber um ſo reicher an Eiſengehalt und Kochſalz iſt. Die neueſte Analyſe deſſelben iſt vom Profeſſor Wackenroder in Jena. Seine Temperatur iſt etwa 8° R. Die mediciniſche Anwendung deſſelben ſetzt bei innerem Gebrauche gute Verdauungskräfte voraus; in gewiſſen Krankheitszuſtänden leiſtet es auch mit Milch oder Molken vermiſcht heilſame Dienſte.' Zwar leben wir in einer wahrhaft eiſenſcheuen Zeit, obwohl noch immer in dem Eiſen jenes Göttliche, welches Boerhave darin ſah, verblieben iſt. Darum wird auch das Liebenſteiner Eiſenbad nicht mehr ſo beſucht, wie es beſucht zu werden verdient, obwohl es in folgenden abnormen Zuſtänden weſentliche Hülfe leiſtet: 1) Nervenkrankheiten, als: Hyſterie, Hypochondrie und die jetzt ſo häufig vorkommende entweder als Folge akuter Krankheiten oder raſch aufeinanderfolgender Wochenbette eintretende nervöſe Schwäche; — 2) Blutkrankheiten, die ihren Sitz in der äußern Haut, dem Verdauungsapparat und dem Genitalienſyſtem haben, oder ſolche, die auf einer abnormen Beſchaffenheit des Blutes beruhen (Dyskraſieen); daher chroniſche Ausſchläge, Verſchleimung und Schwäche des Magen, langwierige Diarrhöen, profuſe Menſtruen, Unfruchtbarkeit, Bleichſucht, ſchleimigte Hämorrhoiden, torpite Scropheln, chroniſche Rheumatiſmen, otöniſche Gicht u. dergl. Dagegen iſt der Gebrauch des Liebenſteiner

— 3) Herzoglich Sächſ.-Meining. gemeinnütziges Taſchenbuch. 1801 und 1802 von J. M. Bechſtein; — 4) Der Geſundbrunnen Liebenſtein, Gotha 1801, von F. Sickler; — 5) Das Bad Liebenſtein und ſeine Umgebungen. Meiningen 1815, und: Liebenſtein und die neuen Arkadier. Frankfurt 1826. von F. Moſenziel; — 6) Die Mineralquelle zu Liebenſtein, von Dr. J. H. Schlegel, Meiningen 1827; — 7) Das Mineralbad Liebenſtein, ſeine Kaltwaſſerheilanſtalt und ſeine Umgebungen, Gotha 1842. (v. L. Bechſtein).

Mineralwassers in akuten, fieberhaften Krankheiten, bei Vollblütigkeit und Neigung zu Congestionen, oder bei Desorganisationen innerer Gebilde, besonders der Lunge und des Herzens nicht anzurathen. Dieses Wasser wird nun nicht bloß zum Trinken, in geringeren Quantitäten, sondern vornehmlich zu Bädern benutzt und wird dann bald mit kaltem, bald mit warmen Süßwasser vermischt. Eine Erweiterung der desfallsigen Anstalten stehet in Aussicht. Die Badewannen, die 6 bis 10 Butten Wasser fassen, werden durch 2 Hähne, von denen der eine Mineralwasser, der andere süßes Wasser führt, das von 16 — 27° erwärmt ist, gefüllt. Sie stehen mittelst Röhren mit den zwischen dem Versammlungszimmer und den einzelnen Zellen befindlichen Reservoiren in Verbindung. Von diesen ist das größte zur Aufnahme des Mineralwassers bestimmt und von Eisen gefertigt; es wird vermittelst einer Pumpe, die in einen Schacht führt, gefüllt. In diesen Schacht tritt das überschüssige Wasser der Mineralquelle durch einen Abzugskanal, und eine zweite Mineralquelle (der Keiderling), die nicht gefaßt ist und in dem Keller eines nahen Privathauses entspringt, wird mittelst Röhren gleichfalls in jenen Schacht geleitet. Die beiden anderen Reservoire sind kupferne Blasen, in denen das Wasser vorschriftsmäßig erwärmt wird. Für solche Kranke, die nicht in das Badehaus zu gehen vermögen, sind hölzerne Wannen bereit, die auf die Zimmer geschafft und mit dem nöthigen Wasser gefüllt werden.

Leider haben die Badärzte zu Liebenstein in den letzteren Jahren häufig gewechselt; jetzt stehet der Anstalt ein junger Mann Dr. Döbner aus Meiningen vor, der mit den nöthigen Kenntnissen und mit unermüdlichen Eifer für seinen Beruf erfüllt ist und sich das Vertrauen seiner Kurgäste zu sichern weiß.

Seit dem Frühjahre 1840 ist aber auch auf Kosten des Herzogs von Meiningen eine Kaltwasserheilanstalt zu Liebenstein errichtet worden und stehet unter der ärztlichen Leitung des Dr. Martiny, der zuvor die Wasserheilanstalt zu Elgersburg gründete und leitete und als hydratherapeutischer Arzt vortheilhaft bekannt ist. Und es war in der That eine glückliche Idee, Priesnitz's beliebter Methode auch in Liebenstein eine Stätte zu gründen. Denn das Wasser, welches die Natur daselbst bietet, ist vortrefflich und stehet dem Elgersburger und Gräfenberger kaum nach. Es entspringt aus Granit, ist so rein von mineralischen Bestandtheilen, wie nur irgend ein Gebirgswasser sein kann und schwankt in der Temperatur zwischen 4 und 7° R. Die ganze Anstalt, die als ein besonderer Hinterflügel der westlichen Seite des Kurhauses angebaut ist, so daß man fast sämmtliche Bäder nehmen kann, ohne aus dem Hause heraus zu treten, wird mit diesem Wasser reichlich versorgt; während besondere Quellen an der Trinkpromenade, nach Schweine hin, springen, von denen der Aubrunnen als die reinste, kälteste und sauerstoffhaltigste fast immer von durstigen Gästen umstanden ist. Die

Badeanstalten sind in ihrer Einrichtung eben so zweckmäßig, als in ihrer Anwendung mannigfach. Aber die ganze Kur bleibt nichts desto weniger, wie auch die Wasser-Enthusiasten darüber schwärmen mögen, eine horrible und ist gewöhnlich erst in zwei bis drei Monaten, ja zuweilen erst nach Jahren absolvirt. Das Amphibienleben, zu welchem auch ich mich daselbst verurtheilt hatte, bewegte sich etwa in folgenden Phasen:

Als ich in die Anstalt eintrat, ward ich nach gründlicher Consultation des vorsichtigen Arztes für die Wassertaufe reif erklärt, und „Johann", der vortreffliche Bademeister, erlaubte sich, mir einige Eimer eiskalten Wassers über den Kopf zu gießen. Da war mir zu Muthe, als sei mein letztes Stündlein gekommen — und einzelne Gäste haben bei dieser Operation wie Löwen gebrüllt —; aber als ich, roth wie ein Krebs aus der Wanne heraustrat, da fühlte ich mich so leicht und frisch, wie ein neugebornes Kind. Des nächsten Morgens schon um 3 Uhr kam der Diener und wickelte mich ohne Umstände in eine große wollene Decke, dergleichen sich jeder Badegast für den Preis von 4 — 6 Thlr. bei dem Kaufmann Müller erwerben kann und muß, und häufte auf meinen armen Cadaver Bettdecken und Matratzen, daß ich wie eine Mumie eingeschichtet lag. Ich aber schlief nach solchen unfreundlichen Morgengrüßen fast stets wieder ein und erwachte gewöhnlich erst dann, wenn ich, in Schweiß gebadet, etwa um 7 Uhr in die große Wanne geführt wurde, die 100 Eimer (also 3600 Kannen) stets frischzufließenden Quellwassers faßt. Ich wickelte mich aus meinen Hüllen heraus und sprang mit Todesverachtung in das Bassin. „O wüßtest du, wie wohlig ist dem Fischlein auf dem Grund!" Nach wenigen Minuten kleidete ich mich an und lief neugestärkt auf der Trinkpromenade herum, ein Glas Wasser nach dem andern hinter die Binde gießend. Manche Gäste trinken täglich 60 Becher. Dabei ist der Unterleib fortwährend in nasse Linnentücher — sogenannte Neptunsgürtel — eingehüllt, die so oft wieder mit kaltem Wasser angefeuchtet werden, als sie trocken sind. Manche Patienten tragen solcher Compressen auch um Hals und Brust und um Hände und Füße. Frühstück und Abendessen ist sehr frugal, denn es wird nur kalte Milch und Weißbrod mit Butter gereicht. Aber um so kräftiger ist der Appetit und auch die frugale Mahlzeit schmeckt vortrefflich. Die Quantität ersetzt die Qualität.

Um 10 oder 11 Uhr beginnt eine neue Procedur. Ich gehe in die Douche — und zwar ist der Pavillon neben dem großen Kursaale, deren fast bleierner Wasserstrahl nicht selten blaue Flecken schlägt, vorzugsweise für die männlichen, die Douche im Steinbacher Wiesengrund, die einem gelinden Sturzbade ähnlich, oder die Douche, die über der großen Wanne angebracht ist, um von schwächlichen Personen oder auch an Regentagen benutzt werden zu können, für weibliche Patienten bestimmt. Die eleganteste und geräumigste

Douche jenseit Schweina's wird, wegen ihrer großen Entfernung nur selten gebraucht. Mit der Anwendung der Douche wechselte Tag um Tag das Wellenbad, — es sollte vielmehr Sturzbad heißen — das in Marienthal angebracht ist. Ein brausender Wasserstrom wird von Mühlrädern in ein geräumiges Bassin geschleudert. Wie ein Gladiator kämpfte ich, nachdem mir der Arzt die nöthigen Manipulationen gezeigt, mit diesem gewaltigen Strome. Mehr als 100 Eimer Wassers strömten in jeder Minute auf mich herab und würden auch den Stärksten zu Boden werfen, wenn er sich nicht an den Tauen halten wollte, die durch das Badehäuschen gezogen sind. Nun wird abermals Wasser getrunken und das kräftige und fast zu kostbare Mittagessen mundet nach solchen Strapatzen vortrefflich.*)

Nachmittags begeben wir uns zur „Consistorialsession", d. h. wir setzten uns in einer gemeinschaftlichen Zelle oder auch in abgesonderten Zimmern in hölzerne Kübel, mit eisigem Wasser gefüllt. Zuweilen standen auch die Füße in solchen Kübeln. Dies dauerte 30 bis 50 Minuten. Und nun wieder Trinkpromenade. Darauf ein längerer Spatzirgang.

So war das Tagewerk geschlossen. Doch nein! Ich war ja vor dem Schlafengehen noch zu einem besondern Vergnügen verurtheilt. Entweder applicirte ich mir eine Augendouche oder ich hing, in die Stube gelagert, den Kopf 3 Viertelstunden lang in kaltes Wasser. Des Nachts aber konnte ich kein Auge öffnen, sei es auch nur deshalb gewesen, weil mir nasse Läppchen auf dem Antlitz lagen.

Das war etwa mein Lebenslauf. Zuweilen aber änderte sich derselbe, indem ich Regenbäder, Unterleibsdouchen oder sogenannte Quillbäder nahm, deren nähere Beschreibung die Decenz verbietet. Und für die Damen, die sich vor dieser Heilmethode nicht scheuen, ist so eben eine besonders elegante Zelle eingerichtet worden, in der sie das Vergnügen haben werden, Dampfbäder, Genitaliendouchen und Kreiselbäder (ab- und zufließende Sitzbäder) zu nehmen. Wohl bekomm's!

Nun ist aber nicht zu leugnen, daß diese Heilmethode zuweilen wunderbare Erfolge zu Tage fördert und ich habe es selbst erlebt, daß Patienten, die an furchtbaren Krämpfen, an chronischen Leberbeschwerden, an langjährigen Gichten, an syphilitischen Krankheiten

*) Die „kalten" Gäste speisen mit den „warmen" in einem Saale und geraume Zeit hindurch auch an einem Tische und aus einer Schüssel. Das hat aber manche Inconvenienzen und Verdrießlichkeiten herbeigeführt. Deshalb wird für die Kaltwassergäste ein besonderer Saal eingerichtet, zu dessen Einweihung ich schon im Mai 1844 mit einem Liede gerüstet war. Als ich aber im August von Liebenstein schied, da trösteten mich die Handwerker, die in dem Saale zuweilen beschäftigt waren: „Nun, wenn Sie im nächsten Jahre wiederkommen, da sehen Sie ihn vielleicht fertig." Vielleicht! Denn die Tapeten werden von Paris verschrieben, und Paris — ist weit.

und deren Folgen, an Hautausſchlägen, an Hyſterie und ſelbſt an beginnender Rückenmarksſchwindſucht und andern Uebeln, die der Kunſt der Aerzte und dem Gebrauche anderer Bäder hartnäckig getrotzt hatten, vollkommen geheilt aus Liebenſtein entlaſſen worden ſind; während der daſige Arzt gar manchen Kranken, deſſen Geneſung durch die Waſſerheilmethode nicht indicirt war, z. B. Schwindſüchtige oder mit organiſchen Uebeln behaftete, nicht in ſeine Anſtalt und in ſeine Pflege aufnahm. NB. Adelige Patienten werden beſonders gern geſehn. *)

Und welche heilſamen Erfolge der Waſſerkur ich an mir ſelbſt zu rühmen vermag? — Nun, die Nachwirkung ſoll, womit faſt alle Badeärzte tröſten, noch das Beſte thun!

Heinrich Schwerdt.

---

*) Der Unterzeichnete hatte vor einer Reihe von Jahren Gelegenheit, in Liebenſtein, beſonders in Bezug auf die unbefangenſte und befriedigendſte Geſelligkeit, nur die erfreulichſten Erfahrungen zu ſammeln; und kann es nur beklagen, wenn ſich — wie aus den Aeußerungen des Herrn Verfaſſers hervorgeht — ſo Vieles zum Nachtheil verändert hat.

Friedrich von Sydow.

Cölleda.

Der Freund vaterländischer Geschichtsforschung wird es gewiß nicht bereuen, wenn er bei seinen Wanderungen durch das so anmuthig gesegnete Thüringerland — vielleicht ist er eben im Begriffe, auf der von Weimar aus — bis an die Preußische Grenze hierherführenden Chaussee, das Bad in Frankenhausen, oder die romantisch gelegene Sachsenburg zu besuchen, — wenn er da auch die Stadt Cölleda betritt, welche in einer fruchtbaren Ebene, 5 Stunden von Weimar, 7 Stunden von Erfurt, 3 Stunden von Wiehe und ½ Stunde von dem kleinen Flusse Losse, oder Loß, entfernt liegt, der bei dem Dorfe Leubingen in die Unstrut fällt. Der Name: Cölleda oder Cölln, kann auf verschiedene Weise abgeleitet werden, entweder von Colonia, Colonie*), oder von Colle Deae, das heißt von dem Hügel der Göttin, welchen die heidnischen Urbewohner in hiesiger Gegend zur Verehrung der Freia errichtet hatten; oder endlich von dem alten deutschen Worte: Koel, Koelt, daher auch eine alte Sage noch Folgendes erzählt:

„In uralten Zeiten habe die Umgegend Cölleda's, vom Ettersberge an bis zur Sachsenburg, ein großer See gebildet. Die Schiffer hätten daher bei ihren Fahrten die hiesige Ortsgegend gewöhnlich sehr stürmisch, und wegen der naheliegenden Waldgebirge der Monraburg, kalt gefunden; daher auch von ihnen allda der Aus-

*) So schreibt schon Olearius in der alten Thüringischen Chronik: „Zum Unterschied der Städte Cöln am Rhein und Cölln an der Spree, wird dieser Ort Colonia ad Onestrum, oder Cölln an der Unstrut genannt;“ obschon die Unstrut etwas weiter voraus fließt, hingegen die Losse zum Theil durch unsere Flur geht.

ruf gehört worden sei: „Kälte da!“ diese Kälte habe sich bei ihrer südwestlichen Auffahrt sichtbar vermindert und sie zu dem Ausrufe erst veranlaßt: „Wenig Sommer da!“ und dann: „Groß Sommer da!“

Die hier erwähnte Monraburg ist nämlich der höchste Punct in der Nähe Cölleda's und ungefähr 1000 Fuß hoch über dem Meeresspiegel. Hier eröffnet sich dem Wanderer bei heiterm Himmel eine schöne Aussicht bis Erfurt, Gotha und dem Inselsberg. Diese Höhe war im 16. Jahrhundert noch bebauet und mit Mauern und Wällen versehen. Es befand sich daselbst eine kleine Kapelle mit Glocken und die dasigen Klausner, welche den kirchlichen Dienst besorgten, erhielten ihre Kost von dem Schlosse zu Beichlingen. Vor der Reformation ward hier alljährlich den Osterdienstag Ablaß gehalten, zu welchem die Grafen von Beichlingen, und nachher die Herren von Werther mehrere gewaffnete Leute stellen mußten, um jeden Unfug zu verhüten. Die Cölledaischen Büchsenschützen, die sich zu diesem Zwecke mit einfinden mußten, erhielten daher auch von der Herrschaft ein Geschenk von 2 fl. und 1 ßr. zu Pulver.

Die Stadt Cölleda wird auch bisweilen Kuhkölln, Kukollen genannt. So heißt es in einer handschriftlichen Nachricht vom Jahre 1516, daß der Küchenmeister Georg Auerbach zu Weimar von Hermann vom Hofe zu Kukollen 9 Tonnen Heringe für 47 Gulden 5 gr. gekauft habe. Das Wort: Kukollen kann man herleiten von Cucullum; so hieß nämlich die Mönchskutte oder Kappe, welche die Benedictinerinnen zu tragen pflegten, welche hier in der fruchtbaren Gegend Cölleda's zuerst ein Kloster errichtet hatten. Nach einer sehr bekannten Volkssage soll der Name: Kuhkölln folgenden Ursprung haben:

„Einst habe ein vornehmer Herr zu Mittage allhier einkehren wollen, als eben der Hirte die Kühe ausgetrieben; weil nun deren eine sehr lange Reihe gewesen, so daß er deshalb geraume Zeit vor dem Thore still halten müssen, habe sich über die schöne Viehzucht gewundert und gefragt: „Wie der Ort heiße?“ — Als man ihm nun geantwortet: „Er heiße Cölln.“ „Ei,“ spricht der fremde Herr, „man möchte ihn wohl zum Unterschiede der anderen Städte dieses Namens Kuhkölln heißen.“

Ueber den Ursprung und das Alter Cölleda's läßt sich nichts Bestimmtes auffinden. Erwähnt wird dasselbe zuerst in einem alten Verzeichnisse, welches die dem Kloster Hersfeld gewidmeten Schenkungen namentlich aufführt. In demselben heißt es:

„Am dritten März 802 schenkten die Grafen Katan, Gunthar und Asolf dem Kloster Hersfeld die, zu Ehren der Apostel Peter und Paul erbauete Kirche des Dorfes Collide im Englin-Gau gelegen.“

Daß die Grafen Asolf, Gunthar früh schon in Thüringen eine hohe Geltung erlangt haben mußten, ersieht man daraus, daß auch

der Bonifacius, dieser bekannte Apostel der Thüringer, vom Papste an sie empfohlen worden war. Ausführlichere Nachricht hierüber findet man in der neuern Chronik Thüringens von Dr. Döring S. 88.

Eben diese Schenkung war wohl auch die Ursache, daß der Abt zu Hersfeld, schon von frühen Zeiten an, nicht nur das Schultheißen-Amt über Cölleda besaß, welches er späterhin, im Jahre 1524, für 750 Gulden Kaufgelder an die Herren von Werthern wieder abtrat; sondern daß durch ihn auch ein Cistercienser-Nonnenkloster allhier gestiftet wurde, über welches er sich die Oberaufsicht vorbehielt. Galletti schreibt zwar in seiner Geschichte Thüringens 3. 14. S. 193:

„Das Cistercienser Nonnenkloster zu Cölleda wurde 1267 gestiftet; es ist aber noch nicht ausgemacht, ob es die Herren von Cölleda, oder die Grafen von Beichlingen gestiftet haben." Doch diese Ungewißheit hat sich gehoben. Denn als im Jahre 1717, den 25. October, der Thurmknopf von der alten Klosterkirche zu St. Johannis wegen nöthig gewordener Reparatur, da ihn die feindlichen Kugeln eines Schwedischen Streifkorps unter dem General Bose im Jahre 1641 aller seiner Zierden beraubt hatten, heruntergenommen werden mußte; so fand man in demselben auch eine Urkunde mit der bestimmten Nachricht:

daß unter Genehmigung des Erzbischofs Werners von Mainz der Abt Heinrich von Hersfeld 1266 das hiesige Kloster gestiftet habe. In alten Urkunden jener Zeit heißt dieses Kloster gewöhnlich: „Sammunge der Clostir-Vrowen des Gotshuses czu Colede sente Benedicti." und die Vorsteher desselben waren ein Probst, eine Aebtissin und eine Priorin. Auch waren die Besitzungen dieses Klosters sehr bedeutend. Es hatte einen Hof zu Erfurt in der Neustadt, welchen es im Jahre 1367 dem dasigen Magistrate verkaufte; es besaß schöne Waldungen und viele Grundstücke. Die Stadt selbst war dem Kloster zinsbar, indem sie unter Anderem auch Getreide und von jedem Hause zu Lichtmeß 2 Rauchhühner geben oder 6 gr. dafür bezahlen mußte. Zu den umfangreichen Klostergebäuden gehörten insbesonders auch die Abtei, das Waschhaus, 2 Scheuern, das Vorderkloster-Thorhaus, der große Kuhstall, das Schütthaus, der Hopfgarten am Stadtgraben, der Schweinehof und 10 Klostergärten.

Außer der Johanniskirche, als der uralten und überaus fest mit Kalk gemauerten Klosterkirche, in welcher sich noch der steinerne, an der inwendigen Mauer befestigte, Weihkessel aus jener Zeit vorfindet, sind jetzt nur noch einige Ueberbleibsel von der Abtei und dem eigentlichen Klostergebäude an der Ecke zwischen dem alten und neuen Gottesacker zu sehen, allwo ein Theil des Grundes in dem dabei fließenden Bache gestanden. Davon nun, daß das eigentliche Klostergebäude so nahe am Bache stand und zum Theil in denselben selbst begründet war, hat derselbe wahrscheinlich den

Namen: Frauenbach, bekommen. Denn die Nonnen wurden Kloſterfrauen genannt. Mit dem Kloſter waren zugleich auch 2 Sedelhöfe verbunden, welche dazu beſtimmt waren, daß die Lebenden für die Verſtorbenen, nach gehaltener Meſſe, in warm gemachten Bädern ſchwitzten, damit die abgeſchiedenen Seelen im Fegefeuer nicht ſo arg ſchwitzen möchten. Auch hatten die Herren Hartmann und Heinrich von Cölleda im Jahre 1409 den Sedelweinberg am Botgendorfer Berge zu dieſem Zwecke beſtimmt, daß von deſſen köſtlichem Weine die im Seelenbade Schwitzenden erquickt werden möchten. Außerhalb des Kloſters — nahe an dem jetzigen Kolbenachſchen Freigute — befand ſich noch eine beſondere Capelle die der heiligen Catharina geweiht und zu deren Gedächtniſſe jeden Tag, früh 9 Uhr, ein beſonderes Seelenamt gehalten wurde. Als dieſes Gebäude im Jahre 1829 niedergeriſſen und der Boden zu einem Garten geebnet wurde, fand man allda noch viele menſchliche Gebeine. Wie dieſelben aber dahin gekommen, läßt ſich nicht ermitteln. Wie nun überhaupt die Vorſteher dieſes Kloſters auf einander gefolgt ſind, oder durch welche Thaten ſie ſich ausgezeichnet haben, — auch darüber hat man keine beſtimmte Nachrichten. Nur einzelne Namen findet man in den alten Urkunden.

Nach der Reformation wurde das hieſige Kloſter im Jahre 1556 aufgehoben, verkauft und die Zinſen davon für die Mägdleinſchule zu Langenſalza beſtimmt.

Wie nun das einſt ſo angeſehene Kloſter ganz verſchwunden, ebenſo ſind auch die beiden adeligen Geſchlechter erloſchen, welche als die frühern Eigenthümer des Ortes Cölleda anzuſehen waren, nämlich: die Herren von Cölleda und die Grafen von Beichlingen. Des alten, angeſehenen Geſchlechts derer von Cölleda wird ſowohl bei dem hieſigen Kloſter, als auch bei alten Contracten und Verträgen in allen Ehren gedacht. Insbeſondere wird Heinrich von Cölleda in mehreren Urkunden vom Jahre 1268 und 1274 als Zeuge angeführt. Der Wohnſitz dieſer Familie war eigentlich zu Wallendorf, einem Orte nahe bei Cölleda, der aber im Jahre 1294 durch Kaiſer Adolphs wilde Kriegerſchaaren ganz zerſtört worden iſt, ſo daß jetzt an derſelben Stätte, an welcher ehedem dieſer Ort geſtanden, fruchtbare Aecker ſind, die aber noch immer den alten Namen führen.

Späterhin haben ſich daher die Herren von Cölleda, nach der Verwüſtung ihres Gutes Wallendorf, als Erbſaſſen auf Ollersleben, — nach Groß-Ballhauſen gewendet, wo auch des Pancraz von Cölleda Linie im Jahre 1614 mit ihm ausgeſtorben iſt. Das Stadtrecht erhielt Cölleda im Jahre 1392 von Graf Friedrich von Beichlingen. Aus der darüber vorhandenen Urkunde, die mit den Worten beginnt:

„Wir Fridrich von Gotis Gnaden Grave und Her czu Beichling mit allen unsern erben unde nachkommen unsir herschaft bekonnen yn diesen gegenwertigen prive, das

wir mit rat unser getrewen manne und dynner haben statrecht gegeben unser stat Collede etc." geht deutlich hervor, daß Cölleda bereits schon zu jener Zeit zur Herrschaft Beichlingen gehört und diese Grafschaft vergrößert habe, so daß Brotuf in Chronico Hatensi S. 26 versichern konnte: „Der Herr von Beichlingen habe müssen auf seine Portion Landes mit 3400 bewehrten Mann den Sachsen zu Kriegszügen erscheinen," welches allerdings sehr viel war.

In der hiesigen ehrwürdig alten, aber im Jahre 1827 wieder erneuerten Klosterkirche zu Sct. Johannis findet sich noch jetzt ein Gräflich Beichlingisches Denkmal vom Jahre 1393. Und es ist dieß das einzige Monument, welches sich von dieser angesehenen Familie allhier erhalten hat. In demselben Jahre starb nämlich allhier die Gemahlin jenes Friedrichs, die Gräfin Helena, und ward in die Johannis-Kirche allhier begraben. Man sieht noch jetzt das Bildniß der Helena inwendig in der Mauer; ganz aus einem Steine gehauen, umgeben mit einem großen Talar, scheint sie auf dem Haupte eine Kukulle oder Kappe zu haben und sind derselben große Ehrenquasten, statt der Ohrgehänge beigelegt. Sie kniect zwischen zwei knieenden und betenden Mönchen und hält in jeder Hand einen Schild; in dem Einen derselben steht ein Andreas-Kreuz, und in dem andern das gräfl. Beichlingische Wappen. In der Leiste um das Bild steht die Mönchsschrift eingehauen: Anno Dni M.CCC.XCIII. in die Margarete obüt Dna Helena. Comitissa in Beichling et fuit filia Dni Meunhardi Borggrafi de Missena. Das heißt: Im Jahre des Herrn 1393 am Tage Margaretha ist gestorben Frau Helena, Gräfin in Beichlingen und ist eine Tochter Herrn Meinhards, Burggrafen von Meißen gewesen.

Im Jahre 1519 kam Cölleda, nebst der ganzen Grafschaft Beichlingen an Herrn Hans von Werthern und ist auch von der Zeit an bis jetzt bei dieser hochberühmten Familie verblieben.

In der hiesigen Stadtkirche, die dem heil. Wippertus (Wigbert), als dem ehemaligen Schutzheiligen von Cölleda, geweiht ist, (daher auch dessen Bildniß auf hiesigem Marktbrunnen und im Magistrats-Siegel gefunden wird) — steht noch jetzt an der Nordseite im Chor, nach dem Altare hin, ein prachtvoll-bewundernswerthes Wertherisches Monument, welches 1586 in Italien verfertiget und mit vielen Kosten hieher geschafft worden ist. Es ist dasselbe unten mit einem eisernen Gitter umgeben, wo es das Grab selbst bildet, das neben sich zwei Pyramiden hat und über sich einen prächtigen Himmel, über welchem das Monument fast so hoch, als die Kirche ist, in die Höhe geht. Ueberall sind aus Gyps gefertigte Figuren wohl angebracht, besonders auf dem eben beschriebenen, über dem Grabe errichteten Himmel, wo das Kreuz Ch.isti aufgerichtet steht und einige Ritter von der Werthernschen Familie in Harnisch dabei knieen. An der Seite nach der Sacristei hin steht folgende Aufschrift: „Dem gestrengen, Edlen, Ehrevesten und hoch-

gelehrten Hrn. Dietrich von Werthern, beider Rechte Doctori, Röm. Kais. Maj. und des H. Reichs Erb-Kammer-Thürhüter, auf der Herrschaft Beichlingen, als dem Vater, und Wolfen von Werthern, als dem Sohn und Bruder, und der Edlen und viel tugendsamen Frau Margarethen von Werthern, gebornen von Miltitz, als der Mutter, haben die Edle und tugendhafte Frau Anna von Lichtenhain zu Etzelshaine, und der gestrenge und Ehrnveste Philipps von Werthern uf Beichlingen, als dankbare Kinder, Schweſter und Bruder dieſes Werk mit betrübtem Gemüthe zu ehren und zu einem Gedächtniß verfertigen und aufrichten laſſen. Geſchehen zu Beichlingen den 8. Juni 1586."

Zur Erklärung dieſer Inſchrift Folgendes:

Der in derſelben erwähnte Dietrich von Werthern, der zweite Beſitzer von Cölleda aus dem Werthernſchen Hauſe, war ein durch große Gelehrſamkeit höchſt ausgezeichneter Mann, der daher auch im Jahre 1495 Doctor juris wurde. Herzog Georg von Sachſen ernannte ihn zum Geheime-Rathe und ſandte ihn als Commiſſarius nach Langenſalza, um mit dem dortigen Amtmann Sittig von Berlepſch alle die, durch den Münzerſchen Bauernaufruhr in daſiger Gegend entſtandenen Schäden zu erörtern und feſtzuſtellen. Er ſtarb am 4. September 1536 und hinterließ aus der Ehe mit Margaretha von Miltitz 3 Söhne: Wolfgang, Philipp und Anton. Der älteſte, Wolfgang, in alten Schriften mehrentheils Wolf genannt, unternahm mit dem berühmten Georg Fabricius mehrere wiſſenſchaftliche Reiſen, beſonders nach Italien, und ward wegen ſeiner Beredtſamkeit Orator Germaniae, Deutſchlands Redner, genannt.

Nach ſeiner Rückkehr nahm er im Jahre 1540, nebſt ſeinen Brüdern, das evangeliſche Glaubensbekenntniß an, ging dann mit Churfurſt Moritz zu Felde, und war im Jahre 1553 mit in der Schlacht bei Sieversshauſen. Er ſtarb im Jahre 1583, und ward am 13. Juni in hieſiger Stadtkirche begraben, nachdem ihm der Superintendent von Sangerhauſen, Dr. Seidler, die Leichenpredigt gehalten hatte. Da er keine Erben hinterließ, ſo überkam nun ſein Bruder, Philipp, alle väterlichen Güter, und darunter auch Cölleda. Dieſer Philipp, der zu Leipzig, zu Wittenberg unter Philipp Melanchthon, und dann zu Straßburg unter dem berühmten Sturm ſtudirt hatte, ward des Churfurſt Auguſt's Geheime-Rath und Beiſitzer bei dem Ober-Hofgerichte zu Leipzig. Auch er ſtarb den 23. Dec. 1588 ohne Leibeserben. Auch ſein Bruder Anton, der lange in Straßburg ſtudirt und ausgezeichnete Kenntniſſe beſaß, ſo daß ſelbſt der berühmte Georg Fabricius, der die Herren von Werthern auf ihren Studien-Reiſen begleitet hatte, und dann im Jahre 1546 nach Meißen an die Fürſtenſchule berufen worden war, — oft zu ſagen pflegte: „Man fände in Thüringen drei Herren von Werthern, Gebruder, wenn man deren noch viere hätte, die eben ſo weiſe, verſtändig und klug wären, wie die

drei ersten; würden solche sieben Herren das ganze Römische Reich allein regieren können." Auch dieser Anton war den 6. Juni 1579 unvermählt gestorben. Nach dem Absterben dieser Brüder — kam nun Cölleda an ihres Vaters-Bruders-Sohnes-Sohn aus dem Hause Wiehe. Und dieses war Hans von Werthern, der Reiche genannt, von welchem aber schon im 6. Bande, S. 267, die Rede ist.

Was nun das Geschichtliche anbelangt, so mögen wohl wenige Städte Thüringens zu finden sein, die in frühern Zeiten durch Pest, Plünderung und Brand so oft heimgesucht worden sind, wie das Städtchen Cölleda. Im Jahre 1529 wüthete allhier der sogenannte englische Schweiß und starben außerordentlich viel Menschen daran. Die Mehresten, die von dieser Seuche ergriffen wurden, starben gleich am andern Tage. Ein katholischer Geistlicher schob die Schuld davon auf die Lutheraner, und stellte deshalb öffentliche Processionen an, starb aber selbst am andern Morgen darauf an dieser Krankheit. Die Hamburger erfanden wider dieß Uebel ein Mittel, welches sie in gedruckten Sendschreiben andern Städten mittheilten. Große Verheerungen hat oft die Pest hier angerichtet. So starben im Jahre 1626 über 1000 Menschen an derselben. Wenn man nun erwägt, daß Cölleda zu jener Zeit nur 293 Häuser zählte, so muß man allerdings über den, durch jene Seuche herbeigeführten Menschenverlust erstaunen. Und wer sollte nicht denken, daß wir jetzt in glücklicheren Zeiten leben? — Denn, als auch in den letzten Kriegsjahren das Nervenfieber hier herrschend geworden war, so starben im Jahre 1813 — doch nur 96 hiesige und 61 krank hieher gekommene fremde Militär-Personen; im Jahre 1814 — 99 hiesige und 8 fremde Militär-Personen. Damals in jenem Pestjahre, 1626, mußte noch ein Garten erkauft werden, um den Gottesacker zu St. Johannis, der die Leichen nicht mehr fassen konnte, zu vergrößern, nachdem nur im Monat August 448 Personen dahin begraben worden waren. Schreckliche Drangsale brachte der 30jährige Krieg auch über Cölleda. Die Plünderungen in den Jahren 1631, 1634, 1641, sollen so fürchterlich gewesen sein, daß kein Bund Stroh, — kein Bissen Brodes mehr hier zu finden war. Die Kirche ward ihrer drei goldenen Kelche und ihres ganzen Schmuckes beraubt, und die schönste Glocke, welche sie besaß, vom Thurme heruntergeworfen, weggeführt und verkauft, obschon sie einige Male vorher schon durch Erlegung großer Geldsummen erhalten worden war. Groß-Monra oder Montra, ein freundlicher Ort, eine Stunde von Cölleda entfernt, und ganz hinter den Bergen gelegen; daher auch der Name: Montes intra (innerhalb der Berge) blieb dazumal von den Plünderern verschont, daher auch dieser Ort den hiesigen Einwohnern gar oft zur Zufluchtsstätte dienen mußte. Denn die rohen Kriegshorden erlaubten sich zugleich auch die unerhörtesten Grausamkeiten. Manche, die sich von benachbarten Dörfern hieher geflüchtet hatten, um in der Stadt mehr Schutz und Sicherheit zu finden, fanden hier ih-

ten Tod. So z. B. Hans Christoph von Grossenburg, Besitzer von Alt-Beichlingen, Otto von Kötschaw, sonst zu Stödten angesessen, Fräulein Regina von Beringer, sonst zu Backleben wohnhaft. Hierzu kam noch in den Jahren 1641 bis 1642 eine schreckliche Hungersnoth, die in kurzer Zeit über 400 Personen aufrieb, nachdem sie ihr Leben eine Zeit lang auf die elendeste Weise mit Kräutern, Baumrinde und dergl. gefristet. Manche fuhren mit dem Schubkarren nach Nordhausen, um da Getreide zu holen, wurden aber an der Sachsenburg von den Heldrungischen Soldaten ausgeplündert. Um das Feld zu bestellen, mußten sich selbst Personen aus den höhern Ständen in den Pflug spannen, weil die Kriegstruppen alles Vieh mitgenommen, und die arbeitsamen Menschen größtentheils gestorben waren. Mit der innigsten Freude wurde daher im Jahre 1648 das Friedensfest gefeiert.

Auch im siebenjährigen Kriege erlitt Cölleda manche harte Bedrückung, besonders im Jahre 1757, als am 8. November die bei Roßbach geschlagene Französische Armee auf ihrem Rückzuge in der größten Unordnung hier erschien. Nicht blos in den Häusern, auch auf allen Straßen der Stadt lagen die Soldaten mit ihren Maulthieren, und da bei dem vielen, schnell herbeizuschaffenden, Futter und Stroh, mit Fackeln und Lichtern in Scheuern und Ställen sehr unvorsichtig umgegangen wurde, so hätte leicht die ganze Stadt in Flammen aufgehen können, zumal da die Forderungen der fremden Gäste nicht zu befriedigen waren; daher auch der im Amte stehende Bürgermeister Beck so jämmerlich gemißhandelt wurde, daß er zwei Tage darauf schmerzlich starb. Die damals ausgeschriebene Kriegssteuer war für Cölleda so bedeutend, daß die einzelnen Bürger nicht im Stande waren, solche zu schaffen; daher sich der Magistrat genöthiget sahe, um größeres Unheil abzuwenden, gleich die ganze Summe auf Rechnung der Cämmerei-Casse zu erborgen.

Im Jahre 1778 starb hier der Churfächs. General-Major der Cavallerie, Georg Friedrich von Kendler, in einem Alter von 102 Jahren. Derselbe hatte als Offizier vom Jahre 1706 an — allen Feldzügen in Polen beigewohnt, und war also 72 Jahre lang im Dienst gewesen. Auch die neuern Kriegsstürme haben Cölleda auf mannigfache Weise berührt. So gingen besonders bei dem Rückzuge der Preußischen Armee im October des Jahres 1806 so viele Heerabtheilungen hier durch, daß die mehresten Bürger 50 — 60 Mann im Hause hatten.

Schwerverwundet wurde der Herzog von Braunschweig, — da er die Erschütterung durch's Fahren nicht hatte aushalten können, auf einem Sopha getragen, hierhergebracht. Hier erst ward seine Wunde gehörig verbunden; sein Gefolge nahm ein Frühstück ein, der Herzog aber konnte gar nichts genießen, und mußte nun seine Flucht beschleunigen. Denn schon den 15. October, Abends, erschienen hier 20 französische Chasseurs, welche augenblicklich, unter schrecklichen Drohungen, 300 Stück Louisd'or verlangten. Da diese

aber durchaus nicht zu schaffen waren, so mußten sie sich mit 882 Thalern begnügen. Zu der, von Napoleon dem Thüringischen Kreise auferlegten Kriegssteuer hatte Cölleda 558 Thaler beigetragen.

Nach der Schlacht von Leipzig, im Jahre 1813, ging den 23. October die große Schlesische Armee, unter Anführung ihres tapfern Blüchers, der sein Standquartier in Groß-Neuhausen genommen hatte, allhier durch. Dieser hochberühmte Kriegsheld hielt fast eine Stunde lang auf hiesigem Markte und ließ die verschiedenen Heerabtheilungen vorüberziehen, die noch denselben Tag bis Leubingen vorrückten, um den Uebergang über die Unstrut zu besetzen. Und dahin mußten aus hiesiger Stadt über 400 Scheffel Hafer und 200 Centner Heu angefahren werden. Das Corps des General Benningsen lagerte bei Batgendorf, mußte ebenfalls verpflegt werden, so daß die sämmtlichen Kriegskosten, welche Cölleda, 374 Häuser und 1752 Einwohner enthaltend, in jener Zeit zu tragen hatte, 16,330 Thaler betrugen.

Schreckliche Feuersbrünste, große und kleine, haben seit langer Zeit immer dem Wohlstande der hiesigen Einwohner entsetzliche Wunden geschlagen. So die Brände in den Jahren 1538, 1683, 1698, 1755. Der schrecklichste Brand entstand am Abend des 14. August 1795. Der Feuerstrom griff da so schnell um sich, daß binnen einer Viertelstunde 8 Straßen in vollen Flammen standen, wodurch 135 Häuser und 82 mit Erntefrüchten angefüllte Scheuern zu Aschenhaufen niederstürzten. Viele Menschen wurden beschädigt, zwei verbrannten. Doch alle diese Wunden sind jetzt geheilt, denn

Krieg und Brand
Segnet Gott mit milder Hand.

Und obschon unsere Stadt die seit 1819 hier gestandene Husaren-Garnison im Jahre 1835 verloren, so erfreut sich doch dieselbe jetzt, bei einer Bevölkerung von 2953 Seelen in 480 Häusern, unter der erleuchteten Königl. Preußischen Regierung so mancher Vorzüge. Seit 1824 befindet sich allhier das Königl. Landraths-Amt des Eckartsbergaer Kreises und Cölleda ward durch Königl. Cabinets-Ordre zur Kreisstadt erhoben. Mit dem Jahre 1837 ist ebenfalls auch ein Königl. Land- und Stadtgericht allhier in Wirksamkeit getreten.

Grüning.

Die ehemalige deutsche Ordens-Commende Griefstädt.

Wenn man von Weißensee aus in das Thal der Unstrut kommt, um in demselben den Fußpfad nach Gorsleben und der Sachsenburg zu wandern, trifft man, auf dem linken Ufer genannten Flußes, bevor man ihn bei dem Dorfe Riethgen überschreitet, auf einige ganz isolirt gelegene Gebäude nebst einer Mühle. Die vermischte ältere und neuere Bauart dieser Gebäude, die zum Theil um sie gezogenen beträchtlichen Mauern vor Allem, die diesen Gebäuden gegenüber auf einem Hügel liegende keineswegs im gewöhnlichen neueren Styl erbaute Kirche, fesselt die Aufmerksamkeit, und nimmt man auch bald wahr, daß dermalen der Sitz einer nicht unbedeutenden Oekonomie hier ist, so deutet doch die ganze Anlage auf eine alterthümliche Abkunft, und hören wir sie die Commende Griefstädt nennen, so sind wir außer Zweifel, daß wir uns auf einer Stelle befinden, an welche sich manche gewiß nicht unwichtige historische Erinnerungen knüpfen und können den Wunsch nicht unterdrücken uns von den früher hier obgewalteten Verhältnissen näher zu unterrichten, müssen uns jedoch, wie es leider bei vielen alterthümlich merkwürdigen Punkten der Fall ist, mit folgenden Notizen begnügen, die, wenn sie auch authentisch sind, doch für den Forscher nach speciellen Ereignissen und besonders nach romantischen Bildern, manches zu wünschen übrig lassen. *)

Ueber die Entstehung oder den ersten Anbau von Griefstädt sind keine Nachrichten vorhanden. Indeß ergiebt sich, daß es früher

*) Die Mittheilung der folgenden rein geschichtlichen, gewiß völlig gründlichen Nachrichten, verdankt der Verfasser der Güte des Herrn Pastor Heißmann in Tunzenhausen.

eine eigenthümliche Besitzung der Thüringer Landgrafen war, aus Folgendem: Conrad, der jüngste Sohn des Landgrafen Herrmann von Thüringen, trat um das Jahr 1232 in den Orden der deutschen Ritter und versuchte, nach der im Mittelalter üblichen Weise sein geängstetes Gewissen durch mancherlei Schenkungen an Kirchen zu beschwichtigen. Er hatte nämlich in einem Kriege mit dem Erzbischof Sifrid von Mainz die Stadt Fritzlar niedergebrannt und sich dabei noch vieler andern Freveltaten schuldig gemacht. — Unter diese Sühnopfer gehörte auch der Hof zu Griesstädt, welchen er mit Bewilligung seines Bruder Heinrich und seines Neffen Herrmann an die deutschen Herren zu St. Elisabeth-Hospital zu Marburg abtrat, welche Schenkung auch am 6. November 1234, mittelst Urkunde bestätigt wurde. In dieser Schenkungsurkunde heißt es:

„Es sei Jedermann für jetzt und in Zukunft zu wissen, daß wir dem Hospital des deutschen Hauses der Jungfrau Maria zu Jerusalem, in die Hände des Ordensbruders Heinrich von Hohenlohe, Vorsteher dieses Hauses in Deutschland, (er wurde 1245 Hochmeister) alle unsere Güter in dem Riethe gelegen (wovon später das daselbst aufgebauete Dorf Riethgen seinen Namen erhalten hat) 23½ Hufe enthaltend, das Allodialgut zu Griesstädt mit der daselbst befindlichen Mühle, so wie das Gerichtsamt Günstetten mit 10½ Hufe Land, geschenkt und übergeben haben ꝛc." — Nach dem Tode des Hochmeister Herrmann von Salza im Jahre 1239 wurde Conrad an dessen Stelle erwählt, welche er jedoch nur bis zum 24. Juli 1241 verwaltete, wo er starb.

Das Allodialgut Griesstädt erfreuete sich der Befreiung von dem Zolle und allen andern Abgaben, denn schon im Jahre 1225, hatte der Landgraf Ludewig, nach einer in Weißensee ausgestellten Urkunde, dem deutschen Orden erlaubt, sich in den seiner landesherrlichen Botmäßigkeit unterworfenen Ländern niederzulassen, auch ihn unter Einwilligung seiner Brüder von allen Gerechtsamen befreit, welche ihm als Landesherrn auf des Ordens bereits erworbenen oder künftig zu erwerbenden Besitzungen zuständig wären, so wie von dem Zoll und andern bestehenden Abgaben. — Anfangs bestand das Gut Griesstädt nur aus wenigen dabei gelegenen Besitzungen, denen der junge Landgraf Herrmann jedoch mehrere anreihete, welche sich auch bald durch Ankauf, Schenkungen und fromme Vermächtnisse häuften, so daß es zu einer nicht unbedeutenden Commende der Balley Hessen, zu welcher es im Jahre 1287 geschlagen wurde, heranwuchs. — Diese Besitzungen erforderten genaue Aufsicht, und der Orden schickte deshalb im Jahre 1288 einen eigenen Comthur — Gottfried von Konre — dahin, welcher in Urkunden öfters Godefridus Commendator genannt wird. Unter seiner bis 1302 währenden Verwaltung wurde Griesstädt auf's neue durch Schenkungen und Käufe beträchtlich vergrößert. Es folgten nun nachstehende Comthure: 1302 Leopold von Amelung, 1320 Heinrich von Wildecken; 1332 Berthold von Ebeleben; 1341 Herrmann von Schik-

kede; 1351 ein gewisser Ullrich, unter welchem dem Ordenshause von Erzbischof Gerlach zu Mainz das jus patronatus der Pfarre Günstedt abgetreten. 1359 Dripode von der Thanne; 1379 Conrad von Billersheim; 1449 Herrmann von Liederbach; 1458 Helfreich von Drache; 1471 Ludewig von Rabenau; 1481 Johann Schenk von Schweinsberg; 1496 Wiegand Holzsattel; 1512 Sittich von Breitenbach; 1519 Conrad Schlann; 1525 Wolf Schutzbar genannt Milchling, gleich nach dessen Antritt wurde der Hof Griesstädt von den Bewohnern Kindelbrücks überfallen und geplündert, für welchen Frevel sie durch Vermittlung der fürstlichen Räthe, als der Amtsschösser zu Sachsenburg und Weißensee, 525 Gülden dem Comthur und 1000 Gülden dem Orden, Entschädigungskosten, zahlen mußten. — 1530 Georg Löwe von Steinfurth; 1538 Adolph Schutzbar genannt Milchling. — Herzog Johann Friedrich von Sachsen-Weimar ließ 1547 durch seinen Feldmarschall von Schönburg um Weihnachten die Commende plündern, welcher Schade auf 4597 Thaler geschätzt wurde, worunter 107 Pferde zu 1646 Thalern gerechnet, waren. 1548 Heinrich von Wiederstein; 1553 Philipp von Bicken; 1557 Franz von Hatzfeld, welcher am 19. December 1574 starb und dessen Epitaphium noch jetzt in der Kirche zu Griesstädt steht. — 1575 Walther von Plettenberg; 1580 Georg von Hoerde; 1586 Wilhelm von Obnhausen; 1591 Gerhard von Steinhausen, der Erste, welcher die Churfürstlich Sächsische Erbhuldigung zu Weißensee leisten mußte. — 1611 Ottomar von Galen; 1613 Rüdiger von Hoerde; 1615 Johann Fuchs; 1627 Philipp von Hundelshausen. — Während dieser Zeit war die verheerende Flamme des dreißigjährigen Krieges auch in diesem Lande ausgebrochen. Churfürst Johann Georg von Sachsen nahm 1632 die Commende unter dem nichtigen Vorwande weg, weil der deutsche Orden es mit dem Kaiser halte und vertrieb den Commenthurherrn. Sachsen mußte zwar nach dem Prager Frieden 1636 Griesstädt dem Orden wieder zurückgeben; allein jetzt nahmen es dafür die Schweden in Besitz, zerstörten alle Gebäude, vertrieben den Commenthur und hausten hier, wie in der ganzen umliegenden Gegend dergestalt, daß viele Dörfer gänzlich verwüstet wurden. Im Jahre 1645 ward zwar Adam Wilhelm von Kettler neuerdings als Commenthur dahin geschickt; da aber, nach seinem Bericht, die Gebäude dermaßen verwüstet und unbewohnbar waren, daß die Füchse darin hausten, so begab er sich nach Erfurt, wo er von Caspar Ermes, dem Secretair des schwedischen Gouverneurs, im September desselben Jahres meuchlings erstochen wurde. — Der Landcommenthur der Balley Hessen, übertrug nun die Commende Griesstädt dem Philipp Leopold von Neuhoff, welcher, als er mit Empfehlungen bei dem schwedischen General Torstenson anlangte, den Bescheid erhielt, daß er nicht zum Besitz der Commende kommen könne, weil sie bereits von der Krone Schweden dem Obersten Ermes geschenkt worden sei. — Dieser Umstand dürfte wohl einiges Licht über die Ermordung des Commenthur Kettler verbrei-

ten. — — Ermes blieb bis zum Frieden 1648 im ruhigen Besitz der Commende, folgendes Jahr aber übernahm sie der Commenthur von Neuhoff, welcher bemüht war die Gebäude wieder wohnbar zu machen und die Einkünfte zu ordnen, worüber ihn jedoch der Tod ereilte. Sein Nachfolger wurde 1671 Stephan Franz von Neuhoff; dieser verwendete große Summen zur Erbauung neuer Wirthschaftsgebäude, gerieth aber dadurch in beträchtliche Schulden und wurde nach Mergentheim in Verhaft gebracht, woselbst er 1693 starb. August Graf von der Lippe, Neuhoffs Nachfolger, starb bereits 1701 wieder, worauf 1702 Johann Adolph Marschall von Biberstein die Commende in Besitz nahm. Mit Eifer setzte derselbe fort, was Neuhoff begonnen hatte, bemühete sich dem ganzen Orte ein freundliches Ansehen zu geben, erbauete das neue Wohngebäude nebst der freundlichen sehenswerthen Kirche, deren Wände mit den Wappen der Hochmeister, der Landcommenthure von Hessen, so wie der Commenthure von Griesstädt geziert sind. Da jedoch der ungeheuere Aufwand zu diesen Bauten mit den Einkünften in keinem Verhältniß stand, wurde auch dieser Comthur 1715 Schulden halber nach Mergentheim in Haft gebracht und starb 1738 in Wetzlar. Ihm folgte als Commenthur 1718 Carl Freiherr von Stein, und diesem Hans Moritz von Brühl von 1734 bis 1755. Der siebenjährige Krieg verzögerte die Einweihung des am 1. September 1756 zum Comthur erwählten Adam Alexander Freiherrn von Diemar bis zum Jahr 1761. Dann folgte 1772 Carl Friedrich Reinhold Freiherr von Baumbach, dann Maximilian, Sigismund Freiherr von Stetten und endlich 1797 Heinrich Moritz Freiherr von Berlepsch. In dem Preßburger Frieden 1805 wurde bekanntlich der ganze deutsche Orden dem Hause Oesterreich erb- und eigenthümlich übergeben, von Napoleon aber im Jahre 1809 in allen Staaten des Rheinbundes förmlich aufgehoben und dessen Güter mit den Domainen desjenigen Fürsten vereinigt, in dessen Gebiete sie lagen. Die Commende Griesstädt fiel demnach dem Könige von Sachsen anheim, welcher jedoch die Einkünfte, derselben dem Commenthur bis zu seinem am 3. December 1809 erfolgten Tode überließ, sie dann einzog und in einem am 12. September 1811 ausgefertigten Vermächtnisse, nebst allen Besitzungen, Rechten und sonstigen Zuständigkeiten den Universitäten Leipzig und Wittenberg, so wie den Landschulen Pforte, Meißen und Grimma überwies, als eine auf immerwährende Zeiten sorgfältig zu erhaltende Stiftung zu einem wahren und unwiederruflichen Eigenthum. Nachdem jedoch zu Folge des Wiener Congresses, derjenige Theil des Königreichs Sachsen, in welchem Griesstädt liegt, dem Königreich Preußen einverleibt wurde, sind von Letzterem die Ansprüche der Universität Leipzig, wie der Schulen zu Meißen und Grimma geziemend abgelöst worden und es ist der Commende Griesstädt sonach von ihren früheren Verhältnissen nichts als der Name geblieben.

Friedrich von Sydow.

Raſtenberg.

Wo die Unſtrut ſchweigſam und trübe die güldene Aue durchfluthet, um an den Gräbern der Könige zu weinen, deren Schattenbilder noch aus Memlebens zerfallenem Kloſtergemäuer hervorſchauen, und dann an Burgſcheidungen vorübereilt, dem altergrauen Felſen des Haders und des Falles von Hermanfried und ſeines Königreichs, um in den Waſſern der ſächſiſchen Saale unterzugehen, — ein treuer Spiegel der Geſchichte ihres Vaterlandes —; da zieht ſich von Abend gen Morgen hin am rechten Ufer eine weite Hügelreihe, die Finne genannt. Grüner Eichen- und Buchenwald ſchmückt zu beiden Seiten die ſanft anſteigenden Höhen und wechſelt oben auf der oft meilenbreiten Bergebene mit Fruchtfeldern und kräuterreichen Triften ab.

Aus einem romantiſchen Thale — dem Mühlthale — rauſcht die Loſſa, eine Stunde oberhalb bei dem großen Dorfe gleiches Namens entſpringend, zwiſchen ſchattigen Bergen und rötlichen Felsabhängen an zwei verfallenen Geſundbrunnen vorüber in die weite Ebene, welche der ferne Ettersberg begränzt, mitten durch Raſtenberg. Eine ſchöne aus Sandſtein, der im Mühlthal gebrochen wird, nach modernem Styl erbaute Kirche mit ihrem teraſſenförmig ſich erhebenden Thurme, ziert die ſtille Stadt. Sie zählt zweihundert Häuſer und tauſend Einwohner, iſt nach Süden von einer Mauer und einigen Mauerthürmen umgeben, nördlich aber ſchmiegt ſich dieſelbe an eine ſteile Bergwand, auf deren Rücken die beraſten Trümmer der Raspenburg zu finden ſind.

Der Name der Gegend, die Finne, wie des Städtchens, das in alten Büchern und im Munde des Volks Raſſeburg heißt, deutet auf nordiſchen Urſprung und gab Veranlaſſung zu nachfolgender Sage.

Sage von der Gründung Rastenbergs und von der Entstehung seines Heilquells.

Kurz vor den Zeiten der großen Völkerwanderung herrschte in Scandinavien der König Gram; der hatte den Schweden die Wucht seines Schwertes schwer fühlen lassen, und auch die Nachbarn und Verbündeten derselben, die Phinnen, an der Newamündung durch räuberische Landung hart bedrängt. Da gedachte Simklus, der Phinnen-König, zur Sicherung des Landes und zu der Feinde Demüthigung ein Bündniß mit den Sachsen zu schließen, und damit das Band, welches die Völker von nun an verknüpfen sollte, inniger noch und dauernder um sie geschlungen werde durch die Verbindung der Herrscherfamilien: so freiete Heinrich, der junge Sachsenfürst, des Finnenkönigs schöne Tochter. Viel stattliche Kämpen, glänzend in Waffenschmuck, bestiegen mit ihm die buntbewimpelten Schiffe zur fröhlichen Brautfahrt über das Meer. Ein frischer Wind legte sich in die vollen Segel und mit den Wolken um die Wette flog das Geschwader über die krystallene Fluth. Bald waren sie den ersehnten Küsten nahe, und es landete der theure Held; aber die Sonne ging in Nebeln auf, ein bleicher Lichtschein nur verbreitete sich über die Flächen, die grauen Felsen am Ufer verbargen ihre kahlen Häupter in den Schaum der Wellen und murmelten Klagelieder aus tiefstem Grunde.

Indeß zu Rasseberg am finnischen Meerbusen, wo Simklus königlichen Hof hielt, erscholl Freude in den festlich geschmückten Hallen; Skiath, die liebliche, saß an des Sachsenfürsten Seite beim hochzeitlichen Mahle, ringsum die Edelsten der befreundeten Völker. Doch ehe die Mitternacht herbeikommt, erschreckt fremder Waffen-Getöse die Gäste. Heimlich war der Dänenkönig Gram an das Land gestiegen. Gewaltsam werden die Pforten aufgestoßen und die Freudenmahls-Stätte wird zur traurigen Wahlstatt. Skiath fällt bewußtlos zu Boden, der greise Vater wird von dem erbarmungslosen Schwerte der Dänen dahingewürgt; Heinrich selbst aber schreitend über die theuere Leiche und die Braut schirmend kämpft mit der Kraft eines Gottes. Da dringt der befreundete Klang eines Hifthorns in den Saal, Roderich, des Finnenkönigs Vetter, kehrt vom fernen Kriegszuge heim zur guten Stunde, bricht sich Bahn mit gewaltigen Streichen; die Dänen bestürzt, im Rücken bedroht, müssen weichen und segeln, sich begnügend mit des Königs Mord und dem angerichteten Blutbade, auf bestügelten Schiffen davon.

Bald auch kehrte Heinrich und viele seiner Getreuen, die dem Tode entronnen waren, heim; auch Tausende von den Finnen, von Roderich geführt, verließen damals mit Weib und Kind und Habe den blutgetränkten, feindesoffenen Boden ihrer Väter, um in den Länderstrecken jenseit des Harzes, wo die Thüringer hausten, — von den Sachsen, deren Gränznachbaren, dazu ermuntert, — eine neue Heimath sich zu begründen. Und wie alle Auswanderer selbst in der Ferne sich noch immer stark angezogen fühlen an das verlassene Vaterland, und lieben, in dem Neuen das Alte gleichsam zu verjüngen, so gab Roderich der Ringburg, welche er auf dem äußersten nach heißem Streite den Thüringern entrissenen

Berge — dem heutigen Streitholze — erbaute, nach der alten Hofburg ſeiner Väter in Finnland den Namen Raſſeburg. Noch zeigt tief im Waldesdickicht bemooſtes Geſtein und ein Ringgraben dem Wanderer die Stätte, wo ſie ſtand.

Doch nimmer konnten es die Thüringer verwinden, daß fremde Eindringlinge mitten in ihrem Lande ſaßen, und immer von Neuem entbrannte die Fehde. Da erkoren ſie endlich den tapfern Segimer zu ihrem Herzog, um die Finnen wieder aus den vaterländiſchen Bergen zu vertreiben; ſelbſt die edelſten Jungfrauen des Stammes erſchienen im Feldlager, ſtimmten Kriegsgeſänge und heilige Lieder der Barden an, und entzündeten in den Herzen ihrer Brüder und Freunde den langgenährten Haß zur wildeſten Kampfluſt; die Prieſter aber weiſſagten Sieg. Doch auch die Finnen waren kampfgerüſtet; auch ihnen hatten ihre Prieſter Sieg verheißen. Sie hatten ſich aber, den Helden Roderich an ihrer Spitze, der noch keinem Feinde gewichen war, auf dem rothen Berge — wo jetzt das Dorf Rothenberge — gelagert, entſchloſſen, mit ihrem Blute dieſe Erde, worauf ſie ſtänden, roth zu färben und zu ihrem künftigen und feſten Beſitzthum dadurch zu machen. Der Aufgang der Morgenröthe giebt beiden Theilen das Zeichen zum Angriff; je höher die Sonne ſteigt, deſto heißer entbrennt der Kampf. Siegsmuthig durchbricht Segimer die Schlachtreihen ſeiner Gegner, ſeine Mannen drängen nach: da trifft ein Speer des Helden Fuß, er wankt, ein Schwertſtoß die Bruſt und er ſinkt. Seine Getreuen tragen ihn aus dem Kampfgedränge und legen ihn nieder unter den Schatten einer breitäſtigen Buche am nahen Waldesrand; die Finnen dagegen erheben ein lautes Jubelgeſchrei und ſchon halb geſchlagen, nutzen ſie die entſtandene Verwirrung und unentſchieden ſchwankt der Sieg, bis am Abend die Prieſter dem Morden Einhalt thun und den Spruch der Götter verkünden: „Friede herrſche fortan und der Thüringer und der Finnen Volk verſchmelze in Eines.“ Alſo geſchahe es.

Blutend aber lag und todesmatt Segimer am Waldesrande und wähnte von den Walkyrien auf ſchnellen Todesroſſen ſchon gen Walhalla erhoben zu werden, da eilt auf die Schreckenskunde von ſeinem Fall Ludmille, die Geliebte ſeines Herzens, die Edelſte der Jungfrauen auf die Wahlſtatt, den theuern Helden zu ſuchen. Und ſie findet ihn an jenem Baumſtamme gelehnt und fällt auf die Knie zu ſeinen Füßen nieder und ruft die unſterblichen Götter um Hilfe an und Hertha, die Mutter des Lebens. Und ſiehe, als ſie noch klagete, rieſelt aus einer klaffenden Felsſpalte ein Quell hervor, friſch und ſilberklar — der heutige Kläfferbrunnen — ein Zeichen der Erhörung ihres Gebets und der Gnade der Götter. Wo aber im Thalgrund ſie gewandelt und ihre Schmerzenstränen gefloſſen, da ſprudeln heilende Brünnlein aus dem Boden, und ſie netzt die Lippen des Sterbenden mit dem Felſenquell und badet die tiefen Wunden mit dem Heilwaſſer, und o Wunder, nach kurzer Friſt rinnt friſches Leben in den Adern, es heilen die Wunden und neugekräftigt erhebt ſich der Held und beſchließt mit Ludmilla, ſeinem ehelichen Gemahl, fortan hier zu raſten an dem Berge, der ihren Schmerz und ihre Wonne geſe-

ben. Und sie bauten bald nachher ein stattliches Haus daselbst und nannten es Rastenberg und lebten allda noch lange Jahre in Frieden und Freude.

Zur Zeit der Völkerwanderung, als die Fluth barbarischer Nationen auch über Thüringen sich wälzte und die streitbare Jugend mit sich fortriß auf die katalaunischen Gefilde und späterhin unter den einheimischen Königen aus Basinus Geschlecht erwähnt auch nicht einmal die Sage Rastenbergs. Es fiel aber der ganze Landstrich nach der Erstürmung der Veste Chidingi am 1. August 523 und nach der erfolgten Theilung des Königreichs Thüringen dem Sachsenkönige Gathagast zu, welcher damit den tapfern Ritter Haken belehnte, denselben, welcher den Rath zum nächtlichen Ueberfall der Veste gegeben und zur Wehr gegen die Franken die Schlösser Sachsenburg und Beichlingen an der Finna bauten. Nachher bis zum Jahre 1039 gehörte diese Gegend zu den Familienbesitzungen des altsächsischen Hauses aus Wittekinds Geschlecht.

Die deutsche Königswürde war nehmlich im Jahre 1024, nach zu Altstadt erfolgter Wahl — am Palmsonntage — auf Conrad den Salier übergegangen. Nun wurde von ihm Ludwig mit dem Barte, ein Verwandter der Kaiserin Gisela, zum Graven von Westthüringen ernannt und weil derselbe die Cäcilia, die Nichte des Markgrafen Ludolph von Sachsen-Braunschweig, eines Stiefsohns des Kaisers, ehelichte, empfing er als Heirathsgut mit seiner Gattin Beichlingen mit Rastenberg und Sangerhausen erb- und eigenthümlich. Von ihr erzählen die Chronisten: sie sei, obwohl eine säuberliche Frau und voller Tugend und guter Sitten von ihrem „ersteren Herrn kabiset, das ist repudiiret und um eines bösen Leumunds willen von einem andern Herrn nicht gefreiet worden." In der „Chronika, wie die Landgraven von Döringen sich erst erhuben, Erf. 1522." aber heißt es noch weiter also: „Im Jahre 1039 machte Kaiser Konrad den Ludwig mit dem Barte, der ein Vitzthumb des Landes zu Döringen war, zu einem Graven zu Döringen. Derselbe gewann mit seiner ehelichen Frau Cäcilie drei Söhne. Der erste, genannt Ludwig, besaß seines Vaters Erbe Schawenburg und ward nach seines Vaters Tode ein Grave zu Döringen. Der andre Sohn hieß Beringer, dem ward Sangerhausen mit Zubörung. Der dritte hieß Heinrich, der ward ein Herr zu Raspenberg, das er selber bauete."

Schon im Jahre 1040 mochte der Anfang des Schloßbaus vorgenommen worden sein, dessen Vollendung aber durch Heinrich, der wegen seiner Rauheit raspo oder der Raspe hieß, nach dem übereinstimmenden Zeugnisse der meisten Urkunden erst zwischen die Jahre 1070 und 1073 fallen. Die Burg selbst erhielt bald den Namen arx Rassenbergica, bald castrum Raspinburg oder auch das veste Schloß Raspenbergk.

Merkwürdig bleibt es, daß fortwährend die jüngeren Söhne des landgräflich thüringiſchen Hauſes hier ihren Aufenthalt hatten, daß ſie faſt durchgängig den Namen Heinrich führten und Dreie den Beinamen Raspe bekamen. Der andere Heinrich Raspe ſtirbt im Jahre 1131 auf der Raspenburg kinderlos und war nach Meliſſantes ein Sohn Ludwig des Springers. Nach ſeinem Tode fiel das Schloß und die damit verbundene Grafſchaft nach Pfefferkorn Th. G. p. 264. und Falkenſtein II. 2, 912. wieder an die Hauptlinie zurück und zwar an Ludwig III., welcher, ein Eidam des damaligen deutſchen Kaiſers Lothar, um dieſe Zeit zum erblichen Landgrafen in Thüringen erhoben wurde. Im Jahre 1170 findet ſich ein Sohn Ludwig des Eiſernen auf dem Schloſſe wohnhaft, der dem Turniere zu Freiburg an der Unſtrut mit beiwohnte und einige funfzig Jahre ſpäter 1226, der Bruder Ludwig des Heiligen, derſelbe Heinrich Raspe, welcher auch in der deutſchen Reichsgeſchichte eine wenn auch nicht eben ruhmvolle Rolle geſpielt hat.

Bekanntlich unternahm im Jahre 1227. Kaiſer Friedrich II. einen Kreuzzug in das gelobte Land; auch der junge Landgraf Ludwig folgte mit vielen Thüringiſchen Grafen und Rittern dem kaiſerlichen Heerbann und übertrug die Landesregierung während ſeiner Abweſenheit ſeinem Bruder. Schon am 11. Sept. 1227 aber ſtarb der Ludwig zu Otranto nun trat Heinrichs rauher Character offen hervor. Statt des Bruders Wittwe die heilige Eliſabeth und deren Kinder in ihren Rechten und Beſitzthümern zu ſchirmen, nahm er ſelbſt von der Landgrafſchaft Beſitz; die flüchtige Landgräfin ſtarb bald darauf 1231 vor Kummer in Marburg, eine Tochter Sophie wurde für das Kloſter beſtimmt und wurde ſpäterhin Aebtiſſin von Kiſſingen an der fränkiſchen Saale, den einzigen hinterlaſſenen Sohn Hermann aber ließ er zu Kreuzburg an der Werra durch ſeine Hofmeiſterin Bertha von Seebach vergiften; eine zweite Tochter Sophie jedoch heirathete den Herzog von Brabant, aus welcher Ehe jener Heinrich entſproßte, der unter dem Namen des Kindes von Brabant des heſſiſchen Fürſtenhauſes Stammherr geworden iſt.

Gleich gewaltthätig verfuhr Heinrich auch gegen ſein Volk, manche ſchöne Tochter des Landes wurde von ihm geraubt und auf irgend einem feſten Schloſſe feſtgehalten. Solch eine Zwingburg war auch die Raspenburg und noch erzählt man von dem ſogenannten Barflecke, einer offenen Waldſtelle der Burg gegenüber, nachſtehende Sage:

Das Barfleck.

In Thüringen liegt ein altes Schloß
Die Raspenburg genannt.
Du findeſt kaum die Stätte noch,
Wo es vor Zeiten ſtand.

Die Mauern alle deckt Gras,
Versunken ist der Thurm,
In seinem Schlunde bergen sich
Nur Kröten, Molch und Wurm.

Und drüben stehst du hoch im Wald
Ein Fleck, von Bäumen leer:
Davon geht in des Volkes Mund
Die trauervolle Mähr:

Graf Heinrich Rasyo kehrte einst heim vom Fehdezug.
Das schwarze Roß inmitten die schönste Beute trug:
Bald hält er vor dem Thurme. „He Thorwart schließet auf,
Verwahrt dieß Kleinod, wahrlich, dieß war kein leichter Kauf!“

Und tückisch in sich lachend sprengt er wohl in sein Schloß;
Ein Strom von heißen Thränen aus Wandas Augen floß.
Wie bleich ach ihre Wangen, der Rosenmund wie blaß!
Sie sieht empor zum Himmel — horch, klingt ein Fensterglas?

Ist's Rasyo, der im Saale mit den Genossen zecht?
Sie lugt hinaus und drunten steht Rolph der treue Knecht.
Ob hoch und eng das Fenster, das Mägdlein schmiegt sich vor,
Faßt muthig in das Gitter, zerbricht es leicht wie Rohr.

Und ob der Abgrund gähnet; sie wagt's mit Gott und springt;
Sie stürzt — doch nein, ein starker Arm sicher sie umschlingt.
Und nach dem Streitholz lenken beflügelt sie den Lauf.
O weh! da schleicht verrath'risch der gelbe Mond herauf!

Der tritt sacht aus den Wolken, zeigt sie dem Grafen an —
Ha welche Schatten klimmen dort hastig gipfelan?
„Ihr Reisige in Waffen! Hinaus!“ der Graf gebot,
„Die Flüchtige« fangt eilend lebendig oder todt!“

Der Pfad wie steil und dornig, ach Rolph, mir wird so bang!
„„Vernimmst du nicht im Thale wie scharfer Schwerter Klang?““
„Mein Lieb, 's ist's Kreuz am Kloster, vom Abendwind bewegt.“
„„Hörst du den Sturm?““ „Die Mühl ist's, die drunten stampft und schlägt.“

Doch näher dringt das Rasseln, im Dickicht wird es laut.
„Gib mir den Dolch, im Tod nur wird Wanda dir getraut!“
Tief in der Brust das Eisen, sinkt er in selben Tod. —
Die Söldner nah'n und schauen zwei Leichen blutigroth.

Und auf dem Flecke sprießet seitdem kein Gras, kein Baum,
So weit des Blutes Strömung, ist öd' und leer der Raum.
Und Greul auf Greuel hausten im Schloß sich Nacht wie Tag,
Bis daß der Zorn des Himmels die Thürm' und Mauern brach.

Gleichwohl fand der römische Papst Innocens IV. in Heinrich Raspo den geeignetsten Mann, als Gegenkaiser wider den vom Bannstrahl getroffenen zweiten Friedrich von Hohenstaufen aufzutreten. Von der römisch gesinnten Partei im Jahr 1246 zum deutschen König erwählt, verließ er die Raspenburg, um in Schloß Reichlingen Hof zu halten und rückte im Frühjahre 1248 mit einem starken Heere seiner Anhänger nach Schwaben. Hier aber wurde, wie die Chroniken sich ausdrücken, sein Treubruch am Bruder und am Kaiser zugleich von Oben herab und durch Menschenstärke gestürzt und gerochen. Bei der Belagerung der Reichsstadt Ulm von einem Pfeil getroffen und noch von andern Uebeln heimgesucht, wurde er krank auf die Wartburg geschafft und starb daselbst kinderlos. Sein Stamm verdorrete; er war der letzte männliche Sproß aus dem Geschlechte Ludwigs mit dem Barte.

Nun hatte zwar schon am letzten Juni 1242 der Kaiser Friedrich II. zu Beneventum den Markgrafen Heinrich den Erlauchten von Meissen, dessen Sohn Albrecht eine Tochter des Kaisers, Agnes, ehelichte, mit Thüringen und Hessen als einem aparten Theilslehn betraut; jedoch machte nach Heinrich Raspe's Tode auch Heinrich von Brabant Ansprüche auf manche Theile des Landes geltend und es entstand ein neunjähriger verheerender Krieg. In diesem trüben Wasser fischte damals wer konnte in Thüringen. Es war des Raubens, Stehlens und Viehwegtreibens kein Maaß; jede Burg wurde ein Raubnest, jeder Ritter ein Wegelagerer und wie die Herren von Schrapplau auf der Neuenburg, die von Rabiswalde bei Wiehe, die von Scheidungen, Willerstedt und Eckartsberga zu gemeinen Raubrittern herabgesunken waren, so hausten damals auch auf der Raspenburg weithin gefürchtete Burgmannen. Albrecht, dieser rhamnus in roselo thuringiaco, wie die erfurtische Chronik ihn nennt, schon zu Lebzeiten seines Vaters, 1265, mit dem Landgrafthume Thüringen belehnt, war nicht im Stande, dem Unwesen zu steuern. Ja die Verwirrung wurde durch dessen beabsichtigte Enterbung seiner Kinder erster Ehe und Verkauf des Landes an Kaiser Adolph nur noch größer und es entspann sich im Jahre 1281 zwischen Vater und Sohn, Friedrich dem Freudigen, jene zweiundzwanzigjährige Fehde, welche Thüringen von einem Ende bis zum andern verwüstete, und auch in Rastenberg bleibende Spuren der Zerstörung zurückließ. Zu Anfange des Jahres 1293 fielen nämlich die Schwaben und Rheinländer unter des Kaisers Adolph persönlicher Anführung in das Land ein. Eisenach und Mühlhausen öffneten die Thore. Weil aber die übrigen Städte, ein großer Theil der Ritterschaft und vor allen das Landvolk dem jungen Landgrafen Friedrich treu blieb und für sein angestammtes Recht zu den Waffen griff: so begannen die Kaiserlichen auf echt hunnisch zu sengen und zu brennen, wohin sie nur kamen; unsern Rastenberg, aber auf dem heutigen Tags nach ihnen benannten Schwabenberge, am Ausgange des Mühlthals, bezogen sie ein festes La-

ger. Das Kriegsvolk plünderte die Stadt und das darin befindliche Kloster, trieben unsäglichen Muthwillen mit den Nonnen, beschmierten unter andern ein Weib mit Theer, steckten sie dann in ein Faß voll Federn und führten es wie ein Meerwunder im Lager von Zelt zu Zelt herum; kurz der Teufel, behauptet der Chronist, hätte nicht ärger wüthen können. Der thüringische Graf von Hohenstein von der kaiserlichen Partei, der sich im Lager befand, wagte einige Vorstellungen bei Adolph von Nassau zu thun, insonderheit weil auch die adeligen Fräuleins nicht verschont geblieben, erhielt aber zur Antwort: „Soldaten könne man nicht im Sacke führen. Schnell übrigens eilte Markgraf Friedrich aus Meißen mit seinem munteren Kriegsvolk herbei, zog aus Beichlingen, Sachsenburg und Heldrungen noch einiges Volk zusammen und überfiel den Kaiser unversehens in seinem Lager bei Rastenberg. Der Kaiser mußte flüchten, Tausende von seinem Volke wurden von den erbitterten Bauern erschlagen, viele Gefangene aber am Leibe empfindlich gestraft in ihre Heimath wieder entlassen. Auch rächten sich die Landleute für die angethane Unbill an dem kaiserlichen Heere durch ein Spottlied. Es beginnt also:

Die Edeln von dem Rine
Die traten zu dem Wine
und kommen unter Raspenbergk;
Des Königs Hofgesinde
Ergriff die Gotteskinde
und trieben böslich Werk u. s. w.

Nachdem auch die Einfälle Kaiser Albrechts von Böhmen her in den Jahren 1300 und 1307 siegreich abgeschlagen worden, auch im Jahre 1309 die allgemeine Huldigung des Meissner, Thüringer und Osterlandes vor sich gegangen war, hatte Friedrich nichts eifriger zu thun, als sein Land zu beruhigen und nach Vertreibung der äußern Feinde auch die inneren Schäden mit scharfem Messer zu zerstören; das waren die zahlreichen Raubschlösser, von denen aus seinem treuen Volke noch täglich tiefe Wunden geschlagen wurden. Und so gewann und zerbrach der Landgraf, wie er schon in Meißen mit den Schlössern gethan, in welche sich allerhand Gesindel gelegt und geraubt hatte, nach hartnäckiger Gegenwehr mit Hilfe derer von Erfurt und Mühlhausen auch das veste Schloß Raspenbergk im Jahre 1321, ließ Alles bis auf den Grund niederreißen, Häuser und Mauern, ja selbst die Stätte, wo der gewaltige Thurm gestanden, war ein halbes Jahrtausend lang dem Auge verborgen, bis im Jahre 1804 bei Gelegenheit der Planirung und Bepflanzung des wüsten Platzes die Grundlage des Thurms entdeckt und nach Wegräumung des Schuttes mehrere Ellen hoch und sechs Ellen tief wiederum sichtbar ward.

Es hat die dichtende Sage nicht unterlassen, auch den Untergang der alten Raspenburg in ein romantisches Gewand zu hüllen; sie hat uns die Namen der beiden letzten Raubritter, Wolfram und Hayne, aufbewahrt, sowie die nächste Veranlassung zu ihrem Fall. Und wir erlauben uns, denselben auch hier eine Stelle einzuräumen und verweisen dabei auf die im Taschenbuche der Liebe und Freundschaft, Jahrgang 1831, enthaltene Novelle, „die Schwalben," in welche die Verfasserin auch unsere Sage hineinverwebt hat.

Es war um die Zeit Kaiser Ludwigs, da vermählte ein reicher Bürger und Rathsherr zu Merseburg sein einziges Töchterlein einem Kaufherrn zu Erfurt. Das Mädchen war blutjung, hübsch und zart, fröhlich und guter Dinge, hatte noch keinen Mann geschaut, bei dessen Anblick ihr Herz rascher geschlagen hätte und dachte bei dem entscheidenden Ja nur an des Vaters Willen, an den goldenen Ring, Halsschmuck und an alle die Herrlichkeiten der Frauenwürde. Das war gut, denn Herr Frosching, der Bräutigam, mochte vielleicht dreimal so alt sein als die Jungfrau und wenn man ihn ansah, wollte man schwören, solch' ein Gesicht wäre zeitlebens nicht jung gewesen. Die junge Hermingarde ließ sich darob nicht kränken; sie tanzte an ihrem Ehrentage mit fröhlichem Herzen, reichte rechts und links manchem schönen Junker und Bürgersmann die Hand, ohne Vergleichungen mit dem neuen Gemahl anzustellen, der mit ihrem Vater beim Pokale saß und die Auesteuer und das Witthum besprach; nahm mit Vergnügen die Oberstelle an der Tafel ein, hörte des vermummten Lustigmachers Späße und die Lobpreisungen ihrer Schönheit gefällig an und tanzte dann wieder, bis das Morgenlicht die Kerzen beschämte und der Bräutigam über dem Brettspiel eingenickt war. Wie nun aber die Glocke des Domes drei Uhr schlug, dachte sie mit Wehmuth, daß der letzte Tag im Vaterhause vorüber sei; denn weil in Erfurt Alles zu längerer Hochzeitfeier gerüstet war, sollte es mit der Morgendämmerung geschieden sein. Ihre Gespielinnen umringten sie, um Lebewohl zu sagen und bei Anlegung der Reisekleider behilflich zu sein. Langsam setzte der Brautzug sich in Bewegung durch die Thore der Stadt.

Grauer Nebel lag im Thale
In den blüthenreichen Gärten,
Auf des Stromes blauen Wellen
Ein geheimnißvoller Schleier;
Aber bald emporgehoben
Schwamm es wie ein Goldgewebe
Zart umsäumt von lichten Rosen
Um des Bischofs Cathedrale.

Sieh da an des Zuges Spitzen
Trabt Herr Frosching gar bedächtig,
Ihm zur Seite lenkt ein muthig
Braunes Rößlein Hermingarde,

Sprícht zum Vater, ihr zur Linken:
„Liebſter Vater, ei wie flattern
Luſtig all die bunten Fähnlein
Und die Bänder an den Mützen!

Und nicht nur die Freund und Gäſte
Haben ſich ſo reich geſchmücket;
Selbſt die biſchöflichen Reiter,
Die, des Zuges treue Nachhut,
Uns beſchirmen, haben zierlich
An die blechnen Pickelhauben
Ein grün Zweiglein eingeſtellt,
Freu'n ſich all zu meinem Feſte."

Leiſe flüſtert's — ſind's die Schwalben,
Die an ihr vorüberſchwirren,
Oder iſt's der blonde Junker,
Der, ein Fremdling beim Bankete,
Geſtern ſchon an ihrem Arme
Alle Männer überſtralet
Und gelebt, ſie zu geleiten
Heute auf dem Weg, dem halben?

Leiſe flüſtert's: „Ach nicht Alle
Freuen ſich, daß deine Schönheit
Hinterm Meßtiſch ſoll verblühen;
Hat ja doch der Himmel ſelber
Durch die ganze Nacht geweinet,
Naß ſind alle Blumenaugen
Und von Thränen, die vergoſſen,
Angeſchwellet iſt die Saale."

„Und noch Einer zieht alleine,
Mitten unter Freuden traurig. —
Frage nicht nach ſeinem Namen;
Fragt man doch auch nicht, wie nennt ſich
Jedes Blättchen an dem Baume;
Blätter ſind ein Spiel der Winde,
So die Namen aller Menſchen
Selbſt gegrabt in Marmelſteine."

„Doch es rufen ja die Schwalben
Leiſe, eh' ſie zieh'n: Ade!
Willſt auch du von mir ein Wörtchen
Hören, eh' ich weiter geh?
So vernimm: In Sehnſuchtsſchmerzen
Reift die Liebe für und für;

Trägst du treu mein Bild im Herzen
Flieg ich einſt zurück zu dir.“

Sagt's und war verſchwunden
Noch in ſelb'ger Stunden
Und nicht mehr geſeh'n.
„Kind, wach auf aus Träumen,
Mußt dein Roß feſt zäumen
Und den Bügel dreh'n!“

Alſo ſprach der Vater.
Sonder weitrem Hader
Fürbaß ritt die Schaar,
Bis ſie müde ruhten
An der Unſtrut Fluten
Mittagszeit es war.

Dort auf grünen Matten
Unter Eichenſchatten
Zitherſpiel erklang;
Aus den blanken Kannen
Ströme Weines rannen,
Würzten ſüß den Sang.

Murmelt da ein Reiter
Einer der Geleiter
In den Bart faſt kur'z:
„Wollte Gott, wir wären
Schon auf ſchnellen Mären
Jenſeit Raspenburg.“

Wilde Brüder hauſen,
Wandrern Schreck und Grauſen,
Dort im Räuberneſt;
Was ſie je genommen,
Nimmer iſt's entkommen,
Hielt er's eiſenfeſt.“

Da ergreift ein Bangen
Aller Herz, verlangen
Keine längre Raſt;
Scherz und Lieder ſchweigen,
Dicht geſchaart beſteigen
Sie den Berg in Haſt.

Reiten still und sachte
Vorwärts, mit Bedachte
Durch den grünen Wald,
Durch die Mark der Finnen.
Angstschweißtropfen rinnen
Von den Stirnen kalt.

„Vater, ungeheuer
Ragt dort grau Gemäuer
Zwischen Bergen durch!“
„Kinder, laßt uns beten,
Gott nur kann uns retten,
Sein die Raspenburg!““

Wirklich standen die Raspenberger Raubritter schon seit Morgens auf der Zinne, des Zugs zu warten, denn er war ihnen verkundschaftet worden. Wo der Weg sich in das enge Mühlthal am Hasselberge herunterwindet, stürzten sie jählings hervor mit mehr als zwanzig Knappen, tödteten einige der bischöflichen Reiter, jagten die andern in die Flucht und bemächtigten sich der Beute sammt der Hochzeitgesellschaft bis auf den Bräutigam. Unter den begleitenden Freunden wählten sie die Reichen zu Geißeln; die andern entließen sie, um Lösegelder herbeizuschaffen. Und so mußten die zitternden Gefangenen, umringt von wilden Gestalten, den Burgberg hinauf steigen. Frosching war glücklich entkommen. Wie dieß geschehen sei, wußte er selber kaum. Er hatte beim ersten Angriff in der Angst seines Herzens das geduldige Pferd so gespornt, daß es wie ein rasender Unhold mit ihm davon flog durch Busch und dann einen jähen Absturz hinunter und die Haare auf seinem Haupte sich sträubten. Fast wünschte er lieber in die Hände der Stegreifritter gefallen zu sein, da faßte er den feinen Entschluß, sich von seiner Qual zu erlösen. Er umklammerte den ersten niedern Baumzweig, blieb daran hängen, schöpfte Athem und sah mit Befriedigung, wie das Thier unter ihm hinschoß. Es lief in die nahe Lohmühle und bemerkte, daß der Müller selbst noch vor Nachts den hängenden Bräutigam erlöste und in Sicherheit brachte.

Die Ritter waren in ihrer Burg angelangt; Hermingarden wies man ein vestes Gemach im entlegenen Thurme an; die Männer aber wurden in das ritterliche Wohnzimmer beschieden. Hier wurde die Beute gemustert und das Geld gezählt unter Flüchen und Drohworten, weil es eine geringere Summe war, als man gehofft. Mit Entsetzen sah der alte Mann seine Ersparnisse, das Gut seines Kindes, in den ruchlosen Händen; hörte, wie sie ihm noch ein unerschwingliches Lösegeld zumutheten und einen Boten bewilligten, dem er Zeichen und Vollmacht zu geben habe. Er bat, flehte, betheuerte, er besitze daheim nicht zwei Groschen, viel weniger das Geld von dem sie so kühnlich redeten. Auch ließ er merken, sein Eidam, den Gott von dannen geholfen habe, werde Mittel wissen, Braut und Brautvater zu befreien. „Ist dein Eidam ein Vogel?“ fragte Wolfram von Raspenberg, der Goliath genannt. „So er das nicht ist,

so wird er dieß Nest nicht erreichen. So lange die Dohlen und Schwalben nicht wehrhaft werden, sitzen wir sicher hier oben! Flehe den heiligen Antonius an, daß er solch ein fliegendes Heer rüstet, der ist ja der Patron der Thiere und wird ein zitterndes Schaaf wie dich nicht verlassen!" Acht Tage im feuchten Burgverließ machten den alten Mann geschmeidig; er verlangte die Ritter zu sprechen. Sie ließen mit sich handeln; man kam bis auf die Hälfte des Geforderten. Als nun die Lösung der anderen Gefangenen erfolgte, so gab er den Heimkehrenden den Auftrag an sein Weib und wanderte wieder hinab in das Verließ. Nach vierzehn Tagen kam das Geld — die Merseburger Boten aber empfingen von dem hämisch lachenden Goliath nur den Leichnam ihres alten Herrn. Sie verlangten Hermingardes Auslieferung, doch die Brüder Raspenberg meinten, von ihr sei nimmer die Rede gewesen, sie bleibe, wo sie sei; wer sie von dannen führen wolle, möge zuvor einen Gang mit ihnen beiden thun auf Spieß und Schwert. Darin waren die Herren einig; in ihrer ferneren Absicht desto einiger. Der jüngere Bruder Harno wollte sie zur Frau von Raspenberg erheben, der Goliath gönnte sie ihm nicht und gedachte sie eher an Frosching mit großen Summen auszulösen. Hermingarde stand indessen an ihrem vergitterten Fenster und sah in der Tiefe auf dem Schloßhofe ein seltsam Schauspiel. Männer, zwar bewehrt, aber in friedsamer Bürgertracht, trugen eine Bürde langsam feierlich zur Pforte und betteten sie auf ein stattliches Pferd. Ihr Blut erstarrte in unheimlicher Ahnung und sie fragte die alte Frau, die eben den spärlichen Abendtisch rüstete, was das sei? Sie holen die Leiche des alten Gefangenen mit dem langen grauen Haar, war die Antwort; er ist im Verließ gestorben, der Keller ist schon manches Menschen letztes Haus geworden, der sich nicht von Hab und Gut trennen wollte, danket Gott, daß ihr hier oben sitzet, eben unter euch ist das schauerliche Loch. Hermingarde hörte schon nichts mehr; spät erst erwachte sie aus tiefer Ohnmacht unter den Hilfsleistungen der Frau, und während sie eine schwere Krankheit überstand und nichts von sich wußte, ward ihr Loos geworfen. Frosching verweigerte das Lösegeld, die Brüder Raspenberg entzweiten sich über ihren Besitz und nach einem blutigen Zweikampf schwur endlich der Goliath: es solle keiner die Dame sehen, noch begehren, bis der Andere sein Recht aufgebe, auf daß nicht Zwietracht ihren Feinden gutes Spiel schaffe.

In ihrem Gemache aber saß die blaße Gestalt des einst so fröhlichen Mädchens, zu Boden gedrückt durch Krankheit und Gram. Keine Zerstreuung, keine Arbeit kürzten die schleichenden Tage; auf Raspenburg wurde nichts geschaffen, nur zerstört. Mit Neid sah Hermingarde eine Spinne am Fenster weben und störte die Fleißige nicht. Mit Neid und liebendem Antheil blickte sie nach dem Schwalbennest, das über dem Fenster klebte; das Vögelchen war ja frei! Viele Gedanken waren eben ihre Sache nicht; aber was sie dachte, war qualvoll und kam der Abend, so befiel sie ein Grauen bei der Vorstellung, daß unter ihren Füßen das schreckliche Verließ sei, wo ihr Vater ohne Kirchensegen geendet. Täglich und stündlich stand sie am Fenster und sah dem Treiben der Schwalbe zu.

In Merseburg in des Vaters Hause war es immer so lebhaft gewesen; eine junge Dirne hat die Tochter nie verlassen, in Winterabenden kamen die Gespielinnen mit der Spindel, da war der traulichen Rede kein Ende und des Gesanges und der Mährchen und der Legenden. Ach jetzt hatte die Arme ihre eigene Stimme lange nicht gehört, viel minder andere. Die Alte sprach kein Wörtchen, setzte nur stumm das Nothwendige nieder und verschwand. In so trauriger Einsamkeit machte es ihr schon Freude, wenn die Schwalbe den Kopf nach ihr drehte; sie bildete sich ein, die klugen Augen sähen sie mitleidig an, zuletzt ertappte sie sich auf dem Versuche, in Ermangelung eines menschlichen Wesens Rede und Klage an diese Gefährtin zu richten. Kannst du nicht sprechen, mein Vöglein? seufzte sie, kannst du mein Herz durch Nichts erleichtern? Ach, daß dein Zwitschern mir verständlich wäre, es klingt so fröhlich, so munter und traut! Komm, komm herein durch die Gitterstäbe, ich will dir das Beste geben, was meine karge Nahrung beut! Es ist schauerlich still um mich und weiß Nichts zu denken, als mein Unglück. Du fliegst über Land und Meer; wenn du eine menschliche Zunge hättest, möchtest du erzählen, wie Meister Ingelrim, der Pfliger; doch das sind leere Wünsche!

War es Traum oder Wahrheit? Genug, in derselben Nacht pikte es an die Stäbe des Gitters; es dünkte Hermingarden, sie erwache von diesem zarten Laut, richte sich auf und sähe die Schwalbe in niedrigen Kreisen bis an ihr Lager fliegen; sie setzte sich an die gewundene Säule zu Füßen des Bettes und die Gefangene vernahm mit Staunen ein sanftes Stimmchen, das ihr Trost zusprach und sie beklagte. Wie aber der Klagen und der Tröstungen genug waren, begann die Besucherin von ihren weiten Reisen gar anmuthig und lieblich zu erzählen; denn da war kein herrliches Südland, keine Insel, kein erhabener Berg, den sie nicht gesehen, und wo Großes geschahe, wo die Menge hinströmte, dahin schwebte sie leicht auf raschem Flügel. So hatte sie in trüber Wetternacht über dem Gießbache geschwebt, über welchen der Graf von Habsburg den frommen Priester geleitet; sie saß auf dem Maste des Schiffes, das den heiligen Vater Gregor X. aus Ptolemais auf den päpstlichen Stuhl rief; sie hatte ein Nestchen auf Cypern und kannte die hohe Kaiserstadt der Griechen wie den öden Schloßhof der Raspenburg. Hermingarde schüttelte am Morgen den schweren Schlummer nur mühsam ab; bunte Bilder aller Art schwärmten in ihrem Sinn, sie gedachte des seltsamen Traumes und konnte es kaum für einen Traum halten. Woher wußte sie denn so viel, das ihr ehedem fremd gewesen! Wie war ihr die dumpfe Leere ihrer Gedanken mit einem Male so belebt! Sie freute sich auf die Nacht und hatte wirklich kaum das Auge geschlossen, da rauschte der Flügelschlag, da glaubte sie im Mondschein die Schwalbe zu sehen, da begann die Erzählung wieder, ganz anders wie gestern, aber schöner noch. Immer blieb Hermingarde auch nicht stumm; wer möchte das einem Mädchen zumuthen? — Es that ihr wohl, ihr Schicksal mitzutheilen, von ihren Kinderfreuden zu reden, über den lieblosen Bräutigam zu klagen. So wurde es allmälig heiterer, lichter in ihrer Seele, ihre Begriffe mehrten, klärten sich, Welt und Menschen schienen vor ihrem geistigen Auge vorüber zu

gehen; es war, als wäre ein Vorhang gefallen, der sie ehedem in den Bann der Langeweile einschränkte und die Tage schienen ihr nicht mehr endlos lang. Doch es sollte auch hier gerathen werden. Der Sommer schwand, das Laub wurde schon gelblich, die Schwalbe verließ jetzt oft ihr Nest, flog geschäftig umher, gesellte sich zu ihres Gleichen, es war ein Geplauder, als wollten sie gemeinschaftliche Reise mit einander besprechen. Hermingarde sah das mit Kummer und in der Nacht klang die zarte Stimme traurig:

Fort muß ich, fort nach dem Süden hin,
Wo Erd' und Himmel ewig blüh'n;
Doch bring' ich morgen, was fehlet dir,
Die weißeste Seide aus meinem Revier.
Du selber aber, o Jungfrau hold,
Besitzest schon die Fäden von Gold,
Aus beiden webe mit fleißiger Hand
Der heiligen Treue Zauberband.
Der Faden der sonst vom Hauch schon bricht,
In deinen Händen zerreißt er nicht.

Hermingarde erwachte, eilte besorgt an das Fenster und siehe das Nest war leer. Endlich kam der Vogel geflogen, in seinem Schnabel einen langen Faden des fliegenden Sommers, den wir im Herbste schneeweiß auf den Feldern ausgespannt sehen; er pickte an die Eisenstäbe, ruhete nicht, bis ihm die Gefangene das Gespinst abnahm und flog den ganzen Tag hin und wieder her mit gleicher Spende, bis ein ziemliches Häuflein weißer Fäden im Winkel lag. So ging es drei Tage lang. Am vierten sah Hermingarde ihre Vertraute die Flügel entfalten, zu ihrer Reisegesellschaft schweben und in den Lüften zu einem kleinen Pünktchen verschwinden. Die Tage wurden allgemach kürzer, das Wetter unfreundlich, der Himmel finster. Die Gefangene weinte und that nichts als weinen; endlich ermannte sie sich zur Thätigkeit; sie dachte den Worten nach, daß die weiße Seide in ihren Händen unzerreißlich sein sollte. Sie machte den Versuch und siehe, der fliegende Sommer hielt gleich dem schönsten Gespinst. Nun fragte sich nur, wo das Gold sei; als sie aber früh ihr Haar aufschlug, fand sie die Deutung. Alsobald webte oder flocht sie ein breites Band aus der Seide und dem Golde ihres Haars und die grünen Fäden ihres seidenen Reisemantels schufen ein Blättergewinde mitten hindurch, dem Epheu nachgebildet, der neben dem Schwalbennester die öde Mauer umrankte. Bei dieser Arbeit kamen ihr alle die schönen anmuthigen Erzählungen ihrer Träume wieder, so daß es ihr war, als wäre sie nicht allein, sondern schwebe mit dem Zugvogel über Land und See und schaue die Herrlichkeit fremder Himmel. Und wie am Tage Maria Verkündigung das Band fertig war, sie es im Abendsonnenschein vor sich hinhielt und sich freuete, und durch eine Schießscharte in der gegenüberstehenden Mauer die Erde grünlich schimmern sah, fragte sie sich selbst: wo denn der finstere Winter geblieben sei mit seinem Eis und Schnee und seinen Stürmen.

Die Brüder Raßenberg trieben indeß ihr Wesen ärger als jemals. Friedrich der Landgraf von Thüringen ward durch die unzähligen Klagen zur Rache aufgemahnt und begann gegen die Raubveste sich zu rüsten. Da bot sich ihm ein abenteuernder Ritter zu Hilfe an mit einem Haufen streitbarer Mannen, die wie er selbst mit dem Frühjahre eben aus der Fremde kamen. Der junge Held hieß Luitfried von Schwald; er schien die Veste Raspenburg mit allen ihren Schlupfwinkeln genau zu kennen; vermaß sich, sie in Kurzem zu gewinnen und erhielt die oberste Führerstelle bei Friedrichs Fahne.

Nun ward es geräuschvoll um den Schloßberg, die Sonne spiegelte sich in den blanken Rüstungen, der Wind fand ein Spielwerk an den aufgepflanzten Bannern, die Lüfte ertönten vom Trompetenschall. Hermingarde konnte nicht sehen, was draußen vorging; sie sahe nur die Unruhe im Innern der Burg, hörte den Waffenlärm bei Tag und Nacht, das Horn des Wächters, das Rufen der Wachen. Wolfram der Goliath, und Harno der Schwarze standen hohnlachend hinter der Brustwehr auf der Zinne und spotteten der Belagerer; denn sie verachteten den Feind zumal Friedrich sie zuvor leutselig aufforderte, die Burg auf Gnade zu ergeben. Ungern hatte Luitfried von Schwald mit ihnen Worte gewechselt; er griff zum Schwert. Der öde Burghof dröhnte vom Lärm des Sturmes, von den Trompeten der Anrückenden und ihrem Feldgeschrei: „Hilf heiliger Antonius!“ Hermingarde fiel auf die Knie, um auch in ihrem Kerker den Heiligen anzuflehen, dann raffte sie sich wieder auf, hinauszuschauen, ob sie etwas ersähe, Furcht oder Hoffnung zu wecken. Während nun die argen Räuber gegen Süden dem offenen Angriff trotzig begegnen, dringt am östlichen Außenwerke von der Almese her eine kleine Schaar der fremden Krieger nebst dem Anführer über die Mauer, wo der Graben seicht und mit Brombeerstauden überwachsen ist, an der einzigen schwächeren Stelle, die der Ritter von Schwald wohl kennt; doch gleicht ihre That einem Wunder und es ging in Erfüllung was einst der Goliath zu dem greisen Gefangenen gesagt: „So lange die Dohlen und Schwalben nicht wehrhaft werden, sitzen wir sicher hier oben.“

Nachdem der Held im Innern der Burg war, ging es drunter und drüber; die Zugbrücke rasselte nieder, die Belagerer stürmten herein, was von der Besatzung dem Schwerte entging, entfloh; Harno war verschwunden, der Goliath lag unter den Erschlagenen. Ritter Luitfried aber wandte seine Schritte nach Hermingardes Thurm. Ein altes Weib, sprach er, habe ihm von einer Gefangenen Kunde gegeben; er öffnete das Gemach. Hermingarde eilte ihm entgegen, sie weinte vor Lust und Wehmuth, wußte nicht, wie sie denken sollte und schlang das golddurchwebte Band als Ritterdank um die Schulter ihres Befreiers. Den nächsten Morgen zog sie an seiner Seite hinab gen Merseburg zu ihrer Sippschaft, neben ihr die übrigen Gefangenen, die man in den gräulichen Gewölben gefunden hatte, ein Jeglicher den Weg in seine Heimath ziehend. Dann wurde die Burg geschleift und die Beute stellte der Landgraf zu Handen des Ritter Schwald, daß er reich ward an Gütern und Ehre. Als aber Hermingarde in Merseburg erfuhr, ihr angetrauter Herr Frosching zu Er-

furt sei ohnlängst gestorben, da seufzte sie und dachte — an den Ritter von Schwalb. Kam ihr doch seine Stimme nicht fremd vor, und wenn er an ihrer Seite von seiner weiten Reise erzählte, da schienen ihr die Träume auf der Raspenburg zur Wirklichkeit zu werden. Das weiß und goldene Wehrgehänge aber fesselte Luitfriedens Herz an die Stätte, wo Hermingarde weilte, und ob er auch im Herbst wieder von dannen zog, niemand wußte wohin, so kehrte er doch noch, ehe der Weißdorn ausschlug, zurück und führte Hermingarde zum Traualtar. Die Ehe war schier die glücklichste, der Himmel segnete sie und nur Eins trübte ihr Glück; aber dieß Eine war auch genug, über allen Sonnenschein Schatten zu werfen.

Mit jedem Herbst bestieg nämlich Luitfried sein Roß, um mit dem Frühlinge erst wieder zu kehren. Wenn Hermingarde sanft klagend forschte nach dem Geheimniß, da lächelte der Ritter von Schwalb wehmüthig und sprach:

Ach! ich muß fort, muß fort nach Süden,
So heischt es meine Ritterpflicht.
Nie wolle Anderes mir gebieten:
Der Schnee löscht meines Lebens Licht!

Endlich nach vielen Jahren ließ sich Hermingarde verleiten, Luitfried von seiner Wanderfahrt abzuhalten durch Bitten und Thränen; doch als der Winter kam, und die ersten Flocken vom Himmel fielen, fielen sie auf des Ritters Grab. (Viele der Zeitgenossen meinten, Luitfried von Schwalb sei ein Ritter des heiligen Johannes von Alexandria gewesen und schrieben seinen Tod geheimer Rache zu.)

Nach dem Tode Landgraf Friedrichs mit der gebissenen Wange, des Eroberers der Raubveste, setzte dessen Sohn und Erbe, Friedrich der Ernsthafte, im Jahre 1331 einen Edeln Theoderich nach Rastenberg, gab es aber schon 1333 dem Grafen Herrmann von Orlamünde zur Lehn. Im Jahre 1342 aber, in dem sogenannten thüringischen Grafenkriege, ward auf kurze Zeit ein gewisser Tizel von Rassenburg als landgräflicher Vasall dahin verordnet. Im Jahre 1382 stiftete nun Friedericus Saverdos ab Raspenburg jene Vicarey beatae Mariae virginis allhier mit drei Hufen Landes, deren letzter Inhaber, (Vicarius) Kilian Richter, im Jahre 1580 die eine Hälfte des Grundbesitzes der kurz nachher gegründeten Universität Jena, die andere Hälfte wieder halb der Kirche und halb zur Dotation der Stadtschullehrer vermachte. Nach dem Aussterben der Grafen von Orlamünde und den Heimfall ihrer Besitzungen an das landgräfliche Haus wurde Rastenberg zwar im Jahre 1447 mit Obersleben (sonst Albrechtsleben), Teutleben, Willerstedt und der Vogtei Brembach an die Grafen von Schwarzburg verpfändet, aber schon im Jahre 1480 von dem Herzog Wilhelm von Sachsen als Landgrafen von Thüringen um viertausend Gülden wieder ein-

gelöst. Um diese Zeit hatte des Herzogs Bruder die Churwürde Sachsen erhalten und nach der Theilung aller thüringisch-meißnischen Lande unter des letztern Söhne, Ernst und Albert, fiel Rastenberg dem Ersteren zu und verblieb ununterbrochen bei dessen Nachkommen bis auf den heutigen Tag. Der Kurfurst Friedrich der Weise erhob den Ort im Jahre 1491 zu einer Stadt und ertheilte ihr die gewöhnlichen Rechte. Das Patronatrecht übrigens übte damals noch das Hochstift Naumburg aus, ja es finden sich verschiedene Urkunden, sogar aus dem Jahre 1304, worinnen der Landgraf Albrecht bekennt, daß er das Schloß — castrum Raspinburg — vom Stift Naumburg zur Lehn habe. Es darf daher nicht befremden, daß während bald nach Luthers Auftreten das ganze ernestinische Sachsen die Reformation einführte und lutherische Prediger hatte, Rastenberg erst im Todesjahre des Herzog Georg von Sachsen, 1593, und zwar in der Person des Georg Richter, eines ehemaligen Mönchs vom Kloster Himmelspforte an der Saale, seinen ersten evangelischen Pfarrer erhielt. Indeß bekannten sich schon vorher die gesammte Bürgerschaft, wie die hier begüterten Herren von Breitenbach, von Teichmitz und von Kötsche zu der geremigten Lehre Christi; es stellte der Stadtrath, welcher das letztgenannte Gut im Jahre 1537 um 2200 fl. an sich gekauft hatte, bei dem Ausbruche des schmalkaldischen Krieges zu dem Aufgebote der thüringischen Ritterschaft und George Weiß von Rastenberg wird als Rittmeister über 150 Reisige namentlich aufgeführt. Am 14. Febr. 1554 aber wurde die Stadt in Folge des Naumburger Recesses an Herzog Joh. Wilhelm den Mittleren und somit für immer an die weimarische Linie des ernestinischen Hauses Sachsen abgetreten. Kurz zuvor im Jahre 1550 hatte man die ehemalige Klosterkirche, nachdem das Kloster in den Münzerischen Unruhen verlassen und die Güter verkauft worden waren, zur Pfarrkirche eingerichtet, wie ein alter Stein an der alten Kirchmauer besagte; auch stellte die Wetterfahne einen Mönch vor, das Marienbild selbst ist noch jetzt vorhanden und befindet sich an dem Seitengebäude eines Hauses, das sonst das Kloster hieß, am Giebel eingemauert. Um das Jahr 1615 kaufte der Rath für 6500 fl. auch das Teichmitzische Gut und machte sich durch Verlegung der Schulwohnungen von dem entlegenen Sulberge über der alten Pfarrei, wo auch die alte im dreißigjährigen Kriege vollends zerstörte Pfarrkirche gestanden, hinauf in die Oberstadt, verdient im Jahre 1625 trotz der schon ausgebrochenen Kriegsunruhen, auf welche die Inschrift über die Thür des alten Rectorats deutete: D. V. T. I. F. C. Pf. 38. H H. A° 1625. Da veniam tuvin furore Christe! Hieronymus Hoier. Doch blieb der Krieg mit allen seinen Schrecken nicht aus. Gleich nach der unglücklichen Schlacht bei Luther am Barenberge, 1226, erschienen liguistische Haufen unter Merode und hausten, weil Herzog Johann Ernst von Weimar den Oberbefehl über das flüchtige mannsfeldische Heer übernahm, übel hier

und in den umliegenden weimarischen Orten, dazu gesellte sich eine furchtbare Pest, die binnen drei Monaten 413 Personen hinwegraffte in einer Stadt, die schon im Jahre 1598 hier gewüthet und in kurzer Zeit 317 Menschen getödtet hatte; ganze Geschlechter starben damals aus, ja es soll damals die ganze Mühlgasse, darinnen die Krankheit hauptsächlich grassirte, durch eine Mauer von den übrigen Stadttheilen abgesondert, und bei Todesstrafe keinem Bewohner erlaubt gewesen sein, dieselbe zu verlassen. Als der General Tilly nach Magdeburgs Niederbrennung am letzten August 1631 Thüringen, wie der Chronist sich ausdrückt, mit dem Besen der Verwüstung reinkehrte, wurde Rastenberg auch nicht verschont. Die Kroaten unter Isolani plünderten die Kirche und Stadt, rissen den Weibern die Ringe sammt den Fingern ab; am Himmelfahrtstage aber den 18. Mai 1636 warfen kaiserliche Raubrotten sogar Feuer in die Kirche und fast das ganze Städtlein ging in Flammen auf. Kaum war die Kirche einigermaßen wieder eingerichtet, so rückten 1642 die Schweden unter Königsmark, aber auch als Feinde ein, schlugen den Kaiserlichen gegenüber, die unter Hatzfeld auf der Finne standen, ein Lager auf, steckten das Rathhaus an, bei welchem Brande sämmtliche Urkunden vernichtet wurden, und legten die ganze Herrengasse in Asche; Aecker und Felder lagen wüste, viele Häuser unbewohnt und im Verfalle da.

Endlich erschien der ersehnte Friede und um die Wunden der abgetriebenen, verhungerten, (den der Pfarrer Jacob Brand, der als Feldprediger des Herzogs der Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag beigewohnt hatte, mußte, um dem Hungertode zu entgehen, nach Großbrembach ziehen) und kranken Bewohner leidlich wenigstens zu heilen. Da entsprangen unvermuthet am 18. Juni 1646 im hinteren Grunde des Mühlthals an drei in einem Triangel nebeneinander liegender Stellen jene Heilquellen, dessen die Sage erwähnte, wieder aus der Erde Schooß nach wohl tausendjähriger Versiegung. Viele Preßhafte, Lahme, Scrophulöse, Gichtbrüchige, Blödäugige, Taube und Aussätzige aus der Nähe und Ferne wanderten hieher, badeten sich in dem Wasser und erhielten ihre Gesundheit ganz oder doch zum Theil. Schon im Jahre 1696 erschien ein gedrucktes Verzeichniß der hier Geheilten; die Landesregierung selbst wurde aufmerksam auf das Wasser und ließ es von Zeit zu Zeit durch Sachverständige untersuchen. Hieher gehören die Schriften des Dr. Zapf: Sendschreiben von den Gesundquellen bei Rassenburg, Weimar 1697 u. Kaltschmid. Vom Gesundbrunnen zu Rassenburg, Jena 1745. Auch an öffentlichen Brunnenfeierlichkeiten und dabei gehaltenen Reden fehlte es nicht, wie wir in mehreren alterthümlichen Werken lesen.

Es gebrauchte im Jahre 1729 die auf dem Schlosse zu Hardisleben als ihrem Wittwensitze lebende Herzogin Charlotte Dorothea Sophie, eine geborene Landgräfin von Hessen, die hiesige Brunnenkur mit Erfolg und verewigte sich aus Dankbarkeit dafür durch eine

Geld-Dotation an die hiesigen Schulen. Selbst der römische Papst Alexander VIII. soll, wie Dr. Laurentius Reinhard in seiner Historie von der hochfürstlichen Landstadt Raspenburg im Jahre 1752, (welche Schrift jedoch nirgends aufzutreiben war) behauptet, auf die Kunde von der wunderbaren Heilkraft im Jahre 1690 auf dreiundzwanzig Maulesseln sich 258 Flaschen voll haben kommen lassen, der damalige Pfarrer Röder aber zu besserer Versiegelung ein güldenes Medaillon empfangen. Endlich, erzählt man, habe nebst einem französischen Prinzen auch der Fürst Sobieski, ehe er König geworden, hier gebadet und letzterer an seinem Kropfe wirklich einige Minderung gespüret. Heftige Ueberschwemmungen zerstörten in der Folge häufig die Gebäude und Anlagen und verstopften die Quellen; die zuletzt im Jahre 1819 eingerichteten wurden im Jahre 1822 durch einen Wolkenbruch verwüstet und seitdem liegt Alles im Argen. Das schlimmste Unglück aber, was die Stadt in neuerer Zeit betraf, war der Brand am Abende des 23. März 1824, der binnen einer Stunde fast den dritten und besten Theil aller Wohnhäuser, sämmtliche Schulen und die Kirche in Schutt warf. Doch erhoben sich diese Gebäude schöner aus ihrer Asche; und wie die ökonomische Betriebsamkeit der Einwohner die gehabten Verluste im Besonderen zu ersetzen bemüht ist, so hat die landesherrliche Fürsorge durch Verleihung eigener Gerichtsbarkeit und Einführung einer erweiterten Communalverfassung, den 3. Januar 1841, das allgemeine Beste zu fördern gesucht.

Weißenſee.

In dem Mittelpunkt unſeres geſegneten Thüringerlandes, öſtlich ſo weit von der Saale als weſtlich von der Werra, und ſüdlich eben ſo weit von dem Thüringer-Walde als nördlich von dem Harze entfernt, in einem von Hügeln umgebenen Thale, befanden ſich vormals zwei Landſeen, beide von dem Kuni- oder Ronneberge getrennt. Dieſe beiden Seen hatten den Namen: „die weißen Seen", weil entweder ihr Grund, oder, wie Fabricius meint, das Waſſer derſelben dieſe Farbe hatte.

Die Grafen von Beichlingen waren in den ſpäteren chriſtlichen Zeiten Herren dieſer Gegend, deren ſtattliche alte Burg an der Finne, dieſelbe noch jetzt überſchaut. — Kaiſer Lotharius hatte 1130 Thüringen unter Graf Ludwig III. zur Landgrafſchaft erhoben, und Ludwig IV. mit dem Beinamen der Eiſerne, hatte Kaiſer Friedrichs I. (des Rothbarts) Schweſter zur Gemahlin. — Während ihr Gemahl mit ihrem Bruder in Italien war, legte Clementia, — auch Jutta genannt — im Jahre 1170 auf erwähntem Ronneberge ein Luſtſchloß und einen Baumgarten an, um daſelbſt auf ihren Reiſen von der Wartburg nach dem Freiburger Schloſſe Neuburg ein bequemes Nachtquartier zu haben. — Graf Friedrich von Beichlingen jedoch betrachtete dieſe Beeinträchtigung ſeines Gebietes keineswegs mit den Augen ritterlicher Galanterie, ſondern machte wiederholte ernſtliche Einſprüche, als aber dieſe nicht halfen, verklagte er die Landgräfin bei ihrem Bruder, dem Kaiſer, welcher auch ſogleich den Befehl an ſeinen Schwager erließ, den weiteren Aufbau eines Hauſes auf fremdem Grund und Boden, ſeiner Gemahlin zu unterſagen. Ludwig kam dieſer Aufforderung ſofort in einem offenen Briefe nach, welchen er dem beichlingiſchen Boten ſelbſt zur Beſtellung an ſeine Gemahlin mitgab; in einem zweiten derſelben heimlich zugeſendeten Schreiben, rieth er ihr aber, den Bau für ſich nur immer fortzuſetzen; und ſo entſtand auf jenem

Runiberge die Runiburg, welche lange Zeit auch der Baumgarten, zuletzt aber Schloß Weißensee genannt wurde. Der Graf von Beichlingen ließ sich nach des Landgrafen Ludwig Rückkehr billig finden und trat demselben für eine Summe Geld jenes Stück Land ab, auf welchem nun auch bald die Erbauung der Stadt Weißensee statt fand. Die Erbauerin des Schloßes folgte im Jahre 1191 ihrem Gemahle im Tode nach und ward neben demselben im Kloster Reinhardsbrunn begraben, an ihrem daselbst befindlichen Denkmale hat jedoch der Zahn der Zeit von den Schriftzügen nur noch die Worte übrig gelassen: „Soror Friderici Imperatoris."

Unter dem folgenden Landgrafen Ludwig V., welcher in Palästina starb, ereignete sich für Weißensee nichts von Bedeutung. — Bewegter aber wurden die Zeitereignisse auch für Weißensee unter seinem Nachfolger dem Landgrafen Herrmann. Dieser zog zwar ebenfalls mit dem Kaiser Heinrich VI. nach Palästina, kehrte aber nach dessen Tode zurück und erwählte in Gemeinschaft mit mehreren Reichsständen, zu Ichtershausen, bis zur Volljährigkeit des hinterlassenen Sohnes Heinrichs, Friedrich II. den Bruder des verstorbenen Kaisers Philipp, zum Kaiser, während die Wahl anderer Reichsstände auf Otto von Braunschweig fiel. — Indem Landgraf Herrmann es nun anfangs mit dem neu erwählten Kaiser Philipp hielt, gab ihm dieser 1199 Mühlhausen, Nordhausen, Saalfeld und Schloß Ranis in Lehn. Herrmann aber begnügte sich nicht diese Orte blos in Lehn zu haben, sondern strebte nach deren völligem Besitz, und als der Kaiser hierein nicht willigte, trat er von demselben ab und schloß sich der Parthei des Kaiser Otto V. an. Nun überzog Philipp Thüringen mit einem Heere von Sachsen, Wenden und Schwaben, welche schreckliche Verwüstungen anrichteten, und nachdem Herrmann den Kaiser Otto und den böhmischen König Ottokar zu Hilfe gerufen hatte, belagerte er Erfurt, wo sich Kaiser Philipp aufhielt. Dieser entkam jedoch bei Nacht aus der Stadt, eilte zum Markgraf Dietrich von Meißen, erhielt von diesem und dem Erzbischof von Magdeburg Hilfstruppen und entsetzte Erfurt. Herrmann war genöthiget sich zurückzuziehen und sein Land dem Feinde zu überlassen, welcher 16 Klöster und 150 Dörfer verwüstete. — Galetti schreibt jedoch diese Verwüstungen (1203) des Landgrafen eigenen Bundesgenossen — den Böhmen — zu, und erzählt von ihnen: „Alles wurde geplündert, was ihnen aufstieß, sie schonten selbst nicht, was zum Gottesdienst gehörte. Der Eine kleidete sich in ein Chorhemd, der Andere ritt auf einer Altardecke; ja die Grausamkeit dieser Unmenschen gieng so weit, daß sie die Klosterjungfrauen an die Pferdeschwänze banden, sie einige Zeit umher schleiften und zuletzt ihrer Wollust aufopferten."

Auch Kaiser Otto war indeß nach Thüringen gekommen, und der aus seinem Lande geflüchtete Landgraf Herrmann huldigte ihm aufs Neue in Merseburg. Philipp aber that mit neu gesammelten Kräften im Sommer 1204 abermals einen Einfall in Thüringen,

wo er sowohl heimlichen als öffentlichen Anhang hatte. Er richtete zuförderst seine Macht auf Weißensee, belagerte es im Juli und August desselben Jahres sechs Wochen lang und verwüstete alle umliegende Ortschaften. — Philipp hob die Belagerung von Weißensee auf, als er den Anmarsch der von dem Landgrafen aufs Neue zu Hilfe gerufenen Böhmen vernahm, gieng ihnen entgegen bis in die Gegend von Orlamünde, wo sie jedoch sich eilend aus dem Staube machten, da ihre Absicht nicht war zu kämpfen, sondern nur, wie früher, zu plündern. — Landgraf Herrmann — von allen den Seinen, wie von den Bundesgenossen verlassen, mußte nun bei Philipp um Gnade bitten, die er auch erhielt. — 1208, nach Ermordung dieses Kaisers, erkannte er mit den sächsischen und thüringischen Reichsständen den Kaiser Otto V. als Oberherrn an, hielt es aber mit demselben nur so lange, als er mit dem Papste einig war. Nachdem ihn aber dieser in den Bann gethan, fiel auch Herrmann wieder von ihm ab und huldigte dem nun mündig gewordenen Sohne Heinrich VI. dem neuerwählten Kaiser Friedrich II.

Otto, um sich an Herrmann, dem vermeinten Urheber seiner Entsetzung vom Kaiserthrone zu rächen, verband sich mit dem Markgraf Dietrich von Meißen zu einem neuen Einfall in Thüringen, bemächtigte sich zuerst des Schloßes Rothenburg, dann Dryburgs im heutigen Langensalza und kam dann 1212 vor Weißensee, was er mit 2500 Mann hart belagerte. Auf Vermittlung des Markgrafen Dietrich übergab die Besatzung die Stadt, jedoch unter der Bedingung, daß sie sich, bis auf weiteren Befehl ihres Landgrafen auf das Schloß zurückziehen dürfe. Als dies geschehen, wurde die Stadt angezündet und größtentheils in Asche gelegt. Die Mannschaft auf dem Schloße wehrte sich tapfer, und als die ernsthaftesten Anstalten des aufgebrachten Kaiser Otto, sich des Schloßes zu bemächtigen, vergebens waren, selbst die neu erfundene Wurfmaschnie — der Trybock — ihre Wirkung verfehlte, mußte er mit den übrigen, ihm nicht entlaufenen Truppen abziehen und begab sich nach Erfurt.

Landgraf Herrmann ließ nun (1213) so weit es in der Eile möglich war, die verwüstete Stadt wieder aufbauen und zog nach Franken, um sich dort Kriegsvolk zu werben. Während seiner Abwesenheit wiegelte Graf Friedrich von Beichlingen verschiedene Harzgrafen auf, Herrmanns Besitzungen mit Krieg zu überziehen und auch Weißensee wurde abermals — jedoch ohne Erfolg — belagert. Es wurde auf einem bei der Stadt gelegenen Berge ein sogenannter Burgfrieden (eine Schanze) angelegt, um von demselben aus die Gegend desto sicherer durchstreifen zu können; einige an der Unstrut angesessene Lehnsleute Herrmanns aber beschlossen der Sache ein Ende zu machen. Ein Theil von ihnen erstieg in der Nacht des Nikolaustages jenen Burgfrieden, während ein anderer die ausgerückten Feinde bei Tennstedt schlug. Durch dies glückliche Unternehmen, welches besonders der brave Statthalter Graf Günther von

Schwarzburg und Rudolph Schenk von Vargula geleitet hatten, wurde nicht nur das bedrängte Weißensee befreiet, sondern es geriethen auch mehrere Herren — unter andern der Graf von Stollberg und der heimtückische Friedrich von Beichlingen — in Gefangenschaft, welche schweres Lösegeld bezahlen mußten.

Der Landgraf Herrmann starb zu Ende des Jahres 1216 in Gotha und wurde in das von ihm gestiftete Katharinenkloster nach Eisenach begraben.

Weder unter dem nachfolgenden Landgrafen Ludwig VI., welchem in seinem zehnten Jahre seine dreijährige Braut, eine ungarische Prinzessin in einer silbernen Wiege überschickt, und mit ihm erzogen ward, noch unter dem Nachfolger desselben Heinrich Raspo, welcher auch zum deutschen Kaiser gewählt war, trug sich für Weißensee etwas von Wichtigkeit zu und nur der Tod dieses letzteren 1247 blieb in Bezug auf seine Folgen bedeutend; und es befand sich ehedem über dem nun abgetragenen Schloßthore ein Stein-Bogen mit der Inschrift: **Obiit Henricus Romanorum Rex Landgravius Thuringiae MCCXLVII.** Wahrscheinlich ist dies Todesjahr desselben, auch das Jahr der Erbauung jenes Schloßthurmes.

Der bekannte Erbfolgekrieg, welcher sich nach dem ohne Nachkommen erfolgten Ableben des Landgrafen Heinrich, zwischen den Nachkommen seiner Schwester, dem Markgrafen von Meißen Heinrich dem Erlauchten und Sophie von Brabant entspann, brachte über Thüringen schweres Leid, indem sich unter den Grafen und Herren verschiedene Partheien bildeten, welche unaufhörliche Fehden veranlaßten.

Für Weißensee war der dritte Prätendent, Herzog Albrecht von Braunschweig, ein Anverwandter des Landgrafen Herrmann, am nachtheiligsten, denn im Juli des Jahres 1249 kam er vor die Stadt und eroberte sie, aber die Besatzung des Schlosses, welche sich auch diesmal tapfer vertheidigte, zündete die Stadt an und am elften Tage rückte Markgraf Heinrich herbei und belagerte sie ebenfalls. Da brannten die noch in der Stadt liegenden braunschweigischen Truppen den noch übrigen Theil nieder und zogen in der Stille ab. So war denn Weißensee innerhalb 37 Jahren zweimal ein Raub der Flammen geworden. Nach 9 Jahren endete dieser Erbfolgekrieg mit Sophiens Verzichtleistung auf Thüringen zu Gunsten des Markgrafen Heinrich von Meißen, in dessen Gefangenschaft der Herzog Albrecht von Braunschweig gerathen war. Dieser mußte dem Markgrafen ein Lösegeld von 7000 Mark Silber zahlen, welches vorher schon der verzichtenden Sophie von Brabant versprochen war, die sich mit Hessen begnügt hatte; da aber die Zahlung dieses Lösegeldes nicht sogleich erfolgte, so verpfändete der Markgraf 1263 die Stadt Weißensee an Hessen.

Des Markgrafen Heinrich Sohn Albrecht, welchem Thüringen vom Vater abgetreten war, machte in seinem ungerechten Benehmen,

weshalb er den Beinamen der Unartige erhielt, gegen die Stadt Weißensee eine Ausnahme; er befreiete dieselbe 1265 von der Gerichtsbarkeit des Thüringischen Landgerichts, schenkte dem Rathe die Stätten der eingeäscherten Vorstadt und niedergerissenen Wälle und Wallgräben und verlieh ihr die städtische Verfassung. 1273 verpfändete er aber auch die Stadt an den Landgrafen von Hessen für 600 Mark Silber, welcher einen Voigt dahin setzte, dessen Verhalten jedoch nur Nachtheil brachte, so daß die Lehnsherren zusammen traten und die erforderliche Summe unter sich zusammen brachten, um Weißensee wieder einzulösen und den hessischen Voigt los zu werden. In dem 1289 zwischen Albrecht und seinem Sohne Friedrich (mit der gebissenen Wange) zu Rochlitz stattgefundenen Vergleich, kam mit mehreren Städten und Schlössern, auch Weißensee an den Letzteren.

Neue Unruhen wurden jedoch durch neue Streitigkeiten zwischen Albrecht und seinen Söhnen erzeugt, deren sich bekanntermaßen der Kaiser Adolph von Nassau auf verschiedenartige Weise annahm, in Thüringen jedoch allgemeinen Widerstand fand, so daß er sich an den Rhein zurückbegeben mußte, von wo er jedoch 1294 mit einer furchtbaren Heeresmacht zurückkehrte und schweres Leid über Thüringen brachte bis Herzog Albrecht von Oesterreich gegen ihn auftrat, er Thüringen verlassen mußte und endlich (1298) Krone und Leben verlor. In Folge dieser Ereignisse sahe sich Albert der Unartige zu einem abermaligen Vergleich mit seinen Söhnen bewogen, in welchem er ihnen mit mehreren Oertern auch Weißensee überließ. Des beschränkten Raumes wegen heben wir aus dem Zeitraum des vierzehnten und der folgenden Jahrhunderte, nur nachstehende Weißensee berührende Specialia heraus:

In der Marterwoche des Jahres 1303 führten die Juden einen Knaben Namens Conrad Bacherer am Abend in eine Weinbergshütte ohnweit des Sees und spielten eine Art Passionsgeschichte mit ihm; sie zogen ihn aus, durchstachen seinen Körper mit Pfriemen und fingen das Blut auf; dann zogen sie ihm die Kleider wieder an und hingen ihn an dem Gürtel auf. Die Aeltern suchten ihren Sohn lange vergebens, doch endlich fand ihn der Besitzer der Weinbergshütte. Man glaubte anfangs der Knabe habe sich selbst aufgehängt, bis man den durchstochenen Körper näher untersuchte. — Landgraf Albrecht sandte sofort von der Wartburg aus seinen Sohn Friedrich mit der gebissenen Wange nach Weißensee um die Sache zu untersuchen, welcher nachher in einer Bekanntmachung, die er an dem Dom zu Meißen anschlagen ließ, die Sache mit allen Umständen veröffentlichte. — Der Knabe lag noch in der Weinbergshütte, seine etwas verzerrten Gesichtszüge verriethen noch immer viel Sanftes und Einnehmendes, Gesicht und Brust waren mit einigen weißen und rothen Flecken bezeichnet, und alle Glieder seines Körpers waren noch so biegsam, als ob er lebte. Unter den Nägeln der Finger und Fußzehen zeigten sich Narben von Wunden, die mit Teig ver-

stopft waren. Man setzte die kleine Leiche in der Peterskirche zu Weißensee bei, wo man bemerkte, daß ein Lahmer seinen ordentlichen Gang wieder erhielt. Man schrieb dies der Fürbitte des seligen Knaben zu und Friedrich ließ sich von glaubwürdigen Personen versichern, daß sich die Wunderkraft dieses Kindes schon mehrfach bewährt habe. 140 Jahre darnach wurde über die Wunder des heiligen Conrad durch Abgeordnete des Erzbischofs von Mainz eine Untersuchung angestellt, in welcher die darüber Abgehörten viele wunderliche Sachen nach ihrer Groß- und Urgroßväter Sagen erzählten. Wer sollte aber nicht wissen, wie weit man es mit dergleichen heiligem Betruge getrieben hat und leider noch immer treibt? — Die Folge jener Begebenheit war eine von Landgraf Friedrich veranstaltete allgemeine Judenverfolgung in ganz Thüringen. —

Nach Friedrich I. Tode (1324) war Weißensee nebst Gotha und Jena der verwittweten Landgräfin als Leibgedinge angewiesen; Landgraf Ludwig II. bewarb sich aber eifrig um dessen Besitz und Kaiser Ludwig brachte es endlich im Jahre 1333 dahin, daß Elisabeth ihren Sohne Weißensee abtrat.

Die Ritter des Ordens St. Johannis besaßen auch in Weißensee einen Hof nebst Land, und es findet sich eine Urkunde, nach welcher mittelst Stiftung von Seiten des Stadtrathes im Jahre 1337, viele Acker Land nebst Natural- und Geldzinsen den sich mit der Krankenpflege beschäftigenden Brüdern des Ordens St. Johannis zur Verwaltung und Erbauung eines Hospitals überwiesen wurden. — Im Jahre 1349 fand eine bedeutende Sterblichkeit unter den Bewohnern statt, deren Veranlassung man den Juden zuschrieb, indem man ihnen schuld gab, daß sie die Brunnen und Häringe vergiftet hätten; und es wurden, in Folge dieses Verdachtes auch in Weißensee von der Fasten 1350, wie in den andern thüringischen Städten, alle Juden umgebracht, welche sich seit der vorigen Verfolgung wieder angesiedelt hatten.

Um diese Zeit trieben auch in und um Weißensee die Flagellanten oder Geißler unter dem Deckmantel religiöser Schwärmerei, ihr Unwesen und verübten alle nur erdenklichen Gräuel.

Als nach dem Tode Landgraf Friedrich II. 1349, im Jahre 1356 die drei fürstlichen Brüder Friedrich, Balthasar und Wilhelm die bis dahin von dem ältesten derselben, Friedrich, unter Leitung seiner Großmutter Elisabeth verwaltete Regierung gemeinschaftlich übernommen hatten, theilten dieselben nach Friedrichs Tode 1379 ihre Länder und Thüringen bekam den auf die Beglückung seiner Unterthanen kräftig wirkenden Landgrafen Balthasar, welcher die Stadt Weißensee mittelst Urkunde vom Tage der h. Elisabeth 1404 mit den Fluren von fünf nahe gelegenen verwüsteten Ortschaften beschenkte. Balthasars Sohn und Nachfolger Friedrich IV. liebte Weißensee besonders und hielt sich oft lange auf dasigem Schloße auf, wo er auch am 4. Mai starb. — In der zwischen des Verstorbenen Vettern, Churfürst Friedrich II. und Wilhelm Herzog zu

Sachsen stattfindenden Landestheilung, kam Thüringen, Osterland und die fränkischen Provinzen an Herzog Wilhelm, die Markgrafschaft Meißen aber an den Churfürsten, und die gegenseitige Unzufriedenheit der beiden fürstlichen Brüder gab im Jahre 1445 Veranlassung zu jenem bekannten, für Thüringen so verheerenden Bruderkrieg, in welchem unter Anderem Friedrich II., auch durch den damals sogenannten Brandmeister Herrmann von Harras 60 zwischen Weißensee und Eckardtsberge gelegene Ortschaften verbrennen ließ. Den größten Antheil an diesem verderblichen Kriege hatte ohnstreitig der Minister Herzog Wilhelms, Apel von Vitzthum, welcher endlich seines eigenen Herrn Länder verheerte und wegnahm. Herzog Wilhelm hielt deshalb 1451 einen Landtag zu Weißensee, wo er seinen Landständen des Ministers höchst undankbares und strafbares Benehmen vorstellte, ihre Hilfe in Anspruch nahm und von ihnen die Zusicherung treuer Lehnspflichten-Erfüllung erhielt. — Herzog Wilhelm, welcher die strengsten Befehle gegen Sittenverderbniß ergehen ließ, handelte selbst dagegen, indem er seiner frommen und tugendhaften Gemahlin Anna untreu war, sie 6 Jahre auf Eckardtsberga gefangen hielt und nach ihrem Tode seine Buhlerin Katharina verwittwete von Heßberg zu Roßla heirathete, welcher er 20,000 Fl. Heirathsgut und jährlich 4000 Fl. aussetzte, zur Sicherheit dieser Einkünfte ihr auch Weimar, Weißenfels, Freiburg und Weißensee verschrieb. Am 8. August 1464 wurden abermals 72 Häuser ein Raub der Flammen.

Nach Herzog Wilhelms Tode (1482) traten dessen Brudersöhne Ernst und Albert, mit der Wittwe in Unterhandlung, nach welcher sie ihnen die vorhergenannten Besitzungen gegen Saalfeld abtrat. Bei der zwischen beiden Brüdern stattgefundenen Theilung ihrer ererbten Länder, fiel Weißensee mit Langensalza und Tennstädt (1488) in den Antheil des Herzog Albert, unter dessen Linie es auch bis in die neueren Zeiten verblieben ist.

Mit Herzog Alberts Todesjahr 1500 treten zwei auch in Weißensees Geschichte merkwürdige Fürsten auf, nämlich: die Söhne und Nachfolger des vorigen, Georg und Heinrich; indem die Stadt dem Ersteren in bürgerlicher, dem Letzteren in geistlicher Hinsicht viel zu verdanken hat.

Das 1517 in Sachsen aufgehende Morgenlicht der Reformation, welches die auf Thüringen liegenden dichten Nebel des finstern Papstthums nur schwer zu durchdringen vermochte, konnte auch in den Landen Herzog Georgs — eines getreuen Sohnes der römischen Kirche — nicht eher vollen Eingang finden, als nach dessen Absterben. — Weniger aber als diese heilsame Reform vermochte er in seinem thüringischen Antheil den Aufruhr des schrecklichen Bauernaufruhres zu verhindern, welcher — in Elsaß, Schwaben und Franken entsprungen — sich auch bis hier her fortpflanzte. — Auch die Thuringischen Bauern, empörten sich — wie bekannt — gegen ihre Landesherren, den Churfürsten Friedrich II. und gegen den Her-

zog Georg von Sachsen, und es entspann sich — wie schon mehrfach auch in diesem Werke erwähnt — hauptsächlich der thüringische Bauernaufruhr um's Jahr 1525 zu Muhlhausen. — Münzer zog mit 300 seiner Anhänger nach Frankenhausen, und wo er auf seinem Wege hinkam, forderte er nicht vergebens die Städte und Dörfer auf, sich ihm anzuschließen. Nur allein Weißensee widerstand der rebellischen Aufforderung standhaft. Als sich der wilde Haufe den Thoren näherte, wurden diese geschlossen; man drohete mit Abbrennung der Stadt, wenn sie sich weigere der allgemeinen Sache beizutreten, und schon war ein großer Theil der Bürger geneigt sich anzuschließen; — da trat die wackere Amts- und Stadtobrigkeit ermahnend und bittend auf und erinnerte die Unruhigen an Pflicht und Treue gegen ihren Landesherrn und an die traurigen Folgen so frevelhaften Beginnens. Eine schleunigst zusammengebrachte bedeutende Geldsumme bewog die drohenden Feinde zum Abzug, welchen sie höhnend und schimpfend antraten. —

Weißensees Treue glänzt in den Annalen der sächsischen Geschichte, und diesen Ruhm verdankt es seiner Obrigkeit, wie auch den fürstlichen Lohn derselben. — Die vereinigten Fursten, Churfürst Johann, Herzog Georg von Sachsen, Landgraf Philipp von Hessen und Herzog Heinrich von Braunschweig, zogen, als sie am 16. Mai 1525 auf dem Schlachtberge bei Frankenhausen die Bauern gänzlich aufs Haupt geschlagen, wobei 7423 Mann auf dem Platze geblieben, mit 3400 Mann zu Roß und 7900 Mann zu Fuß vor die Städte, welche an dem Aufstande Antheil genommen hatten und hielten, wie geschichtlich bekannt überall strenges Gericht.

Herzog Georg ließ zuerst in Langensalza 41 Bürgern die Köpfe abschlagen und die Stadt mußte 7000 Fl. Strafe erlegen; von da zog er nach Tennstädt, welches auch 3000 Fl. zahlen mußte; und am 4. Juni 1525 traf er in Weißensee ein. Hier stellte er am Pfingstfeste der Stadt einen Gnadenbrief aus, vermöge dessen dieselbe auf den Landtägen vor allen thüringischen Städten den Vorzug und insbesondere auf immerwährende Zeiten das Vorrecht haben sollte, daß sie zu allen Steuern und Abgaben nur die Hälfte ihres Beitrags entrichte. — Diese vom heiligen Pfingsttage „nach Christi unseres lieben Herrn Geburt 1525" datirte Urkunde, ist noch jetzt auf dem Rathhause vorhanden. — Mögen auch manche traurige und schwer drückende Zeitbegebenheiten an Weißensee eben so wenig spurlos vorüber gegangen sein, als an andern Orten unseres Vaterlandes, so müssen wir doch jenes Ereigniß unbedingt als den Glanzpunkt in Weißensees Geschichte ansehen, und wir begnügen uns aus den ferneren Begebenheiten, des beschränkten Raumes wegen, nur noch das Wichtigste herauszuheben.

Nach Herzog Georgs am 17. April 1539 in Dresden erfolgten Tode, ließ Herzog Heinrich, dessen Bruder und Nachfolger, sich durch nichts abhalten, die Reformation auch in seinen ererbten Ländern auszubreiten und veranstaltete im Jahre 1540 eine Kirchenvi-

ſitation, in deren Erfolg er auch für Weißenſee beſtimmte, daß, anſtatt der 9 Meßprieſter von der Commende ein Superintendent und zwei Diakonen beſoldet würden und jeder derſelben eine Wohnung bekäme. Unter den zwiſchen Heinrichs Nachfolger dem Herzog Moritz und dem Churfürſten Johann Friedrich ſtattfindenden Zwiſtigkeiten und Fehden blieb Weißenſee keineswegs von mancher Bedrängniß verſchont, doch geſtaltete ſich das Meiſte noch erträglich.

Als der Churfürſt nach dem unglücklichen Treffen bei Mühlberg 1547, den größten Theil ſeines Landes mit der Churwürde verloren hatte und letztere dem Herzog Moritz verliehen war, wurde auch Weißenſee eine Churfürſtlich Sächſiſche Stadt und iſt daher noch jetzt an der in jenem Jahre erbauten Cavate des Rathhauſes, neben dem Stadt- und thüringiſchen Wappen, auch das churfürſtliche mit der Jahrzahl 1547 in Stein gehauen, zu ſehen. Im Jahre 1564 wüthete die Peſt in der Umgegend. —

1578 reiſte Churfürſt Auguſt mit ſeiner Gemahlin durch Weißenſee zu einem Kreistage nach Erfurt, bei welcher Gelegenheit er der Stadt die halbe Steuerfreiheit auf's Neue beſtätigte.

Im Jahre 1590 brannten abermals 130 Häuſer ab. — 1598 ſtarben 673 Menſchen an der Peſt, — desgleichen im Jahre 1625 gegen 500.

Bis zum Jahre 1631 blieb Thüringen meiſt von den Gräueln des 1618 ausgebrochenen dreißigjährigen Krieges verſchont, doch jetzt zog auch dies Unheil in mancherlei Geſtalt über das Land. 1632 vom 20. bis 22. October plünderten die durchziehenden Truppen Pappenheims Weißenſee völlig aus; 1637 befand ſich das ſchwediſche Hauptquartier längere Zeit daſelbſt, nach deſſen Abzuge die Stadt mit 1000 Mann Cavallerie des Grafen von Naſſau belegt war. Beinahe noch größeren Schaden als die feindlichen Truppen, brachten die eigenen churfürſtlichen der Stadt und dem Lande.

In dieſer Weiſe wechſelten die Drangſale jenes ſchrecklichen Krieges, ſo daß es nach dem am 24. October 1648 erfolgten Friedensſchluſſe auch in Weißenſee traurig ausſahe und der Zeitraum von 1630 bis 1648 mit Recht die böſe Zeit genannt wird.

Nach dem Tode des Churfürſten Johann Georg I. 1656, blieb das Land nicht ungetheilt, ſondern außer ſeinem Sohne und Nachfolger Joh. Georg II. bekamen auch die drei jüngern Brüder einen Theil, aus welchen dann die Nebenlinien des churſächſiſchen Hauſes, die Weißenfelſer, Merſeburger und Naumburg-Zeizer entſtanden, und Weißenſee fiel der Weißenfelſer Linie unter Herzog Auguſt zu, der Churfürſt behielt ſich jedoch die wichtigſten Rechte der Landeshoheit vor. —

Das Jahr 1678 ſuchte Weißenſee mit mehrmaligem beträchtlichen Brandunglück heim, deſſen Raub über 120 Häuſer wurden.

Schon ſeit 1609 war man auf die Ablaſſung des weſtlich von der Stadt gelegenen großen Sees bedacht geweſen, hatte aber immer an der Möglichkeit der Ausführung gezweifelt, bis endlich im Jahre 1704 ein Bürger Namens Otto das Werk nach genauer Abwägung

des Wassers und reiflichem Ermessen, unternahm. Der Erfolg dieses Unternehmens war sogleich im nächsten Jahre, daß man 1100 Acker tragbares Land und 400 Acker Läthe gewann, wofür dem Landesherren 2666 Thlr. jährliche Zinsen gegeben wurden. Die aus diesem See gewonnenen Aecker wurden zwar von mehreren Seiten in Anspruch genommen und den Bewohnern von Weißensee streitig gemacht, mußten auch längere Zeit von ihnen fremden Händen überlassen bleiben, doch juristische Auseinandersetzungen, Vergünstigung und Geld, haben endlich die Sache dahin ausgeglichen, daß sich Weißensee seit dem Jahre 1800 gegen ein beträchtliches Abfindungsgeld und die Zahlung jährlicher Erbzinsen, ihres Besitzes wieder erfreuet, und es ist eine wahre Lust, die zahlreichen Ackerbau treibenden Bürger zur Zeit der Aerndte auf diesen gesegneten Fluren ihre fleißigen Hände in buntem Gewühl treiben zu sehen. Wir lassen die mancherlei Ereignisse, welche Weißensee im Laufe des siebenjährigen und der neueren Kriege und in den mancherlei Stürmen des Zeitenwechsels berührten, unerwähnt, da sie — bis auf einzelne nicht hierher gehörende Localbeziehungen im Allgemeinen denjenigen gleichen, welche alle andere Orte unseres Thüringer Landes, mehr oder minder fühlbar betrafen, und schließen unsere Schilderung mit der Weißensee zur Ehre gereichenden Bemerkung, daß es aus allen Stürmen und Bedrängnissen, in welche es bei dem mehrmaligen Wechsel seiner Landeshoheit und einer in mannichfacher Beziehung vielbewegten Vergangenheit, ehrenvoll und stets anerkennenswerth hervorging, daß es jederzeit in fester deutscher Treue und rühmlicher Ausdauer seinen rechtmäßigen Landesherrn ergeben war und in dieser anerkennenswerthen Gesinnung auch seinen früheren Ruhm noch jetzt behauptet, nachdem es vermöge des Wiener Congresses dem preußisch gewordenen Theile Sachsens angehört, wenn es auch der ihm früher zu Theil gewordenen Vergünstigungen nicht vergißt. — Die Wohlthaten eines langen, dauerhaften Friedens haben auch die Weißenseer früher geschlagenen schmerzlichen Wunden bei der rühmlichen Betriebsamkeit und dem lobenswerthen Gemeinsinn seiner Bürger zum größten Theil geheilt, und es gewährt in seinen sich immer freundlicher gestaltenden Umgebungen, in seinem erfreulichen Fortschreiten mit dem Guten der Zeit, ein freundliches Bild immer mehr empor blühenden Wohlstandes und nachahmenswerther Beharrlichkeit an dem Besseren, welcher der deutsche Vaterlandsfreund mit Freuden seine volle Würdigung zugesteht.

Friedrich von Sydow.

Nachbemerkung. Den Stoff zu vorstehender Schilderung verdankt der Verfasser größtentheils der überaus freundlichen Mittheilung der mit besonderem Fleiß und Umsicht gesammelten chronistischen Notizen des Herrn Superintendent Pfister zu Weißensee.

Heimburg.

Gole Schatten rauschen aus den grünen Saatfeldern hervor: ein wunderbarer Wind streift in krausen Wellen über die Blumen des Waldraines hin. Horch, er rührt die Doppelakkorde jener Aeolsharfe mächtig! Langsam verlischt der dröhnende Schall aus der Vergangenheit, wie ein banges Seufzen, im Luftraume, und heilig erbebt mir das Herz, du schönes Vaterland!

Ernst Wagner.

Ah, quelle belle vue! so riefen, wie mir ein glaubwürdiger Ohren- und Augenzeuge von diesem seinen heimathlichen Dörfchen rühmte, so riefen die Franzosen, diese weitgereisten selbst, als sie 1806 auch bis hieher *) vorgedrungen waren; unwillkürlich hatten die Vordern Halt gemacht. Und wahrlich, es gehört das französische Temperament nicht dazu, und man braucht nicht, wie sie im kalten Spätherbst von dem Harze, dessen Reize dann oft schon sein weißes Feierkleid verhüllt und bis zu jenem kahlen Berge gekommen zu sein, um durch den überraschenden Contrast zu diesem Ausruf veranlaßt zu werden. Auch wer mit tieferem Gemüth aus Blankenburgs frühlingswarmen still lächelnden Fluren auf dem Wege nach Benzingerode in die kühlen ernsten Schatten des Teufelsbades **) tritt, auf dessen himmelhohem Buchenlaubdache, dem forschenden Blicke seine tiefblauen Augen hin und wieder nur zeigend, der stille, reine Himmel ruht, und sich dann von des Wiesenthals lieblichen Anwohnerinnen mit nicht wen'ger, ja, so schönen

*) Zu jenem in dem Artikel Stravenberg bezeichneten Punkte.
**) Eines sogenannten Forsthortes.

blauen Augen, daß man sie nicht so leicht vergißt, von freundlichen Vergißmeinnicht auf sonnigem Sternblumenbestreuetem Pfade den Silberbach entlang auf jenen Standpunct dort geleiten läßt, der meint es eben so.

So laßt uns denn noch einmal hin im Geist auf jenes stille Plätzchen treten, umgaukelt von der zarten Geiß, die diesem ihren Lieblingsberge den Namen Ziegenberg gegeben, und nun kommet und verweilet etwas länger bei der freundlichsten Partie des großen Panorama's, der Heimburg. Den Hintergrund des Dörfchens gleiches Namens bildet der Hügel, worauf die alte Burg, seit ihrer Zerstörung gewöhnlich Altenburg geheißen, in Ruinen liegt. Zwar geben sie kein noch so schwaches Bild mehr von der Veste, welche sie einst waren, ja, kaum verdienen sie jene reizende Benennung noch. Vor etwa funfzig Jahren sind noch Mauerwerk vom Schlosse und Thurme, Abtheilungen der Haußtellen sowohl auf der Höhe des Berges, als auf der Abdachung und an dem Fuße desselben, auch Keller und Todtengewölbe nebst Spuren von ehemahligen auf das Schloß führenden Fahrwegen vorhanden gewesen; doch zur Zeit sind die vielen Gebäude und der Thurm des mit einer Mauer eingefaßten großen Schloßplatzes auf dem Berge, die sie einst gewesen sein sollen, bis auf den Grund zerstört; denn auf den geebneten Plätzen geht man unmittelbar über den verschütteten Schloßgewölben, von denen nur noch eins zugänglich ist. Aber auf dem hohen weiten Grabe all der steinernen Gebeine erhebt sich, einem Monumente gleich, als lieblicher Ersatz für solche ernste Burgentrümmer, seit 1818 ein zierliches achteckiges Häuschen, von Eggeling, damaligem Amtmann in Heimburg, zum Andenken an die frohe Stunde erbaut, die unser *) herzogliches Brüderpaar dort kurz vorher verlebte. Der Betrachtung der Natur ist dieser kleine Tempel der Natur geweiht, o, und wo ist das Herz, bei dem er seinen freundlich seligen Zweck nicht erreichte?! Doch auch die Kunst wohnt hier in frommer Eintracht neben ihrer ältern Schwester, und hüllt die sie Besuchenden in einen seltnen Zauber ein. Sie hat die Fensterscheiben bunt gemalt, und läßt uns nun des Lenzes unvergleichlich schönes Rundgemälde bald wie in Schnee gehüllt, bald glühend von des Morgens und des Abends Gold, bald blutigroth betrachten. Und nicht die Nachtigallen singen den Himmel nur hinzin in diesen kleinen glücklichen Punkt ihrer Erde, nein, auch ein Instrument begleitet hier die stillen oder sich ergießenden Gefühle. Es konnte schwerlich eine passendere, sinnigere Wahl getroffen werden für diese kleine Capelle: einer Orgel gleichend, ein zartes Kind der Kunst und der Natur, der Sinnen- und der Geisterwelt, eine Aeolsharfe mit ihren tief rührenden Akkorden. O, welche Töne ließ mich einst ein still darin auf mich herabgekommener Abend hören, wie Geistertöne mich gemahnend leise geflüstert von denen,

*) Das Braunschweigische.

die einst hier genossen das irdische Glück, die einst hier gelebt und geliebet!

So unbeschreiblich heimisch fühlt man sich auf der uralten Heimburg, daß man fast versucht wird, dem Gefühle ihren Namen zuzuschreiben. Doch trotzdem führt er uns gerade aus der sel'gen, bessern Gefühlswelt in die reellere zurück. Was ihr den Namen gab, sollen wir erforschen. Heimburg soll eine Abkürzung von Heinrichsburg sein, wie diese alte Bergveste nach Kaiser Heinrich II. geheißen, der sie im elften Jahrhundert Halberstadt gegenüber und zwar dem Bischof dort zum Possen habe erbauen lassen, damit sie ihm, „weil er ihm mancherlei Verdruß angethan, eine Brille auf der Nase sein möchte und der Kaiser dem Bischof nachgehends desto besser im Zaume halten könnte." Allein mir ist es um so unwahrscheinlicher, daß der Kaiser eine an sich gegen die Harzburg u. a. gewiß unbedeutende Veste nach seinem Namen benannt haben sollte, da es noch eine recht natürliche Ableitung giebt. Das Hölzchen, welches den nördlichen Abhang des Berges bedeckt, heißt jetzt noch der Hagen, bekanntlich gleichbedeutend mit Hain, und dieser soll der Göttin Ostera geheiligt gewesen sein, wofür die noch gebräuchliche Benennung eines Theils desselben, Osterholz, spricht. Auch heißt noch heutiges Tages ein in demselben sichtbar künstlich erhöhtes und mit einem noch kenntlichen Graben umgebenes rundes Plätzchen, dessen Mitte ein beträchtlicher Granitblock einnimmt, der sich sehr wohl zum Opfersteine eignete, das Opferplätzchen. Auf einem Berge dieses Hagens oder Haines nun war die Burg erbaut, und davon Hagen, Hainen, Hain, Hein und endlich der bequemeren Aussprache wegen Heimburg genannt.

Wahrscheinlich ist das alte Schloß schon von Heinrich dem Finkler gegründet. 1073 versuchte der Pfalzgraf Friedrich von Sachsen vergeblich es mit Hülfe Halberstädtischer Truppen zu nehmen; doch gelang es der Bestechung durch bischöfliches Geld, und es ward niedergerissen; Kaiser Heinrich IV. aber begann noch in demselben Jahre die Wiederherstellung desselben. Außerdem hat es in den Jahren 1123, 1182, 1318 und 1328 durch Eroberung, Verwüstung und Inbrandsteckung sehr gelitten, das vorletzte Mal vom Bischof Heinrich von Hildesheim, das letzte Mal vom Bischof Albrecht II. zu Halberstadt. In der Zwischenzeit, 1288 nämlich, am Pfingstabend, wurde es ganz und gar vom Blitze eingeäschert. Doch immer erstand es von Neuem, bis es nach fast 200jähriger Ruhe endlich 1525 von den unruhigen Bauern geschleift in seinen Ruinen liegen blieb.

Nach dem ersten Wiederaufbau desselben schenkte es der Kaiser einem Anno, nach Stübner, aus Ostfriesland, nach Rohr*) ein

*) Dessen „Merkwürdigkeiten des Vor- oder Unterharzes", außer Stübners Denkwürdigkeiten des Fürstenthums Blankenburg, die vorzüglichste Quelle ist, aus welcher der Verfasser dieses Aufsatzes schöpfte.

tapferer bairischer Officier, aus Dankbarkeit für ihm geleistete Dienste, und bald darauf ward es zur Herrschaft erhoben. Was diese in sich begriffen hat, ersieht man aus verschiedenen Lehnreversen und Lehnbriefen, worin es heißt: „De Herrschop Heymborch mit dem Slote, mit dem Dörpern, behat vnd unbehat Heymborch, Benzingerode, Goltorp, Gißgerode, up dem Harz und darnieden, mit allen geistliken und weltliken Ridderlehnen in der vorgenömbten Herschop, effte darbutten, mit allen Hölten, Bergen und allen Rechticheiten, nichts uthgeschloten, mit dem Bergwerk gelyk in der Graveschop to Blankenborch syndt belegen." Auch von dem eingegangenen, unweit Hüttenrode auf dem Harze gelegenen Dorfe Ripzingerode haben zwei Hufen Landes und zwei Höfe zur Herrschaft Heimburg gehört. Dieser Anno ist also der Ahnherr von Heimburg, dessen Nachkomme, gleichfalls ein Anno, (überhaupt ein beliebter Name der Familie, man findet ihn nicht selten darin wieder) 1285 aber durch seine eigene Schuld sein Erbe verlor, durch seine Blutschuld nämlich. Er hatte einen Reinsteinschen Grafen erstochen und mußte fliehen.*) Graf Heinrich von Reinstein, der mit Bia, der Schwester des Vertriebenen, vermählt war, wurde darauf mit der Herrschaft Heimburg beliehen. Diese Reinsteinsche Nebenlinie auf Heimburg gelangte noch im 14. Jahrhundert zur Erbschaft der ausgestorbenen Grafschaft Reinstein, und kurz darauf auch zum Besitz der sämmtlichen Güter der Grafschaft Blankenburg-Reinstein (gleichfalls damals zweier Nebenlinien), da auch das Stammhaus Blankenburg um diese Zeit ausstarb. Längst sind die beiden andern der drei Schwesterburgen auch ausgestorben; nur die Blankenburg strahlt jetzt in jüngst erst wieder neu entfalteter und fast darf man glauben, unverwelklicher Schöne gleichwie in weite Ferne hin, so auch zu ihren Grüften noch herüber.

Zwar erinnern die Ruinen der Heimburg an bedeutende welthistorische Begebenheiten nicht; doch war es sicher nicht die Schuld der Manen, welche himmelhoch nun über ihnen schweben mit dem Blicke einer sel'gen heil'gen Wehmuth wohl herab auf sie, sondern an Zeit und Umständen lag's, daß nicht auch sie Clio's Griffel in Thätigkeit setzten. Bei den Chronikenschreibern, diesen kleinern dienstbaren Geistern der aller Welt erzählenden Muse, wimmelt es von alle dem, was den edlen Ritter nur zierte; wie „seine Töchter schmückte Zauberreiz, so strahlten seine Söhne einst als Helden." Nicht genug z. B. wissen sie zu rühmen von den kriegerischen Tugenden der Grafen**) Albrecht und Bernhard, dieser „Zierden ihrer Familie," welches Prädicat ihnen ihr Herr Vater Ulrich

*) 1683 schreibt sich der damalige Braunschweig-Lüneburgische Staatsrath und Präsident „Friedrich von Heimburg, Herr auf Gattern und Wilzendorff" und auch am Rheine sollen noch Herren von Heimburg existiren.

**) Die mit der Heimburg beliehenen und darauf residirenden Grafen von Reinstein hießen kurzweg Grafen von Reinstein.

der Jüngere urkundlich beigelegt. Wie der erste in einem Kriege gegen Halberstadt und Quedlinburg dennoch unterlag, und der edle Aar aus seinem Käfich endlich noch befreiet wurde, würde hier berichtet werden müssen, wenn es nicht schon in dem Artikel Quedlinburg geschehen wäre.

Kein Wunder, daß um einen Platz, auf welchem eine solche Burg wie unsre Heimburg stand, noch alljährlich mächtige Sporen mit bloßem Stachel und zwei- und viereckigte Pfeil- und Lanzenspitzen gefunden werden. Auch einige Aschenkrüge und ein Fingerring, auf welchem mit gothischen Schriftzügen dreimal: Gott stand, sind vor 22 Jahren hier ausgegraben, erstere aber von den unwissenden Arbeitern zerstört. Auf der östlichen Seite des Berges, wo Mergel gegraben wird, findet man, beiläufig gesagt, auch die Versteinerungen, welche unter den Namen Vogelzungen bekannt sind, sehr häufig und wohlerhalten.

Dem Schutze, welchen die Landbewohner in jenem Zeitraum unter diesen Mauern fanden, verdankt wahrscheinlich auch das darunter liegende Dorf sein Entstehen. Es hatte schon im 13. Jahrhundert seine Kirche, und um die Zeit des dreißigjährigen Krieges wurde es noch durch die Bewohner der zerstörten Dörfer Golddorf, Gißgerode und Kißleben, welche in der Umgegend lagen, vergrößert. Das hiesige Armenhaus wurde am 19. Decbr. 1557 vom Reinsteiner Grafen Ernst gestiftet und mit den dazu gehörigen Grundstücken beschenkt. Es giebt zehn Armen Wohnung und Unterhalt. Aus der ehemaligen Burgmeierei entstand die jetzige Domaine. In der Pfarre hier hat still und fromm eine Hausfrau einst gewaltet, deren Geschichte zu merkwürdig ist, das Braunschweigische Fürstenhaus und zwar gerade das ehemalige Residenzschloß einer der Nebenlinien unserer Burg, die Blankenburg, zu nahe angeht, ja, und zu nahe an das Wunderbare streift, als daß ich davon schweigen könnte. Das alte Kirchenbuch erzählt die Geschichte, wie folgt:

„Sie war nämlich in der türkischen Festung Oczakow ohngefähr 1722 bis 1724 geboren, wo ihr Vater Cadir und Schatzmeister des türkischen Kaisers gewesen und Abbas geheißen hat. Ihre Mutter ist eine geborne Georgianerinn gewesen, welche sie aber nicht mehr im Leben gekannt. Vor ihrer Taufe hat sie sich geschrieben: Abbas Kaechianen Kaefe Rhebisch, welcher letztere Name nachmals die Stelle ihres Geschlechtsnamens vertreten hat.

Als diese Festung den 27. Juli 1737 durch den Feldmarschall Grafen Münch mit Sturm erobert worden, ist sie nebst ihrem Vater, ihrer Stiefmutter, rechten Schwester und kleinen Stiefbruder zu Gefangenen gemacht und von des Herzogs Anton Ulrich Durchlaucht, welcher als Volontair daselbst gewesen, nebst ihrer Schwester und noch 13 Andern nach Petersburg gebracht worden, wo sie 8 Tage nach Weihnachten angekommen, nachdem sie in Moskau 7 Wochen lang die Bequemlichkeit der Schlittenfahrt hatte erwar-

ten müssen. Des Herzogs Durchlaucht haben dieselbe in Petersburg dem Dr. Jaquemin, als Dero Leib-Medico, welcher in der Kaiserinn Diensten als Hof-Medicus stand, anvertrauet. Durch dieses frommen Mannes Fürsorge hat sie daselbst nicht nur Menschen von allerlei Religionen, sondern auch ihren verschiedenen öffentlichen Gottesdienst kennen gelernt, da ihr denn der evangelische sogleich als der beste in die Augen geleuchtet. Der fromme Wandel und insonderheit das Singen evangelischer Lieder des Herrn Doctors und seiner Haushälterinn zündeten hierauf insonderheit das Verlangen nach unserer Religion in ihrem Herzen an, welches von beiden genannten Personen durch gute Vorstellungen unterstützt wurde.

Da sie sich aber an den Geheimnissen des Evangelio und des Kreuzes Christi, wie auch an einigen Kirchen-Ceremonien, und sonderlich am Genusse des Schweinefleisches sehr stieß, und zugleich durch die Vorstellungen ihrer ältern Schwester, welche bei dem holländischen Residenten, Herrn von Schwarz, war, und durch die Furcht vor ihren verwandten Mitgefangenen, worunter der Seraskier war, in Unschlüssigkeit erhalten wurde, auch der Sprache wegen keines öffentlichen Unterrichtes fähig war, so erschien der allbarmherzige Gott ihr endlich des Nachts im Traume, hielt ihr das Bild des gekreuzigten Jesu vor, und rief ihr zu: „„An diesen glaube, so wirst Du selig.““ Sie entdeckte dieses dem Herrn Doctor, welcher nebst seiner Haushälterinn nicht unterließ, solches zu ihrem ewigen Heile anzuwenden. Und da sie solchergestalt sich entschlossen, die Religion Jesu Christi anzunehmen, hat der Herr Doctor sie zuvörderst in der deutschen Sprache und den 5 Hauptstücken unterrichten lassen, mit der heiligen Taufe aber eilen müssen, ehe sie noch die Gebote recht gelernet, weil der Frieden geschlossen, und in demselben bedungen worden, daß alle Türken, die nicht religionem mutiret, auf freien Fuß gestellt werden sollten.

Sie wurde also den 19. Januar 1739 des russischen Kalenders, von einem französisch-reformirten Prediger, Herrn Robert Dünant, Anna Charlotte Rhebisch getauft. Als aber ihr Vetter, der Seraskier, solches erfahren, hat er vor Wuth die schrecklichsten Drohungen ausgestoßen, und sie heimlich zu entwenden gesucht, so daß des Herzogs Durchlaucht vor des Doctors Thür Wache stellen müssen. Hochgedachten Herzogs Durchlaucht haben dieselbe darauf im Junio 1740 durch den Herrn Dr. Jaquemin Dero Frau Großmutter, der verwittweten Herzoginn zu Blankenburg, Christine Luise, zugeschickt. Diese große Fürstinn hat dieselbe nicht nur sogleich als Kammerfrau in Dero Dienste genommen, sondern auch durch den Hof-Capellan, Herrn P. Söllig, im Christenthume und durch einen Schüler im Schreiben und Rechnen unterrichten, und darauf öffentlich confirmiren und unserer evangelisch-lutherischen Kirche durch das heilige Abendmahl einverleiben lassen. In solchem Dienste hat sie sich dergestalt verhalten, daß ihre gnädige Fürstinn

sie einer so vorzüglichen Gnade und mütterlichen Fürsorge gewürdiget, und dieselbe gewünscht, vor Ihrem Tode sie an einen Prediger verheirathen zu können.

„Als ich hierauf," fährt der Verfasser dieser Zeilen selber fort, „1747 Höchstdenselben solche Absicht entdeckt, haben Ihro Durchlaucht selbst bei unserer Verlobung Mutterstelle zu vertreten, und sie einer fernern mütterlichen Fürsorge zu versichern geruhet, auch bis in Dero Tod, welcher leider schon den 12. November 1747, als wir Vormittags zum zweiten Male proclamirt worden, erfolgte, gnädigst bewiesen. Dadurch wurde sie in den Zustand einer verlassenen Waise gesetzt, da der Neid nicht unterließ, ihr, wo er konnte, bei der Antoinette Durchlaucht zu schaden. Es wurde gleichwohl die Trauung und priesterliche Copulation durch Fürsorge dieser Fürstinn den 1. December 1747 wegen Trauer in der Stille vollzogen.

19 Jahre weniger 5 Wochen habe also mit ihr im Ehestande gelebt, nämlich in Zorge beinahe 10 Jahre, und allhier 9 unter beständigen außerordentlichen Trübsalen und großen Kummer. Gott hat uns mit 9 Kindern, nämlich 6 Söhnen und 3 Töchtern, gesegnet, wovon die beiden ältesten, 1 Sohn und 1 Tochter, bereits in Zorge gestorben, ein Sohn aber hier seiner seligen Mutter in die Ewigkeit vorangegangen."

Was nun über ihr christliches Leben, so wie über ihren christlichen Tod, der in ihrem 42. bis 44. Jahre am 27. Octbr. 1766 Abends um 8 Uhr erfolgte, in dem alten ehrwürdigen Buche so rührend noch zu lesen ist; willst Du's wissen, lieber Leser, so mußt Du die heil'gen Acten selber inspiciren; Raum dafür haben wir hier nicht.

Ob die Türkinn auch wohl schön gewesen? seh' ich Dich lächelnd jetzt noch fragen. Auf dem Blankenburg'schen Schlosse war ihr Bild sonst zwar zu schauen; welche Antwort aber es gegeben, weiß ich nicht; damals konnt' ich noch nicht lesen, geschweige solche Schrift.

Doch willst Du ihre Grabschrift lesen, komm zu mir; ich gehe mit nach Heimburg, wo sie heimgegangen; ich weiß die Stätte, wo die fromme Türkinn zwischen jener schönen Kirche mit ihrer herrlichen Orgel und dem stillen Pfarrhaus' mit seiner epheugrünen Gartenmauer hin in die Gegend blickt, wo sie und der geboren ward, an den sie glauben lernte, und wo der frühere Vorgänger des mir lieben nahe verwandten jetzigen Predigers meines eigenen Namens, dem ich diese biographische Notiz verdanke, der alte Pfarrherr Grimm, in mancher stillen Abendstunde still ihr nachgeschauet.

Lassen wir nun schließlich unsern Blick noch über heimburgischen Grund und Boden hinschweifen, ob auch darauf Erinnerungen uns entgegentreten, der Aufzeichnung werth, so haftet er an zwei, wenn ich so sagen darf, classischen Stellen desselben, die jeder

Landmann uns zu zeigen weiß. An die eine knüpft sich folgende Sage aus den Zeiten des Faustrechts.

Ein Reisiger aus unsrer Veste kam einst des Weges von Halberstadt, in ihre Mauern heimzukehren. Siehe, da traf ein kläglicher Anblick sein Auge; ein armer an einem Bein verkrüppelter Mann lag an dem Wege und konnte nicht auf-, geschweige weiterkommen. Böswillige Knappen hatten, wie er dem Ritter jammernd erzählte, ihm seine Krücke entrissen, und hinauf auf jenen Baum geschleudert. Alsbald erstieg ihn der Brave. Während er sich aber mühete, der Krücke habhaft zu werden, schwingt der verkappte Räuber behend sich auf das schöne Roß und jagt davon. Da stieg der Ritter vom Baume herab und schalt ihn: O, du ungetreuer Bohm! Der arme Baum ist längst gestorben; die Stelle aber, welche er bewohnte, muß es sich noch jetzt gefallen lassen, daß man sie Ungetreue-Baumbreite nennt. Mag diese Sage tausend viel charaktervollere, practischere, schönere Schwestern haben, einen wesentlichern Dienst leisten sie uns nicht. Läßt sie uns von der Treue, womit sich solche weniger bedeutende Facta so lange im Munde des Volkes erhalten, nicht auf den Werth der Tradition auch in dem höchsten Sinne schließen? Darum erbat sie sich hier den kleinen Platz.

So hat auch einem andern Ackerstücke, links vom Wege nach Blankenburg, einen Büchsenschuß vom Fuß des Bärensteines, ein Baum seinen Namen gegeben. Als aus dem damals geltenden Prinzip: „Reiten und Rauben ist keine Schande, das thun die Tapfersten im Lande", doch gar zu viel Unheil erwuchs, verbanden sich 1385 mehrere hohe und weniger hohe geistliche und weltliche Herren, unter ihnen auch der Graf von Blankenburg-Reinstein, Busso, dem Unwesen zu steuern. Weder sich, noch andere wollten sie von jetzt an mehr berauben, die Uebertreter des Gesetzes aber mit dem Strange strafen. Hier nun auf dem freien Felde bei Heimburg thaten die gewählten Richter einem Grafen in ihrem Bunde, der trotzdem 1386 dem Schlosse Blankenburg übel mitgespielt hatte, an einer Eiche sein Recht, wovon der Ort bis heute die Hängeleiche heißt. Ein alter würdiger Heimburger erinnert sich recht gut noch ihres Stumpfes.

Und nun war das Jagdhaus noch von mir in Augenschein zu nehmen; dacht' ich denn nicht: Welch köstlicher Fund! als ich bei dem verdienstvollen, aber mitunter das, was er zu finden wünscht, etwas zu leicht findenden Stübner Folgendes darüber las: „Das Jagdhaus war ein Schloß in der Heimburgschen Forst, wovon in dem Forstorte dieses Namens noch Ueberreste befindlich sind. Der Tradition zufolge hat es Heinrich der Finkler der Jagd wegen aufführen lassen. Gregorius Niger, der letzte röm. kath. Abt des Kl. Michelstein, führt in einer Handschrift mit an, daß eines großen Potentaten Tochter von diesem Jagdhause entführt, und zur Rettung ihrer Seele eine Kirche, nach dem Kaltenthale

hin, gestiftet worden." Eh' ich mich nach einem Führer dahin umsah, hatte ich die Freude, zu erfahren, es liege nur einen Büchsenschuß weit von dem auf Befehl Sr. Durchlaucht des regierenden Herzogs von Braunschweig vor einigen Jahren höchst geschmackvoll erbaueten Forsthause; denn ich schöpfte sogleich die Hoffnung daraus, daß es gerade dort nur in dem Interesse des romantischen Harzes aufgeführt sein werde. Allein wie niederschlagend war für mich das ehrliche Geständniß eines Waldarbeiters, der mich zu diesem Schatz' geleiten sollte, wie weit das neue Forsthaus von dem uralten Jagdhaus entfernt! Wie klar ward durch die dunkle Tannendickung, die den ganzen, weiten Forstort deckt, und meinem armen Reisekleide das tiefere Eindringen sehr ernst widerrieth, die materielle Bestimmung beider mir gemacht! Ein Trost nur blieb mir: Freilich hat mein Waldarbeiter, der „im Jagdhaus so zu Hause ist, wie in dem eigenen Häuschen", und der sich noch dazu, wie mir seine sehr verständ'ge Unterhaltung ja bewies, für den Ruhm dieses seines Wirkungskreises lebhaft interessirte, keine solcher Spuren je gefunden, als nach welchem ich zu forschen kam, und deshalb werd' auch ich vergeblich danach suchen; allein der gute Stübner fand sie doch, und hätte sie gewiß auch mich gerne finden lassen, stände ihm die Erhaltung solcher Alterthümer zu Gebote; und war er denn nicht im Bund der Zeugen für die Existenz der alten Heinrichsluft, der Tradition und des Gregorius Niger, der Dritte?

F. Ziegeler.

Von der thüringiſchen Sündfluth.

Mit dieſem Namen bezeichnen alte Urkunden eine furchtbare Ueberſchwemmung, die am 29. Mai des Jahres 1613, am Sonnabend vor dem Feſte der heiligen Dreieinigkeit, Furcht und Schrekken verbreitete unter den Bewohnern des Thüringerlandes. Hart beſchädigt ward inſonderheit die Stadt Weimar und die Umgegend, daher auch das Andenken an jenes traurige Ereigniß Jahrhunderte hindurch kirchlich gefeiert ward in den ganzen Weimariſchen Landen, und zwar am erſten Sonntage nach dem Feſte der heiligen Dreieinigkeit. Es hat aber ein Prediger an der St. Peter- und Paulskirche zu Weimar, Wilhelm von der Lage geheißen, im Jahre 1720 einen Auszug drucken laſſen aus den vollſtändigen Actis der thüringiſchen Sündfluth des Jahres 1613, worin er im Weſentlichen Folgendes berichtet:

Nach einer ſehr drückenden Hitze, die mehrere Tage geherrſcht, waren ſtarke Gewitter zu vermuthen, die ſich auch wirklich am 29. Mai, Nachmittags um vier Uhr, emporthürmten. Man hörte ein unaufhörliches dumpfes Donnern. Eine Stunde ſpäter entſtand ein gewaltiges Brauſen in der Luft und ein gar ſchweres Gewitter entlud ſich, unter heftigen Blitzen und Donnerſchlägen, mit ſo furchtbaren Regengüſſen und Wolkenbrüchen und Schloßen, daß die Feldfrüchte völlig daniedergeſchlagen wurden. In manchen Gegenden währte der Hagelregen fünf Stunden lang, und die Stücke übertrafen die Größe eines Hühnereies. Da ward viel Vieh getödtet auf dem Felde, und die Schindeldächer waren dem Hagel nicht zu feſt, und daß alle Fenſter zerſplittert wurden, braucht kaum bemerkt zu werden.

Alle Elemente ſchienen im Aufruhr und wütheten und tobten gegen einander. Es war, als ſolle die Welt untergehen in einer zweiten Sündfluth. Faſt ohne Unterbrechung währte das furchtbare

Gewitter von sechs Uhr Abends bis Morgens gegen drei Uhr, mit so starken Donnerschlägen, daß von der Erschütterung selbst Häuser einstürzten.

Dahin war die Hoffnung auf eine ergiebige Ernte nach einer dreijährigen Theurung. Die Ilm und alle andern kleinen Bäche und Wassergräben waren von dem starken Regen und den Wolkenbrüchen so angeschwollen, daß das Frauen- und Erfurter-Thor zu Weimar unter Wasser stand. Kaum wagte man zu Pferde sich hindurch. Durch die Straßen flossen die Wasserströme, die in die Keller drangen und überall großen Schaden verursachten. Die Fluth riß alles mit sich fort, Bäume, Bauholz, Mühlwellen und dergleichen. Auch dadurch wurden viele Häuser beschädigt. Mehrere stürzten ein und wurden hinweggeführt von den Fluthen.

Das dauerte aber ohne Unterbrechung bis Abends zehn Uhr. Da fing das Wasser an zu fallen in der Stadt Weimar. Das Gewitter aber ließ nicht nach. Bald ergossen sich abermals starke Platzregen, und das Wasser erreichte nicht nur seine vorige Höhe, sondern ward noch gewaltiger. Es schien, als solle die ganze Stadt unter Wasser gesetzt werden. Ein Haus nach dem andern stürzte zusammen, und Hausgeräth und Bewohner waren ohne Hülfe und Rettung den wilden Fluthen preisgegeben. Häufig drang das Wasser durch die Schießlöcher der Stadtmauern, und drohte diese selbst einzustürzen.

Ein Bericht aus jener Zeit sagt: „Der fürstlichen Herrschaft ist das schlammige Wasser häufig nicht allein in die Keller, sondern auch in die Gewölbe bis an das Brod- und Briefgewölbe gegangen; wie es darin Haus gehalten, ist leicht zu erachten. Unter dem Schlosse hat es alle Brücken und Steige und einige hundert Klaftern Holz, desgleichen die Badstuben, Schlacht-, Wasch- und Fischhaus, Schneidemühle, und was im Baumgarten von Gebäuden gestanden, nebst dem zugelegten Reithause, hinweggeführt, und ist mehr nicht, als das Pulverhaus, das alte hölzerne Schießhaus und das Brauhaus stehen geblieben. Vier und vierzig Wohnhäuser sind den Einwohnern in und außer der Stadt gar hinweggeführet, und noch viel mehr also beschädigt worden, daß sie viel kosten werden wieder einzurichten. Was am Hausrath theils davon ist geschwommen, theils aber durch das Wasser und Schlamm ist verderbet worden, ist nicht zu beschreiben, und wird ein jeglicher das Seine allzusehr vermissen; denn das Gewässer ist den Leuten so plötzlich auf den Hals gekommen, daß ihrer eines Theils nur ihr Leben als eine Beute davon gebracht und das Andere alles im Lauf lassen mußten."

Es war die Ausdehnung dieser gewaltigen Wasserfluth gar groß und traf viele Städte und Dörfer des Thüringerlandes, wohl zwölf Meilen in die Runde und weiter. Denn sie erstreckte sich von Süden nach Norden, von dem Dorfe Deesdorf an der Gera, vorzüglich im Ilmthal, bis in die Gegend von Sulza, wo die Ilm

sich mit der Saale vereinigt, und von Westen nach Osten, von Wallstädt bis Ammerbach im Saalgrunde. Ihre traurigen Folgen aber waren kaum zu berechnen. Die Feldfrüchte waren von der gewaltigen Wasserfluth fast gänzlich vernichtet worden, theils durch anhaltende und heftige Schloßen- und Hagelwetter, theils durch das Wegschwemmen des fruchtbaren Erdreichs, an dessen Stelle Sand, Kies und Steine in großer Menge sich festgesetzt hatten. Das Wasser führte überdies giftige Würmer mit sich, und richtete auch dadurch großen Schaden an in den Feldern. Die Wege waren ganz und gar zerrissen, so daß man geraume Zeit nachher nur mit vieler Mühe von einem Orte zum andern gelangen konnte.

In den durch die Wasserfluth hart bedrängten Städten und Dörfern fanden 260 Menschen ihren Tod, dazu 2192 Stück Vieh. An Häusern, Scheunen und Ställen wurden 1040 weggerissen, in Weimar allein 44 Häuser und Scheunen. Dort ertranken 74 Menschen, 25 Pferde, 175 Stück anderes Vieh. Wie hoch die Fluth gestanden, zeigt noch ein Wahrzeichen an der Mühle am Kegelthor. Zu Oberweimar fanden 14 Menschen den Tod, und 22 Häuser wurden ein Raub der Fluth; in Mellingen 22 Menschen und 36 Häuser. Erzählt wird, daß unter vier Kindern, die mit ihrer Mutter, der Frau des Hirten, ertranken, das jüngste Kind in der Todesangst, als die Wellen heranwogten, die Mutter gefragt: Kommen wir auch in den Himmel, wenn wir ertrinken, und als jene diese Antwort bejaht, freudig ausgerufen: „Ei so will gern mit ertrinken. Gute Nacht, liebe Eltern!“ Es hörte aber jene Worte der Vater, der sein Kind nicht mehr retten konnte. In Sulza fanden über 20 Menschen den Tod, in Leutra 10, in Naye 20, in Krautheim hinter dem Ettersberge 20, in Groß-Brembach 39, in Klein-Brembach 24, in Jagsdorf 14, in Tomich 10. Dabei wurden viele Häuser weggerissen, in Groß-Brembach allein 80, so daß fast jeder Ort im Ilmthal und in den Nebenthälern schmerzliche Verluste zu leiden hatte. In vielen Dörfern, wie Kromsdorf, Eberstädt u. A. blieben nur wenige Häuser stehen. In Zimmern wurden die Leichen einer Mutter und ihres Kindes weit fortgetrieben bis nach Sulza. Bei Wenigen-Lugnitz erschlug der Blitz einen Schäfer mit seinem Hunde.

Furchtbar waren die Verheerungen des Wassers in vielen Dörfern und Ortschaften. Zu Söllnitz konnte vierzehn Tage lang kein Gottesdienst gehalten werden in der von Schlamm und Erde angefüllten Kirche. In Apolda drang das Wasser mehrmals in die Kirche und überfluthete einmal den Taufstein. Ein Bericht aus jener Zeit meldet: „es habe das Wasser in der Kirche sehr rumoret, viele Stühle und Bänke über einander geworfen und so darinnen Haus gehalten, daß es einen Stein erbarmen möchte; darum denn auch der Pfarrer zu Apolda die Predigt und Gottesdienst zweimal auf dem Rathhause verrichten müssen.“ Eben so furchtbar wüthete das Wasser in Tonndorf. Vorzüglich stark war dort der Hagel,

der die stärksten Aeste von den Bäumen herabschlug. Bei dem Herannahen der Wogen flüchteten sich einige 40 Menschen zu dem Geistlichen des Orts, und flehten mit ihm auf den Knieen zu Gott um Hülfe und Rettung. In Groß-Kromsdorf soll das Schreien, Heulen und Wimmern der Menschen und Thiere unbeschreiblich groß und das Elend furchtbar gewesen sein; denn die Fluth wüthete dort, unter Donner und Blitz, von Abends neun Uhr bis an den Morgen. In Jena ergoß sich die Lautra mit einer Heftigkeit, wie kein Beispiel weiter bekannt. Große Bauhölzer wurden durch diesen sonst unbedeutenden Bach emporgehoben, hinweggeführt und zerbrochen; schwere Lastwagen sogar fortgetrieben und zertrümmert. Auch Wasserröhren, Häuser und Wände bekamen Risse und wurden hart beschädigt; doch büßte kein Mensch sein Leben ein. Auch in Gotha zerschlugen die Schloßen Fenster und Saaten. Mühlhausen litt ebenfalls ungemein. Zu Langensalza schätzte man den Schaden auf eine Tonne Goldes. Brücken und Wehre stürzten ein, Mauern, 70 und 112 Schuh lang, wurden weggerissen, Thore über den Haufen geworfen, Teiche zerstört, Felsen gesprengt und ungemeiner Schaden angerichtet in jeglicher Art. Das Wasser riß in Langensalza ein Stück Stadtmauer fort, das etliche Ruthen lang und auf ein Felsstück gebaut war. Ein Bruchstück dieses Felsens, 74 Schuh lang, 7 Schuh breit und 5 Schuh dick, war mehrere Ruthen weit dem Strom entgegengetrieben. Selbst an Orten, die nicht an Wassern gelegen, wie Tungeda, erhub sich die Fluth so hoch, daß das Vieh in den Ställen schwamm und großentheils ertrank. Der Schade, den jene Ueberschwemmung in den einzelnen Ortschaften des Thüringerlandes angerichtet, ward auf mehrere Millionen Thaler geschätzt, und für das damalige Fürstenthum Weimar allein auf 143,000 Gülden berechnet. Lange erhielt sich das Andenken an die Thüringer Sündfluth, und die Jahrzahl dieses göttlichen Strafurtheils fand man enthalten in dem Worte: IVDICIVM.

Heinrich Döring.

Güntersberge und seine Umgebungen. *)

(In Anhalt-Bernburg.)

Hier ſteht du eines Zwingherrn Haus.
Geſtürzt in Meer und in Graus.
Der Uhu hauſet drinnen.
Auf dieſer Stätte ruht ſein Fluch.
Hier that er manchen frohen Spruch,
Ließ Blut und Thränen rinnen.

Fr. Leop. v. Stolberg.

Da wo die raſch hingleitende Selke noch jung und ſchwächer an Kraft die Felſenberge des Harzes erſt zu durchfurchen beginnt, und wo zwiſchen ſanfteren Berglehnen ihre Wiege ſteht, da, lieber Leſer, erblickſt du neben ihr wie eine betagte doch freundliche Pflegerin ihrer Jugend ein Städtchen mit bemooſten Dächern und mit weiß darüber hinſchimmerndem Kirchthurme und Forſthauſe, und dieſes Städtchen iſt Güntersberge. Durch dieſen Namen möchteſt du dich vielleicht verſucht fühlen, mich wegen ſeiner Lage einer Lüge zu zeihen, und doch iſt dem nicht ſo; denn da wo vier kleinere Thäler mit ihren Bächen ſich zu dem einzigen nun fortlaufenden Thale der Selke vereinigen, zwiſchen dieſen Thalmündungen im Grunde dehnt ſich dieß kleine Harzſtädtchen aus, das, ſo alt es auch iſt, es doch noch nicht weiter als bis zu 153 Häuſern gebracht hat, und daher oft auch ein Flecken genannt wird. Sein Name weiſt uns aber auch gleich auf ſeine hauptſächlichen Merkwürdigkeiten hin. Da nämlich, wo jetzt dicht über dem Orte die namenloſen Bäche zweier Thäler zu einem großen Teiche ſich ſammeln, deſſen Ausfluß die Selke heißt, an dieſem großen herrlichen

*) Nach der alten Schreibart wird Güntersberge ſtets ohne h geſchrieben.

Wasserspiegel steigt außer andern Bergen an einer engen Thalschlucht, dem Kattenfohle, ein bewaldeter Berg empor, dessen Haupt vor grauen Jahren eine Burg getragen hat. Vom Namen des Berges nur das Kohlbergs-Schloß genannt, kennt man von ihr keinen andern Namen. Weil aber des Städtchens Benennung auf eine alte Burg hindeutet und eine Güntersburg in einer alten Urkunde ein Mal aufgeführt steht, ohne ihre Lage zu kennen, so hat man wegen der Namens-Aehnlichkeit sie hier gesucht *). Sollte das am Berge sich hinziehende Kattenfohl auf die Katten als erste Ansiedler hindeuten, was wegen des nahen Kattenstedt und anderer Kattenfohle bei Leben und Neudorf nicht unwahrscheinlich ist, so dürfte die Aufrichtung einer Burg schon in eine sehr frühe Zeit fallen. Ob ein Fürst Günther von Anhalt der erste Erbauer gewesen, wie Beckmann und andere Geschichtschreiber angeben, mögte eine um so mißlichere Behauptung sein, weil dieß weder mit der Katten-Ansiedelung sich zusammen räumen ließe, noch ein Fürst Günther von Anhalt überhaupt bekannt ist. Eben so schwankend ist auch die von Caspar Abel entlehnte Angabe des H. v. Rohr, wornach sie von den thüringischen Königen Günther, Vater und Sohn, im sechsten und siebenten Jahrhundert erbauet sein soll, bis sie von den Sachsen vertrieben wären. **) Auffallend ist es, daß die Burg nicht auf der vordersten Kuppe des Berges, sondern da erbauet war, wo er sich an eine ziemlich gleichmäßig fortlaufende Hochebene anlehnt, von welcher sie ein tiefer Wallgraben trennte. Die obere Gestaltung des übrigens auf den drei andern Seiten sehr schroff abfallenden Berges macht eine künstliche Abplattung seiner Spitze aber sehr wahrscheinlich, und der ganze Bergesgipfel mag demnach doch wohl bebauet, wenigstens zu wirthschaftlichen Zwecken benutzt gewesen sein. Weil nun das Schloß nach der Ebene hin der stärksten Vertheidigungswerke bedurfte, so mogten deshalb hier Thürme und die bedeutendsten Gebäude gestanden haben, und daher erklärt es sich, daß bei dem Verschwinden der übrigen Burgtrummer hier vermöge eines tiefen Grabens mit zwei Uebergängen, scheinbar frühern Thoren und Pforten, und vermöge vieler alten, Hausstellen ähnlichen und mit bemoosten Steinen überdeckten Vertiefungen, die mehrsten und zugleich jetzt die einzigen Ueberreste der Burg noch sichtbar geblieben sind. Einige wollen auch die Spuren eines Brunnens noch entdecken, so wie ein alter in Felsen gehauener Fahrweg vom Thale herauf durch fortdauernde Befahrung von Holzwagen gleichfalls noch in seiner ersten Bestimmung nicht zu verkennen ist. Daß die Burg aber sehr fest gewesen sein sollte, steht eben so sehr zu bezweifeln, als daß sie einer langen Dauer sich sollte erfreuet

*) Ein bei Frankfurt a. M. liegendes Gut des Baron v. Rothschild heißt auch Güntersburg.

**) v. Rohr's Denkwürdigkeiten des Unterharzes pag. 429 und Casp. Abels Sammlung nicht gedruckter Chroniken p. 50 und 51.

haben. Wahrscheinlich ist sie nach ihrer ersten Zerstörung nicht wieder aufgebauet worden. Für ihr hohes Alter und für ihre frühe Vernichtung spricht, daß man laut schriftl. Nachrichten aus dem Jahre 1608 schon damals weder mehr als jetzt von ihr wußte *), noch auch mehr Ueberreste von ihr vorhanden gewesen sind; denn auch damals heißt es nur das alte Schloß auf dem Kohlberge. So sehr nun eine alte Sage dazu beigetragen hat, das Andenken an diese alte Burg zu erhalten, so sehr hat deren verlockender Inhalt doch auch dazu hingewirkt, daß Schatzgräber durch Umwühlen der Mauern die letzten Reste derselben noch gänzlich vernichtet haben. Wie ihre versteckte Lage sie schon der Räubereien verdächtig macht, so bestätigt dieß auch die Sage, und deshalb soll sie durch gewaltsame Zerstörung ihren Untergang gefunden haben. Außer einer alten aus dem 11. oder 12. Jahrhundert stammenden Silbermünze, einem Solidus, hat man bis jetzt noch nichts gefunden, das auf ein bestimmtes Alter oder Schicksal schließen ließe. Mit der Sage hat es folgende Bewandtniß:

„Sonntagskindern, wenn sie noch keine Lüge gesprochen und keinen Betrug begangen hatten, zeigte sich im Aberglauben des Volkes ehemals und noch jetzt auf einer schmalen am Berge hinauf laufenden moorigen Wiese eine weißgekleidete Jungfrau mit einem großen Schlüsselbunde an der Seite, die alle Mütter und Großmütter als die Schloßjungfer kennen. Dieser Jungfrau legt die Sage, vielleicht durch poetischen Schmuck verziert, folgende Abstammung bei:

Vor grauen Jahren hauste auf diesem alten Schlosse ein wilder Raubritter, wie es deren viele im deutschen Vaterlande gab. Schönes Geld, schöne Waare oder schöne Frauen, wie es der Zufall wollte, Alles war ihm recht und darum gerade, weil ihm die Zinnen seiner Burg verschiedene Oerter und Straßen zeigten, **) mogte er hier im Versteck recht günstig das Nest für seine Beute sich gebauet haben. Da zog einst ein Krämer, mit Gütern beladen, auch auf der Straße und seine schöne Tochter, als schlanker Jüngling verkappt, begleitete den Troß. Kaum hatte der Thurmwart ins Horn gestoßen, so stürzte der Räuber schneller wie ein Geier auch schon auf die Beute herab, und mit um so größerer Gier umkrallte er seinen Fang, als er unter dem männlichen Wamse des Jünglings eine schöne Maid entdeckte. Verhöhnend schenkte er dem jammernden Vater zwar das Leben und

*) Ein altes im Harzgeröder Rathsarchive befindliches Flurbuch von 1608, das mit vieler Genauigkeit abgefaßt ist, ist mehrfach benutzt worden.

**) Ihre Thürme erlaubten nicht bloß eine Aussicht nach der Grichsburg und nach der nur im Namen des Forsterles noch bekannten Burg Beula bei Breitenstein, sondern gewährten auch einen Ueberblick der sich hier durchkreuzenden Straßen von Nordhausen nach Quedlinburg und von Hasselfelde auch Harzgerode, welche letztere Stadt man von hieraus recht deutlich sehen kann.

schickte ihn seines Weges weiter, aber Gut und Kind sollte er auf ewig mit dem Rücken ansehen. Es wohnte aber nicht fern im finstern Harzwalde ein Zauberer als Einsiedler, der war im Besitze geheimer Naturkräfte und Künste, und so klug und mächtig als er war, eben so gutmüthig und zur Hilfe bereit zeigte er sich besonders den Armen und Unglücklichen. Zu ihm eilte der Beraubte. Aber der Zauberer, dessen Klause nicht fern war, Kräuter sammelnd, hatte von eines Berges vorspringender Klippe den Jammer schon vernommen, und als der Räuber mit seiner Beute in seine Zwingburg zurückkehrte, und im Voraus freudetrunken sie hier geborgen wähnte, da leuchtete es über dem Schlosse wie ein zuckender Blitz, und auf des Zauberers geheimnißvollen Machtspruch brach unter fürchterlichem Krachen die Burg zusammen und sank in den Berg hinein, der wie ein offenes Grab sie verschlang. Auch des Mägdleins ungebrochene Blüthe erlag zum Todesschlaf den rollenden Massen, welche die räuberische Höllenbrut erdrückten, doch vergönnt ward es ihr, ob ihrer frommen Tugend verklärt wie ein Engel aus dem Felsengrabe zu steigen und von den Schätzen, die sie bewacht, guten doch allein nur guten Menschen mitzutheilen, wenn sie solche ihrer Hilfe bedürftig erkannt. So wollte sie Mancher schon gesehen haben, Mancher von ihr beschenkt sein. Auch einen Mönch aus dem nahen Kloster trieb es einst, die wandelnde Schloßjungfer zu sehen, und ihr, wenn es ihm durch List oder Gewalt gelänge, von ihren Schätzen Einiges zu entlocken. Weil sie nicht schnell seiner Laune, sie zu sehen, sich fügte, so rief er sie mit den Formeln seines mitgenommenen Höllenzwanges aus der Unterwelt zu sich herauf. Er sagte ihr sein Anliegen. Weil sie zugleich aber bemerkte, wie er den lüsternen Blick an ihre schlanken Glieder heftete, da stieß sie erzürnt ihn von sich, daß ihm das Wiederkommen verging. Freundlicher nahete sie aber einem armen Schäfer, dessen Heerde am gegenüber liegenden Berge weidete. Weil er so frisch und gut aussah und fromm war, so schenkte sie ihm eine von den Blumen, die sie zum würzigen Strauße gesammelt an ihrem blendenden Busen trug. Der Hirt heftete sie mit freundlich dankbarem Gruß an seinen Hut, und weil die Jungfrau winkte, so folgte er schnell ihrem Rufe. Der Weg ging nach dem Schloßplatze und bis dahin war ihm Alles bekannt, allein jetzt standen sie vor einer Kluft, die er nimmer gesehen. Auch dahinein sollte er treten, und weil er ein gutes Gewissen hatte, auch als guter Christ sein Ave Maria betete und sein Kreuz schlug, so nahm er keinen Anstand, seiner Führerin dahinein zu folgen. Nach steilem Hinabsteigen von Tiefe zu Tiefe war es endlich ein prächtiges Marmorschloß, das nach langer Dunkelheit plötzlich im hellsten Lichtglanze seine strahlenden Thore vor seinem staunenden Blicke öffnete. Aber das nicht allein, auch alle Reichthümer der Welt an Geld und edlem Gestein schienen hier aufgethürmt zu liegen. Wie pochte sein Herz, solchen Prunk und Schimmer zu sehen; aber wie erglänzten auch selbst seine Augen vor Freude, als die Jungfrau ihm gebot, hier zu

nehmen, was seinem Herren gelüste. Das ließ er sich nicht zwei Mal sagen. Tasche, Ranzen und wie das nicht genügen will, selbst den umgekehrten Hut füllt er mit Goldstücken und tritt nun eilends den Rückweg an. Weil aber die Goldgier seine Augen geblendet und ihn der Besonnenheit und des Dankgefühles beraubt hatte, so hatte er nach der Jungfrau nicht weiter geblickt, und noch weniger achtete er ihrer Warnung, als sie ihm nachrief: „Übermaß das Beste nicht". Froh des errungenen Glückes eilte er mit seiner Bürde nach Hause, und schwelgte und ward träge, weil er des Goldes genug zu besitzen meinte, um nicht weiter arbeiten zu dürfen. Doch wie erschrak er, als er andern Tages die Taschen umkehrte: das Gold war nur taubes Gestein und vom Hute hatte er die Blume verloren. — Jetzt verstand er die Warnung. Die Kluft entdeckte er aber nie wieder, so wenig als er je die Jungfrau nochmals erblickte" —

Ob das Städtchen Güntersberge, das im 13. Jahrhundert schon erwähnt wird und eins der ältesten Anhaltischen Städte ist, zur Zeit des Koblbergschlosses schon erbauet gewesen, mögte ich wegen seiner Entfernung davon fast bezweifeln. Im Thalgrunde unter der Burg konnten sich freilich wegen mangelnden Raumes und wegen häufiger Quellen, die Dienstmannen im Schutze der Burg nicht anbauen und waren deshalb auf die Entfernung verwiesen. Weil aber eben am westlichen Ende des Städtchens noch jetzt ein herrschaftliches Haus steht, von Alters her die Burg genannt, so drängt sich mir eine andere Vermuthung mit großer Wahrscheinlichkeit auf. Als das räuberische Koblbergsschloß, von Fluch beladen, abgebrochen war, so daß nimmer dort wieder Menschen wohnen sollten noch wollten, da mogten die spätern Besitzer dieser Gegenden (vielleicht nun Fürsten von Anhalt) das Haus erbauet haben, das jetzt noch die Burg heißt. Obwohl nicht auf einem hohen Berge, so liegt es auf der Spitze eines auslaufenden breiten Bergrückens, doch so, daß es durch seine freie Uebersicht das Städtchen beherrscht. In seinen dicken Mauern im untern Geschoß zumal, so wie überhaupt durch seine Bauart, trägt es noch jetzt das Gepräge des Alters; viel ähnlicher hat es einem alten Schlosse aber in früherer Zeit gesehen, als es vor 1707 seine hohen Giebel und links am Eingange seinen festen etwa 1823 erst abgebrochenen steinernen Thurm noch besaß.

Obwohl es nebst seinen Seitengebäuden von einer umfangreichen Mauer noch jetzt umschlossen ist, auch die Spuren eines in Felsen gehauenen Wallgrabens noch aufzuweisen hat, so kann beides doch nur gegen leichte Plünderungsversuche von räuberischem Gesindel keineswegs aber als Schutz gegen einen kriegerischen Angriff gedient haben. Es ist daher auch nicht bekannt, daß dieses herrschaftliche Haus je von einem Fürsten von Anhalt bewohnt gewesen sei, vielmehr diente es in frühern Zeiten den fürstlichen Haupt- und Amtleuten, von denen das Amt verwaltet wurde, zum Wohnsitze,

und weil nun damals auch Landwirthschaft damit verbunden war, so kann möglicher Weise es ursprünglich das Vorwerk der Güntersburg gewesen sein, das später nach Eingang der Burg die Bewohner, die Rechte und den Namen des verödeten Schlosses ererbte. Auf diese Weise dürfen wir die Nähe der alten Martinikirche mit dieser alten Burg vielleicht in einige Beziehung setzen, insofern sie nämlich ihren Schutz von daher verlangte, dafür ihre Patronatsrechte aber auch dahin abtrat.

So wie das Städtchen Güntersberge, so ist auch diese Burg häufig von Feuersbrünsten in Asche gelegt. Dieß geschah namentlich 1540. Die Inschrift einer steinernen Tafel im Hause erzählt uns aber, daß Fürst Joachim Ernst in den Jahren 1577 bis 1579 durch seinen Hauptmann Hans von Knedtlingen sie nebst Umfangsmauern, Pferde- und Kuhstalle sammt der Küche am Hause wieder von Grund auf habe neu bauen lassen. Darnach ist sie wieder 1707 bis auf die Grundmauern ausgebrannt, wobei viel Korn-Vorräthe mit verloren gingen, deren verbrannte Ueberreste man in großer Menge erst vor zehn Jahren bei Aufwerfung einiger Erdlöcher noch entdeckte. 1708 ist sie aber in ihrer jetzigen Gestalt wieder aufgebauet worden, und nun blieb sie noch bis 1724 sowohl die Wohnung des Gerichtsbeamten als auch das Local, worin die Gerichtssitzungen gehalten wurden. In genanntem Jahre wurden aber nicht bloß letztere auf das Rathhaus verlegt, sondern kurz darnach auch die Aecker und Wiesen dem unten erwähnten Albertinenberge einverleibt und die ganze Burg, die in ihrer Lage nicht zur Landwirthschaft paßte, dem fürstl. Forstbedienten zur Wohnung überwiesen, *) worauf späterhin viele der baufällig und überflüssig gewordenen Wirthschaftsgebäude abgebrochen und durch wenige neue nur wieder ergänzt sind. So ist sie Dienstwohnung eines Försters bis jetzt geblieben. **) Als nicht uninteressant dürfte hier vielleicht herausgehoben werden, daß der erste dieser neuen Bewohner der Vater des als Forstmann berühmten Heinrich Wilhelm Döbel gewesen ist, und auch dieser Döbel mag hier manche glückliche Stunde im Kreise der Seinigen verlebt und den Grund seiner gediegenen Kenntnisse hier vielleicht gelegt haben. Ein anderer auch interessanter Punct ist der ehemals Albertinenberg genannte herrschaftliche Oeconomiehof. Bevor an dem von einer Mauer und einem Wallgraben früherhin umzogenen und mit zwei Thoren versehenen Flecken Güntersberge noch eine Neustadt angebauet war, lag dieser Hof vom Orte ganz abgesondert, und war unter dem Namen, der Altenberg, ein Mönchs-Kloster. Wann und von wem es angelegt ward, auch welchem Or-

*) Die frühere Dienstwohnung der herrschaftl. Förster war der jetzige Gasthof zum schwarzen Bär.

**) Ihr Wasser bekam sie nicht bloß aus dem am Fuße des Berges liegenden Brunnen, sondern durch eine Wasserleitung auch aus einem hinter dem Burgberge höher liegenden Quell.

den es angehörte, ist aus Mangel der Nachrichten ganz unbekannt. Daß aber der jetzige Viehhof einst geweiheter Boden gewesen, haben noch viel menschliche Gebeine dargethan, die 1828 bei Anlegung eines Viehringes dort in der Erde gefunden wurden. Jetzt sieht man außer den Spuren aller daneben gelegener Fischteiche nichts mehr, was an ein Kloster erinnert. Nur eine Wüstung Bitzenrode, eine halbe Stunde von Güntersberge entfernt, dessen Name sich auch in dem daneben liegenden Bitzeröder Heimberge noch erhalten hat, erinnert daran. Dies Dorf, so wie mehrere dicht am Kloster stehende Häuser, müssen zu dem Kloster gehört haben, weil sie ihm dienstbar gewesen sind. Als aber Kloster und Dorf (wodurch ist unbekannt) verwüstet sind, haben einige Güntersberger Einwohner, die Hanen und Heisen, die Klostergüter an sich gebracht. In einer andern Stelle des erwähnten alten Flurbuches heißt es zwar, die Wüstung Bitzenrode hätten als einen Theil der Heinrichsburgischen Güter*) 1536 die Grafen von Stolberg gekauft. Dieser Kauf kann sich aber nur auf das Beleihungsrecht bezogen haben, denn die Dorfstätte, späterhin die Höfe und das Heisenloch benannt, jetzt urbares Land, hat letzteren Namen bis auf die neueste Zeit geführt, und die Hanen und Heisen waren es, aus deren Händen die Güter in die des Hans von Knedlingen übergingen. So waren sie 1608 ein Edelsitz des Gebhard von Knedlingen, worauf sie jedoch in die Hände der damals am Harze reich begüterten Familie von Röder gekommen sind. Von einer verwittweten von Röder kaufte sie nämlich 1643 Fürst Friedrich von Harzgerode, und nun blieben sie bis jetzt in fürstlichen Händen. Weil Fürst Wilhelm den Altenberg seiner ersten Gemahlin Friederike Albertine zum Wittum ausgesetzt hatte, so ließ diese 1688 viele Gebäude namentlich die Wohngebäude neu aufführen und durch Bauten den ganzen Oeconomiehof verbessern und vergrößern. Da wurde deshalb der Fürstin zu Ehren, die überhaupt viele Wohlthaten an Güntersberge übte, der Name Altenberg in Albertinenberg umgewandelt. Als diese noch vor ihrem Gemahl gestorben war, schenkte es der Fürst seiner zweiten Gemahlin Sophie Auguste laut Testament als Eigenthum. Diese verkaufte es jedoch nach 1709 erfolgtem Ableben ihres Gemahles und Erlöschen der Nebenlinie Harzgerode 1713 an Fürst Victor Amadeus von Anhalt-Bernburg, worauf durch Hinzufügung vieler andern Aecker, Grundstücke und Gerechtsame das Gut seine jetzige Ausdehnung und durch Aufführung neuer kostbarer Gebäude sein jetziges schönes Ansehen erhalten hat.

Das Städtchen Güntersberge hat durch seine vielen Feuersbrünste (die drei größten waren 1540, 1630 und 1707) und namentlich durch die letzte, nach welcher die Straßen regelmäßiger und so wie sie noch jetzt laufen, angelegt wurden, oft seine Gestalt verändert. Seine schon erwähnten Mauern und beiden Thore,

*) Siehe unten den Artikel Heinrichsburg.

das Ober- und Unterthor, verlor es im Brande von 1630, in welchem auch die uralte Kirche ausbrannte.*) Laut einer 1764 im Thurmknopfe gefundenen alten Nachricht wurde sie zwar nothdürftig zum Gottesdienst wieder eingerichtet, allein würdig erst 1683 wieder ausgebauet und der Thurm erst 1694 vollendet. Spätere Reparaturen von 1725, 1794 und 1841 haben mehr das Innere betroffen, ohne auf die äußere Gestalt wesentlichen Einfluß auszuüben. Als werthvolle Antiquität dürfte hier wohl der mehr als 300jährige auf Silber vergoldete Kirchenkelch erwähnt werden, der mit seiner Inschrift: to dem Gunterbarch aus allen Bränden und bösen Kriegstumulten immer glücklich errettet ist.**) Vor dem Brande von 1540 umschloß Güntersberge in seiner Mitte auch noch ein der Familie von Bülow (Bülau) gehöriges Rittergut. Weil es aber damals niederbrannte und es dicht neben dem mitten in der Straße stehen gebliebenen alten baufälligen Rathhause lag, so kaufte der Rath die Stätte nebst allem Zubehör und bauete ein neues Rathhaus, nebst einer Dienstwohnung für den Stadtschreiber, hier auf. Als 1707 aber beide Häuser abbrannten, wurde bloß auf der Bülower Stätte wieder ein Haus, das jetzige Rathhaus, aufgerichtet, und die Stätte des alten Hauses zur Verschönerung der Straße frei gelassen. Zu beklagen war in diesem Brande besonders noch der Verlust so vieler für die Geschichte des Städtchens so wichtiger Papiere, weil von dem Rathsarchive nichts gerettet wurde. Ein von dem Rathhause etwas entfernt stehender Thurm, der zum Gefängniß diente und den Bränden stets getrotzt hatte, ist späterhin abgebrochen. Weil man aber nicht weit von dieser Stätte vor einigen Jahren bei Anlegung der Sandchaussee im Orte zwischen vielem Brandschutte einen Dolch und ein altes Panzerhemde auffand, so läßt dieß auf ein größeres Gebäude schließen, das ehedem in der Nähe des Thurmes stand.

Eine so alte Besitzung Anhalts Haus und Amt Güntersberge ist, was aus den alten kaiserl. Lehnbriefen hervorgeht, worin es gleich auf Burg Anhalt und Schloß Harzgerode folgt, so hat es durch die Zeitverhältnisse das Schicksal anderer Schlösser und Burgen doch auch theilen müssen, und ist durch Verpfändung eine Zeit lang auch in fremdem Besitze gewesen. So wurde es 1413 von den Fürsten Bernhard und Otto von Anhalt an die Landgrafen von Thüringen und Markgrafen zu Meißen verpfändet. 1422 ver-

*) Nach Spangenberge Chronik p. 439 A. soll dieß Feuer durch Mordbrenner, nach Andern durch die Unvorsichtigkeit einer Magd beim Eyerbrauen entstanden sein. Es schmolzen damals auch die 3 Glocken des Kirchthurmes.

**) Zur Ehre der Gemeinde sei hier bemerkt, daß sie als frühere reformirte Gemeinde ihrem lutherischen Theile 1784 die Kirche zu deren gottesdienstlichen Uebungen öffnete, die Lutheraner aber 1796 das h. Abendmahl nach vorem Ritus sich von dem reformirten Pfarrer Schumacher hier schon reichen ließen.

lich es aber Friedrich der Streitbare und dessen Agnaten an Graf Heinrich von Hohnstein. Die Hohnsteiner mögen es jedoch nicht lange behalten haben, denn bei einer Theilung kam es sehr bald wieder an Herzog Wilhelm von Sachsen, von welchem es darnach eingelöst und an Anhalt wieder zurückgebracht ist. *) Das bereits 1608 in Gebrauch gewesene Stadtwappen besteht aus zwei spitzen Thürmen, in deren Mitte sich ein Thor befindet, über welchem ein mit der Tatze nach dem linken Thurme hingewendeter Bär in aufrechter Stellung zur Hälfte sichtbar wird.

Obwohl Güntersberge in alten Urkunden wenig erwähnt wird und alte Nachrichten mangeln, so soll es der Sage und den alten im Thurmknopfe gefundenen Nachrichten zufolge, früh durch Bergbau doch schon geblühet haben. Viele alte Schächte, **) Schlackenspuren und Wasserleitungen, besonders im Selkethale, bestätigen dieß auch. So standen in dem Thale, das der große Mühlteich jetzt ausfüllt, in alter Zeit Schmelzhütten und alte nicht mehr befahrene Hohlwege führen noch jetzt in den Teich hinein. ***) Bei der Nähe der alten Nordhäuser Straße, die auch noch durch Hohlwege bezeichnet wird, fehlte es gar nicht an Absatz der Fabrikate. Nach öftern Unterbrechungen wurde zum letzten Male 1791 der Bergbau hier aufgenommen und in der Agezucht und Gieselengrube auf Silber, Blei und Kupfer gebauet. †) Weil aber die Erze sich nicht als ergiebig genug ausweisen, so ließ man ihn bald wieder liegen, so wie man 1782 auch die nicht rentirende Marmormühle bereits wieder abgebrochen hatte, die 1765 wegen des hier streichenden grauen Marmors im Selkethale aufgebauet worden war. Daß Güntersberge von den deutschen Kriegen und von Krankheiten, namentlich der Pest, nicht auch gelitten haben sollte, wird Niemand bezweifeln. So sehr die Pest 1624 aber hier wüthete, so ist der Ort 1683 doch davon verschont geblieben. Im 30jährigen Kriege war es besonders Hatzfeld, der 1644 mit 12,000 Mann, vorzüglich Reiterei, das Städtchen und die ganze Umgegend hart bedrängte. ††) Wochenlang verweilten in diesem verwüstenden

*) v. Mohrs Denkwürdigkeiten des Unterharzes pag. 430.

**) Auf dem Güntersberger Heimberge sieht es die meisten.

***) Schon 1698 war dies ein 10 Morgen haltender Teich. 1752 bekam er aber seine jetzige Größe. Durch einen Wolkenbruch durchbrach er 1801 seinen Damm und beschädigte mehrere Häuser und tat großen Unglück drohete er 1835, wo er wiederum durch einen Wolkenbruch in furchtbarer Größe seine Wassermassen verwüstet in das Selkethal ausschüttete.

†) Daß der Name Agezucht Agezucht aus Aquaeductus entstanden ist, wurde in dem Archiv Goslar B. 171 p. 337 schon gesagt und die vielen noch sichtbaren Wassergräben zwischen Güntersberge und Straßberg bestätigen die Namensableitung dieser gewiß sehr alten Grube, doch auch die Gieselengrunde von den 1742 verstorbenen Gießle so benannt, waren schon 1710 und 27 gebaut.

††) E. Leutsche Stolberg. Chronik über das Jahr 1644.

Kriege Frauen, Kinder und Greise im Walde und hielten dort Hochzeiten und Kindtaufen, zumal der Ort 1630 in Asche gelegt war und Niemand wegen Unsicherheit und Befürchtung eines baldigen gleichen Schicksals wieder aufbauen konnte und wollte. Die Schanzen dicht über dem Städtchen auf dem Heimberge und die Schanzen auf der hohen Straße, wo der Sage nach auch ein Treffen geliefert sein soll, sind die letzten Ueberreste jener Zeit. Im siebenjährigen Kriege waren es, abgesehen von den Contributionen, nur einige Truppen-Durchmärsche, die belästigend wurden, doch fanden 1759 im nachbarlichen Stiege und Allrode viele Kriegsunruhen Statt, und 1760 wurden von derther auch die große und kleine Schanze bei Stiege und Allrode wieder gegen die von Güntersberge heranrückenden Franzosen in Vertheidigungsstand gebracht und von den Hannöverschen Jägern besetzt. Allein ein anderer Vorfall brachte damals eigentlich den Ort in seinem Wohlstande noch mehr zurück. Es waren zwischen dem Fürsten und der Gemeinde Streitigkeiten wegen der bedeutenden Gemeinde-Waldungen entstanden und diese wohl nicht auf dem legalsten Wege entschieden. Darüber erhob sich 1785 ein Aufruhr, der selbst ein Menschenleben kostete, und weil viele Einwohner darauf auswanderten, die Rädelsführer, die wohlhabendsten Einwohner, aber gefänglich eingezogen und in harte Strafe genommen wurden, so verursachte dieß, zumal in der damaligen nahrungslosen theuern Kriegszeit, dem Orte einen harten Schlag. — Drückende Kriegslasten hat Güntersberge auch 1806 empfunden, wo die französischen Marschälle Mürat und Ney mit ihren Armeecorps hier kurze Zeit lagerten.

Sowohl den Namen nach zu urtheilen als auch wegen so mancher aufgefundener Spuren menschlicher Ansiedelungen müssen um Güntersberge herum ehedem noch einige Ortschaften gestanden haben. Das Dorf Biggerode haben wir schon erwähnt. *) Es lag aber nahe beim jetzigen Vorwerke Bernrode, eine halbe Stunde von Güntersberge, das Dorf oder Vorwerk Wielrode (Billrode, Billingerode) von welchem altes Gemäuer und der Brunnen auch jetzt noch sichtbar sind. **) Weil man 1608 nicht ein Mehreres vom Orte sah noch wußte, so mußte es schon sehr lange zerstört und nach der Form der gefundenen Ziegeln zu urtheilen auch ein sehr alter Ort sein. Beim Nachsuchen nach guten Mauersteinen fand man im Jahre 1811 hier wie später auf der vorhergenannten Dorfstätte Biggerode außerordentlich viel Kalk. ***) Auffallender noch waren aber die vielen Menschengerippe, Thierknochen, die vielen kleinen Hufeisen, Sporen, große Schlüssel und andere eiserne und eherne Geräthschaften, die

*) 1608 lag hier noch viel wüstes Land.

**) Es bestand vorzüglich aus einem großen Hauptgebäude und einigen kleinen Nebengebäuden; zwischen welchen hindurch über den Hofraum die Fahrstraße geführt zu haben schien.

***) J. Anh. Bergw. Wochenbl. 1811. Nr. 31.

man unter den seltsamsten Verhältnissen ausgrub. Allem Anscheine nach war dieser Hof im 14. Jahrhunderte, wo so mancher Ort dieser Gegend in Rauch aufging, ohne wieder aufgebauet zu werden, auch durch Feuer zerstört worden. Ferner wird in Urkunden als Dorf bei Güntersberge noch Elbelingen (Erbelbelingerot) genannt, von dem sich außer dem Namen des Elbelinger Thales nicht ein Mal die Kenntniß seiner Lage mehr erhalten hat, und ferner Esekenroth*) und Lingesbach,**) die man eben so wenig ihrer Stelle nach kennt. Am Mühlberge entdeckte man zwar vor einigen Jahren altes unbekanntes Gemäuer. Weil es aber nur von geringem Umfange war, so schien es von einer Einsiedelei oder alten Kapelle herzurühren. Solches wenig unbekanntes Gemäuer trifft man auch im Selkethale unfern der ehemaligen Marmormühle neben alten Schächten an. Die Steinreste auf dem Limpersberge (Limbacherberge) rühren von einer Windmühle her, die etwa im Jahre 1718 hier aufgebauet aber von Windstürmen wieder zertrümmert worden ist. Fragen wir nach Eigenthümlichkeiten und alten Gebräuchen dieses Ortes, so dürfte hier das jährlich Walpurgis zu haltende Rügegericht nicht unerwähnt bleiben. In Gegenwart des Rathes und der ganzen Gemeinde werden nämlich von dem Justizbeamten des Amtes Güntersberge,***) das vom Harzgeröder Beamten mit verwaltet wird, alle kleine besonders Gemeindesachen betreffende Klagen gleich zur Stelle mündlich abgemacht, und einige auf diesen Tag fallende Gaben entrichtet. Bis vor wenigen Jahren hatten dieß Städtchen auch nie Juden bewohnt. Von Volksspielen und Belustigungen können wir aber das hier noch bekannte Pilken und die Tänze Ostern auf dem Limpersberge und Pfingsten vor dem Rathhause nur anführen, welcher letztere jedoch neuerlich auf das nach Pfingsten fallende Freischießen verlegt ist. Ihren frühesten Ursprung leiten sie gewiß wie die Oster- und Pfingstfeuer noch aus heidnischen Zeiten her, was besonders die Wahl des Ortes bei dem erstern beweist. Eine Seltenheit im Städtchen war bis vor Kurzem auch ein altes noch sehr rüstiges Ehepaar, dessen 65 jähriges Eheband jedoch 1841 durch den Tod gelöst ward. Ehe wir Abschied nehmen von unserm einsamen Harzstädtchen, müssen wir aber noch einen Blick auf die einst munteres Leben in sich schließende kleine Harzcolonie **Friedrichshöhe** werfen. Aus einem großen Gasthofe und 13 Wohnhäusern jetzt bestehend, liegt sie eine gute halbe Stunde oberhalb Güntersberge an der von Hasselfelde nach Stolberg führenden Landstraße. Vor 70 Jahren war hier Alles noch düstere

*) S. Lindners Geographie u. Geschichte des Landes Anhalt.

**) Nach dem Aurbuche von 1608.

***) Die Gerichtsbarkeit des Amtes Güntersberge dehnt sich aus über Hals und Hand, was der ehemals auf dem Heimberge aufgerichtete Galgen bewies so wie die 1759 vor dem Rathhause ausgeführte Enthauptung des Rathsdieners Meisner, der im Zähzorn einen Schuhmacher Burs im Rathskeller erstochen hatte.

Waldung *) und nur ein schlichtes Zoll- und Gasthaus, **) der bretterne Gasthof genannt, konnte den Reisenden einige Erquickung gewähren. Da hielt es wegen der früheren großen Frequenz dieser Straße, die zugleich die directe Straße von Braunschweig nach Leipzig war, der damalige Fürst von Anhalt-Bernburg, Friedrich Albrecht, für ersprießlich, einen Fabrikort hier anzulegen. Die Wälder wurden schnell gelichtet, und nachdem man durch Rodungen auch viel Ackerland gewonnen hatte, so wurden hier nicht bloß 1781 mit größter Schnelligkeit eine große Oeconomie mit Brennerei und Brauerei, sondern 1795 auch viele Gebäude mit einer Seifensiederei, Tischlerei, Stellmacherei, Schmiede, Lakirfabrik und andern derartigen Industriezweigen aufgebauet, und der Fürst hielt sich selbst oft wochenlang zur Beaufsichtigung seiner Schopfungen hier auf. Um der jugendlichen nach ihrem Gründer benannten Colonie aber recht bald durch Nahrung auch ein kräftiges rasches Aufblühen zu verschaffen, gab der Fürst hier Bälle, Concerte u. dgl., wozu die honettsten Familien der Nachbarschaft und viele seiner Dienerschaft eingeladen wurden. Da es für solche großen glänzenden Gesellschaften aber bis dahin noch an passendem Raume gemangelt hatte, so ließ der Fürst 1785 den noch stehenden großen Gasthof zur Sonne und 1795 den sehr akustisch gebaueten Saal daneben aufführen. So wie er es an hübschen Gartenanlagen nicht fehlen ließ, so wurden auch schattige Gänge im Walde ausgehauen, und weil kein Geld bei allen diesen Schöpfungen geschont ward, so fehlte binnen Kurzem an einem muntern Fabrikorte mit heiterm Lustschlosse nichts weiter, als daß die Berechnungen sich richtig erwiesen hätten, um die großen Geldopfer der Grundung wenigstens nur einigermaßen wieder zu ersetzen. Doch dieß war keineswegs der Fall, und da nun der Fürst Friedrich Albrecht bald darnach starb, sein Nachfolger Alexius aber durch die Zeitverhältnisse auf wichtigere Dinge sein Augenmerk richten mußte, und die Frequenz der Straße sich gleichfalls vermindert hatte, so gerieth diese so schnell sich erhebende Colonie schon mit dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts ***) fast eben so plötzlich wieder in Verfall, und diejenigen der Gebäude, die nicht gleich wieder abgebrochen wurden, verkaufte man, um wenigstens in Etwas die großen Verluste zu decken. Am längsten ist der Oeconomiehof in herrschaftlichen Händen geblieben, weil er mit der Wirthschaft von Güntersberge vereinigt, zuletzt von dort aus bewirthschaftet wurde. Als zu beschwerlich in der Aufsicht und zu kostbar in Erhaltung der Gebäude wurden aber 1824 auch diese bis auf das Wohnhaus abgebrochen, und nachdem dieses 1838 gleichfalls verkauft ist, so ist Friedrichshöhe jetzt nur noch außer seinem Gasthofe und seinen Er-

*) Zum Wahrzeichen steht deshalb noch vor der Schule eine starke Buche.
**) Dieser Zoll war ein Ueberrest des uralten Amtszolles in Güntersberge.
***) Die Wagen-, Möbel- und Lakirfabrik ist 1799 schon eingegangen.

innerungen ein von einem Fuhrmann und von vielen armen Tagelöhnern bewohnter Ort ohne alles Interesse. *)

Als merkwürdig in der Oertlichkeit und in der Sage dürften aber noch der eine halbe Stunde hinter Friedrichshöhe liegende eiserne Pfahlborn und die Dreiherrenbüche genannt werden. Die Grenzen von Anhalt, Braunschweig (Reinstein), Stolberg und ehedem auch Hohnstein liefen nämlich hier in so schmalen Streifen an einem Borne zusammen, daß die Sage erzählt, es hätten die Herren dieser vier Länder einst jeder einen eisernen Pfahl in sein Land geschlagen, dann eine Tischplatte darüber gelegt und zusammen gegessen, doch so, daß jeder in seinem Lande gesessen habe. So erzählt es das alte 1608 geschriebene Saalbuch. Da aber Hohnstein darnach ausstarb, und die vier Grenzen nun in drei zusammen fielen, auf welcher Stelle ehedem eine starke Buche stand, die Dreiherrenbüche genannt, so hat die spätere Sage den oben erzählten Vorfall darnach an diese Buche verlegt. Doch so wie nichts, was diese Erde erzeugt, von ewiger Dauer ist, so ist auch diese Buche längst schon wieder ihrer Auflösung entgegengeeilt, und ein profaischer Grenzstein bezeichnet jetzt in unserer oft zu nüchternen Zeit die Stelle, die einst die Sage mit ihrem poetischen Laubgewölbe eben so richtig als schön zur bezeichnenden Grenzmarke bestimmt hatte.

W. Schönichen.

*) Günteroberge und Friedrichshöhe sind jetzt diejenigen Harzörter, welche die Kober machen.

Mellenbach,

Dorf und ehemaliges Kloſter in der obern Herrſchaft des Fürſtenthums Schwarzburg-Rudolſtadt.

Mellenbach (ehemals Möllenbach, Mollenbach, Mellinbach, Melbach) hat 886 Einwohner in 129 Häuſern (im Jahr 1772 beſtand es nur aus 105 Häuſern, worin 578 Menſchen lebten). Dieſer Ort verdient vorzüglich unſere Aufmerkſamkeit wegen des ſonſt hier befindlichen Franziskaner- (Minoriten oder Barfüßer) Kloſters. Die Geſchichte ſeiner Entſtehung iſt folgende. Schon vor dem Jahr 1383 hatten ſich etliche Mönche dieſes Ordens zu Mellenbach niedergelaſſen. Sie konnten aber hier in Ermangelung einer eigenen Wohnung und Kirche ihren Gottesdienſt nicht gehörig verrichten. Johann II., Graf und Herr zu Schwarzburg, durch ihre Bitten bewogen, ſchenkte ihnen daher am St. Laurentiustage des nämlichen Jahres, mit Einwilligung ſeines Sohnes Günther XXX., zu Ehren der Jungfrau Maria und der heiligen Katharina, dieſen Ort, nebſt allem, was dazu gehörte, oder, wie es in der Urkunde ausdrücklich heißt: „mit allem Rechte, Gewohnheit, Freiheit und Würdigkeit, Gericht, Bete und Frohne, Bote (Gebote,) Wonnen (Wieſen, Gräſerei) und Weiden im Felde, Dorfe, Holze und an der Gemeine.“ — Dagegen ſollten die Mönche ihre Schutzherren nur aus dem Hauſe Schwarzburg wählen, und die Bewohner des Dorfes den Grafen, welche ſich auch die Gerichtsbarkeit über Hals und Hand vorbehielten, bei zu erwartenden feindlichen Angriffen und Fehden die Heeresfolge thun. Weil den Barfüßermönchen, laut ihrer Ordensregel, Eigenthum zu beſitzen verboten iſt, ſo wurde Mellenbach dem Kloſter Ilm zugeſchrieben, doch unter der Bedingung, daß es ſämmtliche Einkünfte und Gefälle davon jenen überlaſſen, aber bei willkührlicher Verwendung derſelben zu

eigenem Nutzen auf dieses Vorrecht sogleich wieder verzichten mußte, welches dann einer andern geistlichen Stiftung des Landes verliehen werden sollte. Zu Vormündern des Klosters, die, als Stellvertreter der Grafen, nicht außerhalb des Schwarzburgischen wohnen durften, hatte man zuerst Pezold von Griesheim, Dietrich von Bernstedt (Berlstedt), Heinrich von Grußen (Greußen) und Otto von Hoff erwählt. Ihre Zahl war gleich anfangs auf drei oder vier bestimmt worden.

Im Jahr 1418 ertheilte der Papst Martin V. dem Dekan der Marienkirche zu Querfurt Befehl, die Bewohner dieses in Abnahme gekommenen Klosters im Besitze desselben zu bestätigen und sie vom Kirchenbanne loszusprechen. Die päpstliche Bulle wirft zugleich mehr Licht auf die früher getroffenen Anordnungen und die damalige Beschaffenheit dieser Gegend, welche vor Ankunft der Mönche mit dichter Waldung bedeckt, und so öde und fast menschenleer gewesen sei, daß, nachdem der dasige Geistliche weggezogen, der öffentliche Gottesdienst gänzlich aufgehört habe. Um diesen wieder herzustellen, sei der Graf veranlaßt worden, die Kirche den Barfüßern zu überweisen, und ihnen eine Wohnung mit Gärten und Ländereien und den zu Aufbewahrung von Lebensmitteln und andern Vorräthen nöthigen Behältnissen einzurichten. Das traurige Bild, welches hier von dem Schwarzburgischen Theile des Thüringer Waldes entworfen wird, stimmt auch mit andern Schilderungen seines Zustandes sowohl aus älterer als neuerer Zeit überein. Noch beim Beginn des vorigen Jahrhunderts bot derselbe keinen freundlicheren Anblick; sondern er bestand aus Dickigen, die der Sonne den Eingang versagten, und wo ewige Nacht herrschte. Bäume, deren Stammenden 160 Schuhe im Umfange betrugen, ragten zu den Wolken. Ein einziger derselben lieferte bisweilen 30 — 40 Klaftern Holz. Diese Wildniß diente Bären, Luchsen, Wölfen und Adlern zum Aufenthalte, wie noch jetzt die Namen verschiedener Bezirke, Ziegel und Bäche, z. B. Bärenbach, Bärentiegel, Wolfsgrube, Luchsgraben ꝛc. bezeugen. Der letzte Luchs ist zu Neuhaus im Herbste des Jahres 1743, der letzte Wolf 1762 in Scheile geschossen worden, und 1786 sah man einen Adler im Katzhütter Forste.

Doch wir nehmen nach dieser kleinen (hoffentlich nicht unwillkommenen) Abschweifung den Faden der Geschichte unseres Klosters wieder auf.

Im Jahr 1514 beklagte sich Günther XXXIX. gegen den Kardinal Raymund, daß sich in denselben nur zwei Mönche befänden, die aber ein sehr ruchloses und unzüchtiges Leben führten. Um diesem Uebel zu steuern, und den Gottesdienst mehr zu fördern, trug der Graf auf Verlegung dieser geistlichen Anstalt von ihrem bisherigen, so einsamen und ihren Aufsehern kaum zugänglichen Sitze in das durch Lage und Volksmenge weit mehr dazu geeignete Königsee an. Hierauf verordnete der Kardinal (den 1. Decbr. d. J.),

daß der Dechant und Scholaſtikus des Marienſtifts und der Kantor der Severuskirche zu Erfurt ſich ungeſäumt nach Mellenbach verfügen, in Gemeinſchaft mit den Vormündern des Kloſters die Sache genau unterſuchen, und, wenn jene Beſchuldigungen gegründet wären, für die Ausführung des von den Grafen gethanen Vorſchlags ſorgen, und die Mönche zu Beſſerung ihres zügelloſen Wandels und ſtrenger Beobachtung ihrer Pflichten nachdrücklich anhalten ſollten. — Von den Wirkungen dieſes Beſuchs ſchweigen die Nachrichten, nur ſoviel iſt ausgemacht, daß die vorgeſchlagene Ortsveränderung nicht Statt gefunden hat. Für die Fortdauer des Kloſters ſpricht auch der Umſtand, daß noch 1520 Urban Arnoldi Gardian deſſelben war. Er iſt vielleicht eine und die nämliche Perſon mit dem Pleban und Gardian, welcher 1533 bei der erſten Schwarzburgiſchen Kirchenviſitation ſeine große Unwiſſenheit im Chriſtenthum ſelbſt bekannte, aber auch zugleich verſicherte, das Verſäumte nachzuholen und von nun an fleißig zu ſtudieren. Er lebte, wie mehrere andere in den Akten namentlich erwähnte Geiſtliche, mit einer Concubine.

Dem Kloſter ſtand, außer der Mahlmühle zu Mellenbach, auch noch die Fiſch-, Jagd-, Malz-, Brau- und Schenkgerechtigkeit zu. Die Letztere ſoll es in einem Keller jenes Gebäudes, dem ſogenannten Mönchskeller, ausgeübt und darin Bier und Wein verzapft haben, auch mit der Stadt Königſee, welche ſich in dieſer Hinſicht auf die ihr vor Alters ertheilten Gerechtſame berief, oft in Streit gerathen ſein, welcher, der Sage nach, bisweilen ſogar in Thätlichkeiten überging. —

Das Kloſtergebäude wurde nach der Reformation als Pfarrwohnung benutzt und 1640 von den Schweden eingeäſchert.

Bis zum Jahr 1640 war auch noch die ehemalige Kloſterkirche vorhanden, die, nebſt vielen Häuſern des untern Dorfes, das traurige Loos der Pfarrwohnung theilte. — Die Urſache einer ſo harten Begegnung ſoll folgende geweſen ſein. Schwediſche Reiter waren aus dem Lager bei Saalfeld bis an die Mellenbacher Brücke gekommen. Hieſige Bauern erwarteten ſie, um ihnen den Uebergang über dieſelbe zu verwehren. Ein Schwede wurde dabei getödtet und die übrigen entfernten ſich wieder. Tags darauf aber kehrten ſie in ſtärkerer Anzahl zurück, durchſuchten alles und ſteckten bei ihrem Abzuge die Mühle in Brand. Die Einwohner hatten bei Erſcheinung dieſer rachedurſtenden Krieger ſämmtlich die Flucht genommen und niemand war zugegen, der dem Feuer hätte Einhalt thun können, daher griff es ſo ſchnell um ſich. — Die Kirche wurde in dem nämlichen Jahre wieder aufgebaut. Mathias Sommer, ein angeſehener hieſiger Handelsmann, hatte in Amſterdam und andern Seeſtädten Beiträge dazu geſammelt, und auch aus ſeinem eigenen Vermögen viel zu ihrer Verſchönerung verwendet. — Den 16. Februar 1739 brannte die Pfarrwohnung zum zweiten Male ab, und mit ihr gingen alle Akten und Dokumente verloren.

Waren die alten Klosterbriefe aus dem erwähnten ersten Brande dieses Gebäudes glücklich gerettet und überhaupt noch in demselben aufbewahrt worden, so traf sie erst jetzt das Schicksal der Vernichtung. Doch ist es nicht glaublich, daß die Mönche bei ihrer Zerstreuung dieselben zurückgelassen haben sollten, da dieser Orden, wenn er aus seinen Wohnsitzen in Thüringen auszuwandern sich genöthigt sah, seine wichtigsten Urkunden mitzunehmen pflegte. Woher sich nun aber der Mangel an zureichender Kunde von den Schicksalen dieser geistlichen Stiftung auch schreiben mag, so ist es bis jetzt nicht gelungen, denselben aus anderen Quellen zu ersetzen, indem selbst die Landesarchive nur eine höchst spärliche Ausbeute darüber gewähren.

Die Schule wurde nach dem Brande von 1640 ansehnlich vergrößert und erweitert.

In katholischen Zeiten war eine Vikarie zu Mellenbach, welche von dem Minoritenkloster in Erfurt vergeben wurde. Nach dem Abgange Georg Kroners erhielt sie Friedrich Sutoris und hierauf der bereits erwähnte Urban Arnoldi. — Von den dasigen Geistlichen nach der lutherischen Kirchenverbesserung läßt sich, außer dem oben Angedeuteten, nichts Bestimmtes sagen, außer, daß Peter Schober 1553 Pfarrer daselbst war und Clemens Müller zwei Jahre später zum ersten Diakonus angenommen wurde. Sonst ist noch wegen seiner langen Amtsführung und im dreißigjährigen Kriege erduldeten harten Schicksale merkwürdig Simon Zschuchner, der ungefähr 1594 den Ruf hierher empfing.

Ehemals gehörte auch Meuselbach zu dem dasigen Pfarrspiele. Im J. 1568 erhielt dasselbe die Erlaubniß, sich eine eigene Kirche nebst Pfarr- und Schulwohnung zu bauen. Erstere wurde den 8. Januar 1570 feierlich eingeweiht. Doch dauerte es fast noch hundert Jahre, ehe das dasige Pastorat ganz von dem Mellenbacher getrennt werden konnte. Während dieser Zeit wohnte ein dem Mellenbacher Pfarrer an die Seite gesetzter Kaplan zu Meuselbach. Der oben genannte Clemens Müller bekleidete zuerst diese Stelle.

Hesse.

Kazhütte,

in der oberen Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt.

Kazhütte liegt 1,337 Fuß über dem Meere, an der Kaza, welche aus einer Menge kleiner Bäche, die von der Ostseite des Wurzelberges bis nach der Kursdorfer Kuppe ihre Quellen haben, und in zwei Hauptarme zusammenlaufen, entsteht und bei diesem Orte als kleiner Fluß zwischen den Rosenberg und Hahn aus ihrem engen wilden Grunde tritt, und sich, nachdem sie vorher noch eine Mühle getrieben hat, mit der Schwarza vereinigt. Kazhütte selbst empfing den Namen unstreitig von diesem Bache und dieser den seinigen von dem sorbischen Worte: Kaziti (ausgesprochen Kazitji) verderben, so daß er also einen reißenden, verwüstenden Bach bedeuten würde. — Die Zahl der hiesigen Einwohner und Häuser ist neuerlich in stetem Zunehmen und die der ersten beläuft sich auf 1166, die der letzten auf 136. Im J. 1753 lebten daselbst nur 100 Familien in 70 Häusern. Kazhütte gehört zu denjenigen Dörfern, deren allmälige Entstehung mit Zuverlässigkeit nachgewiesen werden kann. Die erste Anlage war eine Schmelz- oder Seigerhütte. Im J. 1563, den 23. December, ertheilten nämlich die Grafen Günther, Hans Günther, Wilhelm und Albrecht von Schwarzburg Wolfen von Lindenau dem älteren, Arndt Prenu zu Leipzig und ihren Gesellschaftern die Erlaubniß, „an dem Orte, da das Wasser, die Kaza genannt, in die Schwarza fällt, eine neue Seigerhütte nebst Wohn- und Kohlhäusern" zu errichten und ließen ihnen das dazu erforderliche Bauholz unentgeltlich verabfolgen, so wie sie ihnen auch mancherlei Gerechtsame, z. B. das Freibrauen, verliehen. Dagegen verpflichteten sich diese jährlich und so lange sie zwei Fünftheile der Mannsfeldischen und Eislebischen Schwarzkupfer haben und seigern würden, zweihundert Thaler, zwei Lägel Malvasier und zwei Lägel Rheinfall als Schutzgeld und Hüttenzins

zu erlegen und wenn sie noch ein Fünftheil der berührten Schwarzkupfer bekämen, jene Geldsumme auf 300 Thaler zu erhöhen und alsdann drei Lägel jeder der erwähnten Weinsorten in die gräfliche Hofhaltung zu liefern. Bei einer Minderung jener Antheile verringerte sich auch diese Abgabe verhältnißmäßig. Ferner verglich man sich wegen eines Waldgedinges, Holz- und Kohlenkaufs auf vierundzwanzig Jahre, während welcher „ein jedes Schock Fuder Kohlen, deren eines acht Kohlstuz (Kohlenkörbe), neu Hüttenmaas haben sollte," nur zu neunzig Gulden berechnet wurde. Andere Bestimmungen fanden bei dem Steigen des Werthes der Kupfer statt. Große Vortheile genoß die Gesellschaft auch dadurch, daß ihr ein Lachter Treibholz sieben Ellen breit und zwei Ellen hoch und die Scheite zwölf Schuhe lang für 2 Gulden ein Lachter Darrholz gleicher Breite und Höhe und 6 Schuhe lang für 1 Gulden auf die Hütte geliefert, auch die Waldklaftern des gemeinen Scheitholzes drei Ellen hoch und eben so weit an Ort und Stelle, es sei stehend oder gefallen, für einen Groschen verwaldmietet und außerdem hundert Klaftern Holz unentgeltlich unverwaldmietet bewilligt werden sollten ꝛc. Da sie endlich einen mit 6 Procent zu verzinsenden Vorschuß von 30,000 Thalern empfangen hatte, so machte sie sich anheischig, den Grafen bis zu völliger Wiederbezahlung dieser Summe alle ihre Silber, so viel sie deren von zwei Fünftheilen der erwähnten Schwarzkupfer gewinnen würde, die Erfurtische Mark fein um 10 fl. 4 Schillinge in ihrer Münze zu überlassen. —

Die jetzt beispiellose Wohlfeilheit des Brennholzes wird weniger befremden, wenn man weiß, welchen, unsern Vorfahren unerschöpflich scheinenden Reichthum davon die Waldgegenden besaßen. Auch die Umgebungen von Kazhütte waren noch wenig angebaut und mit dichter Waldung bedeckt, worin sich Bären und Wölfe aufhielten. Forsthäume, welche oft 12 — 15 Klaftern Holz gaben, erstreckten sich bis an die Häuser. Im Frühling des folgenden Jahres legte man Hand ans Werk. Die Unternehmer hatten deswegen am Sonntage Quasimodogeniti 1566 mit Maurern und Steinmetzen aus Sonneberg, Rudolstadt und Saalfeld eine Uebereinkunft getroffen, und diese sich verpflichtet, die ganze Seigerhütte 104 Ellen lang und 54 Ellen breit von Grund aus bis unter das Dach zu mauern, desgleichen 16 Schlöthe mit ihren Schwibbogen, 2 Darröfen, 8 Seigeröfen, 4 Treibheerde, mit Werkstücken, 4 Gahrheerde, 8 Schmelzöfen sammt den Probier- und Brennhäuslein — nach dem Muster der neuen Hütte unter Leutenberg aufzubauen, dann zu dem großen Kohlhause und dem gemeinschaftlichen Wohnhause mit 3 Stuben und einer Küche den Grund zu legen — für alle diese Arbeiten sollten sie überhaupt 660 Gulden erhalten.

Schon im J. 1568 hatten sich die Bewohner dieses Orts, dessen ursprünglicher Name Rosenthal bald mit dem jetzt gebräuchlichen vertauscht wurde, so vermehrt, daß man auf Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse durch Anordnung einer regelmäßigen

Gottesverehrung Bedacht nehmen, und den Pfarrer zu Breitenbach Adolarius Pücking, sonst Müller genannt, zum dasigen Prediger berufen mußte. Die Einweihung der neuerbauten Kirche zum heiligen Geist geschah den 9. Januar 1570 durch den Arnstädtischen Superintendenten Nikolaus Herco. Man bestimmte nunmehr auch die Amtsverrichtungen des Pfarrers, welchem oblag, alle Sonntage im Sommer um 5, im Winter um 7 Uhr, in Breitenbach und nach Beendigung des dasigen Gottesdienstes auf der neuen Hütte im Rosenthale zu predigen. Diese Kirche wurde, wahrscheinlich wegen Baufälligkeit und allzubeschränkten Raumes, im J. 1749 abgetragen und zu Errichtung einer neuen Anstalt getroffen. Während dieser Zeit hielt man den Gottesdienst oft unter freiem Himmel oder in einem Stalle. Erst 1756 wurde das neue Gebäude vollendet. Der erste Pfarrer, der nach der Sonderung von dem Breitenbacher Kirchspiele zu Michaeli des erwähnten Jahres hierher gesetzt wurde, hieß J. Gottfried Fischer.

Fast scheint es, als ob ein oder der andere Theil, vielleicht die Unternehmer selbst oder ihre Nachfolger die eingegangenen Bedingungen nicht erfüllt hätten, da schon im J. 1576 der Graf Günther zu harten Maßregeln gegen dieselben zu schreiten sich veranlaßt sah, wie aus einem Befehle des kaiserlichen Kammergerichts zu Speier hervorgeht. Heinrich Kramer und Kaspar Schelhammer, Bürger zu Leipzig, hatten bei dieser Behörde eine Klage eingereicht, worin sie sich über den Grafen beschwerten, daß er den Ihrigen d. 11. Nov. einen eisernen Stock mit einem Stück Silber von 129 Mark und etlichen Lothen auf offener Landstraße bei dem Dorfe Breitenbach abgenommen, dann aus der Seigerhütte selbst alle geseigerte und ungeseigerte Kupfer, einen Stock Blei und anderes in Begleitung vieler Personen zu Roß und zu Fuß gewaltsam weggeführt und theils verkauft, theils vermünzt, und dieses ungesetzliche Verfahren so oft wiederholt habe, als er in Erfahrung gebracht, daß daselbst solche Vorräthe vorhanden wären. Endlich sei er im Monat April mit sechzig Gewapneten in die Hütte eingefallen, habe alles noch übrige, was ihm anständig gewesen, ohne Unterschied zu sich genommen, siebzehn Wagen und Karren damit beladen, und außerdem viele Verwüstungen angerichtet, so daß der Schade überhaupt auf 21000 Gulden geschätzt werden könne. Inwiefern diese Beschwerden gegründet gewesen, und was durch dieselben erreicht worden sei, bleibt unbekannt, weil die Antwort des Grafen darauf sich nicht mehr vorfindet, nur soviel scheint aus einer Stelle dieser Schrift hervorzugehen, daß die Unternehmer, aus Furcht, daß diese Scenen des Faustrechts, sich noch oft wiederholen möchten, ihr Geschäft an einen andern Ort zu versetzen Willens waren. Bald hierauf erbauten Eucharius Ficker und Hans Tischer von Schleusingen einen neuen Eisenhammer an der Schwarze zum Rosenthal unter der Seigerhütte und wurden von dem Grafen Albrecht zu Schwarz-

burg am Tage Estomihi 1591 gegen eine jährliche Abgabe von einer Tonne Häringe damit beliehen. —

Im J. 1623 besaßen das Werk Hektor und Hans Heinrich Pömens Gebrüder und Geschlechter zu Nürnberg. In der Folge änderte es mehrmals seine Besitzer. Wir begnügen uns damit, nur einige derselben anzuführen. Im J. 1724 verkaufte die Fürstliche Kammer zu Rudolstadt den hohen Ofen die Eisenhütten und Hammerwerke daselbst nebst den Eisengruben, die ehemals auf herrschaftliche Kosten hier gebaut worden waren, an den Grafen Daniel Bodo von der Schulenburg für 15500 Rthlr. und ertheilte ihm zugleich die Erlaubniß, noch 16 Wohnhäuser auf den freien Plätzen innerhalb des Dorfes, oder über dasselbe im Thale hinaus, bis an die Mahl- und Schneidemühle anzulegen. Schon im folgenden Jahre trat der Ebengenannte diese Besitzung seiner Schwester der Fürstin zu Eberstein und Herzogin von Kendall und seinem Bruder, Matthias Johann, Generalfeldmarschall bei der Republik Venedig für 24000 Rthl. ab. Bis 1751 blieben die Kazhütter Werke Eigenthum der Schulenburgischen Familie, wurden aber in diesem Jahre von derselben an J. Wolfg. Hammann, welcher sie schon als Pachter wieder in Aufnahme zu bringen gesucht hatte, für 12000 Rthlr. verkauft. — Dieser errichtete hier auch eine Porzellanfabrik, die er aber später nach Wallendorf verlegte. Ihm folgte 1768 sein Schwiegersohn J. P. H. Heudäcker, nach dessen Tode (im J. 1787) unter der Verwaltung seiner Wittwe und Kinder das Werk allmählig in Verfall gerieth, aus dem es durch die neuen Besitzer, die Gebrüder Hammann zu Wallendorf, wegen der großen Veränderungen im Hüttenwesen, mit denen nicht Schritt gehalten wurde, vieler vorgenommenen unzweckmäßigen Bauten ꝛc. sich nicht emporheben konnte. Im J. 1818 kaufte der Oberbergrath Schlüter vom Mägdesprung die Kazhütte in einem sehr vernachläßigten und entblößten Zustande für 50000 Thaler in Golde und widmete seine Aufmerksamkeit vorzüglich der Vervollkommnung und Ausdehnung der Eisengießerei und Erzeugung von Stab- oder Schmiedeeisen. Von dieser Zeit an verdreifachte das Werk die Production, und nahm einen erfreulichen Aufschwung, mußte jedoch bald wieder sinken, als sein Besitzer auf dem Mägdesprung in Untersuchung und Konkurs verfiel. Nachdem hierauf die Fürstliche Kammer zu Rudolstadt das Eigenthum desselben erworben und die Verwaltung übernommen hatte, wurden alle Betriebszweige verbessert und erweitert.

Jetzt enthält Kazhütte: 1) einen Hohofen mit a) ausgedehnter Eisengießerei, b) Cupolofen zum Umschmelzen des Roheisens und zu Darstellung von Maschinentheilen c) Tiegelofen mit Kunstformerei, zu Fertigung feiner Eisenwaaren und Luxusgegenstände. —

2) einen Blauofen, welcher das zu Bereitung des Schmiedeeisens nöthige weiße Roheisen (sogenanntes Scheibeneisen) allein aus den Könizer und Kamsdorfer Braun- und Spatheisensteinen erzeugt.

3) drei Frischfeuer (oder Stabhämmer) zu Darstellung des Schmiedeeisens.

4) Einen Zain- oder Reithammer, worin ein Theil des Schmiedeeisens zu den feineren Gattungen: als Zain-, Schlosser-, Gitter-ꝛc. zu Eisen verarbeitet wird.

5) Eine Nagelschmiede.

Zu den Gießereien des Hohofens, Cupolofens und Tiegelofens gehören noch ein Pochwerk, ein Schleifwerk und mehrere mechanische Werkstätten, in welchen viele Gegenstände der Gießerei, besonders Maschinen, Gitterwerke, Monumente im größten Stil, modellirt, nachgearbeitet und zusammengesetzt werden.

Kazhütte besitzt und betreibt unter eigener Verwaltung 13 Gruben, welche den Bedarf an Eisenstein für den Hohofen liefern. Diese Gruben befinden sich in einer Entfernung von 1 bis 5 Stunden von dem Orte. Der Eisenstein ist leichtflüssig, gutartig durchschnittlich in einem Gehalt von 30 Procent.

Die erforderlichen (Buchen- Fichten- und Stock-) Hölzer werden ausschließlich aus den nahe liegenden herrschaftlichen Forsten bezogen.

Die Porduktion des Werks ist ungefähr:

a) Des Hohofens 4500 — 5000 Centner Gußeisen, wovon 35000 — 4000 Centner Gußwaaren.

b) Des Cupolofens 2000 Ctr. Gußwaaren.

c) Des Tiegelofens für 800 Thaler jährlich an Medaillen Büsten ꝛc.

2) Des Blauofens 3000 — 4000 Ctr. Scheibeneisen.

3) Der Frischfeuer 3500 Ctr. Schmiedeeisen.

4) Des Zain- oder Reithammers 500 Ctr.

5) Der Nagelschmiede, welche aber nicht in stetem Gange ist, für 800 Thaler.

Endlich besitzt das Werk noch eine Menge von Grundstücken Wiesen, Aeckern, Häusern für die Beamten und Werkleute, eine nicht unbedeutende Oekonomie mit Geschirrhaltung, besonders zur Kohlen- und Eisensteinanfuhr, ferner eine Mahl- und Schneidemühle, eine Hufschmiede, Bäckerei, Brauerei, nebst Schenke, ein Gasthaus.

Hesse.

Schloß Ehrenstein,

in der ehem Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt, und dem jetzt mit Paulinzelle vereinigten Amte gleiches Namens.

Die Ueberreste des Schlosses Ehrenstein (in Urkunden Ernstein, Ernsteyn) eine Stunde von Stadtilm, auf dem steilen Buchberge. Diejenigen, welche behaupten, daß dieses Schloß von dem sogenannten zweiweibigen Grafen von Gleichen in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts für seine sarazenische Gemahlin zum Wittwensitze erbaut worden sei, verrathen die größte Unwissenheit in den damaligen Verhältnissen und setzen sich gerechtem Tadel aus, wenn sie auf die unerwiesene, schon hinlänglich widerlegte Sage von jener Doppelehe geschichtliche Thatsachen zu gründen suchen. Eben so unwahrscheinlich ist es, daß die erste Gemahlin des erwähnten Grafen, angeblich aus Kevernburgischem Geschlechte, die Herrschaft Ehrenstein bei ihrer Verheirathung als Mitgift bekommen habe, da wir die zu derselben gehörigen Orte mit dem zwölften Jahrhundert in ununterbrochenem Besitze des Schwarzburgischen Hauses antreffen. Daß sie diesen Grafen gemeinschaftlich gehörte, wie Einige vorgeben, ist bloße, von dem Beispiele Stadtilms, welches zur Hälfte Schwarzburgisch, zur Hälfte Kevernburgisch war, entlehnte Vermuthung. Nach Jovius Bericht empfing Heinrich X., Graf von Schwarzburg, Herr zu Blankenburg, in der ums Jahr 1274 mit seinem Bruder Günther IX. vorgenommenen Theilung des väterlichen Erbes, außer Blankenburg, Salfeld, Pösneck, Ranis, und Leutenberg, auch das Schloß Ehrenstein. Erst im J. 1356 wird des letztern wieder ausdrücklich gedacht, als Kaiser Karl IV. dem auch durch andere Beweise seiner Huld begünstigten Grafen Heinrich XVII. von Schwarzburg bei dessen Anwesenheit auf dem Reichstage zu Metz erlaubte, die Dörfer Strausberg und Göllingen in Marktflecken zu verwandeln und

„unter seiner Veste Ehrenstein einen wöchentlichen Markt anzulegen, da die Nachbarn und Umsassen kaufen und verkaufen könnten, als auf Märkten gewöhnlich ist, doch also, daß der für den Markt zu bestimmende Tag andern Märkten der Gegend unschädlich sei.“ Zugleich verlieh er ihm, seinen Erben und Nachkommen alle Gerichte, und namentlich „das oberste Gericht, das Haupt und Glieder anrührt, über solche Leute, die mit Uebelthat in demselben Gebiete begriffen würden.“

Könnten noch Zweifel darüber herrschen, daß Ehrenstein seit Jahrhunderten von der Grafschaft Schwarzburg unzertrennlich gewesen sei, so würden diese durch den von Heinrich XVII. und Günther XXV., Herren zu Arnstadt und Sondershausen, mit ihren Vettern, Günther XXII. und Heinrich XX., Herren zu Schwarzburg, Johann II., Herren zu Wachsenburg und Günther XXVI., Herren zu Lichtenburg (Leuchtenburg), im Jahr 1361 geschlossenen Vertrag, welcher die eine Hälfte aller Funde und Bergwerke diesen, die andere jenen zuerkannte, und zwar in allen Gebieten und Gerichten der alten Herrschaft, wozu nebst Pösneck, Ranis, Salfeld, Blankenburg, Ehrenburg, Schwarzwald, Wachsenburg, Liebenstein, Ilm, Kranichfeld und Georgenthal auch Ehrenstein ausdrücklich gezählt wurde, vollends verschwinden.

Am Walpurgistage 1378 vereinigten sich Heinrich XXIII. und Günther XXVIII., Herren zu Blankenburg und Arnstadt, ihre sämmtlichen Herrschaften fünf Jahre hindurch ungesondert zu besitzen. Doch überließ der letzte seinem Bruder die Regierung ganz allein und bevollmächtigte ihn, alles, was dem Lande nützlich sein möchte, zu schaffen und anzuordnen. Er selbst behielt sich dagegen, zu seinem Unterhalte, zu Pferden und andern Bedürfnissen, jährlich 120 Schock guter Meißner Groschen vor. Auch setzte man fest, daß, wenn Günther während dieser Frist ohne Erben abgehen würde, der Voigt zu Rudolstadt dieses Schloß vier ihrer Mannen überantworten sollte, um dasselbe mit aller seiner Zugehörung, insonderheit mit den sechs in der Theilung zu dem Ehrensteine gelegten Dörfern inne zu haben und dem Grafen Heinrich nicht eher zu übergeben, bis dieser ihre Freunde, Lehnsleute und Städte aller für sie übernommenen und verbürgten Schulden entledigt hätte.

Die eben gedachten sechs Dörfern kennen wir genauer aus einer Urkunde kennen, vermöge welcher der Römische König Wenzeslaus „Donnerstags vor St. Katharinentag“ 1387, auf den Fall, daß Günther, Herr zu Ranis keine männlichen Erben nachlassen würde, dem Grafen Johann von Schwarzburg die Anwartschaft auf die dem Reiche lehnbaren Dörfer Großleibringen (großen Lybergen), Kleinliebringen (wenig Lybergen), Nawinden, Teichmannsdorf (eine Benennung, die schon längst abgekommen und an deren Stelle die des Schlosses getreten ist), Wenighetsteten (Kleinhettstedt) und Dienstedt (Tensteten) verlieh. — Um die zwischen der Sondershäusischen Linie und Günther XXVIII.,

Herrn zu Ranis, entstandenen Irrungen aus dem Wege zu räumen und die Hand zur Versöhnung zu bieten, setzten beide Theile im Jahr 1388 etliche ihrer Städte und Burgen zusammen: Günther XXIX. und Heinrich XXV. Schloß und Stadt Blankenburg, Günther XXVIII. Schloß und Stadt Salfeld, wie auch das ihm wegen Verzichtleistung auf seine Ansprüche an Blankenburg abgetretene Ehrenstein, nebst den von der eben genannten Herrschaft dazu geschlagenen Dörfern und erklärten, daß derjenige Theil, welcher den andern, wenn er ohne Leibeserben abginge, überlebte, des Verstorbenen Schloß und Stadt als rechtmäßig angefallenes Gut sich zueignen sollte. Die Mannschaft, Ritter, Knechte, Burgleute, Bürger und Bauern dieser Bezirke mußten beiden Theilen huldigen und schwören.

Endlich versprachen die Herren zu Sondershausen, nicht nur Günther XXVIII. mit Blankenburg belehnen zu lassen, sondern auch getreulich zu helfen, daß sie zu gesammter Hand mit Salfeld und Ehrenstein belehnt würden.

Ob man nun wohl aus dieser Veranstaltung auf eine völlige Wiederherstellung des früher gestörten guten Vernehmens hätte schließen sollen, so that doch schon in dem nächsten Jahre der letzte aus Uebelwollen und Mißgunst gegen seine Verwandten und der getroffenen Uebereinkunft zuwider, einen höchst gehässigen Schritt, indem er Salfeld dem Landgrafen von Thüringen verkaufte und dadurch diese einträgliche Besitzung, ein kaiserliches Geschenk an seine Ahnen für treu geleistete Dienste, dem Hause Schwarzburg auf ewig entzog.

Günther, der sich nunmehr meist an den Hoflagern des Kaisers, fern von seinem Lande, aufhielt, benutzte das engere Verhältniß zu dem Oberhaupte des Reichs zu Erlangung verschiedener Vorrechte, wobin auch die ihm von Wenzeslaus „am St. Elzbethentage" 1397 bewilligte Erhöhung des bisherigen Zolles von zwei Pfennigen, der zu Rudolstadt von jedem Wagen mit Kaufmannsgütern und von einem Pfennig von jedem Karren entrichtet worden war, auf einen Meißner Groschen von den ersten und sechs Pfennige von den letzten gehört. „Geschähe es", lautet der Schluß des darüber ausgefertigten Briefes, „daß jemand durch Fehde oder um besserer Wege Willen, zu Ranis oder zum Ehrenstein fahren wollte, so könne der Graf den nämlichen Zoll daselbst fordern." Diese Begnadigung wurde den 1. Februar 1408 von dem König Ruprecht auch auf Günthers Erben und Nachkommen ausgedehnt.

Günther XXIX. und Heinrich XXV. suchten einer neuen Schmälerung des Schwarzburgischen Gebietes dadurch vorzubeugen, daß sie bei dem erstgenannten Römischen König, im Fall des kinderlosen Absterbens Günthers XXVIII., um Beleihung mit einigen dem Reiche und der Krone Böhmen lehnbaren Gütern desselben sich bewarben. Wenzeslaus erfüllte ihr Gesuch in einer „des Mitwochen nach Sand Agnesentag" 1398 ausgestellten Urkunde und ver-

ſicherte ihnen, daß alsdann Rudolſtadt Haus und Stadt mit Mannſchaft und allen Zugehörungen, „die Veſte Ehrenſtein mit allen und jeglichen ihren Zugehörungen," die Mannſchaft zum Stayn ꝛc. an ſie kommen ſollte. Aber auch Günther XXVIII. verſäumte keine Gelegenheit, die ihm ſein einflußreiches Amt als kaiſerlicher Hofmeiſter darbot, das Beſte ſeiner nächſten Blutsverwandten zu befördern. So empfing er den 28. Mai 1404 von dem Kaiſer Ruprecht in Anſehung der Veſte Ehrenſtein für ſeine Tochter Eliſabeth, bei dem Mangel männlicher Nachkommen, die Verſicherung der Erbfähigkeit, und den 22. November 1409 die Befugniß, dem Amtmanne, den er in ſeinen Schlöſſern Ranis, Pösneck, Rudolſtadt, Teuchel und Ehrenſtein, beſtellen würde, den Blutbann zu verleihen.

Die Zwiſtigkeiten Günthers XXXII. mit Heinrich XXIX., Herrn zu Arnſtadt und Sondershauſen, welcher beſchuldigt wurde, etliche Briefe inne zu haben, die jenem entweder allein oder beiden gemeinſchaftlich zugehörten, veranlaßten im Jahr 1417 („des nehſten Mitwochens nach ſand Marcustag des heiligen Evangeliſten") einen Ausſpruch des Hofgerichts zu Koſtniz, wobei auch unſeres Schloſſes mit folgenden Worten gedacht wird: „Auch ſprache er (Graf Günther) dem vorgenanten Graue Heinrich zu Er bette briefe ynne die da hielten über das Sloß Ernſtein mit aller ſiner zugehörunge daſſelbe Sloß ſin were — vnd die briefe die dorüber hielden im allein zugehörten Er hieſche auch alle die briefe die da hielden über dieſe nachgeſchribn Dörffer vnd guter Tyche hölczer Selden vnd flüre — mit namen über großen librian, vnd cleinen Librian, Thenſteten, Hetſtete, nawinden, Tychmiſtorff, oſtenryde, bunſtal, korſzytz vnd weſterndorff, nemlichen dorynne ober alle holczer, Tyche, fyſchwaßer vnd molen." — Welchen Veränderungen dieſer kleine Bezirk ſeitdem unterworfen war, giebt der Umſtand zu erkennen, daß ſich von den drei zuletzt erwähnten Dörfern jetzt keine Spur mehr findet. Doch bemerkt Graf Heinrich ſelbſt, daß mehrere Orte, wegen welcher Günther Urkunden in Anſpruch genommen hatte, ſchon damals wüſte lagen. Im Frühling 1418 erfolgte Günthers XXVIII. Tod, und Ehrenſtein fiel vertragsmäßig Günther dem XXXII. zu, welcher ſich „am ſente Niclaustage" d. J. mit Heinrich XXVIII. dahin verglich, daß ſie und ihre Lehnserben daſſelbe zu gleichen Theilen auf Gewinn und Verluſt inne haben, und, wenn ſie zum Verkaufe ſich genöthigt ſähen, es einander gegenſeitig anbieten wollten; ſtürbe einer von ihnen ohne Lehnserben, ſo ſollte deſſen Theil an den andern fallen, hinterließen aber beide nur Töchter, ſo ſollten dieſe zu gleichen Theilen damit befällt werden, wären aber nur auf einer Seite Töchter vorhanden, ſo käme ihnen der Beſitz des Hauſes Ehrenſtein allein zu.

Wenige Tage nach dieſem Vergleiche („am Dinſtage Sente

Miclawstage") wurde zwischen beiden Herren ein Burgfriede über den Umfang und die Grenzen der Freiheit der Häuser Rudolstadt und Ehrenstein verabredet: „Der Burgfriede zu dem Ernsteyn" (heißt es in Hinsicht des letzten) „soll stehen und sein inwendig und auswendig der Burg, als die Zäune, Gräben und Zindeln um dieselbige Burg begriffen haben." Demjenigen, welcher in dem Umkreise derselben über einen andern freventlich Messer oder Schwerd zückte, sollte es durch die Hand gestochen, verursachte er aber rechte Wunden, die Hand abgehauen und über hier begangenen Diebstahl oder Todschlag mit Recht gerichtet werden. Endlich kam man überein, Thorwärter, Wächter, Hausleute und anderes auf dem Schlosse nöthige Gesinde gemeinschaftlich mit Kost und Miethlohn zu versorgen. Dem Amtmann eines jeden Theils waren die Schlüssel zu den Thoren wechselsweise jedes Mal auf vierzehn Tage anvertraut und derselbe angewiesen, dem andern oder den Seinigen das Thor zum Einlaß oder Ausgange zu öffnen.

Günthers unaufhörliche Geldverlegenheiten scheinen die vornehmste Ursache gewesen zu sein, daß er sich der drückenden Fesseln der wegen unserer Burg gegen Heinrich eingegangenen Verpflichtungen zu entledigen strebte, um ungehindert darüber schalten zu können. Mit Einstimmung des letztern änderte man daher die im J. 1418 geschlossene Erbverbrüderung in der Art ab, daß jener oder seine Erben diese Herrschaft seinen Töchtern oder wem er wollte, nur nicht dem Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen, verkaufen, verwechseln, versetzen oder vergeben möchte. Daß dieser Fall wirklich eintrat und Ehrenstein an Günthers Schwiegersohn, den Grafen Ludwig von Gleichen, überging, werden wir bald ausführlicher hören. In Ansehung Rudolstadts und Teuchels hatte sich Günther die nämliche Berechtigung vorbehalten.

Daß unser Schloß eine Zeit lang an Rüdiger von dem Hayne verpfändet war, erhellt aus dem Kaufbriefe über Großliebringen, welches von dem eben erwähnten Grafen und seiner Gemahlin Mechtild, einer geborenen Gräfin von Henneberg, Tochter Heinrich XI. (XIII.) und Schwester Wilhelm II. (III.), am St. Andreasabend 1430 den Klöstern Paulinzelle und Ilm für eilfhundert rheinische Gulden überlassen wurde, um damit Ehrenstein von dem bisherigen Inhaber einzulösen.

Schon die zum Verkauf eines wesentlichen Bestandtheils dieser Herrschaft erforderliche Genehmigung der Gemahlin Günthers könnte den Gedanken erwecken, daß derselben besondere Rechte darauf zustanden. Allerdings wird eine solche Vermuthung durch die Ereignisse der Zukunft unterstützt.

Während Kaiser Sigismunds Regierung (v. 1410—1447) und mit dessen Erlaubniß soll nämlich Günther seiner Gemahlin eine gewisse Summe Geldes auf die Veste Ehrenstein und die dazu gehörigen, bereits oben angeführten zehn Dörfer verschrieben haben. Als dieses Vermächtniß nach der Mutter Tode an die drei aus ihrer

Ehe entsprossenen Töchter, Margaretha, vermählte Burggräfin von Leisnig, Anna von Gleichen (Andere, z. B. Jovius, nennen sie, wohl unrichtig, Ursula) und Mechtild, Frau zu Gera und Lobenstein, überging, so wurde 1443 der ehemals deswegen ausgestellte Lehnbrief vom Kaiser Friedrich III. bestätigt, welcher, wie im vorhergehenden Jahre („am nächsten Mittwochen vor dem heiligen Pfingstag") den Grafen Günther selbst, jetzt auch die Gemahle seiner Töchter, als Stellvertreter ihrer Frauen, mit dieser von dem Reiche zu Lehn rührenden Besitzung belieh. Wie man sich nun nach Günthers Tode (kurz vor Lichtmesse 1450) wegen der auf Ehrenstein geltend gemachten Ansprüche mit einander verglichen habe, darüber schweigen die Nachrichten und besonders lassen die Schwarzburgischen Archive unsere Wißbegierde in dieser Hinsicht ganz unbefriedigt. Nur eine einzige uns aufbewahrte schriftliche Erklärung Günthers, „an Donnerstage vor Allerheiligen" 1444, ist im Stande, schwaches Licht über dieses Verhältniß zu verbreiten. Jene drei hatten nämlich den alten Grafen um etliche Gerechtigkeiten, die ihren Gemahlinnen von deren Mutter Mechtild angestorben waren, bei dem kaiserlichen Hofgerichte belangt und ein günstiges Urtheil erhalten. Dennoch versprechen sie in dieser Urkunde „ihren Schwäher, so lange er lebt, nicht zu mahnen, noch an ihm oder seinen etwa noch zu hoffenden Lehnserben solche Schuld einzufordern" und fügen ferner hinzu: „Auch um die Anwartschaft, die wir von unsern ehelichen Gemaheln wegen an dem Schlosse Ehrenstein haben, womit wir nach Laut eines darüber gegebenen Briefs belehnt sind, geloben wir, unsern Schwäher nicht daran zu hindern; die Belehnung soll auch weder ihn, noch seine Lehnserben beschädigen, sondern sie sollen ganze Macht haben, mit dem Ehrensteine ihre Lebtage zu thun und zu lassen, was ihnen eben und fügsam ist — doch also, daß unser Schwäher denselben Brief legen lasse bei den Abt von Salfeld, da wir wüsten ihn zu finden nach seinem Tode."

Daß bei diesen dem Schwarzburgischen Hause so nachtheiligen Verhandlungen die Stammvettern nicht gleichgültig blieben, läßt sich erwarten, und es ist glaublich, daß sie nebst der beabsichtigten und der Vollziehung nahen Veräußerung von Schwarzburg und Königsee an den Kurfürsten Friedrich von Sachsen die verderbliche Flamme des Schwarzburgischen Hauskrieges entzündet haben, dessen Ereignisse an andern Orten von uns geschildert worden sind. Hier können wir nicht mit Stillschweigen übergehen, daß Graf Heinrich XXXI. im Jahre 1448 gegen Ludwig von Gleichen auszog, sich Ehrensteins bemächtigte und den Bewohnern des Amtes das ihm von ihrem jetzigen Herrn zugefügte Unrecht hart entgelten ließ. Ihre Habe wurde geplündert und unter andern erfuhr das Dorf Hettstedt dieses beklagenswerthe Loos.

Kasp. Sagittar (in der Gleichischen Geschichte S. 275) stellte den Grafen Ludwig noch beim Leben des Schwiegervaters

als wirklichen Besitzer Ehrensteins auf. Zuerst scheint er sich 1452 Herrn daselbst geschrieben zu haben. Auch seine Söhne wurden nach des Vaters Tode 1460 von dem Kaiser Friedrich wieder damit belehnt. Allein man findet, daß noch in der Folge die Söhne jenes Herrn von Gera und Lobenstein, Heinrich der ältere, mittlere und jüngere, ein gewisses von ihren Eltern auf sie gekommenes Recht und eine Forderung wegen Ehrensteins behauptet haben. Denn als sie im J. 1482 sich wegen der väterlichen Herrschaften und des übrigen Nachlasses verglichen, so wurde zu des älteren Bruders Antheil geschlagen: „Die Besserung des Wiederkaufs an der Hälfte des Schlosses Ehrenstein, welchen Wiederkauf wir Heinrich Herr zu Gera mit unserm eigenen Gelde thun sollen und mögen und für uns selbst zu Erbe, gleich den andern Gütern, haben und gebrauchen" und bald nachher heißt es: „Item die Ansprache der Hälfte an dem Schlosse Ehrenstein mit seiner Zu- und Ingehörung, als Graf Karl von Gleichen für sein Erbgut inne hat, die wir daran vermeinen zu haben, sollen wir sämmtlich zu gleicher Theilung fordern." Man vermuthet, daß die Grafen von Gleichen sich in der Folge mit den Herren von Gera wegen ihrer Ansprüche abgefunden haben. Denn es zeigt sich bei den letzten weiter keine Spur von Ehrenstein, dagegen sich das erste Geschlecht bis zu seinem Erlöschen in dessen Besitze behauptet hat. Folgende Herren desselben aus der Blankenhainischen Linie werden uns von den Geschichtsschreibern genannt: Ludwig I. (von 1444 — 1467) Georg I. (1467 — 1481.) Karl I. (1481 — 1495.) Wolf (Wolfgang) I. (1495 — 1518.) Sigismund III. (1518 — 1519.) Ludwig II. (1519 — 1522.) Ludwig III. (1522 — 1586.) Karl III. (1586 - - 1599.) Wolrab (Walrab) (1599 — 1610.) Während dieses langen Zeitraums erfahren wir nur wenig über die Schicksale Ehrensteins, wovon etwa das Beachtenswertheste sein möchte, daß Hans von Gräfendorf 1486 Amtmann daselbst war, Graf Wolf I. 1515 f. hier wohnte und dieses Schloß am 30. November 1530 seiner Gemahlin Margaretha, Tochter des Burggrafen Johann von Donyn, zum Leibgedinge verschrieb, welche seit 1551, nach ihres Gemahls Tode, die Einkünfte davon bezog.

Karl III., von vielen Schulden gedrückt, sah sich genöthigt, im J. 1587 Ehrenstein den Brüdern Kurt und Wilke von Mandelslohe für 31000 Gulden wiederkäuflich zu überlassen, welche es bis 1601 inne hatten. Karls Nachfolger Wolrab schloß nun mit dem Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen einen neuen Wiederkauf, wodurch jene Summe um 1000 Gulden gesteigert wurde. Am 26. Junius 1610 kündigte die verwittwete Herzogin Anna Maria von Sachsen, geborne Pfalzgräfin bei Rhein, denselben auf, nachdem sie d. 7. des nämlichen Monats ihr Recht an Karl Günther zu Schwarzburg und dessen Brüder förmlich abgetreten hatte. Wolrab errichtete hierauf mit den Schwarzburgischen Grafen eine andere Uebereinkunft, welche auf Gleichischer Seite als Wiederkauf, auf Schwarz-

burgiſcher aber als eventualer Erbkauf gelten ſollte. Zu der vorigen Summe mußten noch 8000 Gulden zugelegt werden, ſo daß ſich der ganze Kaufpreis auf 40,000 oder vielmehr auf 42,616 Gulden belief. So gelangte die Rudolſtädtiſche Linie wieder zu einem der erſten Gebietstheile des Hauſes.

Unſere Burg ſcheint ihren Eigenthümern aus dem Gleichiſchen Stamme, welchen ſich bequemere Sitze darboten, nicht mehr zum ununterbrochenen Aufenthalte gedient zu haben. Doch ſoll ums J. 1581 ein Graf von Gleichen auf dem Schloſſe, ein anderer in dem darunter liegenden Vorwerke oder Amthauſe gewohnt haben, vielleicht nachdem Ehrenſtein 1578 zwiſchen Ludwig und Karl in zwei Theile getheilt worden war. Soviel wenigſtens iſt gewiß, daß in dem daſigen Vorwerke noch neuerlich eine Stube den Namen des Grafen Ludwig trug.

Als Ehrenſtein an die Schwarzburgiſchen Regenten als Eigenthum überging, befand es ſich in einem ſehr vernachläſſigten, baufälligen Zuſtande. Ein gleichzeitiger Bericht ſchildert ihn mit den grellſten Farben: „Solch Schloß Ehrenſtein iſt ganz und gar an der Ziegeldachung, Gebälken, Thüren, Fenſterläden, Fenſtern und allen andern Zugehörungen verwüſtet, zerbrochen und abgeworfen, alſo daß darin durchaus keine Verwahrung mehr vorhanden, ohne zum inwendigen Gehäuſe: Eine große alte verſchloſſene Thür mit ſtarken Bändern und einem anhängenden großen Mahlſchloſſe. — Ein zerfallener Ziehbrunnen unten im Hauſe hinter vorbeſchriebener verſchloſſenen Thür mit einem großen alten Rade, darin zwei Böcke gelaufen ſein und das Waſſer damit heraufgezogen haben ſollen. Es erzählen alte Leute als Augenzeugen, daß dieſer Brunnen faſt in die Hälfte mit Ziegelſteinen und andern Sachen vollgeworfen worden ſei; es iſt aber doch noch eine ziemliche Tiefe hinunter. (Dieſer Brunnen muß ſchon zu Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts nicht mehr gangbar geweſen ſein, weil die Bauern von Teichmannsdorf verpflichtet waren, das den Burgbewohnern nöthige Waſſer zur Frohne herbeizuſchaffen.) Sie melden ferner, daß ungefähr ſeit vierzig Jahren das Schloß nicht bewohnt worden, daß es aber ſo ganz eingegangen und das Holz- und Eiſenwerk alles abgeriſſen und vertragen, ſei der ſelige von Mandelsloh die vornehmſte Urſache geweſen, denn bei deſſen Zeiten ſei dieſes Haus niemals, weder bei Tage, noch bei Nacht verſchloſſen, ſondern allezeit offen gelaſſen worden.

Später wurde Ehrenſtein den daſigen Amtleuten zur Wohnung beſtimmt und unter andern 1645 von dem Amtsſchreiber Chriſtoph Schmied bezogen. Auch Chriſtoph Ulrich ſcheint ums Jahr 1686 hier gelebt zu haben. In dem genannten Jahre bedurfte man mehr als 10,000 Stück Ziegeln zu Ausbeſſerung des ſehr ſchadhaften Daches und des gleichfalls damit gedeckten Thurmes. Im J. 1741 war das Kellerhausdach wandelbar geworden und ſollte wieder mit Schindeln belegt werden. Doch that man wegen augenblicklichen

Mangels derselben den Vorschlag, die auf dem Schlosse befindlichen brauchbaren Ziegeln zu diesem Zwecke zu verwenden, wenn dasselbe nicht in baulichem Wesen erhalten und zu einem Getraidemagazin benutzt werden sollte. Doch wurde die Zweckmäßigkeit der letzten Einrichtung von dem dasigen Beamten in Abrede gestellt, aber zugleich auf die mit dem Gebrauche der Ziegeln des Schloßdaches zu dem Kellerhause verbundenen Schwierigkeiten hingewiesen. Denn zu Vermeidung augenscheinlicher Gefahr beim Abnehmen der Ziegeln müsse der von oben her zu beiden Seiten eingeschlossene sehr tiefe Brunnen entweder mit Bauholze bedeckt oder mit großen Kosten gar ausgefüllt und deswegen auch der kaum noch bemerkbare Fahrweg aufs Schloß wieder hergestellt, die sehr hohe, mit keiner Lehne versehene, auch sonst ausgestufte Schloßtreppe ausgebessert werden ꝛc.

Doch scheint dieser Vorschlag im J. 1753 ins Werk gesetzt worden zu sein, wie aus den „Akten über die Abtragung des auf dem Ehrensteiner Schlosse noch befindlichen, brauchbaren Holzes und Abnehmung der noch guten Ziegeln und die Verwendung dieser Materialien zu andern Gebäuden" — hervorgeht, wobei man leider den Verlust eines Menschenlebens zu beklagen hatte. Denn am 17. Julius d. J. traf einen mit dieser Arbeit beschäftigten Zimmergesellen das Unglück, beim Einreißen einer Wand am Thurme von einem Stück des losgemachten Dachstuhls tödtlich verwundet zu werden.

Von dem Schlosse Ehrenstein giebt es zwei Abbildungen. Die erste befindet sich in Kasp. Sogittar's Hist. der Grafschaft Gleichen (herausgegeben von E. S. Cyprian) Frankf. a. M. 1732. 4. S. 275. Der Verfasser dieses Werkes sagt darüber in einem Schreiben an den Grafen Albert Anton von Schw. Rudolstadt v. 16. Nov. 1681: „Weil ich alle gräflich Gleichische, sowohl alte als neue Residenzschlösser abreißen lasse, als ist dergleichen gestern mit Ehrenstein auch geschehen, werde mit E. Hochgr. Gnaden Permission solchen Abriß mit dem auf dero Hochgräfl. Saal befindlichen Conterfait ehest. conferiren." Der zweite zu dem 14. Stück der Thüringischen Vaterlandskunde vom J. 1824 gehörige Kupferstich: Nach der Natur gez. 1818 v. H. Baldauf, von J. V. Franke 1824 gestochen — zeigt deutlich die großen Veränderungen, welche nach jener Zeit mit unserer Burg vorgegangen sind. Da dieselbe der Vernichtung immer mehr entgegen zu gehen scheint, so fügen wir noch eine genaue Beschreibung ihrer jetzigen Beschaffenheit hinzu. Man steigt den Berg, auf welchem die Trümmer Ehrensteins ruhen, zwischen Kastanien und Linden hinan, die der durch gründliche Kenntnisse, besonders der Landwirthschaft ausgezeichnete, letzte hiesige Amtmann Fröbing gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in einer Allee, mit Nußbäumen, Eberäschen und Fichten umgeben, angepflanzt hat. Nach Zurücklegung eines steilen Wegs von zweihundert Schritten, gelangt man auf die Höhe desselben und zunächst

zu der grabenähnlichen Vertiefung, welche das Schloß von dem öſtlich dahinterliegenden Bergrücken (des Buch- oder Hainberges) trennt und in ziemlicher Breite durch den Felſen gebrochen worden iſt, um die Veſte, welcher im übrigen die ſchroffen Wände ihres Berges natürlichen Schutz gewähren, auch auf dieſer Seite noch mehr zu ſichern, als ihre hier am meiſten in die Augen fallenden Vertheidigungswerken bewirken mochten. — Nach funfzig Schritten auf dieſer nördlichen Seite kömmt man hinab zu einem nach Oſten gerichteten, zur Hälfte zerſtörten Eingangsthore, welches zur Rechten von einem halbrunden, jetzt nur mäßig hohem Thurme, auf dem der genannte Beamte wegen der freundlichen Ausſicht, die man hier in das Thal hinab und nach Dölſtedt genießt, einen Pavillon hatte erbauen laſſen, geſchützt geweſen zu ſein ſcheint. Die Mauer, worin es ſich befindet, hat ſich in ziemlicher Höhe um die eigentliche Burg herumgezogen, iſt mit Schießlöchern, hauptſächlich nach dem vorhin bemerkten Einſchnitte oder Graben hin, verſehen, in Stockwerkshöhe halb ſo ſtark, als unten und zum Theil noch wohl erhalten, theilweiſe aber auch, allermeiſt auf der nördlichen Seite bis auf den Grund abgebrochen. Der Platz, in welchen man durch das Eingangsthor tritt, und der jetzt als Wieſe benutzt wird, iſt der weitläufigſte zwiſchen der eigentlichen Burg und Ringmauer, und diente wahrſcheinlich zum Schloßhofe. In ihm kann man die Länge des Burggebäudes, welche ſich von Oſten, den Thurm voraus, nach Weſten erſtreckt, ſo wie deſſen bedeutende Höhe genau in Augenſchein nehmen. Nicht weit von der weſtlichen Ecke der eigentlichen Burg, nahe an der Mauer derſelben, befindet ſich ein zweites, aber kleineres Thor. Auch dieſes hat zur Rechten einen halbrunden Thurm, der durch eine kurze Mauer mit der in der Ecke liegenden Küche verbunden iſt, während ſich weiter unten die äußere Mauer herumzieht, und dann auch an die Küche ſtößt, zugleich einen dritten, halbrunden Thurm bildend. Nachdem man nun an der Ecke der eigentlichen Burg durch eine dritte Thüröffnung und auf die weſtliche Seite derſelben zwiſchen ihr und der äußern Mauer getreten iſt, erblickt man hier in der Mitte der Wand den Haupteingang in die eigentliche Burg, der ſich ſowohl durch ſeine Höhe, als durch die zwar einfachen, aber mit beſonderem Fleiße verfertigtem Thürpfoſten, im Spitzbogen von den übrigen niedrigen und weniger gut gearbeiteten auszeichnet. Begiebt man ſich durch dieſe Thür ins Innere, ſo gewahrt man ſofort in der Mitte des Raumes den in den Felſen gehauenen Ziehbrunnen und links unter ſich in der nördlichen Mauer eine niedrige Thür, durch welche der Weg aus dem Hofe und der Küche zum Brunnen geführt zu haben ſcheint; über ſich aber ſieht man in der Mauer zu den vier Seiten derſelben v..r Abſätze, worauf die Balken zu eben ſoviel niedrigen Stockwerken, wie auch die Fenſterhöhlen zeigen, geruht haben mögen. Hinter dem Brunnen tritt man öſtlich in eine zweite Abtheilung der eige..tlichen Burg, welche nur drei Stockwerke zählt, aber mit

dem weiter nach Morgen aufsteigenden und den Bau der Burg schließenden Thurme in Verbindung gestanden hat, da in diesem, westlich zwei Thüröffnungen, in gleicher Höhe mit den oberen Stockwerken befindlich sind. In dem obersten dieser Stockwerke ist wahrscheinlich die Herrenwohnung gewesen, denn die Fensterbogen sind nicht allein hier höher, als die beiden übrigen, sondern auch mit Sandstein, (wie die Pfosten der andern größeren Oeffnungen der Thüren und Fenster) ausgesetzt, dem man bald die Form des Spitzbogens gegeben, bald ihn mit Leisten und Auskehlungen versehen hat, was sonst nicht vorkommt; auch die in den Thurm von jenem Zimmer führende Thür ist höher, als die untere, mit einem tieferen Stockwerk in Verbindung gewesene, sie ist, wie das Doppelfenster der nördlichen Seite des Thurmes zugespitzt, und diese Abtheilung desselben noch jetzt gut übertüncht und mit rosenrother Farbe bekleidet. Das beachtenswertheste Werk bleibt indeß der Thurm selbst. Er ist viereckig, von beträchtlicher Höhe (beiläufig 46 Ellen hoch) von 4 bis 5 Ellen starken Mauern aufgeführt, und besteht aus fünf gewölbten Abtheilungen über einander, von denen die im Erdgeschosse das Burgverließ gewesen sein mag, welches größtentheils verschüttet und blos oben offen ist. Das zweite über ihm befindliche Gewölbe ist so niedrig, daß man darin nicht aufrecht stehen kann; doch führt von der Burg aus eine Thür hinein, und es wird, obschon nur wenig, durch ein Loch in der nördlichen Mauerwand, erhellt. Ueber ihm ist das höhere dritte Gewölbe, dessen oberer Theil eben eine Abtheilung des vorhin erwähnten Herrenzimmers gebildet haben mag. Der untere Theil hat wahrscheinlich zu einem weniger harten Gefängnisse gedient als die beiden untern waren und nur eine Bretterdecke über sich gehabt. Aus dem dritten Gewölbe führt ein oberhalb angebrachtes viereckiges Loch, das aber nicht weiter ist, als um den Körper hindurch zu ziehen, zum vierten Gewölbe, von derselben Höhe, als das dritte hatte, (zu 1½ Stockwerken gerechnet) und vom vierten wieder ein viereckiges Loch ins fünfte, wohl zwei jetzige Stockwerke hohe Gewölbe, aus welchem man weiter durch ein anderes viereckiges Loch auf die Höhe des oben mit einer Brüstung und einem schmalen Vorsprunge versehenen Thurmes kommt. — Die viereckigen Löcher der Gewölbe sind so angebracht, daß das eine auf dieser, das andere auf jener Seite steht. Der Amtmann Fröbing hatte in der Mitte der zwei obersten Stockwerke Balken einziehen lassen, um auf ihnen mit Hülfe von Leitern, die außerdem nicht lang genug oder doch nicht gut und leicht zu regieren gewesen wären, den Thurm zu ersteigen. Diese Balken sind aber jetzt so wurmstichig und morsch, daß man sich nur mit Lebensgefahr ihnen anvertrauen darf. Es lohnt indeß die herrliche Rundsicht, welche man oben genießt, diese Kühnheit. Denn man blickt dort über die Berge bei Rawinden und das Schönefeld, jene malerischen Höhen bei Zimenau und weiterhin zur Rechten und Linken, hat den ganzen Kalm (Berg) vor sich und schaut

hinab über die gesegneten Fluren und anmuthigen Wiesenflächen in das mit den freundlichen Dörfern Dölstedt und Ehrenstein geschmückte Thal, es bis nach Stemda hin verfolgend.

Die äußere Länge der Burg, in welche man wieder hinabgestiegen ist, beträgt 45 Schritte, die des Thurmes nach Osten oder vielmehr von Norden nach Süden 13 und jene beim Eingange gegen 16 Schritte.

Das Mauerwerk der Burg namentlich des Thurmes ist sehr fest und besteht aus Kalksteinen, die mit einem guten Mörtel zusammengefügt sind. Weniger haltbar und leichter gebaut sind die Außenwerke. —

Hat man endlich die Räume der Burg ganz verlassen und ist über den oben erwähnten Einschnitt auf den Rücken des Buchbergs hinübergeschritten, so erblickt man zuerst zwischen jenem Graben und der Ringmauer also außerhalb dieser, südlich einen Erdaufwurf, der wahrscheinlich zum Walle gedient hat, aber nicht weit nach Westen hinreicht, bis wo der Berg steil abzufallen anfängt und mit der Ringmauer gekrönt ist. Dann zieht sich diese bogenförmig um den Thurm herum und er selbst tritt hoch über sie empor. Der Thurm ist jedenfalls darum auf dieser Seite errichtet worden, weil sie dem angreifenden Feinde am verwundbarsten erscheinen mußte.

Der Bergrücken, auf welchem man jetzt steht, hat zu beiden Seiten geebnete Stellen, auf welchen ehedem auch Gebäude gestanden haben mögen, wovon man aber nichts weiter entdeckt, als einige Bauschutte.

Der Schloßberg soll früher, zumal auf der nördlichen Seite nach dem Dorfe herab, mit schönen Eichen, Ulmen und Buchen besetzt gewesen sein, jetzt aber ist er kahl und es zieren ihn nur noch einige hübsche Linden, Ulmen und Eberäschen zwischen den Burgmauern und um dieselben, welche wahrscheinlich ebenfalls auf Veranstaltung jenes um die Bewohner dieses Amtes in vielfacher Hinsicht verdienten Mannes gepflanzt worden sind.

L. F. Hesse.

Rösen.

Dorf. Saline. Bad.

Dampf brausend jagen sich die Wellen
Des Stromes von des Wehres Grund,
Sie werfen Schaum an tausend Stellen
Bis an der Brücke Bogenmund.

Am Dornenbau steigt auf und nieder
Sich läuternd helle Salzesfluth,
Sie stockt zuletzt und kommt nicht wieder
Aus heißer, heißer Pfannengluth.

Viel Thürme leuchten aus der Ferne,
Die Stadt ist freundlich, wo sie steht.
Von ihren Zinnen schaust du gerne,
Und rufst wohl freudig: O wie schön!

Hörst du das Glöcklein aus dem Thale?
Es läut nach alter Kloster-Art.
Wo Mönche einst beim Schwelgermahle
Dem Bauche dienten, ungefahrt;
Da hebt nach Luther's mächt'gem Rufe
Die Jugend ihren Geist empor,
Die Traube auf der Felsenstufe
Lacht freundlich aus dem Laub hervor.
Ihr Blut giebt sie in unsre Becher,
Wie sie's gethan zur Väter Zeit.
Dort drüben saßen oft die Zecher:
Die Doppelburg schaut du noch heut'.

Das enge Thal, wie reich an Segen!
Wie grün das Kleid in seinem Grund!
Wie volkbelebt auf allen Wegen!
Die Luft wie stärkend und gesund!

Das ist das Bild von Kösen's Höhen;
Nur schwach ist, was die Feder gab.
Soll's Herz und Auge recht verstehen,
Dann greife nach dem Wanderstab.

Mögen gigantische Felsenmassen oder gewaltige Wasserstrudel das Herz mit Grausen erfüllen; mag uns eine Stunde auf hohem Berggipfel, wo das Auge in ungemessene Fernen schweift, namenlose Wonne bereiten; die Natur hat auch noch andre Altäre, wo die Erdenpilger unwillkührlich ihre Knie beugen und anbeten vor dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Wird dort die Lippe stumm ob der Riesenkraft, die sich mit einem Male kund giebt, so weiß hier der Mund gar wohl, was und wie er singen soll. Mahnt uns dort am hellen Mittag die ungewisse Nebelferne an das große Räthsel der Ewigkeit und an das Ziel, welches uns auf Erden gesteckt ist, ohne daß wir's je hienieden erreichen, so spricht hier die freundliche Nähe von dem, was wir in der Spanne Erdenzeit gar wohl vollbringen können und sollen. Verlangt es uns dort, einmal und noch einmal zu stehen und das seltene Große zu schauen, so möchten wir hier Jahre lang wohnen und in gemüthlicher Ruhe jenes Großen gedenken.

Zu diesen Plätzen der lieblichsten Anmuth, deren die schöne Gotteserde wohl viele zählen mag, gehört auch unstreitig das Thal, in welchem unser Kösen gelegen. Es bildet einen kleinen Theil des großen Thales, welches die Saale (die thüringer oder voigtländische Saale genannt, zum Unterschied von der fränkischen, welche sich am Spessart in den Main ergießt) fast ununterbrochen von ihrem Quellorte auf dem Fichtelgebirge bis zu der, 4 Stunden von Kösen entfernten Stadt Weißenfels bildet, von wo aus ihr Lauf meistens nur Ebenen durchschneidet. Die Berge, welche die Kösener Thalebene in halbstündiger Ferne umgeben, erheben sich nicht frei aus der Ebene, sondern sind einige von den letzten Verzweigungen, welche die hohe Finne (6 Stunden entfernt) östlich bis hierher sendet.

Den besten Standpunkt, um Kösen und sein liebliches Thal zu überschauen, findet man auf dem sogenannten „Saalberge," in Kösens nächster Nähe auch wohl „Nikelsberg" (Nikolausberg) genannt. Hier beginnt die Hochebene, welche sich westlich bis zu dem eine Stunde entfernten Dorfe Hassenhausen unmerklich, dann aber bis zu dem zwei Stunden entfernten Dorfe Auerstedt bedeutend herabsenkt. Zwei Dörfer, deren Namen der 14. October 1806 für alle Zeiten eingeschrieben hat in die Jahrbücher der vaterländi-

schen Geschichte. Auf ihren Gefilden errang der wilde Davoust den Ehrentitel *) des „Herzogs von Auerstedt;" auf ihren Gefilden begann die siebenjährige, harte Trübsal für den Preußischen König Friedrich Wilhelm III., nachdem der Generalissimus desselben, der Herzog von Braunschweig, leider schon beim Beginne der Schlacht, durch eine Flintenkugel das Augenlicht verloren hatte. — Die Jenaischen Berge, auf welchen der zweite Wahlplatz jenes unglücklichen 14ten Octobers war, erblicken wir vom Saalberge aus ganz deutlich in fünfstündiger Ferne und zwar gerade gegenüber im Süden.

Fünf alte Ritterburgen erinnern an die Fehden des fauststarken Mittelalters. Sie heißen: Rudelsburg und Saaleck, an der Saale dicht neben einander, nur getrennt durch einen tiefen Bergeinschnitt, ½ Stunde hinter Kösen liegend; Schönburg und Goseck **), ebenfalls sich gegenüber liegend und bespült vom Saalstrome, 2 Stunden von Kösen entfernt; Freiburg, 1½ Stunden von Kösen, hoch über der Unstrut, nicht weit von deren Einflusse in die Saale, drei dieser Burgen haben besteigbare Thürme und schenken darum dem muthigen Wanderer auf ihrer schwindelnden Höhe gar wunderliche Rundgemälde. Die weiteste Fernsicht bietet die Freiburg, von deren Thurme der hohe Petersberg bei Halle und bei recht hellem Wetter auch der 27 Stunden fern liegende Brocken sichtbar wird, zumal wenn derselbe, was gar oft der Fall ist, zur Pfingstzeit seine Schneehaube noch nicht abgelegt hat.

Eine sechste Ritterveste, die Kunigsburg vor Jena, kann wegen ihrer schwachen Ueberreste nur von einem bewaffneten Auge gefunden werden. — Zwischen Schönburg und Goseck herauf leuchtet das schöne Weißenfelser Schloß, hinter welchem in bläulicher Ferne die Lützener und Leipziger Schlachtebenen liegen. — In den Häusermassen, welche nach derselben Seite hin das Saalthal ausfüllen helfen, erblickst du die Stifts- und Handels- so wie Kreisstadt Naumburg. Von den sieben Kirchthürmen, welche dieselbe schmücken, gehören drei dem großartigen Baue des Domes an. Das voranstehende helle, große Gebäude ist der Sitz des Oberlandesgerichts, das danebenstehende kleinere das Schauspielhaus. —

Auf halbem Wege nach Naumburg, nur eine halbe Stunde von Kösen entfernt, liegt die berühmte Landesschule Pforta, bis zum J. 1543 ein Kloster, seit dieser Zeit aber eine segensreiche Pflanzstätte des gereinigten Evangeliums. Die Anstalt hat für 200 Gymnasiasten Raum.

---

*) Drei Jahre später erwarb Davoust in noch heißerer Schlacht seinen zweiten Ehrentitel des „Herzogs von Eckmühl." Vom 19. — 23. April 1809 schlug nämlich Napoleon die Oesterreicher bei Thann, Abensberg, Landshut, Eckmühl und Regensburg, sämmtlich in Baiern gelegen. Bei Eckmühl verhalf ihm Davoust zum Siege.

**) Schon frühzeitig wurde diese Burg in ein Kloster umgewandelt. Der Name „Goseck" (Gottesecke) gehört eigentlich nur dem Kloster an.

Fragst du nach der schlanken Thurmspitze, welche sich rechts von Schulpforta über dem Waldsaume erhebt, so nenne ich dir das Dorf Flemmingen. Der Pfarrer, welcher in demselben von 1805—1817 die Seelen dem Gottesreiche zuführte, ist der jetzige Bischof Neander zu Berlin. (Derselbe besuchte im letzten Sommer 1844 als Kösener Badegast seine liebe alte Heimath. —) Noch weiter rechts liegt auf den Gegenbergen das Pfortaische Vorwerk Kukulau.

Mit einem Steinwurfe erreichen wir die tief, tief im Thale liegenden, sogenannten „Saalhäuser," ein vom Flusse und Berge eng eingeschlossener, ganz abgesonderter Meierhof, der von den Naumburgern, Pförtnern und Kösenern wegen seiner Milch und seinen Trauben gar oft aufgesucht wird. Sein Besitzer ist in die Moritzkirche des eine gute Stunde entfernten Naumburgs eingepfarrt. Von daher wird der Prediger im Wagen abgeholt, wenn eine Taufe vorfällt; die Leichen werden nach dem Moritzgottesacker gefahren. Vor 200 Jahren waren die Saalhäuser nur eine gewöhnliche Weinbergshütte. — Von Pforta oder Kösen aus gesehen, erinnert dieser Meierhof lebhaft an das biblische Gethsemane. Die Entfernung von Jerusalem bis an diesen Lieblingsort Christi war dieselbe; die Saale mahnt an den Bach Kidron, der Weinbau an die Oliven und Trauben des Morgenlandes, der Saalberg an den Oehlberg, die Einsamkeit an die heilige Stelle, welche der Erlöser aufsuchte.

Ehe wir nach Kösen hinabsteigen, wandern wir durch einen Weinberg, der als solcher in hiesiger Gegend weit und breit die höchste Lage hat. Ein Naumburger Bürger, der Fleischermeister Freitag, nachdem er in seiner Vaterstadt manchen Neubau glücklich vollendet hatte, siedelte sich in den Jahren 1826—1828 hier oben an. Ein angekauftes Stück Holz wurde mühsam in einen Weinberg umgewandelt, der jetzt 4000 Stöcke zählt. Das neuerbaute, sehr geräumige Wohnhaus bietet auch im Winter sichern Schutz. Aus dem Thale ist der, in Weinbergen sonst gewöhnliche, Treppenaufstieg wegen den jähen Felsen bis jetzt noch nicht möglich geworden. Will man nicht, von den Saalhäusern aus, auf einem höchst beschwerlichen und gefahrvollen Fußpfade hinaufglimmen, so kann man nur vom Rücken des Berges in die Anlage gelangen. Alle Fremde, zumal die Kösener Badegäste, welche sich hier oben bei Kaffee und Weinbeeren an der wunderlieblichen Gegend immer satt sehen können, wissen dem beharrlichen Erbauer den herzlichsten Dank und sie sind es, welche die seltene Anlage „Göttersitz" genannt haben.

Bergesluft macht frisch und frei
Stärkt die matten Schwingen;
Dürrer Städte Einerlei
Kann dahin nicht dringen.

Schneller als im schönsten Thal
Flieht dich hier des Herzens Qual.
Hast du's drunten nicht gefunden,
An des Lebens Joch gebunden:
Steig' herauf! Dem Himmel nah'
Fühlst du dich. — Die Hülf' ist da. —
Vom Olymp kam einst die Freude,
Vergessluß erquickt noch heute.

Nicht weit von diesem Weinberge liegt das Pfortalsche Vorwerk Frenkenau, von wo am waldigen Bergabhange ein Hohlweg nach Kösen hinunterführt.

Am Fuße des Saalberges liegt eine Reihe von 54 Weinbergen, deren Trauben in der hiesigen Gegend zu den besten gehören.

Kösen ist ein Dorf und wird durch die Saale in zwei ungleiche Theile zerschnitten. Auf der rechten Seite des Flusses liegt die Königl. Saline mit allen Beamtenwohnungen, ferner der Gasthof zum muthigen Ritter und 21 Privathäuser. Dieser Theil wird auch Alt-Kösen genannt, weil hier die ersten Gebäude des Dorfes standen, nämlich ein Vorwerk Cusne oder Cusane (nicht Cussen) auf der Stelle, wo jetzt der genannte Gasthof steht. Einige Mauern desselben erinnern auch an sehr frühe Jahrhunderte.

Daß hier sogar ein Kloster (das nachherige Pforta) gestanden haben soll, ist eine irrige Ansicht. Die neuere Geschichtsforschung, ganz vorzüglich aufgehellt durch den um die vaterländische Geschichte hochverdienten Geh. Regierungsrath Lepsius zu Naumburg, giebt folgendes Resultat:

Der Graf Bruno im Pleißner Lande (oder wie wir auch im weitern Sinne sagen mögen: im Osterlande) gründete 1127 mit Zustimmung seiner Gemahlin Willa (Sibella?) bei Schmölln *), in welcher Stadt er seine Stammburg hatte, ein Benedictiner-Nonnenkloster. Seine einzige Tochter Garburgis wurde Aebtissin. Da bald darauf Mutter und Tochter schnell hinwegstarben und der einzige Sohn Oetwin auf der Jagd von einem wilden Eber getödtet wurde **), so vermachte der alte, tiefgebeugte Graf all' seine Habe dem neugegründeten Kloster. Aber dafür wußten ihm die Nonnen wenig Dank. Sie lebten so ausschweifend, daß sie Graf Bruno verjagte und („schwarze") Mönche desselben Benedictinerordens herbeirief. Dieser Wechsel brachte keine Frucht. Die Mönche hatten Kleid und Herz von einer Farbe, machten den Bauch zu ihren Gott und ließen ihren Kloster-Convent bis auf vier Mönche und den Abt herunter-

*) Der alte Name hieß Imolne. Die Stadt liegt 2 Stunden südlich von Altenburg und war nach der Stadt Achen einer der ersten Wallfahrtsorte.

**) Eine andere Relation setzt den Tod des Sohnes vor die Gründung des Klosters und zwar als Haxpibewiggrund zum Baue.

kommen. Da wandte ſich der Stifter an den Naumburger Biſchof Udo I., ſeinen Anverwandten, mit der Bitte, dem Unfuge zu ſteuern und nöthigenfalls Ciſtercienſermönche in's Kloſter einzuführen. Der Biſchof, in deſſen Sprengel das Kloſter ohnedem gehörte, erfüllte ſehr gern ſolche Bitte und wußte es zu vermitteln, daß ſich ſchon 1132 aus dem berühmten Walkenried *) eine Anzahl Ciſtercienſermönche (wegen ihrer Kleidung auch genannt: graue Mönche) mit Adelbert (Albert), ihrem neuen Abte, nach Schmölln überſiedelten. Noch vor dieſem zweiten Wechſel des Kloſterperſonals ſtarb Bruno und wurde mit Frau und Kindern zu Schmölln in ein Grab gelegt. Die grauen Mönche ehrten zwar den entſchlafenen Stifter durch ſtrenge Bußübungen und durch ein gottſeliges Leben, ſehnten ſich aber doch bald nach ihrem Mutterkloſter Walkenried zurück. Und warum? Weil ſie von den heidniſchen Nachbarn, den Slawen, gar zu arg geängſtigt wurden, weil ſie von ihrer Arbeit für die Verbreitung der chriſtlichen Religion keinen Erfolg ſahen und weil die Gegend des Kloſters keinen Vergleich aushielt mit dem romantiſch gelegenen Walkenried.

Der Naumburger Biſchof konnte die unzufriedenen Mönche nur dadurch beſchwichtigen, daß er ihnen die Erlaubniß gab, innerhalb ſeines Sprengels irgend eine andere Wohnſtätte aufſuchen zu dürfen. Alsbald durchzogen die grauen Brüder das Land und blieben endlich im Saalthale vor dem Meierhofe Porte (dem heutigen Schulpforta) ſtehen. Fanden ſie doch hier die Reize ihrer frühern Wohnſtätten (Rhein und Harz), wenn auch im verjüngten Maaßſtabe, gar lieblich vereinigt; nahm ſie doch hier daſſelbe Thal auf, welches dem von Zeiz nach Naumburg übergeſiedelten Biſchofe ſelbſt ſchon ſeit 100 Jahren Sicherheit vor den heidniſchen Slaven gewährt hatte. — Der Biſchof Udo willigte gern in das Begehren der Mönche und ſo zogen dieſe 1137 von Schmölln nach Pforta. Da ſie der Biſchof für die 1100 Hufen **) des Schmöllner Kloſtergutes für den Anfang nur mit 50 Hufen Artland in der Naumburger Gegend zu entſchädigen vermochte, ſo verſprach er mit Zuſtimmung des Papſtes, daß bei paſſender Gelegenheit das Pfortenkloſter vom Naumburger Bisthume ſo lange mit Ländereien bedacht werden ſolle, bis das neue Kloſtergut dem frühern Beſitzthume bei Schmölln gleich geworden ſei ***).

---

*) Die Abtei Walkenried, 1 Stunde von Ellrich auf dem Harze, wurde ſelbſt erſt 1127 gegründet und erhielt ſeine erſten Bewohner aus dem Ciſtercienſerkloſter Altenfeld bei Köln. Sie gab faſt zu gleicher Zeit (1141) dem neu geſtifteten Kloſter Sittichenbach bei Eisleben die nöthige Anzahl Mönche.

**) Ob das Schmöllner Kloſter vom Grafen Bruno jemals ſo reich dotirt geweſen ſei, wird von Vielen ſtark bezweifelt.

***) Der genannte Abt Adelbert ſoll 15 Mal in Rom geweſen ſein, gewiß auch in der Abſicht, um die Zuſage des Naumburger Biſchofs hinſichtlich der Gütervermehrung je mehr und mehr erfüllt zu ſehen.

Zu den genannten 50 Hufen gehörten nun auch die Ländereien unſres Cuſne oder Cuſane. Dieſe Ländereien bildeten das große Viereck, welches noch heute von der Saale, von der ſogenannten kleinen Saale und von den öſtlichen und ſüdlichen Bergen des Kösener Saalthales begrenzt iſt. Von 1137—1140, während welcher Zeit die Pforta'ſchen Kloſtergebäude erbaut wurden, wohnten die Ciſtercienſermönche auf ihrem nahen Meierhofe Kösen. Dieſer einſtweilige Aufenthalt zu Kösen iſt es nun, welcher mit der Gründung des Kloſters in Kösen ſelbſt bis auf die neuern Zeiten verwechſelt wurde. Nach dieſer irrigen Meinung ſoll das Kloſter von 1137—1175 in Kösen geweſen und dann erſt wegen den vielen Beläſtigungen, welche ihm die Reiſenden bereiteten, von der Landſtraße unter den jetzigen Pfortenberg verlegt worden ſein. (Die Chauſſee, welche jetzt an Schulpforta vorüberführt, zog ſich damals, wegen dem ſumpfigen Thalboden, über den Schulpfortenberg nach Naumburg.)

Zum Vorwerke Cuſne gehörte ſchon damals die noch heute vorhandene Mahlmühle am Kösener Wehre, als einziges Beſitzthum auf der linken Seite des Fluſſes.

Jene oben genannten 50 Hufen begriffen auch die Felder eines zweiten Meierhofes Lochwitz in ſich. Derſelbe lag eine Viertelſtunde unterhalb Cuſne, ebenfalls am rechten Saalufer und beſaß alles Land zwiſchen der Saale und der kleinen Saale bis nach dem ſogenannten „Fiſchhauſe" hinunter. Auch zu dieſem Vorwerke gehörte eine Mühle, die Lochmühle genannt, aber nicht jenſeits, ſondern dieſſeits der Saale, wo die Wirthſchaftsgebäude ſelbſt ſtanden. Dieſe ſowie die Mühle mit dem zugehörigen Lochwitzer Wehre ſind längſt ſpurlos verſchwunden. Schon 20—30 Jahre nach der Gründung des Pfortenkloſters wird nur Kösen, nicht mehr aber Lochwitz in den Urkunden genannt. Die Lochmühle ſtand vielleicht noch einige Jahrzehnte länger. Wenigſtens waren zur Reformationszeit bei niederm Waſſerſtande einzelne Mühlpfähle in der Saale ſichtbar.

Das Kloſter mochte die Wirthſchaften der beiden ſo nahe gelegenen Vorwerke zu koſtſpielig finden und verſchmolz ſie daher in eine, in die nämlich zu Cuſne. Aehnlich verhielt es ſich mit den beiden Mühlen, von denen ebenfalls die Kösener den Vorrang behielt. Das Lochwitzer Wehr wurde nach dem Wegfall der Mühle natürlich auch unnöthig und ging ein. Es blieb nur ein Wehr, das Kösener. Alle Zehnten und ſonſtigen Gerechtſame dieſer beiden Meierhöfe gingen auf das Kloſter über.

So viel über die früheſte Vorzeit unſres Kösen. Es war und blieb eine der erſten Beſitzungen des Pforta'ſchen Kloſters. Wie ſehr auch daſſelbe ſein Gebiet durch Tauſch oder Kauf abzurunden ſuchte: Kösen wurde ihm wegen ſeiner Nähe niemals feil.

Auf dem linken Saalufer liegt Neu-Kösen mit 76 Häuſern, Neukösen im eigentlichen Sinne des Wortes. Denn jene ſchon

genannte Mühle ausgenommen, ist dieser Theil erst im Laufe der letzten 150 Jahre entstanden. Dasselbe gilt auch von allen Privathäusern, ja selbst von den Salinengebäuden auf der andern Seite des Flusses. Nur das Vorwerk Cusne und die dazu gehörige Mühle (Wehr und Brücke mit dazu gerechnet) reichen zurück bis in das früheste vaterländische Alterthum; alles Uebrige gehört der neuern Zeit an.

Noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts bestand Kösen nur aus einer Schäferei (mit dem Gasthofe), aus der Mühle und der Wohnung des Floßmeisters, nebst einigen Hütten für die Floßarbeiter; 1810 zählte es 30 Häuser und 370 Einwohner, 1818 aber schon 637 Seelen in 98 Häusern und 1844: 1046 Seelen in 114 Häusern (14 königliche, 2 Gemeinde- und 98 Privathäuser).

Wenn bei der ersten Angabe nur eine Schäferei, nicht aber der alte Meierhof genannt ist, so hat das darin seinen Grund, daß nach den Zeiten der Reformation das Kammergut oder die Domäne Pforta alle Frucht der nächstgelegenen Felder in seinen eignen Mauern barg und darum das Vorwerk Kösen bis auf eine Schäferei eingehen ließ. So ist es heute noch. Dabei ist freilich zu erwähnen, daß die Schweden im 30jährigen Kriege den Meierhof niederbrannten; Schulpforte bauete 1680 den jetzigen Gasthof, welcher aber schon 1738 der vom Staate gegründeten Saline käuflich überlassen werden mußte.

Ganz Kösen steht auf dem Grund und Boden der Pforta, welches nach und nach auch die Wiesen und Aecker auf dem linken Saalufer zu erwerben wußte. Die einzelnen Hauseigenthümer zahlen an die Pforta einen jährlichen Erbzins. Die Gemeinde hat darum auch gar keine Feldflur. Die wenigen, welche Ackerbau treiben, haben ihre Felder in einer fremden Flur.

Die genannten Wiesen und Aecker auf dem linken Saalufer gehörten in frühester Zeit den Freiherrn und nachmaligen Schenken von Vargula, die sich nach einem herben Mißgeschicke von 1270 an nur Schenken von Tautenburg und Saaleck *) schreiben durften.

Die 288 Fuß lange, ziemlich schmale, steinerne Brücke, welche Alt- und Neukösen verbindet, ist in Deutschland eins der ältesten, wohlerhaltenen Bauwerke dieser Art.

Sie hat 8 Bogen, unter denen sich 5 Spitzbogen befinden. Die alten Gothen pflegten auch ihre Brücken mit solchen Spitzbogen zu bauen. Die Brücke stand sicher schon vor der Gründung des Pfortenklosters (1137); wie viele Jahrzehnte oder Jahrhunderte aber sich ihre Gründung von da an zurückdatirt: darüber schweigt die Geschichte. Das mittelalterliche Faustrecht erhob den Brückenzoll nicht selten mit großen Erpressungen.

Die kleine Saale, welche sich oberhalb des Wehres vom

*) Vargula ist ein Dorf bei Lanzenfalza, Tautenburg ein Dorf bei Jena, Saaleck ist das unserm Kösen nahe gelegene Dorf nebst Burg.

Saalflusse abzweigt, giebt der Papiermühle in Pforta und der bedeutenden Mahlmühle in Almrich (oder genauer: Altenburg, einem Dorfe vor Naumburg) das nöthige Waſſer und vereinigt ſich dann wieder mit ihrer Mutter. Ihr Bette wurde 1103 (alſo 34 Jahre vor Gründung des Pfortenkloſters) von den Mönchen des Naumburger Georgenkloſters gegraben, nachdem der Naumburger Biſchof Walram die Erlaubniß und das dazu nöthige Land gegeben. Schon 1172 wurde dieſe kleine Saale die Urſache, daß das nahe Vorwerk Kukulau von dem genannten Georgenkloſter an das Pfortenkloſter abgetreten wurde, unter der Bedingung, nämlich, daß die Pförtner Mönche das Kösener Wehr, durch welches der Waſſerſtand der kleinen Saale jederzeit bedingt iſt, im Stande erhalten und das Bette der kleinen Saale bis in den Pförtner Kloſtergarten, ſo oft es nöthig wäre, reinigen ſollten. Das Georgenkloſter verſtand ſich zu dieſem Opfer, weil ihm damals die Almerſche Mühle zu 2 Drittel gehörte. (Der 3te Mühlgang gehörte dem Naumburger Moritzkloſter). Die zur Erhaltung des Wehres nöthigen Steine durften die Pfortenbrüder mit Erlaubniß des Georgenkloſters auf dem Saalberge brechen.

Dieſes Wehr, gegen 300 Fuß lang, wurde zuletzt in den Jahren 1823 — 29 mit einem Koſtenaufwande von 30340 Thlrn. 15 Sgr. 11 Pf. erneuert. Vertragsmäßig zahlte Pforta (wegen der Mühlen in Kösen, Pforta und Almrich) $\frac{2}{3}$ und die königliche Saline (wegen ihrer Kunſträder) $\frac{1}{3}$ dieſer Baukoſten.

Die Landſtraße, welche über die Kösener Brücke führt, iſt ebenfalls uralt. Sie verbindet Leipzig und Halle mit Weimar, Erfurt und endlich mit Frankfurt am Main. Die Entfernung bis Leipzig iſt der bis nach Erfurt gleich, nämlich 13 Stunden. Wahrſcheinlich bis um die Mitte des 17 Jahrhunderts hatte dieſe Landſtraße eine andre Richtung. Da nämlich der Boden des engen Saalthales, zumal zwiſchen Kösen und Almrich, ſtellenweiſe ſehr ſumpfig und moorig war, ſo führte die Chauſſee nicht, wie jetzt, an Pforta vorüber, ſondern bog rechts um den bei Kösen gelegenen „Galgenberg" (die alte Fehmſtätte des Pfortenkloſters). Von da führte ſie durch die ſüdöſtlich gelegene Waldſchlucht nach dem oben erwähnten Flemmingen hinauf (daher auch flämiſche Straße genannt) und lenkte noch vor Naumburg in die jetzige Landſtraße ein. Im Gegenſatz zu dieſer flämiſchen Straße gab es noch eine zweite, welche gar nicht über die Kösener Brücke, ſondern durch die noch heute bei Almrich gebrauchte Saalfuhrt nach Naumburg führte, nachdem ſie ſchon auf dem Kösener Berge bei dem Vorwerke Frenkenau von der nach der Brücke hinabführenden Hauptſtraße abgebogen und ſich auf dem Saalberge hingezogen hatte. Noch jetzt wird dieſer Weg, zumal wenn die Saalfuhrt zu paſſiren iſt, theilweiſe befahren, doch iſt es nur ein gewöhnlicher Communicationsweg, nicht mehr eine Chauſſee.

Für die Chauſſee, welche von der Brücke den Kösener Berg

hinanführt, hat die preußische Regierung viel gethan. Mit einem Kostenaufwande von 24,769 Thlrn. wurde in den Jahren 1824—27 die Landstraße, welche erst durch Neukösen führte, hinter dasselbe verlegt.

Gleich von der Brücke aus *) wurde ein hoher Damm aufgeworfen. Durch diesen Damm sollte eine doppelte Absicht erreicht werden, einmal um auf demselben eine bedeutende Höhe bequem erreichen und dann, um die schmale, hochbergige Brücke wenigstens von einer Seite übersehen und dadurch ein schlimmes Begegnen der Fuhrwerke vermeiden zu können. Felsen wurden mühsam gesprengt, eine Bergschlucht überbrückt und in einem weiten Bogen die Kösener Berghöhe endlich gewonnen. Noch sieht man die Spur der alten, steilen Landstraße und manches stille wie laute Dankwort erschallt den Behörden, welche hier geholfen.

In den Kriegsnachrichten werden die Kösener Defileen oder Engpässe gar oft erwähnt. Der 30jährige wie der 7jährige Krieg sandte nicht selten seine Schaaren in Eilmärschen nach diesen Höhen. Im Jahre 1706 hatte der wilde Schwede Karl XII. einige Zeit sein Hauptquartier in Kösen und es fielen mehrere Gefechte in der Umgegend vor. Genau 100 Jahre später (1806) ließ Napoleon durch seine Generäle Davoust und Augerau die Kösener Höhen besetzen, um den König von Preußen auf seinem Zuge nach Halle aufzuhalten und so die Vereinigung des Centrums mit der 16,000 Mann starken Reserve unter dem Prinzen Eugen von Würtemberg zu hindern. Dieser Calcul des großen Kriegsmeisters gelang über alle Maaßen. Der Abend des 13. October sah zwar die von Weimar kommende Hauptarmee der Preußen unsern Kösenern Engpässen ebenso nahe, als die über Zeiz und Eisenberg nahende französische Avantgarde. Da aber die Preußen, unbekümmert um die nahen, wichtigen Engpässe, auf der Auerstedter Hochebene ruhig ihr Lager bezogen, so konnte Davoust in der Nacht die gefürchteten Höhen ruhig ersteigen und durch die Dörfer Punscherau, Spielberg und Zeckwar bis Eckartsberga hin den Weg nach Halle versperren und den linken Flügel der Preußen völlig umgehen. Der Nebelmorgen des 14ten October verbarg den Preußen, welche sich bei Jena ebenso wenig wie hier von Kundschaftern bedienen ließen, die drohende Gefahr. Die 10te Morgenstunde brachte Sonnenschein, aber auch die traurige Gewißheit der völligen Niederlage! — Was nach dieser Stunde geschah, war nur erfolglose Abwehr des harten Schlags; in regelloser Flucht eilte bald Alles über Buttstedt, Söm-

*) Dabei wurde die unmittelbar an der Brücke stromabwärts gelegene, massive Amtswohnung (1707 erbaut) des sonstigen Floßmeisters völlig rasirt. Der neue Damm würde nämlich den Oberstuben dieses Gebäudes gar zu nahe gekommen sein. Die Hintergebäude müssen jetzt (im Herbste 1844) auch noch weichen und zwar der neuen Eisenbahn, welche hier eine ihrer vielen Saalbrücken ausmünden läßt.

merda und Sondershausen dem Harze zu und verwickelte sich mit den traurigen Ueberresten des bei Jena geschlagenen linken Flügels. So mußten also die Franzosen bei Jena wie hier von der Saale aus Berge ersteigen, um eine Schlachtebene zu finden. Solches Heraufglimmen aus dem Saalthale wurde ihnen bei Jena durch unzureichende Operationen, bei Kösen aber gar nicht erschwert. Da jubelten die, durch lange Tag- und Nachtmärsche ermüdeten, Franzmänner ihr: Vive l'Empereur! und errangen den glänzendsten Sieg über 100,000 Streiter *).

Im Jahre 1813 bildete der Kösener Engpaß wiederum eine wichtige Position. Schon im Mai, als Napoleon zur Lützener Schlacht zog, hatte er an die Möglichkeit gedacht, daß ihm im Fall eines Rückzugs dieser Engpaß versperrt werden könnte; daher hatte er, wie einst der Schwedenkönig Gustav Adolph, **) im Naumburger Saalthale an 2 Orten (bei Roßbach und an der Hallischen Fähre [Gasthof zur „nackten Henne"]) 2 Brücken schlagen und zu deren Vertheidigung mehrere Feldschanzen aufwerfen lassen. Weder von diesen Nothbrücken, die ohnehin durch die nachrückenden Alliirten zerstört waren, noch von der Kösener Brücke konnte der nach der Leipziger Schlacht flüchtige Napoleon Gebrauch machen. Denn schon früher war er, geschreckt durch die falsche Nachricht, daß ihm bei Naumburg 30,000 Oestreicher den Weg versperren wollten, bei Weißenfels über die dasige Saalbrücke gegangen, um auf den Bergen das Naumburger und Kösener Saalthal zu umgehen. Bei Freiburg, wo er im Angesichte der ihn hitzig verfolgenden Preußen (York und später Blücher) die Unstrut passirte, am 21 October angekommen, war es sein erstes Geschäft, die Berge bis Kösen durch starke Batterien zu besetzen, um so lange Herr des Saalthales zu bleiben, bis seine Truppen auf den Hochebenen nach Eckartsberga, Buttstedt und Erfurt einen sichern Vorsprung gewonnen haben

*) 60,000 Preußen bei Hassenhausen und Auerstedt, 40,000 Preußen und Sachsen bei Jena. Bei den Franzosen war das Verhältniß umgekehrt. Bei Jena standen unter Napoleon 80,000 Mann, bei Hassenhausen unter Davoust 30—40,000 Mann. Bemerkenswerth ist, daß in den französischen Bülletins, welche nach Paris flogen, die Schlacht bei Auerstedt nur Treffen genannt und in die Schlacht bei Jena mit einbegriffen wird. — Wollte vielleicht dadurch der ruhmsüchtige Napoleon den Einwurf begegnen, daß er selbst nur den linken Flügel, nicht aber das starke Centrum der preußischen Gesammtmacht vernichtet habe?

**) Gustav Adolph zog auch nach Lützen und zwar zur siegreichen Todesschlacht. Am 30. October 1632 brach er mit seiner Armee von Buttstedt nach Naumburg auf. Ob er gleich an diesem Tage in letzterer Stadt übernachten wollte, so hielt er es doch wegen der Nähe des Feindes für rathsam, auf den Kösener Höhen zu bleiben. (Er frühstückte am 30. October in dem schon genannten Dorfe Punscherau) um erst am 31. October in das Saalthal hinunterzuziehen. Die Infanterie zog über die Kösener Brücke, die Cavallerie über den Saalberg und durch die Saalfahrt bei Almrich.

würden. Das gelang ihm auch vollkommen. Da die Franzoſen, die über Lützen nach Weißenfels führende gerade Landſtraße wohl beſetzt hatten, ſo kamen die über Zeiz und Pegau eilenden Ruſſen und Oeſterreicher in Naumburg und Kösen zu ſpät an. Die franzöſiſchen Batterien donnerten ihnen ſchon von den Bergen entgegen, als ſie dieſelben erſteigen wollten. Wenn auch die überaus feſte Kösener Brücke vom feindlichen Feuer nicht zerſtört werden konnte, ſo kamen doch die Alliirten nicht eher über dieſelbe, als bis die franzöſiſche Armee ihren Fluchtweg geſichert hatte. Napoleon behielt für die ihm gebliebenen 80—100,000 Mann den rettenden Vorſprung bis an den Rhein. Erſt bei Hanau konnte er von den Alliirten wieder erreicht werden. Kösen litt bei dieſer Kanonade des 21. October ſehr. Einige, wie zu Haſſenhauſen, in die Häuſer eingemauerte Kanonenkugeln erinnern noch jetzt an die ſchwere Kriegszeit.

Das jetzige Schulhaus war früher ein Privathaus; es wurde 1831 von der Gemeinde für 1950 Thlr. angekauft und mit einem Aufwande von 600 Thlr. für die neue Beſtimmung eingerichtet. Die gewohnte Huld des verſtorbenen Königs unterſtützte hierbei die Gemeinde mit 800 Thlr. — Das alte Schulhaus ſtand in derſelben Straße 8 Häuſer aufwärts, war einſtöckig und konnte die gewachſene Kinderzahl nicht mehr faſſen. — Die zweite Schullehrerſtelle wurde 1833 gegründet; 166 Kinder beſuchen die Schule. Außerdem werden noch gegen 15 Kinder in einer schola collecta unterrichtet, welche ſeit 1830 beſteht und von einem Predigtamtscandidaten geleitet wird.

Kösen iſt nach Schulpforta eingepfarrt und hat kein eigenes Gotteshaus. Alle Leichen wurden bis zum Jahre 1786 nach Pforta geſchafft; am 26. November deſſelben Jahres wurde der neue Kösener Gottesacker eingeweiht, nachdem acht Tage vorher (am 18. November) der letzte Leichenzug nach Pforta ſtatt gefunden hatte. Die neue Chauſſee hat den Kösener Friedhof ſo begrenzt, daß eine Erweiterung deſſelben nicht mehr möglich iſt. Darum hat man auch ſchon daran gedacht, jenſeits der Saale zwiſchen den beiden Gradirhäuſern eine paſſendere Gräberſtätte abzugrenzen.

Fremde darf nur der Gaſthof zum muthigen Ritter beherbergen. Außerdem giebt es noch drei andere Schenkwirthſchaften, deren Beſitzer zugleich Bäckermeiſter ſind. Hämmerling! Der Name dieſes Kuchenbäckers iſt Einheimiſchen wie Fremden ſchon ſeit vielen Jahrzehnten ſattſam bekannt: im hohen Sommer wie im tiefen Winter darf man täglich und ſtündlich eines guten Imbiſſes gewiß ſein. —

Wir kommen nun zu den drei Potenzen, welche Kösens Wohlſtand begründeten und noch fortwährend mehren; wir meinen die Holzflöße, die Saline und das Bad.

Die Holzflöße

schafft Stämme, Bretter, Latten und Scheite herbei. Die Langholzflöße war mehrere Jahrhunderte früher im Gange, als die Scheitflöße, da es wohl in hiesiger Gegend bis in's 16. Jahrhundert am nöthigen Brennholze nie fehlte, die fichtenen Baustämme aber jederzeit in der Ferne erkauft werden mußten. Die vornehmsten Holzlieferanten sind Altenburg, Reuß, Schwarzburg-Rudolstadt und Weimar.

Der Ankauf des Scheitholzes geschieht schon im Herbste; von da an haben die Floßbeamten über die Scheite zu wachen und dieselben zur rechten Zeit in's Wasser zu bringen. Zur rechten Zeit — denn hat sich einmal das Schneewasser, welches die Waldbäche bedeutend anschwellt, aus den Gebirgen verlaufen, dann giebt es eine schlimme Flöße bis zur Saale. Bis zum Jahre 1818 wurden in Kösen ungeheure Holzvorräthe aufgehäuft; die Summe der Klaftern betrug nicht selten 50,000. Alles Scheitholz nämlich, welches von Kösen aus stromabwärts bestellt war, wurde in Kösen selbst erst ausgesetzt, gemessen und dann wieder in die Saale geworfen. Dieses Verhältniß hat jetzt aufgehört. Die Scheite werden in Kösen, Naumburg, Weißenfels, Dürrenberg, Merseburg, Holleben und Halle, wo sich der letzte Floßrechen befindet, zu gleicher Zeit ausgesetzt; dadurch wird viel Zeit und Mühe erspart; in Halle kommen jetzt die Scheite viel früher an, als man sich sonst in Kösen zur Fortsetzung der Flöße anschickte. — Der Bedarf dieses Scheitholzes, das fast ohne Ausnahme nur weiches Holz ist, hat sich bedeutend vermindert, seitdem in nahe und fern die Feuerung mit Braun- oder Erdkohlen eingeführt ist. Wie viele Tausende von Klaftern würden jetzt allein die drei Salinen Kösen, Dürrenberg und Halle verbrauchen! Unter 30,000 Klaftern gewiß nicht. — Jedes Haus in Kösen muß gegen den üblichen Tageslohn einen Mann zur Scheitflöße senden.

Liegt der Scheithandel in den Händen der betreffenden Regierungen, so ist der Verkauf des Langholzes Sache der einzelnen Privaten. In letzterer Hinsicht werden zu Kösen bedeutende Geschäfte gemacht. Es giebt daselbst 2 Holzmessen, zu Ostern und zu Johannis. Zu Ostern werden gewöhnlich 800 Flosse à 30—50 Stämme verkauft. Diese Baumstämme zerstreuen sich bis Leipzig, Halle, Altstedt und bis an den Kyffhäuser.

Die Saline

ist recht eigentlich das Werk des polnisch-churfächsischen Bergrathes Gottfried Borlach, der Sohn eines Tischlers Hermann Borlach zu Dresden, daselbst geboren den 24. Mai 1687, zu Kösen gestorben den 4. Juli 1768. Mochte auch schon 1681 die Nähe der uralten, nur 2 Stunden entfernten Sulzaer Saline, die wie

die Halliſche bereits im 11. Jahrhunderte beſtand, zu Verſuchen angetrieben haben, in Kösen nach einer Salzquelle zu graben: ſchon 1686 gerieth die Arbeit gänzlich ins Stocken. — Mochte auch 1714 unter Churfürſt Auguſt dem Starken († 1733), der ſich wegen ſeiner Polniſchen Königskrone faſt immer in Geldnoth befand, ein Verein von Spekulanten, unter denen auch der Floßmeiſter Wenzel zu Kösen genannt wird, durch ſeine prahleriſchen*) Verſprechungen am Throne ein geneigtes Ohr gefunden haben: es erſtand immer eine Saline zu Kösen. Erſt Borlach brachte dieſelbe in Gang. Nachdem ſich nämlich dieſer Mann 1718—1719 in den rieſigen Salzwerken zu Wieliczka in Gallizien als Ingenieur aufgehalten, kehrte er 1720 nach Dresden zurück, richtete von 1722 die Saline in Artern zweckmäßiger ein und wandte ſich endlich 1730 nach unſerm Kösen. Seine erſte Arbeit, den alten verlaſſenen Soolſchacht noch tiefer hinabzutreiben, wurde bald gekrönt: ſchon am 1. Juli 1730, nachdem gewaltige Sandſteinfelſen durchbrochen waren, ſtrömte die erſehnte Soole hell und klar hervor. Dieſer Schacht war 492 Fuß tief; ein zweiter ganz neuer, den nun Borlach mit Siegesfreude grub und abteufte, erhielt die Tiefe von 514 Fuß; beide Schächte wurden durch einen 754 Fuß langen Stollen, in welchem gerade die beſten Salzquellen entſprangen, glücklich verbunden.

So war denn die Arbeit unter der Erde meiſterhaft vollbracht; die Arbeit über der Erde war erfreulicher: 2 Gradirhäuſer für Verdunſtung der wäſſerichten Soolztheile und 6 Koten mit 6 Siedepfannen waren bald errichtet. — Die neue Saline rentirte in kurzer Zeit ſehr gut. — Wie ſich Borlach um die Salinen in Artern und Kösen die größten Verdienſte erwarb, ſo that er es auch ſpäter in Dürrenberg**). Darum heißt er auch mit vollem Rechte der Vater der ſächſiſchen Salinen.

---

*) Dieſe Speculanten verheißen der churfürſtlichen Kaſſe goldene Renten und ſprachen von einer bisher unbekannten Methode, die Soole ohne Gradirung und mit der Hälfte des bisher in andern Salinen gebrauchten Holzes in Salz, das Salz in Salpeter und dieſes ohne weiteres in Schießpulver, ſowie Eiſen in Stahl oder Kupfer zu verwandeln; ſie wollten Kösen wenigſtens um 100 neue Häuſer vergrößern, eine Kirche, Pfarre und Schule bauen, eine Glashütte anlegen, und ein reiches, freilich erſt zu gründendes Silberbergwerk dem Churfürſten als Geſchenk überlaſſen. — Fürwahr ungeheure Verſprechungen, bei denen man ſich nicht genug wundern kann, daß ſich der Churfürſt mit ſeinen Räthen ſo arg myſtificiren und ſogar zur Abſchließung eines förmlichen Contractes verleiten ließ. Natürlich blieb Alles nur leeres Wortgeklingel: weder die Fürſtliche noch eines Bauern Zunge ſchmeckte jemals ein Jota all' dieſer Süßigkeiten.

**) Tafelbſt war die Salzquelle zwar ſchon 1740 entdeckt, aber wenig benutzt worden. — Borlach trieb den Schacht ſo tief hinab, daß er am 16. Sept. 1763 (alſo 5 Jahre vor ſeinem Tode) die mächtige Hauptquelle erreichte; dieſelbe ſtrömte mit ſolcher Gewalt hervor, daß die arbeitenden Bergleute in Lebensgefahr geriethen, und daß die Soole binnen zwei Stunden den ganzen Schacht füllte und in die Saale lief.

Wenn manche berichten, daß Borlach in Kösen begraben liege und daß daselbst auf seinem Grabe noch heute ein Denkstein zu finden sei, so ist beides ein Irrthum. Wie sollten auch die Gebeine des Entschlafenen 1768 in Kösen, welches erst 1786 einen Gottesacker erhielt, beigesetzt worden sein! Die Leiche Borlach's ist in aller Stille von Kösen nach Schulpforta geschafft und daselbst eben so still begraben worden. Auch in Pforta ist ein Denkmal nicht zu finden.

Nach dem Tode Borlach's nahmen dessen würdige Schüler und Freunde, der Baumeister Schröter und der Bergrath Senff die Kösener Saline in ihre besondere Pflege. Der erstere versah sie mit einem Pumpenwerke, welches durch zwei, von der kleinen Saale getriebene Kunsträder in Bewegung gesetzt wird und die Soole zu wiederholten Malen auf die Gradirhäuser hinauftreibt. Diese Pumpenarbeit mußten vorher in Kösen Menschenhände, an andern Orten Windmühlen verrichten. Wie unsicher, wenn die Hände lässig wurden, der Wind aber ganz ausblieb! —

Der andere führte die schon seit 1771 in Dürrenberg üblichen, größeren, vor Schnee und Regen geschützten Soolschiffe (unterhalb der Gradirhäuser) 1780 auch in Kösen ein, nachdem in demselben Jahre auf dem „Rechenberge" (hinter dem oben genannten Gasthofe) noch ein neues Gradirhaus erbaut worden war; um dieselbe Zeit sorgte Senff für unbedachte Gradirhäuser (Gradirhäuser ohne Dach), welche das Verdunsten der Wassertheile bei weitem mehr fördern als die bedachten; 1793 legte derselbe in der Erde einen großen Behälter an, der alle gradirte Soole bis zur bequemen Siedezeit sicher birgt; 1795 verwandelte derselbe die kostspielige Holzfeuerung in die bequeme und wohlfeile Braunkohlenfeuerung und versuchte 1800 die Sonnensalzfabrication. Die Kösener Saline gräbt ihre Braunkohlen bei dem zwei Stunden entfernten Dorfe Mertendorf, eine Stunde hinter Naumburg.

Im Jahre 1815 half Kösen „den unermeßlichen Salzreichthum der preußischen Provinz Sachsen" vermehren, indeß das Mutterland Sachsen auch nicht eine einzige Salzquelle behielt. Im 19. Artikel des am 18. Mai 1815 zu Wien abgeschlossenen Vertrags versprach Preußen, fortan jährlich 150,000 Ctr. Salz an Sachsen zu liefern. Sachsen verpflichtete sich für alle Zeit, diese Quantität Salz als das Minimum seines Bedarfs für einen Preis anzunehmen, der von einer gemeinsamen Commission bestimmt werden sollte. Sachsen wurde das Recht zugestanden, seine Forderung von 150,000 Ctr. Salz bis auf 250,000 Ctr. steigern zu dürfen, jedoch so, daß es bei einem Mehrbedarfe unter 50,000 Ctr. 6 Monate vorher, bei einem Mehrbedarfe aber über 50,000 Ctr. ein Jahr vorher Preußen in Kenntniß setzte. — Dürrenberg und Kösen sollten an Sachsen das versprochene Salz liefern. Für den Fall, daß diese beiden Salinen die erforderliche Quantität nicht würden schaffen können, sollten die zunächst gelegenen Salinen den Ausfall decken.

Unter der preußischen Herrschaft ist die Saline in ihren einzelnen Theilen fast durchgängig erneuert und vielfach vervollkommnet worden. Dahin gehört vornehmlich die seit 1819 errichtete Glaubersalzfabrik, welche jährlich 1400—1600 Ctr. liefert. Die Saline liefert jährlich 57,200 Ctr. Kochsalz (1430 Lasten).

Seit 1817 feiert Kösen jährlich ein Brunnenfest zum Andenken an die Gründung seiner Saline. Die Bergleute aus Mertendorf vereinen sich mit den hiesigen Salinenarbeitern auf einige Tage zur harmlosen Freude. Ein festlicher Aufzug, an welchem die Kösener Schuljugend mit ihren Lehrern, sowie sämmtliche Salinenbeamte Antheil nehmen, fehlt nicht. Dabei wird eine kurze Biographie Borlach's und die Chronik der hiesigen Saline vorgelesen. — Das Salinenpersonal zählt gegen 60 Köpfe, der Mertendorfer Bergleute giebt es gegen 20.

Am 1. Juli 1830 wurde das 100jährige Jubiläum der Saline festlich begangen. Die Salinen Artern, Dürrenberg und Schönebeck hatten ihre Abgeordneten gesandt; bei der religiösen Feier, welche unter freiem Himmel statt fand, hielt der geistliche Inspector Professor Schmieder aus Schulpforta die Festrede über Marcus 9, 50: „das Salz ist gut; habt Salz bei euch und habt Friede unter einander." — Im Festsaale des Gasthofs prangte das Brustbild Borlach's, unter diesem die Bilder seiner Schüler Senff und Schröter. Abends waren die Beamtenwohnungen erleuchtet. Das Brunnenfest, welches sonst gewöhnlich in den ersten Tagen des August gefeiert wurde, jetzt aber seit dem Tode des Königs am 30. Juni jedes Jahres beginnt, wurde in diesem Jahre mit dem Jubiläum vereinigt.

Im Jahre 1833 wurde eine Druckpumpe erbaut, um das Wasser aus der kleinen Saale der chemischen Fabrik zuzuführen und in mehrere Gärten zum Gießen, Waschen, Bleichen ꝛc. zu leiten. Die Röhren münden an mehreren Orten.

Das Bad

hat sich in den letzten Jahrzehnten ungemein gehoben. Wir nennen die Anzahl Kurgäste aus einigen Jahren:

1823	enthielt	die	Badeliste	72	Nummern.
1825	"	"	"	54	"
1826	"	"	"	61	"
1830	"	"	"	34	"
1835	"	"	"	88	"
1839	"	"	"	166	"
1840	"	"	"	144	"
1841	"	"	"	173	"
1842	"	"	"	224	"
1843	"	"	"	276	"
1844	"	"	"	213	"

Dabei iſt zu erwähnen, daß die einzelnen Nummern nicht einzelne Perſonen, ſondern in der Regel mehrere Glieder einer Familie bezeichnen, ſo daß z. B. im Jahre 1843 gewiß 6—700 Perſonen das Bad beſuchten, darunter viele Kinder, welche gerade in Köſen vorzugsweiſe zu erſtarken pflegen. — So iſt denn das Wort des berühmten Dr. Huſeland, der ſich ſelbſt 1825 unter den Badenden befand und dem Köſener Bade eine geſegnete Zukunft verhieß, bis jetzt herrlich in Erfüllung gegangen, und wird nach allen gegebenen Auſpicien noch mehr zur Wahrheit werden. Ohne allen Zweifel zieht das ſchöne Saalthal mit ſeinen zahlreichen, wunderlieblichen Parthien viele, viele Badegäſte an und mahnt ſie, wie eine liebende Mutter ihre fernen Kinder, an das baldige Wiederkommen. Auch mag manchen Badegaſt die Hoffnung hierher führen, im nahen Pforta und Naumburg werthe Verbindungen anknüpfen zu können. Doch würde das Alles die ſo ſchnell geſtiegene Frequenz des Bades nicht ſattſam erklären, wenn nicht vielen Patienten die erſehnte Hülfe geworden wäre. Und das iſt in der That oft der Fall geweſen. Viele ſind im Köſener Soolbade geneſen und ſenden nun die leidenden Brüder und Schweſtern nach demſelben Thale.

Die Soolbäder werden am meiſten gebraucht. Doch hat Köſen auch eine, der Bibraer und Lauchſtedter ähnliche, Eiſenquelle. Dieſelbe wurde 1725 zufällig bei einer Reparatur der ſchon genannten Mühle im Flußbette ſelbſt gefunden und dann am nahen Ufer aufgeſucht und vor dem Saalwaſſer geſichert *).

Hatte früher die verhältnißmäßig geringe Anzahl der Badegäſte wenig Einfluß auf die äußern Verhältniſſe Köſens, ſo hat ſich das in der Jetztzeit ſehr geändert. Elegante Häuſer, Galanteriebuden- und Läden, ein recht braves Muſikchor, nette Anlagen am Nikolausberge, eine tägliche Poſtverbindung mit Naumburg, ein Badehaus mit 44 Stuben (in dieſem Herbſte erbaut): das Alles **) iſt durch die größere Frequenz des Bades hervorgerufen worden. Und welchen Hebel wird dieſe Frequenz durch die Eiſenbahn erhalten, deren Bau ſeit einigen Wochen unmittelbar neben der Saalbrücke begonnen hat! ***)

So wachſe denn fort, du trautes Köſen! Laß fließen deine Quellen zum Heil und Frommen der Geſunden und Kranken;

---

*) Der Salinen- (und Bade-) Arzt Roſenberger hat 1842 über den Gebrauch des Bades eine beſondere Schrift verfaßt.

**) Eine eigene Apotheke iſt den Köſenern in ſichere Ausſicht geſtellt, nachdem die Merſeburger Regierung in ihrem Amtsblatte ſchon unterm 3. April 1843 die betreffende Aufforderung erlaſſen hat.

***) Daß das Köſener Soolbad im nahen Sulza einen mächtigern Nebenbuhler als bisher erhalten werde, ſteht kaum zu bezweifeln. Iſt einmal das romantiſche Ilmthal bei Sulza durch die Eiſenbahn aufgeſchloſſen, ſo wird es nicht an Specnlanten fehlen.

führe deiner hochbejahrte Mutter Pforta noch viele, viele Kinder zu; in deinem Thale walte früh und ſpät reges Leben; dein Rebenſaft erfreue des Jünglings wie des Greiſes Herz; der Spiegel deines Stromes erglänze noch oft im Roſenſchimmer der Tageskönigin; über deine Wellen lege der Mond noch lange ſeinen nächtlichen Silberſchleier; deine Berge ſeien fort und fort ein Altar des Höchſten! — So wachſe denn fort, du trautes Kösen, und bewahre deine Schöne, daß Alle, die zu dir kommen, die von dir ſcheiden, dich ſegnen und deinen Namen verkündigen!

A. C. Ende,
Pfarrer zu Oſtramondra.

Burg Morungen.

Schau, wie dort die alte Veſte
Von der Höh herniedertrauert,
Auf dem Thurme niſten Falken,
In den Mauern Gras und Sträuche.

△

Ueber den Harz iſt ſchon unendlich Vieles geſchrieben worden, aber die meiſten Wanderbücher über dies romantiſche Gebirge täuſchen den, der ſie mit der Erwartung zur Hand nimmt, in ihnen etwas Neues zu finden. Jeder, der den Harz durchwandert, hält ſich berufen, ſeine Reiſe zu beſchreiben, greift nach einigen ältern Werken, die über unſer Gebirge Intereſſantes enthalten, ſchreibt daraus das, was er nicht weiß, ab, und fügt unbedeutende Bemerkungen und einige poetiſche Floskeln hinzu. Noch ärger, als dieſe Herren, macht es Herr Watzeck, ein Berliner, der gar nicht auf die Berge gekommen iſt, da ſie ihm, wie er ſelbſt geſteht, zu hoch, und er gerade unpäßlich geweſen; — dennoch hält er es, wahrſcheinlich um einem längſtgefühlten Bedürfniſſe abzuhelfen, für nothwendig, das Publicum mit der Beſchreibung ſeiner traurigen Reiſe zu langweilen, ſchreibt ehrlich, — nämlich mit Anführung der Quellen, — den jedesmaligen Bedarf aus andern Werken, beſonders aus Gottſchalks „Taſchenbuche für Reiſende in den Harz" ab, und fügt noch einige geiſtreiche Bemerkungen hinzu, die ihm ſein Reiſegefährte, Herr Kaufmann Bartels mittheilt, der, während Herr Watzeck tief unten im Thale ſehr betrübt im Wagen der Rückkehr des Freundes harrt, wenigſtens die wichtigſten Berge muthig erklimmt, und dann bis zur nächſten Station ſeinen Freund mit dem, was er auf der Höhe geſehen oder empfunden hat, unterhält. Solche und ähnliche

Reiſende haben wir eine große Menge. Wie die Engländer laufen ſie pflichtſchuldigſt, mit einem papiernen „Führer durch den Harz" verſehen, auf dem breitgetretenen Wege, den ihre Vorgänger wandelten, und ſind höchlich zufrieden, wenn ſie das geſehen haben, was auch jene ſahen. — Ja, ſelbſt talentvolle Männer, welche uns gediegene Reiſeberichte liefern könnten, bieten uns in ihren Schriften über den Harz nichts Neues, da Alle nur dem allgemeinen Strome von Falkenſtein nach Mägdeſprung, Alexisbad, Stufenberg, Roßtrappe, Rübeland, Wernigerode, Ilſenburg, Brocken, u. ſ. w. folgen, und ſich wenig um das bekümmern, was abgeſchieden im Gebirge, wo die Pfade unwegſamer, und die Gaſthäuſer unwirthlicher werden, ja, was nur einige Stunden rechts oder links von der eben angegebenen bequemen Reiſeroute liegt. Es ſind daher noch viele Punkte auf dem Harzgebirge, die faſt noch gar nicht bekannt und deshalb auch wenig beſucht ſind, und zu dieſen gehört auch die Ruine Morungen.

Zwei Stunden von der freundlichen Stadt Sangerhauſen, und eben ſo weit von der alten Kaiſerpfalz Wallhauſen, erheben ſich in düſterer Abgeſchiedenheit die morſchen Reſte der Burg Morungen, die, um ſie von mehreren eben ſo heißenden andern Burgen zu unterſcheiden, trotz ihrer Zerfallenheit, den Namen Neu-Morungen führt. Wenig bekannt, wird ſie auch wenig beſucht, denn keine belebte Landſtraße führt in ihrer Nähe vorüber, und nur ſelten verirrt ſich der Fuß eines einſamen Wanderers zu dem alten Gemäuer, das ſo viele Jahrhunderte geſehen hat, und deſſen Anblick in uns gar wehmüthige, ernſte Gefühle erweckt.

Wir erſteigen den Berg, auf dem die Ruinen liegen, und gelangen zuerſt an ein Thor, das, überall geborſten, jeden Augenblick zuſammenzuſtürzen droht. Hier und da erheben ſich Reſte der Ringmauer, die an einigen Stellen ſchon ganz und gar eingefallen und in Staub geſunken iſt. Im Innern der Burg angelangt, ſehen wir uns von mehreren Mauerreſten, welche Theile des eigentlichen Wohnhauſes waren, umringt, über welche ſich ein hoher, halbgeborſtener Thurm noch immer kühn in die Lüfte erhebt. Hohe Trümmerhaufen, von Gebüſch und Stauden aller Art überwachſen und umſponnen, zeugen von der ehemaligen Größe und Pracht dieſer gewiß einſt ſehr anſehnlichen Burg, die auch von bedeutender Feſtigkeit geweſen ſein muß, da man, nach dem ſich weiter fortziehenden Bergrücken hin, noch Spuren vieler ehemaliger Außenwerke ſieht, die ſtets durch tiefe Gräben, — welche mit unſäglicher Mühe in den Thonſchieferfelſen, aus dem der Burgberg beſteht, hineingearbeitet ſind, — von der eigentlichen Burg getrennt waren.

Wer die Veſte Morungen erbaute, iſt nicht bekannt, aber es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß ihre Entſtehung in das graueſte Alterthum hinaufreicht. Einer Sage zufolge hielt ſich Karl der Große, in den Kriegen, die er mit den Sachſen führte, oft auf Morungen auf, und aus jenen Zeiten ſollen auch die Verſchanzungen herrühren,

welche man in der Nähe der Burg findet, z. B. die Sachsenschanze *), auf einer nahe gelegenen Anhöhe, wo man noch einen Schutthaufen gewahrt, der mit einem Graben, in welchem uralte Eichen aufgesproßt sind, umgeben ist. — Sehr wahrscheinlich ist es, daß sie erbaut wurde, um bei herannahender Gefahr die in der Nähe liegende mächtige Pfalz Wallhausen schützen zu helfen, denn sowohl die Größe der Burg, als auch die Menge der Befestigungen, bezeugen, daß man auf den Besitz von Morungen einen ganz besondern Werth gelegt haben muß. Daß es, nach der Erzählung des Volks, Grafen von Morungen gegeben, welche die Burg erbaut haben, und so ansehnlich und mächtig gewesen sein sollen, daß ihnen, außer andern Besitzungen, auch die ganze Stadt Sangerhausen gehörte, läßt sich zwar nicht beweisen, aber das ist ausgemacht, daß man eine Familie von Morungen, vielleicht ein burgmännisches Geschlecht, findet, die den Namen von unserer Burg führte, denn in einer vor mir liegenden alten Chronik der nicht weit von Morungen gelegenen Stadt Sangerhausen, sagt der Verfasser **) bei Aufzählung der in Sangerhausen wohnenden adeligen Familien: „In der Stadt haben noch einen Sitz die von Morungen an St. Ulrichs Kirchhofe, und ein Backhaus hinten aus an der Straße gegen dem Riestädter Thor zu. Ob sie es lang gehabt haben, oder ihr Sitz ein Stück vom Nonnenkloster gewesen sei, stehet zu erforschen. Itzo sitzen sie da, und haben über das zu Obersdorf einen Ritterſitz, davon sie Pachtgeld bekommen. Anno 1467 hat gelebt Busso von Morungen, ein Ritter, ist bei der Lehenempfahung der Mannesfeldischen Grafen vom Erzbischof Johann zu Magdeburg als Zeuge gewesen. Anno 1483 hat Görge von Morungen gelebet und zu Riestädt gewohnet, dem ist die Schenke zu Emseloh zu Lehn gegangen. In der Kirche St. Ulrich haben sie unter der Orgel einen Erbstuhl, und unter dem Chor ein Erbbegräbniß, — wie sie vorgeben; — zu St. Jakob einen Weiberstuhl, der nur pro Forma da stehet, ledig und wüste, kömmet das ganze Jahr nicht eine Magd hinein. Vor der Stadt ist etlich Acker, davor sie einen Zins, Rietschart genannt, bekommen, auf Michaelis allezeit. So haben sie auch Zins-Getreidig in der Stadt zu fordern. Ihren Namen finde ich Anno 1367, da wird Herr Heinz von Morungen genennet in Herzogs Magni Brief. Die Hälfte an des Raths Malzmühle ist auch ihr gewesen vor zweihundert Jahren, aber wegkommen. Anno 1627 ist in der Kirche hinten, da die Laterne hänget, — man nennets die Gruft — geleget worden Wolf von Morungen,

*) Einige dabei gelegene Teiche heißen: die Sachsenteiche.

**) Samuel Müller's SUPERINTEND. zu Sangerhausen Chronicka der Uralten Berg-Stadt Sangerhausen, darinnen ꝛc. — Das Buch ist in einem höchst pikanten Tone geschrieben. Der Verfasser scheint sehr bissiger Natur gewesen zu sein, der Jedem etwas anhängt und auch die von Morungen nicht verschont.

der war vor der Peſt Anno 1626 nach Ebersleben in den Gaſthof geflohen, da hat ihn zwar nicht die Peſt, aber doch derſelben Schweſter, die rothe Ruhr, gefunden und weggenommen. Er ſtund wohl ein halbes Jahr in einem Keller ſeines Hauſes, ehe er zur Erden beſtattet wurde, denn die Söhne waren im Kriege, und furchte ſich die Wittib vor dem Sterben, in die Stadt zu kommen, es ſollte erſt Alles wieder gut werden. Die Morungen wollen ein Erbbegräbniß an ſelbigem Ort der Kirche haben, fiel demnach nichts davor. Obs aber wahr ſei, weiß ich nicht. In der Kirche haben die von Morungen unter der Orgel einen Porſtand, der haltich auch erblich und löſefrei ſein ſoll. Melchior von Morungen, der auch Anno 1626 geſtorben, hat drei junge Söhne gelaſſen. Von der Verſtorbenen guten Werken weiß man nichts. Melchior aber hat gemeiner Stadt Rechtfertigungen zugezogen, etliche Hufen Landes dem Stift zum heiligen Geiſt verkauft, und hernach nicht gewähren können, darüber eine Zankſache worden. Seine Söhne ſind einer dem Könige von Dänemark, der andere dem Kaiſer zugezogen im niederſächſiſchen Kriege, und alſo einer den andern zu erſchlagen. Es ſoll dieſes ſich verſucht heißen. Melchior von Morungen iſt ein wüſter Menſch geweſen, den Leuten die Fenſter eingeſchlagen, viel verwundet, die Bürgermeiſter agirt, und auf dem Felde zu Boden geritten, nämlich Bürgermeiſter Johann Klebiſchen. Anno 1635 hielte er Haus, daß er das liebe Brot nicht hatte, kunnte ſich auch nicht länger behelfen, zog davon, und ließ das Gut ſtehen. Heinrich ſein Bruder ein jung Bürſchlein. Es erſtach ihn einer liederlich. Es ſtehet auf dieſen dreien von Morungen das ganze Geſchlecht, gehen ſie ab, als leicht geſchehen kann, gehet das ganze Geſchlecht dahin."

Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß dieſe Familie die Burg Morungen inne gehabt, aber ob ſie jemals Eigenthümer derſelben geweſen ſind, iſt ſehr zweifelhaft, wenigſtens werden ſie nie als ſolche genannt. Wären ſie wirkliche Beſitzer der Veſte geweſen, ſo müßte ſie ihnen in ſehr früher Zeit abgekauft oder entriſſen worden ſein, es iſt daher am Wahrſcheinlichſten, daß ſie nur Burgmänner auf Morungen waren, und ſich, nach damaliger Sitte, davon nannten. Dies wird um ſo wahrſcheinlicher, da wir die Burg immer in den Händen ſolcher Männer finden, die nicht ſelbſt hier hauſen konnten, und daher zu ihrer Vertheidigung einen Burgmann halten mußten.

Einer, jedoch unverbürgten Nachricht zufolge, beſaß ſie im elften Jahrhundert Pfalzgraf Friedrich IV. von Sachſen. Ihm wurde ſie durch Kaiſer Heinrich IV. entriſſen, aber in den Kriegen, die dieſer unruhige Fürſt gegen die Thüringer führte, im J. 1076 zerſtört, jedoch, als Heinrich wieder die Oberhand erhielt, augenblicklich wieder aufgebaut.

In den letzten Jahren des elften Jahrhunderts finden wir Morungen im Beſitze des Grafen Wiprecht von Groitzſch. Im Bene-

dictinerkloster Pegau, welches von Wiprecht im J. 1094 gestiftet worden ist, sollen noch vor nicht gar langen Jahren folgende Worte über seinem Bildnisse zu lesen gewesen sein:

Wipprecht, Graf zu Grötsch, Marggraf zu Lausnitz, Graf zu Eckartsberge, Herr zu Budissin, Nisin und Morungen.

Als im J. 1110 der Graf von Groitzsch, Wiprecht II., seinen Sohn Wenzel, der in Gefangenschaft gerathen war, auslösen wollte, mußte er an Kaiser Heinrich V. viele Besitzungen, und unter ihnen auch Morungen, abtreten. Der Kaiser belehnte nicht lange nachher den Grafen Hoyer von Mannsfeld damit, jedoch nur auf Lebenszeit, weshalb derselbe auf Erhaltung und Verschönerung der Burg nicht viel verwendet haben wird. Im J. 1330 brachte sie Graf Heinrich von Hohenstein an sich, dessen Nachkommen sie bis zum J. 1401 behielten. Im genannten Jahre verpfändete sie Graf Heinrich II. von Hohenstein mit Vorwissen seiner Söhne, der Grafen Heinrich, Günther und Ernst, für 3787 Gulden, an seine Vettern und Schwäger, die Grafen von Mannsfeld, woraus im J. 1408 ein förmlicher Kauf wurde.*) Im J. 1466 wies Kaiser Friedrich III. die Grafen von Mannsfeld wegen der Lehen über die eine Hälfte des Schlosses Morungen und der dasigen Bergwerke, an das Haus Sachsen, und im J. 1487, nach dem Tode des Churfürsten Ernst, belieh dessen Bruder, Albrecht, die Grafen von Mannsfeld mit dem halben Theile des Schlosses Morungen, sammt allen dazu gehörigen, ziemlich weitläufigen Besitzungen.

Im J. 1512 geriethen die Grafen von Mannsfeld mit dem Herzog Georg von Sachsen in Streit wegen der Berggrenzen, die bei dem „Hohlbrunnen" sein sollten, aber sich nicht genau bestimmen ließen, weil die Mahlsteine aus der Erde gerissen, und die Mahlbäume weggebrannt worden waren, ohne daß man den Thäter entdecken konnte. Es wurden deshalb im Januar des Jahres 1525 Zusammenkünfte in Sangerhausen gehalten, durch die man aber nicht zum erwünschten Ziele kam, doch wurden die Mißhelligkeiten später auf gütlichem Wege beigelegt.**)

Da die Veste mehrere Jahrhunderte hindurch aus einer Hand in die andere ging und aus eben diesem Grunde kein Besitzer auf ihre Erhaltung etwas verwendete; so war es nicht zu verwundern, daß sie schon in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts sehr verfallen war. Da auch die spätern Besitzer sie nur immer wiederkäuflich erwarben, und sich ihrer auch nicht weiter annahmen, so ist es allein nur dadurch zu erklären, daß diese einst so mächtige

---

*) cf. Mannsfeldische Chronik, pag. 353.

**) Viele interessante Mittheilungen über die Burg werden wir noch erhalten, wenn einst die Geschichte der Grafschaft Mannsfeld einen tüchtigen Bearbeiter findet. Die Geschichte der Grafen von Mannsfeld von L. F. Niemann (Aschersleben 1834) ist ungenügend.

Veſte kaum noch die äußern Umriſſe ihrer ehemaligen Größe aufzuweiſen vermag. Dennnoch ſind ihre Reſte des Beſchauens ſehr werth, der Berg aber, auf dem ſie in ſtiller Einſamkeit trauern, verdient beſucht zu werden, wenn auch ſchon lange von der Burg kein Stein mehr zu erblicken ſein wird, denn die Ausſicht von dieſer Höhe in die mit allen Reizen der Natur geſchmückte Gegend iſt eine der anziehendſten, die ich kenne. Kein Reiſender, beſonders aber keiner von denen, welche die nahegelegene, — auch nur durch ein im grauenſten Alterthume wurzelndes Volksfeſt, auf welches mehrere Dichter aufmerkſam machten, bekannt gewordene Ruine Queſtenberg beſuchen, ſollte ſich verdrießen laſſen, nach Morungen zu wandern, um ſich an dem Blicke auf eine der ſchönſten und romantiſchſten Gegenden Deutſchlands zu weiden. Ganz dicht am Fuße des Berges liegt zwiſchen hohe Berge tief hinabgeſenkt das Dorf Morungen, in deſſen Nähe ſonſt Bergbau auf Kupferſchiefer betrieben wurde, und das, ſo wie die Burg, jetzt der Familie von Eberſtein gehört. Gerade vor uns liegt die goldene Aue und die fruchtbare Riethgegend, und der Blick weilt mit Entzücken auf den wallenden Saatfeldern, den üppig grünen Triften, den waldbewachſenen Höhen, und unzähligen Dörfern und Flecken freundlichen und wohlhäbigen Ausſehens. Rechts grüßt die alte Warte der Burg Kyffhauſen zu uns herüber, weiter hin die Ruine der Rothenburg, und unſere Augen verfolgen die Bergzüge aufwärts bis zum Eichsfelde, wo der mächtige Höhenzug des mir in den letztern Jahren meines Lebens ſo liebgewordenen Ohmbergs zwiſchen der alten Grafſchaft Hohenſtein und dem Eichsfelde Wache hält, links vom Kyffhäuſer ſehen wir die Ruinen der Sachſenburg und in weiter Ferne die blauen Höhen des Thüringer Waldes, ſammt dem Inſelsberge. Steht man an einem ſchönen Tage einſam auf dieſer Höhe, umgeben von den Trümmern der Vorwelt, ſo fühlt man ſich von ſtiller, heiliger Wonne erfüllt. Fern von dem kleinlichen Treiben der Alltagswelt ſchwebt unſer Geiſt, von heiligen Gefühlen bewegt, zum Höchſten empor, und fühlt ſich geſtärkt und geſtählt, mit neuer Kraft den Mühen und Kämpfen, welche das Leben jedem Sterblichen beut, muthig entgegen zu gehen.

E. Duval.

Kloſter Dietenborn.

Dort ſtand mit ſchlanken Kuppeln,
Von Blumen rings umgrünt,
Ein Kloſter ſtill und feierlich,
In dem man Gott gedient;
Doch ſchweigt ſchon lange der Geſang,
Es tönt nicht mehr der Glocke Klang.

△

Einſam und abgeſchieden von dem Treiben der Welt, liegt etwa vier Stunden von Nordhauſen, und anderthalb Stunden von Bleicherode, in der Nähe des alten Schloſſes Lohra, in einem friedlichen Thale, Dietenborn, ſonſt ein Kloſter, jetzt ein Erbpachtsgut.

Die Nachrichten über das Kloſter ſind im Ganzen ſehr dürftig. Nicht nur iſt uns der Stifter des Kloſters unbekannt, — obgleich zu vermuthen iſt, daß es die Grafen von Lohra gegründet haben — ſondern wir wiſſen auch von ſeinen innern Verhältniſſen nicht das Geringſte. Paul Jovius im Chronicon Schwarzburgicum erzählt, daß der heilige Bonifacius bis in dieſe Gegend vorgedrungen ſei, den Dienſt der Göttinn Lohre vernichtet, zu Ehre eine Capelle errichtet, an dem Orte, wo jetzt Dietenborn liegt, die Bewohner der Gegend verſammelt, belehrt, aus einem „Bornn" getauft, zur Erinnerung an dieſe Taufe bei dem Brunnen ein Kloſter errichtet, und daſſelbe „Dietenborn" genannt habe. Spätere Schriftſteller, z. B. Schmaling (im Hohenſtein'ſchen Magazin) ſuchen dieſe Behauptung dadurch zu unterſtützen, daß ein Feldweg in der Gegend von Dietenborn noch heute der „Bonifaciusgang" genannt werde, allein die jetzigen Bewohner des Kloſters konnten ſich, als ich darnach forſchte, nicht entſinnen, einen Weg, der ſo genannt werde, in der Umgegend zu haben.

Die erſte ſichere Nachricht, welche wir von Dietenborn haben, ſtammt aus dem Jahre 1186, als der Erzbiſchof von Mainz dem-

ſelben einige Privilegien ertheilt. (cf. Pauli Jovii Chron. Schwarzburg. pag. 157). Später finden wir es öfterer erwähnt, doch ſind die Notizen über daſſelbe faſt ſtets nur von geringem Intereſſe. Landgraf Albrecht der Unartige belehnte im J. 1299 den Grafen von Hohenſtein, Dietrich III. und deſſen Bruder, aus Dankbarkeit dafür, daß ſie ihm viel Anhänglichkeit bewieſen und ihm namentlich gegen ſeine Söhne beigeſtanden hatten, mit der Voigtei über das Kloſter Dietenborn. Seit dieſer Zeit nahmen ſich die Grafen von Hohenſtein des Kloſters an, und ließen ihm mancherlei Beneſizien zufließen. So ſchenkten, wie uns ebenfalls Paul Jovius berichtet, die Brüder Dietrich VI. und Ulrich, Grafen von Hohenſtein, und ihr Vetter, Graf Heinrich, „dem Gotteshauſe zu Dietenborn, gutwillig und aus chriſtlicher Andacht," das Pferd, welches das Kloſter bis zu dieſer Zeit den Grafen von Hohenſtein alljährlich hatte liefern müſſen. — Im J. 1377, den Sonntag nach Gregorii, ſchenkt Graf Heinrich VIII. von Hohenſtein, „der Kahle," oder „der mit der rothen Platte" genannt, welcher, bei der Theilung der Grafſchaft Hohenſtein, zu ſeinem Antheile Lohra und Clettenberg erhalten hatte, aus „ſonderbarer Andacht," für ſich und ſeine beiden älteſten Söhne, dem Kloſter Dietenborn einige Zinſen mit der Bedingung, daß davon eine ewige Lampe unterhalten werden ſolle.

Als Thomas Münzer ſich anſchickte, nach der Grafſchaft Stolberg zu ziehen, ergriff die Flamme des Aufruhrs auch die Gegend bei Lohra. Die Landleute rotteten ſich zuſammen, und die erſte That, welche ſie auszuführen beſchloſſen, war die, das Kloſter Dietenborn zu überfallen. Noch zu ungeübt in dem ſchrecklichen Handwerke, das ſie eben erſt zu treiben begannen, brannten ſie Dietenborn nicht nieder, ſondern begnügten ſich damit, es bloß rein auszuplündern, was ſie auch ohne Widerſtand ausführten, da die Nonnen, bei dem Herannahen des drohenden Gewitters, geflohen waren. Sie kehrten auch nach Beendigung des Bauernkrieges nicht zurück, und weil Niemand ſich berufen fühlte, auf die Erhaltung oder Wiederherſtellung des Kloſters etwas zu verwenden; ſo glich es ſchon nach wenigen Jahren einer Ruine, und würde ſeinem gänzlichen Ende mit ſchnellen Schritten entgegen gegangen ſein, wenn nicht die Grafen von Hohenſtein im J. 1546 angefangen hätten, die Reformation in ihrem Lande einzuführen, die meiſten Klöſter zu ſäculariſiren, und im J. 1556 auch Dietenborn förmlich in Beſitz zu nehmen.

Es blieb nun ein Eigenthum der Grafen von Hohenſtein bis 1593. Als in dieſem Jahre der letzte Graf von Hohenſtein, Ernſt VII., im Kloſter Walkenried ſtarb, nahmen Schwarzburg und Stolberg die hohenſteiniſchen Lande, und alſo auch Dietenborn, in Beſitz, wozu ſie auch, da ſie mit den Grafen von Hohenſtein eine Erbverbrüderung geſchloſſen hatten, berechtigt waren; aber ſchon am andern Tage ließ Heinrich Julius von Braunſchweig, Biſchof

von Halberstadt, unter dem Vorwande, daß Lohra und Clettenberg mit allen Zubehörungen Stiftslehen seien, beide Schlösser mit gewaffneter Hand einnehmen, die Diener der Grafen vertreiben, und diejenigen, welche nicht gutmüthig weichen wollten, als Gefangene nach Braunschweig abführen.

Obwohl die Grafen von Schwarzburg und Stolberg im besten Rechte waren, mußten sie doch der Gewalt weichen, sie klagten aber beim Reichskammergerichte, und da dasselbe dem Herzoge Friedrich Ulrich von Braunschweig Vorstellungen machte; so erbot sich dieser endlich nicht nur, die Aemter Lohra, Dietenborn und die Stadt Bleicherode sammt allen Pertinenzien, an die Grafen von Schwarzburg und Stolberg abzutreten, sondern versprach auch, daß sie, sobald die Wolfenbüttel'sche Linie ausstürbe, auch das Amt Clettenberg wieder erhalten sollten, wenn sie nur die Erklärung abgeben würden, daß sie dasselbe von den übrigen Linien des Hauses Braunschweig zu Lehn nehmen wollten.

Die Grafen, welche froh waren, wieder zu ihrem Eigenthume zu gelangen, gingen auf die gestellten Bedingungen ein, und sahen freudigen Herzens dem Zeitpunkte entgegen, wo sie wieder in den Besitz der ihnen gewaltsam entrissenen Güter treten würden.

Im J. 1630, wo die Kaiserlichen in unserer Gegend die Oberhand hatten, eröffnete sich für die Katholiken die Aussicht, die Klöster und auch Dietenborn, das sich damals in den Händen eines Herrn von Gladebeck, wahrscheinlich desselben, welcher Mönchslohra besaß, (s. diesen Art.) befand, wieder in ihre Gewalt bekommen und mit Ordensleuten besetzen zu können.

Ein noch vorhandener Brief des Abtes Christoph von Walkenried an den Propst des Klosters Annrode, giebt uns darüber nähere Auskunft, und theilt uns auch mit, daß Dietenborn mit Cistercienserinnen besetzt war, was man bisher noch nicht wußte. Der Brief enthält Folgendes:

> Hochwürdiger, in Gott andächtiger, hochgeehrter Herr und Vater, deme wünsche ich aus söhnlichem herzen fröhliche Ostern und alle glückliche wohlfart.
>
> Demnach mir beyde Klöster unsers Ordens Tittenborn und Mönchslohr von dem oberhauptmann der grafschaft hohnstein nächster tages eingeliefert werden sollen und ich gesinnet auf das baldest, als möglich und wenn es seyn kann, auf zukünftigen herbst Kloster Jungfrauen in das eine zu setzen, auch ich mit dem herrn oberhauptmann dahien gehandelt, dass er das Sommerige Feld zu Tittenborn bestelle und alsdann so wohl von diesem, als auch von dem winterigen etwas gewisses und ehrliches dem Kloster erstatte, wie er denn eingewilliget, so bleibet gleich wohl Mönchslohr wegen dessen von Gladebeck Saumseligkeit unerbauet sintemahl er etwas weniges über Winter bestellet und wenig auch zur Sommersaat umgerissen, weilen ich dann gesinnet mit gutem rath meines hoch-

geehrten herrn und vaters aus dem Kloster Anroda Jungfrauen nach Tittenborn zu führen und solche wieder in's künfftige ihnen eingeraumet können werden, wollte ich meinen Herrn gebethen haben, die Domina zu Anrode dahien zu vermögen, daſſ sie mit einem oder Paar Spann ochſen sammt dem Same gersten und habern wollte byspringen, und also ihren Klosterjungfrauen und künftigen Dominae, so aus ihrem Conventu genommen soll werden, wolle anhelffen. Ich will mein mögliches dabey thun, daſſ die maturation beschehe mit Einführung der Klösterjungfrauen in das eine, denn in dem andern gar keine accomodation, sonsten wenn man nicht hilft, und die Klöster besetzt, ist sorglich, daſſ die schwarzen Raubvögel mit, scit quid velim, mögten darein als in derelictis einnisten. Will per interpositionem Ew. Hochwürden bey der Domina zu Anroda in diesem Fall hilfreichende hand zu der Ehr des heiligen ordens und dann auch ihrer selbsten gewärtig sein, weilen noch zeit zu Bestellung des Felds vorhanden, und thue mich meinem hochgeehrten Herrn und vater söhnlich empfehlen. Walkenried den 7ten Aprilis 1630.

Meines hochgeehrten Herrn
gehorsamster Sohn Fr. Christophorus Abbus.

Da die Angelegenheiten der Kaiserlichen bald darauf eine für sie unglückliche Wendung nahmen; so konnte der Abt von Walkenried seinen Plan, Dietenborn wieder in ein Kloster umzuwandeln, nicht erreichen, und „die schwarzen Raubvögel" behielten also die Oberhand, ja, sie scheinen gar nicht aus ihrem Horste gewichen zu sein; aber auch sie mußten ihr Eigenthum in dem Augenblicke verlieren, in welchem sich ihnen die Aussicht eröffnete, Vieles von dem Verlorenen wieder zu erhalten.

Es erlosch nämlich mit Herzog Friedrich Ulrich die Wolfenbüttel'sche Linie, als sich aber die Grafen von Schwarzburg und Stolberg, dem Vertrage mit Herzog Friedrich Ulrich gemäß, in den Besitz von Clettenberg setzen wollten, erschien der Graf von Metternich, und nahm am 30. April 1636 nicht nur Clettenberg, sondern auch Lohra ein, besetzte beide Schlösser mit Soldaten, jagte die gräflichen Diener fort, und behielt sogar alles dasjenige, was er an Vieh und Getreide, welches doch jedenfalls den Grafen gehörte, auf den Schlössern vorfand.

Wie schon bei der Geschichte Hohenstein's, Lohra's und Clettenbergs erzählt worden ist, erhielt im westphälischen Frieden Brandenburg, als Vergütigung für die aufgeopferten Vorpommerischen Lande, die Herrschaft Lohra und Clettenberg, und auf diese Weise kam auch das in der Herrschaft Lohra gelegene Kloster Dietenborn an den Churfürsten von Brandenburg, der den Werth der Herrschaften Lohra und Clettenberg nicht kannte, und dieselben an den Grafen Johann von Sayn und Witgenstein gab, aus Dankbarkeit

dafür, daß derselbe als brandenburgischer Gesandter beim westphälischen Frieden den Vortheil des brandenburgischen Hauses sehr eifrig wahrgenommen, und dem Churfürsten auch bedeutende Vorschüsse gemacht hatte. Da beide Herrschaften mit bedeutenden Schulden behaftet waren; so sahen die Grafen von Witgenstein kein anderes Mittel, sie zu tilgen, als einzelne Stücke ihrer neuen Besitzung zu verpfänden, und so gaben sie denn auch Dietenborn an den Kriegsrath Paul Hafner, der es noch im J. 1664 inne hatte. Die Kirche in dem benachbarten Dorfe Groß-Berndten, in welches Dietenborn, das nur das Capellenrecht noch beansprucht, seit seiner Säcularisation eingepfarrt ist, bewahrt noch ein Andenken an ihn, nämlich einen schönen, silbernen und stark vergoldeten Kelch, an welchem die Worte stehen:

> Anno MDCLXIV hat der Herr Kriegsrath Paul Hafner und Fr. Gertraut Elisabeth von Drebber als jetzige Einhabern des Klosters Dietenborn diesen Kelch verehrt. D. G. B. K. *) —

Wie die Churfürsten von Brandenburg den Werth der Herrschaften Lohra und Clettenberg endlich einsahen, und dieselben zurückverlangten, wie die Grafen von Witgenstein sich lange sträubten, aber doch endlich durch Güte und Gewalt zur Herausgabe gezwungen wurden, ist schon in diesem Werke erzählt worden; wir brauchen daher nur noch zu bemerken, daß, als die Herrschaften Lohra und Clettenberg in den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts wiederum an das preußische Haus kamen, Dietenborn in ein Domainenamt, welches die Dörfer Groß- und Klein-Berndten in sich begriff, verwandelt wurde.

Im J. 1760 kam Dietenborn an die Herren von Hagen, welche für ihre Arbeiter eine Anzahl Häuser anbauen ließen. In neuern Zeiten ist es in den Besitz der Familie Felber gekommen.

Schon Anfangs wurde erwähnt, daß Dietenborn seinen Namen von einem „Borne" oder Brunnen erhalten haben soll. Ein solcher ist noch vorhanden, ist mit Quadersteinen eingefaßt, und liefert ein reichliches Wasser.

Das Kloster muß einen bedeutenden Umfang gehabt haben, denn alle Amtsgebäude und sämmtliche Scheuern und Ställe sind auf alte Kloster- und Kirchenmauern errichtet, auch sprach der Inspector Schmaling (Herausgeber des Hohenstein'schen Magazins,) noch viele Leute, welche ganz genau anzugeben wußten, wie weit sich die Ruinen erstreckten. Noch im J. 1760 sahen sie an der Klosterschenke, die etwa vierhundert Schritte vom Amtshause entfernt liegt, einen großen Bogen, der jedenfalls den Eingang zum Kloster bildete, außerdem hat man in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts in den Gärten des jetzigen Amtes viele Grund-

*) D. G. B. K., das heißt: Die Gross-Berndtische Kirche.

mauern ehemaliger Gebäude, die nicht unbedeutend gewesen sein konnten, aufgefunden.

Das neue Amtshaus wurde im J. 1772 erbaut, und man nahm dazu die besten Steine von den alten Klostergebäuden, so daß das klösterliche Aussehen, welches Dietenborn bis zu jenem Jahre bewahrt hatte, fast gänzlich verschwand.

In der Umgegend von Dietenborn finden sich viele Petrefacten, Muscheln, Bonifaciuspfennige, Ammonshörner und dergleichen mehr.

C. Duval.

Das Okerthal.

Ihr Berge mit dem waldbekränzten Haupt,
Ihr dunklen, wilderhab'nen Felsenhöhen,
Empfanget mich, und laßt mich noch einmal
All eure tausend wilden Reize sehen.

Hier hingestreckt am rauhen Felsenhang,
Will ich den Geistern dieser Wildniß lauschen,
Indeß der Himmel sich in Trauer hüllt,
Und schwermuthsvoll des Waldes Zweige rauschen.

Eine Stunde von Goslar entfernt liegt, zwischen sanftgewölbten Anhöhen versteckt, der bedeutende harzische Hüttenort Oker, welcher seinen Namen von einem Flusse erhalten hat, der am Bruchberge, zwischen Andreasberg und Altenau, entspringt, durch Altenau fließt, das Kalkwasser aufnimmt, das Schulenburger Thal durchfließt, an dem Dorfe Schulenberg und der dabei liegenden Silberhütte vorüberrauscht, das weiße Wasser aufnimmt, und, nach einem vierstündigen Laufe innerhalb des Gebirges, bei der Messinghütte in Oker aus dem Gebirge tritt, nachdem er den sehr weitläufig gebauten Flecken Oker in zwei Theile, in die „Communion-Oker," und die „einseitige Oker" getheilt hat. Die Communion-Oker liegt am rechten Ufer des Flusses, hat gegen sechzig Häuser mit ungefähr fünfhundert Einwohnern, und gehört Hannover und Braunschweig gemeinschaftlich, daher ihr Name Communion-Oker. Der Theil von Oker, welcher auf dem linken Ufer des Flusses liegt, gehört Braunschweig allein, weshalb er die Benennung „einseitige Oker" erhalten hat.

Die Communion-Oker enthält sehr viele, eben so wie der Ort gemeinschaftliche Hüttenwerke:

1) Das Messingwerk, welches im J. 1756 angelegt wurde

und gegen dreißig bis vierzig Menschen beschäftigt. Das hiesige Messing wird aus schlesischem Zink und aus Kupfer, welches über Drontheim in Schweden in den Handel kommt, zusammengesetzt, denn das Rammelsbergsche Kupfer ist zu den feineren Messingsorten unbrauchbar, und die Hütte bei Lauterberg liefert jährlich nur gegen drei- bis vierhundert. Die Beschickung besteht für einen Guß in vier Tigeln aus fünfhundert Pfund Garkupfer, zweiundvierzig Pfund alten Kupfers und fünfundzwanzig Pfund Zink.

Zu dem Messingwerke gehören:

a) Die Gießerei mit drei Schmelzöfen zu Anfertigung der Messingtafeln und zwei kleinen Tigelöfen. Das Messing wird hier durch Zusammenschmelzung von Kupfer und Galmei erzeugt, und zwischen großen, länglichen, viereckigen, inwendig geebneten Granitsteinen in Platten gegossen, welche nachher zu verschiedenem Behufe, theils nämlich auf einem Drathzuge zu Messingdrath aller Art, theils zu Messingkesseln in einem eignen dazu bestimmten Kesselbereithause verarbeitet werden;

b) die neue Walzhütte mit Walzen und Glühöfen für Kupfer und Messing;

c) das alte Walzwerk mit einem Bohr- und Drehwerke, in welchem sich auch Scheibenzüge für Messingdrath befinden. Es liefert Messingblech, Kupferblech und Rollenblei, und steht, sammt dem Kupferhammer zu Oker, unter der Administration der Berghandlung zu Hannover;

d) eine Drathzieherei;

e) zwei Kesselwerkstätten;

f) das Bereithaus und der Schabeboden;

g) ein Magazin.

2) Die Frau-Marien-Saigerhütte, oder die sogenannte Okerhütte, das größte Silberhüttenwerk des Unterharzes, auf welchem die Schätze des Rammelsberges verschmolzen werden. Die Rammelsbergschen Erze werden wegen ihrer Festigkeit weder ausgeklaubt, noch gepocht, sondern in Blei- und Kupfererze und in Schwefelkiese gesondert, sodann aber unter freiem Himmel dreimal geröstet. Das Schmelzen geschieht auf mehreren Blei- und Kupferöfen, einem Kupferfrischofen, einem Treibofen zum Silberabtreiben, einem Treibofen zum Kupfersteinverblasen und zum Kupfergaarmachen, fünf Saigerheerden, einem Darrofen, einem kleinen Gaarheerde, und einem Glattfrischofen, — und man gewinnt durch alle die verschiedenen Operationen: Brandsilber, Kaufglätte, Frischblei, Gaarkupfer, Zink und Schwefel. Die Kupferlauge wird nach Goslar gefahren, und dort versotten.

3) Der Kupferhammer, auf welchem jährlich gegen sechshundert Centner Kupfer verarbeitet werden.

4) Das Gold-Scheide-Laboratorium, in welchem die Scheidung des Goldes aus dem gewonnenen Blicksilber bewirkt wird. Das Rammelsbergsche Silber enthält nämlich $\frac{1}{24}$ Theil

Gold, und man erhält jährlich gegen dreitausend Mark Brandsilber und gegen sieben bis acht Mark Gold.

5) Das Bereithaus, in welchem die kupfernen Schalen zu den Kesseln bereitet werden. —

Die einseitige oder braunschweigsche Oker liegt an dem linken Ufer der Oker, hat gegen sechzig Häuser und über vierhundert Einwohner, und hat eine Ausdehnung von wenigstens einer halben Stunde. Sie besteht:

a) aus der eigentlichen Oker, die den Bezirk am linken Ufer des Flusses ausmacht, eine Mahl- und Sägemuhle am Sudmerberge enthält, und eine sehr ansehnliche Papiermühle besitzt, bei der sich die Abzucht*) mit der Oker vereinigt, und die ihr Wasser aus dem Stollen, den Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig an der Oker ansetzen ließ und nach dem Rammelsberge führen wollte, der aber nicht vollendet worden ist, bekömmt.

b) aus der Schlecke, welcher Theil nach Goslar zu liegt, und einen Kupferhammer, der einem Privatmanne gehört, eine Walk- und drei Oelmühlen enthält.

c) aus dem Osterfelde, einem Häuserbezirke, welcher vor dem breiten Thore von Goslar liegt. —

Wenn man alle die Gebäude, welche dem Gewerk dienen, besucht, wenn man alle Schmelzhütten voll qualmender Oefen und dampfender Heerde, alle Schmiedehäuser und Hammerwerke, Messinghütten und Kesselfabriken beschaut; so wird man von dem Rauschen der Wasser, dem Klappern und Knarren der Räder, dem Pfeifen der Blasebälge und dem Pochen der Hämmer ganz betäubt, so daß man sich wohl fühlt, wenn man die Stätten, auf denen der menschliche Fleiß sich unabläßig abmüht, hinter sich hat, und hineinwandelt in das Thal, das in wilder Schönheit uns entgegentritt, und in welchem nur die Stimmen der Natur laut werden.

Unter den schönen Thälern, welche das Harzgebirge aufzuweisen hat, verdient das Thal, in welches man bei Okker tritt, und das daher das Okerthal heißt, einen der ersten Plätze. Die Oker, eines der bedeutenderen Harzflußchen, strömt, mit dem frischen Reize eines Gebirgswassers, in Schlangenwindungen durch das wilde, schöne Thal, hier sich zwischen zackichtem Gestein brausend hindurchdrängend, dort über zertrümmerte Granitblöcke rauschend. Jeder Freund großartiger Gebirgsscenen wird sich durch einen Gang in dies Thal reich belohnt fühlen. Wild thürmen sich auf beiden Seiten die Steinwände empor, wie von Riesenhänden gespalten und hin-

*) Mit dem Worte „Abzucht" bezeichnet der Bergmann eigentlich den Abfluß des Wassers aus einem Stollen; — hier aber ist ein Wasser gemeint, das am Rammelsberge entspringt, von dem Punkte an, wo sich die Wasser des obern Rammelsbergischen Stollens damit vereinigen, Abzucht heißt, durch Goslar läuft, daselbst die Gose aufnimmt, an der nördlichen Seite des Osterfeldes hinfließt und 1 Stunde von Goslar in die Oker fällt.

geworfen ragen ringsumher hohe Granitfelsen, und aus den düster beschatteten Tiefen steigen thurmähnliche Steinmassen in die Lüfte, die von Baumgruppen umwachsen, durch dichte Laubwaldung umgürtet, und mit hier und da an dem Geklipp wachsenden Tannengebüsch geschmückt sind. Am Bemerkenswerthesten sind die Granitfelsen des Ziegenrückens und der Studentenklippe, die Kalkfelsen der Rohmkeklippe, und die Grauwackenfelsen der Juliusstau. Wem es an Zeit oder Lust gebricht, das ganze Thal zu durchwandern, was jedoch kein Reisender unterlassen sollte, der besuche wenigstens den Ziegenrücken, welcher in seiner Zerrissenheit ein Musterbild wildester Naturschöne abzugeben vermag. Er liegt an der rechten Thalwand, und man erreicht ihn von Oker aus recht gut in einer Stunde. Auf seine Höhe und zu allen schönen Punkten desselben führen gut geebnete Fußwege, an abschüssigen oder einigermaßen gefährlichen Stellen finden wir sichernde Geländer, und überall, wo man sich eines ausgezeichneten Umblickes erfreuen kann, treffen wir Ruhesitze und Anlagen aller Art, welche den Eindruck, den die Umgebungen auf uns machen, durchaus nicht stören, sondern den Naturgenuß nur erleichtern und erhöhen, wofür ein jeder Harzreisende dem Schöpfer derselben im Herzen gewiß recht dankbar sein wird.

Auf dem Ziegenrücken finden wir eine Masse kühn aufgethürmter und wild durcheinander geworfener Granitfelsen, und man hat von ihm eine Aussicht, die schauerlich, erhaben und schön ist, je nachdem wir thalaufwärts auf die grotesken Felsenmassen blicken, oder thalabwärts in die sonnigen Ebenen des dörferreichen Flachlandes, in dessen Hintergrunde sich Braunschweig klar und deutlich vor den entzückten Blicken ausbreitet. Wie wohl fühlt man sich, wenn man dem Menschengewühl und seiner Plage entrückt, auf dem Gipfel dieses Berges steht, am Busen der Natur, die Jeden, der ihr mit empfänglichen Herzen entgegen tritt, mit Liebe bewillkommt. In die Einsamkeit dieser Felsengipfel, dieser schauerlichen Thalgründe, muß sich begeben, wen das Leben belastet oder langweilt, wen die Erbärmlichkeit der Menschen anekelt, wen die Kleinlichkeit derselben mit Verachtung und ihre Bosheit mit Abscheu erfüllt, — hierher muß gehen; wer sich allein fühlt in der vollen, reichen Welt, — und er wird genesen, denn mitten unter diesen hohen Felsen und Bergen schleicht sich in unser Herz eine Resignation, in der alle Ansprüche der eitlen Brust erlöschen, man versinkt in ein Vergessen alles Kleinlichen, was uns in der Vergangenheit wichtig erschien, und wird in eine Stimmung versetzt, in der man gesundet, und wie ein Neuerstandener zum Leben muthig zurückkehrt.

Wer von Clausthal aus nach der Okerhütte wandert, dem bietet sich eine Anzahl sehr malerischer Punkte dar. Einen derselben findet man in Dr. Zimmermann's Werke: „Anleitung zur Bereisung des Harzgebirges" abgebildet. Wenn man von Clausthal kommend, unterhalb der Schulenburger Hütte, die Juliusstau, einen engen Felsenpaß, durch welchen der Fluß gezwängt wird, passirt ist,

so zieht sich der Weg allmählich bergab, bis man völlig an das Ufer des Flusses hinabkommt. An dieser Stelle, wo links vom Berge ein klares Wässerchen herunterrieselt, unter Moos und Steinen in dichtem Gebüsch versteckt, erhebt sich rechts, jenseits der Oker, die steile, mehrere hundert Fuß hohe, felsige, meist aber mit üppigen Kräutern und Birkengebüsch bewachsene Wand des Ahrensberges, von der man im Bilde nur den Fuß sieht. Die Mitte des Bildes nimmt der spitze Vorsprung des Hutberges ein, wo die Rohmke sich mit der Oker vereinigt. Links von diesem streben die schroffen, zum Theil mit hohen Fichten bewachsenen Wände der zackigen Marmorfelsen des Okerthals empor. Der Fluß ist hier minder reißend, als an andern Stellen und seine Ufer sind mit saftigem Grün bekleidet.

Das Hauptgebirge, dem man im Okerthale begegnet, ist isabellfarbiger Granit. Das Bett der Oker ist voll zackiger Granitfelsen, zwischen denen ungeheure Granitblöcke und große Grauwackengeschiebe liegen. Die Rohmkerklippen bestehen aus schwarz und weiß gestreiftem Marmor, der recht gut benutzt werden könnte, aber bis jetzt nicht benutzt wird.

C. Duval.

Die Kelle.

Nur frisch, ihr Herrn und Damen! Gleich
Sind wir an unsrer Höhle.
Seht da! — Nicht wahr, es fährt auch Euch
Ein Schauer durch die Seele?

von Göckingk.

Keine Höhle in Deutschland, vielleicht in ganz Europa, kann sich eines schöneren Eingangs rühmen, als ihn die bekannte Höhle: die Kelle, noch vor einigen Jahren aufzuweisen hatte; wenigstens haben Männer, welche fremde Länder gesehen, und besonders das an schönen Höhlen reiche Italien durchwandert hatten, einstimmig erklärt, bei keiner andern einen schönern, romantischeren Eingang gefunden zu haben. Sie wurde deshalb auch von jeher alljährlich von unzähligen Fremden besucht, und wird es noch heute, obwohl sie in den letzten vier Jahren an Schönheit bedeutend verloren hat.

Zwischen den Städten Nordhausen und Elrich, und zwar von ersterer zwei, von letzterer eine Stunde entfernt, liegen einige von Eichen und Buchen beschattete Berge, die nach Süden hin aus hohen, weißen und sehr schroffen Felsenwänden bestehen, von deren Rande man die Aussicht auf eine sehr schöne Landschaft hat. Im Innern dieser Felsberge, in dem Walde, welcher das Kell- oder Kehlholz genannt wird, liegt die Kelle*), oder die „neue Kelle,"

*) Man hat schon oft die Frage aufgeworfen, woher wohl der Name: „die Kelle" entstanden sein möge? Der eigentliche Name der Höhle ist aber nicht: die Kelle, sondern: die Kehle, d. h. der Schlund, Abgrund. Das ganze Gehölz, in welcher die Kelle liegt, heißt auch: das Kehlholz, und ein nahegelegener Erdfall: der Kehlsumpf. Hinlänglich bekannt ist auch: die Heimkehle, eine sehr merkwürdige Höhle im Stolberg'schen, von der weiter unten die Rede sein wird.

denn es giebt nahe dabei noch eine „alte Kelle," welche wahrscheinlich früher eine ähnliche Höhle war, jetzt, von schroffen Felsenwänden eingefaßt, unter freiem Himmel liegt, ovalförmig gestaltet und theilweise mit Wasser angefüllt ist, dessen Tiefe man bis jetzt noch nicht ergründet hat.

Wer die Kelle zum ersten Male besucht, wird wunderbar überrascht sein, denn man sieht sich plötzlich vor einer ziemlich bedeutenden Vertiefung, aus der eine Felsenwand von blendend weißem Gyps, die von dem schönen Grün der Gebüsche und überhangenden Bäume malerisch geschmückt wird, senkrecht emporsteigt. Tief unten in dem steilen Felsen zeigt sich das Portal der Höhle, welches wenigstens achtzig Fuß hoch ist. Ein unheimlicher See streckt sein Wasser in das Innere der Höhle hinein, und um an den Rand desselben und zum Eingange der Grotte zu gelangen, muß man etwa hundert Schritte abwärts steigen, was jedoch mit der größten Vorsicht geschehen muß, damit man an dem steilen, schlüpfrigen Abhange nicht in's Laufen kommt, und etwa gar in den tiefen See hineingeräth. Ist man endlich unten angelangt; so blickt man nicht ohne ein geheimes Grauen in das Innere der Höhle hinein. Eine eisige Kälte, die theils durch die Wasser des See's, theils durch die in Gypshöhlen immer bemerkbaren sauern Dünste erzeugt wird, strömt uns entgegen, und wer daher nicht Lust hat, sich zu erkälten, der wird wohl thun, sich oben auf der Höhe erst gehörig abzukühlen. Das Innere der Höhle ist ungefähr dreihundert Fuß lang, gegen zweihundert und sechzig Fuß breit, wenigstens hundert und funfzig Fuß hoch, und die Decke hat eine Mächtigkeit von etwa dreißig bis vierzig Fuß, welche Angaben aber, wie bei allen andern Höhlen, nur immer für einige Zeit Geltung haben, da die Kelle, bei dem mürbem Gyps, aus dem sie besteht, beständigen Veränderungen unterworfen ist und sehr häufig bedeutende Blöcke von der Höhe herabfallen, weshalb es auch räthlich ist, weder während eines Gewitters, noch nach einem starken Regen die Höhle zu betreten. Noch gefährlicher würde es sein, wenn man in derselben ein Schießgewehr abfeuern wollte, was zudem aus reinem Uebermuth geschehen müßte, da bis jetzt nirgends ein Echo wahrgenommen worden ist. — Der in der Höhle befindliche und sich seitwärts unter dem Felsen hinziehende See, welcher still und unbeweglich da liegt, hat krystallhelles, sehr tiefes und so kaltes Wasser, daß ein hineingeworfener Fisch oder Frosch sogleich erstarrt, was jedoch schwerlich allein von der Kälte, sondern besonders wohl von der beizenden Eigenschaft des Wassers herrühren mag, da dasselbe von dem Durchsickern durch den Gypskalk eine gewisse Schärfe erhält. In den Wänden der Grotte befinden sich einige düstere Gewölbe, die den Seitengängen der Baumannshöhle gleichen, aber gewiß niemals befahren werden, da das Gestein viel zu mürbe und die Gefahr zu groß ist.

Wenn man ganz allein im Innern dieser schönen Grotte steht; so wird man von einem ganz eigenen, schauerlich süßen Grauen erfaßt. Rings um uns her herrscht tiefe Grabesstille, welche nur von dem Geräusch der von der Decke fallenden Tropfen unterbrochen wird, dicht neben unsern Füßen ruhen die unheimlichen Wasser des See's, über uns dehnt sich das hohe weiße Gewölbe, das schon an einer Stelle eingebrochen ist,*) aus, durch welchen Bruch das Blau des Himmels neugierig herabschaut, allenthalben hängen schon halb abgelöste Felsenstücken, welche jeden Augenblick Verderben bringend auf uns herabstürzen können, und man ist sich bewußt, auf einem Boden zu stehen, der jeden Augenblick zusammenstürzen kann, denn immerfort entstehen in der Gegend neue Erdfälle mit zum Theil unergründlichen Wassern, welche hinlängliche Beweise von der Lockerheit und Hohlheit des hiesigen Bodens liefern. Unter den ältern Erdfällen in der Nähe der Kelle ist der beachtenswertheste der schonerwähnte Kehlsumpf, dessen Wasser, nach der Erzählung glaubwürdiger Leute, alle sieben Jahre mit so lautem Getöse, daß es in den zunächstgelegenen Dorfe gehört wird, in die Tiefe sinkt und erst nach einiger Zeit wieder zurückkehrt.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß bald im Kehlholze eine neue Höhle entsteht, welche die bisher so berühmte, aber jährlich mehr zusammenstürzende Kelle an Schönheit übertrifft; aber selbst wenn das Deckengewölbe gänzlich zusammengestürzt sein sollte, wird doch ein Besuch nach dem zwischen hohen, schroffen Gypsfelsen liegenden See besonders für die, welche die Kelle nicht früher schon kannten, immer lohnend bleiben.

Die Kelle zog schon in den frühesten Zeiten die Aufmerksamkeit auf sich, und es wurde auch von Zeit zu Zeit etwas für den bequemern und gefahrloseren Besuch derselben gethan. Als im Jahre 1675 der hannover'sche General von Pudewels nach Nordhausen kam, wo er mit seinen Soldaten vier Jahre lang blieb, wurde ihm von der Kelle erzählt, und als er ihr einen Besuch abgestattet hatte, war er von ihrer Schönheit so entzückt, daß er sich sehr häufig zu derselben begab, Parthieen dahin veranstaltete, ja sogar hier förmliche Gastmähler gab, bei denen in heißen Sommertagen die Weine und die übrigen Getränke in dem See der Kelle abgekühlt wurden, und, zur Bequemlichkeit der Besucher, bis zur Höhle hinab breite Stufen anlegen ließ, auf deren Erhaltung er stets bedacht war, die aber, nachdem er Nordhausen verlassen hatte, vom Regen bald wieder vernichtet wurden. Am Meisten unter allen Bewunderern der Kelle war jedoch der bekannte Dichter Friedrich Leopold Günther

*) Zur Zeit, als Göckingk die Kelle besang, hatte die Oeffnung in der Decke nur seche, vor fünf Jahren, als ich die Höhle einmal wieder besuchte, schon über sechzig Fuß im Umfange. Durch diese Oeffnung wird übrigens der Höhle ein herrliches Licht zugeführt, das auf den weißen Wänden vorzüglich schön reflectirt und jede Fackel entbehrlich macht.

von Göckingk (geb. 13. Jul. 1748, geſt. 18. Febr. 1828) für ſie eingenommen. Er kam im Jahre 1770 als Canzleidirector nach dem nahegelegenen Elrich, ſah die Grotte, beſuchte ſie ſehr häufig, verewigte ſie durch Gedichte und Beſchreibungen, verglich ſie mit dem Orkus und ließ, als er ein der Kelle nahes, dem Herrn von Spiegel zum Dieſenberge gehöriges, geſchmackvolles Landhaus bezog, die Höhle mit mythologiſchen Figuren ſehr romantiſch ausſchmükken. Am See fand ſich der Fährmann Charon, und die übrigen Theile der Höhle waren mit Gruppen aus dem Tartarus geziert; auch ließ er zur Bequemlichkeit der Beſucher oben vor der Höhle Schattengänge und Ruheſitze anlegen und bis hinab zur Tiefe ſchöne Stufen in das Geſtein hauen; welche Anlagen freilich bald verſchwanden, als er die Gegend wieder verlaſſen mußte.

Im Munde des Volkes leben viele Sagen von der Höhle und allgemein iſt in der Umgegend der Glaube verbreitet, daß ſie alljährlich ein Menſchenopfer fordere. Um die tückiſchen Waſſergeiſter zu verſöhnen, ſtellte man ſonſt alljährlich Proceſſionen nach der Höhle an. „Es iſt aber ſolche vermeynte Verſühnung folgender maſſen geſchehen: Auff dem Berge gegen der Höhle oder Kelle über iſt eine Capelle S. Johanni geheiliget, in dieſe iſt ein Prieſter aus Elrich alle Jahr zu gewiſſer Zeit, in Begleitung ſeiner Pfarr-Kinder und andern Benachbarten der Höhle, in voller Proceſſion, mit vorhergetragenem Kreuz, Fahnen und Bildern derer Heiligen gegangen, ſo bald nun daſelbſt der heilige Johannes genugſam verehret worden, hat derſelbe mit eben der Proceſſion ſich fort nach der Höhle gemachet, und in dieſelbe ein Creutz hinabgelaſſen, auch wieder herausgezogen. Als nun ſolches ebenfalls geſchehen, hat er dem umſtehenden Volke dieſe Reime zugeruffen:

Kommt und fucket in die Kelle,
So kommt ihr nicht in die Hölle."

Die Proceſſionen haben ſchon längſt aufgehört, aber die Geiſter der Tiefe ſind noch immer geſchäftig und locken nicht ſelten einen Wanderer, der ſorglos in dieſer gefährlichen Gegend wandelt, in ihre Fluten, auch hat ſchon mancher Unglückliche, dem die Welt nichts mehr zu bieten vermochte, ſein glühendes Herz in dem kalten See abgekühlt; beſonders machte der räthſelhafte Selbſtmord zweier Zimmergeſellen, welche vor einigen dreißig Jahren den Tod in der Kelle ſuchten und fanden, großes Aufſehen. Beide wurden, nachdem ſie ſchon zwei Jahre verſchwunden waren, in der Kelle aufgefunden. Der Eine war von Elrich und nur noch an dem meſſingenen Schloſſe ſeines Schurzfelles zu erkennen; der Andere war von Benneckenſtein, und erhielt ein ſolennes Begräbniß.

Auch Nixe und Nixen hauſen in den Tiefen der Kelle. — Einſtmals kam ein Nix an das Fenſterlein der Hebamme eines benachbarten Dorfes und forderte ſie auf, ihm zu folgen. Die Gerufene war auch alſo bald bereit, kleidete ſich haſtig an und trat

hinaus auf die Gaſſe; als ſie aber das geſpenſtiſche Weſen erblickte, wollte ſie ihn nicht begleiten, und nur durch große Verſprechungen konnte ſie der Nix zum Mitgehen bewegen, aber das Herz klopfte ihr gewaltig, als ſie bemerkte, daß das Männchen den Weg nach der Kelle einſchlug und ſie machte ſchon Miene, umzukehren, als der Nix, der jede Bewegung ſeiner Begleiterinn beobachtete, ſie feſt beim Arme faßte und hinab in ein unterirdiſches Gemach führte, welches er mit ſeinem Weibe bewohnte. Als die Hebamme ſah, daß wirklich eine Kreiſende vorhanden war, faßte ſie neuen Muth und verrichtete ihr Amt ſchnell und glücklich, wofür ſie der Nix reichlich belohnte. Ehe ſie ſich aber entfernte, winkte ihr die Kindbetterinn zu und klagte heimlich mit einem Thränenſtrome, daß der Nix alle ihre Kinder, ſo bald ſie geboren wären, erwürgt habe, und daß er gewiß auch dieſes gleich erwürgen würde. Wirklich ſah auch die Hebamme, als ſie wieder aus der Tiefe emporgekommen am See ſtand und einige Augenblicke verweilte, auf der Oberfläche des Waſſers einen blutrothen Strahl, welcher ihr die Gewißheit gab, daß der Nix das Kind wirklich gemordet hatte.

Der See in der Kelle ſoll übrigens, nach dem allgemeinen Volksglauben, mit dem grundloſen Loche bei Salza *) in unterirdiſchem Zuſammenhange ſtehen und wird behauptet, daß Späne oder dergleichen, in die Kelle geworfen, im grundloſen Loche wiederum zum Vorſchein kämen. Wir laſſen dies dahin geſtellt, führen aber als etwas Bemerkenswerthes an, daß man am erſten November 1755, an dem Tage, als die Hauptſtadt von Portugal, Liſſabon, durch ein Erdbeben zerſtört ward, ein ſeltſames Getöſe im Kehlholze vernommen und auch im nahen Elrich ein anhaltendes Krachen, wie fernen Donner, gehört hat; auch zeigten die Müller daſelbſt an, daß das Waſſer urplötzlich mit ungewöhnlicher Gewalt auf die Mühlen geſchoſſen ſei.

Göckingk und Chriſtiane vom Hagen **) haben zwei Sagen von der Kelle dichteriſch bearbeitet, und da beide Romanzen ziemlich unbekannt ſein dürften, ſo laſſen wir ſie, da ſie auch ganz eigentlich hierher gehören, nachfolgen:

---

*) cf. den vierten Band dieſes Werkes, S. 140.

**) Chriſtiane vom Hagen war zu ihrer Zeit eine nicht unbeliebte Dichterinn und iſt die Verfaſſerinn des bekannten Volksliedes: „Hier ruhſt Du Karl ꝛc.“

I.

Johann und Johanne,

oder:

der Einsiedler in der Kelle.

Von Christiane vom Hagen.

Ihr, denen schwarz die Sonne scheint,
Weil Gram das Aug' umschattet,
Das noch um jüngst Verlor'ne weint,
Die ihr so lieb sonst hattet;
Kurz, alle, die ein Leiden drückt:
Kommt mit zu einer Stelle,
Die sich für jeden Kummer schickt,
Kommt mit mir in die Kelle.

Bei Elrich liegt die Höhle: rings
Umschirmt vom dunklen Haine:
Gebüsch bekränzt sie; rechts und links
Ruhn grün bemooste Steine;
In tiefe, weite Felsenkluft
Geht's viele Klafter nieder. —
Ihr Hände der Natur erschuft
Ein solches Werk nicht wieder!

Hinab zur Höhle schimmert bleich
Nur so viel Sonnenhelle
Um uns in einen klaren Teich
Aus unterirdscher Quelle
Zu spiegeln, wie wir trüb' und blaß
Am Felsenufer stehen.
Allein nichts mehr davon! So was
Muß man mit Augen sehen.

Vor funfzig Jahren saßen hie
Zwei Liebende am Rande;
Johann hieß er, Johanne sie,
Das schönste Paar im Lande. —
Einst sang er auf der Moosbank ihr
Scherzhafte Liebeslieder;
Sie zwang zum Lächeln sich, doch hier
Sah sie in's Wasser nieder.

„Sag, was der schwermuthsvolle Blick," —
Frug er sie sanft, — „bedeutet,
Da jetzt die Lieb' ein dauernd Glück

So gütig uns bereitet?
Wär's Zweifel," fuhr mit einem Kuß
Er fort, „an meiner Treue,
So schwör' ich Dir zum Ueberfluß
Sie noch einmal auf's Neue!"

„„Nicht Zweifel," sprach Johanna, „nein!
Trübt meinen Blick, o Lieber!
Die Zukunft schwebt mit düstrem Schein
Zwar oft vor ihm vorüber;
So düster, ach! als würde hier
Kein Ring uns je vereinen,
Als trennte mich der Tod von Dir, —
Und ach! dann muß ich weinen!""

Da weinte sie, da weint' auch er,
Doch sprach er sie zufrieden.
Die Braut ward froher, zärtlicher
Der Bräutigam; sie schieden. —
Und wurden sie darauf getraut? —
Geduld! Johann, der treue,
Wie Männer sind, verließ die Braut,
Und nahm sich eine neue.

Vergessen, ganz vergessen war
Die trauernde Johanne;
Da saß die neue Braut, ein Jahr
Darauf, beim falschen Manne
Auf dieser Moosbank hier; es ward
Jetzt Nacht, der Mond schien helle:
„Was ist das?" rief Johann und starrt'
Geschrocken in die Kelle.

Und langsam und mit leisem Schritt
Im weißen Todtenkleide,
Steigt bleich Johann' herauf, und tritt
Vor die verstellten Beide.
„Was zittert ihr?" ich bin es ja!
Johann, hast Du vergessen,
Daß ich, — ein Jahr ist's kaum! — noch da
Als Deine Braut gesessen?"

„Hier fing sich unser Bündniß an,
Hier schwurest Du mir Treue;
Doch wisse, ungetreuer Mann,
Daß ich Dir jetzt verzeihe.
Nur will ich, daß mein Körper hier

In dieſe theure Erde,
Die ich im Leben einſt mit Dir
Betrat, begraben werde!“

Johann griff nach der Hand ihr zwar,
Und wollt' ihr ſeine Sünden
Abbitten, aber nirgends war
Johannen's Hand zu finden.
„Dies, was Du Körper wähnſt, iſt Luft,
Zu fein für Deine Sinnen.
Lebt wohl zuſammen, denn ſchon ruft
Mein Schutzgeiſt mich von hinnen!“

Und wie ein Wölkchen ſahe man
Sie auf zum Himmel ziehen.
Nachrufend aber lag Johann
Am Felſen auf den Knien;
Und klagte lauter ſein Vergehn,
Und ſchwur, ſich zu bekehren,
Und mocht ſein Mädchen nicht mehr ſehn,
Und nichts mehr von ihr hören.

Er baut' als Eremite ſich,
Dicht bei Johannen's Grabe,
Ein Hüttchen klein und ſchauerlich,
Verſchenkte Gut und Habe;
Denn außer Gott und außer ihr
Mocht' er nun nichts mehr haben.
Er ſtarb, und wurde nun auch hier
Bei ſeiner Braut begraben.

II.

Die Kelle.

Von Göckingk.

Nur friſch, ihr Herrn und Damen! Gleich
Sind wir an unſrer Höhle.
Seht da! — Nicht wahr, es fährt auch Euch
Ein Schauer durch die Seele?
Wohlan! Nehmt Platz! Warum ihr das
Empfindet, ſollt ihr hören.
Erſt aber laſſet uns ein Glas,
Auf's Wohl der Todten leeren.

Nun! Sitzt ihr alle? — Hört denn an!
Nicht lang' vor Luther's Tode,
Bewohnt' ein wack'rer Edelmann,
Herr Veit von Wülferode,
Das Haus, woher wir kommen. Doch
Lag freilich Musketeller,
Nicht solcher Bleichert, damals noch
In jenes Hauses Keller.

Zwei Kinder hatte Veit. Sein Fritz,
Verlobt mit Fräulein Goltze,
Zu Bischoferod', des Vaters Sitz
Gleich hinter diesem Holze,
Kam oft auf dieser Stelle hier
Mit seiner Braut zusammen. —
Doch, noch ein Glas! Mir fängt es schier
Im Gaumen an zu flammen.

Nun! Eine Tochter hatt' auch Veit,
Die jung zu einer Muhme
Nach Querfurt kam, wo Adelheid, —
So hieß sie, — um die Blume
Der Unschuld sich im Augenblick
Des Taumels ließ bethören.
Sie floh, doch Furcht hielt sie zurück,
Zum Vater heimzukehren.

Aus Appenrode kam von ihr
Zum Bruder Fritz ein Bote:
Sie harre bei der Kelle hier,
Sein mit dem Morgenrothe. —
Fritz mit des Tages Anbruch fort,
Und fand, (den Platz umzäunte
Man später) bei der Eiche dort
Saß Adelheid und weinte.

Ob Neugier gleich und Ungeduld
Im Bruder Fritz sie baten,
So schwieg sie dennoch: ihre Schuld
Ließ sie ihn selbst errathen.
Sie sank verschämt in seinen Arm,
Und floß in Thränen über,
Und schluchzte nur: „Erbarm, erbarm
Nur jetzt Dich mein, Du Lieber!“

„Gib Dich zufrieden, gutes Herz!
Ich liebe Dich noch immer.

Nur blute Schmerzen nicht auf Schmerz,
Und ſtille Dein Gewimmer.
Hier haſt Du meine rechte Hand,
Dein Fritz wird treulich ſorgen
Für Dich, und Deiner Liebe Pfand,
Und Alles bleibt verborgen!“ —

Gertrud von Goltze ging oft früh
In dieſes Holz ſpaziren;
Das Unglück mußt' auch heute ſie
Nah an die Kelle führen.
Hier hört ſie eine Stimm' und ſpitzt
Das Ohr, ſchleicht durch die Hecken,
Sich immer näher hin, und jetzt —
Denkt ſelbſt Euch Trudchen's Schrecken.

„Für ſie und ihrer Liebe Pfand
Will Fritz getreulich ſorgen?
Bin ich bei Sinnen, — bei Verſtand?
Iſt's Nacht und Traum? Iſt's Morgen?
Halt, ſie ſtehn auf! — Sie gehen fort! —
Was thu' ich? Folg' ich ihnen?
Kann ſolch ein Scheuſal noch ein Wort,
Noch einen Blick verdienen?“ —

Fritz und die Schweſter waren grad'
An jenem Schlund, den oben
Ihr in der Höhle Kuppel ſah't, —
Als durch's Gebüſch geſtoben
Das Fräulein kam. „Iſt das die Braut?“
Fragt höhniſch ſie und bitter,
Indem ſie auf die Schweſter ſchau't,
Und lächelnt ſprach der Ritter:

„„Ei, ei! das Hörchen thut nicht gut!
Wenn ich mich nun beklagte?““ —
Sie aber ſtieß mit voller Wuth
Ihn vor die Bruſt, und ſagte:
„Fort, Böſewicht! biſt Du noch kühn'
Dabei, daß Dein ich ſpotte?“ —
Fritz wich zurück, und glitſch't und fiel
Hinab in dieſe Grotte.

„Mein Fritz, mein lieber Fritz!“ ſo ſchrie
Das Fräulein Adelheide,
Und ſank erblaſſend in die Knie,
Erdrückt von ſo viel Leide.

„„Was? Er Dein lieber Fritz? So flieg
Dem Teufel nach zur Hölle!““
Sprach Gertrud. Adelheide ſchwieg.
Todt war ſie auf der Stelle.

Gertrude floh durch Buſch und Dorn;
Gewinſel aus der Höhle
Erreicht ſie hier; weg war ihr Zorn,
Voll Mitleid ihre Seele.
Als ſie herab zur Grotte ſprang,
Lag Fritz von Wülferode
Zerſchmettert auf der Erd' und rang
Zähneknirſchend mit dem Tode.

Fritz! Fritz! Was machſt Du? Kennſt Du mich
Nicht mehr? Ich bin ja Trude!
Sieh! ich bin nicht mehr bös' auf Dich!
Was iſt das? — Schwimmſt im Blute?“ —
Sie faßt ihn bei der Hand, doch ſchier
Viel ſchwer wie Blei ſie nieder;
Fritz ſchlug die Augen auf, ſah ſtier
Sie an, und ſchloß ſie wieder.

Aus ſeiner Taſche hing von Flor
Ein Tuch, das ſie ihm ſtickte;
Sie zog's, und ach! den Brief hervor,
Den Adelheid ihm ſchickte.
Das Fräulein las, ſank hin und lag
Die Händ' auf Fritz gefaltet;
Als ſie erwacht' am Nachmittag,
War Fritz bereits erkaltet.

Gertrude, fühllos, dumpf und krank
Am Leib' und an der Seele,
Saß ohne Speiſ' und ohne Trank
Drei Tag' in dieſer Höhle.
Ihr Vater und ſein Hofgeſind
Durchſtöbert alle Sträuche,
Und fand zuletzt das ſchöne Kind
Im Schlaf auf Fritzens Leiche.

Sie blieb am Leben, doch betrog
Die Hoffnung manche Freier
Um ihre Hand, das Fräulein zog
In's Kloſter, nahm den Schleier,
Und ſaß, wenn Alles ſchlief, und wacht'
Und weint' auf ihrer Zelle,

Und ſtark. — Oft hör' ich jetzt bei Nacht
Sie trauern in der Kelle.

Das Horchen thut, ſprach Fritz, nicht gut!
Doch Eiferſucht noch minder.
Drum, bitt' ich, ſeid auf Eurer Hut,
Ihr guten, ſchönen Kinder.
Denn vorgethan, und nachbedacht,
Alte wie zu oft vergeſſen,
Hat Manchen in groß Leid gebracht! —
Doch kommt zum Abendeſſen.

C. Duval.

Stadtilm,

in der obern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt.

Ilm, (ehemals Ilmene, Ylmene, Ylmmene, Ilmme, Ilmen, auch zum Unterschiede von dem nahe liegenden Dorfe Oberilm Mart- (Markt) Ilm, Stadt der obern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg Rudolstadt mit 347 Häusern und 2314 Einwohnern, und Sitz eines Justizamtes, welche von dem Flusse Ilm und dieser von den an seinen Ufern wachsenden Ilm- oder Ulmbäumen benannt worden ist. Die Zeit ihrer Erbauung läßt sich nicht bestimmen. Allem Anscheine nach ist sie aber eine der ältesten Städte Thüringens und kommt vielleicht schon als villa quae dicitur Ilmine in einer Reinhardsbrunner Urkunde vom 14. September 1114 vor, nach deren Zeugnisse der Graf Ludwig der jüngere von Thüringen an diesem Orte d. 4. Mai d. J. drei freien Männern für das erwähnte Kloster einige Güter bei dem Walde Loiba übergab. Unter derjenigen villa Ilmina, welcher die Bestätigungsurkunde des Petersklosters zu Salfeld vom Pabst Honorius im J. 1126 gedenkt, ist wohl am passendsten das Dorf Ilm in dem Amte Leutenberg zu verstehen. Schon im 11. und 12. Jahrhundert gehörte Stadtilm den Ahnherren des gräflichen Hauses Kevernburg-Schwarzburg. Sizzo des III. Söhne theilten sich nach dessen Tode ums Jahr 1160 in die von ihm hinterlassenen Länder und in diese Stadt, deren eine Hälfte Kevernburgisch, die andere Schwarzburgisch wurde — so wie wir auch das benachbarte Arnstadt in ähnlich, nicht immer günstigen Verhältnissen treffen. Auch für die Bewohner der unsrigen scheint dasselbe die fruchtbare Mutter von Streitigkeiten und Bedrückungen gewesen zu sein, die uns durch ihre Aufzeichnung jetzt wenigstens den Vortheil gewähren, zugleich

tiefere Blicke in ihre Verfassung und Einrichtung zu thun. Schon im J. 1274 heißt Ilm urkundlich oppidum, 1282 civitas und erfreute sich damals verschiedener, von den beiderseitigen Regenten verliehener Rechte und Begünstigungen.

Gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts soll zwischen den Besitzern der Stadt, dem Grafen Günther VIII. von Kevernburg und Heinrich XI. von Schwarzburg Unfriede geherrscht haben, und sogar in offene Fehde ausgeartet sein. Wir werden später wieder darauf zurückkommen, wenn wir das ehemals in den hiesigen Kirchen doppelt vorhandene Bild, welches auf ein, vermeintlich durch diesen Zwist veranlaßtes, unglückliches Ereigniß bezogen wird, näher betrachten. Um die traurigen Folgen, welche dergleichen Unruhen auch in Zukunft für die Stadt äußern konnten, möglichst zu verhüten, gaben Günther VIII. von Kevernburg und Günther XI., Graf und Herr zu Schwarzburg, am 12. April 1293 die feierlich verbriefte Versicherung, daß, wenn sich hinfort zwischen ihnen Hader oder Krieg entspinnen würde, dieß den Bürgern an Habe und Gut, Haus und Hof unschädlich sein sollte, beide wollten deswegen während der Dauer der Mißhelligkeiten die Stadt nicht betreten, sondern so lange auf das Oeffnungsrecht verzichten, derjenige aber, welcher das gegebene Wort bräche, habe den Verlust seines Theils zu gewärtigen. Auf diesen Fall wurden die Bürger aller ihrer Verpflichtungen gegen denselben entbunden und ihnen die Befugniß ertheilt, sich an den andern, als ihren rechten und natürlichen Herrn, allein zu halten, der von nun an die ganze Stadt für sein Eigenthum ansehen könne. Am 18. Oktober 1302 bestätigten die Grafen nicht nur das vorige Privilegium und alle hergebrachten Freiheiten, sondern gestatteten den Bürgern noch außerdem, nach Belieben und ungehindert aus einem Theile der Stadt in den andern mit Leib und Gut sich zu wenden, oder auch ihren Wohnsitz an fremden Orten zu wählen, ohne deswegen ihre unbeweglichen Habe einzubüßen. Ferner machten sie sich anheischig, niemals eine Burg oder ein Bollwerk in den Ringmauern oder außerhalb im städtischen Gebiete anzulegen. — Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Günther von Kevernburg im schmerzlichen Gefühle, sein Land keinem männlichen Erben hinterlassen zu können, sich mancherlei Beeinträchtigungen und Erpressungen gegen seine Unterthanen erlaubt hatte, und daß die Reue darüber ihn (1302 feria secunda post communes), kurz vor seinem Abschiede von der Welt das Versprechen abnöthigte, die Bürger zu Ilm ohne Ursache unbilliger und unziemlicher Weise nimmer zu belästigen, zu beunruhigen, gefangen zu halten oder in Ketten und Banden zu legen. Seine ununterbrochenen Reibungen mit dem Abte von Hersfeld wegen beiderseitiger Gerechtsame in Arnstadt entsprangen wohl aus der nemlichen Quelle. Doch läßt sich auch das lobenswürdige Streben der Regenten der damaligen Zeit, die Entwickelung des Wohlstandes ihrer Städte durch

verliehene Freiheiten und Begünſtigungen zu fördern, dabei nicht verläugnen.

Durch welche Mittel die andere Kevernburgiſche Linie die dem Verſtorbenen bisher gehörige Hälfte der Stadt zu erlangen wußte, iſt unbekannt, da Günthers übriger Nachlaß ſeinen beiden Töchtern, vermählten Gräfinnen von Hohnſtein und Orlamünde, vermöge des in Thüringen herrſchenden Gebrauchs der Todtheilung anheim fiel.

Freiheit iſt die Seele Handel und Gewerbe treibender Städte. Dieß erwägend bemühten ſich nicht nur ihre Bewohner eifrig um ungehinderten und erhöhten Genuß dieſes Gutes, ſondern auch ihre Beſitzer, welche die Hülfe jener bei den damaligen Unruhen und daraus entſtandenen Geldverlegenheiten oft in Anſpruch nehmen mußten, zeigten ſich bereit zu Verleihung mancher Vorrechte, um ihre Zuneigung zu gewinnen, um ſie für die in ihrem Dienſte gebrachten Opfer zu entſchädigen. — So erneuerte Mechtild, Wittwe Günthers XII. als Vormünderin ihrer unmündigen Söhne, am Peters- und Paulstage 1390 die früheren Privilegien von 1293 und 1302, und Günther der ältere Herr zu Blankenburg, Günther von Kevernburg, Heinrich und Günther, Herren zu Schwarzburg, trafen am Sente Georigen Abende 1330 die auf möglichſte Sicherung der Selbſtſtändigkeit abzweckende Anordnung „daß der Stadtrath volle Macht und Gewalt haben ſolle, zu ſetzen und zu ordnen und wiederum aufzuheben und abzuſchaffen, was gemeiner Stadt erſprießlich oder ſchädlich ſein möchte, und daß ihn hieran niemand hindern oder ihm Eintrag thun ſollte; würde aber jemand ſich ſolchen Verfügungen widerſetzen, ſo ſolle er nach eingebrachter Klage dem Landesherrn und dem Rathe jedem Theile in eine Buße von einer Mark Geldes verfallen, ſein, oder ſo lange die Stadt räumen, bis er dieſelbe erlegt hätte."

Die älteſten, unſtreitig von beiden gräflichen Familien ertheilten Ilmiſchen Statuten mögen ſchon aus dem dreizehnten Jahrhundert und nicht erſt aus der Mitte des vierzehnten herrühren. Zu dieſer Vermuthung berechtigt nicht nur der Umſtand, daß der Jahrzahl 1350 in der Ueberſchrift die Worte: copiate sunt hinzugefügt ſind, ſondern auch die darin vorkommenden Spuren der älteſten teutſchen Rechtsgebräuche und der Mangel an gehöriger Ordnung ꝛc. Ein Anhang enthält verſchiedene Beſchlüſſe des Rathes und eine 1338 aufgeſetzte Nachricht von dem Weichbilde der Stadt und die Grenzen deſſelben. Das bei dem Brande vom 1. Aug. 1780, nebſt den neuen, noch gültigen Stadtrechten, verloren gegangene Original war auf Pergament in Quart geſchrieben und die Form der Buchſtaben die nämliche, wie in den Urſchriften der ſalfeldiſchen und erfurtiſchen Statuten.

Das Jahr 1388 brachte endlich die ganze Stadt unter Schwarzburgiſche Botmäßigkeit. Am Sonntage Judica nämlich kaufte Graf Johann II., Herr zu Waſſenburg, Leuchtenberg und Kranichfeld, nebſt ſeinen Vetter Günther XXVII. und Sohne XXIX. die an-

dere Hälfte der Stadt von der verwittweten Gräfin Sophie von Kevernburg, geb. von Stolberg, für 925 Schock guter breiter Meiſsner Groſchen Freiberger Münze, acht gute Pfennige für einen Groſchen gerechnet, mit Bewilligung der treuen Händer (Vormünder) der Gräfin, Heinrichs von Stolberg und Friedrichs von Henneberg, Herrn zu Aſcha. Von der Kaufſumme wurden ſogleich 425 Schock baar entrichtet, die übrigen 500 Schock aber der Gräfin auf ihre Lebenszeit jährlich mit 50 Schocken verzinſ't und die Zahlung dieſer Zinſen an die Städte Ilm und Königſee verwieſen.

Acht Jahre ſpäter 1396 am ſande Marien Magdalenen Abende trugen die Grafen Johann, Heinrich, Günther und Günther, Herren von Schwarzburg, Haus und Stadt Ilm, das bisher, wie ſie ſich in der Urkunde ausdrücken, „ihr recht eigen war" dem Markgrafen zu Meißen und Landgrafen zu Thüringen, Wilhelm, zu Lehn auf.

Noch einmal ſollte Stadtilm ſeine Oberherren wechſeln, aber glücklicher Weiſe nur in dem Hauſe Schwarzburg ſelbſt.

Im Jahre 1434 (am Sente Michelsabend) ſah ſich Günther XXXII., Graf und Herr zu Schwarzburg, genöthigt, ſeinem Vetter Heinrich XXVIII., Herrn zu Arnſtadt und Sondershauſen, daſſelbe mit allen und jeglichen Zugehörungen, der Gerechtigkeit über das Kloſter, den Zöllen daſelbſt, zu Marlishauſen und Arnſtadt ꝛc. für 1440 Mark löthigen Silbers zu verkaufen. Der Käufer erklärt am Tage des heil. Märtyrers Tiburcius d. J., daß er die Bürger, welche ihm rechte Erbhuld mit Hand und Mund gethan haben, freie und begnade mit allen hiernach geſchriebenen Stücken und Artikeln: „1) wolle er ſie bleiben laſſen bei der Fiſchweide, die ſich anhebt zu Oberilm bei dem Wehre und geht bis an das Weidig bei Niederbargfeld und bei der Wildbahn, als ſie vor Alter gehabt haben. — 2) Funfzehn ganze Jahre keine Nothbete, noch Heerfahrt aus dem Lande, ſondern blos innerhalb deſſelben zu thun, von ihnen fordern. — 3) Ihnen während dieſer Zeit folgen laſſen das Gericht mit allen Zöllen, Nutzen und Zugehörungen, zu richten ſowohl den Armen als den Reichen*), ausgeſchloſſen Hals und Hand. Auch freiet er ſie. 4) Daß kein Richter, noch ſein Frone von Gerichtswegen keinen Mann nicht vorbithen (mit Arreſt belegen), noch kommen ſoll in keines Bürgers Haus, ſondern ſeine Habe, ob er die darin hat, mag er vorbieten. Auch ob ein Gezog (Auflauf, Aufruhr) würde, und die den Gezog erhüben, ob die in eines Bürgers Haus kämen, darin ſoll ihnen kein

*) Auch anderwärts wurden die zur eigentlichen Bürgergilde gehörigen Bürger, inſonderheit die Kaufleute und Gewandſchneider, zu den Reichen, die meiſten Handwerker und Ackerbürger aber zu den Armen gerechnet. — Da vorzüglich durch Handel und Gewerbe der Reichthum der Städte ſich hob, ſo brauchte man das Wort: Kaufleute bisweilen ſtatt Bürger, wie es auch im Liede der Nibelungen vorkommt.

Richter, noch sein Frone nachfolgen, sondern mit Rechte und Gerichte heraus gewinnen. 5) Die Bürger sollen bei aller ihren von den Grafen von Kevernburg und Schwarzburg ertheilten Freiheit, Recht und guter alter Gewohnheit, die sie, nach Ausweisung ihrer versiegelten Briefe und ihres Stadtbuches, bisher gehabt haben, bleiben. 6) Welcher Mann vor Gerichte erfordert und mit Pfanden vorbracht würde, will der sizen auf der Bürger Gebot, das hat er Macht, also daß die Bürger von ihm haben zu helfen über das Gerichte nach der Stadt Gewohnheit und Recht. — 7) Was sich Auflaufs oder Unfuge erhübe im Rathhause oder in den Fleischbänken, darüber soll ein Rath Macht haben zu helfen, ausgeschlossen Todschlag. 8) Auch würde es Sache, daß auf Jemandes stürbe Anfall oder sonst einer dem andern abkaufte, das da anträte (anbeträfe) Erbe und Gut, das soll er suchen vor einem Rath und anders nicht, der darüber zu helfen hat. 9) Auch soll kein Bürger kein Helfegeld (Hülfsgeld) nicht geben, ob er vor Gericht erklagt und erfordert wird, als sie dann alles vor Alter her bracht und gehabt haben."

Am Sonnabende Luciä 1438 verglich sich Graf Heinrich mit dem Rathe und den Bürgern wegen der ihnen auf einige Jahre abgetretenen Gerichte und Zölle, welche sie ihm gegen Erlaß von 50 fl. jährlich zu entrichtender Erbzinsen wieder zurückgegeben hatten.

Daß die Herren der Stadt sich bisweilen darin aufhielten, beweisen hier von ihnen vollzogene Urkunden. Auch bewohnte Irmingard, Gräfin und Frau von Kevernburg, im Jahre 1324 einen Hof bei dem dasigen Kloster. Die von älteren Geschichtschreibern geäußerte Vermuthung aber, daß einige Grafen von Schwarzburg diese Stadt zum beständigen Wohnsitze erwählt und sich deswegen davon geschrieben hätten, beruht auf einem Irrthume und der Verwechselung mit dem ehemals Kevernburgischen und nachher Schwarzburgischen Ilmenau. Daß sich ein Haus oder Schloß hier befand, wissen wir aus dem Lehnbriefe von 1396, und der in der Beschreibung des Weichbildes von 1338 erwähnte Burgweg weist ebenfalls darauf hin, den man freilich auch für den Weg auf die nahe liegende Veste Ehrenstein halten könnte, wenn nicht in einem Zinsregister des Kloster von 1442 ein dem Gotteshause gehöriges Stück Feld „hinter der Burg" ausdrücklich vorkäme.

Was den Stadtrath betrifft, so bestand derselbe aus drei Räthen oder drei mit einander wechselnden Mitteln. Im J. 1330 bezeugten folgenden zwölf: „Die vromen lute der Rat der Stat zu Ilmen, Herman Brothsac. Johannes von osthouen, Heynrich neycke, lutolf wolf. Conrad von Grana. Heynrich Helmbrich Heynrich Hernpetirs. ludewic Bechere. Apelo koch. Johannes von Ostenredin. Günther von Walisleybin und Bertold pomilhard — vnd von dem alden rate Reynbote von Achilstete, Heynrich Schröter und ire kumpan," den obengedachten Freiheitsbrief.

Im. J. 1353 waren daselbst 2 Ratsmeister und 10 Ratsman, 1372, 1517, drei Räthe.

Das größere Ilmische Stadtsiegel stellt eine Mauer mit zwei Thürmen und zwischen denselben einen offenen Helm, über welchem man den vermeinten Kamm oder vielmehr den Turnierkragen mit dem Pfauenschweife erblickt, so wie er auch auf den Schwarzburgischen und Kevernburgischen sogenannten Setret- oder Helmsiegeln erscheint. Die Umschrift lautet:

SIGILLVM. CIVITATIS. DE. ILMENE. — Das kleinere Siegel enthält blos die beiden, den Helm umgebenden Thürme und die Worte: SECRETUM, CIVITATIS YLMENE. Es befindet sich an mehreren Urkunden, z. B. an einer Paulinzelliſchen von 1455, noch ganz unversehrt.

Die eben geschilderten, größtentheils günstigen Verhältnisse eröffneten den betriebsamen Einwohnern ein weites Feld verschiedenartiger Thätigkeit. Die Blüthe des Handels und der Gewerbe entfaltete sich immer mehr. Einer der vornehmsten und einträglichsten Nahrungszweige war das Rasch- und Zeuchmachen, und das Spinnen der dazu erforderlichen Wolle. Der Wollenweber daselbst gedenkt bereits eine Urkunde von 1457. Im Jahre 1753 soll das Raschmacherhandwerk, welches ungefähr 70 Meister zählte, 4000 Stück Rasch gefertigt und dadurch einen ansehnlichen Gewinn aus dem Auslande gezogen haben. Noch zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts herrschte in diesem Geschäfte ziemliche Regsamkeit.

Aus dem Dasein der jetzt abgestellten, schon in einem Dokumente von 1301 erwähnten Dritten- oder Mittelmühle über der Brücke hat man auf eine zahlreiche Bevölkerung der Stadt und lebhaften Verkehr mit der Nachbarschaft wohl nicht mit Unrecht geschlossen. Auch die Braunahrung muß nicht unbeträchtlich gewesen sein. Wenigstens stand bereits zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts das dasige Bier in so gutem Rufe, daß es an auswärtige Orte verfahren und unter andern zu Arnstadt, nächst dem Naumburger, Eimbecker ꝛc., im Rathskeller verschenkt wurde, wie Rathsrechnungen von 1475 lehren. Zu diesem Behufe befleißigte man sich schon zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts des Hopfenbaues in dieser Gegend. —

In einer lebhaften Handel treibenden Stadt bedurfte man bei dem häufigen Geldumsatze auch eine eigene Münze. Daß zu Stadtilm eine solche vorhanden war, und daß wirklich in derselben geprägt wurde, bewähren nicht nur Urkunden von den Jahren 1331 und 1335, durch welche ein Theil der gräflichen Einkünfte von dem Zoll, der Münze (moneta) und dem Gerichte daselbst dem Jungfrauenkloster gewidmet wird, sondern es sind auch in neuester Zeit ums Jahr 1300 nach dem Muster der Erfurtischen geschlagene Brakteaten aufgefunden worden, welche entweder die Umschrift: Ilmene, oder den Namen und das Bild des heiligen Nikolaus als Schutzpatrons des Klosters, enthalten.

Ob das hiesige **Jungfrauenkloster** Cistertienser Ordens wesentlich und dauernd zu Vermehrung des Wohlstandes beigetragen habe, wagen wir weder zu bejahen, noch zu verneinen, da bei dem offenbaren Nutzen, welchen dasselbe gewährte, auch der vielleicht noch nachtheiligere Einfluß nicht aus den Augen verloren werden darf. Es wurde von dem Grafen Günther VII. zu Schwarzburg, ursprünglich in Salfeld bei der Kapelle des heiligen Nicolaus, als Versorgungsanstalt für Töchter des gräflichen Hauses und demselben verwandter Familien, so wie des einheimischen Adels, gegründet, und 1275, zwar mit des Stifters Genehmigung, aber erst nach seinem Tode, hierher verlegt, wo es bald durch fromme Vermächtnisse zu ansehnlichem Güterbesitz gelangte. Warum man Stadtilm zum neuen Aufenthaltsorte dieser Gottgeweihten Jungfrauen erkohr, sagt der Erzbischof Werner von Mainz in dem Bewilligungsbriefe der beabsichtigten Veränderung, „weil nämlich dieser Ort wegen seiner Triften und Waldungen geeigneter wäre, ihnen den nöthigen Unterhalt zu verschaffen, als ihr bisheriger Wohnsitz zu Salfeld.“ Doch mögen auch die Beschränktheit des Raumes und die Streitigkeiten mit den Franziskanermönchen einen solchen Wechsel wünschenswerth gemacht haben. Anfangs gebrach es an zureichenden Mitteln zur Uebersiedelung und Herstellung der erforderlichen Gebäude, ungeachtet der Sohn des Verstorbenen, Günther IX. sich des ihm von seinem Vater dringend empfohlenen Baues eifrig annahm. Es wurden daher von verschiedenen Bischöfen Ablaßbriefe für alle diejenigen ausgefertigt, welche das Werk durch Beiträge unterstützen würden. Dennoch konnte dieses nur allmählig zu Stande gebracht werden, und man mußte, um es zu vollenden, die Gesuche um wohlthätige Förderung desselben von Zeit zu Zeit erneuern, was z. B. 1279 und selbst noch 1300 und 1303 geschah, wenngleich die Einweihung des Klosters schon 1287 Statt gefunden hatte. Denn daß sie in dieses und nicht, nach Behauptung der Chronisten, in das vorhergehende Jahr gesetzt werden müsse, lehrt die jetzt an dem ehemaligen Schlosse angebrachte Inschrift:

ANNO. DOMINI. M°. CC°. LXXX° VII° VII° KL. APRILIS. INICIATA. EST. HEC. DOM°. DEI. AD. HONORE. GLOSE. VIRGINIS. MARIE. ET. SCI. NICOLAI, NEC. NO. VENERABILIS. PATRIS. BENEDICTI. QVEM. HIC. SCIMONIALES. INMITANDO. SECVNTVR. XPE. TIBI. GRATUS. LOCVS. HIC. SIT. LAVDEQ. DIGNVS.

d. i. Anno. Domini. M°. cc°. LXXX°. VII°. VII°. Kt. Aprilis. Iniciata. Est. Hec. Domus. Dei. Ad. Honorem. Gloriose. Virginis Marie. et Sancti. Nicolai. Nec. Non. Venerabilis. Patris. Benedicti. Quem. Hic. Sanctimoniales inmitando. sequuntur. Christe. Tibi. Gratus. Locvs. Hic. Sit. Laudeque. Dignus.

Das Kloſter heißt, nebſt der Kirche, um nur einige der mannigfaltigen, in Urkunden vorkommenden Benennungen anzuführen, bald Monasterium Sancti Nicolai in Ilmene, ubi virgines ordinis Cistertiensis Deo deserviunt (1298); bald Ecclesia s. Nicolai sanctimonialium ordinis sancti Bernhardi (1279). Ecclesia claustri Cistertiensis ordinis — in honorem beati Nicolai pii confessoris atque pontificis fundata (1279), — coenobium grisearum dominarum Kloſter zu Ilm des grawen ordins (2322), sacer conoentus ancillarum Christe coenobii in Ilmene (1280.)

Schon Graf Günther VII. hatte befohlen, ihn zu Stadtilm in einer Kapelle an dem Orte, wo nachher das Kloſter erbaut wurde, zu beſtatten. Auch ſein Sohn Günther IX., welcher die Einweihung des Gebäudes nur kurze Zeit überlebte und Günther XII. fanden hier ihre Ruheſtätte und ihre Nachfolger wählten daſſelbe gleichfalls zu ihrem Begräbniſſe. Wem von den hier beerdigten Perſonen der vor mehreren Jahren wieder entdeckte Grabſtein angehöre, verdient eine genauere Unterſuchung.

Daß die Grafen von Schwarzburg, als Stifter des Kloſters, ſich auch das Schutzrecht oder die Voigtei über daſſelbe vorbehielten, war ganz der Ordnung und Gewohnheit gemäß. Doch beſaßen dieſelbe vorzugsweiſe die Herren der eigentlichen Schwarzburgiſchen Linie und nach einer Erklärung der Aebtiſſin, der Priorin, des damaligen und der früheren, noch lebenden Pröbſte v. J. 1417 hatten die Grafen zu Schwarzburg-Leutenberg keine Anſprüche darauf.

Wir wollen jetzt verſuchen, die Aebtiſſinnen und Pröpſte, welche dem Kloſter bis zu ſeiner Aufhebung vorſtanden, an dem Leitfaden von mehr als ſechshundert, deswegen aus den Schwarzburgiſchen Briefgewölben ans Licht gezogener Urkunden der Reihe nach aufzuführen, um zugleich die Angaben unſeres fleißigen Vorgängers Jovius, der ebenfalls in ſeiner Schwarzburgiſchen Chronik (S. 188 ff.) ein Verzeichniß derſelben liefert, zu berichtigen und zu ergänzen.

Der erſten waren achtzehn und zwar folgende: 1) Irmengard, Gräfin von Schwarzburg, Tochter des Stifters, Günther VII., namentlich erwähnt in den Jahren 1275, 1282, 1314. — 2) Jutta I., Tochter Günther VI. von Keyenburg, 1321. — 3) Jutta II., Gräfin von Schwarzburg, Tochter Heinrich X., befand ſich bereits 1316 in dem Kloſter und bekleidete von 1323—1342 die Stelle der Aebtiſſin. — 4) Mechtild, Tochter Heinrich XIV., Grafen von Schwarzburg, 1347, 1356. — Jutta III., Tochter Heinrich IV., Grafen von Orlamünde, Oſterländiſcher Linie, deſſen öffentliches Leben vom J. 1311 bis 1347 reicht. Im J. 1357 verkaufte Dietzel von Wiſleben denſelben und ihrem Stifte eine halbe Mark Silbers zu Veranſtaltung eines Jahrgedächtniſſes für den Grafen und Herren von Orlamünde und ſeine Gemahlin. — 6) Mechtild von Schwarzburg, nach

Jovius (S. 234) mit Mechtild unter Nr. 4. eine und dieſelbe Perſon 1358, 1383. Sie müßte alſo ihr Amt auf einige Zeit niedergelegt und dann wieder angetreten haben. — 7) Lutrudis, (Lutterat) Gräfin von Barby, des Grafen Albrecht II. und ſeiner Gemahlin Jutta, aus dem Hauſe Schwarzburg, Tochter, Schweſter Albrecht III. und Günther II., kommt ſchon 1355 als Ilmiſche Kloſterfrau und 1382 als Aebtiſſin vor — 8) Agnes, 1387. Ihre Verwandtſchaft mit den gräflichen Familien Kevernburg, Stolberg und Mannsfeld erhellt daraus, daß Sophia und Mechtild von Kevernburg ſie in einer Urkunde von dem erwähnten Jahre ihre liebe Muhme nennen. — 9) Felicitas, Tochter Pezolds von Griesheim zu Gräfinau, 1386 (?), 1417. — 10) Anna (I. ?) Tochter Günther XXX. von Schwarzburg 1416, (?), 1418, 1419. Nach Jovius (S. 288) ſoll ſie ums Jahr 1421 auf dieſe Würde verzichtet haben. — 11) Barbara, Tochter Hermann IV., Herren zu Kranichfeld und muthmaßlich Enkelin der mit Hermann III. von Kranichfeld vermählten Gräfin Sophia von Schwarzburg. (S. Jovius S. 241) 1422; war 1436 bereits todt. — 12) Anna (II. ?), Gräfin von Schwarzburg, wie wenigſtens Jovius behauptet, nicht von der unter Nr. 10 erwähnten Aebtiſſin gleiches Namens verſchieden, welche nach Barbara's Tode ums J. 1430 zum zweiten Male gewählt wurde, und dieſes Amt bis 1440 verwaltete. — 13) Anna II. (III. ?), Tochter des Burggrafen Albrecht III. von Kirchberg, geboren 1409, 1436. 1438 Priorin, 1440—1468 Aebtiſſin. — 14) Katharine von Wertheim, 1465 Kellnerin, 1471—1495 Aebtiſſin. — 15) Eliſabeth I., Tochter Georg I. Grafen von Henneberg auf Aſchau und Römhild, geboren 1426, 1466 Kellnerin, 1492 Priorin, 1494 Aebtiſſin, ſtarb 1507 Dienſtags nach Reminiscere. — 16) Eliſabeth II., Tochter Heinrich XXX., Grafen zu Schwarzburg von der Leutenbergiſchen Linie, kam ſchon in ihrem vierten Lebensjahre 1467 in das Kloſter, war 1492 Priorin, 1508—1522 Aebtiſſin. — 17) Barbara, Tochter Günther XXXVIII. von Schwarzburg, im Kloſter zu Kelbra erzogen, erſcheint in Urkunden von 1505, 1507 als Küſterin, 1512 als Kellnerin, 1521, 1522 Aebtiſſin. Sie ſtarb 1523 und liegt in der Kloſterkirche begraben. — 18) Margaretha, Gräfin von Schwarzburg, Tochter Heinrich XXXVIII., geboren den 19. Mai 1502, brachte ihre frühere Jugend ebenfalls im Kelbraiſchen Kloſter zu, aus dem ſie 1523 als Aebtiſſin an das Ilmiſche berufen wurde, welche Stelle ſie aber, abgeſchreckt durch den unordentlichen und zügelloſen Wandel ihrer Untergebenen, worüber ſie ſich in einer Zuſchrift an ihre Stiefmutter ſchmerzlich beklagt, nur ungern annahm. (S. Jovius S. 642.) Ueberhaupt ſcheint die Kloſterzucht hier niemals ſehr ſtreng gehandhabt worden zu ſein, wie die Chroniſten hin und wieder zu verſtehen geben. Nach Zerſtreuung der Kloſterjungfrauen durch den Bauernkrieg im J. 1525 hielt ſie ſich erſt bei ihrem Vater und nach deſſen Tode bei ihrem Bruder auf, in der Hoffnung, die vorige Stelle wieder zu erlangen, als aber dieſe Ausſicht gänzlich verſchwunden war, wurde ſie 1533 mit Bewilligung des Erzbiſchofs Albert zu Magdeburg Pröpſtin des Stiftes Quedlinburg, doch un-

ter der Voraussetzung, daß auch der Papst ihren Uebergang von einer strengeren Ordensregel zu einer gelinderen genehmigen würde. Sie starb im Jahre 1540. —

Außerdem waren in das Kloster aufgenommen worden: 9 Gräfinnen von Schwarzburg, 6 Gräfinnen von Kevernburg, 7 Gräfinnen von Henneberg, 2 Gräfinnen von Gleichen, 2 Gräfinnen von Hohnstein, 1 Gräfin von Wertheim, 1 Gräfin von Bickenbach, 1 Gräfin von Stolberg, 1 Freiin von Kranichfeld und Töchter der adeligen Familien: von Berlstedt, Gleichen, Gräfendorf, Greußen, Griesheim, Heise, Hesberg, Hirschberg, Hoff, Holbach, Kindleben, Kochberg, Krumsdorf, Machwitz, Obernitz, Ostheim, Röder, Roßla, Scheidingen, Salzbrücken, Wazdorf, Weimar, Werthern, Wizleben, Wüllersleben, Zenge, Zimbern.

Pröbste:

1) Bertoch (Berthous, Bertold) wahrscheinlich aus Salfeld gebürtig, wo er begütert und 1265 Plebanus war. Wie angelegentlich er für die neue Stiftung zu Ilm sorgte, erhellt, unter andern, aus der im Jahre 1280 durch ihn bei dem Grafen Günther den ältern von Kevernburg bewirkten Ueberlassung eines Hofs in jener Stadt, den er für sein eigenes Geld erkauft hatte, an dieselbe. Er stand dem Kloster von 1265 bis 1291 vor, in welchem er der vormalige Propst (quondam praepositus) genannt wird, und erhielt vermuthlich eine höhere geistliche Stelle. — 2) Konrad (von Witerde), von 1289—1291, vorher Rector puerorum, heißt 1324 der alte Propst zu Ilmen. — 3) Berthold 1292, 1293. — 4) Gottfried, 1294. — 5) Wicfried, Bruder des Schultheißen, Heinrich (von Bechstetent) zu Ilm, welcher 1288, 1290, 1308 vorkommt, wird in Urkunden von 1282, 1289, 1291, 1292, 1298 Notarius der Grafen von Schwarzburg, und 1286 quondam Rector puerorum in Ilmene genannt. Aus dem ihm beigelegten Namen Magister hat man, wohl ohne zureichenden Grund, geschlossen, daß er Lehrer der jungen Grafen von Schwarzburg gewesen sei, wahrscheinlich wird aber dadurch auf sein zuletzt erwähntes Verhältniß als Schulmeister hingewiesen. Das Amt des Propstes verwaltete er von 1308—1315 im folgenden Jahre erscheint er als ehemaliger Propst, er muß also seine Stelle niedergelegt und vielleicht mit einer anderen vertauscht haben. — 6) Heinrich (von Hammerfeld) starb nach Jovius 1314 (?). — 7) Friedrich von Apolda (de Apoldia) 1318, übergab die Propstei 1321, in welchem Jahre er schon, so wie später 1324, 1333, 1334 der alte Propst genannt wird. Er starb 1337 III. Non. Junii. (S. das Todtenbuch des Marienstifts zu Erfurt in Monés Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit 1835. 2. Quartalheft S. 142.) — 8) Heinrich, Propst von 1328 bis 1348, zugleich Pleban in Seebergen, 1339 heißt er bisheriger Pleban daselbst. — 9) Andreas, 1355, 1359. — 10) Nikolaus Kilian, 1360, 1363. — 11) Otto von Lüten (de Luten), 1370, 1373, 1379. In einem 1765 in dem Hauptaltare der Michaeliskirche zu Lüneburg gefundenen Rotulus aus dem 15. Jahrhundert liest man folgende ihn betreffende Worte:

O... S. Marie. virg. et. S. Nicolai. conf. in Ilmene. Otto prepositus. (S. Wedekinds Noten zu einigen teutſchen Geſchichtſchreibern. 3. H. S. 338.) — 12) Otto von Sprechenberg (Sprechenberg?) 1380. — 13) Otto III. vom Hoff erhielt die Propſtei 1383 und verwaltete dieſelbe 26 Jahre. Er erſcheint ſpäter z. B. 1408 als Domherr zu Würzburg, wo er noch 1412 lebte. Eine Urkunde von 1418 erwähnt ihn als verſtorben. — 14) Nikolaus von Walcheim war 1412, 1416 acht Jahre hindurch Propſt, und wahrſcheinlich, wenigſtens 1412, dabei Pfarrer zu Braunsdorf. — 15) Siefried (Siegfried) Sack 1417, bekleidete zugleich eine Domherrenſtelle zu Nordhauſen. — 16) Hermann Loßhardt 1419, 1429, 1430. Im J. 1421 wird Hermann Odeloß (Adeloß) vielleicht durch einen Schreibfehler oder eine unrichtige Lesart als Propſt angeführt. — 17) Heinrich Böttner (Bottener) 1436, 1445. Im J. 1448, wo er Vicarius St. Michaelis zu Ilm genannt wird, ſcheint er von der Propſtei abgegangen geweſen zu ſein, 1452 heißt er der alte Propſt, ob er 1471, in welchem Jahre ſeiner zuletzt gedacht wird, wieder zu dieſem Amte gewählt oder todt war, läßt ſich aus dem Inhalte der Urkunde nicht entſcheiden. — 18) Albrecht von Werterde (Werthern) 1448, 1461. Er ſoll 1469 das Amt eines Rector ecclesiae parochialis zu Sondershauſen angetreten haben. (S. Zeitfuchs Stolberg. Chronik S. 1368.) — 19) Berthold Gönitz (Goinitz, Goynitz, Goynutz) 1463. Im J. 1466 kommt er nur als „der Erbare Berldt Göynitz" vor, er ſcheint alſo damals ſeine Stelle niedergelegt zu haben. 1452, 1473, 1474 war er Kanonikus des Stiftes Jechaburg, und wurde in dem erſten Jahre von dem Dompropſt, Grafen Heinrich zu Schwarzburg als Official angenommen. — 20) Widekindt von Wenden. 1464, 1466. Im J. 1470 erſcheint er als Propſt des Jungfrauenkloſters zur Kapelle bei dem Schloſſe Arnsburg in der Schwarzb. Rudolſt. unteren Herrſchaft. (S. Jovius a. a. O. S. 550.) — 21) Heinrich Loßhardt, 1466, 1478, 1480. 1489 heißt er bloß Vikarius zu Ilm und 1512 gottſelig. — 22) Johann Schmidt (Hans Smed). 1473, 1475, 1480, 1488. Er wird bald Vorſteher, bald Probſt des Kloſters genannt. — 23) Johann Möller 1489, ſtarb 1492. — 24) Johann von Gräfendorf 1492 (Mittewochs nach Galli) bis 1505 (Montags nach Lätare). Eine Urkunde von 1510 bezeugt, daß er damals ſchon verſtorben war. — 25) Martin Kämmerer (Kemmerer), Vorſteher 1505, 1506. — 26) Nicolaus (Claus) von Holleben, angeblich ein Sohn Hermanns von Holleben, welcher 1469—1480 vorkommt, Vorſteher 1510, 1512, 1513. (Ein Claus von Holleuben war 1499—1502 Vorſteher des Jungfrauenkloſters zu Arnſtadt, und 1506 wird Claus von Hollewbem als daſiger Amtmann erwähnt. Der letzte ſoll ein Sohn Heinrichs von Holleben geweſen und 1501 von dem Grafen Günther zu Schwarzburg mit Wildenſpring beliehen worden ſein. Die Beleihung ſeines Sohnes Eucharius (Carius) mit dieſem Gute erfolgte, wahrſcheinlich nach des Vaters Tode, 1522. — 27) Martin (Merten) von der Kehre, 1520, 1522. — 28) Heinrich Spitznaſe, 1523. — 29) Sebaſtian

(Bastian) von Wizleben, 1515, 1516, 1517, 1526, 1531. (Im J. 1509 war ein Bastian von Wizleben Ammann zu Arnstadt). — Auf diesen lassen Einige noch Volkmar Frobenius folgen, welcher nach Einführung der Lutherischen Lehre erster Pfarrer zu Stadtilm wurde.

Daß der im Jahre 1525 entstandene Bauernkrieg dem Kloster Verderben und Untergang bereitete, ist schon oben bemerkt worden. Wir theilen jetzt die näheren Umstände dieses für unserer Stadt so verhängnißvollen Ereignisses mit. —

Die Bewohner des Waldes hatten sich zusammengerottet und waren herunter nach Königsee und, weil sie vorzüglich auf die Klöster, in denen sie große Schätze zu finden hofften, ihr Augenmerk richteten, von da nach Paulinzelle gezogen. Günther XXXIX. von den hier begangenen Ausschweifungen benachrichtigt, besorgte, es möchte nun auch das reiche Jungfrauenkloster zu Ilm ein ähnliches Loos treffen. Er eilte deswegen persönlich von Arnstadt dahin, um sich der Kirchen- und Klosterkleinodien vor Ankunft der Aufrührer zu versichern, was ihm auch vollkommen glückte. Diese entrüstet, daß die unfehlbar gehoffte Beute ihren gierigen Händen entgangen war, suchten ihre Rache einstweilen dadurch zu befriedigen, daß sie den Propstei- oder Klosterteich fischten. Unterdessen kam der aus Bewohnern der Städte und Aemter Blankenburg und Rudolstadt bestehende Haufe vor Paulinzelle an, lagerte sich vor der Stadt, vereinigte sich hierauf mit den dasigen Bürgern, und fiel mit denselben in das Kloster ein, ungeachtet der Vorsteher, Heinrich Spitznaß, sie nach Vermögen und Nothdurft mit Essen und Trinken hatte versehen lassen. Doch fruchteten gute vermittelnde Worte soviel daß das Kloster wenigstens keine frevelhafte Behandlung und förmliche Plünderung erdulden mußte. Auch war das von dem Propst Sebastian von Wizleben, einem der Verbündeten anvertraute Silbergeräthe nebst andern werthvollen Gegenständen, an den Ort seiner Bestimmung, in Heinze Hohlbocks Haus, richtig und unversehrt abgeliefert worden. Während dieser Händel setzte man den Voigt nebst dem Stadtrathe ab, und nahm diesem die Schlüssel zum Rathhause und zu den Thoren. Einige Edelleute und Geistliche, selbst der Stadtilmer, auf dessen Befehl das Gut zu Griesheim geplündert wurde, standen in Gemeinschaft mit den Empörern. Die Befehlshaber der dasigen Bürger, denen nebst ihren Genossen der geräumige Markt zum Sammelplatz diente, waren gleichförmig gekleidet, die Obersten und Hauptleute geharnischt, die verbündeten vier Städte führten ebensoviel Fahnen. —

Das neue Klostergebäude (das alte hatte Dienstags an sanct Antoniustage des heil. Beichtigers 1492 bedeutend durch Brand gelitten und besonders war das Schlafhaus und der Kreuzgang vom Feuer verzehrt und großer Schade an Hausgeräthen, Kleidern, Büchern, Bettgewandten und andern Kleinodien, „welche zu den klösterlichen Ämpten und geistlichen Zierden gehörten," ver-

ursacht worden,) soll einer der Anführer sich haben zueignen wollen, nach anderen Aussagen bestimmt man es zum Rathhause oder zum Getreidemagazin.

Freitags nach Quasimodogeniti d. J. ließ der Rath und die Gemeine dem Grafen eine Vorstellung von 31 Artikeln einhändigen, welche ihre Forderungen und Wünsche wegen Abstellung alter Mißbräuche sowohl in Ansehung der kirchlichen als politischen Verfassung und Einführung neuer, zeitgemäßer Einrichtungen enthielt, und die im Wesentlichen mit den Artikeln anderer Städte des Landes übereinstimmten. Ungeachtet der Graf Gewährung und Erleichterung der Lasten, durch welche die Unterthanen bisher so hart gedrückt worden waren, am Walpurgistage feierlich gelobt hatte, so vereitelte doch die unglückliche Schlacht bei Frankenhausen alle Aussichten auf Verbesserung. —

Nach derselben ordnete der Stadtrath, welcher an den geschilderten unruhigen Auftritten nie thätigen Antheil genommen hatte, aber zu ohnmächtig gewesen war, sie zu hindern, zwei seiner Mitglieder an die Grafen Günther und Heinrich ab, um sich und die Seinigen zu rechtfertigen, dennoch mußte die Stadt für diese Verirrung auf's empfindlichste büßen. — Vier der Rädelsführer wurden Sonnabends nach Corporis Christi hingerichtet und den Bürgern das vormals verliehene Fischwasser entzogen, welches der Landesherr ihnen aber im J. 1531 unter gewissen Bedingungen wieder einräumte. Noch um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts waren fünf Klosterjungfrauen übrig, welche in einem Hause am Markte lebten, deren Verpflegung dem damaligen Schösser Thomas Hasch (v. 1547—1553) übertragen war. Sie sollen, wie Samuel Walther erzählt, „in Ganserts Hause" gestorben sein. —

Das Konventsiegel des Klosters zeigt die stehende Figur der Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde auf dem Arme und die Worte: S. COVENTVS. SANCTIMONIALIVM IN ILMENE. — Es ist von länglicher Form. — Auf den gleichfalls länglichen Siegeln der Aebtissinnen ist die Jungfrau Maria, aber sitzend, mit dem Jesuskinde auf dem Arme, dargestellt, zu deren Füßen noch eine knieende Person erscheint: S. ABBATISSE. SCIMONIALIV. I. ILM (INE) oder ABBISSE. SCI. NICOLAI IN ILMINE. — Die Siegel der Pröpste sind kleiner, als die vorigen, und enthalten eine stehende Figur mit dem Bischofsstabe, wahrscheinlich das Bild des heiligen Nikolaus, Schutzpatron des Klosters, vor welchem eine Person im Mönchsgewande (der Propst?) mit zum Beten oder Schwören ausgestreckter Hand kniet. S. PREPOSITI. SCI. NICOLAI. IN. ILMI. —

Die ehemalige Klosterkirche, welche durch einen auffallenden Mißgriff in dem neuesten, den Denkmalen der Baukunst des Mittelalters im Schwarzburgischen gewidmeten Werke mit der noch stehenden Stadtkirche verwechselt wird, wurde, wie man erzählt, abgetragen und an die Stelle derselben und der übrigen in Ver-

fall gerathenen Gebäude kam ein herrschaftliches Schloß, in welchem die Grafen Günther der jüngere, Albrecht Günther und Ludwig Günther I. (dieser von 1624—1634) nach einander bisweilen Hof hielten.

Daher konnte Sylvester Liebe in seiner handschriftlichen Salfeldographie sagen: „Zu unsern Zeiten (d. i. ums J. 1625) scheint dieses Kloster gleichsam blos aus Mauertrümmern zu bestehen, doch bringe ich in Erfahrung, daß die Landesherren mit Hülfe jener Ruinen ein schönes Schloß erbaut und dasselbe von Zeit zu Zeit bezogen haben." — Dieses nachher im Gegensatze zu dem neuen als altes bezeichnete Schloß wurde 1780 ein Raub der Flammen, jenes aber, dessen Kirche den 25. Aug. 1735 feierlich eingeweiht worden war, ist seit 1811 Eigenthum des Stadtraths, der es zu seinen Sitzungen und anderen Zwecken gebraucht.

Die erste Nachricht von einer in Stadtilm vorhandenen Pfarrkirche (ecclessia parochiales) empfangen wir durch eine zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts (ums J. 1199) ausgestellte Urkunde, welche den zwischen dem Abte von Paulinzelle und Gotebold von Ettinsleibin entstandenen Streit über das Patronsrecht der Kirche zu Schwarza betrifft. Als Ort der Zusammenkunft war den Parteien die Parochialkirche zu Ilm angewiesen und bei der deswegen gepflogenen Verhandlung der Pleban Otto zu Ilm als Zeuge gegenwärtig. Ist das noch vorhandene Gebäude von dem Bischofe Wilhelm von Havelberg eingeweiht worden, so kann dieß nicht im J. 1335 geschehen sein, denn damals lebte kein Havelbergischer Bischof dieses Namens, wohl aber ein Jahrhundert früher (von 1219—1244). Seine Anwesenheit in Thüringen und besonders zu Erfurt in den Jahren 1223, 1235 und 1242 wird durch glaubwürdige Zeugnisse bestätigt. Im J. 1241 befand er sich zu Paulinzelle, und verlieh denen, welche sich gegen dieses Kloster wohlthätig erweisen würden, Ablaß auf 30 Tage. Auch die ursprüngliche Bauart dieses Gotteshauses, soweit sich nämlich dieselbe nach den durch den letzten Brand von 1780 erlittenen Beschädigungen und den damit im Laufe der Zeit vorgenommenen mancherlei Veränderungen erforschen läßt, deutet auf das Ende des zwölften und den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts und auf die Uebergangsperiode aus dem Neugriechischen oder Romanischen in das Neugothische hin. Der Rund- und Spitzbogenstyl sind hier mit einander vereinigt, und der erste besonders an dem untersten von den fünf Stockwerken der beiden kunstvollen Thürme, welche ein hölzerner Gang (die höchste Brücke in Thüringen) mit einander verbindet, sichtbar. — Außer diesen und ihrem Zwischenbau haben sich nur die auf beiden Seiten hinter denselben angebrachte Vorhalle und der plattgeschlossene mit drei Fenstern versehene Chor der ersten Anlage erhalten; alles übrige ist erneuert. —

Die größte Aufmerksamkeit des Alterthumsforschers verdienen die an dem äußern Eingangsthore der nördlichen Vorhalle dieser

Kirche befindlichen Skulpturen, welche auf beiden Seiten des Einganges bis zu der Höhe, wo der ihn überwölbende Spitzbogen sich anfängt, ausgehauen sind. Jedes Gewände desselben enthält sechs Darstellungen: abenteuerliche Gebilde von Thieren verschiedener Art, männliche und weibliche Figuren in den sonderbarsten Zusammensetzungen und Aufzügen, deren eine das Volk für den Teufel, welcher einen Mönch weggeführt, zu erklären gewohnt ist. Daß ihnen eine tiefere Bedeutung zu Grunde liegt, ist keinem Zweifel unterworfen, aber diese zu entdecken, kann nur demjenigen gelingen, dem sich bei einer längeren Beschäftigung mit diesem Gegenstande Gelegenheit dargeboten hat, die große Zahl ähnlicher Denkmäler mit dem gegenwärtigen zu vergleichen und die verschiedenen Meinungen über ihre Entstehung und Absicht sorgfältig zu prüfen.

In dem Chorfenster über dem Altare dieser Kirche waren noch zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts zwei Bilder zu sehen, welche Jovius mit einer freilich noch ungewissen Begebenheit, welche hier vorgefallen sein soll, in Verbindung zu bringen sucht. Er vermuthet, daß diese Bilder, das eine, laut der Umschrift, eines Grafen von Schwarzburg, in langem, grünen Rock und Talar, ein in der Scheide befindliches Schwert zu den Füßen kehrend, das andere eines Grafen von Kevernburg, roth gekleidet und das bloße Schwert in der Hand führend, die Ermordung des ersten von dem letzten anzeigen. Er hält den Entleibten für den ums Jahr 1293 verstorbenen Schwarzburgischen Grafen Heinrich XI. und glaubt, daß sie sich wegen der Grenzen und Gerichte der ihnen gemeinschaftlich gehörenden Stadt Ilm entzweit hätten, oder auch bei den damaligen Fehden in Thüringen, in welchen selbst Glieder eines Stammes verschiedenen Parteien folgten, feindlich zusammen getroffen wären. Auch in der ehemaligen Klosterkirche an der Mauer über der Treppe, wo man auf das Chor ging, erblickte man zu jener Zeit ein Gemälde, worauf zwei Männer in alter Manier und in der Tracht des Herrenstandes gegen einander stehend abgerissen waren, deren einer auf den andern das Schwert zückte. Nach Versicherung des damaligen Stadtilmer Amtmannes Hans Christoph von Marschall las man dabei die Worte: „Hier ersticht ein Graffe den andern," wovon aber nur die ersten beiden noch ganz deutlich waren. Zu den Füßen eines jeden befand sich das Familienwappen, ein gelber Löwe in blauem Felde.

So ansprechend nun auch die Erklärung des trefflichen vaterländischen Geschichtsschreibers von diesen Bildern erscheint und so gern man dem Scharfsinne, mit welchem er daraus wirkliche Thatsachen herzuleiten sich bemüht, Beifall zollen möchte, so unterliegt dieselbe doch nicht unerheblichen Bedenklichkeiten. Es wäre nämlich auch hier der anderwärts häufige Fall möglich, daß Jovius der nach und nach im Volke herrschend gewordenen Ansicht von diesem Gemälde, dessen eigentliche Veranlassung und Bestimmung man

nicht mehr genau kannte, unbedachtsam gefolgt wäre. Wie leicht pflegt man zu Wahrscheinlichkeiten und Erdichtungen seine Zuflucht zu nehmen, um wißbegierige Beschauer solcher Denkmäler der Vorzeit, denen man seine Unkunde nicht verrathen will, wenigstens einiger Maßen zu befriedigen. Das enthlößte Schwert mußte, bei der Geneigtheit, überall und bei dem leisesten Verdachte Schauerliches und Grausenerregendes wahrzunehmen, Zeugniß von einer begangenen Mordthat ablegen. Und doch sollte dasselbe vielleicht auch hier nur als Merkmal der Grafenwürde, der Landesherrlichkeit und höchsten Gerichtsbarkeit, besonders des Rechts über Leben und Tod gelten, wie es oft in dieser Beziehung auf Siegeln, Münzen, an Bildsäulen ꝛc. vorkommt. So wurden auch die Stifter und Schirmvoigte der Kirchen und Klöster deswegen mit Schwertern in der Hand abgebildet. Sollte man also nicht bei unserm Gemälde an zwei Grafen von Kevernburg und Schwarzburg, als Besitzer der Stadt und Schutzherren der Kirche und des Klosters zu denken berechtigt sein, ohne jener, wahrscheinlich nur aus dem mißlungenen Streben, dasselbe zu deuten, entwickelten Sage weiter ängstlich nachzuspüren, zumal da Jovius die Umschrift nicht selbst untersucht, sondern sich auf fremde Mittheilung und den Ausspruch eines vielleicht zum Entziffern alter Schriftzüge nicht gehörig Befähigten verlassen hat.

Zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts wurde diese Kirche mit ausdrücklicher Bewilligung des Erzbischofs Matthias von Mainz und des Papstes Johann dem Kloster einverleibt, welches den Gottesdienst nunmehr durch einen Kapellan, der ein Weltgeistlicher sein mußte, besorgen ließ. Besondere Vorträge von 1327 und 1330 bestimmten die sowohl dieser geistlichen Anstalt, als dem Stadtrathe darüber zustehenden Rechte.

Außer diesen zwei Kirchen gab es noch folgende vier Kapellen zu Stadtilm: die zum heiligen Andreas vor der Stadt gegen Mittag auf dem Berge, welche schon 1286 und zuletzt 1495 erwähnt wird. Sie kann also nicht abgebrochen und die Kapelle des Hospitals, worin sich eine Vicarie des h. Kreuzes, Michael, Andreas und Jodokus befand, damit erweitert worden sein. Als im Jahr 1452 der gewesene Propst Heinrich Bottener die bisherige Judenschule in eine Kapelle (was damals auch anderwärts gebräuchlich gewesen zu sein scheint,) zu verwandeln beabsichtigte, so erklärte der Graf Heinrich von Schwarzburg, daß sie nach ihrer Einweihung die nämlichen Freiheiten genießen solle, als die Kapellen zu St. Andreas und zu den Siechen. Mit der Judenschule, allen ihren Zugehörungen und Freiheiten, „als die Juden vor Alters hergebracht haben," war Isaak von Jena 1428 durch den Grafen Günther beliehen, und ihm Hoffnung gemacht worden, daß er die drei daran stoßenden Häuser, wenn sie von ihren gegenwärtigen Besitzern verkauft würden, ebenfalls zu Lehn empfangen solle. Heinrich XXXI. trug dieses Lehn

1446 auf die Wittwe und den Sohn des genannten Juden über. Die Vicarie der h. Maria, des h. Thomas und Bernhard im Siechen (in leprosorio) und die des Petrus und Paulus in der neuen, wahrscheinlich von Heinrich Bottner gestifteten Kapelle waren mit einander vereinigt.

Erst im J. 1533 bekannte sich Stadtilm öffentlich zu der durch Luther gereinigten Religionslehre. Der damalige Pfarrer scheint den Akten der ersten in diesem Jahre veranstalteten Kirchenvisitation zufolge, eine sehr vortheilhafte Meinung von seinen Kenntnissen gehabt zu haben, da es von ihm heißt: „Praedicator se ipsum praedicat et gloriatur, valde doctos cupit adesse — Catechismum non exercet etc.“

Daß die Stadt schon frühzeitig eine Schule besaß, erhellt aus der Erwähnung des Schulmeisters, der oft als Zeuge in dasigen Klosterbriefen vorkommt. Schon oben haben wir den Propst Wicfried als Rector puerorum kennen gelernt und 1284 bekleidete Konrad, und 1353—1354 Johannes das nämliche Amt. Nach der Reformation enthielt diese Anstalt Anfangs nur drei Klassen, worin ein Rector, Kantor und Collaborator Unterricht ertheilten.

Von den Unglücksfällen und widrigen Begegnissen, welche Stadtilm theils durch Krieg und feindliche Durchzüge, theils durch Feuer, Wasserfluthen und ansteckende Krankheiten erlitt, verdienen hier folgende bemerkt zu werden. —

Im Jahr 1204 soll die Stadt in dem Kriege des Königs Philipp mit dem Landgrafen Hermann I. in Thüringen zerstört worden sein. Man hat sich dabei auf thüringische Zeitbücher berufen, welche von den durch Ottokar von Böhmen, als Verbündeten des letztern, in den Gauen Langewiz und Ilmin angerichteten Verwüstungen reden. (Atrex Bohemiae cum magno multitudine veniens vostutis undique quae erant in pago longevice et Ilmini.) Der Ausdruck pagus aber kann in diesem Zusammenhange schwerlich auf den einzigen Ort Ilm bezogen werden, wenn auch das Dasein eines besondern Ilmengaues nur aus dieser Stelle erweislich sein sollte.

In dem sächsischen Bruder- und schwarzburgischen Hauskriege, Mittwochs vor dem Feste der Heimsuchung Mariä (d. 30. Junius) 1450, rückte der Kurfürst Friedrich von Sachsen mit einem Heere, dessen Stärke verschiedentlich bald zu 18,000, bald zu 1800 Mann angegeben wird, unvermuthet vor diese Stadt und suchte sich ihrer durch einen lebhaften Angriff mit dem Geschütze, das er bei sich führte, zu bemächtigen, allein der Graf Heinrich XXXI. von Schwarzburg vertheidigte sie so heldenmüthig, daß der Kurfurst nach Verlauf von acht Tagen sich zum Abzuge genöthigt sah. Während der Belagerung leuchteten die Rathsmeister, Simon Stuff und Heinrich Sintram oder Sinderam (Jovius und Andere nennen ihn Smied, Smed oder Schmied und allerdings waren beide Familien damals und lange vorher hier an-

säßig,) ihren tapfern, von Vaterlandsliebe beseelten Mitbürgern durch ihr glänzendes Beispiel voran. —

Ueberhaupt schienen die Bewohner Stadtilms von jeher sich als versuchte und wackere Krieger ausgezeichnet zu haben, da sie an den Heereszügen ihrer Beherrscher, z. B. an der Ueberrumpelung von Lauenstein im J. 1429, steten Antheil zu nehmen pflegten, und der Schutz der häufigen Angriffen ausgesetzten Stadt Uebung in den Waffen erheischte, womit auch die städtische Rüstkammer hinlänglich versehen war.

Eine noch ungedruckte thüringische Chronik ertheilt bei dieser Gelegenheit den Stadtilmern folgenden herrlichen Lobspruch: — Herzog Friedrich von Sachsen zog mit dem Heere vor das stetichin Ylmen vf graneu Heinrich von Swartzpurg vnde schossin mit buchsenn vaste dorynn Nu worin so vil trefflicher Lute dorinne, die das weretin das sie musten abezeihen. —

Noch im J. 1494 waren nicht alle Spuren der feindlichen Verheerungen in den nächsten schutzlosen Umgebungen der Stadt vertilgt, denn ein damals abgeschlossener Vertrag betrifft „ein Haus und Erbe, das in dem Kriege unserer Herren von Schwarzburg" niedergerissen ward.

Eine jährlich an jenem Feste veranstaltete feierliche Procession, welche leider jetzt abgekommen ist, sollte die Nachwelt an die glückliche Rettung aus so großer Bedrängniß erinnern.

Wir wiederholen hier die in einem alten Stadtbuche über dieselbe und ihre Veranlassung enthaltene gleichzeitige Nachricht: „Es ist zu merken ein treffliches, das ist geschehen nach Christi Geburt anno 1450, daß Marggraff Friedrich von Meißen, Herzog in Sachsen, Landgraff in Thüringen hat bezogen und umgeben Ilmen mit Heeres Kraft an der Zahl mit Namen 18000 Mann und mit gewapneter Hand auf Mittwoch vor Visitat. unser lieben Frauen und hat genöthiget die Stadt auf den Abend des obgenannten Festes mit Feuer und mit Pulver und mit anderer unchristlicher Wehre, jedoch haben die Rathsmeister, auf damals Simon Stuff und Heinrich Smedt, mit Hülfe znvor an Gott und zu unser gnäd. Herrn Graff Heinrich von und zu Schwarzburg*) und andere Herren und auch der andere Cumpan des Rath und einer ganzen Gemein unsere Stadt behalten (erhalten) und aller solch unchristlicher Wehre widerstanden mit Hülffe Gottes. Des hat die Stadt, drei Räthe, eine ganze Gemeine Gott zu Lobe und seiner lieben Mutter Maria eine ewige Procession zu begehen geordnet auf unser lieben Frauentag des obgenannten Festes Visitationis, die Räthe eines solchen vermahnt zu

*) Anstatt dieser Worte liest Jovius S. 520: nechst Gott durch Hülfe unseres gnädigen Herren Graff Heinrichs von Schwarzburg.

sein*) und solche Procession zu ewigen Zeiten zu begehen, auf das, daß Gott uns alle gleich vor solcher Noth zu ewigen Gezeiten wolle (solle) behüten. Des zu Urkund pflegen die Räthe dem Propst, den Capellanen und allen Vicarien, die in der Procession gehen, auf den Tag Gott zu Lobe ewiglich, zu schenken ein Stöbigen Weins des besten, und waren auf das mal Kämerer Hannß Kellner und Hanns Siwald (Seybald, Seybold) mit andern unsern Cumpan Dietzel Krempff, Dietzel Weimar (Weyner), Günther Wettich (Wettig) und Clauß Reinhardt."

Während des dreißigjährigen Krieges wurde die Stadt sowohl von den Kaiserlichen, als den Schweden schonungslos behandelt und dreimal ausgeplündert. —

Brandunglück traf dieselbe in den Jahren 1609, 1610, 1651, 1669. 1675 und, wie wir bereits gehört haben, 1780 den 1. August, an welchem 172 Häuser nebst dem alten Schlosse, dem Rathhause, Diakonate, beiden Schulen und der Kirche in Asche gelegt wurden. Dieser ehrwürdige Tempel konnte erst 1789 völlig und, Dank sei der Einsicht der höchsten, den Bau leitenden Behörde! mit möglichster Erhaltung der Eigenthümlichkeiten der ursprünglichen Anlage wieder hergestellt und am 24. Junius eingeweiht werden.

Als Merkmal, wie hoch das Wasser bei einer Ueberschwemmung der Ilm an der Ringmauer gestiegen sei, (und als Wahrzeichen der Stadt) wird ein über dem Keller- oder neuen Thore in Stein gehauene Ente angesehen.

Man setzt diese Wasserfluth entweder in das Jahr 1565 oder 1611, allein es ist glaublich, daß sie am Tage der sogenannten thüringischen Sündfluth, den 29. Mai 1613, Statt gefunden habe. Andere starke Ergießungen der Gewässer in dasiger Gegend werden bei den Jahren 1559, 1579 (d. 3. August), 1609 (d. 7. Mai), 1642, 1646, 1682, 1702 und 1714 erwähnt.

An der Pest, mit welchem Namen man sonst jede gefährliche und ansteckende Krankheit bezeichnete, starben hier im Jahr 1582 681, 1611 312 nnd 1625 603 (nach andern Nachrichten nur 587) Menschen. —

Noch mögen hier die Namen einiger gebornen Stadtilmer stehen, die sich als Gelehrte oder Künstler durch ihre Schriften und Leistungen auf wissenschaftlichem Gebiete Ruhm und Ehrenstellen erwarben, oder sonst wegen ihrer wechselvollen Schicksale merkwürdig sind:

1) Kaspar Arnurus (Lämmerzahl) war 1573 Professor der Philosophie zu Jena, st. 1586.

---

*) Eine vor uns liegende Abschrift aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts (denn das Stadtbuch selbst ist verloren gegangen.) enthält diese Stelle in folgender Fassung: „Eines solchen sollen vermahnt sein die Räthe ewiglich eine solche Proc."

2) Christoph Basilus Becker, im J. 1632 Konrektor zu Husum, dann Pastor primarius zu Kiel und endlich Rektor zu (Kloster) Bergen bei Magdeburg.

3) Johann Heinrich Bohr, geb. 1677, war 1743 Senior des lutherischen Ministeriums zu Erfurt und starb 1750.

4) Johann Heinrich Brömel wurde 1668 zu Straßburg Doktor der Rechte und bekleidete 1685 die Stelle eines Kurpfälzischen Raths und Amtmanns zu Dülsberg am Neckar.

5) Johann Bußleben (Bußleb) gab 1560 zu Erfurt ein Buch in Reimen unter dem Titel: Jungfrau Spiegelein ꝛc. heraus.

6) Hieronymus Deubener (Peristerius) geb. im J. 1561, Rektor zu Rudolstadt, nach der Zeit an den Gymnasium zu Grätz in Steiermark, zuletzt Pfarrer zu Grävenwerda, verwickelt in die damaligen theologischen Streitigkeiten.

7) Hartmann Gramann, begleitete die herz. holsteinische Gesandschaft im J. 1633 als Reisemedikus nach Persien und empfing dann den Ruf als kaiserlicher Leibarzt zu Moskau, lebte noch 1659. Sein Heilverfahren scheint dem der neuern Homöopathen nicht unähnlich gewesen zu sein. Er wird in Paul Flemmings Gedichten oft erwähnt.

8) Michael Gramann geb. 1631, besuchte das Gymnasium zu Reval in Livland, studirte zu Dorpat und Wittenberg, war bei dem Czaar Feodor Alexejewitsch von Rußland 12 Jahre bis 1677 Leibmedikus, starb 1702 in seinem Geburtsorte.

9) Theophilus (Gottlieb) Grosgebauer, geboren 1627 Prediger zu Rostock ums J. 1648, gründlicher Kenner der hebräischen, spanischen, italienischen, holländischen und englischen Sprache, st. 1661.

10) Johann Friedrich Klinkhard geb. 1766, aus einer schon 1330, 1437 daselbst unter den Namen Clinchard oder Klinghard bekannten Familie, war seit 1796 zweiter Hofprediger und 1799 zugleich Diakonus an der Stadtkirche zu Rudolstadt. Nach seinem Tode (d. 30. December 1803) erschien daselbst 1806 (in 8) eine Sammlung ausgewählter, von ihm gehaltener Predigten.

11) Johann Albert Gottlieb Methfessel geb. d. 23. September 1786, Sohn des dasigen Kantors, wurde 1810 als Hofsänger und im folgenden Jahre als Kammersänger zu Rudolstadt angestellt, 1823 begab er sich nach Hamburg, wo er bis zu seiner Berufung nach Braunschweig zum Herzogl. Kapellmeister lebte. Von ihm und seinen zahlreichen, mit Beifall aufgenommenen musikalischen Werken handln Gerbers N. Lexikon der Tonkünstler III. 405 und Schillings Universallex. der Tonkunst IV. 677—679.

12) Johann Christoph Friedrich Methfessel, ein älterer Bruder des vorigen, geb. d. 27. August 1771, Kandidat der Theologie, machte sich als Dichter und Komponist vortheilhaft bekannt. Er starb den 22. Mai 1807. S. Gerber III. 406 ff. Schilling IV. 679.

13) Hironymus Metzel wurde 1649 Kantor zu Stade und ſt. d. 13. April 1693. Er gab ein Compendium musices (Hamburg 1660) heraus S. Gerber III. 408 f.

14) Johann Nicolai, geb. 1653, war Profeſſor der Alterthümer in Tübingen und Verfaſſer mehrerer, von raſtloſem Sammlerfleiße zeugenden Schriften und Abhandlungen dieſes Fachs. Er ſt. 1708.

15) Johann Theodor Pöhn, geb. 1678, ſtarb 1741 d. 27. Auguſt als Rektor in ſeiner Vaterſtadt und ſchrieb 1713, bei Gelegenheit der hundertjährigen Feier der Sülznerſchen Stiftung für die daſige Schule, eine gelehrte Abhandlung unter dem Titel: Pyramis Ilmensis.

16) Johann Gottlob Temper, geb. d. 6. Februar 1752, ſt. d. 12. Aug. 1804 als Pfarrer zu Großliebringen, hatte unter Anleitung des bekannten Orientaliſten Dathe zu Leipzig ſich vornehmlich mit dem Studium der hebräiſchen Sprache beſchäftigt und ging mit dem Plane um, eine Ueberſetzung der bibliſchen Bücher zum Gebrauch des Bürgers und Landmanns zu liefern, wovon auch eine Probe gedruckt wurde. Außerdem erſchienen von ihm in Rudolſtadt 1785: Heilige Reden.

17) Nikol Walther geb. 1556, erſt Rektor zu Rudolſtadt, hierauf Paſtor und Dekan zu Frankenhauſen. Von ihm beſitzt man verſchiedene theologiſche Abhandlungen und Predigten. Er ſtarb 1609.

Es bleibt uns noch übrig den ſogenannten Schäfertanz, eine auch in andern thüringiſchen und teutſchen Orten gewöhnliche Luſtbarkeit *) zu ſchildern, wobei wir eine ältere und neuere von Augenzeugen herrührende Nachricht zu Grunde legen. Die erſte iſt im Jahre 1733 abgefaßt: „Am Kirſchjahrmarkte (oder St. Margarethen-Ablaß) kommen auf vorheriges Ausſchreiben der Stadtilmer Schäfer bei ſechzig und mehr Schäfer von den benachbarten Orten zum Theil mit ihren Mädchen in dieſer Stadt zuſammen um, wenn ſie vorher in einem beſondern Aufzuge dem Beamten einen guten Widder mit vergoldeten Hörnern und Bändern verziert, überreicht haben, auf dem Markte und in den dazu errichteten Schranken, um einen aufgerichteten Tannenbaum zu tanzen, wobei die Vortänzer jedes Mal einen blanken Säbel zu führen pflegen. Mit ſolcher Kurzweil vergeht faſt die ganze Woche, es wird aber kein Schafknecht von ſolchen Orten, wo Schmiervieh iſt, zu derſelben zugelaſſen. Dieſer, den Herren der Schäfer, welche unterdeſſen mit andern Leuten Haus halten mußten, nicht ſehr willkommene Tanz war einige Zeit wegen eines dabei verübten Todſchlags ver-

*) S. darüber vor andern: J. A. Niemanns teutſche Volksfeſte im neunzehnten Jahrhundert, (Weimar 1839. 8.) S. 310–321. 477 N. 26.

boten worden, wurde aber ums J. 1717 wieder angestellt", (und dauert dann bis 1800 fort, wo er völlig einging). —

Ausführlicher, lebhafter und mehr Einzelnheiten berührend ist die zu Anfange dieses Jahrhunderts aufgesetzte Beschreibung, so daß wir sie zu Entwerfung eines recht anschaulichen Bildes von diesem Feste nicht übergehen dürfen.

„Den Sonnabend früh vor dem auf den folgenden Montag fallenden Margarethenablaß wurde aus dem Paulinzeller Holz, eine schlanke, den Stadtilmer Schäfern vorher angewiesene Fichte nebst mehreren kleinen Tannen und Maien auf den ehemaligen Hauptwachenplatz angefahren und ein 20 bis 30 Schritte langer und breiter Plan oder Kreis angelegt, in dessen Mitte man die am Gipfel mit seidenen Bändern und Tüchern geschmückte Fichte aufstellte.

Am Morgen des Margarethentages versammelten sich alle Schäfer aus den Aemtern Ilm, Paulinzelle, Ehrenstein und den benachbarten Orten in der Schäferei unterhalb der Stadt. Nach zehn Uhr begann der feierliche Zug: Voran der älteste Schäfer mit bloßem Säbel, dann sechs oder mehr Musikanten mit Schalmeien und einen Dudelsack, hinter diesen wieder zwei Schäfer und der mit vielen seidenen Bändern und Flitterkränzen geputzte fette Hammel, von einem Schäfer an einem langen, mit messingenen Platten verzierten Riemen geleitet, diesem folgt der ganze, oft aus 30 — 40 Schäfern bestehende Zug paarweise, die Schäferstäbe hoch auf der rechten Schulter tragend. Abwechselnd wurden verschiedene Schäferstückchen geblasen, und dabei von sämmtlichen Schäfern auf den Fingern gepfiffen. War man in dieser Ordnung durch das untere Thor über den Markt zu dem Plane gelangt, so wurde der Hammel 3 Mal unter Musik und Begleitung sämmtlicher Schäfer um die Fichte geführt, an der sein Führer mit ihm Halt machen mußte.

Jetzt begann ein feierlicher Tanz, welchen der älteste Schäfer, mit dem bloßen Säbel in der Hand, aufführte, dessen Wendungen und Bewegungen alle andern mit ihren Stäben nachahmten, und zwar so, daß sich die Glieder trennten und jeden einzeln hinter dem andern nachhüpfte, wobei man es so einzurichten wußte, daß der erste und älteste Schäfer den letzten und jüngsten berührte und ihm seine Nähe etwas unsanft mit dem Säbel auf dem Rücken zu erkennen gab, dessen Beispiel auch ein jeder der übrigen bei seinem Vorgänger befolgte und ihm den Stab fühlen ließ. In dem Schloßhofe, wohin man ohngefähr nach einer Viertelstunde aufbrach, so wie ferner in der Wohnung des Pachters, der den schon ziemlich Ermatteten Bier zur Erfrischung reichen ließ, und endlich vor dem Hause des Amtmanns wurde der Tanz, also drei Mal, wiederholt und dieser geputzte Hammel als Geschenk überwiesen. Man kehrte nun wieder auf den Plan und in die hier errichtete, geräumige Hütte zurück, worauf sich einer nach dem andern zum Mittagsmahle verlor. Nachmittags fanden sich die Töchter und Weiber der Schä-

ſer und Hirten ein, um mit den gewöhnliche teutſchen Tänzen ſich zu beluſtigen. Bei ungünſtiger Witterung, welche jedoch die eben erwähnten Aufzüge im Freien nicht hinderte, geſchah dies auf dem alten Kellerſaale vor der Stadt. — Die ganze Feſtlichkeit wurde gemeiniglich ſchon am nächſten Dienſtage Nachmittags durch Wiederholung des erſten Schlangentanzes beſchloſſen, wobei der mit einem ſcharfen Beile verſehene Vortänzer der Fichte, ſo oft er ihr nahe kam, einen Hieb verſetzte, die anderen Schäfer aber mit Säbel und Stäben die kleinen Bäume niederzuſchlagen ſuchten. Mit dem Falle der Fichte hörte der Tanz auf, derjenige, welcher ſich für den beſten Springer ausgab, ſtellte ſich mit dem geputzten Gipfel in einer Entfernung von ohngefähr 15 Schritten vor die erſte Reihe der Schäfer, und wem unter den übrigen es gelang, ihm denſelben bei dem Wettlaufe durch die Gaſſen eines gewiſſen Bezirks der Stadt bis wieder zu dem Stamme jenes Baumes abzugewinnen, dem erkannte man Bänder und Tücher als Preis ſeiner Behendigkeit zu. Wurde der erſte aber nicht eingeholt, ſo blieben ſie Eigenthum deſſelben."

L. F. Heſſe.

Kurzgefaßte Notizen

über noch einige bemerkenswerthe thüringiſche Orte, deren genaue Beſchreibung theils nicht zu erlangen war, theils des beſchränkten Raumes wegen nicht ſtatt finden konnte:

1) Breitenbach,

in der Oberherrſchaft des Fürſtenthums Schwarzburg-Sondershauſen hart vor dem Thüringer Walde; ſoll ſeinen Namen von dem hindurchfließenden breiten Bache haben; Olearius ſagt in ſeiner Chronik davon: „Der Ort wird fruchtbar und luſtig gerühmt, wegen umher liegender ſchöner Felder, Wälder, Berge, Hügel, Thäler, Wieſen und Gründe," und wir ſetzen hinzu, daß, wenn die Natur um Breitenbach vermöge der cultivirenden Menſchenhände nur ergiebiger, ſchöner und freundlicher geworden iſt, ſeine Bewohner bei dem erfreulichen Fortſchreiten in der zeitgemäßen geiſtigen Ausbildung, ihren biederen, treuen ächt thüringiſchen Sinn und ihre nationelle Heiterkeit in den zum Theil viel bewegten und hart bedrängten Zeitläuften zu bewahren wußten. Ohne Breitenbachs Urſprung nachweiſen zu können, wiſſen wir doch, daß es im Jahr 1533 nur 60 Häuſer zählte, daß eine der beiden Kirchen daſelbſt 1690 neu erbaut und der heiligen Dreifaltigkeit geweiht wurde, wie auch, daß in jener Zeit ſchon: „ein fein Herrſchaft-Rath- und Schulhauß" zu finden geweſen. — In dem Wappen von Breitenbach befindet ſich ein wilder Mann, welcher in der rechten Hand ein großes Anhänge- oder Vorlegeſchloß und in der linken zwei Schlüſſel hält, mit der Inſchrift:

„Der Gemeine Breitenbach V. D. T. W. S."

Dieſes in dem Wappen aufgenommene Schloß wurde als eine alte denkwürdige Curioſität, ſonſt auf dem Rathhauſe zu Breitenbach aufbewahrt, (ob ſolches jetzt noch vorhanden, iſt dem

Verfaſſer unbekannt) und wurde gewöhnlich ein Mahlſchloß, von den Schlöſſern aber ein Salzmaaß genannt; es war ſtark, auch zierlich und künſtlich verfertiget. Es ſoll dem Orte als ein Zeichen verehrt worden ſein, daß Breitenbach gleichſam das Schloß zu der vornehmſten Thüringer-Waldſtraße ſei, welche die Einwohner den Feinden verſchließen könnten; die fünf Buchſtaben der Inſchrift hat man gedeutet: „Verehrt Das Thüringer Wald Schloß," und die an dem einen Schlüſſel befindlichen Buchſtaben B. B. R. G. legte man aus: „Breiten Bacher Rath Gegeben." Merkwürdig war, daß zwei Schlüſſel zu dieſem Schloß gehörten, der eine zum Auf- und der andere zum Zuſchließen.

Breitenbach zählt jetzt gegen 3000 Einwohner, von welchen ſich eine ziemliche Anzahl immer auf Reiſen befindet und ihr Geſchäft als Moldenhauer betreibt. Außerdem gewähren mehrere Schneidemühlen, eine Porzellainfabrik und die Verfertigung von mancherlei Holzwaaren den betriebſamen Einwohnern lohnende Beſchäftigung, und in der Nachbarſchaft verdient das Vitriol- und Alaunwerk zu Wallbrücken bemerkt zu werden.

2) Clingen

ganz nahe bei Greußen an der Helbe gelegen, ebenfalls nicht genau nachzuweiſenden alterthümlichen Urſprungs; denn nach Olearius wurde bereits 1207 die daſige St. Gumperti Kirche erbaut, auch hat ſich zu jener Zeit ein St. Catharinen-Kloſter daſelbſt befunden, und 1282 erhielt Clingen die Stadtgerechtigkeit. Ferner ſagt unſer Chroniſt: „Anno 1381 haben Graf Heinrich und Graf Günther zu Schwartzburg den Freiherrn zu Querfurt, Herrn Gebhard und ſeinem Sohn, Herrn Branden, Frankenhauſen und Clingen verſetzt. — Im Jahr 1542 hat Graf Günther zu Schwartzburg das neue Schloß zu Clingen zu bauen angefangen und im ſelbigen Jahre das obere Haus, das die Breite nach dem Garten hat, ſammt dem Keller darunter mauern laſſen. Darnach im Jahre 1543 ward das andere Haus, ſo die Breite nach dem Steingraben hat, gemacht. Anno 1544 ward mit Mauern ſtill gehalten, und wiederum Stein und Kalk in Vorrath geſchafft. Anno 1546 und 47 ward das Haus nach dem alten Schloß gemauert. In ſelbigem Jahre 47 ward der Thurm und das alte Schloß bis auf ein Haus abgebrochen. Anno 1552 ſtarb Graf Günther, und iſt der Bau dieſes Schloſſes nicht vollführet worden.

Clingen blieb, ſeiner Lage wegen, von den Bedrängniſſen der Kriegsunruhen und Leiden keineswegs verſchont und erfreuet ſich bei dem Fleiß und der Gewerbthätigkeit ſeiner Bewohner, gleich ſeinen Nachbarorten, der Segnungen des Friedens; es zählt gegenwärtig wohl 600 Einwohner; auch liefern die Anhöhen um Clingen einen für die hieſige Gegend ganz guten und brauchbaren Wein.

3) Großen-Ehrich

ohnweit Ebeleben; davon sagt Olearius:

„Vor dem Thore, da man nach wenigen Ehrich geht, hat eine „Capelle gestanden, die ward anno 1632, gebraucht zum „Brauhause, ist sider Zeit eingegangen. Die gewelbte Brucke „wurde gemacht anno 1587, das Stadtlein ist gepflastert anno „1590, die Stadtmauer angefangen anno 1592, aber nicht „rings herum geführet;"

welche Notizen wenigstens Beweise für Großen-Ehrichs alterthümliche Entstehung ablegen, wenn auch die Spuren davon in dem jezt zeitgemäßen veränderten Zustande wenig mehr merkbar sind.

Nach den Nachrichten aus dem 16. und 17. Jahrhundert wurde der Ort häufig von Feuerschaden und großer Sterblichkeit heimgesucht, welche Leiden jedoch später von ihm fern blieben, ihn wenigstens nicht mehr als andere Orte betrafen.

Welche Veränderungen die Zeit hier bewirkt hat, ergiebt sich besonders daraus, daß mehrere Ortschaften in der Nähe ganz verschwunden sind; als z. B. das zwischen Ehrich und Westgreußen gestandene Schloß Grober, wovon in alten Registern und Flurbüchern das Grobrische Geschoß zu finden; ferner zwischen Ehrich und Bilderstedt das Dörfchen Faul, woher noch die Faulmühle, das Faul-Hölzchen und der Faulische Geschoß stammen, und zwischen Ehrich und Rhonstedt das Dorf Neustadt; und so betreten wir — besonders in unserm Thüringen — uns unbewußt manche Stelle, auf welcher Menschen lebten, wohnten und wirkten, und an welche sich manche uns nie bekannt werdende geschichtliche Merkwürdigkeit knüpfen mag.

4) Gebesee

an der Gera, welche nicht weit davon in die Unstrut fällt; und wird der Name von dem Satz: „Gehe einen See" hergeleitet, weil, wenn sich die beiden Gewässer Unstrut und Gera, ergießen oder übertreten, welches bei anhaltendem Regen und Gewittern oft der Fall ist, auf beiden Seiten von dem Orte eine solche Fluth und Ueberschwemmung bildet, welche einem großen See gleicht. —

So dunkel auch die erste Begründung von Gebesee ist, so führen uns doch die chronistischen Nachrichten in eine frühe Zeit zurück, indem sie uns von Kirchenbauten und Restaurationen, wie auch besonders von geistlichen Einrichtungen schon aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts Kunde geben.

Die Besitzer von Gebesee haben häufig gewechselt. Es waren dies von Alters her die Grafen von Beichlingen; und starb der letzte dieses Stammes im Jahre 1567 zu Gebesee, worauf es an

den Churfürſten von Sachſen gefallen. Olearius berichtet von den ferneren Beſitzern Folgendes: „Hans von Germar hatte etliche Jahr vor des Grafen Abſterben beim Churfürſten Auguſto Gebeſen ausgebeten, darum ward's ihm nach des Grafen Tode eingeräumet. Dieſer Germar bauete 2 Theile oder ſteinerne Häuſer am Schloſſe, lebete nicht über 2 Jahr, verließ einen unmündigen Sohn Adam genannt, dem wurden die nächſten Freunde, Barthol und Heinrich von Germar zu Vormündern geordnet. Als nun beſagter von Germar 20 Jahr alt worden, iſt er ohne Erben verſtorben; und weil die Vormünder nicht in der Mitlehnſchaft begriffen, ward bei Churfürſt Chriſtian I. zu Sachſen anno 1588 von Balzar Worm und Hans Genſch das Rittergut zu Gebeſee wieder ausgebeten. Weil aber jetzt gedachter Hans Genſch, indem die Unterthanen huldigen ſollten, zu Gebeſee auf dem Schloſſe Bärenſtein am Schlage plötzlich ſtarb, behielt es obgedachter Worm alleine, und bauete alsbald am Schloſſe das ſteinerne Haus, da man forn durchfährt. Anno 1595 verkaufte mit Churfürſtl. Verwilligung bemeldeter Worm Gebeſee zweien Brüdern, Hans Wilhelmen und Hiſſo Otten von Kerſtlingeroda, mit Vorbehaltung der Mitbelehnſchaft um 50 tauſend Gülden baar Geld. — Hans Wilhelm von Kerſtlingerode ſtarb ohne Erben; Hiſſo Otto anno 1610 zu Heidſtleben und hinterließ 4 Söhne, welche alle ohne Erben abgiengen. 1624, haben die Kerſtlingeröder Gebeſee auf 6 Jahr Chriſtoph Moritzen von Werthern verpachtet. Weil ſich aber auf dies Rittergut ſtarke Schulden gutentheils von Ausſtattung der Töchter herrührend, gehäufet haben, anno 1629 Otto Chriſtoph und Hans Wilhelm von Kerſtlingeroda gedachten von Werthern Gebeſee wieder käuflich zugeſchlagen und verſetzt um 45,000 Gülden, dergeſtalt, daß er ihnen 5000 Gülden baar Geld ausgezahlet und 40,000 Gülden Schuld auf ſich genommen. Und war der Handel kaum geſchloſſen, da iſt der von Werthern kurz darauf Todes verfahren, und anno 1630 zu Gebeſee begraben. Seine Wittwe Frau Lucretia Margaretha, geborene von Miltitz, behielt das Rittergut als einen Pfandſchilling der 56,000 Gülden. Anno 1634 hat Herr Rittmeiſter Caspar von Rana beſagte Wittwe geheiligt und mit ihr das Rittergut Gebeſee bekommen. Als nun Gebeſee von den Kerſtlingerödern nicht wieder eingelöſet worden und der letzte dieſes Stammes anno 1641 zu Göttingen erblos verſtorben, auch der Mitbelehnte, ſo der Letzte von Balzer Worms Linie war, 1645 zu Weimar auf ſeinem Beilager erſtochen und das Lehnrecht dem Churfürſten von Sachſen wieder zugefallen, ward dem Rittmeiſter von Rana ſein Pfandſchilling disputirlich und ſtreithar gemacht, und erwuchs zu einer ſchweren Rechtfertigung. Endlich ward anno 1655 die Sache alſo verglichen, daß der Rittmeiſter über die Wiederkaufsſumme noch mußte 7500 Gülden auszahlen; darauf ward er und ſeine Nachkommen von dem Churfürſten mit dem Rittergute Gebeſee und allem Zubehör belehnt nnd durch Churfürſtliche Commiſſarien zum Erbherrn

eingeführet. Nach Frau Lucretia's Tode 1642 hat wohlgedachter Rittmeister von Rana eine von Kutzleben aus Freien-Bessingen, und anno 1659, eine von Schütz aus Weißenschirmbach als dritte Gemahlin, geheirathet. — Mit welchen Veränderungen und auf welche Weise Gebesee bis an seine jetzige Besitzer, die Freiherrlich von Oldershausen'sche Familie gekommen, kann von dem Verfasser nicht genau angegeben werden, dürfte jedoch nicht schwer zu ermitteln sein.

Aus Gebesees früherer Geschichte ist noch zu bemerken, wie in dem 1373 entstandenen Streit über die Wahl des Erzbischofs zu Mainz, im Jahre 1375 die Erfurter mit dem nach Thüringen gekommenen Kriegsheere Bischof Adolphs, auch das Schloß Bärnstein zu Gebesee, 8 Tage lang belagerten und Landgraf Balthasar den Gebeseern zu Hilfe kam. Die Bonifacius-Kirche, aus welcher sich die Gebeseer vertheidigten, wurde von den Bischöflichen in Brand gesteckt und sodann das Schloß gestürmt, dessen Besatzung jedoch tapferen Widerstand leistete, den Feind mit siedendem Wasser empfiengen und von dannen trieben. Auch die Bedrängnisse des dreißigjährigen und siebenjährigen Krieges und nicht minder die der neuesten Kriegszeiten, betrafen Gebesee gleich andern Orten Thüringens; doch hat es dieselben unter manchen schweren Opfern überstanden und bewahrt sowohl von diesen, als auch von seinen frühesten Zeiten her manches bemerkenswerthe Erinnerungszeichen in seiner Mitte und in seiner nächsten Umgebung. Die Einwohnerzahl von Gebesee wird sich auf mehr als 1700 belaufen.

5) Heringen,

zwei Stunden von Nordhausen in der goldenen Aue an der Helme. — Das daselbst befindliche, wenn auch nicht mehr ganz in seiner ursprünglichen Gestalt bestehende, aber doch noch mit vielen Merkmalen des Alterthums versehene Schloß, wurde im Jahre 1327 von den Grafen zu Hohnstein erbaut nach dem für sie so unglücklich ausgefallenen Tumult in Kloster Walkenrieth, in welchem Graf Otto von Hohnstein von den Mönchen ermordet wurde. In dem Kriege der Grafen von Hohnstein mit der Stadt Nordhausen anno 1368 und 69 hatte Heringen manche Bedrängniß zu erleiden; ja es wurde später im Namen des Kaisers und römischen Reichs zweimal (anno 1406 und 1407) belagert, jedoch nicht erobert. Anno 1437 fiel Bischof Burkhard von Halberstadt mit 800 Pferden und 1000 Fußgängern in die goldene Aue und plünderte und brandschatzte. Graf Heinrich zu Hohnstein schlug ihn bei Uftrungen und brachte 700 Gefangene nach Heringen, Kelbra, Lora, Clettenberg und andere Orte. In den Kriegen der Kaiser Ferdinand II. und Ferdinand III. mit den benachbarten Königen, verdankte es Heringen der daselbst residirenden verwittweten Gräfin

von Hohnſtein, Clara, einer geborenen Prinzeß von Braunſchweig, daß es nicht gleich anderen Orten mitgenommen und verwüſtet wurde; ſpäter ward es jedoch beſonders von verheerenden Feuersbrünſten öfter und ſchwer heimgeſucht, wovon es ſich jedoch durch den Fleiß und die Betriebſamkeit ſeiner Bewohner immer wieder bald genug erholte und auch die mancherlei Veränderungen und Laſten der neueren Zeit glücklich überſtand. Seit 1815 befindet ſich Heringen unter Preußiſcher Hoheit und wird circa 2000 Einwohner zählen.

6) Kelbra

ebenfalls in der goldenen Aue und an der Helme gelegen, ſoll ſeinen Namen von der Kälber-Aue, oder guten Viehweide haben. Chroniſtiſche Nachrichten erwähnen ſchon im Jahre 1254 eines Nonnenkloſters zu Kelbra, welches in den Thüringer Unruhen 1525, von den Bauern geplündert, beraubt und verwüſtet worden und von welchem zwar noch die Ruinen vorhanden ſind, aber keine weitere Nachrichten zu erlangen waren; ſo wie ſich der Verfaſſer überhaupt vergebens um weitere Notizen von der Geſchichte Kelbra's bemühete. Die Bewohner dieſes in dem geſegnetſten Landſtriche Thüringens gelegenen Städtchens ſcheinen aus den auch ſie nicht unberührt gelaſſenen Ereigniſſen der denkwürdigen Vergangenheit, einen kräftigen Lebensmuth und einen patriarchaliſchen, heitren Sinn gerettet zu haben und ſich bei ihren wohl nährenden Beſchäftigungen, Ackerbau, Viehzucht, Wollhandel und Weberei, gleich Heringen unter Preußiſcher Hoheit, der Segnungen eines langen Friedens in ruhiger Behaglichkeit zu erfreuen.

7) Straußfurth

an der großen Straße von Weißenſee nach Erfurt gelegen mit einem Herrſchaftlichen Schloſſe, dermalen der Familie von Münchhauſen zugehörig. Zwei von Tenſtedt herabfließende Bäche, die Orte und der Schwambach fallen nahe unter Straußfurth in die Unſtrut. Dieſe Gewäſſer nebſt der Unſtrut ſelbſt, ſetzen bei Regengüſſen, im Frühjahr und bei Gewittern häufig die zwiſchen Straußfurth, Vehre und Henſchleben liegenden ſchönen Wieſen und Felder unter Waſſer und haben behufs der großen Straße, die Aufführung eines bedeutenden mit vielen gemauerten Durchzügen und Brücken verſehenen, koſtſpieligen Dammes nöthig gemacht. Nach unſeren chroniſtiſchen Nachrichten wurde anno 1616 die Kirche zu St. Peter zu bauen angefangen und 1620 vollendet. Es war auswendig an derſelben in einem (alten mit eingemauerten) Stein gehauen das ganze Leiden Chriſti mit allen Werkzeugen, ſo dazu ge-

braucht worden. Ferner war eine alte Grabschrift eines Edelmanns von Görmar (weiland Gerichtsherrn) daselbst, welcher mit 11 Söhnen, und dessen Frau mit 3 Töchtern daran abgebildet. Dabei stand eine Butte, das Wappen derer von Germar, und eine Gans, der Frauen Wappen, welche eine geborene Gans gewesen. Oben an befand sich die Jahrzahl 1484, und darunter diese Worte: „Wer diese Figur knieende anbetet mit 4 Vater Unser und 4 Ave Maria, und mit den andern Gebetlein hierunter hangend, der hat verdient zwey und vierzig tausend Jahr Ablaß vom Pabst Sixto dem Vierdten."

Kaiser Heinrich IV. hielt anno 1080 den 8. Februar eine Feldschlacht mit seinem Widersacher, dem aufgeworfenen und vermeinten Kaiser Rudolf an der Unstrut auf der Wiese zwischen Straußfurth und Lehre. Rudolf und die Sachsen wurden in die Flucht geschlagen, Kaiser Heinrich behielt das Feld, durfte ihnen aber nicht nachsetzen, weil er selbst viel Leute verloren hatte. Bischof Werner von Merseburg und mehrere andere Prälaten wurden in dieser Schlacht vom Kaiser gefangen genommen.

8) Tennstädt

zwischen Langensalza und Weißensee, ist gleich alterthümlichen Ursprungs als die übrigen bereits bemerkten Orte; und wird das Jahr 1448 als das der Grundlegung der dasigen Stadtmauern angegeben. Es sollen jedoch schon vor Anlegung der Stadtmauern, von drei bei Tennstädt gestandenen Schlössern oder Burgen bereits zwei wieder eingegangen und abgebrochen gewesen sein. Der Platz und Hügel behielt später noch den Namen: „auf den Burgen, oder Burggraben; und die spätere Klippmühle hieß früher die Burgmühle. Das dritte Schloß oder Burg stand zu Osthöfen und war rings von dem Teiche umgeben, und die Edelleute auf demselben hießen Burgleute. Diese Burgmannen oder Burglaßen haben anno 1377 in Gemeinschaft mit dem Rathe und der Bürgerschaft das Rathhaus erbauet, welches anno 1503 abgebrannt, auch hatten sie mancherlei bedeutende Privilegien und Gerechtsame. Das Schloß gehörte jedoch den Burgmannen, welche es bewohnten, nicht eigen, sondern dem Landgrafen, welcher ihnen zur Seite nach Gefallen noch einen Stadthalter setzen konnte. Anno 1403 hatten die Freiherren von Salze das Schloß zu Tennstädt inne, und 1447 verordnete Herzog Wilhelm zu Sachsen den Grafen Adolph von Gleichen als Landeshauptmann und Stadthalter dahin. Es gehörten dazu sechs Hufen Land, welche Junker Fritz von Lissen, als sie wüste geworden, von dem Landgrafen Friedrich dem Friedsamen zum Geschenk erhalten, sie wieder gangbaftig gemacht und sie an den Rath und die Bürgerschaft verkauft hat, welcher Kauf auch von benanntem Landgrafen am Montage nach Margarethe anno 1438 bestä-

tiget worden. Nachher ist die Burg von Jahr zu Jahr baufälliger geworden, bis der Churfürst Ernst und Herzog Albrecht von Sachsen dieselbe 1484, mit ihrer Umgebung, Wall und Graben, für 100 Rheinische Goldgülden (21 gl.) an den Rath und die Bürgerschaft verkauft und es verstattet haben, daß das Material des Mauerwerks anderweitig benutzt werde, wovon auch sofort ein großer Theil zu Vollendung der Stadtmauer verwendet wurde. — Der Platz hieß, — wie schon erwähnt — auch ferner noch: „vor der Burg", aber der Teich, welcher das Schloß umgab und über welchen eine Zugbrücke in dasselbe geführt, ist seit 1615 auf der einen Seite ganz ausgefüllt. — Die Mauer um Tennstädt kann nicht unbedeutend gewesen sein, denn als dieselbe im Jahre 1489 vollendet war, hatte man 41 Jahre (natürlich mit manchen Unterbrechungen) daran gearbeitet. Es befanden sich in dieser Mauer vier Thore und eine Pforte, welche Eingänge nach damaliger Weise stark befestiget und verwahrt gewesen sein mögen, denn die Kriegsgefahren und Bedrängnisse besonders in den Jahren 1445, 46, und 47. hatten die Nothwendigkeit einer solchen Sicherung veranlaßt.

Gleich den meisten anderen thüringischen Orten, hat auch Tennstädts Aeußeres und Inneres ein freundlicheres, friedlicheres Ansehen erhalten.

Ueber die seit einer Reihe von Jahren in Tennstedt entdeckte und zu einer Badeanstalt benutzte, auch oft viel besucht gewesene Mineralquelle, fehlen uns specielle Nachweisungen; wohl aber ist die mannichfache und guten Fortgang habende Betriebsamkeit der Einwohner (wohl 3000 an der Zahl) hinreichend bekannt.

Köniz,

in der obern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt.

Köniz, (ehemals Cons, Coniza, Konice, Kanz, Kunz, Chunzen,) hat ohne Zweifel seinen Namen von einem Sorbischen Worte erhalten, das soviel als Grenze bedeutete und mit dem polnischen Koniecz verwandt war. Diese Meinung wird nicht nur durch die in der Sprache des erstgenannten Volkes gewöhnliche Endung: iz, sondern auch durch die Lage des Ortes selbst, der in ältern Zeiten zu dem Sorbischen Gau Orla gerechnet wurde, vollkommen bestätigt. Unter den neuern Geschichtforschern hat Chr. Gottf. Stemler in einer besondern Schrift, welche er unter dem Titel: der Pagus Orla oder Historie des Neustädtischen Kreises ꝛc. (Leipzig, 1750, 8.) herausgab, zwar ziemlich ausführlich, aber nicht ohne Andern eine reiche Nachlese von Ergänzungen und Berichtigungen übrig zu lassen, von dem Umfange und Bestandtheilen dieses Gaues gehandelt. Er hält Köniz nicht mit Unrecht für eine zum Schutze der Grenzen desselben erbaute Burg.

Ein beträchtlicher Theil des Sorbenlandes war mit großen undurchdringlichen Waldungen bedeckt, wozu auch der Wald Louba gehörte, unter dem Einige den ganzen Thüringer Wald, Andere nur einen Theil desselben verstehen wollen. Er heißt ausdrücklich der Wald der Slaven (Saltus Slavorum). In den Ebenen und Thälern an den Flüssen hatten die Sorben Dörfer, Marktflekken und Burgen angelegt. Hier trieben sie Ackerbau, Handwerke und Viehzucht. Ueber die Kultur und Sitten dieser Nation, in Vergleichung mit den Teutschen, haben einige Gelehrte sehr günstig geurtheilt, andere haben derselben die wohl in zu reichem Maße beigelegten Vorzüge wieder abgesprochen und das Wahre von dem Falschen sorgfältig zu scheiden versucht.

Der Orlagau gehörte ohne Zweifel, wie das benachbarte Sal-

feld, nach Bezwingung der Sorben, zu den Domänen der teutschen Monarchen, und theilte wahrscheinlich, wenigstens in Rücksicht auf einige in demselben liegenden Orte, das Schicksal jener Stadt, da sie, nebst der dazu gehörigen Herrschaft, im J. 1011 vom Kaiser Heinrich II. dem mächtigen Pfalzgrafen Ezo oder Ehrenfried von Lothringen erb- und eigenthümlich überlassen wurde. Die älteste Tochter desselben, Richza, erhielt von den Patrimonialgütern ihres Vaters die Salfeldischen Lande nebst Besitzungen zu Koburg. Sie vermählte sich im J. 1013 mit dem Polnischen Könige Nicolaus, und als dieser sich von ihr scheiden ließ, flüchtete sie 1036 aus Polen und begab sich mit ihrem Sohne Casimir nach Salfeld, wo sie ihre übrige Lebenszeit in Andachtsübungen zubrachte. Bei herannahendem Alter und nach dem Tode ihres Sohnes faßte sie im J. 1056 den frommen Entschluß, die Salfeldischen und Koburgischen Erbgüter, zu welchen ersteren auch Besitzungen im Gau Orla gehörten, dem Erzstifte Köln, unter Vorbehalt des lebenslänglichen Genusses, zu übergeben. Der Erzbischof Anno zu Köln stiftete bald darauf, im J. 1074, das Benediktinerkloster zu Salfeld, und stattete dasselbe mit einer Menge umliegender Dörfer und Güter reichlich aus. Einer von den Gründen, welche die Bischöfe jener Zeit vermochten, Klöster anzulegen, war auch der, daß die Mönche junge Sorben im Christenthume unterweisen, und aus ihnen Lehrer ihrer Landsleute und Missionarien ziehen sollten. Sie fanden aber mehr Vortheile, wenn sie bei Bekehrung der heidnischen Bewohner der ehemals den Sorben unterworfenen Gegenden, statt der Predigten und des Unterrichts, gewaltsame Mittel anwendeten. Sie kauften ganze Burgwarten den adeligen Eigenthümern ab und trieben die wendischen Unterthanen aus, oder gaben ihnen solche Beamte, die sie, nach dem Ausdrucke einer Urkunde, aus halben Heiden zu guten Christen zu machen wußten. Auch die benachbarten adeligen Familien trugen das Ihrige zu Aufnahme des Klosters zu Salfeld bei. In Urkunden von 1125 und 1126 wird Adelbert von Köniz und seine Ehefrau Christina erwähnt, welche dem Kloster ihre Güter zu Köniz, Buch, Preswiz, Quezine (Geiniz?) jedoch mit Ausnahme der Advokatie oder der Gerichte und der damit verbundenen Einkünfte, welche demselben erst nach ihrem Tode zufallen sollten, überließen. Adelberts Familie muß schon vorher hier wohnhaft gewesen sein, da er diese Stiftung auch mit zum Gedächtniß seiner Eltern bestimmt hatte. Reinhard von Könize nimmt, als Graf Sicho (Sizzo) von Schwarzburg 1137 dem Ritter Konrad von Wazdorf die Trift nach Blankenburg und Quittelsdorf zu seinem Vorwerke bei jenem Orte verschrieb, unter den Zeugen die erste Stelle ein.

Daß Köniz in der Folge von Salfeld getrennt und zu der Grafschaft Orlamünde gerechnet worden sein sollte, ist nicht glaublich, weil wir es nirgends als Orlamündische Besitzung antreffen. Die Stadt Salfeld blieb, ungeachtet ihrer Verhältnisse zu dem

Erzstifte Köln, eine Reichsdomäne und die dasige Abtei eine königliche. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, woher dieses kam. Einige neuere Schriftsteller, denen die Geschichte des Mittelalters manche wichtige Aufklärung verdankt, haben darüber verschiedene Vermuthungen geäußert, von welchen aber keine, bei genauer Prüfung völlig genügt. So viel ist gewiß, daß Salfeld bis zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts dem Reiche unmittelbar unterworfen war, und damals von dem Kaiser den Grafen von Schwarzburg erblich verliehen wurde. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß auch Köniz unter dieser Schenkung begriffen war. Die Grafen von Schwarzburg, namentlich Heinrich X., Stifter der Blankenburgischen Linie, Günther XV., Heinrich XVII. und Günther XXV. besaßen nunmehr Salfeld nebst den dazu gehörigen Orten in der Eigenschaft eines Reichslehns, die Lehnsverhältnisse gewannen aber unter der Regierung Kaiser Karls IV. eine veränderte Gestalt. Bekanntlich ging das Streben dieses Regenten immer dahin, die Grenzen seines böhmischen Reiches zu erweitern und besonders dem dortigen Lehnhofe einen größern Umfang zu verschaffen. Er wußte die Grafen Heinrich und Günther von Schwarzburg, als sie 1361 dem Reichstage zu Nürnberg beiwohnten, zu bewegen, diese Stadt nebst Rudolstadt und Köniz von der Krone Böhmen zu Lehn zu empfangen. Im J. 1373 kam das Letzte in der Theilung an Heinrich XXV. und Günther XXIX., welche anfangs gemeinschaftlich regierten. Dieß war die Ursache, warum, als im J. 1389 Günther XXVIII., Herr zu Ranis, die Stadt und Herrschaft Salfeld an die Markgrafen zu Meißen verkaufte, Köniz dem Hause Schwarzburg verblieb. Zwar überließen die genannten Grafen dasselbe im J. 1403 den drei Brüdern von Entzenberg, aber nur auf einen Wiederkauf und mit der Bedingung, daß sie es von ihnen zu Lehn nehmen sollten. Dieß und der Umstand, daß Köniz der Arnstädtischen Linie gehörte, sicherte Schwarzburg bei dem 1418 erfolgten Tode Günthers XXVIII. vor dem Verluste dieses Ortes. Die Markgrafen zu Meißen hatten nämlich schon bei dem Leben dieses Grafen gewisse Rechte auf Ranis und Pösneck sich zu erwerben gewußt, und säumten nicht, in dem erwähnten Jahre sich dieser Besitzungen des Verstorbenen zu bemächtigen. Köniz, auf das sie, aus den angeführten Ursachen, keine Ansprüche machen konnten, erbten hierauf Heinrich XXV., Günther XXIX., Heinrich XXIX. und Heinrich XXXI. nach einander.

Bereits in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts hatte die damals in unserm Vaterlande in verschiedenen Zweigen blühende Familie von Holbach das Schloß zu Köniz nebst den dazu gehörigen Gütern inne. Schwarzburgische Urkunden gedenken dieses Geschlechts so häufig, daß es sehr leicht sein würde, mit ihrer Hülfe einen Stammbaum desselben zu entwerfen, der einen höhern Grad der Vollständigkeit, als die in den allgemeinen Werken über den teutschen Adel davon enthaltenen genealogischen Nach-

richten, erreichen dürfte. Die Holbache, erkannten die Grafen zu Schwarzburg in Rücksicht auf ihre neue Besitzung, wie die Entzenberge, ebenfalls als Landes- und Lehnsherren an. So erklärt der Ritter Heinrich von Holbach in einem noch vorhandenen Lehnsreverse vom J. 1438 ausdrücklich, daß die Grafen Heinrich von Schwarzburg und dessen gleichnamiger Sohn, Herren zu Arnstadt und Sondershausen, ihm das Schloß Köniz nebst allen Nutzungen, Renten, Zinsen und Zugehörungen, jedoch mit Ausnahme der Kirch- und Ritterlehen, der Wildbahnen und Bergwerke eingeräumt hätten. Zugleich verspricht er die nöthigen Verbesserungen in dem Schlosse vorzunehmen, dasselbe stets in baulichem Stande zu erhalten, die dazu gehörigen Männer und Unterthanen bei ihren Rechten, Würden und Gewohnheiten zu lassen, und sie mit keinen neuen Abgaben zu beschweren. Endlich fügt er noch die Versicherung hinzu, daß den Grafen und ihren Erben auf diesem Schlosse stets das Oeffnungsrecht zustehen solle, und macht sich verbindlich, an allen Kriegen und Fehden, in die sie verwickelt werden würden, Antheil zu nehmen.

Eine ähnliche „am Dienstage nach Sancte Mauricientage" 1443 von Heinrich von Holbach dem jüngern wegen der ihm durch den Grafen Heinrich von Schwarzburg, in Betracht der treuen Dienste seines verstorbenen Vaters, Reinhards von Holbach, zu rechtem Mannlehn verliehenen Oberburg zu Köniz mit ihrer Zugehörung, mit Renten, Zinsen, Geleite, Zöllen, Freiheiten, Wassern, Wonnen, Weiden, obersten und niedersten Gerichten, nichts ausgeschlossen als die geistlichen und weltlichen Lehen, die hohe Wildjagd, die Gold-, Silber- und Kupferbergwerke, („vnd ab icht berckwercke von goltercze von silber ercze adder von kupper ercze funden vnde uffgerucket worden") ausgestellte Urkunde fügt noch die genauere Bestimmung hinzu, daß der nunmehrige Inhaber ohne Verzug einen guten und festen neuen Zwinger um das Schloß machen, dasselbe an Mauern, Holzwerk und Dachung ausbessern lassen, und dem Lehnsherrn zwanzig Schock alter Groschen jährlicher Zinsen in dem Gerichte zu Blankenburg für die erlangte Begünstigung anweisen solle. — In der Folge erschienen Georg, Sigismund, Melchior, Veit Dietrich und Heinrich von Holbach als Eigenthümer von Köniz. Sigismund war Schwarzburgischer Rath und wohnte im J. 1532 dem Reichstage zu Regensburg als bevollmächtigter Gesandter dieses Hauses bei, und 1534 stellte er ein Gutachten über das Verfahren gegen die noch in dem Kloster Paulinzelle lebenden Mönche aus, wodurch der Graf zu völliger Aufhebung dieser geistlichen Stiftung bewogen wurde. — Nach dem Absterben Veit Dietrichs von Holbach, mit dem dieses Geschlecht erloschen zu sein scheint, fiel Köniz an die Grafen zu Schwarzburg-Rudolstadt, zu deren Landestheile es schon vorher 1570 geschlagen worden war, wieder völlig zurück. Die feierliche Besitzergreifung geschah am 4. August d. J. 1608. Seit dieser Zeit blieb Köniz bei der Ru-

dossiädtischen Akte, welche ein besonderes, neuerlich mit Leutenberg vereinigtes Amt daraus bildete. Dieses wurde im J. 1630 der verwittweten Fürstin, Anna Sophia, Gemahlin des Grafen Karl Günther, als ein zu ihrem Witthumssitze Kranichfeld geschlagenes Leibgedinge angewiesen. Sie behielt dasselbe bis an ihren 1652 erfolgten Tod. Am 9. Febr. 1664 verschrieb Graf Albert Anton seiner Mutter Aemilie das Amt Königs für 20,000 fl. auf Lebenszeit, jedoch mit Vorbehalt sämmtlicher Hoheitsrechte. —

Das Jahr vorher, ehe dies geschah, wurden die Schloßgebäude untersucht, und „die verfallene Badestube, der lange Reitstall, das Angebäude, worauf Junker Veit von Holbach gewohnt hat, mit zwei hübschen Gewölben und der kleine Reitstall," der Verbesserung bedürftig befunden. Von der ursprünglichen Anlage scheint sich blos der Berchfrit erhalten zu haben und in den späteren Bau aufgenommen worden zu sein. (S. Heinrich Leo über Burgenbau und Burgeneinrichtung in Teutschland vom 11. bis 14. Jahrhundert; in Fr. von Raumer histor. Taschenb. 8. Jahrg., Leipzig, 1837. S. 314. Anmerk. 1.)

Auch die Familie von Beulwitz hatte hier Güter, wie ein altes auf Pergament geschriebenes Dokument vom J. 1515 beweist, vermöge welches Hans von Beulwitz mit Bewilligung seiner Mitbelehnten, der Herren von Holbach, seinen im obern Theile des Dorfes liegenden Rittersitz für 23,000 fl. verkaufte. Noch im J. 1673 wurde Johann Steuber, wie es in dem Lehnbriefe wörtlich heißt, „mit dem sogenannten adlichen Beulwitzischen Hause sammt dessen Umfange und dazu gehörigen Hofstätte, ingleichen einem Gärtlein gegenüber gelegen, ferner mit acht und zwanzig Aeckern wüsten Landes und theils mit Holz bewachsen, ohnweit Bucha ꝛc.," welches alles vorher dem damaligen Vicekanzler zu Weimar, Volkmar Happe, zugehört hatte, von dem Grafen Albert Anton beliehen.

So sparsam auch die Quellen der Geschichte des Mittelalters fließen, so waren wir doch im Stande, mit ziemlicher Zuverlässigkeit die Oberherren anzugeben, welchen Königs in diesem Zeitraume unterworfen war. — Wenn wir dabei von den frühern Forschern in einigen Stücken abwichen, so geschah dies nicht ohne vorhergegangene genaue Untersuchung und sorgfältiges Abwägen der Gründe, welche für diese oder jene Meinung sprechen. —

Jetzt gehen wir zu einem, wenigstens in neuern Zeiten etwas lichterem Punkte, zu der Kirchengeschichte von Königs über. Die erste Nachricht, die wir über die kirchliche Verfassung dieses Ortes finden, ist vom Jahre 1499. In demselben wurde von Georg von Holbach zwischen „den Dörfern und Männern" zu Königs, Buch und Preswiz an dem einen, und Georg Steynbach, damals Verweser (Vicarius) der Pfarrei zu Königs, in Vollmacht Johanns von Holbach, ordentlicher Pfarrer daselbst, an dem andern Theile, über die Besorgung des Gottesdienstes in den genannten Ortschaften ein Vertrag abgeschlossen. Vermuthlich waren schon da-

mals, als noch die katholische Religion in unsern Gegenden herrschte, alle Filiale, welche jetzt zu Köniz gezählt werden, damit vereinigt. Was das öffentliche und allgemeine Bekenntniß zu der lutherischen Lehre betrifft, so gebührt Köniz vor allen andern Schwarzburgischen Orten der Vorzug. Denn, nach dem Zeugnisse des dasigen Kirchenbuchs, erhielt es bereits im J. 1524 einen lutherischen Prediger, Kaspar Boltz, die Gründe, durch welche die Einwohner bewogen wurden, der Reformation so frühzeitig freiwilligen Eingang zu verstatten, muß man unter andern in der Nähe sächsischer Ortschaften suchen, deren einige sogar in die dasige Kirche eingepfarrt sind, welche bereits mehrere Jahre vorher dem alten Glauben entsagt hatten. Hierzu trug noch bei, daß auch in der Stadt Salfeld schon 1522 die Religionsverbesserung zu Stande gekommen war. —

In den katholischen Zeiten und bis zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts war die dasige kleine, dem heiligen Pantaleon gewidmete Kapelle zureichend, die geringe Zahl der Einwohner zu fassen. In derselben befand sich der Altar der heiligen Anna. Als aber die hiesigen Bergwerke wieder in solche Aufnahme kamen, daß allein in dem Jahre 1690 sechshundert und einundachtzig evangelisch-lutherische Bergleute sich zu der Beichte und dem heiligen Abendmahle einfanden, so wurde beschlossen, das alte Gebäude, das ohnedieß des gehörigen Lichtes ermangelte, von Grund aus abzubrechen, und eine neue geräumigere Kirche an die Stelle desselben zu setzen. Die über dem Haupteingange der jetzigen Kirche in Stein gehauene Inschrift bezieht sich auf diese Begebenheit und lautet folgendermassen:

Auctis ob rem metallicum heic loci hominibus, cum Sacellum non caperet multitudinem,
Celsissimus Comes ac Dominus
Dn. ALBERTIUS ANTONIUS IV. IMP. COMIT.
Comes in Schwartzb. et Hohnstein etc. in laudem Dei
hanc aedem sacram extrui curavit
A. C. CIↃ IↃCXCI.

Während des Baues wurde der Gottesdienst einstweilen auf dem Schlosse in einem dazu angewiesenen Saale gehalten. Die feierliche Einweihung der neuen Kirche erfolgte am Himmelfahrtsfeste 1695. — Auf dem Kirchthurme befinden sich drei Glocken. Die größte derselben ist im J. 1508 zu Schleitz gegossen worden. Die Orgel wurde erst im J. 1704 verfertigt und 1773 beinahe zu einem ganz neuen Werke umgeschaffen.

Die Schulwohnung ist 1751 neu erbaut.

Im J. 1726 bestand Köniz, außer den öffentlichen und herrschaftlichen Gebäuden, aus 61 Häusern. Schon 1688 waren zwei Reihen für Bergleute bestimmter und auf herrschaftliche Kosten errichteter Wohnungen zu denselben gekommen. Jetzt ist die Zahl sämmtlicher Häuser 94. Die Einwohner haben sich seit hundert

Jahren beträchtlich vermehrt ohngeachtet bisweilen, besonders wegen der hier von Zeit zu Zeit herrschenden Kinderkrankheiten, und der, wenn auch nicht in dem Grade, wie an andern Bergbau treibenden Orten, vorkommenden Bergsucht, mehr starben, als geboren wurden. Jetzt sind ihrer 641.

Wir wenden uns nun zu der Geschichte des Bergbaues in der Gegend von Köniz, welcher den blühenden Zustand desselben am meisten gefördert hat.

Man schreibt schon den Sorben Kenntniß dieser Beschäftigung zu und behauptet, daß sie auch in unserer Gegend derselben obgelegen haben. Allein in den ächten und unverfälschten Quellen der Geschichte findet sich durchaus nichts, woraus man einen sichern Beweis für dieses Vorgeben herzuleiten vermöchte. Gemeiniglich hat man sich dabei auf das hohe Alter der böhmischen Bergwerke berufen, aber bei einer genauern Untersuchung zeigt es sich, daß dieses Land den Ursprung seines Bergbaues vielmehr den Teutschen verdankt. — Ebenso beruht auch die Meinung, daß die Böhmen zu dem Bergbau im Sächsischen Erzgebirge Anlaß gegeben hätten, auf keinem zureichenden Grunde, da sich im Gegentheil darthun läßt, daß die ersten dortigen Bergleute größtentheils vom Harze kamen S. (Adelungs Direktorium d. i. chronol. Verzeichniß der südsächs. Geschichte. [Meißen 1802. 4.] S. LIII. f. und 141. Gmelins Beitr. zur Geschichte des teutschen Bergbaues. [Halle 1783.] S. 261 — 267.)

Sichere Spuren von Bergwerken in der Salfeldischen Gegend zeigen sich zuerst um die Zeit des Erzbischofs Anno von Köln, welcher 1075 starb, *) und für das Dasein und die Fortdauer derselben im dreizehnten Jahrhundert bürgt die Erwähnung des Bergmeisters (magister montium) Friedrich zugleich mit der Münze (moneta) zu Salfeld in einer Urkunde von 1268 (VI. Kalend. Februar.), worin der Graf von Schwarzburg, Günther der ältere,

*) Folgende Nachricht gehört zu den wenigen Goldkörnern, die sich unter vielen Schlacken in der Erzählung de translatione Sancti annonis Archiepiscopi, einem Anhange der von einem Siegberger Mönch aufgesetzten Lebensbeschreibung desselben, — im 2. Buche finden:
„Aurifex quidam de Colonia cum esset in remotis partibus juxta confinia Turingorum et Slavorum, associatis sibi multis ex episcopo coloniensi pro fodiendis metallis, infirmitate gravi per undecim septimanas detentus est. Tandem ad extrema perductus quinque diebus sine auditu et visa jacuit. Postremo auditu modice recepto audivit a circumstantibus dici, quam sanctus Anno de tumulo elevatus multis coruscaret miraculis. Mox aeger in quantum sub silentio sed tamen ex imo corde, vocem emisit, dicens: Sancte Anno succurre! Mox mirum in modum sibi redditus convaluit et surrexit pariterque filius ejus, qui eadem invalitudine detentus erat. Ex hoc in illis regionibus nomen Annonis celebre fuit."

die Schenkung Hermans von Rockendorf von acht Mark an das dasige Kloster des heiligen Nikolaus bestätigt.

Was namentlich die Bergwerke zu Könitz und Leutenberg betrifft, so sollen diese im J. 1306 durch Unterstützung Nürnberger Kaufleute den Anfang genommen haben, oder doch, was glaublicher ist, mit regerem Eifer bearbeitet worden sein.

Im J. 1361 errichteten Heinrich XIV. (XVII.) und Günther XXV., Herren zu Arnstadt und Sondershausen, mit ihren Vettern, Günther XXII. und Heinrich XVII., Herren zu Schwarzburg und Johann II., Herrn zu Wassenburg (Wachsenburg), und Günther XXVI. Herrn zu Lichtenburg (Leuchtenburg), einen Vertrag über alle Fünde und Bergwerke in allen Gerichten und Gebieten der sogenannten alten Herrschaft, als zu Pösneck, Ranis, Salfeld, Blankenburg, Ehrenstein, Arnstadt, Ernburg, Leutenberg, Schwarzburg, Königsee, Remda, Schwarzwald, Wassenburg, Liebenstein, Ilmenau, Kranichfeld und Georgenthal. In demselben wurde festgesetzt, daß diese Bergwerke jedem von beiden Theilen zur Hälfte zugehören, und von ihnen gemeinschaftlich verwaltet werden sollten. Die erste, durch ein untrügliches Zeugniß beglaubigte Nachricht von Bergwerken zu Könitz giebt das oben angeführte Dokument von J. 1438, worin sich zwar der Graf dieselben im allgemeinen vorbehalten, aber doch auch seinen Vasallen, Heinrich von Helbach, den Ertrag einiger Eisensteingruben auf Lebenszeit bewilligt hatte, Im J. 1476 soll der Bergbau zu Könitz wegen des Holzmangels und anderer Ursachen fast aufgehört haben. Ohne Zweifel kam er aber zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, wenigstens in andern Gegenden unseres Vaterlandes, wieder etwas in Aufnahme, da die Grafen zu Schwarzburg am 8. März 1533 eine Bergordnung durch den Druck bekannt machen ließen. Nach langer Unterbrechung wurden um das J. 1685 die Hoffnungen der Bergbaulustigen auf einmal durch folgenden Umstand wieder belebt und gingen bald hernach auf eine glänzende Weise in Erfüllung. Die Bauern hatten bisher nur auf Eisenstein gegraben und verkauften ein Fuder desselben zu 28 bis 36 gl. — Als dieser aber zuletzt Kupferhaltig wurde, und nicht mehr abgehen wollte, so ließen sie etwas davon zu Ilmenau schmelzen. Da man nach diesem angestellten Versuche eines günstigen Erfolgs gewiß sein zu können glaubte, so fing man nun mehr an, blos auf Kupfer zu bauen. Dieses Unternehmen fand sogleich viele eifrige Beförderer, die sich auch für ihre Theilnahme schon in dem ersten Quartale durch eine unerwartet reiche Ausbeute belohnt sahen. Noch in dem erwähnten Jahre wurde Salomo Mey zum ersten Bergmeister und der Amtmann, Barthol. Friedr. von Bielen, zum Berghauptmann bestellt. Den 1. August d. J. erschien zu Rudolstadt eine sogenannte gemeinschaftliche Schwarzb. Bergwerksfreiheit, welcher 1686, auf Befehl der Grafen Albert Anton, Christian Wilhelm und Anton Günther, die neue Bergwerksordnung folgte. Schon im J. 1695 waren in dem Könitzer Zuge

25 Gruben im Gange, worunter sich aber auch einige alte, wieder aufgenommene Gebäude befanden. Daher heißt es öfters in den Grubenberichten der damaligen Zeit: „daß man wieder auf den alten Mann gekommen sei." Wie wichtig der Bergbau schon unter den beiden ersten Bergmeistern wurde, läßt sich auch daraus schließen, daß man zur Aufbewahrung des bei demselben nöthigen Pulvers, einen eigenen Pulverthurm erbaute. Die Anzahl der Ausbeutzechen stieg vom Jahre 1685 bis 1704 wenigstens auf etliche vierzig; diejenigen ungerechnet, welche sich theils selbst bauten, theils auch noch von ihren Gewerken gebaut wurden. Man kann überhaupt gegen 80 Gruben anführen, auf die damals mit dem besten Erfolg gebaut worden ist. In jenem Zeitraume wurden zusammen 28128 Centner Gahrkupfer geschmolzen, und dadurch eine Summe von 588,679 Thalern gewonnen. Der Landesherr erhielt 334,209 Thlr. durch herrschaftliche Hütten- und Bergkosten, die Gewerken 250,613 Thaler Ausbeute. Die ergiebigsten Gebäude waren: 1) Die Anna. Diese lieferte 1668 Centner Gahrkupfer. 2) Die Bartholomäuszeche 1757 Centr. 3) Friedrich Barthol 1263 Centr. 4) Hoffnung Gottes und Werner Glück 8898 Centr. 5) Juliane 1860 Centr. 6) Wildemann und Salono gaben 14204 Thaler und 7) die Wernerzeche 17525 Thaler Ausbeute. Von einigen Zechen erhielt man auf einen Kux das Quartal 10 Thaler und von der Grube Werner, schon im Jahre 1686 acht Thaler Ausbeute. Im J. 1700 war der Ertrag der Bergwerke am ansehnlichsten. Die Ausbeute von 9 Gruben stieg auf 24914 Thaler, die Kupferlieferung aber bestand in 2902 Centner und 5 Pfund. Nach einer bei dieser Gelegenheit gemachten Bemerkung hatte das berühmte Freiberger Revier in 78 Jahren keine so reiche Ausbeute gehabt. Diese glücklichen Zeiten dauerten bis zum Jahr 1730 fort. Seitdem geriethen die Bergwerke allmählig in Verfall. Doch wurden noch vom J. 1768 bis 1787, nach Abzug der herrschaftlichen Hütten- und anderer Kosten, 4000 Centner Kupfer gewonnen, ohngeachtet man damals schon größtentheils auf Eisenstein zu graben pflegte, auch nach der Zeit noch alle Jahre 32 bis 40,000 Centner Eisenstein aus der Taufe gefördert, und es scheint nicht die Schuld der dasigen Gebirge, sondern vielmehr der gesunkenen Baukunst der Gewerken ꝛc. zu sein, daß der Bergbau nicht mehr so einträglich ist, als vormals. Bei der glücklichen Lage, in welche Königs durch die eben geschilderten Umstände versetzt worden war, fehlte es diesem Orte aber auch nicht an Unfällen, die ihn von Zeit zu Zeit trafen. Zwar blieb er, wie sich wenigstens aus dem Stillschweigen der Jahrbücher schließen läßt, größtentheils vom Feuer verschont, allein dafür litt er desto mehr durch Ueberschwemmungen und das Ungemach, welches der Krieg mit sich führt.

Besonders verwüstend war eine Wasserfluth, die sich am 19. Mai 1748 ereignete. In der Kirche stand das Wasser 4½ Elle und einen Zoll hoch. Es riß die Kirchhofmauer um und öffnete die

hintere Kirchthüre. Die Weiberstühle wurden mit Schlamm angefüllt, einige umgeworfen. Das Wasser floß, als es zu fallen anfing, zur hintern Kirchthüre hinaus, und führte die Kirchenbibel mit fort welche man in der unteren Stube des oberen Wirthshauses wieder fand. Zwei Häuser und vier Scheuern wurden weggerissen, viele beschädigt. Die Fluth nahm die Gottesackermauer völlig hinweg, hob viele Särge aus den Gräbern und sogar drei aus den Gewölben, verschlemmte die Aecker und Wiesen. Vieles Vieh ertrank. Von neun Menschen, welche in Lebensgefahr geriethen, wurden nur vier gerettet. Der Schade, welchen man auf mehr als 9000 fl. berechnete, würde noch beträchtlicher gewesen sein, wenn nicht schon nach 40 Minuten der Zufluß des Wassers wieder nachgelassen hätte.

Köniz erduldete während des dreißigjährigen Krieges große Drangsale. Besonders war das Jahr 1640 für diesen Ort und die ganze umliegende Gegend eines der verhängnißvollsten. Das schwedische Heer, unter dem Feldmarschall Banner, stand in hiesiger Gegend, und dem kaiserlichen, welches sich in und bei Salfeld gelagert hatte, gegenüber. Mehrmals bot der Anführer der Schweden dem Feinde eine Schlacht an, und stellte deswegen seine Truppen bei Köniz und Birkigt auf. Allein endlich sah er sich genöthigt, aus Mangel an Lebensmitteln, und wegen der Verstärkungen, welche die Kaiserlichen erhielten, diese Gegend zu verlassen, und sich nach Hessen zu wenden. Nicht lange hernach folgten ihm auch die Kaiserlichen. — Was dieser Ort im siebenjahrigen Kriege und seit dem Jahre 1806 gelitten hat, ist noch im frischen Andenken.

Hesse.

Leutenberg,

in der oberen Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt.

Leutenberg, das in alten Urkunden Lutinberg, Lutenberg, Lutemberg, Luthenberg geschrieben wird, und dessen Name vielleicht, sowie Leuchtenburg oder Luremburg (Blankenburg und Gleisberg) eine leuchtende oder glänzende Burg bedeutet, liegt nahe an der südlichen Grenze Thüringens, an dem Sorbizflusse, und hat in Ansehung seiner Lage viele Aehnlichkeit mit dem Baireuthischen Städtchen Berneck. Es ist mit folgenden Bergen umgeben: Auf der Nordseite, vom Löhm- (Lohm- Lom-) und Tannenberge, gegen Osten, vom Schloßberge, Hohenschleifenberge, Kirchberge und Mönchsberge; gegen Westen, vom Schleifberge, Neuenwegsberge, Kuppen- und Rodaberge, von der Goldkoppe und dem Mühlberge;*) gegen Süden geht das Sorbizer Hauptthal bis Grünau und sodann weiter bis über die Grenze fort.

Zu welcher Zeit das Haus Schwarzburg zum Besitze dieses Schlosses und der dazu gehörigen Herrschaft gelangte, bleibt wegen Mangels urkundlicher Nachrichten, der bei Darstellung der Geschichte desselben, mehr als bei jedem andern Gebietstheile des Fürstenthums fühlbar ist, unentschieden, doch ist die Vermuthung, daß es

---

*) Andr. Toppius (s. J. Chr. Olearii Rer. Thuringica. Syntagm. I. 285) u. J. H. B. Scheibe in Progr. XXV. melapyrgum repurgatum exhib. (Rudolstadt, 1737. 4.) führen diese Berge unter etwas veränderten Namen in folgender Ordnung an: 1) Der Schloßberg. 2) Kirchberg. 3) Mönchsberg. 4) und 5) der große und kleine Mittelberg. 6) Rodeberg. 7) Kippenberg. 8) Goldberg. 9) Mühlberg. 10) Pfaffenberg. 11) Lohmberg.

ums Jahr 1209 zugleich mit der Reichsdomäne Salfeld, den Grafen Heinrich und Günther von Otto IV. verliehen worden sei, die empfehlenswertheste. Die Familie, welche sich von Leutenberg schrieb, und wovon unter andern Heinrich im Jahr 1187, Volrad 1299 und Friedrich 1301 erwähnt werden, darf man nicht für Eigenthümerin des Schlosses ansehen, in welchem sie wohl nur das Amt der Voigte oder Burgmänner bekleideten. —

Im J. 1326 verkaufte Graf Günther XV. von der Blankenburgischen Linie Schloß (Haus oder Veste, wie es in der „an der nestin Mittewochen nach sente Jacobestage" zu Erfurt ausgestellten Urkunde heißt,) und Stadt Leutenberg, sammt Zugehör, an den Grafen Heinrich XIV. (nach Jovius) und dessen Bruder Günther XVIII. von der Schwarzburgischen Linie, behielt sich aber dabei vor, es noch auf Lebenszeit zu besitzen. In der Folge kam es an den Grafen Heinrich XX., des vorigen Heinrichs Sohn, den Stifter der Leutenbergischen Linie, welcher um das Jahr 1358 sich daselbst aufhielt. Dieser errichtete 1398 mit dem Grafen der Schwarzburgischen Linie eine von dem Kaiser Wenzeslaus zu Nürnberg bestätigte und im J. 1401 erneuerte Erbverbrüderung. Seine Söhne waren Heinrich XXVII., Albrecht XXXIV. und Sieghard II. Heinrich trat 1402 mit seinem Bruder Albrecht die Regierung an. Im J. 1404 suchte er nebst den Grafen von der Arnstädtischen oder Blankenburgischen Linie und dem Grafen von Orlamünde, welcher Lauenstein besaß, das Goldbergwerk zwischen Salfeld und Lauenstein gegen die Markgrafen von Meißen standhaft zu behaupten.

Das im Jahr 1417 von dem Grafen Günther, Herrn zu Ranis, damaligen kaiserlichen Hofrichter, in den zwischen Heinrich XXVII. und Günther XXXII., Herren zu Schwarzburg entstandenen Irrungen, gefällte Urtheil lehrt uns, daß zu Leutenberg verschiedene Orte gerechnet wurden, welche jetzt davon abgekommen sind. In dieser, auch in anderer Hinsicht wichtigen Urkunde werden nämlich folgende namhaft gemacht: Lantzendorf, Jamen (Gama), Glide (Glinde?, Gleima), Lenze (Burglemniz), Hersdorf (Herschdorf), Grüne (Grünau*), in älteren Zeiten ein hoher Ofen und Eisenhammer, später ein Messingwerk), Witensberg (Weitisberga), Gortzbach (Wurzbach, jetzt Reußisch), Vßel (Oßla, ebenfalls Reuß.), Heneudorf (Heberndorf), Smydbach (Schmiedebach), Lichtentanne (wie das vorige im Herzogl. Meiningischen Amte Gräfenthal), Wittichendorf (Wickendorf, Vorwerk und Schäferei bei Lichtentanne), Steinbach (sonst Markgräflich Brandenburg-Baireuthisch, jetzt K. Bairisch); Zelle, „die Propstei und Behausung daselbst" (Propstzelle) jetzt S.-Meiningisch); Cuschinde (jetzt Rosenthal); Hogkenruwe (Hockerode, die Smydt daselbst, (der unter dem Dorfe liegende

*) Grun oder Grün ist so viel als Furche, ein zum Feldbau geeignetes Land.

ehemalige Kupfer- und jetzige Eisenhammer); Lockwitz (Unterloquitz); Lasen, Arembach (Arnsbach); Dolen (Dölen, Döhlen); Knobelichdorf (Knobelsdorf); Fischersdorf, Lomen (Löhma); Munswitz (Munschwitz); Steisdorf (Steinsdorf); Swendichen (Kleingeschwende); Ylmen (Dorf Ilm); Aldengefeße (Altengefees); Rupelsdorf (Rupersdorf, nebst dem vorigen Reußisch); Wisebach (Weißbach); Hersbach (Hirzbach); Swymbach (Schweinbach); Ezelrode (Möselrode, untergegangenes Dorf, dessen Güter in die Hände der Einwohner benachbarter Orte gekommen sind.)

Albrecht war 1397 Komthur zu Christburg in Preußen. Günther und Sieghard standen während ihrer Minderjährigkeit unter der Vormundschaft ihrer Brüder, nahmen aber in der Folge Theil an der Regierung. Günther stiftete nach seiner Brüder Tode 1436 mit den Grafen von der Arnstädtischen Linie eine Erbvereinigung, vermöge welcher mit dem Tode Günthers XXXII. die Hälfte des Schlosses Schwarzburg und der dazu gehörigen Grafschaft an Leutenburg fiel. Heinrich XXX., Sohn des vorigen Heinrich, erhielt um das Jahr 1440 die ganze Herrschaft allein erblich. Im J. 1447 wurde er von dem Grafen Ludwig von Gleichen und Blankenhain auf seinem Schlosse Leutenberg überfallen. Ludwig hatte sich des äußern Schlosses schon bemächtigt und suchte auch das innere zu erobern, als ihn die nur aus einigen Mann bestehende Besatzung mit Steinen zurücktrieb und völlig zum Weichen brachte. Konrad Stolle beschreibt diesen mißlungenen Versuch in seiner Thüringisch-Erfurtischen Chronik ziemlich umständlich, wenn er erzählt: ‚Darnach sammelte sich Graf Ludwig von Gleichen mit vierhundert Pferden und Männern, und zog des Nachts am Donnerstage vor Palmarun vor Leutenberg, das Schloß, und meinte solches zu gewinnen, und es war ihm eigentlich verkundschaftet, daß nicht mehr Leute auf der Burg wären, denn zween Männer und zween Jungen, und zogen bei der Nacht, und warteten so lange, bis es begunnte Tag zu werden, und stiegen in die Burg, und öffneten zwei Thore, und kamen in die Vorburg, wären sie fortgestiegen, hätten sie es gewonnen. Sie hatten zween Steinbüchsen mit hausen, die schickten sie vor das Thor, und meinten das innerste Thor aufzuschießen, und hatten viel Arbeit mit den Büchsen, bis es ein Junge hörte auf der Burg und schrie Feind. Und da die in der Burg auskamen und sich wehrten hieben die hausen in das Thor mit Aexte und wollten es aufhauen, ließen aber zeitlich ab. Hätten sie fortgefahren mit Hauen, hätten sie es gewonnen. Denn Graf Heinrich von Leutenberg und seine Gesellen, die mit auf der Burg waren, liefen von dem Thor auf die Thürme, und konnten anders nichts thun, denn daß sie mit Steinen hinunterwurfen, denn sie hatten kein Geschütz droben, und worfen doch gar sehr, und schrien und es ward bald Tag, daß Graf Ludwig besorgte, es möchte Rettung kommen, daß er beschädigt würde, und liefen davon, und zogen wieder heim, und liefen die Büchsen dar und ward

alſo verſehen, daß die Burg nicht gewonnen ward.“ Dieſe Begebenheit iſt von der kunſtgeübten Hand des verewigten Fürſten Ludwig Friedrich von Schwarzburg Rudolſtadt im J. 1787 durch einen gelungenen Kupferſtich dargeſtellt und von einem vaterländiſchen Dichter in folgender Ballade beſungen worden:

Die befreite Burg.

„Sitzt auf! Es geht in Heinrichs Land!
Den Schimpf, der mir geſchieht,
Den räch' ich ſelbſt mit ſchwerer Hand,
Eh er es ſich verſieht.

Was gönnt er mir die Güter nicht,
Die Günther*) mir verſprach,
Macht mir ein höhniſches Geſicht,
Und lacht nur ſpöttiſch nach!

Ich reit auf ihn unabgeſagt,
Und fall ihm in das Haus,
Und hol als Sieger, eh es tagt,
Gefangen ihn heraus.

Sitzt auf! Heut oder nimmermehr
Blüht mein und euer Glück.
Ihr kommt, das glaubt mir, kommt nicht leer
Von Leutenberg zurück.“

So ſprach auf ſeiner Burg im Grimm
Graf Ludwig, zog das Schwert,
Und ſchwang mit Ritterungeſtüm
Sich auf ſein treues Pferd.

Und jeder Ritter ſaß ſchon auf,
Eh Ludwig ſich gewandt,
Und jedes Roß begann den Lauf
In Heinrichs nahes Land.

In ſtiller Nacht bergab, bergan
Ging es durch Wald und Feld,
Und jeder machte ſeinen Plan
Auf Beut' und Löſegeld.

*) Günther XXXII., der letzte Graf von der Schwarzburgiſchen beſondern Linie.

Da hört erstaunt der Saalastrom
Der Rosse schweren Trab;
Und voll Verwundrung schaut der Lohm
Auf Ludwigs Schaar herab.

Schaut hin, wenn dann und wann ein Stern
Aus schwarzen Wolken blickt,
Und leichenblaß der Mond von fern
In dunkle Thäler blickt.

Die Loquiz muthig und getreu
Wälzt ihre Fluth einher,
Und rauscht, als wenn sie schon erfreut
Auf Heinrichs Feinde wär.

Da rauscht die Loquiz! Hörest du?
Du bist vom Ziel nicht weit.
O Ludwig, Ludwig reite zu
Und spare keine Zeit!

Er hört sie rauschen, stutzt, und spricht
Zum Fehdezuge: Halt!
„Zu große Eil beglücket nicht.
Zieht euch in jenen Wald!"

Hier rasten sie, und halten Rath
Und freun sich ihrer List
Und rühmen schon die große That,
Eh sie vollendet ist.

Indessen zog bereits der Schlaf
Aus Heinrichs Burg davon.
Die Gräfin Schwester *) und der Graf
Genoß das Frühstück schon.

Obgleich der erst erwachte Tag
Sich noch die Augen rieb,
Und Nacht und Schatten allgemach
Vom hohen Schloßthurm trieb.

Graf Heinrich, unverdorbnen Muts,
Kungundchen schön und jung,
Begrüßten beide frohen Muths
Die Morgen-Dämmerung.

*) Die Schwester des Grafen Heinrich zu Lenkenberg, welche nach der Zeit an den Grafen Matthäus Schlick von Passaun vermählt wurde.

Und labten ihr zufriednes Herz —
Kunegundchen ſchenkte ein —
Bei traulichem Geſpräch und Scherz
Mit Blankenburger Wein. *)

Heraus, heraus! — Der Thürmer ſchreit. —
Verſchließt das inn're Thor!
Heraus, wer ſtreiten kann, zum Streit.
Der Feind berennt das Thor. —

Da ſteht Graf Heinrich Ludwigs Schaar,
Die ſchon im Schloßhof hält,
Und ſieht der drohenden Gefahr
Ein Leben bloßgeſtellt.

Zwei Thore ſind in Feindes Hand,
Das dritte hält nicht aus.
Leicht ſprengt er Riegel, Schloß und Band
Und dringt ins inn're Haus.

„Den Thurm hinauf, wer ſtreiten kann!
Das Aeußerſte verſucht!
Noch bring' ich wohl mit ſieben Mann
Luz Gleichen in die Flucht.

Das Thor verrammelt! Hanns und Fritz
Steht Wache an der Thür!
Der Jäger Kunz holt mein Geſchütz.
Die Knappen folgen mir." —

Jetzt fiel, wie Hagel groß und klein,
Im Blitz- und Donnerſturm,
Sand, Schiefer, Kieſel, Ziegelſtein
Auf Ludwigs Schaar vom Thurm.

Selbſt Fräulein Kunegundchen ſchont
Die zarten Hände nicht,
Vom glücklichen Erfolg belohnt,
Wenn Helm und Panzer bricht.

Du kommſt doch früh zu rechter Zeit,
Graf Luz! Willkommen hier!
Sie ſprichts — und voll Empfindſamkeit
Trift ſie ihn aufs Viſir.

*) Der Blankenburger Wein ſtand damals in vorzüglich gutem Rufe und die Grafen der Leutenbergiſchen Linie hatten ſich bei der Erbtheilung einen Weinberg zu Blankenburg vorbehalten.

Dort fällt vom Gaul, wie reifes Obſt,
Wenn es der Wind bewegt,
Der alte ſteife Ritter Jobſt,
Durch ihren Wurf erlegt. —

Luz Gleichen ſprengt im Hof umher,
Und knirſcht vor Schmerz und Wuth
Ob Heinrichs tapfrer Gegenwehr
Und Kunegundens Muth.

„Setzt," ruft er, „ſetzt noch einmal an
Aufs maledeite Thor!
Zerſchmettert's bis zum letzten Span
Und ſteigt zum Thurm empor."

Geſchellen war ſein Machtſpruch kaum,
So folget Stoß auf Stoß,
Es ſtürmt mit Axt und Hebebaum
Man auf die Pforte los.

Sie ächzet laut vom Feind bedrängt,
Und größer wird die Noth.
Denn iſt ſie einmal aufgeſprengt,
Thut Luz, was er gedroht.

Da ſieht Graf Heinrich drein, und nimmt
Sein hohles Mordgeſchütz
Und ſchießt zum erſten Mal ergrimmt
Auf Feinde Pulverblitz.

Die große Donnerbüchſe knallt,
Daß Thurm und Mauer bebt,
Und daß im nahgelegnen Wald
Ein Sturmwind ſich erhebt.

Entſetzen fiel auf Mann und Roß,
Wie es nach altem Stil
Noch nie vom tödtlichen Geſchoß
Auf Roß und Reiter fiel.

Als nach dem Heldenkopf im Kampf
Noch keine Kugel flog,
Und noch kein herber Pulverdampf
In Ritternaſen zog.

Die Roſſe brauſen, bäumen ſich
Im wildeſten Gedräng.
Selbſt Luzen wird es wunderlich,
Und um die Bruſt zu eng.

„Sitzt," ſpricht er, „ſitzt im Sattel feſt!
Der Böſe hauſet hier.
Der Schwefel aus dem Teufels-Neſt
Verſetzt den Athem mir."

Zurück, zurück! zum Thor hinaus!
Erſtickt war Ludwigs Zorn.
Er floh vor Heinrichs Donnerhaus,
Verlor im Fliehn den Sporn.

Ihm folgten ſeine Ritter nach —
Wie konnt es anders ſein —
Den Berg hinab, und mancher brach
Den Hals, den Arm, das Bein.

Da rief Graf Heinrich hinter her:
„Die falſche Hoffnung trügt.
Man lobt nicht ehe ſeinen Speer,
Ihr Herrn, bis man geſiegt."

Und als die Burg ſich quitt und frei
Von Ludwigs Fehde ſah,
So ſchallt vom Thurme Siegsgeſchrei
Und frohe Muſika.

Balthaſar II., des vorigen Sohn, geboren 1454, kündigte vor erlangter Volljährigkeit Heinrich XXIX., Herrn zu Arnſtadt, die Vormundſchaft auf, begab ſich an den Hof des Herzogs Ludwig von Baiern nach Landshut, und erhielt die Stelle eines Pflegers oder Landshauptmannes über die Herrſchaft Heideck. Im J. 1481 hatte er einen Streit mit dem Biſchofe zu Würzburg, fiel in deſſen Land ein, und nahm ihm ein Schloß weg. Von ſeiner nach Paläſtina zum heiligen Grabe in Geſellſchaft des Kurfürſten Friedrichs des Weiſen d. 19. März 1493 angetretenen Reiſe kam er als Ritter zurück, und wohnte 1496 dem Feldzuge Kaiſer Maximilians I. wider den König von Frankreich, Karl VIII. bei. Im J. 1504 that er ſich im Baieriſchen Kriege ſehr hervor, und als ihn nach der Zeit Kurfürſt Friedrich III. und Herzog Johann von Sachſen zu ihren Rath ernannt hatten, erwarb er ſich bei dieſer Gelegenheit gute Kenntniſſe von dem Berg- und Hüttenweſen und ſuchte hierauf im Schwarzburgiſchen Gebrauch davon zu machen. Er ſtarb 1525 und liegt in Leutenberg begraben. Johann Heinrich und Georg Philipp waren Balthaſars Söhne. Der letztere ſtarb jung 1555. Er beſchäftigte ſich eifrig mit den Wiſſenſchaften und war Freund und Beſchützer der Gelehrten. Er reiſte 1517

im 21. Jahre seines Alters nach Jerusalem, und wurde daselbst zum Ritter geschlagen. Sein Vater übergab ihm noch bei Lebzeiten die Herrschaft, worüber er vom Kaiser Karl V. 1521 die Lehn empfing. Im J. 1546 befand er sich zu Eisleben bei einer Unterhandlung der Grafen von Mannsfeld, wozu auch Dr. Luther eingeladen war, welcher den 18. Februar daselbst starb. Dieser Graf von Leutenberg und Heinrich XXXVII. zu Arnstadt führten in den Jahren 1530 bis 1533 zuerst die Reformation in dem Schwarzburgischen ein, wo sie auch schon vorher an einigen Orten Beifall gefunden hatte. Von Johann Heinrichs sechs Söhnen starben Heinrich XXXVIII., Balthasar III. und Gebhard jung zu Leutenberg, Albert VII. im J. 1555 auf der Akademie zu Jena. Sieghard III. wohnte 1550 der Belagerung von Magdeburg bei, und verfiel 1554, nachdem er einige Tage in großer Kälte gereist war, in eine Geisteskrankheit, die ihm 1560 auf dem Stammhause Schwarzburg durch einen unglücklichen Sturz aus dem Fenster den Tod zuzog. Der jüngste Sohn Philipp, war 1540 geboren, kam 1559 zur Regierung, vermehrte die noch sehr eingeschränkte Stadtgerechtigkeit durch ein neues Privilegium und starb 1564. Mit diesem Grafen, welcher Verfasser eines 1566 zu Erfurt mit M. Joh. Andreä's Vorrede unter dem Titel: Der Seelen Paradies oder Lustgarten gedruckten Andachtsbuches ist, erlosch die Leutenbergische Linie, und diese Herrschaft fiel, nachdem sie eine Zeit lang von dem Hause Sachsen in Anspruch genommen worden war, durch die günstige Entscheidung des Reichsoberhauptes wider an die Blankenburgische oder Arnstädtische, und nach der Landestheilung an Rudolstadt.

In der Folge erhielt Elisabeth, geborene Gräfin von Leiningen-Westerburg, zweite Gemahlin des Grafen Albert von Rudolstadt, und nach ihr Aemilie aus dem Hause Oldenburg, Gemahlin des Grafen Ludwig Günther, welcher 1646 mit Tode abging, die Herrschaft Leutenberg zum Witthume. Erstere lebte von 1608 bis 1617, letztere aber, von 1664 bis 1670 auf dasigem Schlosse. Während dieser Zeit machten beide Gräfinnen, sowie auch Aemilie bei ihrer vormundschaftlichen Regierung, verschiedene neue Einrichtungen in Schul- und Kirchensachen. —

Aus dem bei der Uebergabe an dieselbe im J. 1647 aufgesetzten Inventarium lernt man die damalige Beschaffenheit dieses Schlosses kennen. Es war, diesem Zeugnisse zufolge, „an Dach und Fach, wie auch sonst noch, außer was die Schwedischen eine Zeitlang darauf gelegenen Dragoner an Fenstern und Oefen, und Ständen im Reisigen- und Kutschstall verwüstet, in gutem, baulichen Wesen.“ Zugleich werden folgende darin befindliche Gemächer: Zimmer, Kammern, Säle, Gewölbe, Keller ꝛc. erwähnt.

Das Gemach des verstorbenen Grafen Ludwig Günther, das Kauritlein in der Stube, die Apotheke, Schlafkammer dabei, der Gräfin Stube, die Kammer, der Saal, die große Saalstube, Kammer neben der Gräfin Gemach, die grüne Stube, Kammer dabei,

noch eine Kammer, gegenüber das Fräuleingemach, die Fräuleinstube, Kammer dabei, der Hofmägdlein Stube, Kammer dabei, das Sälgen, die Schneiderei, ein Stübchen im obern Gebäude, kleine Kammer dabei, das Wollengewölbe, die Zeugkammer für das Jagdgeräth, ein Gewölbe dabei, das Brenngewölbe, des Amtmanns Stube, Kammer dabei, die Eßstube im neuen Gebäude nebst Kammer, der Saal, der neue Kornboden, die große Hofstube, die Junkerstube nebst Kammer, die untere Waschstube, und dabei befindliche Kammer, die große Küche, das Kellerhaus, die untere Junkerstube, das Schloßthor, der Reisigenstall, die obere Thorstube und Kammer, die untere Kutschstallstube, der Stall, Bad- und Nebenstübchen, Darr- und Brauhaus, das obere, mittelere und untere Schloßthor, die untere Thorstube.

Noch genauere Rechenschaft von den Bestandtheilen des Schlosses, mit welchem während des dasigen Aufenthalts der Gräfin mancherlei Veränderungen vorgenommen worden sein mögen, und von der Ausschmückung desselben mit Gemälden (z. B. den noch jetzt zu Rudolstadt vorhandenen sechs Bildern, welche die Geschichte des Grafen Huno von Oldenburg, darstellen) giebt ein zweites Inventarium vom Jahr 1667. —

Späterhin bezog das Schloß, welches indeß mit einem Burgvogte besetzt gewesen war, der appanagirte Prinz, Wilhelm Ludwig, Bruder des Fürsten Friedrich Anton, und hielt sich bis 1732 daselbst auf. Von jener Zeit an ist es unbewohnt geblieben, bis es nach dem letzten großen Brande, der Leutenberg traf, auf einige Zeit zum Sitze des Justizamtes bestimmt wurde. Es faßt eine von der Gräfin Aemilie neuerbaute und 1664 feierlich eingeweihte kleine Kapelle in sich, und wird noch immer unter Dach gehalten. Die in einigen Zimmern desselben befindlichen, leider nicht mehr unversehrten und bei nicht zweckmäßiger Auffrischung der ursprünglichen Eigenthümlichkeit zum Theil beraubten Frescogemälde des ehemaligen Schwarzburgischen Hofmalers, Sylvart Kammers, der im J. 1711 im Alter von 64 Jahren starb, verdienen alle Aufmerksamkeit. — Sie sind in Chr. L. Kämmerer's vermischten Schriften ꝛc. (Gotha und St. Petersburg 1797.) 1. B. S. 195 ff. ausführlich beschrieben worden. Das Titelkupfer dieses Buches, das von dem Bruder des Verfassers, Ernst Kämmerer herrührt, stellt das Schloß Leutenberg nach seiner jetzigen Beschaffenheit dar.

In einer freien Verbindung eckiger und runder Gebäude, die mit ihren Wänden und Dächern nebst den aufsitzenden Erkern und Schlöten in vielfacher Richtung verschiedene Flächen darbieten, und zusammen eine wohlvereinigte Masse bilden, hat dieses alterthümliche Gebäude ein großes, festes und etwas wildes Ansehen. Man besteigt es von der Stadtseite auf einem Wege, der sich zwischen Gärten und Obstbäumen hinaufschlingt, und tritt vor dem Thore auf einen ebenen Platz, von dem man, wie von einer hohen Zinne, hinabsieht. Das Thor öffnet den Eingang auf einen kleinen Vor-

hof, und durch ein halbfinsteres Gewölbe kommt man auf den inneren Hof, welcher von allen vier Seiten von dem hohen Gebäude umgeben ist. — Das Schloß soll, nach der einstimmigen Aussage der Geschichtschreiber, ehemals Friedeburg geheißen haben. —

Die Stadt Leutenberg kam nicht nur dadurch, daß sie seit dem Verblühen des davon benannten Zweiges des Schwarzburgischen Stammes mehrmals (z. B. 1575, 1603, 1638 ꝛc.) verwittweten Gräfinnen zum Aufenthalt diente, sondern vornehmlich durch die ihr 1563 ertheilte Brau- und Schenkgerechtigkeit in größere Aufnahme. Vorher übten die Grafen die letzte allein im Rathhause und nur unter gewissen Umständen „um Bauung willen der Stadt, auch einen Vorrath damit zu machen" wurde dieselbe dem Rathe zu Zeiten bewilligt. Man hat behaupten wollen, daß Leutenberg, ungeachtet der erhaltenen Stadtgerechtigkeit bis zu dem genannten Jahre nur ein Marktflecken gewesen sei, vielleicht auch aus dem Grunde, weil es den Grafen einen Marktzoll, (oder Erbgülte) 123 Schock, welcher nachher mit einigen Zusätzen vermehrt und das Geschoß genannt wurde, jährlich entrichtete. Doch heißt es, wie wir oben bemerkten schon 1326 ausdrücklich eine Stadt, und es bediente sich 1350 eines eigenen Siegels, wenn gleich die städtische Obrigkeit, welche aus vier Personen bestand, nicht als Rathsleute oder Rathsherren, sondern als die geschworenen Viere bezeichnet wird, 1463 hingegen erscheint sie in gleicher Zahl unter der Benennung die erſamen weisen Ratsmeister, und 1496 kommen zwei Bürgermeister vor.

Die ältesten noch vorhandenen Statuten sind in dem nemlichen 1496sten Jahre, durch den Stadtschreiber Oswald Weicker auf Pergament in Folio zu umschreiben angefangen und am Abend „sancte Barbare der heiligen Jungfrauen" beendigt worden. Schon aus dem Eingange derselben: „Ditz ist das Statbuch der Leuthenberg dorinnen Ordnung geseţ vnd statuta der Inwonenden Burger vnd anderer angezeigt vnd begriffen als vor alter vnd gar manigen iarhergebracht vnd gebraucht" — und aus dem 62 Paragraphen: „Wir Heinrich und Albrecht grauen zu Schwarzburgk dieses buchs besteticer haben dem Rat zu Leutenberg geben genſe auf den Juden zu Leutenberg Jr sey vil oder wenig, so sollen sie eyne geben an sant Burckharz abend: vnd eine an sant Merteins abend, das sol stete sein" — erhellt, daß sie schon weit früher abgefaßt sein müssen, da die erwähnten Grafen bei Anbeginn des funfzehnten Jahrhunderts zur Regierung gekommen sind. — Uebrigens stimmen sie mit den aus der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts herrührenden salfeldischen Statuten zwar nicht in der Zahl der Paragraphen (jene enthalten deren 164, diese 198), aber in Rücksicht auf die Folge und den Inhalt derselben fast wörtlich überein, so daß man zu der Vermuthung berechtigt ist, daß Leutenberg die seinigen wenigstens noch zu einer Zeit, als Salfeld unter Schwarzburgischer Herrschaft stand,

also vor 1389, empfangen habe. — Ein Anhang des Stadtbuches enthält die Beschreibung der Erbgüter der Bürger mit Bemerkung der Lage, des Ackergehaltes und des davon zu entrichtenden Geschosses, und ein Verzeichniß „wie viel jedes Haus zu Geschoß giebt, und was Harnisch (Krebs) in jedes gehört, der also für und für dabei bleiben soll, ob es auch noch verkauft würde, auch was Wehr (Büchse oder Armbrust, und Wind [Winde] oder Armbrust und Leier, oder eine Helmpartien oder Armbrust und Wind) ein jeglicher inwohnender Bürger darin halten, haben, gebrauchen, und damit verkaufen soll, als solches Graf Balthasar 1495 geordnet." — Die Zahl der namentlich angeführten Bürger und ihrer Häuser betrug 35, der Umsessel 11 und in der Vorstadt 27 — mithin überhaupt 73. Noch im J. 1621 besaß Leutenberg nicht mehr als 100 Wohnhäuser, als aber 1712 die Neustadt erbaut wurde, so vermehrten sich dieselben so ansehnlich, daß sie schon 1726, außer den Amts- Geistlichen- und Schulgebäuden, auf 128 gestiegen waren. Jetzt hat es deren 159 und 1027 Einwohner.

Ein anderes Buch, unter dem Titel: Ordnung und Stadtregiment durch — den Grafen Balthasarn — zu Schwartzburgk mit Rath und Bedenken Bürgermeister und Rathspersonen zu Leutenberg begriffen, vom J. 1508, enthält manches Merkwürdige, wovon wir nur der Anwendung der auch an andern Orten, z. B. in Arnstadt, gewöhnlichen Strafe mit dem Korbe gedenken wollen. „Es ist geordnet" heißt es in dieser Rücksicht, „daß zu Bestrafung etlicher geringen Ding ein Korb oder Brot an einer Stange über einen Stadtgraben bei der Mühle aufgerichtet worden, der Korb soll an eine Stange gehängt werden, und so jemand ichts geringes verschuldet, den soll man in den Korb setzen, so lange darin zu sitzen, bis sich eines selbst abschneidet, oder die Schling mit einen Strick aufzwingt, daß der Korb ins Wasser fällt. 2) Wer aus Gewohnheit oder Zorn einen Gotsschwur vermeide, der solle dem Rathe ein halbes Pfund Wachs geben, oder sich in den Korb setzen lassen. Das Wachs solle gesammelt und in einer Geltwochen in das Kloster und in die Pfarrkirche zu dem Gottesdienst geantwortet werden. Wer aber fürsetzlich schwört, der soll gerichtlich durch Verschneidung seiner Zunge oder nach Gestalt der Sachen wie recht ist mit dem Fever gestraft werden."

In den Zeiten des Papstthums befand sich zu Leutenberg ein Dominikaner- oder Predigerkloster, dessen Stiftung man gemeiniglich in das Jahr 1395 setzt. Die nur spärlich darüber vorhandenen Urkunden sind nicht geeignet, diese Angabe vollkommen zu bewähren und die Schicksale desselben genau zu erforschen, wir müssen uns also mit bloßen Bruchstücken seiner Geschichte begnügen.

An der Spitze der Klosterbrüder, deren bisweilen drei, vier, oder sechs angeführt werden, stand der Prior, welche Stelle 1416 Dietrich Berteldis, 1463 Nikolaus Bischoff, 1491 und in den nächstfolgenden Jahren, Johannes Ellinck (Elling), welcher wahr-

scheinlich von einer zu Leutenberg ansäßigen Familie stammte, 1500 blos als Bruder und 1516, wo er sich in Leipzig aufhielt, als gräflicher (?) Kaplan und Lesemeister der heiligen Schrift bezeichnet wird. 1500 Johannes von Künstal.

Außerdem wird 1493 der Subprior Heinrich Tuchscherer erwähnt.

Das Konventsiegel des Klosters, das an einer Urkunde von 1416 und 1464 sich ziemlich unversehrt erhalten hat, stellt zwei männliche Personen vor, deren eine einen großen Schlüssel in die Höhe, die andere ein Schwerdt zu den Füßen hält, wahrscheinlich die Apostel Petrus und Paulus. — Unten erblickt man eine knieende, die Hände faltende Figur. Den Rand umgiebt folgende Schrift: S. COVETVS. LVTBEGESIS ORDIS FRM PREDICATORV (Sigillum conventus Lutenbergensis Ordinis Fratrum predicatorum.) Auf dem Prioratsiegel an einem am St. Bartholomäustage 1500 ausgestellten Documente ist ein Heiliger stehend abgebildet.

Die Grafen von Schwarzburg bewiesen sich gegen diese ihre Stiftung sehr wohlthätig.

So beliehen die Brüder Heinrich und Albrecht 1416 das Kloster mit verschiedenen von Walther von Holbach für 30 rheinische Gulden erkauften Geld- und Getreidezinsen zu Löhma und Steinsdorf, und 1463 widmete der Graf Heinrich demselben vier alte Schock ewiger Zinsen auf den Männern und Gütern zu Lasan (Lasen), um dafür an den sieben Marienfesten Vigilien zu halten und Messen zu bestellen. Aehnliche Gaben bestimmten 1493 und 1500 die Gräfin Brigitta und ihr Sohn Balthasar zur Feier ihrer Jahrgedächtnisse ꝛc., jene 5 fl. jährliches Zinses von dem Marktzolle der Stadt, dieser 70 fl. —

Außerdem flossen den Mönchen auch Vermächtnisse von andern Personen, z. B. von der Familie von Könitz zu Eiba (1504, 1505) zu, in der Absicht, daß das Gedächtniß der aus ihrer Mitte Verstorbenen feierlich begangen werden möchte. —

Unter den dem Kloster von ihren Stiftern oder deren Nachkommen eingeräumten Rechten war die Besorgung des Gottesdienstes in der dasigen, der Maria Magdalena geweihten Pfarrkirche, keines der geringsten, doch hatten sie sich die Befugniß vorbehalten, diese Begünstigung demselben in Zukunft wieder zu entziehen. So erklärt der Graf Balthasar am sanct Marien Magdalenentage 1491, daß dieses Patronatrecht wieder in seiner Eltern Hand gekommen, von diesen und ihn selbst gebraucht, aber dem Pfarrer nichts wider des Klosters Gerechtsame verliehen worden sei. „Da nun aber," fährt er fort, „in diesem Gebirge sich die Brüder Terminacien (Terminarien?) herrlich (nicht ohne Schwierigkeit, mit genauer Noth) erhalten mögen, auch izunt in kurz (im J. 1463) durch Brunst zu großen Schaden gekommen sind, so haben wir solche unsere Gerechtigkeit dem Kloster wieder zugeeignet,

— und darum sollen sie in demselben über die Terminarien (diejenigen Klosterbrüder, welchen das Almosensammeln in einem gewissen Bezirk oblag,) zum wenigstens sechs Priester halten, die ihre Horas zu ordentlicher Stunde Tags und Nachts singen, und lesen, auch die Amt und Predigt, wie sich gebührt, vollbringen, desgleichen in dem Kloster und der Pfarrkirche zu jeder gebührlichen Zeit der Herrschaft ordentlich Begängniß und Gedächtniß halten." Endlich wurde bestimmt, daß der Bruder, welcher den Gottesdienst in der Kirche zu versehen hätte, sein Wesen im Kloster in Gehorsem seines Prior halten, und daß nach Gutbefinden der Grafen die Zahl der Mönche bis auf zwölf vermehrt werden sollte. —

Im Jahr 1492, Freitags nach St. Markustage, fügt Balthasar der Pfarrei noch die Besorgung der Messe Corporis Christi hinzu und begabt, in Erwägung der Armuth und großen Nothdurft der Mönche, dieselben mit einem Fischwasser in der Sale, das Drosthenwasser genannt, welches sich anfängt in der Schlicht und geht bis Drogenbach unter Konitzers Schmidten, mit allen Hauptfischen und Herrlichkeiten — dem Garten unter dem Kloster, die Terminei genannt, sammt zwei daran liegenden, früher der Familie von Köniz gehörigen Hofstätten — einem halben Pfunde Wachs, welches sie ihm jährlich vom Bienengarten und einem kleinen Wiesenflecklein daran in der Grün (Grünau) zu Zins gegeben hatten, — dem Orte des Stadtgrabens unter dem Rittergut, das etwa Erhart's von Wallenfels gewesen, bei dem niedern Stadtthor, den sie zu fischen haben und zurichten sollen — alle die pewthen (Beuten), so sie in dem Holz dem niedern Herßpach, das wir ihnen hievor geeignet — auch sonst andern Hölzern, die sie haben, finden werden." —

Mittwochs nach Pfingsten des nämlichen Jahres wendete sich der Graf an den Erzbischof Berthold von Mainz mit der Bitte, „den jetzigen Prior, Johann Ellinck, zu dieser Kirche und Pfarre auszurufen, einzusetzen und zu investiren." —

Doch zog sich das Kloster bald hierauf wegen Nichterfüllung der eingegangenen Verbindlichkeiten und verschiedener Anmaßungen und Uebergriffe in fremde Gerechtsame die Unzufriedenheit Balthasars zu, wovon ein Schriftenwechsel zwischen demselben auf der einen, und dem Prior und dem Ordensprovinzial zu Leipzig auf der andern Seite, aus den Jahren 1516 — 1519 den Beweis liefert. Zu demselben gaben die Schmähreden und Lästerungen, welche sich ein dasiger, durch sein ausschweifendes Leben übel berüchtigter Mönch, Linck, öffentlich von dem Predigtstuhle herab gegen den Grafen erlaubt hatte, die nächste Veranlassung. Hierzu gesellten sich mehrere andere Beschwerden: daß die Mönche sich der erst vor Kurzem errichteten herrschaftlichen und städtischen Brauhäuser bedienten, anstatt sich mit einem eigenen und dem nöthigen Geschirr zu versehen, daß sie eine zu große Menge Tauben hielten und besonders, daß sie bei den damals in angrenzenden sächsischen Orten

häufig von Mordbrennern angelegten Feuersbrünsten, ungeachtet der zum Schutze der Stadt durch sorgfältige Bewachung der Thore und verdoppelte Aufmerksamkeit auf verdächtiges Gesindel getroffenen Vorkehrungen, aus dem Kloster einen Gang auf das Feld hatten anbringen lassen, den die jungen, unverständigen, frechen Mönche bei Tag und bei Nacht zum heimlichen Aus- und Eingehen gebrauchten. — Ueberhaupt war die Klosterzucht bei dem Mangel älterer, streng auf Ordnung sehender Vorsteher tief gesunken.

Alle diese Wahrnehmungen machten einen so ungünstigen Eindruck auf den sich schon dem Ziele seines Lebens nähernden Grafen, daß er das Kloster mit dem Verluste dieser Pfründe bedrohte, wenn es jene gerügten Unregelmäßigkeiten nicht abstellen würde.

Welchen Erfolg diese Schritte gehabt haben, läßt sich nicht entscheiden, da die über die ganze Angelegenheit gepflogenen Verhandlungen nicht vollständig auf uns gekommen sind. Nur soviel erhellt noch daraus, daß die Obern des Ordens stets Ausflüchte suchten, um dieselben in die Länge zu ziehen und die Bestrafung jenes Nichtswürdigen zu umgehen.

Als Leutenberg dem Papstthume entsagte, zerstreuten sich die Mönche und nahmen ihre wichtigsten Urkunden mit an ihre nunmehrigen Aufenthaltsorte. Es scheint, als wenn sie zum Theil, wenigstens der ehemalige Prior, Zuflucht im Paulinerkloster zu Leipzig gefunden hätten, da in dem Archive der dortigen Universität einige das Leutenburger Kloster betreffende Documente aufbewahrt werden, welche auf diese Weise dahin gekommen sein mögen. Andere in geringerer Anzahl enthält das Großherzogliche Archiv zu Weimar, wo auch vielleicht das Kopialbuch oder Chartarium anzutreffen ist, aus dem Christian Schlegel zu Anfange des vorigen Jahrhunderts Auszüge entlehnt hat. —

Bei der 1703 wegen allzuengen Raumes erweiterten Stadtkirche befand sich eine alte Kapelle mit dem gräflichen Erbbegräbniß. Diese Kirche wurde den 7. Mai 1800 ein Raub der Flammen. Die Einwohner bedienten sich nun einige Zeit der ursprünglich dem heil. Cyriakus gewidmeten Gottesackerkirche zu religiösen Versammlungen. Am 22. Julius 1812 wurde der Grundstein zu der neuen Stadtkirche gelegt, und dieselbe 1815 feierlich eingeweiht.

Der erste lutherische, von dem Grafen Johann Heinrich ums Jahr 1533 hierher berufene Geistliche war Achatius Clauser, aus Wien, vorher Augustinermönch zu Erfurt, der fast 30 Jahre sein Amt verwaltete, und den 23. Oktober 1564 starb. Mit der hiesigen Pfarrstelle wurde erst im Jahre 1650 die Adjunktur verbunden und ein Jahr hernach das Diakonat errichtet.

Wegen Vermehrung der Schuljugend ernannte man 1660 einen Rektor, welcher zugleich mit zwei andern Lehrern, dem Kantor und Collaborator, den Knaben Unterricht ertheilte.

Die Unterweisung der Mädchen besorgten bis zum Jahr 1713,

in welchem ein eigener Lehrer für dieſelben angeſtellt wurde, von dem jedesmaligen Geiſtlichen zu dieſem Geſchäfte tauglich gefundene Frauen daſiger Bürger.

Leutenberg hatte das Unglück, mehrmals ganz oder doch zum Theil vom Feuer verheert zu werden. Von dem großen Brande am Sonnabende nach Oſtern 1463 haben wir ſchon beiläufig geſprochen. — Im J. 1640 zündeten kaiſerliche Soldaten, die in dieſer Gegend lagen, 5 Häuſer in der obern Vorſtadt an der Sorbiz und der Brücke an. Auch 1726 und 1734 waren hier Feuersbrünſte. Die am 20. November 1794 legte 5 Häuſer in Aſche. Der letzte bereits erwähnte Brand am 7. Mai 1800 war für die Einwohner ſo verderblich, daß er ſie faſt ſämmtlicher Wohnungen und Habe beraubte. Es wurden damals, mit Einſchluß der Hauptkirche, der geiſtlichen Gebäude, des Amt-, Forſt- und Rathhauſes 141 Häuſer und 31 Scheuern durch die Gewalt dieſes Elementes in kurzer Zeit vernichtet. —

Die mannichfaltigen Drangſale, welche dieſe Stadt in dem dreißigjährigen Kriege erduldete, übergehen wir der uns gebotenen Kürze wegen, zumal da an einem andern Orte ausführlich davon gehandelt wird. (S. Rudolſtädt. Wochenblatt, Jahrg. 1785. 40. St), und fügen nur noch hinzu, daß dieſe in älteren Zeiten, vor Lichtung der Wälder, weit rauhere und zum Theil noch nicht angebaute Gegend oft durch Wölfe unſicher gemacht wurde, wovon der Anhang zu dem Stadtbuche ein grauſenerregendes Beiſpiel erzählt: „1494 im Sommer hat ein Wolf bei 28 Menſchen neuerlich (ungefähr?) hierum in der Herrſchaft Leutenberg, Lobenſtein, Lauenſtein und den umliegenden Dörfern erwürgt, der eines Theils bei 50, 60 — 70 Jahr, darunter kleine, große, erwachſene und alte Menſchen.

Heſſe.

Das Schloß Weißenburg

im Herzoglich Sachsen-Meiningischen Verwaltungsamte Salfeld.

Weißenburg (ehemals Wizsinborg, Wyzseuborg, Wizzenburg) drei Stunden von Salfeld auf einer steilen Anhöhe, am rechten Saluser, in höchst romantischer Lage.

Bei dem Verkaufe des Schlosses und der Stadt Orlamünde, behielt sich der Graf Heinrich IV. von der Osterländischen Linie diese Burg („das Haus zu der Wyzzenburg") mit Mühlen, Aekkern, Wiesewachs, Fischerei, Holze und besonders dem Forste zu Parscheual auf Lebenszeit vor und empfing von dem Käufer, dem Landgrafen Friedrich dem Ernsten von Thüringen, der erst nach jenes ums J. 1347 erfolgten Tode wirklichen Besitz davon ergreifen konnte, 180 Mark löthigen Silbers zur Ausbesserung und Wiederherstellung des damals sehr baufälligen Gebäudes.

In dem, wegen Vermählung des Burggrafen Friedrich von Nürnberg mit der Schwester der thüringischen Landgrafen Friedrich und Balthasar, Elisabeth, Dienstags nach Egidii 1350, geschlossenen Vertrage verschrieben diese als Unterpfand für die der Braut bis zu Martini 1352 in zwei Fristen auszuzahlenden 2000 Mark Silbers das Schloß Orlamünde nebst Zubehör und räumten dasselbe Christian von Wizleben und seinem Sohne, Titzel ein. In Ansehung der Weißenburg wurde, wie der Vater des jungen Burggrafen in jener Urkunde bekennt, folgendes verabredet: „daz Titzel von Wizeleiben vns vnd vnserm Sune (den erwähnten Burggrafen) mit dem Hauß zu der Wizzenburg gewarten vnd zu Gebote sten soll geleicher Weiz alß vnsern Swegern selber. Wolten auch wir oder vnser Sun nach den vorgenanten zwei Jarn dieselben vesten Wizzenburg losen, daz mügen wir tun, wene wir wollen, und derselbe

Tizel sol vns die für hundert Schock breite Grossen ane allerlei widerrede zu losen geben, dieselben hundert Schock sullen unser Sweger vns und unsern Sune mit den obgenanten zweien tausend Marken widergeben, wene sie ire vesten von vns losen."

Es erhellt hieraus, daß Tizel von Wizleben dieses Schloß damals inne hatte, ob aber in der Eigenschaft eines landgräflichen Beamten und Voigts oder lehnweise, kann man nicht mit Sicherheit bestimmen, so sehr auch diese Ansicht sich dadurch empfiehlt, daß Voigte des früheren und späteren Besitzers daselbst vorkommen. Vielleicht hoffte der Burggraf, durch Einverleibung dieses Punktes in die Eheberedung seine Schwäger zu desto pünktlicherer Bezahlung jener Summe zu veranlassen, da sie bei Verzögerung derselben das Schloß noch länger entbehren und dann zu dessen Wiedererlangung ein abermaliges Opfer bringen mußten. —

Später treffen wir die Weißenburg in den Händen adeliger Lehnsleute. z. B. Heinrichs von Wizleben, im J. 1424; und 1445 bewohnte sie Bernhard von Kochberg.

Zur Zeit der lutherischen Kirchenverbesserung war das Schloß Eigenthum der Familie von Thúna, (Thúnau, Thun) und der letzte, aus derselben entsprossene Abt des Petersklosters zu Salfeld, Georg, flüchtete sich 1525 im Bauernkriege mit seinen Kleinodien und Schätzen hieher, wo er 1527 starb. Die Vermuthung, daß er auch die Urkunden jener geistlichen Anstalt bei dem Einbruche der gegen ihn erbitterten Schaaren auf seine Stammburg gerettet habe, gewinnt wenigstens insofern Glauben als die Zerstreuung und das Verschwinden, sowie der fast gänzliche Mangel solcher Dokumente in den Landesarchiven sich am leichtesten durch diesen Umstand erklären läßt.

Vom alten Schlosse sind nur wenige Ueberreste vorhanden, die durch ihre Festigkeit der Vernichtung noch Jahrhunderte trotzen werden, das jetzige ist schon das dritte. Es wurde nach dem Brande des zweiten 1796, erbaut. Bald hernach brachte es der in den Kreisen der angesehensten und gebildetsten Männer des In- und Auslandes wegen seines Dichtertalents, seiner gründlichen Studien alter und neuer Sprachen und der Rechtswissenschaft geschätzte Freiherr Hermann von Eelking an sich, der es abwechselnd bewohnte. Im J. 1841 wurde es für 93,000 Fl. verkauft.

Hesse.

Sorge.

Und hätten wir bis an den Tod,
Im Schweiß bei Hitz' und Frost,
Gar weiter nichts, als Salz und Brot
Zu unsrer Bergmannskost;
Lebt doch in uns ein fröhlich Herz,
Und ein gesundes Blut,
Das gibt dem Herzen Heiterkeit
Und in Gefahren Muth.

Entzückend ist es, wenn man in der Frühe eines schönen Sommermorgens ein einsames Gebirgsthal betritt, wo eine balsamische Luft uns anhaucht, wo von den goldgrün leuchtenden Wiesen uns die Düfte würziger Waldkräuter entgegen wehen, die Blumen des Wiesengrundes mit funkelnden Thautropfen prangen, die Wellen des Baches glitzern, das Wild friedlich äset, und aus den Gebüschen und von den Bäumen herab der Vögel fröhliches Geschmetter ertönt; wo den bläulichen Duft der Frühe, welcher die Bergwände umschleiert, die Morgensonne in die Tiefe drückt, die Häupter der Berge röthlich glühen, die schroffen, mit Gebüsch umkränzten Felsenwände leuchten, und ein Steinadler mit ausgebreitetem Fittich einen grauen Felsgipfel umschwebt, wo wir, von starrenden Bergen umgeben, von tosenden Wassern umrauscht, von jedem lebenden Wesen abgeschieden, in einem unberührten Naturtempel stehen, in welchem ein poetisches Grauen wohnt, und das Gemüth sich zu den kühnsten Träumen erhebt; — aber nicht minder schön ist es, wenn man ein schönes Thal betritt, in welchem sich wohin man auch schaut, ein kräftiges Leben regt, wo die trotzigen Wildwässer an die knarrenden Räderwerke gespannt sind, die Mühlen rauschen, die Hohenöfen qualmen, die Eisenhämmer stampfen, die Pochwerke donnern, der Knall der Peitschen, das Rufen vieler Stimmen, das Schnarchen der Sägen, der Schall der Axt laut

wird, und die hohen Berge mit ihren grünen Häuptern auf all das Treiben zu ihren Füßen ernst und majestätisch herniederschauen.

Das Zorgethal ist eins von den Thälern der letzten Art, und man mag zu ihm vom Gebirge oder von der Ebene her wandern, man wird sich stets sehr angenehm überrascht und von der großartigen Gebirgslandschaft überaus angesprochen fühlen, besonders aber ist der Weg von Elrich nach Zorge höchst interessant. Auf einem Fußpfade, der über lachende Wiesen läuft, wandert man dem Hochgebirge zu, das sich plötzlich vor uns öffnet und ein großartiges Gebirgsthor bildet. Wir wandern in dem schmalen und tiefen, von der brausenden Zorge durchflossenen Thale weiter. Der Donner der Eisenhämmer schlägt, ehe wir eine menschliche Wohnung erblicken, an unser Ohr, wir biegen um eine Waldecke, und sehen hin und wieder zerstreut liegende Gebäude, die sich, je weiter wir vorwärts schreiten, immer mehr an einander schließen, bis wir uns endlich in dem Dorfe Zorge befinden, das sich in sehr bedeutender Ausdehnung in dem von himmelhohen Waldbergen gebildeten Thale hinzieht. So tief das Dorf, welches ungefähr 150 Häuser und gegen 1300 Einwohner zählt, auch in das Gebirge eingezwängt ist, liegt es doch immer noch 1050 Pariser Fuß über der Meeresfläche.

Nachdem wir in dem Gasthause: „Zum Stiftsamt Walkenried,“*) — dessen Besitzer, Herr Escherich, ein eben so gebildeter, als freundlicher Wirth ist, — einen Imbiß genommen haben, betrachten wir zuvörderst das Dorf Zorge selbst.

Dasselbe hat seinen Namen von dem Flusse Zorge, der schon in den ältesten Zeiten genannt wird, und, als die Eintheilung in Gaue entstand, einem Gau, dem Zürrigau, Zorgegau, — dessen Kaiser Heinrich I., welcher diese ganze Gegend besaß, im J. 927 in einer Schenkung an seine Gemahlinn Mathilde gedenkt, — den Namen gab. Der Fluß hat zwei Hauptströme, welche in dem Dorfe Zorge selbst zusammentreffen. Der unbedeutendere kommt aus zwei Hauptquellen, nämlich aus dem Wolfsbache und dem Kunzenthale. Der Wolfsbach quillt am Eversberge hervor, treibt mit dem dazu gekommenen Gretchenthalswasser die Wolfbachsmühle, und fließt mit dem weiter unten aufgenommenen Bärenbache weiter. Das Kunzenthalswasser entspringt an der Rauhen Höhe, nimmt das Stubenthals- und Kellerthalswasser auf, nimmt den Namen des letztern an, fließt durch den alten Teich, treibt die Obermühle, heißt nun das Alt-Zorgewasser, fließt in Verbindung mit dem Bärenbache nach Neu-Zorge und auf die Mühlen- und Hüttenwerke. — Die vorzüglichste Quelle des stärkern Hauptstrom's ist der Junkerborn, welcher zuerst das Hurhauswasser aufnimmt, sodann den Sprakelbach, dessen Namen er nun empfängt, und sich später noch durch die Kirch-

*) Walkenried liegt etwa 1½ Stunde von Zorge entfernt.

thals-, Joachimsthals-, Leimthals- und Wagnerthals-Wasser verstärkt. Die andere Quelle ist im Bruchmannsthale, sie nimmt den Hühnerstieg und den Steinbach auf, empfängt von letzterem den Namen, und vereinigt sich mit dem Sprakelbache und dem Karlstollenswasser. Bei der Dorfmühle kommen beide Hauptströme zusammen, und heißen von nun an: „die Zorge." Dieselbe empfängt noch im Dorfe das Steyer- und Petersilien-Wasser, unter der Blechhütte den Rabenbach, oberhalb der untern Sägemühle den Elzebach, unter der Oberhütte das Taubenthalswasser, unter der Zainhütte den großen und kleinen Hilligesbach, nimmt ihren Lauf nach der Unterhütte, auf das Drathhüttenwerk und sodann nach Elrich. Nachdem sie noch den Leienbach, das Wasser aus den Auenteichen, beim Neuen-Hause die Bonthel- und Cammerforst-Quellen, später den Sulzhagenbach, bei Wolfleben die Wiede, am Konsteine die Kalte Wiede, und endlich die von Ilfeld kommende Behre aufgenommen, läuft sie gen Nordhausen, wo der Theil von ihr, welcher durch die Stadt läuft, der Mühlgraben, der an der Stadt hinlaufende aber das Feldwasser genannt wird. Unterhalb der Stadt vereinigen sich beide Arme wieder, und der Fluß läuft nun auf Heringen, bei welchem Städtchen er sich mit der Helme vereinigt, die bei Artern in die Unstrut fällt. *)

„An Fischwerk" — sagt ein alter Scribent in der Beschreibung des Flusses Zorge, **) — „hat die Zorge keinen Mangel, sonderlich ober- und unterhalb Nordhausen, da es sonderlich schöne Forellen, Aschen und Schmerlinge gibt, dazwischen aber trifft man anjetzo nicht gar viel davon an, weilen solches daselbst nicht geheget, sondern einem jeden Bürger, darinnen durch das ganze Jahr zu fischen, zugelassen wird. Vor diesem aber hat man auch allhier schöne Forellen gefunden, massen dasselbe die zwei auf dem Rathhause zu Nordhausen abgemalte und in diesem Feldwasser vormals gefangene, große Forellen bezeugen, als wovon die eine funfzehn und ein halb Pfund gewogen hat, wie an dem vor besagten Gemälde zu ersehen ist. — Sonst ergießet sich die Zorge, sonderlich im Frühling und Herbst, durch die von denen Harzbergen in dieselbe fallenden Schnee- und Regenwasser oftmals also, als ob dieselbe schiffreich wäre, und thut alsdann nicht allein großen Schaden an Brücken, Stegen, Wasser-Wehren, Ländereien und andern Sachen, sondern bringet auch fast jährlich manchen Menschen um das Leben, wovon ein erbärmlich Exempel Herr Ericus Christoph Bohne, E. E. Raths der Stadt (Nordhausen) Vier- und Bauherr, als mein Special- guter Freund, in seiner geschriebenen Chronik mit folgenden Worten anführet: Indem ich der Kirche des Hospitals

*) cf. Stübner's Denkwürdigkeiten des Fürstenthums Blankenburg und des Stiftsamts Walkenried. Thl. II. S. 198.

**) Henning Behrens: Hercynia Curiosa. S. 118–120.

St. Cyriaci, sonst St. Cyliar genannt, so allernechst bei der von der Zorge Anno 1689 im März-Monat eingerissenen vormaligen, sechs jochigen steinern, nunmehro aber auf eine andere Art wieder über dieses Wasser gebauten Brücke lieget, erwähne, muß ich letzlich noch dieses gedenken. Es sind an derselben Kirch-Mauer acht Kreuze von rothen, sandigten Steinen, so durch das Zeit-Alter nunmehro gelbe worden, zu befinden, welche vielleicht nicht jeder so genau betrachtet hat. Oben in der Höhe unter dem Kirch-Schiefer-Dache kniet ein Priester in seinem Priesterrocke, den Kelch in der rechten Hand gen Himmel haltend, fragt sich, was solches bedeute? Hierauf dienet zur Antwort: Es ist einst in vorigen Zeiten des Papstthums, gleich als der Priester, vor dem Altar stehend, seinen Eingepfarreten, welche damals als Communicanten um den Altar herum gangen, das heilige Nacht-Mahl gereichet, ein stark sausend- und brausendes Donner-Wetter, darauf ein heftiger Wolkenbruch, und daraus eine große und ungeheure Wasserflut entstanden, welche den Priester sammt denen Communicanten und Gebäuden mit sich hinweggeführt, deswegen zu stetem Andenken und Erinnerung allen Vorübergehenden diese Kreuze an bemeldter Kirche, nach Anzahl derer Personen, so viel ihrer ersoffen, eingemauret, jetzo noch zu ersehen;*) die Kirch-Glocken hat man etliche Wochen hernach, nach vergangenen Fluten, welche dieselbe hinfort getrieben, so durch eine Sau ausgewühlet und ausgegraben worden, in dem Erd-Moraste wieder gefunden, daher derselben Länderei-Gegend, die Sau-Grube genannt, annoch soll den Namen haben, wie Herr Bürgermeister Augustus Sigismund Wilde, Erbsaß auf Bischoferode Seeliger, als viel Jahr gewesener Vorsteher dieses Hospitals, mir seinem damaligen Collegen, umständlich Alles erzählet hat. Ohnerachtet nun die Zorge also zu gewissen vorbesagten Zeiten mit ihrer Flut wüthet und tobet, so wird man doch mitten im trockenen Sommer entweder ein weniges oder gar kein Wasser davon, außer demjenigen, was in dem Mühlgraben vorhanden, antreffen, es sei denn, daß solches von einem heftigen Platz-Regen Wolkenbruch in einem Donner-Wetter entstehe. Dieserwegen ist es keine unmögliche Sache, wenn Einige hiesiges Orts entweder aus Scherz oder aus Ernst vorgeben, wie sich eines mals in der Fremde zwei reisende Handwerksbursche, dieses Wassers wegen, heftig gezanket und geschlagen hätten, indem der eine vorgegeben habe, als ob ein schiffreich Wasser bei Nordhausen wäre, welches er mit seinen Augen gesehen habe; der andere aber hätte behaupten wollen, daß dem

*) Stübner a. a. O., Thl. I., S. 595, versetzt diesen Vorfall in das Dorf Zorge, und sagt: „Von dem gedachten Hospital findet man aber keine Spur, und der Vorfall selbst ist den Zorgern unbekannt.“ — Freilich, da die Geschichte vor Nordhausen geschah, suchte Stübner in Zorge vergeblich nach den Steinkreuzen. Letztere waren noch vor einigen Jahren am Siechenhause eingemauert, und werden auch jetzt noch aufbewahrt.

nicht so sei, weilen solches von ihm daselbst nicht gefunden worden. Als aber zu diesem Streite der dritte Mann kommen, der um die Beschaffenheit dieses Wasser's gute Wissenschaft gehabt, und beide gefragt, zu welcher Zeit sie zu Nordhausen gewesen wären? Habe er aus der Antwort vernommen, wie solches zu unterschiedenen Zeiten geschehen sei, indem der eine zur Fasten-, der andere aber zur Erntezeit sich daselbst aufgehalten, worauf von diesem Schiedsmanne der Streit bald beigeleget, und ihnen die Ursach angezeiget worden, warum sie beide Recht hätten." —

Da der Strom so oft reißend wird, so wühlt er an den Stellen, wo der Boden nicht widersteht, leicht ein neues Bett, und es liegen hier und da um ihn ganze Strecken von Kieseln, Kies und mancherlei Steinen, die er vom Harze mitgebracht hat. Diese Stein- und Kieselmassen, unter denen sich auch Stücken Achat, Jaspis, Porphyr, Serpentin, Granit, Crystall u. s. w. finden, liefern ein treffliches Straßenbaumaterial, und werden im Sommer, wo der Strom fast ganz versiegt, oft sehr weit verfahren.

Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, — wahrscheinlich im J. 1569, — wurde am Staufenberge eine Kupferhütte *) angelegt, welche die erste Veranlassung zu dem Entstehen des Ortes gab. Das allmählich sich bildende Dorf erhielt von dem Flusse den Namen, und wurde die Zorge genannt.

Da der Bau auf Kupfer, welches hier nesterweise vorkommt, nicht so ergiebig war, als der später angefangene Bau auf Eisen, so verwandelten die Mönche des nahegelegenen Klosters Walkenried, in deren Händen sich die Kupferhütte befand, dieselbe im J. 1571 in eine Eisenhütte, von der sie die eine Hälfte selbst behielten und mit der andern Adrian Lubek und den Aufsehr über die Waldungen, David Preuß, belehnten. Weil das Eisen beim Beginn der hiesigen Bergwerke nicht gut war, so standen die Zorgischen Hüttenwerke anfänglich nicht im besten Rufe, als aber die Gruben im Kastenthale, welche vortreffliches Eisen lieferten eröffnet wurden, kamen sie bald in Aufnahme, und stehen jetzt keiner der übrigen harzischen Eisenhütten nach. **) Unter allen Braunschweigischen Eisenhütten ist sie unstreitig die wichtigste.

---

*) Sie ist aber höchst wahrscheinlich, daß sich schon in früheren Zeiten hier Hüttenwerke befanden.

**) Anno Christi 1569 sub monte graduum (Staufenberg) ad Zorgam exstructa erat officina conflando saxo fassili. Ex ea A. Chr. 1571 facta est Ferraria, cujus dimidiam partem sibi vendicavit monasterium (Walkenried), alteram partem in feudum contulit Adriano Lubeco Secretario et Davidi Preustio Saltuario.

Ferraria a multis annis fuit condita ad Zorgam fluvium vicinarum vallium undis auctiorem factum, quod montes vicini ferro essent foecundi. Locus fluvii nomen retinuit. Qui ibi opus faciebant, principio rei sacrae causa monasterium adibant. Cum autem incolarum numerus crescceret, Abbate Georgio aedes sacra ibi est exstructa et Pastori Hohengeissenai commendata. Diu male audierunt offici-

Die hier befindlichen Gruben sind überaus tief und ihr Bau ist in neueren Zeiten sehr vervollkommnet worden. Es bricht in ihnen Blutstein und Glaskopf in ausgezeichneter Güte, und außerdem findet man hier noch ausgezeichneten faserigen Kalkstein von weißer und rother Farbe, Steinmark, Jaspis, grauen Katzen- oder Stinkstein, und manches Andere.

In Zorge herrscht, wohin wir blicken, das regste Leben, und Alles, vom Kinde bis zum Greise, ist thätig, was einen um so wohlthuendern Eindruck auf uns macht, da Jeder der Arbeiter sein Werk mit besonderer Lust zu treiben scheint.

Wir wandern durch alle Hüttenwerke, zu den hohen Oefen, Hammerhütten, Zainhämmern, Blechhämmern, Drathhüttenwerken, Blankschmieden, Dreh- und Bohrwerken, welche alle Sorten Eisen und Drath von vorzüglicher Güte liefern, und verweilen besonders lange in der Maschinenfabrik, in welcher Dampfmaschinen, Buchdruckerpressen, Cylindergebläse u. s. w. gefertigt werden. In allen diesen Werkstätten wallet und siedet und brauset und zischt es um uns her, die Wasser rauschen, die Hämmer pochen, daß die Häuser von den mächtigen Schlägen erzittern, das Räderwerk knarrt, über die schwarzen Dächer hin wälzen sich dichte Rauchsäulen, die Essen sprühen Funken, die Blasebälge pfeifen, und vor den gewaltigen Oefen, die den Kratern feuerspeiender Berge gleichen, stehen, den Cyklopen ähnlich, die dunkeln Gestalten der Arbeiter, die im Schweiße des Angesichts ihr mühsames Brot verdienen.

Die Arbeiten, welche in Zorge gefertigt werden, sind von ausgezeichneter Schönheit und Güte. Außer einer großen Menge der verschiedenartigsten Gegenstände, werden hier die bekannten, mit dem braunschweig'schen, springenden Rosse gezierten Ofenplatten gegossen, und auch der den beiden in den letzten Kriegen gegen Frankreich in den Jahren 1806 und 1815 gefallenen Herzögen von Braunschweig vor Braunschweig im J. 1823 auf dem ehemaligen Walle errichtete gegen 70 Fuß hohe schöne Obelisk aus gegossenem Eisen, ist in Zorge verfertigt worden.

Die meisten Einwohner des Ortes haben ihre Nahrung vom Berg- und Hüttenwesen, vom Holzhauen, vom Kohlbrennen und von der Viehzucht. Es ist auch ein Holzmagazin in Zorge.

Die Berg- und Hüttenleute, welche zuerst in diese Gegend kamen, siedelten sich anfänglich am Fuße desjenigen Berges an, welcher sich von Hohegeiß herunterzieht, weshalb jener Theil des Dorfes noch jetzt die „alte Zorge" genannt wird. Der übrige Theil des Dorfes, welcher sich nach und nach, längs dem Wasser hinab, an den ältern anschloß, erhielt den Namen: „die neue

nae Zorgenses propter ferrum non satis probum: sed portquam apertus fuit illis mons a cista cognominatus (Kastenthal) hactenus nulli officinarum Hercynicarum ferri bonitate cedunt. Eckst. Chron. Walkenred. p. 254 u. 255.

Zorge." Zu Durchwanderung des Ortes hat man wenigstens eine halbe Stunde nöthig.

In ältern Zeiten gingen die Hüttenleute aus Zorge nach dem Kloster Walkenried in die Kirche, da sich aber die Einwohner bald sehr bedeutend vermehrten, so ließ ihnen der letzte Abt des Klosters Walkenried, Georg Kreite, im J. 1577 auf dem Kirchberge, dem spätern Friedhofe, eine Capelle bauen, an welcher das Amt von dem Prediger zu Hohegeiß versehen wurde. Seit dem eben genannten Jahre ist Zorge über ein Jahrhundert lang das Filial von Hohegeiß gewesen, bis endlich im J. 1684 durch ein Consistorial-Rescript den Einwohnern von Zorge erlaubt wurde, einen eigenen Prediger zu halten. Da die Bewohnerzahl des Dorfes bedeutend zugenommen hatte, so wurde die alte Capelle vergrößert; sie wurde aber bald sehr baufällig, und man erbaute deshalb mitten im Dorfe eine neue Kirche, die im J. 1702 eingeweiht wurde. Sie hat keinen Thurm und auch kein Glockenhaus, sondern das letztere befindet sich auf einer gegenüberliegenden Klippe, die den Namen: „das Bocksborn" führt, von der man einen hübschen Blick in das Zorgethal hat, weshalb sie auch von keinem Reisenden unbesucht gelassen werden sollte.

Es ist bei der Enge des Thals und bei den vielen in demselben zusammenfließenden Bächen erklärlich, daß Zorge zuweilen auch von verheerenden Wasserfluten heimgesucht wird. Namentlich war dies im J. 1740 der Fall, wo der Damm des Teiches über der obern Sägemühle durchbrochen war, wodurch der ganze Ort in die größte Gefahr versetzt wurde.

Wenn wir, um einen Blick in die Ferne zu gewinnen, aus dem engen, tiefen Thale auf einen der rings sich erhebenden Berge steigen wollen; so wählen wir vor allen Dingen den

Fuchsberg,

welcher der herrlichen Aussicht wegen, die sein Gipfel darbietet, ganz besonders auf die Ehre eines Besuches Anspruch zu machen berechtigt ist. Dieser Berg ragt gleich dicht am Dorfe so steil empor, daß man, wenn man nach langem, ermüdenden Steigen auf seinem Gipfel anlangt, eine Zeit lang still stehen, und das hochschlagende Herz auspochen lassen muß; für alle gehabte Anstrengung entschädigt aber die Umsicht auf das Reichlichste. Auf der einen Seite blickt man auf Berggipfel, Bergrücken und Berghalden des Harzes, und in die tiefen Thäler und Abgründe, welche uns rings umher angähnen, und in deren einem das Dorf Zorge sich hinerstreckt, dessen Häuser überaus winzig erscheinen; — auf der andern Seite sieht man herrliche vom Gebirge umkränzte Fluren, einen Theil derselben verdeckt zwar ein gewaltiger Bergkegel, der kleine Staufenberg, aber links und rechts von demselben erscheint die Ebene desto lachender. Wir erblicken nahe vor uns das schön gelegene Städtchen Ellrich, sehen darüber weg hinunter nach der gol-

denen Aue, gewahren rechts die Höhen bei Sondershausen, den Possenthurm, die Berge bei Bleicherode, die dortigen Bleichen, das am Walde gelegene Gasthaus, welches den Namen „der Japan" führt, die Berge bei Bodungen, unter denen sich die Hasenburg und die über dem Dorfe Hauröden emporspringende Klippe des Ohmgebirges besonders markiren, mehrere Bergzüge des Eichsfeldes, und im weiten Hintergrunde die blauen Gipfel des Thüringer Waldes. Mit der uns umgebenden wilden Natur contrastiren die mit dem reichsten Fruchtsegen geschmückten Felder, wo sich überall ragende Kirchthürme aus dichtem Grün erheben, auf das Angenehmste, und dieser Fernblick mildert das Gefühl der Verlassenheit, das uns in dieser völligen Abgeschiedenheit von der Welt beschleicht, aber, wie jedes Grauen, nicht ohne eine gewisse heimliche Lust ist.

Nachdem wir den Fuchsberg in bedeutend kürzerer Zeit herabgestiegen sind, als wir denselben erklimmt haben wandern wir an der Zorge abwärts, lassen den großen Staufenberg, (welchen die Mönche von Walkenried im J. 1243 gegen die Berrunger Mühle, den Wald jenseits der Wiede und gegen das Recht, an der Wiede und am Staufenberge weiden zu dürfen, vertauschten,*) der einem Zuckerhute ähnlich ist, und auf dessen Gipfel sich ein nie versiegender Brunnen befindet, unbestiegen, und wenden uns nach dem am linken Ufer der Zorge liegenden kleinen Staufenberge, einer mächtigen Höhe, auf der einst

die Staufenburg

welche nicht mit der bei Gittelde zu verwechseln ist,**) ihre gefürchteten Mauern und Thürme erhob.

Auf allen Bergen, welche den Namen Staufen, Staufberg oder Staufenburg führen, soll ein Gott, Namens Stuffo, verehrt worden sein, es ist daher natürlich, daß nach dem Berichte der Chronisten auch hier jenem Gotte geopfert worden sein soll. Da hier nicht der Ort ist, Untersuchungen über die Existenz jenes Gottes anzustellen,***) so lassen wir es dahin gestellt sein, ob hier wirklich ein Opferort des Stuffo war, und berichten lieber das Wenige,

---

*) A. Chr. 1243 permutatione monasterium (Walkenried) pro Stauffenbergo accepit molendinum Beringense, Sylvam trans Widam, jus pascendi ad Widam et Stauffenbergum. cf. Eckstorm. Chr. Walck. p. 92.

**) Dies ist sehr häufig geschehen, und auch Hache in seiner Geschichte der Grafschaft Hohenstein S. 64 thut dies, wenn er sagt: das Schloß Staufenberg war früher ein Wittwensitz und im 14. Jahrh. residirte hier die Herzoginn Elisabeth, Wittwe des Herzogs Wilhelm des Jüngern von Braunschweig.

***) cf. Casp. Sagitarii Antiqq. Gentilismi et Christianismi Thuringiei p. 165 sq. — Calvörs heidnisches und christliches Niedersachsen, S. 129. 138. — Wolf: Stuffo, kein thüringischer Abgott.

was wir von der Geschichte der Staufenburg in verschiedenen Chroniken aufgefunden haben.

Der Erbauer der Veste ist gänzlich unbekannt, und wir lernen ihren Namen erst durch die Klagen gegen sie kennen, denn sie war ein höchst gefürchtetes Raubnest, dessen Bewohner die ganze Umgegend in Angst und Schrecken versetzten. — Im dreizehnten Jahrhundert befand sich die Staufenburg in den Händen der Grafen von Clettenberg, von denen sie an die Grafen von Hohenstein gelangte, denn wir finden, daß Graf Dietrich II. von Hohenstein Elrich und die nahegelegene Staufenburg im J. 1233 von dem Grafen Albrecht von Clettenberg erkaufte und seiner Grafschaft, Hohnstein, einverleibte.*) Nun ist ihre Geschichte mehrere Jahrhunderte hindurch in undurchdringliches Dunkel gehüllt, und erst im dreißigjährigen Kriege wird sie wieder erwähnt. Im J. 1642 schlug der schwedische General Graf Königsmark sein Hauptquartier in dem der bekannten Höhle der Kelle nahegelegenen Dorfe Werne auf, und da ihm die Staufenburg gefährlich schien, so ließ er sie beschießen. Nach kurzer Gegenwehr sah sich die Besatzung genöthigt, das Schloß zu übergeben, und Königsmark ließ die Mauern und Befestigungen desselben ohne Weiteres niederreißen. Seit jener Zeit ist die Burg in ihren Ruinen liegen geblieben.

Neuere Reisebeschreiber, welche die schöne Aussicht, die man von der Staufenburg habe, rühmen, haben höchst wahrscheinlich weder Zorge, noch die Staufenburg jemals gesehen, sondern ihre Notizen lediglich älteren Beschreibungen dieser Gegend entlehnt. Allerdings müßte die Aussicht von diesem mächtigen Bergrücken, der seinen Fuß in die Ebene hinausstreckt, ausgezeichnet schön sein, aber leider hemmen hohe, dichtbelaubte Bäume jeglichen Fernblick. Der Freund des Alterthums besteigt daher den Berg nur in der Hoffnung, beschauenswerthe Reste der Vorzeit anzutreffen, aber er wird auch diese Erwartung getäuscht sehen, denn es sind von der Burg nur noch wenige Spuren vorhanden. Der Eingang zu einem Gewölbe, verschiedene Erhöhungen und Vertiefungen, ein sich nur wenig über den Boden erhebender Mauerrest und Spuren von den die Veste umgebenden Gräben sind Alles, was uns an das ehemalige Vorhandensein der Staufenburg erinnert.

Bemerkenswerth ist an einer Stelle des Wallgrabens ein Felsen, welcher

die Jungfernklippe

genannt wird. Sie soll ihren Namen davon erhalten haben, daß im dreißigjährigen Kriege eine Jungfrau, welche von den die Burg

*) Theodericus II., Comes Hohensteinius, Comitatui suo adjecit oppidum Urichiam et Stauffenburgum, arcem vicinam. cf. Eckst. Chr. Walck. p 19.

zerstörenden Schweden verfolgt wurde, um ihre Unschuld zu retten, von dieser Klippe herabsprang. Oben auf der Platte der Jungfernklippe sieht man eine Vertiefung, welche Aehnlichkeit mit einer Fußtapfe hat. Die Tochter eines Burgherrn, welche lange Jahre hindurch auf diesem Felsen stand und mit unerschütterlicher Geduld auf die Rückkehr ihres Geliebten harrte, soll ihren Fuß dem harten Gestein eingedrückt haben. Auch geht die Sage, daß sich auf der Burgstätte von Zeit zu Zeit ein verzaubertes Fräulein in goldenen Pantoffeln und mit langen, gelben geringelten Locken sehen lasse.

C. Duval.

Kloſter Pölde.

Umweht von einem Ulmenhain,
Schien dort im Kloſter ſel'gen Frieden
Für jeden Kummer zu verleihn!

P. H. Welcker.

Das in mehrerer Hinſicht merkwürdige Kloſter Pölde lag im alten Lisgau, zwiſchen den Schlöſſern Herzberg *) und Scharzfels, **) in einer ſehr angenehmen Gegend, denn nördlich von ihm ragen die hohen, waldigen Berge des Harzes empor, weſtlich breiten ſich fruchtbare mit buſchigen Hügeln durchzogene Ebenen aus, ſüdlich liegt das Eichsfeld und öſtlich die ehemalige Grafſchaft Klettenberg.

Der Name des Kloſters wird in alten Schriften ſehr verſchieden angegeben, und wir finden: Polithi, ***) Polodi, Poletha, [1]) Palichi, [2]) Polide, [3]) Pholne, [4]) Polede, Palathi, Palithi, Poledi, Poela, Polde, Poilde und Pölde.

Einige Chroniſten behaupten, daß das Kloſter ſeinen Namen von dem vorüberfließenden Waſſer, der Pule, empfangen habe. Letzner dagegen und mehrere Andere leiten ihn von dem lateiniſchen Worte Palus, der Sumpf, ab, weil es urſprünglich „in palude“

*) S. meine Beſchreibung von Herzberg in: Thüringen und Harz, Band III. S. 269.

**) S. meine Beſchreibung von Scharzfels in: Thüringen und Harz, Band II. S. 103.

***) bei Dietmar von Merſeburg.

[1]) bei Lambert von Aſchaffenburg.

[2]) bei Gobelinus Perſona.

[3]) bei dem Verfaſſer der lateiniſchen Magdeburg'ſchen Chronik.

[4]) in: Geſchichte der alten Landgrafſchaft Thüringen.

d. h. an einem sumpfigen Orte angelegt worden sein soll, es ist aber wohl das Richtigere, die Benennung von Phol *) abzuleiten.

Einen königlichen Hof „Pölde" finden wir schon in den grauesten Zeiten aufgeführt. Kaiser Heinrich I. hielt sich auf demselben sehr oft auf, besonders wenn er von Quedlinburg nach Mühlhausen oder von diesem Orte nach jenem reiste. Ihn gab er auch seiner Gemahlinn Mathildis, einer Tochter des Grafen Dietrich II. zu Ringelheim, nebst Allem, was er Erbliches und Eigenes in Quedlinburg, Nordhausen, Duderstadt und Grone besaß, zum Leibgedinge. **)

Mathilde nahm auch, sobald ihr Gemahl gestorben war, die ihr angewiesenen Güter in Besitz, schenkte aber, bei ihrer bekannten Vorliebe für den Klerus, viele derselben an Geistliche, stiftete mit Bewilligung ihres Sohnes Otto, auf den die Güter nach ihrem Tode hätten zurückfallen müssen, das Kloster Pölde zu Ehren Johannis des Täufers und des heiligen Servatius, und besetzte es mit Mönchen.

Da Kaiser Otto das Kloster nicht nur mit Privilegien, sondern auch mit verschiedenen Gütern ***) beschenkte, so ist er mit Recht als Mitstifter zu betrachten.

Im J. 952 standen die Klostergebäude bereits fertig da.

Der Autor der Lebensgeschichte der Königinn Mathildis erzählt: Die Stifterinn habe dreitausend Geistliche in Pölde versammelt, welche ansehnliche Schaar schon oft bei Historikern nicht geringes Bedenken verursacht hat; aber ein scharfsinniger Geschichtsforscher [1]) unserer Zeit hat bewiesen, daß jene Angabe nur auf einem lächerlichen Irrthume beruht.

Die ersten Mönche, welche in Pölde lebten, waren Benedictiner und ihr Kloster wurde sowohl auf ihre eigenen, als auch der Stifter Bitten, von Hatto, Erzbischof von Mainz, bestätigt.

Kaiser Otto II., welcher sich im November des Jahrs 975 selbst

---

*) S. meine Beschreibung des Rondels bei Keula.

**) Quitlingaberg, Palithi, Northuse, Grouau, Duderstete. cf. Leuckfeld's Antiquitt. Poeld. p. 15.

***) Placuit vero nihilominus scripto nostro confirmare praedia vel praedictae ecclesiae reditus in his scilicet locis: Schartfelde, Alvingenpunrod, Runigerod, Monickerod, Abbaterot, Rudesrot, Tuferot, Ammekerod, Watterod, Elwingen, partes in Palithi, Berckeveld, Hattorf, Bilshusen, Herste, Lengede, Popfum, Göttingen, Seborch, Brakele et Tunede, Drutmande, Wicfort, Unewerde, Colmerhorn, Frankenhusen. cf. Leuckf. l. c. p. 19. 20

[1]) Die Stelle lautet: Tunc construxit beatissima Regina Mathild monasterium in Palidi, illic congregans tria millia Clericorum ...; wozu Leibnitz in seinem Werke: Scriptores Rerum Brunsuicensium bemerkt: Nimia multitudo facit, ut vitium in numero esse credam. — Professor Dr. C. G. Förstemann, in seiner Urkundlichen Geschichte der Stadt Nordhausen, hat darauf hingewiesen, daß statt tria millia, „turmula, ein Häuflein," gelesen werden müsse.

in Pölde befand, ſchenkte dies Kloſter, auf Bitten ſeiner Gemahlin Theophania, im J. 981 an das Erzſtift Magdeburg, welches von ſeinem Vater gegründet worden war.

Im J. 1002 trug ſich in Pölde eine eben ſo merkwürdige als traurige Begebenheit zu.

Kaiſer Otto III. war nämlich geſtorben, und es war nun von dem ſächſiſchen Kaiſergeſchlechte nur noch der Urenkel Heinrich's I., Herzog Heinrich von Bayern, als Herzog Heinrich der Dritte, übrig. Die Deutſchen waren dieſem Bayer'ſchen Geſchlechte gar nicht geneigt, aber Heinrich, welcher ſchon die Geiſtlichkeit durch ſeine Freigebigkeit auf ſeiner Seite, und die Reichskleinodien in ſeinen Händen hatte, wußte auch die einzelnen, deutſchen Stämme nach einander zu gewinnen; ſo daß er wirklich von den meiſten Reichsfürſten zum Kaiſer gewählt wurde. Mit dieſer Wahl war aber Eckard I., Markgraf von Meißen und Thüringen, gar nicht zufrieden, da er ſelbſt gar zu gern Kaiſer geworden wäre.

„Wo iſt ein Fürſt im deutſchen Reich
An Ahnen, Glanz und Macht mir gleich?
Die Fürſten werten nach Fug und Gebühren."
Sprach Eckard, „nur mich zum Kaiſer küren!"

Es wurmte auch viele Fürſten gar ſehr
Daß Luther von Bernburg und Geiſeler
Die Wahl in Freſa durch Liſt verſchoben,
Und Heinrich in Merla zum Kaiſer erhoben.

„Ich ſchwör' es," rief Eckard, „bei Höll' und bei Gott,
Sie zahlen mit Blut mir den Trug und Spott!
Hart ſollt ihr Sieben zu meinen Füßen,
So wahr ich Markgraf bin, drob büßen!"

Gen Meißen lenkt er grollend ſein Roß
Und kam nach Nordheim, Siegfrieds Schloß;
Der ſprach zu ihm: „Seid Gott willkommen,
Die Reißgen ſteh'n Euch zu Dienſt und Frommen!"

Doch Siegfried ſann auf Liſt und Verrath,
Die Zeit ſchien ihm günſtig zur ſchwarzen That.
Mit ſeinem Gewiſſen ward er bald fertig
Und ſtand des Racheswerks gewärtig.

Die Schüſſeln dampften, es perlte der Wein,
Die Hörner erklangen, es wogten die Reih'n,
Die Becher klirrten, es hallten die Lieder
Mit Jubel im fürſtlichen Saale wieder.

Der Markgraf ſtaunt ob der Ehr und Pracht,
Da raunt des Siegfried Weib *): „Hab Acht!
Sieh' ab, bei'm Humpen die Zeit zu verſchwatzen,
Es ſtreckt ein Tiger nach Dir die Tatzen.

Und ob zu mir Blutesliebe ſpricht,
Mein Herz lebt, ſchau' ich Dein edles Geſicht.
Sei auf der Hut! Im Waldesgrunde
Harrt Deiner Verrath zur Morgenſtunde."

Die Sonne ſchied, die Nacht brach ein,
Der Markgraf ritt bei Fackelſchein
Mit ſeinem Häuflein gewappneter Mannen
Geraden Weges die Straße von dannen.

Und als die Verräther das Häuflein ſah'n,
Zum Kampfe gerüſtet, dem Waldgrund nah'n,
Da wagte nicht Einer vor Furcht und Schauer,
Zu brechen aus wohl verſteckter Lauer.

Der Markgraf zog mit den Reiſigen ſein
Im Dunkel der Nacht nach Pölde hinein.
Das Lager war ſchlecht, die müden Glieder
Riß ſchnell ein tiefer Schlaf darnieder.

Sieh' plötzlich erhebt ſich ein wildes Schrei'n
Und klirrend fliegen die Fenſter ein.
Die Schläfer im Zimmer, bleich vor Entſetzen,
Bunt durch einander zur Wehr ſich ſetzen.

Doch Finſterniß hüllet den Umkreis ein,
Zur Schandthat leuchtet kein Mondenſchein.
Graf Eckard wirft Kleider und was er findet,
In's glimmende Feuer, das ſchnell ſich entzündet.

Und ſpringt an die Fenſter mit Wuth und Haſt,
Daß Schrecken und Furcht die Verräther erfaßt,
Schickt an ſich zum blutigen Todestanze,
Durch's Fenſter kämpfend mit Schwert und Lanze.

Vom Streit erdröhnten Hof und Haus,
Doch eilte kein Mann vom Söller zum Strauß;
Es konnte die müden Schergen und Recken
Das Rufen und Waffengeklirr nicht erwecken.

*) Ethelinde.

Der Markgraf wehrt ſich mit Löwenmuth,
Rings fließet um ihn in Strömen das Blut.
Doch ob auch die Freunde wie Felſen ſtanden,
Von Spießen getroffen den Tod ſie fanden.

Voll Schauder tritt er vom Fenſter zurück;
Da ſtößt ihm Siegfried die Lanz' ins Genick.
Bleich ſinkt er zuſammen, die Augen brechen,
Der Mund erſtarrt, kann nicht mehr ſprechen.

Die Mörder ſtürzen mit Räuberſinn
Sich über den blutigen Leichnam hin,
Und als ſie den Kopf vom Rumpfe geſchlagen,
Frohlockend nach Nordheim zurück ſie jagen.

Und alſo ſtarb Eckard, dem Keiner im Reich
An Ahnen, Glanz und Macht war gleich.
Bevor er bewährt im Kampf die Rechte,
Ward er ein Raub der Schickſalsmächte. *)

Einige Schriftſteller geben andere Mörder an, und namentlich werden zwei Herzöge von Sachſen als ſolche genannt. Der Autor der alten ſächſiſchen Chronik ſagt: **)

„By düſſer Tyt ſo was eyn, de het Marggreve Eggart to Saſſen, unde de hadde dem Kayſer Hinricke to wedderen geweſen in dem Köre, unde he ampelde darna, he wolde hebben Kayſer geworden, und dat verdorff ôme Greve Lüder unde ſyn Broder Hertoge Bruno to Luneborch, dar te Forſten to hope weren to Warle, de Marggreve Eggart de ſprack to Greven Lüder to Luneborch: Worümme he ôme de Köre hinderde. Greve Lüder de ſede to Marggreve Eggart: Weiſtu nicht, dat veer Rade to einem Wagen hort? — Umme des Hinderts willen, ſo worden de Hertogen to Saſſen unde Lunenborch unde düſſe Marggreven Eggart to Saſſen Unſtrunt, ſo, dat da Forſten der Saſſen den Marggreven Eggart dot ſlogen to Polede."

So viele verſchiedene Anzaben man aber auch, hinſichtlich der Mörder, bei den Chroniſten findet; ſo ſind doch alle darin einig, daß Eckard hier in Pölde überfallen, und mit einem Jagdſpieße, den man ihm durch den Hals rannte, getödtet worden ſei. ***) Der damalige Abt in Pölde, [1]) Alfkerus, beſichtigte den ermordeten Mark-

*) Karl Haltaus.
**) Sächſ. Chronik fol. m. 82.
***) Transacto per collum ejus venabulo occisus est.
[1]) Viele Scribenten, welche unſer Pölde nicht kennen, — was auch, da ſeit Leuckfeldes im J. 1707 erſchienener Chronik nichts über daſſelbe geſchrieben wurde, ſehr zu verzeihen iſt, — verlegen Eckards Ermordung fälſchlich nach Arolda.

grafen, und ſtellte zahlreiche Seelmeſſen für ihn an. *) Schwanehild, Eckard's Gemahlinn, und ſein Sohn Hermann, welcher ſo eben einen Sieg über den Grafen Wilhelm von Weimar, mit welchem er in Fehde lag, davon getragen hatte, holten die Leiche des Ermordeten und begruben ihn in ihrer Burg Geni, — dem jetzigen Dorfe Groß-Jena, am linken Ufer der Unſtrut, unweit ihres Ausfluſſes in die Saale, gelegen, wo Eckards Stammhaus geſtanden zu haben ſcheint.

Kaiſer Heinrich II., welcher den Beinamen „der Heilige" führt, durfte, wenigſtens vor der Welt, der Ermordung ſeines Gegner's nicht ſo ruhig zuſehen, er begab ſich deshalb ſelbſt nach Pölde, um an Ort und Stelle über die nähern Umſtände bei dem Ueberfalle Nachricht einzuziehen. Der Tod Eckard's war ihm aber zu erwünſcht geweſen, als daß er gegen die Mörder nicht hätte nachſichtig ſein ſollen, wenigſtens finden wir nicht, daß die Schuldigen beſtraft worden wären. — Wie aber Pölde, an das ſich, wegen Eckard's Ermordung, für Heinrich ſo unangenehme Erinnerungen knüpften, ein Lieblingsaufenthalt Heinrichs werden konnte, bleibt unerklärbar. Wir finden ihn ſehr oft hier und er hat nur allein achtmal das Weihnachtsfeſt hier gefeiert. Zum erſten Male im J. 1002, dann im J. 1004, bei welcher Gelegenheit viele Herren aus Italien mit Geſchenken zu ihm kamen, — ferner im J. 1006, ſo wie auch im J. 1007. Damals kamen auch Willigis, Erzbiſchof von Mainz, und Bernward, Biſchof von Hildesheim, nach Pölde. Beide waren wegen der Einweihung des nach einem Brande wieder aufgebauten Stiftes in Gandersheim einander feindſelig geworden, und hatten ſich gegenſeitig in den Bann gethan. Der Kaiſer brachte aber hier in Pölde „durch ſein gnädiges Zuſprechen" zwiſchen ihnen einen Vergleich zu Wege „und mußte alſo," wie der Chroniſt bemerkt, „eine Lay-Perſon denen geiſtlichen Herren predigen, wie Einer dem Andern vergeben ſollte!" — In den Jahren 1013, 1015 und 1017 finden wir den Kaiſer ebenfalls hier.

Auch Kaiſer Heinrich III. oder „der Schwarze," welcher vom J. 1039 — 1056 regierte, hielt ſich oft in Pölde auf. So hat er im J. 1047 das Weihnachtsfeſt in unſerm Kloſter gehalten. „Dahin ſind kommen der Römer Geſandten, und berichtet, welcher Geſtalt Papſt Clemens der Andere verſchieden, und demnach umb einen andern Papſt gebeten. Alſo hat er ihnen Biſchof Poppen zu Brixen, einen geborenen Bayern, zum Papſt geordnet und beſtätigt, den ſie Damaſum den Andern genannt, welcher auch im folgenden Sommer nach Rom kommen, aber nach dreiundzwanzig Tagen richteten ihn die Römer mit Gift auch dahin, denn es thät ihnen trefflich wehe, daß die deutſchen Kaiſer die Macht haben ſollten, ihnen

*) Abbas ejusdem loci, Alfkerus nomine, corpus visitavit ac commendationem animae summa devotione perfecit. cf. Dietmar. Lib. 5 p. 366.

ihres Gefallens Päpste aufzudringen.“*) Ferner feierte Heinrich das Weihnachtsfest in Pölde im J. 1048, bei welcher Gelegenheit er seinen Canzler Hezekin zum Bischofe von Bamberg und den Ekbert zum Abte von Fulda erwählte.

Als im folgenden Jahre Kaiser Heinrich III. zum Michaelisfeste in Pölde war, kam Graf Dietmar, Bruder des Herzog's Bernhard von Sachsen, zu ihm zum Besuch. Da trat plötzlich dessen Leibknecht, Arnold, auf und klagte seinen Herrn des Verraths gegen den Kaiser an, weil er aber seine Anklage nicht beweisen konnte; so mußte er mit dem Grafen Dietmar bei dem Kloster auf Leben und Tod kämpfen, in welchem Gottesgerichtskampfe der Graf von seinem Knappen erlegt, und also für schuldig gehalten wurde.

Die für den Kaiser wichtigste und folgenreichste Anwesenheit in Pölde fand zum Weihnachtsfeste des Jahres 1052 statt. Er hatte nämlich die Fürsten hierher berufen, und brachte es bei ihnen dahin, daß sie seinen Sohn Heinrich, welcher damals erst fünf Jahr alt war, durch einen Eid huldigten. Auch dieser hat sich später — als Kaiser Heinrich IV. — oft in den Mauern unsers Klosters eingefunden. Wie er von hier aus, und mit Hilfe eines Pöldischen Mönchs, die Frau eines Ritters von der Helden verführte, und dadurch einen Aufstand der Bergleute und den Verfall der Bergwerke veranlaßte, haben wir schon bei der Geschichte des Schlosses Scharzfels gesehen. **)

Im J. 1056 wurde Pfalzgraf Dedo von Sachsen, auf Befehl des Bischofs von Bremen, von einem Pöldischen Geistlichen „schelmischer Weise“ zu Pölde ermordet.

Gegen das J. 1130 waren die Mönche in Pölde sehr verwildert und liederlich. — Ihr geistlicher Oberherr, Erzbischof Norbert von Magdeburg, an welches Stift, wie wir oben gesehen haben, Pölde von Kaiser Otto II. im J. 981 geschenkt worden, war nicht der Mann, solchem unheiligen Treiben lange zuzusehen. Erzbischof Norbert, von Geburt ein adeliger Niederländer, war früher selbst sehr weltlich gesinnt gewesen, als ihn aber einstmals ein Blitzstrahl zu Boden warf, ging er in sich, zog barfuß und in Schaffelle gekleidet, als Bußprediger umher, und ließ sich im J. 1120 zu Prämonstrat ***) bei Coucy in der Champagne nieder. Der Ruf seiner Heiligkeit war so groß, daß er endlich zum Erzbischof von Magdeburg berufen wurde, woselbst er sich nun eifrig bemühte, den Prämonstratenser-Orden, dessen Verfassung der des Cistercienserordens ähnlich war, an der Elbe und weiter hin auszubreiten. Sobald er daher das liederliche Leben der Poeldischen Mönche erfuhr, jagte er sie aus dem Kloster, und besetzte dasselbe sofort mit Prämonstratensern. Die vertriebenen Benedictinermönche ließen zwar nichts

*) Schwarzburg's Mannsfeld. Chronik. p. 175 a. Gieleben 1572.
**) Band II. dieses Werkes. S. 105.
***) Pré moutré, Pratum monstratum, Praemonstratum.

unversucht, sich wieder in Pölde einzudrängen, allein der neue Prälat des Stiftes, Conradus, schlug alle Angriffe ab, bat, vom Erzbischof Norbert unterstützt, um die päpstliche Confirmation über das Kloster und dessen Zubehör, erhielt dieselbe auch vom Papste Innocenz II., und die Prämonstratenser haben sich auch bis zum Ende im Kloster behauptet.

Im J. 1181 kam der geächtete Heinrich der Löwe, auf der Verbannungsreise von dem Reichstage zu Erfurt, im November nach Pölde, um daselbst zu übernachten. Er war im Begriff, sich zu dem Vater seiner zweiten Gemahlin, Mathildis, dem König Heinrich III. von England, welcher sich zu jener Zeit in der Normandie aufhielt, zu begeben. Der Propst zu Pölde erkannte den Herzog, und ließ ihm eine reichliche Abendmahlzeit vorsetzen, war aber durchaus nicht zu bewegen, mit ihm an einem Tische zu essen.

Dreihundert Jahre nach der Stiftung des Klosters, nämlich im Jahre 1240, ist Pölde abgebrannt, und von Neuem aufgeführt worden. Der Bischof Wilhelm von Havelberg weihete das neue Stift ein, und versprach denen, so dasselbe reichlich beschenken, und zu den daßigen Reliquien wallfahrten würden, reichliche Indulgenz, oder zwanzig Tage Ablaß. Im J. 1295 versprachen mehrere Bischöfe vierzigtägigen Ablaß denjenigen, welche an den hohen Festtagen, als: Weihnachten, Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten, den Marientagen, Michaelis u. s. w. das Kloster Pölde besuchen, demselben etwas schenken, oder in ihrem Testamente etwas vermachen würden. — Im Jahr 1282 am Tage Agathä, hat der Lakonische Bischof Johannes in diesem Kloster einen Altar in die Ehre des heiligen Nikolaus, der Marie Magdalene und des Epiphanius geweiht, und dabei verordnet, daß alljährlich das Gedächtniß der Einweihung der Altäre in diesem Stifte gefeiert werden sollte, daher er auch für die Besucher und Wallfahrer nach diesen Altären hundert Tage Ablaß ertheilte. — Im J. 1287 schenkten fünf andere Bischöfe Denjenigen vierzigtägigen Ablaß, welche die Messe in diesem Kloster am Johannis- und Marienfeste besuchen würden. — Im J. 1308 hat Bischof Conrad von Münden in einem neuerrichteten Altare etwas von dem wahrhaften Blute Christi eingeschlossen, zu dessen Ehre eingeweiht, und jedem Besucher desselben vierzig Tage Ablaß beigelegt, wodurch eine große Menge Volks, besonders aus der Nachbarschaft, herbeigezogen wurde.

Das Kloster suchte und erhielt viele Privilegien, besonders von Heinrich VII. im J. 1224, und von Rudolf von Habsburg, der im J. 1290 nicht nur die früheren Privilegien bestätigte, sondern auch das Kloster und seine Bewohner in seinen besondern Schutz aufnahm.

Da Pölde von den alten sächsischen Herzögen und damaligen Kaisern gestiftet worden, so sind sie und ihre Nachkommen auch die

beſtändigen Schutzvögte deſſelben geweſen, und dies mußten ſie um ſo eher ſein, da ſie völlige erbliche Beſitzer und Beherrſcher der hiergelegenen Güter und Ländereien waren. Da ſie aber nicht immer in der Nähe ſein konnten, ſo gaben ſie die Advocatur an wakkere Ritter der Umgegend. Kaiſer Heinrich IV. belehnte im J. 1091 Wittekinden von Wolfenbüttel mit dem Schloſſe Scharzfels und der Vogtei von Pölde, nach deſſen Abſterben andere tapfere Ritter folgten, welche die Umgegend, als beſondere Leben, von den Eigenthums- und Erbherren erhielten, und ſich nun Grafen von Lutterberg und Scharzfels nannten. Die Grafen von Lutterberg Burchard der Strube und Burchard der Weiße, deren Vater Heidenreich bei Kaiſer Friedrich II. ſehr wohl gelitten war, erſcheinen als Advocati oder Schirmvögte des Kloſter's Pölde, und die meiſten ihrer Nachkommen, z. B. Burchard der Aeltere von Scharzfels und ſeine Gemahlin Adelana, Hadebold, Bodo, Burchard, Ernſt, und viele andere.

Graf Burchard der Strube konnte der Advocatur nicht ordentlich vorſtehen, er verpfändete ſie daher für eine gewiſſe Summe Geldes auf einige Jahre an den Convent in Pölde, doch that es der Pöldiſche Prälat Herewicus, welcher fürchtete, das Kloſter möchte um die vorgeſchoſſene Summe Geldes betrogen werden, nur gegen ſchriftliche Verſicherung der Rückzahlung und gegen hinlängliche Sicherheit. Nun wurden dem Grafen auf fünf Jahr zweiundachtzig Mark feines Silber mit der Clauſel gegeben, daß der Contract, wenn das Geld zum beſtimmten Termine nicht zurückgezahlt würde, auf neue fünf Jahre gelten ſollte. Herzog Otto I. von Braunſchweig und Lüneburg ertheilte zu dieſem Vertrage den oberherrlichen Conſens.

Die Mönche, welche merkten, daß die Grafen von Lutterberg die Advocatur ſobald nicht einzulöſen vermöchten, baten den Herzog Otto von Braunſchweig, die Beſchützung des Kloſters zu übernehmen. Der Herzog nahm dieſe Bitte gnädig auf, und ertheilte den Mönchen die Freiheit, nach Belieben einen von ſeinen Lehensleuten als Unterſchutzvögte an ſeiner Statt zu wählen; in nöthigen Fällen, wo der Unterſchutzvogt nicht ausreiche, wolle er, der Herzog, ſelbſt dem Kloſter zu Hilfe kommen. Dies geſchah im J. 1242, und es ſcheint, als ſeien die Herzöge von Braunſchweig und Lüneburg, namentlich die der Grubenhagen'ſchen Linie, in welches Fürſtenthum der Ort noch bis heute gehört, die beſtändigen Schutzvögte des Kloſter's geweſen.

Im J. 1252 gibt Graf Wilhelm von Holland, als damaliger Kaiſer, dem Herzoge Albrecht zu Göttingen die Tutel über Pölde.

Zu dem Kloſter Pölde gehörten mehrere Kirchen, über welche es das Patronatrecht hatte:

1) Die Albani-Kirche zu Göttingen, welche Kaiser Otto der Große gestiftet, und an Pölde geschenkt hatte. Herzog Albrecht der Große von Braunschweig machte im J. 1252 dies Patronatrecht dem Kloster streitig, der damalige Propst Hernvicus fing aber sogleich einen Proceß mit dem Herzoge an, und gewann ihn auch, wenigstens sah sich der Herzog genöthigt, dem Kloster statt der Albanikirche in Göttingen, die ihm wohl gelegen war, die etwa drei Meilen von Pölde gelegene Kirche in Koringen nebst aller Zubehör und vollem Rechte abzutreten, mit welchem Tausche auch das Kloster vollkommen zufrieden gestellt war;

2) die Kirche in Hattorf. Gleich bei der Gründung des Klosters, hatte dasselbe den dritten Theil des Gutes Hattorf erhalten. Im J. 1295 gab Propst Johannes, mit Genehmhaltung seines Capitels, das Patronatrecht über die Kirche zu Hattorf an Herzog Heinrich den Wunderlichen von Braunschweig, den Stammherrn der Fürsten von Grubenhagen;

3) die Kirche in Westerode, welche Herzog Heinrich der Wunderliche, aus besonderer Liebe zu Pölde, diesem Kloster schenkte, wofür die Mönche eine jährliche Seelmesse für seine Aeltern und seine Gemahlin Agnes halten sollten An diese Kirche setzte Propst Bruno einen eigenen Meßpriester;

4) die Kirche in Herste,

5) die Kirche in Waldershausen, welche Hermann von Waldershausen im J. 1387 in der Absicht an das Kloster gab, um seine und der Seinigen Seele aus dem Fegefeuer zu befreien;

6) die Capelle in Wirkeshausen, welche Herzog Heinrich der Wunderliche an Pölde schenkte.

Außerdem besaß das Kloster an Gütern, was es im J. 952 vom Kaiser Otto erhalten hatte, nämlich Güter zu Scharzfeld, Alvingenpunrode, Runigerode, Monikerode, Ädderode, Ruderode, Tuserode, Ammekerode, Watterode, Elwingen, den dritten Theil der Güter Berkefeld, Hattorf, Bilshausen, sieben Hufen in Herste, sechs Hufen in Lengede, eben so viel in Popfen, und vieles Andere. Zu diesen anfänglichen Gütern erhielten sie noch eine bedeutende Anzahl durch Kauf und noch mehrere derselben durch Schenkungen. Im J. 953 schon schenkte Hatto, Erzbischof von Mainz, den ganzen Zehnten in der Gegend von Pölde, und an einigen nahegelegenen Orten, an das Kloster. Kaiser Otto II. versäumte ebenfalls nicht, dem Kloster im J. 981 mehrere Interaden zu geben. Zu Ende des zwölften Jahrhunderts schenkte Heinrich VI. dem Kloster den Schierenberg zum Anbauen, und Conrad, Erzbischof von Mainz 1184 den ihm zuständigen Zehnten davon. Im Anfange des dreizehnten Jahrhundert's verkaufte Ritter Bertwold von Geismar seinen von Albrecht, Grafen von Eberstein, erhaltenen Zehnten in Rudolf'shausen für achtundachtzig Mark Silber an Pölde, was Erzbischof Siegfried von Mainz, dem dieser Zehnte zu Lehn ging, be-

reitwillig bestätigte. Im J. 1221 schenkten die Brüder Burchard und Heidenreich, Grafen von Scharzfeld und Lutterberg, den Zehnten in Hennelingerode und Hagen an das Kloster. Fast um gleiche Zeit übergab Hermann, Graf von Herzberg, und sein Bruder, Graf Heinrich von Werder, den Zehnten in Eklingerode, mit Genehmhaltung des Erzbischof's von Mainz, deshalb dem Kloster, weil ihr Vater Ludeger, Graf von Waldenbrocke, in demselben begraben lag, und für den einige Seelmessen gehalten werden mußten. — Im J. 1228 schenkte Graf Heidenreich von Lutterberg das Gut Klein-Königshagen, zur Vergebung ihrer Sünden, an die Stiftskirche in Pölde. — Im Jahr 1261 vergönnten Graf Burchard von Lutterberg und Graf Burchard von Scharzfels, um die Seele ihres Vaters und ihrer Mutter zu lösen, daß die Mönche zu Pölde in dem großen See zu Bernshausen fischen, und auf demselben einen Kahn halten dürfen. Außerdem besaß das Kloster noch Ländereien zu Tidershausen, Ludolfshausen, Grone, Rumspringe, Kleinhagen, Bunenrode, Birkeshusen, Hattorf, Westerode, Lützen Rodershusen, Radeleveshausen, Hilkerode, und an andern Orten.

Die Aebte, welche in Pölde regierten, sind aus der Zeit, als noch Benedictiner im Kloster wohnten, nicht mehr bekannt, aber von der Zeit an, wo es mit Prämonstratensern besetzt wurde, kennt man fast die ununterbrochene Reihe der Pröpste.

Conrad, der erste uns bekannte Abt, war wahrscheinlich von Norbert, Erzbischof von Magdeburg, selbst eingeführt.

Johannes I. erhielt im J. 1200 vom Bischofe von Hildesheim die Erlaubniß, für sein abgebranntes Kloster eine Collecte sammeln zu dürfen, und der Cardinal Hugo von Sancta Sabina gab vierzig Tage Ablaß Jedem, der zum neuen Stiftsbau etwas geben würde.

Herewicus ist im J. 1230 Abt,
Johannes II. 1263,
Bertram, 1269,
Otto, 1291,
Johannes III., 1295,
Otto III., 1298,
Bruno, 1301,
Johannes IV., 1304,
Luprand, 1325,
Gerbert, 1338,
Hartmann von Sulingen, 1391,
Johannes Bommel, 1408,
Ernst von Hagen, 1425.

Heinrich Helmold, auch Knockenbauer, war mit Herzog Albrecht und Ernst von Braunschweig in Unfrieden, so daß Ernst mit gewaffneter Hand in's Kloster kam, Helmolden aber nicht mehr

in demſelben antraf, denn er hatte aus Furcht das Kloſter verlaſſen, und ſich nach Gieboldehauſen begeben. Er wurde aber durch den Prior Heinrich Rebſtein kräftig vertreten, denn dieſer trat unerſchrocken gegen den Herzog auf, und bat ihn dringend, von ſeinem Vorhaben abzulaſſen; als dies aber nicht geſchah, und der Herzog Heinrich Barcken zum Propſte machte, verließen alle Mönche, bis auf zwei, das Kloſter. Der vertriebene Helmold ging mit ihnen zum Proviſor des Erzbiſchofs von Mainz, „und war viel Streitens und Schreibens hin und her," bis der Zwiſt endlich im J. 1453 gütlich beigelegt wurde; denn da die Herzöge ſahen, daß die Sache für ſie übel ablaufen würde, ſo verglichen ſie ſich mit Helmold, und erkannten ihn für den rechtmäßigen Propſt an, doch mußte das Kloſter Heinrich Barcken die Pfarre zu Roringen als Entſchädigung geben, „wodurch Alles wieder in das alte Geleis kam."

Johannes Bommel II. iſt im J. 1493 zur Prälatur gekommen. Er ſoll der erſte Propſt des reformirten Prämonſtratenſer-Ordens in dieſem Stifte geweſen ſein.

Johannes von Seſſen iſt bloß ein halbes Jahr Propſt geweſen und ſtirbt ſchon im J. 1505.

Henning Wulff erbaute eine neue Scheuer und die Kreuzgänge mit dem Schlafhauſe am Kloſter.

Gotwinus, 1512.

Hermann Volprecht, 1515. Er erbaute eine Capelle auf dem Rothenberge, und zierte die Kloſterkirche fein aus, gab aber am 25. Julius des Jahrs 1522 die Propſtei auf, zog wieder in das Stift Unſerer lieben Frau zu Magdeburg, wo er Profeſſus geweſen war, und ſtarb daſelbſt im J. 1538.

Werner Schmedichen, vorher Profeſſus im Kloſter Ilfeld, erhielt die Propſtei in Pölde im J. 1522, und erhielt die Propſtei im J. 1530.

Um dieſe Zeit hob Herzog Philipp der Aeltere von Grubenhagen das Kloſter auf und die Chorherren mußten aus Pölde weichen, weil die evangeliſche Lehre ſich in dieſer Gegend auszubreiten begann. Sie begaben ſich auf einen ihnen zugehörigen Kloſterhof nach Duderſtadt, wo ſie am 12. März 1534, in Gegenwart des Abtes Pankratius von Gerode, Simon Geilharden zum Propſte erwählten.

Die bisher der Andacht geweihten Gebäude wurden nun zu oekonomiſchen Zwecken eingerichtet, das klöſterliche Ausſehen Póldes verſchwand immer mehr, und es entſtand in der Nähe des Amtes Pölde, wie man das Kloſter nunmehr nannte, ein Dorf, welches jetzt in das Fürſtenthum Grubenhagen gehört.

In der Kirche verdient ein Denkmal betrachtet zu werden, welches Heinrich den Ersten vorstellt. Dabei befindet sich die Figur eines Frauenzimmers, nach der gewöhnlichen und auch nicht unwahrscheinlichen Angabe, das Bild der Hateburgis, der verstoßenen ersten Gemahlin Heinrichs, die eine Tochter des Grafen Erwin zu Merseburg, so wie eine Verwandte des Grafen Siegfried im Suevogau und Hassegau war, bereits im Nonnenstande gelebt hatte, und ihrem Gemahle als Mitgift Allstedt und Merseburg zubrachte. Die Figur hält in der rechten Hand einen gehörnten und bärtigen Ziegenkopf, in der linken ein Panier, dessen Stange gebrochen ist, und dessen Fahne daher zur Erde hängt. Das Antlitz ist schmerzlich verzogen, die Haare sind aufgelöst, und dem gesenkten Haupte entfällt die Krone. — Von der zerstörten Umschrift vermag man nur noch zu lesen: Sima — ga.

C. Duval.

Falkenburg.

Das Schloß Falkenburg (Valckenburg) in der untern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt mit anderen gleichen Namens, z. B. in der Neumark, im Limburgischen ꝛc., nicht zu verwechseln, lag ungefähr fünf Viertelstunden von der Stadt Frankenhausen gegen Abend, an einem zu dem Vorderharze gehörigen Kalkgebirge. Unter demselben geht die Landstraße nach Nordhausen, es eignete sich also in den Zeiten des Faustrechtes sehr gut zu Ueberfällen und Beraubung vorüberziehender Reisender. Der Berg, worauf es stand, ist zwar nicht sehr hoch, aber auf der Mittagsseite, nach der an seinem Fuße vorbeiströmenden Wipper zu, schwer zu ersteigen. Daher hatte das Schloß, außer der Mauer und einem starken Thurme, wovon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein nicht unbeträchtliches Stück übrig war, keine Befestigungswerke, gegen Abend, Mitternacht und Morgen wurde es durch einen tiefen Graben geschützt und von dem anstoßenden Gebirge getrennt. Die hier von Zeit zu Zeit aus dem Schooße der Erde zu Tage geförderten, aus schönen Quadern bestehenden Trümmer, sprechen für den größern Umfang der Burg, und das Dasein mehrer anderer Gebäude. Sie verdankt der auch im Hessischen und auf dem Eichsfelde begüterten Familie von Falkenburg Ursprung und Namen. Derjenige Zweig derselben, welcher sie vielleicht erst im vierzehnten Jahrhundert erbaute und bewohnte, wird ausdrücklich zu den Beichlingischen und Schwarzburgischen Mannen oder Vasallen gerechnet. In einem solchen Verhältnisse zu jenen Grafen finden wir Heinrich von Falkenburg nebst Heinrich von Rückersleibin, Fritze von Bendeleibin, Hermann Barth und Heinrich von Polwar in dem 1301 (an der heiligen Hochzyt die man czwölften

nennt,) von Heinrich von Beichlingen seinem Bruder Gerhard wegen der Rothenburg ausgestellten Verzichtbriefe als Zeugen, mit deren Willen und Vollwort dieser Vertrag geschlossen wurde, wobei sie sich auch zu den von ihnen angehangten Siegeln bekannten, was, nach Müldeners Urtheil, in einem solchen Falle nicht immer gewöhnlich war. — Ob derjenige Heinrich von Falkenburg, welcher einer ähnlichen Verhandlung Hugos von Badra über ein Stück Waldung zwischen Numburg und Badra und eine Hufe an letzterem Orte 1364 (am Tage des Apostels Barnabas) beiwohnte und als Famulus (Dienstmann) bezeichnet wird, mit dem vorigen eine Person sei, ist ungewiß, und läßt sich wohl noch weniger von Heinrich von Falkenburg behaupten, welcher Donnerstags vor Lätare 1380 den Vertrag Gebhards und Friedrichs von Beichlingen, wodurch die Verleihung sämmtlicher Lehne jedesmal dem ältesten unter ihnen zustehen sollte, durch sein Zeugniß und Siegel bestätigte.

Schon die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts soll der Falkenburg den Untergang gebracht haben.

Zwar meldet die Geschichte dieß nicht mit deutlichen Worten, doch empfiehlt sich die von Müldener in dieser Hinsicht geäußerte Vermuthung um so mehr, als sie mit damaligen Vorfällen, welche uns glaubwürdige Geschichtsschreiber und ächte Urkunden aufbewahrt haben, in treffendem Einklang stehet.

Hans von Falkenburg und seine Verbündeten: Hans von Thüne, die von Bobens (Bebenzen) und die von Stockhausen zu Bramburg, beunruhigten aus ihren Schlössern die umliegende Gegend durch Befehdungen, Brand und Raub. So war, unter andern, im Jahre 1442 einem Bürger von Nordhausen, welcher Salz in Frankenhausen geholt hatte, bei der Falkenburg das Pferd abgenommen, und er selbst gefährlich verwundet worden. Dieser Unfug nahm so überhand, daß endlich Herzog Wilhelm zu Sachsen, die Grafen Heinrich XXXI. von Schwarzburg, Heinrich von Stolberg, Ernst IV. und Hans III. von Hohenstein, Adolph von Nassau, erzbischöflich mainzischer Provisor des Eichsfeldes, demselben mit vereinten Kräften zu steuern beschlossen. Sie errichteten deswegen im J. 1458 (am Dienstage Johannis Apostoli et Evangelistä) zu Weimar ein Bündniß, welchem auch die Städte Erfurt, Nordhausen und Mühlhausen beitraten. Einer so überlegenen Macht konnten jene nur schwachen Widerstand entgegensetzen. Noch in dem erwähnten Jahre wurden ihre Raubsitze erobert. Daß auch die Falkenburg dieses Loos getroffen habe, ist mehr als wahrscheinlich. Zwar gedenken die Zeitbücher der Zerstörung derselben nicht ausdrücklich, doch fürchten wir nicht, einen Mißgriff zu thun, wenn wir die Stelle der Erfurtischen Annalen, Hartung Kammermeisters, (in Menckeu. Scriptor. rer. Germanic. T. III. p. 1224 sqq.) darauf beziehen. „Im Jahr 1458 am Montage nach Visitationis Mariä zog Herzog Wilhelm von Sachsen mit großer Macht

und mit viel Geczugis (Geschütz) vor das Schloß" — entweder der Schriftsteller selbst hat den Namen nicht gekannt, oder er ist in der Handschrift unleserlich gewesen und deswegen weggelassen worden — „das Herr Johann inne hatte, und nahmen es ein ohne alle Noth und ließen sobalde einen Theil einbrechen." — Wenigstens glauben wir unter Herrn Johann mit gleichem Rechte Johann von Falckenburg verstehen zu können, als Andere (z. B. Jovius) dabei an Johann von Thuna zu denken geneigt waren. Die Belagerung der Bramburg, gegen welche das Heer jetzt auszog, wird von dem Chronisten umständlich beschrieben. Müldener setzt hinzu, daß die Falkenburg damals völlig zu Grunde gerichtet, niedergerissen und in Asche gelegt worden sei. Er schließt dieses aus den an ihrer Stätte zu seiner Zeit ausgegrabenen verbrannten Balken und Kohlen, und glaubt, daß die unter derselben im Felde nach Thaleben befindlichen zahlreichen Linien und aufgeworfenen Gräben, (die sogenannten Heergräben) von jenem Ereignisse herrührten. Ueber das Schicksal des Burgherrn herrscht tiefes Schweigen, das seiner verbrecherischen Genossen hingegen, welche die Sieger mit unverdienter Milde behandelten, lernen wir desto genauer aus ihren eigenen urkundlich aufgezeichneten, in ihren Urfehden niedergelegten Geständnissen und Versicherungen, so wie aus den Erzählungen der Zeitbücher kennen. Als die Verbündeten sich der Bramburg nach ziemlich hartnäckigem Widerstande der Besatzung bemächtigten, bekamen sie auf derselben vier und funfzig wehrhafte Männer, meistens von Adel, gefangen. Einige wurden sogleich am folgenden Morgen aufgeknüpft. Den Besitzer der Burg, Lamprecht von Stockhausen, nebst seinen Verwandten und Helfern, führte man, wahrscheinlich nach Weimar, in Haft, aus welcher er aber auf sein Ehrenwort entlassen und nach Gotha zu völliger Beilegung der Sache beschieden wurde. Daselbst Dienstags nach Donati Episcopi et Martyris 1459 ist die von ihm, dem Abte Hermann von Helmershausen, (der gleichfalls zu dieser Familie gehörte, wie das seinem Siegel beigefügte Wappen derselben beweist,) Albrecht, Hans, Bernhard und Steben von Stockhausen geleistete Urfehde vollzogen, worin es unter Anderm heißt: „Nachdem — Her Wilhelm Herzog zu Sachsen ꝛc., bewegt sind worden in dem nechstvergangenen Jare einen Hereczog für vns vnnd vnser Sloß die Bramburg zcu thunde durch die vrsache das sie ire lande lute vnd vnderthanen durch etliche von vns vnd die Ihnen bei vns enthalden vß vnd in dasselbe vnser Sloßs gebrand geplackt geraubt vnd beschedigt sind mit sollicher Herestrafft sie das genante vnser Sloß Bramburg erobirt mich Lamprechten mit sampt vast erbarn myner freunde vnd auch rensiger knechte gefangen vnd czu des Herczogs Wilhelm handen bracht haben, der vns nu sollich gnade vnd gute erczeigt vnd vns vß egerurten gefengnißen vnd Hefften had komen lassen vf sollichen vertrag vrfehde vnd vorlobniß ꝛc. —

Ein ähnliches Gelöbniß der Gefährten und Mitgefangenen Jener: Johann Spiegels des ältern, Johann Spiegels des jüngeren, seines Sohnes, Raues von Pappenheim, Dietrichs von Bruckhausen, Friedrichs von Wintzingerrode, Hansens von Gladebecke und Siegfrieds von Ravenshagen, vom nämlichen Jahre („am Mittewochen Cyriaci et sociorum ejus martirum) stimmt mit dem vorigen fast in allen Punkten überein. Den Inhalt beider würden wir vollständiger berichten, wenn wir uns mit den Schicksalen der Bramburg ausschließlich zu beschäftigen hätten. —

L. F. Hesse.

Das ehemalige Kloſter Reinsdorf.

Das Dorf, in welchem dieſes Kloſter angelegt wurde, kommt ſchon im achten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung unter den thuringiſchen Orten vor, an welchen Karl der Große der Abtei Hersfeld Güter geſchenkt hatte. Der Name deſſelben, welcher bald Regenesdorp, Regenberestorf, Reginstorff, Reginſtorff, bald Reinerdorph, Reinerdorf, Regensdorf geſchrieben wird, deutet auf einen Erbauer hin, der Reginhard, Reinhard, Reginer, Regino oder Reiner hieß, ſo daß man alſo nicht nöthig hat, zu der Ableitung des bekannten Chroniſten Nikol von Syphen, welcher ihn durch reines Dorf (munde villa oder villa puritatis) erklären will, ſeine Zuflucht zu nehmen. — Das Dorf wird in Ober- und Niederreinsdorf getheilt. Umgeben von den uralten und merkwürdigen Orten: Burgſcheidungen, dem Sitze der thüringiſchen Könige, dem Schloſſe Vizenburg, den Burgen und Städten: Nebra, Freiburg, Naumburg, Alſtedt, Querfurt, Weißenfels, Wendelſtein, Laucha, Mücheln, den ehemaligen Klöſtern: Heßler, Memleben, Roßleben, Schleiplitz, der Propſtei Bibra, liegt es in einem anmuthigen, mit obſtreichen Gärten, grünenden Wieſen und fruchtbaren Feldern geſchmückten Thale, an deſſen Seiten Berge von mäßiger Höhe mit Weinpflanzungen, Obſt- und Forſtbäumen bedeckt, aufſteigen. Mitten durch dieſes Thal fließt die Unſtrut und ein kleiner Bach, der ſogenannte Graben, der den Ort ſelbſt bewäſſert und Mühlen treibt. Daß Reinsdorf urſprünglich ein Königshof (villa regia) geweſen ſei, iſt mehr als wahrſcheinlich, die ſpäter von dem Reichsoberhaupte damit beliehenen Beſitzer waren die Freiherren von Vizenburg (ſoviel als Burg des Vizo oder Weißenburg?) die Grafen von Groitzſch, die Edelen Herren von Querfurt und die Landgrafen von Thüringen. —

Für den Stifter des dasigen Klosters gilt einstimmig Graf Wiprecht (Wipert, Wigbert) der ältere von Groitzsch. Die Vergehungen seines früheren, durch Grausamkeiten im Kriege und andern Uebelthaten befleckten Lebens innig bereuend, suchte er, ganz im Geiste der damaligen Welt, den verdienten Zorn des Himmels durch wohlthätige Spenden an Kirche und Geistlichkeit zu versöhnen. Schon im J. 1096 hatte er deswegen das Kloster zu Pegau gegründet. Jetzt ergriff er eine neue Gelegenheit, sich Gott wohlgefällig zu machen. —

Auf dem Berge bei der Vizenburg stand ein, vielleicht zur Zeit des frommen Kaiser Heinrich II. und der heiligen Kunigunde angelegtes Jungfrauenkloster, dessen Bewohnerinnen sich später einem sittenlosen Wandel überließen, und mit den jungen Burgherren unerlaubten Umgang pflogen. Ueber diese Ausschweifungen entrüstet, befahl Wipert, der nunmehrige Erbe Vizo's von Vizenburg, seines Verwandten und Vasallen, die Entfernung der Nonnen. Nach einer damals nicht ungewöhnlichen Maßregel pflegte man bei entstandenen allzugroßen Unordnungen die entarteten Geistlichen aus ihren bisherigen Sitzen zu verbannen, diese einem andern Orden einzuräumen und vornehmlich statt der Nonnen Mönche einzusetzen. Wipert entschloß sich nun, mit Beirath und Bewilligung des Bischofs Otto von Bamberg, zu Einrichtung eines Klosters von Benediktinermönchen. Er wendete sich, um einen würdigen Vorsteher für dasselbe zu gewinnen, nach Corvei, der zu jener Zeit, nächst Hirschau in Schwaben, wegen strenger Handhabung der Klosterzucht gefeiertsten unter allen ähnlichen geistlichen Anstalten. Der Abt Windolf sandte ihm (1109 oder 1110) dazu einen seiner Mönche, den dasigen Dekan und ehemaligen Prior zu Pegau, Luidger (Liudger). Weil es dem Kloster wegen seiner steilen Lage an Wasser fehlte, so entschied sich der neue Abt für die Verlegung auf eine anmuthige Wiese an dem Ufer der Unstrut zwischen den beiden Dörfern Reinsdorf, wodurch allmälig eine veränderte Benennung des Klosters in Gebrauch kam. — Auch der bereits erwähnte Bischof Otto säumte nicht, zu zweckmäßiger Förderung und würdiger Ausstattung der neuen Pflanzung alles Mögliche beizutragen. Er widmete ihr die in dieser Gegend von seiner Mutter geerbten Besitzungen, welcher Umstand vielleicht erwünschtes Licht in das Dunkel seiner von den Gelehrten noch nicht hinlänglich aufgeklärten Abkunft werfen dürfte, da man ihn bald für den Sohn des reichsfreien Otto von Mistelbach, oder Müsselbach, am Bodensee in Umfange der ehemaligen Grafschaft Bregenz und seiner Gemahlin Adelheid, bald des Grafen Berthold von Andechs, und der Gräfin Sophie von Meran zu halten geneigt ist. Der fromme Bischof legte sich die größte Beschränkung aller Bedürfnisse auf, um Klöster zu unterstützen, oder neue zu gründen. Da ihm zur Ausführung dieses Vorhabens nahe und ferne Große wil-

lig die Hand boten und ihn mit Geschenken an Geld und Gütern überhäuften, so war er fähig, Außerordentliches zu leisten.

In Reinsdorf weihte er drei Altäre und verfügte, daß alle hier herum, in Thüringen und Sachsen, wohnende, seinem Bisthume zinspflichtige Leute eine gewisse Abgabe zu dem unter jener Zahl begriffenen und von ihm mit Einkünften versehenen Altare des heiligen Kreuzes entrichten sollten. Ferner beschenkte er das Kloster mit dreißig Hufen Landes, einem Walde, Fischteiche mit Gebäuden, Aeckern und vielen andern Gütern, und übertrug die Voigtei oder Schutzgerechtigkeit darüber, als ein auch noch von seinen Nachfolgern abhängiges Lehn, dem Grafen (Landgrafen?) Ludwig von Thüringen. —

Schon am 25. März 1121 hatte Kaiser Heinrich V. dem Altare des heiligen Petrus, Schutzpatrons der bischöflichen Kirche zu Bamberg, dieses Kloster mit allen beweglichen und unbeweglichen Zubehörungen, Leibeigenen männlichen und weiblichen Geschlechts, Hofstätten, Gebäuden, bebauten und unbebauten Ländereien, Wiesen, Weiden, Wäldern, Jagden, Wassern oder Wasserläuften, Mühlen und mit dem, was Weg und unwegsam ist, überhaupt mit aller Nutzung bestätigt. In der von J. A. Schultes (s. dess. historische Schriften ꝛc., 2. Abth., Hildburghausen 1801, 4., S. 350 f. N. XXIV.) zuerst bekannt gemachten Urkunde ist noch von der Abtei: Vicinpurg die Rede. — Am 3. April 1123 erfolgte auch die Bestätigung des Papstes Kalixtus II. für alle von Otto gestifteten oder verbesserten Klöster: Michelsberg, Theres, Banz, Aurach, Michelfeld, Ensdorf, Prieflingen, Genzenbach, Stein, Schuttern, Reginsdorf, Arnoldstein, Glinck und Osterhofen, deren Vorstehern der letzte diese Bulle sendete, und sie zu eifriger Erfüllung ihrer Obliegenheiten ermahnte. —

Bei seinen wiederholten Reisen nach Pommern, um die von ihm zum Christenthume bekehrten Einwohner in dem Glauben an die neue Lehre zu befestigen, besuchte er die Gegend von Reinsdorf unter andern im Jahr 1128, und weihte dieses Kloster am dritten Ostertage zur Ehre Johannes des Täufers. Er brachte die ganze Osterwoche in den Bambergischen Besitzungen Scheidingen und Mücheln zu, und verfügte sich von hier zunächst nach Merseburg in das kaiserliche Hoflager. Bei der Rückkehr aus Pommern verweilte er zu Pegau bei dem Grafen Wipert und langte über den Thüringer Wald den 20. December d. J. wieder in Bamberg an.

Von dieser Erzählung weicht Nikol von Syphen, Verfasser einer noch ungedruckten Thüringschen Chronik, welcher das Amt des Prior in Reinsdorf zwar nur kurze Zeit verwaltete, aber doch seine Wißbegierde nach den Schicksalen desselben aus den ihm leicht zugänglichen Urkunden unfehlbar befriedigt haben wird, wenigstens in Ansehung des Jahres ab, wenn er die feierliche Weihe „des Klosters zur Ehre Gottes und der Jungfrau Maria und des Hoch-

altars (altare summum) zur Ehre Johannes des Täufers," unter der Regierung des Kaisers Lothar den 7. Mai 1135, auf Veranstaltung des zweiten Abtes Wolfram, durch unsern Bischof geschehen laßt. — Man wäre also vielleicht berechtigt, eine abermalige Anwesenheit Ottos zu Reinsdorf wenige Jahre vor seinem, den 30. Junius 1139 erfolgten Tode, und eine Wiederholung jener religiösen Handlung anzunehmen. Die erste könnte alsdann bei dem Beginn, die zweite bei Beendigung des Baues des nach Reinsdorf verpflanzten Klosters Statt gefunden haben, wenn man jene nicht lieber auf die neu eingerichtete geistliche Anstalt zu Vizenburg, oder das eher vollendete eigentliche Klostergebäude zu Reinsdorf, diese hingegen auf die später hinzugekommene Kirche beziehen will. —

Ein Denkmal über der Pforte der sonstigen Klosterkirche zeigt die Maria, das Jesuskind auf dem Arme, von dem Engel Gabriel begrüßt, und den Grafen Wipert, kniend und ihr ein mit dem Buchstaben M. (Mariae?) bezeichnetes Kloster darbringend, (wobei man wohl die ursprüngliche Gestalt des hiesigen zum Muster genommen haben möchte) zur Linken der zur ihr betende Bischof Otto und zwar ohne Heiligenschein, welcher Mangel die Entstehung dieses Bildes mit der ersten Anlage des Gebäudes beglaubigt. Die beigefügten lateinischen Worte enthalten das von jenen Personen bei dieser Widmung gethane Gelübde.

Auf dem Klostersiegel erscheint der Jesum taufende Johannes.

Reinsdorf war Bestandtheil der Halberstädtischen Diöces und wurde zu dem Osterbanne derselben gerechnet. — Der Schutz und die weltliche Gerichtsbarkeit ging von Wipert und den Seinigen auf die Landgrafen von Thüringen über, die bisweilen auch die Aebte zu Stellvertretern wählten. Die Kaiser, die ebengenannten Landgrafen, die Grafen von Groitzsch, Beichlingen, Gleichen, Mansfeld, die edelen Herren von Vizenburg, Querfurt ꝛc. wetteiferten mit einander in Verleihungen von Gütern und Vermächtnissen an dieses Kloster. Auch wurde es von den Päpsten, den Erzbischöfen von Mainz, den Bischöfen zu Halberstadt, Bamberg, Naumburg, Merseburg und vielen andern durch Begnadigungen und Privilegien jeder Art begünstigt und zu größerem Wohlstand erhoben. Im sechzehnten Jahrhundert war das Kloster sehr reich. Es besaß noch eine große Anzahl Aecker, Waldungen, Wiesen, Weinberge und Zinsen, Mühlen, ein Backhaus, einen Fischteich, eine Schäferei, das Gut Zingst ꝛc. ungeachtet es durch die Kriege zwischen den Kaisern Adolph und Albert, den Herzögen Friedrich und Wilhelm zu Sachsen, die Bauernunruhen, Brände und Streitigkeiten empfindlichen Verlust und manche Schmälerung seines Eigenthums gelitten hatte.

Auch übte es das Patronatrecht über die Kirchen: Des obern Dorfes, dessen Seelsorge den Mönchen oblag, ferner die von Untereinsdorf, Steigra und Möckerling, an welchen der Abt die Geist-

lichen zu bestellen pflegte. Zu der dem Archidiakonate der Marienkirche in Erfurt unterworfenen: sedes Reynsdorf gehörten: Alerstet, Bretla (Brettleben) Bretla Cyriaci, Buch, Ehrichshofen, Gehofen, Heldrungen, Hußhelderungen, Memeleben, Remsdorff (Reinsdorf?), Ruteburg, Smedehusen, Schonewerde, Tondorf, Wihe, Wolmerstet.

Eine kurze Nachricht von den Schicksalen des Klosters im Bauernkriege verdanken wir der Sorgfalt des damaligen Geistlichen zu Karsdorf, welcher sie einem Exemplare der Schedelschen Chronik von 1493 beifügte und die wörtlich also lautet: „Im Jahr 1525 den Sonnabend vor Jubilate (den 6. Mai) haben die aufrührischen Bauern das Kloster Reinsdorf und andere mehr angegriffen, beraubt und verwüstet, darinnen dann dies Buch auch gewesen und entfremdet worden; als ist auf izt genannten Tag — Christoph von Taubenheim, Amtmann von Freiburg, mit den Amtsverwandten auf gewesen und so nach aufrührische Bauern alle verjagt und ihnen dasjenige, so sie genanntem Kloster alle (abe?) genommen, und in die Kirche Littinstedt (Liederstedt) gebracht, und geführt vors mehrere Theil (mehrentheils) wiedererlangt und ins Amt Freiburg verordnet, sich daraus getheilt, zu welcher Ausbeute, mir Johann Porder (oder Parder?) Pfarrherrn zu Karsdorf dieß Buch durch Haubold von Taubenheim und Lukas Piepitsch Holzförster auch gut willig gegeben und geschenkt worden ist, welches Buch ich dann obgemeldeten Kloster auf heutigen Freitag nach — (St.?) Valentinis (d. 16. Februar) im (15) 32sten Jahr wiederum zu Handen gestellt und zum ewigen Testament gegeben habe." (S. literarische Blätter ꝛc. 3. B. [Nürnberg 1803. 4.] N. X. S. 148 — 150 nach einer Mittheilung des damaligen Besitzers dieses Buchs, des fleißigen Bibliographen D. C. J. Eberhard zu Leipzig.)

Nicht lange hernach schlug für das Kloster die Stunde der Auflösung. Wir entlehnen die Uebersicht seines damaligen Zustandes aus den Visitationsakten, welche auch das Verzeichniß sämmtlicher Einkünfte im J. 1539 enthalten, nemlich: 200 alte Schock Geldzinsen (im J. 1541 230 alte Schock Erbzinsen), 12 Schock Hühner 15 (1541 30) Gänse, 40 Pfd. Wachs (1541 etliche und 50 Pfd.) Wegen eines Zehnten zu Litterstet war das Kloster dem Stifte Hersfeld zu einem jährlichen Zinse von 80 Pfd. Wachs verbunden.

Getreidezins: 11 Schock 48 Scheffel allerlei Getreide Querfurtisch Maas (1541 11 Schock Scheffel) ohne dasjenige, welches man aus der Graben- und Buschmühle empfing (1541 kommen noch hinzu 2 Schock Eier und 1 Stein Unschlitt).

Mehrere Stücke Holzung.

26 Hufen Landes und ein Gebreite im ersten Felde. 33 im andern, 12 Hufen Landes und 4 Gebreite und 18 Aecker im dritten, Wiesewachs 60 Aecker, 10 Weinberge.

Schäferei, Viehzucht und Fischerei: 400 Melkeschafe, 100 Ham-

mel, 300 Lämmer, zusammen 800 Roßer, 20 Melkekühe, 15 Kälber, 8 Ochsen und Farren. —

Dem Abte hatte man jährlich zu seinem Unterhalte bewilligt: „100 fl. von den Zinsen, 1 Tonne Käse, 1 Tonne Butter, 8 Malter Gerste, 1 Ochsen fünfjährig oder 6 fl. dafür, 4 Hammel 2 Osterlämmer, ½ Pfd. Safran, 1 Pfd. Ingber, 1 Pfd. Neiken, 1 Pfd. Pfeffer, 1 fl. Stockfische, 1 Tonne Heringe, 12 Paar Brode alle Tage, 3 Schweine ziemlich gemästet, 1 Stein Unschlitt, 5 Gänse, 6 Schock Eier, 1 Centner Karpfen, 5 Scheffel Hafer, 5 Schock Hühner, Holz soviel er bedarf, 1 Weinberg, der Weißenberg genannt, soll er behalten."

„Im J. 1539," heißt es weiter in den angeführten Akten, „hielten sich noch drei Ordenspersonen in dem Kloster auf, und wiewohl dem Abte seines Lebens halber ein gutes Zeugniß gegeben wird, so ist er doch blind und zu der Haushaltung fast ungeschickt, so sind die andern Brüder auch schwach und gebrechlich, daß sie dem großen Ackerbau, den sie des Orts haben, nicht wohl stattlich vor sein können." — Schon 1535 Montags nach Judica wurde dem Abte befohlen: „alle Privilegien und brieflichen Urkunden nebst den Kleinodien des Klosters, nämlich 6 Kelche, ein silbernes Täfelein und pacem, ein silbernes Kreuz, zwei silberne Meßkendelein, ein Perlenkreuz auf ein Meßgewand, zwei Perlenschilde über Diaconröcke, ein Infell (Inful) mit silbern Thurmen, ein Theil von einem Stabe — binnen acht Tagen ins Amt Freiburg neben der Monstranz so allbereit ins Amt geantwortet, gegen Bescheinigung zu hinterlegen, aber zwei Kelche sollten im Kloster zu täglichem Gebrauche bleiben."

Als im J. 1540 sämmtliche evangelische Geistliche des Amtes Freiburg durch die vom Herzog Heinrich bestellten Visitatoren in diese Stadt gefordert wurden, um ihnen Verhaltungsregeln zu ertheilen ꝛc., verwandelte man die beiden Reinsdorfischen Pfarreien in eine, nämlich in die untere und der Amtmann Andreas Pflugk verpachtete den Ackerbau, die Viehzucht und die Schäferei des Klosters auf 12 Jahre jährlich für 100 fl. an Otto von Wernrode (Wernigerode, Wernungerode). Der Abt war kurz zuvor gestorben und von den bisherigen Bewohnern des Klosters nur Thomas (Walther) übrig, welcher nun eine jährliche Unterstützung von 50 fl. nachsuchte. Man erlaubte ihm, noch hier zu bleiben, und wies zugleich den Verwalter an, eine andere gebrechliche Person, welche lange im Kloster gedient hatte, zu beköstigen. Im J. 1541 wurden täglich 28 Personen (zur Erndtezeit etliche mehr) gespeist. Die Gebäude waren allenthalben baufällig. Bald darauf (1542) traf man mit dem Pachte eine Aenderung und überließ die Klostergüter zwei Personen. In der Folge verkaufte der Kurfürst August die noch davon übrigen Ländereien und bestimmte den Erlös zur Unterstützung altersschwacher und in Ruhestand versetzter Geistlichen, ihrer Witwen, zu Stipendien für Studirende, für neue Kirchen ꝛc.

Bei dem Neubau der Kloster- oder nunmehrigen Pfarrkirche zu Unterreinsdorf schaltete man auf so unverantwortliche Weise mit den Grabsteinen der Aebte und anderer hier bestatteten Personen, daß jetzt nicht einmal Bruchstücke davon sichtbar sind.

Die auf dem Thurme hangende größere Glocke rührt aus alter Zeit her und hat, laut einer 1731 aufgesetzten, und von uns auch außerdem bei dieser Darstellung benutzten Nachricht, folgende Umschrift: **Ave Maria gracia plena.** Auf derselben erscheint ein Ritter mit bloßem Schwerdte, Christus am Kreuz mit Maria und Johannes, endlich Simson, der den Löwen zerreißt. — Die kleinere stellt zwei Könige, welche Kronen tragen und den gekreuzigten Christus vor.

Aus den in Trümmern liegenden Grundmauern des Klosters, dessen Gebäude vielleicht eine Feuersbrunst vernichtete, kann man den früheren Umfang desselben erkennen.

Das an diesem Platze von dem Kurfürsten August erbaute Haus wurde mit seinem Namen, der Jahrzahl 1552 und dem Spruche: **Thv Nichts one Radt So Reut Dich Nichts Nach Der That.** bezeichnet.

Fast am Ende des Dorfes, bei dem Gottesacker nach Karsdorf zu, ist ein gewisser zu dem Rittergute gehöriger Bezirk, der Mönchenhof genannt, wo noch Gewölbe und Reste von Gebäuden angetroffen werden. Gleich dabei, über den Bach hinüber, abendwärts, liegt ein ebenfalls diesem Gute eigenthümlicher Garten, die Rotenburg, und in dessen Mitte ein großer Hügel. Ein mit Weiden bepflanzter Platz hinter den Gärten, gegen Steigra, heißt, nach mündlicher Ueberlieferung, die Klause. Daselbst hat man in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts noch steinerne Füllmünder bemerkt und aus einem der Gewölbe in dem Kirchgarten um jene Zeit einen Topf mit vielen Schlüsseln zu Tage gefördert. —

Die nur in geringer Zahl auf uns gekommenen Urkunden dieses Klosters gedenken folgender Aebte:

1) Liudger, (Liudgerus, Luidgerus, Ludgerus) seit dem J. 1109, nach Nikol von Syphen, nach Andern 1110. Er soll den Grafen Bernhard von Plozeka auf einem Heereszuge König Konrads nach Jerusalem begleitet und den 14. März (**II. Id. Mart**) gestorben sein. S. Vita Wiperti c. g. d. s. in Hoffmann. Scriptor. Rer. Lusat. p. 22. Vergl. Schamelius von dem kl. Oldisleben. S. 38 ff. Calendar. Pegav. ap. Mencken Script. Rer. Germ. T. II. p. 118 hingegen wird er, als Abt zu Oldisleben, bei dem 13. Januar (**II. Id. Januar.**) irrig erwähnt, welcher also für seinen Gedächtnißtag gelten könnte. — 2) Wolfram, (Wulframus, Wolfrad) 1135, 1142. — 3) Albero, 1181. — 4) Ekkehard, 1192, 1197. — 5) Heinrich, 1218, 1219 (nach der gewöhnlichen Angabe von 1202—1226). — 6) Albert, 1250—1257. — 7) Heidenricus, 1264, 1269, 1270—1291, ist er Zeuge in einer Oldislebischen Urkunde mit dem Zusatze: **quondam**

Abbas in Reinsdorf. (S. Mencken, l. c. T. III. p. 628). — 8) Nikolaus, wird in dem nämlichen Klosterbriefe v. 1281 gleichfalls quondam Abbas in R. genannt. — 9) Heinrich, 1291, 1313. — 10) Bertold I., 1302. — 11) Konrad, 1319—1328 (?). S. de Ludewig, Reliq. msptor. etc. T. I. p. 315. N. CCXX. — 12) Dietrich, (Theodorius) 1323 (?). S. Würdtwein de Archidiaconatu — in comitatu Keverburg p. 345. sq. N. CVIII.) — 13) Bertold II. 1331, 1334 (1329—1351). Sein Gedächtnißtag fiel auf den 6. December. (VIII. Id. Debr.) (S. Excerpta Necrolog. s. Mich. Hildesh. ap. Leibnit. Script. R. Brunsvic. T. II. p. 109.) — 14) Albert, 1363, 1364, (v. 1357—1385). An der bei Erath. cod. diplomat. Quedlinburg. p. 501 N. CCCIV. abgedruckten Urkunde vom ersten Jahre hängt sein, wie sich wenigstens aus der ebendas. Tab. XXXVIII. Nr. 3. mitgetheilten Nachbildung schließen läßt, jetzt sehr beschädigtes Siegel. — 15) Johann, (1386—1401.) — 16) Heinrich von Duderstadt, (1404—1427). — 17) Bertold III. 1444. (S. Diplomatar. Lauchens. in H. G. Frankens N. Beitr. zu den Geschichten Sachsens. 1. Th., S. 53. ff., Nr. 43. — 18) Johann, Abt und Herr (Dominus) zu Reinsdorf, (1446—1453 [?]). — 19) Berld od. Berthold IV. (1456—1465). — 20) Bered (?) 1468, vielleicht von dem vorigen nicht verschieden. — 21) Johann von Gerwershausen (Gerwershussen), 1473, 1475, war vorher von 1453—1463 Prior. — 22) Berld oder Berthold V. (?) 1484. — 23) Michael, 1490—1515 (1514 [?]). — 24) Johann, (Hans) 1514—1521. —

Sonnabend nach Kreuzerhöhung des ersten Jahres wurden die zwischen ihm und Wolf von Selmnitz zur Vizenburg entstandenen Irrungen und Gebrechen auf folgende Weise zu Leipzig vertragen:

„1) Der Procession halben, welche man in der Kreuzwoche anzustellen pflegt, daß der Abt oder auch seine Brüder dieselbe zu halten oder hinfort darin zu gehen nicht sollen schuldig sein, sondern auf der Vizenburg des nämlichen Tages ohne des dasigen Pfarres Beschwerung eine gesungene Messe besorgen. Es will sich auch der Abt 2) der Taufe, welche aus der Pfarrkirche ins Filial transferirt, desgleichen des Palmschießens nicht annehmen, sondern wo Selmenitz die Ordnung, welche der ehemalige Erzbischof von Magdeburg, Ernst, dieser Taufen und anderer Pfarrechte wegen, daß sie im Filial gehalten werden sollen, aufgerichtet, abtragen würden (würde [?]), will es der Abt auch dabei bleiben lassen, und Selmenitz soll derwegen seine geistliche Forderung, die er derhalben gegen den Abt angestellt, fallen lassen, oder von dem Landesherrn hierin Weisung gewarten; 3) soll der Abt, die wüste Kirche zu Stachebrede (Stadt-Rödtchen), wüste Mark bei Wendelstein im Ger. A. Nebra?) wiederum zu sich nehmen und dieselbe mit Dachung und andern Bauhaftung halten, daß man die göttlichen Amt darin vollbringen möge." —

Unter den daſigen Prioren, deren gleichfalls mehrere in Urkunden vorkommen, iſt Nikol von Syphen der merkwürdigſte. Dieſer ſagt über ſeine Sendung nach Reinsdorf folgendes:

„Am Tage des heiligen Lambertius (15. Decbr.) 1492 bin ich als Prior nach Reinsdorf geſchickt oder vielmehr dieſem Kloſter bewilligt worden. Hier brachte ich 37 Wochen zu. Weil aber die Reformation deſſelben, (ungeachtet des im vorigen Jahre geſchehenen Beitritts zur Bursfeldiſchen Union) keine bedeutende Fortſchritte machte, und ich demſelben nur auf einige Zeit überlaſſen war, ſo rufte mich der mir ſtets ſehr gewogene Abt des Petersklosters zu Erfurt, Günther, ohne mein Suchen durch einen ſchriftlichen Befehl zurück. Denn es war ihm zu Ohren gekommen, daß Reinsdorf durch die Reformation im Zeitlichen mehr ab- als zunähme und er kannte meine Unfähigkeit, Widerſpenſtige und Unruhige zu regieren.“

L. F. Hesſe.

Die Ascanienburg, die Burg Anhalt und das Schloß Ballenstedt.

Wie drei jungfräulich blühende edele Fürstentöchter so prangten in jugendlicher Kraft und Frische, vom dickbuschigten Walde umgrünt, einst diese drei Schwesterburgen auf drei Bergen am östlichen Eingange in den Harz. Zu den tapfersten Geschlechtern der Sachsen in diesen Gegenden gehörten nämlich die Grafen von Ballenstedt und die von Ascanien, aus denen die zwölf Vierherren der Sachsen mit erwählt wurden, und diese finden wir als die ersten Besitzer jener Burgen. Weil sich vom Jahre 1000 p. Ch. n. aber erst mit Wahrscheinlichkeit die genealogische Reihenfolge dieses edeln germanischen Geschlechts nachweisen läßt, so muß es auch unermittelt bleiben, wie die in der Geschichte zuerst auftauchenden Grafen von Ascanien mit den Grafen von Ballenstedt verwandt und vielleicht Glieder ein und desselben Geschlechtes gewesen sind. Bei diesem Dunkel der Geschichte bleibt es deshalb auch ein Geheimniß, nicht bloß, welche der drei Schwesterburgen die älteste sei, sondern welche Hände zu allen drei Bergvesten die ersten Bausteine auf der Berge Gipfel getragen haben. Uralt sind sie aber alle drei, und wenn gleich zwei schon lange zum Tode erstarrt ihre bleichen Gebeine wie unleserliche Blätter dem Geschichtsforscher darbieten, so genügt doch ihr Name allein, um ihren Ruhm kommenden Geschlechtern zu erwerben und der Erinnerung tiefen Ernst in Jedes Seele zu legen, dessen Fuß auf diesem umgestürzten Gemäuer jetzt wandelt und noch wandeln wird. Nur die Dritte, Schloß Ballenstedt, ist wie der Phönix schöner denn je aus dem Aschenstaube erstanden, und da sie noch jetzt des edeln Ascaniergeschlechtes hoher Fürstensitz ist, so strömt von ihr, wie von einer wohlthätigen Fee, noch immer Glück und Wohlergehen nach allen Richtungen auf das treue Ascaniervolk aus. Wir wollen jedoch jeder der Schwestern,

so weit wir ihre Schicksale kennen, einzeln eine Gedächtnißtafel widmen, den beiden erblichenen, Votivtafeln, der in verjüngter Pracht noch strahlenden aber eine vom Epheu der Liebe und von den Lorbeeren des Ruhmes unflochtene Ehrentafel.

1. Die Ascanienburg.

Da wo du jetzt, lieber Leser, auf der mittäglichen Seite der Stadt Aschersleben auf einem hohen nackten und auf drei Seiten sehr steilen Berge, dem Wolfsberge, die geringen Ueberreste eines dicken runden Thurmes bemerkst, da stand einst die Ascanienburg. Ein großer Kalkfelsen, an dessen Fuße sich die Eine stößt und ihn im Halbkreise nun mit einem tiefen engen aber freundlichen Thale umfurcht hat, trug einst die Burg auf seinem Scheitel. Nach den noch in ihrer Grundlage erkennbaren Umfassungsmauern muß sie umfangreich gewesen sein. Gegen Morgen und Mittag, wo der Berg sich als ein fortlaufender Rücken verflacht, scheint die Veste von drei Wällen geschützt gewesen zu sein. Hier ist in südlicher Richtung ein Hügel von Kalk- und Ziegelsteinen, der auch mit einem Walle umgeben ist, wahrscheinlich der Rest eines runden Thurmes, der zu den Außenwerken gehörte. Einen gleichen Zweck läßt auch ein anderer noch entfernter von der Burg auf ebener Fläche stehender hoher runder Thurm errathen, der als Wartthurm, wie es deren hier viele giebt, die Nähe des Feindes erspähen und bezeichnen mußte. Wohlerhalten und mit verzierten Schlußsteinen oben ringsum bekränzt, befindet sich an ihm wie bei allen diesen Thürmen etwa in einer Höhe von 20 Fuß die Thüröffnung, und, weil er noch unversehrt ist, bedient man sich seiner jetzt noch zu einem Königl. Pulvermagazin, wie die Ueberschrift zeigt. Daß diese Thürme mit einander in Beziehung standen, dafür spricht, daß beide mit dem schon erwähnten Thurme der Burg in einer Richtung erbauet worden waren. Dieser als der letzte Rest der alten Ascanierveste entbehrt in seiner geringen Höhe von etwa 15 Fuß aller malerischen Wirkung; auch ist ihm der äußere Mantel seiner Quadersteine entrissen, so daß man nur seine innern Bestandtheile, eine nach verschiedenen schrägen Richtungen durcheinander liegende Masse kleiner durch einen Kalkguß verbundenen Steine noch sieht. Aber dessenungeachtet hat dieser Kern in seiner Stärke von 8—9 Fuß noch solche Festigkeit, daß, wenn nicht nochmals Gewalt diese letzte Spur vertilgt, diese Thurmruine noch ein halbes Jahrtausend der Denkstein Ascanischen Ruhmes auf diesen Höhen bleiben wird. Alte Leute wollen sich noch eines Gewölbes in dem Thurme entsinnen, das nach ihrer Meinung das Burgverließ gewesen sein müsse. Desgleichen lassen so manche Erhöhungen und Vertiefungen auf dem Schloßplatze auf den Brunnen, auf Thorpfeiler und alte Grundmauern vermuthen. Weil es aber nirgends eine Zeichnung

der frühern Burg giebt, so entbehren diese Vermuthungen aller Gewißheit. Die Umsicht ist namentlich nach der Abendseite nicht ohne Reiz, weil hier der Harz von Mannsfeld an mit seiner Wellenlinie, vom Brocken überragt, bis Goslar den Horizont begrenzt, und wie noch jetzt das Auge, so hat einst der Thurmwart von des Thurmes Zinne der Schlösser Arnstein, Conradsburg, Anhalt, Falkenstein, Ballenstedt, Gersdorfsburg warten, ja mit seinem Blick noch die Burgen der Reinsteiner und Quedlinburg, nach Morgen hin aber selbst Bernburg und den Petersberg erreichen können. Gespenstig blicken jetzt noch des alten Arnsteins graue Thürme über der Berge Rücken nach unserer Burg herüber. Unter dem Burgberge liegt die Stadt Aschersleben, alterthümlich durch ihre vielen ehedem zum Schutze auf der Stadtmauer und über den Thoren erbaueten Thürme*). Das Klappern der Burgmühle am Fuße des Berges erinnert aber an ihre uns schon erzählte Wundersage und vollendet recht passend das romantische Rundgemälde. Den noch vor wenigen Jahren alles Gebüsch enthehrenden Burgberg bedecken jetzt durch den Verschönerungsverein der Stadt Aschersleben auf grünem Anger Obstpflanzungen und Buschanlagen, zwischen welchen Kornfelder sich hinziehen. Auf der mittäglichen Seite wird Kalkstein gebrochen und steht hier auch eine Bitterkalkhütte. Auf dem der Stadt zugewendeten mitternächtlichen Bergrande hat seit einigen Jahren aber ein Wirth dem Freunde der Natur und der Geselligkeit in einer Tabagie einen geschmackvollen und angenehmen Ruhepunct bereitet. Bei Ebenung des Platzes hierzu fand man einen ziemlich großen mit zwei horizontalen Henken versehenen Aschenkruge, zwischen der Asche eine römische Silbermünze, deren vordere Seite das Bildniß eines römischen Kaisers, die Rückseite aber eine römische Göttin dargestellt haben soll. Wessen Bild es gewesen, konnte mir, weil die Münze nach Berlin geliefert sei, nicht mehr gesagt werden, doch habe der darauf befindliche Kaiser nur drei Monate regiert, worauf er erstochen sei, weshalb es vielleicht Galba gewesen ist. Dieß soll uns veranlassen, nun auf das Geschichtliche der Burg zu kommen.

Bei keiner der ältern historischen Forschungen über den Namen und das Alter einer Burg mögte bigotte Befangenheit wol so vorherrschend gewesen sein als hier, denn so erzählt selbst der gute Melanchthon in seiner Lebensbeschreibung des Fürsten Georg III. von Anhalt es den damaligen Anhalt. Chronisten nach, daß Askanas, Noahs Urenkel, ein gewaltiger Riese, 964 nach Erschaffung der Welt am Harze gestorben sei, weil er, um der Abgötterei zu entfliehen, das Morgenland einige Jahrzehnte zuvor schon verlassen

*) Eine historisch-romantische Schilderung der Stadt Aschersleben nebst Umgebungen kann hier aus Mangel des Raumes keine Stelle finden und sparen wir uns für eine andere Gelegenheit auf.

habe, und dieser sei sowohl der Stammvater des Ascanischen Volkes als der Erbauer dieser von ihm benannten Burg gewesen. Daß die erste Erbauung einer Burg in eine sehr frühe Zeit fällt, beweist allerdings das entdeckte Heidengrab, woraus sich folgern läßt, daß das Grab und somit eine Ansiedelung noch in die Zeit fällt, wo die Deutschen noch nicht ihres ersten eigenen Geldes, der Bracteaten, sondern des römischen Geldes im Verkehre sich bedienten. Nicht unwahrscheinlich ist es deshalb, daß, weil die Ascanienburg in der Mitte des Schwabengaues lag,*) sueviſche Häuptlinge zuerst ein Bollwerk zum Schutze sich hier erbauet haben. Wahrscheinlich ist aber auch die Sage, daß ein Krieger und Anführer der Sachsen, Beringer, in dieser Gegend im 7. Jahrundert eine Burg da erbauet und darin gehauſt habe, wo die Ascanienburg einſt ſtand. (S. Zittwitz Chronik von Aschersleben pag. 5, 6 u. 7.) Ein bestimmtes Jahr hierüber angeben zu wollen, so viel Mühe ältere Geschichtsforscher sich auch gegeben haben, bleibt aber immer eine auf sehr unsichern Gründen beruhende Hypothese. (Der alte Thüringiſche Chroniſt Bange und mit ihm Spangenberg erzählen: „Im Jahre 73 vor Chr. Geb. sind die Fürsten von Anhalt in Sachsen kommen, und Askanius fing an zu bauen Ascanien, Schloß und Stadt, welche man nun nennet Aschersleben, dazu bauete er Anhalt und Bernburg, darum ist ihr Titel Grafen zu Ascanien und Herren zu Bernburg, und der Bar ist ihr Wappen ꝛc." Doch den Beweis für ihre kecke Behauptung bleiben sie auch schuldig. Es war Neigung der alten Scribenten, ihre Helden recht tief in der Vorwelt hervortreten und keine Lücke in ihrer Geschichte zu lassen, sondern diese auf die erste beste Art auszufüllen.) Vielleicht wurde sie auch zum Schutze gegen die vordringenden Slaven aufgeführt, die im 7. und 8. Jahrhundert diese Gegend inne hatten.**) Gewiß ist, daß Ascanien und Ballenstedt zu den ältesten Anhaltiſchen Beſitzungen gehören. Als in den Kämpfen mit dem Frankenkönige Pipin und Carl d. Gr. die Sachsen aber erlagen und Beringer von Ballenstedt, Wittekinds Schwager, selbſt fiel, wurden den Ascaniern diese beiden Herrschaften entrissen, bis Carl d. Gr. 785 den Aribo-Beringer, nachdem dieser zur Chriſtentaufe gezwungen, zum Grafen von Ballenstedt und Ascanien erb- und eigenthümlich wieder einsetzte. In dem Kampfe mit Pipin soll die erste Ascanienburg von den Sachsen zerstört und in der Mitte des 9. Jahrhunderts von Aribert II. (Aribo, Albert) Grafen von Asca-

*) Der Schwabengau lag zwischen der Bode, Saale, Wipper und dehnte sich noch über Ballenstedt hinaus; denn Semnonen, ein suevischer Volksstamm, waren die ältesten Bewohner Anhalts; ihnen folgten die Thüringer, Franken und Sachsen.

**) 1723 grub man in der Aschersleber Neustadt, auf dem rothen Berge, 12 slavische Aschenkrüge und Urnen aus, und hat man deren mehrere frühertin öfter noch gefunden.

nien wieder erbauet sein, doch sei der Bau erst 100 Jahre darnach von Graf Esiko IV., der auch Burg Anhalt bauete, vollendet worden. In diesem 10. Jahrhunderte, nach Verschmelzung der Sueven, Thüringer und Sachsen nach so vielen Kämpfen in diesen Gegenden, treten die Grafen von Ascanien, zu welcher Herrschaft auch der Falkenstein gehörte, öfter auf. Bei einem vom Kaiser Heinrich 935 in Magdeburg gegebenen Turniere sind (nach Abels Chronik v. A.) die Grafen von Ascanien, Otto, Carl und Esicus mit gewesen. In der Mitte des 10. Jahrhunderts erscheint ein Graf Esico als erweislicher Stammvater der nachher so mächtigen Ascanier (s. Böttiger Gesch. v. Sachsen). Von einem der Fürsten dieses Namens Esic oder Asic (s. Lenz und Eccart) und späterhin Asche gesprochen, hat nun höchst wahrscheinlich Aschersleben den Namen erhalten, welcher von ihnen aber der Stifter gewesen, läßt sich aus Mangel fest bestimmender Nachrichten nicht genau ermitteln. Weil sie nun aber ebenso Grafen von Ballenstedt heißen, so läßt sich auch nicht bestimmen, welche der Burgen die Stammburg dieses Geschlechtes gewesen und ob die Ascanienburg die durch Leben erworbene war, oder ob Anhalt und Ballenstedt die nach Ascanien zu Lehen gegangene Burgen gewesen sind. Fast möchte man sich aber für die Annahme des erstern entscheiden, weil in alten Anhaltischen Lehnbriefen die Beleihung mit Ascanien andern Landestheilen nachsteht.

Der erste für Anhalt merkwürdige Fürst war Markgraf Gero (geb. 890), dessen Abstammung von einem Harzgeschlechte abgeleitet wird und dessen Macht 938 vorzüglich beginnt. (S. den Artikel: Gernrode.) Zu Ende des 10. Jahrhunderts lebte Esicus III. Graf von Ballenstedt, dessen Gemahlin, die Tochter Huodonis (Udo) Markgrafen der Ost- oder Lausitzer-Mark, aus dem Hause des Markgrafen Christian war, wo nach Aussterben dieser Familie deren reiche Güter an seinen Sohn Esic oder Asic fielen. Dieser Esic IV., dessen wir schon gedacht haben, hatte von seiner Gemahlin Mathildis, einer Gräfin von Werla, einen Sohn, Albrecht den ältern, der zugleich Graf im Schwabengau war. Dieser Albrecht fand 1063 seinen Tod auf eine gewaltsame Weise. Als er nämlich auf der Straße von Sinsleben nach Wesdorf oder Aschersleben friedlich einherzog, stürmten plötzlich verrätherischer Weise die Glocken und der auflauernde Ritter Egino von Conradsburg, sein Vetter, sprengte mit Reisigen hastig von seiner Burg herab und erschlug den vorbeiziehenden Grafen. Der Grund ist nicht angegeben, aber ein steinernes Kreuz im Wesdörfer Felde soll die Stelle bezeichnen. Albrecht hinterließ von seiner Gemahlin, Markgraf Otto's in Meißen Tochter, 2 Söhne, Siegfried und Otto, von denen Siegfried das mütterliche Erbe, die Grafschaft Orlamünde und durch die Wiederverheirathung seiner Mutter auch die Pfalzgrafschaft am Rhein erlangte. So ward die Ascanienburg in diesen Kriegen, fast zu derselben Zeit als Burg Anhalt und Schloß Bernburg ver-

wüstet wurden, 1142 abermals zerstört und die ganze Gegend durch Feuer und Schwerdt verheert. Fast 100 Jahre blieb sie nun in ihren Trümmern liegen bis Albrechts Enkel, Heinrich I., erster Fürst von Anhalt sie wieder aufbauen ließ und sie selbst bewohnte. Weil durch Albrechts und dessen Sohnes Bernhards große Kriegsthaten die Besitzungen des Anhaltischen Hauses an Umfang sehr zugenommen hatten, so theilten Graf Bernhards Söhne ihre Länder unter sich und dem jüngern Bruder Graf Otto, der andere Sohn des erschlagenen Albrecht, erhielt aber die Güter im Schwabengau, welche er durch seine Heirath mit Eilcke, einer der Erbtöchter des Sachsenherzogs Magnus, bedeutend vermehrte und deshalb der reiche genannt wurde. Er hieß Graf von Ballenstedt, und weil Kaiser Heinrich V. nach der Achtserklärung Herzog Lothars von Sachsen ihm in wohlwollender Gesinnung fur treuen Beistand dies Herzogthum zutheilte, so wurde dadurch der Grund zu den langen und schweren Kriegen zwischen seinem Sohne Albrecht dem Baren und den Sachsenherzögen Heinrich dem stolzen und Heinrich dem Löwen gelegt. Heinrich fielen namentlich die Anhaltischen Stammländer zu, weshalb mit diesem als dem nähern Stammvater des Anhaltischen Hauses die eigentliche Geschichte Anhalts als eines besondern Landes erst beginnt. Er nannte sich Comes Ascharine et Princeps de Anhalt, und der Name Ascharien hat von da bis ins 14 Jahrhundert gedauert, wo er dann in Ascanien verwandelt wurde. S. Zittwitz pag. 17. So wie Heinrich I., den Kaiser Friedrich II., *) zum Fürsten erhoben hatte, so bewohnte auch dessen Sohn Heinrich II. die Ascanienburg und wurde, weil der Vater seine Stammländer unter seine drei Söhne Bernhard, Heinrich und Siegfried vertheilt hatte, 1252 der Stifter der nur kurze Zeit bis 1315 blühenden Aschersleber Linie. Als diese mit Otto II. erloſch, **) nahm Fürst Bernhard von Bernburg daher wieder Besitz von der Herrschaft. Allein sein Bruder Albrecht, seit 1303 Bischof von Halberstadt, machte für sich und sein Stift Anspruch auf die Grafschaft und verlangte, Bernhard solle sie vom Stifte als Lehn nehmen. Anfangs glückte es ihm nicht, denn Bernhard wies dieses Ansinnen von sich und behauptete sich im Besitze bis an seinen Tod 1318. Auch sein Sohn Bernhard III. blieb noch 6 Jahre lang im Besitze. Im Jahre 1324 fing Bischof Albrecht wegen seiner Ansprüche aber offene Fehde gegen seinen Neffen und gegen das Interesse des eigenen Vaterhauses an. Im Einverständnisse mit Elisabeth, Ottos Wittwe, welche in der Stadt Aschersleben wohnte, überrumpelte er die Stadt. Da nun die Bürger der Elisabeth den Huldigungseid schwören mußten, so verpflichtete sich diese dagegen dem Bischofe, zu Gunsten des Stiftes über Aschersleben zu dispo-

*) Andere erzählen Kaiser Friedrich I.
**) S. Zittwitz pag. 22. 23 ꝛc.

niren, was auch geschah. Die Fürstin vermählte sich nämlich 1322 wieder mit Friedrich Grafen von Orlamünde, und da wies sie die Bürger, solche ihres Eides entlassend, an ihren Freund den Bischof von Halberstadt als ihren nunmehrigen rechtmäßigen Herrn, und diesem wurde auch wirklich gehuldigt. Bernhard suchte jetzt mit dem Schwerdte sein gutes Recht zu behaupten, und von Freunden unterstützt, fiel er verheerend in das Stift Halberstadt ein, so wie die bischöflichen Heerhaufen nicht minder Anhalt verwüsteten. Auch der Kaiser Ludwig, der Baier, um Hilfe angerufen, that alles Mögliche, den Fürst Bernhard in seinem Rechte zu schützen, und schickte deshalb den Ulrich von Bebenburg als Schiedsrichter, wo im öffentlichen Gerichte dem Bernhard die Grafschaft zugesprochen wurde. Dessenungeachtet und trotz aller Protestationen behielt der Bischof Albrecht, Herzog von Braunschweig Lüneburg, der dem Albrecht von Anhalt 1324 im Bisthume gefolgt war, aber doch die Grafschaft für das Stift, und so dem Hause Anhalt durch die eigenen Glieder entzogen, hat sie von da ab immer das Schicksal des Erzstiftes getheilt und ist späterhin auch an Brandenburg übergegangen.*) Fürst Wolfgang von Anhalt zog im Schmalkaldischen Kriege, im Januar 1547 mit Heeresmacht zwar gegen Aschersleben, um die alten Ansprüche, die das Jahr zuvor von ihm und seinen Vettern erneuert waren, mit dem Schwerdte geltend zu machen, und die Churfächsische Macht unterstützte das Unternehmen auch der Art, daß die Stadt den 6. Jan. 1547 dem Fürsten Wolfgang und dem Anhaltischen Fürstenhause huldigte; allein weil die Schlacht bei Mühlberg die Macht der Protestanten nur zu bald brach, nöthigte die Furcht vor der kaiserlichen Uebermacht den Rath der Stadt Aschersleben, sich im kaiserlichen Feldlager vor Wittenberg blich von Anhalt loszusagen, und seitdem ist Aschersleben von Anhalt getrennt geblieben. Von den Schicksalen der Ascanienburg seit 1324, oder seitdem Anhalt sie verlor, findet sich nirgends auch in den Annalen des Bisthums Halberstadt nichts aufgezeichnet. Wahrscheinlich damals schon verödet, fing sie nun, wo sie ganz unbewohnt blieb, immer mehr zu verfallen an. An Mauern und Thürmen nagte der Zahn der Zeit, und die von Wind und Wetter herabgeworfenen Steine wurden unten im Thale emsig zu neuen Häusern verbauet. So kam es, daß der alte Wolfsberg, auf dem die stolze Burg einst thronte, dem jüngeren Geschlechte wie ein Greis den nackten kahlen Scheitel nur noch zeigen, und daß Schriftsteller vor hundert Jahren schon die Ruinen einen bloßen Steinhaufen nennen konnten; sein schönster Schmuck blieb aber der Ruhm, auf seinem Nacken nie eine Raubburg getragen zu haben, wovon Geschichte und Sage uns nichts berichten. Wir wenden uns jetzt zur zweiten der Schwestern zur

*) S. Anh. Magazin 1830 p. 185.

2. Burg Anhalt.

Im Selkethale, dem Meiseberge schräg gegenüber, erhebt sich kegelförmig vom Grauwackenschiefer aufgethurmt 500 Fuß über den Spiegel der Selke, ein hoher Berg, der große Hausberg, und von diesem blickte stolz ins Thal herab einst Burg Anhalt. *) Dunkeler Wald birgt wie ein Geheimniß alle Reste der Burg, so daß Nichts den Fremdling von fern her hier Gemäuer errathen läßt, aber so wie das hohe Laubgewölbe allen hier schlummernden Todten mit seiner Waldesstille ein heiliger Dom seit Jahrhunderten gewesen ist, so bietet es auch jetzt noch dem ermüdeten Wanderer erquickende Kühlung auf den bemoosten Trümmern und auf mehreren Ruhebänken. Wie verwehet vom Sturme der Zeit sind auch hier die starken Mauern und Thürme, und Phantasie und Ahnung sind es nur, die auch hier deinem Blick, lieber Leser, jetzt noch eine glänzende Burg vorzaubern; aber auch noch etwas Anderes Höheres erfüllt, bewegt dein Inneres:

„Ueber den Trümmern, unter schattenden Bäumen, im Andenken an die Ahnherren und Ahnfrauen, an die Kraft, die Thaten, die Lieder, die Frömmigkeit und Tugend der Vorfahren, mit Wehmuth, daß das Aeußere vergeht, mit Freude, daß Tüchtigkeit, Recht, Glaube, Hoffnung und Liebe ewig bleiben, blicken aufwärts die Nachkommen."

Und diese Worte hält dir auch eine Tafel entgegen, der sie eingegraben sind, wenn du auf einem schön geebneten Pfade zwischen den Trümmern umherwandelst. Herzog Alexius von Anhalt ließ nämlich 1822 die Burgstätte aufräumen, und im Folge dessen bemerkt man jetzt wieder ein kleines Stück eines runden Thurmes und darunter den Eingang in ein halb verschüttetes Gewölbe; außerdem aber nur Gräben und zerfallenes und halb zerbröckeltes von rothen Backsteinen aufgeführtes Mauerwerk. Von der Sage, die Unheimliches flüsterte, getrieben, suchte man auch den tiefen Brunnen, aber niemand kannte seine Stätte. Nur ein greises Mütterchen wollte aus frühester Jugend sich des Platzes noch entsinnen, und als man an der angedeuteten Stelle einschlug, fand man am östlichen Abhange des Berges 150 Fuß unter seinem Scheitel und etwa 30 Fuß über der jetzigen Sohle des Wallgrabens die gesuchte Oeffnung. Nach Wegräumung von Erde und Schutt entdeckte man nun einen mit keilförmig gestalteten sehr schön gebrannten, theils fast verglaseten rothen Backsteinen 173 Fuß tief ausge-

*) Alte Chronisten rühmen den Stock des Berges als einen Jaspisfelsen und wirklich trifft man unfern der Burg auf dem sogenannten Feuersteinwege, der Landstraße nach dem Falkenstein, verschiedene Arten von Jaspis als grünen, welcher dem Serventin ähnlich sieht, besonders aber braunen und dunkelrothen, und auch einige mit sehr schönen weißen Adern durchzogene Sorten.

mauerten Brunnen. Die Mauerung war vortrefflich und nur die Spuren der auf- und abgehenden Eimer hatten sich derselben eingegraben. Es fanden sich mehrere Fährten von Wildpret und großen Raubthieren in die Steine eingedruckt, ein Beweis, daß sie im Freien getrocknet und zu einer Zeit geformt wurden, wo dergleichen nun vertriebene Gäste noch in unseren vaterländischen Gebirgen hausten. Aber das war nicht die ganze Tiefe. 108 Fuß tief war er noch bis zur ganzen Tiefe von 281 Fuß durch sehr festen Grauwackenschiefer und kohligen Thonschiefer niedergebracht. Unendlicher Schutt ward herausgeholt und in einer Tiefe von 150 Fuß stieß man auf eine starke Schicht vermoderten Strohes, in der sich ein mit den Füßen nach oben gekehrtes zerfallenes Menschengerippe auch Reste von Bekleidung vorfanden. — Friede mit deiner Asche du Unglücklicher, denn unglücklich warst du gewiß. — In der Tiefe von 230 — 240 Fuß fand sich mehreres noch gut erhaltenes Malter- und Nutzholz und noch tiefer außer einigen leicht vergänglichen Substanzen ein Stück Brodt im Aeußern noch völlig erhalten, nur etwas verschimmelt. Der tiefste Punct des Brunnens war kesselförmig zugerundet und trug noch die Spuren der Bergeisen. Wasser quoll den Arbeitern nur spärlich (in 24 Stunden 6 Eimer) entgegen, aber es war ein sehr trockenes Jahr. Nach vollständiger Reinigung ward er mit einem wohl verzimmerten Viereck bedeckt, das vorn auf einer eisernen Platte die Inschrift trägt:

„Bezeichnung des Brunnens auf Burg Anhalt, welcher früher verschüttet war, im Jahre 1822 auf Befehl des Herzogs Alexius Friedrich Christian geöffnet, untersucht und 270 Anhalt. Bernh. Fuß tief, aber ohne Wasser gefunden und daher wieder verschlossen ist." Auch ward ein Häuschen mit gothischem Zierrath darüber gebauet. Schon vor zwei hundert Jahren hatte man einmal nach Silbererzen in diesen Bergen eingeschlagen, wovon auch die Spuren noch sichtbar geblieben und wodurch die Ruinen sehr umgewühlt sein mögen. Nachdem man eine große Menge von Werkstücken und Ziegeln gefunden, stieß man auf Estrich, und als man noch tiefer grub, so hatte man aber auch da keine andere Ausbeute als verfaultes Holz und menschliche Gebeine. Sowohl zu Beckmanns Zeit 1710, als auch, wie Herr v. Rohr diese Trümmer besuchte 1730, müssen mehr Ueberreste davon noch sichtbar gewesen sein. Herr v. Rohr erzählt wenigstens p. 368 seiner Merkwürdigkeiten des Unterharzes: „An manchen Orten kann man bei dem verfallenen Schuttwerk noch gar eigentlich erkennen, wie der Wall und Graben um das Schloß angelegt gewesen, einige Büchsenschüsse von dem Hauptgebäude sieht man auf einem Platze einige Ueberbleibsel eines andern Gebäudes, Beckmann nennt es Rudera einer alten Capelle und wollen ihrer viele auch noch jetzt vorgeben, daß an diesem Orte die ehemals zu dem Schloß gehörige Kirche angelegt gewesen. Von dem Mauerwerk ist wenig mehr zu spüren, sondern man entdeckt nur noch gewiße Linien, hin und wieder einige

große mit Erdreich bedeckte und theils mit Gras bewachsene Steine, die von dem andern Grund und Boden dieses Berges einigermaaßen erhöhet. Wo dieses Gebäude eine Kirche gewesen, so hat sie eine ziemliche Länge und Breite gehabt und sollte man fast nicht vermuthen, daß eine so große Gemeinde auf diesem Schloß sollte zusammen gekommen sein. Hinter diesem Platze soll der Kirchhof angelegt gewesen sein und sieht man noch daselbst eine sehr alte und hohe Linde, die ihrem Untergange gar nahe und der Vermuthung nach einige hundert Jahre mag gestanden haben. Einige alte Leute wollen vorgeben, wie sie beständig von ihren Vorfahren gehört, daß diese Linde an dem Ende des Gottesackers gepflanzt gewesen. Der sel. Beckmann erwähnt eines großen Baumes, der in dieser Gegend stehen sollte, in welchen viele fürstl. Namen eingeschnitten gewesen, man sollte wol meinen, daß es diese alte Linde sein müsse, der man ehedem diese Ehre angethan, ich habe aber nichts daran wahrnehmen können, auch von keinem andern Baume, in welchem fürstl. Namen eingeschnitten etwas vernommen. — Zu der Zeit, da Beckmann diese Gegend besichtigt, hat noch ein runder Thurm hier gestanden, wie man aus seiner Beschreibung ersehen kann, jetzo aber sieht man nichts mehr davon als das Fundament oder Stuck eines Gewölbes, daraus man erkennet, daß ehedem ein runder Thurm darüber gebauet gewesen sein müsse. Da ich mich nebst meinem Diener in dieses unterirdische Gewölbe begeben, haben wir sehr viele Knochen von Menschen darin angetroffen, welche daselbst ihren Tod oder doch Begräbniß gefunden. In einiges unterirdische Mauerwerk kann man noch mit Mühe und Noth gehen, meistentheils aber muß man nur durch die Oeffnungen der Mauern kriechen, und weiß man fast nicht, für was man diese Oeffnungen ansehen soll, ob es Fenster oder Thüren ehedem gewesen. Eine ziemliche Ecke von dem Schloßgebäude und sonst unten am Berge entdecket man einen sehr tiefen Brunnen, von dem die Geschichtschreiber vorgeben, daß er ein sehr helles und gesundes Wasser bei sich führen soll. Bei der jetzigen Zeit kann man von der Beschaffenheit des Wassers nicht urtheilen, indem der Brunnen großtentheils verfallen und zum Theil mit Holz und Steinen überdeckt sein muß. Wenn man auch gleich große Steine hinunter wirft, so vernimmt man doch nicht, daß sie auf das Wasser anschlagen sondern man hört vielmehr ganz deutlich, daß sie eine gute Weile hernach, wenn man sie herunter geworfen, auf Holz anschlagen und daselbst liegen bleiben. Der gemeine Mann erzählt hin und wieder von diesem Brunnen, es wäre ein Kessel mit vielem Gelde darin verborgen. Ich habe mir auch für gewiß sagen lassen, daß vor nicht so gar vielen Jahren einige Bergleute sich vereinigt und den Schluß gefaßt, diesen Schatz aus dem Brunnen heraus zu holen; es wäre auch ein zu dem Ende herunter gelassener Bergmann dem Gelde bereits so nahe gewesen, daß er es mit den Händen hätte ergreifen können. Sobald er aber die Hand darnach ausge-

streckt und mit dem Einsacken den Anfang machen wollen, wäre der Kessel wieder hinunter gesunken, und dieses hatte so lange gewähret bis endlich die Schatzgräber solches überdrüßig worden und des Teufels Blendwerk erkannt."

Das Lohnendste für das menschliche Gemüth ist jetzt hier, lieber Wanderer, wenn du dich einem Gerüste in den Wipfeln einer riesigen Esche anvertrauest und nun dich auf einem Söller der alten Burg träumest, von dem dein Auge über Bergesmatten und reiche Landschaften hinaus aus dem traulich romantischen Versteck des Waldes in ungemessenen Fernen umherschweift.*) Da steigt so manche Ahnung in deiner Seele herauf, da zeigt die Phantasie dir die Bilder von der Heimkehr gewappneter Krieger, da mögte dein Ohr den Roßhuf und das Hifthorn im Thale vernehmen und des Minnesanges lauschen, da blickst du nach dem nachbarlichen Falkenstein herüber und in die Ferne hinaus nach den Warthen anderer Burgen, da umschauern dich der Brocken und der Ramberg mit ihren geheimnißvollen Hexen- und Teufelssagen, und auch des Auerberges hoher Rücken mögte Wodans Feuer deinem Auge zeigen. Ja da liegt dann deiner Seele der Gedanke so nahe, wer waltete und athmete einst auf diesen Höhen, und wer thürmte zuerst eine starke Burg auf dieses Berges Gipfel auf? Edele Grafen und Fürsten waren es, die ihren erhabenen Sitz nie zum Sammelplatz von geraubter Kaufmannsbabe oder Klostergut oder den Früchten sauern Schweißes der Armuth gemacht haben.

Graf Esiko IV. von Ballenstedt, so erzählen die Chronisten, verwandelte seine Burg Ballenstedt um 940 in ein Canonicats-Collegium und eine Stiftskirche, das er sehr reichlich beschenkte und bauete Burg Anhalt als seinen Sitz sich auf. Es mag vielleicht schon früher eine Burg hier gestanden haben und ist Esiko bloß der Wiederaufbauer gewesen, wenigstens veranlaßt die Angabe eines alten Anhaltischen Chronisten zu dieser Vermuthung, weil er erzählt, König Pipin habe noch als Großhofmeister um 747 die Burg Anhalt schon zerstört. Wovon der Name herrührt, ob davon, daß sie ganz ohne Holz „Ohn Holt" soll aufgebauet gewesen sein, darüber liegt auch ein tiefes Dunkel ausgebreitet. Geschrieben ist der Name: „Anhalt, Anhold, Anhald, Annhalt, Anahalt und Anhalde," weshalb denn auch gar mancherlei Erklärungen versucht worden sind. Als Otto der Große oder der Reiche das Collegiatsstift zu Ballenstedt in ein Benedictinerkloster umwandelte, so soll diese Stiftung die Ursache geworden sein, daß er 1110 das alte Schloß Anhalt besser ausgebauet, auch zu seiner Wohnung gewählt und sich nicht mehr Graf von Ballenstedt, sondern Graf von Aschersleben genannt habe. Nach Spangenbergs sächsischer Chronik verwüsteten

*) Eine weiß- und rothfarbene seidene Fahne hoch über dieser Esche dient dem suchenden Wanderer von fern her als Kennzeichen, daß er nicht fehl gehe.

aber 1140 die Feinde des Herzogs Albrecht des Bären, Erzbischof Conrad zu Magdeburg und der Markgraf Conrad von Meißen mit einigen andern Grafen, weil Albrecht in das Land des noch unmündigen Heinrich des Löwen, ihres Freundes, eingefallen war, die Burg der Art, daß der Chronist sagt: „Mit dem Schlosse oder Hause Anhalt ist also gar grimmig und unbarmherziglich umbgangen, daß kein Mensch zu derselben Zeit gehört oder erfahren, daß man ein Haus gänzlich auszutilgen, solche Geschwindigkeit hätte gebrauchet." Nach einer wegen mancher Umstände angefochtenen Urkunde des Bischofs Burchard v. Halberstadt v. 1040, dat. zu Eisleben, verstattete dieser dem Rath zu Harzgerode (bei dem sich nach einem fürstl. Saalbuche von 1608 die Urkunde befunden haben soll) die Glocken von dem Thurme zu Anhalt in die Stadt zu nehmen. Wer die Burg darnach wieder aufgebauet habe, darüber findet sich keine Nachricht; in den kaiserlichen Lehnbriefen ist sie aber stets unter den Lehnstücken mit angeführt und den Graf Bernhard, Albrechts Sohn, findet man zuerst als Graf von Anhalt, auch von Aschersleben genannt. (Stenzel Anhalt. Geschichte.) Zittwitz Aschersleb. Chronik p. 15. Auch muß sie im Jahre 1300 wieder bewohnt gewesen sein, weil eine Schenkungsurkunde des Fürsten Otto I., wodurch er mit seiner Freigebigkeit an die Geistlichkeit das Dorf Eneckerode dem Kloster Ballenstedt schenkte, von hier aus in jenem Jahre datirt ist. Wenn und durch welche Veranlassung aber die Burg zerstört sein mag, ob durch Feindes Hand oder ob sie verlassen wurde und verfiel, darüber fehlen alle Nachrichten und selbst 1608 wußte man nicht mehr als jetzt darüber. Für gewaltsame Zerstörung sprechen jedoch die geringen Trümmer und ihr fast gänzliches Verschwinden. 1376 wurde von einer Aebtissin zu Gernrode, Adelheid vom Walde dem Pfarrer (Parrer) auf Anhalt aber noch eine Mark Silbers als lebenslängliches Vermächtniß ausgesetzt. Jetzt sind die wenigen Ruinen seit 1603 ein Gesammt-Eigenthum aller drei Herzoglich Anhaltischen Häuser. Wie die Volkssage wie auf den meisten alten Burgen, auch hier ehedem reiche Schätze verborgen glaubte, haben wir uns schon erzählen lassen. Curgänger haben daher gewiß auch einst wenig zur gänzlichen Vernichtung aller Ueberreste der Burg beigetragen. Wir wenden uns deshalb zur dritten der Schwestern zu

3. Schloß Ballenstedt.

Da blinkt es her im zitternden Sonnenstrahl
Wie Zauber blinkt her da Ballenstedts Schloß!
Blick nun schwelg' und Phantasie, fleuch zephyr-
Gaukelnd hinüber!

Friedrich Raßmann.

Auf einem der heitern Vorberge des Harzes, in jugendlicher Frische prangend, leuchtet ihr lichtes Annengewand weit in das

flache Land hinein und ladet gleichsam mit ihrer Freundlichkeit den rüstigen Gebirgswanderer schon von fern ein, von hier aus die heitere Bergfahrt zu beginnen. Wessen Gemuth zuerst auf dieser Höhe sich so heimisch fühlte, daß er seine Wohnstätte dahin verlegte, wer mag dieß Geheimniß der dunkeln Vorzeit entreißen können? Vielleicht bestand die erste Ansiedelung nur in einem von aufeinander gelegten Balken bestehenden Blockhause, woher man auch seinen Namen Ballenstedt, ehedem in Urkunden Balkenstet, ableiten und damit auch das Ballenstedter Wappen in Zusammenhang bringen will, das 5 schwarze Balken im goldenen Felde im Schilde führt. Es ist wahrscheinlich, daß die erste Anlage einer Burg gerade an dem Orte, wo jetzt das Schloß steht, gewesen und daß sie schon im 6. Jahrhundert erbauet sei. Spangenberg gedenkt in seiner Mannsfeldischen Chronik: „pag. 63 schon 618 eines Bernwald oder Bernthobald II. des Beer, Herr zu Ballenstedt und Ascanien, den die Sachsen gegen Lothar, der vordringenden Franken König, zu ihrem König und Kriegsfürsten erwählt hatten, der aber von Lothar in einer Schlacht überwunden und mit vielen der Seinigen getödtet sei. Einen Beringer (I.), Herrn auf dem Harze zu Ballenstedt und Ascanien erwähnt er dann wieder pag. 64 und erzählt, dieser habe, von den Sachsen zum Anführer erwählt, die Slaven und Wenden 642 wieder aus Thüringen gejagt. Als die Franken den Sachsen den deshalb erlassenen Tribut dennoch abgefordert hätten, so habe dieser Beringer, sie gegen die Franken beschützen sollen. Darauf ist Chlodoväus,*) fährt er fort, der Franken König 650 mit seinem Kriegsheere aus Thüringen über die Unstrut und durch die Grafschaft Mannsfeld nach dem Harze vor das Schloß Ballenstedt gezogen belagerte und nahm es ein. Obwohl er nun zwar den Beringer selbst nicht getroffen, so nahm er doch dessen schöne Tochter, Bathilde, (Mechtilde) als Gefangene mit sich fort nach Gallien, gewann sie aber so lieb, daß er sie, obwohl er ein Christ und sie eine Heidin, zu seinem Gemahl machte, worauf auch sie eine Christin geworden ist. Auch ihren Vater und ihre beiden Brüder Beringer den jüngern und Herrmann wollte sie zur Taufe bewegen; es gelang ihr aber nicht. Als Aribert, Fürst zu Ursin, aber vernahm, wie seine Vettern von den Franken bedrängt wurden, kam er aus Italien ihnen zu Hilfe und da dieses Beringers Söhne ohne Erben starben, trat er ihre Herrschaft an und stammen von ihm die Anhaltischen Fürsten ab.“ Anno 696 soll Rutpot Herr zu Ballenstedt und Ascanien, der von den Geschichtschreibern als ein stolzer zänkischer und seine Unterthanen drückender Mann geschildert wird, auf dem Harze, an der Elbe und Weser geherrscht haben. 721 starben Concello und Vitello beide Herren auf dem Harze zu Ballenstedt.“ 747 verband sich ein Erb-Beringer, Herr

*) Andere Chronisten berichten: „Gerhold, des Chlodoväus major domus.“

zu Ascanien und Ballenstedt, mit Grypho, dem Bruder des Königs Pipin, gegen letztern und Aribo der Beringer Herr zu Ascanien und Ballenstedt kämpfte als Schwager Wittekinds, dessen Schwester Hasela (Gisela) er zur Frau gehabt, den großen Kampf mit Carl d. Gr., mußte aber mit seinem Sohne Beringer nach Dänemark zu König Siegfried, seinem Schwager, flüchten." — So weit Spangenberg. Beringer V. soll nun zuerst nach seiner Taufe von seinem Pathen, Carl dem Großen, zu einem Grafen von Ballenstedt, Ascanien, auf dem Harze und der ganzen Börde gemacht und sollen diese Lande ihm erblich übergeben worden sein. Wenn nun dieß Alles auch nicht historisch als durchaus wahr erwiesen ist, so ersieht man doch daraus das hohe Alter von Schloß Ballenstedt.

Gewiß ist, daß Esiko IV. (oder VI.) Graf von Ascanien und Ballenstedt um 940 zu Ballenstedt ein Canonicats-Collegium mit einer Stiftskirche gründete, welcher er die beiden Heiligen Abundius (Abundantius) und Pancratius zu Schutzpatronen gab, und daß er sich selbst zum Sitz Burg Anhalt bauete. Sein Bruder Dietrich (Theoderich) ernannte er 943 zum ersten Propste, der auch vom Papst Martin III. die Bestätigung erhielt, und beide Brüder wurden nach ihrem Tode in der Kirche beigesetzt, die außer jenen Heiligen auch noch der Ehre der heil. Jungfrau Maria geweihet war. Eine feierliche Einweihung fand statt 1053 in Gegenwart Kaiser Heinrich III. und seiner Gemahlin, und so wie Esiko das Stift schon gut dotirt hatte, so schenkte (oder bestätigte) der Kaiser denselben, außer der Kirche zu Osmarsleve, mit 15 Hufen Landes und den Gerechtsamen noch Güter in Pedabrunno, Westholte, Rothallasburch, Immalstorpe (und Welpesleve) im Schwabengau, welche Schenkung sein Sohn K. Heinrich IV. 1073 bestätigte und dabei erwähnt, daß die Kirche zu Ballenstedt zur Abtei Nienburg gehörig sei. Esiko's Enkel, Otto der Reiche (auch Markgraf von Salzwedel genannt) verwandelte das Stift unter Bischof Reinhard zu Halberstadt, zu dessen Diöcese es gehörte*), 1110 in ein Benedictinerkloster. Die Päpste, vorzüglich Honorius II., der damals lebte, und Lucius II., nahmen es in ihren besondern Schutz und unterwarfen es ihrer unmittelbaren Gewalt. Diese Gunstbezeugungen sicherten dem Stifter, Otto dem Reichen und seinen Nachkommen daher auch die Erbschutzvoigtei (Advocatia) über dasselbe, und wenn gleich es nachher dem Nienburger Stifte eine Zeit lang unterworfen war, so blieben die Fürsten doch immer die Schutzherren. Der Convent hatte auch die Freiheit, einen Abt nach eigener Willkür zu wählen, und wurde der erste Abt aus dem Kloster Berge vor Magdeburg dahin berufen.**). Um die Einkünfte der Klostergüter zu vermehren, verkaufte 1159 der Abt Arnold die beiden

*) S. Lentz l. c. und Abels Landchronik von Halberstadt p. 199.
**) S. Joh. Lindner d. Mönch in seiner Anhalt. Geschichte pag. 442 Anm.

Wendischen Dörfchen Nauzedele und Nimiz am rechten Muldeufer bei Dessau, an die betriebsamern Flamländer *) und 1167 Markgr. Albrecht als Voigt mit Arnolds Zustimmung das Dorf Pozelewe, auch jenseit der Mulde, gegen andere Güter in Suetlingen. **) Wann das Stift diese Dörfer erworben, wissen wir nicht. So erwarb das Kloster auch noch Güter bei Ballenstedt 1290, in Zelinge 1296, in Groß Radisleben 1293 und durch Schenkung von Fürst Otto I. das Dorf Eneckerode 1300. Im 14. Jahrhundert muß es aber (wodurch? ist unbekannt) sehr in Verfall gerathen sein, weil Spangenberg (pag. 351) und Andere erzählen, daß damals (adelige?) Straßenräuber in dem Schlosse gewohnt und gar übel gehauft hätten, bis solches endlich 1397 von den Markgrafen Wilhelm und Friedrich von Meißen belagert und zerstört wäre ***). Daher mag es denn auch wohl gekommen sein, daß die Besitzungen gegen das Ende des 15. Jahrhunderts so zusammengeschmolzen und das Kloster überhaupt so herunter gekommen war, daß Georg II. der Starke es 1485 ganz wieder herstellte, reformirte und mit neuen Beneficien versah.

In dem 15. Jahrhundert soll es zur Bursfeldischen Union mit gehört haben, und hat ein Conventual dieses Orts, Nicolaus Heyner, in seiner Chronica Monachorum näher Nachricht darüber ertheilt. (S. Leuckfeld vom Bursfeldischen Kloster pag. 60.) Auch soll Ballenstedt ein Mal, wenn sonst die Angabe richtig und Stadt Ballenstedt nicht damit gemeint ist, den Grafen von Hohnstein gehört haben. Müller in d. Annal. Saxoniae sagt nämlich pag. 11: Daß Graf Heinrich von Hohenstein eine Schrift ausgestellt und darin bekannt habe, daß Friedrich der Streitbare, Wilhelm der Reiche und Friedrich der Jüngere Brüder und Vettern und Landgrafen in Thüringen, ihm für die Städte und Schlösser Heldrungen und Wiehe unter andern Oertern auch dieses Ballenstedt erblich mit abgetreten hätten. Er sagt aber nicht, wie jene Landgrafen zuvor in den Besitz Ballenstedts gekommen seien, um tauschen zu können.

Im Bauernkriege 1525 fand das Kloster mit vielen andern Klöstern seine Endschaft. Kurz nach Ostern hatten nämlich die Bauern mit ihrer Zerstörungswuth auch dieses Kloster überfallen. Abt und Convent, die vor ihnen geflüchtet, waren aber darnach theils nicht im Stande, die ruinirten Klostergebäude wieder aufzubauen, theils glaubten sie nicht länger mit gutem Gewissen im

*) S. Spaziergänge durch Anhalt, pag. 155 ꝛc. u. Lindner Geographie von Anhalt pag. 453.

**) Hr. v. Rehr in seinen Merkwürdigkeiten des Unterharzes, pag. 398, sagt: „gegen 8 Hufen Landes zu Schartleben."

***) Da weiter unten noch einer Burg gedacht werden wird, so kann möglichen Falls auch diese darunter verstanden sein, weil sowohl 1393 als gleich darnach zweier Aebte des Klosters gedacht ist. (S. Spaziergänge durch Anhalt pag. 184.)

Kloſter bleiben zu können, indem die evangeliſche Religion ſich immer mehr ausbreitete und ſie meinten, daß das Kloſterleben ihnen zur Erlangung der Seligkeit mehr hinderlich als beförderlich ſei, weshalb ſie es dem Fürſten Wolfgang als ihrem Landesfürſten und Schutzherrn, unter ihrem Abte Mathias Ribike 1525, gegen einige zum fernern Unterhalt und Fortkommen bedungene Summen vermöge eines förmlichen Reverſes übergaben.

Die uns bekannten Aebte dieſes Kloſters ſind der Reihe nach folgende geweſen:

„1) Johann lebte ums Jahr 1148. — 2) Arnold 1159. — 3) Johann 1292 und 1299. — 4) Eckart 1393. — 5) Heinrich Beer. Dieſer war Mönch im Kloſter Huysburg bei Halberſtadt, nachher Prior im Kloſter Ilſenburg und Mönche-Nienburg, endlich Abt in Ballenſtedt. Nach neun Jahren reſignirte er aber wieder auf dieſe Stelle und ging nach Huysburg zurück, wo er auch 1419 ſtarb. — 6) Wilke Biſterfeld, war auch erſt in Huysburg, dann in Eilenſtedt, dann in Ballenſtedt 1468. — 7) Johann Henne, auch in Huysburg Anfangs, dann in Ballenſtedt, reſignirte auch und wurde Abt in Ilſenburg. — 8) Johann 1501. — 9) Heinrich 1508. — 10) Mathias Ripke oder Ribike 1516 u. 1525."

Johann Lindner und Andere erzählen noch, daß, weil die Mönche ſich zu Luther hin geneigt hätten, ſo habe der letzte Prior, Heinrich Boſſe, nachdem er zuvor 100 Gulden jährlichen Unterhaltes ſich ausbedungen, ſich verheirathet und ſei über einen Theil des Harzes Voigt geworden. *)

Die Stiftskirche hieß nach dem Schutzheiligen des Kloſters zu St. Pancratii, und führte dieſen Heiligen auch im Stiftsſiegel. Im Anfange des 17. Jahrhunderts, zu Beckmanns Zeiten, war ſie noch ziemlich wohl erhalten. Sie ſtand auf 12 Pfeilern (10 runden und 2 eckigen) und waren etliche derſelben von ganzen Steinen aus den benachbarten Steinbrüchen, was die vielen Adern darin bezeugten. Der Thurm, weſtlich von der Kirche, war von allerhand großen und kleinen Quaderſteinen aufgeführt und hatte ehemals zwei volle Spitzen gehabt, an deren Stelle ein Dach mit drei Frontiſpicen getreten war. Gegen Oſten war noch ein Thurm über der Kirche, da ſich der Chor anfing. Unter dem Chor der Kirche war eine Kapelle (Krypta), zu St. Nicolai genannt, ſo damals ein Gewölbe, früher aber den fürſtl. Begräbniſſen gewidmet geweſen, „wie denn auch unterſchiedene ſogenannte Särge, in dem Boden des Felſens in dem Eiſenſtein eingehauen, ſich allda befinden, ſo aber jetzo mit einem Pflaſter bedeckt ſind und nicht geſehen werden können. Man hat auch vor der Kapelle in dem Kreuzgange einen dergleichen in Eiſenſtein eingehauenen Sarg oder vielmehr eine Höhlung anſtatt des Sarges gefunden, in welchem annoch ein ganz Gerippe und an der Mitte deſſelben eine meſſingene

*) Mencken, Script. rer. Germ. II. 1612. 13.

Schaale angetroffen worden, ist aber jetzt ebenfalls zugepflastert und sind solches die eisernen Särge, davon die Geschichtschreiber zuweilen Meldung thun, in der That aber nichts anders als diese in dem aus Eisenstein bestehenden Felsen gehauene und nach der Größe eines menschlichen Körpers bereitete, auch mit dergleichen Deckeln versehene Höhlungen, die auch F. Joachim Ernst 1572, als er von diesen Begräbnissen gewisse Nachricht haben wollen und sie deswegen öffnen lassen, nicht anders befunden.*) Indessen ist's andem, daß diese Kapelle insonderheit daher berühmt geworden, daß man beständig dafur gehalten, daß die Stifter derselben wie auch die ersten Churfürsten zu Sachsen und Brandenburg aus dem Hause Anhalt, ingleichen der erste Ahnherr des Hauses Anhalt, Fürst Heinrich I. und andere Personen desselben Hauses darin beigesetzt worden." Es liegen somit im Oratorium des ehemaligen Klosters, unter den Chören der sonstigen Kirche und in den Kreuzgängen vor derselben, wo jetzt die Küche ist, folgende hohe Personen, 15 an der Zahl, begraben:

„1) Esikus IV., der Stifter des Collegiatstiftes. — 2) Seine Gemahlin Mechthildis. — 3) Sein Bruder Theoderich, der erste Probst im Stifte. — 4) Graf Otto der Reiche, letzter Graf von Ballenstedt und Stifter des Klosters, starb am 9. Novbr. 1123 und liegt in der Krypta. — 5) Seine Gemahlin Helicha, Markgräfin zu Salzwedel, starb 1140. — 6) Albrecht der Bär, starb am 18. Novbr. 1171 zu Ballenstedt (oder 1170). — 7) Seine Gemahlin. — 8) Albrecht des Bären Sohn, Bernhard, Graf zu Aschersleben oder auch zu Anhalt, nachheriger Herzog zu Sachsen, der nähere Stammvater der Fürsten von Anhalt, starb 1212 zu Bernburg. — 9) Seine erste Gemahlin, Jutta, König Kanuths von Dänemark Tochter. — 10) Seine zweite Gemahlin, Sophie, eine Tochter des Landgrafen Ludwig des Eisernen von Thüringen. — 11) Heinrich I., der erste Fürst zu Anhalt. **) — 12) Georg II. der Starke, von der Waldemar-Göthenschen Linie, starb am 25. April 1509. Er liebte Ballenstedt von jeher sehr, daher er sich

*) S. Leuckfeld Antiquit. Halberstad. pag. 186. u. v. Rohr pag. 399.

**) Hier giebt es bei den Genealogisten verschiedene Angaben: „Die ältern nennen Heinrich I. Gemahlin Mechtildis und Tochter Otto I. Herzogs von Braunschweig, und lassen sie auch in Ballenstedt begraben sein. Stenzel nennt sie Irmgard und Tochter des Landgrafen Herrmann von Thüringen. Entweder hatte Heinrich I. († 1.52) nun zwei Gemahlinnen, oder die eine, vielleicht Mechtildis, war die Gemahlin Heinrich II. († 1.68). Auch dieser Heinrich II. soll in Ballenstedt begraben liegen, wenn es nicht eine Verwechselung mit Heinrich I. ist. Ferner soll dort beigesetzt sein F. Otto von Ascanien, der von ältern Chronisten Heinrichs Sohn, von Stenzel aber auch Heinrichs Enkel oder gar Großenkel genannt wird und mit welchem Aschersleben ausstarb. Auch dessen erste Gemahlin soll dort ruhen. Wie fern dieß Alles wahr ist, läßt sich nicht mehr ermitteln; Beckmann giebt aber nur 15 fürstl. Personen an. S. Anh. Chronik pag. 156.

auch längst vor seinem Tode diesen Begräbnißort ausersehen hatte. Als man seine Grabstätte machen wollte, stieß man auf das Grab Heinrich I., er wurde daher neben diesen gelegt. — 13) Seine Gemahlin Agnes. — 14) Herzog Leopold zu Oesterreich, welcher bei einem Besuche beim Herzog Bernhard hier starb und noch vor seinem Tode der Kirche 100 Pfund Silber schenkte." —

Wahrscheinlich wurde das Kloster nach seiner Zerstörung nun bald zu einem Jagdschlosse oder fürstlichen Hause eingerichtet, wie es darnach auch genannt wurde.

Weil nach dem Aufhören des romantischen Ritterthumes die Anhaltischen Fürsten ihre Wohnsitze aber nach den Städten Bernburg, Köthen, Dessau und Zerbst verlegt hatten, doch auch mehr in der Mitte ihrer Länder lebten, so ist Ballenstedt bis Anfang des vorigen Jahrhunderts von ihnen weniger beachtet und besucht gewesen. Nur wenn die Pest oder die heitere Jagdlust sie nach der gesündern Bergluft hinauf trieb, dann weilten sie wol noch kurze Zeit auf ihren Bergschlössern. — Im dreißigjährigen Kriege wurde es am 4. Aug. 1626 von dem Colloredo'schen, de la Tour'schen und Friedländischen Croaten-Regimente rein ausgeplündert, Fürst Christian II. richtete nach seiner Reise durch die Niederlande und Frankreich 1627 seine Hofhaltung hier ein, blieb aber kaum zwei Jahre, weil er nach seines Vaters Tode 1630 seine Residenz in Bernburg nahm. Er verschrieb Ballenstedt aber seiner Gemahlin als Witthum, welche 1675 hier auch gestorben ist. Zur Pestzeit 1682 hielt sich F. Victor Amadeus der gesunden Harzluft wegen gleichfalls mit seinem Hofe vom August 1682 bis 12. Juni 1683 in Ballenstedt auf.*) F. Victor Friedrich endlich war namentlich der Parforcejagd wegen häufig in Ballenstedt.**) Dadurch erlangte das Schloß, das, wie Herr v. Rohr erzählt, vorher etwas unregelmäßig gebaut, allmählig seine Wiedergeburt zu seiner jetzigen freundlichen Gestalt. So bauete 1704 F. Victor Amadeus den nördlichen Flügel zur Hälfte, den andern Theil setzte F. Carl Friedrich 1719 und 1720 hinzu, der überhaupt in diesem Jahre das Innere des ganzen Schlosses vortheilhaft veränderte und es zum Sommeraufenthalte der fürstlichen Familie einrichtete. Fürst Victor Friedrich, welcher dieß Schloß seiner Gemahlin auch zum Wittwensitze bestimmt hatte, bauete 1733 am Fuße des Schloßberges zum Zeug- und Jagdhause den jetzigen großen Gasthof. F. Friedrich Albrecht war es endlich, der 1765 für immer wieder seine Residenz hierher verlegte, worauf er bis jetzt Wohnsitz der

*) Die Sage berichtet, daß er unter einer Eiche, jetzt die Betreiche genannt, unfern des Gatters sehr oft zu Gott um Abwendung der Pest gebetet habe. Nicht weit davon befindet sich jetzt auch das Grab eines Fräuleins von Buttlar, die jedoch viel später dahin begraben ist.

**) Die Parforcejagd hat vom 26. Aug 1728 bis 3. Novbr. 1752 gedauert und sind in Summa 783 Hirsche erlegt.

Fürsten geblieben ist. Dieser vollendete auch die jetzige Gestalt. Der mittägliche Flügel, dessen Mauern noch aus den Klosterzeiten herstammen, und in welchem F. Victor Amadeus aber nur schlechte Wohnungen hatte einrichten lassen, wurde nämlich von ihm 1766 und 1773 gänzlich umgewandelt, so daß namentlich aus den Ställen des untern Stockes Zimmer gemacht und der Flügel selbst am westlichen Ende um zwei Fenster Breite verlängert wurde. Auch wandelte er 1765 das Zeughaus ganz wieder um und gab ihm seine jetzige Bestimmung, so wie er 1757 ein Reithaus und 1788 auch ein Schauspielhaus bauete. Herzog Alerius fügte aber 1810 noch das Marstallgebäude hinzu, das in Folge des Einsturzes eines Gewölbes im nördlichen Flügel des Schlosses, des frühern Marstalles, neu und schön am Fuße des Schloßberges aufgeführt wurde. Durch diese verschönernden neuern Bauten, wodurch das jetzige Schloß ein wahrhaft fürstliches Ansehen nicht durch architektonischen Prunk, sondern durch seine edele mit Geschmack gepaarte Einfachheit bekommen hat, ist von den frühern Klostergebäuden aber nicht viel mehr übrig geblieben. Nur das Corps de logis, wo jetzt die Küche und darüber noch einige andere Zimmer sind, nebst dem Thurme sind noch die einzigen wenig veränderten Reste der ehemaligen Klostergebäude, denen man an ihrer Hinterseite auch noch ihr ehrwürdiges Alter ansieht. So soll der jetzige Küchengang der ehemalige Kreuzgang gewesen sein. Die zwei hohen Spitzen, welche der Thurm sonst noch gehabt hatte, waren ihm Alters halber früher schon abgenommen. Die alte Stiftskirche ließ F. Victor Friedrich, weil das Innere größtentheils zerstört und eine Reparatur schwer ausführbar war, 1748 niederreißen und erbauete an der Stelle ein großes Gebäude, worin auch eine Schloßkirche, die noch jetzt daselbst befindliche, eingerichtet war. *) Der Fürst mit seiner Gemahlin und dem Erbprinzen Friedrich Albrecht legten selbst den 25. April 1748 den Grundstein. Die jetzige Schloßkirche nimmt aber nur einen Theil der ehemaligen Stiftskirche ein; denn diese erstreckte sich von der Stelle, wo jetzt die Orgel steht, bis an die Thurmmauer, faßte also die jetzigen sogenannten Kirchzimmer noch in sich. Die Stelle, wo die Gebeine des großen Markgrafen Albrecht des Bären eingesenkt wurden, kennt man durch die frühern großen Veränderungen leider schon lange nicht mehr. Da die fürstlichen Grüfte nach den Städten verlegt waren, so birgt das Schloß die Gebeine späterer Anhaltischer Fürsten nicht, und hat somit, durchweg frisches Leben athmend, jetzt nur einen heitern Charakter. Es schließt in sich zwei Säle, (den Speisesaal und den weißen ehemals braunen Saal) und 81 heizbare Zimmer.

*) Hr. von Rohr berichtet: Ihm sei vom damaligen Kastellan erzählt, daß diese Kirche jährlich von Franziskaner-Mönchen aus Halberstadt noch besucht würde, welche ihre Andacht in selbiger halten.

Da in einem frühern Artikel über Ballenstedt (Bd. I. pag. 203) seiner Kunstschätze, seiner reizenden Lage und seines Parkes schon Erwähnung geschah, so dürfen wir füglich dieses hier unberücksichtigt lassen.*) Bemerkt muß nur noch werden, daß der Schloßberg ehedem ein kahler, nackter Berg war und seit 1765 erst durch ausländische Bäume und Sträucher seinen jetzigen Schmuck erhalten hat.

Erlaubt sei es aber, noch einen flüchtigen Blick auf die Umgebungen von Schloß Ballenstedt zu thun. Zuerst fällt unser Auge auf die unterm Schlosse liegende Stadt Ballenstedt, die in 509 Häusern etwa 4000 Einwohner zählt. Schon im 9. Jahrhundert soll dieser Ort gestanden haben, blieb aber bis 1515 ein Dorf, wo es von Fürst Wolfgang Mauern und Stadtgerechtsame erhielt. Nicht lange zuvor 1498 war fast der ganze Ort durch Feuer in Asche gelegt. Beckmann erwähnt einen unweit dem Markt ostwärts gelegenen Ort, welchen man die alte Burg nannte, und der schon damals ganz verödet war. Die Herren von Stammer waren seit vielen Jahren damit belehnt gewesen. „Es mag," fährt er fort, „vor diesem ein ansehnliches Werk gewesen sein, indem es mit einem tiefen Wassergraben umgeben, auch noch Mauern von Sandstein daselbst zu sehen, worunter ein Keller vorhanden, jetzt aber wird der umgebene Platz zu einem Küchengarten gebraucht, den Graben aber hat der Herr v. Stammer ausräumen und zur Fischerei zubereiten lassen." Außer diesem von Stammerschen Gut gab es auch ein von Kisleben'sches Rittergut noch darin. Die Stammer mit denen von Heiden zusammen baueten 1500 die jetzige St. Nicolaikirche wieder auf, die 1498 niedergebrannt war. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß Ballenstedt (1555) auch der Geburtsort des Johann Arendt gewesen ist, dessen Paradiesgärtlein einst so großen Beifall errang. An Umfang hat Ballenstedt besonders seit 1765 gewonnen, wo die vom Schlosse nach der Stadt führende 1712 angelegte Lindenallee mit Häusern angebauet wurde. 1803 ist sie in eine Kastanienallee umgewandelt. Auch 1790 wurde noch eine Straße, die neue Straße, in gleicher Richtung angelegt.

Unfern Ballenstedt bei Opperode war ehedem seit 1572 und früher ein Steinkohlenbergwerk, das aber eingegangen ist, worin die herrlichsten Abdrücke von Schilf und Farrenkräutern vorkamen. Die ganze Umgebung von Ballenstedt und auch die dazu gehörigen Dörfer zeichnen sich jetzt besonders seit Anfang dieses Jahrhunderts durch die reichsten Obstpflanzungen aus.**)

Wie zwei muntere dienende Freundinnen der hohen Fürstentochter, so stehen ehrerbietigst in einiger Entfernung vom hell strah-

*) S. Lindners Geschichte v. Anhalt pag. 485 und Niemanns Handbuch für Harzreisende.

**) Vorzügliche Obstjahre sind gewesen: 1745, 1802, 1834 ꝛc.

lenden Fürstenschlosse auf zwei Bergkuppen auch zwei Jagdschlösser, der Röhrkopf, ein Jagdhaus a la Mente, und der Ziegenberg, der geselligen Belustigung gewidmet. Ersteres, das dem Schlosse durch Röhren sein Wasser zuführt, ward 1770, letzteres der schönen Aussicht nach Magdeburg wegen 1767 erbauet. Unweit davon auf dem kleinen Ziegenberge ward 1688 durch Verbrennung einer Frau das gräßliche Schauspiel eines Hexenprozesses gegeben.

Einer reizenden Aussicht wegen auf ein waldumkränztes Thal darf hier auch nicht ungenannt bleiben auf dem Hubertusplatze über dem Siebensteinsteiche der Hubertusthurm vom Herzog Alexius aus Holz erbauet. Auch der Zehling, eine 1789 angelegte Fasanerie, verdient noch Erwähnung. Der Name wurde nämlich einem dabei liegenden Hölzchen entlehnt, und der Sage zufolge soll in diesem Wäldchen einst eine heidnische Gottheit von unsern Vorfahren verehrt worden sein. Wo die Stätte eines sonst daneben stehenden und 1345 noch vorhandenen Dorfes gleiches Namens gewesen ist, läßt sich jetzt nicht mehr mit Gewißheit angeben. Eine andere nicht weit davon liegende Dorfstätte ist Asmusstedt, welches Dorf im dreißigjährigen Kriege zerstört worden ist. Es soll von einem Asmus von Stammer erbauet gewesen sein. Durch Nachgrabungen wurden 1821 hier nicht bloß zerbrochene Todten-Urnen in Menge gefunden, sondern auch eine Masse von Knochen, welche in unregelmäßiger Lage auf- und durcheinander geworfen waren. Nahe dabei war man auch schon früher auf Grundmauern eines großen Gebäudes gestoßen, das vielleicht die Kirche des frühern Dorfes Asmusstedt war, und vermuthlich war jene Stelle mit den Knochen der Kirchhof gewesen. Indessen müssen es entweder an der Pest Gestorbene oder im Kriege Erschlagene gewesen sein, denen man hier ein großes gemeinschaftliches Grab bereitete. Sonst läßt sich dieß Beisammen- und Durcheinanderliegen so vieler Gebeine nicht erklären. Auch fand man mehrere Kinderskelette in zwei über einander gelegten Firstziegeln. Nicht weit davon ist von denen von Stammer wieder ein Vorwerk dieses Namens aufgebauet und von Herzog Alexius, dem spätern Besitzer, verschönert worden. Ferner sind noch als wüste Dorfstätten zu erwähnen: Klein Radisleben, unfern des jetzigen Dorfes (Groß-) Radisleben, an dem Flüßchen Getel; Pücklingen, ehedem ein Dorf zwischen Badeborn und Gattersleben; die Ruinen der alten Laurentiuskirche bei Badeborn, bei welchen der Todtenacker dieser Gemeinde sich befindet; und die Rudolfsburg zwischen Ballenstedt und Rieder. Da genauere Nachrichten vom Untergange dieser Orte mangeln, so erhält sich ihr Andenken nur noch durch die Namen der Feldmarken, doch wird ihrer auch in alten Urkunden gedacht. Zwei durch Form und sonstige Eigenthümlichkeiten seltsame Felsen bei dem Zehlinge sind die beiden Gegensteine, welche die letzten aus dem Innern der Erde bis gegen 40 Fuß zur Oberfläche herausgeschobenen Steinmassen der bei Blankenburg und Timmenrode streichenden soge-

nannten Teufelsmauer ſind. Weil der eine auf ſeiner Mittagsſeite ein ausgezeichnet ſchönes über zehn Sylben wiederholendes Echo giebt, hat man ihn den hellen, den andern aber, dem es fehlt, den ſtummen genannt.*) Letzterer entſchädigt jedoch als der höhere durch ſeine ungemein ſchöne Rundſicht in die Umgegend, weshalb man 1817 eine Treppe nach ſeiner Spitze angebracht hat. Ein Fräulein v. Ompteda, einſt Geſellſchaftsdame der unglücklichen Königin Mathilde von Dänemark, hatte hier in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine kleine Einſiedelei angelegt, welche ſie mit einer Aufwärterin kurze Zeit bewohnte; des ſtummen Nachbars jedoch bald müde, trat ſie wieder in das muntere Leben zurück. Weil es nun ein Mal in der romantiſchen Neigung des Volkes liegt, bei allen außergewöhnlichen Naturbildungen auch eine außergewöhnliche ins Wunderbare ſtreifende Urſach aufzuſuchen, was ſeine Poeſie iſt, ſo hat das Volk auch an dieſe Felſen mehrere Sagen geknüpft, welche bereits in dem erſten Bande dieſes Werkes von pag. 120 angeführet ſind.

Wenn Du, lieber Leſer, zum Schluß mich nun noch fragſt, was der auf dem Steinberge bei Ballenſtedt von Herzog Alexius errichtete große hölzerne Bogen mit der Jahrzahl 1813 für eine Beziehung habe, ſo kann ich Dir nichts Anderes antworten, als daß in dieſem Jahre ein großes franzöſiſches Lager, befehligt vom Vicekönig von Italien, Eugen Beauharnois, hier war, das dem Herzoge etwas koſtbar und auch läſtig wurde.

W. Schönichen.

---

*) Der ſtumme Gegenſtein iſt 757 Fuß über dem Meere. Da der menſchliche Scharfſinn jetzt immer beſſer der Natur ihre Geheimniſſe zu entlocken verſteht, ſo hat man durch Wegnahme von Geſträuch und Abtragung eines kleinen Hügels auch den ſtummen nun zum Reden gebracht.

Ichtershausen.

Ichtershausen (ehemals Hurchtricheshus, Uechtricheshusen, Oechtricheshusen, Uchtericheshusen, Ichtrishusen, Yhtrishusen, Igtrigishusen, Ustrichshusen, Ichtrischusen, Vchterichshusen, Yhtirshusen ꝛc.) in ältern Zeiten ein Dorf (villa), jetzt ein Städtchen in dem Herzogthume Sachsen-Gotha, drei Stunden von Erfurt und eine Stunde von Arnstadt, wird zuerst nebst Angelhausen, Angelroda, Thorey ꝛc., bei dem Tausche, welchen König Otto I., am 27. März 947 mit Hersfeld traf, erwähnt, von welchem er für diese und andere diesem Stifte überlassene Orte in Thüringen, Ost- und Westfranken das Dorf Wormsleben empfing, um es dem Erzbisthum Magdeburg zu schenken. Das Stillschweigen, welches nun die Zeitbücher und Urkunden über Ichtershausen beobachten, wird erst nach dem langen Zeitraume von zweihundert Jahren auf eine überraschende Weise unterbrochen und es öffnet sich ein weites Feld zu Befriedigung unserer Wißbegierde über die Schicksale dieses Orts.

In der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts (nach Angabe der Chroniken entweder 1141 oder 1142) wurde hier durch Frideruna und ihren Sohn Marcward von Grumbach ein der Jungfrau Maria und dem h. Georg geweihtes Cistercienser-Nonnenkloster errichtet, und im Jahre 1147 sowohl von dem Kaiser Konrad III., als dem Erzbischof Heinrich zu Mainz bestätigt. Beide sagen in den darüber ausgestellten Briefen: „daß dieses Kloster in der Provinz Thüringen, im Erzbisthume Mainz, dem Gau Langewiz (Langwihi), der Grafschaft des Grafen Sizzo und an dem Flusse Gera liege, daß die edle und fromme Frau Frideruna mit ihrem Sohne die vor Alters hier erbaute (1133 zuerst erwähnte) und ebenfalls dem heiligen Georg gewidmete Kirche mit allen Gerechtsamen und Besitzungen an Hufen, Zinsen, Höfen und Leibeigenen, dazu überlassen, der Aebtissin die Freiheit, mit den Brüdern

und Schwestern sich einen Kanonikus zum Propste, und den Klosterfrauen, auf den Todesfall der ersten, eine andere Vorsteherin, entweder aus ihrer Mitte, oder woher es ihnen sonst gut dünkte, zu wählen, bewilligt hätten ꝛc." Die Schirmvoigtei behielten Friderunа und Marcward ihrer Familie und zwar immer dem ältesten ihrer Söhne, Enkel und rechtmäßigen Nachkommen vor, und ertheilten die Zusage, keinen Untervoigt (subadvocatus) einzusetzen.

Frideruna stammte aus einem edelen Thüringischen Geschlechte (matrona ex Thuringoram, provincia nobilissimis natalibus orta,) wie sich eine Urkunde des zweiten Propstes Wolfram vom J. 1190 ausdrückt, durch welche wir zugleich erfahren, daß sie sich schon 1133 im Besitz Ichtershausens befand.) Dieser Name ist in dem Billungischen Geschlechte nicht ungewöhnlich, und es könnte sein, daß Marcwards Mutter ebenfalls daraus entsprossen war, zumal da die Gräfin Geba (Heva, Eva) Tochter Wichmanns VI. Grafen von Seeburg und seiner Gemahlin Bertha (ſt. 1152) und Schwester Geres, sowie der Aebtissin Hedwigis zu Gernrode, in Ichtershausen vor dem Marienaltar bestattet wurde, woraus sich schließen läßt, daß sie daselbst im Hause ihrer Verwandten, oder in dem neu errichteten Kloster Zuflucht gesucht hatte. Der Erzbischof Wichmann zu Magdeburg, welcher ebenfalls in fast ununterbrochener Verbindung mit Ichtershausen stand und diesem Kloster mannigfaltige Beweise seines Wohlwollens gab, nennt sie in einer Urk. vom J. 1166 seine Tante (amita) oder Vaters Schwester. Geba's Sohn hieß Dietrich (Theodericus) und wird durch einen lächerlichen Irrthum Schaukegls (in Spicil. dipl. Billung. p. 200 vergl. p. 327 sq. N. XIII. Probation) zu einem Grafen oder Herrn von Halle gestempelt, da doch in der Urkunde vom 14. Febr. 1152, dem einzigen Zeugnisse für sein Dasein, von der Stadt Halle, dem Orte der Zusammenkunft der Erben Berthas, die Rede ist. Ueber Friderunas Ursprung würde weniger Ungewißheit herrschen, wenn wir von den Familien, woraus ihre Blutsfreunde, der Erzbischof Heinrich zu Mainz, und Bernhard, Bischof zu Hildesheim, den ihrigen herleiteten, vollkommen unterrichtet wären. Der erste nennt sie bei Bestätigung des Klosters in den Jahren 1147 und 1148 „linea nobis sanguinis (consanguinitatis) propinqua" und der zweite heißt in einer Aufzeichnung von 1133 „ex linea sanguinis ei propinquus." Daß Frideruna's Ableben um 1157 erfolgte, sieht man aus dem in diesem Jahre ihrem Namen beigefügten Zusatze: felicis memoriae. Ihr Sohn Marcward (Marcwardus Marquardus) war von väterlicher Seite dem Geschlechte der Herren (oder Grafen?) von Grumbach (Grumbach, Grunebach, Gruenbach, Gruonbach, Grouombach, Grunpach vielleicht auch Greunbach, Grünenbach, Grombach, Crumpach ꝛc.) entsprossen, dessen Stammsitz Einige in Franken oder Baiern, Andere in Thüringen, unweit Langensalza und Thomasbrücken, entdeckt zu haben glauben. Marcward erscheint von 1138 bis 1170 nicht nur bei öffentlichen Ver-

handlungen der Bischöfe zu Würzburg, sondern auch als unzertrennlicher Begleiter der Kaiser Konrad III. und Friedrich I. an ihren damals öfters wechselnden Hoflagern und bei Reichsversammlungen. Die stete Treue und Anhänglichkeit, die er jenem Monarchen bewies, verschaffte ihm die besondere Gunst desselben, so daß der Erzbischof Heinrich, ihm den ehrenvollen Lobspruch ertheilen konnte: „Marcwardus — a domino nostro Romanorum rege Cunrado ob deuotum et fidele obsequium specialites dilectus et honoratus.“ — Er behauptet unter den Freien und Edeln (libri et nobiles) einen hohen Rang und wurde nicht selten sogar den angesehensten Grafen, z. B. 1147 Friedrich von Beichlingen, 1151 Albert von Trubendingen, 1157 Erwin und Ernst von Gleichen, 1158 Gerhard von Berthheim, 1165 dem Burggrafen Konrad von Nürnberg, in Urkunden vorangesetzt. Daher erhebt sich die von einem neuern Forscher geäußerte Vermuthung, daß er zu den vornehmsten Reichsministerialen gerechnet werden müsse und die Stelle eines Salmanns (Salamanni) oder Oberfthofmeisters der noch minderjährigen Söhne Konrads, Heinrichs des jüngern und Friedrichs, bekleidet habe, zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit.

Von seinen übrigen Verhältnissen bemerken wir noch, daß er auch als Fuldaischer Lehnsmann und als Schirmvoigt der Klöster zu Kizingen (1151, 1165, 1175?) und Neustadt am Main vorkommt. Das letzte Amt hatte sich von seinen Ahnherren auf ihn fortgepflanzt. Denn schon 1100 beschwerte sich der Abt Adelger über die unerhörten Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten, welche sich Marcward der ältere gegen diese geistliche Stiftung erlaubt hatte, bei dem Bischof Emehard, der jenem deswegen das bisher genossene Vorrecht entzog, in dessen Besitze wir aber die Grumbachische Familie aufs Neue, fast ein volles Jahrhundert antreffen, ungeachtet sich ähnliche Unbilden 1150 wiederholten.

Wir reihen nun die in sichern Quellen aufgefundenen Glieder dieses Geschlechts an einander:

Marcward I. 1100.

Marcward II. von Grumbach 1138 — 1170 (1175?)	Otto von Wigershusen (Wigereshusin, Ichtershausen?) 1137, 1144.

Marcward III. 1157, 1158, 1160.

Albert (Adelbertus, Adilbertus.) 1167 — 1184.	Otto, 1167, 1168, 1169 Schirmvoigt d. Klosters Kizingen.	Heinrich wurde d. 9. Febr. 1176 zu Ichtershausen begraben.

Außerdem hatte Marcward II. noch zwei Töchter, welche ausdrücklich leibliche Schwestern (germanae) Alberts genannt werden.

Kunigundis, Aebtissin zu Ichtershausen 1184, 1190.	Agnes, Priorin daselbst 1179.

Albert, der nicht minder in großem Ansehen stand, (der Erzbischof Konrad zu Mainz erwähnt ihn als vir illustris et nobilis) lies sich 1188 mit dem Kreuze bezeichnen, um dem von Kaiser Friedrich beabsichtigten Zuge gegen die Sarazenen beizuwohnen. Mit ihm soll der Grumbachische Stamm oder wenigstens dieser Zweig desselben verblüht sein. Da seiner jedoch im J. 1189 unter den fünf zur Uebergabe des von dem Grafen Gerhard zu Reineck der Kirche des h. Kilian zu Würzburg abgetretenen Dorfes Mopen Bevollmächtigten gedacht wird, so scheint er entweder dem Heere sich später angeschlossen oder jene Handlung früher, vor Ausfertigung der Urkunde, Statt gefunden zu haben. Endlich erscheinen noch 1206 Marquard und Heinrich von Grumbach und dieser wieder 1225 in einem Dokumente des Bischofs Hermann von Würzburg unter den Edeln (nobiles), unmittelbar nach dem Grafen Boppo von Henneberg.

Die Schutzgerechtigkeit unseres Klosters befand sich 1176 in den Händen Alberts von Grumbach, welcher den 9. Februar in Beziehung auf die einige Jahre vorher von seinem eben verstorbenen Bruder Heinrich geschenkten Güter zu Thorey erklärte, daß er für sich und seine Erben, wenn sie ihm in diesem Verhältnisse nachfolgten, mit einer Abgabe von einem Paar Schuhen zufrieden sein wolle.

Die Meinung, welche die Landgrafen von Thüringen unmittelbar nach Erlöschen der Familie des Stifters als Schutzherren dieses Klosters auftreten läßt, und auch dem Stadtrathe zu Erfurt später eine solche Befugniß zugesteht, welche man auf Urkunden von 1341 und 1362 gründen möchte, verdient genauer geprüft zu werden. Sollten nicht auch die Kevernburgischen Grafen, als Herren dieses Orts und Bezirks, Ansprüche darauf gemacht haben?

Die ersten achtzehn Bewohnerinnen des Klosters waren aus Wechterswinkel (Wachtereswinkele) an der Sale, bei Mellerstadt, hierhergesetzt und zu Beobachtung der dort geltenden Regeln, Gewohnheiten und Gebräuche verpflichtet worden.

Wir liefern nun das durch den Verlust vieler ehemals vorhandener Urkunden sehr lückenhafte Verzeichniß der Aebtissinnen:

1) Hochburg (Hochburga) wurde den 15. Juni 1147 von dem Erzbischof Heinrich zu Mainz zu diesem Amte feierlich eingeweiht, und als eine durch Alter und würdiges Benehmen achtenswerthe Matrone (aetate et morum gravitate venerabilem) gepriesen. — 2) Kunigunde (Cunigundis), leibliche Schwester Alberts von Grumbach, 1170, 1173 Priorin; 1184, 1190 Aebtissin. — 3) Hedwig (Hedwigis), 1246. — 4) Gertraud, 1291. — 5) Bertradis, 1300. — 6) Irmengard, 1310. — 7) Margaretha, 1348. — 8) Lutrud, 1359, 1361. — 9) Johanna, 1365. — 10) Lucia von Gleichen, Tochter des Grafen Hermann IV., scheint mit Else von Gleichen in das Kloster gekommen zu sein, 1383. — 11) Jutta 1387. — 12) Katha-

rina Mullern (Müllerin) 1402. — 13) Katharina v. Enzenberg, 1423, 1426. — 14) Margarethe Winderbergen, 1482, 1488. — 15) Elisabeth Suringes (Sevringes), 1491. In einer bei Mencken scriptor. rer Germ. Th. I. p. 575 sqq. abgedruckten Urkunde von 1499 heißt sie irrig Elis. Büringen. — 16) Katharina Frencklen (Frencklin, Frenckelin, Frengkelin) war 1491, 1499 Sängerin, und kommt 1514 d. 27. April, 1518 d. 3. Oct., 1520 und bis zu Aufhebung des Klosters als Aebtissin vor.

Unter den Prioriſſinnen möchte die zu der Familie des Stiftes gehörige, Agnes 1179, die merkwürdigste sein.

Außerdem werden noch in den im Namen des ganzen Convents ausgestellten Urkunden Unterprioriſſinnen (subpriorissae), Küſterinnen, Sängerinnen und Kellnerinnen bisweilen ausdrücklich erwähnt.

Im J. 1393 hatte sich die Zahl der hier lebenden Klosterjungfrauen bis auf 85 vermehrt.

Pröpſte (Vorsteher, Vorständer, Vormünde, praepositi, administratores, procuratores) sind ebenfalls nicht in fortlaufender Reihe aufzuweisen, sondern nur einige derselben bekannt:

1) Ludiger (Ludigerus, Luthigerus) 1147, 1148, 1157, 1166, 1170, 1176, 1179. — 2) Wolfram (Wolframus, Wulfframus) nennt sich noch 1173 und 1178 **sacerdos — et uehtriehishusensis ecclesiae canonicus**, aber 1184, 1185, 1190, 1195, 1196, 1197 den zweiten Propſt daselbst. Er wußte sich eine Menge Reliquien der Heiligen an verschiedenen Orten und durch Begünstigung angesehener Geistlichen, besonders des Erzbischofs Wichmann von Magdeburg, zu verschaffen, die er entweder seinem Kloster oder benachbarten religiösen Anstalten widmete. Seine Meisterschaft im Schönschreiben lernt man aus etlichen von seiner Hand herrührenden Dokumenten kennen, die man noch jetzt mit Recht als Prachtstücke des reichhaltigen Archivs zu Gotha bewundert. Vielleicht war auch das „Psalterium hebraicum, romanum et gallicanum," welches er dem Petersklosſter in Erfurt verehrte, eigenhändig von ihm geschrieben. — 3) Gottschalk (Gotschalcus, Godchalcus), 1246, 1251, 1253, 1257. — 4) Konrad, 1266. — 5) Johann, erscheint als ehemaliger Propſt (quondam praepositus) in einer Urkunde von 1300. — 6) Heinrich 1291, 1296, 1297, 1299, 1300, 1301. — 7) Mechtfried (Mechtfridus), 1332. — 8) Emmicho, 1340 „quondam praepositus in Icht. presbiter." — 9) Hermann, 1359, mit dem Beisatze; von Almenhausen; 1302 kommt vor „Her Herman Trepscherre probist waz czu Ychtirsbusen," woraus man auf das Dasein von zwei Pröpſten mit Namen Hermann zu schließen befugt wäre. — 10) Dietrich von Apolda, 1365. — 11) Heinrich Henneberger, 1378. — 12) Albrecht Schade, 1387. — 13) Nicolaus von Tannenrode, 1402. — 14) Nicolaus Schuler. (Vormund und zugleich Vikar des Altars Johannes

des Evangelisten), 1422, 1426, 1428. — 15) Nikolaus Schyban oder Schryban, 1451, 1462. — 16) Matthias Riche (heißt bald Propst, bald Vorstender und procurator), 1482, 1490, 1491, 1492, 1495, 1499. — 17) Simon Erhardt, 1504, 1511 1513, 1514, 1518 d. 5. Mai. In dem nämlichen Jahre wird er als bereits verstorbener Vikar bei der Pfarrkirche zu Eischleben angeführt. — 18) Heinrich Spiznas, 1520 (Vorstender). — 19) Georg von Volgstedt, Propst, welchem 1526 der Ackerbau und die Viehzucht des Klosters gegen eine gewisse Vergütung eingeräumt wurde. —

Wenn man Ichtershausen auch nicht für ein wirkliches Doppelkloster, worin Mönche und Nonnen zusammen lebten, ansehen darf, so finden sich doch bald nach seiner Gründung Spuren, daß neben den Schwestern sich auch Brüder (fratres) hier aufhielten, z. B. 1157, 1179 und 1221. Solche männliche Personen waren zu Besorgung des Gottesdienstes in dem Kloster und den davon abhängigen Kirchen und Kapellen des Hauswesens und Feldbaues und manchen andern Verrichtungen unentbehrlich. Zu den ersten gehörte 1382 Herr Herman von Wymar, Frühmesser zu Ichtershausen, und 1383 Bruder Herman Bothener (Rothener?) Hofmeister, Bruder Dietrich Kremer, Schultheiß daselbst, Bruder Hans von Frimar, Hofmeister zu Kirchheim, Bruder Heinrich von Gotha, Kellner zu Eischleben, Peter von Merseburg, Schreiber, Heinrich Rayl, Schuler (Schüler) und 1402 die Brüder: Heinrich von Gotha, Baumeister (Backmeister), auch 1405, Heinrich Jon, Hofmeister zu Ichtershausen, Heinrich Meyginkrantz, Hofmeister zu Eischleben, Heinrich Schuchmeister, Konrad Damirung, Hannes Hoykinhayn, Pfründner; der vorletzte war 1405 Weinmeister.

Zu Bestellung der bedeutenden Feldgüter, welche das Kloster nach und nach erworben hatte, und die, wie Nikol von Syphen bemerkt, aus dreihundert fünf und sechzig artbaren Hufen bestanden, waren zwölf Ackerpflüge in Thätigkeit. — Daß dieses Kloster nicht ohne Einfluß auf den Anbau der umliegenden Gegend gewesen sei, hat man, unter andern, aus einer Urkunde des Erzbischofs Konrad zu Mainz v. 1196, welche des „novale monasterii Ichtershausen Rude vocatum" gedenkt, schließen wollen.

Das Conventsiegel des Klosters zeigt den heiligen Georg stehend, in voller Rüstung, die Rechte mit der Lanze bewaffnet, die Linke auf einen ihm zur Seite am Boden lehnenden Schild stützend, darüber einen Stern und die Umschrift: S. ECCLESIE SCI-MONIALIUM. I. VCHTERJSHVSEN †. Es hat sich an mehrern Dokumenten (z. B. v. 1190, 1266, 1360) erhalten und ist einem Abdrucke von 1499 in Mencken Script. rer. Germ. T. III. p. 527 nachgebildet. —

Das Siegel des Propstes enthält eine stehende, in der Rechten ein Buch, in der Linken den Palmzweig (als Merkmal der Ge-

richtsbarkeit desselben über die dem Kloster angehörigen Vasallen, Ministerialen und Leibeigenen oder über die sogenannte Familie des Stiftsheiligen ꝛc.) haltende Figur, über dem Buche einen Stern, zu beiden Seiten ein Kreuz. S. Menken a. a. O. Davon weicht das Siegel des Propstes Wolfram v. 1184 u. 1190 mit dem Brustbilde eines Geistlichen, der beide Hände zum Beten oder Segnen erhebt, und der Umschrift: WOLFRAM', etwas ab.

Unversehrte Siegel der Aebtissinnen sind uns bis jetzt noch nicht vorgekommen.

Dem Kloster zu Ichtershausen war nach und nach das Patronatrecht über folgende Kirchen und Kapellen verliehen worden.

1) Die Kirche Johannes des Täufers zu Egenstete, welche Frideruna und Marcward an diesen ihnen gehörigen Orte erbaut und mit Einkünften versehen hatten. Sie wurde von ihnen 1148 dem Kloster gewidmet und der Propst bevollmächtigt, jeden dabei anzustellenden Geistlichen in sein Amt einzusetzen.

2) Die Kapelle des Apostels Petrus auf dem Berge bei Ichtershausen, in deren erblichen Besitz Marcward durch den Tod „des edeln und sehr reichen Mannes" Sifrid von Wasungen und des dasigen Geistlichen Christian gelangt war und die er nun 1157 dem Propste Ludiger zu Anordnung und Verrichtung des Gottesdienstes in derselben übergab.

3) — Johannes des Täufers zu Crispeleben (Crispeleibe, Kerspleben.) Im Jahre 1184 eignete Hartung, Sohn Hartungs von Sunnebrunnen, diese von seiner Mutter Berthradis ganz neu erbaute und durch den Bischof Buggo von Worms eingeweihte Kapelle mit Bewilligung des Abtes Konrad zu Fulda unserem Kloster zu. Später brannte dieses Gebäude ab, wurde aber wieder hergestellt, von dem Bischof Helmbert zu Havelberg d. 27. Julius (VI. Kal. Aug.) 1196 eingeweiht und der Tag der Kirchweihe in Zukunft auf den 25. Juli (VIII. Kal. Aug.), das Fest des Apostels Jakobus, bestimmt.

4) Die Kirche zu Dachwich (Dachbeche, Dachebich) 1308.

5) — des heil. Nikolaus und h. Gangelf zu Rechstedt (Rechstet, Rochstet) 1514, 1518.

6) — des h. Matthäus zu Eischleben, 1317, 1326, 1482, 1518.

7) — zu Thorey, daß dieselbe ebenfalls von der Aebtissin und dem Propst zu Lehn ging, erhellt aus Brückners Beschr. des Kirchen- und Schulenstaats im Herzogth. Gotha III. Th. 7. St. S. 21., doch sagt Würdtwein (in Archidiaconat. B. Mariae Virg. Erford, etc. p. 77.), daß dem Propst und der Priorin des Neuwerkklosters zu Erfurt das Recht zugestanden habe, den dasigen Pfarrer zu präsentiren.

Im Kloster selbst befanden sich die Vikarien: 1) Johannes des Evangelisten; 2) des Altars Johannes des Täufers; — 3) eben-

desſelben im Chore des Kloſters. — Der zur Verrichtung der Frühmeſſe (primissaria) beſtimmte Geiſtliche wurde von der Aebtiſſin, Priorin und der Sammnung vorgeſtellt.

Um die überhand genommenen Mißbräuche abzuſchaffen war gegen das Ende des 15. Jahrhunderts die Reformation des Kloſters mehrmals verſucht worden, aber immer wieder an der Widerſpänſtigkeit einiger Nonnen adeliger Herkunft geſcheitert. Erſt 1496 konnte ernſtlich und mit Erfolg dazu geſchritten werden. Bei Wegführung derjenigen, welche ſich darein nicht fügen und Kirche und Altar nicht freiwillig verlaſſen wollten, ſah ſich Konrad Ottonis, ihr Beichtiger, genöthigt, einen Panzer unter dem Prieſterrocke anzulegen. Zwei dieſer Nonnen brachte man nach Gotha, zwei nach Eiſenach und ebenſoviel in das Brühlerkloſter zu Erfurt, und verſetzte dafür drei Schweſtern aus dem Martinskloſter der letztgenannten Stadt in das Ichtershäuſiſche. Als ſich dieſe einige Zeit daſelbſt aufgehalten hatten, wurden ſie durch ihre Freunde, ſelbſt wider Willen des Abtes des Peterskloſters, zurückberufen. Die Reformation kam endlich, trotz der ihr im Wege ſtehenden Hinderniſſe auf Geheiß des Landesfürſten und durch kräftige Mitwirkung des erwähnten Bruders Conrad zu Stande.

Die Lutheriſche Kirchenverbeſſerung und der Bauernkrieg bereiteten dem Kloſter den Untergang. Folgendes Schreiben der damaligen Aebtiſſin Katharina Frenckten vom 9. Mai (Dienſtags nach Jubilate) 1525 an den Grafen Günther zu Schwarzburg macht uns mit den hier vorgefallenen Ereigniſſen bekannt:

„Edeler wolgeborner Graue Gnediger Herre.

Ich gebe E. G. demüttiglichen zu erkennen, Nochdem es itzundt weyt breydt und lantleufftigk iſt, das in dieſer itziger auffrur, Mönche und Cloſter Jungfrauen awß den Clöſtern vorjagt, vortryben, und zcvſtört werden, wie dan mir und andern neinen Conuents Jumpfern zu Ichterßhuſen geſcheen iſt, ſo müßen wir nuhe in der Irre umb zyhen und wißen nicht wo hynn und an nymands keynen troſt haben, ſo iſt der halben an E. g. mein demüttige und fleyſſige Bethe, e. g. wollen ſolches enelende, meiner und meiner Mitconuents Jumpfern genedigklich beherzigen, und uns in Gnaden vergönnen, in e. g. Stadt Arnſtadtt ungeuerlich ſelb vierde, zw wonen, und die Herberge dar innen zu haben, wollen wir uns neren Spynnens, nehens adir wirckens, wie andere arme Lewthe ꝛc. des wollen wir uns gegen e. g. halden, als frommen gehorſamen Jungfrawen und Schweſtern zcuſteht.“

Nach Stillung jener Unruhen wurden die Güter des Kloſters von dem Kurfürſten zu Sachſen eingezogen, die bisherigen Bewohnerinnen deſſelben nach Erfurt gebracht, und einer jeden zwei Erfurtiſchen Malter Korn und 5 fl. Geld zum Unterhalte angewieſen. Ichtershauſen erhielt nun einen evangeliſchen Pfarrer. Heinrich

Gneſius, deſſen den Viſitationsakten einverleibter Bericht, uns zugleich einige erwünſchte Blicke in die früher hier beſtehende kirchliche Verfaſſung thun läßt z. B., daß außer dem Propſt noch zwei Kaplane und ein Beichtvater, Predigererens von Erfurt, zu Beſorgung des Gottesdienſtes gehalten wurden, wobei ſie die Pfarrer zu Eſchleben, Thorey und Rehſtedt auf Erfordern der Aebtiſſin unterſtützen müßten; daß zwei Kirchendiener, der eine unter dem Namen eines Chorſchulers, angeſtellt waren, daß die Kirche zehn Altäre hatte ꝛc.

Die erſten Beſitzungen des Kloſters rührten von der in dieſer Gegend anſehnlich begüterten Familie der Stifter her. Nach und nach erwarb daſſelbe, theils durch Schenkungen, theils durch Kauf: Gärten, Weinberge, Aecker, Wieſen, Teiche, Waldungen, Höfe, Vorwerke, Gerichte, Zinſen, Leibeigene ꝛc. an näheren und entfernteren Oertern z. B. in den Städten Erfurt und Arnſtadt, insbeſondere gelangte es allmählig in den Beſitz des ganzen Ortes Ichtershauſen, der, wie es ſcheint, durch den Ankauf der daſigen Kevernburgiſchen Güter, die in der Theilung dieſes gräflichen Hauſes an diejenige Linie gekommen waren, welche 1302 erloſch, vollendet wurde. Sie gingen nun auf die beiden Erbtöchter des letzten Grafen und durch dieſe an ihre Ehemänner, die Grafen von Hohnſtein und Orlamünde, über, welche ſie mit allen dazu gehörigen Rechten, 1301 u. 1305 an unſer Kloſter verkauften.

Bei beträchtlichen Einkünften ſcheint das Kloſter im 14. Jahrhundert, durch unordentlichen Haushalt, deſſen Spuren ſich in verſchiedenen Frauenklöſtern nachweiſen laſſen, dennoch ſehr in Verfall gerathen und von einer großen Schuldenlaſt gedrückt worden zu ſein, da man im J. 1393 das offene Geſtändniß ablegte, daß man ſich ſeit längerer Zeit in ſolchen Verlegenheiten befunden habe und noch jetzt befinde. Doch verbeſſerte ſich der Zuſtand am Ende des 15. und zu Anfange des 16. Jahrhunderts wieder auf erfreuliche Weiſe. Das Kloſter beſaß damals Ichtershauſen, Eſchleben, Thorey und Rehſtedt ganz und an mehreren andern Orten zerſtreute Güter. Aus jenen wurde nachher ein beſonderes Amt gebildet und das Kloſtergebäude zur Wohnung der von Zeit zu Zeit hier anweſenden fürſtlichen Perſonen und ſpäter zum Sitze des Amtes benutzt. — Auch die Kirche erfuhr weſentliche Veränderungen und bei ihrer Baufälligkeit und dem Anwachs der Einwohner von 1721 — 1723 eine umfaſſende Erweiterung, bei welcher die urſprüngliche Einrichtung nur wenig berückſichtigt werden konnte und noch vorhandene Inſchriften, Gemälde und andere Denkmale aus früherer Zeit faſt ſämmtlich bis auf geringe Reſte verloren gegangen ſind.

Die beiden Thürme, welche auf der Abendſeite der Kirche, der eine gegen Mittag, der andere gegen Mitternacht, ſtehen, ſcheinen ſich noch von der erſten Anlage dieſes Gotteshauſes herzuſchreiben.

Den Bau des (neuen) Schloſſes begann Herzog Bernhard, dritter Sohn Ernſt I., im J. 1675, weil er Willens war, daſelbſt

seine Wohnung zu nehmen; diesen Vorsatz änderte er jedoch, als ihm in der nachmaligen Landestheilung Meiningen zufiel. Es zeigt von dem geläuterten Geschmacke seines Urhebers. Prächtige lange Galerien, schöne, helle Zimmer in ununterbrochener Folge nach einander. Alles athmet Freundlichkeit, Größe, Anmuth und ächten Kunstsinn. Steigt man die Treppe hinauf und tritt in den Saal, welcher das Gebäude mitten durchschneidet, und die doppelte Aussicht auf den Hof und Garten gewährt, so fesselt ein vollkommen gelungenes Schlachtgemälde des in diesem Fache so ausgezeichneten Georg Philipp Rugendas die Aufmerksamkeit und erregt sogleich bei dem ersten Anblicke einen überraschenden und fürchterlichen Eindruck. Es stellt den Entsatz von Wien von den Türken vor und bedeckt ziemlich die ganze Wandfläche. Die außerordentliche Menge der Figuren, die mannigfaltigen Gruppen, der immer verschiedene Ausdruck des Schreckens und des Todes auf den Gesichtern, seine fürchterlichen Verheerungen, das Meisterhafte in der Anlage des Ganzen, nach dem Entsetzungsplane gearbeitet, geht über alle Beschreibung. Hier ist nicht durch eine Menge Köpfe oder Dampfwolken das Getummel der Schlacht dargestellt, vielmehr führt der Künstler den Beschauer, nachdem er ihm den Plan auf den ersten Ueberblick gewiesen, selbst in das Gedränge. Die Anführer Prinz Sobieski, der Herzog von Baiern, der Vezier, sind Portraits. Jedes einzelne Gesicht ist Charakter, Ausdruck, Sprache. Jede der darauf befindlichen Legionen macht sich durch ihr Nationalgesicht vor der andern kenntlich, und Schmerz, Freude, Furcht, Verzweiflung malt sich auf jedem in den verschiedensten Abwechselungen. Nirgends ist Leere, allenthalben Lärmen, Fülle, Gedränge, Wuth, Geschrei. Die Menge neuer, vorher noch nie gesehener Gegenstände läßt keinen ruhigen Punkt fassen, und den Seher nicht zu Athem kommen. Diese stete Veränderung, dieser schöpferische Aufwand von den mannigfaltigsten, immer in dem Plan des Ganzen verwebten Gruppen, diese unübersehbare Menge ausdrucksvoller Gesichter, handelnder und leidender Wesen, betäuben und verwirren die Sinne. Es wird einem bange, man fühlt sich umringt von den würgenden Schaaren und der Fuß bewegt sich mechanisch vorwärts um ihrer Wuth zu entrinnen. Den empörendsten Eindruck macht ein Türke, der auf dem Bauche liegt, und dessen Rücken von Pferden zertreten wird. Er reckt den Kopf in die Höhe, und brüllt vor Schmerz. Der kahle Scheitel mit einer Säbelwunde über der Stirn gespalten, der weit geöffnete Mund, die gräßlich herausgetriebenen Augen, wahnsinnige Verzweiflung blitzend, machen die zweckmäßigst schauerliche Einleitung zu dem, was sich über dem Rücken des Unglücklichen erheben wird. Nahe bei ihm, etwas höher, will ein Türke im Fliehen einem Kaiserlichen den Kopf spalten. Er stürzt auf ihn ein, die Hand schwingt den Säbel, aber schon fliegt sein eigner Kopf, von einem Dritten abgemäht, herab, und der Rumpf scheint taumelnd im Stürzen den gedrohten Hieb zu

führen. Jetzt treten die Gruppen enger an einander. Sobieski, einen schönen Polacken reitend, ertheilt Befehle. Nicht fern von ihm lehnt ein Reiter, verscheidend, umsinkend am Pferde. — Schädel sammt der Schulter sind der Länge nach gespalten und hängen schrecklich zerfetzt herab, die andere Hälfte zeigt Blut, zersprengte Adern, zerrissene Nerven und zuckendes Gehirn. Der Anblick erfüllt mit Jammer und Mitleid. Da sinkt einer von dem Rosse in die Arme seines Kriegsgefährten, Todtenblässe tüncht sein Gesicht, der Leib ist ihm geschlitzt, die Eingeweide sichtbar. Links weiter oben, dringen die baierschen Kürassiere in den rechten Flügel der roth gekleideten Türken. Von den Seiten spielen Geschütze. Man empfindet den gewaltigen Druck der Kanonenkugeln, deren Wirkung Rugendas mit Gefahr seines Lebens auf den Wällen von Augsburg studierte.

Ganze Glieder fallen wie Heu vor der Sense. Im türkischen Heere herrscht überall Angst, Verwirrung, Verzweiflung. Die Fahne Mahomets ist in Gefahr. Die Fliehenden stürzen mit schrecklichem Geschrei über einander. Die braunen asiatischen Gesichter, mit den rothen Gewändern, die schrecklich umherstarrenden Augen und die weit geöffneten Mäuler, aus welchen man, wie mit einem Athem ihr betäubendes furchtbares Allah! Illah! zu vernehmen wähnt, die aufgehobenen Hände, die nicht mehr vertheidigen, sich nur an den Himmel anhalten möchten, von dem sie Rettung herabringen wollen — unter der Menge vorzüglich der Grosweffir, — theilen dem Zuschauer ihre ängstliche Verwirrung mit.

Rechts von dem Stande des Bildes, auf einer Batterie zwischen Kanonen und Schanzkörben erblickt man zwei Kapuziner, welche dem christlichen Heere Muth einsprechen, und das Crucifix vorhalten. Eifer, Fanatismus für die gerechte Sache, hohes Interesse für den noch nicht entschiedenen Ausgang, charakterisirt ihre Gesichter. In einiger Entfernung springt eine Mine! Tausende fliegen in die Luft! zerrissene Körper, zuckende Glieder. Im Hintergrund erscheint der Prospekt von Wien. *)

Der Graf Gotter, Erbauer des Luftschlosses zu Molsdorf, soll dieses herrliche Gemälde auf seiner Reise durch Ungarn in einem elenden Wirthshause als Tapete angetroffen und um einen geringen Preis erhandelt haben. Er machte dem Herzoge von Gotha ein

*) Wir haben diese, wie es uns wenigstens nach flüchtiger Betrachtung des allerdings ausgezeichneten Bildes vorkommt, nicht ganz unparteiische Schilderung größtentheils aus einem längst vergessenen anziehenden Buche Dr. Kaietan Arnolds: Malerische Wanderung am Arme meiner Karoline durch die Blumengefilde des Frühlings nach dem Thale der Liebe. I. Bd. (Erfurt 1804. 8.) S. 89 bis 99 entlehnt.

Geschenk damit, der es auffrischen, und die Stellen, wo es gelitten hatte, ergänzen ließ. Ein diesem ähnliches Bild soll die Düsseldorfer Gallerie besessen haben, das aber in den von uns zu Rathe gezogenen Verzeichnissen dieser Sammlung fehlt.

In diesem Schlosse befand sich im Winter 1813 — 1814, während der Belagerung von Erfurt, ein preußisches Militairlazareth. Den 790 darin verstorbenen Kriegern wurde nachher auf Veranstaltung der Gemeine, ein einfaches aber geschmackvolles Denkmal errichtet, und am 18. Oktober 1819 eingeweiht.

L. F. Hesse.

Die Heinrichsburg und die Erichsburg im Unterharze.

Wenn irgend zwei Burgen nach ihrer Lage den Zweck ihrer Erbauung und ihr Gewerbe einstens an der Stirn trugen, so waren es die Heinrichsburg und die Erichsburg, die in ihren Ruinen jetzt noch aus dem Versteck waldiger Höhen wie düstere Wahrzeichen einer noch düstereren Zeit in das Thal herabblicken. Wir betrachten zuerst

die Heinrichsburg.

Da, wo die vom Mägdesprunge nach Ballenstedt führende Landstraße aus dem Selkethale zum Dagmarisfelde (S. Th. I. pag. 161) emporsteigt, erhebt sich links am Wege, wo eine Straße nach Gernrode abbiegt, ein mäßig hoher aber steiler Berg, der einst auf der äußersten Spitze seines schmalen Rückens auf einem Grünsteinfelsen die Heinrichsburg trug. Jetzt sind von Brombeeren und Gesträuch überwachsene Schutthaufen, aus deren Mitte ein halb verfallener viereckiger Thurm hervorragt, fast die einzigen Ueberreste der Burg, zu denen man auf geebneten Pfaden bequem auf dem Bergrücken hin gelangen kann. Ob der Thurm einst sehr hoch gewesen, läßt sich aus seinem geringen Durchmesser kaum vermuthen. Mit seiner vollen Höhe hat er aber gewiß nie die dreifache der jetzigen überstiegen, und würde eine bedeutende Höhe hier in der Mitte hoher Berge auch gar nichts genutzt haben. Reste der äußern aus großen Bruchsteinen gebaueten Ringmauer und Wallgräben lassen auch den Umfang der Burg noch beurtheilen. J. v. Rohr*) erzählt, er habe nicht bloß noch erkannt, wie

*) S. dessen Denkwürdigkeiten des Unterharzes.

die Burg einst mit doppelten Mauern umgeben gewesen sein müsse, sondern habe auch einige theils ziemlich verfallene, theils noch stehende Gewölbe, wie auch gewölbte Eingänge und Thüren, welche vermuthlich Keller gewesen, noch gesehen. Weil der Berg aber wenig Raum darbot, so kann die Burg nur klein gewesen sein. Desto leichter war sie jedoch zu vertheidigen und desto schwieriger wurde ihre Einnahme, zumal von drei Seiten durch den steilen Berg geschützt, die vierte nach dem schmalen Bergrücken hin, wo der Eingang war, durch Thurm und Gräben leicht vertheidigt werden konnte. Jetzt überblickt das Auge von diesen Höhen herab nur heitere von Wald umschlossene und von Quellen durchrieselte Wiesengründe und die genannten Landstraßen, und früherhin kann der spähende Blick auch nur eine von Krämern mit Gütern befahrene Straße bewacht und über noch dunklere Wälder hinübergestreift haben. Allein so düsteres Geheimniß diese Ruinen auch verbergen mögen, so bieten sie da, wo man auf der oben erwähnten Landstraße noch wenige Schritte vom Dagmarisfelde entfernt ist, in einer Biegung zur Linken bei einem Rückblicke doch einen sehr malerischen Anblick. Wann und von wem diese Burg einst aufgerichtet wurde, darüber fehlen alle Nachrichten, doch mag ihre Erbauung nach unserer Andeutung im allgemeinen Ueberblicke vom Harze (Th. I. pag. XLV.) wenn nicht früher spätestens in das 10. Jahrhundert fallen; ob sie aber von Vorfahren des anhaltischen Fürstenhauses zuerst erbauet sei, kann, wenn es auch nicht unwahrscheinlich ist, doch nicht erwiesen werden. Vielleicht waren die in diesen Gegenden begüterten Markgrafen der Lausitz, Gero I., Stifter von Gernrode, und dessen Neffe und Erbe Ditmar I., Gründer von Dagmarisfeld, die Erbauer oder wenigstens eine Zeit lang die Besitzer der Burg, zumal Ditmar auch Schutzvoigt von Dagmarisfeld gewesen ist. Auch über das spätere Kloster Hagenrode übten die Grafen von Ballenstedt 993 die Schutzvoigteirechte aus. (S. Th. I. p. 163.) Beckmann erzählt, die Anhaltischen Fürsten hätten die Burg den Grafen von Stolberg übergeben, um ein wachsames Auge auf die herumliegenden Anhalt. Besitzungen zu haben; dieß wäre aber verjährt und die Grafen hätten die Burg darnach von den Fürsten zu Lehen genommen. Gewiß ist, daß sie zu manchen Zeiten eine gefürchtete Raubburg gewesen ist und daß sie den hier über den Harz führenden Paß sehr unsicher gemacht hat. Dieß bestätigt wenigstens Rivandrus*) und auch Spangenberg in seiner Mannsfeldischen Chronik, indem beide erzählen, daß die Burg im Jahre 1344 durch die Grafen Dietrich und Heinrich zu Hohenstein zugleich mit deren Söhnen Bernhard und Heinrich belagert und eingenommen sei, und daß die Straßenräuber, die man darauf gefunden, gerichtet worden wären. Sie

*) S. Rivandrus Thüring. Chronik p. 406 und Beckmanns Anh. Chronik. p. 166.

muß aber bald darauf wieder aufgebauet und Anhaltisches Eigenthum geworden oder geblieben sein, weil Fürst Otto sie mit Zubehör 1377 den Grafen zu Stolberg zu Lehen gab. Wahrscheinlich hatten diese aber früherhin schon, wie oben bemerkt, sowohl die Heinrichsburg als auch die Erichsburg zu Lehen inne gehabt und waren einzelne von ihnen zu wilden Raubrittern nur ausgeartet; wenigstens beweist das nicht bloß die Geschichte der Erichsburg, sondern es spricht dafür auch, daß bei Zerstörung der Erichsburg der Vernichtung der Heinrichsburg oft mit gedacht wird, ja daß einige Historiker, wie Hr. v. Rohr, die ganze Zerstörungsgeschichte der Erichsburg auf die Heinrichsburg übertragen, und daß beide Burgen so oft zusammen genannt werden. So entstand 1381 wegen der Holzungen der Erichsburg und der Heinrichsburg zwischen Fürst Otto von Anhalt und dem Grafen Heinrich von Stolberg ein Streit, der durch die erwählten Schiedsrichter, Graf Gebhardt von Mannsfeld *) und Busso von Schraplau nach den Aussprüchen der ältesten Leute dasiger Gegend aber gütlich beigelegt wurde. Es mag aber die Heinrichsburg, weil viele der Stolberger zu den raubsüchtigen Harzgrafen gehörten, vielleicht späterhin doch noch ein Mal eine Zerstörung erfahren haben, wenigstens sieht man auf dem gegenüber liegenden Berge noch eine Schanze und die Sage berichtet, daß von da aus das Raubschloß bei seiner letzten Einnahme und Zerstörung mit angegriffen worden sei. Im Jahre 1576 verpfändeten die Grafen von Stolberg, die wir also immer noch im Besitze antreffen, diese Burg nebst Zubehör auf 6 Jahre an den Cämmerer Christoph von Hoym auf Schloß Steckelnberg, (nicht aber an die Heimburger Grafen, wie Andere berichten). Das Pfand kam jedoch von diesen bald wieder in Anhaltische Hände und blieb nun auch darin. Der Stolberger Lehnbrief nennt damals das Schloß ein Amthaus und giebt als dazu gehörige Besitzungen, außer den in Anhalt gelegenen Waldungen an das Dorf Breitenstein, die wüste Dorfstedte zum Amt bei dem Schwende, das Feld zu Liegesbach bei Güntersberg, die Gehölze bei dem Gräfinteiche, den Ameckenberg mit allen umliegenden Hölzern von der Selke nach Stolberg hin bis an das Kirchenholz, das Dorf Dankerode mit allen Regalien, Holzungen, Bergen und Bergwerken zur gleichen Hälfte, darzu die Dörfer Bernrode **), Billingerode und Bolckendorff mit Vorbehalt des zur Hälfte Anhalt zufallenden Gold und Silberzehnds, Kupfer, Blei und Zinn jedoch allein, ferner das Dorf Düttichenrode mit den Regalien und im Dorfe Bennungen fünftehalben Höfe und 2 Marktscheffel Korn, auch eine große Wiese, die Caspar von Berlepsch in Afterlehn hat, und end-

*) Wahrscheinlich derselbe, der eine Zeitlang Geheimerath des Kaisers Carl IV. war.

**) Das jetzige Dorf Bernrode ist, da es vorher eine wüste Dorfstätte gewesen, 1585 wieder aufgebauet. S. Güntersberge.

lich die Wüstung Vitzenrode bei Güntersberg, welche die Grafen 1536 erst erkauft haben. Es wird aber nicht ausdrücklich bemerkt, ob damals noch Gebäude gestanden haben und ob sie auch bewohnt gewesen sind oder ob man nur die mit der Burg verbundenen Gerechtsame darunter verstanden hat. Da in dem alten Harzgeröder Flurbuche von 1608 keiner Gebäude gedacht wird, so ist letzteres das wahrscheinlichste. Nach einem 1708 abgeschlossenen Rezesse ist 1709 die eine Hälfte dieser Besitzungen von Anhalt aber an Stolberg und zwar ohne Erlegung des Wiederkaufschillings, wie man sagt als Pathengeschenk, wieder zurückgegeben, und auch die andere Hälfte soll unter gewissen Bedingungen beim Erlöschen der Anhalt. Bernb. Linie an Stolberg wieder zurückfallen können.

Weil die Burg eine Raubburg gewesen, so wähnte der Volksglaube hier lange Zeit große Schätze verborgen, und Schatzgräber haben oft, namentlich im Thurme, wiewohl vergeblich diese Schätze gesucht, haben aber einst in einem ausgegrabenen Felsengewölbe ein großes Menschengerippe mit einem Messer in der Brust gefunden.

Der Fürst Friedrich Albrecht von Anhalt-Bernburg ließ 1784 auf diesen Ruinen ein kleines Jagdhaus, von einem Gärtchen umgeben, aufbauen, und brachte, weil er dieß Plätzchen sehr liebte, hier manche Stunde seines Lebens zu. Da hierbei ein Theil der Trümmer aufgeräumt wurde, so entdeckte man, wie auch bei Anlegung der Chaussee am Fuße des Berges, nicht bloß Sporen, Fußangeln, große steinerne Kugeln, Spieße und andere Waffenstücke, sondern an einer Stelle viele kleine Hufeisen, Menschenknochen und auch Spuren einer Zerstörung durch Feuer. Dieß Jagdhaus ist mit dem Tode des Fürsten aber auch wieder zerfallen und späterhin ganz weggenommen. *)

Den breiten Ramberg übersteigend und so immerwährend etwa anderthalb Stunden im Walde fortwandelnd, begeben wir uns zu den einsamen Trümmern

der Erichsburg.

Keinem so kleinen eingeschränkten Raume des Harzplateau haben Tod und Vernichtung ihre Spuren wol so tief und bleibend

*) Mit dieser Burg ist ein uralter Zoll verbunden, der aber jetzt auf Magdesprung erhoben wird. Zur Geschichte dieser Zölle, wie es deren mehrere auf dem Harze z. B. bei Güntersberge, bei der Kluß ꝛc. giebt, diene folgendes: „Nachdem die ersten Erbauer der Harzburgen, mit oder ohne des Kaisers Befehl auch die ersten Päße über den Harz angelegt haben mogten, erhoben sie von Allen, welche sich der Straßen bedienten, Abgaben in den Gegenständen, welche jene mit sich führten. Da diese oftmals nicht freiwillig und nicht in dem Maaße, wie sie begehrt, gegeben wurden, so nahm man sie mit Gewalt und weil diese Selbsthilfe zu lockend war und es strafende Richter damals nicht gab, so entstanden die Raubburgen. Später in legalern Zeiten wurde diese Abgabe in Zoll- und Geleitsgeld verwandelt, und jetzt ist daraus ein billiges Chaussee- und Wegegeld gemacht.

eingedrückt, als der Gegend, wo einst die gefürchtete Erichsburg und so manche andere menschliche Ansiedelung gestanden, und wo die Kaiser aus sächsischem Geschlecht oft durch heitere Jagdlust der schweren Regierungssorgen sich mögen entschlagen haben. Südwestlich vom Ramberge nämlich, auf einem von Mitternacht nach Mittag laufenden hohen waldigen Bergzuge, von zwei tiefen Thälern eingeklemmt stand einst die trotzige Erichsburg. Obwohl ihr die steile Berawand nur auf zwei Seiten Schutz verlieh, so gab ein tiefer Graben auf den beiden andern Seiten, der gegen Mitternacht sich selbst verdreifachte, verbunden mit einem Thurme, ihr doch große Festigkeit. Weil nun die Burg auch klein und der Thurm so gebauet war, daß er sowohl den vordern ersten als auch den innern Eingang zur Burg leicht deckte, so konnte sie deshalb von weniger Mannschaft gut vertheidigt werden. Auch die Umsicht von dem Thurme kann gegen Abend hin nicht unbedeutend gewesen sein, indem man wahrscheinlich einen Theil der alten Nordhäuser Straße und mehrere Ortschaften wie Güntersberge mit der Güntersburg, Bizenrode, Bernrode rc. hat überblicken können; gegen Mittag hat aber das Auge Harzgerode und die Ebene nach Hann theilweise noch erreicht. Die Ritter der Erichsburg mit denen von der Güntersburg mogten daher wol diesen Theil des Harzplateau beherrschen. Die Burg, die ganz in Trummern liegt und jetzt nur einen Schutthaufen noch bildet, war von Granit erbauet und die Quadern waren mit Kalk so fest verbunden, daß der runde Thurm, als er bei Zerstörung der Burg durch irgend eine Gewalt herabgestürzt wurde, beim Niederfall nur zerborst und so zerborsten aber mit völliger Rundung als letzter Rest der Veste im westlichen Graben noch sichtbar ist. Er ist nicht umfangreich gewesen. Auch Quadern, worin eiserne Klammern und Anker eingefugt lagen, so wie Hohlziegeln mit den Haken nach alter Weise in der Mitte, kann man noch auffinden. Von den Wurzeln hoher Buchen, die ehedem diese Trümmer überschatteten, ist aber das wenige Gemäuer so zerrissen, daß kaum noch die Stellen, wo es gestanden, erkennbar geblieben sind. Aber auch im Jahre 1608 schon war nicht mehr davon als jetzt zu sehen, wenigstens giebt das schon erwähnte alte Flurbuch dieselbe Schilderung der Burg, wie wir sie jetzt erblicken. Auch von einem Brunnen ist nichts zu entdecken. Wer die Burg einst bauete, ob Vorfahren des Anhaltischen Fürstenhauses, wie Beckmann meint, liegt ebenso wie bei der Heinrichsburg im tiefsten Dunkel begraben. Die früheste Kunde, die man von ihr hat, ist*), daß die reichen und mächtigen Ritter von Heimburg im 13. Jahrhundert die Burg besessen hatten. Einer derselben, Anno, habe aber seinen Lehnsherrn, einen Grafen von Reinstein, erstochen. Deshalb habe er das Land räumen müs-

*) S. Schwanberger in seiner Anhalt. Historie lib. 6. cap. 9. und Zeitfachs Stolberg. Chronik p. 27.

sen, und die Grafen von Stolberg hätten die Burg nun eingenommen und von Neuem wieder aufgebauet und befestigt. Niemann in seinem Handbuche für Harzreisende sagt, die Heimburger hätten sie an die Grafen von Stolberg verkauft, giebt jedoch seine Quellen, aus denen er geschöpft, nicht an. Wie die Ritter von Heimburg die Wegelagerung schon betrieben haben mogten, nicht besser machten es die Grafen von Stolberg, denn im 14. Jahrhundert wurde die Erichsburg als eine die ganze Umgegend unsicher machende Raubburg gefürchtet. Graf Herrmann von Stolberg nämlich, der in ihr hauste, fügte aus diesem Schlupfwinkel den benachbarten Herren und Städten, namentlich den Grafen von Schwarzburg und den Bürgern von Nordhausen und Quedlinburg, bei ihrem Verkehr mit einander über den Harz großen Schaden zu. Melissantes in seinem erneuerten Alterthume und Andere erzählen deshalb*), der Graf sei, die Burg abzubrechen, gebeten, habe aber arge Drohungen als Antwort gegeben. Darauf hätten sie sämmtlich hierüber bei Friedrich dem Streitbaren**), Landgrafen von Thüringen und Markgrafen zu Meißen, und bei der Stadt Erfurt Klage geführt, welche mit Hilfe der Mühlhauser und Nordhäuser nun 1346 am Tage Mariä Magdalena vor die Erichsburg gerückt waren. Dagegen berichtet Fritsch in seiner Geschichte von Quedlinburg, auf eine Nachricht in der Historie von der Reichsstadt Nordhausen sich stützend, daß der Graf Herrmann V. von Hohenstein im Jahre 1347 mit den Schaaren der vereinigten Städte vor die Erichsburg gezogen sei und Niemann erzählt, Graf Heinrich von Hohenstein habe als kaiserlicher Landvoigt jene Schaaren angeführt. Uebereinstimmend erzählen aber Alle und gewiß ist es daher, daß die Burg, nachdem sie hartnäckigen Widerstand geleistet, erobert und zerstört ward. Graf Herrmann von Stolberg und Ritter Heinrich von Werther wurden gefangen genommen und gleich enthauptet, neunzehn Spießgesellen aber, woraus die ganze Besatzung bestanden hatte, wurden an den Bäumen um das Schloß herum aufgeknüpft. Auffallend ist es, daß sich die beraubten Städte bei dem Landgrafen Friedrich und nicht bei den muthmaßlichen Lehnsherrn, den Fürsten von Anhalt, beklagten; desgleichen, daß Pecenstein in seinem theatrum Sax. T. III. pag. 198 die Burg den Grafen von Hohenstein zuständig nennt. Vielleicht ließe sich dieß daraus erläutern, daß, weil die Anhaltischen Fürsten Harzgerode und vielleicht auch Güntersberge im 14. Jahrhundert wie späterhin noch einige Male an die Landgrafen von Thüringen und durch diese wieder an die Grafen von Hohnstein verpfändet hatten, auch diese Besitzungen an selbige als Pfand vielleicht überge-

---

*) S. Rivandrus Thüring. Chronik pag. 407 u. Spangenberg in seiner Mannsfeld. Chronik p. 334 b.

**) Da Friedrich der Streitbare 1326 gestorben sein soll, so muß, wenn das Todesjahr richtig ist, es sein Sohn Friedrich gewesen sein.

ben sein mogten.*) Nach dieser Zerstörung ist die Burg nie wieder aufgebauet, was auch daraus erhellt, daß, obwohl der Burgplatz nebst den dazu gehörigen Forsten in Stolbergischen Händen bleibt und den Heinrichsburgischen Besitzungen zugezählt wird, der Erichsburg als einer erneuerten Veste bei den zu der Heinrichsburg gehörigen Gütern 1576 nicht gedacht wird. Auch kann überhaupt in Betreff dessen, was Historiker über die Burg noch aufgezeichnet haben, auf die Heinrichsburg verwiesen werden, wo es bereits erwähnt ist. Daß Niemann erzählt, der Grund und Boden sei 1581 dem Hause Anhalt als Lehn und nachmals erst als Pfand gegeben, über die Richtigkeit dieser Angaben wäre aber ein Nachweis sehr wünschenswerth. Vor etwa hundert Jahren und darüber (1725—1740) wurde in dem alten Burgberge und darunter der Bergbau auf Kupfer begonnen. Weil aber die Ausbeute die Erwartungen nicht befriedigte, blieb er wieder liegen und noch jetzt sieht man einige schauerlich tiefe offene Schachte aus jener Zeit. Nicht weniger ist auch eine Mühle, die sonst dicht unter der Burg im Thale stand, verschwunden und nur die Stelle, wo sie gestanden, das sogenannte Mühlloch, sieht man noch. Wodurch der Pfad, der zur Burg führt, von den Jägern in alter Zeit der Kirschsteig [Andere schreiben: der Kirschsteig **)] geheißen und weshalb die jenseits des Thales nach dem Rammberge hin jetzt mit Eichen bedeckte Hochebene das Bischofsröder Feld genannt worden ist, darüber fehlen alle Nachrichten. Als Beweis früherer Cultur kann aber dienen, daß dieß Feld frei von Granitblöcken ist, während solche außerdem zahlreich hier umher liegen. Auch wird es so wie ein „neuer Hoff" im Flurbuche von 1608 schon erwähnt und nur bemerkt, es möge wol ein zu Kloster Hagenrode ehedem gehöriger Jagdhagen gewesen sein, dessen Holz von den Grafen von Stolberg aber, während der Verpfändung dieser Güter an selbige, wo sie damit schlecht wirthschafteten, abgetrieben sei.

Auch die Burgruine hat sich in neuesten Zeiten ihres schönen Laubgewölbes entkleiden müssen, indem Tannenpflanzungen den Buchenwald hier verdrängt haben. Bei dem Cultiviren des Bodens fand man vor der Burg unter dem Rasen von der Zerstörung her noch Speere, Pfeile, Streitärte und Sporen. Weil nur wenig befahrene Wege von Güntersberge nach Ballenstedt und von Gernrode nach Stolberg sich hier kreuzen, so hat die Natur diese sonst vom Rufe wilder Krieger und vom Jammergeschrei der Unglücklichen durchrauschten Berge und Thäler jetzt mit der heiligen Stille des Friedhofes überdeckt.

*) S. Lindners Geogr. u. Geschichte von Anhalt p. 506. Durch die häufigen Verpfändungen sowohl als auch durch die Lehnsverhältnisse damaliger Zeit ist viel Irrwarr in die damalige Geschichte gekommen, aus dem man sich schwer und oft gar nicht herausfinden kann. S. v. Rohrs Denkwürdigkeiten des Unterharzes p. 432 u. Müllers Annal. Sax. p. 11 u. 19.

**) Wahrscheinlicher ist Pirschsteig.

Wir wenden uns jetzt noch nach dem westlichen Abhange des Bergrückens und wandern am Mönchsholze hinunter durch das Haneckrod nach den Mönchshöfen. Auch das Haneckrod mit dem sich daran schließenden Hanthale deuten auf frühere Cultur von den hier einst reich begüterten Hanen und Heisen. Die Mönchenhöfe, die von dem Mönchenberge oder Mönchenholze durch einen von dem Ulenbache durchflossenen Thalgrund getrennt werden, sind auch nichts weiter als eine jetzt theils noch als Anger, theils als Ackerland benutzte kahle Fläche auf einer kleinen Anhöhe, auf der man nichts weiter als die Fullmunde von drei bis vier großen einen freien Platz umschließenden Gebäuden sieht, die sämmtlich von einer noch in den Grundlagen sichtbaren Mauer umzogen waren. Wegen der Benutzung der Fläche, und weil die hier seltenen Bausteine schon früher zum Aufbau des Dorfes Siptenfelde verwendet sein sollen, kann man auf der von allem Schutt gereinigten Fläche durch verschiedene Erhöhungen und Vertiefungen, auch durch die Richtung der Gebäude und durch gefundene Dachschiefern den Zweck derselben, auch den Brunnen wol vermuthen, allein mit Gewißheit, ob hier ein Kloster oder bloß ein zu einem Kloster gehöriger Ackerhof gestanden, läßt sich hierüber nichts bestimmen. Im Saalbuche von 1608 heißt es: „Die Altsassen von Güntersberge berichten, es solle ein altes Kloster zum Hause Erichsburg gehörig gewesen sein. Wie und welchergestalt es zerstört, sei ihnen aber unbewußt." *) Auf ein Kloster deutet auch das gegenüber liegende Mönchenholz, allein die einzigen hierüber einiges Licht gebenden Stellen finden sich nur in Leuckfelds Antiq. Michaelstein pag. 55, und in Zeitfuchs Stolberg. Chronik pag. 27, wo es von Graf Botho VI. von Stolberg heißt: „Man hat auch schöne Concessionen von ihm, wie er denn 1416 das völlige Recht über das streitige Klosterholz am Erichsberge an den Abt Nicolaus zu Michelstein bei Blankenburg cedirt und dafür nur verlangt hat, daß ihm und seinen Angehörigen Mittwochs oder Donnerstags nach Quasimodogeniti jährlich Seelenmessen gelesen würden. Es geht also hieraus hervor, daß damals die Grafen von Stolberg, wenn gleich die Erichsburg in Trümmern lag, doch die Besitzer dieser Gegenden gewesen sein und daß sie über dieses Klostergut die Rechte eines Schutzvoigtes ausgeübt haben mögen. Vielleicht waren die Mönchenhöfe damals auch schon eingegangen und hatten mit Zerstörung der Burg ihre Endschaft erreicht. Bei Michaelstein muß das Mönchenholz aber verblieben und nach dessen Aufhebung an Braunschweig übergegangen sein, weil 1603 durch einen Vergleich Anhalt für das Dorf Allrode, von Braunschweig den Eilenstein**) (Ulenstein) oder das

*) Auch jetzt bezeichnet die Volkssage sie noch als das zur Erichsburg gehörige ehemalige Vorwerk.

**) Der wirkliche Eilenstein oder Ulenstein ist ein, theilweise jetzt zum Chausseebau weggesprengter, in einem Wiesengrunde isolirt stehender großer Fel-

Mönchenholz und Laubthal ꝛc. erhielt. — Ueber die unweit der Mönchenhöfe liegenden kleinen Holzflecke, das große und kleine Osterhäuschen, läßt sich nichts weiter sagen, als daß der Name auf Verehrung der alten heidnischen Gottheit Ostra deutet. Vielleicht hießen die Flecke früherhin Osterhainchen.

Anderer wüster Ortschaften, wie Bitzerode*) und Billingerode, nicht zu gedenken, die bei Guntersberge erwähnt werden, wollen wir diesen großen Todtenacker der Wohnungen früherer Geschlechter jetzt noch beschließen mit dem Sippenwelth, dem Silicanfelth und einigen andern Ortschaften. Sowohl Sippenwelth als auch Silicanfelth waren Jagdschlösser Kaiser Heinrich I., die er seiner Gemahlin zum Hochzeitsgeschenk verehrte und von denen Silicanfelth in der Gegend der jetzigen Silberhütte im Selkethale, Sippenwelth aber im Ulenbachsthale jenseits des Kronsberges an einem kleinen Bergabhange unfern des jetzigen Siptenfelde gelegen hat. Schon 937 wird beider Orte gedacht und 961 schenkte die Kaiserin Mathilde beide Oerter dem von ihrem Gemahl gegründeten Stifte Quedlinburg, dem sie bis tief in das 15. Jahrhundert hinein auch verblieben sind. Da mehrere Urkunden von hier aus datirt sind**) und Otto I. 937 dem Stifte den Zehnd von der ganzen dasigen Jagd schenkte, auch seiner Weiterreise von hier aus nach Wallhausen gedacht wird, so müssen beide Oerter der Jagd wegen beliebte Aufenthaltspuncte der Kaiser gewesen sein. Das Stift gab sie zu Lehen an die Grafen von Reinstein und diese zu Afterlehn wieder an die Herren von Röder, und so mögen die Verhältnisse wol geblieben sein bis kurz vor der Reformation, wenigstens erhellt dieß aus einem Verzeichniß der Güter des Grafen Ulrich von Reinstein von 1483, die er von dem Stifte Quedlinburg zu Lehen empfan-

---

sen, nach welchem die darum liegenden Holzungen benannt sind. Bei seiner Zerstörung fand man in einem Felsenspalt einige sehr alte Gefäße.

*) Bitzenrode Bitzerelb wird 1218 von Arnold von Röder, welcher Familie Eigenthum es damals schon lange gewesen war, mit Zustimmung von dessen Söhne Hugold an das Kloster Marienthal bei Helmstedt verkauft s. Beckmann Tom. VII. p. 261. St. Stift. Lehnbrief von 1576 ist es 1556 aber von den Grafen von Stolberg erkauft und den Heinrichsburgischen Besitzungen beigefügt. Da es im Klarbuche von 1608 jedoch heißt, es sei früherhin eine Besitzung des Klosters auf dem Altenberge bei Guntersberge gewesen, und es habe das aus dem zerstörten Kloster gebliebene und 1608 schon längst bestehende Terrenemigut deshalb jährlich noch 2 Thlr. an das Kloster Marienthal zu entrichten, so ist hier ein schwer zu entwirrendes Dunkel, in welches Besitz es von Marienthal zuerst übergegangen ist. Jetzt sieht man bloß noch die Stelle, wo ein Thurm gestanden hat. Einer Bitzenröder Warthe wird aber 1608 noch gedacht, die zwischen dem Bischofsröder Felde und dem breiten Berge im alten Jagdbogen nach Hagenrode hin gestanden haben soll.

**) Kaiser Otto I. unterzeichnete zu Sieversleben unterm 17. April 961 eine Urkunde, in welcher er dem Markgrafen Gero die von ihm gestiftete Abtei zu Gernrode bestätigte und dem dortigen Convente die Erlaubniß ertheilte, sich nach Absterben der Aebtissin Hathui eine Aebtissin und auch einen Schutzvogt frei zu erwählen. S. Gernrode Tz. V. p. 83.

gen hatte, desgleichen aus alten Lehnbriefen der noch blühenden Familie von Röder. Weil aber das alte Flurbuch von 1608 sagt, die Fürsten von Anhalt hätten die Grafen von Reinstein belieben, und weil bei dem Aussterben der Reinsteinischen Grafen das Stift auch keine Ansprüche auf Rückfall des Lehns macht, so muß die Oberlehnsherrlichkeit vom Stifte bald nach 1483 an Anhalt abgetreten sein.*) Silkenwelde wird im 13. Jahrhundert noch als ein bewohntes Dorf erwähnt, später findet sich nichts darüber. Wahrscheinlich sind beide Oerter 1524 von den aufrührerischen Bauern zerstört und darnach wüste geblieben; 1608 kaufte Fürst Christian von Anhalt Sippanfelth von Wolf Didrich von Röder für 15045 Meißner Gulden. Es war damals im Wiesengrunde des Ulenbaches noch ein alter zerfallener Kirchthurm zu sehen; 1663 fing aber Furst Wilhelm von Harzgerode das jetzige Dorf Siptenfelde jedoch auf einer andern entfernter liegenden Stelle zu bauen an. Nach den noch sichtbaren Füllmunden zu urtheilen, muß das alte Dorf ein ziemlich großes Dorf gewesen sein; die Stelle des Thurmes erkennt man nur im Sommer noch durch das darauf verbrannte Gras.

Auch das Conenrod zwischen dem Hähnchen und dem Alexisbade waren Ansiedelungen, die dem Sturme der Zeit erlegen haben. Das Conenrod war ein zum Kloster Hagenrode gehöriges Dorf (s. Th. I. p. 162) und ist jetzt Ackerland, ohne daß Spuren seines frühern Daseins, den Namen der Feldmark ausgenommen, noch zu bemerken sind. Von dem Hähnchen, den Grafen von Stolberg zugehörig, stand 1608 noch ein alter zerfallener Kirchthurm, doch wurde 1754 auf dieser Stelle von Fürst Victor Friedrich ein Oeconomiegut mit mehreren Tagelöhnerhäusern wieder aufgebauet. Früher und später hat man bei Bauten und Erdabtragungen daher Gegenstände des Alterthums, namentlich auch Bracteaten, hier wol vorgefunden, und im Forsterte der Winde, dem jetzigen Gute gegenüber, bemerkt man jetzt noch viele Hausstellen, die wahrscheinlich diesem verwüsteten Orte angehört haben. Wann diese Verwüstungsperiode für beide Oerter aber gewesen sein mag, ist vom Schleier des Geheimnisses umhüllt. So schafft und zerstört die ewig wandelnde Zeit, weil es der Genius der Menschheit für gut erkennt und auch unsern Schöpfungen wird es nicht anders ergehen.

*) Zu diesen Lehen gehörten auch noch Besitzungen in Stangerode und eine Dorfstelle Reinderf nebst dem Zehnd zu Schneklingen.

W. Schönichen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Schlußbemerkung.

Das Erscheinen gegenwärtigen Suplement-Bandes hat sich leider durch zu spärliches Eingeben der zugesagten Beiträge so bedeutend verzögert, daß die Verlagshandlung und Redaction sich nicht allein veranlaßt fühlen, bei den geehrten Interessenten des Werkes deshalb um freundliche Entschuldigung zu bitten, sondern auch zu erklären, daß sie einen noch längeren Verzug durchaus nicht verantworten zu können glauben und daher das Werk Thüringen und der Harz hiermit für geschlossen erkennen.

Wenn es auch in dem Suplement-Band nicht möglich war, allen in Thüringen und dem Harz bemerkenswerthen Stoff vollkommen zu erschöpfen, so liegt dies theils in der zu ausgedehnten Haltung mehrerer Beiträge, durch welche dieser Suplement-Band ohnedies voluminöser geworden ist, als er werden sollte, theils aber auch an dem gänzlichen Außenbleiben mehrerer zugesicherten Beiträge und in dem Mangel an geschichtlichen und anderen Notizen über manche Punkte, deren Erwähnung erwünscht gewesen wäre. Außerdem bezieht sich der Unterzeichnete wegen Auslassung der von manchem Leser vielleicht ungern vermißten Punkte, auf das, was er in dem Vorwort zu diesem Bande darüber aussprach und fügt nur noch die Bemerkung hinzu, daß eine noch größere Ausdehnung den Preis des Werkes dermaßen gesteigert haben würde, daß viele der geehrten Interessenten dadurch abgeschreckt worden wären.

Wir legen übrigens auch diesen Suplement-Band mit dem Bewußtsein in die Hände des Publikums, nichts verabsäumt zu haben, was bei einem mit so vielen Schwierigkeiten und Mühwaltungen verbundenen Unternehmen zu ermöglichen war und empfehlen unser Werk nochmals der Aufmerksamkeit und freundlichen Theilnahme aller Freunde der beiden so merkwürdigen als anziehenden Gegenden unseres deutschen Vaterlandes.

Friedrich von Sydow,
als Redacteur.

Alphabetisches Inhaltsverzeichniß

dieses 8. Bandes.

	Seite
Anhalt, Burg, bearbeitet von W. Schönichen	395
Arnsberg bei Frankenhausen von C. Duval	39
Ascanienburg von Schönichen	389
Ballenstedt, Schloß, von Schönichen	399
Boyneburg, von C. Duval	107
Breitenbach, von Friedrich von Sydow	316
Callenberg bei Coburg, von Belani	77
Capellendorf, von Reinecke	97
Clingen, von Friedrich von Sydow	317
Cölleda, von Grüning	156
Dietenborn, Kloster, von C. Duval	270
Grichsburg, von Schönichen	422
Ehrenstein, Schloß, von Hesse	234
Falkenburg, von Hesse	375
Gebesee, von Friedr. von Sydow	318
Gerode, Kloster, von Adolf Kegel	55
Griesstädt, ehemal. deutsche Ordens-Commende, von Fedr. v. Sydow	165
Großen-Ehrich, von Friedr. von Sydow	318
Groß-Jena, von A. G. Sturm	123
Güntheroberge und seine Umgebungen, von W. Schönichen	212
Heimburg, von F. Ziegeler	199
Heinrichsburg, von Schönichen	422
Heringen, von Friedr. von Sydow	320
Ichtershausen, von Hesse	410
Kelbra, von Friedr. von Sydow	321
Kelle, die, von C. Duval	279
Könitz, von Hesse	324
Kösen, Dorf, Saline und Bad, von A. E. Ende	246
Kreutzburg an der Werra, von Heinr. Schwert	7
Leutenberg, von Hesse	334

	Seite
Liebenſtein, Bad, von Heinrich Schwert	134
Mellenbach, ehemal. Kloſter, von Heſſe	225
Morungen, Burg, von C. Duval	264
Ockerthal, das, von C. Duval	276
Poelde, Kloſter, von C. Duval	362
Raſtenberg, von Beucer	169
Reinsdorf, ehemal. Kloſter, von Heſſe	379
Reinſtein am Harz, von C. Duval	65
Rondel, das, bei Keula, von C. Duval	116
Schlotheim, von Friedr. v. Sydow	128
Stadtilm, von Heſſe	293
Straußfurth, von Friedr. von Sydow	321
Sündfluth, die thüringiſche, von Heinrich Döring	208
Tennſtädt, von Friedr. von Sydow	322
Veßra, von Ludwig Bechſtein	32
Waldeck, von Schönichen	45
Weißner, der, und Gſchwege, von Julius Schmincke	84
Weißenburg, Schloß, von Heſſe	350
Weißenſee, von Friedrich von Sydow	188
Zarge mit Fuchsberg, Stauffenberg und Jungfernklippe, von C. Duval	352